image
not
available

Hi 956

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

900000145180

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 1.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 2. Januar 1826.

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.
Schiller.

Gottes Engel.

Seiner Boten Einen
Aus der Engel Schaar
Läßt der Herr erscheinen
Jedes neue Jahr.

Aus der Zeiten Pforte
Schwebt der Himmelsgeist,
Den er seine Worte
Uns verkünden heißt.

Oft erscheint ein Engel,
Fried' ist er genannt,
Der den Liljenstängel
Neigt ob allem Land:

In die Beete nieder
Sinkt der Blumenstaub,
Da erwachen wieder
Blüth' und Frucht im Laub.

Oft herab zur Erde
Fleugt der Engel Krieg,
Mit dem Racheschwerde
Gottes oft der Sieg;

Und als Schnitter stehen
Sie in reifer Welt,
Fangen an zu mähen,
Wie es Ihm gefällt. —

Wen hat Er gesendet
Uns in dieses Jahr?
Wen, emporgewendet,
Wird der Blick gewahr?

Ach, es ist der ernste
Diener, ist der Tod!
Trägt bis an das fernste
Ufer sein Gebot.

Einem Fürstengreise
Schob er jüngst den Arm
Unter's Haupt, das leise
Fortschläft ohne Harm.

Fürder zog er, fürder,
Und dem rüst'gen Paar
Nahm die gold'ne Bürd' er
Aus dem blonden Haar.

Und, worauf hienieden
Sein Gedanke sann:
Zu dem ew'gen Frieden
Zeigt' er ihm die Bahn.

Und es geht der Engel
Weiter seinen Pfad;
Vor ihm grünt der Mängel
Und der Sünden Saat.

Gräber stehen offen:
Doch — was kommen mag —
Freunde, laßt uns hoffen;
Gottes ist der Tag!

Laßt den Dichter schwärmen,
Laßt ihn prophezei'n,
Sonnen sich und wärmen
An der Ahnung Schein:

Fremden Regionen
Eilt der Engel zu;
Euch, ihr Hütten, Thronen,
Gönnt er lange Ruh'!

Doch, wo müde Streiter
Bang gen Himmel sehn,
Wo Aegyptens Reiter
Dicht, wie Mauern, stehn:

Dorthin seht ihn fliegen,
Seht ihn unbemerkt
In den Reihen siegen,
Die kein Andrer stärkt!

Ist er nicht der alte
Würger ohne Schlacht,
Dessen Köcher schallte
In der Mitternacht?

Der die Erstgebornen
In Aegypten schlug,
Bis daß Halbverlornen
Wurde frey der Zug?

Schreite, Gottes Bote,
Nur in's neue Jahr!
Was dein Blick auch drohte,
Uns droht nicht Gefahr!

Unsre Herzen schwellen,
Sind in Hoffnung froh:
Stürmt, ihr Meereswellen,
Ueber Pharao!

Gustav Schwab.

Aus einem Schreiben Johannes Schweizer's aus Nordamerika.

Vorbemerkung.

Johannes Schweizer's, des Toggenburger Landmanns, Tagebuch über Nordamerika ist in sehr Vieler Hände gekommen und hat Beyfall in der Schweiz und im Auslande gefunden. Die verständige, treffende Auffassung der Gegenstände, die treuherzige Darstellung des Verfassers, mußten dem Werklein viele unbefangene und empfängliche Leser gewinnen. Es wird deßhalb diesen vielen Freunden ein willkommnes Geschenk seyn, den biedern Bauersmann in einer Beziehung kennen zu lernen, welche das Tagebuch selbst nicht so zur Schau bringt, in seiner Stellung zu europäischen Freunden.

Nächstdem scheint uns der Inhalt nachstehenden, im Auszug mitgetheilten, Briefes in mancher Rücksicht für das große Publikum interessant, um so mehr, da er nicht für den Druck bestimmt war. Er enthält manche Aeußerung und Andeutung, welche höchst merkwürdige Blicke in das Innere des amerikanischen Treibens zulassen; wie denn Sachkundige schon behauptet haben, daß unter den vielen, gelehrten und weitläufigen Autoren über Nordamerika nicht Einer so unbefangen und gesund beobachtet und beurtheilt habe, als der Toggenburger Ungelehrte, und daß ihnen deßhalb die Kenntniß seines Schriftchens an Ort und Stelle von wesentlichem Vortheil gewesen.

Der Vorschlag, welchen der Brief enthält, die Armen der Schweiz als Ansiedler nach Nordamerika zu verpflanzen, ist zwar nur Skizze, nur zunächst für einen achtbaren Freund des Verfassers berechnet, der die Güte hatte, uns denselben mitzutheilen; aber er paßt eben so gut für deutsche Länder, wo die Armuth noch reichlicher als in der Schweiz ihre Disteln und Pilze aufschießen läßt, während man (dorten nicht minder als hier) Versuchsfelder kultivirt, die man mit ein Paar Schritten überspringen kann.

Uebrigens war uns die Persönlichkeit des Verfassers, wie sie sich mit aller Wahrheit und Naivetät in dem Briefe ausspricht und hinmalt, höchst anziehend — zumal in Vergleich mit der butterweichen und gestaltlosen der meisten Schriftsteller über fremde Länder, deren Natur zu den beschriebenen Gegenständen sich oft verhält wie jener Knabe zum Meer, als er bemüht war, das Wasser mit der Pfanne in eine Sandgrube zu schöpfen. — Wir haben deßhalb uns nicht beykommen lassen, die Personalien von dem Vorschlage selbst zu trennen, finden vielmehr in denselben eine Empfehlung für den leztern, was die Absicht und die Redlichkeit des Verfassers betrifft. —

Der Brief ist unverändert, bis auf Kleinigkeiten in Styl und Orthographie. Sonst ist es wunderbar genug, wie ein Toggenburger Bauer, der nie sich auf Studien und belles lettres eigens verlegt, zu solcher schönen Darstellung

sich erschwingen, ja ächten deutschen Humor in so guten Ausdrücken von sich geben konnte, wie man bey der Unzahl unserer heutigen Romanschreiber sie meistens vergeblich suchen würde. Auch hier bestätigt sich der ästhetische Grundsatz, daß eine gesunde Natur ohne Theorie unbewußt diejenigen Gesetze in der Darstellung befolgen wird, welche sie dem Darsteller a priori vorschreibt.

* * *

Middletown, Fredric-County, State of Maryland, Okt. 1824.

Vor allem aus den herzlichsten Dank für Ihre gütige Verwendung bey der Herausgabe meines Tagebuchs! Ihnen und Herrn N. habe ich gewiß die gute Aufnahme großentheils zu verdanken, die es wider mein Erwarten erfahren hat. Hätte das arme Kindlein nicht so wackere Taufpathen bekommen, so hätte man es wohl sein Lebtag in keine gute Gesellschaft zugelassen; höchstens hätt' es seinen Weg zur Lise in die Küche und zum Kesselflicker Toni auf die Streu gefunden *).

Aber wie, wenn der arme Vater, sein Hütlein unterm Arm, noch einmal vor dem Götti (Pathe) erscheinen sollte? — „Was, du, in deinen alten Tagen, kommst mir noch einmal so?" — „O, seyd doch nicht so böse, Herr Gevatter! ich kann nicht helfen. Wer weiß, vielleicht wird doch am Ende nichts draus; s'Weibchen sieht wohl so aus, als ob's in gesegneten Umständen sey, könnt' aber auch nur die Windwassersucht seyn. Wollt' nur so vorläufig hören, was der Herr Gevatter dazu sagen thät; es wär mer eba doch gar lieb gsi, wenn sich der Herr Gevatterma noch e mol hätt erbette loh!"

Nachdem ich als Straßenkehrer, Gärtner, Krämer, Karrenschieber, Buchbinder, Holzhacker, Singmeister, Socken- und Schachtelmacher rc. meine Lehrzeit redlich bey der phlegmatischen, oft auch etwas knurrigen Lady Pensylvania drey Jahre lang ausgedient habe, so bin ich, mit ehrlichem Abschied und Wanderbuch versehen, ein wenig in die Welt heraus, zu sehen, ob ich wohl könnt' 'nen bessern Meister kriegen. Bin deßhalb jezt bey Seiner Highness Mylord of Maryland als Apotheker und zugleich Strohhutflechter wiederum in Dienste getreten. In dieser Anstellung kurire ich Seiner Herrlichkeit das Gesinde, und präservire das Gehirn vor Entzündung. Da der Lord, so wie seine Geschwister, die weiter nach Süden wohnen, ein wenig den großen Herrn spielt, und seine Bedienten etwas besser zahlt, als meine alte geizige Quaker-Lady, so könnt' ich mir wieder die Schuhe sohlen und den Rock flicken lassen. Doch scheint, der Lord will sich nach und nach ein wenig einschränken, und viele von seinen besten Bedienten abschaffen, weil ihn Geldmangel und die harten Zeiten zu drücken anfangen. Auch überläuft mir oft die Galle, wenn ich sehe, wie Mylord oft den alten schwarzen Toms prügelt und mit den schwarzen Küchenmädchen umspringt; und es macht mich vollends fluchen wie einen Henker, wenn er bisweilen so einen muntern Mulattenbuben verkauft, der doch seiner Herrlichkeit so ähnlich sieht, wie das Ferkel dem Vater. Darum bin ich resolvirt, auch seine Dienste wieder zu verlassen, und im Westen einen Meister zu suchen, der auf Lebenszeit einen bargain mit mir macht; fore I am now very soon an old Fellow, and do not like to travel about for ever *).

Doch vielleicht sind Sie schon Anfangs von meinen Späßen ermüdet. Aber nein; Ihre Nachsicht nimmt mich, wie ich bin, und immer ohne mein Zuthun war. Während ich an Sie schreibe, denke ich an die vielen fröhlichen, bey Ihnen verlebten Stunden, genieße all ihr Angenehmes auf's Neue, bis auf den Wein, den sie dazu spendeten; ja, diesen schmecke ich beynahe noch in der Erinnerung. — Dank, meinen herzlichsten Dank dem gütigen Vater für meine Gemüthsanlage! für jeden Scherz, jedes Lachen, jede Thräne. Eins oder das andere, manchmal alle zugleich, hoben mich oft weit über den Staub, oder bargen mich hinter dem Strauch, bis der Sturm vorüber war. —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses bezieht sich auf Schweizer's Projekt, arme Leute aus seinem Vaterlande nach Amerika hinüberzuziehen, von dem unten weiter die Rede ist.

*) Denn ich bin nun sehr bald ein alter Geselle, und habe kein Vergnügen, immer von Land zu Land zu fahren.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Dezember. 1825.

Am ersten Dezember wurde nach sechswöchentlichem Stillstand unser großes Hoftheater, und zwar mit Rossinis Tancred eröffnet. Von Adel war nur ein sehr kleiner Theil zugegen, und auch das Parterre nur mäßig besezt. Stumm und ruhig nahm jedes seinen Platz. In den Logenräumen zeigten sich einzelne schwarzvermummte Gestalten, das Haus glich einem Bethause am stillen Freytag. Ich konnte meine Augen nicht von der königlichen Loge abwenden, ach! sie war öd und düster, der milde Stern, der uns von dorther geleuchtet, ist verblichen. Mir schien Alles jezt ein schwerer Traum, ich dachte Er müsse eintreten mit der Unvergeßlichen, die nun auch ferne weilt von uns, wie Er hier eintrat noch zwey Tage vor seinem Hinscheiden, und die Huldigung eines treuen, dankbaren Volkes empfing. Wenn er jezt einträte!? — — Meine Phantasie versuchte dieses Bild auszumalen, da ward ich durch ein unmäßiges Händeklatschen aus meinen Träumen geweckt, es galt der ersten Scene der Amenaide — mir aber trat Schmerz und Wehmuth in's Auge, ich verließ das Haus.

Das Repertoire des Dezembers war reich an interessanten Stücken, und es wurde in allen dramatischen Fächern Treffliches geleistet. Wir können hier nur die neuen Erscheinungen berühren.

Das diamantene Kreuz. Original-Lustspiel in zwey Akten, von Deinhardstein. — Ich habe der Darstellung nicht beygewohnt. Das Original-Lustspiel soll sich weder durch eine neue Intrigue noch durch einen neuen prägnanten

Charakter auszeichnen, doch ward es, vorzüglich durch Weßpermanns treffliches Spiel als Baron gehoben, mit einigem Beyfall aufgenommen.

Größere Würdigung verdient das vaterländische Schauspiel: Albrecht der Weise, in vier Akten, mit einem Vorspiel von Ludwig Aurbacher. Sollten die Erwartungen derjenigen, welche den Verfasser als einen achtbaren Kritiker kennen und schäzen, nicht ganz in Erfüllung gegangen seyn, so konnte doch unsre vortheilhafte Meynung von dem ästhetischen Werthe des Drama um so weniger durch die kalte Aufnahme der ersten Akte verringert werden, als die lezten, und dadurch auch das Ganze vom Publikum selbst beyfällig aufgenommen wurden, und also der Beurtheiler keinen gewöhnlichen kritischen Maßstab zur Hand nehmen darf, sondern sich in den, vom Verfasser selbst mir gegebenen Standpunkt versezen muß.

Es war vor Allem theatralischer Effekt nicht das Ziel seines Strebens. Er unternahm, wie er sagte, dieses Werk vor mehreren, und vollendete es etwa vor zwey Jahren, er unternahm es als Studium — wie er denn so seine Studien treibt — und gegründet auf die Geschichte wurde es ursprünglich in zwey Abtheilungen, deren erste „Fürstenkampf" den Streit Albrechts mit seinem Bruder Christoph um die Alleinherrschaft, die zweyte aber „Fürstensieg" seinen Streit mit dem Kaiser darstellen sollte. Schon während der Ausarbeitung blieb ihm nicht verborgen, daß sich dieses Gemälde nicht wohl für die Bühne eigne, und er bestimmte es blos für den Druck; da ihm jedoch darin später vaterländische Gesinnung und poetischer Geist dennoch eines Darstellungsversuches würdig schienen, so wurden zur Aufführung an einem Abende, beyde Theile in ein Drama verschmolzen, und der erste in ein Vorspiel zusammengedrängt, welchem denn freylich als mehr historische wie poetische Exposition, Wirkung fehlen muß, weil es die Aufmerksamkeit zerstreut, und als Fragment nicht befriedigt.

Der erste Akt führt uns in das Staats- und Hausregiment Albrechts, wir sehen ihn den kühnen Schritt thun, welcher ihm später die Achtserklärung zuzieht, daß er nämlich die Stadt Regensburg dem Kaiser abtrünnig macht, und sie seinem Scepter unterwirft, doppelt kühn, da er früher seine Gemahlin Kunigunde, des Kaisers Tochter, entführt und dessen Zorn auf sich geladen hat. Diese Zeichnung ist ruhig, es spielen darin mehr Gesinnungen als Leidenschaften, mehr Einsicht als Gefühle, und daher nicht auf große Wirkung berechnet, allein eben weil der Verfasser im Detail ausführen wollte, erhielt man kein Freskogemälde, was ein Bühnenstück stets seyn soll, sondern eine Schilderung von Studien und zarten Farben, allerdings geeignet, angenehm zu beschäftigen, aber nicht geschaffen, hinzureißen. Im zweyten Akte beginnt die eigentliche Handlung, die Gegensäze treten lebhaft hervor. Albrecht, der die aufrührerischen Ritter zum zweyten Male begnadigt, hält sein Werk für vollendet, er spricht das Schwert entgürtend, mit stolzer Zuversicht:

Nun kannst du ruhen endlich, wackres Schwert,
Der Boden ist gewonnen, aufgelockert
Das Erdreich und gedüngt mit edlem Blut;
Der Saame mag nun ausgestreuet werden,
Daß er gedeihe in des Friedens Licht
Und Früchte trage für die frohe Zukunft.
Nun kann ich ausruh'n endlich, kann neu leben,
Am Fortgang meines Werkes mich erfreuen,
Erfreu'n mich an der Liebe meiner Lieben,
Erbau'n mich an der Treue der Getreuen,
Vergöttern mich am Dank von Tausenden,
Und stolz seyn über das, was ich gethan,
Und sagen wie ein Schöpfer: Das ist gut!

Diese Ruhe ist ihm nicht gegönnt, die Botschaft, daß er in die Acht erklärt sey, erregt leidenschaftlich seine Kraft, er ist zum Widerstand entschlossen, selbst die durch einen Ritter hinterbrachte warnende Botschaft, daß sein Bruder Christoph, sein größter, aber edelster Feind, fern im Orient hingeschieden sey, obgleich sie sein Innerstes erschüttert, und an die Nichtigkeit irdischer Herrlichkeit erinnert, beugt seinen Vorsaz nicht, der Muth der Menschlichkeit siegt über höhere Entsagung, der Kampf gegen den Kaiser ist beschlossen.

Im dritten Akt erblicken wir ihn auf dem Lechfeld, an der Spize seiner Bayern, sein Bruder Wolfgang sucht vergebens den Kampf zu verhindern, eine feurige Rede (vielleicht für die Bühne zu lang) erhizt die Streiter, die Trompete tönt. Da erscheint jener ritterliche Todesbote wieder mit einem Briefe von Albrechts Freund und Schwager, König Max, der den Kampf nicht zulassen und Versöhnung bewirken will. Aber Albrecht steht fest, und nun bietet der Ritter (Frauenberg) selbst seine Beredsamkeit auf, und sucht durch alle Motive der Klugheit, Religion und Sittlichkeit zu wirken. Hier müssen wir bemerken, daß Ueberredungsscenen in der Regel ohne theatralischen Effekt bleiben, weil sie mehr oder weniger räsonnirend sind, und daß besonders in dieser Lage ihr Erfolg zweifelhaft seyn mußte, weil es nicht gilt, eine Handlung zu erzeugen, sondern zu unterdrücken, und die Größe rein moralisch zu machen, was dem Redner auch gelingt. Der vierte und lezte Akt spielt in Linz am kaiserlichen Hoflager. Kunigunde ist dahin zur Versöhnung vorausgeeilt, allein troz der Fürsprache des Bruders Max, scheitert selbst der Versuch der Tochter an dem schon früher streng und fest geschilderten Friedrich, und kann endlich nur durch das religiöse Gefühl siegreich werden, dem die Vergebung als eine heilige Pflicht vorschwebt. Der Vater verzeiht denn auch dem Eidam, beyde Scenen schlossen die Aufführung mit Beyfall.

Indem wir noch Einmal auf das Ganze zurückblicken, können wir nicht unterlassen, im Allgemeinen darauf aufmerksam zu machen, daß zwischen dramatischen Dichtungen, vorzüglich aber historischen Gemälden, und eigentlich theatralischen Dramen wohl unterschieden werden müsse, jene können im Einzelnen manche Forderung trefflich befriedigen, sie können Sitten und Charaktere wohl darstellen, aber eine Handlung an und für sich nicht dramatischer machen, weil sie durch Bedingungen gebunden sind; — was aber edle Gesinnungen, Vaterlandsliebe, Fürstenehre, Frauenwürde, Ritterlichkeit und andere schöne Tugenden betrifft, darin zeichnet sich der Charakter des Stücks aus, und kann auf ein vaterländisches Publikum nie seine Wirkung verfehlen. Die Darstellung war in Bezug auf die Hauptrollen sehr gelungen. Hr. Hölken entwickelte in der schwierigen Rolle des Albrecht eine ungemeine physische Kraft, und war in Anstand und Haltung ganz der ritterliche Fürst, den er darzustellen hatte. Mad. Fries als Kunigunde, ein schönes Bild der Frauenwürde, riß unwiderstehlich hin, und Eßlair als Kaiser Friedrich, war eine ehrfurchtgebietende Erscheinung, die wohl zur Haltung des Stückes wesentlich beytrug. Die Hauptpersonen wurden gerufen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Januar 1826.

Himmelstochter, heil'ge Wahrheit,
Wort aus Gott, o Stern der Nacht!
Du hast Leben, Trost und Klarheit
In des Todes Staub gebracht;
Jesus führte dich vom Throne
Gottes in das Geisterreich.

Aus einem Schreiben Johannes Schweizer's aus Nordamerika.

(Fortsetzung.)

— — — Nicht so viel Gewichtiges (es war nämlich eben von den Musikalien und Landschaftsblättern aus der Schweiz die Rede) scheint mir unsere ökonomische Gesellschaft hervorgebracht zu haben. Immer und immer die leidige Vorliebe für Miniatur-Experimente! Versuchsfelder, die man Tags einige fünfzig Mal leicht umgehen kann, geben keine Resultate. Viel lieber sollte man neue Industriezweige einzuführen bemüht seyn. Auch beschäftigt man sich zuviel mit der Kultur fremder Pflanzen; das Klima und die geographische Breite der Schweiz lassen sich durch Gartenhacken und Federkiele nicht bedeutend verändern. Besser, man würde die einheimischen Produkte besser benutzen, Wohnungen, Haus- und Feldgeräthe u. dgl. zu vereinfachen suchen, überhaupt die Pflanze der alten Einfachheit in Sitten und Lebensweise wieder zu kultiviren anfangen; einige Dutzend Folionarrheiten in Militär-, Kabinetten und Staatsverwaltung, die man von fremden Blutsaugern gelernt, in die Brüche schreiben, und es würde mehr fruchten, als die Kultur des chinesischen Bergreißes. Alles dieß aber nur so meine einfältige Meynung, und wollt ich nur ganz unmaßgeblich, freylich ohne Allerhöchste Bewilligung, meinen Rath geben.

— — — Lesen Sie meinen Brief, Sie hielten mich vielleicht für einen Schwärmer. Ich bin es auch in gewisser Weise, oder möchte von Vielen recht gern dafür gescholten werden. Ich bin aber, je länger je mehr, ein alter, hartnäckiger Orthodox, habe aber von so vielerley Sekten etwas angenommen, daß mein Glaubensbekenntniß so bunt aussieht, wie Pater Adrians Rock. (Sie kennen ja unser Toggenburger Sprichwort und seine Veranlassung.) In der Lehre von der Gnadenwahl bin ich ein Lutheraner, in der Abendmahlslehre ein Reformirter, in Hinsicht des Fegfeuers ein wenig katholisch, oder gar der ketzerischen Lehre von der Wiederbringung heimlich etwas zugethan, und Klopstock hat nicht wenig bey mir dadurch gewonnen, daß er dem armen Abadona ein Hinterpförtchen zur Flucht öffnet. In der Erlösungs- und Wiedergeburtslehre bin ich recht altstreng kalvinisch und glaube, daß wir beyde nothwendig brauchen, weil einmal in den alten Zeiten des Menschengeschlechts ein physischer oder metaphysischer Prozeß (was für einer, versteh' ich nicht recht) vorgegangen zu seyn scheint, der den ganzen Taig versäuert hat. Daß so etwas vorgegangen, spüre ich am deutlichsten in mir selbst: freue mich dagegen gar herzlich, daß der in Niedrigkeit geborne Gottessohn ein so treffliches Gegenmittel erfunden hat, wie es von uns sterblichen Quacksalbern nie hätte ausgedacht und zusammengesezt werden können; und daß er — zwar nicht, wie mein methodistischer Nachbar glaubt, in meinem Haus Thüren und Fenster einschlägt, das ganze Haus unter und ob sich kehrt, mir alle Viere bindet, und dergestalt mir so viel Medizin einschüttet, bis er mich umbringt, um mich hierauf wie-

der in's Leben zu bringen —: wohl aber, daß er mir das Gefährliche meiner Krankheit zeigt, und so lange mahnt und zuspricht, bis ich die Arzney nehme; auch hernach beständig nach dem Reconvaleszenten sieht, immer noch mit Hausmitteln nachhilft: bis man die Sache von Grund aus anders einsieht und ihm für seine vielen guten Räthe und Mittel, die man oft halb mit Widerwillen angenommen, von ganzer Seele Dank sagt.

In der Pflichtenlehre halte ich mich an: Liebe Gott über Alles u. s. w. und an: Alles was ihr wollt rc. — Wo diese zwey Reagenzien nicht zulangen, analysire und casuire ich nicht lange; ich thue oder lasse, brauche oder schütt' es weg, ganz nach Belieben. Kümmre mich dabey nicht viel, wenn mir mitunter ein Teufel oder Donnerwetter im Eifer entfährt, und ein Vorfall, der mir jüngst deßhalb begegnete, machte mir mehr Spaß als Verdruß. Ich schalt einen vornehmen Kerl, der einem wackern Negerweib ihren Mann nach Westindien verkaufte, einen eingefleischten Teufel und verdammten Höllenbraten. Eine Puritaner-Lady, die es hörte, hieß mich einen irreligiösen, gottlosen Menschen. „Madame, sagte ich, ich will Ihnen gern zugeben, daß es Mangel an guten Sitten ist, wenn man sich so derb ausdrückt, wie ich oft zu thun pflege: aber wodurch wollen Sie mir denn das Irreligiöse meiner Ausdrücke beweisen?“ — „Was, antwortete sie, haben Sie denn nie gelesen: „„Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes, nicht üppig und leichtfertig aussprechen?““ — „Ah, Madame, das hatte ich nicht gewußt, daß man jene Stelle auch dahin anwenden kann.“ —

Auch frage ich nicht viel danach, wenn ich am Sonntage noch etwas Holz hacken muß. Wenn aber der Frühling die Blumen aus den Knospen sprengt, der Wald sich grün kleidet, die Schwalbe ihr altes Nest ausflickt, und die Sonne in jedem Thautropfen ein Brautgesicht zeigt; oder wenn im Herbst ein West die tausendfarbigen Blätter leise vom Baum bricht, und Schaaren von Eichhörnchen ihre lustige Kastanienernte halten, das Apossum mit hurtigen Sätzen seine Wallnüsse zusammenrafft; das goldene Abendroth sich listig zwischen den Baumzweigen hindurchstiehlt, um noch die einsame Hütte des Taglöhners flüchtig zu bemalen und die Gesichter seines Weibes und der Kinder zu verklären: dann halte ich auch am Werkeltag eine sonntägliche Feyerstunde. Dann gedenke ich der theuren Entschlafenen, bete für die nahen und fernen Lieben zum Vater aller Liebe und alles Lebens, daß er sein Reich im ganzen Weltall erweitere, die Hungrigen und Nackten allzumal speise und kleide, allen Bedrängten Recht schaffe, und unsre zahllosen Verbrechen vergebe, uns Besonnenheit in der Stunde der Versuchung, Kraft im Kampfe verleihe, mir und allen Menschen eine heitere Abschiedsstunde schenke und zu Seinem Ruhm und nach Seiner Barmherzigkeit uns dahin führe, wo Friede, Freyheit, Liebe statt Krieg, Tyranney und hartherziger Selbstsucht wohnen. Ob dann dieser Fried- und Freyhof im Mond oder Uranus, in unserem Sonnensystem oder im Syrius bereitet sey, das gilt mir gleich.

Sie sehen nun leider ganz deutlich, daß meine Plauderhaftigkeit unzerstörlich ist, daß kein Wechsel der Zeit und des Klimas den geringsten Einfluß darauf auszuüben vermag. Hievon schließe ich, daß Ihre Geduld eben so unerschütterlich sey. Der Schluß ist vielleicht nicht ganz folgerecht; aber wie mancher große Mann beweist nicht die Richtigkeit seiner Behauptungen mit einer aufgeworfenen Unterlippe, die der gelehrteste Fleischer für eine Blutwurst anschauen könnte — und da mag doch meine Logik im Vergleich noch stichhaltig bleiben. Aber es ist schon spät, und ich habe mir vorgenommen, den Brief an Sie noch heute fertig zu machen. —

(Der Beschluß folgt.)

E d u a r d.

(Fortsetzung.)

Bald hörte ich Frau von Nevers in dem angeführten Kabinete gehen, stille stehen, dann wieder gehen — mein Herz, das ganz von ihr ausgefüllt war, schlug mit ungeheurer Heftigkeit; ich stand mehrere Male auf, ohne einen Entschluß fassen zu können. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür. „Agathe, fragte sie, bist du da?“ — „Nein, antwortete ich, verzeihen Sie, Ich habe Licht in diesem Zimmer gesehen, ich habe gedacht, daß Sie hier wären und weiß nicht, wie ich hier seyn kann.“ — „Kommen Sie, Eduard, ich war im Begriff, Ihnen zu schreiben, es ist besser, ich spreche mit Ihnen, und vielleicht hätte ich es früher thun sollen.“ — „Ich bin sehr strafbar, erwiederte ich, ich beleidige Sie, indem ich Sie liebe, und kann ich denn anders? ich fordre nichts, ich hoffe nichts, ich weiß, daß ich nur unglücklich seyn kann. Sagen Sie mir aber nur Das: wenn das Schicksal mich Ihnen ebenbürtig gemacht hätte, würden Sie mir verbieten, Sie zu lieben?“ — „Warum diesen Zweifel? wissen Sie nicht, Eduard, daß ich Sie liebe? wir haben uns zu gleicher Zeit unsre Herzen gegeben, ich habe mir über die Thorheit dieser Neigung keine Täuschung gemacht, sie kann uns nur in's Verderben führen. Allein, kann man seinem Schicksal entgehen? Die Abwesenheit hätte eine gewöhnliche Liebe geheilt; ich ging zu meiner Freundin, um Schutz ge-

gen diese Leidenschaft zu suchen, diese Leidenschaft, die unser Beyder Unglück seyn wird.“ Eugenie wendete alle Kraft ihrer Vernunft an, um mir die Nothwendigkeit, sie zu bekämpfen, darzuthun;—ach Sie wissen Alles, was uns trennt! ich glaubte, sie habe mich überredet, ich kehrte nach Paris zurück mit ihrer Vernunft bewaffnet, viel mehr als mit der meinen. Ich beschloß Sie zu fliehen, Zerstreuung zu suchen in der Gesellschaft, wo ich Sie nicht zu finden gewiß war. Aber mit welcher Gleichgültigkeit ging ich in die Versammlungen der großen Welt, wo ich Sie nicht finden sollte, wohin Sie niemals kommen konnten! Der Herzog von L. zog mich oft über meine Zerstreuung auf; meine Person konnte ich, Eugeniens Rath gemäß, auf die Bälle führen, aber spürten Sie denn nie, Eduard, daß mein Geist um Sie schwebte, daß mein bester Theil bey Ihnen blieb, daß er Sie nicht verlassen konnte?“ — Ich sank ihr zu Füßen — ach hätte ich sie in meine Arme schließen dürfen! aber ich hatte nur kalte Worte, um die Glut meiner Seele zu schildern. Tausend Mal wiederholte ich ihr, daß ich glücklich sey, daß ich dem Unglück Trotz biete, mich zu erreichen, daß ich mein Leben anwenden werde, sie anzubeten, ihr zu gehorchen; daß sie mir nichts auferlegen könne, das mir nicht leicht scheine. Wirklich war Alles vor meinen Augen verschwunden: mein Kummer, meine Reue, ihr Rang, mein Stand, die Entfernung, die uns trennte, es schien mir, ich könne Alles ertragen, Allem trotzen, ich sey allen unzugänglich, außer der unaussprechlichen Seligkeit, ihre Liebe zu besitzen. „Ich lege Ihnen, sagte sie, nur ein Gesetz auf: seyn Sie vorsichtig! mein Vater darf unsere Gefühle nie erfahren; Sie wissen wohl, daß ihn der geringste Verdacht davon empfindlich beleidigen würde. Sein Glück, seine Ruhe, der Frieden unsers Familienlebens wäre auf immer gestört. Das hatte ich Ihnen schreiben wollen. Sehen Sie nun selbst, Eduard, setzte sie erröthend hinzu, ob ich also allein mit Ihnen bleiben kann; ach wir wissen ja nun nur zu gut, was wir im Herzen tragen — lassen Sie uns nie wieder allein seyn!“ — „Ich will gehen, rief ich, mißgönnen Sie mir nicht diesen Augenblick von Glück! ist er denn schon vorüber?“

Der Zauberreiz geliebt zu seyn, hob während einiger Tage alles Nachdenken bey mir auf, ich war dessen gar nicht fähig. Alle von Frau von Nevers gesprochenen Worte hatten sich in mein Gedächtniß geprägt und verdrängten meine eigenen Gedanken; ich wiederholte sie ohne Ende, und jedesmal mit neuem Entzücken. Ich vergaß alles Andere und glaubte wirklich, das Glück, geliebt zu seyn, würde mir jedes andere ersetzen. Diese beseligende Trunkenheit hätte vielleicht lange gedauert, wenn der Marschall von Olonne, der die, welche er liebte, so gern günstig beurtheilte, nicht darauf gefallen wäre, meiner eines Tages mit Lobsprüchen zu erwähnen. Er sprach mit einigen Nachbarn von Faverange, die bey ihm gespeist hatten; ich wollte mich gleich beym Anfange des Gesprächs hinwegbegeben; allein er hatte mich zu bleiben genöthigt. Welcher Qual setzte er mich aus! er rühmte mein Zartgefühl, meine Dankbarkeit, meine Ergebenheit. Mehr bedurfte es nicht, um meine verirrte Vernunft zurückzurufen und mein Gewissen zu erwecken. Es ward von nun an von Reue zerrissen — aber — wie seltsam! — ich empfand bey diesem bittersten Schmerz eine Art von Vergnügen, denn er schien mir zu beweisen, daß ich dem Guten, der Ehre nicht abgestorben sey, daß mich die Leidenschaft hinriß, doch ohne mich zu verblenden, daß Frau von Nevers mir den Kummer um die Tugenden, die ich um ihretwillen verlor, doch noch nicht entrissen hatte. Ich versuchte mich zu übereden, daß ich sie eines Tags fliehen würde. Sie fliehen! mich von ihr trennen! Der Gedanke war mir unerträglich, und doch bedurfte ich es, mich dieses Opfers fähig zu halten. Ich war es nicht! späterhin erfuhr ich, daß ich mit ihr auch dem Leben entsagte.

Ein Herz, das so zerrissen war wie das meine, konnte ein friedliches Glück weder geben, noch empfangen. Frau von Nevers warf mir die Ungleichheit meiner Laune vor, sie bedurfte nur zu lieben, um glücklich zu seyn, ihr ward Alles leicht, sie brachte alle Opfer. Aber ach! ich betete sie an, und sollte sie niemals besitzen. Von Reue zerrissen, mußte ich hoffnungslos diese Leidenschaft vor allen Augen verbergen, denn wenn der Marschall sie wahrgenommen hätte, was würde er gesagt haben? daß ich fliehen solle? und er hätte Recht gehabt. Ich fühlte, daß nichts meine Schwäche entschuldigen könne, daß sie eines wackern Mannes, daß sie des Sohnes meines Vaters — ja daß sie meiner selbst unwürdig sey — aber ein Blick von Frau von Nevers lösete meinen Kummer — ach, ich wage nicht zu sagen, daß er alle meine Reue zu vertilgen vermochte. Man brachte die Morgenstunden gewöhnlich in einer großen Bibliothek zu, die der Marschall, erst seit er in Faverange lebte, hatte einrichten lassen. Es waren einige Kisten mit Büchern, Kupferstichen, Landkarten, aus Paris angelangt, auch war ein schöner Globus dabey, auf dem sich Cooks und Bougainvilles neue Entdeckungen verzeichnet fanden. Nachdem der Marschall alle diese Dinge auf mehrere Tische hatte vertheilen lassen, begab er sich mit dem Abbé Tercier hinweg. Ich blieb mit Frau von Nevers allein, und wir standen eine Weile vor dem Globus, den wir mit dem Nachdenken, welches das Bild unsers Erdballs, selbst im kleinsten Umfang, in uns erweckt, herumdrehten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Dezember. 1825.

(Beschluß.)

Im choreographischen Elemente war uns ein neues (Feen) Ballet von Horscheit, die Feuernelke, eine interessante Neuigkeit. Die Handlung dieses pantomimischen Ballets beruht auf der Dichtung, daß die Fee Rodomante von dem Blumengott Hymetto einen Nelkenstock erhält, dessen einzelne Blumen die Kraft haben, sie so lange zu verjüngen, als eine derselben blüht. Diese Kraft der Verjüngung, die allerdings von großem Werth wäre, und einen Blumengärtner zum Crösus machen würde, wenn sie für unsere Damen und Herren erlangt werden könnte, wird aber von Rodomante gemißbraucht, und zur Verführung des Prinzen Astolfo angewendet, den die Fee seiner Gattin entreißen will. Der Prinz, leichtsinnig wie viele Männer, ist auch wirklich nicht abgeneigt, sich der Liebe zur Fee hinzugeben, aber der Blumengott erscheint noch überall zur rechten Zeit, macht die Plane der losen Fee zu Schanden, und am Ende sieht man das reizende Paar im schönsten Einklange der Liebe und Treue vereint. Das Ballet zeigte uns ungemein schöne Gruppen, so wie gelungene Dekorationen von unsern vorzüglichen Künstlern, den HH. Quaglio, Kloz, Schnizler und wohlangelegte und ausgeführte Tänze, wie die Tarantella, den Fandango u. s. f., die dem Auge einen angenehmen Anblick gewähren. Mad. Horscheit als Prinzessin Sidonia, Dem. Horscheit als Fee, Hr. Schneider als Prinz Astolfo, und Hr. Lang als Graf Rodrigo führten die Hauptrollen mit Kunst und Grazie aus; der Blumengott war von dem talentvollen Kinde, der kleinen Koch, sehr wohl dargestellt, und das übrige Personal der Tanzenden, über deren große Anzahl wir staunten, zeigte sich eben so eingeübt als anmuthvoll in ihren Gruppen und Bewegungen. Das Ballet erfreute sich des allgemeinen Beyfalls.

Ich erwähne nun der merkwürdigsten Neuigkeit, nämlich der vielbesprochenen Euryanthe, die am 21sten dieses Monats zum ersten Mal über die Bühne schritt. Wenn dieses große musikalische Werk nicht früher in München erschien, so war dieß eine natürliche Folge des unseligen Brandes, der unser großes Hoftheater, mit allem was dazu gehört, vernichtet hat. Nunmehr aber ward sie auf Anordnung der kunstfördernden Intendanz mit allem Aufwand in die Scene gesezt, und die Bemühungen, sie des großen Meisters würdig darzustellen, den Europa bewundert, haben ihr einen Erfolg verschafft, den sie bis jezt auf wenigen Bühnen hatte. Die Rollenbesetzung durch unsre zwey ersten, mit Recht gefeyerten Sängerinnen, Vespermann als Eglantine und Sigl als Euryanthe, dann der Herren Löhle als Adolar und Mittermayer als Lysiart, trug wesentlich zu einem günstigen Erfolg bey, so daß mehrere Musikstücke, und insbesondere die schönen Chöre wiederholt werden mußten, und am Ende die Sängerinnen mit einstimmigem Beyfall hervorgerufen wurden. Wir begreifen übrigens leicht, daß diese Oper an Orten, wo sich nicht zwey eminente Gesangkünstlerinnen vorfinden, wie wir hier an der Vespermann und Sigl besizen, keinen glänzenden Erfolg haben kann, ja wir bezweifeln, daß sie auch hier mit fortgeseztem Enthusiasmus aufgenommen wird, wenn gleich einige ihrer Musikstücke sich immer des allgemeinen Beyfalls erfreuen werden. Daran mag vor Allem die Handlung Schuld haben, die ohne Programm gar nicht zu verstehen ist, und auch verstanden unmöglich Jemanden ansprechen kann. Wie viel glücklicher in Auffindung guter Opernbücher sind die französischen Tonsezer! — Eine nähere Auseinandersezung der Darstellung dieser Oper und des Eindrucks, den sie auf die hiesigen Kenner und Liebhaber hervorgebracht, behalte ich meinem nächsten Berichte vor.

Mad. Hölken, Gattin des hiesigen geachteten Hofschauspielers Hrn. Hölken, die uns schon früher mehrere Beweise ihres Talents als Schauspielerin gegeben, überraschte uns kürzlich durch ihren Gesang als Emilie in der Schweizerfamilie. Ihre angenehme Stimme und gute Methode, ihr richtiges Spiel, und der günstige Eindruck, den eine reizende Körperbildung auf den größten Theil des Publikums hervorbringt, verschaffte ihr billige Anerkennung. Sie wurde mit großem Beyfall vorgerufen, und wir wünschen sie in mehreren Opern zu sehen.

Ein anderer Gast war Dem. Fleckenstein, wenn ich nicht irre, vom Theater in Mainz, sie gehörte früher dem hiesigen Isarthortheater an. Sie ward als Toni und als Base in „das war ich" mit Beyfall gesehen, und wagte dadurch ermuthigt, den kühnen Versuch, als Donna Diana aufzutreten. Die junge Schauspielerin besizt Talent, eine angenehme Bildung, und ein sonores Organ, dem es jedoch an aller Kraft gebricht. Für zweyte Liebhaberinnen in Lust- und Schauspielen, und für Rollen, die keine bedeutenden physischen Mittel erfordern, ist sie eine schäzbare Acquisition.

— y.

Carlsruhe, 23. Dezember. 1825.

Aus dem Schreiben eines Reisenden.

Der Anblick dieser Stadt muß jeden Fremden überraschen, der sie, wie wir, seit einigen Jahren nicht gesehen. Die Straßen bauen sich immer mehr aus, zwey Thore wurden weiter gerückt; neue große Gebäude, wie das Rathhaus, die Münze, die Kaserne rc., sind fertig oder im Entstehen, und daneben gründen sich noch Institute, wie das Schullehrerseminar, die polytechnische Schule rc. Man sieht hier, was eine Regierung thun kann, die ihre Hülfsmittel zu Rathe hält. In der Gallerie sahen wir nichts Neues, und es ist noch immer das alte, unbequeme, ungünstige Lokal. Das Theater konnten wir nur ein Mal besuchen. Es wurden drey unbedeutende Stücke gegeben, dazwischen tanzten ein paar Mädchen, die sich in München gebildet haben sollen. Es ist vielleicht ein Vorzug kleiner Städte, daß das Publikum leichter zu befriedigen ist, als in großen. Unser Nachbar sagte uns: Trauerspiele würden nur selten gegeben, meist Opern. Nächstens werde die Armida in die Scene kommen, nämlich die von Rossini, denn Gluck sey veraltet u. s. w. Man scheint also auch hier den Ohrenkitzel zu lieben, und die Oper als eine Reihe von Singparthien zu betrachten. Uebrigens verdient es Lob und Nachahmung, daß man beym hiesigen Theater sich Künstler und Künstlerinnen nachbildet, dem anstrebenden Talent Gelegenheit zur Entwicklung verschafft, und dabey streng auf Ordnung und Sittlichkeit hält.

Was wir sonst noch zu sagen hätten, versparen wir für unsern, zum Druck bestimmten, ausführlichen Reisebericht.

Beylage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 3.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Januar 1826.

Der Liebe Meer
Hat kein Gestade,
Die Wüste leer
Ist ohne Pfade;
Man kommt nicht dort
Durch Klugheit fort,
Sondern durch Gottes Gnade.

F. Rückert.

Ednard.

(Fortsetzung.)

Frau von Nevers hielt sich bey der Inselgruppe des stillen Oceans auf, der die Freundschaftsinseln genannt wurde, und ich erzählte ihr etwas aus Cooks Reisen, die ich so eben gelesen, von seinen überstandenen Gefahren und von den Korallenriffen, welche diese Inseln gleich einem Bollwerk gegen den Ocean umgeben. Ich bemühte mich, ihr eine Beschreibung von der bezaubernden Naturschönheit dieser Eilande zu geben, und hingerissen von dem reizenden Bilde, rief ich: Hier, hier auf eine dieser Inseln sollten Liebende hinfliehen. Dort wären sie durch alle Gaben der Natur beglückt, Rang und Geburt wären dort unbekannt, man bedürfte dort keinen andern Namen, als den, welchen die Liebe gibt, man glaubte sich nicht entehrt, den des Geliebten zu tragen. — Bey diesem Ausruf sank ich auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beyden Händen und da ich fühlte, wie meine Thränen sie benezten, wagte ich nicht, zu Frau von Nevers aufzublicken. „Eduard, sagte sie, soll das ein Vorwurf seyn? glauben Sie, daß ich irgend Etwas, das mich zu der Ihrigen machen könnte, für ein Opfer halten würde? Wenn mein Vater nicht wäre, glauben Sie, ich würde schwanken?“ Ich fiel ihr zu Füßen und flehte ihre Verzeihung, flehte, daß sie in meinen unbilligen Klagen doch nie einen andern Sinn als den Ausdruck meines Schmerzes sehen möge.

Diese Insel ward fortan der Gegenstand aller meiner Träumereyen; die Täuschung ward meiner Herr; ich sah mich mit ihr in dieser Freystätte der Liebe, dort war sie mein, ausschließend mein! ich war in dieses chimärische Glück so versunken, daß ich sie selbst floh, um sie in dieser Welt meiner Einbildungskraft wieder zu finden, fern von den grausamen, unbarmherzigen Gesetzen der gesellschaftlichen Welt. So schwelgte ich in thörichten Liebesträumen, um beym Erwachen mein Elend mit zehnfacher Bitterkeit zu empfinden.

Meine Gesundheit mußte nothwendig bey diesen heftigen Gemüthsbewegungen leiden; ich fühlte mich dahin schwinden und langsam sterben; furchtbares Herzklopfen schien mir zuweilen den lezten Augenblick zu drohen, und ich war so unglücklich, daß ich ihn mit Freuden herannahen sah. Frau von Nevers sollte meinen Zustand nicht erfahren, mir dünkte, es könne sie beleidigen, meine Qualen zu sehen, und deßhalb vermied ich, in ihrer Nähe zu seyn.

Eines Tags warf sie mir vor, daß ich meinem Versprechen: in der Gewißheit geliebt zu seyn, mein Glück zu finden, nicht treu wäre. „Sie sind ein schlechter Richter über das, was ich leide, antwortete ich, allein ich will es Ihnen nicht beweisen. Mir ist kein Glück bestimmt, ich verlange auch keines; aber sagen Sie mir nur noch einmal, daß Sie mich beklagen werden, wenn ich nicht mehr bin, daß Sie an meinem Grabe — und bald wird es mich empfangen — je einmal verweilen werden; daß Sie gewünscht hätten, es möchten keine Hindernisse uns getrennt haben.“ Ich verließ sie, ohne ihre Antwort abzuwarten, mir schien es unmöglich,

mich länger zu beherrschen, und die Furcht, ihren Unwillen zu erregen, war eben so mächtig in meinem Herzen, wie meine Liebe und mein Schmerz. Tage lang irrte ich in der Gegend umher, von der doppelten Qual gepeinigt, sie nie zu besitzen, und Herrn von Olonne, wenn ich länger bey ihm bliebe, zu beleidigen. Ich glaubte oft, meines Vaters Schatten zu sehen, der mir mein Betragen vorwerfe, der mich frage, ob das die Frucht seiner Lehren, seines Beyspiels sey. Dieses schreckliche Bild verdrängte Frau von Nevers milde Gestalt, die nur noch auf Augenblicke meine Kräfte belebte, geschah dieß, so schloß ich die Augen, damit nichts sie verscheuche, und, mich ganz von ihr durchdringend, beschwichtigte dann der Gedanke an sie meinen Gram. Zuweilen entschlummerte ich in den Armen dieses eiteln Schattens, aber ach! bey meinem Erwachen war ich allein! O Gott! hättest du mir doch nur wenige Tage des Glücks geschenkt! — Aber keinen, keinen! Alles war umsonst! Diese zwey für einander geschaffne, von gleicher Liebe glühende Herzen blieben auf ewig getrennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus einem Schreiben Johannes Schweizer's aus Nordamerika.

(Beschluß.)

Sehen Sie die Hauptsache, welche jezt kommt, als einen halben Traum an; ja er hat noch ein untrügliches Kennzeichen eines ganzen Traums. Es ist nämlich:

Ein gemeinnütziger Vorschlag.

Attention, Gentlemen! the great fine work begins! sagte kürzlich ein Taschenspieler, als er ein wenig Hexenmehl in die Lichtflamme blies.

Sollt' es nicht sich der Mühe lohnen, einmal mit ganzem Ernst daran zu denken, einen Theil der Armen in der Schweiz nach Nordamerika zu verpflanzen? — Ich weiß es wohl, man hat viel über diesen Vorschlag sich lustig gemacht, oder verächtlich darüber abgesprochen. Dennoch läßt sich für seine Ausführbarkeit noch erstaunlich viel mehr sagen. Es würde freylich zu weit führen, wenn ich hier eine umfassende Darstellung der Sache versuchen wollte, aber erlauben Sie mir nur einige Thatsachen hinzustellen, nach welchen Sie dann selbst über Möglichkeit oder Unmöglichkeit urtheilen mögen.

Tausende von Familien ziehen alljährlich von den atlantischen nach den westlichen Straßen, die nicht mehr als 20 — 30 Thaler übrig haben, wenn sie an Ort und Stelle kommen. Nach einigen Jahren haben solche Leute schon einen Stock von Vieh, verkaufen schon jährlich 30 — 40 gemästete Schweine und würden gewiß nicht mit unsern wohlhabenden Appenzeller und Toggenburger Bauern tauschen. Freylich würden's unsre Leute nicht so weit bringen in so kurzer Zeit, es wär' aber auch nicht nothwendig. Ich setze voraus, daß man unsere Leute verpflichten würde, in Nachbarschaft zu bleiben und für sie Einkauf und Verkauf besorgte, daß Weiber und Kinder in Stand gesezt würden, etwas mit Fabrikation zu verdienen, und dann hätten auch sie wieder einen Vorsprung vor den Amerikanern.

Geklartes Land, d. h. solches, wo die Bäume vertilgt sind, wird selten unter 10 — 12 Thaler pr. Acre verkauft. Nicht geklartes Land verkauft die Regierung gegenwärtig zu 1¼ Thaler, aber nur gegen Baarzahlung und nicht weniger auf Einmal, als 80 Acre, es sey denn der Fall, daß bey Vermessungen kleinere Stücke ausfielen. Einzelne Privaten verkaufen mitunter eben so wohlfeil, und einige Jahre auf Kredit, oder aber, sie lassen Ländereyen klaren unter dem Beding, daß man von zwanzig Acres, die man klart, die Hälfte als Arbeitslohn zum Eigenthum erhält. Auf solchem Wege bauen sich viele rüstige junge Leute an. Wer aber irgend es vermag, kauft lieber für baares Geld von der Regierung, und fährt dabey meistens besser.

Um nun ein Haus auf sein erbautes Land zu bekommen, bedarf man eines Bekannten, der die Nachbarschaft umreitet, sie zum Hausbau für einen neuen Settler einladt, und ein Paar Gallonen Whisky. Ist der Ansiedler aber zu arm, so sagt man das den Nachbarn, damit sie selbst den Brauntwein mitbringen, verspricht jedoch hoch und theuer und verpfändet den lezten Fetzen Ehre dafür, die Helfer mit Whisky zu traktiren, sobald man ist ablo. In wenigen Tagen hat man nun ein Haus — das aber gar nicht so übel aussieht, als Sie etwa denken möchten, sondern welches gegen die Nester im Brandholz und im Wintersborger Almen ein kleines Palais royal ist.

Das erste Geschäft ist nun, daß man das Land vom Unterholz reinigt, das Schlagholz aber entrindet oder todthaut. Im vierten Jahr fällt dasselbe meistens von selbst um, weßhalb man dann auch wenig darauf pflanzen kann. Sobald das Unterholz abgethan ist, säet man, je nach der Jahrszeit und dem Boden, Welschkorn oder Waizen ein. Der Acre auf diese Art bepflanztes Land erträgt 30 — 100 Bushel Welschkorn oder 20 — 40 Bushel Waizen, der Bushel à 60 ℔. Marktgewicht. Ist das Land aber für Tabackbau geeignet, und der Besitzer hat Vermögen und Hände genug, solchen zu treiben, so hat der Acre schon in Einem Jahr bis zu 600 Thaler ertragen; man hat jedoch auch Beyspiele, daß er nicht mehr als 20 Thaler abwarf. Geschick, Fleiß, gutes Land müssen beysammen seyn, wenn man vom Tabackbau hohen Ertrag haben will.

„Warum aber bist Du nicht selbst schon lange dorthin gezogen, wo man solche florissante Aussichten hat?" höre ich Sie fragen. Nur gemach, mein Herr! Das Ding hatte seine guten Gründe. Ich fürchtete mich Anfangs

und lange, so ohne Landsleute und Bekannte in menschenleere Gegenden hinzuziehen. Zudem wissen Sie auch, daß ich und mein Weib nicht in grader Linie von Herkules und Enak abstammen, und die Hochgebornen des Waldes hätten wohl bis in die Wurzel gelacht, wenn wir beyde so allein ihnen den Krieg angekündigt hätten. Dennoch wären wir trotz alle dem schon manchmal abgefahren, hätten wir nur die ungeheure Summe von 60 — 80 Thaler im Beutel gehabt, um auch noch 20 — 30 an Ort und Stelle zu bringen. Aber da lag der wunde Fleck und liegt er noch. Es ist in Amerika so schwer, als in Europa, etwas Geld vom Verdienst zurückzulegen: hat man aber so viel nur, um eigen Land sich anzuschaffen, dann ist man unabhängiger, als über dem großen Bach ein reicher Bauer. — Es mag jedoch noch so sehr an Geld mangeln, so sind wir jezt des Entschlusses, nächsten Sommer nach dem Indiana-Staat abzugehen, bloß, weil Rüdlinger (der Toggenburger Volksdichter) mitgeht, und wir so in schwierigen Fällen einander beyspringen können. Einige Büchsen von Pillen, einige Gläser von einer most highly celebrated universal Tincture, gegen welche die Wunderpanazeen des Hexenmeisters Rothen in Stein, — nein, der Stein der Weisen selbst, ein blauer Dunst sind, sollen uns die Mittel geben, Leib und Seele zusammenzuhalten, bis wir mit unsern borstigen Hausangehörigen selbstgepflanztes Welschkorn knacken können.

Aber, halt! da ist mir der Faden der Hauptsache schon aus den Fingern geschlüpft, und nur ein kecker Griff kann ihn zurückbringen. — Ja nun, denken Sie sich draußen überm Bach eine Gesellschaft von Leuten, die durch Aktien so viel zusammenlegte, um ein Paar Tausend Acres Landes hier anzukaufen, eine Anzahl Familien herüber zu schiffen und dieselben noch mit einem kleinen Viehstande zu versehen. Man könnte das Gegebene dann lehenweise, oder gegen die Hälfte des Ertrags an sie abtreten, oder eine gewisse Dienstzeit stipuliren, nach deren Verfluß man den Leuten ein Gewisses als Eigenthum überließe. Es ist gar keine Frage, nicht der mindeste Zweifel, daß die Gesellschaft nicht in drey bis vier Jahren ihr Kapital verdoppeln werde. Erste Bedingung ist freylich, daß die Leute bey dem Unternehmen bleiben, und das Mittel, sie dazu zu vermögen, ist kein anderes, als wenn man ihnen sichere Aussicht auf Wohlstand verschafft. Zwar könnte man auch die Ausreißer durch den Arm des Gesetzes zu ihrer Verpflichtung wieder zurückbringen lassen: allein dieser Zwang ist schon widerlich und nachtheilig für das Unternehmen selbst. Deßhalb ist's weit besser, wenn man sie als Freywillige an dasselbe zu fesseln sucht, bis man sie zu wohlhabenden Bauern gemacht und die Aktionäre einige Millionen Franken dabey verdient hätten.

Lachen Sie nur über den Traum; es ist ein wenig magnetisches Fernsehen dabey — aber nur für europäische Augen. Allein ich sage Ihnen, wenn Sie ein Mittel ausfinden, eine Gesellschaft von wenigstens zwanzig Familien für ein solches Unternehmen auf vier bis sechs Jahre zu vereinigen, so sind Sie im Stande, nach und nach alle Arme in der Schweiz wohlhabend zu machen, und zugleich für die Schweiz selbst eine Finanzquelle zu eröffnen, die mehr abwerfen wird, als alle Militärkapitulationen in den verflossenen vierhundert Jahren.

Bey dieser Gelegenheit kommt mir zu Sinn, wie viele Kräfte des Landes alljährlich im Solddienste des Auslandes, wie mich dünkt, nicht sonderlich schweizerisch, verschwendet werden. Die meisten jener Söldner fallen in ihrem Alter dem Vaterlande und sich selbst zur Last. Welch ein verschiedener Erfolg, wenn diese Kräfte nach angegebener Weise hier in Thätigkeit gesezt würden! Wie, wenn einmal ein reicher, großherziger Schweizer ein Regiment junger Leute für den Ackerbau in Amerika anwürbe? Statt des schwarzen Kommissfutters hätten sie Roastbeef und Weißbrod, statt der schmutzigen Sols harte Piaster, statt des Bettelstabes im Alter den weichen, ehrenhaften Großvaterstuhl zu erwarten!

Ich bitte Sie in ganz vollem und redlichstem Ernst um Ihrer Menschen- und Vaterlandsliebe willen, verwerfen Sie nicht so leicht das Ganze — das Einzelne hier auszuführen ist nicht der Ort, und es wäre Zeit genug, darüber sich zu verständigen, wenn der Plan selbst erst genehmigt worden. Sprechen Sie gelegentlich mit Ihren patriotischen Freunden davon. Aber glauben Sie ja nicht, daß Ich etwa beym Imbiß einen Schmackbissen vorwegzunehmen beabsichtige: wenn auch einmal etwas der Art zur Ausführung kommen sollte, so schaue ich ohne Prophetenblick, daß dann meine Gebeine längst in Frieden ruhen — und es ist auch kein Verlust für die Sache. Ich bin weder zum Gehorchen noch zum Befehlen zu gebrauchen, und Wohlergehen und Wohlgefallen stunden stets in umgekehrtem Verhältnisse bey mir hier. Ich sehe, daß die Glücklichen die Mehrzahl hier ausmachen, und daß es in religiöser und sittlicher Hinsicht besser steht als über dem Bach; und da hab ich denn den altväterischen Glauben, daß es noch immer besser und besser gehen werde. Das Allerbeste, was ich Ihnen noch zu sagen habe, kommt zulezt und jezt eben, nämlich: daß das Oel in meiner Lampe und in meinem Kopfe verzehrt ist. Leben Sie recht wohl und glücklich, und schenken Sie dann und wann ein freundliches Andenken Ihrem schweizerisch-amerikanischen Freunde

Johannes Schweizer.

Der Morgen.

Aus der Nacht geheimen Schooße
Schwebt ein Knabe durch die Luft;
Seine Wangen gleich der Rose,
Und sein Odem Blumenduft.

Land und Meer erglüht vor Wonne,
Und die Sonne
Folgt ihm aus dem Schlafgemach
Liebend auf dem Fuße nach.

Meint sie ihn noch zu ereilen?
Ueber Thal und Berge schon
Ist er ohne Rast und Weilen
Wie ein leichter Traum entflohn.

August Gebauer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Nov. 1825.

Am Vorabend des Namensfestes ihrer Majestät der Kaiserin Karoline wurde auf dem Hoftheater ides recitirten Schauspiels, bey Beleuchtung des äußern Schauplatzes und nach Anstimmung des Volksliedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser! — zum ersten Mal dargestellt: Cimburga, Fürstin von Masovien. Minnespiel in vier Aufzügen, vom Freyherrn von Schlechta. Kein Urtheil über dieses Stück; nur Einiges zur Ansicht des Inhalts, weil beyde Hauptpersonen — Cimburga, die stattliche Fürstentochter, reitzend wie die Liebesgöttin, und stark, wie Alcides, der Löwenbändiger, eben so wie ihr nachheriger Gemahl, Ernst der Eiserne, so genannt, weil er in früher Jugend schon mit Heldenmuth in Palästina kämpfte — geschichtliches Interesse haben. Sie war die Tochter des Herzogs Zimovits zu Polozk und Masovien. Ein Geschichtskundiger sagt von ihr, bey Gelegenheit ihrer Vermählung mit Ernst: Anfangs war diese Verbindung ungern gesehen in seinem Haus und Lande, bald siegte aber die unwiderstehliche Schönheit, der freudige Mannesmuth, die fromme Treue der herrlichen Fürstin — der Ahnfrau des Kaiserhauses, in welchem sich ihre charakteristische Unterlippe bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat. Ihre Stärke, wird ferner gesagt, war so außerordentlich, daß sie Hufeisen zerbrach, und einen Nagel mit dem bloßen Daumen in die Wand drückte. Aber auch ihre Seelenstärke war ausgezeichnet. Sie ruht vor dem Hochaltar in Lilienfeld, neben dem heiligen Ludwig dem Oesterreicher, neben Leopold dem Glorreichen, und seiner unglücklichen Tochter, Margaretha, Gemahlin des römischen Königs Heinrich von Hohenstaufen und des gefürchteten Ottokar's. — Die Geschichte der Liebe dieser Heldenjungfrau ist in eine Sage übergegangen, die einem jungen talentvollen, allzufrüh dahin geschiedenen Dichter, Maximilian Fischel, Stoff zu einer romantischen Dichtung gegeben hat, die wirklich sehr bemerkenswerth ist, und allgemeine Aufmerksamkeit verdient hätte, wenn auch nicht der Vollendung, so doch der trefflichen Blüthen ächten Dichtergeistes wegen. Unter dem Titel: Ernst, der Eiserne, und die masovische Heldenjungfrau Cymburga, befindet sich diese poetisch gestaltete Sage in dem ersten Jahrgang des Taschenbuchs der vaterländischen Geschichte. — Nach dieser Sage nun entbrannte Ernst für die Schöne durch die Kunde ihrer reitzenden Gaben, wozu besonders das Lied eines Minnesängers wirkte. Er beschloß, sie aufzusuchen und unerkannt, wo möglich, ihre Gunst zu gewinnen. Angelangt, fand er bald Gelegenheit, sich wenigstens Ansprüche auf ihren Dank zu erwerben. Auf der Jagd errettete er zuerst die allzukühne Jägerin aus den Klauen eines grimmen Bären, der sich keineswegs auf die Courtoisie verstand, späterhin legte er im ritterlichen Spiel einen vermessenen, riesenhaften Heiden, der die Stärksten aufforderte, der Schönheit seiner Allerschönsten zu huldigen, und mit dem es Keiner wagen wollte — überwunden zu Cymburga's Füßen, deren Herz längst für den edlen Unbekannten schlug; doch gab er sich jezt noch nicht zu erkennen. Cymburga hatte unterdessen einen geheimnißvollen Traum von ihrer Zukunft (eben so im Minnespiel). Endlich wurde Ernst von einem Minnesänger erkannt, der seine Verkleidung und sein Abenteuer in einem Liede schilderte, worauf Entdeckung, Geständniß und Vereinigung erfolgten. Ich will eben nicht behaupten, daß dieser Stoff für eine dramatische Handlung besonders günstig sey; der Dichter muß schöpferisches Talent besitzen und verwenden. Ich werde nur in der Kürze, so wie vorher, und so gut es mir aus dem Gedächtniß jezt gelingen will, den Inhalt auch des Minnespiels skizziren. Zuerst tritt Ernst als Minstrel auf, mit einem Jagdspieß und mit einer Cither, deren Hals ein goldener Kranz umschlingt, und unter deren Begleitung er Strophen recitirt, von denen folgende den Anfang machen:

Im Donner klang das Werde,
Gehorchend stieg die Erde
Aus alter Nacht empor;
Doch waren Flur und Auen,
Wie Leichen anzuschauen,
Gehüllt in blassen Flor.

Da kam mit seinem Prangen
Der Liebe Stern gegangen,
Ein klarer Edelstein;
Und küßte rings die Blüthen,
Daß wonnig alle glühten,
In Duft und Farbenschein u. s. w.

Bald nachher tritt die Prinzessin auf. Es kommt im Verlauf des Gesprächs zu einer Erklärung; des Minnesängers Herz fließt über. Cymburga (hier Cimburga) äußert, daß sie nur so lange Wohlgefallen an dem Minstrel finde, als er in dem Reich des Idealen bleibt u. s. w. Ernst wird dringender; sie tritt scheu zurück, stößt endlich in's Jagdhorn, um ihr Gefolge herbeyzurufen; dieß erscheint nicht, und sie bleibt noch zurück. Der Minstrel, gekränkt durch ihren Kaltsinn, hängt seinen Kranz an einen Baum, verwünscht sein Geschick, und entfernt sich. Cimburga ruft ihm leise nach: „Da geht er hin mit meinem Frieden ꝛc.“ Sie will die Gefühle ihres Herzens bekämpfen — Jagdlust soll sie zerstreuen. Kaum ist sie fort, so tritt Ernst wieder auf, der sie behorcht zu haben scheint. Die Cither kränzt er wieder — sein liebstes Kleinod! Er will sie mit Gold, den „schlanken Hals mit Perlen schmücken ꝛc.“ Nachdem er sich entfernt, zieht die Fürstin mit ihrem Jagdgefolge über das Theater.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro 4.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Januar 1826.

> Die Zukunft allein kann entscheiden, ob noch andere Hindernisse zurückbleiben, welche die Bewegung hemmen werden, die nun die Gesellschaft vorwärts treibt, oder ob die Wissenschaft in ihrem Laufe fortfahren wird, bis sie ihr leztes und endliches Hinderniß in den Gränzen des menschlichen Geistes erreicht.
>
> James Douglas.

Fragen über die Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ocean, durch die Landenge von Panama oder Darien.

Vom Freyherrn von Zach.

Um den oft und vielbesprochenen Entwurf dieser Verbindung auszuführen, haben sich neuerlich Aktiengesellschaften gebildet und wasserbaukundige Britten sind von diesen Gesellschaften beauftragt, alle die bedeutsamen Arbeiten vorzunehmen, welche vorerst noch erforderlich sind, um über die Thunlichkeit und Ausführbarkeit des Unternehmens zu entscheiden. Neben den physischen Schwierigkeiten des Werkes, worüber man jezt vermuthlich bald in's Klare kommen dürfte, gibt es dann aber noch andere schwierige Verhältnisse mehr, die von moralischer, politischer, ökonomischer und kommercieller Natur sind, und die gewürdigt zu werden verdienen.

Schon im Jahr 1559, unter der Regierung Philipps II., waren zwey verschiedene Vorschläge zum Behuf der Vereinbarung beyder Meere durch die Landenge gemacht worden. Der eine wollte den bis auf fünf Meilen von Panama schiffbaren Chagrefluß dafür gebrauchen; der andere dachte die Flüsse Chamaluzon und San Miguel in der Hudsonsbucht zu vereinbaren. Gegen das Ende der Regierung Karls III. hatte ein Franzose den Fluß San Juan, um die Vereinigung zu erzielen, vorgeschlagen, welcher aus dem Nicaragua-See entspringt, der vom stillen Ocean durch eine Landenge getrennt ist, die nicht über 12,000 Toisen beträgt und leicht zu durchgraben seyn müßte.

Eine Landverbindung zwischen beyden Meeren war bereits im Jahr 1515 angelegt worden; zum Behuf derselben und für den Transport der Erzeugnisse der Provinzen Peru und Chili von einer Seeküste zur andern ward damals das alte Panama erbaut. Diese Stadt aber wurde im Jahr 1673 durch den brittischen Commodor, Sir Henry Morgan, erobert, geplündert und verbrannt. Die Einwohner des zerstörten Ortes erbauten alsdann vier Meilen seitwärts eine neue Stadt, das gegenwärtige Panama, welches besser, schöner und prachtvoller ist als das alte. Diese an der Küste des stillen Oceans gelegene Stadt und Portobello ihr gegenüber an der Küste des atlantischen, waren die zwey Stapelplätze und Niederlagen für alle Reichthümer der neuen Welt, die von da nach dem Mutterlande, nach den Kolonien und anderwärts hingesandt werden sollten. Alljährlich trafen in Panama die mit Gold und Silber und den übrigen Erzeugnissen von Peru und Chili beladenen Flotten ein, und ihre Ladungen wurden zum Theil auf dem Rio de Chagre, zum Theil auf den Rücken von Maulthieren nach Nombre de Dios übergesezt, einem Seehafen, welcher als ungesund und unbequem später verlassen und hingegen im Jahr 1584 die Stadt Portobello im Golf von Mexiko erbaut ward, wo alsdann durch spanische Gallionen jene Waaren zur Ueberfahrt nach Europa abgeholt warden. Im Jahr 1591 ward auch diese Stadt

durch den brittischen Admiral Parker geplündert und im Jahr 1739 ließ der englische Admiral Vernon ihre Festungswerke zerstören, die später wieder hergestellt wurden.

Von der spanischen Regierung waren jedoch im Jahr 1740 andere Maßnahmen für den Waarentransport getroffen worden. Die Reichthümer von Peru wurden durch Umschiffung des Kap Horn aus dem Südmeer in den atlantischen Ocean gebracht. Es fand sich, daß diese Ueberfahrt kürzer, wohlfeiler und bequemer, auch in Kriegszeiten sicherer war. Von da an ward die Landfahrt durch die Enge von Darien aufgegeben und die Städte Neu-Panama sowohl als Portobello haben ihren vorigen Glanz, Reichthum und Wohlstand gutentheils verloren.

Der gewesene Minister der französischen Republik am Hofe von Madrid, Herr Bourgoing, hat in seinem gründlichen und reichhaltigen Werke über Spanien (Tableau de l'Espagne moderne. 4me edition. 3 Vol. avec atlas. Paris 1807.) noch andere Gründe mehr angegeben, um derenwillen Spanien niemals die Vereinbarung der beyden Meere würde zugelassen haben. Der scharfsinnige Franzose hat von der Sache in prophetischem Geiste gesprochen. „Wenn je, sagt Herr Bourgoing, dieser Entwurf ausgeführt wird, so geschieht es durch ein frey gewordenes Volk, das im ersten Jubel und Enthusiasmus über seine Befreyung ein solches Riesenwerk auszuführen im Stande seyn mag.“ Es wird sich nun zeigen, ob die Weissagung in Erfüllung geht. Herr Bourgoing hat eine zweyte hinzugefügt, die man für Satyre anzusehen versucht seyn könnte. Er sagt nämlich, die Bewohner einiger der nördlichsten Provinzen der vereinten Staaten von Amerika, diejenigen von Kentucky allenfalls, werden die ersten seyn, deren Frauen sich in chinesische und ostindische Stoffe kleiden und in ihren Salons Thee reichen mögen, ohne daß dieser und jene das Kap Horn umfahren und von fremden Völkern wären erkauft worden. Man darf glauben, Herr Bourgoing habe mit verdientem Spott die Langsamkeit, Schläfrigkeit und Sorglosigkeit gewisser europäischer Regierungen treffen wollen, die für große, umfassende und kühne Unternehmungen keine Empfänglichkeit haben, so daß andere, besonnenere und gewandtere, sich derselben zu bemächtigen Zeit finden und was jenen zu gut kommen sollte, diese sich allein nun zu Nutze machen.

Heut zu Tage und im Zustande, worin die Schifffahrtskunst sich befindet, ist die vorhin gefürchtete und übel berüchtigte Fahrt um's Kap Horn ein ganz gewöhnliches Geschäft geworden. Eine Menge Handelsschiffe aller seefahrenden Völker machen diese Fahrt alltäglich, ohne irgend eine Gefahr oder Mißgeschick. Was mag eine Kälte von drey Grad unter dem Gefrierpunkt bedeuten? Unsere Seefahrer in den nördlichen, im baltischen und weißen Meere, unsere Wallfischfahrer zumal, haben ganz andere Gefahren zu bestehen; auch braucht man ja im Winter das Kap Horn nicht zu umfahren. Andere haben nun vorgeschlagen, statt die Landenge von Darien zu durchstechen, und breite und tiefe Kanäle für große Fahrzeuge zu graben, vielmehr Eisenbahnen (Roylwais) anzulegen. Dann aber würde das Ein- und Aus-, das Hin- und Herladen an beyden Seeküsten fortbestehen. Dieß war in der Landenge von Suez auch der Fall. Sobald das Vorgebirg der guten Hoffnung entdeckt wurde, verzichtete man auf den Landweg, und die Kanäle von Nekos und Darius blieben unbeachtet.

Unter allen Fortschritten menschlicher Kunst und Wissenschaft sind wenige so erfreulich als diejenigen, welche die Schifffahrt zum wirklichen Zustand ihrer Vervollkommnung gehoben haben, wobey die Erdumseglung eine alltägliche Sache geworden ist, die uns so gefahrlos wie die Ueberfahrt der Straße von Calais erscheint. Ein brittischer Schriftsteller durfte wohl mit Recht sagen *): „To make the circuit of the world is a mere every day occurence.“ Welcher Unterschied und Abstich, wenn man die heutzutagigen gewagtesten Seefahrten mit denjenigen des abgeflossenen Jahrhunderts, der unglücklichen von Lord Anson z. B., vergleichen will! Nicht etwa blos Schiffe, die Staatseigenthum sind, und von denen anzunehmen seyn möchte, daß mehr Aufwand und Sorgfalt daran verwandt ward, sondern auch Handelsschiffe sind es, die diese Umseglungen ohne irgend ein Mißgeschick, sicher und schnell zu Stand bringen. Während wir dieß schreiben, läuft ein Kauffahrteyschiff von Liverpool, das den Namen Calcutta führt, unter Kapitän Strovan, im Hafen von Genua ein; es hat während einer Abwesenheit von zwanzig Monaten, von denen es sechs in den Hafen von Rio-Janeiro, Valparaiso, Callao, Batavia und Calcutta zubrachte, seine Erdumseglung vollendet, dabey keinen Mann verloren, keine Beschädigung und überhaupt auch kein zufälliges Ereigniß erlitten, wovon Erwähnung zu thun sich der Mühe lohnte.

Im Jahr 1799 hat die spanische Korvette San Ignacio de Loyola, Kapitän D. Jacinto de Sacia, innerhalb acht Monaten und eilf Tagen die Erde umsegelt. Von Passages war sie am 22sten Dezember 1798 abgefahren, zur Ueberfahrt nach Callao hatte sie nur 103 Tage bedurft; die Rückfahrt von Guayaquil nach Passages hatte sie in 111 Tagen am 18ten August 1799 vollendet. Viel ähnliche Beyspiele mehr könnten, wenn Zeit und Raum es gestatteten, erzählt werden.

*) The new monthly magazine and literary Journal, Nro. 35. Nov. 1823 mit der Aufschrift des Artikels: the good old times (S. 430.)

E d u a r d.

(Fortsetzung.)

Eines Abends hatte ich mich bey der Rückkehr von einem Spaziergange nicht sehr fern vom Schloß in dem Schatten eines Kastanienwäldchens niedergelassen; ich suchte mich zu fassen, ehe ich in den Salon träte, wo ich den Blicken des Marschalls zu begegnen hatte. Plötzlich erblickte ich Frau von Nevers, die auf mich zukam. Sie schritt langsam und in Träumereyen versenkt, deren Gegenstand zu seyn, ich zu glauben wagte; sie hatte ihren Hut in der Hand, ihr Haar lag auf ihren Schultern, ein leichtes Gewand umfloß sie, ihr niedlicher Fuß berührte das Moos so leicht, daß er keine Spur hinterließ — sie glich der Nymphe des Waldes. Mit Entzücken schaute ich sie an. Noch nie hatte es mich so mächtig zu ihr gezogen, die Verzweiflung, der ich mich den ganzen Tag überlassen, hatte die Gewalt der Leidenschaft in mir vermehrt. Sie kam mir näher; sobald ich ihre Stimme hörte, schien es mir, als werde ich wieder Herr meiner selbst. „Wo waren Sie den ganzen Tag? fragte sie, fürchten Sie nicht, daß mein Vater sich über diese langen Abwesenheiten wundert?" — „Was liegt daran! erwiederte ich, meine Abwesenheit wird bald ewig seyn." — „O Eduard, rief sie schmerzlich, halten Sie so Ihr Versprechen?" — „Ich weiß nicht mehr, was ich versprochen habe, aber das Leben ist mir verhaßt, ich habe keine Zukunft mehr, und erwarte keine Ruhe als im Tode. Warum sollte ich vor ihm erschrecken? er wird wohlthätiger seyn wie das Leben. Der Tod kennt keinen Rang, dort dürften Sie nicht erröthen, meinen Namen, so unbekannt er seyn mag, zu tragen; im Tode ist unser aller Namen gleich. Aber die Seele stirbt nicht, sie liebt über das Leben hinaus, sie liebt ewig. Warum könnten wir in jener Welt nicht vereint seyn?" — „Eduard, antwortete sie, wir werden es noch in dieser; ich habe mich entschlossen, die Ihrige zu seyn; Eduard, ich will Ihre Gattin werden. Ach, es ist ja eben sowohl zu meinem Glück als zu dem Ihren, daß ich es will. Allein versprechen Sie auch, daß Ihr Gesicht dann nicht mehr so blaß und entstellt seyn soll, wie seit einiger Zeit, versprechen Sie mir, daß Sie sich dem Leben, der Hoffnung wieder zuwenden wollen — daß Sie glücklich seyn wollen!" — „Nie, niemals! rief ich in Verzweiflung. Großer Gott! so muß ich, indem Sie mir den Inbegriff alles Glückes anbieten, der unglücklichste aller Menschen seyn! Sie sollten mein Weib seyn? ich sollte Sie erniedrigen? Sie zum Gegenstand der Verachtung machen? Sie Ihren glänzenden Rang gegen meine Nichtsbedeutenheit vertauschen lassen? Sie sollten meinen von Niemand genannten Namen tragen?" — „Was liegt daran, sagte sie, ich liebe ihn mehr wie alle Namen der Geschichte, ich werde mich durch ihn geehrt fühlen, es ist der Name dessen, den ich liebe. Eduard, opfern Sie mein Glück keinem falschen Zartgefühl auf." — „Sprechen Sie mir nicht von Glück, nicht von einem Glück, das Schmach im Gefolge hat. Sollte ich treulos an der Ehre, treulos an Herrn von Olonne seyn? ich könnte ja seinen Blick nicht mehr ertragen; schon jezt möchte ich mich seinen Augen verbergen — mit welchem gerechten Unwillen würde er dann mich überschütten. Schande — sie gleicht der Unmöglichkeit — um diesen Preis erkaufe ich nichts." — „Nun, Eduard, so müssen wir uns trennen." — Ich war wie vernichtet; „Sie wollen meinen Tod, rief ich, Sie haben recht, nur er kann Alles schlichten. Ja, ich gehe, ich werde Soldat, dazu bedarf es keiner Adelsprobe; ich suche den Tod. — O der Tod wird süß seyn! ich würde die Hand segnen, die mir ihn jezt gäbe." Ich blickte bey diesen abscheulichen Worten nicht auf Frau von Nevers — ach das Leben schien von ihr entflohen! bläß, erstarrt, unbeweglich, glaubte ich einen Augenblick sie sey dahin, und nun begriff ich, daß es noch andres Unglück gebe, als das, unter dem ich erlag. Zu ihren Füßen flehte ich um Verzeihung, ich nahm alles Gesagte zurück, ich schwor zu leben, um sie anzubeten, um ihr Freund, ihr Sklav, ihr Bruder zu seyn. Wir nannten uns bey allen süßen Namen, die uns erlaubt waren. „Komm, sagte sie, indem sie auf ihre Kniee niedersank, laß uns zusammen leben; laß uns Gott bitten, daß er uns lasse einander unschuldig lieben, unschuldig bis an das Ende unsers Lebens." Ich kniete neben sie und betete wohl eben so sehr zu diesem Engel, als zu Gott; sie war ein Strahl seines Geistes, sie war schön und rein wie ein Bewohner des Lichts. Wie hätte mich neben ihr ein strafbares Verlangen bewegen können? — aber fern von ihr war ich nur ein Mensch, ich wollte sie besitzen, oder sterben.

Nun begann zwischen uns der seltsamste Kampf. Sie wendete Alles an, um mich zur Heirath mit ihr zu bewegen, und ich versuchte, ihr zu beweisen, daß die Ehre mir dieses Glück, das ich mit meinem Blut hätte erkaufen mögen, auf ewig verbiete. Was sagte sie nicht Alles, um mich zur Annahme ihrer Hand zu bewegen! Das Opfer ihres Namens, ihres Ranges, koste ihr nichts, sagte sie, und ich war dessen sicher; bald machte sie mir das verführerische Bild unsers häuslichen Lebens, der seligen Beschränkung ländlicher Einsamkeit — und ich kannte die Einfalt ihres Gemüths, ich wußte, sie wäre glücklich gewesen, unter dem Dach einer kleinen Hütte, durch Unschuld und durch Liebe beglückt. Manchmal sagte sie: „es ist möglich, daß meine Liebe die gesellschaftlichen Uebereinkünfte beleidigt, aber sie verlezt kein göttliches Gesetz. Ich bin frey, Sie sind es auch — oder vielmehr, wir sind es keines von beyden. Gibt es wohl, Eduard, ein heiligeres Band wie die Neigung, die uns verbindet? Was könnten wir noch im Leben nützen, wenn wir nicht vereint wären?

könnten wir denn noch irgend einen Menschen glücklich machen?'' — Ich kann nicht beschreiben, was ich bey solchen Reden empfand! ich horchte auf sie wie auf Zaubermelodien, welche die Seele in Ruhe wiegen — ich horchte und antwortete nicht. Allein eben diese Worte konnten mich durch den seltsamsten Widerspruch in meinem Innern, in andern Augenblicken zur Verzweiflung bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Nov. 1825.

(Fortsetzung.)

Im zweyten Akt tritt der Palatin von Wilna auf, und erklärt sich gegen seinen Vertrauten bereit, das Aeußerste, sogar Gewalt zu versuchen, um die Fürstin zu besitzen. Nach der Verwandlung sieht man Cimburga auf einer Rasenbank liegen, sie ist noch ohnmächtig von dem Schrecken über ein ergrimmtes Raubthier, dem sie durch ihres Minstrels Hülfe kaum entgangen ist; vor ihr, in seligen Betrachtungen, steht dieser — der Ueberwinder des Bären. Als sie endlich nicht erwacht, sammelt er Blumen, hält sie ihr vor, und alsbald schlägt sie die Augen auf. Die folgende Scene übergeh' ich. Cimburga's Herz ist jezt in Gefahr, wie vorher ihr Leben. Der Vater tritt nun auf. Er bietet dem kühnen Minstrel Lohn und Ehren an. Dieser will nur Eins — ein Kleinod, einen Edelstein. Was — läßt sich leicht denken; und eben so, daß dieser Uebermuth dem Herzog sehr mißfällt. Der Minstrel behauptet unerschrocken sein Recht auf diese Herrin, und zum Zeichen dessen küßt er sie. Der Palatin, der sich unterdessen auch genähert, zieht sein Schwert. Der Minstrel greift nach seiner Cither — um sich zu vertheidigen — (dieß blieb bey der zweyten Aufführung weg, weil die Zuschauer diesen Zug mißverstanden). Die Prinzessin wirft sich dazwischen — unter großen Bewegungen schließt diese Abtheilung. Dritter Akt: Mondschein, Garten. Der Palatin ist entschlossen, Gewalt aufzubieten, um der Bewerbung eines fremden Fürsten zuvorzukommen, wenn Cimburga seine Liebe nicht erhört. Sie tritt auf. Eine Cither läßt sich hören, die ein Minnelied begleitet, dessen erste Strophe mit den Worten: „O Minne, Wundersonne!'' anhebt. Sie überläßt sich ihrer Schwärmerey. Der Palatin unterbricht sie. Er athmet Glut und Zärtlichkeit. Sie weist ihn ab; er zwingt sich noch zu süßen Worten, dann aber bricht er los, ergreift die Einsame und zieht sie fort. Hinter ihnen tritt der Minnesänger schnell herein, beyde kämpfen, der Entführer fällt. Es schmerzt ihn nur, durch die Hand eines Knechts zu fallen. Jener flüstert ihm seinen Namen zu, und nun ergibt er sich. Dieser Akt schließt mit dem Befehl des ergrimmten Herzogs, der den Minnesänger aus seinem Reich verbannt. Anfangs des vierten Aufzugs erzählt Cimburga ihren Traum — ungefähr so, wie im Gedicht. — Verwandlung. Festlicher Einzug nach einem Turnier. Ein fremder Ritter erhält aus Cimburga's Hand den ersten Dank — es ist der Minnesänger. Der Herzog erinnert ihn an den erhaltenen Befehl, er den Fürsten an den eben erst erhaltenen Preis. Gesandte treten ein, zu werben um die Fürstentochter für Ernst den Eisernen. Gewährung. Der Herzog fügt hinzu, sie möchten einen Frevler mit in ihre Heimath nehmen, um ihn der gerechten Strafe zu überliefern, da er sich erfrechte, die Lippen der fürstlichen Braut durch einen Kuß zu entehren. Ernst tritt nun hervor, öffnet das Visier, und der Abgesandte (Zinsendorf — geschichtlich) erkennt seinen Herrn, der vermuthlich das Herz der schönen Braut hat auf die Probe stellen wollen. Um der Sache eine feine Wendung zu verschaffen, erzählt er ein Abenteuer (ungefähr, wie im Gedicht, hier recitirt, was dort gesungen wird), kurz vor dem Ende unterbricht ihn Ernst mit den Worten: „Er schlang den Arm um ihren Leib, und zog sie an die Brust.'' Was nun folgt, kann Jeder leicht vermuthen. — Das Stück war gut besezt, alle bestrebten sich das Gelungenste zu leisten; in die Scene gesezt war es mit allem Glanz und mit der möglichsten Genauigkeit, das Haus war am ersten Abend überroll, doch hatte das Stück nur geringen Erfolg. Später wurden einige Abänderungen getroffen, und die zweyte Vorstellung fand etwas mehr Theilnahme. Was Gutes daran ist, geht aus dieser skizzirten Anzeige des Inhalts freylich nicht hervor. Ich wollte kein Urtheil fällen, welches zu weit führen würde. Die Bezeichnung: Minnespiel, mag den Hauptanstoß gegeben haben — There lies the rub! — worin doch eigentlich nichts Befremdenderes liegt, als das Befremden selbst. Die Handlung ist in demselben Sinn angelegt und durchgeführt. Es fehlt auch nicht an Wirkung, nur ist Manches in dieser Hinsicht, dem Zeiterforderniß gemäß, nicht vortheilhaft genug gestellt. Das Stück wird auch auf auswärtigen Bühnen bekannt werden, und Diejenigen, die Beruf oder Neigung dazu führt, mögen selbst entscheiden! —

Von der Gesellschaft adelicher Damen, zur Beförderung des Guten, wurde am Namenstag der Kaiserin und Königin auch in diesem Jahr eine, dem Institut und seinem Zweck entsprechende, feyerliche Handlung veranstaltet, und zehn verdiente, größtentheils hochbetagte Dienstboten, wovon einige gegen achtzig Jahre und darüber zählten, empfingen in der Wohnung der Vorsteherin dieser Gesellschaft die bestimmte Ehrenmedaille.

Auf dem Theater an der Wien wurde neu gegeben: König Stanislaus, Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen, von Lembert. Dieses Stück ist jedoch schon vor längerer Zeit auf einem andern Theater, jedoch nach einer andern Bearbeitung, aufgeführt, und hat überhaupt zu mehrern Nachbildungen und Uebertragungen Anlaß gegeben. Eine Oper vom Kapellmeister Stunz in Musik gesezt, und auch bereits auf diesem Theater aufgeführt, gründet sich auf denselben Gegenstand. Das Stück ist an sich komisch, und die hier gegebene Bearbeitung hat einen noch stärkeren Anstrich erhalten, der durch die Darstellung leicht an's Burleske streift, und leztere nahm theilweise diesen Charakter ziemlich entschieden an. Herr Carl war wieder der Stütz- und Strebepunkt des Ganzen, sehr lebendig, sehr durchgreifend, das Zusammenspiel leitend und lenkend; mir däucht aber doch, er thut überall des Guten noch zu viel, wenigstens im Betreff seines physischen Vortheiles. Er wird diese Anstrengungen schwerlich lange so fortsetzen können. — Als Nachspiel wurde aufgeführt: Der Schiffs-Kapitän, oder die Wette, Liederspiel von C. Blum. Wir kennen das Stück als Lustspiel schon, unter dem Titel: Welcher von Beyden, nach dem Französischen bearbeitet vom Herrn von Curländer, das auf dem Hoftheater immer glücklich dargestellt und günstig aufgenommen wurde. Dieß war das erste von dieser Gastgesellschaft gegebne Singspiel; erregte aber vor der Hand kein Verlangen nach Fortsetzungen dieser Art. Ein Sänger aus Prag, Hr. Wiedermann, gastierte in der Hauptrolle. Die Mittelstimme zeigte sich nicht angenehm, die Intonation unsicher und die musikalische Bildung schwach. Als Schauspieler erschien er nicht ausgezeichnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Januar 1826.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Goethe.

Hervorstechendste Züge Roms.

Von G. L. P. Sievers.

Die Wassermelonen.

Wir sind in der Mitte des August. Die Sonne ist untergegangen, die Einwohner, von ihrem Nachmittagsschlafe erwachend, öffnen die dreyfach *) und fast hermetisch verschlossenen Fenster, und die Straßen, bis dahin verödet, beleben sich wieder. Ich verlasse meine Wohnung und schlendere durch die Stadt, um frische Luft zu schöpfen. In der Nähe des Sciarraplatzes angekommen, bleibe ich erschrocken stehen. Was bedeuten die cirkelrunden, blutrothen Scheiben, welche treppenartig auf ein hohes Gerüst gepflanzt und von einer düster brennenden Oelfackel erleuchtet, von dort her durch die Dunkelheit scheinen? Ich glaube nach Konstantinopel, vor das Hauptthor des Serails versezt zu seyn, wo mich die abgeschlagenen, vom Blute triefenden Griechenköpfe angrinzen! Mein Entsetzen wird durch das Gebrüll einer Stentorkehle vermehrt, welche in unverständlichen Tönen vom Gerüste herab erschallt! Furchtsam wage ich es, näher zu treten; da vermehrt sich mein Grausen: denn deutlich sehe ich eine Menge Menschen vor dem Gerüste stehen, die rothen Köpfe zerfleischen und begierig die Stücke zum Munde führen. Meine Phantasie verwirrt sich; ich glaube nicht mehr in Konstantinopel, sondern zu Dongola (im Innern von Afrika) zu seyn, wo auf öffentlichem Markte Menschenfleisch verkauft wird. Ich will entfliehen, da werfe ich einen Kohlenbrenner zu Boden, der einen Sack mit Kohlen trägt. Ehe der Mann Zeit erhält, sich über den Vorfall zu erklären, drücke ich ihm ein Stück Geld in die Hand und bitte ihn um Verzeihung, die abgeschlagenen Menschenköpfe auf dem Gerüste zur Entschuldigung anführend. Er blickt, mitleidig die Achseln zuckend, auf den meinigen, sagt: „Queste non sono teste umane, mà teste di cocomeri. Avete capito?“ und geht seines Weges. Verwundert durch die Zähne murmelnd: „cocomeri,“ schreite ich auf die Köpfe zu und besehe sie beym Lichte: es sind wirklich cocomeri (Wassermelonen), in zwey gleiche Hälften geschnitten und auf dem Gerüste zur Schau ausgestellt! Beschämt setze ich mich gegenüber vor dem venetianischen Kaffeehaus nieder. Dießmal zieht die elegante Welt, welche hier zu Fuß und in Equipagen vorzugsweise im Sommer Abends versammelt ist, meine Aufmerksamkeit keineswegs auf sich; das Gerüst mit den Wassermelonen allein beschäftigt mich. Menschen aus allen Klassen stehen in dichten Haufen um dasselbe herum; nur von den höhern Ständen erblicke ich Niemand. Lezteren ist bis jezt wohl

*) Von außen durch das hölzerne Gitterfenster (persiana), dann durch das eigentliche Fenster und von innen durch die hölzerne Lade oder Klappe (scuro).

erlaubt gewesen, sich ein halbes Glas Eis für fünfzehn Pfennige in den Wagen bringen zu lassen; allein eine Viertel-Wassermelone haben sie darin noch nicht essen dürfen. Obgleich also der Adel fehlt, sieht man doch nur die Wohlhabenderen. Seht da den Kantz mit den silbernen Knöpfen in der Nankinjacke und den zwey Uhren im blendend weißen Pantalon, ein Winzer, Gärtner, Vetturinoknecht, oder was er sonst seyn mag. Sich und seiner Frau mit beyden Ellbogen Platz durch den Haufen machend, sagt er überlaut: „Lasciate dunque passar la mia sposa!“ Merkt euch: kein Römer hat eine Frau (moglie), sondern stets eine Gemahlin (sposa). Die Scudi in der Tasche klappern lassend, besieht er die Hälften der aufgeschichteten Melonen; der Verkäufer reicht ihm deren mehrere zur Ansicht dar. Die Nase rümpfend, sagt er: „Che robaccia,“ (schlechtes Zeug), und läßt sich die schönste, auf der obersten Stufe des Gerüstes aufgestellte, herabreichen. Nachdem sie vom Verkäufer mit dem großen hölzernen Melonenmesser in dünne, an der Schaale zusammenhängende Scheiben zerschnitten worden ist, nimmt er die eine, die sposa die andere Hälfte auf die Hand, und Beyde stellen sich in die Nähe der Oelfackel, um sehend und gesehen die Melone zu essen. Jezt nähern sich die birbaccioni (die römischen Lazzaroni), stellen sich, jedoch in weiten Kreisen, um die Essenden herum und zählen ihnen die Bissen in den Mund. Wer in seinem Leben keinen Appetit zu Wassermelonen gehabt hat, dem muß er kommen, wenn er den Appetit sieht, welchen die birbaccioni danach zeigen. Ihre Zunge schmelzt, die Lippen lecken, die Hände tappen in der Luft herum, die Finger bewegen sich krampfhaft, der Athem stockt und endlich erschallt ein dicker Seufzer. Die Stolzen unter ihnen entbehren standhaft; der Plebs erniedrigt sich, d. h. er wirft sich auf die Erde und sammelt die Kerne auf, um diese statt der Melone zu essen.

Nach dem Vetturino tritt ein Handwerker oder Künstler auf, d. h. ein solcher, dessen Frau den gewöhnlichen schwarzen Hut (bautta) trägt. Diese Klasse ist eben so häuslich (arbeiten sie doch im Hause!), als jene, welche im Freyen arbeiten, es nicht sind. Was Wunder, daß er keine aufgeschnittene, sondern eine ganze Melone kauft! Erstere, deren Güte jeder einsehen kann, sind bey weitem theurer, als die nicht aufgeschnittene, bey welcher der Käufer Gefahr läuft, eine von schlechter Gattung, oder eine nicht reife, oder gar eine faule, zu bekommen. Um lezterm Uebelstande vorzubeugen, fangen die Römer schon in frühester Jugend an, sich auf das Studium der Wassermelonen zu legen. Die Kunst, ihre Beschaffenheit zu untersuchen und die gute von der schlechten zu unterscheiden, besteht darin, sie nach allen Seiten zwischen die beyden hohlgemachten Hände zu drücken. Je nachdem sie dem Drucke widersteht, ist sie mehr oder minder gut. Auch werden Farbe, Stiel und Blume in Erwägung gezogen. Das Wassermelonendrücken ist nach Versicherung der Römer eine Kunst, in welcher es nur Wenige bis zur Vollkommenheit bringen. Kehren wir zu unserm Handwerker zurück. Er und die sposa treten zu dem Haufen der nicht aufgeschnittenen Melonen, welche neben dem Gerüste an der Erde liegen. Sie heben eine nach der andern auf und Beyde drücken. Nach vielen Versuchen stößt der Mann auf eine, welche ihm Probe zu halten scheint. Er reicht sie der Gemahlin, welche ihrerseits drückt, und der Meynung des Mannes ist. Beyde drücken noch einmal, und erkundigen sich dann nach dem Preise. Der Verkäufer sagt diesen; es wird gehandelt. Handeln ist ein verdrießliches Geschäft und verdrießliche Geschäfte erfordern Zeit. Somit dauert es lange, ehe sie bis auf einen halben bajocco einig werden. Dann drücken Beyde noch einmal, kaufen die Melone und tragen sie nach Hause.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eduard.

(Fortsetzung.)

Frau von Nevers that zuweilen, als wenn sie an meiner Liebe zweifle. „Sie lieben mich wenig, wenn nicht meine Zärtlichkeit Sie über die Verachtung der Welt zu trösten vermag.“ — „Zu Ihren Füßen, antwortete ich, kann ich Alles vergessen, Alles, außer die Schmach, außer dem Tadel, vor dem ich Sie nicht retten kann. Die Leiden des Lebens würden Sie, das weiß ich, in meinen Armen nicht treffen, allein Schimpf gleicht nicht andern Wunden, sein Stachel würde mein Herz durchbohren, ehe er das Ihre erreichte. Mit welchem Namen würde man unser Bündniß nicht verunehren! ich würde als ein niedriger Verführer, Sie als eine ausgeartete Tochter erscheinen. Nein! lassen Sie uns kein Glück mit Schande erkaufen! lassen Sie uns fortleben wie jezt, oder lassen Sie mich fliehen und sterben.“ Unsere Thränen vermischten sich, und so wurden diese Unterredungen immer beschlossen, und wie traurig sie waren, sie gossen doch immer einigen Trost, der aus der Liebe selbst hervorging, in unser Herz. Das unaussprechliche Glück, welches diese Leidenschaft schenkt, kann nur durch den Wankelmuth derer, die es besitzen, gestört werden, denn sie selbst ist mächtiger wie alles Unglück, das nicht von ihr selbst herbeygeführt wird.

Wir fühlten selbst die Nothwendigkeit, uns von diesen schmerzlichen Gedanken zu zerstreuen, einzig damit wir

Kraft sie zu ertragen gewännen. Wir versuchten zusammen zu lesen, unsere Aufmerksamkeit auf Gegenstände außer uns zu richten — aber unsre Phantasie, die ganz von unsrer Liebe hingenommen war, glich Tasso's bezaubertem Wald, in dem alle Wege zum Mittelpunkt zurückleiteten. Die Leidenschaft findet sich in Allem wieder, bezieht Alles auf sich. Fanden wir in unsrer Lektüre ein wahr ausgedrücktes Gefühl, so erinnerte es uns an das unsre, beschrieb sie eine reizende Gegend, so war es die, wohin wir zu entfliehen wünschten; in meinen Augen glich Frau von Nevers Miltons Eva an Reizen, Juliette an Zärtlichkeit und Emma an Hingebung. Wenn die Leidenschaft einerseits den Menschen zu jeder Schwachheit hinreißt, hebt sie ihn auf der andern zu allem, was groß, edel und erhaben ist, empor. Oft glaubten wir, des Höchsten fähig zu seyn, das erhabenste Ideal schien uns erreichbar, dann erinnerte ein Zug, ein Wort uns an die Schranken unsrer Lage, an die ewige Entsagung unsrer Liebe, und stieß mich aus dieser dichterischen Täuschung in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung. Dann tröstete mich Frau von Nevers; sie versuchte von Neuem, mich von der Möglichkeit einer Verbindung zwischen uns zu überzeugen, ein neuer Kampf begann zwischen uns und endigte wieder mit dem gleichen Schmerz und dem ähnlichen Troste.

Es waren nun seit Herrn von Olonne's Aufenthalt in Faverange sechs Monate verflossen, die lezten Herbsttage waren herbeygekommen, wie eines Abends, da man sich so eben zur Ruhe begeben wollte, ungewöhnlicher Lärm um das Schloß her laut wurde. Die Hunde bellten, die Gatter wurden aufgezogen, die Brücke niedergelassen, Posthörner, Pferdegewieher, Alles verkündete die Ankunft mehrerer Reisewagen. Ich blickte auf Frau von Nevers — dieselbe Ahnung machte uns Beyde erblassen; aber wir hatten nicht Zeit, uns unsre Gedanken mitzutheilen — die Thüre flog auf und der Herzog von L. nebst dem Prinzen Enrichemont traten ein. Ihre Erscheinung sagte Alles, denn der Marschall hatte erklärt, während seiner Verweisung keinen Besuch empfangen zu wollen, und wirklich waren nur einige alte Freunde, und diese nur auf kurze Zeit, nach Faverange gekommen. Die Zurückrufung des Marschalls fand wirklich Statt; der Herzog von L. verkündigte es ihm mit dem Anstand, der ihm immer eigen war, der Prinz Enrichemont brachte wieder alle die angemessenen Redensarten vor, die Frau von Nevers so abgeschmackt fand. Sie waren vorzüglich an die Herzogin gerichtet, die sie scherzend erwiederte, wodurch ihr Gespräch an Lebhaftigkeit gewann und mich alle die Qualen wieder empfinden ließ, die mir seit sechs Monaten erspart gewesen waren. Jezt fand ich sie nur noch bitterer durch das Andenken des Glückes, das ich genossen, allein im Besitz, wenigstens dieses Zaubers geselliger Liebenswürdigkeit, die nur ihr eigen war, gewesen zu seyn. Nun mußte ich ihn mit diesen Neuangekommenen theilen; und damit mir nichts abgehe, fand ich auch die verhaßte Höflichkeit wieder; — zeremoniös, von Seite des Prinzen, herzlich von der des Herzogs von L., aber beyde dazu geeignet, mir fühlbar zu machen, was sie wären und was ich.

Die Unterhaltung fiel bald auf Neuigkeiten aus Paris und Versailles; der Marschall war auf eine Menge Nachrichten begierig, die ihm seit langer Zeit Niemand hatte melden können, und ich litt unbeschreiblich, so fremd in einer Welt zu seyn, die fortan Frau von Nevers gänzlich angehören würde. Der Prinz erzählte, daß ihm die Königin gesagt habe: sie hoffe Frau von Nevers auf dem lezten Ball, den sie in Trianon geben werde, zu sehen. Der Herzog sprach von dem so eben beendeten Aufenthalt in Fontainebleau. Es war natürlich, daß Frau von Nevers sich für die Menschen, für die Gesellschaft, zu der sie gehörte, interessirte, allein diese Unterhaltung war von denen, die wir zusammen gehabt hatten, so verschieden, daß sie mir wie eine fremde Sprache vorkam, und es schmerzte mich tief in der Seele, die fremde Sprache so geläufig im Munde der Geliebten zu hören. Ach ich hatte vergessen, daß es ihre eigentliche war, und daß die süße Sprache der Liebe, die wir seit langer Zeit redeten, alles Andre in's Vergessen gebracht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Dezember. 1825.

Die so eben verflossene Woche war in kommerzieller Hinsicht eine der unglücklichsten, welche England seit dem lezten Jahrhunderte erschüttert haben, und die Auftritte und traurigen Folgen sind nur damit zu vergleichen, was im Jahre 1720 das sogenannte „Bersten der Südsee-Seifenblase“ herbeyführte. Damals hatte, wie wieder vor Kurzem, ein wahnsinniger Spekulationsgeist die Nation ergriffen; man stiftete, wie im vergangenen Sommer, Handelsvereine unter den abenteuerlichsten Benennungen, und den unzuverlässigsten Gründen, aber mit Leuten, nicht nur aus dem Kaufmannsstande, sondern auch vom Adel, den Rechtsgelehrten und der Geistlichkeit an der Spize, erhielten sie Zutrauen, und Kunstgriffe von der schändlichsten Art, trieben die Aktien zu unerhörten Preisen — bis sich plözlich die Augen der getäuschten Nation öffneten, und auf ein Mal ein jeder sich eben so begierig drängte, seine Aktien loszuwerden, als man vorher sich gedrängt, sie zu bekommen; und nun sanken die Preise bis auf nichts herab, und tausende mehr oder minder reiche Familien wurden zu Bettlern. Aber

troz dieser schrecklichen Warnung vor Augen gelang es dieses Jahr einem Haufen von Betrügern und betrogenen Betrügern, noch ein Mal die Nation in ein solches Unglück zu verwickeln. Es bildeten sich Handelsvereine ohne Zahl, jeder Tag brachte einen neuen Entwurf, reich zu werden, zum Vorschein, und es schien, als wenn es am Ende gar keine Armen mehr geben sollte. Bey vielen war das Falsche und Täuschende offenbar, bey anderen ließ sich der Betrug nicht für einen Augenblick verkennen, indem viele der Planmacher oft Direktoren in zwey oder mehreren Vereinen waren, deren gegenseitige Vortheile einander stracks entgegenliefen. Aber dennoch gelangen fast alle, wenigstens eine Zeit lang, und zum mindesten wußten sich die HH. Sekretäre, Aktuarien u. dgl. bezahlt zu machen. Dieß ging nun so lange fort als es gehen wollte; das Zutrauen in der Handelswelt war grenzenlos; von allen Seiten kam Geld herbey, die Bank von England vermehrte ihre Noten nur um ein Geringes, aber die Provinzialbanken, deren es an 800 gibt, vermehrten die ihrigen bey mehreren Millionen; noch mehr aber vermehrte sich das Umlaufsmittel durch Wechsel, so daß am Ende selbst die Bank von England zu vier Proc. diskontiren mußte. Dieser Umstand aber war eine neue Ermunterung zu Spekulationen: viele Banker nahmen bey der Nationalbank zu diesen niedrigen Zinsen Gelder auf, und liehen sie ihren Kunden auf Wechseln zu fünf Proc., und dieses nicht immer mit der größten Vorsicht. Nach einiger Zeit indessen ließ die Wuth für Gesellschaftsaktien etwas nach, und die Spekulanten warfen sich auf den Kolonialerzeugniß-Markt; man trieb die Preise von Zucker, Kaffee, Gewürzen, Baumwolle, Seide zu solchen Höhen, daß kein Fabrikant mehr kaufen konnte, und viele ihre Manufakturen einstellen mußten. Dieß war das Zeichen zur Rückwirkung: ein jeder wollte jezt verkaufen; die Preise der Kolonialwaaren fielen noch schneller als sie gestiegen waren, und mit ihnen die Preise der Aktien, von denen manche zulezt allen Werth verloren. Mehrere Häuser brachen; Schüchternheit und endlich Mißtrauen trat an die Stelle des Zutrauens; die Bank wollte für viele der ersten Häuser nicht mehr diskontiren, indem sich durch den Ueberfluß des Umlaufsmittels auch die Wechselkurse gegen England gewandt hätten; und endlich fing das Geld an eben so selten zu werden, als es vorher im Ueberfluß vorhanden gewesen; einige Provinzialbanken mußten ihre Bezahlungen einstellen. Diese Banken haben nämlich das Recht gegen baares Geld, das man bey ihnen niederlegt, oder auf Güter oder Wechsel Noten zu geben, die in ihrer Gegend Umlauf haben, aber immer bey Vorzeigung mit Gold oder Banknoten bezahlt werden müssen. Natürlich haben sie nicht immer so viele Baarschaft bey sich, und ein plözlicher Zudrang ihrer Gläubiger bringt sie zur Einstellung der Bezahlung und oft zum Bankerotte. Manche derselben machen ihre Noten auch bey Londoner Banquiers zahlbar, und dieser Umstand erregte auch gegen diese Mißtrauen, besonders bey denen, welche mit vielen Provinzialbanken in Verbindung stehen. Die hiesigen Banquiers dürfen keine Noten ausgeben, sie nehmen blos Gelder in Verwahrung, von denen sie keine Zinsen bezahlen, die man aber zu jeder Stunde wieder haben kann. Um aber Vortheil aus diesen Geldern zu ziehen, kaufen sie Staatsscheine dafür, oder leihen sie auf Hypotheken oder Wechsel, und behalten nur so viel bey sich, als sie im Durchschnitt für den Gebrauch ihrer Kunden für erforderlich halten. Von diesen Banquiers gibt es in London siebenzig; sie bestehen alle aus mehreren Theilhabern, meistentheils Leuten von fürstlichem Vermögen. Nun ward das Publikum auf ein Mal mißtrauisch gegen diese. Tausende liefen nach ihrem Gelde; manche Häuser hatten in wenigen Tagen 10 bis 120,000 Pfund auszubezahlen, und bestanden doch; aber alle waren nicht vorbereitet, und sechse mußten ihre Bezahlung einstellen. Dieß verursachte eine erschreckliche Erschütterung und Gährung, die viele Familien für den Augenblick brodlos macht, und andere vielleicht ganz zu Grunde richtet. Es fehlte überall an Geld, die Staatsscheine fielen, der Handel kam in's Stocken, und wenn es so fortgegangen wäre, es hätte nichts weniger als ein Staatsbankerott erfolgen müssen. Aber die Bank von England half auch wo sie konnte, und gab sogar wieder ein und zwey Pfund Noten aus, die sie lange eingezogen hatte, um die Stockung auf dem Lande zu heben, wo auch an vielen Orten die reichsten Bürger zur Unterstützung der Banken herbeygeeilt waren; die vornehmsten hiesigen Kaufleute traten zusammen, und erklärten ihr Zutrauen zu den Londoner Banquiers, von denen ein Haus seine Bezahlungen wieder angefangen, und Hr. Rothschild fing wieder an, Geld von Frankreich zurückzubringen. Alles dieses stellte das Zutrauen so weit wieder her, daß man das Schlimmste überstanden glaubt, und die Gährung sich zu legen anfängt.

Wien, Nov. 1825.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später wurde ein wunderliches Stück aufgeführt, nach einer Erzählung Walter Scotts, die Schwärmer (The Presbyterians), unter dem Titel: Schloß Torerood, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Der Verfaßer hat sich zwar genannt; es wird ihm jedoch ohne Zweifel wenig daran liegen, hier noch ein Mal genannt zu werden, da von diesem Produkt nichts Günstiges zu sagen ist. Ein ganz mißlungenes Theaterwerk. Der Vorhang steigt, der Vorhang fällt, und Niemand weiß wer Koch noch Kellner ist; Scenen folgen auf Scenen, ohne daß man einsehen lernt, warum sich's handelt, ob man gleich von einem Mord, von einem Flüchtling, auf dessen Kopf ein Preis steht, von den Whigs, von einem Mitschuldigen und dergleichen hört; nirgends aber fällt ein Strahl des Lichts, nirgends haftet das Interesse. Im Hintergrund der Bühne wird einige Mal ein Thor geöffnet, ein Trupp Reiter zieht vorüber, im lezten Akt endlich wird es lebendiger. Schloß Torerood ist in Gefahr. Allarm, ein Fenster wird eingeschlagen, eine Pistole knallt, ein Mann fällt, es ist der junge kühne Merton, das unglückliche Opfer seines Irrthums und der Andern. Eben jezt, da es ein wenig zu dämmern anfängt, wird plözlich wieder kalte, finstre Nacht. — Der Vorhang fällt. Die Werke des großen Unbekannten sind allerdings eine Lockspeise für die kleinen Unbekannten, die sich durch dramatische Produkte bekannt machen, oder ihren Seckel füllen wollen: sie glauben leichtes Spiel zu finden, die Materialien liegen bereit, das Gebälk ist fertig und gezimmert, es darf nur aufgerichtet und zusammengefügt werden, so steht das Gebäude da; der Stoff darf nur in Scenen und in Akte ein- und abgetheilt werden, so ist das Stück gemacht. Aber weit gefehlt! Es gehört eine andre Operation dazu; und wenn der Werkmeister die Handhabung nicht versteht, wenn er den Stoff nicht zu beherrschen weiß, so vernichtet er das vorhandene Beste, und es bleibt etwas übrig, gleich dem Caput mortuum im Schmelztiegel des Alchymisten, der Gold machen will, und das Seinige verpufft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 6.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Januar 1826.

So bleib uns dieser Wahn, der Wahrheit Hoffen,
Erhalte uns die kühnen Schranken offen,
Wo sich des Lebens schwere Rolle spielt!
Und wirst du hier auch um den Kranz betrogen,
Und ringst vergebens auf des Schicksals Wogen:
Giebt's nicht ein Jenseits, das der Geist erzielt?

Trummer.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Der Herzog von L., der nie lange bey einem Gegenstand verweilen konnte, kam auf Faverange zurück, war von allem, was er sah, entzückt, von dem Schlosse im Lichte des Mondes, der gothischen Treppe, vorzüglich von dem Saal, in dem wir uns befanden. Er bewunderte das alte Schnitzwerk, las die über den Waffen-Trophäen angebrachten Devisen und scherzte über Frau von Nevers, die man nur wie eine gefangene Prinzessin der Ritterzeit zu befreyen kam. Er fragte sie auch, ob sie in diesen sechs Monaten nicht viel Langeweile gehabt habe? „Nein, gar nicht, antwortete sie, ich war nie vergnügter, und ich bin gewiß, mein Vater geht ungern von Faverange fort.“ — „Gewiß, nahm Herr von Olonne das Wort, wird mir das Andenken der Zeit, die ich hier verlebte, immer werth bleiben. Es gibt zwey Arten glücklich zu seyn: entweder durch das Glück, was wir genießen, oder durch das, was wir Andern mittheilen; nun ist aber die Bemühung, physisches und moralisches Wohl um uns zu verbreiten, gewiß die Quelle des reinsten, dauerndsten Genusses. Gutes zu schaffen, und besonders solches, welches uns überlebt, ist gewiß ein Vergnügen, das uns niemals ermüdet.“ Diese Worte fielen mir auf das Sonderbarste auf. Sie erweckten mir einen neuen Gedanken. Herr von Olonne hätte also, wenn ich ihn seiner Tochter beraubte, noch eine Art glücklich zu seyn, aber mir, wenn ich Frau von Nevers verlor, mir blieb gar nichts übrig im Leben. Zukunft, Ruhe, ja die Tugend selbst — alles ward mir gleichgültig, selbst die Ehre, dieses Hirngespinnst, dem ich mich opferte, wurde mir — das fühlte ich — von ihr getrennt, fremd. Dann konnte nur noch der Tod mein Trost und mein Streben seyn. Alles, Alles war für mich dann dahin und die Welt eine Einöde; aber Herr von Olonne konnte noch Glück genießen, ohne seine Tochter, und dieser Gedanke war der gefährlichste Fallstrick, den man mir legen konnte.

Zwey Tage nach der Ankunft der beyden Freunde verließ der Marschall Faverange. Mit welchem Schmerz entriß ich mich dem Ort, wo Frau von Nevers mir ihre Liebe gestanden! Da ich erst einige Stunden nach ihr abreiste, benutzte ich diese, um Allem, was von ihr zurückblieb, ein zärtliches Lebewohl zu sagen; ich bemächtigte mich alles dessen, was sie vergessen hatte — es war ja das Einzige, was ich von ihr besitzen konnte, und in Zukunft mein einziger Trost. Ich wußte wohl, daß ich in Paris nicht so viel in ihrer Nähe seyn würde, wie in dieser Einsamkeit, wo Alles von ihrem Andenken sprach, ich wußte wohl, daß ich in Faverange die einzigen glücklichen Tage meines Lebens genossen hatte.

Bey meiner Ankunft im Hotel d'Olonne empfand ich den ersten Verdruß — Frau von Nevers war nicht zu Haus. Tief betrübt durchirrte ich die großen, menschenleeren Säle; die Erinnerung an den Tod meines Vaters erwachte in mir — ich weiß nicht, warum dieses Haus mir neues Unglück zu drohen schien. In meinem Zimmer fand ich

Frau von Nevers Bildniß als Kind wieder; sein Anblick gewährte mir einigen Trost, und ich betrachtete es, bis man mich zur Abendtafel abrief. Der Salon war voll Menschen, die Herzogin empfing sie mit ihrer gewohnten Anmuth, aber eine Wolke lag auf ihrer Stirn — doch bey meinem Anblick verschwand sie. O Zauber der Liebe! ich vergaß alle meine Leiden, ich war stolz auf den Beyfall, auf die Bewunderung, die ihr gezollt wurde; hätte ich ihr einen Zoll breit des Ranges, der mich auf ewig von ihr trennte, nehmen können, jezt hätte ich es nicht gewollt; in diesem Augenblick genoß ich mehr, sie von Allen gefeyert zu sehen, als ich sie zu besitzen mich sehnte. Ich war stolz berauscht für sie, was ich für mich nie hätte seyn können. Doch dieser Rausch verflog schnell, mein Kummer kehrte zurück, Alles schmerzte, verlezte mich; ich dachte mir die Ruhe so beglückend, welche ein vornehmer Stand gewähre, weil uns dann Niemand im Wege steht, wir überall unsers Platzes gewiß sind. — Dieses Unbehagen wäre unerträglich gewesen, hätte der noch mächtigere Gedanke an Frau von Nevers mir Zeit gelassen, mich ihm zu überlassen. Ich empfand diese Regungen der Eitelkeit nur, weil Alles, was mich herabsezte, mich von ihr entfernte — aber das war ja auch genug, um sie peinlich zu machen.

Ich nahm bey meiner Rückkehr von Faverange die Stelle in dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Besitz, welche Herr von Olonne mir verschafft, und die man aus Achtung für ihn mir aufbewahrt hatte. Die Arbeit war nicht lästig, und dennoch vernachlässigte ich sie. Die Leidenschaft macht zu jedem fortgesezten Fleiß unfähig, nur mühsam entfernen wir den einzigen Gedanken, der uns beglückt, und alles, was uns von ihm abzieht, scheint ein Raub an der Liebe. Allein diese Art von Geschäfte sind so leicht, daß man mir dennoch Zufriedenheit bezeigte, und ich alle Annehmlichkeiten meiner Stelle genoß. Sie gab mir Berührungspunkte mit allen interessanten Männern, die aus allen Theilen Europa's in Paris zusammenflossen, ich gewann nach und nach mehr Selbstständigkeit in der Gesellschaft, weil ich im Stande war, ihr hie und da kleine Dienste zu leisten. Meine Wohnung blieb im Hotel d'Olonne, dort brachte ich meine Tage zu, meine neue Lage hatte nichts in meinen Verhältnissen verändert, außer daß die Fremden, welche zu dem Marschall kamen, mich mehr kannten und verbindlicher und gütiger gegen mich waren.

Daß ich in Paris weniger in Frau von Nevers Gesellschaft seyn werde, hatte ich wohl vorausgesehen, allein daß es mir gar nicht mehr vergönnt war, sie allein zu sprechen, brachte mich zur Verzweiflung. Aus Furcht, Herrn von Olonne's Verdacht zu erregen, durfte ich sie nur selten in ihrem Zimmer besuchen, und der Salon war immer mit Menschen gefüllt. Sie mußte oft nach Versailles, zuweilen auf den ganzen Tag, und dann schien es mir, als könnte ich den Abend gar nicht erleben; jeder Augenblick fiel wie eine Bleylast auf mein Herz. Das Zimmer, das Haus, eine ruhige Stellung ward mir dann unerträglich, ich eilte nach Versailles — in die Stadt zu gehen durfte ich, aus Furcht von des Marschalls Leuten erkannt zu werden, nicht wagen, ich stieg bey irgend einem kleinen Gasthof der Vorstadt aus, und irrte auf den umliegenden Hügeln umher. Die laublosen Bäume des Gehölzes von St. Cyr und Satory schienen mir zu trauern wie mein Herz, ich blickte von diesen Höhen in die Prachtgebäude herab, die mir niemals Zutritt gestatteten. Ach ich hätte sie alle für einen ihrer Blicke gegeben! wäre ich der größte Herrscher der Erde gewesen, ich hätte meine Kronen zu ihren Füßen gelegt, denn der Mann ist glücklich, der das Weib, das er liebt, mit seinem Ruhm, seinem Namen, seinem Rang emporheben kann, der, wenn er sie an sein Herz drückt, sich bewußt ist, sie habe ihm Alles zu verdanken, er sey die Stütze ihrer Schwäche, der Schutz ihrer Unschuld sey er! Und ich hatte Der, die ich liebte, nichts anzubieten, als ein von Leidenschaft und Liebe zerfleischtes Herz. Lange blieb ich in diese schmerzlichen Betrachtungen vertieft; wenn der Abend niedersank, nahte ich mich dem Schlosse, ich irrte in den einsamen Gebüschen, die noch den großen Schatten Ludwigs XIV. zu erwarten scheinen: diese bezaubernde Pracht, von der Liebe geschaffen, mißfiel mir nicht, ihre jetzige Trauer und Einsamkeit stimmte zu meinem Gefühle. Wenn ich aber auf das Schloß blickte, welches den Abgott meiner Seele verschloß, verdoppelte sich mein Schmerz, ein unsichtbares Ungeheuer schien sie darin festzuhalten, meine Einbildungskraft konnte nichts ersinnen, um sie daraus zu entführen, und diese Unmöglichkeit trieb mich zur Verzweiflung. Dann fiel mir ein, was ich von dem englischen Gesandten gehört hatte. Ach wäre meinem Ehrgeize nur irgend eine Laufbahn offen gewesen! keine Hindernisse hätten mich erschreckt; ich hätte alles besiegt, alles erobert — die Liebe ist wie der Glaube und allmächtig wie er. Aber die Unmöglichkeit bricht die Kraft alles Lebens. Meine Träume entflohen vor ihr, und ihre furchtbare Stimme rief mir zu: „Du wirst nie, nie sie besitzen.“ Der Tod wäre süß gewesen gegen die Qualen, die dann mich bestürmten — in einem mitleidswerthen Zustande fuhr ich nach Paris zurück, und doch war er erträglicher als das unthätige Warten, in dem ich mich dort verzehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Nach dem Handwerker tritt ein Lastträger zu dem Gerüste. Er sucht die kleinste der nicht aufgeschnittenen Me-

lonen aus, drückt sie, und erkundigt sich nach dem Preise. Nachdem er mit dem Verkäufer einig geworden ist, bezahlt er, langt ein Brodmesser hervor und schneidet die Melone auf. Sie ist faul! Ich möchte Homer seyn, um, wie dieser, den Zorn des Achilles über den Verlust der Briseis, den Zorn des Lastträgers über den Verlust seiner fünf Bajocchi zu schildern! Seht (und ihr könnt es, troz der dunkel brennenden Oelfackel), wie ihm die Adern vor der Stirn anschwellen, wie die Sehnen des rechten Beins, auf welchem er lehnt, straff werden, wie der in den krummgebogenen Nacken versenkte Kopf auf einen Streich deutet, welchen er auszuführen gedenkt! Dieser läßt nicht auf sich warten: plözlich fliegen die beyden Hälften der Melone dem Verkäufer in's Antliz. Wie eine zerspringende Bombe nicht allein das erzielte Gebäude verwüstet, sondern auch rechts und links Verheerung anrichtet, so werden alle Umstehenden, besonders der Vetturino nebst der sposa, vom Safte der Melone überschüttet. Man will über den Lastträger herfallen. Dieser, den Canovaschen Damorenus gleichend, welcher im Begriff steht, dem Creugas den Todesstoß zu versetzen, hat schon beyde Fäuste geballt, um seinen Gegnern zuvorzukommen, reicht sie aber, geduldig, wie ein Kind, zweyen Carabinern (Gensd'armen) dar, welche herzutreten und ihm die Handschellen anlegen. Er wird nach der Wache gebracht. Ihr verwundert euch, daß der Goliath von Lastträger sich, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, von zwey kleinen Gensd'armen arretiren läßt? Jede Widersezlichkeit gegen die bewaffnete Macht wird hier mit einem Cavalletto *) von fünf-und-zwanzig bis fünfzig, sechszig, ja hundert Prügeln bestraft, eine Züchtigung, welche eben so entehrend als schmerzhaft ist.

Von fern steht ein junges, bildschönes, aber höchst zerlumptes Schuhflickersweib, einen Säugling an der Brust, mit zitternden Lippen und weit aus dem Kopfe hervorglozenden Augen die Melonen betrachtend. Sie scheint keinen andern Wunsch auf der Welt zu kennen, als einige Duzend herzhafte Bisse in eine Hälfte derselben zu thun. Ihr Mund ist schon aufgesperrt, die blendend weißen Zähne schon gefletscht (verzeiht mir den Ausdruck, ich weiß keinen andern zu finden). Ein Herr geht vorüber, steht still, und beobachtet das Weib. In ihren Blicken lesend, nähert er sich dem Melonenverkäufer, drückt ihm ein Stück Geld in die Hand, und deutet unvermerkt auf das Weib. Jener, den Wink verstehend, langt eine der schönsten Hälften vom Gerüste herunter, tritt zur Schuhflickerin und spricht: „Sora Mariuccia, magnate un pò di cocumero, per rinfrescarvi." Sora Mariuccia, einen verächtlichen Blick auf den Herrn werfend, dessen Zischeln mit dem Verkäufer ihr nicht entgangen ist, schlägt mit geballter Faust unter die Melone, daß diese weit in den Weg fliegt, und geht scheltend fort. Ihr fragt, was das sey, Grobheit, Impertinenz, Stolz oder Tugend? Ich antwortete, vielleicht alles vier auf einmal, oder vielmehr nur ein's, Gefühl der weiblichen Würde, welches sich durch das Benehmen des Herrn verlezt wähnt. Grübeln wir nicht weiter darüber nach, sondern halten uns an die Erscheinung, welcher, wäre sie auch nichts weiter, unsere Achtung gebührt. Nur recht viel dergleichen Schein, und die Wahrheit wird schon von selbst kommen.

Während der Zeit hat sich ein neuer Auftritt begeben. Kaum haben die Birbaccioni die Melone in den Weg fliegen sehen, als sie hinterher stürzen; der Verkäufer sucht ihnen zuvorzukommen. Darüber fallen sie alle zu Boden. Ein Faustkampf entsteht; die Melone wird in hundert Fezen zerrissen. Ein jeder der Birbaccioni erhascht einen davon und verzehrt ihn, von Ferne stehend, und den Verkäufer verhöhnend, auf der Faust.

Es ist jezt ungefähr eilf Uhr in der Nacht. Die Menschen haben sich verlaufen, die Melonen sind verkauft, die Oelfackel wird ausgelöscht, und das Gerüst bey Seite geschafft. Damit ist aber das Schauspiel noch nicht zu Ende. Die lezte Scene beginnt am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages. Dann versammeln sich die Straßenbuben auf dem Plaze, wo der Verkäufer gestanden, und suchen die Kerne auf. Diese werden nicht selten so theuer verkauft, daß der Bube jedes Stück mit einem Loche im Kopfe bezahlen muß.

Wer in Rom nicht die Jahreszeit der Wassermelonen begehen und nicht jeden Abend wenigstens eine Schnitte für einen halben Bajocho verzehren könnte, würde nicht zu leben glauben. Die Melonenzeit hebt um die Mitte des August an und dauert, so lange das Wetter heiß ist. Eine Eigenheit ist, daß diese Frucht am Tage von Niemand beachtet und nur Abends gegessen wird. Zu Anfang kostet die größte Gattung (oft von der Dicke eines mäßigen Kürbis) dreyßig, später zehn bis zwölf Bajocchi.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Cavalletto heißt zu Rom das Gerüst, auf welchem, krumm über einen Stuhl gelegt und Hände und Füße festgeschlossen, alle eines groben Polizeyvergehens überwiesenen Personen die ihnen zuerkannten Stockprügel bekommen. Bis zum Regierungsantritte des jezigen Papstes stand das Cavalletto permanent auf dem großen Markte (Piazza di Navona) aufgeschlagen und ward sogar Abends erleuchtet, damit man bey gewissen Fällen stehenden Fußes, ja sogar in der Nacht, Execution halten konnte. Lezteres geschah insbesondere an denjenigen Personen, welche sich während des Karnevals im Theater, oder an andern öffentlichen Orten Thätlichkeiten erlaubt hatten. Leo XII. hat das Cavalletto vom großen Markte wegnehmen lassen und verordnet, die Strafe jedesmal da zu vollziehen, wo das Vergehen Statt gefunden hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Nov. 1825.

Der Direktor des Odeontheaters, der an logische Schlüsse gewohnt ist, hatte gedacht, daß, da der Freyschütz bereits 120 Mal aufgeführt worden ist, die Preziosa desselben Komponisten ebenfalls vom Publikum recht gut müsse aufgenommen werden, und hatte daher nichts gespart, um die erste Vorstellung recht glänzend zu machen; es fand sich auch eine Menge von Zuhörern ein, aus Neugierde zu erfahren, ob Weber auch noch mehrere solche Stücke wie der Freyschütz komponirt habe. Mit der Ouvertüre ging es recht gut, mit den ersten Auftritten und Musikstücken auch noch; dann aber überfiel die Zuhörer die Langeweile bey den Gesprächen, die kein Ende hatten, und den Parisern läppisch schienen; es wurde gepocht und gepfiffen, zulezt wurde der Sturm allgemein, die Preziosa fiel gänzlich durch, wie seit lange kein Stück auf dieser Bühne durchgefallen war. Der Direktor, Hr. Bernard, kam hervor, und erzählte, ich weiß nicht warum, den Ausgang des Stückes, und was aus der Preziosa noch hätte werden sollen. Diese Mühe hätte er füglich sparen können; denn das Schicksal der Zigeunerinn lag Niemand am Herzen, und jedweder Pariser hätte wahrscheinlich die Nacht darauf sehr ruhig geschlafen, auch, wenn er das Ende des Romans oder Melodrams nicht aus Hrn. Bernard's Munde erfahren hätte. Ein Pariser Blatt erinnert sich bey dieser Gelegenheit der Anekdote eines Schauspielers in der Provinz, der zuweilen etwas zu viel trank, und ein Mal mitten in einem Trauerspiele ausrief: Um es kurz zu machen, du wirst dich erstechen, und für den Sohn des Königs anerkannt werden, ich gehe fort, und lege mich schlafen. Hr. Bernard meynte das Ding aber ganz ernsthaft, und da die schallenden Pfeifchen es nicht erlaubt hatten das Stück zu Ende zu spielen, so glaubte er es den Zuhörern für ihr Geld schuldig zu seyn, sie mit dem Ausgange der Zigeunerhistorie bekannt zu machen, wiewohl Niemand darum besorgt war. Er wagte es jedoch nicht, einen zweyten Versuch mit der Preziosa anzustellen, und die Zeitungen kündigten an, aus Achtung vor dem Publikum habe er das Stück zurückgezogen. Von eben diesen Zeitungen schrieben einige dem Texte, andre der Musik, noch andere beydem die Schuld des Durchfallens zu. Im Freyschützen wird glücklicherweise beynahe der ganze Text gesungen, und zwar genialisch gesungen; in der Preziosa hätte der Uebersetzer auch die langen und breiten Gespräche abkürzen oder ganz unterdrücken sollen, so wäre vielleicht die Partitur und das ganze Stück gerettet worden. Allein er hatte das Deutsche gewissenhaft übertragen; aus dem Deutschen getreu übersezte dramatische Unterredungen sind aber für Pariser unleidlich. Dazu kam, daß die Rolle der Preziosa gar nicht im Sinne des Stückes aufgefaßt worden war. Wahrscheinlich wird Hr. Bernard durch den übeln Erfolg seines Unternehmens scheu geworden und nun nicht so bereitwillig mehr seyn, deutsche Opern in's Französische zu übertragen. Nach der Preziosa sollte Spohrs Jessonda folgen; allein wird, was der Preziosa begegnet ist, nicht ein warnendes Beyspiel für die Jessonda seyn? Den Musikliebhabern ist es unangenehm, daß das löbliche Unternehmen Bernards, die besten, bisher in Frankreich wenig bekannten deutschen und italienischen neuen Opern auf die Bühne zu bringen, dadurch in Stocken geräth. Für italienische Opernmusik hat man freylich anderntheils gesorgt, indem jezt die italienische Oper in Paris auf einen so glänzenden Fuß gesezt worden ist, wie sie es noch nie war. Sie hat Rossini zum Musikdirektor, Dem. Pasta und Dem. Fodor zu Hauptsängerinnen, und ein von Gold und Malerey strozender Saal ist eben für sie eröffnet worden, der an Pracht und Eleganz wenige seines Gleichen hat. Dieser Saal sollte am Namensfeste des Königs, den 4. November, fertig seyn, und es war Tag und Nacht daran gearbeitet worden. Am Ende Oktobers sah es spät des Abends sonderbar aus, die Arbeiter beym Lampenscheine auf den Gerüsten die Säulen der Façade bearbeiten, und um Mitternacht noch an der Architektur poliren zu sehen; so etwas hat, glaube ich, nur zu Paris statt, wo die nationale Lebhaftigkeit und Ungeduld an bestimmten Tagen mit allem fertig seyn will, besonders mit Schauspielhäusern, die hier äußerst schnell vollendet werden. Mit nüzlichen Anstalten geht es nicht so schnell, sondern mit diesen wird so wohl gezögert wie anderswo; die Börse liefert einen Beweis davon; an derselben bauet man bereits seit fünfzehn Jahren, und dennoch ist sie nicht fertig. Freylich wird dieß Gebäude grundfester und prächtiger werden, als ein Opernhaus; indessen sind fünfzehn Jahre doch auch eine hübsche Zeit, besonders wenn der Handelsstand jährlich zum Bau beysteuern muß. Zwar sind bey dem lezten Namensfeste des Königs pomphafte Reden in dem Börsegebäude gehalten worden; allein mit dem Reden wird nicht viel gefördert, und bis jezt ist bloß das Handelsgericht dort eingesezt worden. Zwar fehlt an dem Aeußern nichts mehr, allein das Innere soll noch, an den Decken wenigstens, bemalt werden, und dazu gehört Zeit. Die neue Börse steht da wie ein athenischer Theseustempel, mit einem Säulengange rings umher, auf dem ein erhabenes Gesimse ruht; dieses Gesimse verbirgt größtentheils das Dach; Fenster sind nur in geringer Anzahl in dem Säulengange angebracht worden; in einigen Sälen muß das Licht von oben herabkommen. Die antike Form der Gebäude ist gewiß die schönste und kunstgemäßeste; allein sie war dem Klima angemessen, bey uns ist sie es nicht; in den Südländern hat man immer Tageslicht genug in den Gebäuden, und sucht nur das heiße Sonnenlicht abzuwehren; dazu ist ein, mit einem Säulengange umgebenes und wenig Fenster habendes Gebäude sehr tauglich; allein in den nördlicheren Gegenden sucht man das Tageslicht, und je mehr Fenster, desto heller und bequemer das Innere. Für den Anblick ist also die neue Börse vortrefflich; allein für den Gebrauch wäre es vielleicht besser gewesen, wenn man nach den Bedürfnissen des hiesigen Klima's und der hiesigen Lebensart gebauet hätte; mit den Gebäuden geht es wie mit andern Dingen; der Eleganz wird die Bequemlichkeit aufgeopfert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 313.

Zahnschmerz.

Meine Erste lebt dem Hoffen,
Ist vor allen hochbeglückt;
Steht ihr nun der Tempel offen,
Ist's die Zwote, die sie schmückt;
Ros' und Veilchen ziert das Ganze
Mit dem wundermilden Glanze.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro 7.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 9. Januar 1826.

Wie Leib und Seele
Sich so verschieden fügt!
Die eine liegt
In Moderhöhle,
Die andre wie ein Engel fliegt!

Herder.

Spanische Romanze.

In dem schauerlichen Thale,
Das von Fels umrungen war,
Sah ich, schwarzer Fahne folgend,
Eine dunkle Reiterschaar,
Die in lange Trauerkleider
Gänzlich eingehüllet war.
Durch ein Felsthor drängte schweigend
Sich die schwarze, grause Schaar
Und bezog nun still ein Lager,
Wo das Thal am engsten war.
Und in einem der Gezelte
Sah ich eine Todtenbahr'
Und in dieser lag ein Mädchen,
Weiße Rosen in dem Haar.
Dieses Mädchen, jüngst gestorben,
— Wie man sagt — aus Liebe war,
Und ihr Antlitz war so schöne,
Und so lieblich, und so klar.
Drauf — vom Herold dieser Reiter
Laut ein Bann verkündet war:
Daß da keiner solle wagen,
Der geheimnißvollen Bahr,
Am Begräbnißtag zu nahen,
Der nicht selbst verliebet war.

M. F.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Die schönen Weiberköpfe.

Mögen andere von der weiblichen Schönheit sprechen, wie Metastasio vom Phönix: Come l'araba fenice, che vi sia, ciascun lo dice, dove sia, nessun lo sa. Ich habe, wenigstens einen Theil derselben, gefunden; dieß sind die Köpfe der römischen Frauen. Sollte es, abgesehen von dem metaphysischen Theile der weiblichen Schönheit, nicht einen rein positiven, körperlichen Grundsatz geben, nach welchem man sie bestimmen könnte? Mich dünkt, allerdings. Dieser Grundsatz ist nicht neu, sondern vielmehr ziemlich alt: es ist die längst bekannte Wellenlinie, oder (wie ich es, zu besserer Verständlichkeit, lieber nennen möchte) die länglich-runde Form. In Allem, was die Natur geschaffen hat, läßt sich diese Form wahrnehmen. Selbst unsrer Erde ist sie einigermaßen eigen. Wenn wir sie an Sonne und Mond nicht bemerken, so folgt daraus, daß diese nach einem andern Prinzipe geschaffen sind, und hieraus wieder, daß daselbst vermuthlich eine andere Schönheit herrscht, nämlich die cirkelrunde Form. Darüber werden wir wohl nächstens, vom Monde wenigstens, nähere Auskunft erhalten, wann die perspektivische Bekanntschaft, welche wir mit demselben unterhalten, noch etwas enger wird geknüpft worden seyn.

Komme ich auf die Köpfe der Römerinnen zurück. Die Schönheit derselben ist so auffallend, daß es mich

Wunder nimmt, wie bis jezt, so viel mir bewußt ist, noch kein Reisender darauf hingedeutet hat. Worin die Eigenthümlichkeit derselben besteht, läßt sich, ohne Zeichnung, mit Worten nicht wohl beschreiben. Wer Gelegenheit hat, ein älteres Kupferwerk einzusehen, in welchem Abbildungen der Peterskirche und der vornehmsten in ihr befindlichen Bildhauereyen enthalten sind, suche darin das Grabmahl Paul III. auf, nach Michel Angelo's Zeichnung von Giacomo della Porta verfertigt. Der Kopf an der Statue der Gerechtigkeit ist, nach meiner Meynung, die treueste Kopie eines schönen römischen weiblichen Kopfs, welche es geben kann. Ob diese Statue, welche ursprünglich nackt war, auch in ihren übrigen Formen der Schönheit des Kopfes entsprochen hat, läßt sich jezt nicht mehr bestimmen, denn man hat sie von Bernini mit einem bronzenen Gewande, marmorartig angestrichen, bekleiden lassen. Sonderbar, daß sich auch hier Michel Angelo's Liebe für das Nackte zeigt, von welcher er besonders auf seinem jüngsten Gerichte Beweise gegeben hat! Vielleicht meynte er, es könne eine nackte Gerechtigkeit existiren, da es eine nackte Wahrheit gebe. Um einem oder dem andern Leser, der vielleicht noch einstens Rom besuchen dürfte, das Auffinden der Statue zu erleichtern, merke ich an, daß das besagte Grabmahl unmittelbar neben dem großen Altare dem Betrachtenden zur linken Hand steht.

Wenn es darauf ankäme, die Merkmale dieser Kopfbildung mit Worten kennbar zu machen, würde ich es auf folgende Art thun. Die vier spitzen Winkel (des Kinnes, der Nase, der Stirn und des Hinterkopfs), welche den Kopf des übrigen europäischen Frauengeschlechts entstellen, runden sich an der Römerin dermaßen ab, daß ihr Haupt vom Kinne und dem Genicke an in eine elliptisch-sphärische, d. h. länglich-runde Form ausläuft, welche oben, ohne einen Kegel zu bilden, vielmehr sanft abgedacht ist. Mögen es die römischen weiblichen Schädel mit Gall ausmachen: die Protuberanzen nach oben zu fehlen ihnen.

Daß die Kopfbildung der Römerinnen, troß ihrer Regelmäßigkeit, unvollkommen seyn würde, wenn ihr die schönste Zierde, die Haare, nicht entspräche, versteht sich. So kömmt es, daß es wahrscheinlich auf der Erde keinen dickern, glänzendern und längeren Haarwuchs gibt, als auf dem Haupte der hiesigen Frauen. Was ein solcher Kopf, mit solchen Haaren, in nachlässige Flechten aufgesteckt, sagen will, davon kann niemand urtheilen, als wer ihn mit eigenen Augen gesehen hat.

Man wird fragen, welches die Ursache einer so sonderbaren, vor allen andern ausgezeichneten Kopfgestaltung sey? Statt darauf zu antworten, könnte ich mich hinter die gewöhnlichen Phrasen von Unerklärbarkeit der Natur, von ihren Kapricen, ihren Spielarten u. s. w. verstecken und würde nichtsdestoweniger, hätte ich mich sonst (denn darauf kömmt alles an) dafür ausgegeben, für einen philosophischen Naturhistoriker troß dem besten gelten. Es ist meine Absicht nicht, so leichten Kaufs davon zu kommen; ich will vielmehr versuchen, jene Kopfbildung einmal, den Materialisten zu liebe, aus einer physischen, und dann, der psychischen wegen, aus einer moralischen Ursache erklären. Wer zweifelt daran, daß eine von Jugend auf nach vorn gebückte Kopfhaltung jene Art von hervorragender Stirn erzeugt, welche ich die wassersüchtige nennen möchte, und welche in Folge des neblichten Klima's, oder der düstern Gemüthsstimmung in den übrigen europäischen Ländern die vorherrschende ist? Die Römerinnen, zur Zeit noch die harmlosesten, unhäuslichsten, also unbesorgtesten und natürlichsten Geschöpfe von der Welt, ohnedem im reinsten europäischen Klima lebend, gehen nicht mit zur Erde gebückter Stirn, sondern werfen vielmehr den Kopf nach hinten zu. Dieser Haupthaltung, in der Regel allen Römerinnen, vornehmen und geringen, eigen, liegt außer ihrer physischen Ursache noch eine moralische, die Erinnerung nämlich an die Vergangenheit zum Grunde. Wo wäre in dieser Hinsicht ein Volk, dessen weibliche Hälfte die Nase höher tragen dürfte, als eben die Römerinnen? Ohne Spaß: ich glaube wirklich, daß die Eigenthümlichkeit dieser Bildung aus der stets erhabenen, rückwärts gebogenen Stellung des Kopfes entsteht. Was Gall für eine primitive Form der Stirn, bedingt durch die Quantität der, dem Menschen mitzetheilten, moralischen Anlagen genommen hat, möchte nichts als die Folge der physischen Haltung des Kopfes seyn: ein Mensch, der stets, besonders in der Jugend, mit nach vorn gebückter Stirn gearbeitet hat, wird einen voluminösen Vorkopf, ein anderer, welcher von seiner Lebensweise genöthigt worden ist, in die Höhe zu sehen, eine elliptisch zulaufende Stirn bekommen. Ob sich in der leztern weniger Verstand befindet als im erstern, mögen Cranologen entscheiden; ich für meinen Theil will nur bemerken, daß es das römische weibliche Geschlecht an einem gewissen gediegenen Scharfsinne (nicht dem sogenannten französischen Zungenwiße, von welchem sie nichts wissen) allen andern civilisirten Frauen Europa's zuvorthut.

(Die Fortsetzung folgt.)

E d u a r d.

(Fortsetzung.)

Mein Zustand ward bald ein Schwanken zwischen Verzweiflung und Verrücktseyn; mein Aeußeres mußte ihn, troß dem Zwang, den ich mir aufzulegen noch bemüht war, verrathen, und Frau von Nevers bezeigte mir ohne Hehl ihre Sorge und ihren Schmerz. Vergebens war sie meine

Leiden zu lindern bemüht; ihre sinnreiche Zärtlichkeit bewies mir, daß sie mich allen Andern vorzog. Glänzend und von Bewunderung umgeben, verachtete sie alle diese Huldigung und fand Mittel, mir jeden Augenblick zu beweisen, daß sie meine Liebe der Anbetung der ganzen Welt vorziehe. Leidenschaftliche Dankbarkeit schloß sich noch meinen Gefühlen an, und sie alle vereinigten sich in ihr. Hätte ich ihr mein Leben geben, hätte ich für sie sterben können — aber ich konnte nichts! sie schenkte mir den unermeßlichen Schatz ihrer Liebe, und ich hatte nichts, gar nichts ihr dagegen zu bieten.

Der Zwang, den ich mir täglich auflegen mußte, ward mir unleidlich! nur die Furcht, Frau von Nevers in Verlegenheit zu bringen, konnte bey mir einige Selbstherrschaft erhalten, aber wie wenig sie zureichte, erfuhr ich nur zu bald.

Ich bemerkte seit einiger Zeit, daß ich das Wohlwollen, welches der Prinz Enrichemont und der Herzog von L. mir bis dahin bezeigten, gänzlich verloren hatte; der erste behandelte mich mit einer Kälte, die bis zur Verachtung ging, der Herzog mit einer Art Ironie, die weder seinem Charakter, noch seinem gewöhnlichen Betragen entsprach. Wäre ich weniger von einer einzigen Idee beherrscht gewesen, würde ich es früher wahrgenommen haben; aber der Marschall bezeigte mir fortwährend die gleiche Güte, das gleiche Vertrauen, und es dünkte mir, als habe ich nur ihn zu fürchten, als wenn ich, so lange er meine Neigung zu Frau von Nevers nicht muthmaßte, in Sicherheit wäre. Das Betragen jener beyden Herren beleidigte mich also, ohne mir Aufschluß zu geben; den Prinzen hatte ich nie geliebt, es war mir nicht gelegen, ihn zu hassen; eifersüchtig machte er mich nicht, denn ich wußte, daß Frau von Nevers ihn nie heirathen werde, aber dennoch beneidete ich ihn, daß er es wagte, um sie zu werben, und daß er das Recht dazu hatte. Ich vergalt die Trockenheit und Galle, mit der er mich behandelte, mit Wucher, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, in seiner Gegenwart die Fehler oder die Lächerlichkeiten, deren man ihn beschuldigen konnte, zu verspotten, oder Eigenschaften, die ihm fehlten, auf das Uebertriebenste zu erheben.

Einstmals ging der Marschall nach Versailles zur Abendtafel und nahm sich vor, die Nacht dort zu verbleiben. Die Herzogin, welche ihn hatte begleiten sollen, war unpäßlich, sie verbot ihre Thüre, blieb in ihrem Kabinet und der Abbé und ich leisteten ihr Gesellschaft. Nie hatte ich sie so schön gesehen als in diesem nachlässigen Putz, halb auf dem Sopha ausgestreckt, von ihrer Unpäßlichkeit etwas blaß. — Ich las ihr einen neuen Roman vor, in dem einige Situationen nur zu viel Aehnlichkeit mit unserm Schicksal hatten; wir weinten Beyde; der Abbé schlief ein; um zehn Uhr wachte er auf und mein Herz klopfte vor Entzücken, wie er, sich hinwegbegebend, uns allein ließ. Wie wenig waren wir gegen dieses gefährliche Alleinseyn gewaffnet! „Eduard, sagte sie, ich muß Sie schelten. Was bedeuten diese beständigen Zwiste mit dem Prinzen Enrichemont? gestern sagten Sie ihm die anzüglichsten, spitzigsten Reden.“ — „Nehmen Sie ihn in Schutz? freylich hasse ich ihn, er wirbt um Sie, und das kann ich ihm nicht verzeihen.“ — „Ich rathe Ihnen, auf den eifersüchtig zu seyn, rief sie, ich verweigre ihm, was Sie nicht annehmen wollen — — —“ — „O machen Sie mich zum Herrn der Welt und ich werde Sie knieend bitten, die Meinige zu werden.“ — „Sie wollen von mir das nicht annehmen, was Sie mir bieten möchten, sagte sie, doch rechnet so die Liebe? besitzt sie nicht Alles in Gemeinschaft?“ — „Gewiß, erwiederte ich, allein nur wenn man Eines dem Andern gehört, wenn man nur ein Herz, eine Seele ist, findet diese Gemeinschaft statt.“ — „Wenn Sie liebten wie ich, wie wenig würde es Ihnen kosten, Alles was uns trennt, zu vergessen.“ — Ich warf mich ihr zu Füßen, und nun begann der Streit noch einmal, mit dem wir in Faverange schon so oft unsere Herzen zerrissen hatten. „Sie tödten mich, rief ich endlich, aber gut, hören Sie mich an, antworten Sie mir: das Opfer, was ich bringen soll, ist das meiner Ehre; würden Sie denn zu einem gleichen geneigt seyn? — sagen Sie, würden Sie die Ihrige meiner Ruhe — ja meinem Leben darbringen?“ — „Sie verstand mich nur zu gut; „Eduard, sagte sie mit bebender Stimme, sind Sie es, der das sagt?“ — Ich sprang auf und warf mich an das fernste Ende des Zimmers auf einen Stuhl, es war mir als müsse ich sterben, diese ernste Stimme hatte mein Herz wie ein Dolchstich durchbohrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Nov. 1825.

(Fortsetzung.)

In dem italienischen Opernhause hat man Eleganz und Bequemlichkeit zu vereinigen gesucht. Das Haus ist eben nicht neu, sondern stand schon lange da unter dem Namen Théâtre favart; war aber ein Privateigenthum; unter Mad. Catalani's Leitung hat die italienische Truppe dort auch schon gespielt. Dieses Haus ist dann von dem Ministerium des königl. Hofhalts angekauft, und da es nicht schön genug schien, inwendig bedeutend verändert worden. Erstlich ist aus dem länglichten Saal ein Zirkel geworden; die Gallerien sind weggefallen, und dafür nichts als Logen angebracht oder beybehalten worden. Die Decke des Saals ist ein schöner Zirkel, wo aus dem Mittelpunkte zwölf Thyrse sich nach den verschiedenen Punkten des Umfangs

richten; in den Zwischenräumen sind Tempelchen angebracht mit den Namen berühmter alter Dichter. Die Lovrie sind in erhabener, stark vergoldeter Arbeit; überhaupt ist das Gold in diesem Saale fast bis zur Verschwendung angebracht. Vor den untern Logen sind kleine antike Gruppen, weiß, auf grünlichem Grunde, nach Art der Kameen oder Pasten gemalt, die aber doch nicht alle recht antik aussehen. In einem pomphaften Aufsaze über den neuen Saal, im Moniteur, worin Alles gelobt wird, vom Größten an bis zum Kleinsten, heißt es: da die Herren im Parterre keine Conversations hätten, wie die Damen in den Logen, so seyen die Malereyen weislich angebracht, um in der Zwischenzeit der Aufzüge ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Allein die Herren haben etwas Besseres zu beschauen, in einem, von so glänzender Gesellschaft besuchten Schauspielhause, und die alten Genien werden höchstens nur einiger Seitenblicke gewürdigt werden. Indessen sind diese Malereyen, die Kameen sowohl als die Arabesken, beydes nach herkulanischen Mustern gebildet, wie es heißt, doch eine schöne Zierde des Saals. Freylich muß das Publikum für alle diese Kostbarkeit auch bezahlen; denn die Preise sind erhöht und denjenigen der großen französischen Oper gleichgesezt worden, so daß die italienische Oper jezt ungefähr gerade so ein Gegenstand des Luxus ist, wie die italienische Oper zu London. Zuvor war es nicht so; sie war sonst eine Privatunternehmung, die blos Unterstüzung von der Regierung erhielt, in einem großen Hause spielte, und den Musikliebhabern nicht mehr kostete, wie die gewöhnlichen Schauspiele. Durch alle die Pracht, womit sie umgeben worden ist, seitdem das Ministerium des königlichen Hofhalts sie mit der großen Oper verbunden hat, durch das Verkleinern des Saals und das Erhöhen der Eintrittspreise, ist dieser Genuß dem großen Publikum entzogen worden, und kann nur begüterten Familien zu Theil werden, woran es freylich in Paris nicht fehlt, und für deren Befriedigung hier allerdings auf's Beste gesorgt worden ist. Der Aufmerksamkeit des Publikums ist indessen die bedeutende Veränderung nicht entgangen, und mehrere Zeitungen haben über die aristokratische Tendenz des Ministeriums des königlichen Hofhalts geklagt. In so weit haben sie recht, daß dem großen Publikum wirklich ein Genuß entzogen worden ist. Andrerseits ist es aber auch wahr, daß bey den bedeutenden Kosten einer italienischen Oper das gewöhnliche Publikum nicht hinlänglich beysteuerte, und daß man also die Oper hat so einrichten müssen, daß sie für die Reichern ein Versammlungsort werde, und ihre Erwartungen auf's Beste befriedige. Die reichere Klasse bezahlt ihre Vergnügungen gern theuer, wenn sie nur Alles ihren Wünschen angemessen findet. Diese Klasse besteht aber in Paris nicht blos, wie in einigen andern Hauptstädten, aus dem Adel, sondern auch aus vielen Familien, welche ihren Reichthum ihrem Gewerbfleiße, ihren Unternehmungen verdanken. Solcher Familien gibt es, besonders seit der Zerstörung der alten Vorrechte des Erbadels, eine große Menge; und bey dem jezigen Unternehmungsgeiste während des Friedens, und bey den sich beständig erweiternden Handelsaussichten wird der Fleiß so reichlich belohnt, daß manche Familien sich in wenig Jahren ein bedeutendes Vermögen erwerben. Der Adel spielt daher nur bey Hofe die erste Rolle; in der Stadt kann er sich kaum mit dem Handelsstande, oder mit den unternehmenden Familien messen. Daher auch das Journal de commerce neulich behauptete, die Zeit des Geburtsadels sey vorbey, und der Zeitgeist habe einen neuen Adel hervorgebracht, der seinen Glanz einzig seinem Fleiße verdanke; und so ist es in Frankreich auch wirklich. So viele Mühe sich die Ultrablätter geben, den Erbadel wieder hervorzuheben, und so reichlich derselbe auch mit einträglichen Stellen und Ehrenbezeigungen beschenkt wird, so sieht man doch überall, wo Talent, großartige Ansichten, tiefe Einsichten erfordert werden, immer die durch ihren Fleiß reich gewordene Klasse hervorstehen. An Freysinn, Aufklärung, Vaterlandsliebe thut sie es unstreitig dem alten Adel zuvor, und überall, wo nüzliche Anstalten zu befördern sind, tritt sie zuerst hervor, und gibt den Ton an. Dadurch soll keineswegs gesagt werden, daß es nicht auch unter dem alten und höheren Adel mehrere gibt, die ihre Vorurtheile abgeschüttelt haben, den Zeitgeist verstehen, und Industrie und Handel entweder beschüzen oder selbst treiben. Die Revolution ist eine große Lehrmeisterin auch für diesen Stand gewesen. Ueberhaupt bedeutet in Frankreich, bey der eingeführten Gleichheit der Rechte aller Stände, das Wort Adel nicht viel, und es ist durch diese Veränderung, daß der Gewerbsfleiß in Frankreich einen so mächtigen Schwung bekommen, und das Vaterland so schnell wieder bereichert hat, nachdem es durch die zweymalige Besiznahme und die innere Zerrüttung so viel verloren hatte. Die Frage, was denn der stringente Begriff des Adels, im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts sey, ist in Frankreich so wenig wie anderswo gelöst. Denn wenn die arbeitenden Klassen durch kein hinderndes Vorrecht in ihrer Thätigkeit und Kraftäußerung aufgehalten werden, und alle Früchte einernten, die ihr Fleiß verdient, so muß ja wohl ein allgemeiner Wetteifer die Nation beseelen, besonders in einem, von der Natur schon so reich ausgestatteten Lande, und in der Nähe eines Inselreiches, das ein so glänzendes Muster der lohnenden Früchte der Gewerbthätigkeit und des Handels darbietet. Von Zeit zu Zeit werden jedoch von Seiten der sogenannten alten Aristokratie gewisse Anmaßungen laut, die dann zu lebhafter Opposition Anlaß geben. Von dieser Art war das neulich erwähnte Eindringen des Vicomte Mathieu de Montmorency in die Académie française. Weil ehemals aus Mißbrauch bloße Hofleute, die sich mit der Literatur nicht weiter befaßten, als daß sie die Aufsehen erregenden neuen Schriften lasen, Akademiker wurden, so haben Leute, die alle Art von Mißbräuchen in Schuz nehmen, gedacht, das müsse auch jezt wieder so eingeführt werden, und daher sind schon eine Menge Hofherren in die Académie française hineingeführt worden, für welche sie natürlich keine Sylbe schreiben, und wo sie auch nur etwa bey feyerlichen Gelegenheiten erscheinen. In Ländern, wo der Adel alles, und der Plebejer gar nichts ist, mögen sich arme Gelehrte wohl durch das Beytreten von Grafen und Herzogen zu dem akademischen Verein sehr geschmeichelt und geehrt fühlen. Wozu aber dieser Beytritt in Frankreich, wo ganz andere Ansichten herrschen, und wo in Gesellschaften der ausgezeichnete Gelehrte eben so geehrt wird als der Graf oder der Vicomte? Vielleicht hat der Hr. v. Montmorency nicht zuerst den Gedanken gehabt, sich um die Akademikerstelle zu bewerben; allein wenn man ihm den Gedanken eingegeben hat, so hätte er so vernünftig seyn sollen, den Antrag abzuweisen; die Gelehrten, die sich zu gleicher Zeit als er um die Stelle bewarben, wurden zurückgesezt, an Lamartine wurde nicht einmal gedacht, da er abwesend war, und nach einem alten Brauche nur derjenige als Kandidat betrachtet wird, der sich persönlich bewirbt, und den Herren Akademikern seine Aufwartung macht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Januar 1826.

Siehe, da finden sie sich, es führt sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt,
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.

Schiller.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Wie Frau von Nevers mich so unglücklich sah, trat sie zu mir, sie wollte meine Hand nehmen, ich entzog sie ihr. „Lassen Sie mich, rief ich, rauben Sie mir nicht den Rest meiner Vernunft.“ — Und ich wollte aufstehen und entfliehen. Sie hielt mich zurück und sagte mit Thränen: „Bleiben Sie, ich werde nie glauben, daß Sie mich fliehen müssen, um Ihre Achtung für mich nicht zu vergessen.“ — Ich sank auf meine Knie und betheuerte ihr meine Ehrfurcht, „allein du siehst, du fühlst, fuhr ich fort, ich kann nicht leben ohne dich, und dein kann ich nicht seyn, ich muß also sterben. Erschrick nicht bey dem Gedanken; eine bessere Welt wird einst uns vereinen, in einem bessern Daseyn finde ich dich wieder. Wirst du dort schön und reizend seyn wie jezt? wirst du deinen Freund dort aufsuchen? wirst du ihm deine Liebesschwüre halten? sag', wirst du die Seine seyn?“ — „Sie wissen wohl, Eduard, sagte sie tief bewegt, wenn Sie sterben, sterbe ich auch. Mein Leben ist in deinem Herzen, du kannst ohne mich nicht sterben.“ Ich schloß sie in meine Arme, sie widersezte sich nicht, lehnte ihren Kopf auf meine Schulter und sagte: „Wie süß wäre es, so zu sterben.“ — „So zu leben wäre noch viel süßer, rief ich, und steht das nicht in unsrer Willkür? Wir gelobten Niemanden nichts; wer hindert uns, Eins dem Andern zu gehören? Gott wird sich unser erbarmen!“ — Ich drückte sie bey diesen Worten an mein Herz. „Eduard, rief sie leise, habe Mitleiden mit mir! entehre nicht, die du liebst. Du siehst, ich vermag nichts gegen dich. Rette mich! rette mich! Bedürfte es nichts als mein Leben zu deinem Glücke, ich hätte es dir schon lange geopfert, aber meine Schande würdest du selbst nicht ertragen. Wie! du willst mich nicht heirathen und doch mich entehren?“ — „Ich will nichts, rief ich voll Verzweiflung, ich will nichts wie den Tod! O könnte ich doch wenigstens in deinen Armen sterben, mein Leben auf deinen Lippen verhauchen!“ Sie weinte, ich war meiner nicht mehr mächtig und raubte ihr, troz ihrem Widerstreben, einen Kuß. Sie entriß sich meinen Armen, und ihre Thränen, ihre Verzweiflung ließen mich den Moment von Seligkeit theuer bezahlen. Sie befahl mir, sie zu verlassen, und ich begab mich als der unglückseligste der Menschen auf mein Zimmer; wo ich von Reue, Wünschen und Hoffnungslosigkeit zerrissen, die schrecklichste Nacht schlaflos hinbrachte. In dem Aufruhr meiner Gefühle war sogar die klare Ansicht meiner Pflicht untergegangen; ich fragte mich, warum ich Frau von Nevers nicht heirathen könnte? ich besann mich auf Beyspiele, die meine Schwäche rechtfertigen könnten; ich sagte mir, daß ich in einer tiefen Einsamkeit die Welt und ihren Tadel vergessen würde; daß ich, wenn es seyn müßte, mit ihr nach Amerika, bis zu jener wüsten Insel, dem Schauplatz meiner früheren Träume, fliehen würde. Mit ihr blühte überall das Glück. Endlich brach der Tag an, und bald darauf brachte man mir einen Brief, auf dem ich Frau von Nevers Schrift-

züge erkannte. — Urtheilen Sie selbst von meinen Empfindungen, wie ich folgendes las:

„Eduard, fürchten Sie meine Vorwürfe nicht; ich mache Ihnen keine, ich weiß wohl, daß ich so strafbar bin wie Sie, ich bin es noch mehr, allein diese Stunde muß uns den Abgrund kennen lehren, der vor unsern Füßen sich öffnet. Noch können wir uns retten — bald verschlingt er unsre Tugend, unser Glück. Laß uns keinen Verrath an den Gefühlen begehen, die unsre Herzen verbinden. Wir haben uns Eines das Andere erkannt, an allem, was das Leben Schönes, Edles, Erhabnes besizt, wir fühlten, daß wir dieselbe Sprache führten und lernten uns lieben. Laß uns doch nicht jezt die edeln Eigenschaften verläugnen, die uns verbanden, laß uns in Unschuld glücklich seyn können, laß uns begnügt seyn mit dem Glück, das uns vor dem Auge der Gottheit zu genießen vergönnt ist.“

„Wir müssen, ja Eduard, wir müssen uns verbinden oder uns trennen. Uns trennen! — glaubst du, ich könne dieses Wort schreiben, wenn die Sache möglich werden könnte? Wo fändest du die Kraft, mich zu fliehen, und ich die, ohne dich zu leben? fühlst du denn nicht, daß wir nicht getrennt leben können? Was kannst du mir dagegen einwenden? dein Hirngespinst von Ehre? — Die Welt wird dich, mich verführt zu haben, beschuldigen. Welche Art Verführung gibt es denn zwischen zwey sich liebenden Wesen als die der Liebe? Und bin ich es nicht, die dich durch Gegenliebe verführte? O du hättest den Tod dem Geständnisse deiner Liebe vorgezogen. Du sagst, du wollest mich nicht herabwürdigen — kennt denn ein Weib einen andern Ruhm, wie den, geliebt zu seyn? einen andern Rang als den die Liebe ihr gibt? traust du deinem Herzen so wenig, daß du fürchtest, mir diese Vorzüge nicht ersetzen zu können? Stelle dir das Glück vor, das unsrer, wenn wir verbunden sind, wartet, und wage nun über die Vortheile, die du mir raubst, zu klagen. Mein Vater, Eduard, ist das einzige Hinderniß. — Nun! ich gestehe dir, daß ich nicht ohne Hoffnung bin, er könne mir einstens verzeihen. Ja Eduard, mein Vater liebt mich, auch dich liebt er — o wer liebte dich nicht! — ich bin gewiß, er hat es tausendmal bedauert, dich nicht zu seinem Sohne machen zu können; du gefällst, du verstehst ihn, du bist der Sohn seines Herzens. Bist du denn nicht der seines alten Freundes, der ihm einst die Ehre, das Vermögen rettete? Nun gut, wir wollen meinen Vater zwingen, durch unsre Pflege, unsre Zärtlichkeit glücklich zu seyn; wenn er uns aus Paris verweist, wird er uns in Faverange aufnehmen; dort wird er uns für seine Kinder erkennen dürfen, dort wird er Vater seyn nach dem Gesetz der Natur, nicht dem der gesellschaftlichen Konvenienz, und der Anblick unsrer Liebe wird ihn alles Andere vergessen machen. Fühlst du nicht, daß uns, sobald wir vereinigt sind, Alles möglich seyn wird? Glaube mir, es gibt nichts Unmögliches als aufzuhören uns zu lieben, oder zu leben, ohne es uns einander zu sagen. Eduard, wage es, das Glück zu erwählen! — Ach stoße es nicht von dir! bist du denn bey dieser Wahl für dich allein verantwortlich? hängt denn nicht unser Beyder Leben an demselben Faden? Fliehst du, so wählst du den Tod, und den meinen wie den deinen zugleich.“

Nachdem ich diesen Brief gelesen, sank ich auf meine Knie. Ich schwor, der Geliebten mein Leben zu weihen, sie anzubeten, sie zu beglücken. Ich war trunken, alle meine Gewissensbisse waren verschwunden, Himmelsseligkeit herrschte in meiner Brust. Frau von Nevers, sagte ich zu mir selbst, kennt die Welt, in der sie ihr ganzes Leben zubrachte, viel besser wie ich, sie weiß, was wir von ihr zu fürchten haben. Hält sie unsre Verbindung für möglich, so ist sie es; wie unklug war ich, ein solches Glück von mir zu stoßen! — Herr von Olonne wird uns verzeihen, eines Tages wird er uns segnen. Meine Thränen allein konnten mich fähig machen, das Uebermaß des Glückes, das in diesen Vorstellungen lag, zu ertragen, es folgte zu schnell auf die Verzweiflung, der ich mich noch vor wenigen Stunden überlassen hatte.

Ich erwartete mit Ungeduld die Mittagsstunde, wo die Vorsicht mir erst erlaubte, einen Augenblick bey Frau von Nevers zu erscheinen. Die schmeichelhaftesten Plane füllten diese Stunden, ich war zu berauscht, um des Nachdenkens fähig zu seyn. Mein Schicksal war entschieden, die Wahl meiner Geliebten erhob mich in meinen eigenen Augen, und der Gedanke, sie zu besitzen, verschlang jeden andern. Wer Aehnliches empfunden hat, wird es verstehen, und wer es nie empfand, möge es beklagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Das Grüßen.

Es gibt ein Mittel, den Charakter eines Volkes zu studiren, von welchem man, dünkt mich, bis jezt noch wenig oder gar keinen Gebrauch gemacht hat. Daß Sitten und Gebräuche, daß selbst Mienen, ja die bloße Haltung des Körpers, auf die Gesinnungen der Menschen, selbst eines ganzen Volks schließen lassen, hat man schon längst gewußt.

Ich gehe einen Schritt weiter und behaupte, daß sich sogar in den einzelnen körperlichen Bewegungen und Geberden der Grundzug ihres Charakters spiegelt. Lezterer ist beym Römer ohne allen Zweifel Stolz. Freylich gibt es Erscheinungen, welche, blos äußerlich beobachtet, einen ent-

gegengesetzten Charakter in den hiesigen Einwohnern vermuthen lassen. Doch davon unten ein Mehreres. Der Stolz des Römers zeigt sich in der Art, wie er grüßt. Diese hat das Besondere, daß beyde Geschlechter, vom höchsten Adel bis zum Bürgerstande (den eigentlichen gemeinen Pöbel ausgenommen) herab, sich höchstens nur gegen weit vornehmere Personen verneigen, oder (wenn es Männer sind) den Hut abnehmen, ihres Gleichen aber, selbst wenn es kein Freund, oder kein näherer Bekannter ist, mit einer Handbewegung grüßen, welche darin besteht, daß sie die Finger, bey übrigens vollkommen ruhender Hand, vom Leibe weg, der zu grüßenden Person entgegen werfen. Die Geschwindigkeit und Dauer dieser Bewegung hängen vom Grade der Bekanntschaft oder Freundschaft ab, welche unter den Grüßenden herrscht. Der Gegrüßte dankt auf dieselbe Weise. Dieser Fingergruß wird besonders von den Frauen mit einer höchst reizenden, durchaus unstudirten Natürlichkeit gemacht, welche von der formellen Grazie, womit die Pariserinnen den Oberkörper oder das Haupt zu verneigen pflegen, eben so sehr verschieden ist, als überhaupt ihre ganze übrige geistige und leibliche Bildung. Den angenehmsten Eindruck macht er, wenn die Damen aus den Equipagen in eine obere Etage hinaufgrüßen. Nicht allein zeigen sich alsdann die Contoure des Armes (besonders bey kurzen Ermeln, welche überhaupt in Rom häufiger Mode sind als anderswo) in einem vortheilhaftern Lichte, sondern das emporgehobene Haupt gewährt auch einen freyern Anblick des schönen Halses, und die weitgeöffneten nach oben gerichteten Augen erscheinen in desto größerem Glanze und Klarheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderung der würtembergischen Geistlichkeit durch die Edinburger Review. *)

„Der religiöse Fanatismus äußert sich in den vereinigten Staaten von Nordamerika unter den verschiedensten Formen, weil dort nicht, wie in England, ein gemeinschaftlicher Kultus und Eine gemeinsame Kirche existirt. Man findet dort Männer und Frauen, welche predigen und prophezeihen. Unter all diesen Fanatikern sind die Harmoniten die merkwürdigsten. Ihr Gründer, Rapp, hatte sich von der lutherischen Kirche losgesagt, worauf die lutherische Geistlichkeit von Stuttgardt (in dessen Nähe er wohnhaft war) ihn ganz folgerecht zunächst in weißem Bußgewand Buße thun ließ, womit angedeutet werden sollte, daß er sich all der Verbrechen schuldig gemacht habe, deren man immer diejenigen beschuldigt, die von der herrschenden Staats-Religion abtrünnig werden. Schon sprach man vom Scheiterhaufen (sic!). Würtemberg hat großen Ueberfluß an Geistlichen und an Holz (sic!), allein — Rapp entfloh nach Nordamerika, und ihm folgte eine große Zahl von Anhängern in jenen Welttheil. Dort haben sie eine ziemlich bedeutende Stadt erbaut, und Weinberge angelegt, die einen angenehmen Wein tragen; ihre Ländereyen sind gut angebaut, sie besitzen schon zahlreiche Heerden, und alle Handwerke werden von ihnen getrieben u. s. w."

*) Da wir früher weitläufigen Bericht, von der durch Rapp in's Leben gerufenen Harmoniten-Gesellschaft in Nordamerika, gegeben haben, so sehen wir uns veranlaßt, die eben so unbegreiflichen als verunglimpfenden Worte des bezeichneten Journals über denselben hier wörtlich zu übersetzen, woraus unsere Leser auf die Kenntnisse und den Geist seines Redakteurs schließen mögen.

D. Red.

Am Weihnachten.

(Aus dem Spanischen.)

Lange schläfst du, Seele, lange,
Jezt ist's Zeit, daß du erwachest.

Schläfst so schweren tiefen Schlaf,
Bist wie todt dahingesunken,
Und dich hat so ganz betäubet
Deiner Sünden böses Gift.
Doch die Sonne, lang ersehnet,
In die Augen dir jezt strahlet,
Drum ist's Zeit, daß du erwachest.

Wenn die Engel nicht vermochten
Mit Gesange dich zu wecken,
Muß jezt wecken dich das Weinen
Deines Gottes, heut geboren.
Lange Nacht hast du geschlafen,
Und da solch ein Tag heranbricht,
Ist es Zeit, daß du erwachest.

V. A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

(Beschluß.)

Montmorency wurde gewählt, wiewohl ihm mehrere Tagesblätter angerathen hatten, den Gelehrten die Akademikerstelle nicht wegzuschnappen; aber nun begann ein Lauffeuer von Epigrammen und Witzfunken in den kleinern Tagesblättern über den akademischen Vicomte; alle diejenigen Akademiker, die für oder wider ihn gestimmt hatten, wurden nahmhaft angegeben; einige dieser Akademiker aber, welche zu seinen Gunsten sollten

gestimmt haben, ließen dieß in den Zeitungen widerrufen, als eine ungegründete Thatsache, deren Schuld sie nicht auf sich laden wollten; denn in einem Lande, wo man Werth auf Unabhängigkeit des Geistes legt, ist es nicht jedem Gelehrten lieb, in den Augen seiner Mitbürger für einen Sklaven der Macht und des Ansehens zu gelten. In einem schönen und würdigen Lichte hat sich der gelehrte Stand in Paris bey dem skandalösen Betragen des Vicomte de la Rochefoucauld gegen die Redaktion des Mercure du 19 Siècle benommen; ich zweifle, ob je ein Hofbeamter sich auf eine so auffallende Art dem allgemeinen Gespötte Preis gegeben hat. Der Herr Vicomte scheint wie Jugurtha zu glauben, daß für Geld Alles in der Hauptstadt ihm feil stehe, und in der That läßt sich gewaltig Vieles hier kaufen; Gewissen und Gesinnung werden verhandelt, so wohl als es in Rom der Fall war, und vielleicht noch ist; bey den Deputirtenwahlen hat man sehen können, daß das Geld und der Ehrgeiz manche Scrupel heben; indessen hätte doch der Vicomte de la Rochefoucauld aus dem übeln Erfolge seiner Unterhandlung mit Casimir de Lavigne, den er im vorigen Sommer bey der Krönung um eine Pension von 1200 Franken ankaufen wollte, erlernen können, daß es Schriftsteller gibt, denen ihre Ehre lieber ist, als die glänzendsten Anerbietungen eines königlichen Kammerherrn. Dieß scheint aber der Hr. Directeur des beaux arts nicht eingesehen zu haben, und er hat daher eine Lektion bekommen, die ein wenig herber ist als die erste, und die weder er selbst noch das Publikum so leicht vergessen wird. Wer hat nicht aus den Zeitungen erfahren, daß der Hr. Vicomte die Redaktion des Mercure de france mit 1500 Franken hat bestechen wollen, und daß diese zwar das Versprechen schriftlich ausgestellt hat, ein Jahr lang nichts über des Hrn. Vicomte Direction des beaux arts zu sagen, die 1500 Franken aber noch in derselben Stunde zu dem griechischen Comité gebracht hat, damit diese Summe zum Besten der Hellenen verwendet werde, worauf dann am folgenden Tage die saubere Geschichte in die unabhängigen Zeitungen gerieth, und zum allgemeinen Tagesgespräch in Paris wurde. Keinen verdienteren Lohn hätte die Bestechung erhalten können als diesen, und keine sinnreichere Rache hätten die Journalisten an dem Bestecher ausüben können, als diese, daß sie sein Geld zwar annahmen, aber auf eine gemeinnützige Weise verwendeten. Gewissenhafte Schriftsteller haben jedoch im Courrier français und im Globe die Meynung geäußert, daß, obschon die Strafe wohl verdient gewesen sey, so hätte die Redaktion des Mercure doch das Geld nicht annehmen, sondern abweisen sollen. Die Redaktion hat sich dagegen in einem Schreiben an jene Zeitungen gerechtfertigt. Sie vergleicht die vom Vicomte de la Rochefoucauld vorgehabte Bestechung mit einem diebischen Anfalle in einem bewohnten Hause. Was kann der Pariser in solchem Falle anders thun, als daß er sich wehrt, so gut er kann, und den unredlichen Angriff durch alle Mittel zurückstößt? Dann macht sie auch auf die heilsamen Folgen aufmerksam, welche ihr Betragen nothwendig haben muß, und schon gehabt hat; denn die Bestechung ist nun gebrandmarkt, und nicht leicht wird man es wagen, einem Schriftsteller, besonders einem Journalisten, einen so unehrlichen Vorschlag zu thun, als es mit dem Mercure der Fall gewesen ist. Mit etwas mehr Einsicht hätte der Vicomte de la Rochefoucauld doch wenigstens bey dieser Sache sich nicht zur Schau gestellt; anderswo wird ja auch bestochen, ohne daß die Bedingungen laut werden; allein der Hr. Vicomte scheint es nun einmal darauf angelegt zu haben, dem Pariser Publikum fortwährende Belustigung zu verschaffen. Vor Kurzem hat Paris noch ein anderes arges Beyspiel schändlicher Bestechung vor Augen gehabt. Zwey Beamten der Kanzley der königlichen Orden machten ein Gewerbe daraus, den Ordenssüchtigen gegen billige Vergütung ein Ordenskreuz zu verschaffen; diese Spekulation war sehr vortheilhaft für sie gewesen, schon einige hundert Kreuze waren durch ihre Vermittlung ausgetheilt worden, und, was das Schlimmste war, sie hatten falsche Dienstscheine untergeschoben, um das Gelingen ihrer Unternehmungen zu erleichtern. Endlich wurde der Unfug doch so arg, daß die Regierung aufmerksam wurde; die Gerichte wurden mit der Untersuchung beauftragt, und da fand sich dann ein so häßliches Gewebe von Ränken und Ehrsucht und Eitelkeit, daß man suchte so geschwind von der Sache abzukommen, als nur möglich war; denn verfolgte man diesen Prozeß bis in seine geheimsten Zweige, so mußte man auch alle diejenigen gerichtlich belangen, welche die Ordenszeichen für Geld erlangt hatten, und diese Ordenszeichen wieder wegzunehmen, wodurch man denn gleichsam erklärte, daß der König auch zuweilen Leuten, die es nicht verdienen, Ehrenzeichen gibt; und welcher Skandal mußte dann nicht durch diese, an einigen hundert Personen verübte Beraubung entstehen? man half sich dadurch aus der Verlegenheit, daß man die Anklage für nicht erwiesen ansah, und die Kreuzhändler freysprach. Um jedoch diese Menschen nicht ganz ungestraft hingehen zu lassen, appellirte der königliche Prokurator von dem Urtheilsspruche, und die Sache steht nun noch vor einem Gerichte in der Provinz, wo sie wahrscheinlich unbemerkt abgemacht werden wird. Die Leute, die ihr rothes Band im Knopfloche für baares Geld bekommen haben, behalten es; nur haben freylich diejenigen, die in den öffentlichen Verhören der beyden Spekulanten namentlich als Ankäufer genannt worden sind, eben nicht mehr Ehre erlangt, als sie vielleicht schon hatten, und auch der Orden selbst hat dadurch nichts gewonnen; denn so oft man jezt ein Ordensband sieht, ist es erlaubt zu zweifeln, ob dasselbe durch Verdienst oder durch Louis'dore erworben worden ist. Ueberhaupt ist mit der Bänder- und Kreuzesucht seit der Wiederherstellung des königlichen Thrones ein arger Unfug getrieben worden. In den ersten Jahren kamen eine Menge von Orden zum Vorschein, von denen Niemand etwas wußte, und zwar in allen möglichen Farben; da war der holsteinische Orden, der Vierkaiser-Orden, der hohenlohische Königsorden, der Orden des goldenen Spornes, der am wenigsten kostete, und von dem sich auch irgendwo eine Niederlage befand, dann noch ein andrer Orden, der sehr schön in's Auge fallende Verzierungen hatte, und daher mit 600 Franken baar bezahlt wurde. Man kennt einen Mann in Paris, der mit dem Ankaufe aller dieser Orden, zehen oder eilf an der Zahl, sein kleines Vermögen durchgebracht, aber dafür das Vergnügen hatte, eine Musterkarte am Knopfloch zu tragen. Eine Zeitlang prangten diese Ritter in Paris, und einige erschienen mit ihren farbigen Zeichen sogar bey Hofe; endlich hielt die Regierung es aber für rathsam, durchzugreifen, und es erschien eine königliche Verordnung, welche das goldene Spornchen nur denjenigen zu tragen erlaubte, die es gerades Wegs vom Pabste, also nicht aus der Niederlage erhalten haben; die andern Orden wurden meistens alle in ihr Nichts zurück gebracht; den hohenloh'schen Phönix ließ man zwar sizen, bat aber den alten Prinzen, keine Phönixe mehr unter die Leute zu bringen. Das Kapitel der Ordenszeichen ist etwas sehr Amusantes in der neuern Geschichte, und wenn man die Geheimnisse desselben ein wenig untersuchte, würde man sonderbare Belege zum Gemälde der menschlichen Eitelkeit bekommen.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 9.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Januar 1826.

Der Mensch kann reden und rathen,
Das Glück aber ist Meister der Thaten.

Castelli.

Hervorstechendste Züge Roms.
(Fortsetzung.)

Der natürliche Verstand.

Ohne Zweifel besitzen die Römer eine Art von reflectirendem Scharfsinne, welche sie über alle übrigen Großstädter Europa's stellt. Freylich darf dabey von jenem wissenschaften Eins und Alles, worauf sich das norddeutsche Volk so viel zu Gute thut, von Lesen, Schreiben und Rechnen, keine Rede seyn. Denn das Lesen wird dem Römer entbehrlich, weil er das einzige Buch, welches er besitzt, das Meßbuch, auswendig weiß, eben so das Schreiben, man wollte denn die drey Kreuze also benennen, mit welchen er die Briefe unterzeichnet, die ihm die öffentlichen Schreiber auf dem Navona-, Montanara- oder Campodifioriplatze für zwey Bajocchi abfassen, und von der Rechenkunst braucht er höchstens das Zählen mit zwey Zahlen zu verstehen, um die fünf Nummern, welche wöchentlich aus dem hiesigen Glücksrade gezogen werden, auszusprechen. Aber so wie es Menschen gibt, welche nicht allein Bücher lesen, sondern auch schreiben, und dennoch nicht weiter sehen als ihre Nase reicht; so stoßen wir auf andere, welche, ohne das A B C zu verstehen, eine praktischere Lebensphilosophie besitzen als mancher hochgerühmte Kathederheld. Zu lezten gehören die Römer, und zwar in einem weit höheren Grade als die Pariser. Ich möchte sagen, jene besäßen die Sache, diese aber nur das äußere Zeichen davon, oder vielmehr, jene beschäftigten sich mit den Dingen, in sofern sie Bezug auf den Menschen, diese aber nur, in sofern sie Bezug unter sich selbst haben. Lezteres ist der Witz, ersteres der Scharfsinn. Wie ernst der Römer zu beobachten weiß, davon kann man sich bey jedem Schritte überzeugen. Von hundert Beyspielen, welche mir aufgestoßen sind, nur eins. Auf dem Säulenplatze haben an der Fontaine drey Limonadenhändler ihre Boutiken aufgeschlagen. Das Wasser läuft ihnen unmittelbar aus der Röhre zu, und die Liebhaber trinken es also aus der ersten Hand. Die Buden stehen kaum sechs Schritte andeinander; dennoch hat die mittelste einen größern Zuspruch als die beyden übrigen zusammengenommen. Sie ist in der heißesten Jahreszeit Tag und Nacht offen, und wird von zwey, drey, oft auch vier Leuten bedient, welche sich einander ablösen und neben derselben in einer Portechaise schlafen. Das Gestell, auf welchem die Citronen und Apfelsinen zu Hunderten, ja zu Tausenden aufgeschichtet stehen, ist mit Spiegeln und anderm Zierrathe versehen. Ich ging hier eines Abends, meiner Gewohnheit nach, eine Viertelstunde auf und ab spazieren. Die Hitze war groß und die Zahl der Limonadetrinker ihr angemessen. Ich blieb in der Nähe der begünstigten Bude stehen und stellte Betrachtungen über den Vorzug an, welchen ihr das Publikum vor ihren beyden Nebenbuhlerinnen gab. Kann man ein treueres Bild des Weltlaufs sehen, sagte ich zu mir, Glück ohne Verstand. Ein unscheinbarer Mann aus der arbeitenden Klasse, welcher neben mir stand und gleich mir den Limonadetrinkern zusah, zupfte mich leise beym Arme und sagte: E la stella,

Signore." Glaubend, er spreche von der Venus, welche ich den Abend zuvor, von derselben Stelle aus hellleuchtend im Westen hatte glänzen sehen, blickte ich zum Himmel hinauf; der aber war heute stockfinster. Der Mann betrachtete vor wie nach das Treiben vor der Bude und ich folgte seinem Beyspiele. Nach ein Paar Minuten zupfte er mich von Neuem und wiederholte sein: È la stella, Signore!" Die Venus konnte unterdessen zum Vorschein gekommen seyn; ich sah also abermals nach dem Himmel. Aber es herrschte dieselbe Dunkelheit. Nun faßte ich meinerseits den Mann beym Arme und sagte: „Di che stella parlate Signore?" Er erwiederte: „Scusi, Signore," und begann dann eine lange Rede, deren Inhalt folgender war. Wie ihm geschienen, habe ich, gleich ihm, das besondere Glück des mittelsten der Limonadeverkäufer angestaunt und mich gefragt, warum dieser eher zehn Gläser verkaufe, als seine beyden Nachbarn eins, da doch Wasser, Ingredienzen und der Preis bey allen dreyen ganz dieselben seyen; was ihn anbetreffe, könne er sich dergleichen Erscheinungen nicht anders erklären, als indem er annehme, es gebe einen Glückstern, weßwegen er mir vorhin zugerufen: „È la stella;" er selbst sey das Opfer eines solchen Glückssterns geworden, welchen einer seiner Nachbarn (ein Gärtner gleich ihm) gehabt, der, obgleich keine bessere Waare und keine geringeren Preise gebend, auf dem Montanaraplatze in einem Tage mehr verkauft habe, als er in einem ganzen Monate. Nachdem der Mann so gesprochen hatte, zog er seinen Hut ab und sagte im Fortgehen: „Mi credi, caro Signore, senza la stella non si fa niente in questo mondo." Ich sah ihm nach: die Wahrheit seiner lezten Worte fielen mir dergestalt auf's Herz, daß ich, nach Hause gehend, mehr als einmal durch die Zähne murmelte: „Senza la stella non si fa niente in questo mondo."

(Die Fortsetzung folgt.)

E d u a r d.

(Fortsetzung.)

Die zwey Tage, welche der Entscheidung folgten, verflossen im reinsten Glück. Frau von Nevers bemühte sich, mir zu beweisen, daß sie es sey, die mir Opfer bringe, daß ich ihr aber keinen Dank schuldig sey, wenn sie ihr eignes Glück zu begründen suche, ein Glück, ohne das ihr das Leben zu tragen unmöglich sey. Wir verabredeten, daß sie im nächsten Mai nach Holland gehen solle, ein schon früher der Marquise von C. gegebenes Versprechen, konnte zum Vorwande dienen; ich dagegen würde Geschäfte in Forez vorgeben, die mich auf vierzehn Tage zu verreisen nöthigten, und heimlich in dem Haag mit Frau von Nevers zusammentreffen, wo der Geistliche der französischen Gesandtschaft uns trauen sollte. Dieses war ein alter Priester, den die Herzogin kannte und seiner Treue unzweifelhaft gewiß war. Nach unsrer Rückkehr hatten wir tausend Mittel, uns zu sehen und den Verdacht zu vermeiden.

Wenn ich jezt nachdenke, auf welche hinfällige Stützen mein Glück gebaut war, erstaune ich, mich ihm auch nur einen Moment mit Vertrauen überlassen zu haben. Aber die Leidenschaft versezt uns in eine ideale Welt, die wirkliche, wenn sie sich uns aufdringt, erregt dann in uns das schmerzlichste Erstaunen.

Wie ich eines Morgens zu Frau von Nevers zu gehen im Begriff war, trat mein Oheim, Herr von Herbelot, in mein Zimmer. Seit Herr von Olonnes Verweisung, bey der er sich so unedel benahm, sah ich ihn nur selten. Wenn ich ihn besuchte, welches ich aus Achtung gegen den Bruder meiner Mutter von Zeit zu Zeit schuldig zu seyn glaubte, empfing er mich immer sehr gut, allein seit fast drey Wochen hatte ich ihn nicht gesehen. Er hatte einen jovialischen, possenhaften Ausdruck, der ihm, wenn er ein ärgerliches Geschichtchen zu erzählen hatte, ganz eigen war. Er liebte dergleichen Unterhaltung und brachte eine Art Gutmüthigkeit dabey an, die mir noch widriger wie unverholne Bosheit war — denn gewiß heißt das die Verderbniß auf's Höchste steigern, wenn man Güte und Einfalt mit dem Laster vermischt.

„Nun, Eduard, rief er mir zu, du trittst wacker in der Welt auf! ich mache dir mein Kompliment; du hast die Meisterschaft. Wahrhaftig, wir sind voller Bewunderung, Lucval und Berthenay sagen, du würdest es weit bringen." — „Was wollen Sie damit sagen, mein Oheim?" fragte ich ziemlich ernsthaft. „Ey so mache doch nicht den Geheimnißvollen! das überlasse den Pinseln. Wenn man hoch hinaus will, ist Oeffentlichkeit nöthig, und die allergrößte. Da hilft einem nichts, als was aller Welt erwiesen ist; die Eine hilft einem zur Andern, und du mußt deine Liste bald verlängern. . ." — „Ich verstehe Sie durchaus nicht und kann nicht begreifen, von was Sie reden." — „Du bist recht geschickt gewesen, hast die Zeit benuzt. Was werden die albernen Weiber und Frömmlinge sagen? alle Damen werden dich haben wollen." — „Mich haben wollen? was soll denn das Alles bedeuten?" — „Du bist ein hübscher Junge, ich wundere mich nicht, wenn du ihnen gefällst. Mord! sie sind mit häßlichern zufrieden!" — „Wer? von was sprechen Sie?" — „Zum T . . . ., von was ich spreche? von Frau von Nevers. Bist du denn nicht ihr Liebhaber? Meiner Treu, du konntest kein hübscheres Weib wählen, keine, die dir mehr Ehre machte. Mach' nur jezt fort! wir müssen die Sache recht unter die Leute bringen, und dann ist dir der Weg zur Mode und zum Reichthum geöffnet." Das Blut erstarrte mir in den Adern. „Welche Abscheulichkeit, rief ich, wer hat Ihnen diese schändliche Verläumdung ge-

sagt? ich will diesen Unverschämten wissen und ihm Rechenschaft für sein Verbrechen abnöthigen.“ Mein Oheim antwortete lachend: „Wie, du wärst noch nicht so weit, wie ich glaubte? bist du etwa gar verliebt? Warte nur, die Albernheit wird dir schon vergehen. Du guter Mensch! heute hat man diese Frau, morgen jene — sind sie ja selbst auf nichts anders bedacht, als sich eine der andern die Liebhaber abspenstig zu machen. Sie erobern und sie haben, darin besteht der Weltlauf und die ganze Philosophie.“ — „Ich weiß nicht, wo Sie solche Sitten gefunden haben; mir sind sie, Gott sey Dank! fremd, und eben so der engelgleichen Frau, die Sie beschimpfen. Nennen Sie mir sogleich den Urheber dieser schändlichen Verläumdung!“ — Mein Oheim schlug ein neues Gelächter auf, und wiederholte, daß ganz Paris von meiner Eroberung spräche und mich lobte, klug und geschickt genug gewesen zu seyn, um eine junge, gewiß wohlbewachte Frau zu verführen.“ — „Ihre Tugend bewacht sie, sagte ich vor Zorn meiner nicht mehr mächtig, einer andern Wache bedarf sie nicht.“ — „Das ist erstaunlich! aber wo hast du denn bisher gelebt? in einem Nonnenkloster?“ — „Nein, mein Herr, in dem Hause eines Ehrenmannes, das Sie nicht werth sind, zu betreten.“ Hier vergaß ich, was ich dem Bruder meiner Mutter schuldig sey, stieß Herrn von Herbelot zum Zimmer hinaus und schloß die Thüre hinter ihm zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunstfertigkeit des Bibers in der Gefangenschaft.

Von Herrn Geoffroy-Saint-Hilaire.

Vor etlichen Jahren befand sich in der königlichen Menagerie des Pflanzengartens von Paris ein Biber, der zu den Rhone-Bibern gehörte, die nach Art der Wasserratten vereinzelt leben. Was ich selbst jedoch von ihm zu sehen Anlaß hatte, legte außer Zweifel, daß auch diese Biber, bey sattsamem Antriebe, ihre angebornen Fertigkeiten als Hülfsmittel gegen unvorgesehene Hindernisse oder Unfälle zu benutzen wissen.

Unser Biber erhielt zum Schutz gegen die empfindliche Winterkälte nichts weiter als eine etwas reichlichere Streue; die Nächte wurden kälter und die Fallthüre seines Behälters ließ überall Spalten offen, so daß das Thier Bedacht nahm, sich gegen die herbe Witterung besser zu schützen. Man war gewohnt, ihm für nächtliche Beschäftigung sowohl als zur Nahrung und zum Behagen Portionen grüner Baumzweige zu reichen, deren Rinde sich des Morgens jedesmal zernagt fand. Auch wurde ihm regelmäßig des Abends, bevor sein Schirmdachladen niedergelassen ward, seine übrige aus Gemüse und Obst bestehende Nahrung gereicht. Es hatte den Tag über geschneit und in einer Ecke seines Behälters war ziemlich viel Schnee angehäuft.

Dieß alles waren nun eben so viele Materialien, die dem Biber zu Gebote stunden und die er ihrer nächsten Bestimmung entzog, und sie dießmal zu Aufführung einer Mauer gebrauchte, die ihn gegen die Kälte und äußere Luft schützen sollte. Der Baumäste bediente er sich, um damit das Gitter seines Behälters zu durchflechten. Diese Arbeit glich völlig derjenigen der Korbmacher, welche in wechselnden Windungen ihr Stroh um die Stäbe flechten. Die geflochtenen Zweige ließen offene Zwischenräume, die der Biber alsdann mit seinem ganzen übrigen Vorrath ausfüllte; die Rüben, die Aepfel, die Streue wurden dafür gebraucht und die einen wie die andern in passende Stücke für solche Füllung zernagt oder zerschnitten. Endlich, als fühlte das Thier, es sey nun noch ein dichterer Kitt vonnöthen, um das Ganze damit zu decken, wurde hiefür der Schnee gebraucht und damit vollends alle kleinern noch übrigen Zwischenräume ausgefüllt. Die Mauer deckte zwey Drittheile der Thüröffnung und Alles, was dem Biber zur Nahrung, die er sich dießmal entzogen hatte, war gereicht worden, fand sich dafür verwandt.

Am Morgen begab sich's, daß der Schirmladen des Behälters durch den Schnee mit dem neuen Mauerbau zusammengefroren war. Nur mit einiger Mühe konnte derselbe gelöst und geöffnet werden, und jezt lag der nächtliche Bau vor Augen. Der Wärterjunge erstaunte so sehr über den Anblick der Massen, daß er das Werk des Bibers unberührt ließ, und mich herbeyrief, um dasselbe zu betrachten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

(Fortsetzung.)

Die Konzerte und musikalischen Akademien haben ihren Anfang genommen, und versprechen einen gedeihlichen Fortgang in diesen Wintermonaten, je begieriger das Publikum nach musikalischen Unterhaltungen durch längere Entbehrung geworden ist. Das vaterländische Musik-Konservatorium hat in kurzer Zeit zwey Konzerte nach einander, im Schauspielhaus am Kärnthnerthor, zum Vortheil des Instituts gegeben, und bey gedrängt vollem Hause. Nebst dem jungen talentvollen Violinspieler, der sich hier wieder produzirte, und den ich früher schon erwähnt habe, zeichnete sich auch ein junger Zögling auf dem Cello aus, der vorzügliches Talent verrieth, und von Seiten der Virtuosität es wenigstens mit jenem aufnehmen konnte. Ein Konzert im kleinen Redoutensaal, hatte eine so zahlreiche Versammlung herbeygezogen, daß der Raum gedrängt voll war. Es wurde zum Vortheil des Ehepaars Krähmer gegeben. Herr K. besizt außerordentliche Fertigkeit auf der Oboe und auf dem Czakan, und seine Frau, geborne Schleicher, aus dem Würtembergischen, bläst die Klarinette mit künstlerischer

Fertigkeit, und erregt besonders durch den Schmelz ihres Tones im Adagio allgemeine Aufmerksamkeit. Am Festtag des heiligen Leopolds, Schutzpatron des Landes, waren sämmtliche Theater, wie gewöhnlich, verschlossen. Im großen Opernhause wurde Abends eine musikalische Academie zum Besten der Wohlthätigkeits-Anstalten gegeben. Die Zuhörer machten Bekanntschaft mit dem erfreulichen, vielversprechenden Talent einer jungen Sängerin, und mit einem zweyten jungen Virtuosen auf der Violine, israelitischer Abkunft, der, ein Schüler des bekannten Tonkünstlers Mayseder, mit dem früher erwähnten Violinspieler, dem er ungefähr an Jahren gleich ist, es recht eigentlich auf einen Wettstreit anlegte, indem er dieselben Variationen, das Werk seines Meisters, mit einer so überraschenden Kunstfertigkeit vortrug, daß ein Theil des Auditoriums ihm den ersten, der andre wenigstens gleichen Preis zuerkannte. Dieses Schauspielhaus wird ohne Zweifel, während es den Opernvorstellungen verschlossen bleibt, öfter zu musikalischen Unterhaltungen benutzt werden, und in Fällen, wie der letzterwähnte, kann man es mit Recht ein Odeon nennen.

Am sechzehnten dieses Monats traf Seine Majestät der Kaiser mit seiner erlauchten Gemahlin in der Residenz ein. Ungeachtet der Monarch nicht durch die Stadt fuhr, hatte sich doch eine große Menge Volks, selbst aus entfernten Gegenden der Hauptstadt, in der Burg versammelt, und viele waren bis an die Linien den erhabenen Ankömmlingen entgegen gegangen. Abends war die Stadt beleuchtet, wobey freylich, der Kürze der Zeit wegen, keine großen Vorbereitungen gemacht werden konnten. Darauf zweckte es auch keineswegs ab: es war kaum zwey Tage zuvor bekannt gemacht worden, daß diese Feyerlichkeit statt haben würde, und jedem blieb es überlassen, Theil daran zu nehmen. Es war und sollte seyn der freye Ausdruck freudiger Gefühle und herzlicher Verehrung. Das Ganze zeigte dem zu Folge einen Charakter edler Einfachheit, der mit den Gesinnungen des Monarchen am besten übereinstimmte, dem eitle Schaugepräge nicht willkommen sind. Ein milder, heitrer Abend begünstigte das Fest, und der Mond am sternenhellen Firmament mischte seine Strahlen in den Glanz der Kerzen. Besonders gut nahmen sich diejenigen Gegenden aus, die von hohen, gleichlaufenden Gebäuden eingeschlossen sind, wie in der Gegend der Augustinerkirche und des Bürgerspitals. Ein kleines Gebäude zeigte sich in mitten dieser Reihen äußerst reitzend; ein zierlich eingerichtetes Behältniß, in Gestalt eines Gewächshauses, worin durch's ganze Jahr seltene Blumen und Pflanzen verkauft werden, den Vorübergehenden jezt wie ein kleiner Zaubergarten anlächelnd. Einen ernsten Gegensatz bildete der Josephsplatz nicht weit davon, mit seinem dämmernden Hintergrund, von der nicht beleuchteten Bibliothek eingeschlossen, in dessen Mittelpunkt, wie ein schützender Genius der Vergangenheit, die majestätische Bildsäule Josephs II., aus der Nacht, vom Mond beleuchtet, sich erhob, den glänzenden Gebäuden gegenüber. Imposant stellte sich der große Trattnerhof am Graben dar. Unter den am reichsten schimmernden Gebäuden bemerkte man den Pallast des Fürsten Hof- und Staatskanzlers, des Fürsten von Trauttmannsdorf, des französischen Botschafters, der Bank, und unter andern auch das Haus eines Israeliten. Festlich glänzten mehrere Kaffeehäuser, und besonders freundlich spielten einige Glas- und Goldwaaren-Gewölbe. Hier und dort prangten die Brustbilder beyder Majestäten, in einem Kranz von Lichtern an den Fenstern, oder die Büste des Kaisers, geschmückt mit Blumen; und die Menge drängte sich umher von außen. In mehrern Gegenden ließ sich Musik hören, und in der Burg wurde unter Fackelschein von Militär-Hoboisten die Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ — gespielt, mit Pauken und Trompeten nach jedem Vers begleitet. Durch die Stadt fuhren ununterbrochen Reihen von Wagen. In der Kolonnade des Volksgartens war Beleuchtung und Harmonie. Noch um zwölf Uhr in der Nacht stand ein großer Theil der Häuser in der Stadt beleuchtet. —

Das Hoftheater war dennoch an diesem Abend sehr besucht. Das aufgeführte Stück war ein neues Lustspiel, betitelt: Der Frauen Jahre zählt man nicht; in drey Aufzügen, nach dem Italienischen. Das Original ist im fünften Band der Opere Theatrali, edite ed inedite, di Cammillo Federici enthalten; und führt den fast gleichen Titel, nämlich: Non contar gli anni a una Donna. Der Gegenstand ist neu, und hat auch seine komische Seite; zu einer Episode möchte er hinreichen und zuläßig seyn, als durchgeführte Handlung ist der Stoff nicht nur zu dürftig, sondern wird auch in die Länge matt und unzart. Der Verfasser hat ihn mit Geschick gedreht, und so vielen Vortheil, selbst in komischer Hinsicht, daraus zu ziehen gewußt, als sich nur immer darbot; die Ironie wirkt aber nur theilweise, während das Ganze kalt läßt, und zum Theil ermüdet, obgleich auch von Seite des deutschen Bearbeiters (Herrn Lembert) viel geschehen ist, um es der deutschen Bühne anzueignen. Man merkt den Ursprung wenig, oder nicht, und viele Parthien wirken treffend, doch das Ganze wirkte hier wenigstens, der vortheilhaften Besetzung der Hauptpersonen ungeachtet, wenig. Mehrere Stücke von Federici sind das Eigenthum der deutschen Bühnen-Repertoir's geworden, andre hat man stillschweigend eingeschwärzt, deren Ursprung man nur dann erst auf die Spur kommt, wenn man mit der Originalsammlung Bekanntschaft macht.

Den neunzehnten wurde auf diesem Theater Preziosa gegeben, das noch immer ein gedrängt volles Haus macht. An diesem Abend erschien des Kaisers Majestät zum ersten Mal wieder in der Versammlung, und wurde mit drey Mal wiederholtem, mit Mühe unterbrochnem Jubel empfangen. Das Orchester stimmte, nachdem der erste Ausbruch freudiger Ueberraschung etwas verhallt war, die Melodie an: Gott erhalte Franz den Kaiser! — worin die Versammlung mit rührendem Enthusiasmus sogleich einfiel. Trompeten und Pauken, mit frohlockendem Händeklatschen untermischt, erdröhnten am Schlusse jeder Strophe. Während der Darstellung wurde nicht applaudirt. Als der Kaiser das Schauspielhaus verließ, begleitete der Ausdruck herzlicher Glückwünschungen den Monarchen. Am folgenden Abend wurde auf höchsten Befehl das Epigramm von Kotzebue gegeben. Der Hof war zugegen, und das Haus gefüllt.

Ein Sohn des Regisseurs Koberwein trat unlängst auf diesem Theater in der Rolle des Kadett, in dem alten Stück von Ziegler: das Inkognito auf, und wurde mit aufmunterndem Beyfall erfreut. Die Parthie ist für einen jungen Anfänger, der schon Gelegenheit hatte, mit den Brettern und Coulissen bekannt zu werden, sehr vortheilhaft, ansprechende Rollen gibt es mehrere in diesem Stück, und die alten Theatereffektsmittel, sammt den derben hausbacknen Späßen machten auch jezt noch ihre Wirkung, und erschütterten das Zwerchfell weidlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 10.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Januar 1826.

Aber der edeldenkende Mann hält
Die Ehre weit theurer als sein Leben.

Shakspeare.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Die Verzweiflung, in der ich zurückblieb, raubte mir fast den Verstand. Ich hatte Frau von Nevers guten Ruf zerstört, Verläumdung entweihte ihr Leben und dieses durch meine Schuld; man bediente sich meines Namens, um den Abgott meiner Anbetung zu beschimpfen. Ich verdiente alle mögliche Strafen, aber sie wühlten auch alle in meinem Innern. Meine Liebe übergab sie der Schmach, der unauslöschlichen, die, wie das Blut auf Macbeths Hand, ewig wieder von Neuem hervortritt. Aber die Verläumder will ich verderben! Ist es möglich, daß ich, Ehre und Pflicht vergessend, diese schändlichen Lobsprüche mir zuzog? Mit diesen Namen darf also das Laster meine Aufführung brandmarken? — Jezt sah ich die Dinge in ihrer wahren Gestalt und erkannte in mir den niedrigsten, strafbarsten der Menschen. Was nun thun, was beginnen? sollte ich zu Frau von Nevers gehen und ihr sagen: ich habe sie entehrt? Mein Herz erstarrte bey diesem Gedanken. Ach, was war aus unserm Glück geworden! es war entflohen wie ein Traum, aber mein Verbrechen war unvertilgbar. Ich mußte fliehen, sie verlassen, das fühlte ich, sey meine Pflicht. Diese Ueberzeugung erleichterte aber nicht den furchtbaren Kampf meines Innern — ja ich konnte mich nicht einmal mehr bereden, ob das schreckliche Opfer, was ich von mir erzwingen wollte, nicht zu spät gebracht sey. Was ich thun wollte, war kein tugendhafter Entschluß; ich floh Frau von Nevers wie ein Verbrecher, nichts konnte den Schaden, den ich gestiftet, wieder gut machen, er war unersetzlich. In dem Zustand hoffnungsloser Verzweiflung, der mich jezt erfaßt hatte, konnte nur der Durst nach Rache mich abhalten, meinem Daseyn ein Ende zu machen, und diese traf vor allen den Herzog von L., den mir mein Oheim unter den Verläumdern ausgezeichnet hatte. Noch schwankte ich, ob ich, ehe ich ihn aufsuchte, Frau von Nevers zu sprechen suchen sollte, als ich die Klingel ihres Zimmers mit der größten Heftigkeit läuten hörte. Unwillkürlich eilte ich dahin; ein Bedienter, dem ich begegnete, sagte mir, daß die Herzogin plötzlich krank geworden und in Ohnmacht gefallen sey. Von Schrecken erstarrt, fliege ich in ihre Zimmer, gehe, ohne zu wissen, was ich thue, durch zwey, drey große Gemächer, und gelange an das Kabinet, in dem wir gestern noch auf Glück hoffen zu können glaubten. Frau von Nevers lag blaß und bewegungslos auf dem Kanape, eine junge Dame, die ich nicht kannte, hielt sie in ihren Armen — ich hatte kaum Zeit, einen Blick auf sie zu werfen, so trat Herr von Olonne auf mich zu und sagte mit strengem Ton: „Was wollen Sie hier? verlassen Sie dieses Zimmer.“ — „Nein, rief ich, wenn sie stirbt, sterbe ich auch!“ und bey diesen Worten stürzte ich zu den Füßen des Kanape's nieder. Herr von Olonne half mir auf. „Sie können nicht hier bleiben, sagte er, gehen Sie auf Ihr Zimmer, späterhin werde ich mit Ihnen sprechen.“ Seine Strenge, seine Kälte hätte mir das Herz durchbohrt, wenn ich einen andern Gedanken als

den Anblick vor meinen Augen hätte fassen können. Des Marschalls Worte waren mir kaum verständlich, mein Leben war im Entfliehen, es schien mit dem ihrigen zu erlöschen. Die junge Dame wendete sich zu mir, ich sah Thränen in ihren Augen. „Natalie, sagte sie, wird Sie sehen, sobald sie wieder zur Besinnung kommt — gehen Sie jezt; Ihr Anblick könnte ihr schaden.“ — „Könnte er, so will ich gehen,“ und damit begab ich mich in das anstoßende Zimmer — denn weiter konnte ich nicht — ich sank auf meine Knie und betete um ihr Leben. Bald vernahm ich, daß sie wieder zu sich kam, man sprach, man bemühte sich um sie — ein alter Kammerdiener, der ihr von Kindheit an zugethan war, kam jezt herein; bey meinem Anblick sagte er: „Sie müssen in Ihr Zimmer gehen, Herr Eduard. Guter Gott, wie sehen Sie aus! armer junger Mensch, Sie gehen zu Grunde. Stützen Sie sich auf mich, ich will Sie in Ihr Zimmer führen.“ Ich wollte eben mit ihm fortgehen, als der Marschall eintrat. „Wie? Sie sind noch hier? sagte er zornig, folgen Sie mir in mein Kabinet, ich habe mit Ihnen zu sprechen.“ — „Er kann sich ja nicht aufrecht halten,“ bemerkte der alte Diener. „Doch ich kann,“ sagte ich, raffte meine Kräfte auf, um den Auftritt, den ich voraussah, zu ertragen, und folgte Herrn von Olonne in sein Zimmer.

„Jede Erklärung zwischen uns wäre unnütz, fing der Marschall an, meine Tochter hat Alles gestanden; ihre Freundin, welche die Verläumdungen, die über sie verbreitet sind, früher wie ich erfuhr, eilte aus Holland herbey, um sie von dem Abgrund, in dem sie sich zu stürzen bereit war, zurück zu reißen. Ihnen ist wahrscheinlich der Schaden, den Sie ihrem Rufe zufügten, bekannt; Ihr Betragen ist um so strafbarer, da Sie nicht im Stande sind, ihn wieder gut zu machen. Ich wünsche, daß Sie sogleich abreisen mögen; den Sohn meines Freundes werde ich nicht verlassen, so unwürdig er sich meines Schutzes bezeigt hat, ich verspreche, Ihnen eine Stelle als Gesandtschaftssekretär an einem nordischen Hofe zu verschaffen; gehen Sie sogleich nach Lyon und erwarten Sie dort Ihre Ernennung.“ — „Ich bedarf gar nichts, mein Herr, antwortete ich, erlauben Sie mir, Ihr Anerbieten abzulehnen; morgen bin ich schon nicht mehr hier.“ — „Wohin gedenken Sie?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Was ist denn Ihr Plan?“ — „Ich habe keinen.“ — „Was soll aber aus Ihnen werden?“ — „Was liegt daran?“ — „Glauben Sie nicht, Eduard, daß die Liebe das ganze Leben ausmache.“ — „Ich verlange kein anderes.“ — „Bringen Sie sich nicht um Ihre ganze Zukunft.“ — „Für mich gibt es keine.“ — „Unglücklicher! was kann ich für dich thun?“ — „Gar nichts.“ — „Eduard, Sie zerreißen mein Herz! ich hatte es mit Strenge gewaffnet, aber sie hält nicht gegen Sie aus. Ich habe meine Zusage an Ihren sterbenden Vater nicht vergessen, ich würde alles für Ihr Glück thun, aber das fühlen Sie selbst, Eduard, meine Tochter kann ich Ihnen nicht geben.“ — „Das weiß ich, das weiß ich vollkommen, und morgen reise ich ab. Erlauben Sie mir nun zu gehen?“ — „Nein, nicht also. Eduard, mein Kind, bin ich nicht dein zweyter Vater?“ — „Sie sind Frau von Nevers Vater. O, pflegen Sie, lieben Sie, trösten Sie Ihre Tochter, wenn ich nicht mehr hier bin! Sie wird Trost bedürfen.“ Ich verließ ihn und ging in mein Zimmer. Dort, wo ich so oft an sie gedacht, mit ihr unter einem Dache gelebt hatte! — Nun sollte ich es verlassen. Der Gedanke, meinem Leben und meiner Qual ein Ende zu machen, stieg in mir auf, allein die Vorstellung von dem Schmerz, welchen Frau von Nevers darüber erleiden würde, und das Bedürfniß, mich zu rächen, hielt mich davon ab.

Meine Wuth gegen den Herzog von L. kannte gar keine Gränzen, denn er hatte uns nahe genug gesehen, um sich von meiner Ehrerbietung für Frau von Nevers zu überzeugen; nur die verabscheuungswürdigste Bosheit konnte ihn bewegen, mich für ihren Liebhaber auszugeben zu wollen. Alle Leidenschaften, die in meiner Seele stürmten, ergossen sich in Rachedurst gegen ihn. Ich beschäftigte mich die Nacht über, meine Geschäfte zu ordnen, und schrieb an Herrn von Olonne und die Herzogin, denen, im Fall ich unterliegen würde, diese Briefe gegeben werden sollten. Auch eine Art von lezten Willen sezte ich auf, um einigen alten Bedienten meines Vaters, die ich in Forez gelassen hatte, ihren Unterhalt zu sichern. Der Gedanke, Frau von Nevers zu rächen, oder mein trauriges Leben zu verlieren und von ihr beklagt zu werden, besänftigte mich einigermaßen. Ich wehrte die Weichheit ab, die mich zuweilen beschleichen wollte, auch die religiösen Begriffe, welche, von Kindheit an in meine Brust gepflanzt, sich wider meinen Willen in mir regten, drängte ich zurück.

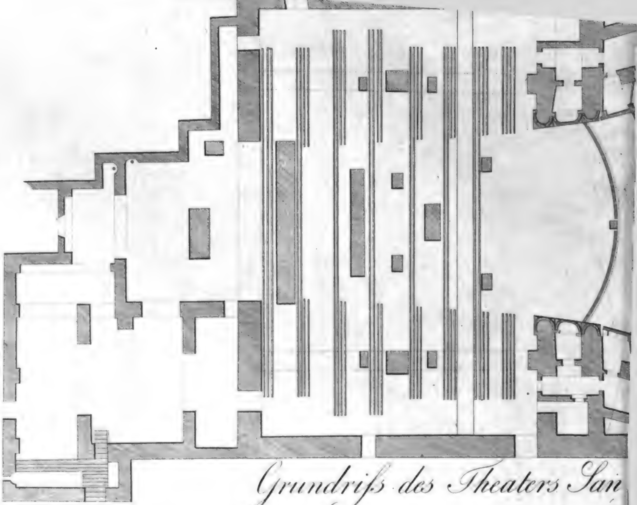
(Die Fortsetzung folgt.)

Hervorstechendste Züge Roms.

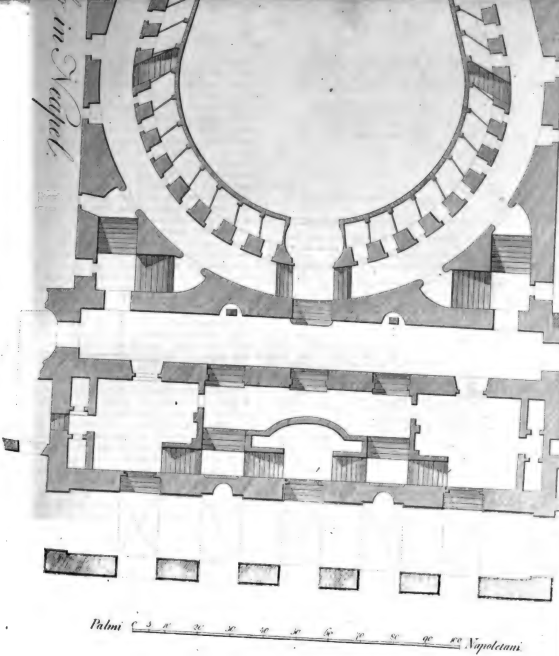
(Fortsetzung.)

Die Art zu spinnen.

Obgleich die Römer im Allgemeinen den Lilien gleichen, von welchen die Bibel sagt, daß sie nicht arbeiten und nicht spinnen, und doch leben; so herrscht doch die Faulheit nur unter den Männern, die Weiber dagegen sind meistens beschäftigt. Freylich ist dessen, was diese Leztern, auf dem Stuhle sitzend und in vier Pfähle eingeschlossen, thun, wenig; aber im Freyen und auf öffentlichen Plätzen sind sie desto fleißiger. Eine ihrer Haupt-



Grundriß des Theaters San



Digitized by Google

arbeiten besteht im Spinnen. Ich wette, keiner meiner Leserinnen dürfte bekannt seyn, daß dieß auf eine andere Art geschieht als in Deutschland. Nirgends in Italien ist, so viel ich weiß, das eigentliche Spinnrad, d. h. diejenige Maschine im Gebrauche, auf welcher sich der Faden um die, durch das Rad in Bewegung gesezte, Spindel wickelt. Man spinnt vielmehr noch auf dieselbe Weise, wie vor zwey- bis dreytausend Jahren. Der Mechanismus, für denjenigen höchst interessant, wer ihn nicht kennt, besteht in folgendem. Den Flachsbehälter (Rocken) am untern Ende fest unter dem linken Arme haltend, zieht die Spinnerin auf die bekannte Weise mit den Fingern den Faden aus demselben heraus. Nachdem dieser gehörig geebnet, geglättet und mit Speichel benezt ist, schlingt er sich von selbst um die frey in der Luft schwebende, vorn herabhängende Spindel. Um lezterer die nöthige Kreisbewegung zu geben, wird sie von Zeit zu Zeit zwischen den flachen Händen gerollt und dann niedergelassen. Dabey muß die Spinnerin aber wohl Acht geben, daß sie die Spindel im Augenblicke, wo die ihr mitgetheilte Bewegung nach rechts im Begriffe steht, aufzuhören, plötzlich in die Höhe zieht, um sie von Neuem zu rollen, ehe sie anfängt, sich nach links zu drehen und folglich sich abzuwickeln. So wie die Beschreibung hier auf dem Papiere aussieht, möchte diese antike Spinnerey höchst mühsam scheinen. Ich kann aber versichern, daß sie in der Ausführung mit der höchsten Leichtigkeit, ja selbst mit einer gewissen Anmuth, getrieben wird. Die Weiber spinnen nicht allein gehend, sondern sogar im mäßigen Laufe; die ärmsten tragen sogar Lasten dabey auf dem Kopfe. Das Garn gibt dem auf einem Rade gesponnenen weder an Feinheit noch an Glätte nach, ja übertrifft lezteres, wie leicht zu begreifen, an Stärke, da es keiner Art von Reibung, weder in der Tülle der Rolle, noch auf dem Haken derselben, ausgesezt ist. In welchem Verhältnisse der Ertrag beyder Spinnarten mit einander steht, kann ich nicht bestimmen; doch möchte die Geschwindigkeit, mit welcher man sich die Spindeln füllen sieht, auf keine große Verschiedenheit schließen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Keine Rettung.

(Aus dem Spanischen.)

Mit zwey Schmerzen muß ich kämpfen,
Die mich beyde gleich bedrängen,
Euch zu sehen, ist der eine,
Und der andre, euch zu meiden.

Wenn ich euch seh', sterb' ich vor Liebe,
Und es bleibt mir keine Rettung —
Seh' ich euch nicht, muß ich verzweifeln,
Bis ich wieder euch kann sehen.

Bey dem Einen wächst die Liebe
Und die Sehnsucht bey dem Andern.
Und ich leid', wenn ich euch sehe,
Und vergeh', wenn ich euch meide.

B. A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel.

Nach vielen Bemühungen ist es endlich gelungen, den beyliegenden Grundriß des hiesigen so berühmten als wirklich schönen Theaters San Carlo zu erhalten, dessen Richtigkeit man verbürgen kann, da er von einem sehr geschickten deutschen Architekten aufgenommen worden. Merkwürdig ist dabey die Schnelligkeit, womit es erbaut und in seinen jezigen eleganten Zustand gesezt wurde. Im Febr. 1816 brannte es bis auf den Grund ab, und den 12. Jan. 1817, also zehn Monate darauf, ward es am Geburtstage des verstorbenen Königs neuerdings wieder eröffnet.

Es dürfte zugleich nicht uninteressant seyn, über dessen innern Raum, Verwaltung u. s. w. einiges genauer zu erfahren, welches so leicht nicht in Deutschland bekannt werden kann, da die zahllosen Reisebeschreiber entweder keine Gelegenheit haben, sich die nöthige Auskunft sicher zu verschaffen, oder mit einer bloßen Ansicht zufrieden sind; welche denn, so wie deren Urtheil gewöhnlich ziemlich oberflächlich ausfällt, und dennoch im Ausland als Orakel angesehen wird, weil der Beschreibende sich entweder schon einen gewissen Namen als Schriftsteller erworben hat, oder für seine eigne tiefe Beobachtung ausgibt, was entweder blos auf Hörensagen beruht, oder aus italienischen Broschüren zusammengetragen, für selbst Erforschtes verkauft wird. Der Beyspiele davon könnte man viele anführen, besonders aus den neuesten Werken über Italien, von denen einige sich als Originale ankündigen, und doch nur Uebersezungen mit einigen beygefügten eignen Floskeln sind.

Die Größe des S. Carlo-Theaters ist der ewige Zankapfel aller Fremden und Einheimischen, indessen bleibt doch immer nur dasjenige della Scala der gefährlichste Nebenbuhler. Schöner ist unbedingt das hiesige, und in Rücksicht der Größe soll es, genau ausgemessen, jenem auch in etwas voranstehen.

Der Ueberschlag, wie viel Menschen es enthalten kann, wann es übervoll ist, kann leicht ziemlich genau gemacht werden.

Der erste Rang hat 26 Logen	26
— zweyte und dritte 28 . also beyde . .	56
— vierte und fünfte 30	60
— sechste . . . . von denen die mittlern zehn die mittlere Gallerie ausmachen, vom Parterre aber als Logen erscheinen.	30
Theater-Logen	8
große königliche . . . . . . nimmt vier Logen des zweyten und dritten Ranges ein.	1
Logen	181 —

nimmt man nun diese königliche Loge für vier und zwey Ausgänge des Parterre, nach der fünften Loge des ersten Ranges als solche mit an, so würde das Theater eigentlich 186 gleiche Logen haben. Diese an Galla-Abenden, wo sich Alles hineindrängt, das Haus übervoll ist, zu acht Personen, als die wohl ziemlich richtige Mittelzahl angeschlagen, geben 1488 Personen.

Im Parterre sind auf zwanzig Bänken nur 741 Sitze	741
Billette zum Stehen werden an solchen Abenden ausgegeben etwa	400
Wenn man nun noch ein paar hundert mehr für die Gallerie, Freybillette u. s. w. anschlägt	200
Ist die Gesammtzahl . .	2829

und das Theater faßt demnach auf's Höchste noch keine dreytausend Personen als Zuschauer, außer die etwa 350 — welche das Orchester, Theaterpersonale u. s. w. bilden, und es ist demnach zum Lächerlichen übertrieben, wenn man unüberlegt behaupten hört, daß es die doppelte Menschenzahl fassen könne.

Bey seinem Abtritt 1823 machte der damalige Direkteur Barbaja eine Bilanz von S. Carlo und Fondo bekannt, über deren Richtigkeit wohl mit Recht einige sehr gegründete Zweifel obwalten, weil aber ein kurzer Auszug daraus den Theaterfreunden vielleicht nicht unwillkommen ist, um von der ganzen Verwaltung sich einen Begriff zu machen, so folgt derselbe:

Ausgabe für Besoldung von 32 Sänger und Sängerinnen nebst 35 Choristen, welche während des

		Scudi.
Jahrs 1822 vom April bis März 1823 sangen		40737.78
die Choristen erhielten .		3833.50
Besoldung von 73 Tänzer und Tänzerinnen	40177.11	
26 Schüler	723.20	
		40900.31
32 Figuranten . . .		3114.40
81 Pers. des Orchesters .		13499 —
16 Dichter und Kapellmeister		7642 —
11 Verwaltung . .		5202 —
30 w. o. m. Angestellte .		4677.20
Dekorationen, Maschinen u. s. w. . .		24432.59
Garderobe		23098.29
übertragen		S. 167137.07

119 Vorstellungen in S. Carlo, 104 in Fondo und zehn Bälle	15951.56
Illumination an Galla- und Ballabenden .	2482.40
Musik	1448.18
Säuften	996.25
verschiedene unvorhergesehene Ausgaben . .	8208.[illegible]
Reparaturen	1573.59
schuldige Vergütung an Jubilirte . . .	966.66
Gratifikationen	2191.72
Ausgaben	S. 200955.45

Einnahme: Von Hofe für ein Jahr .	86000 —
Schadloshaltung für Novenen und Oktavarien	7000 —
— für Logen und Sitze, außer der Verbindlichkeit	2215 —
— für Illuminationen, extra . .	748 —
Abonnement in S. Carlo . . .	43009.42
desgleichen im Fondo	7399.30
Billette von 119 Vorstellungen in S. Carlo	23717.37
— 104 — in Fondo	10338.67
10 Bälle . . .	4220.60
Extra und verschiedne Einnahmen . .	3826.62
Vergütung von der Wiener Direktion .	038.18
desgleichen pr. Spesen der vorigen Direktion	466 —
Einnahmen	S. 189979.16
Verlust . . .	10976.29

Man gab in diesem Jahre in beyden Theatern:

	in S. Carlo	in Fondo
Neue Opern	7	5
alte —	8	11
neue Ballette	13	6
alte —	9	6

Es bleibt einem Jeden überlassen, über obigen scheinbaren Verlust seine eigene Anmerkungen zu machen. Nur ist es auffallend, daß Barbaja sich so viele Mühe gegeben, die Direktion wieder zu erhalten, und sie wirklich seit Ostern verflossenen Jahrs wieder übernommen hat.

Daß er, nachdem er der vorjährigen Direktion des Engländers Glossop, dessen Verbindlichkeit eigentlich drey Jahre dauern sollte, alles Mögliche in den Weg zu legen gesucht hatte, mit dem Besten, was zu geben war, anfangen würde, stand zu vermuthen. Die bekannte Fodor, la Blache, David traten auf, und man mußte natürlich mit der Verbesserung sehr zufrieden seyn; allein die Erste hat uns bereits wieder verlassen, und wenn auch die Tosi Lob verdient, so bleibt sie doch nur ein schwacher Ersatz, und man erwartet ungeduldig, daß die lange versprochne Pasta komme. Für die ersten Sopran-Rollen ist die Comelli Rubini engagirt, aber als Sängerin hat sie wohl schwerlich mehr viel Auszeichnendes, nimmt sich indessen in Männerkleidung doch besser aus, wie die kleine Liparini, welche nun in Palermo ist; ferner haben wir eine Grisi und die deutsche Unger, welche fortfährt zu gefallen, indem sie außer ihrer Geschicklichkeit im Singen auch eine sehr gute Schauspielerin ist, und ein liebliches Aeußeres mit Lebhaftigkeit und Freyheit verbindet.

Für's Ballet brachte er Albert, die Brugnoli und einige andre, deren Geschicklichkeit bekannt ist, und darüber wenig zu sagen bleibt. Albert ist aber bey weitem nicht mehr was er war, und weder mit Paul noch andern mehr zu vergleichen, wenn er auch von den Franzosen bis in Himmel erhoben wird. Allein die Ballette, so schön auch die Komposition des geschickten Balletmeisters Gioja ist, scheinen im Ganzen genommen der allgemeinen Erwartung nicht völlig zu entsprechen. Cäsar in Egypten war schön, das seit einigen Abenden zum Namensfeste des Königs gegebne Niccolò Pesce weniger befriedigend, und beyde durchaus geringeres Interesse erweckend, wie das nun auf die Seite gelegte, der Otto Mesi in due Ore. Dieser Niccolò Pesce war der Held des Schillerschen Tauchers, woraus eine geschichtliche Verwebung gemacht worden, die sich auf dem Theater durch schöne Dekorationen und neu erfundene, eingeschobene Scenen ganz hübsch macht; denn der Vorfall mit dem Becher ist gar nicht darin; dagegen läßt er, weil auf seinen Kopf als Verräther ein Preis gesezt worden, um sich wieder frey zu machen, einen kleinen Sohn als Pfand, wenn er in sechs Stunden eine gefährliche Unternehmung gegen die feindliche Flotte nicht vollführen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Ein Steinabdruck. — Kunstblatt Nro. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. Januar 1826.

Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

Goethe.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Die weiblichen Moden.

So groß auch die Herrschaft ist, welche die französische Mode über das ganze gebildete Europa ausübt, so möchte es doch kein Land geben, wo, selbst England, ja Spanien nicht einmal ausgenommen, mehr Eigenthümlichkeit in der Art sich zu kleiden, herrschte, als unter den Römerinnen. Sie zeigt sich von den untern weiblichen Klassen, wo sie am auffallendsten ist, bis zu den Frauen von Stande hinauf, unter jenen wirklich materiell in Schnitt und Zusammensetzung, unter den lezten, möchte ich sagen, blos geistig, durch die Farben, den Kontrast derselben, besonders durch das Sitzen der Kleidungsstücke. Wie eine Römerin anders denkt und fühlt, als eine Pariserin, so wird sie der Anzug, und wäre er auf das Genaueste nach einer französischen Puppe zugestuzt, auch anders kleiden als die Pariserin. Die Verschiedenheit der Körperbildung, besonders der Büste, mag dazu das Ihrige beytragen. Diese gibt an der Römerin andere Strahlenbrechungen, folglich andere Lichter und andere Schatten; folglich müssen Schnitt und Farben anders erscheinen, als an der Pariserin. Von der mehr oder mindern Schönheit der Formen und des daraus folgenden Sitzens will ich nicht einmal reden.

Die auffallendste weibliche Mode ist unstreitig die sogenannte Bautta, ein im modernen Geschmacke verfertigter schwarzseidner Hut, mit vorn herabhängendem schwarzem Schleyer, zuweilen ganz schlicht, meistens aber mit einigen Bauschchen um den Kopf besezt, und stets schwarz gefüttert. So viele Römerinnen, ja selbst Putzmacherinnen ich über den Schnitt derselben befragt habe, alle sind der Meynung, daß dieser ursprünglich römisch sey und den Pariserinnen zum Modelle gedient habe. Wie dem auch sey, und welches Alter dieser Schnitt haben möge, immer bleibt die Form der Bautta die graziöseste, welche es geben kann. Ob die Ursache davon in der Geschicklichkeit der hiesigen Putzmacherinnen, oder im schönen Ebenmaße der römischen Frauenköpfe liege, lasse ich unentschieden. Dieser Hut hat noch das Eigenthümliche, daß er von der Kirchendisciplin als die einzige, beym Gottesdienste zuzulassende weibliche, Kopfbedeckung eingesezt worden ist. Fürstinnen und Herzoginnen, ja selbst fremde Königinnen, wenn sie katholisch sind und während der Messe die hiesigen Kirchen besuchen, müssen ihn tragen. Es versteht sich daher von selbst, daß, wenn auch die Bautte im Schnitte, in der Farbe und im Stoffe unter allen Ständen dieselben sind, sie sich dennoch in Betreff der Güte des leztern, so wie des Schleyers von einander unterscheiden. Es gibt deren von drey bis zu dreyßig, ja fünfzig Scudi. Die Frauen der untern Volksklasse, welche keine Bautta, sondern ein Netz tragen, oder überhaupt mit bloßem Kopfe gehen, dürfen nicht anders als lezteren mit einem Tuche verhüllt in der Kirche erscheinen.

Die übrigen Kleidungstrachten der mittleren und hö-

deren weiblichen Volksklassen sind sich im Schnitte, der rein-französisch ist, vollkommen ähnlich; die Stoffe allein machen einen Unterschied. Zu der Eigenthümlichkeit, welche sich hier, wie schon gesagt, besonders im Sitzen der Kleider zeigt, kömmt noch der häufige und vorzugsweise angewandte Gebrauch vieler, besonders kontrastirender Farben: ein hiesiger Damenanzug würde nicht für vollendet gehalten werden, fehlte ihm, außer dem Weißen und Schwarzen, eine einzige Farbe, ja eine einzige Schattirung. Dadurch unterscheidet sich die römische Frauentracht äußerlich am meisten vor allen übrigen Moden Europa's. Besonders sticht das Gelbe und Rothe hervor, nächstdem das Grüne und Violette. Was im Norden Simplicität heißt, kennt hier Niemand. Kann das Wunder nehmen? Kleidet sich doch die Natur in Rom weniger einfach, wie in Petersburg, und die Menschen sollten es nicht auch thun! Nebst dem Bunten macht sich, bey gänzlicher Ermangelung der sogenannten französischen Grazie, eine gewisse Grandiosität bemerkbar, welche eigentlich der unterscheidende Charakter nicht allein der weiblichen Mode, sondern der ganzen physischen und intellektuellen Individualität des hiesigen Frauengeschlechts, von der untersten Klasse an bis zur Herzogin und Fürstin hinauf, ist.

Die Moden der unteren und untersten weiblichen Volksklassen haben, bey aller Hinneigung zum französischen Schnitte, eine unverkennbare Nationalität. Die Frauen der Arbeitsleute, gröbern Handarbeiter, Fuhrleute, Winzer u. s. w. tragen kein langes Kleid, sondern einen Spencer, nebst Rock. Ersterer, dem nordischen Spencer ähnlich, erhält durch seine mannigfaltigen Bauschen und Besetzungen, so wie durch den Stoff, welcher im Winter Sammet, im Sommer Atlas oder Seide ist, besonders aber durch die eben erwähnte bunte Farbenmischung, ein höchst theatralisches, ja phantastisches Ansehen. Freylich liegt im Schnitte desselben etwas höchst Ungereimtes, wahrscheinlich Folge der übelverstandenen, auch in Deutschland und Frankreich vor dreyßig Jahren spukenden Idee vom griechischen Gürtel. Die hintere Taille ist nämlich so sehr kurz, daß große Frauen, oder solche, welche einen vorzüglich langen Oberleib haben, darin wie bucklich erscheinen. Der Rock zeichnet sich durch seine doppelte, ja oft drey- und vierfache Garnirung aus. Der silberne Kamm, die händelangen Ohrringe und die tellerartigen silbernen Schuhschnallen machen die Nationalität vollkommen. Es hängt vom Stadtviertel ab, ob die Weiber dieser Klasse im bloßen Kopfe gehen, oder Netze tragen.

Die Weiber der untersten Klasse tragen statt des Spencers ein steifes Mieder, welches nach Art der alten Ritterharnische über den Armen und hinten mit Bändern zugebunden wird. Diese Mieder, eben so übermäßig lang, als die Spencer kurz sind, stehen großen Gestalten vortrefflich, obgleich sie, vorn ohne alle Aushöhlung, der Brust die Wölbung benehmen. Die Oberarme sind bis tief auf den Ellbogen von feinen, mit Spitzen besetzten Hemdermeln bedeckt. Der übrige Theil des Anzugs unterscheidet sich von dem der vorigen Klasse nur durch den Gehalt, nicht durch den Schnitt. In beyden ist, wie es heißt, seit fünfzig Jahren, außer der oben bemerkten Verkürzung der Taille an den Spencern, keine Veränderung vorgegangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

E d u a r d.

(Fortsetzung.)

Um acht Uhr begab ich mich zu dem Herzog von L. — er war noch nicht aufgestanden; ich mußte warten, und ging indeß mit vor Ungeduld kochendem Blute in einem Salon auf und ab. Endlich ward ich vorgelassen; der Herzog schien verwundert. „Ich komme, mein Herr, sagte ich, Rechenschaft über die Beleidigung zu verlangen, die Sie mir angethan, und für die Verläumdung, welche Sie rücksichtlich meiner über Frau von Nevers ausgesprengt haben. Sie können nicht glauben, daß ich so einen Schimpf ertragen solle, und Sie sind es mir schuldig, mein Herr, mir Genugthuung zu geben.“ — „Das thäte ich mit dem größten Vergnügen — Sie wissen es, Herr G., daß ich diese Gelegenheiten nicht scheue; allein in diesem Fall ist es unglücklicher Weise unmöglich.“ — „Unmöglich? das werden wir sehen. Glauben Sie ja nicht, daß ich Sie werde ungestraft die Tugend verläumden und einen Engel von Unschuld und Reinheit anschwärzen lassen.“ — „Was die Verläumdung betrifft, sagte der Herzog lachend, so erlauben Sie mir, dieses für nicht so wichtig zu halten. Ich habe geglaubt, Sie wären Frau von Nevers Liebhaber, ich glaube es noch, und ich habe es gesagt. Ich sehe in Wahrheit nicht, was Sie dabey beleidigen kann. Man schreibt Ihnen das hübscheste Weib in Paris zu, und das nehmen Sie übel? tausend Andere möchten an Ihrer Stelle seyn, und ich zuerst.“ — „Und ich, mein Herr, ich würde erröthen an Ihrer Stelle zu stehen. Frau von Nevers ist rein, tugendhaft, makellos, die Aufführung, deren Sie mich beschuldigten, wäre niederträchtig und Sie sind mir Rechenschaft für Ihre unwürdigen Reden schuldig.“ — „Ich spreche, was mir gefällt, ich werde von Ihnen, und sogar von Frau von Nevers denken, was ich Lust habe — Sie können dagegen Ihr gutes Glück läugnen, wenn es Ihnen gutdünkt — das ist recht hübsch von Ihnen, obgleich es heut zu Tage wenig geschieht. Wenn es aber darauf ankommt, mich mit Ihnen zu schlagen, so versichere ich Sie auf meine Ehre, ich habe jetzt so große Lust dazu, wie Sie, allein das geht nicht. Sie sind kein Edelmann, Sie haben keinen Rang in der Welt, ich würde mich, indem ich Ihnen den Willen thäte, ungeheuer lächerlich machen. Das Vorurtheil will es also. Ich bin

darüber in Verzweiflung, setzte er besänftigter hinzu, seyn Sie versichert, Herr S., ich schätze Sie von Herzensgrund, und es hätte mich sehr gefreut, mich mit Ihnen zu schlagen. Sie erblassen — das thut mir leid! Sie sind ein Ehrenmann. Glauben Sie mir, ich verabscheue diesen barbarischen Gebrauch, ich finde ihn höchst abgeschmackt, ich gäbe mein Leben darum, wenn es mir erlaubt wäre, mich mit Ihnen zu schlagen.“ — „Großer Gott! rief ich, ich glaubte allen Schmerz erschöpft zu haben!“ — „Eduard, fing der Herzog wieder an, den meine Lage je mehr und mehr zu rühren schien, halten Sie einen Freund nicht für Ihren Feind. Ich versichere Sie, diese Sache betrübt mich von Herzen; lassen sich denn ein Paar unvorsichtige Worte nicht wieder gut machen?“ — „Nein! rief ich. Versagen Sie mir die Genugthuung, die ich verlange?“ — „Ich bin dazu gezwungen!“ — „Gut. Sie sind ein Feigling, denn es ist Feigheit, eines Mannes Ehre zu beschimpfen, und ihm die Rache unmöglich zu machen.“

Nach diesen Worten eilte ich wie ein Wüthender aus des Herzogs Haus und durchirrte wie unsinnig die Straßen. Alles, was ich dachte, flößte mir Abscheu ein, die Furien der Hölle hatten mich umklammert, ich konnte meine Schuld nicht gut machen, und mir ward Rache versagt. Jetzt hatte ich den höchsten Punkt des Unrechts erfahren, wohin die unseligen Verhältnisse der gesellschaftlichen Ordnung zu führen vermögen; Alles, was mich umgab, schien mir feindselig zu seyn, ich nahm wahr, daß ich bey diesem Besuch beym Herzog von L. nur den Tod gesucht hatte, denn ich hatte gar nicht daran gedacht, was nach ihm noch Statt finden könnte; die Last des Daseyns drückte mich zu Boden — der Gedanke: ein Moment kann mich von ihr befreyen — fuhr wie ein Blitz durch meine Seele, und eine unwiderstehliche Gewalt trieb mich, gegen die Ufer der Seine zu eilen.

Der Herzog von L. wohnte in der Vorstadt St. Germain, gegen die neuen Boulevards zu, ich eilte mit meinem schrecklichen Vorsatz die Straße Bac herab. Jeden Augenblick ward ich in dieser volkreichen Straße von Menschen gedrängt und gestoßen; sie gingen friedlich ihrem Berufe nach, und das war mir ein Abscheu! Die menschliche Natur empört sich vor der Vereinzlung, sie bedarf Mitleid, der Anblick eines Nebenmenschen, der bey unsern Leiden fühllos ist, beleidigt die Gabe des Mitleids, die Gott in unsre Brust senkte, und die in der Gesellschaft von Selbstsucht erstickt und verdrängt wird. Dieses Gefühl vermehrte die Empörung meines Innern; es scheint, daß sich die Verzweiflung in sich selbst vervielfältigt. Die meine hatte den höchsten Grad erreicht, als ich plötzlich Frau von Nevers Wagen erblickte, der auf mich zukam; ich erkannte ihre Pferde, ihre Leute, mein Herz schlug noch einmal für etwas Anderes als für den Schmerz, wie ich dachte, daß ich sie erblicken würde. Zehn Schritte von mir lenkte der Wagen in das Klosterthor der Visitantinnen der heil. Jungfrau ein. Ich stellte mir vor, Frau von Nevers wolle dort die Messe hören; der Gedanke mit ihr, für sie zu beten, ergriff mich: Gott um Kraft zu flehen für uns Beyde, um Trost von der Quelle alles Guten, bey der noch Trost zu finden ist, wenn er sonst allenthalben gebricht. So errettete mich dieser Engel! so bändigte seine Gegenwart die Verzweiflung, die mich zum Verbrechen hinreißen wollte.

Ich warf mich in einem dunkeln Winkel der Kirche auf meine Kniee, und bat mit Inbrunst, daß Gott die Geliebte meiner Seele trösten und beschützen möge. Sehen konnte ich sie nicht, da sie in einem gegitterten Stuhl war, allein ich dachte mir: auch sie bete jezt für ihren unglücklichen Freund, und unsre Empfindungen stimmten noch einmal zusammen. Ich fühlte mit nagender Bitterkeit, daß ich ihr Leben getrübt hatte; wäre ich stark genug gewesen, die Stimme der Pflicht zu befolgen, hätte ich ihr diese Leiden erspart. Jezt blieb mir nichts übrig, als ihre Ehre, die meine Gegenwart verlezte, durch meine Abreise wieder herzustellen. Es war, als wenn ich in dieser Kirche mir bisher unbekannte Kraft gewönne, die Reue erregte keine Verzweiflung mehr in mir, sondern entzündete das Verlangen, meinen Fehler durch Selbstaufopferung zu sühnen, und so den innern Frieden, des Menschen erstes Bedürfniß, wieder zu finden. Ich versprach mir selbst, noch an dem nämlichen Tage abzureisen, konnte aber doch der Hoffnung, Frau von Nevers, wenn sie in den Wagen steige, nochmals zu sehen, nicht widerstehen. Ich trat aus der Kirche — Ach sie war nicht mehr da! —

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel.

(Beschluß.)

Niccolò Pesce stürzt sich bey heftigem Sturm und Ungewitter in's Meer, und kommt gerade wenig Minuten nach der bestimmten Zeit, wie man seinen Sohn schon zum Tode führen will, zurück, indem er die feindlichen Galeeren, schwimmend nach sich zieht, welches denn zu schönen Effekt machenden Scenen und Dekorationen Anlaß gibt, indem es Nacht ist, der Vollmond am Himmel steht, und die kommenden, mit unzähligen Lichtern erleuchteten Galeeren, durch hübsche Gruppirung das Ballet sehr schön endigen. Ueberhaupt scheint es, als ob der Unternehmer in dergleichen Darstellungen, während seines Aufenthalts in Wien, manches gelernt hat; denn so schön auch die Dekorationsmalerey in Italien ist, und so weit man es auch darin gebracht hat, so kann man doch nicht läugnen, daß für die Täuschung in Deutschland noch mehr geschieht.

Die neue Oper von Carafa aber würde gewiß durchgefallen seyn, wenn — der Hof nicht im Theater gewesen wäre, auch gab man sie nur zwey Mal. Es heißt nun, daß man weiterhin den Freyschütz geben werde, aber wer ihn kennt, behauptet, er könne und werde hier nicht gefallen.

Die Zierde unsers prächtigen öffentlichen Spazierganges der Villa reale, der farnesische Stier, soll nun auch endlich von dort weg und in's Museum gebracht werden, um ihn der Gefahr der Beschädigung der Seeluft zu entziehen. Die Anstalten sind, nach mehreren Jahren Reden, wirklich angefangen und an seine Stelle wird eine große Schaale von Granit kommen, die in der Kirche von Salerno stand, und von da bereits hergeschafft ist. Fünf-und-zwanzig Tage wurden erfordert, um diese große Gruppe von ihrem jetzigen Platz in's Museum zu schleifen.

Obgleich die Dampfschiffahrt mit Riesenschritten überall vorrückt, und man deren großen Nutzen und Bequemlichkeit einsieht, so scheint das hiesige sich doch nicht lange mehr halten zu wollen. Die Unternehmer behaupten, nicht dabey bestehen zu können, und es ist glaublich, obgleich sie sich zum Theil den wenig guten Erfolg selbst zuzuschreiben haben. Denn erstens sind die Preise zu hoch, und wenn sie solche auch schon heruntersezten, so dürfte dieses jezt doch wenig mehr helfen, sie haben durch schlechte Bedienung und grobe Behandlung der Reisenden am Bord Alles abgeschreckt, und selbst die Absetzung der ganzen, aus Engländern bestehenden, plumpen Schiffsmannschaft, wofür jezt Eingeborne genommen worden, dürfte nicht hinreichend seyn, den gefallenen Kredit wieder zu heben. Es ist daher sehr zu fürchten, daß diese schöne und sichere Gelegenheit zur Ueberfahrt gänzlich eingehen werde, wenn nicht die Alles unternehmenden Engländer Mittel finden, es auch hier wie überall unter ihrer eignen Flagge zu treiben. Die Regierung will es nicht übernehmen, obgleich der Antrag gemacht worden seyn soll, deren drey regelmäßig, statt der drey langsamen Paketbote fahren zu lassen, und dazu Schiffe anzuschaffen, welche mit doppelter Kraft die Reise nach Palermo in vierzehn Stunden zurücklegen. Man will behaupten, daß vornehme Angestellte sich dagegen sezten, weil sie bey den königlichen Paketboten interessirt sind, und diese dann aufhören müßten. Das Reisen nach Sicilien wird also hinführo wieder mit mehr Schwierigkeit und Unannehmlichkeit verknüpft werden.

Unsre Rivista teatrale, das beste und vielleicht einzige gute Journal, welches hier als Tagblatt erschien, ist plötzlich verboten worden, weil — man sich darin eine freye Aeußerung über einen unbedeutenden Improvisatore Lionessa erlaubt hatte, welche seinem Beschützer Pr. N . . . so mißfiel, daß es ohne weiters aufhören mußte. Das Publikum ist demnach einer Unterhaltung beraubt, obgleich fähige Urtheiler in der Sache behaupten, was gesagt worden, sey noch zu glimpflich gewesen. Dagegen ist seit dem 1. Okt. ein andres, l'Osservatore erschienen, mit dem Motto: la critique est aisée, l'art en est difficile, welches wissenschaftliche Gegenstände, Theater, Poesien etc. und ein politisches Thermometer, nebst zwey Modefiguren enthalten soll. Das Schicksal desselben ist mit ziemlicher Bestimmtheit voraus zu sehen, bey den großen Schwierigkeiten, welche hier allem, was gedruckt werden soll, gemacht werden. Man darf nur irgend einmal einem hoogmoegenden mißfallen, so hat der Spaß ein Ende. Die Beschreibung des königlichen Museums, welche sich so hochtrabend anpries, ist ebenfalls in's Stocken gerathen, denn wie es mit Gewißheit voraus zu bestimmen war, wollte man nicht ein gutes und nützliches Werk liefern, sondern dabey eine große Summe verdienen, verkaufte das einzige erste — vierte Heft — und — bezahlte den Künstler nicht, so daß deren mehrere nicht mehr dafür arbeiten wollen, weil ihnen das Versprochene nicht einmal gezahlt wird. Das neue Werk über Pompeja, vom Hauptmann Goro, scheint hier weniger Beyfall zu finden, wie demselben im Auslande geworden. Vielleicht ist man zu strenge, weil eben hier zur Stelle die Vergleichung zwischen dem Gesagten und der Wirklichkeit zu leicht gemacht werden kann. —

Wien.

(Fortsetzung.)

Noch eine Kleinigkeit wurde auf dem Hoftheater im Laufe dieses Monats gegeben, nämlich: „Geniren Sie sich nicht.“ In einem Aufzug, von Fr. v. Holbein. Der Hauptspaß dieses Stücks liegt in der hier gangbaren sprichwörtlichen Redensart, die gewöhnlich so viel sagen will, als: „Seyn Sie kein Kind!“ — wie man sich anderwärts ausdrückt. Der Verfasser hat es übrigens bald in diesem, bald in jenem Sinn gebraucht, und hat sich wirklich nicht genirt. Es ist eigentlich nur eine Reihe von Scenen, die jedoch sehr lebendig gehalten sind, voll scherzhafter Einfälle, wie sie einem so in die Feder kommen, und gewöhnlich auf der Bühne Glück machen. — Einen bestimmten Schluß hat das Stück nicht. Das kann für originell gelten, heißt es am Ende. So mag es seyn! Ist es doch ergötzlich und belustigte bis zulezt — bis die Nuß aufgeknackt und inwendig hohl befunden war. Dann machte man hier und dort ein langes Gesicht, hielt sich aber schadlos an der Repetition der Redensart, die unterwegs unaufhörlich ausgetauscht wurde. „Schlafen Sie wohl, und geniren Sie sich nicht!“ — „Begleite mich nach Haus, und genir' dich nicht!“ — Ein lustiger Einfall am rechten Ort kann auch für einen Treffer gelten. Das ist der Fall mit dieser Kleinigkeit.

In diesem Jahre soll eine neue Zeitschrift für die vaterländische Geschichte ihren Anfang nehmen, die den Titel Austria führen wird. Eine gemischten Inhalts, unter der Aufschrift: Bohemia, meldet man aus Prag. Die in Ungarn herauskommende Iris hat so guten Fortgang, wie es scheint, daß die Redakteurs gesonnen sind, künftig wöchentlich ein Blatt mehr zu liefern, ohne den Preis zu erhöhen. Bis jezt sorgten sie für Abwechslung und Mannigfaltigkeit, und hatten mehr das literarische, als das merkantilische Interesse vor Augen. — Das Taschenbuch Fortuna, herausgegeben von Fr. X. Told, hat in diesem Monat seinen dritten Jahrgang begonnen. Das Aeußere ist sehr zierlich und zugleich einfach. Die Kupfer sind zum Theil gelungen. Bey dem Inhalt scheint bessere Auswahl vorgewaltet zu haben, und man findet mehrere geschäzte Namen inländischer Dichter und Schriftsteller, zum Beweis, daß Fortuna diesem Sprößling günstig war. Professor Wesely kündigt eine metrische Uebersetzung unter dem Titel: Hochzeitlieder der Serben an, die am geeignetsten seyn sollen, das innere Leben und die ganze Empfindungsweise dieses Volkes aufzuschließen. Die Einleitung bietet eine vergleichende Zusammenstellung dar mit Griechenland und Rom, wie auch mit der Poesie der neueren Nationen, sucht ferner die Wurzel der serbischen Volkspoesie in den innersten Verhältnissen der Nation auf, und enthält zugleich die Geschichte der Sammlungen, und eine Würdigung aller darum verdienten Männer.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Januar 1826.

— Wer hochentzückt
An der Natur geweihtem Altar
Himmlischer Weisheit und Schönheit opfert,
Er sey mein Bruder!

Heydenreich.

Auf die Weltverächter.

Herrgott, wie sie dich mißverstehen,
Die da nur hasten hinauf zu dir!
Nein, du willst, daß hienieden wir gehen,
Und du bereitest auch Seligkeit hier!

Mag denn Staub nicht ein Eden genießen,
Welches die segnende Vorsicht gewährt?
Läßt er störrisch ein Glück sich verdrießen,
Weil's nur die Tage des Staubes verklärt?

Ach vergib, du Allgütiger droben,
Daß sie so kindisch die Erde verschmäh'n!
Herrlich hast du vom Nichts ihn erhoben,
Ihn, der nicht dankend dein Grüßen will seh'n!

Wo du schufest, und wo du nur waltest,
Gott, bist du weise, bist freundlich und groß;
Ob du Himmel der Himmel entfaltest,
Oder im Thale vergängliches Moos!

Laßt hienieden die Herzen sich weiten,
Sind ja dem Himmel zu eng und zu klein!
Sanft die Ranken zur Höhe zu leiten,
Pflegt sie der Gärtner an Stäbe zu reih'n.

Lernt nicht wählig das Gute nur üben!
Forscht nicht einzig nach Recht und nach Wahr!
Das beseligt auch Schönes wir lieben,
Bietet's der Himmel so wonniglich dar.

Nicht der Weise, und nicht der Gerechte
Spiegelt allein sich im Irdischen euch.
O, dem schmachtenden Menschengeschlechte
Zeigt sich ein Vater der Freude zugleich.

Sie, die heiter mit Unschuld empfangen,
Blumen entpflückend der niedrigen Bahn,
Heitrer werden den Kranz sie erlangen,
Wenn sie dem Throne des Ewigen nah'n.

Joh. Rud. Wyß.

Eduard.

(Beschluß.)

Als ich das Kloster verließ, begegnete ich einem jungen Manne, den ich von früherher kannte; er kam aus Amerika zurück, und sprach von diesem Lande. Das einzige Wort: Amerika, hatte mich bestimmt — mir war jeder Ort gleich — und ich beschloß Paris noch am gleichen Abend zu verlassen. Man führt Krieg, sagte ich zu mir selbst, ich will Soldat werden und gegen die Feinde meines Landes fechten. Mein Land! — ach, dieser Gedanke war mir so schmerzlich wie alles Andere. Ich war sein enterbtes Kind; es verstieß mich, es fand mich nicht würdig, seine Vertheidigung zu führen *). Mag es seyn, mein Blut

*) Nämlich als Offizier — denn als Soldat einzutreten, stand Eduard ohne Zweifel frey. Der Leser muß die Verfasserin dies

soll für dieses Vaterland fließen, meine Gebeine werden in dieser fremden Erde ruhen, aber mein Geist wird meine ewig Geliebte umschweben. Ihr galten die ersten Schläge meines Herzens, und ihr sey mein lezter Seufzer geweiht.

Wie ein zum Tode Verurtheilter, dessen Hinrichtung aber noch eine Zeitlang aufgeschoben ist, kehrte ich in das Hotel d'Olonne zurück. Der Gedanke, durch meine Hingabe Frau von Nevers Ehre, ihren Ruf wieder herzustellen, hatte meine Verzweiflung beschwichtigt. Der alte Kammerdiener kam in mein Zimmer; er sagte mir, daß die Herzogin und ihre Freundin, die Marquise von C., im Kloster geblieben seyen, und erst den folgenden Tag zurück kämen. Meine lezte Hoffnung, sie noch einmal zu sehen, war also dahin! — Ich wollte ihr schreiben, ihr mein Betragen erklären, ihr vor Allem die Gefühle malen, die mein Herz zerrissen — es gelang mir nur zu gut — das Blatt war von meinen Thränen benezt. „Was nüzt es, ihren Schmerz zu erneuen? sagte ich zu mir selbst; habe ich sie nicht schon genug betrübt? ist es denn aber meine Pflicht, mir den Trost eines lezten Abschieds zu versagen?" — Ich versuchte noch einmal ihr zu schreiben, ihr die Hälfte meines Grams zu verbergen — aber es gelang nicht. Die Liebe kann nicht heucheln. — Ich gab meinen Brief dem alten Kammerdiener, der ihn weinend empfing. Diese schweigende Theilnahme that mir gut — eine andere Theilnahme hätte ich nicht ertragen können. Nun befahl ich, Postpferde für den Eintritt der Nacht zu bestellen und schloß mich in mein Zimmer ein. Mit tiefem Schmerz nahm ich von dem Bildniß der Frau von Nevers Abschied, tausend Mal küßte ich diese kalte Leinwand, lehnte mein Haupt an sie, alle meine Erinnerungen, die ganze Vergangenheit, alle meine Hoffnungen schienen mir hier vereint — ich begriff nicht, woher ich die Kraft nehmen sollte, die Bande, die mich an dieses geliebte Bild fesselten, zu zerreißen. — Endlich klopfte man an meine Thür. Alles war vorüber. Ich warf mich in die Postchaise, die mich, ohne anzuhalten, nach Lorient führte, und schiffte mich den folgenden Morgen auf dem Fahrzeug ein, das uns Beyde hierher brachte.

* * *

Nur mit Mühe — so beschließt der Erzähler Eduards Geschichte — gab ich des unglücklichen Jünglings Forderung, ihn diesen Tag nicht mehr aufzusuchen, nach. Ungern gesteht die Freundschaft ihre Ohnmacht ein, und begreift nicht, daß es Leiden gibt, bey denen ihr Trost keinen Eingang mehr findet. Doch gedachte ich ihm eine Erleichterung zu verschaffen, indem ich mich mit ihm von Frau von Nevers unterhalten wollte. Ich kannte sie und wußte, daß sie der Leidenschaft, die sie eingeflößt hatte, wohl werth war. Die ganze Nacht dachte ich über sein unseliges Schicksal nach — er war das Schlachtopfer von Verhältnissen, über welche die Menschen nicht zu gebieten vermögen, und die doch von ihnen herbeygeführt sind. Vergeblich sann ich auf Mittel, die Lage eines unglücklichen Freundes zu verbessern — mit Schmerz mußte ich mir gestehen, daß es deren keine gebe.

Den nächsten Morgen begab ich mich frühzeitig in Eduards Zimmer, es war leer; ich gewahrte auf dem Tisch einige so eben aus Frankreich angekommene Journale. Niemand hatte ihn ausgehen sehen. — Da ich wußte, daß man heute die Engländer anzugreifen gedachte, ward ich unruhig, forderte ein Pferd, und eilte, so schwach ich noch war, der Armee nach. Auf dem Kampfplatz angekommen, fand ich, daß eine heftige Kanonade begonnen, um den Feind aus seiner fast unbezwinglichen Stellung zu treiben. Ich erblickte Eduard in den vordersten Reihen und gelangte neben ihn, um ihn, von Wunden bedeckt, fallen zu sehen. Meine Arme fingen ihn auf, sein Blut floß in Strömen, ich wollte es stillen, er gab es nicht zu. „Lassen Sie mich sterben, sagte er, klagen Sie nicht um mich, das Maaß ist voll, das Leben ist mir verhaßt — ach der Tod kommt nur zu spät!" Sein Geist entfloh, sein Haupt sank auf meine Schulter — er war todt! — Ich begab mich in einer Verzweiflung, deren ich mich nicht mehr fähig glaubte, in meine Wohnung zurück.

Die Zeitungen enthielten folgenden Artikel:

„Gestern den sechs-und-zwanzigsten August früh um „eilf Uhr, feyerte man in der Kirche und Pfarre St. Sul„pice das Todtenamt und Leichenbegängniß der durchlauch„tigsten Frau Louise, Adelaide, Henriette, Natalie von „Olonne, Wittwe des durchlauchtigsten Herrn Herzogs von „Nevers, Prinzen von Chatillon, Marquis von Souvigny „u. s. w. Sie starb in ihrem Hotel in der Straße Bour„bon, ein-und-zwanzig Jahr alt, an den Folgen einer Aus„zehrung. Nach der Ceremonie ging der Leichenzug nach „dem Limousin ab, wo die Herzogin von Nevers den „Wunsch geäußert hatte, begraben zu werden. Man führte „sie in die Baronie Faverange Baillage von ***, Genera„lat von ***, wo sie im Grabgewölbe ihrer Ahnen ruhen „wird u. s. w."

Gegen das Ende eben dieses Jahres erlaubte mir der Frieden, nach Frankreich zurückzukehren; ich führte den

ser Kleinigkeit bewundern, wie sie der Denkart eines Menschen, der sich aus Verzweiflung, kein Marquis zu seyn, in den Tod stürzt, in den feinsten Zügen treu bleibt. Eduard, der sich nur als Offizier zu denken vermochte, zählt sich als Nichtoffizier gar nicht zu den Tapfern, die unter Lafayette stritten, und hält sich für einen Geächteten, weil er nicht als Bevorrechteter geboren ist.

D. U.

Leichnam meines unglücklichen Freundes mit mir, und erhielt von dem Marschall von Olonne die Erlaubniß, ihn in dem Gewölbe beyzusetzen zu lassen, das die andere Hälfte seiner selbst einschloß. Dort sezte ich ihn zu den Füßen von dem Sarg der Frau von Nevers und nun fühlte ich die erste Erleichterung meines Schmerzes.

Der Marschall von Olonne hatte die Welt und den Hof verlassen, und lebte bis zu seinem Tode in Faverange; die thätigste, weiseste Wohlthätigkeit beschäftigte seine Tage, allein obschon er sehr alt wurde, und gefaßt zu seyn schien, blieb er doch in tiefe Traurigkeit versenkt. Man hörte ihn oft sagen, daß er im Irrthum gewesen sey, wie er gesagt habe, daß es zweyerley Arten gebe, glücklich zu seyn.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Da hier blos von den Moden der gebornen Römerinnen die Rede ist, so muß ich die eigentlichen und im strengsten Verstande so zu nennenden weiblichen Nationaltrachten der umliegenden Gegenden, das heißt von Albano, Frascati, Rocca del Papa, Genzano u. s. w. mit Stillschweigen übergehen. Hier herrscht statt des Mieders und des Spencers eine Art von Carraco, mit kurzen Ermeln, wobey weiße lange lederne, oder auch, bey Minderbegüterten, Zeughandschuhe getragen werden. Am meisten zeichnen sich diese Frauen, eben nicht zu ihrem Vortheile, durch den Kopfputz aus, welcher in einem am Rücken herabhängenden, in ein längliches Viereck zusammengeschlagenen Stücke weißen Stoffes (Leinewand, Musselin oder Battistspitzen) besteht, und auf dem Kopfe befestigt ist. Die Gewalt, welche lezterm dadurch angethan wird, theilt der Haltung des obern Körpertheils etwas Pagodenähnliches mit. Mehr oder weniger sind diese Trachten durch Zeichnungen oder Abbildungen im Auslande bekannt.

Warum sollte ich hier nicht zugleich der Tracht der Bergbewohnerinnen nach den Abruzzen zu mit ein Paar Worten erwähnen? Sie ist in sofern interessant, als sämmtliche ältere römische, florentinische, ja selbst venezianische Maler von ihr das Modell zu Bekleidung ihrer weiblichen Figuren genommen haben. Wie die Madonnen, Magdalenen, Annen u. s. w. auf den Gemälden des Perugino, Beato da Fiesole, Giambellini u. s. w. gekleidet sind, so tragen sich noch heut zu Tage jene Bergbewohnerinnen.

Die merkwürdigste weibliche Nationaltracht herrscht unstreitig im untersten, südöstlichen Theile des Kirchenstaats, in den beyden Provinzen Marittima und Campagna von Sonnino bis nach Nettuno. Die, hier ehemals angesiedelte Sarazenenkolonie hat im Kostüme der Frauen Spuren hinterlassen, von welcher man offenbar auf eine türkische Abkunft schließen kann, Fuß- und Kopfbekleidung ausgenommen (welche leztere das obenerwähnte, in ein langes Viereck zusammengelegte, Tuch ist), trägt sich die Sonninerin noch heut zu Tage, wie die Weiber aus Tunis. Dieß Kostüm gibt den dortigen Frauen, welche man, sonderbar genug, für die schönsten im ganzen Kirchenstaate hält, ein höchst reitzendes Ansehen. Doch steht es nur schlanken, ja mageren, Taillen gut. Die Weiber von dorther legen selbst in Rom ihre Nationaltracht nicht ab.

Auffallend ist, daß, während alle bisher genannten Weibertrachten mehr oder weniger originell, ja national sind, die Männer sich durchaus französisch kleiden. Doch tragen, die sogenannten Künstler unter den Handwerkern ausgenommen, alle übrigen, bis zum untersten Lastträger herab, kurze Jacken von Manchester oder Sammt, im Schnitte, wie sie in Deutschland und Frankreich Mode sind. Der Frack ist weniger häufig, als im Norden Europa's. Dagegen trägt alles, bis auf den untersten Bettler herab, im Winter Mäntel (ferrajuoli), welche seit zehn Jahren zu sogenannten Schanzloopern ausgeartet sind. Obgleich diese durchgängig Ermel haben; so heischt es doch die Bocksbeuteley, welche dem römischen Pöbel eigen ist, den Mantel nicht über die Arme zu ziehen, sondern blos umzuhängen und die Ermel herabbaumeln zu lassen. Der Kontrast der modernen Männertracht mit dem weiblichen Nationalkostüme zeigt sich nicht auffallender, als wenn an Sonn- und Festtagen die Einwohner aus den umliegenden Gegenden nach Rom kommen; während die Männer, wenn sie zum wohlhabenden Mittelstande gehören, aussehen, wie französische Petits-Maitres, glaubt man in den Weibern Bewohnerinnen eines andern Welttheils zu sehen. Man denke sich zum Beyspiele eine Sonninerinn oder Nettunerinn in ihrem türkisch-sarazenischen Kostüme neben einem pariser Frack, mit Jabot und Pump-Pantalons!

Ich muß zum Schlusse der hiesigen Putzmacherinnen mit ein paar Worten gedenken. Es ist ausgemacht, daß sich die pariser Moden von den römischen unterscheiden. Jenen vor diesen, oder umgekehrt, den Vorzug geben zu wollen, hieße, den eigenthümlichen Charakter beyder weiblichen Geschlechter verkennen. Wenn die pariser Modistin in ihrer Art, das heißt, in der graziösen Einzelnheit, die vollendetsten Schöpfungen liefert; so muß den römischen Modeprodukten die Vollendung der grandiosen Totalität zugestanden werden. Man vergleiche zum Beyspiele eine pariser Spitzenhaube mit einer römischen, und auf den ersten Anblick wird sich der Unter-

schied beyder ergeben, in jener möglichstvollendete Ausschmückung der einzelnen Theile, auf Kosten der allgemeinen Form, in dieser Vollendung und Streben nach Großartigkeit der Form, mit Beseitigung der Details. Beyde Moden sind in ihrer Art vollendet, das heißt, im höchsten Grad zweckmäßig, in Hinsicht auf die Individualität beyder weiblichen Geschlechter. Nur muß man keine Pariserhaube auf den Kopf einer Römerin, noch weit weniger eine römische auf den Kopf einer Pariserin setzen. Uebrigens kann ein's nicht geläugnet werden: die römischen Putzmacherinnen sind in ihrer Art, wenn man die nationelle Zweckmäßigkeit in Anschlag bringt, eben so vollkommen als die Pariser; außer diesen beyden Moden gibt es keine andere europäische, welche Erwähnung verdient.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bescheidener Wunsch.

(Aus dem Spanischen.)

Meine Lieb ich also liebe,
Daß nicht wagen meine Wünsche
Irgend etwas sich zu wünschen.
Denn würd' ich erst wünschen,
So würd' ich auch hoffen,
Und wenn ich dann hoffte,
So würde sie zürnen.
Also wünsch' ich nur zu sterben;
Da nicht wagen meine Wünsche
Etwas Andres sich zu wünschen.

V. A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

(Beschluß.)

Unter andere Raritäten, welche der dießjährige Herbstmarkt zur Schau brachte, gehören die Produktionen eines Physiko-Mechanikers, der seine großen, physisch-chemisch-magisch-mechanischen Apparate und Vorstellungen mit dem Erbieten ankündigte, auch gegen beliebiges Honorar Kunstliebenden in diesem schönen Zweig der freyen Künste gründlichen Unterricht zu geben, mit dem Zusatz, daß er in dem Garten der Magie, den er den Kennerblicken hoher Gönner zu öffnen Willens sey, viele der Blumen, die die Vorwelt sorgsam pflegte, und unsre Zeit in Vergessenheit gerathen ließ, in einer Auswahl seltener und sinnreicher Stücke als ein zierliches Bouquet präsentiren werde.

Jemand, der dramatische Produkte auf dem Lager hat, bot sie folgendermaßen aus: „Gefertigter erklärt hiermit, daß sowohl seine früheren, als gegenwärtigen (Werke) — nur bey ihm selbst u. s. w. zu haben sind. Es wird demnach allen respektiven Theater-Intendanten und Direktionen geziemend kund gegeben, daß vom untengesetzten Datum an, sich dieselben ausschließend an ihn zu wenden haben werden. Auch werden eben da ꝛc. ꝛc." Der geneigte Leser mag diese Mittheilung als eine Fresko-Anekdote, oder einen Bären ansehen, nur nicht als einen, den ich ihm aufbinden will, sondern im volksthümlichen Sinn des Worts.

Auf dem Volkstheater wurde ein neues Zauberspiel gegeben: Lisko und Saldino, oder der Zauberwald, Musik von Drechsler, hat gefallen. Auf dem Theater in der Josephstadt machten die Drillingsschwestern und der Waldgeist, Zauberoper, nach einer Erzählung, weniger Glück. Gisela, erste Königin der Magyaren, von dem Volkstheaterdichter Meisl für das Theater in Presburg geschrieben, wurde hier einige Mal mit vielem Pomp gegeben. Ich will gern zugeben, daß es wenig innern Werth besitzt, wenn aber mancher andre Volkstheaterdichter ein solches Stück geschrieben hätte, würde hier und dort viel Lärm geschlagen werden. Desto mehr Belustigung für die Leser! Diese Bühne stellt das eigentliche Théâtre des variétés dar. Vom höchsten bis zum tiefsten Ton wird die Skala dramatischer Produktionen durchgespielt, von dem Inhalt aller andern Repertoirs liefert die Bühne eine Musterkarte: von der Menagerie in Krähwinkel und dem Elephantenrüssel (das trivialste Quodlibet) bis zum Freyschütz und Johann von Paris, von der Jungfrau von Orleans bis zum Jocko und den andern bestialischen Spektakles habt ihr Alles um denselben Preis.

Am Cäcilientage wurde in der Augustiner Hofpfarrkirche eine neue große Messe von Cherubini aufgeführt, die jedoch ältern Ursprungs ist, als die von ihm für die Krönungsfeyer Carl X. gedichtete. Dieses bewunderungswürdige Tonwerk begeisterte die Kenner und Liebhaber des strengen Satzes dergestalt, daß sie es für das Höchste ganz unbedingt erklären, was im Kirchenstyl bisher geleistet worden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 6.

Brautkranz.

Charade.

Heilige Gebete steigen
Aus den ersten Zwey empor
Und es schallt der Priester Reigen
Hin durch den geweihten Chor.

Doch den frommen Sänger nennet
Dir das zweyte Sylbenpaar,
Dessen Liebesopfer brennet
Auf Odins und Thors Altar.

Eine Waffe, zu beschützen,
Herzoge im Alterthum,
Zu zerspalten und zu ritzen
War des Ganzen Zweck und Ruhm.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro 13.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. Januar 1826.

Die Wahrheit harrt mit sich'rer Wage
Im Wolkenzelt der Folgezeit.

v. Salis.

Unterredung mit Buonaparte auf St. Helena im August 1817.

Von Kapitän Basil Hall*).

Auf unsrer Rückfahrt von China ward die Lyra unter meinem Befehle mit Depeschen nach Calcutta an den Generalgouverneur geschickt, von wo wir nach Madras und Isle de France segelten und nach einer angenehmen und glücklichen Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung den 11ten August vor St. Helena ankerten.

Ganz natürlich konnte bey unserer Ankunft auf dieser Insel unsre Aufmerksamkeit durch nichts so stark angezogen werden, als durch den erstaunenswürdigen Mann, der sie bewohnte. Seit mehreren Wochen hatte die Wahrscheinlichkeit, ihn zu sehen, die Gedanken Aller, die sich an Bord befanden, auf eine Weise beschäftigt, die schwer zu beschreiben ist, und noch schwerer von denen geglaubt werden wird, denen Entfernung oder andere Umstände niemals eine Möglichkeit vergönnt, ihn zu sehen. Was auch früher unsre Vorurtheile oder Meynungen über seinen Charakter gewesen seyn mochten, so ward doch jezt jedes Gefühl durch den eifrigen Wunsch überwältigt, den Mann zu sehen, der einen so wunderbaren Einfluß auf die Schicksale der Menschen ausgeübt. Das lebhafte Interesse, das neulich in unserm Gemüthe durch die Reise in entfernte Gegenden, und durch den Gedanken, die Ersten zu seyn, unbekannte Nationen und einen ganz neuen Zustand der Sitten zu betrachten, entstanden war, schien, wie groß und allgemein es auch empfunden ward, doch schwach im Vergleich mit dem, welches uns jezt in der Nähe eines Mannes, wie Napoleon, ergriff. Ich sage dieß, ohne irgend eine Bedeutung damit verbinden zu wollen, und führe es blos als eine sonderbare Thatsache an, daß Alle an Bord des Schiffes, Hohe und Niedere, unendlich mehr mit diesem einzigen Manne beschäftigt erschienen, als mit allen Vorfällen unsrer merkwürdigen Reisen zusammengenommen. Sogar diejenigen unter uns, denen ihre Lage keine Aussicht, ihn zu sehen, ließ, wurden von dem allgemeinen Fieber ergriffen, und der kälteste und gleichgültigste Mensch an Bord fühlte sich bey dieser Gelegenheit auf eine ungewöhnliche Weise ergriffen, und so zehnmal mehr die, welche irgend eine Hoffnung zu einer Zusammenkunft hatten; ich ging mit zwey Passagieren meines Schiffs in einem Zustande von Ungeduld und Erwartung an das Land, wie ich ihn niemals, weder vor noch nachher, wieder empfunden.

Da ich das Vergnügen hatte, den Gouverneur und seine Familie persönlich zu kennen, und eine Einladung erhalten, in Plantation-house zu wohnen, so rechnete ich mit einigem Vertrauen darauf, daß diese Bekanntschaft mir zur Erleichterung meines Wunsches dienen würde. Ehe ich indessen irgend einige Schritte deßhalb machte, ging

*) Aus dem vom Verfasser mitgetheilten Manuscripte seiner neuen, sehr vermehrten Ausgabe seiner „Reise nach Loo-Choo und andern Plätzen in den östlichen Meeren.“

ich zum Admiral, um seine Befehle zu empfangen. Er hatte nichts gegen meinen Wunsch, Buonaparte zu sehen, einzuwenden, gab mir aber wenig Hoffnung zur Erfüllung desselben, und als ich in dem Landhause des Gouverneurs ankam, fand ich mich sehr in meiner Erwartung getäuscht, wie ich hörte, daß Buonaparte und er in einem Verhältnisse ständen, welches es ihm unmöglich machte, um eine Unterredung mit irgend einem Fremden nachzusuchen. Er that indessen sehr gefällig Alles, was in seiner Macht stand, und schrieb sogleich an Kapitän Blakeney, den Offizier, der damals den Dienst in Longwood hatte, um ihm zu melden, daß ich gerade von den östlichen Meeren gekommen und dem General Buonaparte meine Aufwartung zu machen wünsche, dem er also mein Verlangen auf eine Weise mittheilen möchte, die den wahrscheinlichsten Erfolg verspräche.

Keine Antwort kam diesen Abend, und ich schloß die ganze Nacht kein Auge. Ein bestimmter Abschlag würde wahrscheinlich eine verschiedene Wirkung gehabt haben; ich hätte mich der Nothwendigkeit unterwerfen müssen; allein diese Ungewißheit war peinlich und beunruhigend in einem Grade, den ich, obgleich ich damals selbst darüber erstaunte, doch seitdem ganz natürlich gefunden habe; denn ich sehe eine ganz genügende Erklärung meiner Unruhe und Rastlosigkeit in dem Vergleich mit dem, was ich jezt fühle, und dem beständigen und unermüdlichen Bedauern, welches ich empfunden haben würde, wenn ich dem merkwürdigsten Manne unsers Zeitalters so nahe, es verfehlt hätte, ihn zu sehen.

Dieser Nacht folgte ein noch unruhigerer Morgen. Nach dem Frühstücke kam eine Antwort von Longwood, worin man sagte, daß man Buonaparte meinen Namen genannt und meinen Wunsch, ihm meine Ehrfurcht zu bezeigen, mitgetheilt, daß er aber gar nicht darauf zu achten geschienen. Kapitän Blakeney sezte hinzu, es wäre vielleicht eben so gut für mich, nach Longwood herüberzukommen, da es möglich seyn könnte, daß Buonaparte einwillige, mich zu sehen, wenn ich mich an Ort und Stelle befände: ich ritt demnach mit meinen beyden Gefährten hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Die Krüppel.

„Il y a compensation par tout," würde der französische Philosoph Azaïs voll Freude, sein System einem Theile nach bestätigt zu sehen, ausrufen, wenn ihm zu Rom, neben einer Menge wahrer Apollo- und Junogestalten auf jedem Tritte und Schritte eine eben so große Menge nicht allein von Schiefbeinen und Buckligen, sondern selbst von eigentlichen Krüppeln beyderley Geschlechts aufstießen. In der That ist die große Anzahl von mehr oder minder verwachsenen Personen, welche man in Rom antrifft, eine höchst merkwürdige Erscheinung. Mögen die eigentlichen Krüppel und Lahmen, welche man hier in so großen Haufen sieht, meistens Fremde seyn, und durch die Leichtigkeit, sich in Rom mit Betteln das Leben zu fristen, aus dem ganzen Kirchenstaate, ja vielleicht aus ganz Italien, hier zusammenströmen; immer bleibt es wahr, daß in Rom selbst eine größere Menge Verwachsener und Schiefbeiniger geboren, oder vielmehr erzogen werden, als verhältnißmäßig in andern Städten. Besonders ist die große Anzahl von Frauen, welche oft bey der regelmäßigsten, ja vollendetsten Bildung des Oberleibes, bis auf die Hüften herab, verwachsene Beine, oder verunstaltete, oder wenigstens häßliche Füße haben, auffallend. Diese Mißgestaltung wird hier um so eher bemerkbar, weil einmal die hiesigen Weiber ohne alle Eitelkeit sind und sich also keine Mühe geben, sie zu verbergen, dann der leichtern Bekleidung wegen, welche die fehlerhafte Form auf den ersten Blick erkennbar macht. Die Aerzte geben schlechtes Wasser, schlechten Wein, unreifes oder zu viel genossenes Obst, endlich die aria cattiva, diese physische Erbsünde Roms, welche allenthalben vorgeschoben wird, wo man auf dem natürlichen Wege zu keiner Erklärung körperlicher Erscheinungen gelangen zu können glaubt, zu Ursachen an. Wäre die Einwirkung derselben gegründet, so müßte dadurch, als erste und nächste Folge eine totale Verderbniß der Säfte erzeugt werden. Wer aber die blühende Gesichtsfarbe, gesunde Konstitution und regelmäßige Bildung des Oberkörpers, selbst bey buckligen Personen, den Höcker ausgenommen, betrachtet, kann unmöglich diese Verkrüpplung im verdorbnen Blute suchen. Mir sind, bey fortgesezter Beobachtung, andere kennbare Umstände geworden, welche vielleicht, wo nicht die alleinige Ursache jener Abnormität seyn, doch einen größern Antheil daran haben dürften als die oben angeführten. Um verstanden zu werden, muß ich nothwendig eine Bemerkung vorausschicken, zu welcher die sittlich moralische Bildung der Südländer die Veranlassung gibt. Mir ist unbewußt, ob ich sie ohne Mißdeutung werde äußern dürfen. Der Werth des Menschen, wie der eines jeden andern Naturprodukts, hängt von der mehr oder mindern Seltenheit seiner Erzeugung ab. In Rom (um von dieser Stadt allein zu sprechen), wo die Fruchtbarkeit der Weiber drey-, viermal größer ist als im Norden Europa's, wo die Mittelzahl der, von einer einzigen Mutter gebornen, Kinder vielleicht zehn, auf jede Weise aber acht, ist, statt daß sie im Norden zwey bis drey beträgt, in Rom muß die Aufmerksamkeit auf die physische Erziehung der Kinder im umgekehrten Verhältnisse mit der Häufigkeit ihrer Erzeugung stehen. Dazu die, den hiesigen Einwohnern

natürlich eigene, Abneigung vor körperlicher Anstrengung gerechnet, und man wird von selbst begreifen, daß das Kinderwarten eine der Hauptlasten des hiesigen weiblichen Geschlechts ist. Sie wird um so empfindlicher, als die Römerinnen, bey ihrer eben so natürlichen Hausscheue, die Kinder stets mit sich tragen müssen, während die Bewohnerinnen des Nordens, den größten Theil ihrer Zeit im Zimmer zubringend, die ihrigen in die Wiege legen können. Um sich das Tragen der Kinder zu erleichtern, läßt man sie in Rom ungewöhnlich lange in den Windeln. Jedoch bleiben die Hände und ein großer Theil der Brust (besonders bey Mädchen) frey, auch der Kopf meistens unbedeckt. In lezterm Umstande finde ich, für meinen Theil, den Hauptgrund der vortrefflichen Haupt- und Brustgestaltung des hiesigen weiblichen Geschlechts. Das so gewickelte Kind wird nicht, wie in Deutschland und Frankreich, auf dem Arme sitzend, sondern mit von der Trägerin abgewandtem Gesichte, die Hand unter den Unterleib desselben geschlungen, gehalten. Diese Art des Tragens scheint auf den ersten Blick sehr zweckmäßig zu seyn und jenen Uebeln vorzubeugen, welche die deutschen Aerzte dem Tragen der Kinder auf dem Arme zuschreiben. Allein bey näherer Untersuchung zeigt sich (wenigstens in meinen Augen), daß aus dieser Haltung offenbar die nachtheiligsten Folgen für die körperliche Entwicklung des Kindes hervorgehen, Schwächung der untern Bauchmuskeln, gestörte Verdauung und endlich Hemmung der nothwendigen Entwicklung des Rückgrates, der Schenkel und Hüften, also überhaupt Störung in der Bildung der Beinkraft. Vielleicht wäre dieser einzige Umstand schon hinlänglich, die Mißgestaltung der Beine zu erklären; aber ein zweyter, überwiegenderer Grund kömmt noch hinzu, um leztere nicht in Verderbniß der Säfte, sondern in einer äußern Einwirkung zu suchen. Um sich die Bürde zu erleichtern, stellen die hiesigen Frauen ihre Kinder, oft sogar schon in den ersten Tagen der Geburt, aufrecht, auf die, unten von den Windeln gebildete Wurst, in der Meynung, leztere verbindere, daß der Körper nicht auf die Füße zu stehen komme, ihnen daher keine schwächende Anstrengung zugefügt werde. Dieß ist aber ein offenbarer Irrthum, denn der Körper muß nothwendig durch seine eigene Schwere auf die Füße und diese mehr oder weniger auf den, unter ihnen befindlichen, Gegenstand drücken. Außerdem fängt man schon nach dem sechsten bis achten Monate an, die Kinder am Gängelbande baumeln zu lassen, oder sie, sobald die Beine nur irgend eine scheinbare Festigkeit erhalten haben, in die Laufkörbe zu sperren. Dieß sind, nach meiner Meynung, die alleinigen und wahrsten Ursachen, welche die Beinverkrüppelung der Römer bewirken. Sie ist, so viel ich habe bemerken können, in den höheren Ständen weniger häufig, wahrscheinlich, weil hier die eigends gehaltenen Ammen oder Wärterinnen einmal die Kinder weniger tragen, als liegen lassen, und sie auch nicht so früh auf die Beine stellen.

In den bisher genannten Umständen mag endlich der Grund der schon früher erwähnten Erscheinung liegen, daß, wenn im Allgemeinen die Körperbildung der Römerinnen bis auf die Hüften herab die vollkommenste, regelrechteste ist, welche sich denken läßt, ihr Unterkörper, besonders der Frauen aus den untern Volksklassen, sich nichts weniger als vollkommen zeigt. Es ist gar nichts Seltenes, die Büste einer mediceischen Venus (oder noch etwas Künstlerisches, denn die Römerinnen haben einen schönern Kopf, als diese Statue) auf verwachsenen Beinen und klunz- oder einwärtsgebogenen Füßen einhergehen zu sehen. Bein und Fuß, wie die Pariserinnen in der Regel beydes besitzen, sieht man in Rom äußerst selten; eben so wird die Stellung derselben im höchsten Grade vernachlässigt. Höchst auffallend dabey ist, daß nichts desto weniger der Gang, obgleich ohne die französische Grazie, sich durch eine Großartigkeit, eine Grandiosität auszeichnet, welche man nirgends anders, nicht einmal unter den höheren Ständen anderer Länder findet! Eine hiesige Winzerinn oder Fuhrmannsfrau schreitet mit einer Haltung einher, welche (ich weiß mich nicht besser auszudrücken) Respekt einflößt; man sieht, der Tanzmeister hat keinen Antheil daran, wohl aber der antike Geist, der sich in ihr noch im Nachklange vernehmen läßt.

Unter den Frauen der höheren Stände ist jene Verunstaltung des Unterkörpers weniger häufig; Haltung und Gang nähern sich etwas der französischen Sitte, sind aber immer noch eigenthümlich genug, um auf den ersten Blick eine Römerinn von einer Pariserinn zu unterscheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Die lezten Wochen sind in Paris reichhaltig an wichtigen Begebenheiten gewesen. Der Ausbruch der allgemeinen Gesinnung zu Gunsten der Griechen bey der jedesmaligen Vorstellung des neuen Trauerspiels Leonidas, der gänzlich mißlungene Versuch, die freye Erörterung geistlicher Sachen in den unabhängigen Zeitungen gerichtlich verbieten zu lassen, und dann die Nationalreysteuer zu der großmüthigen Belohnung der Familie des verstorbenen Generals Foy bieten dem ruhigen Beobachter Stoff zu mancherley Betrachtungen dar; indessen ist schon darüber so viel Interessantes in den Pariser Blättern geschrieben worden, daß ich mich kurz darüber werde fassen können. Wer noch an den heilsamen Folgen der Preßfreyheit zweifeln könnte, der brauchte jezt nur die Pariser Zeitungen zu lesen, um in sich zu gehen und sich zu bekehren; sie haben in diesen Tagen dem Vaterlande wichtige Dienste geleistet. Das Trauerspiel Leonidas ist keineswegs ein durch die Zeitereignisse eingegebenes Stück; es war schon vor zwölf Jahren geschrieben, da Niemand Hoffnung hatte,

daß Griechenland noch Leonidasse hervorbringen würde. Wäre es damals aufgeführt worden, so würde es wahrscheinlich wenig Aufsehen erregt haben; denn im Grunde ist dieses Stück doch nur, wie ein berühmter dramatischer Dichter sagte, une agonie en cinq actes. In dem kaltblütigen überlegten Heldenmuthe der Spartaner liegt etwas, das nicht wohl für die Bühne geeignet ist, besonders für die französische, welche an lebhafte Handlungen gewöhnt ist; zudem läßt sich die Aufopferung der Spartaner nicht wohl in die vorgeschriebenen fünf Aufzüge ausdehnen; es müssen also Umstände dazu gedichtet werden, die nicht geschichtlich sind, und welche der einfachen edeln Handlung nur schaden. So hat Pixarée, der Verfasser des neuen Trauerspiels, aus dem Demaratus einen gehässigen Verräther, und aus dem Xerxes einen Ibrahim Pascha gemacht. Allein gerade weil sich ohne Absicht des Verfassers so manches auf die jezige Lage Griechenlands anwenden läßt, und der Patriotismus der alten Griechen in sehr schönen Versen geschildert worden ist, hat das Publikum so lebhaften Antheil an diesem Stück genommen, und seinen Enthusiasmus zu Gunsten der für ihre Freyheit kämpfenden Neugriechen dabey an den Tag gelegt. Träte ein neuer Petrus Eremita auf, und hielt an die aus dem Schauspiel tretenden Pariser eine Rede, um sie zu bewegen ihm zu folgen, und den Griechen zu Hülfe zu eilen, ich bin überzeugt, in diesem Augenblicke würden sich eine Menge Jünglinge unter seine Fahne stellen. Nur müßte dieser neue Petrus Eremita freylich kein Mönch seyn, denn die Mönchspredigten haben in Frankreich alles Ansehen verloren, sondern ein tüchtiger General, wie z. B. Foy war. Dann aber würde sogleich die Gensd'armerie herbeyeilen, und die Enthusiasten auseinander treiben. Auf diesem Wege läßt sich also nichts für die Griechen hoffen, und vor der Hand wird es mit den allerdings nützlichen Bemühungen des Comité des grecs sein Bewenden haben müssen. Man weiß aus den Zeitungen, daß es einige junge Griechen, Söhne ausgezeichneter Männer, in Paris erziehen läßt, und daß diese jungen Leute der zweyten Vorstellung des Trauerspiels Leonidas beywohnten, und zwar in der Loge des Herzogs von Orleans. Das Publikum bezeigte nicht allein ihnen seine Theilnahme, sondern wußte es auch dem Herzoge von Orleans Dank, daß er sich der Griechen annimmt. Es gibt also auch Prinzen in Europa, die für die armen Griechen etwas thun, und es nicht gleichgültig ansehen, daß ihr Land verheert, und ihr Volk ermordet wird. Uebrigens spricht sich in Frankreich und England die allgemeine Theilnahme immer lauter aus, und es ist nur zu wünschen, daß sich die Schwierigkeiten bald haben möchten, welche bisher die Machthaber nöthigten, hinter dem Volke zurückzubleiben. Der Prozeß über die Tendenz der beyden freysinnigen Blätter Constitutionel und Courrier français war eine nicht minder wichtige Tagesbegebenheit, an welcher man ebenfalls lebhaften Antheil nahm; denn fast der ganze aufgeklärte Theil der französischen Nation liest diese beyden Blätter, die, wenn sie auch zuweilen befangen in ihren Urtheilen sind, doch den Gesinnungen und der Denkungsart der Mehrzahl ganz entsprechen, und im Namen der Nation gegen die Mißbräuche der Macht sich stemmen. Eine Anklage gegen diese Blätter war also gleichsam eine Anklage gegen den aufgeklärten unabhängigen Theil der Nation; sie eine Zeitlang suspendiren wollen, hieße einen Theil des französischen Volks seiner Wortführer berauben. Daher dann auch jener, der Preßfreyheit angehängte Prozeß eine allgemeine Theilnahme erregte. Der Ton, der in der Anklageakte des Generalprokurators Bellart herrschte, ließ jedermann wittern, von welchem Winkel diese Anklage ausgegangen sey; man behauptete sogar, sie wäre von Geistlichen aufgesezt, und von Bellart wider seinen Willen unterschrieben worden. Diese Anklage wurde schon, ehe der Prozeß anging, von dem rüstigen Schriftsteller Lucheh Lemaire in einer Broschüre tüchtig abgefertigt; sogar ein Geistlicher schrieb wider sie, weil sie Grundsätze enthalte, welche der Freyheit der gallikanischen Kirche zuwider seyen. Bey der Oeffentlichkeit der französischen Gerichtspflege sind wichtige Kriminalprozesse Hauptmomente für die königlichen und die bürgerlichen Anwalte; erstere erwerben sich durch talentvolle Reden die Gunst des Hofes und Anwartschaft zu höhern Stellen; leztere sezen sich dadurch in der Volksgunst fest, und begründen ihren Ruf als gerichtliche Vertheidiger der Bürger. Es läßt sich daher denken, daß in dem obenerwähnten Prozesse Ankläger und Vertheidiger sich lange und ernsthaft vorbereitet hatten. Ihre Reden waren daher auch meisterhaft; allein der geschickteste Redner kann aus einer schlechten Sache keine gute machen. Der königliche Anwalt mochte sich drehen und wenden wie er wollte, Alles lief doch nur darauf hinaus, daß jene beyden freysinnigen Blätter die Schliche der jezt herrschenden Parthey und die von ihr begangenen Mißbräuche kühn aufgedeckt hätten; dieß bewiesen die beyden Advokaten Dupin und Merilhou sehr bündig, und das Gericht war von der Nothwendigkeit, sich vermittelst der Preßfreyheit den heimlichen und öffentlichen Umtrieben der sogenannten Jesuiten, die aber etwas ganz anders sind, entgegenzusezen, daß es nicht umhin konnte, die beyden Blätter freyzusprechen, und in seinem Urtheile sogar die Regierung auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche dem Lande aus jenen Umtrieben entspringen. Dieß ist das erste Mal, daß sich eine öffentliche Behörde in Frankreich seit der Wiederherstellung des königlichen Thrones so entschieden über den Klerus ausspricht, dem andre Behörden sich zuweilen sklavisch unterwerfen. Man hatte vor wenig Jahren die Preßfreyheit dadurch zu beschränken gesucht, daß man durch ein Gesez die Dazwischenkunft des Geschwornengerichts bey Preßvergehen aufhob, und verordnete, jene Vergehen sollten in feyerlichen Sizungen des Cour royale gerichtet werden. Dieß ist dann auch dießmal geschehen; allein wider den Willen der Urheber des Gesezes hat die Feyerlichkeit nur dazu gedient, die Rechte der Preßfreyheit durch einen deutlichen Urtheilspruch des ersten Gerichtshofes in Frankreich zu bekräftigen und zu bestätigen. Es läßt sich begreifen, warum dieses Urtheil mit Jubelgeschrey vom Publikum aufgenommen wurde. An so kräftige und freysinnige Urtheilsprüche hat die Cour royale das französische Volk nicht gewöhnt. Der Schlag kam unerwartet, und die Ueberraschung war nicht minder als die Freude. So lange man in den Richtern Beschüzer der Nationalrechte antreffen wird, muß das Volk sie wohl mit Ehrfurcht betrachten. Dazu kam nun noch der heftige Ausbruch der allgemeinen Gesinnung, als General Foy beerdigt wurde. Wie ein elektrischer Schlag theilte sich der Gedanke, der Familie des freysinnigen und freymüthigen Deputirten einen öffentlichen Beweis [ihrer] Dankbarkeit zu geben, dem edlern Theile der Nation von Paris mit; einmüthig und schnell wurde die Subscription eröffnet und erfüllt; Journalisten, Dichter, Redner, Künstler, wetteiferten mit einander, um das Andenken des von der Nation beweinten Redners verewigen zu helfen. Ein so allgemeines Gefühl, das sich so plözlich von einem Ende eines großen Königreiches offenbart, und zwar ohne daß irgend eine Behörde dazu beyträgt, hat etwas sehr Imposantes, und seit der Einführung der freyen Verfassung ist diese Erscheinung die erste dieser Art in Frankreich, und für den ruhigen Beobachter ist sie um so merkwürdiger, da nichts darauf vorbereitet zu haben schien.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 14.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. Januar 1826.

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht ich mir morgen wie heut.

Goethe.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Das Straßengesindel.

Rom hat seine Lazzarone wie Neapel, freylich nicht in gleicher Quantität und zu keiner eigentlichen Innung ausgebildet wie dort, aber immer noch in so beträchtlicher Anzahl und von so eigenthümlicher Physiognomie, daß sie sich auf den ersten Blick, welchen der Fremde in die Straßen, besonders auf die öffentlichen Plätze wirft, bemerkbar machen. Sie treiben dasselbe Handwerk, wie jene, d. h. sie rühren weder Hand noch Fuß, liegen im Sommer im Schatten, im Frühlinge in der Sonne und im Winter um die Kastanien- und Broccolitöpfe, oder um die Kaffeebrenner vor den Kaffeehäusern, schlafen gerne, bis es zu frieren anfängt, auf den öffentlichen Plätzen oder in den Hallen der Kirchen und kriechen dann unter die Dächer der Häuser, wo ihnen Unken und Uhus ihre Lagerstätte einräumen müssen. Das Leben der römischen Birbaccioni (so heißen sie hier) ist ein steter Kampf, im Sommer mit der Hitze, im Winter mit der Kälte, und das ganze Jahr hindurch mit dem Hunger. Niemand begreift, wovon sie leben, noch wie sie leben, denn sie haben eben so wenig etwas auf dem Leibe als in demselben. Rechnet man dazu den Müssiggang, dem sie Preis gegeben sind, da ihnen das einzige Handwerk, welches sie gelernt und ausgelernt haben, das Kartenspiel, von der Regierung gelegt ist, so begreift sich von selbst, daß ihr Leben nichts Beneidenswerthes hat. Trotz dem sind sie stets heitern Muthes, selbst wenn sie sich schlagen, welches häufig geschieht, da es ihnen, wie gesagt, an jeder andern Beschäftigung fehlt. Der Humor ist überhaupt der Einschlag und das Gewebe ihrer ganzen Existenz, ihre Backen mögen hohl oder voll, ihre Köpfe mit oder ohne Beulen, ihre Blößen bedeckt oder nackt seyn. Ein Birbaccione singt, wenn er vor Hunger krumm in der Ecke einer Hausthür liegt, er singt, wenn er mit ein Paar Bajocchi in die nächste Osteria schleicht, um sich ein Stück Garofalato (stark mit Gewürznelken eingekochtes Rindfleisch) zu kaufen, er singt, es mag ihm der Lorbeerkranz *) oder das Blut von den Schläfen fließen.

Das Kostüm der römischen Birbaccioni ist von der Art, daß, in Vergleichung mit ihnen, die neapolitanischen Lazzaroni hochzeitliche Kleider anhaben. Auf der Welt läßt sich kein Ding tüchtiger zu einer Vogelscheuche finden, als solch ein Birbaccione, besonders im Winter, wo seine Toilette durch den Mantel (Ferrajuolo) überkomplett gemacht wird. Eine besondere Kunst besitzen sie darin, die Kleider festzubinden, wenn sie nicht mehr sitzen wollen, denn geflickte zu tragen, halten sie unter ihrer Würde. Wöchentlich einmal (denn länger hält kein Stück ihres Anzugs) gehen sie in's Judenviertel (Ghetto), um sich neu zu kleiden. Wie man in gewissen Schneiderbuden des Pa-

*) Buchstäblich wahr. Nicht selten schmücken sich diese drolligen Kauze, wenn sie als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen, mit Lorbeer- oder Buxbaumkränzen.

lais Royal zu Paris die vornehmsten Leute in weniger denn fünf Minuten mit einem kompletten Anzuge versiebt, so gibt es auf dem Ghetto Magazine, aus welchem selbst der schwierigste Virbaccione in eben so kurzer Zeit von Kopf bis zu Fuß nagelneu hervorgehen kann. Diese Boutiken zeichnen sich durch ungemein billige Preise aus. Die Feinde der Juden behaupten daher, hier würden lauter gestohlene Sachen verkauft; eine offenbare Verläumdung: es sind gefundene.

Man muß den Virbaccione so neugekleidet auf seinem öffentlichen Platze erscheinen sehen, um zu begreifen, daß außer den historischen auch physische Traditionen existiren. Was ist es, das dem Kauze das Ansehen eines Scipio, eines Cincinnatus, eines Pompejus gibt? Es ist das Blut, welches in seinen Adern fließt! Ihr Maler und Schauspieler, die ihr römische Helden vorzustellen habt, kommt nach Rom und kopirt auf dem trajanischen Säulenplatze einen Virbaccione, welcher neugekleidet vom Judentrödel kommt! Zeichnet ihn, wenn er, auf den linken Fuß gelehnt und den rechten Arm bis zum Ellenbogen aus dem, vorn auf der Brust geöffneten und vom linken versteckten Arme festgehaltenen Mantel steckend, in tiefem Nachsinnen die Säule betrachtet. Wenn ihr dann nicht den römischen Mantelwurf in seiner Vollkommenheit getroffen habt, so ist es nicht die Schuld der Natur, sondern die eurige, weil ihr sie nicht auf der That zu ertappen versteht! Aber nicht bloß, wenn er seine Blicke auf seine Vorfahren, sondern auch, wenn er sie auf sich selbst wirft, d. h. wenn er sich von gewissen beschwerlichen Gästen zu befreyen sucht, läßt sich die edle römische Haltung in ihm entdecken.

Um von der Moralität der Virbaccione zu sprechen, so läßt sich nicht läugnen, daß sie lobenswürdige Eigenschaften besitzen. Sie morden und stehlen nicht. Es ist nicht wahr, daß dieß bloß aus Furcht nicht geschieht; denn warum hat sich der große Räuberhauptmann Gasbarrone nicht gefürchtet? Auch führen sie kein unsittliches Leben. Wer dieß ihrem Mangel an physischen und pekuniären Kräften zuschreiben wollte, würde gleichfalls irren; denn sagt nicht das Sprichwort: kein Topf sey so schief, daß er nicht einen Deckel finde? Sie sind mäßig in Essen und Trinken. Auch das möchte man ihnen zu keinem Verdienste anrechnen, sondern vielmehr behaupten wollen, sie machten aus der Noth eine Tugend. Aber gleichfalls ohne Grund, denn Höker und Metzger werfen hier täglich eine Menge Fleisch in den Straßenkehrig, das nicht verdorben ist, sondern nur einen haut goût hat, und schimmeliges Brod liegt so viel in den Gassen, daß es die Hunde nicht einmal fressen. Aber kein Virbaccione rührt es an, sondern leistet, unter edler Selbstentsagung, zu Gunsten der eigentlichen Bettler Verzicht darauf. Nur einen Fehler kenne ich an ihnen, eine gewisse Prachtliebe, welche ihnen manchen Quattrino (sächsischen Pfennig) aus der Tasche lockt, den sie nützlicher anwenden könnten. Wo sie nämlich eine bunte Feder, ein buntes Band, oder eine bunte Blume sehen, da feilschen sie darum und kaufen sie. Dann werden Hut, Hemdekragen und Knopfloch, oder in Ermanglung deren, die Stirn, Ohr und Brust geschmückt. Eine große Vorliebe haben sie für die weißen Gurte, mit welchen sie sich die Beinkleider festbinden; denn Hosenträger, als ganz unantik, trägt kein wirklicher Virbaccione. Ihr höchster Putz besteht in einem weißen Strohhute, wenn auch kein Florentiner, mit welchem sie sich an hohen Festtagen schmücken, und der das einzige Kleidungsstück ist, welches sie nicht auf dem Judentrödel, sondern aus der ersten Hand, nämlich von den Winzerinnen kaufen, aber verstanden — nur erst den Tag vorher, ehe diese ihn auf den Misthaufen werfen.

Spaß bey Seite. Diese drolligen Leute zeigen eine Haltung des Körpers, eine Gesetztheit des Charakters und eine Bestimmtheit der Rede, welche sie außer Reihe und Glied mit ihres Gleichen unter andern Nationen stellen. Man würde irren, wenn man sie mit den eigentlichen Bettlern vergleichen wollte. Leztere leben und kleiden sich eben so herrlich, als die Virbaccioni Hunger leiden und ihre Blöße zur Schau tragen. Freylich bieten sie sich den Fremden zu Führern, dann und wann auch (wenn ihnen der Hunger zu arg zusezt) zu Lastträgern oder Ausläufern an; aber nie fleht man sie um Almosen bitten. Ihr Ehrgefühl heißt sie mit dem zufrieden seyn, was man ihnen gibt. Hierin unterscheiden sie sich von den eigentlichen Lastträgern (Facchini), welche stets mehr, als selbst das Bedungene fordern. Leztere sind Ausländer, denn der geborne Römer hält es unter seiner Würde, sich mit dem Strickbündel und der Kopfwulst *) an die Ecken der Gassen zu stellen. Auch zeigt der Virbaccione eine gewisse Conduite in seinen Reden und Handlungen: jene leichtfertigen, groben, geistlosen Scherze, mit welchen der übrige Pöbel sich zu ergötzen pflegt, hört man von ihm nicht. Er handhabt die Waffe der Satyre und des Humors, selbst noch im Augenblicke, wo er zur Faust oder zum Messer greift. Seine äußere Sittlichkeit möchte vielleicht mehr großsinnige Nichtbeachtung des weiblichen Geschlechts als Furcht vor dem Generalvikariate seyn; wirklich befindet sich unter denen, welche für Verstöße dagegen auf öffentlichen Plätzen bestraft werden, selten ein Virbaccione.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein rundes Kissen, mit einer Oeffnung in der Mitte, in welches der Lastträger den Kopf steckt, während das eine längere Ende den Nacken bedeckt. Das Hakengestell (le crochet), mit welchem die Pariser crocheteurs auf dem Rücken tragen, ist in Rom nicht bekannt. Hier ruhen Dreyviertheile der Last auf dem Kopfe und ein Viertel auf dem gebogenen Nacken; der Rücken bleibt frey. Wahrscheinlich sind an dieser Art des Tragens die vielen Anhöhen Schuld, welche erstiegen werden müssen.

Unterredungen mit Buonaparte auf St. Helena im August 1817.

(Fortsetzung.)

Doktor O'Meara und Kapitän Blakeney empfingen uns am Eingange von Longwood, gaben uns aber wenig Hoffnung. Es thue ihnen sehr leid, sagten sie, daß Buonaparte nicht gelaunt sey, irgend jemand zu sehen; er habe nicht einmal meinen Namen erwähnt, und wünsche aller Wahrscheinlichkeit auch nicht, daß wieder von der Sache gesprochen würde. Es sey sehr Schade, sezten sie hinzu, daß wir nicht wenige Minuten früher gekommen, da er in dem Garten spazieren gegangen und wir wenigstens das Vergnügen gehabt hätten, ihn zu sehen. Dieß war ein neuer Verdruß, und wir fühlten, daß wir zufrieden hinweggegangen wären, wenn wir auch nur einen Blick auf ihn geworfen, und hätten sagen oder vielmehr fühlen und uns erinnern können, daß ein so wunderbares Meteor nicht über den politischen Horizont unsrer Zeit hingeschossen, ohne wenigstens für einen Augenblick von uns beobachtet worden zu seyn.

Ich habe oft diese Art von Neugierde unverständig nennen, und selbst Leute sagen hören, daß ihnen gar nichts daran gelegen haben würde, Buonaparte zu sehen; daß sie nicht über die Straße gegangen wären, um ihm zu begegnen. Mit solchen Personen kann ich nicht übereinstimmen, und ohne mich dem Vorwurfe der Kleinigkeitskrämerey auszusetzen, darf ich mit Wahrheit versichern, daß ich mich niemals so wohl für meine Bemühungen belohnt sah, als wenn sie ein auch nur augenblickliches Zusammentreffen mit merkwürdigen Männern zum Gegenstande hatten. Dieß ist besonders in dem Falle mit Buonaparte wahr, und es würde, wie es mir scheint, leicht seyn, dieß Alles hinlänglich zu erklären und zu rechtfertigen, wenn es nicht hier langweilig und am unrechten Ort seyn möchte.

Wir gingen indessen nach dem Hause des Grafen Bertrand, am Ende einer sanft abschüssigen Anhöhe, an deren westlichen Ende Buonaparte's Wohnung stand. Zwischen beyden Häusern lag ein artiger Blumengarten, mit Sandgängen durchschnitten und von einer niedrigen Hecke eingeschlossen: die unmittelbaren Umgebungen zeichneten sich von der übrigen traurigen und öden Gegend durch einige Bäume aus, die wie von ungefähr in diese Wüste hingestreut schienen. Die Gräfin Bertrand empfing uns, in der Mitte ihrer Familie, in einem kleinen, niedrigen, unbequemen Zimmer, welches wegen einiger Ausbesserungen in einem andern Theil des Hauses noch ungemächlicher war, da man verschiedene, nicht in dasselbige gehörende Möbeln hineingebracht hatte, so daß Sopha's, Betten, Tische, Alles übereinander stand, und nichts seine rechte Stelle hatte. Die Gräfin selbst schien an Zahnschmerzen zu leiden; der Tag war kalt und ein spärliches Feuer erwärmte kaum das Zimmer; ein kleines Kind weinte in den Armen der Mutter, kurz Alles trug ein unbehagliches Ansehen. Indessen schien die Person, welche es am nächsten anging, am wenigsten jene Unbehaglichkeit zu empfinden, und empfing uns mit freundlichem Lächeln, ohne irgend eine Entschuldigung über die Unordnung in ihrer Wohnung zu machen. Mehrere sehr hübsche Kinder kamen, als sie fremde Stimmen hörten, hereingesprungen, und spielten während der ganzen Zeit unsers Besuchs, munter um uns her; die armen kleinen Wesen hatten kein Gefühl des sonderbaren Glückswechsels, unter dem ihre Eltern litten. Die Gräfin hatte einen höchst feinen Anstand, und was für uns noch mehr werth war, sprach vollkommen Englisch, sie gewann bald unser ganzes Wohlwollen durch ihre thätige Theilnahme an dem Gegenstand, der uns so sehr am Herzen lag, daß wir uns nichts Anderes denken, und von nichts Anderm sprechen konnten. In kurzer Zeit hatte sie ein so lebendiges Interesse für unsern Wunsch, den Kaiser zu sehen, gewonnen, daß ein Fremder, der hinein gekommen wäre, geglaubt haben würde, daß sie selbst eine von denjenigen wäre, die ihn zum ersten Male zu sehen wünschten. Der Graf war ebenfalls sehr verbindlich, und schien willig unsern Wunsch, so viel es in seiner Macht stand, zu begünstigen; allein er theilte nicht die Lebhaftigkeit seiner Gattin, und schien überhaupt niedergeschlagen und sehr unzufrieden mit seiner Lage. Er sagte, daß seine Gesundheit sehr von dem eingeschlossenen Leben und dem ungesunden Klima gelitten habe.

Nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde über verschiedene Gegenstände gesprochen, aber immer auf denjenigen zurückkamen, der alle unsre Gedanken erfüllte, fing Graf Bertrand an Theil an unserm Wunsche zu nehmen, der seine Gattin so lebhaft interessirte. Er sagte, es könne möglich seyn, daß der Kaiser einwillige uns zu sehen; daß er auf alle Fälle zu ihm gehen, ihm unser Verlangen mittheilen, und sogleich zurückkehren und uns den Erfolg seiner Bemühungen mittheilen wollte. Diese Zwischenzeit brachten wir in der äußersten Unruhe hin, und bey jedem zufälligen Laute, den wir für Graf Bertrands Schritt hielten, fuhren wir auf, eine Botschaft erwartend. Die Gräfin tröstete und neckte uns, ein's um andre, daß wir uns die Sache so sehr zu Herzen nähmen. Es verging wenigstens eine halbe Stunde, ehe wir irgend etwas von dem Erfolge hörten: endlich öffnete sich die Thür, und anstatt des Marschalls trat ein Bedienter herein und sagte, er komme uns zu melden, daß der Kaiser bey seiner Zurückkunft von einem Spaziergange seinen Rock abgeworfen, sich auf den Sopha hingestreckt, und kurz, nicht aufgelegt wäre unsern Besuch anzunehmen.

Hier war denn das Ende aller unsrer Hoffnungen, und mit gemischten Gefühlen getäuschter Erwartung, Verdruß, unsern Wunsch von Napoleon so leicht behan

delt zu sehen, und vielleicht auch einen innern Vorwurf, daß wir so viel aus der Sache gemacht, standen wir auf, um Abschied zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sympathie. (?)

(Aus dem Spanischen.)

Wohl von Stein sind ohne Zweifel
Unsre Herzen alle beyde;
Meines, das so viel erträgt,
Und das eure, das nichts fühlt.

Wenn's nicht also mit uns stände,
Müßten beyde wir schon todt seyn,
Ihr vor Mitleid über mich,
Ich vor Schmerzen, die ich dulde.
Unzerstörbar scheint das Leben,
In so ganz verschiednen Herzen,
Meines, das so viel erträgt,
Und das eure, das nichts fühlt.

V. A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

(Beschluß.)

Es gibt Redner in der Deputirtenkammer, die eben so viel Talent, wo nicht noch mehr besitzen, als General Foy hatte; und persönlich kannten ihn doch nur wenige Menschen. Wie ist es dann zugegangen, daß sein Tod als derjenige des ersten Mannes im Staate betrauert worden ist, und daß die Nation seine Familie so großmüthig belohnt, obschon diese Familie es eigentlich nicht bedarf, und mehr Einkommen hat, als manche derjenigen, welche zu dem großen Nationalgeschenke für sie beysteuern? Um dieß zu erklären, muß man sich erinnern, daß Foy zu den wenigen Rednern in Frankreich gehörte, welche meistens aus dem Stegreife nach der Eingebung ihres Herzens redeten; und daß er aus seinem Kriegerleben nichts weiter behalten hatte, als Offenherzigkeit und Freymüthigkeit, und jenen Nachdruck, der den großen Wahrheiten doppeltes Gewicht gibt, und welcher denjenigen eigen ist, die mit dem Schwerte die gordischen Knoten durchzuhauen gewohnt sind. Solche Eigenschaften weiß Jedermann zu schätzen, und machen beym Volke weit mehr Eindruck als größere Redekunst. Dann nahm sich Foy stets lebhaft der alten Armee an, die von der jetzigen Regierung hintangesezt wird; und da die Nation eine große Vorliebe gegen diese Armee hat, der sie so viele Siege und so großen Ruhm verdankt, so trug auch dieses sehr dazu bey, die Anhänglichkeit des Volks an diesen Redner zu vermehren. Von allen Generalen Napoleons war gewiß Foy derjenige, der am lebendesten und am vollständigsten die konstitutionellen Gesinnungen angenommen hatte, von der man sich unter der kaiserlichen Regierung wenig hätte träumen lassen, und welche so manchen, an das durchgreifende despotische Verfahren gewohnten, Männern noch nicht in den Kopf hat einfahren wollen. Foy war ein so guter und freyer Staatsbürger geworden, als ob er nie unter einer despotischen Regierung gedient hätte. Auch dieß mußte man ihm um so mehr zum Verdienste anrechnen, da es eine ziemlich seltne Erscheinung ist. So manche andre Generale Napoleons gehen jezt andächtig hinter den Prozessionen der Missionarien einher, und suchen sich dadurch Gunst bey der jetzigen Regierung zu erwerben. Natürlich werden höhern Ortes die allgemeinen Ehrenbezeigungen, die man dem theuren Angedenken des Generals zollt, sehr übel angesehen; auch befindet sich unter den Beysteuernden fast kein einziger Beamte; allein der ganze, von der Regierung unabhängige, Theil der Nation tritt bey. Da nun spekulirende Köpfe in Paris alle Tagesbegebenheiten zu ihrem Vortheile zu benutzen wissen, so fehlt es auch bey dieser Gelegenheit nicht an Spekulationen auf die Trauer über Foy's Tod; hier kündigt ein Schriftsteller, der seine Werke nicht an den Mann bringen kann, in den Zeitungen an, er gebe eine gewisse Anzahl Exemplare zum Besten der Foy'schen Subscription her; dort hat ein Liqueurfabrikant ein neues Getränk unter dem Namen Larmes de Bonne-Foy erfunden. Mit Gedichten, Porträten und Biographien werden Buch- und Kunstläden überschwemmt. Sogar von den Prinzen ist weniger die Rede in den unabhängigen Zeitungen, als vom General Foy; weßhalb die Ultrablätter auch gewaltig entrüstet sind über den Zustand der öffentlichen Volksgesinnung; allein ihr Schmähen vermag den Strom nicht aufzuhalten; die Nation hat nun einmal Mittel gefunden, ihre Empfindungen frey zu äußern; wer vermag eine große und aufgeklärte Nation in der Aeußerung einer an sich edeln und ehrenvollen Gesinnung zu stören?

Dg.

Karlsruhe, 8. Jan.

Das neuerschienene Hoftheater-Taschenbuch, welches übrigens nur einen Bogen füllt, gibt den Personal-Bestand der hiesigen Bühne folgendermaßen an: Schauspieler 24, Schauspielerinnen 14 (mit Inbegriff der Oper); Choristen 20; Choristinnen 18; Eleven in der Chor- und Tanzschule 16. Hoforchester 47. Dazu kommt noch die Regie, das Personale der Musiklehrer, Tanzmeister und der zahlreichen Diener, Arbeiter ꝛc. Aufgeführt wurden im vergangenen Theaterjahr: Lustspiele 98; Schauspiele 39; Trauerspiele 10; Opern 59. Unter den Dichtern und Komponisten, deren Werke in die Scene gesezt wurden, kommt Kotzebue 31 Mal vor, Rossini 13 Mal.

Bey dieser Uebersicht fällt zunächst das Uebergewicht der Oper auf, und die Seltenheit der Tragödie. Beydes läßt sich indeß eben so gut aus der Zeit erklären, als die Vorliebe für den manierirten Rossini.

Die alte Bemerkung, daß die Kunst noch überall durch die Künstler gefallen sey, kann in unsern Tagen nicht mehr als geltend angesehen werden. Die Kunst ist durch das Publikum gefallen. Es will durch prunkende Singpartieen, durch burlesken Witz und frivole Scherze amusirt seyn. An die alte, gediegene Karakterkomödie ist nicht mehr zu denken, und nun vollends der düstere Ernst der höheren Tragödie! Da ist das Fest zu Kenilworth, oder die Johanna von Montfaucon doch ein ganz ander Ding, als der greuliche Macbeth und der gräßliche Lear, und wer könnte Shakspeare's derben, prächtigen Heinrich IV. noch ertragen, seitdem wir die anmuthigen Jugendjahre des englischen Prinzen von einem zierlichen und unbauen französischen Pinsel besitzen?

Auffallend bleibt es übrigens, daß, während alle übrigen schönen Künste in Deutschland im sichtbaren und erfreulichen Fortschreiten begriffen sind, das Theater immer tiefer sinkt. Sollte es wohl daher kommen, weil keine andere Kunst so unmittelbar mit dem Leben zusammenhängt?

Beylage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 15.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Januar 1826.

Es steht ein öder Fels, die Woge schlägt ihn klagend,
Der Schiffer sieht von fern auf seinem Strande ragend,
Vom Meere hingeschwemmt, ein einsam schimmernd Grab;
Es hat die Zeit noch nicht den schmalen Stein gebräunet,
Und unter Dorn und Moos, das grünend ihn umzäunet,
Blinkt . . . . ein zerbrochener Herrscherstab.

Schwab nach Lamartine.

Unterredung mit Buonaparte auf St. Helena im August 1817.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir unsre Pferde wieder bestiegen, und schon eine Viertelmeile fortgeritten waren, fiel uns ein, daß wir Dr. O'Meara nicht gesehen hätten, während wir in Longwood gewesen, und da wir gehört, daß er sehr genau mit Buonaparte's Gewohnheiten und Neigungen bekannt sey, so kehrten wir unsre Pferde wieder um, den Doktor aufzusuchen. Er gab uns wenig oder gar keine Hoffnung Buonaparte zu sehen, und wir waren gerade im Begriff, Abschied zu nehmen, als ich von ungefähr noch erwähnte, wie leid es mir thue, den Kaiser nicht gesehen zu haben, da ich wünschte von ihm etwas über Brienne zu hören, wo mein Vater, Sir James Hall, einige Zeit zugebracht, gerade als er ein Schüler der Militärakademie war. Dr. O'Meara sagte, daß dieß den Fall wesentlich verändere, da Buonaparte ein großes Interesse für Alles zeige, was sich auf Brienne beziehe, wie unbedeutend es auch seyn möge, und daß er mich wahrscheinlich vorgelassen haben würde, hätte er genauer gewußt, wer ich wäre. Er sezte hinzu, daß Buonaparte schon mehrere Fragen über die Fahrt der Lyra nach Osten gemacht, allein durch das, was er gehört, nicht hinlänglich aufmerksam gemacht sey, um mich aus dieser Rücksicht allein zu sehen, und daß es eines stärkern Beweggrundes bedürfe, um mir Gehör zu gewähren. Die Stunde, wo er Gesellschaft sah, war aber nun lange vorüber und Dr. O'Meara empfahl uns für diesen Abend fortzugehen, indem er uns versprach, eine Gelegenheit zu ergreifen, über die Sache zu sprechen, und wenn irgend etwas Günstiges für uns erfolge, den Gouverneur durch den Telegraphen davon zu unterrichten. Mit dieser leichten Hoffnung verliessen wir Longwood auf's neue; meine Freunde gingen gerade nach James Town, und ich ritt über die Hügel nach Plantation-House zurück.

Wir waren den nächsten Morgen sehr erstaunt, keine telegraphische Nachricht, weder günstige noch ungünstige zu empfangen; allein ich ließ mein Pferd gesattelt vor der Thüre stehen, um sogleich bereit zu seyn, aufzusitzen, wenn eine Botschaft käme. Um ein Uhr entdeckte man, daß mehr als eine Stunde zuvor ein Signal an dem Thore von Plantation-House empfangen worden, des Inhalts: „General Buonaparte wünscht Kapitän Hall um zwey Uhr zu sehen.“ Der Signalwächter, der nichts von mir wußte, vermuthete ganz natürlich, daß ich in James Town seyn müsse, und wiederholte das Signal nach dem Fort, nahe dem Ankerplatze zu, so daß ich erst etwas von der Sache erfuhr, als man es auf's Neue von der Stadt nach Plantation-House wiederholt hatte.

Es kam nun darauf an, so viel Zeit als möglich zu gewinnen, indem ich auf die Gefahr, den Hals zu brechen, über die Hügel nach Longwood hin galloppirte; an dem Thore fand ich meine Gefährten, die von dem Schiffe auf die Nachricht des Signals herbeygeeilt waren. Die Grä-

fin Bertrand, zu deren Hause man uns führte, zeigte sich sehr erfreut, so günstige Neuigkeit zu hören. Ihre Zimmer waren jezt in Ordnung, das Zahnweh vorüber und Alles hatte ein freundlicheres Ansehen als den Tag zuvor.

Der Graf sagte uns, es sey des Kaisers Wunsch, mich zuerst eingeführt zu sehen, und erst nachher meine Gefährten zu empfangen. Da ich von seiner Ungeduld gegen diejenigen gehört hatte, die nicht gut Französisch verständen, so ersuchte ich den General Bertrand, zugegen zu seyn, im Falle daß ich ihn nicht verstehen, oder aus Mangel an Geläufigkeit mich nicht verständlich zu machen vermöchte. Er versicherte mich, daß dieß keine Schwierigkeit seyn würde, und bemerkte, daß ich im Irrthume sey, wenn ich den Kaiser in solchen Gelegenheiten für ungeduldig hielte, da er im Gegentheil sehr nachsichtig und immer bereit sey, einzuhelfen. So trat ich hierüber beruhigt in den Vorsaal, wo ich ungefähr zehn Minuten wartete, bis ein Bedienter zu melden kam, Sr. Majestät der Kaiser sey bereit, mich zu empfangen.

Als ich in das Zimmer trat, sah ich Buonaparte vor dem Feuer stehen, das Haupt auf die Hand gestüzt und den Ellbogen auf das Kamin gelehnt. Er sah auf und trat mir entgegen, meine Begrüßung mit einer nachlässigen Verbeugung oder vielmehr mit bloßem Kopfnicken erwiederud. Seine erste Frage war: „Wie ist Ihr Name?" und auf meine Antwort sagte er: „Ha — Hall — ich kannte Ihren Vater, er war auf der Militärschule in Brienne — ich erinnere mich seiner sehr wohl — er liebte die Mathematik — er war nicht viel mit den jüngern Schülern, sondern suchte mehr die Gesellschaft der Priester und Professoren in einem andern Theile der Stadt als der, worin wir lebten." Er hielt hier einen Augenblick inne, und da er zu erwarten schien, daß ich antworten möchte, so bemerkte ich, daß ich meinen Vater oft von seinem Aufenthalte in Brienne während dieser Periode sprechen gehört, es aber nicht für möglich gehalten hätte, daß er eines Privatmannes nach einer so geraumen und mit so wichtigen Begebenheiten angefüllten Zeit noch gedenken könne. „O nein, sagte er, es ist nicht im geringsten zu verwundern; Ihr Vater war der erste Engländer, den ich jemals sah, und ich habe mich deßhalb während meines ganzen Lebens seiner erinnert."

Ich muß hier erwähnen, daß, obgleich unser ganzes Gespräch Französisch gehalten wurde, ich doch vorziehe, es Englisch niederzuschreiben, da ich gewiß bin, in meiner Uebersetzung die richtige Meynung auszudrücken, schwerlich aber darauf rechnen könnte, die Worte genau in der Originalsprache wieder zu geben, und gewiß nicht die Art des Ausdrucks, wodurch man einen falschen Begriff von dem Vorgange erhalten würde. Die Noten, nach welchen ich diesen Bericht niederschrieb, wurden wenige Stunden, nachdem ich Longwood verlassen, aufgezeichnet, ehe ich geschlafen oder irgend ein anderes Geschäft betrieben hatte. In der That beschäftigte der Eindruck, den die ganze Scene auf mein Gemüth gemacht, meine Gedanken fast ausschließend während mehreren Tagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Accademia, Concerto, Virtù, Arte, Mestiero, Conversazione, Assemblea.

Ich nehme an, ein Ausländer kömmt zum ersten Mal nach Rom. Die italienische Büchersprache ist ihm bekannt, weniger die Umgangsformen derselben, am wenigsten die Konvenienzen des römischen Dialekts. Er gibt seine Empfehlungsschreiben ab und wird mit dem Zusatze: „Per sentir un poco di musica," für den Abend zu einem Konzerte eingeladen. Gegen zwey Uhr (nach Untergang der Sonne) erhält der Lohnbediente den Auftrag, ihn zum Konzerte im Pallaste N. N. zu führen. Beyde kommen dort an; der Fremde, das Stimmen von Instrumenten vernehmend, folgt einer Menge von geputzten Herren und Damen, welche mit ihm zugleich eintreten, in ein offen stehendes Vorzimmer. An der Thür des Konzertsaals wird er angehalten; ein Bedienter spricht: „Mi favorisca il suo biglietto." Auf seine Erklärung, erwiedert jener „Vossignoria abbia dunque la bontà di pagare." Der Fremde staunt, erlegt jedoch, aus Delikatesse, den geforderten Preis und geht in den Saal. Niemand erscheint, ihn zu empfangen, Niemand bekümmert sich um ihn. Sich nach der Dame des Hauses umschauend, erblickt er diese endlich in der ersten Reihe der dastehenden Stühle sitzend, von einigen Herren umgeben. Freundlich erwiedert sie seinen Gruß, lächelt ihm von Zeit zu Zeit zu, merkt aber nicht weiter auf ihn. Das Konzert ist zu Ende; er geht auf die Dame zu, um sich zu beurlauben. Diese steht in demselben Augenblicke auf, reicht ihrem Begleiter den Arm und sagt im Vorbeygehen vor ihm: „Addio, mio caro. Ci vedremo." Damit verläßt sie den Saal; der Fremde thut dasselbe. Zu Hause angekommen, gibt er dem Lohnlakaien seine Verwunderung zu erkennen, daß in Rom die Privatkoncerte, zu welchen Fremde von den Hausfrauen eingeladen wären, bezahlt würden. Der Lohnlakai sieht ihn verwundert an. Nach einigen Erörterungen klärt sich die Sache auf: der Fremde ist, statt in das Privatkonzert der Dame, in das öffentliche gekommen, welches am nämlichen Abende in demselben Pallaste Statt gefunden hat *).

---

*) Eine Menge Palläste werden in Rom von einzelnen

Der Lohnlakai sagt, sich entschuldigend: „Bisognava dire Accademia e non Concerto.“ Ich merke, ihn berichtigend, an, daß in Rom sogar ein öffentliches Konzert nicht mehr concerto, sondern accademia genannt wird.

Da es noch früh genug ist, um zum besagten Privatkonzerte zur rechten Zeit zu kommen, so läßt sich der Fremde in den nämlichen Pallast zurückführen, steigt aber dießmal, statt zur ersten, zur zweyten Etage hinauf. Die Dame empfängt ihn und stellt ihm eine ihrer Töchter vor, welche, sezt sie hinzu, sich heute hören lassen werde, weßhalb sie dieselbe seiner Nachsicht empfehle. Das Konzert hebt an; das junge Frauenzimmer singt, und zwar in ungewöhnlicher Vollkommenheit. Der entzückte Fremde eilt zur Mutter, wünscht ihr Glück, eine Tochter von so ausgezeichnetem Talente zu besitzen und schließt mit den Worten: „La Signora sua figlia è al sommo eccellente in un arte difficilissima.“ Die Dame stuzt; ihr Gesicht, vorher glänzend vor Freude, nimmt eine ernsthafte Miene an. Der Fremde, glaubend, der mütterlichen Eitelkeit sey noch nicht genug geschehen, sezt mit mehrerem Nachdrucke hinzu: „Si, Signora, mademigella è pervenuta al più alto grado dell' arte.“ Da plazt die Dame fast zornig heraus: „Signore, la mia figlia non è fatta per sapere un' arte,“ geht davon und läßt ihn verblüfft stehen. Er schleicht beschämt von dannen und erzählt unterwegs dem Lohnbedienten, wie es ihm gegangen. Dieser lächelt und sagt: „Besógnava dire virtù, e non arte.“

Die Stickerin bringt am folgenden Morgen dem Fremden ein Halstuch, welches er bey ihr bestellt hat. Da die Arbeit ihm gefällt und das Frauenzimmer hübsch ist, so bezahlt er nicht allein das Geforderte (worüber sich leztere sehr erfreut bezeigt), sondern er glaubt ihr auch noch obenein das doppelte Kompliment machen zu müssen: „Siete non meno bella che perfetta nel vostro mestière.“ Plözlich verzieht sich das Gesicht des Mädchens, sie rümpft die Nase, und sagt im Abgeben schnippisch: „Io non faccio un mestière. Serva sua.“ Der Lohnbediente, welcher dem Auftritte beygewohnt hat, sagt lächelnd: „Bisognava dire arte, e non mestière.“

Für den nächsten Abend hat der Fremde eine Einladung zu einer Assemblée, in einer der ersten Familien Roms bekommen. Der Lohnbediente erhält den Befehl, ihn dahin zu führen. Dieser, um nicht einen neuen Irrthum zu begehen, frägt ausdrücklich: „All assemblea nel Pallazzo del Duca **?“ Der Fremde bejaht es. Beyde machen sich auf den Weg. Im besagten Pallaste angelangt, wird der Fremde von einem an der Pforte stehenden Schweizer in die erste Etage hinaufgewiesen. Ein Livreebedienter öffnet die Thür. Bey seinem Eintritte erheben sich ein Dutzend feingebildeter Herren, welche hinter einem, mit Papieren hochbeladenen Tische sitzen und mit Schreiben oder Lesen beschäftigt sind. Einer derselben tritt auf ihn zu und fragt, ob er die Ehre habe, einen Aktionär der Caisse d'Escompte in ihm zu sehen? Der Fremde steht mit offenem Munde da, und weiß nicht, was der Mann sagen will. Nachdem jener seine Frage wiederholt hat, erklärt der Fremde, er wisse von keiner caisse d'escomte, sondern habe für diesen Abend eine Einladung vom Herzoge ** erhalten. Der Herr antwortet, dieser wohne eine Etage höher, tritt aus der Thür und befiehlt dem Bedienten, den Fremden zurecht zu weisen. Dieser, sich zornig zum Lohnlakaien wendend, spricht: „Che roba è?“ Lezterer antwortet lächelnd: Bisognava dire Conversatione, e non Assemblea.“ Der Fremde war in die Versammlung gerathen, welche für diesen Abend die Unternehmer der neuerrichteten caisse d'escompte hielten.

Mißmuthig kehrt der Fremde, ohne die Conversation des Herzogs besucht zu haben, in seine Wohnung zurück. Am folgenden Morgen ist sein Entschluß gefaßt: er will nicht eher wieder die Gesellschaften besuchen, als bis er sich mit der römischen Umgangssprache bekannt gemacht hat. Zu dem Ende erhält der Lohnlakai den Auftrag, ihm einen Sprachmeister zu suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Wenn ihnen ein Späßchen recht gelungen scheint, sagen die Berliner gewöhnlich: „So muß es kommen!“ und wahrlich uns wandelt die Lust an, heute mit ihnen auszurufen: „So muß es kommen, und — denn da ist so eben ein wahrer, oder verkappter D. d. W. W. und d. fr. K. Magister, Herr Georg Nikolaus Bärmann, auf den verzweifelten Einfall gerathen, ein Duodezbüchlein unter folgendem Titel herauszugeben:

Die Kunst ernste und scherzhafte Glückwunsch-Gedichte durch den Würfel zu verfertigen. Berlin in der Vereinsbuchhandlung 1825.

Zwar ist der Gedanke nicht ganz neu, wir erinnern uns schon während der seligen Studentenjahre gehört zu haben, daß man Tänze wie die damals beliebten Angloisen, mit Hülfe der Würfel komponirte; allein die Anwendung ist es doch, und um so treffender, da sie unsern Dichterlingen — deren Zahl Legion ist, und die wie Don Quixote, weiland die

---

Familien bewohnt, aber meistens nur die Mezzaninen *) und die zweyte und dritte Etage, so daß die erste, welche zu geräumig und also auch zu theuer ist, meistens leer steht. Hier finden dann zuweilen öffentliche Konzerte, Deklamatorien, Fechtübungen, Privatfestlichkeiten, Gastmähler u. dgl. Statt.

*) Mezzanini heißen zu Rom die kleinern Etagen, welche nicht allein wie die französischen Entresols, zwischen das Erdgeschoß und das erste, sondern oft auch zwischen dieses und das zweyte Stockwerk gebaut werden. Der prächtige, von Giacomo della Porta entworfene, Chigische Pallast auf dem Säulenplatze (Piazza Colonna) besizt Mezaninen zwischen dem ersten und zweyten Stocke.

Stallnymphe Maritorne, für die Prinzessin Dulcinea von Toboso, die Alltäglichkeit aber für den Musageten Apollo halten — gerade zu in's Antlitz beweist: daß zu der armseligen Kunst, die sie treiben, weder Kopf, noch Herz, sondern höchstens ein Paar leidlich gesunde Hände gehören. Oder sollten sie zweifeln, daß vermittelst dieses härmannischen Spiels der erste beste Johann mit ihnen keck in Reihe und Glied treten könne; so rufen wir die Leser unserer beyden Zeitungen zu Zeugen auf: ob Sie darin nicht oft weit elendere Versereyen gelesen haben, als z. B. folgende Strophe, die von uns ganz nach der im Büchlein befindlichen Wurftabelle verfertigt ist:

Zähle dich zu Glückesmatadoren,
Werd' in Lust, wie Apfelmost geboren,
Sey mit Glück, als ein Kapaun gespickt!
Knet' und backe dir das Leid zur Freude,
Mäste stets dich auf der feitsten Weide,
Bis dich Seligkeit zu Boden drückt!

Herr Magister! Herr Magister! Sie sind ein Schalk; Sie verkaufen uns da mit der Miene eines unbefangenen Spielers die klare blanke Satyre! Sie thun, als ob der Zufall alle diese poetischen Bonbons auf einen Raum zusammen geworfen hätte; aber gestehen Sie es nur, Sie haben mehrere unserer witzigen Romantiker hinter dem Schirme belauscht, und hierauf die disjecti membra poëtae in ihre Tabelle aufgenommen. Denn uns ist beym Styx! ganz so, als hätten wir ähnliche naive Späßchen vor Kurzem bey Gelegenheit eines feyerlichen Jubiläums in unsern Zeitungen gelesen. Doch seyn Sie böser Folgen wegen nur ja außer Sorgen; die erwähnten Romantiker sind sicher die lezten, die es merken, daß Sie hier den Satyriker spielen. Freylich bey unsern geleckten Sonnetfabrikanten möchten Sie nicht so leicht durchschlüpfen; denn sie haben gar feine Näschen! — Nun Sie verstehen sich, wie man aus Ihrer gutmüthigen Vorrede sieht, auf eine der Kardinaltugenden des Satyrikers, nämlich stets bey ernster Miene zu bleiben; rufen Sie also diesen ästhätischen Narcissen nur fein gravitätisch zu: „Messieurs Vous faites des méchants vers admirablement bien! so sind Sie auch ein zweytes Mal aus der Klemme.

O über dieses heillose Calderon-Schiller-Göthische Imitatorum servum pecus unserer mit geist- und herzlosen Reimern, wie mit Heuschrecken übersäeten Hauptstadt! — Wer doch nur nicht mit ihm zu der traurigen Feder verdammt wäre! — Sie lassen sich Vorlesungen auf Vorlesungen über den Rhodischen Koloß der neuern Literatur, Shakespear halten; möchte ihnen dafür der horazische Kanon: „Difficile est proprie communia dicere!“ wie ein zweyschneidiges Schwert durch die Afterseelchen dringen! Was sie nur wollen diese kleinen metamorphosirten Lycier? Sich selbst bewundern? Brüderchen, es geht nicht; denn es sind Eurer zu viele. Auf jeden Stab des neuen Eisengitters vom Potsdamer Thore kommt mindestens ein Männchen, wie ihr seyd! Und wer vor tiefdüstern Modegrübeleyen noch bis zum mechanischen Zählen gelangen kann, wird finden, daß es dieser Stäbe über sechstausend gibt.

Möchte dieses unnütze Völkchen, das, gleich den Eintagsfliegen, matt und kraftlos durch die Welt gaukelt, vor gescheidten Leuten immerhin sich selbst an den Pranger stellen, wenn es nur die schöne Kunst nicht mit sich herabwürdigte, und am Ende gar verächtlich und lächerlich zu machen drohete. Allein man frage doch nach, wie viele Leute von sogenanntem Geschmack es in Deutschland gegenwärtig gibt, welche die Geistesprodukte der wenigen bessern Köpfe, die wir in der dichterischen Gebäre mit Ehren nennen dürfen, von den elenden Machwerken solcher kahlen Reimer noch zu unterscheiden wissen? Verse sind Verse! denken schon längst die meisten Leser, und kümmern sich schlecht darum, ob viel oder wenig Kunst dazu gehörte, sie zu liefern, oder ob sie ein Mann von Geist, oder ein Narr gemacht hat. Es ist mit dem Ersteigen des Helikons gerade so geworden, wie mit den Fahrten durch fremde Meere. Als die Forster, Vater und Sohn — zwey Männer, welche man in Deutschland des Ansehens werth gehalten haben würde, wenn sie auch nicht auf otahitischen Grund und Boden gewesen wären — fast die einzigen wissenschaftlichen Leute unter uns waren, die sich auf den großen Ocean hinausgewagt hatten, da war freylich selbst Friedrich der Große darauf bedacht, einen solchen Phönix in seinen Staaten zu haben; allein heute, wo Hinz und Kunze oft das Nämliche versuchen, wem fällt es noch ein, daraus eben viel Besonderes zu machen?

Ist es indeß mit der Raserey, Verse ohne Geist, Styl, Verstand und wahre Empfindung zu schmieden, hier zu Lande schon arg genug — denn fast jeder geheime expedirende Sekretär, jeder angehende Hofmeister, oder Student dünkt sich unter uns ein Schiller, wenigstens in der Knospe; — so scheint es mit der Wuth zu komponiren neuerdings beynahe doch noch ärger geworden zu seyn. Diese musikalische Wuth hat selbst von dem schönen Geschlechte einen, bey weitem größern Theil in ihren allgewaltigen Strudel mit sich hineingezogen, als jener poetische; und geht es noch lange in diesem Tone fort, so werden wir bald mehr Komponisten, oder, wie man sich lieber schelten hört, mehr Kompositeurs in, als außer den Wochenbetten zählen! Haben wir nicht Freude erlebt? Aber das machen alles die vortrefflichen neuen Methoden, die jezt oft mit den Pilzen um die Wette zum Vorschein kommen, dann zuerst Wunderkinder über Wunderkinder, und so natürlicher Weise zulezt lauter Helden und Heldinnen der Tonkunst zur Welt befördern. Wohl ist es dabey eine trefflich schöne Sache, daß, sonderlich bey der dermaligen Unsicherheit des Geschmackes, der musikalische Nonsens, den schon die Allgemeinheit der Empfindungssprache mehr als jede andere begünstigt, nur von äußerst wenigen bemerkt wird. Ja es gibt mitunter sogar sogenannte Kenner der Musik bey uns, welche dergleichen gerade für die eigentlichen Funken des wahren Genies und für das Höchste in der Kunst erklären. Ob dieser Zustand der musikalischen Dinge in dem Ueberflusse des Sandes, oder in der Nachbarschaft des wasserreichen Meeres, oder in der Entfernung der wiederhallenden Gebirge, oder worin sonst seinen Grund hat, wagen wir nicht zu entscheiden.

Was übrigens obgemeldete Wunderkinder betrifft, so hat die musikalisch-pädagogische Praxis gelehrt, daß sie recht füglich à deux mains zu gebrauchen sind: nämlich ein Mal die überraschenden Schnellschritte der neuen und allerneuesten Methoden in das gehörige Licht zu setzen; für's zweyte aber die elektrische Materie des öffentlichen Beyfalls in die Souterrains der Börse zu leiten. Die Fama meldet, daß gerade wie bey der des Blitzes, auch bey dieser Art von Leitung eine doppelte Art von Schlägen, das ist, kalte und warme zu bemerken sind, jene pflegen nur mit dem Metall der harten Thaler, diese dagegen mit dem edlern der Dukaten, Friedrichsd'ors und Karolins einzutreffen. — Da uns aber hier das sichere Feld der eigenen Beobachtung mangelt; so müssen wir dieß Gerücht freylich an seinen Ort gestellt seyn lassen. Was wir aber mit Gewißheit wissen, ist dieß: daß ein Lehrer der Harmonie, der es erst bis zu dem glänzenden Ruhme eines solchen, von ihm selbst geweckten, und durch ihn selbst in die Geheimnisse der Tonkunst eingeweiheten Wunderkindes gebracht hat — besonders wenn er es wie eine wahre Naturseltenheit stets um und neben sich zeigen kann — auf jeden Fall in dieser großen Hauptstadt ein gemachter Mann zu nennen ist.

Ernst Woldemar.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Januar 1826.

Wer seinen Zustand liebt, und niemals wünscht zu bessern,
Gewiß, der Himmel kann sein Glück nicht mehr vergrößern.

Haller.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Die Kohlentöpfe (Scaldini) und die Fächer.

So wie die Luft, so hat auch die Kälte in Rom einen eigenen Charakter. Die Gediegenheit jener gibt dieser eine Schärfe, welche, wie man im Deutschen zu sagen pflegt, fingerkalt macht. Wahrscheinlich ist dieß die Ursache, warum Männer und Weiber der untern Klasse, sobald es anfängt kühl zu werden, wo sie gehen und stehen, einen Henkeltopf mit Kohlen tragen. Besonders ist er den Frauen, ihrer leichten Bekleidung wegen, so unentbehrlich geworden, daß sie ihn nie aus den Händen lassen, weder in der Messe, noch im Gasthause, noch auf den öffentlichen Plätzen, wenn sie in Konversation mit einander sind. Das Tragen dieses Kohlentopfs erfordert eine große Uebung, welche erst mit der Zeit erlangt werden kann. Sie besteht darin, sich die Hände nicht zu verbrennen. Da nämlich der Topf, der Bequemlichkeit wegen, so klein wie möglich seyn, dennoch aber die größte Quantität Kohlen enthalten muß, um je länger je lieber zu dauern, so ist die Hitze in der ersten Stunde so groß, daß Niemand im Stande seyn würde, ihn zu halten. Es ist eine Freude zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit und Anmuth nicht allein erwachsene Frauen, sondern sogar Mädchen von zwey bis drey Jahren den Topf blitzesschnell aus einer Hand in die andere zu spielen verstehen, wie sie ihn kaum mit den Fingern berühren, ohne ihn je fallen zu lassen. Ist der Topf ausgebrannt und glimmt nur noch die Asche darin, so wird er unter die Schürze genommen, wo sich alsdann Hände und Leib zugleich daran wärmen.

Daß dabey einige Achtsamkeit angewendet werden müsse, versteht sich von selbst. Im ruhigen Zustande hat diese nichts Auffallendes. Einen desto komischern Anblick gewährt es aber wenn die Weiber, mit dem Kohlentopfe in der Hand, in Streit untereinander gerathen. Man denke sich ein halbes Dutzend in einem Haufen stehen und gegen einander einschreyn. Gestikulirt muß dabey werden, denn mit bloßen Worten glaubt kein Italiener, besonders keiner des Südens, seine Meynung ausdrücken zu können. In Ermanglung beyder Hände begnügen sie sich mit der rechten, indem sie in der linken den Topf halten. Je hitziger der Streit wird, je weniger denken sie an die Hitze des Kohlentopfs. Dann geräth plötzlich, oft in der vollsten Wuth, die Pantomime in's Stocken; die gestikulirende Hand eilt der, welche den Topf hält, zu Hülfe, und leztere fährt in der äußersten Hast zum Ohrzipfel. Hat der Schmerz nachgelassen, so beginnt die Pantomime von Neuem, bis auch die linke Hand auf dem Punkte steht, sich zu verbrennen, und eben so schleunig von der rechten abgelöst wird. Nicht selten trifft es sich, daß, außer den Weibern, auch die Kohlentöpfe an einander gerathen und zerbrechen. Dann beschuldigt eine die andere, den ersten Stoß gethan zu haben; aus dem Wortkampfe wird ein Faustkampf und man schlägt sich einander mit den Henkeln um die Ohren.

Aus dem Gesagten ergibt sich, welch ein wichtiges

Meubel für eine Römerin der Kohlentopf ist. Wirklich würde sie lieber hungern als ohne Scaldino seyn: er ist ihr, was der Nordländerin der Ofen. Trifft es sich, daß er vor Alter, oder durch Zufall zerbricht, so geht sie zur Nachbarin und klagt es ihr. Diese ermangelt nicht, Antheil an dem Verluste zu nehmen und mit betrübter Miene auszurufen: „Povero scaldino!“ (Der arme Topf!) Dann beginnt ein langes Gespräch, in welchem die Tugenden des Kohlentopfs, sein Alter und die Dienste, welche er geleistet hat, mit einer Theilnahme aufgezählt werden, als wäre vom verstorbenen Ehemann die Rede. Gehen sie am Ende auseinander, so endet Jede das Gespräch, indem sie noch einmal in betrübtem Tone ausruft: „Povero scaldino!“ (Der arme Topf!) Ueberhaupt darf sich eine Römerin im Winter nur im geringsten traurig zeigen, gleich heißt es von ihr: „Avrebbe forse perduto il suo scaldino?“ (Hat sie vielleicht ihren Kohlentopf verloren?)

Was der Römerin der Kohlentopf im Winter, ist ihr der Fächer im Sommer: jener verschafft ihr Wärme, dieser Kühlung. Doch erstreckt sich das Reich der Fächer weiter als das der Kohlentöpfe. Denn fächern thut sich von der Herzogin bis auf die Bergbewohnerin herab das ganze weibliche Geschlecht in Rom; es wird sogar schon den Säuglingen gelehrt. Auch unter den Männern geht der Fächer bis in die Konversationen der Salons hinauf, der Kohlentopf nur bis in die Konversationen der Apotheker-, Hutmacher- und Schneiderboutiken. Unter den Weibern verschwindet lezterer auf öffentlicher Gasse bereits, wo die Bautta anhebt, in den Häusern, wo sich Kamine befinden, oder große Kohlenpfannen angezündet werden. Ueberhaupt sind zwischen dem Kohlentopfe und dem Fächer merkwürdige Aehnlichkeiten: beyder bedient sich die Römerin, um eine gewisse Grazie zu entwickeln; beyder aber auch, um ihren Muth auszulassen; im Sommer wird um den zerbrochenen Fächer getrauert, wie im Winter um den zerbrochenen Kohlentopf. Endlich erfordert die Handhabung des einen eben so viele Geschicklichkeit als die des andern; auch dient der bunte Kohlentopf eben sowohl zum Putze als der Fächer.

So wie, mit Anfang des Herbstes, ganze Fuder von Kohlentöpfen auf dem Navonaplatze aufgeschichtet und zum Kaufe ausgeboten werden, so sieht man gegen den Frühling an den Seiten aller gangbaren Straßen Boutiken von Fächern aufgeschlagen und leztere zu Tausenden an quergezogenen Leinen aufgehangen. Das Stück kostet gewöhnlich zwey bis drey Bajocchi (etwas mehr als acht bis zwölf Pfennige). Der Preis ist folglich so billig, daß selbst die elendeste Bettlerinihren Appetit darnach stillen kann. Das Sprichwort sagt: Wer die Wahl hat, hat auch die Qual. Das zeigt sich bey dem hiesigen Fächerkaufe: um einen zu kaufen, werden alle probirt. Eine Römerin kann von Morgen bis Abend vor einer Fächerbude zubringen und Fächer probiren; am Ende geht sie vielleicht gar weg, ohne einen zu kaufen. Sie hat freylich den ganzen Tag weder gegessen noch getrunken; aber was thut das? Hat sie sich doch gefächert!

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterredungen mit Buonaparte auf St. Helena im August 1817.

(Fortsetzung.)

Wenige Augenblicke nach jener Bemerkung fragte Buonaparte mit einem scherzhaften Ausdrucke, als ob das, was er sagte, ihn belustigte: „Haben Sie Ihren Vater jemals von mir reden hören?“ Ich antwortete sogleich: „Sehr oft.“ Worauf er in einem schnellen und scharfen Tone fragte: „Was sagte er von mir?“ Die Art, wie diese Worte ausgesprochen wurden, schien eine unmittelbare Antwort zu verlangen, und ich sagte, daß ich ihn oft große Bewunderung über die Aufmunterung ausdrücken hören, die er den Wissenschaften gewährte, als er Kaiser von Frankreich gewesen. Er lächelte und nickte zu wiederholten Malen mit dem Kopfe, als ob er mit dem, was ich sagte, zufrieden sey.

Seine nächste Frage war: „Hörten Sie jemals Ihren Vater einen Wunsch ausdrücken, mich zu sehen?“ Ich antwortete, daß ich ihn oft sagen hören, es lebe kein Mann, der es so werth sey, gesehen zu werden, und daß er es mir ausdrücklich empfohlen habe, ihm meine Aufwartung zu machen, wenn ich je eine Gelegenheit dazu habe. „Wohl, versezte Buonaparte, wenn er mich denn wirklich für eine solche Merkwürdigkeit hält, und mich zu sehen wünscht, warum kömmt er nicht nach St. Helena?“ Ich war im ersten Augenblicke verlegen, ob ich diese Frage für ernsthaft oder ironisch halten sollte; allein ich sah, er wartete auf eine Antwort und ich versezte daher, mein Vater habe viele Beschäftigungen und Pflichten, die ihn fesselten. „Hat er öffentliche Geschäfte? ein öffentliches Amt?“ Ich sagte ihm, er habe kein von der Regierung abhängiges, allein er sey Präsident der königlichen Gesellschaft (Royal Society) in Edingburgh, und die Pflichten dieses Platzes erforderten einen großen Theil seiner Zeit und seiner Aufmerksamkeit. Diese Bemerkung veranlaßte eine Reihe von Fragen über die Einrichtung dieser Gesellschaft. Er ließ sich Rechenschaft über alle Aemter in derselben von dem Präsidenten bis zum Sekretär ablegen, und über die Art, wie man der Gesellschaft wissenschaftliche Papiere vorlegte: die Gewohnheit, die Gegenstände in den Versammlungen in Edinburgh öffentlich abzuhandeln, fiel ihm sehr auf und belustigte ihn, wie es mir schien. Als ich ihm sagte, die Zahl der Mitglieder belieffe sich auf mehrere Hundert, so schüttelte er den Kopf und sagte: „Dieß können sicher nicht lauter Gelehrte seyn!“ Sobald seine Neugierde über diesen

Gegenstand befriedigt war, kam er auf meinen Vater zurück, und nachdem er etwas zu berechnen geschienen, bemerkte er, „Ihr Vater ist, glaube ich, zehn Jahr älter als ich — neun auf's wenigste — aber ich denke es sind zehn. Sagen Sie, ist es nicht so?" Ich versezte, es sey fast ganz genau so; er lachte darauf und drehte sich beynahe ganz auf dem Absatze herum, indem er mehrere Male mit dem Kopfe nickte. Ich war nicht so dreist, ihn zu fragen, was so Lustiges dabey sey, dachte aber, er wäre zufrieden, daß seine Rechnung so genau zuträfe. Er fuhr in seinen Fragen fort, wünschte zu wissen, wie viele Kinder mein Vater habe und brach nicht von diesem Gegenstande ab, bis er eine vollständige Liste des Alters und der Beschäftigungen der ganzen Familie erhalten. Dann fragte er: „Wie lange waren Sie in Frankreich?" und da ich versezte, ich sey noch nicht dort gewesen, verlangte er zu wissen, wo ich Französisch gelernt. Ich sagte, von Franzosen an Bord verschiedener Kriegsschiffe. „Waren Sie französischer Gefangener oder waren die Franzosen Ihre Gefangene?" fragte er. Ich sagte, meine Lehrer wären französische Offiziere, die auf den verschiedenen Schiffen, worauf ich gedient, gefangen gewesen. Er verlangte eine umständliche Beschreibung der Wegnahme dieser Schiffe, allein da er bald sah, daß dieser Gegenstand keinen interessanten Punkt darbot, so brach er plötzlich ab und fragte nach der Fahrt der Lyra in den östlichen Meeren, von welcher Reise ich in diesem Augenblicke zurückkehrte. Dieser Gegenstand war eine neue und ergiebige Quelle von Nachforschungen, und er verfolgte ihn mit einem verwunderungswürdigen Eifer.

Die Gelegenheiten, welche Napoleons hoher Standpunkt ihm dargeboten, über fast jeden Gegenstand Kenntnisse zu erlangen, und sein so außerordentlich schnelles und genaues Beobachtungsvermögen hatten es sehr schwierig gemacht, ihm irgend einen völlig neuen Gegenstand vorzulegen, und ich schätzte mich glücklich, in einer feyerlichen Zusammenkunft von etwas anderm als bloßen Gemeinplätzen mit ihm reden zu können. Man hat immer vermuthet, daß der Osten Buonaparte ein besonderes Interesse einflößte, und die Begierde, mit der er meine Berichte über Loo-Choo, China und die angränzenden Länder verschlang, ließ keinen Zweifel über die Wahrheit seiner Vorliebe für den Orient. Man hat auch, wenn ich nicht irre, die Idee, daß seine geographischen Kenntnisse von diesen entfernten Regionen nicht sehr genau waren — eine Beschuldigung, welche Buonaparte, im Vorbeygehen gesagt, wahrscheinlich mit den meisten Leuten theilt. Ich war dennoch nicht wenig überrascht, als ich alle seine Begriffe über die gegenseitige Lage der Länder in den chinesischen und japanischen Meeren sehr klar und richtig fand. Als ich die Insel Loo-Choo nannte, schüttelte er den Kopf, als ob er niemals zuvor davon gehört, und verlangte zu wissen, wie ihre Lage von Canton aus, und wie groß ihre Entfernung davon sey. Er that dann dieselbe Frage in Rücksicht auf Japan und Manilla, und schien dann mit Hülfe des Durchschneidens dieser drey Linien die Lage in seiner Einbildungskraft ziemlich genau bestimmt zu haben, da jede Bemerkung, die er hernach machte, sich auf eine Erinnerung an diesen besondern Punkt bezog. Wenn er zum Beyspiele von der Wahrscheinlichkeit sprach, daß die Sitten und Einrichtungen in Loo-Choo durch den Einfluß anderer Länder bestimmt worden, so zog er beständig richtige Schlüsse in Betreff der geographischen Lage. Nachdem es bestimmt war, wo die Insel läge, befragte er mich über die Einwohner mit einer Genauigkeit — ich möchte sagen mit einer Strenge — wie sie mir niemals vorgekommen. Seine Fragen waren auf keine Weise in's Blaue hinein gethan, jede hing genau mit dem, was vorherging oder folgen sollte, zusammen. Ich fühlte mich in kurzer Zeit so völlig seiner Ansicht blosgestellt, daß es unmöglich gewesen seyn würde, den kleinsten Umstand zu verändern oder vor ihm zu verhehlen. So groß war die Schnelle, mit der er die Gegenstände, die ihn interessirten, auffaßte, und die erstaunende Leichtigkeit, mit welcher er die wenigen Nachrichten, die ich ihm mittheilen konnte, ordnete, und in allgemeine Begriffe übertrug, daß er zuweilen meiner Erzählung zuvoreilte, den Schluß errieth, ehe ich dahin gelangte, und mich so um meine ganze Geschichte brachte.

Mehrere, das Volk von Loo-Choo betreffende Umstände, sezten doch selbst ihn in Erstaunen, und ich hatte das Vergnügen, ihn mehr als einmal völlig verwirrt und außer Stande zu sehen, die Phänomene, die ich erzählte, zu begreifen. Nichts fiel ihm so auf, als daß sie keine Waffen hätten. „Point d'armes" rief er aus, c'est à dire, point de canons — ils ont des fusils?" Nicht einmal Musketen, versezte ich. „Eh bien donc — des lances, ou, au moins des arcs et des flèches?" Ich sagte ihm, sie hätten keins von beyden. „Ni poignards?" rief er mit steigender Heftigkeit. Nein, keine. „Mais!" sagte Buonaparte, mit geballter Faust und laut erhabener Stimme, mais sans armes, comment se bat-on?"

Ich konnte nichts erwiedern, als daß, so weit unsere Nachforschungen gereicht, sie niemals Krieg geführt und beständig in innerm und äußerem Frieden gelebt. „Keinen Krieg!" rief er mit einem verächtlichen und ungläubigen Ausdrucke, als ob das Daseyn irgend eines Volkes unter der Sonne ohne Kriege eine unnatürliche Anomalie sey.

(Der Beschluß folgt.)

Täuschung.

(Aus dem Portugiesischen.)

Seht nun selber ob mein Leben,
Ueberfüllt nicht war mit Täuschung;
Da ich fürchte alle Wünsche,
Und verhaßt mir jede Freude.

Wenn je Wünsche ich sonst hegte,
Brachten Wünsche mir nur Kränkung.
Wenn ein Glück ich je genossen
Folgte drauf ein herber Schmerz.
Lebte Tage, lebte Jahre
Ueberfüllt mit so viel Täuschung,
Daß, um keinen Wunsch zu hegen,
Ich entsage jeder Freude.

V. A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 2. Januar.

Die Verwirrung in der Handelswelt, die ich in meinem lezten zu schildern gesucht, hat Gottlob nicht lange gedauert, und hier sowohl als auf dem Lande kehrt das gegenseitige Zutrauen allmählig zurück. Jedoch haben bey der Gelegenheit an siebenzig Banquiers im Lande ihre Zahlungen eingestellt, und von diesen haben erst sechs oder sieben wieder zu bezahlen angefangen, während fünfzehn bis sechszehn wirklich fallirt haben. Es läßt sich denken, daß dadurch sehr viele Familien in große Verlegenheit gekommen sind, und wenn nicht so viele Bankrotte angekündigt worden sind, als man erwartet hatte, so rührt es daher, daß das Publikum allmählig klüger wird, und wo es nur einigermaßen thunlich ist, seine Geldangelegenheiten nicht in die Hände der Rechtsgelehrten kommen läßt, unter denen die Bankrottsmassen so sehr hinschwinden, daß den unglücklichen Gläubigern selten viel übrig bleibt.

Auf der Bühne haben wir seit Kurzem kein neues Stück gehabt; aber wohl einen neuen Schauspieler, Namens Serle, welcher in Coventgarden erschienen ist, und besonders die Rolle des Hamlet mit großem Beyfalle durchgeführt hat. Dieser Schauspieler ist von ansehnlicher Person, und hat eine schöne biegsame Stimme; aber das Beste an ihm ist, daß er seine Rolle wohl durchstudirt, und durchaus verstanden zu haben scheint, und daß er sich mehr darum bemüht, den Zuhörern die Schönheiten des Kunstwerkes fühlen, als sich selbst von ihnen bewundern zu lassen; ein Fehler Keans und seiner Nachahmer, der mir, troz dem Geklatsche, das ihre Schnörkel immer hervorzurufen pflegen, doch nie recht behagen wollte.

Das so eben erschienene 65ste Stück des Quarterly Review enthält mehrere interessante Artikel. Der erste ist besonders wichtig, er betrifft den alten Streit, über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, den Nuzen oder Nachtheil der Kirchenverbesserung, und den Charakter der Reformatoren, welcher seit ein paar Jahren von einigen unserer Katholiken, zum Theil mit vieler Bitterkeit, erneuert worden ist. Um die Güte der Sache selbst zu erweisen, scheint es nun freylich nicht nothwendig zu seyn, daß die Stifter alle Heilige gewesen, denn keiner von den Reformatoren hat sich je Unfehlbarkeit angemaßt, aber der Verfasser jenes Aufsazes scheint zur Genüge zu beweisen, daß die meisten der ihnen von den Katholiken zugeschriebenen Verbrechen Erdichtungen sind, und daß sie größtentheils erträgliche, und oft sehr gute Menschen waren. Der zweyte und vierte sind über die amerikanische Täufer-Mission im burman'schen Reich, und über die Sendung des Hrn. Crawfurd nach Siam und Cochin-China, beyde für die Länder- und Völkerkunde interessant. Hinsichtlich der Missionen tadelt der Kritiker besonders drey Dinge: Erstens die allzugroße Hast, womit man verschiedene Theile, oder auch wohl das ganze, von der heiligen Schrift, in verschiedene Sprachen des fernen Morgenlandes übersezt, ehe die Uebersezer sich möglicher Weise mit den Eigenheiten der Sprachen vertraut gemacht hatten, so daß unter ihren ungeschickten Händen die edlen, erhabenen und tröstenden Ausdrücke der Bibel meistentheils für die Eingeborenen unverständlich, oft auch zweydeutig und lächerlich geworden sind; zweytens, daß die Missionarien sich fast immer nur an den untersten Pöbel wenden, und dabey, in Ländern, wie Burma z. B., wo der Gottesdienst mit so vieler Pracht und Feyerlichkeit verbunden ist, sich so gemein und ärmlich darstellen, daß die höheren Volksklassen, ja selbst der Pöbel, sie mit Verachtung ansehen müssen; und drittens, der Gebrauch von jüdischen Parabeln, im Anreden jener fernen Völker, denen die meisten derselben durchaus unverständlich sind. Auch hält er die Calvinisten insbesondere, wegen ihrer engherzigen und beleidigenden Verdammungssucht, zu Missionarien im Orient für unpassend. Und wohl mögen sie es seyn, da ein frommes Paar Amerikaner, Hr. Hudson und seine Frau, zu denen sich später noch ein Paar andere amerikanische Missionarien gesellten, in zehn Jahren nicht mehr als vier Proselyten machten, und diese aus dem gemeinsten Volke. Es scheint aber überhaupt für die christliche Religion sehr schwer, ja man möchte sagen, ohne ein Wunder unmöglich, in jenen halb barbarischen Ländern Eingang zu finden." Denn troz der unbedeutenden Fortschritte, welche diese Leute in Burmah machten, schien es den Bonzen doch bange zu werden, sie möchten, wie einer sich ausdrückte, „ihre Reistöpfe umkehren," und wußten dieselben ihnen viele Verfolgungen zuzuziehen, wovon die zu Rangun befindlichen durch die Einnahme dieser Stadt durch die Engländer befreyt worden sind, während man für Hrn. und Frau Hudson und einen anderen Missionar, die vor dem Kriege nach Amarapura geladen waren, noch immer sehr besorgt ist.

Hrn. Perkins Dampfkanone ist in Gegenwart mehrerer amtlichen Personen geprüft worden, und hat sich in der Stärke sowohl als in der Schnelligkeit als das zuverlässigste und furchtbarste Mordwerkzeug bewährt, das noch je erfunden worden, obgleich man wegen der Enge des Raumes (der Hof des Fabrikanten ist nicht viel über 100 Fuß lang) nicht ihre ganze Stärke anwenden konnte, und man sich aus eben der Ursache auch nur bleyerner Kugeln bediente, die jedes Mal auf der eisernen Scheibe zersplitterten, ungeachtet man 1000 in einer Minute schoß. Die Regierung soll ihm die Erfindung abgekauft, und verordnet haben, sie in einem größeren Maßstabe zu versuchen, denn Hr. P's Werkzeug war eigentlich nur eine Dampfflinte zu nennen. Es ist unmöglich zu berechnen, wie weit es damit gebracht werden könnte; aber gewiß ist es, daß, wenn sie auch nur in ihrem gegenwärtigen Zustande allgemein angewandt würde, das ganze bisherige Kriegssystem dadurch verändert werden würde.

Die Anzeige, welche im vorlezten Stück des Quarterly Review von Niebuhrs vortrefflicher römischen Geschichte gemacht worden ist, hat sogleich mehrere Bestellungen von dem Werke bey den hiesigen deutschen Buchhändlern zur Folge gehabt, und einen der Bibliothekare des brittischen Museums, Hrn. Walter, bewogen, die Uebersezung davon zu übernehmen, deren Herausgabe in Kurzem erwartet wird.

Beylage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. Januar 1826.

Alles war von Anfang gut auf Erden;
Alles wird durch Weisheit wieder gut.

Withof.

Unterredung mit Buonaparte auf St. Helena im August 1817.

(Beschluß.)

Buonaparte schien meinen Bericht, daß das Volk von Loo-Choo kein Geld habe und keinen Werth auf Gold- und Silbermünzen setze, zu bezweifeln, doch ohne in ein gleich heftiges Erstaunen zu gerathen. Nachdem er diese Thatsachen gehört, dachte er eine Weile nach und brummte leise vor sich hin: „Nicht den Werth des Geldes zu kennen — weder Gold noch Silber zu achten.“ Dann sah er auf und fragte scharf: „Wie fingen Sie es denn an, um diesem Volke, dem sonderbarsten in der Welt, die Ochsen und andere gute Sachen zu bezahlen, die sie Ihnen, wie es scheint, in solcher Menge an Bord sendeten?“ Als ich ihm sagte, daß wir die Leute von Loo-Choo niemals hätten überreden können, irgend eine Bezahlung anzunehmen, so drückte er großes Erstaunen über ihre Freygebigkeit aus, und ließ sich zweymal die Liste der Dinge wiederholen, die wir von diesen gastfreyen Insulanern erhielten.

Ich hatte, nach dem Rathe des Grafen Bertrand, mehrere Zeichnungen von Landschaften und Kleidungen von Loo-Choo und Corea mitgebracht, die mir bey den Beschreibungen der Einwohner zu Hülfe kamen. Als wir von Corea sprachen, nahm er mir eine der Zeichnungen aus der Hand, und indem er die verschiedenen Theile überschaute, sprach er zu sich selbst: „Ein alter Mann mit einem sehr großen Hute und einem weißen Barte, ha! — eine lange Pfeife in der Hand — eine chinesische Matte — eine chinesische Kleidung — neben ihm ein Mann, welcher schreibt — Alles sehr gut und deutlich gezeichnet.“ Dann fragte er mich, wo die verschiedenen Theile dieser Kleidung verfertigt wären und was der Preis derselben sey — Alles Fragen, die ich nicht zu beantworten vermochte. Er wünschte den Zustand des Ackerbaues in Loo-Choo zu wissen — ob sie mit Pferden oder mit Ochsen pflügten — wie sie es mit ihren Ernten hielten, und ob ihre Felder bewässert wären, wie in China, wo, so viel ihm bekannt, das System der künstlichen Bewässerung in großer Ausdehnung getrieben worden. Das Klima, die Ansicht des Landes, der Bau der Häuser und Kähne, die Form der Kleidung, bis zu den geringsten Umständlichkeiten in der Form ihrer Strohschuhe und Tabaksbeutel, beschäftigte seine Aufmerksamkeit. Die Hartnäckigkeit, welche sie bewiesen, um uns den Anblick ihrer Weiber zu entziehen, schien ihn sehr zu beschäftigen, allein er drückte zu wiederholten Malen seinen Beyfall über die Mäßigkeit und verständige Aufführung des Kapitäns Maxwell aus, der sich unausgesetzt enthielt, irgend etwas von den Einwohnern zu verlangen, was ihnen unangenehm, oder den Gesetzen ihres Landes zuwider seyn mochte. Er that mehrere Fragen über die Religion von China und Loo-Choo, und schien die auffallende Aehnlichkeit in dem Ansehen der katholischen Priester und chinesischen Bonzen sehr wohl aufzufassen; eine Aehnlichkeit, die sich, wie er bemerkte, über mehrere Theile der religiösen Ceremonien beyder erstreckte. Hier hört indessen, wie er

ebenfalls bemerkte, die Vergleichung auf, da die Bonzen keinen Einfluß von irgend einer Art auf das Gemüth des Volks haben und sich niemals in dessen zeitliche oder ewige Angelegenheiten mischen. In Loo-Choo, wo jede andere Sache so preiswürdig erscheint, ist der niedrige Zustand der Priester eben so merkwürdig, als auf dem benachbarten Kontinent, und Buonaparte verweilte ziemlich lange bey der Betrachtung dieser Anomalie, ohne sie auf irgend eine befriedigende Weise erklären zu können.

Mit Ausnahme eines augenblicklichen Anfalls von Verachtung und Ungläubigkeit, als ich ihm erzählte, daß die Bewohner von Loo-Choo keine Kriege führten und keine Waffen besäßen, war er äußerst gut gelaunt, während er mich über alle diese Gegenstände befragte. Die Heiterkeit, ich möchte fast sagen Vertraulichkeit, mit welcher er sprach, machte, daß ich nicht allein völlig ohne Verlegenheit in seiner Gegenwart war, sondern auch mehrere Male jene ehrerbietige Aufmerksamkeit vergaß, die meine Pflicht sowohl als mein Wunsch in jeder Rücksicht forderte, dem gefallenen Monarchen zu erweisen. Der Antheil, den er an Gegenständen nahm, die damals alle meine Gedanken beschäftigten, flößte mir natürlich eine solche Lebhaftigkeit ein, daß ich mich mehr als einmal vergaß und ihn mit zu großer Freyheit anredete. Wenn ich indessen meinen Irrthum bemerkte, und mich natürlicherweise in meine Schranken zurückzog, so ermunterte er mich freundlich, in demselben Tone fortzufahren, und dieß auf eine so gutmüthige und so aufrichtige Weise, daß ich im nächsten Augenblick wieder eben so zwanglos als zuvor sprach. „Und was wissen Ihre Freunde von Loo-Choo, von andern Ländern?" fragte er. Ich sagte ihm, sie kennten nur China und Japan. „Ja, ja, fuhr er fort, aber von Europa? was wissen sie von uns?" Ich versetzte: „Sie wissen gar nichts von Europa; sie wissen nichts von Frankreich und England; noch setzte ich hinzu, haben sie jemals etwas von Ew. Majestät gehört." Buonaparte lachte herzlich über diese außerordentliche Eigenthümlichkeit in der Geschichte von Loo-Choo, ein Umstand, der, wie er mit Recht denken mochte, sie von jedem andern Winkel in der bekannten Welt auszeichnete.

Ich hatte eine Zeichnung der Schwefelinsel in der Hand, ein einsamer und öder Felsen mitten im japanischen Meer. Er betrachtete sie einen Augenblick und rief aus: „Was, dieß ist St. Helena selbst." Als er seine Neugierde über unsre Reise befriedigt, oder mich wenigstens über Alles ausgefragt hatte, was ich ihm erzählen konnte, so kam er auf den Gegenstand zurück, der ihn zuerst beschäftigt hatte, und fragte plötzlich: „Ist Ihr Vater ein Mitarbeiter des Edinburgh Review?" Ich versetzte, daß die Namen der Mitarbeiter dieses Blattes geheim gehalten würden, daß aber mehrere von meines Vaters Werken in dieser Zeitschrift wären recensirt worden. Worauf er sich halb auf dem Absatze gegen Bertrand herumdrehte, und mehrere Male mit dem Kopfe nickend, mit einem bedeutenden Lächeln „Ha, ha!" sagte, als ob er damit andeuten wollte, daß er sehr wohl den Unterschied zwischen Autor und Recensenten begreife.

Buonaparte sagte dann: „Sind Sie verheirathet?" und auf meine verneinende Antwort fuhr er fort: „Warum nicht? Was ist die Ursache, warum Sie nicht heirathen?" Ich war etwas verlegen um eine passende Antwort und schwieg still. Er wiederholte indessen seine Frage auf eine Weise, die mich zwang, etwas zu sagen, und ich erwiederte, ich sey mein ganzes Leben hindurch zu geschäftig gewesen, und befände mich überdieß nicht in Umständen, die es mir erlaubten, mich zu verheirathen. Er schien mich nicht zu verstehen und fragte auf's Neue, warum ich unverheirathet sey. Ich sagte ihm dann, ich sey zu arm, um zu heirathen. „Ha, ha! rief er, ich sehe nun — Geldmangel — kein Geld — ja, ja!" und lachte herzlich, worin ich einstimmte, ohne, die Wahrheit zu gestehen, genau zu wissen, worin das Lustige in der Sache lag. — Die lezte Frage, die er mir machte, betraf die Größe und Stärke des Schiffes unter meinem Befehle, und dann sagte er mit einem Tone, als ob er einigen Einfluß auf den Gegenstand auszuüben hätte: „Sie werden England in 35 Tagen erreichen," — eine Prophezeihung, die jämmerlich in der Erfüllung fehlte, da wir 62 Tage auf der Reise zubrachten, und obendrein fast verhungerten. Nach dieser Bemerkung verbeugte er sich und entließ mich. Meine Freunde, die Herren Clifford und Harray, wurden ihm dann vorgestellt. Er fragte höflich nach einigen Gemeinplätzen und entließ sie nach wenigen Minuten. — Buonaparte fiel mir auf als wesentlich von den Gemälden und Büsten verschieden, die ich von ihm gesehen. Sein Gesicht und seine Gestalt waren viel breiter, viereckiger, stärker in jeder Rücksicht, als ich sie in irgend einer Abbildung gesehen. Er schien durchaus nicht fett, wie es damals allgemein von ihm behauptet ward. Sein Fleisch schien im Gegentheil fest. Nicht die geringste Farbe erschien auf seinen Wangen, und in der That schien seine Haut mehr Marmor als gewöhnlichem Fleische ähnlich. Nicht die leichteste Spur einer Falte war auf seiner Stirne sichtbar, noch irgend Runzeln auf seinem Gesichte. Seine Gesundheit und seine Laune waren dem Scheine nach vortrefflich, obgleich man in dieser Zeit fast allgemein in England glaubte, daß er unter Krankheit dahin sinke und sein Geist ganz niedergedrückt sey. Seine Art zu reden war langsam und sehr deutlich, er wartete mit großer Güte und Geduld auf meine Antworten und nur einmal während unsrer ganzen Unterhaltung war es nöthig, den Grafen Bertrand um eine Erklärung zu fragen. Der glänzende und zuweilen blendende Ausdruck seiner Augen konnte nicht unbemerkt bleiben. Es war indessen kein beständiger Glanz, sondern er fiel nur auf, wenn irgend etwas ihn besonders interessirte. Es ist unmöglich, einen

Ausdruck von größerer Milde, ich möchte Wohlwollen und Freundlichkeit sagen, zu erdenken, als der auf seinen Zügen während der ganzen Unterredung ruhte. Wenn er also während dieser Zeit kränklich und niedergedrückt war, so muß seine Selbstüberwindung noch außerordentlicher gewesen seyn, wie es allgemein geglaubt wird, denn sein ganzes Betragen, seine Unterhaltung und der Ausdruck seines Gesichts zeigten einen vollkommen gesunden Körper und einen ganz freyen Geist an.

Den folgenden Morgen segelten wir von St. Helena ab und erreichten England in der Mitte des Oktobers 1817.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Die Römerinnen vor den Kunstwerken.

Wem, der Menschen beobachtet hat, wäre unbekannt geblieben, daß das Fassungsvermögen der Weiber nicht blos in konkreten, sondern auch in abstrakten Dingen, schleuniger operirt, um nicht zu sagen schärfer ist, als das männliche? Weit entfernt, diese Erscheinung aus physiologischen Gründen erklären zu wollen, begnüge ich mich, ihrer als einer Thatsache zu erwähnen, welche, meiner Meynung nach, keines Beweises bedarf.

Von der Intelligenz der Römerinnen erhält man jeden Augenblick die auffallendsten Beweise. Was man sie auch fragen möge, so hört man nie jenes in Verzweiflung setzende Was, womit in andern Ländern der Pöbel, meistens sogar die mittlere Klasse, ihre träge, oder vielmehr stumpfe, Auffassungskraft zu beschönigen sucht. Meistens haben sie lange vorher, ehe es den Männern gelungen ist, jenes Was in die höflichere Phrase: „Come dice il Signore," umzukleiden, die Sache begriffen und sagen: „Il Signore dice così." Es würde mich zu weit führen und vielleicht den Leser theilnahmlos lassen, wollte ich aus dem bürgerlichen Leben Beweise jener schnellen Auffassungskraft der Römerinnen anführen. Stelle ich sie vielmehr sogleich auf einen Standpunkt, wo sie weder von den übrigen europäischen Weibern, noch viel weniger von den Männern erreicht werden. Ich meyne auf den der Kunstkenntniß.

Ist die Kunst (wenigstens bey denjenigen, welche nicht zu den Neblern und Schweblern gehören) nichts anders, als die möglichst treue Nachahmung der Natur, ohne daß dabey die narrentheidige Idee des Ideals mit in's Spiel kommt; so müssen Menschen, welche in und mit der Natur leben, und ihre Existenz im Freyen haben, folglich das Spiel der Farben, der Formen, selbst der menschlichen, aus der ersten Hand betrachten können, die Kunst besser verstehen, als solche, welche die Natur hinter dem Ofen und aus Büchern und Abbildungen studirt haben. Ist es daher zu verwundern, daß die Italiener, besonders die Römer, in Beurtheilung der Maler- und Bildhauerkunst eine Fertigkeit erlangt haben, worin ihnen kein ander Volk des Erdbodens gleich kommt. Ihr Blick wird nicht allein durch das Original, das heißt, durch die Natur selbst, sondern auch durch die Kopien derselben, durch die Kunstwerke aller Art, welche das glückliche Rom besitzt, man möchte sagen, schon in der Wiege gebildet. So stehen die Römer unter ihnen, besonders die Weiber, als vollendete Kunstkenner da, vom lehrreichsten Meister, den es geben kann, von der Natur gebildet.

Es gehört zu den interessantesten Kunstgenüssen, in den hiesigen Museen die Urtheile anzuhören, welche die Römerinnen, oft aus der untersten Klasse, über die darin aufgestellten Werke fällen. Vernähmen doch die ausländischen Kunstschwätzer, in deren Augen keine Idee als vollgültig erscheint, wenn sie nicht dem Verstande durch die ästhetische Tortur abgezwungen worden ist, die eben so natürlichen als treffenden Aeußerungen, welche hier, um mich hier eines gemeinen, aber treffenden Urtheils zu bedienen, gleichsam aus dem Ermel geschüttelt werden, ohne Ostentation und ohne daß man sich selbst der Vortrefflichkeit des Urtheils bewußt wäre. Ein solches hat mir in diesen Tagen das lebhafteste Vergnügen gewährt, weil es (und warum sollte ich es läugnen?) das meinige war, ob es gleich mit den herrschenden Meynungen, selbst hochberühmter Kunstkenner, im absolutesten Widerspruche steht. Es betraf den Apollo. Wo wäre heut zu Tage ein mit Vernunft begabtes Wesen, welches nicht an den Fingern herzusagen wüßte, daß diese Statue das vollkommenste Ideal der männlichen Schönheit ist? Hat nicht noch neulich ein närrischer Kauz von Reisenden behauptet, im Küchenjungen des Königs der Sandwich-Inseln einen lebendigen Apollo, d. h. einen Menschen gefunden zu haben, dessen Proportionen gerade dasselbe Maaß besessen hätten, wie die berühmte Statue auf dem Vatican? Nun aber behauptet bekanntlich Vitruv (Lib. III. Cap. I.), daß an einem menschlichen Körper, um schön zu seyn, die Länge des Gesichts der Entfernung der Brüste vom Nabel und des leztern von der Stelle, wo der Unterleib aufhöre, gleichkommen müsse. Danach gemessen, ist der Apollo, wie es heißt (denn ich selbst habe ihn so genau nicht untersucht), von den Brüsten bis zum Nabel um ein Drittheil (d. h. um eine Nase, oder des Drittheils der Länge, welche die erwähnten Theile haben müssen), und vom Nabel bis unter den Unterleib um ein Sechstheil zu lang, folglich nach Vitruv, nichts weniger als, in seinen Verhältnissen, ein schöner Körper.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

Am Schlusse des Jahres fasse ich zusammen, was wir hier in den lezten Monaten desselben Interessantes im Gebiete der Musik und Schauspielkunst genossen haben. Im Fache des recitirten Schauspiels haben wir mehrere Vorstellungen zu nennen, welche unserer Bühne Ehre machen — dahin gehört Macbeth, von dem schon besonders gesprochen worden ist. Medea von Grillparzer. Johanna von Orleans. Isidor und Olga. Von Romeo und Julie werde ich nach wiederholter Aufführung sprechen. In diesen Darstellungen haben

die Damen Miedke, Genast, und die Herren Stein, Devrient, Fink unläugbares Verdienst. Das Lustspiel fand in der lezten Zeit fast noch mehr Theilnahme als die Tragödie. Hier beleben die Herren Koch, Brand, v. Zieten, und die Damen Genast, Schmidt, Dem. Hanf die Scene mit manchen angenehmen Leistungen. Mehrere ältere Lustspiele wurden wieder mit Erfolg gegeben, z. B. die Quälgeister, stille Wasser sind tief, die gefährliche Wette; und ganz neuerlich wurde noch das wiedereinstudirte Räuschchen, von Bretzner, mit vielem Beyfall mehrmals wiederholt. Mag es seyn, daß das Indigenat diese Aufnahme beförderte; doch kann man nicht läugnen, daß dieses Stück einen leichten Plan, drollige Situationen und Charakter hat, woran es manchen neuern Lustspielen fehlt. Besonders ergözlich ist die Scene, in welcher das Räuschchen getrunken wird, und die Darstellung der entgegengesezten Wirkungen des Weins bey dem Kaufmann und Arzt. Den erstern gibt Hr. Genast mit Geschick und Humor. Mehr wünschte ich noch in seiner Rolle zu sehen, wie der Wein allmählich zu wirken anfängt. Hr. Brand ist als Brandchen eine äußerst komische Petitmaitrefigur aus der alten Zeit, ein tanzmeisterlicher, eingebildeter Seladon; nur Schade, daß seine Scenen zu lang sind. Die Episode mit der koquetten Kleinen macht immer einen widrigen Eindruck, gesezt, die Rolle fände auch ihre Repräsentantin, was doch immer Zufall bleibt. — Dann wurde auch Raupachs neues Lustspiel: laßt die Todten ruhen, auf die Bühne gebracht. Das Interesse desselben beruht auf einigen originellen Situationen, denen jedoch die Unwahrscheinlichkeit entgegenwirkt, mit welcher sie herbeygeführt sind. Die Personen sprachen auch fast alle zu viel. Einige platte und indiskrete Späßchen nahm das Publikum sehr übel auf; und es scheint daher nicht, als ob der Verfasser mit seinen Lustspielen sich hier so viel Freunde erwerben werde, als er durch seine tragischen Arbeiten gewonnen hat. In einigen andern Lustspielen (die beyden Britten, humoristische Studien, Benefizvorstellung, Bär und Bassa) befriedigt Kochs ungezwungene Komik immer auf's Neue die Lachlust. Er ist in seinen Einfällen immer neu, und voller temporärer und lokaler Beziehungen, die meistens (und das ist das Rechte) der Augenblick zu geben scheint. In dem vor Kurzem erst auf die Bühne gekommenen Stücke: das Ehepaar aus der alten Zeit, zeigt Hr. Devrient wieder sein Talent für charakteristische Komik in der Rolle des alten französischen Kolonisten. Es geht leider jezt aber das Gerücht, daß dieser talentvolle und beliebte Schauspieler, nebst seiner hier mit Recht so geschäzten Gattin unsere Bühne verlassen wolle, weil er sich nicht hinlänglich beschäftigt finde. Das Streben nach reger Thätigkeit ist ehrenwerth; aber man kann auch leicht zu viel thun wollen. Es sollte mir leid thun, wenn Hr. Devrient, den wir, besonders in der lezten Zeit, im Fache der ersten Liebhaber und junger Helden so angemessen beschäftigt sahen, diese Richtung nach dem Quantitativen nähme; da, obwohl ich sein Talent vom Anfang seines Auftretens an gern anerkannt habe, ich doch auch gestehen muß, daß einige der schönsten Rollen, die ihm neuerdings zugekommen sind, noch nicht genügend von ihm ausgebildet und ausgearbeitet worden sind; dahin rechne ich unter andern Jason und Malbuff.

In unserer Oper ist viel Regsamkeit. Dem. Canzi, die nun von ihren Gastrollen, welche sie in Hanover gab, zurückgekehrt ist, gab die Müllerin als Antrittsrolle. Diese Parthie ist ihrer ganzen Gesangsweise, so wie ihrer Erscheinung angemessen; auch fanden wir die Stimme günstiger als früher. Der Vortrag der Variationen im zweyten Akt beweist, was sie im geschmackvollen gerundeten Vortrag gewonnen hat. Dem. Schulz trat als Euryanthe auf, einer Musik, die sich hier doch nur durch ihre glänzenden Einzelnheiten einiges Antheils zu erfreuen scheint. Die genannte Sängerin führt ihre Parthie bis in den zweyten Akt mit Fleiß und Aneignung fort; der dritte, in welchem sie schon etwas ermattet [illegible], fordert einen Aufschwung der Empfindung, dessen sie nicht mehr fähig zu seyn scheint. Auch hört man sie hier oft detoniren. Von Opern trat neu in die Scene Spohrs Faust, und Rossini's Fräulein vom See. Die erstere Musik gehört, nach meiner Einsicht, zu den gehaltvollsten deutschen Werken, und Spohrs Eigenthümlichkeit spricht sich in derselben in frischer jugendlicher Kraft aus; sie hat mehrere glänzende, kräftige Ensembles, welche sich an die Situation vollkommen anschließen; aber zweyerley stand ihrem vollkommenen Eindruck im Wege. Erstens die nicht genügende Besezung einiger Parthien, besonders des Röschens, welche hier ganz verloren geht, und daß die viel fordernden Parthien des Faust und des Mephistopheles der Stimmlage und Beschaffenheit der Herren Genast und Köckert sich nicht ganz aneignen. Zweytens die unglückliche Bearbeitung einer Fabel, die zur Oper nur das darbieten kann, was an Don Juan erinnert, und so ihren innersten Sinn und Gehalt verliert. Zu wünschen wäre, daß ein Dichter, welcher der Musik befreundet ist, zum mindesten der scenischen Verbindung und Motivirung der zerstreuten Scenen etwas nachhülfe; er würde sich mehr Verdienst erwerben, als wenn er durch einen neuen Text eine unbedeutende Musik veranlaßte. Hr. Vetter, den wir in seiner Ausbildung mit Vergnügen fortschreiten sehen, hat in der Rolle des Hugo eine sehr günstige Parthie gewonnen. Mit hinreißender Kraft hebt er die schöne Scene mit dem Aufruf: Die Rettung naht, die Rache wacht! — heraus. Die Parthie der Kunigunde trägt Mad. Fink mit einem Fleiße vor, der Anerkennung verdient. — Ich spreche ungern von Scenerie, insofern sie das Untergeordnete ist und bleiben muß; aber hier, — wie in Beziehung auf Don Juan (den man übrigens, schon um der Aehnlichkeit der Stoffe willen, nicht hätte zu gleicher Zeit auf dem Repertorium ansezen sollen, wodurch ein Theil des Publikums ungerechter Weise gegen jene Oper eingenommen wurde) kann ich mir eine Bemerkung nicht versagen. Jede sichtbare Darstellung, die das Greuelhafte und Gräßliche allzunah und ausgeführt an die Augen bringt, ist dem gebildeten Zuschauer ein Greuel. Die Kunst (die schöne nämlich, nicht die sogenannte Kunst, die sich mit leib- und lebengefährlichen Kunststücken in Schaubuden sehen und ausrufen läßt), die Kunst, sag' ich, hört auf, wo ich für das physische Leben des Schauspielers zittern muß. Wo der Darstellende seinen Körper nicht mehr beherrschen kann, da ist die Kunst aus. Ich finde daher das lange Herumschweifen des Don Juan am Schlusse der Oper, selbst wenn es auch bey weitem nicht so gefährlich oder angreifend ist, als es aussieht, kunstwidrig, ja den Menschen empörend; ein Gleiches gilt von der höllischen Strafe, welche der Räuber Wulst im Faust am Schlusse des ersten Akts empfängt, und von dem allzusinnlich dargestellten Höllensturz des Faust am Schlusse der Oper; und bin überzeugt, daß hier das übertriebene Streben nach anschaulicher Wahrheit mehrere entfernt, als anzieht. Was kann es auch dem Schauspieler für Freude machen, wenn in dergleichen Fällen seine körperliche Anstrengung den Beyfall des rohen Haufens gewinnt, der zwischen Bude und Theater nicht viel Unterschied macht. In den beyden erstern Fällen ist das Hintreiben zum Feuer, da es nun einmal sich nicht vermeiden läßt, genügend, und im lezten Fall der rasche Sturz ohne Zeichen besonderer Marter oder Verdrehung, zu der es etwa noch einer besondern Maschine bedürfte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Januar 1826.

Was weilst du im Erdgetümmel
Unter der Wolke voll Sturm und Blitz?
Spann' auf die Schwingen! Ueber der Wolke
Ist heiterer Himmel,
Der Ruhe Sitz.

Herder.

Die arme Marie.

Like the lily
That once was mistress of the field, and flourish'd
I'll hang my head, and perish.

Shakespeare.

Auf dem Wege von Thurles nach Cashel erblickt der Wanderer häufig auf Mauern und Pfosten, in mannigfaltiger Handschrift „Arme Marie!" Das Wort arm scheint dem irländischen Landmann das ausdrucksvollste für Mitleid und Mitgefühl. So wie der Reisende sich der letztern Stadt nähert, vermehren sich jene Zeugnisse der Leiden der armen Marie, und wenn er die Ursache derselben zu hören wünscht, so werden Alle, denen er begegnet, auf Englisch oder Irländisch seine Neugierde befriedigen, denn Allen ist die Geschichte der „armen Marie" bekannt.

Der Uebermuth des Menschen beschränkt die Glückseligkeit gewöhnlich auf den engen ihm bekannten Kreise, und glaubt, daß Elend das Erbtheil aller derjenigen ist, die über die Grenzen seines Geburtslandes hinaus wohnen, und diesem Elende fügt er ohne Bedenken Barbarey und Knechtschaft hinzu. Stets wird der ruhige Beobachter bey Betrachtung verschiedener Länder finden, daß Alle, die gebildetsten wie die rohesten, ein ausschließendes Recht auf Kenntnisse und Tugenden mit dem stolzesten Dünkel behaupten. Wenn Länder durch Sitten, Sprache und Gesetze getrennt sind, so mag dieß Vorurtheil zuweilen eine nützliche Wirkung hervorbringen, doch kann wenig zu seinen Gunsten dort gesagt werden, wo Ein König regiert, wo dieselben Gesetze anerkannt sind, und dieselbe Sprache gesprochen wird. England und Irland, von der Natur gleich Mann und Weib bestimmt, sich gegenseitig zu unterstützen und zu beglücken, nähren leider so unbegründete Vorurtheile gegeneinander, daß sie wenig mehr von ihren beyderseitigen Sitten und Gewohnheiten wissen, als die Südseeinsulaner von denen der kalmuckischen Tartaren.

Die Schlüsse eines Engländers, der die Freuden und Tugenden der verschwisterten Insel schätzt, sind seiner Meynung nach sehr bündig und befriedigend. Ein Irländer ist ein Papist, folglich ein abergläubischer Tropf; ein Irländer ißt Kartoffeln, folglich stirbt er Hungers und folglich ist sein Elend außer Zweifel. Allein diesem allem ungeachtet gibt es noch stille Glückseligkeit in Irland, und es ist nur zu bedauern, daß der Werth derselben nicht genung geschätzt, und daß sie oft aufgeopfert wird, um in thörichten Planen hingerissen, Ruhe und Lebensgenuß zu verlieren. Viele Beyspiele könnten dieß bestätigen, doch mag das „der armen Marie" hinreichend seyn.

Zwanzig irländische Morgen Landes mit einem warmbedeckten Hause, oder vielmehr Hütte, bildeten Jakob Wilsons kleine Besitzung. Um Weihnachten ward das Häuschen jedesmal rein gewaschen und die vier hohen Bäume, die den Hof überschatteten, gaben ihm ein Ansehen von Gemächlichkeit, welches irländische Wohnungen, besonders der ärmern Klasse, selten zeigen. Bey näherer Betrach-

tung fand sich etwas von englischer Nettigkeit darin: ein kleines Gehäge für ein Pferd oder eine Kuh war auf der einen Seite, und gegen Westen ein kleiner Gemüse- und Blumengarten, von den Ställen und Bäumen geschützt, und am Ende des Abhanges vor dem Hause befand sich ein schattiger Dornbusch, der die Strahlen des Sommers von einem geheiligten Brunnen abhielt; denn in Irland sind alle Brunnen irgend einem Heiligen geweiht. Man muß gestehen, daß, wenn gleich das allgemeine Ansehen von Wilsons Wohnung die Idee der Industrie gab, doch viele Zeichen einer tadelnswürdigen Nachlässigkeit daran erschienen. Statt einer Gatterthüre diente ein umgestürzter Karren, und die Ausdünstungen eines Misthaufens erhoben sich als stille Zeugen von Jakobs Neigung zum Rauchen und Schwatzen: doch verbesserte sich die kleine Besitzung von Jahr zu Jahr, die Gräben waren ausgebessert und Felder gepflügt, die seit undenklichen Zeiten brach gelegen, und alle Landleute erkannten, daß Jakob der betriebsamste Mann in der Gemeine war, welches er, wie man bemerkte, seinen guten Kindern, dem jungen Jakob und Marien verdankte.

Der alte Wilson war seit zwanzig Jahren verheirathet; seine Frau hatte ihm zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter geboren. Den größten Theil seines Lebens hatte er gegen das Schicksal gekämpft, sich mit Lumpen bekleidet und von Kartoffeln gelebt; allein jezt, da seine Kinder heranwuchsen, hatte eine Familie in der Nachbarschaft, die gerade lange genug im Lande verweilte, um ihre Abwesenheit fühlbar zu machen, sich Mariens angenommen. Durch den Verkehr mit feiner gesitteten Leuten hatte Marie einige Ideen von Verfeinerung erhalten, die nicht mächtig genug waren, um sie unzufrieden mit ihrer Lage zu machen, und doch stark genug, um ihr Freude an Verbesserungen einzuflößen. Sie erhielt Bücher, die sie sorgfältig benuzte und Blumensaamen, den sie säete. Die Fortschritte der Verfeinerung zeigen sich in einzelnen Menschen wie in Nationen — sie wachsen fast unbemerkt und allmählig, der Besitz eines Gegenstandes zieht den Wunsch nach einem andern nach sich. Von ihrem Garten ging Marie zu ihrer Wohnung über. Sie hatte die reizenden Gemälde bewundert, die sie in ihren Büchern von ländlicher Glückseligkeit und Behaglichkeit fand, und beredete ihren Bruder, sich mit ihr zur Erneuerung des alten Hauses zu vereinen; er deckte und übertünchte es von außen, während Marie das Innere reinigte, und ordnete. Die alten Leute schienen im ersten Augenblick nicht ganz zufrieden mit diesen Neuerungen, allein da Marie von allen Nachbarn als ein Wunder angestaunt ward, so widersezten sie sich nicht, bis sie am Ende aus Erfahrung lernten, wie sehr eine nüzliche Industrie die Genüsse des Lebens zu erhöhen vermag. Jakob rauchte und schwazte nicht so viel und stand seinem Sohne im Anbau des Feldes bey, während Marie und ihre Mutter die Behaglichkeit ihrer Lage durch neue Quellen zu erhöhen strebten. Zum ersten Mal ertönte das schnurrende Spinnrad in Wilsons Küche, und außerdem, was sie zur Kleidung ihres Vaters und Bruders beytrug, erschien Marie jeden Sonntag in der Kirche in einem netten, von dem Ertrage ihrer Arbeit erkauften Anzuge.

In der Nachbarschaft lebte ein junger Mann, Namens Lambert, geachtet wegen seines Fleißes und seiner Mäßigkeit: er bearbeitete eine kleine Pachtung für seine Mutter, die ihm ein gutes Weib zu geben wünschte und sich deßhalb Raths bey dem Priester erholte, der Marie Wilson mit Wärme empfahl.

Die Vermittlung des guten Geistlichen brachte die jungen Leute bald dahin, ihre Verbindung als sehr natürlich und vernünftig zu betrachten. Sie besprachen sich über das, was sie in Zukunft zu thun hätten, berechneten, wie leicht sie die Pacht bezahlen könnten und wie gut ihre Kinder seyn würden. Der Hochzeittag war bestimmt, sie gingen zusammen in die Stadt, um den Brautanzug einzukaufen, kehrten heim, und saßen als das glücklichste Paar in der Welt, neben Wilsons kleinem Herde — um nie wieder einen glücklichen Augenblick zu erleben! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

An der Venus von Medicis macht sogar der Unterleib fast die Hälfte des ganzen Rumpfes (des Körpers ohne die Beine) aus. Abgesehen von dem Grunde oder Ungrunde des, von Vitruv als schöne Proportion aufgestellten Grundsatzes, und der Anwendung desselben auf die beyden genannten Statuen, will ich nur so viel bemerken, daß es in das höchste Erstaunen versetzen muß, wie bis auf den heutigen Tag, so viel mir bekannt ist, noch Niemand aus der bloßen sinnlichen Anschauung am Apollo der im Verhältniß mit Kopf und Hals zu lange Rumpf, und an der Venus der zu lange Unterleib aufgefallen ist. Lassen wir die Proportionen und wenden uns zu den einzelnen Theilen. Hier wollen wir, und zwar aus dem Munde einer Römerin, jenes Urtheil hören, dessen ich oben erwähnt habe. Eine Frau aus der untersten Klasse stand mit ihrem Manne, dem Scheine nach einem Winzer oder Vetturino, in der Nähe vor dem Apollo. Es waren ein Paar Gestalten, wie man sie in diesem, von der Natur gesegneten, Lande so häufig findet, Gestalten, welche selbst zu Modellen einer Venus und eines Apollo hätten dienen können. Ich saß, der Statue gegenüber, auf der

Bank, welche im Hintergrunde der Nische steht. Unter der Menge der ein- und ausgehenden Personen, meistens Ausländer, welche das Kabinett durchliefen, worin es insbesondere die Engländer allen andern zuvorthaten, war, so viel sich von der Kleidung abnehmen ließ, jenes Paar allein einheimisch. Beyde hatten bereits eine lange Zeit vor der Statue verweilt, ohne ein Wort zu sprechen. Mehr bedurfte es nicht, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Endlich brach der Mann das Wort und sagte: „Ecco il tanto decantato Apollo di Belvedore.“ (Das ist der hochgerühmte Apoll von Belvedere.) Die Frau machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, wie man zu thun pflegt, wenn Jemand, von dem man nicht gestört seyn will, zur Ruhe verwiesen werden soll, und sagte, ohne den Blick von der Statue abzuwenden: „So bene.“ (Ich weiß es wohl.) Eine Pause trat ein. Dann hub der Mann von Neuem an: „Si dice, che sia il più perfetto modello della bellezza dell'uomo.“ (Man sagt es sey dieß die vollkommenste Nachbildung eines schönen Mannes.) Die Frau, sich verwundernd zu ihm kehrend, antwortete: „Si dice così? Si dice male.“ (So heißt es, aber es ist nicht wahr.) Der Mann versezte etwas hitzig: „Che roba è? No vuoi tu saper più de' nostri antiquarj?“ (Wie, du willst es besser verstehen, was daran sey, als unsre Kunstkenner.) Schnippisch antwortete die Frau: „So, mio caro, che tu ai le ginocchia e le gambe più belle di lui.“ (Ich weiß mein Lieber, daß dein Fuß schöner ist als der seine.) Der Mann, sich von diesem Vergleiche geschmeichelt fühlend, sagte, indem er der Frau über die Wangen streichelte: „Mariuccia mia bella, è un effetto della tua bontà“ (Ach Frauchen, das rührt nur von deiner Liebe her, daß es dir so scheint.) Die Frau, nicht darauf achtend, sagte, in ihrer Rede fortfahrend: „Per altro io dico così, benchè questa statua non sia il più perfetto modello del bello ideale, si può dirla almeno la più perfetta imitazione della istessa natura.“ (Doch muß ich sagen, daß, wenn diese Statue nicht das vollkommenste Bild des schönen Ideals ist, so ist sie doch die vollkommenste Nachbildung der Natur selbst.) Damit gingen Beyde fort.

Ich blieb verwundert sitzen. Die magern, nicht idealen, sondern vielmehr einem gegebenen Originale sklavisch, ja anatomisch, nachgeahmten, Knie und Beine wären dem größten Kunstkenner der neuern Zeit und allen seinen Nachbetern für ein Ideal, dagegen einer gemeinen, allen Kunsttheorien entbehrenden, Römerin für die vollkommenste Nachahmung der Natur erschienen? Wer hat damit der Statue das größte Lob erstattet? Mich dünkt, die Römerin! Im Weggehen konnte ich nur noch wünschen, diese Frau möchte auch die, im pariser Museum befindliche, jagende Diana (Diane Chasseresse) gesehen haben, um in ihr vielleicht das Gegenstück des Apollo, und in beyden die porträtirte Abbildung von zwey wirklich existirt habenden Geschwistern zu erkennen. Damit würden alsdann die sogenannten Antiquare, von der Frau auf die augenscheinliche anatomische Behandlung der Beine, welche selbst bis hoch in das Ptolemäische Zeitalter noch nicht existirte, aufmerksam gemacht, vom Wahne der Antiquität der Statue zurückkommen und sie dahin versetzen, wohin sie gehört, nämlich in das römisch-griechische Zeitalter, das heißt, in das erste Jahrhundert nach Christi Geburt, ein Zeitalter, wo bereits die Idealität der Formen, oder die reine Form, verschwunden war, und dem Surrogate derselben, das heißt der natürlichen Wirklichkeit, oder der porträtirten Natur, Platz gemacht hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Rückschritt im Vorschritt.

Sonst war ich lyrisch-subjektiv,
Da nannt' ich, was nicht g'rad' war, schief,
Da nannt' ich unrecht, was nicht just,
Da nannt' ich holpricht, was nicht eben.
Ich mußt' aus voller warmer Brust
Dem Dinge seinen Namen geben.

Jezt bin ich plastisch-objektiv,
Nenn', was nicht g'rad' ist, g'rad' nicht schief,
Was just nicht ist, nicht unrecht just,
Nicht eben holpricht, was nicht eben;
Kurz, wissend was ich nicht gewußt,
Leb' ich anjezt, und lasse leben. —

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Beschluß.)

Rossini's donna del lago hat zwar, wie die meisten Opern dieses Komponisten, keinen bestimmten dramatischen Styl und Charakter, aber sie zieht durch mehrere Anklänge romantischer Ferne an; vorzüglich ist es die Helenens-Cavatine, deren idyllische Weise durch das Stück hindurch klingt, und die schöne Altparthie des Malcolm, welche dem unbefangenen Hörer gefällt. Im Texte sind die Hauptscenen des schottischen Stoffes locker zusammengestellt. Die deutsche Uebertragung von Grünbaum gehört zu den besseren. Die Rollen konnten sämmtlich gut besezt werden; und daher gehört diese Oper zu den vorzüglicheren Aufführungen unsers Theaters. Dem. Canzi singt die Parthie der Helene; das Detoni-

ren am Anfange schreibe ich der großen Entfernung vom Orchester zu, in welcher die besagte Cavatine gesungen werden muß. Dagegen trägt sie die zwey Duette ihrer Parthie äußerst rund und angenehm vor, auch die Schlußarie; nur ist hier die Stimme schon ermüdet. Die Parthie des Malcolm trägt Dem. Erhart vor, und da sie sich Vieles von den Italienern mit Glück angeeignet hat, in dieser Gattung recht befriedigend. Wäre ihrer Stimme mehr Stärke, besonders in der hier erforderlichen Tiefe verliehen, so würde dieser Leistung gar nichts fehlen. Die beyden Tenorparthien des Richard (oder Jakob) und des Roderich sind durch die Herren Vetter und Höfler gut besezt, wovon der erstere durch den jugendlichen Schmelz und Schwung seiner Stimme, der leztere durch den geübten und sichern Vortrag sich geltend macht. Hr. Köfert endlich ist der Parthie des Douglas ziemlich mächtig. Der Chor war gut einstudirt. Die Chöre dieser Oper aber sind flach.

In Hinsicht der Konzertmusik nenne ich nur die ausgezeichnetsten Erscheinungen der leztern Monate. Es versteht sich von selbst, daß die großen Symphoniewerke und Ouvertüren von Beethoven, Mozart hier oben anstehen. Von Ries wurde zum ersten Male dessen neueste Symphonie Nr. 3, (Es dur) gegeben. Sie gehört zu des Komponisten bessern Werken, ohne sich durch originelle Gedanken auszuzeichnen. Unter den neuern Ouvertüren zeichnete sich die von Lindpaintner (zum Paria) am meisten aus. Als Konzertspieler trat im November Herr Konzertmeister Moser aus Berlin auf, der einige Tage vorher ein eigenes, aber leider nicht besuchtes Konzert gegeben hatte. Das ausgearbeitete, an Rundung und Präcision seiner Passagen nichts zu wünschen übrig lassende Spiel dieses großen Virtuosen ist bekannt, und wurde auch hier gebührend anerkannt. Herr Fuhrmann, hiesiger Musiklehrer, trug das schön gearbeitete Pianofortekonzert von Kalkbrenner (D moll) vor, wobey wir die Fortschritte seines Spiels anzuerkennen Gelegenheit fanden; Hr. Musikdirektor Präger ein geistreich zusammengeseztes Potpourri für Altviole, von Hummel, mit entschiedener Bravour, Hr. Rückner Variationen aus desselben Meisters Notturno, arrangirt für die Hoboe, und der junge Fichler, dem wir zu seiner weitern Ausbildung Spohrs Schule wünschen, dessen Konzertpolonaise reinlich und gewandt.

Was den Konzertgesang in den lezten Monaten anbetrifft, so hat sich die für die erste Hälfte des Winters engagirte Dem. Peters immer günstiger gezeigt, insofern die Befangenheit immer mehr verschwand, welche dem Gebrauch ihrer schönen Stimme Eintrag that, und sie hat in mehrern Stücken, z. B. in der Arie von Naumann, ausgezeichneten Beyfall geerntet und verdient. Ihr Gesang wird jedoch so lange nicht vollkommen befriedigen, und über den Kreis einer talentvollen Anfängerin hinausgehen, so lange es noch an Feuer und lebendigen Ausdruck einestheils, und an immer sicherer Intonation und genauer Tonverbindung anderntheils fehlt. Das Durchdringen eines Gesangsstückes, das Sichbegeistern für seinen Gehalt ist es, was man bey allem Gelingen einzelner Stellen immer vermißt, und dessen Mangel sich durch schleppenden, anhaltenden Vortrag, und willkürliches Zertheilen der musikalischen Phrasen ankündigt. Dagegen wäre mancher bedeutenden Sängerin, nebst ihrer kräftigen, volltönenden Stimme, die ausgezeichnete Pronunciation zu wünschen. — Eine Dem. Lägel ist für zweyte Parthieen angestellt worden, wodurch die Ausführung mancher mehrstimmiger Stücke möglich wurde, z. B. das Quintett aus Eberweins befreytem Jerusalem, und die große Scene mit der preghiera aus Winters Marinette. Am Schlusse des Jahres gaben die Geschwister David aus Hamburg ein sehr besuchtes Konzert. Louise David, jezt im fünfzehnten Jahre, trug Moscheles Gmoll konzert, nach meiner Einsicht das gediegenste dieses Meisters, und dessen Alexandersvariationen; ihr nur wenig älterer Bruder, Ferdinand, D. Spohrs Gesangscene und ein Potpourri dieses Meisters vor. Was die erstere anlangt, so kündigte die ruhige Beherrschung des Instruments in allen Formen sogleich das Virtuosengenie an, und Alles war von ihr entzückt. Der Bruder zeigt einen tiefen musikalischen Sinn und Ausdruck bey einem schönen Ton, aber die Ruhe und Beherrschung des Mechanischen geht ihm noch ab. Indessen darf doch nicht vergessen werden, wie viel schwieriger die Mechanik der Geigeninstrumente, als des Pianoforte's ist. Sie werden nochmals in unserm Abonnementskonzerte auftreten, wovon künftig.

Um auch von andern Künsten ein Wort zu sprechen, so bemerke ich, daß in des Hrn. Finanzraths und Generalkonsuls Campe Sammlung jezt ein schönes Seestück von Prof. Dahler in Dresden zu sehen ist, das schönste Stück, was mir von diesem Meister bekannt ist. Man sieht das Meer in ruhiger Bewegung vom Strande aus, vor einer felsigen Insel vorbeywogen; und glaubt die leichte Bewegung des auf demselben fahrenden Schiffes zu bemerken. Die Zeichnung ist von der anschaulichsten Bestimmtheit, und das Kolorit klar und lieblich. Von einem jüngern Maler, der sich gegenwärtig bey uns aufhält und porträtirt, Hrn. Demiani aus Dresden, sahen wir hier eine angenehme Kopie der lieblichen Madonna von Gniignano. Die bey Ernst Fleischer erschienenen 230 Vignetten zu Shakspears dramatischen Werken gefallen sehr, theils wegen der lobenswerthen Arbeit, theils weil sie in mancher bedeutenden Scene der Shakspear'schen Werke zugleich eine erwünschte Auskunft geben, wie man in England solche Scenen auffaßt. Ganz neuerdings ist bey diesem thätigen Verleger das mit mühsamem Fleiß gearbeitete Glossar zu Shakspear von A. Wagner fertig geworden.

Wendt.

Auflösung der Charade in Nr. 12:

Hellebarde.

Charade.

Schwesterlich umfängt die Erde
Meine Erste überall;
Als der Schöpfer sprach: es werde,
Trug sie seines Wortes Schall.
Sie beflügelt meine Zweyte
Jenen wandernden Pallast,
Daß er über Tiefen gleite
Pfeilengleich und ohne Rast.
Ueber Berg und Wolken hebt
Sich das Ganze unbelebt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 19.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. Januar 1826.

Aus dem Abend sprießt der Morgen,
Aus dem Schatten keimt das Licht.
Weise bleibt und wohlgeborgen,
Wer die Frucht der Stunde bricht.

Lappe.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Beschluß.)

Die Art, die Stunden zuzzählen.

Es ist bekannt, daß im römischen Staate die Zeit des bürgerlichen Tages der Zeit des natürlichen gleichkömmt, nur mit dem sonderbaren Unterschiede, daß man nicht, wie wohl in der Natur der Sache liegen möchte, mit dem Anfange, sondern mit dem Ende des leztern, d. h. mit dem Untergange der Sonne, die Stunden des erstern zu zählen beginnt, und damit bis zu vier-und-zwanzig fortfährt. Vor der französischen Revolution herrschte dieser Gebrauch, so viel ich weiß, durch ganz Italien, ward dann (unter den Franzosen selbst in Rom) abgeschafft, hier aber, nach Wiedereinsetzung der päpstlichen Regierung, von Neuem eingeführt. Außerhalb des Kirchenstaats zählt man nach europäischer, oder wie man hier zu sagen pflegt, nach französischer Weise. Daß unter allen übrigen Italienern die Römer allein ihre vorige Sitte, die Stunden zu zählen, wieder angenommen haben, beweist ihre Anhänglichkeit an das Alterthümliche, an das Herkömmliche. Die Wahrheit ist, daß, gewisse neumodische Ideen ausgenommen, in Rom wenigere Spuren von der fremden Herrschaft zurückgeblieben sind, als in allen andern Staaten Europa's, wo die Franzosen festen Fuß gefaßt hatten. Woher dieses Ankleben der Römer an das Alte? Mich dünkt, aus einem sehr begreiflichen Grunde, sie besitzen das unbezweifeltste, zusammenhangendste und historisch klarste Alterthum vor allen andern Völkern Europa's, ja (etwa zwey oder drey ausgenommen) der ganzen übrigen Erde.

Die Römer zählen also ihre Stunden bis vier-und-zwanzig, d. h. sie nennen die erste vollendete Stunde nach Untergang der Sonne ein Uhr, oder un'ora di notte. Dieser Zusatz, welcher bey ein Uhr fast allgemein ist, ließe vielleicht vermuthen, daß die Römer früherhin, wie die übrigen Europäer, nur bis zwölf gezählt, also auch ein Uhr am Tage gehabt hätten. Da sich davon aber nirgends eine Spur entdecken läßt, so scheint mir wahrscheinlicher, daß man erst in der lezten Zeit angefangen habe, sich dessen zu bedienen, um die erste wieder Sitte gewordene römische Stunde von der ersten abgeschafften französischen, welche am Tage eintrat, unterscheiden zu können. In Hinsicht der Benennung der Stunden (un'ora, due ore u. s. w., oder, wenn es auf Bestimmung der Stunde ankömmt, a un'ora, a due ore, oder (ohne ora) alle due u. s. w.) ist zu merken, daß man die vier-und-zwanzigste Stunde nie ventiquattro ore (a ventiquattro ore, oder alle ventiquattro), sondern stets Avemaria (all'Avemaria) und halb eins nie ventiquattro e mezzo, oder Avemaria e mezzo, sondern kurzab la mezz'ora (a mezzora mit dem Zusatze di notte) nennt.

Ungeachtet dieser Zählung der Tagesstunden von einem Sonnenuntergange bis zum andern theilen die Römer dennoch, gleich den übrigen Europäern, den Tag in zwey glei-

che Hälften ein, d. h. sie bestimmen alle bürgerliche Geschäfte nach der Mittagszeit. Diese wird daher in den meisten Kirchen mit der Glocke geläutet. Um Zwölf Uhr nach europäischer Sitte hören die Arbeiter zu arbeiten auf, werden die Boutiken geschlossen und ißt die mittlere und untere Klasse zu Mittag. An hohen Festtagen werden des Morgens sämmtliche Buden, die Speise- und Weinhäuser drey und die Kaffeehäuser zwey Stunden, an den gewöhnlichen Sonntagen aber zwey Stunden lang vor Mittag geschlossen; ja selbst im gemeinen Leben pflegt man nicht selten die dem Mittage am nächsten liegende Zeit nach ihrem Verhältnisse zu diesem zu bestimmen und zu sagen: „Un'ora (due, tre ore) avanti oder dopo mezzogiorno. (Ein, oder zwey Stunden, vor oder nach Mittag.) Da der Mittag nach der römischen Uhr sich täglich ändert, so gibt es gedruckte Tabellen, nach welchen das Publikum, auch ohne das Läuten zu hören, den Eintritt desselben bestimmen kann. Es ist begreiflich, daß hier der Mittag nach keiner der drey Zeiten angegeben werden könne, weil der daraus folgende häufige Wechsel derselben von großer Unbequemlichkeit im bürgerlichen Leben seyn würde. Daher findet die Veränderung in den ersten drey Monaten des Jahrs monatlich dreymal, in den zwey folgenden zweymal und im Juni nur einmal Statt. Hier fällt während des ganzen Monats der Mittag um sechszehn Uhr, obgleich der Sonnenmittag am zwanzigsten desselben schon um fünfzehn Uhr zwey-und-fünfzig Minuten eintritt. Nach demselben Verhältnisse, aber rückschreitend, wird in den lezten sechs Monaten des Jahrs bis zum Dezember fortgefahren, wo wiederum den ganzen Monat hindurch um neunzehn Uhr Mittag ist.

Naturmenschen, wie die Italiener, für welche die Dauer des Tages keine so labyrinthische Geschäfts- und Gesellschaftsverwicklung hat wie für die hochcivilisirten Völker des Nordens, müssen die Berechnung der Tageszeit nach dem Untergange der Sonne, zu dessen Erkenntniß der bloße physische Sinn des Gesichts hinreichend ist, bequemer finden als nach dem Mittage, welcher sich nur durch das Urtheil oder Beobachtungen am Himmel wahrnehmen läßt. Nach dem Untergange der Sonne berechnet der Römer (ich spreche vom großen Haufen) das Ende seines Tages, d. h. er legt sich in der Regel drey Stunden nach demselben zu Bette. Was der Tag im Sommer länger für ihn hat als im Winter, verschläft er: ganz Rom hält in den drey Sommermonaten von zwey bis vier Uhr Siesta. Wenn daher den Ausländern scheint, als ob die Römer die verschiedenen Verhältnisse der Tageszeit im Winter und im Sommer gegeneinander nicht genau zu unterscheiden vermöchten, so ist dieß nur zum Theil wahr. Sagt der Römer z. B. er legt sich um drey Uhr zu Bette, so hat er damit seinen Geschäftstag für eben so abgeschlossen angekündigt als der übrige Europäer, der zehn Uhr als das Ende seines Tags bezeichnet. Dieselbe Rücksicht auf den Untergang der Sonne nimmt der Römer bey jeder andern Stundenbestimmung des Tages. Um zwey Uhr in der Nacht, es mag Sommer oder Winter seyn, beginnen die Theater, werden die Post- und viele andere öffentliche Bureaux, so wie die Boutiken und Gewölbe, um drey Uhr die Kaffee- und um vier Uhr die Speisehäuser geschlossen; um diese Zeit sind die Straßen schon leer, kein bürgerliches Fuhrwerk läßt sich mehr hören und sämmtliche arbeitende Klassen haben sich schlafen gelegt. Kaum leidet diese Ordnung der Dinge im Junimonate eine geringe Ausnahme.

Wenn aus der Art, wie in Rom die Tageszeit eingetheilt wird, dann und wann, besonders in der Nacht, Verwirrungen entstehen, so liegt die Schuld nicht in der Sache selbst, sondern in Nebenumständen. Es ist freylich wahr, daß die Römer die Stunden bis zu vier-und-zwanzig zählen, aber keine einzige Uhr schlägt vier-und-zwanzig, kaum einige wenige zwölf, bey weitem die größte Anzahl gar nur sechs. Auf den Zifferblättern der öffentlichen Uhren (einige neuere ausgenommen) werden überhaupt nur die Stunden von eins bis sechs angegeben. Die ersten, dritten und vierten Sechs sind nicht schwer zu verstehen: einem Römer ist recht wohl bewußt, daß die sechs Schläge, welche er in den Morgenstunden (die ersten sechs Schläge am Abend sagen das, was sie schlagen) hört, in die dritten Sechs fallen und also von dreyzehn bis zu achtzehn, eben so, daß die lezten sechs, welche er am Nachmittage hört, von neunzehn bis zu vier-und-zwanzig bedeuten. Die zweyten sechs allein sind im Stande, Verwirrung zu machen. Man nehme folgenden Fall an. Ein Taglöhner hat sich in den kürzesten Tagen des Dezembers um drey (acht), oder gar, wie wohl geschieht, um zwey (sieben) zu Bett gelegt. Er wacht auf und hört auf die Glocke; diese schlägt sechs. Glaubend, dieß seyen die zweyten sechs, also zwölf Uhr römisch (fünf Uhr Morgens europäisch), steht er auf, kleidet sich an und will an die Arbeit gehen. Aber der arme Teufel, dem bey seiner Ermüdung vier Stunden Schlafs eben so viel Erquickung verschafft haben als wären es zehn gewesen, hat die ersten sechs für die zweyten genommen und ist um sechs Uhr (eilf Uhr Abends europäisch), statt um zwölf Uhr (fünf Uhr Morgens europäisch) aufgestanden.

Der Schmutz der Palläste.

Da der Südländer, im Sinne des Nordens, kein Haus hat, so kann er auch nicht häuslich seyn und eben so wenig das Haus rein halten. Der gemeine Römer ist schmutzig in seinen vier Pfählen, weil er keine hat, der Vornehme, weil er deren zu viel hat. Es gibt vielleicht fünfzig und mehrere Palläste in Rom, deren Besitzer in drey Viertel ihrer Gemächer nie einen Fuß gesezt haben. So übersteigt der Schmutz derselben, insbesondere des unbewohnten Theils und der hintern Fenster alle Begriffe, welche sich ein Nordländer von Unreinigkeit machen kann. Diejenigen Palläste

ausgenommen, welche einen Thürsteher (guarda portone) haben, dient der Eingang aller übrigen, bewohnten oder unbewohnten, dem Publikum zur Entledigung seiner natürlichen Bedürfnisse. Die Besitzer dulden das als ein alterthümliches Herkommen, dem nicht abzuhelfen steht; die Männer suchen, im Durchgehen, die Steine auf und die Frauen hüpfen mit hochaufgenommenen Kleidern auf den Fußzehen darüber weg. Vielleicht ist dieß eine der Hauptursachen, warum die römischen Damen, im Vergleich mit den Pariserinnen, so unelegant beschuht und bestrümpft sind: eine Pariserin selbst aus den unteren Ständen, der keine Equipage zu Gebote steht, hält mehr auf ein sauberes Fußwerk als die römische Herzogin, deren Sohle nie einen Stein auf der Gasse berührt.

Die arme Marie.

(Fortsetzung.)

Lambert war aufgestanden, um heimzukehren, er hatte seinen Hut genommen, der Braut einen Kuß geraubt, und eilte ihrem lächelnden Zorn zu entfliehen, als er plötzlich von einem Trupp hereindrängender Menschen zurückgestoßen ward, deren Gesichter durch heruntergeschlagene Hüte bedeckt, und so künstlich geschwärzt waren, daß Niemand sie erkennen konnte. Einige waren mit Stöcken bewaffnet, andre mit rostigen Flinten, und andre trugen Schwerter von allen möglichen Formen. Einer unter ihnen, der seine Wichtigkeit zeigte, indem er seine Flinte auf den Boden stieß, und seine lange Gestalt aufrichtete, erklärte die Ursache ihres Besuchs. Sie wären beschäftigt, Waffen zu suchen, allein als Fremde in dieser Gegend, wünschten sie, daß Wilson sie in die Häuser führen möchte, wo dergleichen zu finden seyen. Die ganze Familie erhob sich gegen einen solchen Antrag. Der junge Wilson hatte eine Flinte, die er ihnen mit Freuden überlassen würde, allein unbekannten Menschen in ihrer Absicht, ihre Nachbaren zu berauben, behülflich zu seyn, war ein Vorschlag, in den Wilson nimmer einwilligen konnte. Marie war sprachlos vor Schrecken, allein ihre Mutter stand ihrem Manne in seiner abschlägigen Antwort bey. „Der Himmel weiß,“ sagte sie auf irländisch, welches sehr ausdrucksvoll für Zorn ist, „wie viel Elend solch thörichtes und rasendes Beginnen schon über das Land gebracht hat.“ Blut genug ist für solche Flintenjagden vergossen worden, und besser wäre es, daß dergleichen Herumläufer zu Hause bey Weib und Kind blieben, als ehrliche Leute in solchen unzeitigen Stunden zu stören. Es ist kein Wunder, daß wir jeden Tag Versteigerungen im Lande, und bey jeder Sitzung des Gerichts Galgen errichtet sehen; Gutes kann nimmer aus solchen Handlungen entstehen, sagt Vater M. dermals, der, Gott segne ihn, euch, vom Altar herab verdammen sollte, ja das sollte er.“

Wilson stimmte seinem Weibe bey, indem er den Räubern ernstlich rieth, solches gesetzlose Beginnen aufzugeben, und viele gewichtige Gründe für seinen Rath anführte, und damit endigte, sie zum Sitzen zu nöthigen, da er eine Flasche Branntwein zu ihren Diensten habe. „Behaltet euren Branntwein,“ sagte einer von ihnen, „ihr feiger Wicht,“ und in demselben Augenblicke zog er die Larve ab, die Andern folgten seinem Beyspiele, und Wilson sah zu seinem äußersten Erstaunen, seine eignen Nachbarn, die er alle kannte, bis auf den Anführer, der immer zu solchen Unternehmungen von einer entfernten Gegend geholt wird, damit man seine Stimme nicht erkennen möge.

Alle vereinten sich, Wilson und seiner Familie Vorwürfe zu machen, daß sie nicht der gemeinen Sache beyträten, und Gefahren und Vortheil theilten. Sie gaben ihnen zu verstehen, daß sie des folgenden Tages den Bund schwören müßten, da sie Niemanden erlauben könnten, seinen Beytritt zu versagen, ohne ihn auf der Stelle zu bestrafen. Wilson kannte zu gut die Folgen des Widerstandes, und obgleich er die Praktik verdammte, so billigte sein beschränkter Verstand doch die Theorie. Die Folgen waren zu entfernt, und zu scharf für seine engen Begriffe, allein er hatte von gewissen Vortheilen gehört, und dieß war hinlänglich, um ihn zu überzeugen. Er kannte Beyspiele von Pachtungen, die dem vorigen Pächter verblieben, weil Niemand darauf zu bieten wagte, und von Zehnten, die man aus Furcht der Rache nicht eintrieb. Außerdem konnte er die Drohung, ein Feiger und Spion genannt zu werden, nicht ohne Schaudern hören, denn ein irländischer Bauer sieht lieber den fürchterlichsten Tod aus, als für einen Feigen oder einen Spion gehalten zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. Anfangs Januar.

Mit dem neuen Jahr erneuert sich in Frankfurt die Bürgermeisterwürde, und dieses gibt dem Ort einen Reiz, den man in anderen Städten nicht kennt. — Schon am ersten Montag des Novembers wurden die Wahlen der beyden Konsuln aus der Mitte des Senats gehalten, und die dadurch nöthig werdende neue Besetzung der Aemter vorgenommen. Es ist ein altes Späßchen, daß der Tag vorher, an welchem für die neue Wahl gebetet wird, den Evangelientext trifft: „Es wer-

den Zeichen und Wunder geschehen.“ Die Wahl wird wirklich unmittelbar in des Himmels Obhut gestellt. Vielleicht interessirt es Manche, Näheres hievon zu hören, welche Frankfurt als Goethe's Geburtsstadt aus dessen Schilderungen näher kennen gelernt und liebgewonnen haben. Es ziehen die drey jüngsten Senatoren aus einem ledernen Beutel für die drey durch Wahl ernannten Kandidaten, sowohl des älteren als des jüngeren Bürgermeisteramtes, jeder eine Kugel, zwey silberne und eine goldne, wobey die Namen aufgerufen werden. Die goldne Kugel verleiht das Amt; auf dieselbe Weise entscheidet das Loos in lezter Instanz fast über alle Aemter der Stadt. Damit aber nicht die mindeste Einwirkung denkbar sey, sind die drey Kugeln von Holz und versilbert oder vergoldet, und werden mittelst eines ledernen Handschuhes gezogen.

Unsere Lesewelt beschäftigen jezt die sehr interessanten Nachrichten von unseres berühmten Naturforschers, Eduard Rüppell, Reisen in Italien und Nordafrika, welche die mit der Zeitung der fr. St. Frankfurt verbundene Zeitschrift Iris aus authentischen Aktenstücken der hiesigen Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft in sehr dankenswerther Ausführlichkeit, seit Ende Novembers v. J., mittheilt. Diesen Nachrichten ist das ganze Blatt des Sonnabends gewidmet, und beym Jahresschluß darin versprochen worden, daß nach Beendigung dieser interessanten Mittheilungen die Reihe an Nachrichten von anderen bedeutenden Mitgliedern der Gesellschaft kommen wird, welche in fremden Welttheilen reisen und sammeln, und zuerst an diejenigen des vor einem halben Jahre leider zu früh für die Wissenschaft in Brasilien verstorbenen Frankfurter, Freyreis. Die zerstreuten Nachrichten, welche über diese Naturforscher, namentlich über Rüppell zuweilen in auswärtigen Blättern und im Vaterlande in Umlauf gekommen sind, haben so viel Interesse erweckt, daß ein gedrängter Auszug aus jenen zusammenhängenden Nachrichten, den ich hier, so weit sie reichen, von Zeit zu Zeit geben will, kein nuzloses Unternehmen seyn wird. Namentlich haben sich die diesen Sommer hier anwesenden deutschen Naturforscher und Aerzte, Oken an ihrer Spize, äußerst günstig über diese rasch emporblühende Anstalt und ihre trefflichen Mitglieder ausgesprochen, und indem ich dieses schreibe, kommt mir ein, aus Okens Feder geflossener, Aufsaz im neuesten Hefte der Isis zu Gesicht, der dem schönen Verein das ehrenvollste Denkmal sezt. — Ich fange mit der biographischen Skizze von Rüppell an.

Eduard Rüppel ist geboren zu Frankfurt a. M. den 20. Nov. 1794. Die Fähigkeiten des Knabens entwickelten sich langsam, bis der Vater den achtjährigen Sohn auf eine Geschäftsreise nach Salzburg und Berchtolsgaden mitnahm, wo die neue Zauberwelt der Bergwerke einen tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth machte, und ihm entschiedene Neigung zur Mineralogie einpflanzte. Eine andere, in seinem eilften Jahr nach Hamburg unternommene Reise hinterließ einen eben so mächtigen Eindruck in der Seele des Knaben. Er kehrte mit dem brennenden Verlangen in das väterliche Haus zurück, dereinst Reisen in fremde Welttheile zu unternehmen, und vertieft in diese Plane, fing er mit solchem Eifer an, Reisebeschreibungen zu lesen, daß ihn oft der Morgen noch bey dieser Lieblingsbeschäftigung fand, die er am Abend verstohlnerweise begonnen hatte. Eine tüchtige wissenschaftliche Bildung erhielt er auf dem Lyceum zu Darmstadt unter der unmittelbaren Leitung des würdigen Zimmermann. Aber sein Vater hatte ihn als ältesten Sohn zur Handlung bestimmt, und dieser widmete er sich gehorsam und unverdrossen, bis nach dem Tode des Vaters seine wankende Gesundheit ihn, von England, wo er zulezt angestellt war, eine Reise in's südliche Frankreich und nach Italien zu unternehmen, veranlaßte. Hier zeigte es sich zuerst, daß Rüppell zum Reisen geboren sey, er genaß bald, und von allen späteren Krankheiten, die ihn unter den widrigen Einflüssen des Klima's fremder Länder betrafen, ist er immer gesunder vom Krankenbette aufgestanden, als er vorher war. Seine schwache Brust ward in Italien ziemlich wieder hergestellt, aber bey einem neuen Engagement in Livorno empfand er sehr bald wieder den schädlichen Einfluß der sizenden Lebensart. Dem fleißigen, tüchtigen Manne trübte sich die Zukunft — da eröffnete sich glücklicherweise eine schöne Aussicht, in Geschäften seines Hauses, welches einen starken Getraidehandel mit der Levante unterhielt, nach Egypten zu reisen, und dieses Wiegenland der Kultur kennen zu lernen. Im Januar 1817 langte er in Alexandria an, ging nach Cairo, und machte die Nilreise bis Syene, dem heutigen Aßuan, in Begleitung des englischen Gesandten. Was er auf dieser Reise entdeckte und sammelte, gab er größtentheils seiner Vaterstadt zum Geschenk, als er im Frühjahr 1818 dahin zurückkehrte. Die bedeutendsten Alterthümer, welche er in Egypten gesammelt hatte, stiftete er auf die städtische Bibliothek, sie bestehen in seltnen Papyrusrollen, einem bemalten Mumiensarg von Sykomorusholz, einem schwärzlichen Granitblock, mit dem Bildniß einer egyptischen Gottheit (ungewiß), eine große Granittafel mit griechischer Inschrift, eine Menge kleiner Alterthümer, Scarabäen, Ringe rc. In Kurzem trat er, als Mitglied der eben entstandenen Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft, seine Rückreise nach Italien an. Hier widmete er sich zum Zweck einer zweyten, umfassenderen Reise als Naturforscher in jene Gegenden, vier Jahre hindurch auf der Universität Pavia den Studien der Anatomie, Physiologie, Physik, Chemie, Zoologie und Astronomie. Sein Studiren war ein Schaffen; während er dem unterrichtenden Lehrer gegenüber stand, lieferte er Neues in der Wissenschaft; auf solche Weise erwarb er sich die allgemeine Achtung von Italiens gelehrten Forschern, und lebte in vertrautem Umgang mit einem Rusconi, Breislac, Bardi, Nesti, Bonelli, della Marmora, und vielen Anderen. Von Zach unterrichtete ihn zu Genua in der Beobachtung der Gestirne, und rühmt sich einen sehr tüchtigen Astronomen aus ihm gebildet zu haben. Um zugleich sammelnd sich zu unterrichten, unternahm er Reisen nach der Insel Elba, Sicilien, den Liparen, und hat als Resultate derselben das naturhistorische Museum seiner Vaterstadt mit ganzen Reihen von geologischen und oryktognostischen Sammlungen bereichert, welche nebst den beygesellten Abhandlungen (wovon die Iris interessante Auszüge liefert) Zeugen sind, daß dieser Forscher in jedem Fache immer ein Ganzes auszuführen strebt. — Hr. Dr. med. Kretschmar, zweyter Direktor der Senkenberg. naturforschenden Gesellschaft, sorgte ihm unterdessen für einen tüchtigen Begleiter in der Person eines Zöglings seines anatomischen Theaters, des Herrn Michael Hey aus Rüdesheim, welchen die Gesellschaft ausrüstete. Rüppell machte als Gegengabe nicht allein alle seine bereits gewonnenen Schäze, besonders die schönen mineralogischen und Versteinerungs-Sammlungen der Gesellschaft zum Geschenk, sondern er sicherte ihr auch höchst uneigennüzig und patriotisch alle von ihm auf seinen Reisen in Nordafrika zu gewinnende Naturalien zu.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 20.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 24. Januar 1826.

Ich bin ein Mensch, und meine Seele wünschet,
Mit dieser Menschheit, ihrer Busenfreundin,
Der traurigen Gefährtin ihres Erdenlebens,
Zu jenes Himmels Wonne einzugehn.
Triumph der Tugend, die vor ihrem Glücke,
Vor der Unsterblichkeit nicht zittert,
Und ihren Richter lieben darf.

Mnioch.

Die Neujahrsblätter der Zürcher Gesellschaften für 1826.

I.

Die Hülfsgesellschaft eröffnet eine in künftigen Blättern fortzusetzende Reihenfolge von Denkmalen menschenfreundlicher Strebungen und Thaten aus den vaterländischen Geschichten, indem ihr sachkundiger Sprecher, der treffliche Fortsetzer der Schweitzergeschichte, von Müller und Glutz (der Professor Hottinger) die Erscheinung jener schottischen oder irischen ersten Verkünder des Christenthums an den Ufern des Bodensee's und die Gründung ihrer Kolonie in der Wildniß, aus welcher St. Gallen hervorging, in derselben wohlthätigen und erfreulichen Folge würdigt. „Wir glauben nämlich (sagt der Darsteller), daß der Segen der Wirksamkeit eines Gallus und Magnus in ungleich größern Dingen als der bloßen Veranlassung zur nachherigen Begründung des Sankt-Gallischen Benediktinerklosters zu suchen sey. Achtzig Jahre lang, von dem Tode des ehrwürdigen Gallus an gerechnet, lebten dessen Nachfolger in brüderlicher Eintracht und bey den schönen Beschäftigungen des Jugendunterrichts und Landbaus (diese werden auf der von Lips gezeichneten und gestochenen Kupfertafel versinnbildlicht). Eine Kolonie von Feldarbeitern und Handwerkern hatte sich um ihre Niederlassung her gebildet. Sie selbst, zur kleinen Schaar angewachsen, und durch reiche Vergabungen, an liegenden Gründen vorzüglich, des Bestehens ihrer Anstalt sicher, fanden nöthig, zu Handhabung der Ordnung bestimmtere Gesetze zu entwerfen und eine bleibende Lebensregel einzuführen. Diese holten sie leider aus der Ferne her. Hundert und neunzig Jahre ungefähr vor dieser Zeit hatte in Italien Benedikt von Nursia, überdrüssig des Waffengeräusches, der Unruhen und Gewaltthaten unter Justinian's stürmischer Regierung, sich in die einsame Gegend von Monte-Cassino, im heutigen Königreiche von Neapel zurückgezogen. Als Jüngling schon zum stillen Leben geneigt, versuchte er, auf seinen Wanderungen überall Klöster zu stiften. Hier, wo er sich bleibend niederließ, entwarf er nun für diejenigen, welche ihm aus gleichen Absichten dahin gefolgt waren, eine ausführliche Lebensregel, die neben mancher schönen und nützlichen Vorschrift dann auch viel Kleinliches, Frömmelndes und nur aus der Eigenthümlichkeit einer rohen und unseligen Zeit Erklärbares enthielt. Dennoch gelangte nach kurzer Zeit das neugestiftete Kloster zu großem Rufe, und Benedikt selbst wurde als Heiliger verehrt und angestaunt. Die Einbildungskraft der Italiener ist ausschweifend; sie liebt das Ungewöhnliche und Uebernatürliche. Daher vermehrte sich nach dem Tode des gepriesenen Mannes nebst den, nach ihm genannten Klöstern, auch mit jedem Jahre das abenteuerliche Register der von ihm erzählten Wunderthaten. Die Ordensregel dieses Mannes wurde nun in der, durch Gallus begründeten Anstalt eingeführt, und so dieselbe zum förmlichen Kloster umgewandelt. Auf solche Weise mußten aber daselbst die einfachen, gesunden Religionsbe-

griffe, das thätige Christenthum, die anständige Freyheit verschwinden, welche der ehrwürdige Gallus aus dem kräftigen Norden hergebracht hatte, und es wanderte der italienische Mönchscharakter ein, mit seinem Sklavensinn, seinen Mauern und Riegeln für eine Tugend, die, vom Herzen stammend, ihrer nicht bedurfte, und mit seinem geistlichen Mährchenkram. Bald zeigten sich die Früchte. Nicht mehr hoch genug stund nun den schwärmerischen Grüblern der fromme Gallus in dem reinen Schmucke seines Christensinnes und seines Wandels voll Liebe und Aufopferung. Er mußte ein Wunderthäter ihrer Art und Weise werden. Da soll er durch, darüber gehaltenes, geweihtes Brod, ein Brett, welches zum Bauen zu kurz war, um einen Fuß verlängert, entwendete Wachskerzen in Steine verwandelt haben. In der Nähe seiner Leiche sollen die unbändigsten Pferde zahm geworden, aus einer, bey seiner Gruft hängenden und mit unzeitiger Sparsamkeit ausgelöschten Lampe das Oel ausgeronnen, in Form eines Bächleins zum Altar gelaufen, an demselben sichtbar emporgestiegen und in die über ihm brennende zweyte Lampe gelangt seyn. Was möchte wohl der ehrwürdige Mann selbst, wenn er noch einmal in's irdische Leben zurückgekehrt wäre, hiezu gesagt haben? „That ich euch denn Schlim„mes,“ — hätten ihn vielleicht die Mönche sprechen gehört — „daß ihr solche Armseligkeiten von mir erzählt „und mein Bild verunstaltet auf die Nachwelt bringt? „Seht in euerm thörichten Aberglauben die natürlichen „Folgen des Abweichens von der einzigen Quelle himmli„scher Wahrheit, dem Evangelium! Eure Eitelkeit, euer „Augendienst, eure todten Gebräuche verdrängen dasselbe. „Ihr sezt an die Stelle der Sonne, die leuchtend und „wärmend über allen Völkern der Erde emporstieg, die „Thranlampen eigner Erfindung. Darum hat euch die „wahre Weisheit verlassen, und ihr schreibt die Werke der „Alten ab, ohne daß ihr sie anzuwenden vermöchtet. Was „ist der ächte Gottesdienst? Den Nächsten lieben, die Wahr„heit suchen, in Demuth wandeln. Aber bey euch begin„nen mit den unselig vermehrten Reichthümern Ehrgeiz „und Habsucht einzuziehen, und ich sehe die nahe Zeit „vorher, wo eure Aebte zur Geißel ihrer schutzlosen Heer„den tyrannische Vögte aussenden; hernach sie, selbst auch „die Schüler dessen, der in Knechtesgestalt einherzog, auf „dem Fürstenstuhle sich brüsten, und über das zerrissene „Vaterland Krieg und Unruhe bringen werden. Umsonst „mögen dann einzelne bessere Vorsteher versuchen, den Ruin „aufzuhalten. Der Bau, weil er nicht aus Gott ist, „wird zusammenstürzen, und bey der Nachwelt darüber we„nig Bedauern seyn.“ So vielleicht hätte der ehrwürdige Mann gesprochen, und dann sein Auge auf schönere Früchte seiner Aussaat außerhalb der Klostermauern gewendet; und in der That ist auch eher das Aufblühen der Stadt St. Gallen geeignet, die Verdienste eines Mannes in's Andenken zu rufen, der, als erster Anwohner, in die öde Wildniß den Segen der Kultur und einer wohlgeordneten Thätigkeit trug. Handwerke, lebhafter Verkehr, der Leinwandhandel besonders, doppelt wohlthätig, weil er inländischer Stoffe bedurfte und den Anbau des Landes befördern half, beschäftigten eine rasch anwachsende Bürgerschaft, die in dem Maße, in welchem sie von der Herrschaft des Klosters sich zu befreyen vermochte, wohlhabend, angesehen und unternehmend ward. Von der Stadt aus verbreiteten sich Fleiß, Geschick und Erfindungsgabe auf die Hügel und in die Bergthäler des benachbarten Appenzellerlandes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die arme Marie.

(Fortsetzung.)

Die Räuber zwangen Lambert und die beyden Wilson, sie zu begleiten, indem sie Marie und ihre Mutter allen Schrecken ihrer fürchterlichen Lage Preis gaben. Die Stunden der Nacht schlichen ihnen langsam dahin, wie dem zum Tode Verurtheilten, der seine Begnadigung erwartet: jeder Windstoß, der die Bäume bewegte, trieb Marie zur Thüre hin, um zu sehen, ob sie zurückkehrten; doch eine Stunde verfloß nach der andern und weder Vater noch Bruder, noch Geliebter erschien. Mutter und Tochter weinten und beteten Eins um's Andere; sie flehten zu allen Heiligen und erwarteten ihre Rückkunft mit jedem Augenblicke, jede fehlgeschlagene Erwartung erregte neue Hoffnungen, oder rief alle Schrecken einer erregten Phantasie auf.

Die nächtlichen Räuber hatten sich in Besitz einiger alten und unnützen Gewehre gesezt und rückten auf ein Haus in einiger Entfernung an, als sie plötzlich auf einen Trupp Soldaten stießen, welche in dieser Nacht die Straßen durchzogen. Der Führer stellte seine Leute zu beyden Seiten des Weges auf, mit dem Befehl, die Räuber einzuschließen, so wie sie durchzögen. Mannszucht ist besser als Kraft und Muth; die Räuber kamen, die Soldaten gehorchten den Befehlen ihres Führers; die Aufrührer widerstanden mit dem Muthe der Verzweiflung, waren aber zulezt gezwungen, sich der methodischen Entschlossenheit der Soldaten zu ergeben, die ihre Gefangenen überzählten und ihre Namen bey einem angeschlagenen Lichte niederschrieben. Wilson hörte dann, daß sein Sohn und fünf Andere in dem Gefechte fielen!

Mariens angstvolle Erwartung ward des nächsten Morgens durch die traurige Wahrheit gehoben. Das ganze

Land war in einer furchtbaren Bewegung, und da Mariens Leiden von Vielen getheilt wurden, so trug sie sie mit größerm Muthe. Sie hatte ihren Bruder verloren, aber Andere waren ihrer Väter und Gatten beraubt. Außerdem waren Mariens eigene Gefühle vergleichungsweise geringe: die Verzweiflung ihrer Mutter forderte ihre ganze Kraft auf, und indem sie sie durch Vernunft und Religion zu trösten suchte, milderte sie unmerklich die Schärfe ihres eigenen Schmerzes. So schrecklich auch der Fall war, so hätte es doch noch ärger seyn können; ihr Bruder war todt, aber ihr Vater lebte; auch ihren Bräutigam hatte der Himmel ihr erhalten, und obgleich sie nicht sagen konnte, daß sie ihn mehr als ihren Bruder liebte — denn sie liebte Beyde mit warmer Zärtlichkeit — so mußte sie doch dankbar seyn, daß einer sein Leben gerettet. Freylich waren ihr Vater und Lambert im Gefängnisse, doch sie waren unschuldig, und mußten in Freyheit gesezt werden, sobald ihre Unschuld erwiesen war.

Durch solche Gründe suchte die arme Marie ihre Mutter zu beruhigen und ihrer eignen Seele ein falsches Vertrauen einzuflößen: allein wenn sie überlegte, daß ihr Gutsbesitzer in London lebte, und daß kaum ein angesehener Mann in der Nachbarschaft wohnte, der ihren Vater kannte, so überlief sie plötzlicher Schauder in dieser fürchterlichen Ungewißheit. In solchen Augenblicken suchte sie die kleine Laube im Garten auf; hier preßte die Angst ihr Thränenströme aus; und wenn die Quellen des Grams erschöpft waren, so suchte sie durch inbrünstige und reine Gebete die Gunst des Himmels zu erflehen. Menschliche Schwäche muß Stärke im Himmel suchen; unser Elend wäre ohne Trost, wenn Hoffnung und Gebet uns versagt wären.

Wilsons Weib besuchte ihren Mann einen Tag um den andern im Gefängniß, und brachte ihm Alles, was ihre Armuth aufzubringen vermochte, und Marie sandte, wenn sie nicht selbst geben konnte, immer etwas, um Lambert zu erfreuen; ihr reines Herz begann leidenschaftlich für ihn zu fühlen, er erschien ihr in mehr als einem Lichte theuer, und Alles erhöhte ihre Liebe für ihn. Er war der geduldige Leidensgefährte ihres geliebten Vaters, und füllte die Leere, die der Verlust ihres Bruders in ihrem Herzen gelassen. Wenn sie von ihren Besuchen im Gefängnisse zurückkehrte und dort alles erschöpft hatte, um ihren Vater und Geliebten zu trösten und zu erfreuen, so schien sie neue Kräfte gesammelt zu haben, um ihrer Mutter Hoffnung und Ruhe einzuflößen.

Der Tag des Gerichts nahte heran; große Bewegung war sichtbar im Lande. Die einzige Kuh des hülflosen Mannes ward auf den Markt getrieben, um den Advokaten für die Vertheidigung seines Sohnes zu bezahlen, und das Weib verkaufte in ihrer Armuth Saatkorn und Kartoffeln, um die Gebühren für den Prozeß des Vaters ihrer Kinder aufzubringen. Mariens Mutter that alles, was in ihrem Vermögen stand, um Vorbereitungen zu dem Gerichte zu treffen, welches über ihren Gatten ergehen sollte. Sie suchte alle Güterbesitzer in dem Umkreise von zwanzig Meilen auf, um ihre Theilnahme zu erflehen, doch fast alle, deren Namen ihr Vertrauen einflößten, waren in Dublin, London oder Paris! Erschöpft von Clonnel nach Caschel, und von einem Schlosse zum andern zu wandern, sank ihr ermatteter Körper unter unaufhörlicher Anstrengung. Die Schwäche des Körpers drückte auch den Geist nieder, und die Woche, die der Sitzung des Gerichts zuvorging, streckte das arme Weib auf ihr Lager, hoffnungslos und den Ahnungen des schrecklichsten Schicksals erliegend: Mariens Angst und Sorgfalt für die Gefangenen kam ihrer zärtlichen Aufmerksamkeit für ihre Mutter gleich, deren Zustand nur zu deutliche Vorboten einer nahen Auflösung zeigte.

(Der Beschluß folgt.)

Distichen.

Der Hungernde.

Wehe mir Darbenden! O wie mich quält bis zum Tode der Mangel.

Stoiker.

An die Vernunft dich gewandt! Glücklich auch lehrt ungespeist
Diese dir seyn!

Der Hungernde.

Ey sage! wenn Frost dich drängt auf beschneiten
Alpenhöhen, erwärmt dich der Gedank' an die Glut?

Cz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. Anfangs Januar.

(Fortsetzung.)

Rüppell ging am 1. Januar 1823 mit seinem Gefährten Hey in Livorno unter Segel, mit allen nöthigen Kenntnissen und Apparaten ausgerüstet. In Cairo angelangt, wußte er die Gunst des Vicekönigs von Egypten dadurch zu gewinnen,

daß er eine Reise nach den Goldminen von Acaba im steinigen Arabien machte, und sie für die Regierung untersuchte. Der Bericht fiel sehr befriedigend aus, ist aber als eine Arbeit für den Pascha diesem verblieben. Er berührte auf dieser Reise Suez und den Sinai, welches interessante Gebirg er in geologischer, geographischer und naturhistorischer Hinsicht untersuchte. Auf der Rückreise erlebten die Reisenden das Phänomen eines mit elektrischen Erscheinungen begleiteten Luftzuges, des Kamsin der Araber (Rüppel hat hieroon auch an Zach berichtet, der in seiner Corresp. astron 1822. Nr. VI. davon Nachricht gibt). Von diesem Zuge im Juni desselben Jahrs zurückgekehrt, wandte Rüppell sich nach dem Fayoum und dem Mbris-See, wo er geringe Ausbeute hatte; dann nach dem Delta und dem Menzales-See, in dessen sumpfiger Umgebung beyde Reisende erkrankten. Die auf diesen Exkursionen gesammelten Gegenstände wurden demnächst zusammen nach Frankfurt abgesandt. Hierauf rüstete sich Rüppel mit großer Umsicht zur Nilreise nach Dongola, der Hauptstadt Nubiens, wo er von dem menschenfreundlichen Statthalter Abdim Bey mit vieler Freundschaft aufgenommen und unterstüzt wurde. Er wäre von hier direkt nach den Negerstaaten Nordesan, Deir und Darfur aufgebrochen, wenn nicht der unglückliche Exstirpationskrieg, der gerade um diese Zeit in jenen Gegenden um des gemordeten Sohnes des Pascha von Egypten willen geführt wurde, und wobey eine Empörung der anderen folgte, ihn daran gehindert hätte. Rüppells Lage wurde sehr mißlich, er mußte einige Mal seinen treuen Begleiter Hey allein auf Excursionen ausgehen lassen, und sich mit aller Klugheit und mit bedeutenden Opfern an Geld und Zeit durch die kriegerische Lage der Dinge durchwinden. Er folgte dem türkischen Heere und lagerte mit ihm mehrere Monate bey Kurgos in steter Gefahr und Hemmung seiner kühnen Plane. In dieser Zeit miethete er mit großem Aufwande eine Gouvernementsbarke, und sandte Hey mit einigen seiner Leute den westlichen Nilarm, den Bahhar Abbiad, hinauf, um diesen räthselhaften Fluß so weit als möglich zu befahren, und an seinen Gestaden Naturseltenheiten zu sammeln. Er selbst konnte nicht wagen, ihm nachzusegeln, und mußte auf diese Weise ein's seiner Lieblingsprojekte aufgeben, möglichste Gewißheit einzuziehen, ob sich der Nil durch diesen Strom dem Niger vereinige, eine Frage, welche seit Herodot, der die Identität behauptet, bis auf unsere Tage noch nicht zur unbestreitbaren Gewißheit gebracht worden ist. Hey ist der einzige Europäer, der bis jezt den Bahhar Abbiad befahren und Kunde davon gebracht hat. Nach seinen Angaben ist er auch noch im zwölften Breitegrad sehr ausgedehnt (welches gegen die Annahme Bruces, Rennels und Alex. von Humboldts spricht). Das Nilpferd sah er dort heerdenweise beysammen, ohne ein einziges erlegen zu können. Er sah ferner Krokodille von 45 Fuß Länge, wie er ihre Lagerstätten in hinterlassenen Eindrücken in dem Sand der Inseln, wo sie sonnten, ausgemessen hat. Die auf dieser großen und gefahrvollen Reise und auf anderen Excursionen in die Wüsten erlegten Thiere und gesammelten Naturalien schickte Rüppell in mehreren Transporten, die er selbst den weiten Weg von Dongola nach Cairo begleitete, nach Europa, an das Frankfurtische naturhistorische Kabinet. Es zeichnen sich darunter mehrere schöne und neuentdeckte oder berichtigte Antilopen und Gazellen, zwey Strauße, ein Bartschaaf, mehrere Füchse, Kazen, sodann mehrere neue Vögelarten aus, wovon einige durch den Direktor Temminck in Brüssel, durch Rüppell und den jezt verstorbenen preußischen Naturforscher in Afrika, Dr. Heinrich, deren Namen gegenseitig beygelegt erhalten haben; auch der liebreiche Statthalter Abdim Bey ist in der Ciconia Abdimii verewigt worden. Mit der Aufzeichnung mehrerer dieser wichtigen Entdeckungen wird von Seiten der Gesellschaft eine Ankündigung eines Rüppellischen Atlasses verbunden, der vor der Hand die zoologischen Entdeckungen und Berichtigungen Rüppells in Afrika enthalten soll, und worin die vorzüglicheren Thierarten lithographirt und kolorirt in Lieferungen demnächst (bey Jügel) erscheinen werden.

Indem ich bey diesem gedrängten Auszuge manche sehr interessante Notizen übergeben mußte, kann ich nicht umhin, hier aus dem lezten Blatt eines Umstandes näher zu erwähnen, der in Europa Aufsehen gemacht hat — es ist die Geschichte mit dem Diplom als Mitglied der Gesellschaft der Frankfurter Naturforscher, welches Rüppell nach den englischen Times angeblich dem Pascha überreicht haben, und darauf von diesem auf eine possierliche, tragikomische Weise abgewiesen worden seyn soll. Dieses war eine reine Erfindung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris.

Sinken und Steigen der Staatsrenten, neue Opern und Operetten, Bankerotte, Streitigkeiten über Klassizismus und Romantizismus, Anlegen und Bauen neuer Häuser, Durchgänge und Straßen, Alles dieses geht hier in den gesellschaftlichen Unterhaltungen und in den Tagesblättern ziemlich bunt durch einander. Hier wird die Herzogin von Duras gelobt, daß sie wieder ein zartsinniges Gemälde der französischen Gesellschaft aus der vorrevolutionären Zeit, zum Besten der Armen, habe drucken lassen, obschon man noch nicht recht darüber einig werden kann, ob die verschiedenen Gemälde der Frau Herzogin, da sie immer auf einem der sonst bestandenen Vorurtheile beruhen, zum Zwecke haben, diese Vorurtheile beliebt oder gehässig zu machen, und man ein wenig Koketterie in der Art findet, wie die Herzogin ihre Werke ausgibt, indem sie erst einige Exemplare drucken läßt, die als etwas Köstliches aus ihrer Vertrauten Hände in diejenigen der nicht vertrauten gelangen, angepriesen werden, und der Herzogin manche Bitten zuziehen, das unvergleichliche Meisterstück doch huldreichst dem gesammten Publikum zukommen zu lassen, welches dann auch zulezt aus Ladvocats Buchladen eine recht theure Ausgabe bekömmt, wofür es sich noch bedanken muß, da die Herzogin sich blos aus christlicher Liebe hat bewegen lassen, ihr Geistesprodukt in die weite Welt gehen zu lassen. Dort wird der Oberst Bory St. Vincent bedauert, daß er in die Hände von Wucherern gerathen, und durch ihr Bewirken in dem Schuldnergefängniß sizt, wo er rüstig arbeitet, und der Druckerpresse vollauf zu thun gibt. Seine Freunde nehmen vielen Antheil an seinem Schicksal, und sogar soll ein königlicher Prinz sich erboten haben, die Schulden, welche sich auf fünfzehn oder sechszehn tausend Franken beliefen, zu bezahlen, um dadurch dem Gelehrten wieder zur Freyheit zu verhelfen; dieser soll geantwortet haben, er sey wegen des gütigen Anerbietens sehr dankbar, bitte aber, es lieber andern Schuldnern, deren persönliche Gegenwart in ihrer Familie nöthiger sey, zukommen zu lassen. So arbeitet nun der fleißige Mann fest entschlossen, den Wucherern zum Troz in seinem Gefangenstübchen zu bleiben, sollten sie ihn auch fünf Jahre lang darin lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Januar 1826.

Verblendet sind, die Andre richten,
Verdammen da, wo Gott verschont;
Die Tugend und die Einfalt richten,
Die Gott vielleicht mit Ehren lohnt.

G.

Die arme Marie.

(Beschluß.)

Der lang ersehnte, und doch so gefürchtete Tag des Gerichts erschien. Der Weg nach Clonnel war gedrängt voll Landleute, die dorthin eilten, um den Ausgang des Schreckenstages zu hören. Unter den erschöpftesten und trostlosesten war Marie; sie verließ ihre hülflose Mutter und ging, Zeuge des Urtheils über ihren Vater und Geliebten zu seyn, und zum ersten Male war ihre Gegenwart nutzlos für sie. Arme Marie! sie fürchtete das Schlimmste, was geschehen konnte!

Die Gefangenen wurden herbeygebracht, und als Marie die Anklagepunkte lesen, und die verschiedenen Verbrechen aufzählen hörte, welche das Gesetz einem Manne zuschreibt, von dem dasselbe Gesetz sagt, daß er als unschuldig betrachtet werden soll, bis er überführt ist — als sie ihren Vater und Lambert vor den eisernen Schranken stehen sah, die schweren Beschuldigungen gegen sie vorgebracht wurden — da begann es vor ihren Augen zu schwimmen, ihr Herz sank, und einige mitleidige Nachbarn trugen sie in die freye Luft. Als sie sich erholte, las sie in dem zögernden Schweigen derer, die sie umgaben, die schreckliche Wahrheit. Die Gefangenen hatten von vielen, und unter andern von dem Pfarrer des Kirchspiels das beste Zeugniß erhalten, allein da alle diese eingestehen mußten, daß oft Männer mit dem besten Rufe sich auf solchen gesetzlosen Wegen betreten ließen, so hatte ihr Zeugniß wenig Gewicht, besonders da die Angeklagten mit den Waffen in der Hand gegen des Königs Truppen ergriffen worden. Bitten um Gnade konnten nicht gehört werden, da der Zustand des Landes Beyspiele von abschreckender Strenge heischte; denn dort, wo man die Gesetze nicht achtet, muß Gewalt eintreten, um ihre Erfüllung zu betreiben! —

Nur zwey Tage waren den Gefangenen vergönnt, um sich zu dem von der Gerechtigkeit erheischten Opfer vorzubereiten. Marie verbarg ihrer Mutter den Ausgang des Prozesses: sie gab einen Aufschub vor, und sagte: sie müßte des nächsten Tages aufs Neue gehen. Der Morgen kam, und Marie ging, um Allem, was ihr das Daseyn theuer machen konnte, das lezte Lebewohl zu sagen: sie wußte, daß die Todesbotschaft das Leben ihrer Mutter enden, und sie dann allein und freundlos stehen würde. Ihr Schmerz war zu bitter für Thränen; ihre Bewegungen waren blos mechanisch, und als sie den Kerker erreichte, wußte sie kaum, wo sie war. Sie warf sich auf die Knie, um den Segen ihres Vaters zu empfangen; sie hing an Lamberts Hals und bedeckte ihn mit tausend Küssen. Die Umarmungen und verzweiflungsvollen Thränen des Geliebten brachten sie endlich zu sich selbst: sie schluchzte laut, allein sie ergab sich zulezt den Ermahnungen des gegenwärtigen Geistlichen. Reiche und gedankenlose Menschen mögen die Religion verachten, allein sie ist die einzige und lezte Freundin des Armen und Leidenden; und sie flößte denen Stärke ein, die nun so

bald die Belohnung für Glauben und Hoffnung empfangen sollten.

Die furchtbare Glocke ertönte in feyerlichen Schlägen, und die Opfer der beleidigten Gesetze erschienen auf dem Gerüste. Einige erkannten ihre Thorheit und Schuld und warnten ihre Landsleute vor der Gefahr gesetzloser Verbindungen: aber Wilson und Lambert erklärten laut ihre Unschuld, da sie gezwungen worden, denen zu folgen, die jezt mit ihnen büßten; sie vereinten sich dann im Gebete, zu dem Marie sich am Fuße des Gerüstes gesellte. Lambert hörte ihre andächtigen Seufzer, und in dem Augenblicke vor dem unglücklichen Signale rief er mit lauter Stimme: „Arme Marie!" Seine lezten Worte drückten sich in das Gedächtniß der Unglücklichen, welche den Todten, nachdem die Körper heruntergeschnitten, mit wilder Zärtlichkeit die lezte Pflicht erwies. Die Nachbarn, welche die Leichname forttrugen, hörten sie auf eine höchst sonderbare und unzusammenhängende Weise reden, die aber in ihrer Lage natürlich schien.

Eine andere Scene des Jammers erwartete Marien, als sie ihre Wohnung erreichte: ihre Mutter hatte die traurige Wahrheit von einer geschwätzigen Nachbarin vernommen, und war auf der Stelle verschieden. Marie fiel in eine dumpfe Erstarrung und nie ist sie wieder zur Erinnerung erwacht. Alles, was in ihrem Gedächtnisse von der Vergangenheit zurückgeblieben, sind ihres Geliebten lezte Worte: „Arme Marie!" die sie täglich tausend Mal wiederholt.

Wilsons Häuschen steht noch: vom Wege gesehen, scheint es die Wohnung des Friedens und des Glückes; aber ach! der Schein trügt: Spuren des Verfalls zeigen die Abwesenheit der Bewohner und bald wird es in Schutt verwandelt liegen; denn der Aberglaube des Volkes denkt, daß die abgeschiedenen Glieder der Familie jede Nacht aus ihrem Grabe heraussteigen, um sich mit Marien zu unterreden, die fortfährt, dort in der Einsamkeit zu leben.

In den Tagen ihres Glückes war Marie der Liebling Aller und die über sie verhängte Prüfung, die plötzlich ihre ganze irdische Glückseligkeit und ihren Verstand zerstörte, war so auffallend und schrecklich, daß ihr Schicksal allgemeines Mitgefühl erregte. Von mehreren Meilen weit im Umkreise empfängt sie Besuche von Allen, die durch kleine Gaben zu ihrer Gemächlichkeit und zur Linderung ihres Elendes beytragen können: sie beschenkt Alle mit Blumen, in jedem Augenblicke seufzend: „Arme Marie!" und durch diese Worte, die Geschichte ihres Elends gerührt, drücken sie auf dem ersten Stoffe, der sich ihnen darbietet, ein Zeugniß ihres Mitleids aus, indem sie: „Arme Marie" niederschreiben.

Die Neujahrsblätter der Zürcher Gesellschaften für 1826.

2.

Eben dieses Appenzellerlandes prachtvolle und freundliche Gegend ist auch der Schauplatz, auf dem sich in jüngster Zeit eine Begebenheit zugetragen hat, die in Beschreibung, in Lied und Bild, nunmehr von der Zürcher Musikgesellschaft in ihrem Neujahrsblatte gefeyert wird. Es ist die leztjährige Versammlung der allgemeinen schweizerischen Musikgesellschaft in St. Gallen und ihr Besuch des Appenzellischen Sängervereins auf der Höhe von Vögelisecк, von welchem, neben viel anderem mehr, erzählt wird, was folgt: „auf dem klassischen Boden, wo im Jahr 1403 am 16. Mai, die Männer von Appenzell den Uebermuth des Abtes von St. Gallen und des zahlreich verbündeten Adels bändigten, war ein großer viereckiger Platz eingezäunt, zu welchem eine grün belaubte Ehrenpforte, mit der Eidgenössischen und den vereinigten Appenzeller und St. Galler Fahnen geschmückt, führte. Zwey große längliche Zelte nahmen die Mitglieder der schweizerischen Musikgesellschaft auf, und ihnen gegenüber reiheten sich, unter dem Klange militärischer Feldmusik, die zahlreichen Appenzeller Sänger. Eine unabsehbare Menge Volkes wälzte sich von allen Seiten die Höhen hinauf, um an dieser erhebenden Feyerlichkeit, welche ganz das Gepränge einer Landsgemeinde hatte, Theil zu nehmen; man rechnet, daß allerwenigstens sechstausend Menschen hier versammelt gewesen seyn mögen. Als Alles geordnet und Stille verkündet war, betrat der Pfarrherr Frey von Trogen eine in der Mitte des Vierecks angebrachte Bühne, und sprach Worte der Kraft und der Erbauung für alle Schweizerherzen. Er schilderte die Einigkeit der wackern Ahnen, die, obwohl schwach an der Zahl, doch stark in Kraft und Willen, in diesen Gefilden den ungleich stärkern Feind besiegten; er wies, im Feuer der Rede, auf diejenigen Punkte hin, wo das Gefecht am heißesten gewüthet, und ermahnte in ähnlichem Wollen und Wirken, in stetem festen Zusammenhalten, die Thaten der Väter zu ehren. Ein erhebendes Schweizerlied folgte nun dem beredten Vortrage, und als vollends der Redner einen Toast dem ganzen gemeinsamen Vaterlande brachte, so steigerte sich der Enthusiasmus aufs Höchste; ein wirbelndes Hoch und ewig Hoch ertönte aus der Tausenden Mund, und Böllerschüsse trugen den Triumphton in die entferntesten Alpen. Ein Ehrentrunk im silbernem Becher wurde nun den Gästen gereicht; Jedermann trank aufrichtig zum Wohl des lieben, heißerrungenen Vaterlandes, und Alles fiel schließlich in ein rauschendes Sieges- und Dankeslied ein."

3.

Die Gesellschaft der Stadtbibliothek hat der Fortsetzung von Bullingers Chronik durch den Zürcherschen Annalisten Haller einen denkwürdigen Zug der Reise enthoben, welche der Erzherzog Albrecht von Oestreich mit seiner Gemahlin Isabella von Mailand nach den Niederlanden unternahm, als im J. 1598 Philipp II., Isabellens Vater, der Tochter bey ihrer Vermählung die belgischen Provinzen als unabhängiges Fürstenthum geschenkt hatte. „Wol aber diser Zeit (so „besagt die Chronik) Erzherzog Albertus von Oesterrych, „des Königs uß Hispanien Tochterman, mit syner Hußfrouwen durch ein Eidgnoschaft fhur, da Im alle Ehr „in Länderen und fürnämlich zu Luzern erbotten ward, „wurd es doch alles mit Unwillen von Im ufgenommen. „Dann als er von Flüelen uß dem Land Ury uf Brunnen im Land Schwyz kamm und näbend des Tellen „Blatten oder Cappelen hinfuhr, fragt Er, was diß für „ein Gebüw wäre, gab man Im zu Antwort, es wäre „Wilhelmm Tellen dem ersten Eydgenossen zu Ehren dahin „gebuwen. Da lacht Er und sprach: Er wär doch nur „ein Landsverräter gewäsen. Und als man Im zu Luzern die östrychischen Fahnen zu Ehren entgegen führt, „meynt Er, es wärend die Fahnen, so syne Voreltern „zu Sempach verloren hättend: Und ward also allenthalben vilerley geredt, das verständige Lüth woll kountend „gespüren, wie das Huß Oesterych gegen der Eidgnoschaft „gsinnet." — Das vorgesezte Kupfer (von Hegi gestochen) stellt den Augenblick dar, wo der Erzherzog sein unrichtiges und von gänzlicher Unkunde der Geschichte zeugendes Urtheil über Tell ausgesprochen hat. Mitten im Schiffe stehend, zeichnet er sich deutlich aus, und seine Gesichtszüge, so wie die seiner Gemahlin, welche man zwischen ihren Begleiterinnen erblickt, sind getreu nach ältern Bildern gegeben. In den Mienen und Geberden der drey Schiffleute, von welchen einer mit Aufziehen des Segels beschäftigt ist, drückt sich der Unwille hierüber unverkennbar aus. „Und wenn Du nun, Jüngling (so redet der edle Sprecher der Gesellschaft, der Rathsherr Meyer von Knonau, die aufblühenden Söhne der Vaterstadt an), wenn Du nun solche und ähnliche Aeußerungen von Fremden hören solltest, wie wirst Du sie aufnehmen? Wirst Du Deinen gerechten Unwillen in heftigen Antworten ausbrechen lassen? oder wirst Du zaghaft und feige, ein entarteter Sohn des Vaterlandes, stille bleiben und Deine Väter, denen Du alles dankest, unvertheidigt im Grabe beschimpfen lassen? — Wohl keines von beyden. — Nie wirst Du vergessen, wie schwer, ja wie unmöglich es oft dem Fremden wird, der in ganz andern Begriffen aufgewachsen ist, sich in unsre Verhältnisse hineinzudenken; wie es ihm gewöhnlich an gründlicher Kenntniß unsrer Geschichte fehlt, und wie er, deßwegen den rechtmäßigen Kampf der alten Eidgenossen gegen feindselige Anschläge wider ihre wohlerworbenen Freyheiten nicht immer von verwerflicher Auflehnung wider Gesetze und Ordnung zu unterscheiden vermag. Daher wirst Du mit Ruhe und Ueberlegung, aber auch mit Festigkeit und Freymüthigkeit Deine Ueberzeugung, Deine Achtung für die Väter, Deine Dankbarkeit für dasjenige aussprechen, was sie für Dich gethan haben. Aber Du wirst nicht die Gelegenheiten dazu suchen, Du wirst Dich nicht mit Deinem Glücke brüsten, noch darauf ausgehen, dem Fremdlinge die Vorzüge und das Glück der Verfassung, unter welcher Du lebst, anzupreisen und bey ihm Neid und Unzufriedenheit mit seinem eignen Loose zu erregen. Je reiner Dein Gefühl, je mehr Du von dem Glücke, das Du genießest, durchdrungen bist, desto mehr werden sich Deine Empfindungen in Thaten, nicht blos in Worten äußern. Aber worin, so fragst Du, sollen jezt meine Thaten bestehen? Ist doch das Vaterland in Ruhe und keine Gefahr droht ihm von Außen. — Wohl: aber nie kannst Du wissen, wozu die Vorsehung Dich bestimmt hat. Darum sollen Deine Thaten jezt darin bestehen, daß Du alle Kräfte, die sie Dir geschenkt hat, gehörig ausbildest: daß Du Deinem Körper Kraft und Gewandtheit durch zweckmäßige Uebung verschaffst, und Dich hütest vor fremden Sitten, die ihn entnerven; daß Dein Herz immer empfänglicher werde für die Eindrücke dessen, was wahrhaft groß und edel ist; daß wahre republikanische Einfachheit Dich vor den Gefahren bewahre, die Dir später drohen würden, wenn du Gewohnheiten annähmest, die immer, wie Dir Roms und Griechenlands Geschichte zeigen, den Untergang der Freyheit herbeyführen; daß Dein Herz mit Liebe nicht nur Deine Mitbürger, sondern jeden redlichen Eidgenossen umfange, und daß Du endlich durch weise Benutzung Deiner Zeit Deinen Geist mit allen Kenntnissen ausrüstest, zu deren Erwerbung Dir die Gelegenheit geboten wird. Wenn darin jezt deine Thaten bestehen, dann wirst Du einst in jedem Wirkungskreise der Vorsehung, dem Vaterlande und den Vätern den schönsten Dank zu bezahlen im Stande seyn."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. Anfangs Januar.

(Fortsetzung.)

Bey unserem Theater geht es wie beynahe überall: große Forderungen, wenig Mittel. Das Theaterhaus, an dem wir laboriren, will sich noch einige Zeit halten. Man hat ihm, bis die Meynungen über ein viereckiges oder rundes, über ein anständiges oder kostbares Theater sich vereinigen, innen einen

nenen Anstrich gegeben, wobey es wahrscheinlich vor der Hand bleiben wird. Nicht so gern bequemen sich die Schauspieler, welche auf einem Raum, der nicht auf militärische Evolutionen berechnet war, oft sehr in die Enge und Klemme kommen, auf einem Podium mit großen Rissen und Löchern gravitätisch gehen, springen und tanzen sollen, und in Garderoben herumkriechen müssen, die nach der Beschreibung glaubwürdiger Personen eher Diebshöhlen als Kunstgemächern gleichen. — Nachdem in der Oper zwey ausgezeichnete Gäste, Mad. Milder und Hr. Forti, der seinen Triumph als Figaro feyerte, uns verlassen hatten, wäre es wieder still geworden, hätten nicht die Sieben Mädchen in Uniform aus der Noth geholfen. Das Quartettchen im Hause von Contessa wurde gut aufgenommen, aber für den kleinen Spaß der Intrigue zu lang befunden. Hr. Leißring und Hr. Otto gaben den Komponisten und den Dichter mit wahrer Künstlerrage. Tod, Schildwacht und Teufel, eine Posse von einem Ungenannten, machte, was sie bezweckte — Effekt. Drey hasenherzige Liebhaber werden zu den Verkleidungen gezwungen, der Todte erschrickt vor der Umarmung des Teufels, dieser vor Jenem, und die Schildwache will zum Fenster hinausspringen. Das Publikum schüttete sich in Lachen aus. Das listige Bauernmädchen, von Paisiello, erschien nach langer Abwesenheit, und wird durch die gute Komik des Ritters Tulipan, Hrn. Hassel, und seines Sohns, Hrn. Leißring, sich auf dem Repertoir erhalten. Am Christtage gab Hr. Kapellmeister Guhr die Schöpfung, von Haydn, etwas schwach und bunt besezt, aber mit diesen Mitteln alles, was man verlangen konnte. Man ist hier in dergleichen Musiken sehr verwöhnt von dem Cäcilien-Vereine, der unter der Leitung des Hrn. Schelble große Fortschritte macht. Kürzlich wurde zum ersten Mal ein gemischtes Konzert von demselben zur Aufführung gebracht, worin mit Einzelheiten aus den alten italienischen Kirchenkompositeurs, und von Neueren, bis zu Mozart, Cherubini ꝛc., Alles von ernster Art, abgewechselt wurde. Darunter war ein für den Verein komponirtes Kyrie von dem jungen Felix Mendelson-Bartoldy.

Das hiesige Museum, unter dem Fürsten Primas gestiftet, hat die Todesfeyer Jean Pauls, eines ihrer Mitglieder, musikalisch und rhetorisch auf eine würdige Art begangen. Der von Dr. Börne gehaltenen Denkrede, welche durch das Morgenblatt und die Iris bekannt worden ist, folgten Auszüge aus Jean Pauls Museum (einem Bändchen gedruckter Abhandlungen für das hiesige Museum), eingeleitet von Herrn C. P. Berly, und die treffliche Charakteristik Titans, von Görres. Das Museum hat seitdem ein nachahmungswürdiges Unternehmen begonnen. Da die Bühne den Shakspeare nicht mehr geben will und kann, so ist ein Kursus von Vorlesungen aus Shakspearischen Stücken für diesen Winter angeordnet und mit den historischen Stücken der Anfang gemacht worden. Die Anordnung wird von Herrn Berly besorgt, die Vorlesung geschieht durch Herrn Weidner, dessen Künstlertalent man dieses schwierige Unternehmen zuversichtlich anvertrauen konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Paris.

(Fortsetzung.)

Nach den französischen Gesetzen kann der Gläubiger seinen Schuldner (wenn dieser die von ihm ausgestellten oder angenommenen Wechsel nicht zahlt) fünf Jahre lang im Gefängnisse behalten, wofern er seinen Unterhalt bezahlt. So wohnen dann zwey Obersten in einem Stübchen, und über ihnen wohnt ein griechischer Oberst, denn auch Griechen machen Schulden; an Besuchen fehlt es ihnen keineswegs. Bory St. Vincent unternimmt in seinem Verhafte eine beträchtliche Sammlung von geographischen Bändchen, nebst andern literarischen Arbeiten, die flugs von der Hand weggehen. Sonderbar ist es, daß man in St. Pelagie mehr Militärpersonen und Gelehrte antrifft, als Kaufleute, obschon diese doch die meisten Wechsel ausstellen. Aber leztere wissen, wozu sie das Nichtzahlen eines Wechsels aussezt, und wenn sie ihre Zahlungen aus Noth einstellen müssen, so treffen sie meistens irgend eine Uebereinkunft mit ihren Gläubigern. Aber anders verhält es sich mit Militärpersonen und Gelehrten. Wenn diese in Geldesnöthen stecken, ein Unglück, das auch den ehrlichsten Mann überfallen kann, so wenden sie sich an Geldverleiher von Profession, welche von den Bedrängten Wechsel in kaufmännischer Form unterschreiben lassen, und dann ihre Wucherzinsen zum Kapital schlagen. Dieß gibt ihnen dann, wenn am Zahlungstermin der Wechsel nicht ausbezahlt wird, das Recht, auch nach den kaufmännischen Gesetzen wider ihre Schuldner zu verfahren. Jedoch gibt es Schuldner, welche lieber ihre fünf Jahre aushalten, und dadurch den Wucherer nicht allein um sein Geld bringen, sondern ihm auch noch die Kosten eines fünfjährigen Unterhalts verursachen. Zuweilen wird der Gläubiger des Dinges eher müde als der Schuldner, und läßt diesen laufen; zuweilen wird aber auch der Schuldner des langen Verhaftes überdrüßig, und zahlt, um nur wieder loszukommen. So ging es einmal dem bekannten Lederfabrikanten Seguin mit Bonaparte. Dieser Fabrikant war durch die von ihm erfundene Schnellgerberey, deren man während der Revolutionskriege bey den Heeren sehr bedurfte, außerordentlich reich geworden, und machte den Aufwand eines Millionärs. So spannte er zuweilen sechs arabische Pferde vor seine Kutsche, und fuhr damit durch Paris; dieß machte viel Aufsehen, und mißfiel Bonaparten, der noch erster Konsul war, sehr. Allein es gab kein Gesetz, das einem Bürger der Republik verbot, mit einem prächtigen Gespann von Sechsen zu fahren. Einmal waren durch Versehen, oder ich weiß nicht durch welchen andern Umstand, die Pferde des ersten Konsuls ausgeblieben, als er auf der Jagd war, und ein Adjutant hatte den Einfall, sich an Seguin zu wenden, dessen Landgut in der Nähe lag, und ihn um seine Pferde zu bitten. Gehorsamer Diener! antwortete Seguin, wende ich mich an Bonaparte, wenn ich Pferde brauche? weßhalb wendet er sich dann an mich? ich halte Pferde zu meinem Vergnügen, und Bonaparte mag sich nach seinen eigenen Pferden umsehen, und damit Gott befohlen! Als man dem ersten Konsul die Antwort hinterbrachte, ward er zornig, und frug, ob das der Seguin sey, der dem Kriegsheere Leder zu Schuhen geliefert, das kein Stich gehalten habe; dieß wurde bejaht; sogleich wurden die Kriegsrechnungen nachgesehen, oder man that, als ob man sie nachsuche, und es wurde dem Lederhändler angekündigt, man habe zwey Millionen von ihm zu fordern, und diese solle er sogleich bezahlen. Seguin wollte das nicht, und wurde daher in's St. Pelagie-Gefängniß gebracht. Hier miethete er sich eine ganze Reihe von Zimmern, und lebte vollauf; allein nach Verlauf von sechs Monaten machte er doch die Bemerkung, daß ein Gefängniß, troz dem guten Leben, das man darin führe, doch immer ein häßliches Ding sey; er gab die verlangten zwey Millionen Franken heraus, und wurde wieder frey gelassen. Auf diese eigenmächtige Art hat Napoleon mehrere reichgewordene Lieferanten abgezapft. Ein Seguin kann sich nun freylich aus St. Pelagie heraushelfen, wenn er will; aber ein Oberst oder ein Gelehrter nicht so.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Januar 1826.

Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen.
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.

Goethe.

Der Korporal Nym *) tröstet einen melancholischen Freund der Bühne.

Daß heut' zu Tage jede Stadt
In Deutschland ihr Theater hat:
Ihr Trauerspiel und ihre Posse,
Und ihren Opernüberfluß,
Und ihre Affen, ihre Rosse,
Und ihren breiten Kritikus;
Und daß man prahlt mit den Misèren,
Und dreist behaupten will, sie wären
Der deutschen Bildung höchster Flor;
Das kann mich oft bedenklich machen
Und kommt mir selbst gefährlich vor. —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!“
Daß bey den schalsten Melodramen,
Wenn sie uns nur aus Frankreich kamen,
Daß bey den leersten Vaudevillen,
Durch Uebersetzung noch entstellt,
Sogleich sich alle Bänke füllen
Mit vornehm-modisch-schöner Welt,
Und daß sich diese nie läßt blicken
Bey klassisch-deutschen Meisterstücken;
Das kann mich wahrhaft traurig machen,
Und kömmt mir höchst unwürdig vor. —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!“
Daß heut man nur sein Mittagsmahl
Verdauen will im Schauspielsaal,
Wobey Vernünftiges ja störet,
So daß man liebt nur Opernpracht,
Nur Oper gern im Halbschlaf höret,
Und Oper so Furore macht,
Daß Alles sich zur Oper modelt:
Elisabeth voll Herrschgier jodelt,
Und Triller schlägt Venedigs Mohr;
Das kann um Kunst besorgt mich machen,
Und kommt wie Parodie mir vor: —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!“
Daß mit der Kunst die Bühnen handeln,
Und sich in Gaukelbuden wandeln,
Daß sich als Mimen produziren
Der Hund, der Elephant, der Bär,
Daß sieben Mädchen präsentiren,
Auch unter anderm, das Gewehr,
Und daß, bey so bewandten Dingen,
Dort nächstens mit dem Stier wird ringen
Ein Metzgerknecht als Matador;
Das kann die Kunst verächtlich machen,
Und kommt wie Barbarey mir vor. —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!“

*) Siehe Shakespear's Heinrich V.

Daß heute selbst der dümmste Wicht
Von dem Verfall der Bühne spricht,
Und daß die Direktionen klagen,
Welch schlechtes Zeug die Menge liebt,
Indeß Parterr' und Logen fragen:
Weßhalb so schlechtes Zeug man gibt,
Und daß es jene doch verkaufen,
Und diese dennoch danach laufen;
Das kann mich oft bedenklich machen,
Und kommt mir fast unheilbar vor. —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!"
Daß jezt, wohin den Fuß wir setzen,
Nur hören vom Theater schwätzen:
Wie sich Herr Rumm mit Ruhm bedecket,
Wie Mamsell Triller schön verziert,
Wie Madam Hops das Bein gerecket,
Wie Fräulein Hackbrett deklamirt,
Daß man selbst druckt solch schales Wesen,
Und daß sogar es wird gelesen,
Und daß ich selbst ein solcher Thor;
Das kann mich erstlich zornig machen,
Und dann werf' ich es selbst mir vor. —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!"

Ludwig Robert.

Die Neujahrsblätter der Zürcher Gesellschaften für 1826.

(Fortsetzung.)

4.

Die Feuerwerker-Gesellschaft gibt die ein- und zwanzigste Fortsetzung ihrer aus den Quellen geschöpften und von einem in vaterländischen Alterthümern wohl bewanderten Mann bearbeiteten Kriegsgeschichte der alten Schweiz, welche nach ihrer Vollendung ein Geschichtwerk von bleibendem Werthe seyn wird. Es ist dießmal der Sieg Zürichs über Herzog Albrecht von Oesterreich in der Dättweiler Schlacht 1351, nebst den Kriegsbegebenheiten der nächstfolgenden Zeit, mit diplomatischer Genauigkeit erzählt, und dem Feste ward theils eine Karte des Schlachtfeldes und der Umgegend von Baden, theils der Auszug der Zürcher zum frohen Empfang der rückkehrenden Sieger als Vignette vorgesezt. „Als die Nachricht von dem ergangenen Sturm und der dadurch versammelten feindlichen Macht nach Zürich gelangte, erschrak die ganze Stadt, denn die Gefahr, die ihrem Heer beym Heimzug drohte, war zu einleuchtend. In dieser Angst drängte sich Alles zu den Kirchen, um für die Rettung der Ihrigen zu beten, und man gelobte eine jährliche Wallfahrt nach Einsiedeln, woran alle Haushaltungen Theil nehmen sollten. Bald nachher erscholl die Kunde von dem erfochtenen Sieg, und hohe Freude trat an die Stelle der Angst. Als man das Annähern des Zuges vernahm oder bemerkte, strömten Greise, Matronen, Weiber, Töchter, Kinder zur Stadt hinaus den Siegern entgegen, bald über den glücklichen Ausgang frohlockend, bald wieder über das Schicksal der näher Verwandten besorgt. Jubelnd wurde die ruhmbekrönte Schaar empfangen. Als man den Bürgermeister Brun vergeblich an der Spitze des Heeres suchte und seine schändliche Flucht vernahm, ergriff gerechter Unwille Jedermann; seine Feinde und Neider durften wieder frey gegen ihn sprechen, und dieses erweckte die Besorgniß, daß, wenn er gestürzt würde, auch die neue Verfassung mit ihm zusammenstürzen könnte; wenigstens mußten seine Freunde diese Ansicht dem Volke einleuchtend und die Absicht seiner Gegner verdächtig zu machen; der Zorn ward durch die Erhebung seiner frühern Verdienste gestillet, und die häßliche Blöße, die er gezeigt hatte, schön bemäntelt. Das Volk, von jeher leicht in seiner Meynung umgestimmt, erblickte wieder in ihm sein Heil, nahm mit Gewalt das Panner der Stadt und holte ihn im Triumph auf seinem Schlößlein Schönewerd ab, wohin er sich von Dättweil geflüchtet, und im beschämenden Gefühl seiner unrühmlichen That es nicht gewagt hatte, sich dem tapfern Heere zu zeigen, als dasselbe siegreich in seiner Nähe vorüberzog."

5.

Von den geschichtlichen vier Heften geben wir zu den zwey biographischen über, deren das eine von der Gesellschaft der Chorherrenstube, Bildniß und Lebensabriß des gelehrten, um die Alterthumskunde verdienten, Zürcherschen Professors Johann Kaspar Hagenbuch (geboren 1700, gestorben 1763), des Zeitgenossen der Breitinger und Bodmer darreicht, von welchem die reiche Bibliothek und denkwürdige Handschriften, beyde als Geschenk seines Schwiegersohns und Nachfolgers im Lehramt, des rühmlich bekannten Canonikus Steinbrüchel in der Stadtbibliothek von Zürich aufbewahrt werden. Sein gegenwärtiger Biograph, auch ein Nachfolger in Hagenbuchs Lehramt, der Professor Ochsner, verweilt meist doch nur bey der Jugendgeschichte des Mannes und kann die damaligen Verhältnisse der Studien am Gymnasium zu Zürich aufklären oder anschaulich machen.

(Der Beschluß folgt.)

„Das Neujahrsblatt der Künstler-Gesellschaft werden wir „unseren Lesern im Kunstblatt mittheilen."

Königin Eleonore.

Nachdem Eduard I., König von England im Jahr 1282 Wales erobert hatte, überließ er im Jahr 1284 dem

welschen Adel, welcher seine Prinzen Lewellin und Gryffith verloren hatte, die Wahl eines neuen Prinzen, als Gouverneur über sie.

Die Härte, womit die Offiziere des Königs in Wales verfahren waren, hatte sie der englischen Beherrschung abgeneigt gemacht, und auf alle ihnen gemachte Anerbietungen, dieselbe auf eine regelmäßige und dauerhafte Art zu befestigen, gaben sie immer die einstimmige und gleichmäßige Antwort, daß sie sich willig der Herrschaft eines Prinzen oder Anführers aus ihrem eigenen Lande, oder dem Könige in eigener Person unterwerfen, aber nie irgend jemand gehorchen würden, der nicht in Wales geboren wäre, oder dort seinen Aufenthalt hätte.

Um ihre Zuneigung zu gewinnen, und ihren Nationalvorurtheilen zu schmeicheln, fiel er auf folgendes sinnreiche, aber gefährliche Mittel. Königin Eleonore war damals ihrer Niederkunft nahe. Der König schickte ihr den Befehl, augenblicklich nach Wales zu kommen.

Es war im Anfange des Jahres 1284, und in der Mitte eines sehr strengen Winters, als sie in diesem Zustande zu Pferde, und auf den schlechtesten Wegen von Camville bey Dummov in Essex, wo sie einen Theil des Winters zugebracht hatte, abreiste, um sich nach Dewizes in Wiltshire zu begeben, wo damals des Königs Hauptquartier war. Von da wurde sie nach der Wohnung eines gewissen Galfrides de Camville in Sommersetshire, welche jezt Queenscamel heißt, gebracht; das Hauptquartier des Königs aber war in dem nächsten Dorfe, welches jezt unter dem Namen von Kingscamel bekannt ist. Von diesem Aufenthalte wurde die Königin heimlich unter dem Geleite von Galfridus de Camville nach dem Schlosse Caernarvon geführt, wo sie von demselben der Obhut seines Sohnes, William de Camville, anvertraut wurde, welcher ihr Seneschall, Kammerherr und Gouverneur des Schlosses war.

Als die Zeit der Entbindung der Königin herangekommen war, befahl der König den verschiedenen Anführern und dem Adel von Wales, sich bey ihm in Rhuddland zu versammeln, um ihre öffentlichen Angelegenheiten in Betrachtung zu ziehen, und nachdem er endlich durch Griffith Lwod, den er dafür zum Ritter ernannte, die Nachricht erhalten hatte, daß die Königin Eleonore von einem Sohne entbunden sey, so sagte der König zu den Anführern, daß, da sie oft gewünscht hätten, daß er ihnen einen Regenten geben möchte, er nun ihr Begehren erfüllen wolle, wenn sie der Person, die er dazu bestimmen würde, den schuldigen Gehorsam versprächen. Diesem gaben sie ihre völlige Zustimmung und erklärten sich dazu bereit, unter der Bedingung, daß die zu ernennende Person in Wales geboren seyn müsse. Der König bemerkte ihnen hierauf, daß der für sie bestimmte Prinz in ihrem eigenen Lande geboren, daß er kein Wort englisch sprechen könne, und sein Leben ohne Flecken sey. Nachdem sie ihre Einwilligung gegeben, eine solche Person für ihren Souverän anzuerkennen, machte der König ihnen bekannt, daß sein eigener, jüngst in dem Schloß zu Caernarvon geborener Sohn ihr künftiger Prinz seyn würde. Die Anführer, obgleich im Anfang überrascht, als sie sich in der gelegten Schlinge gefangen und überlistet sahen, trösteten sich mit der Hoffnung, daß der junge Prinz, da er in Wales geboren, auch in der Zukunft gewöhnlich daselbst residiren würde. In derselben fanden sie sich indessen getäuscht. Nachdem der Tod Alphonsos, des Königs ältesten Sohnes, welcher am 19. August des vorhergehenden Jahres zu Winsor gestorben war, dem Prinzen Eduard die nächsten Ansprüche auf die englische Krone verliehen hatte, so mußte natürlich das geringere Interesse dem größeren weichen, und der Prinz wurde an dem Hofe von England erzogen.

In dem Alter von siebzehn Jahren trat Prinz Eduard feyerlich die Regentschaft von Wales an, und empfing die Huldigung von allen freyen Landeigenthümern des Landes. Dieses Ereigniß gereichte den Bewohnern von Wales zur großen Freude; sie betrachteten den Prinzen seitdem immer als ihren Herren, und ihre Zuneigung zu ihm blieb standhaft dieselbe, bey dem Unglück, das ihn später als König traf; sie verließen ihn niemals, und beklagten sein Schicksal in ihren Gesängen auf eine so rührende, herzliche Weise, daß weder die Furcht vor seinen Feinden, noch die Länge der Zeit, sie je in Vergessenheit bringen konnte.

Das Ereigniß der Geburt dieses Prinzen bezeichnet nicht allein die Vereinigung des Fürstenthums von Wales mit England, sondern auch den Ursprung des Titels eines Prinzen von Wales, den seitdem immer die ältesten Söhne der Könige von England geführt haben.

F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M.

(Beschluß.)

Ich schließe dießmal mit Auszügen aus dem Neujahrsprologe des hiesigen Theaters, der mehr interessiren dürfte, als ein Bericht über die Darstellung der zwey Neuigkeiten: die beyden Philibert und die Verstorbenen, von Lebrün. — Er handelt von Goethe, und geht zu dessen Verherrlichung in's Alter der Poesie zurück, charakterisirt die ersten Dramatiker der Griechen, dann Calderon und Shakspeare, welchen Goethe wieder erweckt.

Wohl manches Lied erklang der flücht'gen Zeit,
Bis aus dem Karrn der Winzer Aeschylus
Sich eine Welt im kleinen Raume schuf.

Dem düstern Adler, der in Wetternächten
An Jovis Thron der Götter Rath belauscht.
Folgt weiß ein Rudrer auf dem Strom des Lebens,
Ein heil'ger Schwan der fromme Sophokles.
— — — — — — — — — — — —
So wie auf Thespis Karrn die Göttersage
Drang auf die Bühne nun das Weltgeheimniß.
Da stiegst du auf am Rande zweyer Welten
Ein Schöpfungswunder, Calderon, du stolzer
Castil'scher Pfau mit tausend Augenspiegeln.
Du trugst die Krone dieser Poesie
Und Stern und Blumen deines Fürstenkleides
Dem Ew'gen dienten sie, vor ihm sich neigend.
Und auf die Erde ward noch größ're Kraft
Gesenkt im Norden, um dieselbe Zeit.
Ein andrer Adler hoch im Felsennest,
Doch der der Menschen Wohnungen besucht,
Die tiefsten Tiefen des Gemüths erschauend,
Spielt hell und rein in seiner Nebelwelt.
Ich nenn' ihn nicht, den Hohen, denn Ihr kennt ihn.
Er wies das Heilige vom Ort zurück,
Begränzte mit der Welt sein Bretterhaus
Und macht' es heilig doch für alle Zeiten.

Da schliefen seine Räthsel Zeiten durch.
Germania erweckte sie, die Mutter,
Zu retten uns von falscher Regeln Zwang;
Sein Geist erwachte endlich unter uns —
Am deutschen Heerd — in dieser alten Stadt.

Dort wo der Wall um engre Festungsmauern
Einst Edelwild in schmalem Park gehegt,
Steht in geräum'ger Straße jezt ein Haus.
Auf dessen Thüre man in Stein gehauen
Ein kleines Wappenschild erblickt; die Schwalbe
Hat traulich sich ihr Häuschen dran gebaut.
Auf schrägem Balken stehn gleich einer Leiter
Drey Leyern — wunderbare Weissagung!
Der Held, der hier der Sonne Licht begrüßte,
Drey Leyern trägt er unter einer Krone,
Die eine Welt mit Lorbeern reich umflicht;
Ein Jüngling noch griff er in ihre Saiten
Und einte sie auf dieser Bühnenwelt,
Der Poesie ein neues Alter bringend,
Die lezte Kraft der deutschen Ritterzeit,
Des främ'schen Helden edlen Lebensdrang,
Der Zauberey uralte Räthselmacht:
Die Zeit ist fern, doch leben wir in ihr;
Und was vom alten Lieben, Sehnen, Hoffen
Der Dichter innig nennt, ihm krönt's das Schicksal
In seines Lieblings neidenswerthem Spiegel —
Du aber, Roma, sahst den Allgestalt'gen,
Wie er von dir berauscht in wenig Tagen
Die Griechenjungfrau neu in's Leben rief!
So vielem Hohen nicht unwürdig seyn,
Deß mahnt des Dichters Wiege, diese Stadt.
Wie groß wird nun der Preis, nach dem wir ringen,
Wie kaum erreichbar da, der uns begeistert,
Jezt einsam steht auf unerreichter Höhe.
Allein, wir sollen muthlos nicht verzagen,
In der Vergegenwärt'gung seiner Züge
Mischt sich mit der Verehrung süßer Trost.
Er selber lehrt uns freud'ges, kühnes Streben.
So komme denn des Dichters holder Leichtsinn
Auch über seine Jünger, zagend nicht,
Auch klein're Gaben, welche magre Jahre
Uns bieten, Euch mit Liebe vorzuführen,
Euch ehrend, Ihn in Euch. — ꝛc.

Paris.

(Fortsezung.)

Mich wundert, daß man nicht längst schon in Paris daran gedacht hat, eine freye Hülfsgesellschaft für Gelehrte zu errichten, wie deren eine zu London vorhanden ist. Sie würde manchen vor Noth im Alter bewahren, oder ihn abhalten, seine Feder und sein Gewissen den Machthabern zu verkaufen oder zu vermiethen. Jezt will man jedoch einen entscheidenden Schritt für sie thun, indem man bey der nächsten Session der beyden gesezgebenden Kammern ein Gesez über das literarische Eigenthum in Vorschlag bringen will, und zu diesem Endzwecke schon eine, meistens aus dramatischen Dichtern bestehende, Kommission zusammenberufen hat, welche vorläufig unter dem Vorsiz des Vicomte de la Rochefaucauld die Sache erörtern soll. Erstlich ist es eine ganz neue Erscheinung, daß das Ministerium eine bedeutende Anzahl von Bürgern versammelt, um mit ihnen einen Gesezvorschlag zu erörtern, und ihre Meynungen zu hören; in England geschieht dieß vom Parlamente beständig; allein in Frankreich scheinen die Minister lange Zeit sich eingebildet zu haben, sie wären über Alles hinreichend aufgeklärt; die parlamentarischen Debatten scheinen sie eines Bessern belehrt zu haben, und da sie nun keine Schriftsteller sind, wiewohl sie in die **Académie françoise** hineingerathen, so haben sie gedacht, es wäre doch zweckmäßiger, die Schriftsteller über eine Sache zu Rathe zu ziehen, welche sie betrifft! Eigentlich scheint es blos auf das Eigenthum der Theaterstücke abgesehen gewesen zu seyn; allein die Sache hat doch sich schon erweitert, und jezt ist die Rede von dem Eigenthum jedweden Geistesproduktes. Bey dem ungeheuren Absaze des französischen Buchhandels ist die Frage des literarischen Eigenthums ziemlich wichtig, indem dieß Eigenthum oft ein beträchtliches Vermögen werth ist. Indessen hätte es keines großen Gepränges bedurft, um dieß Eigenthum dem Verfasser zuzusichern. Die seit der Revolution in dieser Hinsicht bestehenden Geseze sind sehr zweckmäßig; der Verfasser oder der Verleger (wenn er das Eigenthumsrecht vom Verfasser angekauft hat) bleibt bis zum zwanzigsten Jahre nach dem Tode des Verfassers im Besize seines Rechtes; dann aber steht es jedem frey, dessen Werke zu verlegen. Wittwen und Kinder können also noch die Früchte der Arbeit des Gelehrten genießen. Hernach wird die Nation gleichsam Erbin, indem Jedermann alsdann das Verlagsrecht bekömmt, und die Werke des Gelehrten durch vervielfältigte Ausgaben, wofern sie derselben werth sind, gemeinnüziger werden. Es hat sich in den Tagesblättern bereits eine Erörterung entsponnen, und es sind verschiedene Meynungen geäußert worden. Hofmann, der dramatische Dichter, und ein Mitarbeiter am **Journal des Débats**, hat in diesem Blatte behauptet, das literarische Eigenthum sey völlig jedem andern Eigenthume gleich, und ein Schriftsteller bleibe Herr und Meister über seine Geistesprodukte, wie ein Landeigenthümer über sein Gut. Allein wenn eine völlige Gleichheit zwischen geistigem und materiellem Eigenthum Statt fände, so würde daraus folgen, daß man keine Stelle aus einem Schriftsteller anführen könnte, ohne seine Erlaubniß eingeholt, oder bey seinen Erben dafür bezahlt zu haben, so wie man über Niemandes Gut ohne seine Einwilligung verfügen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Januar 1826.

Jede Stunde wird zum Pfeile,
Jeder Augenblick zum Tod!

Joh. Gab. Seidl.

Seeleben.

Die Zeit, welche man in Erwartung der Abfahrt eines Schiffes zubringt, ist gewöhnlich eine der unangenehmsten und unnützesten Perioden des Lebens, selbst wenn man einen Theil derselben auf die nothwendigen Vorbereitungen zu einer langen Reise verwenden muß. Diese sind alle unangenehmer Art, und erinnern den Reisenden an die Aufopferungen, die er zu machen im Begriffe steht, wenn er zur See geht. Er besucht seine Bekannten und bedauert, daß er bald ihrer Gesellschaft beraubt seyn wird. Er geht auf das Land, und während er die Felder durchwandert, erinnert er sich, daß er lange nicht mehr den Anblick ländlicher Scenen genießen wird. Er durchwandert die Stadt, und die Gewißheit, daß er bald von dem Genusse der Annehmlichkeiten und Vergnügungen, die sie darbietet, ausgeschlossen seyn soll, versezt ihn in Trauer. Zum lezten Mal liest er die Zeitungen und bedenkt, daß er bald in gänzlicher Unwissenheit Alles, dessen leben werde, was in der Welt vorgeht.

Endlich kommt die Stunde der Einschiffung und ein Bote verkündet ihm, daß eine Schaluppe bereit ist, ihn an Bord des Schiffes zu führen. Vielleicht befindet er sich gerade in angenehmer Gesellschaft, wenn er die unwillkommne Nachricht erhält, die ihn zwingt, in der Mitte ihrer Fröhlichkeit Abschied von seinen Freunden zu nehmen. Indem er dem Hafen zueilt, hört er den Wind sich erheben und die Wogen plätschern, und auf der hohen See gewiegt, wirft er sehnsuchtsvolle Blicke nach der Küste zurück, und heftet seine Augen auf die flimmernden, immer schwächer und undeutlicher werdenden Lichter, und horcht begierig auf das lezte Geräusch des Stadtlebens, welches der Wind ihm von Zeit zu Zeit noch zuführt. Das erheiternde Kaminfeuer, die wohlversehenen Zimmer, das ruhige, geräumige Bett, die Behaglichkeiten des gesellschaftlichen Lebens und der Genuß unbeschränkter Bewegung, alles Dinge, auf die er so eben Verzicht geleistet, stellen sich den Aussichten des traurigen Seelebens, der engen Kajüte, dem schwankenden Lager, der Abgeschiedenheit von der Welt und der einförmigen Gefangenschaft, die ihn an Bord des Schiffes erwartet, gegenüber. Niedergedrückt durch alle diese Betrachtungen hat er sich in einer Gemüthsstimmung eingeschifft, die ihn wenig fähig macht, die vielen Unannehmlichkeiten, welche gewöhnlich die ersten Tage des Seelebens bezeichnen, mit Geduld zu ertragen.

Wenn viele Reisende sich einschiffen sollen, so kommen sie selten zugleich an Bord, und so haben die zuerst angekommenen Gelegenheit, die andern zu betrachten, wenn sie, Einer nach dem Andern, das Schiff erreichen. Dieß ist eine interessante Beschäftigung, da natürlich Jedermann begierig ist, diejenigen zu sehen, welche während Wochen und Monden seine einzigen Gefährten seyn werden. Unter solchen Umständen ist jedoch gewöhnlich der erste Eindruck betrüglich. Die meisten Leute sehen, wenn sie sich für eine lange Reise einschiffen, krank und niedergeschla-

gen aus und haben nichts Einnehmendes in ihrem Wesen, und selten wird der, welcher seine Reisegefährten nach ihrer ersten Erscheinung auf dem Verdeck beurtheilt, sich große Annehmlichkeiten von ihrer Gesellschaft versprechen.

Der Kapitän ist gewöhnlich der lezte, der an Bord kommt, und in dem Augenblicke seiner Ankunft beginnen die Matrosen die Anker zu lichten: dieß ist das Signal des Scheidens für alle Besucher und abschiednehmende Freunde, und die Thränen, Umarmungen und das Lebewohlsagen sind eben so drückend für die gleichgültigen Zuschauer, als schmerzlich für die, welche Theil daran nehmen. Warme Anhänglichkeit läßt oft den Augenblick des Scheidens zu lange verschieben, bis die Umstände ihn doppelt schmerzlich machen. Die Trennung, mitten unter dem Getöse der Abfahrt, dem Anstarren der Fremden und den bangen Gefühlen, welche die Aussicht auf eine lange Reise hervorbringen, hat etwas Empörendes und Unbefriedigendes. Wir sollten niemals unsre Freunde an Bord der Fahrzeuge begleiten, die sie von uns hinwegführen, wenn wir uns den Glauben zu erhalten wünschen, daß ihre Liebe zu uns so groß ist, als unsre Eitelkeit uns voraussetzen läßt. Die mannigfaltigen Sorgen, welche das Gemüth eines Reisenden, der eine lange Reise beginnt, zerstreuen, unterdrücken für den ersten Augenblick seine Gefühle, und lassen ihn vielleicht frostig und gleichgültig gegen diejenigen erscheinen, die er doch niemals in der Wirklichkeit vergessen wird. Allein seine scheinbare Kälte verwundet sie, weil sie den Ausdruck seiner Meynung nach dem abmessen, was sie selbst fühlen, und nicht berechnen, daß der natürliche Strom ihrer Gefühle nicht durch die aufregenden Umstände gestört wird, die auf seine Seele wirken.

Die ersten Tage einer Seereise sind immer besonders unangenehm, denn jenes, für die Behaglichkeit an Bord eines Schiffes so wesentliche System der Regelmäßigkeit kann nicht sogleich eingeführt werden; es vergeht gewöhnlich einige Zeit, ehe die Reisenden sich an ihre Lage gewöhnen, und Befriedigung einer in des andern Gesellschaft finden. Wenn die Abfahrt bey schönem Wetter Statt hat, so schlendern sie verdrossen auf dem Verdecke herum, jeden besondern Verkehr vermeidend, und mit einem so langweiligen und unzufriedenen Ansehen, daß sie von allem gegenseitigen Entgegenkommen abschrecken, selbst wenn Einzelne dazu geneigt wären. Das Zusammentreffen in einer Postkutsche oder in einem Kaffeehause würde augenblicklich eine Bekanntschaft hervorbringen, allein die Aussicht, eine lange Zeit zwischen denselben Wänden mit einander zuzubringen, macht Alle mißtrauisch, und flößt ihnen eine Furcht vor zu großer Vertraulichkeit ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Neujahrsblätter der Zürcher Gesellschaften für 1826.

(Beschluß.)

7.

Die Gesellschaft der Wundärzte sezt ihre werthvolle schweizerische Balneographie fort und handelt dießmal vom Gyrenbad im Turbenthal des Kantons Zürich, wozu Hegi eine hübsche Landschaft der Umgebungen und die Badegebäude noch besonders als Vignette geliefert hat. Die Thermalquelle gehört zu den erdicht alcalischen, die viel kohlensaures Gas enthalten und von eigenthümlichen Heilkräften war eben nicht viel zu melden: desto mehr konnte von Wirksamkeit und Gebrauch des Wassers und der Bäder überhaupt die Rede seyn.

8.

Das Heft der naturforschenden Gesellschaft gibt die gelungenen Abbildungen vom weißköpfigen Geyer und vom Goldadler, deren ersterer ein Bewohner der Alpen, der leztere hingegen nur selten und durch Zufall aus seinem afrikanischen Vaterlande in die Schweiz versezt wird. Der Doktor Schinz gibt neben der Naturgeschichte beyder Vögel kurze Kunde von der Gründung des zoologischen Kabinettes und muntert zu dessen Benutzung und Vermehrung auf. „Zürichs gemeinnützige Bewohner (sagt er unter anderm) werden gewiß wetteifern mit den Schwesterstädten unsers Vaterlandes, wenn sie sehen, wie mit wenigen und äußerst beschränkten Hülfsmitteln schon so viel gethan ist; sie werden eine Anstalt nicht in dem Zustande lassen wollen, welche dem jetzigen Stande der Wissenschaft noch lange nicht angemessen ist, und welche ohne kräftige Beyhülfe nicht dazu gelangen kann, eine Zierde unserer Vaterstadt zu heißen. Der immer mehr, auch in's fernste Ausland, sich verbreitende Handel, der die Produkte schweizerischen Kunstfleißes in Gegenden trägt, welche ihnen bisher verschlossen waren, macht es unerläßlich, auch die Produkte jener fernen Weltgegenden besser kennen zu lernen, damit unsere Jünglinge, wenn sie der Zufall dahin trägt, dazu vorbereitet, nicht in ganz unbekannte Regionen treten, sondern mit den Erzeugnissen jeden Klima's und jedes Himmelsstriches gleichsam vertraut dort erscheinen können. Die Nothwendigkeit, sämmtliche Naturkörper so viel möglich zu kennen, nimmt mit dem Steigen des merkantilischen Kunstfleißes immer zu und sie ist fast allenthalben erkannt worden, daher dann auch die Naturgeschichte in allen höhern Lehranstalten betrieben wird. Ihre Kenntniß ist nicht bloßes Spielwerk müßiger Phantasie. Sie lehrt uns, nicht in den Tag hinein unsere Mitgeschöpfe verfolgen. Sie allein sezt den Gesetzgeber

in den Stand, vernünftige Jagdgesetze zu machen, wodurch nützliche Thiere erhalten, schädliche vermindert werden. Sie erhebt unsern Geist, erhellt unsern Verstand, gibt unsern Spaziergängen und Reisen Zweck und Anmuth, und kein Mensch, der auf Bildung Anspruch machen will, sollte darin ganz unerfahren erscheinen. Aberglauben und Unglauben werden durch sie eben so sicher zerstört, als durch jede andere philosophische Lehre."

* * *

Ein schönes Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Winterthur, mit einem in Tuschmanier gearbeiteten vorzüglichen Bilde des Rheinfalls und des ihm zur Seite stehenden Schlosses Laufen, schließt sich den Zürchergaben zunächst an. Von dem weltberühmten Schauspiele sagt der erklärende Text kürzlich folgendes:

„Unten an den Felsen des Schlosses zeigt sich der Rheinfall am herrlichsten. Es wurde daselbst im Jahr 1759 so dicht an den herunterstürzenden Wogen, daß man über ihre Nähe erschrickt, ein leichtes Gerüst angebracht, das, um Unordnung zu verhüten, mit einer Thür verschlossen werden mußte, wozu der Verwalter im Schlosse den Schlüssel hat. Da dieser Standpunkt der vorzüglichste für die Größe des Rheinsturzes ist und ein bewunderungswürdiges Schauspiel darbietet, so wird er auch mit Recht von allen Ortsbeschreibern den Wallfahrern, die den überraschendsten Eindruck zuerst haben wollen, zum ersten Besuch empfohlen. Der Fall wird auf siebenzig bis achtzig Fuß, je nach der Größe des Wasserstandes berechnet. Beschreibungen und Abbildungen findet man aller Orten: aber wer will den unbeschreiblichen Sturm mit Worten, wer das herabdonnernde Gewitter mit Farben schildern! Dum cadit unda, furit; dum furit unda, cadit. — Hohe und Niedere, Vornehme und Geringe kommen dem erhabenen Gegenstande zu huldigen, vor dem die menschliche Stimme und jede Anmaßung verstummt. Große mögen hier ihre Kleinheit und Kleine ihre Größe, beyde ihre Gleichheit fühlen; denn zu diesem Gefühle stimmt jede höhere Naturerscheinung wohlthätig das menschliche Herz. Wer den Rheinfall von dieser Seite besucht, unterlasse auch nicht, ihn von oben herab aus der Gartenlaube des Schlosses zu beschauen, wo er als lebendiger Mittelpunkt der ganzen schönen Gegend erscheint. Von Jenseits (woher ihn das vorliegende Blatt zeigt) ist die Ansicht durch die Entfernung gemildert und weniger imposant, wiewohl man den Fall in seiner ganzen Breite übersieht, oft auch unbefriedigend für manche, die mit zu gespannter Erwartung von jener Seite herkommen. — Das Aufstellen einer Camera obscura in dem zu Schaffhausen gehörigen Schlößchen Wörth war ein glücklicher Gedanke, denn durch sie hat man, wenn der Rheinfall von der Sonne beschienen wird, ein einzig mögliches Bild in Farbe und Bewegung von dieser Naturscene, ein lebendiges Gemälde, das, wie man erzählt, eine kunstliebende hohe Person so anziehend gefunden, daß sie es dem Vorweiser abkaufen wollte. Man vergesse auch nicht, wenn man die merkwürdigsten Parthien des Rheinfalls will gesehen haben, sich von hier aus nach dem nahen Neuhausen zu begeben, und bey den dortigen Wasserwerken an den Fuß des Felsens hinaufzusteigen, wo sich die rechte Seite des Sturzes zwar weniger brausend als die linke, aber in mannigfaltigen Krümmungen durch hervorragende Felsenstücke herabrauschend, malerisch schön dem Auge darbietet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 9. Januar.

Das neue Jahr ist, wie dieß schon seit mehreren Jahren geschehen, abgelöst worden, und wird noch immer abgelöst. Sie denken hier vielleicht an eine Ablösung von Kanonen, Fehlgeschossen, denn von Schießen ist bey dieser friedfertigen Ablösung nicht die Rede. Die Ablösung geschieht dadurch, daß man beliebiges Geld an die Armendirektion schickt, welche ihrerseits den Namen des Senders, ohne Angabe der Summe in die Zeitung rückt. Ablösung wird diese Geldsendung aber deßwegen genannt, weil der Spendende nun nicht mehr nöthig hat, seinen Gönnern zum neuen Jahr zu gratuliren. Ein Exoberpräsident hat nämlich diese scharfsinnige Erfindung gemacht, daß, wenn man eine Höflichkeit schuldig sey, man sie durch eine Wohlthätigkeit vertreten lassen könne, und wie ich höre, denken tiefe Köpfe schon an Erweiterung der Erfindung, indem sie auch das Grüßen, Besuchen u. s. w. ablösen wollen. Es könnte dieß zu rührenden Scenen Veranlassung geben. A. mein Gönner geht vorüber: ich lasse den Hut ruhig sitzen, aber C. dem Bettler stecke ich mit der Hand, die eigentlich hätte grüßen sollen, einen Groschen zu. Wie edel! wie doch Alles in diesem Jahrhundert zu einer wohlthätigen Einrichtung wird, selbst die Höflichkeit! Die ablösenden Gratulanten gewinnen in dreyfacher Hinsicht: erstens werden sie genannt, zweytens erfährt man, daß sie zu gratuliren hätten, drittens erfährt man nicht, was sie gegeben haben. — Mit dem neuen Jahre ist eine neue Zeitschrift zu Stande gekommen, welche dießmal Schnellpost und Fevwagen heißt, der Herausgeber schreibt wie Kotzebue und Müllner, Alles allein; diese Zeitschrift abstrahirt von allem Inhalt, und füttert die Leser mit bloßem Witz. Daß nun auf dieser Hetz- und Treibjagd beyde Theile ermüdet werden, und daß statt frischgeschossenem Wilde oft was Anderes vorkommt, versteht sich bey solcher Absicht von selbst. Deßwegen hätte der Herausgeber seine Schnellpost besser mit süddeutschem Ausdrucke Eilwagen nennen sollen, weil sie unfehlbar ihrem baldigen Aufhören entgegeneilt. — Von dem königlichen Theater läßt sich wenig Erfreuliches melden: es wird hier kein einziges Trauerspiel und Lustspiel gegeben, von dem man sagen könnte, daß es zusammengehörig, mit Bewußtseyn gespielt werde. Es klappt nicht, wird jeder sagen, wenn er herausgeht. Hat man nun vollends das

Unglück gehabt, das französische Lustspiel kurz vorher zu sehen, so kommen sie einem hier geradezu wie die Marionetten vor. Dabey herrscht Kabale und Unverstand. Mad. Brede, eine der ausgezeichnetsten deutschen Schauspielerinnen, wartet hier schon wochenlang auf die Erlaubniß aufzutreten, während die schlechtesten Subjekte dazu aufgefordert werden. Wir wollen von diesem Jammer nächstens mehr sagen. — Das Königsstädter Theater, welches von Hause aus in Kunstverfall war, ist nun auch in Geldverfall. Der große Poet des Hauses hat in seinem Jahrsprolog die Leute angefleht, sie möchten nicht zu viel nach Pankow gehen, aber das eigentliche Unglück ist die Oper, auf die Alles gewendet wird. In diesem Theater ward Freitag den 6. Januar Cosi fan tutte zum ersten Mal wiederholt; Dem. Sonntag wollte dem Publikum darin beweisen, daß sie auch in Mozartischen Tönen die Entzückungslustigen zu entzücken, musiktrunken und beyfallrasend zu machen im Stande sey. Ihre äußere Erscheinung war erfreulich; die Taille mehr geschnürt als fein, das Gesicht jugendlich und freundlich, aber durch die blauen Augen erst beseelt, als sie nicht mehr nach den Logen hinauf, in's Parterre herunter, und im ganzen Haus umherblickten; der kleine Fuß machte etwas genirte Schritte. Die liebliche Stimme gefiel wie sonst; sie erschien weich und gebildet, gerundet, voll Umfang, aber matt: vier Achtel der Kraft wurden zu Läufer und Figuren verwendet; die Töne silberrein und klangvoll abgeperlt; die andern vier Achtel waren nur einzelnen, dann spitzeren klangloseren Tönen aufbewahrt. Es ward damit wie mit unschätzbaren Schätzen umgegangen. Was eben nicht schätzenswerth ist, weil Stärke und Schwäche der Stimme, Lieblichkeit und Härte auf diese Weise auch da auseinander treten, wo die Melodie solche Gegensätze nicht in sich hat, und ihren Ausdruck daher nicht gebietet. Die italienischen Sängerinnen perlen die Coloraturen mit ganzer Stimme eben so glockenrein und seelenvoll ab, und zwar mit ganzem Enthusiasmus und ganzem Gemüth; freylich meist mit rossinischem, d. h. modern italienischem. Das deutsche Gemüth der Dem. Sonntag dagegen schien bey den deutschen Mozartischen Tönen mitunter auswärts, und auch beym Einstudiren nicht immer gegenwärtig gewesen zu seyn; es zeigte sich mehr Konzertgeschicklichkeit als dramatisches Einsseyn der Sängerinn mit ihrem seelenvollen Inhalt. Der plötzlich so häufige Schnee schien die Stimme etwas belegt zu haben. Von den übrigen Mitspielenden läßt sich wenig sagen. Die Herren Wächter und Jäger sollten erst ihre tüchtige Bruststimmen besser zu bemeistern wissen, ehe sie bey Mozartischen Liebesarien die Meister spielen, und sich wie liebenswürdige Bewerber betragen können, ehe sie, wenn zwar auch nur singend, auf Liebe und Treue Anspruch machen. Denn daß die zierlichen Ungetreuen solche Liebhaber verlassen, verzeiht man gern, ja man freut sich fast, aber daß dieselben Liebhaber Ursache neuer Untreue, und zuletzt neuer Treue werden, das kann man nicht ohne Mißvergnügen sehen noch hören. — Madame Wächter scheint zu sehr auf großem Fuße zu leben gewohnt zu seyn, als, daß sie ein leichtes, intriguirendes, geschäftig geschwätziges Kammermädchen mit Leichtigkeit darstellen könnte, und Herr Spitzeder, so fest auch seine schöne, gebildete, volle Baßstimme in den Ensembles durchtönte, hat sich zu sehr in die Invaliden und Corporale hineingearbeitet, um nicht auch das habit français, mit dem er heute bekleidet war, wie einen durchgeschmauchten Uniformsrock zu behandeln. Nur die schönen Dekorationen und das gefüllte, geschmackvolle Haus störten die Illusion, vor einem Liebhaber- oder Provinzialstädtischen Theater zu sitzen, denn auch der Dirigent glaubte noch bey einer Rossinischen Oper zu seyn, wo das Tempo bedeutungsloser wird, und konnte sich in die Mozartische Oper nicht hereinarbeiten. Das Publikum übrigens schien sehr zufrieden und erbaut, ja entzückt und begeistert. Zeit und Gewohnheit vermögen viel.

Paris.

(Beschluß.)

Ein Unterschied herrscht offenbar zwischen geistigem und materiellem Gute, indessen ist es auch wahr, daß Jemand so gut aus seinen Geistesprodukten den Lohn seines Fleißes oder seines Talentes muß ziehen können, als aus einer Handarbeit, und gewiß kann nur er über sein Eigenthum verfügen. Bliebe dieses Eigenthum aber beständig bey den Erben, die ein solches Gut nicht theilen können, so würde in der absteigenden Linie ein solcher Besitz oft streitig werden. Eigensinnige oder unwissende Erben könnten sogar sich des Auflegens der Schriften ihrer Voreltern ganz widersetzen, und auf diese Art manches Meisterstück bey Seite schaffen. Gesezt z. B. das Eigenthum der Voltairischen oder Rousseauschen Schriften gehöre noch ihren Erben an; wenn diese nun furchtsame, oder von der Regierung abhängige Leute wären, so könnten sie sich leicht durch Drohungen abschrecken, und jene Werke gar nicht mehr auflegen lassen, so sehr auch die Lesewelt sich darnach sehnen würde. Eben so könnte ein Molièreescher Erbe, um mit den Scheinheiligen in Eintracht zu leben, gar nicht zugeben wollen, daß der Tartüffe ferner vorgestellt würde. Dieß haben mehrere freysinnige Journalisten gefürchtet, und daher den Gesetzesvorschlag als unnütz, und für die öffentliche Freyheit gefährlich angegriffen. Im Grunde ist das bereits bestehende und bisher befolgte Gesetz gut; sind zwanzig Jahre nach des Verfassers Tode nicht hinreichend, je nun, so setze man noch zehn Jahre hinzu, oder verbinde die Verleger nach Verlauf der zwanzig Jahre der Familie des Verfassers ein, dem Werth der Auflage angemessenes Honorar zu zahlen, welches jedoch bey Verzweigung der Nachkommenschaft seine Schwierigkeit haben würde. Eben so könnte es mit den Theaterstücken gehalten werden. Da diese von den Theaterdirektionen in Frankreich nicht auf einmal honorirt werden, sondern nach Maßgabe der Einnahme bey jedweder Vorstellung, so wäre es auch billig, daß für dramatische Werke ein längerer Termin als zwanzig Jahre zum Vergüten des Verfassers angesezt würde. Hier könnte vielleicht eine immerwährende Abgabe von jeder Vorstellung des Stückes an die Familie verordnet werden; denn eine Theaterdirektion wagt nichts wie ein Verleger; sie führt ein Stück auf, wenn sie glaubt, daß sie es mit Vortheil aufführen kann; zudem können manche Umstände eintreten, welche machen, daß der Verfasser bey seinen Lebzeiten, und daß auch sein Erbe in den ersten zwanzig Jahren nach jenes Tode wenig Nutzen aus seinem dramatischen Produkte zieht; es ist also billig, daß der Verfasser oder seine Familie auch die Vortheile des Zufalls genießt, so wie sie dessen Nachtheil fühlte, und wenn das Stück erst hundert Jahre nach dem Tode des Verfassers sein Glück macht, sie auch alsdann dieses Glückes theilhaftig werde. In Deutschland, wo bisher, wie ich glaube, noch kein Theaterstück hundert Jahre alt geworden ist, kann dieß von wenigem Belange seyn; allein in Frankreich ist die Sache wichtig. Eine Vorstellung des Tartüffe bringt noch wohl drey bis vier tausend Franken ein; wenn ein Molièreescher Erbe davon hundert bekäme, so müßte er gewiß den Ahnherrn im Grabe segnen, der ihm noch jezt durch seine Geistesprodukte ein gutes Einkommen verschafft.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 24.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Januar 1826.

Ein großes Muster weckt Nacheiferung,
Und gibt dem Urtheil höhere Gesetze.

Schiller.

Der neue Orpheus.

Ein harmloses Spiel, am Silvesterabend 1825 in einem befreundeten Kreise, den der geehrte Weber nach seiner Rückkehr von Berlin selbst mit seiner Gegenwart erfreute, dargestellt.

Personen.

Merkur.
Muse der Tonkunst.
Agathe.
Preziosa.
Euryanthe.
Minos.

Erster Auftritt.

Merkur. Muse der Tonkunst.
(Trauernd an der Seite sitzend.)

Merkur (vortretend).

Wer ich sey, und was ich heute,
Verehrtes Publikum bedeute,
Das seht Ihr mir gleich an den Federn an,
Die ich um's Haupt und die Füße gethan.
Doch bin ich nicht etwa ein gemeiner Lampus,
Wie Ihr auf Kaufmannsläden seht stehn,
Oder gar mit den Dieben in Gemeinschaft gehn;
Ich bin Merkur, der Psychopompos,
Und was sich vor Euch hier hat aufgestellt,
Das ist — Ihr könnt mir's glauben — die Unterwelt,
Und die Dame, die dort sizt mit schwarzem Schleyer,
Als käme sie von einer Leichenfeyer,
Es ist die Muse der Tonkunst, fürwahr,
Die schon jammert und wimmert so manches Jahr,
Daß ihren Schmerz hier jedermann theilt,
Und selbst Cerberus melodisch heult.
Nur ich habe satt ihr chromatisch Gewinsel,
Und wollt' sie säß' auf einer wüsten Insel. —
Doch seht, sie steht auf, sie schreitet einher,
In Quinten und Septimen, die Kreuz und Queer,
Da merk' ich schon, was die Glocke hat geschlagen,
Sie wird Euch selbst ihre Noth wohl klagen.

Muse der Tonkunst (vortretend).

Als noch Zauber-Melodieen
Ihre goldnen Diademe
Um die Stirn mir glorreich schlangen
Und die Harmonieen klangen,
Die im reinsten Tonsysteme
Wie der Schwan durch Wogen ziehen,
Da ging mir ein reiches Leben
Auf in hoher Herrlichkeit,
Herrschaft war mir da gegeben
Ueber Herzen weit und breit,
Und in jeglichem Gemüthe
Reifte mir der Wonne Blüthe. —
Denn mein Mozart schuf die Werke,
Ließ die Engelsharfentöne

Durch die Seelen Aller beben
Und zum Himmel sie erheben,
Durch das Ebenmaaß der Schöne,
Durch das Göttermark der Stärke.
Und ich ward, in Licht gekleidet,
Kund durch ihn der ganzen Welt,
Unbestritten, unbeneidet,
Herrlich, wie ein Glaubensheld,
Daß Gefühl und Kraft und Reinheit,
Siegten über die Gemeinheit. —

Aber ach, wie schnell erblichen
Meines Himmels lichte Sterne,
Meiner Rosenkränze Farben!
Meine Hoffnungen erstarben,
Düstrer ward die dunkle Ferne,
Und die Genien entwichen.
Denn zu früh der Welt entrissen,
In der schönsten Kraft geraubt,
Legte auf das Sterbekissen
Mozart sein umstrahltes Haupt,
Und ich floh vom Strom der Lieder
In die Unterwelt nun wieder. —
Ob auch Klänge zu mir kommen,
In die Einsamkeit der Schatten,
Sind es doch nicht seine Weisen,
Ist's ein dünkelvolles Gleisen,
Oder schwächliches Ermatten,
Das nicht stärken kann noch frommen,
Und so weil' ich hier in Trauer,
Da den Einz'gen ich verlor,
Den zu ew'ger Bundesdauer!
Doch ich innig mir erkohr,
Und bey Schmerzerinnerungen
Ist mein Zauberton verklungen. —

Merkur.

Nun, nun, nur nicht so entsetzlich gejammert,
Und sich an einen Einz'gen angeklammert,
Wird der doch nicht allein haben verschlungen
Alle Tonkunst, und die ganze Musik bezwungen.
Geht's ja doch noch lustig zu auf der Welt,
Daß es einem hier unten sogar in die Ohren gellt.
Hör' ich doch noch Trompeten und Pauken und Geigen,
Wenn auch manchmal die Sänger schweigen,
Steigt man doch gegen sonst noch weit bunter
In der Skala herauf und herunter,
Hört' ich doch neulich fast während vier Tagen
Einen einz'gen großen Triller schlagen,
Und was man sonst nur auf Instrumenten versucht,
Das macht mit der Stimme die jetzige Zucht.
Drum fasse Sie Muth, ist auch kein Mozart vorhanden,
Dafür ist ja der Rossini auferstanden. —

Doch — das Wort bleibt mir stecken in der Kehle! —
Was kommt denn da für eine allerliebste arme Seele?
Könnte sich verirren hier in den Katakomben,
Muß sie nur gleich hieher bepsychopompen.

(Geht ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Gegen die allgemeine Meynung halte ich stürmisches Wetter im Anfange der Reise für wünschenswerth. Ohne Zweifel werden die Reisenden mehr leiden, als wenn sich der Sturm erst nach mehreren Wochen erhöbe; allein sie haben dann auch den Vortheil, auf einmal das Größte aller ihnen wahrscheinlich bevorstehenden Uebel zu kennen, und vermuthlich durch einen heftigen Anfall der Seekrankheit Befreyung von diesem schrecklichen Uebel für die Zukunft zu erkaufen, und um diesen Preis möchte man gewiß seyn, jedes Opfer zu bringen, da selbst der kleinste Grad dieser Krankheit das Leben fast unerträglich macht. Die körperliche Erschöpfung und geistige Niederdrückung, welche die Seekrankheit hervorbringt, sind in der That von ganz eigenthümlicher Art und nicht zu beschreiben. In keinem andern krankhaften Zustande erscheint der Mensch so herabgewürdigt, kraftlos und verächtlich, und der, welcher diese Plage empfunden, kann sich seines Zustandes während derselben nicht ohne Demüthigung und Selbstverachtung erinnern. Dieser Umstand erklärt den Spott und Mangel an Aufmerksamkeit, womit die gleichgültigen Zuschauer gewöhnlich die an der Seekrankheit Leidenden behandeln, deren Qualen die einer heftigen Krankheit eben so weit übertreffen, als die Theilnahme, die man ihnen beweist, unter der steht, welche jene hervorbringen würde.

Wenn stürmisches Wetter gleich nach der Abfahrt einfällt, so haben die Dinge an Bord gewöhnlich ein unbehagliches und ödes Ansehen. Viele der Reisenden sind zu krank, um die Kajüte zu verlassen, und die Frühstücks- und Mittagstafeln sind einsam und ungesellig. Die mit der Pflege der Frauen beschäftigten Bedienten vernachlässigen ihre andern Pflichten, und es ist schwer, irgend etwas von ihnen zu erhalten. Wenn man sich in die Kajüte einschließt, so wird man durch das Stöhnen und Seufzen der Nachbarn gestört — geht man in das gemeinschaftliche Zimmer, so sieht man nichts als Leute mit Gläsern voll Negus oder Branntwein und Wasser herumrennen; und wenn man sich auf das Verdeck wagt, so läuft man Gefahr, von den darüber hinrollenden Wogen durchnäßt zu werden. Die Ansicht des Ganzen ist so unfreundlich, daß sie schon an sich selbst hinreichend wäre, den Geist niederzudrücken, ohne die langweilige Zugabe, von einer Menge blasser, elend aussehender Reisegefährten angeredet zu wer-

den, welche die Treppe heraufgekrochen kommen und den wachhabenden Offizier mit Fragen über die Dauer des Sturmes quälen.

Die Rückkehr des heitern Wetters verändert auf einmal den ganzen Zustand der Dinge; die Märtyrer der Seekrankheit finden ihre Gesundheit, Heiterkeit und Eßlust wieder; die Furchtsamsten gewinnen Vertrauen und Munterkeit; die Damen kommen auf das Verdeck und geben Unterhaltungen an, und die Mittagstafel ist täglich von der vollen Zahl von Gästen umgeben.

Die Wichtigkeit, welche man an Bord eines Schiffes in Mahlzeiten sezt, würde an jedem andern Orte als Sinnlichkeit und Epikurismus erscheinen; allein auf der See erwartet man das Mittagsessen mit Interesse, besonders weil es die Langeweile unterbricht, und eine Begebenheit von größerer Wichtigkeit ist, als man vernünftigerweise irgend eine andere erwarten kann. So versammelt sich die Gesellschaft gewöhnlich zu Tische mit einem Grade von Heiterkeit und Selbstgefälligkeit, welche hinreichend seyn würde, das Mahl angenehm zu machen, wenn nicht Alles durch das abgeschmackte Ceremoniel verdorben würde, das gewöhnlich an Bord eines viele Reisende enthaltenden Schiffes herrscht. Man scheint nämlich oft zu fürchten, in zu enge Berührung mit einander zu kommen, während man auf der See ist, und die meisten Befehlshaber von Schiffen streben, dieß Gefühl zu ermuntern und eine frostige Zurückhaltung zu erregen, in der Meynung, daß dadurch Streitigkeiten vorgebeugt und ihnen selbst die gehörige Ehrfurcht und Gehorsam versichert werde. Allein dieß hat eine ganz entgegengesezte Wirkung, wie Jeder, der eine Seereise gemacht, bezeugen wird. Wenn der ganze gesellschaftliche Verkehr in nichts als einer Folge von Ceremonien und Etiquette besteht, so wie Schiffskapitäne sie einzuführen sich oft bemühen, muß man vermuthen, daß jede Uebertretung derselben Uneinigkeit, selbst unter denen hervorbringen werde, die sich denselben wider Willen unterwerfen, und solche Uebertretungen müssen um so häufiger Statt finden, je zahlreicher und verwickelter die Ceremonien sind. Schiffskapitäne sind gewöhnlich sehr geneigt, sich selbst als Ceremonienmeister und Schiedsrichter zwischen ihren Reisenden zu bestellen, doch sind sie selten zu Erfüllung dieser Aemter tüchtig, die an Bord eines Schiffes von besonders zarter Natur sind, und eine Schärfe der Beobachtung und eine Kenntniß der Welt verlangen, welche Seefahrer selten besitzen.

Man kann diese Bemerkungen besonders auf die Befehlshaber der Ostindienfahrer anwenden. Die Uneinigkeiten und Zänkereyen, die an Bord ihrer Schiffe herrschen, sind gewöhnlich die Folgen ihrer unnöthigen und unangenehmen Einmischungen und ihres hochmüthigen Benehmens gegen die Reisenden. Diejenigen, welche dieser Tyranney ausgesezt sind, ertragen sie immer mit zu viel Geduld, wegen der herrschenden Idee, daß die strengste Mannszucht und unbedingter Gehorsam miteinander Hand in Hand auf einer Reise nach Ostindien gehen müssen. Gewiß ist ein gewisser Grad derselben nothwendig, allein sie werden auf manchem Schiffe der Kompagnie auf's Aeußerste getrieben und auf eine durchaus demüthigende Weise ausgeübt. Viele Reisende beyderley Geschlechts durchsegeln täglich das atlantische Meer in kleinen Schiffen, deren Befehlshaber dieses System der Etikette nicht einzuführen suchen; und doch herrschen Höflichkeit und gute Laune fast beständig auch an Bord solcher Schiffe. Die Uneinigkeit an Bord der Ostindienfahrer muß um so mehr auf Rechnung der Befehlshaber geschrieben werden, da die nach Ostindien segelnden Reisenden gewöhnlich in Sitten und Erziehung über denjenigen stehen, welche nach dem westlichen Kontinent oder nach den Inseln reisen, und wahrscheinlich in der besten Harmonie mit einander leben würden, wenn man ihnen erlaubte, die Art des Verkehrs zu wählen, die ihnen am passendsten und angenehmsten wäre. Allein diese Freyheit wird ihnen selten vergönnt, und demzufolge wird eine Reise nach Ostindien, selbst von denen, die das Seeleben lieben, als eine peinliche und demüthigende Lebensepoche betrachtet, die sie froh seyn würden abkürzen oder vermeiden zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Jenner.

Der längst besprochene Entwurf für die Verbindung der Seen von Genf und Neuenburg durch einen Kanal und hinwieder ihrer Vereinbarung mit dem Rhein durch rectificirte Flußbetten der Zihl und der Aare, demnach dann also einer Wasserstraße, welche eine viel ausgedehntere und gesichertere Binnenschiffahrt als die bisherige, und dadurch mannigfaltigere Verbindungen im Inneren der Schweiz erzielen mag, ist nunmehr zu einem Punkt der Reife gelangt; welcher seine Ausführung hoffen läßt. Der Banquier De Molin in Lausanne, ein reicher und gemeinnütziger Mann, hat sich dieß Geschäft zur besonderen Angelegenheit gemacht. Er hat für eine Gesellschaft von Aktionärs, welche die Ausführung übernehmen wird, Einleitungen getroffen, und er hat den Schweizerregierungen, auf deren Gebiet Arbeiten Statt finden müssen, Eröffnungen gemacht, in deren Folge schon vor mehreren Monaten eine Conferenz von Abgeordneten in Paverne gehalten ward, worin sich überall geneigte und günstige Stimmen für das Unternehmen aussprachen. Jüngsthin nun hat Hr. De Molin in der Kantonalgesellschaft der Naturwissenschaften zu Lausanne eine Vorlesung gehalten, worin er seine Ideen und Vorschläge umständlich entwickelt. Vom Genfer- oder Lemanischen See sollen auf den zusammenhängenden Wasserstraßen die Waaren in die Seen von Neuenburg (oder Iferten) und Biel, durch die Zihl und die Aare in den Rhein nach Basel, durch die Limmat nach Zürich und Wallenstadt und durch die Reuß nach Luzern gebracht werden, und eben so umgekehrt. Die bisher ausgestellten Gutachten sachkundiger Männer, tüchtiger Ingenieurs und Hydrotekten lassen die Ausführbarkeit des ganzen Planes kaum mehr bezweifeln, obgleich allerdings über einzelne Punkte noch Zweifel walten, die durch befriedigendere und wiederholte Untersuchungen erst müssen gehoben werden. Die Kosten der Ausführung sind, für den Verbindungskanal beyder Seen, und für die Kanäle und Flußkorrektionen zur Verbindung mit dem Rhein, auf beyläufig fünf

Millionen Schweizerfranken berechnet. Ein Haupttheil der Arbeiten ist durch die Regierung von Bern wesentlich vorbereitet, die seit mehreren Jahren für den Zweck von Sumpfaustrocknungen und Verhütung jährlich wiederkehrender Ueberschwemmungen eben jene Korrektionen der Thiele und der Aare beabsichtigt, welche ein integrirender Theil des ausgedehnteren Planes seyn sollen. Damit würde eine Senkung der drey Seen von Neuenburg, Biel und Murten erzielt, die einen Gewinn von auf's Mindeste 50,000 Jucharten urbaren Landes (einige Berechnungen steigen auf's Doppelte) brächten, worin allein schon ein Ersatz der Unkosten gefunden werden mag. Die Vorlesung des Hrn. De Molin entwickelt nun aber umständlich die Vortheile, welche dem innern und äußern Handelsverkehr der Schweiz durch die erleichterten Verbindungen und die verminderten Waarenfrachten zuwachsen würden; er weiset darin insbesondere auch das Rettungsmittel gegen den zum Theil schon eingetretenen, zum Theil noch weiter drohenden Verlust des schweizerischen Transithandels nach, und er widerlegt Einwürfe, die von sehr beschränkten Ansichten ausgehend, Störungen bestehender Verhältnisse besorgen. Diese verweiset er auf das, was seit wenigen Jahren vor ihren Augen geschehen ist. Als die Extraposten im Waadtlande eingeführt wurden, schrieen alle Miethkutscher, sie müßten zu Grunde gehen; seither aber hat sich nun ihre Anzahl vermehrt, und ihr Gewinn nicht vermindert. Als die Dampfboote auf dem Genfersee errichtet wurden, war gleicher Lärm, und die Postregie sollte dadurch Einbuße leiden. Statt dessen haben sich nochmals die Fuhrwerke vermehrt, und die Posteinkünfte sind größer geworden als zuvor. Ueberall bewährt sich der Satz: daß erleichterte Verbindungen den Verkehr und damit Erzeugnisse, Regsamkeit und Wohlstand eines Landes mehren.

Rom.

Die Gefangennahme, oder eigentlich Gefangengebung des Räuberhauptmanns Gasbarrone und dessen aus acht-und-zwanzig Mann bestehenden Bande ist nicht allein von bürgerlich-gesellschaftlicher Wichtigkeit, sondern bietet besonders in volkssittlicher Hinsicht ein, dem Denker höchst interessantes, Schauspiel dar. Im Auslande möchte man nicht begreifen können, oder nicht begreifen wollen, wie es einer Handvoll Bösewichter habe gelingen können, sich, obgleich von Jedermann gekannt, seit zwanzig und mehrern Jahren dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, und in einem so langen Zeitraume fast stets mit demselben Erfolge ihr Unwesen zu treiben. Daß die Ursache davon nicht in der Schwäche der Regierung liegt, beweist der Umstand, daß selbst die Bemühungen, welche unter den Franzosen zur Ausrottung dieser Straßenräuber angewandt worden, fruchtlos geblieben sind. Auch die Ortsbeschaffenheiten, undurchdringliche Waldungen, völlig unzugängliche Berghöhen und schwindelnd tiefe Bergschluchten möchten das Gesindel nicht in dem Maße begünstigt haben, wie man zu glauben scheint. Den größten Vorschub hat ihnen die Nationalität des Volks geleistet. Ueber gewisse moralische Erscheinungen staunt der philosophirende Plebs, als wären es Wunder; dem gesunden Menschenverstande (das heißt, wo welcher ist) werden darin nur natürliche Folgen einer natürlichen Ursache kennbar. Wie nicht allen Bäumen eine Rinde gewachsen ist, können auch nicht alle Menschen eine und dieselbe sittliche Maxime haben! Sich über sich und andere erheben, weil man nicht eben mit bewaffneter Hand geraubt, oder gemordet hat, während moralische Todtschlägereyen und mittelbare Plünderungen (zum Beyspiele, Nichterfüllung seiner feyerlichsten Versprechungen unter den frivolsten Vorwänden, oder gar Abläugnung derselben unter dem Schutze einer weiten Entfernung der Gegenparthey) an der Tagesordnung sind, ist offenbare Unverschämtheit. Wäre den Menschen stets erinnerlich, daß sie alle Sünder sind, und des Ruhms ermangeln, den sie vor Gott haben sollen; so schrieben sie sich eben so wenig das Verdienst ihrer mehr oder mindern Tugend zu, als die Weiße ihres Gesichts, in Vergleich mit der Schwärze der Afrikaner. Am Ende läuft es hierbey, wie bey vielen andern Dingen in der Welt, nur auf ein's hinaus, nämlich darauf, ob wir hinter dem Ofen oder in der Sonne geboren worden sind. Natürlich, daß das Leben im übergebildeten Norden einen höhern Werth haben muß, als im Süden, weil dort sowohl die Erlangung als die Erhaltung desselben, kostspieliger ist als in lezterem, wo die Menschen auf dem natürlichsten Wege geboren, erzogen und genährt werden; hängen aber nicht von dem Werthe, welchen man auf das Leben sezt, alle Handlungen ab, denen wir uns im bürgerlichen Leben unterziehen? Daher besizt der Naturmensch sowohl Tugenden als Laster, welche dem gebildeten Gesellschaftsmenschen unbekannt sind. Wie er sein eignes Leben nicht achtet, hat auch das fremde für ihn keinen Werth. Er betrachtet seine Nebenmenschen, besonders die reicheren, nicht als Brüder (ist ihm doch jede gesellschaftliche, oder geistige Verwandtschaft mit ihnen fremd), sondern als Feinde, welche ihm einen Theil der ihm sowohl, wie allen andern seiner Mitbrüder, gleichmäßig von der Natur zuerkannten Güter räuberisch entrissen haben, mit welchen er daher stets in offener Fehde lebt. Dieß der Gesichtspunkt, aus welchem das Treiben der hiesigen Straßenräuber betrachtet werden muß, um es natürlich und nicht wunderbar, zu finden. Dasselbe gilt von den Gesinnungen, welche der große Haufen dabey zu erkennen gibt. Folgende schlichte Anführung der blos materiellen Fakta, welche der Arrestation Gasbarrone's vorausgegangen und nachgefolgt sind, möge zur Erläuterung obiger Behauptung dienen. Diesem Bösewichte fällt es ein, nachdem er nebst seinen Gesellen, während zwanzig und mehreren Jahren sein infames Handwerk getrieben hat, aber endlich von allen Seiten in die Enge getrieben worden ist, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, ein Schritt, welcher einen Wahn der Gleichheit zwischen sich und der Regierung, eine Art von Ueberzeugung von wechselseitiger Befugniß, sich zu bekriegen, voraussezt. Er läßt zu dem Ende eine Aufforderung an einen würdigen Geistlichen (den Vikar von Sezze) ergehen, sich in seine und der Seinigen Mitte zu begeben, und ihm die Willensmeynung der Regierung zu eröffnen. Nicht allein wird dieses Ansinnen nicht als ein Akt des Wahnsinns betrachtet, sondern der Geistliche, uneingedenk der Gefahr, der er sich entweder offenbar von Seiten der Bösewichter, oder, im Falle sie ihn als Geisel zurückbehalten, mittelbar aussezt, steht keinen Augenblick an, der Einladung zu folgen.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 18:
Luftschiffe.

Räthsel.

Der Sommer kennt mich kaum, und nur verstohlen,
Wo er mich oft in tiefe Klüfte bannt;
Im Winter wandl' ich frey durch's Land,
Beherrsche Flur und See, und manche rasche Sohlen,
Beflügelt sie zumal
Mein halber Bruder — Stahl.
Bereit' ich oft den schönsten Tänzersaal!
Nur traut mir nicht zu viel bey euren Kapriolen!
Ich bin wie Glück und Glas; oft hat der Unbedacht
Wie Manches nicht in tiefe Noth gebracht.

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Januar 1826.

Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkömmt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt.

Schiller.

Der neue Orpheus.

(Fortsetzung.)

Zweyter Auftritt.

Merkur (kommt gleich mit) Agathe (aus dem Freyschütz wieder, indem er noch in der Scene spricht). Muse der Tonkunst.

Merkur (in der Scene).
Zur Muse der Tonkunst soll ich Sie führen?
Belieben Sie nur hierher zu spazieren.

Agathe (tritt mit Merkur ein).
Und ob die Wolke sie verhülle,
Die Sonne strahlt am Himmelszelt,
Noch strömt der Tonkunst reiche Fülle
Durch eine froh erstaunte Welt,
Noch fesselst Du mit zarten Banden,
Noch wird durch Dich das Herz erfreut;
Es ist ein Meister Dir erstanden,
Der Deinen frühern Glanz erneut. —
Frag' an durch Deutschlands schöne Städte,
Geh' hin zum rauschenden Paris,
Und Albions Gebiet betrete,
Das einst schon Hendels Muse pries,
Wohin Du kommst, tönt Dir entgegen
Sein Name in des Freyschütz Ton,
Ist eingedrungen in das Regen,
Den innern Kern der Nation. —
Es hat ein Dichter wahrhaft kindlich
Der Worte Schatz ihm aufgethan,
Mit ihm vereint, unüberwindlich
War der verwandten Geister Nah'n,
Und mit des Schauers Mächten ringend
Erhob sich reiner Liebe Stern,
Und alle Herzen tief durchdringend
Erscholl das heiße Fleh'n zum Herrn. —
Drum hebe die gesenkte Wimper
In neuen Hoffnungen empor,
Nicht leeres, luftiges Geklimper
Entzückt mehr Deiner Deutschen Ohr,
In ihres Webers Melodieen
Tönt innige Bedeutsamkeit,
Und wie vertraute Freunde ziehen
In's Herz sie ein zur Seligkeit. —
Schon hallt von jenseits ferner Meere
Herüber seiner Töne Klang,
Den Wunderreiz der Zauberchöre
Hemmt nicht der Wogen wilder Drang,
Und wieder wird um Deine Leyer
Sich schlingen deutsche Huldigung,
Denn seines Namens hohe Feyer
Bleibt ewig frisch und ewig jung. —

Merkur.
Hm, Fräulein Agathe, das nenn' ich lobhudeln,
Das darf ich nicht dulden, ich bin ja Merkur,
Das hieße gegen den Charakter pudeln,
Gegen meine Rezensenten-Natur.

Wird einer da gleich so ein Werk erschaffen,
Das Alle bestaunen und Alle begaffen,
Läßt auch dabey, wie man sagt, dem Teufel keine Ruh';
Drum geht's gewiß nicht mit rechten Dingen zu;
Wird am Ende, wie in den Zaubergeschichten
Aus dem Berge kommen eine kleine Maus;
Und was Sie da sagen von den Operngedichten,
Da mache ich mir nun vollends nichts daraus.
Drum wollen wir nicht gleich Jubilo rufen,
Und warten noch erst, wo's weiter führt hin. —
Schon wieder Jemand an der Unterwelt Stufen!
Sieht aus wie eine kleine Zigeunerin.
Nur immer herein, wir sind eben im Sprechen,
Werden uns nur angenehm unterbrechen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Preziosa.

Preziosa (tritt ein).

Preziosa ist mein Name,
Und ich komme von Sevilla,
Kann die Zither mäßig spielen
Und ein wenig Glück verkünden.
Aber wo ich mich nur zeigte,
Hieß man freundlich mich willkommen,
Denn ich bin der frohe Zögling
Eines vielgeliebten Meisters,
Bin die schönsten meiner Gaben,
Bin die Perlen meines Schmuckes,
Bin den Dank für alle Freundschaft,
Die ich überall gefunden,
Ihm, dem edeln Weber schuldig. —
Ja, er hat mit Zaubertönen
Mir geebnet alle Schritte,
Daß in guter Menschen Mitte
Lieb' und Beyfall stets mich krönen.
Um mein Haupt weh'n seine Klänge,
Die bald tröstend sich verlieren
Zu des Herzens banger Enge,
Bald die Seele weiter führen
In des Waldes Regionen,
Wo des Echo's Stimmen wohnen,
Bald auf leichtbeschwingten Sohlen
Durch des Tanzes Reihen gleiten,
Und das Mädchen halbverstohlen
Zu dem Heißgeliebten leiten. —
O, wie Nacht und Waldesdunkel,
Morgenroth und Sterngefunkel,
Banges Ahnen, frohes Weben,
Heitres, leichtbeschwingtes Leben
Und der Liebe süße Stimmen,
Auf der Töne Wohllaut schwimmen! —
Ja, aus Deinen Zaubersaiten
Hast Du ihm die Melodieen
Für sein Zauberspiel verliehen,
Daß sie nun den Teppich breiten
Meinem unbeschützten Fuße,
Und im festlichen Genusse
Alle Herzen ihm entbrennen,
Alle, die das Schöne kennen,
Nur den Namen Weber nennen. —

Muse der Tonkunst.

Auch dich schuf Weber!

Agathe.

Welch ein Mann!

Merkur.

Wie man nur da gleich so begeistert seyn kann!
An so einem bunten Zigeunerwesen,
Da seh' ich nun nichts, was erhaben und erlesen,
Und eine solche Dame Preziosa,
Scheint mir eben keine rara cosa,
Die Sache spielt ohnstreitig etwas in's Tolle,
Viel Geschrey und wenig Wolle,
Das ist nichts für der kritischen Nase Geschnoper;
Ja, wär's noch eine große, vollkommne Oper,
Wo der ganze Schatz der Harmonie und Melodie
So wird aufgethan in großen Massen,
Die man entweder begreifet nie,
Oder nicht wieder von ihr kann lassen,
Da wollt' ich noch sagen, Sie
(Zur Tonkunst)
können noch jubeln,
Aber bey unsern musikalischen Troubeln,
Dem Charlatanismus und stetem far presto
Bleibt diese gewiß uns noch lange nel resto.
Was hilft uns denn da ein berühmter Name —
Potztausend, was ist denn das für eine Dame?
Sie schreitet mit festlichem Anstand herein;
Muß etwas rechts oder eine Primadonna seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

In großen Schiffen hält man gewöhnlich eine reichliche und sogar zierliche Tafel; allein man hat wenig Genuß davon, ausgenommen bey ruhigem Wetter. Wenn die See hoch geht, so sind die Mahlzeiten mehr beschwerlich als angenehm, denn alle bis jezt erfundene Versuche, um dem Rollen des Schiffs zu entgehen, haben nur geringen Nutzen gewährt. Eine während eines Sturms um eine Tafel zum Mittagessen versammelte Gesellschaft zeigt die Unbehaglichkeit des Seelebens stärker als irgend eine andere Scene desselben. Die erfahrensten Reisenden sehen

den Augenblick kommen, wo das Schiff auf die Seite fallen wird, und bereiten sich darauf vor; allein die Neulinge werden gewöhnlich davon überrascht, und Teller, Messer, Gabeln, Gläser, Stühle und oft ihre eigene Person rollen nach der entgegengesetzten Seite der Kajüte herüber. Diejenigen, welche ihre Plätze behalten, befinden sich zuweilen in einer nicht minder lächerlichen Lage. Eine zarte junge Dame, die sich so eben von der Seekrankheit erholt, sieht auf einmal einen Schinken auf ihren Schooß gestürzt; alle auf dem Tische befindliche Weinflaschen rollen nach einem entschiedenen Wassertrinker herüber; ein Epikuräer verliert den Teller mit Leckerbissen, den er vor sich hat und sieht dessen Stelle durch eine Schüssel gesottenen Reis ersezt; ein alter Ostindier findet ein Stück geröstete Leber vor sich, und ein gebratenes Ferkel fliegt auf einen Mann zu, der Schweinefleisch verabscheut. Wenn die Ruhe hergestellt und Jedermann sich aus seiner schwierigen Lage gezogen, so erfolgt vielleicht augenblickliche Lustigkeit, allein wenn die Sache sich zwey- oder dreymal wiederholt, so hört sie auf, unterhaltend zu seyn, und bringt üble Laune statt heiterer hervor. Man kann sich nicht unterhalten oder gemächlich sitzen, wenn man jeden Augenblick erwarten muß, von den Stühlen geworfen oder mit Suppe begossen zu werden, und diesen Zufällen ist man an Bord eines Schiffes so oft ausgesetzt, daß fast Jedermann den geselligen Geist verliert, und jedesmal, daß man bey Tafel zusammentrifft, finsterer, zurückhaltender und stiller wird.

Wie guten Muthes auch die Reisenden im Anfange einer Seereise seyn mögen, so fühlen sie sich doch bald niedergedrückt, und fast Jedermann sinkt in einen Zustand von Mattigkeit und Apathie, der ihn körperlich und geistig untauglich zu Beschäftigung und Anstrengung macht, man wird sich selbst und andern zur Last. An Bord eines Schiffes hört alle Geistesthätigkeit auf, und eine Seereise läßt ein völlig leeres Blatt im menschlichen Leben. Jeder denkende Mensch sieht den Gang seiner Ideen in dem Augenblicke unterbrochen, wo er die Küste aus dem Gesichte verliert, und nachdem er mehrere tausend Meilen zurückgelegt, fühlt er die traurige Ueberzeugung, daß er weder besser noch weiser geworden ist, als wie er zuerst das Schiff betrat. Es gibt kein Beyspiel eines geistigen Triumphs, der auf dem Meere erkämpft worden. Kein Philosoph erweiterte jemals die Gränzen der Wissenschaft durch eine glänzende Entdeckung — kein großer Schriftsteller entwarf oder führte ein unsterbliches Werk aus — kein Künstler brachte ein großes Kunstwerk hervor, und nie ward irgend eine ausgezeichnete Erfindung oder Entdeckung in irgend einem Fache der Wissenschaften an Bord eines Schiffes und während einer Seereise gemacht. Cervantes schrieb seine besten Werke im Kerker, Savage und Otway ihre Gedichte, während sie von Hunger, Kälte und Ermüdung litten, und oft haben sich große Genien in verschiedenen Zweigen unter den niederdrückendsten und ungünstigsten Umständen ausgezeichnet; doch Niemand wird glauben, daß die oben genannten Personen die Macht ihres Genius entfaltet haben würden, wenn sie auf dem Meere gewesen, selbst ohne von jenen störenden Umständen umgeben zu seyn, denen sie ausgesezt waren. Seeleute haben vielleicht seltener Talent gezeigt als irgend eine Volksklasse; und wenn sie Talente zeigten, so waren sie immer handwerksmäßiger und künstlerischer Art, so wie ihre besondere Lebensweise und die mit denselben verbundenen Gefahren, Schwierigkeiten und Pflichten sie auch ohne Hülfe höherer Geisteskräfte hervorbringen mußten. Indessen scheint es unbestritten, daß die Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, denen man auf dem Meere ausgesezt ist, hinreichend sind, die volle Wirksamkeit der geistigen Fähigkeiten zu unterdrücken; die jungen Leute, die sich freywillig dem Seeleben widmen, sind gewöhnlich starkgebaute, ungestüme und gedankenlose Wesen, rohen Vergnügungen ergeben und feinerer Empfindungen unfähig; und ich habe bemerkt, daß die, welche am Seeleben Geschmack finden, im Allgemeinen diesen Charakter zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Dezember.

Die musikalischen Unterhaltungen haben einen rüstigen Fortgang, und entschädigen die Freunde der Tonkunst für die lange Entbehrung, so wie die Theilnahme des Publikums die Virtuosen wieder durch zahlreiche Versammlungen schadlos hält. In den gewöhnlichen Konzertsälen ließen sich jedoch bisher nur inländische, oder hier ansässige Künstler hören. Auf dem Theater an der Wien trat aber Dem. Kainz auf, als erste Sängerin des großherzoglichen Hoftheaters zu Florenz, nicht in einer Oper, sondern in zwey Abtheilungen eines Konzerts, das vor und nach einem kleinen, schon bekannten Lustspiel (der Fürst und der Hirt) gegeben wurde. Wir kannten diese Sängerin schon von der bey dieser Bühne ehmals florirenden deutschen Oper her, und fanden sie damals im Besitz einiger Vorzüge, die eine brauchbare Konzert-Sängerin qualificiren. Ungefähr so fanden wir sie dießmal wieder. Doch merkt man, daß sie ihre Ausbildung nicht vernachlässigt hat; für den eigentlichen Gesang hat sie indessen nichts gewonnen. Die hohen Chorden sind hell und kräftig, die Mitteltöne klang- und kraftlos, nicht immer rein, und es fehlt hauptsächlich an melodischer Verbindung. Das Staccato ist schön, der Triller rund, die chromatische Scale ungleich. Sie trug vier Gesangstücke vor, das erste, eine Arie von Rossini, mit dem meisten Glück, das folgende ohne allen Ausdruck, wie denn allen überhaupt der charakteristische Geist fehlte. Zum Schluß wurden Variationen über ein „beliebtes Theaterlied,“ ebenfalls mit italienischem, wenigstens ziemlich deutlich ausgesprochenem Text vorgetragen. Die Melodie ist keine andre, als die bekannte auf das alte Tyrolerlied: „Wenn ich in der Früh

aufſte – he – e, bidelbum di – dey, bidelbumdey.“ Staccati's, chromatiſche Tonläufe und Triller wurden ſehr freygebig verwendet, während deſſen entfernten ſich die Zuhörer allmählich, nicht ſehr befriedigt, weil die Sängerin ihnen ſelbſt den italieniſchen Maßſtab dargeboten hatte; jedoch von vorn herein zu aufmunterndem und bewillkommendem Beyfall ungemein bereitwillig. Indeſſen ſie hat Schule, und iſt, wie ſich's in dieſem Fall von ſelbſt verſteht, gut muſikaliſch. — Das Erfreulichſte in dem erwähnten Konzert waren Variationen für die Clarinette, vorgetragen von einem jungen Künſtler, Friedlovsky, mit ungemein ſchönem Ton und ſeelenvollem Ausdruck, auch nicht unbedeutender Kunſtfertigkeit, die noch viel erwarten läßt.

Der Kapellmeiſter von Seyfried veranſtaltete im landſtändiſchen Saal eine Erinnerungsfeyer am Sterbetage Mozarts. Dieſes Konzert beſtand aus lauter Tondichtungen des unſterblichen Meiſters, theils allgemein bekannten, wie die Arie aus La clemenza di Tito, theils weniger — wie die Variationen für fünf Singſtimmen, mit Begleitung des Chors — theils in dieſer Form noch gar nicht bekannten. Dieſe Tonſtücke ſind nämlich — die Arie ausgenommen, verſteht ſich — von dem Konzertgeber für das Orcheſter eingerichtet, wie dieß der Fall mit dem muſikaliſchen Theil des Drama's Ahasverus iſt, aus welchem die eben erwähnten Variationen entlehnt waren. Den Anfang machte eine nach der Sonate, Op. 4, bearbeitete Ouvertüre; den Schluß eine Fantasia fugata, in F moll, mit ganzem Orcheſter. Den Verehrern Mozarts müſſen dieſe Mittheilungen allerdings willkommen ſeyn, und die Abſicht verdient Dank und Theilnahme; gewiß iſt es aber auch, daß man den ihrer urſprünglichen Beſtimmung entrückten Tondichtungen den Zwang der Umgeſtaltung anmerkt, und einige bringen in der reichen, rauſchenden Begleitung eine ſchwächere Wirkung hervor, als in ihrer frühern, auf ſich ſelbſt beſchränkten Einfachheit. Der Hofſchauſpieler Anſchütz trug Mozarts Todtenfeyer vor, gedichtet von A. F. Langbein, wie angekündigt war — mir bisher ganz unbekannt. Er recitirte mit wahrer Begeiſterung, und im ächten Ton lyriſcher Deklamation. Selten aber bringen Deklamationen in Konzerten gute Harmonie hervor.

Madame Kraus-Wranizky, die ſich ſelten hören läßt, ſang eine Arie von Mozart, mit der ihr eignen, geſchmackvollen Methode, wozu auch ſchönes Portament und ausdrucksvolle Nüancirung in den leiſeſten Betonungen unfehlbar mit gehören. Es iſt ein Verluſt für die deutſche Oper, daß ſie nicht mehr auf der Bühne erſcheint. Ein kleiner Wunderknabe ließ ſich wieder hören, auch ein junger Khayll, der kaum zehn Jahre zählt, und das Kleeblatt der mirakuloſen kleinen Violinkünſtler voll macht, die ſeit Kurzem das ſchwierigſte Inſtrument in ein leichtes Spielwerk zu verwandeln ſcheinen. In der That löste er die Aufgabe mit einer Ruhe, die dem ausgebildetſten Künſtler Ehre machen würde. Der Ton war in den ſchwierigſten Paſſagen rein und ſicher, Alles nett und rund, ſogar nicht ohne Gefühl im ernſthaften Tempo. Anſchütz recitirte auch dieß Mal ein werthvolles Gedicht vom Baron Zedlitz: Die Abaſſiden, das in dem neueſten Jahrgang der Aglaja mit enthalten iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rom.

(Fortſetzung.)

Welches iſt die Urſache jener eben ſo thörichten Zumuthung von Seiten Gasbarrone's, als des ſonderbaren Eingehens in dieſelbe vom Geiſtlichen, ohne die mindeſte Ahnung von der einen Seite, daß man Verdacht ſchöpfen könne und, von der andern, daß Verdacht geſchöpft werden müſſe? Das Vertrauen, welches der römiſche Pöbel in ſeine Prieſter ſezt! Kaum iſt der Generalvikar unter den Räubern angelangt; ſo entſteht eine Scene, welche den Räubern von Schiller buchſtäblich abgeborgt zu ſeyn ſcheinen würde, wenn nicht die zweyte Hälfte derſelben ihnen eben ſo ungleich als die erſte gleich wäre. Der Prieſter, weit entfernt, bey der plözlichen Umkehr der Räuber davon zu laufen, wie der Schiller'ſche thut, bleibt drey Tage unter ihnen, theilt alle Beſchwerden eines, auch der geringſten Bequemlichkeit ermangelnden, Lebens, ſchläft unter freyem Himmel auf Baumblättern, nährt ſich von rohem Obſte und trinkt faules Waſſer. Er erreicht ſeinen Zweck: die Räuber, von der Eindringlichkeit ſeiner Ermahnungen bewogen, begleiten ihn und geben ſich unter dem Vorbehalte, daß ihnen das Leben geſchenkt werde (die Regierung, in einer mittelbar offiziellen Erklärung, behauptet, auf abſolute Diskretion), in die Hände der Gerechtigkeit. Ich frage, in welchem der tauſend Räuberromanen, an welchen die ehrlichen Deutſchen, (wahrſcheinlich nach dem, von Leſſing aufgeſtellten Grundſatze, daß man davon am liebſten ſpreche (alſo, ſeze ich hinzu, auch leſe), was man nicht habe) ſeit dreyßig Jahren ein ſo großes Vergnügen gefunden haben, iſt eine erdichtete Scene vorhanden, welche jener wahren an Unwahrſcheinlichkeit gleich käme? Weiter. Die Räuber (wenigſtens ein Theil davon) werden, frank und frey, doch unter Gensd'armenbegleitung, nach Genzano gebracht, wo Gasbarrone, unter dem wahren oder erdichteten Vorwande (denn der gethane Schritt fing ihn hier ſchon zu reuen an), diejenigen unter ſeinen Genoſſen an ſich zu locken, welche ihn zu begleiten ſich geweigert hatten, einige Tage zu bleiben wünſcht. Dieß wird ihm erlaubt. Im Wirthshauſe, wo man die Räuber einquartirt, wird gegeſſen, getrunken, mit den Einwohnern komerſirt, ja ſogar ein öffentlicher Ball gehalten, wozu die Fiedler des Städtchens aufſpielen, und die Mädchen und Burſche der umliegenden Gegend, lauter Verwandte oder Freunde der Räuber, förmlichſt eingeladen werden. Gasbarrone mit ſeiner Geliebten, einem bildſchönen Mädchen aus Sonnino, tanzt vor. Ausgenommen, daß ein Trupp Gensd'armen von Innen und Außen Wache halten, gewährt das Ganze gerade denſelben Anblick, als wenn andere ehrliche Leute luſtig ſind. Gasbarrone ſpricht hier mit einigen Bekannten von ſeinen Verhältniſſen in demſelben ruhigen Tone, als wäre von einem bürgerlichen, oder ſonſtigen Geſchäfte die Rede; ja er äußert, es leuchte ihm jezt recht klar ein, daß er einen dummen Streich gemacht habe. Doch ſezt er, mit ruhiger Verzichtleiſtung und ungefähr in den bekannten Worten aus der Oper: La Cosa rara, hinzu: Mà quel ch'è fatto, è fatto, e non si può cangiar. (Aber was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und läßt ſich nun nicht mehr ändern.) Ein Maler aus Rom, welcher ſich gerade zu Genzano befindet, bittet ihn um die Erlaubniß, ihn zu zeichnen, und erhält ſie. Endlich gelangt die Bande in Rom an, und wird auf die Engelsburg geſezt. Um das Maß der Sonderbarkeiten vollzumachen, wird Gasbarrone hier, auf Befehl der Regierung mit ſeiner Geliebten verheirathet, erhält einen förmlichen täglichen Unterhalt von fünf Paoli (über ſiebenzehn Groſchen ſächſiſch) und theilt ſeine Zeit zwiſchen der Unterhaltung mit ſeiner ſchönen Frau und dem Spaziergange im Feſtungsgarten. Wie lange dieſes Leben dauern wird, iſt nicht gewiß; doch ſo viel weiß man, daß Gasbarrone deſſen herzlich müde iſt, und ſich auf ſeine Berge zurückſehnt. Ihm iſt, wie er verſichert, die Unthätigkeit, in welcher er lebt, unerträglich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. Januar 1826.

> Wer von des Weltmeers Helden errang durch Vollendung der Schifffahrt
> Jenen unsterblichen Kranz, der entferntesten Zeiten Bewundrung,
> Albions Ruhm und Europa's Triumph. Der Küsten Umsegler
> Erster, der Neuerer Fürst, des Entschlusses muthiger Führer,
> Cook er war's.
>
> Baggesen.

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Die Mattigkeit und Niedergeschlagenheit, die man gewöhnlich an Bord eines Schiffes fühlt, hindert die Reisenden selbst am Genuß jener beschränkten Unterhaltungen, die ihnen dargeboten werden, und sie bringen ihre Zeit auf eine Weise hin, die in jeder andern Lage unerträglich wäre. Verdrossen auf dem Verdecke herumschlendern, die wahrscheinliche Länge der Reise berechnen, die Erscheinung der Vögel und Fische bemerken, das Fortschießen des Schiffes durch die Wogen betrachten, das Wetter beobachten und die Stunde des Mittagsessens herbeywünschen, sind die gewöhnlichen Beschäftigungen auf einer Seereise. Lektüre von andern als ganz gehaltlosen Werken, erfordert eine zu anhaltende Aufmerksamkeit, deren man selten fähig ist; dagegen sind Schach-, Brett-, Kartenspiel und Tanz sehr angenehme Zeitvertreibe. Der angenehmste von allen andern bleibt die Musik, besonders in ruhigen, mondhellen Nächten. Man fühlt sich gewöhnlich des Abends am meisten zur Unterhaltung geneigt und am fähigsten, sie zu genießen. Die Beschäftigungen des Tages sind nicht thätig genug, um zu ermüden, der Geist ist aufgelegt und der angenehme Uebergang vom Sonnenschein zur Finsterniß bringt einen leichten Reiz hervor, der hinlänglich ist, um Langeweile und Müdigkeit zu Land und zur See zu verscheuchen.

Wie trübe und einförmig das Seeleben auch seyn mag, so bringt es doch besondere Züge des Charakters an den Tag, welche vielleicht unter keinen andern Umständen erschienen wären, und sie zeigen sich im hellsten Lichte in den Berührungen und Widersprüchen der verschiedenen Menschen, welche das Schiff vereinigt. Wenige Wochen auf der See entwickeln gewöhnlich die Denkungsweise und herrschenden Neigungen fast aller Reisenden, und bestimmen dadurch die Rolle, die sie während der ganzen Reise spielen werden. Eine der gewöhnlichsten ist die eines Unheilverkündigers. Leute dieser Art finden sich auf der See noch häufiger als auf dem Lande, da sie dort einen weiten Spielraum für ihre düstern Vorempfindungen und eingebildeten Ursachen zur Furcht haben, der sich ihr williger hingeben und sie auch ihren Gefährten einzuflößen suchen. Der Unheilverkündiger hat an Bord eines Schiffes gewöhnlich ein ernstes, zweifelhaftes Ansehen, und sein Auge irrt unstät umher. Seine ganze Aufmerksamkeit ist auf das Wetter, den Wind, und das Steigen und Fallen des Barometers gerichtet. Er beschäftigt sich in Gedanken mehr mit dem Schiffe als der Kapitän, und strengt sich wenigstens stärker an, denn sein Wachestehen auf dem Verdecke wird durch seine Furcht bestimmt, deren Einfluß ihn ununterbrochen beherrscht. Wenn seine Reisegefährten heiter und ruhig scheinen, so wirft er einen mitleidigen Blick auf sie, wie auf Leute, die, ohne es zu wissen, am Rande des Verderbens stehen, und wünscht ihnen gute Nacht mit einer Feyerlichkeit, als ob er sie niemals diesseits des Grabes wiederzusehen erwartete. Seine Angst geht von einem

Gegenstande zum andern, und sobald er sich in dem einen getäuscht sieht, ruft seine Einbildungskraft einen neuen hervor. Zuerst ergreift ihn die Idee, daß das Schiff vielleicht einen Leck haben dürfe, und nun untersucht er täglich zweymal den Brunnen und bewacht mit ängstlicher Sorgfalt die Pumpen, während er zugleich Bemerkungen über das Sinken der Schiffe fallen läßt, und für die glückliche Ankunft aller an Bord befindlichen Reisenden betet. Wenn ihn die Furcht verlassen, daß zu viel Salzwasser im Schiffe seyn möge, so plagt er sich und Andere mit dem Gedanken, daß nicht genug süßes an Bord sey. Er mißt täglich seine Portion, um sich zu überzeugen, daß man sie nicht vermindert, und jedes Glas, welches er trinkt, erweckt die Idee des Mangels und verursacht ihm einen eingebildeten Durst, der weit unerträglicher ist als der wirkliche, den er zu lindern sucht. Hat er sich endlich überzeugt, daß ein Ueberfluß von frischem Wasser an Bord ist, so wird seine unheilschwangere Phantasie vielleicht vermuthen, daß die Abweichungen der Magnetnadel weit stärker als gewöhnlich sind, und das Schiff ganz aus seinem bestimmten Laufe gekommen ist. Nun steht er den ganzen Tag Schildwache neben dem Teleskope, und des Nachts schleicht er sich häufig aus der Kajüte und kömmt auf das Verdeck, um die Abweichung der Magnetnadel zu beobachten und die Gewalt der magnetischen Anziehungskraft zu berechnen, die, wie er glaubt, das unglückselige Schiff in den Strudel des Verderbens dahinreißt.

Die Unterhaltung, welche Manchem die Beobachtung des Unheilverkündigers verschaffen mag, hält indessen nicht schadlos für die Angst und Unruhe, die er unter dem furchtsamen und unerfahrnen Theil seiner Reisegefährten verbreitet, und welche die Vorstellungen einer andern Person von ganz verschiedenem Charakter, die sich vielleicht an Bord des nämlichen Schiffes befindet, nicht ganz zu zerstreuen vermögen. Wenn dieser bemüht ist, seinen Gefährten die Gefahren und Ursachen der Furcht anzuzeigen, die aus ihrer Lage entstehen können, so sagt ihnen der andere, in dem Augenblick, wo man in Gefahr schwebt, daß sie sich nicht im geringsten dadurch geängstigt fühlen, und eben so sicher, glücklich und zufrieden als in jeder andern Lage seyn müssen. Sein Axiom ist, daß ein Mann große Schwäche des Geistes zeigt, wenn er nicht mit den ihn umgebenden Dingen zufrieden ist, und eine noch größere, wenn er diese Unzufriedenheit zeigt. Gleich dem nordamerikanischen Indianer hält er Unempfindlichkeit gegen Mühseligkeiten, Entbehrungen und persönliche Unbequemlichkeiten für Zeichen eines erhabenen Charakters. Sein rohes Gemüth und abgehärteter Körper hindern ihn, jene Beschwerlichkeiten zu empfinden, unter denen Andre leiden, und während er sein Freybleiben davon einer angebornen Fühllosigkeit und Dumpfheit der Empfindung verdankt, so schreibt er es triumphirend seiner Geistesstärke und Erhabenheit des Gemüthes zu, und wenn man ihm sagt, daß man sich unruhig und ungeduldig fühlt, so blickt er mit einem Blick stolzen Mitleidens auf den Klagenden herab, der zeigt, daß er ihn für so thöricht hält, als er es in der That selbst ist. Wenn einer seiner Reisegefährten sich über das Rollen des Schiffes, die Ungemächlichkeiten der Wohnung, die Heftigkeit des Windes und die Gefahren der Reise beschwert, so drückt er seine Verachtung über so kindische Klagen aus und bittet sie, zufrieden zu seyn, daß es nicht ärger ist, indem er zugleich versichert, daß er sich eben so glücklich auf der See als auf dem Lande, in einem Sturm wie bey einer Windstille fühlt. Er ergreift jede Gelegenheit, um Bemerkungen dieser Art zu machen und sich jener geistigen und körperlichen Unempfindlichkeit zu rühmen, die immer das Merkmal der niedrigsten Klasse belebter Wesen ist, und von welcher er glaubt, daß sie ihm das Recht gibt, Andere zu tadeln, die sie glücklicherweise nicht besitzen, und auf die er mit jenem Mitleiden herabsieht, das seiner eigenen bleiernen Schwerfälligkeit und unerträglichen Dummheit angemeßner wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der neue Orpheus.

(Beschluß.)

Vierter Auftritt.

Merkur. Agathe. Muse der Tonkunst. Euryanthe.

Euryanthe (tritt ein und eilt in die Umarmung der Tonkunst).

Hin nimm die Seele mein,
Laß mich ganz Du nur seyn!
Nur Eins mit dir!
Wohnt doch dein volles Herz,
Freude und süßer Schmerz
So ganz in mir.

Muse der Tonkunst.

Ja, mir ist's als sollt' ich kennen,
Deine Töne, deine Züge,
Und ich fühl's im Herzen brennen,
Wenn ich dir am Herzen liege.

Euryanthe.

Bin ich doch dein Werk und eigen,
Hast doch du des Meisters Seele
Eingehaucht den Sphärenreigen
Und das Lied der Philomele.
Warst doch Du's, die ihn entflammte,
Du, die Göttlichem entstammte,
Als er mich schuf, Euryanthe. —

Ja, so heiß' ich, und ihr Beyden
Seyd durch ihn mir Schwestern worden,
Nimmer soll uns etwas scheiden.
In harmonischen Akkorden
Strömten wir aus vollem Leben
Seiner zarten Herzensreine,
Jede bleibt ihm treuergeben,
Jede immerdar die Seine. —
Als das jüngste der Gebilde
Seiner hohen Schöpferstunden
Hab' ich mich in dem Gefilde,
Wo du weiltest,

(Zur Tonkunst)

eingefunden.

Gab er die Natur Agathen,
Die Romantik Prezioſen,
Legte er in mich die Saaten
Zu dem ächten, wahrhaft Großen. —
Und im Jubelfest der Töne,
In dem Strome der Empfindung
Trage ich in mir das Schöne
Mit dem Hohen in Verbindung,
Alle seine Saiten schwangen
Sich in mir zu Lust und Schmerzen,
Aber auch die Saiten klangen
Wieder ihm in Aller Herzen. —
Aber Herzen muß er finden,
Geister, die ihn ganz verstehen,
Augen, die nicht selbst sich binden,
Seelen, die gern mit ihm gehen;
Und dann strömen die Gesänge
Groß daher im Sonnenspiegel,
Und dann hebt die Macht der Klänge
Hoch uns auf mit Geisterflügel. —
Also feyerten schon länger
An der Elbe sie den Meister,
Und es traten edle Sänger
Traut zu ihm, verwandte Geister,
Und laut an der Sprea schallet
In Thaliens Heiligthume,
Und vom Isarstrome hallet
Wieder es von Webers Ruhme. —

Muse der Tonkunst.

Ja! hinweg die Trauerflöre,
Denn ein Würd'ger ist erstanden,
Den die deutsche Tonkunst ehre,
Den mit heißer Liebe-Banden
Sie umschlinge, ihn begleite,
Und mit neuerwachtem Leben
Eil' ich hin an seine Seite,
Mich nun ganz ihm hinzugeben. —

Merkur.

Geduld, Geduld, so geschwind geht das nicht.
Eingang und Ausgang bewahr' ich nach Pflicht,
Wenn der alte Cerberus hat die Gicht,
Darum ich an seiner Stelle,
Wie sich's gebührt, jezt brumme und belle.
Eurydizen that wohl vor Zeiten
Orpheus aus der Unterwelt wieder geleiten,
Ob aber der neue Orpheus, Weber,
Darf eine Seele aus der Unterwelt entführen,
Oder zur Strafe dafür mit seiner Leber
Muß, gleich Prometheus, den Geyer traktiren,
Das möge erst Minos bestimmen, der große Richter. —
Da, seht, hier naht er und schneidet Gesichter,
Er hat den Casus schon von weitem vernommen,
Und wird gleich mit seinem Urtheilsspruch kommen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Minos.

Minos

(tritt ein und deklamirt ein von einem andern Freunde, der diese Rolle selbst spielte, eingelegtes Gedicht, an dessen Schluße der Muse der Tonkunst verstattet ward, wieder zur Oberwelt heraufzuschweben).

So laßt uns denn empor zu ihm jezt schweben,
Und dort den Kranz aus Orpheus Sängertagen,
Den er, wo Thebens Mauern stolz sich heben,
Im Siegesglück als höchsten Schmuck getragen,
Laßt ihn uns nun dem neuen Orpheus geben,
Dem unsre Herzen heiß entgegen schlagen,
Und mög' dem Haupt, um das wir stolz ihn schlingen,
Noch lange, lange Herrliches gelinzen.

(Die Muse der Tonkunst, Agathe, Preziosa und Euryanthe übergeben Weber den Lorbeerkranz, woran ein weißes, buntes und rosenfarbenes Band, das jede der Leztern hält.)

Th. Hell.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom.

(Fortsetzung.)

Wem, der von Rom gehört hat, sollte nicht auch Frascati bekannt geworden seyn, und wär's auch nur aus der alten Paesielloschen Oper, die Frascatanerinn, oder aus der Fioravantischen, *) die Sängerinnen auf dem

*) Fioravanti, der berühmte Komponist der oben erwähnten Cantatrici villane, so wie mehrerer minder bekannt gewordener Opern, z. B. der Virtuosi ambulanti, des Fabbro parigino, des Furbo contro il Furbo u. s. w., und der jezige Kapellmeister an der Peterskirche gleiches Namens, sind eine und eben dieselbe Person.

Lande (le Cantatrici villane). Frascati liegt etwa dritthalb deutsche Meilen von Rom, nach Südost, ungefähr auf der mittlern Höhe des großen Bergrückens, den man heut zu Tage das albanische Gebirge nennt, obgleich ehemals nur die höchste Spitze desselben, jezt unter dem Namen Monte Cavo bekannt, Mons Albanus hieß. Am äußersten südlichen Ende desselben liegt, doch nicht sehr hoch, das heutige Albano; dann folgen, nach Osten zu, mehrere andere Oerter, zum Beyspiele Castel Gandolfo, Rocca del Papa, Marino u. s. w., bis sich endlich fast im Osten in einer ziemlichen Ausdehnung Frascati und immer weiter links Monte Porzio, Monte Compatri und Rocca Priora (lezters nach dem unbewohnten, blos mit einem Mönchskloster besezten, Monte Cavo der höchste Ort auf dem albanischen Berge), u. s. w. zeigen. Frascati ist, wenn auch nicht dem Orte, doch der Abstammung seiner Einwohner nach, das alte Tusculum. Der Sage nach von Telegonus, dem Sohne des Ulyß, gegründet, soll die Stadt späterhin von den Toskanern vergrößert worden seyn, und zugleich den Namen (Toscanum in Tusculum) erhalten haben. Zu Ende des Königthums scheint sie nicht gerade unbedeutender gewesen zu seyn, als alle übrigen, um Rom herumliegenden Städte; wenigstens läßt sich dieß aus ihrer Befestigung schließen, von welcher noch heut zu Tage, wie man meynt, ein großer Theil in der Stadtmauer des neuen Frascati vorhanden ist. Der Schwiegersohn des Tarquinius Superbus, Octavius Mamilius, in Tusculum ansässig, rüstete sich, nebst seinen Landsleuten, gegen die Römer, zu Gunsten seines Schwiegervaters, ward aber besiegt. Späterhin nahm die Stadt, bey Annäherung Hannibals, eine so kriegerische Haltung an, daß dieser sie nicht anzugreifen wagte. Hernach scheint sie, aller politischen Wichtigkeit beraubt, nur der eigenen Unbedeutendheit ihre Fortdauer verdanken gehabt zu haben, auch vielleicht gänzlich mit Rom vereinigt gewesen zu seyn. Wenigstens war der erste Aedilis Curilis, welchen die Römer im Jahr der Stadt 387 erwählten, aus der Familie Juventia daselbst gebürtig. Auch war Tusculum die Vaterstadt des Cincinnatus, so wie des Cato Censor, von dessen Urenkel Marcus Porcius Cato, welcher in der Nähe eine Villa besaß, wahrscheinlich das erwähnte Städtchen Monte Porzio seinen Namen hat. Im Mittelalter gerieth Tusculum, man weiß nicht, ob gutwillig, oder gezwungen, in die Gewalt der Päpste, denen es in ihren Händeln mit den römischen Großen aus allen Kräften beystand, dafür aber, nachdem im Jahre 1191 der Papst Cölestin III. mit diesen Frieden zu machen, und ihnen die Stadt zu überliefern genöthigt worden war, von den rachsüchtigen Römern zerstört und dem Erdboden gleich gemacht ward. Die Einwohner bauten sich unterhalb der vorigen Stadt etwa eine halbe Stunde davon entfernt, auf einem Platze wieder an, bis wohin, wie man sagt, eine Vorstadt derselben gereicht hatte, wo sie in der Eile Hütten errichteten, und mit grünen Zweigen (frasche) bedeckten. Daher (so geht wenigstens die Sage) der Name der neuen Stadt Frascati. Die vorige politische und bürgerliche Wichtigkeit des Orts schwand, und machte den Freuden des ländlichen Aufenthalts Platz. Bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts wallfahrteten die Römer nur auf Stunden, oder Tage dahin. Von da an aber gehörte es zum guten, ja großen Tone, zu Frascati eine Villa zu besitzen, und auf derselben die schöne Jahreszeit zuzubringen. *) Besonders ließen es sich die Päpste, oder vielmehr ihre Neffen, angelegen seyn, in und neben dem Orte die schönsten Landhäuser zu erbauen, und sie mit den ausgezeichnetsten Kunsterzeugnissen zu schmücken. Der große Sixtus V. hatte schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts den Reihen eröffnet und daselbst eine Villa, nach ihm Montalto (heut zu Tage, Villa Bracciano) genannt, erbaut, die erste von Bedeutung, welche dort angelegt wurde. Es ist, von Rom aus gesehen, die erste zur rechten Hand, neben Frascati gelegen. Dann bauten, der Reihe nach, Clemens VIII. die Villa Aldobrandini (später Pamfili und Borghese, gewöhnlich Belvedere genannt), Paul V. die Villa Mondragone, und gleich darneben die sogenannte Villa Taverna, beyde zur äußersten Rechten, über Frascati gelegen, und endlich Gregor XV. die Villa Ludovisi, heut zu Tage Conti.

*) Der Kunstausdruck heißt, andar in villeggiatura.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt, 24. Januar.

Unsre Bühne hat einen bedeutenden Verlust erlitten; der Sänger und Schauspieler Größer ist nicht mehr — unser. Am 16. dieses Monats reiste er ohne Abschied ab, nachdem er Abends vorher noch als Figaro im Barbier von Sevilla auftrat. Bald heißt's, er habe in Stuttgart, bald in Cassel ein vortheilhafteres Engagement; keines von beyden will ich indessen verbürgen. Während zwey Monaten ist dieses bereits das zweyte Mitglied unseres Theaters, welches uns so ganz unerwartet verlassen. Größer ist zwar kein ausgezeichneter Künstler, aber ein braver routinirter Schauspieler, der mit einem einnehmenden Aeußern auch eine angenehme Tenorstimme verbindet. Wer den Don Juan, den Figaro von keinem Forti gesehen, wird mit seinen Leistungen nicht unzufrieden seyn, und dennoch gab er im Bürgerkapitän *) die ganz heterogene Rolle des Leibschützen mit komischem Humor. Kurz ich glaube, daß gerade, weil Größer in Trauer-, Schau- und Lustspielen, so wie in der Oper zu brauchen war, die Direktion ihn mißbraucht habe, die, außer daß das Publikum vieles bey seiner Abwesenheit verliert, in ökonomischer Hinsicht dadurch bedeutenden Schaden leidet, indem sie wegen seiner Vielseitigkeit wenigstens nun zwey andere Individuen wird engagiren müssen. Auch unsre gefeyerte und liebenswürdige Sängerin, Dem. Bamberg, wird uns bald verlassen; sie wird dem Tempel Thaliens Lebewohl sagen, um den des Hymen zu betreten.

Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß wir seit verflossenem Sommer einen neuen Vergnügungsplatz in dem Vauxhall des Herrn Pflüger besitzen, der große perspektivisch gebaute, von tausend Lampen beleuchtete Garten, bietet bey einem gut besezten Orchester an schwülen Sommerabenden einen angenehmen Aufenthalt. Dieser Vauxhall hat diesen Winter noch gewonnen, indem der für das Vergnügen seiner Gäste unermüdete Besitzer durch bedeutenden Kostenaufwand einen Kunstgarten in zwey großen Sälen angelegt hat, so, daß während es draußen stürmt, wir ganz behaglich unter Orangenbäumen sitzen, und uns von den lieblichen Kindern der Flora umgeben sehen. Während der Messe war der Zutritt alle Abende gestattet, wie dieses zur nächsten Frühlingsmesse, wo, wie es heißt, der Garten bedeutend vergrößert, mit Logen, Tempeln und Balkons im italienischen Geschmacke verschönert werden soll, wieder der Fall seyn wird.

*) Der Bürgerkapitän ist eine Lokalposse im Frankfurter Dialekt. —

Beylage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Februar 1826.

Ich sprach ein Wort, denk' andres dir hinzu.

Bali.

Alte Denksprüche*).

1.

Je steiler der Berg, je niedrer das Thal,
Je größer der Mann, je schwerer der Fall.

2.

Wer vergangne Ding betracht,
Gegenwärt'ges hält in Acht
Und Zukünftiges ermessen kann,
Der ist gewiß ein kluger Mann.

3.

Sehr fröhlich ist gefährlich,
Sehr traurig ist beschwerlich.

4.

Frisch und fröhlich zu seiner Zeit,
Fromm und treu in Ewigkeit.

5.

Der Jungen That,
Der Mittlern Rath,
Der Alten Wunsch
Ist selten umsunst.

6.

Viel Vögel sind, die hassen mich,
Ein Kautz bin ich und acht' es nicht.

7.

Ein gut Gewissen und ehrlich Leben
Muß endlich doch in Ehren schweben.

8.

Gut verloren, ist nichts verloren,
Muth verloren, ist halb verloren,
Gott verloren, ist Alles verloren.

9.

Geld verloren, viel verloren,
Ehr verloren, mehr verloren,
Glauben verloren, Alles verloren.

10.

Freund in der Noth,
Freund bis zum Tod,
Freund hinter'm Rücken
Sind drey starke Brücken.

11.

Da die Treue ward gebor'n,
Da flog sie in ein Jägerhorn;
Der Jäger blies sie in den Wind,
Darum man selten Treue find't.

X.

*) Diese Sprüche finden sich auf der Decke einer Ausgabe von Bachmann's Horologium principum in der Universitäts-Bibliothek zu Gießen, und sind 1633 niedergeschrieben.

Seeleben.

(Fortsezung.)

Die unveränderten Umgebungen tragen nicht wenig dazu bey, eine Seereise zu trüben. Die Ansicht des Himmels und des Oceans sind so kleinen Verschiedenheiten unterworfen, daß alle Veränderungen, die an denselben vorgehen, sich in dem Laufe eines Tages darstellen können, und derjenige, der während einer Windstille, einem mäßigen und einem starken Winde gesegelt ist, hat ungefähr alle Veränderungen betrachtet, die sich ihm, während er an Bord eines Schiffes ist, darstellen mögen.

Es gibt kein unangenehmeres Wetter auf der See, als eine Windstille. Die geistige Niederdrückung und Langeweile, welche der Gedanke der dadurch verursachten Verzögerung hervorbringt, werden durch keine neue oder belebende Erscheinung in der äußern Natur unterbrochen; denn in solchen Augenblicken theilen Fische, Vögel und selbst die Wolken die Unbeweglichkeit der Elemente, die ersten zeigen sich selten und die beyden lezteren bleiben in einem unveränderlichen Zustande der Ruhe. Man sieht selten eine völlige Stille, ausgenommen zwischen den Wendekreisen, wo sie zuweilen Wochen lang dauert, in denen man keinen Windhauch, nicht das leiseste Kräuseln der See gewahr wird. Die Hitze wird so heftig und der Wiederschein der Sonne auf dem Wasser so blendend, daß man kaum anders als bey Nacht auf dem Verdecke auszudauern vermag. Dieser Zustand der Dinge erschöpft selbst die Geduld der Seeleute, um so mehr die der Reisenden, die vielleicht eines Schiffes ungewohnt, in einen engen Raum zusammengedrängt, mit Ungeduld dem Ende der Reise entgegensehen, und jeder ansprechenden Unterhaltung beraubt, in Kleinmuth versinken oder sich die Langeweile nur durch Zänkereyen vertreiben. Alle fühlen ihre verdrießliche Lage durch den Gedanken vergrößert, daß keine menschliche Mittel und Anstrengungen sie aus derselben zu ziehen vermögen, und daß sie unthätig bleiben müssen, bis der eigensinnige Wind endlich wieder den Plaz besucht, auf dem sie fest gebannt liegen.

Gewöhnlich sind die Reisenden auf der See dann am besten gelaunt, wenn der Wind günstig und das Schiff schnell über die Wasser dahin fährt. In der That scheint es, als ob fast unter allen Umständen die bloße Handlung des Fortschreitens die natürliche Thätigkeit errege und den Geist erheitere. Johnson sagt, daß das Leben wenig Vergnügungen gewähre, die mit dem zu vergleichen sind, in einer Postchaise fortzurollen; und wer hätte nicht den begeisternden Einfluß eines raschen Galopps empfunden? Das Gefühl, die Wogen zu durchschneiden, indem man zehn oder zwölf Meilen in einer Stunde zurücklegt, ist wahrlich entzückend und versezt unwiderstehlich in gute Laune. Alles gewinnt ein lebendiges Ansehen. Die See wird glänzend blau, und ihre Wellen schwellen und bilden tausend verschiedene Gestalten; weite Halbkreise von blendend weißem Schaum breiten sich, schnell aufeinander folgend, vor dem Schiffe aus, und ein langer, allmählig schwächer werdender Streif bezeichnet wellenförmig, gleich einer Milchstraße, seine Spur; Vögel flattern um dasselbe her und begleiten es mit unermüdeten Schwingen, Meerschweine hüpfen an jeder Seite, zuweilen auf der Oberfläche springend, und dann plötzlich untertauchend und einen langen hellen Streifen in dem Augenblicke ihres Verschwindens zurücklassend. Der Wind pfeift munter durch das Takelwerk, die Matrosen klettern auf den Masten herum, und die weiten Segel schwellen ihren Busen im Sonnenschein und empfangen triumphirend jenen Windhauch, der dem Schiffe eine vorübergehende Herrschaft über den umgebenden Ocean verschafft.

Heiter versammeln sich die Reisenden auf dem Verdeck; die armen Leidenden, die Wochen lang das Bett gehütet, werden in Armstühlen heraufgebracht; der Kapitän wünscht ihnen Glück zu dem günstigen Wetter; der Steuermann macht ein weises Gesicht und steuert verständig dahin, und die ganze Gesellschaft steigt herunter zum Mittagessen, die Weinflasche kreiset frey herum, man berechnet den Augenblick, wo man den Ort seiner Bestimmung erreichen wird, und Wetten werden gemacht; die allgemeine Heiterkeit versöhnt Alle für einen kurzen Augenblick mit dem „Seeleben."

Sonnenauf- und Untergang und Mondlicht gewähren die interessantesten Veränderungen in den Ansichten des Oceans. Der Aufgang der Sonne stellt indessen selten große Schönheiten oder Veränderungen dar; denn in einiger Entfernung vom Lande erhebt sich das große Gestirn des Tages gewöhnlich über einen wolkenlosen Horizont, und folglich begleitet nichts als ein heller Lichtschimmer seine Erscheinung beym Anbruch des Morgens. Bey Sonnenuntergang ist es das Gegentheil. In fast allen verschiedenen Zonen und Meeren zeigen die Phänomene, welche im Gefolge des scheidenden Tages erscheinen, einen verschiedenen Charakter und eine verschiedene Ansicht. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß der Untergang der Sonne auf dem Meere gesehen, jemals dem auf der Küste gleich kommen kann, wo Berge, Thäler, Wälder, Flüsse und Ruinen von dem herrlichen Schimmer des Abends vergoldet die Wirkung erhöhen, Augen und Geist des Betrachters entzücken und die ganze Scene eben so zahlreiche und verschiedene Gemüthsbewegungen hervorbringt, als sie aus verschiedenen Gegenständen besteht. Allein in der Mitte des Oceans zeigt die Erscheinung eine, man möchte sagen, geistigere Herrlichkeit, und die Abwesenheit aller irdischen Züge und Verbindungen verleihen ihr eine höhere Idealität.

Vielleicht ist der Untergang der Sonne am schönsten

in den westindischen Meeren in der regnigten Jahrszeit. Des Morgens ist der Horizont mit einer Reihe von Wolken umgeben, deren Massen sich bis gegen Mittag allmählig vergrößern. Dann werden sie bewegungslos und unveränderlich und hängen bey der überwältigenden Hitze des Tags schwerfällig herunter; doch wenn die Sonne bedeutend heruntergesunken, erheben sich neue Massen an der Stelle, wo sie untergehen wird, als ob sie sich zu ihrer Aufnahme vorbereiteten. Wenn sie hinter denselben verschwunden, so bleibt sie eine Weile gänzlich verhüllt; aber endlich spaltet sich die dunkle Masse, durch welche ein blendender Lichtschimmer plötzlich hervorbricht. Alle Nebel verschwinden, die herrliche große Kugel sendet Lichtfluten aus und von glänzend gefärbten Wolken umgeben, lächelt sie den Ocean an, dessen spiegelglatter Busen ruhig das blendende Bild empfängt und sanft gemildert zurückwirft. So wie der Augenblick des Untertauchens sich nähert, fällt das Licht der Sonne ungleich auf die gigantischen Wolken und erleuchtet sie auf der einen Seite mit prächtigen Farben, während die auf der andern schwarz, furchtbar und gewitterschwanger herabhängen und mit düsterm Scheine den Augenblick zu erwarten scheinen, wo das Gestirn, welches sie bewacht, verschwinden und ihnen vergönnen wird, in Sturm auszubrechen und ihren verhaltenen Grimm in den Busen der Nacht auszuschütten. Endlich sinkt sie unter den Horizont herab und fast in demselben Augenblicke verhüllt Finsterniß Himmel und Meer.

In dem südlichen atlantischen Ocean zeigt der Untergang der Sonne eine ruhigere Herrlichkeit, als in den westindischen Meeren. Die Wolken sind eben so glänzend gefärbt, aber nicht so phantastisch gebildet; das Licht ist fast so lebendig, hat aber nicht den eben beschriebenen tropischen Glanz und Schimmer, der Wiederschein im Meer ist eben so schön, aber nicht so blendend und ausgebreitet.

Dem Untergang der Sonne in Ostindien mangelt es eben so sehr an Größe, Pracht und eindrucksvoller Herrlichkeit, als dem Lande selbst. Der Horizont ist fast immer wolkenlos und die Sonne verbreitet selbst noch in dem Augenblicke ihres Verschwindens einen Glanz und eine Hitze, die fast eben so brennend als um Mittag ist. Sie ist nicht mit glänzenden gefärbten oder phantastisch gebildeten Wolken umgeben und durch freundliche Dünste gemildert, sondern sinkt mit jener ungeschmückten, reizlosen Einfachheit herab, welche in der ganzen Ansicht der Natur in den östlichen Wendekreisen herrscht.

Die Mischung von Wildheit und Dunkelheit in dem Untergange in Westindien erinnert an die Rohheit seiner Bewohner und an das unversöhnlich tödtliche Klima. Der mildere Glanz in dem südlichen atlantischen Meere kann nur auf der See, wo alle Umgebungen reizlos sind, Genuß gewähren. In Amerika wird die Wirkung durch den Mangel an Gegenständen des Alterthums und der erhabenen Erinnerungen, die sie hervorrufen, verringert; und in Indien zwingt uns der brennende tropische Glanz, der den sinkenden Tag begleitet, uns in den Häusern zu verschließen und läßt uns so das Gefühl der Verbannung empfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom.

(Fortsetzung.)

Außer diesen verschiedenen Villen, von denen besonders Mondragone mit seinen dreyhundert fünf-und-sechzig Fenstern und Belvedere von ungeheuerm Umfange sind, und den Fremden durch ihre grandiose Majestät mit entzückendem Erstaunen füllen, gibt es mehrere andere, zum Beyspiele, die Villa Falconieri (la Rufina genannt) zunächst über Frascati, etwas rechts, dann, über dieser, die sogenannte Rufinella, wo sich, nach einigen, die Villa Tusculana des Cicero befunden haben soll, ehemals den Jesuiten zugehörig, dann von Lucian Buonaparte verschönert, und späterhin an die Herzogin von Chablaise verkauft, von dieser aber, bey ihrem Tode an den Turiner Hof vererbt, Grottaferrata, wo, nach andern die Ciceronianische Villa gestanden haben soll, ein Kloster der griechischen Mönche des heil. Basilius u. s. w. Keine einzige dieser Villen wird mehr bewohnt, die meisten, wie zum Beyspiele, das unter Paul V. (Borghese) so prächtige Mondragone, die Taverna, ja sogar Belvedere (alle drey dem Prinzen Borghese gehörig) fallen in Ruinen, die unabsehbaren, mit himmelhohen Hecken besezten Alleen sind mit Gras bewachsen, und in den Hainen hemmt das abgefallene Laub den Fußtritt. Dem fremden Spaziergänger schwellt vor Entzücken das Herz an, aber der Schmerz über die Vergänglichkeit so vieler Herrlichkeit benimmt ihm den Athem: es wird ihm bange, und bald fühlt er sich, wie vom Engel der Zerstörung, aus Oertern weggetrieben, wo die Natur in Grabes Stille den Triumph ihrer Entstehung und Vernichtung zugleich feyert.

Seit während und in Folge der Revolution das Leben der römischen Großen einen andern Charakter angenommen hat, seit ihr voriger unbesorgter humaner Großsinn in Sorgen um den folgenden Morgen ausgeartet ist, seit besonders die reichsten unter ihnen, wegen eingetretener Reactionen, bey der Rückkehr der vorigen Regierung außerhalb Rom zu leben begonnen haben, stehen nicht allein, wie schon oben gesagt, alle jene Villen verödet, sondern über das ganze Städtchen, an sich selbst ein erbärmliches Nest, ist von Seiten der Römer ein Interdikt ausgesprochen: alles, was reich, adlig, oder sonst tonangebend ist, flieht Frascati, oder läßt sich daselbst nur Inkognito und auf wenige Stunden sehen. Um das Maß der übeln Reputation vollzumachen, hat sich seit einigen Jahren zu allen obigen Umständen noch die Sage der aria cattiva, oder wenigstens der aria umida hinzugesellt. Mehr bedurfte es nicht, um Frascati, seit zweyhundert Jahren als das römische Eden bekannt, plötzlich in den Verdacht der Ungesundheit zu bringen, und folglich wie die Pest fliehen zu lassen. So kömmt es, daß nur noch Hungerleider aus allen Stän-

ben. Ja selbst verarmte Maler, meistens aber das Heer aller hiesigen Künstler und Kunstarbeiter, ihre Villeggiatura in Frascati halten. Besonders ist es der Schauplaz, auf welchem die Frauen derselben ihr neues Kleid, welches sie jährlich bekommen, und ihre Reize (sie mögen welche haben, oder nicht) zur Schau stellen. In den Alleen der Villa Conti, wo sie Morgens und Abends herumschwärmen, soll mehr als eine Herzensangelegenheit mit Liebhabern von der Themse her in's Reine gebracht worden seyn.

Hat schon das Städtchen selbst in der Idee der Römer verloren; so ist es dem weiblichen Theile der Einwohner noch schlimmer ergangen. Ehemals galten die Frascatanerinnen, wie man aus den obenerwähnten, und aus mehreren ältern, für Rom geschriebenen, Opern sehen kann, für die schönsten und gesundesten Frauen um Rom herum: alle römische Ammen wurden aus Frascati verschrieben. Die Reputation des buon sangue ist ihnen geblieben, dagegen werden sie, in Betreff der Schönheit, weit unter die Albaneserinnen und Genzanerinnen gestellt, und können vollends gar keinen Vergleich mit den entfernteren Sonninerinnen und Nettunerinnen aushalten. An guten Kammermädchen-Eigenschaften sollen sie es aber allen andern Frauenzimmern der umliegenden Gegend zuvorthun, weßwegen auch jeder neue Ehemann darauf bedacht ist, seiner Gemahlin im Voraus eine von daher zu verschaffen.

In diesen Tagen ist ein neuer Glücksstern für Frascati aufgegangen. Die Zeit wird lehren, ob es ein Polarstern ist. Der Turiner Hof, welchem, wie schon gesagt, die Rufinella zugefallen ist, läßt in der Nähe derselben, da wo schon längst Rudera vom alten Tusculum vorhanden gewesen sind, Nachgrabungen anstellen. Ein's der alten Stadtthore, nebst einem Theile der Stadtmauern, ja ein paar Straßen, sind schon aufgefunden; die guten Frascataner schmeicheln sich sogar, das alte Tusculum, wie Herculanum und Pompeji, aus seinem Schutte hervorgehen, und durch Auffindung ihrer vorigen Vaterstadt der jezigen neues Leben zu geben. Von Kunstwerken ist bis jezt noch Nichts von Bedeutung entdeckt worden, dürfte auch schwerlich werden, da Tusculum im eigentlichen Verstande als eine absichtlich zerstörte Stadt zu betrachten ist, auch die, etwa daselbst vorhanden gewesenen Antiquitäten, wenn man sie nicht muthwillig vernichtet hat, sich früher schon in dem langen Zeitraume von zwölfhundert Jahren in das nahgelegene Rom verloren, oder sonst durch das Stehen im Freyen abgenuzt haben mögen. Wäre Tusculum, gleich den beyden Neapolitanischen Städten, noch während der glänzenden griechisch-römischen Kunstperiode verschüttet worden, sicher ließe sich jezt auf eine reiche antiquarische Ausbeute rechnen, aber in der jezigen Lage dürfte man höchstens einige alte Bauwerke antreffen, wenn nicht selbst diese bereits durch neue Wohnungen ersezt worden sind.

Zu Assisi hat sich ein Vorfall zugetragen, welcher, wenn man dem, im Publikum verbreiteten, Gerüchte Glauben beymessen dürfte, an die, durch ihr tragisches Ende so berüchtigt gewordene, alte römische Familie Cenci erinnern würde. Kehre ich zum Ereigniß in Assisi zurück. Dort war, so sagt wenigstens das Gerücht, seit zehn Jahren aus einer angesehenen Familie die Tochter (das einzige Kind) verschwunden, ohne daß man im Publikum bestimmt wußte, was aus ihr geworden. Der Vater (die Mutter soll schon vor diesem Ereigniß mit Tode abgegangen seyn) behauptet, sie sey von einem Franzosen entführt und seitdem mit Tode abgegangen. Dagegen wurden von mehrern Seiten Zweifel erhoben, ohne daß irgend eine wirkliche Thatsache vorhanden gewesen wäre, welche berechtigt hätte, in das Vorgeben des Vaters mit Grunde Mißtrauen zu sezen. In diesem Zustande war die Sache bisher verblieben, als, wie es heißt, auf eingetroffenen Befehl der Polizey von Rom aus, im Hause des Vaters und in dessen übrigen Besizungen in und außerhalb Assisi Nachsuchungen angestellt wurden, in Folge deren auf einer seiner Villen in einem unterirdischen Gewölbe die vermißte Tochter zwar lebendig, aber einem Knochengerippe ähnlicher, denn einem menschlichen Wesen, in Lumpen gehüllt und auf verfaultem Strohe gelagert, gefunden ward. Hier hatte sie, ihrer eignen Aussage zu Folge, seit zehn Jahren und blos von Brod und Wasser gelebt. Als Grund dieser kannibalischen Handlung wird von einigen der Durst des Vaters nach dem, ihr von der Mutter oder einem sonstigen Anverwandten zugefallenen sehr beträchtlichen Vermögen angegeben. Bestimmtes weiß man hier von dem Ereignisse nichts; es wäre sogar kein Wunder, wenn ein müssiger Kopf dasselbe ganz und gar ersonnen hätte, um sich und das Publikum zu unterhalten. Von der andern Seite ist die Sage so allgemein, und mit so vielen einzelnen Aufführungen verbreitet, daß man fast, da sogar der Name der Familie angeführt wird, nicht umhin kann, wenigstens an die Einkerkerung der Tochter, aus welchem Grunde diese auch Statt gefunden haben möge, zu glauben.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, 21. Januar.

Zwey Stadtgeschichten beschäftigten in diesen lezten Tagen das Publikum, und zogen für einen Augenblick von der Weltgeschichte ab, die jezt ihre Werkstätte im Norden aufgeschlagen. Ein friedlicher Wechsler, der nach des Tages Wechsel die Gewohnheit hatte, seine Baarschaft nach der sicheren Behausung zu tragen, scheint diese Gewohnheit nicht gar zu sehr verborgen zu haben: einer, der sie ihm abgemerkt hatte, bewirkte, daß er im Finstern auf der Hausflur stolperte, und in diesem Augenblick versezte er dem Betäubten einige Messerstiche. Als dieser wieder erwachte, war der Beutel auf die natürlichste Weise verschwunden, er macht Lärm, läßt die Polizey rufen, aber diese voll feiner Menschenkenntniß, glaubt, daß der Wechsler sich nur so anstelle, sich die Wunden selbst versezt habe u. s. w. Die herbeygeholten Handlungsbücher können den Polizeydirigenten nicht überzeugen, und viele Tage vergehen, ohne daß das Geringste geschieht. Endlich findet sich in einem verborgenen Winkel in dem Hofe der Taubstummenanstalt ein Beutel mit Münzsorten, gleich den vom Wechsler beschriebenen. Die Polizey ärgert sich, daß sie bey aller Klugheit nicht klug genug war: der Thäter ist aber unentdeckt, und wird es wahrscheinlich auch bleiben.

Die andre Geschichte ist einem Arzte begegnet. Es kommt Abends um sechs zu einem hiesigen jungen Armenarzt ein Mann, begleitet von seiner Frau, und fordert ein Zeugniß, um in die Charité aufgenommen zu werden. Der Arzt findet des Bittenden Zustand nicht dazu geeignet, und meynt, daß er das verlangte Zeugniß vorschriftsmäßig nicht geben könne. Der Bittende dagegen besteht darauf, und droht, sich bey wiederholter Weigerung in's Wasser zu werfen. Der Arzt nimmt auf diese Drohung keine Rücksicht, aber der Drohende hält Wort, und wirft sich vor der Thür des Arztes in's Wasser, aus welchem er nur todt wieder heraus gezogen wird: es versammelt sich ein großer Volkshaufe alsobald, und das Haus des Arztes wäre gestürmt worden, wenn sich die Polizey nicht in's Mittel gelegt hätte.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Februar 1826.

Und wenn die Nacht, ihr Sterngefolge leitend,
Die eingeschlaf'ne Welt in Schleyer hüllt,
Allein im Schoos des Dunkels und der Oede,
Nachsinnend ob der Nächte milder Pracht,
In Ruhe, Schatten, Stille ganz gehüllt,
Ist näher deiner Gegenwart mein Geist;
Von inn'rem Tage fühl' ich mich erleuchtet,
Hör eine Stimme, die mich hoffen heißt.

Schwab nach Lamartine.

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Auf der See hat der Mondschein nichts, was ihn auszeichnet, als seine Milde. Es ist die reizendste Zeit an Bord eines Schiffes, besonders während einer Windstille, wo die umgebende Ruhe fast in Feyerlichkeit übergeht. In diesen Augenblicken schien es mir oft, als ob ich ein schwaches fast unvernehmliches Geräusch über den Ocean her hörte in undeutlichen und unregelmäßigen Lufterschütterungen ferner Menschenstimmen oder weit hertönender Musik. Hätte ich diese Töne bey hellem Tageslichte gehört, so würde ich sie für ein Spiel meiner Einbildungskraft gehalten haben, allein das Schweigen der Nacht, welches mich umgab, machte eine solche Täuschung unmöglich und ich hielt das Phänomen meiner Aufmerksamkeit werth. Es ist bekannt, daß jeder entfernte Schall besser zur Nachtzeit als während des Tages gehört wird, und dieser Grundsatz muß nach Humboldts Theorie besonders auf das Uebertragen desselben über die See bey stillem Wetter anwendbar seyn. Dieser Naturforscher sagt, daß das Summen der Insekten, das Zwitschern der Vögel und Säuseln der Blätter zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang auf dem Lande eine so unaufhörliche Erschütterung der Luft hervorbringt, daß jeder andere Schall, im Durchschneiden derselben, bald seine Stärke und Individualität verliert, und kaum zu unterscheiden ist; daß er sich aber in einer stillen finstern Nacht, wenn die Thier- und Pflanzenwelt sich zur Ruhe begeben und fast kein Geräusch sich mit ihm vermischt, viel weiter fortpflanzt und deutlicher gehört wird, als während des Tages. Die gänzliche Abwesenheit aller Lufterschütterungen bey stillem Wetter auf der See muß nothwendig die Atmosphäre zu einem weit bessern Medium zur Uebertragung der Töne machen, als auf dem Lande, wo niemals und unter keinen Umständen ein ganz vollkommenes Schweigen herrschen kann, und so scheint es wahrscheinlich, daß sich der Schall bis zu einer unermeßlichen Entfernung über den Ocean verbreiten kann. Die Töne und Stimmen, welche ich hörte, kamen vielleicht von einem zwanzig bis dreyßig Meilen entfernten Schiffe, oder von dem zunächst liegenden Lande, dessen Entfernung sehr bedeutend seyn mußte. Wie auffallend ist es, Menschen sprechen zu hören, von denen man zu weit entfernt ist, um sie zu sehen, und so zu sagen in hörbarem Verkehr mit denen zu stehen, die ein weiter Ocean von uns trennt!

Die schönsten Scenen auf der See sind bey Windstille und wenn der Mond am höchsten steht. Dann erscheint der Ocean wie ein anderer und dichterer Himmel, aus dessen dunkler Oberfläche sich beständig Tausende von Sternen erheben, um am Firmamente den Glanz des dort herrschenden leuchtenden Gestirnes zu verherrlichen. Die Schiffe fließen schweigend dahin und ihre weißen Segel hängen schlaff an den Masten herunter, und schweben hin und her, wie die Gewänder eines riesenmäßigen Gespenstes. Keine Welle kräuselt das umgebende Meer, doch zuwei-

len blitzen Strahlen eines bläulichen Lichtes daraus hervor und Schaaren von Meerschweinen erheben sich plätschernd über die Oberfläche. Die Matrosen liegen halb schlafend auf dem Verdecke und der Steuermann ruht sorglos neben dem nutzlosen Steuer, und ruft den Wind mit leisem und ungeduldigem Pfeifen herbey.

Selbst das roheste Gemüth bleibt nicht ungerührt von dem erhabenen Eindruck einer solchen Scene. Ungeachtet ihrer äußern Rohheit sind die Seeleute für das Große und Erhabene in der Natur empfänglicher, als irgend eine andere gleich ungebildete Volksklasse. Ihr wildes und ungewisses Leben und der geringe Verkehr mit der Welt benimmt ihnen jene Schlichtheit, Engherzigkeit und Vorschnelligkeit, welche die niedern Klassen auszeichnet, die durch ihre Beschäftigungen an einem und demselben Orte auf dem Festlande festgehalten werden. Ihr Gemüth ist idealischen Gefühlen und Vorstellungen offen: sie haben es nicht mit ihren Nebenmenschen, sondern mit den Elementen zu thun: sie kämpfen nicht gegen Armuth, sondern gegen Sturm und Gefahr. An Bord leben sie vergleichungsweise in Müssiggang und Unabhängigkeit, und haben Zeit an andere Dinge neben ihrem Gewerbe und den Mitteln zu ihrem Unterhalte, zu denken.

Seeleute wissen nichts von der Welt, und vielleicht ist dieß die Ursache, warum sie eine so gutmüthige Art von Leuten sind. Sie sind zugleich abergläubisch und phantastisch; und ein nicht bigotter Aberglaube hat stets einen sittlichen Einfluß auf die niedern Klassen der Gesellschaft. Seeleute müssen nicht nach dem beurtheilt werden, was sie gewöhnlich auf der Küste sind, denn dort geben sie sich allen erniedrigenden Ausschweifungen hin. Es ist an Bord und unter einer gemäßigten Mannszucht, daß sie ihren wahren Charakter entfalten. Ich habe verschiedene Gelegenheiten gehabt, Seeleute zu beobachten, und immer gefunden, daß sie bessere Gefühle, und mehr Kenntnisse und Scharfsinn besitzen, als man ihnen gewöhnlich zutraut. Die über sie gefällten Urtheile gründen sich meistens auf die Berichte der Befehlshaber und Seeoffiziere, die ein Interesse haben, sie als bösartig, ohne Grundsätze und unverbesserlich darzustellen, damit sie ihre Tyranney über sie ausüben können, ohne fürchten zu müssen, daß man sie der Grausamkeit und Ungerechtigkeit anklage. Doch habe ich die Seekadetten immer warm und günstig von den Matrosen sprechen hören. Sie haben keine Macht, sie übel zu behandeln und kommen gerade genug in Berührung mit ihnen, um ihre guten Eigenschaften zu entdecken. Wenn aber der Seekadet bis zum Kapitän aufsteigt, so vergißt er nur zu oft seine frühere Erfahrung, und sucht Vorurtheile gegen diejenigen zu erwecken, für die er einst mit so viel Wohlwollen gefühlt.

Fast alle abergläubische Ideen der Seeleute ruhen auf dem Glauben an eine Alles beherrschende Vorsehung, und obgleich die Religion auf niemand weniger Einfluß ausübt, in dem, was die Lebensweise betrifft, so verrathen sie doch ein lebendiges Vertrauen auf göttlichen Schutz und suchen darnach, wenn die Stunde der Gefahr eintritt. Sie betrachten sich als wie in einer besondern Lage wegen ihres zukünftigen Geschickes und wegen Belohnungen und Strafen und denken, daß sie weniger strenge als andere Klassen der Gesellschaft gerichtet werden sollen, da die Mühseligkeiten und Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, wohl die Qualen des Fegefeuers aufwiegen mögen. Ihre abergläubische Achtung für den Sturmvogel entspringt aus dem Glauben, daß diese Vögel den Schiffen folgen, um die Seelen der im Sturm Umgekommenen aufzulesen und in den Schooß des Schöpfers zu tragen. Ich habe Befehlshaber von Schiffen sehr ernstlich ihre Reisenden ersuchen hören, nicht diese geflügelten Diener des Himmels zu tödten oder auf irgend eine Weise zu stören.

Ich hörte die folgende Geschichte, welche ein starkes Beyspiel von der Macht des eben erwähnten Aberglaubens gibt, von dem Sohne des dabey gegenwärtigen Offiziers. Er war mehrere Jahre mit seinem Regimente auf dem mittelländischen Meere gewesen und kehrte auf einem Kauffahrtheyschiffe nach England zurück. Da er der einzige Reisende an Bord und der Kapitän ein angenehmer Mann war, so wurden sie bald vertraut und waren beständig beysammen. An einem schönen stillen Abende saßen sie in der Kajüte und das Gespräch fiel auf das Vergnügen, die Heimath nach einer langen Abwesenheit wieder zu besuchen und geliebte Freunde wieder zu sehen. Der Kapitän deutete auf die sinkende Sonne und sagte, er hoffe sie bald eben so lieblich hinter den, sein heimisches Thal umgebenden, Bergen untergehen zu sehen. Er sprach mit leidenschaftlicher Wärme von seinem jungen Weibe und seinen zwey Kindern, und bemerkte, daß alle ihre Züge in diesem Augenblicke so lebendig vor ihm stünden, daß er sie fast mit Händen greifen könnte. Ein Sturmvogel kam plötzlich durch eins der Fenster in die Kajüte geflogen, umkreisete dreymal das Zimmer und verschwand. Der Kapitän fuhr auf und rief: „Es ist vorbey mit mir! Nie werde ich meine Familie wiedersehen!“ Er zerfloß in Thränen. Sein Freund befragte ihn um die Ursache seiner Angst, und versuchte ihn zu beruhigen, doch ohne Erfolg. „Der Vogel, der eben bey uns war, hat mir ein Vorzeichen meines Todes gebracht, sagte er. Kein Vogel dieser Art nähert sich jemals einem menschlichen Wesen als in solcher Absicht. Nach drey Tagen muß ich sterben und er wird meine Seele hinübertragen. Kein noch so günstiger Wind kann uns vor diesem verhängnißvollen Augenblicke heimführen.“ Er verlangte dann allein zu bleiben, und nach einigen einsam zugebrachten Stunden kam er auf das Verdeck mit der Miene der tiefsten Niedergeschlagenheit zurück. Das Wet-

ter war herrlich und das Schiff segelte rasch vorwärts, doch der Befehlshaber blieb gleichgültig gegen Alles, und seine Kräfte und Gesundheit nahmen täglich ab, troz der aufmunternden und tröstenden Bemühungen seiner Reisenden. Er wandte den größten Theil seiner Zeit dazu an, Einrichtungen für seine Familie zu machen, und starb ungefähr um die Zeit, die er vorausgesagt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz über die chinesische Mauer.

Die chinesische Mauer wurde von den Chinesen 213 Jahre vor Christi Geburt, unter der Regierung des Kaisers Schi-Chuandi, von der Zin'schen Dynastie, erbaut. Der Heerführer Müngtäng gewann, nach Verjagung der Sjunnusen (Mongolen), Ortos, und baute die große Mauer von Lingtao bis Läodun, die sich von Westen nach Osten auf 10,000 chinesische Li, das sind mehr als 5000 russische Werste, oder 714 deutsche Meilen hinzieht. Die Arbeit dauerte ungefähr zehn Jahre. Ungeachtet schon so viele Jahrhunderte vorübergegangen, ist das ganze Gebäude, durch die geschickte und sorgsam-fleißige Art wie es erbaut, so fern noch von dem Ruin, daß es einem steinernen Walle gleicht, von der Natur selbst hervorgebracht, um die nördlichen Statthalterschaften China's, Dshili, Schaangsi und Schangsi vor den Einfällen der einst kriegerischen Söhne der nördlichen Steppe, der Mongolen, zu schützen. Die Mauer ist eigentlich aus zwey dünnern Mauern erbaut, die oben breite Auszackungen haben; der Zwischenraum ist mit Erde und Schutt ausgefüllt. Der Grund derselben ist aus viereckigen Quadern von Bruchsteinen gemacht und alles Uebrige aus großen gebrannten Backsteinen. Vom Grunde bis zum Gipfel hat sie 26 Fuß Höhe und hält oben 14 Fuß in der Dicke. Fast jede hundert Schritte ist ein Thurm; jezt finden sich viele bedeutende Stellen eingestürzt, die nicht mehr ausgebessert werden.

Um genauer die außerordentlich große Masse dieses Riesenwerkes begreifen zu können, dient am besten die Berechnung des Mathematikers Barrow (Voyage en chine. Paris 1805. II. 88. 89.), der im Jahr 1793 und 1794 bey dem englischen Gesandten, Lord Macartney, in China war. Er sezt die ganze Anzahl der Häuser in England und Schottland auf 1,800,000 und zieht hieraus den Schluß, daß die Mauern aller dieser Häuser zusammen genommen, wenn man auf jedes Haus im Durchschnitt 2000 Kubikfuß rechnet, nicht so viel Material enthalten, als die chinesische Mauer, welche so viel umfaßt, als hinreichend wäre, um eine Mauer zu erbauen, welche den ganzen Erdball zweymal umgeben würde.

Sezt man die untere Dicke der chinesischen Mauer auch nur, ob sie gleich mehr betragen mag, so wie die obere auf 14 Fuß und die Höhe 26 Fuß, so ist der Quadratdurchschnitt der Mauer 364 Quadratfuß. Die Länge der Mauer 700 deutsche oder geographische Meilen, jede zu 3807 Toisen, oder 22,842 Pariser Fuß angenommen, betragen 15,989,400 Fuß, welche mit 364 Quadratfuß multiplicirt 5,820,141,600 Kubikfuß geben. Dagegen machen 1,800,000 mit 2000 multiplicirt erst 3,600,000,000 Kubikfuß (die Summe des Materials aller Häuser in England und Schottland). Der Umkreis der Erde von 5400 geographischen Meilen ist in Pariser Fuß 123,346,800. Auf diese Art würde die Mauer bey einer Dicke von 1 Fuß und einer Höhe von 23 Fuß 7 Zoll noch zweymal um die ganze Erde herumgehen können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Dezember.

(Fortsetzung.)

Ein drittes Konzert, fast in der Reihe von acht Tagen, gab der Waldhornist Lewy, der mit den Besten auf seinem Instrument wetteifern darf, in Fülle und Kraft des Tons, wie in Kühnheit und Kunstfertigkeit der Behandlung. Eine junge Sängerin, Dem. Franchetti, ließ sich in diesem Konzert hören, die bisher nur selten erschien, die aber stets Beweise eines kräftigen Fortschreitens an den Tag legt. Eine treffliche Schule, ächt italienischer Gesang, und eine angenehme Stimme, die durch solchen Vortrag und die Mittel einer solchen Bildung nur gewinnen kann. Ein ungemein wirksames Trio für Harfe, Waldhorn und Violine, von Mayseder, wurde vorgetragen, worin der zweyte junge Violinkünstler, der dem allerersten eigentlich den Preis abgewonnen hat, sich wieder producirte. Dieser, Moriz Wehle genannt, ist ein Schüler des Komponisten, und man muß wirklich eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit zuhören, um den Schüler vom Meister zu unterscheiden. Der Vortrag auf der Harfe war sehr lobenswerth, doch dieses hehre, dem Allmächtigen geweihte Saitenspiel ist für irdische Künstler, seit der königliche Sänger es beherrschte, nicht sehr dankbar.

In dem hier erschienenen siebenten Jahrgang des Taschenbuches für die vaterländische Geschichte ist auch dieß Mal der bisher verfolgte Zweck unverändert beybehalten, nämlich Sammlung und Ueberlieferung wichtiger geschichtlicher Materialien, Beleuchtung einzelner, dunkler Stellen in Oesterreichs Alterthum, Hinwegräumung der größten Steine des Anstoßes, Aufbewahrung der Denkmahle der Römerwelt und des Mittelalters, Aufsuchung wahrhaft geeigneter Stoffe für die redende und bildende Kunst u. s. w. Auch jezt sind die vier Hauptrubriken: Ahnentafeln, Burgen, Sagen und Legenden, und Biographien, reichlich versehen. Aus den Ahnentafeln treten vorzüglich anziehend die der Sedlnitzky von Choltiz hervor, und besonders Albert dieses Geschlechts, einer der berühmtesten Reisenden der Vorzeit, und eine Zierde des an ausgezeichneten Männern reichen Hofes, Carls IV. Im Allgemeinen stellt dieser Jahrgang die Verhältnisse Ungarns zu Italien dar, wie

der vorige die zum griechischen Kaiserthum, und ein früherer jene zu Peter.

Von den zwey Bänden gesammelter Dichtungen, die G. Seidl herausgegeben hat, wird von den Musenfreunden dem ersten der Vorzug zuerkannt. Ein dritter — der ohne Zweifel in der Folge sich diesen beygesellen wird — möchte bey sparsamerer Produktion und sorgsamer Auswahl über Beyde leicht den Sieg davon tragen.

Auch die Muse des Dichters S. W. Schießler hat die Freunde seiner Lyra mit Poesien in zwey Bänden beschenkt, die bey großer Mannichfaltigkeit des Stoffes Leichtigkeit mit angemessener Form und Farbe größtentheils verbinden.

Die hiesige k. k. Bibliothek ist mit einem schätzbaren Werk in orientalischer Sprache beschenkt worden, nämlich: mit einem, wie es scheint, aus dem Chinesischen übersetzten Sittenspiel, der in uigurischer, oder osttürkischer Sprache geschrieben ist, und dessen Ursprung man in das dreyzehnte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung setzt. Ende des fünfzehnten ist das Manuscript abgeschrieben, und zu Konstantinopel aufgefunden worden, von wo es der k. k. österreichische Dolmetsch hieher gesandt hat. Der Originaltitel ist: Haudatku bilik, d. i. verdolmetscht: „Regierungskunst.“ Dieß ist das dritte, bisher in Europa bekannte Manuscript in uigurischer Sprache. Zwey befinden sich auf der königlichen Bibliothek in Paris. Ausführliche Nachricht und Auszüge sind in einem Band des Journal asiatique enthalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom.

(Fortsetzung.)

Bey den Anregungen, welche in mehrern Staaten Deutschlands gegen die Juden Statt finden, dürften die Maßregeln, welche die hiesige Regierung in Betreff ihrer ergreift, die öffentliche Aufmerksamkeit um so mehr auf sich ziehen. Ohne weder Beruf, noch Geschick zu haben, den Vertheidiger der lezten zu machen, glaube ich so viel behaupten zu können, daß keine religiöse, sondern blos bürgerliche Rücksichten, dazu Veranlassung gegeben haben. Die Geschichte der Juden in Rom ist dieselbe, wie die dieses Volks auf der ganzen übrigen Erde: feindselige Stellung beyder Theile gegen einander und daraus erfolgender Druck von Seiten des Mächtigern, und List von Seiten des Schwächern. Je mehr die Juden in Rom ihr Thun und Treiben zu verheimlichen gezwungen gewesen sind, je verderblicher mag sich unter der Hand ihr Verkehr mit den Christen gezeigt haben. Man würde übrigens irren, wenn man die römischen Juden, um sie in ihren bürgerlichen Verhältnissen gegen die Christen zu betrachten, mit ihren Glaubensgenossen in Deutschland vergleichen wollte; die israelitischen schöngeisterischen Petit-Maitres zu Berlin, Braunschweig, Hamburg und Frankfurt haben mit ihren Brüdern im Ghetto zu Rom eben so wenig Aehnlichkeit, wie der Aberwitz mit dem Idiotismus. Stößt man von der einen Seite auf keinen empörenden Luxus unter ihnen; so zeigen sich von der andern auch keine verworfene Bettelhaftigkeit: die sämmtliche römische Judenschaft steht auf einer ebenmäßigen Stufe von nothdürftiger Wohlhabenheit, von welcher nur wenige Familien eine geringe Ausnahme machen. Was man von der Eingeschränktheit und daraus erfolgenden Ungesundheit der Luft im Judenviertel gesagt hat, will ich weder bestätigen, noch widerlegen, aber so viel ist ausgemacht, daß es hier eine Menge Straßen, ja ganz kleine Stadtviertel, von Christen bewohnt, gibt, welche noch enger und noch bevölkerter, als das Ghetto, sind. Auch ist es wirklich ein Beweis von ausgezeichneter Humanität, wenn die römischen Christen, welche sich selbst, um der vermeintlichen Aria cattiva zu entgehen, wie Häringe auf einander packen, und die animalischen Ausdünstungen für ein wahres Lebenselixir halten, auf die Klagen der Juden über zu gedrängtes Zusammenwohnen geachtet haben. Im Ghetto herrschen, wie allgemein versichert wird, weniger Krankheiten, besonders Fieber, als in den übrigen, vom Pöbel stark bewohnten, Stadtvierteln. Die Männer sehen fast durchgängig gesund, dagegen die Weiber meistens bleich aus, ein Umstand, den mir Niemand hat erklären können. Mir ist, Zeit meines ganzen hiesigen Aufenthalts, auch nicht eine einzige schöne, oder auch nur erträgliche, Jüdinn aufgestoßen. Die Hauptmaßregel, welche die Regierung gegen sie genommen, oder vielmehr nur erneuert hat, besteht darin, diejenigen Judenfamilien, welchen es unter der französischen Regierung gelungen, und von Pius VII. nicht wieder verweigert worden war, sich, entweder in Folge von Verbindungen, Bestechungen, oder durch Afterkontrakte mit Christen, außer dem Ghetto anzukaufen, oder einzumiethen, von neuem in dasselbe einzuschließen. Zu dem Ende sind, um der Nation jeden Vorwand von Klage über die zu große Beschränktheit desselben zu benehmen, zwey Straßen hinzugefügt worden. Mit Untergang der Sonne, wo das Ghetto geschlossen wird, muß jeder Jude dahin zurückgekehrt seyn. Wer sich späterhin in den Gassen finden läßt, wird arretirt. Diese Maßregel ist natürlich nicht im Stande, zu verhindern, daß nicht hin und wieder ein Ebräer bey einem Christen die Nacht zubringen könnte, wenn es beyde zufrieden wären. Der Hausir- oder Schacherhandel ist ihnen streng untersagt; dagegen können sie vor wie nach an jedem Mittwoch in der Woche auf dem großen Markte (dem Navonaplatze) mit ihren Waaren öffentlich ausstehen. Daß sie im Ghetto zu jeder Zeit, den christlichen Sonntag, und ihren eignen Schabbes ausgenommen, offene Boutiken halten dürfen, versteht sich von selbst. Anfangs hieß es, die Regierung habe auch darauf bestanden, sie sollten ihr altes Abzeichen (die Männer eine Art von gelbem Deckel auf dem Hute, und die Weiber ein gelbes Band vor der Brust) wieder tragen; jezt scheint davon keine Rede mehr zu seyn. Doch ist den Christen bey schwerer Strafe verboten, irgend einen Scheinkontrakt mit ihnen einzugehen, oder ihnen sonst ihren Namen zu leihen. Alle dergleichen Vereinbarungen werden im Voraus für null und nichtig erklärt. Einigen Familien ist es vergönnt, auf eine unbestimmte Zeit außerhalb dem Ghetto zu verbleiben, bis man die Christen, welche in den, zum Ghetto geschlagenen Häusern wohnen, und diese räumen müssen, mit andern schicklichen Wohnungen versorgt haben wird. Merkwürdig ist, daß, so wie dem Charakter dieses Volks auf der ganzen Erde derselbe Stempel aufgedrückt ist, auch ihre Physiognomie sich allenthalben gleich bleibt, ja selbst ihre Aussprache dieselbe Eigenthümlichkeit besizt: wie in Deutschland, kann man auch in Rom auf den ersten Blick, auf das erste Gehör einen Juden von einem Christen unterscheiden. Am allermerkwürdigsten aber ist, daß diesem Volke, welches in allen nördlichen Ländern ein Modell von Unsauberkeit ist, im schmutzigen Rom mehr Reinlichkeit innewohnt, als irgendwo. Zu welchen Betrachtungen wird man veranlaßt, wenn man auf das sonderbare Schicksal merkt, welches seit beynahe zweytausend Jahren über dieses Volk verhängt gewesen zu seyn scheint?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Monatsregister Januar.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. Februar 1826.

Wer sehr pranget, der verdirbt darüber.

Jesus Sirach.

Roberti de Licio's Predigt über den Putz der Frauen.

(Gedruckt zu Nürnberg im Jahr 1479.)

Von der heut zu Tage stets wachsenden Eitelkeit der Frauen gilt, was Gott der Herr uns durch den Propheten Jesaias sagt: Ich zürne, weil die Töchter Zions stolz sind und umher gehen mit bloßem Halse, mit lockenden Blicken und mit geschminkten Gesichtern; daß sie tanzend einhertreten und schwänzeln und köstliche Schuhe an ihren Füßen haben. An jenem Tag wird der Herr ihnen nehmen den Schmuck der Schuhe und Hefte, Spangen, Kettlein, Armbänder, Flitter, Gebräme, Schnürlein, Bisamäpfel, Ohrenspangen, Ringe, Haarbänder und Perlen, die auf der Stirne hängen, Festkleider, Mäntel, Schleyer, Spiegel und Borten. Und der gute Geruch wird Gestank seyn und der Gürtel ein loses Band und das gelockte Haar ein kahler Schädel und der weite Mantel ein enger Sack — solches Alles anstatt deiner Schönheit.

Wir werden in diesem Mysterium also sagen, warum der Putz der Frauen tadelnswerth ist und dem Herrn verhaßt. Dazu lassen sich vier besondere Hauptgründe anführen: der Putz besteht

1. In Zusätzen,
2. In Gleichstellung,
3. In Absichten, und
4. In Sittenlosigkeit.

Der erste Grund, warum Frauenschmuck tadelnswerth erscheint, ist, weil er in Zusätzen besteht. Nämlich sie überschreiten in dem, was sie zuzusetzen sich bemühen, das Werk Gottes: denn zu der Länge des Körpers und dem angemessenen Wuchse erfinden sie hohe Absätze, welche an dem Fuß getragen, ihren natürlichen Wuchs erhöhen: sie glauben nicht Haar genug zu haben und fügen sich Falsches und Fremdes an; zu der Farbe des Gesichtes fügen sie rothen Saft und anderes abscheuliches Gebräue.

Der andere Grund ist die Gleichstellung. Denn die geringern und bürgerlichen wollen sich den Höhern und Vornehmsten gleichstellen. Es ist bekannt, daß Jemand seinen Wein verkaufte und Wasser trank, um seine Frau mit Armspangen zu schmücken. Es steht dem Handwerker und Landmanne nicht zu, daß seine Frau mit kostbaren und feinen Kleidern einhergehe. Aber die Menschen sind im höchsten Grade verderbt. Putz und Pracht haben so überhand genommen, daß man den mannbaren Töchtern nicht hinlängliche Aussteuer geben kann. Wenn eine Tochter heirathet, so muß die andere im Hause verbleiben, oder, nicht wegen Gottes, sondern gezwungen, eine Nonne werden. Ich schweige von den Lastern, die daraus hervorgehen. Es schrieb Hieronymus an den Eustachius deßhalb die schönen Worte über die Unglücklichen, welche gezwungen einen Stand wählen, zu dem sie nicht berufen sind.

Der dritte Grund, warum der Frauen-Schmuck tadelnswerth sey, wurde den Absichten beygelegt. Es kann angenommen werden, daß sich eine Frau ihres Standes wegen gezwungen sieht, sich zu schmücken, ohne daß die Sittsamkeit dabey leidet. Wenn man aber Frauen findet, die

dergleichen in der Absicht thun, um dadurch die Gemüther der Männer, welche auf sie schauen, zu reizen und auf sich zu ziehen, so ist dieß, da es gegen die Liebe Gottes ist, eine Todsünde, selbst wenn keines Verderben dadurch bewirkt wird. Von den sich so schmückenden sagt Hieronymus: die unverschämte Neigung der Frauen sezt immer ihren Ruhm in Steine und Geschmeide und äußern Schmuck; ihnen genügt nicht der von Natur eingeborne Hang zur Wollust; sie suchen Gelegenheiten, ihre sträflichen Neigungen zu befriedigen. Ohne Zweifel wollen sie bewirken, daß die Blicke der Männer, welche das Gold schauen, und denen die Edelsteine vor das Angesicht gebracht werden, dadurch leichter in Liebe entbrennen und der Glanz der schönen Augen verdoppelt auf die Sinne wirke. So weit jener. Wenn aber viele aus Hochmuth und eitelm Ruhm sich schmücken, und darin ihr höchstes Glück finden, das wahre Heil ihrer Seele dagegen vernachlässigen, diese sündigen wiederum tödtlich. Wenn sie dieß jedoch thun, um einen Mann von der Begierde nach andern Frauen abzuziehen, so wirk hierin keine Sünde der Frauen zu finden seyn. Wer kann aber die Absicht des Schmückens erkennen, außer Gott? Großentheils pflegt dieß der Frauen Entschuldigung zu seyn, daß sie behaupten, sie schmückten sich, um ihren Männern zu gefallen: wenn sie wahr reden, ist's gut; wenn nicht, so mögen sie es verantworten.

Der lezte Grund der Verwerflichkeit des Putzes ist die Sittenlosigkeit. Denn es müssen die Frauen ehrbar reden, ehrbar einhergehen, ehrbar sich unterhalten, ehrbar endlich sich putzen. Diese äußere Ehrbarkeit und Sittsamkeit bürgt auch ein reines, keusches Gemüth. Drum sagt Aristoteles in seiner Rhetorik: Die Werke sind der Abglanz der Seele! und in seiner Ethik: Jeder ist so wie er sagt und thut und lebt. Und der weise Sirach spricht: Die Kleidung des Körpers, der Gang der Menschen und das Lächeln des Mundes zeugen von seinem Herzen. Da es nun viele Frauen gibt, welche sich unsittlich kleiden, so muß man sie der Unsittlichkeit beschuldigen und deßhalb verachten. Dahin gehören die, welche die Brust entblößen, welche den Hals zeigen, welche die Arme nackt tragen, welche mit den Augen spielen, welche scherzhaftes und eitles Zeug reden. Von solchen spricht Hieronymus, wo er zu Mutter und Tochter redet: Indessen fällt der Mantel, damit sie die glänzenden Schultern entblöße. Und anderswo sagt derselbe: Entweder müssen wir reden, wie wir uns kleiden, oder wir müssen uns kleiden, wie wir reden; in der Zunge spricht sich die Keuschheit aus. Ich glaube, es schmücke die Frauen nichts so sehr als Sittsamkeit. Dahero sage ich dir auch, die du einen Gatten zu finden wünschest, was Hieronymus an jene Jungfrau zu Demetriad schrieb: „Jene achte für schön, jene für liebenswürdig, jene für deine liebste Gefährtin, welche nicht weiß, daß sie schön ist, welche das Geschenk äußerer Reitze vernachlässigt und auf die öffentliche Straße tretend nicht Brust und Hals entblößt, noch, den Mantel zurückwerfend, den Nacken öffnet, sondern kaum ein Auge, das nöthig ist, den Weg zu finden, aufschlagend, einherschreitet." Und mit Recht sagt er so, denn wehe der, welche solchen Eitelkeiten nachgeht. Vieles könnten wir hier noch aufzählen, was wir der Kürze wegen übergehen. Damit wollen wir schließen, daß Gott den eiteln Prunk der Frauen mit Krieg und andern Uebeln bestraft. Und davor bewahre uns der, der gepriesen ist zu allen Zeiten. Amen.

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Das Leuchten der See bey Nachtzeit ist zuweilen ein wunderschönes Phänomen. Es kann in fast allen Theilen des Oceans gesehen werden, allein es ist am glänzendsten in der Nähe des Aequators, wo das Schiff, wenn es schnell vorwärts fährt, durch Feuerkränze eingefaßt scheint, und einen langen hellen Lichtstreif, gleich dem Schweif eines Kometen, hinter sich herschleppt. Das schönste Schauspiel dieser Art sah ich im dritten Grade südlicher Breite. An einem dunkeln und etwas nebligten Abende bedeckte sich die See in einer Breite von acht Ellen auf jeder Seite des Schiffes plötzlich mit unzähligen blendenden Sternen von verschiedener Größe und Farbe; sie verschwanden und erschienen auf's Neue, als ob sie abwechselnd erloschen und sich wieder entzündeten. Einige leuchteten glänzend weiß, andere waren bläulich und blaßröthlich. Der Wiederschein war so stark, daß die Kajüte ganz erleuchtet schien. Der Strich, der von dem Steuerruder ausging, war unbeschreiblich prächtig, er war ungefähr eine halbe Meile lang und zeigte eine Menge feuriger Kugeln, die sich ohne Unterlaß vermischten, vereinten, zerstreuten, blizten, in Stücke zerbrachen und die Farben wechselten. Während Alles dieß vor sich ging, bemerkte ich weite Strecken in der nahen See, die plötzlich mit einer Glut bläulichten Lichtes übergossen waren, welches während wenigen Augenblicken immer heller ward und dann verschwand. Man konnte diese glänzenden Flecken fast so weit, wie der Horizont reichte, unterscheiden, allein sie waren am häufigsten in der Nähe des obenbeschriebenen Streifens leuchtender Sterne. Das ganze Schauspiel zeigte sich ungefähr eine halbe Stunde in seiner ganzen Pracht, hierauf erblaßte das Licht allmählig, bis es endlich ganz verschwand.

Sowohl der Kapitän als das Schiffsvolk gestanden, daß dieß Schauspiel das glänzendste der Art sey, welches sie jemals gesehen. Mehrere Eimer Seewasser wurden heraufgezogen, allein es war unmöglich, sie des Abends bey Licht genau und auf eine befriedigende Weise zu betrachten, und die Untersuchung des nächsten Morgens gab kein hinlänglich sicheres Resultat. Doch kann man kaum

daran zweifeln, daß Zoophyten und Polypen die zufälligen Ursachen des Leuchtens des Oceans sind. Als Zusatz zu den Bemerkungen mehrerer Naturforscher haben wir nun auch das Zeugniß des großen Chemikers Murray, dessen lezte wissenschaftliche Arbeiten der Untersuchung dieses Gegenstandes gewidmet waren.

Ein unbedeutender Gegenstand vermag auf der See den gewöhnlichen Gang des Lebens zu unterbrechen, und Unterhaltung und Stoff zum Gespräch zu geben. Einer der angenehmsten Vorfälle dieser Art ist die Begegnung eines Schiffes. Die volle Größe und Schönheit eines Fahrzeuges kann nur auf der See und von dem Verdecke eines andern betrachtet werden, wo sich die Form, die Bewegung auf den Wogen und die der Segel am vortheilhaftesten darstellt. Das Schiff erscheint in seiner ganzen Pracht, die noch durch den Gedanken erhöht wird, daß es menschliche Wesen an Bord hat. Mitgefühl wird augenblicklich in den Menschen erregt, die sich auf dem Ocean begegnen; ihre Lage hat so viel Aehnlichkeit, sie begreifen einander und werden mit einander bekannt, ohne jemals von einander gehört zu haben. Wenn zwey Schiffe zu einem Gespräch mit einander kommen, so werden alle Gefühle der Reisenden aufgeregt; jeder derselben sieht um sich her, ob er nicht einen alten Freund unter den neuen Gestalten, die ihn umgeben, zu entdecken vermöge; die beste Laune, die größte Gutmüthigkeit herrscht in diesen Unterredungen, keine Eifersucht, Hochmuth, Ziererey oder gesuchte Entdeckung von Fehlern und Thorheiten drängen sich hier ein. Selten zeigen die Menschen eine ungemischte Großherzigkeit in ihren Gefühlen gegen einander, außer wenn sie sich überrascht finden. Wenn sie Zeit haben, bestimmte Formen anzunehmen, und den Grad von Achtung und Zurückhaltung, den sie einander schuldig zu seyn glauben, zu berechnen, so opfern sie gewöhnlich alle gutmüthige und billige Gefühle dem selbstischen Ehrgeize auf, Bewunderung zu erregen und sich so wichtig als möglich darzustellen. Deßhalb hat man mit Wahrheit gesagt, daß eine plötzlich und unerwartet zu einer Lustparthie versammelte Gesellschaft sich stets lebendiger, angenehmer und unterhaltender zeigt, als eine durch lange Einladungen vorbereitete.

Ich habe schon bemerkt, daß Lesen oder irgend eine andere Beschäftigung dieser Art selten Vergnügen auf dem Meere zu gewähren vermag, und dieß ist um so schlimmer, da der Ocean keine Unterhaltung darbietet, die diese zu ersetzen vermöchte. Selbst Fischen und Vögelschießen sind nicht immer ausführbar. Das erste schlägt oft fehl, und das lezte ist eine sehr unbefriedigende Jagd, da es immer unbequem und oft unmöglich ist, die erlegte Beute aufzufischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mitte Januar.

Durch meine Unpäßlichkeit verhindert, ist mir der Theatertumult entgangen, welcher am 2. und 8. Januar eine wiederholte Aufführung der Dame Kobold von Calderon herbeygeführt hat. Gleich die erste Vorstellung soll dem Publikum so wenig gefallen haben, daß sie mit einem lauten Pochen beendigt worden ist. Das konnte ich mir denn nun gar nicht als möglich vorstellen, und ließ mir daher geschwind meinen Gries holen, um dieses Lustspiel nochmals durchzulesen, denn nach seiner Uebertragung ist das Stück gegeben worden. Ich fand dann, wie ich mir gleich gedacht hatte, alle die Eigenthümlichkeiten wieder, welche namentlich das spanische Lustspiel bezeichnen, und es daher schwierig machen, ihm ohne Bearbeitung den Eingang auf deutschen Bühnen zu verschaffen, aber keineswegs etwas, wovon ich hätte glauben können, daß es den Unwillen des Dresdner Parterre's, das sich sonst durch Frömmigkeit auszeichnet, so sehr aufregen würde, da man mir noch überdieß sagte, daß das Stück von den Hauptpersonen sehr gut gespielt worden sey. Als man es daher einige Tage darauf zur Wiederholung anschlug, hoffte ich das Beste von einem neuen Versuche. Aber, siehe da, die Kobolds-Natur der Dame war ihr selbst so entgegen gewesen, daß es ihr nicht einmal mehr vergönnt ward, sich öffentlich sehen zu lassen, und zu versuchen, was ihre Reize auf ein unbefangeneres Publikum wirken würden. Mit klaren Worten, eine Opposition im Parterre soll sich so stark gegen die Wiederholung der Darstellung, durch Pochen, ausgesprochen haben, daß ungeachtet eines zweymaligen Versuches das Stück nicht hat gespielt werden können, und die Zuschauer ohne Darstellung wieder nach Hause gewandert sind. Daß dieser Vorfall natürlich das Tagesgespräch der Stadt geworden ist, und bald hier von Anmaßung, bald dort von gerechter Aeußerung so Lobes als Tadels gesprochen wird, können Sie sich leicht denken, so wie mein Verdruß, bey alle dem nicht gewesen zu seyn, und Ihnen also keine anziehende Relation davon abstatten zu können. Aus alle dem scheint freylich hervorzugehen, daß West gar nicht übel daran that, uns sein Desden con el Desden mundrecht zu machen, denn wer weiß, was sonst seiner so gern gesehenen Donna Diana widerfahren wäre. Dem öffentlichen Geheimnisse von Lembert soll es hier ohnedieß schon vor längerer Zeit nahe an der Kehle vorbeygegangen seyn.

Ein andres, neu einstudirtes, uraltes deutsches Stück, Erziehung macht den Menschen, von Ayrenhof, hat dagegen nicht mißfallen, und besonders rühmt man das brave Spiel des Herrn Becker in einer komischen Rolle darin, während er einige Tage darauf sich als Don Gutierre mit einer Kraft und einem tragischen Ernst zeigte, welcher ihm allgemeinen Beyfall erwarb. Dieser wackere Künstler ist gewiß eine treffliche Acquisition für die hiesige Bühne, und die Vielseitigkeit seines Talents, sein Fleiß und seine Anspruchlosigkeit lassen Vorzügliches von ihm erwarten.

In der italienischen Oper sind seit Neujahr auch zwey neue Erscheinungen über die Bühne gegangen, und besonders die erstre, Semiramide, ist mit großem Beyfalle aufgenommen worden. Darüber künftig. Die zweyte Matilde di Shabran (warum nicht Schabran?) habe ich nun gestern, wo ich endlich wieder in das Theater kam, selbst gesehen, und mich nicht eben außerordentlich daran erbaut. Denn alles Gute, was in einigen Parthien liegt, wird durch die gemeine und widerliche Darstellung des Corradino verdorben, und da diese Rolle fast in alle Scenen eintritt, kann man zu keinem bleibenden Wohlgefallen gelangen. Glücklicherweise höre ich, daß der Darsteller dieser Parthie bald die Bühne verlassen

wird, und wenn man dieselbe in bessere Hände gibt, so kann der Oper noch so aufgeholfen werden, daß sie sich auf dem Repertoir erhält, welches außerdem schwerlich der Fall seyn dürfte. Vortrefflich ist darin ein Duett im zweyten Akte zwischen der Palazzesi und Tibaldi und die Schlußcavatine der erstern. Auch ein komisches Duett der Palazzesi und Zezi's, so wie der Eingang des Quintetts im ersten Akte ist angenehm und ansprechend. Benincasa schien nicht von der besten Laune zu seyn, und allerdings ist im Ganzen auch wenig für das Entfalten seines komischen Talents gesorgt. Ein guter Einfall war die Organisirung der Noblegarde, mit welcher er am Schlusse des ersten Akts in den Krieg zieht, dagegen der Tambour im Vorgrunde mit seinem ungebührlichen Wirbeln mich sehr gestört hat.

Konzerte hat es in und außer dem Theater gegeben. Zu den leztern gehörte das des Kammermusikus Fürstenau, dessen braves Flötenspiel zu bekannt ist, um es noch näher zu bezeichnen. Einer Ankündigung nach begleitet er den trefflichen Weber nach England, wohin diesen die Darstellung seines Oberon ruft. Im Theater ließ sich der Professor Merk aus Wien hören, dessen Violoncellspiel zu dem Gediegensten gehört, was uns die Musik bieten kann. Zwey vielversprechende junge Personen, Luise und Ferdinand David aus Hamburg, spielten auch im Theater, erstere auf dem Pianoforte, und lezterer auf der Violine. Der Knabe ist ein Schüler Spohrs, und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Auch das Mädchen ist Meisterin auf ihrem Instrumente, und besonders ist ihre Präcision und die Ruhe ihres Spiels zu loben.

Guido.

Wien.

(Fortsetzung.)

Unter der Benennung Académie chevaleresque, oder Akademie der höhern Reitkunst geben die Herren Constant und Bassin ihre Vorstellungen jezt in einem besondern Lokal, nicht in dem sonst gewöhnlichen Cirkus des Praters. Dieser Schauplatz würde jezt, der Entfernung wegen, nicht sehr besucht werden. Die große Kunstfertigkeit der beyden Hauptpersonen dieses Vereins, die geschmackvolle Ausführung, und selbst die Bedeutsamkeit ihrer größeren Produktionen, nebst der vielfachen Abwechslung, erwerben ungetheilten Beyfall, möchte nur der Vortheil ihrer Kasse mit diesem Gewinn gleichen Schritt halten! Herr Bassin interessirt auch durch seine Charakterdarstellungen, die er mit einer großen mechanischen Virtuosität zu verbinden weiß, und Herr Constant sezt durch die außerordentliche Kühnheit seiner körperlichen Bewegungen, durch Leichtigkeit und Eleganz der Formen noch gehoben, in Erstaunen. Eine seltene Geschicklichkeit bewrist der Erstere auch in möglichst schneller Dressur der zügellosesten Pferde.

Auf dem Theater an der Wien paradiren noch immer die Staberliaden. Das lezte Stückchen dieser Art nannte sich Staberls Verlegenheiten, eine nach dem Diener zweyer Herren bearbeitete Posse. Es ist sonderbar, daß Herr Carl alle seine komischen Produktionen in diese Form gießt, oder vielmehr ihnen eine Etiquette aufdrückt, die weder ein allgemeines Interesse hat, noch überhaupt recht passend ist. Mit größerm Recht könnten solche Personagen Truffaldino heißen, allenfalls auch Arlecchino — wenn jedoch der Name nichts zur Sache thut, so mögen diese Spaßmacher heißen wie sie wollen. Die Jungfrau von Orleans erschien neu in die Scene gesezt, und wie es hieß, ganz eigens für das Theater arrangirt. Ueber die Darstellung in künstlerischer Hinsicht ist nicht viel zu sagen, doch ließ sich nicht verkennen, daß Mad. Carl sich mit der Heldenjungfrau viele Mühe gab. Das scenische Arrangement war allerdings stattlich und in die Augen fallend; doch ist hierin früher auf diesem, dann nachher auf dem Hoftheater so viel geleistet worden, daß auch dieser Theil der Darstellung die Erwartungen nicht sehr spannen, und noch weniger überraschen konnte. Die Mohrin und Welberehre sind über die Bühne geschritten. Man sollte so etwas, wie das Leztgenannte, allgemach vergessen. Das Publikum vergißt freylich selbst das Bessere nur allzuleicht, es gibt aber freylich Schriftsteller, die ihre Werke, selbst die mißrathensten, auf keine Art vergessen können, sondern sie vielmehr in zwanzig Formen und Umschmelzungen wieder auftischen, wenn die Gäste längst gesättigt aufgestanden sind. — Ein Herr Clausius, vom Theater in Breslau, trat als Oberst in der von Holbein bearbeiteten „bezähmten Widerspenstigen" auf. Eine hübsche Gestalt, gewandtes und lebendiges Spiel, vorzüglich guter Conversationston und innere Lustigkeit, zeichneten diese Darstellung aus. Manches streifte jedoch zu sehr an die Geckenhaftigkeit jovialer Charaktere, wie Carl Ruf und dergleichen, was diese Rolle nicht verträgt. Auch schien die Haltung etwas manierirt.

Auf dem Hoftheater an der Burg wurde zum ersten Mal nach Schlegels Uebersezung Hamlet aufgeführt. Für die Darstellung sind Abkürzungen vorgenommen, die von Einsicht und Beurtheilungskraft zeugen, vorzüglich aber diejenigen Scenen, die gegen Annäherung der Katastrophe die Handlung offenbar verzögern, weggelassen worden. Das Stück war mit neuen Dekorationen und Kostüms ausgestattet. Korn gab den Hamlet, in dessen Besitz er längere Zeit schon ist. Studium und künstlerische Haltung läßt sich nicht verkennen, dennoch habe ich Leistungen von diesem Künstler, selbst im Tragischen, gesehen, die mich wenigstens mehr befriedigten. Auch er versuchte das deklamatorische Kunststück, welches Anschüz, glaub' ich, zum ersten Mal hier in Ausübung brachte: den ganzen Monolog hinter dem betenden König mit gedämpfter Stimme vorzutragen. Wenn es gelingt, so macht es allerdings Effekt; die Natürlichkeit gewinnt nur scheinbar dadurch, und mit allen anderen „Beyseits" kontrastirt es auch. Geschieht es mit unzulänglicher Kraft und allzugroßer Anstrengung, so wirkt es nur beklemmend auf den Zuhörer, und gleicht einem ängstlichen Gestöhne. Koch spielte auch dießmal den Polonius. Bey den Worten: „Man hielt mich sonst für einen guten Schauspieler," applaudirten die Zuschauer, und gaben ihre Beystimmung zu erkennen: ein Kompliment, das unser Theaterpublikum, wenn es Beziehungen auf accreditirte Künstler gilt, nicht zu unterlassen pflegt.*) Dem. Müller gab die Ophelia — mit mehr Kunstaufwand als Wahrheit und charakteristischer Natur, nach meiner Meynung. —

Als neue Bearbeitung von Wolff wurde das längst bekannte französische Lustspiel: Die drey Gefangenen, zum ersten Mal aufgeführt. Das Stück ward sehr gut dargestellt, und belustigte in einzelnen Scenen ungemein, Lachen und Händeklatschen wechselten häufig, die gedrängten Intriguen und die unwahrscheinlichen Mißverständnisse ermüdeten aber in den ziemlich gut gemessenen fünf Akten endlich doch die Theilnahme, und die Beyfallsbezeigungen am Schluß der Vorstellung gaben eine ziemlich laue Aufnahme zu erkennen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Neuere Schauspieldichter benutzen diese Bereitwilligkeit gern, indem sie beliebten Schauspielern, denen sie Rollen bestimmen, dergleichen Aeußerungen in den Mund legen, um durch die Wirkung ihren Produkten oft eine nur vorübergehende Theilnahme zu verschaffen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Februar 1826.

Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.

Goethe.

Der Unbekannte.

Vor zehn Jahren, Valentin, sagte Percival zu seinem Freunde, hatte dieses Häuschen ein ganz anderes Ansehen. Es gehörte damals mein und ich hatte es mit vieler Sorgfalt zum angenehmen Sommeraufenthalt für einen Freund einrichten lassen, der sich kurz vorher verheirathet hatte. Der plötzliche Tod seines Vaters aber rief ihn in eine andere Gegend. Das Häuschen stand nun einige Zeit leer; als eines Tages ein Fremder, von hoher Gestalt, dunkler Gesichtsfarbe, einfach gekleidet, aber von vornehmem Anstande, zu mir kam und dasselbe zu miethen verlangte. Der Unbekannte, welcher ungefähr acht-und-zwanzig Jahr alt seyn mochte, erklärte sich nicht über seinen Namen und Verhältnisse, erbot sich aber dagegen, um mich über die Bezahlung zu beruhigen, den Zins für ein Jahr im Voraus niederzulegen. Wir wurden Handels einig, und er bezog die Wohnung. Er hatte keine andere Bedienung als einen ältlichen Mann, Namens Johann, welcher dem geheimnißvollen Wesen seines Herrn manches Glas Schnapps und manches leckere Abendessen bey den Wirthen und Krämern des Orts zu verdanken hatte, welche durchaus von ihm erfahren wollten, wer der Unbekannte wäre; denn Neugierde ist die Erbsünde aller kleinen Ortschaften. Aber Johann war über diesen Punkt stumm wie ein Fisch, und die freundlichen Einladungen würden deßwegen auch bald aufgehört haben, wäre er nicht seines Herrn Haus- und Zahlmeister gewesen, eine Stelle, die ihm bey immer voller Börse die höchste Achtung erwarb und erhielt.

Die Neugierde, welche bekanntlich nicht auf das gemeine Volk beschränkt ist, plagte inzwischen auch die Herrschaften in der Nachbarschaft; die Frauenzimmer hatten sich's nun einmal in den Kopf gesezt, irgend eine Liebschaft habe den finsteren fremden Mann in die Einsamkeit getrieben; aber wie? wo? und wann? das war nicht herauszubringen. Selten sah man ihn, außer dann und wann in der Kirche; im Sommer pflegte er wohl des Abends auszugehen und seine Spaziergänge bis zur Morgendämmerung auszudehnen; im Winter aber kam er nicht über die Schwelle; die Blenden waren den ganzen Tag herabgelassen; Niemand kam zu ihm, er ging zu niemanden, und Kränklichkeit sollte der Vorwand zu aller dieser Abgeschiedenheit, dieser Menschenscheue seyn. Auch erhielt er niemals Briefe, wenigstens hatte man nie gehört, daß einer an ihn in's Dorf gekommen wäre; und da nun die Neugierde durchaus nichts finden konnte, woran sie hätte zehren können, so zehrte sie sich nach und nach selbst auf, und am Ende begnügte man sich in dem Unbekannten den fremden Herrn, und in Johann des fremden Herrn Bedienten zu erkennen. Ich selbst wußte eben so wenig von meinem Miethsmanne als meine Nachbarn. Regelmäßig entrichtete er den Hauszins und ungefähr zweymal im Jahre stattete er mir einen förmlichen Morgenbesuch ab, den ich eben so regelmäßig erwiederte, und dann hörte alle weitere Verbindung zwischen uns auf. Seine Besuche dauerten

nie über eine halbe Stunde, aber selbst in dieser kurzen Zeit verkündigte er sich als ein Mann von ungewöhnlichen Geisteskräften: er hatte viel gelesen und viel gedacht, er hatte viel von der Welt gesehen — ihr Gutes und Schlechtes — aber er schien nicht nur für dieselben mit allen ihren Sorgen und Freuden, sondern selbst für alles menschliche Gefühl abgestorben. Er schien ein Mann, den man in demselben Augenblicke lieben und hassen, bewundern und verachten zu müssen vermeinte. Jung und mit hohen Gaben ausgestattet, schien er das Wrak eines Menschen zu seyn, der nun seine besten Jahre in ungeselliger Einsamkeit vertrauerte — was hatte ihn wohl dazu bringen können? Vielfach waren meine Muthmaßungen und groß der Antheil, den ich an dem sonderbaren Manne nahm, einen Antheil, den ich damals Neugierde nannte, der aber doch vielleicht eine Ahnung davon war, daß seine Geschichte sich eng mit der meinigen verflechten würde." Hier hielt Percival inne, er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, ein innerer Kampf schien seine Brust zu bewegen — endlich hob er wieder an. „Ungefähr drey Jahre nach der Ankunft des Fremden starb mein Vater. Meine Mutter war schon längst todt; und da mich meine Geschäfte hier zu bleiben zwangen, nahm ich meine Schwester Leonore zu mir in das Haus. O Valentin! du hast das liebe Mädchen nur halb gekannt; niemand als der, welcher den Schatz besaß, kannte dessen Werth. Niemand anders konnte sich von der Tiefe der Gedanken, der Wärme des Gefühls, dem hingebenden, sich selbst verläugnenden Sinn dieses Engels einen Begriff machen: denn ein so bescheidenes Aeußere und so schüchternes Zartgefühl verschleyerten ihre Vortrefflichkeit, daß nur im vertrautesten Umgang ihr hoher Seelenwerth erkannt werden konnte. . . . Sie kam und lebte mit mir, und wir liebten einander, wie Geschwister sich selten lieben. Unser Geschmack, unsere Liebhabereyen, unsere Denk- und Gefühlsweise waren dieselben, und unser Leben floß in dem ruhigen Frohsinn dahin, welcher der Glückseligkeit am nächsten steht. Der Verlust unserer Eltern bildete ein neues Band der Liebe zwischen uns; und es schien, als wenn unsre Anhänglichkeit, welche ihren früheren Ruhepunkt verloren, uns desto fester an einander ketten wolle. Unser innigstes Gebet war, daß der Tod uns nicht von einander trennen möchte. Sie können sich leicht denken, daß der Unbekannte oft der Gegenstand unsrer Unterhaltung war, und, daß der Antheil, den er mir eingeflößt, sich auch Leonoren mittheilte. Die Zeit kam nun heran, wo er einen von seinen Besuchen abzustatten pflegte, und wir sahen denselben mit einiger Unruhe entgegen. Es geschah aber, daß, da er endlich kam, ich auf einen Tag verreist war, und durch ein Mißverständniß des Bedienten wurde er zu meiner Schwester geführt, er, den sie sich gewöhnt hatte mit so vieler Theilnahme und selbst mit Mitleiden zu betrachten. Gegen Leute, für welche meine Schwester Mitleiden fühlte, war ihr Betragen ganz unwiderstehlich. Gleichviel wer der Unglückliche war, sie verrieth dieselbe rührende Zartheit, dieselbe Aengstlichkeit, Alles zu vermeiden, was verwunden könnte; ihre Stimme wurde erschütternd sanft, ihr Auge überströmte von Thränen der Zärtlichkeit, ja ihr ganzes Wesen schien so sehr von sanften Gefühlen durchdrungen und überwältigt, daß sie in der Noth wie ein Engel der Milde erschien. Es wunderte mich daher auch nicht, als ich bey meiner Rückkehr erfuhr, daß der Unbekannte volle zwey Stunden da geblieben, aber als Leonore sein Benehmen und seine Unterhaltung als so sanft, so gebildet, so bezaubernd beschrieb, da konnte ich einige Ueberraschung nicht unterdrücken. Indessen erwiederte ich den Besuch, und er erneute bald den seinigen; ja er ließ sich bereden, zu Tische zu bleiben — kurz in allmähligen Stufen wuchs die Bekanntschaft zur Vertraulichkeit und diese zur Freundschaft, obgleich er gegen die übrige Welt noch immer so abgeschieden blieb als je. Er blieb uns nicht länger unbekannt. Er nannte uns seinen Namen, seine Familie und Verbindungen; nur über die Ursache seiner jetzigen Zurückgezogenheit gab er keinen befriedigenden Aufschluß, und alle die Gemeinplätze, die er deßwegen vorbrachte, zeigten nur zu deutlich, daß sie dazu dienen sollten, eine tiefer liegende Ursache zu verbergen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Den ergiebigsten Fischfang findet man auf den Küsten von Neu-Foundland; allein man wird es bald müde, Stockfisch aus dem Wasser zu ziehen, und ihn täglich dreymal auf dem Tische zu sehen. In den westindischen Meeren ist es eine sehr interessante Beschäftigung, Delphine und Barrocata's zu fangen, denn die erstern zeigen im Sterben alle jene glänzenden Farben, die Falconer so poetisch im Schiffbruch beschrieben, und der Geschmack der leztern kommt den Meerbutten gleich. Wenn, wie es oft zwischen den Wendekreisen geschieht, Heerden von Meerschweinen nahe bey dem Schiffe vorüberschwimmen, so hat man Gelegenheit sie zu schießen; allein dieß erfordert viele Geschicklichkeit, und sie sind nach ihrem Tode nichts nütze. Der Haifisch bietet die beste Jagd dar, er folgt dem Schiff oft mehrere Hundert Meilen weit, um die Dinge, die über Bord fallen, aufzufangen. Da er ein sehr listiges Thier ist, so beißt er nicht immer an, und wenn er anbeißt, so gehört viel Geschicklichkeit dazu, seine Kräfte zu erschöpfen; allein dieß macht gerade seinen Fang so interessant, und regt die Gefühle der lethargischen Reisenden auf. Das Getöse, welches der Fang eines Haifisches an Bord verursacht, ist unbeschreiblich. Selbst die trägsten Reisenden und die nervenschwachsten Frauen ver-

lassen die Kajüte, um ihn mit den Zähnen grinzen und mit dem Schweife schlagen zu sehen. Seine lezten Augenblicke geben Stoff zur Unterhaltung während des Ueberrestes des Tages, und am nächsten Morgen wird der Gegenstand durch ein Stück seines Körpers, den man zum Frühstück aufträgt, erneut. Einige erheben sich gegen das verbotene Gericht, andere sind in Zweifel, ob sie wagen sollen davon zu kosten oder nicht, und noch andere essen kühn drauf los, ungeachtet des Schauderns ihrer Gefährten und der warnenden Stimme des Unruhverbreiters, der zu verstehen gibt, daß das Thier vergiftet seyn möge.

Bis jezt habe ich das Seeleben besonders bey gelindem und günstigem Wetter beschrieben, wenn die Reisenden weder durch widrige Winde, noch durch die Aussicht auf den Untergang des Schiffes geschreckt sind. In den lezten Fällen erscheint seine Scene ununterbrochenen Elendes, denn zu der langweiligen Gefangenschaft an Bord des Schiffes gesellt sich die unangenehme Aussicht, lange auf der See zu seyn, das Gefühl augenscheinlicher Gefahr und vielleicht ein hoher Grad persönlichen Leidens. Furcht ist besonders ansteckend auf Schiffen, da Jeder Gelegenheit hat seinen Nachbar zu beobachten, und den Ausdruck in den Mienen des Kapitäns und der Soldaten zu beobachten, die oft denen, die sie umgeben, die Stunde der Gefahr anzeigen, wenn sie durch ihre Worte und Betragen die Sache zu verbergen suchen. Allein in den meisten Fällen bleibt es den Reisenden überlassen, den Zustand der Sachen zu beurtheilen und den Grad der Gefahr nach der Beschaffenheit des Schiffes und des Wetters zu bestimmen. Sie sind dann in einer peinlichen Lage. Unvermögend, an den Arbeiten bey dem Schiffe zu helfen, oder sich auf irgend eine Weise nützlich zu machen, bleibt ihnen nichts, um ihren Geist von den umgebenden Gefahren und den dunkeln Ahnungen, die in ihnen erwachen, abzuziehen. Es ist in diesen Augenblicken kein Verdienst für den Kapitän, wenn er am meisten Besonnenheit und Kaltblütigkeit zeigt. Das Bewußtseyn seiner Verantwortlichkeit, seiner zahlreichen Pflichten, und die unaufhörliche Wachsamkeit, die sie erfordern, beschäftigen ihn so gänzlich, daß jeder Gedanke an Gefahr unterdrückt und vergessen wird. Furcht wirkt, gleich dem bösen Geiste, besonders auf müssige Leute, weil sie selten im Stande sind, deren Angriffen zu widerstehen. Ich habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die Offiziere und Matrosen während eines Sturmes unerschütterlichen Muth zeigten, bis das Schiff umgelegt war, und dann, so wie die Nothwendigkeit thätiger Anstrengungen vorüber war, niedergeschlagen wurden, bis ein zerrissenes Segel oder eine zerbrochene Raa ihnen Beschäftigung und Heiterkeit wiedergab. Allein den unglücklichen Reisenden fehlt alle Zerstreuung, die ihre Furcht zerstreuen könnte. Ihre Hauptbeschäftigung ist, die Wuth des Sturmes zu beobachten, die Wogen gegen das Schiff brechen zu hören und sich im Geiste in den umgebenden Wassern begraben zu sehen. Der Anblick von Menschen in dieser Lage ist ganz eigener Natur. Um Mitternacht in einer Kajüte sitzend, entspricht die Dunkelheit des Gemachs ihrer Gemüthsstimmung. Kein Wort wird gehört, und Jedermann fürchtet seinen Nachbar anzusehen und die Bangigkeit, von der er sich selbst ergriffen fühlt, von dessen Gesichte widerstrahlen zu sehen. Das Heulen des Windes, das Brechen der Wogen, der niederströmende Regen, und die von dem Brausen des Sturmes übertönten Stimmen der Seeleute vereinen sich, um das Herz in die äußerste Hoffnungslosigkeit zu versenken, und das Gefühl, von Gott und Menschen verlassen zu seyn, zu erwecken. Der kühnste Geist wird am Ende solcher Last erliegen, nicht sowohl aus Todesfurcht, als wegen des heftigen Seelenreizes, den sie hervorbringen und der Unmöglichkeit, das Ende derselben abzusehen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Dezember.

(Beschluß.)

Das Kärnthnerthortheater ist verschlossen, und wird auch vor der Hand verschlossen bleiben, troz den sich durchkreuzenden, stets widerrufenen, und immer erneuerten Gerüchten von einer nahen Rückkehr der italienischen Operisten. Die Hälfte des Winters ist vorüber, ohne Oper; die andre Hälfte wird auch vorübergehen, und der Sommer noch viel leichter. Eine tüchtige deutsche Oper ist ohnedieß so bald nicht hergestellt, wie diejenigen sich's träumen mögen, die aus dem Gesichtspunkt einer blos kaufmännischen Spekulation diese Angelegenheit betrachten. Bis dahin mögen öfter noch welsche Kehlen deutschen Ohren zur Ergözung ihre Triller schlagen. Eine von Hrn. Barbaja vorgeschlagene, doch bis jezt noch nicht zu Stande gekommene Subscription ist übrigens Schuld an der Verzögerung.

An den zwey lezten Tagen vor dem Weihnachtsabend waren sämmtliche Theater in der Stadt und in den Vorstädten verschlossen. An beyden Abenden wurde jedoch im Schauspielhause an der Burg, zur Unterstüzung der Pensionsanstalt für die Wittwen der Musiker, ein's der Meisterwerke Händels aufgeführt und wiederholt, nämlich: Salomon, Oratorium in drey Abtheilungen, aus dem Englischen übersezt, vom Hrn. Hofrath v. Mosel, von dem auch die Instrumentalbegleitung des Werks vermehrt war. Diese erhabene Tondichtung wurde öffentlich zum ersten Mal gehört, und von der Versammlung, die wohl im eigentlichen Sinn aus Kunstverständigen und Kunstverehrern bestand, eben so, wie im verfloßnen Jahr das Oratorium Jephta, mit enthusiastischer Theilnahme aufgenommen. Der Text ist bey aller Freyheit der Dichtung dennoch der Musik so gewissenhaft angeeignet, daß man das Original zu hören glaubt, und die Vermehrung der Instrumente zeugt von tiefer Kunde und Bekanntschaft mit des Meisters Werken, indem sie den Anforderungen des ursprünglichen Charakters und des Zeitgeschmackes zugleich Genüge leistet. Das Orchester befriedigte, und die Chöre gingen so vortrefflich, wie man sie hier gewohnt ist, und schwerlich wird man diesen Theil der musikalischen Produktion in irgend einer Hauptstadt noch vollkommner hören. Es ist unmöglich, daß

selbst ein verwahrlostes, oder von dem Schellenklang der Mode ganz betäubtes Ohr dem erhabenen Geist, der in diesen Werken athmet, und dem großen Eindruck, den sie in ihrer edlen Einfachheit und reichen Gedankenfülle hervorbringen, widerstehen kann. Die erste Sopranstimme war durch eine Tochter der Hofschauspielerin Schröder besezt, die einen angenehmen, gefühlvollen Ton mit vielversprechender Bildung schon vereinigt, aber freylich noch etwas schüchtern die schwierigen Aufgaben lößte. — Madam Schröder ist jezt mit dem Schauspieler Kunst vom Isarthortheater in München verehlicht. Es läßt sich nicht verkennen, daß dieser junge Darsteller seit einiger Zeit Fortschritte macht, worauf wohl die Fingerzeige und Andeutungen einer erfahrnen, und mit geübter Urtheilskraft begabten Schauspielerin beträchtlichen Einfluß haben mag.

Am ersten Feyertag war musikalische Akademie im großen Redoutensaal, zum Besten einer Versorgungsanstalt; dergleichen werden alle Jahre zu diesem Zweck gegeben; und der Ertrag ist gewöhnlich sehr bedeutend, weil besondere Zuflüsse Statt haben. Am zweyten Festtag sollte Redoute seyn, die aber, weil der Raum, worin diese Versammlungen gehalten werden, im Umkreis der Burg liegt, wegen eingetretner Hoftrauer für den Kaiser Alexander I., bis in die Mitte Januars verschoben wurde. Aus demselben Grunde blieb auch das Hoftheater am Montag noch verschlossen, und blos auf den Vorstadttheatern nahmen die Schauspiele nach kurzem Stillstand wieder ihren Anfang. Mit dieser nächsten Redoute, die zur Unterstützung wohlthätiger Institute bestimmt ist, wird eine Lotterie verbunden. Die Kollektoren der Realitätsverlosungen haben wieder ein neues Reizmittel ausstudirt, die Spiellustigen anzuziehen. Einen, oder mehrere Abende vor der Ziehung werden die Häuser, oder Herrschaften in Effigie an den stark beleuchteten Gewölben ausgehängt, mit der Transparenten Unterschrift: Uebermorgen — morgen! — i. e. lacht das Glück den Günstlingen. Man glaubt, daß es zu einer zweyten Ausspielung des Theaters an der Wien kommen werde. Der Direktor aus München hat den Pacht auf drey Monate erneuert. Unverbürgten Gerüchten zufolge dürfte die deutsche Oper wirklich mit nächstkommendem April ihren Anfang nehmen; die italienische aber erst späterhin; jedoch läßt sich nichts Näheres darüber sagen, weil beym Schluß dieser Blätter noch die Posten aus Italien fehlten.

Der vorige Gouverneur von St. Helena hat sich bekanntlich eine Zeitlang hier aufgehalten. Er wohnte einer Vorstellung im Schauspielhaus an der Wien bey, und saß in einer Loge mit bedecktem Haupt. Seine düsteren Gesichtszüge haben viel Charakteristisches. Am Hoftheater wohnte er einer Darstellung des Hamlets bey, und man will ihn auf dem Sperrsiz nicken gesehen haben; ob Beyfall gebend, oder weßwegen sonst, weiß ich nicht. Vermuthlich auch nicht in den Augenblicken, wo, wie Thomson singt:

Dread o'er the Scene the ghost of Hamlet Stalks.

Auch hier sind Vergißmeinnicht auf Richters Grab gestreut, und manches Thränchen vergossen worden, das nicht zu Bernstein werden wird. Mir däucht ich höre eine Stimme aus dem Grabe rufen: O laßt die edlen Todten ruhen! —

Rom.

(Fortsezung.)

Mittwochs am 23. Nov. hat hier die Hinrichtung des berüchtigten Targhini, nebst einem seiner Genossen, dem Chirurg Montanari, Statt gefunden. In der Anklageakte sind sie des Hochverraths und der verrätherischen Verwundung beschuldigt worden. Lezteres (im Italienischen ferimento con prodizione) mag wahrscheinlich in den römischen Kriminalgesezen so viel wie absichtlicher Mordanschlag bedeuten. Denn lezteres ist wirklich ihr Verbrechen, und nicht bloße Verwundung. So viel sich aus der blos summarischen Darstellung der Thatsachen im öffentlich bekannt gemachten Urtheile abnehmen läßt, hatte Targhini, der jüngste Sohn des Mundkochs des vorigen Pabstes und Büreauschreiber in einer hiesigen öffentlichen Administration, eine Carbonariloge gebildet, und darin seit einem Jahre verschiedene Mitglieder aufgenommen. Er selbst stand derselben, wie die Anklage sagt, als Leiter und Despot (regolatore e despota) vor. Wie aus den Akten erhellt, hatten mehrere der Mitglieder, wahrscheinlich aus Furcht vor den Folgen, den Bund verlassen. Theils um diese zurückzuführen, theils um die übrigen einzuschüchtern, beschloß Targhini, einen oder den andern der ausgetretenen Mitglieder zu ermorden. Er begab sich daher am Abend des verflossenen 4ten Juni zu einem derselben, Namens Puntini, lockte ihn unter einem Vorwande auf die Gasse, und führte ihn in den Hinterhalt, wo Montanari, ihrer harrend, ihm einen Dolchstich in die rechte Seite versezte. Der Streich mißlang in so fern, als Puntini nicht allein nicht auf der Stelle blieb, sondern auch nach einigen Wochen wieder hergestellt ward. Targhini entfloh auf einen in der Nähe Roms liegenden Weinberg, Montanari in eine Einöde hinter Albano, wo ihn ein Einsiedler, in dessen Hütte er sich begeben hatte, arretiren ließ. Das Verbrechen war, wie man leicht sieht, mit einer Art von unverschämter Sorglosigkeit, oder vielmehr im blinden Vertrauen auf den sichern Erfolg, ausgeführt worden. Denn selbst im Falle, wenn Puntini unmittelbar erstochen worden wäre, mußte Targhini, welcher an mehrern Orten, unter andern in einem Weinhause, mit ihm gesehen worden war, in Untersuchung gerathen. Im nämlichen Augenblicke, wo Targhini seinen Streich ausgeführt hatte, waren von vier andern des Komplotts (je zwey und zwey) zwey andere Anschläge derselben Art gemacht worden, aber mißlungen. Targhini und Montanari haben ihre Strafe erlitten, ohne sich zu bekehren, so viele Mühe auch die dazu beauftragten Priester angewandt haben.

Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 24.

Eis.

Räthsel.

Ein fast verrufenes, doch kundig nützlich Thier
Preißt alle, die ihr mich erkennt, in mir.
Schon alte Sage ließ von mir manch Lob erschallen;
— Versteht mich recht!
Nicht just von mir — von meinem Ahngeschlecht! —
In Specie jedoch vor meinen Schwestern allen
Hab' ich durchs Marterthum,
Fast in dem ganzen Christenthum
Für einen Heiligen — wißt ihr in welcher Macht?
Zu hohen Ehren mich gebracht.

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 31.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. Februar 1826.

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.
Schiller.

Seeleben.

(Beschluß.)

Wie unangenehm auch den Reisenden das Seeleben im Anfange seyn mag, so versöhnen sie sich doch gewöhnlich einigermaßen damit, wenn sie einige Wochen auf dem Schiffe zugebracht haben; wenigstens haben dann die Unannehmlichkeiten ihrer Lage viel von ihrer Schärfe verloren, ihr Gemüth sinkt in eine Art von Stumpfheit, und Tage und Wochen fließen so schläfrig und einförmig dahin, daß der Gang der Zeit kaum fühlbar ist. Sie gewöhnen sich an den alltäglichen Gang des Frühstücks, Mittag- und Abendessens, mit den schalen Unterhaltungen und Bemerkungen, welche dabey Statt finden, an den Spaziergang auf dem Verdecke des Morgens und dem Sitzen an dem Hintertheil des Schiffes am Abend, an das glückliche Vorrecht, sich in ihren Hangmatten niederzulegen und den Schlaf zu suchen, wenn sie des Wachens müde sind.

Allein wenn sie sich nach einer langen Reise nur hundert Meilen vom Hafen entfernt sehen, was für eine Umwandlung geht in allen ihren Gefühlen und Gedanken vor! welche Hoffnungen, welche Bangigkeit, welche Vorgefühle schwellen jeden Busen! welche Sehnsucht nach dem Erscheinen des Landes! welche Wünsche nach günstigem Winde! welche Berechnungen der Stunde der Ankunft! welche mit Furcht vermischte Neugierde für das neue Land, das sich bald den Augen darstellen soll! und welche heiße Wünsche, daß die Jahre, die sie vielleicht dort erleben sollen, glücklich und nicht in getäuschter Erwartung verfließen möchten! Das Schiff, welches vor wenigen Stunden noch der Sitz der Mattigkeit und Trägheit war, ist jetzt in den Schauplatz des Lebens und der Thätigkeit verwandelt. Alle Bewohner desselben schwimmen in Hoffnung und jeder Blick sagt, daß Erwartung der glücklichste Zustand in der Welt sey.

Endlich sieht man Land, die Reisenden eilen auf das Verdeck, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen; einige klettern die Strickleitern hinauf, andere nehmen ihren Platz auf dem Hintertheile des Schiffes ein und noch andere steigen auf den Bogspriet; alle Ferngläser sind in Bewegung, und beneidenswerth ist das Loos desjenigen, der eins besitzt. Wenn es gewiß ist, daß die Küste wirklich sichtbar, so wird die Einbildungskraft derjenigen aufgeregt, die sie betrachten, und sie rufen tausend reizende Bildungen aus der umgebenden Dunkelheit hervor, und geben Dingen ohne Daseyn Namen und örtliche Bestimmungen. Jeder Zuschauer verschönert das ferne, neblichte Land mit Gegenständen, die seiner Einbildungskraft entsprechen. Der Eine glaubt, ein Dorf zu entdecken, ein Zweyter zeigt einen Wasserfall, ein Dritter bewundert einen eingebildeten Hayn und ein Vierter versichert vielleicht, Leute herumwandern zu sehen. Erfindungskraft und Neugierde sind gespannt, bis die Schatten der Nacht die Küsten verhüllen und die Beobachter zwingen, von ihren Untersuchungen abzustehen.

Des nächsten Tages versammelt sich Alles auf dem

Verdecke bald nach Sonnenaufgang und Jedermann macht thätige Vorbereitungen, an's Land zu gehen. Das Schiff ist nur einige Meilen vom Hafen entfernt, und die kleinsten Züge der Küste werden sichtbar. Vielleicht ist das Land öde, felsigt, unbewohnt — vielleicht mit menschlichen Wohnungen und Vieh bedeckt, oder vielleicht herrlich angebaut und glänzend von grüner Vegetation. Doch der Anblick desselben, wie er auch immer seyn möge, fehlt niemals, freudige Bewegungen in dem Busen derjenigen hervorzubringen, die Monate lang die See durchschnitten — während dieser ganzen Periode täglich die Sonne auf der unveränderlichen Wasserfläche, die sie umgab, auf- und untergehen sahen — keine Töne hörten als das Sausen des Windes und das Rauschen der Wogen und keine Pflanzen oder Blumen als das auf dem Wasser treibende Seegras erblickt und keine andere Luft- und Erdbewohner als den einsamen Albatros und den unheilverkündenden Sturmvogel sahen. Der erste Anblick der Natur nach einer langen Wasserreise erweckt tausend Ideen und Gefühle, die während der auf der See zugebrachten Zeit schliefen, und wirft einen Sonnenstrahl über die Seele, die ihr jeden äußern Gegenstand in einem glänzenden Lichte erscheinen läßt.

Endlich läuft das Schiff in den Hafen ein, vielleicht von Tausenden angestaunt, die sich versammelt haben, um Zeugen seiner Ankunft zu seyn, und es zu begrüßen. Die Reisenden fühlen, daß sie sich wieder mit der Masse der menschlichen Gesellschaft vermischen werden, sie betrachten die auf der Küste versammelte Menge mit Mißtrauen und fühlen sich ängstlich auf's Neue dem herzlosen und lärmenden Gewühle des thätigen Lebens zu begegnen, und den Stößen einer unbekannten und gleichgültigen Menge ausgesezt zu seyn. Unterdessen ziehen die Matrosen die Segel, eins nach dem andern, ein, und wenn das Schiff den bestimmten Platz erreicht hat, so ruft der Befehlshaber: „Laßt die Anker fallen.“ Das kräuselnde Wasser, das donnernde Geräusch des Kabeltaues auf dem Verdeck kündigen an, daß seine Befehle ausgeführt sind und daß sich das „Seeleben“ seinem Ende nahe.

Die Ausschiffung der Reisenden bildet die lezte Scene der Reise und vielleicht eine der interessantesten, obgleich die handelnden Personen selten in einem Gemüthszustande sind, der sie fähig macht, dieß zu beobachten. Das Gewühl, welches in dem Augenblicke entsteht, wo man das Schiff verläßt, die verschiedenen Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit zerstreuen, bringen die Trennung von Leuten in Vergessenheit, mit denen man mehrere Monate verlebt, und Gefahren, Leiden und Angst getheilt hat. Schon diese Betrachtung allein ist hinreichend, Reisegefährten zu interessanten Gegenständen zu machen, und sie in dem Augenblicke, wo wir ihnen Lebewohl sagen, für viele Jahre in unser Gedächtniß zu prägen. Vielleicht behalten wir länger die Erinnerung an diejenigen, mit denen wir eine Seereise gemacht, als an irgend andere, mit welchen uns die gewöhnlichen Lebensverhältnisse in Berührung gebracht haben, und fühlen mehr Interesse, sie auf ihrer Laufbahn zu verfolgen und wieder zu begegnen, als im Verhältniß zu der Theilnahme steht, welche sie uns in der That einflößten. Allein die genaue Kenntniß ihres Charakters, die wir auf dem Schiffe erhalten, kömmt in unser Gedächtniß zurück, und wir finden Vergnügen zu untersuchen, ob ihre nachherige Lage in der Gesellschaft in Verhältniß mit dem Urtheile steht, welches wir von ihren Talenten, Neigungen und Fähigkeiten gefällt. Diese Nachforschungen geben oft Gelegenheit zu schmerzlichen Bemerkungen, denn die Geschichte fast jedes Menschen zeigt eine Reihe von fehlgeschlagenen Hoffnungen und gibt eine traurige Probe davon, daß, wenn gleich der Mensch zuweilen der Erbauer seines Glückes ist, in sofern es ihm gelingt, einen Grund zu legen und das Gebäude zu errichten, doch der Plan und das Ganze gewöhnlich nicht nach seinem Geschmacke und seinen Bestrebungen unangemessen ist.

Der Unbekannte.

(Fortsetzung.)

„Je mehr ich von Eberhard sah (denn so hieß er), desto mehr fand ich in ihm, das ich lieben und mißbilligen mußte. Ich hatte von Menschen wie er gelesen, aber bisher hatte ich keinen solchen gesehen. Er war ein Geschöpf von starkem Verstande und noch stärkeren Leidenschaften, ohne Grundsätze, um auf dem Meere des Lebens sicher zu steuern; der Sklave jedes Anstoßes, unterlag er nacheinander den besten und schlechtesten Leidenschaften unsrer Natur. Ich fand ihn so weise und so wankelmüthig, so selbstsüchtig und so großmüthig, so sanft und so unlenksam, daß ich zweifelte, ob ich ihn für begeistert oder wahnsinnig halten sollte. Seine Unterhaltung war von gleicher Art — eine Reihe von heftigen Uebergängen: das Erhabene und Lächerliche im ewigen Gegensatze — glänzender Witz aus dunkelm Trübsinn hervorbrechend — rührende Ergießungen und milde Gesinnungen plötzlich von bitterem Hohn und beißendem Spott durchbrochen. Aber ich könnte für immer reden und nicht mehr sagen als dieß: er war ganz der Mann, der das Herz eines Weibes gewinnen und zerdrücken konnte.

Mehrere Monate lang dauerte der Umgang mit ununterbrochenem Vergnügen fort, und es machte uns Freude zu sehen, daß unsere Bemühungen, Eberharden aufzuheitern, so gut gelangen. Ein anderer Geist kam über ihn: seine Blicke wurden weniger wild, seine Unterhaltung gleichmäßiger; sein ganzes Wesen dem der übrigen weniger unähnlich; er nahm wieder Antheil an den Beschäftigungen Anderer — kurz ein niederdrückendes Gewicht schien seiner Seele entnommen zu seyn, und seine finsteren Stim-

mungen wurden seltener und weniger heftig. Es gibt in dieser Nachbarschaft wenig gute Gesellschaft, die seinige war daher um so angenehmer. Er war in der That ein blendendes Wesen, das selbst mit seinen Fehlern über dem gewöhnlichen Menschenschlage erhaben zu seyn schien. Daber ließ er sich so gern überzeugen, gab seine Irrthümer so willig zu, machte sich so bittere Vorwürfe, wenn er irgend jemand Kummer verursacht hatte, und war so unermüdet in seinen heitern Stunden Anderen zu gefallen, daß man sich in seiner Gesellschaft in immerwährender Bewegung befand. Nie werde ich wieder seines Gleichen sehen, und doch — wollte Gott, daß ich ihn nie gesehen! Sie werden natürlicherweise denken, daß ich hätte verblendet seyn müssen, wenn ich nicht eingesehen, wohin dieser Umgang führen müßte, oder doch führen könnte. Ich war es wirklich. Ich dachte mir Eberharden immer als ein Wesen, das mit andern Menschennaturen nichts gemein hätte; Leonore erschien mir als das edelste der Weiber, und ich vergaß, daß sie doch immer nur ein Weib war. Ich empfand für ihn wie für einen Bruder, und ich glaubte, auch sie hege kein anderes Gefühl für ihn. Ueberdieß ist es ja auch meistentheils der Fall, daß, wenn man im täglichen Umgang mit Leuten lebt, man nicht so sehr aufeinander Acht gibt, und daher manche Bewegung in dem gegenseitigen Benehmen übersehen wird, die einem Fremden auffallen würde. Es war nur bey meiner Wiederkehr nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen, daß zuerst der Gedanke von einer gegenseitigen Leidenschaft zwischen Eberhard und meiner Schwester bey mir aufstieg. Aber es war so — er liebte sie mit der ganzen allumfassenden Fülle seiner Feuerseele, und sie hatte ihm ihre erste und einzige Liebe geschenkt. Diese Entdeckung machte mich höchst unglücklich, denn ich sah nur zu gut, daß aus dieser Liebe nichts als Unheil entstehen konnte, und fluchte meiner Blindheit. Daß Leonore sich nicht ohne mein Wissen mit einem Manne, besonders mit einem, über dem ein Geheimniß ruhte, verbinden würde, das wußte ich wohl. Auch zweifelte ich nicht, daß sie der Ehre und selbst meinen Wünschen das schwerste Opfer bringen würde — aber ich sah auch ein, daß ihr das Opfer sehr viel kosten würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Improvisation.

Dichtkunst wäre sie, die der Dichtkunst in Phrasen vorauérollt,
Und dem Gefühl vorbey reimend nur lügt Poesie?

Ez.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 23. Januar.

Könnte ich heute meine Amtspflicht erfüllen, so würde ich Ihnen von Raupach'schen Lust-, von Shakespeare'schen Trauer-, von Holteischen Gelegenheit-Spielen, und von dem Spiele dieser Spiele ein langes und breites berichten. Aber heute? Bey diesem Allerweltsereigniß? Sie werden so billig seyn und von einem Theaterrezensenten weder die tiefsinnige Abstraktion, noch die Seelenruhe, noch die Aufopferung eines Archimedes verlangen. Und wahrlich! alle diese Eigenschaften müßte ich besitzen, wenn ich jezt noch irgend einen andern Gedanken hegen könnte, als den .... Nein, so kann ich meine Phrase nicht enden! Ich habe gar keinen Gedanken, die ganze Stadt hat keinen; nicht einmal Worte, die man doch hier sonst in Fülle ohne alle Gedanken hat. Nichts als Interjektionen der mannichfaltigsten und heterogensten Art: „Au weih! Schauderhaft!“ schreit man auf dem Alexanderplatz, „Jöttlich! Das is mich 'ne wahre Wonne!“ jubelt man auf dem Gensd'armen-Markt, und in der Mitte zwischen beyden Plätzen hört man bald „Schaal!“ bald „Schwal!“ rufen. Und so wie alle Weltbegebenheiten jezt auf die Börse ein- und von dort wieder auf die Ereignisse zurückwirken, so ist auch dort große Bewegung, und die Papiere des Königsstädtischen Theaterstaats (oder Pomps) fänden unter sechzig keine Abnehmer. Ich fühle es, daß ich höchst konfuse schreibe; aber in dieser Konfusion! So viel werden Sie indessen gemerkt haben. . . Ach nein, Sie können Sich's nicht denken, wie furchtbar, wie wild, ja wie gröblich es da herging. Es wäre um ein Haar zu Thätlichkeiten gekommen; und das wäre doppelt strafbar gewesen, denn die Königstädtischen Aktionärs dürfen ja kein Trauerspiel aufführen. Daher haben Sie denn auch die Revolution klüglicherweise wie eine Posse geendigt. Doch ich will ruhig zu erzählen suchen. Die Bühne ist der eigentliche Mikrokosmus, und ihre Direktion das Bild eines Gemeinwesens (oft auch eines gemeinen). Daher hatten vernünftige Leute schon bey Zeiten zu den Direktoren des Königsstädtischen Theaters folgendermaßen gesprochen: Was den Staat in die größte Gefahr bringt, das ist der Staat; denn Staat kostet Geld, Geldausgaben für nichtsnutzigen Staat zerrütten aber die Finanzen, aus zerrütteten Finanzen geht nun aller Revolutions-Gräuel hervor: erst Pöbelherrschaft, dann Anarchie, und zulezt Despotie, der Despot mag nun Konsul, Protektor, Syndikus oder Kurator heißen. Die Geschichte der Welt, wie die der Bühne hat Euch warnende Beyspiele der Art vor Euren eigenen Augen und Ohren aufgestellt. Ihr braucht also, um dieses zu wissen, nicht einmal etwas gelesen zu haben. Hütet Euch demnach vor einem zu großen Personal; vor einem zu großen Orchester; vor Kapell- und Konzertmeister, vor ersten, zweyten, dritten Musikdirektoren, wo Einer hinreicht; vor Kostümen von 1566 und 1568! Ein Ritter bleibt ein Ritter, und ein Knappe ein Knappe; von vielen dramatischen Helden weiß man aber gar nicht wie sie angezogen waren, und es ist höchst unnütz, Bücher darob nachzuschlagen, und noch unnützer, Geld dafür auszugeben, auf daß Blaubart französisch und der treue Eckbert deutsch gekleidet sey, ein Unterschied, den Keiner merkt, und der vielleicht nicht einmal existirte. Hütet Euch vor Dekorationspracht! Die Fenster brauchen nicht transparent zu seyn, das hilft weder zur Aussicht, noch zur Einsicht! Verschwendet auch nicht zu viel auf die Natürlichkeit des Wassers; gebietet lieber Euren Dichtern dieses durchaus nicht anzubringen. Haltet auch Eure Darsteller an, feurig zu spielen, so könnt ihr den kostspieligen Feuerwerker mit seinen bengalischen Alfanzereyen entbehren. Begnügt Euch mit Eurem komischen Brode, und laßt alle Konditorkunst geschmackloser Ueberladung, die ja doch keine Kunst ist. Selbst ein Berliner kann nicht immer nur lauter Kuchen essen! Seyd mit Liederspielen und Operetten zufrieden, und hütet Euch vor dem Ogger der Schauspielkunst, vor der allesverschlingenden Oper, die immer drey Mal so viel kostet, als sie einbringt, und vor-

müthig auf die andern dramatischen Gattungen herabblickt, von deren Fette sie sich doch nährt, wie Euch dieß die Rechnungsbücher aller Hoftheater mit unbestreitbaren Zahlen darthun können. Hütet Euch endlich und hauptsächlich, vor jedem Wettstreit, vor jeder neidischen Rivalität mit dem königl. Theater! Was dort von Gold ist, sey bey Euch von Goldpapier; drehen sie sich dort auf Einem Bein herum, so steht fest auf Euren Füßen; trillern sie dort, daß man kein Wort vom Text versteht, so singt ein einfaches Lied, doch so deutlich ausgesprochen, daß man sich über den epigrammatischen Schluß freut; ist man dort von der Donna Diana entzückt, so maßt Euch nicht an die Dame Kobold zu geben, sondern seyd mit dem Geist auf der Bastey zufrieden; haben dort die ersten Talente Deutschlands drey- und fünftausend Thaler Gage; so zahlt ja nicht aus Ostentation sieben und Neuntausend – kurz sucht Euch durchaus andere Wege, als die, welche das königl. Theater betritt, und sollten es selbst die entgegengesezten seyn.

So sprachen erfahrene Leute zu den allzuaktiven Aktionärs, und obgleich sie die Unternehmung von vorn herein gleich viel zu groß anlegten, so hörten sie doch, und es ging gut. Sie wußten aber nicht, daß es dadurch gut ging, weil sie gehört hatten, und es sollte immer noch besser gehen, wie die Staatspapiere. Und so verfiel man, in Folge der Ideen-Association, auf Staat. Man engagirte mit königlichem Aufwande eine Staatssängerin, die Dame Sonntag, und machte dadurch alle andere Mitglieder des Königsstädtischen Theaters zu Werkeltagspersonen; während Dem. Sonntag die Dienstage sich zu Freytagen machte, und nur sang, wenn sie eben Lust hatte, so daß statt gehoffter Sonntags-Einnahmen oftmals Schabbes in der Kasse war. Schabbes nämlich heißt: Sabbath, und Sabbath, Ruhetage. – Dennoch ward diese Infantin der Königsstadt, dieses Schooßkind der Direktion mit väterlicher Liebe von derselben ausgestattet und wahrhaft fürstlich eingerichtet: mit Seide, Sammet, Bronze, Krystallen, und allem sonstigen Ueberflusse, den eine kleine Gebieterin großer Leute nicht entbehren kann; sogar ein Oberstbofmeister wurde ihr gegeben, zwar um Aufsehen zu vermeiden, nur unter dem Titel eines Vormundes, aber da der Ehrenmann diesen Titel im buchstäblichen Sinne nahm, und für sein Mündel wie für seine eigne Pupille sorgte, so soll die Direktion auch hier fehlgeschossen haben, und um einen bedeutenden Vorschuß gekommen seyn. Einen losen Edelstein kann man in Gesellschaft nicht präsentiren, und so mußte die Rossignole gefaßt und karmoisirt werden: zwey Tenoristen wurden verschrieben, das Orchester vermehrt, ja ein eigener Musikdirektor angestellt; lauter Strandgut, aufgefischt von der an dem italienischen Magnetberg Barbaja gescheiterten deutschen Oper. Diese Fassung war eben so theuer als der Mittelstein; aber man wollte, coute qui coute, den königlichen Darstellungen Gluk'scher, Mozart'scher und Spontinischer Werke Paroli biegen, und kniff und bog zu diesem Behuf den glücklichen valet der Tonkunst (Rossini) nach Möglichkeit. Dennoch verlor man Saz auf Saz; denn war die Oper auch überfüllt, so kostete sie auch übermäßig viel, und um so mehr, als nun das Lust- und Schauspiel leer blieben, und das Publikum nichts anderes sehen und hören wollte, als die rossignolirende Dem. Sonntag. Nichts desto weniger spielte man das Hazardspiel fort, bis es endlich nicht allein va-banque hieß, sondern auch Allez Banquiers! – Bey dem täglichen Defizit des Budgets nämlich hat nun endlich eine Generalversammlung der Aktionärs Statt gefunden. Hier soll es sehr (da der Censor doch dieses Adjektiv streichen würde, so lasse ich es lieber selbst weg) hergegangen seyn. Um aber doch den Leser einen Begriff zu geben, wie es hergegangen, so will ich es verblümt paradiesisch nennen, nämlich, nicht wie im, sondern wie auf dem Paradiese ging es her, d. h. es war ein wahres Höllenspektakel. Blut ist zwar nicht geflossen; sonst aber fiel vielerley vor. Auch hier soll es sich wieder bewährt haben, wie kleine Ursachen die größten Wirkungen haben, und wie ein Tropfstein den Kelch überfließen macht. Dieses Tropfstein, sagt man, war ein schlechter Schawl für elende tausend Thaler, welche die Direktoren der Rossignole geschenkt, und aus der Theaterkasse bestritten haben sollen. So wie die Rhein-Pfalz auf Anlaß eines schiefen Fensters in Trianon abgebrannt wurde, so ist die bisherige Regierung des Königsstädtischen Theaters durch einen Schawl gestürzt worden; und wie das Schicksal oft wiziger ist, als mancher Journalist, der von Wiz lebt, so klingt das Wort Schawl, gerade so wie schaal. Kurz die Direktion ist nicht mehr; aber statt dessen ein einstweilen regierender Ausschuß, zu welchem unter andern zwey Zimmermeister und einer der Mitunternehmer unsrer hiesigen Droschkenanstalt gehören, so daß es mit dem Königsstädtischen Theater wohl jezt langsam gehen wird. – Daß dieses Ereigniß ein großes Aufsehen in der Stadt macht, können Sie sich denken. Guelfen und Ghibellinen können im dreyzehnten Jahrhundert nicht feindseliger gegen einander gestanden haben, als hier die beyden Theaterpartheyen des Gensd'armen-Markts und des Alexanderplazes. Auch nennt man sie, scherzweise auf jene alten Partheykämpfer anspielend, Schwaben und Italiener. Welche aber die Schwaben und welche die Italiener genannt werden, weiß ich Ihnen so eigentlich nicht zu sagen; kurz die Stadt ist in zwey Hälften getheilt, deren eine heult und zähnklappt, die andere tanzt und jubilirt. Ja es scheint, daß man dieses Ereigniß als eine große Landesbegebenheit ansieht; denn so eben bringt mir mein Aufwärter den Beywagen der Schnellpost herein (das ist nämlich kein Wagen, sondern ein hiesiges Tageblatt) und dieses Tageblatt hat heute einen schwarzen Trauerrand, und kündigt das Leichenbegängniß der Direktion in Prosa und in Versen, und mit einem Wize an, wie man ihn nur selten auf dem Beywagen der Berliner Schnellpost antrifft. Man kann wirklich von dem geistreichen Herausgeber dieses Edelsteins unter den Tagesblättern jezt sagen: Daß er Wiz hat, versteht sich am Rande. – Und soll dieses keine Randglosse seyn! seine Ironie ist pikant, sein Tadel hat ächten Humor; aber loben muß er nicht, weder in Prosa noch in Versen, weder in der Schnellpost, noch in der Dresdner gelben Kutsche; besonders nicht die Euryanthe; das kleidet ihn nicht, das sollte er dem geschmeidigen Oehlblatte überlassen, dessen salbaderisches Salbengefäß, sogar schon in andere Blätter lobsingend überfließt. Wenn die Euryanthe sich nicht selbst besingt, die fremden Melodien können ihr zu nichts helfen. Doch wozu diese Abschweifung? Ich muß zu der hiesigen Haupt- und Königsstadt-Aktion zurück. Das Komische des Ereignisses, Tod und Leichenzug, habe ich erzählt. Jezt kommt das Tragische der Begebenheit. Wer ist Direktor der Volksbühne geworden? Herr Bethmann. Wer ist Herr Bethmann; doch nicht wieder ein Banquier? Nein, er ist der Gatte der berühmten verstorbenen Künstlerin, selbst ehmals Schauspieler, aber in der Fülle seiner Jahre pensionirt, ein Mann, der jezt Spiritus fabrizirt, und dessen vortreffliches Herz von allen denen, die ihn genauer kennen, ungemein gelobt wird. Wo Herz und Geist so glücklich in einem Bühnenvorsteher zusammentreffen, da muß das Unternehmen gedeihen, da darf man die schönsten Hoffnungen hegen. Sie fragen mich, warum ich diese Wahl tragisch nenne? Weil ich mit Leib und Seele zu der Theaterparthey des Gensd'armen-Markts gehöre; und dieses Glück der Königsstädter mir Thränen abpreßt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 10 u. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. Februar 1826.

Drum mit den Tagen
Frohen Genusses
Eile dahin, wie auf
Sonnengespann!
Schau nicht der Zukunft
Neblige Tiefen!
Chronos, den ernsten, nur
Hält man so an.

E. Geib.

An die Diana des Niesen *).

Von den Jägern der Müllimatt.

Auf Verlangen den 4. Okt. 1825.

O Göttin, die du stets geleitest
  Des Jägers Hang durch Feld und Wiesen,
Die du das Hochgebürg beschreitest,
  Die Blümlisalp und unsern Niesen,
  Die du dich Allen hold erwiesen,
Die dir, des Städtelebens satt,
  Auf wald'ger Berge Rücken huldigen:
  Was zürnst du deinen ungeduldigen
Verehrern auf der Müllimatt?

Auf daß dein Haupt uns gnädig nicke,
  Dein heil'ger Grimm uns endlich schone,
Wie gerne lenkten wir die Blicke
  Hinauf zu deinem höchsten Throne,
  Zu jener keuschen Glätscherzone,
Die ihren Namen dir geraubt;
  Doch Nebel, ach! sich ewig häufende,
  Von allen Seiten niederträufende,
Verbergen uns der Jungfrau Haupt.

Wir ziehn dem Regenguß entgegen,
  Und weih'n dir manchen Tag und Morgen,
Doch keine Schnepfe will sich regen,
  Und alle Hasen sind verborgen:
  So kehren wir denn stets in Sorgen
Von mancher eiteln Fahrt zurück,
  Die Müh' und Schweiß genug uns kostete,
  Und unsre Flinte, die verrostete,
Ersehnt umsonst ihr altes Glück.

So sehn wir unsern Ruhm verloren,
  Den Fama sonst der Welt geblasen,
Seh'n uns zum Spott der Frau'n erkoren,
  Ja, mehr als das, zum Spott der Hasen,
  Die sorglos ruh'n auf Moos und Rasen;
Wir aber, ach! verträumen hier
  Die Zeit, die nicht von uns genossene,
  Nur Moritz zielt, der Unverdrossene,
Nach einer Scheibe von Papier.

Zwar läßt sich Manches in den Lauben
  Der schönen Müllimatt erwerben:
Bey holden Frau'n, beym Saft der Trauben,
  Beym Duft so vieler Blumenscherben,
  Hier ließe leben sich's und sterben;
Doch, Göttin, sieh, zu dir nur schau'n
  Wir hoffend auf, zu deinen luftigen
  Und wilden Höh'n von diesen duftigen
Gewächsen, diesen schönen Frau'n!

Laß dich durch unser Flehn erweichen,
  Und steh' uns bey in diesen Tagen:
Das Höchste wollen wir erreichen,
  Die pfeilgeschwinde Gemse jagen;
  Es wird uns kein Gewehr versagen,
Wenn du uns schützest, du, o du!
  Sey gnädig unserer Verwegenheit,
  Erspähe selbst uns die Gelegenheit,
Und jag' uns alle Gemsen zu!

*) Berg im bernischen Oberlande, am westlichen Ufer des Thunersee's, Schlußstein der von den Alpen gegen den See laufenden Bergkette.

Und wenn du uns vor Schmach mit diesen
Geschenken deiner Gunst gerettet,
So möge dir am Rand des Riesen,
Auf Alpenrosen hingebettet,
Erscheinen was dich ewig kettet:
Auf daß du nie uns fleuchst davon,
Erscheine dir ein hingesunkener,
Von Lieb' und Wein und Schlummer trunkener,
Ein schnarchender Endymion!

August Graf von Platen.

Der Unbekannte.

(Fortsetzung.)

Leonorens Liebe war ächte Frauenliebe — schüchtern und still, aber tief, tief in der Seele ruhend, bereit, für den geliebten Gegenstand Mangel, Elend, den Tod zu dulden, ja ihn nach Mißhandlungen noch zu lieben — und eine solche Liebe hatte ich auszurotten. — Und Eberhard — ich zitterte, wenn ich an ihn dachte — verändert wie er war in Geist und Seele, so wußte ich doch nur zu gut, daß es das Werk eines vorübergehenden Eindrucks war. Es war ein Löwe, den die Liebe gezähmt, der aber doch zu jeder Stunde in seine angeborne Wildheit zurücksinken konnte. Gegen seine Geburt, sein Vermögen, seine Geistesgaben ließ sich nichts einwenden. Aber er war der Spielball eines unbezähmbaren Gemüthes, welches in der Wuth sich selbst an dem geliebtesten Gegenstande vergreifen konnte; und sollte ich Leonore diesen Stürmen unterwerfen, sie in solchen Stunden wie eine zerknickte Blume unter den Füßen der Raserey zertreten sehen? Sollte ich gestatten, daß meine Schwester sich mit einem Manne in die Einsamkeit vergrabe, auf den die Welt zum wenigsten mit Verdacht blickte? — Ich war in der gränzenlosesten Unruhe — aber bald ward ich zum Handeln aufgefordert. Meine Schwester gestand mir, daß sie unter der Bedingung meiner Zustimmung Eberharden ihre Hand zugesagt, und er schrieb und bat mich um diese Hand. Eine genaue Erzählung von der langen, traurigen Unterredung mit meiner Schwester zu geben, wäre unmöglich. Ich klagte meine eigene Unvorsichtigkeit an, die sie einer so schweren Prüfung ausgesezt hatte, und bat sie, mir den Kummer, den ich ihr verursachte, zu verzeihen. Ich suchte durch alle Liebkosungen, die das Herz mir einzugeben vermochte, ihren Schmerz zu lindern, aber vergebens. Sie lag bleich, zitternd, sanft hingegeben, beynahe leblos in meinen Armen; sie blickte mit verlangenden Augen zu mir empor und horchte athemlos auf jedes meiner Worte. Aber das Gefühl der Pflicht gab mir Muth; und obgleich meine Thränen mich beynahe blendeten, und das Schluchzen meine Stimme zu ersticken drohte, und obgleich ich fühlte, daß ich hätte mein Leben hingeben können, um ihren Jammer zu mildern, so war ich doch entschlossen, sie nie Eberhards Gemahlin werden zu lassen. Die Gründe, die ich vorstellte, können Sie sich leicht denken. Endlich fügte ich hinzu: „Laß ihn das Geheimniß, das ihn jezt umhüllt, aufklären, laß ihn lernen, seine wilden Leidenschaften bändigen — zeige er sich des Schatzes würdig, nach dem er geizt, und dann —" — „Und dann?" fragte sie mit rückkehrender Röthe auf den todtenblassen Wangen. „Dann, fuhr ich fort, soll er diesen Schatz in dir erhalten — geliebte Schwester — meine einzige Freundin." Ich drückte sie an's Herz, es erfolgte eine lange nur von Schluchzen unterbrochene Pause. Leonore erholte sich zuerst, sie sprach, gesezt waren ihre Worte, aber sie kamen von zitternden Lippen; ihr Gesicht ward wieder ruhig, aber es war die Ruhe eines tiefen herzbrechenden Schmerzes. „Bruder, wir haben Beyde geirrt, wir müssen Beyde vergeben; ein Fremdling von gestern soll nicht die Herzen trennen, die von Kindheit an vereinigt waren. Ach, warum hast du mich doch gelehrt jemand anders zu lieben als dich? Ach, ehe Eberhard kam, dachte ich nur an dich!" — Endlich sezte sie hinzu: „Sprechen kann ich jezt nicht mit ihm, ich will an ihn schreiben; hernach geh du zu ihm und sprich sanft mit ihm um meinetwillen. Lasse ihn, wenn er mich wirklich liebt, sein Versprechen erfüllen und erklären, warum er sich so in Geheimniß hüllt — sage ihm — ach sage ihm" — sie zauderte. Ich versprach ihr, mit ihm zu reden, wie sich's gezieme, und sie begab sich endlich auf ihr Zimmer, um an ihn zu schreiben.

Nach wenigen Minuten kam Eleonore mit einem Briefe an Eberhard zurück, und nachdem sie mir das Versprechen abgenommen, gelassen mit ihm zu reden, übergab sie mir ihn mit einem Blicke, der ein gebrochenes Herz verrieth, und ich eilte, den Störer unsers Glückes aufzusuchen. — Es war ein harter Gang. Mit freudigem, heiteren Blick trat er mir entgegen, ohne die entfernteste Vermuthung, daß ich seinen Wünschen entgegen seyn könnte. Jezt galt es, Festigkeit zu zeigen. Mit welcher Wärme, welcher leidenschaftlichen Beredsamkeit sprach er doch! Er rührte an jede Saite, die zweyer Menschen Herzen aneinander ketten können. Er malte in den lebhaftesten Ausdrücken den schrecklichen finstern Zustand seiner Seele, woraus meine Freundschaft ihn erlöst, er legte sich und sein künftiges Wohl und Weh in meine Hände, und beschwor mich in Worten, die mir durch die Seele gingen, ihn nicht von der Rückkehr zur Ruhe und zum Frieden abzuhalten — nicht das Schwert zu seyn, das ihn von seinem Paradies zurückweise, und das einzige Wort nicht zu verweigern, das allein ihm für immer den Seelenfrieden und die irdische Seligkeit zu geben vermöchte. Die erschütterndste Wahrheit sprach aus allen seinen Worten, Blicken und Geberden; ich konnte nicht an der Aechtheit seiner Leidenschaft

zweifeln, aber ich durfte seinen Versprechungen nicht trauen und blieb fest.

Jezt veränderte er den Ton. Schmähungen und Drohungen folgten den Bitten. Er verwarf mein Recht, ihm oder Eleonoren entgegen zu seyn, nannte mein Verfahren selbstsüchtige Grausamkeit, behandelte mich mit dem bittersten Spott und forderte mich endlich in steigender Raserey heraus. Meines Versprechens, das ich Eleonoren gegeben, eingedenk, schwieg ich lang; als ich aber fand, daß meine Mäßigkeit seine Wuth nur steigerte, sagte ich zulezt: „Eberhard, morgen wirst du über dein jetziges Betragen trauern.“ Zugleich wollte ich mich entfernen; aber ehe ich noch die Thüre erreichen konnte, trat er mir mit einer gespannten Pistole in den Weg und rief mit hohler leiser Stimme, welche fürchterlich mit seinen rollenden Augen und zitternden Gliedern harmonirte: „Schwöre erst, daß Eleonore mein seyn soll — oder du kömmst nicht lebendig von dieser Stelle — schwöre! schwöre!“ Es war ein verzweiflungsvoller Augenblick, aber die Verzweiflung gab mir Stärke. Mit einer Gelassenheit, die ich keineswegs fühlte, trat ich dicht vor ihn und sagte: „Nimm mein Leben, Eberhard — ich opfere es willig, wenn ich nur dadurch meine Schwester aus der Gewalt eines Wahnsinnigen rette.“ Der Wechsel der Gefühle in diesem Menschen hatte etwas Außerordentliches — ein Wort, ein Blick konnte ihn, ohne daß der geringste Uebergang zu bemerken gewesen wäre, vom Lamme zum Tiger, und wieder ein anderes Wort und ein anderer Blick vom Tiger zum Lamme umwandeln. Dieser sonderbaren Eigenheit hatte ich jezt mein Heil zu verdanken. Mit festem Blick und ohne ein Wort zu sagen, gab ich ihm Eleonorens Brief. Er riß ihn auf und las ihn mit gieriger Hast. Er wirkte wie ein Zauber. Es bedurfte keiner Worte, um die Veränderungen seiner Gefühle anzudeuten. Scham, Reue, Schmerz, Liebe, Selbstanklage folgten und überwältigten einander in wenigen Augenblicken. Ich hatte nun nichts mehr zu fürchten; der Sturm, welcher vorhin gegen mich getobt hatte, war jezt gegen ihn selbst gerichtet. Ich nahm ihm die Waffe aus der entnervten Hand und führte ihn ohne Widerstreben zu einem Sitz. Da saß er, dem Aeußern nach kalt, stille, unbeweglich wie eine Bildsäule, aber in seinem Innern stürmte eine losgelassene Hölle. — Ich blickte ihn mit unaussprechlichem Mitleiden an, denn mein Herz hatte keinen Raum für andere Gefühle. Ich nahm ihn bey der Hand und wagte es ihn anzureden. Ich suchte ihm die Nothwendigkeit des Opfers darzuthun, das er bringen müßte, indem ich ihm bewies, daß Eleonore unmöglich glücklich mit ihm seyn könnte. Er versuchte mehrere Male zu antworten, aber es schien ihm an Stärke dazu zu fehlen. Endlich rief er mit schwacher, erschöpfter Stimme: „Verlasse mich, verlasse mich — ich kann nicht reden — Geduld bis morgen — geh zu ihr, tröste sie — und laß mich!“ Ich ging, weil er es so haben wollte, aber nicht ohne Sorgen über den Erfolg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Milder, Schulz, Seidler, Sontag.

So tönt, berührt von klarer Morgenröthe,
Memnon's erhabene Heroenbild.

*

So klagt, so jubelt, kraftvoll, feurig, wild
Des Waldgotts kühne Flöte. —

*

So wieget sich auf schwankem Zweig der Rose
Die Nachtigall bey holder Melodie. —

*

So perlt ein künstlich-kleiner Kolibri:
Ein Spiel-Uhr-Virtuose. —

t.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

In Paris ereignet es sich oft, daß große Erwartungen erregt werden, und daß die Sachen ganz anders ausfallen als man vermuthet hatte. Es war ein förmlicher Kontrakt mit der berühmten Sängerin, Mad. Fodor, geschlossen worden, um ihr das Recht zuzusichern, zu ihrem Wiederauftreten auf der Bühne der Pariser italienischen Oper die Hauptrolle in dem Rossinischen Stücke Semiramis wählen zu dürfen. Diese Rolle, hieß es, sey der Triumph der großen Sängerin, und in derselben mache sie einen außerordentlichen Effekt. Die Künstlerin hätte sich die Rolle auch um alles in der Welt nicht nehmen lassen. Sie fuhr daher sehr entrüstet auf, als Mad. Pasta einen sehr galanten, wahrscheinlich nicht zum Drucke bestimmten Brief des berüchtigten Vicomte de la Rochefoucauld vorzeigte, worin der Hr. Direktor vom königl. Haushalt dieser allerliebsten Sängerin ebenfalls die Semiramisrolle zugesagt hatte. Die beyden Künstlerinnen machten ihre Rechte in den Zeitungen geltend, und der Hr. Vicomte mochte nicht wenig verlegen seyn, wie er sein galantes Versprechen mit seiner kontraktmäßigen Verbindlichkeit vereinbaren sollte. Er führte die beyden Damen zusammen, und am Ende des Gastmahls, wenn sich beym sprudelnden Champagner die Herzen aufthun, und die Zwistigkeiten vergessen werden, brachte er es dahin, daß Mad. Pasta ihn seines Versprechens entlösete, und ihrer Nebenbuhlerin den Semiramistriumph ganz überließ. Jedoch war die Aussicht auf diesen Triumph nicht ohne Unannehmlichkeit. Die Anhänger der Mad. Pasta wurden böse auf die zulezt gekommene Sängerin, und da die musikalische Leidenschaft sehr heftig ausbricht, so schrieben sie ihr drohende Briefe. Mad. Fodor wurde bange und heiser, die von ihr so lebhaft geforderte Rolle erregte ihre Besorgniß; sie zögerte, und als das Zögern zu lange dauerte, ließ ihr endlich die Operndirektion, unter Genehmigung desselben Vicomte, bedeuten, daß, wenn sie nicht bald aufträte, man die Rolle der Mad. Pasta übergeben wollte. Dieß half, Mad. Fodor trat auf, aber mit sichtbarer Angst. Schon ihr bloßes Erscheinen erregte ein lang anhaltendes Beyfallklatschen; jedoch die Unruhe blieb, auch soll sie noch unpäßlich gewesen seyn;

die Rolle wurde gar nicht gesungen, wie man es von einer solchen Meisterin erwartet hatte. Dazu kam nun noch zum Unglücke, daß die lezten Aufzüge dieser Opera Seria außerordentlich lang, und mit den beständigen Wiederholungen Rossinischer Säze angefüllt befunden wurden. Langeweile erträgt aber ein Pariser Publikum nicht mit Geduld. Kaum konnte es sich enthalten, seine Ungeduld laut werden zu lassen. Die Zeitungen beklagten sich über das Langweilige des Rossinischen Stückes, es ist seitdem nicht wieder gegeben worden, und es heißt, Mad. Fodor will die Rolle gar nicht mehr haben. Wahrlich das Ding war des Streites nicht werth, den es veranlaßt hatte. Uebrigens ist man wegen der Opernmusik jezt in ziemlicher Bewegung in Paris. Die große Oper hat einige alte Piccinische und Glucksche Opern, besonders die Armida des leztern wieder auf die Bühne gebracht; allein Castilblaze, der bekannte Arrangeur fremder Opern, der zugleich Musikalienhändler, und musikalischer Rezensent ist, behauptet im Journal des Débats, mit den alten Opern sey es vorbey, der Glucksche Styl sey veraltet, so etwas komme den jezigen Musikkennern barbarisch vor, und die Oper habe kein andres Hülfsmittel übrig, als daß sie die alten Opern in die Vergessenheit begrabe, und einen ganz neuen Styl annehme (vermuthlich den Rossinischen). Welches Zetergeschrey würde solch eine Behauptung zu einer Zeit in Paris erregt haben, als die gesammte Volksmenge in Gluckisten und Piccinisten, in Côté du Roi und Côté de la Reine eingetheilt war, und als man sich einander aus Musikeifer fast die Ohren abgeschnitten hätte! Auch jezt noch, bey weit wichtigern, die öffentliche Aufmerksamkeit fesselnden Angelegenheiten, hatte man die kühne Behauptung des Castilblaze nicht ohne Rüge hingehen lassen können, und einige Musikkenner haben ihn in den Tagesblättern tüchtig zurecht gewiesen. Allerdings sticht der feyerlich langsame, und gleichsam solide Styl der Gluckschen Opern mit dem lebhaften glänzenden der Rossinischen sehr ab; das Publikum will von Zeit zu Zeit aufgeweckt und neu angeregt werden, welches der Meister von Pesaro vortrefflich versteht: dann gefällt auch der fade galante Text Quinaults, und der mythologische Inhalt nicht mehr, seitdem die romantischen Vorwürfe sich der Bühne bemächtigt haben. Aber für Musikkenner ist und bleibt eine Glucksche Armide doch immer ein wahres Meisterstück; Geschmack und Neigung mögen sich geändert haben; solch eine Fülle von Harmonie und dramatischen Schönheiten wird Ohr und Geist der nicht nach der Mode, sondern nach dem innern Werthe Richtenden, beständig entzücken. Castilblaze aber hat in dem Stücke allerley Fehler aufgesucht, und gefunden, daß eine der Hauptarien einem alten bekannten Gassenhauer ähnlich sieht; man hat ihm darauf geantwortet, daß der bekannte Jägerchor im Freyschüzen zum Theil in das alte Malboroughlied falle; ob dieß aber dem Verdienste der Komposition schade? Während man so stritt, erhielt Boyeldieu durch seine Operette, die weiße Frau, einen neuen Triumph, dem alle Musikkenner zustimmen; man bemerkt, daß Rossini und auch Weber ihm bey dieser Komposition vorgeschwebt haben, so wie der Verfasser des Textes, Scribe, den Inhalt des Stückes aus Walter Scott entlehnt und für den Tonkünstler sehr geschickt zugerichtet hat. Dieses Stück erregt nun großen Zulauf, und wird wahrscheinlich so beliebt werden als Jean de Paris; und wie sollte eine Oper von dem beliebtesten Textdichter, und dem besten Operettensezer unter den jezt lebenden französischen Tonkünstlern nicht im Stande seyn, ganz Paris herbeyzuziehen? Glucks Armida läuft aber Gefahr darüber vergessen zu werden, wie so manches andere geschäzte Stück aus der vorigen Zeit, bey dessen Wiedererscheinen auf der Bühne die jezigen Pariser ganz erstaunt sind, daß es sonst habe so großes Aufsehen erregen können. So verschieden sind die Zeiten! D g.

Rom.

(Beschluß.)

Dieß Jahr ist den Unternehmern, hinsichtlich der gänzlichen Entbehrung aller Schauspiele während des heiligen Jahrs, und des ohnehin sehr kurzen Carnevals, welcher schon mit der Mitternacht des siebenten Februars schließt, nachgelassen worden, morgen am 2. Jan. ihre Vorstellungen zu eröffnen. Weder die Quantität noch die Qualität der Theater entsprechen der Erwartung, welche man sich, nach einer so langen Entbehrung, davon gemacht hat. Argentina (die gewöhnliche große oder erste Oper) wird gar nicht, sondern Statt dessen, im sogenannten Theater Apollo (in der Gasse Tordinone), eine kleine Duodezoper eröffnet werden. Von den zwey dort angekündigten Vorstellungen ist die erste (die zweyte, wie der Kunstausdruck heißt, da destinarsi, wird, glaubt man, der Meyerbeersche Crociato seyn) die schon vor drey Jahren in Venedig und nun auch zu Paris durchgefallene Rossinische Semiramis. Unter den Sängern und Sängerinnen daselbst (Mariani, Sopransängerin, Cavalli, prima Donna und Orlandi, erster Tenor) genießt allein die Mariani (dieselbe, welche, ungeachtet ihrer Einäugigkeit, vor drey Jahren zu Venedig das Saamenkorn des Geheimnisses fand, die Semiramis, Troz ihres und der Mad. Rossini (Colbran) Fiasco's, aufrecht zu erhalten) einiger Reputation. Vom Ballette hat man eine noch schlechtere Meynung. Die komische Oper wird, wie gewöhnlich, im Theater Valle Statt finden. Die zwey, hier versprochenen Opern sind: La Sposa fedele von Pacini, und la Contadina feudat[illegible] von Vaccai; die Sänger: Blasis, erste Sängerin, Fioravanti (Sohn des berühmten Komponisten gleiches Namens, Kapellmeister an der Peterskirche), singender Bassist, de Grecis, komischer Bassist und Piacenti (Piacenti mezzo carattere) komischer Tenor. Von diesen allen genießt allein der lezte einer Berühmtheit, welche sich jedoch zugleich mit dessen hohen Jahren vermindert hat. Neben der Oper in Valle wird zugleich, wie gewöhnlich, ein recitirendes Schauspiel Statt finden, von dessen angekündigten Mitgliedern kein einziges bekannt ist. Im Theater Capranica werden Marionetten, vielleicht von allen am besten spielen. Drey Theater bleiben also während dieses Carnevals gänzlich verschlossen, die kolossale Argentina, und die Zwerge Pallacorda und Pace. Dagegen haben sich eine ungewöhnliche Anzahl Virtuosi ambulanti eingefunden. Unter diesen (denn a Jove principium) steht oben an Mad. Catalani. Sie wird am folgenden Donnerstag und Freitag Konzert geben. Vorgestern hat sich schon ein Hr. Glyps hören lassen, vorgeblich ein Schüler Lafont's, und erster Geiger der großen Oper zu London, wirklich ein Genie, obgleich höchstens erst fünf-und-zwanzig Jahre alt, vorausgesezt, daß eine Vollendung des Mechanismus und der Bogenführung bey seltener Faustkraft und noch seltener bewußtvoller ungestörter Ruhe, aber ohne jegliches Fünkchen von Grazie und Meyzeitinten, Genie genannt werden können. Sein Spiel gleicht, von Anfang bis zu Ende, einer verheerenden Mittagssonnenhize, ohne die erquickende Abendkühle. Er ist nichts desto weniger eine merkwürdige Erscheinung. Daneben befindet sich der musikalische Siebenmeilen-Stiefelmann hier, ich meyne den Hrn. dell' Oca, der den Contrabaß handhabt, als wäre es eine Kinderfidel. Er soll, heißt es, nicht arm seyn; das steht ihm zu gönnen, denn in Rom dürfte er schwerlich reich werden. An diesen schließt sich der berühmte Improvisator, Hr. Sgricci, an. Versteht er die Kunst, mit Hülfe seiner Gevatter eine eben so gute Einnahme, als ein dramatisches Gedicht zu extemporiren; so ist ihm geholfen. Endlich hat sich Dem. Garnerin wieder eingefunden, um alle vorgenannten Künstler mit ihrem Fallschirme zu überflügeln.

Beylage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Februar 1826.

Jede Zeit besteht aus zwey Theilen, dem Schluß der vergangenen und dem Anfang der folgenden Periode.

Jean Paul.

Ueber die künftigen Verhältnisse von Europa und Amerika.

v. Alex. v. Humbold.

Bevor ich die Küsten des Festlandes verlasse, um von der politischen Wichtigkeit der Insel Cuba, des größten der Antillen-Eilande, zu sprechen, will ich noch aus einem Standpunkte alles dasjenige überblicken, was eine richtige Ansicht der künftigen europäisch en Handelsverhältnisse mit den vereinten Staaten von Venezuela zu geben vermögend ist. Als ich bald nach meiner Rückkunft nach Deutschland den politischen Versuch über Neu-Spanien (Essai politique sur la Nouvelle-Espagne) herausgab, machte ich zugleich einen Theil der Materialien bekannt, welche ich über den Territorial-Reichthum von Süd-Amerika besitze. Diese vergleichende Schilderung der Bevölkerung, der Agrikultur und des Handels aller spanischen Kolonien ward in einem Zeitpunkt abgefaßt, wo die Fortschritte der Gesittung, durch mangelhafte gesellschaftliche Institutionen, durch das Prohibitiv-System und durch mehr andere verderbliche Irrthümer der Staatsverwaltung gehemmt wurden. Seitdem ich jene unermeßlichen Hülfsmittel dargestellt und entwickelt habe, welche die Völker beyder Amerika's, unter dem Schutz einer weisen Freyheit, in ihrer individuellen Lage und in ihren Verhältnissen zum handeltreibenden Europa und Asia finden können, hat eine der großen Revolutionen, welche von Zeit zu Zeit das Menschengeschlecht in stürmische Bewegung bringen, den Stand der Gesellschaft in den weitläufigen von mir durchwanderten Ländern umgewälzt. Das Festland der neuen Welt findet sich gegenwärtig zwischen drey Völker europäischer Herkunft gleichsam getheilt: das eine, und das mächtigste, ist von germanischer Abstammung; die beyden andern gehören durch ihre Sprache, Literatur und Sitten dem lateinischen Europa an. Die westlichst gelegenen Theile der alten Welt, die iberische Halbinsel und die brittischen Eilande sind auch diejenigen, deren Kolonien den weitesten Umfang besaßen; allein viertausend Meilen Küstenlandes, von den Abkömmlingen der Spanier und Portugiesen ausschließlich bewohnt, bezeugen das Uebergewicht, welches im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die Völker der Halbinsel durch ihre Unternehmungen zur See vor den übrigen Schifffahrtsvölkern sich erworben hatten. Man kann sagen, ihre von Kalifornien bis zum Rio de la Plata, auf dem Rücken der Kordilleren, wie in den Wäldern vom Amazonenstrom, verbreiteten Sprachen sind Denkmale des Nationalruhms, welche alle politischen Revolutionen überleben werden.

Gegenwärtig bilden die Bewohner vom spanischen und portugiesischen Amerika zusammen eine zweymal größere Bevölkerung, als jene von englischer Abstammung ist. Die französischen, holländischen und dänischen Besitzungen auf dem neuen Festlande sind von geringem Umfang: um aber die Aufzählung derjenigen Völker, welche auf die Schicksale der andern Halbkugel Einfluß haben können, zu vervollständigen, dürfen wir weder der Kolonisten slavischer Herkunft, die sich von der Halbinsel Alaska bis in

Kalifornien anzusiedeln trachten, noch die freyen Afrikaner auf Haiti vergessen, welche die im Jahr 1545 von dem mailändischen Reisenden Belzoni ausgesprochene Prophezeihung in Erfüllung gebracht haben. Die Stellung der Afrikaner auf einer Insel, die dritthalb Mal größer ist als Sicilien, in Mitte des mittelländischen Antillenmeeres, erhöht ihr politisches Gewicht. Alle Freunde der Menschheit vereinbaren ihre Wünsche für die Entwicklung einer Gesittung, welche, nach so vielfacher Wuth und Blutvergießen, auf unerwartet gedeihliche Weise vorschreitet. Das russische Amerika gleicht bis dahin weniger einer landwirthschaftlichen Kolonie, als jenen Comptoirs, welche die Europäer zum größten Unglück der Landeseingebornen auf den afrikanischen Küsten errichtet haben. Es besteht dasselbe lediglich in Militär-Posten, und Stationen von Fischern sowohl als siberischen Jägern. Eine auffallende Erscheinung ist es unstreitig, den Ritus der griechischen Kirche auf amerikanischem Boden anzutreffen, und zu sehen, wie zwey Nationen, welche die östlichen und westlichen Endtheile von Europa bewohnen, die Russen und die Spanier, auf einem Festlande, welches sie von entgegengesetzten Richtungen aus erreicht haben, Nachbarn werden; allein der beynahe wilde Zustand der unbevölkerten Küsten von Ochotsk und Kamtschatka, der Mangel aller Unterstützungen aus den asiatischen Häfen und das bis dahin in den slavischen Kolonien der neuen Welt befolgte Regime sind eben so viele Hemmungen, welche dieselben auf lange Zeit im Zustand der Kindheit erhalten werden. Aus Vorstehendem erhellt, daß, wenn man bey staatswirthschaftlichen Unternehmungen sich gewöhnt hat, nur Massen in's Auge zu fassen, das amerikanische Festland alsdann unverkennbar, genau gesprochen, unter drey große Nationen, von englischer, spanischer und portugiesischer Herkunft getheilt erscheint. Die erste dieser drey Nationen, die der Anglo-Amerikaner, ist zugleich diejenige, welche, nach den europäischen Britten, mit ihrer Flagge die größte Ausdehnung der Meere bedeckt. Ohne entfernte Kolonien hat ihr Handelsverkehr einen Umfang erhalten, welchen kein anderes Volk der alten Welt erreichen mochte, außer etwa demjenigen, welches nach dem amerikanischen Norden seine Sprache, den Glanz seiner Literatur, seine Arbeitslust, seine Freyheitsliebe und einen Theil seiner bürgerlichen Institutionen übertragen hat.

Durch die brittischen und portugiesischen Kolonisten wurden einzig nur die Europa gegenüber liegenden Küsten bevölkert; die Kastilianer hingegen haben gleich zu Anfang der Eroberung die Andenkette überstiegen und ihre Ansiedlungen bis in die westlichsten Landschaften ausgedehnt. Hier nur, in Mexiko, in Cundinamarca, in Quito und Peru, haben sie die Spuren einer vormaligen Gesittung, Landwirthschaft treibende Völker, blühende Reiche angetroffen. Dieser Umstand, der Zuwachs einer Bevölkerung von Landeseingebornen und Bergbewohnern, der fast ausschließliche Besitz großer Metall-Reichthümer und eines seit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts mit dem indischen Archipel gepflognen Handelsverkehrs mußten den spanischen Besitzungen im äquinoktialen Amerika einen eigenthümlichen Charakter verleihen. In den östlichen, den brittischen und portugiesischen Kolonisten zu Theil gewordenen Landschaften waren die Landeseingeborne jagdtreibende Völker von unstäten Wohnsitzen. Statt zur Bildung einer landbautreibenden und arbeitsfleißigen Bevölkerung beyzutragen, wie dieß auf dem Plateau von Anahuac, in Guatimala und Ober-Peru der Fall war, haben sie bey Annäherung der Weißen meist sich zurückgezogen. Der Arbeitsbedarf, der Vorzug, welchen die Kulturen des Zuckerrohrs, des Indigo und der Baumwolle erhielten, die Habsucht, welche öfters den Gewerbsfleiß begleitet und ihn herabwürdigt, haben daselbst jenen schändlichen Negerhandel eingeführt, der für beyde Halbkugeln gleich verderblich geworden ist. Glücklicherweise ist es der Fall, daß auf dem Festlande vom spanischen Amerika die Zahl der afrikanischen Sklaven verhältnißmäßig zur Sklavenbevölkerung von Brasilien oder vom südlichen Theile der vereinten Staaten gering, und nicht stärker denn 1 zu 5 ist. Alle spanischen Kolonien, die Inseln Kuba und Portoriko mitgerechnet, haben auf einer Landesfläche, welche die von Europa mindestens um einen fünften Theil übersteigt, nicht so viel Negersklaven, als der einzige Staat von Virginien deren besitzt. Die spanischen Amerikaner gewähren unter der heißen Zone das einzige Beyspiel, einer Nation von acht Millionen Einwohner, die, nach europäischen Gesetzen und Institutionen regiert, Zücker, Kakao, Getreide und Wein pflanzt und die fast keine dem afrikanischen Gebiet entrissene Sklaven hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Unbekannte.

(Fortsetzung.)

Es war mir lieb zu hören, daß meine Schwester zur Ruhe gegangen. Ich brachte eine angstvolle Nacht zu; und auch der Morgen brachte meinem geängstigten Herzen keinen Frieden. Ich erwartete jeden Augenblick, daß mich Eberhard rufen lassen würde; denn ungeladen zu ihm zu gehen, hielt ich unter den obwaltenden Umständen nicht für anständig. Als es aber Abend wurde, und ich nichts von ihm hörte, da konnte ich meiner Angst nicht mehr gebieten, und ging gerade auf seine Wohnung zu. Denken Sie sich aber mein Erstaunen, als ich die Thüren der-

selben offen, das Feuer ausgebrannt, Bücher, Musik, Gemälde und Hausrath jeder Art in der wildesten Unordnung, und nirgends eine Spur von den Bewohnern sah. Nach langem Rufen und Suchen fand ich endlich den armen alten Peter bewegungslos und auf den Knien liegend, in einem dunkeln Kabinet, welches Eberhard in seinen trüben Stunden oft zu seinem Aufenthalte zu nehmen pflegte. Bey meinem Eintritt sprang er in die Höhe. „Wo ist sein Herr?“ fragte ich. „Glauben Sie,“ rief der treue Mensch mit einer Art von Bitterkeit, glauben Sie, wenn ich wüßte, wo er wäre, Sie fänden mich hier? Nein, nein! wüßte ich nur, wo er wär', ich ging ihm nach bis an's Ende der Welt, und müßte ich mich zu ihm hin betteln! Ich war bey ihm, als er als Kind in der Wiege lag, ich bin immer bey ihm gewesen, und dachte, ich würde bey ihm bleiben dürfen, bis man einen von uns in's Grab gelegt hätte. Aber er ist fort! fort! — mein guter, lieber Herr!“ Mit vieler Mühe beruhigte ich den alten Mann so weit, daß er mir folgendes erzählte: Lange hatte Eberhard, nachdem ich ihn verlassen, in unbeweglichem Starrsinn gesessen; endlich aber war er aufgesprungen, und als wolle er seinen Seelenschmerz durch heftige Bewegung ertödten, hatte er rastlos die Zimmer durcheilt. Bald ächzte er aus tiefer Brust, bald schien ihm ein Strom von Thränen Luft zu verschaffen; dann wieder fing er an seine eigene wahnsinnige Wildheit zu verfluchen, und gleich darauf mit beinahe weibischer Zärtlichkeit den Himmel um seinen Segen für Eleonore herabzuflehen. Endlich schien er wieder ruhiger geworden zu seyn; er sezte sich nieder, und schrieb. „Gegen Tagesanbruch (fuhr Peter fort) rief er mich herein. Ich fand ihn reisefertig. Er war todtenblaß, und wären seine Augen nicht so schrecklich wild gewesen, ich hätte ihn für einen Leichnam gehalten. Er winkte mir näher zu kommen; aber er sprach so schnell und leise, daß ich lange seine Reden nicht verstehen konnte. Er dankte mir für alle meine Sorgfalt und Liebe für ihn, und bat mich, ihm den Kummer zu verzeihen, den er mir durch seine unbändige Heftigkeit verursacht. Ich sollte aber nicht länger mehr dadurch leiden, da er für immer in's Ausland gehen werde, wo sich niemand um seine Liebe oder seinen Zorn bekümmern würde. — Dann gab er mir diesen Brief, den ich Ihnen 24 Stunden nach seiner Abreise einhändigen sollte. Befahl mir seine Schulden zu bezahlen, und dann alles im Hause als mein Eigenthum zu betrachten, und ihn dann zu vergessen und nie seinen Namen zu nennen. Ich unterbrach ihn endlich, und troz eines seiner fürchterlichen Blicke fuhr ich fort, ihm die dringendsten Vorstellungen zu machen; ich bat ihn auf den Knien, und als gälte es mein Leben, mich doch mitzunehmen, wohin es auch wäre. Er sprach mir sehr sanft zu, und gab mir, was er gute Gründe nannte; aber sie machten keinen Eindruck auf mich — ich konnte nichts verstehen, als daß er für immer weg gehen wollte, und das ohne mich. Endlich befahl er mir sehr strenge zu gehorchen und zu schweigen; aber gleich besänftigte er sich wieder und sprach in mildem Tone: Komm Peter, laß uns all dieses vergessen. Ich will noch einmal unter diesem Dache speisen, und du sollst mit mir essen, als Freund, der du mir so oft als Diener aufgewartet. Es verzögerte seine Abreise um ein wenig, und ich ließ es mir daher gerne gefallen. Während der Mahlzeit sprach er von nichts als meinen Angelegenheiten, und schien nur an mich zu denken; und als er endlich aufstand, um weg zu gehen, da sah er mich an, wie ein Sohn den Vater ansehen mag; „Peter,“ sprach er — ich werde die Worte nie vergessen — „Peter, du bist einer von den wenigen, an die ich auf meinem Todtenbette denken werde.“ Hiermit gab er mir die Hand, aber die Hand eines Todten hätte nicht kälter seyn können. Doch ich nahm sie ohne Bewußtseyn, und es war nicht eher als bis er wirklich fort war, und ich die Gartenthür hinter ihm zufallen hörte, daß ich zur schrecklichen Besinnung zurückkam, und ich wie aus einem Traume erwachte.“ Hier fing der arme Mensch auf's Neue an zu jammern, und alle Bemühungen, ihn zu trösten, waren vergebens. Um indessen Eleonoren seinen Anblick zu entziehen, übergab ich ihn der Sorgfalt eines Bekannten im Dorfe. Peter war an die siebenzig, als sein Herr ihn verließ; viele Reisen und häufige Nachtwachen bey seinem wankelmüthigen Herrn hatten seine Gesundheit untergraben, und der Kummer endete nun seine Tage; mit dem Namen seines geliebten Herrn auf den Lippen starb er bald nachher; und ein jeder freute sich, als der gute Alte seinen Jammer überstanden hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin über Berlin.

Erster Brief.

„Hermes ist zu uns getreten,“ sagten die Griechen, wenn das Gespräch in's Stecken gerathen, und so sage ich auch, denn es ist manches Sandkörnchen Zeit abgeronnen, ohne daß ich ein Körnchen auf dem Korrespondentenaltar opferte. Glauben Sie vielleicht, wir seyen arm an Neuigkeiten? o bewahre! lesen Sie nur die ausgelöffelten und abgequirlten Nachrichten, die aus den Federn unserer gelbschnäbeligen Schreibejugend in die stets willigen auswärtigen Blätter abgesendet werden, und Sie werden erfahren, daß Alles, was schon recht alt ist, noch immer neu abgeklatscht und abgedruckt wird. Zu meinem größten Erstaunen höre ich vor Kurzem an einem öffentlichen Orte etwas verlesen, und um den Lesenden einen Kreis Zuhörer, ich horche auch, und siehe da, alle die geheimen Briefe, die ich Ihnen zusendete, haben Sie richtig auf dem Präsentirteller des Druckes der lesenden Welt herumgereicht! ach mein Gott! wenn sie nun hier errathen, wer der Schreiber Ihrer Briefe ist, so laufe ich Gefahr von 180.000 Menschen, so viel Einwohner, glaub' ich, hat Berlin, gesteinigt zu werden, und das ist gar

kein Spaß, gesteinigt zu werden! Denn rechnen Sie zusammen, was für keyerische Ideen ich auszusprechen wagte: erstens: das Königsstädter Theater stände in Hinsicht seines Einflusses auf das Wohl der Gesammtmenschheit nicht höher als Doktor Jenner's Kuhpocken-Impfung! Wie kann man so was sagen und kein Keyer seyn? zweytens: die Stimme der Dem. Sonntag wäre mit 6000 — 8000 Thalern eben so billig bezahlt als die Stimme jedes Staats- und Polizeyministers, die zuweilen auch nicht viel mehr haben, und deren Stimme doch in einem ganzen Lande zu erschallen habe! Wie kann man so was sagen und kein Keyer seyn? drittens: die sieben Mädchen in Uniform von ihm (Angely, denn gibt es mehr als einen?) ständen zwar weit höher als Goethe's Tasso, dafür könnte man ihnen aber vielleicht Homers Ilias an die Seite setzen! Wie kann man so was sagen und kein Keyer seyn? viertens: daß Mad. Stich, die ich unbedingt für die erste tragische Schauspielerin Deutschlands halte, im Lustspiel zuweilen agirt, und daß Mad. Neumann wohl wie Melpomene blinzelt, aber nicht wie Melpomene herumschaut! Wie kann man das sagen und kein Keyer seyn? und nun wie kann ein Mann von Gewissen alles das zusammen setzen und sich noch von der Sonne bescheinen lassen? und was stehe ich im Begriff noch zu sagen! Doch glauben Sie nicht, daß ich so ganz vox clamantis in deserto bin, schon sind mehrere angesteckt, und wenn die Königsstädter Armada nicht bald einen Cordon de Sanité zwischen diesen Gesunddenkern und den krankhaften Enthusiasten zieht, so läuft Berlin Gefahr, bald ganz gesund zu denken, wofür der liebe Gott die Damen Sonntags und die Herrn Angely's und Consorten in Gnaden behüten möge! Sie wissen vielleicht bey Ihnen noch nicht, daß Dem. Sonntag ein Konzert gegeben hat? Sie haben vielleicht gar kein Billet dazu genommen? nein? und Sie wollen Redakteur des Morgenblattes seyn! O Zeiten, o Sitten!

Dem. S. sang eine Arie aus Titus „Parto!" ganz vortrefflich! zwar nicht mit der dazu gehörigen kräftigen Stimme, aber es war ein ganz lieblicher Mozart, à la Rossini! Mad. Seidler und Mad. Schulz waren im Konzert gegenwärtig, nun stellen Sie sich die Geschäftigkeit unserer Parterre- und Parket-Kommandeurs vor. Erstens klatschen, zweytens Mad. Seidler beobachten, was sie für eine Miene macht, wenn Dem. S. singt, drittens ditto, Mad. Schulz beobachten, viertens Dem. Sonntag beobachten, ob sie Mad. S. und S. beobachtet, fünftens beobachten, wer das Alles noch beobachtet, sechstens beobachten, daß sie von allen diesen Beobachtungen nichts vergessen, siebentens beobachten, daß Mad. S. und Mad. S. nicht beobachten sollen, wie sehr sie Dem. S. beklatschen, und noch eine Menge solche Dinge! Nun sang Herr Jäger eine Arie ganz vortrefflich. Herrn J. Stimme ist sehr angenehm und wohltönend. Mad. Wolf deklamirte ein Gedicht von Hrn. von Holtei mit Hrn. von Holtei; daß Mad. Wolf ausgezeichnet deklamirt, wußten wir schon, daß aber Hr. v. H. gar nicht deklamiren kann, erfuhren wir jezt erst. Endlich wurden von Dem. S. Variationen gesungen, die ich zwar, auf meine Ehre! schon viel herrlicher habe singen hören, aber nie lieblicher, nie reizender und nie entzückender. Man hat mir erzählt — relata refero — der ganze Saal soll außer sich gewesen seyn. So endete dieser Tag, dessen ganze Bedeutung und Wichtigkeit nicht der flüchtigen Feder eines armen Notizlers, sondern dem Griffel der Nachwelt angehört! Dem. S. wurde heiser und konnte darauf in vierzehn Tagen nicht singen! o povero impressario! je weniger Dem. S. singt, je mehr sinkt die Aktien-Valuta! Das Neueste wissen Sie wohl noch nicht, nämlich daß Mozart auf dem Volkstheater travestirt wurde! Così fan tutte, oder „Mädchen Treue" wurde neu übersezt und gegeben, mehrere Personen wurden weggelassen, vermuthlich der Kopfsteuer wegen, die Chöre waren vermuthlich von Rossini bestochen, oder sie hatten sonst einen Zorn auf Mozart, es wollte nicht gehen, selbst Dem. Sonntag dissonirte einige Mal sichtlich (so muß ich sagen, weil man hier nur singen sieht), kurz der gute Mozart wollte sich nicht in diesen Volkstroß hineinzwängen. Der Jubel war ungeheuer, die Abderiten klatschten wie die — Abderiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg.

Bekanntlich erhielt die Universität zu Moskau im August dieses Jahres, in der Person des Generalmajors Pissarew, Präsidenten der bey dieser Universität bestehenden Gesellschaft für russische Archäologie und Geschichte, einen Kurator. Er hatte sich bey der Armee schon in den frühern Feldzügen als einer ihrer tapferen Heerführer bekannt gemacht. Am 4. September trat er seine neue Funktion an. Nachdem er in der der Universität zugeeigneten St. Georgskirche die Messe angehört hatte, begab er sich in den, zu feyerlichen Versammlungen bestimmten Konferenzsaal, wo ihn die versammelten Professoren, Adjunkte und studierenden Jünglinge erwarteten. Hier machte er sie mit dem allerhöchsten Willen über seine Ernennung in einer Antrittsrede bekannt.

Das Klima hat ja oft einen unläugbar großen Einfluß, nicht nur auf den physischen Zustand des Menschen, sondern selbst auf seine moralische Handlungsweise. Es sey mir also dießmal erlaubt, auch in wenigen Zeilen über unsern gegenwärtigen schlechten Winter, über seine nachtheiligen Einflüsse auf uns Nordbewohner, referiren zu dürfen. So ungünstig und schlecht im Allgemeinen unser leztvergangener Sommer war, ist's jezt auch die Epoche des Winters. Obgleich am Schlusse des Jahres haben wir ihn hier doch noch nicht. Sehr früh in den ersten Tagen des Novembers, trat zwar eine bedeutende Kälte ein, und erhielt sich einige Wochen zwischen acht bis zwölf Graden Reaumur abwechselnd; aber dieser Winter war uns nuzlos, denn er brachte uns keine Spur von Schnee. Man wurde des ewigen Karrens und Dröhnens auf dem hartgefrornen Pflaster herzlich müde, und sehnte sich nach einer guten Schlittenbahn, welche uns Nordbewohnern mannichfaltige Vergnügungen gewährt. — Die Jünglingsschaaren, die auf den spiegelrein erhaltenen, durch Baumreihen eingehegten Eisflächen der Newa am englischen Quai und auf unsern breiten Kanälen pfeilschnell und in den kunstvollsten Schwingungen auf- und abfliegen, die schöne Rennbahn auf einer andern Newafläche am kaiserlichen Winterpalais, wo die kleinen Klepper unserer russischen Kaufmannschaft den berühmten Rennern der englischen Großhändler oft den Vorrang ablaufen, und wobey vom Eigenthümer und Zuschauer nicht unbedeutende Wetten gewagt werden; die in den Vorstädten und auf den Landhäusern bey der ersten festen Begründung des Winters überall errichteten, und während seiner ganzen Dauer von den niedern Volksständen häufig besuchten Eisberge sind Wintergeözungen, die man nur bey uns in ihrer ganzen Vollkommenheit kennt und genießen kann. Sobald nun ein ungünstiger Winter uns zu ihrer Entbehrung zwingt, geht uns, vorzüglich unsern niedern Klassen, viel Lebensgenuß ab. Eben jezt verzweifeln wir ganz, denn die bisherige bedeutende Kälte hat plözlich einem völligen Thauwetter Plaz gemacht, der Thermometer steht unter dem Gefrierpunkte, und unsre Straßen sind wie Ende Oktobers voll endlosen Schmuzes und Wasserpfüzen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Februar 1826.

Endlich hört man auf zu weinen;
Endlich bricht der Thränenkrug;
Endlich spricht der Tod: Genug!

C. Günther.

Der Unbekannte.

(Beschluß.)

Es ist jezt sieben Jahre, seit Eberhard seine Wohnung verlassen, und ich habe seitdem nie etwas von ihm erfahren. Der Brief, den mir Peter von ihm übergeben, war an meine Schwester gerichtet. Hier ist er, lesen Sie ihn selbst, die Unregelmäßigkeit der Buchstaben, die eilige und halbverwischte Schrift möge Ihnen sagen, was für Gefühle die Brust des unglücklichen Mannes bewogen, als er ihn schrieb. — Valentin las: „Eleonore, ich gehorche Ihnen. Morgen verlasse ich diesen Ort für immer. Gestern noch träumte ich, daß ich mein Leben mit Ihnen zubringen würde, und Trennung von Ihnen schien mir ärger als der Tod; — heute freue ich mich, daß ich Sie nicht mehr sehen soll! daß ich wieder das vereinzelte Wesen werden soll, als welches sie mich ehemals gekannt. Warum freue ich mich, Eleonore? Weil ich mich stark genug fühle, die, welche ich liebe, nicht mit in mein finsteres Geschick ziehen zu wollen; weil ein besserer Geist mir die Kraft gibt, meine Liebe ihrem Glücke zu opfern. Schreckhafte Erinnerungen drängen sich in mein Gehirn, aber die schrecklichste von allen ist die selbstsüchtige Grausamkeit, die mich bewog, Sie zu lieben, und nach einem Herzen zu streben, dessen ich mich unwürdig kannte. Ich bitte Sie, denken Sie nicht an mich als an den Menschen, den Ihr Lächeln gezähmt, den Ihr sanftes Wesen zu reinen und milden Gefühlen zurückgeführt, als den Menschen, den Sie bemitleidet, geheilt und geliebt — denn da würden Sie mit Liebe an mich denken und in Jammer und Elend umkommen. — O nein, meine Geliebte! denken Sie nur an mich, als den Falschen, der Licht mit Finsterniß zu vereinigen suchte, der die liebliche Blume aus ihrer schönen Heimath reißen und in eine öde Wildniß verpflanzen wollte, wo Tod und Verderben ihrer warteten. Noch ein Paar Stunden, und ich werde wieder ein Flüchtling, ein Landstreicher, ein Kain seyn! Ja, Eleonore, Sie haben einen Menschen geliebt, dessen Hand sich gegen den Bruder gehoben! die Hand, die Sie in der Ihrigen gedrückt, war mit Bruder Blut gefärbt! — O der fürchterlichen Erinnerung! — Ja, Eleonore, ich will die Sünde, Sie geliebt zu haben, büßen; — ich will mich in Ihren Augen so verächtlich machen, daß Sie sich meiner Verbannung freuen und Gott darum um Vergebung bitten sollen, daß Sie mich geliebt haben. Ja, es war weder Haß noch Bosheit, noch Neid, oder irgend etwas der Art, das mich bewog, den Bruder niederzuschlagen. Es war in einer Stunde des zechenden Frohsinns, von lustigen Freunden und heiterer Musik umgeben, als der unglückliche Knabe den höllischen Geist in mir reizte; — es war blos ein neckendes Wort, ein spottender Blick, der ihm im Muthwillen entfuhr, und der Arme lag blutend zu meinen Füßen! — Er erholte sich zwar — er lebte noch — aber die Furien der Gewissensbisse hatten sich meiner bemächtigt: von den Menschen verabscheut und von Gott verflucht, floh ich in die Ferne, verschloß ich mich in

die Einsamkeit, damit niemand anders mehr als ich das Opfer meines jähzornigen Gemüthes werde. Ich verbarg Namen und Stand, damit niemand den Brudermörder in mir erkennen möchte — ich war wie ein ausgerottetes Unkraut — wie ein Todter unter den Lebendigen! Und ein solches Wesen wagte es, Sie zu lieben, wagte es, um Ihre Gegenliebe zu buhlen! — Eleonore, ich bitte nicht um Ihre Vergebung, nicht um Ihr Mitleiden, nicht, daß Sie mein Unrecht vergessen — nein, ich bitte Sie nur an das Sühnopfer zu denken: — morgen verlasse ich Sie auf immer!! . . . Aber ich verlasse Sie nicht ohne einen Blick der Hoffnung auf ein Wiedersehen — jenseits."

Valentin faltete den Brief tief gerührt zusammen. Nach einer Pause fragte er schüchtern: „Und wie ertrug Ihre Schwester dieses bittere Geschick?" Ein langes, schmerzhaftes Stillschweigen erfolgte. Valentin sah, daß die Frage die Bewegung seines Freundes stark vermehrt hatte; es reute ihn, sie gethan zu haben, und, um seine Verlegenheit zu verbergen, trat er an's Fenster.

Nach einigen Minuten kam Percival zu ihm. „Meine Schwester, sprach er, hatte wie ein wahres Weib geliebt, und wie ein wahres Weib war ihr Schmerz: still, klaglos, aber tief. Wer sie nicht genau kannte, der würde kaum eine Veränderung in ihr bemerkt haben, aber ich, der ich sie mit dem Auge der Liebe bewachte, sah, daß ihr ein Pfeil im Busen saß, den nur der Tod herauszuziehen vermochte. Eberhards Geständniß hatte ihre Liebe nicht zu zerstören vermocht, sondern hatte ihr nur einen höheren edleren Charakter gegeben. Sie trauerte um ihn, weil sie ihn so elend wußte, aber was sie zu Boden beugte, war der Gedanke, daß er sein Elend verdiente. Sie schien nur noch zu leben, um für ihn zu beten, und wenn dann und wann ein Strahl der Freude ihr trauerndes Auge erhellte, so wußte ich, daß es von nichts anderem herrührte, als von der demüthigen Hoffnung, daß sie ihm dereinstige Vergebung erfleht haben könnte, und daß sie ihn einst vor dem Throne Gottes würde ausgesöhnt umarmen dürfen. Aber diese heilige Flamme war zu stark für das schwache Gefäß, in dem sie brannte — sie verzehrte es allmählig, bis es ganz zerfiel." Die beyden Freunde hatten den kleinen Dorfkirchhof im Auge; Valentin warf einen kummervollen Blick über die grünen Gräber und bemoosten Steine, die die friedlichen Wohnungen der Todten bezeichneten. „Sie liegt dort," sagte Percival leise, bedeckte das Gesicht und weinte.

Ueber die künftigen Verhältnisse von Europa und Amerika.

Von Alex. von Humbold.

(Beschluß.)

Noch übersteigt die Bevölkerung des amerikanischen Festlandes die von Frankreich oder Deutschland nur wenig. In den vereinten Staaten verdoppelt sie sich in drey-und-zwanzig bis fünf-und-zwanzig Jahren; in Mexiko hat sie sich, sogar unter der Herrschaft des Mutterlandes, in vierzig bis fünf-und-vierzig Jahren verdoppelt. Ohne eitlen Hoffnungen für die Zukunft Raum zu geben, läßt sich annehmen, daß keine anderthalb Jahrhunderte verfließen werden, bevor die amerikanische Bevölkerung die von Europa erreicht hat. Dieser edle Wetteifer in Gesittung, Kunstfleiß und Handelsverkehr wird aber, weit entfernt, (wie vielfältig prophezeihet worden ist) die Verarmung des alten Festlandes zum Vortheil des neuen herbeyzuführen, vielmehr den Verbrauchsbedarf, die Masse der produktiven Arbeit und die Thätigkeit des Tauschverkehrs steigern. Freylich muß nach großen Umwälzungen der menschlichen Gesellschaften das Staatsvermögen, welches ein Gemeingut der Gesittung ist, zwischen den Völkerschaften beyder Halbkugeln sich ungleich vertheilt finden; allein nach und nach stellt das Gleichgewicht sich her, und es wäre ein verderbliches, ich möchte beynahe sagen gottloses Vorurtheil, im zunehmenden Wohlstand irgend einer andern Gegend unsers Planeten den Untergang oder das Verderben des alten Europa erblicken zu wollen. Die Unabhängigkeit der Kolonien wird keineswegs ihre Trennung und Absonderung befördern, sondern vielmehr sie den Völkern früherer Gesittung annähern. Der Handelsverkehr strebt dasjenige zu vereinbaren, was eine eifersüchtige Staatskunst lange Zeit getrennt hielt. Und mehr noch: es liegt in der Natur der Gesittung, daß sie vorwärts schreitet, ohne darum da zu erlöschen, wo sie zuerst entstanden war. Ihre fortschreitende Bewegung von Ost nach West, von Asien nach Europa, beweist nichts gegen diese Behauptung. Eine helle Lichtflamme behält ihren Glanz, auch wenn sie einen größeren Raum erleuchtet. Die intellektuelle Bildung, diese fruchtbare Quelle des Nationalreichthums, theilt sich überall hin mit und dehnt sich aus, ohne deßhalb den Ort zu ändern. Ihre Bewegung ist nicht eine Wanderung: wenn sie uns im Orient also vorkam, so geschah es, weil barbarische Horden sich Aegyptens, Kleinasiens und jenes vormals freyen Griechenlandes, dieser verlassenen Wiege der Gesittung unsrer Altvordern, bemächtigt hatten.

Die Verwilderung und Versunkenheit der Völker ist eine Folge erlittener Bedrückung, sey es nun, daß einheimi-

scher Despotismus oder ein fremder Eroberer dieselbe ausübt: der Despotismus ist allzeit von fortschreitender Verarmung und Abnahme des öffentlichen Wohlstandes begleitet. Freye und kräftige, dem Vortheile Aller entsprechende Staatseinrichtungen wenden diese Gefahren ab; und die wachsende Gesittung der Welt, die Konkurrenz von Arbeit und Tauschverkehr richten diejenigen Staaten nicht zu Grund, deren Wohlstand aus natürlicher Quelle herfließt. Das gewerbfleißige und handeltreibende Europa wird von der im spanischen Amerika sich entwickelnden neuen Ordnung der Dinge Vortheil ziehen, wie ihm solcher hinwieder auch durch vermehrten Verbrauch und Absatz aus Ereignissen zufließen würde, welche in Griechenland, auf den Nordküsten Afrika's und in andern der Tyranney der Osmanen unterworfenen Landschaften, der Barbarey ein Ziel setzen möchten. Was den Wohlstand des alten Festlandes bedrohen kann, ist einzig nur die Verlängerung jener innern Kämpfe, welche die Erzeugnisse hemmen und zugleich Zahl und Bedürfnisse der Konsumenten vermindern. Im spanischen Amerika nähert sich nun dieser, sechs Jahre nach meiner Abreise begonnene Kampf seinem Ende. In kurzer Zeit werden wir unabhängige Völkerschaften an beyden Ufergestaden des atlantischen Weltmeeres erblicken, die bey sehr abweichenden Regierungsformen, hinwieder durch die Erinnerung an die gemeinsame Herkunft, durch die gleiche Sprache und durch gleichartige Bedürfnisse, wie sie aus der Gesittung überall hervorgehen, vereinbart erscheinen. Durch die unermeßlichen Fortschritte, welche die Kunst des Seefahrers gemacht hat, sind, möchte man sagen, die Wasserbecken der Meere verengert worden. Der atlantische Ocean stellt sich uns in Gestalt eines schmalen Kanales dar, welcher die europäischen Handelsstaaten von der neuen Welt nicht weiter entfernt, als in der Kindheit der Schifffahrtskunde das Wasserbecken vom Mittelmeere die Griechen des Peloponnes von den Bewohnern Joniens, Siciliens, Cyrenea's entfernt hielt.

An das erste weiße Veilchen.

Du bleiches Kind, von Wehmuth sanft umschwebt,
Das still, wie eine milde Thräne bebt,
Geweint vom Frühling auf der Blumen Grab!
Wie mußt du noch in rauhen Stürmen leiden,
Du, dem der Frühling Nichts, als stillbescheiden,
In dunkler Einsamkeit zu dulden gab!

Dich, armes Kind, dich küßt nicht weiche Luft,
Dir bringt auf goldnen Flügeln süßen Duft
Der Schmetterling von Ros' und Lilje nicht.
Es ruhen deine Schwestern alle unten
Von Schlaf die kleinen Augen noch gebunden,
Und träumen still von Morgenroth und Licht! —

Einsame, die in rauher Gegenwart
Mit thränenfeuchtem Auge duldend harrt,
O weine nur hindurch den kalten Tag!
Bald kommen oben deine blassen Brüder,
Und steigen leuchtend, tönend auf und nieder,
Und zieh'n dich ihrem heit'ren Reihen nach!

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg.

(Beschluß.)

Das Verzichtleisten auf unsre Wintervergnügungen beseitigt, haben wir noch mit andern bedeutend schädlichen Nachtheilen zu kämpfen. Diese plötzlichen Veränderungen unsrer Temperatur, deren frappante Variationen nirgends so fühlbar auf die Gesundheit wirken als hier, führen eine Menge Krankheiten und Sterbefälle herbey, aller Geschäftsverkehr, die große Konkurrenz der innern Provinzen mit der Kaiserstadt stocken fast, die Zufuhr der Lebensmittel ist abgeschnitten, Reisende und Posten werden unendlich lange auf den grundlos schlechten Heerstraßen aufgehalten. — Kurz, ein milder Winter ist für uns Russen in jedem Betracht höchst nachtheilig — ein gemäßigt strenger gewährt unsern socialen und kommerziellen Verbindungen große Vortheile und wehrt viele Krankheitsstoffe ab.

Für sämmtliche neurussische Provinzen trat der vergangene Winter zwar sehr spät, aber für ein so südliches Klima auch mit ungewöhnlicher Strenge ein. Ihm folgte einer der schönsten Frühlinge. Der Sommer war durchgehends angenehm. Während in andern Theilen Europa's eine außerordentliche Dürre herrschte, hatten diese Provinzen immerfort die erquickendsten Regen, so daß die Vegetation ununterbrochen bis in den Oktober hinein im schönsten Grün prangte. In Odessa, diesem Haupthandelsorte von Südrußland, war es diesen Sommer vorzüglich lebhaft, mehr denn in den nächstvorangegangenen Jahren. Eine Menge Gutsbesitzer aus Podolien und der Ukraine besuchten es, um die dortigen Seebäder zu benutzen, die in verschiedenen Krankheiten wohlthätig wirken. Doch wurden die Badegäste zur frühen Rückkehr genöthigt, weil im August plötzlich kalte Witterung eintrat. Zwar war die erste Hälfte des Septembers wieder so lieblich wie die schönsten Maitage es nur seyn können, in seiner lezten Hälfte aber trat eine solche Kälte ein, daß man ohne Mantel nicht ausgehen konnte. Der Oktober war wieder so milde, daß mitunter ungewöhnlich heiße Tage erschienen; so zeigte am 22sten Oktober in Odessa das Reaumürsche Thermometer gegen Mittag in der Sonne auf 24 Grad Hitze, leztere stieg in den beyden folgenden Tagen gar bis auf 35 Grade. Die kalte Witterung hat indeß die Hoffnung der Weinbauern auf eine gute Ernte fast ganz

zerstört. Ueberhaupt scheint sich die mit Allerhöchstem Consens in diesem Sommer neubegründete Aktiengesellschaft zur Beförderung des Weinbaus in der Krimm nicht mit den günstigen Erfolgen, die man sich von der ersten enthusiastischen Auffassung dieses Planes überall versprach, realisiren zu wollen. Das wesentlichste Hinderniß ist wohl der allgemeine Geldmangel, der den zu ihrem Bestande nöthigen baaren Fonds nicht auftreiben läßt. Die verschiedenen Distrikte der Südküste dieser Halbinsel, vor einem Decennium noch ganz unangebaut und öde, gewinnen jezt durch eine Menge neuer Ansiedler, ein unweit belebteres und blühenderes Ansehn. Ganz kürzlich kaufte sich ein Graf Olsjar in Parthenis, ein General Narojakin in Mosjwore, die durch ihr inniges Seelenbündniß mit der Frau von Krüdener bekannt gewordene Fürstin Golizyn in Ehoreis an. Unter den neuesten Ankäufern daselbst nennt man den General Orlow, den Grafen Potemkin und den Baron Berkheim. Selbst Seine Majestät der Kaiser erstanden während ihrer lezten Bereisung der Krimm die hart an der Meeresküste gelegene schöne Herrschaft Orianda von dem Grafen Kuschelew für die Summe von 300,000 Rubeln. Die im vorigen Frühling auf Kosten der Regierung begonnene, jezt schon fast vollendete neue Fahrstraße, die zwischen Sympheropol und dem Meere mit einer solchen Bequemlichkeit angelegt wird, daß zwey Wagen, ohne sich zu hindern, neben einander fahren können, wird ohne Zweifel bald für den innern Handel und die Industrie der Krimm die günstigsten Erfolge haben; denn bis jezt mußten beyde dort, vorzüglich in ihrem südlichen Theile stocken, da alle Kommunikation nicht anders, als durch enge Bergpfade, zu Pferde Statt finden konnte. Von den Heuschrecken, deren schreckliche Verheerungen die arme Krimm bekanntlich in den Jahren 1824 und 25 so fürchterlich heimgesucht hatten, blieben die Bewohner in diesem Sommer glücklicherweise ganz verschont. Im Juli zeigte sich zwar eine Wolke derselben bey Odessa, aber von der kleinern Art mit rosenrothen Unterflügeln, ließ sich in einem Theil der Stadt, und strichweise in den benachbarten Gärten nieder, bedeckte daselbst den Erdboden einige Zoll dick, verheerte Alles, was nur Grünes vorhanden war, zog jedoch nicht weiter, sondern blieb an den Stengeln und kahlen Aesten hängen, dort fraßen sie sich theilweise unter einander auf, oder verschwanden sonst. In einigen Wochen war man ihrer los. Außer den rosenfarbnen gab es auch welche mit grünlichen, gelblichen und blauen Unterflügeln, auch andern Nüancen, aber in sehr geringer Anzahl. Auch die große Heuschrecke traf man wegen des sehr milden Spätherbstes in den ersten Tagen Oktobers noch an einigen Orten an, aber immer in zu geringer Anzahl, um Schaden anrichten zu können. Nach den eingekommenen offiziellen Berichten an das Ministerium des Innern ist im Allgemeinen die dießjährige Ernte in den meisten Südprovinzen des Reichs, namentlich in der Krimm, den übrigen neurussischen Gouvernements, Kaukasien und Bessarabien so ergiebig ausgefallen, daß der Ueberfluß des Korns, und daher der geringe Preis das Elend der Einwohner ausmacht, die bey dem Absatz ihre Mühe und Arbeit nicht bezahlt erhalten, und andre Bedürfnisse, als das der Nahrung zu befriedigen nicht vermögen. Als auffallendes Beyspiel davon führt man die Provinz Kaukasien an, wo wegen zu großen Ueberflusses an Getreide die große Zugheuschrecke sich auf den Feldern mästete. Bey der Ernte spürte man dadurch nicht den geringsten Abbruch; im Gegentheil werden die angefüllten Kornspeicher die ergiebigsten Vorräthe für mehrere Jahre liefern. – Der Handel von Odessa war wieder dieses Jahr, nachdem er einige Jahre sich sehr passiv verhielt, ungemein lebhaft. Noch in den ersten Tagen des Dezembers stationirten daselbst gegen hundert Kauffahrer. Die mit Korn überfüllten Magazine leerten sich allmählig, und dieser starke Verkehr hob auch die Course.

B**g.

Aus Berlin über Berlin.

(Fortsezung.)

Das Publikum, das mit einer Direktion, d. h. Theaterdirektion, zufrieden ist, soll noch gefunden werden. Jeder findet etwas zu mäkeln und zu bemängeln, aber wenn das Publikum nur einmal eine Reise machte durch Deutschland, wie es Referent gethan hat, und die allgemeine Hektik der deutschen Theatermuse kennen gelernt hätte, es würde neubelebt unsere Hofbühne verlassen, wo bey wenigen Mißbräuchen ein edler, ein erfreulicher Geist herrscht. Die Leistungen im Fache des Kothurns tragen alle einen grandiosen Styl, wenn auch hie und da ein Steinchen nicht paßt und eine Spalte aufklafft. Das Bestreben nach Veredlung des Geschmackes zeigt sich dort nicht selten und dem Gemeinen wird nur mit Widerwillen nachgegeben. Während das Königsstädter Theater den Geschmack in den Schlamm zieht, bemüht sich die Hofbühne nach Kräften dieser Vergemeinheitigung entgegen zu arbeiten. Maria Stuart, Donna Diana, Don Carlos, Macbeth, Lear, die Brüder (von Terenz), Emilie Galotti, der Kaufmann von Venedig, Euryanthe, Alceste, Iphigenie, die Zauberflöte u. s. w. Dann mehrere bedeutende Novitäten wechseln mit den ältern bessern Lustspielen, als: Sheridan's Lästerschule, Quälgeister u. s. f. ab. Unter die bedeutendsten Novitäten gehört: Der Prinz von Pisa, ein Lustspiel von Willibald Alexis. Macbeth, übersezt von Spiker. Euryanthe, Oper von C. M. v. Weber. „die Gelehrten.“ Lustspiel von Raupach. Der „ewige Jude“ von Klingemann, ist spurlos vorübergegangen, er theilte das Schicksal seiner Nation, die sich selten einer freundlichen Duldung erfreut. Der „Prinz von Pisa“ hatte einige Stimmen gegen sich. Das ist leicht zu erklären, wenn man weiß, daß Hr. W. Alexis wirklich ein geistvoller Schriftsteller ist, also eo ipso alle geistlosen Schriftsteller, wer zählt ihre Menge? gegen sich hat. Dieß Stück ist ein Lustspiel von ächtem Schrot und Korn; der anfangs falsch gegriffene fünfte Akt ist nämlich von dem Verfasser glücklich umgeändert worden. Freylich sind weder Zoten noch Plattitüden, weder verkleidete Mädchen noch alberne Witze darin, aber es athmet in der reinen Luft einer wahrhaft jokosen Auffassung menschlicher Schwächen, nicht Gebrechen, und erhebt sich über die flache Alltäglichkeit hoch hinaus. In der Besezung fehlte Hr. Wolf, für den eigentlich die Rolle des Prinzen geschrieben war. Hr. Krüger gab die Rolle gut, doch fehlt ihm geistige Anschauung der Humorseite, er gibt die Rolle aus der Routine, aber nicht aus dem Verstande. Hr. Beschort und Hr. Rebenstein waren gut. Mad. Stich hatte nicht Gelegenheit Mad. St. zu seyn. In der Emilie Galotti hat Mad. Romitsch mich und sich als Emilie kasteyt. Solche Fehlgriffe geschehen bey uns nicht selten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Februar 1826.

Die Hoffnung träumt, was nie vielleicht geschieht!

Uz.

Der Engel in der Amatigeige.

Eine musikalische Novelle von Georg Döring.

„Sabine! Bringe mir doch die Amatigeige Nro. 1. herab und den Mahagonikasten mit Silber eingelegt, den mir der Rath Franzheimer zum Geburtstage verehrt.“ So rief Andreas Lamm, seit fünfundzwanzig Jahren wohlbestallter Stadtmusikus im Städtlein Friedheim, seinem Bäschen Sabine zu, welches eben im Staatszimmer des obern Stockes, wo die Amati zum höchsten Prunke an der Wand hing, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt war. Sabine hatte ihre Eltern frühe verloren, fand dann im Hause des Stadtmusikus Aufnahme und übernahm später, als der Pflegevater ein betrübter Wittwer geworden, die Sorge für die Haushaltung.

Nachdem Andreas aus der Thüre des untern Wohngemachs dem Mägdlein jene Worte zugerufen hatte, trat er unter des Hauses Eingang und blickte unruhig die Straße hinab. „Er kommt nicht!“ sprach er kopfschüttelnd für sich hin. „Sein Leichtsinn scherzt mit der Pflicht, sein Uebermuth achtet nicht der väterlichen Wünsche und Sorgen.“ Unmuthig rückte der Alte das schwarze Sammetkäpplein auf dem Haupte hin und her, während er in seinem Selbstgespräche eine Pause machte und einen Schritt weiter aus der Hausthüre trat, um besser den Straßenraum durchschauen und die Herannahenden erkennen zu können. Es dämmerte bereits und des Stadtmusikus sonst scharfes Gesicht suchte vergebens die entfernten Gegenstände klar und deutlich zu unterscheiden. Sehr verdrießlich wandte er sich in's Haus zurück und sah sich nun der freundlich lächelnden Sabine gegenüber, die so eben, den silberbeschlagenen Geigenkasten in der Linken und die Amati hoch und vorsichtig in der Rechten tragend, die lezte Stufe der Treppe hernieder schritt. Sabine aber war eine höchst anmuthige Jungfrau von beynahe achtzehn Sommern, deren süßes Lächeln wohl schon öfters des Pflegevaters im Verdrusse ziemlich sauer blickendes Antlitz in ein freundliches oder doch beruhigtes umgewandelt hatte. Heute jedoch wollte das nicht glücken und das Mägdlein, welches den verehrten Alten immer gar gerne bey fröhlicher Laune gesehen und erhalten hätte, fand sich genöthigt, eine andere Weise, die sonst wohl auch nicht ohne Erfolg geblieben, zu versuchen. Sie folgte dem väterlichen Freunde langsam in das Wohngemach, und blickte ihn, indem sie leise den Mahagonikasten niedersezte und in Andreas Hände die köstliche Geige übergab, mit den hellglänzenden Aeuglein forschend an. Sacht schlich sie dann an's Klavier, griff mit dem heut zu Tage fast verloren gegangenen kunstreichen Anschlage, den dieses Instrument erfordert, einige Akkorde und stimmte hierauf mit ihrer vollen, nur nach einfachem Gefühlsausdrucke strebenden Stimme ein Lied von Schulze an. Während des Gesanges sah sie manchmal in den gegenüberhängenden Spiegel und gewahrte zu ihrer Freude, daß des Alten Angesicht sich erheiterte. Als sie nun mit einem leise hinsterbenden Tone das Lied, mit

einer sanften Arpeggiatur der Begleitung schloß, da war Andreas Lamm wieder zur vollkommnen Gemüthsruhe gelangt, hielt die Amati betrachtend und sinnend vor sich hin und sagte halblaut: „Ich glaube doch, daß er ihrer werth ist! Seine Seele ist voll Gesang und Harmonie und den Grundbaß eines festen Charakters wird er wohl mit einer nähern Kenntniß der Welt und der Lebensverhältnisse gewinnen. Nicht wahr, Sabine — fügte er fragend nach der Jungfrau gerichtet hinzu — du meynst auch, daß ich ihm die Amati als eine Freude und Glück bringende Reisegefährtin mitgebe?" — „Wie, entgegnete das Mädchen mit heller strahlenden Blicken und höher wogender Brust, Ihr wollt dem Julius Euer Liebstes, Eure höchste Freude auf der Welt, das wunderbare Instrument, dessen fremdartiger Glockenton aus höhern Regionen spricht, mitgeben in die Fremde? Ihr wollt Euch trennen von dem herrlichen Vermächtnisse Eures großen Lehrers Karl Stamitz?" — „Freylich will ich das!" sagte Andreas mit weicher Stimme und eine Thräne der Wehmuth rollte über seine gefurchte Wange. „Der Julius weiß das Instrument besser zu behandeln als ich, so wie denn überhaupt in der Uebung der Tonkunst diese Zeit der früheren vorangeschritten ist. Ihm wird die Amati von großem Nutzen seyn, und ich hoffe auch, daß er sie immerdar schätzen und ehren soll!" — „Gewiß! fiel schnell und feurig Sabine ein, Julius hat das beste Herz und wird das große Opfer, das ihm sein Vater mit diesem Geschenke bringt, erkennen." — „Es ist aber doch arg von ihm," sprach jezt der Alte, und legte, indem sich sein Antlitz wieder verfinsterte, die Geige in den Mahagonikasten, „daß er gerade heute am lezten Tage unsers Zusammenseyns mein Gebot unbeachtet läßt und mich durch sein Außenbleiben in die Verlegenheit bringt, den Franzenheimer, der sein Quartett durchaus präzise sechs Uhr anfangen wollte, Stunden lang warten zu lassen. Er weiß, daß ich immer strenge in Erfüllung des gegebenen Wortes bin und hindert mich daran. Dabey bedenkt er gar nicht, wie große Verbindlichkeiten er dem Rathe schuldig ist, daß dessen reiche Tochter ihn gern sieht und dermaleinst ihm wohl als Hausfrau gelieben möchte, und daß überdem der Rath ihn noch mit vielfachen Empfehlungsbriefen in die Fremde versehen will."

Als Andreas der reichen Tochter des Raths und ihrer im ganzen Städtchen bekannten auffallenden Neigung zu dem jugendlich blühenden Julius erwähnte, kehrte sich Sabine von dem Pflegevater ab und wandte das hocherglühende Antlitz nach dem Fenster. Ach! in ihrem Herzen lebte ungeahnt und unbeachtet eine süß-zärtliche Empfindung für den schönen Jüngling, die von der Jungfrau Renata Franzheimer, eines bereits seit zwölf Jahren und darüber im sechs-und-zwanzigsten Lebensjahre stehenden Mädchens, zudringlicher Verliebtheit oft unzart berührt wurde. Renata war die erste Sängerin des Orts und versammelte als solche in den Liebhaberkonzerten immer einen Kreis bewundernder Verehrer um sich. Sie hatte einst den Unterricht einer italienischen Prima Donna, die Schulden halber von Renatens Oheim, dem Gastwirthe, einige Monate lang im Städtchen festgehalten wurde, genossen, und er ist nicht ohne Vortheil gewesen. Ihre Stimme war verblüht, ihr Vortrag veraltet, aber sie wußte sich durch allerley Intriken und besonders durch ihres Vaters Ansehen, in dem einmal eingenommenen Platze zu behaupten. Ihrer künstlerischen Fähigkeit bey öffentlichen Leistungen zu huldigen, gehörte einmal zum guten Tone, und Julius machte denn auch diese Modethorheit mit. Als er aber zu bemerken glaubte, daß Renata seine Annäherung ernster beachte, als die der übrigen jungen Leute, da zog er sich schnell zurück aus dem Bereich der Sechs-und zwanzigjährigen und mied so viel als möglich jede Gelegenheit, die ihn in den Zauberkreis von Renatens Bewunderern führen konnte. Renate aber hatte sich des jungen Lamms Eroberung fest vorgesezt und ging nun ihrerseits fest angreifend zu Werke. So sollte auch am heutigen Abend der wehmüthige Abschied gleichsam das erste Gewebe eines Liebesbandes für die Zukunft geben. Sabine wußte wohl, daß des Vetters Herz gegen die Reize der Rathstochter stark gepanzert war; aber ach! das Geld, das Renata in Haufen besaß, hatte das nicht schon über so manches spröde Herz triumphirt? Und was konnte Sabine, die arme Waise, dagegen in die Wagschale legen? Nichts. Nicht einmal des Jünglings Liebe, der sie als eine altgewohnte Hausgenossin und Verwandte immer gleichgültig behandelt hatte.

Diese Gedanken flogen schnell durch Sabinens anmuthiges Blondköpfchen, das sie in die rechte, auf der Fensterbank ruhende, Hand gestüzt hielt. Da horchte sie plötzlich scharf auf. Starke männliche Tritte waren zu vernehmen. „Er kommt, er kommt!" rief sie so lebhaft, daß der alte Lamm sie verwundert anblickte. Zugleich riß sie die Zimmerthüre weit auf, durch welche auch der erwartete Julius athemlos eintrat.

Der Vater empfing ihn nicht mit der freundlichsten Miene. Julius aber sprach, ohne die still zurücktretende Sabine weiter zu begrüßen: „Das fatale Abschiednehmen! Allenthalben wurde ich ungebührlich aufgehalten und des alten Oberpfarrers Geschwätzigkeit konnte gar nicht zu Ende kommen mit der Spendung guter Lehren, die ich ihm gern geschenkt hätte. Doch jezt bleibe ich bey Euch, lieber Vater, und wir wollen noch den Abend in stiller Traulichkeit verleben." — „Mit nichten, mein Sohn! entgegnete Andreas Lamm, indem er sich von seinem Sitze erhob, Hut und Stock ergriff und ernst dem Jünglinge näher schritt. „Wir haben uns zum Quartett bey Franzheimer versagt, und ein rechtlicher Mann hält sein Wort. Da steht die Amati. Nimm sie und komme mit."

Julius sah den Vater befremdet an und sagte: „Die unangenehme Einladung beym Rathe hatte ich freylich vergessen und sehe wohl ein, daß wir hin müssen; aber Ihr wollt auf der Amati spielen, Vater? Was hat das zu bedeuten? Solcher Ehre ist Franzheimers Quartett noch nie gewürdigt worden." — „Du wirst es sehen," versezte trocken der Stadtmusikus, nahm des Sohnes Arm und führte ihn zum Zimmer und zum Hause hinaus. Sabine blickte ihnen seufzend nach und sprach für sich: „Er ist doch gar zu kalt und — ich fürchte sehr — zu selbstsüchtig, der liebe Vetter!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Havana-Zigarren.

Der Tabak gehört in der Havana zu den allernothwendigsten Dingen, und man würde lieber Hungersnoth erleiden als Mangel an Tabak. Er ist eins der Haupterzeugnisse der Insel und war demselben Monopol wie in Spanien unterworfen. Darüber beklagten sich auch die Einwohner von Havana gar sehr. Die Zeitungen und Flugschriften, welche zur Zeit der Preßfreyheit auf der Insel erschienen, wiederholten in einemfort das Murren des Publikums. Endlich haben die Insulaner auf Cuba die Erlaubniß erhalten, gegen eine Abgabe von dreyßig Piaster für ein tabaquero und sechs Piaster für tausend Zigarren, die ausgeführt werden sollen, so viel Tabak zu bauen, zu fabriciren und zu rauchen, als sie nur könnten. Von dieser Erlaubniß machen sie nun den besten Gebrauch.

Der dortige Tabaksverbrauch ist ganz außerordentlich. Priester, Mönche, Nonnen, hübsche Frauen, kleine Knaben und Mädchen, Schwarze und Weiße, Alles raucht. Man raucht in den Straßen, auf dem Ball, in den Klöstern, in der Sakristey. Gar manche petite maitresse raucht so viel als ein Husar, freylich mit mehr Grazie: denn in was vermag ein Frauenzimmer nicht Grazie zu legen! Zu Côte-Ferme ist diese Leidenschaft für den Tabak noch viel stärker. Zu Merida, in Juratan, ist das Theater nicht bedeckt und alle Zuschauer rauchen. Eben so in den meisten Theatern auf Côte-Ferme. Es würde wahrscheinlich für unschicklich gehalten werden, wenn sich Einer darin ohne Zigarre im Mund zeigte. — — Die Neger, welche ihren Gebieterinnen nichts anders anzubieten haben, machen ihnen Zigarren zum Geschenk. Erzeigt ein Neger Jemanden, dem er nicht angehört, einen kleinen Dienst, so bekömmt er eine Zigarre dafür. Eine Negerin geht nicht aus, ohne eine Zigarre im Mund, oder hinter dem Ohr, oder zuweilen im Haar zu tragen. — Die Leidenschaft für den Tabak nähert alle Stände einander, wie es sonst nur die zarteste Leidenschaft des Herzens thut. Mit einer Zigarre in der Hand kann man den ersten besten Rauchenden in der Straße anhalten, man sagt Candela, und wäre es ein spanischer Großer erster Klasse, er nimmt seine Zigarre aus dem Mund und reicht sie; man steckt die seinige an, und zum Dank ist ein flüchtiger Gruß genug. — Wie ein Fächer hilft auch eine Zigarre in der Hand einer Schönen der Augensprache. — Und wenn ein Dichter von Havana einem ein Gedicht, eine Elegie, eine Idylle zu lesen gibt, und der Tabak keine Rolle darin spielt, wenn seinem Rauch, seinem Geruch, seiner Farbe kein Bild entlehnt ist, so darf man dreist sagen, das Stück tauge nichts, es sey weder natürlich noch wahr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, 16. Jenner.

Nachdem schon Anfangs September 1825 die vorreifen Duodez-Geburten der ästhetischen Taschenliteratur, nämlich die mit Kupferstichen und Goldschnitten wohlaufgeputzten Almanache, schaarenweise ihr Neujahrskompliment pro 1826 machten, erscheint hier, als Gegensatz, eine Spätgeburt dieser Gattung, die, ohne Kupfer, ohne Gold, nur geheftet und auf Berliner Zeitungspapier gedruckt, ihren Glückwunsch für das verflossene Jahr rückwärts gewendet, abstattet. Dieses Kunstanalechen von 15 Seiten ist das hiesige Hoftheater-Taschenbuch; und obgleich in demselben weder alte Novellen, noch neue Legenden, weder einaktige Tragödien, noch epische, oder idyllische Charaden zu finden sind, so dürfen wir es dennoch als höchst lesenswerth empfehlen; wäre es auch einzig nur deßhalb, weil sich Herausgeber und Mitarbeiter alles ästhetisch-kritischen Kunstraisonnements enthalten, und nur wahrhafte Thatsachen vorführen. Dieser jezt höchst ungewöhnlichen Enthaltsamkeit zufolge enthält das besagte Hoftheater-Taschenbuch nur allein: „den sämmtlichen Personalstand des hiesigen Theaters, nebst einem Verzeichnisse derjenigen Vorstellungen, welche vom 27. Okt. 1824 an, bis zum 25. Okt. 1825 aufgeführt wurden; und zeigt sich auf diese Weise dem nicht oberflächlich Lesenden als eine gründliche Autokritik der Bühne. Sie lobt und tadelt sich selbst, und augenscheinlich, und hoffentlich nicht gänzlich unbewußt. Versuchen wir den Text des Büchleins ein wenig zu komentiren! — „Die Direktion dieser dramatischen Kunst- und Volksbildungs-Anstalt ist einem Komitó von vier Mitgliedern anvertraut." — Wir möchten in diesen dazu nicht geeigneten Blättern nicht gerne politisiren; und müssen dennoch sagen, daß wir, bey dem jetzigen Stande unserer Bildung, eine republikanische Verfassung hinter den Kulissen für eben so unmöglich, ja noch für unmöglicher halten, als in der alten wirklichen Welt. Bey dem künstlerischen Streben nach Gleichheit sowohl, als nach Auszeichnung, wird das Bühnenwesen, entweder in Demagogie, oder in Oligarchie ausarten, welche, wie bekanntlich, die beyden verderblichsten Verfassungen, eigentlich gar keine sind. Auf die Gefahr, von dem

liberalen Theaterparthey für Finsterlinge ausgeschrieen zu werden, bekennen wir, die Ueberzeugung zu haben, daß das Gemeinwesen der Kulissen regiert, nach den Gesetzen des Rechts und der Kunst regiert werden kann, nur durch einen einzigen, unumschränkten und weisen Alleinherrscher, der, eben weil er die Bühne beherrschen soll, nicht zu ihr gehören darf, außerhalb derselben seinen Stand haben muß. Da man diesen Bühnenregenten (Intendanten, oder Direktor) mit Umsicht wählen kann, so ist er a priori weise; so gewiß er aber ein weiser Alleinherrscher ist, so gewiß wird er nach bestimmten Kunstprinzipien handeln, und die Anstalt wird eine feste Richtung nach einem vorgesteckten ästhetischen Ziele nehmen; so gewiß auch der weiseste Alleinherrscher nicht ohne Rathgeber regieren kann, so gewiß wird er einen Kreis von kunstverständigen Männern und Frauen (Theoretiker und Praktiker) aus den Mitwirkenden und aus dem Publikum um sich versammeln, und diesem eine berathende Stimme in allen Zweigen der Geschäfte gönnen; aber nur eine berathende, denn wir müssen wieder höchst unliberal gestehen, daß wir eine gesetzgebende Versammlung der Bühne für eine verderbliche Einrichtung halten; — so gewiß endlich ein solcher Alleinherrscher der Bühne außerhalb derselben, sammt Gattin, Kindern und sonstigen Verwandten seinen Stand hat, so gewiß wird er von, sonst unvermeidlichen, Privatrücksichten frey bleiben, und nach den Gesetzen des Rechts unpartheyisch regieren. Diesen Ursachen zu Folge sollte bey einer wohleingerichteten Bühne schon der Regisseur erstlich: in dem Kreise seiner Befugniß unbeschränkt, und zweytens: weder ein aktiver Künstler (Schauspieler, Musiker oder Theaterdichter) seyn, noch bey der Bühne angestellte Verwandte haben. Muß doch ein stimmfähiger Richter aus der Versammlung treten, wenn der Prozeß eines seiner Verwandten entschieden werden soll! In unserm dirigirenden Theaterkomité treffen wir aber zwey regierende Mitglieder, die je zuweilen sogar Beklagte und Richter in Einer Person seyn können. Eine solche Verfassung ist eine oligarchische, und ihre Folgen sind unvermeidlich und zu bekannt, als daß wir sie hier auseinander zu setzen brauchten. So viel vorläufig von der dirigirenden Behörde unserer Bühne; mit der nothwendigen Hinweisung jedoch, daß bey weitem die meisten deutschen und französischen Theater an derselben herkömmlichen Krankheit leiden. — In unserm Text folgt nun die Oekonomieverwaltung, bestehend aus zehn Mitgliedern. Man bemerke wohl, daß die Zahl zehn hier eine symbolische Bedeutung hat, indem sie das Prinzip der modernen Arithmetik: das Decimalsystem, gleichsam darstellt! man bemerke ferner, daß die Oekonomie mehr denn noch ein Mal so viel Personen beschäftigt als die Kunst, deren Leitung nur vier Komitémitglieder in Anspruch nimmt, woraus der aufmerksame Beobachter abnehmen wird — nicht etwa, daß die Oekonomie über die Kunst gestellt ist — sondern daß neue himmlische Jungfrauen, die ätherischen Musen, bey weitem leichter zu regieren sind, als das einzige irdische, prosaische, rechthaberische und zanksüchtige Haushaltungsweib des Musagetes, die dem allzunachgiebigen Gotte die Kupferheller abzwackt, während sie für ihren eigenen überflüssigen Putz und Tand Gold über Gold verschwendet. Gänzlich zu zügeln ist diese Xantippe nicht; doch wird sie bey uns mehr in Schranken gehalten, als bey den meisten Großbühnen, wo ein wahres Heer von hohen und niedern, graduirten und ungraduirten Beamten nur dazu beyträgt, ihre unnützen Ausgaben zu vermehren. Man bemerke endlich, daß zu den Oekonomieverwaltern auch der Theaterdichter und der Dekopist gehören, welches uns ein gutes Omen für die armen deutschen Poeten scheint. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin über Berlin.

(Fortsetzung.)

Hr. Krüger gab den Don Cäsar in der Donna Diana. Eine Rolle des Wolf. Der Theaterzettel versichert Hr. Kr. war Don Cäsar, ich weiß nicht soll ich's glauben oder nicht. Er war gut, wenn auch eben kein Don Cäsar, d. h. kein Prachtexemplar aus des Ebro goldnen Auen, doch eine gute Berliner Auflage. Mit Hrn. Wolf kann sich Hr. Kr. nicht messen. Mad. Stich als Donna Diana läßt nichts zu wünschen übrig! hier ist Anmuth, Grazie, Verstand, Wohllaut, Aktion, Alles zum schönsten Ein vereinigt. Hr. Beschort als Perin unübertrefflich. Die Räuber waren auch wieder da. Hr. Krüger als Carl Moor ganz vortrefflich, in allen Scenen gleich ansprechend. Hier ist er ganz an seinem Platze, und äußerst lobenswerth, er wurde nach dem vierten Akte gerufen. Im „Kaufmann von Venedig“ hat Devrient als Shylok Wunderdinge geleistet, groß und vollendet. Die „Euryanthe“ von Weber, hat ungeheures Aufsehen gemacht, der geniale Komponiteur, der selbst dirigirte, wurde empfangen, und zwey Mal herausgerufen. Ich sage Ihnen weder etwas über den unausstehlichen Text der Mad. Klenkin, noch etwas über die Vortrefflichkeit der Musik. Beydes ist bereits in allen deutschen Blättern genügend geschehen. Doch die hiesige Ausstattung und Exekution verdient enthusiastisches Lob. Ich habe die Oper sehr oft, und auch ihre erste Darstellung in Wien gehört, sie hält aber mit der hiesigen gar keinen Vergleich aus, sowohl an scenischer Pracht als an künstlerischer Ausführung des Werkes selbst. Mad. Seidler als Euryanthe war beseelt von einem Kunstgotte, der in jeder ihrer Töne seine Herrlichkeit verkündete, auch ihr Spiel zeigte die vollendete Künstlerin, sie wurde stürmisch gerufen. Mad. Schulz als Eglantine ließ uns den herrlichen Vollklang ihrer Töne hören. Hr. Bader als Adolar war vortrefflich, minder wollte mich Hr. Blumer als Lysiart ansprechen. Die Chöre waren trefflich. Das Orchester vollendet. Ich sah in einer Loge die Wiener-Euryanthe (Dem. Sonntag) sitzen; liebster Herr Redakteur, darf ich es Ihnen gestehen, daß sie sehr reitzend aussah? Darf ich es gestehen, daß ich mich zurück erinnerte an diese Euryanthe-Sonntag, und daß sie dastand vor mir in aller ihrer persönlichen künstlerischen Liebenswürdigkeit? daß ich so zu sagen eine Doppel-Euryanthe heute genoß? Denn die Wahrheit muß ich sagen, sie war als Euryanthe ganz vortrefflich! und ich wage nicht unter diesen beyden Euryanthen zu wählen. Aber wehe that es mir sie da sitzen zu sehen als Gast in einem Hause, in dem sie eigentlich heimisch wäre, und zu denken, sie ist heimisch in einem Hause, wo sie ewig nur ein Gast bleiben wird! ach, ich sah der guten Henriette (darf denn ein Korrespondent nicht auch einmal zärtlich seyn?) durch die klaren Aeuglein bis in die Nachtigallenseele, und da schien mir deutlich geschrieben zu stehen: kennst du das Haus, wo solche Opern blühen? dahin, dahin, dahin, möcht' ich mit dir, geliebte Mutter! zieh'n!“ Hätte sie nur einmal einen Blick auf einen maliziösen Korrespondenten, wie ich bin, geworfen, sie hätte in meiner derben Wahrheitsseele gelesen, daß ich zwar weiß, wie Ueberschätzung ein schönes Köpfchen schwindeln machen kann, allein daß ich doch überzeugt bin, daß Dem. S. es bald wird einsehen lernen, daß ein würdiger Altar der Kunst mehr Reitz für sie haben muß in seiner edlen Einfachheit, als ein Alltagsaltar, und wär' er auch mit ächten Shwals umwunden, und knieeten auch Tausende vor ihm.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 36.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Februar 1826.

Forschung des Wahren, geb' ich dir mich ganz hin,
Ernt' ich Kenntniß, die mir den Geist erhellet,
Löscht des Herzens Durst.

Klopstock.

Italia.

I. Ruf zur Reise.

Auf dem saatumwogten Gefilde des alten Carnuntum's
An dem Trümmerthor, heute getauft nach Aurel,
Wo der Herrscher der Welt, der philosophische Cäsar
Markomanen schlug und die Betrachtungen schrieb,
Lag ich in wallender Saat tief in Betrachtung versenket,
Lag ich träumenden Sinns über was ist und was war;
Sehnend zog es mich hin zur lieben gehügelten Weltstadt,
Zum aventinischen Berg, zum Capitolium hin,
Dort, wo Markaurel als Herrscher sitzt auf dem Pferde,
Welches Leben haucht, welchem zu geben befahl
Michel Angelo's Wort, des Trismegistos der Künstler,
Welches ihm hätte gehorcht, wenn's nicht gehorchte dem Herrn.
So verflossen bey mir Gedank' und Gedank' ineinander,
Und am Himmel verfloß Röthe des Abends in Grau,
Leis' durchflüsterte nur der Heimchen Gezirpe die Fluren,
Und der Saaten Gewog wiegte mich lieblich in Schlaf.
Es erschien mir im Traum ein hohes Göttergebilde,
Ein hochstattliches Weib göttlicher Formen und Huld;
Ihr Diadem, diamantene Zacken von schneeigen Alpen
Und ihr Halsgeschmeid' Städtemedaillenschmuck,
Ueppiger Fülle schwoll der völkerernährende Busen,
Voll von segnendem Heil und von gesundem Gedeih'n,
In der rechten Hand des Segens spendendes Füllhorn,
In der linken Symbol zeichnender bildender Kunst;
Eine Jungfrau Sie von ewiger Schönheit und Jugend,
Aber gekleidet zum Theil nur in veraltet Gewand;
Wohl ein seltnes Gemisch von alterthümlicher Kleidung
Und von Jugendreiz, welcher das Alter verhöhnt;
Ihre Mitt' umfließt ein gelbgewässerter Gürtel,
Die Antike (Rom) faßt ihn zusammen als Schloß,
Manches gewässerte Band noch woget, sich schlängelnd, zur Erde,
Oder stürzt im Fall über die Lenden hinab;
Herrlich der Fuß, doch sieh! auf Gluten verborgenen steht er,
Und die glimmende Asch' drohet zu lodern empor.
Wieder betracht' ich das Bild bewundernd vom Fuß bis zum Haupte,
Werd' am Diadem' flammende Züge gewahr:
„Ich bin Italia, glücklich und groß durch Schönheit und Reichthum,
„Alten Ahnenstolz, üppigen Lebensgenuß,
„Aber das Innere zerfleischen mir die Söhne die eigenen,
„Siegreich oder besiegt dien' ich als Sklavin nie mir.“
Wehmuth ward die Bewunderung nun, wehmüthig sie selber,
Bald doch ward ihr Aug' heiteren Lächelns verklärt.
Und sie winkte mir mit unbeschreiblicher Anmuth
Und das Traumbild war jetzo zerronnen in Luft.
Als ich erwachte, da schwor ich bey der Erde Carnuntum's,
Ihr der Klassischen, die solches zu träumen gewährt,

Schwor's bey der Erde der Mark, von deren Mannen ich einer,
Schwor's bey den Manen Aurels alsbald zu folgen dem Wink,
Auch zu pilgern nach Rom in dem heiligen Jahre des Jubels,
Und noch weiter hin bis zu dem Schämel der Glut,
Und zwar als Pilger der Welt, und der Natur, der Kunst und Geschichte
Zu den Städten des Ruhms lang verherrlicht durch That,
Oder geadelt durch's Wort, durch Werke des Pinsels, des Meißels
Zu der Palläste Trophäen und zu der Bögen Triumph.
Zu den Mausoleen, zum lorbeerumgrüneten Aschkrug,
Zum gestürzten Altar und zu der Gräber Ruin.
Andere mögen mit Glück hin zu dem Grabe des Hektors,
Zur korinthischen Burg und nach Achaia's Gefild,
Oder zum Gangesstrand und nach Persepolis Hallen
Zum Pyramidenfeld und zu den Quellen des Nils
Pilgern mit Glück, ich will sie dessen nicht neiden,
Ist mir Italia nur wieder zu sehen vergönnt.
Also nehm' ich den Stab und nehme den Mantel des Pilgers,
Und betrete den Pfad, wie es dem Suchenden ziemt.
Stehet o Musen mir bey als treue Gefährten des Weges,
Musen, die ihr mit mir habet den Bospor beschifft,
Und vor Allem Du Mnemosyne's älteste Tochter
Polyhymnia, die gerne mit Klio verweilt,
Laßt mich der Gegenwart nicht über Vergangenem vergessen,
Nicht der Vergangenheit über den Reizen des Jezt,
Laßt mich vergessen nicht das Himmlische über Idole,
Ueber der Kunst die Natur, über den Göttern den Gott,
Nicht Fußstapfen pressend von anderen reisenden Sängern,
Nicht Child Harold's Kumpan oder des Traveller's Knapp',
Sondern verfolgend den Pfad auf heiligem klassischem Boden
Wie wegweisend der Gott mir es im Innern gebeut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Bey Franzheimer war der Empfang ganz anders, als ihn Vater Andreas sich gedacht hatte. Gewöhnlich war bey den Quartetten in des Raths Hause, außer dem Stadtmusikus und seinem Sohne, nur noch der Organist des Städtchens, welcher ein für allemal die Violoncellparthie übernommen hatte, zugegen. Franzheimer selbst spielte die Bratsche, Julius die zweyte und sein Vater die erste Geige. Jungfer Renata aber saß dabey still im Erkerfenster und sah mehr auf den jungen Lamm, als sie auf das Quartett hörte. Das Quartett jedoch, nämlich die vier Spielenden, hörte um so eifriger auf sich selbst und sog mit durstigem Gemüthe alle seligen Tonträume Mozarts, den neckenden Humor Haydn's und den romantisch-tragischen Ernst Beethovens mit allen seltsam und wunderbar daraus auftauchenden Kapriccio's in sich ein. Die ganze Welt schien in diesen Augenblicken gar nicht auf der Welt zu seyn. Die Sterblichkeit und das Irdische lag tief unter seinen Füßen, in ätherischen Räumen wurde es sanft und taktgemäß gewiegt, es fühlte und lebte nur in Tönen, es nährte sich von süßen Melodieen, es ergözte sich an kunstreichen Harmonieen, es war ganz von der zauberischen Macht der Tonkunst in ihr Reich entrückt. Das waren des alten Lamm heilige Feyerstunden und eine solche hatte er gehofft, auch noch heute zu begehen, und sich vorgesezt, sie durch eine freundliche Dreingabe noch ganz besonders zu verherrlichen. Da machte ihm aber der Rath einen häßlichen Strich durch die Rechnung. Statt der gewöhnlichen vier Exekutanten des Quartetts, aus denen auch das Quartetts-Publikum bestand, fand sich eine große Gesellschaft geputzter Herren und Frauen vor, sämmtlich Honoratioren des Orts nebst ihren Familien. Der Rath kam dem verwunderten Stadtmusikus mit feyerlichem Ernste entgegen und sagte: „Lieber Lamm! heute sehe ich Ihren Julius zum lezten Mal in meinem Hause. Morgen zieht er aus, um Lorbeern einzuernten und mit dem Talente zu wuchern, das Sie väterlich geweckt und gepflegt. Da habe ich dann an diesem Abende dem lieben Söhnchen zu Ehren einen größeren Freundeskreis zusammengeladen, als wohl gewöhnlich bey uns geschieht. Damit er dieser Stunden auch noch lange und in der Ferne gedenke, soll heute die Tonkunst in höherer Weise erscheinen als sonst. Nach dem Quartett wird Renatchen eine große Bravour-Arie singen, dann gibt es ein Sextett, das Finale aus der Schöpfung, und wer weiß was sonst noch Alles!"

Beyde Lamm's sahen während dieser Rede Franzheimers finster drein; das Antlitz des jüngern aber erheiterte sich, als Vater Andreas jezt fest und ernst entgegnete: „Da muß ich sehr bedauern, daß der Herr Rath meines Sohnes wegen sich so bedeutende Mühe gemacht und in so ansehnliche Kosten gesteckt haben. Meine Bestimmung für den heutigen Abend ist schon seit langer Zeit unabänderlich gemacht und ich konnte deßhalb dem Herrn Rathe auch nur auf eine Stunde unsere Gegenwart zusagen. Ist diese verlaufen, so müssen wir uns durchaus empfehlen. Ich

habe noch Vieles und Wichtiges mit Julius zu besprechen.“ Umsonst erschöpfte Franzheimer seine ganze Beredtsamkeit, den eigensinnigen Alten zu einer Abänderung seines Entschlusses zu vermögen. Eben so vergebens waren Renatens Bitten, die jezt herbeytrat und mit süß gestimmtem Fistellaute den Stadtmusikus zu gewinnen suchte, indem ihre fruchtlosen Blicke fest und durchdringend auf dem unmuthig hinwegschauenden Julius ruhten.

Endlich nahm der alte Lamm wiederum das Wort und erklärte trocken: der Rath möge jezt nur das Quartett seinen Anfang nehmen lassen, sonst verstreiche unbenuzt die Zeit, und am Ende sähen er und sein Sohn sich genöthigt, nach Hause zu gehen, ohne auch einen Strich gethan zu haben. Da wandte sich Franzheimer eilig von den beyden Musikern, ließ schnell den eleganten Quartettpult zurichten und flüsterte dann dem Andreas zu: „Freundchen, Ihr verderbt mir heute den ganzen Spaß. Doch kommt nur und geigt. Beym Himmel! ich glaube, Renata hat mich zu einer Dummheit beschwazt, die Euch nicht behagt und mir, aufrichtig gesagt, sehr zur Last fällt. Was brauchen wir eine große Gesellschaft am Abschiedstage, um uns zu rühren? Dazu wäre bey Gott unser Quartett genug gewesen! Doch fangt an. Bey Eurem eigensinnigen Beharren auf dem Fortgehen ist jeder Augenblick hochtheuer.“ – „Ich spiele heute gar nicht,“ sagte nun Andreas zu dem Rathe, der ihn bleichwerdend und erschrocken anblickte. „Julius wird die erste Stimme übernehmen und Gideon, mein Altgeselle, den ich vorausgeschickt, die zweyte. Ja, mein Sohn! fuhr er mit gerührter Stimme fort und führte Julius abwärts in eine Fenstervertiefung, indem ich dir diesen Platz einräume, erkläre ich dich für mündig in der Kunst. Zeige dich immer ihrer würdig und huldige nimmermehr dem sinnlichen Gelüst am Ohrenkitzel, das sie entehrt. Da ist die Amati; du sollst sie heute spielen an deinem Ehrentage. Freylich hätte ich dir noch viel zu sagen, allein das kann nun hier unter den obwaltenden Umständen nicht geschehen und ich spare es auf, bis wir zu Hause sind. Da nimm die Geige und fang an: Beethoven F dur, allegro con brio, dreyviertel Takt!“

Der Sohn sah den Vater mit einer Thräne im Auge an. Er erkannte, was im Augenblick in dem Innern des würdigen Mannes vorging; er fühlte, daß er, indem der Vater ihn sich künstlerisch gegenüber stellte, seinem Herzen näher gekommen sey. Mit einer Art von Verehrung ergriff er die Amati. Als er sie berührte, zuckte sein Arm; ein seltsamer, unbegreiflicher Schauer durchrieselte seine Glieder. Er wollte einige Worte der Liebe zu seinem Vater sprechen, allein indem er hiezu die Lippen öffnete, trat der Rath herbey und trieb ihn mit geschäftiger Eile zu dem Quartettpult. Renata hatte sich dem Sitze des Jünglings gerade gegenüber gestellt. Die Blicke aber, die sie zu ihm hinsandte, waren eben nicht die freundlichsten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin über Berlin.

(Beschluß.)

Makbeth, von Spiker bearbeitet, hat mir wenig Genuß verschafft. Welche Idee, den Shakespeare so zu geben wie er vom Sp. kam! Da glauben sie, wenn der Shakespeare jezt lebte, er würde es gerade so machen wie damals, weil sie, wie sie jezt leben, es gerade auch so zu machen suchen wie Sh. damals. Ich sage nein, der Sh. würde sich jezt eben so in uns und unsre Theatergeseze fügen wie jeder Theaterdichter, aber er würde es mit seinem Genius, er würde sich ihnen unterwerfen, und sie dennoch beherrschen. Mein Himmel! welcher Scenenwechsel! welche Zerstückung! Die Uebersezung ist treu. Hr. Sp. hat allerdings Verdienst in Hinsicht der Uebersezung, aber für die Bühne ist sie nicht. Ueber Mad. Stich als Lady Makbeth ist hier viel gesprochen worden, sie hat dieselbe etwas lau aufgegossen, und das wollen sie nicht. Allein man spricht in der Stadt, Hr. Tiek habe Einfluß auf ihre Auffassung dieses Charakters genommen, nun seht ihr? ich habe es euch gleich gesagt, wir alle in Berlin wissen nichts von der Makbeth! aus Dresden muß das Heil uns kommen! die Elbe ist ganz andres Wasser als die Spree! Dort werden die Lady Makbeth's weich gesotten und uns zugesendet, als ob wir hier keine Zähne hätten sie anzubeißen. Das ist die wahre Lady Makbeth, keine entartete Frau, nein, eine sanfte Person, blos ein wenig mordsüchtig! auf die Kniee! sag' ich euch, ihr versteht das Ding nicht! Da meynte Mad. Schröder sie gäbe die Lady Makbeth vortrefflich, mit ihrer herrlichen Kraft, in ihrer aus- und überströmenden Genialität, o nein, das haben sie schlecht gemacht Mad. Schröder! Waren Sie denn nie in Dresden? Sie haben vielleicht gar nicht gewußt, daß Sie ihren Herrn Makbeth so zärtlich lieben? daß ihr Herr Makbeth Sie wieder so zärtlich liebt? wie, kennen Sie Hrn. Meyer und Franz Horn nicht? ich bedaure Sie! wenn ich Ihnen auch sagen muß, daß Sie mich entzückt haben. Das wahre Licht aber ist mir erst hier aufgegangen. Lady Makbeth als Ida die Büßende! Warum läßt Mad. Stich nicht den ihr inwohnenden Kunstgott walten, dann wird Alles herrlich! wozu fremde Einflüsterungen? Hr. Rebenstein als Makbeth, Lemm als Banquo, Krüger als Makduff waren vortrefflich. – Im Käthchen von Heilbronn hat Dem. Wagner aus Dresden gastirt und sehr gefallen. Hr. Rebenstein als Graf Strahl ist sehr ausgezeichnet, so wie Herr Lemm in seiner Scene meisterhaft ist. Auch in Elise Valberg gefiel Dem. Wagner mit Recht. Ein neues Stück: „der Hahn im Korbe,“ von Freyherrn von Lichtenstein, hat vom Publikum einen Korb bekommen. In Alceste trat Mad. Milder nach ihrer Reise wieder auf die Bühne, und verschaffte uns einen langentbehrten Genuß. Es ist eine wahre Seligkeit, solchen Gesang zu hören, und dabey wird einem die Macht der Be-

kalmusik recht klar und deutlich. „Euphrosine.“ von Mehul gefiel weniger, obschon Mad. Seidler lieblich ist. „Die Bekehrten,“ ein Lustspiel von E. Raupach, in fünf Abtheilungen, am 2. Jan. zum ersten Mal. Eine sehr dünne Idee ist in fünf Akten ausgesponnen. Ein Onkel heirathet aus Liebe zu seinem Neffen die Geliebte desselben, aber nur zum Schein, um sie für ihn zu gewinnen, da sie früher in Zank lebten (nämlich die Liebenden). Der Onkel gibt sich für todt aus, und kehrt als Eremit zu seiner Frau zurück, die Entwickelung als Dispensation der Ehe schon in der Tasche. Das wissen wir Alles schon im ersten Akte. Die übrigen vier sollen nun die Beyden bekehren, wozu ein Geist, ein Kammerkätzchen und ein Narr employirt werden. Sie heirathen sich auch richtig, die Zeit und der liebe Instinkt haben sie bekehrt. Das Stück ist reich an guten Situationen, an schöner Sprache und Witzfunken. Die Handlung ist mager und für ein Lustspiel viel zu weinerlich. Ein paar Bonmots und ein Narr retten ein Stück nicht, und somit genug für dieß Mal.

A propos. „Die Schnellpost“ des Herrn Saphir ist bereits im vollen Laufe begriffen.

E. — r.

Karlsruhe, 16. Jenner.

(Fortsetzung.)

Der Text geht nun zu dem Personalbestand des Schauspiels und der Oper über. Und hier lobt — wie eine Autokritik eigentlich nur leben soll — das Werk den Meister. Nur einige deutsche Theater dürften sich vielleicht rühmen können über schönere Kräfte zu gebieten, als das unsere, bey weitem die meisten aber würden in dieser Hinsicht mit unserer Bühne nicht in die Schranken treten können. Wir besitzen in der Oper, im Lustspiel, im Drama, wohl auch in der Tragödie so manches mit den Heroen der dramatischen Kunst ebenbürtiges Talent. Bereits rühmlich bekannte Namen zu nennen, wäre überflüssig; wohl aber dürfen wir nicht unterlassen zu sagen, daß der zur Rundung eines größern Werks so nothwendige Mittelschlag von Künstlern sehr brav, sehr ausgezeichnet bey uns ist, so daß wir das Gute und das Beste würdig darzustellen vermöchten, wenn uns nur nicht so oft das Neue daran verhindern wollte. Doch diese Klage gehört in die nächst folgende Rubrik unseres Textes. In derselben werden die im Zeitraume eines Jahres hier aufgeführten Opern, Lustspiele, Dramen und Tragödien aufgezählt. — Ein solches Repertorium ist nun die eigentlichste Autokritik, ein wahrer compte rendu einer Theaterdirektion; indem die gewöhnliche Entschuldigung derselben, daß ein solches Repertorium mehr die Charakteristik des Publikums sey, deßhalb nicht angenommen werden kann, weil ein Theaterpublikum das Produkt der Direktion seyn soll, und weil im umgekehrten Falle — wann nämlich die Direktion das Produkt des Publikums wird — die Direktion eben keine Direktion ist. Ein solches Eingreifen der Masse in eine geregelte Kunstanstalt würde deren ästhetisches Grundgesetz in seiner Wurzel verletzen, und so das organische Ganze in ein Willkührliches, Zufälliges und Zerstückeltes wandeln. Gesezt, daß dieses hier der Fall sey, so hätten wir in unserer Bühnenverwaltung, neben dem früher angezeigten oligarchischen Elemente, auch ein demagogisches — beyde aber sind zerstörende Kräfte. — Betrachten wir nach dieser Einleitung das Repertorium! — Nach der angehängten Rekapitulation beträgt die Gesammtzahl der Vorstellungstage (nicht Vorstellungen, wie es unrichtig heißt) 160, und in diesen Tagen sind 206 Stücke dargestellt worden, nämlich 98 Lustspiele, 42 Schauspiele (nicht 39), 7 Trauerspiele (nicht 10) und 59 Opern. Die Lustspiele verhalten sich also zu den Gesammtvorstellungen ungefähr wie $\frac{1}{2}$, die Opern, wie $\frac{2}{7}$, die Dramen, wie $\frac{1}{5}$ und das arme Trauerspiel, wie $\frac{1}{30}$. — Neue und neueinstudirte Lustspiele wurden gegeben 20; Schauspiele 7; Opern 11, und Trauerspiele 2. Die neuen Lustspiele verhalten sich also zu der Gesammtzahl wieder wie $\frac{1}{2}$, die Schauspiele ungefähr wie $\frac{1}{6}$, die Opern wie $\frac{1}{4}$ und das Trauerspiel wie $\frac{1}{20}$, oder vielmehr wie Null, da kein Neues in diesem Jahr gegeben wurde; denn folgende sind die sieben im vergangnen Jahre dargestellten Trauerspiele: Emilia Galotti, Graf Essex, Kabale und Liebe (zwey Mal); das Bild; der Machtspruch; Egmont; die Braut von Messina. Wir wollen dem einsichtigen Leser das Urtheil über diese Zahlverhältnisse überlassen. Tröstlich ist es, daß das Lustspiel wenigstens der bey andern deutschen Bühnen allesverschlingenden Oper hier die Wage noch hält; tröstlich ist es, daß hier dem Rossini nicht ausschließlich und allein gehuldigt wird; und daß man überhaupt mit ziemlicher Gewißheit voraussagen kann, daß, ehe vier Jahre vergehen, Deutschland von seiner Vorliebe für diesen immer und ewig lieblichen Komponisten zurückkommen, und sich wieder zu würdiger, zu charakteristischer, zur wahren dramatischen Musik hinwenden wird. Um dahin zu kommen, kann aber für's erste nicht genug getrillert und verziert werden, und Sänger und Sängerinnen können sich nicht Gewalt genug anthun, um mit den schwierigsten Klarinet-Passagen sich die Stimmen zu ruiniren. Daß so wenig Trauerspiele gegeben wurden, auch darüber können wir der Direktion keinen Vorwurf machen. Sollen denn alle deutsche Bühnen sich in allen Gattungen versuchen? Ganz im Gegentheil, das ist eben der Quell oft gerügter Halbheit! Und daher dürften wir uns viel eher beklagen, daß man hier überhaupt Trauerspiele gibt; denn wie können sie dargestellt werden, wenn man während eines runden Jahres nur deren sieben gibt, von denen nur ein einziges Ein Mal, und das bey Gelegenheit eines Gastspiels, wiederholt wird?

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 30.

Martinsgans.

Räthsel.

Des Lebens Bild und Mißbild oft noch mehr
Bin ich, ein fremdes Leben in dem Leben;
Ich bringe Licht in's Reich der Schatten her,
Obschon ein Schatten selbst, auch Deutung kann ich geben
Euch von euch selbst, Vergangnes, Nahes eint
Zukünftiges sogar in lustigen Gestalten
Bey mir sich wunderbar, dem nah' ich mich als Freund,
Dem andern schreckenvoll als Feind,
Und oft — ein höher's Rügamt zu verwalten.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Februar 1826.

Ihm scheint, als ob ein Zauberton
Aus höhern Kreisen klänge!

C. Ebert.

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Renatens ganzer Plan war mit des Stadtmusikus bestimmter Weigerung, länger als eine Stunde zu bleiben, gescheitert, und daß Julius auch kein Wort verloren hatte, des Vaters Entschluß zu erschüttern, war ihr besonders ärgerlich. Andreas Lamm verließ, von wehmüthigen Empfindungen ergriffen, seine Stelle nicht und ward derselben nicht eher entrissen, als in dem Augenblicke, wo das schlicht-grandiose Thema des Quartetts begann. Da ergriff ihn mit Allgewalt der Geist der Tondichtung und entführte seine entzückte Seele aus dem Kreise alltäglicher Zierpuppen, trockner Aktenmenschen und unmusikalischer Incroyables in ein Dschinistan voll Poesie und Gefühls. „Wie, sprach er im Geiste zu sich selbst, das Alles sollte nach dem Ausspruche eines bekannten Kunstkritikers nichts Anders seyn als „„ein Spiel mit Formen?““ Diese Formen enthielten also wiederum nur Formen, und in dem Spiele damit könnte darum nur der Verstand, wie durch die Zergliederung eines künstlichen Räthsels beschäftigt, nicht aber das Herz zu verschiedenen Empfindungen gerührt, nicht die Phantasie zu verwandten Anschauungen entflammt werden? Nein, o nein! Welche Rede kann zu solcher Empfänglichkeit des Gemüths stimmen, wie dieses einfache Thema, das im Unisono leicht hingeworfen, zugleich auch fragend, auf Regungen aller Art, auf süße Wehmuth, drängende Sehnsucht, zarte Wonne und dann wieder auf stürmische Wallungen des bewegten Herzens, selbst auf tief durchzuckende Pein und namenlosen Schmerz vorbereitet, indem es den Grund abgibt, auf dem alle diese Gefühlsbilder erscheinen sollen? Und schon berührt, aber nur vorübergehend, die Wehmuth das Herz; es war eine leise Zuckung, der eine kurze Ruhe folgt, um wieder von der frisch aufgerufenen Wehmuth und der auf schwergehobenen Schwingen heranrauschenden Sehnsucht vertrieben zu werden. Ach, wie mild beruhigend löst sich da Alles in den klaren F-dur-Akkord auf! Nun mahnt aber die ernste Stimme des Basses, wieder mit dem Thema eintretend, daran, daß die Wogen der Gefühle nur für Augenblicke ruhen, und schon flüstert die erste Geige mit einer neuen herzergreifenden Melodie von unglücklicher Liebe, die keine Entgegnung gefunden, von frühen Hoffnungen fruchtlos ausgestreuter Saat. Da wird das Herz zerrissen von gewaltigem Jammer, da hadert die Verzweiflung mit dem ungerechten Schicksale — doch still! du bist wohl ein Thor Andreas, daß du das Alles dir zergliederst und die herrliche Kunst portionenweise in dich schluckst! Schwebe dahin auf dem empor fliegenden Wolkenwagen, vergiß dich und die Welt und gib dich ganz dem seligbeglückenden Traume der Gefühle hin.“ Und so that es auch Andreas Lamm. Er verschloß die Augen und blieb still und regungslos hinter dem Fenstervorhange, wo ihn Niemand bemerkte. Seine Seele war ganz dem Tonleben hingegeben, daß er auch in den kurzen Zwischenräumen zwischen den einzelnen Musikstücken des Quartetts ungestört und selbstschaffend fortspann.

und dritte folgt? kann er Künstler werden, wenn er Lehrling ist? muß er nicht ein Nommier werden, wenn er Künstler war? — Muß endlich das Publikum — wie wir dieses schon unlängst hier sagten — muß es sich nicht mit Generalproben begnügen, während es Vorstellungen erwartet; und wird es nicht am Ende Proben für Darstellungen halten? — Wir überlassen die Antworten auf diese Fragen der das Gute wollenden Behörde und dem einsichtigen Theile des Publikums; fügen aber hinzu — wenn dieses zum Trost, oder zur Entschuldigung vielleicht dienen kann — daß nicht allein in Deutschland, sondern in ganz Europa der Ernst und die Würde der Schauspielkunst, von Tage zu Tage immer mehr sich verliert, und in schaler Vergnügungssucht, und in blasirter Gier nach immer neuem Zeitvertreibe unterzugehen droht. Choriphäen des Geschmacks, Autoritäten und Führer des Parterres gibt es, selbst in den französischen Theatern, nicht mehr; und so ist das Richteramt der Kunst, bald der unerfahrenen Jugend, bald der wandelbaren Menge überlassen. Unter diesen Umständen ist es um so mehr zu bewundern, und beweist von der Trefflichkeit unseres Theaterpersonals, daß (Ueber die Oper behalten wir uns unser Urtheil vor.) nicht nur das alltägliche und hervorgebrachte Lustspiel, im Ganzen so gut geht, als es mit der unvermeidlichen Nothhülfe des Souffleurs nur immer gehen kann, sondern daß auch die Darstellungen der höheren, romantischen oder phantastischen Komödie, sich zuweilen zu einer hohen Stufe von Kunstwürdigkeit erheben. Eine solche würdige und erfreuliche Vorstellung war neulich die der Donna Diana des Moreto, ein Lustspiel ersten Ranges, eine wahrhaft höhere Komödie im Sinne ächter Kunst; nicht etwa ein feines Stück im Sinne der französischen Gesellschaft, welches streng genommen nur in französischer Sprache, nur von Franzosen dargestellt, und nur von einem Pariser Publikum goutirt werden kann. Alle Verpflanzungen dieser Salon-Gewächse mißlingen; sie verkrüppeln unter der Feder des Uebersetzers; sie treiben taube und farblose Blüthen in den Händen der Schauspieler; und in unserem Parterre fallen die rhetorischen Blümchen entblättert und unbeachtet zu Boden. Hat Delavigne's elegante Schule der Alten, hat irgend ein neueres feines Lustspiel der Franzosen ein so allgemeines Interesse in Deutschland erregt, als diese, nicht aus der Societät, sondern aus der menschlichen Natur gegriffene Donna Diana? Dieß sollte ein Fingerzeig für alle unsere Direktionen seyn, damit die alte, neuerdings wieder aufgekommene Mode, jede französische Novität rasch, ohne gehörige Prüfung zu übersetzen, und ohne gehörige Proben darzustellen, endlich wieder abkommen möge. — Die drey Hauptrollen des trefflichen spanischen Lustspiels wurden hier in hoher Vollkommenheit gegeben. Herr Demmer als Perin versteht es, seine Rolle zum Phantastischen zu erheben, und weiß es mit Einsicht und Gewandtheit dahin zu bringen, daß der Zuschauer die Idee der Maske nie aus den Augen verliert, und sich stets an dem Grazioso erfreuet. Herr Carl Mayer weiß die Ironie, die Leidenschaft und das Aus-der-Rolle-fallen in seiner Rolle, theils glücklich zu vereinen, theils sinnig aus einander zu halten, und ist überdieß eine schöne und imposante Erscheinung. In früheren Darstellungen dieses Stücks hatte er immer eine Anmerkung des Uebersetzers glücklich verbessert. In jener Scene nämlich, wo er im Uebermaaß des Gefühls seinen Vorsatz vergißt, und der Diana kniefällig Liebe gesteht, diese aber nun, ob des gewonnenen Spiels, schon triumphirt; ist es im Buche vorgeschrieben, daß Don Cäsar bey dem Aparte:

> Elendes Herz! verrathen hast Du mich!
> Verloren bin ich, faß' ich mich nicht schnell.

rasch aufstehen soll. Herr Mayer that das sonst nicht, sondern sagte, erschrocken und verlegen dieses Aparte mit gesenktem Haupte, und auf den Knieen wie angebannt bleibend. Hiedurch wurden erstlich Furcht und Fassungslosigkeit um so eindringlicher ausgedrückt; dann aber wurde es um so überraschender und um so komischer; wenn er nun, nachdem ihn Diana einen hochmüthigen Menschen nennt, noch immer auf den Knieen bleibt, das gesenkte Haupt ironisch zu ihr erhebt und plötzlich kalt, ja fast prosaisch fragt:

> Prinzessin, ist das Scherz nun oder Ernst?

Und dann lachend —:

> Verliebt? Ihr glaubt im Ernste mich verliebt!
> O Weibereitelkeit! u. s. w.

Diese sinnvolle und feine Wendung haben wir in jener letzten, übrigens trefflichen Darstellung vermißt. Sollte Hr. Mayer seine eigene glückliche Verbesserung des Dichters, und die lebendige Wirkung vergessen haben? vergessen im Drange seiner vielfachen Geschäfte, zu welchen auch die täglichen und verschiedenartigsten Rollen gehören? So bescheiden, als nur immer ein Kritiker gegen einen fleißigen und braven Künstler seyn kann, möchten wir den Herrn Mayer bitten, nicht zu Vieles zu spielen, weil Vieles am Ende doch nicht Viel ist, und weil selbst ein trefflicher Künstler, der All' und Jedes spielt, zuletzt Gefahr läuft, für einen Routinier gehalten zu werden, d. h. für einen Schauspieler, der sich auf eine, ein für alle Male erworbene Uebung verläßt, und ohne Studium aufs Gerathewohl oder übel die heterogensten Rollen spielt. Herr Mayer wird uns diese wohlgemeynte Bemerkung um so weniger übel deuten, da sie hier nicht allein für ihn, sondern auch für so manchen nahmhaften deutschen Schauspieler niedergeschrieben ward. — Doch wir kehren wieder zur Donna Diana, zu ihr selbst, zu Madame Neumann; sie war es, dieses schöne, aus der Natur gegriffene Dichtergebilde. Von dieser ihrer Darstellung hier eine Anschauung zu geben, dazu würde ein kritisches oder vielmehr ein künstlerisches Talent gehören, das dem der trefflichen Künstlerin gleich käme. Wie könnten wir die Zartheit beschreiben, mit welcher sie (eine Nüance, die wir noch von keiner andern Diana sahen) die kindliche Ehrfurcht vor ihrem fürstlichen Vater, neben aller Selbstständigkeit ihres Charakters, ausdrückte? Wie könnten wir die Uebergänge nachweisen, die von dem ersten Reiz am Fremdartigen sich zum Antheil am Ungewöhnlichen, zu Siegeslust, zu unbewußter Neigung nach dem verwandten Gemüthe, zum Herzenszorn verschmähter Bemühung, zur Qual der Eifersucht, und endlich zu offener, flammender, hingebender Liebe steigern? Madame Neumann hat, im Sinne des Dichters, diese Farbenabstufungen so zart vertrieben, daß wir nicht anzugeben vermögen, wo oder wie die Eine sich in die Andere verlor. Eben so wenig können wir ein Bild davon geben, wie sinnig-geschickt diese Diana (im Gegensatz so mancher Anderer) sich auf der schmalen Gränzlinie, die dieses Lustspiel vom ernsten Drama trennt, leicht und sicher bewegte, ohne je in das so nahe liegende Gebiet der Tragödie pathetisch-deklamirend hinüber zu schweifen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. Februar 1826.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben,
Auf dem großen Kanal sorglos durch's Leben dahin.

Goethe.

Italia.

(Fortsetzung.)

III. Venedig.

Durch das Labyrinth von Inseln, Kanälen, Lagunen
Zeige mir Muse nun als Ariadne den Weg!
Ein Amphibium steht Venedig den Fuß in dem Wasser,
In den Lüften hoch tragend das thürmende Haupt;
Hundert Inseln sammt dem halben Tausend von Brücken
Schaffen den Archipel um in gesellige Stadt.
Nach Polynesien bin ich zu Venedig gerathen,
Eine neue Welt schlieret den Augen sich auf,
Eine Welt vergangenen Flores von Handel und Staatsmacht,
Tiefer Politik und des Geheimnisses Welt.
Straß' und Pallast trägt an der Stirn des Geheimnisses Siegel,
Unter dem Domino sah's und der Zendale hervor,
Doch es haben die Frauen sich längst der Zendale begeben
Und der Domino ist in die Redoute verbannt.
Gleich der Lotos senkt sich hier das Geheimniß in's Wasser,
Wie Harpokrates wird's hier auf den Fluten gewiegt;
Groß erzogen ward hier das Geheimniß des Staats und der Liebe
In dem Dogen-Pallast, in karnevalischer Lust,
Auch zu Grabe gebracht im Gefängniß und in der Gondel,
Die mit schwarzem Gepräng gleitet als Barke des Tod's;
Schwarz ist der Nachen und schwarz das winzige Haus auf demselben,
Charon's Nachen ist's und das plutonische Haus.
Siebenzahnig blinkt das Eisen vom Schnabel der Gondel,
Sieben Sensen des Tods Allen entgegengestreckt,
Welch' im Labyrinth des Lebens begegnen der Barke,
Ihr die Pompe führt, Pompe des Tods und der Bahr.
Größtes Mysterium ist die Lehre des künftigen Lebens,
Dem Dionysos ist heilig Geheimniß des Grabs,
In den Mysterien ward dasselbe sinnlich gelehret,
In Bachanalien ward hier das Geheimniß gefey'rt.
Wie die Flocken des Schnees vom Wirbelwinde getrieben
Flockte die lustige Welt einst nach Venedig herein
Zu dem Karneval, dem Larventanz Europa's,
Welches im Domino zollt' an Venedig Tribut.
Glückliche Zeit, so lang die Maskerade nur Spiel war.
Trau'ge Zeit, als sie ward trockner bitterer Ernst!
Als zum Pantalon war der Edle heruntergesunken,
Weiser zum Harlekin und zum Pirote das Volk,
Als die Signoria nur lustiges Larvengesindel.
Und die Republik wurde zum Karnevals-Scherz:
Da entfloh der Geist, der hatte geschwebt auf den Wassern,
Denen Venedig entstieg, denen es wieder sich neigt.
Aus dem Wasser stieg das Leben, die Wohlfahrt, der Handel,
In das Wasser sinkt wieder mit selben die Stadt;
Ausgeleeret stehn am großen Kanale Palläste,
Mumienkammern gleich starren die Fenster herab,

Eine Mumie war schon längstens Venedigs Republik,
Angerührt vom Schwert ist sie zerfallen in Staub,
Eine Mumie nur der seebeherrschenden Herrin,
Welche dem Meere sich jährlich sonst hatte vermählt,
Aber es trocknen ein allmählig Kanäl' und Lagunen,
Das Arsenal verfällt und Buccentauro vermorscht.
Tausendjähriges Reich ist Venedig untergegangen
Mit dem römischen Reich theilend dasselbe Geschick,
Von der Weltherrschaft zeugt Roma's große Ruine,
Von der Seeherrschaft zeugt, was Venedig noch ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Bey dem einfachen, größtentheils aus Früchten bestehenden, Nachtische trug Sabine auch eine hellglänzende verdeckte Schüssel auf und stellte diese schweigend vor den alten Stadtmusikus hin. Sämmtliche Tischgenossen sahen neugierig danach; auch Julius ward von seiner Zerstreutheit verlassen und warf spähende Blicke nach der räthselhaften Schüssel. Da ward die Miene des Andreas feyerlicher als bisher, da erhoben sich seine Augen mit Ernst und Würde nach den neugierig Forschenden, da stand er langsam und ruhig auf von seinem Sessel, und Alle, an hochachtungsvolle Ergebenheit gegen den Greis gewöhnt, folgten seinem Beyspiele. Jezt enthüllte er das räthselhafte Etwas in der blanken Schüssel, und siehe! ein süßduftender Kranz, aus Sabinens sorglich und künstlich erzogenen Hyacinthen gewunden, ließ sich erblicken und unter diesem glänzte mit goldenem Rande ein zusammengefaltetes Pergament hervor, an dem sich ein großes Siegel in einer obenaufliegenden elfenbeinernen Kapsel befand. Der Stadtmusikus reichte das Ganze seinem Sohne dar, der, nun wohl ahnend, was es enthalte, ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken konnte. Zum Glücke bemerkte dieses der Vater nicht und sagte nun mit lauter und gehaltener Stimme: „Hiermit, mein Sohn Julius, übergebe ich dir nach altüblicher Weise deinen Lehrbrief, in welchem ich dir, Gott sey dafür gedankt! nach Pflicht und Gewissen bescheinigen konnte, daß du nicht allein ein tüchtiger Geiger, der wohl selten seines Gleichen findet, sondern auch auf sonstigen Instrumenten, wie dem Klaviere, der Flaute und dem Waldhorne wohl bewandert bist. Freylich mag eine große Praktik nur auf einem Instrumente erreicht werden und selbst auf diesem dürfte der Mensch bey der kurzen Dauer seines Lebens und dem steten Vorwärtsschreiten der Kunst nie auslernen; aber ein jeder rechtschaffener Musikus sollte, meinem Bedünken nach, mit dem Wesen und der Behandlung mehrerer Instrumente bekannt seyn, um ihren Werth und ihre Anwendung genau ermessen zu können. Neben solchen Eigenschaften habe ich auch an dir rühmen können, daß du im einfachen und doppelten Kontrapunkte wohl erfahren bist, und jedes beliebige Thema im galanten wie im strengen Style zu bearbeiten verstehst. Ich weiß recht wohl, daß die heutige Welt die Musik als eine freye Kunst nicht mehr nach Innungsgesetzen behandelt sehen will und über das Meister-, Gesellen- und Lehrlingswesen darin lächelt, auch solche, die es noch damit halten, als untergeordnete Musiker — als Musikanten — betrachtet. Aber nimm immerhin den Lehrbrief aus Vatershand. Er ist ein Geständniß meiner Anerkennung deiner Tüchtigkeit, und dann mag ich auch darum die alte Sitte gern beybehalten, weil es doch noch wahrlich eine schöne und heitere Kunstzeit war, in welcher der große Lautenist, Sylvius Weiß, und später der herrliche Violinist, Karl Stamitz, mit einem solchen Lehrbriefe in der Hand, Deutschland und Italien durchziehen konnten, und an Höfen und in Abteyen, in Städten und Schlössern bessere Aufnahme und gastlichere Bewirthung, auch ehrenvollere Belohnung fanden, als jezt dem gepriesensten Virtuosen, wenn er auch alle Taschen voll Empfehlungsschreiben hat, in den reichsten Städten und an den glänzendsten Höfen wird. Doch genug! Wandre glücklich aus! wandre glücklich ein! Dein Werk sey gesegnet!"

Mit diesen Worten nahm Andreas aus der hinter ihm stehenden Sabine Hand ein großes, wohl zwey Maaß edlen Rheinweins enthaltendes, Deckelglas und brachte es seinem Sohne zu, der es dann weiter im Kreise herumgeben ließ, worauf sich sämmtliche Gesellen und Lehrlinge still entfernten und nur Andreas, Julius und Sabine im Zimmer zurückblieben.

Julius hatte den Lehrbrief, ohne ihn aufzuschlagen, nachläßig in seine Brusttasche geschoben. Jezt blickte er wiederum sehr zerstreut an die Decke des Zimmers und zerpflückte, indem er nicht daran dachte, wie sehr er dadurch Sabinens zartfühlendes Herz verletze, die herrlichen Hyazinthen des Kranzes. Sabine stand in einer Ecke des Zimmers und sah mit trübem Blick des heimlich geliebten Vetters Beginnen. Jezt ergriff Andreas, der bis dahin schweigend mit großen Schritten auf und nieder gegangen war, plötzlich den Mahagonikasten mit der köstlichen Amatigeige, trat vor seinen Sohn und sprach: „Ich will dir jezt Lebewohl sagen, mein Sohn! Abschiedsthränen sind mir zuwider und ich vermag wohl mit ruhigerm Sinne von dir zu scheiden, wenn ich bedenke, daß du doch noch eine Nacht unter einem Dache mit mir verweilst. Richte es so ein, daß du morgen frühe, in der Stunde, wo ich mein Schlafkabinet zu verlassen pflege, schon weit von hier bist. Da! nimm noch eine Gabe auf die Reise mit — die Amati. Wahre sie recht wohl, denn in einer gewissen Hinsicht ist sie dir nur geliehen." — „Wie, mein Vater, stammelte Julius mit freudeglänzenden Blicken, Ihr wollt mir das

herrliche Instrument mitgeben? Ihr sagtet Euch von Euerm Theuersten los?" — „Da, nimm sie nur! fiel Andreas mit weicher Stimme ein, die aber bald wieder alle ihre ernste Stärke gewann. Doch halte sie hoch in Ehren und entweihe sie nimmer durch erbärmliche Huldigung des Aftergeschmacks. Sollte ich das erleben, dann sind jene Umstände eingetreten, unter denen ich die Amati als dir nur geliehen betrachte, und — ich gebe dir mein heiliges Wort: dann nehme ich sie wieder zurück. Gute Nacht, mein Sohn! — Glückliche Reise!"

Julius breitete seine Arme nach dem schnell hinwegeilenden Vater aus. Der Jüngling war tief gerührt und seine Augen schwammen in Thränen; bald aber wurde seine ganze Aufmerksamkeit durch die hochtheure Gabe angezogen, die er wie ein geliebtes Wesen an sein Herz drückte, und mit der er dann, ohne die anwesende Sabine zu berücksichtigen und ihr ein Paar Worte des Abschieds zu gönnen, nach seinem Zimmer eilte.

Sabine blickte ihm seufzend nach. Dann sprach sie trübe für sich hin: „Auch ich gab ihm mein Theuerstes, das Beste was ich hatte. Aber er achtete es nicht. Leichtsinnig und kalt zerpflückte er die schuldlosen Blumen, so wie er mein Herz zerreißt." —

Als am nächsten Morgen die ersten Sonnenstrahlen über die Berge hinab das freundliche Städtchen begrüßten, da fuhr rasselnd eine Kutsche durch die Straßen und der frohe Schall des Posthorns machte manchen Schläfer munter. Julius saß in der Kutsche. Er warf im Abfahren noch einen Blick auf das väterliche Haus. Da lächelte hinter den Gardinen eines Seitenfensters ein Engelantlitz durch Thränen zu ihm herab. „Ha, Sabine! rief er aus, wie konnte ich Sie vergessen?" Aber schon hatte die Kutsche um eine ablenkende Straßenecke gewendet, und er mochte, aus Furcht, den Vater zu erwecken, nicht wieder in's Haus zurück. Seine Seele fühlte sich von Vorwürfen gepreßt: er hatte das liebliche Mädchen noch nie so schön gefunden als in dem Augenblicke der Abfahrt.

Andreas Lamm erhielt in der ersten Zeit der Entfernung des Sohnes aus dem väterlichen Hause und aus der Heimathsstadt zum Oeftern frohe Nachrichten von dem jungen Reisenden. Auch ersah er aus öffentlichen Blättern, daß Julius Lamm an vielen Orten, wo er sich hatte hören lassen, Ehre und Beyfall geerntet. Nach Jahresfrist aber wurden des Sohnes Briefe immer sparsamer und blieben endlich ganz aus. Vergebens suchte Vater Andreas jezt auch in Zeitungen nach einer Erwähnung seines Julius; vergebens forschte er an dem Orte, wo er seines Wissens zulezt verweilte, nach einer Auskunft über den weitern Weg, den er eingeschlagen haben mochte. Julius war und blieb spurlos verschwunden. Darüber härmte sich der alte Stadtmusikus gar sehr. Das einzige Kind war ihm immer hochtheuer gewesen, und wenn er bedachte, daß vielleicht nur des Sohnes Leichtsinn und nicht etwa ein unglückliches und trauriges Ereigniß ihm dieses Leiden verursache, so war dieß nur ein geringfügiger Trost und sein Herz fühlte sich durch einen solchen Mangel an kindlicher Liebe nur tiefer gekränkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Wir haben über zehn Tage lang sehr kaltes Wetter gehabt, und die Kohlen wurden theurer im Verhältniß als das Eis wohlfeiler ward. Ja dieses bildete sich zu einer Dicke von fünf bis sechs Zoll, und Konditor und Fischhändler sind mit diesem für den Luxus so unentbehrlich gewordenen Artikel nun so reichlich versehen, daß dieses Jahr wenigstens keine Einfuhr davon von Norwegen her nöthig seyn wird, wie seit mehreren Jahren geschehen mußte.

Das Schlittschuhlaufen ist bekanntlich eine leidenschaftlich Leibesübung der Engländer, und erhält jedesmal, wenn sich die Flüsse und Teiche mit Eis bedecken, seine Opfer, besonders in London, wo, mit der Hitze, womit Städter überhaupt lang entbehrte Vergnügen aufsuchen, sich, sobald das Wasser nur eine Decke hat, sogleich Tausende auf den Teich im St. James Park und dem Serpentine-Fluß im Hyde-Park stürzen, und manche ihren Untergang finden, trotz der zweckmäßigen Rettungsanstalten der menschenfreundlichen Gesellschaft (Humane-Society, ein Verein zur Belebung der Scheintodten), denn die Polizey darf es in diesem Lande Niemand wehren, sich in augenscheinliche Todesgefahr zu begeben, und hat sonst zu viel zu thun, um sich mit der Rettung von Verunglückten abzugeben. Auch diesen Winter fanden hier mehrere hoffnungsvolle Jünglinge einen frühzeitigen Tod unter dem Eise, ja einer ging sogar in Gegenwart seiner Mutter und Schwestern unter! Aber das bewog nur wenige den Tummelplatz der Freude und der zierlichen Bewegung zu verlassen; und den Sontag darauf fanden sich wohl nicht weniger als 100.000 Menschen zu gleicher Zeit auf dem Serpentine-Fluße ein! Welch ein Glück ist doch der Leichtsinn für den Menschen! London bietet bey solchem Wetter mehrere eigenthümliche Scenen dar. Eine der ersten Folgen des Frostes ist das Verstopfen der Röhren, welche das Wasser in die Häuser führen, durch das Eis. Dieß ist für den Londoner, welcher immer an eine Fülle dieses Elements gewöhnt ist, ein großes Uebel; und um den Abgang desselben wo möglich zu verhindern, lassen viele Familien die Stelle auf der Straße, unter welcher hin die Röhre von der Hauptröhre aus quer hinüber in ihr Haus führt, mit Pferdemist belegen. Diese Misthaufen werden von den Vorübergehenden festgetreten, und von dem Froste gehärtet, so daß die sonst so ebenen Seitengänge unserer Straßen alsdann mit einer Reihe von mehreren Fuß hohen Höckern verunstaltet sind, die ehemals, als man das schöne Gaslicht noch nicht zur Beleuchtung der Straßen benuzte, des Nachts zu manchem Fall und Unfall Anlaß gaben. Fast noch ärger wird es damit beym Aufthauen, wie es eben jezt der Fall ist, denn alsdann sehen die besten Straßen dem Hofe einer Meierey ähnlich. Da indessen besagte Düngerbedeckung nicht allgemein angewandt wird, und auch nicht immer dem beabsichtigten Zwecke entspricht, so hat man bald die neue Erscheinung. Eine Menge Mägde und andere Personen, die sich für die Zeit als Wasserhändler aufwerfen, um temporäre Springbrunnen her versammelt, die aus zwey, drey Fuß hohen, und mit einem Krahnen versehenen

hölzernen Röhren gebildet sind, die mitten in der Straße durch ein Loch in die unter derselben weglaufenden Haupt-Wasserröhre eingesteckt werden, und um welche her sich bald eine bedeutende Eismasse ansezt, die den Pferden gefährlich wird. Eine andere, den Frost begleitende Erscheinung, sind Züge von Gärtnerstaglöhnern, welchen der harte Boden das Arbeiten verbietet, und die ein Bündel Kohlblätter an einem Stocke als Zeichen ihrer Noth umhertragend, die Straßen mit dem Jammergeschrey Poor Gardeners! (Arme Gärtner) erfüllen, welches etwas so Widerliches an sich hat, daß man, um der armen Schelmen Willen allein schon froh ist, wenn das Wetter wieder aufthaut.

Wir haben hier seit Kurzem wieder mehrere Beyspiele von der Untauglichkeit unserer Kriminalgesetze, und der Ungerechtigkeit, welche aus der Willkühr entsteht, die man den Richtern bey der Strafanerkennung für die meisten Verbrechen läßt. Zwey junge Menschen, die ein Taschentuch von geringem Werth auf der Straße gestohlen, wurden zur lebenslänglichen Verweisung nach Botany-Bay verurtheilt, und ein Mann, der als Handlungsdiener seiner Vorgesezten unbegrenztes Zutrauen hinterging, und dieselben um eine Summe von 2 bis 3000 Pfund betrog, zu einer Verweisung von 14 Jahren; ein Mann ward von einem Richter für den Diebstahl einer zinnernen Kanne, worin die hiesigen Wirthe das Bier auszusenden pflegen, und deren man oft, dem öffentlichen Schutze anvertraut, viele unbewacht vor den Häusern stehen sieht, zu vierzehntägiger Zuchthausstrafe verurtheilt, und ein anderer, für dasselbe Vergehen, unter fast gleichen Umständen, aber von einem andern Richter, zu vierzehnjähriger Verweisung.

Die italienische Oper hat seit Kurzem wieder angefangen, hat aber bis jezt noch nichts Neues gegeben, und ich glaube Il Crocciato in Egitto ist das einzige, was man bis jezt gegeben, welche Oper ich besonders darum gern auf die Seite gelegt sehen möchte, weil man dabey der anmuthigen Sängerin, Mad. Cornega eine Rolle aufgedrungen, wo sie sich zwar als junger Ritter sehr artig ausnimmt, aber auch durchaus keine Gelegenheit findet, ihre schöne Stimme und ausgebreiteten musikalischen Kenntnisse an den Tag zu legen. Die Schaubühnen sind bekanntlich allenthalben der Kabale und Tyranney ausgesezt; aber es gibt vielleicht keinen Ort in der Welt, wo mehr Zwietracht und Intrigue herrscht als in diesem vielbesprochenen Opernhause. Alles will dort herrschen, und keiner weiß zu gebieten. Indessen scheint Velluti doch an der Spitze zu stehen, unterstüzt von einem der Ausländerey zum Unbegreiflichen ergebenen Adel, besonders dem musiknärrischen Lord B—; und vergebens hat sich Bochsa bemüht, auch dem brittischen Talent, besonders im Orchester einen grösseren Eingang zu verschaffen, es soll alles italienisch seyn — und sogar die Trompeter hat man aus Italien kommen lassen. Die starke Opposition der Times gegen den Veluti, scheint ihn um so mehr bey den Großen in Gunst gesezt zu haben, so daß er wirklich den Verkauf seiner Güter in Italien befohlen, und entschlossen seyn soll, sich gänzlich in England niederzulassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, 16. Jenner.

(Beschluß.)

Statt aller ungenügenden Beschreibung dieser Darstellung der Neumann, erlaube man uns das Wort einer höchst bewährten und gefeyerten Künstlerin anzuführen, das uns der Zufall, oder, wenn man will, die Fama mittheilte. Madame Wolff, die, um ihren erkrankten Gatten zu pflegen, sich in unserer Stadt befindet, war, nach der Aussage unpartheyischer Zeugen, entzückt von dieser Darstellung, und unter andern Aeußerungen über die glückliche Auffassung dieser schwierigen Rolle, sagte sie, daß eine solche Leistung nur die Frucht eines fleißigen, höchst verständigen und in den Kern der Dichtung eingedrungenen Studiums seyn könne. Ein solches Zeugniß, von solch einer bewährten geistreichen Schauspielerin, von einer Schülerin Goethe's, die zu den wenigen Auserwählten gehört: denen der große Dichter kürzlich, bey Gelegenheit seines Jubiläums, sein Bildniß und die zu seiner Ehre geprägte Denkmünze übersandte, ein solches Zeugniß, in den Kern der Dichtung eingedrungen zu seyn, möge Madam Neumann über einen Berliner Kritiker trösten, der jüngst in diesen Blättern von ihr behauptete, daß sie nur die Oberfläche berühre, und nur „Mein hoher Herr“ sagen könne; welches Wort übrigens der tiefe und geniatische Heinr. v. Kleist seinem Kätchen in so verschiedenartigen Gemüthsstimmungen sagen läßt, daß wahrlich nicht wenig Seele und viel Natur und Kunst dazu gehört, um es immer recht, immer schön und doch immer verschieden zu sagen. Jenem Kritiker zur Entschuldigung, wenn auch nicht zur Rechtfertigung, möge jedoch die Aeußerung der Mad. Wolff dienen, daß Mad. Neumann die fragliche Rolle, in Berlin, nie mit dieser Vollendung gegeben habe, welches uns ein höchst erfreulicher Beweis ist, daß sie sich nicht für vollkommen hält, sondern rastlos auf der Bahn der Kunst vorwärts schreitet. Was nun die Darstellung des Stücks in seiner Totalität betrifft, so war sie von Seiten der Regie einsichtig und angemessen ausgestattet, von Seiten des übrigen Personals gut, das will sagen, nicht mangelhafter ausgeführt, als bey vielen, selbst grösseren Theatern. Auch dort haben wir in den Rollen der beyden anderen Liebespaare, entweder nur leider Subjekte vom Nebenpersonal, oder, was noch schlimmer, bedeutende Künstler gesehen, die es durch Lässigkeit markirten, daß sie Nebenrollen spielen müssen, und es nicht bemerken wollten, daß ihnen in dieser großen konzertirenden Dichtung keineswegs das Tutti, sondern obligate Stimmen zugetheilt sind. Donna Laura und Donna Fenisa, so wie Don Luis und Don Gaston, sind von dem Dichter, zwar mit wenigen, aber mit bestimmten Linien, als sehr ergözliche Gegensäze gezeichnet; und es sollte der Stolz ächter Künstler seyn, gerade aus solchen nur angedeuteten Charakteren etwas recht Bedeutendes zu machen. Doch wie gesagt, das haben wir noch auf keiner unserer Bühnen gesehen. Dagegen war hier Mad. Gehring in der Rolle der Floretta äußerst zierlich, neckisch und gewandt; und es ist zu verwundern, daß diese graziöse Schauspielerin, nicht häufiger im Lustspiele erscheint, da es ihr nur an Gelegenheit fehlt, sich in dieser Gattung eben so lieblich zu zeigen, als in der zarten und leichten Gesangsweise.

Es bleibt uns nur noch zu sagen übrig, wie unser Publikum diese Darstellung, dieses Meisterstück aufnahm. Wir entsinnen uns nicht sobald eine solche Lebendigkeit, so laute und wiederholte Beyfallsbezeugungen, solchen Enthusiasmus in dem hiesigen Schauspielsaal erlebt zu haben. Und so können wir (auf den Eingang dieses Schreibens zurückweisend) behaupten, daß das Publikum leicht das Produkt der Direktion wird; und daß dem Unsern nur das Gute geboten und wiederholt geboten werden darf, um es mit Sinn und Liebe für ächte Kunst zu erfassen. Also lieber sechs Mal im Jahre die Donna Diana, oder Meisterstücke von Calderon, Shakespeare, Schiller u. a., als Ein Mal die Waise und der Mörder, Johann von Finnland, Adelheid von Burgau, Johanna von Montfaucon, Ahasverus und wie die Kunstwerke alle heißen, die keine sind.

Beylage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Februar 1826.

Ja, mir ist's als soll' ich kennen,
Deine Töne, deine Züge,
Und ich fühl's im Herzen brennen.

Th. Hell.

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Bey dem Leiden, welches des alten Stadtmusikus Gemüth traf, wurde auch sein bisher starker und rüstiger Körper hinfällig. Treulich pflegte Sabine, die, indem sie mit starkem Sinne ausgerüstet, ihre Liebe zu Julius und ihre Trauer über diesen bekämpfte, zu immer höherer Anmuth empor blühte, den kränklichen Pflegevater. Aber ob auch endlich Andreas in Sabinens hingebender Tochterliebe einen Ersatz für seine schwere Entbehrung fand, ob auch die Zeit und der eigene feste Willen die Wunden des Gemüthes einigermaßen heilte: so wollte doch der Krankheitsstoff, der einmal des Körpers sich bemächtigt hatte, weder der Kunst des geschickten Arztes, noch der sorglichen Wartung Sabinens weichen. Als nun unter solchen Umständen der zweyte Sommer nach Julius Entfernung herangekommen war, da rieth der Arzt zum Gebrauche eines berühmten Heilbades im südlichen Deutschland und versprach von dessen Einfluß einen unzweifelhaften Erfolg. Andreas unterwarf sich dem Willen des ärztlichen Rathgebers und schon nach wenigen Wochen befand er sich mit seiner treuen Pflegerin an dem bestimmten Kurorte. Die Heilquelle wirkte Wunder. Noch waren nicht vierzehn Tage verflossen, so fand Andreas bereits seine Schmerzen gelindert und fühlte die Rückkehr seiner Kräfte; noch acht Tage und er war wiederum stark und rüstig wie zuvor: seine Pulse schlugen lebenskräftig, sein Herz wallte wieder frisch und freudig der Kunstübung und dem Kunstgenusse entgegen. Wie gerufen fiel ihm da ein Zettel mit der Anzeige in die Hand, daß noch am Abend des nämlichen Tages die „berühmte Altistin Signora Landrini mit ihrem Bruder, dem in ganz Italien bewunderten Geiger Signor Giulio Landrini" im großen Saale des Badehauses Konzert geben werde. „Da wollen wir hin!" sagte Andreas zu Sabine, als diese ihn von der Heilquelle, wo er die ihm Nachmittags diktirte Portion Wassers genossen hatte, nach Hause begleitete. „Nicht um der Signora herausgelachte Rouladen und den gemeckerten Triller zu hören, mit welchen sie die Geigenvariationen, die sie singen will, reichlich ausstatten wird: nein! der Beethovenschen Eröffnungssymphonie und dem Violonisten zu gefallen, der da vielleicht doch was Ausgezeichnetes leisten dürfte."

Gesagt, gethan! Als schon im geräumigen elegant geschmückten Saale besternte und bebänderte Herren und geputzte Damen die vordern Reihen der für die Zuhörer bestimmten Sitze eingenommen hatten und mit Bewunderung von der Signora und ihrem Bruder, welche Beyde die einen in dieser italienischen Stadt, die andern in jener großen Residenz gehört hatten, sich unterhielten; da trat auch Andreas Lamm mit seinem reizenden Pflegekinde still und anspruchslos herein und nahm in einer der hintern Reihen neben Sabinen seinen Sitz. Nicht lange blieb das reizende Mädchen unbemerkt. Die Operngucker der Besternten und Bebänderten flogen zu ihr hin; dieser Richtung folgten die neugierigen Blicke der

Damen und Sabine sah sich so einige Augenblicke lang als den Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, da erhöhte das Roth der Scham, das sich über ihr Antlitz ergoß, noch ihre Schönheit, und indem ihre Blicke den Boden suchten, erschien sie als das anmuthigste Bild wahrer Jungfräulichkeit. Glücklicherweise gab jezt der erste Akkord der beginnenden Symphonie der Theilnahme des Publikums eine andere Richtung und befreyte Sabinen von ihrer Verlegenheit.

Andreas Lamm versank wieder in seine alten seligen Träume, in jenes reizende Auf- und Niederwogen der Gefühle, das ihn so lange nicht ergriffen hatte. Wie ein neues Morgenroth zogen auf goldenen Schwingen die Genien der herrlichen Tondichtung in sein Gemüth und entfesselten jeden Mißlaut, der noch dort weilte, und trieben ihn weit ab in eine entlegene Ferne. Häßlich aber ward Andreas in seinem glücklichen Genusse gestört, als nach dem ersten Satze der Symphonie nicht das hierher gehörende Andante, sondern die nichts-sagende Introduktion der italienischen Arie eintrat, in welcher die Signora nun ihre Künste zeigen wollte.

„Verdammter Mißbrauch!" fuhr er zu Sabinen gewendet auf. „Eines geschmacklosen Publikums wegen, das vor lauter Begier eine italienische Signora auf dem straffen Seile einer Bravourarie springen und pirouettiren zu sehen, den Beethovenschen Himmelsgesang nicht aufkommen läßt, muß ich hier sitzen wie Tantalus und die goldenen Aepfel, nach denen ich schmachte, kaum da ich ihre Herrlichkeit versucht, schon wieder entbehren. Nun es wird euch schon zu Hause kommen, ihr — Dilettanten! Hört ihr wohl, wie die Signora mit ihrer verlebten Altstimme in gräßlichen Rouladen dumpf bollert, gleich einer alten Pauke mit einem großen Loch im Felle? Jetzt gebt acht auf die holdselige Kopfstimme! Da ist sie ja. Dünn wie ein Zwirnsfaden wickelt sie sich die chromatische Tonleiter hinab, indem sie zwei oder drei Sproßen auf einmal nimmt und dann in einem schrecklichen Gähnlaute zur Erde purzelt. Aber, so wahr ich lebe! sie applaudiren: die Barbaren, nein, das ist toller als toll!"

Sabine hatte Mühe den Pflegevater, dessen lautes Reden von den Nächstsitzenden nicht gebilligt zu werden schien, zum Schweigen zu vermögen. Als aber nach kurzem Verlaufe die Sängerin in einer Cadenz sich in die entferntesten Tonarten verirrte und zulezt sich gar nicht wieder in die der Arie hineinfinden konnte, sondern bei dem lang gehaltenen Triller, zu dem das Orchester mit der Dominante der Grundtonart einfiel, das mißstimmendste Geheul an den Tag brachte und dennoch von allen Seiten starker Beifall geklatscht wurde; da brach Andreas Lamm in ein lautschallendes Gelächter aus, das den Klatschlärm bei Weitem übertönte und aller Anwesenden staunende Blicke auf ihn zogen. Er jedoch sagte, nachdem er sein Lachen gemäßigt, ziemlich verständlich zu Sabinen: „Die Welt ist toll geworden! Cisdur und Fdur: eins klingt wie das andere und wer's nicht glauben will, der gehe nur in ein Conzert, wo eine italienische Donna singt und ein gebildetes Publikum versammelt ist!"

Noch einmal bat ihn Sabine dringend, seine Bemerkungen im Stillen zu machen. Einige schnurrbärtige Musikfreunde hatten sich mit unwilligen Gebehrden genähert und schienen nicht abgeneigt, den Störer ihrer Lust und Tadler ihrer Kunstansichten zur Rede zu stellen. „Ei was!" entgegnete Andreas auf jene Mahnung Sabinens nicht weniger laut als zuvor: andere mögen besser verstehen „Rechts um kehrt euch!" oder „Vorwärts marsch!" zu kommandiren als ich, allein was die Musik betrifft, so ist das mein Fach und ich stelle darin meinen Mann. Die Signora singt miserabel und wenn der Beifallslärm auch mit obligatem Musketen- und Kanonenfeuer hervorbrächte, so würde sie deßhalb doch nicht besser singen!"

Mehrere der Umstehenden, welche die Richtigkeit seiner Bemerkungen einsehen mochten, erfreuten sich an des alten Mannes Kunsteifer. Die Schnurrbärte sahen ihren Gegner von Allirten umgeben und zogen sich still wieder zurück.

Der Arie folgte das Violinkonzert des Signor Giulio Landrini, von diesem — wie der Zettel besagte — selbst komponirt. Kaum waren nur die ersten Takte des Tutti gespielt, so wandte sich Andreas Lamm mit rascher Bewegung nach der ebenfalls erstaunten Sabine und sprach mit zitternder und gedämpfter Stimme:

„Bin ich behert oder ist es wirklich wahr, daß ich da den Anfang von unsers Julius sechstem Violinkonzerte höre, welches er noch in der Lehre bei mir komponirt und das ihm so vorzüglich gelungen? Beim Himmel, ja! Es ist das Conzert! Der Italiener muß es ihm gestohlen haben oder wenn er auf ehrlichem Wege in dessen Besitz gekommen, muß er Nachricht von Julius geben können. Doch, heilige Cäcilia! Was ist das? Statt des gründlichen Pianosatzes fällt jetzt die Flöte mit allerlei neumodischem und abgeschmacktem Firlefanz ein. Wart, ich will dich! Du italienischer Dieb! Um den entwandten Goldstoff unkenntlich zu machen, hängt er allerlei bunte, dem Pöbel ergötzliche Lappen drüber hin!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Italia.

(Fortsetzung.)

IV. Die Markus-Kirche.

Alles was groß in Venedig, das ist des heiligen Marcus
Kirch' und Platz und Pallast, Bibliothek und der Port
Von Alexandria her ist der Körper des Heil'gen gewandert
Dort erhob sich ihm stattlich die griechische Kirch',
Ein seltsam Gemisch von griechisch-arabischer Baukunst,
Welches der neue Bau ahmt dem ägyptischen nach;
Ein seltsam Gemisch von heidnischer christlicher Sage
Sprechen die Bilder, die laufen herum in der Höh'
Herkules wechselt ab mit stämmigen Evangelisten,
Sein ist die Löwenhaut aber der Löwe Sanct Marks.
Auf die Madonna folgt die Ceres von Drachen gezogen
Mit den Fackeln sucht sie das verlorene Kind;
Mit altgriechischem Bild neugriechische Mythe vermählet
Mit dem Bogen im Kreis Bogen sich endend im Spitz;
Mit dem Heiligen ist Unreines seltsam gemischt.
In der Vorhall spricht biblischer Aerger sich aus.
Außen und innen strahlt die Pracht der goldnen Mosaik
Die Sonnenschmelz Werke des Pinsels glasirt.
Stellt euch hin auf den Platz bey der nachmittägigen Sonne
Wann ihr goldner Strahl goldener küsset das Bild,
Wann sie zurückgespiegelt in jedem farbigen Steinchen
Um der Heiligen Haupt himmlische Glorie gießt;
Stets glaubt ihr zu schaun im Blitze die Hallen des Himmels
Im beständigen Blitz', welcher sie nimmer verschließt.
Ein musivisch Gemäld' sind alle Wände der Kirche
Bogen und Dom und Gewöld', Chor und Kapell' und Altar.
Was in Sophia's Kirch' der Türke noch täglich zerbröckelt
Springt in frischem Glanz hier dem Beschauer in's Aug.
Hier ist Sophia's Pracht von außen und innen zu sehen
In dem Säulenwald und in dem köstlichen Stein.
Doch des Bodens Pracht besieget den von Sophia
Und vermag den Blick einzig zu heften auf sich.
Sieh' es ahmt hier nach geflutheter Marmor die Flüsse,
Die vom Paradies strömen hinaus in die Welt.
Wie die grünliche Flut spielt zwiebelfarbiger Marmor,
Und das rothe Meer spiegelt der rothe dort ab.
Eifersüchtig darob, daß es nachahmen die Stein
Hob sich unten das Meer unter gepfahletem Grund;
Einsank hier und da die Marmorebne des Bodens,
Auf versteinerter Flut glaubet ihr wirklich zu geh'n.
Als ob wären erstarrt die Wogen inmitten der Brandung,
Wie Herr Jesus geht ihr auf derselben einher.
Wem der Schatz nicht genügt des seltnen Gesteines der Säulen
Schaue Saphir und Smaragd dorten im Schatze Sanct Marks.
Wem das Grab nicht genügt, das Grab des Evangelisten zu schauen
Weile lieber mit mir dorten an Dandolo's Grab.
Aber Dandolo's nicht des greisen Eroberers von Byzanz,
Jener ruhet dort wo er zu herrschen verschmäht.
Achtzigjähriger Greis Eroberer Constantinopels
Hat er verschmähet die Kron', die er dem Kaiser entriß.
Achtzigjährig und blind ein großes einziges Beyspiel
Was des Geistes Kraft über die Jahre vermag.
Er entführt als Trophäe die vergoldeten ehernen Rosse,
Deren Viergespann ober dem Thore sich bäumt.
Vielgewanderte Rosse, die einstens von Chios nach Byzanz
Nach Venedig von da haben genommen den Lauf.
Die als Trophäen alsdann gewandert ans Ufer der Seine,
Und als solche von dort wieder zurückgekehrt.
Fasset nun festen Fuß für alle kommende Zeiten
Sonsten flieht ihr, ich fürcht', einstens nach Chios zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, 9. Januar.

Carnevals-Opern. Armide.

Vor dem übervollen Hause schien Madame Milder heute, durchdrungen von der ganzen Größe des Werks, dessen Darstellung ihr selbst die innerste Freude gewähren muß, ein neues Beyspiel ihres vollendeten Gesanges und Spiels geben zu wollen, was ihr in den gluckischen Opern immer am besten gelingen wird. Denn keine anderen fordern wie diese den reinen Glockenton, die Gewalt und Macht welche wir in keiner andern Sängerin so sehr wie in Madame Milder bewundern, bey der wir bedauern müßten, wenn sie die gleichsam noch gediegene Beugsamkeit ihrer Stimme wollte zur Konzertgeschicklichkeit ausarten lassen. Denn was bey dünneren klangloseren Stimmen nothwendige Bedingung, um zu gefallen wird, wäre für die Gluckische Sängerin Ausartung. Und gluckisch möchten wir Madame Milder ausschließlich nennen. Wenn sie daher vom Publikum nicht so allgemein, und ihrem eigentlichen Werthe nach anerkannt wird, so liegt es in den Gegenständen die sie darstellt. Denn was nicht amusirt, d. h. was um wahrhafte Freude zu gewähren strenge Aufmerksamkeit, offenes Gemüth, und auch hin und wieder, um es ganz zu fassen, einige Anstrengung erfordert, das wird jezt nicht mit Enthusiasmus mehr aufgenommen, weil es freylich vom Standpunkte des Amusements aus höchst langweilig ist. Aber es gibt auch Standpunkte von welchen aus das Amusante höchst langweilig erscheint. Und auf diesem steht, ihrer Natur nach, Madame Milder. Nachdem die Ouvertüre, zwar von Herrn Kapellmeister Seidel dirigirt, dennoch auf's Geschickteste den Streit der Liebe und des Heldenruhms verkündet hatte, trat Madame Milder (was man ihr fälschlich zum Vorwurf macht) mit solcher Hoheit, und fast zorniger Würde auf die schmerzlich, was ihr bevorsteht, ahnet, daß sie Alles erschöpfte, was Armide in diesem Akte seyn soll. Denn sie ist noch die Liebeskönigin, die Allbeherrschende, noch nicht wie im dritten Aufzuge das liebende Weib. Den Dienerinnen hätte man bessere Repräsentantinnen geben sollen; Dem. Hoffmann hat zuviel Prätension um ganz gefallen zu können, und Madame Dötsch zu wenig Stimme. Desto glänzender erhob sich Madame Milder in der Erzählung des Traums, aber sie brauchte, um hervorzustrahlen, keiner solchen Folie wie Hr. Blume, der als Hidraot auf keine Weise, und fast in keinem Tone an seiner Stelle ist.

Er sang die beyden Arien „Schon seh ich nah.“ und „Das Geisterreich gehorcht.“ erbarmungswürdig. Die Tiefe hatte keinen Klang, und summte nur, als läge er schon wirklich im Grabe, vom höheren C aus merkte man nur durch den gehobenen Kopf, daß er singen wollte, und in den Mitteltönen hat er leider durch jahrelange Bewerbung das Privilegium die Töne des königlichen Lenen zu imitiren, erlangt. Wenn das Kopf-, Fuß- und Hand-Bewegen statt Geräusch. Töne hervorbrächte, so würde Hr. Blume sicher ein guter Sänger seyn. Wie lieblich und geschickt sang dagegen Madame Milder „wenn Rosen am Torus“ und das hohe C auf dem Worte „Selbstbeherrschung“ war ein zweyter Triumph, der dritte der wachsende Schrecken bey der Erzählung Aronts. An den preisenden Chören war nichts auszusetzen, auch der fürchtende drohende Schlußchor ward gut ausgeführt, und so hätte man mit diesem Theile ganz zufrieden seyn können, wenn nur die des Carnevals wegen eingezwängten Ballets Armiden und Gluck nicht hätten vergessen, aber schmerzlich entbehren lassen.

Vollendeter war der zweyte Akt. Zwar passen die ersten Heldentöne Rinalds, so wie seine Heldenklage weniger für die Stimme des Herrn Stümer, die außerdem noch etwas heiser war, doch als eine erfreuliche Erscheinung zeigte sich Herr Busolt, dessen kräftiger Baß sich fast täglich mehr ausbildet, an Klang und Stärke gewinnt, und das frühere Zittern mehr und mehr verliert. Auch die anstandvollen Geberden des jungen Schauspielers mußten gefallen. Weniger vollendet war das Beschwörungsduett. Herr Blume drang nicht mächtig genug durch, und ein vielseitiges Spiel, wird bey der Dauer der Scene schwierig. Aber der ganze lezte Theil des Aufzugs war ausgezeichnet; die Flöte des Herrn Schröck entzückend, die Stümersche Weiche und Zartheit an ihrer wahren Stelle, und Madame Milder in ihrer Rachewuth, in ihrem Zagen und Zaudern, ihrem Beben und dem Uebergange zur Zärtlichkeit, bis sie sich ganz der Gewalt des Gefühls, dem sie entfliehen will, überläßt, unübertrefflich. Nur der lezte Anruf an die Genien verklang unhörbar. Schade für diesen Aufzug, daß nicht Madame Seidler, wie sonst, großmuthsvoll sich bis zur Najade und ihrem Echo herabließ.

Im dritten Akt steigerte sich das schöne Spiel Armidens. Die erste Arie, der klagende schmerzliche Kampf von Stolz und Liebe gelang wie immer; die Drapperie des rothen Mantels war so glücklich gewählt, daß bey den stets wechselnden Bewegungen wahrhaft antique Stellungen, die schönsten ovalen Linien hervorkamen. Der Glanzpunkt des Aktes, die Scene der Furie, glänzte heut weniger, weil Madame Schulz fehlte, aber es wäre ungerecht, die Bemühungen der Dem. Leist verkennen zu wollen. Der gelungenste Moment Armidens war, als sie vom Schmerz den Geliebten hassen zu sollen, überwältigt, der Furie einzuhalten gebietet, doch von ihrem Fluche geängstet, hin- und herwankt, und zulezt das Haupt verhüllt, daß den Anblick nicht mehr erträgt. Aufs rührendste schloß sie mit der Arie „o Gott der Zärtlichkeit,“ deren schmerzliche Innigkeit mehr als aller Zauber den Helden hätte bezaubern können.

Der vierte Akt jedoch schloß sich dem vorigen nicht auf würdige Weise an. Die Erscheinung des Herrn Weitzmann (als dänischen Ritters) statt Herrn Baders überraschte nicht angenehm, obgleich frühere Verdienste des alternden Sängers, der heute nur aus Gefälligkeit auftrat, nicht eben ein spottendes Klatschen verdienten. Herr Devrient d. J. (Ubald) war heiser, und bleibt überhaupt, wie es scheint, statt in der Bildung seiner Stimme fortzuschreiten, seit lange auf demselben Punkte stehn. Dem. Reinwald (Lucinde) obschon nicht verwerflich, wenn sie sich nur immer wollte recht gerade halten, weiß doch die Lieblichkeit der Madame Seidler nie zu ersetzen, und die ungenannte Melisse mißfiel durch Ziererey.

Aber der fünfte Aufzug erhob die ganze Darstellung wieder zu einer der vollkommensten. Hier war Herr Stümers Stimme am rechten Platze, und verschmolz mit der Armidens zu einem solchen Ganzen, wie es ohne Kunst nur das Wunder einer innigsten Liebe, welcher die geahnte ewige Trennung bevorsteht, hervorzubringen vermöchte; es war in der bisher schon glänzenden Muschel die schönste Perle. Als unpassend aber störte der kleine bunte Schild, den Ubald dem Helden als Spiegel, um seine Gestalt darin zu erkennen, vorhielt. Doch die Pauken donnerten ihn desto kräftiger aus seiner weichlichen Ruhe, und nun begann bey dem Schmerz über die Flucht des Geliebten der lezte höchste Triumph für die Kunst der Milder. Der Ausruf „unglückliche Armide!“ klang herzzerreißend, die immer wachsende Angst, der immer tiefere Schmerz, der bis zur lezten Verzweiflung sich steigert, lebt in jedem Ton, in jeder Bewegung, so daß man sich fast freuen könnte, daß endlich die Säulen stürzen und die Mauern krachen, um nur nicht länger mit ihr denselben Schmerz zu fühlen.

Auch die äußere Ausstattung der Oper; die Palläste Armidens, die Zaubergefilde thun das ihrige zur Vollendung des Ganzen, das man jezt auf keiner Bühne Europa's möchte auf ähnliche Weise können darstellen sehen.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Kean hatte sich in Boston in Amerika während seines vorigen Besuches in den vereinigten Staaten durch seine unverholene Verachtung gegen das Publikum einen unauslöschlichen Haß aufgeladen. Und als er neulich, von der schmeichelhaften Einladung einiger Personen verführt, wieder auf der dortigen Bühne auftreten wollte, fiel der Pöbel mit Raserei ins Schauspielhaus ein, zertrümmerte alles, was ihm im Wege kam, und würde den tiefgefallnen Dramaturgen ermordet haben, wenn er sich nicht bei Zeiten gerettet hätte. Er scheint sich noch immer zu schmeicheln, daß er wieder auf der hiesigen mit allgemeinem Beyfall werde auftreten können; und dieß ist sehr möglich, da Drury-Lane noch immer ohne einen Schauspieler ist, der ihn ersetzen könnte. — Was mögen doch wohl die Ursachen seyn, die die vortrefflichen dramatischen Schriftsteller, die die guten Schauspieler heut zu Tage so selten machen?

Herr Finlayson sah in der Hauptstadt von Siam zwey weiße Affen, in jeder Hinsicht vollkommene Albinos. „Sie sind (erzählt er) von der Größe eines kleinen Hundes, mit einem Schwanze, der fast eben so lange als der Körper ist. Sie sind mit einem dichten schneeweißen Pelz bedeckt; Lippen, Augenlieder und Füße zeichnen sich durch dieselbe leblose Weiße aus, die man bey den menschlichen Albinos bemerkt; ja das allgemeine Ansehen des Augapfels, des Auges und selbst des Gesichtes, die Lichtscheue, das unruhige Wesen, und die eigene Bewegung, zeigten eine demüthigende Aehnlichkeit mit der erwähnten unglücklichen Abart unter den Menschen. Sie hatten weniges von der Lebhaftigkeit und der Schadenfreude welche dieser Thierart so eigen ist. Alle ihre Bewegungen und Stellungen schienen blos die Vermeidung des Lichtes zu bezwecken, dem sie auch immer den Rücken zukehrten. Ihre Augenbrauen schienen zusammengezogen, die Augäpfel von heller Rosenfarbe, und die Ringe von sehr blassem Blau. Der eine war sehr alt, und hatte nur noch wenige Zähne; auch waren seine Lippen sehr dick und schienen krankhaft zu seyn. Der andere war viel jünger.“ Diese Thiere befanden sich in der Nähe eines der weißen Elephanten, nicht als Gegenstände der Anbetung, sondern um dessen Leben gegen die Einwirkung böser Geister zu beschützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Februar 1826.

Nur wo Kampf und Streben ist, gibt es etwas zu erzählen. Die paradiesische Glückseligkeit hat keine Geschichte.

Oehlenschläger.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Cravens *).

Der Sterblichen Glück und Unglück sind der Macht der Einbildungskraft unterworfen. Wir überliefern uns unserm bittersten Feinde, wenn wir im Unglück ihren Täuschungen Gehör geben. Die Einbildungskraft ist es, welche das Feuer unserer Leidenschaften anfacht und unterhält; welche unsere Ketten schmiedet, und Blumen über den Abgrund zu unsern Füßen streut, uns die Gefahr zu verbergen. Verdankt die Liebe alle ihre Reitze nur der Einbildungskraft, so empfängt sie dagegen auch von ihr alle ihre Leiden, die Eifersucht, die Wuth und ihre Qual.

Kann die Liebe uns zu den größten Uebertreibungen verleiten, sobald die Einbildungskraft entflammt ist, wie mächtig muß diese nicht werden, wenn wir Widerstand bey dem geliebten Gegenstande finden. Das Gift der Eifersucht treibt jedes sanfte Gefühl aus unserm Herzen.

La Bruyère, in seinen Bemerkungen über diese Leidenschaft sagt: que l'on veut faire tout le bonheur, ou si cela ne se peut ainsi, tout le malheur de ce qu'on aime. Der eingewurzeltste Haß ist milder als die Eifersucht. Die Geschichte liefert zahllose Beyspiele, welche Unordnungen, welche Grausamkeiten sie verursacht hat. Es ist zum Erstaunen, wie die Liebe, das sanfteste, zärtlichste Gefühl, die schauderhaftesten Verbrechen erzeugen könne. Und nur zu oft hat sie dies gethan. Eines der ergreifendsten Beyspiele liefert das unmenschliche Ungeheuer, Philipp II. von Spanien. Falsch, treulos und grausam, war seine Seele eine Beute jeder niedrigen Leidenschaft, und unfähig, irgend ein zartes Gefühl aufzunehmen; von der Liebe kannte er nur jene unseligen Verirrungen, die sie tausendmal unerbittlicher macht, als der Haß selbst es seyn kann.

Verschmähte Liebe erzeugt in Männern die höchste Indignation; Weiber bringt sie zur Wuth. Die Herzogin von Angouleme, Louise von Savoien, Mutter des Königs Franz I. von Frankreich, ließ solche Wuth den berühmten Connetable von Bourbon erfahren. Diese Fürstin, die schon lange nicht mehr jung war, fühlte sich gerührt durch die Anmuth und das Verdienst dieses Helden, dessen Tugenden, Muth und Talente ihm allgemeine Achtung erwarben. Sie bildete sich ein, das Anbieten ihrer Hand würde seinem Ehrgeiz schmeicheln; er aber schlug sie aus. Die Fürstin, beleidigt durch solchen Schimpf von Seiten eines Mannes, der, bey allen Vorzügen seiner Geburt, seiner Würden und seines Ruhmes sich nach ihrer Meynung durch eine Verbindung mit ihr geschmeichelt fühlen sollte, — schwur, sich an ihm zu rächen und die Rache bis zu seinem Tode in sich zu nähren,

*) Diese interessanten Memoiren einer in England und Deutschland gleich berühmten Prinzeissin werden in Kurzem von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung versandt werden.

Sie begann damit, einen aus nichtigen Gründen hergenommenen Prozeß gegen ihn anzuzetteln; da dieser in Gang war, brachte sie es durch den Kanzler du Prat, der ihre Kreatur war, dahin, daß die Güter des Connetable, bis zur Entscheidung der Rechtssache, in Beschlag genommen wurden. Sie schmeichelte sich, daß Bourbon, auf solche Art der Mittel des Widerstandes beraubt, sich ihren Begierden fügen würde. Ein seltsames Mittel, sich beliebt zu machen, daß doch nur den Widerwillen des Connetable's vergrößern konnte.

Indessen gelang es ihr, ihn seiner Würden und Besitzungen zu berauben, und selbst den König gegen ihn aufzubringen. So, ohne Hülfe, ohne Kredit, ohne Macht, auf allen Seiten von Feinden umgeben, trieb die Verzweiflung den Connetable dahin, den Vorschlägen der Feinde seines Vaterlandes Gehör zu geben. Er verband sich mit dem Kaiser Karl V., und führte den Krieg in das Herz des Königreichs, dessen Unterthan er war.

Diese Empörung hatte die unglücklichsten Folgen. Alle kriegerischen Talente Bourbons erhielten durch den Durst nach Rache einen mächtigen Zuwachs; das Verlangen sich zu rächen, und die Sorge für seinen Ruhm belebten seinen Muth und ließen ihn Wunder der Tapferkeit verrichten. Der Connetable von Bourbon war es, der in der Schlacht von Pavia das kaiserliche Heer anführte, wo der zu kühne Muth des Königs Franz I. die Blüthe seines Adels verlor, und er sich selbst gefangen geben mußte. Solches Ungemach verursachte die ungezähmte Liebe einer rachsüchtigen Fürstin; eine ganze Nation mußte für die verächtliche Leidenschaft eines Weibes büßen.

Die Geschichte erwähnt mehrere Opfer, die den schändlichen Gesinnungen dieser Prinzessin gebracht wurden. Niedrig, wie ihre Liebe, war auch ihr Geiz. Lautrec, französischer Gouverneur von Mailand, mußte die Lombardie verlassen, weil seine Truppen seit achtzehn Monaten keinen Sold aus Frankreich erhalten hatten. Als er vor dem Könige, der ihm des Rückzugs wegen Vorwürfe machte, den Mangel an Geld als Entschuldigung anführte, erinnerte sich Franz, daß er dem Semblançai, Oberintendanten der Finanzen, Befehl gegeben hatte, dem General Lautrec 400,000 Thaler zu schicken. Der Oberintendant wurde sogleich verhaftet. Im Verhör betheuerte er seine Unschuld, und daß das Geld von Madame d'Angouleme, Mutter des Königs, in Empfang wäre genommen worden. Es wurden Commissäre ernannt, ihn zu richten. Der Prozeß zog sich in die Länge; — zuletzt wurde Semblançai zum Strange verurtheilt und bald darauf in Montfaucon gehenkt. Er war ein ehrwürdiger Greis, und fiel als ein unschuldiges Opfer der Habsucht dieser Fürstin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Der Stadtmusikus erhob sich von seinem Sitze, um den Signor Landrini ins Auge zu fassen; allein es hatten sich so viele Zuhörer an das Orchester vorgedrängt, daß er seine Absicht nicht erreichen konnte. Unmuthig nahm er seinen Sitz wieder ein. Seine Blicke verfinsterten sich immer mehr, als er im Fortgange des Tutti erkannte, wie sehr des Sohnes tüchtige Composition durch allerley auf den Ohrenkitzel und geistlosen Effect berechnete, eingeflochtene Trivialitäten entstellt worden. Immer bestand aber noch so viel von der Sache, daß sie dem deutschen Lamm eigenthümlich blieb und der italienische Landrini sich nur die Entstellungen als sein Werk zurechnen konnte.

Nun begann das Solo. Die einfache gesangreiche, dem Stadtmusikus sehr wohl erinnerliche Melodie war es nicht. Ein gewaltig kühner und mit großer Sicherheit ausgeführter Sprung, im widrigen Contraste mit dem Hauptthema blitzte aus der Tiefe der G Seite in die unendliche Höhe der Quinte empor. Aber was ist das? Andreas Lamm wird bei dem ersten Tone, der von dem Instrument des Virtuosen erklingt, bleich wie der Tod, alle seine Glieder beben, seine Augen starren unverwandt und funkelnd nach der Stelle hin, wo ihm verborgen der Italiener sein heilloses Wesen treibt und mit der ungeheuersten Fertigkeit durch frivole Verzierungen und gefallsüchtige Dreingaben der Natur des Instruments und der Kunst hohnspricht. Sabine ergriff ängstlich des Pflegevaters zitternde Hand und blickte ihn fragend an. Auch ihrer Wangen Rosenroth ist gewichen und eine gewaltsame innere Bewegung scheint sich ihrer bemächtigt zu haben. Da neigt sich Andreas Lamm dicht zu ihr heran und flüsterte ihr scheu in das Ohr:

„Hörst du's wohl? der Engel singt, den der Zauberer Amati in jene Geige gebannt, die ich dem Julius beym Abschiede mitgab. Doch seine Töne verkünden nicht mehr das Heilige und Himmlische! Ein tückischer Dämon hält ihn gefesselt und zwingt ihn durch unerhörte Marter das Gemeine zu preisen und der jämmerlichen Sinnlichkeit des Irdischen zu fröhnen. Ja, beym Himmel! der Italiener treibt schnöde Gaukeley auf meiner Amati. Julius ist todt, oder das Ganze ist ein toller Spuck, dem ich wohl auf den Grund kommen will!"

Nach diesen Worten erhob sich Andreas und drängte sich mit Gewalt durch die Umstehenden hindurch nach vorne hin. Unter großer Bangniß folgte ihm Sabine. Des Pflegevaters fieberhafte Spannung machte sie sehr besorgt um ihn, der erst seit Kurzem sich wieder der völligen Genesung erfreuen konnte. Ach, und dann beunruhigten auch noch andere Gedanken sie in ihres Herzens Tiefen. Seltsame Ahnungen waren in ihr erwacht. Es war als

stände ein merkwürdiger Augenblick ihres Lebens ihr nahe bevor.

Endlich war der Stadtmusikus mit der sich fest an seinen Arm anklammernden Sabine bis in die Nähe des Orchesters vorgedrungen. Den Italiener aber konnte er noch eben so wenig erschauen, wie einen der andern mitspielenden Musiker, denn gerade an der Stelle, wo er jezt stand, befand sich eine undurchdringliche Mauer von Zuhörern vor ihm, die er vergebens zu durchbrechen versuchte. Er mußte sich also entschliessen, wenigstens das Ende des ersten Allegro abzuwarten, wo er dann wohl hoffen durfte, dem Landrini durch irgend eine Lücke zu Leibe gehen zu können. Bis dahin befand er sich in einer Art stiller Wuth, lächelte oft ingrimmig vor sich hin und achtete, nur auf die Ausführung seines Vorsatzes bedacht, nicht weiter auf die Musik. Die lezten kräftigen Akkorde des Allegro und der allgemeine Beyfall, welchen das Publikum dem in der That höchst fertig und sicher spielenden Virtuosen laut zollte, erweckten ihn aus seinen Gedanken. Da schob Andreas die Vormänner rasch auseinander und stand nun mit wenigen Schritten auf dem erhöhten Orchester. Sabine blieb schüchtern zurück und sezte sich still auf einem freyen Plätzchen zur Seite nieder.

„Wo ist Signor Landrini?" fragte der Stadtmusikus in stürmischer Hast den nächststehenden Musiker. Dieser deutete auf einen fein gewachsenen Mann von höchst anständiger Haltung, der ihnen gerade eben den Rücken zuwandte. Er hielt die Geige unter dem Arm. Andreas gierige Blicke fielen auf diese: da war am Hals der wohlbekannte Löwenkopf, da waren an den Wirbeln die Verzierungen von Perlenmutter, die er selbst eingelegt hatte. Mit einem raschen Griffe war die Geige in seiner Hand. Betroffen sah sich der Virtuos um; aber als stürze ein Blitzstrahl zwischen ihnen herab, prallten die beyden Männer vor einander zurück. Andreas Lamm erkannte in dem Signor Giulio Landrini seinen Sohn Julius; dieser blickte voll Entsetzen in das zornsprühende Antlitz des schwerbeleidigten Vaters!

Andreas gewann zuerst die Sprache wieder: „Entarteter! rief er, indem sein Blick mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung den fassungslosen Sohn durchbohrte, so muß ich dich wieder finden! Nicht genug ist es dir den fleckenlosen Namen zu verläugnen, den Eltern und Ureltern mit Ehre getragen und auf dich vererbt, nicht genug, Kindespflicht und Kindesliebe in schnöder Selbstsucht mit Füßen zu treten; du verräthst auch das Heiligste, was die Menschheit hat: Kunst und Vaterland! Ich habe keinen Sohn mehr! das lezte Band zwischen uns ist zerrissen. Den Engel des Wohllautes gab ich dir mit in die Welt, daß er in dein Leben sich verflechte und du ihn wiederum ehren solltest; du hast ihn in den Dämon des Mißlautes verkehrt, und indem ich ihn hiermit zurücknehme und sein Daseyn vernichte für immer, ist auch jede Verbindung zwischen uns aufgehoben für jede Zeit."

Von Zorn überwältigt warf Andreas die Amatigeige heftig zu Boden, so, daß sie, wie mit einem schreienden Schmerzenslaute, zersprang. Julius stand regungslos inmitten eines großen Kreises von Zuschauern, der sich um die beyden Männer versammelt hatte. Ueber das Antlitz des Stadtmusikus legte sich jezt eine dunkle Röthe. Seine Augen rollten furchtbarer als zuvor und nur mit gepreßter Stimme stammelte er:

„Wage nie wieder dich vor mir sehen zu lassen, oder irgend jemals noch den Namen Lamm zu führen, sonst wird der Fluch deines Vaters dich treffen und der Himmel wird ihn erhören, um deinen Frevel zu strafen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 8. Jan.

Die Theater haben, wie ich es in meinem lezten Briefe gemeldet, am 2. Januar begonnen. Auch in Pace und Pallacorda, welche, wie es Anfangs hieß, nicht geöffnet werden sollten, wird Komödie gespielt. Schicklicher weiß ich mich nicht auszudrücken, um die höchste Mittelmäßigkeit derselben anzudeuten. Argentina, das eigentliche große Opertheater, bleibt allein verschlossen; dagegen spielt die Opera seria in Tordinone dem größten Schauspielhause Roms, aber zu entfernt (nahe bey der Engelsbrücke), zu eng und, wegen der nahen Tiber, zu gefährlich gelegen, obgleich im Theater selbst, welches sehr hoch liegt, jede Gefahr vor Wasser beseitigt ist. Jedoch schwebt das dortige Stadtviertel, wegen des fast unaufhörlichen Regenwetters, in diesem Augenblicke in nicht geringer Gefahr. Hier hat so eben die Rossinische Semiramis einen halben Fiasco gemacht. Daß es bey der Hälfte geblieben ist, hat die Direktion allein der einäugigen Mariani zu verdanken, welche, wie bereits vor drey Jahren zu Venedig, auch hier mit ihrem kräftigen, sonoren und biegsamen Alte die Stütze der babylonischen Königin gewesen ist. Da dieß die große (sic!) Dem. Mainville Fodor zu Paris nicht einmal vermocht hat; so sieht man, was es mit den Größen, welche aus zu kleinen Potenzen bestehen, für eine Bewandniß hat. Der Unternehmer, welcher seinerseits den Impresario in angustie spielt, wird auch, wenn keine Ueberschwemmung der Tiber eintreten dürfte, Bankerott machen müssen, wobey freylich nur er verliert, weil die Sänger durch die geleistete Kaution gesichert sind. Selbst mit einer guten Oper versehen, würde dieß Theater, seiner weiten Entfernung, des schlechten Wetters, und des Mangels an Fremden wegen, schwerlich guten Fortgang gehabt haben. Valle (die komische Oper) ist mit seinen Sängern und mit seiner Contadina feudataria von Vacca) glücklicher gewesen. Die Musik geht an (non dè male, wie der römische Kunstausdruck heißt); ein Duett hat sogar furore gemacht. Zu bewundern ist, daß sich darin sehr wenige Rossinische Scharwenzel befinden, höchstens ein oder ein Paar. Der Text ist die französische Bergère Chatelaine, von Aubert

[illegible]. Unter den Sängern zeichnet sich der Buffo, de Grecis, aus, etwas Vornehmheit abgerechnet, der kräftigste, erfahrendste, gewandteste und geistreichste Komiker Italiens. Der französische Martin, versteht sich mit gehörigem Unterschied. Seine ächt italienische Gesichts- und Körperbildung ist von sehr gefälliger Wirkung. Die Prima Donna de Blasis besizt vielleicht die schönste Stimme unter allen jezt lebenden Sängerinnen, dabey eine höchst vollendete Routine, und macht dennoch keinen lebhaften Effekt. Warum? Weil ihr das Portamento fehlt: alle Noten werden, wie mit dem Messer abgeschnitten. Mdme. Catalani hat am 6. Jan. in demselben Theater ihr erstes Konzert gegeben. Ueber dieß, so wie überhaupt über ihre Person und über mehrere ihrer Eigenthümlichkeiten, welche, wie an allen Orten, auch hier bereits Veranlassung zu mancherley Anekdoten gegeben haben, in meinem nächsten Schreiben Mehreres.

London, Januar.

(Beschluß.)

Die weißen Elephanten, die Hr. F. gesehen, sollen zwar auch das Ansehen menschlicher Albinos haben, und sogar das weiße Auge, aber sie scheinen das Licht sehr gut vertragen zu können. Von den fünf Elephanten waren zwey nur ganz weiß, die Haare der anderen aber von gelblicher Farbe, aber dünner, feiner und kürzer als bey anderen Elephanten; nur die stärkeren an den Schwänzen waren etwas dunkler. Bey keinem derselben schien die Haut gesund, auch waren die Thiere klein, obgleich in gutem Zustande, und eines derselben selbst schön. Diese Abart von Elephanten scheint sehr selten zu seyn, und man erinnert sich nicht in Siam deren so viele beysammen gehabt zu haben. Ein Elephant war dort, welcher regelmäßig über dem ganzen Leibe auf weißem Grunde schwarze Flecken von der Größe einer Erbse hatte. Auch in Bengal sieht man zuweilen Thiere der Art mit Flecken an einzelnen Theilen des Körpers, aber ein so durchaus gefleckter ist wohl nie vorher gesehen worden.

Ueber den Geschmack der Siamesen drückt sich Hr. F. folgendermaßen aus: „Ich habe bemerkt, daß die Siamesen die Pyramide, und zwar gewöhnlich die viereckige, statt der Kuppel gewählt haben, deren allein die Buddhisten von Ceylon sich in der Errichtung ihres religiösen Gebäudes, der Dagoba, bedienen. Die Ursache dieses Unterschieds in einer Sache, die so genau mit ihrer Religion verbunden ist, eben so wie in der Verschiedenheit der Gestaltung des Buddha selbst, müssen wir in der Verschiedenheit des Genies der beyden Völker suchen. Die Siamesen, so wie die übrigen Völkerschaften von Mongol'schem Geschlecht, scheinen sich einen Begriff von Schönheit gebildet zu haben, der vom Europäischen sowohl als Indischen abweicht. Daher gefällt ihnen das Scharfe, Grelle, fantastische und Unwahrscheinliche besser als das Sanfte, Große und Erhabene in der Baukunst. Dieß beweist nicht nur die Bauart ihrer Dagobas, Tempel und Palläste, sondern auch die Verzierungen ihrer Wohnhäuser, wo man sich umsonst nach Wahrheit und Natur in den Thiergebilden umsieht. In den Häusern der Vornehmen bedecken ungeheuer und sonderbare Gebilde die Wände, denen es jedoch nicht an einer gewissen Lebhaftigkeit und Kühnheit in der Ausführung fehlt. . . . So weit wir die Siamesen kennen, scheinen sie mir sehr weit hinter den rohen Bewohnern des innern Ceylons, mit denen sie, als von demselben Glauben am besten verglichen werden können, zurückzustehen. In dem zierlichen und auffallenden Bau der Dagoba, in den zahlreichen Gestalten des Buddha, gleichviel von welchem Materiel, erscheinen die lezteren als entschieden bessere Künstler: obgleich die Siamesen sie in der Menge ihrer Bilder übertreffen. Der Siamesische Tempel mit seinen Ueberladungen von geschmacklosen Verzierungen hat eher das Ansehen der Bude eines chinesischen Spielzeughändlers mit seinen 300 Puppen, als das eines Gotteshauses; während der Ceylonsche durch eine geschickte Vertheilung des Lichtes und Schattens, und das Anbringen von einem oder höchstens zweyen oder dreyen wohl gelungenen Bildern eine feyerliche, große und rührende Wirkung erhält.

Zum Schlusse – die Beschreibung des Kampfes zwischen einem Tiger und mehreren Elephanten, den der Statthalter der Cochin-Chinesischen Stadt Saigon der brittischen Mission zu Ehren gab: „Dem Saale gegenüber befand sich in einem Behälter ein ungemein großer Tiger den der Statthalter hatte fangen lassen, um uns das Schauspiel von einem Kampfe zwischen diesem grausamen Thiere und dem Elephanten zu geben. Mitten in einer grasigen Ebene von ungefähr einer Viertelstunde Länge und Breite waren sechzig bis siebenzig schöne Elephanten in zwey Reihen aufgestellt, von denen jeder einen Mohawat und ein leeres Hauda auf dem Rücken hatte. Auf einer Seite fanden sich bequeme Sitze, wo sich der Statthalter mit den Madarinen, unter einer zahlreichen Bedeckung von Soldaten, befand. Ein Haufe gemeiner Zuschauer stand gegenüber. Der Tiger war mitten in der Ebene mittelst eines starken, um die Lenden gebundenen Seiles an einem Pfahl befestigt. Wir bemerkten bald, wie ungleich der Kampf werden müßte, denn man hatte dem armen Thiere die Klauen ausgerissen, und durch einen starken Stich durch die Lippen das Maul zusammen genädt. Sobald man ihn aus dem Käfig gelassen, suchte er sich davon zu machen, und als er jeden Versuch loszukommen, vergebens fand, warf er sich endlich auf's Gras nieder, und blieb so liegen bis er einen großen Elephanten mit langen Zähnen auf sich zukommen sah, worauf er aufsprang und sich der nahenden Gefahr entgegenstellte. Dieß und das schreckliche Knurren des Thiers brachte den Elephanten außer Fassung, er wandte sich, und der Tiger, der ihm nachsprang, gab ihm einen Schlag auf eines der Hinterviertel, welches seine Flucht nicht wenig beschleunigte. Doch war er nicht weit gelaufen, ehe ihn sein Führer wieder umwandte, und nun lief er wüthend auf den Tiger los, stieß ihm die Zähne unter den Leib, und warf ihn an dreyßig Fuß weit von sich. Der Tiger lag wie todt am Boden; doch schien er keinen besondern Schaden gelitten zu haben, denn beym nächsten Angriff stellte er sich seinem Feinde wieder entgegen, und als dieser ihn aufheben wollte, sprang er ihm auf den Kopf, und hielt sich mit den Hintertatzen an dessen Rüssel fest. Der Elephant ward dabey verwundet, und so erschreckt, daß er unaufhaltsam davon lief. Dieß ward aber der Nachläßigkeit des Führers zugeschrieben, den man auch bald nachher mit auf dem Rücken gebundenen Händen vor den Statthalter brachte, der ihm auf der Stelle hundert Schläge mit einem Rohr aufzählen ließ. Inzwischen brachte man einen anderen Elephanten herbey, aber der Tiger machte bey jedem Angriffe weniger Widerstand; und man sah augenscheinlich, daß ihn die häufigen Würfe endlich tödten müßten. Die Elephanten hatten alle lange Zähne, und ihr Angriff war immer derselbe, nämlich sie hoben den Tiger in die Höhe und schleuderten ihn fort. Ihre Rüssel nahmen sie sehr in Acht, und hielten sie unter dem Kinn zusammengerollt. Als der Tiger ganz todt war, brachte man noch einen Elephanten gegen ihn, der sich aber nunmehr seines Rüssels bediente, das Thier in die Höhe hob, und wegschleuderte.

Beylage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. Februar 1826.

Wenn man einmal bis zum Greisenalter herangenahet ist; wenn man seine und seiner Mitmenschen Thorheiten, Schwachheiten und kleinlichen Bestrebungen durchschauet hat; kurz, wenn man so recht das kleine und große Kinderspiel der Welt übersicht, so sezt sich im Menschen ein dunkles Gefühl an, das noch keinen Namen hat. Man kann es nicht Verachtung der Menschen, auch nicht Eckel, auch nicht Mitleid, vielweniger Gleichgültigkeit nennen.

N. Vogt.

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsezung.)

Sabine hatte sich schon früher herbey gedrängt und troz ihrer inneren, heftigen Bewegung die Trümmer der Amatigeige sorglich aufgelesen und bewahrt. Sie wußte, wie hoch der Pflegevater das Instrument halte und wie er später bey ruhigem Sinne nach jedem Splitter desselben verlangen würde. Da Aller Aufmerksamkeit auf Andreas und Julius gerichtet war, so blieb ihr Thun unbeachtet. Als aber jezt des Stadtmusikus Rede in ein unverständliches Lallen überging und er selbst, wie von einem starken Schwindel ergriffen, zu wanken anfing, sprang sie schnell zu seiner Unterstützung herbey. Ehe sie ihn aber noch erreichte, verlor er die Besinnung und sank den zunächst Stehenden in die Arme.

„Ein Schlagfluß hat ihn getroffen!“ riefen mehrere. Sabine drängte sich laut jammernd zu ihm hin, ihre heißen Thränen benezten Hand und Wange des Ohnmächtigen; aber die Lebensgeister schliefen zu fest, um hierdurch erweckt zu werden. Man brachte ihn aus dem Saale und schaffte ihn in seine Wohnung. Von Verzweiflung ergriffen, von seltsamen durch das Wiedersehen des Jugendfreundes und — sie konnte es sich selbst nicht verbergen — noch immer geliebten Verwandten erzeugten Empfindungen bestürmt, folgte Sabine dem Trauerzuge.

Wie ein Lauffeuer flog die Kunde durch den Saal, daß der eben noch so sehr beklatschte Geiger keineswegs der berühmte Signor Giulio Landrini, sondern nur ein obskurer Deutscher sey, der Sohn eines Stadtmusikanten, der sich fälschlich für den trefflichen Italiener ausgegeben. Auch die Sängerin wurde in ihres Begleiters Verdammungsurtheil mit inbegriffen und ebensowohl für eine Betrügerin erklärt. Beyde Meynungen waren zu voreilig und hart: schon seit langer Zeit hatte Julius sich der reisenden Signora zugesellt und unter dem Namen ihres Bruders diesen durch seine Kunstleistungen berühmt gemacht. Außer ihm existirte kein anderer Geiger dieses Namens. So sehr nun auch einzelne Anwesende die Versammlung durch die Versicherung zu beruhigen suchten: die Konzertgebenden seyen in der That dasselbe Geschwisterpaar Landrini, welches sie bereits an diesem oder jenem Orte gehört und kennen gelernt; so wenig ward bey der allgemeinen Empörung über die, von des Virtuosen Vater selbst aufgedeckte, Täuschung ihre Stimme gehört. Nach einer kurzen Verabredung unter den Vornehmsten der gegenwärtigen Badegäste verließen diese zum Zeichen ihres Unwillens und ihrer Verachtung mit einem Male sämmtlich den Saal. Die Macht des Beyspiels wirkte schnell auf die übrigen; nach wenigen Augenblicken war außer dem Orchesterpersonale, der Sängerin und dem Virtuosen niemand mehr vorhanden.

Jezt blickte Julius, der bisher in dumpfer Betäubung gestanden hatte, um sich. Er sah sich verachtet, entehrt vor der Welt und den anwesenden Kunstgenossen, und das Alles — durch seinen eigenen Vater. Troz und Bitter-

keit stiegen in ihm auf. Mit einem höhnischen Gelächter machte er dem gepreßten Innern Luft. Dann stürzte er außer sich fort und eilte im Sturmesfluge nach seinem Gasthofe.

Als Signora Landrini später heimkehrte, fand sie ihren Gefährten nicht mehr. Er war mit Extrapost abgereist, niemand wußte wohin.

Die Einwohner des Städtleins Friedheim blickten neugierig aus ihren Fenstern, als schon gegen den Herbst hin eines Abends eine Reisekutsche langsam und schwerfällig durch die Straßen fuhr und vor dem Hause des Stadtmusikus hielt.

„Endlich kommt er!" riefen Viele und eilten fort, um den geachteten Mann willkommen zu heißen, dessen Unfall schon durch Renata Franzheimer, die auch in jenem Bade zugegen gewesen, mit allerley hämischen Seitenblicken auf Julius berichtet worden war. Lange hatte Andreas in lebensgefährlicher Krankheit gelegen. Als denn nun nach vielfachen Stürmen seiner kräftigen Natur der Sieg geblieben war und die körperliche Genesung unter Sabinens liebevoller Sorgfalt langsam erfolgte, da wollte sich jedoch der Geist immer noch nicht wieder in seiner alten Kraft erheben und eine tiefe Schwermuth, eine Gefühlsstumpfheit gegen Alles, was ihm früher wichtig gewesen war, blieb des alten Lamm nur allzutreue Gefährtin. Freundlichkeit und Milde zeigte er gegen Jedermann; die Herrschaft der Gedanken aber war ihm nicht immer eigen. So kehrte Andreas in die Heimath zurück; so ward er von seinen Nachbarn und Freunden bald erkannt.

Gewiß mußte sein Gemüth tief erschüttert und in seinen innigsten Verhältnissen gestört seyn, da die ihm sonst so theure Tonkunst ihm weder Freude noch Beruhigung mehr gewähren konnte. Nur in einer Beziehung stand er noch mit ihr. Diese aber war so seltsamer Art, daß sie mehr ein Ausfluß seines Seelenübels als seine Kunstliebe zu seyn schien. „O du süßer Engel des alten Amati, wie rufe ich dich zurück in's Leben und banne dich wieder in den hold schauerlichen Pallast, aus dem du so wunderbare Lieder sangest; damit nicht dereinst der große Meister strenge Rechenschaft von mir fordert, daß ich dich hingegeben und in unsinniger Wuth deinen holden Pallast zertrümmert?" So jammerte er oft Tage lang und war dabey eifrig beschäftigt, die von Sabinen geretteten Trümmer der Amatigeige wieder zusammen zu setzen. Gelang ihm dann das Werk und lag das Instrument, wohlgebildet und besaitet wie ehemals, vor ihm, so erheiterte sich sein Antlitz und mit einem verklärten Lächeln sagte er: „Jetzt merke wohl auf, Sabine! der Engel ist wieder heimgekehrt, die Himmelslieder tönen wie sonst und der alte Zauberer wird mir nicht grollen dürfen."

Nun spielte er auf der Geige; aber nie wollte es ihm gelingen, die alten Engelstöne wieder herauszuklingen zu lassen. Er hörte nur immer den schneidenden Hohn des Dämons, wie er an jenem Konzertabende, das Heiligste entweihend, sein Gemüth zerrissen. Seine Phantasie entflammte sich: das Bild des Sohnes, wie dieser ihm damals erschienen, trat vor seine Seele. Alle Pein jenes Augenblicks drängte sich auf's Neue um ihn her. Höllisches Spottgelächter schrie aus dem Instrument, und je größer die Kraft war, welche Andreas anwandte, um durch Druck der Saite und durch Bogenführung die alte Herrlichkeit des Tons zu erzwingen, desto gewaltiger schrie die Hölle auf ihn ein und desto furchtbarer durchdrangen ihn die Schrecken jenes Abends. Erschöpft und traurig ließ er dann das Instrument sinken. „Der Dämon weicht nicht, sprach er trübe vor sich hin, der Engel kehrt nicht zurück! Doch Muth, Andreas! Bleib stark im Kampfe gegen die tückische Macht. Suche den Feind auf in seinem geheimsten Schlupfwinkel, um ihn zu vertreiben und dort dem frühern Bewohner die alte Stätte zu bereiten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Cravens.

(Fortsetzung.)

Unter allen Leidenschaften, die sich der Seele des Menschen bemächtigen können, hat keine verderblichere Wirkungen hervorgebracht, als der Ehrgeiz. Wollte man ein Gemälde von den bösen Folgen des Ehrgeizes aufstellen, so würde man eine Geschichte der Verbrechen schreiben, die das menschliche Geschlecht entwürdigt haben. Dennoch ehrten alle Zeitalter diese Leidenschaft als die edelste unter allen, als diejenige, welche allein Helden erzeugt. Oft hat sie die Gestalt der Welt verändert, und den größten Ruhm geerntet. Auf den Altären loderte ihr Weihrauch, die größten Dichter sangen ihre Thaten, und Phidias und Praxiteles haben sich für sie unsterblich gemacht. Dieselbe Leidenschaft aber, welche wahrhaft große Seelen zu den höchsten Tugenden, die der Ruhm der Menschheit sind, begeistert, hat, wenn sie in schlecht organisirte Gemüther eindrang, mehr blutbefleckte Tiger, mehr durch Grausamkeit herabgewürdigte Sklaven hervorgebracht, als irgend eine andere Geißel, welche die Erde in Betrübniß und Verwüstung stürzte. Erfolge, Alter und die Zeit selbst, die alles zerstört, geben dem Ehrgeize nur neue Nahrung; — der Tod allein sezt den Entwürfen eines Ehrgeizigen ihr Ziel.

Da der Ehrgeiz entgegengesezte Wirkungen erzeugt, so ist die Anklage, daß ein Mensch von ihm beherrscht werde, unbestimmt, und kann ein Lob wie ein Tadel seyn. Gemeine oder mittelmäßige Menschen, denen die Natur

die Fähigkeit versagt hat, sich bis zur Höhe eines edlen Ehrgeizes zu erheben, können nicht die Richter in dem Prozesse seyn, der über die Natur des Ehrgeizes großer Männer entscheiden soll. Daher Vorsicht und Bescheidenheit, in Beurtheilung außerordentlicher Männer, uns ehrlichen Leuten vom Mittelschlag allgemein anzurathen ist.

Vom Kardinal Richelieu, der zu seiner Zeit Frankreich regierte, und, weil er den Geist dieses großen Volks verständig zu leiten verstand, Frankreich zum mächtigen Schiedsrichter über ganz Europa erhob, erzählt man, er sey einzig von dem Ehrgeiz beherrscht worden; und seine Feinde setzen diese Leidenschaft an die Spitze aller seiner andern Fehler. Sie sagen: „Freundschaft, dieß, tugendhaften Seelen so theure Band, habe sein Herz nie berührt; wenn er den Namen des Freundes profanirte, so sey es geschehen, um die Menschen für seine Absichten zu gewinnen. Dagegen wären diejenigen, die seiner Macht hätten Grenzen setzen oder seine Gunst bey dem Könige theilen können, die Opfer seiner Eifersucht oder seiner Rache geworden. Alle andere Leidenschaften hätten in ihm nur einen untergeordneten Rang behauptet, und im Dienste der ersteren gestanden. Die Liebe selbst habe nur augenblicklichen Eindruck auf ihn gemacht, und ihn nie von seinen Entwürfen abgeleitet; ja als ein geübter Politiker habe er sie zur Beförderung seiner Absichten zu benützen verstanden. Nur die Eitelkeit habe der Herrschaft über ihn nicht entsagt: diese Leidenschaft, die dem schwächern Geschlecht allein angehören sollte, habe gleichwohl einen Mann überwältigt, der zu den größten gehörte, welche Frankreich je hervorbrachte. Er habe sich eingebildet, einen feinen Geist, die Anmuth der Unterhaltung und eine einnehmende Gestalt zu besitzen. Diese kleinen Eitelkeiten hätten in ihm Platz neben den höchsten Entwürfen und der abgewogensten Politik gefunden. Geboren mit Talenten, eine Nation zu regieren, habe er bey dem Beyfall, das ein von ihm verfertigtes Madrigal erhalten, ein so großes Vergnügen empfunden, als wenn ihm eine der wichtigsten diplomatischen Unterhandlungen gelungen wäre. Begierig, Ehre und Ruhm zu gewinnen, habe er zugleich ein Feldherr, ein Theologe, ein Politiker, ein Minister, ein Weltmann, ein schöner Geist und ein Liebling der Damen seyn wollen. Nach Allem hätte er gestrebt, und kein Mittel verschmäht, seinen unbändigen Ehrgeiz und seine Eitelkeit zu befriedigen. Sein ganzes Leben sey ein ununterbrochenes Gewebe von Intriguen gewesen. Kein Politiker hätte die Kunst der Verstellung so weit getrieben als Richelieu. Falschheit, die in der Regel nur eine Vertheidigungswaffe in schwacher Hand wäre, hätte ihm als Werkzeug zum Angriff gedient, womit er seine Beobachter getäuscht, seine Mitbewerber verlockt, und sich an seinen Feinden gerächt hätte. Er habe die Falschheit gebraucht, seine Geliebten zu verführen, die Großen zu unterjochen und sie zu seinen Sklaven zu machen. Seine verstellte Anhänglichkeit an die Königin Mutter und ihre Anhänger habe ihm die Gunst dieser Fürstin erworben und den Weg zu Staatswürden gebahnt; er habe jedoch bald seine Wohlthäterin verrathen, und sie auf das Grausamste verfolgt."

Diese und ähnliche Urtheile über den großen Minister liest man in vielen verständig und gutgeschriebenen Schriften; man hört sie von ehrenwerthen Leuten, welche in dem äußern Gebäude der Geschichte wohl zu Hause, wenn gleich nicht bis in ihr Allerheiligstes gedrungen sind. Soll man nun glauben, daß solche verzerrte Charaktere, wie die großen Männer nach ihrer Zeichnung erscheinen, eine ganze Welt (der es doch an ausgezeichneten Köpfen nicht wird gefehlt haben) hätten verblenden und durch Blendwerk beherrschen können? Wenn eitle, geckenhafte, nur mit Lug und Trug vertraute, nur in der Werkstätte der Intrigue geübte Staatsmänner eine große Nation, einen ganzen Welttheil durch solche kleine Künste beherrschen könnten: müßten dann diejenigen, die sich so leicht unterjochen ließen, nicht noch viel erbärmlicher als die ehrgeizigen Intriganten gewesen seyn? Es heißt der Menschheit spotten und sie verachten, wenn man ihr nachsagt, sie schmiege sich geduldig unter der Gewalt erlogener Größe. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Luzern, Jenner.

Von der Luzernschen Abtheilung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, ist, zu Anfang dieses Monats, an die übrigen Kantonalvereine dieser zahlreichen Gesellschaft das nachfolgende merkwürdige Rundschreiben erlassen worden: der ehrwürdige Pater Gregor Girad, Vorsteher des Franciskanerklosters, und Aufseher der Armenschule in Luzern, hat dasselbe verfaßt.

„Die Räuberbande, welche den schweizerischen Boden nur zu lange entheiligt hat und nun alle Gefängnisse unserer Hauptstadt anfüllt, ist ohne Zweifel geignet, Unwillen und Abscheu zu erregen. Doch unter den Gefangenen sitzen Väter und Mütter, die zusammen drey und zwanzig unmündige Kinder haben, welche, unschuldig an den Missethaten ihrer Eltern, gegenwärtig ihre Gefangenschaft theilen. Nur für diese schuldlose Schaar rufen wir Euer Mitleiden und durch Euch das Erbarmen aller Bewohner des lieben und theuren Vaterlandes an. Es haben diese Unglücklichen kein anderes Erbe, als das böse Beyspiel und die Schande ihrer Eltern; aber eben deßwegen verdienen sie unsere Theilnahme noch mehr. Vorerst muß ihnen die nöthige Nahrung verschafft, dann müssen sie in den Stand gesezt werden, ihren Unterhalt auf eine ganz andere Art zu erwerben, als es ihre bedaurungswürdigen Erzeuger thaten. Vornehmlich ist es darum zu thun, daß in ihnen, so zu sagen, des Lasters Stamm- und Erbfolge vertilgt werde, aus gerechter Besorgniß: es möchten die aus Ruchlosen entsprossnen Kinder die Verdorbenheit ihrer Eltern einsaugen, und dann einst als eine neuentstandene Räuberbande, die das Land unserer Väter verwüsten, und seinen Namen vor dem Auslande sowohl als vor unsern eignen Augen wieder entehren würde, auftreten. Indem wir den öffentlichen Beystand anrufen, um diese Verwahrlosten nicht sowohl von der Noth, als von ihrem gräulichen Erbe zu retten, fühlen wir gar wohl die schwere Last, die wir auf uns zu nehmen gedenken; leben aber in der Hoffnung, Ihr, Hochgeachtete Eidgenossen! werdet uns Eure Hand gemeinnützig dazu reichen. Nach unserer Ueberzeugung müssen diese Kinder von allen ihren Verwandten gänzlich getrennt werden, damit sie der verderblichen Einwir-

kung derselben entzogen werden können. Ihren ehemaligen Verhältnissen sollen sie künftig ganz fremde leben, daher müssen alle Fäden zerrissen werden, wodurch sie auf die Spuren ihrer Eltern zurückgeführt werden könnten. Ein neues Daseyn unter einem andern Himmel, in einer andern Gegend, mitten unter andern Menschen und Sitten, wünschten wir denselben zu verschaffen. Wir möchten sogar, wo möglich, ihnen die Sprache nehmen, womit ihre Eltern sich die bösen Rathschläge ihres Herzens einander mitgetheilt haben: daher — doch mit Vorbehalt eines bessern Rathes und der Möglichkeit, — möchten wir denselben vorzüglich in der französisch-sprechenden Schweiz eine Zufluchtstätte suchen, bis sie das reife Alter erreicht haben und im Stande sind, durch Arbeit und Gewerb, so fern von ihren Eltern und denselben so unähnlich als es sich immer thun läßt, sich selbst zu ernähren. Ferner um eine andere Annäherung zu verhindern, die schon jezt zum Theil gefährlich wird, und noch mehr in der Folge es werden könnte, glauben wir, daß jedes Kind, von allen übrigen getrennt, versorgt werden müsse; — freylich zerreißen wir dadurch alle Bande der Verwandtschaft; — allein, sind diese Bande noch heilig, wenn sie, aus dem Laster entstanden, das Laster zu verewigen drohen? Wir dürfen auch einen Umstand, der die Verpflanzung dieser Unglücklichen schwieriger und kostspieliger machen wird, keineswegs mit Stillschweigen übergehen. Die meisten unter ihnen sind heimathlos, und doch muß eine wahre Heimath ihnen werden. Gewiß ist die Versorgung von drey-und-zwanzig Unmündigen, deren Alter (zwey Ungeborne nicht eingerechnet) im Durchschnitt auf acht Jahre gesezt werden kann, und für deren Erziehung gesorgt werden muß, bis sie selbst die gehörige Altersreife erlangt haben, ohne dem schon an sich ein großes Unternehmen, das um so größern Aufwand fordert, jemehr wir auf Gewährleistung für deren gute Erziehung förmlich dringen müssen. Leicht wäre es, dieselben bey armen Familien, wo sie kümmerlich Speise und Kleidung, vielleicht in der Hoffnung, sich durch Betteley dafür zu entschädigen, erhalten würden, wohlfeil unterzubringen. Allein dieser unwürdige und niedrige Gedanke, — sollten wir uns auch so weit verirren, würde mit tiefem Abscheu von Euch und von der ganzen Schweiz verworfen werden. Wir wenden uns an die schweizerische Eidgenossenschaft; und diese, so wenig als wir, wird nichts zur Hälfte thun wollen. Wem scheint übrigens nicht, daß die Bosheit der Eltern nur zu oft mit der Milch und mit den ersten Liebkosungen vom Wiegenkinde schon eingesogen werde? — Wem ist es unbekannt, daß oft die eben so weise als gütige, durch fremde Hand angewandte Sorgfalt, dieses unselige Erbe nicht zu tilgen vermochte? — Eine so traurige Erfahrung wäre freylich geeignet, unsern Eifer zu lähmen; aber sollen wir uns durch Schwierigkeiten entmuthigen lassen? — Nein, im Gegentheil; je schwieriger die Aufgabe ist, desto kräftiger müssen wir ihre Lösung versuchen; und sollte auch der Erfolg dem großmüthigen Streben nicht entsprechen, so stehen wir doch dann tadelfrey, vor dem Gewissen, vor dem Vaterlande, und vor dem Auge des ewigen Richters da. Bis dahin, glauben wir, hochgeachtete Eidsgenossen! Eure Gesinnungen ausgesprochen zu haben; nun eröffnen wir Euch die Grundsäze, nach denen wir zu handeln gedenken und die Bitten, die wir an Euch zu richten haben. Hier im Mittelpunkte der Schweiz, sahen wir die Verbrecher nach und nach mit ihren Kindern anlangen. Um uns herum füllten sich die Gefängnisse an. An jedem Thurme erblickt unser Aug einige der unglücklichen Kleinen, die nach Luft am Gitter haschen, und sehnsüchtig in die Welt, die ihnen gleichsam entzogen ist, hinausblicken. Mußten wir uns da nicht lebhaft erinnern, daß wir Mitglieder eines Vereines seyn, dessen schöner Zweck ist, für die Armen zu sorgen, und die Lasterhaftigkeit durch Erziehung und Gewerbfleiß zu zerstören. Diesem Gedanken folgte der Wunsch, jenen kleinen Kindern zu helfen, und mit diesem Wunsche verband sich die Ueberzeugung, daß unsere, durch die ganze Schweiz verbreiteten, Mitglieder uns treulich und froh die Hand dazu bieten würden. — Denn sind wir nicht im Begriffe ein Werk zu unternehmen, das ganz in dem Geist des gemeinnüzigen Vereines liegt? Wir erklären übrigens im Angesicht der ganzen Schweiz, daß wir durch den Wunsch der unlängst, des unseligen Geschäftes wegen, das von Jedermann besprochen wird, und alle Herzen betrübt, in Luzern versammelten Konferenz, mächtig dazu ermuthiget worden sind. Aus dieser Anregung, die den Behörden unsers Vaterlandes zur Ehre gereicht, entnehmen wir mit Freude, daß unser Aufruf in der gesammten Eidgenossenschaft gewiß mit warmer Theilnahme aufgenommen werde; in jener Eidgenossenschaft, die sich nie verleugnete, so oft irgendwo im Vaterlande schnelle Hülfe geleistet werden mußte. Wir haben uns demnach am 29. des verflossenen Christmonats versammelt, und auf gemachten Antrag zweckmäßig erfunden, die Bildung einer Kantonalkommission in dem Hauptorte eines jeden Kantons einzuleiten, und in Luzern einen Centralausschuß niederzusezen. Lezterer hat den Auftrag, sich mit allen Kantonalkommissionen in Briefwechsel zu sezen, ihre Ansichten und Vorschläge zu sammeln, Alles im Zusammenhang zu leiten. Da alle Beysteuern unter der Verwahrung der Kantonalkommissionen, um von da aus auf Anweisung hin unmittelbar an ihre Bestimmung zu gelangen, bleiben werden, so wird der Centralausschuß wohl die allgemeine Rechnung über alle Einnahmen und Ausgaben führen, aber selbst keine Kasse haben. Er wird diese Rechnungen jedes Jahr zur öffentlichen Kunde bringen, damit die ganze Schweiz Rechenschaft über die Verwendung der milden Beyträge erhalte, die zu diesem schönen Zweck gegeben werden. Beliebet, theuerste Eidsgenossen eine ähnliche Kantonalkommission bey Euch zu errichten, wozu nach Bedürfniß auch wohlthätige Männer berufen werden können, die nicht zu unserem Vereine gehören. — Eure Verrichtungen wären dann vorläufig: Erstens. Bey der betreffenden hohen Kantons-Regierung Euch um die Erlaubniß zu bewerben, eine Liebessteuer für diese unglücklichen Kinder sammeln zu dürfen, deren Betrag zu verwahren, und ihn auf Anweisung des Centralausschusses unmittelbar zur Verwendung verabfolgen zu lassen. Zweytens. Euch mit dem Centralausschusse in Briefwechsel zu sezen; ihm Berichte über den Erfolg Eurer Bemühungen, so wie Eure Ansichten und Vorschläge mitzutheilen. Wir sind überzeugt, daß derselbe alle Mittheilungen mit Dank annehmen und mit bestem Willen benuzen werde. Das Verzeichniß jener Unmündigen befaßt gegenwärtig drey-und-zwanzig; dasselbe wird aber noch einen Zuwachs von etwa fünf abwesenden und zwey noch ungebornen Kindern erhalten. Ihre Eltern bekennen sich alle zur katholischen Religion, die jedoch keinen Zugang in ihr Herz gefunden zu haben scheint. Theuerste Eidsgenossen! Bedürfte es irgend einer Aufmunterung, Euch zu diesem der Mildthätigkeit und der Würde des Vaterlandes so angemessenen Werk zu vermögen, so würden wir Euch noch einmal zurufen: es seyen über zwanzig unglückliche Geschöpfe, an denen noch keine andere Unbild haftet, als daß sie von sehr schlechten Eltern erzeugt worden sind, — vor dem Verbrechen und ihrem Verderben zu bewahren. Wir würden Euch zurufen: es sey darum zu thun, eine heillose Verbrecherbande, die durch Greuelthaten unser gutes Vaterland entehrt hat, in ihrer Wurzel, so viel es an uns liegt, zu zernichten! Doch, wozu Gefühle anzuregen suchen, die sich schon allenthalben so laut ausgesprochen haben? — Genug! wir haben die Vereinigungspunkte angedeutet; und ihr werdet gewiß Hand in Hand mit uns, das edle Unternehmen beginnen."

Beylage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Februar 1826.

Erhöhung verdirbt die Menschen, und es ist nur wenigen Sterblichen gegeben, großes Glück zu ertragen.

Aristoteles.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Cravens.

(Fortsetzung.)

Wäre Richelieu ein geborner Souverän gewesen, so ließe sich solcher Gehorsam noch eher erklären. Als Unterthan unter einem Könige aber, den jeder Günstling, oft der unwürdigste, beherrschen konnte; der nicht wußte, was er wollte, und den Intriguen der Höflinge stets ein geneigtes Gehör lieh, ja, wohl selbst an den Komplotten der Feinde Richelieu's Theil nahm; — unter einem solchen Schwächling sich zwanzig Jahre lang als allmächtiger Minister, oft gegen den Willen des Königs, erhalten, über alle Feinde siegen, Frankreich zur ersten politischen Macht erheben, dem Papste selbst trotzen: dazu gehört mehr, als einem eitlen Intriganten zu Gebote steht. Sonach darf man annehmen, daß die angeblichen, kleinen Schwächen Richelieu's entweder ihm von seinen Feinden angedichtet wurden, oder in einem andern Zusammenhange zu seiner Größe standen, als jenem, den gemeine Beobachter entdeckt haben wollen. Ein großer Mann, der über Millionen hervorragt, ist eben darum schwer zu beurtheilen, weil die von der Natur tiefer Gestellten ihr eigenes Maaß an ihn ansetzen, und sich einbilden, er sey aus keinen andern Bestandtheilen zusammengesezt, als sie selbst. Daß der große Mann in der Umgebung kleiner Menschen sich bewegen und wirken, und daher oft sich zu ihnen herablassen und ihre Larve annehmen muß, macht die Beurtheilung desselben nur um so schwieriger, indem wir ihn durch das gefärbte, ungleich geschliffene Glas seiner Zeit ansehen müssen. Ehe wir leichtsinnig oder anmaßend über die Heroen der Geschichte abzusprechen uns erlauben, sollten wir lieber dem Beyspiele Bayle's folgen, der alle Geschichte für unzuverlässig erklärte. „Ich gestehe, sagt dieser große Kritiker, daß ich die Geschichtschreiber fast nie in der Absicht lese, mich über die vorgefallenen Thatsachen zu unterrichten, sondern nur um zu wissen, wie jede Nation oder jede Parthey über die Ereignisse geurtheilt habe. — Demzufolge glaube ich im Allgemeinen wohl, daß die Protestanten in Frankreich sich bisweilen bewaffneten, eine Schlacht bey Jarnac und eine andere bey Montoncourt gewannen, und daß einige andere Dinge sich zutrugen, die von allen Partheyen aus jener Zeit gleichmäßig berichtet worden. Mehr aber soll man nicht von mir wissen wollen. Ob die Protestanten die lezten waren, die zu den Waffen griffen, ob sie vorher sich durch andere Mittel zu rechtfertigen suchten; darüber kann ich nicht entscheiden. Die protestantischen Geschichtschreiber behaupten es; die katholischen strafen sie Lügen. — Waren die Katholiken redlich in Haltung der Verträge? Wendeten sie Milde an, die Calvinisten zurückzuführen? Sie haben Geschichtschreiber, welche dieß versichern; ihre Gegner aber erklären dieß für Betrug. Darüber streite nun, wer Lust hat. Was mich betrifft, so will ich ein Sceptiker seyn; ich behaupte weder das Eine noch das Andere."

In der That ist es verständig, in den Streitigkeiten entgegengesezter Partheyen, das Urtheil unentschieden zu lassen: so wird ein gleiches Betragen auch in den Fällen anzurathen seyn, wo die Parthey der kleinen Geister oder der Mittelmäßigkeit, ihren Vortheil wahrend, über große Männer, ihre natürlichen Gegner, abzuurtheilen sich herausnimmt. — Richelieu's Charakter gründlich zu würdigen, muß man seine Lage erwähnen; man muß sich an die Schwäche des Königs, an den Uebermuth und die Herrschsucht der Großen erinnern, die sich der Gewalt für ihre Privatzwecke bemächtigen wollten; man muß sich in die Seele eines wahren Patrioten, eines großen Geistes versetzen, dem die Natur Einsicht, Kraft und Willen gegeben hatte, den Ruhm seines Vaterlandes zu gründen, man muß die Zeit, in welcher seine Aufgabe zu lösen, die Charaktere der Großen, und die Kulturstufe der Nation in Anschlag bringen, um die der Lösung entgegenstehenden Hindernisse berechnen zu können. Dieß ist, ich gestehe es, kein leichtes Geschäft; die Anforderung der ernsten Geschichte aber geht dahin, und wer eine Ahnung ihrer Würde hat, wird die Gültigkeit der Forderung anerkennen. — Als Richelieu seinen Tod nahe fühlte, sagte er: „Ich habe nie etwas anders als das Heil der Religion und des Staates gewollt.“ Nach meiner Ueberzeugung war dieser Ausspruch aufrichtig und wahr. Ich finde in demselben einen besseren Erklärungsgrund der Macht Frankreichs, die das Werk dieses Ministers war, als wenn ich noch so spitzfindig über die Mischung seines angeblich von Eitelkeit und dem Geist der Intrigue beherrschten Charakters, mich in Grübeleyen vertiefen wollte. Richelieu war zum Herrschen geboren, — was, beyläufig gesagt, ein sehr seltener Fall bey denen ist, welche sich zu den höchsten Stellen drängen und nach Bevormundung der Könige streben. Ein Mann, der sich darauf verstand, wieviel zum Regieren gehöre, hat Richelieu's Geschicklichkeit in dieser Kunst anerkannt. Als der Czar Peter der Große in der Kirche der Sorbonne vor dem Mausoleum Richelieu's stand, rief er in Begeisterung aus: „Großer Mann! wenn du noch lebtest, würde ich dir die Hälfte meines Reichs geben, damit du mich lehren solltest, wie ich die andere regieren soll.“ — Solche Urtheile sind welthistorisch. Auf sie zu horchen, war mir stets ein belehrendes Geschäft, während ich mit Unwillen mich wegwendete, wo kurzsichtige Schreiber und gedungene Sklaven ein Geschrey gegen die Größe erhoben, in der Meynung vielleicht, die Kleinheit dadurch berühmt zu machen. Ich erinnere mich in solchen Fällen immer des Ausspruchs eines neuern französischen geistreichen Schriftstellers: „La vanité a porté plainte, et la sottise a rendu larrêt. C'est dans l'ordre.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Langsam und vorsichtig zerlegte der alte Stadtmusikus wiederum das Instrument, untersuchte auf das Genaueste die einzelnen Stücke und ging dann mit neuer Hoffnung an das wiederholte Werk der Zusammensetzung. Aber ach! fort und fort zeigte sich, wenn er nun die schwierige Arbeit zu Ende gebracht hatte, dasselbe Ergebniß: der Dämon wollte nicht fliehen und der Engel kehrte nicht heim.

In dieser Beschäftigung, der ein tief eingewurzelter künstlerischer Wahn zum Grunde lag, brachte Andreas seine Tage hin. Unzählige Male wurde die Geige zerlegt und wiederum zusammengesetzt. Nur Sabine durfte ihm hierbey zur Hand gehen, so wie sie denn überhaupt das Leben des unglücklichen Mannes auf jede mögliche Weise zu erheitern suchte. Um dieses zu können, hatte das arme Mädchen selbst manchen schweren Kampf mit seinem eigenen Gemüthe zu bestehen. Jener Abend, der die Geisteskraft des Alten brach, hatte auch dem Herzen Sabinens eine schwere Wunde beygebracht. Das Verhältniß, in dem Julius zu der italienischen Sängerin stand, war gewiß keines der reinsten, und im Ganzen schien des Jünglings sittliche Würde so sehr gesunken, daß seine Kindheitsgenossin lange schwankte, ob sie nicht mit Gewalt sein Andenken aus ihrem Herzen reißen und ihn selbst zu den Verlornen rechnen sollte. Aber die Liebe behauptete ihr Recht, und wie auch Sabine über die Schwäche und den Leichtsinn des jungen Mannes trauern mußte, so blieb doch ihr Herz ihm liebend und treu ergeben.

Unter diesen Umständen war wiederum ein Jahr verstrichen. Da empfing Sabine eines Tages einen Brief. Die Hand, welche die Aufschrift geschrieben hatte, war ihr fremd. Zu ihrem freudigen Erstaunen erkannte sie aber, als sie den Brief öffnete, Julius Schriftzüge. Ach! wie pochte da das liebende Herz und wie ward es von Wehmuth erfüllt, als sie nun die Reue erkannte, von der Julius über sein früheres Leben, über des Vaters schwere Beleidigung, über seine Herabwürdigung der Kunst und des Vaterlandes ergriffen war — als sich der Schmerz ihr offenbarte, der das ganze Gemüth ihres fernen Freundes peinlich durchdrang, bey dem Gedanken, daß der Vater ihn verachte und daß dessen Fluch dräuend über seinem Haupte schwebe! Der Brief war aus einem kleinen italienischen Städtchen, nahe an der Gränze Deutschlands geschrieben. Nicht eher werde er den Boden Deutschlands wieder betreten — so schloß Julius — bis des Vaters Verzeihung ihm seine Ehre zurückgegeben habe und ihm wieder vergönnt sey den Namen zu führen, den er früher im Wahnsinne des Hochmuths und der Eitelkeit verschmäht. Er flehe Sabine an, den Boten zwischen ihm und dem Vater abzugeben. Ach, auch sie habe er schwer beleidigt und er fühle das um

so tiefer, jemehr er nun ihren hohen Werth erkenne! Ach! auch sie möge ihm verzeihen und seinem Gemüthe Ruhe und mindestens Hoffnung auf eine glückliche, durch Vaterliebe verherrlichte Zukunft zurückkehren lassen! Er unterzeichnete: Julius Namenlos.

„Unglücklicher! seufzte Sabine und verbarg den Brief auf ihrer Brust, wohl irrst du als ein Namenloser umher und wirst vielleicht für immer vergeblich das Verlorne wieder zu gewinnen trachten. Doch will ich deinem Vertrauen entsprechen. Ja, ich will es wagen, in der Seele des Andreas die Erinnerung an dich zu wecken!“

Als sie nun Abends bey dem Alten saß, der eben wiederum mit dem Zusammensetzen der Amatigeige beschäftigt war und freudige Hoffnung hegte, dieses Mal werde ihm sein kunstreiches Werk glücken, da führte sie nach langem und furchtsamen Zögern ihren Entschluß aus und über ihren Lippen bebte der Name Julius. Starr und durchbohrend blickte sie Andreas an. „Hörst du wohl, rief er dann in einem seltsamen singenden Tone, wie schon jezt der Dämon aus allen Fugen der einzelnen Theile höhnisch und widrig heult? O ich fürchte ihn nicht, den höllischen Geist! Hinweg mit ihm! Sein Reich werde zerstört!“ Unter seiner Hand zerbrachen die schon verbundenen Stücke der Geige. Düster lächelnd legte er sie vor sich hin und fuhr mit leiser Stimme fort; „Nun ist es still geworden! die Kunst ist begraben. Tief unten in der dumpfen Gruft liegt ihre Leiche und über dem Hügel schwebt der krächzende Rabe, der eigentlich der Satan ist und den Engel des Amati vertrieben hat. Aber Geduld! die Posaune erklingt, auch die Kunst muß auferstehen und der Engel muß wiederkehren zum herrlichen Auferstehungsfeste. Du, Andreas Lamm, bist berufen ihn zurückzuführen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Anekdote.

Vor wenigen Jahren, kurz nachdem die Kompensationsbill im Kongreß durchgegangen war, fand Herr Clay, einer der Hauptvertheidiger dieser sehr unpopulären Maßregel, als er in seine Provinz zurückkehrte, große Schwierigkeiten bey seiner Wiedererwählung. Nachdem er von dem Gerüste (hustings) die versammelten Wähler angeredet hatte, bemerkte er in der Menge einen gewissen Scott, der einer der ältesten Ansiedler in Kentucky, ein Mann von großem Einfluß und bis dahin sein treuer Freund war. Er ging sogleich auf Herrn Clay zu und sagte, indem er ihm die Hand schüttelte: „Nun Heinrich, ich habe dir in sechs Wahlen beygestanden — es thut mir leid, daß ich dich bey der siebenten im Stich lassen muß; du hast für die elende Bill gestimmt, und ich kann dir meine Stimme nicht mehr geben.“ — „Ist es wirklich so, Freund Scott; ist das dein einziger Vorwurf?“ — „Der einzige!“ — „Nun wir müssen es machen so gut es geht. Du bist ein alter Jäger, Scott?“ — „Ja.“ — „Du hast manchen fetten Bären, manchen Hirsch erlegt?“ — „Das hab' ich.“ — „Du hast, glaub' ich, eine treffliche Jagdflinte?“ — „Eine bessere hat nie geknallt.“ — „Wohl. Hat sie dir nicht einmal versagt, wenn du auf einen schönen Hirsch angelegt hattest?“ — „Das ist mir wohl schon begegnet.“ — „Nun wohl, Freund Scott, nahmst du in einem solchen Fall dein altes gutes Gewehr und schlugst es an dem nächsten Baumstamm in Stücken? oder klopftest du den Stein, und versuchtest es noch einmal?“ — Dem alten Manne standen die Thränen in den Augen, die rechte Saite war berührt. „Nein, Heinrich, rief er, ich klopfte den Stein und versuchte es wieder, und mit dir will ich es auch noch einmal versuchen; gib mir die Hand, Heinrich!“ Herr Clay ward einstimmig wieder gewählt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 16. Januar.

Carnevals-Opern. Euryanthe.

Wenn es erlaubt wäre, einiges Allgemeine vorauszuschicken, so möchten wir mit folgenden Bemerkungen beginnen: man hört es oft bey den besten Opern beklagen, daß der Komponist für so schlechten Inhalt so köstliche Töne verschwendet habe, während wieder Andere behaupten, es komme ja bey der Musik überhaupt auf den Inhalt gar nicht an. Leztere muß man zu Rossini hinverweisen. Ersteren möchten wir antworten, daß ein tüchtiger Komponist nicht zufällig diesen oder jenen Inhalt erwähle, sondern sich nur durch einen solchen begeistern lasse, der seiner ganzen Weltanschauung, welche er in Tönen darzustellen sich gedrungen fühlt, entspricht, ja daß sogar unabhängig von gegebenem Inhalt aus freyer Faust Tongebäude in die Lüfte zu bauen, welche den Grundstein des Wortes nicht berühren, eine ganz bestimmte Weltanschauung voraussezt. — Wie sehr man nun auch wird über den Text der lezten Weberschen Arbeit Klage zu führen berechtigt seyn, so möchte sich doch kein dem Musikcharakter unseres Komponisten gemäßerer haben finden lassen. Denn hat er es mit den übrigen besten Musikern gemein, Wort und Musik nicht zu trennen, so ist dagegen sein Eigenthümliches, daß er in den Inhalt der Musik zum ersten Mal durch den Freyschützen den Kampf des Bösen und Guten eingeführt hat, die sich ein Mal als Mächte im Samiel und Eremiten gegenüberstehen, zu denen sich sodann, Kaspar auf Seiten des Bösen, auf Seiten des Guten aber die Uebrigen gesellen, während sich in Max beyde Seiten bekämpfen, und in der Braut, welche, als die nur Gute, ihm angehört, und von ihm getrennt ist, statt der Heiterkeit Agathens, Sehnsucht und schwermüthige Ahnung bey kindlichem Vertrauen auf Gott vorherrschen lassen. Aus diesem Inhalte der ersten epochemachenden Weberschen Komposition ließe sich ganz deutlich ableiten, wie er konsequent in diesem Charakter fortschreitet, die Welt ist ihm nur in Gutes und Böses geschieden, das Böse hat vorübergehende Macht, das Gute ist nicht im Kampf mit sich selbst, sondern als reine Schuldlosigkeit nur mit dem Bösen im Zwiespalt, dem ein achselzuckendes Leider sehr große irdische Gewalt im Jammerthale des Lebens zugesteht. So muß die Tugend immer viel mit dem Weltlauf streiten. Erst in einer anderen Welt ist das Gute unangefochten, erst dort erwirbt die verkannte

Tugend ihren Lohn: die Tugend muß in ihrem Leiden zum Himmel blicken. Auf diese Weise weht denn auch durch Webers Töne stets der geheimnißvolle Hauch einer fernen Geisterwelt, wegen welcher alles geschieht, an welche immer als lezte Instanz hoffend und gläubig appellirt wird. Außerdem bringen der überall auftauchende Teufel, und das nackte Böse viel Unheimliches und Unerfreuliches in die Komposition, während es dem nur Guten an ächter Tiefe fehlt. Man möchte oft sagen: „unschuldig und nichts weiter!“ Außerdem wird man des Mitleidens für unschuldig Leidende und ihres steten unnützen Jammers höchlich überdrüßig. Deßwegen kann denn auch Euryanthe nicht Jedwedem gefallen, obgleich viele, die in solcher Weltdarstellung noch ihre eigene Ueberzeugung widerfinden, beschwören werden, es sey noch keine so vortreffliche Oper als Euryanthe gedichtet worden, ja sie sey allen Gluckischen und Mozartischen bey weitem vorzuziehen. Der Nathan ist ein trefflich gemachtes Stück; die Erzählung von den drey Ringen ausgezeichnet, aber dennoch müßten wir, um den Nathan mit Freude darstellen zu sehen, erst all unser Denken und Wollen in eine neue Form umgießen. Aehnlich ist es mit der Euryanthe im Elemente der Liebe. An die fleckenlose Unschuld, an die reinen tugendhaft Liebenden sind Eglantine, als giftige, aber schmeichelnde Schlange und Lysiart, als schon erkennbarerer Bösewicht gefesselt, die sorglos vertrauende Euryanthe wird verrathen, verkannt, verstoßen, gerettet. Die Bösen verläumden, siegen und gehen unter. — Ebenso nun wie gut und bös, wie Himmel und Erde, Gott und Teufel ist bey Weber musikalischer Genius und musikalische Reflexion geschieden. Das Böse läßt sich nicht unmittelbar in Musik setzen; (wie unmittelbar sonst auch wohl Menschen böse musikalische Eingebungen kommen mögen) dazu gehört Ueberlegung, verständige Betrachtung, Auswahl; solche Dissonanzen, wie sie Hölle und Teufel erfordern, wollen durch lange Arbeit erst herausgegrübelt seyn. Zu dieser Reflexion gehört denn auch die ausgearbeitetste Orchestrik. So finden wir denn in Weberschen Opern drey oder vier Hauptmelodien, die immer wiederkehren, das Uebrige ist Erzeugniß der Reflexion, des Fleißes, des unverschleierten Studiums, und man kann deutlich erkennen, wo der Genius herabschwebte, und wo er der Reflexion Platz machte. Das bringt solcher Inhalt so mit sich. Würden Beyspiele verlangt, so begönne die Reihe sogleich mit der Ouvertüre, welche reflektirend die Hauptgeniusgedanken der Oper aneinanderreiht, und als Inhaltsanzeige vorausschickt, als zum Beyspiel: „Erstes Kapitel; Adolars vertrauungsvolle reine Minne und Kampf mit dem schnöden Unglauben an weibliche Tugend. Zweytes Kapitel; Emma, oder das Schweben zwischen Himmel und Hölle einer Selbstmörderinn, bis die Thräne der Unschuld in den Ring fällt, woraus die Schuldige Gift getrunken, u. s. f.“ Dabey drängt sich nun freylich sogleich die Bemerkung auf, wie es über alle Massen langweilig sey, daß all das Leiden und der vielfältige Jammer nur ahnfraulicher Weise eines längst vermoderten Liebespaars wegen vor sich geht, und wir glauben Weber habe sich an solchem Inhalte nur befriedigt, weil dadurch überhaupt ein Jenseits mit sehnsüchtigem Mondscheinschimmer diese sublunarische Jammerwelt bescheint, und in diesem Sinne ist ihm die Komposition der ganzen Oper ausgezeichnet gelungen. Ihr Inhalt würde vortrefflich zu einem schauerlichen Melodram passen, denn daß die Schuldlosen aus lauter tugendhafter Gutmüthigkeit zur unrechten Zeit schwätzen, und dafür nachher um sich zu strafen, wenn es zum Sprechen Zeit wäre, eben so tugendhaft schweigen, daß die Tugendhaften in ihrem heiligen Tugendeifer nebenbey höchst grausam und unbarmherzig sind, und einem armen Mädchen, weil es ihnen treulos scheint, den Mordstahl in die Brust stoßen wollen, und nachdem es für den Geliebten augenscheinlich das Leben hinzugeben sich bereit zeigt, in einer Wüsteney, wo denn doch, außer Menschen, noch manche andere gefährliche Bestien aus den Koulissen hervorgezogen werden, großmüthigerweise einsam und unbeschützt zurücklassen — darüber darf sich Niemand wundern, es folgt ganz konsequent aus solchem Inhalte.

Die nähere Analyse nun der Komposition müssen wir für andere Zeit versparen, um für das Lob der heutigen Darstellung den gehörigen Raum zu gewinnen. Die Dekorationen sind sämmtlich schön und prachtvoll, zumal können der Rittersaal im zweyten, und die Burg im dritten Akt rühmend hervorgehoben werden. Den Lindwurm, der Adolar zum St. Georg macht, möchte man zwar als zu unnatur-historisch und fabelhaft tadeln, aber er wird dadurch ein desto besseres Gegenstück zu der früheren Geisterhistorie der guten Emma. Dagegen scheint Madame Seidler in den Weberschen Kompositionen erst ihr eigentliches musikalisches Element gefunden zu haben, denn solches liebliches Bild von Unschuld, Innigkeit, Glaube, Liebe und Hoffnung hat uns noch nicht von der Opernbühne herab gelächelt und geweint. Besonders gelang ihr jeder schuldlose Ausdruck eines reinen liebenden Herzens; ferner die Scene in der Wildniß, und das wiederholte Wiedersehensduett: „Hin nimm die Seele mein!“ Auch Herr Bader gibt den Liebes-, Tugend- und Ehre-Helden mit gehöriger Innigkeit und Strenge, und zweckmäßigem Aufwande von Tugendeifer, Schmerz und Zorn. Das Minnelied im ersten Akt, die Cavatine und der Ausdruck des festen Vertrauens auf Euryanthens Treue im Finale des zweyten Akts sind seine Hauptmomente. Aber für Herrn Blume (Lysiart) muß der große Helm mit den Geierflügeln und der herabhängende Bart spielen; schade nur, daß für ihn nicht auch die Erfindung einer Singmaschine gemacht ist, die er mit seinem Athemaufwande höchst zweckmäßig in Bewegung setzen könnte, denn ohne solche Hülfe sieht man Herrn Blume nur singen, oder hört nur hin und wieder einige besonders böse Töne seiner Lasterarien und Recitative. Desto vollendeter ist der Gesang der Madame Schulz als Eglantine; die geheime Gluth, das arge schlangenzüngelnde Schmeicheln gelingt ihr vortrefflich mit dem zum ersten Mal in Musik gesezten Wahnsinn und dem höllischen Hohngelächter bey dem Namen „Euryanthe“ erwirbt sie sich, wie Adolar und Madame Seidler den Sängerkranz, und wenn sie nur die erste Arie des zweyten Akts: „o mein Leid ist unermessen!“ klarer heraustreten ließe, wären Spiel und Gesang in allen Theilen vollkommen. Am König (Herrn Devrient d. J.) erkennt man nur durch die Lilien die französische Majestät, im Uebrigen läßt er die an sich schon unbedeutende Rolle auch bis zur äußerlich vollkommensten Nullität herabsinken, was doch in allen monarchisch-europäischen Staaten nicht sollte geduldet werden. Das Publikum erwärmte sich erst beym Tanz, und beklatschte Herrn Hoguet und Dem. Lamperi zwar nicht unverdient, aber gegen die Aufnahme der Musikstücke gehalten, denn doch mit unverhältnißmäßigem Eifer. Die königliche Kapelle übertraf ihren dirigirenden Meister.

Auflösung des Räthsels in Nr. 36.

Traum.

Räthsel.

Obschon ein grimmig Thier,
Einladend blick' ich hin nach dir,
Du nahest gern bey mir dich zu erquicken;
Sähst du im Wald doch, was ich nur scheine hier,
Gewiß du flöhest stracks vor mir.

— 9 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Februar 1826.

Man entwaffnet durch die Hoffnung
Künftgen Guts des Uebels Wuth;
Sieh, auf flüchtigem Gefieder
Stürzet Nacht und Tag hernieder,
Und der Nord ergrimmt und ruht.

Herder.

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Emsig ging der alte Stadtmusikus wiederum an die schon so oft vollbrachte und wieder zerstörte Arbeit. Sabine schlich seufzend aus dem Zimmer und beantwortete, indem sie die festesten Versicherungen ihrer fortwährenden Verwandtenliebe äußerte und des Pflegevaters Zustand und Gesinnungen gegen Julius so schonend wie möglich erwähnte, das Schreiben des Vetters.

Von nun an entspann sich ein ununterbrochener Briefwechsel zwischen Julius und Sabinen. Freundlich gestaltete sich jezt aus der Entfernung ein liebevolles Verhältniß, das früher in häuslicher Gemeinsamkeit sich nie hatte bilden wollen. Julius erkannte leider nun erst das reiche Gemüth und den sittlich gebildeten Geist der Jungfrau, die — hätte er ihr früher vertraut und sie in sein Leben verflochten — ihn von so vielen bedauernswerthen Verirrungen bewahrt haben würde. Von solchen Gefühlen bewegt, konnten aber Beyde keinen glücklichen Hoffnungen für die Zukunft Raum geben. Wurde auch Andreas nach und nach wieder heiterer, fing er auch an, bey jeder neuen Zusammensetzung der Amati zu bemerken, daß die Engelsstimme zurückkehre und der Dämon immer leiser seinen Laut wie im unterliegenden Kampfe erhebe, und erschien er auch seinen Mitbürgern wieder als der alte joviale und rechtliche Mann, dem sie immerdar Wohlwollen und Achtung geschenkt hatten: so behielt er dennoch seine Strenge gegen den Sohn, den er gänzlich verloren gegeben, bey, und verbot, als Sabine noch einige Male seiner erwähnt hatte, jede fernere Rede im Guten oder im Schlimmen von ihm.

Mit stillem Kummer unterwarf sich Sabine diesem Verbote. Sie sprach nicht mehr von dem lieben und unglücklichen Vetter, aber ihre Gedanken waren rastlos mit ihm und mit Entwürfen für die Zukunft beschäftigt.

Einst legte Andreas unwillig die wieder einmal neu zusammengesezte Amatigeige, auf der er lange prüfend gespielt hatte, aus der Hand und sagte: „Alles ist vergebens! Wohl ist der Engel zurückgekehrt und singt wieder himmlische Lieder aus seiner wunderbaren Wohnung, aber immer tönt das tückische Hohnlachen des Dämons dazwischen und ich werde so nimmer mehr des alten Amati zauberisches Werk wieder zu Stande bringen. Was nur daran noch fehlen mag! — Ja, wer das Geheimniß wüßte?“ fügte er sinnend und fragend hinzu. „In Italien könnt Ihr es erfahren!“ entgegnete da wie aus überirdischer Eingebung Sabine, die still und unbeachtet in einer Fenstervertiefung des Zimmers saß. Andreas sah die Sprechende starr und betroffen an. Lange verharrte er schweigend in einer Stellung, welche anzeigte, daß er sich selbst mit Erklärung der Beziehung, welche diesem Worte zum Grunde liegen könne, beschäftigte; dann rief er, indem er Sabinen näher trat, mit seltsamer Aufregung aus: „Was willst du damit sagen, Sabine? Du sprichst mit einer Sicherheit, die ich mir nicht zu erklären vermag.“ — „Ich meyne nur, erwiederte das Mädchen, indem sie in des

Pflegevaters fixe Idee einzugeben schien, daß, da der Dämon doch eigentlich seinen Ursprung aus Welschland und aus dem neuesten von dort herrührenden Kunstunwesen hat, er allein auch dort nur wieder gänzlich zu bannen seyn dürfte."

Andreas antwortete nichts, allein Sabinens Aeußerung schien einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Er zerlegte die Amatigeige nicht wieder, wie er das bisher immer gethan hatte, sondern hing sie bedächtig, zwar noch nicht wieder an ihren alten Ehrenplatz im Staatszimmer, aber doch oben an in die Reihe seiner übrigen trefflichen Violinen. Mehrere Tage lang ging er nun nachdenklich, ohne das Instrument zu berühren, umher. Endlich schien sein Entschluß festzustehen, und er trat eines Morgens mit heiterm Antlitze und den Worten zu seiner Pflegetochter: „Bereite dich zu einer weiten Reise, Sabine! du hast prophetische Worte zu mir gesprochen und ihre Deutung steht jezt klar vor meinem Geiste. Wir gehen nach Italien. Besorge schleunig alles Nöthige, denn schon übermorgen reisen wir ab."

Sabine blickte überrascht und mit frohem Lächeln von ihrer Arbeit in des Pflegevaters verklärtes Angesicht empor. Bald aber hatte sie ihre Fassung wieder gewonnen und verbarg nun ihre große innere Bewegung. Rüstig ging sie sogleich an alle Vorbereitungen zur Reise, während Andreas, der sich in günstigen Vermögensumständen befand, einige ausstehende Kapitalien einzog und seinen erstaunten Freunden im Städtchen ein einstweiliges Lebewohl sagte.

Kurz! Am andern Morgen des bestimmten Tages verließen in einer wohlverwahrten Reisekutsche der Stadtmusikus, Andreas Lamm, und sein schönes Pflegekind, Sabine, das Städtchen Friedheim und zogen dem im heitersten Blau vor ihnen daliegenden südlichen Himmel zu. Die Amatigeige aber befand sich gut gepackt und sorglich beachtet auch in der Reisekutsche.

Die Grenze, welche Italien von dem deutschen Vaterlande trennt, lag hinter den Reisenden. In einer ansehnlichen italienischen Stadt erklärte Sabine plötzlich dem Pflegevater, sie könne eines heftigen Kopfschmerzes wegen nicht sogleich weiter reisen und bedürfe nothwendigerweise einige Tage der Ruhe. Ungern willigte Andreas, der sich einmal in den Kopf gesezt hatte, daß er nur in Cremona das Ziel und die Absicht seiner Reise erreichen könne, in diesen Aufenthalt. Die Veränderung der Luft und die Zerstreuungen auf dem Wege hatten seinem Körper und seinem Geiste wohlgethan. Der Trübsinn, von dem immer noch eine Spur vorhanden gewesen, war jezt ganz und gar verschwunden; nur in Allem, was die Amatigeige betraf, hatte in dem Gemüthe des Andreas keine Umwandlung Statt gefunden. Zum ersten Male ward nun das Instrument ausgepackt. Der Stadtmusikus sah es lange voll Rührung an und sagte dann, indem er zum Bogen griff: „Vielleicht erkennt der Engel seine Heimath wieder! vielleicht begeistert ihn diese Erkenntniß zu einem Triumphgesange, vor dem der Dämon vernichtet entweichen muß!" Und Andreas verlor sich nun auf dem Instrumente in sinnige Phantasieen, wie der Augenblick sie ihm eingab, und in kunstreiche Tonverflechtungen, wie seine theoretische Kenntniß und seine Herrschaft über das Instrument ihn dazu befähigten. Als Sabine, welche unter dem Vorwande, frische Luft schöpfen zu wollen, das Zimmer verlassen hatte, nach beynahe einer Stunde zurückkehrte, fand sie den Pflegevater noch spielend. Sein Angesicht und seine Blicke strahlten Freude. „Bald, sagte er und verwahrte die Amati wieder sorgfältig, bald wird der Engel den Sieg errungen haben. Nur aus weiter Ferne rauscht noch dann und wann das widrige Hohngelächter des Dämons in seinen süßen Gesang. Ja, Sabine! deine Verkündigung hat wahrgesprochen."

Da erklang nicht weit von den Zimmern, welche Andreas und Sabine inne hatten, ein ernstes und einfaches Pianofortespiel. Eine kunstreiche Hand führte mit dem zartesten Perlenanschlage eine liebliche Adagiomelodie aus, während die linke in allerley sinnreichen Melismen und harmonischen Wendungen bald sich dem Thema begleitungsweise anschloß, bald in einer eigenthümlichen Melodie diesem selbstständig gegenüber trat. Dem Adagio folgte nach einem geschmackvoll einleitenden Uebergange ein kurzer melodischer Satz, den Andreas früher auf der Geige gespielt hatte und der von dessen eigener Erfindung war. Zu des alten Lamm großem Erstaunen wurde dieser Satz nun von dem unsichtbaren Pianisten mit großer Geschicklichkeit und wahrer Genialität, ganz in des unsterblichen Johann Sebastian Bachs klassischer Manier, variirt und zulezt zu einer höchst kunstvollen Fuge verwendet, welche des Stadtmusikus seit lange erregtes und fort und fort genährtes Entzücken auf seinen Culminationspunkt brachte. „Beym Himmel rief Andreas, als der Unsichtbare geendigt hatte, dergleichen hätte ich nie erwartet, heut zu Tage in Welschland zu hören." — „Unverhofft kömmt oft!" sprach Sabine, indem sie seltsam lächelnd einen schalkhaften Blick auf den Pflegevater warf. —

Die beyden Reisenden waren gerade zu Anfang des Karnevals in der italienischen Stadt angelangt, in der sie sich jezt befanden. Auf den Straßen herrschte ein wildes und tolles Treiben, das dem ernsten Andreas von Herzen zuwider war und von dem er sich gerne entfernt in seinem Zimmer hielt. Hier beschäftigte er sich selbst mit Musik oder lauschte froh dem Spiele des fremden Pianisten, das zu seiner großen Freude sich zum Oeftern wiederholte.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Cravens.

(Fortsetzung.)

Ein anderer, durch Ehrgeiz ausgezeichneter Charakter jenes Jahrhunderts war Wallenstein. Ihn in seiner Tiefe richtig aufzufassen, wird den Geschichtschreibern der kleinen Moral nie gelingen. Mit einer großen, für die Macht geschaffenen Seele, verband sich in ihm eine rastlose Thätigkeit. Sein Körper war kräftig und von majestätischem Ansehen. Mäßig, besonnen und die Gefahr verachtend, wenig redselig, desto tiefer denkend, stolz und stets mit großen Entwürfen beschäftigt, strenge und unbeugsam wie er war, hatte die Natur ihn zum Herrscher bestimmt; aber das Schicksal verstand den Wink der Natur nicht, und stellte ihn auf einen untergeordneten Posten. Er wollte diesen Mißgriff des Schicksals verbessern, und es wäre ihm gelungen, wäre ihm die Zeit nicht ungünstig gewesen: der alte Fanatismus, in dessen Heeren er Siege erfochten hatte, und der neue, der ihm gegenüberstand, waren mit andern Dingen beschäftigt, als einem nicht ebenbürtigen Fürsten zu einer Krone zu verhelfen. Er fiel als Opfer einer Kabale, und um so weniger von seinen Zeitgenossen verstanden, als er unglücklich war.

Ich habe von einem edlen und einem falschen Ehrgeiz gesprochen. Es gibt ein Kennzeichen, beyde zu erkennen: wo der Ehrgeizige nie, selbst nicht nach seinem Sturze, von dem Gleichmuthe, dem Eigenthum erhabner Seelen, verlassen wird, da hat ihn ein höherer Geist als Eitelkeit, Anmaßung und Eigennutz, geleitet. Blickt auf den Felsen von St. Helena, der euch sagen wird, was ein großer Charakter ist! Dieser Felsen kann euch viel lehren: er ist der größte Redner unsers Jahrhunderts.

Wird der Ehrgeizige im Leben von Furcht und Angst geplagt, sieht er überall Feinde, und verfolgt er mit kalter Grausamkeit die Unschuld, weil ihre Würde ihm gefährlich scheint: so könnt ihr sicher seyn, daß hier nur falscher Ehrzeiz ein rohes, barbarisches Gemüth beherrscht. Von Hyder Aly, der in Indien ein mächtiger Sultan zu werden strebte, erzählt man, er sey von einem seiner vertrauten Freunde gefragt worden, woher es komme, daß er im Schlafe oft gewaltig auffahre. „Mein Freund,“ soll Hyder Aly geantwortet haben, „ich habe böse Träume; der Bettler in seiner Niedrigkeit ist beneidenswerther als ich in allem Glanze der Hoheit: er sieht wachend nicht überall Verschworne, und im Traume nicht Mörder, die nach seinem Leben trachten.“ — Wenn diese Erzählung Wahrheit berichtet, so dürfte die ostindische Kompagnie, die den Sultan besiegte, einen Flecken weniger in ihrem Gewissen haben. Ich möchte aber rathen, bey dieser Anekdote den Pyrrhonismus des Bayle in Anwendung zu bringen. — Die brittische Moral in Indien ist etwas anders, als unsere schönen Reden in Europa vermuthen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg.

In unserm botanischen Garten, der eine immer größere Ausdehnung durch den Fleiß und Eifer seines würdigen Vorstehers, des Herrn Professors Lehmann, erhält, befindet sich jezt eine Merkwürdigkeit, die für den Freund der Pflanzenkunde von sehr großem Interesse ist. Eine bis jezt fast wenig bekannte Pflanze, die Astrapaea Wallichii, steht in Blüthe. Außer dieser seltenen Pflanze sind aus England im verwichenen Sommer eine Menge anderer, sehr interessanter, durch den am botanischen Garten angestellten sehr thätigen und einsichtsvollen Kunstgärtner, Herrn Ohlendorff, hiehergebracht worden; es befinden sich auch mehrere Palmenarten, als die Sago-Palme und die Fächer-Palme darunter, die gutes Gedeihen haben. Interessant war mir auch die Aloe-Art, welche das Cochenilleinsekt sich zum Aufenthalte und zur Nahrung erwählt; das Exemplar in unserm botanischen Garten ist ganz und gar mit diesen Thierchen bedeckt; ein früheres, welches man besaß, ward ganz von ihnen verzehrt und ging ab; das jezige dagegen ist größer und kräftiger. Die Blumenliebhaberey nimmt hier überhaupt immer mehr zu; die noch vor einigen Jahren seltenen Georginen blühen jezt in allen Gärten, und selbst die in prächtigen Farben glühenden doppelten, welche unstreitig zu den schönsten Blumenarten aller Zonen gehören, welche bis jezt bekannt wurden, sind durchaus keine Seltenheit mehr. Ueberhaupt ist Hamburg besonders dadurch ein sehr interessanter und angenehmer Aufenthalt, daß die Produktionen aller Himmelsgegenden hier gleichsam zusammenfließen; ich glaube, daß man kaum etwas zu haben wünschen dürfte, ohne es erhalten zu können; die Mannichfaltigkeit der ausgebotenen Gegenstände sezt den aufmerksamen Beobachter oft in Erstaunen; noch mehr aber fühlen Fremde sich dadurch, wie ich oft bemerkt habe, überrascht. Dabey sind die Preise aller Lebensbedürfnisse jezt außerordentlich niedrig. Was hier nicht wachsen kann, wird aus fernen Zonen zu Schiffe in großer Menge hergebracht, und Ananasse, Feigen, Mandeln, Kokosnüsse ꝛc. sind täglich, selbst im Winter, bey den Fruchthändlern zu finden, die ihre einladenden Waaren auf eine Appetit erregende Weise vor den Fenstern aufzustellen wissen.

Der diesjährige Winter war bis heute (28. Dezember) so außerordentlich mild, daß viele Bäume noch ihren Schmuck nicht verloren haben. Freylich scheint die Gesundheit der Bewohner dieser Gegenden im Allgemeinen unter dieser für uns höchst seltsamen Erscheinung zu leiden, sollte die strenge Kälte für den Bewohner nördlicher Gegenden wirklich nothwendig zur Aufrechthaltung der Gesundheit seyn? —

Der berüchtigte Toberhorst'sche Prozeß, welcher lange Zeit hier alle Gemüther in Spannung erhielt, und bey Gebildeten und Ungebildeten ein fast gleich großes Interesse erregte, ist endlich entschieden worden. Herr Major Toberhorst, wel-

der einige Zeit ad interim die Stelle eines hiesigen Stadtkommandanten bekleidete, glaubte sich durch die Erwählung des russischen Obersten von Stephani zum Kommandanten der Stadt in seinen Rechten, oder vielmehr Ansprüchen, beeinträchtigt, und ließ, um seinem Unmuthe Luft zu machen, in Schleswig, wo bis jezt durchaus keine Censur existirt, eine Schrift drucken, die nicht nur die hiesigen Behörden, sondern auch den Herrn Obersten von Stephani auf eine wirklich sehr scharfe, beleidigende Art angriff, und beyde mit argen Beschuldigungen belastete. Mit dieser Schrift, der er seinen Namen vorsezte, erschien Herr Major Toderhorst in unsrer Mitte — welches ihn allerdings als einen Mann von Ehre charakterisirt — und sandte sie selbst an alle diejenigen, welche er darin angriff. Man kann sich denken, welches Aufsehen diese Sache in einer Stadt erregen mußte, wo bisher Alles in einer gewissen Ruhe und nach herkömmlichen Gesezen zuzugehen pflegte! Es bildeten sich sogleich Partheyen, die mit Leidenschaft ihre einmal gefaßte Meynung vertheidigten; indeß kam man fast überall dahin überein, daß die vom Herrn Major T. in seiner Schrift gegen die Behörden eingewebten Beschuldigungen gegen den Herrn Obersten von Stephani, eines Mannes von Zartgefühl und Ehre nicht würdig wären, denn sie werfen den Schein des Neides auf ihn; weil der von ihm so schmählich Angegriffene, der ihn nie, weder direkt noch indirekt, beleidigt hatte, ohne eigenes Zuthun die Stelle erhalten hatte, an die der Beleidiger Anspruch machen zu dürfen glaubte. Nun erschien von Seiten des Herrn v. St. eine kleine, sehr gemäßigte Gegenschrift, worin er die auf ihn geschleuderten Beschuldigungen durch Vorlegung von Aktenstücken, die zur Einsicht des Publikums öffentlich ausgestellt wurden, zu entkräften suchte, welches denn wieder eine Schrift vom Major T. veranlaßte, der zugleich gerichtlich in den Anklagestand gesezt wurde, und Kaution leisten mußte. Herr Major T. fand einen eben so geschickten als beredten und geachteten Beystand in dem hiesigen Advokaten, Herrn Doktor A. Heise; aber Troz dem ist vor einigen Tagen der Urtheilsspruch gefällt worden, daß der Angeklagte, weil er Beschuldigungen vorgebracht, welche er nicht als begründet erweisen konnte, sich zu vierwöchentlicher Gefangenschaft auf dem Wieserbaum (ein Bürger-Gewahrsam) stellen solle; die Kosten hat der Staat übernommen. Gegen dieses Urtheil hat der Anwalt des Verurtheilten aber sogleich Appellation eingelegt, und die weitere Entscheidung steht nun zu erwarten. Die hiesige Zeitschrift „Hammonia,“ hat in dem Buchhändler Christiani, welcher von Berlin zu uns kam, einen wackern Verleger erhalten. Die Buch- und Musikalienhandlung des Herrn Christiani zeichnet sich durch eine äußerst elegante Einrichtung aus, und erweckte schon viele Theilnahme, da der Name des Besizers der gelehrten Welt als wackerer Verleger schon längst rühmlich bekannt war.

Unter den hiesigen Zeitschriften zeichnen sich die „amerikanischen Miscellen,“ herausgegeben von C. N. Röding, besonders durch ihren höchst interessanten Inhalt aus. Diese treffliche politisch-mercantilisch-geographisch-statistische Zeitschrift gibt interessante Aufschlüße über Alles, was sich Bedeutendes und Neues in Amerika ereignet, und dürfte von keiner Klasse von Lesern ohne Nuzen in die Hand genommen werden; besonders eignet sie sich auch für den Kaufmann, der hier manche wichtige Nachrichten und Bemerkungen finden dürfte. Was das Geographische betrifft, so scheint der Herausgeber im Besize außerordentlicher Hülfsmittel zu seyn, und selbst große geographische Kenntnisse zu besizen.

Die neue Oper des Herrn Wilhelm Grund, eines hiesigen Musiklehrers, ist bis jezt fünf Mal über die Bühne gegangen; sie heißt: „Die Burg Falkenstein“ und hat drey Aufzüge. Was die Dichtung anbetrifft, so ist sie in manchen Theilen recht gut zu nennen, besonders was die Fabel betrifft, welche für eine Oper — dieses „Rühr-Ey von Kunst und Unsinn“ wie Müllner sie nennt — recht passend ist. Der Dichter entnahm sie einer rheinischen Sage, und benuzte den Stoff ganz geschickt; nur in Hinsicht der Verse wäre eine größere Sorgfalt zu wünschen gewesen; daß der Dichter hierin Besseres zu leisten vermocht hätte, zeigen einige sehr gelungene Stellen; er soll aber noch sehr jung, und dieß sein erster Versuch seyn, und so wollen wir nicht allzustreng mit ihm rechten. Was nun die Komposition betrifft, so geht mein Urtheil, nachdem ich die Oper drey Mal mit großer Aufmerksamkeit angehört habe, dahin, daß sie ohne Werth, aber troz dem nicht ohne Wirkung sey. Die Darstellung war wirklich fast in allen Theilen gelungen zu nennen, und das Bestreben der darin auftretenden Künstler und Künstlerinnen sichtbar, dem einheimischen Verfasser Würdigung und Anerkennung zu verschaffen; eben so hatte die Direktion es nicht an einer würdigen Ausstattung fehlen lassen, und zwey sehr hübsche Dekorationen von des kunstfertigen Cocchi Hand waren dazu verfertigt worden.

Eine andre theatralische Neuigkeit war Raupach's „Isidor und Olga,“ Trauerspiel in fünf Aufzügen. Die schöne Sprache, die treffliche und geistreiche Behandlung des Stoffs versöhnten nicht völlig mit der getroffenen Wahl des leztern; die Schrecken der Leibeigenschaft sind kein ästhetischer Gegenstand, lassen sich nie zu einem solchen machen, wie künstlich man das Ding auch drehe und wende. Das menschliche Gefühl wird beleidigt, das Herz zerrissen, und wir durch den tragischen Ausgang durchaus nicht mit dem schauderhaften Inhalte versöhnt. Das weit umfassende Genie des Dichters, das ich von jeher geehrt und freudig anerkannt habe, ist auch hier nicht zu verkennen, dennoch möchte ich dieses Trauerspiel nicht wiedersehen, denn ohne alle tragische oder moralische Erhebung, nur von Grauen und Abscheu getrieben, und höchst verstimmt, verließ ich das Haus; soll aber dieß die Wirkung des Trauerspiels seyn?

In Hinsicht der Charakterschilderung hat Raupach auch hier wieder etwas so Würdiges und Gediegenes geliefert, wie nur sonst irgendwo in seinen genialen Schöpfungen; mit sicherer Hand führte er den Pinsel, jeden einzelnen Zug auf's feinste ausmalend; nirgends findet sich zu viel Licht oder zu greller Schatten; die Diktion läßt keinen Wunsch übrig.

Vier andere neue Stücke, welche an Einem Abende gegeben wurden, waren: „Die Höhle auf Lampedusa,“ Original-Trauerspiel in Einem Akte und in Assonanzen, vom Verfasser des Oberrocks (Dr. Bärmann). Ich glaube nicht, daß dieses Trauerspiel, welches ganz auf die Weise der französischen Melodramen zugeschnitten ist, irgendwo mehr Glück machen wird, als bey uns. „Dir wie mir,“ Lustspiel in Einem Akte, von West, ist bekannt. „Schlafrock und Uniform,“ Lustspiel in Einem Akte, nach dem französischen des Vial von Angely, verläugnet den überrheinischen Ursprung nicht. Zulezt nenne ich: „Komm her!“ dramatische Aufgabe in Einer Handlung, von F. Elsholz, eine allerliebste Kleinigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. Februar 1826.

Das Streben nach unmittelbarem Nutzen und nach verfeinertem Genuß, tragen beyde, wie weit sie auch von einander entfernt seyn mögen, gleich viel dazu bey, die Nationalwohlfahrt zu erhöhen.

J. Douglas.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach, geb. Gräfin von Berkeley, frühere Gemahlin Lord Cravens.

(Fortsetzung.)

Der immer steigende Luxus in London ist eine auffallende Erscheinung; er ist der Stolz und die Prahlerey der Engländer, ein Gegenstand des Staunens für die Fremden, die Nahrungsquelle vieler Tausenden und das Verderben der reichsten Familien, eine Wohlthat und eine Pest des Landes. Die Kamäleons-Natur des Luxus hat die Schriftsteller bald zu seinem Lobe, bald zu dem bittersten Tadel angereizt; und bis auf den heutigen Tag scheint man noch nicht darüber einig, ob er eine nährende Frucht der Civilisation, oder eine abzehrende Krankheit derselben sey. Seine Ursachen und seine Wirkungen, seine Bedeutung und die Möglichkeit, ihn zum Besten der Nation zu leiten, seine Stelle in der Organisation der bürgerlichen Gesellschaft, sein Einfluß auf den Kreislauf des Lebens und seine Verbindung mit den moralischen Funktionen des Staates, — alle diese Rücksichten und Beziehungen werden mehr von praktischen Staatsmännern geahnet, als daß sie von Staatslehrern wissenschaftlich gewürdigt wären.

London, der Mittelpunkt der Bewegung aller industriellen und merkantilen Thätigkeit auf Erden, zeigt jede Wirkung des Luxus in einer kolossalen Gestalt, und ist daher die beste Schule für den Beobachter, der die Civilisation von dieser Seite studiren will. Nicht, daß die Bewohner dieser unermeßlichen Stadt gerade die hellsten und gründlichsten Begriffe von dem Luxus hätten; sondern weil man hier, bey der Unendlichkeit seiner Verzweigungen, am meisten gegen einseitige Urtheile geschützt ist, zu welchen man nur zu leicht in andern Städten verleitet werden kann.

Wenn der Luxus nur die Anwendung des Ueberflusses der Einkünfte ist, so darf man ihn als einen verständigen Tribut ansehen, den der müßige Reichthum der thätigen Armuth entrichtet. Ist er aber die Folge eitler Nachahmung, der Sucht zu scheinen, des Wunsches, durch äußern Schimmer die Achtung der Menschen im Raube davon zu tragen: so wird er eine Quelle der Entsittigung, und statt eine Wohlthat für die Armen zu seyn, vielmehr ihre Bedürfnisse und ihre Noth vermehren.

Die höheren Stände, der Adel und die Reichen, sind es, welche überall den Luxus hervorrufen, unterhalten und verbreiten. Wären wir der Barbarey schon so weit entwachsen, als wir gewöhnlich uns einbilden, so würden wir wissen, daß angeerbte Vorrechte und angeerbtes Vermögen uns nur insofern wahre Vorzüge geben, als wir einen weisen Gebrauch davon machen. Wären wir moralisch gebildet, so würden wir nur insofern uns für höhere Stände erkennen, als wir durch höhere Einsicht und edlere Sitten über der Menge erhaben sind. So ist es aber nicht: in der Kultur, wie in den Sitten, begnügen wir uns mit dem oberflächlichen Schein, ohne den Erwerb des innern Gehaltes für unsere wichtigste Angelegenheit zu er-

kennen. Wir setzen eine Ehre darein, einen großen Aufwand zu machen, gleichviel ob wir dazu die Kräfte haben oder nicht; ja wir halten diesen Aufwand noch immer für ehrenvoll, auch wenn wir die Mittel, ihn zu bestreiten, auf niedrige oder unerlaubte Art uns angeeignet haben. Wir vergessen unsere Würde, und werden niedrige Sklaven der Macht, um fortwährend verschwenden zu können. Es steht aber der Bauer auf seinen Waden höher, als der Edelmann auf seinen Knieen, wie Franklin sagt. Noch mehr, Spieler, Schuldenmacher, Betrüger sind aus unsern Gesellschaften nicht ausgeschlossen, so lange sie sich kleiden wie wir, prachtvoll geschmückte Zimmer bewohnen, in glänzenden Equipagen fahren, und nur gewisse Manieren beobachten, die man allenfalls auch die Affen lehren könnte. Um uns die Vortheile des äußern Schimmers zu erhalten, strengen wir uns nicht etwa an, durch ehrliche Arbeit einen sichern Gewinn zu erwerben; sondern wir sinnen nur darauf, die Unerfahrenheit, die Gutmüthigkeit der Mittelklasse oder die niedrigen Neigungen der Vornehmen uns tributär zu machen. Treuherzigen Bürgern, die ein Gesuch bey den Machthabern anzubringen wünschen, versprechen wir unsere Empfehlung, und nehmen Geschenke von ihnen an, auch wenn wir wissen, daß unser Einfluß nichts helfen kann. Junge Lords werden von ihresgleichen zum Spiel, zur Verschwendung, zu Lastern aller Art verführt, und die Verführer verstehen es, sich selbst dadurch neue Mittel zur Verschwendung zu erwerben.

Das Spiel ist vor Allem die Erwerbsquelle der Müßiggänger, und damit dieser Erwerb sicher sey, ist er früh oder spät ein falsches Spiel. Diese Pest der guten Gesellschaft wird leider zu wenig in ihrer Verderblichkeit anerkannt. Vor einigen Jahren wurde ein edler Herzog in einer anständigen Gesellschaft, die sich falscher Würfel bediente, um eine große Summe geprellt. Als der Herzog am Ende des Spiels den Betrug merkte, steckte er die Würfel in die Tasche. Um sie am andern Tage zu untersuchen, entfernte er sich, und legte sich darauf zu Bette. Die falschen Spieler geriethen in Angst, daß ihre Kunst entdeckt werden möchte. Da sie sämmtlich Leute von Familie waren, so besorgten sie für immer entehrt zu werden. Sie beschlossen also, einen Herrn aus ihrer Mitte in das Schlafzimmer des Herzogs zu schicken, der in der Stille der Nacht die falschen Würfel mit ordentlichen vertauschen sollte. Sie würfelten selbst, wer von ihnen dieß edle Geschäft übernehmen sollte. Das Loos traf einen in London wohlbekannten, angesehenen Mann, der denn auch den Schelmenstreich mit großer Geschicklichkeit vollbrachte, so daß der Herzog am andern Tage die Würfel ganz in der Ordnung fand. Diese Geschichte wurde mir von dem Neffen desjenigen Herrn erzählt, der das Stückchen ausgeführt hatte; der Neffe fand lachend die Geschicklichkeit seines Oheims um so rühmlicher, als er von ihm ein großes Vermögen geerbt hatte, dessen Entstehung er den falschen Würfeln zu danken hatte. — Wo man zu solchen Erwerbsquellen ungescheut in der guten Gesellschaft sich bekennen darf, da ist die Liebe zum Luxus, welche das Ehrgefühl verkehrt, ein Hinderniß der moralischen Civilisation.

(Der Beschluß folgt.)

Der Engel in der Amatigeige.

(Beschluß.)

Gegen den Abend des nächsten Tages trat der Wirth des Hauses zu seinen Gästen und zeigte ihnen an, daß heute die erste Karnavalsoper aufgeführt werde. Freylich könne er ihnen nicht sehr zum Besuche derselben anrathen, da der Impressario auf den Wunsch eines Prinzipe die Komposition einem nicht sehr bekannten Maestro habe anvertrauen müssen, der, wie man von Kenner, welche den Proben beygewohnt, erfahren, auch in der That etwas ganz Erbärmliches an den Tag gefördert habe. Ueberdem sey die Prima Donna, Signora Landrini, des Komponisten geschworne Feindin, singe deßhalb nicht in der Oper und habe, wie dieß stadtbekannt sey, im Publikum eine Verschwörung gegen den Maestro angezettelt, die ihren Zweck nicht verfehlen könne. Doch könne die Darstellung die Reisenden deßwegen vielleicht interessiren, weil der Tonsetzer ihr Landsmann, ein Deutscher, sey.

Sabine war bey dem Berichte des Mannes bleich geworden und hatte in einer Anwandlung von Schwäche sich niederlassen müssen.

„Das Otterngezücht! fuhr Andreas erglühend auf, die Signora Landrini sammt ihrem Gelichter! Gewiß ist die Musik gut und gründlich, eben weil jene sie nicht singen und dieses sie nicht hören will! Komm, Sabine! wir gehen hin. Lobt das Werk den Meister, so soll mein Bravo das Zischen und Pfeifen der Widersacher übertönen und dem Landsmanne als traulicher Gruß eines Landsmannes gelten!“ Mit diesen Worten ergriff der Stadtmusikus Hut und Stock und eilte, Sabinen mit sich führend, hinweg. Der Italiener blickte ihm verwundert nach. Er konnte sich seines Gastes plötzlich erwachten Eifer um so weniger erklären, da er dessen in barbarischer deutscher Zunge gethane Aeußerung nicht verstand.

Im Theater, wo Sabine und ihr Pflegevater noch recht anständige Plätze fanden, ging es bereits stürmisch zu. In den Logen wurde geschmaus't, getrunken und konversirt; im Parterre übte sich die Rotte der Landrini vorläufig im Zischen, Pfeifen und taktmäßigem Trommelschlag mit den Stöcken. „Die Zeiten der Leo, Porgora und Palestrina sind vorüber!“ sagte der alte Lamm mit finstern Blicken zu Sabinen, deren gewaltige innere Erregung, deren Zittern

und deren Blässe er nicht wahrnahm. „Sieh das Gesindel, wie es in schnöder Sinneslust und im Vorgenusse niederträchtiger Schadenfreude das heilige Wesen der Kunst entweiht, ja nicht einmal ahnt! Da meynen sie, die Göttliche muß ihre Geheimnisse deßhalb offenbaren, um ihnen ein Paar Stündchen Zeit verleben zu helfen. O ihr Erbärmlichen! Wenn ihr Versuch, euch zu erheben und zu veredeln, an eurem miserabeln Ich scheitert, so verliert sie deßhalb nichts von ihrer Würde, und ihrem himmlischen Geburtsrechte!" Der Stadtmusikus war im besten Zuge, auf diese Weise zu seiner Pflegetochter fortzureden, allein die Ouverture fing an und er wandte nun sogleich seine ganze Aufmerksamkeit dem Tonwerke zu. Ha, Andreas Lamm von Friedheim, wie ward dir, als nun eben das Thema, welches dir gestern der unsichtbare Pianofortespieler zu unübertrefflichen Variationen entwandt, auch hier wieder als Anfangs- und Hauptsatz der Ouverture sich fand und dich in unzähligen kunstvollen Wendungen, Nachahmungen und Verbindungen neckend ansprach? Mußtest du nicht still aufjauchzen vor Wonne und hättest es noch lieber laut gethan, wenn es geziemend gewesen, als im Fortgange des Werkes ein vollständiges dramatisches Verständniß, Reichthum an herrlichen neuen Melodien und die angemessenste Benutzung aller harmonischen Hülfsmittel sich offenbarte? Ja, brachst du dann nicht endlich in einem gar tief gedachten Quartett, als gerade die Rotte Landrini zischend, pfeifend und pochend ihr Wesen trieb, in den langverhaltenen Alles übertönenden Bravoruf und in ein unmäßiges Beyfallklatschen aus, so daß sämmtliche anwesende Dilletanti verwundert auf dich hinsahen als auf einen Rasenden, und der Maestro von seinem Sitze am Flügel empor dir einen seltsamen rührenden Blick zuwarf, der dir in des Herzens Innerstes drang? Fuhrst du nicht fort in deinem kräftigen Jubel und Beyfalle bis an's Ende, obgleich das ganze hochachtbare Publikum zulezt sich zu einem Ensemble von Mißtönen vereinigte und völlig dahin übereinstimmte: das Machwerk sey keine taube Nuß werth? Und was thatest du gar, als nun die Oper gänzlich durchgefallen war und der Komponist in wilder Verzweiflung die Flucht ergriffen hatte? da nahmst du deine leichenblasse und in dumpfer Betäubung sich deinem Willen hingebende Pflegetochter beym Arm, eiltest mit ihr davon und sagtest: „Ich muß ihn sehen, muß ihn an mein Herz drücken den trefflichen Künstler, der nur einen Tadel verdient, nämlich den, diesem Volke einigen Sinn für die heilige Kunst zugetraut zu haben." Kaum konnte Sabine den flüchtigen Schritten folgen, welche den Stadtmusikus nach dem Gasthause zurückbrachten. Hier fragte er sogleich den Wirth nach der Wohnung des Maestro. „Der arme Teufel! antwortete jener. Er wohnt in meinem eigenen Hause, zwey Treppen hoch Nro. 18. Ihr müßt sein Klimpern schon gehört haben, er liegt ja Tag und Nacht auf dem Instrumente. Wenn ihr ihn aber noch sprechen und vielleicht in seinem Unglücke trösten wollt, so müßt Ihr eilen. Er hat so eben seine Rechnung verlangt, ist jezt im Packen begriffen und will dann gleich abreisen."

Rasch stürmte Andreas die Treppe hinauf nach Nr. 18. Ohne zu klopfen, öffnete er die Thüre. Da trat ihm mit zwey brennenden Lichtern in der Hand der Maestro entgegen. Starr und stumm blickte diesen der Alte einige Augenblicke lang an; der Tonsetzer stellte die Lichter hinweg, und sank ihm zu Füßen. „Julius!" rief Andreas, der jezt die freudige Wahrheit erkannte, und breitete die Arme nach dem Sohne aus. Weinend sank dieser an des versöhnten Vaters Herz und reichte eine Hand nach der geliebten Sabine hinüber, die betend zur Seite stand. „Du warst der Engel der Versöhnung; bleib du der Engel meines Lebens!" flüsterte er in süßer Bitte. Sabine schlug erröthend den Blick zur Erde; aber Andreas hatte Julius Bitte, und der Pflegetochter Erröthen verstanden, und segnete das liebende Paar. Noch an demselben Abende spielte der Stadtmusikus einiges Wenige auf der Amatigeige. Siehe! da sang auch wiederum aus dieser der Engel des alten Amati in seiner ganzen ehemaligen Reinheit und Herrlichkeit. Kein schadenfrohes Gelächter des Dämon mischte sich in sein süßes Lied; die tückische Macht, die er bisher so hartnäckig niedergekämpft hatte, war völlig besiegt, wie aus den Herzen der drey glücklichen Menschen, so war auch aus dem Instrumente nun jeder Mißlaut verbannt.

Der nächste Morgen fand die drey Wiedervereinten auf der Rückreise nach Deutschland. Zum Zeichen der Versöhnung und der Wiedereinsetzung in die lange offen gewesene Sohnesstelle, hatte Julius von seinem Vater die köstliche Amatigeige zurückerhalten. Gerührt blickte er auf das Instrument: einst der Zeuge seiner Schmach, jezt Zeuge der wiedererworbenen Ehre.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg.

(Beschluß.)

„Meister Martin, der Küfner, und sein Geselle, nebst einem Vorspiele: Die Kerzenmeisterwahl," zusammen in sechs Aufzügen, nach der bekannten Erzählung des leider! zu früh dahin geschiedenen Hoffmann, ist mehrere Male über die Bühne gegangen, ohne eben große Wirkung gemacht zu haben. Der Bearbeiter hat sich meist immer ganz getreu an die Erzählung gehalten, die zu den besten gehört, welche der Feder Hoffmanns entflossen; aber eben dadurch ist das Stück für die Menge nicht mundrecht, denn so feine Züge, eine so zarte Romantik sagen ihr nicht zu, sie will durchaus gröbere, konsistentere Nahrung. Meiner Ansicht nach wäre das Vorspiel und ein kleiner Theil des Schlusses ganz wegzulassen; ersteres ist durchaus unnöthig, denn Meister Martin könnte im Stücke selbst seinen Charakter gehörig entwickeln, und noch einzelne kleine angebrachte Züge würden dazu schon hinreichen;

dann fällt die Aufzählung der Mitgabe Rosa's am Schlusse wie die platte Prosa in das romantische Gemälde hinein. Besonders schöne, acht niederländische Bilder und Gruppen fielen mir in diesem Stücke auf; ein Maler hätte sich mehrere derselben zum Vorwurfe nehmen können. Die Darstellung war fast durchweg vortrefflich. Unser Lenz als Meister Martin verdiente wirklich Bewunderung, so waren auch Adolph Herzfeld als Friedrich, Lebrün als Reinhold, und Gloy als Ringl vorzüglich zu nennen. Frau Dr. Reinhold als Rosa war eine höchst anmuthige Erscheinung. Der Darsteller des gewaltigen Conrad, Waimar, hatte vergessen, daß er ein verkleideter Graf, d. h. ein Mann sey, dem troz seiner angebornen Heftigkeit doch Sitte und Anstand nicht fremd seyn durften; er trug mehr den ungeschlachten Küfner-Gesellen zur Schau, als er gesollt hätte, denn nach der Lehre des Aristoteles darf der Zuschauer in solchen Fällen nicht mit getäuscht werden; hier aber erfuhr dieser wirklich erst bey der Erkennung, wen er wirklich vor sich habe, und wer die Erzählung nicht kannte, wurde bis zu dem Augenblicke getäuscht; wie viel tiefer als Reinhold hatte dagegen Lebrün seine Rolle aufgefaßt! —

Eine neue Schriftstellerin, eine Madam Coßmann, geborne Blumenhagen, Schwester des bekannten Schriftstellers, ist mit einem Bändchen Erzählungen, unter dem Titel: „Monats-Rosen." aufgetreten. Von Amalie Schoppe, geborne Weise, sind zwey neue Schriften für die Jugend „die Familie Ehrenstein, ein nützliches und unterhaltendes Lesebuch für gute Kinder, oder solche, die es werden wollen." und „die Erzählungs-Abende im Pfarrhause." erschienen. Beyde zeichnen sich durch eleganten, korrekten Druck, ein hübsches Aeußere und niedliche Kupfer aus; über den Werth der Bücher sonst noch etwas zu sagen, steht mir nicht zu; sie wurden aber gleich beym Erscheinen sehr stark gekauft, vermuthlich weil sie hier ihren Ursprung hatten, und so ächt vaterstädtisches Produkt sind. Jezt beschäftigt sich diese Schriftstellerin sehr ernstlich mit einem neuen Schul-Lesebuche, welches bald erscheinen dürfte, und von anerkannten Pädagogen gebilligt ward.

Bald hätten wir wieder eine Ueberschwemmung wie die vom 4. Februar gehabt; das Wasser stand nur um Einen Fuß und einige wenige Zoll niedriger als damals; doch erfolgte zum Glück kein neuer Deichbruch bey uns, dagegen aber lauten die Nachrichten aus Holstein und Jütland wieder höchst betrübend, obgleich der Schaden so groß nicht war als im Februar vorigen Jahrs.

Herr Professor Schütz aus Halle, der noch immer unter uns verweilt, hat hier seine Jugendzeitung, aus Mangel an Theilnahme aufgeben müssen, beabsichtigte aber, sie von Neujahr an in Schleswig erscheinen zu lassen; indessen wird dieses nun auch unterbleiben müssen, da sein Verleger wegen der berüchtigten Schrift des Obersten Aubert zur Verantwortung gezogen wurde. Die „Biene" hat in dem als Erzähler bekannten dänischen Professor L. Kruse einen zweyten Redakteur erhalten, und wird auch in diesem Jahre erscheinen. Ein gewisser Sabinus hat ein seltsames Büchelchen herausgegeben unter dem Titel: „Von den Damen an die Damen, Rosenepistel mit untermischten Humoren und angenehmen (sic!) Pikanterien über das Siebengestirn „Jugend, Schönheit, Leben, Liebe, Treue, Ehe, Glück;" sieben Postcripten, Erinnerungen und cris d'allarme an die Männer, und einem Sonettenkranze: „das Jahr und seine Monate — das Leben und seine Zeiten." von Sabinus. Dem Himmel sey gedankt, daß der lange Titel geschrieben ist, das Buch, in welchem manches Wahre und Gute über das obengenannte Siebengestirn, Jugend, Schönheit ꝛc. gesagt wird, ist desto kürzer.

— S — a —

Paris, 10. Jenner.

Wie gewöhnlich, waren zur Neujahrszeit die Buden und Waarenmagazine der hiesigen Hauptstadt auf's glänzendste und reichlichste mit neuen Waaren versehen, vorzüglich mit solchen, die man sehr füglich entbehren kann, die aber dem Luxus zu Geschenken sehr zu statten kommen. So lange als die reichern nicht aufhören werden, am Neujahre eine Menge Geldes für unnütze Geschenke zu verschwenden, wird es auch nimmer an erfindsamen Arbeitern und Kaufleuten fehlen, um dem leichten Tand alle möglichen Gestalten zu geben, und die Läden mit dem theuren Flitterzeuge auf's prächtigste aufzustutzen. Es läßt sich kaum etwas Glänzenderes sehen, als die Waarenmagazine in den sogenannten Passagen oder bedeckten Durchgängen, die eine wahre Zierde der Stadt Paris geworden, und lauter Privatunternehmen sind. Als vor zwanzig Jahren der erste Durchgang, Passage des Panoramas genannt, angelegt wurde, so war Jedermann entzückt über die Schönheit desselben; seitdem ist beynahe jede neuangelegte Passage schöner geworden als die vorige, und die Passage des Panoramas ist jezt fast die geringste von allen. Keine aber ist prachtvoller als die Passage der Viviennestraße, und die Vero-Dodatsche Passage. Erstere bildet einen rechten Winkel, ist äußerst geräumig und hoch, und hat ein Glasgewölbe, das aber in regelmäßigen Zwischenräumen mit einem gewöhnlichen Gewölbe abwechselt. Fast in der Mitte befindet sich ein viereckiger Platz mit einer Bildsäule; über demselben erhebt sich eine gläserne Kuppel. Die Kaufläden sind alle mit Luxuswaaren angefüllt, und auch meistens reichlich verzieret. Denn da man, um in's Auge zu fallen, doch einmal glänzen, und seinen Kaufladen mit einem so prächtigen Durchgange in Uebereinstimmung bringen muß, so thun es sich die Kaufleute einander an Pracht in ihren Waarenlagern zuvor; manche können diesen Aufwand, wenn er nicht durch den Zuspruch der Kunden reichlich unterstüzt wird, nicht lange aushalten, und gehen dabey zu Grunde; allein es finden sich bald Nachfolger, die den Verunglückten an Aufwand nicht nachgeben. Die Vero-Dodatsche Passage ist ein Durchgang in gerader Linie zwischen zwey Parallelstraßen nicht weit vom Palais Royal, und hat seinen Namen von den beyden Unternehmern erhalten, welche Schweinfleischhändler oder sogenannte Charcutiers sind, und hier ein's der schönsten Unternehmen begründet haben, womit die Stadt Paris je von Privatleuten verziert worden ist. Das Publikum hat ein wenig über die beyden Fleischer gelacht, und in einem neuen Vaudeville heißt es, daß man in Paris jezt Kaufgewölbe mit Würsten baue; allein Jedermann ist doch gezwungen zu gestehen, daß noch nie etwas schöneres in dieser Art ausgeführt worden ist. Man denke sich einen schnurgeraden Durchgang, und zu beyden Seiten desselben eine unabsehbare Reihe von Kaufläden, die sich völlig gleichen, und durch enge, in der Wand angebrachte Spiegel von einander getrennt sind. Die Kaufläden sind vorn alle von prächtigem Spiegelglase, das fast bis zum Boden herabgeht, und so das ganze Innere der Buden sehen läßt. Dieses Spiegelglas ist in vergoldeten Metallrahmen, vermuthlich aus Gußeisen, eingefaßt. Der Boden des Durchganges ist mit weißen und schwarzen platten Steinen eingelegt; das Dach ist zum Theile von Glas; an den Orten, wo eine gewöhnliche Decke angebracht ist, aber bemalt wie in einem fürstlichen Saale. Abends wird dieser Durchgang vermittelst auf beyden Seiten an den Buden angebrachten Glaskugeln durch Gas erleuchtet. Die beyden Reihen glänzender Kugeln mit den ebenfalls durch Gas erleuchteten Buden nimmt sich vortrefflich aus. Nachts wird der Durchgang durch zwey Eisengitter geschlossen, die am Tage hinter Spiegelwänden verborgen sind. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Februar 1826.

Großes sey dir Pfand vom Größern, das Größte vom Größten.
Alle Seelen erschuf zu seiner Wonne der Schöpfer.
Alles, alles ist unser, weil Christus unser ist, weil wir
Christi Jesu sind, wie Jesus Christus ist Gottes.

Lavater.

Die Taufe Christi.

(Aus dem Spanischen.)

Die schwarze Nacht mit ihren feuchten Schwingen
Durchflog das Reich der nebelvollen Schatten,
Und goß die Träume auf die Menschen nieder;
Als Jordan — um die Wasser zu bezwingen,
Erschien. Auf sanften Wellen — wie auf Matten —
Bewegt der Flußgott seine zarten Glieder,
Er senket die bereifte Stirne nieder,
Und schauet nun die Sterne
Im Spiegel — die ihm dort erglänzt so ferne.
Noch ist er dieß zu schau'n entzückt als schnelle
Vom Himmel niederstürzet
Der Blitze greller Feuerstrahl,
Und sieh! Ein Engel, mit des Lichtes Helle
Bekleidet — leichten Fluges kürzet
Endlosen Raum, und von des Himmels Schwelle
Ertönet eine Rede,
In Klängen überirdischer Natur:

„O Jordan! Fürst der Flüsse, und beglücket,
„Von Gott — dem Gotte heute darzubringen,
„Das Wasser — zu der Taufe höchster Feyer;
„Dein Ufer sey mit Blumen reich geschmücket
„Und seine Weiden wohl gekämmt; laß klingen
„In sanftern Tönen deiner Wellen Leyer!"
Er sprach's — bestrahlet wie von Purpurfeuer,
Erglühten seine Schwingen,
Die pfeilschnell durch die Lüfte aufwärts dringen,
Zum Himmel, der ihn bald verbarg. Genesen
Von den betäubten Sinnen,
Berief der Jordan die Najaden,
Verkündet schnell, was der Befehl gewesen,
Und jene stracks das heil'ge Werk beginnen.
Aus Perlen flechten diese heitern Wesen
Nun Teppiche und weben
Des Frühlings ganze Blumenpracht hinein.

Nicht dort, wo die so leicht gebrochnen Wogen
Vom Widerstand des starren Fels umgeben,
Mit den beschäumten Lippen sich beklagen; —
Dort, wo sie still durch's sanft're Bett gezogen,
Sah man Festons aus Schilf und Epheu schweben,
Gewölbe sah man in die Höhe ragen,
Die Blumenkränze in die Lüfte tragen.
Von Strauch zu Strauch gezogen,
Ergrünt aus Laubwerk mancher Bogen,
Und an den farbenreichen Ufern prangen
Der Schnüre von Korallen,
Wohl Tausende — von Perlen auch,
Die an demantne Ketten aufgehangen,
Nachdem die schönsten er gewählt aus Allen —
Der Jordan hat — worauf er hingegangen,
Die Wellen von Krystallen
Mit sanftem Hauch in Ruhe einzuwiegen.
Doch Jesus, und der ihn verkündet — kamen —

In jener feyerlichsten aller Stunden —
Des Jordans heiße Sehnsucht nun zu stillen,
Als sich der Herr entkleidet; sieh' da nahmen
Die Wellen — ihre Liebe zu bekunden,
Den heil'gen Leib mit Jubel auf. Zu füllen
Sind diese hier — getrieben von dem Willen
So heil'gen Dienst zu pflegen —
Die Schaale froh bemüht, aus der den Segen
Der Täufer spendet aus; zu früh vertrieben
Von ihren Schwestern, küssen
Mit feuchter Lippe jene dort,
Den heiligsten der Leiber; und es üben
Die Himmel auch ihr heilig Amt und gießen
Ein Feuer aus — vor welchem stumm geblieben
In bleichen Schein verkehrt —
Nun selbst die Strahlenpracht der Soane ist.

Der heil'ge Geist im Himmelslicht der Strahlen,
Die Berg und Thal ringsum erglühen machten,
Gab Zeugniß nun dem menschgewordnen Sohne;
Ein Zeugniß, das, in Mitte ihrer Qualen,
Auch jene dort gezwungen sind zu achten,
Für deren Stolz die Hölle ward zum Lohne.
Doch während diese nun sich selbst zum Hohne
Da unten staunen — füllet
Sich Alles hier mit Wundern an; es hüllet
Der Engel Schaar sich singend ein in Düfte,
Und von den Blüthenzweigen
Ertönt der Vögel Melodie,
Erschwinget sich als Lobsang in die Lüfte;
Und auch die Fischlein in dem Flusse zeigen —
Ausstrahlend aus den Wellen in die Lüfte
Den Silberglanz der Schuppen —
Durch stummen Ausdruck ihre Freude an.

M. F.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ausbach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Cravens.

(Beschluß.)

Auch ein ehrlich oder wenigstens unschuldig erworbener Reichthum kann zu einem schädlichen Gebrauch der Mittel des Luxus verleiten. Gewöhnlich verweichlicht er die Menschen, wiewohl dieß keineswegs ein nothwendiges Resultat desselben ist. Der Luxus sollte, in physischer Rücksicht, nur zur Erhaltung der Gesundheit und zur Zeitersparung, in moralischer Beziehung, zur Belebung und Verfeinerung des Schönheitsgefühls dienen. Vielen vornehmen Leuten aber wird ihr Vermögen nur schätzbar, weil es sie in den Stand setzt, sich weiche Betten anzuschaffen, auf weichen Polstern zu ruhen, in sanften Kutschen zu fahren, und unaufhörlich mit Bequemlichkeit vom Nichtsthun ausruhen zu können. Jede Anstrengung, jede Uebung körperlicher Kräfte, erscheint ihnen als Gemeinheit, die sie dem Pöbel überlassen, und weßwegen sie ihn von ganzem Herzen verachten. Die Scheu vor jeder harten Berührung mit der Körperwelt geht bey diesen Leuten in's Lächerliche. Ich kenne zwey Schwestern, vornehme Damen, die kein Kammermädchen in Dienst nehmen, das nicht sehr weiche Hände hat, weil es ihnen unerträglich seyn würde, morgens beym Aufstehen aus dem Bette von rauhen Händen unterstüzt zu werden. Als diese Damen von Erfindung der Dampfmaschinen hörten, hofften sie, es werde nun auch möglich seyn, weichgepolsterte Automaten zum Dienst bey der Toilette zu Stande zu bringen, um die lebendigen Kammermädchen zu ersetzen, welche mit ihrem Menschenverstande oft unausstehlich wären. Ohne in Asien gewesen zu seyn, oder von einem andern Welttheile viel zu wissen, führen solche Geschöpfe ein wahres asiatisches Schlaraffenleben.

Der Luxus soll uns allerdings zum bequemern Genuß des Lebens helfen, doch nur, um die Zeit, welche die Bequemlichkeit uns erspart, zu höheren Zwecken anwenden zu können. Wenn der Arme alle seine Thätigkeit verbraucht, sich gegen die Plagen der Jahreszeiten zu schützen, und das Thier in sich abzufüttern: so soll es als ein Glück für den Reichen erkannt werden, von solchen Bedürfnissen nicht gepeinigt zu seyn, sondern mit ungestörter Geisteskraft für Befriedigung der edleren Bedürfnisse des Gemüths zu sorgen. Ich weiß wohl, daß unsre Nabobs, unsere Fuchsjäger und Wettrenner wenig von solchen Bedürfnissen in sich verspüren; aber ich weiß auch, daß sie dann nichts mehr sind als gueux revêtus, es mag nun die Geburt oder ein anderer Zufall ihnen das Kleid der höhern Stände umgehängt haben. Alle Menschen sind zur Arbeit, zur Thätigkeit berufen; wer nichts tout, ohne durch Krankheit am Schaffen gehindert zu werden, ist weniger als der Taglöhner, der den Befehlen Gottes gehorcht und im Schweiß seines Angesichts sein Brod ißt.

Der Luxus ist auf falschem Wege, wo er den Müßiggang befördert. Zwar kann der reiche Müßiggänger andere Leute in Arbeit und Verdienst setzen, und bringt sonach der Gesellschaft einen materiellen Nutzen; der im Luxus schwelgende Müßiggänger erniedrigt sich aber selbst und leistet auf die Würde der Menschheit Verzicht; überdem wird der Theil der Arbeit, den er übernehmen könnte und unterläßt, von Andern verrichtet werden müssen, daher sein Nichtsthun immer ein Raub an der Gesellschaft ist. Dieß war, glaube ich, die Meynung jenes chinesischen Kaisers, welcher sagte: „Ich will keinen Müßiggänger in meinem Lande, denn wo es einen solchen gibt, muß ein anderer Mensch dafür Kälte oder Hunger ausstehen.“

Das Vorurtheil, das, besonders auf dem festen Lande

dem Adel früher untersagte, durch Gewerbe und Handel sich Vermögen zu erwerben, ihm aber erlaubte, Schulden zu machen, die er nie bezahlen konnte, war ein Ueberrest der Barbarey des Mittelalters, der mit unserm gegenwärtigen Zustand im Widerspruche steht. Industrie und Handel sind die großen Aristokratien unserer Zeit; daher es eine tief begründete Wahrheit und kein Spott war, wenn die Herren Rothschild eine europäische Macht genannt wurden. — Napoleon verstand sich auf seine Zeit, indem er den Orden der Ehrenlegion an Männer verlieh, die durch große industrielle Unternehmungen dem Vaterlande ehrenwerthe Dienste leisteten. Ihm darin nachzuahmen, dürfte jedem legitimen Regenten zum Ruhme gereichen.

Durch Arbeit und Erwerb gelangt man heute allein zu Ehren: es bringt keinen Ruhm mehr, mit bewaffneter Hand zu plündern und nachher das Geraubte schwelgerisch zu verzehren, wie die alten Ritter thaten. Der Adel stürzt sich selbst, wo er müßig zusieht, wie der arbeitsame Theil der Nation durch neue einträgliche Erfindungen die Eroberung über die Natur vergrößert.

Die verderblichen Aeußerungen des Luxus in London haben ihren Grund theils in noch nicht gereinigten Sitten der höhern Stände, theils in der unermeßlichen Größe der Stadt. In wieweit eine große Stadt zum Glück eines Landes nöthig sey, scheint mir noch nicht gründlich erörtert zu seyn. Daher es in mir ein widerliches Gefühl aufregt, wenn ich höre, wie Franzosen und Engländer oft mit leidenschaftlichem Eifer über den größeren Umfang ihrer beyderseitigen Hauptstädte streiten. Allerdings kann eine Nation, die sich überall in kleinstädtischem Wesen abmühen muß, nie zu einem hohen Sinn sich erheben. Ein großes Volk muß einen großen Mittelpunkt haben, in dem sich seine Kräfte vereinen, von welchem, wie das Blut aus dem Herzen, die Lebenskräfte nach allen Theilen getrieben werden, zu welchem sie wieder zurückfließen sollen. Indessen ist hier durch die Natur der Dinge, durch die Lage und Verhältnisse des Landes, und selbst durch den Grad der industriellen und sittlichen Kultur, unstreitig ein gewisses Maß bestimmt, das ohne Nachtheil für das Ganze nicht überschritten werden kann. Bey uns hat die Nähe und der Zusammenhang der beyden großen Städte, London und Westminster, so auffallende Nachtheile, daß sie dem oberflächlichsten Beobachter nicht entgehen können. Westminster, der Sitz des Königs und des Adels, wirkt auf London wie eine Ansteckung, welche die arbeitenden Klassen zum Luxus und zur Prunkliebe verführt; so wie leztere Stadt, der Sitz des Handels, unter den Bewohnern von Westminster die Gewinnsucht einführt, die, bey dem Verderbniß der Sitten, mehrere Herren von Adel zu Chevaliers d'industrie macht: die Stokjobberey, das Börsenspiel, beschäftigt Männer vom höchsten Range. Jeder will immer mehr Mittel erjagen, und keiner denkt, daß er Mittel genug besitze, den Zwecken der Gesellschaft zu leben. So erzeugt hier das Gemisch zweyer entgegengesezter Leidenschaften, der Prunkliebe und der Gewinnsucht, niedrige Laster aller Art. Wäre es möglich, beyde Städte weiter von einander zu entfernen, so würde, ich bin davon überzeugt, der moralische Reichthum des Landes dadurch vergrößert werden, ohne daß der materielle eine Verminderung erlitte.

In überfüllten Städten sind alle Gewerbe und Dienste übersezt: man findet daher leicht Arbeiter, die für geringen Lohn, wenn er nur ihr tägliches Bedürfniß befriedigt, sich verdingen. Dieser Lohn reicht aber nicht hin, eine Familie zu ernähren. Viele Arbeiter leben also im ehelosen Stande, und dieß ist die Ursache des Sittenverderbnisses der niedern Klassen, so wie dadurch die Population in ihrem Wachsthum gehindert wird. In großen Städten sind der Sterbfälle jeder Zeit mehr als der Geburten; sie müssen sich also vom Lande rekrutiren. — Ergreift die Liebe zum Luxus die untern Stände, so ist dieß ein Grund mehr, der sie vom Heirathen abhält.

Eine große Stadt, die ihres gleichen nicht im Lande hat, übt durch Bevölkerung und Reichthümer einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Der Pöbel kann von ehrgeizigen Menschen leicht verführt werden; es wird an kritischen Zeiten nicht fehlen, in denen solche Menschen sich eine künstliche Macht erwerben, und den Frieden nach Belieben stören können. Wie viele Taglöhner aus Irland gibt es nicht in London! Wo ein Funke hinfällt, sind diese unruhigen Menschen bereit, das Feuer zu schüren. In diesem Augenblicke scheinen sie ruhig; wenn aber die Noth ihres Vaterlandes wachsen und die Unzufriedenheit sich verbreiten sollte, wer könnte alsdann sagen, wo das Ende seyn würde? Welche Gefahr eine überfüllte Stadt der Regierung bereiten kann, hat London mehr als einmal bewiesen. Und ist es nicht offenbar geworden, daß in Frankreich eine Empörung der Hauptstadt über das ganze Land entscheidet?

Eine sehr bedenkliche Folge des irregeleiteten Luxus ist, daß er die Armen vermehrt, ja sie verweichlicht. Die Armen in London, welche man, die Wahrheit zu sagen, aus Furcht ernährt, sind so unverschämt, daß sie nur weiß Brod essen wollen. Die Zahl des müßigen und liederlichen Gesindels ist in London größer als in Paris oder in jeder andern Stadt, im Verhältniß zu der Zahl der Einwohner. Diese Leute leben von einem Tage zum andern, jagen ihrer viehischen Lust nach, und haben keinen Begriff von Familienbanden oder Pflichten gegen die Gesellschaft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. Jenner.

(Fortsetzung.)

Auch einen neuen Bazar oder Kaufsaal hat man in Paris angelegt, während man den vor einem Jahre abgebrannten allmählig wieder aufbauet. Der neue liegt neben der St. Honoréstraße in dem ehemaligen Reit- und Schauspielsaal der Franconischen Bereitertruppe. Für 56 Franken kann jeder Kaufmann hier einen Stand und Laden erhalten; aber der Unternehmer hat das Ding vornehm treiben wollen; es heißt die Kauffrauen seyen Wittwen und Töchter von Ludwigsrittern. Bediente stehen am Eingange, und führen die Leute ein als ob man in einen großen Gesellschaftssaal träte: dann hat sich der Unternehmer auch in's Verkaufen gemischt, die Kaufleute seines Bazars sollen nämlich nur gute Waare liefern, das heißt solche Waaren, die er, der Unternehmer, für gut hält, und Alles soll nach festgesezten Preisen verkauft werden. Diese Vorkehrungen hätte der Herr Entrepreneur bleiben lassen sollen. Es bedarf keiner Bedienten in Livree, und keines Einmischens eines Unternehmers, die Miethsleute zahlen ihren Zins: damit sollte sich der Herr begnügen. Wahrscheinlich werden solcher Bazars mehrere in den Hauptrevieren der Stadt entstehen, da sie für Verkäufer sowohl als für Käufer bequem sind; nur sollte man einige ganz ohne alle Pracht anlegen, damit auch unbemittelte und angehende Kaufleute im Stande seyen, ihr Glück zu versuchen. Zu dem Ende sollte man in kleinern Bazars die Läden nicht Monats-, sondern Wochenweise vermiethen. Mit allen kostbaren Anlagen glänzender Kaufläden schreckt man die minder begüterten ab, oder zwingt sie einen Aufwand zu machen, wozu ihre Geldmittel zu schwach sind, und den nur begüterte, und vom Glücke begünstigte Kaufleute ertragen können. Es ist jedoch jezt eine goldene Zeit für den Gewerbsfleiß und Handel in Frankreich, daher auch das Wort Industrie überall erschallt. Eine besondere periodische Schrift, Le Producteur, behauptet sogar, der industrielle Stand sey der erste im Staate, und müsse es seyn. Freylich versteht diese Schrift unter industriellem Stand denjenigen, der sich zu seinem und zum allgemeinen Besten von seiner Arbeit ernährt, was dann diesen Stand außerordentlich zahlreich macht. Vermuthlich soll aber unter der Arbeit eine freye, von der Regierung unabhängige verstanden werden. Denn so oft vom industriellen Stande jezt in Frankreich die Rede ist, so sezt man voraus, daß es ein Stand ist, der nicht im Solde der Regierung steht, und über welchen diese also nicht weiter gebieten kann, als über jedwede andre sich selbst nährende Klasse. Dieser Stand ist daher freysinnig aufgeklärt und der Verfassung zugethan, unter welcher er seine Vortheile genießt; zugleich ist er vermögend, und daher mächtig im Staate. Er hauptsächlich ist es, welcher vor wenig Jahren so viele Schulen des wechselseitigen Unterrichts anlegte und unterhielt, um den jämmerlichen Volksunterricht zu ersezen; er ist es, welcher dem freysinnigen, aber nicht begüterten Deputirten Dupont de l'Eure ein großes Landeigenthum zum Geschenk machte, um ihn in Stand zu sezen, sich zum wählbaren Bürger zu qualifiziren, er ist es, welcher das meiste Geld zu der großen Nationalsubscription zu Gunsten der Familie des Generals Foy beyträgt, (bekanntlich hat ein einziger Handelsmann, Laffitte, fünf Mal mehr beygetragen als der Herzog von Orleans) er ist es hauptsächlich, welcher neulich einen Preis für das beste Gedicht auf die triumphirende Reise Lafayettes in Amerika ausgesezt hat. Man kann die Bemerkung machen, daß kein Stand die konstitutionellen Rechte in vollerem Maaße ausübt, und die allgemeine Gesinnung deutlicher durch seine Handlungen ausspricht als der industrielle. Er ist daher ein abgesagter Feind der Obskurantenparthey, die mit solch einem Stande gar nicht fertig werden kann, und daher Himmel und Erde bewegt, um ihm seine Freyheit und die Ausübung seiner Rechte zu verkümmern. So wie noch vor einigen Jahren Liberale und Ultraroyalisten feindselig einander entgegenstanden, so herrscht der Kampf jezt zwischen den Industriellen und den Obskuranten. Diese wollen die Nation wieder unter das abgeschüttelte Joch der alten Mißbräuche der weltlichen und geistlichen Macht zwingen, die Industriellen aber wollen behalten, was sie errungen haben, und mit den Wissenschaften und der Philosophie fortschreiten. Die französischen Obskuranten wollen also weit mehr als die in statu quo-Männer, denen sie oft in ihren Blättern Lob streuen; sie wollen nicht auf dem Flecke stehen bleiben, wie die kältern nördlicheren Obskuranten, ohne sich um das Fortschreiten um sie her zu bekümmern, sondern sie wollen Bewegung aber nach hinten zu; die Menschheit soll mit ihnen die Gefälligkeit haben, aus ihrem männlichen Alter wieder zur Kindheit zurückzukehren, und sich am Gängelbande leiten zu lassen, wie in den glücklichen Zeiten, als dieß Gängelband an Zepter und Krummstab befestigt war. Frankreich mit den umliegenden Ländern bietet also jezt das sonderbare Schauspiel von drey Klassen von Menschen dar, Leute welche fortschreiten, und noch ihren Zustand verbessern, Leute, welche nicht vom Flecke wollen, und eher das Haus zusammenfallen lassen, als daß sie es ausbessern sollten, und dann Leute, denen schon viel zu viel ausgebessert worden ist, und die gern das neuaussehende Haus umrissen, um es nach der uralten Art wieder aufzubauen. Erstere hoffen auf eine bessere zukünftige Zeit; den Zweyten ist Alles gut, wie es auch aussehen mag, wenn es nur in der gegenwärtigen Zeit vorhanden ist, und leztere leben eigentlich in der vergangenen Zeit, die sie ihren Mitbürgern als ein wahres Paradies vormalen. In Frankreich hat jedoch dieß romantische Ausmalen der vergangenen Zeit keinen großen Erfolg. Der industrielle Stand wird der reichste, angesehenste und aufgeklärteste. Dieß Gemälde aus der Wirklichkeit macht mehr Eindruck als die Träumereyen über das Glück aus den Zeiten des Faustrechts in der bürgerlichen und geistigen Knechtschaft. Bisher kannte der alte aristokratische Stand in Frankreich keinen andern Reichthum als den Besiz liegender Güter, allein seit der Revolution, und besonders seit dem Frieden bereichern sich so manche durch große Unternehmungen, daß auch der alten Aristokratie die Lust anwandelt, auf diesem Wege ihr Heil zu versuchen. In den alten Landschlössern steckt sie schon längst nicht mehr, höchstens hält sie sich darin einige Monate des Jahres auf; sie fängt an, ihr Geld in Börsespekulationen zu wagen, wiewohl dieß gerade die gefährlichsten sind. An gemeinnüzigen Unternehmen hat sie bis jezt weit weniger Antheil. So befinden sich unter den Unternehmern der Société commanditaire nur wenige, oder fast gar keine Mitglieder der Pairs, und auch eine ganz unbedeutende Zahl von Mitgliedern der Deputirtenkammer, obschon es darinn an Herren mit Titeln keineswegs fehlt. Indessen macht der Verbindungsgeist in Frankreich so große Fortschritte, daß auch hierinn die Ansichten allmählig sich ändern werden, und daß sich zulezt ein Montmorency oder ein Moncey, oder ein sonstiger Hoffmann eine Ehre daraus machen wird, mit einem Ternaux und einem Laffitte zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammenzutreten.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Februar 1826.

Die größte Weisheit ist's, ein wahrer Mensch zu seyn.

Den Weisen seh' ich nicht, wo mir der Mensch verschwindet.

v. Cronegk.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergeanten.

Nebst einem Anhang von geschichtlichen, meistens noch ungedruckten Belegen.

Erstes Bruchstück.

Ein Jeder, der die zunehmende Anzahl von Memoiren aus dem rechten Gesichtspunkte ansieht, erkennt mit Vergnügen den Reichthum von Materialien, welche der Scharfsinn künftiger Geschichtsschreiber einst aus ihnen ausscheiden wird. Eine neue Klasse derselben beginnt in solchen zu erscheinen, welche von ganz untergeordneten Personen aus dem, in ihren beschränkten Gefühls- und Wirkungskreis aufgefaßten Wahrnehmungen, gesammelt worden sind. In diesen engen Raum und aus ihrem untergeordneten Standpunkt müssen sie oft Gegenstände erblicken, die von einem Umfassendern übersehen und von einem Höhern oft vernachlässigt oder verachtet werden. Erzählen diese Menschen anspruchslos und treu, so können sie, ganz ohne es selbst zu wissen, sehr wichtige Momente der Vorgänge erhärten, oder erklären, oder leeren und ärmlichen Umrissen derselben Farbe und Charakter verleihen.

Vater Goethe dachte vielleicht, neben den allgemein menschlichen Rücksichten, die ihn bewogen, die Erzählung des sächsischen Feldjägers zum Druck zu befördern, etwas Aehnliches, wenn auch viel geistvoll umfassenderes, wie diese Aeußerungen. Ein Paar Anzeigen dieses Buches scheinen uns seinen Werth für die Zeitgeschichte nicht hinlänglich erwogen zu haben — man sah es da nur als Aufzählung von Begebenheiten und Charakterschilderung des Verfassers an, in welcher Rücksicht das Interesse nicht sehr angeregt wird. Viel bedeutender scheint es uns als Darstellung der nationellen Verhältnisse der im Kriege begriffenen Völker, ihrer Eigenthümlichkeiten, der Verschiedenheit der Behandlung des Kriegers unter den verschiedenen Nationalfahnen. — Diese Details können manche Erscheinungen im Laufe der Begebenheiten motiviren helfen, und rücken uns dieselben menschlich näher, indem sie die historischen Thatsachen — meistens in Zeitungsartikeln oder Schlachtengeschichten enthalten — an einzelne uns vertrautere Menschengestalten anknüpfen.

Sehr anziehend schien es uns, gleich neben den Bericht dieses sächsischen Feldjägers den eines französischen Sergeanten zu lesen, der den ersten Mai 1805 als zwanzigjähriger Konscribirter aus seinem Dörfchen Sirfour, in der Nähe von Toulon, abmarschirte und seine erste Erfahrung bey der Schlacht von Trafalgar erntete. Auffallend ist der nationelle Unterschied zwischen beyden Verfassern, verschieden ihre Dienstverhältnisse und Auffassungsweise. Der Franzose fühlt sich selbst ein Theil eines großen unermeßlichen Ganzen zu seyn, spricht von sich meist nur in Beziehung auf das Ganze, und erzählt die das Ganze betreffenden Begebenheiten, welche in seinem Bereich lagen, anscheinend mit Treue, ohne Anmaßung, aber mit eben so lebhaftem Gefühl für den Ruhm als den Fall des Adlers, der ihn anführte. Deß-

halb ermangelt ihm aber auch das Verdienst, uns das Land und das Volk, unter dem er sich befindet, ganz unbeabsichtigt durch eine Menge kleiner Züge bekannt zu machen, und diesen Vorzug gestehen wir ihm mit Vergnügen zu. Daß dagegen der französische Sergent Einiges eigenthümlich betrachtete, daß er sogar einige unter uns nicht allgemein bekannte Züge erzählt, werden unsere Leser aus folgenden Bruchstücken sehen.

Die Schlacht von Trafalgar *).

Unser Korps war nun seit dem dritten Oktober auf der Flotte, welche auf der von Nelson blokirten Rhede von Kadix lag. Die Langeweile fing an, uns zu plagen, als den zwanzigsten das Gerücht entstand, man würde den folgenden Morgen die Engländer angreifen. Die häufigen Signale, welche der Bucentauer, der unsern Admiral an Bord hatte, machte, die Zusammenberufung der Kapitäne, die Vorbereitung, die auf mehreren Schiffen gemacht wurden, schienen dieses Gerücht zu bestätigen.

Den 21sten Oktober früh um zehn Uhr verließ das Geschwader auch wirklich den Hafen von Kadix, um dem Feind die Schlacht anzubieten. Es bestand in dreyßig Schiffen, von denen zehn spanische waren, welche die Linke hielten, sechs Fregatten von beyden Nationen segelten an beyden Flügeln dieses prächtigen Seeheers — sie hatten den Befehl, während dem Gefecht da, wo es nöthig seyn werde, Hülfe zu bringen. Unsre Linie breitete sich über eine Meile aus und befand sich um Mittag auf Kanonenschußweite von der, ihr an Zahl ungefähr gleichen, englischen Flotte.

Beyde Heere manövrirten fast eine Stunde lang eines im Angesicht des andern, um ihre Lage genau zu erforschen und die Vorbereitungen zu einer fortan unvermeidlichen Schlacht zu vollenden. Der Redoutable befand sich in der Mitte, ein wenig vorwärts in der französischen Linie, die durch eine lezte Anordnung unsers Admirals einen Halbkreis beschrieb. Ihm gegenüber stand ein englischer Dreydecker mit der Admiralsflagge, also mußte Nelson darauf seyn; dieses Schiff nahm in dem englischen Geschwader ganz den gleichen Platz ein, den der Redoutable in dem französischen hatte. Plötzlich gab es Signale, die augenblicklich wiederholt wurden und kam mit vollen Segeln auf uns zu, wobey die andern Schiffe seiner Bewegung folgten. Seine Absicht war offenbar, durch den Angriff auf den Redoutable unsre Linie zu durchbrechen; dieser legte bey und gab ihm seine erste Ladung, und somit das erste Signal zur Schlacht. Das englische Schiff erwiederte die Salve und auf der ganzen Länge beyder Linien entstand ein Feuern, das nur mit der Vernichtung einer der beyden Flotten endigen konnte. Schon erschallte auf den Batterien und Verdecken des Redoutable das Geschrey des Schmerzes und des Todes, die erste feindliche Ladung hatte einen Offizier und dreyßig Matrosen und Soldaten hingestreckt. Nun stand ich zum ersten Mal im Feuer; eine Bewegung, wie ich sie noch nie gefühlt, verursachte mir ein heftiges Herzklopfen; Furcht mochte dabey seyn, aber sie war mit andern Empfindungen, von denen ich mir keine Rechenschaft ablegen konnte, untermischt. Es war mir peinlich, an einen Fleck gefesselt zu stehen, wo ich keine andere Bewegung machen konnte, als die das Laden und Abfeuern unsrer Gewehre auf das feindliche Verdeck erforderte. Ich hätte thätiger seyn, hätte auf dem Schiff umher gehen, hätte eine Kanone bedienen mögen. Mein Wunsch ward bald erfüllt: die Mastkorbwächter auf dem Besanmast waren heruntergeschossen, ich ward mit drey andern Soldaten beordert, sie zu ersetzen. Wie wir hinauf stiegen, flogen Kugeln und Mitraille um uns her, schlugen von den Raaen und Masten große Splitter ab, und schnitten das Takelwerk durch. Der eine meiner Kameraden ward an meiner Seite getroffen, stürzte dreyßig Fuß tief auf das Verdeck und zerschmetterte sich den Kopf.

Sobald ich im Mastkorb angelangt war, suchte ich das Schauspiel, welches die beyden Flotten um mich her darboten, zu unterscheiden. Ueber eine Meile im Umfang lag ein dichter Rauch, aus dem ein Wald von Masten, Takelwerk, Flaggen, Wimpeln und Signalen der drey Nationen emporstieg; diese Wolke ward unaufhörlich von tausend Blitzen durchzuckt, und ein Rollen, stärker als des stärksten Donners stieg aus ihrem Schooße auf. Das Meer war ruhig und der ziemlich schwache Wind dem Manöuver gar nicht günstig.

Die englischen Mastkorbwachen, von denen wir nur einige Klafter weit entfernt waren, machten bey unserm Anblick ein lebhaftes Feuer, auf das wir eben so antworteten. Zwey meiner Kameraden wurden neben mir getödtet, zwey andere konnten noch an dem Tauwerk herabsteigen; unsre Gegner wurden, wie es schien, noch schlimmer behandelt, denn bald waren sie alle von unsern Kugeln getroffen, von ihren Posten verschwunden, und wurden auch nicht ersezt. Ich betrachtete nun das englische Schiff und das unsere; bald hüllte sie der Rauch ein, bald vertheilte er sich und kehrte bey jeder neuen Ladung um so dichter zurück. Beyde Verdecke waren mit Leichen bedeckt, die man sich nicht die Zeit nahm, in's Meer zu werfen. Ich unterschied unsern Kommandanten, Herrn Lucas, der unbeweglich an seinem Posten stand und einige schon verwundete Offiziere, die Befehle zu geben fortfuhren. Auf dem Hinterdeck des englischen Schiffes erblickte ich einen mit Orden bedeckten Offizier, der nur einen Arm hatte; nach dem, was ich von Nelson hatte sagen hören, mußte er es seyn. Er war von mehreren Offizieren umgeben, denen er Befehle zu ertheilen schien. In demselben Augenblicke, wo ich ihn wahrnahm, fielen mehrere Seeleute um ihn

*) Der Verfasser war erst sechs Monat im Dienste.

her, von den Kugeln des Redoutable getroffen. Da ich keinen Befehl zum Herabsteigen erhielt und mich im Mastkorb vergessen sah, hielt ich es für meine Pflicht, das Hintertheil des feindlichen Schiffes, das ich sehr nahe und deutlich vor mir sah, zu beschießen — ich hätte auf Einzelne zielen können, begnügte mich aber in kleine Haufen von Seeleuten und ihre Offiziere zu schießen. Auf einmal bemerkte ich auf dem Victory eine große Bewegung, man drängte sich um den Offizier, in welchem ich Nelson zu erkennen geglaubt hatte; er war gefallen, und mit Mänteln bedeckt trug man ihn hinweg. Gleich darauf unterbrach der Victory sein Feuer, das Verdeck ward ganz leer; ich dachte, daß der Schrecken über den Fall des Admirals diese plötzliche Unthätigkeit veranlaßte, und eilte herab, um dem Kapitän Lucas von dem Wahrgenommenen zu unterrichten. Er glaubte mir um so leichter, weil das Aufhören des Feuers auf dem englischen Schiffe durchaus bewies, daß die Feinde durch einen sehr wichtigen Vorfall von der Fortsetzung des Kampfes abgehalten würden. Unverzüglich befahl er zu rudern, alles war augenblicks dazu bereit; man sagt sogar, der junge Fontaine, ein Seekadet des Redoutable, sey durch die Stückpforte in die Batterie der Vier-und-zwanzig-Pfünder des englischen Schiffes gestiegen, habe sie verlassen gefunden, einige Schritte auf ihr gemacht, und sey mit der Nachricht zurückgekehrt: das Schiff habe sich ergeben. Da Fontaine einige Monate später getödtet ward, erfuhr ich diesen Umstand nur aus dem Munde eines Seesoldaten, der es mit angesehen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konsumtion von London.

Die Früchte und Gemüse, welche in London konsumirt werden, wachsen größtentheils in der nächsten Umgebung der Stadt. Man berechnet die Ausdehnung der Küchengärten in einem Umkreis von zwölf englischen Meilen um die Stadt auf 6000 acres, welche 30,000 Menschen Beschäftigung geben. Eine Berechnung der Konsumtion von London kann kaum sehr genau seyn, da man z. B. vom Vieh wohl die Zahl der auf dem Markt verkauften Häupter, aber nicht das Gewicht kennt. Im Jahr 1822 sind verkauft worden 149,000 Ochsen, 24,609 Kälber, 1,507,096 Schafe, 20,020 Schweine. Allein das ist bey weitem nicht alles Fleisch, was in London verzehrt wird, da noch außerdem schon geschlachtetes Vieh, besonders Schweine, täglich in großer Menge vom Lande hereingebracht werden. Der Gesammtwerth des auf dem Markt verkauften Viehs ist auf 8,500,000 Pfund berechnet. Der Werth des in London verzehrten Gemüses beträgt gegen eine Million Pfund. Vom Waizen wird jährlich eine Million Quarters konsumirt (ein Quarter hat acht Scheffel), wovon jährlich allein 64 Millionen Brode gemacht werden. Butter 11,000, Käse 13,000 Tonnen. Für Milch wird jährlich 1,250,000 Pfund Sterling bezahlt, für Geflügel 80,000 Pfund. Was vielleicht unglaublich scheint, ist, daß ein einziger Händler in Leadenhall-Markt während eines großen Theils des Jahres 14,000 **Kaninchen wöchentlich** verkauft haben soll. Er braucht immer 150 bis 300 Männer und Weiber, die sie auf den Straßen herumtragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Febr.

Längst wurde in Basel das Bedürfniß eines zweckmäßigen Lokals für die Vergnügungen der Musik, des Tanzes und des geselligen Umgangs überhaupt, lebhaft gefühlt. Nachdem vor beynahe zwey Jahren das Sommerkasino in der Nähe des Denkmals von St. Jakob zu ähnlichem Zwecke eingerichtet worden, so ist nun endlich auch das, in einem noch größern Styl angelegte, und nach dem Plane eines geschickten einheimischen Architekten ausgeführte Winterkasino oder Gesellschaftshaus seiner Vollendung nahe gebracht und am 3. Febr. feyerlich eingeweiht worden. An 400 Personen beyderley Geschlechts nahmen an dieser Festlichkeit Theil, die durch folgenden Prolog eingeleitet wurde.

Willkommen in dem hochbekränzten Saale,
Willkommen zu der Weihe frohem Fest:
Nehmt hin den Gruß', den euch zum ersten Male
Des Tempels Göttin huldreich bringen läßt.
So ist es denn in schönem Bund gelungen,
Was Bürgersinn, was Einigkeit vermag,
Und freudig sehen wir das Ziel errungen,
Das längst als Wunsch in jeder Seele lag.

Geselligkeit! du milde Göttertugend,
Du reine Zierde ächter Menschlichkeit,
Des Greises Trost, das Blüthenband der Jugend,
Dir sey dieß Haus zum Pantheon geweiht.
Daß roher Sinn, daß stolze Kälte schwinde,
Daß sich erhell' des Trübsinns öde Nacht,
Nur Geistesadel Mensch an Menschen binde,
Sich Freund zu Freund, und — Herz zu Herzen finde,
Das wirke dieses Zaubers leise Macht.

Entfaltet doch das Gute und das Schöne
Sich nur im Geisterreich der Harmonieen;
Drum ist auch hier der Schöpferin der Töne,
Euterpen eine Stätte mit verliehn.
Laut wurde ja von Jahr zu Jahr das Sehnen,
Es möchten sich des Saales Räume dehnen,
Zu fassen aller Hörer reiche Zahl.
Hier steht er nun der wohlgebaute Saal.
In seinen weiten hochgethürmten Hallen,
Da hebe freyer sich der Sänger Brust,
Da möge hell der Saiten Jubel schallen,
Des Künstlers Ruhm, des Kenners süße Lust.

Und rufet zu des Balles reichem Glanze
Terpsichore der Jugend muntre Schaar.
So führt die Schönen hin zu Spiel und Tanze;
Wer weiß! es lohnte mit dem Myrtenkranze
Die Göttin oft schon ein beglücktes Paar.
Dann führe der Verlobte vom Altar
Die Braut hieher zu Hymens goldnem Feste,
Sich zu erfreu'n im Kreise muntrer Gäste.

Was heiter noch das Mahl des Lebens würzet,
Sich menget in der Genien leichtes Spiel,
Was sinnig-froh des Winters Stunden kürzet,
Es finde hier sein freundliches Asyl.

Nur Mißbrauch dürfe frevelnd nie entweihen,
Was reiner Sinn zu reinen Zwecken schuf;
Nie mögen zu verderblichem Behuf
Sich dieses Hauses stolze Hallen leihen!
Weh, wenn es einst von diesen Mauern hieße,
Daß weibisch hier des Mannes Sinn erschlafft,
Daß schwelgend nur der Ueberfluß genieße,
Vergeudend jeder Tugend heilge Kraft.

Nein! wie sich hier, der Freude Werk zu gründen,
Der Bürger Thatenlust zusammen fand,
So wollen wir uns brüderlich verbünden,
Wo Pflicht uns ruft für Recht und Vaterland!

Nur wo der Ernst sich mit dem Scherze gattet,
Das Schöne selbst dem Guten dienend weicht,
Wo mit des Fleißes Früchten ausgestattet,
Erholung den verdienten Kranz uns reicht,
Da mag auch nichts die Freude uns verkümmern,
Was auch noch bringe trüber Zeiten Lauf.
Ja, würde dieser Tempel selbst zertrümmern,
Ein neuer stieg' aus seinen Trümmern auf.

Paris, 10. Jenner.

(Fortsetzung.)

Schon heißt es, daß fast der ganze Hof Aktien in der Unternehmung wegen der Anlage eines Kanals von Paris bis zum Meere nehmen wird, weil der König, den der Finanzminister mit diesem Projekte amusirt, selbst für 50 oder 60 Millionen-Franken Aktien nehmen will. Anfangs hat es manchen, und ich muß gestehen, daß auch ihr Korrespondent zu diesen Manchen gehörte, lächerlich geschienen, aus der Hauptstadt Frankreichs einen Seehafen machen zu wollen. Jezt aber, da schon die Pläne reifer untersucht und besser auseinandergesezt sind, scheint das Unternehmen, seiner Größe unerachtet, doch ziemlich ausführbar. Warum sollte nicht Frankreich ausführen können, was England in seinem Kaledonischen Kanal, man könnte hinzufügen, was China in seinem Kaiserkanal ausgeführt hat? Dem Plane nach soll von Paris bis zum atlantischen Meere ein 100 Fuß breiter, und 17 Fuß tiefer Kanal gegraben werden. Mit anderthalb Millionen glaubt man eine französische Lieue ausgraben zu können. Man wird nur 10 Schleusen auf dem 20 Meilen langen Kanal bedürfen; Berge wird man keine zu durchstechen haben, Felsen noch weniger; also große Schwierigkeiten wird man nicht zu besiegen haben, und mit Geld wird Alles zu bezwingen seyn, wie so manches in der Welt; an Geld aber fehlt es in Frankreich nicht. Eine andre Frage ist es, ob es für Frankreich von großem Nutzen seyn wird, daß man aus Paris einen Hafen mache. In einigen Tagesblättern wird schon prophezeyet, daß Paris die größte Stadt von der Welt werden müsse, vermittelst seines Hafens, wodurch die Handelsschiffe aus allen Erdgegenden in Stand gesezt würden, ihre Waaren dort niederzulegen, oder sie dort abzuholen. Für Paris gewiß hätte der Kanal den augenscheinlichsten Nutzen; aber eben deßhalb wird das Unternehmen in den normandischen Seestädten, besonders zu Hâvre und Dieppe mit scheelen Augen angesehen. Seit langer Zeit, sagen sie, zieht Paris schon Alles an sich; wird es nun nicht vollends die einzige Handelsstadt Frankreichs werden, wenn es vermittelst eines so großen Kanals mit dem Weltmeere in Verbindung tritt? Zu ihrer Berichtigung antworten ihnen die Pariser Blätter, daß, wenn Paris eine so reiche Stadt werden wird, auch ganz Frankreich sich bereichern muß, indem das Geld sich von der Hauptstadt aus durch das ganze Königreich verbreitet, wie das Blut vom Herzen in die Adern. Es scheint aber, daß man in den Provinzen meynt, das Herz des Staatskörpers werde ein wenig zu groß und zu fett; in der That hat Paris manches an sich gezogen, was den Provinzen gehört, besonders das Verwaltungswesen, das beynahe gänzlich von Paris ausgeht, und daher bey der Unbekanntschaft der Centralbehörden mit den Lokalverhältnissen, oft sehr schlecht ausfällt. Würde nun von Paris aus nicht allein das ganze Verwaltungswesen, sondern auch noch der Handel geleitet, so würde den Provinzen wahrlich wenig andres übrig bleiben, als die Brodkrumen, die vom Tische der prassenden Pariser auf sie herabfallen würden. Indessen muß man die Sachen doch auch von einer andern Seite betrachten. Vermittelst der Seine und der Marne steht Paris mit dem weinreichen Burgund und Champagne in Verbindung; ein freylich nur kleiner aber leicht zu erweitender Kanal unterhält auch die Verbindung der Hauptstadt mit Orleans an der Loire. Hätte Paris nun einmal seinen großen Seekanal, so könnte es aus dem eigentlichen Herzen, das heißt dem Mittelpunkte Frankreichs, die Produkte in alle Weltgegenden abführen, und dadurch würde dann das Innere Frankreich noch mehr gewinnen als die Hauptstadt. Wie wäre es nun vollends, wenn der große, 100 Fuß breite Kanal nach Osten hin fortgesezt würde, etwa bis zum Rheine? so daß auch Deutschland auf dieser großen Wasserstraße Zu- und Abfuhr bekäme? Zu dergleichen großen Unternehmungen sind die Friedenszeiten günstig, und man thut wohl damit zu eilen, weil die Fürsten und die Völker nur zu bald zanken und streiten, wenn sie die Scharten des Krieges wieder ausgewezt haben. In England hat man, wie es scheint, ein wenig zu sehr geeilt, indem dort von den vielen, seit einigen Jahren zu großen Zwecken entstandenen, Vereinen manche wieder aufgelößt sind, weil sie ihre Unternehmen zu hastig berechnet hatten, oder sich von Betrügern hatten hinters Licht führen lassen. Vielleicht werden auch in Frankreich mehrere von den Vereinen scheitern, die jezt so häufig zusammentreten, obschon die französischen Geseze dieß Zusammentreten mehr erschweren als die freyern englischen.

(Der Beschluß folgt.)

Druckfehler.

In Nr. 45, am Ende der lezten Spalte der Korrespondenz, in der dritten Linie von unten herauf, lies „Mouchy" statt Moncey.

Beylage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. Februar 1826.

Gold kann nicht stille liegen,
Es will wuchern, bauen oder kriegen.

Castelli.

Der König von Portugall und seine Schätze.

Der König von Portugall hat ohne Zweifel eine größere und reichere Sammlung von Diamanten, als irgend ein anderer Monarch in Europa, und außerdem einen unermeßlichen Schatz an Goldstaub und Barren, Silber und gemünztem Gold. Er selbst weiß kaum den Betrag dieser Reichthümer; sie sind in Kisten aufbewahrt, die in den Gemächern stehen, welche er selbst bewohnt. Dieser Schatz hat sich seit vielen Jahren angehäuft und ist nur selten berührt worden. Seine Diamanten trägt der König meistens an seiner eigenen Person, und er legt sie selten ab. Eine große Menge von Kostbarkeiten kam in seinen Besitz, als seine Mutter für wahnsinnig erklärt wurde, und seit der Zeit hat er beständig die ausgesuchtesten Produkte der brasilianischen Gold- und Diamantgruben seinem Privatschatz zugelegt. Von diesem gibt er nichts aus für seine oder seines Hofes Bedürfnisse, welche theuer genug zu stehen kommen. — Die Ausgaben für die Hofküche allein werden auf tausend Guineen täglich berechnet. Niemand, nicht einmal seinen Söhnen, ist erlaubt, mit ihm an einem Tische zu essen. Seine Lieblingsgerichte sind Reis mit Schinken gebacken, Geflügel, Wild und Würste, immer mit sehr viel Pfeffer und anderm Gewürz, nach der Landessitte. Religiöse Ceremonien und die Sorge für seine Schätze beschäftigen diesen Monarchen viel. Die Prinzen des Hauses Braganza leiden mehr oder weniger alle an einer krankhaften Geschwulst der Kniee, weßhalb sie sich nie in seidenen Unterkleidern sehen lassen. Auch der jetzige König trägt beständig weite Beinkleider. Der Kaiser von Brasilien ist im Ganzen sehr gesund und thätig, er trägt beständig große Kürassierstiefel bis über die Knie, und so ist er auch in einem Gemälde dargestellt, in vollem kaiserlichen Ornat, Mantel u. s. w. und in seinen beliebten Stiefeln. Er ist übrigens ein trefflicher, unermüdlicher Reiter, und wenige Ordonnanzoffiziere und Adjutanten können es mit ihm aushalten *). Es kann kaum ein größerer Unterschied gedacht werden als zwischen Vater und Sohn. Der leztere erhielt vor seiner Heirath von seinem Vater nicht mehr als 300 Pfund Sterling jährlich und nachher eine Zeitlang nicht mehr als 800 Pfund. Dennoch machte er keine Schulden. Der Vater, als er von Portugall nach Brasilien abreiste, suchte Alles, was nur einigen Werth hatte, zusammen und nahm es mit nach Rio, damit es den Franzosen nicht in die Hände falle; dasselbe that er auch, als er Rio wieder verließ. Er blieb bey seiner Abreise bedeutende Summen schuldig, sowohl der Bank als Privatpersonen. Sein Sohn hat sie größtentheils bezahlt, noch während der Zwistigkeiten mit Portugall. Der Kaiser lebt sehr einfach; seine

*) Auch der Prinz Don Miguel ist ein ausgezeichneter Reiter und nimmt sich zu Pferde sehr gut aus.

Liebhabereyen sind die Jagd, Pferde und militärische Uebungen, Revüen u. s. w.

Es ist eine nicht unwichtige Frage, wem nach dem Tode des Königs von Portugall seine Schätze zufallen werden. Ihren Betrag auch nur einigermaßen genau anzugeben, ist unmöglich. Die Kreuze und Sterne, welche er als Großmeister der Orden von Avis, Christus und St. Jago trägt, bestehen aus lauter Diamanten von erster Größe und Wasser, und sind zusammen auf vier Millionen Pfund geschäzt worden. Während seines Aufenthalts in Rio schenkte er dem heil. Sebastian einen Schmuck, wovon ein Diamant allein auf 100,000 Pfund geschäzt ward; allein bey seiner Abreise nahm er dieß Geschenk zurück und brachte es mit nach Lissabon. Der König von Portugall besizt bekanntlich den größten Diamanten, der je gesehen worden ist. Er ist von der Größe und Gestalt eines Hühnerei's und von englischen und holländischen Juwelieren auf 57 Millionen Pfund geschäzt worden. — Sein Verhältniß zu den übrigen bekannten großen Diamanten ist folgendes:

Der des Kaisers von Rußland hat	106	Karat.
Königs von Frankreich	136	—
Großherzogs von Toskana	139	—
Großmoguls	279	—
Schachs von Persien	493	—
Königs von Portugall	1680	—

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

In dem Augenblick, wo ein Theil unsrer Mannschaft, von zwey Offizieren angeführt, im Begriff war, sich auf das feindliche Verdeck zu stürzen, fing das Feuern von Neuem an, und mit einer Wuth, die es seit dem Beginn der Schlacht gar nicht gehabt hatte; zu gleicher Zeit legten sich zwey Schiffe von vier-und-achtzig, ein englisches und ein französisches, das erste Bord an Bord des Redoutable, um ihn zwischen zwey Feuer zu nehmen, das andere in eben dieser Absicht an dem Seitenbord des Victory. Nun zeigte sich ein Schauspiel, wie es nie eine Seeschlacht bot, und kaum je wieder bieten wird: vier Schiffe auf einer Linie, dicht nebeneinander, die aneinander stoßen, deren Raaen ineinanderfahren, und die mit einer Wuth, die gar nicht auszudrücken ist, kämpfen. An die Manöuvers wurde gar nicht mehr gedacht, alle Matrosen, alle Soldaten bedienten das schwere Geschütz, selbst die Offiziere, die in diesem fürchterlichen Gemeng nichts zu verrichten, nichts zu befehlen hatten, thaten ein Gleiches. Mitten unter beynahe vierhundert Kanonen von schwerem Kaliber, welche innerhalb eines kleinen Raums zugleich gelöst wurden, bey dem Geschmetter der Kugeln, welche die Seitenwände des Redoutable trafen und große Löcher hineinschlugen, unter den Trümmern, die auf allen Seiten mit der Gewalt von Wurfgeschütz umherflogen, bey der Erschütterung der Schiffe, die bey ihrem Schwanken alle Augenblicke aneinander stießen und bersten zu wollen drohten, dachte ein Jeder nur darauf, den Feind zu zerstören und das Geschrey der Verwundeten und Sterbenden ward nicht mehr gehört. Sie fielen, und wenn ihre Körper dem Dienst des bis dahin von ihnen besorgten Geschützes im Wege lagen, stieß man sie mit den Füßen in die Mitte der Batterie, und der nächste stellte sich stumm und von Wuth verzehrt, an eben den Posten, wo er im nächsten Augenblick selbst niedersank.

In weniger wie einer halben Stunde war unser Schiff, ohne seine Flagge gestrichen zu haben, durch die That selbst übergeben. Das Feuer hatte sich nach und nach vermindert und endlich aufgehört. Beyde Batterien waren mit den Leichen meiner Kameraden, mit Trümmern, Kugeln, zerschmetterten Lavetten und noch brennenden Lunten bedeckt. Einer unsrer Sechs-und-dreyßigpfünder war gegen das Ende des Gefechts zersprungen, dreyzehn Mann, die ihn bedienten, lagen, von seinen Trümmern getödtet, um seine umgestürzte Lavette her; die Verkehrstreppen zwischen den verschiedenen Batterien waren zerbrochen, der Fockmast und Hauptmast waren gefallen und bedeckten das obere Verdeck mit Winden und Strickwerk; von allem Tauwerk, was auf dem Kastell gelegen oder an den Schiffswänden aufgehangen gewesen war, blieb nichts wie einige zertrümmerte Stücke der äußern Bekleidung. Von achthundert Mann, aus denen unsere Mannschaft bestanden haben mochte, blieben höchstens hundert und fünfzig, alle mehr oder weniger verwundet, und unter diesen befand sich auch Herr Lucas, unser Kapitän.

Es war Abends fünf Uhr, wie das Gefecht aufhörte; ich ging im Schiff umher, wo Alles das Bild der Vernichtung darbot; aus allen Gesichtern derer, welche dem Tode entgangen waren, sprach stille Verzweiflung — und so hatte ich denn meine ersten Schritte auf der Kriegsbahn gemacht! — Unter den Gefallenen erkannte ich meinen Kindheitsgespielen Raymond — er war kaum achtzehn Jahr alt! — Von einer Kugel in die Brust getroffen, lag er zwischen den Rädern einer Kanone und seine entstellten Züge machten mich fürchten, daß sein Todeskampf sehr schmerzlich gewesen sey. Dieser Anblick regte eine Menge theure, grausame Erinnerungen in mir auf, ich eilte fort und gestehe frey, daß es mit thränenden Augen geschah. Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, die Art Gleichgültigkeit, welche die Gewohnheit solcher Auftritte den Krieger erwerben läßt, zu gewinnen.

Abends kamen englische Schaluppen, um die Ueberbleibsel unsrer Mannschaft abzuholen und auf ihren Schiffen zu vertheilen. Ich ward auf die Victory gebracht; hier erfuhr ich Nelsons Tod; eine Kugel, welche bey der rechten Schulter eingedrungen war, hatte das Rückgrat zerschlagen. Wie man ihn den Wundärzten übergeben, hatte er Herrn Betty, dem Oberchirurgen, befohlen, ihm ohne Hülfe und Schonung seine Lage zu entdecken. Wie er hörte, daß er nur noch eine Stunde zu leben habe, ließ er ohne Bestürzung und Kümmerniß Herr Hardy, seinen Flaggenkapitän, kommen, und nachdem er ihn um die Lage der zwey Geschwader befragt, verbot er, seinen Tod der englischen Armee bekannt zu machen, und befahl, nach dem Gefecht am selben Platz, wo es Statt gehabt habe, zu ankern. Herr Hardy versprach diesen Befehl pünktlich zu befolgen, konnte aber nachmals dessen Ausführung doch nicht auf seine Verantwortung nehmen, sondern verkündete des Admirals Tod. General Collingwood übernahm das Kommando und hielt nicht für gut, vor Anker zu gehen, welches auch vielleicht wegen des Windes, der sich in der Nacht erhob, gefährlich gewesen wäre.

Nelsons Tod ward von den Engländern für ein allgemeines Unglück gehalten, das durch den errungenen Sieg nicht ersezt ward. Die Seeleute weinten um ihn wie um einen Vater, die Offiziere wie um einen Anführer, dessen Talente den Ruhm und den Wohlstand ihres Vaterlandes begründet hatten, und den auf lange Zeit kein anderer General zu ersetzen vermöchte. Der Mann, um den eine ganze Nation klagt, den alte, dem Gefühl wenig offene Krieger, beweinen, muß selbst seinen Feinden Theilnahme einflößen. Als Mensch konnte ich mich auch nicht enthalten, an der auf der Victory herrschenden Betrübniß einigern Theil zu nehmen, als Franzose freute mich eine Begebenheit, die mein Vaterland von einem der gefährlichsten Feinde befreyte; und der Augenblick, wo Nelson verwundet wurde, der Ort seiner Verwundung — alle Umstände bewiesen mir unzweifelhaft, daß er von meiner eigenen Hand gefallen sey. Ich bin jederzeit fest davon überzeugt gewesen; denn, wenn gleich die Kugel, die ihn traf, dem Vaterlande einen Dienst leistete, war ich doch weit entfernt, dieser Handlung mich zu rühmen; bey der allgemeinen Verwirrung konnte sie sich auch jeder Andere zueignen; man hätte mir nicht getraut, ich fürchtete die Scherze meiner Kameraden und hielt es für besser, weder mit ihnen, noch den auf der Victory befindlichen französischen Offizieren darüber zu sprechen. Und so haben mich Sorglosigkeit und falsche Scham mehr wie einmal um Vortheile, die ich wohl hätte ansprechen können, gebracht.

Des Abends erhob sich ein starker Wind, der die ganze Nacht anhielt und die Trümmer unserer Niederlage bald hinwegspülte. Erst den folgenden Tag erfuhren wir die Vorgänge der Schlacht. Fünf französische Schiffe hatten an derselben nicht Theil nehmen können, der größte Theil der spanischen hatte nicht gewollt; die übrigen hatten sich — bey einem nun ungleich gewordenen Kampfe, denn die englischen Schiffe kamen alle zum Gefecht, mit dem größten Muthe geschlagen. Der Dreydecker Trinita, vom Admiral Gravina befehligt, wurde, nachdem er sich lange gegen drey englische Schiffe gewehrt hatte, in Grund gebohrt, der General rettete sich und starb nach wenigen Tagen in Kadix an seinen Wunden. Wie er sein Schiff seiner drey Maste beraubt sah, hatte er gesagt: „Vor einem Augenblicke befand ich mich auf einem Schiffe, nun bin ich in einer Festung, und in dieser werde ich mich halten, bis sie unter meinen Füßen versinkt." — und er hielt Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 1. Febr.

Das Königsstädter Theater hat seine Direktion gewechselt, und wie eine wahre Republik die alten Verweser ohne Gnadengehalt oder Lobsprüche, wie dieß wenigstens in Monarchien zu geschehen pflegt, entlassen. Ob die neuen Verweser der Verwesung Einhalt thun oder sie befördern werden, ist schwer zu entscheiden, vor den Alten scheinen sie das voraus zu haben, daß sie sämmtlich zu den untersten Reihen des tiers etat gehören, und also der Sache durch ihre Kenntnisse gewiß nicht schaden werden. Die Weise, wie die alten Direktoren sich durch die neuen, die betrunken waren, haben verjagen lassen, machte längere Zeit den Inhalt des Stadtgespräches aus: auch haben wohl noch niemals Betrunkene ihre Sache so gut gegen Nüchterne ausgeführt. Die alten Direktoren, sey es aus Stolz, um sich von den Sextanern des tiers etat nicht insultiren zu lassen, sey es aus Ueberdruß des Theaterregiments, verließen, nachdem der Syndikus zum Feinde desertirt war, ihre Plätze, und wurden in contumaciam abgesezt. Man hätte die Freunde ständischer Versammlungen bey uns, als stille Zuschauer, wie die neumaskirten auf einer Redoute herbeyrufen sollen, um ihnen zu zeigen, wie wenig Elemente eines öffentlichen Lebens bey uns vorhanden sind. Nicht ein Privatverein kann seine Sitzungen mit Ordnung und Ruhe abhalten, ohne daß einerseits das Unwürdige, andrerseits das Lächerliche geschehe. Denken Sie sich einen englischen Chairman, wie er unbeweglich und fest bey allem Sturme das Steuerruder des Vorsitzes hält, und die oben citirte Direktion, die sich durch die ersten besten Insulten verdrängen läßt. Der technische Director ist jezt Herr Bethmann, ein ehemals nicht unbeliebter Schauspieler der Königlichen Bühne, und dem man vielfaches Unrecht bey der Organisation des Theaters, für die er thätig war, soll gethan haben.

Am zweyten d. M. brachte die Direktion ein neues Melodram, aus dem Französischen, das Schloß von Paluzzi auf die Bühne, eine Kriminalgeschichte, wie alle übrigen, nur ohne versöhnenden und erfreulichen Schluß. Es war interessant zu bemerken, wie das Publikum, da es sein Geld für ein Melodrama bezahlt hatte, nun auch das Recht zu haben glaubte, ein gut ausgehendes Ende zu erwarten, und mit großer Spannung dem Wiederaufleben des Grafen Merida entgegensah. Aber

der Graf blieb todt, und das Publikum, so hörte ich sagen, sey betrogen, indem ihm ein Trauerspiel statt eines Melodramas eingeschwärzt worden. Madame Sonntag gab hier erfreuliche Beweise, daß sie eine Künstlerin im wahrhaften Sinne seyn und werden könne, vor Allem ist aber Herrn Webers Erwähnung zu thun. Dieser junge Mann verdient es, namentlich seitdem Herr Rebenstein so dick geworden ist, und er daher den Macbeth spielen muß, daß die königliche Bühne auf ihn ein Auge habe. Er hat ein edles Gesicht und eine eben so edle Haltung, ein schönes Organ, ein Bewußtseyn dessen, was er ist, und würde bey größerer Ausbildung, namentlich im Trauerspiel, das dem Königsstädter Theater untersagt ist, ausgezeichnet seyn: was ihm noch weinerliches anklebt, muß er freylich dann ablegen, aber wie soll es Jemand anfangen, in weinerlichen Melodramen nicht weinerlich zu seyn?

Da die vom Grafen Brühl im Opernhause gegebenen Redouten in das Gemeinste hinabgingen, so hat sich ein italienischer Sprachlehrer, Herr Valentini, entschlossen, eine öffentliche Privatredoute zu veranstalten, zu der nur anständige Leute zugelassen werden sollen. Die erste hat denn nun auch den Erfolg gehabt, daß sehr viel Anstand herrschte, aber die Lustigkeit, der Jubel, der in südlichen katholischen Ländern herrscht, herrschte hier nicht. Wie ich glaube ist Norddeutschland der Boden für solche Belustigungen nicht. Eine Redoute verlangt ein Leben im Hintergrunde, dessen Intrigue und Entwickelung sodann die Maskenwelt ist. Der kalte, anständige, trockene Familienkreis schickt zwar anständige maskirte Personen in die Redoute, die aber pünktlich wieder nach Hause kommen müssen, weil die Pferde in der Kälte nicht so lange warten können.

Das gelehrte Berlin ist nun erschienen. Das Unternehmen scheint weder an der Zeit zu seyn, noch ist es durch irgend ein Bedürfniß hervorgerufen worden. Vor 50 Jahren hatte Berlin eine hervorragendere Stellung, in Beziehung auf das Angeben des Tons, und das gelehrte Berlin von damals hatte eine, wenn auch nur schwache, Bedeutung. Jezt könnte man eben so gut das gelehrte Wolfenbüttel, die gelehrte Kronenstraße, die gelehrte Razengasse u. s. w. herausgeben.

Die Schnellpost enthielt vor einigen Tagen eine Antikritik über Raupachs Gelehrten, die einem berühmten Philosophen zugeschrieben wird. Die Haltung des Ganzen läßt ihn auch nicht verkennen. Erfreut die Schnellpost sich ferner solcher Passagiere, so wird sie die fahrenden Posten bald verdrängen.

Paris, 10. Jenner.

(Fortsetzung.)

Mit Ankündigungen von Projekten wird Paris überschwemmt. Um nur einige anzuführen, ein Verein, an deren Spitze eine Demoiselle steht, will zwey Millionen, vermittelst Aktien zusammenbringen, um Kirchenzierrathen zu verfertigen, was ein bedeutender Handels- oder Industriezweig werden kann, wenn nur die Jesuiten das Staatsruder ganz in Händen bekommen. Eine andere Gesellschaft hat ein anderes Projekt, wovon ein ausführlicher Prospektus erschienen ist. Sie will nämlich Abonnementsweise die Pariser Einwohner in ihren Krankheiten mit Aerzten, Chirurgen und Arzneymitteln versehen, ohne weitere Kosten, als daß jede Familie ein sicheres Quantum, im Verhältniß mit ihrem Miethzins zahlt. Zum Beyspiele Jemand, dessen Miethzins sich auf 300 Franken beläuft, würde jährlich 15 Franken, also 5 Prozent an die Heilgesellschaft zahlen, dafür würde er dann ruhig krank seyn können, so oft als es der Vorsehung gefiele, ohne daß er ferner einen Heller dafür auszugeben brauchte. Dieß wäre kein übles Projekt, wenn die Abonnenten nur im Voraus sicher seyn könnten, daß der Spekulationsgeist nicht die Oberhand bey diesem Unternehmen bekommen werde. Würde es nicht um die armen Abonnenten übel bestellt seyn, wenn man ihnen Pfuscher oder Anfänger statt guter Aerzte zuschickte, oder ihnen die Arzneymittel mit karger Hand zutheilte, oder sie gar ohne Hülfe dahin sterben ließe, mit der Gewißheit, daß die Todten sich nicht beklagen können! Vor den Pariser Polizeygerichten kommen zuweilen sonderbare Auswüchse des Spekulationsgeistes vor. Ich habe neulich von einigen Spekulanten gesprochen, welche beschuldigt und ziemlich deutlich überwiesen wurden, daß sie mit Ordensbändern Handel getrieben hatten. Ein ähnliches Skandal hat in diesen Tagen der Kriminalprozeß der vorgeblichen Marquise de Campestre dargeboten, und dazu einen auffallenden Beleg zur Sittengeschichte der Pariser gegeben. Weiber haben überall, wo ein Hof sich aufhält, Einfluß, und zwar mehr oder minder, je nachdem der Fürst dem schönen Geschlecht hold ist. In Frankreich ist der Einfluß geschichtmäßig bestätigt, von der Montespan an bis zur Dubarri, und ich möchte nicht gut dafür stehen, daß nicht auch in den Republiken die Schönheit zuweilen über den Republikanismus siegt. Aber nirgends, ausgenommen in Paris, kann eine Frau, die sich aus der Provinz geflüchtet hat, wo ihr Mann des Diebstahls wegen verurtheilt worden ist, und wo sie unter ähnlichem Verdachte verhaftet gewesen ist, es dahin bringen, ein großes Haus zu führen, Minister und Staatsräthe in ihre Zirkel zu ziehen, sich ein Ansehen bey Hofleuten zu verschaffen, den Leuten Stellen und Titel versprechen, und mit denselben einen förmlichen, wiewohl betrügerischen Handel treiben. Die vorgebliche Marquise hatte sich ihrer Verhältnisse mit der bekannten Dem. du Cayla, der Freundin Ludwigs XVIII. gerühmt, und da man in Paris längst aus Erfahrung weiß, was eine königliche Freundin bey Hofe vermag, so hatte es nicht an Leuten gefehlt, welche sich an die Marquise de Campestre gewendet hatten, um durch die Vermittlung der beyden Frauen einträgliche Stellen und Beförderungen zu erlangen, wofür sie gern ein gutes Stück Geldes erlegten, und zwar im Voraus, damit die Vermittlung desto eifriger betrieben werde. Zwar hat die Marquise in den öffentlichen Verhören geläugnet, daß sie sich ihrer Verbindungen mit der Frau v. Cayla gerühmt habe; dieß mag sie aus Privatabsichten gethan haben, allein so viel aus dem Prozesse hervorgegangen, war der Herr von Cayla einer derjenigen, welche den Abendzirkel der vorgeblichen Marquise besuchten, so wie Bortenne und andre Staatsmänner, und ihr Advokat hat in seiner Vertheidigungsrede ganz unumwunden ausgesagt, seine Klientin sey keine Betrügerin, sondern angesehene Personen bey Hofe, die sie aber nicht nennen wolle, hätten sie zum Werkzeuge gebraucht, um der Sollizitantin Beförderungen und Aemter zu verschaffen (eigentlich zu verhandeln oder zu verfälschen). Die Marquise mußte also ämtersüchtige Leute auftreiben, die dann eine Summe Geldes erlegten, wofür ihnen die hinter dem Vorhange steckenden angesehenen Personen Stellen verschafften. Die angesehenen Personen blieben immer versteckt, und die Marquise bekam wahrscheinlich ein gewisses Prozent für diese neue Art von Mäcklerey. In solch einem Lichte stellte der Anwalt die Sache dar, um seine Klientin zu entschuldigen. Natürlich ist dieses Alles nicht sehr gründlich untersucht worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Februar 1826.

Seh' ich die Ordnung des All's, und der Einheit heil'ge Gesetze:
Steht ein allmächtiger Gott wirkend und liebend vor mir!

P. M. O.

Notizen aus Graubünden*).

1. Das Schamser Thal.

Schams bildet mit dem Rheinwaldthal das siebente Hochgericht des obern Bundes. Das Thal ist in vier Dretturas eingetheilt, welche sechs-und-dreyßig Boten ernennen, die zusammen den großen Rath darstellen, welcher alle wichtigen Sachen der Landesgemeinde, die bey Donas gehalten wird, vorträgt. Das Volk von Schams ist romanischen Stammes und seit der Reformation protestantisch. Alpenwirthschaft ist Hauptbeschäftigung. Die Arosa-Alp ist eine der schönsten in ganz Bündten. Auf derselben liegt der Calendari-See, von dessen Aufbrausen vor Einbruch von Ungewittern ehedem viel Fabelhaftes erzählt wurde. Man sieht im Thal wenig Obstbäume, Gersten und Erdapfel gedeihen und der Arvenbaum steigt bis zum Thalgrund, der etwas mehr als 3000 Fuß über dem Meer liegt. Der lebhafte Handelsweg und der Durchpaß vieler Reisenden gibt auch mancherley Verdienst. Das Thal besizt in seinen Gebirgen viele mineralische Schätze, welche, wenn sie auf thätige Art ausgebeutet würden, eine bedeutende Erwerbsquelle werden müßten. Es gibt nicht blos sehr gute Schiefer, weiße Marmorarten, Alabaster (auf der Alp Neza), Gyps, dunkelblaugrünen Talk, schöne Dolomite (auf der Alp Daspin), sondern einen Reichthum von Erzen. Die Glimmer- und Talkschieferschichten des Daspin, oberhalb dem Dorfe Zilis, sind von vielen ein bis zwey Fuß mächtigen, körnigen und schaligen Schwerspat-, Kalkspat- und Quarzgängen von Norden nach Süden durchzogen, welche Bleyglanz, Kupferkies, Buntkupfererz und Fahlerz führen. Die Kupferkiese sollen im Centner vierzig Pfund Kupfer und sechs Loth Silber, die Thalerze zwanzig Pfund Kupfer und zehn Loth Silber und die Buntkupfererze noch mehr Silber enthalten. Seit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wurde hier Bergbau von einem Thomas von Ehrenfels eröffnet, welcher das gewonnene Silber auch ausprägen ließ. Später betrieben das Werk die Herren Rüscheler und Holzhald aus Zürich, und es blieb im Gange bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Die Schmelzhütte stand zu Andeer, welche bey der ergiebigsten Zeit außer Bley und Kupfer alle vierzehn Tage 125 Pfund Silber geliefert haben soll. Es standen damals sechs Gruben in Ausbeute. Zu den nächsten hat man von Zizis zwey Stunden, und zu den höchsten, beynahe am Kamm des Despina-Horns, dreyviertel Stunden über die oberste Waldgränze und fast 7000 Fuß überm Meer gelegen, vier bis fünf Stunden zu steigen. Die Schwierigkeiten und Kosten, welche durch diese außerordentliche Höhenlage verursacht wurden, mögen wohl zu dem Eingehen dieses Bergwerkes hauptsächlich beygetragen haben. Hundert Jahre später nahm die vom Jahr 1804 bis 1806 errichtete Gewerkschaft, unter der Leitung

*) Der pittoresken Reise des Kunstmalers J. J. Meyer zu Zürich, in dreyßig Landschaftsgemälden, mit erläuterndem Text von Doktor Ebel (Zürich 1825, Querfolioformat) enthoben.

des Herrn Demengha (Landamman aus dem Calankerthal) den Grubenbau am Daspin in Schams wieder auf, allein diese Gesellschaft lößte sich 1813 schon wieder auf, und seitdem ist nichts mehr unternommen worden.

Auf dem Wege von der Via Mala her trifft man zuerst auf das Dorf Zilis, dessen Kirche die älteste im Thale seyn soll; dann auf das Pigneuers Bad, dessen Quelle Fontana nera, Mineral-Alkali, Magnesia und Eisen führt, und nach einer Stunde von der dritten Via Malabrück betritt man Andeer. Nahe bey Pigneu führt die Straße über einen Gebirgsbach auf einer steinernen Brücke, an welcher zum Denkmal der vollendeten großen Straßenunternehmung folgende sinnvolle Inschrift steht:

Jam Via patet
Hostibus et amicis.
Cavete Rhaeti!
Simplicitas morum
Et Unio
Servabunt avitam
Libertatem.

Unter der Inschrift steht Tell's Apfel vom Pfeile durchschossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Das französische Schiff, der Adler, auch von vier-und-siebenzig Kanonen, schlug sich ebenfalls gegen drey englische, ward genommen und scheiterte in der Nacht an der spanischen Küste, wo Engländer und Franzosen ertranken. Der Indomptable versank mit fünfzehnhundert Verwundeten, ohne daß man einen einzigen hätte retten können. Der Intrepide, vom tapfern Infernet befehligt, versank ebenfalls, nachdem er sich unerschrocken gegen mehrere englische Schiffe, die ihn nach einander angriffen, gewehrt hatte. Infernet und einer seiner Söhne wurden aus den Wellen gerettet, und auf ein englisches Schiff gebracht, wo er alle Welt durch seine Offenheit, Derbheit, seinen Muth und Eigenthümlichkeit in Verwundrung sezte.

Der Achill, auf dem sich ein Theil des sieben-und-sechzigsten Regiments befand, gerieth mitten im Gefecht in Flammen; die Engländer, die gegen ihn fochten, entfernten sich von ihm; von achthundert Mann, in denen seine Mannschaft bestand, retteten sich nicht zwanzig. Wie man kein Mittel mehr sah, das Feuer zu löschen und der Tod unvermeidlich schien, schossen sich mehrere Offiziere die Kugel in den Kopf, andere stürzten sich in die Flammen des Vorderkastells, mehrere Seeleute stiegen in den Schiffsraum und beraubten sich bey den Rumfässern des Bewußtseyns ihrer nächsten furchtbaren Zukunft — um sechs Uhr ergriff das Feuer die Pulverkammer, das Schiff flog auf und verschwand. Unter andern Umständen hätte man die Unglücklichen retten können, allein unter den eben vorwaltenden waren alle andere Schiffe nur bedacht, in der nothwendigen Ferne sich eines das andere zu vernichten.

Den folgenden Tag brachte man den Vice-Admiral Villeneuve an Bord der Victory. Er hatte eben so vieles Talent wie Vaterlandsliebe bewiesen. Die Engländer empfingen ihn auch mit aller Achtung, welche der Tapferkeit und Verdienste im Unglück gebühren. Er war an der rechten Hand verwundet, schien über seine Niederlage im höchsten Grade bestürzt und sehr wenig gerührt von der ehrerbietigen Aufmerksamkeit, die man ihm bezeigte. Noch am gleichen Tage ließ er nachfragen, ob sich ein französischer Unteroffizier am Bord befinde; es war keiner vorhanden. Er forderte darauf irgend einen andern Soldaten, dem er diktiren könne, und ich erbot mich dazu. Nachdem er einige Fragen an mich gethan, sagte er mir, daß ich bis zu weiterm Befehl sein Sekretär seyn und mich täglich in seinem Zimmer einfinden solle.

Den zwey-und-zwanzigsten (Oktober) segelte die Victory mit der übrigen Flotte nach England ab. Es war eine lange mühselige Fahrt, besonders für französische Gefangene, von welchen einige schon die englischen Pontons kannten*). Mein Dienst bey General Villeneuve ersparte mir viele Unannehmlichkeiten, die meine Kameraden trafen, und erwarb mir bey unsern Feinden einige Achtung. Ich sah ihn täglich und brachte oft den ganzen Tag bey ihm zu, um die verschiedenen Abtheilungen eines langen Memoirs, das er über die Schlacht von Trafalgar bekannt machen wollte, niederzuschreiben. In der ersten Stunde hatte er mir einen kurzen Bericht darüber in die Feder diktirt, welcher sogleich durch einen Parlamentär nach Kadix geschickt wurde.

Er hatte wenig Verkehr mit den englischen Offizieren und sein Kummer nahm täglich zu; wenn er sich jedoch einige Stunden angestrengt beschäftigt mir mancherley Briefentwürfe und Bruchstücke aus seinen Memoiren diktirt hatte, schien er sich zu zerstreuen geneigt und ermunterte mich, von Dingen, die unsrer Beschäftigung fremd waren, zu sprechen. Wie er hörte, wo ich geboren sey, sprach er oft von Toulon, wo er ein Geschwader befehligt, von seinen Umgebungen, und selbst von meinem Dörfchen, dessen Lage ihm vollkommen bekannt war.

Den sieben-und-zwanzigsten November ging die Victory

*) Man nennt Pontons alte, entmastete, in den Häfen vor Anker liegende Schiffe, in deren finstern, feuchten Räumen die Engländer in diesem Krieg ihre Kriegsgefangene — bis auf zehn Jahre lang, eingesperrt hielten. Ueber die Behandlung, welche sie dort erfuhren, hat dieses Blatt (Jahrgang 1822) einige Nachrichten von Augenzeugen mitgetheilt. Pillet in seiner anziehenden Schrift: l'Angleterre vu à Londres, gibt noch weit schrecklichere und eben so wenig zu widerlegende Details über diese unmenschlichen Gefängnisse.

bey Portsmouth vor Anker, den folgenden Morgen segelte sie nach London, nachdem man die französischen, bey Trafalgar gefangenen, Seeleute und Soldaten auf die auf der Rhede liegenden Pontons vertheilt hatte. Die Offiziere erhielten Pässe, um auf ihr Wort in verschiedenen kleinen Städtchen zu leben, der General begab sich nach Alresford in Devonshire und erhielt die Vergünstigung, mich und seinen Diener Prieur mitzunehmen.

Seine erste Sorge war, sich an den Transportboard (eine Kommission für die Kriegsgefangenen) zu wenden, um seine Ueberfahrt nach Frankreich, wo er ein Kriegsgericht zu fordern entschlossen war, zu erhalten; er bot sein Ehrenwort, im Fall seine Auswechslung nicht erfolge, sich wieder zu stellen. Seine Bitten und vielfältigen Schritte blieben ohne Erfolg und sogar ohne Antwort. Endlich machte diese Kommission eine Menge Einwendungen, die, nach ihrem Vorgeben, ihre Einwilligung verhinderten. Der General bat von Neuem, bemühte sich von Neuem, eine für ihn so wichtige Gunst zu erhalten, indeß die Langsamkeit in dem Gang dieses Geschäftes und die Hindernisse, die er fand, ihn sichtbar erbitterten und seine Laune trüb und ungleich machten. Seine Seelenstimmung mochte auf seinen Körper wirken, denn seine Wunde heilte nicht, und hätte, den Umständen nach, doch schon lange vernarbt seyn können. Doch gerade, wo er alle Hoffnung aufzugeben im Begriff war, wurden seine Wünsche erfüllt. Herr Chilcott, der Gefangnen Kommissär in Alresford, erhielt Befehl, ihm einen Paß nach Plymouth zu ertheilen, nachdem er einen Revers unterschrieben, daß er, im Fall die französische Regierung nicht für seine Auswechslung sorge, in drey Monaten wieder zurückkehren werde. Prieur und ich waren in diese Uebereinkunft mit einbegriffen und im Passe genannt. Unsere Vorbereitungen waren bald gemacht und nach drey Tagen waren wir in Plymouth, wo ein Parlamentär nur des Generals Ankunft abwartete, um nach einem französischen Hafen zu steuern. Wir begaben uns sogleich an Bord und gingen unter Segel.

Den siebenten Mai landeten wir in Morlaix und kamen den zehnten in Rennes an, wo wir im Hotel de Brésil einkehrten. Die Luft des Geburtslandes schien dem General eine Heiterkeit zu geben, die ich, seit ich um ihn war, noch nie an ihm gesehen hatte. Seine Wunde schmerzte ihn noch immer sehr; er wollte zu schreiben versuchen, vermochte es aber nicht, sondern diktirte mir einige Briefe. Von folgenden habe ich kein einziges Wort vergessen; einige später erfolgte Begebenheiten haben meine Aufmerksamkeit auf dessen Ausdrücke zurückgeführt, indem sie mich zweifelhaft machten, ob sie in unmittelbarer Beziehung mit ihnen stünden.

An den Contreadmiral Lucas.

„Lieber General! Ich bin erst seit zwey Tagen in Frankreich und erfahre eine mir sehr angenehme Nachricht: die der von Ihnen erhaltenen Belohnung und der schmeichelhaften und wohlverdienten Worte, mit welchen das Oberhaupt der Regierung sie Ihnen angekündigt hat. „„Wenn „„alle Kapitäns, hat er gesagt, sich bey Trafalgar so wie „„Sie betragen hätten, würde der Sieg keinen Augenblick unentschieden geblieben seyn."" — das weiß sicherlich niemand so gut wie ich, und ich freue mich, durch den genauen Bericht, den ich gleich nach dem Vorgang einsendete, etwas dazu beygetragen zu haben, daß man Ihnen diese Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Jetzt bleibt mir eine sehr peinliche Pflicht zu erfüllen: ich muß die Aufführung derer entschleyern, deren Betragen alle meine Anordnungen vergeblich machten, und die Vernichtung unsrer Flotte und die Demüthigung der französischen Flagge herbeyzogen. Meine persönliche Rechtfertigung, der Vortheil des Dienstes, die Ehre Frankreichs, und vor Allem seiner Seemacht gebieten unerläßlich, daß ich die Strenge auffordere, wo ich so gern nur um Belohnungen ansprechen möchte.

Vielleicht haben Sie, ehe dieser Brief in Ihre Hände kommt, schon eine Bestimmung erhalten, da ich aber bey dem Gericht, das ich fordern will, so wie auch zur Unterstützung meiner Anklage gegen die, welche unser Unglück verschuldeten, Ihr Zeugniß ansprechen werde, so beschwöre ich Sie, Ihr Möglichstes zu thun, um noch einige Tage in Paris zu verweilen — denn ich eile, Sie daselbst zu begrüßen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Jenner.

Das erste Abonnementkonzert dieses Jahres wurde mit der ersten Abtheilung von Haydn's Schöpfung und Beethovens großer Meistersymphonie C moll, (voll Heldenkraft und Siegesfreude,) eröffnet. Dazu traten die Geschwister David aus Hamburg nochmals auf. Louise D. spielte Beethovens Pianofortekonzert aus C-moll; Ferdinand D. ein Potpourri von Spohr (B-dur). War man früher über die brillante Fertigkeit und Energie der kleinen Virtuosin erstaunt, so bewunderte man in dem Vortrag des schönen Beethovenschen Werks die Richtigkeit der Auffassung, und den Ausdruck, besonders in dem langsamen Mittelsatze, und es war damit unter den Kennern nur eine Stimme über das eminente Genie des Mädchens. Wir dankten ihr um so mehr für den Vortrag dieses Werks, da die meisten unter den neuesten Pianofortespielern die Mozart'schen und Beethovenschen Werke, den für die Klaviervirtuosen glänzenden Stücken von Kalkbrenner, Ries, Moscheles, Czerny nachzusetzen pflegen; da doch im Gegentheil ein einfacher, charakteristischer und ausdrucksvoller Vortrag weit Wenigern erreichbar ist, als die schwierigste mechanische Kunst, obwohl diese ihnen bey dem großen Haufen Ansehn und Ruhm verschafft. Wenn die kleine Pianistin, wie die Italiener sagen,

furore machte, so wurde wohl ihr Bruder nicht billig genug geschäzt. Denn wenn ihm auch einzelne Doppelgriffe und Bogensprünge noch nicht vollkommen gelingen, so ist doch im Vortrag seiner Cantilene etwas Solides, und diese herrliche Grundlage verdient an sich Anerkennung.

Im zweyten Abonnementskonzert hatten wir die Freude, einen der größten Tonkünstler Wiens, Hrn. Prof. Mark, auf dem Violoncell zu hören. Das Urtheil mehrerer Kenner ist, daß sein Ton noch ansprechender ist, als B. Rombergs, (wenigstens wie wir diesen zulezt gehört haben) und sein Vortrag äußerst feurig und voller Energie. Seine Kompositionen — ein Rondo mit einleitendem Adagio und Variationen — sind brillant für das konzertirende Instrument geschrieben, ohne die zweydeutigen Töne der oberen Region allzusehr in Anspruch zu nehmen, und im Ganzen lebhaft und fröhlich — ohne doch einen höheren Anspruch als selbstständige Musikstücke zu machen. Der fast enthusiastische Beyfall, welchen dieser Künstler empfing, bestimmte ihn nachher ein eignes Konzert im Saale des Musikvereins zu veranstalten, in welchem er wieder zwey Stücke seiner Komposition (eine sogenannte Phantasie für das Violoncell, und Variationen über ein Ungarisches Thema) vortrug, und das Aeußerste von Fertigkeit und Delikatesse auf diesem Instrumente leistete. Neben diesem spielte er auch das bekannte Potpourri von B. Romberg; ein ganzes Konzert von dieses Meisters Komposition, wenigstens ein Adagio und Allegro wäre uns willkommener gewesen, um den ausgezeichneten Konzertgeber auch noch in dem großartigen Vortrag eines durchgeführten Adagio kennen zu lernen. Doch auch so waren die Zuhörer demselben zu dem lebhaftesten Dank für seine schönen Leistungen verpflichtet.

Im dritten Konzerte dieses Jahres lernten wir einen ausgezeichneten jungen Komponisten (den fürstlich Fürstenbergischen Kapellmeister Kalliwoda) durch Ausführung seiner uns im Mannscript mitgetheilten Symphonie kennen. Je weniger Aufmunterung zu solchen großen Instrumentalkompositionen in den Verhältnissen liegt, desto mehr muß das Talent geschäzt werden, das sich für Hervorbringung derselben ausgerüstet hat; und da unser Konzertpublikum durch Gewöhnung an die größten Meisterwerke sehr schwierig geworden ist, so darf es hier wohl zum Lobe des Komponisten angeführt werden, daß sein genanntes Werk mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen ward. Es zeichnet sich aus durch anspruchlose leichte, aber edle Formen, einen angenehmen Wechsel des Sanfteren, Kräftigen, natürliche und einem solchen Werke angemessene Melodien, fließende Stimmung, strenge und gründliche Ausarbeitung, die doch nicht im tadelnden Sinne gelehrt genannt werden darf. Wahrscheinlich wird dieses Werk hier gedruckt werden. — Dem. Queck ist als unsere Konzertsängerin von Wien, wohin sie seit mehreren Monaten, ihrer Ausbildung wegen, gegangen war, zurückgekommen, und schon einige Male, jedoch nicht mit völlig gesunder Stimme, aufgetreten, was wir um so mehr bedauern, da ihr Gesang immer von Empfindung begleitet ist, und das Mechanische desselben hörbar gewonnen hat. — Die Schöpfung von Haydn erfreute wieder jeden Musikfreund, der den kindlich einfachen Geist dieses Meisters, und das Eindringliche seiner Melodien und Harmonien liebt. In seinen Fußtapfen wandelt Neukomm, von dem wir eine Phantasie für das Orchester (Nr. 3) hörten, die jedoch für eine solche fast zu gelehrt ist. Das Opferlied von Beethoven können selbst seine Verehrer nicht preisen. Melodie und Begleitung fließt unbestimmt durcheinander, und ermüdet den Zuhörer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 10. Jenner.

(Beschluß.)

Man hat sich mit dem Verhöre derjenigen Leute begnügt, die ihr Geld vergegeben hatten, ohne die erwünschten Aemter zu erlangen, und wovon wahrscheinlich keiner sich würde gemeldet haben, wenn er durch Vermittlung der falschen Marquise zu seinem Ziele gelangt wäre. Ein Mann hat ausgesagt, er sey Anfangs sehr leichtgläubig gewesen, und habe eine üble Meynung von dem vorgeblichen Kredit der gnädigen Frau gehabt; wie er aber ihre prächtige Wohnung gesehen, und nun vollends die gnädige Frau habe sprechen hören, so wäre bey ihm aller Argwohn gewichen. Eine besondere List der falschen Marquise war, daß sie die Leute beredete, da sie im Einverständnisse mit angesehenen Personen stehe, so wisse sie vor andern die wichtigen Staatsnachrichten, welche auf den Stand der Staatsrenten an der Börse Einfluß haben könnten; sie sey folglich im Stande, dort zur rechten Zeit glückliche Operationen zu machen; da nun die unabhängigen Zeitungen oft von diesem Vorauswissen und Benutzen wichtiger Begebenheiten gesprochen haben, und es wahrscheinlich in der That „angesehene Leute“ gibt, welche diese geheime Wissenschaft klug benutzen, so meynten die Leute, auch die Frau Marquise gehöre zu der Zahl der „auserwählten Begünstigten“ und nahmen keinen Anstand, ihr Geld zu vortheilhaften Börsespekulationen herzugeben. Das Geld verschwand aber, wie es scheint, meistens in den Händen der gewandten gnädigen Frau, die hernach behauptete, die Spekulation wäre übel ausgefallen, was dann auch, in Hinsicht der Leichtgläubigen, sehr richtig war. Dieß Handwerk scheint die Betrügerin über sechs Jahre lang getrieben zu haben, es würde unglaublich seyn, wenn sie nicht wirklich, wie es ihr Advokat ausgesagt hat, mit angesehenen Personen in Verbindung gestanden, und manchmal ihr Versprechen gehalten hätte. Es sollte fast scheinen, als ob sie Anfangs ihr Handwerk mit einer Art von Gewissenhaftigkeit betrieben, hernach aber vielleicht nach verlornem Kredit sich auf's Betrügen gelegt, und nur darauf gedacht habe, recht viel Geld zu gewinnen. Der königliche Anwalt bey Gerichte that, als ob er recht aufgebracht gegen die falsche Marquise sey, und trug auf eine Gefängnißstrafe von fünf Jahren, und eine Geldbuße von 500 Franken an; allein das Gericht, das vielleicht wohl wußte, was an der Sache war, verurtheilte sie zu einem zweyjährigen Gefängnisse und zu fünfzig Franken Geldbuße; von Entschädigung derjenigen, denen sie das Geld abgeschwazt hatte, war keine Rede, wahrscheinlich weil kein Geld bey ihr vorhanden ist. Somit wäre eine Kriminalsache beendigt, die wichtige Aufschlüsse über das Aemtererschleichen würde geliefert haben, wenn solche Prozesse mit der gehörigen Energie und der Freymüthigkeit betrieben würden.

D g.

Auflösung des Räthsels in Nr. 42.

Der Bär im Wirthshausschilde am Wege.

Scherz- und Wortspielräthsel.

Anfrage der Frösche.

Wir Barden in dem Sumpf, die draußen insgemein
Als rohe Gesellen sie verschrey'n;
Wir sind es nicht, und bitten um die Ehre
Zu rathen, unser löblicher Verein
Zu welcher Kirch' er wohl gehöre.

— b —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Februar 1826.

Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Schiller.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Der General wollte wirklich nur zwey Tage, um sich auszuruhen, in Rennes bleiben und am dritten nach Paris abreisen, wohin ich ihn begleiten sollte. Diese beyden Tage verflossen, ohne irgend etwas Bemerkenswerthes herbeyzuführen. Der General ging wenig aus, schien sehr mit seinen Gedanken beschäftigt und ich verließ ihn fast gar nicht. Seine kleinen Reiseanstalten waren gemacht, er hatte eine Chaise gekauft, die Koffer waren aufgepackt, und wir sollten den dritten Tag auf das früheste abreisen.

Den Nachmittag vor dieser Abreise kamen vier Leute in den Gasthof, mit Schnurrbärten und in bürgerlicher Kleidung, der sie jedoch nicht gewohnt zu seyn schienen; auch ihre Betonung, ihre Manieren, ihre dunkle Gesichtsfarbe überzeugten mich im ersten Augenblick, daß es keine Franzosen waren. Der Eine von ihnen machte mir eine Menge anfangs gleichgültige Fragen, nachher aber in Beziehung auf den General. Wie er hörte, daß er morgen abzureisen gedenke, drückte er Verwunderung aus und erkundigte sich darauf eifrig nach der ganzen Lebensweise desselben, ja sogar nach der Einrichtung seines Zimmers. Später ist mir dieser Umstand sehr aufgefallen; damals sah ich nur die Neugierde in ihm, die sich gern mit den geringsten Handlungen eines, nur einigermaßen berühmten Mannes beschäftigt. Ich antwortete unbedenklich, denn ich sah keine Wichtigkeit dabey.

Wie der Mensch mit seinen Fragen fertig seyn mochte, ging er fort, kam aber nach einer halben Stunde mit einem Manne zurück, dessen Aeußeres mir auffiel. Dieser war ein Franzose, wenigstens kündigte ihn eine stark betonte Aussprache als Südländer an, ich glaubte sogar zu unterscheiden, daß er in der Rouergue zu Hause seyn müsse. Er mochte zwischen vierzig und fünfzig seyn, klein, graukopfig, mit gepudertem Haar, kleinem, kurzen, spitzen Zopf, unedeln Zügen, lebhaftem durchdringendem Blicke, einer den Trunk verrathenden Gesichtsfarbe und dünnen schwachen Beinen. So sah dieser Mensch aus, den ich seitdem wieder gesehen habe, dessen widriges, niedriges Aeußere ich aber ohnehin nie vergessen hätte. Anfangs betrachtete er mich von Kopf zu Fuß, dann that er mir mit einem vornehmen Wesen alle Fragen, die ich schon den andern beantwortet hatte, und eine Menge andere dazu; auch, ob unsere Abreise auf morgen wirklich bestimmt sey? Ich bejahte es, und er begab sich mit dem, welcher ihn herbeygeführt hatte, wieder fort, wobey er lebhaft und leise mit ihm sprach. Die drey Andern gingen ihm nach, alle bezeigten ihm Achtung und Ehrfurcht. Nach einer Stunde kamen sie in den Gasthof zurück, begaben sich in ein Zimmer, hatten lange Unterredungen und trennten sich endlich.

Der General, da er sehr früh abreisen wollte, ging um zehn Uhr zu Bett. Prieur brachte, um die Pferde recht früh anschirren zu lassen, die Nacht auf der Post

zu. Ich half dem General beym Auskleiden, er beschäftigte mich noch einige Augenblicke, und verabschiedete mich mit der Bitte, mein Licht brennen zu lassen, seine Thüre nicht zu verschließen, und ihn, sobald Prieur gekommen seyn würde, zu wecken. Ich begab mich in meine Schlafkammer, die eine Treppe höher gelegen war, und nach zehn Minuten lag ich in tiefem Schlaf.

Plötzlich erweckte mich ein großer Lärm, der mir von des Generals Zimmer her zu kommen schien. Es ward lauter, verworrene Stimmen kamen hinzu, bald ließ mir Schmerzensgeschrey keinen Zweifel — ich stürzte aus dem Bett, ergriff das Licht und einen Säbel, den mir der General in Morlaix gekauft hatte, und eilte die Treppe herab nach seinem Zimmer. Sehr deutlich hörte ich die eilenden Schritte mehrerer Menschen und sah unter mir den oben beschriebenen Mann, der den Abend vorher mit mir gesprochen hatte und jezt behende in's Erdgeschoß hinabstieg. Seitdem ist es mir aufgefallen, daß seine Kleidung unverändert war, er sich also gar nicht ausgezogen hatte. Ich fühlte mich versucht, ihm nachzueilen, allein ein stärkerer Drang trieb mich zu dem General, dessen Zimmerthüre aufstand; ich trat ein und fand den Mann, den die Kugeln bey Trafalgar verschont hatten, blaß und blutend auf seinem Bett, seine Decke und Kissen am Boden umher. Zuckend und todtenbleich sträubte er sich noch gegen die Schmerzen des lezten Moments, er erkannte mich, versuchte vergeblich sich aufzurichten, sprach einige unzusammenhängende Worte, von denen ich nur Kommissär oder Sekretär verstehen konnte, und hauchte den Geist aus, ehe ich daran denken konnte, ihm Hülfe zu verschaffen. Fünf tiefe Wunden waren in seiner Brust, und kein Dolch, keine Waffe ward um ihn her gefunden. Nun rief ich und schellte aus allen Kräften; unverzüglich füllten die Wirthsleute, die anwesenden Gäste das Zimmer; die Bewegung war ungeheuer und die erste, einzige Ansicht die, daß der General von Mördern überfallen worden sey. — Und doch sah ich ihn mit eben so vielem Erstaunen als Schmerz an demselben Tage ohne Feyerlichkeit und Begleitung begraben, ja im seltsamsten Widerspruch mit dem Gerede in der Nacht, hörte ich sagen: er habe sein Leben selbst verkürzt, und sich durch fünf Dolchstiche getödtet. So oft ich den Mund öffnete, meine Gedanken über diesen Gegenstand zu äußern, weigerte man sich mir Gehör zu geben, und lenkte das Gespräch ab. Von dem kleinen Mann und seinen vier Spießgesellen konnte ich nichts erfahren; man umging es mir zu antworten, und wollte meinen Zweifeln kein Gehör geben. Späterhin habe ich mich selbst gewundert, daß ich meine Nachforschungen nicht weiter trieb, daß ich die Polizey nicht zu unterrichten versuchte; allein wenn der Leser bedenkt, wie sehr mir damals alle Erfahrung fehlte, und wie schnell ich Rennes zu verlassen genöthigt war, so wird er mein Betragen begreifen. Der Tod des Generals hatte mich auch so unendlich betrübt, daß ich während mehreren Tagen gar keines Nachdenkens fähig war. Ich beweinte ihn als das Opfer eines Verbrechens, dessen Ursache mir verborgen war, wie einen Wohlthäter — denn gewiß wäre er mir das geworden, und war es ja schon, indem er mir das harte Schicksal ersparte, zehn Jahre lang auf den englischen Pontons zu verseufzen.

Diese Begebenheit hätte auf mein Schicksal wirken sollen, ich glaube aber, daß ich mein Leben, oder wenigstens meine Freyheit dem Umstand zu danken hatte, daß man mich für völlig nichtsbedeutend hielt.

Noch am Todestag des Generals wurden alle seine Habseligkeiten und alle seine Papiere versiegelt und — ich weiß nicht wohin geschickt; ich erhielt aber Tags darauf von dem Kriegskommissär eine Marschroute nach dem Depot meines Regiments, welches sich damals in Paris befand, machte mich noch am selben Tag auf den Weg, und kam den 19. Mai daselbst an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus Graubünden.

(Fortsetzung.)

2. Andeer und Bündens romanische und ladinische Mundarten (die rhätische Sprache).

Andeer hat eine Meerhöhe von 3042 Fuß. Oestlich erhebt sich das Gebirge Tschera, westlich der Piz Bezan. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde hier aus dem Rheinsande Gold gewaschen. Der so dienstfertige und gefällige, jezt achtzigjährige Pfarrer zu Andeer, Herr Matthias Conradi, hat sich um die romanische Sprache seines Volkes sehr verdient gemacht. Schon 1784 gab er ein romanisches Gesangbuch, welches unter andern auch die Gellertschen und Lavaterschen Lieder übersezt enthält, heraus, das seitdem in den meisten protestantisch-romanischen Kirchen Graubündens eingeführt worden ist. Im Jahr 1820 erschien von ihm: Praktische deutsch-romanische Grammatik und 1823 Dictionar de Tasca dilg Linguaig romansch tudesc, oder Taschenwörterbuch der romanisch-deutschen Sprache, beyde Werke zu Zürich (bey Orell, Füßli und Komp.) verlegt. Der preußische Staatsminister, Herr Wilhelm von Humbold, der den Verfasser zu dieser Arbeit sehr ermuntert hatte, weßwegen derselbe auch lezteres Werk diesem Sprachforscher widmete, hat, so wie viele andere Gelehrte und Geschichtskenner, lebhaften Antheil an den Untersuchungen über diese uralte rhätische Sprache genommen, und die Abstammung vieler romanischen Wörter dem Herrn Conradi mitgetheilt. Livius ist der erste unter Roms Schriftstellern,

welcher von der rhätischen Sprache redet. Er sagt (L. 1. cap. 1; L. V. c. 34; L. IX. c. 35.), daß die Rhätier zu seiner Zeit (Livius lebte 500 Jahre nach der Auswanderung der Hetrusker aus Italien) ihre alten Sitten dergestalt verloren hätten, daß sie nichts als den Sprachton, und auch diesen nicht unverdorben, besäßen. Seitdem die Tuscier in die Alpen geflohen, vermischten sich mit ihnen Gallier oder Celten, dann Römer, Longobarden, Gothen, Allemannen und Franken. Obgleich ihre Sprache ein Gemisch werden mußte, so erhielten sich doch wohl viele Ueberbleibsel der Sprache Latiums und Hetruriens in der Mundart der Rhätier, welche ganz abgeschieden die verborgnen Hochthäler Bündtens bewohnten.

Die größere Hälfte der Volksmenge von Graubünden und im Tyrol, die Einwohner des Grebenthals, von Ennenberg, der Abtey Beutelstein, des Hintergrundes im Pusterthal und die alten Leute in Tauferstthal sprechen die rhätische Sprache. In der Benediktinerabtey Disentis, welche im siebenten Jahrhundert gestiftet wurde, befanden sich uralte Schriften, z. B. Zins- und Gerechtigkeitsrödel, das Testament des Bischofs Thello, Uebersetzungen der vier Evangelisten und der Lebensbeschreibungen der Altväter, der Regel des heil. Benedikt und des römischen Märtyrerbuches; ferner Todtenverzeichnisse, Gerichtsordnungen und Eidschwüre, Lebensbeschreibungen von Heiligen, der Pipine, Karls des Großen und anderer; Urkunden und Aufsätze von Klostergeistlichen über mancherley Gegenstände, Kirchengesänge, Gebete, Schauspiele; eine Reisebeschreibung des Abt Jakob Bundi nach Jerusalem im sechszehnten Jahrhundert; Volkslieder, geistliche und weltliche Reden aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert; eine Chronik der Landesbegebenheiten; naturhistorische Aufsätze und Beschreibungen der Alpenreisen des noch lebenden würdigen Konventual, Herrn Placidus a Specha u. s. w. Diese kostbaren Ueberreste, von denen Manche aus dem achten Jahrhundert stammten, die uralte Ausdrücke und Redensarten enthielten, welche jedoch unveraltet waren, denn man las und verstand sie vollkommen, wurden im Jahr 1799, als im Mai die Franzosen das Kloster anzündeten, ein Raub der Flammen.

Die rhätische Sprache theilt sich in zwey Hauptmundarten, in jene der Quellen des Vorder- und Mittlerrheins, das Romanische, und in jene der Quellen des Inn und der Etsch, das Ladinische. Die romanische Mundart, welche wieder in zwey Dialekten geredet wird, nennt sich die antiquissim lungaig da l'aulta Rhaetia, die uralte Sprache von Hohen-Rhätien. Sie nähert sich dem Altbritannischen, Altfranzösischen, Portugiesischen und Spanischen der Katalonier und Basken, und das Italienische versteht ein Romaner leicht. Sie liebt Kürze im Vortrage, Wohlklang in der Poesie, ist äußerst genau in der richtigen Zügung der Versifikation und schneidet oft Sylben weg und sezt andere hinzu. Im Ganzen aber ist diese Sprache wortarm *).

Seitdem die Reformation sich unter den romanischen Volksstämmen Bündtens verbreitet hatte, wurde die rhätische Sprache von den protestantischen Geistlichen nicht blos auf den Kanzeln eingeführt, sondern auch zu Druckschriften benuzt. Das erste gedruckte Buch in dem Ladin des Engadinerthals war eine Uebersetzung des Katechismus von Joachim Binfrun oder Biveron (Tuschet genannt) aus Samaden verfaßt, welche 1551 erschien. Derselbe Verfasser ließ im Jahr 1560 eine ladinische Uebersetzung des Neuen Testamentes auf eigene Kosten zu Poschiavo drucken.

(Der Beschluß folgt.)

*) Für manche Gegenstände ist sie dagegen reich an Ausdrücken, z. B. Schneeflächen: Nevadas. — Eismassen Glacers. — Schnee der Lawinen: Lavinas und Vadreas. — Spälte in Schnee und Eis: Neveras und Glaceras. — Stäubender Schnee: Konfla. — Fester Schnee: Somada. — Weicher Schnee: Pfundrada. — Alter, aber aufgewässerter Schnee: Marsauna.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Januar.

(Fortsetzung.)

Die Bühne wurde in diesem Jahre mit einem Glückwunsch der sieben Mädchen in Uniform eröffnet. Man ist hier schon an die leidigen Gratulanten in Ueberfluß gewöhnt, so daß das Publikum auch einer Kunstanstalt eine solche captatio benevolentiae durch liebenswürdige Behofte nicht eben übel nimmt. Unter den Vorstellungen im recitirten Schauspiele zeichne ich Romeo und Julie aus, welches hier wieder nach einer, dem Original mehr nahe kommenden Ordnung in die Scene gesezt worden war. In der Aufführung habe ich nur theilweise Gelungenes gefunden. Zuerst was Romeo anlangt, so besizt Hr. Devrient in seiner Individualität gar Vieles, was ihn für diese Rolle fähig macht, und was schon zu anderer Zeit herausgehoben worden ist. Seine Liebe zu Rosalinden, in welcher der große Dichter die erste Regung einer Leidenschaft im jugendlichen Herzen darstellt, die ihren wahren Gegenstand noch nicht gefunden hat; dieses schwärmerische Schmachten, das ihm selbst noch unbegreiflich ist, und als Ahnung des Herzens, und gleichsam als die Dämmerung auf den reinen Sonnenglanz der Liebe vorbereitet, ferner die Berührung von dem ersten Eindruck der wahren Liebe, das kühne Wagen und den Troz der Leidenschaft (z. B. in der Scene, in welcher er seine Verbannung erfährt) sind gelungene Momente dieser Darstellung. Minder gelungen sind die Momente, in welcher sich die entflammte Neigung verräth und austauscht. Es scheint schwerer, das Glück der Liebe zu schildern, als ihre Leiden. Hier sehe ich zu viel Anstrengung und Absicht, zart zu seyn und dem Zuschauer deutlich zu werden. Dieß gilt auch von der übrigens edeln und korrekten Darstellung der Julie durch Mad. Genast. Die Ballscene (welche Hr. D. ebenfalls in der Maske des Pilgers — verleitet durch ein Gleichniß — spielt) wird von Beyden viel zu künstlich und bedächtig vorgetragen; doch gestehe ich, daß es schwer seyn mag, in so wenigen Zü-

gen, die ganze Bedeutsamkeit dieses ersten Moments einer wahren Herzensvereinigung zu schildern. Aber diese flüchtig vorüberschreitende Erscheinung ist es eben, welche den Geliebten in der darauf folgenden Nachtscene um so mehr zwischen Traum und Wachen schwebend erhält. In der eben genannten Scene finde ich auch von Seiten der Darstellerin der Julie zu viele Anstalten, nicht das reine Selbstvergessen, den unbesonnenen Rausch der jugendlichen Liebe, der, wie in der Folge sich zeigt, das Aeußerste wagen läßt. Selbst das Herumwenden der ganzen Figur auf dem Balkon, und das Winken hinter die Scene (bey den Worten, wo die Wärterin ruft) ist in dieser Situation störend, da der Geliebte vor ihr steht; Julie hat hier kaum Zeit, mit einer flüchtigen Kopfwendung die flüchtigen Worte der mahnenden Amme zurückzurufen. In der Scene, wo Julie das Gift nimmt, kämpft die Darstellerin hörbar mit ihrem Organ; der Richtigkeit ihrer deklamatorischen Auffassung aber muß man fast überall Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Die Darstellung des Mercutio (durch Hrn. Stein) bestand aus zwey sehr ungleichen Theilen; im ersten zeigte sich M. gar zu sehr als Poltron und Bramarbas, es fehlte ihm die geniale Leichtigkeit des Humors, die diesem Charakter angehört, und ihn gleich in der originellen Schilderung der Frau Mab bezeichnet; die zweyte, gelungene war die Scene des tödtlichen Zweykampfs, wo eben jene Keckheit des Humors, der selbst den Sterbenden nicht verläßt, am stärksten emporsprüht, und den Eindruck des Tragischen erhöht, dem er beygesellt ist. Recht gut und an seinem Platze fand ich Hrn. v. Zieten, in der Rolle des schwachmüthigen Vaters Capulet, in der Scene, wo er mit der Tochter zankt, und auf die Heirath mit dem Grafen Paris dringt. — Da Herr Fink, der sonst seine dramatischen Aufgaben wohl zu durchdenken pflegt, bey der Vorstellung, deren ich mich hier erinnere, kränklich war, so darf ich nichts über seine Darstellung sagen. Daß Tybalt ein roher Brausewind ist, ist offenbar, und dieß hatte Hr. Burkhart auch gefaßt; aber in Hinsicht des Sprechens müssen wir ihn vor einem polternden Tone, und einer monotonen Hebung der Stimme warnen, die auch in seinen andern Rollen wiederkehrt, und aus dem Bestreben nach Nachdruck hervorgegangen zu seyn scheint. Die Zierlichkeit des Grafen Paris (Hr. Streit) bewegte sich noch nicht mit der dem Grafen geziemenden Unbefangenheit, die jedoch dem Anfänger nicht gleich zu Gebote steht.

Bey Gelegenheit des Makbeth will ich bemerken, daß sich ein unschuldiger Witzling das Vergnügen gemacht hat, ein poetisches Bild, dessen ich mich in diesen Blättern, in Beziehung auf eine musikalische Figur in Spohrs neuer Ouvertüre zu jener Tragödie bedient habe, nach Shakespears Ausdruck zu Tode zu hetzen. Ich sage: diese Ouvertüre beginne mit einer mehrmals wiederholten Figur, welche ein geheimes Grauen zu erregen fähig ist. Der Witzling erwiedert, daß das Grauen bey einem mehrmaligen Wiederholen leicht nachlasse. Ihm scheint unbekannt, daß ein solches Grauen auch durch den Eindruck einer einförmigen Bewegung hervorgebracht werden kann, und von vielen großen Meistern auch dadurch bewirkt worden ist, (Beethoven, Cherubini); es kommt nur darauf an, ob diese Einförmigkeit unwillkürlich, und in gegebnem Falle Mangel der Phantasie ist, und ob sie in eine höhere Mannichfaltigkeit aufgenommen, im Fortgange des Ganzen wieder verschwindet, oder ob sie Intention des Künstlers ist, und die Phantasie — wo welche vorhanden ist — beschäftigt. Daß Spohr sich sonst wohl zu oft an gewisse Figuren hängt, lasse ich fallen; denn es gilt für den gegenwärtigen Fall, nach meiner Ueberzeugung, nicht. Ferner lächelt der Witzling vornehm über den Ausdruck: „es ist, als sähe man schauervolles Gewürm am Boden kriechen, welches dem Hohen nachstellt.“ Er weiß also wohl nichts davon, daß, wenn eine Instrumentalmusik recht lebendig wirkt, vor der Einbildungskraft — des gebildeten Musikfreundes natürlich — gleichsam entsprechende Bilder entstehen, auf welche Weise unter andern auch der geistreiche Apel, die bekannte poetische Deutung der Es-dur-Symphonie von Mozart entstand. — Endlich sagt der namenlose Bemerker, um seinen Anspruch auf Berichtigung meines Urtheils geltend zu machen, er habe jene Ouvertüre auch gehört. Will er mich in der That überzeugen, daß er sie nicht blos gehört hat, sondern auch ein Urtheil darüber fällen kann (wozu doch nicht blos ein — präsumtiv gesundes Gehör erforderlich ist), so muß er erst eine größere Kenntniß der Sache verrathen, oder sich nennen, damit ich die Segel vor ihm streichen kann, wenn er das ist, wofür er sich auszugeben scheint, widrigenfalls es mir frey steht, seinen Zweifel an Spohrs Phantasie, über deren Schranken in Hinsicht der melodischen Erfindung ich mich selbst an andern Orten bestimmter erklärt habe, als eine andere nachgesprochene Rede anzusehen, durch welche ein Namenloser das Verdienst eines ausgezeichneten Mannes, wie dieser Komponist ist, schwerlich gefährden möchte.

Ich kehre zu einigen andern Schauspielen zurück, welche in diesem Monat auf die Bühne kamen. Dazu gehört Jüngers ergötzliches Intriguenstück: Er mengt sich in Alles. Die Wiedereinführung desselben auf unsrer Bühne halte ich nicht für gelungen, das Meiste kommt auf die Rolle des Plumper an. Dieser muß zwar in seiner Einfalt ergötzlich seyn; aber es läßt sich nicht denken, daß seine Tölpelhaftigkeit den jungen Männern, die darüber scherzen, aber doch mit ihm umgehen, erträglich seyn würde, wenn sie sich so äußerte, wie sie hier sehr übertrieben dargestellt wurde, und daher in's Niedrige fiel. Mad. Genast war in der muntern Rolle äußerst leicht und gefällig; Hr. v. Zieten in der des geldsüchtigen alten Onkels wahrscheinlich nicht recht einheimisch, denn das ihm in solchen Rollen gewöhnliche Zappeln an Händen und Füßen stellte sich gleichsam unwillkürlich ein. Da ich von solchen Angewöhnungen einmal spreche, so will ich von einem andern Schauspieler noch erwähnen, daß er in Darstellung junger Männer eine äußerst befangene, ja ich möchte sagen steifsmoderne Haltung des Oberkörpers annimmt, und den Kopf immer zwischen die Schultern zieht, wodurch die sonst angenehme Erscheinung an edlem, freyem Ausdruck verliert; eben so unangenehm ist ein gewisses Affektiren in der Sprache, die besonders den R Laut betrifft. Dieß fand ich bey demselben Schauspieler in dem Lustspiel der Unschuldige muß viel leiden. Außer den angeführten wurde kein neues oder neueinstudirtes Schauspiel in diesem Monat gegeben. Von Opern nahmen noch die Aufmerksamkeit in Anspruch: Euryanthe, Faust, Berggeist, Fräulein vom See, Opferfest.

(Der Beschluß folgt.)

München, 15. Febr.

Gestern wurde auf dem königlichen Hoftheater zum ersten Male: Stolz der Geburt, und Stolz des Glücks, oder: der Kaufmann von Hamburg, ein Charaktergemälde in fünf Aufzügen, von Herrn von Plötz gegeben, welches mit ausgezeichnetem Beyfalle aufgenommen wurde. Der Herr Verfasser und Herr Weyermann, welcher die Rolle des Kaufmanns von Hamburg meisterhaft durchführte, wurden am Schlusse einstimmig gerufen. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieses Stück in ganz Deutschland eine nicht minder vortheilhafte Aufnahme finden werde.

Beylage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Februar 1826.

Wenn's auch die ganze Welt nicht glaubt, so glaubt es doch die Hälfte.

Hebräisches Sprüchwort.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Einige Tage darauf befahl mir der Sergent-Mayor, bey dem Zehn-Uhr-Appel aus der Linie zu treten und ihm zum Major zu folgen; ich fand bey diesem einen Bataillons-Chef, der mir, nachdem er mich um meinen Namen befragt, mit ihm zu gehen befahl. Er stieg in einen sehr schönen, vor der Kaserne haltenden Wagen, mußte aber dem Zeichen, das er mir machte, gleichfalls einzusteigen, einen bestimmten Befehl hinzufügen, ehe ich mich dazu entschloß. Ich war nicht ohne Sorge über eine Begebenheit, die so seltsam begann, und das strenge Stillschweigen des Offiziers war nicht geschickt, mich zu beruhigen. Die Schnelligkeit unsrer Fahrt vermehrte meine Unruhe, denn ich gestehe, daß ich mich zum ersten Mal in meinem Leben in so einer glänzenden Kutsche befand, und selbst den Gebrauch eines Miethwagens nur der Beschreibung nach kannte. Man ließ mir nicht Zeit, lange Betrachtungen anzustellen, nachdem wir über einen großen Platz gefahren waren, hielten wir an einem großen Pallast, vor dem mehrere Wachtposten aufgestellt waren — es waren die Tuillerien, die ich noch nicht gesehen hatte; wir stiegen aus, der Bataillons-Chef führte mich in eine Wachtstube und befahl mir, hier zu warten. Die dunkle Furcht, die ich gleich anfangs empfunden, ward mit jedem Augenblick größer, und so wartete ich während zwey Stunden, ohne zu wissen, ob ich frey sey oder unter Aufsicht des Wachtpostens, dessen Soldaten übrigens wenig auf mich Achtung zu geben schienen. Endlich trat ein junger Ingenieur-Oberster eilig ein und rief: Guillemard! Hier, antwortete ich und folgte ihm. Er führte mich durch viele Zimmer bis in einen Saal, wo er mir zu warten befahl; nach einer halben Stunde — so kam es mir vor, ich war aber freylich ganz verworren — steckte er den Kopf aus der Thür, durch welche er fortgegangen war, winkte mir und ich trat in ein Zimmer, wo er in demüthiger Stellung hinter einem mit Schreiben beschäftigten Manne stehen blieb. Ich stand ebenfalls und nicht wenig verlegen, aber es gab niemand auf mich Acht. Nach einigen Minuten stand der Mann rasch auf und sagte zu dem Offizier: „Lassen Sie uns allein.“ Dieser machte eine tiefe Verbeugung und verließ das Gemach. Dieses Wort, die Bewegung, die es begleitete, die Ehrerbietung des Offiziers, erfüllten mich plötzlich mit der Ueberzeugung, ich stehe vor dem Kaiser. Er wendete sich jezt zu mir, und unerachtet meiner Verwirrung erkannte ich die Züge, den Ausdruck, der damals dem Herzen aller Soldaten eingegraben war. Nachdem er mich flüchtig betrachtet, sagte er: „Wie heißt du?“ Ich hatte in diesem Augenblick meinen Namen fast vergessen und war so bewegt, daß ich den Mund öffnete, ohne antworten zu können. Er wiederholte seine Frage mit einem so gütigen Ton, daß ich den Muth bekam, meinen Namen zu stottern. „Warst du mit dem Admiral Villeneuve in Rennes?“ — „Ja, General,“ denn ich wußte noch nicht, daß man ihn Sire nenne. „Was weißt du von seinem Tod?“ — „Vieles,“ antwor-

tete ich mit einer stets zunehmenden Zuversicht. Er drückte mit einer Bewegung Verwunderung aus, und befahl mir, alle Umstände dieser Begebenheit zu erzählen. Mein Bericht war ohne Zweifel nicht sehr beredt, allein wahr und umständlich. Während ich sprach, ging der Kaiser mit verschlungenen Armen langsam im Zimmer auf und ab, verschiedene Male stand er still, um schärfer zu hören, wie ich aber von fünf Menschen sprach, die ich an dem Tod des Admirals Schuld zu haben glaubte, und den, welcher mir ihr Rädelsführer zu seyn schien, schilderte, blieb er plötzlich stehen, unterbrach mich und fragte rasch: „Würdest du ihn wieder kennen?" — „Ja, General." Der Kaiser stampfte mit dem Fuß und ging ein Paar Mal zornig auf und ab, schellte und sagte zu einem Offizier, der herein trat: „Decrès soll kommen." Mich führte man indeß in den anstoßenden Saal. Nach einer Viertelstunde trat ein Contre-Admiral ein, der sogleich eingeführt wurde; bald darauf berief man mich, und ich erkannte, daß es der Marine-Minister war.

Der Kaiser, welcher jezt viel finsterer aussah, befahl mir, meinen Bericht zu wiederholen; nach meinem lezten Wort wendete er sich zu dem Minister und sagte: „Sie hören es: es soll untersucht werden, sprechen Sie mit Fouché, diese Leute sollen vor Gericht gezogen werden." Der Minister nahm das Wort, um zu bemerken, daß die Aktenstücke bewiesen, daß ich im Irrthum sey; allein der Kaiser ließ ihn nicht aussprechen, sondern rief: „Genug, thun Sie was ich sage." Der Minister begab sich hinweg, und der Kaiser machte mir ein Zeichen, dasselbe zu thun. Wie ich schon in der Thüre war, fragte er: „Woher bist du?" — „Von Sirfour." — „Bey Toulon?" — „Ja, Sire," denn so hatte ich ihn nun von dem Minister nennen hören. „Ja, ja! ich bin während der Belagerung hinaufgestiegen, um die englischen Positionen zu übersehen. Das ist ein Signalposten, ein Adlernest. Wer ist dein Vater?" — „Notar und Maire des Dorfs," antwortete ich wohlgefällig. „Wie lange dienst du?" — „Dreyzehn Monate." — „Das ist wenig, aber mach' nur fort. Jezt gehe. . . ."

Ganz entzückt ging ich in meine Kaserne. Ich meynte noch am selben Tage Korporal werden zu müssen, den Tag darauf Sergent und so fort und fort, von des Kaisers leztem Blick zu allem befördert. Allein aller Vortheil, der mir daraus entstand, ist das Andenken, das ich von ihm bewahrte. Die glänzenden Hoffnungen, mit denen ich mir einige Tage schmeichelte, scheiterten ohne Zweifel an den Geschäften des Kaisers, der eben im Begriff war, einen neuen Feldzug zu eröffnen.

Vor Kurzem las ich in O'Mearas Memoiren, daß ihn Napoleon auf St. Helena sehr lange von dem Tod des Admirals unterhalten und ihm begreiflich zu machen gesucht habe, wie es diesem habe gelingen können, sich mit sechs Dolchstichen zu tödten. Es fällt mir nicht ein, die Wahrhaftigkeit des irländischen Arztes zu bezweifeln, allein dann hatte Napoleon seine Ansicht sehr geändert, oder die Umstände meines Berichtes, der ihn doch zu überzeugen und den größten Eindruck auf ihn zu machen schien, gänzlich vergessen.

Drey oder vier Tage nach diesem Verhör begegnete ich auf den Boulevards dem erwähnten Menschen aus Rennes. Er trug eine himmelblaue Uniform mit rothem Kragen und silberner Stickerey. Ohne mich zu bemerken, ging er neben mir vorbey — wie sehr wünschte ich, ihn vor meinem Verhöre beym Kaiser begegnet zu haben! Den ganzen Tag war ich unentschlossen, ob ich mich einem meiner Obern entdecken solle, ging auch den folgenden Tag zu meinem Major, den ich aber nicht zu Hause fand — und vielleicht war es mein guter Engel, der mich verhinderte, weitere Schritte in dieser Sache zu thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus Graubünden.

(Beschluß.)

3. Splügen im Rheinwaldthal und seine Forstwirthschaft.

Splügen ist der Hauptort des hochgelegenen Rheinwaldthales, am südlichen Fuß des Stockalper-Horns und hohen Kalkerberges, am Ufer des Hinterrheins, 4642 Fuß über dem Meer und an dem Scheidungspunkt der beyden Hauptstraßen nach Italien über den Splügen- und Bernhardino-Paß gelegen. Dieser Stapelplatz von zwey so gebrauchten Handelswegen zwischen der Schweiz, Deutschland und Italien, mitten in den Hochalpen, am Fuß wilder und durch Schneestürme, Lavinensturz und Felsenbrüchen so gefährlichen Gebirgen, welche alljährlich von 20 bis 25,000 schwer beladenen Pferden überstiegen wurden, gab diesem Alpendorfe ein mannigfaltiges Leben des Verkehrs und Wohlstandes und hatte für den Handel überhaupt wegen des pflichtvollen Eifers der hier wohnenden Speditoren, und nicht weniger für die Reisenden, welche die wilden Pässe ohne Unfall übersteigen wollten, eine wichtige Bedeutung. Der Unglücksfälle hatte es seit Jahrhunderten viele gegeben, die Erinnerung rückte weit auseinander liegende Ereignisse zusammen, und die Einbildungskraft der Zuhörer malte sich die Grausen mit so lebendigen Farben, daß bey dem Gedanken an Splügen und Bernhardino Angst aufstieg und mit Unruhe von der fernen Familie die Nachricht erwartet wurde, ob Vater, Sohn, Mann oder Freund glücklich den Berg passirt habe. Nicht selten geschieht es, daß die Reisenden in Splügen ein bis drey Tage aufgehalten werden, ehe sich der Schneesturm legt und ehe der unter tiefem Schnee liegende Weg so weit wieder geöffnet ist,

daß es möglich wird, fortzukommen. Das Wirthshaus in Splügen, Bodenhaus genannt, ist sehr gut, und von dieser Seite kann sich der Fremde, der hier festgehalten wird, trösten. Von Splügen geht es unmittelbar auf den Splügen-Paß, aber der Fuß des Bernhardino-Passes ist noch zwey Stunden entfernt.

Ob Splügen, Spluga, seinen Namen von Specula, Wartthurm, oder vom rhätischen Splüja, ohne Aehren, erhalten haben mag, läßt sich wohl nicht ausmitteln. Ein solcher Wart- und Beobachtungsthurm steht wirklich noch jezt nicht weit von Splügen am Wege nach Suvers und der Rofflen und wird zur Burg genannt. Ob gleich das Thal sehr hoch liegt, so ist es doch nicht ohne Aehren, denn Gerste reift, mit Ausnahme von seltenen Jahrgängen, gewöhnlich.

Das Rheinwaldthal (im Rhätischen Val Rhein, Val de Rhein), worin Splügen liegt, ist in mancher Rücksicht sehr merkwürdig. Das Gebiet desselben hat von Osten nach Westen eine Länge von fünf bis sechs Stunden, und von Norden nach Süden eine Breite von drey bis vier Stunden, wovon aber der Thalboden nur drey Stunden lang und eine Viertelstunde breit erscheint. Von allen Seiten ist es von hohen Gebirgen ummauert, die sich 2420 bis 5660 Fuß erheben. Da nun die Thalebene zwischen 4620 bis 4770 Fuß über dem Meer liegt, so erreichen die Rheinwaldgebirge die absolute Meerhöhe von 7040 bis 10280 Fuß. Mehrere der das Thal einfassenden Berge bieten von ihren Höhen außerordentliche Fernsichten dar. Das schöne pyramidale Schnee- oder Tambohorn, 9815 Fuß über dem Meer, sieht man sehr deutlich vom Domthurm zu Mailand und von vielen andern Gegenden der Lombardey. Seine Ersteigung vom Splügen aus ist freylich etwas gefährlich, man braucht dazu drey bis vier Stunden, aber die Aussicht über den Comersee, den Langensee, die Lombardey nach Süden, über den Bodensee und Schwaben nach Norden und über zahllose Felsen und Gletscher, ist von diesem Alpenhorn sehr merkwürdig. Aus diesem Hochthal des Rheinwalds gibt es nur einen einzigen leichten Ausgang, und zwar gegen Nord-Ost stromabwärts nach Suvers und nach dem Rofflaschlund; an allen andern Seiten muß man Gebirgshöhen ersteigen, und zwar an der südlichen Kette den Splügen- und Berhardino-Paß, 1813 bis 1814 Fuß über die Thalfläche, und in der nördlichen Kette den Callendari-Paß (der ins Savienthal führt), den Löchli- oder Walischer- und den Valserberg-Paß (welche beyde in das Lugnezerthal leiten), 2400 Fuß über dem Thalboden erhaben.

Der Winter dauert im Rheinwaldthal neun Monate. Am Ende Juni schießt das Gras empor, und im August wird die Heuernte gemacht. Der Flachs gedeihet schön, und Erbsen und Gerste reifen, aber nicht alle Jahre. Die Thalfläche ist ganz baumlos, aber Berggehänge sind mit Rothtannenwäldern reich bekleidet, die sich gegen das Dorf Hinterrhein verlieren und den Alpenerlen Platz machen. Man wird unwillkürlich an das Ursernthal am Gotthard erinnert, welches die nämliche Höhenlage wie Rheinwaldthal hat, aber durchaus von allem Walde, mit Ausnahme eines kleinen Hains, oberhalb dem Dorfe Andermatt, entblößt ist. Ehedem war es mit Wald bedeckt, jezt muß alles Brennholz zwey bis drey Stunden weit aus tiefern Gegenden heraufgeschleppt werden, und dieß in einem Thal, wo man Dreyviertel des Jahrs einheizen muß. Die ehrenwerthen Bewohner des Rheinwaldes haben große Ursache für ihre Wälder alle mögliche und die gewissenhafteste Sorgfalt zu tragen, eine verständige Forstverwaltung einzuführen, sich den nothwendigen Forstordnungen zu unterwerfen, eifrigst neue Pflanzungen zu pflegen, und den augenblicklichen Nutzen der Wohlfahrt der Nachkommen aufzuopfern, sonst werden ihre Kinder und Enkel das Schicksal der Einwohner des Ursern- und des Averser-Thales erfahren.

Man kann den Alpenvölkern Schonung und ehrfurchtsvolle Werthhaltung der Wälder an den Gehängen ihrer Gebirge nicht lebhaft genug an's Herz legen. Nicht bloß sind die verderblichen Folgen der Zerstörung dieser Schutzmäntel für die bewohnten Thäler unzuberechenbar, sondern die bisherigen klimatischen Verhältnisse erfahren unmittelbar eine Veränderung, das Gedeihen vieler Pflanzen, und die Fruchtbarkeit der Thalgegend leidet, damit dann aber auch die ganze Alpenwirthschaft und der Wohlstand der Einwohner. Herr Hauptmann Thomas Conrad von Baldenstein in Chur, der die Naturgeschichte der Vögel seines Kantons studirt, und meisterhafte ornithologische Zeichnungen liefert, führt in einer handschriftlichen Abhandlung über die Verminderung der Vögel in Bündten (die der naturforsch. Gesellschaft von Zürich im Februar 1825 vorgelegt wurde) folgende Thatsachen an: „Ehedem bauten viele gemeine Schwalben (Hirundo rustica) in dem Rheinwaldthal ihre Nester an die Balken der dortigen Viehställe, wo sie heutzutage noch kleben, jezt aber nistet keine Schwalbe mehr im ganzen Thal. Eben so brüteten ehedem im Rheinwaldthal viele Elstern, jezt keine einzige mehr." Solche Thatsachen verdienen alle Aufmerksamkeit, indem sie auf eine Verschlimmerung vom Klima des Thales schließen lassen, und daher den wohlwollenden Eifer und die Einsicht anregen und Zweckmäßigkeit der Maßregeln aufrufen sollten. Ueber den Einfluß der Wälder auf die Fruchtbarkeit der Alpenthäler und deren weidreichen Gebirge finden sich in so vielen Werken die zahlreichsten Thatsachen als warnende Beyspiele, und die musterhafte Verwaltung und Benützung der Waldungen des Fleimser Thales (Val di Fiemme) im südlichen Tyrol sollte in andern Alpenländern thätige Nachahmung finden. Die Wichtigkeit der Wälder, als Einkommensquelle, sowohl für die Einwohner von Fleims,

als auch für die Staatskasse, wurde hier so früh begriffen, daß schon im Jahr 1555 ein Waldamt (ein Oberwaldmeister, drey Unterwaldmeister und einige Aufseher) zu Cavales, dem Hauptorte des Thales, niedergesezt wurde. In den Privat- und Staatswäldern wird alles für den Handel bestimmte Holz nur unter der Aufsicht dieses Waldamtes geschlagen, und Holzhandlungen übernehmen das ganze Produkt des jährigen Schlages, welcher Maisenweis geführt wird. Die Eintheilung ist dergestalt gemacht, daß die Rotation vom Jahr 1788 bis zu dem Jahr 1968 fortgeht. Es gibt in dem Fleimserthal 58 Gemeinwaldungen und diese liefern, außer dem Bedarf für die Einwohner, im Durchschnitt jährlich 9403 Stämme zur Ausfuhr. Das Waldamt zeigt im Monat Mai den Faktoren der Holzkompagnien an, wo die Holzschläge zu machen sind, und diese geschehen dann während des Winters. In dem Thal Paneveggio (Seitenthal von Fleims) gibt es dreyzehn Waldungen, deren Rotation vom Jahr 1772 bis zu dem Jahr 1912 geht, und welche jährlich im Durchschnitt 3000 Stämme zur Ausfuhr abgeben; hier geschieht aber der Holzschlag nicht Maisenweis, sondern durch Ausspiegelung (einzelner Bäume nämlich). Durch diese feste Forstverwaltung befinden sich die Wälder dieses Alpengebietes in dem vortrefflichsten und reichsten Zustande, während durch Vernachlässigung dieser Aufsicht und jener weisen Schlag- und Rotations-Ordnung das Pellegrinerthal, (auch ein Seitenthal von Fleims) jezt dergestalt an Holz verarmt ist, daß jährlich kaum 30 Stämme geschlagen werden können, und eben so sind im Buchensteinerthal (Brixner Gebiet in Tyrol) aus Mangel jener Ordnung die Wälder so zerstört, daß jezt nicht einmal mehr das ehemalige dortige Eisenbergwerk betrieben werden kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Jenner.

(Beschluß.)

Eine seltene und rührende Feyer beging die Bühne am 28. Jan., nämlich die Säkularfeyer von Chr. Felix. Weißen's, des Kinderfreundes und naiven Dichters Geburtstag. Natürlich, daß man unter seinen Singspielen, durch welche er eine neue Gattung in Deutschland einleitete, dasjenige wählte, was hier, wo er den größten Theil seines segenvollen Lebens zubrachte, wie anderwärts, das Beliebteste war: die Jagd: Sie wurde verfaßt 1766, und von Hiller mit der bekannten Liederkomposition begleitet. Es ist Jedem bekannt, wie sehr sich der Geschmack in dieser Gattung verändert hat; wie seitdem manches Gute und Werthvolle aufgegeben worden, anderes erreicht worden ist, wovon man früher bey beschränkten Mitteln keine Ahnung hatte: und doch bemerkte man mit Vergnügen, daß das zahlreich sich zudrängende Publikum mit dem größten und gemüthlichsten Interesse von Anfang bis zu Ende gegenwärtig war, was auch bey einer verlangten Wiederholung nicht weniger der Fall war. Ich will nicht läugnen, daß die feyerliche, dankbare Stimmung für den Gefeyerten diesem Erfolge ebenfalls günstig war; ferner, daß die Darstellung, welche die Aufgabe weniger im Geist und Sinne der früheren Zeit, und selbst des Dichters löste, als vielmehr ein Bestreben erblicken ließ, durch diese Schilderung ländlicher Einfalt komisch zu wirken, und endlich der Umstand, daß vieles gekürzt war, und die Musikstücke in den neuesten Zeitmaaßen schnell dahin flogen, zur Unterhaltung beyzutragen schien; aber die Unbefangenen und sich gemüthlich Hingebenden konnten doch auch nicht verkennen, daß das Ganze einen innern gesunden Kern hat, der recht wohl schmeckt, wenn man so manche taube Nuß aufgeknackt hat, daß die einfacheren melodischen Weisen zur Beruhigung der Ohren, um die es jezt nur immer saust und braust, einmal recht wohl thun. Wie hübsch ist unter andern in dem Gedicht die Zusammenstellung des fröhlichen ländlichen Liebespärchens, und des mehr sentimentalen Paares, die etwas von der städtischen Kultur genossen haben! Was die Darstellung anlangt, so muß ich sagen, daß in dem Michael Ehrlich mehr der komische, bäuerische Hausvater, der redet, was und wie's ihm vor den Schnabel kommt, als der gravitätisch-komische und biedere Dorfrichter geschildert wurde. Röschen wurde eben auch nicht sehr als Landmädchen individualisirt, obwohl ihre Munterkeit im Allgemeinen ansprach. Sie und ihr Töffel, der übrigens für solche Rollen, wenn er sich Mühe geben will, Talent hat, waren im Gesange ihrer Liedermelodien nicht recht sicher! In den Variationen über das Lied: als ich auf meiner Bleiche rc., wurde von Hannchen garstig detonirt. Trotz dieser Anstöße und Flecken machte das Stück die beschriebene Wirkung. Auf die Jagd folgte ein, von dem unter uns lebenden Mahlmann gedichtetes Festspiel, welches mehr als Gelegenheitsgedicht, durch eine große Fülle kräftig ausgesprochener Gedanken und schöner Verse Jedermann ansprach und rührte. Vorzüglich ergreifend war das Auftreten des kleinen Bergmanns aus Annaberg (sehr herzlich gesprochen von Dem. Zahn), welcher erzählt, daß an dem heutigen Tage Weißen's Geburtstag auch an diesem Orte seiner Geburt gefeyert, und durch Errichtung einer Erziehungsanstalt für arme Kinder des sächsischen Erzgebirges zu dessen Gedächtniß verherrlicht werde; erhebend der patriotische Volksgesang:

> Ich kenn' ein wunderschönes Land.
> Es liegt am heitern Elbestrand rc.

dessen Eindruck durch einen unbedeutenden Tanz zu sehr geschwächt wurde, welcher darauf folgte. Sämmtliche, in diesem Festspiel vorkommende Partheien wurden mit Kraft und Erhebung gesprochen, z. B. von dem, als Deklamator besonders ausgezeichneten Stein.

Am folgenden Tage wurde Weißen's Gedächtniß auch in dem hiesigen, zum Zwecke der geselligen Unterhaltung gestifteten Professorenverein begangen, indem Hr. Dr. und Professor Goldhorn, in Gegenwart des hochgeachteten Sohnes des Gefeyerten, (der eben jezt das Haupt der Universität ist) und seiner Enkel, die Hauptverdienste des Mannes auf angemessene Weise in's Gedächtniß der Anwesenden zurückrief, während das von Graff gemalte, sprechend ähnliche Bild desselben und seine freundlichen, wohlwollenden Züge sichtbar vor Augen stellte. Man darf wohl sagen, daß in diesen Tagen der größte Theil der Bewohner unserer Stadt von dem Andenken an den braven Mann erhoben, und die reinste Freude und Theilnahme an der obigen Anstalt rege war. So segenvoll wirkt das Daseyn edler Menschen fort.

Wendt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. März 1826.

Zeitungen als Sprachwerkzeuge der Stunde oder als Mikroscope und folglich als Brenngläser der näheren Zeit, ergreifen stärker als die Fernröhre der langen fernen durch die Geschichtschreiber.

Jean Paul.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

Eine porte cochère versteht sich von selbst — zu beyden Seiten erblickt man zwey Säulen, welche sich von dem Jahr 1793 herschreiben, und seit der Zeit, allen einander folgenden Regierungen zu Ehren, Illuminationslampen getragen haben. Ueber dem Thor bemerkt man einige Bildhauerarbeit, worunter die Freyheit, der man aber später die Mütze genommen hat. In einer Ecke der Corniche sind noch Spuren einer Inschrift in rothen Buchstaben bemerklich, die, mit einiger Aufmerksamkeit gelesen, „Nationalgut zum Verkauf,“ heißt. Der Hof ist geräumig, fünfzig Equipagen haben bequem darin Platz. Eine breite steinerne Treppe führt durch eine ungeheure Glasthüre in eine weite Vorhalle. Die ringsum angebrachten Bänke deuten an, daß dieser Platz für die Bedienten, Kutscher, Jäger und Bittsteller bestimmt ist. Eine Flügelthüre führt in einen großen Saal, wo vier Thürsteher die Wache haben. Schwarz gekleidet, mit goldener Kette, wohlgenährt halten sie die armen Teufel von Bittsteller in Respekt. Es ist schon geschehen, daß einer von ihnen für Se. Excellenz selbst gehalten und angeredet worden ist. Das Mobiliar dieses Saales vereinigt mehrere widersprechende Epochen. Ein großes Gemälde von der Schlacht bey Fleurus hängt an der einen Wand. Auf einem zweyten Gemälde unterscheidet man Turbane, krumme Säbel, Pyramiden und einen General mit schlichtem Haar und kleinem dreyeckigen Hut. — Dieß ist auf Befehl des Direktoriums gemalt worden. Die Pendüle auf dem Kamin endlich stellt einen Adler dar, der das Wappen des Kaiserthums in den Klauen hält. In dem nächsten Saale, dem Audienzsaal, findet man keine solchen Widersprüche; hier huldigen alle Künste den Umständen; wohin das Auge sich wendet, findet es Portraits von legitimen Prinzen und Prinzessinnen. Selbst der Sammt der Kanapes und Lehnstühle feyert schon die Heldenthaten des lezten spanischen Krieges. Ein Staatsrath läßt sich herzhaft in der Bidassoa nieder, während ein erschöpfter Pair von Frankreich es nicht wagt, sich auf Trokadero zu setzen, um nicht das Portrait einer erlauchten Person zu entweihen. Wir kommen nun zu dem wichtigsten Theil des Ministeriums, zu einem Gemach, welches einen bedeutenden Einfluß auf das Geschick und die Verfassung der Nation ausübt — ich meyne den Eßsaal. Das Deckengemälde stellt Jupiter dar, wie er den Göttern des Olymps ein Diner gibt. Das Auge wird überall von dem Reichthum, der Eleganz der Meubles geblendet. Hier lernt man die Weisheit des Budgets bewundern. An diesem ungeheuern Tische müssen die Präsidenten der Wahlkollegien, die Mitglieder des Centrums sich bequem ausbreiten können. Hier werden alle Interessen repräsentirt. Um mehr Ordnung und Schnelligkeit in die Bedienung zu bringen, ist für jeden Gang eine eigene Thüre bestimmt. Denn bey unsern Ministern hat die Küche nicht weniger Wichtigkeit als die Bureaus. Sie hat ihre Generaldirektoren,

ihre Chefs und Unterchefs und Commis, wie jene, welche nicht weniger Hochmuth und Würde zeigen, als jene. Ja sie bedienen sich sogar der bureaukratischen Ausdrücke. Man hört sie versichern: sie haben Sitzung, oder: sie seyen im Kommitté, wenn es darauf ankommt, die Wahl eines Bratens zu bestimmen. Der Oberkoch schlägt eine Einladung ab, weil es heute seine Reihe ist, mit Sr. Excellenz zu arbeiten. Neben dem Speisesaal ist der Billardsaal. Die beliebteste Parthie ist jezt die russische.

Wir übergehen die Keller, die Ställe, die Gärten, welche zu diesem Rez de chaussée des Ministeriums gehören. Die genannten Säle sind das eigentliche officielle Lokal der ministeriellen Wohnung. Den zweyten Stock nimmt die Wohnung Sr. Excellenz und seiner Gemahlin und das Sekretariat ein. Im dritten Stockwerk wohnt der Privatsekretair und die Dienerschaft. Hier dient das mehr oder weniger heftige Geräusch der Klingel als sicherer Maßstab für die Laune des Ministers und seiner Gemahlin.

Personal.

Zu denen, welche Anspruch machen, mit ihrer Familie im Hotel des Ministeriums zu wohnen, gehören außer der Dienerschaft: der Privatsekretair, der Kassier, der Chef des Bureaus der innern Ausgaben, der Baumeister, der Schreiner, der Schlosser, der Wasserträger, der Kutscher, welcher die Depeschen nach der Post fährt, und endlich das Zugvieh, welches für diese beyden lezten Dienste bestimmt ist. Der Privatsekretair steht in diesem Personal oben an. Er hängt unmittelbar von dem Minister ab, er steht und fällt mit ihm. Das wichtige Geschäft des Sekretairs ist, durch seine Unterschrift zu bezeugen, daß die Unterschrift des Ministers wirklich die Unterschrift des Ministers ist. Es ist schwer zu sagen, warum man auf so gutem Wege stehen geblieben ist, da doch diese Kontrasignation, wenn sie einmal nöthig ist, eben sowohl in's Unendliche vervielfältigt nöthig seyn muß; was eine schöne Gelegenheit wäre, eine unendliche Reihe sehr nothwendiger Sinekuren zu schaffen. Außerdem hat der Sekretair die Aufsicht über das sogenannte Archiv. Eine Sammlung von Skeleten und andern Präparaten verstorbener Administrationen — der père Lachaise des Ministeriums. Auch das Bureau der Depeschen, wo diese von drey Commis geöffnet und registrirt werden, und das Bureau der innern Ausgaben gehören zu dem Departement des Sekretairs. Dieß leztere nimmt eigentlich seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Es vertraut seiner weise vertheilenden Hand eine jährliche Summe von 300,000 Franken an, um die 600 Menschen, welche in den Bureaus arbeiten, mit Feder, Dinte, Papier, Licht, Feuer u. s. w. zu versorgen. Er muß außerdem über die Bekleidung und Kost der Dienerschaft und das Mobiliar des Ministeriums die Oberaufsicht führen. Man könnte den Sekretair die Haushälterin des Ministeriums nennen. Die Wohnung des Sekretairs ist zwar elegant und geräumig und riecht noch etwas nach der Excellenz, doch geht sie nach den Gärten und Stallungen hinaus. Hierdurch hat der Sekretair den Vortheil, daß er in seinen müßigen Stunden zum Fenster hinaussehen und eine Kontrolle über die Pferde und Stallbuben führen kann; was ihm einen unerschöpflichen und höchst interessanten Stoff zur Unterhaltung mit Sr. Excellenz gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Zweytes Bruchstück.

Oberst Oudet. — Die Philadelphen.*)

Auf dem Wege zu meinem Korps, was zu Ortenburg in Bayern lag, hielt ich mich in Freising einen Tag auf. Hier traf ich zufällig meinen Freund Savournin als Sergent-Major. Er suchte mich zu bereden, statt zu meinem Korps zu gehen, in dem neuerrichteten neunten Regiment Dienst zu nehmen, worin er selbst seine schnelle Beförderung erhalten habe, und auch ich, da noch viele Stellen unbesezt seyen, auf baldige Beförderung rechnen könne.

*) Was Guillemard hier über den tapfern Oudet sagt, erhält noch ein besonderes Interesse dadurch, daß es dem, was von Andern über den Tod dieses Mannes und seine angebliche Veranlassung gesagt worden ist, geradezu widerspricht. Ein gewisser Charles Nodier (der in diesem Augenblick in sentimentalen Romanen und Gelegenheitsgedichten der legitimen Dynastie huldigt) hat vor mehreren Jahren eine: Histoire des sociétés secrètes de l'armée bekannt gemacht, worin neben einigen interessanten Thatsachen eine Menge entstellte, unerwiesene Behauptungen, und sehr viel mysteriöses, wichtigthuendes und nichtssagendes Geschwäz enthalten ist. In diesem Werke nennt er Oudet den Stifter und das Haupt der Philadelphen, von denen, wie er sagt, die Verschwörung Pichegrü's, Mallets und einige andere ähnliche Versuche ausgingen — und endlich versichert er, oder, was im Grunde schlimmer ist, gibt er durch allerley Winke und Andeutungen zu verstehen, daß Oudet's Tod absichtlich von Napoleon herbeygeführt worden sey, um sich von einem verdächtigen und gefährlichen Manne zu befreyen. Der Leser wird aus Guillemards Erzählung selbst beurtheilen, was von dieser Behauptung zu halten sey; seine Erzählung ist um so unverdächtiger, da er nichts von der Wichtigkeit zu wissen scheint, die später jenen Vorfällen gegeben worden ist. Uebrigens ist unsere Absicht, indem wir dieß Bruchstück aus Guillemard's Memoiren herausheben, keineswegs elende Verläumdungen zu widerlegen, deren Zeit längst abgelaufen ist, sondern das Andenken an einen tapfern Mann und an seinen und seiner Gefährten Heldentod wieder anzuregen.

Ich konnte mich lange nicht entschliessen, mein Regiment, das ich wie meine Heimath ansah, zu verlassen; endlich aber vermochte mich das, was mir Savournin von dem Obersten des neunten Regiments sagte, seinen Vorschlag anzunehmen. Er schilderte den Obersten Oudet als einen Mann, der die Offiziere und Unteroffiziere seines Regiments, besonders wenn sie sich durch Bildung und Kenntnisse auszeichneten, an sich zu ziehen liebe und sie auf alle Art unterstütze und befördere. Nach dieser Unterredung ging ich auf den Markt, wo der Oberst das Regiment musterte. Sein Anblick bestimmte mich vollkommen. Er war etwa dreyßig Jahr alt und hatte einen offenen, sanften und doch kriegerischen Ausdruck; sein Blick war wohlwollend und durchdringend zugleich. Sobald ich ihn allein sah, näherte ich mich ihm und eröffnete ihm freymüthig meinen Wunsch, in seinem Regiment zu dienen und die Ursachen, die mich dazu vermochten. Der Oberst fragte mich hierauf nach meinen Verhältnissen, jedoch schien er mehr auf meine Kenntnisse als auf meine Kriegsdienste zu sehen. Zufrieden mit meinen Antworten sagte er endlich: „Junger Mann, Sie sind Fourier in meinem Regiment; in diesem Augenblick ist keine andere Stelle offen; allein wenn Ihr Betragen gut ist, so verspreche ich Ihnen, Sie nicht zu vergessen.“ Der Oberst übernahm es zugleich, meinen Tausch vom Minister bestätigen zu lassen und am selben Tage ward ich dem neunten Regiment einverleibt. Ich hoffte nun meine Prüfungszeit bestanden zu haben. Der Feldzug gegen Oestreich war eröffnet worden; die große Armee sah mit Enthusiasmus neuen Siegen entgegen; Napoleon selbst stand an ihrer Spitze. Unser Regiment, neu organisirt, glühte vor Begierde, den Ruhm der alten Schaaren zu theilen, und unser junger Oberst beförderte diese edle Stimmung auf jede Art. Er hatte Wohlwollen für mich gefaßt und mich zu seinem Privatsekretair ernannt. Diese Stelle fesselte mich noch mehr an ihn und ich gestehe, daß in seinem ganzen Wesen etwas lag, was mich unwiderstehlich anzog und unterjochte, und meine Bewunderung vermehrte sich noch, wenn ich mir ihn auf dem Schlachtfeld dachte.

Der Feldzug war eröffnet, das Regiment erhielt Marschordre. In Osterhofen hatten sich mehrere Regimenter vereint, wir fraternisirten mit ihnen, Ein Geist beseelte uns Alle — der Geist der Nationalehre und des festen Vertrauens, das uns fünfzehn Jahre von Siegen gegeben hatten. Ich brachte einen großen Theil meiner Zeit bey dem Obersten zu. Er wurde sehr oft von Offizieren aller Grade besucht, und von allen mit einer Achtung und Ehrerbietung behandelt, die mehr seinen persönlichen Verdiensten als seinem Rang zu gelten schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Apologen aus dem persischen des Sadi.

Der Fischer.

Einem Fischer, sehr schwach von Leibe, ein sehr großer Fisch in seinen Hamen gerieth. Da er nicht Kraft hatte, den Fisch herauszuziehen, und der Fisch stärker war als der Fischer und der Hamen, riß er fort mit dem Hamen und entrann.

„Stromwasser schöpfen wollte mancher Knabe schon:
Stromwasser schwoll und riß den Knaben davon.
Wohl manchen Fisch bracht' Hamen schon heran,
Jezt mit dem Hamen selbst der Fisch entrann.“

Die andern Fischer riefen Weh! über ihn aus und klagten sein Unvermögen an, daß ein solcher Fang in sein Netz gerathen und er nicht im Stande gewesen sey, ihn zu handhaben: antwortet' er: Ey, Brüder! was kann ich thun? mir kam der Glückstag jezt eben nicht; dem Fische aber sein Unglückstag noch nicht:

„Im Tigris selbst fängt Fischer keinen Fisch — will's nicht das Glück;
Im Trocknen selbst nicht stirbt der Fisch — will's das Geschick.“

. v .

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Februar.

Der Sänger Größer ist, wie Ihnen schon von anderer Hand geschrieben wurde, von hier entwichen, aber weder nach Stuttgart, noch nach Kassel, sondern nach Braunschweig zu Herrn Klingemann. Man wundert sich, wie dieser Direktor einen wort- und kontraktbrüchigen Künstler engagiren, oder doch, nachdem ihm dieser Umstand durch den doppelten Bannstrahl der Direktion und der Polizey nebst einer Entschädigungsklage der ersteren unwiderleglich zu Gesicht gekommen, behalten mag, da seine strengen Grundsäze in dieser Hinsicht bekannt sind, und dem Publikum längst gedruckt vorliegen. Hr. Größer hat schon von Braunschweig Geld geschickt, um die dringendsten Schulden zu bezahlen. — Der Unfug des heimlichen Entweichens wird nicht eher in Deutschland aufhören, als bis sich die Theaterdirektionen gegenseitig verpflichten, keinen contraktbrüchigen Künstler zu engagiren. — Originell ist die Art, wie Hr. Größer von dem Publikum Abschied nahm. Abends trat er noch einmal als Barbier von Sevilla auf, und unterhielt uns mit ganz besonderer Laune; aber noch an demselben Abend wurde der Barbier von Frankfurt hinter den Koulissen aufgeführt. Hr. Größer reiste in der Nacht mit seiner Familie heimlich davon, und hinterließ einen lithographirten Brief an die fünfzig Theateraktionärs, des Inhalts: „Die Direktion habe ihm bekanntlich vor der Polizey einen Nachlaß an seiner vollen Kontraktzeit bewilligt; da diese Frist nunmehr abgelaufen, ihm aber ein neues Engagement schnell abzureisen zwinge, so sehe er sich veranlaßt, auf diesem Wege für die stets bewiesene Güte zu danken und sich fernerem Wohlwollen zu empfehlen.“ Diese neue Höflichkeit erreichte

anfänglich ihren Zweck; Alles bestürmte die Direktion mit Vorwürfen, aber die Proklamata in den Zeitungen gaben bald Licht in der Sache, und man klagt jezt nur noch da und dort, daß man den Künstler gleichsam dazu gezwungen. Ich will die Direktion nicht von aller Schuld freysprechen, aber wahr ist es, daß Hr. Größer sich seit seinen Gastspielen im Ausland in keinem guten Lichte zeigte, und die Direktionen durch fortwährende Chikanen zwingen wollte, ihn früher zu entlassen. Es wurde ihm endlich von der Kunstdirektion sub spe rati der Gelddirektion, welche die Oberdirektion ist (gegenwärtig Hr. Banquier Leerse allein) zugesagt. Die Genehmigung, ein Erforderniß, welches Hr. Größer wohl kannte, erfolgte nicht, und er ergriff also die Flucht. Dieses ist der Wahrheit gemäß. Das Entweichen des Hrn. Dürre vorigen Herbst war von etwas anderer Art; er hielt seinen Kontrakt aus, und schien ihn durch Stillschweigen zu erneuern, welches ihn freylich auch rechtlich verpflichtete. Die List, wodurch er nur die Direktion in Verlegenheit bringen wollte, ist ihm gelungen, und man hat es aufgegeben, ihn weiter zu verfolgen. Die Erneuerung dieses bequemen Wegs, sich seiner Verbindlichkeiten zu entledigen, erinnerte die Direktion an einen noch früheren Fall mit Hrn. Becker, welcher vor einigen Jahren im Laufe seines Kontrakts, und von seinem besonderen Wort gebunden, nach Darmstadt entwich. Die von den Gerichten erwirkte Entschädigungssumme von 200 fl. wurde einer hiesigen milden Stiftung zum Geschenk gemacht. — Diese Fälle, welche freylich nicht zum Künstlerruhm beytragen, scheinen in der That gegen die Direktion des hiesigen Theaters zu sprechen. Die Sache hängt an einem alten Uebel, welches ich oben durch die Epitetha Kunst und Geld ausdrückte, unter welchen lezteren Begriff man noch Geiz und herrisches Wesen subsumiren muß. Ein Kaufmann, den nicht näherer Beruf auszeichnet, sollte nie das Veto bey Kunstsachen in keinem Theater haben, und Aktionärgesellschaften dieser Art überhaupt nur hinsichtlich ihres Geldinteresses bey der Direktion betheiligt seyn. Dieses ist ein alter Erfahrungssaz, der sich noch bey einem anderen Fall erprobte. Kapellmeister Spohr hat uns bey seiner neulichen Anwesenheit die beyden Dem. Heinefetter, wovon die jüngere besonders eine wunderschöne, klangreiche Stimme hat, entführt, indem er sie nach Kassel engagirte. Hätte das Kunstregiment allein zu entscheiden gehabt, so wäre uns diese herrliche Stimme geblieben. — Dem. Bamberger bleibt unserm Theater — vorerst; denn wir stehen nicht dafür, daß der ersten Heirathsbewerbung, welche sich in diesen Tagen zerschlagen, nicht über kurz oder lang andere folgen werden, da diese Künstlerin die liebenswürdigsten Eigenschaften vereint. — Sie ist mit Dem. Hauf, einer Sängerin von seltener Anmuth und Geläufigkeit der Stimme nun unser einziger Trost. — In den männlichen Partbien ist die Oper durch den Tenoristen Nieser und die Bassisten Dobler und Hassel (in der opera buffa) ausgezeichnet besezt. Eine gute Acquisition ist auch Hr. Scouruy von Mannheim, zweyter Tenorist, mit einer ansprechenden Stimme, welcher es indessen noch an Ausbildung fehlt. Für Hrn. Größer gaben uns gegenwärtig die erneuerten Gastspiele des Herrn Forti reichlichen Ersaz. Bereits ist er als Prinz im Schnee, und als Barbier von Sevilla aufgetreten, an diese mit Enthusiasmus aufgenommene Kunstleistungen werden sich Faust, Don Juan, Cortez und sein bewunderter Figaro Mozarts anreihen. — Im Schauspiel freylich wird Hr. Größer schwerlich so bald ersezt werden, denn er übernahm (vor seiner Reise nach Stuttgart) bereitwillig jede ihm übertragene Rolle und führte sie wenigstens als routinirter Schauspieler mit Gewandtheit durch.

(Die Fortsezung folgt.)

Rom, 18. Jan.

In Ermanglung der Fremden, welche immer noch auf sich warten lassen, bevölkern die Römer die fünf Theater, und diese haben daher in den lezten acht Tagen einen Schwung genommen, welcher sich schwerlich hätte voraussehen lassen. In Tordinone (der ernstern Oper) macht die Altistinn Mariani, troz dem, daß sie nur ein Auge, nur acht Töne und gar kein Herz hat, mit ihrer ungemein schönen und sonoren Stimme wahrhaft Furore. Leztere hat sich seit vier Jahren, wo ich sie in Triest und dann im folgenden Karneval in Venedig in derselben Semiramis hörte, bis zum Bewundern verstärkt und verschönert. Wie Verwandte oder Eheleute einer dem andern zuweilen ihre physischen oder moralischen Eigenschaften mitzutheilen pflegen, scheint auch die Mariani ihrem Bruder oder Manne (was er seyn mag) ihr Tonsystem der Stimme verliehen zu haben. Dieser singt den Assur mit einem Basse, welcher jezt wahrscheinlich der kräftigste in ganz Europa seyn möchte. Daher gefällt auch er. Das Publikum, einmal im Zuge, läßt sich auch von der ersten Sängerin Cavalli, der Schwester der Mariani, in Wuth sezen; somit steht die ganze Sippschaft in Gnade bey'm Publikum. Diese geht so weit, daß die Mariani, während des fünfaktigen Ballets, welches zwischen der Oper gegeben wird, aus einer Hand in die andere, das heißt, aus einer Loge in die andere geht, wo sie, auf dem Vordersize, sich dem Publikum in Helm und Panzer zeigt. Gestern Abend trank die Herzoginn von *** eine Tasse Chokolate mit ihr, vor Aller Augen. Ländlich, sittlich. Was in Paris Verstoß gegen die Anfangsgründe der Convenienz seyn würde, gilt hier für höchsten guten Ton. Das ungeheure Theater mit seinen sechs Reihen Logen (in jeder neun-und-zwanzig) und mit seinem Parterre mit zwey-und-vierzig Bänken (jede im Durchschnitte zu vierzehn, ja vielleicht sechzehn Personen), ist fast jeden Abend gedrückt voll. Das Parterre kostet, wie immer in der ersten Oper, dreyßig Bajocchi (zehntehalb Groschen sächsisch), wofür man aber nur mit einer Lende sizen kann. Die Sperrsize (ein wirklich sehr bezeichnender Name) in den beyden Wienerhoftheatern, bey welchen das Holz eben so wenig verschwendet ist, sind Großväterstühle dagegen. Ich kenne keinen schamlosern Spott, als den, welchen in dieser Hinsicht das römische Publikum in allen Theatern mit sich treiben lassen muß. Freylich liegt der Grund eines Theils im niedrigen Preise, welcher ein für alle Mal bestimmt ist, und über welchen kein Unternehmer hinausgehen darf. Ihm bleibt also nichts übrig, als sich durch die Menge der Pläze für die Wohlfeilheit zu entschädigen, und das Publikum, in der Regel nur gewohnt, während des Karnevals in's Theater zu gehen, erträgt den Zwang. Aber die Fremden sind um so übler daran, besonders, da es außer dem Parterre gar keine einzelne Pläze gibt, als im lezten Range gepolsterte Sitze, welche aber, troz ihrer Höhe, den doppelten Preis kosten, und eben so eng sind. Wollen sie für ihre Person keine Loge miethen; so müssen sie, besonders aus den kleinen Theatern, wo, außer der Sperre, auch noch die Nachbarschaft des untersten Pöbels beschwerlich fällt, ganz wegbleiben; welches denn auch geschieht. Das Theater Tordinone (so genannt, troz des hochtrabenden Namens: Teatro di Apollo, welchen ihm die Unternehmer von jeher beygelegt haben) ist das größte aller römischen Theater; es hat das Eigenthümliche, daß das Parterre zwey-und-dreyßig Stufen über der Erde liegt, eine Vorsicht, welche die häufig in dieser Gegend eintretenden Ueberschwemmungen der Tiber nöthig gemacht haben.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 52.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 2. März 1826.

Wer seinen Willen einbüßt, büßt auch leicht sein Urtheil ein.

Antonio Perez.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, da ich länger als gewöhnlich in des Obersten Arbeitszimmer geblieben war, kamen zwey Personen zum Obersten und es fand eine merkwürdige Unterredung zwischen ihnen Statt, der ich genau folgen konnte, da sie nur durch eine dünne Bretterwand von mir getrennt waren. Nach gegenseitigen Begrüßungen, woraus ich ersah, daß die beyden Fremden von hohem Range, und daß einer von ihnen der Oberst Chautard war, sagte der andere zu Oudet: „Seit längerer Zeit von der Armee entfernt, haben Sie, Oberst Oudet, die Fortschritte der Gesellschaft, die Sie vor sieben Jahren begründet haben, nicht verfolgen können. Die Philadelphen nehmen an Zahl und Einfluß zu; ihre Häupter sind in diesem Augenblicke von der Armee entfernt. Der Areopagus hat erklärt, daß Sie, als Gründer der Gesellschaft, die Stelle des Censors übernehmen sollten. Wir sind beauftragt, Sie mit diesem Wunsch der Gesellschaft bekannt zu machen.“ Dem Oberst Oudet schien dieser Antrag unerwartet zu seyn, denn er antwortete erst nach einigen Augenblicken: „Meine Herren, sagte er, der Areopag erweist mir mehr Ehre als ich verdiene. Er hat in seinem Kreise Offiziere von höherem Range als ich und besser geeignet der Gesellschaft vorzustehen. Seit Kurzem erst zum Heer zurückberufen, kenne ich die Elemente, aus welchen es zusammengesezt ist, noch nicht genug, um eine solche Verantwortlichkeit übernehmen zu können. Ich müßte fürchten, Fehler zu begehen, die Philadelphen zu kompromittiren, und kann deßhalb die mir zugedachte Ehre nicht annehmen.“ —

Die beyden Offiziere drangen nun vereint in ihn. Aus ihren Aeußerungen erfuhr ich, daß sie zu einer patriotischen Gesellschaft gehörten, deren Zweck der Sturz dessen war, was sie die Tyranney nannten. Ich fing an für sie, für den Oberst Oudet, für mich selbst besorgt zu werden. Lange Zeit wies Oudet die offenen Ermahnungen seines Freundes und die glänzenden Versprechungen des fremden Offiziers zurück; endlich aber sagte er ihnen mit besonderer Würde und Festigkeit folgende Worte: „Zu der Zeit, als ich die Gesellschaft der Philadelphen stiftete, war sie nichts als eine Vereinigung von Freunden; seitdem aber haben die Philadelphen, indem der Enthusiasmus im Geheim wuchs und zugleich aus der Konsularherrschaft sich ein Despotismus zu entwickeln anfing, den Gedanken gefaßt, diese Gewalt zu stürzen, und Frankreich seine republikanischen Formen wiederzugeben. Damals konnte ein Tag die Freyheit wieder herstellen, weil es nur auf den Sturz eines Mannes ankam; allein fünf Jahre einer außerordentlichen Regierung und eines unermeßlichen Ruhms haben die Ansichten der Franzosen sehr geändert. Die Partheyen sind erstickt; fast alle Krieger der Republik haben sich freywillig unter dem Adler vereinigt; Jedermann sieht in dem gegenwärtigen Kriege die lezte Anstrengung der Coalition, die Bürgschaft eines dauernden Friedens, die Sicherheit,

daß das Vaterland unter dem Schutze eines großen Mannes endlich die industriellen Kräfte ausüben werde, die es seit zwanzig Jahren angehäuft hat. Welcher Franzose könnte, bey dieser Lage der Dinge, glauben, berechtigt zu seyn, so viele Hoffnung durch einen Umsturz der bestehenden Ordnung zu zerstören. Ohne Zweifel bin ich Republikaner und werde als solcher sterben; aber ich weiß meine Wünsche und Ansichten dem Wohl des Vaterlandes zu opfern; sein Ruhm ist begründet, seine Ruhe muß jezt beginnen. Dürfen wir durch neue Erschütterungen seinen Ruhm verdunkeln und seine Ruhe gefährden? Die Grundsätze der Revolution werden sich in seinem Glücke entwickeln, und unsere Kinder werden eines Tages ohne Erschütterung die Freyheit genießen, die wir nicht begründen konnten, ohne Ströme von Blut zu vergießen. Meine Freunde, laßt uns den Muth haben, der edler ist, als der Muth sich zu verschwören, den Muth, Plänen und Wünschen zu entsagen, deren Gelingen sogar Frankreich neues Blut und neue Thränen kosten müßte."

Der Oberst Chautard sprach nun von dem Schwure der Philadelphen. Oudet erwiederte, daß zu seiner Zeit kein solcher Schwur abgelegt wurde, daß die Pflichten sich mit den Zeiten ändern, und der Wille mit dem Alter. Daß eine Gesellschaft von Studenten keine Verbindlichkeit für das ganze Leben auflegen könne. Man sprach von Brutus und Cassius. Er erwiederte, daß die jetzige Welt keine solche wilde Tugenden brauche. Man sprach von Republiken, unter andern von Sparta. Er machte über die griechischen Republiken eine Satyre, worin er nur Athen verschonte. Für ihn mußte die Freyheit mit allen Wohlthaten der Civilisation, mit allen Schönheiten der Kunst, mit allen Schätzen der Wissenschaften und des Handels verbunden seyn. Endlich verlangte man eine bestimmte Antwort an den Areopag: „Sagt ihm, erwiederte er, daß meine Liebe zum Vaterlande es mir zur Pflicht macht, mich offen und innig an das Haupt des Staates anzuschließen, so lang sein Gang dem Vaterlande heilbringend ist; aber daß, wenn er je in der Folge ein Despot werden sollte, ich der erste seyn werde, den Ruf zu erheben: Allons enfants de la patrie!" — Hiermit war die Unterredung abgebrochen, die beyden Offiziere entfernten sich, und sind meines Wissens nicht wieder bey Oudet gewesen. Ich habe seitdem erfahren, daß im Heere heimlich das Gerücht ging, als wenn Oudet an der Spitze einer geheimen Verbindung stehe, daß einer der Offiziere, von denen die Rede war, dieß Gerücht absichtlich verbreitet habe, um die Unzufriedenen zu verleiten, sich auszusprechen, daß er endlich dem Kaiser selbst das Daseyn dieser geheimen Verbindung verrathen habe. Napoleon soll mit der größten Aufmerksamkeit Alles angehört haben, was Oudet betraf. Nachdem er dessen Weigerung vernommen und sich überzeugt, daß es ihm Ernst damit gewesen sey, habe er seine ganze Heiterkeit wieder erlangt und lachend gesagt: „Eine Studentenfreymaurerey!" — Allein er mußte Oudets Benehmen zu gut zu würdigen, um es ohne Belohnung zu lassen. Den Abend vor der Schlacht bey Wagram wurde Oberst Oudet zum General ernannt. Diese Beförderung ist mir ein überzeugender Beweis, daß Napoleon von Oudets Betragen und Weigerung unterrichtet war: so wie ich selbst durch den oben erzählten Zufall von dem Ungrund der Gerüchte in Hinsicht auf Oudets Theilnahme an der geheimen Verbindung vollkommen überzeugt worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Man könnte fragen, wozu nützt der Kassier des Ministeriums, da ein königlicher Schatz existirt, aus dem alle Ministerien bezahlt werden? — Die Regierung hat in ihrer Weisheit dieselbe Bemerkung gemacht, und vor einiger Zeit eine sehr wohlgesezte Ordonnanz erlassen, wodurch alle diese Spezialkassen aufgehoben werden. Allein diese Einrichtung war für die Minister so bequem, sie war so zur Gewohnheit geworden, daß sie, troß jener weisen Verordnung, noch besteht und ferner bestehen wird. Man findet also bey jedem Ministerium eine besondere Kasse und einen Kassier. Wenn wir annehmen, daß die dem Ministerium im Budget angewiesene Summe hundert Millionen Franken beträgt, so müßte, nach dem Gesetz, der Minister bey jeder vorkommenden Ausgabe nach dem königlichen Schatz schicken, um mit Beobachtung einer Menge von Formalitäten die nöthigen Gelder zu beziehen. Da aber sehr oft gewisse heimliche oder sehr unerwartete Ausgaben, außerordentliche Gratifikationen u. s. w. vorkommen, so ist es sehr wünschenswerth für den Minister, eine bedeutende Summe gleich unter der Hand zu haben, und ohne alle jene Weitläuftigkeiten Geld beziehen zu können. Dieß ist der große Nutzen der Ministerialkasse, und darauf beruht das hohe Ansehen, worin der Kassier steht. Nichts ist solider, unverletzlicher als diese Stelle im Ministerium. Die Hände, welche Geld ertheilen, genießen immer der Verehrung, welche wir zu dem Gelde selbst hegen. Haben wir Geld zu beziehen, so eilen wir frohen Herzens und leichten Schrittes die Gänge entlang, welche nach der Kasse führen. Unsere Ideen sind lachend, sie verschönern Alles, was wir betrachten, und unsere Blicke fallen gleich beym Eintritt auf die wohlbeleibte Gestalt des Kassiers. Von dem Augenblick an bleibt er in unserer Erinnerung als ein angenehmer wohldenkender Mann. Er mag oft ein Flegel oder gar ein Liberaler seyn, aber er zählt uns Thaler hin

— wer könnte von einem solchen Manne etwas Schlimmes denken. Der Augenblick der Auszahlung ist der der menschenfreundlichen Zuneigung. Von diesen Empfindungen des Haufens ist sogar Sr. Excellenz nicht ganz frey. Der kluge Kassier weiß das wohl und zieht seinen Vortheil daraus. Es ist Sitte, dem neuen Minister gleich für seine erste Einrichtung 25,000 Franken anzuweisen. Ohne Zweifel ein eben so billiger als angenehmer Gebrauch, um so mehr, da der Fall eingetreten ist, daß derselbe Mann vier bis fünf Mal Minister war, was eine erste Einrichtung von 125,000 Franken macht. So wie der neue Minister im Ministerium eingezogen ist, zittert Alles bis auf die Tische und Stühle. Die gräßlichen Worte: Reinigung, Reform, Organisation, schallen durch die Säle und Corridors, und Schrecken ergreift Bureauchefs und Commis. Der Kassier allein behält seine Fassung. Er zieht gelassen seinen schwarzen Rock, Escarpins und goldne Schnallen an, öffnet die Kasse und nimmt ein Päcklein Banknoten für 25,000 Franken heraus, legt sie in eine zierliche rothe Brieftasche, eine Quittung dabey, und macht sich sichern Schrittes auf den Weg nach dem Kabinett der neuen Excellenz. Die Thürhüter erkennen achtungsvoll den Mann des Geldes. „Melden sie mich an,“ sagt er mit Würde. Die Leute wissen zu wohl, daß Sr. Excellenz gegen diesen Besuch nichts einwenden wird. „Der Kassier des Ministeriums!“ rufen sie laut. Und, o Wunder! Sr. Excellenz erhebt sich so zuvorkommend, als wenn es der russische Gesandte selbst wäre, und geht dem Eintretenden entgegen. Dieser sagt lakonisch aber beredt: „Ich beeile mich, Ew. Excellenz diese 25,000 Franken zu überbringen.“ — „Was ist das?“ — „Die Entschädigung der ersten Einrichtung.“ — „Ich danke Ihnen.“ — „Es sey mir erlaubt, diese Gelegenheit zu benutzen, um mich der Gnade Ew. Excellenz zu empfehlen; ich bin seit dreyßig Jahren Kassier des Ministeriums.“ — „Wenn es von mir abhängt, sollen Sie es noch dreyßig Jahre bleiben.“ —

Nun ist der Mann geborgen, er weiß, daß nach dieser ersten Verhandlung der Minister nicht seinem eigenen Bruder die Kassierstelle geben wird — die Dankbarkeit spricht lauter als das Blut. Der Kassier spottet in seiner bequemen Wohnung hinter seiner Kasse allen Reformen und legt schon die 25,000 Franken für die nächste Excellenz zurecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auf einem Winterspaziergange.

Finsteres Tannendunkel umstarrt die Häupter der Berge,
Von dem blinkenden Schnee unten im Thal noch erhöht;
Oben doch wölbt in der Luft sich und weißt in unendlicher Ferne
Ueber der schattenden Nacht friedlich ein heiteres Blau.
Wenn's an der Gränze der Zeit und Welt umdunkelnd dir nachtet,
Hebe der Glaube dich frey auf in des Lichtes Gefild.

C1.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 20. Januar.

Carnevals-Opern.

Alceste dürfte die am eigentlichsten gluckische Oper genannt werden, denn sie ist bey aller Tiefe die einfachste. Die heutige Vorstellung füllte daher auch den ersten Rang Logen nicht, aber auch die hinzugefügten Tänze wurden nicht über Gebühr beklatscht, obgleich Dem. Lamperi sich wieder durch Lieblichkeit, Geschicklichkeit und Grazie auf's vortheilhafteste auszeichnete. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß die sonst so einsichtige Intendantur der königlichen Schauspiele das Balleteinlegen bald ablegte, denn die in Gluck eingeschneiderte Tanzmusik erinnert zu sehr an musikalisches Handwerk. Herr Kapellmeister Schneider dirigirte übrigens mit mehr Kraft und Umsicht als seine Vorgänger. — Hr. Devrient d. J. versteht weder König noch Oberpriester darzustellen, er sah so betrübt und unglücklich unter dem hohen Blätterkranz hervor, er hatte so wenig von einem Gottgeweihten in sich, daß man ihm mitleidvoll gern die viele Mühe geschenkt hätte, welche er sich in manchen Tönen nicht vergebens mit der schweren Partbie gab. Die Verwandlung zum Apollo im lezten Akte paßte besser für ihn, weil er tief im Hintergrunde in Wolken gehüllt war. — Herr Freund sang seine Klagetöne als Evander doch gar zu jämmerlich; Mad. Carl legt zu sehr alle Gewalt ihrer nachdrücklichen Stimme auf einzelne Töne, zu denen sie die andern hinzieht, und man durfte sich herzlicher als sonst freuen, als der Göttersohn mit langer Keule kräftig hereintrat, und so verzieh man ihm allenfalls die ersten Recitative. — Daß aber Alceste und auch im Seeleneinklang Admet durch die Schrecken an den Pforten des Hades so geängstet wurden, daß sich Beyde nach einander verwirrten, damit möchten wir ungern das heitre, ungetrübte Tageslicht ihres Ruhmes verdunkeln, und geben desto lieber und schneller zu ihrem Lobe, und dem Preisen des übrigen Theils der Vorstellung und der Oper selbst über. Denn wo erklingt wohl herrlicher die innigste, sittlichste, eheliche Liebe und Treue. Solcher Ehe fehlt nur Unauflösbarkeit durch den Tod; der sittliche Geist der Ehe ist zugleich ein natürlicher, die Schattenmächte der Unterwelt sind seine einzigen Feinde. So wird der Kampf mit dieser düstern Gewalt, und der Sieg durch heldenmüthige Freundschaft, welche jenen Mangel der Familie nicht an sich trägt, der Inhalt der Oper.

Die Krankheit des königlichen Gatten versezt das ganze nun verlassene Volk in Klage, Angst und Schrecken. Dieß singen die ersten Chöre. Alceste kommt mit den Kindern an der Hand, in königlichem, gehaltenem Schmerz, den Mad. Milder ausgezeichnet darzustellen wußte, nur sah sie während des langen Klagechors bisweilen mit zu unbedeutenden Blicken auf das Volk. Doch dann drückte sie die Kinder an ihre Brust; sie kniete nieder und hauchte nun in stillem Wechsel von es und b-dur und f-dur in der ersten es-dur Arie: „Geschick bey so trostlosem Harme!“ ihre sanfte Klage aus; im folgenden Theile

(dreyviertel Takt) sandte sie die rührendste Bitte zu den Göttern empor, dann fühlte sie (im vierviertel Takt Allegro) die ganze Gewalt ihres schmerzlichen Geschickes mit stets erneuten Schlägen, und der Ausdruck des innersten Leidens bezeugte, solche Qual könne nur ein Mutterherz bedrängen. Aengstlich, liebend preßte sie die Kinder an ihre Brust, bis sie mit der Wiederholung des verwirrten, klagenden mütterlichen Schmerzes endete. Die dann beym Klagechore des Volkes folgenden schönsten Stellungen und Gruppirungen mit den Kindern dürfen nicht ohne Auszeichnung übergangen werden. — Nun ist Apoll's Tempel der Schauplatz. Das Orchester trug die Einleitung, die nachahmende Wiederholung und Durcharbeitung immer ein und derselben langsam fortfließenden Melodie, zum ersten Mal in g dur beginnend, dann in c-dur, d dur, a-dur und e-dur sich bewegend, die Reinigung vor allem Schmerz und Leiden zur reinen in Gott versenkenden Andacht, vortrefflich vor, aber Alceste stellte sich als Flehende, dem Gotte mit zu königlicher Hoheit gegenüber. Diese Scene ist überhaupt das Offenbarwerden der Feindschaft nächtlichen Hades gegen den taghellen lebendigen Geist ehelicher Liebe. Dieß beginnt ein Oberpriester in den Worten: „des ihm Geweihten!“ A. spricht sich zulezt furchtbar in der Orakelstimme aus. Ein zerrissener Chor; Flucht des Volkes. Die Königin bleibt allein. „Unglückliche Alceste!“ schreit sie nicht so sehr leidend als vielmehr erschreckt auf. In ihr beginnt nun der Kampf mit der Unterwelt. Die Arie: „Nein nicht der Tod ist's, den ich scheue!“ den Todesmuth mit dem wechselnden Schmerz, Gatten und Kinder verlassen zu müssen, sang und spielte Mad. Milder mit aller Gewalt des unerschütterlichen Entschlusses und der zärtlichsten, innigsten, sittlichsten Liebe. Schauernd endlich ruft sie in der lezten Arie die nächtigen Götter an, aber mit dem reinsten Jubel überwindender Kraft entringt sie sich diesem Beben; mit dem glücklichsten Gemisch von Liebesfreude, so wie von Schadenfreude gegen die dunklen Gewalten; rühmte sie sich ihnen den Gemahl zu entreißen, und schließt mit liebender Eil ihr Werk zu vollführen.

Die reinen Freuden- und Festchöre klangen klar, rein und jubelnd gegen die klagenden des ersten Aufzugs. Der gesundete Admet (Herr Stümer) erschien. Für die Weichheit zärtlicher inniger Liebe ist seine Stimme besonders geeignet, aber ihr fehlte oft der Glockenton, das Organ klang oft mit, und auch die sonst so gebildete Fistel trat mitunter so plözlich und hörbar aus der Bruststimme hervor. Das Schönste des Aktes fast war die erste b-dur Arie Alcestens, mit dem Flötenvorspiel, mit welchem sich in die laute Freude leise und klagend der tiefe Trennungsschmerz, der den Ehegatten bevorsteht, einschleicht. Madame Milder sang die Arie leise mit dem Ausdruck des geheimsten Jammers, der um so quälender ist, je mehr er sich vergraben muß. Die zweyte Arie: „Ich fühle nur des Lebens Freuden,“ fügte zu diesem geheimen Schmerze den Ausdruck der offenbarsten zärtlichsten Liebe für den Gatten, und den tiefen Schauer vor dem Wohnsitz der Schatten, bald ihre eigene Behausung. In der Entdeckungsscene war Herr Stümer bey den Worten: „Wer? du? Alceste?“ bewundernswerth, wo er das unsingbare tiefste Entsetzen halb sprach, halb sang. Hätte er auch an anderen Stellen stärker durch das volle Orchester zu dringen vermocht, so wäre die Vollendung, mit welcher er alles Folgende sang, deutlicher hervorgetreten, und eine lautere Anerkennung hätte den Künstler belohnt. Die dritte Arie (f-dur) sang Mad. Milder erst in stiller Ergebung dasitzend, mit rührender Bitte um Muth, die Kinder zu beyden Seiten; dann kam ihr die Erinnerung all des Glückes wieder, das sie verlassen sollte, und zulezt in voller Verzweiflung übertönt ihr lauter Schmerz herzzerreißend das bange Bedauern des Volks.

Mit diesen immer tieferen Klagen beginnt der dritte Akt, bis der Göttersohn (Herr Blume) auftritt, und nun der Styx seine Beute verlieren soll. Alceste im ersten Aufzuge schauderte noch vor dem Schrecken des Hades, obgleich ihr liebender Muth sich dem Schrecken entwand. Der Held aber wird von jenen düstern Tönen nicht geängstet, seine Arie ist reiner kraftvoller Heldenmuth, Hoffnung und Zuversicht einflößend, weil er selbst auf sich vertraut. — Aber jezt gilt es den härtesten Kampf vor den Pforten der Unterwelt. Alcestens erster Entsetzensschrey (das hohe a) war unvergleichlich, wie der fortdauernde Schauer, bis sie niedersinkt, doch dann sich plözlich im vollen Liebesmuth wieder erhebt. Die f-dur Arie: Ihr Töchter ewiger Nacht!“ war fast zu still ergeben, desto rührender die zweyte (g-dur): „Leb' eingedenk der Zärtlichkeit!“ Aber Admets tiefste Klage, sein Beben bey der Vorstellung der ohne sie verödeten Zukunft, seine liebenden Bitten ihn sterben zu lassen, gaben ihr an Trefflichkeit nichts nach. Die Scene mit Charon brachte alle Schauer des Todes herauf, die nur langsam im fernen Chor, der Herkules Sieg singt, entschwebten, und nun die Nacht in den lichtesten Tag bey dem Terzett, der drey aufs neue Geeinten verwandelte, deren Glück der Schlußchor die Götter lobend rühmend erhob.

Frankfurt a. M. im Februar.

(Fortsetzung.)

Das Repertoir der Oper wurde im vorigen Monat nur noch mit einer bereichert, welche wir, gleich dem lustigen Bauernmädchen von Paisiello, aus alter Zeit willkommen hießen, es waren Fioravanti's Sängerinnen auf dem Lande, ein Tongebilde voll reizender Anmuth und ächt italienischer Laune. O wie sinken hier Auber und die anderen Pariser Tageshelden von ihrer künstlichen Höhe herab, hier wo alles bey der reichsten Laune in treffender Charakteristik und weiser Sparsamkeit sich bewegt. — Im Schauspiel wurden die Erben der Frau von Weissenthurn aufgewärmt.

Von dem Theaterbau werde ich Ihnen nächstens etwas Ausführliches zu schreiben haben. Herr Brentano-Laroche hat ein neues Projekt zur Uebernahme eines neuen Baues oder, wenn dieser nicht beliebt werden sollte, zu einer Erweiterung im Innern, den Aktionärs gedruckt vorgelegt. Hr. Staatsrath von Bethmann macht sich anheischig, mit Hrn. Brentano-Laroche die Entreprise zu machen, wenn die Gesellschaft sich nicht damit befassen will. Dieses soll nun nächstens in einer Generalversammlung diskutirt, und darüber, wenn es möglich ist, endlich entschieden werden.

Professor Chladni ist seit einigen Wochen in unserer Stadt, und hat dieser Tage seine interessanten Vorlesungen über Akustik und Meteorologie begonnen, worin er manches Neue vorzutragen verspricht. Warum muß der würdige Mann sich in seinem Alter noch durch Vorlesungen in den Städten Deutschlands ernähren? — eine Frage an die reichdotirten Akademien mancher Residenzen. Verdiente nicht der Entdecker der Klangfiguren, Chladni, dessen Name unsterblich ist, und der ganz den Wissenschaften lebt, die er vielfältig bereichert hat, ein stilles Plätzchen in einer jener beneideten und beneidenswerthen Residenzen?

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. März 1826.

Wärst du als ihr Führer doch gefallen
In des Heldenkampfes blut'gem Spiel!
Hoch getragen zu des Ruhmes Hallen,
Doch — zwey Siegeskränze sind zu viel.

Amalie v. Helvig.

Lord Byron.

Ode von Casimir Delavigne.

Die Schlangen zischten laut: „Du bist kein Adler, nein!"
Als noch sein schwacher Flug dem jungen Muth versagte; —
Und schon des Schnabels Spur drückt' Er dem Rücken ein
Des scheuslichen Gewürms, das ihn zu höhnen wagte.

Im Himmel dann die Stirn, den Boden unter sich,
Den Blick der Sonne zu, den Donner in den Klauen,
Hieß er aus ihrem Staub empor die Schlangen schauen,
Und fragte: „Wer bin ich?"

Das war dein stolzer Schwung, und, Byron! welches Leben,
An Ruhm in Einem Morgen reich,
Mit plötzlicherem Glanz, mit rauschenderem Streben
Empörte Tod und Neid zugleich?

Wo hat ein Geist, den jüngst in seiner Dunkelheit
Ein schnöd Geschrey mißhandelt,
Je seine Nacht so schnell in Sonnenlicht verwandelt,
Gemacht zur Nachwelt seine Zeit?

Vor Priestern und vor Frau'n, der Erde Göttern, hüte,
Ihr Sänger! eure Zunge sich:
Wie in der himmlischen Gemüthe
Lebt im erzürnten Sinn die Kränkung ewiglich.

Voltairens Asche ruht in eines Tempels Hallen:
Umsonst: — der Priester läßt die grimmen Flüche fallen,
Den großen Namen höhnt der Kanzel Donnerwort;
Der stumme Schatten muß dem Pantheon entwallen,
Muß aus der dunkeln Freystatt fort.

Du zogst die Farbenglut, den Glanz von Südens Rosen,
O Byron, unterm Strahl iber'scher Sonne vor;
Zu bleich war dir der Blumenflor
Des kalten Vaterlands: du mochtest dort nicht kosen.
Daher dein langes Leid, dein Mißgeschick, du Thor!
Erzürnt verfolgte dich bis zu des Grabes Rande
Der Brittinnen verschmähte Zier;
Und im betrognen Engellande
Verstieß man dich — und horchte dir!

Umsonst verschlang ihr Blick voll Glut, was du geschrieben,
Dein Hohn war abgebüßt; du irrtest fern, vertrieben;
Und ach! in jedem Land begegnetest du nur
Von Chillons Zinnen an bis zu dem Schutt Megara's,
Und von Abydos Schlund zur Kerkergruft Ferrara's
Feindsel'ger Götter Zorn, und nur Tyrannenspur.

Die Opfer sangest du, die sich der Stolz geschlachtet,
Der du des Stolzes Opfer warst;
Von Trümmern, welche Schuld erzählten, rings umnachtet,
Du großer Sünder Bild gebarst.
Gebeugt in's eh'rne Joch, vom Gram empöret, brannte
In der Verzweiflung Glut dein Geist, sonst ungezäumt;
Du hast, verfolget, wie der Dante,
Wie er, vom Höllenschlund geträumt.

Europa spricht dich los, doch ruft es sein Verdammen
Den kläglichen Nachäffern zu:
Den Werken Ehre, die dem Schöpfergeist entstammen!
Du, sey unsterblich! du warst du!

Stets ungetrübet glänzt durch deinen Pinselstrich,
Das Bild von Griechenland, das, in den Sarg gezwungen,
Nichts mehr Lebendig's hat, als von dem Ruhm, der wich,
Die heiligen Erinnerungen:

Betrachtet eine Frau, bevor das Leichentuch
Auf ihre Stirne fällt und endet euer Hoffen,
An ihres Todes Tag, wann nun gefällt der Spruch,
Wann die Gefahr ist aus, das Thor des Nichts ist offen;

Digitized by Google

O rührende Gestalt, wie traurig und wie mild!
Wie zeigt sich Düsterkeit mit Anmuth so verbündet
Im regungslosen Mund, den Blässe langsam füllt!
Wie schaut ihr sehnsich an, mit Zittern, dieses Bild;
Der Züge stille Ruh', wo schon der Umriß schwindet,
Des Busens trüben Reiz, von Todesnacht umhüllt! —
Vor dem entseelten Leib wie schauert ihr zusammen:
Ihr trauert über euch, lest im erlosch'nen Blick
Des unbewegten Aug's das eigene Geschick.
Einst lockte dieses Aug', es weinte, sprühte Flammen;
Da starrt es ohne Glanz, es blickt, es leuchtet nicht.
Zu spät ist's nun, es winkt euch drin kein Hoffnungslicht:
Und — einen Augenblick doch waget ihr zu hoffen:
Mit solcher Heiterkeit ruht dieses schöne Haupt,
Mit so gelindem Schlag hat es der Tod getroffen,
Und dieser holden Stirn den Frieden nicht geraubt:
Die Wurzel starb, doch steht der Baum noch unentlaubt.
Seht! das ist Griechenland — sprachst du — längst aufgegeben!
Ist Griechenland, noch schön, doch kalt, doch ohne Leben,
Das todte Griechenland!... doch halt! o siehst du's nicht?
Die matten Augenlieder beben,
Und öffnen wieder sich dem Licht!
Schau hin! sie lebt! — o horch! in ihren Fesselringen
Empor der Leib sich schauernd rang;
Das reine Blut, das oft vom Streich des Schwertes sprang,
Frisch in den Adern quillt's, bereit, auf's Neu zu springen;
Die Stirne, bleich vom Tode lang,
Erhebt sich, kühn und stolz, mit dräuender Geberde,
Ihr Arm, verlängert, sucht nach einem Schwerde;
Sie lebt, es spricht ihr Mund .... und Freyheit war sein Klang.

Die Todte priesest du; wie schön ist sie im Leben!
Du hörest ihren Ruf, du kannst nicht widerstreben,
Du eilst, du schauest sie — doch ach! es war dein Tod!

Wer malt der Griechen Angst, das Flehen, die Gesänge,
Der Trauer bangen Schrey, und wieder Waffenklänge,
Versammelt um das Kreuz, hinirrend in der Noth,
Das Volk, im heißen Drang versucht' es zu verweben
Des alten Glaubens Kraft mit dem, was Christ gegeben,
Rief seinen Göttern, schrie, das Auge thränenroth:

„Wind, der du Leben gibst den Blumen, die nicht sterben,
Durch den der Lorbeer lebt, daß ihn kein Alter frißt:
O Wind vom Pindus! schwing den Flügel, denn verderben
Will, der der schönste Lorbeer ist!"

„Ihr reinen Quellen, draus die alten Dichter tranken,
Child Harold kam zu Euch, erliegt an eurem Rand!
O gießet euren Thau mild auf die Stirn des Kranken,
Die nur gebeugt des Todes Hand!"

„Zwiefache Götter! still't den Quell von unsern Zähren!
Du Gott, der Satan schlug, du Gott, der Python schlug,
Erneut sein Leben ihm, wie Milton und Homeren,
Gebt ihm der vollen Tage gnug!" —

Fleht zu den Winden nicht! ihr Hauch ist nur, ihr Thoren,
Des Dichters Palmenzweig zu knicken stets verschworen,
Doch Gifte reifet ihre Luft!
Fleht zu den Wassern nicht der heil'gen Musenquellen,
Früh oder spät, als Brand versengen ihre Wellen,
Die Lippen, die ihr Sprudel ruft.

Fleht zu den Göttern nicht; der Tod nur wacht, sie schlafen;
Es lauscht auf euren Ruhm sein unerbittlich Ohr:
Er harret, euch zu strafen;
Er horcht, taub ist der Götter Chor.

Hin ist er, hin! — du Land, das ihn geboren, weine!
Verbannung war dein Dank und seines Liedes Lohn.
Wein' auch, Normannenland, durch seinen Stamm der deine,
War er, Corneille'n gleich, dein Sohn! *)
Und du, den, hoffnungslos, auslieferte sein Scheiden
Der Fessel deines Herrn, den singend er bedroht',
O weine, Knecht! sein Lied war dir ein Trost im Leiden,
Sein Schwert entrisse dich der Noth.

Zu rächen schwuren ihn die Griechen: schon bereitet
Der Ruhm das heil'ge Trauerfest:
Zu seinen Ehren Hellas streitet,
In ihrer Mitte ruht des Herzens theurer Rest,
Ob dem der Sieg die Flügel spreitet.
Dann gräbt ihr Sichelschwert, das sich der Kampf ersicht,
Auf sein Asyl, sein leztes, stilles:
„Was schontest du ihn, Schicksal, nicht?
Er sang Homeros gleich; er läge, wie Achilles!"

Doch wo der Ort auch sey, den sein Begräbniß ehrt:
Bey Euch, der Tugend, Kunst, der edeln Mannheit Hallen,
Die ihr noch Londons Stolz, in Frankreich seyd zerfallen,
Dem Schatten ist bey Euch ein heil'ger Raum bescheert:

Westmünster, öffne dich! steht auf vor diesem Gaste,
Werft eure dichten Leichentücher ab,
Gekrönte Häupter ihr! und, du, geweihte Kaste,
Die das Talent gekrönt und die hier fand ein Grab.
Er naht, er nennet sich .... hier ist Er nicht im Banne!
Drängt euch, macht Raum, hier theilt er euren Schatz.
Milton, dem Dichter Platz! dem Krieger, Howe, Platz!
Platz, Könige! dem großen Manne!

*) Byrons Familie stammt aus der Normandie; seine Ahnen waren Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

In der Schlacht führte Oudet noch das neunte Regiment als Oberst. Man erwarte von mir keine Beschreibung der Schlacht bey Wagram. Unser Regiment stand auf dem linken Flügel, gegen den die Feinde ihre Hauptanstrengungen richteten, um uns von den Brücken der Insel Lobau abzuschneiden. Wir hatten mehrere wüthende Kavallerieangriffe auszuhalten, wobey wir viele Leute verloren. Unser Oberst erhielt selbst zwey Wunden. Ein Lanzenstich in den Schenkel zwang ihn, das Schlachtfeld einen Augenblick zu verlassen, doch kehrte er sogleich an seinen Posten zurück, nachdem er sich hatte verbinden lassen. Durch den Angriff auf das feindliche Centrum ward die Schlacht endlich entschieden, der Feind zog sich zurück und wir hofften

denselben Abend in Wien einzurücken. Plötzlich aber erhielt unser Regiment Befehl, gegen Ebersdorf zu marschiren, um die Bewegungen der Armee zu sichern und den Rückzug des Feindes zu drängen. Die Nacht brach an, wir sollten uns unterwegs mit mehreren Regimentern vereinen; allein sie waren uns schon weit voran. Es war gegen eilf Uhr, als wir uns einem hügeligten, waldigten Terrain näherten. Plötzlich schallte uns aus einem Gehölz das „Wer da!" der Oestreicher entgegen, dem von allen Seiten ein heftiges Feuer folgte. Wir faßten uns bald, der Oberst führte uns rasch im Sturmschritt gegen die Stelle, von der das heftigste Feuer ausging. Wir warfen ohne Mühe die dort stehenden Bataillons über den Haufen und drangen vorwärts; allein bald sahen wir uns von allen Seiten umringt und merkten, daß wir mitten in eine feindliche Division gerathen waren. Sie bildete um uns eine Mauer von Feuer und von Bajonnetten, die wir vergebens zu durchbrechen suchten. Zwanzig Mal wurden wir in die Tiefe zurückgedrängt, in der wir überfallen worden waren. Der Oberst hoffte, das Feuer würde die Regimenter herbeyziehen, die dieselbe Bestimmung wie wir erhalten hatten; allein sie waren zu weit voran und hatten ihre Stellung schon eingenommen. Bey jeder Decharge stürzten ganze Reihen von uns zu Boden, und man rief uns von allen Seiten zu, uns zu ergeben. In ein Quarré formirt und den Adler mit unsern Leibern deckend, hörten wir da die Stimme des Obersten Oudet. „An dem Tage eines großen Sieges, rief er, dessen Ruhm das neunte Regiment getheilt hat, wird es seine Adler nicht entehren, indem es sich ergibt. Kinder! wir wollen alle siegen oder sterben. Es lebe der Kaiser!" — Dieser Ruf wurde mit Wuth von Allen wiederholt. Wir stürzten von Neuem auf den Feind, der anfangs zurückwich, uns aber bald in unsere alte Stellung zurückwarf. Bald blieben nur noch wenige von uns um den Oberst, der mit Wunden bedeckt nur noch daran dachte, würdig zu sterben. Der Feind wagte es nicht, uns mit dem Bajonnett anzugreifen. Unsere Munition war verschossen und schweigend empfingen wir das Feuer der Feinde, das auf zwanzig Schritte von allen Seiten uns traf. Da nahm endlich der Oberst den Adler des Regiments, brach ihn von seinem Stabe und vergrub ihn in ein Loch, was er mit dem Beil eines Sapeurs machte, damit er dem Feind nicht in die Hände falle. In diesem Augenblick und an dieser Stelle erhielt ich einen Schuß in die Brust und stürzte zusammen. Die Feuchtigkeit des Morgens rief mich in's Bewußtseyn zurück. Als ich die Augen öffnete, sah ich rings um mich her die Leichen meiner Gefährten, der Oberst lag mitten unter ihnen. Von Neuem verlor ich die Besinnung und erhielt sie erst im Hospital wieder, wohin man mich indessen getragen hatte. Gegen Morgen waren mehrere Regimenter nach der Gegend beordert worden, von wo man das Feuer hörte; allein sie kamen zu spät. Es blieb ihnen nichts zu thun übrig, als die wenigen Verwundeten zu retten, die auf dem Schlachtfeld lagen. Der Wundarzt, der mich verband, versicherte mich, daß meine Wunde nicht tödtlich sey, was ich ihm auch gerne glaubte. Den folgenden Tag besuchte der Kaiser das Hospital in Begleitung des Marschall Massena und mehrerer Generale. Ruhe und Zufriedenheit strahlte aus seinen Zügen; er war ohne Degen, und trug unter dem Arm seinen Hut mit Goldstücken gefüllt. Er hielt sich bey jedem Bette auf, sagte jedem Verwundeten einige Worte und fragte nach seinen Wunden, und ehe er wieder ging, warf er ihm einige Goldstücke auf das Bett. Troß unserer Schmerzen rafften wir uns auf und begrüßten ihn mit lautem Jubel, den er mit wohlwollendem Lächeln aufnahm, indem er noch einmal rings umher im Saal blickte, ehe er ihn verließ. Denselben Tag besuchte mich Savournin, er gehörte zum dritten Bataillon, was allein noch vom neunten Regiment übrig war, da es keinen Theil an dem unglücklichen Gefecht von Ebersdorf genommen hatte. Er war tief betrübt über das Unglück, das das Regiment getroffen hatte. Von ihm erfuhr ich, daß Oudet noch lebe, aber von Wunden bedeckt, schwerlich gerettet werden könne, daß er im nächsten Zimmer liege, von den Offizieren seines Regiments umgeben. Am dritten Tage sah ich Savournin wieder, er sagte mir, der Oberst liege am Tode, und alle Hoffnung sey verloren. Ich wollte ihn durchaus noch einmal sehen. Savournin und ein anderer Soldat trugen mich bis vor Oudets Bett. Ich sah auf den ersten Blick, daß keine Hoffnung mehr sey. Er verblutete an einer Brustwunde, die sich in der Nacht wieder geöffnet hatte. Der Tod fing an, seine schönen, kriegerischen Züge zu entstellen. Endlich schien er sich etwas zu erholen, er erkannte mich, und reichte mir lächelnd die Hand, und sagte mit einer letzten Anstrengung zu den Umstehenden, die meistens zum neunten Regiment gehörten: „Kameraden, ich werde nicht Zeit haben euch dem Kaiser zu empfehlen, ich hoffe er wird von eurem Betragen unterrichtet werden, und es belohnen. Dieß ist mein Trost, indem ich euch verlasse." Er sezte noch einige unverständliche Worte hinzu und verschied. Ich selbst ward fast besinnungslos zurückgetragen. Savournin verließ mich stumm in finsterer Verzweiflung. Am folgenden Tag, als Oudet zur Erde bestattet werden sollte, ließ ich mich an's Fenster tragen, um den Zug zu sehen. Die Beerdigung sollte in dem Garten Statt finden, der zu dem Hospital gehörte. Die Begleitung war nicht zahlreich und bestand größtentheils aus Verwundeten. Während man den Sarg versenkte, entstand plötzlich unter dem ihn umgebenden Haufen eine Bewegung; gleich darauf sah ich einen Leichnam wegtragen. Es war Savournin, der sich auf dem Sarg seines Obersten in seinen Säbel gestürzt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

———

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Februar.

(Beschluß.)

Clemens Brentano, welcher sich ganz von der Welt zurückgezogen hat, ist im verflossenen Jahr zweymal in seiner Vaterstadt gewesen, und befindet sich jezt, wie man hört, in Coblenz. Es war vor mehreren Monaten in einem Berliner Blatt davon die Rede, daß man in dieser Zeit der Gesammtausgaben auch an die Werke dieses Dichters, der sich durch seltne Genialität und reiche Phantasie auszeichnet, denken möchte, um unter seiner Mitwirkung das bereits herausgegebene zu sichten, und das viele noch ungedruckte, von großem Werth für die Mit- und Nachwelt vom Untergang zu retten. Vielleicht ist hierzu jezt die Möglichkeit vorhanden, da vertraute Freunde im Besiz mehrerer seiner ausgezeichnetsten, noch ungedruckten Werke sind, welche schon anderwärts, und nun auch hier in Cirkeln wo sie vorgelesen worden, mit großem Interesse gehört wurden. Hierunter sind seine Kindermährchen, wovon mir aus Berlin einige bekannt sind, Erzeugnisse der lieblichsten Phantasie, und von einer unnachahmlichen Naivetät. Sie fesseln alt und jung, und beweisen dadurch am unwiderleglichsten ihre poetische Trefflichkeit. Es ist das Schöne, daß sie ganz national sind, und unter sich einen Cyklus bilden; die meisten spielen am Rhein. Ich erinnere mich noch genau eines dieser Mährchen, welches von den ertrunkenen Kindern handelt, die im krystallnen Schloß des alten Vaters Rhein wohnen und spielen. Die Beschreibung von einem seiner Lieblinge, einem ertrunkenen Fischerkinde, ist gar anmuthig. — Und so wünschen wir denn auch, daß der Dichter bald dem allgemeinen Verlangen der Freunde und Kenner im Vaterlande nachgeben, und mit diesen lieblichen Mährchen den Anfang machen lassen möge.

Das Städelische Kunstinstitut fundirt mit 1300,000 Gulden, darf sich nun hoffentlich bald seiner vollkommenen Wirksamkeit erfreuen. Vor einigen Wochen ist das Appellationsurtheil der Bonner Fakultät eingetroffen, und die Städelischen Vettern haben auch in der zweyten Instanz verloren; sie sind dießmal sogar in alle Kosten verurtheilt, ein Umstand, der sehr zu Gunsten des Institutes spricht, da gewöhnlich die Prozeßkosten kompensirt werden. Der Anwalt der Städel'schen Verwandten, Dr. Jassoy, wird jezt seine Sache noch vor die dritte Instanz bringen, von wo sie binnen Jahresfrist entschieden seyn kann. Welcher Gewinn für unsern, in Wissenschaften und Künsten aufblühenden, Freystaat, wenn ein so großes Vermögen bald zu den schönen Zwecken verwandt, die Kunstsammlungen bereichert, junge Talente unterstüzt, und bedeutende Meister als Lehrer berufen werden können.

Unter den gemeinnützigen Anstalten nimmt die Sonntagsschule für Handwerker einen schönen Fortgang. Es werden hier aus allen Gegenden Deutschlands Zöglinge unentgeldlich in den Elementarkenntnissen, und seit einiger Zeit auch in der Plastik und Mechanik unterrichtet. Mehrere auswärtige Vereine für Bildung der Handwerker haben sich die Geseze der hiesigen Anstalt zum Muster genommen, und es bildet sich nach und nach eine wohlthätige Verbindung und Wechselwirkung unter diesen edlen Gesellschaften. Sie werden aber erst dann ihren schönen Zwecken vollkommen entsprechend wirken können, wenn alle größeren Städte Deutschlands die Errichtung solcher Anstalten sich zur Pflicht machen, und später Töchtervereine an kleineren Orten entstehen. Der Lehrling und Geselle wird dann den begonnenen Unterricht überall fortsetzen können, und die Folgen dieser Verbindung sich auf die Industrie in allen Zweigen der Gewerbe wohlthätig erstrecken. Leider steht aber verjährtes Vorurtheil bey Einzelnen, und selbst bey manchen ehrenwerthen Korporationen dieser Verbindung noch sehr im Wege. — Kürzlich gab Hr. Kapellmeister Guhr zum Besten der hiesigen Sonntagsschule für Handwerker ein Konzert; man kann schon aus diesem einen Zug von einem ausgezeichneten Künstler, der nicht einmal Mitglied des Vereins ist, sehen, wie hier der Gemeingeist seine Wohlthaten auf die jungen Pflanzschulen der Erkenntniß und Bildung verbreitet.

Rom, 22. Jan.

Da die eigentliche Bühnenzeit in Rom in den Karneval fällt, und dieser für dieß Jahr so ausnehmend kurz ist; so mag dieser Umstand mehr, als der innere Werth der Vorstellungen, zu der Begierde beytragen, mit welcher das Publikum in die Theater eilt. Für das Parterre ist gegen Abend kein Billet mehr zu erhalten. Freylich zeigt sich der Drang nach den Logen weniger stark; denn noch bis kurz vor Anfang hört man die Logenausrufer mit ihren Stentorkehlen, „Palchi, (palchetti, oder auch (nach römischer Sitte, welche unaufhörlich das l mit dem r verwechselt) parchi, parchetti“) schreyen, ja, um die Käufer anzulocken, sogar den Logen des fünften Ranges das Prädikat des nobile geben, zum Beyspiele: „Chi vuol palchi! palchi nobili al quint' ordine!“ Das Logenwesen ist überhaupt so eigenthümlich in Rom (wie überhaupt in ganz Italien), und greift dergestalt in's gesellschaftliche Leben ein, daß man davon im Auslande keinen Begriff hat. In einer andern Zusammenstellung mehr davon. Hier nur so viel. Die Logen sind in der Regel, und zwar während jeder der vier Haupttheaterzeiten, sämmtlich für die ganze Dauer derselben vermiethet. Um sich die Ausgabe zu erleichtern, welche besonders im Karneval, wo gewöhnlich, wenigstens in den größern Städten, zwey Operntheater (eine große und eine komische Oper) spielen, bedeutend ist, treten mehrere Personen, oder Familien zusammen und besuchen entweder jede Vorstellung gemeinschaftlich, oder (was häufiger geschieht) wechselsweise, in welchem leztern Falle jeder Familie ihr besonderer Tag in der Woche bestimmt wird. Trifft sich's, daß diejenigen Personen, an welchen die Reihe ist, nicht in's Theater gehen wollen, so senden sie Morgens früh den Logenschlüssel in das Theaterbureau (bolleghino del teatro, weil es stets eine kleine, neben dem Theater an der Straße gelegene Boutike ist) und bestimmen den Preis, um welchen für den Abend die Loge verkauft werden soll. Diese Logen sind es, welche vor dem Theater ausgerufen werden. Was das Bureau über den festgesezten Preis erhalten kann, macht seinen Gewinn aus. Daher kömmt es, daß, obgleich der Abonnementspreis der Logen stets bestimmt ist, der abendliche Eintritt in dieselben bald weniger, bald mehr kostet. Komme ich zu den Vorstellungen zurück. Obgleich, wie schon gesagt, der Drang um die Logen nicht sehr groß ist; so werden sie doch meistens alle gefüllt, sogar im ungeheuren Tordinone (der großen Oper), von welcher ich in meinem vorigen Briefe gesprochen habe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Literaturbl. Nr. 18. u. Monatsreg. Februar.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. März 1826.

Durch welche Prüfung ließ das Schicksal ihn nicht gehn!
Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen.
Du hörtest, welche Schlachten er geschlagen!

Virgil.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergeanten.

(Fortsetzung.)

Drittes Bruchstück.

Gefangenschaft. — Die Insel Cabrera. — Flucht. — Beförderung. (1810. 11.)

An dem Tage, da das Regiment in Teruel eintreffen sollte, hatte ich mich um eine halbe Stunde beym Aufbruch von Galbes verspätet und fand, daß die übrigen Fouriere mit der Bedeckung schon abmarschirt waren; ich folgte ihnen sogleich mit zwey Soldaten von unserm Regiment und hoffte, sie bald einzuholen. Gegen acht Uhr hatten wir unsere Leute aber noch nicht erreicht und ruhten in einer schlechten Herberge einen Augenblick aus. Bald sezten wir unsern Weg fort. Ich befand mich zufällig etwa hundert Schritte hinter meinen zwey Soldaten, als ich plötzlich vor mir ein Paar Schüsse fallen hörte und bald erblickte ich die beyden Soldaten von einem Haufen Menschen umringt. Ehe ich noch Zeit hatte mich zur Gegenwehr zu rüsten, ward ich selbst verwundet, von acht Menschen ergriffen und zu jenem größeren Haufen hingeschleppt. Das erste, was ich hier sah, war die Leiche eines meiner Soldaten, er war gräßlich verstümmelt und der Kopf vom Rumpfe getrennt. Der andere, die Kleider zerrissen, mit Blut bedeckt und wankend, suchte sich noch gegen die Menge zu vertheidigen. Ich selbst erhielt mehrere Kolbenstöße und erwartete dasselbe Schicksal, was meine Gefährten betroffen hatte, als einer meiner Gegner den übrigen befahl, von mir abzulassen, und, mich bey der Hand ergreifend, mich bey meinem Namen nannte und in gutem Französisch sagte: ob ich ihn nicht mehr kenne? Nach einigem Besinnen erinnerte ich mich wohl, ihn irgendwo gesehen und gekannt zu haben, allein ohne mir Rechenschaft geben zu können, wo und bey welcher Gelegenheit. Erst als er sich mir nannte, fielen mir unsere früheren Verhältnisse wieder ein. Es war Valdejo, der junge Kadet von dem Korps des General Romana, dem ich bey unserm Feldzug in Meklenburg einige Dienste geleistet hatte. Nach einigen Minuten befahl Valdejo aufzubrechen. Ich ging Arm in Arm mit ihm an der Spitze des Haufens, doch ging seine Freundschaft nicht so weit, daß er mir meine Waffen hätte wiedergeben lassen; er bezeigte mir wiederholt das Vergnügen, was es ihm gewähre, mir einen Dienst haben leisten zu können, versprach mir, sein Möglichstes zu thun, um mich auch ferner zu schützen, erklärte aber zugleich, daß seine Pflicht gegen sein Vaterland ihm nicht erlaube, mich in Freyheit zu setzen. Zugleich erfuhr ich, daß er zu der Guerilla des Obersten Porlier *) gehöre, zu dem er

*) Don Juan Diaz Porlier, auch el Marquesito genannt. Nachdem er mit großer Auszeichnung für Ferdinand VII. gefochten hatte, ward er 1815 in der Corunna hingerichtet, da er einen unglücklichen Versuch gemacht hatte, die Konstitution von 1812 wieder herzustellen.

D. U.

auch jezt seine Gefangenen bringen werde. Wir sezten unsern Weg fort bis zu einem einsamen Pachthofe, wo wir die Nacht blieben. Hier starb der Soldat, der mit mir gefangen worden war, an seinen Wunden.

Am folgenden Morgen brachen wir wieder auf, um bey Zeiten la Puebla zu erreichen, wo wir den Anführer treffen sollten. Unterwegs trafen wir die Leichname mehrerer französischer Soldaten gräßlich verstümmelt an Bäume gehängt. Indem die Spanier ihre wilde Freude bey diesem Anblick äußerten, konnte ich mich nicht enthalten, meinen Abscheu gegen solche Unmenschlichkeiten zu bezeigen. Nur mit Mühe gelang es Valdejo, es zu verhindern, daß mich nicht dasselbe Schicksal traf. Als wir zu la Puebla anlangten, lief ich neue Gefahren, sowohl von Seiten der daselbst befindlichen Guerilla als des Volkes, was uns entgegenkam. Porlier selbst nahm mich gütig auf und ich blieb unter Valdejo's Schutz, der den Befehl erhielt, mich den folgenden Tag nach dem kleinen Hafen von Castellon de la Plana zu bringen. An diesem Ort langten wir den dritten Tag an und schifften uns sogleich nach Palma ein. Hier mußten wir uns trennen, indem Valdejo nach dem Königreich Valencia zurückkehrte und ich auf einer Brick, welche Lebensmittel nach der Insel Cabrera brachte, eingeschifft wurde. Beym Abschied wollte mir Valdejo noch einige Unzen Gold aufnöthigen, allein ich schlug sie aus und zeigte ihm, daß es mir nicht an Geld fehle, da ich nicht geplündert worden war. Wir trennten uns mit gegenseitigen Versicherungen, uns, wenn der Zufall uns wieder zusammen führen sollte, alle Dienste zu leisten, die sich mit unserer Pflicht gegen unser Vaterland und unsere Fahnen vertrügen. Die Brick lichtete die Anker und nach wenigen Stunden bekamen wir die Insel Cabrera zu Gesicht. Indem wir uns der Insel näherten, sah ich, daß die Küste und die Felsen ganz mit Menschen bedeckt waren, die mit der größten Aufmerksamkeit dem Laufe des Schiffes folgten. Ein großer Theil von ihnen war ganz nackt, von der Sonne dunkelbraun gefärbt, mit langen Bärten bis auf die Brust. Einige waren noch mit einem Rest von Kleidung behängt. Alle liefen am Ufer hin und her, schrieen und bezeigten durch Händeklatschen ihre Freude über unsere Ankunft. Bald bemerkte ich an der Küste einige Reihen von Hütten und Baracken; vor einer derselben war an einem etwa fünfzehn Fuß hohen Pfahl ein ganz nackter Mensch angebunden, der sich mit Anstrengung losreißen zu wollen schien. Was es mit diesem sonderbaren Anblick für eine Bewandtniß hatte, wird sich weiter unten erklären. Endlich ging die Brick dicht am Ufer vor Anker, es wurde ein Brett auf einen nahen Felsen geworfen, und auf dieser Brücke ward etwa zwanzig Gefangenen erlaubt, an Bord zu kommen, um die Lebensmittel abzuholen. Ein Peloton von dreyßig spanischen Soldaten war in Bereitschaft, sogleich Feuer zu geben, wenn mehr als die vorgeschriebene Anzahl von Gefangenen sich herandrängen sollten. Die Lebensmittel wurden ausgeschifft, ich selbst stieg an's Ufer und das Schiff lichtete die Anker und verschwand bald. Ein ungeheurer Halbkreis bildete sich rings um die Stelle, wo die Lebensmittel lagen. Etwa zwölf Männer stellten sich neben diese, und einer von ihnen, eine Liste in der Hand, rief der Reihe nach die verschiedenen Korps auf, indem er die Zahl der Leute, woraus sie bestanden, angab. Drey bis Viere traten dann vor, empfingen das ihrem Korps bestimmte Brod und Fleisch und vertheilten es unter ihre Leute. Es wäre nicht genug, wenn ich sagen wollte, daß die größte Ordnung bey dieser Vertheilung herrschte, es war mehr — es war eine fast religiöse Andacht dabey. Selten sind wohl die wichtigsten Feyerlichkeiten der Kirche oder des Staates mit dem Ernste und der Würde begangen worden, den hier die Träger und Vertheiler der Lebensmittel zeigten. Das Brod schien ein geheiligter Gegenstand zu seyn; die kleinsten Stückchen, die etwa beym Transport zur Erde fielen, wurden aufgehoben und zu der Portion gelegt, zu welcher sie gehörten. Ich sah dieser sonderbaren Feyerlichkeit zu, ohne Theil daran zu nehmen, es bekümmerte sich Niemand um mich und ich wußte nicht, an wen ich mich wenden sollte. Ueberdieß war ich auch noch mit Lebensmitteln versehen, die ich nebst einer Bouteille Rum aus Palma mitgebracht hatte. Meinen Sack auf der Schulter, einen Stab in der Hand ging ich am Ufer hin und her und wollte eben in's Innere der Insel eindringen, als sich mehrere Gefangene um mich versammelten, um Neuigkeiten von der Armee und aus Frankreich zu erfahren. Das wichtige Geschäft der Vertheilung der Lebensmittel und der Befriedigung des Hungers war abgethan, und nun sollte auch die Neugierde befriedigt werden. Ich erzählte, was ich wußte und meine Erzählung wurde oft von den Ausdrücken der Freude, des Stolzes und der Rache von Seiten meiner Zuhörer unterbrochen. Endlich erkannte mich ein Soldat meines Regiments (des neunten), Namens Ricaud, und ich folgte ihm, da es dunkel ward, in seine Hütte. Sie war etwa drey Fuß hoch und diente außer ihm noch drey andern Soldaten zur Wohnung. Wir krochen hinein und schliefen bald auf einer dünnen Lage trockenen Grases ein. In der Nacht brach ein heftiges Gewitter aus, der Regen floß in Strömen herab und bald lagen wir in einer Lache. Unsere Ungeduld vermehrte das Unangenehme unserer Lage, und endlich gerieth Ricaud mit einem seiner Gefährten, Namens Lambert in Streit, der damit aufhörte, daß sie sich auf den folgenden Morgen forderten. Als der Tag anbrach, schleppten wir uns auf dem Rücken und Ellenbogen aus unserm nassen Nachtlager heraus. Ich sollte Ricaud's Sekundant seyn, begriff aber noch nicht, mit welchen Waffen sie sich schlagen wollten, da auf der ganzen Insel weder Säbel, Degen noch Pistole zu finden seyn konnte. Bald

Digitized by Google

hörte ich zu meinem größten Erstaunen, daß sie berathschlagten, ob man sich auf „Scheeren" oder auf „Rasirmesser" schlagen sollte. Man vereinigte sich für das leztere und alsbald wurden zwey Rasirmesser an etwa drey Fuß lange Stäbe gebunden und wir begaben uns auf den Begräbnißplatz, als den auf dieser Insel zu solchen Affairen bestimmten Platz. Ich suchte vergebens die Sache zu vermitteln, keiner wollte etwas davon hören, sie schlugen sich wacker und versöhnten sich, nachdem jeder eine Wunde im Gesicht erhalten hatte. In der Folge sah ich ähnliche Duelle häufig mit solchen Waffen ausfechten; eben so bediente man sich auch der Scheeren, wovon jede Hälfte an einen Stab gebunden ward, oder der Pfriemen und Segelmachersnadeln. Den Bindfaden kauften wir auf dem Bazaar. Dieß war der Markt der Insel auf einem Platz, den man das Palais Royal nannte. Er war von zehn bis zwölf Baracken umgeben, ähnlich der, in welcher ich die Nacht zugebracht hatte. Auf einigen Ständen waren die Waaren ausgestellt. Man verkaufte Brod, einige gesalzene Fische, Stücke Tuch, Bindfaden, hölzerne Gabeln und Löffel, Pfeffer, Tabak, und das Alles so sehr en detail, daß man Stückchen Tuch so groß wie die Hand bekommen konnte; eben so Endchen Faden für einen Stich, oder einzelne Prisen Schnupftabak. Von lezteren kosteten drey einen Sous, und ich habe einen polnischen Lancier gesehen, der neune schuldig war und keinen Kredit für die zehnte finden konnte. Cabrera ist ein Kalkfelsen von etwa einer Stunde Länge. An einem Ende stehen die Ruinen eines alten Schlosses, hier waren einige Gemächer von einigen französischen Offizieren bewohnbar gemacht worden, jezt aber hatte sie ein spanischer Geistlicher in Besitz, den die Spanier zum Wohl unserer Seelen hergeschickt hatten, für welche sie weit besorgter zu seyn schienen, als für das unserer Körper. Hier las er alle Sonntag Messe. Die Insel ist uneben und rauh, die Anhöhen in ihrer Mitte sind ziemlich bedeutend. Die Vegetation besteht in niedrigem Gestrüppe und einigen Pinien. Von lezteren befand sich ein kleines Wäldchen an dem östlichen Ende der Insel, das aber täglich abnahm, da die Gefangenen kein anderes Holz hatten. Unter andern Umständen hätte ich mit Vergnügen mehrere Hölen besucht, die mir Ricaud zeigte; allein der Anblick der Gefangenen, die wir sahen, erweckte in mir sehr unangenehme Gedanken über das Schicksal, was auch mir bevorstand. 5—6000 französische Soldaten waren auf dieser wüsten Insel ausgesezt, ohne Waffen, ohne Werkzeuge, ohne Kleidung, ohne anderes Obdach, als was sie sich mühsam erbaut hatten. Auch ich mußte nun daran denken, mir eine Hütte zu bauen, ich beschloß hierin mehr zu leisten als die Andern. Die meisten Hütten standen ungefähr in der Mitte der Insel am Hafen, die der verschiedenen Korps in Reihen beysammen, vor einigen waren kleine Gemüsegärten angelegt, und mit Pinienzweigen abgesteckt. Für alle diese Arbeiten fand sich auf der ganzen Insel nur ein Beil und eine Säge, das eine gehörte einem Seesoldaten, die andere einem Unteroffizier. Die Eigenthümer liehen sie aus für drey Sous täglich. Ich miethete sogleich beyde auf acht Tage, und erbaute in dieser Zeit eine bequeme Hütte, von geflochtenen Zweigen und Binsen, mit Lehm ausgefüllt. Sie war so hoch, daß man darin aufrecht stehen konnte, vor dem Regen geschützt, und erregte die Bewunderung aller meiner Gefährten; bey dieser Arbeit war mir ein Esel von großem Nutzen, den wir auf der Insel hatten, und der bereitwillig, jedem der ihn brauchte, seinen Rücken lieh. Auch war der ehrliche Martin, so nannten wir ihn, unser aller Liebling, und keiner hätte es gewagt, ihn zu mißhandeln. Ich hatte das Glück, ein drey Fuß langes Brett am Ufer zu finden, welches ich als Tisch in der Mitte der Hütte aufstellte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was ich liebe.

Nicht nah' ich gerne stürmisch aufgeregter
 Gesellen Glut und Wuth.
Im Kreise mäßiglich bewegter
 Freunde, da ist's gut!

Ez.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 22. Jan.

(Beschluß.)

Valle (die komische Oper) ist nicht weniger glücklich. Nicht allein gefällt hier die Musik zu der Pastorella feudataria von Vaccaj, sondern auch die Blasis (Prima Donna) und de Grecis (komischer Buffo). In den lezten acht Tagen ist dieß Theater auf den höchsten Gipfel der Prosperität gelangt: ein Lustspiel in fünf Aufzügen (dergleichen jeden Abend neben der Oper gegeben wird), die Großmutter (la Nonna) betitelt, wie der Zettel besagt, di una celebre penna tedesca (wer diese ist, werden meine Leser besser wissen, als ich, der mir seit fünfzehn Jahren nur selten ein deutsches litterarisches Blatt zu Gesicht kömmt) hat Furore gemacht, und ist nicht allein die bestimmte Anzahl Male *) vorgestellt, sondern nach einigen Tagen von Neuem hervorgesucht worden. Das Reinpositive dieses Stücks, frey von allem romantisch-allegorischen, oder anderem Firlefanze, mit seinem derben gesunden Menschenverstande, mit seiner steten Anwendbarkeit auf das bür-

*) Diese darf, in der Regel, nicht über vier steigen, weil sich sonst der Direktor der Schauspielertruppe, welche der Unternehmer verschrieben, und für die ganze Theaterzeit engagirt hat (mit den Sängern wird von ihm einzeln unterhandelt), erlauben dürfte, ein und dasselbe Stück, zum Nachtheile der Einnahme, über die Gebühr abzuleiern.

gerliche und häusliche Leben, hat das hiesige Publikum, dessen Charakter eben so wenig, als sein Himmel, die Nebeley kennt, und zwar Vornehm und Gering (unter den Vornehmen gibt es keine Vornekommenden und, unter den Geringen keine schöngeisterische Parvenüs) dergestalt enthusiasmirt, daß ich, da das Stück auch, besonders in der Hauptrolle von der Tadei, meisterhaft gespielt wird, wohl alle jene deutsche Thoren, welche da wähnen, Italien besitze weder eine Schauspielkunst, noch ein dafür empfängliches Publikum, bey einer der Vorstellungen der Großmutter nach Rom wünschen möchte. Im Theater Capranica (nicht viel kleiner, als Tordinone und Argentina) spielen Marionetten. Schade, daß diese nicht eben so gut und so geistvoll zu sprechen wissen, als sie sich, ich möchte sagen, bewunderungswürdig bewegen, besonders tanzen; denn leider, kann auf sie das französische Sprichwort angewandt werden: bête comme un danseur. In Pallacorda und Pace werden Melodramen verarbeitet, über welche das Publikum (ich führe dieß im Ernste, und als ein Zeichen der hiesigen Volksbildung an), wie über Parodieen (denn dergleichen Situationen ernstlich zu nehmen und darüber zu weinen, vermag kein Römer), aus vollen Backen lacht. Außer diesen eigentlichen Theatervorstellungen haben auch, in den lezten vierzehn Tagen, die Akademien der Herren dell' Oca, Sgricci und der Mad. Catalani, deren ich in meinem vorlezten Schreiben erwähnt habe, Statt gefunden. Herr dell' Oca ist ein Charlatan, wie es deren wenige gibt. Wäre es ihm gelungen, auf dem wahren Contrabaße, und mit der gebührenden Kunstfertigkeit mehr oder minder schwere Passagen hervorzubringen (wie es vor einigen und zwanzig Jahren unter der Gesellschaft von Prager Musikern, welche damals die Messen und Jahrmärkte von Niedersachsen besuchte, einen Kontrabaßisten dieser Art gab, welcher eine jede Tanzmelodie auf seinem Instrumente in der höchsten Vollendung spielte, Gegenkonzerte zu spielen; so könnte man, neben der Bemitleidung eines solchen verkehrten Unternehmens, immer noch dem Fleiße und der Ausdauer, welche zur Erlangung einer dergleichen Fertigkeit erforderlich sind, seinen Beyfall zollen. Aber Hr. dell' Oca hat sein Instrument nicht allein nach Violoncellart bezogen; sondern es gelingt ihm auch nichts als einige Passagen auf dem obersten Griffbrette in einer höchst peinlichen Manier, und der ganzen Länge seines Korpers nach über das Instrument hingelegt, herauszufitscheln, wobey übrigens die E-Saite gar nicht, und die übrigen drey, wie gesagt, nur in ihrer äußersten Höhe berührt werden. An Beherrschung des Instruments in seinem ganzen Umfange, an Keckheit der Ausführung, an Genialität der Sicherheit, überhaupt an grandiose Virtuosität, ist dabey so gar nicht zu denken, daß seine ganze Leistung im eigentlichen Verstande geklungen hat, wie die Exercitien eines allerersten Anfängers auf dem Violoncelle. Die Römer, obgleich Hr. dell' Oca ein Italiener, ein Bologneser ist, schienen schon im Voraus eine gerechte Meynung von seinem Talent zu haben, denn das Theater war so leer, daß er unmöglich die Unkosten eingenommen haben kann. Die Kritik, welche die hiesigen Notizie del giorno über Hrn. dell' Oca enthalten haben, muß von dem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden, daß das genannte Blatt, welches nichts mit dem offiziellen Diario di Roma zu thun hat, ob es gleich in einem und eben demselben Abonnement mit demselben ausgegeben wird, ein Intelligenzblatt ist, in welches jeder für sein Geld setzen lassen kann, was ihm beliebt. Am 19. Jan. hat Hr. Sgricci, vor einem ziemlich zahlreichen Auditorium in einem Saale des Giustinianischen Pallastes eine Tragödie extemporirt. Hinsichtlich der Stegreifdichterey gibt es Gläubige und Ungläubige; ich bekenne aufrichtig, daß ich zu den lezten gehöre, besonders, wenn es auf Improvisation einer Tragödie ankömmt. Einer Tragödie! Es hängt aber nur von Hrn. Sgricci ab, daß ich bekehrt werde. Will er sich von mir ein Thema geben lassen, und über dieses extemporiren, doch so, daß das Produkt in meiner Gegenwart von einem Stenographen nachgeschrieben werde; so will ich alsdann beurtheilen, erstlich, ob das Produkt wirklich extemporirt worden ist, und zweytens, welchen Werth es haben möge. Bis das geschieht, beharre ich auf meinem Zweifel, mich auf die moralische Unmöglichkeit berufend, daß irgend ein menschliches Wesen eine Tragödie extemporiren könne, das heißt eines jener Werke, von welchen es in allen alten und neuen Literaturen zusammengenommen, kaum ein halbes Hundert vortreffliche gibt, ein Werk, dessen Vollendung den größten Genien mehr Jahre gekostet hat, als Hr. Sgricci Minuten darauf verwendet. Ein's dabey nimmt vorzüglich Wunder: wenn Hr. Sgricci wirklich im Stande ist, Tragödien aus dem Ermel zu schütteln, warum sezt er sich nicht, statt aller Improvisation, ein paar Jahre an seinen Schreibtisch, und verfertigt deren mit Ueberlegung? Und kämen auch nur sechs vortreffliche hervor; so dürfte Hr. Sgricci als erstes Genie seiner Nation dastehen, und seinen Ruhm sicherer auf die Nachwelt verpflanzen, als selbst Alfieri, welcher, hat er ja vortreffliche Tragödien verfertigt, ihre Zahl sicher nicht auf sechs gebracht hat. Wie übrigens Hr. Sgricci, dem die prosaische Rede so wenig vom Munde geht, daß er in den kleinen Dialogen, welche er vor der Improvisation mit den, ihm am nächsten stehenden Personen über die Verwerfung der beyden, aus der Urne gezogenen Themata, und die Wahl eines andern, hielt, nicht drey Worte hinter einander sagen konnte, ohne zu stottern, sich zu versprechen und sich zu korrigiren, hinterher die ganze Tragödie mit einer, wirklich erstaunlichen, Mundfertigkeit hersagen konnte, bleibt mir ein Räthsel. Ich schließe mit folgender Bemerkung. Ob Hr. Sgricci ein Improvisator ist, kann ich, aus obigen Gründen, nicht beurtheilen; aber, das weiß ich, daß er der erste tragische Schauspieler (oder Deklamator) seyn würde, wenn er nicht immer in Emphase und Pathos reden, und mehr Licht und Schatten über seine Deklamation verbreiten wollte. So viel ich weiß, hat ihm diese Gerechtigkeit noch Niemand wiederfahren lassen. In meinem nächsten Briefe über die beyden Konzerte, welche Mad. Catalani gegeben hat.

Auflösung des Scherz- und Wortspielräthsels in Nr. 48.

Der Quäcker.

Räthsel.

Ich bin des Vaters ungeartet Kind;
Wo er euch Helle schafft, mach' ich beynah' oft blind.
Statt seiner Wärme feucht' ich widrig nur die Luft,
Es haßt die Nase, wie das Auge meinen Duft.
Doch traut auch ihm nicht ganz!
Was heuchlerisch er lockt mit Licht und Wärm' und Glanz,
Bricht nur sein Grimm erst aus,
Und wahrt ihr nicht vor ihm das Haus,
Was nur sein Zahn ergreift, vom wilden Fraß sich nährend,
Das malmt er hin, in rascher Wuth zerstörend.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. März 1826.

Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch seine That.

Tiedge.

Marius und Karthago.

Nach dem Spanischen.

(S. Poësias escorgidas Tom. II. pag. 63.)

Zwey Denkmale des Geschickes,
Gutes, schlimmes — allerhöchste,
Sind's, die sprachlos ohne Zunge
Ihren großen Fall bezeugen:
Eins, du mächtige Karthago!
Marius Grabmal du, das andre! —
Marius, sechsmal Roma's Konsul,
Und der Römer großer Feldherr,
Staunend steht er vor den Trümmern
Dieses afrikan'schen Reiches,
Wie sie nun so großes Glückes,
Solches Reichthums Trug verscharrten;

Wie das Vaterland, die Mutter
So viel edler Heldenseelen,
Jezt die Mutter nur von Dornen
Und das Nest von Leoparden!
Dieß vor seiner Seele wälzend
Und am eignen Glück verzweifelnd,
Unter tiefen Seufzern so,
Nach Karthago blickend, sprach er:

„Du zum Himmel hoch getragen
Einst bey freud'gen Glückes Schimmer,
Gleiches müssen wir nun klagen,
Du in Trümmer hingeschlagen,
Ich verbannt auf deine Trümmer!

Ja, noch kann ihm nichts genügen!
Stets will dich das Schicksal necken,
Nichts kann seinen Zorn besiegen!
Seiner Trauerspiele Schrecken
Sollen auf von hier stets fliegen.

Dido mußt' hier einst erbleichen;
Hannibal ward hier erschlagen,
Du von rauhen Schwertesstreichen
Fielst — ich nach glorreichen Tagen
Bin die lezte dieser Leichen.

Was sich nur von Glück läßt denken,
Seines Reichthums Stufen alle,
Unter seines Zügels Lenken
Maßen wir! — Zu solchem Falle
Nieder mußt' es doch uns senken!

Welch ein Neid erfüllt das Glücke,
O daß solchen Lohn uns zollte!
Nicht traf uns solch herb Geschicke,
Wenn das Glück nicht selber grollte,
Marius und Karthago's Glücke!

Doch, Karthago, ist um Eines
Preislicher dein Loos, denn meines!
— In des eignen Landes Schooße
Fandest nach dem Todesstoße
Du ein Grab noch; — mir ward keines!"

Conz.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte man mir angedeutet, daß ich als Unteroffizier zu dem Konseil der Insel gehöre. Hiemit hatte es folgende Bewandtniß. In der ersten Zeit, als französische Gefangene nach der Insel Cabrera gebracht wurden, befanden sich auch Offiziere unter ihnen, und behielten durch den freywilligen Gehorsam der Soldaten alle diejenige Autorität, die sie in bessern Zeiten ausgeübt hatten. Die Soldaten unterwarfen sich ihren Aussprüchen und erlitten willig die ihnen zuerkannten Strafen. Allein nach einiger Zeit wurden die Offiziere nach England auf die Pontons transportirt; die Soldaten, sich selbst überlassen, sahen bald die Nothwendigkeit einer Behörde ein, um ihre Streitigkeiten zu schlichten und Vergehen zu bestrafen. Sie übertrugen dieß Amt einigen zurückgebliebenen Unteroffizieren, die einen Senat bildeten, wozu nun auch ich gehörte. Ich fand bald Gelegenheit, mein neues Amt auszuüben. Wir versammelten uns auf dem Palais Royal. Zwölfe an der Zahl, sezten wir uns auf große Steine, welche zu diesem Behuf herbeygewälzt worden waren. Um uns bildeten unsere Gefährten einen weiten Kreis. Ein junger Mensch war angeklagt worden, seinem Kameraden ein Stück Brod gestohlen zu haben. Auf dieses Vergehen stand Todesstrafe. Wenn er schuldig war, so wurde der Angeklagte sogleich gesteinigt. Der junge Mensch erhielt einen Vertheidiger, die Zeugen wurden gehört und es blieb bald kein Zweifel an seiner Schuld. Doch gelang es mir, dießmal Gnade für ihn zu erhalten und er ward zum Schandpfahl auf vier-und-zwanzig Stunden verurtheilt. Er mußte diese Zeit ganz nackt und ohne Speise und Trank, allem Ungemach der Witterung ausgesezt, an einen Pfahl gebunden, aushalten. Für geringere Vergehen war die Zeit auf vier Stunden bestimmt, aber nie, nie mehr als vier-und-zwanzig.

Seit dem ersten Augenblick meines Aufenthalts hatte ich den festen Entschluß gefaßt, Alles zu wagen, um aus dieser Gefangenschaft zu entkommen. Ich suchte mir bald hierzu einige Gefährten, auf die ich mich verlassen konnte. Diese fand ich in Ricaud und zwey Seesoldaten, Chobar und Darlier, Beyde Provenzalen wie ich, Beyde jung, stark, unternehmend. Dieselbe Offenheit und Kühnheit des Charakters, derselbe immer gleiche Frohsinn hatte sie eng verbunden, und selten sah man einen ohne den andern. Sobald meine Hütte fertig war, lud ich diese Drey zu einem Frühstück ein. Man kann sich denken, aus welchen Leckerbissen dieß bestand. Der Rest meines Rums krönte das Mahl und nun eröffnete ich ihnen meine Absicht. Anfangs nahmen sie meinen Vorschlag ziemlich kalt auf, indem sie die vielen Versuche ähnlicher Art anführten, welche gemacht worden und alle unglücklich abgelaufen seyen. Ich habe vergessen zu sagen, daß eine englische Brick von zwanzig Kanonen und zwey spanische Kanonierschaluppen am Ausgang des Hafens stationirt waren, und daß ihre Boote Tag und Nacht die Runde machten. Vor einiger Zeit hatten französische Offiziere versucht, die Brick wegzunehmen, indem sie in einer stürmischen Nacht hinüberschwammen. Allein die Mannschaft war auf ihrer Hut; die ersten, die an Bord stiegen, wurden niedergehauen und die übrigen kehrten unverrichteter Sache zurück. Eben so schlechten Erfolg hatte ein Versuch auf die Kanonierschaluppen gehabt, und seitdem waren die Sicherheitsmaßregeln verdoppelt worden. Dieß alles änderte meinen Entschluß nicht; es kam zunächst nicht auf einen bestimmten Plan an, sondern nur darauf, sich zu vereinigen, um auf jede mögliche Gelegenheit gefaßt zu seyn. Es gelang mir endlich, die andern Drey zu überzeugen. Wir kamen überein, daß wir alle vier zusammen wohnen sollten, daß wir alle unsere Zeit, alle unsere Geistes- und Körperkräfte zu dem einen Zweck unserer Befreyung vereinen und anstrengen wollten. Daß Jeder dem Andern Alles, was ihm in dieser Hinsicht einfallen möchte, mittheilen solle. Daß abwechselnd einer von uns beständig am Ufer umhergehen solle, um jedes Ereigniß, was uns die entfernteste Hoffnung des Erfolges geben könnte, zu beobachten und den Andern mitzutheilen.

Ein Monat verfloß, ohne daß sich irgend etwas in unserer Lage verändert hätte. Wir litten oft dringenden Hunger. Die Lebensmittel, die wir erhielten, wurden von den meisten in den ersten Tagen verzehrt, und dann waren diese genöthigt, bis zur nächsten Ankunft des Schiffes sich von wilden Wurzeln oder Kräutern zu nähren und viele wanderten aus den Baracken auf den Kirchhof. Einige Hülfsmittel gewährte uns eine kleine Insel in der Nähe, die wir die Kaninchenninsel nannten. Hier fanden die Gefangenen, besonders anfangs, zuweilen Krabben und Muscheln. Oft lauerten sie Tage lang am Eingang der Kaninchenlöcher, um die Thiere zu fangen, wann sie herein oder heraus wollten. Ich und meine drey Gefährten waren vorsichtig genug, immer etwas von unsern Lebensmitteln für unvorhergesehene Fälle aufzusparen. Wenn die Lieferungen über die gewöhnliche Zeit ausblieben, so stiegen die wenigen Lebensmittel, die auf dem Bazaar waren, ungeheuer im Preise. Ich habe selbst für ein halbes Pfund Brod eine kostbare goldene Uhr geben sehen. Es sind später Rechnungen von 1500 Franken für eine Anzahl von Stücken Brod von einer Unze vorgekommen und von der Administration der betheiligten Korps bezahlt worden. Indessen gab es verschiedene Arten von Beschäftigungen auf Cabrera; es gab Schneider, Schuster, Ausrufer, Arbeiter in Haaren, Knochen und Muscheln. Andere schnitten aus Holz kleine Figuren von Thieren u. s. w. Etwa zwey-

hundert Soldaten, Ueberreste eines Dragonerregiments, was in der Auvergne ausgehoben worden war, bewohnten einige Höhlen, wo sie sich damit beschäftigten, hölzerne Gabeln und Löffel zu schnitzen, wie in ihrem Vaterland. Sie hatten unter sich nur einen Rock und eine Hose, die der Reihe nach von demjenigen getragen wurde, der mit ihrer Waare auf den Markt geschickt wurde, oder die Lebensmittel empfing. Alle diese kleinen Arbeiten wurden an die Mannschaft der englischen und spanischen Schiffe verkauft. Was es aber auf Cabrera im Ueberfluß gab, waren Lehrer aller schönen Künste und Wissenschaften. Ueberall sah man Musiklehrer, Zeichenmeister, Sprachlehrer, Mathematiker, Tanzmeister und Fechtmeister. Bey schönem Wetter gaben alle diese Herren ihren Unterricht im Palais Royal.

Nicht selten hörte man einen halbnackten armen Teufel, der seit vier-und-zwanzig Stunden nichts gegessen hatte, die lustigste Contredance von der Welt singen und sie mit einer sehr ernsthaften Ermahnung an seine Schüler unterbrechen: „Allons, balanciren Sie gegen Ihre Damen! den Fuß ausgestreckt! etwas mehr Grazie, wenns beliebt!“ — Weiterhin lehrte ein Stabfechter den Zirkelhieb nach vier Seiten und suchte den Ehrgeiz und die Eitelkeit seiner Zöglinge zu erwecken: „Sehr gut! ich bin zufrieden mit Ihnen; wenn Sie so fortfahren, können Sie sich bald vor der Gesellschaft sehen lassen.“ — Die vornehmsten von diesen Professoren hatten ihre Plätze durch Fetzen Papier an Stangen befestigt bezeichnet.

Auch ich fing an, mich auf irgend eine Beschäftigung zu besinnen, womit ich die Zeit hinbringen und etwas verdienen könnte. Ich fiel darauf, ein Theater zu errichten, und wunderte mich, daß dieß noch Niemanden eingefallen war. Zu meinem Zweck nahm ich von einer halbverfallenen Cisterne Besitz, von deren Gewölbe noch ein Theil übrig war. Ich ließ mich an einem Strick hinunter und fand noch einen Fuß tief Wasser. Um dieß auszuleeren, ließ ich mir durch den spanischen Priester ein Paar Eimer aus Palma kommen, und nach vieler Mühe gelang es, das Wasser herauszuschöpfen. Nun zündete ich ein großes Feuer darin an, um den Platz vollends zu trocknen; hierauf bildete ich mit Erde und Steinen eine Erhöhung im hintern Theil des Raumes. Ich hatte mir Ocker und Röthel verschafft, und malte die Wände gelb mit rothen Rändern. Dann bekränzte ich sie ringsum mit Laubguirlanden, mit welchen ich auch das Parterre von der Scene trennte. Da ich keinen Vorhang hatte, so schrieb ich auf die Wand hinter der Scene: Castigat ridendo mores. Ich war schon lange über das Stück einig, womit ich mein Theater eröffnen wollte. Es war der Philoctetes von Laharpe. Ich hatte schon früher diese Rolle gespielt, wußte noch viele Verse auswendig, und ersezte das Fehlende durch Prosa von meiner Erfindung. Darlier übernahm die Rolle des Ulysses, Chobar die des Pyrrhus, die des Griechen Ricaud, und die des Herkules ein Sappeur von riesenmäßiger Gestalt und Donnerstimme. Ein Ausrufer verkündete im ganzen Lager, daß heute Abend Philoctete aufgeführt werde, und als Nachspiel Marton und Frontin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gnome.

Halt an dem Wahren fest von Herzen in That und Gesinnung!
Wer mit dem Teufel spielt, ist schon im Bunde mit ihm.

— s —

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

In einer Zeit, welche das Recht des Eigenthums und Besitzes so fest begründen sieht, scheint es ganz in der Ordnung, daß in dem benachbarten Frankreich von Staatswegen eine Kommission zusammengetreten ist, die Eigenthumsrechte der Schriftsteller, und namentlich der dramatischen Dichter zu berathen, und einen Gesetzentwurf deßhalb vorzubereiten. Daß Frankreich dem hierin anarchischen Deutschland vorangegangen ist, darf die Verwunderung nicht erregen, da in diesem Lande das Recht der Schriftsteller von je geschäzt, und es ausgezeichneten und beliebtern Dichtern, namentlich Dramatikern, möglich wurde, vermöge ihres Erwerbs zu bestehen, während es das höchste Ziel, selbst der ausgezeichnetsten deutschen Dichter, als solcher von je an blieb, nicht zu verhungern. Was soll man aber sagen, wenn in einem Lande, wo Literatur und literarischer Verkehr noch in ihrer ersten Bildung sich befinden, wenn in Rußland ein Gesetz erlassen ist, welches den Verfassern und Uebersetzern dramatischer Werke Vortheile zusichert, welche in Deutschland unerhört klingen. In diesem Reglement, wie es unsere Zeitungen mittheilen, heißt es 1) in beyden Staaten bleibt dem Verfasser das Eigenthumsrecht, auch wenn das Stück bereits gedruckt ist; 2) der Verfasser eines Schauspiels von drey und mehreren Akten erhält die ganze Einnahme der zweyten Vorstellung; 3) der Uebersetzer oder Verfasser kleinerer Stücke deßgleichen, jedoch nach Abzug der Kosten; 4) der Verfasser einer Komödie oder eines Vaudevilles in drey Akten in Prosa, oder in einem Akt in Versen, erhält die Einnahme der dritten Vorstellung, nach Abzug der Kosten; 5) die übrigen Belohnungen der Verfasser, Komponisten oder Uebersetzer werden auf 200 bis 1000 Rubel festgesezt, mit Ausnahme der großen Opern, auf welche die Verfügung sub 2 in Anwendung kommt.

Wie klingt dieß gegen das Almosen, welches den deutschen Dichtern als Honorar für ihre dramatischen Arbeiten zugeworfen wird! Oft beträgt es auf den ersten Theatern kaum so viel, als für die Garderobe einer Hauptperson im Stücke willig hergegeben wird. Und sollte man glauben, daß bey diesem unnatürlichen Verhältniß, welches wohl so viele bessere Dichter abhielt, ihre besten Kräfte der deutschen Bühne zu widmen, an Orten, wo man sich zu Ersparungen genöthigt sieht, damit der Anfang gemacht worden, die Honorare

[illegible] zu [illegible] *) Auch hierin, zweifeln wir nicht, wird mit der Zeit Gesez und Ordnung auch nach Deutschland kommen, wie ja so manches fremde Institut bey uns Nachahmer findet.

Verehrtester Herr Redakteur!

Im Falle Sie so gütig sind und dem anliegenden, höchst beachtungswürdigen Aufsaz einen Plaz im Morgenblatte gönnen, was übrigens, bey Ihrer antheilsvollen und unermüdlichen Thätigkeit für deutsche Kunst und Art, nicht zu bezweifeln ist, so bitten wir, auch dieses unser Nachwort folgen zu lassen, weil ja das i seinen Punkt haben muß. Wir sagen demnach: daß es recht gut und ersprießlich wäre, wenn alle literarischen Zeitschriften diesen Aufsaz, nicht nur Ein Mal, sondern von Zeit zu Zeit immer wieder abdrucken ließen. Denn eine Wahrheit, die nicht oft, die nicht stets wiederholt wird, tritt nicht in's Leben, wird nicht gang und gäbe, gelangt nicht zur Macht der Autorität — und dieser lezteren bedarf es, um daß eine Oekonomiebehörde sich entschließe, eine Wahrheit anzuerkennen, die Geld kostet. Wir haben nämlich noch immer Hoffnung, daß die Achtung vor ihren Dichtern (und hier fällt anständige Zahlung und Achtung zusammen) mehr von den Theaterbehörden, als von anderen höheren ausgehen werde, die andere und höhere Dinge zu thun haben, als sich um Theaterdichter zu bekümmern. Und doch ist es merkwürdig, daß die deutsche Puzmacherin, die doch auch nicht zu dem höheren Streng-Nüzlichen zu zählen, sondern ein Appendix des Schönen ist, daß diese durch Zoll- und andere Geseze mehr geschüzt ist, als der arme deutsche Poet. Dieser steht den Theaterdirektionen, als ein rechtloser und armseliger Klient gegenüber, dem man vornehm und rein aus Großmuth ein dürftiges Almosen unter dem klingenden Namen Honorar hinwirft; ein Honorar für das Werk vieler fleißigen Monate, das kaum die Hälfte von dem beträgt, was man dem mittelmäßigsten Schauspieler für eine einzige Gastrolle in demselben schlecht bezahlten Stücke bewilligt. Eine italienisch-jodelnde Sängerin erhält fünf Mal so viel für einen Abend, während ihr Kostüm zehn Mal so viel kostet, als der Operndichter empfing, dessen höhnisch genanntes Honorar nicht die Kosten des Panzers decken würde, den der lezte Hofopernstatist trägt. Auf diese Weise gebährt und erzieht die deutsche Bühne schnellfingrige Fabriküberseher französischer Kriminalmelodramen und leichtfertiger Vaudevilles, schlechte Waare für schlechte Preise, den Genfer Uhren zu vergleichen, die man auf's Duzend kauft und die zwar, wie diese Stücke, gehen — aber wie?! und wie lange? — Als Gegensaz zu dieser Handwerksarbeit, sizt hie und da auf einem deutschen Dachstübchen ein feuriger und talentvoller Jüngling, oder ein grundgelehrter Mann, und schreiben, ohne alle Bühnenkenntniß, ohne alle Brettererfahrung, ein phantastisches oder historisches Gedicht in dramatischer Form wohltönender Verse und Reime, welches aber so hoch in die Sphären, und so breit in's Unendliche geht, daß es bey dem besten Willen nicht dargestellt werden kann; und sie also nie zu lebendiger Selbsterfahrung gelangen. In's Blaue hinein wird auf ein Genie gehofft, auf nichts weniger als auf einen Schiller, einen Shakespear. In welchen Zwischenräumen diese geboren werden, ist aus der Weltgeschichte zu ersehen. Talente aber kann und soll man erwecken, entfalten, begünstigen und — mit dürrem Worte — bezahlen! Sie sind da, aber sie schreiben lieber Novellen für Taschenbücher, sie sind lieber Redaktoren literarischer Flugschriften, oder Lehrer an Gymnasien und Universitäten, ja sie lassen sich lieber bey der Oekonomieverwaltung der Bühne mit Titel und Gehalt anstellen, wobey sie doch Achtung genießen und anständig leben können, als daß sie ein fleißiges Jahr auf eine dramatische Arbeit verwendeten, um dieselbe nachher den deutschen Theaterdirektionen unterthänig anzubieten, und dafür viele Schmach und bettelhafte Zahlung einzuärnten. — Wer diese lezten Worte für übertrieben halten möchte, dem wollen wir thatsächliche Beyspiele anführen, für deren Wahrheit wir bürgen.

Ein Dichter sendet dem Theater einer der reichsten Städte Deutschlands, nachdem ein größeres Drama von ihm dort sehr gefallen hatte, ein Lustspiel in einem Aufzuge, und fordert acht Dukaten dafür. Man schreibt ihm zur Antwort, das Theater habe es sich zum Gesez gemacht, Stücke von einem Aufzuge nicht zu honoriren; auch liebte das dortige Publikum nicht solche Kleinigkeiten. Zwey Jahre darauf erscheint dieselbe Kleinigkeit gedruckt. Sogleich wird sie dort gegeben, und einige Zeit lang wöchentlich ein bis zwey Mal. Der Verfasser beklagt sich darüber, und er erhält eine halb scherzhafte, halb höhnische Antwort. Ein anderer Dichter schickt einem sonst verhältnißmäßig splendid zahlenden Theater ein den Abend füllendes Stück, und bedingt sich als Honorar die zweyte oder dritte Einnahme. Dieß wird ihm rund als eine Anmaßung und Gesezwidrigkeit abgeschlagen, rücksichtlich seines Rufs ihm aber hundert Dukaten gezahlt; das Schauspiel aber soll noch gegeben werden. Hier ein Beweis, daß man lieber Geld wegwirft, als ein richtiges Prinzip anerkennt. — Ein Anderer gibt ein größeres, den Abend füllendes Stück einem Hofschauspieler unentgeldlich zu seiner Benefizvorstellung, jedoch mit der Bedingung, daß, wenn es gefällt, und die Behörde es wiederholt, sie es bezahlen müsse. Das Stück erregt Antheil, wird wiederholt, und der Theaterdiener bringt dem Autor 32 fl. und 24 kr. in Fließpapier gewickelt, nebst einem großen Bogen Papier, worauf eine zu unterschreibende Quittung. Daß dieses Almosen von dem glücklicherweise wohlhabenden Verfasser höflich zurückgewiesen wurde, versteht sich von selbst. An das Theater an der Wien schickte man, auf Verlangen, ein größeres Lustspiel, unter der Bedingung, keine Zahlung zu verlangen, wenn das Stück nicht gefiele, im Gegenfall die Einnahme der fünften Vorstellung. Das Stück wird in kurzer Zeit zehn Mal gegeben, und der Verfasser soll heute, nach länger als sechs Jahren, noch einen Papiergulden dafür erhalten. Dagegen aber ladet ihn der ehmalige edle Inhaber dieser Bühne naiverweise ein, doch wieder etwas für sein Theater zu schreiben. An ein anderes hohes Theater dieser Stadt schickt man, ebenfalls auf dringendes Verlangen, ein oftmals gegebenes Stück ein. Man erhält während neun Monate, weder Anzeige des Empfangs, noch das ausdrücklich versprochene Honorar. Für alle diese Thatsachen bürgen wir, wie schon gesagt. Und sehr gut wäre es, wenn die deutschen Dichter diese herabwürdigenden Begegnungen, deren Zahl Legion ist, öffentlich bekannt machten. So lange aber die deutschen Dramatiker für ihre Stücke nicht einen verhältnißmäßigen Antheil von der Einnahme erhalten, welches allein diejenige Würdigung eines Kunstwerks ist, welche einer Oekonomieverwaltung gestattet werden kann, so lange werden wir uns mit französischen Artigkeiten behelfen, deutsche aber entbehren müssen, da Artigkeit etwas gegenseitiges ist; und die Bühnenvorsteher kleiner deutscher Großtheater sogar nicht einmal wissen, daß es in Paris zum bon ton gehört gegen Künstler, wenigstens in den äußern Formen, nicht hochmüthig zu seyn. Wir glauben nämlich, daß wenn sie es wüßten, sie es, wie Alles, nachmachen würden.

*) Solches ist in Berlin kürzlich von einer, dem kunstliebenden und Künstler ehrenden Grafen Brühl vorgesezten Rechnungsbehörde geschehen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. März 1826.

Von ungefähr
Ist niemals, selbst im Kopf der Narren, was geschehen,
Und eben dann, wann wir am irrsten gehen,
Führt eine Wolkenhand uns, ungesehn, einher.

Wieland.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

In meiner Cisterne hatten ungefähr dreyhundert Personen Platz, und die Entrée war zwey Sous. Alle Plätze waren besezt, die Leiter, worauf man herabstieg, ward weggenommen, das Theater war mit angezündeten Pinienästen erleuchtet. Das Stück begann. Alle Beziehungen auf unsere Lage, die sich in demselben finden, wurden mit rauschendem Beyfall aufgenommen, z. B. gleich die ersten Verse:

Nous voici dans Lemnos, dans cette isle sauvage
Dont jamais nul mortel n'aborda le rivage.

Ja ich fürchtete das gebrechliche Gewölbe würde einstürzen bey der Bewegung, die der folgende Vers hervorbrachte:

Ils m'ont fait tous ces maux; que les dieux les leur rendent!

Ich mußte die Worte wiederholen und inne halten, bis die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt war.

Ein so glücklicher Erfolg mußte uns ermuthigen, und wir arbeiteten ohne Unterlaß. Ich schrieb aus dem Gedächtniß mehrere Stücke, die wir mit großem Beyfall gaben. Unsere Einnahme war beträchtlich und es ging uns vortrefflich. Die Hälfte der Einnahme legten wir zurück, indem wir nie unsern Hauptzweck, die Flucht, vergaßen; der Rest wurde vertheilt. Wir hatten uns die nöthigsten Kleidungsstücke angeschafft; ich besaß bald einen Hammer, Nägel, Stricke, sogar ein Beil. Vergebens aber hatte ich gesucht, uns Waffen, wenigstens ein Paar Säbel zu verschaffen. Die ganze Kolonie nahm lebhaften Antheil an unserm Gelingen, denn wir ließen bey jeder Vorstellung der Reihe nach zwanzig der Aermern unter uns unentgeldlich ein.

Plötzlich ward diese gute Zeit durch ein großes Unglück gestört, das vielen der Unsrigen das Leben kostete. Zur gewöhnlichen Zeit erwarteten wir vergebens das Schiff, was uns Lebensmittel bringen sollte. Es verstrichen drey Tage und immer mehr verbreitete sich unter uns die gräßliche Ueberzeugung, daß wir von unsern Feinden absichtlich zum Hungertod verdammt seyen. Schon am ersten Tage waren alle Lebensmittel auf dem Markte verzehrt. In der nächsten Nacht starben mehr als 150 Menschen vor Wuth und Entkräftung. Wir beschlossen, uns an den spanischen Priester zu wenden, damit er unsere Noth der englischen Brick, die im Hafen lag, anzeige und uns Hülfe schaffe. Wir fanden ihn bey einer reichlichen Mahlzeit und er versprach zu sehen, was er für uns thun könne. Eine halbe Stunde darauf sahen wir den Pater im Ornate heraustreten, das Kreuz in der Hand und Litaneyen singend. Er lud uns ein, mit ihm eine Prozession zu halten, damit der Himmel sich unserer Noth erbarme. Einige arme Teufel folgten ihm wirklich, vielleicht in der Hoffnung, daß er ihnen auch einige zeitliche Hülfe nach dieser geistlichen angedeihen lassen werde. Während sie ihre wenigen Kräfte sammelten, um hinter ihm her zu zie-

den und ihr ora pro nobis zu singen, versammelte sich der Rath von Neuem. Mehrere Vorschläge wurden gethan. Der eines Italieners war zu gräßlich und wurde ohne Diskussion einstimmig verworfen. Es gelang endlich den Vernünftigsten den Uebrigen die Idee zu benehmen, als wenn wir absichtlich auf diese Art vernachlässigt würden, und sie zu überzeugen, daß es ein bloßer unglücklicher Zufall sey, dessen Veranlassung sich bald aufklären müsse. Endlich schlug man vor, den Esel zu schlachten. Kaum sollte man glauben, daß in einer solchen Lage das gute Thier mehrere Vertheidiger fand, allein sie wurden überstimmt, der arme Martin herbeygeführt, und, ohne daß er sein Schicksal ahnete, geschlachtet und vertheilt. Auf drey Mann kamen zwey Unzen, Knochen und Eingeweide mitgerechnet. Unsere Lage ward noch verschlimmert durch ein schreckliches Gewitter, was in der folgenden Nacht ausbrach. Bald standen alle niedrigen Theile der Insel unter Wasser, das sich in Strömen vom Himmel und von den Höhen herabgoß. Viele Hütten wurden fortgerissen, selbst die meinige litt sehr. Die herabstürzenden Bäche wühlten den Begräbnißplatz auf und rissen die halbvermoderten Leichen unserer Gefährten zugleich mit dem Schutt und Baumstämmen bis mitten in's Lager. In dieser Nacht starben über dreyhundert von uns aus Hunger oder ertranken in ihren Hütten. Endlich am nächsten Tag erschien das Schiff mit den Lebensmitteln. Die wichtige Veranlassung der Hungersnoth, die wir erlitten, war, wie wir nachher erfuhren, die, daß die Abrechnung zwischen zwey Lieferanten nicht in Ordnung gebracht werden konnte, und der englische General nicht erlauben wollte, daß eine neue Lieferung abgehe, ehe diese wichtige Angelegenheit berichtigt sey. Ob dabey 5000 Franzosen dem Hungertode ausgesetzt wurden, kümmerte ihn wenig.

Wir erholten uns bald von den Entbehrungen, die wir erlitten, wir fingen wieder an, Vorräthe zurückzulegen und unsere dramatischen Vorstellungen erhielten von Neuem denselben Zulauf wie zuvor. Es waren auf der Insel auch einige zwanzig Weiber, Französinnen, Italienerinnen und Spanierinnen, die ihren Männern oder Geliebten gefolgt waren. Einige von ihnen waren jung und hübsch; mit vieler Mühe gelang es mir, die beyden schönsten zu bereden, auf meinem Theater aufzutreten, was den Zulauf noch vermehrte. Indessen war ich schon seit acht Monaten auf der Insel und noch hatte sich keine Gelegenheit zur Flucht dargeboten. Eines Abends endlich, als ich gerade den Verschwender von Destouches gab und nur noch einige Verse zu sagen hatte, bemerkte ich, indem ich mich nach dem Souffleur bückte, daß Chobar an seiner Stelle saß. „Etwas Neues!" flüsterte er mir mit großer Bewegung und vor Freude glühendem Gesichte zu. Ich weiß nicht, wie ich die Besinnung behielt, um meine Rolle auszuspielen; sobald ich aber den letzten Vers gesprochen hatte, eilte ich mit Ricaud und Darlier hinaus. Chobar sagte uns nun, er habe diesen Abend, da er die Wache am Strand gehabt, ein Boot mit drey Mann zwischen Cabrera und der Kanincheninsel hin und her rudern sehen. Hinter einen Felsen versteckt, habe er dann gesehen, wie die Männer in einer kleinen Bucht der Insel Cabrera gelandet, das Boot an's Ufer gezogen, ihr Abendbrod verzehrt und sich dann unter dem Schutz des Bootes zur Ruhe gelegt hätten. Unser Entschluß war sogleich gefaßt. Mit Stricken und Lebensmitteln auf vier Tage versehen, machten wir uns auf den Weg nach der Stelle, die uns Chobar angab. Leise näherten wir uns unter dem Winde dem Boot, und da jeder wußte, was er zu thun hatte, waren die drey Schiffer geknebelt und gebunden, ehe sie nur recht wach werden konnten. Nun zogen wir das Boot in's Wasser, trugen unsere Gefangenen hinein und steuerten nach der Kanincheninsel. Hier brachten wir die Gefangenen wieder an's Land und gaben ihnen zu verstehen, daß wir genöthigt seyen, sie in dem Zustand zurückzulassen, in den wir sie versezt hätten; mit Tagesanbruch würden sie aber ohne Zweifel entweder von französischen Gefangenen oder von englischen Matrosen entdeckt und befreyt werden. Hierauf entkleideten wir sie und zogen selbst ihre weiten Beinkleider, braunen Schifferjacken und rothen katalonischen Mützen an. Als Ersatz für ihren Verlust ließen wir ihnen einige Lebensmittel und 63 Franken zurück und stachen dann eiligst in See. Wir hatten die Küsten von Valencia etwa fünfzig Stunden gegen Nordwesten vor uns. Ein frischer Südost trieb uns gerade darauf zu, wir machten gegen sieben Knoten die Stunde. Als der Tag anbrach, waren wir auf offener See, und Abends gegen vier Uhr erblickten wir die spanische Küste. Nun entstand aber die Frage, wo wir landen sollten, da wir durchaus keine Nachricht von den Stellungen der französischen Heere hatten, und also leicht den Feinden in die Hände fallen konnten. Doch waren wir entschlossen, uns lieber in Stücken hauen als wieder nach der Insel Cabrera bringen zu lassen. Gegen eilf Uhr in der Nacht erblickten wir vor uns an der Küste eine Reihe Lichter, woraus wir schlossen, daß dort ein kleiner Hafen liege. Wir beschlossen aber, dort nicht einzulaufen, sondern oberhalb desselben an einer unbewohnten Stelle auf den Strand zu laufen. Dieß gelang uns, troz der starken Brandung, vollkommen. Als wir das Ufer betraten, umarmten wir uns und wünschten uns Glück zu unserer Befreyung. Wir gingen nun landeinwärts bis zu einer Stelle zwischen den Felsen, wo wir für den Augenblick verborgen seyn konnten. Während die Uebrigen schliefen, mußte immer einer die Wache halten. Dieß traf mich gegen Morgen. Die Sonne war schon aufgegangen, als ich die Schellen von einigen Maulthieren hörte, und bald darauf acht bis neun derselben mit einigen Treibern auf der nahen Straße herankommen sah.

Ich ging ihnen entgegen und begann ein gleichgültiges Gespräch mit ihnen, da ich glücklicherweise ziemlich gut Katalonisch sprach, was viele Aehnlichkeit mit dem provenzalischen Dialekt hat. Das Gespräch kam bald, ohne mein Zuthun, auf den Gegenstand, der mir am meisten am Herzen lag. Ich erfuhr, daß els dimuños de Francéses in diesem Augenblick Tortosa belagerten, daß der Ort, den wir gestern in der Nacht gesehen, der kleine Hafenplatz Vinaroz sey und noch sechs Stunden von Tortosa entfernt liege. Diese Nachrichten theilte ich meinen Gefährten mit und wir machten uns sogleich queerfeldein auf den Weg in der Richtung von Tortosa.

(Der Beschluß folgt.)

Indianische Schauspiele in Peru.

Während meines Aufenthaltes in Humanalies sah ich zweymal die Vorstellung vom Tode des Inkas. Auf dem öffentlichen Platze hatte man in jeder Ecke eine Art von Bogen errichtet, welche mit Silbergeschirr, Blumen, Bändern, Schnupftüchern als Fahnen u. s. w. ausgeziert waren. Unter einem derselben saß ein junger Indianer mit einer Krone auf dem Kopfe, einem Mantel und andern Zeichen des königlichen Ansehens; er war von seinen Coyas oder Prinzessinnen umgeben, welche ihm Lieder in der Guichua-Sprache vorsangen. Nicht lange, so kamen mehrere Indianer aus einem andern Winkel gelaufen und benachrichtigten den Inka fußfällig von der Ankunft der Varicochas (Weiße, oder Kinder der Sonne). Zu gleicher Zeit vernahm man Trommeln und Trompeten, und Pizarro von ungefähr zwölf als Soldaten verkleideten Indianern begleitet, erschien zu Pferde und stieg bey dem, dem Inka gegenüberstehenden, Bogen ab. An diesen schickte er nun einen Gesandten ab, und ließ ihn um eine Zusammenkunft bitten, welches der Inka auch sogleich bewilligte und sich unverzüglich zu ihm auf den Weg machte. Man sezte ihn in eine Art von Senfte und trug ihn, von einem zahlreichen Gefolge von Männern und Frauen begleitet, nach der Stelle zu, wo Pizarro ihn erwartete. Dieser redete ihn zuerst an, und verhieß ihm den Schutz des Königs seines Herrn; dieses Anerbieten nahm er an. Dann aber sagte Pizarro, er müßte ein Christ werden; und als er sich diesem widersezte, wurde er von einigen Soldaten ergriffen, und in einen andern Winkel des Platzes geführt. Dahin folgte ihm Pizarro, befahl ihm seine Krone, Zepter und königlichen Mantel abzugeben, und ließ ihn dann zur Hinrichtung nach der Mitte des Platzes führen, wo man ihn auf den Boden legte, und ein Soldat hat ihm dem Anscheine nach den Kopf abhieb, und man denselben dann schnell mit einem rothen Tuche bedeckte. Hierauf zogen die Spanier ab, und die Indianer fingen an, über dem Leichnam ihres ermordeten Fürsten zu klagen. Obgleich es diesem Stücke an der Schönheit und Pracht unserer Bühnenvorstellungen fehlte, so hatten doch die von den Coyas besonders nach der Hinrichtung gesungenen Liedchen (Harrabis) für eine empfindsame Seele etwas weit mehr Anziehendes als die herrlichsten Triller einer italienischen Sängerin. Die großen Umgebungen, der Anblick der Cordilleras, die Indianer in ihrer eigenen Kleidung auf dem Boden selbst, wo die Inkas gewandelt, trugen dazu bey, die Kritik zu beschwichtigen, und das Herz zum Mitleiden über ein uraltes gesunkenes Volk zu bewegen. Noch nach drey Jahrhunderten wird das Andenken der alten Landesfürsten durch die jährliche Vorstellung des gramsamen und unverdienten Todes des lezten seines Geschlechtes genährt. Ach zu theuer hat man diesem unglücklichen, oft verleumdeten Volk eine sogenannte Bildung verkauft! Man lehrte sie die Religion durch Worte, das Laster aber durch's Beyspiel, versprach ihnen die Freyheit auf dem Papiere und warf sie in wirkliche Sklaverey; ihre Unterjocher malten ihnen Schutz, Wohlstand und Frieden in glänzenden Farben vor, aber Verfolgung nur und Erniedrigung sind der Lohn ihres kindlichen Zutrauens gewesen, und Ruhe fanden sie nur im Grabe! —

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Januar.

Eine neue Pantomime: die Zauberrose betitelt, macht auf dem Theater in der Josephstadt Furore, und ist an zwanzig Mal bis jezt, fast ununterbrochen und mit zahlreichem Zuspruch, aufgeführt worden. Es ist ein Produkt wie die andern Pantomimen, das Thema anlangend, das sich um Pantalon, Harlekin, Colombine ꝛc. dreht; sie ist jedoch nicht in dem trivialen Styl derber Klopffechtereyen und Burzelbäume gehalten, gewährt viele Augenweide durch zierliche Tänze, Tableau's, prunkvolle Dekorationen, überraschende Maschinerien, und die Musik, aus bekannten und beliebten Themen zusammengesezt, kitzelt die Ohren. Somit hat sich das neue Jahr, unter der neuen Direktion, für diese Bühne günstig angefangen. Dem Theater an der Wien zeigt es ein minder freundliches Gesicht, und die rauhe Witterung mahnt die Kasse ziemlich ungestüm an ihre alten Leiden. Selbst der rüstige Staberl ist jüngst in Verlegenheit gekommen, und die Wiederholung von Staberl's Verlegenheiten (nach Goldoni's Diener zweyer Herren) wurde vor einer so kleinen Versammlung gegeben, daß man Bedenken trug, die Bühne zu eröffnen. Das für das Isarthortheater bearbeitete romantische Schauspiel, wie es genannt wird, Ritter Blaubart, wurde von dieser Gesellschaft als Neuigkeit gegeben, doch gab es auch die jezt aufgelöste schon zum Besten, und mit allem nöthigen Spektakel.

Mehrere Liebhabertheater, zum Theil bedeutende, haben sich diesen Winter etablirt. In Einem dieser Vereine werden von Personen aus den höhern Ständen Schau- und Trauerspiele, wie die Ahnfrau, die Schuld u. dgl. aufgeführt; gewöhnlich zwey Tage nach einander. Unter Bühnendilettanten in großen Städten ist es interessant zu bemerken, wie sich fast immer Einer und der Andre den oder jenen Schauspieler von Profession, der besonders akkreditirt ist, zu seinem Muster wählt; und man würde hier wohl auch nicht weit zu suchen haben, um einen kleinen H. und einen kleinen K. — eine kleine M. und eine kleine K. zu finden, u. s. w.

Auf dem Hoftheater wurde diesen Monat aufgeführt: erstens neu in die Scene gesezt, das längst bekannte kleine Stück von Jünger: Die Komödie aus dem Stegreif, das freylich nicht recht in die Zeit mehr paßt, doch Stoff genug zur komischen Darstellung enthält, und sehr belustigte. Dann ebenfalls neu besezt, und zugleich abgekürzt: Das Blatt hat sich gewendet. Die Wirkung dieses Lustspiels beruht hauptsächlich auf dem Charakter des Amtsraths Poll, den der Schauspieler Krüger sonst mit vielem Glück gab. Jezt hat ihn Costenoble abgelöst, der viele komische Mittel aufbietet. Die Abkürzungen sind vortheilhaft für das Stück; man kann noch eine Kleinigkeit vorangehen, oder folgen lassen. Außerdem ist Medea von Grillparzer einige Mal wieder auf der Scene erschienen. Die Darstellung dieses Charakters ist unstreitig eine der bedeutendsten, nach meiner Ansicht möcht' ich sagen, die vorzüglichste unter den Leistungen der Mad. Schröder. Hier zeigt sich wirklich, besonders im zweyten Akt, Großartiges und Geniales; man erstaunt nur um so mehr, wenn man anderwärts Erscheinungen begegnet, die dieser nicht entsprechen. — Am Schluß dieses Monats wurden drey neue Lustspiele, jedes in Einem Akt, an Einem und demselben Abend aufgeführt. Diese Zusammenstellung ist in mancher Hinsicht vortheilhaft, und da man selten auf den glücklichen Erfolg eines ganzen Stücks mit Sicherheit jezt rechnen darf, so gewährt wenigstens ein's unter dreyen leicht Ersaz; in der Folge werden sie einzeln mit andern wieder vorgeführt, und abermals findet eine gegenseitige Begünstigung Statt. Das erste Stückchen heißt das Wiedersehen, und schließt sich als Fortsetzung einer, früher mit vielem Beyfall aufgenommenen Kleinigkeit, Hans am Scheideweg, gefällig an. Es enthält eine Reihe interessanter Scenen, ob es gleich nur als eine einzige ländliche Scene bezeichnet ist, wirksam zusammengestellte Theatercharaktere, und war besonders vortheilhaft besezt, woraus folgt, daß es auch sehr vortheilhaft dargestellt wurde. Beyde Spiele befinden sich in zwey auf einanderfolgenden Jahrgängen des dramatischen Almanachs, vom Herrn von Kurländer. Auf das Wiedersehen folgte der glücklichste Tag des Lebens, nach dem Französischen ebenfalls. Das Stück hat Veränderungen beym Uebertragen erlitten, die ihm nicht zum Vortheil gereichen. Sonst ist die Idee komisch, daß ein Mann an seinem Hochzeitstage von aller Welt gequält wird; zuerst mit Glückwünschungen; zulezt durch die unerwartete Ankunft eines früheren Liebhabers der jungen Frau. Hier steckt nun im Original die Schalkhaftigkeit, indem sie Diesen tröstet, und ihm hoffnungsvolle Blicke zuwirft, während Jener sie zum Altare führt. Scherz enthalten einzelne Scenen noch genug, die Bedeutung ist jedoch verwischt, und das Stück scheint nicht vollendet. Auf diese beyden folgte ein's von jenen ungemein witzigen Kleinigkeiten, die viel verlieren können, und dennoch einen reichen Fond von Witz und Ergötzlichkeit behalten, weil sie von beyden Eigenschaften ganz durchdrungen sind. Dieses kleine Lustspiel heißt nun im Deutschen: Ehrgeitz in der Küche; im Französischen: Vatel etc. Denselben Namen führet die ahnenstolze Hauptperson, die sich zwischen Herd und Kasserollen so benimmt, wie ein Feldmarschall an der Spitze der Armee, oder wie ein Staatsmann im Konflikt großer Weltbegebenheiten sich allenfalls betragen könnte, ohne sich ein Ridikule zu geben; hier wird es aber äußerst komisch, und gibt Gelegenheit zu einer Menge drastischer Beziehungen und Anspielungen. Der Charakter selbst gründet sich auf ein historisches Faktum, merkwürdig in den Annalen der Kochkunst, welches Madame de Sévigné in einem ihrer zärtlichen Briefe flüchtighin erwähnt. Der dort genannte Vatel ist der Ahnherr des auf der Bühne erscheinenden, der nun voll Stolz auf seinen Ursprung, sich dessen würdig zu erhalten sucht. Die Verwicklung ist leicht und lebendig; wenn der komische Pathos glücklich aufgefaßt und durchgeführt wird, wie es hier von Koberwein geschah, so ist der Erfolg des Stücks gesichert.

Auf dem Theater an der Wien gab man uns noch gegen Ende dieses Monats einen neuen Staberl — als Freyschütz, Zauberparodie der Oper von Kind und Weber. Die Musik, von Röth in München, und Riotte hier, ist als musikalische Parodie betrachtet, ungemein glücklich zusammengesezt. Die Ouvertüre, bestehend aus Motiven der ernsthaften Oper, die zum Quodlibet verwebt sind, mit denen die großen Tonmassen, die Grausen und Entsetzen schildern, abwechseln, dabey aber so behandelt sind, daß die Blasinstrumente falsche Töne in der Tiefe angeben, dann auch durch verkehrt genommene Tempi's der ernsthaften Melodien einen burlesken Anstrich gewinnen, macht sich recht komisch. Manches ist auch recht gut im Text parodirt, unter andern zeigt sich die Scene, wo die Kranzjungfern, unter ihnen Max — Staberl, in Frauenkleidern, erscheinen, theatralisch wirksam, das Ganze ist aber eine Olla potrida für englische Matrosen-Magen. Indessen verdaut das deutsche Sonntagspublikum den Pudding ziemlich gut, und das vierte Mal (an einem Feyertag) war das Haus zum Brechen voll. Die hohen und höchsten Zuschauer (von Nr. 3. bis 5) jubelten, und strampelten mit Händen und Füßen. Welch ein Gaudium, wenn Staberl als Max sich vernehmen läßt. „Gar Mancher zielt auf das Thiater, Und wär' halt gern ein Direkteer; Er bekommt auch endlich das Thiater, Allein die Bänke bleiben leer.“ Zulezt heißt es: Ich ziele nur auf Ihre Güte, Und diese Scheiben ist gar groß. „Von Freykugeln, sagt Staberl, hab' ich mein Lebtag' nie gehört; aber von Freybillets hör' ich alle Tage.“ — Wer hätte geglaubt, daß dieses Theater eine solche Schießstatt werden würde! Indessen hat es oft genug zur Reitbahn und equilibrischen Künsten schon gedient, der Uebergang ist nicht so schwer. Zu verwundern ist es, daß nicht hier in Loco Jemand früher schon darauf gekommen ist, das Sujet zu parodiren, in London ist es gleich geschehen. Die Dekorationen sind hübsch, und die Wolfsschlucht, oder Löwengrube, wie es heißt, macht Parade. Einige sind vom Hoftheaterdekorateur Gail, andre vom Herrn Neefe ausgeführt. Lezterer ist wieder in volle Wirksamkeit getreten, und hat neue Beweise seines Talents gegeben, das durch eine reiche Phantasie, Leichtigkeit in der Behandlung, und Kenntniß des Theatereffekts unterstüzt wird. Indessen hat er auch bewiesen, daß er durch Einfachheit und Wahrheit ergreifende Wirkungen hervorzubringen weiß, und manches schöne Kunstwerk wird die Erinnerung an seine Thätigkeit erhalten, wenn er selbst auch diese Bühne einst verlassen sollte.

Beylage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. März 1826.

Brüder! schaut die Stätte grauer Ahnen,
Das Gedächtniß deutscher Tapferkeit.

Trummer.

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

Eine Geschichte aus der vaterländischen Vorzeit
von Karl Pfaff *).

I.

Wo jezt Wirtenbergs Hauptstadt mit stattlichen Gebäuden und breiten Straßen prangt, da sah man vor achthalbhundert Jahren nichts als etliche niedrige Hütten, umgeben von einem kunstlosen hölzernen Zaune, der gerade hinreichend war, um die Kohlpflanzungen ihrer Bewohner vor den Rossen, die sich auf dem weichen, frischgrünen Rasen herumtummelten, zu schützen. Denn das jezt mit schönen Gärten und fruchtbaren Pflanzungen bedeckte Thal war damals eine theilweise ziemlich sumpfige, mit Buschwerk da und dort bedeckte, Wiesenfläche, und bildete ein, von einer dichten grünen Hecke umgebenes, Gehäge, wo seit einem Jahrhunderte schon ein Stuttengarten sich befand, welcher den Herzogen von Schwaben und ihren Vasallen treffliche leichtfüßige Rosse lieferte.

Der Halbkreis von Bergen, welcher das Thal umschloß, dessen Abhänge nun größtentheils mit Reben bepflanzt sind, war damals noch bis zum Fuße hinab mit Eichen und Buchen bekleidet, zwischen welchen hier und dort der Tannen dunkleres Grün hervorschimmerte. Durch das laubige Dunkel stürzten in den Schluchten schäumend etliche Bäche herab, die dann, im Thale angelangt, hie und da breite Wasserflächen mit schilfbewachsenen Ufern bildend, langsam dahin flossen.

Wenn man dem Laufe des ansehnlichsten von ihnen, der zulezt auch die meisten übrigen verschlungen, und von den Wassergöttinnen, welche die fabelreiche Vorwelt an seine buschigen Ufer versezte, den Namen des Nirenbaches erhalten hatte **), folgte, so kam man nicht weit von dem Gehäge an eine von acht stattlichen Bäumen beschattete Stelle; rohbehauene steinerne Ruhebänke luden hier zum Sitzen ein und ein steinernes Becken empfing eine etwas trübe gelbliche Flut, welche unter einem gewaltigen Felsblocke hervorquoll. Es war eine in der Umgegend wohlbekannte Heilquelle, die vor Zeiten einmal von einem Hirsche entdeckt und nach ihm benannt wurde ***).

Weiterhin stand ein Thurm, dessen acht Fuß dicke Mauern von wohlbehauenen Quaderstücken fest zusammengefügt waren ****), und dem gegenüber in einer Einsenkung des Gebirges das Dorf Dunzhofen lag. Von da aus stieg das Thal allmählig wieder hinan und endete am Gestade des

*) Was das Historische dieser Erzählung betrifft, so verweise ich auf Pfisters Geschichte von Schwaben, Thl. 2., Voigts Hildebrand und sein Zeitalter, Memmingers Beschreibung von Stuttgart und meine Geschichte Wirtenbergs, Thl. 1 und 2. (Die Nachträge.)

**) Jezt heißt er Nesen- (Nesen-, Nisen-, Nixen-) Bach.

***) Das jezige Königsbad.

****) Sattlers topographische Geschichte Wirtenbergs, S. 38.

Digitized by Google

Neckars mit einer ziemlich steil abfallenden kahlen Höhe, von welcher aus man das mit starken Ringmauern und hohen Thürmen wohlversehene Kanstatt und das am Abhang einer Bergfläche gelegne Altenburg gerade vor sich erblickte.

In dem eben genannten Thurme wohnte um's Jahr 1077 ein alter Kriegsmann, Namens Werner, mit seinem Sohne Kuno; ihm war die Aufsicht über die Pferde und deren Hüter vertraut, ein Amt, das er nun schon über zwanzig Jahre lang getreulich verwaltete.

Es war eine schöne, milde Frühlingsnacht, ein dünner Wolkenschleyer hatte den Himmel überzogen und die blasse Scheibe des Vollmonds ließ sich durch den gräulichen Flor nur undeutlich erkennen. Den Greis jedoch hatte die Milde der Nacht auf den Steinsitz vor seinem Thurme herausgelockt, wo er nun begierig des Frühlings liebliche Düfte einsog. Da vernahm er kräftige Fußtritte in der Ferne; er stand auf, nach der Seite woher sie kamen spähend, und da er die Tritte eines Bewaffneten unterscheiden mochte, so zog er sich, der Zeiten Unsicherheit bedenkend, schnell an die Thüre des Thurms zurück, und rief mit starker Stimme seinem Sohne.

Aber mit Gelächter schallten ihm die Worte entgegen: „Nun, nun, Kriegskamerad! was braucht's den Lärmen, wenn ein alter Freund nach so langer Zeit dich auch einmal wieder besuchen will!“ — „Ach! bist du's, rief nun der Greis freudig überrascht aus, bist du's, Berthold! willkommen in meinem stillen Thale, meynt' ich doch, dich in diesem Leben niemals mehr zu sehen!“ — Fast wär's auch also gekommen, entgegnete der Nähertretende, Werners dargebotene Rechte kräftig schüttelnd, nur meiner stählernen Haube da dank' ich's, daß ich noch am Leben bin!“ — „Das wäre! sprach sein Freund, so sag einmal, wie ging das zu, in welche Fehde hat dich alten Kumpan der rasche Muth wieder geführt! Doch sieh da Kuno! Du kannst wieder gehen, 's hat keine Gefahr! Aber halt! zuerst hol' uns einen Krug Wein und ein Paar Becher, der alte Kriegskamerad da wird einen frischen Trunk wohl brauchen können!“ Der Sohn that, wie ihm befohlen war. Die Greise sezten sich und nun hub Berthold also an: „Du wirst wissen, daß zu Kochheim die Fürsten den Schwabenherzog Rudolph von Rheinfelden zum König erwählt haben?“ — „Ist's geschehen, rief erstaunt der Greis, hat er's angenommen! Will er den Kampf mit seinem wilden Schwager Heinrich wagen?“ — „S'ist noch gar ungewiß, ob es nur zum Kampfe kommen wird, entgegnete sein Freund, denn Heinrich, um sich des Bannes zu entledigen, ist im härtesten Winter nach Wälschland gezogen zum Papste und da sagen die einen, er sey in den Alpenpässen von Berthold von Zähringen gefangen worden, die andern erzählen, er habe seinen Tod im öden, riesigen Hochgebirge durch einen Sturz vom Felsensteig gefunden. Gewiß ist's, daß man nichts von ihm weiß, denn nur von ganz Wenigen begleitet ist er ausgezogen.“ — „O Konrad, großer Kaiser, rief hier bewegt Werner aus, so zieht dein Enkel, ein geächteter Flüchtling, über die Berge, die du einst in Herrscherpracht überstiegest, um den Wälschen Gesetze vorzuschreiben!“ — War's wohl anders möglich, sprach Berthold, wenn man bedenkt, wie dieses Jünglings Erziehung war. Der treuen Mutterpflege allzubald entrissen, kam er zuerst unter Hannos strenge Zucht, darauf unter Adelberts nachsichtige Pflege, wo er all seinen Gelüsten ungescheut nachhängen durfte; aus solch einer Schule konnte kein Mann hervorgehen, der fest und kräftig, wie Vater und Ahn, des unruhvollen Reiches Zügel lenkte.“ — „Du hast Recht, sprach Werner, aber fürwahr, hätten Schmeichler den jungen Fürsten nicht verderbt, hätt' er die unbesonnenen Händel mit den Sachsen nicht begonnen, welche alle Gemüther von ihm abwandten, er zöge jezt wie sein Ahn einher auf seines Reiches Grund und Boden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Beschluß.)

Nach einem beschwerlichen Marsch glaubten wir uns in der Nähe des französischen Lagers zu befinden, allein noch fürchteten wir einer spanischen Guerilla in die Hände zu fallen, welche die französischen Heere umschwärmten. Von dieser Furcht wurden wir befreyt, als wir eine Heerde Ochsen erblickten, welche unter Bedeckung eines französischen Detachements in's Lager getrieben wurde. Wir schloßen uns demselben sogleich an und gaben uns dem Sergenten zu erkennen. Gegen drey Uhr kamen wir endlich im französischen Lager an und waren wirklich in Sicherheit. Eben hatten sich die Fouriere versammelt, um die Lebensmittel für ihre Kompagnien zu fassen. Ich erkannte bald die Uniform meines Regiments und die Fouriere meines Bataillons. Indem ich mich zu ihnen herandrängte, fuhr mich einer von ihnen hart an, befahl mir, mich zu entfernen und fragte, was ich hier wolle? — „Was ich hier will? Ey zum Teufel! die Lebensmittel für meine Kompagnie fassen so gut wie ihr.“ — Sogleich erkannten sie mich an der Stimme und nun erfolgte lautes Gelächter über meine Verkleidung und Freude über unsere Befreyung. Ich ging mit ihnen in's Lager. Meine Stelle in der Kompagnie war besezt und ich wurde à la suite gesezt, bis sich Gelegenheit zu meiner Wiederanstellung finden würde. Ich hatte nach einigen Tagen die Ehre, dem General, der unsere Division kommandirte, vorgestellt zu werden und ihm die Umstände meiner Flucht zu erzählen. Ricard war im

seiner Kompagnie wieder eingetreten und Escobar und Porlier hatten sich auf den Weg nach Frankreich gemacht.

Ich erwartete indessen mit Ungeduld die Gelegenheit der Besatzung von Tortosa in's Auge zu sehen; denn man kann sich leicht denken, daß der Aufenthalt in Cabrera mein Wohlwollen gegen die Engländer und Spanier eben nicht vermehrt hatte. Die Festung wurde hart bedrängt, die Besatzung verlangte zu kapituliren, allein ihre Bedingungen wurden verworfen. Am 28sten Dezember 1810 machte endlich die Besatzung einen Ausfall nach der Seite, wo unsere Division stand. Da ich à la suite war, so brauchte ich nicht beym Adler zu bleiben, wo sonst der Platz der Fouriere war; ich gesellte mich daher zu den Tirailleurs, was mir das Vergnügen verschaffte, meine Freunde, die Engländer und Spanier, etwas mehr in der Nähe zu sehen, als ich es in der Linie gekonnt hätte. Die Besatzung hielt sich etwa eine Viertelstunde, dann aber floh sie in unordentlichen Haufen den Thoren zu. Mit einigen Voltigeurs folgte ich ihnen auf den Fersen, und bald befand ich mich allein mitten unter dem Haufen der Fliehenden, der von den Kugeln der Unsrigen immer mehr gelichtet wurde. Mein Eifer verdoppelte sich, als ich wenige Schritte vor mir die Hahnenfedern eines englischen Offiziers erblickte, der eben so viel Eile wie die Uebrigen zu haben schien, um in Sicherheit zu kommen. Ich nahm mir indessen die Freyheit, ihn aufzuhalten, und er beeilte sich, mir seinen Degen zu überreichen. Hierauf befahl ich ihm, mir zu folgen. Als er sah, daß ich noch weiter nach der Stadt zu ging, machte er einige Schwierigkeiten, allein zwey Worte, die ich ihm sagte, überzeugten ihn vollkommen. Es hatten sich einige Voltigeurs wieder zu mir gesellt, und ich war entschlossen, noch einen Offizier zu haben. Ich war dicht am Thor, zu dem sich die Fliehenden hereindrängten, als ich einen spanischen Offizier bemerkte, der eben den Fuß auf die Zugbrücke setzte; ich kam ihm zuvor und drängte ihn, das Bajonnet auf der Brust, gegen einen Eckstein, indem ich ihm zurief, sich zu ergeben. Er überreichte mir sogleich seinen Degen, und nun suchte ich mit meinen beyden Gefangenen den Rückweg nach dem Lager. Von den Wällen herunter wurde uns ein Hagel von Kugeln nachgeschickt. Kaum hatten wir einige Schritte gethan, als ein spanischer Offizier, von unsern Voltigeurs verfolgt, mir entgegen lief. Ich legte auf ihn an und rief ihm zu, sich zu ergeben, worauf er mir seinen Degen zuwarf und neben meinen beyden andern Gefangenen seinen Platz nahm. So hatte ich das Glück, meinem Obersten drey gefangene Offiziere vorzustellen und ihm ihre Degen zu überreichen. Nach einigen Lobsprüchen befahl er mir, in seiner Nähe zu bleiben, und nachdem er das Regiment in's Lager zurückgeführt hatte, mußte ich ihm zum Marschall folgen. Diesem stellte mich der Oberst vor, indem er ihm ohne weitern Zusatz erzählte, was ich gethan hatte. Der Marschall war ein Kenner; er richtete an die drey Offiziere einige etwas spöttische Vorwürfe und ertheilte mir so große Lobeserhebungen, daß ich ganz begeistert davon ward. Er sezte hinzu, er werde mich den folgenden Tag für die Dekoration vorschlagen und fragte mich endlich, ob ich sonst noch etwas wünsche? — „Ja, mein General, ich habe eine Bitte.“ — „Welche?“ — „Daß ich beym nächsten Sturm der erste seyn darf.“ — „Das ist nicht mehr als billig, du kannst darauf rechnen,“ erwiederte der Marschall, nachdem er mich mit einiger Verwunderung angesehen hatte.

Ich erwartete mit Ungeduld die Gelegenheit, von dieser Gunst Gebrauch zu machen, allein die Besatzung hatte keine Lust, einen Sturm auszuhalten. Ein Regiment von unserer Division bemächtigte sich am 2. Januar 1811 eines Thores und drang in die Stadt ein. Nach einem halbstündigen Gefecht waren alle Thore von den französischen Truppen besezt und die Besatzung ergab sich.

Einige Tage nach der Einnahme von Tortosa ward ich von einem heftigen Fieber darnieder geworfen, was ohne Zweifel eine Folge dessen war, was ich auf der Insel Cabrera erlitten hatte. Ich lag mehrere Tage auf den Tod, raffte mich indessen doch auf, als ich erfuhr, daß meine Dekoration angekommen sey. Ich erhielt sie vor der Fronte bey der Parade aus den Händen meines Obersten; dieß war die heftigste Bewegung der Freude, die ich in meinem Leben empfunden habe. Solche Gefühle kehren nicht wieder. Die Dekoration der Ehrenlegion wurde damals nur sehr sparsam verliehen, und war eine sichere Gewährleistung künftiger Beförderung. Denselben Tag wurde ich auch zum Sergeanten ernannt. Trotz meines Eifers, mich der empfangenen Auszeichnung würdig zu zeigen, zwang mich ein Rückfall ins Hospital zurückzukehren. Der Arzt erklärte mir, daß ich durchaus eine Zeit lang der Ruhe genießen müsse, sonst sey ich verloren. Auf Verwenden meines Obersten erhielt ich noch einen sechsmonatlichen Urlaub, und kehrte am 15. Februar mit einem Transport Verwundeter nach Frankreich zurück. Nach einem Monat langte ich glücklich in Toulon an.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 27. Januar.

Karnevals-Opern. Jessonda, Oper in drey Abtheilungen, von Gehe. Musik von Louis Spohr.

Wenn der Inhalt der Weberschen Oper den Kampf des Guten und Bösen, der Tugend und des argen Weltlaufs zum Gegenstand hat, und wir uns an den süßen, unschuldvollen Tönen eines reinen Herzens, so wie an der kräftigen und treuen Darstellung des Menschen- und Gottesfeindes noch wohl erfreuen konnten, so finden wir dagegen in der Jessonda nur den Jammer klagender Wehmuth, ein weiches, lebloses Schmachten, eine Blumensehnsucht nach dem ungehellten Son-

nenlicht, das aber nur als matter Mondenschimmer dämmernd und traurig durch Nebel herniederblickt, und statt der kräftigen Arbeit des Tages nur einer in sich selbst verglimmenden Abendruhe leuchtet. Denn wir sehen einerseits einen Gott (im Stücke Brama genannt), der streng vom Menschen das Aufgeben aller Lebensfreuden fordert, andererseits Gemüther, die von ihrem Glücke nicht lassen können, doch da dieses nun einmal auf Erden nicht zu finden sey, nun kraftlos in vergleichender Wehmuth klagen und klagen, und statt in lebensvollem Muth, was sie begehren, sich zu erringen, sich matt und schwächlich hinopfern mit sehnsüchtigem Weinen und verwehenden Seufzern. Solcher nicht einmal indischer Charakter ist Jessonda. Die Welt ist nicht angesehen als der Wohnort alles Tüchtigsten und Besten, sondern sie verschwebt als Opferrauch, der zum weltlosen Himmel aufsteigt. Aber eben so wenig findet ein andachtvolles orientalisches Aufgeben des Menschen in Gott seine Darstellung, sondern es tritt die modernste Forderung ein, daß für die Wünsche des Menschen ein unumstößliches Recht der Befriedigung (und seyen es auch die leersten Wünsche) anerkannt werde. Aber als machtlose Wellen scheitern sie hier an dem Felsengotte. Diesen Gott repräsentiren Dandau und die Braminenchöre; Jessonda ist die Sichopfernde, mit unschuldiger, aber auch dafür ganz inhaltloser Lebenslust steht ihr Amazili gegenüber. Zwischen beyde drängen sich die Männergestalten; Nadori, der junge Bramin, der sich von dem lebenzerstörenden Gotte losreißt, und alle Schneeglöcklein, Veilchen, Lilien, Rosen und Vergißmeinnicht der Liebe an's Herz drücken will; Tristan, dem sie geknickt sind, und der sie, ohne den Muth, sie wieder zu erfrischen, unthätig beklagt. So kommt es denn in der ganzen Oper nirgend zu kräftiger, muthiger Lebensfrische; auch die Gottesverehrung ist andachtlos, nur rauschend und glanzvoll. Wo Gott und Mensch, Himmel und Erde sich auf diese Weise gegenüber stehen, sind beyde machtlos und unlebendig, beyde klagend, und selbst die Vermischung, die am Ende zurecht gemacht wird, ist farblos und ohne Muth und Jubel. Denn wo solche Weltanschauung dargestellt wird, können keine kraftvollen Melodien durchbrechen, und selbst, wenn es zur Freude kommt, wie im Duett Amazili's und Nadori's, wird es nur eine stille, inhaltlose, zwar wohlklingende aber nichtssagende Blumenfreude. Die Leutchen wollen ja auch auf Gottes Welt nichts als sich auf Blumenwiesen, bey sanftem Abendwinde und feuchtem Mondenschimmer in aller Seelen-Wehmuth und Sehnsucht lieben, lieben und lieben. Doch diese Sehnsucht und Wehmuth und Weichheit und Schlaffheit, jene Strenge des finstern, unliebenswürdigen Gottes, und der erste Lebensmuth, der sich mit seinen geschminkten rothen Jugendwangen von ihm losringt, um mit in das Liebessehnen hinzuschmelzen, sind auf eine Weise ausgedrückt, wie sie sich nicht zweckmäßiger, nicht gelungener vorstellen läßt. Es ist eine musikalische Plastik romantisirender Nervenschwäche, der Gesang schmachtender Seufzer, der Klang in Thränen zerfließenden Schmachtens. Da kann denn freylich nichts wahrhaft Wirkliches und Gesundes und Kraftvolles dargestellt werden, selbst der kriegerische Geist ist von der Epidemie der Weichheit und matten Schwächlichkeit angesteckt, ja auch das Gewitter, die Naturkräftigkeit mißlingt, kein Recitativ hat musikalischen Werth, selten zeigt sich eine dramatische Wendung, nur die Arien, die Duette, die verschwebende Gefühlswelt, gelingen auf's wunderbarste, außer wenn sie sich etwa zu frischem Muthe erheben wollen. Doch das erste Recitativ Dandaus und Nadori's, und die Baßarie des Priesters mit Chor, die darauf folgt, ermangeln nicht ganz eines kraftvollen Ausdrucks, weil hier die Energie des strengen Gottes noch nicht ermattet ist, und auch Nadori alle Gewalt, die bey so machtlosen Mächten, wie sie in ihm sich bekämpfen, noch etwa Statt finden kann, in seinem Busen trägt. Die übrigen Kämpfe sind wohl laut, rauschend, ja tobend, aber nur mongolische, überschwemmend verwüstende Tonströme, die spurlos wieder verrinnen. Damit nun aber nicht bequemer Weise dem armen Dichter, der freylich etwas recht Schlechtes an der Jessonda zu Tage gefördert hat, zur Entschuldigung des Komponisten, wieder alle Schuld aufgebürdet werde, so wollen wir nur einige Hauptzüge aus der Oper herausheben, um zu zeigen, wie die Welt so nebelhafter Sehnsucht, so marklosen wehmüthigen Schmerzes, die eigene innerste Welt auch des Komponisten seyn müsse. Denn zunächst ist der große Gegensatz europäischer Kraft und indischer Weichheit ganz unbenutzt gelassen, und d'Acunha ist Jessonda als Mann also eigentlich kein Mann, und sein Freund Lopes in seinen leeren Recitativen kaum nur noch der Schatten eines französischen Confident, (der bekanntlich nur als Sprech- und Hör-Maschine agirt); und die Soldatenchöre, wo nun alle Kraft, alle Gediegenheit, alle Frische, alle Lebendigkeit, aller Heldenmuth sich zusammendrängen sollten, sind eben so weich und erheben sich nicht höher als die indischen im ersten Akt (Nr. 5. Arie und Chor); der zweyte Kriegerchor im zweyten Akt (Nr. 10 Introduktion „Herrlich ist es" —) könnte eben so gut einem Mädchenchor, das die süße Wonne der Wehmuth singt, untergelegt werden. Ja Jessonda, selbst in dem Moment, wo sie den Geliebten, und mit ihm alle Seligkeiten des Liebelebens vor ihren sichtlichen Augen sieht, wo sie an seinem Busen ruht, und immer daran ruhen möchte, ruft mit eben der Schwächlichkeit, die ihr eigen ist, auch die gewichtigen Worte: „Leben will ich, ich muß leben!" so daß man gar nicht einsieht, wozu das denn eigentlich nöthig sey. Und am Schlusse der Oper sollte man sich vorstellen, es werde jezt, da denn doch einmal das Leben so thut, als hätte es über den todten Gott gesiegt, nun auch ein rechter frischer Lebensjubel losbrechen — aber vergebens —

„alle Seligkeit des Lebens hat nur Worte nicht Gesang"

könnte man als Motto vor die Oper schreiben, wie vor manches Dichterwerk:

„alle Kräftigkeit des Lebens hat nicht Worte nur Gesang."

Auch die Aufführung gelang nicht in allen Theilen troz der schönen Dekorationen und der, außer der Gewitterscene, gut exekutirten Chöre. Denn Mad. Schulz (Jessonda) ist immer eine bessere Feuerlilie als Wasserlilie; Mad. Seiler (Amazili) sang zwar so lieblich als möglich und lächelte aufs reizendste, aber diese Kinderunschuld ist so unschuldig, daß sich nichts daraus machen läßt; Herr Bader (Nadori) sang und spielte vortrefflich, besonders bey allen Stellen auflodernden Muthes; im Recitativ und Duett mit dem Oberpriester, im Duett des zweyten Akts mit Amazili, wo eben so sehr die Zartheit, wie in der vorhergehenden Arie zu rühmen ist, vor allem aber im Finale des ersten Akts. Herr Devrient d. J. (Tristan) ließ zum ersten Male hören, — was denn eigentlich Herr Blume in früheren Vorstellungen hätte zu singen gehabt; Herr Sieber (Dandau) führte die schwere Parthie mit Kraft und Geschicklichkeit der Stimme aus; die portugiesischen Soldaten im Kampfspiele thaten redlich als thäten sie recht viel; nur Herr Carl Unzelmann (Pedro Lopes) verkehrte das Weinen in Lachen.

Druckfehler.

In Nro. 56. S. 224. Sp. 2. Z. 32. v. o. lies in einigen Exemplaren verbaut statt verdammt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. März 1826.

Für die Zukunft soll man sorgen,
Aber um die Zukunft nicht.
Weise bleibt und wohlgeborgen,
Wer die Frucht der Stunde bricht.

Lappe.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Der Chef des Bureaus für die innern Ausgaben muß billiger Weise auch im Ministerium freye Wohnung haben. Er ist eine Miniaturkopie des Privatsekretairs. Er steht zwar nicht so fest, wie der Kassier, allein er weiß es gewöhnlich so einzurichten, daß er seinen Platz nicht ohne bleibenden Trost verläßt. Dieß gibt ihm einen Anstrich von Philosophie — lachend erfährt er seine Absetzung, nimmt Stock und Hut und sagt: Jeder wenn die Reihe an ihn kommt. Dieser Mann predigt von Amtswegen Sparsamkeit, was nicht übel ist. Er hebt Federn und Papierschnitzel auf, geht beständig umher, um die Lichter zu putzen, aus den Oefen und Kaminen das Holz herauszuziehen, was die verschwenderische Hand des Bureaudieners darin anhäuft. — Außer diesen Wohnungen von Rechtswegen haben sich noch gewisse Mißbräuche eingeschlichen. Z. B. der Sekretair hat einen Neffen, der Kassier einen Vetter, der Bureauchef einen Bruder, alle diese finden Dach und Fach im Ministerium. Der dritte Stock ist dem Nepotismus Preis gegeben.

Wir haben noch nicht von dem, der Komité des Staatsraths bestimmten, Lokal gesprochen. Bekanntlich ist jedem Ministerium ein solches Komité beygegeben, das sich zwey- bis dreymal wöchentlich versammelt. Sr. Excellenz erhält z. B. von einem Bureauchef oder Direktor einen Bericht, den er nicht versteht. In diesem, nicht seltenen, Fall schreibt er darauf: „Dem Komité des Staatsraths zugeschickt.“ — Der Bericht kommt an den Vicepräsidenten der Sektion, dieser übergibt ihn einem maître de requêtes. Der maître de requête, der oft nicht sehr deutlich begreift, worauf es ankommt, wendet sich an das Bureau, von dem der Bericht ausgegangen ist, und verfertigt nun mit Hülfe des ersten Berichterstatters einen Bericht über jenen Bericht. Dieser zweyte Bericht wird dem Komité vorgelegt. Jeder der sechs Staatsräthe gibt eine andere Meynung darüber und der Sekretair der Komité hat nun die Sorge, diese sechs Weisheiten in Uebereinstimmung zu bringen und ein Gutachten an den Minister zu redigiren. Sr. Excellenz hat keine Zeit es zu lesen, und schickt es an das erste Bureau zurück, welches oft auf seinem ersten Bericht besteht. Allein dieß nimmt das Komité keineswegs übel, da seine Rolle rein rathgebend ist. Es erinnert wirklich an gewisse alte Onkel in den Lustspielen. Leander fragt den Onkel um seinen Rath wegen seiner Heirath. „Ich rathe dir, es nicht zu thun!“ — sagt der Onkel, und den folgenden Tag ist Leander verheirathet.

Das Lokal, was einem so weisen und unentbehrlichen Komité bestimmt ist, muß, wie sich von selbst versteht, an Pracht und Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Besonders müssen wir die ungeheuern sich zum Sopha ausdehnenden Lehnsessel bewundern, welche für die Staatsräthe bestimmt sind. Der Minister trägt Sorge, zu seinen Rathgebern solche Männer zu wählen, bey denen

nicht nur die Weisheit, sondern auch der embonpoint mit den Jahren zugenommen hat. Es würde uns zu weit führen, wenn wir den übrigen Theil des Ministeriums, worin die Bureaus für ein Heer von sechshundert Commis, dreyßig Bureauchefs und achtzig Unterchefs eingerichtet sind, näher untersuchen wollten. Man kann sich leicht denken, wie schwer es einem armen Bittsteller wird, sich in diesen Irrgängen zurecht zu finden. Es wäre zu wünschen, daß die Regierung topographische Charten des Ministeriums herausgeben möchte.

Direktoren — ehemalige Divisionschefs.

Seit der Restauration hat man an die Stelle der Divisionschefs sogenannte Direktoren gesezt — je aus vier Chefs einen Direktor; allein damit dieß nicht zu unnöthigen Ersparnissen führe, hat man den Gehalt der Direktoren auf 40,000 Franken gebracht und jedem vier Commis und einen Huissier beygegeben. Der Direktor gilt ungefähr einen Viertelsminister. Diese neue Einrichtung ist durch die Geschäfte der Wahlen und die Sitzungen der Kammern nöthig geworden, welche jezt die Zeit Sr. Excellenz einnehmen, welche Sie früher zu Arbeiten mit den Divisionschefs verwandte. Der Minister muß sich außerdem gegen die Angriffe der Opposition durch ein mühsames Studium der Rhetorik vorbereiten. Man hat sogar erfahren, daß einer unserer Minister durch die Streiche der Opposition dahin gebracht worden ist, in der größten Heimlichkeit und Inkognito einen berühmten Lehrer der Rhetorik zu nehmen. Er hatte schon das Kapitel im Quintilianus de amplificatione gelernt; allein ehe er seine Humaniora vollenden konnte, machte ihn ein königlicher Befehl zum Premierminister. Nun entschuldigt er mit Recht seine Unwissenheit damit, daß eine königliche Ordonnanz seine Erziehung unterbrochen habe, und er im Quintilian nicht bis zu dem Kapitel: de legibus contra iris und: vir bonus ut esse debeat orator, gekommen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konrad und Gertrud, oder die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

„Ach, Freund!“ sagte Berthold, 's ist nimmer, wie damals, wo wir mit Kaiser Konrad über die Alpen zogen; die kaiserliche Majestät gilt nichts mehr, die großen Herzoge begehren Herrscher zu seyn gleich ihrem Herrn und Haupte, die kleinen Herren suchen ihnen nachzuthun, und die Bürger in den Städten wollen gar vollends von keiner fremden Gewalt mehr hören. Das ist ein trotziges, übermüthiges Volk, das gleich zu Schwert und Lanze greift und drein schlägt. Davon kann ich was erzählen!“ — „So sprich,“ rief Werner erwartungsvoll, und sein Freund hub also an: „Wir waren gen Mainz gezogen, wo Rudolph zum wahren Könige und Beschirmer des Frankenreichs, wie es hieß, gewählt werden sollte, und hier wurde nun ein festliches Hochamt gehalten. Hierauf ergingen sich Ritter und Knechte mit kriegerischen Spielen; dazu liefen auch die Bürger von Mainz schaarenweise herbey, aber in böslicher Absicht, denn sie suchten Händel, weil es sie verdroß, daß Rudolph an Heinrichs Statt König seyn sollte. Bald fing auch der Lärmen an, die Sturmglocken ertönten, Alles waffnete sich und fiel über uns her, die wir, zum Theil, nichts Böses ahnend, waffenlos in den Herbergen saßen. Da ward mancher wackere Kämpe von dem verruchten Bürgervolke getödtet und mir selbst wäre es beynahe nicht besser gegangen. Ich wollte mein Fräulein, die Gräfin Gertrud von Eberstein, zu den Spielen begleiten, aber von Ferne schon vernahmen wir das Getümmel des Streits und beschlossen also umzukehren nach der Hofburg. Da verrannten uns etliche Bürger den Weg. Schlagt die Schwäbischen nieder, riefen sie, und drangen mit Kolben und Schwertern auf uns ein. Ich stellte mich vor das Fräulein und zog das Schwert; aber ein Schlag, der mir noch jezt im Kopfe saust, streckte mich nieder und schon faßten die Anführer die Gräfin, da fuhr auf einmal eine blitzende Klinge zischend zwischen sie und das Fräulein: laut heulend sanken zwey zu Boden, dem Dritten spaltete ein zweyter Hieb den Kopf und die Uebrigen entflohen schreyend.“ — „Wer war denn der wackere Kämpe, der euch so zur rechten Zeit zu Hülfe kam?“ unterbrach Werner den Redenden. „Der Beutelsbacher war's,“ entgegnete Berthold. „Ja, rief Werner, den kenn' ich wohl, das ist ein ehrbarer Ritter; wo dessen Schwert hintrifft, da sezt es freylich tüchtige Hiebe! Seinen Vater Ulrich kennst du gewiß auch noch, er war es, der in der blutigen Schlacht an der Orne, wo Graf Odo von Champagne fiel, das feindliche Banner eroberte. Damals lebte sein Bruder Heinrich noch, nach dessen Tode — es mögen jezt bald dreyßig Jahre seyn — Ulrich die väterlichen Erbgüter, die im Vils- und Remsthale liegen, erhielt; er lebt noch jezt im höchsten Alter auf der Stammburg und hat eine Tochter und zwey Söhne, von denen der eine Konrad heißt, der nämliche, der dein Fräulein rettete; es ist noch ein junger Herr, kaum fünf-und-zwanzig Jahre alt, aber gar klug und verständig, bieder und redlich, muthvoll und tapfer, wohlerfahren im Kampf zu Roß und zu Fuß, mit Schwert und Lanze.“

Als Werner seinen etwas weitläufigen Bericht geendigt hatte, fuhr Berthold fort zu erzählen, wie der Ritter ihn und das Fräulein sicher in die Hofburg geleitet habe, wie hierauf der Aufstand mit Waffengewalt blutig unterdrückt, auch dem Könige demüthig Abbitte deßwegen gethan worden, dieser aber, ob dem Vorfalle erzürnt,

rasch abgereist und heute mit seinem Gefolge nach Eßlingen gekommen sey.

„Da bast du dich denn gleich fortgemacht, rief Werner lachend, fürchtend, es möchte auch denen von Eßlingen gelüsten, die Kraft ihrer Streitkolben an Reisigenschädeln zu erproben!“ — „Hab's wahrlich nicht gefürchtet, sprach Berthold, denn obwohl die Eßlinger auch gerade nicht die Feinsten seyn mögen, so sind sie doch weit ordentlicher als die Handwerker und Krämer zu Mainz.“ — Oder hat dir etwa die Herberge drin mißfallen?“ sagte Werner weiter; aber Berthold entgegnete: „Könnt's gerade nicht sagen, mein Herr, der Graf von Eberstein hat ein gutes Legement, es liegt oben in der Stadt, nahe an dem Kirchlein des heiligen Landolinus, und über der Pforte ist ein wilder, über und über mit Haaren bedeckter Mann ausgehauen *). Auch haben sie drinnen einen gar guten Trunk, der blutroth im Becher funkelt, und der Herbergen gibts manche, wo man gute Kameradschaft findet, lustige Brüder, die nicht gleich zum Schwerte greifen, wie die Mainzer. Nein, dich wollt' ich einmal wieder heimsuchen, alter Kampfgefährte, und dir zugleich sagen, daß du morgen eine stattliche Gesellschaft in deinem Thale sehen wirst. Der Herzog will den Stuttengarten besuchen, sich auch ein wenig mit der Jagd erlustigen.“ — „Was sagst du, rief Werner, da muß ich morgen früh auf den Beinen seyn; drum denk' ich, wir legen uns jezt schlafen, 's ist überdieß schon spät, und du wirst auch müd genug seyn.“ — „Das meyn' ich,“ entgegnete Berthold, und Beyde begaben sich nun zur Ruhe in den Thurm.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieß Steinbild, oder doch eine spätere Nachbildung davon ist noch in des Verfassers Hause, dem nämlichen, das der Graf von Eberstein damals bewohnte, zu sehen.

Kleine Apologen aus dem Persischen des Sadi.

Der Bettler und der Räuber.

Ein Räuber sagte zu einem Bettler: Schämst du dich nicht, daß du deine Hand ausstrecken magst gegen jeden Heillosen um ein winziges Gran Silber? Dieser antwortete:

„Um ein Silbergran die Hand ausstrecken dünkt mir baß,
Als daß man ab sie schneide leicht nur um ein Aß.“

Cz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Scribe's Feder ist nun wieder in Fluß gerathen und seit einigen Wochen hat er für das Theater de Madame mehrere niedliche Stücke geliefert, die alle beweisen, wie er aus nichts etwas Dramatisches machen kann, oder wie geschickt er bloße Entwürfe von andern zu hübschen Vaudevilles zuzurichten versteht; denn mehrere seiner lezten Stücke stehen schon in der Sammlung der Theodor Leclercschen Proverbes, oder bloßen Umrissen zu dramatischen Stücken; daher kommt es auch, daß sich die kleinern Scribeschen Vaudevilles oft nur um eine einzige interessante Scene herumdrehen, die er aber vortrefflich vorzubereiten und darzustellen weiß. So z. B. in dem Stückchen Le confident des dames handelt es sich blos um eine 30jährige Frau, die ihre Tochter nicht verheirathen will, weil sie zu geschwind Großmutter werden würde, die ihren Spiegel zu Rathe zieht, ob sie nicht selbst noch sehr jung sey, und an diesem Spiegel ein Zettelchen angeheftet findet, das ihr im Namen des Spiegels den Rath gibt, nicht mehr zu sehr auf ihre Jugend zu pochen. Das Zettelchen kommt von ihrem Anbeter her, und das Stück endigt damit, daß sie ihre Tochter verheirathet, und ihr eigen Herz ihrem Anbeter schenkt, daß also eine Doppelheirath das finis coronal opus wird. Eben so, in seiner „Tochter zu verheirathen,“ beruht das Ganze darauf, daß sich eine Familie zwingt, dem reichen Freyer zu gefallen, ihm dadurch mißfällt, und da keine Aussicht zur Heirath mehr da ist, wieder in ihren natürlichen Gang kömmt, dem Freyer erscheint wie sie ist, ihm dadurch gefällt, und ihn zur Heirath bestimmt. Freylich sind dieß nur Kleinigkeiten, und oft beschränken sie sich auf eine feine Zergliederung kleinlicher Empfindungen, oder auf eine geistreiche Darstellung individueller Lagen, wie sie ein sehr verfeinerter Zustand der bürgerlichen Gesellschaft mit sich führt. Weßhalb man auch Scribe mit Marivaux, der, wie sich Voltaire ausdrückt, Spinnengewebe abwog, verglichen, und seine lezten Stücke Marivaudage genannt hat. Einige kleinere Tagesblätter beurtheilen Scribe überhaupt sehr strenge, neulich erzählte eines derselben, man habe einen Mann im Parterre des Theaters de Madame, wo fast nichts als Scribesche Stücke aufgeführt werden, erfroren gefunden. Allein frostig sind seine Bagatellen gewiß nicht; wenn auch zuweilen keine rasche und lebhafte Handlung darin vorgeht, so sind sie doch zu kurz und zu geistreich, als daß man darüber einschlafen, geschweige darüber erfrieren sollte. Es gibt so viele Hunderte von Stücken, die alle nach demselben Muster zugeschnitten sind, daß man es Scribe schon Dank wissen muß, daß er einen andern Weg einschlägt, und mit geistreicher Darstellung interessanter Situationen eine Bühne bereichert, auf welcher jeden Abend 4 Stücke gegeben werden, und das folglich keiner langausgesponnenen dramatischen Arbeiten bedarf. Hier braucht alles nur flüchtig und angenehm skizzirt zu seyn, und findet nun vollends das Publikum in denselben eine treue Abspiegelung seines eigenen verfeinerten Zustandes, so hat es vom Dichter wenig oder nichts mehr zu fordern. Jene Bedingungen aber erfüllt Scribe beynahe vollkommen. Zuweilen freylich fällt er etwas ins Gezwungene, oder die französischen Theaterkonvenienzen stehen ihm bey der Entwickelung seiner dramatischen Handlung im Wege, weßhalb der Globe ihm auch manchmal zuruft, sich an jene Konvenienzen nicht zu kehren, und der Natur zu folgen, und sich seinem eigenen Genie zu überlassen. Dieses Tagesblatt Globe ist eine wahre Opposition wider die französische Dramaturgie; wenn je etwas heilig in Frankreich war, so waren es die sogenannten aristotelischen Regeln der drey

dramatischen Einheiten, nämlich des Orts, der Zeit und der Handlung. Nun treten die Verfasser jenes Blattes, meistens lauter junge Leute, die sich aber in der fremden Literatur umgesehen haben, auf, und sagen bey jedem neuen, nach den klassischen Regeln zugerichteten Stücke: Seht, zu welchen Ungereimtheiten euch die Beobachtung eurer Theaterkonvenienzen verleitet hat. Welch ein anderes Stück würdet ihr geliefert haben, hättet ihr an den Aristoteles gar nicht gedacht, sondern nur an das Vergnügen der Zuschauer! Vor zwölf Jahren wäre A. W. Schlegel fast in Frankreich gesteinigt worden, weil er zuerst dieß zu sagen wagte, und noch viele Jahre nachher wurde er unaufhörlich in den Tagesblättern ein Barbar gescholten. Allein in der Dramatik wie in der politischen Welt gehört Zeit dazu, um die Ansichten zu ändern. Der Globe, der mit Keckheit die französische Dramatik Schritt vor Schritt verfolgt, und unaufhörlich sein Thema wiederholt, erregt schon kein Zetergeschrey mehr; die alten Dichter bekämpfen seine Lehre zwar noch, eben so wie die alten Politiker auf den alten Formen und Einrichtungen bestehen; allein die jüngern finden doch, daß die Natur zuletzt ihr Recht behaupten muß, und daß es eben nicht unvernünftig ist, sich mehr an diese als an die alten Zwangsformen zu halten; es wäre also leicht möglich, daß Frankreich zuletzt von seinen Theaterkonvenienzen abginge, und in Hinsicht der Bühne andre Völker nachahmte, nachdem es selbst ihnen durch seine Verfassung ein nachahmungswürdiges Beyspiel gegeben hat. Indessen ist es nicht zu verwundern, daß jezt auch das Ausland fast jede dramatische Neuigkeit von den Pariser Bühnen auf seine eigenen verpflanzt. Gewiß ist kein Land an dramatischen Produkten fruchtbarer als Frankreich, oder eigentlich Paris (denn im ganzen übrigen Königreiche erscheinen im Jahre keine zehn neuen Stücke, alles wird in Paris verfertigt); überaus groß ist die Fertigkeit der Pariser Dichter in den dramatischen Arbeiten, und gewiß sind ihre Geistesprodukte für das große Publikum weit unterhaltender, als die langweiligen ältern deutschen Schauspiele, oder die abgeschmackten englischen Fratzen. Ein belustigendes, obschon etwas ungereimtes Stück ist der Chiffonier nocturne, von Theaulon und Etienne, der im Theater des Variétés fast täglich gegeben wird, und worin Potier meisterhaft den Chiffonier spielt.

Ich habe schon vor einiger Zeit von der besondern Menschenklasse in Paris gesprochen, deren einziges Gewerbe darin besteht, den Kehricht auf der Straße zu durchwühlen, um Papierschnitzel und dergleichen aufzulesen. Solch einen armseligen Aufwühler hat Theaulon zum Helden eines Stückes in vier Abtheilungen gemacht. Um denselben aber einigermaßen zu erheben, so hat er sich ihn als einen wohlerzogenen Mann gedacht, der sonst reich gewesen und in der glänzendsten Gesellschaft gelebt, aber durch ein ungerechtes Urtheil alles seines Vermögens, und sogar seiner Ehre beraubt worden ist, worauf er dann, sich verbergend, seinen Namen geändert, und das elende Handwerk eines Chiffoniers angenommen hat, ohne deßhalb seine frohe Laune zu verlieren, indem er beständig wiederholt, daß, wenn man nicht zufrieden sey, man sich zum Philosophen machen müsse. Diese Rolle hat Potier mit seiner gewöhnlichen Originalität aufgefaßt, und er allein erregt so großen Zulauf zu diesem Stücke, das mit einer völligen Unschuldsanerkennung des Chiffoniers und Wiedereinsetzung in seine Güter aufhört, wobey seine Tochter den Advokaten, der, ohne ihn zu kennen, zu diesem Glückswechsel beygetragen hat, zum Manne bestimmt. Der halb sentimentale, halb komische Chiffonier ist ein Pendant zu desselben Dichters Theaulons Bénéficiaire, worin auch Potier die Hauptrolle spielt. Beyde Stücke haben das Besondere, daß sie sich von der Regel der örtlichen Einheit entfernen, indem die Handlung in den verschiedenen Abtheilungen des Stückes, die deßhalb auch nicht Aufzüge genannt worden sind, an verschiedenen Orten vorgeht. Der Globe muntert daher Theaulon auf, nach dieser Weise fortzufahren, indem es doch weit besser sey, mit Verletzung der Einheitsregel ein belustigendes Stück zu liefern, als ein einschläferndes, in welchem alle dramatischen Regeln pünktlich beobachtet worden seyen; nur, sezt jenes Blatt hinzu, muß Theaulon suchen, auch gesunden Menschenverstand in seine Stücke zu legen, alsdann werde Alles gut gehen; allein ich zweifle ob Theaulon, der schon in fremde Länder als eine Art von Hofpoet berufen worden ist, sich durch diesen Zusaz sehr geschmeichelt gefühlt hat. Das Vaudevilletheater hat es endlich durchgesezt, daß man ihm seinen Direktor weggenommen, und ihm einen bessern gegeben hat, unter welchem dann dieses Theater wieder anfängt emporzukommen. Der Streit in seiner innern Haushaltung war eine lange, halb tragische Komödie, welche das Vaudevilletheater dem Publikum gab, und die ihm leider nichts einbrachte, sondern ein Beträchtliches kostete. Der Minister des Innern, Graf Corbière, der aus Bretagne gebürtig ist, wo man gern sein Köpfchen durchsezt, bestand steif und fest darauf, der Direktor, den er ernannt hatte, sollte bleiben, die Eigenthümer oder Aktienbesitzer des Theaters wollten dieß nicht, weil sie sich mit jenem Direktor nicht verständigen konnten. Er hat befohlen, und sie befohlen das Gegentheil; sie wandten sich an die Gerichte, und bekamen Recht; die Tagesblätter halfen ihnen nach, aber dessen ungeachtet blieb der Corbièresche Direktor sitzen; sie warfen einmal die von ihm angestellten Leute aus dem Hause heraus, und dennoch wollte ihn Corbière beybehalten. Solch eine Hartnäckigkeit war doch zu ungereimt, als daß sie hätte ewig dauern können; da die Eigenthümer des Theaters beym Ministerium nichts gewinnen konnten, so wandten sie sich an den Hof; hier gelang es ihnen Fürsprache zu bekommen; so sezten sie dann endlich ihre Sache durch; der ihnen verhaßte Direktor wurde entfernt, und ein anderer, den sie zu haben wünschten, an seine Stelle gesezt. Das erste neue Stück, was dieser auf die Bühne brachte, war ein kleines, schwach entworfenes Gemälde des Treibens und Handelns in dem großen Gerichtssaal des Justizpallastes, den, wie die Journale bemerkten, die Eigenthümer des Theaters Gelegenheit gehabt hatten, recht zu beobachten. In diesem Stücke spielt das Vaudeville selbst auf seine vorigen Angelegenheiten in folgender Endstrophe an, die an's Publikum gerichtet war.

Vous avez fait bien des absences,
et la gaité, fuyant nos yeux
a pris de trop longues vacances;
mais elle est rentrée en ces lieux.
Ah! suivez-la dans cet asile;
tous nos procès sont résolus:
et la salle du Vaudeville
n'est pas celle des Pas-perdus.

Der große Saal im Justizpallast, oder eigentlich die große Halle daselbst heißt la salle des Pas-perdus, vermuthlich weil dort mancher Prozeßführer vergebens hin und her schreitet; so hatte man auch das neue Stück benannt. Der Dichter hatte eine Strophe zu Ehren des Gerichtshofes eingerückt, welcher neulich die freysinnigen Journale Constitutionnel und Courier français freygesprochen hat; allein diese Strophe war ohne Barmherzigkeit ausgestrichen worden; sie stand aber am folgenden Tage in allen unabhängigen Blättern mit der Bemerkung, daß man nicht erlaubt habe, sie abzusingen; so daß die Ausstreicher wenig dabey gewonnen haben, und besser gethan hätten sie stehen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. März 1826.

Ihr – ihr dort außen in der Welt
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Schiller.

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

2.

Der Morgen brach an, ein kühler Ostwind verkündete die Ankunft des Taggestirns, das schon mit Purpurgluten die östlichen Gebirge zu säumen begann, er trieb die über dem Thal gelagerten Nebel gegen die dasselbe umkränzenden Berge, deren Abhang nun ein dichter, weißlichgrauer Schleyer verhüllte. Drüben im Dorfe Dunzhofen läutete man die Morgenglocke und im Thurme begann ein reges Leben. Werner suchte die alte Rüstung hervor und spähte eifrig nach den hie und da noch befindlichen Rostflecken, die er sorgfältig zu vertilgen strebte; auch Berthold wappnete sich, und nun gingen die beyden Kriegsgefährten in den Stuttengarten, indeß Werners Sohn die Kunde von dem hohen Besuche nach Dunzhofen brachte, damit man auch dort zum Empfang der erlauchten Gäste sich rüsten möge. Hierauf schnell heimkehrend, spähte er auf der obersten Zinne des Thurmes nach den Kommenden.

Die beyden Greise musterten eben die reiche Anzahl stattlicher Rosse, welche das Gehäge einschloß, als der starke Ton eines Hornes zu ihren Ohren drang. „Das ist Kuno's Horn, sprach Werner, sie kommen, auf, ihnen entgegen!“ und kaum hatten sie den Thurm erreicht, als auch schon König Rudolph mit zahlreichem Gefolge sich nahte.

Voran ritt er selbst auf einem weißen Rosse, dessen Purpurdecke ein breiter goldgewirkter Saum einfaßte. Es war ein stattlicher Mann, ernste Hoheit lag auf dem länglichten Antlitz, das ein starker Bart beschattete, durchdringend war der Blick der tiefliegenden Augen, das kurz abgeschnittene Haar deckte ein sammtnes Barett, um welches eine kronenartig ausgezackte Verzierung umherlief, in deren Mitte ein Rubin funkelte; die Gestalt war hoch, die Haltung kräftig und die Bewegungen des Königs leicht und anmuthig; man rühmte auch von ihm, daß die Gaben seines Geistes seiner Körperschönheit entsprächen und pries seinen Heldenmuth und ritterlichen Sinn.

Ihm zunächst, auf schwarzem Schlachtrosse, gewahrte man einen schon ältlichen Ritter mit strengen Zügen und etwas arglistigem Blicke; es war der Graf von Eberstein, der stolzeste der schwäbischen Großen, denn er rühmte sich von mütterlicher Seite ein Nachkomme Kaiser Heinrichs I. zu seyn *) und hatte früher selbst um die Herzogswürde von Schwaben sich beworben; aber klüglich verhehlte er den Unmuth des stolzen Herzens über das Mißlingen seiner Werbung, und schloß sich eng an Rudolph an, um einst von dessen Gegner für seinen Uebertritt einen desto größern Lohn zu erlangen.

*) Cleß Landes- und Kulturgeschichte von Wirtenberg, Th. II. S. 167.

Digitized by Google

Hinter diesen Beyden zeigte sich eine ansehnliche Schaar schwäbischer Edeln, unter denen Einer vornehmlich hervorleuchtete. Er saß auf einem schwarzen Streitroß, welches stolz mit dem stattlichen Reiter einherschritt; die Stangen seines reich mit Silber besezten Zügels waren mit Schaum bedeckt und die lange, zierlich geflochtene Mähne flatterte, vom Winde bewegt, hin und her. Von des Reiters Sammtbarett herab winkten gelbe und schwarze Federn, unter der hohen, schöngewölbten Stirne blickten, von dichten Brauen beschattet, ein Paar dunkle feurige Augen hervor, an beyden Seiten der frischrothen Wangen kräuselte sich ein starker schwarzer Bart, der auch die Oberlippe bekleidete, ein reiches Haar von gleicher Farbe fiel lockig herab auf den zierlichen Spitzenkragen, der den Hals umschloß. Die Gestalt war groß und kräftig, ein sammtnes, enganliegendes Wamms umschloß den Leib, ein schwarzer, goldgesäumter Mantel fiel über die beyden Schultern hinab und ein silbergesticktes Wehrgehänge, an dem ein breites Schwert hing, umschlang die schlanken Hüften. Die Bewegungen des Reiters zeigten zierliche Gewandtheit und sein ganzes Benehmen offenbarte ein aus dem Bewußtseyn der Kraft hervorgehendes Selbstgefühl, das zwischen lächerlichem Stolz und erniedrigender Demuth so recht die Mitte hielt. Es war Konrad von Beutelsbach, der Ahnherr des erlauchten wirtenbergischen Fürstengeschlechts, ein Jüngling, trefflich zu Rath und That, von hohem Geiste und ächt-deutscher Gemüthsart, beliebt bey Hohen und Niedrigen aus altem allemannischen Herrscherstamme, und obwohl unter Schwabens Edeln an Rang keiner der ersten, doch durch seine geistigen und körperlichen Vorzüge Allen gleich, den Meisten überlegen. Nur Einer vielleicht vermochte sich in dieser Hinsicht mit ihm zu messen, und dieser Eine war Friedrich von Buren, der Stammvater des hohenstaufischen Heldengeschlechts. Innige Jugendfreundschaft band ihn an Konrad, aber Rudolphs Herrscherstolz hatte ihn beleidigt und er sich abgewendet von Rudolph zu dessen Gegner Heinrich; darum erblickte man ihn auch nicht unter des Königs Gefolge, er war gerade mit der Vollendung seiner neuen Burg auf dem Staufenberge beschäftigt.

Nach den Rittern kam auf schöngeschmückten Zeltern die Gemahlin des Königs, die schöne und kluge Adelheid sammt ihren Hoffräulein, unter denen Gertrud von Eberstein durch ihre Schönheit nicht weniger als durch ihre Abkunft sich auszeichnete. Sie saß mit zierlicher Gewandtheit auf ihrem Rosse, ein enges grünes Sammtgewand, oben mit einer goldenen Schnalle befestigt, um die Hüften von einem golddurchwirkten Gürtel zusammengehalten, umschloß den schlanken Leib und fiel in reichen Falten auf die niedlichen Füße herab. Unter dem mit weißen Federn geschmückten Hute quollen in reicher Fülle die lichtbraunen Locken hervor und fielen in zierlichen Ringeln auf den Nacken; das Gesicht bildete ein schönes Oval und eine frische Röthe färbte die zarten Wangen; der niedliche Mund mit feinen schwellenden Lippen, die schöngeformte Adlernase und das hellbraune Auge, dessen Feuer der Schimmer einer sanften Schwärmerey milderte, gaben dem Antlitz der Jungfrau den Ausdruck einer mit Hoheit vereinten Lieblichkeit, welche jeden, der sie anschaute, mächtig anzog.

Den Damen folgte der Knappen buntgekleidete Menge und kaum vermochte der ziemlich geräumige Platz zwischen dem Thurme und Bache die ganze Gesellschaft zu fassen.

Die Herren stiegen ab und halfen dann auch den Damen von ihren Zeltern, die Knappen aber führten die Rosse in einen abgesonderten Platz des Gehäges, wo diese sich nun auf dem frischgrünen, blumigen Rasen zu gut thaten. Indeß wurde von den mitgebrachten Vorräthen ein reichliches Mahl bereitet und auf der Wiese am Heilquell genossen, wohin die Bewohner der Nachbarschaft Tische und Bänke in großer Menge herbeygeschafft hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Die vier bis fünf Direktoren, welche jezt unter dem Minister die Geschäfte leiten, haben nichts mit den Divisionschefs unter Napoleon gemein. Diese waren wesentliche Theile der Administration, Haupträder in dieser großen Maschine. Sie mußten unermüdliche Arbeiter, schnellfassende, unterrichtete Köpfe seyn. Die Ungeduld des Kaisers, seine beständigen, unerwarteten Anfragen und Befehle, machte die Arbeit der Minister und Chefs zu einer wahren Marter. Dafür hatten diese aber auch häufige Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und konnten darauf rechnen, daß Napoleon sie bemerken und belohnen werde. Wenn ein Divisionschef ohne Zaudern und richtig die an ihn gestellten Fragen beantwortete, so kam er oft mit dem rothen Band und als Staatsrath von den Tuillerien zurück. Ein Mann von Talent, sey er Chef oder Commis, in welche niedere Lage ihn auch das Glück gestellt hatte, konnte erwarten, daß ihn Napoleon mit seinem eisernen Arm bey den Haaren fassen, auf einen hohen Standpunkt heben und dann sagen werde: „Das ist mein Geschöpf.“ — Dieses Gefallen, welches Napoleon daran fand, das Verdienst zu erheben, verleitete ihn indessen auch oft zu Fehlgriffen. So befand sich z. B. in dem Ministerium des Herzogs von T. ein Herr X., ein ehrlicher aber sehr beschränkter Mann, dessen ganze Arbeit darin bestand, von allen Enden von Europa die Berichte von den verschiedenen Regimentern zu

Digitized by Google

empfangen und einzutragen, wie viel Mann gegenwärtig, wie viele krank, wo dieß oder jenes Bataillon u. s. w. Dieses Geschäft nebst einem guten Gedächtniß hatte den ehrlichen X. in einigen Jahren zu einem lebendigen Register und zu einer wandelnden Rechenmaschine gemacht. Als einst Napoleon mit einer neuen Organisation der Armee umging, arbeitete er mehrere Tage mit dem Herzoge von T., dem er durch beständige Fragen nach dem Depot dieses oder jenes Regiments u. s. w. viel zu schaffen machte, da der Herzog zwar ein Mann von Talent war, aber nicht das Gedächtniß des Herrn X. besaß. Vergebens schlug er in allen Registern nach und sagte endlich kleinlaut: „Ich glaube, daß die Gegenwart des Herrn X., eines meiner Divisionschefs, Ew. Majestät in diesem Fall von Nutzen seyn könnte.“ — „Man lasse ihn kommen.“ Sogleich wird X. durch einen Ordonnanzoffizier geholt und in Napoleons Kabinet geführt, ehe er weiß, um was es zu thun ist. Ohne sich aber aus der Fassung bringen zu lassen, beantwortet er alle Fragen des Kaisers eben so rasch als richtig. „Guten Morgen, mein Herr, wo sind die drey ersten Bataillons des 48sten Regiments?“ — „In Regensburg.“ — „Das vierte?“ — „In Ancona.“ — „Das fünfte?“ — „In Vittoria, viertes Armeekorps der Armee von Spanien.“ — „Das Depot?“ — „Ostende.“ — „Unter den Waffen?“ — „3455.“ — „Hospitäler?“ — „223.“ — „Urlaub?“ — „44.“ — „Detachirt?“ — „Zwey Kompagnien des fünften Bataillons“ u. s. w. Nachdem X. mit gleicher Genauigkeit von allen andern Korps und Regimentern Rechenschaft gegeben hat, nimmt Napoleon den Herzog bey Seite und sagt ihm: „Sie haben da einen außerordentlichen Mann.“ — Dann wendet er sich zu X. „Sie können gehen, Sie werden von mir hören.“ Dann zum Herzog von T.: „Sie werden mir X. morgen zum Staatsrathe vorschlagen.“ — „Ich bitte Ew. Majestät, mir zu erlauben, Ihnen zu bemerken, daß dieß nicht möglich ist.“ — „Warum?“ — „Herr X. hat nichts als Zahlen im Kopf, er kann keinen Bericht aufsetzen. Um Staatsrath zu seyn ....“ — „Gut, so gebe ich ihm den Gehalt.“ So brachte diese halbe Stunde dem guten X. 24,000 Franken jährlich ein.

Solche Vorfälle waren häufig in jener Zeit, wo die kolossalen Unternehmungen der Regierung Talente und Thätigkeit bey den Arbeiten erforderten. Jetzt hat sich Alles das verändert. Beharrlichkeit, vorsichtiges Betragen, List und solche andere kleinliche Künste sind es, von denen die Beförderung abhängt. Die Arbeit beschränkt sich fast ganz auf Protokolle, einige Anomalien ausgenommen, welche durch Protektion und Gunst darin vorfallen können. Sie wiederholt sich Jahr für Jahr eben so unwandelbar wie das Budget. Auf diesen engen Kreis ist der kleinliche Ehrgeiz der jetzigen Direktoren beschränkt, der um so lächerlicher wird, da er beständig seinen Anlauf nimmt, um dann in sich selbst wieder zurückzufallen und sich in die Cartons zu verlieren. . . .

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Februar.

Die von dem kürzlich aus Zürich an die erste Lehrerstelle des Gymnasiums berufenen Professor Leonhard Usteri am jüngsten Schulfest gehaltene, und eben jezt im Druck erschienene Rede, zeichnet sich durch Gediegenheit des Innhalts und würdige Fassung vortheilhaft aus. Müssigang und Arbeitsscheue sind, im Ganzen nicht mit Unrecht, vielfältig die Erbsünde des Berner genannt worden; die Warnung war daher ziemend nach Zeit und Ort, die sich darüber also ausdrückt: „In der Macht der Eltern steht es zunächst, die Knaben zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen, ihnen einen Abscheu und Eckel vor dem Müssiggang und einer trägen Nichtsthuerey durch ihr eigenes Beyspiel und ihre Belehrung beyzubringen; an ihnen liegt es, sie vor dem schnöden Vorurtheile zu bewahren, daß die Arbeit eine Last und Plage sey, der man sobald wie möglich müsse zu entrinnen suchen — vielmehr eine solche Liebe zur Arbeit, eine solche Wißbegierde, ein solches Verlangen nach allem, was Verstand und Gemüth ausbildet, veredelt und verschönert, ihnen einzuflößen, daß jede Beschäftigung, die in irgend einer Beziehung steht mit Wahrheit und Wissenschaft, überhaupt mit allem, was den Namen des wahrhaft menschlichen verdient, ihnen zur größten Freude und zur angenehmsten Pflicht und Erholung werde.“ — Die Schule, als Vorhalle zum Tempel der Wissenschaften, hat die nachfolgende Stelle der Rede in sehr gelungenen Zügen gezeichnet: „Die Grundlagen alles Wissens und Handelns sind dieselben, wie die Wurzeln eines Baumes, aber in den verschiedensten Zweigen und Aesten verbreiten sich die einzelnen Theile. Der eine fühlt sich angezogen durch die Betrachtung der Geschichte des menschlichen Geschlechtes, der wunderbaren Verkettung von Ursache und Wirkung, und den über alles, das Große wie das Kleine, sich erstreckenden Plan der göttlichen Fürsehung. Ein anderer erforscht die ewigen Gesetze der Natur, in welcher alles eben so offenbar, kunstvoll und ordnungsreich, als geheimnißvoll verbunden, und zu einem Ganzen verknüpft ist, wo in tausend verschiedenen Formen und Gesetzen sich die gleichen Kräfte und Triebfedern als waltend zeigen, und wo das Kleinste wie das Größte den gleichen Werkmeister beurkundet. Die Gedanken eines dritten sind beschäftigt mit den Zwecken des geselligen Zusammenlebens der Menschen; er erforscht, was Recht und Gesetz seyn und werden könne, und wie das Gesammtwohl aller Bürger durch den großen Staatsverein am leichtesten und sichersten zu erreichen sey. Ein vierter lebt sich ganz in das Alterthum hinein; mit zartem, und für das Schöne und Große gefühlvollem Sinn wandelt er auf seinen Spuren; heilig und bedeutungsvoll sind ihm seine Ueberreste, besonders die jenes Volkes, dem keines nimmermehr gleichen wird, welches selbst das Jünglingsalter des menschlichen Geschlechtes gelebt hat, und das die Musen und Grazien zur ewigen Wonne sich erschufen. — Aber alle diese und andere Theile der Wissenschaft gehören zusammen, wie die Statuen der zwölf großen Götter in einem Pantheon der Alten. Und zu diesem Tempel der Wissenschaft ist die Schule gleichsam der Vorhof, in welchem man die Weihe erhält, die nichts anders ist, als die allgemeine Bildung zur Humanität. Humanität, oder was die Hellenen Kalokagathie nennen — das sind die großen Namen, die der reale Endzweck aller Erziehung seyn sollen, und

nur auf diesem Grunde und Boden kann irgend eine Wissenschaft wahrhaft blühen und gedeihen. Um diese Humanität zu entwickeln, kennen schon seit der Zeit der Römer die gesitteten Nationen kein fruchtbareres und sichereres Mittel, als die genaue Bekanntschaft und das Studium der Ueberreste des klassischen Alterthums, weil das Volk der Hellenen und vermittelst desselben, zum Theil auch die Römer eine ideale Stufe geistiger Bildung und ästhetischer Vollendung erreicht haben, die für alle spätern Völker, in Hinsicht auf Kunst und die Grundlagen der Wissenschaft, normal geworden ist, und von ihnen als Urbild anerkannt und hochverehrt wird.“

Karlsruhe, 15. Februar.

Unsre leztes Schreiben, in welchem wir das vorjährige Repertorium der hiesigen Bühne beleuchteten, scheint einigen Antheil bey unserm Publikum erregt zu haben; wenigstens hörten wir darüber sprechen, und vornehmlich zwey unserer Fingerzeige als Wahrheit anerkennen: erstlich die positiv-mangelhafte Einrichtung, daß sich in unserem dirigirenden Kommitte zwey Mitglieder befinden, die in die unerhört-sonderbare Stellung gerathen können: Angeklagte, und zugleich ihre eigene Richter zu seyn — und dann, daß, bey der Gewohnheit, alle Tage ein anderes Stück zu geben, die Kunst der Darstellung sich eben so wenig fortschreitend entwickeln kann: als der Sinn der Zuschauer für kunstreiche Darstellung immer mehr leiden muß, indem das Publikum nur auf die niedrigste Stufe des Kunstgenusses, auf Befriedigung der Neugierde, angewiesen ist. Wir hörten sogar sagen, und zwar von, in jeder Hinsicht achtungswerthen, Männern, daß es gut wäre, wenn von Zeit zu Zeit ähnliche Aufsäze im Morgenblatte erschienen. Hingegen fragen wir: Für wen wäre es gut? Man muß noch sehr jugendlich-naiv, noch sehr unerfahren im Felde der Theaterkritik seyn, wenn man sich gutmüthigerweise einbildet, daß irgend ein gedrucktes Wort Einfluß auf die einmal gewohnte und bequeme Handlungsweise einer regierenden Bühnenbehörde haben könnte. Ein einzelner unumschränkter Direktor — so wie wir ihn in unserem vorigen Schreiben bezeichneten — wird vielleicht ein solches gedrucktes Wort wenigstens erwägen; aber eine Bühnenbehörde ist eine kollektive Person, die eine breite Basis hat, Alles und Jedes tragen und ertragen kann; und der nie beyzukommen ist, indem sie stets, hinter dem Wall ihres collegialischen Daseyns *und die furchtbare Waffe des Kanzleystyls in Händen*, vor jedem wohlgemeynten Angriff gesichert bleibt. Daß dieser behauptet, er lese dergleichen gar nicht, ist schwerer zu glauben, als die Undurchdringbarkeit des Andern, welcher sich rühmt, nie von der Kritik berührt zu werden, wenigstens nicht seines Wissens; denn er fühle nichts. Andere aber werden nur unangenehm berührt, selbst dann wenn man mit wahrhaft tugendhafter Enthaltsamkeit sich jedes komischen Einfalls erwehrt; und ein solcher unangenehm Berührter ist wahrlich nicht in der Stimmung nur ruhig zu hören, vielweniger ein etwaiges Unrechte einsichtig zu verbessern. So steht — *nicht etwa nur hier in unserer Stadt* — so steht *überhaupt* der Kritiker den machthabenden Theaterbehörden gegenüber; nämlich total ohne alle Wirksamkeit. Höchst gering ist auch der Einfluß, den die Kritik auf die Darstellenden ausübt, und kaum weiß man hier, wo die Person das Kunstwerk selbst ist, oder doch seyn soll, genugsam glimpfliche Formen zu finden, um sich, auch bey dem leisesten Tadel, nicht den bequemen Vorwurf der Persönlichkeit zuzuziehen. Die große Masse aber durch Kritik bilden zu wollen — dazu gehört eine Kraft, die wir nicht besizen, oder eine Anmaßung, die fern von uns ist. — Warum wir also dennoch über Theater schreiben?? Durchaus nicht, um irgend einer einzelnen Bühnenbehörde, oder einem einzelnen Schauspieler, oder gar einem bestimmten Theater-Publikum, den, unsrer Ueberzeugung nach, rechten Weg zu zeigen; sondern wir bestreben uns nur, das in unseren Kritiken zu berühren, was uns für die Geschichte und für die Wissenschaft der Kunst allgemein beachtungswerth scheint. Um aber hiebey nicht in die Leerheit theoretischer Abstraktion zu gerathen, fassen wir irgend ein bestimmtes Theater fest in's Auge. Wir schreiben jezt von *Karlsruhe*, was vielleicht in *Hamburg* oder *Berlin* seine Anwendung finden dürfte; wir könnten eben so, zufällig, von *Prag* aus berichten, was sich in *Stuttgart* oder *Karlsruhe* wieder fände. Nur was zu der allgemeinen Zeitgeschichte der Kunst uns zu gehören scheint, nur das berühren wir in dieser vielgelesenen Zeitschrift, indem wir das kleine Detail der hiesigen Bühne, und vornehmlich *die Pädagogik derselben* anderen dazu geeigneteren Blättern überlassen. Dieß mußten wir Ein für alle Mal hier sagen, um nicht mißverstanden, oder auch wohl vorsäzlich mißdeutet zu werden; und können nun mit Ruhe, zwar nicht ohne Tadel, aber doch ohne Furcht fortfahren. — Unser Theater scheint dieses Jahr sein Repertorium erfrischen zu wollen. *Raupach's Isidor* und *Olga*, *Rossini's Armida*; *Nachtigall und Rabe*, von *Weigl*, *Kassius* und *Phantasus**) und die *Ueberbildeten*, von *Ludwig Robert*, die *sieben Mädchen*, von *Angely*, die *Galeerensklaven*, von *Th. Hell*, ja sogar *Goethe's Tasso* und seine *Iphigenie* gehören zu den Stücken, die theils gegeben wurden, theils schon auf dem Repertorium sich befinden, oder von deren Darstellung doch wenigstens, Ehren halber, die Rede ist; in welche leztere Kategorie die beyden Meisterwerke unseres größten Dichters gehören. *Holtei's Wiener in Berlin*, (hier durch die anmuthige Munterkeit der Mad. *Neumann* getragen, durch den vortrefflichen Gesang des Herrn *Haizinger* gehoben, und von allen Mitspielenden vorzüglich dargestellt) dieses joli rien, und *Angelys sieben Mädchen*, haben sich den meisten Beyfall erworben, und das seltene Glück gehabt, daß sie öfter wiederholt wurden. — Gehört das zu der Wissenschaft der Kunst? wird man uns, auf unsere Einleitung zurücksehend, fragen. Wir sagen nein; aber zu ihrer Geschichte gehört es; denn der Beyfall, den sich diese Kleinigkeiten in ganz Deutschland erworben haben, ist ein charakteristisches Zeichen dessen, was der Geschmack des Tages von der Bühnenkunst begehrt. — *Rossini's Armida*, hier mit großer Sorgfalt und Aufwand ausgestattet, von Herrn *Haizinger* und Mad. *Gervais* kunstreich vorgetragen, hat nicht Furore gemacht: und schon die zweyte Vorstellung war nicht zahlreich besucht. Es scheint uns dieß ein gutes Omen für die bald zu erwartende bessere Zeit zu seyn, in welcher, wenigstens die Deutschen, wiederum Charakteristik von dramatischer Musik verlangen werden. Unterdessen nennen die Franzosen, und erst ganz kürzlich im Journal des Débats, den Maestro Rossini den Komponisten der bonne société. Wenn sie dieses Wort im buchstäblichen Sinne nehmen, können wir dieser Behauptung nicht beystimmen; verstehen sie aber darunter jene Gesellschaft, die sich vorzugsweise unter einander langweilt, so ist der Ausdruck: „compositeur de la bonne société“ für den leichten, leeren und süß-tändelnden *Rossini*. Wir verweisen übrigens auf die trefflichen *Berliner* Berichte von der dortigen jüngsten Darstellung der *Gluck'schen Armide*.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieses bereits hier mit Beyfall gegebene Lustspiel ist plözlich wieder vom Repertorium gestrichen worden; und für immer. Nächstens die Ursachen und den Hergang, als merkwürdiges Zeichen der Zeit!!!

Beylage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. März 1826.

Es ist gut, daß man nicht immer die Ursache der Begebenheiten kennt.

A. Perez.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Ministerielle Feldzüge. — Sitzung der Kammern.

Heut zu Tage theilt sich das Jahr für die Minister in zwey sehr verschiedene Epochen; die erste machen die sechs Monate der Sitzungen der Kammern aus, die zweyte die sechs Monate der Vertagung. Während der ersten Epoche schwitzen der Minister, die Direktoren, die Chefs und die Commis Blut, ihre Thätigkeit ist ununterbrochen. Sobald aber der Vertagungsbefehl angekommen ist, und sich die Deputirten mit dem Ruf: „Es lebe der König!“ getrennt haben, dann erschallt derselbe süße Ruf in allen bureaukratischen Busen, die sich einer centnerschweren Last entledigt fühlen. Wenn Frankreichs herzliche Wünsche sich für das Wohl seiner Deputirten vereinigen, so wünscht man ihnen gewiß nirgends aufrichtiger und freudiger eine glückliche Reise als in den Ministerien.

Zwar schicken uns seit einiger Zeit die Departements weniger feindselige Deputirte zu, und es scheint, als wenn sich die Temperatur der ministeriellen Jahrszeiten nach und nach ausgleichen wolle. Noch vor zwey Jahren aber war das ganz anders. Damals gab es noch eine Opposition. Mit Recht schaudert jede bureaukratische Seele bey diesem Wort. Man hat den Teufel, Hexen und Zauberer häßlich genug gemalt, aber das Alles ist nicht so abscheulich als das Bild, welches man in den Bureaus von der Opposition malt. Auf sie paßt die Beschreibung, welche Virgil von der Fama macht:

> Monstrum horrendum, ingens, cui quot sunt corpore plumae,
> Tot vigiles oculi subter, mirabile dictu,
> Tot linguae totidem ora sonant, tot surrigit aures.

Das Herannahen der Sitzungen äußert sich in den Ministerien durch eine fieberhafte Bewegung, welche von Sr. Excellenz bis zum lezten Bureaudiener hinunter sich verbreitet. Die Zusammenberufung der Wahlkollegien ist befohlen. Sogleich werden in den Ministerien alle laufenden Arbeiten bey Seite gesezt. Die gemeinschaftliche Gefahr bringt alle Privatinteressen, alle innern Streitigkeiten zum Schweigen. Es gilt jezt nur das Eine, was Noth thut: den Wahlen eine ministerielle Richtung zu geben. Der Feind ist vor den Thoren, es gibt nur eine Pflicht, die der Vertheidigung — nur eine Nothwendigkeit, die des Sieges. Die fünf Ministerien machen jezt nur eines. Man leiht sich gegenseitige Hülfstruppen, man sieht Schaaren von Commis von der rue Grenelle nach der rue neuve du Luxembourg, und von der rue royale nach der rue neuve des petits champs ziehen. Die Commis des Kriegsministeriums arbeiten in dem Ministerium des Innern, die der auswärtigen Angelegenheiten im Justizministerium, und Alle endlich vereinen sich im Nothfall im Finanzministerium. Von allen Seiten wird Dinte und Papier requirirt, es ergeht ein allgemeines Aufgebot an Federn und Federmesser, und alle reichen kaum hin, um Tag und Nacht an-

treibende Cirkulare, vertraute Weisungen, Drohungen, Ermahnungen auszufertigen. So wie der Moniteur die Zusammenberufung der Wahlkollegien enthält, versammelt der unglückliche Commis seine Familie, nimmt mit Thränen Abschied und reißt sich aus den Armen der weinenden Gattin, um an den Posten zu gehen, wohin ihn die Gefahr ruft. Vergebens harrt die Gattin von früh bis spät in die Nacht seiner Heimkehr, er ist an das Bureau gefesselt, er kämpft Mann gegen Mann mit den Wählern aus der Vendée. Der Unglückliche hat sich vergebens Hoffnung gemacht, daß dießmal der Kampf weniger hartnäckig seyn werde. Er hat in der Etoile gelesen, daß der Minister die Liebe, das Vertrauen des Volkes erworben habe, daß er populär sey, daß die Wünsche der Nation in seiner Hand das Portefeuille, was er so trefflich zu führen weiß, festsetzen. Er hofft und hat seiner Familie Hoffnung gemacht, daß dießmal die Wahlen von selbst zu Gunsten des Ministers ausfallen werden. Allein bald zerstören die Berichte des Agenten aus den Provinzen diese süße Täuschung; der Kampf wird blutiger als je werden. Gensd'armen, Telegraphen, Pässe, Sicherheitskarten, Umlegung der Steuren, alle ministeriellen Gewaltsmittel und Kriegslisten müssen in Bewegung gesezt werden. Das Hauptquartier wird in den Bureaus aufgeschlagen. Weiber und Kinder müssen für die Lebensmittel sorgen, und so findet sich Jeder mit Sack und Pack bey der großen bureaukratischen Armee ein. Allein alle diese vorbereitenden Arbeiten sind noch nichts gegen das, was jezt folgt. Der Minister versammelt die Direktoren und erklärt, daß er entschlossen sey, seine Administration durch solche Verbesserungen, wie sie das öffentliche Wohl verlangen, zu verherrlichen, daß dazu einige Gesetzvorschläge ausgearbeitet werden müssen. Einen Gesetzvorschlag! .. man weiß nicht, was ein solcher uns armen Commis kostet, wir verabscheuen das Wort nicht weniger als die Opposition. Wenn man die Kürze, den Lakonismus sieht, womit die den Kammern vorgelegten Gesetzvorschläge abgefaßt sind, so sollte man freylich glauben, sie werden in ein Paar Minuten und stehend an der Ecke irgend einer Kommode geschrieben, etwa wie eine Einladung zum Ball.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konrad und Gertrud, oder die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

Kaum war das Mahl geendigt, als König Rudolph aufstand und die Gesellschaft zur Beschauung des Stuttengartens und zur Jagd einlud, worauf sich ein reges Getümmel unter den Anwesenden erhob und sie in dem Gehäge und am Abhange der Berge sich zerstreuten.

Bald erklang der Jäger lautes Geschrey, der Hunde Gebell, das Wild, aus seinen Sitzen aufgejagt, durchströmte das Gebüsch; hier schwirrte von der Armbrust der befiederte Pfeil, den leichtfüßigen Hirsch niederwerfend, dort durchbohrte der eisenbeschlagene Jagdspeer des Ebers Rachen, und selbst die Rosse im grünen Gehäge, von dem ungewohnten Lärmen erschreckt, rannten scheu umher.

Zwey Herzen nur theilten nicht die wilde Lust, bewegt von sanfteren Gefühlen. Konrad und Gertrud waren es, die, das bunte Getöse der Jagd fliehend, im einsamsten Winkel des Thales sich zusammenfanden. Eine bemooste Eiche ragte hier im kühlen Dunkel mächtig empor, an ihrem Fuße blühte die duftende Waldrose und zwischen ihren Wurzeln, welche da und dort aus dem Boden hervorschauten, sproßte das liebliche Veilchen, das Ufer des Baches aber, welcher über Felsenstücke rauschend herabfiel, bekränzte des Vergiß-mein-nichts mildes Blau. Sinnend saß Gertrud hier, den Blick auf den Boden geheftet, ihrer Hand war der leichte Jagdspieß entsunken, denn ihr Gemüth, von süßern Gefühlen bewegt, hatte des Mordens wilde Lust vergessen.

Da rauschte es durch das Gebüsch; erschrocken blickte die Jungfrau auf, und Konrad stand vor ihr. „Ihr habt dem wilden Getümmel Euch entzogen, mein Fräulein, hub er an, erlaubt, daß auch ich Eure Einsamkeit theile. Der lustige Lärmen der Jagd, der mich sonst so mächtig ergriff, ist mir heute ganz zuwider — doch Ihr schweigt? Meine Gegenwart ist Euch lästig, dann verzeiht, daß ich es wagte, Euch zu stören.“

Des Jünglings Stimme war, indem er diese lezten Worte sprach, immer weicher geworden; aber nun fühlend, wie des Herzens Rührung ihn übermanne, drehte er halb unwillig, halb beschämt sich um, und wollte zurückgehen. Da tönte es von den Rosenlippen der Jungfrau: „Konrad!“ und rasch sich wieder wendend stand er vor ihr.

Sie hatte sich erhoben, ihre Wangen überzog die Röthe der Scham, des Herzens geheime Regung so unbesonnen verrathen zu haben und verlegen stand sie da, ihr gegenüber der Jüngling, der mit glühenden Blicken sie betrachtete. Der Kampf der Gefühle in der Liebenden Brust verschloß Beyden den Mund. Endlich brach Konrad das Schweigen: „Gertrud, sprach er, theure Gertrud, erlaubt, daß ich diesen Augenblick benutze und Euch sage, was seit jenem Tage in Mainz mein Herz bewegt.“ Noch höher röthete sich das Antlitz der Jungfrau und heftiger hob ihr Busen sich; aber der Jüngling, der nun auf einmal Muth bekommen, der sich erleichtert fühlte, seit er der Geliebten das Geheimniß seines Herzens zu offenbaren begonnen, faßte ihre Hand, die sie ihm willig ließ, und fuhr also fort: „Ich liebe Euch, aus vollem Herzen lieb' ich Euch!

Sprecht, könnt Ihr meine Gefühle erwiedern, kamen jene süßen Blicke, die so tief in meine Brust drangen, aus Eurem Herzen, oder —

Er hielt inne, den Blick der Sehnsucht auf die Jungfrau geheftet; sie aber erhob das thränenfeuchte Auge und beseligend glänzte dem Jüngling durch den feuchten Schimmer der Liebe Erstlingsstrahl entgegen; da breitete er die Arme aus und rief: „Gertrud!“ — „Mein Konrad!“ lispelte die Jungfrau und sank an des Glücklichen Brust. Durch der Eiche weit hinragende Aeste säuselte ein milder Frühlingswind, die Zweige des Rosenbusches neigten sich, mit Blüthen den grünen Rasen überstreuend, und des Baches Rauschen vereinte sich mit dem verhallenden Ton des Jagdhornes zum süßesten Akkorde der Liebe.

Kosend, und schöne Plane für die Zukunft bauend, saßen die Liebenden da, nicht bemerkend, wie die Zeit verstrich, und die Schatten größer wurden, da stand auf einmal vor ihnen zornfunkelnden Blickes Gertrudens Vater; erschrocken sprangen sie auf. Der Graf von Eberstein aber sprach: „Ist das Rittersitte, Herr, habt Ihr nur darum meiner Tochter das Leben gerettet, um listig in ihr unbewachtes Herz Euch zu stehlen und dessen Freuden zu stören? Meynt Ihr, die Enkelin der Sachsen Kaiser sey dazu bestimmt, die Gattin eines unbekannten Edeln zu werden? Soll Graf Ebersteins Tochter, würdig den Kaiserthron zu schmücken, ihre Hand dem Lehnsmann Rudolphs von Rheinfelden reichen? Nein, da sey Gott vor! Wenn nicht wenigstens die Herzogskrone dieß Haupt einst schmückt, so mag Gertrud lieber in eines Klosters stillen Mauern verblühen, ehe die Welt sie als Konrads von Beutelsbach Gemahlin erblicken soll!“

Der Jüngling, von der stolzen Rede tief beleidigt, legte die Hand an's Schwert, aber ein Blick der Jungfrau entwaffnete ihn, und gemäßigter sprach er: „Das Blut der Alemannenfürsten, das in meinen Adern rollt, ist wohl so edel als das sächsische, und wenn's auf eigene Trefflichkeit ankommt, so weich ich Keinem!“ — „Zählt Ihr auch jenen Theutbald, der zur Strafe der Empörung die Herzogswürde verlor, zu Euern Ahnherrn? entgegnete höhnisch der Graf, der mag wohl würdig dem großen Heinrich, dem Retter des deutschen Reiches, an die Seite gestellt werden! Doch wozu diese unnützen Worte. Kurz, Gertrud wird nun und nimmermehr Eure Gattin!“ Dieß sprechend wandte der Ebersteiner, die zitternde Tochter an der Hand ergreifend, sich um und ließ den Jüngling in einem Zustande zurück, der nahe an Verzweiflung gränzte.

Sein Knappe, welcher kam, um ihm zu melden, daß Alles sich zur Heimkehr bereite, erweckte ihn aus seinem Schmerz; Konrad folgte ihm, bald unbewußt, wohin es gehe, zu dem Getümmel der Aufbrechenden, aber Gertrud wußte einen Augenblick zu erhaschen, wo ihr Vater in tiefem Gespräch mit dem Könige Rudolph begriffen war. „Muth gefaßt, flüsterte sie dem Geliebten zu, noch bleibt uns die Hoffnung und treue Liebe führt uns, sey's auch durch Sturmes Nacht, doch noch zum Ziele.“ Das waren himmlische Töne für den Jüngling; gefaßter schwang er sich auf's Roß, nahm schnell und kurz Abschied von der Gesellschaft und eilte dann der väterlichen Burg zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, 15. Februar.

(Beschluß.)

Die beyden Galeerensklaven, ein von Th. **Hell** übersetztes französisches Melodrama, wurde zum Vortheil des Herrn **Brock** gegeben. Die ersten Ränge blieben leer; doch das ist immer der Fall bey Benefizvorstellungen; und da dieß öffentlich geschieht, warum sollte man es verhehlen? Es gehört ja auch zu den Zeichen der Zeit. Dieses Mal aber waren auch die geringeren Plätze des Hauses sparsam besezt; und hier thut eine allgemeine Bemerkung noth, die man sich bey allen Bühnen zu Herzen nehmen sollte. Die Behörden können eine ganze Gattung, oder ein einzelnes Stück verwerflich finden; und dann sollen sie es verwerfen. Haben sie aber einmal ein Stück angenommen, so sollen sie — und sey es noch so schlecht, noch so geringfügig — so sollen sie es verhüten, daß aus den Lese- und andern Proben, nicht schon Kritiken hervorgeben, sich in der Stadt verbreiten, und dem Publikum vorurtheilen. Denn auch der Erfahrenste kann sich in den Proben irren, und von der Wirkung, die ein, seiner Meynung nach, schlechtes Stück bey der Darstellung hervorbringt, sehr überraschend beschämt werden. Der Schauspieler aber hat nie und nimmer das Recht, durch nachlässiges oder schlechtes Spiel den Autor — und wäre er der talentloseste — zu kritisiren. Der beliebte Ausdruck bey Proben: „Wir wollen dieß Stück plumpen lassen,“ ist nicht nur lieblos und plump, sondern pflichtwidrig und strafbar. Hier — obwohl bey andern und bedeutenden Bühnen gäng und gäbe — ist der Ausdruck nicht gebraucht worden; wohl aber waren bereits vor der Aufführung, alte wohlfeile Phrasen über das Elend der Kriminalstücke in Umlauf gesezt; und die Darsteller bey der Aufführung so lau und so ohne Gedächtniß, daß, ohne das feurige Spiel der Madam **Neumann**, das Stück wirklich geplumpt wäre. So aber hat es auch hier seine eminente und wohlberechnete Wirkung nicht verfehlt; wenn gleich das Stück nicht am besten in Scene gesezt war, indem z. B. sämmtliche Männer, ihrem Kostüm nach, zu den Zeiten Ludwigs XIV., sämmtliche Frauen aber, die Tänzerinnen mit eingerechnet, um anderthalb Jahrhunderte in ihrer heutigen Kleidung voraus spielten. In Berlin, wo dieses Stück gegen dreißig Vorstellungen erlebte, und wo sehr berühmte Künstler: Mad. **Stich**, Herr **Devrient** sen. und Herr **Rebenstein** die drey Hauptrollen mit Fleiß und Meisterschaft spielen, ist das Kostüm aus den Zeiten kurz vor der Revolution genommen, und dadurch auf eindringliche Weise uns näher gerückt. Doch wir wollen uns über die hiesige eiskalte Darstellung nicht weiter verbreiten, denn man könnte vielleicht aus Empfindlichkeit dieses Stück dem Repertorium entziehen, dieses wirksame Stück, das selbst Der, der die Gattung verwirft, doch so trefflich gearbeitet finden muß, daß er manchem unserer deutschen Dramatiker die Bühnenkenntniß des französischen Autors wünschen wird.

„ . . . . Kaum Ein Mal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.“

klagt und sagt unser großer **Schiller** zu dem Schatten des

großen Britten. Nun Shakespear's Geist ist denn auch zu Anfang dieses Jahres über unsere Bretter gegangen; zwar sein gepanzerter nicht, und nicht der, welcher auf dem gewaltigen Kothurn einherschreitet, aber doch ein Shakespear von Holbein, auf leichtem Soccus: nämlich das Lustspiel, die bezähmte Widerbellerin. Ob wir für die buchstäbliche Darstellung der Lustspiele des alten Meisters sind, oder deren zeitgemäße Bearbeitung nothwendig finden, das läßt sich nicht so schnell, und wohl auch nicht im Allgemeinen feststellen. Dagegen sey es uns bey dieser Gelegenheit erlaubt, ein bemerkenswerthes Wort über Mad. Neumann zu sagen, welches hoffentlich, bey der bevorstehenden Reise der Künstlerin, das deutsche Publikum bestätigen wird. Wir halten uns nämlich für überzeugt (und dieses „Wir" ist nicht allein der Schreiber dieser Zeilen; sondern mit ihm mehrere achtbare Kunstkenner). Wir halten uns für überzeugt, daß Mad. Neumann in lezter Zeit eine höhere Stufe ihrer Kunst erstiegen hat. Von einer andern Künstlerin müßten wir in diesem Falle vermuthlich sagen: Sie ist von dem angeborenen Talente, von der natürlichen Grazie, und von der Leichtigkeit der Routine, alle diese schönen Vorzüge beybehaltend, emporgeschritten zum Studium, und hat sich zu einer denkenden Künstlerin erhoben. — Von Mad. Neumann aber, so groß dieß Lob auch klänge, sagen wir das nicht. Es macht sich Alles anders bey ihr. Das Wort: Studium in seinem herkömmlichen Sinne, paßt nicht, und der Ausdruck: denkender Künstler, ist mit Recht verdächtig geworden. Man kann seine Rolle nämlich gründlich studirt, die Historie nachgeschlagen, und Alles gelesen haben, was von den einsichtigsten Kritikern darüber vorhanden ist; man kann sogar selbst bündig und fließend darüber sprechen und schreiben; und wird — vielleicht gerade deßhalb — die Rolle so absichtsvoll spielen, daß der Zuschauer die Absicht fühlt, und kalt und verstimmt wird. Gelehrte Naturfeinde nennen das wohl in die Tiefen der Kunst steigen; aber sie bemerken nicht, daß sich ein solcher nicht als denkender Schauspieler auf ein Feld begeben hat, das zwar ihrer kritischen Gelehrsamkeit naher, doch außerhalb der Grenze der Darstellungskunst liegt —; er malt sich seine Rolle mit kritischen Worten, und kommt in die mißliche Lage eines Dichters, der ein Meisterwerk der Malerey in einem Sonette reproduziren will. Wir möchten daher die Stufe der Kunst, die Mad. Neumann erstiegen hat, lieber die der Reflexion nennen, dieses Wort jedoch nicht im metaphysischen, sondern im bildlichen Sinne genommen. Mad. Neumann denkt jezt mehr über ihre Rollen als früher, sie studirt sie mehr; aber eben nicht mit der untersuchenden Reflexion des kritischen Denkers, sondern mit der schaffenden Denkkraft des Künstlers, dessen Reflexion keinen todten Schemen aus Worten und Phrasen, sondern ein lebendiges Bild des darzustellenden Charakters sich ein- und aus sich herausbildet. Ein denkender Schauspieler, im mißlichen Sinne des Wortes, kann nur über seine Rolle schön sprechen; eine Künstlerin ohne Epitheton stellt sie schön dar. So Mad. Neumann jüngst die Donna Diana, und neuerdings die Franziska in der bezähmten Widerbellerin, wo sie, mit nicht genug zu rühmender Kunst, Laune und selbst Unart stets in den Grenzen des Schönen und Anmuthigen zu halten, und, als reuig-Belehrte, ächte Thränen zu entlocken wußte. Wir sind (nach dem, was wir oben sagten) keine Liebhaber von Liebhaber-Gedichten bey solcher Gelegenheit; aber da hier nach der Darstellung ein Gedicht an die Schauspielerin bekannt wurde, welches nicht von einem Liebhaber, sondern von einer Frau ihr gesendet wurde, und in demselben ein einfacher Gedanke einfach, nach Art des antiken Epigramms, ausgedrückt ist, so nehmen wir keinen Anstand es mitzutheilen; erinnern aber, daß das fragliche Stück mit den Worten schließt: „Liebe kann Alles."

„Liebe kann Alles!" So sagtest Du Gestern, Amalie-Franziska!
Sieh' und es klang so lieb, so überzeugend und innig,
Daß ich dem Worte vertraute, wie einem Ausspruch der Götter.
Liebe kann Alles? Ey, dacht' ich, so kann ich vor Allen die holde,
Liebliche Tochter Thalia's, die Alle wir lieben besingen.
Aber ich Arme! die Lyra im Arm, Dein Bild vor der Seele,
Fühl' ich: Du täuschtest durch Kunst mich. Und ach! Nicht Alles kann Liebe."

Einige prosodische Mängel in diesen Versen wird man der Dilettantin zu gute halten, und mehr auf die Innigkeit des Epigramms sehen. — Noch bemerken wir, daß man das eminente Talent der Mad. Neumann für chargirte Rollen nur hier, nicht aber in der Fremde kennt. Ja wir müssen sogar dieses Talent, so weit wir die deutschen Bühnen kennen, ein einziges nennen; denn im tragischen wie im sentimentalen, im naiven wie im muntern Fache fehlt es der Mad. Neumann nicht an mehr oder weniger glücklicheren Nebenbuhlerinnen; aber eine junge und schöne Schauspielerin, die mit so kecker Laune, mit so ununterbrochener tüchtig-derber Lustigkeit bis an die Grenzen des Uebermuths zu schweifen weiß, und doch nie aufhört anmuthig und liebenswürdig zu seyn, ist, uns wenigstens, in Deutschland nicht bekannt. Und (um mit dem Kasper im Freyschützen zu sprechen) gäb' es dergleichen, so würden sich auch Dichter finden, die chargirte weibliche Charaktere in den heute so sehr beliebten Possen auf die Bühne brächten. Unsere Schauspielerin hat sich auf's Neue in diesem Fache als eine der Ueberbildeten in Ludwig Roberts Stücke gleichen Namens äußerst glänzend gezeigt, und wurde von Dem. Maaß, Herrn Demmer und Hartenstein trefflich unterstützt. Wir wünschten, daß bey ihrer bevorstehenden Kunstreise Mad. Neumann sich im chargirten Fache dem deutschen Publikum zeigte, um eine neue und seltene Blüthe in den wohlerworbenen Kranz ihres Ruhmes zu flechten. — Auch unser Haitzinger, ein höchst ausgezeichneter Tenorist, schickt sich zu einer Kunstreise an, wird im Frühjahr Gastrollen in Berlin geben, und dort hoffentlich Anerkennung finden. Unsere Bühne sucht eine junge Sängerin. Man spricht von den Dem. Schechner und Heckenthaler in München. Von Lezterer hieß es, daß ein hier lebender Literator das Kommite auf sie aufmerksam gemacht habe; solches aber soll nicht der Fall seyn; sondern das Kommite selbst, durch die Reisen seiner Mitglieder und durch seine Korrespondenz diesen verborgenen Schaz entdeckt haben. Gestern am 2. März wurde Isidor und Olga gegeben. Wir werden über dieses merkwürdige Stück und über das treffliche Spiel des Herrn Demmer Bericht erstatten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 54.

Rauch und Feuer.

Charade.

Ein kleines singend melancholisch Thier
Bezeichnet meine erste Sylbe dir.
Vom Sylbenpaar, das folgt, den Schnarrlaut an dem Schlusse
Hinweggeschnitten, und auch eine Schneiderin,
Des Schicksals finstre Dienerin,
Folgt nach dem Thierlein auf dem Fuße.

Des Dichters Namen der, mit jener gern verkehrt,
In langen Dramen uns von ihrer Macht belehrt,
Wie's kommt, zuweilen hebt, zuweilen langeweilt,
Beherrscht das Ganze ungetheilt.

— 8 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. März 1826.

Und wer besizt der muß gerüstet seyn.

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

3.

Schon ritt Konrad auf der Höhe, von der hinab der Weg über Endersbach zu seiner Heimath führte; da vernahm er hinter sich den Hufschlag flüchtiger Rosse, er hielt sein Pferd an, und erkannte bald einen Knappen König Rudolphs. „Was gibt's?" rief er dem Näherkommenden zu. „Schlimme Kunde! war die Antwort, Kaiser Heinrich naht mit starker Heeresmacht, die Gowertschen, die, zwischen Deutschland und Welschland Handel treibend, hin und her ziehen, im Gebrauch der Waffen wohlerfahren, haben sich an ihn angeschlossen; der Tschechen wildes Volk, das im Böhmenlande wohnt, hat seine Wälder verlassen, und ist ihm raub- und mordgierig zugezogen; die Bürger in den freyen Städten rüsten sich für ihn und manche, selbst von den schwäbischen Herren sinnen auf Abfall; darum läßt der König Euch seinen Gruß entbieten und Euch ermahnen, am nächsten Tage bey ihm in Eßlingen zu erscheinen, von wo aus er nach Ulm seinem Widersacher entgegen ziehen will." — „Morgen, sprach Konrad, ich ziehe lieber gleich mit euch, es gibt wohl Manches noch zu besprechen und zu berathen." Drauf an seiner Knappen einen sich wendend befahl er diesem, rasch auf die Burg Beutelsbach zu reiten und hier von Mannen aufzubieten, was nur entbehrlich sey, mit diesen sogleich aufzubrechen und stracks nach Ulm zu ziehen. Der Knappe ritt ab, Konrad aber nebst den Uebrigen eilte über das steile Waldgebirge in's Hainbachthal und von da nach Eßlingen, wo er spät Abends anlangte.

Er fand hier Alles mit den Zurüstungen zur Abreise beschäftigt, mancherley Meynungen und mancherley Gesinnungen unter den anwesenden Edeln. Die Einen waren dafür, man solle dem Feind rasch entgegen ziehen, die Andern glaubten, es wäre besser, sich bis er heran käme, tüchtig zu rüsten, um ihn dann desto nachdrücklicher empfangen zu können. Die Jüngern, die zum Theil in dem bevorstehenden Kampfe ihre ersten Siegeslorbeern zu erringen hofften, sprachen gar geringschätzig von den Wilden, aus denen, wie sie sagten, Heinrichs Heer bestehe. Die Aeltern aber, an die harten Kämpfe mit jenen slavischen Horden sich erinnernd und den neuerwachten Kriegsmuth der Bürger in den freyen Städten bedenkend, waren wegen des Ausgangs des Krieges um so besorgter, da sie wußten, wie in den treuen deutschen Gemüthern die Liebe zu dem trefflichen deutschen Geschlechte, aus welchem Heinrich entsprossen war, noch nicht erstorben sey, und wie so mancher stolze Große, des neuen Königs Herkunft betrachtend, und sich gleich ihm der Krone würdig denkend, nur geringe Neigung zu ihm trage.

Hievon führten sie ein ganz neues Beyspiel an, und zwar den Grafen von Eberstein, der sich bey jener Nachricht eilig von Rudolph losgesagt und nach Hause begeben hatte. Dem

Könige schien sein Abfall sehr nahe zu geben; die aber, welche wußten, daß er schon vor der Zusammenkunft in Kochheim mit Heinrichs Liebling, dem Grafen Leutold von Dillingen, Unterhandlungen gepflogen, und daß dieser schlaue Mann ihm zur schwäbischen Herzogswürde Hoffnung gemacht hatte, fanden des ehrgeizigen Ebersteiners Handlungsweise sehr natürlich und fürchteten nur, es möchten, durch trügerische Verheißungen bewogen, noch manche Andere seinem Beyspiele nachfolgen.

Unter solchen Gesprächen, welche zwar die Hoffnungen der kühnen, kampflustigen Jugend nicht zu erschüttern vermochten, wohl aber die Gemüther der ältern und bedächtlichern von Rudolphs Anhängern mit mancherley Zweifeln erfüllten, verfloß ein ziemlicher Theil der Nacht und früh Morgens brach die ganze Gesellschaft auf.

Die Kunde, welche man unterwegs erfuhr von Heinrichs Fortschritten und von der Tschechen unmenschlichem Wüthen, war nicht geeignet, den Muth der schwäbischen Parthey zu vermehren, und selbst in Rudolphs Herzen erhob sich ein verderblicher Zwiespalt. Die That, die sein Ehrgeiz gut hieß, vermochte sein Gewissen nicht zu billigen, dem Herrscher, welchem er Treue geschworen, hatte er die Krone entrissen, einen so nahen Verwandten im größten Unglück nicht nur verlassen, sondern dieß Unglück sogar zur eigenen Erhebung benuzt. Diese Gedanken raubten ihm die Ruhe des Gemüths und zerrütteten seinen sonst so klugen, festen Sinn, er wurde schwankend in seinen Entschlüssen, und gewährte so seinem Gegner, der in wildem Grimm racheschnaubend einherstürmte, einen leichten Sieg.

Eine unbedeutende Schlacht bey Sigmaringen reichte hin, um Heinrich in den Besitz von Schwaben zu setzen. Rudolph entwich nach Sachsen und überließ es seinen Anhängern, sich in ihren Burgen, so gut sie konnten, zu vertheidigen. Gleich hungrigen Wölfen fielen nun die Tschechen über die schönen, reichen Gefilde Schwabens her, was ihre Raubgier übrig ließ, vernichtete ihre Zerstörungssucht, und ihre barbarische Rohheit begnügte sich nicht mit dem Morde der Unglücklichen, die in ihre Hände fielen, sie weideten sich zuvor an ihren Qualen, ehe sie den beklagenswerthen Schlachtopfern den Todesstoß gaben. Vor ihnen her zog Entsetzen, mit ihnen Zerstörung, hinter ihnen Oede. Alles floh in Burgen und Städte, in die Höhlen und Schluchten des Alpgebirgs und in die dichten Forste des Schwarzwaldes. So zogen sie herab in's Vils- und Remsthal, und bald nahte die wilde Rotte sich auch Konrads Burg.

Der Jüngling hatte alle Anstalten getroffen, um den Feinden tüchtigen Widerstand thun zu können, und erwartete sie daher ruhig. Die Burg Beutelsbach, auf der äußersten Kuppe eines vom Schlichtenwald auslaufenden Gebirgastes, dem von einem an seinem Abhange erbauten Kirchlein später so genannten Kapellenberge, gelegen, war nicht groß, aber fest. Ein tiefer Graben umgab deren erste Ringmauer, die aus starken Quadern zusammengefügt war, und an allen vier Ecken weit hervorragende thurmähnliche Erker hatte. Eine Zugbrücke führte zu dem Thore, über welchem man drey dreyzinkige Hirschhörner und unter ihnen vier in Kreuzesform vereinte Lilien, das Wappen der Burgbesitzer, in Stein ausgehauen, erblickte. Durch das enge und lange Thorgewölbe trat man in den äußern Burghof, den eine hohe Mauer, an deren Westseite ein Wartthurm empor ragte, von dem innern Raume trennte, in welchem das Herrenhaus mit seinem stattlichen Giebel sich erhob. Die Wohngebäude für das Gesinde und die Vertheidiger der Burg befanden sich in dem äußern Raume, wo man damals auch für die zur Verstärkung der Burgmannschaft herbeygerufenen Dienstmannen in Eile etliche Bretterhütten aufgeschlagen hatte. Auf den Mauern standen reichlich gefüllte Steinkasten, schwere Armbrüste lagen hier, deren mit scharfen eisernen Spitzen versehene Bolzen durch Schild und Panzer drangen. Oben aber auf der höchsten Warte spähte der Wächter nach dem Herannahen der Feinde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Es ist gut, daß man erfahre, wie die Gesetze, womit Frankreich in jeder Sitzung der Kammern beglückt wird, entstehen. Der Minister unterhält sich mit jedem Direktor über seine neugeborne Idee. „Entwickeln Sie mir das," sagt er zu ihnen. Das erste, worauf die Direktoren bey dieser Untersuchung sehen, ist, ob sie dadurch an Einfluß gewinnen werden oder nicht. Der eine sieht, daß der Plan des Ministers ihn einst in den Staatsrath bringen kann; sogleich nimmt er ihn an Kindesstatt an. Seine Kollegen werden ihn mehr oder weniger unterstützen, je nachdem aus den Artikeln 2. und 3. Belohnungen oder Beförderungen für sie entspringen können. Die Bureauchefs werden demnächst berufen und ihnen der Plan vorgelegt. Der Eine sieht mit Vergnügen die Möglichkeit einer Gehaltszulage. Der Andere die Möglichkeit einer Beförderung für sich oder für einen Verwandten. Der Unterchef endlich sieht in einer neuen Spezialkontrolle die Möglichkeit, seinen Vetter als Supernumerarius anzustellen.

Sogleich ist die Meynung der Bureaus entschieden. Und jeder ist bemüht von dem Plan des Ministers die Seite zu entwickeln, wovon er einen Vortheil für sich erwarten kann. Der Eine ist beauftragt, mit Hülfe von zwanzig Commis den arithmetischen Theil auszuführen, es entstehen Uebersichten, Tabellen, Kolonnen von Zahlen und

durch scharfsinnige Additionen, kühne Multiplikationen erhält man gerade das Resultat, was Sr. Excellenz wünscht. Ein Anderer, der sich zu Redaktionsarbeiten geschickt gezeigt hat, bereitet Memoirs mit den Materialen, welche ihm zwanzig Commis aus den Haufen von Papieren darreichen, worin die ministeriellen Erfahrungen niedergelegt sind. So gelingt es endlich durch die Arbeit von acht Tagen und Nächten die Idee Sr. Excellenz zu einem starken Folioband auszudehnen, dessen Kern der sehr kurze Gesetzvorschlag ist, worin aber oft eine einzige geschickt eingeflochtene Phrase den Keim zu neuen Anstellungen, neuen Besoldungen enthält. In diesem Zustande geht zuweilen die Arbeit in die unbekannten Hände irgend eines wohlmeynenden Freundes des Ministers über, der sie mit uneigennützigen Noten begleitet, zurückgibt. So kommt sie den Bureaus wieder zu. Man intriguirt und zerbricht sich den Kopf, um zu errathen, woher diese höchst unwillkommenen Bemerkungen rühren. Alle Hände werden wieder in Bewegung gesezt, um Gegenbemerkungen und Gegenberechnungen zu machen, um dem Gesetzvorschlag seine ursprüngliche Reinheit zu bewahren. – Der Minister wird durch die Vernunftgründe der Alten und die Beredtsamkeit der Cartons überzeugt. Nun ist die Arbeit endlich reif genug, um sie dem Staatsrath vorzulegen. Dieser ist der Meynung, daß Artikel 4. vor Artikel 2. und 8. vor 7. stehen sollte. Diese weisen Veränderungen erfordern neue Arbeiten, neue Schreibereyen in den Bureaus. Der Tag der Eröffnung der Kammern nähert sich, es muß Tag und Nacht gearbeitet werden.

Sind endlich die Sitzungen eröffnet, so müssen die drey Staatsräthe oder maitres de requêtes, deren Aufgabe es seyn wird, den Gesetzvorschlag zu vertheidigen, ihren vorläufigen Unterricht in den Bureaus nehmen. Alle Mittel werden angewandt, um ihrem Gedächtniß und ihrer Beredtsamkeit zu Hülfe zu kommen. Summarische Noten, ausgeführte Noten, Uebersichten, Ansichten, Nachweisungen, werden an allen Tischen für diese Herren ausgearbeitet.

Indessen hat man mit Schrecken die Reihen der Opposition gezählt. „Ist es nicht eine Tollkühnheit, einen Gesetzvorschlag von acht Artikeln der Diskussion auszusetzen. Gerechter Gott! acht Artikel! welches weite Feld für die Angriffe des vielköpfigen Ungeheuers. Der Gesetzvorschlag muß klein seyn, wenn er durchgehen soll. Er darf nur einen Artikel haben, und schon das ist zu viel.“ – Diesen Rath gibt ein alter Minister, der Vorschläge von zwey und drey Artikeln hat unter seinen Händen sterben sehen. Er wird sogleich befolgt. Alle Montesquieus und Tacitus der Ministerien werden aufgeboten, um den Vorschlag so gedrängt wie möglich abzufassen. Nach wiederholten Umsetzungen, Unterdrückungen, Ausmerzungen hat endlich der Vorschlag die gewünschte Kürze. Allein das Alles vermehrt die Arbeiten der Commis, denn was dem Gesetzvorschlag genommen ist, muß durch Ordonnanzen, Cirkuläre u. s. w. ersezt werden. Die Unglücklichen erliegen der Last, es brechen Krankheiten in den Ministerien aus. Deßungeachtet müssen sie auch noch den Unterricht und die Erziehung der Berichterstatter und Mitglieder der Kommission, welche indessen zur Prüfung des Vorschlages ernannt worden ist, übernehmen. Es gibt keine härtere Aufgabe. Der Berichterstatter ist ein Günstling des Ministers, und so lange er seinen Bericht noch nicht gemacht hat, genießt er eines vermehrten Einflusses; den er dann auch ohne Schonung ausübt. Er hat das Recht, jeden Augenblick die Bureaus auf die Folter zu spannen. Ein kleines Billet des Hrn. Berichterstatters bringt das ganze bureaukratische Heer in Aufruhr; er verlangt Nachweisungen, Auskunft. Und wozu all der Lärm, um zu wiederholen, was der ministerielle Redner schon bey der ersten Verlesung des Vorschlages gesagt hat, oder um einige neue ungeschickte Argumente hinzuzufügen, welche nur als neue Waffen in den Händen des Ungeheuers der Opposition dienen.

Indessen haben sich die Redner für und wider eingeschrieben. Von dem Augenblick an sind alle Thüren des Ministeriums den Rednern „für“ geöffnet. Jedem von ihnen müssen Kopien, oder Auszüge der betreffenden Belege und Rechnungen verschafft werden. Die Bureaus existiren in diesem Augenblick nur für das Centrum der Kammern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gastwirths Bett.

Dein Bett, o Wirth, worin zu liegen
Verdammt ich war, es mahnt' an Jakobs Stein mich, traun,
Nur konnt' ich nicht die Himmelsleiter schau'n,
Woran die Engel auf und nieder stiegen.

— o —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

(Fortsetzung.)

Es ist doch immerhin eine kindische Rache, kein öffentliches Lob der Richter, welche ihre Schuldigkeit gethan haben, von der Bühne herab zu gestatten, auf welcher die Franzosen gern alles loben, was ihnen des Rühmens werth scheint. Bekanntlich sind diese Richter am Neujahrstage bey Hofe sehr lakonisch abgefertigt worden, weßhalb Pariser Witzler auch schon den Beynamen Charles le bref erfunden haben. Je mehr man aber gegen die Richter höhern Orts schmollt, desto populärer werden sie, desto höher stehen sie in der öffentlichen Achtung.

Das Théâtre français hatte sich lange auf die Vorstellung eines neuen Lustspiels Duvals, nämlich die Princesse des Ursins vorbereitet, das aber schon in der Sammlung der Duval'schen Lustspiele gedruckt steht. Es ist die aus der Geschichte bekannte Hofintrigue, welche bey der zweyten Heirath Philipps, Königs von Spanien, die französische Prinzessin des Ursins vom Hofe entfernte, nachdem sie lange mit Ludwigs XIV. Vorwissen jenen schwachen König beherrscht hatte. Solche historische Gegenstände kommen den Franzosen kalt vor, und es gehört ein außerordentliches Talent dazu, um sie für's große Publikum interessant darzustellen. In Duvals Stücke besteht die Hauptkunst in der Schilderung der verschiedenen Hofintriguanten. Es kommt unter andern ein Salvador vor, der ein ausgelernter, abgefeimter Schelm ist. Anfangs sollte dieser Salvador ein Inquisitor seyn, wozu er auch alle erforderlichen Tugenden besizt. Allein aus Achtung für dieses spanische Institut hat man es nicht verstatten wollen, den Salvador als Padre inquisitore auf die Bühne zu bringen. Jezt hat er das ganze Wesen eines gleißnerischen Verfolgers, nur das Kleid fehlt ihm. Duval hat sich seit den ersten Vorstellungen entschlossen, das Stück von fünf Aufzügen zu drey zu reduziren; weil das Publikum, wie er in den Zeitungen schreibt, jezt einen raschen Gang der Handlung verlange, und die langen Entwicklungen nicht mehr liebe. Nun freylich, wenn die Handlung sich kurz zusammen ziehen läßt, ohne dem Effekt zu schaden, so sieht sie das Publikum lieber in drey Aufzügen als in fünf, so wie man dann die mit Fleiß in die Länge gezogenen Stücke in Paris gar nicht sehen will. Es wird dem Publikum hier so Mannichfaltiges dargeboten, daß man sich nicht darüber wundern darf, daß es etwas schwer zu befriedigen ist. Die Musik wie die dramatische Handlung soll rasch gehen, und vor Allem soll der Langeweile vorgebeugt werden. Dieß ist vielmehr eine natürliche Folge des Fortschreitens der dramatischen Kunst, als eine Aenderung im Geschmacke des Publikums. Wie schwer es jezt auch in der Oper zu befriedigen ist, darauf habe ich schon neulich aufmerksam gemacht. Glucks vortreffliche Armide wird zwar von den wahren Musikkennern mit eben so viel Vergnügen gehört als sonst; aber das große Publikum, das bey der Theaterkasse das meiste Gewicht hat, zieht doch den raschen und glänzenden Styl Rossini's vor, und selbst von diesem großen Meister haben nur vier oder fünf Opern wahren Beyfall in Frankreich erhalten; alle seine übrigen Kompositionen sind ziemlich gleichgültig aufgenommen worden, und haben wieder bey Seite gelegt werden müssen, weil man der ewigen Wiederholungen dieses trägen, oder wenigstens träge gewordenen Meisters satt ist, und nicht unter andern Namen alte bekannte Sachen hören will. Es steht zu befürchten, daß er Frankreich mit wenig Neuem beschenken wird; es ist schon ein Glück, daß er sich im vorigen Jahre dazu verstanden hat, eine Oper zur Krönungsfeyerlichkeit zu schreiben, die aber nach dem Feste auch wieder von der Bühne verschwunden ist. Ein Mahomet II. war von ihm bey der großen Oper angekündigt worden; aber kein neuer Mahomet, sondern sein alter, wozu man einen französischen Text gedichtet hatte; vielleicht hat dieser Text auch einige Veränderungen in der Musik erheischt; allein es wird nicht gesagt, wann dieser Mahomet die Christen erfreuen wird. Vermuthlich hat Rossini schon vollauf mit der Direktion der italienischen Oper zu thun. Es gibt zwey Prima Donna, Dem. Pasta und Mad. Fodor, unter denen es keine Kleinigkeit ist, den Frieden aufrecht zu halten, und die zusammen ungefähr 80,000 Franken des Jahres kosten, wiewohl man sie, die Fodor wenigstens, nicht oft auftreten sieht.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, März.

Die Gebrüder Müller, Glasmaler von hier, vervollkommnen sich in ihrer Kunst zusehends.*) Ein Wappenschild des Herzogs von Berry, welchen sie kürzlich auf Bestellung verfertigt haben, läßt weder an Pracht und Reinheit der Farben, noch an Zartheit der Zeichnung etwas zu wünschen übrig, und kann mit den schönsten Glasmalereyen des Alterthums wetteifern. Derselbe ist ungefähr in der Größe eines Geviertschuhes, im Preis von 250 Schweizerfranken (ungefähr 15½ N. Louisd'ors); aber es werden noch vier Mal größere Arbeiten, und in gleichem Preis geliefert, alsdann nach größerem Maaßstab der Zeichnung. Wappen zu ein Fuß Höhe und neun Zoll Breite werden zu Preisen von vier bis sechs Louisd'or verfertigt, je nachdem die Zeichnungen mehr oder minder schwierig sind. Auch große farbige Glasscheiben, rothe, gelbe, blaue, grüne, violette u. s. w., zur Fensterverzierung von Zimmern, oder zum Gebrauch der Naturforscher werden von den Gebrüdern Müller in allen Abstufungen der Farben verfertigt. Der jüngere von diesen Brüdern ist eigentlich derjenige, der das schöne Roth der alten Glasmalerey wieder entdeckt hat; er behandelt die Sache noch als Geheimniß. Das Glas, welches die Gebrüder Müller zu ihren Malereyen gebrauchen, wird von ihnen selbst in den Glashütten zugerichtet, und ist ganz von dem Glase, wie es die Pariser Fabriken liefern, verschieden. Denn lezteres ist gefärbtes Glas, das aus dem Tiegel zu Fensterglas verarbeitet wird und durch und durch gefärbt ist; und auf solches läßt sich keine andere, noch hellere Dinte auftragen; folglich ist's für die Glasmalerey unbrauchbar. Hingegen das sogenannte Ueberfangglas ist nur auf einer Seite (roth, blau u. s. w.) gefärbt, und wird von den Gebrüdern Müller selbst bereitet, und zwar folgendermaßen: Wenn in zwey besondern Tiegeln, der eine mit farbigem, der andere mit weißem Glas gefüllt, das Glas in seinem gehörigen Fluß ist, taucht der Arbeiter zuerst sein Blaserohr in die gefärbte, hernach in die weiße Masse, bläset eine Kugel, und verfährt übrigens wie mit dem Fensterglase. Der innere Theil der Kugel wird dann ganz vom farbigen, der äußere vom weißen Glase gebildet. Bey diesem Verfahren aber begegnet leicht, daß die entstehende Glasscheibe, auf dem Ende, wo das Blaserohr war, viel satter gefärbt wird, als am andern Ende der Kugel, wo die Farbe sich schon mehr ausgedehnt hatte, folglich lichter wird. Große weiße Glasscheiben in farbige umzuwandeln, ist zu kostbar und gefahrvoll. Mit sogenanntem Ueberfangglas, welches weit hellere und durchsichtigere Farben gibt, als durch und durch gefärbtes, sind die Gebrüder Müller in mehreren Arten versehen. Ihre Glasmalerey geschieht auf folgende Weise: Wenn ein Wappenschild oder dergleichen bestellt wird, dessen Feld oder Verzierung im Grund zum Beyspiel roth ist, so aber, daß viele andere Zeichnungen von Farben in das rothe Feld eingetragen werden sollen: muß der rothe Ueberfang stellenweise abgeschliffen werden, bis auf das weiße Glas, und erst dann malt man diese Bilder wieder nach ihren Farben. So mag die Schweiz, neben ihren übrigen Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten, künftighin auch in der Verschönerung ihrer Kirchen, Kapellen, Landhäuser u. s. w. durch Hülfe der Glasmalerey, mit England wetteifern, wo alterthümliche, oder im neuesten Geschmack errichtete Gebäude, selten des zauberhaften Dämmerlichts entbehren, das durch gemalte oder gefärbte Fensterscheiben in irgend ein Lieblingszimmer fallen muß.

*) S. Kunstblatt Nr. 20.

Beylage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. März 1826.

Freuden verkündet dein Roth, doch die Dornen
deuten auf Schmerzen;
Darum wirst du mit Recht „Blume der Liebe“
genannt.

Nadda.

Dreyerley Rosen.

Wohl bist du der Liebe Blume,
Zart gestaltet, wie du bist,
Und so duftig, schöne Rose!

Drey sind drum auch deiner Farben,
Sind ein Bild jedwedem Loos,
Das die Liebe mischt den Herzen!

Weiß und bleich ist dem die Rose,
Der bey Kummer, Angst und Harm
Ungeliebt in Liebe lodert.

Gelb wird sie, wie Neides Antlitz,
Wo sich Eifersucht entflammt,
Ob dem Liebesglück des Feindes.

Doch in Purpur strahlt die Holde,
Wenn sich Lieb' an Lieb' ergibt,
Und in Paradiese leitet.

Ach, mein Garten trug der weißen
Und der gelben Rosen viel! —
Wann erleb' ich Purpurrosen?

Joh. Rud. Wyß.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Endlich ist die allgemeine Diskussion geschlossen, und sogleich rücken Verräther von Deputirten mit ihren Amendements heraus. Zwanzig Gesetzvorschläge kosten uns armen Commis oft weniger Arbeit als ein einziges Amendement. Ein solches unseliges Amendement trifft oft eine Seite des Gegenstandes, an die kein Mensch gedacht hat; es kommt, man weiß gar nicht woher, es fällt wie aus den Wolken. Es umgeht die Bureaukratie und greift sie im Rücken oder in der Seite an. Neue Berechnungen, neue Argumente, neue Beweise müssen vorgebracht werden, und das Schlimmste dabey ist, daß man keine Zeit hat, sich vorzubereiten. Diese Arbeiten müssen auf der Stelle, auf die Minute gemacht werden. Die Amendements haben mich den lezten Zügen nahe gebracht. Gegen die Redner der Opposition, welche wir fürchten wie das Feuer, haben wir oft ein Manöuvre versucht, was uns aber leider nichts geholfen hat. Man vertheilt, um auf die verschiedenen Ausfälle des Feindes vorbereitet zu seyn, unter die besten Köpfe des Bureaus die Rollen. Der eine übernahm Herrn M., der andere Herrn C. P., der vierte und fünfte den General F. und Herrn G. u. s. w. Einige Spaßvögel benuzten diese Gelegenheit, um den Herren Direktoren und Ministern Dinge zu sagen, welche sie nicht gewohnt sind, in den Ministerien zu hören. Man fand, daß diese schlecht gespielte Komödie nicht ohne Gefahr sey, und

daß nachher die Reden der Opposition wenig mit den unsrigen gemein hatten. Wenn ein einziger Gesetzvorschlag uns so viel Arbeit kostet, so kann man sich denken, was aus uns wird, wenn ihrer drey oder vier einander folgen. Sie gehen indessen durch. Nun überfallen uns dreyhundert Deputirte, welche, da sie keine Redner sind, sich als Geschäftsführer ihrer Freunde in den Departements zu thun machen. Sie sind von Enthusiasmus für ihren District, von Fanatismus für ihre Gemeinde begeistert. Ihre kleine Stadt will von ihnen keine Reden, keine Amendements, keine Opposition, sie will Thaten, keine Worte. Es regnet Bittschriften. Man wünscht die Erlaubniß, eine kleine Brücke zu bauen, eine Vicinalstraße zu machen. Andere wollen Direktoren, Postmeister, Inspektoren ernennen. So lang man zu bewilligen hat, bewilligt man. Aber auf jeden Fall haben die Commis strengen Befehl, die Repräsentanten der Nation mit offenen Armen zu empfangen. Für sie gibt es während der Sitzung weder Schloß noch Riegel. Ihre geringsten Anfragen werden uns mit dem Befehl zugesandt, innerhalb vier-und-zwanzig Stunden darauf zu antworten. Und da sie häufig in eigner Person anfragen, so ist in jedem Bureau für diese Herren ein bequemer Lehnstuhl bereit. Für sie müssen wir alle Höflichkeit, alle zuvorkommende Dienstfertigkeit, deren wir fähig sind, aufbieten. Wenn in diesem Krieg die Wahlen und die Gesetzvorschläge das Hauptheer unserer Gegner sind, so nennen wir einige Deputirte mit Recht die Kosaken des Feindes. Ihre plötzlichen Ueberfälle lassen uns in unsern Bureaus weder Tag noch Nacht Ruhe.

Endlich naht sich der langersehnte Tag der Befreyung. Die Sitzungen werden für das Jahr geschlossen. Allein der Sieg ist nicht ohne Verlust von unserer Seite errungen. Leber- und Milzkrankheit haben einige zwanzig Commis niedergeworfen. Einige weichherzige Deputirte vom Centrum sind die einzigen, die es bemerken. Unsere Bläße, unsere Magerkeit, sticht zu sehr gegen ihre glänzenden, wohlbeleibten Gestalten ab.

Indessen was auch der Sieg gekostet hat, die Ueberlebenden genießen nun desto vollständiger der Ruhe und Früchte des Sieges. Feder und Federmesser ruhen, eine weisse Kruste überzieht die Dintenfässer. Die Commis sind ihren Familien zurückgegeben. Der Minister, mit dem Budget befriedigt, sieht ohne Zorn die Bureaus leer, und der Commis, der in dieser Zeit vor zwölf Uhr sich einfände, würde sich verdächtig machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

Es war eine finstere, stürmische Nacht, dunkle Wetterwolken lagerten sich auf den Bergen und von Zeit zu Zeit spukten schlängelnde Blitze aus ihrem schwarzen Schoos; der Anfangs ferne, dumpfe Donner kam immer näher und brüllte lauter und endlich entlud sich das Gewölk in dichten Regengüssen.

Aber schrecklicher noch als die Wuth der Elemente tobten die wilden Menschen. Die Tschechen plünderten ringsumher die Dörfer, und unter das Rollen des Donners und das Geplätscher des Regens mischte sich ihr thierisches Gebrüll und das Jammergeschrey der Unglücklichen, welche sie hinschlachteten. Bald stiegen nun auch trotz des fortdauernden Regens da und dort Flammensäulen empor und erleuchteten durch ihre Glut die finstere Schreckensscene.

In trübes Sinnen versunken stand auf der Warte Konrad und schaute von da hinab in's Thal; da klopfte ihn Jemand auf die Schulter, er drehte sich um und erblickte seinen Bruder Bruno. Auch er, Ulrich's jüngerer Sohn, war von ansehnlicher Gestalt, aber von schwacher Gesundheit; die sanften Züge seines blassen Antlitzes verkündeten die Milde seines Gemüths. Von Jugend auf hatte er die Beschäftigung mit den Wissenschaften den ritterlichen Uebungen vorgezogen und war, da er frühe in den geistlichen Stand trat, damals schon Domherr zu Speyer, von wo aus er zum Besuche bey seinem kranken Vater vor wenigen Tagen erst angekommen war.

„Was gibt's?“ fragte ihn Konrad. „Der Vater läßt dich rufen,“ war die Antwort, und Konrad eilte sogleich hinab in die gewölbte Halle, wo auf weichgepolstertem Armsessel der alte Ulrich ruhte. Dichte schneeweiße Locken bedeckten des Greises Haupt und noch immer zeigte das runzelvolle Antlitz die Spuren früherer männlicher Schönheit und Würde. Neben ihm stand mit einem Becher voll warmen Meths Luitgard seine Tochter, eine schlanke, liebliche Gestalt. Die weiße Haut des Gesichtes durchschimmerte ein zartes Roth; auch die Lippen waren nur schwach geröthet, aber sie umschlossen einen zierlichen Mund, die Stirn beschatteten blonde Locken, die blauen Augen schauten sanft und freundlich unter den langen Wimpern hervor; der Unschuld milder Schimmer leuchtete aus ihren Blicken und verklärte das ganze länglich-geformte Antlitz. Luitgard hatte nicht Gertrudens Hoheit, aber der Anmuth Zauber war über sie ergossen, und wenn man diese dem leuchtenden Tagesgestirne vergleichen konnte, so glich sie dem sanft-schimmernden Monde; ihr holder Liebreiz vermochte wohl nicht so schnell, aber eben so fest zu fesseln als die prahlende Schönheit der Gräfin von Eberstein.

Als seine Söhne eintraten, erhob sich der Greis: „Die Feinde sind da, sprach er, ich höre ihr wildes Gebrüll, bald werd' ich auch den tobenden Lärmen des Kampfes um unsere Veste vernehmen. O, daß ich nimmer wie sonst des Schwertes eiserne Wucht zu schwingen vermag! Doch du, mein Konrad, bist ja da und wirst ritterlich Burg, Vater und Geschwister beschirmen. Dulde nicht, daß der wilde Feind meine Silberhaare beschimpfe und die lezte noch übrige Lebenskraft deines Vaters durch Henkersqualen ertödte." — „Nein, bey Gott! rief heftig sein Sohn, diese slavischen Barbaren sollen unsre Burg nicht betreten, ich will sie niederschmettern wie der Blitzstrahl die mächtige Eiche! Seyd ruhig, Vater, und du, theure Schwester, weine nicht, dieß Volk vermag wohl offene Dörfer zu verheeren und Wehrlose hinzuschlachten, aber an unsern festen Mauern, an unserer Krieger kühnem Muthe wird sich ihr wildes Ungestüm schon brechen."

Kaum hatte Konrad seine Rede geendigt, als sich draußen ein lautes Getümmel erhob, ein Knappe kam herein geeilt und rief: „Die Feinde rücken zum Sturm heran!" „Dann muß ich fort, sprach Ulrichs ritterlicher Sohn, lebt indeß wohl, bald hoff' ich als Sieger Euch wieder zu sehen." Er reichte dem Vater die Hand und eilte dann fort zum Kampfe. Als er auf der Mauer ankam, sah er bey der düstern Helle des eben grauumwölkt anbrechenden Morgens die Tschechen heranrücken, kleine aber breitschultrige, kräftige Gestalten, die schwarzen, struppigen Haare, die aufgestülpten breiten Nasen, die großen Mäuler und die weit hervorstehenden Backenknochen gaben ihren Gesichtern ein widerliches, häßliches Aussehen und die dicken, schlecht zugeschnittenen Pelzkleider, die ihren Leib umschlossen, machten sie noch ungestalter.

„Das also, sprach Konrad, sie näher betrachtend, sind Kaiser Heinrichs Schaaren, diese mißgestalteten Unholde rief Deutschlands Herrscher herbey, um ihnen sein schönes Vaterland Preis zu geben! Bey Gott, die sollen, so lang ich lebe, meiner Väter Burg nicht betreten!"

Das Gefecht begann, mit wildem Geheul rückten die Tschechen heran, einige sprangen in den Graben und suchten an dem Thore hinanzuklettern und die Ketten der Zugbrücke zu sprengen, andere schleuderten ihre Wurfspieße gegen die Vertheidiger der Burg, wieder andere schossen Feuerpfeile ab auf das hochhervorragende Dach des Herrenhauses. Aber die Bolzen, welche Konrads Krieger von ihren Armbrüsten entsendeten, drangen besser durch die feindlichen Rüstungen als die leichten Wurfspieße der Tschechen, der noch immer fortdauernde Regen vereitelte die Wirkung der Brandgeschosse und gewichtige Steine zerschmetterten die Häupter derer, welche gegen die Zugbrücke herankletterten. Doch über die Leichname der Gefallenen stiegen neue heran und auf dem Todtenhügel stehend gelang es endlich den Stürmenden, die Ketten der Zugbrücke zu lösen; sie fiel mit Donnergetöse nieder und die Feinde drangen über sie gegen das Thor, das unter den gewaltigen Beilschlägen in Kurzem krachend zusammenstürzte. Jezt erscholl ein wildes Siegesgeschrey und durch die geöffnete Pforte stürmten die Tschechen in den Burghof, voran ihr Anführer Swentibold, ein Mann, der über seine Leute wie ein Riese hervorragte und mit einem schweren Streitkolben bewaffnet war. Aber sie fanden hier den entschlossensten Widerstand, dichtgedrängt, die Lanzen vor sich streckend, standen Konrads Mannen da, er selbst den Stahlschild vorhaltend, mit blanker Klinge an ihrer Spitze. Da erhob sich unter der langen Wölbung des Thores das hitzigste Gefecht, vergebens stürmten die Tschechen gegen die Speere ihrer Feinde heran, vergebens trieb Swentibold immer von Neuem die Wankenden zum Gefechte, sie vermochten nicht durchzubrechen. Da meynte er, wenn die Führer der Feinde getödtet wären, würde der Kampf eine bessere Wendung für die Seinigen nehmen, und drang mit erhobener Waffe auf Konrad ein, aber der gewandte Jüngling wich geschickt dem Schlage, der ihn zerschmettern sollte, aus, und ehe Swentibold von Neuem den Streitkolben erheben konnte, sank er mit gespaltener Schulter tödtlich verwundet nieder. Jezt flohen die Seinigen bis über die Zugbrücke, von Konrads Mannen verfolgt, und der Sturm hatte ein Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Februar.

Herr Cäsar Moreau, hiesiger französischer Vicekonsul, und rühmlichst bekannter Verfasser der Handelstabelle von Großbritannien und der Archive der Ostindischen Gesellschaft hat so eben bey den Hrn. Treuttel und Komp. die Geschichte des Seidenhandels in England von den frühesten Zeiten bis zu diesem Jahre, in Steindruck herausgegeben. Statistik ist nun freylich die Sache des Morgenblattes nicht; dennoch kann ich nicht umhin, Ihnen in der Kürze das Geschichtliche und die Hauptresultate dieses interessanten Handels aus diesem verdienstvollen Werke auszuheben. In China wird der Seide in den frühesten Annalen des Reichs erwähnt; in Griechenland spricht Aristoteles schon vom Seidenwurme und der Seidenweberey; und Hezekiel am Ende des fünften Jahrhunderts vor Christi Geburt nennt rohe und gewobene Seide als Gegenstände des Handels des damals so mächtigen Tyrus. Diese Umstände führt der Verfasser als die ersten Spuren vom Seidenhandel an; und fährt dann vom vierzehnten Jahre nach Christo an, in zeitgemäßer Ordnung fort, die Geschichte dieses Handels zu entwickeln. In den Seegesetzen der Rhodier werden Seidenwaaren dem Golde gleich geschäzt; und noch im dritten Jahrhundert weigert sich Aurelian seiner Gemahlin ein purpurseidenes Kleid zu kaufen, weil der Preis davon dem Golde gleich komme. Der Theurung wegen wurden abgetragene Stoffe von einer sehr feinen Seide, assyrische Seide genannt, wieder aufgelöst, auf's Neue gesponnen, und in so dünne durchsichtige Zeuge gesponnen, daß eine Frau, die solche trug „kaum schwören konnte, ob sie angekleidet sey oder nicht." Die Männer trugen zuweilen im Sommer eine gröbere Art von Seide, aber dieß wurde unter der Regierung des Tiberius

vom Senate verboten. Die Weiber, welche die theure Tracht nicht erschwingen konnten, begnügten sich mit einer Art von halbseidenen Zeugen. — Zwischen den Jahren 527 und 565 brachten zwey persische Mönche, von Sernida dem Lande der Seres, welche bisher allein das Geheimniß der Erzielung und Bereitung der Seide besessen hatten, dieselben nach Konstantinopel, und zu gleicher Zeit eine Anzahl von Seidenwurmseiern, die sie in einem hohlen Rohre heimlich aus jenem Lande weggebracht, und von welchen alle folgenden Seidenwürmer in Europa und dem westlichen Asien abstammen. Unter der Leitung dieser Mönche wurde nun eine Fabrik auf kaiserliche Rechnung veranstaltet, aber noch zu Prokopius Zeit wurden Seidenzeuge von gewöhnlichen Farben zu sechs Goldstücken, und von königlicher Farbe, zu vierundzwanzig Goldstücken und darüber die Unze verkauft. Denn der Kaiser hatte sich einen Alleinhandel damit angemaßt, wodurch die alten Städte, Tyrus und Berytus, ungemein litten, und viele Seidenfabrikanten sich genöthigt sahen, mit ihrem Kunstfleiß nach Persien auszuwandern. In 851 trug fast ein Jeder in China im Sommer und Winter Seide. In 947 brachten die Gegenden am kaspischen Meere, besonders in Meru und Khorassan, viele und vortreffliche Seide hervor, und man verfertigte dort viele Seiden- und Goldstoffe. Bis 1146 war das Verfertigen der Seidenwaaren in Europa immer auf das byzantinische Reich beschränkt geblieben, und die in Griechenland verfertigten Waaren waren äußerst prachtvoll und kunstreich; aber jetzt plünderte König Roger von Sicilien Theben, Athen und Corinth, und führte unter anderer großer Beute, auch eine Anzahl Seidenbauer und Weber davon. Diese machte er zu Palermo ansässig, und ließ seine Unterthanen bey ihnen lernen; und diese zeigten sich so gelehrig, daß zwanzig Jahre später schon die Sicilianischen Seidenzeuge den Griechischen nichts mehr nachgaben. Im dreyzehnten Jahrhunderte scheint Seide in England ziemlich im Gebrauch gewesen zu seyn. Marco Polo erwähnt vieler Seidenfabriken in Georgien, Persien und Bagdad. In Italien wurde der Seidenbau und die Seidenverarbeitung am Ende des dreyzehnten oder Anfange des vierzehnten Jahrhunderts eingeführt, und wie es scheinen möchte, besaß Lucca dieselben am frühesten, und wurden von da nach der Plünderung dieser Stadt im Jahr 1314 durch die Zerstreuung der Arbeiter weiter umher verbreitet. Die Bologneser allein aber wußten Seide zu spinnen, und selbst bis in's sechszehnte Jahrhundert mußten die Modener ihre Seide dort spinnen lassen. Im Jahre 1367 galt es bey einigen Schriftstellern als ein Beweis von dem Reichthume der Stadt Genua, daß 1000 ganz in Seide gekleidete Bürger den Pabst auf seinem Wege nach Avignon begrüßten. Im Jahr 1455 wurde in England verordnet, daß Niemand, während der nächsten fünf Jahre, zum Nachtheil der mit der Seidenmanufaktur beschäftigten Weiber, Seidenzeuge von irgend einer Art, außer Genoeser Gürteln, einführen sollte. Im Jahr 1482 mußte dieses Verbot für vier Jahre erneuert werden, weil die Einfuhr vom Auslande der die einheimischen Arbeiter aller Beschäftigung beraubte. Im Jahr 1504 neue Verbote, aus welchen hervorgeht, daß damals noch keine seidenen Stückgüter, sondern nur Bänder u. dgl. in England gemacht werden. Zwischen 1521 und 46 wurden in Frankreich mittelst Mayländer Arbeiter, Seidenfabriken angelegt, und das Land fing an, verschiedene Gegenden Europa's mit Seidenwaaren zu versehen. Doch gelang der Seidenbau erst unter Franz I. Im Jahr 1554 wurde in England den unteren Ständen bey harter Strafe verboten, Seide am Hut, Gürtel u. s. w. zu tragen, und den Herrn bey Strafe anbefohlen, ihre so sündigenden Dienstboten binnen vierzehn Tage zu entlassen. Dieses harte Gesetz aber wurde unter Jakob I. widerrufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris.

(Beschluß.)

Am Odeontheater hat der bekannte Arrangeur Castilblaze wieder ein Potpourri zum Besten gegeben, nämlich Collés alte Partie de Chasse oder Henri IV., als Oper eingerichtet, mit untergelegten Arien und Chören, von Beethoven, Generali, Weber und andern Meistern; die Auswahl ist gut getroffen, und das Stück hat Beyfall. Gegen solche zusammengeschobene Opern läßt sich zwar manches sagen, indessen wenn sie von einem guten Musikkenner und im Theaterwesen bewanderten Manne gegeben werden, wie es Castilblaze, seiner Eigenheiten ungeachtet, doch ist, so haben sie das Gute, daß sie dem Publikum manches fremde Musikstück vorführen, mit welchem es sonst unbekannt geblieben wäre. Alle fremden Opern hier aufzuführen, ist doch wohl nicht thunlich; ist es also nicht angenehm, wenigstens die besten Stücke daraus zu hören? Freylich sind sie zu anderem Texte geschrieben worden; allein wenn der Arrangeur sucht, sie so gut als möglich ähnlichen dramatischen Situationen anzupassen, so hat sich das Publikum und auch der Tonkünstler eben nicht zu beklagen. Indessen ist doch Castilblaze, der auch Musikhändler ist, und als solcher seinen Privatvortheil nicht vergißt, mit C. M. v. Weber in Streit gerathen. Der deutsche Tonkünstler wirft dem französischen Arrangeur und Musikalienhändler vor, erstens, daß er ihm seine Stücke willkürlich arrangirt, und zweytens, daß er die vollständige Partitur des Freyschützen auf eigene Rechnung, und zu seinem eignen Nutzen habe stechen lassen. Hierauf antwortet Castilblaze; erstens, daß er wirklich recht schlecht arrangirt haben müsse, da sein Robin des Bois im Odeontheater bereits 180 Mal gegeben worden sey; zweytens, daß man in Frankreich eben so wenig einem fremden Tonkünstler für die ihm entborgten Kompositionen zu bezahlen brauche, als man in Deutschland für die, den französischen Bühnen entlehnten, Stücke bezahle. Es ist noch eine dritte Person in diesem Streite aufgetreten, nämlich der hiesige junge Musikalienhändler Schlesinger als „Bevollmächtigt von C. M. v. Weber;" dieser behauptet wider Castilblaze, daß dieser nicht das Recht gehabt habe, die Partitur des Freyschützen stechen zu lassen, indem sie bisher nicht gedruckt worden, sondern als Manuscript ein Eigenthum des Tonkünstlers geblieben sey, der sie niemals seinem (des Schlesingers) Vater habe verkaufen wollen, sondern sie gegen ein Honorar an die Bühnen ablasse. Daran hat der Verfasser des Freyschützen vielleicht nicht sehr klug gehandelt, und so lange als Boyeldieu sich nicht darüber beklagt, daß ihm sein Johann v. Paris in Deutschland keinen Heller einbringt, werden wahrscheinlich auch C. M. v. Webers Klagen in Frankreich wenig Eindruck machen. Die verschiedenen Nationen Europa's sind noch nicht so kosmopolitisch, daß sie daran denken sollten, das Eigenthum der Geistesprodukte sich einander zu sichern; vielleicht ist es auch gut, daß es nicht dahin kömmt, um allem Monopol vorzubeugen. Bey dem jetzigen Bewandtnisse wird es fast wie ein patriotischer Aktus angesehen, wenn Jemand ein Geistesprodukt, das in einem fremden Lande Aufsehen erregt und verdient, durch eine neue Ausgabe so zu sagen einheimisch macht. Dieß ist freylich eine Widerwärtigkeit für die Verfasser; allein sie müssen sich mit dem Gedanken trösten, daß diese Widerwärtigkeit nur berühmten Männern begegnet, und Ruhm zum Ersatze des Privatschadens einbringt.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. März 1826.

Hieraus ist abzunehmen, daß diejenige Denkungsart und Regierungsform für die Erwerbung und Behauptung die angemessenste seyn dürfte, durch welche die moralischen Kräfte in vorzüglichem Grad und Gehalt erzeugt und unterhalten werden.

Joh. v. Müller.

Konrad und Gertrud, oder die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

4.

Aengstlich hatten indeß Bruno und seine Schwester auf den Ausgang des Kampfes geharrt, als sie plötzlich den Siegesjubel ihrer Krieger vernahmen. „Die Unsrigen haben gesiegt, rief Luitgarde freudig aus, die Feinde fliehen in wilder Eile den Berg hinab!“

Da richtete der Greis, der indeß halb schlummernd dagesessen, und nur bisweilen, wenn das Kampfgetöse lauter wurde, die Augen geöffnet hatte, sich auf und sprach: „Sieg, sagst du, Sieg! Nun, dem Allerhöchsten sey gedankt, daß er mit solchen Freuden noch meine lezten Stunden erheitern mochte. Kommt Kinder, stellt euch um mich her, ruft auch Konrad herbey, ich fühle es, mein Ende naht!“ Die drey Geschwister, denn Konrad war so eben eingetreten, traten näher zu dem Vater, dessen Gesicht wie verklärt leuchtete, und der nun also anhub zu sprechen: „Des Todes kalte Hand hat mich erfaßt, der Augen-Licht erlischt, dieß Blut beginnt zu stocken, in wenig Augenblicken wird das Leben von mir vollends entwichen seyn. Aber wohl mir, ich scheide von frischer Siegesluft umglänzt! Ja Sieg! Sieg ist der lezte Klang, den dieses Ohr vernahm, und Sieg wird seyn die Losung für mein Geschlecht bis auf die fernsten Zeiten. Knie nieder, Konrad, du mein Erstgeborner, und empfange deines Vaters Segen! Siehe! der Zukunft dunkler Schooß öffnet sich vor meinen Blicken und die Reihe der Jahrhunderte liegt hell und deutlich vor mir da! Konrad, du wirst der Stammvater seyn eines erlauchten Geschlechts; nieder sinken rings um die alten Burgen und die Geschlechter der Mächtigen vergehen mit ihnen, aber das deinige wird blühen bis in die fernsten Zeiten. Siehe! die Heldengestalten deiner Enkel steigen herauf aus der Zukunft finsterm Schlunde, mächtige Herrscher, weise im Rath und kräftig zur That, rastlos mehrend das Erbe der Ahnen; die Bürger der Städte verschwören sich gegen sie, der Adel erhebt wider sie das Banner des Kriegs, selbst Deutschlands Herrscher ziehen aus, sie zu bekämpfen, die alte Stammburg sinkt in Asche, der Ahnen Gräber verheert der Feinde Wuth, aber aus Asche und Moder steigt herrlicher unser Geschlecht empor. Ich sehe den Herzogshut schimmern in der Ferne, hinter ihm strahlt aus dem Dunkel später Jahrhunderte die Königskrone hervor und von des Bodensee's blauen Fluten bis zu der Tauber traubenreichem Gestade gehorchen alle Gauen dem Einen Herrscher von unserem Stamme!“

Die lange Rede hatte den Greis erschöpft, kaum vermochte er noch, auch seinen beyden jüngern Kindern mit wenig Worten den Segen zu ertheilen; drauf schloß er die Augen, neigte das Haupt und entschlief. Schmerzlich ergriffen stand Konrad neben der theuren Leiche, Bruno weinte still, nur Luitgards Schluchzen wurde im Gemach vernommen.

Nach einiger Zeit trat einer der Burgleute herein und meldete, daß die Feinde abgezogen seyen, aber seine frohe Botschaft vermochte nur wenig den Schmerz der ihres Vaters beraubten Geschwister zu mildern, auch der Jubel der Dienstmannen verstummte, als sie ihres geliebten Herrn Tod vernahmen, dagegen erklang dumpftönend nun die Burgglocke und verkündigte der Umgegend, daß der Burgherr verschieden sey. Aber ungehört verhallten hier ihre Töne, denn das Thal war öd und nur mit Trümmern und furchtbaren Denkmalen der feindlichen Verwüstung bedeckt.

Die Ursache des schnellen Abzugs der Tschechen war nicht so sehr ihr mißlungener Angriff auf die Burg Beutelsbach als ein Befehl Heinrichs, der sie nach Franken rief, wo er seinem, durch die Schaaren der Sachsen indeß verstärkten Gegner einen entscheidenden Schlag beybringen wollte. Aber das Jahr 1077 verfloß, ohne daß der Kampf um Deutschlands Krone entschieden worden wäre, und Konrad benuzte, von seinem Bruder Bruno mit Rathschlägen trefflich unterstüzt, die Zeit der Waffenruhe, die nun seine heimischen Gauen beglückte, auf's Eifrigste, um den Schaden des Kriegs, so viel es sich thun ließ, wieder gut zu machen. Die entflohenen Einwohner kehrten aus ihren Schlupfwinkeln zurück, die zerstörten Hütten erhoben sich von Neuem und auch die verheerten Felder wurden frisch bepflanzt.

So verstrich der Sommer für Konrad unter vielfachen Beschäftigungen, jezt aber, da der Drang der Geschäfte aufhörte und eine ruhigere Zeit für den jungen Ritter kam, erwachte ihm auch mit neuer Gewalt die Sehnsucht nach seiner Geliebten, von welcher er seither nichts mehr vernommen hatte. Dem scharfen Blicke des Bruders blieb die Veränderung in Konrads Gemüthszustande nicht lange verborgen, und bald hatte er diesem das Geheimniß seines Herzens abgelockt. Konrad erzählte ihm die ganze Begebenheit und Bruno wußte mit kluger Rede die schon wieder erstorbenen Hoffnungen seines Bruders auf's Neue anzufachen. „Muth gefaßt, mein Konrad, sprach er, denk' an Gertrudens lezte Worte. Mag auch des Ebersteiners Stolz vor einer Verbindung seiner Tochter mit dir zurückbeben, die Zeiten ändern sich und bald vielleicht kommt der Tag, der des Uebermüthigen hochfliegende Entwürfe mit einem Male zernichtet. Die schwäbische Herzogskrone wähnt er noch auf seinem Haupte zu sehen? Thörichte Hoffnung! Glaubst du, Heinrich werde diese Würde dem schwachen Greise geben, dessen Wankelmuth so bekannt ist, und der nichts Ruhmvolles aufzuweisen hat in seinem Leben als seine erlauchte Herkunft! Nein, nimmer werden wir den Ebersteiner als Schwabens Herzog begrüßen, sein Stolz wird sich schwer täuschen und gewaltig sinken werden seine Hoffnungen! Die Zeit wird gewiß noch kommen, wo er dir mit Freuden Gertrudens Hand verwilligt, denn indeß er sinkt, steigst du, entscheide sich das Kriegsglück für wen es immer wolle, Rudolph wird dir die bewährte Treue belohnen, Heinrich sich für künftige Zeiten ihrer zu versichern suchen; Graf Poppo *), der wirklich das Ramsgau verwaltet, ist alt, stirbt er, so erhält kein Anderer als du seine Würde und so ist der Grund zu deiner Größe gelegt. Indeß laß mich, da ich's durch die Waffen nicht kann, durch Rath und Rede für dein Wohl thätig seyn. Ich ziehe in Kurzem nach Speyer und will den Weg über des Ebersteiners Burg nehmen." — „Das wolltest du, unterbrach ihn Konrad, und hoffst dort etwas auszurichten? O hoffe das nicht!" „Aber Bruno fuhr fort, laß mich nur sorgen, ich kann dir gewiß bald gute Kunde geben, bleib du nur indessen ruhig auf deiner Burg, zügle den raschen Kampfesmuth, schütze dein väterliches Erbe und dieß schöne Gau, wenn der Kriegessturm von Neuem über dasselbe hereinbrechen sollte, und harre getrost auf eine glückliche Entwicklung deines Schicksals."

Konrad machte zwar noch mancherley Einwendungen, doch wich er endlich des Bruders beredten Worten, versprach ihm, seinem Rathe getreu nachzuleben und sah mit neuerwachten schönen Hoffnungen den Domherrn von der väterlichen Burg scheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Cleß a. a. O. Th. II. p. 24.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsezung.)

Die Ministerien, die Bureaus unter Napoleon.

Wenn heut zu Tage die Sitzungen der Kammern eine Zeit der Arbeit und der Noth für die Bureaus sind, so dürfen sie wenigstens sicher auf die lange und ruhige Zwischenzeit der Vertagung rechnen. Aber unter der Regierung des unermüdlichen Napoleon, während fünfzehn Jahren einer beständigen Bewegung, wie selten fand da ein Commis Zeit die Journale zu lesen und seinem frugalen Frühstück eine Viertelstunde zu widmen? Welcher Unterchef konnte hoffen sein Mittagsessen mit seiner Familie zu verzehren oder in seinem Bette zu schlafen. Eine unausgesezte Folge von Befehlen, aus Malmaison oder St. Cloud, fesselte sie an ihren Tisch, und versezte sie in Permanenz. Das elektrische Feuer des Herren verbreitete sich durch alle Glieder der Kette. Ehe man nicht eben so ausführlich als genau die Resultate zusammengestellt hatte, welche seine Ungeduld erwartete, ehe man nicht seinen gewaltigen Willen in die Form von Dekreten oder Senatsbeschlüsse gebracht und allen Departements kund gethan hatte, sah weder Tag noch Nacht eine Unterbrechung der Arbeit. Ei-

nige Veteranen der Bureaukratie erinnern sich noch jener Zeit, wo Hunger und Durst, Arbeit und Ruhe, Freundschaft und Liebe, kurz der ganze Lebenskreis der Angestellten auf ihr Bureau beschränkt war, — es war ihre Heimath, ihr Vaterland. Die Restauration hat sie ihren Familien, ihren Bequemlichkeiten, ihrer Ruhe wiedergegeben. Napoleon aus dessen Kopfe schaarenweise große Ideen und umfassende Plane entsprangen, der überall selbst den Impuls gab, brauchte und suchte keine spitzfindige selbstschaffende Minister. Sein Genie bedurfte nur geschickte Werkzeuge, thätige Arbeiter. Sein Willen, kaum geäußert, war ein Gesetz für Europa. Wozu hätte er listige, schlaue Minister gebraucht, die ihre despotischen Handlungen mit dem Mantel des Gesetzes decken? Er sagte ohne Scheu: ich will; und seine Minister brauchten bloß zu wiederholen: er will. Diese Rolle hatte wenigstens den Vortheil, daß Ehrlichkeit und Offenheit damit verbunden werden konnte. „Bey mir sind die Geschäfte, sagte er, so einfach, daß Jedermann sie begreifen kann, wenn er nur Eifer und Fleiß besizt.“ — Unter ihm kam der Gedanke, der Wille von oben, ein unerwarteter Befehl, rasch, klar und glänzend wie der Blitz, gab ihn den Ministern kund. Zu jeder Stunde, an jedem Ort diktirte er seine Befehle Sekretairen, deren Ohr schon gewöhnt war, die energische Kürze seiner Ausdrücke zu verstehen. Er sah sie noch einmal durch und dann eilte sogleich ein Ordonnanzoffizier damit zu dem betreffenden Minister. Und um Mitternacht, wenn dieser von der Arbeit des Tages ermüdet, eben der wohlverdienten Ruhe genießen wollte, kam oft ein solcher Befehl mit dem Zusatz: „legen Sie sich nicht nieder bis dieses Geschäft abgethan ist.“ Von allen Feinden Napoleons war gewiß der Schlaf der erbittertste, denn er sah sich überall aus seiner Nähe vertrieben. Seit dem hat dieser Sohn der Nacht freylich das Versäumte nachgeholt. Er hatte am meisten durch die Usurpation gelitten, auch drängt er sich jezt wieder in seine alten Rechte und Besitzungen, breitet seinen schwarzen Schleier wieder ungestört aus.

Zwar gab es viel solche Befehle, welche nur dem Minister und dem Sekretariat den Schlaf raubten. Allein zu andern Zeiten langten Befehle an wie der folgende, die das ganze bureaukratische Personal Tag und Nacht zur rastlosen Arbeit antrieben, z. B. März 1803. „Ich werde andeuten, was die gegenwärtigen Umstände (die Landung in England) mir zu erheischen scheinen. Ich bitte die Minister, mir sogleich über jeden Punkt zu berichten, was gethan ist und was man zu thun denkt.

Schelde. 1. Im Hafen von Vliessingen so viel Schiffe bauen als möglich ist. Den Hafen demgemäß organisiren. Ich wünsche die Ingenieurs, Administrateurs, Militairagenten, Magazinbeamten u. s. w. zu kennen, welche man dahin geschickt hat, oder hinzuschicken denkt.

2. Nach Vliessingen das Bauholz expediren, welches in dem Flußgebiet der Schelde gefällt werden kann.

3. Am Ufer der Schelde, so nah von Antwerpen als möglich, Schiffe erbauen. Mir die Plätze und getroffnen Maßregeln genau angeben.

4. Kanonierschaluppen und andere platte Fahrzeuge für die Flotte von Vliessingen erbauen lassen.

5. Die Maßregeln angeben, welche für das Aufgebot der Arbeiter in Belgien, an der Maas und Rhein, für die Arbeiten von Vliessingen getroffen worden sind, und die Anzahl, welche man sich zu verschaffen hofft.

Hannover. 1. Den Offizier angeben, der von General Mortier geschickt worden ist.

2. Einige Schiffszimmerleute bezeichnen, um das Holzfällen für den Schiffbau im Hannöverschen zu leiten.

3. Flache Fahrzeuge auf der Weser und Elbe bauen. Einige Schiffslieutenante abschicken, um in Cuxhaven und andern kleinen Häfen zu befehligen.

Holland. Für zwanzig Millionen Hanf, Maste und andere Materialien zum Schiffbau kaufen. Die getroffenen und zu treffenden Maßregeln angeben.

Havre. Ein großer Theil des zu Havre befindlichen Holzes wird faulen, wenn es nicht transportirt werden kann. Angeben wie man es zu benutzen denkt. (Folgen ähnliche Befehle für Brest, Lorient, Saint-Malo, Nantes, Rochefort, Bordeaux, Toulon, Marseille.)

Solche Depeschen schlossen mit den Worten: „ich wünsche diese Arbeit in acht Tagen zu erhalten.“

Da sah man denn in den Bureaus jene Titel und hierarchischen Unterschiede, welche diesem das Befehlen, jenem das Gehorchen zuerkennen, verschwinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Februar.

(Fortsezung.)

Heinrich IV. von Frankreich ermunterte den Seidenbau und die Seidenfabriken, und brachte beyde zu größerer Vollkommenheit. Zur selben Zeit bemühete sich König Jakob in England ein Gleiches zu thun; aber es gelang ihm, nur die Fabriken zu heben, denn alle Versuche zum Seidenbau in England schlugen fehl. — Im Jahr 1629 wurden die Seidenweber in und um London zu einer Zunft erhoben. Im Jahr 1630 mußte der König den Färbern verbieten, sich Materialien zu bedienen, welche die Seide schwerer machten und verdarben. Im Jahr 1661 erhellt aus einer Parlamentsakte, daß in London bereits 40,000 Menschen mit der Seidenmanufaktur beschäftigt waren. Im Jahr 1681 führte die Levantegesellschaft Klagen gegen die Ostindische, wegen der Einfuhr von roher Seide, wodurch ihr eigener Handel litte, und von verarbeiteter Seide, wodurch die Landesfabriken litten; und aus der Antwort der lezteren erhellt, daß auch viele Seidenzeuge von Frankreich eingeführt wurden. Im Jahr 1685 war der wichtigste Zeitpunkt für die brittische Seidenmanufaktur, indem die Widerrufung des Edikts von Nantes über 70,000 protestantische Flüchtlinge nach England und Irland brachte, worunter sehr viele Seidenarbeiter, die sich in

einer der Vorstädte Londons niederließen, und alle die Arten von Seidenzeugen zu verfertigen anfingen, die man sonst hatte von Frankreich beziehen müssen, und zu deren Begünstigung nach und nach die fernere Einfuhr von ausländischen Seidenfabrikaten verboten wurde. Von dieser Zeit an hoben sich die englischen Fabriken immer mehr und mehr, so daß man im Jahr 1730 englische Seidenwaaren, selbst in Italien anderen vorgezogen zu haben schien. Im Jahr 1750 betrug die Einfuhr von roher Seide bereits 232,355 Pfund. So wie sich aber die Fabriken hoben, zeigten sich auch die Verbindungen unter den Arbeitern, welche England so oft beunruhigt haben, und im Oktober 1769 kam es zwischen denselben und den königlichen Truppen zu einem Gefecht, in dem von beyden Seiten Menschen blieben. — Von dem Jahre 1786 bis 1790 war die Einfuhr von roher Seide schon 3,603,373 Pfund, wovon 1,309 215 Pfund St. als Zoll bezahlt wurde, und der Werth der Ausfuhr an seidenen und halbseidenen Waaren belief sich auf beynahe zwey Millionen Pf. St.; und zwischen 1819 bis 1823 war die Einfuhr über zwölf Millionen Pfund, welche über 3,354000 Zoll bezahlten, und die Ausfuhr an Waaren belief sich auf beynahe drittehalb Millionen Pf. St. Seitdem scheint sich die Ein- und Ausfuhr bedeutend vermehrt zu haben, besonders die erstere seit der bedeutenden Verminderung der Zölle im Jahr 1824, wodurch eine solche Menge von Seide, roh sowohl als fabrizirt, in England angehäuft worden ist, daß die Fabrikanten fast allenthalben haben mit den Arbeiten Einhalt thun müssen. Es ist noch zu erinnern, daß obige Angaben blos auf offizielle Berichte gegründet sind, und folglich von der ungeheueren Menge roher und verarbeiteter Seide keine Erwähnung geschieht, die jährlich eingeschwärzt worden, denen aber zum Troz die englischen Fabriken doch zu so hoher Blüthe gekommen sind. Auf diese wollte ich hier aufmerksam machen, weil in diesem Augenblick so viele Leute zu erwarten scheinen, daß die künftige Zulassung von auswärtigen Seidenwaaren gegen eine Abgabe von 30 Pfd. die inländischen Fabriken zu Grunde richten würde; denn da sie es bis jezt bey den vielen Einschwärzungen nicht gekonnt, wobey der Reiz, das Verbotene zu besizen, den ausländischen Waaren eine Hauptempfehlung war, so ist es nicht einzusehen, wie sie es dann werden thun können, wenn jener Reiz aufhört. Diese Ansichten fallen beynahe in's Politische; aber da die Sache besonders in's gesellschaftliche Leben eingreift, den täglichen Gegenstand des Gespräches bildet, und aller Wahrscheinlichkeit nach unter den brodlosen Arbeitern große Bewegungen hervorbringen wird, so hoffe ich sie nicht zur Unzeit angebracht zu haben.

Die Schwierigkeiten in unserer Handelswelt nehmen eher zu als ab. An Geld fehlt es freylich nicht, denn das beweisen die Staatspapiere, die noch immer ansehnliche Preise behaupten, und jezt wieder eher im Steigen als im Fallen begriffen sind, aber an Zutrauen fehlt es, welches das Geld, wo es irgendwo stecken mag, zu Gunsten des Handels hervorziehen könnte, an demjenigen Zutrauen, welches Wechseln den Werth des Geldes, oder dem Inhaber doch die Gelegenheit gibt, dieselben gegen eine kleine Einbuße zu jeder Zeit für Baarschaft umzusetzen. Diejenigen können also nur kaufen, welche wirklich Geld haben, und diese geben den Geldbedürftigen die niedrigsten Preise, erstens weil die Leute in ihren Händen sind (so gab ein Kaufmann eine Parthie Wolle, die ihm für 170,000 Pfund St. von Deutschland konsignirt war, für 40,000 hin) und zweytens weil die Preise, nachdem so viel eingebildetes Kapital, so wie Handelsaktien, Wechsel, Provinzialbanknoten, dem Umlaufe entzogen, und die Spekulationswuth verflogen ist, nothwendig fallen müssen. Unter diesen Umständen fallen täglich mehr oder minder bedeutende Bankerotte vor, und was vielleicht noch schlimmer, viele Leute, die nicht bezahlen können, oder, die Gelegenheit ergreifend, nicht bezahlen wollen, falliren nicht, sondern sagen denjenigen, welche fällige Wechsel von ihnen haben, sie müssen sie entweder verlängern lassen, oder — sie verklagen — und da nun in diesen Zeiten wenige den Muth haben, ihr bischen Armuth in Prozessen zu wagen, so bleiben viele unsolide Handelsleute stehen, die doch am Ende werden fallen müssen, und die große Krisis wird nur verlängert. Die Kaufleute, welche sich natürlicher Weise aus der Klemme zu helfen wünschen, wollen jezt, daß die Regierung ihnen gegen Waaren Tresorscheine vorschießen solle, die sie nachher verkaufen könnten. Aber dieß will die Regierung nicht thun, erstlich, ohne Zweifel, weil sie durch ein so außerordentliches Eingreifen dem Kredit der Nation im Auslande nicht noch mehr schaden will, und zweytens, weil es ihr nöthig scheint, daß die Gährung noch länger dauere, und die Handelswelt das zahllose Geschmeis abwerfe, das sich ohne Kapital an dieselbe angesezt hat, auf's Gerathewohl spekulirt, flott dahin lebt, und ehrliche Leute um ihr Vermögen bringt. Auch hat sie schon früher die Bank vermocht, für zwey Millionen Tresorscheine an sich zu kaufen, und für deren Betrag frische Noten in Umlauf zu bringen, und wünscht jezt, daß die Bank auch die Vorschüsse mache, damit es nicht scheine, als wolle die Regierung die Wunden heilen, die ein verderblicher Spekulationsgeist der Handelswelt geschlagen. Sie soll und darf nichts anders thun als vorbauen, damit es in Zukunft nicht so leicht sey dergleichen Thorheiten zu begehen, oder doch die Folgen minder schrecklich werden. Auch haben die Minister auf die Durchsezung dieser Ansichten ihr politisches Daseyn gesezt, und da, merkwürdig genug für die brittische Geschichte, die Opposition sie hierin, so wie in allen ihren Handelsansichten, die auch ihre eigenen sind, gegen die Angriffe der Hab- und Selbstsucht und des ängstlichen Kleinigkeitsgeistes unterstüzt, und es überhaupt auch keine anerkannt geschicktere und bessere Männer gibt, so haben sie für ihre Stellen nichts zu fürchten, und jede darauf gegründete Spekulation kann als zuverläßig betrachtet werden. Die Verbesserung des Zustandes der Negersklaven in Westindien, und die allmählige Abschaffung der Sklaverey selbst wird in Kurzem wieder das Parlament beschäftigen, das deßwegen mit Bittschriften, meistentheils von den Methodisten kommend, überschwemmt werden wird. Da diese Debatten darüber einen großen Raum in den Zeitungen füllen werden, so dürften Ihren Lesern wohl einige Nachrichten über den jezigen Zustand der westindischen Inseln nicht unangenehm erscheinen. Ich entlehne sie aus einem Reisebericht, dessen Verfasser das Schicksal der Neger auf den westindischen Inseln im Einzelnen wie im Ganzen für weit glücklicher hält als die Lebensweise unserer europäischen Taglöhner; und der der Meynung ist, daß man ihnen durchaus ihre Freyheit nicht geben dürfe, wenn man ihnen nicht vorher Erziehung gegeben, und durch die Beybringung künstlicher Bedürfnisse (denn alle wahren Bedürfnisse gibt der Boden beynahe von selbst) sie zur selbstständigen Thätigkeit angespornt hätte. Auf Barbados gibt es eine große Schule für farbige Kinder (wie man alle Westindier von afrikanischer Abkunft nennt), meistentheils freye. Von diesen sagt der Verfasser: „Sie sind artig, sehr lenksam, und fühlen die Vortheile, welche sie durch eine regelmäßige Belehrung erhalten; und der auffallende Unterschied zwischen denselben und ihren ununterrichteten Brüdern von derselben Farbe, und oft demselben Stande, müßte jeden vorurtheilsfreyen Menschen überzeugen, daß der aufrichtige Menschenfreund seine jezigen Bemühungen auf die Erziehung und nicht auf die Befreyung der Neger verwenden sollte.“

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. März 1826.

Je kräftiger die Meynung wirkt, um so gefährlicher ist es unstreitig, die Leitung der sie bewegenden Triebfedern dem Ungefähr preiszugeben. Setzt man sich aber dieser Gefahr aus, wenn man einem Jeden gestattet, frey über die Grundsätze der Verwaltung zu schreiben?

Grimm.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Die Macht der Umstände erzeugte augenblickliche Beförderungen, wo das Talent den ersten Platz einnahm; bloße Commis wurden für acht Tage zu Sektionschefs, während diese sich begnügten als bloße Abschreiber zu arbeiten. Kurz, das Befehlen fiel aus Noth den besten Köpfen zu. Von dem Augenblick an durfte Keiner daran denken, außerhalb des Ministeriums seine Bedürfnisse zu befriedigen. Die Zeit der Mahlzeiten hing von der Vollendung eines Berichtes oder einer Rechnung ab, und oft hatte man kaum Zeit zu einer einzigen und es ward Nacht, ehe man etwas genossen hatte.

Nach den ersten schlaflosen Nächten war es einigen zu erschöpften Commis vergönnt, auf ein Paar Stühlen, einige alte Register als Kopfkissen, zu ruhen. Sollte man es glauben, kaum näherte sich die Arbeit ihrem Ende, so langte auch schon ein Brief vom Kaiser an, der unsere Faulheit schalt. Endlich ist Alles fertig, geordnet. Man bringt die Arbeit dem Minister, der so eben in den Wagen steigt, um nach St. Cloud zu fahren. Ihm bleibt zur Ansicht und Vorbereitung nur eine kurze halbe Stunde übrig.

Ich habe indessen einen Minister gekannt, dem es glückte, bey einer solchen Gelegenheit doch zwey Stunden zu seiner Vorbereitung zu gewinnen. Wir entwickeln Sr. Excellenz unsere Angaben, unsere Berechnungen, unsere scharfsinnigen Zusammenstellungen. Vergebliche Bemühungen! es gelingt uns nicht, ihm verständlich zu werden oder ihn zu überzeugen. Er reißt im Eifer eine große Charte von Frankreich von der Wand und breitet sie auf dem Fußboden aus, und nun kriechen wir alle fünf von den Mündungen des Arno nach denen der Weser und suchen auf allen Vieren Argumente für und wider, wobey sich die Stimme Sr. Excellenz laut und durchdringend erhebt, wie die eines Hahnes, und desto lauter, je weniger er uns verstand, so daß endlich seine Frau, deren Zimmer in der Nähe war, entsetzt hereinstürzte, indem sie glaubte, man wolle ihrem Gemahl etwas Leides zufügen. Diese plötzliche Erscheinung brachte Sr. Excellenz zum Schweigen. Allein dennoch blieben wir überzeugt, daß er die Arbeit, die er dem Kaiser vorlegen sollte, nur schlecht begriffen habe.

Anders war es mit Napoleon; nicht allein verstand und übersah er sogleich jede ihm vorgelegte Arbeit, sondern es fand sich sogar selten eine, worin sein erstaunliches Gedächtniß nicht einen Fehler entdeckte. Diese wurden uns sogleich genau angegeben mit beygefügten Ermahnungen, z. B.: „Sie müssen einsehen, wie wichtig es für mich ist, daß die mir vorgelegten Angaben keine ähnliche Fehler enthalten. Sie müssen sich so einrichten, daß mir nur sichere Resultate zukommen. Sie müssen jetzt gemerkt haben, daß ich diese Tabellen mit eben so viel Vergnügen durchlese, als wenn es ein literarisches Werk wäre."

In der That, man kommt nicht vom Erstaunen zurück, wenn man in diesem umfassenden Kopf, vollgepfropft

von großen politischen Ansichten, von ungeheuern militärischen Planen, noch einen Winkel findet, der trockene Tabellen durchsieht, Zahlenreihen korrigirt und die Geschäfte eines Commis versieht. Auch ging der Wetteifer dieser leztern bis zur Begeisterung. Diese Korrespondenz sezte sie gewissermaßen in direkte Verbindung mit dem Kaiser. Der mächtigste Monarch Europa's ließ sich herab, ihre Additionen nachzurechnen! Dieser Geist gab der Arbeit und den Arbeitern eine größere Wichtigkeit. So geschah es oft, daß ein bloßer Rechner Eintritt in das Kabinet erhielt, und jeder Arbeiter zitterte, einen Fehler zu begehen, der in den Tuillerien auffallen konnte. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit, daß einst einem Präfekt, dessen kühner Geist sich über solche Kleinigkeiten hinwegsetzen zu können glaubte, sein Hochmuth beynahe theuer zu stehen kam. Napoleon hatte, indem er das Bedürfniß großer Transporte nach den Pyrenäen voraussah, eine statistische Arbeit über die Lastthiere in mehreren Departements verlangt. Die Präfekten erhielten Befehl, von den Mairs ein Verzeichniß der in ihrer Gemeinde befindlichen Pferde, Ochsen, Maulesel und Esel zu verlangen, und dann die Gesammtzahl in ihren Departements anzugeben. Ein Commis in der obenbesagten Präfektur bemühte sich seit einem Monat, die Resultate, welche der Minister verlangte, zusammenzubringen, und Ochsen, Esel und Pferde zu addiren. Als der Präfekt, ein starker Geist, ihn so arbeiten sah, unterbrach er ihn eines Tages und sagte: „Was machen Sie da? — merken Sie denn nicht, daß diese lächerliche Anfrage blos ein alberner Einfall des Ministers ist? — daß er weder Nutzen noch Zweck hat? — Sie haben sich da erschrecklich viel Mühe gegeben, damit die jungen Herren im Ministerium über uns lachen können. Schreiben Sie nur hin, was ich Ihnen diktire: Ochsen 56,000 — Pferde 82,000 — Maulthiere 25,000 — Esel — so viel Sie immer wollen, Hunderttausende. Siegeln Sie zu und schicken Sie es ein."

Diese erfundenen Angaben wurden getreulich in die dem Kaiser vorzulegende Arbeit eingetragen. Napoleon sezte sogleich den Finger auf die Stelle und expedirte folgenden kleinen Befehl. „Schreiben Sie dem Präfekten von N., daß seine Angaben absurd sind, und befehlen Sie ihm, sogleich die ihm von den Mairs gelieferten Verzeichnisse einzuschicken."

Der unglückliche Präfekt, der mit Recht Ungnade und Absetzung fürchtete, ergriff die beste Partbie, indem er dem Minister im Vertrauen die Sache mittheilte. Man lachte und er kam mit der Angst davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

Am Abend des zweyten Reisetages kam Bruno auf des Ebersteiners Burg an, wo er Alles in der größten Bestürzung fand. Gertrud war nach ihrer Sitte am Nachmittag in ein nahes Wäldchen gegangen, um daselbst zu lustwandeln; als sie zur gewohnten Zeit nicht zurückkam, schickte der besorgte Vater nach ihr, aber sie war verschwunden, nur ihren Schleyer fand man zerrissen an einer Quelle liegen, deren grünes Gestade der Gräfin oft zum Ruheplatz diente. Der alte Graf war trostlos, er raufte sich die grauen Haare aus und rief in herzzerreißendem Jammerton der verlornen Tochter. Wild ging er auf den eintretenden Domherrn los und schrie: „Bingt Ihr mir Kunde von meinem Kinde, Ihr, Bruder des Mädchendiebes von Beutelsbach! Ha! an Euch will ich meine Rache kühlen, wenn er mir meine Tochter nicht wieder herausgibt! Ergreift ihn, Knappen, bindet ihn und werft ihn in's tiefste Burgverließ!"

Die anwesenden Knappen zauderten, an einen Geistlichen die Hände zu legen, und Bruno benuzte diese Frist, wandte sich in ruhiger, würdevoller Haltung gegen den Grafen und sprach: „Graf von Eberstein, bedenkt, was Ihr thun wollt! Bischof Gerhard wird die Mißhandlung eines der Seinigen gewiß nicht mit gleichgültigen Augen ansehen und eine solche ungerechte That möchte Euch bey König Heinrich wenig Vortheil bringen. Prüft doch zuerst und untersucht, ob wirklich mein Bruder Konrad es ist, der diesen frevelhaften Raub verübte. Wenigstens wär' es das erste Mal, daß einer unsers Geschlechts sich mit so unritterlichen Thaten befleckte! Ich wollt' Euch einen Andern nennen, mit dem Ihr, verblendeter Greis, in den neuesten Zeiten manchen Verkehr hattet, und dem Jungfrauenraub nichts Neues ist. Kennt Ihr ihn wohl? Mit der schwäbischen Herzogskrone hat er Euren Stolz gekirrt und indessen die Krone von Schwabens Jungfrauen listig geraubt. Fragt den Grafen Leutold, wo Eure Tochter sich befinde, in meines Bruders Burg würdet Ihr sie vergebens suchen!"

Diese Rede dämpfte des Ebersteiners wilden Zorn, er begann auf's Neue zu jammern und zu klagen um sein verlornes Kleinod; der mitleidige Bruno suchte ihn, so gut er es vermochte, zu trösten und des Wiedersehens Hoffnung in ihm zu erwecken, aber umsonst, der Greis blieb trostlos. Da beschloß der Domherr, des Ebersteiners Jammer und seines eigenen Bruders Verzweiflung, wenn er den Raub erfahren würde, bedenkend, sogleich den Versuch zu machen, ob der frevelhafte Räuber nicht auszuforschen sey.

Er begann eine genaue und weitläufige Untersuchung,

wodurch er aber nur so viel erfuhr, daß am nämlichen Abend, wo Gertrud verschwand, von einem Hirtenknaben etliche vermummte Reiter, die eine dichtverhüllte Jungfrau mit sich führten, auf dem Gebirge oberhalb Reichenthal erblickt worden seyen. Doch auch diese dunkle Spur beschloß Bruno zu verfolgen und brach, nachdem es ihm gelungen war, den alten Grafen noch ein wenig zu trösten, am frühesten Morgen von Eberstein auf. Rasch ging es fort, durch dunkle Wälder und weiche Moorgründe, am wilden See vorbey, hinab in das Felsthal, wo die Enz die kühlen, blauen Fluten über mächtige Granitblöcke hinwälzte, da schwirrte auf einmal aus dem Gebüsche der Bolzen einer Armbrust, Bruno's Begleiter tief in den Rücken dringend, daß er vor sich hin vom Rosse herabstürzte, welches nun scheu das Thal hinabrannte. Erschrocken sah Bruno sich um, ein Mann von hohem, stattlichem Wuchs, aber unkenntlich durch einen ihn umhüllenden Mantel, der noch das Gesicht bis an die Augen bedeckte, trat aus dem Wald und rief ihm gebieterisch zu: „Halt Pfaffe, oder du bist des Todes!" Bruno hielt, bangen Herzens dem Ausgang dieses Abenteuers entgegen sehend, da traten auf des Verhüllten Wink zwey Bewaffnete zu ihm, faßten seines Rosses Zügel und rasch ging's nun durch abgelegene Waldpfade fort, bergauf, bergab, bis tief in der Nacht bey einer öden, halbverfallenen Burg Halt gemacht, und Bruno in ein mit Gittern wohlverwahrtes, enges Gemach geführt wurde, wo er nun, da der Kerkermeister, welcher ihm alltäglich sein Essen brachte, auf all seine Fragen stumm blieb, in peinlicher Ungewißheit über sein Geschick und von aller menschlichen Gesellschaft fern, einsam schmachten mußte.

5.

Vergeblich waren die Nachforschungen des trostlosen Konrads, der bald genug die Trauergeschichte vernahm; weder von seinem Bruder noch von Gertruden vermochte er das Geringste zu erfahren, und beschloß daher dem Könige Rudolph zuzuziehen, um im Getümmel des Kampfes die verlorne Ruhe oder doch die Erlösung von seinem bittern Schmerz durch einen ritterlichen Heldentod zu finden.

Er übergab die väterliche Burg der Obhut eines seiner treuesten Diener, und ritt nun, nur von wenigen Knappen begleitet, nach Tübingen zu seinem Freunde, dem Pfalzgrafen Hugo, dessen Schutze er seine Schwester Luitgarde anzuvertrauen gedachte.

Drauf zog er düstern Sinnes hin nach Sachsen, wo Rudolph ein ansehnliches Heer versammelt hatte. Seine Ankunft erregte bey dem Könige große Freude, und zum Lohn für seine Treue erhielt er sogleich den Oberbefehl über eine starke Reiterschaar, welche bestimmt war, die Vorhut des Heeres zu bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 29. Jan.

Mad. Catalani hat am vorigen Freitage und am Freitage vor acht Tagen im Theater Valle ihre beyden Konzerte gegeben. Es scheint das Schicksal dieser außerordentlichen Frau zu seyn, die Rosen, welche auf ihrem Pfade wachsen, nicht brechen zu können, ohne sich in die Dornen derselben zu stechen. Somit hat sich die Anekdotensammlung, welche in Europa von Mund zu Mund von ihr gehen, bey ihrem dießmaligen Aufenthalte in Rom wieder um einige vermehrt. Ich will ein Paar davon anführen. Bey ihrer Ankunft hört sie, daß man ihr die Altsängerin Mariani, deren ich in meinem vorigen Briefe erwähnt habe, als Nebenbuhlerin an die Seite setze. Sie hat nichts Eiligers zu thun, als in die erste Vorstellung der Semiramis zu gehen, und aus der Loge der Herzogin Lante, welche sie mit sich in's Theater genommen hatte, der Mariani aus Leibeskräften Beyfall zuzuklatschen. Als man ihr nach dem Theater zu verstehen gibt, daß dieß sehr edel gehandelt sey, sagt sie: „Das war gern geschehen. Aber sie hätte sich wohl dafür gegen mich verneigen können." Auf dem Balle bey'm Herzoge Torlonia (wo sie, im Vorbeygehn gesagt, einen Schmuck getragen hat, der auf fünf- und zwanzigtausend Scudi geschätzt wurde) bietet ihr ein Herr eine Prise Tabak an. Sie verweigert sie und setzt hinzu: „Ich glaube nicht, daß Sie sich dadurch beleidigt finden werden. Habe ich es doch auch dem Könige von England abschlagen müssen." Uebrigens hat sie (was auch zu den Anekdoten, und zwar zu den interessantesten ihres Charakters gehört) ihre beyden Einnahmen ihrer hier lebenden, an einen pensionirten Infanterielieutenant verheiratheten ärmern Schwester zukommen lassen. Bey dieser Gelegenheit ist auch bekannt geworden, daß sie, nicht, wie von ihr vorgegeben wird, zu Sinigaglia, sondern in einem kleinen unbedeutenden Städtchen daneben, nämlich zu Mondolfo, geboren worden ist. Komme ich jezt zu ihren Konzerten zurück. Ueber ihr Talent ist so viel gesprochen und geschrieben worden, daß man endlich die Akten darüber als geschlossen betrachten kann. Es erhellt, daß sie, summarisch genommen, eine Singmaschine ist, aber die köstlichste und vollendetste unter allen, welche bis jezt existirt haben. Daß diese Maschine in's Stocken gerathen, oder wohl gar hin und wieder zerbrochen sey (wie schon vor acht Jahren zu Paris der Marquis Sevelinges, der Verfasser jenes, gegen die Catalani fulminirenden, Pamphlets, und, nach ihm, manche andere leidenschaftliche Skribler, behauptet haben) ist eine Lüge: ihr Organ ist, seit jener Zeit, wo möglich, noch volltönender, biegsamer, ja jugendlicher geworden, als es sich in ihrer glänzendsten Zeit zu Paris, wo ich sie während vier Jahren wöchentlich gehört habe, gezeigt hat. Ja selbst ihre persönliche Erscheinung scheint sich verjüngt zu haben. Im Ganzen hat ihre Gesangsweise, in so fern ihr Organ ein Kontraalt ist und diese Gattung von Stimme in der neueren Zeit in Italien vorzugsweise an innerem Gehalte und an gediegenem, breitem, tragendem Vortrage zu gewinnen gesucht hat, was ihm an äußerer Ausdehnung abgeht, die Römer, welche zwischen ihr und der Mariani und Pesaroni u. s. w. Vergleiche angestellt haben, unbefriedigt gelassen, ja sich den Vorwurf von Gurgelei und dergleichen zugezogen; auch ist sie beyde Male nicht vom ganzen Publikum, sondern nur von ihren Getreuen, applaudirt worden; am Ende des ersten Konzerts ward sogar, als man sie abermals hervorrufen wollte, gezischt. Daran war vornehmlich der fünffach erhöhte Preis des Parterres, nebenbey auch der Umstand Schuld, daß sie, bey'm ersten Konzerte,

den Zugang zu den Logen untersagt hatte, das heißt, daß jede, in's Theater tretende Person einen Scudo zahlen mußte. In der Regel ist nämlich hier den Besitzern von Logen erlaubt, jeden, der anklopft, wenn sie wollen, einzulassen, ohne daß diese Personen, da der Eingang in's Theater frey, und nur zum Parterre ein Billet erforderlich ist, zu zahlen brauchen. Bey'm zweyten Konzerte hat sie von dieser Strenge nachgelassen, und die Einnahme desselben nur achthundert Scudi betragen, während die erste sich auf vierzehnhundert belaufen haben soll. Davon hat sie die bedeutenden Kosten für die außerordentliche Erleuchtung mit Wachs (illuminazione a giorno), für das Orchester, für die Theaterdirektion, und endlich den fünften Theil an die Theatereinnehmer bezahlen müssen. Bey'm ersten Konzerte gewährte der Anblick des Theaters einen überraschenden Anblick: sämmtliche Ränge strozten, so zu sagen, von jugendlichen, blühenden, durch den Glanz einer ausgesuchten Toilette gehobenen Schönheiten. Von den Stücken, welche sie gesungen hat, ist eigentlich kein einziges von Bedeutung gewesen; selbst die Rhodeschen Variationen, welche sie in Paris ohne Worte, und blos den Geigenton nachahmend, vorzutragen pflegte (wodurch diese Charlatanerie einen gewissen Reiz erhielt) verlor an Interesse, da sie ihnen Worte unterlegte. Im zweyten Konzerte hat das: Nel cuor non più mi sento am meisten gefallen. Am selbigen Abend gab Hr. Sgricci ebenfalls seine zweyte Improvisationsakademie, und zwar im Theater Argentina. Wann die Pferde fortgelaufen sind, wird der Stall ausgebessert. Das scheint Hr. Sgricci Verfahrungsweise zu seyn; das erste Mal war sein Duodezsaal mit Menschen überfüllt, und bey'm zweyten Male blieb die ungeheure Argentina, das Parterre ausgenommen, eine Einöde. Tordinone sizt im Glücke, und hat einen abermaligen Treffer gethan: das Ballet Ezio, mit seinen vier, wahrhaft vortrefflichen Dekorationen (dem Kapitolium nach dem Forum zu, dem Kapitolium nach der heutigen Piazza di Ara Coeli (ein Anachronismus, weil dieser Ausgang damals noch nicht existirte), dem Inneren des kaiserlichen Pallastes, dem Gefängnisse u. s. w.), nebst seinen gut ersonnenen Tänzen und Pantomimen, hat Furore gemacht. Man ist nun neugierig, zu sehen, ob die zweyte Oper sich desselben Schicksals, wie das zweyte Ballet, zu erfreuen haben werde. Die zweyte Oper in Valle, la sposa fedele, von Pacini, ist ein elendes, rossinirendes Machwerk, welches selbst von den gewöhnlichen Theaterbesuchern für ein solches erklärt wird. Gestern hat der eigentliche, öffentliche Carneval begonnen, vom Wetter, obgleich kühl, aber doch heiter und sonnenhell, begünstigt. Wie immer am ersten Tage: wenige Masken, wenige Equipagen, aber Plebs in Menge. Die Häuser waren dießmal besonders glänzend tapezirt. Die Renner (Barberi) schienen diesen ersten Tag als Probe zu betrachten, denn Dreyviertheile derselben lumpten hintennach, als gehörten sie nicht dazu. — Mehrere große Häuser bereiten Feste und Maskeraden zu; man spricht von einer, welche der Herzog Torlonia geben wird, und welche, heißt es, die Aurora (angeblich nach der Guidoschen, im Pallaste Possiglioni) vorstellen wird. — An Fremden ist fortwährend Mangel, man weiß nicht, welcher Ursache man diesen Umstand zuschreiben soll. Alle Berechnungen, selbst die der ruhigern Beobachter, welche diesem Carnevale eine besonders große Menge von fremden Besuchern prophezeihet hatten, sind getäuscht worden. —

London, Ende Februar.

(Fortsetzung.)

„Zu Barbados (sagt der Verfasser) haben die Sklaven keine eigentlichen sogenannten Lebensmittelfelder, diese bilden einen Theil des Gutes, und sie arbeiten darinnen wie in den anderen Feldern. Aber sie haben alle ihnen eigenthümliche Gärten, die sie nach Willkür bauen dürfen, und sie erhalten, nebst ihren täglichen Rationen aus dem Vorrathshause ihres Herrn jeden Tag eine zubereitete Mahlzeit Essen. Daß sie Zeit haben müssen, um ihre Fleckchen Land anzubauen, beweist der Umstand, daß alle angebaut sind; und man sieht um jede Hütte her Jams, türkisches Korn, Platanen, und selbst Zuckerrohr wachsen. Die Hütte ist mit Palmblättern gedeckt, und in zwey Gemächer abgetheilt; in dem einen schlafen die Eltern, und das andere ist die Wohnstube mit einem Tische, Stühlen und breiten Bänken zu Schlafstellen für die Kinder versehen. Doch gibt es größere Hütten, und welche reichlicher mit Hausrath versehen sind.“ Der Verfasser besuchte auf Trinidad die beyden indischen Ansiedlungen Arima und Savana Grande, welche zusammen 893 Seelen beyderley Geschlechts enthalten. Diese beschreibt er folgendermaßen: „Sie sind klein von Wuchs, denn ich sah keinen über fünf Fuß sechs Zoll, von gelber Farbe, dunkeln Augen, langen Haaren, strack und glänzend, wie Rabenflügel; sie haben eine merkwürdige Weite zwischen den Nasenlöchern und der Oberlippe, und eine Breite und Stärke der Schultern, welche einem farnesischen Herkules Ehre machen würde. Ihre Hände und Füße sind kleinknochig und zierlich gebildet. Nichts scheint sie, wie andere Menschen, zu bewegen; sie werden weder von Freuden noch von Schmerz, weder von Zorn noch Neugierde ergriffen. Geist oder Körper sind in der tiefsten Schlafsucht versunken; die Kinder liegen still an der Mutter Brust; in ihren Wohnungen herrscht Stille, und Trägheit in allen ihren Bewegungen. Unsere Gesellschaft allein wäre schon genug gewesen Neugierde zu erregen, selbst wenn der Pater nicht hätte seine zwey klappernden Glocken uns zu Ehren anziehen lassen. Die Indianer waren alle herbeygeholt worden, und vor ihnen standen der Alcade und die Regidores mit ihren amtlichen Stäben in der Hand. Dieß waren beynahe die einzigen Lebenszeichen, welche sie gaben, sie sprachen nicht, lächelten nicht, bewegten sich nicht, sondern standen wie Menschen in Ohnmacht mit offenen Augen. Der Statthalter gab einem jeden Kinde ein Stück Geld, welches angenommen wurde, ohne daß weder sie noch ihre Eltern ein Zeichen des Vergnügens oder Dankes darüber blicken ließen. Sie waren jedoch weit vollkommener gekleidet als die Neger; besonders war das Züchtige im weiblichen Anzuge auffallend. Und nun eine Vergleichung dieser Menschen mit den Negern: „Ihre Farbe ist nicht mehr von einander verschieden als es ihr Geist und ihre Gemüthsart ist. In den ersteren steht das Leben still; in den lezteren zittert es durch übergroße Reizbarkeit. Die Neger können nicht stille schweigen; sie schwazen, sie mögen wollen oder nicht. Jede Leidenschaft bewegt sie mit unglaublicher Heftigkeit: ihr Zorn ist plözlich und rasend, ihre Fröhlichkeit rauschend, ausgelassen, ihre Neugierde frech, und ihre Liebe das bloße Verlangen eines thierischen Triebes. Doch sind sie ihrer Natur nach im höchsten Grade gutmüthig, und ich kenne nichts anmuthigeres, als wenn einem ein Haufen Negermädchen mit glänzenden Augen und schneeweißen Zähnen auf dem Wege begegnen, und mit ihrem: How d'ye, massa? How d'ye, massa? begrüßen. Man sagt, daß selbst die Sklaven die Indier verachten, und dieß halte ich für sehr wahrscheinlich; sie stehen als denkende Wesen gewiß unter ihnen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Google

Nro. 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. März 1826.

O könnte die Beredsamkeit von allen
Den Tausenden, die dieser großen Stunde
Theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben!

Schiller.

Stellen aus J. P. G. Viennets

Sendbrief an den Kaiser Nikolaus

zu Gunsten der Griechen.

Nicht will dem Erben Alexanders schmeicheln
Mein Wort, das wieder schallt an deinem Hof.
Wenn meine Muse mit den Fürsten redet,
Will sie erleuchten, schmeicheln mag sie nicht;
Und wenn ihr Stolz, sie zu besingen sich
Entschließt, so wartet sie, du Sohn der Zaare,
Bis ihre Herrschaft würdig ist des Lobs.
Zwar könnt' ich, — und verletzte nicht die Schaam —
Den Wettstreit preisen, wo, in Größe ringend,
Zween Brüder vor der Welt, der staunenden,
Die Krone sich darboten wechselsweis.
Doch die Geschichte, Beyde lohnend, wird
Entgegensetzen sonder Zweifel bald
Dieß Einz'ge Beyspiel, Enkeln zur Belehrung,
Den gier'gen Fürsten, die auf blut'gem Thron,
Den sie geraubt, nur als Tyrannen saßen.

Nein, andre Sorge drängt mich, andrer Wunsch:
Den edeln Resten eines stolzen Volks,
Komm' ich zum drittenmal, im Auge Thränen,
Hülfreich zu weihen meiner Stimme Laut.

. . . .

Wenn andre gegen Hellas sich verschwören,
Dein Geist ist noch von solchem Anschlag frey,
Dich fesselt kein Vertrag (wenns einen gibt!).
Jung, liebend, edel, fern vom Diadem,
Selbst auf die Herrschaft nicht zu zählen wagend,
In Wünschen und Gefühlen frank und frey,
Gabst du des Herzens edler Regung nach;
Dieß Herz, vielleicht der Griechen Hoffnung theilend,
Verdammte fremde Thatenlosigkeit.

Thu' mehr! steh' hochgesinnten Christen bey!
Mißtrau' der Gegner unheilvollem Rath,
Laß nicht der Höflinge beschränkten Sinn
Das Mitleid deiner Heldenseele dämpfen.
Die Grausamkeit verschleyernd mit dem Wohl
Der Kön'ge, wird ihr Heucheleifer sprechen:
Daß der Hellenen herrlich's Auferstehn
Nur neues Streben sey der Anarchie,
Daß der Empörungen unlautrer Geist
Die Völker mit dem gift'gen Hauch verwirre,
Und, ein geheimer Feind der Erdenmacht,
In Dunkelheit sich Rache vorbereitend,
Verschwörung sä'nd vom Ebro bis zum Pruth
Europens und der Fürsten Ruh' gefährde;
Daß dieses Ungeheuer, von Paris
Durch eure Legionen ausgestoßen,
Rastlos in Griechenland erstanden sey,
Um, schrecklicher und stärker, bald zurück
Auf unsre Felder Mord und Raub zu tragen. —

Sie lügen, Zaar! ihr ungetreuer Mund
Ist nur das Mordwerkzeug des Muselmanns;
Die Wuth der alten Zeiten flüstert ihnen,
Den feigen Schmeichlern, solche Reden ein.

. . . .

Sie wagen es, Rebellen die zu schelten,
Die für den Himmel waffnen ihren Arm,
Die Märt'rer, die, geführt von ihren Priestern,
Vorfechter sind für Heimath und Altar!
In ihr Geschrey mischt sich der Freyheit Name —
Warum erschreckt er so der Kön'ge Stolz?
Ist schrankenlose Macht gesetzlich nur?
Und heischet solcher Frevel all ihr Blut?

Ach! dieses edle Blut ist bald erschöpft;
Sie haben keinen Fels, der es nicht tränke,
Es auszugießen schwur der Ottoman;
Das Land ward unter ihm zum Aschenhaufen,
Und jenes Wort, das eure Fahnen schreckt,
Wird bald nur aus dem Schlund der Gräber hallen.

Die Griechen — hofft' ich — würden ihrem Ruhm
Genügen, und allein den Sieg vollenden;
Verblendet hatte mich ihr erstes Glück,
Und stolzere Versuche rieth ich ihnen,
Ich sah ihr Banner wehen vor Byzanz,
Zu dem Triumphe rief sie meine Muse: —
Auch jezt — indem ich rufe, Herr, nach dir!
Erschallt die Welt von ihren neuen Thaten.
Doch, ach! was hilft's den Helden von Athen,
Den Siegern von Epirus, daß ihr Schwert
Die Banden Afrika's vernichtet hat,
Daß zehenmal des Sultans stolze Schaaren
Gekommen sind zu düngen Thebe's Flur!
Vom Sand Aegyptens zu Idume's Auen
Gebiert die Türkenerde Heer um Heer;
Und wenn ein Grieche hundert Feinde schlüge,
Zulezt gebräch' an Griechen es der Schlacht!

Mach Ende, Sohn der Zaare, diesem Kampf
Den Rest der edeln Opfer, woll' ihn retten!
Lösch' aus das Feuer in der Türken Blut,
Dem eiteln Aerger ihrer Freunde troße,
O fleug, ein Retter, deinen Brüdern zu!
Ich spreche nicht von ihrer Väter Tugend,
Wie ihre Kunst die Welt bereichert hat,
Der Jahre Rost geschweißt hat ihre Fesseln, —
Du weißt's; und meine Muse hat dir schon
Von ihrem Ruhm, von ihrem Weh erzählt.
Im Namen ihres Gottes fleh' ich heute
Zu Dir, bey dem allein noch Hoffnung ist;
Wo blühte Hoffnung sonst dem armen Volk?
Und deine Pflicht ist heil'ger, als die unsre;
Du theilst mit ihnen Glauben und Altar,
Und ihre Priester sind die Deinigen;
Christ hat im Himmel euer Band geknüpft,
Gemeiner Vortheil, der die Erd' entzweyt,
Er darf, was Gott verbunden hat, nicht lösen!

Was sag' ich! waffnend, zählten sie auf Euch!
In eurem Haus ersannen sie den Schlag,
Ihr Kriegsgeschrey ging aus von euren Eb'nen,
Ihr erstes Banner war von eurer Hand
Gewoben, war geweiht von euren Priestern;
Von euren Kriegern Einer war ihr Haupt;
Versammelt schwankten eure Fahnen schon
An euren Gränzen ihren Bannern zu.
Das weiß dein Volk; dein Volk fleht am Altar
Mit brüderlichen Bitten für die Griechen;
Es brennt, zu theilen ihren heil'gen Streit,
Sieht staunend seinen Drang zurückgehalten.

Doch murren wird dein Hof, daß ich's gewagt,
Dein Volk zu nennen, Wünsch' ihm anzudichten;
Und sagen wird man: voll Empörungswuth
Ruf' ich zum Aufruhr deines Reiches Völker.
Zaar, höre mich: gehorsam dem Gesetz,
Hab' ich Partheyen nie das Wort geliehen;
Ein Freund der Freyheit, doch der Frechheit Feind,
Nie lob' ich eines Volkes schuld'gen Troz,
Das, gegen die gerechte Macht bewaffnet,
Den Kön'gen wagt zu geben sein Gesetz;
Ja, wichen diese, schelten würde sie
Die Muse, würde nie zur Feigheit rathen.

Doch nicht verachten soll die Stimme man
Des Unterthanen; sein gerader Sinn,
Er lehret manchmal, wie zu herrschen wäre.
Ist edel und gerecht des Volkes Wunsch,
Drückt sich die Meynung aus mit Ruh' und Scheu:
So stärkt der Fürst, der nachgibt, seine Macht,
Und Pflicht vielleicht wird hier Nachgiebigkeit.

. . . .
. . . .

Wer seinen Weihrauch niemals feilgeboten,
Wer über Wahrheit ernst gebrütet hat,
Wer, ehrend stets den heiligen Beruf
Der Könige, vor ihrem Richterstuhl
Der Menschlichkeit, des Unglücks Sache führt,
Wer, Tugend lobend, Unrecht scheltend stets,
Nie nach des Glückes Laune sich gerichtet,
Der Dichter übet rühmlich seine Pflicht,
Sein heilig Amt, das ihm der Himmel gab.

Vielleicht verkennet man sein Wort im Rath,
Des Höflings Stirne kehrt sich von ihm ab,
Die Gunst, die Ehre suchet ihn nicht auf;
Mit Schmach, mit Unlust wird er überschüttet,
Oft ist das Elend seiner Kühnheit Lohn;
Doch weist die Nachwelt seinen Platz ihm an,
Sie rächt ihn: sein verklagender Gesang
Von Alter angehört zu Alter lastet
Schwer auf der Großen Gruft, die nicht mehr sind.
Das Urtheil der Geschichte fällt sein Lied,
Und ehret oder schändet, die ihm trozten.

Ich hoffe nicht so herrliches Geschick,
Zu solchem Wahn verirrt sich nicht mein Stolz;
Doch, wenn, Vertheid'ger eines großen Volks,
Ich der Spartaner Auferstehung feyre,
Die Kön'ge theilen heiße den Triumph:
Fühl' ich mich größer in dem großen Stoff.
Mein Lied hallt wieder aus der Völker Mund;
Und Griechenland vereinigt die Partheyen;
Da ist kein edles Herz — es schlägt für sie.
Da ist kein Sänger, kein berühmter Sprecher, —
Auf diesen Kampfplatz waget sich sein Geist,
Und folgt dem Weg, den meiner ihm gezeigt. *)
Mit Ehren nennt ihr Thun einst die Geschichte;
Und wenn der lezte Grieche sinkt in's Grab,
Der Feuerbrand ihr Ufer macht zur Oede,
Vom großen Schiffbruch nur ein Name bleibt:
Wird die Geschichte reden, und erzählen,
Wer Krone trug, als Hellas unterging.

---

*) Viennet ist der erste Dichter, der in seinem Parga und seiner Épitre aux rois de la chrétienté zu Gunsten der Griechen gesungen hat.

Digitized by Google

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

Der Feldzug begann, Rudolph zog heraus durch Franken und gedachte sich mit den Herzogen Berthold von Zähringen und Wolf von Baiern zu vereinen. Aber Heinrich, fürchtend die vereinte Macht seiner Feinde möchte ihm allzuüberlegen seyn, zog ihm rasch entgegen. Bey Mellrichstadt am Streu-Bach hatte Rudolph sich gelagert, nicht ahnend, daß der Gegner ihm so nahe sey. Da wimmelten plötzlich die Höhen von feindlichen Kriegern, ein wildes Schlachtgeschrey ertönte und ehe noch des Schwabenherzogs Schaaren sich zu ordnen vermochten, waren die Feinde mitten unter ihnen. Jezt galts entschlossenen Widerstand; Rudolph war, die Seinigen durch Reden und ritterliche Thaten ermunternd, bald da bald dort, Otto von Nordheim und seine Sachsen, vom Grimm des wildesten Hasses angefeuert, färbten im Blute der Tschechen die breiten Schwerter roth und thürmten um sich her Hügel von Leichen auf. Aber auch Heinrichs Krieger stritten heldenmüthig, der Gowertschen scharfe Klingen und der Städtebürger breite Hellebarden durchbohrten manchen wackern Streiter Rudolphs und schon begannen dessen Schaaren hie und da zu wanken.

Jezt erhob sich plötzlich im Rücken des Feindes ein wildes Getümmel, seine Rotten stoben auseinander, vergebens suchte Heinrich sie von Neuem zu sammeln; er selbst und seine Begleiter sahen sich mit Wuth von einem Reiterhaufen angefallen, der sich bis in die Mitte des Heeres Bahn gehauen und das, zum Theil aus Bauern bestehende, Südvolk zersprengt hatte. Der Kampf war hart, viele Edeln fielen an des Kaisers Seite, unter ihnen der alte Graf Eberhard von Nellenburg und Poppo, Graf von Henneberg, dem Herrscher selbst zerhieb der Schwertstreich des Anführers jener Reiterschaar die Helmdecke. Da ertönte das Geschrey: Heinrich ist gefallen! und gab die Losung zur Flucht seines Heeres, das in wilder Eile sich den Gebirgen zuwandte.

Auf dem blutgetränkten, leichenvollen Schlachtfelde begrüßte Rudolph den Anführer jenes tapfern Geschwaders, das so viel zum Siege beygetragen hatte. Konrad war's, der, beym Anfang der Schlacht mit den Seinigen entfernt, sobald er die Kunde vom Kampf vernahm, rasch herbey eilte und den Feinden in den Rücken fiel. „Ihr habt Euch neue Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben, sprach der König zu ihm, seyd überzeugt, daß ich nie vergessen werde, was ich Euch schuldig bin. Für jezt genüge Euch die Versicherung, daß ich, wenn wir den Kampf glücklich beendigt haben, Eurer Dienste so gedenken werde, daß es Euch nie gereuen soll, mir in diesem Kriege so redlich und eifrig gedient zu haben.“ Aber weder diese schönen Verheißungen des Königs, noch das Lob, das seine Kriegsgefährten ihm spendeten, vermochten Konrads düstern Sinn zu erheitern, denn immer noch war er ohne alle Kunde von Bruno und Gertrud. Weder die Zeit noch das Getümmel des Kampfes konnten seinen Schmerz lindern, nur seines Vaters prophetische Worte ließen die Flammen der Hoffnung nicht ganz in seiner Brust ersterben; auch zog ihn eine geheime Ahnung — denn Sehnsucht nach dem heimischen Boden, wo er ja fast Alles, was ihm theuer war, verloren hatte, glaubte er es nicht nennen zu dürfen — nach Schwaben zurück, und nur ungerne verweilte er noch länger bey Rudolphs Heer in Sachsen.

Da kamen aus Schwaben, von des Königes Anhängern Boten, welche ihn dringend um Hülfe baten, weil sie von den Feinden hart gedrängt würden. Schon waren viele Burgen gefallen, andre belagert, das Land aber weit und breit verwüstet. Doch in Rudolphs Gemüth, obwohl er am Tage der Schlacht den alten Muth bewährte, tobte noch immer ein verderblicher Zwiespalt, der auch jezt sich unheilbringend offenbarte. Vergebens drangen seine Freunde in ihn, herauszuziehen in sein Herzogthum, und der Feinde Wüthen Einhalt zu thun, als ob er sich scheue, die Gauen wieder zu sehen, die er fünfzehn Jahre lang als Herzog glücklich und hochgeehrt im deutschen Lande beherrscht hatte, verwarf er hartnäckig diesen Rath, und konnte nur dazu vermocht werden, eine Hülfe dahin zu schicken, mit welcher nun auch Konrad wieder der Heimath zuzog.

Der Frühling begann eben die Fluren mit neuem Grün zu schmücken, Blüthen und Blätter drängten sich aus den Knospen hervor, und der März-Sonne erwärmender Strahl schmelzte allmählig auch den Schnee, der in den Schluchten und Klüften der Gebirge bis jezt der Einwirkung der lauen Frühlingslüfte widerstanden war. Da ritt Konrad am Ufer der Rems, die noch immer die gelblichen, von Schneewasser angeschwollenen Fluten brausend dahin wälzte, der väterlichen Burg zu.

Sie stand noch unversehrt, denn bis jezt war des Krieges wilder Sturm noch nicht hierher gedrungen, der heldenmüthige Widerstand, den Pfalzgraf Hugo zu Tübingen den Feinden entgegensezte, hatte ihn aufgehalten. Aber der Pfalzgraf war hart bedrängt, und ohne Zögern gingen daher die von Rudolph gesandten Hülfstruppen weiter, um Tübingen zu entsetzen.

Allein die Kunde von ihrer Ankunft, und der kriegerische Ruf, der ihre Zahl vermehrte, hatte die Feinde schon hinweggescheucht, und jubelnd zog nun das Heer durch die Thore der befreyten Stadt.

Konrad eilte unverzüglich der Burg zu, freudig grüßend, flog Luitgard ihm entgegen, zog ihn in rascher Eile in des Pfalzgrafen Gemach, und siehe ihm entgegen trat mit ausgebreiteten Armen sein Bruder Bruno. Schweigend hielten beyde einander eine Zeit lang umarmt, bis Bruno seine Geschichte also anhub.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Stundenschlag.

Jegliche Stunde, die schlägt, schlägt dir von der Blume des Lebens,
Wo sie verpflanzt auch blüh', ohn' es zu ahnen, ein Blatt.
Nütze die Stunden, dieweil an der Uhr der Pendel noch schwanket,
Und, ist die Blume verblüht, lezt dich die labende Frucht.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Februar.

(Beschluß.)

Im Dorfe Barbados waren auf des Statthalters Befehl ungefähr 300 freye Neger versammelt, ein Theil von denen, welche die Engländer im vergangenen Kriege gegen die vereinigten Staaten in den südlichen Gegenden zum Aufruhr bewegt, und nach dem fehlgeschlagenen Unternehmen gegen Neu-Orleans nach den westindischen Inseln geführt hatten. Diesen wollte der Gouverneur den neuangekommenen Bischof der englischen Kirche vorstellen, und dieß geschah in der katholischen Kapelle, welches der Pater für diese Gelegenheit verstattete. Der Statthalter hielt seine Anrede in ächtem Neger-Englisch, und der Bischof folgte ihm mit einer herzlichen Ermahnung, und beschloß die Feyerlichkeit mit dem allgemeinen Segen. Der Pater machte viele Komplimente in gutem Andalusisch, die Neger freuten sich in ihrer Sprache, und die guten Indier standen da, stille, vor sich hinstarrend, und wußten nicht zu begreifen, was da denn vorgehen möchte."

Ich schließe mit einer Beschreibung des Kinderlebens. In dem veränderlichen Klima Großbritanniens, wo Kinder in Röcke, Mäntel, Mützen und Schuhe gehüllt werden müssen, kann man sich nicht leicht einen Begriff von der frühen Lebensentwickelung machen, die gewöhnlich bey den Kindern in Westindien Statt findet. Dort steht der fette kleine indische Bacchus schon zu zwölf Monaten auf den Beinen wie ein Mann, und starrt euch, statt der unachtsamen Leerheit im Gesichte unserer Kinder, mit dem gutmüthigen frechen Muth an, den Napirael seinem Kinde gibt. Sie tanzen im Kreise zwischen ihren arbeitenden Eltern herum, und bewerfen sich mit Koth, wie bey uns die Schulknaben mit Kastanien und Schneeballen. Ihre Naivetät ist außerordentlich, ein kleiner Junge lief gerade hinter mich, steckte den lockigen Kopf zwischen meine Beine, und sah mir mit unvergleichlicher Frechheit in's Gesicht; ein anderer kletterte mir auf den Rücken, um mir die Wangen zu streicheln. . . . . . Die Kinderstube ist ein einziger Anblick. Es ist ein großes offenes Zimmer, rings mit Krippen umgeben, in deren jeder ein nacktes Negerlein liegt, vom Neugebornen bis zum acht- oder neunmonatlichen Bengel, von dem kleinen schwarzen Pudding, bis zum großen Spanferkel hinan. Welch ein Geschrey, Gekreische und Gegrinse! die ehrwürdige Amme sizt mit ruhigem Gesichte in der Mitte, und gibt den Jungen Brey, wenn sie aus Hunger zu schreyen scheinen. Sie stopfen die Kinder wie die Puterhähne, indem sie sie auf den Rücken legen, ihnen einen Klumpen Essen in's Maul stecken, und dann mit dem Daumen und Zeigfinger hinunter arbeiten. Die Negerinnen thun dieß im Uebermaß, und sie wollen sich keines anderen überreden lassen, obgleich es allgemein bekannt, daß das Ueberfüllen der Kinder an der häufigen Sterblichkeit unter denselben Schuld ist. Der Verfasser (beyläufig gesagt, ein eifriger Anglikaner, der die Katholiken Ketzer und ihren Gottesdienst Götzendienerey nennt) gibt zwar zu, daß die Methodisten, bey dem bisherigen Mangel an Geistlichen von der englischen Kirche, oder an Eifer unter den vorhandenen, manches Gute unter den Negern geleistet; aber er tadelt sehr strenge das unter dieser Sekte herrschende Späherwesen, und warnt die Pflanzer sehr dringend gegen die Gefahr, den Sektengeist unter ihren Sklaven aufkommen zu lassen, welcher ihnen einst sehr verderblich werden müßte, und ermuntert sie daher die Erziehung derselben in der Anglikanischen Religion zu befördern, da jezt mehr Geistliche von derselben da sind, und dieselben unter der Aufsicht eines regelmäßigen Bischofs stehen! In dieser Warnung mag Vieles gegründet seyn, obgleich der Verfasser mir in Religionssachen gerechtes Mißtrauen gegen seine Meynung einflößt.

Die Erscheinung des neuen Romans von Scott ist durch den Bankerott seines Herausgebers, Constable von Edinburg, verzögert. Ich glaube Ihnen schon gemeldet zu haben, daß Sir Walter durch diesen Bankrott sowohl, als den seines Druckers Ballentyne, bedeutend verliert, ja daß man glaubte, er würde dadurch ganz zu Grunde gerichtet werden. Es scheint jedoch, daß er als ein vorsichtiger Schotte vorgebauet, und unter anderen schon vor einigen Jahren seinen schönen Landsitz zu Abbford seinem ältesten Sohne zugesichert hat. Uebrigens ist alles dieses nur noch Gerücht, und es ist noch nichts Zuverlässiges darüber in's Publikum gekommen.

Hr. Heilbronn, welcher, wie ich aus dem Morgenblatte und anderen Zeitschriften ersehen, auf seiner Durchreise in Deutschland mit der Stetter'schen Sammlung von Zeichnungen so großen Beyfall eingeerntet, befindet sich nun hier. Es ist nur Schade, daß Hr. Heilbronn in einem so traurigen Zeitpunkt hierher gekommen ist, und die Zeichnungen nicht trennen zu wollen scheint; denn unser Museum und andere öffentliche Kunstsammlungen scheinen nicht sehr geneigt dergleichen große Käufe zu machen, besonders wenn mit dem Kunstwerk kein großer Name verknüpft ist, und für Privatpersonen dürfte der Preis, den er dafür verlangt, eben jezt zu hoch seyn. Sollte Hr. Heilbronn damit nach Ungarn zurückreisen müssen, so hoffe ich, daß irgend ein deutscher Monarch das Prachtwerk an sich kaufen werde, das die Ungarn hätten nie von sich lassen sollen.

Im Theater von Coventgarden gibt man schon seit einigen Tagen ein nach dem Französischen bearbeitetes Drama, das zwar ziemlich besucht wird, aber dem guten Geschmack sehr zuwider ist, es heißt der französische Wollüstling.

Morlachi's Tebaldo e Isollina ist in der italienischen Oper zum ersten Mal gegeben und sehr gut aufgenommen worden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. März 1826.

Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dieß sind allein die besseren Bienen.

Gellert.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.
(Fortsetzung.)

Bureaukratische Wichtigkeit — Polizey.

Jede Klasse von Menschen, welche durch gemeinsame Beschäftigung vereint werden, nimmt gewisse charakteristische Sitten an. Das charakteristische Kennzeichen des bureaukratischen Standes ist ein Ansehen von Wichtigkeit, was sich jeder dazu gehörige gibt. Dieser so überaus lächerliche Fehler dient zwar besonders dazu, um die Mittelmäßigkeit oder Nullität zu decken; allein auch Männer von Geist und Verstand werden davon angesteckt, wenn sie eine Zeit lang in den Bureaus gelebt haben. In den Bureaus hat die Wichtigkeit ihren Sitz aufgeschlagen, und dieß ist leicht erklärlich. Vom Director bis zum Abschreiber hinunter spricht jeder im Namen des Ministers. Der Commis, welcher einen Brief an einen diplomatischen Agenten, an einen Präfekten, einen Generalprokurator u. s. w. ausfertigt, bedient sich immer der stolzen Sylbe: Ich — Ich befehle, Ich verordne u. s. w. So bildet er sich bald ein, daß sein Wille sich mit dem des Ministers vereint. Und der blinde Gehorsam, womit diese Befehle befolgt werden, bringt leicht bey dem Bureauchef, bey dem Commis, bey dem Abschreiber die Illusion hervor, daß von seinem Willen unser Wohl und Weh abhängt. Sie sind es, die im Namen Sr. Excellenz die Gensd'armen, die Douaniers, das Militair in Bewegung setzen. In den Audienzen, welche sie euch zusagen, bey den Nachweisungen, welche sie euch geben, fühlt ihre bureaukratische Eitelkeit beständig jenen Rückhalt, den sie haben, jene Ideenassociation, welche sie mit der Excellenz identifizirt. Daher das gestreckte Wesen, der schwerfällige Inquirententon, der noch durch ungeheure Register, Tabellen und Lehnstühle neues Gewicht erhält. Der Bittsteller wird durch diese Last von Wichtigkeit, welche aus Papierstößen neue Nahrung schöpft, erdrückt. Nehmt einem Bureaukraten seine Register, seine Tabellen, so verliert er sein Gleichgewicht, seine Sicherheit. Es ist Simson, dem man seine Locken geschoren hat. Aber hinter seine Foliobände verschanzt, fragt er wichtig nach eurem Namen und Vornamen, und nachdem er lange hin und her nachgeschlagen hat, sagt er endlich, stolz über seine scharfsinnige Entdeckung: „Da stehen Sie, Sie heißen N....," streckt den Hals und rückt die Halsbinde zurecht.

Es gibt ein schreckliches Wort, womit sich die bureaukratische Wichtigkeit bewaffnet; es ist das wohlbekannte: Ich habe keine Zeit! Dieß einzige Wort ist das Verderben der Bittsteller. Es ist besonders in den Bureaus gebräuchlich, wo man nichts zu thun hat. Ich kannte eines, worin sieben Personen waren. Der Chef übte sich auf der Violine, wobey ihm die entfernte Lage seines Kabinets zu statten kam. Der Unterchef nahm englischen Unterricht, von den beyden Commis zeichnete der eine Karrikaturen, der andere machte Vaudevilles. Der Diurnist machte Papparbeiten, der Bote Stickmuster und der Bureaudiener Westen und Hosen. Fand sich ein Bittsteller

ein, oder sonst Jemand, der Geschäfte hatte, so tönte ihm wie auf Kommando, ein siebenfaches gewaltiges: Ich habe keine Zeit! entgegen. Auch galt dieß Bureau für das fleißigste im ganzen Ministerium. Die bureaukratische Wichtigkeit liebt es ganz besonders; auf sich warten zu lassen. Die Vorzimmer, die Gänge sind voll von Wartenden, während die Bureaukraten pfeifen, ihre Federn zerdrücken, oder ihrem Nachbar ein Geschichtchen erzählen. Die Tabaksdose aber spielt eine Hauptrolle in der bureaukratischen Wichtigkeit. Die Zeit, welche der Bureaukrate braucht, um sein Taschentuch herauszunehmen, zu entfalten, es zu benutzen, wieder zusammenzulegen, dann die Dose herauszunehmen und bedächtig die Prise der Nase zu bringen, würde hinreichen, um alle rückständigen Geschäfte zu expediren. Um ihre Wichtigkeit zu vermehren, führen die Häupter der Bureaukratie ein Portefeuille, worauf mit goldnen Lettern zu lesen ist: „Ministerium des u. s. w." Oft ist dieses Portefeuille eben so leicht und leer als der Kopf Sr. Excellenz, aber die Einbildungskraft des Laien läßt ihn darin die Geheimnisse, die Schicksale des Staates vermuthen. Oft dient dieß wichtige Portefeuille dazu, um die Familie Sr. Excellenz mit dem goldberänderten Papier zu versehen, was dem Ministerium geliefert wird, und worauf die Gemahlin Sr. Excellenz ihre Balleinladungen schreibt. Diese Illusionen eigener Wichtigkeit entschädigt die Glieder der Bureaukratie für manche Entbehrungen, manchen Zwang, den ihnen die Polizeygesetze der Bureaus auflegt. Jeder, der in's Ministerium eingelassen werden will, muß dem Portier eine Karte vorzeigen, worauf sein Name, Grad und die Abtheilung, der er zugehört, angegeben ist. Das Gedächtniß und die Erfahrung wäre ohne Zweifel hinreichend, um den Schweizer die Angestellten von den Bittstellern unterscheiden zu lassen. Der Schäfer mag seinem Vieh rothe oder schwarze Zeichen ausdrücken, denn die Heerden können sich vermischen, aber nichts ist leichter als unter Menschen die, welche bezahlt werden, von denen zu unterscheiden, welche bezahlen. Jene unnütze Strenge zwingt oft den Commis, der in seinem Diensteifer seine Eintrittskarte vergessen hat, nach Hause zurückzulaufen, um sie zu holen. Und eben so oft gibt sie dem Faulen einen Vorwand für sein Ausbleiben. Um dieß leztere zu erschweren, hat man sogenannte Gegenwartstabellen (feuille de présence) erfunden. Vor neun Uhr muß man im Bureau seyn und seinen Namen auf jene Tafel schreiben, nach neun Uhr wird sie dem Generalsekretair gebracht, der die Abwesenden notirt. Auf jedes Ausbleiben ist eine Buße gesezt, die dann dem Commis von seinen Gratifikationen abgezogen wird. Solche pedantische Listen haben zur Folge, daß die Angestellten keinen andern Eifer haben, als den, zur Stunde da zu seyn, denn das Verdienst, was sie belohnt sehen, sind gute Beine und eine genaue Uhr. Die Pünktlichkeit ist ohne Zweifel eine gute Eigenschaft, allein die Hauptsache ist die Arbeit und die Güte der Arbeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

„Du wirst wohl begierig seyn zu vernehmen, wie ich, den du für verloren hieltest, hieher kam, theurer Bruder! vernimm die wunderbare Geschichte meiner Rettung, die du schon früher erfahren hättest, wäre es möglich gewesen, aus der so eng eingeschlossenen Stadt einen Boten abzusenden."

Nun erzählte Bruno, was wir schon wissen, wie er gefangen worden, und wie ihm der Winter so trüb verflossen sey, ohne daß er, troz seines häufigen und angestrengten Lauschens, auch nur einen menschlichen Laut in der Nähe seines Gefängnisses vernommen habe. „Endlich, da der Frühling in seine volle Blüthe getreten war, fuhr er fort, vernahm ich je zuweilen Jagdgetöse in der Ferne, und begann neue Hoffnung zu fassen. Eine bleyerne Platte, die ich in meinem Gefängnisse fand, wurde mittelst eines eisernen, an den Steinen geschärften, Nagels von mir überschrieben, und sehnsüchtig harrte ich auf das Näherkommen des Jagdgetöses. Mehrere Tage lang war mein Harren vergeblich; endlich vernahm ich dicht am Fuße meines Kerkerthurmes den Laut menschlicher Stimmen und stieß so kräftig als möglich die Platte durch die engen Gitter meines Gemachs, sie fiel mit Geräusch auf eine Steinplatte und gleich darauf vernahm ich die Worte: „„Schau doch einmal, Luithold, was da von dem alten Thurme herabfällt!"" — „„Weiß her, antwortete eine andere Stimme, eine Bleyplatte; was mögen wohl die in sie eingegrabenen Züge bedeuten? Komm, laß sie uns dem Dorfpfaffen bringen, der kann sie uns vielleicht erklären!"" Die Sprechenden entfernten sich, und ich sah mit gespannter Erwartung der Entwicklung meines Schicksals entgegen. Doch eine Woche verging und kein Retter nahte; allmählig verlor die Hoffnung sich wieder und machte von Neuem dem tiefsten Kummer Platz, da öffnete sich einmal ganz zur ungewöhnlichen Zeit meine Thüre und herein trat der Pfalzgraf hier, von mehreren Bewaffneten begleitet. Doch wie er zu mir kam, soll er dir selbst erzählen."

Hugo begann also: „Die Finder der Platte, Landleute von Simmersfeld, unweit dessen die alte Burg, die Bruno'n zum Kerker diente, im Waldesdickicht lag, brachten ihren Fund dem Priester ihres Orts. Dieser redliche Mann hatte kaum die Worte auf der Platte gelesen, als er sie durch einen vertrauten Boten nach Beutelsbach schickte;

hier mochte man seiner Erzählung nicht recht glauben und sandte also den Boten mir zu. Ich machte mich nun mit etlichen Knappen auf, eine Jagd vorwendend, kam hierher und konnte der Burg mich leicht bemeistern, da außer Bruno's Kerkermeister und dessen Gattin kein Mensch dieselbe bewohnte. Das Weib ließen wir laufen, den Mann aber führten wir mit uns, hoffend, von ihm den Namen des Schändlichen zu erfahren, der deinen Bruder eingekerkert hatte. Aber kaum waren wir eine Viertelstunde von der Burg entfernt, als der Kerkermeister, fürchtend, die Folter würde ihm das bisher beharrlich verweigerte Geständniß erpressen, eine günstige Gelegenheit ersah, an einem mit Gebüschen bewachsenen Felsen hinabrutschte und in einer tiefen Waldschlucht verschwand, ohne daß wir ihn wieder erforschen konnten."

„So, fuhr nun Bruno, des Bruders Hand ergreifend, fort, ward ich wieder frey und darf, was ich im Kerkerdunkel oft kaum mehr zu hoffen wagte, euch wieder sehen, und so wirst auch du, mein Konrad, deine Gertrud einst wieder erblicken!" — „Das gebe Gott, entgegnete der Ritter, weiß ich doch nicht einmal, ob sie nur noch unter den Lebenden weilt, ob sie nicht gar — er hielt, erschreckend vor dem, was er eben aussprechen wollte, inne — aber Bruno, der den Sinn der nur halbvollendeten Worte wohl verstand, rief ihm zu: „Frevle nicht an deiner Geliebten, da kennst du ihr treues Gemüth zu wenig, wenn du wähnst, sie werde dich einem Andern, stehe er auch so hoch er wolle, aufopfern! Kein Mißtrauen, keinen Kleinmuth, die Nacht des Unglücks beginnt zu entweichen, des Glückes heiterer Morgen bricht an! Horch wie heilweissagend und meine Worte bestätigend der Glocken heller Klang von der St. Georgenkirche zu uns herauf tönt! Er ruft uns zum Dankfeste für die Befreyung der Stadt von Feindesnoth, drum auf, hinab zum Heiligthum des Herrn.

Sie gingen und wohnten dem Siegesfeste bey, dem ein fröhliches Mahl folgte, das spät in der Nacht erst endete. Einige Wochen verstrichen für Konrad zu Tübingen schnell und ziemlich heiter, da seine Zeit zwischen den für den bevorstehenden Feldzug nöthigen Vorbereitungen und dem tröstenden und erquickenden Umgang mit seinen Geschwistern getheilt war, darauf zog er mit dem schwäbischen Heere aus, um die Gegenden an der Donau dem Feinde wieder abzugewinnen.

6.

Schon war manch blutiges Gefecht geliefert, manche friedliche Burg erobert und zerstört worden, als zu Ende des Mai-Monats das schwäbische Heer in den Besitzungen des Grafen Leutolds von Dillingen anlangte, die nun für ihres Gebieters Anhänglichkeit an Heinrich schwer büßen mußten. Eine der festesten Burgen des Dillingers lag auf einem Felsen, am Gestade der Donau, da wo jezt die Stadt Donauwörth sich erhebt, wo aber damals nur etliche niedrige Fischerhütten standen; hierher hatten die geschlagenen Krieger des Grafen sich zurückgezogen, und glaubten, auf ihrer Mauern Stärke trotzend, und auf Heinrichs nahe Hülfe hoffend, den herannahenden Sturm furchtlos erwarten zu können. Mit stolzem Hohne sahen sie die feindlichen Schaaren das feste Schloß umringen, mit verachtendem Spotte riefen sie ihre Anträge, sich zu ergeben, zurück, und mit aller Macht begannen nun Rudolphs Mannen die Belagerung.

Vor allen zeigte Konrad, dem Bruno's Aeußerungen den Verdacht beygebracht hatten, als sey Leutold Gertrudens Räuber, und der doch noch auf keiner von des Dillingers eroberten Burgen seine Geliebte gefunden hatte, den größten Eifer; aber auch seinem Muthe stellten die steil abgeschnittenen Felsenwände, die von drey Seiten des Berges emporragend das Schloß trugen, und die zweyfache, durch Gräben und Zugbrücken wohlverwahrte, mit starken Thürmen versehene Mauer, auf der vierten, einzig zugänglichen Seite, unübersteigliche Hindernisse entgegen. Etliche Stürme, welche die Belagerer versuchten, wurden abgeschlagen, und beunruhigt von der Kunde, daß Heinrich zum Entsatz herannahe, drangen nun mehrere Anführer auf den Abzug, ein Vorschlag, welcher von der Mehrzahl bereitwillig angenommen ward, und am nächstfolgenden Tage schon in Vollziehung gesezt werden sollte.

Mißmuthig über diesen Entschluß, der mit seinen Hoffnungen und Entwürfen so wenig übereinstimmte, begab sich Konrad aus der Reichsversammlung in sein Zelt, doch bald trieb's ihn auch von hier weg in das Freye hinaus. Da stand er nun und betrachtete traurig des Dillingers Feste, deren Fenster vom Licht der untergehenden Sonne vergoldet, herrlich glänzten. Ihm war's als strahle aus diesem Glanze Gertrudens leuchtendes Augenpaar ihm entgegen, als brächten die hellen Klänge des Burgglöckleins, das eben zum Abendgebete rief, ihm ihre Grüße herab. Ha! rief er, wenn sie da droben gefangen wäre, wenn diese Burg meines Gegners mein theuerstes Kleinod verschlösse! — Und ich soll abziehen, morgen schon abziehen! Jene starren steilen Felsen, jene mächtigen, hochbethürmten Mauern trotzen meiner Gewalt, jene starken Thore wollen sich meiner Sehnsucht so wenig aufthun als meinem Zorn! Gibt's denn kein Mittel, sie zu öffnen!

In trauriges Sinnen versunken wandelte Konrad hin und her, mehr als einmal noch nach der Burg die sehnsüchtigen Blicke erhebend, bis der Glanz, der sie beleuchtete, verschwunden war, und die hohen Massen trüb auf ihn herabschauten; dann kehrte er mit schwerem Herzen heim in sein Gezelt, wo erst spät auf sein kummervolles Haupt sich der Schlummer senkte. Das laute Getümmel des aufbrechenden Heeres erwartete ihn nach kur-

zer Zeit wieder, und bald verließ er mit demselben die Stätte, welche er mit so frohen Hoffnungen betreten hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 29. Januar.

Maria Stuart.

Es zeigt sich sogleich bey der ersten Betrachtung, daß vom Don Carlos an bis zur Jungfrau von Orleans hin die Grundlage für alle Schiller'sche Gestalten die katholische und protestantische Welt in ihrem langdauernden Kampfe sey; und daß der Dichter diesen Inhalt in den welthistorischen Personen selber, die ihn durchkämpften, darstellt, bezeugt schon den großen Genius, den viele jezt herabzusetzen bemüht sind, weil ihnen, obschon sie über ihm zu stehen meynen, sowohl der Genius Aehnliches in anderen Gebieten in's Leben zu rufen, als auch die Kraft fehlt, das Werk des Genius, wenn er auch nicht mehr ihr Innerstes und Eigenstes ausspricht, zu genießen oder zu würdigen. — Im Don Carlos tritt die neugeborene protestantische Welt, indem sie sich ihre feste Existenz noch nicht erstritten hat, noch als Jüngling im ersten wirklichkeitslosen Schwärmereifer auf, als Zweck und Absicht, die durch sich selber untergeht, doch im Wallenstein hat sich der Manneskampf der neuen Weltgestaltung mit der alten schon sechzehn Jahre blutig fortgewälzt; Wallenstein will ihn enden, aber daß er weder der einen noch der andern Welt ganz angehört, daß er, beyden furchtbar, dennoch beyde in sich vereinigt, während er den Zweck keiner von beyden, sondern seiner eigenen durch erzwungenen Frieden erreichen will, diese Schuld richtet ihn zu Grunde. Dadurch ist aber jezt der Staatsstreit, der Kampf um die weltliche Existenz beendet, der Protestantismus hat auf Erden Raum gewonnen; er ist anerkannt, und das feindliche Nebeneinander beyder Grundlagen der modernen Welt wird jezt der Boden, auf welchem sich einzelne Leidenschaften der Staatsherrschaft, der Ehe und Liebe, wie sie sich unterschieden in der katholischen und protestantischen Welt gestalten, einander bekämpfend gegenüberstehn. Indem auf diese Weise beyde Weltbildungen aus dem Streit um ihre allgemeine Existenz in die Innerlichkeit des **Gemüthes**, das sie zu den seinigen macht, zurückgehn, ist es ein großer Zug des Dichters, hier die königlichen **Frauen** auftreten zu lassen. Beyde haben denselben Inhalt: den Thron von England, die Liebe, die Ehe, aber unter den entgegengesetztesten Formen, und dieß ist der nothwendige Grund ihres unversöhnlichen Hasses, den nur die katholische Maria, sich selbst bezwingend, aufgibt. Denn diese Selbstbezwingung, diese Unterordnung ihrer selbst unter die Gebote ihres Glaubens ist der allgemeine Grundzug, der sie von der protestantischen Jungfrau unterscheidet, die auf der Spitze des Protestantismus stehend, sich und ihre Zwecke als Höchstes und Leztes weiß und vollführt. In Maria erscheint uns der Katholicismus noch in aller Reinheit: als fester Glaube, der aber alles Göttliche dem Menschen noch in sinnlicher Gestaltung offenbart, noch nicht in der Form des eigensten, innersten Wissens des Menschen von sich selbst; dann sehn wir in Betreff auf weltlichen Inhalt ein Gemüth, das sich in Rücksicht des Staats, der Ehe, der Liebe, unverholen seinen Trieben und Neigungen überließ, aber die Schuld, in welche es dadurch gerieth, leztlich durch strenge Buße, durch innerliche Bekehrung, um sich mit Gott wieder auszusöhnen, zu vertilgen strebt. Mit diesem frommen Streben sehn wir Maria sogleich auftreten, und so ist auch ihr lezter weltlicher Wunsch nur, der Ungerechtigkeit des Kerkers zu entfliehen, und einem liebenden Freunde das nun reine Herz, die nun reine Hand zu bieten. Aber die schwere Jugendschuld zieht sie in's Grab hernieder, und den Tod mit dem Tode büßend, erringt sie das Himmelreich. — War nun Maria ganz Herz und Gemüth, so finden wir in Elisabeth nur Verstand, der sich, weder göttlichen noch menschlichen Geboten sich unterordnend, als selbstherrschender König weiß, und indem er nur die Larve der Demuth annimmt, die Zwecke seiner Herrschsucht, ohne sie jemals aufzugeben, rastlos verfolgt. Gegen die unverholene naive Weise, mit welcher Maria sündigt, sehen wir in Elisabeth Heucheley und scheinheilige Jungfräulichkeit. In der Liebe gab sich Maria rücksichtslos hin — Elisabeth entreißt sich staatsklug ihren Armen, um staatskluge Bande zu knüpfen, und zeigt doch wieder gleißnerisch in der Ferne ihren geheimsten süßesten Lohn, den sie selbst gern ernaschen möchte; sie spielt eitel und selbstsüchtig mit den Herzen, die sich ihr weihn. — Diese beyden Hauptgestalten bestimmen auch den Charakter der Zwischenfiguren, der Versuch, beyde Seiten in sich zu vereinen, richtet sowohl Mortimer als Graf Lester zu Grunde. Wie Maria und Elisabeth, ganz so stehen in ihrer Sphäre sich Mortimer und Lester gegenüber; der brausende Jüngling zerschellt an der Eisscholle Lester. Um Elisabeth reihn sich, beydes aber als individuelle Gestalten, Burleigh in gesinnungsloser Staatsklugheit, Talbot als der Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit, da Elisabeth zwar einerseits aus politischen Gründen, aber ebensosehr aus persönlichen Gehässigkeiten das Todesblatt unterschreibt, ohne Reue, gestraft nur dadurch, daß sie zulezt einsam und verlassen mit ihrem kalten eisernen Herzen allein dasteht — trauriger Sieg des Protestantismus überhaupt, wenn er sich auf die Spitze dessen stellt, was ihn vom Katholicismus unterscheidet, weßwegen er sich mit ihm bekämpft, und ihn besiegen muß. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 60:

Grillparzer.

Charade.

Drey Sylben.

Erste Sylbe.

Im Sommer braucht man's kaum, etwa um Holz zu führen
Vom Bergwald her; der Winter ist der Mann,
Der bringt es erst mit Ehren an,
Wo Kinder, Herrn und Frau'n es lustig oft regieren.

Das andre Sylbenpaar? — Ein Kleidungsstück. Entbehren
Kann man's nicht leicht, zumal bey strenger Winterszeit:
Das Ganze — hat damit wohl Aehnlichkeit;
Doch dient es weniger zur Nothdurft als zur Freud',
Und wird im Sommer dir umsonst den Fuß bewehren.

— o —

Druckfehler.

Nr. 57, S. 226, Sp. 1, Z. 12, v. u. st. Kochheim l. **Forchheim**. Nr. 57, S. 226, Sp. 2. Z. 2. v. u. st. riesigen l. **eisigen**. Nr. 60, S. 239, Sp. 1. Z. 22. v. o. st. Freuden l. **Frieden**. Nr. 62, S. 246, Sp. 2. Z. 3. v. o. st. spuckten l. **zuckten**. Nr. 62, S. 246, Sp. 2. Z. 1. v. u. st. prahlende l. **strahlende**.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. März 1826.

Brächte mein liebendes, sehnendes Ach
Doch ein gefälliger Zephyr ihm nach!
Wäre nur leicht und geflügelt mein Kuß,
Brächt' er wohl stündlich ihm freundlichen Gruß.

Blumauer.

Konrad und Gertrud, oder die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

In öder Stille lag nun die grüne Aue da, wo noch vor Kurzem die Zelte der Belagerer sich erhoben hatten, desto lauterer Jubel ertönte dagegen auf Leutolds Burg, wo die erfreuten Krieger nun ihren Sieg bey vollen Bechern feyerten. Prahlendes Selbstlob und roher Spott über die Entflohenen wurden dabey so wenig als der Wein gespart, und im trunkenen Muthe, die Ueberzahl der Gegner verachtend, beschloß man zur Vollendung des Siegs den Schwäbischen nachzueilen. Keiner wollte bey dieser Siegesfahrt zurückbleiben, und mit Mühe brachte es der Burgvogt dahin, daß wenigstens etliche, aber freylich die ältesten und schwächsten Krieger, ihm zur Bewachung der Veste zurückgelassen wurden. Die Andern ritten rasch und lustig fort, und bald entzog ein Hügel sie den Augen der Zurückbleibenden.

Sie mochten etwa drey Stunden fort seyn, da erschien vor dem äußern Burgthor ein großer Mann, ältlichen Ansehens, mit starkgebräuntem Gesicht und einer Binde vor den Augen, ein hübscher, blondlockiger Jüngling geleitete ihn. „Ich bitt' Euch, laßt mich ein, sprach er wimmernd zum Thorwart, da draußen muß ich verschmachten, die verruchten Schwäbischen haben mich geblendet und in's Elend gejagt; hätt' ich da meinen Sohn nicht zum Begleiter, ich wäre schon umgekommen. Das sind rechte Unholde, aber ich hoff', es wird ihnen vergolten werden; als wir droben auf dem Hügel waren, hörten wir Kampfesgetümmel, und mein Kuno sagte mir, die Eurigen seyen hinter Rudolphs Kriegern her und hieben tüchtig unter sie ein." — „Das will ich glauben, rief der Thorwart freudig aus, die werden den feigen Flüchtlingen warm machen! Kommt doch einmal herein zum Burgvogt und erzählt da, was ihr von unsern Leuten und den Schwäbischen wißt."

Der Blinde und sein Sohn traten ein und wurden zum Burgvogt geführt, der halbtrunken hinter einem eichenen mit Krügen und Bechern bedeckten Tische saß. Er hörte ebenfalls mit vielem Vergnügen die Mähr der Fremden und ließ ihnen Wein und Speise vorsetzen.

Zur Würze des Mahls erzählte er ihnen mit geläufiger Zunge von seinen frühern Kriegsthaten und war eben an der Beschreibung der blutigen Schlacht am Unstrutflusse, als ein hereintretender Knappe ihn unterbrach. „Drunten, Herr Vogt, begann dieser, am äußern Rande des Burggrabens im Gebüsche läßt sich ein jämmerliches Aechzen hören! Aber der Thorwart will die Pforte nicht öffnen, es sey Abend, sagt er und nicht mehr geheuer." — „Der alte Hasenfuß! entgegnete der Burgvogt, er soll sogleich aufmachen und dann gehen Zwey von euch hinaus und sehen, was das Aechzen zu bedeuten hat."

Der Knappe trat ab und der Vogt setzte seine Erzählung fort, als auf einmal drunten am Thore sich ein lautes Geschrey nach Hülfe erhob. Jetzt sprang er erschrocken

auf, aber zu gleicher Zeit erhob sich rasch auch der Blinde, die Binde abreißend und rief: „Nicht von der Stelle, oder du bist des Todes!“ Der Burgvogt wollte dem Zurufe nicht gleich gehorchen, aber der Fremde faßte ihn mit kräftiger Faust, band ihm, da er sich noch immer sträubte, mit seinem Gürtel die Hände, befahl seinem Begleiter, ihn zu bewachen und eilte dann, ein in dem Gemache hangendes Schwert ergreifend, hinab in den Burghof. Aber schon auf der breiten, steinernen Treppe des Herrenhauses kam ihm ein Knappe entgegen und rief ihm zu: „Wir sind schon mit den Burgleuten fertig, edler Herr, den beyden Knechten, welche auf mein verstelltes Wimmern herauskamen, warfen wir Schlingen um den Hals und rissen sie rücklings nieder, indeß stürmten etliche von uns das Thor und entwaffneten die Uebrigen!“ — „Bringt sie herauf,“ entgegnete der Fremde und kehrte in das eben verlassene Gemach zurück. Die Gefangenen kamen und wurden nebst dem Burgvogt nun befragt, ob sie nichts von einem hier gefangen gehaltenen Fräulein wüßten. Sie schwiegen, aber die verlegenen Blicke, welche sie dem Vogte zuwarfen, bestärkten den Fremden in seinem Verdachte. „Freyheit und reicher Lohn, sprach er, soll euch werden, wenn ihr mir die Wahrheit sagt!“ Keiner gab einen Laut von sich; da sprang der Fremde wild auf und rief: „Wohlan, so sollen Martern von euch das Geständniß erpressen! Auf, Knappen, sucht die Folterkammer auf und quält sie dort so lange, bis sie gestehen!“

Als die Knappen Anstalt machten, ihres Herrn schrecklichen Befehl zu befolgen, entfiel mehreren Gefangenen der Muth und sie gestanden, daß sie von der Anwesenheit eines Fräuleins auf der Burg wüßten. „Wo ist sie, rief der Fremde rasch und freudig aus, führt mich zu ihr.“ und durch etliche dunkle niedere Gänge gelangten sie in ein mit Gitterfenstern versehenes Gemach. Da saß, den Kopf auf die Hand gestüzt und das blasse Antlitz gegen den Boden wendend, Gertrud; erschrocken fuhr sie auf, als sich die Thüre öffnete. „Gertrud!“ rief der Fremde mit ausgebreiteten Armen auf sie zueilend und mit den Worten: „Mein Konrad!“ fiel ihm die Jungfrau um den Hals.

So hielten sie sich einige Minuten lang schweigend umfaßt, bis endlich Konrad das Stillschweigen brach und Gertruden um ihr bisheriges Geschick fragte. Sie war wirklich durch Leutolds Leute geraubt und hierher geführt worden. Der Graf empfing sie voll Zärtlichkeit, sie aber stieß ihn mit Abscheu zurück, worauf er sie in dieß Gemach bringen ließ, mit der Drohung, hier müsse sie bleiben, bis sie seinen Wünschen nachgebe. „Doch sprich, mein theurer Konrad, endete die Gräfin ihre Rede, wie erfuhrst du, daß ich hier schmachte, wie kamst du hier herein? Ich hörte wohl seit etlichen Tagen Kriegslärmen um die Burg, aber erst heute früh noch sagte mir der Burgvogt, die Schwäbischen seyen sieglos abgezogen.“ — „So ist's auch, entgegnete Konrad, aber die Burgleute waren so unbesonnen, uns nachzusetzen, und das gerieth ihnen gar schlecht, sie wurden umringt und schwerlich wird auch nur Einer von ihnen entkommen seyn. Denn des Gefechtes Ende erwartete ich nicht; mir fiel es plötzlich ein, wie gut ich dieß Ereigniß, um in die Burg zu kommen, würde benützen können, und darum eilte ich mit meinen Leuten rasch hierher, verbarg sie in dem Gebüsche unten am Berge und ging, nachdem ich das Nöthige mit ihnen verabredet hatte, von einem meiner Knappen begleitet, in dieser Vermummung, in der du mich hier siehst, in die Burg.“

Ein kriegerischer Lärmen unterbrach hier den Ritter. Erschrocken fuhr Gertrud zusammen, er aber, sie beruhigend, sprach: „Fürchte dich nicht, meine Theure, das sind unsere Leute! Sie haben die Dillinger geschlagen und wollen nun die wehrlose Burg bestürmen. Hörst du, schon hat das wilde Geschrey ein Ende, dagegen schmettern siegjubelnd die Trompeten! Auf, unsern Freunden entgegen.“

Konrad hatte Recht gehabt; die Schwäbischen waren's, welche nach siegreichem Kampfe mit Leutolds Kriegern vor die Burg gezogen waren, die ihnen natürlich sogleich geöffnet wurde, und in der nun das Kriegsvolk sich mit den geraubten Vorräthen gütlich that.

(Der Beschluß folgt.)

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Die feuilles de présence hatten zwar die Folge, daß um neun Uhr die Bureaus voll und Jeder an seinem Platze war; allein bald nachher entwischten die Commis, indem sie irgend ein Zeichen ihrer Gegenwart daließen, ihren Hut, Regenschirm u. s. w. Der Minister, welcher die große Erfindung der feuilles de présence gemacht hatte, erfuhr einst zu seiner großen Kränkung von seinem Sekretair: daß er um Mittag in den Bureaus dreyhundert Hüte, aber keinen Commis gefunden habe. Sr. Excellenz kam auf die kühne Idee, die Gegenwartstafel um zwölf Uhr, um zwey Uhr und um vier Uhr zirkuliren zu lassen. Nun fanden sich die Angestellten pünktlich zu diesen Stunden ein, in der Zwischenzeit aber war Niemand zu finden, oder arbeitete wenigstens Niemand.

Es gibt indessen einige Zerstreuungen für die Langeweile der Arbeitsstunden. Die angenehmste ist das Lesen des Journals und das Frühstück. . . . Nirgends wird das Journal wohlfeiler gehalten und genauer, vom Titel bis zum lezten Buchstaben, gelesen und kommentirt als in den Bureaus. Alle Commis vom selben Corridor vereinen sich, um das Journal zu halten. Das Loos bestimmt den Glücklichen, der es zuerst liest, und den noch Glücklichern, der es zulezt behält. Sonst fanden große Debatten über

die Wahl des Blattes Statt; jezt bleibt keine andere Wahl als zwischen dem Moniteur und der Etoile. Der Moniteur wird mehr in denjenigen Bureaus gelesen, welche zum Rechnungswesen gehören, weil hier die Versetzungen und Absetzungen seltner sind. Dagegen in den meisten andern die Angestellten in beständiger Furcht, ihren Platz zu verlieren, auch in den kleinsten Dingen, eine fanatische Loyalität zeigen zu müssen glauben, und deßhalb die Etoile vorziehen. Mit Zittern finden sie ihre literarischen Artikel vortrefflich, mit Zähneklappern bewundern sie den gesunden Menschenverstand in ihrer Politik, und der durch Reformen stets erneute Schrecken der Angestellten vermehrt die Zahl der Subscribenten jenes Blattes.

Mit dem Lesen des Journals wird gewöhnlich das Vergnügen des Frühstücks verbunden. Die sparsamern Commis bringen ihr Stück Brod nebst einigen Früchten und eine Strohflasche mit Wein in der Tasche mit. Die Verschwender gehen in's nächste Kaffeehaus und verzehren ihr Beefsteak oder gar eine Tasse Chokolate. Die meisten aber verlassen sich auf den Portier des Ministeriums, der selbst eine kleine Restauration hält und das bureaukratische Heer mit Coteletts und Fricandeaus versieht.

Die Entlassung des Ministers.

Sie wünschen, daß ich Ihnen ein Bild entwerfe von dem, was im Innern des Ministeriums bey der Entlassung des Ministers vorgeht. Man muß vom Ministerium gekostet haben, um zu begreifen, welchen unmäßigen Schmerz man empfindet, wenn man es verlassen soll. Der Minister ist, bis auf die Unsterblichkeit, eine Art von Halbgott. Er befiehlt und Alles beugt sich. Sogar unter der vollen Wirkung der Charte stößt er selten an die Gränzen seiner Macht. Die Atmosphäre, in welcher der Minister lebt, ist nicht die der andern Menschen, sie ist ganz mit Weihrauch gefüllt, und wie die Gegenstände im Wasser erscheinen, so verkürzt diese Atmosphäre die Menschen in den Augen des Ministers. Wie klein von Gestalt auch die Excellenz sey, seine Nebenmenschen reichen ihm doch nur bis an die Schenkel. Kurz der Minister lebt gleichsam in einem Dampfbad, worin er Glück und Freude ausdünstet. In dem Augenblick, wo diese entzückende Illusion verschwindet, wo der Halbgott, gezwungen, wieder zum Menschen wird, fühlt er eine Beängstigung, ein inneres Reißen, was sich unmöglich beschreiben läßt. Wie man kräftige Körper gegen den Tod kämpfen sieht, so klammert sich die Seele Sr. Excellenz an das ministerielle Leben fest. Die Stunde der Ungnade hat schon geschlagen, der Minister allein hat sie nicht gehört. Wenn die Sachen sich diesem Augenblicke nähern, so drückt die Gegenwart des Ministers seine Umgebung, stört die Unterhaltung, und ohne genau zu wissen warum, ist Sr. Excellenz sich selbst zur Last. Sie fühlt eine unbestimmte, aber sehr wesentliche Unruhe, die sie nicht recht zu erklären weiß. Sie fühlt sich unbehaglich, und dieses Gefühl erstreckt bald seine Wirkungen auch auf die Geschäfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 29. Januar.

(Fortsetzung.)

In der heutigen Aufführung waren nur Mad. Stich und Herr Beschort Maria und Talbot, alles übrige blieben leibige Versuche, den Schiller'schen Geist in's Leben zu rufen, aber mißlungene Versuche; bey Burleigh (Herrn Bessel) schon verjährte, so daß darüber kein Streit mehr anzufangen, bey Lester (Herrn Krüger) und Mortimer (Herrn Krüsemann) dagegen ganz neue jugendlichste Versuche. Herr Wauer (Paulet) hat das richtige Bewußtseyn, daß in der Tragödie, und besonders in der Schiller'schen, weder wie in Theegesellschaften noch wie in Bierschenken müsse gesprochen werden, er bemüht sich deßhalb um einen ganz löblichen pathetischen Ton, und würde, wenn er nur nicht bisweilen gerade das Unbedeutendere pathetisch hervorhöbe, auch im Trauerspiel, wie in der Komödie und Oper, eine Lücke nützlich ausfüllen. — Madame Stich beurkundete sich schon in ihrem ersten Auftreten als Künstlerin, indem sie als ersten Schimmer jezt schon durchblicken läßt, was erst im lezten Akt glanzvoll hervorstrahlt, die katholische Frömmigkeit, das Streben nach Versöhnung mit Gott. Sie scheint vom Gebete zu kommen, still, gefaßt, ohne weltliche Wünsche, ergeben, und da sie sich selbst in sich gereinigt hat, voll königlicher, aber zugleich durch die Demüthigung vor Gott bescheidener Würde, welche sie den neuen Gewaltthätigkeiten ruhig entgegensezt. Aber sie ist noch nicht ganz vom Leben geschieden; doch die Wünsche, die sie daran fesseln, ziehn das Kirchengewand ihrer eben vollbrachten Andacht an, und erscheinen in der ganzen Scene mit Ritter Paulet, alle unter der Form ruhiger, gefaßter Frömmigkeit. So läßt sie sich auch, ohne zu erzürnen, und ohne schmerzlich in sich bewegt zu werden, von Paulet, in Rücksicht Mortimer's sagen: „Lady, an dem geht Eure Kunst verloren!“ Denn alle ihre frühere Schuld hat sie heut schon selber sich vorgeführt und bitter bereut. Es ist der Jahrestag des Todes ihres Gatten. Aber sein Schatten, der aus der Gruft emporsteigt, erschreckt sie nicht (wie es wohl andere Künstlerinnen darstellen), denn es ist eine längst gewohnte Gestalt, welche sie heut schon oft erblickt, so haben hier weder Furcht noch Schrecken Sinn, und auch nicht der Ausdruck einer maßlosen Reue, denn Maria kommt vom Gebet, andächtig in Gott versenkt, nur der stille Zug eines tiefen ruhigen Schmerzes, die Ahnung, diese Schuld werde sie mit dem Leben zahlen müssen, haben hier Raum. Mad. Stich ist meisterhaft in dem allgemeinen Grundton der Ruhe, den sie in allen diesen Scenen bewahrt hält. Maria ist hier ganz leidenschaftlos, und mit sich in Einklang. Erst Mortimer lockt sie wieder in's Leben hinaus. Und dieser plötzliche Uebergang zur freudigen Lebenshoffnung gelang besonders dadurch, daß er auch nicht leidenschaftlich, sondern von jenem Grundton, welcher der ihres ganzen jezigen Lebens ist, durchklungen war, und er steigerte sich nur zum freudigern sehnsuchtvollsten Schmerz, als sie durch die Darstellung dessen hingerissen wird, was ihr bey der heutigen Andacht fehlte — Kirche und Priester. Dieß ist der frische Lebensteppich, den sie betreten möchte. Als nun aber der heftige Jüngling aus diesem Himmelshintergrund die ersten Strahlen seiner Liebe hervor

leuchten läßt, wie würdevoll, aber duldend blickte da Maria zur Erde, nur einen strafenden Blick sandte sie zu dem Kecken hinüber, aber es war nur ein Blitz, der ihn nicht treffen durfte, denn von ihm hoffte sie ja jezt die nächste Erfüllung ihrer liebsten Wünsche. Nur der Ausdruck einer Stelle befriedigte uns nicht ganz. Mortimer will der Königin das Todesurtheil ankündigen, sie kommt ihm zuvor, und zeigt sich gefaßt, fortdauernde Gefangenschaft als den Ausspruch der feindlichen Richter zu erfahren; nun spricht Mortimer das Lezte, Schwerste aus — Maria hörte es nur erstaunt. Dieß scheint uns nicht ganz richtig: im ersten Augenblick muß sie davor erschrecken, denn die Vorstellung, öffentlich durch das Beil des Henkers zu sterben, durchfährt zum ersten Male schauernd ihre Seele. In den späteren Fragen mag dann das Erstaunen, der Zorn gekränkter Würde folgen, aber der Schreck muß vorausgehn, weil sie sich nachher selbst zu beruhigen sucht: „mein Mortimer; Euch blendet eitle Furcht.“ Begönne sie mit diesen Worten, so wäre der Schreck nicht möglich, aber sie endet damit, gleichsam um sich selbst zu beschwichtigen. Und so kann sie denn später wohl mit Sicherheit, mit Fassung und Ruhe, ja mit Verständigkeit und Würde die Unterhaltung mit Burleigh aushalten. Denn Maria ist sich gegen Elisabeth keiner Schuld bewußt, und der Eifer ihrer Unschuld darf sie deßhalb bis zu einem edlen Zorne gegen den Feind und Unterdrücker führen.

Wie der erste Akt auf diese Weise der Maria, so ist der zweyte der Elisabeth und der Heucheley ihrer Herrschsucht, ihrer Liebe, und ihres Hasses gegen Maria gewidmet. Aber Mad. Schröck kann nie eine Darstellerin der protestantischen herzlosen Königin werden. In den ersten Scenen suchte sie die strenge königliche Würde mit vieler Herrschaft über sich selbst zu behaupten, aber sie kann dem Ton ihrer Stimme, diesem gefühlvollen, schwermüthigen, fast sehnsüchtigem Klange nicht gebieten, und so gelingt ihr auch, die Heucheley gegen sich und andere, nur auf sehr beschränkte Weise darzustellen, obgleich dieser Akt noch in der Darstellung der bessere war.

Der dritte Aufzug, wie sehr er auch mag verschrieen seyn, wird für beyde Königinnen der Hauptakt, denn was sie sind, dieß weite ausgeführte Gemälde des ganzen Stücks, faßt sich hier in einen Punkt zusammen. Ihre Bewegung muß nothwendig ihre Entzweyung werden. Aber die Aufführung konnte wieder nicht ganz befriedigen. In der ersten Scene mit der Amme, wo Maria in neuem, vollsten frischen Lebensjubel hinaustritt, und wie erwachend aus dem Traume ihres Klosterlebens, die Freuden ihrer Kindheit, ihrer Jugend in ihrem Innern Aufleben fühlt, tönte es leider durch Mad. Stich's Stimme, daß die Deklamation nur Deklamation, nur gemacht und erkünstelt sey; es ließ sich zugleich hören: so will ich's sprechen, so muß, meinen Ansichten nach, in dieser Stelle die Freude Maria's ausgedrückt werden, wie es Mad. Stich überhaupt öfter geschieht, daß sie statt des lebensvollsten Spiels oft nur ihre Reflexionen über die lebensvollen Gestalten, die sie darstellen soll, zur Erscheinung kommen läßt. In diesem Bruche bleiben Schauspieler und Dichterwerk geschieden, wie die pragmatische Geschichtsschreibung meist von der That; aber der wahrhafte Künstler muß entweder noch vor diesem Bruche stehn, oder er muß ihn durchgemacht haben, er muß Cäsar in Gallien oder im Kriege gegen Pompejus, nicht aber der am Rubicon Zaudernde seyn. Bey den „eilenden Wolken“ schien es uns, als dürfe hin und wieder einer schmerzlicheren Wehmuth Raum gegeben werden können, denn in keinem Augenblicke fühlt wohl Maria das Schmerzliche ihres Looses bittrer, und desto klarer würde dann die folgende Stelle: „dort legt der Schiffer den Nachen an!“ dieß Zauberbild trügerischer Hoffnung hervortreten, bis sich der Ausdruck wehmüthiger Erinnerung am Schlusse: „Hörst du das Hifthorn,“ mit der gegenwärtigen Lebensfreude des Anfangs vereinigen könnte. Aber eben in dieser Lebensfreude wird ihr der Anblick der Gegnerin, der sie an alle ihre Leiden mahnt, unerträglich, und in den Worten: „es ward mir hart begegnet, Schrewsbury!“ lag das ganze Gemälde aller verflossenen Schmerzenstage. Das prahlerische Auftreten Elisabeths: „so ehrt man einen Gott, nicht einen Menschen!“ so wie die nasenweise Nemesis, welche die stolze Königin dafür im folgenden Akt durch den Hofbedienten straft — diese nicht meisterhaft aufgetragenen Lichteffekte im Portrait Elisabeths mißfielen uns wie immer, zumal wenn sie statt gemildert zu werden, noch wie heut, recht hervorgehoben wurden. Desto schöner bestimmten die entscheidenden Worte Maria's: „o Gott aus diesen Zügen spricht kein Herz!“ den Ton der ganzen Scene: Elisabeths mitleidslose Strenge, ihren Hohn und ihre kleinliche Rache. Denn der ganze Zweck der Königin ist, die Gegnerin von allen Seiten zu demüthigen, niederzuschmettern, und dadurch zum höchsten lezten Genuß ihrer selbst, als der Mächtigeren, Schöneren, Glücklicheren, Geliebteren zu gelangen. Aber dieß ist eben ihre ungeheure Schuld, und in diesem Kampfe muß die edle Maria Siegerin werden, obgleich die Freude ihrer Rachsucht den Glanz der bisherigen Gestalt trübt, und die frühere nicht die gebesserte Maria wieder auftreten läßt. Mit den Worten: „Die Gottheit bet' ich an, die Euch erhöhte!“ kniet diese plötzlich, sich selbst besiegend, nach langem innern Streit, vor Elisabeth nieder; der Schmerz über die Herzlosigkeit der Feindin:

— „O Gott im Himmel
Steht nicht da schroff und unzugänglich wie
Die Felsenklippe, die der Strandende
Vergeblich ringend zu erfassen strebt“ —

kam aus tiefster Seele, und muß hervorgehoben werden, denn diese kalte Verständigkeit gegen das tiefe Gemüth Mariens ist der Grundgegensatz, aus welchem die übrigen folgenden hervorgehen. Zunächst der Kampf um den Thron, welcher, wenn auch mit Beeinträchtigung der Gegnerin, der ganze Lebenszweck der protestantischen Jungfrau seyn muß. Maria hat ihm entsagt, einst war er ihr höchster Wunsch, obgleich über der irdischen Hoheit ihr noch immer eine Himmelswelt schwebte, eine Welt des gläubigen Herzens, der Maria jezt ganz sich hingibt, die Elisabeth nie gekannt, denn Elisabeth will in allen ihren Verhältnissen nur immer sich selbst, im höchsten Egoismus, dem äußersten Extrem des Protestantismus. Und so folgt denn auch jezt der Hohn der Königin, welche der Gegnerin das genossene Liebesglück, das ihrem Herzen fremd blieb, beneidet, und somit nur zum Genuß ihrer selbst gelangen kann, wenn sie der Gegnerin das, was dieser das Wertheste war, verkümmert. Da erhebt sich Maria zum ersten Mal in voller Seelengröße:

„Nicht um dieß ganze reiche Eiland, nicht
Um alle Länder, die das Meer umfaßt,
Möcht' ich vor Euch so stehn, als wie Ihr vor mir!“ —

Aber je höher sich Maria erhebt, desto tiefer muß Elisabeth sie erniedrigen, und so kommt sie denn bis zur lezten, schmachvollsten Beleidigung. Doch indem sich dadurch gerade nur Elisabeths Niedrigkeit offenbart, verkehrt sich ihr Triumph zum Triumphe Maria's, welche als ihr wahrhafter König vor ihr dasteht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. März 1826.

Der ächte Adel-Stolz muß den wahren bürgerlichen heben, nicht unterdrücken, und umgekehrt.

Steffens.

Was der Adel sey *).

Ein Junker soll immer schamhaft, demüthig und dienstbar seyn; ferner, wenn er von ehrbarem Geschlecht: wahrhaftig, fromm, keusch, gerecht und gottesfürchtig. Ueberall begleitet durch gute Sitten, wird er einen guten Ruf haben. Wer solche Tugend an sich trägt, der wird mit Recht edel genannt, wenn er auch eines Hirten Sohn wäre und er mag ohne Scheu vor einem Kaiser stehen. Denn Adel ist nichts als Tugend, und wer die zu jeder Zeit hat, den erkennt billiges Wort in allen Landen für einen Edelmann; im Gegentheil aber, wie reich er auch leben mag, wenn ihm nicht Tugend inne wohnt, der wird niemals edel genannt. Darum kein Mensch, so viel er auch hat, soll sich edeler dünken und höher, sondern soll Furcht dafür haben; denn Reichthum bringt oft Böses. Deßhalb fliehet alles Anhängen an böse Gesellschaft jeder Zeit, regieret euch selbst nach Gottes Wort, wenn ihr dereinst mit Christo jubeln wollt; denn wer sich dessen nicht befleißt, es zu thun, dem wird gar böser Lohn bereitet, wenn er aus diesem Elend hinweg scheiden muß; Gottes Angesicht erhält er nie zu sehen; wer aber meinem Rathe folgt, der wird ewig selig bey Gott.

Wolfram.

*) Aus des Johann von Soest eigener Lebensbeschreibung.

Konrad und Gertrud, oder die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Beschluß.)

Den andern Morgen zog Alles wieder ab, die Flammen der in Brand gesteckten Burg leuchteten zum Abzug. Konrad selbst mit Gertrud eilte, so schnell er vermochte, dem väterlichen Schlosse zu, wo er Luitgard und Bruno traf. Der leztere rieth dem Bruder, die wiedergefundene Geliebte ihrem Vater für's Erste zurückzusenden, er selbst wolle sie begleiten und bey dem Grafen um sie für ihn werben. Dieser werde jezt gewiß keine Schwierigkeiten mehr machen, denn sein Muth sey mit seinen Hoffnungen gesunken, seit Heinrich zu Regensburg die schwäbische Herzogswürde an Friedrich von Buren verliehen habe.

Konrad willigte ein, die Liebenden trennten sich und unangefochten kam Gertrud mit ihrem Begleiter auf der Burg Eberstein an. Sie fand ihren Vater über die Zernichtung seiner stolzen Entwürfe und über Heinrichs Undank so tief betrübt, daß kaum ihr unverhofftes Wiedersehen die finstern, halberstorbenen Züge etwas aufhellen konnte; bald erkannte sie, daß ein unheilbarer Gram an seinem Herzen nage, sein stolzer Sinn war ganz gebrochen, und ohne irgend ein Zeichen des Unwillens gegen Konrad zu äußern, vernahm er die Erzählung von Gertrudens Rettung; überhaupt zeigte er eine immer mehr zunehmende stumpfe Gleichgültigkeit gegen Alles, was vor-

ging; sichtbar schwanden seine Kräfte dahin und in wenig Tagen war Graf von Eberstein eine Leiche.

Mit heißen Thränen beklagte Gertrud seinen Verlust und führte den Winter über auf ihrer Veste ein einfaches Leben, in das nur die Boten, die zwischen ihr und Konrad hin und her gingen, eine erfreuliche Abwechslung brachten.

Endlich kam der Frühling, der auch für die Gräfin von Eberstein schönere Tage herbeyführte, und sie für immer mit ihrem Geliebten vereinte. Konrad war, wie mehrere andere schwäbische Edele, darüber hoch erzürnt, daß Rudolph sich stets bey den Sachsen aufhalte und sein Herzogthum dem Feinde offen da liegen lasse, auch wollte er nicht gegen seinen Jugendfreund, den neuen Herzog von Schwaben, fechten. Friedsam saß er daher auf seiner väterlichen Burg, allein darauf bedacht, wie er sein heimathliches Gau vor des Krieges wildem Sturme beschützen könne.

Da fiel Rudolph von Rheinfelden in der blutigen Schlacht am Elsterflusse und sein Gegner Heinrich erschien nun in Schwaben, wo sich die meisten Herrn und Edeln ihm unterwarfen. Klüglich verzieh er ihnen ihren frühern Widerstand und suchte sie durch Ertheilung von Würden und Länderevеn für die Zukunft an sich zu fetten. So erhielt auch Konrad von ihm die durch Poppo's Tod erledigte Grafschaft im Ramsgau und einen schönen, fruchtbaren Landstrich am Gestade des Neckars zwischen Kannstadt und Eßlingen.

Als der Graf zum ersten Mal diese seine neuen Besitzungen bereiste, gefiel die Aussicht auf dem dazu gehörigen Rothenberge seiner Gemahlin so wohl, daß er beschloß, hier eine Burg zu erbauen. Rasch schritt er zur Ausführung seines Plans und nach dritthalbjähriger Arbeit stand auf des Berges Gipfel eine feste, stattliche Burg, deren Kapelle am eilften Februar 1083 vom Bischof Adelbert von Worms feyerlich eingeweiht wurde.

Um seiner Gertrud feste Treue dadurch zu verewigen, nannte Konrad die Burg Wirtinnberg, die Burg der Hauswirthin oder Gattin. Dritthalb Jahrhunderte wohnten seine Nachkommen auf ihr, bis endlich der Städter Wuth sie zerstörte. Zwar erstand sie auf's Neue aus ihrer Asche, aber nimmermehr in der alten Herrlichkeit, denn die Beherrscher des Landes verlegten ihren Sitz in das am Anfang beschriebene Thal, wo im Jahr 1105 Bruno, nachdem er kurz vorher hauptsächlich durch seines Bruders Bemühungen zum Abte von Hirschau erwählt worden war, ein Schloß erbaut hatte, und wo sich nach und nach eine Stadt erhob, die nur durch ihren Namen noch an den alten Ursprung erinnert. Erst unsre Zeiten haben des Berges Herrlichkeit erneut und ihn schmückt nun ein neues Denkmal zärtlicher Liebe, von einem der Nachkommen Konrads erbaut, der Tempel, der Katharinens sterbliche Reste umschließt, und dessen goldenes Kreuz dem Wanderer, der das schöne Thal durchzieht, im Sonnenglanze leuchtend herniederwinkt.

Aber des Himmels Segen ruhte auf Konrad und seinem Geschlechte, seine Schwester Luitgard wurde an den Grafen Bernhard von Scheyern vermählt, aus dessen Geschlechte Otto von Wittelsbach, der Ahnherr des erlauchten baierischen Königshauses, entsproßte, und der Wirtenberger Macht und Erbe wuchs, troß allen Stürmen, ununterbrochen fort; mög' es, vom Glanz der Königswürde umstrahlt, noch blühen bis in die fernste Zukunft!

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Die glühende Thätigkeit, welche sich durch drängende Noten, durch antreibende Cirkulare, die Peitschenhiebe der Autorität, äußerte — der Ehrgeiz, womit Sr. Excellenz, auf den Fußspitzen sich erhebend, die Hände nach dem Herzogsmantel ausstreckte — sie machen einer gewissen Schwermuth Platz, welche die Züge Sr. Excellenz bedeutend verlängert. Sie weiß noch nicht, was schon Jedermann vermuthet. In ihrer Verblendung hält sie sich für unwohl, sie schreibt der Jahrszeit die Unbehaglichkeit zu, welche sie empfindet. Alle ihre Gedanken führen sie hinaus in's Grüne. Sie spricht von der Süßigkeit des Landlebens, von dem Murmeln der Bäche, dem Blöken der Lämmlein. Sie bringt Eklogen in den Regierungsbefehlen an und Idyllen in den Gesetzvorschlägen. Allein die Unruhe verbreitet sich auch unter den Leuten. Der große Portier theilt dem Kammerdiener seine Vermuthungen mit, dieser vertraut sie dem Haushofmeister an; sie gelangt bald zu den Zofen bis zu den Stallbuben und Küchenjungen hinunter; Alles verliert den Kopf. Der Dienst geht drunter und drüber. Sr. Excellenz haben Eskarpins verlangt, der Kammerdiener bringt ihm Stiefel und Sporen. Die gnädige Frau hat ein Hofkleid verlangt, die Kammerjungfer bringt ihr ein Reisekleid. Der Haushofmeister vergißt, daß er zwanzig Supplementcouverts hat. Der Thürsteher hat vergessen, die Journale heraufzubringen. Die Stallknechte merken nicht, daß die Pferde keinen Haber haben, und diese, von der allgemeinen Unruhe angegriffen, knirschen an den Krippen und stampfen den Boden. Kurz, diese ganze Schaar von Dienstboten, worin keine Ordnung, kein Geschick mehr waltet, stößt und schiebt sich durcheinander. Die Krankheit Sr. Excellenz verbreitet sich in alle Etagen, in alle Bureaus, das Ministerium hat das Fieber.

Allein bald bringen die Journale die Gerüchte von dem bevorstehenden Wechsel in den Departements. Zwanzig Präfekten, fünfzig Unterpräfekten, welche ihre Stelle dem fallenden Minister verdanken, sehen ihre Departemental-Scepter ihren Händen entriß. Einige Hundert abgesez-

ter und quiescirter Beamten der vorhergehenden Ministerien, schreiben schon ihre Bittschriften, um ihre kleinen Throne wieder besteigen zu dürfen. Die Diligence, die Schnellpost führt sie in Schaaren nach Paris. Eine Woche hat zu all diesen Bewegungen hingereicht, man darf dem Minister ihre wahre Ursachen nicht entdecken, und er ist gut genug, sie den Umtrieben der Liberalen oder gar dem Carbonarismus zuzuschreiben. Er sieht den Abgrund nicht. Er hat einige Tassen Wollblumenthee genommen, um zu schwitzen. Er glaubt sich besser zu fühlen und ist entschlossen, bey Tische zu glänzen. Dreyßig Gedecke sind bereit, alle Gäste sind versammelt, nur die Herren M. und M., Deputirte des Centrums, fehlen. Dieses ganz ungewöhnliche Ausbleiben beunruhigt Sr. Excellenz; sie fängt an, ihre Ungnade zu ahnen. Sie verlangt hastig den Wagen und fährt nach Hof. Mit vermehrtem Herzklopfen kömmt sie an, steigt hinauf. Die Gemächer sind schon mit einer goldgestickten Schaar angefüllt. Der dienstthuende Thürsteher versperrt den Eingang zu dem Audienzzimmer. Der Barbar weiß, daß das Portefeuille schon in den Händen eines Andern ist, und fragt die Excellenz: unter welchem Titel er ihn anmelden solle? — Diese mörderische Frage zerreißt den Schleyer vor den Augen des unglücklichen Staatsmanns. „Melden Sie den Vicomte de . . .“ — Er tritt ein, die Menge fährt erschrocken zurück, um der Anrede des Exministers auszuweichen. Er will sich zurückziehen, als ihn einer der Deputirten vom Centrum, welche er vergebens bey seinem Diner erwartete, anredet und seine Entlassung bestätigt. „Aber sind Sie dessen gewiß?“ — fragt der Exminister. „Nichts ist gewisser, ich habe bey Ihrem Nachfolger gespeist,“ antwortet kalt der Deputirte.

Nichts ist, wie Sie sehen, entsetzlicher und doch zugleich komischer als dieser Todeskampf der Macht.

Ein Minister hat vielleicht noch am Morgen mit dem Fürsten gearbeitet. Der Monarch ist zu sehr Hofmann, hat zu viel Lebensart, um seinem Minister selbst zu sagen, daß er ihn wegschickt. Die Arbeit geht wie gewöhnlich vor sich, außer daß etwa der Fürst aus jener Höflichkeit dem Minister einige Schmeicheleyen über seine Geschicklichkeit in der Verwaltung des Portefeuilles sagt. Der Fürst hat sogar, als er die Feder niederlegte, zu ihm gesagt: „Herr Marquis, ich bin mit Ihnen zufrieden.“ — Ein Staatsmann von einiger Erfahrung hätte sich dieses Lob zu erklären gesucht, er hätte etwas Beunruhigendes gefunden; allein jene unselige Atmosphäre, von der wir oben sprachen, erlaubt dem Minister nicht, sich zu prüfen. Er kömmt aufgeblasener als je nach Hause, fett, rund, glänzend, wie eine lebenslängliche Excellenz. Man sezt sich zu Tische, Excellenz ist von einer ausgelassenen Fröhlichkeit, man vergißt die Etiquette, man lacht, man erzählt, man ist glücklich. Da läßt sich das rasche Rollen eines Wagens im Thorweg hören. Der Minister horcht, Alles ist still. Der Kammerdiener tritt bestürzt ein, und meldet den Grafen von N., der im Namen des Königs mit dem Minister zu sprechen hat. Se. Excellenz eilt in ihr Kabinett, wo ihr der Graf traurig verlegen entgegen tritt, einem mahnenden Gespenste gleich. Was steht dem König zu Befehl, Herr Graf? — „Se. Majestät haben mir aufgetragen, Ihnen das Portefeuille abzufordern.“ — Was sagen Sie? es ist unmöglich, Herr Graf, es ist ein Irrthum! — „So schwer es mir wird, muß ich die Befehle Sr. Majestät erfüllen.“ — Es ist unmöglich, Hr. Graf. — „Es hat mir zu viel gekostet, es einmal zu sagen; ersparen Sie mir den Schmerz, es zu wiederholen.“ — Aber erlauben Sie mir nur, Ihnen die Ausdrücke der Zufriedenheit mitzutheilen, womit Se. Majestät noch heute mich zu beglücken geruhte. — „Sie wissen wohl, daß die Fürsten . . . . .“ Ich kann es nicht glauben: Sie haben die Befehle Sr. Majestät mißverstanden, ich verlange von Ihrer Freundschaft, daß Sie sich dieselben wiederholen lassen — ich beschwöre Sie. —

Der Graf thut, als wenn er den Bitten eines Sterbenden nachgäbe, er steigt in den Wagen und ruft laut dem Kutscher zu: n a c h H o f! — Der Minister befiehlt einem Läufer, dem Wagen zu folgen. Dieser kehrt bald zurück und versichert, der Wagen sey nicht nach Hof gefahren, sondern nur durch ein paar Straßen, und komme schon wieder zurück. —

Ich habe es geahnet, ruft der Minister aus, der Graf ist ein Mann von Verstand. Dieser tritt ein: „Ich habe Se. Majestät gesprochen, sie hat mir leider bestätigt“ — „Schon gut, hier ist das Portefeuille.“

Der Exminister muß das Hotel verlassen, morgen früh wird der Moniteur seine Absetzung enthalten. Die Nacht muß benuzt werden. Ein rascher Zug an der Klingel weckt den Privatsekretair. Er tritt ein, allein der Staatsmann, in tiefe Betrachtungen versunken, bemerkt ihn nicht, überhört sein zweymaliges: „Ew. Excellenz, hier bin ich.“ — Endlich erwacht die Excellenz aus ihren Träumereyen, und fühlt das Bedürfniß, irgend eine Hand zu drücken, irgend ein Gesicht zu küssen — nichts macht so empfindsam als das Unglück. Se. Excellenz sieht den Sekretair schweigend an, und reicht ihm endlich die Hand, wonach dieser furchtsam die seinige ausstreckt. Diese erste Bewegung erleichtert den Exminister, seiner Thränendrüse, welche ein achtzehnmonatliches Ministerium unthätig gelassen hat, gelingt es endlich, eine Thräne an den Tag zu fördern. Der gute Sekretair hält es nicht länger aus, er merkt nur zu gut, was geschehen ist. Die Empfindsamkeit steckt an, er bricht in helle Thränen aus, er erstickt — sein Schluchzen wird Skandal erregen. Se. Excellenz sucht ihn zu trösten mit einem gnädigen: „Ich werde Sie nicht vergessen.“ — Nun gibt er die nöthigen Befehle zum Einpacken. Es

geschieht mit so wenig Geräusch wie möglich. In einem Augenblick bemerkt man Lichter in allen Fenstern, an allen Oeffnungen. Der Intendant, der Haushofmeister, der Kutscher, die Küchenjungen, Alles muß einpacken helfen; im Keller, im ersten Stock, unter dem Dach, unten und oben, hinten und vornen wird gepackt. Es entstehen einige kleine Mißverständnisse und Verwechselungen zwischen dem Eigenthum des Ministers und dem des Ministeriums. — Wehe dem Fremden, der sich in dieß Treiben wagte, er liefe Gefahr lebendig mit eingepackt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Poet nach der Mode.

Holpr' und stolpr' und, statt Hexameter, mach' Hexamèter;
Statt Pentameter häng' auch Pentamèter daran.
Radbrech' Wört'r und Gedank', und reim' und versetz', wie's dir dünkt gut,
O dann bist du, Freund mein! heute ein Modepoet!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 29. Januar.

(Beschluß.)

Die folgende Scene mit Mortimer, wo sich in diesem, als übergetretenem und nicht ursprünglichen Katholiken, der Katholicismus auf die Spitze stellt, und die Seite seines Verderbens hervorkehrt, so wie den ganzen vierten Aufzug, wo nur Unerfreuliches zu melden wäre, wollen wir übergeben, um dem — fünften Akte Raum zu gewinnen.

Er ist die Reinigung und Heiligung Maria's in sich selber, ihr triumphirender Tod, durch welchen sie sich wesentlich von Elisabeth unterscheidet, welche zwar mit ihrer Staatsmacht äußerlich den Sieg erlangt, aber gerade dadurch ihren Feinden den wahrhaften Sieg, ihre Schuld zu büßen und mit Gott sich zu versöhnen, verschafft, ein Sieg, zu dem Elisabeth niemals gelangt. Durch diese Reinigung vermag sich Maria wieder als Königin zu fühlen; ernst, mild, andächtig, schmerzlos, würdevoll, aber als Königin sich vor der Himmelskönigin beugend, tritt sie zum lezten Abschiede auf, und wir sehen hier wieder die Stimmung des ersten Aufzuges wiederkehren, nur daß sie in dieser ein Leben voll Hoffnung noch vor sich sah, von dem sie in der jetzigen sich schmerzlos, denn aller Schmerz ist überwunden, ablöst. Beym Abschiede von den Dienern waren besonders die Stellungen einer durch die innerliche Bezwingung ihrer selbst siegenden Königin würdig. Aber die katholische Beichte sollte lieber ganz fortgelassen, als auf protestantische Weise dargestellt werden. Schiller ist zwar an einer Stelle selbst in Widerspruch mit sich, denn er läßt Maria einmal fragen:

„Ach Melvil! Nicht genug ist sich
Das Herz; ein irdisch Pfand bedarf der Glaube,
Das Hohe, Himmlische sich zuzueignen.

Dann wieder den katholischen Melvil:

„Des Herzens Andacht hebt sich frey zu Gott;
Das Wort ist todt, der Glaube macht lebendig!

Zulezt Maria:

Melvil! Versteh' ich Euch? Ja! Ich versteh' Euch!
Hier ist kein Priester, keine Kirche, kein
Hochwürdiges — doch der Erlöser spricht:
Wo zwey versammelt sind in meinem Namen,
Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weiht den Priester ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel.
So seyd Ihr mir, auch ungeweiht, ein Priester u. s. w.

Das eigentliche Wunder ist hierbey, daß die beyden Katholiken so protestantisch sprechen, was die Intendantur nützlicher Weise einsah, aber dafür die Ehrenrettung Schiller's, daß nämlich Melvil doch geweihter Priester ist, und den Leib des Herrn mit dem Segen des Papstes überbringt, zu Schanden werden läßt, denn in der heutigen Darstellung war die Scene ohne Sinn. Dafür entschädigte, wenigstens von Seiten Maria's, der lezte Auftritt mit Burleigh, der Ausdruck des lezten Lebensschmerzes bey der Erwähnung Frankreichs, die Art und Weise, wie sie beym Anblick Lesters in seine Arme sank, und nun, nachdem sie auch dieß Lezte durchduldet, frey und fessellos dem Tode entgegentritt. Desto schlimmer war es, daß Lester mit seinem Monolog die Vorstellung recht Mitleid erregend schloß, und Elisabeth nicht mehr zum Vorschein kam. Man muß die Königin noch aufjauchzen hören: „Ich bin Königin von England!" man muß sie, die im zweyten Aufzuge in so großer Begleitung, in so königlichem Pompe auftrat, am Ende einsam und verlassen in furchtbarer königlicher Oede dastehn sehn, während Maria mit Gott und Welt versöhnt, das Erdendiadem als Bild der Himmelskrone auf dem Haupt, zu Tode geht; das Eine darf ohne das Andere nicht geschehn. Aber für dergleichen Nothwendigkeiten scheint in Deutschland den Direktionen und dem Publikum der Sinn ausgegangen zu seyn.

Edinburg, Februar.

Constable's großer Bankerott ist nun wirklich ausgebrochen, und hat Alles in Staunen und Verwunderung gesezt, da er einen ungeheuren Kredit hatte. Walter Scott ist bey diesem Bankerott, und in dem zugleich mit ausgebrochenen des Buchdruckers Ballantine noch mehr verwickelt, da er mit diesem lezteren associirt war. Walter Scott ist 120,000 Pfd. Sterling schuldig, theils auf Wechsel von Constable gezogen und von ihm unterschrieben, theils durch Ballantine's Bankerott. Man hat diesemnach berechnet, daß wenn er auch Alles hergäbe, was er besizt, er doch noch für 40,000 Pfund insolvent bleibt.

Niemand kann begreifen, was aus den ungeheuren Summen geworden, die er für seine Werke erhalten, von denen ihm die Tales of the crusaders allein 4000 Pfd. eingetragen haben. Man kann auch gar nicht verstehen, wie Constable solche Spekulationen machen und solchen Kredit haben konnte, ohne, wie es sich jezt zeigt, Kapitalien zu besizen.

Dieser Bankerott wird wohl die Ausgabe von Napoleon's Leben von Walter Scott, so wie die von seinem neuen Roman etwas verzögern; von ersterem verspricht man sich nichts besonderes, da mehrere einsichtsvolle Personen behaupten, daß der wichtige Gegenstand höchst einseitig aufgegriffen sey; übrigens darf man noch eine Flut von neuen Werken von Walter Scott erwarten, indem er sich geäußert hat, daß seine rechte Hand den durch die angeführten Bankerotte erlittenen Verlust wieder gut machen müsse.

Beylage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 69.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 22. März 1826.

Trefflich zeigt dir der Strauch, wie des Himmels gütige Vorsicht
Freuden und Hoffnung und Leid unsrem Leben verband.

Rabbe.

Die erste Rose.

Die Herrschaft des silberhaarigen Greises, die er mit eisigem Blick, rauher Hand und unbeugsamem Sinne geführt hatte, nahte sich ihrem Ende. Sehnend rief Alles, was erschaffen war, den freundlichen Nachfolger, und ahnend empfand der schlummernde Keim, wie die unruhiger sich hebende Menschenbrust, die Zeit freudigen Erwachens und Blühens sey nun da. Und siehe! gerufen von der Sehnsucht, gesendet von der himmlischen Allmacht und Liebe nahte der Frühling! Ein Wonneruf erklang, und mit zärtlich scheuem Verlangen strebte Alles entgegen dem, der aus Todesschlaf die gefesselte Erde erweckte. — Es pries ihn der Mensch mit feuchtem seelenvollen Blicke — es sang ihm der Vogel in fröhlichen Liedern — es duftete ihm die sich hervordrängende Blume. — Und der gefeyerte Herrscher schritt einher, segnend und wohlthuend; seine Hand, stets geöffnet, zu beglücken; sein Blick freundlich, erquickend und erwärmend, nur sanft bewölkt durch die reinen Perlen, welche als leuchtender Thau aus ihnen hinträufelten auf die sie durstig trinkende Flur.

Wohl versuchte noch oft der Winter, den göttlichen Jüngling wieder zu vertreiben von der erwachten Erde; aber nach kurzem Ringen siegte immer wieder das jugendliche Leben, und mehr und mehr schmückte sich Flur und Hain zu Ehren des holdseligen Gebieters.

Ringsum nun Blumen, Blüten und angehende Frucht! Doch noch säumten die herrlichsten Blumen, ihre reichen Kelche zu öffnen; und wie auch des Frühlings Zauberlicht die Rosenbäumchen umspielte, wie er auch mit Liebesblicken hinschaute auf ihre zarten Knospen, und der Thau seiner Augen auf sie hernieder fiel — verschlossen blieben sie. Dicht umhüllte sie der mütterliche Stock mit grünem Laube und suchte sie zu entziehen dem Werben, dem Bitten und Schmeicheln des himmlischen Jünglings, daß sie nicht jezt schon sich ihm öffneten und in Liebe erglühend ihm die reine, heilige Glut ihrer duftenden Kelche enthüllten. Noch lauerte tückisch der Winter, und wie hätten die jungen Blumen seinen eisigen Athem ertragen sollen!

Aber dennoch drang durch die grünen Blätter das Schmeicheln der Liebe in die verhüllte Tiefe einer der Knospen. Vergebens waren die warnenden Stimmen, welche sich ringsum erhoben; das leise, heimliche Ahnen in ihr war ihr klar geworden, höher und höher erglühte sie, und sich hervordrängend aus der grünen Hülle, strebte sie, den schönen Reichthum ihrer Liebe vor dem züchtig zu entfalten, der sie kosend hervorgerufen hatte. Laßt mich blühen, rief sie aus, was wollt ihr mich hindern! Er ruft mich, er verlangt nach mir — meines Duftes, meiner Schönheit will er sich freuen. Wie? Kennt ihr, die ihr mich warnt, ein schöneres Loos als das, zu erfreuen den Alles Erfreuenden? Laßt mich blühen! Mag dann der rauhe Athem des finstern Greises, der dem Götterjünglinge mich, mich zürnend vernichten; ist mir doch das schöne Loos geworden, und sey es auf wenige Stunden

nur, das Leben des Himmlischen, der mich liebend weckte, zu verschönern und zu schmücken. —

Und da stand die erste Rose! Blühend und duftend, sich erröthend hervorhebend aus der Blätter Fülle; umspielt vom Schmeicheln linder Lüfte, geküßt vom milden Frühlingsstrahl der Sonne, erfrischt und erquickt vom glänzenden Thau, der wie reine Perlen in ihrem Kelche zitterte. — Wie schön war sie! Wie schön war sie, ach nur für wenig, wenig Stunden! —

Es umwölkt sich der Himmel, verschwunden ist die Sonne, rauh tobt der Sturm, und hernieder aus den schweren finstern Wolken strömt der Regen.

Wie erbebt die junge Rose, wie klagt sie schmerzlich, daß so wildes Wetter hereinbricht in das schöne Leben des Frühlings. Nicht ihrer selbst gedenkt sie, und sieht sorglos die reine Tiefe ihres Kelches Preis gegeben dem vernichtenden Sturme.

Stunde an Stunde, Tag an Tag verrinnt. Sieger ist endlich wieder der Lenz; der Himmel strahlt wolkenlos, die Sonne lächelt freundlich; im balsamischen Weben der Lüfte verkündet sich der jugendliche Herrscher, und freudiges, sicheres Gefühl des Daseyns erfüllt nun Alles!

Die erste Rose aber? Ach sie versucht matt noch einmal zu lächeln, vermags nicht — neigt den schönen Kelch, und zerstreut verwehn ihre zarten Blätter. —

Ein banger Seufzer ließ sich vernehmen. Ach! er galt der früh erblühten, früh gestorbenen Rose!

* * *

Ihr klagt um sie, und fragt, wo sie blühte und starb? Ach überall blüht sie, wo ein junges Herz erfüllt ist von der Seligkeit und dem Schmerz der Liebe!

Ueberall stirbt sie, wo verwundet in seiner heiligsten Tiefe dieß junge Herz schonungslos gebrochen wird durch die Härte und Kälte der Welt!

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Indessen ist in dem Kabinet Sr. Excellenz ein helles Feuer angezündet worden, er hat sich mit seinem Sekretair eingeschlossen, um die Papiere zu ordnen. Diese Operation ist von großer Wichtigkeit, sie hat ihre Grundsätze und Regeln. Man macht drey Abtheilungen: Unnütze Papiere — Papiere zum Mitnehmen — Papiere zum Verbrennen. Unter die unnützen Papiere kommen alle Vorschläge zu Verbesserungen und Ersparnissen. Diese überläßt man immer dem Nachfolger. Die Papiere, welche man mitnimmt, bestehen aus vertraulichen Berichten über das Personale, geheime Noten. Man hat zwar nur die Wahrheit gesagt, allein damals war man dafür bezahlt und umsonst will man sich keine Feinde machen. Man nimmt ferner sehr sorgfältig gewisse Freundschaftsversicherungen mit, welche die Herzogin von R., der Prinz N. dem Minister gemacht haben. Diese Zeugnisse können unter Umständen nicht ohne Nutzen seyn. Man nimmt ferner gewisse Arbeiten und Berichte mit, von irgend einem talentvollen Commis aufgesezt, worin die Hülfsmittel des Ministeriums auseinandergesezt sind, und welche einst dazu dienen können, die Verwaltung des Nachfolgers zu tadeln.

Man verbrennt eine Menge kleiner Tabellen, Notizen und Angaben, welche dem Nachfolger die Arbeit zu sehr erleichtern würden. Man verbrennt einige Vorarbeiten für Reden vor der Deputirtenkammer — Entwürfe über das Reglement des Rufs: „zur Ordnung" — das Manuscript einer kleinen Broschure über die Unbequemlichkeiten der redenden Kammern u. s. w. Alle diese Dinge hat der Exminister zwar für sich sehr unangenehm empfunden, allein seinem Nachfolger gönnt er sie von Herzen. Endlich werden die Bittschriften um Anstellungen und die Angebereyen in's Feuer geworfen — die Flamme lodert hoch auf.

Dieß ist die Art, wie ein abgesezter Minister Ordnung in seine Papiere bringt. Endlich ist er fertig, es schlägt fünf Uhr Morgens. Er wirft sich auf das Kanapee in seinem Kabinet — aber zum ersten Mal seit achtzehn Monaten kann er keinen Schlaf finden. Der Moniteur und die verhängnißvolle Ordonanz, welche seine Absetzung und die Ernennung seines Nachfolgers enthält, findet ihn noch wach. Der offizielle Theil des Moniteur hat der Welt schon große Unglücksfälle verkündet, allein nie erinnert sich der Minister eine entsetzlichere Nachricht gelesen zu haben als die seiner Absetzung. Er hat das 29ste Büllerin mit trocknen Augen gelesen — man hört ohne Schauder, daß 150,000 Mann zu Grunde gegangen sind, aber wer kann den Verlust von 150,000 Franken ertragen? — Der Moniteur gibt dem Exminister Stoff zu einem bittern Kommentar. „Wir haben befohlen!" Soll ich etwa glauben, daß der König eine solche Ungerechtigkeit befohlen hat? Man hätte hinsetzen sollen: Die Intrigue hat befohlen. Was meinen Sie, mein Herr?" — „Ah, Monseigneur! wer wird nach Ihnen die Last der Geschäfte tragen können?" — „Ich? ich bin untauglich dazu! Lesen Sie nur: Da seine Gesundheit ihm nicht erlaubt. Welche beleidigende Ironie! Ich frage Sie, ob ich mich je besser befunden habe? Habe ich je etwas gethan oder gesagt, woraus man hätte schließen können, daß ich krank sey? Hab' ich jemals während der Zeit der Sitzungen meine Diners ausgesezt? Hab' ich nicht sechse wöchentlich gegeben? Wahrhaftig, ich ging mit gutem Beyspiel voran, und that nicht nur dergleichen als wenn ich äße. Aber sehen Sie hier: „„Ist um seine Entlassung eingekommen."" Sie kennen mich, haben Sie mich je von

meiner Entlassung sprechen hören?" — „Niemals, Monseigneur." — „Niemals! Meine Aufopferung ist zu bekannt, zu bewährt — ich wäre auf dem Posten gestorben, den mir der König anvertraut. Ehe ich meine Entlassung eingereicht hätte, hätte ich mich aus dem Ministerium herausreißen lassen — ja Herr, in Stücken hätte man mich herausreißen müssen." — „Ihr Muth ist bekannt, Monseigneur." — Bey diesen und ähnlichen Bemerkungen ist der Moniteur zu einer Kugel zusammengedreht worden, und entrollt den Händen Sr. Excellenz, der nun, um sich zu zerstreuen, sich einem neuen Anfall von Zärtlichkeit für seinen Sekretair überläßt. — „Indem ich das Ministerium verlassen muß, zähle ich es zu meinen bittersten Empfindungen, daß ich mich von Ihnen trennen muß. Ich habe eine Zuflucht für Sie gefunden. Hier ist Ihre Ernennung zum Bureauchef: sie ist von Gestern datirt. Damals war ich noch Minister!" —

Bittschriften und Audienzen.

Habt ihr ein Anliegen bey den hohen Staatsbehörden? Seyd versichert vor allen Dingen, daß es nichts Unnützeres gibt als die Bittschriften und die Audienzen. Man muß dieß wissen, besonders in den Provinzen, denn die Regung des kleinen Ehrgeizes des Departements äußert sich in Bittschriften. Dann wirft er sich in die Schnellpost, um sich nach Paris zur Audienz zu drängen, wo er dann mit dem groben Geschütz der unbestimmten Antworten und der hinhaltenden Versprechungen zurückgewiesen wird. Heut zu Tage werden alle Stellen schon im Voraus von den verschiedenen Coterien und Salons besezt. Sie wissen, welcher Platz leer seyn wird, sie kennen die Wahrscheinlichkeiten der Absetzungen, der Versetzungen, der Sterbefälle. Ist von einem Ministerwechsel die Rede? — Schon im Voraus ist das ganze Personal in dem einen und andern System ernannt; der neue Minister hat blos die Ernennungen auszufertigen. Es stößt also wirklich Mitleiden ein, zu sehen, wie bey dem geringsten Gerücht von einem Ministerwechsel die Departements in Aufruhr gerathen, und unzählige, sehr mühsam aufgesezte Bittschriften produziren. In unserm schamlosen Zeitalter ist Alles, was etwas einbringen kann, Stellen, Lieferungen u. s. w. schon lange vorausversagt. Ja, ich möchte nicht dafür stehen, daß diese Präfektur, jene Unterpräfektur nicht schon bis zum Jahr 1840 voraus versprochen ist. Bey so bewandten Umständen sollten die Bittschriften allen Händen entfallen. Aber nein: Bittschriften sind die Krankheit der Zeit. Das Schicksal einer jeden Bittschrift führt sie endlich in die Hände eines eignen Commis in dem betreffenden Ministerium, dem dieß Geschäft zugetheilt ist. Laßt eure Bittschrift von einem Akademiker oder von einem Mitgliede der Gesellschaft der bonnes lettres schreiben, sorgt für die schönste Schrift, das feinste Velinpapier; tragt einem Pair von Frankreich auf, sie den Händen des Ministers zu übergeben, oder werft sie ganz einfach in den ersten besten Briefkasten, von Hand zu Hand wird sie endlich dem Commis zufließen, der sie zu empfangen hat, wie die Gewässer alle endlich ihr Niveau im Ocean finden. Die Prinzen selber sind so mit Bittschriften überschüttet, daß, mit seltenen Ausnahmen, jede einkommende Petition von einem eigens dazu angestellten Sekretair durchgesehen wird, der dann mit Röthel darauf schreibt: Krieg — Justiz — Finanzen — Inneres u. s. w., je nachdem der Gegenstand dieses oder jenes Ministerium angeht. Die zusammengehörenden werden dann in Pakete gebunden, und an die Ministerien geschickt, wo sie endlich wieder in die Hände des unvermeidlichen Commis kommen. Was sagen Sie nun von jenen Thoren, welche die Aus- und Eingänge der Prinzen abwarten, ihnen bey Revüen, im Pallast, auf der Jagd, im Theater, bey Festen auflauern, und mit Bittschriften in den Händen, die Schildwachen über den Haufen rennen, sich einen Weg durch die Bajonette bahnen, und den Pferden der königlichen Wagen entgegenstürzen? — Sollten Sie jemals ein Gesuch haben, so folgen Sie meinem Rath, und statt sich von den Schweizern herumstoßen, von den Kutschen rädern zu lassen, geben Sie ihre Bittschrift auf die kleine Post, so wird Sie für drey Sous eben so sicher, und noch schneller ihre Bestimmung erreichen, als wenn der Herzog von N. sie übergäbe. Die Unsicherheit, der beständige Wechsel in unseren Ministerien und Administrationssystemen sind die Ursache dieser Flut von Bittschriften. Wir sehen die Anstellungen als einen Zweig der Industrie an, und das Budget als eine Beute. Im Gegentheil unter einer festen Regierung sind die Bittschriften selten, und haben eben deßhalb auch mehr Erfolg. Nach den Bittschriften kenne ich nichts Unnützeres als die Audienzen. Und doch könnte gerade bey solchen Gelegenheiten ein Minister, wenn ihm daran läge, die Wahrheit erfahren, und sich selbst von der Stimmung und den Bedürfnissen des Volkes unterrichten. So wie die Sachen jezt stehen, sind die Audienzen nichts als nutzlose Gepräge der Gerechtigkeit und Popularität. Was würde zu diesen eiteln Ceremonien der gute König Ludwig IX. sagen, der, wie ein Chorist erzählt: „in den Garten der Stadt Paris kam in einer Jacke von Camelot ohne Aermel, und einen Mantel von schwarzem Taffet, einen Teppich auf die Erde breiten ließ, um sich mit seinen Räthen drauf zu setzen, und die Klagen seines Volkes eifrig anzuhören. Zweymal wöchentlich gab er Audienz in seinem Zimmer; und nach der Messe ging er in dem Wald von Vincennes spazieren, sezte sich unter einen Baum und hörte Jeden an, der ihn sprechen wollte, ohne daß Wächter und Soldaten Jemand abhielten." Der heilige Ludwig gab zweymal wöchentlich Audienz, unsere Minister nur einmal. Der heilige Ludwig gab sie selbst, unsere Minister überlassen diese Mühe

einem Generaldirekteur, der sie wieder einem Bureauchef überträgt. Aber diesen Bureauchefs ist nicht so leicht beyzukommen wie dem heiligen Ludwig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 5. Februar.

Mad. Catalani ist unmittelbar nach ihrem lezten Konzerte nach Neapel gereist, um sich auch dort hören zu lassen. Da dieß noch während des Carnevals geschehen muß; so hat sie ihren Haushofmeister (sic!) dorthin vorausgesandt, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Zu den Anekdoten, welche ich in meinem lezten Schreiben von ihr angeführt habe, gehört noch folgende, sicher nicht minder interessant, als alle übrigen: sie sezt sich jeden Morgen, kaum aus dem Bette aufgestanden, an's Fortepiano, und singt zum Danke für die Wohlthaten, welche ihr der Schöpfer erzeigt hat, einen David'schen Psalm ab. Kaum war Mad. Catalani aus dem Thore, als sich das übrige Künstlervolk, bis dahin von dieser furchtbaren Nebenbuhlerin im Zaume gehalten, in corpore erhob, um die Schaale der Citrone, welche sie schon ausgepreßt hatte, ihrerseits noch einmal zu drücken. Da aber mit künftigem Dienstage der Carneval schon beendigt ist, ob er gleich kaum angefangen hat, und in den lezten vier Tagen an kein Heil für eine Akademie zu denken ist; so fanden unglückseligerweise vorgestern am Freitage drey derselben auf einmal Statt: Rosa Taddei, Tochter des jezt hier spielenden Schauspieldirektors, improvisirte, Hr. Ghys (erster Violinist der großen Londoner Oper) geigte, und ein Hr. Emiliani that deßgleichen. Ueber erstere zwey habe ich schon früher gesprochen; von Emiliani, einem jungen Römer, läßt sich mit Recht rühmen, daß er zwar kein Genie der ersten Größe ist, aber doch einen schönen Ton und höchst klaren Vortrag besizt. Das Publikum, von allen drey Akademien gleich sehr angezogen, blieb, nach dem bekannten physikalischen Grundsatze, vollkommen in Ruhe, das heißt, zu Hause. In desto größerer Menge ist es dagegen gestern, als am vierten Maskentage, auf den Corso gestürzt. Das Wetter war vortrefflich, die Equipagen und Masken eben so glänzend als zahlreich, und eine solche Menge Teppiche aus Fenstern und Ballons gehangen, daß der ganze Corso einem ungeheuer langen, roth ausgeschlagenen Saale glich. In der That hat ein hiesiger Maskentag so viele überraschende Annehmlichkeit, daß selbst der kälteste Zuschauer, ein nil admirans, davon ergriffen wird. Auch läßt sich mit der geistreichen Liebenswürdigkeit, welche Groß und Klein dabey entwickelt, gar nichts vergleichen, am wenigsten der dumme, klotzige Spaß, der wohl hin und wieder in Deutschland auf Maskeraden getrieben wird. Heut, als am Sonntage, ist kein Carneval; es bleiben also nur noch zwey Tage, Montag und Dienstag, übrig. Wahrscheinlich werden diese, besonders der fette Dienstag (denn der fette Donnerstag, an welchem dieß Jahr Mariä Reinigung fiel, hat nicht Statt gefunden), noch glänzender werden. Dann treten die gebenedeieten Fasten ein, eine Zeit, in welcher die hiesigen Fremden, selbst solche, welche sie halten, fast verhungern möchten. Denn, da schon das fette Essen in den römischen Speisehäusern nichts taugt; so urtheile man, wie es um das Magere beschaffen ist! Die Fastenverordnung ist bereits erschienen; eben so streng als voriges Jahr, verbietet sie bey funfzig Thaler, ja bey Leibesstrafe, den Speisewirthen, selbst in den entferntesten Zimmern Fleisch zu reichen: an vier Tagen in der Woche sind sogar Eier und Milch, leztere selbst in den Kaffeehäusern, untersagt. Um Fleisch essen zu dürfen, muß Dispens nachgesucht, und dieser kann nur durch Einreichung einer ärztlichen Bescheinigung der körperlichen Erforderniß des Individuums vom Pfarrer erlangt werden. Kein Kaffeebursche darf Milch über die Gasse tragen, und die Schlächter müssen das Fleisch in ihren Buden verdeckt halten. Unter Pius VII. pflegte keine solche Verordnung mehr erlassen zu werden. Wie es heißt, wird den Römern während der Fasten durch Ohrenspeise ersezt werden, was sie an leiblicher Nahrung einbüßen. Es wird nämlich versichert, der Unternehmer der Theater zu Neapel, wo, wegen des dortigen heiligen Jahrs in den Fasten die Bühnen geschlossen bleiben werden, habe der hiesigen Regierung den Antrag gethan, in dieser Zeit von seinen Sängern zu Rom auf dem Theater Argentina geistliche Musiken aufführen zu lassen, und die Hälfte der Einnahmen zum Wiederaufbau der Paulskirche abzugeben. Die Antwort der Regierung ist nicht bekannt. Doch muß sie bereits erfolgt seyn, weil schon übermorgen der Carneval abläuft. An dieser Spekulation erkennt man einen erfinderischen Geist, und wer kann das anders seyn, als der berühmte und berüchtigte Hr. Barbaja? Als diesem Theaterunternehmer vor vier Jahren Hr. Rossini auf der Reise von Neapel nach Wien seine erste Sängerin und Liebhaberin (beyde Fächer bekleidete die berühmte Colbran, nachmals Mad. Rossini) entführt hatte, da hielt ihn Jedermann für einen Direktor in der Klemme; aber Hr. Barbaja bewies damals, und hat noch eben bewiesen, daß kein Loch so groß ist, daß er es nicht auszustopfen verstände; denn auch Mad. Mainville-Fodor ist bereits bey ihm ersezt worden. Rede ich zum lezten Male von den hiesigen Theatern, um ihrer dann unter ein paar Monaten nicht wieder zu erwähnen. Die zweyte ernste Oper in Tordinone, Hannibal in Bithynien, von Nicolini, eine ältere Komposition, ist durchgefallen. Ob sie dieß verdient hat, ist mir nicht möglich zu beurtheilen, da ich, auf Wiederholungen hoffend, der ersten Vorstellung nicht beygewohnt habe. Das Publikum klagt über Leere der Harmonie und Trivialität der Melodie, und läßt sich nun, da jeden Abend, außer dem ersten Ballette Ezio auch noch ein komisches gegeben wird, von Neuem mit dem zweyten Akte der Semiramis abspeisen. Nicht weniger unglücklich ist, wie schon in meinem vorigen Schreiben gemeldet, die zweyte komische Oper in Valle, la sposa fedele, von Pacini gewesen. Die Carnevalslust und das, damit recitirte, Schauspiel sind allein im Stande, dieses Theater zu füllen. Was die beyden Puppentheater, das große Capranica und das kleine Fiano, und die recitirten Schauspiele in den Theatern Pace und Pallacorda, anbetrifft; so thun diese die Sache en famille ab, und es verlautet nichts davon im großen Publikum. Im Ganzen genommen haben also sieben Theater gespielt; es hat also auch für sieben Orchester Rath geschafft werden müssen. Rechnet man von den hundert und fünfzigtausend Einwohnern Roms ein Drittel ab, zu welchem gar keine ausübende musikalische Kultur gelangt (denn die Volksbildung steigt hier nicht stufenmäßig von oben bis unten herab, sondern bleibt, auf dem dritten Drittel der Leiter angekommen, stehen) und erwägt man, daß es unter den übrigen Zweydritteln weniger Instrumental-dilettantismus gibt, als im ersten besten deutschen Krähwinkel, und daß die ernste Oper wenigstens vierzig, und die komische wenigstens dreyßig Musiker erfordert; so läßt sich abnehmen, bis zu welchem Grade mitunter diese Orchester schlecht gewesen sind. Sonntags ist sogar jedesmal noch ein achtes Orchester, nämlich das in den Oratorien der neuen Kirche (vom heil. Philipp von Neri um die zweyte Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eingesezt, und bekanntlich der erste Ursprung aller der geistlichen Musiken, welche nachher mit dem Namen Oratorien belegt worden sind) erforderlich gewesen. Die heillose Aufführung dieser leztern, als Musiken, deren religiöser Charakter schon eine größere Aufmerksamkeit und Achtung erfordert, hat dem sinnigen Musikfreunde sehr Leid gethan.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. März 1826.

Der Tugend Keim in's zarte Herz gelegt,
Und durch der Eltern Sorge treu gepflegt,
Gibt einst der schönsten Früchte reiche Fülle.

H.

Die vier Haupttugenden.

Ein Gespräch von Frau Sophie von la Roche *).

Ein Knabe von zwölf Jahren, der auf alles Gute und Nützliche sehr aufmerksam war, sagte seinem Schulfreunde: „Du hast es sonst gerne, wenn ich meine Kuchen und Aepfel mit dir theile. Gestern habe ich aber von dem fremden Jüngling, den du bey mir sahest, etwas zum Andenken erhalten, das mich sehr freut, und welches ich auch mit dir theilen will.“

Anton. Sind es auch gute Sachen aus seinem Lande? denn ich habe gehört, daß man überall andere Kuchen backt und anderes Obst zieht.

Christoph. Geh doch mit deiner Nascherey! als ob Freunde nichts besseres mit einander zu theilen hätten. Kuchen, die ich esse, oder Aepfel, die am Ende Schimmel bekommen und faul werden, wären ein schönes Andenken.

Anton. Nun was gab er dir dann, worauf du so stolz bist?

Christoph. Du weißt, daß ich gerne alles wissen möchte, was andere wissen. Ich merkte, daß dieser Jüngling gut gelernt hatte, und daß er auch in unserem Hause sehr fleißig las und schrieb. Da fragte ich, ob denn seine Schreiberey während der Ferien so nöthig wäre? Ja, sagte er, ich schreibe etwas, so meinem jüngern Bruder, der in deinem Alter ist, sehr nützlich seyn wird. Ey, sprach ich, was deinem Bruder in meinem Alter nützlich ist, wird es mir auch seyn. Laß mich es doch auch lesen. Da nahm er mich bey der Hand, sah mich freundlich an und sagte: So, guter Knabe, lernst du gern, was dir nützlich ist, dann will ich es auch für dich abschreiben, und dir zum Andenken geben. Und sieh, so hab ich ein Gespräch bekommen, welches vier Knaben in seiner Stadt über die vier Haupttugenden miteinander gehalten haben. Wie er nun das Papier aus der Tasche zog, kam ein dritter wackerer Schüler dazu und spricht ganz bescheiden: Wenn eure Freude und euer Papier ein Geheimniß ist, so will ich es nicht wissen. Aber neugierig bin ich.

Anton. Lieber Christoph, du weißt, Karl ist allezeit gut mit uns gewesen; laß es ihn doch auch wissen.

Christoph. Recht gern, aber Franz muß auch dazu kommen. Denn es sind vier Knaben, die mit einander reden; da vertheilen wir das Gespräch unter uns und lesen es morgen in dem Garten. Da sieht man das Feld, Anton, wo das Mehl zu den Kuchen wächst und wir setzen uns unter Apfelbäume.

Den andern Tag kamen die drey Knaben nach Christophs Anweisung in dem Garten seiner Eltern zusammen, in welchem aber alle Plätze so eng und verwachsen waren,

*) Das Manuscript dieses Aufsatzes erhielt der Einsender schon vor Jahren aus den Händen der Verfasserin selbst. Indem er sich weder in Form noch Materie die mindeste Veränderung erlaubt hat, hofft er desto mehr durch Mittheilung dieser Blätter bey Freunden und Freundinnen dieser schätzbaren Schriftstellerin angenehme Erinnerungen zu erwecken.

H.

daß sie nicht in Ordnung sitzen konnten. Christoph führte sie daher hinaus auf das Feld und sagte: weil wir was von Tugenden lesen wollen, so ist es recht gut dabey, daß wir viel von dem Himmel sehen, aus welchem uns Gott alle Tugenden gibt. Wie sie nun unter dem Apfelbaum saßen, nahm er sein Papier.

Gerechtigkeit wird für die erste Haupttugend gehalten, die gehört dir, Anton, weil du der Aelteste bist.

Anton. Das ist gut, ich will auch gerecht seyn.

Christoph fährt fort: Franz, du bist gesund und lebhaft, für dich, glaube ich, schickt sich die Starkmuth.

Franz. Du hast Recht, ich habe Kräfte.

Christoph. Ja, aber die noch nicht, wovon die Rede ist.

Du, ruhiger Karl, sollst die Vorsicht seyn.

Mir bleibt die Mäßigkeit, und wie es hier im Buche steht, so bin ich sehr froh, daß mir diese Tugend zu Theil geworden.

Anton (als Gerechtigkeit, fängt an). Ich will nicht hoffen, daß sich Eine von euch mir gleich schätzt. Denn nichts ist so schön als die Gerechtigkeit. Die Wahrheit ist immer um sie; sie urtheilt ohne vorgefaßte Meynung; sie stellt Alles an seinen gehörigen Platz; sie weiß ihrem Feinde Recht, ihrem Freunde Unrecht zu geben; ja sie verurtheilt sich wohl selbst, und achtet auf nichts als was schätzbar ist.

Franz (als Starkmuth). Das ist Alles wahr, aber du hast meiner nöthig, denn du würdest ermüden, wenn ich dich nicht unterstüzte.

Gerechtigkeit. Warum würde ich ermüden?

Stärke. Weil du ein trauriges Amt hast, und den Menschen oft mißfällst, weil man dich mehr fürchtet als liebt, und vieles Verdienst dazu gehört, wenn man sich mit dir vertragen soll.

Karl (als Vorsicht oder Klugheit). Und ich muß eure Schritte leiten und verhindern, daß ihr euch nicht übereilt, und die rechte Zeit aussucht. Denn ohne mich würdet ihr Beyde Alles zu Grunde richten.

Gerechtigkeit. Man sollte also nicht immer gerecht seyn?

Die Klugheit. Ja, aber nicht immer auf dem Richterstuhl sitzen, sondern auch jede Sache an ihren Platz bringen.

Die Stärke. Es ist wahr, du kannst der Gerechtigkeit Dienste thun, aber die meinige sind ihr nothwendiger. Denn du bist viel geschickter, sie zurückzuhalten als sie handeln zu machen. Ich muß euch Beyden helfen.

Die Gerechtigkeit. Was? ich sollte dich nöthig haben, um zu sehen, daß mein Feind Recht, mein Freund Unrecht hat?

Die Stärke. Du siehst es wohl von dir selbst, aber es gehört Stärke dazu, die Furcht zu überwinden, daß man seinem Freund Kummer macht.

Die Gerechtigkeit. Es ist mir genug, eine Sache recht zu finden, um fest dabey zu beharren.

Die Stärke. Ja wenn ich bey dir bin, aber du willst mich nicht erkennen, und schreibst deinem Recht zu, was der Stärke zukommt.

Die Mäßigkeit. Ich bewundere euch Alle in Ansehung meiner. Denn ihr scheint zu glauben, daß ihr mich nicht braucht, ja daß ich wohl unnütz sey. Ist es vielleicht, weil ich mit meinem Werth nicht prahle, und mich nicht zudringe?

Die Klugheit. Willst denn du etwa auch behaupten nöthig zu seyn?

Die Mäßigkeit. Ja, und ich biete euch Trotz, daß ihr jemals ohne mich glücklich seyn könnt.

Die Stärke. Und was willst du mit deiner Kälte Gutes machen?

Die Mäßigkeit. Ich will euch verhindern, Alles auf das Aeußerste zu treiben.

Die Gerechtigkeit. Was für einen Dienst denkst du mir zu leisten?

Die Mäßigkeit. Ich mildere die Strenge und das Unangenehme deiner Rechte.

Die Klugheit. Aber ich denke, daß du an mich nichts fordern kannst.

Die Mäßigkeit. O ja, sehr viel, denn ich widersetze mich deinen Zweifeln und mindere deine Furchtsamkeit, indem du Beyde zu weit treibst.

Die Stärke. Wenn man dich hört, so sollte man glauben, du überträfest uns Alle.

Die Mäßigkeit. Gewiß ist es, daß ihr ohne mich zu weit geht, ich bin es, die Alles auf die so schwer zu findende Mittelstraße führt.

Die Klugheit. Ich habe dich immer nur als das Gegentheil der Völlerey angesehen.

Die Mäßigkeit. Dieß geschah, weil du mich nicht kanntest, ich zerstöre freylich jeden Aufenthalt der Pracht und Völlerey — leide nirgends einiges Uebermaß; aber nicht nur allein widersetze ich mich jedem Uebel, sondern ich mache auch Ordnung im Guten. Denn ohne mich würde die Gerechtigkeit den Menschen unerträglich seyn — die Gewalt würde sie zur Verzweiflung bringen und die Klugheit würde zu viel Zeit mit Abwägen und Ueberlegen verwenden, wodurch der Augenblick des guten Erfolgs versäumt würde. Aber mit mir wird die Gerechtigkeit verschonend, die Gewalt der Stärke mildert sich, die Klugheit ertheilt Rath, ohne den Eifer zu schwächen — geht dann nicht zu geschwind und nicht zu langsam in einem fort. Ich bin das einzige Mittel gegen alles Uebertriebene.

Die Gerechtigkeit. Ich erstaune über all dieses — du wirst doch gestehen, daß die Weisheit ohne dich seyn kann.

Die Mäßigkeit. Du mußt dir auf diese Frage selbst

antworten, denn es kann dir nicht unbekannt seyn, daß auch die Weisheit eingeschränkt seyn müsse.

Die Klugheit. Wenigstens werden wir doch ohne dich selig?

Die Mäßigkeit. Schwerlich, denn ich muß den zu großen und oft bittern Eifer hemmen; ich muß Alles so leiten, daß es nicht auf das Aeußerste komme. Ich muß die Neigung des Gebens und des Zurückhaltens mäßigen, die Zeit des Gebets, des Kasteyens, und der Betrachtungen ordnen, den Ermahnungen und Predigten, den Untersuchungen, und sogar den heiligsten Begierden ein Ziel setzen.

Die Gerechtigkeit. Da hast du wohl viel zu thun.

Die Mäßigkeit. Die Grundlage meines Charakters verhindert alle Ermüdung, weil ich Alles mit Gleichmuth und Ruhe verrichte.

Die Stärke. Aber aus allem diesem muß man schließen, daß du uns sehr nöthig bist, und du gar niemand brauchst.

Die Mäßigkeit. Es ist wahr, ich bin mir selbst genug.

Die Stärke. Also kann man nicht zu mäßig seyn?

Die Mäßigkeit. Ich wäre sonst nicht, was ich bin, und mein Name bezeichnet schon, daß ich weder zu viel, noch zu wenig gestatte.

Die Klugheit. Du machst mir meinen Stand zuwider und ich beneide den deinigen.

Die Mäßigkeit. Dieß kommt aus der zu großen Meynung, die du von dir hast. Aber ihr seyd Alle sehr schätzbar. Ist der Stand der Gerechtigkeit nicht schön — auf die Wahrheit gegründet, unfähig Vorurtheile zu fassen, uneigennützig, unverderblich, und die sich selbst, auch der Eigenliebe zum Trotz, eben so streng beurtheilt als andere.

Die Gerechtigkeit. Und dennoch sagst du, daß ich verhaßt sey?

Die Mäßigkeit. Die Ursache ist, weil du nicht schmeichelst, und die Menschen wollen geschmeichelt seyn.

Die Stärke. Von mir sagst du, daß ich ohne dich Alles verderbe.

Die Mäßigkeit. Ja, aber mit mir verrichtest du Wunder. Du beseelest alle Tugenden, du führst deine Unternehmungen bis an das Ende und ermüdest niemals.

Die Klugheit. Aber ich weiß nichts als zu zaudern.

Die Mäßigkeit. Nein, du wählest die Zeiten, du bist gefällig, du siehst die Beschwerden und Hindernisse voraus und heißest die Maßregeln dagegen ergreifen, du bist uns unumgänglich nothwendig, wenn du dich nur durch mich von der zu weit getriebenen Sorge abhalten läßest.

Die Stärke. Du willst uns trösten, aber wir sehen doch, daß deine Rolle wichtiger ist als die unsrige.

Die Mäßigkeit. Und ich, was würde ich ohne euch seyn? Allein und oft vergeblich widerstrebe ich den übertretenden Leidenschaften der Menschen. Der schönste Theil meines Looses ist, daß ich zu Leitung der übrigen Tugenden gebraucht werde.

Die Stärke. Sind wir Tugenden, wenn wir deine Leitung auf unserm Wege nöthig haben?

Die Mäßigkeit. Wir haben Alle einander nöthig, wir wollen ohne Neid vereinigt miteinander leben und gegen die allgemeine Verderbniß arbeiten — und bey diesem Vorsatze können wir auf die Unterstützung der Gnade Gottes hoffen, durch welche allein wir alles Gute thun können.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Entknospung.

Was flüstert ihr, Zephyre,
Mit diesen Rosenknospen?
Ihr flüstert, und sie reißen
Entzwey die grünen Schleyer,
Und schauen euch entgegen
Mit rosenrothen Wangen. —
Ob ihr von Liebe flüstert? —
Ich flüstre, singe, spiele
Von Liebe meiner Schönen
Schon viele, viele Tage;
Sie aber will die Hülle
Der harten spröden Knospe,
Die ihres Herzens Rose
Vor meinem Blick umschließet,
Noch immer nicht zerreißen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Februar.

Die neun-und-fünfzigste Jahresgeschichte der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel vom Jahr 1825, steht an rühmlichen und erfreulichen Rechenschaftsberichten über den Fortgang einer Menge nutzbarer Stiftungen, keiner früheren nach. Der Gerichtspräsident Burkhardt, der dießjährige Vorstand des Vereines, dessen Gliederzahl sich nochmals vermehrte, und gegenwärtig auf 483 angestiegen ist, wirft einen Rückblick auf die bisherigen Arbeiten desselben, und drückt sich unter andern also aus: „Seine mancherley Stiftungen oder Unternehmungen können nicht ein vollständiges, folgerecht zusammenhängendes System einzelner Leistungen heißen. Sie sind nur dadurch unter sich zusammenhängend, daß gewisse Tendenzen und Wünsche den thätigsten Mitarbeitern jederzeit vorzugsweise vorschwebten, und daher immer wieder, unter verschiedenen Gestalten, die Zeit und Umstände ihnen gaben, am klarsten an's Licht hervortraten. Man kann sagen, es liege kein Plan zum Grunde; sondern wo eben einem Mitgliede Etwas gerade am Herzen lag, eine Idee besonders lebhaft wurde, da brachte es sie in Anregung, und wenn sie nur irgend in das weite Feld, das die Gesellschaft sich seit ihrer Stiftung ausgesteckt hatte, eingereiht werden konnte, und den vorhandenen Mitteln angemessen war, kam sie gewöhnlich zur Ausführung. Und dennoch fand sich wieder Plan und allseitige Entwicklung

dadurch, daß, wo irgend ein allgemeines Bedürfniß, eine im Gemeinwesen fühlbare Lücke, ein lautgewordener Wunsch vorhanden war, beynahe nothwendig auch Jemand sich finden mußte, dem gerade dieses Bedürfniß oder dieser Wunsch lebhaft ward, und der die Aufmerksamkeit der Gesellschaft darauf lenkte. Die Einfachheit des Geschäftsganges, die wahrhaft freysinnige ganze Organisation dieses Vereins, die unbefangene Berathung durch ungefähr gleichgestimmte Männer, gewährte dann jedem solchen Vorschlag eine bedeutende Hoffnung der Entsprechung, und auch Gedanken, die aus Ansichten der neusten Zeit, oder aus Erfahrungen des Auslandes hervorgingen, fanden bereitwillige und vorurtheilsfreye Prüfung. Dieselben Ursachen bey dem Geist unsers Freystaates sichern der Gesellschaft eine fernere frohe Entwicklung zu. Der Baum, dessen Keim ein großherziger Gedanke eines Menschenfreundes, in fruchtbaren Boden gelegt war, dessen Stamm in gesunder Luft erstarkte, wird noch viele treffliche Blüthen tragen."

Im Wirkungskreise der Gesellschaft verdienen ohne Zweifel die Stiftungen für Unterricht und Jugendbildung in erster Reihe zu stehen. Wo von den seit wenig Jahren eröffneten Schulen für Zeichnung und Gesang die Rede ist, sagt der Berichterstatter neben anderm: „Wenn die Gesellschaft im Zeichnungsunterricht wohl nicht einzig die größere Brauchbarkeit, die derselbe zum Gewerbsleben gewährt, beabsichtigte, sondern darin auch ein Mittel zur Bildung des Geschmackes befördern wollte, weil bey der Erziehung neben Schärfung des Verstandes und Uebung mancherley Fertigkeiten auch der Sinn für das Schöne sich entfalten soll; so galt diese Ansicht noch in höherem Grade bey ihren Bemühungen um den Gesangunterricht. Der Tonkunst ist es gegeben, wohlthuend und mildernd auf die Gemüther einzuwirken, sie für alles Edlere empfänglich zu machen, und im Menschen das Bewußtseyn der höhern Welt, die in ihm wohnt, zu wecken. Dem Gesange, der eigentlichsten menschlichen Tonkunst, kommt dieses in vorzüglichem Grade zu. Er ist zugleich diejenige Musik, die bey der nächsten Stufe der Kunstfertigkeit schon rührt und erfreut, und deren Werkzeug die Gabe der Natur an jeden ist, mithin zugänglich für alle und in allen Verhältnissen; und welche Instrumentalmusik ist in ihrer Ausübung so gesellig und befreundend als der Gesang? Im Gesangunterricht ist der Erziehung sogar noch ein Mittel gegeben, die Sprachfertigkeit zu vervollkommnen, das jugendliche Gedächtniß mit einem Schatz edler Gedanken auszustatten, und das Schönste, was die Dichtkunst darbot, dem ganzen Volke näher zu bringen."

Die Anstalten, von denen dießmal eigene Berichte vorgelegt und dem Hauptbericht über die Gesammtverhandlungen der Gesellschaft beygefügt wurden, sind nachfolgende: 1. Die Kasse zur Verdingung junger Handwerker: sie hat auf acht Lehrjungen 641 Schweizerfranken verwandt. 2. Die Verwaltung der zinstragenden Ersparnißkasse. Im lezten Jahr übergaben ihr 216 neue Beytragende die Summe von beyläufig 20,000 Franken, und sie verwaltet gegenwärtig die Kapitalsumme von 129,853 Franken. 3. Die Schullehrerkonkurse für Aufmunterungsprämien. Diese erproben sich immer mehr; sie werden zu zwey Jahren um gehalten, und es sind im vorigen Jahr an sechs Primarschullehrer Prämien erster, und an neun andere Prämien zweyter Klasse ausgetheilt worden. 4. Die Jugend- und Bürgerbibliothek. Der Theilnehmer an jener sind 105, der Abonnenten an dieser 128. Beyde empfehlen sich durch umsichtige Auswahl guter Schriften; die Bürgerbibliothek wählt solche aus den Fächern der Geschichte, Erdkunde, Naturwissenschaft, Gewerbskunde und Technologie. 5. Die Kommission zu Mitwirkung bey der Zucht- und Arbeitsanstalt. Die Mitwirkung besteht zunächst in der Sorge für zweckmäßige Beschäftigung der Sträflinge, und hernach in den Bemühungen achtungswürdiger Frauen, von denen gemeldet wird: „Der wohlthätige Verein von Frauenzimmern, der sich voriges Jahr gebildet hat, fährt fort, die weiblichen Gefangenen (nun auch die in der Correktionsanstalt sich befindenden) wöchentlich zweymal zu besuchen, zu erbauen und zur Sittlichkeit aufzumuntern. Wenn auch diese Frauen bescheidener Weise selbst gestehen, die Absicht ihrer Besuche nicht so wie sie es wünschten, zu erreichen, so gewähren ihre Bemühungen gewiß den wesentlichen Vortheil, daß die weniger verdorbenen unter den Sträflingen an den besuchenden Frauen einen Haltpunkt und ein Mittel finden, nicht tiefer in's Laster zu versinken, und daß selbst auch die Rohern zurückgehalten werden, aus Furcht in den Augen des Frauenvereins verächtlich zu erscheinen." 6. Die Handwerksschule, von welcher neben anderm gemeldet wird: „Die im vorigen Jahr zum Erstenmal eröffnete Sonntagsschule für Handwerker und Andere, die nach Erweiterung ihrer Kenntnisse streben, hatte ihren erfreulichen Fortgang. Schon die unerwartet große Anzahl derjenigen, welche den größten Theil des Winterkursus diese Gelegenheit zu ihrer Fortbildung benuzt haben, war ein Beweis von der Nothwendigkeit solcher Anstalten, die auch durch ihr Bestehen nicht nur einem dringenden Bedürfnisse abhelfen, sondern an Etwas erinnern, das so Vielen Noth thut. Wenn sich auch, wie zu erwarten war, im Frühling aus bekannten Ursachen jener Andrang, dem unsere Hülfsmittel auf die Dauer nicht hätten volle Befriedigung gewähren können, vermindert hat, so blieb doch eine solche Schülerzahl, die dieser Anstalt eine ziemlich ausgedehnte und wohlthätige Wirksamkeit sichert. Drey Zeichnungsklassen sind ununterbrochen, jede von dreyßig Mitgliedern besucht worden; in vier Abtheilungen während des Winterkurses, und zwey Abtheilungen während des Sommers haben sich diejenigen, welche ihre Kenntnisse mit Lesen, Schreiben, Rechnen und in Verfertigung eigener Aufsätze zu vermehren suchten, mehr und weniger regelmäßig eingefunden. Häufiger Dienstwechsel, vermehrter Erwerb, zum Theil auch Unlust an dem, was geistige Anstrengung erfordert, und oft durch Verzichtleistung auf sonntägliche Vergnügungen anderer Art erworben werden muß, alle diese Ursachen, zum Theil auch die Ueberzeugung vieler selbst der Elemente des Lesens und Schreibens Unkundiger, daß sie es in so kurzer Zeit nicht weit bringen können, haben eine Art von Fluth und Ebbe in den gedachten Klassen hervorgebracht." 7. Die Krankenkommission: Sie hat im vorigen Jahr auf die Verpflegung von armen Kranken die Summe von 9038 Franken verwandt. 8. Die Suppenanstalt: Die Zeit der wohlfeilen Lebensmittel hat ihr Bedürfniß, und demnach auch ihren Wirkungskreis auf 3328 vertheilte Suppenportionen beschränkt. 9. Die landökonomische Armenschule. Diese, durch eine eigene Privatunterzeichnung gegründete und 1824 eröffnete Nachbildung der Armenschule in Hofwyl gedeiht dermaßen gut, und findet so vielen Beyfall, daß man bereits mit ihrer Erweiterung beschäftigt ist, und in einem geräumigeren Lokale die bisherige Zahl von zwey-und-zwanzig Schülern oder Zöglingen verdoppeln will. Ein Gönner der Anstalt hat ihr sein dafür wohlgelegenes Gut um den billigsten Zins in Pacht gegeben, und vertrauensvoll werden die übrigen Hülfsmittel für die gewünschte Erweiterung von dem Basel'schen Publikum erwartet.

Beylage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. März 1826.

Wer hat den Weg durch's wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesstürmen stritt?

Tiedge.

Bericht über den Verlust des, der indischen Kompagnie zugehörigen Schiffes, der Kent.

Es sind jezt einige Monate, daß man aus den Zeitungen Nachricht über den Brand eines auf der offenen See segelnden Schiffes der indischen Kompagnie erhielt, welches eine beträchtliche Zahl Reisender an Bord hatte. Indessen fehlte diesen Nachrichten das umständlichere Detail und man ward also von nichts weiter unterrichtet als von dem Furchtbaren dieses Vorgangs im Allgemeinen und von der, fast an das Wunderbare gränzenden, Rettung des größeren Theils der Unglücklichen, die sich auf diesem Fahrzeug befanden.

Den näheren Bericht, welchen wir hier mittheilen, und das merkwürdige Bild von Muth, Ergebung und Aufopferung, welches uns durch denselben vor das Auge gebracht wird, verdanken wir dem Major Mac-Gregor, einem Augenzeugen jenes Ereignisses. Er ist mit aller Wärme eines frommen Gemüthes niedergeschrieben und kann in dieser Beziehung als eine reiche Quelle religiöser Empfindungen angesehen werden.

Der Kent, ein der englisch-ostindischen Kompagnie zugehörendes, schönes und neues Fahrzeug von 1,350 Tonnen, unter dem Befehl des Kapitän Heinrich Cobb nach Bengalen und China bestimmt, ging den 19ten Februar 1825 unter Segel. Es hatte an Bord 20 Offiziere, 344 Soldaten, 43 Frauen und 66 Kinder, alle von der Mannschaft des 31sten Regiments; außerdem aber noch 20 Passagiere und eine Schiffsmannschaft von 148 Mann, Offiziere mit einbegriffen.

Am Abend des 23sten verloren wir die englischen Ufer aus den Augen und segelten nun im atlantischen Meere fort, in der vollen Ueberzeugung, nur erst in den indischen Gewässern des festen Landes wieder ansichtig zu werden.

Einige Stunden ungünstiger Witterung abgerechnet, segelten wir unaufgehalten vorwärts, bis wir in der Nacht vom 28sten plötzlich von einem starken Windstoß aus Südwest aufgehalten wurden, dessen Heftigkeit an dem auf diese Nacht folgenden Morgen fortwährend zunahm. Wir befanden uns in diesem Augenblick in der Bay von Biscaya unter dem 47° 30′ der Breite und 10° der Länge westlich von Greenwich.

Die Thätigkeit der Offiziere und der Schiffsmannschaft des Kent schien mit der wachsenden Gefahr in zunehmender Steigerung Schritt zu halten. Unsre großen Segel wurden eiligst beygelegt, und den 1sten März Morgens zehn Uhr hatten wir schon die Bramstangen aufgezogen und steuerten mit dem Schönfahrsegel allein; die falschen Fenster des Hintertheils waren fest geschlossen und alle wachhabenden Seeleute des Verdeckes mit einem Sicherheits-Tau festgebunden worden.

Zu dieser Zeit geschah es, daß einer der Offiziere, in der lobenswerthen Absicht, sich zu versichern, ob im untersten Schiffsraume Alles in guter Ordnung sey, in Gesellschaft von zwey Matrosen und mit einer Sicherheitslampe

versehen, in denselben hinabstieg. Die Lampe brannte schlecht, allein vorsichtiger Weise ließ dieser Offizier sie nicht im untern Raume auffrischen, sondern sandte sie zu diesem Zweck wieder herauf zu den Tauen. Sofort bemerkte er, daß eines der Branntweinfässer nicht mehr an seiner gehörigen Stelle befindlich wäre, und sandte die Matrosen nunmehr fort, um Holzkeile herbeyzubringen, damit das Faß wieder festgestellt werden könnte. Während ihrer Abwesenheit litt das Schiff aber einen sehr heftigen Windstoß, in Folge dessen dem Offizier die Lampe aus der Hand fiel; bey der Eile, mit welcher er sie vom Boden aufzuheben bemüht war, ließ er aber das Faß rollen, welches er unterdessen festgehalten hatte. Dieses aber ward von der Gewalt des Stoßes augenblicklich eingestoßen, in einem großen Strome ergoß sich der Branntwein und unglücklicherweise in der Richtung gegen die Lampe hin, an deren Flamme die Flüssigkeit sich alsbald entzündete, worauf sogleich Alles in diesem Raume in Feuer stand.

So lang das Feuer in diesem untersten Raume eingeschlossen blieb, der von allen Seiten mit Wasserfässern umgeben war, so konnten wir uns der Hoffnung hingeben, daß man desselben werde Meister werden können. Allein als auf die ätherische blaue Flamme dicke Wolken eines schwarzen Rauches folgten, so konnten wir uns nicht mehr verhehlen, daß wohl das Schiff kaum mehr zu retten seyn werde. Das Feuer hat die Taue ergriffen, schrieen einige Stimmen, und in der That verbreitete sich auch bald ein Theer-Geruch, der die Wahrheit dieses Umstandes bestätigte.

In diesem fürchterlichsten Augenblicke ergriff Kapitän Cobb, dessen Geschicklichkeit und Entschlossenheit mit der Gefahr zu wachsen schienen, das einzige ihm übrige Mittel. Er befahl nämlich, dem Seewasser in dem ersten und zweyten Schiffsraum Weg zu bahnen, die Schiffslucken und die Stückpforten der untern Batterie zu öffnen, um das Meer von allen Seiten eindringen zu lassen.

Diesen Befehlen ward sogleich Folge geleistet. Allein schon waren einige Soldaten, eine Frau und mehrere Kinder um's Leben gekommen, nachdem sie sich vergeblich angestrengt hatten, auf das Verdeck zu gelangen. Von unten drang ein dicker den Athem raubender Rauch in die Höhe, von den Seiten aber drang das Seewasser in Strömen herein, drückte Thüren und Riegel ein und warf die schwersten Kisten von der Stelle.

Zwar hielt die ungeheure Wassermasse, welche auf diese Art in den untersten Schiffsraum gelangte, das Fortschreiten des Feuers einige Zeit auf, allein in demselben Maßstab als die Gefahr, in die Luft gesprengt zu werden, abnahm, nahm die Gefahr zu versinken zu.

Jezt sahen wir den Anfang einer Schreckensscene, die über alle Beschreibung geht. Das Verdeck war von ungefähr sechs- bis siebenhundert Menschen bedeckt, von denen mehrere, durch die Seekrankheit in das Bett gesprochen, dasselbe bey herannahender Noth eiligst und meist ohne Kleider verlassen hatten, alle aber untereinander herumliefen, und die einen ihren Vater, andere ihre Kinder, wieder andere ihre Männer und Frauen suchten. Die Wenigsten erwarteten ihr Schicksal in ruhiger Ergebung oder stumpfer Unempfindlichkeit. Mehrere überließen sich dem Wahnsinn der Verzweiflung. Viele fielen auf die Kniee und beteten jammernd und klagend zu dem Allmächtigen, dessen Gnade sie anriefen, und dessen Arm, wie sie sagten, jezt so schwer auf ihnen liege; die Meisten verrichteten die äußern Zeichen religiöser Devotion, wie sie ihnen ihre verschiedenen Glaubensbekenntnisse vorschrieben. Einige der beherztesten und ältesten Soldaten und Seeleute sah man mit finsterer Miene gerade den Theil des Schiffes, der sich über der Pulverkammer befindet, vorzugsweise aufsuchen, um, wie sie sich ausdrückten, ihre Leiden, denen sie nicht mehr entgehen könnten, durch die von Augenblick zu Augenblick erwartete Explosion schnell möglichst beendigt zu sehen.

Viele der Frauen und Kinder hatten sich in die Zimmer des obern Verdecks geflüchtet, wo sie zusammen beteten und in der heiligen Schrift lasen. Einige derselben, deren Mienen eine erhabene Ergebung und Seelenruhe aussprachen, machten auch ihre nächste Umgebung jenes geistigen Trostes theilhaftig, mit welchem ein festes, aufgeklärtes Vertrauen in unsern Erlöser sie erbaut hatte. Besonders erregten zwey junge Personen die Bewunderung Aller durch ihre natürliche Seelenstärke und die Kraft, welche ihnen der Glaube an Jesum Christum verlieh. Als man ihnen sagte, daß alle Hoffnung verloren sey, daß der unvermeidliche Tod mit großen Schritten herannahe, so sah man die eine derselben niederknieen und mit der größten Ruhe, die Hände zum Himmel gefaltet, ausrufen: „Komm mein Erlöser, ich warte dein." Sodann bot sie sich an, dem umstehenden Kreis von Frauen Stellen aus der Bibel vorzulesen, worauf ihre Schwester mit der gleichen Geistesruhe den 46sten Psalm

„Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben,"

und andere, dieser ähnliche Stellen auswählte.

Unter anderen Gegenständen, die mir in diesen Augenblicken des Schreckens auffielen, waren es zwey Kinder, die, mit der sie umgebenden Gefahr gänzlich unbekannt, in ihren Bettchen zu spielen fortfuhren, als ob nichts vorgehe, und die Vorübergehenden auf die naivste Art anredeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

An dem Tage der öffentlichen Audienz sind die Posten verdoppelt; zwey Schildwachen kreuzen ihre Bajonette vor dem Thore des Ministers und halten mit Mühe die Menge der Bittsteller zurück. Vor der Thüre eines jeden Bureaus steht an diesem Tage eine Schildwache. Mit dem Schlag zwey Uhr sezt sich die Schaar in Bewegung und durchzieht in langen Reihen die Höfe und Gänge, um die verschiedenen Bureaus, bey denen sie ein Gesuch anzubringen haben, aufzufinden. Die Neulinge klettern Trepp auf und ab, irren in den langen Corridors umher, studiren die Ueberschriften an den Thüren, und es kann vier Uhr schlagen, ehe sie das Bureau finden, was sie suchen. Andere, nicht weniger übel berathen, machen sich an einen Commis, der eben über den Hof geht und erhalten statt einer Zurechtweisung ein kurzes und gewaltiges: „Davon weiß ich nichts!" zur Antwort. An allen Thüren drängt und stößt man sich, bis endlich, um einer gewaltthätigen Invasion vorzubeugen, der Bureaudiener Nummern vertheilt, welche die Bittsteller an ihre Hüte befestigen. Es hat sogar einen solchen Bureaudiener gegeben, der seine Rechnung bey diesem Geschäfte machte, indem er Nro. 1. für zehn Franken, Nro. 2. für fünf Franken verkaufte u. s. w. Er verkaufte sogar dieselben Nummern zwey- und dreymal bey derselben Audienz. Der Skandal ging so weit, daß manche Personen ihre Nummern drunten im Hof laut versteigerten, so daß man auf Steigen und Fallen spekuliren sah und die Ankommenden fragten: „Wie hoch steht diese oder jene Nummer?"

Es gibt Leute, welche dazu geboren sind, zu stehen, für die ein Stuhl ein unnützes Meubel ist. Sie übertragen abwechselnd dem linken oder rechten Fuß das Geschäft, den Körper zu tragen. Diese Leute sind gefährliche Nebenbuhler an solchen Audienztagen, sie wissen sich überall einzudrängen. Ist es dem Bittsteller endlich gelungen, bis zur Gegenwart des Ministers oder des Bureauchefs durchzudringen, so hat er noch gar nichts gewonnen. Ich befinde mich endlich vor Herrn N. Er steht mit dem Rücken gegen das Kaminfeuer, sieht mich kaum an und wühlt gravitätisch in seiner goldenen Tabaksdose, während ich mich abmühe, ihm mein Anliegen begreiflich zu machen. Nachdem ich geendigt habe, antwortet er sehr weise: „Das geht mich nichts an." Ich frage, wen von seinen Herren Kollegen es denn angeht? „Das kann ich nicht sagen. Seit der lezten Organisation sind die Geschäfte anders vertheilt. Das Bureau Nro. 1. weiß nicht das geringste von Nro. 2. und Nro. 3. noch weniger von Nro. 1. Diese Antwort: „Das geht mich nichts an," ist daher eben so häufig als bequem für diese Herren. Noch schrecklicher wird dem armen Bittsteller die verzögernde Gewalt. Sie ist der einzige feststehende Minister in unserer jetzigen Administration. Der Handel, die Künste, die Wissenschaften treffen sie überall in ihrer Bahn. Sie präsidirt bey den Audienzen. Kann ein Bureauchef sich nicht durch sein: „Das geht mich nichts an," des Bittenden entledigen, so leiht ihm jene Macht die Phrasen: Ihr Anliegen ist dem Minister vorgelegt — oder: man hat an den Präfekten geschrieben — oder: es ist mir noch nichts zugekommen — oder: der Staatsrath ist davon unterrichtet u. s. w. Wendet euch an Niemand anders, fragt keinen andern Beamten, ähnliche Antworten würden euch überall entgegenkommen. Selbst der Bureaudiener verweist euch auf die nächste Audienz.

Unter Napoleons Regierung war die verzögernde Gewalt aus unserer Administration vertrieben, und fand höchstens noch in einigen Winkeln der Diplomatie eine Zuflucht. Man war in den entgegengesezten Fehler gefallen. Der Herr verlangte am Morgen eine Aehre von dem Korn, was er den Abend vorher ausgestreut hatte. Wir schlugen die Zukunft sehr gering an; die Geschäfte mußten in der Minute abgethan werden. Wir kannten nichts positives als den gegenwärtigen Augenblick, wir waren in der Administration wahre Epikuräer. Man muß den Ministern jener Zeit zum Ruhme nachsagen, daß sie die Audienzen selbst gaben, und daß sie nicht umsonst waren. Noch seh ich ihre Salons von der Menge der Bittsteller angefüllt, wo der Bauer, der Lastträger neben dem Präfekten und dem General seinen Platz fand. Der Minister hatte zwey Sekretairs zur Seite. Er empfing die Bittschrift, welche ihm gereicht, oder hörte das Anliegen, was ihm gemacht ward. In Gegenwart des Bittstellers diktirte er dann einen Befehl, um sich sogleich einen Bericht über den Gegenstand erstatten zu lassen, oder schrieb selbst auf die Bittschrift: „Einen Bericht machen, binnen vier-und-zwanzig Stunden antworten."

Statt sich um jene väterliche Popularität zu bemühen; statt ihre Thüre für Privataudienzen offen zu lassen, hat der Hochmuth unserer Eintagsminister die Audienzen in sogenannte: receptions, verwandelt. So lesen wir in den Journalen: „Der Minister von . . . . nimmt heute an, oder nimmt nicht an." Bey diesen prunkhaften Schauspielen werden blos die Agenten und Freunde der Macht angenommen. Es ist ein Wettstreit von Kriecherey und Sklavensinn. Auf den verschiedenen Physiognomien, welche sich hier drängen, liest man die Stürme der Republik, den Schrecken des Direktoriums, die Gewalt des Kaiserthums, die Enthaltsamkeit der Verbannung, die Unmäßigkeit der Restauration. Unbekannte Gesichter starren sich an, als wenn sie fragen wollten, woher sie kommen? — Ja es ist sogar geschehen, daß in diesem Gedränge der Minister selbst nicht erkannt wurde. So fragte lezthin der Minister einen alten Vertheidiger des Vaterlandes, dessen Wunden und unbelohnte Dienste bekannt genug sind: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich weiß ihren Namen nicht.

und wünschte doch" . . Worauf der andere antwortete: „hat nichts zu sagen, Monseigneur. Eure Excellenz ist ganz in demselben Fall wie ich; ich habe eben gefragt, wo denn der Minister sey." —

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 5. Februar.

Neulich hielt die philotechnische Gesellschaft, die aus Gelehrten und Künstlern besteht, eine öffentliche Sitzung. Der Bericht über die Arbeiten der verschiedenen Mitglieder derselben dauerte anderthalb Stunden, was also eine fleißige Gesellschaft voraussezt. Von einem Mitgliede, dem General Miollis, wurde erzählt, was er Alles gethan habe, um seine Güter in der Provence von der Heuschreckenplage zu befreyen. Mit den Heuschrecken scheint es zu gehen wie mit einer Okkupationsarmee; seitdem sie auf die Provence niedergefallen sind, wollen sie nicht wieder heraus. Sonst erschienen sie nur von Zeit zu Zeit; jezt ziehen sie gar nicht wieder fort, und sind aus einem nomadischen ein eingesiedeltes Raubvolk geworden. Ganze Wolken von Heuschrecken fallen in gewissen Bezirken über die Felder her; alle Mittel, die man dagegen kannte, helfen nichts mehr. Ich weiß nicht, wie viele hundert Säcke voll der General Miollis auf Einmal hat verbrennen lassen. Auch dieß hilft nicht; wie der Phönix scheinen sie aus der Asche wieder aufzusteigen. Wenigstens habe ich ernsthaft von Provenzalen behaupten hören, daß die Hitze des Scheiterhaufens die noch in der Erde steckenden Jungen aufweckt und heraustreibt. Ein ganzes Kriegsheer mußte gegen die Insektenschwärme losziehen, und sie Monate lang unaufhörlich verfolgen, um sie zu zerstören; so behaupten die Bewohner des Landes. Allerdings wäre es besser Armeen gegen die Heuschrecken, als gegen andre Armeen losziehen zu lassen. Nach der Heuschreckengeschichte las Bouilly ein Stück aus dem seitdem erschienenen zweyten Theile seiner Contes pour les enfans de france vor. Dieser Schriftsteller ist durch die populäre Aufnahme seiner Theaterstücke und seiner Erzählungen sehr reich geworden, und hatte sich bis vor einigen Jahren von den Großen, das heißt Mächtigen, entfernt gehalten, deren er gar nicht bedurfte. Allein da er als ein guter Erzähler bekannt war, so hat man ihn aufgesucht, um den beyden Kindern der Herzogin von Berry etwas vorzuerzählen. Die anspruchlose zuvorkommende Aufnahme, die er in dem Kreise der jungen Herzogin gefunden, hat den Mann ganz entzückt; und er erzählt gern, wie die Herzogin ihn versichert, daß Schmeichler keinen Zugang zu ihrem Sohne haben sollen, und wie besorgt sie sich um eine grade und wahre Geistesbildung ihrer Kinder ihm gezeigt habe. So hat es dann nichts weiter bedurft, um ihn anzutreiben, wieder eine Reihe von Erzählungen zu beginnen; in einigen kommen die königl. Kinder schon selbst als Helden vor, und halten schöne moralische Reden; für's Publikum hat diese Reihe von übertriebenen, ziemlich mit Hofsprache gewürzten Darstellungen wenig Interesse, und es ist zu bedauern, daß Bouillys Gewandtheit im Erzählen und Ausmalen auf keinen wichtigern Stoff angewandt worden ist. Obschon er sehr gut vorliest, und beym Lesen Alles, was Eindruck machen kann, geschickt hervorzuheben weiß, so wurde das Fragment, das er vorlas, doch ziemlich kalt aufgenommen. Der Sekretär der Gesellschaft las darauf ein Stück aus einer Lobrede auf Lacepède, gewesenem Mitgliede, vor; da diese Lobrede seitdem ganz im Drucke erschienen ist (Eloge historique de M. le comte de Lacepède; par G. T. Villerave, Paris 1826. 8.), so hebe ich hier einige Züge aus. Lacepède liebte leidenschaftlich von Jugend auf zwey Dinge, Naturwissenschaft und Tonkunst. Als er zum ersten Male nach Paris kam, war sein erster Gang zu Buffon, und sein zweyter zu Gluck. Bey seinen elektrischen Versuchen wäre er beynahe vom Blitze todtgeschlagen worden, und seine Oper Omphale hätte vielleicht ein Todesschlag andrer Art getroffen, wenn er seine Partitur nicht zurückgezogen hätte, eben als sie aufgeführt werden sollte. An den deutschen Höfen, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, sollen mehrere Symphonien von ihm aufgeführt worden seyn. Als Buffon ihn zum Aufseher des anatomischen Kabinets, Pflanzengartens, und zum Fortsezer seiner Naturgeschichte bezeichnete, war Lacepède vor Freuden außer sich. Die Gouverneurstelle beym Dauphin, welche ihm Ludwig XVI. zudachte, lehnte er ab. Als die Revolutionsstürme ausgebrochen waren, dankte er auch seine Stelle am Naturalienkabinet ab, und lebte mit seiner Frau auf dem einsamen Gute Leuville. Hier ist in der Schreckenszeit sein Briefwechsel mit Friedrich II. und andere wichtige Papiere, die er verbrannte, verloren gegangen. Bald wurde er zu wichtigen Geschäften und Aemtern berufen. Der Tod seiner Gattin machte ihn eine Zeit lang gegen Alles unempfindlich, und er sezte eine Schrift auf, die er seitdem beständig bey sich trug, und worinn er verordnete, man solle seinen Leichnam neben demjenigen seiner Gattin auf dem Dorfkirchhofe zu Leuville beysetzen. Es hielt sehr schwer, ihn von Leuville zu entfernen, und er hat sein ganzes übriges Leben um seine Gefährtin getrauert, die er den Engel seines Lebens nannte. Sie hatte aus einer frühern Ehe einen Sohn, diesen nahm er an Kindesstatt auf, und als sich dieser verheirathete, ward das junge Paar eine neue Familie für ihn. Vor drey Jahren starb seine Schwiegertochter; von diesem Unfall erholte er sich nie. Er verordnete nun in einem Zusatze zu seinem lezten Willen, seine und seiner Frau Gebeine sollten in den Gottesacker zu Epinay, wo seine Schwiegertochter ruht, gebracht werden; dieß ist auch geschehen. Als Kanzler der Ehrenlegion war er so wohlthätig und uneigennützig, daß er tief in Schulden versank, und um seine Entlassung anhalten mußte. Napoleon sezte ihm nun ein Jahrgehalt von 40,000 Franken, nebst andern bedeutenden Emolumenten aus. Lacepède hat einen Theil seiner Güter verkauft, um seine Ausgaben zu decken. Manche Invaliden erhielten von ihm ein Gnadengehalt, das er aus eignen Mitteln bestritt, aber im Namen des Staates gab. Um seine Entlassung soll er eilfmal, oder eilf Jahre nach einander angehalten haben. Wie geht es zu, daß ein Mann, dem Aemter und Vermögen so gleichgültig schienen, sich im Senate so unterwürfig gezeigt hat? Dieß läßt sich aus der Lobrede nicht erklären. Lacepède's Leben ist wieder ein Beweis, wie sehr der Schein trügt. Ein Kanzler der Ehrenlegion, ein Präsident des kaiserlichen Senates, ein so ausgezeichneter Naturforscher und Schriftsteller schien der beglückteste Mann, und dennoch liest man in einem von ihm nachgelassenen bänderreichen, geschichtlichen Werke folgende Worte: „In der Erwartung einer baldigen Wiedervereinigung mit meinem Vater, meiner Frau und meinem Kinde, tröstet sich meine Seele mit dem Gedanken, an das Mitleiden, das mein Unglück einflößen wird."

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 72.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. März 1826.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke.
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Schiller.

Stanzen.

Nach Lamartine. Von Gustav Schwab.

Ich sprach zu mir: o Herz! was thun in diesem Leben?
Stets wandelnd auf dem Pfad, den vor mir einer schritt,
So wie das junge Lamm nur folgt der Mutter Tritt,
Der ew'gen Thorheit nur der Menschen mich ergeben?

Der Ein' im weiten Meer nach Mammons Schätzen fragt,
Sein Schiff und seinen Wunsch verschlingen ihm die Wogen,
Der andre stirbt im Schoos des Ruhms berauscht, betrogen
Von eines Namens Hall, nach dem sein Geist gejagt.

Der bahnt die Straße sich mit unsern Leidenschaften,
Und gründet einen Thron, und fällt, indem er steigt. —
Der liebt ein süßer Joch, darunter er sich neigt,
Er sieht sein Lebensglück an Weiberaugen haften.

Der Faule schläft getrost im Arm des Hungers ein,
Die Pflugschar lenkt im Feld der Ackersmann, die reiche,
Der Weise liest und denkt, der Krieger führet Streiche,
Der Bettler setzet sich an eines Weges Rain.

Doch wohin gehen sie? wohin die Blätter gehen,
Die vor sich her der Hauch des Wintersturmes schickt:
So werden, von der Zeit gesäet und gepflückt,
Auch die Geschlechter all in ihrem Thun verwehen.

Ihr Ringen ist umsonst: die Zeit sie doch begräbt!
So wie den Ufersand verschlingt des Flusses Strömen,
Verschlingen sah die Zeit ich so die flücht'gen Schemen,
Sie wurden, starben dann. — Herr! haben sie gelebt?

Ich aber will dem Gott, zu dem ich bete, singen,
In lauter Städte Lärm, in stiller Wüsten Schooß,
Am Ufer hingestreckt, und wogend auf dem Floß,
Wann sich die Sonne senkt, und wann sie regt die Schwingen.

Die Erde ruft: Wer ist's, den ihr den Herren nennt?
Der, dessen Seele sich durch alle Welt verbreitet,
Der, so mit einem Schritt den ganzen Raum durchschreitet,
Von dessen Wiederschein die Sonn' am Himmel brennt.

Der ist es, der den Stoff aus seinem Nichts gezogen,
Der auf das Leere hat gegründet seine Welt,
Der, ohne Ufer, doch das Meer in Schranken hält,
Der ist's, aus dessen Blick des Lichtes Strahl geflogen.

Der ist's, vor dem kein Heut, vor dem kein Morgen gilt,
Der ewig sich gebiert aus seinem ew'gen Grunde,
Der in die Zukunft schaut, wie in die jetz'ge Stunde,
Der wiederkehren heißt die Zeit, die ihm entquillt.

Der ist's, der ist der Herr! daß meine Zunge spreche
Den Menschen seinen Ruhm in hundert Namen aus!
Ein güldnes Saitenspiel, häng' ich in seinem Haus,
Will singen von dem Herrn, bis daß er mich zerbreche!

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Beschluß.)

Reform — Organisation — Reinigung.

Weil euer Vater, euer Bruder, euer Mann, euer Vetter nacheinander abgedankt worden sind, so bildet ihr euch ein, der Minister sey ein Ungeheuer, das allein an der großen Krippe des Budgets fressen wolle. Allein glaubt mir, diese Dragonaden gegen die armen Commis werden ganz ohne den geringsten persönlichen Haß oder Zorn unternommen. Es ist theils die Reinigungswuth, wodurch man in gewissen Vorzimmern für einen unbestechlichen

Freund monarchischer und religiöser Grundsätze gilt, theils auch werden diese Opfer der Beredsamkeit einiger Deputirten gebracht. In einem Budget von einer Milliarde findet ihr Eifer für das Wohl der Unterthanen nichts auszusetzen als die kleine Million unsrer Besoldungen und das elende Hunderttausend unserer Gratifikationen. Sie machen Metaphern über unsre Heitzung, Antithesen über unsere Lichter und Ironie über unsere Schreibmaterialien. Haben sie recht gegen die Bureaukratie gedonnert, so liefert der Minister dem Moniteur sechzig Commis und nun wird er als ein wahrer Sully gepriesen. Es gab eine Zeit, wo diese Opfer ein ordentliches Tarif hatten. So viele für Herr la Bourdonnaye, so viele für Herr Donnadieu, für Herr Clausel de Causserge, Herr Marcellus. Diese Opfer nennt man Organisation.

Die Deputirten haben auf der Tribüne gedonnert. „Ueberall zehren ungeheure Besoldungen, Heere von Angestellten den öffentlichen Schatz auf, und spotten des öffentlichen Elendes und erdrücken die Administration u. s. w.“ Solche und ähnliche Redensarten, in allen Journalen wiederholt, sind die traurigen Vorboten einer Organisation. Sie verbreiten Schrecken unter den Federhelden. Jeder besinnt sich, ob er nicht Ursache habe, seine Absetzung zu fürchten. Dem einen fällt ein, daß einer seiner Vettern zur Zeit des Kaiserthums Unterpräfekt war, dem andern, daß seine Schwester Modehändlerin einer Exkönigin war. Der dritte klagt sich heimlich an, er habe über eine Phrase in dem ministeriellen Journal gespottet, der vierte, er habe seine halbe Tasse Kaffee in einem liberalen Kaffeehaus genommen. Alle endlich, indem sie ihren Hunger mit trocknem Brod und ihren Durst mit dem Wasserkrug des Ministeriums stillen, fürchten: „dem allgemeinen Elend Hohn zu sprechen.“ Der Minister hat indessen eines seiner glänzenden Diners von fünfzig Gedecken gegeben. Dann beruft er seine Direktoren und den Generalsekretair in sein Kabinet: „Meine Herren, sagt Sr. Excellenz, die Kammer schreyt gegen die Bureaukraten; ich muß mit dem Beyspiel einer Reform vorangehen, ich muß 120,000 Franken ersparen.“ — „Ah! Monseigneur, Sie wollen also sechzig Commis von 2000 Franken wegjagen.“ — „Wie viel haben wir?“ — „Sechshundert.“ — „Richten Sie es ein, wie Sie wollen, man muß von zehnen einen wegschicken.“ — „Sechzig Personen? das wird viele Unzufriedenheit erregen.“ — „Nun so schicken Sie vier Bureauchefs, acht Unterchefs und acht und zwanzig Commis fort; Ersparen Sie an den großen Besoldungen, so werden Sie nur vierzig Personen statt sechzig wegzuschicken brauchen, und doch 150,000 Franken ersparen. Das ist philanthropisch.“ Nach diesen Grundsätzen wird dann die Reform begonnen. Keinem von den vier Herren, welche zusammen 270,000 Franken beziehen, fällt es aber ein, daß, wenn sie „die großen Gehalte“ vermindern wollten, sie noch 150,000 Franken theilen könnten, wenn sie sich selbst jene 120,000 Franken abzögen.

Wie eine Verschwörung werden diese Opfer in der größten Stille vorbereitet; es werden Proskriptionslisten aufgesezt, geändert und wieder geändert, je nachdem Gunst oder Mißgunst, Laune, Empfehlungen u. s. w. auf das Urtheil der Direktoren und der Bureauchefs ihren Einfluß üben. Die Commis haben unterdessen erfahren, was ihnen bevorsteht. Obgleich die Zahl der Opfer nur vierzig ist, so verbreitet sich Angst und Schrecken unter alle sechshundert. Der Minister, die Direktoren, die Chefs erhalten sechshundert Briefe von Herzogen, Gräfinnen, Marschällen, Bischöfen, Deputirten, Generalen u. s. w., welche sie bitten, diesen oder jenen Vetter oder Schützling zu verschonen. Hiezu kommen noch unzählige kleine Billete von irgend einer schönen Hand, Noten von Kammerzofen, Empfehlungen von Lakayen, welche oft im Stande sind, eine Gunst oder eine Beleidigung zu vergelten. Dieß sind die eigentlichen Elemente der neuen Organisation.

Indessen erwarten sechshundert Familien mit Schrecken die Entscheidung. To be or not to be ist bey ihnen die wichtige Frage. Endlich während der Stille des Sonntags hat der General-Sekretair nach einer lezten Abrede die Entlassungen ausgefertigt und sie auf die Plätze der Opfer gelegt. Am folgenden Morgen um neun Uhr finden diese ihr Todesurtheil, und die andern zittern noch den ganzen Tag vor einer neuen Auswahl. Klagen der Verzweiflung erschallen in allen Gängen des Ministeriums, aber sie gelangen nicht bis zu den Ohren Sr. Excellenz, welche durch Vorzimmer und Huissiers geschüzt, ruhig in ihrem Kabinet sizt und eben die 20,000 Franken ihres monatlichen Gehalts bezogen hat. — Unter den unglücklichen Opfern, welche dem edeln Patriotismus der Kammern und des Ministers gebracht werden, sind gewöhnlich auch einige lustige arme Teufel, welche, der Zukunft vertrauend und voll Verachtung für ihre Henker, mit großem Gleichmuth Stock und Hut nehmen und das Ministerium verlassen. Allein es gibt auch Beyspiele, daß einige in ihrem Grimm geschworen haben, nie wieder das Hotel zu betreten und sogar die Straße zu vermeiden, worin es steht. Andere hat man in Folge einer solchen Organisation vor Kummer sterben oder den Verstand verlieren sehen. Zum Schluß müssen wir als charakteristischen Zug der Organisationen und Reformen unserer neuen Sullys anführen, daß drey Monate nach der Entlassung jener vierzig Commis, das Ministerium wieder fünfzig neue Angestellte aufnimmt, wodurch der nächste Minister sogleich Stoff zu einer Reform erhält, welche mit eben so viel Billigkeit und Erfolg vor sich geht, wie die erste.

Bericht über den Verlust des, der indischen Kompagnie zugehöriges Schiff, der Kent.

(Fortsetzung.)

Während wir uns bey der schmerzhaftesten moralischen Agitation in einem Zustande völliger physischer Thatlosigkeit befanden, während die Wellen mit Wuth gegen die Wände unseres unglücklichen Schiffes andrangen, als ob der Ocean das fremde Element beneide, das ihm seine sichere Beute rauben zu wollen schien, fiel, bey einem der allerheftigsten Stöße, welche im Schiffe Alles umwarfen, plötzlich das Compaßhäuschen um, ein Unfall, der den Compaß zerstörte und ganz unbrauchbar machte. Bey diesem Ereigniß, auf welches erst tiefes Schweigen folgte, hörte man nur den verzweiflungsvollen Ruf eines jungen Hochboots-Mann: „es ist also geschehen, der Kent hat keinen Compaß mehr!“ ein Ausruf, der allen Zuschauern den sichersten Ueberblick ihrer Lage gewährte.

Jezt sah man einen jungen Offizier, dem sonst die schönsten Hoffnungen gelächelt haben mochten, mit einem sehnsüchtigen, trübschweren Blick eine Haarlocke aus seiner Brieftasche hervorsuchen und sie auf sein Herz legen. Einen andern sah man hastig ein Stück Papier ergreifen, an seinen Vater schreiben, diesen Angstbrief einer Bouteille anvertrauen, die er wohl verwahrte und mit der allein noch beglückenden Hoffnung, daß sie an ihre Adresse gelangen würde, in das Meer warf.

Um eben diese Zeit machte Herr Thomson, zweyter Hochbootsmann, den Vorschlag, jemand den kleinen Mast erklettern und herumspähen zu lassen, ob man nicht auf der Oberfläche der See ein Schiff erblicke, das Hülfe bringen könnte. Gesagt, gethan. Ein Matrose klettert auf die Spitze des Mastes. Jezt blickt er rund um an dem ganzen weiten Kreise des Horizonts. Schreckliche, furchtbare Augenblicke der Todesangst! Doch siehe, er schwenkt den Hut, o Freude! er ruft: „ein Segel unter dem Wind!“

Wiederholtes, langhallendes Freudengeschrey der früher angstvoll gepreßten Menge antwortet dieser Nachricht. Augenblicks werden nun die Nothfahnen aufgezogen, von Minute zu Minute ein Kanonenschuß gelöst und mit aller Anstrengung suchen wir uns dem Schiffe zu nähern, das uns schon in's Gesicht gekommen war. Dieses Fahrzeug hieß, wie wir nachher erfuhren, Cambria, Kapitän Cook, war eine Brick von 200 Tonnen und nach Vera-Cruz bestimmt; an Bord hatte sie zwanzig bis dreyßig Bergknappen aus Cornwallis und andere Angestellte der englisch-merikanischen Kompagnie.

Während zehn bis fünfzehn Minuten waren wir im Zweifel, ob die Brick unsre Signale bemerke, und ob, selbst für den Fall, daß dem so wäre, sie uns aufnehmen könnte und wollte. Es schien die Heftigkeit des Windes sie zu hindern, unsere Nothschüsse zu vernehmen, allein die Rauchwolken, die von unserm Schiffe aufstiegen, mußten die Gefahr, in der wir schwebten, doch hinlänglich bezeichnen, und nur wenige Augenblicke nachher sahen wir die Brick die englische Fahne aufziehen und mit allen Segeln auf uns lossteuern.

Während der Kapitän Cobb, Oberst Fearon, und der Major Mac Gregor sich über die Maßregeln berathschlagten, wie es mit der Schiffsladung zu halten sey, kam ein Lieutenant des 31sten Regiments, um den Major zu fragen, in welcher Ordnung die Offiziere das Schiff verlassen würden, worauf dieser antwortete: „in der Ordnung, wie „sie bey Leichenbegängnissen üblich, wie sich dieß von selbst „versteht.“ Oberst Fearon bestätigte diese Ordre mit dem Beysatz: „Die Cadets gehen zuerst, wie gewöhnlich, aber „alle Leute soll man niederstoßen, welche sich in die Schaluppe zu retten versuchen, bevor denn alle Weiber und „Kinder gerettet sind.“

Um alle Unordnung und das Zudrängen zu vermeiden, welches, bey der Ungeduld, die sich bey den Seesoldaten und Seeleuten zeigte, zu befürchten war, stellte sich bey jeder Einschiffung ein Offizier mit gezogenem Degen als Wache auf. Allein die wackere Haltung des kommandirenden Personals, und die gewissenhafte Subordination der Mannschaft machten, mit nur weniger Ausnahme, diese Maßregel überflüssig.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang März.

Der leztverflossene Monat war für unsere Stadt ein Zeitpunkt allgemein verbreiteter Niedergeschlagenheit. Die großen Erschütterungen, welche in dieser Zeit der Handel erlitt, theilten sich auch der Handelsthätigkeit in unserer Stadt auf eine Weise mit, welche die allgemeine Theilnahme aller Glieder des städtischen Verbands erregen mußte, und ein vielvermögender Gemeinsinn sprach sich deutlich aus. Jezt ist die Hoffnung wieder zurückgekehrt, daß mancher Knoten, der den Einzelnen fesselt, sich erfreulich lösen werde. „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“ Dieß Wort des großen Dichters bewährte auch hier seine Wahrheit. Auch in dieser Zeit blieben die Gemüther, die noch eines Aufschwungs fähig waren, dem heitern Spiel der Kunst und geistnährender Beschäftigung nicht abgewandt.

Vieles Interesse erregte unter andern die deutsche Improvisation des Dr. Wolff, der von Weimar aus, wo er nun als Lehrer neuerer Sprachen am Gymnasium angestellt ist, sehr empfohlen zu uns kam, in mehreren Privatcirkeln sein seltenes Talent übte, und zulezt auch öffentlich (im Saal des Gewandhauses) auftrat. Will man, nach dem was bisher von poetischer Improvisation überhaupt durch tüchtige Ohrenzeugen bekannt worden ist, urtheilen, so ist man genöthigt zu sagen, daß sie es nicht höher, als bis zu einem, mehr oder minder belebten, poetischen Formalismus zu bringen im Stande ist. Denn obgleich die Zahl und Dauer der Augenblicke sich nicht bestimmen läßt, in welchen Entwurf und Ausführung eines geistigen Werks sich folgen, und ein Geist schneller denkt und dichtet, als der andere; so fordert doch alles seine Zeit, und ein Gedanke, den die Begeisterung zuführet, will mit Liebe und Ruhe im

Geiste genährt seyn, wenn er in vollkommen gesunder und ausgebildeter Gestalt hervortreten, und den verwandten Geist mit Liebe und Begeisterung erfüllen soll. Von diesem Standpunkte betrachtet, kann man sogar die Improvisation, die als öffentliche Leistung für bestimmte Zeit versprochen wird, und wo man den deus in nobis zum freyen Fluge zwingen will, als eine Profanation der Poesie ansehn, und zwar noch mehr, als die sogenannte freye Phantasie des Musikers, da, wenn auch die Themata gegeben würden, die Behandlung derselben der jedesmaligen Stimmung freyer folgen kann, und das Mechanische der Musik auch durch den Reiz der Töne eine große Macht ausübt. — Betrachtet man die Sache dagegen blos aus dem Standpunkte einer geistigen Unterhaltung, oder mit dem psychologischen Interesse an seltener Geistesgegenwart und Fertigkeit, so wird sie vielfach anziehend seyn; befriedigend vornehmlich dann, wenn der Improvisator, der mit poetischem Sinn eine große Fertigkeit in der Improvisation verbindet, in einem Augenblicke höherer Gemüthserregung eine Menge Zuhörer um sich versammelt, wie in Italien häufig geschehen soll; oder wenn er im geselligen Kreise auftritt, wo sein Talent mit minderem Anspruch wirken kann, und ihm die Gelegenheit oft selbst den poetischen Moment herbeyführt. Und so fand ich es auch in Beziehung auf Dr. Wolff, dessen Improvisation mir und mehreren Freunden im gesellschaftlichen Cirkel bey weitem mehr Vergnügen gemacht hat, als bey der öffentlichen Leistung. Was diesen gewandten, talentvollen Mann insbesondere betrifft, so muß zu seinen Gunsten billig angeführt werden, daß das Talent — selbst in Prosa — zu extemporiren, besonders unter den Deutschen selten ist, — daher eine so große Menge Vorlesungen, die man in der That Ablesungen nennen könnte, ja selbst mehr gelesene, als memorirte Reden; ferner daß das Extemporiren in Versen, oder das eigentliche Improvisiren, in deutscher Sprache ungleich schwieriger ist, als in den südlichen Sprachen, besonders in der italienischen, in welcher sich der Reim gleichsam von selbst gibt, und der gewöhnlichste Reim durch seinen Wohllaut das Ohr befriedigt. Für das leztere beweist auch, daß Hr. Wolff der erste ist, der unseres Wissens dieses Talent in solchem Umfange geübt hat. Wenn er nun vom Augenblick und dem Vers gedrängt, sich bald in's Allgemeine verliert, bald aber, um dem Gedanken Raum zu geben, einen Reim fallen läßt, oder sich im Rhythmus einige Freyheiten erlaubt, so sind dieß Unvollkommenheiten, die mir von deutscher Improvisation unter den obigen Bedingungen unzertrennlich scheinen, und die nur der verdammen kann, der mehr von ihr erwartet, als Improvisation überhaupt leisten kann und will. Bey keinem Stücke fühlten wir uns von einer sich über das Ganze verbreitenden Begeisterung angeweht, aber in jedem traten aus der im Hintergrunde poetischen Reflexion, in welche sich die Improvisation der Deutschen, ihrem Charakter gemäß, zu kleiden scheint, glückliche Gedanken mit der Wirkung des lebendigen Augenblicks hervor, und beurkundeten den Geist des Sprechenden. Lezterer verrieth sich auch in der schnellen Anordnung eines ihm gegebenen tauglichen Stoffs zu einem kleinen dramatischen Ganzen, wovon ich mehrere Beyspiele habe. In seiner öffentlichen Leistung wählte er aus drey lyrischen Aufgaben jedesmal eine, und zwar zuerst Franklins Empfindungen nach Erfindung der Blizableiter, dann Klage eines polnischen Greises über Kosziusko's Fall, und den Untergang des polnischen Reiches. In jenem war der Gedanke von der Verwandtschaft der himmlischen und irdischen Kräfte, in diesem vornehmlich die Einleitung durch den Ton der Volksromanze beyfallswerth. Die dramatische Aufgabe, die er sich aus sechs, zum großen Theil unbrauchbaren wählte, war Mucius Scävola, wovon gleich der Anfang (ein Gespräch jener Krieger aus dem Heere des Porsenna, mit einer sehr anschaulichen Vergleichung), dann die Rede des Mucius vor dem König, dem er seine verbrannte Hand zeigt, sehr lebendig war und wirkte. Bey dem angehängten Chor, welcher diese Leistung schließen sollte, wie bey der Ausführung der vorigen Aufgaben bemerkte man übrigens eine Neigung des Improvisators, den Gegenstand durch die Gebetform in's Allgemeine hinüberzuspielen. Unter allen drey Leistungen war die lezte, und schwierigste die gelungenste, und ihr wurde auch der meiste Beyfall zu Theil. Uebrigens scheint Hr. Wolff sich seine Aufgabe dadurch zu erschweren, daß er sich nicht mehr Zeit zum Ueberlegen derselben erlaubt, und fast unmittelbar, nachdem er die Aufgabe gewählt hat, auch sogleich zu sprechen beginnt. Vernünftige Zuhörer würden ihm gern einige Augenblicke zum ruhigen Ueberdenken erlauben, und seine Leistungen dadurch gewinnen sehen, es müßte denn seyn, daß er sich einer ruhigen Geistesarbeit entwöhnt hätte. Die Freyheit des Vortrags sprach die Zuhörer an, die etwas gedehnte Aussprache aber, die dem Inhalt der Improvisation etwas nachtheilig ist, ist wahrscheinlich eine mit der Uebung darin entstandene Gewohnheit.

Auf der Bühne trat im lezten Monat die beliebte Mad. Devrient, nach ihrer Niederkunft, wieder zum großen Vergnügen des Publikums als Käthe, in dem Lustspiel, welcher ist der Bräutigam, und in einigen andern Lieblingsrollen auf. Zum ersten Male wurde aufgeführt: Die Unzertrennliche, nach dem Französischen von Hell (gewiß eines der interessantesten unter den vielen kleinen Lustspielen, die wir neuerlich von der französischen Bühne entlehnten; aber die Auflösung wurde den Zuschauern nicht klar, wahrscheinlich durch Schuld dessen, der die Rolle des Gerichtsfrohns hatte, und diesen, dem Deutschen etwas fremden, Charakter nicht in das gehörige Licht sezte); ferner Curländers kleines Lustspiel: Das ändert die Sache, was sich zur Veränderung wohl einmal ansehen läßt; dann das Vaudeville, Schülerschwänke, oder die kleinen Wilddiebe, welches in Hinsicht der gewählten Liederkompositionen wenigstens seine Vorgängerinnen, die sieben Mädchen in Uniform, weit übertrifft; endlich das Singspiel: Das Konzert am Hofe, Musik von Auber. Die wizigen Fabrikanten Scribe und Melesville haben dem Lezten einen recht unterhaltenden Stoff zu einer kleinen Conversationsoper geliefert; er hat sich mit ein paar lebhaften Stücken abgefunden, welche doch die französische Gefallsucht nicht verläugnen können. Da ist Rossini, den er oft vor Augen hat, doch immer weit natürlicher. Die Probearie der jungen Sängerin, die ein Hauptstück ausmacht, wird brillant angekündigt, aber hat doch sehr gemeine Gedanken. Für den Kabaleschmiedenden Signor Astruccio, der eine komische Hauptpartie werden konnte, ist wenig gethan. Die Darstellung hat unterhalten; das Publikum läßt sich auch gern von Künstlerkabale unterhalten. Dem. Canzi paßte zu der Partie der Sängerin Adele sehr gut, und sang ausgezeichnet. Hr. Genast gab dem Signor Astruccio einen Anstrich französischer Geckenhaftigkeit, und schilderte den Italiener nicht genug.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 66:
Schlittschuh.

Charade.

Mein Erstes ist ein Schmerzenslaut
Und schüttert durch die tiefste Seele.
Mein Zweytes winkt so hehr und traut
Vom Himmel in die düstre Höhle.
Mein Ganzes nennt des Festes Tag,
An dem der Tod in Fesseln lag.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. März 1826.

Da aller Farben Pracht zum Kranz verschlungen,
Und aller Blumen Form zum Strauß sich fügt!
Hier, hier ist Leben!

Joh. Rud. Wyß.

Schilderungen aus Neapel.

Dulces ante omnia musae.

Den Vortheil der Lage an einer nicht allzuflachen Küste hat Neapel mit mehreren europäischen Häfen gemein; aber keiner hat **vor** sich eine so prächtige Bay und dicht **hinter** sich solche freundliche Höhen, welche dieser Königin der Seestädte ein so stattliches Ansehen geben. Unter ihre großen Annehmlichkeiten gehören unstreitig auch die drey neuen Fahrwege, welche zur Zeit der lezten Franzosenherrschaft aus der Stadt in verschiedenen Richtungen nach jenen Höhen angelegt worden sind.

Bekanntlich lehnt sich Neapel gegen Norden an eine von Ost nach Westen laufende Reihe lachender Hügel, deren südlicher Abhang, gegen die Stadt und See herein, zwar nur an wenigen Stellen etwas steil, jedoch überall mehr oder minder ansehnlich ist, indessen ihre Rückseite fast unmerklich sich in die kampanische Ebene verliert, welche wohl fünf deutsche Meilen weit, beynahe wagerecht, bis an den Fuß der Apenninen sich hinzieht. Am südöstlichsten Ende dieser Ebene thront zwischen der so eben genannten Bergkette und dem Meere der ganz einzeln dastehende Kegel des Vesuvs, mehr ein Gegenstand der Bewunderung als des Schreckens für die nur etwa eine deutsche Meile entfernte Hauptstadt. Auch die schon oben erwähnte, sie in einem großen Halbzirkel traulich umfangende Hügelreihe ist durchaus vulkanischen Ursprungs: auf der Oberfläche meist ausgebrannte leicht bewegliche Erde, stellenweise mit Lagen zerbröckelter Bimssteine und Lavastückchen, und tiefer unten eine einzige zusammenhängende, übrigens ganz aus gleichem Stoff wie die obern losen Schichten, bestehende Masse von Tuffstein, dem hauptsächlichsten Baumaterial der uralten wie der neuern Stadt — **Paläopolis** wie **Neapolis**.

Den östlichsten und niedrigsten jener Hügel durchschneidet ein tiefer allein breiter Hohlweg, von jeher einer der Hauptzugänge der ganz nahen Stadt, und zu jeder Stunde mit Fuhrwerken und Menschen zu Pferd und zu Fuß und mit Lastthieren bedeckt. Aber keine eben so bequeme Straße führte vor dem Jahr 1808 gerade aus Neapel bis auf den Rücken jenes Hügels, der sich sanft nach Morgen verflächend, einen äußerst malerischen Standpunkt und eine gute, schon in den ältesten Zeiten von einem **Belisar** und andern Feldherren benüzte militärische Stellung darbietet. Von hier aus ward auch im Jahr 1527 die niemals sehr heldenmüthige Stadt durch ein französisches, sechszigtausend Mann starkes Belagerungsheer, unter dem Befehl des Grafen **Lautrec** geängstigt. Dieser suchte im Namen seines Herrn, Franz I., Neapel dem dasselbe für Kaiser Karl V. besezt haltenden Prinzen von Oranien zu entreißen; allein gerührt durch den reizenden Anblick der Stadt, wollte er sie weder beschießen noch stürmen lassen, sich mit der Hoffnung schmeichelnd, durch enges Einschließen zu Wasser und zu Lande seinen Zweck eben so sicher, wenn auch später zu erreichen. Statt dessen aber wurde er selbst nebst einem großen Theil der Armee das Opfer des ungewohnten Him-

melsstriches, schlechten Wassers und Mangels an Vorsicht in der Wahl der Lebensmittel. Der Bezirk jenes ehemaligen Lagers, ja der ganze Hügel, worauf es stand, trägt im Munde des Volks den verhängnißvollen Namen „Lotrecca" bis auf diesen Tag und oben am Rande ragt zwischen zwey kleinen Glockenthürmen, das einsame Kirchlein des Jammers, S. Maria dei Pianti, in dessen Gewölben noch eine Menge Gebeine der im Jahr 1527 dort herum elendiglich gestorbenen Franzosen aufeinandergehäuft zu schauen ist. Man möchte sich wundern, daß die Neufranken nicht dieses Beinhaus, gleich demjenigen zu Murten zerstört haben: doch vor Neapel fielen ihre Vorfahren nicht durch die Schärfe des Schwerts, vielmehr unter der Sense einer pestartigen Krankheit.

Tiefer unten am Abhang des Hügels, gegen die Stadt zu, liegt, durch dunkle Cypressen bezeichnet, das Campo Santo, der größte öffentliche Begräbnißplatz Neapels. In dieser Gegend ist jedes Jahr, am Tag aller Seelen, ein außerordentlicher Zusammenlauf von Volk beyderley Geschlechts, groß und klein, um das Andenken der Abgeschiedenen zu feyern, nicht etwa durch Wehklagen, sondern durch ein allgemeines Todtenmahl, wobey es nur gar zu laut herzugehen pflegt. Auf der entgegengesetzten Seite, am östlichen Fuße des Hügels, steht der Weiler Poggio Reale, zu deutsch Königsbühel, weil im Mittelalter mehrere Herrscher und Herrscherinnen sich oft und gerne dort aufhielten. Von ihrem Lustschloß ist aber nichts mehr übrig, als halbverfallenes Gemäuer und einige Wasserwerke, da wo in der Ebene die alte Hauptstraße von Neapel nach Apulien vorbeygeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bericht über den Verlust des, der indischen Kompagnie zugehörigen Schiffes, der Kent.

(Beschluß.)

Kapitän Cobb hatte die Anordnung getroffen, daß zuerst alle Offiziers- und Passagiersfrauen und eben so viele Soldatenweiber, so weit dieß das Fahrzeug ertragen möchte, in das große Boot eingeschifft werden sollten. Schnell sah man diese nun sich ankleiden und wie in einer Leichenprozession gegen die untern Stückpforten hinunterziehen, wo das Boot ausgehängt war.

Nicht ein Schrey ward laut, kaum hörte man ein Wort sprechen; die kleinen Kinder selbst hörten auf zu weinen, als hätten sie auch das Bewußtseyn des Schmerzens, der das Herz ihrer Eltern bey diesem feyerlichen Abschied ergriff. Nur wenige Male ward dieses tiefe Stillschweigen durch die Bitten einiger Frauen unterbrochen, welche um die Gnade baten, bey ihren Männern zurückbleiben zu dürfen. Aber als man ihnen zu verstehen gab, daß jeder Augenblick Verzögerung ein Menschenleben kosten könne, rissen sie sich aus der zärtlichsten Umarmung und stellten sich mit der Seelenstärke, die in den wichtigsten Augenblicken ihr Geschlecht des Heldenthums fähig macht, in das Boot, mit welchem sie nun, ohne weiter ein Wort zu verlieren, in die See gelassen wurden. Aber die Wellen waren so stark, daß kaum zu hoffen war, daß das Boot der Gefahr werde glücklich entgehen können.

Die Cambria hatte die Vorsicht gebraucht, in einiger Entfernung vom Kent beyzulegen, um nicht das Opfer der, jeden Augenblick erwarteten, Explosion zu werden, und nicht von unsern mit Kugeln geladenen Kanonen Beschädigung zu leiden, welche losgingen, wie sie eben vom Feuer erreicht wurden. Das Boot hatte demnach eine ziemliche Strecke zu durchfahren, und da der Erfolg dieses ersten Versuches uns als Maßstab für die Realisirung unserer Hoffnungen dienen konnte, so kann man sich die Angst und Sorge denken, mit welcher unsre Augen dem mit so theurer Bürde beladenen Fahrzeug folgten, das für die auf dem Schiff zurückgebliebenen Väter und Gatten das Theuerste enthielt, was sie auf dieser Welt noch besaßen.

Um das Boot, bey der ungeheuern Wuth des Meeres besser im Gleichgewicht zu erhalten und den Matrosen mehr Raum zum angestrengten Rudern zu gewähren, wurden Weiber und Kinder untereinander unter die Ruderbänke placirt, wo sie von dem Meerwasser, das bey jedem Windstoß hereinstürzte, und das Boot überschwemmte, fast erstickt wurden. Bis an die Brust saßen sie hier im Wasser und hatten alle Mühe, ihren Kindern nur das Leben zu fristen.

Endlich hatte das Boot nach einer Fahrt von zwanzig Minuten oder einer halben Stunde die Rettungsarche erreicht und das erste menschliche Wesen, das am Bord der Cambria eine Zufluchtsstätte fand, war der Sohn des Majors Mac Gregor, ein Kind von wenigen Wochen.

Bey seiner Rückkehr konnte das Boot nicht an den Bord des Kent herankommen, und man mußte das Mittel ergreifen, Frauen und Kinder mittelst Seilen, an welchen man je zwey und zwey zusammenband, vom Verdeck herunterzulassen. Allein bey der starken Bewegung des Wassers und der daraus hervorgehenden Schwierigkeit, gerade den rechten Augenblick zu finden, wo sich das Boot senkrecht unter den Seilen befand, konnte nicht vermieden werden, daß zu verschiedenen Malen einige dieser armen Geschöpfe, anstatt in das Boot gelassen zu werden, in das Wasser getaucht wurden. So tröstlich es war, daß bey diesem, durch die Umstände nothwendig beschleunigten, Verfahren keine der älteren Frauen um das Leben kam, so fürchterlich und Jammer erregend war der Untergang vieler Kinder, der bey dem Herablassen an Seilen durchaus nicht zu vermeiden gewesen war, wo selbst ihre Mütter meistentheils die Besinnung verloren.

Zwey oder drey Soldaten, welche ihre Weiber in der Sorge für ihre Kinder unterstützen wollten, versuchten es, mit ihren Kindern in's Wasser zu springen und sie schwimmend in Sicherheit zu bringen, allein sie ertranken. Eine junge Frau, die ihren alten, an seinen Posten gefesselten, Vater durchaus nicht verlassen wollte, wäre beynahe das Opfer ihrer kindlichen Liebe geworden, indem sie nur erst, nachdem sie in's Wasser gefallen und mehrere Male untergesunken war, in ein Boot aufgenommen werden konnte. In eine fürchterlichere Lage gerieth ein Vater, der in den Fall kam, zwischen der Rettung seiner Frau und der seiner vier Kinder wählen zu müssen. Er entschied sich für die erstere; sie ward gerettet, aber — seine armen unschuldigen Kinder gingen unter. Ein junger, schöner Soldat, der weder Weib noch Kind hatte, ward von solchem Mitleiden für die armen Kleinen ergriffen, daß er sich deren drey bis vier um den Leib binden ließ, und sodann mit ihnen in das Wasser sprang, um sie zu retten. — Unglücklicherweise konnte er das Boot nicht mehr erreichen; man zog ihn wieder an Bord herauf, aber schon waren zwey der unglücklichen Kleinen verschieden. Nicht minder gefährlich als das Einschiffen der zu Rettenden war ihr Ausschiffen am andern Schiffe, wo gleichfalls wieder mehrere Personen, zum Theil indem sie an Bord hinaufzuklettern suchten, das Leben verloren.

Die lange Ueberfahrt der sechshundert am Bord des brennenden Kent befindlichen Menschen dauerte eine ganze Nacht hindurch, und bis zum lezten Augenblick war das Benehmen und die Haltung des Schiffskapitäns und der übrigen Offiziere wahrhaft musterhaft. In solchen Augenblicken sind es ganz andre Empfindungen als die des Mitleidens, welche einen beherrschen, und die erhabene Richtung, die unser Charakter während derselben anzunehmen fähig ist, gränzt an's Ueberirdische. Da herrscht das Pflichtgefühl in seiner ganzen Reinheit und man hört auf, sich das Phänomen der menschlichen Handlungsweise aus bloßen Gründen des Eigennutzes erklären zu wollen.

Die Passagiere des Kent waren nunmehr dem Feuer entronnen, aber nur, um neuen Gefahren ausgesezt zu werden.

In einer Entfernung von mehreren hundert Meilen fanden sie sich nämlich zu mehr als sechshundert Menschen auf einem kleinen Fahrzeug von zweyhundert Tonnen angehäuft. Der Sturm hatte noch nicht nachgelassen; in jedem Augenblick schlugen die Wellen über das Verdeck und man war genöthigt, die Lucken zu schließen. Sie wurden nur in dem Zwischenraum von einer Welle zur andern geöffnet, und zwar zu dem Endzweck, um das Ersticken in den Räumen zwischen den Verdecken zu verhindern, wo so viele Menschen zusammengesperrt waren, daß ihre Ausdünstung die Luft auf einen solchen Grad verdorben hatte, daß kein Licht mehr darin brennen konnte. Ein Aufenthalt von einigen Tagen, durch was immer für eine Ursache herbeygeführt, hätte Hungersnoth und Krankheiten nach sich ziehen müssen. Glücklicherweise wurde aber der Wind immer günstiger, und drey Tage nach dem Brand des Kent gingen wir in dem Hafen von Falmouth vor Anker.

Des Handelns Erfolg.

Handelst Du schlecht, so zerknickst Du des Daseyns freundlichste Blüthe;
Handelst Du gut, so erquickt stets Dich ihr labender Duft.
Fröhnst Du dem Müssiggang, tödtest Du, selbst in der Knospe, das Leben,
Und Du erstickst es im Keim, wenn Du nicht thust, was Du sollst.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig. Anfang März.

(Beschluß.)

Neu und fleißig einstudirt war zulezt Spohrs Zemire und Azor. Die Aufführung gehörte zu den gelungensten unserer Bühne, und war auch im Aeußern geschmackvoll ausgestattet. Deßhalb schien diese Oper auch weit mehr, als früher zu gefallen, und mehrere Stücke, unter welchen hauptsächlich das erste Terzett mit Chor (nicht das, worin der mißlungene Canon vorkommt), ferner das Terzett der Schwestern, das schöne Lied von der Rose, der Anfang und der Schluß des ersten Finals, im zweyten Akt, das schöne Duett zwischen Zemire und Azor, das Spiegelquintett, die, nur etwas zu lange Arie des Azor, und der in rührende Fröhlichkeit ausgehende Schluß traten auch weit vollkommener, als früher hervor. Dem. Canzi sang die Hauptparthie der Zemire. Ihr schien die Frische der Töne vollkommen zurückzukehren; ihr Vortrag aber war nicht nur, wie fast immer, mechanisch abgerundet, und selbst in einigen widerhaarigen Passagen, die in dieser Parthie vorkommen, fleißig ausgebildet, sondern in einigen Stellen sogar ergreifend, wie in dem rührenden Abschiede vom Vater am Schlusse des ersten Akts, Auch ihr Spiel wirkt mit. Aber warum wollte sich die einfachste der Schwestern durch flimmernden Schmuck vor den andern auszeichnen? — Mad. Devrient und Dem. Erhart secondirten gut, besonders in dem obengenannten Terzett. Hr. Vetter sang den Azor brav und mit Ausdruck; nur eilte er in der genannten Arie, wie in seinem Sprechen, zu sehr. Hr. Genast gab den Sander, und sang besonders die erste Arie sehr vorzüglich; Hr. Höfler den Ali, an dem sich die treuherzige Ergebenheit des Dieners noch mehr schildern läßt. Jezt, wo wir alle Spohr'sche Opern auf unserem Bühnenrepertoir haben, sahen wir übrigens, daß Zemire und Azor minder abwechselnd und mannichfaltig ist, als die übrigen, aber im Ausdruck tiefer, als der Berggeist, der übrigens mehr dramatische Bewegung hat. —

Der ebenfalls neu einstudirte Dorfbarbier ergözte vornehmlich durch den Humor des Hrn. Koch als Adam, Weiße's und Hiller's Jagd, nebst Mahlmanns Festspiel, wovon

ich in meinem lezten Berichte gesprochen, wurde noch zweymal mit Beyfall gehört und gesehen. In den nicht ausgezeichneten Wiederholungen gewährte die von Raupachs Trauerspiel die Fürsten Chawansky, nur Mad. Miedke als Czarin, ließ es nicht bemerken, daß sie leere Bänke vor sich sah. Mehr Theilnahme fanden Piccolomini und Wallenstein. In der lezten Tragödie sollte die eben genannte Künstlerin, und zwar in der Stelle gegen den Schluß, wo Schiller die Ahnungen gar zu sehr gehäuft hat, sich des starken Nachdrucks wohl enthalten, weil dadurch die Wirkung noch materieller ausfällt. In der Darstellung des Hrn. Genast (als Wallenstein) fand ich diesmal die Scene sehr gelungen geschildert, in welcher der Heerführer, der die Truppen durch seinen Anblick zur Ruhe bringen wollte, unverrichteter Sache zurückkommt. Er zeigte den Eindruck, welchen dieses Ereigniß auf ihn gemacht, aber seine innere Größe schien denselben auch abzuwehren. An andern Stellen bemerkte man auch zu viel Anstrengung, besonders im Sprechen. Hr. Devrient vergißt zu sehr den Krieger, und zerfließt in seinem Liebesschmerz. Hr. Stein machte wieder mit seiner Rede als schwedischer Offizier viel Wirkung, doch schien mir die erste Hälfte für die Situation zu leicht genommen — vielleicht geschah dieses aus Oekonomie. Hrn. Finks Darstellung als Buttler würde mir gefallen, wenn er von seinem Pathos in der Deklamation etwas nachlassen könnte, und die Städte und Eigennamen nicht mit demselben Nachdruck deklamiren wollte, wie das Wichtigere. —

Im Abonnementskonzerte wurden mehrere gediegene Musikwerke ausgeführt (z. B. Beethovens Symphonie B-dur, Credo, von Vogler, Finalis aus Mozarts Cosi fan tutte, und Idomeo C. M. v. Webers Scene zu Athalia: Misera me, nach meinem Urtheil die schönste und fließendste Gesangsscene, die dieser Meister geschrieben), aber nichts Neues von Bedeutung. Aber eben studirt man Beethovens leztes großes Symphoniewerk ein, welches zum Besten des Musikvorstands ausgeführt werden wird, und eben bey Schott in Mainz erschienen ist.

Es ist erfreulich, daß sich zu großen ausgezeichneten Werken, die von dem Publikum am wenigsten gekauft werden, noch immer kunstliebende Verleger finden. Dieß ist auch der Fall mit einem ausgezeichneten Requiem des wackern Hofkapellmeisters Joseph Eybler in Wien, dessen Partitur in einer sehr schönen Ausgabe eben bey Steiner in Wien erschienen ist. Dasselbe gilt von der großen Krönungsmesse Cherubini's, die wir jezt von Paris aus kennen lernen. Bey Peters erscheint nächstens Hummels neustes Pianofortekonzert, welches dieser bey seinem neulichen Aufenthalte in Paris komponirt. Am 16ten vorigen Monats besuchte uns C. M. v. Weber mit dem Flötisten Fürstenau bey seiner Durchreise nach Paris und London. Seine neue Oper Oberon, die er in dem Coventgardentheater zum ersten Male aufführen wird, ist vollendet, und wird bald im Klavierauszuge bey Schlesinger in Berlin erscheinen.

W.

Berlin, 3. Februar.

Die Räuber, Trauerspiel in fünf Aufzügen v. Schiller.

Die Räuber waren bey ihrem Erscheinen die schmetternde Posaunenverkündigung eines neuen Geistes, der seinen Flug beginnen wollte; sie erschreckten die Feigen des vergangenen Geistes, die Muthigeren schüttelten die Köpfe, nur die gleichzeitige Jugend ward unwiderstehlich fortgerissen, und wäre gern dem Grafen in die böhmischen Wälder gefolgt. Die Räuber sind in der deutschen Poesie eine Tragödie, wie sie im Staatsgebiete von der französischen Revolution ist aufgeführt worden. Erst jezt, nachdem beyde nur noch in ihren Resultaten fortleben, läßt sich deutlich erkennen, was sie waren. Der große Charakter, um den sich in den Räubern alles dreht, ist Carl, aber nicht als Räuber, als Mordbrenner, sondern wofür er sich hält, als Wiedervergelter, als Geisel in der Hand des ewig Gerechten, was furchtbar an ihm selber wieder vergolten wird. Und dieß ist es, was Schiller zum großen Dichter auch schon in diesem Stücke stempelt, daß er das Schwert ergreift gegen die Gestalten der früheren Welt, und wenn er auch stets in diesem Kampfe bleibt, und nur im Tell erst zunächst wenigstens der Familie auf Erden eine anerkannte Wohnstätte erstreitet, so ist dieses Streiten schon seine epochemachende Bedeutung. Die Weltanschauung, aus welcher es hervorgeht, und welche er bekämpft, ist die Ansicht, als sey die Welt nicht die wahre Geburtsstätte und der Wohnort für das Gute und die Tugend, für den sittlichen Inhalt des menschlichen Geistes, für Familie, für Gesetz und Recht, sondern als liege die Welt im Argen, und das Böse sey in steter, siegreicher, unüberwindlicher Macht gegen dieses Gute gekehrt. Dieser unaufgelöste Dualismus schaut dann mit thränendem Blick nach einer fernen friedlichen Heimath auf, nach einem Himmel, wo allein die Lösung so harter Widersprüche zu hoffen sey. Solcher Zustand, der die Voraussetzung eines Helden, wie er in Carl Moor sich darstellt, seyn muß, zeigt sich in der Moor'schen Familie, in dem guten und dadurch schwachen Vater, der schwärmenden Amalie, dem treuen Daniel, und ihnen gegenüber in dem Teufel Franz. Denn Franz ist der leibhaftige Böse, der Gott und menschliches Gute aus seinem Innern hinweg reflectirt, der systematische Bösewicht, der zunächst das Böse als das ansieht, was auf Erden herrschen müsse, der den Teufel für Gott hält, bis er zulezt, als im Traume das göttliche Morgenroth in ihm aufdämmert, in Wahnsinn geräth; denn jezt liegt er in dem furchtbarsten Bruch, das Böse für das einzig Wahrhafte zu halten, aber plözlich vom Blitze des Himmels getroffen, in die Nacht seiner Hölle zu blicken, nun an beyde und an keine glaubt, bis er in der Verzweiflung dieses Doppellebens verrückt und wahnwizig an sich selber zu Grunde geht. Carl dagegen hält die Welt, die Menschheit, für das Niederträchtige; und sich selber, wenn er sich gegen sie kehrt, für den Helden der Tugend; er will durch Gesezlosigkeit die verlezten sittlichen Geseze wieder herstellen, aber das Resultat seines Lebens wird die Einsicht in seinen fürchterlichen Irrthum. So ist dieß Trauerspiel die gedoppelte Tragik des Bösewichts, der die ewigen, in der Welt unumstößlich lebenden und wirklich vorhandenen sittlichen Zustände zernichten will, aber dadurch seine eigene Nichtigkeit offenbart, und des Tugendhelden, der nur sich für das Gute hält, ein träumender Nachtwandler, die lebendigen Gestalten, für die sein Auge verschlossen ist, nicht erkennt, und meynt, er müsse thun, was sich ewig an und für sich in der Wirklichkeit der Welt vollbringt. Indem er die Welt, die ewig lebendige wirkliche Gegenwart der Sittlichkeit nicht anerkennt und sie mit seiner Tugend bekehren will, ist er das Schlechte, Gesezlose, und die Thaten dieser Bekehrung, mit denen er das Leben der Sittlichkeit statt herzustellen, zerstört, werden seine eigene entsezliche Bekehrung, die ihn seine Verkehrung lehrt, als es zur Umkehr zu spät ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. März 1826.

Wie viele schöne, sanfte, edle Triebe
Entquillen nicht der ehelichen Liebe,
Damit durch sie, von Volk zu Volk, die Erde
Gesegnet werde.

Hymenäe *).

Hymen, Hort verwandter Herzen!
Treuer Liebe Lohn und Ruhm!
Unsers Dankes ew'ge Kerzen
Lodern dir im Heiligthum' . . .
Und in uns're Hymenäe
Stimme jubelnd Weib und Mann,
Stimme, wer das Glück der Ehe
Heute noch dir danken kann!

Chor.

Hand in Hand, ihr Bundgetreuen!
Schließt die Menschen all' mit ein:
Nur durch Hymens Herzverein
Darf, als Mensch, der Mensch sich freuen.

Hymen schuf aus Höhlen Hütten,
Paradies' aus Wüsteney'n,
Lehrte durch Gesetz' und Sitten
Menschen frey und glücklich seyn.
Ohn' ihn schauerte von Wilden
Noch der Erde weites Rund:
Menschen erst zu Menschen bilden
Lernten wir in Hymens Bund.

Chor.

Preiß und Ruhm des Gottes Namen!
Hymen schuf der Menschheit Staat,
Streute zu der Tugend Saat
Und der Weisheit Frucht den Samen.

Lieblich glüh'n die holden Rosen
Im Gelock, das Amor schmückt;
Aber ach! der Kranz des Losen,
Welket oft, eh' er ihn pflückt:
Doch — die uns im Heiligthume,
Hymen! deine Liebe flicht,
Ewig blüht die hold're Blume,
Ewig dein Vergiß-mein-nicht.

Chor.

Wenn im jüngern Lockenhaare
Amors Rosen schnell verblüh'n,
Blüht uns Hymens Immergrün
Noch im Winter greiser Jahre.

Amors Huld gleicht Iris Bogen,
Blendend, wie ihr Farbenlicht,
Und sein Schwur den Meereswogen,
Welche jede Klippe bricht:
Ewig, bey des Lebens Wonne,
Ewig, bey des Lebens Leid',
Fest und rein, wie Fels und Sonne
Knüpft die Edeln Hymens Eid.

Chor.

Fest und rein, wie Fels und Sonne,
Sey, was Mund und Hand verspricht!
Donner schüttern Felsen nicht,
Wolken schwärzen nicht die Sonne.

Ohne vor des Laurers Tücke
Flor um Herz und Geist zu zieh'n,
Und dem Basiliskenblicke
Gift'ger Neider zu entflieh'n,

*) Mel. Freude, schöner Götterfunken.

Schließen wir uns Herz und Seele,
Ohn' Erröthen, traulich auf —
Und gewahrt die Liebe Fehle,
Wirft sie ihren Mantel drauf.

Chor.

Licht in Schatten ist das Leben,
Und der Schatten hebt das Licht.
Gott schuf uns zu Göttern nicht,
Und vergibt, wie wir vergeben.

Gatten, treu und rein verbunden
Durch der Herzen heilig Band,
Haben Eden aufgefunden
In dem Dorn- und Distelland.
Ob auch Schweiß die Stirne thaue —
Segen ist des Schweißes Sold!
Reicher lacht ihm Flur und Aue,
Reicher ihm der Aehren Gold.

Chor.

Säen und der Saaten pflegen
Ist des Weisen süße Pflicht . . .
Und den Schweiß im Angesicht
Trocknet bald der Ernte Segen.

Einem Ziel' entgegenstrebend,
Drückt uns keine Bürde viel.
Muth und Kraft stets neu belebend,
Leitet Hymen uns zum Ziel.
Sich'rer weht, wenn wir ermüden,
Uns, bey Sturm und Sonnenschein,
Seine Palme Ruh' und Frieden,
Als einst Amors Myrthenhain.

Chor.

Laßt auch rauh und steil durch's Leben
Oft den Pfad zum Ziele seyn:
Unsers Bundes Herzverein
Macht ihn immer sanft und eben.

Dankbar, wenn beym Freudenmahle
Hymen uns die Stunden kürzt,
Trinken wir auch gern die Schale,
Die er uns mit Wermuth würzt.
Unser Leben ist versponnen
In den Wechsel der Natur.
Stürme wechseln ab mit Sonnen,
Und ihr Wechsel reift die Flur!

Chor.

Unter stetem Sonnenscheine
Reift die Frucht des Glückes nie.
In der Wechsel Harmonie
Stimmt der Schöpfung großes Eine!

Heiter fleugt die schönste Hore
Uns, an Hymens Hand, voran;
Und vergendend kränzet Flore
Ihres Fluges gold'ne Bahn.
Kein Gewitter schwarzer Sorgen
Dunkelt unsern Horizont.
Noch am Abend, wie am Morgen,
Von der Freude Licht umsonnt.

Chor.

Stets durch neue Huldgestalten
Schlingt sich uns're Lebensbahn . . .
Und, wenn düst're Wolken nah'n,
Lassen wir den Himmel walten!

Wie des Wiesenthals Najade,
Von Auroren sanft geküßt,
Durch Vergiß-mein-nicht-gestade
In den Bach ihr Silber gießt:
So ergießt sich sanft und helle,
Rein und leicht, wie Kindessinn,
In der Zeiten Strom die Quelle
Uns'rer stillen Tage hin.

Chor.

Wie des Thalquells Silberwelle,
Von Aurorens Gold umglänzt,
Fließe, täglich neu bekränzt,
Eures Lebens reine Quelle!

Wo wir wandeln, in dem Thale,
Durch den Hain und auf der Flur,
Lächeln uns die Ideale
Einer höheren Natur;
Lächeln uns die Lustgefilde
Aus der Mythen Alterthum,
Lächelt uns im Zauberbilde
Ueberall Elysium.

Chor.

Herz an Herz, getreue Gatten!
Singet ewig Hymens Ruhm;
Denn auch im Elysium
Eint Euch sein Palmenschatten.

Schaller.

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Bald nach dem 1802 erfolgten Einmarsch der Franzosen wurden Anstalten getroffen, den alten Wald von Pappeln und Rüstern, der die ganze kampanische Ebene beschattet, und hiedurch allein das Anpflanzen, auch im heißesten Sommer, möglich macht, an seinem Saum oberhalb des erwähnten Gottesackers, eine Geviertmeile weit zu lichten und nach und nach völlig in ein Blachfeld zu verwandeln, auf dem der König Joseph, noch mehr aber sein ungestümer Nachfolger Joachim, ihre zahlreichen gewaffneten Schaaren herumtummelten. Zu diesem Behuf wurde damals auch der neue Weg von Neapel hinangeschlagen, eine eigentliche Heerstraße, worauf noch jezt öfters sowohl deutsche als einheimische Truppenabtheilungen dem Uebungsplatze zuziehen. Diesen weihten die fremden Stifter dem Schlachtengott, doch nicht dem neufränkischen, sondern dem altheidnischen, und der Ort hat den Namen „Campo di Marte" beybehalten, allein nur zum Theil, indem der friedliebende milde Ferdinand gleich nach der Wiedereinsetzung auf den Thron seiner Väter die größere

Halbscheid des weiten Gefildes dem Landbau zurückzustellen gebot. Schreiber dieses war manchmal Augenzeuge der glänzenden Kampfspiele, welche auf jenem Marsfeld von den damaligen Besitzern des Landes gegeben wurden, erinnert sich aber doch mit reinerer Freude des feyerlichen Te Deums, das der k. östreichische General Bianchi 1815 Angesichts seines siegreichen Heeres dort halten ließ. Auch die brittischen Seehelden stiegen zu Verherrlichung des Festes unter Anführung des Lord Exmouth von ihren hohen auf der Rheede von Neapel in stolzer Ruhe liegenden Schiffen.

Der Uebergang von dem oft gedachten Hügel zu demjenigen von Capo di Monte bildet eine mäßige Anhöhe, auf deren Scheitel das Heigelinische Landhaus prangt, zu Lebzeiten seines Erbauers ein Tempel der Gastfreundschaft, ein Sammelplatz aller gebildeten Reisenden, besonders aus sämmtlichen deutschen Landen. Selbst Württembergs vielgeliebter König kehrte auf seinen Reisen als Kronprinz unter dem damals noch ländlichern Dache des alten Konsuls ein, der vielleicht in jeder Hinsicht besser gethan hätte, es mit wenigen Veränderungen in der ursprünglichen Einfachheit zu lassen, und die dasselbe umgebenden Ländereyen völlig als Pachtgut zu benützen, statt sie größtentheils und mit schweren Kosten in einen englischen Garten umzugestalten. Wozu auch das viele Künsteln an einem Orte, für den die Natur schon Alles gethan hatte? In der That ist die Lage desselben ausgesucht schön, und entzückend die Aussicht, welche man von oben auf die Fläche der Stadt und des Golfes mit ihren unvergleichlichen Umgebungen genießt. Auch an alten und neuen Kunstsachen ist das Innere der Villa Heigelin reich. Jezt steht sie unbewohnt und nur noch selten von einzelnen Fremden im Fluge besucht. „So vergehen des Lebens Herrlichkeiten!" — wird in diesem Augenblick mancher Deutsche, der Neapel besucht hat, wehmüthig mit uns ausrufen.

Unterhalb jenes Gutes streckt sich auf der einen Seite die Landstraße von Capua mit ihrem Getümmel, auf der andern ein enges romantisches Thal, das Lieblingsplätzchen stiller Betrachtung, hin, am Eingang von jener Straße her durch die röthlich-grauen Bogentrümmer einer altrömischen Wasserleitung (Ponti rossi genannt) und oben durch das nahe Klösterlein U. L. F. am Berge S. Maria di Monti, mit seinen weißen Mauern und hochragenden Pinienschirmen pittoresk geschlossen. Wie durch den Schlag eines Zauberstabs glaubt sich der einsame Wanderer auf einmal in's Binnenland, in irgend ein abgelegenes Bergthälchen versezt, weit, weit vom Getöse der Stadt, und doch ist er diesem so nahe, ist mit wenigen Schritten wieder mitten darin! Solche Ueberraschungen sind aber in der abwechslungsreichen Gegend von Neapel nichts Ungewöhnliches. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. Februar.

Mit den öffentlichen Denkmälern in Paris geht es zuweilen wunderlich zu; so ließe sich eine ganze Geschichte über den Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile schreiben, obschon dieses Denkmal erst einige Schuh hoch über den Boden hervorragt. Die Stadt Paris, die eigentlich gar keinen Willen hat, indem sie ihren Stadtmagistrat nicht selbst wählt, sondern von Ministerialbeamten verwaltet wird, und daher zu den von diesen beschlossenen Ausgaben das Geld hergeben muß, wollte im Jahr 1806 durch einen Triumphbogen am Ende der Champs Elysées, und im Perspektiv des Tuillerien-Schlosses die Siege Napoleons verewigen. Da nun auch auf den andern Seiten des Schlosses, namentlich auf dem Carouselplatze, ein Triumphbogen errichtet worden ist, so hätte der Beherrscher Frankreichs nicht aus dem Fenster sehen können, ohne an seine Siege erinnert zu werden, falls er sie vergessen hätte. Der Triumphbogen am Ende der Champs Elysées, wo die Barrière de l'Etoile steht, sollte ein kolossales, der Größe der Napoleon'schen Kriegsthaten angemessenes Denkmal werden; 133 Schuh sollte er hoch, 138 Schuh breit seyn; der mittlere Bogen sollte 87 Schuh Höhe haben; zu solch einem ungeheuren Denkmale wurden Zeit und Geld erfordert; man glaubte damals an beyden würde man nie Mangel haben; allein man glaubte damals so manches, was die Zeit in der Folge ganz anders ausgewiesen hat! Der Triumphbogen wurde mit Pomp angelegt, und einige Millionen daran verschwendet. Im Jahr 1810, bey der Hochzeit des Kaisers und Marie Louisens, als das kaiserliche Paar von St. Cloud aus seinen Einzug in Paris hielt, und unter den Triumphbogen hin fahren sollte, war derselbe aber noch so wenig vorgerückt, daß man sich genöthigt sah, die unvollständige Arbeit zu verbergen, und das Denkmal mit Latten und bemalter Leinwand darzustellen, wie es seyn sollte. Wer hätte damals vermuthet, daß Paris vielleicht niemals eine andre Darstellung, als diese Truggestalt von dem Denkmal bekommen würde? Gegen das Ende der kaiserlichen Regierung zu, als das ganze Staatsgebäude schon schwankte, und Niederlagen statt Siege Statt hatten, ging es mit der Fortsetzung des Triumphbogens natürlich sehr langsam, und im Jahr 1814 gerieth das Bauen in Stocken. Die eifrigen Royalisten hätten gern die Steine über den Haufen geworfen, wenn sie nicht so fest zusammengekittet gewesen wären. Der unvollendet gebliebene Triumphbogen war ihnen ein Dorn im Auge, und mehrmals wurden Stimmen laut, man sollte den Bau einreißen. Diesem Eifer wurde zwar nicht willfahren, indessen wurden alle Gerüste abgenommen, und der angefangene Bau blieb wie eine Ruine dastehen. Im Jahr 1823 endlich, als der Herzog v. Angouleme mit dem Heere aus dem unglücklichen Spanien zurückkehrte, und durch die Barrière de l'Etoile zog, hatten die Royalisten den Einfall, aus dem Napoleon'schen Denkmale einen Triumphbogen für die Bourbonen zu machen; es schien ihnen fast possierlich, ein vom sogenannten Usurpator begonnenes Monument für die sogenannte Legitimität zu vollenden. Solch ein Einfall geht in jetziger Zeit nicht leicht verloren; daher wurde die Sache auch bald beschlossen, und in's Werk gesezt. Aber nun zerfielen sie über das Wie. Der Minister des Innern meynte natürlich, das Denkmal müsse nach dem ursprünglichen Plane des Baumeisters Chalgrin, der darüber hingestorben war, fortgesezt und vollendet werden; dieß wollten aber die Stockroyalisten nicht, der Chalgrin'sche Plan, riefen sie, sey der Plan des Usurpators; ich weiß nicht, ob sie nicht gar hinzusezten, wie gewöhnlich, es sey ein revolutionärer Plan; kurz und gut, es müsse ein nagelneuer Plan gemacht werden. Dem Architekt Huyot wurde der Bau des Denkmals übertragen, mit dem ausdrücklichen Befehl, sich noch

dem Chalgrinschen Plane zu richten; dieß that Huyot aber nicht, sondern, vermuthlich um zu zeigen, daß auch er erfinden könne, fing er an nach seinem eigenen Plan den Triumphbogen fortzusetzen. Der Minister des Innern sezte nun den Baumeister wieder ab, ließ auch die Steine wieder abtragen, die jener bereits nach seinem Kopfe hatte einfügen lassen, und vor der Hand wird der Triumphbogen weder nach Chalgrins noch nach Huyots Plane fortgesezt, sondern bleibt stehen, wie er vor zehn Jahren war, zum großen Skandal der *monarchischen Männer*, welche bereits in einigen Tagesblättern ihr Mißvergnügen darüber, daß das Denkmal des spanischen Feldzugs noch nicht vollendet sey, an den Tag gelegt haben; einige haben sich wirklich über das Ding erboßt, und es sehr ernsthaft genommen; die freysinnigen Blätter hingegen haben darüber geschwiegen, als über eine Sache von wenigem Belange, welche die Ultraroyalisten mit dem Ministerium ausmachen mögen, wenn sie können und wollen, wobey aber die Nation nichts zu thun hat. Uebrigens ist es in Paris nichts seltenes, daß Gebäude, die mit großen Kosten begonnen wurden, unvollendet stehen bleiben. So ist unter der Napoleon'schen Regierung ein Hotel im großen Style auf den Kay's für's Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angelegt worden. Ein Viertel davon steht da, und hat wahrscheinlich schon ein Paar Millionen gekostet, denn die auf Staatskosten unternommenen Bauten verschlingen bald große Summen. Anstatt nun dieß Gebäude, wo nicht so großartig, doch wenigstens elegant und bequem auszuführen, haben die Kammern vor wenig Jahren eine bedeutende Summe für den Ankauf des vormaligen Prinz Berthier'schen Hotels zum Behufe des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten bewilligt, und der angefangene Bau bleibt da stehen, ohne daß sich Jemand darum bekümmert. Beynahe eben so geht es mit dem kolossalen Elephanten, der auf dem Bastilleplatze Wasser aus seinem Rüssel spritzen sollte, und wovon man seit fünfzehn Jahren das Modell zeigte: vielleicht wird der Triumphbogen zu gleicher Zeit fertig als der Elephant. Zum Glücke ist keines von beyden etwas unentbehrliches; und anstatt das Wasser durch einen kolossalen Elephanten hervorspritzen zu lassen, denkt man jezt weislich daran, es besser in dieser großen Hauptstadt zu vertheilen, in welcher täglich über tausend Reichsthaler an Lohn für Wasserträger ausgegeben wird. Der Präfekt, der vor einiger Zeit London besuchte, und sich dort die Art der Wasservertheilung in den verschiedenen Stadtrevieren gemerkt hat, und der überhaupt ziemlich thätig in seinen Amtsverrichtungen ist, möchte in Paris etwas ähnliches einführen; und da nach dem Systeme der Kontinentalregierungen die Obrigkeiten hier das Meiste besorgen zu müssen glauben, was in England von freyen Stücken, und ohne Einmischung der Regierung geschieht, so will der Präfekt eine ähnliche Vertheilung des Trinkwassers in den Stadtrevieren, wie zu London, veranstalten lassen, und zwar vermittelst des Ourcqkanals, wodurch dann das Wasser leichter und wohlfeiler zu haben seyn würde. Dafür sey denn dem Herrn Präfekt schon im Voraus gedankt; denn da der Wein, das gewöhnliche Getränk der Pariser, bey der Einfuhr eine ungeheure Steuer zahlt, die fast den Werth des gemeinen Weins aufwiegt, so ist es gut, daß die Pariser doch wenigstens das Wasser um einige Pfennige wohlfeiler bekommen, und es ist gewiß recht väterlich vom Herrn Präfekt gedacht, daß er die Zufuhr des Weins erschwert, und diejenige des Wassers erleichtert.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, 5. Februar.

(Beschluß.)

Es ist das erste furchtbarste Trauerspiel der moralischen Weltanschauung, die da meynt, was sie das Gute nennt, lebe nur in der Absicht, nur im Innern des Menschen, es sey nicht das ewige Leben der Welt, es als an und für sich wirklich existirend darzustellen, — und der Sittlichkeit selbst, wie sie jenen Guten und Bösen gegenüber sich ohne sie vollbringt. Diese Schuld, schwärmend nur an ihrem wirklichkeitslosen Ideal zu hangen, treibt auch Amalien dem Dolche ihres mörderischen Geliebten entgegen, sie läßt Schweizern nicht Vollstrecker des Gerichts über Franz seyn, so daß er sich, als sein höchster Lebensstolz hin ist, selbst ermordet, sie vernichtet, Rollern und Spiegelberg, nur der alte Daniel, die einzig feste Gestalt, bleibt übrig am Grabe, der Moralität und ihrer Helden, eine sittliche Thräne zu weinen. —

Schade, daß diese große Tendenz des Stückes, durch die Bearbeitung, in welcher es auf der hiesigen Bühne dargestellt wird, ganz und gar verloren geht. Denn nach dieser Bearbeitung (einer schülerhaften, wer sie auch immer gemacht haben mag) tödtet sich Franz nicht selbst, sondern die Räuber werden seine Richter; Carl vergiebt großmüthig, was der Bruder gegen ihn selbst gesündigt, aber für die Sünde gegen den Vater verdammt er ihn zum Hungertode im Thurme, und hält so wirklich sich und die Räuber für Gerechtigkeitsinstrumente in Gottes Hand. Wie sehr das gegen den Sinn der ganzen Tragödie streitet, ist leicht einzusehn. Dann versammelt er die Räuber, ermahnt sie gute Unterthanen und treue Staatsdiener zu werden, schenkt dem Schweizer und Kosinsky seine Güter, und geht dann schließlich hin, dem armen Taglöhner mit den eilf hungernden Kindern die tausend Louis'dor zu verschaffen. Die einsichtige Intendantur sollte sich doch lieber an den gedruckten neueren Text halten, da, was noch Poesie in dem Stücke ist, durch diese Bearbeitung hinwegfällt. So sinkt auch der alte Daniel ganz zur Unbedeutenheit herab, und Herrmann dagegen wird erst zum Helfershelfer Franzens erhoben, dann benimmt er sich stolz und hoffärtig gegen ihn, und verkehrt sich zulezt zur immer und immer jammernden Reue. Im Text ist Herrmann aber gar kein Bösewicht, und seine Reue über den Betrug, den er dem Alten spielt, drückt sich ganz einfach in drey Worten aus.

Ebensowenig vermochte im Ganzen die heutige Darstellung zu befriedigen. Madame Komitsch, enggeschnürt ohne lebhafte Bewegungen, ohne Gluth, ohne Jugend und Schwärmerey, weinerlich, die einzelnen Wörter lang dehnend — war keine Amalie; Herr Stein vom Stadttheater zu Leipzig (Carl von Moor) blieb ein steter Stein des Anstoßes; nur Herr Wauer (Roller) erfreute durch die Richtigkeit, mit welcher er den recht vom Galgen Kommenden gab. Das meisterhafte Spiel Franzens (Herrn Devrients) analysiren wollen, dieß hieße die Physionomik des Bösen liefern, in allen Abstufungen und feinsten Schattirungen; die Heucheley, das Lauern, ob sie wirke, die steigendere Angst der Erwartung bey immer weiteren Zwecken, und nach ihrer Erreichung das Zittern und Beben, bis der Traum des jüngsten Gerichts auf den Sünder losbricht und ihn zermalmt. Nur die Stimme fehlte bisweilen, sonst ist dieß mimische Kunstwerk das Höchste fast, was jezt in Deutschland gesehn werden kann. Und bey dieser so glanzvoll hervortretenden einen Leistung ließe sich die Mittelmäßigkeit der übrigen desto leichter und schwerer verzeihen.

Druckfehler.

In Nr. 72, Sp. 3, an statt „der indischen Kompagnie zugehöriges Schiff" lies: „der indischen Kompagnie zugehörigen Schiffes."

Beylage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. März 1826.

Keinen Reimer wird man finden,
Der sich nicht den besten hielte,
Keinen Fiedler der nicht lieber,
Eigne Melodien spielte.

Goethe.

Nur keine Mißdeutung!

„Der Uebersetzungs-Dämon verfolgt uns hier mit derselben unablässlichen Wuth, als ... — Das geringe Volk, das nichts eigenes schreiben kann, übersezt frisch drauf los. Drey Monate Unterricht bey einem Sprachmeister sind vollkommen hinreichend, um unsere Jugend in den Stand zu setzen, fremde Werke zu übertragen, und ohne jemals bey jenem Volke gelebt zu haben, zu dessen Dolmetscher sie sich aufwirft, unterläßt sie es nicht, allmonatlich unsre Literatur mit einigen neuen Uebersetzungen zu bereichern.... Aber man braucht nur das Verdienst unserer Uebersetzer ein wenig näher zu untersuchen, um ein für alle Mal zu wissen, wie wenig man auf eine erleuchtete Wahl hinsichtlich ihrer Originale rechnen kann.

Man hat so eben auf der ...ner Bühne die erste Vorstellung von ... gegeben. Das Stück ist nach dem ....schen bearbeitet; ich weiß nicht, ob man es verbessert hat, oder verdorben, aber gewiß ist es, daß es nicht viel taugt...... Nichts zeigt so sehr von schlechtem Geschmacke, nichts ist dem ächten Kunstsinn so zuwider, als diese Uebertreibung und Ueberladung, diese Anhäufung von lächerlich-grellen Gegensätzen, mit welchen wir jezt sorgfältig die Geschichte, die Poesie und vornehmlich unsre Theaterstücke entstellen.... Die Thoren ermüden nicht, diesen knädischen und unächten Schmuck zu bewundern, der von dem Kunstsinn proskribirt und von dem Geschmack verläugnet wird.... Unsre heutigen Theaterdichter kommen mir wie jene Maler aus rohen Jahrhunderten vor, die mit vollem Rechte ein solches Mißtrauen in ihren Pinsel sezten, daß sie es nie vergaßen, unter ihre Figuren zu schreiben: Dieses ist ein Mensch, und dieses ist ein Roß. Meine Herren, möchte ich gern zu unsern heutigen Stückmachern sagen, Sie haben gut allerhand Inschriften (Held, Humorist, Liebende, schöne Seele, gute Gesellschaft) unter ihre Figuren mit den prächtigsten Buchstaben hinschreiben! Ich sehe nur allein die Figuren an, und finde, daß die Formen verzeichnet, die Charakteristik abwesend und das Ganze Schmiererey ist. Werfen Sie also so rasch als möglich Ihren Pinsel fort .... man mache, wenn es möglich ist, kleine Verse, aber keine Theaterstücke..... Ein Fehler dieses Stücks, der Keinem entgehen kann, ist der, daß die Charaktere der drey Hauptpersonen, weit davon entfernt, der Natur entlehnt zu seyn, nur rohe und plumpe Ueberladungen sind, die zwar immer den Augen der ungebildeten großen Menge gefallen, die aber den Kunstsinnigen anwidern und beleidigen. Diese krasse Uebertreibungen haben einen zwiefachen Nachtheil: sie verderben den Sinn des Publikums, den sie verhindern, das Wahre, das Einfache, das Erhabene, das ächt-Schöne eines Charakters oder eines dramatischen Gemäldes zu empfinden, so daß die Masse der Zuschauer endlich dahin gelangt, nur das zu sehen und sehen zu wollen, was höchst verzerrt, höchst übertrieben und ausschweifend ist. Und durch eine ganz natürliche Rückwirkung wird nun auch der Kunstsinn und der Geschmack

der Autoren verdorben; denn zur bizarren Ueberladung bedarf es keines Talents; da man aber durch Ueberladung sicher ist, Effekt zu machen und zu gefallen, und die Autoren auf dieses Gefallen hinarbeiten, so geschieht es, daß man die Natur wie die Kunst ganz aus den Augen verliert, daß Leute ohne Talent und ohne irgend ein Verdienst sich der Scene bemächtigen und ausschließlich Lob, Ehre und Preis des Publikums davon tragen.

Nur keine Mißdeutung, meine Herren Roman-, Vaudeville- und Melodramübersetzer! als ob ich gegen Sie hier zu Felde gezogen wäre. Nur keine Mißdeutung, verehrliche Landsleute! Wie könnte ich Ihren Werth so verkennen und Ihre Geschicklichkeit und Ihren Fleiß und Ihre kommerzielle Industrie, die uns so liebevoll für gleich mit allen literarischen Modewaaren der Seine und der Themse versorgt. Nur keine Mißdeutung, meine zeitvertreibenden Herren Kollegen! Ja, Kollegen, sag' ich! Auch ich bin ein Uebersetzer, und habe obige nur scheinbar anzügliche Zeilen, blos um mich zu üben, auf Anrathen meines Sprachmeisters, aus dem Französischen übersezt. Ich protestire gegen jede Präjudiz und Präsumtion, als ob mein französischer Autor auf Sie, meine Herren, oder auf unsre deutsche Bühne, oder auf unser höchst kunstsinniges Lesebibliothek- und Theater-Publikum gestichelt hätte. Im Gegentheil, hätte er unsere Zeit gekannt, er würde ihr solche Wahrheiten nie gesagt haben; und ich kann dieses nicht unumstößlicher beweisen, als daß ich erkläre, wie obige Uebersetzung aus Briefen genommen ist, deren einer am 15ten August und der andere am 1sten September 1754 in Paris geschrieben wurde, beyde aber in der correspondance literaire etc. par le Baron de Grimm zu finden ist.

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Auf dem schon weit ansehnlichern, abgerundeten Hügel Capo di Monte stehen zwey bemerkenswerthe Gebäude, nämlich die neue äußerst zweckmäßig eingerichtete Sternwarte und das vor bald einem Jahrhundert schon nach einem großen Maßstab angelegte königliche Lustschloß, hinter welchem ein sehr ausgedehnter, zum Theil waldiger und mit Fasanen wohlbevölkerter Park landeinwärts geht bis in das oben beschriebene Thal. Das Schloß sieht auf die Stadt herunter, und aus seinen Fenstern stellt sich fast die ganze Terra di Lavoro mit ihrer großartigen Einfassung und der Meerbusen mit seinem Vorgebirge nebst der Insel Capri wie ein herrliches Panorama dar. Nur die westlichen Gestade sind durch die von S. Elmo nach den Camandoli sich hinaufziehenden Anhöhen dem Auge verdeckt, das sich dagegen an dem sanften Grün, womit sie das ganze Jahr hindurch bekleidet sind, ergözt. Selbst mitten im Sommer — er ist hier empfindlich heiß — werden die Bäume, womit die Felder dicht besezt sind, durch den nächtlichen Thau, der in großen runden Tropfen wie ein Regenschauer von dem Laubgewölbe niederfällt, frisch erhalten. Im Herbst und Winter hingegen verlieren die meisten Bäume ihren Blätterschmuck und erlauben den Strahlen der Sonne, ihre dann doppelt wohlthätige Kraft unmittelbar auf den Boden zu äußern. Dieser erholt sich zugleich durch die starken, fast tropischen Regengüsse von der langen Dürre und prangt den ganzen Winter über mit dem schönsten Grün der Saaten und Gartengewächse. Wie sehr sticht dagegen das große weiße Leichentuch, welches in dieser Jahrszeit unsre nordischen Gefilde einhüllt, ab! In der Campania felix um Neapel herum ist sogar im Dezember und Januar Schnee eine seltene Erscheinung, und candirt nur die höchsten Joche und Spitzen des benachbarten Gebirges und des Vesuvs. Dort wird der Schnee in Gruben gesammelt, und Sommers in großen zusammengefrornen Klumpen abgeholt, um das Getränke des Bewohners der Ebene zu kühlen.

Unter dem Hügel, nur eine Viertelstunde im Westen des Schlosses, sind die beynahe wagerechten finstern Gänge der Katakomben, gleich denjenigen zu Rom und Syrakus, im Anfang Steinbrüche und späterhin Todtenbehälter, auch wohl zur Zeit der altrömischen Kaiser Zufluchtsorte des christlichen Gottesdienstes. Diese damals so verachtete und verfolgte Religion hat seitdem triumphirend sich über den ganzen Erdkreis verbreitet. In einem am Abhang von Capo di Monte stehenden Kloster werden mehrere chinesische Jünglinge im christlichen Glauben unterwiesen und zu Missionarien in ihrem entlegenen Vaterlande gebildet.

Karl III., ein großer Bauliebhaber, verwendete auch auf sein Lustschloß zu Capo di Monte nahmhafte Summen; bevor er es aber vollenden konnte, wurde er auf den spanischen Thron gerufen, und hatte noch weniger Zeit, jenen Landsitz für Kutschen zugänglich zu machen. Sein Erbe Ferdinand begnügte sich damit, die zahlreichen königlichen Gebäude in und außerhalb Neapel in dem Zustand, wie sie ihm der Vater gelassen hatte, zu erhalten. An den Fahrweg nach jenem Schloß wurde gar nicht mehr gedacht, bis endlich Joseph Bonaparte, der in Neapel nur auf Genuß ausging, und vorzügliches Wohlgefallen auch an dem Aufenthalt zu Capo di Monte hatte, Hand an's Werk legen ließ, und mit wahrhaft fürstlichem Aufwand, der freylich ihm leicht ward, es beynahe zu Stand brachte. Höhen mußten abgetragen, Felsenwände durchbrochen, Thäler ausgefüllt oder mit kühnen Bogen überspannt werden, auf denen nun Wagen rollen. Die breiteste dieser Brücken geht hoch über eine volkreiche Straße der Stadt hinweg, und führt dann mitten in einen ehemaligen Kloster-

hof hinein. Aber die starren Mauern, welche ihn einst umschlossen, sind gefallen, und da, wo sonst nur einzelne schweigende Mönche schlichen, strömt und wogt nun die lärmende Menge, denn nicht nur zum Lustwandeln dient der neue Weg: es ist durch ihn einem Theil der benachbarten Landbewohner der Absatz ihres Ueberflusses in der Stadt erleichtert worden.

Vor dem königlichen Schloß theilt sich noch am Abhang der neue Weg in zwey gleich starke Aeste. Der eine führt ländeinwärts beynahe eben fort, bis dahin, wo er mit der alten Straße von Capua zusammentrifft: der andere hingegen, ein bloßer Lustweg, folgt den sanften Krümmungen des Hügels gegen Morgen ins Thal herunter zu den schon erwähnten Ponti rossi. Dieser Zweig der neuen Fahrstraße ist besonders anmuthig: scheint es doch ordentlich, als wäre bey dessen Anlegung vor Allem darauf Bedacht genommen worden, eine Reihe der schönsten Standpunkte, welche von dieser Seite in so reichlichem Maße sich darbieten, recht gelten zu machen. Auch vertritt wirklich jener ganze Weg nach Capo di Monte hinauf und hinunter einem großen Theil der lebenslustigen Neapolitaner die Stelle eines öffentlichen Spazierganges, auf welchem nur im Sommer der durch die vielen Kutschen und Kaleschen verursachte Staub zur Last fällt. Vor einem Jahrzehend war der Hügel sehr sparsam mit Landhäusern besezt, jezt ist er damit ganz übersäet, und ihre Zahl nimmt immerfort zu, hauptsächlich längs der neuen Straße und in der Gegend des Schlosses. An diesem selbst ist nicht fortgebaut, sondern blos das schon Vollendete besser eingerichtet worden. Einige Zimmer und Säle sind mit Werken neuerer italienischen und französischen Maler behangen; denn die beträchtliche Gemäldesammlung aus frühern Zeiten, welche sonst dort zu sehen war, ist längst in die Stadt gebracht und dem prächtigen bourbonischen Musäo einverleibt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

Die Gesellschaft der Künste in Genf oder vielmehr ihre landwirthschaftliche Abtheilung, die seit etlichen Jahren ein werthvolles Notizenblatt für Landwirthe (Bulletin de la classe d'agriculture de la Societe des arts de Genève) ausgibt, hat darin kürzlich auch die Hagelableiter nochmals zur Sprache gebracht, die von der Waadt und von Lausanne her empfohlen und angepriesen, doch schon im vorigen Jahr zu Genf keine geneigte Aufnahme gefunden hatten. Von einem Mitglied der Gesellschaft, welches im vorigen Jahr eine agronomische Wanderung durch Piemont machte, wird erzählt: In Turin waren eben damals einige angesehene Glieder der königlichen Agrikultur-Gesellschaft, namentlich ihr Präsident, der Marquis de Lascaris, der Botaniker Colla u. a. m., mit dem Plane beschäftigt gewesen, durch Errichtung einer ausgedehnten Linie von Hagelstangen zwischen Turin und Rivoli einen Versuch über die gepriesene Wirksamkeit derselben zu machen. Jedoch noch vor seiner Abreise habe ihm der Marquis Lascaris erklärt, der Entschluß sey aufgegeben, indem neuere Nachrichten aus Mailand die aus früheren italienischen Berichten geschöpften günstigen Vermuthungen gänzlich zerstört hätten. Dieser italienische Widerruf findet sich in einer zu Mailand gedruckten Schrift, die den Titel führt: „Der Verbreiter der „Hagelableiter, durch sich selbst von ihrer Unwirksamkeit überzeugt,“ und dieselbe enthält unter anderm folgende wörtlich übersezte Stellen:

Man wird es sehr begreiflich finden, daß, wer seine Güter mit Hagelstangen besezt hat, wenn hernach dieselben durch Hagel beschädigt werden, lieber stille schweigt, als davon öffentlich sprechen mag, und wenn alsdann auch andere, den Schaden durch die Zeitungen bekannt zu machen, sich nicht leicht berufen fühlen. Vielmehr suchen die, welche Hagelstangen aufrichteten, und die, welche dazu gerathen haben, sich bey erlittenem Schaden durch Ausflüchte von mancherley Art zu trösten und, wenn nicht eine vollkommene, doch eine scheinbare Täuschung zu unterhalten. Entweder wird, bey nur mäßigem Hagelschaden, versichert, derselbe würde größer und vollständig gewesen seyn, ohne die Stangen, welche den Schaden theilweise abgewandt hätten; oder es sollen der Stangen nicht genug, ihr Zusammenhang nicht vollständig, die schützende Einrichtung nicht umfassend und hinlänglich ausgedehnt gewesen seyn. Damit sucht man sich zu rechtfertigen, wenn man früher mit einer großen Zuversicht gesprochen hatte, und jezt den Irrthum nicht gerne offen eingestehen mag; in der Stille aber werden die Stangen eingezogen, und nicht wieder aufgestellt. Rühmlicher wäre freylich ein offenes Bekenntniß des wahren Sachverhalts, und dieser ist in einem bedeutsamen Falle folgender gewesen:

„In der ausgedehnten Besizung des Grafen Ottolini, die im Jahr zuvor als ein augenfälliger Beweis der Wirksamkeit der Hagelableiter laut und überall verkündet worden ist, hat am 14. August 1824 ein von Norden kommendes Gewitter, beym Meierhofe Saint-Ambroise, wo die erste Stangenlinie sich befand, mit einem Hagelniederschlag begonnen, der dießmal nicht weich wie Schnee, sondern hart wie Stein war, und im Fortschreiten des Gewitters gegen Cernusco auf dem mit Hagelstangen besezten Lande sich fortgehend verstärkte, so daß auch die zwey großen Besizungen des Hrn. Tizzoni, welche an diejenigen des Grafen Ottolini stoßen und gleichfalls mit Ableitern versehen waren, vom Hagelschlag völlig verwüstet wurden, und dieser in der That nur ungefähr da aufgehört hat, wo die Bewaffnung durch Hagelstangen ihr Ende erreichte, in der Nähe von Piostello. Einige nicht mit Hagelableitern versehene anstoßende Grundstücke sind gleichfalls beschädigt worden, und Niemandem wird zu Sinne kommen, die Beschädigung auf Rechnung der Stangen zu bringen, aber ihr Unvermögen und ihre Unnützlichkeit liegen hingegen auch klar zu Tage: denn nicht weniger als 420 wohl zugespizte und in vorgeschriebener Entfernung von einander errichtete Stangen stunden auf den Gütern des Grafen Ottolini; als Avantgarde stund außer denselben und jenseits der Landstraße eine Reihe ähnlicher Stangen, und eine viel größere Zahl noch befand sich auf den zwey weitläufigen Besizungen des Hrn. Tizzoni.“ Bey so beschaffenen Umständen erinnert nun die Agrikulturklasse in Genf auch wieder an den Bericht, welchen im Jahr 1826 die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Paris über die Hagelableiter erstattet hat, und der summarisch dahin ging: Es könne von den vorgeschlagnen Leitern, ihrer Struktur, geringen Höhe und der für sie angewiesenen Distanz zufolge, nichts

Wirksames, hinsichtlich der abzuleitenden Elektricität oder Abwendung der Hagelbildung erwartet werden, da selbst auch die Kraft einer noch so starken und wohlbewaffneten Eisenstange nicht über den Umkreis von etwa fünfzig Fuß hinausreiche.

Man ist mit Entwürfen für ein neues Bibliothekgebäude in Genf beschäftigt, und die Angelegenheit ward bereits auch im souveränen Rath aufmunternd und beyfällig besprochen. In dem alten und zum Theil baufälligen Akademiegebäude sind die Bücherschätze in den beengenden und niedrigen Sälen unstreitig auf eine Weise verwahrt, die mit den heitern, großen und schönen Zimmern, welche den Natur- und Kunstsammlungen neuerlich eingeräumt wurden, gewaltig absticht. Vollends ward dann noch in einer der Regennächte des lezten Winters, durch Nachlässigkeit von Arbeitern am Bibliothekgebäude, eine große, auf mehrere Tausend ansteigende Zahl von Bänden durchnäßt und übel zugerichtet. Nach diesem Mißgeschick wird die reiche und Wissenschaft liebende Stadt eine ihrer öffentlichen Zierden nicht länger ausgesezt lassen. Ein Unfall anderer Art, der die Bibliothek traf, man weiß nicht wann und wie, ist jüngsthin, als es zum Theil wieder gut gemacht ward, kund geworden. Von dem Reformator Calvin besizt die Bibliothek viele Handschriften; die wichtigsten sind unstreitig die Sammlungen der von ihm und an ihn geschriebenen Briefe; aber seine Predigten waren noch zahlreicher in vierzig Folianten vorhanden; nicht weniger als 2023 Predigten, die dieser berühmte Kanzelredner in dem kurzen Zeitraum vom 29. September 1549 bis zum 15. Febr. 1560 in Genf gehalten hat; freylich wurden sie nicht von ihm selbst geschrieben, denn Calvin war gewohnt zu extemporisiren, sondern Schnellschreiber jener Zeit hatten dieselben zu Papier gebracht. In Senebier's 1779 gedrucktem raisonnirendem Katalog der Handschriften der Genferbibliothek findet sich eine Inhaltsanzeige der 44 Bände, mit Nachweisung derjenigen Bücher der heiligen Schriften, die ihnen zum Text dienten. Diese voluminöse Sammlung nun ist von der Bibliothek weggekommen, in unbekannter Zeit und durch unbekannte Hand. Ein Raub oder die Erwerbung einer kostbaren Seltenheit konnte davey kaum beabsichtigt seyn; eher läßt sich vermuthen, es habe in den Zeiten der Staatswirren irgend ein Stürmer und Vandale die Wegschaffung eines Magazines unnüz geachteter Predigten angeordnet, und damit wirklich nur aufzuräumen geglaubt. Zufälliger Weise hatte vor ein Paar Jahren schon Jemand von den 44 Bänden acht in den Behältern einer Trödlerin angetroffen, und das alte Papier dem Gewichte nach an sich gekauft; jüngsthin schenkte der Käufer sie nun wieder an die Bibliothek, ihre verlornen Gefährten aber haben vermuthlich die Metamorphose in Tabaks- und Pfefferdüten bestanden.

Berlin, 15. Februar.

Die zwey Konzerte, welche im Verlauf von vierzehn Tagen von Herrn Konzertmeister Möser und Madame Seidler gegeben wurden, waren ächt berlinisch, d. h. der Streit über den Vorzug der Königlichen und Königstädtischen Bühnen und Sängerinnen, der sich laut an allen öffentlichen Orten, in allen Privatgesellschaften, zur Erholung nach den langen Trauerposten über Falliſſements, und in allen Tagesblättern vernehmen läßt, tönte auch hier wieder, aber dießmal aus den Kehlen der Sängerinnen selbst. Im ersten Konzert versuchte Madame Schulz zuerst ihre Bravour-Stimme gegen die bescheideneren seltnen Sonntagsglocken. Dem größeren Beyfall nach zu urtheilen, siegte dießmal die Bravour. Unpartheyische aber, obgleich, wenn sie unpartheyisch von Profession sind, gewöhnlich schlechte, erkältete, schwachgesinnte Beurtheiler, wollten behaupten, Madame Schulz habe in dem Solo sich selber so übertreffen, überbieten, überkünsteln wollen, daß sie im folgenden Duo statt im gleichen Fluge fortzufliegen, immer mehr und mehr gesunken, und so durch die frühere Folie der Gegnerin zu erwünschter Folie geworden sey. Gewiß interessanter war das Konzert der Madame Seidler, dessen Einnahme, zu wohlthätigem Zwecke bestimmt, so hoch stieg, wie nicht leicht irgend eine frühere. Der Saal war gedrückt voll, die Hize unerträglich, alle Stände beysammen, getheilt in drey große Partheyen, die sich aber hier alle zu einem Beyfall vereinigen mußten, denn es wäre schwer zu entscheiden, welche der beyden liebenswürdigen Sängerinen in ihrem großen rossinischen Duett sich den Sieg errang. Madame Seidler trat etwas befangen auf, und war, wie ein großer Theil des Publikums, mit dem ersten Solo nicht recht zufrieden, aber sie ermuthigte sich bald und nun begann ein seltener Kampf der lieblichsten, reinsten, süßesten Stimmen. Dem. Sonntag, eben so kunstgeübt, eben so rein mit jugendlicherer Stimme, möchte vielleicht den Preis in späteren Jahren erringen können, wenn sie die Manier verläßt, jede Coloratur nur mit halber Stimme zu singen, was ohne Sinn ist, wenn es etwas bedeuten soll, und ein Mangel, wenn die unzureichende Kraft des Organs die Ursach wäre. In dieser Rücksicht siegte Madame Seidler, und wird immer siegen. — Zwischen diesen beyden Berliner Konzerten blieb das der jungen Klavierspielerin, Dem. David aus Hamburg und ihres Bruders, Spohr'schen Schülers, leer, obgleich die junge Künstlerin in Fertigkeit und Annehmlichkeit des Spiels alle unsere heimischen Spieler übertrifft, so daß ihr, wie ihrem Bruder, zu größerer Vollendung nur die lezte Kraft der Finger, und der Ausdruck eines tieferen Gemüthes fehlt, was freylich bey dem Moscheles'schen Konzert zu zeigen nicht möglich war. — Für die nächste Woche hat Madame Milder ein Konzert angekündigt, worin diese Priesterin des gluckischen Allerheiligsten, dießmal, wie es heißt, sich der Priesterbinde entkleidend, in gewöhnlicher Alltags- oder vielmehr jezt Sonntags-Gesangtracht erscheinen soll. Eine Königin muß aber keine Soubrette seyn wollen, sondern königlich dergleichen ihr unziemlichen Eitelkeiten verschmähen. — Zu jeder andern Zeit würde die Ankunft des Herzogs von Wellington, der uns nun schon wieder seit mehreren Tagen verlassen hat, ein Ereigniß gewesen seyn, das noch im Gespräche und in der Erinnerung lange nachgedröhnt hätte, denn die Berliner bewundern nicht allein die Größe, sondern sie verwundern sich auch darüber. Dießmal hatten aber die Banquerotte und die Geldverlegenheit sich so aller Laune bemächtigt, daß dem Herzog nur eine verhältnißmäßige geringere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Dennoch begleitete ihn die Neugierde auf allen Gassen, und der Subscriptionsball, auf dem er erschien, war der besuchteste in diesem Jahre. Die Aeußerung des Herzogs, daß weder London, noch irgend eine andere Stadt, einen solchen Prachtsaal aufzuweisen habe, wurde noch denselben Abend im Saal zu allgemeiner Freude bekannt. Ueberhaupt soll der Herzog mit Berlin äußerst zufrieden gewesen seyn. Einige Täuschung erfuhren die, welche im Jahre 1814 sich einen Kupferstich, den Herzog vorstellend, angeschafft hatten, und sich nun ärgerten, ihn nicht in effigie zu besizen.

Bisher hatten die Geldverlegenheiten sich wenigstens nicht blutdürstig gezeigt. In dieser Woche aber war es anders. Ein Banquier, der eine reiche Frau besizt, erschoß sich. Man glaubt aber, daß Krankheit Mitveranlassung war.

Das gelungene Standbild Blüchers von unserem Rauch ist noch einige Tage im Lagerhaus zu sehen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. März 1826.

Am Rhein, am Rhein,
Da wachsen uns die Reben,
Gesegnet sey der Rhein.

Rheinische Lieder.

Von Adelheid von Stolterfoth.

Burg Rheinstein.

O Rheinstein, stolze Veste,
Wie hängst du kühn und rauh
Gleich einem Adlerneste
Hoch in der Lüfte Blau,
Um deiner Mauern Reste
Um deine Thürme grau
Schwebt leis' im Hauch der Weste
Der Abend mild und lau.

Oft saß ich hier und träumte
Von Schild und Eisenhut,
Vom Schlachtroß, das sich bäumte,
Von Rittern kühn und gut —
Die leichten Wolken säumte
Dann oft die lezte Glut,
Und lauter braust' und schäumte
Tief unter mir die Flut.

Und wieder an der Stelle
Der lieben sitz' ich da,
Auf dieser Felsenschwelle
Wo ich hernieder sah,
Und wieder braust die Welle,
Wie vormals es geschah —
O kommt, o seyd mir schnelle
Ihr, holden Träume, nah.

Von wunderbaren Sagen
Verschwund'ner Herrlichkeit,
Von heldenkräft'gem Wagen
Von todeskühnem Streit,
Von bangen Liebesklagen
Von treuer Herzen Leid,
Wißt Mauern ihr zu sagen
Aus einer bessern Zeit.

Sey ernst herauf beschworen
Durch meiner Töne Macht,
Du Geist, der einst erkoren
Ob dieser Burg gewacht,
Als noch aus ihren Thoren
Zog in die rauhe Schlacht
Mit gold'nen Rittersporen
Der Held in edler Pracht.

Sag', wie ist sie gefallen,
O Geist, die Burg so kühn,
Mit ihren stolzen Hallen,
Wo Epheukränze blüh'n,
Du schweigst — vergebens wallen
Die Töne zitternd hin —
Du bist mit ihr gefallen,
Verschwunden und dahin.

Bug Jargal *).

Eine Erzählung aus den Zeiten der Neger in Peru und in Haity.

In einer der Feldzüge des lezten Kriegs, wo die französischen Heere gegen Engländer fochten — genauer ist der Zeitpunkt in der Erzählung nicht angegeben — verkürzten sich die französischen Offiziere die langen Nächte eines Bi-

*) Dieses ist der Titel eines kleinen Romans, der bald von einer geschickten Hand in einer Uebersezung erscheinen wird. Wir drängten ihn hier in seine Hauptmomente zusammen. D. U.

vonacs durch die Erzählung ihrer Lebensgeschichte. Die Reihe der so verschieden denkenden und empfindenden Erzähler traf jezt den Kapitän D'auvernay, einer der tapfersten Krieger, dessen eiserner Körper keine Ermüdung anzugreifen schien, dessen fester Muth keine Gefahr kannte, der aber auch nur in dieser Theilnahme an den ihn umgebenden Gegenständen zu nehmen schien, denn eine tiefe Schwermuth hatte die Farben des Lebens für ihn verblichen, — schmerzvoller, aber an dem Wohl seiner Gefährten, seiner Untergebenen hatte sie ihn nicht theilnahmlos gemacht, ja der innigsten Anhänglichkeit nicht fremd. Deßhalb achteten und liebten ihn jene, und es gab zwey Geschöpfe, die nur für ihn zu leben schienen, und deren Nähe und deren Wohl ihn lebhaft beschäftigten: sein alter Sergent, Thadäus und sein Hund Rask. — Der Lauf seiner Geschichte wird diese Vorliebe erklären. D'auvernay ließ sich nur nach vielen Bitten zu deren Erzählung bewegen, und gab nur deßhalb nach, weil seine Kameraden durch ihre Willfährigkeit, ihre einfachen Begebenheiten zu erzählen, sein Wort gebunden hatten. D'auvernay begann.

Obschon in Frankreich geboren, ward ich doch sehr jung nach St. Domingo zu einem reichen Oheim geschickt, dessen Tochter zu meiner Gattin bestimmt war. Meines Oheims Ländereyen lagen in der Nähe des Forts Galifet, sie deckten den größten Theil der Ebne Acul und ihre Lage war eine der ersten Ursachen des Unglücks, dem meine ganze Familie unterlag. Achthundert Neger bauten diese Pflanzungen an, und leider wurde die Härte ihres Looses durch die Fühllosigkeit meines Oheims noch erschwert. Die lange Gewohnheit, über Sklaven zu herrschen, hatte ihn unfähig gemacht, in ihnen noch das Menschengepräge zu erkennen, in seinen Augen hatten sie vor den Thieren noch den Nachtheil einer moralischen Zurechnung, weßhalb bey ihren Vergehen auch noch ihr vorausgesezter böser Wille unbarmherzig bestraft werden mußte.

Nur ein Einziger unter der großen Zahl dieser Unglücklichen hatte vor meinem Oheim Gnade gefunden, ein spanischer Zwerg, der Farbe nach ein Griffe *), den er von Lord Effingham, dem Gouverneur von Jamaika, erhalten hatte. Mein Oheim, der lange in Brasilien lebte, hatte sich an den portugiesischen Prunk gewöhnt, und damit zu seinem Hofstaat nichts fehle — wie die Feudalfürsten zu thun pflegten — diesen Zwerg zu seinem Hofnarren gemacht. Abibra, so hieß er, paßte sich dazu, sowohl wegen seiner ungeheuern Mißgestalt als seiner affenähnlichen Gesichtsverzerrungen, Beweglichkeit und boshaften Witz. Sein einziges Geschäft bestand darin, seinem Herrn mit einem großen Fächer, aus farbigen Federn verfertigt, Fliegen abzuwehren, ihn durch seine Sprünge und hündische Unterwürfigkeit zu kurzweilen — dafür war ihm gestattet, zu dessen Füßen auf einer Rohrmatte zu sitzen, wo ihm mein Oheim stets die Ueberbleibsel eines seiner Lieblingsgerichte von seinem eigenen Teller abzuessen reichte.

*) Griffe ist der technische Name, den die Pflanzer den Mulatten geben, welche nur erst in dem zweyten Grad vom Negro abweichen. Dieser Grade gibt es aber achte, bis zu dem, was in St. Domingo gemischtes Blut — den Weißen der nächste — hieß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Zwischen Capo di Monte und jenen grünen Höhen im Westen höhlt sich ein geräumiges Becken, nur gegen Mittag offen, wo ein Theil der Stadt sich hereinund amphitheatralisch an den Seiten hinanzieht, bald aber sich verliert in dem weitgedehnten Pappelwald. Ueber eine der lezten Häusergruppen hebt sich am Hügel eine der wenigen Dattelpalmen, die in und um Neapel zu finden sind. Desto ansehnlicher ist er aber auch, der einsame afrikanische Fremdling!

Jenseits der Höhen scheidet sich von diesen ein sehr bedeutender Nebenzweig: zuerst der Jungfernberg, Monte belle Donzelle, auf welchem schon der jungfräuliche Virgil einen Theil seiner Hirten- und Heldengedichte, namentlich die Georgica, sang. Weiter gegen Abend steigt allmählig ein noch höherer Berg, der höchste von allen in der Runde, bis zum Kastanienhain der Camaldulenser hinan. Wer kennt nicht, wäre es auch nur aus Reisebeschreibungen, das große Rundgemälde, in dessen Mittelpunkt man sich da oben befindet? Es umfaßt mehrere hundert Miglien Land und Meer, von Terracina bis Capri, von der Insel Ventotiene bis tief ins Land hinein zu den höchsten Apenninenstöcken. Diese Pracht und Herrlichkeit muß man mit Augen schauen: schildern läßt sie sich weder mit der Feder, noch mit dem Pinsel! Wie oft standen wir, der Stadt entronnen, auf dieser stillen Höhe: der Mund öffnete sich unwillkürlich zu einzelnen Tönen der Bewunderung, oder wiederholte die schöne Stelle aus Schiller's Braut von Messina:

Auf den Bergen ist Freyheit! der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte:
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!

Und doch ist er mit seiner Qual auch hieher gekommen. Auf dem höchsten Punkt des Berges, da wo er auf einmal schroff gegen Südwesten sich abstürzt, steht ein Kloster der Camaldulenser, nach Latrappe der strengste Mönchsorden, zu immerwährendem Schweigen und Kasteien sich selbst verurtheilend, um Gott zu gefallen, — abgestorben der Welt, die er für seine Menschen so schön erschuf! Von dem, eine kleine Meile entlegenen Neapel sieht man nur wenig: der größte Theil der Stadt liegt verborgen hinter ihren Hügeln, in deren Mitte S. Elmo gleich einer Burg auf waldiger Anhöhe er-

scheint. Mit einem Luftsprung sind wir auf den Zinnen dieser Veste, errichtet von Kaiser Karl V., um dem ledigen Pferd, womit er Neapel verglich, und das es auch noch im Wappen führt, einen Zaum anzulegen. In der That beherrscht das Kastell die ganze unter ihm ausgebreitete Stadt: unmittelbar am Fuß seiner aus massivem Fels gehauenen Basteien liegt das ehmalige Karthäuser-Kloster S. Martino, dessen Kirche vortreffliche Fresko-Malereyen aus den ältern Schulen Italiens zieren. Noch berühmter ist es aber durch die Aussicht, welche man aus seinen Fenstern auf die Hauptstadt und deren Umgebungen nach allen Seiten hin genießt. „Wie bezaubernd ist dieser Anblick," sagte einst ein Reisender zu dem ihn herumführenden Mönch. „Für Euch Fremde wohl, entgegnete dieser, aber nicht für uns, die wir ihn tagtäglich haben." Vor bald dreißig Jahren wurde das Kloster aufgehoben, und die alten Karthäuser haben am Ende gar den Ueberbleibseln einer weltlichen Miliz Platz machen müssen. In ganz Europa muß es kein zweytes Invalidenhaus, so prachtvoll von Innen und Außen, wie dieses S. Martino zu Neapel geben: wie unvergleichlich krönt es nebst der Festung die Stadt und den von bejahrten Oelbäumen beschatteten Hügel. Dieser macht eine vorspringende Ecke gegen das Meer hinunter und ist nach den Camandoli der erhabenste Punkt in der ganzen Hügelreihe. Seine Fortsetzung nach Westen heißt der Vomero, der sich eine halbe Meile weiter bey der Villa Patrizii an den stracks nach Süden abspringenden Pausilipp anschließt. Der Vomero läuft vollkommen parallel mit der See; am flachen Ufer prangt eine schmale, aber lange Häuserreihe, la Riviera di Chiaja, das am regelmäßigsten gebaute, von Fremden am liebsten bewohnte Quartier der Hauptstadt. Auf dem Rücken des Vomero steht eine Menge ländlicher Wohnungen und stattlicher Landhäuser, worunter nächst demjenigen, das nach seiner Besitzerin den schönen Namen Floridiana führt, die Villa Belvedere durch reitzende Lage und Aussicht, wovon mit Recht der Titel herkommen mag, sich auszeichnet. Der Pallast ist von weitläufigen Gartenanlagen umgeben: diese, gleich den königlichen Gärten in Portici und Rosina, stehen zwey Monate des Jahrs, Mai und Oktober, zur Zeit der allgemeinen Villeggiatura (Landlust) für Jedermann offen. Der Neapolitaner weiß diese köstliche Nachbarschaft seiner Vaterstadt zu schätzen und sich zu Nutzen zu machen; sogar jeder nur irgend bemittelte Bürger trachtet einen Theil des Frühlings und Herbstes außerhalb der Stadt zuzubringen; nur ist seine angestammte Sitte mit dem eigentlichen Genuß des Landlebens nicht so völlig vereinbar. Seit vorigem Sommer bewohnt Herzog Ferdinand von Würtemberg jene Villa Belvedere, und wollte, gegen die Gewohnheit des Landes, auch den Winter über, — freylich einen neapolitanischen Winter, oben bleiben, weil er diesen Aufenthalt seiner Gesundheit besonders zuträglich findet. Er verlebt da in der Nähe der Stadt, und doch so ungestört von ihrem Geräusch und dem vielleicht gleich beschwerlichen Ceremoniel, heitere Tage in philosophischer Ruhe. Wer sie ihm am gernsten gönnen mag, ist mancher in Armuth und Elend gerathene Neapolitaner, der sich der verborgenen Wohlthätigkeit unseres erlauchten Reisenden zu erfreuen hat. „Heil sey dem Edeln, der nie sein Herz verschließt, wann ihn des Kummers Klage begrüßt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 12. März.

Mit heute beginnen die dreywöchentlichen Ferien des hiesigen Hoftheaters, da ist wohl der bequemste Abschnitt gefunden, um über die Leistungen derselben seit meinem lezten Berichte einiges mitzutheilen. Vor Allem muß da zuerst von dem neuen Trauerspiel des Herrn von Uechtritz, Alexander und Darius, die Rede seyn, welches, nachdem die Erwartung darauf vielfach gespannt worden, endlich am 26sten Februar aufgeführt ward.

Jedenfalls muß das Publikum der General-Direktion dankbar dafür seyn, daß sie ihm zuerst Gelegenheit gab, über dieses, besonders von Berlin aus, so dringend empfohlene Werk zu urtheilen, und überdieß war die äußere Ausstattung desselben mit einer Liberalität, ja mit einer Eleganz bewirkt worden, die nichts zu wünschen übrig ließ. Auf der andern Seite hatte man eben dadurch auch wieder Mühe, sich mit den leiblichen Augen von dieser Pracht der Kostüms und Dekorationen abzuziehen, um das Geistige desto unbefangener für den Blick in die eigentlichen Verdienste des Werkes selbst unverstellt zu erhalten.

Wenn ich mit Einem Worte mein Urtheil darüber sagen sollte, so würde ich das Stück mit dem Ausdrucke eines „rhetorischen Trauerspiels" zu bezeichnen suchen, denn Rhetorik ist das vorwaltende Prinzip darin. Es wird sehr viel und mitunter recht schön darin gesprochen, aber gehandelt ungemein wenig, oder eigentlich gar nicht, denn alle Handlung geht in den Zwischenakten vor sich, und die Akte selbst sind nur Vorbereitungen darauf oder Folgen davon. Dadurch entsteht aber eine gewisse Trockenheit, welche der Glanz der Diktion nicht verscheuchen kann und der Zuschauer kann es zu keiner rechten Theilnahme bringen. Diese hat sich auch überhaupt der Dichter dadurch verscherzt, daß er den Blick nicht auf Eine Hauptperson lenkt, sondern ihn zwischen Alexander und Darius sich theilen läßt. Beyde aber selbst wieder erweckte durch die Art, wie sie geschildert sind, kein Mitgefühl. Alexander tritt als ein auf seine Meynung bestehender, durch den Sieg aufgeblasener, die annehmlichsten Friedensvorschläge verschmähender Heerführer auf, um dann wieder sich, mit einem Tänzers Paß, auf Darius Stuhl zu setzen, beym Festgelage einen Becher Weins zu viel zu trinken und im Rausch der Liebe wie des Trunks, die Fackel in das schöne Persepolis zu schleudern, dessen Untergang von gar keinem Vortheil für ihn seyn konnte. Erst im fünften Akt läßt er einige edlere Gefühle blicken, aber das Breiten des Purpurmantels über die Leiche seines Feindes ist schon von sehr vielen Tragödienhelden ihm vorgemacht worden. Man könnte wahrhaftig geneigt seyn, an Darius noch mehr Interesse zu nehmen, wenn er nicht auch hie und da gar zu großsprecherisch und sultanartig, und dann wieder

allzu schäferhaft und idyllisch wäre, auch doch eine Art von Kartenkönig seyn muß, da seine Feldherren ihn am Ende so ohne alle Umstände abstechen.

Wie schade! Bey so mancher, auch in diesem Stücke sichtbar hervortretenden, dichterischen Anlage hätte uns Herr von Uechtritz einen ganz andern Alexander aufstellen können, der uns angezogen, der uns in seiner Größe zu sich erhoben, der uns durch tapfre und edle Thaten erfreut, nicht bloß durch Gastmähler und Städte-Illuminationen geblendet hätte. Wäre er auch der Geschichte weniger treu geblieben, sein Vorbild hat ihn ja gelehrt, daß der Dichter über derselben stehe, und wir würden ein Gemälde von ihm erhalten haben, das uns gefesselt und zum steten Danke verpflichtet hätte. Oder wollte er den Darius zum Haupthelden seines Trauerspiels wählen, so bot auch dieser Stoff dafür dar, aber seine Stellung mußte ganz anders werden, und er mußte uns lehren, für ihn zu fürchten und zu hoffen, nicht ihn aber uns in der Unbedeutenheit hinstellen, in welcher wir jezt mehr seinen gestickten Leibrock als ihn selbst bewundern.

Es würde zu weitläufig seyn, sich über das Mangelhafte oder Karge in der Schilderung der andern Charaktere auszulassen, welche bis auf die Statira, des Darius Gemahlin, nur ganz flüchtig skizzirt sind, da doch besonders Hephästion zu einer, für das Trauerspiel wesentlichen, Bedeutenheit hätte gehoben werden können. Ich wünsche nur, daß der Dichter sich durch das Lob, das von manchen Seiten ihm so reich gespendet worden, nicht verleiten lasse, dieses Stück für etwas mehr als einen gelungeneren Versuch zu halten, und bald durch gediegenere Arbeiten beweise, wie tiefer er nun in das wahre Mark der Tragödie eingedrungen sey.

Auf die Darstellung war großer Fleiß gewendet worden. Becker's Aeußere, besonders sein Kopf, war ganz der Schilderung des Dichters angemessen, auch beseelte ihn Wärme, nur wäre zu wünschen gewesen, daß seine Deklamation eine richtigere Vertheilung von Schatten und Licht gehabt hätte. Auch Julius wendete viele Sorgfalt auf seinen Darius, und einzelne Momente waren vorzüglich. Statira ist eine ungemein schwerere Aufgabe, besonders da, wo sie sich zur Seherin potenzirt. Mad. Schirmer lösete sie zwar nicht ganz, hätte aber mehr Beyfall verdient, als ihr zu Theil ward. Die Tänzerin und Deklamatrice Thais ward von Dem. Wagner dargestellt, und ob ihr gleich mehr Liebreiz als wilde Begeisterung zu Gebote steht, so erkannte man doch das Verdienstliche ihrer Leistung an. Daß bey einem Personale von mehr als dreyßig Darstellern viele Nieten mitgezogen werden mußten, versteht sich von selbst. Der Beyfall war bey der ersten Aufführung sehr lebhaft, und Becker ward gerufen, dagegen war man bey der zweyten ziemlich kühl, indeß dürfte das Stück sich doch wohl auf dem Repertoir halten.

Jezt zu einigen Kleinigkeiten. Zwey sind fünf, oder die Domestikenstreiche. Nur zwey Personen spielen in dem heitern Scherze, die Wagner und der jüngere Burmeister. Sie belustigten, und besonders zeigte der leztere in den Verkleidungen viele Individualisirungsgabe. In Kommher traten auch nur zwey Personen auf, aber diese dramatische Aufgabe steht bey weitem höher. Mad. Schirmer lösete sie größtentheils sehr wacker, auch Herr Julius sprach als Schauspieldirektor vorzüglich. Die lezte Neuigkeit, Pferde und Wagen, Posse in einem Akt, aus dem Französischen von Th. Hell, wollte sich keines Beyfalls erfreuen, ja es wurden am Ende einige Zischer laut. Gelacht ward dessen ungeachtet viel, aber der Witz scheint freylich bis zum Schlusse nicht auszureichen.

Neueinstudirt war Maria von Montalban, Oper von Winter. Sie hatte vor einigen Jahren hier Furore gemacht. Dieses Mal wurde sie kalt aufgenommen, und nur wenige Musikstücke gefielen. Hie und da ist freylich die Musik sehr veraltet, und erinnert fast durchgängig allzusehr und nicht zu ihrem Vortheile, an desselben Meisters unterbrochenes Opferfest.

Gastspiele gab's mancherley. Eine Dame Rochow, die man nur ein Mal sehen mochte, einen Herr Mejo, der eben auch nicht sehr willkommen war, und einen Herrn Detroit, welcher für komische Rollen engagirt worden ist, und den man nur bitten möchte, weniger sklavisch Wurm zu kopieren, ein Fehler, in welchen jezt leider mehrere Komiker verfallen, denen es dann geht wie allen Kopiern. Sein Thomas im Geheimniß war jedoch wahrhaft ergözlich, und auch in seinem Hippeltanz lag manches Gute. Herr Clausius gab nur Eine Gastrolle, ließ aber bedauern, daß die eintretenden Ferien die Fortsetzung derselben hinderten.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 24. Februar.

(Beschluß.)

Beym Wasser bleiben die Leute hübsch nüchtern, und haben keine Gelegenheit in den Schenken zusammenzukommen und zu politisiren; Vortheile, die wohl werth sind, daß ihrentwegen einige tausend neue Röhren angelegt werden. Jedoch soll nicht allein für das Wasser, sondern auch für das Brod gesorgt werden. Der Pariser ißt viel Brod, und zwar gutes und feines; der Mehlbedarf dieser Hauptstadt ist daher ungeheuer; allein obschon mehrere Städte in geringer oder weiterer Entfernung sich mit dem Mahlen des Getreides abgeben, so hängt dieß Mahlen doch allzusehr von Wind und Wasser ab, als daß man sich ruhig darauf verlassen könne, nichts ist aber doch wichtiger als dem Volke den Mund zu stopfen; deßhalb ist der Präfekt, oder seine Umgebung, vermuthlich ebenfalls nach seiner Reise nach England, auf den Einfall gekommen, in der Grenelle-Ebene vor Paris, wo eine neue Stadt angelegt wird, wie ich im vorigen Jahre gemeldet habe, einige Dutzend Dampfmühlen anzulegen, um zu jeder Jahrszeit Mehl liefern zu können, so viel dessen die Stadt bedarf. Dieß ist freylich kein Wasser auf der Mühle der alten Müller; allein so mancher alte Privatvortheil geht durch neue Erfindungen und neue Anstalten zu Grunde, daß auch die Müller sich mit ein Bischen Philosophie werden versehen, und was sie nicht ändern können, ruhig zugeben müssen. Am klügsten würden sie thun, wenn sie dem Beyspiele ihrer Herrn Kollegen der Windmüller zufolgen, welche ihre Mühlenflügel nach dem Winde drehen, sich auch nach dem Zeitgeiste bequemten, und selbst Dampfmühlen anlegten. Dadurch blieben sie bey Brode, und hätten von den Präfekturprojekten wenig zu befürchten. Nach dem Muster des römischen Volks, das panem et Circenses schrie, verlangt das Pariser Volk nebst dem Brode aber auch Schauspiel. Dafür wird ebenfalls huldreich gesorgt; der, lange Zeit vom Minister des Innern unterstüzte, aber endlich mit Hülfe des Hofes doch abgesezte, Direktor des Vaudeville-Theaters, Berard, hat von jenem Minister, gleichfalls als eine Entschädigung, die Erlaubniß erhalten, ein neues Vaudeville-Theater anzulegen, und also gegen das alte anzuarbeiten. Dieses neue Theater soll nun auf dem Börseplatze angelegt werden, obschon ähnliche Theater in der Nähe liegen; auch ist die Rede davon, in andern Stadtrevieren Schauspielhäuser anzulegen; warum sollte dieß auch nicht seyn? hat doch fast jedes Quartier eine privilegirte Spielbank, wo die Leute ihr Vermögen schnell durchbringen; weßwegen sollte man nicht in jedem Quartier ein Schauspielhaus haben, wo die Leute blos ein wenig Vergnügen und Zerstreuung holen?

D. g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 77.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 31. März 1826.

Kleinigkeiten, so leicht wie die Luft,
Sind für den Eifersüchtigen so starke
Beweise, wie Sprüche aus der Bibel.

Shakspeare.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Ich mochte diesen Sklaven nicht; seine Unterwürfigkeit empörte mich, seine mit Tressen besetzte, buntscheckige Kleidung und Schellenkappe flößten mir Verachtung ein; außerdem war er hart gegen seine gequälten Landsleute, nie suchte er durch seine Bitten einen derselben von seiner Strafe zu befreyen, im Gegentheil hatte man ihn seinen Herrn zu noch größerer Härte gegen sie aufmuntern hören. Diese armen Menschen schienen ihn demungeachtet nicht zu hassen; sie bezeigten eine Art ehrerbietiger Scheu gegen ihn, und wenn er mit seiner spitzen, mit tollen Fratzen bemalten Schellenkappe vor ihren Hütten vorüberging, sagten sie sich leise: „Das ist ein Obi (ein Zauberer).“

Diese Gegenstände beschäftigten mich damals sehr wenig; Marie, die mir bestimmte Braut, war von der Stunde, wo ich in ihres Vaters Haus kam, auch die Geliebte meines Herzens geworden; unser Bündniß war aus den schönsten Empfindungen geschlungen, Geschwisterliebe, Leidenschaft und eheliches Vertrauen vereinte sich, uns zu beglücken; von Reichthum umgeben, unter dem schönsten Himmel, in einer üppigen Natur — war es ein Wunder, wenn ich mit blindem Vertrauen auf das Glück in meine Zukunft hinaussah?

In diesem seligen Wahn erreichte ich mein zwanzigstes Jahr; es war das Jahr 1791, und mein Oheim hatte die Vollziehung unserer Ehe auf den Monat August bestimmt. Man kann sich denken, daß diese Aussicht meine Seele viel zu sehr beschäftigte, um mich um die politischen Zwiste, von denen schon seit zwey Jahren die Kolonie beunruhigt war, zu bekümmern. Ich schweige daher von allen den unseligen Spaltungen und bemerke nur, daß ich, wenn es darum zu thun war, eine Meynung zu äußern, nothwendig zu der Parthey des Kap (françois) gehören mußte, denn dort lagen meines Oheims Ländereyen, und er war Mitglied der Provinzialversammlung daselbst.

Nur einmal geschah es, daß ich an diesen Streitigkeiten Theil nahm. Nach dem unseligen Edikt der Nationalversammlung vom 15ten Mai 1791, welches den freyen farbigen Menschen gleiche politische Rechte mit den Weißen verhieß. Auf einem Ball sprachen die jungen Pflanzer mit Heftigkeit gegen dieses Recht, welches die — vielleicht gegründete Eigenliebe der Weißen so grausam verletzte; ich hatte mich noch nicht in das Gespräch gemischt, als ein reicher Pflanzer hinzutrat, dessen zweydeutige Farbe seine Abkunft verrieth; ich sagte laut zu ihm: „Begeben Sie sich fort, es werden hier Dinge gesprochen, die Ihnen, da Sie gemischtes Blut in den Adern haben, mißfallen müssen.“ Diese Anschuldigung erzürnte ihn solchergestalt, daß er mich forderte; wir schlugen uns und wurden Beyde verwundet. Wahrscheinlich hätte mich das sogenannte **Vorurtheil gegen das gemischte Blut** nicht allein zu diesem Betragen — das Tadel verdiente — bewogen, aber der Mensch hatte seit einiger Zeit gewagt, seine Augen auf Maria zu erheben, und hatte so eben mit ihr getanzt.

Damals hielten selbst die schüchternsten Menschen einen Sklavenaufstand für unmöglich. Man verachtete diese ganze Menschenklasse zu sehr; doch zwischen den Weißen und Farbigen bestand eine Feindseligkeit, die hauptsächlich daran Schuld war, daß der so lange unterdrückte Vulkan bey seinem ersten Ausbruch die ganze Kolonie verheerte.

In den ersten Tagen des so sehnlich von meiner liebenden Ungeduld erwarteten Augusts fand ein kleiner Vorfall Statt, der die erste Störung meiner sorglosen Sicherheit ward. Eines Abends sah ich Marie höchst erschrocken auf mich zueilen; sie hatte sich, wie sie täglich zu thun pflegte, gegen Abend in ein Gebüsch am Ufer eines, die Pflanzung bewässernden, reizenden Flusses begeben, wo mein Oheim eine Laubhütte hatte anlegen lassen. Bey ihrem Eintritt sah sie mit Schrecken, daß alle Blumen, mit denen ich sie an demselben Morgen verziert hatte, ausgerissen und mit Füßen zertreten waren, und auf den Platz, wo sie gewöhnlich zu sitzen pflegte, hatte man einen frischgepflückten Strauß Todtenblumen *) gelegt. Noch unbeweglich vor dem Erstaunen bey diesem Anblick hörte sie plötzlich eine Stimme, die nicht die meine war, die von einer Guitarre begleitet, ein spanisches Lied sang, und in diesem Liede wurde Mariens Name wiederholt! Schrecken und jungfräuliche Scham hatten sie verhindert, die Worte zu verstehen, und ohne ein Hinderniß zu finden, floh sie zu mir.

Bey diesem Bericht flammte Zorn und Eifersucht in mir auf. Mein erster Verdacht fiel auf den Farbigen, mit dem ich schon Streit gehabt hatte, doch gebot ich mir Vorsicht, und versprach Marien bis zu dem nahen Augenblick, von dem an ich berechtigt seyn würde, sie zu beschützen, über sie zu wachen. Da ich mir wohl vorstellen konnte, daß der welchen ich für meinen Nebenbuhler hielt, es nicht bey diesem ersten Versuche würde bewenden lassen, verbarg ich mich nach eingebrochener Nacht, wie Alles in der Pflanzung zur Ruhe war, mit meinem Dolch bewaffnet, in ein Feld hohen Zuckerrohrs, das vor dem Wohnhaus meines Oheims sich ausbreitete. Mitten in der Nacht vernahm ich die Töne der Guitarre — vor Eifersucht entbrannt brach ich die leichten Rohrstengel vor mir nieder, und eilte auf den Ort, von woher die Töne schallten. Plötzlich fühle ich mich mit ungeheurer Kraft ergriffen, niedergeworfen, mein Dolch wird mir entwunden und im nächsten Augenblick ist er über meinem Haupte gezückt. Zugleich blitzen mir ein Paar glühende Augen aus der Finsterniß nahe an meinem Antlitz entgegen, ich unterschied zwey Reihen blendend weißer Zähne und eine Stimme rust wutherstickt: „Jezt halte ich dich!" — Ich wehrte mich aus allen Kräften, aber schon fühlte ich den Dolch meiner Brust nahen, als Mariens Stimme am Fenster erschallte. Sie war von den Tönen der Guitarre, von dem Getümmel unsers Ringens geweckt worden, erkannte meine Stimme, sah den Dolch blinken und stieß ein Angstgeschrey aus. Dieser Ton schien meinen mächtigen Gegner zu lähmen, wie bezaubert hielt er noch einige Momente den Dolch auf meine Brust gesenkt, dann warf er ihn von sich und rief: „Nein, nein! sie würde zu viel weinen!" und warf sich in das Rohrfeld, wo es mir, wie ich vom Fall und Widerstand verlezt, mich aufgerichtet hatte, unmöglich war, seine Spur zu verfolgen.

Vergeblich würde ich versuchen, die Gefühle zu schildern, die in diesem Augenblick, wie ich in meiner geliebten Marie Armen von meiner Bestürzung zu mir kam, mein Innres durchwühlten; dem Nebenbuhler, der sie mir streitig machen wollte, verdankte ich mein Leben, die Scham über seine Großmuth entflammte meinen Zorn. Wer war aber mein Gegner? Jener Farbige konnte es nicht seyn, der war weit entfernt, eine solche Körperkraft zu besitzen; er hatte auch nicht seine Stimme; der Mann, mit dem ich rang, war nackt bis zum Gürtel — das waren die Sklaven allein — aber ein Sklave konnte es nicht seyn, die Denkart, die ihn vermochte, den Dolch von sich zu werfen, war nicht die eines Sklaven, und mein ganzes Wesen empörte sich bey dem Gedanken, einen Sklaven zum Nebenbuhler zu haben. Ich mußte es erforschen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Posilipo, der äußerste, aber nicht am mindesten schöne unter den die Stadt begränzenden Hügeln, ist da, wo er mit dem Vomero zusammenhängt, von gleicher Höhe wie dieser, behält sie auch auf der Abendseite bis zu dem steilen Vorgebirge Coroglio, das nur durch einen engen Kanal von dem Inselchen Nisita geschieden ist. Gegen Morgen aber, oder gegen Neapel her, verflächt sich der Pausilipp nach und nach, um am Ende in sehr spitzem Winkel auf dem Meeresspiegel hinaus zu laufen. Großartiges hat diese lezte Form wenig, allein etwas ungemein liebliches, und diesem Charakter entspricht auch diejenige der einzelnen Theile des östlichen Abhanges, bis an die ihn auf dieser Seite seiner ganzen Länge nach bespülende See. Aus dieser erheben sich kühlende Windchen, die hier im heißen Sommer ein wahres Bedürfniß und Labsal sind, hauptsächlich an diesem sonnigen Hügel. Wie passend ist der vom Griechischen abgeleitete Name Pausilippum, — einen Ort bezeich-

---

*) Französisch heißt diese Blume souci — das heißt Sorge — (calendula offic.) in Sachsen. Todtenblume, weil sie ihres starken Geruchs und glühenden Farbe wegen zum Schmuck der Leichen vorzugsweise gewählt wird; in der Schweiz ist sie, mehr moralisch wie poetisch, unter dem Namen „stinkender Hochmuth" bekannt; in andern deutschen Gegenden hörten wir sie Ringelblume nennen.

nend, wo man des Lebens Mühen für eine Weile vergessen mag! Wie einladend ist das Gestade von Mergellina, vorzüglich Abends und in mondhellen Sommernächten, wann fröhliche Sänger und Zitherspieler sich hören lassen, und nach dem muntern Schlag des Tamburins die Tarantella getanzt wird! Auch haben von jeher viele Dichter den Pausilipp besungen: zwey der ausgezeichnetsten, Virgil und Sannazar, liegen auf demselben begraben.

In einem eigenen französischen Werkchen über die Inseln und Westküsten Campaniens haben wir vom Pausilipp, von seinem merkwürdigen Felsenthor und seinen Alterthümern ausführlicher gehandelt, auch schon des neuen Wegs gedacht, welchen die Franzosen gegen das Ende ihrer Herrschaft an diesem Ort anlegen ließen. Derselbe erstreckte sich aber bey ihrem Abzug, vom Ausgang der Stadt und des Corso nicht weiter als auf den Rücken und bis an den obern Rand des von dort nach Westen auf einmal stark abschüssigen Hügels. Ebendaselbst hören auch nothwendig die Weingärten auf, womit der sanfte östliche Abhang überdeckt ist und durch welche in schräger, unmerklich aufsteigender Linie jene breite Fahrstraße sich hinschlängelt. Vorher konnte man von unten blos zu Schiffe oder von oben her auf einem schmalen Fußsteig zu den Pacht- und Landgütern des Pausilipps gelangen: seit der Zugang so bequem geworden, vermehrt sich besonders auch die Zahl der Villen auf allen Punkten, am schnellsten längs des Weges selbst. Wiewohl dieser zum Theil in den Tuffstein gehauen und mehr als eine Brücke über breite und tiefe Schluchten geschlagen werden mußte, so ließ doch mit Geld und Zeit das Alles sich leicht bewerkstelligen. Ganz anders verhielt es sich mit dem Weg hinunter an der Kehrseite des Hügels, wo dieser gerade am jähesten ist, und wie ein mächtig hoher Wall dasteht über der Thales- und Meeresfläche. Man gestattete den Franzosen keine Frist zu Lösung dieser zweyten schweren Aufgabe: sie war friedlicheren Zeiten und durch eine eigene Verkettung von Umständen den im Jahr 1820 zum andern Mal in's Land gerufenen Oestreichern vorbehalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Unser diesjähriger Carneval war, wie sehr erklärlich ist, überaus todt. Die Salons der vornehmen Welt blieben öde und leer, und nur in den Tavernen regte sich einiges Leben, aber auch nur in den lezten Tagen, wo wieder, wie alljährlich, bey einem Zulauf von mehreren tausend Menschen, der gewöhnliche Metzgersprung Statt fand. Es springen nämlich einige Fleischerbursche auf offnem Platze in's kalte Wasser, und werden durch diese alte Gewohnheit im Brunnen zu Meistern gradirt. Ländlich, sittlich!

Die Tagesordnung führt mich auf die neuen Erscheinungen, die seit Beginn dieses Jahres an unserm Bühnenhimmel vorübergezogen sind:

Der Ahnenstolz in der Küche, heißt eine jener französischen Kleinigkeiten, die, wenn sie auch in Deutschland nicht treffen, doch durch originelle Erfindung und launige Einfälle anziehen, und ein Paarmal gegeben werden können. Der Inhalt des kleinen Stücks ist bekannt, hier gefiel es durch Weserrmanns treffliches Spiel als Mundkoch Vatel, und wir können wohl sagen, daß nur dieser gute deutsche Koch uns die Speise genießbar machte, die durchaus für französische Gaumen bereitet ist.

Eine interessantere neue Erscheinung war uns Raupachs Trauerspiel, Isidor und Olga. Da es schon auf andern großen Bühnen gegeben worden, ist eine Erzählung des Inhalts überflüssig. Die hiesige Flora hat ein strenges Gericht über dieses Drama ergehen lassen. Die Fabel, meynt sie, zeichne sich durch die Originalität — einer dramatischen Unschicklichkeit aus. Hr. Raupach, der lange Zeit in Rußland gelebt hat, kennt die daselbst noch geltende Leibeigenschaft und ihren Codex. Er macht diesen zur herrschenden Bedingung seiner Tragödie, und läßt ihm den Sieg in den Klauen. Wie kann der Adel einer Tragödie, die den Sieg der vernünftigen Freyheit bekämpft, gerühmt werden? Wer kann den Dichter in Schutz nehmen, der den unveräußerlichen angebornen Adel unsrer Natur unterdrückt? Jede Poesie, welche Knechtschaft lehren oder beschönigen will, vernichtet sich selbst als Kunst; sie gibt den Szepter an die Geißel über. Deutschem Gefühl, meynt die Flora, widersteht die Grundidee dieses Trauerspiels gänzlich, das eigentlich nur durch den Lakaienrock zusammengehalten wird. Das stärkste Uebermaß kränkender, eckelhafter Herabwürdigung bietet die Scene dar, in der Isidor, früher als Lakaie vor den Augen des Publikums eingekleidet, vom Fürsten in Gegenwart der Geliebten auf die roheste Weise gemißhandelt wird. Hier erscheint das Schimpfliche im Prunkstaat, und trägt nebenher die schreyendsten Zeichen der Ohnmacht. Daß Gräfin Olga, die den Geliebten als Lakai sehen muß, noch im Stande ist, mit feinem Scherz und französischer Gewandtheit das Mundschenkenamt selbst zu verwalten, ist unbegreiflich. — Wir gestehen allerdings, daß uns diese Scene widerlich, ja wohl verletzend aufgefallen ist, aber die Grundidee des Stückes glauben wir vertheidigen zu können. Hr. Raupach gibt uns in seinem Drama ein treues Bild der Leibeigenschaft, dessen Furchtbares und Schreckliches er tief empfunden hat. Er zeichnet darin seine handelnden Personen, so wie er sie im Leben und in der Wirklichkeit gefunden hat. Die Charaktere Petrow's, Ossip's und Fedors können als naturgetreue Bilder, als ächte und lebendige Prototype der Leibeigenschaft gelten. Ihnen gegenüber hat der Dichter die despotische Gewalt in ihrer zügellosen Willkühr in der Person des Fürsten Wolodimir aufgestellt. Wahr ist es allerdings, was über diesen Charakter gesagt worden: er bestehe aus zwey Menschen, wovon der eine das gerade Gegentheil des andern ist. In diesem Augenblicke schmilzt er wie Schnee, girrt wie eine Turteltaube, orgelt sogar andächtige Seufzer ab, und gebärdet sich wie ein Sonettendichter, dann stürzt er im andern Augenblicke, gleich einem wollüstigen Tiger auf die Gräfin los, knirscht ihr entgegen, daß er sie um jeden Preis besitzen muß, und begibt sich zugleich jedes Anspruchs auf edle Liebe durch die zügellose Barbarei, mit welcher er sich vor ihr herabwürdigt. Wäre er wirklich der Wüthende, wofür ihn der Dichter ausgeben möchte, er müßte Ossipen über seine unverschämt neckende Laune den Kopf spalten. — Aber man bedenke wieder andrerseits: Wolodimir ist der einzige ehliche Sohn eines Vaters, welchen das Schicksal zum Herrn und Gebieter vieler tausend Sklaven gemacht hatte. Er wuchs auf unter den auserwählten Glückskindern der Erde, stets von Macht und Reichthum umgeben. Als Abgott und einziger Herr von zarter Jugend an verehrt, gehuldigt, gehätschelt und geschmeichelt. Konnte wohl aus so einem Wesen jemals ein Mann im eigentlichen Sinne des Wortes werden? — Die Darstellung war ausgezeichnet, und bringt unsrer Bühne alle Ehre. Hr. Urban lößte die schwierige Aufgabe des Isidor

mit gewohnter Meisterschaft, und Mad. Mollque als Olga war ein schönes Bild voll Anmuth und Milde, ob wir gleich gestehen müssen, daß ihr der Kothurn weniger zusagt, da es ihrer Stimme an Kraft und Umfang gebricht. Auch Hr. Hölken gelang es, aus dem Fürsten Wolodimir ein haltbares Ganzes zu machen. Ausgezeichnet aber war Hr. Beßermann in der Rolle des gräßlichen Lustigmachers Osip, er hatte die dankbarste, aber auch die schwierigste im Stücke. Dieser Charakter ist kräftig gezeichnet, er ist neu, und durch seine rachglühende Stellung ächttragisch. Das Stück und die Darstellung erhielten Anerkennung und Beyfall.

Ich erwähne jezt einer musikalischen Produktion, nämlich der heroischen Oper: Octavian in Sicilien, mit Musik des Freyherrn von Poißl. Dieses Tonwerk, das vor vierzehn Jahren im alten Hoftheater italienisch gegeben wurde, erregte damals, wo noch Brizzi als Oktavian glänzte, einen ungemeinen Enthusiasmus, und der Wunsch, man möge es wieder zur Darstellung bringen, hat sich neuerlich laut und vielseitig ausgesprochen. So erschien es jezt deutsch, und zwar in einer sehr gelungnen Uebertragung des italienischen Poëms. Diese Oper gehört zu den besten, die wir von diesem Tonsetzer besitzen, ja wenn wir erwägen, daß sie von der Ouverture bis zum lezten Finale sich durch Gleichmäßigkeit des dramatischen Charakters, durch Feuer, Kraft und Fülle der Gedanken, durch meisterhafte und glänzende Instrumentirung, durch vortreffliche Zeichnung der verschiedenen Situationen, und durch Lieblichkeit der Melodien ausgezeichnet, so möchte man sie unbedingt für die beste Komposition dieses Meisters erklären. Auch dießmal verfehlte sie nicht ihre Wirkung auf das Publikum, obgleich die Darstellung nicht gelungen war, und sehr Vieles zu wünschen übrig ließ. — Nun von einem neuen Lustspiel: Stolz der Geburt und Stolz des Glücks, oder: der Kaufmann von Hamburg, in fünf Aufzügen, von J. v. Plötz. Das Stück ist nach des Verfassers Aeusserung nicht Original, sondern einem alten französischen Lustspiel nachgebildet. Wir wollen seinen Werth auf sich beruhen lassen, und hier nur bemerken, daß es sich eines seltenen Beyfalls zu erfreuen hatte. Bey der ersten Darstellung wurde der Verfasser und Hr. Beßermann, der die Rolle des Kaufmanns Voll mit hoher Kunst darstellte, mit großem und anhaltenden Applaus, und ohne daß sich irgend eine Stimme des Mißfallens vernehmen ließ, hervorgerufen. Man sollte allerdings glauben, daß der Ahnenstolz, der so unzählige Mal auf der Bühne abgehandelt worden, nachgerade seine Pointe verloren habe, ob ihm hier auch ein derber, ja wir wollen sagen grober Geldstolz gegenübersteht. Dem ist aber nicht also, das Stück hat getroffen, und die Meynung, die von mehreren Personen nach der ersten Darstellung geäußert worden, daß nämlich der Charakter des hochmüthigen Grafen einer verklungenen Zeit angehöre, in unseren Tagen aber, und in unseren Landen eine sittliche Negation sey, hat sich als irrig erwiesen, wie diese bey der zweyten Darstellung jedem Ohrenzeugen klar geworden ist. Es ereignete sich nämlich der im hiesigen königlichen Hoftheater bis jezt unerhörte Fall, daß bey mehreren Anlässen, wo das Publikum in Beyfall ausbrach, gellende Pfeifentöne erschollen. Das Signal aber zu dem wirklichen Ausbruch des Kampfes zwischen den Partheyen gab eine Stelle am Schlusse des dritten Aufzuges. Der Kampf war übrigens sehr ungleich. Etwa sechs oder sieben Pfeifen im großen vollen Hause, das für das Stück entschied. Der Beyfall steigerte sich durch die Reaktion zur Begeisterung, der Ruf einer kräftigen Stimme: „Hinaus mit den Pfeifern“ verfehlte seine Wirkung nicht. Einige verstummten, ein Paar wurden ergriffen, es waren — verkappte Livréebediente. Mit Ungestüm wurde jezt der Verfasser gerufen, der aber nicht zugegen war; der Schauspieler, Hr. Hölken, der dieß dem Publikum zu melden heraustrat, begann unmittelbar darauf den vierten Aufzug, wo sein Monolog mit den Worten anhebt: „Das Unglückliche ist geschehen, die Partheyen, die sich eben erst feindlich gegenüber standen, scheinen versöhnt“ das ganze Publikum brach hier in ein schallendes Gelächter aus, und dieser komische Zufall hat wohl am meisten zur Sänftigung der Gemüther beygetragen. Das Stück wurde ohne Störung zu Ende gebracht, am Schlusse aber das ganze Personal gerufen, dem der lauteste Beyfall entgegen scholl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, 12. März.

(Beschluß.)

In der italienischen Oper trat ein neuer Tenor, Rubini, vorher in München, auf. Er besizt eine Gewandtheit und Sicherheit der Stimme, die ausserordentlich sind. Dadurch wird besonders sein Rezitativ ausgezeichnet. Sein Ton ist angenehm, ohne eben stark zu seyn, und der Eintritt in's Falset unmerklich. Bey dem Abgange Relandini's, an dessen Stelle er eintrat, hat die Bühne offenbar an ihm gewonnen. Die Vestalin war neu einstudirt worden. Wie so gern horchte man dieser klassischen Musik wieder. Sgra. Palazzesi war Giulia. In der ersten Vorstellung war sie so befangen, daß sie bedeutend fehlte, die Stimme bedeckt, und das Spiel ganz null war. Alles dieses besserte sich bedeutend in der zweyten, und somit stieg auch der Beyfall. Es wird mit jeder neuen Vorstellung wachsen, denn ihre klangvolle Stimme eignet sich sehr gut zu dieser Parthie. Der Sänger Pesadari, den man seit einem halben Jahre nur in den unbedeutendsten Nebenrollen gesehen hatte, trat als Cinna auf, und überraschte durch den Wohllaut seiner Stimme, wie seine Fertigkeit in geschmackvoller Koloratur. Das Publikum bat ihm alle frühere Vernachlässigungen durch den rauschendsten Beyfall ab. Sein Spiel muß sich freylich noch sehr bessern, das wird aber wohl die Uebung thun. Noch immer besitzen wir unsre reitzende Sängerin Tibaldi, welche uns wieder als Cherubino und Tancredi entzückte, bald nach Ostern aber wird sie dem Grafen Hohenthal die Hand reichen, und das Gebiet der Kunst verlassen, in welcher ihr so reicher Lorbeer wuchs.

Ein Herr Conus ist gegenwärtig hier, und unterhält ein stets sehr zahlreiches Publikum durch seine sogenannten physikalischen Experimente, oder vielmehr Taschenspielerkunststücke, wie man sonst sie benannte, die aber in der That so präzis, überraschend und gewandt ausgeführt worden, daß man es sich nicht versagen kann, seine geschmackvoll eingerichtete große Bude mehr als ein Mal zu besuchen, um sich auf's Angenehmste täuschen zu lassen. Die beweglichen Panoramen, welche er dabey zeigt, sind nur Zugaben, und verdienen weniger Lob, ja der so oft gesehene Seesturm ist sogar recht erbärmlich.

Leider haben die natürlichen Menschenpocken in den lezt vergangenen sechs Wochen sehr viele Verwüstungen hier angerichtet. Es ist unbegreiflich, daß in einer Stadt wie Dresden noch so viele Vorurtheile gegen die Vaccine herrschen können, und es wäre wohl zu wünschen, daß darüber recht allgemein bessere Belehrungen verbreitet würden.

Der Mörder Bösenberg ist noch nicht hingerichtet. Der Tag dazu war bereits anberaumt, eine abermalige Berufung auf königliche Gnade verschob aber die Exekution. Merkwürdig war es mit anzusehn, welche Menge fremder Personen, besonders Landleute, an dem bestimmt gewesenen Tage in die Stadt gezogen kamen, um das Schauspiel mit anzusehn, höchst unzufrieden wegen vereitelter Erwartung nach Hause zurückkehrend. Ob wohl der beabsichtigte Zweck der Abschreckung andrer sonach erfüllt wird?

Guido.

Beylage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. April 1826.

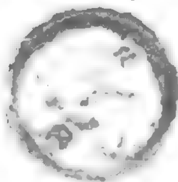
Froh empfinde ich mich auf klassischem Boden begeistert,
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.

Goethe.

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

König Ferdinand, der mit weiser Mäßigung nicht nur von der gesammten Verwaltungsart der Franzosen in diesem Theil seines Reichs dasjenige, was für lezteres taugte, beybehielt, sondern besonders auch Alles, was während seiner Entfernung zur Verbesserung der Landstraßen, so wie zur Verschönerung der Hauptstadt begonnen und gethan worden war, fleißig fortsetzen ließ, wollte den Weg auf dem Pausilipp ebenfalls vollendet sehen. Auf seinen Befehl wurde ein Ueberschlag der noch zu bestreitenden Kosten gemacht, da diese aber zu bedeutend schienen, und das General-Kommando der östreichischen Besetzungsarmee sich anerbot, für diejenige Summe, auf welche die Landesregierung sich beschränken zu müssen glaubte, die Arbeit zu übernehmen, so wurde der Vorschlag gerne genehmigt, und noch vor Ablauf des Jahrs 1823 unter der Leitung einiger tüchtigen Offiziere vom östreichischen Generalstab zur Ausführung geschritten. Nicht ohne Verwunderung sah man in Neapel das nützliche Beyspiel römischer Legionen sich erneuern: östreichische Truppen legten ihre Waffen und Uniform bey Seite, griffen zum Spaten und Steinbohrer und erprobten deutsche Kraft und deutschen Ernst auch im Strohhut und Zwilchkittel. Es war nichts Geringes, was sie hier unternahmen. Das untere Tuffsteinlager, worauf man an einigen Stellen bald stieß, konnte mit Pulver gesprengt, mit der Spitzhacke bezwungen werden, allein zuerst mußte man den obern losen Schichten eine viel sanftere Abdachung und größern Halt geben, als sie von Natur hatten, und das war auf einer so weiten Strecke und bey der geringen Anzahl von Leuten, die man dazu bestimmen konnte, eine eben so mühsame als langwierige Arbeit an einem Orte, der im Sommer eben so wenig Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen, als im Winter gegen die heftigen, alles mit fortreißenden, Regengüssen gewährt. Troz diesen Schwierigkeiten und noch andern Hindernissen, deren Aufzählung hier zu lang wäre, ward der Weg im July 1825 fertig, gerade noch, ehe die damit beschäftigt gewesenen Abtheilungen die Weisung zum Abmarsch erhielten. Man konnte nun aus dieser Stadt auf die behaglichste Art an der Morgenseite des Pausilipps hinauf und an seiner Abendseite wieder hinunter fahren bis an's Meer, dem Eiland Nisita gegenüber, und von da an dem flachen Ufer hin auf die alte Straße, welche von Puzzuoli her das Thal entlang an die Grotte und durch diese in die Stadt führt. Schreiber dieses machte selbst mehrmals diesen interessanten Ausflug mit immer neuem Vergnügen; allein leider war es nicht von langer Dauer! Früher als gewöhnlich stellten die Stürme der Tag- und Nacht-Gleiche sich ein: durch außerordentliche starke Schlagregen wurde das Erdreich noch mehr aufgelockert, und ein großer Theil der weichen Bergwand oberhalb der neuesten Straße rutschte in einer Nacht unaufhaltsam herab, diese an verschiedenen Stellen so gänzlich verschüttend, daß gar kein äußeres Merkmal mehr von ihr vorhanden ist. Dieses Unglück war



vorauszusehen, da an dem obern Rand des Hügels viel zu wenig abgetragen, ja durch den neuen Straßenbau hin und wieder noch abschüssiger geworden war und die östreichischen Soldaten, welche dazu beordert waren, vor ihrem Abmarsch nicht Zeit genug gehabt hatten, diesem Uebelstand abzuhelfen, auch war die ausgesezte Summe verhältnißmäßig gar zu unbeträchtlich, so daß sie nicht einmal zur Schadloshaltung für den Aufwand von Schießpulver und Handwerkszeug hinreichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Mariens Stolz war so aufgebracht wie der meine bey dem Gedanken, der Gegenstand von der Leidenschaft eines Negers zu seyn! Ihr Vater, den die häufigen Sitzungen der Provinzialversammlung und die zunehmende Gefahr der Stellung, in welcher die Kolonie sich befand, so wie die Geschäfte seiner Pflanzungen gänzlich hinnahmen, übertrug mir die Sorge für Mariens Sicherheit und berechtigte mich bis zu unserer Hochzeitfeyer, die auf den 22sten August festgesezt war, sie auf allen Spaziergängen zu begleiten. Da mein Nebenbuhler unzweifelhaft außerhalb seiner Plantagen wohnen mußte, gab er Befehl, deren Gränzen Tag und Nacht sorgfältiger wie je zu bewachen.

Durch diese Maßregeln beruhigt, wollte ich einen Versuch machen, schmückte die Laubhütte, in welcher Maria die erste Spur von meinem Nebenbuhler gesehen hatte, von Neuem mit den ausgesuchtesten Blumen und führte meine Geliebte, von ihrer Amme begleitet, beym Eintritt der Abendkühle dahin. Wie ergriffen mich Erstaunen und Zorn, als ich beym Eintritt in den Pavillon die Blumen von Neuem herabgerissen und auf Mariens Bank abermals einen Strauß der unglückweissagenden Todtenblume fand. Marie, welche diese Spuren der Gewaltthat noch vom gestrigen Tage herzurühren glaubte, ahnete die Wahrheit nicht, die ich ihr auch verschwieg. Kaum hatten wir Platz genommen, so vernahm ich neben dem Gemurmel des Wassers und dem Rauschen der vom Abendwind bewegten Bäume ferne traurige Töne — eben solche, wie in der vergangenen Nacht mich außer mich gesezt hatten. Bald unterschied ich eine männliche, aber klagende Stimme aus dem Innern des Gebüsches her, die nach einer bekannten Weise in Worten voll Liebe und Schmerz Mariens Anmuth und des Dichters Unglück besang. Er nannte sich darin mit Stolz einen Königssohn, verrieth, daß er ein Neger sey und sprach voll Bitterkeit von noch bevorstehender Rache. Mit Mühe hatte mich Marie bis zum Schluß dieses empörenden Gesanges zurückgehalten — jezt warf ich meine Flinte über die Schulter und stürzte in das Gebüsch. Kein Gebüsch blieb undurchsucht, kein Pfad undurchkreuzt, selbst die hohen Stauden entgingen mir nicht, aber ich fand nichts! Zu meiner Wuth gesellte sich eine gewisse Beschämung, mich also überlistet zu sehen, ich suchte wieder und fand nichts! Plötzlich hörte ich Schellengeklimper und der Zwerg Abibra stand vor mir, mit einem unerklärlichen Ausdruck von Bosheit und Triumph in seinem Gesicht, schien er meine Unruhe zu bemerken; ich fragte ihn mit Heftigkeit, ob er Niemand hier gesehen, keinen Gesang vernommen habe? — seine Antworten voll Arglist und Fratzenhaftigkeit erregten meinen Zorn in so einem Grade, daß ich den Arm hob, ihn zu züchtigen, als ich einen Angstruf vernahm — es war Mariens Stimme! ich flog dem Pavillon zu — welch ein Schauspiel fand ich hier! — ein ungeheures Krokodil, dessen halber Leib in dem Schilf und Ufergebüsch verborgen war, hatte seinen Kopf durch eine der Oeffnungen, die gegen den Fluß zu in den Laubsäulen angebracht waren, gesteckt, und öffnete seinen furchtbaren Rachen gegen einen jungen Wilden von riesenmäßiger Größe, der in seinem linken Arm das erschrockene Mädchen hielt, indeß seine Rechte das Eisen eines Wurfspießes unerschrocken quer zwischen die Kinnladen des Ungeheuers stieß. Das Krokodil widerstrebte wüthend der kühnen Hand, die es zurückhielt. — Sobald Marie mich erblickte, stieß sie einen Freudenschrey aus, entschlüpfte dem Arm des Negers und warf sich in die meinen. Bey diesem Anblick bleibt der Schwarze wie versteinert, er kreuzt die Arme auf die Brust, blickt auf uns und achtet des Krokodils nicht, das, von dem Eisen befreyt, im Begriff war, ihn zu ergreifen. Schnell lege ich Marie ihrer Amme, die der Schrecken noch immer erstarrt hatte, auf den Schooß und jage dem Unthier, den Lauf in den Rachen gesezt, die ganze Ladung meines Karabiners in Schlund. Noch ein Paar Mal öffnete es seinen blutigen Rachen, noch ein oder zwey Mal seine erlöschenden Augen, dann warf es sich mit großem Geräusch auf den Rücken und war todt. — Der Neger sah bey diesem Geräusch nach ihm um, blickte dann auf Marie, die, an meine Brust geschmiegt, sich von ihrer Rettung überzeugte, sagte mit einer Stimme voll unbeschreiblichen Schmerzes: „Warum hast du es getödtet?“ und verschwand mit eilendem Schritt in dem Gesträuch.

Wir blieben Beyde, Marie und ich, noch eine geraume Zeit in stumme Bestürzung versenkt. Bey ihr hatte der Schrecken die Oberhand, in meiner Seele stritten feindseligere, durch des Sklaven kühnen Muth, durch seine räthselhaften Worte und meinen früheren eifersüchtigen Verdacht erregte Gefühle. Endlich fragte ich Marie, auf welche Weise dieser Neger, der, seines Anzugs nach — seine groben Beinkleider bedeckten kaum seine Blöße — zu der untersten Sklavenklasse gehörte, ihr zu Hülfe gekommen sey? „Der Mann ist, sagte sie, ohne Zweifel einer der Neger meines Vaters, der hier in der Nähe arbeitete und bey dem Geschrey, das mir der Anblick des Ungeheuers aus-

preßte, herbeygeeilt war." Was Marie mir weiter sagen konnte, entdeckt mir nichts. Wohl drang sich mir eine Zusammenstellung der spanischen Worte, welche der Sklave so verzweiflungsvoll bey seinem Forteilen aussprach, mit den Tönen der spanischen Romanze auf, eben so zwischen der kolossalen Größe desselben und der Riesengestalt meines nächtlichen Gegners — auch die Nacktheit diente zu einer auffallenden Aehnlichkeit — er sagte in seinem Gesang, daß er schwarz sey, aber auch er sey König und seine erhabne Gestalt, der Stolz, der seine Brust schwellte, der Zorn, der in seinen Augen sprühte, hätten einem König geziemt. Aber er war ein Sklave und hatte sich erfrecht, seine Augen auf Marie zu erheben — dieser empörende Gedanke trieb mich an, ihn strafen zu lassen, doch zögerte ich noch, als einige Worte Mariens mein Ungestüm beschwichtigten. Sie erinnerte mich, daß es unsere Pflicht sey, den tapfern Neger, der ihr das Leben gerettet habe, zu belohnen. Mein besseres Gefühl siegte, ich unterrichtete meinen Oheim selbst, daß er die Erhaltung seiner Tochter einem seiner Sklaven verdanke, und erhielt von diesem das Versprechen, ihm seine Freyheit zu schenken. Obgleich ich immer den Anblick der Unglücklichen bey ihrer täglichen Arbeit, bey ihrer grausamen Behandlung gemieden hatte, bot ich mich meinem Oheim, in der Hoffnung, Mariens Retter unter ihnen zu entdecken, am folgenden Morgen zum Begleiter bey dem Besuch seiner Pflanzungen an. Welch ein trauriger Anblick bot sich mir von allen Seiten dar! Die Neger zitterten bey der Annäherung meines Oheims, sie verdoppelten ihren Fleiß; aber es war noch mehr der Haß wie die Furcht, der sie antrieb. Mein Oheim, dessen natürliche Zornmüthigkeit die Gewohnheit, sie zu äußern, noch gesteigert hatte, zürnte fast, nicht strafen zu können, als ihn der Zwerg Abibra, der ihm stets auf dem Fuße folgte, auf einen Neger aufmerksam machte, der von Ermüdung überwältigt, im Schatten eines Dattelngebüsches in Schlummer gesunken war. Mein Oheim stürzte sogleich auf ihn zu, rüttelte ihn ungestüm und gebot ihm, sich an die Arbeit zu machen. Der Sklave springt erschrocken auf und es zeigt sich, daß er sich aus Versehen auf einen bengalischen Rosenstrauch, den mein Oheim mit Vorliebe pflegte, gelegt und ihn zerknickt hatte. Jezt ward sein Herr wüthend! er reißt die unselige Peitsche aus seinem Gürtel und schwingt seinen Arm über den zu seinen Füßen liegenden Neger, als — nie vergesse ich diesen Moment — eine mächtige Hand seinen Arm festhält; ein Sklave, derselbe, den ich suchte, ruft ihm auf Französisch zu: „Strafe mich, denn ich habe dich jezt beleidigt, aber nicht meinen Bruder, der nur deinen Rosenstock geknickt hat!" Erstaunen lähmte mich bey diesem unerwarteten Anblick, bey des Negers edelm Ausdruck, gebietenden Stimme, bey der Großmuth seines Betragens. Auf meinen Oheim konnte dieß Alles nur nachtheilig wirken, er entwand sich zornschnaubend seinem Arm, und schwang jezt die Peitsche auf seiner Tochter Erretter, doch ein Augenblick, und die Geisel war ihm entrissen, der Sklave zerbrach den nägelbeschlagenen Stiel, wie einen Strohstengel, und trat ihn mit Füßen. Ich erstarrte vor Erstaunen, mein Oheim [vor] Wuth — es war für ihn etwas Unerhörtes, sein Ansehen also gehöhnt zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Ueberall und nirgends.

Um dein Bild mir abzuwehren,
Bin ich auf das Feld gegangen.
Ach, da sah ich gold'ne Aehren
Auf den Pfad herüberhangen!

Ach, da sah ich gold'ne Ranken
Sich um weiße Stämme schlingen!
Ach, da flogen die Gedanken
Heim zu deinen Lockenringen!

München, März.

(Fortsetzung.)

Ich komme nun zur interessantesten Neuigkeit. Donnerstag den 23. d. M. wurde zum ersten Mal Belisar, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Schenk, aufgeführt. Ich habe Sie schon in einem meiner lezten Berichte auf diese Erscheinung vorbereitet. Man darf behaupten, daß seit langen Jahren keine gediegenere, edlere und vollendetere dramatische Arbeit weder im Buchhandel noch auf der Bühne erschienen ist. Die Charaktere in diesem tragischen Gemälde sind groß, wahrhaft, und mit klarem, lebendigen Gemüthe und Geiste aufgefaßt, und in denselben spricht sich die reichste Fülle der Gedanken, und die Macht des Wortes in seinem köstlichsten Schmucke aus. Das Werk ist zu merkwürdig, als daß die Leser des Morgenblattes nicht wünschen sollten, seinen vollen Inhalt zu kennen. Hier ist er: Belisar träumte, es erhübe sich aus seinem Bette mit fremdem Helmbusch ein bewaffnet Haupt, er wollt' es mit Gewalt erfassen, und faßt statt des Hauptes eine Kette. Ein Zeichendeuter, den er darüber befragte, antwortete ihm, es werde ihm seine Gattin einen Sohn gebähren, der gegen ihn und sein Vaterland die Waffen tragen, und dann zum Sklavenstand niedersinken würde. Die Rede des Sehers wurde durch die Geburt eines Sohnes bekräftigt, den er, nach langem Kampfe mit Natur und vermeintlicher Pflicht gegen sein Vaterland, dem Sklaven Proclus übergab, um ihn heimlich zu tödten, während Antoninen, der trostlosen Mutter, das Schicksal ihres Kindes auf erdichtete Weise vorerzählt wurde.

Nach vielen Jahren, zur Zeit, wo Belisar in Afrika gerade gegen die Vandalen kämpfte, gestand dieser Proclus, von Gewissensbissen auf seinem Sterbelager gefoltert, Antoninen den wahren Hergang der Sache, und daß er das Kind nicht ge-

Digitized by Google

tödtet, sondern von Erbarmen plötzlich ergriffen, am Meeresstrand liegen gelassen, nicht wissend, ob es daselbst von den Wellen verschlungen, oder von wilden Thieren zerrissen worden sey. Antonina, die in ihren innersten und heiligsten Gefühlen beleidigte und verrathene Mutter, erblickt von nun an in Belisar, der vorher der Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe gewesen, nunmehr den ihres glühendsten Hasses, und wenn dieser auch so weit geht, daß sie dem Gemahle bey sich und im Bunde mit seinen unversöhnlichsten Feinden die furchtbarste Rache schwört; so ist dieß allerdings ein Zug, welcher das Bild schöner Weiblichkeit entstellen würde, hätte nicht der Dichter einen Hauptzug in diesem Charakter, den der leidenden Mutter, vor allen herauszuheben verstanden. Dieser Zug gibt dem Bilde seine tragische Würde, und wirkt erschütternd auf unser Herz. — Der Tag, wo Belisar aus Afrika siegprangend heimkehrt, erscheint. Festlich geschmückte Jungfrauen begrüßen mit lieblichem Gesange Irenen, seine Tochter, und wünschen ihr Glück zu der hohen Freude, den langbetrauerten Vater endlich wiederzusehen. Irene bemerkt mit Befremden die geringe Theilnahme der Mutter an dem Feste dieses Tages. Antonina entdeckt ihr die Ursache davon. Die gegen Belisar verschwornen Feldherrn Eutropius und Rufinus hoben Antoninen noch mehr aus, versichern sie auf's Neue ihrer Theilnahme gegen ihren Gemahl, und geben nun, nachdem sie, Belisars Handschrift nachahmend, Briefe verrätherischen Inhalts geschmiedet, an ihr empörend Werk. Justinian, von Senatoren, Hofleuten ꝛc. umgeben, betritt den Hyppodromus, um seinen ruhmvollen Feldherrn zu empfangen. Der Kaiser erscheint, wie die Geschichte ihn schildert: bey vielen großen Eigenschaften doch eifersüchtig auf jedes hervorragende Verdienst, mißtrauisch gegen Andere, und daher geneigt jeder Anklage ein williges Gehör zu verleihen. Belisar legt dem Kaiser alle seine Ehren zu Füßen, wofür er ihm die Lorbeerkrone aufsezt, und ihm die Vandalenjünglinge zum Geschenke macht, die als Sklaven seinen Siegeswagen zogen. Der Feldherr ist so großmüthig, ihnen die Freyheit zu schenken, nur Einer, Namens Alamir, dankt für diese Gnade nicht. Von Belisar darüber befragt, antwortet er, er fühle sich durch festre Bande der Liebe und Ehrfurcht an ihn gebunden, und wünsch' ihn stets Herr und Vater zu nennen, er mög' ihn als Sklave im Hause behalten. Belisar nimmt das Anerbieten des Jünglings an, den er schon früher liebgewonnen, er soll ihm die Stelle des Sohnes vertreten, den ihm der Tod als Kind entrissen, auch findet sich Alamir in Belisars Hause sehr bald einheimisch. Irene erscheint, und meldet dem Vater mit größter Bestürzung, daß ihn der Kaiser zu sich entbiete, und daß zu gleicher Zeit auch der Senat in den Pallast berufen worden. Nun folgt der imponirende Auftritt, wo Belisar vor Justinian und dem Senate erscheint, und die Feldherrn Eutropius und Rufinus seine Tugenden in Verbrechen verwandeln, ihn des Meineids und des Hochverraths anklagen. Belisars Vertheidigung ist einfach, groß und gefaßt. Mit Ruhe und Hoheit sieht er den geforderten Beweisen entgegen. Aber die Brust des geraden und arglosen Mannes entsezt sich, als sie ihm Briefe von seiner Hand an seine Gattin — durch das Gift des schändlichsten Betruges entstellt — vorhalten. Er findet neben den wohlbekannten vertraulichen Stellen seiner wahren Briefe, neben den unverfälschten Worten, die das Herz des Vaters und Gatten an Mutter und Tochter gerichtet, Mittheilungen über Entthronung des Kaisers, Verführung seines Heeres, von Beystand der Vandalen — woran er nie gedacht, wovon er nie geträumt! Er beruft sich, um die Falschheit dieser Schriften zu bewähren, auf das Zeugniß seiner Gattin, aber statt an ihr die Rechtfertigerin zu finden, tritt sie — als seine Klägerin auf. Ein Moment, wie ihn erschütternder wenige Dramen aufweisen können. Hier verläßt den Helden die Fassung, und selbst die ergrimmte Mutter wagt nicht den Blick zu erheben, ihre Stimme zittert, aber sie beharrt auf ihrer Aussage, und Belisar, wie vom Blitze hingeschmettert, bricht in den heftigsten Schmerz aus. Antonina tritt auf seine Frage: „Was hat Dir dein Mann gethan, das dich treibt zu solcher Unthat?“ außer sich zu ihm, und wirft ihm mit durchbohrendem Blicke vor, was ihr Proclus im Sterben vertraute. Sein Schicksal durch ein treffendes Bild mit dem Agamemnon vergleichend, um dessen Haupt die eigne Gattin, als er siegreich wiedergekehrt, das Todesnetz schlang, weil er dem Vaterlande Iphigenien, seine Tochter, geopfert, gesteht er, daß er den Sohn tödten ließ, aber nicht dem Senate zieme es und nicht Rom, dem er den Sohn zu Opfer gebracht, eine That zu richten, worüber nur die Natur, deren Regung er erstickte, das Urtheil aussprechen dürfe. Nachdem er den Beweggrund seiner That erzählt, erhebt sich Justinian, und befiehlt dem Senate das Urtheil zu fällen, doch ihm selber vor der Verkündigung zu übersenden.

Der dritte Akt zeigt uns den Kaiser, wie man ihm das Todesurtheil des Senats über Belisar hinterbringt, und seiner Weisheit den Vollzug derselben anheimstellt. Er sieht nun in seine Macht ein Leben gelegt, das sein Besitzer für ihn und seinen Thron zu verlieren, in so vielen Schlachten Gefahr lief. Zehn Senatoren fanden die Schuld unerwiesen, dieser Umstand, und die Betrachtung, daß seine Ankläger seine Neider, sein Weib selbst die zur Rache gegen ihn gereizte Mutter sey, und die Briefe leicht verfälscht seyn könnten, machen den Kaiser wanken, er fleht zum Himmel, um in dieser dunkeln Sache den Ausschlag zu geben. In diesem Augenblick hört man Getümmel von außen. Man meldet, daß das Heer, vom Volke begleitet, gegen den Pallast anwoge, um Belisar zu befreyen, dessen Loos alles in Aufruhr seye. Justinian läßt die Rädelsführer vor sich erscheinen, um zu sehen, was seine eigne Person ohne Belisar vermöge. Sie fordern des Feldherrn Befreyung. Der Kaiser hält ihnen sein Urtheil entgegen. Sie sträuben sich gegen den Glauben an seinen Verrath, ihre Lippen werden beredt in seiner Vertheidigung. Der Kaiser zergliedert ihnen seine Schuld, was sie früher gefordert, um das bitten sie jezt, um Belisars Leben. Bey ihrer Rückkehr zur Pflicht zerreißt der Kaiser das Todesurtheil, und befiehlt Eutropius und Rufinus, „sie selbst, die seine Kläger waren, sollen ihm die Kunde seines Todesurtheils, und wie er, der Kaiser, es gemildert, bringen, übrigens dafür sorgen, daß Belisar sein Antlitz nie mehr schaue.“ Diesen Worten legen aber diese beyden den buchstäblichen Sinn unter, nämlich daß man Belisar blende, damit er den Kaiser nie mehr schaue.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 72:

Ostern.

Zwar bin ich nur fürwahr! ein Lumpending;
Doch, wie der Herr aus Nichts die Welten schafft,
So kann, was unscheinbar und was gering,
Unschätzbar werden noch durch Geisteskraft.
Doch wollt ich's vorn und hinten dir beschreiben,
So würde Deinem Geist nichts übrig bleiben.

[redacted]

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. April 1826.

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freyen Menschen erzittert nicht.

Schiller.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

„Der Sklave sah meinen Oheim einige Momente lang ruhig an, dann reichte er ihm die Hacke, die er in Händen hielt und sagte: „Weißer, wenn du mich strafen willst, so bediene dich wenigstens dieser Hacke.“ Mein Oheim war so aufgebracht, daß er es wahrscheinlich gethan hätte; allein ich bemächtigte mich und zwar ohne Mühe des Werkzeugs, warf es in einen nahen Schöpfbrunnen, und endlich meiner selbst wieder mächtig, sagte ich meinem Oheim, daß dieser Neger der Retter seiner Tochter, dessen Freyheit er mir versprochen habe, sey. Der Augenblick, ihn an sein Versprechen zu erinnern, war schlecht gewählt, ich steigerte vielleicht damit seinen Zorn; der Neger, welcher den Rosenstock zerknickt hatte, ward hart bestraft, und sein Vertheidiger, der des peinlichen Verbrechens, die Hand gegen seinen Herrn aufgehoben zu haben, schuldig war, in einen Kerker des Forts Galifet gebracht.

Ich bemühte mich, von diesem seltsamen Menschen weitere Nachrichten zu erhalten. Alles, was ich erfuhr, vermehrte meine Theilnahme. Er war vor wenigen Jahren mit einem Sklavenschiff nach St. Domingo gebracht; ein unerklärlicher Einfluß seiner Persönlichkeit hatte ihm das größte Ansehen unter seinen Mitkameraden erworben, selbst die Creolenneger, die, wie es bekannt ist, die Congosklaven, d. h. die aus Afrika eingeführten, auf's Aeußerste verachten, beugten sich vor ihm. Dabey war er, obgleich beständig in die tiefste Schwermuth versenkt, der rüstigste Arbeiter, seine Aufgabe übertraf immer die seiner Gefährten und oft übernahm er die von zehn Andern, um die Strafe der Faulheit oder Ermüdung von ihnen abzuwenden. Auch beteten die Sklaven ihn an — ganz verschieden von der Scheu, welche der Narr Abibra ihnen einflößte, schienen sie ihm eine Art geheimen Kultus gewidmet zu haben. War er aber das Wohl seiner Unglücksgefährten durch jede Aufopferung zu befördern geneigt, so bezeigte er um so mehr Stolz gegen ihre Treiber. — Diese Menschen, die verächtlichsten Zwischenglieder zwischen der Obermacht und Sklaverey, fanden ihre Freude daran, Pierrot — so hieß dieser Neger — mit übertriebener Arbeit und jede Quälerey zu überhäufen, dennoch schien ihnen sein kühner Stolz gegen meinen Oheim eine gewisse Ehrerbietung einzuflößen — sie hatten noch nie gewagt, ihm selbst entehrende Strafen aufzulegen, denn in dem Fall, wo er dazu verurtheilt war, drängten sich zwanzig Neger herbey, sie für ihn zu übernehmen; und er — als erfüllten sie nur ihre Pflicht — blieb ernster, aber unerschütterter Zeuge, während man sie an ihnen vollzog.

Alle diese Umstände steigerten meine und Mariens Theilnahme an diesem Neger bis zum Enthusiasmus und bestimmte mich, Alles zu seiner Rettung zu versuchen. So jung ich war, hatte man mich, als den Sohn eines der reichsten Kolonisten, doch zum Kapitän der Milizen der Gemeinde von Acul gemacht. Das Fort Galifet war der Obhut dieses Truppenkorps in Gemeinschaft mit einer Ab-

theilung gelber Dragoner anvertraut. Der Anführer der lezten war gewöhnlich ein Unteroffizier, und in diesem Augenblick Thadäus — noch jezt mein treuer Gefährte — der Sohn eines armen Pflanzers, dem ich einige Dienste zu leisten das Glück gehabt hatte. Um meines Oheims Verdacht nicht zu erregen, wählte ich die Zeit seiner Mittagsruhe, um nach Galifet zu gehen. Bey den oben erwähnten Umständen fand ich keine Schwierigkeit, den Gefangenen zu sehen, Thadäus führte mich zu ihm. Pierrot saß in gebückter Stellung in dem engen Gewölbe, das zu niedrig war, um ihm bey seiner Größe eine aufrechte Stellung zu erlauben; eine ungeheure Dogge lag neben ihm und wollte sich bey meinem Eintritt knurrend erheben. „Rask!“ rief der Neger, und das mächtige Thier legte sich zu seinen Füßen und fuhr fort, etwas elende Nahrung zu verzehren. Ich trug Uniform; die Lucke des Kerkers ließ so wenig Licht ein, daß er mich nicht erkennen konnte, er hielt mich für seinen Todesboten, und rief aufstehend mit dem ruhigsten Ton: „Ich bin bereit.“ — Erstaunt, ihn sich frey bewegen zu sehen, sagte ich mit bewegter Stimme — denn mein Gemüth war tief erschüttert: „Ich glaubte, du trügst Fesseln?“ — „Fesseln? und er stieß deren am Boden liegende Trümmer mit dem Fuße fort, die habe ich zerbrochen.“ Sein Ton dabey war unbeschreiblich! es klang, als sage er: ich bin nicht für Fesseln bestimmt. — „Man sagte mir nicht, daß du einen Hund bey dir hättest.“ — „Ich habe ihn hereingelassen.“ Da die Oertlichkeit die Möglichkeit dazu abzuschneiden schien, war ich äußerst betroffen. Er mochte es wahrnehmen, richtete sich, so weit es die Höhe des Gewölbes zuließ, auf, und hob ohne viel Anstrengung einen ungeheuern Stein aus der Mauer, dicht unter der Lucke, dann löste er die eingeschwelßten Eisenstäbe derselben ab, und nun erblickte ich eine Oeffnung, groß genug, um zwey Menschen den Durchgang zu gestatten, die unmittelbar in das anstoßende Kokus- und Bananengebüsch führte. Das Erstaunen lähmte meine Sprache — ein heller Lichtstrahl fiel jezt auf meine Gestalt, Pierrot erkannte mich, er fuhr zurück, als sey er auf eine Natter getreten, erhob sein Haupt, daß seine Stirn an das Gewölbe stieß, und Haß, Wohlwollen und tiefer Schmerz wechselte in seinem Blick. Doch schnell ward er wieder Herr seiner selbst, seine Züge wurden wieder ruhig-kalt, gleichgültig wie einen Fremden blickte er mich an. „Noch zwey Tage kann ich ohne Speise leben,“ sprach er kaltblütig. Entsetzen ergriff mich, denn jezt erst nahm ich die Magerkeit des Gefangenen wahr. „Mein Hund, fuhr er fort, der sich nur von meiner Hand füttern läßt, wäre ja sonst gestorben — besser ich hungerte wie er, mit mir ist es ja doch vorbey.“ — Jezt begriff ich, was seine Worte: ich bin bereit, sagen wollten, aber es bedurfte noch eine Zeit, ehe ich den stolzen Unglücklichen überzeugte, daß ich nicht zu seinem Verderben gekommen sey, daß ich auch seinen Hund, für den er zu bitten sich herabließ, kein Leids zufügen wollte. „Weißer, sagte er endlich und reichte mir die Hand, verzeih! mein Hund ist mir so lieb — und nach einer Pause fuhr er fort: die Deinen haben mir sehr weh gethan.“ — Ich umarmte ihn und sprach ihm liebevoll zu; alles, was er sprach, drückte den lebendigsten Lebensüberdruß aus. Wie ich ihn mit vollem Herzen an die Lebensrettung Mariens, die ich meine Braut nannte, erinnerte, fuhr er krampfhaft zusammen, rief ihren Namen mit dumpfer Stimme und bedeckte sein Gesicht mit beyden Händen. Mein Verdacht erwachte von Neuem, aber ohne Eifersucht und Zorn — ich war ja dem Glück so nahe und er so elend! — endlich richtete er sich wieder auf: „Geh, sagte er, danke mir nicht. Und doch bin ich kein Geringerer als du.“ — Diese Worte regten auf's Neue meine Neugierde auf, ich bat ihn dringend, mir sein Schicksal zu erzählen, er hörte mich finster-schweigend mit sichtbarem Kampf in seinem Innern zu; meine Theilnahme, mein Dienstanerbieten schien ihn endlich zu rühren; ohne mich mit seiner Absicht bekannt zu machen, schlüpfte er mit Leichtigkeit durch die Oeffnung der Mauer, kehrte nach wenigen Minuten mit einigen Pisangs zurück und nahm Nahrung zu sich. Während des Gesprächs nahm ich wahr, daß er Französisch und Spanisch mit Leichtigkeit sprach, er hatte einige Geistesbildung, aber sein ganzes Wesen war so unerklärlich, daß mich die Reinheit seines Ausdrucks gar nicht befremdete; doch seine nähern Verhältnisse verschwieg er beharrlich, und ich verließ ihn unbefriedigt, empfahl ihn aber der treuesten Vorsorge meines Thadäus. Fortan besuchte ich ihn täglich zur gleichen Stunde, ich war sehr für ihn in Sorgen, mein Oheim versagte alle Nachsicht; wie ich mich aber darüber gegen Pierrot äußerte, hörte er es mit der größten Gleichgültigkeit an. Rask kam mehrmals, oft während ich bey ihm war, durch die erwähnte Oeffnung in's Gefängniß, er trug ein Pisangblatt im Rachen, Pierrot sah es aufmerksam an, es schien mir, als seyen befremdliche Gestalten darauf gekritzelt, dann zerriß er es, und ich wußte, daß meine Fragen mich von nichts belehren würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Die neapolitanischen Behörden müssen nun mit nahmhaften Kosten den westlichen Rücken des Vorgebirgs mehr verflächen und die natürliche Wand zur Linken der Straße mit Mauern und Strebepfeilern befestigen lassen, denn rechts ist sie offen und die am Abgrund hinlaufende gemauerte Brustwehr hinreichend. Der Weg selbst kann mit leichter Mühe wieder aufgedeckt werden, da er in den Felsen gehauen und nur mit losem Gestein und leichter

vulkanischer Asche überfüllt ist. Inzwischen wird diese neue Straße wohl nur zum Vergnügen dienen, denn so bequem sie auch für Fuhrwerke eingerichtet ist, so geht sie doch in weitgeschweiften Linien über einen, wenn gleich nicht hohen, Berg. Um diesen und den Umweg zu vermeiden, werden die Landleute von Puzzuoli und die Bewohner der westlichen Küste die Fische, den Wein und die Gartengewächse, womit sie die Hauptstadt so reichlich versehen, stets lieber wie bisher durch das Thal und die Grotte hereinbringen, welche nicht mehr so beschwerlich und eng ist, wie zu Seneca's Zeit. Uebrigens verdient noch angedeutet zu werden, daß die neueste Verbesserung der Wege am Pausilipp sich auch auf denjenigen erstreckt, der längs des Rückens dieses und des daran stoßenden Hügels nach Belvedere und S. Elmo leitet. Da, wo ihn der neue Prachtweg durchschneidet, beynahe am Ende des Pausilipps, hat man von der Höhe eine Aussicht, die sich von derjenigen, welche S. Elmo, Capo di Monte und das Marsfeld darbieten, wesentlich unterscheidet: sie ist nämlich nicht wie jene auf das Innere des Golfo beschränkt, sondern umfaßt zugleich auch die weite, mit dem blauen Aether zusammenfließende Meereslinie von Capri an bis Procida, und rechts die niedliche Bay von Puzzuoli mit ihren berühmten Gestaden, wo Alles poetisch und klassisch ist, auch die Namen der Orte bis auf diesen Tag. Welche Abwechslung von immer malerischen Formen in dem Halbzirkel jener kleinen Bucht: sie scheint von unserm Standpunkt auf dem Pausilipp beynahe geschlossen durch weit vorspringende Landzungen und Inseln, unter denen Ischia in duftiger Ferne ihre prächtige Pyramide emporhebt. Landeinwärts von jener Bucht haben wir das niedre Thal von Fuorigrotta, gegen Nordwest eingeengt durch eine Reihe erloschener Vulkane, von denen einer noch jezt Tod und Verderben verbreitet, nicht mehr durch Schwefeldämpfe und Steinregen, sondern durch den giftigen Aushauch eines den Krater füllenden See's, Lago di Agnano, merkwürdig, auch wegen der Hundsgrotte an seinem Rande.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

In der folgenden Scene sehen wir Antoninen in der peinlichsten Stimmung, sie beschäftigt sich, um sich gegen die grausamen Vorwürfe ihres Herzens zu waffnen, und jede Regung des Mitleids gegen Belisar zu tödten, mit dem blutigen Schatten ihres Sohnes — sie ruft ihn, und in diesem Augenblick tritt Alamir wie ein von seiner Mutter gerufenes Kind zu ihr ein und nennt sie bey Namen, als wollte er sagen: da bin ich! Alamir verhehlt ihr nicht, daß ihr Anblick, als er sie an Belisars Seite zum ersten Mal gesehen, sein Herz tief ergriffen, daß es ihm war, als müsse er ihr weinend zu Füßen sinken und sie liebend Mutter nennen, daß aber sein Innerstes sich von ihr wendet, seit er ihren Verrath am eignen Gemahle erfahren. Antonina zieht sich, unter milderen Gefühlen, als ihr des Jünglings Anblick in dem Momente eingeflößt, wo ihn Belisar zum Sohne aufgenommen, in ihre Gemächer zurück. Alamir aber geht ab, um den, mit welchem sie zu dulden geschworen, an der Spitze der Vandalen zu rächen. Die furchtbare Gluth, welche die Racheflamme Antoninens auf dieses tragische Gemälde warf, wird jezt von einem sanftern Strahl verdrängt. Die unschuldvolle kindliche Liebe gießt ihr mildes Licht auf die überaus rührende Scene, wo Belisars Tochter in männlicher Kleidung vor dem Kerker des Vaters erscheint und sich anbietet, des Geblendeten Führer zu seyn, und mit ihm das gleiche Schicksal der Verbannung zu theilen. Wir theilen hier eine der köstlichsten Perlen dieses Dramas unsern Lesern vollständig mit, damit sie aus diesem Muster einer an Empfindung, bildlichem Ausdrucke, süßen Wohlklänge und reinster Form so reichen Sprache erkennen mögen, in welchem hohen Grade der Dichter, dem Kunst und Natur gleich sehr zu Gebote stehen, das menschliche Gemüth schön und wahr zu schildern versteht.

Irene.

Jezt, o lang verhaltner Schmerz,
Darfst du deine Fesseln brechen;
Quill hervor in Thränenbächen,
Sonst zersprengst du mir das Herz,
Und der Augen Strom verdorrt,
Wenn nicht Zähren sie bethauen.

Augen? — darf ich denn noch schauen,
Und mein hoher Vater dort,
Dessen Adlerblick das Heer
Oft im Schlachtgewühl regierte,
Und von Sieg zu Sieg es führte,
Er — hat keine Augen mehr?

Daß auch ich geblendet wär',
Um nicht immer sehn zu müssen
Seine Blindheit, gleich bedrängt
In der Nacht, die ihn umfängt,
Mich auf ewig einzuschließen!
Wär' er nur verbannt, ihm wäre
Hoffnung noch zur Rückkehr offen;
Hätt' ihn Schmach allein getroffen,
Was ist Schmach für ihn? Wird Ehre
Durch Tyrannenmacht geraubt?
Wär' er arm nur, milde Gaben
Würd' ich ihm erbettelt haben,
Und ein Obdach für sein Haupt.
Ach nun ist er blind zugleich,
Und kein Arzt mehr kann ihn heilen,
Und ich kann mit ihm nicht theilen
Meine Augen! — Im Vergleich
Mit ihm ist der Bettler reich;
Jezt erst ist er arm, verstoßen
Aus der Schöpfung weitem Reich.

Lege nieder, o Natur!
Was an dir das Aug' entzücket,
Was dich uns verklärt und schmücket!
Welkt ihr Blumen auf der Flur,
Werdet fahl, ihr grünen Bäume!
Aether, in ein düstres Grau
Wandle dein erquickend Blau!
Werdet Nacht ihr Himmelsräume,

Werft den Sternenmantel nieder,
Tilgt des Mondes stillen Glanz,
Löscht der Sonne Strahlenkranz!
Elemente, werdet wieder
Chaos, weil der größte Mann,
Dem die Luft jezt Odem spendet,
Ach! weil Belisar geblendet,
Niemal mehr euch schauen kann!

Nach diesem Monologe tritt Belisar in Fesseln und geblendet aus dem Kerker. Er wird entfesselt. Irene fleht zum Himmel um Stärke, des Vaters jammervollen Anblick zu ertragen. Belisar fragt, woher das Stöhnen, worauf ihm der Wächter bedeutet, daß es der Knabe sey, der ihm zum Führer bestimmt ist. Jezt mit dem vermeintlichen Knaben allein, bittet er denselben, nach seinem Hause zu gehen, und dort seiner Tochter zu sagen, daß ihr Vater hier weile, um sie, kann er sie auch nicht mehr sehen, doch noch einmal zu umarmen und zu segnen. Bey diesen Worten stürzt Irene, vom höchsten Schmerz überwältigt, ihm zu Füßen, und ruft mit einem Tone, der alle Herzen durchschneidet: Vater! o mein Vater! da hebt sie der freudevoll überraschte Vater an sein Herz empor, schließt sie in seine Arme, und es erfolgt nun eine Apostrophe an Justinian, worin er sagt, wie dieses Gut, das ihm in seiner Tochter geblieben, ihm mehr sey als seine Augen, ihn reicher mache als der Kaiser mit allen seinen Schäzen nicht sey u. s. f. Diese Apostrophe, und die kurzen, schnellen, aber an Zartheit der Empfindung, an Größe der Gesinnung so reichen Gegenreden zwischen ihm und Irene steigerten die Theilnahme des Publikums auf den höchsten Grad. – Den Inhalt der beyden lezten Akte will ich, um nicht zu weitläufig zu werden, so kurz wie möglich zusammenfassen. So groß Justinians Zorn über Eutropius und Rufinus, wegen ihrer zu weit gegangnen Auslegung seines Befehls war, beruhigt er sich doch wieder über die angewandte Strenge, und übt in Belisar wieder den schwärzesten Verbrecher. Da er von jenen beyden erfährt, daß die Alanen in sein Reich eingedrungen wären, um ihn zu stürzen, daß die Vandalen-Jünglinge, welche Belisar mit aus Afrika brachte, nun als seine Rächer, mit Alanen an ihrer Spize, sich ihnen zugesellt, und dem Kaiser Verderben geschworen hätten, ja was noch mehr, daß man in der Gegend, wo sich die Feinde zuerst gezeigt, die lezte Spur von Belisar entdeckte, der, obgleich blind, mit seinem Namen alle Herzen zum Aufruhr entzünde. Hierauf sehen wir in einer waldigen Gebirgsschlucht Belisar mit Irene, die den Ermatteten zu einem Felsensize hinführt, worauf sie beyde einige Ruhe genießen. Hier erkennt Belisar Gottes wunderbare Fügung, und nimmt das Urtheil wegen einer That, die er nicht begangen, als Strafe für das Verbrechen hin, welches sein Gewissen belastet. Er bereut, der Mörder seines Sohnes geworden zu seyn. Während er sich so anklagt, kömmt eine Alanische Heerschaar, zur Seite ihres Führers Octar zieht Alamir, als Belisars Rächer, ihr Weg geht nach Byzanz. Belisar hört ihre Berathung, erkennt Alamirs Stimme, und tritt eben, als sie unter dem Rufe: „Belisar und Rache,“ vorwärts ziehen wollen, mit aufgehobnem Stabe unter sie und gebietet ihnen Halt. Man denke sich die Ueberraschung Alamirs, und den Eindruck, den der Anblick eines Bettlers auf Barbaren machen mußte, welcher sich ihnen als der einst so hochgefeyerte Feldherr zu erkennen gibt. Belisar fordert vor allen Alamir zurück, auf den er Herrscherrechte habe, er sieht in dem Werk der Liebe für ihn nur Verrath am Vaterland, und erkennt nun im Verfolge ihrer Unterredung in Alamir seinen todtgeglaubten Sohn Alexis. Die Barbaren bestehen darauf, daß Vater und Sohn ihnen folge, lezterer habe ihnen Treue geschworen. Kein Flehen will sie abbringen, bis Belisar seines Sohnes Schwert erfaßt und androht, ihn zu tödten, um ihn nicht als Empörer gegen Rom ziehen zu sehen, da schwindet ihre Wuth, und sie ziehen allein ihres Weges nach Byzanz. – Im fünften Aufzug sehen wir Antoninen, wie sie von den Furien des Gewissens getrieben, bleich wie ein Schatten, mit starrem Blick und aufgelöstem Haar zu den Füßen des Kaisers ihre Schuld bekennt. Dieser von Belisars Reinheit nun überzeugt, und von Schmerz über das demselben zu Theil gewordene unverschuldete Schicksal durchdrungen, sendet nun allenthalben aus, um den Helden aufzusuchen und ihn an sein Herz zurückzuführen. Die Feldobersten, Leo und Nicanor, mit Schaaren römischer Krieger forschen nach ihm, und erzählen dem Volke, wie seine Unschuld vor dem Kaiser und ganz Byzanz offenbar sey. Belisar, unter den Landleuten, die ihn nicht kennen, den Kriegern verborgen, tritt plözlich unter sie, und wird nun von ihnen erkannt. Die Alanen wagen sich, in der Ferne zu zeigen. Belisar empfängt wieder den Feldherrnstab, und zieht mit seinem Sohne gegen den Feind, während er Irene bey den Hirten zurückläßt. Mittlerweile erscheint Justinian, Irene tritt hervor, gibt sich ihm zu erkennen, und ertheilt ihm die trostreiche Botschaft, daß ihr Vater gerade jezt mit treuem Muthe an der Spize des Heeres für seinen Kaiser fechte. Ihrer Mutter tragisches Ende – denn ihr Körper unterlag den Leiden der Seele – aus seinem Munde vernehmend, und sie kindlich fromm beweinend, wird ihr Schmerz von Siegesruf unterbrochen, in den sich aber zugleich auch die Klagetöne eines dumpfen Trauermarsches mischen. Der Kampf ist gewonnen, aber des Sieges Preis – der aus der Feldschlacht auf den Schilden seiner Krieger sterbend überbrachte Held. Von schimmernden Feldzeichen umgeben, haucht Belisar, seine Kinder des Kaisers Huld empfehlend, der ihnen Vater zu seyn gelobt, und Antoninen im Geist vor sich erblickend, ruhig seine edle Seele aus. Der Vorhang fällt unter klagender Musik.

Wir wissen kein Beyspiel, daß jemals ein dramatisches Werk in unserm Musentempel solch einen außerordentlichen Eindruck und solche allgemeine Theilnahme erregt habe, als unsers vaterländischen Dichters hocherhabner Belisar. – Die Zuschauer schienen von einem Rausche des Entzückens befangen zu seyn, und unablässig gaben sie die lautesten Zeichen ihres Beyfalls zu erkennen. Obgleich die Darstellung bis gegen eilf Uhr währte, hielt doch die Theilnahme alle Anwesenden festgebannt. Der unübertreffliche Tragöde Eßlair, welcher den edlen unglücklichen Helden Belisar mit der höchsten Wahrheit und Liebe darstellte, wurde schon zwey Mal in den Zwischenakten hervorgerufen, und am Schlusse mußte er noch mit dem ganzen darstellenden Kunstpersonal erscheinen. In hoher Meisterschaft standen neben diesem hochgefeyerten Künstler Mad. Fries als Antonina, Dem. Stubenrauch als Irene, Hr. Racke als Justinian, und Hr. Urban als Alamir. Der Dichter wurde am Schlusse mit Jubel hervorgerufen, Hr. Eßlair erschien an dessen Stelle, und sprach mit bescheidnem Worte und tiefer Rührung dessen Dank gegen das Publikum aus. Der königliche Hofmusik- und Theaterintendant, Freyherr von Poißl, hat Chöre und einige originelle Märsche zu dem Werke komponirt, die den größten Beyfall fanden. So hat das Publikum dem heimischen Verdienste auf eine glänzende Art gehuldigt, und der Name Eduard Schenk, schon früher durch ausgezeichnete lyrische Dichtungen vortheilhaft bekannt, ragte von nun an, zu Baierns Ehre, unter Deutschlands vorzüglichen dramatischen Dichtern glänzend hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. April 1826.

> Wie vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
> Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
> Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takt's melodischer Woge;
> Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
>
> Schiller.

An Fräulein Marie Taglioni.

Du lieblich Bild, das in des Winters Tagen
Uns aus des Lebens flachem Kreis
Auf jene Höhen zaubernd hingetragen,
Wo dir Terpsichore den höchsten Preis
Ertheilet — laß dir schüchtern sagen
Was, außer dir, wer dich gesehen, weiß:
Dein Bild wird stets in unsern Herzen leben,
Ob andre Lüfte schmeichelnd dich umgeben.

Wer so, wie Du, die Seelen weiß zu rühren
Mit deiner Unschuld heit'rem Himmelsbild,
Verdient der Grazien Reigen anzuführen,
Die ihr Geheimniß lächelnd dir enthüllt,
Und alle Reize, die sie selber zieren,
Dir schenkten, ihrem reinen Ebenbild;
Auch fern wirst du in unsern Herzen leben,
Wenn rauschend Beyfallstöne dich umgeben.

Du hast der Liebe Glück, der Mutter Bangen
Ergreifend vor das Auge uns gebracht,
Geweckt in uns ein namenlos Verlangen
Durch Deines Bildes zaubervolle Macht.
Den armen Dank, den du dafür empfangen —
Du nahmst ihn herzlich, wie er dargebracht.
Wie auch die Horen deine Tage weben,
Dein Bild wird stets in unsern Herzen leben!

Stuttgart, im März 1826.

Schilderungen aus Neapel.

(Beschluß.)

Bey Anlegung des Wegs am steilsten Abhang des Pausilipps stießen die Oestreicher unten am Vorgebirg auf eine quer herüberlaufende, römische Wasserleitung und auf mehrere alte Gräber von bekannter Form. Eine wichtigere Entdeckung machten aber die, jene Arbeit leitenden, Offiziere vom Generalstab. Auf einem Spaziergange durch die Weingärten auf der Morgenseite des Hügels geriethen sie zufällig an eine Grube, die offenbar von Menschenhand gebildet, deren Eingang aber durch angeschwemmtes Erdreich so verstopft war, daß man kaum hineinkriechen konnte. Inwendig fanden sie eine geräumige Wölbung, den Anfang eines unterirdischen, bald durch einen Erdfall unterbrochenen Ganges. Die Offiziere ließen sogleich durch ihre Schanzgräber in den Nebenstunden den Eingang und das Innere der Höhle ausräumen, auch zwey alte Luftlöcher in der Felsenwand zur Linken wieder öffnen, und da zeigte es sich, daß das Ganze ein stattlicher Weg war, der von Morgen nach Abend quer durch die Spitze des Vorgebirgs aus der Villa des Pollio in die jenseits gelegene des Lucull hinüber oder vielmehr hinunter führte. Leztere war zur Römerzeit unter dem Namen Castrum Lucullanum bekannt, und soll mit Inbegriff Nisitas sich damals bis an die Höhen von Puzzuoli ausgedehnt haben. Der Eingang der Grotte ist hoch über dem Felsgestade, an welchem die merkwürdige Ruine, Scuola di Virgilio

liegt: der Ausgang muß, nach ungefährer Berechnung, da, wo unsere neue Prachtstraße in's Thal ausläuft, nur etwa sechs Wiener Klafter über die Meeresfläche erhaben, und die ganze Länge der Aushöhlung über vierhundert Klafter in gerader sich sehr gleichmäßig senkender Linie gewesen seyn, wovon aber blos etwas über die Hälfte von Morgen her durch die Bemühung der Entdecker neuerdings geöffnet werden konnte. Weiter konnten sie nicht vordringen, indem es ihnen an Zeit und an Geld fehlte, von Regierungs wegen aber bis jezt noch gar nichts in der Sache gethan wurde. Der Gang ist volle vier Klafter hoch und mehr als halb so breit, am Anfang in harten Tuffstein gehauen: gegen die Mitte des ausgeräumten Theils fängt das antike Mauerwerk mit einem massiven, stellenweise unbeschädigt gebliebenen Gewölbe an. Die eingeschlossene mephitische Luft war ein großes Hinderniß, welches einzig durch Wiedereröffnung der Seitenlöcher gehoben werden konnte: auch fanden sich in der Höhlung zwischen dem ersten von den Oestreichern durchbrochenen und dem zweyten Erdfall, wo sie ihre Arbeit einstellen mußten, einige menschliche Gerippe, die wohl ein Paar tausend Jahre da unten liegen mochten. Obschon diese unterirdische Straße keinen Vergleich mit der längst bekannten und stets betretenen, so wie leztere jezt ist (denn nicht immer war sie so hoch und gerade), aushält, konnte sie sich doch wohl eher zur Zeit der römischen Kaiser mit ihr messen. Es sind Gründe genug zur Muthmaßung vorhanden, daß die im verflossenen Jahr wieder aufgefundene Höhle nicht ausschließlich zur größern Gemächlichkeit einiger wenigen Privatpersonen — freylich waren es Pollione und Luculle — und ihrer Freunde verfertigt worden, sondern dem gesammten Publikum offen und von ihm benuzt gewesen sey. Vielleicht war dieses die wahre Crypta Puteolana, jener unbequeme Durchgang, worüber Seneca in seinen Schriften so sehr klagt. Längs des Rückens des Vomero und Posilipo von S. Elmo bis in die Gegend jener zwey altrömischen Villen hat Schreiber dieses die deutlichsten Spuren und Bruchstücke einer gepflasterten Consularstraße entdeckt: es war ein Nebenzweig der Via Antiniana, welche aus dem alten Neapel über die Anhöhe nördlich von S. Elmo in's Thal von Fuori Grotta, an der Außenseite des den Agnano-See einfassenden Beckens vorbey, und über die hohen Hügel Solfatara nach Puzzoli führte. Wird unsre Vermuthung zur Gewißheit: ist der neu entdeckte Gang die eigentliche Crypta Puteolana, so müssen wir auch dort herum die bescheidene Wohnung Virgil's, in der Nähe der stolzen Landhäuser seiner vornehmen Gönner, ja auch seine Grabstelle suchen, denn daß diese nicht da war, wo man den Fremden ein Columbarium für das Grabmal Virgils zu zeigen pflegt, ist eine ausgemachte Sache.

Was dann die antiken Wasserkanäle, welche die Oestreicher beym Straßenbau der Spitze des Pausilipps aufdeckten anbetrifft, so ist zu bemerken, daß ein großer Theil des alten Neapels, und der ganze Posilipo, sogar Puzzuoli aus den großen Behältern getränkt wurde, welche auf einem Absatz des Camaldulenserberges, nur etwa eine halbe deutsche Meile oberhalb Capo-di Monte, zur Aufnahme des Quell- und Regenwassers angelegt waren. Auch die Ponti rossi, am nördlichen Eingang der Stadt, weit entfernt einer Wasserleitung anzugehören, die schon zur Zeit der römischen Herrschaft Neapel mit diesem Bedarf aus den Apenninen versorgt haben soll, hingen vielmehr mit Kanälen von oben, das heißt, von den Camandoli her, zusammen. Wenn auch Puzzuoli, Bajä, und Misenum zum Theil mit Wasser aus dem zehen deutsche Meilen entlegenen Gebirg damals versehen worden sind, so muß dasselbe mitten durch die kampanische Ebene dahin geleitet worden seyn, um die Anhöhen von Neapel und Puzzuoli herum, nicht aber über diese beträchtlichen Höhen hinüber, denn das hätte einen Grad von Wasserkunst erfordert, welchen das Alterthum nie erreicht hat.

Das Vorgebirg, durch welches die neuerdings aufgefundene Grotte gehauen ist, rundet sich oben zu einem anmuthigen Rebenhügel, ist aber auf der Vorderseite fast senkrecht abgeschnitten. Unter dieser hohen Felsenwand, in der auch die beyden, dem dunkeln Gange, Licht und Luft zuführenden Seitenöffnungen angebracht sind, birgt sich ein schmaler sandiger Strand, zu beyden Seiten durch nackte Klippen begränzt. Dieser nur vom Meere her zugängliche, kaum bemerkbare Uferstreif ist ein Begräbnißplatz für Nichtkatholiken, wie wir bereits an einem andern Orte gesagt haben. Mancher englische und skandinavische Matrose, den seine Mitbrüder krank in Neapel zurücklassen mußten, dachte an jenem heimlichen Strande sein leztes Ruheplätzchen zu finden. Er fand es aber auch da nicht immer: das Meer, für welches er nun einmal geboren war, fordert an jenem Ort im Winter bisweilen mit Ungestüm die Leiche des anderswo als auf seinem Element Gestorbenen zurück.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Eines Tages trat ich zu ihm ein, er saß, den Rücken gegen die Thür gewendet, und sang mit schwermüthigem Ton das spanische Liedchen: Yo que soy contrabandita. — Wie es zu Ende war, wendete er sich mit den Worten zu mir um: „Bruder, versprich mir, daß, wenn du je an mir zweifelst, du mir vertrauen willst, wenn du dieses

Lied von mir hörst.“ Sein Blick war gebietend. Ich versprach es, ohne ihn zu verstehen; er ergriff darauf eine Kokusnußschaale und füllte sie mit Palmwein, ich mußte sie an meinen Mund heben, dann trank er sie aus und von diesem Tage an nannte er mich nicht anders wie Bruder.

Fast verzweifelte ich, meinem Oheim des Negers Begnadigung zu entreißen, selbst der Eigennutz mochte ihn nicht erweichen, da ich ihm vorstellte, daß er, wie alle Sklaventreiber das Zeugniß gaben, den besten seiner Sklaven, den, der zehn Andrer Arbeit zu thun im Stande sey, an ihm verlöre. Doch Mariens liebendes Gemüth wußte seine Hartnäckigkeit zu überlisten. Ihr Vater ließ ihr, wenige Tage vor dem zu unserer Verbindung bestimmten, die Wahl eines Hochzeitgeschenks. Ein glücklicher Gedanke blizt in ihr auf, sie fordert von ihm sein Ehrenwort, ihr das erbetene Geschenk nicht zu verweigern, und nun eilte sie freudeglühend zu mir, um mir des Negers Begnadigung zu verkündigen. Ich flog nach Galife. „Bruder, dein Leben ist in Sicherheit, rief ich, in das Gefängniß tretend, ihm zu, Marie hat es von ihrem Vater sich zum Hochzeitgeschenk erbeten.“ — — — „Marie und Hochzeit, fragte Pierrot schaudernd, was haben diese beysammen zu thun?“ — „Hast du es denn vergessen? sagte ich gerührt, sie ist ja meine Braut.“ Er beruhigte sich. „Ja, es ist ja wahr. Wann ist die Hochzeit?“ — „In drey Tagen, den zwey-und-zwanzigsten.“ — „Bist du rasend? den zwey-und-zwanzigsten?“ rief er mit dem Ausdruck des Entsetzens und der Angst. Ich starrte ihn an. „Bruder, sprach er von neuem und drückte meine Hand, ich bin dir so viel schuldig, daß ich dich berathen muß. Glaube mir, begib dich in die Kapstadt und heirathe sogleich.“ — Vergeblich fragte ich ihn, er drang in mich, zu eilen und schwieg.

Mein Oheim schlug noch an demselben Tage seine Klage nieder; ich eilte am folgenden Morgen, Pierrot aus dem Kerker zu holen. Wie ich mit Thadäus eintrat, war er leer, Rask allein war darin, er kam mir schmeichelnd entgegen, ein Palmenblatt hing an seinem Hals; ich ahnete, was es bedeute, nahm es ihm ab und las: „Dank! du hast mein Leben zum dritten Mal gerettet. Bruder, sey deines Versprechens eingedenk!“ — und unter diesen französisch gesprochenen Worten stand Yo que soy contrabandista — — gleichsam als solle es die Unterschrift seyn.

Thadäus war noch erstaunter wie ich, er schien zu glauben, daß der Sklave in einen Hund verwandelt worden sey, ich befaßte mich damit nicht, sondern befahl ihm nur das unverbrüchlichste Stillschweigen, und verließ mit dem Hunde das Fort. Doch sobald wir uns im Freyen befanden, entwischte dieser in das nächste Gebüg. Mein Oheim erzürnte sich auf das Heftigste über seines Sklaven Flucht, er entdeckte die Sache dem Gouverneur und überließ denselben, im Fall er eingebracht werde, unbedingt der Strafe des Gesetzes.

Meine Hochzeit ward mit Gepränge gefeyert. Wie glücklich war der Tag, dem alle meine Unfälle folgten! Die Gäste zogen sich zurück, Marie begab sich in das uns bestimmte Gemach, ich durfte ihr aber noch nicht sogleich folgen, eine lästige Pflicht nöthigte mich, als Hauptmann der Milizen, die Runde auf dem Posten von Acul zu machen. Die Spannung, welche in der Kolonie herrschte, die theilweisen Empörungen der Neger machte die größte Aufmerksamkeit nöthig, sie wurde durch die üble Stimmung der freyen Mulatten, die durch des Rebellen Ogés Hinrichtung neuerdings erbittert waren, noch dringender. Mein Oheim, als einer der größten Landeigenthümer der Gegend, mußte die Pünktlichkeit im Dienst mehr wie jeder Andere befördern, und forderte selbst von mir, mich dessen, selbst an diesem Abend, nicht zu entziehen. Ich hatte die ersten Posten visitirt, ohne daß irgend etwas meine Aufmerksamkeit hätte erregen können, doch gegen Mitternacht, wie ich längs der Batterien der Bay hinging, erblickte ich eine Röthe am Horizont über Limonado, St. Louis und Morin, in der ich, und bald darauf meine Soldaten, eine Feuersbrunst erkannten. Anfangs hielt ich sie für zufällig und wenig bedeutend, schnell nahmen Rauch und Flamme und zwar so furchtbar überhand, daß ich nach dem Fort eilte, um Lärm zu machen, und Hülfe zu senden. Indem ich neben den Hütten unserer Sklaven vorbeyeilte, befremdete es mich, Alles dort in einer seltsamen Bewegung zu erblicken, die Sklaven sprachen mit Lebhaftigkeit unter einander, und ich vernahm oft den seltsamen Namen: Bug Jargal, den sie, mit Ehrfurcht ausgesprochen, in ihr unverständliches Geschwätz mengten. So viel verstand ich jedoch, daß die Sklaven nach Norden zu sich empört und alle Pflanzungen jenseits des Kaps von ihnen eingeäschert würden. Ueber einen sumpfigen Boden schreitend, stieß ich an einen Haufen im Schilf versteckter Hacken und Beile, und mit Recht auf's äußerste beunruhigt, rief ich alle Milizen von Acul unter die Waffen, befahl die Sklaven scharf zu beobachten — und Alles ward wieder ruhig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Dreyerley Rosen.

Warum guckt ihr kleinen Röschen
Dunkelroth aus euren Knospen?
Weil ihr sehr der Lüfte Kosen
Mit den blassen ältern Schwestern,

Und euch schämt vor solchem Treiben
Unter Gottes freyem Himmel?
Warum seyd ihr gelb geworden,
Ihr, die ältesten im Garten?
Wär' es wohl des Neides Farbe,
Weil die Lüftchen, eure Buhler
Schon an euch vorüberflattern
Und die dummen kleinen suchen?

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Beschluß.)

Von fremden Virtuosen hörten wir seit dem neuen Jahr Dem. Krings aus Heidelberg, eine wackere Harfenspielerin, Hrn. Troplong aus Paris, einen tüchtigen Violinspieler aus guter Schule, daß er auch ein berühmter sey, hat er selbst uns auf der Affiche kund gethan, und endlich den trefflichen Violoncellisten, Hrn. Joseph Merk aus Wien, der mit Romberg und Bohrer das Dreyblatt bildet.

Am Anfange dieses Monats verstarb hier, im Alter von 73 Jahren, der bekannte Schriftsteller Franz von Spaun. Die frühern Schicksale dieses Mannes sind in mancher Hinsicht merkwürdig, es ist darum zu wünschen, daß sich in seinem literarischen Nachlaß ein Abriß seines Lebens vorfinde. Was ich, einer seiner langjährigen Bekannten, von ihm selbst darüber vernommen, will ich hier mittheilen:

Spaun war bis zum Jahre 1788 vorderösterreichischer Regierungsrath und Landvogt im Breisgau, in diesem Jahre wurde er zum Reichskammergerichtsassessor ernannt, als er aber zu seiner neuen Bestimmung nach Wezlar abgehen wollte, ward er als überwiesener Verfasser einer für staatsgefährlich gehaltenen Schrift in Verhaft genommen, und Anfangs in Munkatsch, später aber in Kufstein als Staatsgefangener festgehalten. Zehn Jahre, gerade die schönsten für den thätig-kräftigen Mann, brachte er im Gefängnisse zu, und dieser Umstand erklärt wohl so manches Harte, Schroffe und Bittere, was sich in seinen Schriften findet. So wie aber aus dem Unglück des Menschen nicht selten ein Vortheil für ihn hervorgeht, so wurde Spaun in seinem einsamen Kerker, wo ihm Bücher und Schreibezeug versagt waren, ein bedeutender Mathematiker, der selbst noch im vorgerückten Alter die schwierigsten Probleme ohne Ansaz im Kopfe zu lösen vermochte. Eine Episode aus den lezten Jahren seiner Gefangenschaft ist zu interessant, um sie hier unerwähnt zu lassen. Spaun bekam nämlich einen Unglücksgefährten zum Nachbar, von dem ihn jedoch eine dicke Mauer schied, die jede mündliche Mittheilung unmöglich machte. Da fiel er auf den glücklichen Gedanken, sich durch Pochen verständlich zu machen, und erfand zu diesem Behufe eine Pochzeichensprache, die überaus sinnreich ist; das Schwierigste blieb aber hier immer dem Nachbar, der vielleicht gar nicht der deutschen Sprache kundig war, den Schlüssel mitzutheilen. Spaun fing damit an, vier-und-zwanzig Mal an die Mauer zu klopfen, und sezte dieses Manöuver so lange unverdrossen fort, bis der Unbekannte endlich merkte, daß die vier-und-zwanzig Buchstaben damit gemeynt seyen, und zum Zeichen seines Verständnisses das Klopfen erwiederte. Es würde mich zu weit führen, in diese Lehrmethode umständlich einzugehen, genug, in wenigen Wochen konnten sie sich schnell und fertig mittheilen, und sich gegenseitig ihre Schicksale erzählen. Spaun erfuhr hier auch von seinem Nachbar den Ausbruch und Fortgang der französischen Revolution, von der er natürlich noch nichts wußte. Es war aber dieser Nachbar Hr. M*, nachmals französischer Staatssekretär und Herzog von B*, der auch edel genug war, seinen Unglücksgefährten nicht zu vergessen, und früher, wie dieser, in Freyheit gesezt, ihm eine Pension auswirkte, von der Spaun bis zu seinem Tode lebte. „C'est Spaun ou le diable!" schrie der Minister zehn Jahre später, als bey seiner Anwesenheit in München Spaun ihn zu besuchen kam, und an der Zimmerthür das alte Manöuver begann.

Spaun genoß hier allgemeine Achtung. Den minder Begabten, die selbst keine Meynung haben, und sich gern bequem und wohlfeil eine aneignen, imponirte sein Verstand und seine Gescheidtheit. Andere erblickten in ihm einen Apostel und Märtyrer des Liberalismus, und jede Beschlagnahme einer neuen Flugschrift stellte ihn in ihrer Meynung höher, und wenn auch Manchen das Gottlieb Coocartige seiner Erscheinung, seine Tadelsucht und der Umstand abstieß, daß er immer einer andern Meynung war wie die Uebrigen, so ehrten doch Alle den strengrechtlichen Charakter und den biedern Freymuth des Mannes, der sich in jedem Verhältnisse des Lebens gleich blieb. Spaun besaß unstreitig umfassende und gründliche Kenntnisse, zumal in allen Fächern des praktischen Lebens, aber im Bereiche der schönen Wissenschaften und Künste, überhaupt da, wo der Maaßstab des Verstandes und einer nüchternen Spekulation nicht mehr ausreicht, waren seine Ansichten gewöhnlich verkehrt, und sein Urtheil nicht selten ungereimt und unwillenerregend. Ich erinnere hier an seine Bekenntnisse über Goethe, die an Seltsamkeit alles überbieten, was der Engländer Glower und der Pastor von Lienne über den Altmeister vorgebracht haben. — Spaun, nie verehelicht, wiewohl dreymal Bräutigam, erfreute sich noch im hohen Alter einer ungeschwächten Geisteskraft, obgleich seine körperliche in den lezten Jahren sichtbar abnahm. Noch wenige Tage vor seinem Hintritte schrieb er an einer Broschüre, die er aber nicht mehr vollendete. Er starb bey vollem Bewußtseyn mit der Ruhe und Fassung des Weisen, dem der Tod kein Uebel ist. Friede seiner Asche!

— y.

Druckfehler.

In Nr. 37, S. 146, Sp. 2, Z. 30, st. Fluthstraße l. Fluthstraß'. Z. 32 und 33, st. Wenn l. Wann. S. 147, Sp. 2, Z 1, st. Meer l. Meere. Nr. 38, S. 49, Sp. 2, Z. 17, st. trockner l. trockener. S. 153, Sp. 1, Z. 19, st. gemischt l. gemischet. Z. 22, st. die Sonnenschmelz l. die mit Sonnenschmelz. Z. 10, v. u. st. Stein l. Steine. Z. 5, v. u. st. derselben, l. demselben. S. 155, Sp. 2, Z. 16, st. zurückgekehrt l. zurückegekehrt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mitwoch, 5. April 1826.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Goethe.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

Im Auszuge mitgetheilt von Pius Alexander Wolff.

Vorwort.

Die folgenden Betrachtungen Talma's über die Schauspielkunst hat mein hochverehrter Freund, Herr P. A. Wolff, jüngst bey seinem Aufenthalt in Nizza übersetzt; doch nur, um Stunden der Muße und Einsamkeit mit einem ihm befreundeten Meister seiner Kunst zu verleben, und trostreiche Beschäftigung in einer Zeit zu finden, während welcher, zum Leidwesen einer großen und gebildeten Stadt, die Wiederherstellung seiner Gesundheit ihn von der Bühne entfernt hält. Daß diese Uebersetzung aber hier im Druck erscheint, geschieht (Herr Wolff will, daß ich es sage) auf meine inständige Bitte darum; und ich setze, selbst auf die Gefahr für anmaßend und eitel gehalten zu werden, eine Ehre darein und ein Verdienst. — Ein Verdienst, weil diese interessanten Betrachtungen des größten französischen Schauspielers über sich selbst, Lekain, und die Kunst, als Vorrede, einem Buche (memoires de Lekain) beygegeben sind, das wohl nicht so rasch als politische Broschüren und Romane einen Uebersetzer finden dürfte; — weil Talma hier über dramatische Darstellung ganz anders spricht, als es die übliche deutsche Ansicht von einem französischen Tragöden vermuthet; — und endlich, weil diese geistreiche Abhandlung nicht nur, wie der Uebersetzer sagt, den Genossen und Freunden seiner Kunst willkommen seyn werde; sondern weil Künstler, Kritiker und Publikum aus derselben etwas lernen können. Ja, in jener Stelle, wo Talma über die Auffassung und Darstellung grund-böser Charaktere spricht, werden selbst die frömmelnden Gegner der Bühne über Dinge Belehrung finden, wovon ihre Hellseherey sich nichts träumen läßt. Sie werden, wenn sie diese noch nie entwickelten Thatsachen lesen, die ihnen völlig unbekannt sind, weil sie aus den innersten Tiefen eines schönen Künstlergemüths geschöpft sind — sie werden, sage ich, wenn sie diese Thatsachen lesen, von ihren ängstlichen Sorgen um die Moralität der Schauspieler befreyt werden — vorausgesetzt nämlich, daß sie es in der Frömmeley noch nicht bis zu jener Stufe gebracht haben, auf welcher der Mensch eine Todsünde begeht, wann er mit Verstand liest.

Karlsruhe, 8. März 1826.

Ludwig Robert.

* * *

Lekain hatte am Anfange seiner Laufbahn großen Beyfall; seine Debüts währten siebzehn Monate. Eines Tages, als er bey Hof vor Ludwig XV. spielte, sagte der König nach der Vorstellung: „Dieser Mensch hat mir Thränen entlockt, mir, der ich niemals geweint habe.“ Dieses rühmliche Zeugniß bewirkte seine Anstellung bey der königlichen Bühne. Ehe er auf derselben erschien, hatte er sich bereits auf Liebhabertheatern einigen Ruf erworben; dort hatte ihn Voltaire gesehen und seiner Aufmerk-

samkeit werth gehalten, und von dort schreibt sich die Verbindung Lekains mit diesem großen Manne her.

Das System der Deklamation war damals eine Art Psalmgesang. Lekain, wider Willen dem Einflusse des Beyspiels unterwürfig, fühlte das Bedürfniß, sich von diesem einförmigen Vortrage loszumachen und die konventionellen Fesseln abzuschütteln, die sein feuriges Genie, das sich zu entwickeln strebte, auf alle Weise beengten; und ungeachtet des Zwanges, den er fühlte, war es doch endlich sein Mund, aus dem zum ersten Male die wahre Sprache der Natur auf der französischen Bühne ertönte. Sein Spiel voll starken, tiefen Gefühls und mittheilenden Feuers, zwar Anfangs wild und regellos, gefiel der Jugend, hingerissen durch die Heftigkeit seiner Bewegungen, durch die Wärme seines Vortrags und vor allem gerührt durch den Ausdruck einer tief tragischen Stimme. Die Verehrer des gewohnten Psalmgesangs, ihren veralteten Ansichten getreu, tadelten ihn bitter; sie nannten ihn den Stier. Sie fanden bey ihm nicht jene breite prächtige Deklamation, jenen singenden, dämmernden Vortrag, wo die tiefe Achtung für Cäsur und Reim die Verse in regelmäßigem Takte hielt. Sein Gang, seine Bewegungen, seine Stellung, seine Gebärden waren nicht edel, sie hatten nicht die Grazie unserer Väter, welche, an die Schönheiten der Menuet erinnernd, zu jener Zeit den vollkommenen Schauspieler beurkundete. Lekain, ein einfacher Mann aus dem Volke, der Werkstätte eines Goldschmidts entsprungen, war freylich nicht auf den Knieen der Königinnen erzogen, wie Baron behauptete, daß die Schauspieler es seyn sollten; aber die Natur, eine noch edlere Erzieherin, hatte sich bestimmt, ihm ihre Geheimnisse zu offenbaren.

Mit der Zeit gelang es Lekain alle die Unordnung aus seinem Spiele zu verbannen, welche Unerfahrenheit Anfangs in seine Darstellungen brachte. Er lernte seine Wildheit dämpfen, seine Bewegungen berechnen; doch wagte er es nicht, jenen taktmäßigen Gesang ganz aufzugeben, welcher damals als das Ideal der Deklamation betrachtet wurde, und welchen der Schauspieler selbst in dem Ausbrausen der Leidenschaft noch beybehielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Die Flammen schienen indeß immer mehr um sich zu greifen, mein Oheim, der als Mitglied der Provinzialversammlung dazu befugt war, gebot mir, einen Theil meiner Truppen unter Befehl des Lieutenants in Acul zu lassen und mich mit den Uebrigen nach dem Kap zu begeben. Welch einen Anblick bot mir diese Stadt! Es war nach zwey Uhr nach Mitternacht — die schon nahen Flammen der brennenden Pflanzungen warfen eine furchtbare Helle in die Straßen der Stadt, der Wind trieb Wolken von brennendem Zuckerrohr und andern leichten Körpern über die Dächer, die bald das einzige Eigenthum der Menschen seyn sollten, die draußen ihre Güter zerstören sahen: die Schiffe im Hafen, gleicher Gefahr wie die Stadt ausgesezt, kappten die Anker und steuerten seeinwärts, von dem Winde begünstigt, welcher die Stadt mit Verderben bedrohte. Die Kanonen des Forts, das Geschrey der Fliehenden, das Krachen der einstürzenden Gebäude betäubte mich; ich sann peinlich auf den Weg, den ich einzuschlagen habe, als ich den Kapitän der gelben Dragoner erblickte, unter dessen Anführung ich mich begab. Das Verderben hatte schon weit um sich gegriffen, jezt nahte es Limbé und dessen Nähe von Acul verdoppelte meine Angst. Ich eilte zu dem Gouverneur G. v. Blanchelande, um ihn um Befehle zu bitten, welche so schnell als möglich die Sicherheit von Acul bewerkstelligen könnten. Die vorzüglichsten königlichen Beamten und mehrere Mitglieder der Kolonialversammlung befanden sich bei ihm: man berathschlagte unter Gezank und Geschrey. Die unseelige Verschiedenheit der Farben trennte die Versammlung; durch Hochmuth der Weißen, Anmaßung der Farbigen artete jede Erörterung in Schmähung und Vorwürfe aus; der Sachbestand, den der Gouverneur aufzustellen suchte, überzeugte mich, daß die reichen Einwohner des Kaps zum Theil schon die grausamsten Maßregeln genommen hatten, sich ihrer Sklaven zu versichern: mehrere hatten sie alle ermordet, die mildesten hielten sie in festem Gewahrsam; die Maßregeln, welche jeder Einzelne vorschlug, waren eben so zwecklos als unzeitig, und mancher zeichnete sich durch scheußliche Grausamkeit aus. Ein reicher Pflanzer, C., der sich, weil er einigen blutigen Strafgerichten beygewohnt hatte, Bürgergeneral nennen ließ, rief: „ich habe die Empörung im Juni und Juli wohl zu dämpfen gewußt, indem ich auf die Staketen meiner Anfahrt fünfzig Negerköpfe statt Palmenbäumen aufpflanzen ließ. Laßt uns eine Uebereinkunft treffen und mit den Sklaven, die wir noch in Händen haben, die Stadt auf gleiche Weise vertheidigen." Man verstand den Unmenschen nicht gleich. Er sezte seinen Plan ohne Scheu auseinander: er wollte die ganze Ringmauer der Stadt mit den Köpfen der noch unterwürfigen Sklaven bepflanzen, und durch diese die Empörer von ihr zurückschrecken. Der Vorschlag ward mit Abscheu verworfen, eben so verächtlich wiesen die Ersten in der Berathung die rachsüchtigen Meinungen des Farbigen zurück, mit dem ich einst einen Zweykampf gehabt hatte. Nach ganz nutzlosem Geschrey gewann des alten Herrn v. Rouvray Stimme die Oberhand; er war Marschall de Camp und einer der reichsten Besitzer der Kolonie, sein Rath ging dahin, die besten Truppen mit schwerem Geschütz ungesäumt gegen den größten Haufen der rebellischen Neger zu schicken, und in andern Kantonen, wo die Empörung noch nicht erklärt sey, sogleich Feldwächter zu errichten. Herr von Blanchelande nahm diesen Rath an und ertheilte

unvorzüglich die zu dessen Vollziehung nöthigen Befehle, denen auch alle Partheyen, da sie den Andrang der Gefahr einsahen, gehorchten.

Endlich fand ich den Augenblick, vom Gouverneur die so ängstlich gewünschten Befehle für die Sicherheit von Acul zu erhalten, und eilte dann, obgleich die Müdigkeit einen Jeden, mich ausgenommen, niederdrückte, auf meine Heimath zu. Der Tag fing an zu grauen, es war mir kaum gelungen, meine Leute in Bewegung zu setzen, als ein gelber Dragoner den Weg daher sprengte und athemlos mir die furchtbare Nachricht brachte, daß meine Hülfe zu spät kumme. Die Empörung war auf der Ebene von Acul schon ausgebrochen, die Milizen und Kolonisten hatten sich in das Fort Galifet geflüchtet und dieses ward jezt von den Negern umringt. Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte ich mit meinen Leuten dahin. Dieses Fort hatte nur eine elende Verschanzung von Erdwällen, und für die Flüchtlinge war alles zu fürchten. Die Besitzungen meines Oheims standen schon alle in Flammen; das Feuer wogte über die Ebene, der Wind führte brennende Baumzweige über die glühenden Felder, das Knistern der Flamme, das Krachen der einstürzenden Gebäude ward von dem Geheul der wüthenden Sklaven übertönt. Ich hatte nur einen Gedanken, der den Untergang aller dieser Besitzungen ganz aus meiner Vorstellung verbannte — ich dachte nur an Maria — und mit welcher Angst, welchen Qualen, wäre ja unmöglich zu sagen! Zu ihrer Hülfe früh genug zu dem Fort zu gelangen, flehte ich zu Gott. Endlich bogen wir um eine Ecke des Weges, und sahen es vor uns. Die dreyfarbige Fahne wehte noch auf ihm, ein wohlunterhaltenes Feuer ward rund um von seiner Brustwehr unterhalten, ich schrie auf vor Freude, ermuthigte meine Gefährten, und wir sprengten neben dem Wohnhaus meines Oheims, das nahe dabey lag, auf dasselbe zu. Dieses Haus, das über dem Winde lag, war von den Flammen verschont, aber ein Blick dahin belehrte mich, daß es der Gewalt erlegen war, denn Thüren und Fenster waren zerstört, und aus ihren, so wie von dessen Dach beschossen die Neger das Fort, dessen Wälle zu erstürmen, sich stolz abwechselnde Haufen der empörten Sklaven bemüht waren. Kaum an die erste Vertheidigungslinie angelangt, ordnete ich meinen kleinen Haufen, ermahnte ihn im Namen seiner Geliebten, die so wie die Meinen im Fort eingeschlossen waren, und war im Begriff das Zeichen zum Angriff der schwarzen Heerde zu geben — in diesem Augenblick erschallte ein lautes Geschrey im Fort, eine Rauchwolke hüllte urplötzlich dessen Mauern ein, sie wälzte sich eine Weile rund um sie her, indeß man ein Geräusch wie in einem Hafen vernahm, und wie diese Wolke sich zerstreute, sah man die rothe Fahne auf dem Fort wehen! — Es war Alles dahin! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 12. Februar.

Der Carneval ist aus. Man hat ihn dieses Jahr glänzender, das heißt mit mehr Lichtern, zu Grabe getragen, als vor zwey Jahren. In der That ist das Wachskerzenspiel, mit welchem der lezte Maskentag auf dem Corso geschlossen wird, das reizendste Schauspiel, welches man sehen kann. Angenommen, daß wenigstens die Hälfte der ganzen Bevölkerung Roms, das heißt, etwa achtzigtausend Menschen, auf dem Corso versammelt sind; so brennten hier wenigstens hunderttausend Lichter. Denn sehr viele Personen halten deren zwey, und ohnedem wird aus jeder Wohnung einer wohlhabenden Familie, abgerechnet die Lichter, welche die einzelnen Mitglieder anzünden, noch eine Art von Rad mit sechs, zwölf und mehrern stark, in die Fenster, oder auf die Balkons gestellt. Diese hunderttausend Lichter in der ganzen Länge der Gasse, welche fast eine halbe Stunde beträgt, und in den Fenstern der Häuser in steter Bewegung zu sehen, gewährt einen Anblick, der sich nicht mit Worten beschreiben läßt. Die Wuth, sich einander die Lichter auszublasen, die Kniffe, welche dabey angewandt werden, die allgemeine Freude, welche an diesem Spiele gewonnen wird, besonders, die reitzenden weiblichen Gesichter, welche, in der Nähe beleuchtet, doppelt schön erscheinen, alles dieß muß gesehen werden, damit man sich einen Begriff davon machen kann. Sonderbar, daß Niemand den Ursprung und die Bedeutung dieses Kerzenspiels kennt. Einige finden darin eine satyrische Anspielung auf die Gelegenheitsmacherey, worin, wie versichert wird, die Römer den übrigen Großstädtern Europa's nichts nachgeben; wirklich wird dieß Talent in der römischen Sprache durch die Ausdrücke: Soner (morzare) il lume, la candela, il moccolo, bezeichnet. Ich habe diese Erklärung schon früher angeführt. Jezt scheint mir jedoch, daß die Bedeutung weniger gesucht und natürlicher sey: wie, wenn dadurch nichts anders, als das Begräbniß des Carnevals angedeutet werden sollte? Dieß dünkt mich, um so wahrscheinlicher, als ich dieses Jahr von allen Seiten: E morto, e sepellito il Carnovale, habe ertönen hören. In andern Städten, zum Beyspiele in Neapel, wird er wirklich in Gestalt einer Puppe, von Fackeln umgeben, begraben. Auffallend ist noch der Umstand, daß mit dem Schlage ein Uhr (eine Stunde nach Untergang der Sonne) alle Lichter verlöschen, und daß die Personen, welche deren etwa noch brennend erhalten haben, durch Pfeiffen und Tumult aller Art, gezwungen werden, sie auszublasen, so, daß in weniger denn zwey oder drey Minuten auf die glänzende Beleuchtung eine absolute Finsterniß folgt. Vielleicht ist hieran keine Polizeyverordnung, sondern die stillschweigende Uebereinkunft des Publikums Schuld: das Spiel ist zu tumultuarisch und zu anstrengend, als daß es über eine Stunde ausgehalten werden könnte. Man sieht mehr denn eine Frau, welche sich den ganzen folgenden Tag über Schmerzen in den Armen beklagt. Während der französischen Okkupation ist das Kerzenspiel verboten, bey der Rückkehr Pius VII. aber sogleich wieder erlaubt worden.

Die Theaterunternehmer sollen, versichert man, gute Geschäfte gemacht haben. Daran ist keineswegs der Werth der Leistungen, sondern der Umstand Schuld, daß im ganzen vorigen Jahre kein Schauspiel Statt gefunden hat. Mit den Festini (den öffentlichen Bällen, wo maskirte und unmaskirte Personen zugelassen werden) hat es in beyden Theatern (Aliberti und Argentina) nicht recht fort wollen: durchaus leere Logen, dagegen ein erstickendes Gedränge, meistens vom Pöbel, im Parterre. Der niedrige Preis (für die ersten Male dreyßig und hernach zwanzig Bajocchi) ist diesen Belustigungen nicht günstig: Die Beleuchtung war vortrefflich, ja verschwenderisch.

das Publikum hat sie auf den Kleidern mit nach Hause getragen. Die verdammliche Sitte, bey dergleichen Festen das allerschlechteste Wachs zu nehmen, ist in ganz Italien üblich.

Besonders tumultuarisch ist es am lezten Carnevalstage, dem sogenannten fetten Dienstage, die ganze Nacht hindurch, selbst in den öffentlichen Speisehäusern, hergegangen. Freylich sollen diese Punkt zwölf Uhr, wo die Fasten anheben, geschlossen werden. Dieß geschieht auch. Wer aber einmal darin sizt, geht vor dem folgenden Morgen nicht wieder hinaus. Es scheint, als ob die Polizey dieß Jahr, der Kürze des Carnevals wegen, dem Unwesen durch die Finger gesehen habe. Wie sehr sticht der folgende Mittwoch gegen den Dienstag ab! Das Volk, welches während des Carnevals seine ganze Habe und Gut verzehrt hat, schleicht mit hohlen Wangen, leeren Taschen und nackten Leibern (denn die Kleider sind entweder verkauft oder auf's Leihhaus getragen) wie ein Bild der Verzweiflung einher. Haufenweise stellen sie sich vor die Trattorien, und gaffen mit langen Hälsen hinein, um noch einmal die Pläze zu beschauen, wo sie sich in den vorhergehenden Tagen so gütlich gethan. Ein dicker Seufzer entquillt ihrer Brust, und hastig gehen sie von dannen, um einen Ort aus dem Gesichte zu verlieren, der ihnen noch gestern so viel Entzücken gewährt hat, sie aber heut mit Jammer erfüllt. Der spanische Plaz, und die unmittelbar angrenzenden Straßen gewährten am Mittwoch ein nicht minder trauriges Ansehn. Was von Fremden, während des Carnevals in Rom anwesend gewesen war, ließ aufpacken und fuhr von dannen. Die Wirthe und die Boutikenbesizer standen in den Thüren und sahen traurig nach.

Unter den Häuserbesizern ist eine wahre Verschwörung gegen den Advokaten Fea, hinsichtlich seiner Brochüre über den übertriebenen Hauszins, welchen sie nehmen, ausgebrochen. Wo man hinhört und hinsieht, erschallen Deklamationen gegen diesen muthigen Inquilinentribunen. Man fragt, ob er vielleicht, nach Art der alten lex agraria, eine legem domesticam in Vorschlag bringen wolle, nach welcher die Hausbesizer ihre Häuser, wenn auch nicht geradezu mit denen, welche keine haben, theilen, doch sie ihnen gratis vermiethen sollen, welches auf ein's hinaus liefe? Man fragt ferner, was ein Präsident der Alterthümer (diese Charge bekleidet nämlich der Advokat Fea nebenbey) mit dem Miethzinse zu schaffen habe? Auf lezteres antwortet Hr. Fea sehr wizig: Eben weil die Prellerey, welche die Hausbesizer an den Inquilinen verüben, ein alterthümlicher Mißbrauch sey, habe er sich für verpflichtet gehalten, zu der Abschaffung, oder wenigstens Aufdeckung desselben, das Seinige beyzutragen. Es steht nun zu erwarten, welche Wirkung die Schrift des Hrn. Fea, welche übrigens von Citaten aller Art strozt, ob sie gleich den Leuten hin und wieder in's Gewissen redet, hervorbringen wird. Eine Stelle in derselben verdient alle Beherzigung: Hr. Fea sagt, die christlichste aller Städte, diejenige, in welcher die meiste Religion gelehrt werde, solle und müsse sich schämen, so viele Wucherey, Betrug und Habsucht in ihrem Schoße zu nähren. Amen! Uebrigens hat der Verfasser, wie ich schon in meinem lezten Schreiben angeführt habe, den Ertrag seiner Schrift zum Wiederaufbauen der Paulskirche bestimmt.

Berlin, 4. März.

Was bisher nur in Privatgesellschaften dargestellt und in Romanen besprochen ward, ist uns nun auch von unserer Bühne herab gezeigt worden: lebende Bilder. Bild zu seyn, muß von jedem Mimen gefordert werden, und gefällige mannichfache Gruppirung wird nur zu sehr, besonders in Lustspielen, bey uns vernachlässigt. Sieht man nun ferner darauf, daß durch Lichteffekt, durch Hintergrund rc. auch der Dekorateur sein Amt bey jenen lebenden Bildern zu verwalten hat, so möchte man sie nicht ganz von der Bühne verweisen können, und als Einschiebsel gelten lassen. Als solches wurden sie vorgestern auch durch ein Vorspiel angekündigt, in welchem ein Regisseur sich in lokalen Wizen über Krankheit der Schauspieler rc., und der Theaterzettelträger über die Aeußerlichkeit des Publikumsgeschmacks nur an Dekorationen und dergleichen Freude und Unterhaltung zu finden, des Breitesten ergoß, bis ein Quidam, ein Unbekannter, und wie es sich nachher zeigte, ein Arrangeur von lebendigen Bildern sich herzufand, und seine Dienste anbot. Es ward gelächelt, weil zum Lachen wenig Gelegenheit war. Bey den Bildern selbst ist zunächst die einsichtige Wahl der Gegenstände zu loben: Wandgemälde aus Herkulanum, raphaelische größere, auch von neueren Künstlern, Cornelius und Wegener; alles mehr plastische Gestalten; ferner ein rembrandtischer Lichteffekt, gleichfalls zweckmäßig, wenn er auch nicht vollendet gelang; zulezt ein van Steen. Darstellung unmittelbarer Natürlichkeit. Aber das lezte Bild, Rekruten nach H. Vernet, verdarb den Eindruck aller früheren, weil hier immer plözlich die Stellungen sich änderten, und dadurch solch ein Automatenwesen hereinkam, daß es, wie sehr auch das Publikum darüber lachte, dennoch widerlich blieb. Denn gerade bey diesen Darstellungen ist außer der Treue der Gruppirung, des Kostüms, des Faltenwurfs, die höchste Ruhe nothwendig. Das kleinste Zittern oder Schwanken bringt Angst und Schrecken im Zuschauer hervor, als würde plözlich sich alles zerstören; die geringste Bewegung macht das Ganze zu gespenstiger Erscheinung. Daher waren die Goldfranzen der Gewänder höchst unzweckmäßig, denn die zitternden hellsten Lichtreflexe bewirkten außer der Bewegung noch falsche Lichteffekte, und störten auf jede Weise. Auch der begleitende Gesang hätte reiner zu dem Zuhörer herübertönen sollen; bey ruhiger Betrachtung muß nicht das Mindeste störend herzukommen. Nahesizende wollten sich auch über einige häßlichere Gesichter unserer Tänzerinnen, die als Musen dastanden, entsezen; zu Nuzen dieser Scharfsichtigen sollte doch ein Tausch vorgenommen werden. Stellung, Gruppirung, Faltenwurf der Gewänder, alles Plastische gelang vollkommen; nur das Licht war nicht überall richtig, was freylich in einem großen Hause, wo der Lampenschimmer von allen Seiten durchbricht, von höchster Schwierigkeit ist. Außerdem möchten wir noch bemerken, daß bey der Farbenlebendigkeit der Figuren auch die hintere Landschaft mehr hervortreten, und in lebhafterem, glänzenderem Kolorit gemalt seyn muß. In diesem Sinne war der Abschied vom Chrimhilden (v. Cornelius) die gelungenste Darstellung, außer den Wandgemälden aus Herkulanum, wo keine Landschaft seyn konnte. Von dem Picot'schen Raphael mit seiner Geliebten ward die Wiederholung verlangt, und das Bild machte durch seine Einfachheit und ungestörte Stille auch den meisten Eindruck.

Bey dem folgenden Stück: Der Unschuldige muß viel leiden; Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen von Theodor Hell, war es unbillig, daß das Publikum der unschuldig Leidende wurde. Herr Blume war, um es passend auszudrücken, ordinär; alle Uebrigen dehnten und zogen und schleppten und zerrten an dem französischen Lustspiel umher, wie es nur deutsche, und besonders unsere gewöhnlichen Schauspieler im Stande sind, die vom französischen Lustspiel gerade so viel verstehen als die Franzosen von der deutschen Tragödie.

Heute Abend gibt der Tänzer Hoguet einen Wiener Maskenball. Daß doch alle andre Sitten in Berlin zum Vorschein kommen!

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. April 1826.

Die Lustgeheg und Güter, die ich hatte,
Verlassen mich; von allen Länderei'n
Bleibt nichts mehr übrig, als des Leibes Länge.
Was ist Pomp, Hoheit, Macht, als Erd und Staub?
Lebt, wie ihr könnt, ihr seyd des Todes Raub.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Ich schweige von dem Gefühl, was mich zerfleischte. Hätte ich meines Oheims Befehl, nach dem Kap zu gehen, abgewehrt, so wäre ich bey Marien geblieben, ich hätte sie vertheidigt, ich wäre für sie gestorben — meine Verzweiflung hatte das Peinliche der Reue. — Wir hatten uns bey dem Anblick der feindlichen Fahne mit Rachegeschrey unter die Negerhaufen geworfen, die, obschon Sieger und bey weitem zahlreicher wie wir, auf allen Seiten wichen, doch immer die Weißen, die sie mit sich schleppten, mordend, und ein Haufen von ihnen das Fort in Brand zu stecken bemüht.

An einem von dessen Eingangsthüren fand ich Thadäus von Wunden bedeckt, er sagte mir, daß sie sich bey der Annäherung meines Haufens für gerettet gehalten, als plötzlich Pierrot auf eine unbegreifliche Weise mitten im Fort erschien.... Und Maria? fragte ich mit brennender Ungeduld — und in diesem Augenblick schritt ein Neger hinter den brennenden Pallisaden hervor, er trug ein junges Weib, das in seinen Armen schrie und sich sträubte, ich erkannte Maria; es war Pierrot! — Ich schoß, ihm nacheilend, mein Pistol auf ihn ab, aber ein andrer Schwarzer hatte meine Bewegung wahrgenommen, er stürzte meiner Kugel entgegen, er sank entseelt und Pierrot entkam, mir einige unverständliche Worte zurufend, in das Dickicht des halbverbrannten Gehölzes. Fast zu gleicher Zeit sprang Rask über den Weg, er trug eine Wiege *) mit einem Kinde im Rachen — es war meines Oheims Jüngstgeborner — vor Wuth außer mir schoß ich ein zweytes Pistol auf ihn ab, verfehlte ihn und der Hund verschwand im Gehäge.

Meiner selbst nicht mehr bewußt, eilte ich der Spur des Negers nach, aber meine Kräfte waren erschöpft, Ermüdung, Rache, Angst, Verzweiflung hatte mich aufgerieben, ich stürzte sinnlos zu Boden. Wie ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich in Thadäus Armen, in meines Oheims zerstörtem Wohnhaus. „Sieg!“ rief der treue Mensch, wie er mich wieder aufleben sah, „die Sklaven fliehen und der Kapitän lebt!“ — „Wo ist Marie?“ unterbrach ich, mich auffassend, sein Freudengeschrey, denn mit meinen Kräften kehrte die Erinnerung meines Unglücks zurück. Ich wußte Maria von Pierrot geraubt, aller Edelmuth, den ich in diesem Neger hatte kennen lernen, alle Treueschwüre, die wir gewechselt, waren in meinem Gedächtniß vernichtet, ich sah in ihm nur einen Empörer, einen Nebenbuhler, einen Todfeind. — Thadäus gestand mir, daß er vergeblich versucht habe, dem Hunde, der unzweifelhaft auf der Spur seines Herrn war, zu folgen, daß sich die Neger, so weit überlegen an der Zahl sie meinen Haufen gewesen, sich dennoch zerstreut hätten, daß aber der Brand auf meines Oheims Feldern ohne Rettung

*) Diese Wiege ist so klein, daß die Amme sie wie eine Laute mit einem Band um den Hals hängend trägt.

fortwüthete. Ich fragte nach meinem Oheim; schweigend führte er mich in sein Schlafzimmer — dort lag er im Schlaf ermordet auf seinem Lager, das Lager Abibra's, das sich beständig zu den Füßen seines Herrn befand, war ebenfalls mit Blut befleckt, und blutbesudelt lag die Gold besezte Jacke des armen Narren daneben auf dem Boden.

Ich glaubte, der Zwerg sey als ein Opfer der Treue für seinen Herrn unter den Dolchen seiner, über sein besseres Loos neidischen, Mitsklaven gefallen; seine Leiche war nicht zu finden — sie konnte von den Empörern in die brennenden Felder geschleudert worden seyn, und reuig über den Widerwillen, den ich dem armen Geschöpf hatte in seinen Lebzeiten bewiesen, befahl ich bey dem Begräbniß meines Oheims auch für die Seele des treuen Abibras eine Messe zu lesen.

Das Fort Galifet war zerstört, unsre Pflanzungen verschwunden, diese Trümmer nicht länger bewohnbar, wir kehrten demnach nach der Kapstadt zurück. Gleich bey meiner Ankunft überfiel mich ein hitziges Fieber, das die natürliche Folge der gewaltthätigen Anstrengung war, mit der ich meine Gefühle im Zaum gehalten hatte. Meine Fantasien waren fürchterlich! Die blutigen Auftritte, die ich gesehen hatte, Mariens Entführung, das noch Schrecklichere, was ihr gefolgt seyn konnte, zermarterten mein Gehirn. Allein die Kunst der Aerzte, die Pflege des treuen Thadäus, die Kraft der Jugend siegten ob; ich genaß und sobald es meine Kräfte erlaubten, eilte ich, den Gouverneur um Dienste zu bitten. Er wollte mir die Vertheidigung eines Postens übergeben, allein ich flehte um die Erlaubniß, als Freywilliger in eine der Kolonnen zu treten, die zur Reinigung des Landes von Zeit zu Zeit gegen die Neger ausgeschickt wurden.

Das Kap war in der Eile befestigt, die Empörung machte furchtbare Fortschritte, die Neger von Port au Prince begannen sich zu bewegen, Biassou führte die von Limbé, London und Acul an, Jean François und Boukmann, der späterhin durch seinen tragischen Tod so bezeichnet wurde, standen an der Spitze andrer Kantone, und die Banden des Morne rouge hatten einen Anführer, der Bug Jargal genannt wurde — derselbe Name, den ich in der unseligen Nacht des zweyundzwanzigsten Augusts von den Sklaven meines Oheims gehört hatte. Was man sich von diesem Bug Jargal erzählte, stach auf das Wunderbarste mit den Grausamkeiten der andern Negerhäuptlinge ab; während jene tausend Qualen ersannen, um ihre Gefangnen zu tödten, suchte dieser, sie zu retten und verschaffte ihnen Mittel, die Insel zu verlassen; die Andern verhandelten an spanische Fahrzeuge, die an dem Ufer kreuzten, die Habseligkeiten der geplünderten Flüchtlinge, Bug Jargal bohrte mehrere dieser Corsaren in Grund, mehrere auf Boukmann's Befehl schon auf das Rad geflochtene Kolonisten ließ er befreyen — und das Alles war nur der geringste Theil alle der schönen Züge, die ich von ihm hörte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Mademoiselle Clairon, Grandval und andere Künstler jener Zeit folgten, so wie er, dem System dieser schwülstigen und stark accentuirten Deklamation, die sie als anerkannt vorfanden. Sie brachten selbst in die Gesellschaft jenen feierlichen Ton mit, zu dem sie sich auf der Bühne verpflichtet hatten, gleichsam als fürchteten sie die Uebung darin zu verlieren; aber bey Lekain verloren sich dieser Schwulst, diese Vorrichtung, diese Feyerlichkeit in einem Spiel voll Wärme, in einem erhabenen, ergreifenden, die Seele erschütternden Ausdrucke. Mademoiselle Dumenil allein überließ sich ohne Rückhalt den Regungen einer Natur, welche die Kunst sich nicht unterwerfe konnte. Gleich Lekain mit jener herrlichen und seltenen Fähigkeit ausgestattet, sich lebhaft von den Leidenschaften der verschiedenen Charakteren durchdringen zu lassen, mit jenem tiefen Gefühle begabt, welches das wahre Talent bewährt, gab sie sich regellos den Regungen ihrer Seele hin. Unempfindlich für die Schönheiten der Konvention, sich zurückziehend vor der Kälte der Bewegungen, war sie unfähig, sich in das Joch der Gewohnheit und des Beyspiels zu fügen: obgleich fast immer bewundernswerth, wie vielen Tadel hatte sie deßhalb nicht zu ertragen! wie viele Blöße gab sie nicht der Eifersucht ihrer Nebenbuhlerin, deren Spiel, obgleich es immer eine große Künstlerin bewährte, ganz berechnet und bedacht, deren Deklamation, ganz taktgemäß, bey den Anhängern des alten Systems bey weitem größeren Beyfall erhielt! Hat der Neid nicht sogar zu behaupten gewagt, diese kunstlose Hingebung der Dumenil sey eine Wirkung der Trunkenheit! Elende Verläumdung, die es nicht einmal verdient, daß man sich die Mühe gibt, sie zu widerlegen.

Die Schauspieler jener Zeit, und Lekain selbst, welche einem Publikum gefallen wollten, das seit der Entstehung des Theaters an jenen schwülstigen Vortrag gewöhnt war, wie hätten sie durch eine allzukühne Neuerung wagen können, mit einem Male ohne Zwischengrade zu einer großen erhabenen, aber einfachen und wahren Natur zu gelangen? Der Erfolg dieser zu hastigen Versuche wäre sehr zweifelhaft gewesen, und hätte sie allzu großer Gefahr ausgesezt: sie zogen es daher vor, lieber in der gewohnten Straße zu bleiben, als sich auf ungebahnten Wegen zu versuchen. Die Widersprüche, der Tadel, welche Madame Dumenil zu tragen hatte, erschreckten sie, und, obgleich sie

dieselbe bewunderten, wagten sie es doch nicht, ihre Kühnheit nachzuahmen.

Diese hergebrachten Regeln lasteten damals auf allen Gattungen der Talente; wie hätten sich die Schauspieler derselben eher entziehen können, als die Dichter selbst? Sieht man nicht die größten unter ihnen sich unter dem Einflusse ihrer Zeit beugen, und Racine selbst die Größe seines Genies derselben unterwerfen? Viele seiner Helden tragen das Gepräge des Zeitalters Ludwigs des Vierzehnten und nicht jenes ihres Jahrhunderts. *)

Auch ist zu bemerken, wie wenig Fortschritte das Kostüm zu Lekains Zeit gemacht hatte. Ohne Zweifel hielt er die Treue desselben für sehr wichtig; man sieht dieß aus seinen Bemühungen, es weniger lächerlich zu machen: und gewiß, die Wahrheit in den Kleidern und Dekorationen vermehrt die theatralische Täuschung und versezt den Zuschauer in das Zeitalter und das Land, wo die dargestellten Personen lebten. Diese Treue gibt selbst dem Schauspieler die Mittel in die Hand, jeder seiner Rollen ihre besondern Züge zu leihen. Aber ein noch viel wichtigerer Grund läßt mich diejenigen für wahrhaft strafbar betrachten, die diesen Theil ihrer Kunst vernachlässigen. Die Bühne soll der Jugend gewissermaßen ein lebendiges Bild der Geschichte darbieten, und jede Vernachlässigung des Kostüms entstellt sie nicht dieselbe vor ihren Augen? Ich erinnere mich sehr wohl, daß in meiner Jugend, als ich die Geschichte las, meine Einbildungskraft mir die Fürsten und Helden stets so darstellte, wie ich sie auf der Bühne gesehen hatte. Ich malte mir Bayard in einem fleischfarbenen Rocke, ohne Bart, gepudert, frisirt wie ein Stutzer des achtzehnten Jahrhunderts. Ich sah Cäsar in ein weiß seidenes Kleid gepreßt, sein langes Haar mit Bändern und Schleifen geknüpft. An die Stelle der Einfachheit des antiken Kostüms trat ein Ueberfluß von lächerlichen Stickereyen, und ich glaubte, daß das Gewebe von Sammet und Seide in Athen und Rom so gewöhnlich sey, als in Paris und London. Es gelang Lekain nur zum Theil, das Lächerliche dieser Kleidung zu entfernen, ohne das Kostüm einführen zu können, dessen man sich hätte bedienen sollen. Zu jener Zeit war diese Wissenschaft ganz unbekannt, selbst den Malern. Die Statuen, die alten mit Bildern verzierten Handschriften, die Denkmäler waren wie jezt vorhanden, aber man zog sie nicht zu Rathe. Es war die Zeit der Bouchers und Vanloos, die sich hüteten, in der Anordnung der Gewänder dem Beyspiele Raphaels und Poussins zu folgen. Erst als unser berühmter David erschien, beschäftigten sich die Maler und Bildhauer, und vorzüglich die jungen Leute unter ihnen, mit diesen Nachforschungen. Da ich mit den meisten derselben in Verbindung lebte, und von dem Nutzen überzeugt war, den dieses Studium der Bühne bringen könnte, legte ich mich mit einem ungewöhnlichen Fleiß darauf. Ich wurde auf meine Weise Maler. Ich hatte viele Hindernisse und Vorurtheile zu besiegen, weniger von Seiten des Publikums, als von Seiten der Schauspieler, aber der Erfolg krönte meine Anstrengung, und ohne zu fürchten, daß man mich des Eigendünkels beschuldig, kann ich behaupten, daß mein Beyspiel einen großen Einfluß auf alle Theater in Europa ausgeübt hat. Lekain hätte so viele Schwierigkeiten nicht überwinden können, der Zeitpunkt war noch nicht gekommen. Wie hätte er es wagen dürfen, nackte Arme auf der Bühne zu zeigen, die antike Fußbekleidung, Haare ohne Puder, lange Gewänder, wollene Kleider? Wie hätte er es gewagt, den Begriff von Schicklichkeit zu jener Zeit so zu verletzen? Diese ernste Tracht wäre damals als unsauber, und vor allem als unsittlich betrachtet worden. Lekain that also alles, was er vermochte, und die Bühne ist ihm deßhalb Dank schuldig. Er hat den ersten Schritt gethan, und das, was er gewagt hat, hat uns den Muth gegeben, mehr zu wagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein merkwürdiges Geständniß aus dem Munde des ersten französischen Schauspielers: Talma führt hier schlagende Beyspiele an, wie Pylades z. B. den Orest mit „Herr“ und „Ihr“ respektvoll anreden muß, während dieser seinen Freund duzen darf — und wie Nero zu Junia im Tone jener süßlichen Galanterie spricht, die den Hof Ludwigs des XIV. charakterisirt.

Rr.

In das Stammbuch eines jungen Dichters.

Wohl ist es schön, des Liedes Perlen reih'n;
Doch ächte müssen es, nicht falsche seyn.
Soll Welt und Nachwelt deines Sangs sich freu'n,
Der Wahrheit folg', und nicht der Mode Schein.

Ez.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs März.

Ich habe Sie so oft über den traurigen Zustand unserer Handelswelt unterhalten, daß ich mir jezt auch das Vergnügen machen muß, Ihnen zu melden, daß derselbe sich gottlob zu bessern scheint. Die Bank von England hat es seit Kurzem unternommen auf Waaren, aber noch öfter auf persönliche Sicherheit, Vorschüsse zu machen; diese Maßregel, welche natürlich mehr Geld unter das Publikum gebracht, hat auch etwas von dem verlorenen Zutrauen zurückgeführt, und man fängt wieder, zu glauben an das Schlimmste sey überstanden. Die meisten neulichen Fallimente haben in dem Seidenhandel Statt gefunden; doch fangen die Seidenfabrikanten wieder an Muth zu fassen, und zwar vorzüglich deßwegen, weil sie das Parlament so fest sehen, und nicht mehr hoffen dürfen, der Nation eine Entschädigung abzuzwacken, und sie gestehen ganz leise, daß es gewisse Gegenstände in der Seidenmanufaktur gäbe, mit welchen sie, selbst bey einer niedrigeren Abgabe, mit den Franzosen wetteifern könnten. Freylich stehen noch immer viele Fabriken still, und die Arbeiter, welche gewiß sehr große Noth zu leiden haben, sind hier und da offenbar zum Aufruhr ge-

neigt, aber die Regierung hat solche starke Truppenabtheilungen in die bedroheten Gegenden einrücken lassen, daß es wohl zu keinem Ausbruche kommen dürfte.

Vor wenigen Tagen wurde plötzlich die Einförmigkeit von „schlechten Zeiten,“ „Bankrotten“ und „Seidenwebern,“ die Thematen des Tages, durch einen außerordentlichen Vorfall unterbrochen, welcher unsere neuigkeitsüchtigen Cockneys (badaud) in Bewegung brachte. Der große Elephant nämlich, in der sogenannten Exeter Exchange (ein altes schwerfälliges Gebäude, worin unsere größte und auserlesenste Thier- und Vögelsammlung in Großbritannien, und diese noch dazu Privateigenthum, im ersten und zweyten Stocke eingezwängt ist, der ohne Weibchen schon seit 17 Jahren in einem Behälter eingesperrt gewesen, in dem er sich kaum umdrehen konnte, und wo er wirklich vor Kurzem bey einer raschen Wendung seinen Aufseher, einen Deutschen, gegen die Wand zerdrückte, dieser Elephant nun wurde rasend wild, fing an mit Vorderfüßen und Rüssel gegen die drey Fuß im Umfange haltenden und stark mit Eisen beschlagenen Balken seines Behälters zu schlagen, bis einer derselben wirklich zu weichen anfing, und der Eigenthümer besorgend, daß das Unthier sich endlich befreyen, und dann die übrigen Behälter im Saale zertrümmernd, auch die dort eingesperrten Löwen, Tiger, Panther, Hyänen u. s. w. freysetzen möchte, beschloß, es erschießen zu lassen. Vierzehn Personen fingen hierauf zu feuern an, und thaten 152 Schüsse (so wenigstens versichert man), ehe sie das Thier zu Boden bringen, und ihm dann mit einem an einer Flinte gebundenen Säbel den Garaus machen konnten. Sie mögen sich denken, welch ein Aufsehen eine solcher Lärm in einer der besuchtesten Straßen in London, mitten am Tage, machen mußte; es hatte sich wirklich ein solche Menge Menschen zusammengezogen, daß kein Fuhrwerk mehr passiren konnte, und mehrere Polizeydiener die größte Mühe hatten, die Zudringlichen zu verhindern, die Thüre zu der Thiersammlung, die man aus Vorsorge versammelt hatte, einzubrechen und gewaltsam hinaufzudringen. Denn troz dem daß sich das Gerücht verbreitet hatte, alle die Thiere wären los gekommen, und man hätte eine ganze Kompagnie Soldaten herbeygeholt (zwey Mann hatte man wirklich vom nahen Sommersethaus gerufen!) die sie erschießen müßten, und folglich das Hineingehen mit der größten Lebensgefahr verbunden gewesen wäre, siegte doch die Neugierde sehr über die Lust zum Leben, daß viele eine und zwey Guineen boten, wenn man sie nur hinauf ließe. Dieß gestattete man aber erst, nachdem das Thier schon todt war, und, obgleich nur zu dem gewöhnlichen Einlaßpreis von einem Schilling muß der Eigenthümer doch so viel gelöst haben, daß er für seinen Verlust wohl hinlänglich entschädigt ist. Anfangs mußten es sich die Neugierigen gefallen lassen, im Blute zu waten; dieß ward aber bald an den Schuhen weggetragen, und der Zudrang dauerte von Mittwoch bis Samstag Abend fort, wo der Gestank unerträglich ward, und die Polizey die Hinwegschaffung des Aases anbefahl. Dieß geschah am Sonntage, wo man, wie man versichert, an 8000 Pfund Fleisch wegführte, ohne die Haut, welche an 2000 Pfund gewogen haben soll, und für fünfzig Pfund Sterling verkauft worden ist. Die Hinwegschaffung mußte natürlich Stückweise geschehen, und fand erst nach einer wissenschaftlichen Zergliederung Statt, welche in Gegenwart vieler Aerzte und Wundärzte, worunter auch Dr. Spurzheim, gehalten wurde. Er war ungefähr zwey-und-zwanzig Jahre alt, und wurde immer um diese Jahreszeit unruhig, man pflegte ihn dann hungern zu lassen, und zu laxiren, welches leztere, wie man sagt, durch die Eingebung von 100 Pfund Salz in einem Tage bewerkstelligt wurde. Nach der Hinwegschaffung des Fleisches wurden die Knochen dem Publikum gezeigt, und da diese jezt weggeschafft sind, um gereinigt und gehörig zum Gerippe zusammengesezt zu werden, begnügen sich die Neugierigen den zerschlagenen und blutigen Behälter des Thieres zu beschauen.

Einen anderen Gegenstand der Anziehung hat während zweyer Abende der berühmte Künstler des Freyschützen im Coventgarden Schauspielhause bey den Oratorien gebildet, wo mehrere Stücke aus dem Freyschützen, und andere seiner Arbeiten unter seiner Leitung aufgeführt wurden. Der große Meister ward mit dem schmeichelhaftesten Beyfall von dem Publikum aufgenommen, und man glaubte unter seiner Leitung, in den so oft gehörten Stücken, neue Schönheiten zu erkennen. Hr. von Weber arbeitet jezt an einer neuen Oper, die sich auf die Fabel vom Oberon gründet, die zuerst in Coventgarden gegeben werden soll, und wir sehen ihr mit Sehnsucht entgegen.

Ich fürchte immer mehr, daß es Hrn. Heilbronn nicht gelingen werde, die Stettersche Sammlung zu verkaufen, wenigstens nicht zusammen. Für die Linnésche und Agricultural-Gesellschaften ist sie nicht wissenschaftlich genug, und anderen Gesellschaften, oder Privatpersonen fehlt es entweder an dem nöthigen Geschmack oder Gelde, um sie an sich zu bringen. Auch hält es hier so schwer, das Daseyn einer solchen Sache bekannt zu machen, besonders ohne eine öffentliche Ausstellung, wozu Hr. Heilbronn sich nicht gern entschließen mag. Er schickte demnach Rundschreiben an die vornehmsten Personen in der Stadt, und lud sie zu einer freyen Besichtigung der Zeichnungen; er verfehlte es aber dabey in drey Punkten: erstens schickte er die Briefe durch die Zweypfennig (oder kleine Stadtpost für London und die Umgegend), damit sie um so sicherer ankommen möchten, und nicht durch einen Lohnlakai. Aber er hätte wissen sollen — und jeder Ausländer, der hierher kömmt, sollte es wissen und sich darnach richten — daß die meisten der hiesigen Vornehmen keine Briefe von dieser Post annehmen oder ihre Bedienten halten!! zweytens schöpft der Engländer Verdacht, daß etwas gegen seine Börse im Hinterhalt liege, wenn ihm ein Fremder etwas umsonst anbietet; und drittens verlangte Hr. Heilbronn, da sein Zimmer nicht sehr groß wäre, daß sich die Herrschaften einen Tag vorher ankündigen lassen möchten, ein Zumuthen, das entweder ihren Stolz oder ihre Bequemlichkeitsliebe beleidigt hat — und die Folge von allem war, daß ihm mehrere Briefe zurückgeschickt worden, und sehr wenige Personen von den höheren Klassen gekommen sind. Diejenigen aber, welche kamen, waren von der Schönheit der Zeichnungen entzückt, wie es auch nicht anders zu erwarten war.

Die artige Geschichte des jungen Feldjägers, wozu Goethe eine Einleitung geschrieben, ist bey Kolburn übersezt erschienen. Die Uebersetzung aber ist schlecht, und der Uebersetzer ist nicht so ehrlich gewesen, daß er Goethe genannt, oder auch nur angegeben, daß das Büchlein Uebersetzung ist, obgleich ein jeder Literaturkenner das an den ersten zwey Zeilen ausfinden muß.

Eine indische Zeitung erwähnt als einen neuen Beweis von der Zuverläßigkeit des Einimpfens, daß während fünf Monate in einer Gegend, wo die Blattern seuchenartig wütheten und viele Menschen wegrafften, unter 33000 Soldaten, theils Europäer, welche gewöhnlich schon zu Hause geimpft worden, und theils Seypoys, welchen die Pocken eingeimpft werden, sobald sie zum Regimente kommen, nicht mehr als einer aus 400 von der Krankheit ergriffen worden, und nicht mehr als einer aus 2,600 starben. Eine andere dortige Zeitung, daß in einer Woche in und um Calcutta sieben Wittwen sich den Flammen überliefert, und unter diesen drey Frauen eines Mannes!

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 83.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 7. April 1826.

Erweitert jezt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt.

Schiller.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Die Natur muß stets das Vorbild des Schauspielers seyn, der beständige Gegenstand aller seiner Studien. Lekain fühlte, daß die glänzenden Farben der Poesie nur dazu dienen, den Schönheiten der Natur mehr Größe und Majestät zu verleihen. Es war ihm nicht unbekannt, daß Gemüther von gewaltigen Leidenschaften bewegt, solche, die von großen Schmerzen gedrückt sind, oder welche ein großes politisches Interesse bewegt, eine erhabenere idealere Sprache führen, aber daß diese Sprache immer die Sprache der Natur ist; und diese edle, beseelte, erhöhte und doch zugleich einfache Natur muß das Studium des Schauspielers wie des Dichters seyn. Unter der großen Zahl der Schauspieler aller Länder haben nur wenige dieser Natur, dieser Wahrheit nachgestrebt, und doch hat Molière in seinem Impromptu de Versailles und in den Fourberies de Scapin, und vor ihm schon Shakspeare, durch Hamlets Mund, den Schauspielern ihrer Zeit treffliche Lehren gegeben. Wie kommt es denn, daß ungeachtet der Lehren dieser beyden großen Maler, und gewiß ungeachtet der Meynung vieler ihrer Zeitgenossen, dieses falsche System einer hochtrabenden Deklamation sich auf den meisten Theatern Europas festgesezt hat, und als das einzige Vorbild theatralischer Nachahmung ausgerufen wurde? Weil in allen Künsten die Wahrheit zu finden und zu erreichen das Schwerste ist *). Der Marmorblock enthält die Bildsäule der Minerva, aber nur der Meißel des Phidias konnte sie entdecken. Weil diese Fähigkeit nur wenigen Schauspielern verliehen ist, und die Mittelmäßigkeit die Mehrzahl einnimmt, so hat sie ein Gesetz daraus gemacht, und diese falsche Nachahmung ihrer Schwäche mit der Zeit als einziges Vorbild aufgestellt.

Man erlaube mir, hier eine Beobachtung aufzuzeichnen, welche mir die großen Begebenheiten der Revolution geliefert haben, deren gewaltige Krisen mir oft zum Studium dienten.

Der feine Weltmann, wie der Mann aus dem Volke, so verschieden sie in der Wahl ihrer Ausdrücke seyn mögen, haben oft in den großen Aufregungen des Gemüths nur einerley Sprache. Der eine vergißt seine gesellschaftlichen Manieren, der andere verläßt seine gemeinen Formen; der eine steigt zur Natur herab, der andere hinauf; Beyde legen den künstlichen Menschen ab, um nur wahre Menschen zu seyn. In der Stärke gleicher Leidenschaften oder

*) Vielleicht auch, weil diese transitorische Kunst, die allen festen Anhalt entbehrt, nach einem solchen das unabweisbare Bedürfniß fühlt; um nur nicht ganz und gar der Willkür der einzelnen Ausübenden preisgegeben zu seyn. Daher darf auch in Frankreich ein Schauspieler vom zweyten Range seine Rolle nicht kreiren. Wir Deutsche seyen in dieser Maxime die Erbbetung der Kunst; aber bis zu dem negativ-feststehenden sollten wir es doch auch bringen!

Rl.

gleicher Schmerzen werden die Ausdrücke des einen wie des andern häufig die nämlichen seyn.

Stellen wir uns eine Mutter vor, deren Blicke auf die Wiege eines Kindes gerichtet sind, das sie so eben verlor: starre Gedankenlosigkeit in den Zügen, einzelne Thränen, die über ihre Wangen herabrollen, ein herzzerreißender Schrey, ein krampfhafter Seufzer, der ihr von Zeit zu Zeit entfährt, werden den Schmerz des Bürgerweibes wie der Herzogin bezeichnen. Eben so der Bürger wie der Hofmann, Beyde in einem gewaltsamen Ausbruche der Eifersucht oder der Rache; so verschieden sie in ihren Gewohnheiten seyn mögen, sie gleichen sich in ihrer Wuth. Ihre Blicke, ihre Züge, ihre Geberden, ihre Stellungen, ihre Bewegungen erhalten plötzlich einen großartigen feyerlichen Charakter. Beyde des Pinsels des Malers wie des Studiums des Schauspielers gleich würdig; der Wahnsinn ihrer Leidenschaft legt vielleicht einem wie dem andern sogar Worte in den Mund, Ausdrücke von solcher Erhabenheit, die es verdienen, von dem Dichter beachtet und gesammelt zu werden.

Große Bewegungen der Seele erheben den Menschen zu einer idealern Natur, welchen Stand ihm das Schicksal auch angewiesen haben mag. Die Revolution, die so viele Leidenschaften in Bewegung sezte, hatte sie nicht Volksredner geschaffen, die durch erhabne Züge, durch ungesuchte Beredtsamkeit in Erstaunen sezten, durch einen Ausdruck und Vortrag, den Lekain selbst nicht verläugnet haben würde?

Lekain fühlte, daß die Kunst des Schauspielers nicht darin bestehe, die Verse mit mehr oder weniger Wärme und Nachdruck vorzutragen; daß diese Kunst, wenn sie sich in allen ihren Theilen vervollkommnet, die Dichtungen der Scene verwirklichen könne. Um aber zu diesem Ziele zu gelangen, muß der Schauspieler von der Natur ein zartes Gefühl, und einen tiefen Verstand erhalten haben; und Lekain besaß Beydes in hohem Grade.

Das Gefühl ist nicht blos jene Gabe, wodurch sich der Schauspieler selbst leicht bewegt, sein ganzes Wesen auf eine Weise erschüttert, daß der Ausdruck, die Accente des Schmerzes, welche die Theilnahme der Herzen erwecken, und dem Zuhörer Thränen entlocken, sich seinen Zügen, und vor allem seiner Stimme einprägen; ich verstehe unter Gefühl auch die Wirkung, die es erzeugt, die Einbildungskraft, deren Quelle es ist; — nicht jene Einbildungskraft, die darin besteht, Erinnerungen zu bewahren, die den Gegenständen in der Gegenwart gleichen, dieß ist eigentlich nur Gedächtniß; aber jene Einbildungskraft, die schaffend, handelnd, waltend die Eigenschaften verschiedener wirklicher Gegenstände in einen erdichteten Gegenstand zu versammeln vermag; die den Schauspieler zu der Begeisterung des Dichters erhebt, ihn in vergangene Zeiten versezt, dem Leben geschichtlicher oder erdichteter Personen beygesellt, die wie durch einen Zauberschlag ihm ihre Züge, ihre Gestalt, ihre Sprache, ihre Gewohnheiten, alle Schattirungen ihres Charakters, alle Bewegungen der Seele, bis auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten offenbart. Ich verstehe unter Gefühl auch noch jene Gabe der Geisteserhebung, die den Künstler durchlodert, sich seiner Sinne bemächtigt, bis in den Grund der Seele erschüttert, und ihn in die tief-tragischen Auftritte, in die fürchterlichsten Leidenschaften eingehen läßt, als wären sie seine eigenen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Bug Jargal war es, den der Gouverneur vor Allen in seine Gewalt zu bringen wünschte. Dreymal waren schon ansehnliche Truppenabtheilungen gegen ihn ausgeschickt worden, und jedesmal hatten sie eine vollständige Niederlage erlitten; bald ward dem Gouverneur die Nachricht gebracht, Bug Jargal habe den Mornerouge verlassen und führe seine Haufen durch das Gebirg, um sich mit Biassou zu vereinigen. „Jezt ist er in unserer Gewalt!" rief Herr von Blanchelande voll Freude, und den andern Morgen rückte die Kolonialarmee gegen ihn aus. Die Rebellen zogen sich bey unserer Annäherung schleunig von Port Margot und Fort Galifet, welches sie auf's neue befestigt und mit schwerem Geschütz versehen hatten, zurück, alle ihre Banden zogen in das Gebirg. Der Gouverneur glaubte sich seines Siegs gewiß, wir schritten durch die versengten Ebnen, auf denen ehedem unser Wohlstand geblüht hatte, und wo jezt keiner von uns — nicht einmal mehr eine Spur seines Wohnplatzes antraf.

Durch Urwälder und Felsengewinde gelangten wir den dritten Tag in das Thal der Grande Rivière, und glaubten, der empfangenen Kunde gemäß, die Neger zwanzig Meilen tiefer in den Gebirgen entfernt. Unser Lager ward auf einer Uferhöhe aufgeschlagen, wo es freylich nicht sehr sicher stand, aber wir glaubten, nichts besorgen zu dürfen. Der Platz war von allen Seiten von mauersteilen, mit Wäldern bedeckten Felsen beherrscht, die Grande Rivière strömte, in ein tiefes Bett eingezwängt, hinter unserm Lager, seine steilen Ufer waren mit Gebüschen bedeckt, ja selbst seine Wellen hie und da durch Rankengewächse und Gezweige dem Auge entzogen. Die Nacht sank herab, nichts als das Geschrey der Kraniche und der feste Schritt der Schildwache unterbrach das tiefe Schweigen um uns her; plötzlich drang der furchtbare Schlachtgesang der Wilden oberhalb unsrer Häupter in unser Ohr, in eben dem

Augenblick loderten die Bäume der Felsgipfel in Flammen auf und ihr falbes Licht zeigte die benachbarten Höhen von Negern und Mulatten bedeckt. — Biassous Bande hatte uns überfallen. Wir eilten zu den Waffen, unsere Offiziere bemühten sich, die Reihen zu ordnen, und die Neger, ohne die Unordnung, in der sie uns überraschten, zu benutzen, standen unbeweglich und sangen ihren furchtbaren Gesang.

Ein einzelner Wilder von riesenmäßiger Größe erschien allein auf dem höchsten Gipfel der vordern Felsspitzen, eine rothe Feder hing über seinem Haupte, er hielt eine rothe Fahne in der Hand — ich erkannte Pierrot! Hätte ich eine Flinte zur Hand gehabt, würde mich die Wuth vielleicht zu einer Niederträchtigkeit hingerissen haben — der Wilde wiederholte die Schlußworte des Schlachtliedes, pflanzte seine Fahne auf den Felsen, schleuderte sein Beil mitten unter uns und stürzte sich in den Fluß, in dem er verschwand. Ich schrie laut auf, denn ich glaubte, sein Tod habe mich um meine Rache betrogen. Nun begannen die Wilden den Angriff. Felsstücke wurden auf uns herabgerollt, ihre Kugeln, ihre Pfeile trafen uns, unfähig zur Vertheidigung, unfähig zum Angriff, und richteten unter meinen, aus Wuth heulenden Gefährten eine grauenvolle Niederlage an. Und jezt erscholl hinter uns vom Fluß her ein furchtbar Getöse. Die gelben Dragoner, die sich durch ihre Stellung den rollenden Felsblöcken am meisten ausgesezt sahen, waren durch meines getreuen Thadäus Vorschlag auf den Einfall gekommen, sich unter das überhangende Buschwerk des Ufers zu begeben. Kaum hatte sich der Erste unter das Laubdach herabgelassen, so sah er sich angegriffen und ihren Kameraden nacheilend, fanden sich unsere Krieger von einem Schwarm im Flusse unter den belaubten Ranken verborgenen Wilden umringt. Das seltsamste Gefecht fand hier Statt. Bald schwimmend, wo die Tiefe des Flusses es erlaubte, bald festen Fußes auf dem felsigen Strombett, kämpften beyde Theile mit wüthendem Grimme; mein guter Thadäus — denn von ihm weiß ich die Umstände dieses blutigen Auftritts — erblickte mitten im Fluß einen mächtig großen Neger, der sich wie ein Dämon gegen einen ganzen Haufen der Unsrigen vertheidigte, beym Schimmer des Waldbrandes erkennt er Pierrot, er eilt auf ihn zu, meiner Rache gedenkend; der Wilde hebt den Dolch gegen ihn, sieht ihn an und ergibt sich ihm, statt ihn zu durchbohren — zugleich rief er den Seinen einige unverständliche Worte zu, diese tauchten in einem Nu in die Wellen und waren vor den Augen unserer Streiter verschwunden. Während dieser seltsame Auftritt vorging, war es mir mit einigen meiner Gefährten gelungen, von Busch zu Busch so hoch in den Felsen hinanzuklettern, daß wir uns in gleicher Höhe mit den Schwarzen befanden; die Unsrigen folgen unserer Spur, bald war die Höhe von unsern Milizen bedeckt, und wir begannen lebhaft zu feuern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Der neue Ikarus.

In dem goldnen Labyrinthe deiner Locken eingefangen,
Hab' ich meine arme Freyheit in den Schlingen aufgehangen.
Denn wie sollt' ich es versuchen, aus den holden Irrgewinden
In dem Dämmerlicht der Träume wieder mich herauszufinden?
Könnt' ich auch aus Wachs mir Flügel, wie ein Dädalus, bereiten,
Wohin anders würd' ich diese, als nach deinen Sonnen breiten?
Bis die Federn mir zerschmölzen an den allzunahen Strahlen,
Und ich stürzt' aus meinem Himmel in das dunkle Meer der Qualen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfang März.

(Beschluß.)

Am 24sten Juli wurde zu Arracan im burman'schen Reiche von den brittischen Offizieren eine Freymaurerversammlung gehalten, wohl der erste Strahl des Lichts in jenen trüben Gegenden des Aberglaubens und der Unwissenheit. Passende Sinnbilder und Sprüche sollen dabey den Saal geziert haben, und wie es scheint haben die dort liegenden Brüder um die Erlaubniß angesucht, eine Loge dort bilden zu dürfen unter dem Titel: Licht und Sieg! Es gibt in Indien ein Geschlecht, Nuts oder Luftspringer, welches in Vielem unsern Zigeunern zu gleichen scheint. Die Mitglieder desselben bekennen sich gewöhnlich zur mahomedanischen Religion, haben aber so wenig von gottesdienstlichen Gebräuchen, daß man sie für nicht viel besser als Gottesleugner. Sie begraben ihre Todten sehr nachläßig, und man findet sie oft betrunken auf den frischen Gräbern ihrer Verwandten liegen. Wenn sie sich verheirathen wollen, so zeichnen der Bräutigam und die Braut einander die Stirne mit Röthel, schlingen ihre kleinen Finger in einander, und das Bündniß ist geschlossen. Wenige von diesen Menschen leben über vierzig Jahren, ja die meisten sterben vor ihrem dreißigsten Jahre, welches theils von ihrer zwanglosen Ausschweifung, theils von der Mühe und Anstrengung, der sie in ihrer Jugend unterworfen, herrührt. Die Weiber sterben gewöhnlich, nachdem sie vier oder fünf Kinder zur Welt gebracht.

Das zweyte Heft von den Verhandlungen der königlichen Asiatischen Gesellschaft von Großbritannien und Irland, enthält unter andern sehr gelehrten und wichtigen Aufsätzen eine Nachricht von dem verstorbenen Dr. Milne über eine chinesische Carbonari-Sekte, die aber ihr Geheimniß so wohl zu bewahren gewußt hat, daß man von ihren Gebräuchen sehr wenig, und selbst ihren Namen nicht mit Gewißheit weiß. Man glaubt sie nennen sich San-ho-hwuy, d. h. die Gesellschaft der vereinigten drey, nämlich Thien, Te und hjin.

Himmel, Erde und Mensch, die drey Kräfte der Natur, nach der chinesischen Weltansicht; und die Zahl drey, und überhaupt ungleiche Zahlen scheinen eine große Rolle bey ihr zu spielen. Die Gesellschaft macht auf ein sehr hohes Alter Anspruch, wie dem aber sey, so ist es doch zum wenigsten gewiß, daß zur Zeit des Kea King eine solche Gesellschaft bestand, die, nach einer Staatsumwälzung strebend, von diesem Monarchen verfolgt und ihrer Häupter beraubt wurde. Dennoch hat sie sich nicht nur in China erhalten, (obgleich jezt noch die Todesstrafe darauf steht, ein Mitglied derselben zu seyn), sondern auch überall hin verbreitet, wo sich Chinesen angesiedelt haben, und so oft ein Landsmann dorthin kommt, muß er entweder ihrer Habsucht zollen, oder sich ihren Verfolgungen aussetzen. Die Leitung der Gesellschaft ist dreyen Personen anvertraut, die sich Ko, d. h. ältere Brüder, nennen, und die Mitglieder heißen Heung-te, oder Brüder. Die ursprüngliche Absicht dieses Vereins, gegenseitiger Beystand, scheint in Dieberey und Meuterey ausgeartet zu seyn; er zählt den schlechteren Theil des Volkes zu seinen Mitgliedern, die sich einander in ihren Schurkereyen und von der verdienten Strafe helfen; und was durch Raub und Betrug erhalten worden, wird unter alle in gleichen Theilen vertheilt. Hr. M. will eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dieser Gesellschaft und den Freymaurern finden, die mir aber gar nicht so einleuchtend vorkommt, als wie sie ihm schien. Man hat oft der ostindischen Gesellschaft vorgeworfen, daß sie die Erziehung unter ihren eingebornen Unterthanen nicht nur nicht befördere, sondern auch zu verhindern suche. Freylich ist es wahr, daß ihre Beamten sich oft dem unzeitigen Eifer der Sektirer im Wege gestellt, die in ihren Lehranstalten den Hindus ihre Religionsmeynung gewaltsam aufdringen wollten, und dadurch das Volk in Gährung, und die Regierung in Gefahr brachten; daß sie aber dem Unterricht überhaupt, wenn man ihn den fleißigen Hindus nur mit Umsicht beyzubringen sucht, und die religiösen Begriffe derselben unangetastet läßt, nicht entgegen ist, beweisen nicht nur die vielen Lehranstalten im Lande, die sie duldet, sondern noch mehr die sie mit ihrem Gelde und Ansehen unterstüzt, oder selbst errichtet hat. Ein, im vorigen Jahre zu Calcutta erschienenes Werkchen, The History, Design etc., d. h. die Geschichte, Absicht und jeziger Zustand der religiösen, wohlthätigen und milden Stiftungen gestiftet von den Britten in und um Calcutta, von C. Lushington, gibt hierüber einen erfreulichen Aufschluß; und ich glaube eine kurze Anzeige von den darin enthaltenen Angaben über bestehende Schulen dürften auch dem deutschen Leser angenehm seyn. — Schon im Jahr 1780 wurde durch Hrn. Hastings das Madrissa, ein mahomedan'sches Seminarium, gestiftet, welches von der Regierung ein jährliches Einkommen von 30,000 Rupien erhält, und worin die Wissenschaften in der arabischen und persischen Sprache gelehrt werden, und das seit Kurzem auch eine englische Klasse besizt. Im Jahr 1794 ward das Hindu'sche Kollegium zu Benares gestiftet, welches die Regierung jährlich 20,000 Rupien kostet. Nach dem Plane dieser Schule stiftete die Regierung im Jahr 1821 zu Calcutta ein Sanscrit-Kollegium, wozu sie 120,000 Rupien hergegeben, und 30,000 Rupien jährlich ausgesezt hat. In dieser Anstalt werden die meisten Wissenschaften, und auch Englisch, aber besonders das Sanscrit und die Brahmin'sche Literatur gelehrt. Ein ähnliches Kollegium, aber in Hinsicht der Volksklassen weniger beschränkt, ist im Jahr 1823 zu Agra gegründet. Zu der Schule zu Benares, welche von zwey Eingebornen gestiftet, und worin, dem Willen dieser edlen Männer gemäß, das neue Testament sowohl im Englischen als Persischen als Lesebuch dient, trägt die Regierung monatlich 252 Rupien bey. Zu der Freyschule zu Cawnpore, in welcher hindusche, mahomedanische und englische Knaben zusammen Unterricht empfangen, bezahlt die Regierung monatlich 400 Rupien. In dem Lande der Radjputs hat man vier Schulen angelegt, die jezt von 300 Kindern besucht werden. Anfangs kamen fast gar keine, weil der Aufseher die Bibel als Lesebuch eingeführt hatte, sobald man ihn aber diesen Plan aufgeben sah, stellten sich auch Zöglinge ein. Zu Baghulpore hat die Regierung eine Schule anlegen lassen, um die Rekruten des Gebirgskorps, und die Kinder der Gebirgsbewohner zu unterrichten, welche monatlich 400 Rupien kostet. In Chinsurah gibt es über vierzig Schulen, worin mehr als 3000 mahomedanische und hindusche Kinder Unterricht erhalten, und zu deren Erhaltung die Regierung monatlich 800 Rupien beyträgt, und welche ganz allein dem Eifer und der schonenden Verfahrungsweise eines nicht reichen Geistlichen, Namens May, ihr Daseyn zu verdanken haben. Im Jahr 1822 errichtete die Regierung zu Calcutta eine Arzneyschule für Eingeborene, und im Jahr 1823 ein Kollegium für den öffentlichen Unterricht, und Lord Amherst sagte in einer öffentlichen Rede, daß es die Absicht sey, die Belehrung der Eingebornen, mittelst Schulen nach und nach in ganz Indien allgemein zu machen. Seit Kurzem ist von dem Bischof Middleton eine Art von Universität zu Calcutta errichtet worden, von der man sich viel Gutes verspricht. Auch hat man hier und da Mädchenschulen angelegt, und mit gutem Erfolg; so daß man ohne Uebertreibung hoffen darf, daß die Zeit nicht mehr sehr ferne ist, wo auch Hindostan zum Lichte und zur Wahrheit erwachen werde.

Bey Hrn. Arrowsmith ist neulich eine neue Karte von Guatimala herausgekommen, und zwar nach Originalangaben, wodurch wir mit neuen Ortsnamen bekannt werden, von denen bis jezt kein Erdbeschreiber etwas gewußt hat, obgleich die allgemeine geographische Darstellung des Landes auffallend falsch ist, indem der Herausgeber, um größere Irrthümer in der gegenseitigen Lage der Orte zu vermeiden, nichts an der Originalzeichnung zu ändern gewagt.

Hrn. Murray's Zeitung: The Representative, ist das nicht, was man davon erwartet hatte. Hr. Murray scheint weder Mühe noch Geld gespart zu haben, um gute Korrespondenten und Mitarbeiter zu erhalten, aber in der Wahl seiner Redakteurs ist er sehr unglücklich gewesen; denn seit dem 25sten November hat er deren drey oder vier gehabt, und einen immer schlechtern als den andern, denn die Ansichten dieser Herren sind nicht nur immer engherzig und dem Zeitgeiste zuwider laufend, sondern auch auf's unziemlichste ausgedrückt. Für eine gutgeschriebene Zeitung auf der Tory-Seite, aber im freysinnigen Geiste des jezigen Ministeriums, wenigstens eines Theils derselben, wäre durch diese Zeitung ein Mittel da, aber schlechtgeschriebene, antiliberale Toryzeitungen haben wir schon genug, und der Repräsentative geht gewiß zu Grunde, wenn er sich nicht bald bessert.

Die deutsche Literatur kommt hier immer mehr in Aufnahme im Verhältniß, wie ihre Meisterwerke von fähigen Händen in's Englische übertragen werden, von Männern, welche selbst beynahe fähig wären dergleichen zu schreiben, und nicht wie sonst, von Deutschen, die des Englischen unkundig, für geizige Buchhändler um's liebe Brod stümperten. Ein Beweis aber, wie viel noch vom Besseren und Besten aus unserer Literatur zurück ist, beweist, daß Engels Meisterwerk, Lorenz Stark, erst jezt übersezt worden ist, und nächstens bey Hrn. Treuttel und Comp. erscheinen wird. — Auch Hrn. von Hammers neue arabische Mährchen sind so eben übersezt, und zwar sehr gut übersezt erschienen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. April 1826.

Und was dem Brand entging, das wird des Würgers Raub.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Die Neger, die bey weitem nicht so gut bewaffnet waren wie wir, wurden entmuthigt, wir verstärkten unser Feuer und sie verließen die nächsten Hügel, nachdem sie ihre Leichen die Felsen herab auf den Theil unserer Truppen gerollt hatten, der noch auf dem Uferrand in Schlachtordnung stand. Plötzlich hörten wir Klaggeschrey in dem Heere Biassous, unter welchem der Name Bug Jargal ertönte; mehrere Neger erschienen auf der Felshöhe, auf der die rothe Fahne gepflanzt war, sie warfen sich vor ihr auf den Boden, trugen sie hinweg und stürzten sich mit ihr in die Fluten des Flusses. Daraus schlossen wir, daß ihr Anführer gefallen seyn müsse. Diese Vermuthung verdoppelte meine Kühnheit, ich bahnte mir vermittelst gefällter Baumstämme, einen Uebergang über den nächsten Felsenschlund, um die Neger mit dem Bajonnet zu verfolgen, jenseits warf ich mich mitten unter sie, aber mit Blitzesschnelle stießen die unerschrockenen Empörer die wankende Brücke in Felsschlund, ich war von meinen Gefährten, die mir nicht mehr nachkommen konnten, getrennt, von der Menge umringt, und obgleich ich mich wie ein Verzweifelter wehrte, entwaffnet und mit Stricken gebunden. Von Wuth verzehrt hatte ich noch die Freude, das Siegsgeschrey der Meinigen zu hören, die Neger kletterten aus allen Schluchten herauf, in die Wälder zu entfliehen, mich ergriff ein Starker unter ihnen, lud mich auf seine Schultern und eilte mit mir in das Gebirg. Durch Gebüsch und Felsklüfte, über Schluchten und Waldbäche gelangten wir in eine Gegend, die mir ganz unbekannt war. Ich sah mich in einem großen grünen, von steilen Felsen umgebenen, Thal, die angränzenden Höhen waren nacktes Gestein mit einzelnen Gebüschen geziert; die Kälte, welche diesen Höhen eigen ist, ward noch durch die frühe Stunde erhöht, denn kaum graute der Morgen und bezeichnete schwach die obersten Felshöhen, indeß das Thal noch in Finsterniß lag. Zahlreiche Feuer blitzten aus ihr, wie die Augen der Tieger in der nachtverhüllten Savanne hervor. Ich befand mich auf dem Sammelplatz von Biassous Heer, und von allen Seiten eilten die geschlagenen Haufen, Angst und Wuth heulend, herbey. Der Neger, welcher mich auf seine Schultern getragen hatte, setzte mich bey einem Eichstamme nieder, band mich, an Händen und Füßen gefesselt, wie ich war, an den Baum, setzte mir seine rothe Mütze auf das Haupt, und sicher, daß ich ihm jetzt nicht entfliehen könne und daß seine Kappe mich als seine Beute der Raubgier seiner Landsleute bezeichne, war er sich zu entfernen im Begriff. Ich hatte dem ganzen Vorgang gleichgültig zugesehen; doch jetzt beschloß ich, ihn anzureden und fragte ihn in kreolischer Mundart: ob er zur Bande von Dondon oder von Mornerouge gehöre? er blieb stehen und antwortete stolz: „zur Mornerouge.“ Der Tod war mir willkommen, aber der menschlichen Natur ist ein instinktmäßiger Abscheu vor den Qualen des Fleisches zugesellt, und ich schauderte vor denen, mit den

Biassou seine Todesurtheile vollziehen ließ. Die Hoffnung, daß Bug Jargal, den man als großmüthig rühmte, mir einen qualenlosen Tod, den Tod eines Soldaten zugestehen werde, blitzte in meiner Seele auf, und ich forderte von dem Neger, er solle mich zu diesem Anführer geleiten. „Zu Bug Jargal?“ rief er in verzweiflungsvollem Ton und schlug an seine Stirn, dann ging er plötzlich zum wüthenden Zorn über, ballte die Faust gegen mich und schrie drohend: „Biassou, Biassou!“ — Die Heftigkeit des Negers rief mir die Umstände während des Gefechtes zurück, weßhalb wir den Anführer von Morneronge für gefangen oder todt gehalten hatten; jezt zweifelte ich nicht mehr daran und ergab mich in mein Verhängniß.

Noch immer zögerte der Aufgang der Sonne, und der Hintergrund des Thals blieb in Schatten verhüllt; bald kam eine Anzahl Negerweiber, die, wie ihr Aufzug mir zeigte, zu den Griotten gehörten, und zündete in der Nähe des Baumes, an dem ich gefesselt war, ein Feuer an. Diese Griotten bilden unter den afrikanischen Negerstämmen Banden herumziehender Bänkelsänger, deren Weiber ihre rohen Lieder mit unzüchtigen Tänzen — gleichsam als verzerrte Aehnlichkeit der indischen Bayaderen — begleiten. Sobald die Flamme loderte, schlossen sie den Reihen um sie her, und begannen ihre Zauberformeln und Ceremonien, die in halbem Dämmerlichte des Morgens und bey dem Flackern der Flamme eine so scheußliche Possierlichkeit hatten, daß mich ein konvulsivisches Lachen, vor dem mein Inneres selbst schauderte, ergriff. Die schwarzen Weiber, die mich im Baumdunkel nicht wahrgenommen hatten, fuhren zusammen und stürzten dann heulend auf mich zu. Ihr Geschrey ward von dem Ansehen der ältesten und scheußlichsten von ihnen durch Worte und Geberden beschwichtigt, die wahrscheinlich meinen Mord verabredeten, denn sie begannen einen wilden, unsittlichen Tanz, nach welchem sie das Feuer von Neuem aufschürten und allerley eiserne Werkzeuge, Messer, Nägel, Zangen und Sägen hinein legten, wie es schien, um sie glühend zu machen. Ich erinnerte mich jezt, daß viele wilde Völker um ihre Gefangenen her tanzen, ehe sie sie schlachten, und sah mit Entsetzen dem Martertod entgegen, den diese Furien mir, nach meiner Vermuthung, bereiteten. Der Tanz, den sie während des Erglühens ihrer Mordwerkzeuge von Neuem begonnen hatten, ging zu Ende, und ich erwartete mein Schicksal, als die Stimme des Negers, der mich als seinen Gefangenen ansahe, erscholl, er eilte — und jezt war der Tag gänzlich angebrochen — mit zornigen Worten auf die Weiber zu, die aber weniger über seine Drohungen erschrocken als durch die Gegenwart einer seltsamen Gestalt, die ihn begleitete, betroffen zu seyn schienen. Es war ein sehr kleiner dicker Mann, dessen Angesicht mit einem dichten bis auf seine Brust herabgehenden Schleyer bedeckt war; in diesem befanden sich drey Löcher für die Augen und den Mund; auf seiner Brust trug er an einer goldnen Kette hängend er eine silberne Sonne von einer zertrümmerten Monstranz, in seinem scharlachrothen Gürtel, der einen farbig gestreiften Weiberrock, der ihm bis an die ungestalteten Füße herabging, zusammenhielt, stak ein roh-gearbeiteter Dolch, dessen Griff die Gestalt eines Kreuzes hatte. Neben ihm hing ein großer Rosenkranz und in seiner Hand hielt er einen weißen Stab — doch am meisten fiel mir sein Kopfputz auf, der Abibra's Schellenkappe glich, ich sah Blutflecken an ihr, und vermuthete von Neuem, daß die Neger meines Oheims Zwerg, nachdem sie ihn neben seinem Herrn erschlagen, ausgeplündert hätten. Sobald die Griotten den Hauptschmuck dieses Menschen erblickten, riefen sie: „der Obi,“ und warfen sich an den Boden. Er sagte gebietend, aber mit dumpfer Stimme: „Laßt Biassou's Gefangenen in Ruh,“ und sogleich sprangen die Weiber auf, rafften ihre Waffen zusammen, legten ihre Schürzen, die sie während ihres Tanzes abgeworfen hatten, wieder an, und zerstreuten sich in den Wald.

Erst jezt richtete der Obi seine Blicke auf mich und schien zu erschrecken; er wendete sich schnell auf die Seite, wohin die Weiber sich entfernt hatten und schien ihnen mit seinem Stabe winken zu wollen, dann sagte er aber dem Neger einige leise Worte und entfernte sich, wie in Nachdenken vertieft. Mein Neger sagte mir, daß Biassou mich in einer Stunde zu sehen verlange; so lange war also mein Leben gefristet, und ich hatte Zeit, die Gegenstände um mich her zu übersehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Der immer wache Verstand beurtheilt die Eindrücke, welche das Gefühl bey uns hervorbrachte, er wählt sie aus, er ist ihr Befehlshaber, und unterwirft sie seinen Berechnungen. Wenn das Gefühl uns die Gegenstände liefert, sezt sie der Verstand in's Werk. Er steht uns bey, die Anwendung unserer körperlichen und geistigen Kräfte zu leiten, die Verhältnisse und die Verbindung zu beurtheilen, welche zwischen den Worten des Dichters, der Situation und dem darzustellenden Charakter Statt finden; indem er uns nöthigt, hier manchmal Schattirungen und Züge beyzufügen, die fehlen, oder welche die Worte nicht deutlich zu machen vermögen: kurz, er hilft uns ihren Ausdruck durch Gesicht und Geberde ergänzen.

Man begreift, daß ein solches Individuum eine ganz besondere Organisation von der Natur erhalten haben muß;

denn Gefühl, dieses Eigenthum unsers Wesens, besitzt jeder Mensch in einem höheren oder geringeren Grade von Stärke; aber bey demjenigen, den die Natur bestimmt hat, die Leidenschaften in ihrem ganzen Uebermaße zu malen, ihre ganze Gewalt zu zeigen, sie bis in ihrem Wahnsinne wiederzugeben, begreift man, daß dieses Gefühl von ungewöhnlicher Stärke seyn muß; und da alle unsere Gemüthsbewegungen mit unsern Nerven in enger Verbindung stehen, so muß das Nervensystem des Schauspielers dermaßen beweglich und eindrucksfähig seyn, daß es durch den Zauber der Dichtung eben so leicht erschüttert wird, als die Aeolsharfe, die bey dem leisesten Lüftchen ertönt, das an ihr vorüberstreift.

Wenn der Schauspieler nicht mit einer Reizbarkeit begabt ist, die zum mindesten dem zartesten Gefühle seiner Zuhörer gleicht, so wird er ihre Herzen nur in geringem Grade bewegen; nur durch ein Uebermaß von Gefühl wird es ihm gelingen, tiefe Eindrücke hervorzubringen, und selbst die kältesten Seelen zu rühren. Die Kraft, die sich auflehnt, muß sie nicht mehr Gewalt besitzen, als diejenige, die erschüttert werden soll? Diese Fähigkeit muß sogar bey dem Schauspieler, ich will nicht sagen stärker und größer als bey dem Dichter seyn, aber doch lebhafter, plötzlicher, in ihren Organen mächtiger. Der Dichter, der Maler kann die Augenblicke der Begeisterung abwarten; dem Schauspieler muß sie jeden Augenblick zu Gebote stehen; und damit sie stets bereit sey, damit sie stets rasch, lebhaft und pünktlich erscheine, muß sie nicht deßhalb übermäßig seyn? Außerdem muß der Verstand stets Wache halten, in Uebereinstimmung mit dem Gefühle handeln, die Bewegungen und Wirkungen ordnen, denn der Schauspieler kann nicht, wie der Maler oder Dichter wieder auslöschen, was er hervorgebracht hat.

Wenn also unter zwey Personen, welche für die Bühne bestimmt sind, die eine jenes reizbare Gefühl besäße, welches ich vorhin beschrieben habe, und die andere jenen durchdringenden Verstand, so würde ich ohne Frage erstere vorziehen. Ein solcher Schauspieler wird vielleicht zuweilen auf Abwege gerathen, aber das Gefühl wird ihm jene erhabenen Bewegungen der Seele einhauchen, die den Zuhörer ergreifen, und sein Herz in Entzückung hinreißen. Der Verstand wird das Spiel des anderen vollkommen regelrecht leiten, aber ihn auch kalt lassen. Der eine wird über eure Erwartung hinausgehen, der andere wird sie erfüllen. Eure Seele wird durch den begeisterten Schauspieler tief gerührt werden, der Verstand allein wird durch den blos denkenden Schauspieler befriedigt seyn. Jener wird euch seine eigenen Gemüthsbewegungen auf eine Weise mittheilen, daß er euch nicht die Freyheit eines Urtheils läßt; dieser wird durch ein weises, tadelloses Spiel euch vollkommen euch selbst überlassen, und ihr werdet ihn mit Bequemlichkeit beurtheilen können. Der erste wird die Person selbst seyn, der andere nur ein Schauspieler, der die Person vorstellt. Die Begeisterung des einen wird oft den Verstand des anderen ersetzen, während die Berechnungen und der Verstand des anderen uns für die Wirkungen der Begeisterung nur spärlich entschädigen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. März.

In Ermangelung einer andern Tagesbegebenheit war die Aufnahme des Vicomte de Montmorency in die Académie française zu einer geworden, an welcher der ganze müßige Theil des Beau monde Theil nahm. Die kleineren Tagesblätter hatten seit seiner Ernennung, das heißt seit zwey Monaten täglich einige Epigramme auf die akademischen Ehren eines Hofherrn aufgetischt, der nichts schriftstellerisches geliefert hat; statt eines Hofherrn hätte man lieber Lamartine zum Akademiker ernennen sollen; allein Lamartine befindet sich bey der französischen Gesandtschaft in Florenz, und hat dort Duelle; nach den dummen Gebräuchen der Akademie muß sich aber der Kandidat selbst als solchen persönlich darstellen, den Herren Akademikern seine Aufwartung machen, um sie um ihre Stimme zu bitten. Das französische Sprichwort: les absens ont tort, gilt vorzüglich bey der Académie française; da also Lamartine nicht da war, so wurde auch nicht an ihn gedacht, und um nicht in Gefahr zu gerathen, einen liberalen Schriftsteller zum Akademiker zu ernennen, fiel der aristokratische Theil der Akademie auf den Gedanken, dem Staatsminister Mathieu de Montmorency, von dessen Person und Namen Frau von Stael so eingenommen war, die akademischen Ehren anzutragen; dafür ist dann die Akademie sowohl, als der neue Akademiker zwey Monate lang die Zielscheibe des Witzes der Tagesblätter gewesen; eins derselben behauptete, er habe sich bereits die Rede vorlesen lassen, die er bey seinem Antritte halten solle; ein andres frug an, ob er auch sein Akademikerdiplom verbrennen werde, eine Anspielung auf Montmorency's Betragen beym Anfange der Revolution, da er zu denjenigen gehörte, welche das Beyspiel der Verzichtleistung auf alle Adelstitel und Vorrechte gaben, und ihre Adelsdiplome verbrannten. Damals war er einer der freysinnigsten Männer der alten französischen Aristokratie. Seitdem hat er sich bekehrt, und ist, wie Neubekehrte zu seyn pflegen, sehr eifrig in seinem aristokratischen Glauben. Die Adelstitel hat er wieder hervorgesucht, und weiß sie recht gut geltend zu machen. Es geht ihm hiemit ungefähr wie dem französischen Schriftsteller Laharpe, der ein Trauerspiel, das er seinen Freunden vorgelesen hatte, und welches von diesen sehr getadelt worden war, in's Kaminfeuer warf, mit dem heldenmüthigen Ausrufe: so sey es auf ewig vernichtet! Allein er hatte eine Abschrift davon behalten, und das Stück erschien hernach doch im Drucke. Der Herr v. Montmorency meynte es jedoch immer redlich; er war freysinnig zu der Zeit, als der Freysinn die ausgezeichnetesten Köpfe Frankreichs erwärmte; jezt ist der Mann andächtig und erz-monarchisch gesinnt, wie so viele andre, die mit ihm gealtert haben, es auch geworden sind; freysinnig in der Jugend, und frömmelnd im Alter, ist

keine seltene Erscheinung, besonders in Frankreich. Seit seiner Anwesenheit auf dem Kongresse zu Verona, von woher er so frömmelnd zurückkam, daß man ihn zu einem Minister nicht mehr tauglich hielt, und ihm die Stelle abnahm, scheint dieser Hang zum Pietismus bey ihm noch zugenommen zu haben. Einen solchen Mann die akademische Antrittsrede vortragen zu hören, war für die müßigen Pariser etwas Anziehendes, zumal, da zu gleicher Zeit zwey andre Staatsminister, Chateaubriand und Daru, Reden halten sollten; es war daher sehr schwer Eintrittskarten zu bekommen. Mathieu de Montmorency sprach, wie man es erwartet hatte, mit Würde und Nachdruck, und erbaulich wie ein Prediger auf der Kanzel. Der gute Mann ist so überzeugt, daß er den rechten Weg eingeschlagen hat, daß er auch gern andre auf diesen Weg hinziehen möchte. Daru, ein Staatsminister, aus einer andern Zeit, hatte ihm zu antworten; dieß that er mit allgemeinem Beyfalle. Daru hat zwar nicht eingeschlagen wie Montmorency; die Obskurantenparthey wird ihn wahrscheinlich nie zu den ihrigen zählen; dazu hat er allzufeste Grundsäze, und einen allzu aufgeklärten Geist. Aber zu Napoleons Zeiten spielte er den kleinen Despoten, und solche weiland Unterdespoten sind jezt die liberalsten Männer, und bekommen gewaltig viel Popularität. Mit einer besondern Gewandtheit ließ er verlauten, daß die Akademie zwar Männer von großem Ansehen gern aufnehme, daß aber doch die literarischen Ansprüche die ächtesten seyen, und daß sie sich keinen Akademiker aufdringen lasse, und nur den König für ihren Beschüzer anerkenne; dieß sollte sich auf einige Umtriebe der Ministerialbeamten beziehen, welche mehrmals versucht haben, die Wahlen zu lenken und ihre Protégés zu Akademikern zu machen. Dann trat Chateaubriand auf, und las ein Stück aus seiner noch ungedruckten, und vielleicht noch ungeschriebenen Geschichte Frankreichs vor. Es war sonderbar, hier hinter Montmorency denselben Minister vertreten zu sehen, der ihn vor einigen Jahren ersezt hatte, und der seitdem dasselbe Schicksal erlebt hat wie sein Vorgänger. Chateaubriand hat auch seinen Pietismus, aber bey ihm ist die Frömmeley mit einer sonderbaren Rittergröße, und obendrein mit einem kräftigen Freyheitssinn vermischt. Er hatte eben im Journal des Débats die so großes Aufsehen erregten Aufsäze über die russischen Angelegenheiten geschrieben; die Zuhörer empfingen ihn mit rauschendem Beyfallsklatschen. Er las nun das versprochene Bruchstück aus seinen geschichtlichen Ansichten vor; es war in Bossuets Geschmacke geschrieben. Aber Bossuet war ein Priester; für ihn war das Priesterthum die Hauptsache, daher seine vorgebliche Universalgeschichte, die aber weit von der Universalität entfernt ist, fast nur eine Theokratie darstellt. Chateaubriand macht es zwar nicht eben so; allein den religiösen Ton in der Weltgeschichte scheint er doch angenommen zu haben, was in dem Munde eines solchen Layen sonderbar klingt. Zudem hat er zu viel Phantasie für einen Geschichtschreiber, weßhalb auch sein Beruf dazu sehr zweifelhaft scheint; aber im Darstellen und Schildern ist er ein Meister; hierin thut es ihm keiner der lebenden französischen Schriftsteller zuvor. Obschon manches an seinem Bruchstücke auszusezen war, so wurde es doch mit vielem Beyfalle aufgenommen, und auch gedruckt wird es mit Vergnügen gelesen. Chateaubriands Schriftstellerarbeiten werden immer bessern Erfolg haben als seine ministeriellen Leistungen, die ziemlich dürftig ausgefallen sind, weil Phantasie bey einem Minister manchmal mehr hinderlich als beförderlich ist. Wie wenig sie auch einer Magistratsperson zu statten komme, hat das Beyspiel des vor vierzehn Tagen verstorbenen Generaladvokaten Marchangy gezeigt. Dieser königliche Anwalt schrieb seine Anklageakten, als ob es Bruchstücke aus Radcliffschen Romanen wären. Vor einigen Jahren, bey dem Kriminalprozesse der vier unglücklichen Unteroffiziere, die des Hochverraths beschuldigt worden waren, stellte er ein so schreckliches Gemälde von dem moralischen und politischen Zustande Frankreichs auf, daß einem beym Lesen die Haare zu Berge standen. Der für die Staatsruhe so besorgte Mann hatte nicht weniger als 30,000 Verschwörer im Reiche aufgezählt. Glücklicherweise waren sie nur in seiner Einbildungskraft vorhanden, und Niemand anders als er hat die Existenz der furchtbaren 30,000 je wahrgenommen. Aber so schwarz die Gegenwart dem phantastischen Manne vorkam, so reizend schien ihm die Vergangenheit zu seyn; seine Romane waren eine Lobpreisung des lieben Faustrechts und seine Requisitorien eine Anklageakte wider die jezige Zeit. Hätte der Herr Generaladvokat doch immer nur Romane geschrieben! An demselben Kassationshofe, an welchem Marchangy als Generaladvokat angestellt war, befand sich ein Gerichtsrath, Namens Brillat Savarin; dieser starb zwey Tage zuvor. Das war ein ganz anders gesinnter Mann als Marchangy; Br. Savarin lebte nicht in der Vergangenheit, und sah keine 30,000 Carbonari um sich her, sondern er genoß der Gegenwart so gut und so viel er konnte, und war in der Theorie sowohl als der Praxis eines der größten Leckermäuler von Paris, wo bekanntlich die ächten Gourmands zu Hause sind, und von wo aus alle gelehrten Werke über den haut gout sich in die ganze Welt verbreiten.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 78:

Papier.

Charade.

Mein erstes Paar, wen hat es nicht schon angestralt?
Wer nennt die Kehlen all, die ihm schon zugesungen?
Wer zählt die Pinsel auf, die's schon gemalt?
Aus wessen Brust ist nicht sein Lob erklungen?
O schöner Wechsel in dem tausendfachen Streben:
Die Nacht wird Licht, der Tod wird Leben!

Mein Zweytes triffst du in verschiedener Gestalt —
Hier in der Flora Kleid, da bey den Frauen
An Schurz und Rock, und dort, durch Guß und Schlaggewalt,
An Ofen, Säg' und Schild. Auch kannst du's schauen
An Kraut und Kohl, im Kartenspiel, im Tuche,
Am Dorngesträuch, im Buch und an der Buche.

Mein Ganzes, ich gesteh's, macht mich verlegen,
Wie ich's, in Räthseldunkel eingehüllt,
Beschreiben soll? — Die Bühne, wo mit Kraft erfüllt,
So manche Weise sich in Scherz und Ernst bewegen?
Das Panorama, wo Natur und Leben
In holdem Abglanz' uns des Geistes Streben
Als bunten Kranz zum Hochgenusse geben?

F. A. Schaller.

Beylage: Monatsregister März.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. April 1826.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister.
Stehe, sprach er, und ich steh' ihm mit Kraft und mit Lust.

Schiller.

Die Hängebrücke über die Meerenge Menay.

Dieses erstaunenswürdige Werk ward den 30sten Januar Nachts um ein Uhr zum Gebrauch für das Publikum eröffnet. Mit Menschen bedeckt und angefüllt fuhr die Diligence von London nach Bangor über die erleuchtete Brücke unter dem Jubelgeschrey der versammelten Menge, das noch durch das Gebrüll des Meeres übertönt wurde, was sich gleichsam in ohnmächtiger Wuth tief unten schäumend erhob. Die Zahl der Fuhrwerke, Reiter und Fußgänger, welche an demselben Tag über die Brücke gingen, war ungeheuer. Folgendes sind die näheren Angaben über dieses Werk, was seinem Erbauer, Herrn Telford, unsterblichen Ruhm sichern muß. — Die größte Länge der Ketten, von der Stelle an, wo sie in dem Fels befestigt sind, beträgt 1600 Fuß. Die Höhe der Pfeiler (suspending piers) beträgt 52 Fuß von der Straße an. Die Straße selbst und die Brücke hängt 100 Fuß über dem höchsten Wasserstand; sie hat zwey Fahrwege, damit die kommenden und zurückkehrenden Fuhrwerke sich nicht hindern, jeder von zwölf Fuß Breite, mit einem vier Fuß breiten Fußweg in der Mitte. Die Fahrwege führen durch zwey Bogen in den Pfeilern von 9 Fuß Breite und 15 Fuß Höhe. Die Ketten der Brücke sind sechszehn an der Zahl und ihre Stärke ist berechnet, daß sie ein Gewicht von 2016 Tonnen tragen können. Das Gewicht, was das Werk wirklich trägt, beläuft sich auf 342 Tonnen, so daß also noch 1674 Tonnen hinzukommen dürften. Das Gewicht der ganzen Brücke beträgt 489 Tonnen. — Diese Brücke ist nicht blos als Kunstwerk eine der merkwürdigsten großen Schöpfungen unserer Zeit, der man vielleicht nur die Simplonstraße an die Seite setzen kann, sondern auch in politischer Hinsicht ist sie von großer Wichtigkeit, da sie die Kommunikation zwischen England und Irland so sehr erleichtert. Bis dahin mußte man, um von Bangor nach Holyhead zu gelangen, sich auf einer Fähre über die Meerenge von Menay setzen lassen, welches immer mit großen Kosten und Zeitverlust, und häufig mit Gefahr verbunden war, da in dieser engen Felsenschlucht das Meer bey dem geringsten Winde sich mit furchtbarer Wuth erhebt. Von Holyhead beträgt die Ueberfahrt nach Dublin nur noch 65 englische Meilen. *)

*) Das Edinburg Philos. Journal gibt die Abbildung einer Brücke von 123 Fuß Länge, welche über den Fluß Maypo, nicht fern von St. Jago, der Hauptstadt von Chili, führt, und die den Kettenbrücken bis auf's geringste Detail ähnlich ist, nur daß sie von starken Riemen von Büffelleder getragen wird. — Dergleichen Riemenbrücken bedienten sich die Spanier schon zur Zeit der Eroberung jener amerikanischen Staaten, ihre Veränderung in Kettenbrücken lag so nahe, und doch fand dieses erst seit Kurzem Statt.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Indessen, um einen großen Künstler wie Lekain zu bilden, bedarf es der Vereinigung beyder Eigenschaften, des Gefühls und des Verstandes. Der Schauspie-

ler, welcher diese zwiefache Gabe von der Natur erhalten hat, geht in seiner Arbeit auf ganz besondere Weise zu Werk. — Zuerst versucht er seine Seele und seinen Vortrag den Gemüthsbewegungen und der Situation des darzustellenden Charakters anzumessen. Hiernach betritt er die Bühne, nicht allein um die ersten Versuche seiner Studien auszuführen, sondern um sich noch allen freywilligen Regungen seines Gefühls zu überlassen. Was macht er denn? Damit die Früchte seiner Begeisterungen nicht verloren gehen, wiederholt er sich dieselben in der Ruhe in seinem Gedächtnisse; er ruft sich die Töne, die Accente seiner Stimme zurück; den Ausdruck seiner Züge, die Geberden, den Grad der Hingebung, dem er sich überlassen hat, endlich Alles, was in jenen Augenblicken der Begeisterung zu der Wirkung beygetragen hat, die er hervorbrachte. Sein Verstand unterwirft sodann alle diese Mittel einer genauern Untersuchung, reinigt sie, stellt sie im Gedächtnisse fest, und hält sie dort in Verwahrung, um sie nach seiner Willkür in den folgenden Darstellungen wiederschaffen zu können. Diese Eindrücke sind oft so flüchtig, daß es für den Schauspieler, wenn er von der Bühne abtritt, vortheilhafter ist, sich die Scene, die er eben gespielt hat, im Gedächtnisse zu wiederholen, als die, welche ihm zu spielen bevorsteht. Auf diese Weise sammelt der Verstand alle Schöpfungen des Gefühls und bewahrt sie; und auf diese Weise nur kommt ein Künstler, der mit einem schönen Talente begabt ist, nach Verlauf von zwanzig Jahren (dieser Zeitraum ist der geringste) endlich dahin, daß er dem Publikum Darstellungen bieten kann, die, bis auf ein Weniges, vollkommen gedacht und in allen ihren Theilen ausgeführt sind. Dieß war die Bahn Lekains, der er beständig folgte, und der Alle folgen müssen, welche den Ehrgeiz besitzen, in seine Fußstapfen zu treten. Sein ganzes Leben war einer solchen Arbeit geweiht, und erst in seinen fünf oder sechs lezten Jahren hat er vollkommen die Früchte seiner Studien geerntet. Dann erst ließ ihn sein schöpferisches Gefühl nicht mehr unter den tragischen Situationen, die er zu malen hatte, dann erst entwickelte sein Verstand den ganzen Reichthum, den er gesammelt hatte, dann erst hatte sein Spiel eine solche Sicherheit gewonnen, war seinem Willen so untergeben, daß er stets die nämlichen Kombinationen, stets die nämlichen Effekte hervorbrachte: Accente und Biegung der Stimme, Geberde, Stellung und Blick, alles wiederholte sich bey ihm in jeder Vorstellung mit derselben Genauigkeit, demselben Feuer, derselben Hingebung, und wenn zwischen einer und der andern Darstellung ein Unterschied herrschte, so war es stets zum Vortheil der lezten.

Gefühl und Verstand sind also die Haupteigenschaften des Schauspielers, aber außerdem bedarf er unumgänglich ein gutes Gedächtniß; dieß ist sein unentbehrliches Instrument, Gestalt und Züge, die wenigstens einigermaßen den Rollen angemessen sind, zu denen er berufen ist; er bedarf einer leicht zu modulirenden Stimme, und ich habe wohl nicht nöthig zu sagen, daß eine gute Erziehung, Studium der Geschichte, weniger der Begebenheiten als der Sitten der Völker, und der besonderen Charaktere geschichtlicher Personen, selbst etwas Malerkunst, die Gaben der Natur bey dem Schauspieler vervollkommnen müssen.

Ich spreche hier nur von der Tragödie. Ohne mich in einen Streit einzulassen, was schwerer darzustellen sey, das Trauer- oder das Lustspiel, behaupte ich, daß, um in einem wie in dem andern zur Vollkommenheit zu gelangen, man stets die nämlichen physischen und geistigen Anlagen besitzen müsse; nur glaube ich, daß sie bey dem tragischen Schauspieler in höherm Grade vorhanden seyn müssen. Das Gefühl und die Begeisterung bedürfen bey dem komischen Schauspieler nicht derselben Stärke; die Einbildungskraft ist weniger beschäftigt. Er stellt Gegenstände dar, die er täglich vor Augen hat, Wesen aus einem Leben, an dem er Theil nimmt. Bis auf wenige Ausnahmen besteht seine Verrichtung nur darin, Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten nachzubilden, Seelenzustände zu zeichnen, die aus des Schauspielers eigener Sphäre genommen, und folglich auch viel gemäßigter als jene aus dem Reich der Tragödie sind. Seine eigene Natur spricht und handelt gewissermaßen in seinen Nachahmungen, während der tragische Künstler den Kreis verlassen muß, in dem er zu leben gewohnt ist, um sich in jene höhere Region zu schwingen, in welche der Dichter seine idealen Gebilde gestellt und gekleidet hat. Wesen, die aus dem Geiste entsprungen sind, oder welche ihm die Geschichte schon durch sich selbst oder durch den großen Zwischenraum der Zeit in vergrößertem Maßstabe geliefert hat. Er muß diesen Gestalten ihre großen Verhältnisse erhalten, während er ihre, über die natürlichen Accente erhobene, Sprache einem wahren natürlichen Ausdrucke unterwirft; und diese Mischung von Größe ohne Aufgeblasenheit von Natur, ohne Trivialität, dieser Verein von Idealität und Wahrheit ist das schwer zu erreichende Ziel in der Tragödie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Die Morgensonne erhellte nun das ganze Thal, das Lager der Rebellen lag vor mir — der wunderbarste Anblick in seinen vielfältigen barbarischen Gestalten! Menschen verschiedener Farben, alle verschieden bekleidet, oft kaum nothdürftig bedeckt, aber bey der abgeschmackten Eitelkeit der Neger, immer mit den buntesten Lumpen, dem glänzendsten Putze aus dem Raube der Erschlagenen geschmückt. Oft sah man den Ringkragen eines Offiziers unter einem Abbésbäffchen glänzen, und Epaulets auf ein Meßgewand geheftet. Jezt lagen sie in Trägheit vor ih-

ren aus Zweigen geflochtenen Hütten ausgestreckt, die rückkehrende Sonnenwärme geniessend, oder sangen auf den Fersen hockend ihre eintönigen Lieder. Ihre Weiber und Kinder, in kleinen Haufen um grosse Kessel versammelt, bereiteten die Nahrung dieses Tages, und an den äußersten Gränzen des Lagers erkannte ich die Griotten, welche mit ihren Weibern in grossen Kreisen um das Feuer saßen, und einzelne Luftstöße führten die Töne ihres wilden Gesanges, von der Guitarre und dem Balafo begleitet, an mein Ohr. Einige Wachtposten waren in der Nähe von Biassou's Aufenthalt aufgestellt, und die einzige Befestigung des ganzen Lagers bestand in einer Reihe von Kanonen, mit dem Raube der Ebene beladen. Sonderbar sahen gegen das reine Blau des Himmels die schwarzen Gestalten der einzelnen Wachtposten auf den getrennt stehenden Felszacken aus! Auf einen kleinen Raum beschränkt, drehten sie sich oft wie die Wetterfahnen um sich selbst herum und schrieen ihr Nada! Nada! zur Beruhigung des Lagers herab.

Endlich erschien ein Trupp ziemlich gut bewaffneter farbiger Soldaten, mit ihnen der Neger, für dessen Gefangenen ich mich hielt; dieser band mich vom Baum los und übergab mich den Kriegern, deren einer ihm zu gleicher Zeit einen ziemlich ansehnlichen Sack mit Piastern überreichte. Der Neger begann sogleich, im Grase knieend, sie zu zählen und mich führte man fort. Nach vielerley Umwegen durch das Gehölz gelangten wir an eine natürliche Höhle, deren gewölbähnlicher Eingang mit einem vielfarbigen tibetanischen Teppich verhängt war. Er ward von einer doppelten Reihe Soldaten bewacht, und jezt erkannte ich an der Gleichheit ihrer beyderseitigen Uniformen, daß ich von einer Abtheilung von Biassou's Leibwache abgeholt worden war. Auf die gewechselte Parole hob der Offizier den Teppich und ich trat in die Höhle, die von einer kupfernen Lampe mit fünf Dochten erleuchtet war.

Am Ende von zwey Reihen Mulattensoldaten saß ein Farbiger auf einem grossen Klotz Mahagonyholz, über den eine Decke von Papageyenfedern ausgebreitet war. Seine Haut wich nur wenig von der Negerschwärze ab, er war höchst lächerlich gekleidet, man möchte vielmehr sagen vermummt; hatte sich ein Ludwigskreuz am Gürtel gehangen, einen runden Hut mit der rothen (spanischen) Kokarde, eine französische Marechal des Champs-Epaulette, und eine gelbe wollene von einem Sergeanten, auf die er aber, um sie glänzender zu machen, einige wohl abgeriebene Spornenrädchen geheftet hatte. Ein Säbel und reich damascirte Pistolen lagen neben ihm auf dem Teppich. Hinter ihm standen zwey Sklavenkinder mit Federfächern, neben ihm, auf beyden Seiten, bezeichneten zwey rothsammtne, wahrscheinlich in einer Kirche geraubte, Kissen ein Paar Ehrenplätze — denn auf deren einen saß mit untergeschlagenen Beinen, stumm und unbeweglich und noch immer in seinen dichten Schleyer verhüllt, der Obi, welcher mich aus den Händen der Griottenweiber befreyt hatte. Hinter diesen Sitzen war die Felswand mit vielen Standarten, Feldzeichen und Fahnen, der dreyfarbigen, der weißen, der spanischen, geschmückt, und unter ihnen ragte eine sehr hohe, ganz schwarze Fahne hervor.

Ich ward dicht vor den Negerhäuptling geführt, er sah mich eine Weile starr an und sagte dann mit boshaftem Grinsen: „Ich bin Biassou." Diesen Namen hatte ich erwartet, in dieser Umgebung hörte ich ihn aber doch mit einem Schauder. Ich schwieg. Nun begann ein Verhör, in dem seine Wuth sichtbar ward, und Rache und Verachtung meine Todesverachtung mit jedem Augenblick steigerte; endlich verkündigte er mir, ich solle — den Grund davon sah ich nicht ein — noch vier-und-zwanzig Stunden leben, und befahl mir, in einem Winkel der Höhle zwischen zwey Wachen sitzen zu bleiben. Darauf gebot er, die Truppen zur Heerschau zu versammeln, und hieß dem Obi, sich mit den heiligen Gewändern zum Meßopfer zu bekleiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 29. März.

Die Osterfeyertage sind mit allen ihren vorausgehenden Geschäfts- und Vergnügensunterbrechungen glücklich vorüber. Die lezte Zeit war so trüb, regnicht und voll Nebel, daß das Aufhören der Thätigkeit im betriebsamen Leben doppelt lastend ward. Denn die jezige Zeit mit ihren gegenwärtigen Bankerotten und künftigen unklaren Aussichten stimmt auch nicht gerade sehr zu rauschenden Vergnügungen, Gastereyen u. s. w., die überhaupt in Dresden nicht an der Tagesordnung sind. Bey Hofe gab es nichts als ein grosses Konzert am zweyten Feyertage, wobey sich der treffliche Hummel aus Weimar hören ließ, und den allgemeinsten Beyfall einerntete. Man hofft, daß er auch noch ein öffentliches Konzert geben wird, das gewiß sehr besucht seyn dürfte. Dieß war auch das der Sängerin Veltheim, welche jedoch darin nicht als solche, sondern mit einem zweyten ausgezeichneten Talente, nämlich als meisterhafte Pianofortespielerin auftrat. Auch als Tonsezerin hat sie sich in den öffentlichen Blättern angekündigt, und es ist allerdings so vielfache musikalische Ausbildung bey so vieler Bescheidenheit etwas sehr lobenswerthes. In einem Konzerte, das der kleine Pianofortespieler Ogulski gab, war ich nicht zugegen, höre aber, daß er für sein Alter von acht Jahren das Außerordentlichste geleistet haben soll. Dafür habe ich jedoch den beyden Improvisationen des Doktor und nunmehrigen Professor in Weimar, B. Wolff, beygewohnt, und kann in der That nicht begreifen, wie die Stimmen von verschiednen Orten her so verschieden über ihn lauten können. Er leistet auf sehr anspruchlose und angenehme Weise, was er verspricht, man muß sich nur aber selbst von einer Improvisation, und noch dazu in deutscher Sprache nicht mehr versprechen, als wozu man berechtigt ist. Es ist stets ein erster und deßhalb schon ein sehr achtbarer Versuch, den er gemacht hat, und ich fürchte sehr, daß er sobald nicht überboten, oder auch nur erreicht werden dürfte. Er hat hier zwey öffentliche Abendunterhaltungen, am 7. und 15. März gegeben, und besonders in der leztern ein sehr zahlreiches und geistvolles Auditorium um sich vereint, auch mit vielem Beyfalle an dem Hofe der königlichen Prinzen und Prinzessinnen und in mehrern Privatkreisen im-

provisirt. Die Gegenstände der ersten öffentlichen Improvisation waren: Belisar, Marius auf Karthago's Trümmern, Camoens lezte Stunden, und eine Doppelscherz-Aufgabe mit Anfangsworte und bestimmten Endreimen. Bey der zweyten trug er die Annäherung des erschaffnen Wesens zum Unerschaffnen, den Wettstreit zwischen Tonkunst, Dichtkunst und Malerey, und den Sturz eines Bergmanns in einen Kohlenschacht, und seine Rettung daraus, nebst einer gleichen Scherzaufgabe wie die erst bezeichnete, und einem ernsten und einem komischen Sonette vor. Ein eigentlicher hochpoetischer Aufschwung war seltener bey seinen Improvisationen zu bemerken, gab ihm aber der Stoff Gelegenheit dazu, wie dieß besonders in der zweyten Unterhaltung bey den zwey ersten Aufgaben der Fall war, so trat er wohl auch ein, und einzelne Stellen darin waren in der That sehr gelungen lyrisch. In der Regel ist aber der Vortrag mehr didaktisch und betrachtend, wozu auch das im Ganzen gewählte Metrum — das freylich nicht stets dasselbe bleibt — sich am besten eignet. Aber zu bewundern ist der Fluß der Rede, in dem ich nie eine Stockung oder Störung bemerkte, das schnelle Ordnen des Plans, wie der einzelnen Gedanken und das anmuthige Kolorit, das doch meist dem Ganzen gegeben wird. Dabey zeigen sich bey mehreren Aufgaben sehr achtbare Kenntnisse in Geschichte und Literatur, und der Vortrag selbst ist so warm und lebhaft, daß man wohl sieht, der Improvisator sey selbst von seinem Stoffe durchdrungen und entzündet, und es sey nicht blos leeres Formelwerk und Wortgeklingel, was er uns gebe, wie es ja sogar manchem sogenannten Dichter beym Niederschreiben seiner Reimerzeugnisse zu geschehen pflegt. Sein persönlicher Anstand ist ein zweckmäßiger und einnehmender, sein Ton nicht melodisch, aber auch nicht störend, und der Dialekt ein vollkommen reiner, da ein dann und wann zu bemerkendes längeres Verweilen auf den Endsylben weniger von einem Fehler des Dialekts, als von der nothwendigen Aufmerksamkeit auf den Reim abzuleiten seyn dürfte. Bey beyden Improvisationen sprach sich der Beyfall sehr deutlich aus, doch schien es fast, als ob auch hier, wie so oft, der Scherz über den Ernst den Sieg davon trage.

Durch das Wegfallen des großen italienischen Oratoriums, welches bisher am Sonnabende vor Ostern in der katholischen Hofkirche Statt fand, verlieren Kunstkenner einen sehr großen Genuß, da ähnliche Ausführungen von einem musikalischen Institute, das in seiner Art so außerordentlich hoch steht, während des ganzen Jahres nicht mehr zu hören sind. Um so größer war das Zuströmen zu dem Passions-Oratorium in der Kreuzkirche am Charfreytag. Es war eine neue Komposition des verdienstvollen Musikdirektors an derselben F. W. Agthe, welche mit dem Schülerchor der Kreuzschule und den hiesigen Stadtmusikern ausgeführt ward, doch sollen mehrere Mitglieder der königlichen musikalischen Kapelle, aus Achtung für den Kompositeur, dabey mitgewirkt haben. Mir hat besonders die wahrhaft geniale und großartig aufgefaßte Einleitung zum ersten Theile, und mehreres aus dem zweyten gefallen. Hie und da war der Tonsetzer wohl etwas durch den bunt zusammengewürfelten Text beschränkt. Die Einwirkungen anderer großen Meister, namentlich Webers und Winters, waren wohl nicht zu verkennen, und ein Arioso hatte ganz das Motiv aus Josephs bekannter Arie von Mehul. Das Ganze kann jedoch, und besonders das achtenswerthe Streben des fleißigen Agthe nur mit Anerkennung und Dank erwähnt werden, es gewährte unter der verständigen Leitung des braven Komponisten einen sehr eindringenden Genuß, und bezeugte jedenfalls, daß derselbe seinen ruhmvollen Vorgängern, Weinlig und Homilius, würdig nachstrebe.

Vor vierzehn Tagen hat in der Nachbarschaft Dresdens ein unglücklicher Brand das kleine Städtchen Dippoldiswalde fast ganz eingeäschert. Es brannten über hundert Häuser und eine große Menge Scheuern ab, auch verunglückte ein Kaufmann dabey, welcher, um einiges von seiner Habe zu retten, sich zu kühn in sein bereits brennendes Haus wagte. Troz der Ungunst der Zeit laufen von allen Seiten bedeutende Unterstüzungen für die Abgebrannten ein, und bey der Trefflichkeit der hiesigen Verwaltung werden sie gewiß zweckmäßiger vertheilt werden, als es nach französischen Blättern mit den Hunderttausenden geschah, die für das arme Salins einkamen.

Die hiesige Kunstakademie und das Theater verloren auch in diesem Monate, erstere einen wackern Lehrer und leztres einen ausgezeichneten Dekorationsmaler an dem Hofmaler Jentzsch, welcher zu früh für die Kunst und seine dankbaren Zöglinge starb. In Italien ausgebildet, lieferte er besonders im Fache der Landschaft sehr geniale Arbeiten für die königliche Bühne, und ich erinnere mich noch besonders seiner Dekorationen zu Wilhelm Tell, welche eben so naturtreu als künstlerischfrey waren, und vortreffliche Wirkung hervorbrachten. Dem Vernehmen nach ist der bekannte Dekorationsmaler Arrigoni beym Theater in Jentzsch Stelle eingetreten, und es steht auch von ihm sehr vieles Gelungene zu erwarten, wie er dieses schon auf andern Bühnen, besonders des südlichen Deutschlands, hervorgebracht hat.

Guido.

Paris, 1. März.

(Beschluß.)

Von seinen Küchenkenntnissen hat dieser Bon Vivant (Brillet Savarin) ein sonderbares Denkmal hinterlassen, nämlich die Physiologie du goût, ein Buch, das er kurz vor seinem Tode herausgab, und das halb scherzend und halb ernsthaft von der Leckermäulerey handelt. Der Herr Gerichtsrath sprach aus Erfahrung, denn er suchte sich selbst auf dem großen Markt des innocens die leckersten Fische aus, und bereitete die wohlschmeckendsten Speisen selbst zu. Natürlich kömmt man in diesem Fache mit der bloßen Theorie nicht weit, sondern man muß selbst practicirt haben; Brillet Savarin war daher völlig zum Schriftsteller über die Gourmandise geeignet; denn er hatte selbst gekocht und gebraten, das Gesottene und Gebratene vielfältig geprüft, lange darüber nachgedacht, und sogar Modulationen darüber angestellt. Um aber diesen Bericht mit der Akademie zu beschließen, womit er anhebt, so muß ich noch hinzufügen, daß seit Kurzem wieder eine Akademikerstelle leer geworden ist, welches dann die Dichter und schöngeistigen Prosaiker wieder in gewaltige Bewegung sezt. Der nun erledigte Platz war von dem Hrn. v. Aguesseau, einem Abkömmlinge des berühmten Kanzlers, besezt; er selbst hat sich eben nicht berühmt gemacht, und vermuthlich war er in die Akademie hineingerathen, blos weil sein Vorfahr ein guter Redner gewesen war. Als Napoleon im Anfange seiner Regierung daran dachte, die alten Familien hervorzuziehen, und sie durch Würden und Aemter an seine Dynastie zu fesseln, hatte er diesen Herrn v. Aguesseau zum Gerichtspräsidenten gemacht. Allein man erzählt, der Hr. Präsident sey oft eingeschlafen; das ist ein Unglück, das einem bey einer Gerichtssitzung so gut ereignen kann als bey einer langweiligen akademischen Vorlesung oder Predigt; Napoleon aber sey über den schläferigen Präsidenten böse geworden, und habe ausgerufen: Nun, wenn er sich des Schlafes nicht erwehren kann, so muß er in die Kälte gehen, um wach zu werden! worauf Hr. d'Aguesseau dann als Gesandter nach Schweden geschickt wurde, und daselbst einige Jahre verblieb. Ob er auch dort geschlafen habe, weiß ich nicht genau; übrigens war er ein rechtlicher Mann.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. April 1826.

O Welt! wie schamlos und boshaft bist du!
Du nährst, und verzehrst und tödtest zugleich.

Ferdusi.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

In wenig Minuten war auf Biassou's Befehl die Höhle zu der Parodie des erhabensten Geheimnisses umgestaltet. Der Altar bestand in einigen Zuckerkisten mit einem weißen Tuche bedeckt, ich erkannte das Kirchengeräth für dasselbige, was in dem Tempel von Acul bey meiner Trauung mit Marie gedient hatte — nur das Kruzifix fehlte, und statt diesem stieß der Obi seinen eisernen Dolch aufgerichtet in die Kiste. Nachdem der Altar fertig war, hing der dämonische Zwerg die Meßgewänder der Kirche von Acul um — dieselben, welche der Priester, da Marie an meiner Seite stand, trug — dann verbeugte er sich tief gegen Biassou, um ihm, daß Alles bereitet sey, zu bedeuten.

Auf ein Zeichen des Anführers wurde der Teppich am Eingang der Höhle emporgehoben, und zeigte das ganze vielfarbige Heer. Biassou sank auf die Knie, rief mit donnernder Stimme: „Auf die Knie!“ — „Auf die Knie!“ riefen die Hauptleute jedes Haufens, und in einem Augenblicke lag die unübersehliche Menschenmenge am Boden. — Ich allein, empört von der Entweihung, die ich begehen sah, blieb sitzen, doch meine beyden Mulattenwächter rissen mich nieder und ich mußte diesem nachgeäfften Gottesdienst mit nachgeäffter Andacht beywohnen. Der Obi waltete seines Amts mit Ernst, die Neger begingen die Feyer mit Andacht; wie der Spottpriester das Heiligste emporhub, rief er mit starker Stimme, die von dem Gewölbe der Höhle zurück tönte: „Ihr kennt den lieben Gott; ihn zeige ich euch; die Weißen haben ihn getödtet, tödtet die Weißen!“ Nach beendigter Ceremonie hielt Biassou eine Anrede an sein Heer, welche es mit wilder Begeisterung zur Rache aufforderte, indem sie die Leiden seiner Landsleute, ihre Rechte als Menschen, und ihre schon über ihren Unterdrücker erhaltenen Vortheile mit flammenden Farben schilderte. Die Menge schien wie von Zauberformeln bewegt, Geheul, Thränen, Geschrey erschallten in fürchterlichem Gewirr, bis auf ein Zeichen, das Biassou mit der Hand gab, ein tiefes Schweigen erfolgte und ein Jeder trat in seine Reihen zurück. So eine ungeheure Gewalt hatte dieser Sklave allein durch die Macht des Verstandes über seine barbarischen Landsleute erlangt.

Ein anderes Schauspiel öffnete sich jezt vor meinem Blicke: das Verbinden der Verwundeten. Der Obi, welcher für dieses Negerheer Priester und Wundarzt zugleich war, hatte sein Meßgewand abgelegt und, einen Kasten mit Heilmitteln und Wundwerkzeugen neben sich, verband er die Wunden, welche seine Landsleute von dem gestrigen Gefecht nach Hause gebracht hatten. Seine Heilmittel waren einfach, seine Operationen geringfügig und ungeschickt; er half sich mit Zaubersprüchen, Amuleten und Fetischen — denn bey diesen Negern ist der alte heidnische Aberglaube noch überall mit dem neuen katholischen Glauben gepaart. Nachdem dieses Geschäft beendigt war, und die armen Verwundeten viel mehr gläubig wie erleichtert Platz gemacht

hatten, sprang der Obi mit unglaublicher Leichtigkeit auf den Altar, setzte sich mit untergeschlagenen Beinen nieder, und plötzlich die Rolle des Heilkundigen mit der des Propheten vertauschend, berief er mit prahlerischen Worten alle diejenigen herbey, welche ihr zukünftiges Schicksal zu wissen begehrten. Eine Menge Mulatten und Neger stürzten herbey; der Obi begann sein phantastisches Gewäsch, als ein Farbiger in weißer Jacke und Pantalon, mit einem Madrastuch, wie die reichen Kolonisten sie tragen, um den Kopf, hereintrat, um Biassou eine Botschaft zu bringen. Es war der, später unter dem Namen des General Rigaud bekannte Mulattenanführer der Empörten aux Cayes. „General, sagte er leise, aber ich befand mich so nahe, daß ich ihn verstand, ein Bote Jean Francois meldet, daß Boukmann in einem Gefecht gegen Herrn von Touzard das Leben verlor, und daß die Weißen sein Haupt in ihrer Stadt als Siegeszeichen aufgepflanzt haben." — „Sonst nichts?" erwiederte Biassou, mit kaum unterdrückter Freude, denn der Tod eines Anführers war seiner eifersüchtigen Herrschbegier willkommen. „Aber bedenkt die Wirkung der Nachricht auf das Heer," nahm Rigaud abermals das Wort. „Ihr seyd einfältiger, wie ich es glaubte," sprach Biassou und sagte dem Obi, der indeß ungestört fortgesprochen hatte, einige Worte in's Ohr, dann befahl er Rigaud, einen Boten, den er ihm ebenfalls angemeldet hatte, eine Viertelstunde aufzuhalten, und fuhr, dem Anschein nach, ruhig fort, auf das Geschwätz des Obi zu horchen.

Dieser hatte indeß angefangen, seine Weissagungen auf die Linien der Hand, die Furchen der Stirne zu begründen. Er verhieß Wunder, Reichthum, Tod oder Sieg mit der gemeinen Frechheit der Menschen dieser Art, und die armen Betrogenen schlichen, hoffend oder ergeben, alle gläubig davon. Jetzt erklärte er mit unverschämter Zuversicht: „Wer zwischen beyden Augenbraunen auf der Linie des Mondes die Gestalt zweyer Pfeile hat, fällt in der Schlacht. Wessen Lebenslinie aber am Ende durch ein Kreuz durchschnitten ist, kommt auf das Blutgerüst — und hier muß ich euch nun sagen, meine Freunde, daß Boukmann, eine der mächtigsten Stützen der Freyheit, diese drey drohenden Zeichen an sich trägt." Die Neger verschlangen den Gaukler beynahe mit ihren Blicken, sie waren ganz Ohr; Biassou aber sagte seinem Adjutanten einige Worte in's Ohr, und indeß sich dieser hinweg begab, fuhr der Obi in seinem Geschwätz fort. Bald kam der Adjutant zurück und führte den angekündigten Boten mit sich; es war ein Neger, mit Staub bedeckt, seine blutigen, von Dornen und Kieseln zerrissenen, Füße zeigten, was für beschwerliche Wege er hatte zurücklegen müssen. Er überreichte dem Anführer eine Depesche, die dieser eifrig öffnete und las, dann die Aufmerksamkeit der Versammlung aufforderte und sie ihr mittheilte. Sie enthielt die Nachricht von Boukmanns Tod und wie die Sieger sein Haupt aufgepflanzt hätten — dieses Schreiben war mit den Aeußerungen der größten Erbitterung und dem heftigsten Geschrey um Rache verfaßt. Eine Todtenstille verbreitete sich über die Menge; der Obi richtete sich aber stehend auf dem Altar empor, schüttelte seinen weißen Stab, rief unzusammenhängende, unsinnige Zauberworte und bewies, jauchzend über die Untrüglichkeit seiner Wissenschaft, daß er vor kaum einer Viertelstunde Boukmanns Tod und mit den nun eingetroffenen Umständen geweissagt habe; den Tod in der Schlacht und das Erscheinen auf dem Blutgerüst — denn sein Haupt sey, vom Rumpfe getrennt, aufgesteckt worden. Die Entmuthigung der Neger machte nach diesen Worten einer Art wundervollem Schauder Platz; der Zauberer, seine Macht genießend, schritt auf dem Altar hin und her. Biassou forderte ihn auf, jezt auch sein, des Anführers, Zukunft zu verkünden, und reichte ihm mit wenig verhehltem Spott seine Hand. Der Obi kramte alle Fratzen seiner Meisterschaft aus, prophezeihte seinem Herrscher alle Herrlichkeiten der Erde, Sieg, Reichthum und Macht, mischte aber, und deutlich nahm ich wahr, daß sein Blick sich auf mich heftete, einige Ermahnung zur Wachsamkeit und heilsamen Strenge mit bey. Der widrige Auftritt erreichte sein Ende, die Menge entfernte sich, der Obi, in tiefe Betrachtungen versenkt, saß wieder auf seinem Polster, Rigaud hatte das zweyte derselben eingenommen und Biassou, auf seinem Federteppich sitzend, kaute Tabak.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Man wird mir vielleicht einwenden, der tragische Schauspieler habe viel mehr Freyheit in der Wahl seiner Mittel, dem Urtheil des Publikums Gegenstände zu bieten, deren Urbilder in der Gesellschaft nicht vorhanden sind, während bey dem komischen Schauspieler dasselbe Publikum leicht beurtheilen kann, ob die Nachahmung dem Originale gleicht, das unter seinen Augen wandelt. Aber ich antworte, daß Leidenschaften zu allen Zeiten Statt finden, die Gesellschaft kann ihre Stärke mindern, aber sie leben deßhalb nicht weniger in dem Grund der Seele, und jeder Zuschauer kann durch sich selbst sie wohl beurtheilen. Was aber die großen geschichtlichen Charaktere betrifft, so kann das gebildete Publikum, welches allein den Ruf des Künstlers gründet, und mit der Geschichte vertraut ist, leicht über die Wahrheit der Nachbildung entscheiden, und so sieht man aus dem Gesagten, daß die physischen Eigenschaften des tragischen Schauspielers mehr Kraft und innere Stärke besitzen müssen, als die des komischen. In Betreff der körperlichen begreift man, daß bey dem tragischen Schauspieler die Gesichtszüge mehr ausgesprochen und be-

weglicher, daß seine Stimme voller und klingender, eines tieferen Ausdrucks fähiger seyn müsse, daß er gewisser Kombinationen und einer ungewöhnlichen Kraft bedarf, um mit gleicher Energie eine Rolle von Anfang bis Ende auszuführen, in welcher der Dichter oft in einen engen Rahmen, in den Zeitraum von zwey Stunden alle Gemüthsbewegungen, alle Aufregungen der Seele gedrängt hat, die ein leidenschaftliches Wesen oft nur in einem großen Theile seines Lebens empfinden kann. Uebrigens wiederhole ich, der große komische Schauspieler bedarf nicht weniger Fähigkeiten als der große tragische Künstler, nur von verschiedener Art, und einer wie der andere muß in die Geheimnisse der menschlichen Natur eingeweiht seyn, in ihre Neigungen, in ihre Schwächen, ja selbst in die Sonderbarkeiten des menschlichen Herzens*).

Wenn man bedenkt, wie vieler Eigenschaften, wie vieler Naturgaben es bedarf, um einen wahren tragischen Schauspieler zu bilden, muß man sich verwundern, daß sie so selten sind? Unter den meisten, die sich diesem Stande widmen, hat der eine Geist, und seine Seele ist von Eis; der andere hat Gefühl und keinen Verstand. Dieser besizt Beydes, aber in so geringem Maße, als ob er es nicht besäße, sein Spiel ist ohne Wirkung, sein Ausdruck weichlich, ungewiß, farblos; er spricht bald hoch, bald tief, schnell, langsam, wie es der Zufall gibt. Jener hat von der Natur alle glücklichen Gaben der Seele und des Geistes erhalten, und seine rauhe, trockne, klanglose Stimme versagt ihm, die Gemüthsbewegungen auszudrücken; er weint, und kann keine Thränen entlocken, er ist gerührt und vermag nicht zu rühren. Dieser besizt eine wohlklingende, gefühlvolle Stimme; aber seine Züge sind unangenehm, seine Gestalt, seine Formen unedel. Kurz, die Summe glücklicher Zufälligkeiten, die der Mensch vereinigen soll, ein vollkommner Schauspieler zu seyn, ist so groß, daß man sich nicht verwundern soll, wenn man nur nach langen Zeiträumen einen solchen erscheinen sieht.

Es ist nicht zu läugnen, Lekain hatte einige Mängel; aber in der Literatur und den Künsten ist das Genie nur der Schönheiten wegen geschäzt, die es hervorbringt, seine Unvollkommenheiten haben keinen Theil an seinem Ruf; dieß ist die grobe Materie, die ohne die Vortrefflichkeit seiner edelsten Begeisterungen in Vergessenheit gefallen wäre, und die Erinnerung an seine Fehler verewigt sich nur in der Celebrität, die ihm seine Vollkommenheiten gewährt haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Kenner wird bemerkt haben, wie der große Künstler hier weder zu der Erhabenheit des Komischen sich emporgeschwungen, noch in seine Tiefen eingedrungen ist; weder jenes, das an das Phantastische, noch dieses, das an's Tragische gränzt, bemerkt; — und doch ist Talma ein Kenner und Anbeter Shakespears. Rt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt. a. M. im März.

Ueber die Reisen unseres kühnen Landsmanns Rüppell in Nordafrika sind nun in der hiesigen Iris Mittheilungen bis vom Juli vorigen Jahres enthalten, woraus ich Ihnen wieder einen gedrängten Auszug, in Verbindung mit einigen mündlichen und andern Nachrichten, geben kann.

Unter fortwährenden kriegerischen Bewegungen faßte Rüppell den Entschluß einen Lieblingsplan auszuführen, die große Oase im westlichen Nubien, das von Negern und angesiedelten Arabern bewohnte Land Kordofan zu bereisen. Zu dieser schwierigen Unternehmung bahnte ihm die Freundschaft des Statthalters von Nubien, Abdim Bey, und des Schwiegersohnes des Pascha von Egypten, Mehmed Bey, der Feldherrn gegen die aufrührerischen Provinzen, den Weg. Von diesem lezteren merkwürdigen Mann erhielt Rüppell zu seinem Erstaunen und nicht geringer Freude eine von ihm selbst entworfene Karte des Kordofan und der umliegenden Gegenden, die er alsbald ausführte, und damit einen wichtigen Beytrag zur Geographie Nordafrika's lieferte. Rüppell schreibt über die Persönlichkeit von Mehmed Bey folgendes: „Er ist einer von den wenigen Türken, von denen die Wissenschaften geschäzt und geehrt werden; er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber der Geographie, und weiß den Werth neuer Entdeckungen zu würdigen. Er führt stets einen großen Atlas bey sich, der zu Konstantinopel erschienen ist, und mehrere neue türkische Werke über Geographie, Astronomie und Physik. Er hat einige Kenntnisse in den genannten Wissenschaften, und legt sie gern, mit einer Art von Stolz oder Eitelkeit, vor denen zur Schau, die gleichen Geschmack mit ihm haben. Ich war sehr verwundert, als ich ihn, mit vieler Klarheit und Bestimmtheit, die Phänomene der Refraction und Attraction erklären hörte. Er fragte mich nach der wahren Ursache der Deklination und Abweichung der Magnetnadel; ich gestehe Ihnen, kein Schulknabe mag je mehr in Verlegenheit gewesen seyn als ich bey dieser Frage. — Dieß ist die lobenswerthe Seite dieses seltsamen Mannes, der, auf der andern Seite, über alle Beschreibung grausam ist, und dessen Blutdurst alles übertrifft, was man nur in der Geschichte von der Wildheit der ärgsten Tyrannen des Alterthums erzählt findet. Es gehört eine eigne Art dazu, mit Leuten von solchem Charakter umzugehen, und besonders, wenn man in ihrer Gewalt ist.“ — Auf seinen Zügen mit der türkischen Armee lernte Rüppell die sehr merkwürdigen Ruinen von Kurgos und von Solib kennen, die in den Briefen genau beschrieben werden, so weit es die kurze Zeit seiner Untersuchungen zuließ. —

(Die Fortsetzung folgt.)

London, 24. März.

Ich glaube Ihnen schon vor einiger Zeit einige Umstände über den Mord eines Kindes durch einen katholischen Priester in Irland mitgetheilt zu haben; und gebe Ihnen jezt die Geschichte seines Prozesses, wie sie von einem Augenzeugen beschrieben worden, in der Ueberzeugung, daß sie Ihren Lesern eben so merkwürdig erscheinen werde wie mir. „Dieser Unglückliche hatte von seiner Kindheit an einen gewissen Hang zur Geistesverwirrung; und es war mit großer Mühe, daß er die Weihe erhielt. Seine Lieblingstheorie, ehe er ganz wahnsinnig geworden, war das Teufelaustreiben, und alle, die ihn über diesen Gegenstand gehört haben, bewunderten den Scharfsinn, womit er aus falschen Grundsätzen seine Schlüsse zog. Ein Arzt, mit dem er befreundet war, hatte längst die Annäherung des Wahnsinns bey ihm bemerkt, und ihn darnach behandelt;

aber seit einiger Zeit hatte Vater Caroll die Vorschriften seines Freundes vernachläßigt, und die Geisteskrankheit brach in ihrer ganzen Furchtbarkeit aus. Eines Tages kam ihm mitten in der Feyer der Messe der wahnsinnige Gedanke, er sey vom Himmel beauftragt, böse Geister auszutreiben; unter den wildesten Geberden endigte er den Gottesdienst, und rannte dann hinaus auf die Straße, um einen Gegenstand zu finden, an dem er seine Macht beweisen könnte. Als er erfuhr, daß ein gewisser Taglöhner, Namens Neill, bettlägerig sey, bestand er darauf, er wäre vom Teufel besessen, und machte sogleich Anstalt den Feind auszutreiben. Von einer Menge Menschen begleitet, begab er sich in des armen Mannes Hütte, sprang auf ihn los, und fing an, ihn aus Leibeskräften zu kneipen, ein Mittel, welches er zu seinem Zwecke für unwiderstehlich erklärte, und welches sich der Kranke mit frommer Ergebung gefallen ließ. Nachdem er ziemlich lange in dieser Arbeit fortgefahren, erklärte er endlich den erstaunten Zuschauern, er habe den Teufel in seiner Gewalt, und wolle ihn ohne Gnade in's rothe Meer stürzen. Dieß that er, nach der Beschreibung eines Zeugen, auf folgende Weise. Zuerst sprach er einige geheimnißvolle Wörter, drehte sich dann mit ausgestreckten Armen schnell im Kreise herum, blieb dann, gab sich ein wichtiges Ansehen, stemmte einen Arm in die Seite und hielt den andern ausgestreckt, als wenn er, nach dem Ausdruck des Zeugen „den Teufel beym Schwanze trüge. Er näherte sich mit feyerlichem Anstande einer Brücke, die über den Fluß Slaney führt, wo er den Teufel dem Wasser übergab, das er das rothe Meer nannte. Hiermit aber noch nicht zufrieden, erklärte er, Neill habe noch sieben andere Teufel in sich, die er alle austreiben müßte, und sogleich fing er das Kneipen auf's Neue an, bis der Patient zulezt aus dem Bette sprang, und sich für vollkommen hergestellt erklärte. Dieser Umstand machte einen tiefen Eindruck auf die Gemüther aller Gegenwärtigen, worunter sich auch mehrere Protestanten befanden; unter andern eine gewisse Frau Winter mit ihrer Tochter, welche beyde niederknieeten und zum Herrn flehten, er möchte doch dem Pater auch in der Wirkung des nächsten Wunders seine Hülfe angedeihen lassen. Durch diesen Glauben ermuntert, fiel der Wahnsinnige über eine alte Frau her, die zufällig des Weges kam, schlug sie nieder, und zerarbeitete sie so kräftig, daß endlich einer der Zuschauer den Uebrigen zurief, sie sollten aus dem Wege gehen, denn er sähe den Teufel herauskommen. Dieser Erfolg trieb den Unglücklichen bis zur unbändigsten Raserey; und da er sich plözlich erinnerte, daß das Kind eines Mannes, Namens Sinot, Zuckungen habe, und die Mutter ihn ersucht hatte, über demselben zu beten, so war es gleich bey ihm ausgemacht, auch dieses Kind sey besessen, und eilte sogleich zu Sinots Wohnung hin. Diese bestand aus zwey Gemächern zur ebnen Erde, und in dem kleinsten derselben lag das arme Kind, welches das Opfer seiner Raserey werden sollte. Das Gemach war so klein, daß nicht über zwey oder drey Personen hinein konnten, so daß der Haufe, welcher draußen blieb, durchaus nicht sehen konnte, was er vorhatte. Auch der Vater des Kindes, welcher bey der Ankunft des Priesters nicht in der Hütte war, wurde hernach durch das Gedränge zurückgehalten, und das Kind war schon einige Zeit todt, ehe er dessen Schicksal erfuhr. Indessen hatte ihn doch Niemand verhindert, sein Kind zu beschützen; aber er sagte bey dem Verhör, wo er als Zeuge erschien, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen der Priester könnte dem Kinde etwas zu Leide thun; er konnte, wie er sagte, nicht einmal den Priester sehen. Es ist nicht nöthig zu beschreiben, auf welche Art das Kind umgekommen, genug, man hörte es ein paar Mal schwach schreyen und Mutter rufen, und dann war Alles stille. Der Wahnsinnige hatte das Kind unter einen Zuber gesteckt, unter welchem man es todt fand. Es läßt sich denken, daß der Prozeß in einer Grafschaft, wo die Rebellion am wüthendsten geraßt, und ihre Greuel noch lange nicht im Gedächtniß der Einwohner erloschen sind, großes Aufsehen machen mußte. Die protestantische Parthey vergessend, daß einige von ihrer Sekte in gewisser Hinsicht an der unglücklichen That Theil genommen, oder zum wenigsten sich leidend dabey verhalten, zeigten einen stolzen und verachtungsvollen Triumph über den tiefen geistigen Verfall der Katholiken, den sie durch diese Begebenheit als bewiesen ansahen, während diese eine schmerzhafte Empfindlichkeit an den Tag legten, welche zeigte, daß sie es tief empfanden, welch einen Vortheil die Gegner dadurch für den Augenblick erlangt hatten. Der Gerichtshof war bis zum Dache mit Menschen angefüllt, worunter die Geistlichkeit beyder Religionen durch ihre Anzahl sich auszeichnete. Ungeachtet beyde dieselbe Art von Kleidung trugen, so war es doch nicht schwer, bey dem ersten Blick den protestantischen Pfarrer und den katholischen Priester zu unterscheiden. Ein Ausdruck lächeln der Verachtung, und ein frohlockender Blick bezeichnete die heiteren Gesichter der Pfarrer, während die leidenschaftliche Zuckung in den Zügen der Priester das bittere Gefühl einer unverdienten Demüthigung zu erkennen gab. Eben so auffallend unterschieden sie sich in der Art des Anzuges, grob und nachläßig bey den unterdrückten und verarmten Priestern, und fein und zierlich bey den Pfarrern der reichen herrschenden Kirche. Die Gesichter der Priester waren feurig von der stärkenden Gebirgsluft, während das schwache Roth auf des Pfarrers Wange es zweifelhaft machte, ob es ein Ueberbleibsel der Natur, oder ein Werk der Kunst wäre. Dabey saßen die ersteren in der Nähe des Armensünderstuhles, und die lezteren neben dem Richter. Aber eine dritte Parthie zeichnete sich von beyden aus, diese bestand aus den sogenannten „Predigern des Wortes," und machte sich durch ihre trübseligen calvinistischen Gesichter, ihr langes straffes Haar, und dem wilden Blick, mit dem sie die sie umgebenden Katholiken ansehen, und worin Spott und Haß sich zu paaren schienen. Es dauerte einige Zeit, ehe der Prozeß seinen Anfang, und diese Pause steigerte die Erwartung noch mehr. Endlich erschien der Gefangene — seine Gestalt war groß und würdevoll. Ein großer schwarzer Mantel mit scharlachnem Kragen war mit einem Schleife um seinen Hals befestigt, aber nicht so dicht daß man nicht hatte die breite Brust sehen können, über welche er mit stiller Ergebung die Arme gefaltet hielt. Sein starkes schwarzes Haar war mit einem Sammetband umwunden, welches die Einschnitte verbarg, die kurz vorher von einem Wundarzte ihm im Kopf gemacht worden waren. Sein Gesicht war wohl gebildet, und es ward von mehreren bemerkt, daß seine Züge, obgleich kleiner, den Gesichtszügen Napoleons ähnlich waren. Seine Gesichtsfarbe war todtenbleich, und sein offener, abgeschärfter Mund blieb unbeweglich offen. Auf die wiederholte Frage, ob er sich für schuldig oder unschuldig erkenne, gab er nicht das geringste Zeichen der Anerkennung, und eben wurde die Jury beauftragt zu untersuchen, ob er absichtlich verstumme oder nicht antworten könne, als er zu bemerken schien was vorging, und auf die Weisung seines Anwaldes sich für nicht schuldig erklärte. Während des ganzen Prozesses behardte er in seiner unbeweglichen Stellung, und obgleich die Hize sehr groß war, erlitt doch die Farbe von seinem Gesichte und Lippen nicht die geringste Veränderung. Die Jury fand, daß er den Mord unter dem Einflusse eines wahnsinnigen Anfalles verübt. Der Richter hielt hierauf eine kräftige Rede an ihn, wobey er aber vergaß, daß es auch in der Kirche von England noch eine Formel zum Geisteraustreiben gibt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 87.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 12. April 1826.

Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen.

Goethe.

Der Maler David und Napoleon *).

Kurz vor dem 18ten Fruktidor, zu einer Zeit, wo die Patrioten von einer Reaktion der Royalisten bedroht wurden, suchte Napoleon, damals an der Spitze des Heeres in Italien, den Künstler dieser Gefahr zu entreißen und einer seiner aides de camps, Jüllien, soll den Auftrag erhalten haben, David eine sichere Zuflucht und reichen Stoff für seine Kunst unter dem Schutz der Adler des siegreichen Heeres anzubieten. David schlug jedoch den Antrag aus und blieb in Paris. Nach dem Frieden von Campo Formio kehrte Napoleon nach Paris zurück, das er fast unbekannt verlassen hatte und, mit unermeßlichem Ruhm bedeckt, wieder betrat. Als Mitglied des Instituts hatte er Umgang mit einem Kreis von ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern. Er wünschte auch David kennen zu lernen, und als ihn einst Lagarde zu Tisch einlud, antwortete er: „Ich werde kommen unter der Bedingung, daß Sie auch David einladen.“ David nahm die Einladung an, da er eben so begierig war, den Sieger von Italien zu sehen, und ihm für seine freundliche Vorsorge zu danken hatte. Sobald Napoleon David erblickte, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein. Es war die Rede davon, ihn zu malen. „Ich werde Sie, sagte David, mit dem Degen in der Hand auf dem Schlachtfelde malen.“ — „Nein, antwortete Napoleon, man gewinnt heut zu Tage die Schlachten nicht mehr mit dem Degen. Malen sie mich ruhig auf einem brausenden Rosse (je veux être peint calme sur un cheval fougeux).“ Sowohl David als Napoleon waren damals zu beschäftigt, um sogleich an die Ausführung dieser Idee denken zu können.

Nachdem Napoleon erster Konsul geworden war, hatte er mehrere Unterredungen mit David. Als die Behörden in Gemäßheit der neuen Verfassung organisirt wurden, sagte ihm der erste Konsul, er habe ihn lieber bey seinen Pinseln lassen, als ihm eine Stelle geben wollen. „Sie haben vollkommen Recht, antwortete David. Die Zeit und die Ereignisse haben mich belehrt, daß mein Platz in meinem Atelier ist. Ich habe immer eine große Liebe für meine Kunst empfunden und treibe sie mit Leidenschaft; ich will mich ihr ganz hingeben. Uebrigens die Aemter sind vergänglich und ich hoffe, meine Werke sollen bleiben.“

Bey seiner Rückkehr von Marengo dachte Napoleon daran, sich malen zu lassen, er ließ daher David rufen und empfing ihn im Beyseyn Lucian Bonaparte's. „Was arbeiten Sie in diesem Augenblick?“ fragte er den Maler. „Ich male die Schlacht bey den Thermopylen.“ — „Desto schlimmer; Sie haben Unrecht, sich so viele Mühe zu geben, um Besiegte zu malen.“ — „Aber, Bürgerkonsul, diese Besiegten sind Helden, die für die Freyheit ihres Vaterlandes starben, und die, trotz ihrer Niederlage, die Perser aus Griechenland vertrieben haben.“ — „Das ist

*) Aus Vie de David, premier peintre de Napoleon par M. A. Th. Bruxelles 1826. p. 155.

einerley; nur der Name des Leonidas ist bis auf uns gekommen. Alles andere ist für die Geschichte verloren.“ — „Alles! — — außer dieser edle Widerstand gegen zahllose Heere, Alles . . . außer ihre Hingebung, die ihr Name nicht verherrlichen kann.. Alles! — außer die Sitten die strenge Freyheit der Lacedämonier, die man mit Nutzen unsern Kriegern in’s Gedächtniß rufen könnte.“ — Doch unterbrach David für den Augenblick diese Arbeit, die er indeß später vollendete. Napoleon verlangte nun von ihm, er solle ihn malen. David versprach, sogleich damit anzufangen und bat ihn, ihm zu sitzen. „Wozu das?“ rief Napoleon, dem ein solcher Zwang unerträglich gewesen wäre. „Glauben Sie, daß die großen Männer des Alterthums, deren Bildnisse wir besitzen, gesessen sind.“ — „Aber ich male Sie für Ihr Jahrhundert, damit die Menschen, die Sie gesehen haben, Sie wieder erkennen; sie möchten Sie ähnlich finden.“ — „Aehnlich! es ist nicht die genaue Nachahmung der Züge, ein kleiner Fleck auf der Nase, der die Aehnlichkeit ausmacht. Es ist der Charakter der Gesichtszüge, den man malen muß, das, was sie belebt.“— „Das eine schließt das andere nicht aus.“ — „Gewiß hat Alexander dem Apelles nie gesessen. Niemand frägt danach, ob die Bildnisse großer Männer ähnlich sind, wenn nur ihr Geist darin lebt.“ — „Sie lehren mich die Kunst, zu malen.“ — „Sie scherzen; wie das?“ — „Wirklich, ich hatte die Sache noch nie von der Seite angesehen. Sie haben Recht. Wohlan! Sie sollen mir nicht sitzen. Lassen Sie mich machen, ich will Sie ohne dies malen.“ Als sie Napoleons Kabinet verließen, kam Lucian auf das Gemälde von den Thermopylen zurück und sagte zu David: „Mein Lieber, er liebt blos nationelle Gegenstände, er erhält seinen Theil davon. Es ist seine Schwäche, er läßt gerne von sich sprechen.“

David begann nun das bekannte Gemälde, den Uebergang über den St. Bernhard, zu malen. Als das Werk fertig war, und dem ersten Konsul gezeigt wurde, sah dieser es lange schweigend an; dann wandte er sich zu dem Künstler und überhäufte ihn mit Lobsprüchen. Als er jedoch die Soldaten erblickte, welche man in großer Entfernung den Berg ersteigen sieht, rief er lachend: „Aber Bürger David, was machen die kleinen Leutchen da drunten, so groß wie der Huf meines Pferdes? Es wird sie mit einem Tritt zertreten.“ — Die Bemerkung war nicht ganz ungegründet.

David machte noch drey Kopien von diesem Gemälde. Eine für den König von Spanien (Joseph), eine für das Nationalmuseum und die dritte für sich selbst.

Das Original ward 1814 von den Preußen aus St. Cloud nach Berlin gebracht (?).

Talma’s Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Die Natur hatte Lekain einige körperliche Vorzüge versagt, welche die Bühne erheischt. Seine Züge hatten nichts Edles, seine Gesichtsbildung schien gemein, seine Gestalt war zu klein; aber sein auserlesenes Gefühl, seine glühende Seele, die Fähigkeit sich ganz in die Situation des darzustellenden Charakters zu versetzen, der feine zarte Verstand, der ihm alle Schattirungen eines solchen Charakters errathen und wiedergeben ließ, verschönerten seine unregelmäßigen Züge, und gaben ihnen einen unaussprechlichen Zauber. Seine Stimme war von Natur schwerfällig und unbiegsam, sie war sogar etwas heiser; aber selbst diese Heiserkeit gab seiner Stimme, ich weiß nicht welche melancholische durchdringende Schwingung, die uns bis in den tiefsten Grund der Seele bewegte. Durch unermüdete Uebung gelang es ihm auch ihre Härte zu dämpfen, sie mit allen Accenten der Leidenschaft zu bereichern, und sie den zartesten Biegungen seiner Empfindung gehorsam zu machen. Er hatte seine Stimme wie ein Instrument studirt; er kannte alle ihre Eigenschaften und Mängel, er glitt leicht über die undankbaren Saiten hinweg, um nur die wohlklingenden ertönen zu lassen; seine Stimme, deren Ausdruck er auf alle Weise versucht hatte, war für ihn wie ein reiches Clavier, dessen Register er nach seiner Willkür ziehen konnte; und so groß ist die Macht einer gefühlvollen Stimme, welche Natur oder Kunst gebildet hat, daß sie selbst den Fremden bewegt, dem die Worte unverständlich sind. Die Stimme Lekains hatte diesen Vorzug. — Die Talente der Damen Gaussin und Desgarcins bestanden hauptsächlich in dieser glücklichen Naturgabe, und ich habe in London Franzosen gesehen, die kein Wort englisch verstanden und durch die rührende Stimme der Miß O’Neil bis zu Thränen bewegt wurden.

Lekain that am Anfang seiner Laufbahn wie alle junge Schauspieler; er überließ sich den gewaltigsten Ausbrüchen seiner Stimme, denn in der Jugend zieht man sich stets auf diese Weise aus allen Schwierigkeiten. Aber mit der Zeit fühlte er, daß unter allen Einförmigkeiten die Monotonie der Kraft die unerträglichste sey, daß man die Tragödie sprechen, aber nicht heulen müsse, daß eine beständige Explosion ermüdet, aber nicht ergreift, daß sie nur selten und unerwartet Erstaunen und Rührung hervorbringen kann, daß der Zuschauer endlich durch das unaufhörliche Geschrey des Schauspielers die Person selbst vergißt, und das Unglück des einen mitzufühlen aufhört, um die Ermüdung des andern zu bejammern.

Man warf Lekain auch ein wenig Schwerfälligkeit in seinem Vortrage vor; aber dieser Fehler entsprang erstlich aus seinem Wesen, das von Natur langsam gesetzt und über-

legt war; anderntheils hätte Voltaire, dem Lekain besonders zugethan war, nicht leicht zugegeben, daß der Pomp und der Wohllaut seiner Verse einem allzunatürlichen und wahren Vortrage aufgeopfert würden. Er wollte, man soll stark treffen, wenn auch nicht richtig; und da er die Tragödie etwas aufgeblasen hatte, mußte der Schauspieler wohl dem Systeme folgen, das der Dichter angenommen hatte. Uebrigens waren in der Zeit, wo Lekain lebte, eine durch das Genie ihrer Dichter und Philosophen so glänzenden Zeit, alle Künste in das Falsche und Manierirte gefallen; und Lekain fühlte vielleicht, daß er durch seine vielen Vollkommenheiten reich genug sey, ein kleines Opfer dem schlechten Geschmack der Zeit zu bringen; übrigens belebte sich sein Vortrag allmählig, und wenn er erst die höheren Regionen der Leidenschaft erreicht hatte, sezte er durch die Erhabenheit seines Spiels in Erstaunen.

Troz der Ueberschwemmung des schlechten Geschmacks in den Künsten lebte zu jener Zeit in der guten Gesellschaft und unter den Freunden Voltaire's eine große Anzahl Personen, welche dem wahren Geschmacke huldigten, und deren Lehren Lekain den größten Nutzen brachten; und auch Voltaire, obgleich ein sehr mittelmäßiger Schauspieler, selbst wenn er in seinen eigenen Dichtungen auftrat, hatte sehr weise Intentionen, die er Lekain mittheilte, und welche dieser leicht ausführte. — Auf einer Reise nach Ferney veranlaßte Voltaire den Lekain, die gewohnte Art, den Gengiskan darzustellen, ganz und gar zu ändern, und bey seiner Rückkehr nach Paris trat er in dieser Rolle auf. Das Publikum, über diese Veränderung erstaunt, blieb lange Zeit ungewiß, ob es dieselbe anerkennen oder verwerfen sollte. Man glaubte, Lekain wäre unpäßlich; nichts von dem Lärm, von den Handwerkshülfsmitteln, die ihm früher so viel Beyfall in dieser Rolle gewannen. Erst nachdem der Vorhang gefallen und das Publikum die ganze Vorstellung hindurch unbeweglich geblieben war, fühlte dasselbe in der That, daß Lekain ein leeres Geschrey, eine hohle Aufgeblasenheit, gemeine Effekte mit einem einfachen, edlen und erschütternden Spiele vertauscht habe; es war, wie Voltaire sich ausdrückte, ein Löwe, der, indem er sein Weibchen liebkost, ihm die Klauen in die Seite bohrt. Das Urtheil bildete sich auf der Stelle, und wie durch einen elektrischen Schlag folgte ein anhaltendes zahlreiches Beyfallklatschen. Lekain, der eben in seine Garderobe zurückkehrte, hörte diese Zeichen der Anerkennung, und indem er sich über das Geländer der Treppe bog, frug er einen unten stehenden Theaterdiener, „Rougeot, was bedeutet denn das?" — „Ey Herr Lekain, antwortete Rougeot, das gilt Ihnen; man hat Sie endlich wieder erkannt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im März.

Alle Erkundigungen, welche Rüppell mittlerweile über das merkwürdige und seltsame Land Kordofan einzog, entflammten seinen Eifer und seinen Muth immer mehr. So die Nachricht, daß eine Reihe halb erloschener Vulkane dort angetroffen werde, namentlich bey Gebel Koldagi, wo ein kegelförmiger Gipfel, der sehr hoch ist, beständig raucht und unaufhörlich heiße Asche auswirft. — Die Neger, welche den gebirgigen Theil von Kordofan bewohnen, nennen sich Nuba's; sie sind in verschiedene Stämme oder Völkerschaften getheilt, von denen jede den Gipfel eines hohen Berges inne hat. Die meisten dieser Stämme reden eine ihnen eigenthümliche Mundart. Sie sind größtentheils Heiden oder Götzendiener, sie beten, wie man sagt, den Mond an, wenigstens richten sie an ihn ihre Gebete. Alle Nuba's von Kordofan bestellen den Acker, besonders bauen sie in den Ebenen Durrha; die meisten weben Baumwollenzeuge. In mehreren Stämmen versteht man, Mineralien auszuschmelzen und das Eisen zu schmieden. Im Allgemeinen sind diese Völkerschaften sanft, freundlich und arbeitsam; nur die von Koljan sollen diebisch seyn. Man behauptet, daß südlich von Kordofan Menschenfresser wohnen. — Ehe Rüppell seine Reise in das Wunderland antreten konnte, erlebte er noch viele Besorgniß. Er war am 19. Sept. 1824 von einer wiederholten langwierigen Reise nach Cairo, die er zur Sicherheit eines neuen reichhaltigen Transportes von Naturalien machte, glücklich zurückgekehrt, und fand zu seinem Entsetzen seinen Begleiter Hey erkrankt. Troz großer Erschöpfung hatte dieser während der Regenzeit noch immer unermüdlich Thierbälge und Skelete bearbeitet, unter andern ein Nilpferd und zwey Krokodile. Hey hatte auch auf der Insel Argo 144 Stück Vögel gesammelt, aber leider das Unglück, daß seine Barke mit allen Effekten in einer Nacht untersank, welches nicht allein alle Vögel verderbte, sondern auch viele andere Effekten beschädigte und zerstörte.

Erfreulicher lauteten die Nachrichten vom 18. Dec. 1824, wiewohl Rüppell sich entschließen mußte, ohne Hey in den Kordofan zu reisen, da dessen Kräfte zu sehr erschöpft waren. Sie hatten unterdessen, noch immer durch widrige Ereignisse aufgehalten, einen Ausflug nach Sukot gemacht. Dort hatten sie das Glück, mit Beyhülfe der dazu abgerichteten Eingebornen, im Zeitlauf von neun Tagen drey Nilpferde und ein Krokodil mit eigner Faust zu erlegen. Der eine Hippopotamus ist dreyzehn französische Fuß lang. Seine Spitzzähne messen von der Wurzel bis an das Ende achtzehn französische Zoll jeder. Nur nachdem ihm fünf Standröhrkugeln in der Entfernung von zwey Schritten geschossen, beynahe den Kopf zerschmettert hatten, gab der Koloß seinen Geist auf. Dieser schreckliche Kampf dauerte fünf Stunden, und geschah in der Nacht. 180 Menschen konnten den Körper kaum aus dem Wasser heben (dieses kolossale Thier, ein's der schönsten und seltensten Exemplare, ist bereits seit mehreren Monaten im Skelet und ausgestopft in unserem naturhistorischen Museum aufgestellt), die drey Nilpferde hat Hey mit Rüppell ganz allein vortrefflich zu Balg und noch von zweyen auch das Skelet bearbeitet. (Nur wer mit diesen Arbeiten vertraut ist, oder die Anstrengung der vielen Menschen bey der Aufstellung des einen Thieres in Frankfurt gesehen hat, kann sich einen Begriff von der außerordentlichen Kraftanstrengung der beyden wackern Naturforscher machen.) Da Hey durch diese Arbeiten sich ganz erschöpft hatte, so ließ ihn Rüppell in Begleitung eines neuen Transportes von Naturalien nach Cairo zurückgehen, und brach allein, nur von einem Sklaven und zwey Bedienten begleitet, nach dem Kordofan auf. Sein Hauptaugenmerk war eine Giraffe zu erlangen; dem Statthalter Abdim Bey, der

ihm dieses Thier im Voraus zusagte, nöthigte er das Versprechen ab, eine Flinte und ein Paar Pistolen, die er aus Europa kommen lassen werde, von ihm als Andenken anzunehmen. — Seine Hoffnung ging bald auf's Schönste in Erfüllung. Am 22. Dec. 1824 hatte er Dongola verlassen, fuhr zu Wasser nach Dabbe und ließ seine 10 Kameele dahin zu Lande nachfolgen. Durch ein sonderbares Mißverständniß mußte er von Dabbe, statt mit einer Karawane von 300 Kaufleuten wie Abdin Bey bestellt hatte, beynahe ganz allein reisen, aber die Vorsehung bewahrte unseren Reisenden auch hier wie bey vielen anderen Gelegenheiten vor Unglück. Ohne widrigen Zufall kam er am 13. Januar 1825 in Obeid (Ibeid) an, indem er unterwegs nur zwey Kameele eingebüßt hatte. Gleich nach Ankunft in diesem Hauptort des Kordofan erkrankte er in Folge des salzigen Brunnenwassers; nach zwey Wochen hatte er sich von einer charakterisirten Gelbsucht durch den Gebrauch bitterer Extrakte, etwas Kalomel und gehörige Diät glücklich kurirt. Durch Empfehlungen Mehmed Bey's gelangte er an den vornehmsten Scheik der Araber Hammer, welche sich vorzugsweise auf die Giraffenjagd legen, die mit Pferden betrieben wird. Feindliche Einfälle setzten auch hier seine Hoffnungen hinaus; endlich aber wurden in Zeit von 11 Tagen zwey schöne Giraffen erlegt, außerdem noch viele Thierarten dortiger Gegend. „Sie wissen, schreibt Rüppell, daß ich in Kordofan gar keinen Gehülfen hatte; alles wurde von mir allein eingesammelt und bearbeitet; es muß Sie daher gewiß erfreuen, wenn ich Ihnen berichte, daß ich in Zeit von 35 Tagen zusammenbrachte: 65 Stück Säugethiere und 11 Skelete derselben, 160 Vögel und 12 Skelete, 5 Amphibien und 1 Skelet, Mollusken und andere Thierarten nicht zu rechnen. Hätte ich Körperkräfte genug gehabt, um einen afrikanischen Elephanten allein zu bearbeiten, so würde dieses seltene Thier eine ewige Zierde des Frankfurter Museums geworden seyn; die Araber Bakara wollten mir einen solchen für 100 Speciesthaler erlegen. Hätte ich Zeit gehabt, um 5 Monate im Kordofan zu verweilen, so würde ich die allerseltensten Sachen erhalten haben, von welchen ich jezt nur mangelhafte Notizen mittheilen kann. Erst nach und nach lernten mich die Araber im Kordofan kennen und wurden zu meinen Gunsten eingenommen — indem ich das Geld in Strömen fließen ließ; und nur so war es mir möglich in so kurzer Zeit die vor mir liegende reichhaltige Sammlung aufzutreiben." —

(Der Beschluß folgt.)

London, 24. März.

Künftige Woche wird man im Schauspielhause von Coventgarden Webers neue Oper, Oberon, aufführen, auf welche die Erwartung aufs Höchste gespannt ist. Inzwischen hat Drury-Lane mit einem nicht sehr lobenswürdigen Nacheifer, für jene Woche auch ein romantisch-musikalisches Schauspiel angekündigt, das gleichfalls Oberon, oder das Zauberhorn heißen soll, freylich nur mit „ausgesuchter" und „angepaßter" Musik, aber das ohne Zweifel nur, weil die Direktion keine Originalmusik bekommen oder bezahlen konnte. In diesem Theater gibt man inzwischen ein musikalisches Melodrama, Benyowsky genannt, welches mit Ausnahme von wenigen Abänderungen und Zusätzen Kotzebue's Graf Benjowsky ist. Es erhält ziemlichen Beifall.

Wir haben seit Kurzem viele Privat- und öffentliche Konzerte gehabt, in welchen unsere hier anwesenden deutschen Künstler glänzten. Hr. Moscheles hat ein Konzert für den 2. April angekündigt, in welchem, nebst mehreren der besten englischen und italiänischen Musiker, Sänger und Sängerinnen, Mad. Caradori, die beiden Hrn. Schunk, die Hrn. Kiesewetter und Fürstenau erscheinen werden.

Es ließen sich eben jezt nicht weniger als 6 musikalische Wunderkinder hören, ein Mädchen unter dem Namen The Infant Lyra, vier andere unter dem Titel: die vier musikalischen jungen Schwestern, und ein Knabe unter der Benennung des jungen Apollo, welche alle mehr oder weniger Verdienst besitzen, dem Geiste aber doch wenig Genuß gewähren.

Unsere National-Gallerie ist durch drey Meisterwerke von Poussin, A. Carrache und Tizian bereichert worden, welche die Regierung für 9000 Pfund an sich gebracht hat. Auch die Sammlung des Sir Georg Beaumont, welche derselbe früher an das brittische Museum geschenkt hatte, ist mit derselben vereinigt worden, indem die Regierung weislich beschlossen, die Gallerie unter derselben Aufsicht als das Museum zu stellen, aber ein Gebäude dafür in dem großen Platze, welcher jezt bey Charing-Croß, der berühmten Reiterstatue Karls I. gebaut wird, aufzuführen. Dieser Platz, welcher mehrere andere öffentliche Prachtgebäude enthalten wird, und wovon Northumberland-Haus und das prächtige Portal der St. Martinskirche einen Theil ausmachen, wird in Pracht wohl einer der ersten in der Welt werden; nur ist es noch nicht entschieden, ob der innere Raum offen bleiben, oder ein tempelartiges Gebäude, zum Gebrauch der königlichen Akademie der schönen Künste darauf errichtet werden soll. Auf jeden Fall ist es entschieden, daß die Akademie nicht lange mehr in ihrem für Kunstausstellungen so unbequemen Lokal bleiben wird.

Der Bau des neuen königlichen Pallastes in St. James-Park geht rasch von Statten; und es ist entschieden, den so übel angebrachten Karlton-Pallast niederzureißen, an der Stelle theils eine große schöne Oeffnung in den Park zu bilden, und theils mit prachtvollen Häusern zu bebauen; und da zu gleicher Zeit auf der Ostseite des Parks sehr schöne Gebäude für Kanzleien und Ministerwohnungen errichtet werden, so wird diese Gegend von London in wenigen Jahren eine der schönsten werden, die man vielleicht in Europa finden könnte.

Hrn. Heilbronns schöne Sammlung ist noch immer unverkauft, obgleich alle, die sie gesehen haben, für das Vollendetste in der Blumen- und Blättermalerey, das noch je hervorgebracht worden, erklären. Aber leider hat sich bis jezt noch keiner von den Großen eingefunden, die entweder selbst große Kunstsammler sind, oder sie dem Könige, oder einer der Nationalanstalten zum Ankauf empfehlen könnten; und damit hausiren zu gehen, oder die Aufseher der öffentlichen Anstalten zu bestechen, wie wohl manche mögen gethan haben, dazu ist der Besitzer zu stolz auf den Schatz, der sich in seinen Händen befindet, und er hat sich daher entschlossen, wenn er die Sammlung vor dem 8ten April nicht verkauft, sie entweder nach Frankreich oder nach Deutschland zurückzunehmen. Was indessen dem Verkauf entgegenstehet, ist, daß Hr. H. entschlossen ist, die Sammlung nicht zu trennen; denn einzeln würde er sie gewiß sehr bald verkaufen, und weit mehr dafür bekommen als er jezt dafür fordert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

Nr. 76, Seite 301, Spalte 1, Zeile 8. von unten, statt Neger in Peru, lies: Neger-Empörung. Nr. 81. S. 322. Sp. 2. Z. 2. v. u., statt Feldwächter, lies: Feldlager. Ebend. S. 323. Sp. 1. Z. 14. v. u., statt ihren, lies: denselben. Ebend. S. 323. Sp. 1. Z. 12., v. u., statt stolz, lies: stets. Ebend. S. 323. Sp. 1. Z. 3., v. u., lies: in einem siebenden Hafen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. April 1826.

Schrecklich ist der Tod,
Und schmachvoll Leben ist ein Gräul.

Shakspeare.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Plötzlich zeigten sich drey Negerhaufen, die mit vielem Geschrey: den Tod! den Tod! ein jeder einen Gefangenen herbey schleppten; ihnen lag nicht sowohl daran, sie ihrem Anführer darzustellen, als die Art des Todes von ihm zu vernehmen. Biassou gebot ihnen Stillschweigen und befahl den Unglücklichen, sich zu nahen. Ich erkannte in dem ersten den Bürgergeneral C., der in dem Gouvernementsrath den unmenschlichen Vorschlag gethan, die Mauern der Stadt mit lauter Negerköpfen zu pallisadiren, der andere war mein Gegner im Zweykampf, der Feind der Mulatten, und selbst des gemischten Bluts mehr wie verdächtig; der dritte schien unter die Zahl der kleinen Weißen, wie man sie nannte, zu gehören, er trug eine weiße Schürze und aufgestreifte Hemdärmel. Alle drey waren einzeln in dem Gebirge eingefangen worden. Dieser lezte wurde zuerst von dem Anführer verhört. Zu meinem Erstaunen gab er sich mit Unerschrockenheit als Biassous ehemaligen Herrn zu erkennen, und der furchtbare Haß, der sich seit der Negerempörung in dem Herzen der Weißen gegen ihre Sklaven entwickelt hatte, spannte dieses Mannes Muth — ein Zimmermann aus dem Kap — auf eine solche Höhe, daß er seinen ehemaligen Sklaven mit Hohn und Verspottung bedeckte. Biassou ward im Tiefsten der Seele gekränkt, aber er beherrschte seine Wuth und befahl nach kurzem Verhör mit kalter Verachtung, den Unglücklichen zwischen zwey Baumstämmen zu durchsägen. Ich schauderte, aber der unerschütterliche Weiße begab sich festen Schrittes mit seinen Henkern hinweg.

Die beyden andern Gefangenen hatten schaudernd dieses Vorspiel ihres eigenen Schicksals mit angehört; jezt starrte sie Biassou mit seinem lauernden Blicke an; gleichsam um ihre Angst noch länger zu genießen, begann er mit Rigaud ein gleichgültiges Gespräch über die Güte der verschiedenen Tabaksarten, äußerte seine Meynung und wendete sich dann unverhofft zu dem Bürgergeneral C. mit der Frage: „Was meynt Ihr davon?" —

Und nun begann ein langer Auftritt, dessen Erinnerung allein eine trübe Wolke auf ein ganzes Leben verbreiten muß. Nie erschien die Erniedrigung des Menschen tiefer als in diesem Haschen nach jeder Möglichkeit, dem Tod zu entgehen; keine Lüge, keine Falschheit, keine Schändlichkeit blieb unversucht, die zermalmendste Demüthigung schien wie Erquickung auf des Elenden angstgedorrten Lippen zu träufeln, wenn sie eine Ahnung der Begnadigung erregte — und der unbarmherzige Mulatte gefiel sich, dem gefangenen Weißen jede Laster seines verworfenen Herzens zu zeigen; er erinnerte ihn an seinen blutdurstigen Vorschlag im Gouvernementsrath des Kaps, führte ihn durch eine Hölle von Demüthigungen durch und rief endlich: „Das freut mich, daß ich nun erfahren habe, wie weit die Niederträchtigkeit eines Weißen zu gehen vermag! — ihre Grausamkeit kannte ich schon lange. Dir, Bürgergeneral C., danke ich das doppelte Beyspiel. Dich kenne ich

schon lange; hast du es denn nicht gemerkt?" — Und nun rechnete er ihm seine gegen die Neger verübte Grausamkeiten vor, und endete mit den Worten: „Bereite dich zum Tod." —

Er winkte, und zwey Neger schleppten den Unglücklichen, der bey diesem Ausspruch wie vom Blitz getroffen vor ihm niedergestürzt war, an meine Seite.

„Jezt kommst du an die Reihe," rief Biassou darauf dem Kolonisten zu, mit dem ich einen Zweykampf gehabt und der, obschon selbst des gemischten Blutes verdächtig, die Farbigen mit Gehässigkeit verfolgt hatte. Ein allgemeines Geschrey der Rebellen forderte seinen Tod. „Er hat seine Neger mißhandelt — er hat die Farbigen verfolgt — er ist ein Kolonist, er gehört zu unsern Henkern" — so schrieen bald die Schwarzen, bald die Mulatten, indeß der Angeklagte mit Todesangst zu behaupten bestrebt war, was er bis jezt selbst mit Gefahr seines Lebens abgeläugnet hatte; denn nach den heiligsten Betheuerungen, stets das Wohl der Mulatten vor Augen gehabt zu haben, reichte er Biassou seine zitternde Hand hin, um durch den schwarzen Kreis, der bis im lezten Grad der Blutsverwandtschaft noch die Nägel der Farbigen umgibt, seine Abstammung von den Negern zu beweisen. Biassou stieß sie mit Verachtung zurück. „Das reinigt dich vor unsern Augen nicht, rief er ihm zu; um dein Leben zu retten und unser Vertrauen zu gewinnen, bleibt dir nur ein Weg." — „Welcher?" rief aufathmend der Pflanzer. „Nimm diesen Dolch und morde eigenhändig jene beyden weißen Gefangenen," sprach Biassou, indem er auf mich und C. deutete, besonnen und kalt. Der Pflanzer schauderte zurück, Todesfurcht und Furcht vor dem Verbrechen, das Erliegen aller Kraft beym Gedanken an die ihn erwartenden Qualen, das Gefühl mangelnder Kraft, um die von ihm geforderte Gewaltthat zu vollstrecken, kämpften in ihm, während Biassou ihn zum Entschlusse drängte. Endlich sagte dieser ruhig: „Gut, ich sehe, daß du ein Weißer bist. Soldaten, führt ihn zum Tode." — Hier ergriff den Unseligen die Entschlossenheit der Verzweiflung, er entriß Biassou den Dolch, stürzte auf Herrn C., der in halber Betäubung neben mir lag, zu, und erfüllte, troz der hartnäckigsten Gegenwehr des unbewaffneten Schlachtopfers, die Bedingung seines elenden Lebens.

Biassou hatte diesen scheußlichen Auftritt mit verächtlichem Lächeln zugesehen, die umstehenden Rebellen schienen aber selbst Entsetzen dabey zu empfinden. Der Kolonist stand athemlos, blutig, mit irrem Blick und schaute auf sein noch zuckendes Opfer. Ich erwartete meinen Tod, und sann nur auf die Art, der zitternden Hand meines Henkers ihr Amt zu erleichtern. „Es ist genug, rief der Anführer diesem zu, ich bin zufrieden mit dir, geh, du sollst fortan Nachrichter bey meinem Heere seyn."

Die Stunde der Mahlzeit war indeß gekommen, es ward aufgetragen, Rigaud nahm an des Häuptlings Seite Platz, und das Wohlgefallen, mit dem Biassou die Speisen verschlang, hatte in diesem Augenblick etwas schaudervoll abscheuliches für mich. Der Obi nahm an diesem Mahle keinen Theil. Ich begriff, daß er in der Würde seines Amtes nicht öffentlich Nahrung zu sich nehmen dürfe, da der große Haufen im Wahn gehalten wird, daß ihr Prophet einem so menschlichen Bedürfniß nicht unterworfen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Die Erfahrung hatte Lekain belehrt, daß all das unsinnige Toben der Mittelmäßigkeit, all dieß Ueberbieten der Stimme, all dieses Geschrey wohl Beyfallklatschen und Bravo's hervorbringen, aber keinen Ruf verschaffen könne. Während in einem Schauspielsaale die Liebhaber dieses unmäßigen Lärms sich überreden, daß ihre Seelen erweicht seyen, wenn ihre Ohren zerrissen sind, und über die Maße Beyfall klatschen, gibt es eine gewisse Anzahl Künstler, Kenner, Leute von Geschmack und Bildung, die nur für das Wahre und der Natur Gemäße empfänglich sind; diese machen nicht viel Lärm, aber sie gründen den Ruf des Schauspielers. Lekain entsagte also diesem Hang nach Beyfallszeichen, der den größten Theil der Schauspieler quält, und sie zu Verirrungen führt; er wollte nur dem gesunden Theile des Publikums gefallen. Er verwarf alle Spiegelfechterey des Handwerks, und, um die wahre Wirkung hervorzubringen, haschte er nicht nach falschen Effekten; auch war er vielleicht unter den Schauspielern seiner Zeit der am wenigsten Beklatschte, besonders in den lezten Jahren seiner Laufbahn, aber er war der am meisten Bewunderte. Er brachte uns die Tragödie näher, ohne sie in ihren großartigen Verhältnissen zu stören. Er wußte seine Bewegungen und Geberden mit weiser Oekonomie zu brauchen; er betrachtete diesen Theil der Kunst als eine Hauptsache; denn die Geberden sind auch eine Sprache, aber ihre Menge schadet dem edeln Anstande, und während die andern Schauspieler nur Theaterkönige waren, so schien bey ihm die Würde nicht eine Frucht der Anstrengung, sondern die einfache Wirkung der Gewohnheit; er bließ sich nicht auf, er steigerte seine Stimme nicht, um zu befehlen oder eine Ordre zu geben. Er wußte, daß der Machthaber solcher Anstrengungen nicht bedarf, um Gehorsam zu heischen, und daß in einem solchen Range alle Worte Gewicht und alle Bewegungen Autorität haben.

Lekain entfaltete einen hohen Verstand und eine wahre und seltene Geschicklichkeit in den verschiedenen Bewegungen seines Vortrags, den er mehr oder weniger beschleunigte, mehr oder weniger anhielt, nachdem es die Situation des Charakters heischte, und den er oft durch studirte Pausen unterbrach.

Es gibt gewisse Momente, wo man sich erst sammeln muß, ehe man dem Worte vertraut, was die Seele empfindet, oder der Verstand berechnet. In diesem Falle muß der Schauspieler zu denken scheinen, ehe er spricht; durch eine Pause sich die Zeit nehmen, das zu überlegen, was er sagen will; dann muß aber auch das Gesicht dieses Schweigen ergänzen, seine Stellung, seine Züge müssen es anzeigen, daß während dieser Momente des Schweigens seine Seele beschäftigt ist; ohne das wären diese Zwischenräume nur kalte Lücken, die man weniger für ein Nachdenken, als für einen Gedächtnißfehler halten würde.

Auch gibt es Situationen, wo ein lebhaft bewegtes Gemüth mit zu großer Energie empfindet, als daß es die langsame Kombination der Worte erwarten könnte. Das Gefühl, von dem es erfüllt ist, entwischt ihm durch eine schnelle, stumme Bewegung, ehe die Stimme es auszudrücken vermag. Die Geberde, die Stellung, der Blick müssen dann dem Worte vorangehen wie der Blitz dem Donnerschlag. Dieses Mittel erhöht die Wirkung auf besondere Weise, indem es eine so tief durchdrungene Seele verräth, die, ungeduldig sich zu erklären, die schnellsten Zeichen wählt.

Diesen wesentlichen Theil der Schauspielkunst, der schwer zu erreichen, zu besitzen und gut auszuführen ist, nennt man das stumme Spiel. Dadurch gibt der Schauspieler seinem Vortrage Natur und Wahrheit, indem der Schein auswendig gelernter und nur hergesagter Phrasen verschwindet.

Indessen gibt es wieder andere Fälle, wo eine durch die Heftigkeit ihres Gefühls aufgeregte Person schnell die Ausdrücke findet, deren sie bedarf. Die Worte kommen so rasch auf ihre Lippen, als die Gedanken in ihre Seele, sie entstehen miteinander und folgen sich ohne Unterbrechung; der Vortrag des Schauspielers muß alsdann hastig, dringend, gleichsam geworfen seyn. Dem Publikum muß sogar die Anstrengung eines zu starken und langen Athemholens verborgen bleiben; denn Athemholen ist eine Art Ruhe, ein Stillstand, der, so gering er auch sey, die Wärme des Vortrags mindert, und die nothwendige Wirkung aufhebt, weil er die Seele an dieser Erleichterung, an dieser Ruhe Theil nehmen zu lassen scheint *). Auch ist der Gang der Leidenschaft nicht der der Grammatik, jene hält sich nicht immer auf, wo diese es verlangt, und gewöhnlich hat sie wenig Achtung für ein Komma oder einen Punkt, und überspringt oder versezt sie nach der Willkür ihrer Heftigkeit und ihres Ausbrausens.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Talma gibt hier in einer Anmerkung dem Schauspieler treffliche Regeln, um das hörbare pfeifende Athemholen zu vermeiden. Da er aber diese Regeln mit Beyspielen aus französischen Stellen belegt, so waren sie von dem verehrlichen deutschen Uebersetzer nicht beyzubringen. — R t.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. im März.
(Beschluß.)

Auf meiner Rückreise aus Kordofan, die ich gleichfalls ganz allein antreten mußte, hatte ich einige Widerwärtigkeiten; ich verlor unterwegs sechs Kameele und erkrankte nebst Sklave und Bedienten in Haraga in Folge des verderbten Wassers an einer eigenthümlichen Dissenterie. Glücklich kurirte uns nach Verlauf von acht Tagen der Genuß des Gummi Arabicum und das verbesserte Wasser von Simrie. Aber alle diese Anfechtungen meiner Gesundheit zerrütten immer mehr meinen ganzen Körper; ich leide schon wieder an einer chronischen Diarrhee, bloß in Folge der ganz veränderten Nahrungsmittel; meiner physischen Maschine gibt noch die meiste Anregung der Gedanke, daß ich recht bald auf immer den hiesigen afrikanischen Provinzen Lebewohl sagen werde. Egyptens nördliche Fluren werden hoffentlich körperstärkend auf mich wirken. So lange noch die Nerven meinen Muskeln zu gebieten im Stande sind, werde ich thätig wirken zum Aufklären unserer Gesellschaft; meine Blicke richten sich jezt nach dem rothen Meere; und über meine dießfallsigen Reisepläne hoffe ich Ihnen von Cairo aus ein Mehreres mitzutheilen." (Rüppell ist den neuesten Nachrichten zufolge gegenwärtig auf der Reise am rothen Meere begriffen).

Die Iris theilt nun noch einen Brief aus Cairo vom 24. Juli 1825 mit, bevor sie schließt; und in der nächsten Jahresversammlung der Senkenbergischen Gesellschaft im Mai wird Hr. Dr. Cretzschmar von da wieder anknüpfen, zu erzählen. — Jener lezte Brief enthält Details über eine Exkursion in die südlich von Kortî gelegene Bergwüste, wo das Glück unseren Reisenden wieder außerordentlich begünstigte. Um dieses Mal in seinen Plänen durch feindliche arabische Streifzüge nicht gestört zu werden, nahm er zwey-und-zwanzig arabische Reiter und gegen vierzig Fußgänger mit. Durch diese zahlreiche Jagdgesellschaft wurde viel Wild erlegt, das seine unermüdlichen Hände ganz allein bearbeiteten; es waren darunter drey Giraffen, mehrere schöne Antilopen, drey Strauße, einige Füchse und Katzen, eine Landschildkröte ꝛc. Ueber eine der Giraffen verfügte er zu Gunsten des Berliner naturhistorischen Kabinets, aus Dank gegen seinen Beschützer Abdim Bey, der dem seligen Dr. Hemprich ein solches Thier versprochen hatte. Ein anderes Exemplar bestimmte er für das Universitätsmuseum von Pavia, ein drittes für Hrn. Temminck in Brüssel, und die zwey größten, ein Männchen von kolossaler Größe, und ein ausgewachsenes Weibchen, dem naturhistorischen Museum seiner Vaterstadt. — Die große Sendung, wobey sich diese Giraffen befinden, ist unterwegs, und wird in diesen Tagen eintreffen. Neben vielen außerordentlichen Seltenheiten wird doch das Nilpferd und die Giraffe das hiesige Senkenbergische Museum auf eine der ersten Stufen unter den naturhistorischen Sammlungen stellen.

Ich nehme von dem mit der leztgenannten Nummer der Iris erschienenen Chärtchen des Kordofan und der umliegenden Gegend hier nochmals Veranlassung, von dem Laufe des weis-

lichen Nilarms, Babbar Abblad, zu reden, dessen ich in einem früheren Berichte nur kurz erwähnte. Die Entdeckung ist für die Geographie Nordafrika's von großer Wichtigkeit. Hr. Dr. Cretzschmar trug in der lezten Jahresversammlung, und darauf vor den im verflossenen Herbst hier anwesenden deutschen Naturforschern folgende Data vor: „Durfte Rüppell auch nicht hoffen, die sich vorgesezte große Aufgabe genügend zu lösen, so konnte er doch aufklärende Beyträge liefern, um die Fragen zur Beantwortung zu fördern: ob der Niger und der Nil einer und derselbe Fluß sey, ob diese beyden großen Ströme Afrika's einem und demselben großen Wassersystem angehören? Ritter, der scharfsinnige Geograph Afrika's, hat folgende Belege als Gründe für die Identität aufgestellt. 1) Herodots Beschreibungen von dem Laufe des Nils und des Nigers deuten dahin, daß beyde Flüsse ganz identisch sind. 2) Alle Aussagen der arabischen Reisenden, der Sklaven, welche aus dem tiefen Binnenlande gebracht werden, und von vielen alten und neuen Schriftstellern aufgezeichnet sind, stimmen darin überein, daß die Bezeichnungen Niger und Nil ganz gleichbedeutend sind, und einem und demselben Strome angehören. 3) Es ist erwiesen, daß im Jahr 1780 eine Karawane von fünfzehn Kaufleuten aus Jinnie am Joliba oder Niger ausfuhren, im weiteren Verfolgen des Stromes an den vorzüglichsten, sehr bevölkerten Handelsplätzen ihre Waaren oftmals gegen andere umtauschten, und nach vierzehn Monaten wohlbehalten zu Schiff in Cairo ankamen. — Diesen und so vielen andern Anzeichen, die für die Identität beyder Flüsse sprechen, werden erhebliche Einwürfe von Bruce, Rennel und Alexander von Humbold entgegen gesezt. Bruce, der sich in seinem Eifer einbildet, die Quellen des Nils und seiner Hauptarme im Lande der Agows aufgefunden zu haben, stellt die Terasse, auf welcher der Senaar liegt, 4000 Fuß über die Meerfläche, und dieser Angabe zufolge schließen sich Rennels und v. Humbolds Gründen um so mehr der Meynung Bruce's an, da laut Berichten das ganze Land der Kulla ([illegible] zwischen dem Nil und Negerlauf gelegen) eine eben so absolute Tiefe als Senaar Höhe darbietet, und stellen demzufolge die Unmöglichkeit der Verbindung beyder Ströme auf. Ritter, der hellsehende in den Wüsten und auf den Terassen, spricht sich nach den ängstlichsten Untersuchungen und Zusammenstellungen aller Quellen und Aussagen für den Zusammenhang des Nils und des Nigers aus, hoffend, daß mit der Zeit kühne Reisende den westlichen Nilarm Babbar Abiad befahren, und die mangelnde Aufklärung verschaffen werden." — Diesen Babbar Abiad nun hat Hey, der Gefährte Rüppells, bis zum zwölften Grade befahren, der erste Europäer, der so weit vorgedrungen ist, und Kunde davon gebracht hat. Er ist noch in jener Gegend so breit, daß er von viel weiter herströmen muß. „Es fällt," spricht Dr. Cretzschmar, „gleich bey der Betrachtung der von Bruce entworfenen Nilkarte in die Augen, daß ein Strom, der in der Nähe, und gleichsam zur Seite der Gebirge läuft, von denen er entsprungen seyn soll, unmöglich ein so großes Flußbett haben kann, zumal in der heißen Jahrszeit, wo er von Hey befahren worden ist. Ungeachtet nun diese Beobachtungen den Schlüssen Ritters viele Wahrscheinlichkeit verleihen, so läßt sich dennoch nicht der Zusammenhang des Nils und des Nigers unbedingt daraus folgern, zumal da neuerdings Engländer den Gambia als den Ausfluß des Nigers verkünden, welche Angaben ebenfalls der Bestätigung noch bedürfen." — Im Mai von Rüppells Reisen ein Mehreres.

London, 24. März.

(Fortsetzung.)

Es sind seit Kurzem zu Oxford sowohl als zu Cambridge mehrere Scharmützel zwischen den Studenten und Philistern vorgefallen, welches besonders wegen Oxford Erstaunen erregt, indem dergleichen dort seit mehreren Jahren nicht Statt gefunden. Da die Häupter der Kollegen dergleichen Vorfälle nicht gern laut werden lassen, so ist man bis jezt über die eigentlichen Ursachen der Störung in den beyden Musensitzen noch ungewiß.

Ich habe Ihnen oft von dem Schlendrian unseres Kanzleygerichtshofes geschrieben, und unter anderen, daß im vorigen Jahre eine Kommission niedergesezt worden, um zu erforschen, ob die Prozeduren in demselben nicht abgekürzt werden könnten. Diese hat endlich ihren Bericht eingegeben; er ist sehr lang, und macht viele Vorschläge, deren Anwendung nützlich genug werden dürfte, aber in Folge der eigenthümlichen Anhänglichkeit englischer Rechtsgelehrte, und besonders des jezigen Kanzlers, an das Alte und Herkömmliche, nicht durchgreifend genug. Um Ihnen einen Begriff von der ausgedehnten Gerichtsbarkeit dieses Gerichtshofes, und von der Nothwendigkeit der Verbesserung desselben zu geben, ist es genug zu wissen, daß nicht weniger als 39 Millionen Pfund Sterling, oder ungefähr 450 Millionen Gulden, theils Pupillengelder, theils solche, welche zwischen Prozessirende streitig sind, unter dem hierzu bestimmten Beamten des Gerichtshofes auf Zinsen ausgestellt sind.

In ein Paar Tagen wird Hr. Jakob, welcher zur Sammlung von Nachrichten über den Zustand des Ackerbaues in Polen und Deutschland für unsere Regierung gesandt worden war, und im vorigen Sommer jene Länder mit seinen liebenswürdigen Töchtern durchreiste, wird in ein Paar Tagen seinen Bericht für's Parlament im Drucke vollendet haben. Nach Hrn. J's Ansichten würden, wenn man auswärtiges Getreide unter einem beständigen Zolle zuließe, unsere Landeigenthümer nicht nur nichts verlieren, sondern am Ende dabey gewinnen. Er beweißt nämlich, daß man nirgends auf dem festen Lande einen so großen Ueberfluß an Getreide hat, daß das Einfließen desselben in unseren Markt die hiesigen Getreidepreise sehr herabbringen würde; daß dasselbe dort viel wohlfeiler ist, nicht weil man es leichter erzielt, sondern weil der Geldmangel den Bauer zwingt, es zu irgend einem Preise loszuschlagen, daß zwar durch die Ausfuhr nach England die Getreidepreise dort steigen würden, aber nicht genug, um den Anbau, der bey der jezigen nachläßigen Methode, und dem unbedeutenden Viehstand, welche beynahe allenthalben dort Statt finden, sehr schlecht betrieben werde, bedeutend vermehren könnte. Zugleich aber würde das nach Deutschland und Polen fließende Geld für brittische Manufakturwaaren zurückkommen, ja noch mehr, da der dort steigende Preis des Getreides den Arbeitslohn so vermehren müßte, daß manche der dortigen jezt bestehenden Fabriken nicht würden gegen die englische Mitbewerbung bestehen können; und da alsdann um so mehr Arbeiter in England Beschäftigung finden würden, so könnten unsere Pächter sich noch mehr der Viehzucht widmen als sie jezt thun (Hr. J. behauptet, daß es, verhältnißmäßig mit dem Lande, vier Mal mehr Vieh gäbe als in den Ländern, die er durchreißt, wenigstens im Durchschnitt) wodurch am Ende bey wohlfeilerem Brode, wohlfeilerem Fleische, Beschäftigung einer größeren Anzahl Menschen, die Grundeigenthümer entweder nicht weniger Grundzins erhalten, oder doch für das, was sie weniger erhielten, alles was sie einzukaufen hätten, um so wohlfeiler würden einkaufen können. Unter diesen Umständen ist es höchst wahrscheinlich, daß in der nächsten Session das Parlament in den freyen Getreidehandel willigen werde, wozu inzwischen Hrn. J's Bericht durch die Hinwegräumung vieler herrschenden Vorurtheile den Weg bahnen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. April 1826.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Schiller.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Einige Jahre vor seinem Tode überstand Lekain eine langwierige Krankheit, und dieser ist er die vollkommne Entwicklung und Reife seines Talentes schuldig. Dieß kann sonderbar klingen, ist aber deßhalb nicht minder wahr. Es gibt gewaltige Krisen in der menschlichen Organisation, die das Nervensystem steigern und der Einbildungskraft eine unbegreifliche Wirksamkeit geben. Der Körper leidet und der Geist wird hell. Man hat Kranke gesehen, die durch die Lebhaftigkeit ihrer Ideen Erstaunen erregten, und andere, bey denen das Gedächtniß seine neue Thätigkeit erlangte, und ihnen Umstände, Begebenheiten zurückrief, die sie längst vergessen hatten; endlich wieder andere, die mit einer Art von Prophetengeist die Zukunft voraussagten. Nach einem solchen Zustande bleibt immer etwas von jener Aufregung dem Nervensysteme eingedrückt. Das Gemüth ist empfänglicher, seine Bewegungen tiefer, und alle unsere Empfindungen erhalten einen höheren Grad von Zartheit. Es scheint, daß solche Erschütterungen unser Wesen reinigen und erneuen, und dieß empfand Lekain nach seiner Krankheit. Die Unthätigkeit selbst, wozu ihn seine langsame Genesung zwang, wurde ihm nützlich. Er war nicht unthätig in seiner Ruhe, denn das Genie will nicht immer beschäftigt seyn, es bildet und vervollkommnet sich wie die Goldmine geräusch- und bewegungslos.

Nach einer langen Abwesenheit erschien er endlich auf der Bühne wieder. Wie groß war das Erstaunen des Publikums, das sich für einen, durch anhaltendes Leiden geschwächten, Mann mit Nachsicht bewaffnet hatte, als es ihn im Gegentheil in Vollkommenheit und neuer Klarheit des Geistes glänzend aus dem Grabe steigen sah. Sein ganzes Wesen hatte sich noch reiner, vollkommner ausgebildet. Jezt war die Zeit gekommen, wo sein Verstand alles verwarf, was die Vernunft nicht billigen konnte. Kein Geschrey, keine Anstrengung der Lunge mehr, nichts von jenen gewöhnlichen Aeußerungen des Schmerzes, von jenen gemeinen Thränen, die die Würde eines edeln Charakters schmälern und ihn herabsetzen. Seine Stimme, gebrochen und doch wohlklingend, hatte einen Ausdruck gewonnen, eine Schwingung, die in allen Herzen wieder hallte; die Thränen, mit denen er sie erweichte, waren ergreifend und eines Helden würdig. Sein rundes, tiefes, erhabenes, erschütterndes, von allen lärmenden Effekten gereinigtes Spiel grub sich in das Gedächtniß Aller, die ihn gesehen und gehört hatten, ja es folgte ihnen bis in ihre Träume.

In dieser lezten Epoche seines Lebens war es, nachdem er noch mehr Kenntniß der menschlichen Leidenschaften erlangt hatte, vielleicht selbst Zeuge der größten Schmerzen gewesen war, wo er Beydes am besten malte. Wenn er dann die Leiden der Seele ausdrückte, und seine melancholische, schmerzerfüllte Stimme sich in Seufzern und Thränen überschlug, so hatte auch oft in den lezten Graden

eines moralischen Schmerzes seine bewegte, wie mit einem Schleyer bedeckte Stimme nur noch erstickte, dumpfe, schwach artikulirte Töne; aus seinen halberloschenen Augen quollen keine Thränen mehr, sie schienen alle in sein Herz zurückzufallen. Bewundernswerthes Kunstwerk! unmittelbar aus der Natur geschöpft und rührender als alle Thränen. Denn wenn wir im wirklichen Leben das leidende Wesen beklagen, das sich in Thränen auflöst, so fühlen wir wenigstens, daß es weinend Erleichterung findet; aber um wie viel mehr wird unser Mitleid durch den Anblick eines Unglücklichen in Anspruch genommen, der in tiefer, gränzenloser Verzweiflung erstarrt, ohne Stimme, seine Leiden auszudrücken, wie ohne Zähren, sie zu erleichtern!

Lekain war sehr leidenschaftlich. Wenn er liebte, war es stets mit einer Art von Wuth. Noch in der lezten Zeit seines Lebens ergriff ihn die heftigste Neigung zu einer Dame Beroit, mit der er sich vermählen wollte; jedesmal, wenn er die Bühne betrat, wählte er ihr einen Platz zwischen den vordersten Koulissen und richtete alle die Stellen seiner Rolle, wo von Zärtlichkeit und Liebe die Rede war, und die er gegen seine Mitspielerin zu sprechen hatte, an seine Geliebte. Sein Haß, sagt man, soll seiner Liebe ähnlich gewesen seyn; und derjenige wird stets nur ein mittelmäßiger Schauspieler bleiben, dessen Seele nicht für die äußersten Leidenschaften empfänglich ist. Es gibt in ihrem Ausdrucke so viele Schattirungen, die sich nicht errathen lassen, und die der Künstler nicht wiederzugeben vermag, wenn er sie nicht selbst empfunden hat! Reich an Beobachtungen, die er an seiner eigenen Natur gemacht hat, dient er sich selbst alsdann zum Studium und zum Beyspiel. Er befragt sich über die Eindrücke, die seine eigene Seele empfangen, über den Ausdruck, den seine Züge erhalten, über den Ton, den seine Stimme in den verschiedenen Anfällen der Leidenschaften erlangt hat; er stellt über diese Erinnerungen Betrachtungen an, und verwirklicht dadurch alle die erdichteten Leidenschaften, die er darzustellen hat. Kaum wage ich es zu gestehen, wie ich selbst in einem Zeitpunkt meines Lebens, wo ich den tiefsten Kummer empfand, von der Liebe zu meiner Kunst so erfüllt war, daß ich, von dem ungeheuersten Schmerze durchdrungen, mitten unter den Thränen, die ich vergoß, unwillkürlich eine rasche, flüchtige Beobachtung über den gesteigerten Ausdruck meiner Stimme, und eine gewisse krampfhafte Schwingung derselben anstellte, welche durch meine Thränen hervorgebracht wurde; und, ich sag' es nicht ohne Scham, maschinenmäßig faßte ich den Gedanken, mich bey Gelegenheit dessen zu bedienen; und diese Erfahrung an mir selbst ist mir in der That sehr nützlich gewesen *). So hat der Schauspieler das Privilegium, sogar aus seinen Schmerzen noch einen reellen Vortheil zu ziehen, und aus ihnen noch Mittel zu seiner Vervollkommnung zu schöpfen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Eine bemerkenswerthe und höchst liebenswürdige Konfession! Talma macht hier in einer Anmerkung einen belehrenden Unterschied zwischen gemeinen Thränen und tragischen. Die leztern edeln sollen in den Mitteltönen bleiben, die erstern sind spitz, hoch, sauer und scharftönend, durchaus nicht großartig und erschütternd.

Bug Jargal.

(Fortsezung.)

Nach beendigtem Mahl fuhr das Heer fort, vor der Höhle vorbeyzuziehen; ich erstaunte über die Anzahl der Rebellen, und knirschte vor Wuth, daß es diesem bald nackten, schlecht bewaffneten Haufen gelungen sey, unsern Wohlstand zu zerstören, unsere Krieger zu schlagen, unsere Angehörigen zu morden. Nachdem die lezten Reihen vorübergeschritten waren, schien Biassou eine Zeit lang in Nachdenken vertieft, dann sagte er zu mir: „Junger Mann, du bist nun Zeuge meiner Macht gewesen, und die Stunde, wo auch du sie fühlen sollst, ist gekommen.“ — „Ich sehne mich schon lange darnach.“ antwortete ich mit Troz. „Sie wird nicht weilen, fuhr er kaltblütig fort, allein es gibt ein Mittel, dein Leben zu retten. . . .“ Hier fuhr der Obi aus seiner anscheinenden Ekstase auf, trat vor Biassou und rief mit einer Stimme, die unbeschreibliches Entsetzen in mir erregte: „Herr, du bedenkst nicht — ich habe dein Wort, dieses Gefangenen Leben gehört mein!“ — Diese Stimme hatte ich schon ehemals gehört, ich wollte die Erinnerung verfolgen, aber die Umstände rissen mich fort, sie verschwand in meinem Gehirn. Biassou sagte dem Obi einige Worte in's Ohr, dieser beruhigte sich, nickte beyfällig mit dem Kopf, und der Anführer wendete sich wieder zu mir und machte mich mit großer Ordnung der Gedanken und klarer Rede mit den Bedingungen, die mir das Leben zusichern sollten, bekannt. Er gestand, daß die Empörer mehrere Niederlagen erlitten, daß sie die günstige Gelegenheit, sich des Kaps zu bemächtigen, versäumt hätten, bewies mir aber prahlerisch die noch übrigen Streitkräfte und Hülfsmittel, die sie aber nicht anwenden wollten, bevor sie nicht den Versuch eines Vergleichs mit der Kolonialregierung gemacht hätten. Diesen wollten sie auf die Rechte, die ihnen die Nationalversammlung des Mutterlandes ertheilt hatte, gründen, und hatten eine Denkschrift aufgesezt, welche ihre Vorschläge enthielt. „Diese Schrift, fuhr Biassou, nachdem er mir dieselbe vorgelesen hatte, fort, drückt unsere Willensmeynung deutlich aus, aber es mag ihr die Zierlichkeit fehlen, sie mag gegen die Regeln sündigen, die ihr eurer Sprache vorgeschrieben habt. Da wir nun nicht wollen, daß diese Weißen, die unsern Arm haben fürchten lernen, unser Sendschreiben

verlachen, so fordere ich dich — der du diese schnöden Künste mußt erlernt haben — auf, denselben die Form zu geben, die ihr von einem solchen verlangt. Thust du dieses treulich, so soll dir dein Leben geschenkt seyn."

Diese Rolle, der Nachhelfer von Biassous diplomatischen Schreibfehlern zu seyn, empörte meinen Stolz, das Leben war mir zum Ekel geworden; ich besann mich keinen Augenblick und schlug das Anerbieten ab. Der Anführer schien erstaunt. „Wie, rief er, du willst lieber sterben, wie einen Bogen Papier beschreiben?" — „Lieber." — „Du bist ein Narr, rief Biassou, und schien sich zu bedenken, du dauerst mich fast. Geh, besinne dich, ich gebe dir vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Aber vergiß nicht, daß der Tod bey uns nicht allein im Sterben besteht." Diese lezten Worte begleitete er mit einem Gelächter, das mich an die Qualen, die er mir zudachte, erinnerte, und ich folgte meiner Wache, der er befahl, mich einem Kriegerhaufen von Morneronge zu übergeben, weil diese allein, so sezte er hinzu, dem Befehl, mein Leben noch vier und zwanzig Stunden zu fristen, nachkommen würden. Ich ward, an Händen und Füßen gebunden, den Negern von Morneronge übergeben, sie befestigten mich an einen Baumstamm, und reichten mir etwas Nahrung, die ich, dem Trieb der Selbsterhaltung folgend, genoß.

Die Nacht war gekommen, die Neger vertheilten sich in ihre Hütten, der Baum, an dem ich gebunden war, stand ziemlich weit vom Lager entfernt, die sechs Neger, die mich bewachten, lagen schweigend am Boden, tiefe Stille herrschte um mich her. Ich kann den Zustand, in den ich versank, keinen Schlummer nennen; es war die schmerzvolle Erschöpfung der physischen Kräfte, bey denen der Geist die Bilder der Vergangenheit nicht mehr mit Willkür zu ordnen vermag. Alle Schrecknisse, die mich betroffen hatten, gingen vor meinen innern Augen vorüber, aber sie alle überherrschte Mariens Gestalt, und dieses geliebte Bild schreckte die ermatteten Kräfte wieder auf zu neuen, unnennbaren Qualen. Ihr Tod wie ihr Leben erschien mir in gleich furchtbarer Gestalt; ja ihr Leben, so wie ich sie zulezt sah, in den Armen dieses treulosen Negers, schien mir das Schrecklichere, und meine gefesselte Brust hob sich gewaltsam, der Athem gebrach mir bey dem Gedanken, ich erwachte aus meinen fieberischen Träumen — und in diesem Moment vernahm ich in weiter Ferne, aber auf das Deutlichste, eine männliche Stimme, die Yo que soy contrabantista sang. Ich öffnete die Augen, Finsterniß umgab mich, das Feuer neben meiner Wache flackerte unstät und sie selbst lag in Schlaf versenkt. Die verhallenden Töne schienen mir nur ein Traum und ich sank in meine Betäubung zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 7. März.

Des Absticheѕ wegen war der dießjährige Carneval in Paris sonderbar. Die Ultrablätter, besonders die der sogenannten Parthey (sie sind aber meistens von dieser) und die Prediger auf der Kanzel bey dem Jubiläum, schrieen aus allen Kräften wider die Preßfreyheit, und ihnen wurde bey diesem Zetergeschrey von einigen auswärtigen Zeitungen weidlich nachgeholfen. Die fromme Parthey, die aus Frankreich gern ein Kloster oder ein Seminarium machen möchte, haßt nichts so sehr als eine Freyheit, welche jedwedem erlaubt, alle Morgen Mängel und Schliche aufzudecken; sie möchten gern Frankreich einer Einrichtung berauben, welche den Buchhandel und die Staatskasse bereichert, und dem Ministerium noch dazu dient, die gegen dasselbe aufstrebenden Partheyen, und die Jesuiten selbst, in Schranken zu halten, und verhindert jeden, etwas Unheimliches wider Frankreich zu unternehmen. Indeß nun aus jenen Blättern und von der Kanzel herab wider den Zeitgeist gepoltert wurde, waren Bälle und Schauspiele recht lebhaft im Gange. Ein Missionär rief aus, Paris werde wie Ninive mit Untergang bedroht, wenn es nicht Voltaire's und Rousseau's Schriften verbrennte, und die bösen Zeitungen abschaffte; allein die neuen Niniviten machten sich des nahen Untergangs ungeachtet recht lustig, bekrittelten den Missionär in den Tageblättern, behielten Rousseau's und Voltaire's Schriften als ein Gegengift gegen die Priesterherrschaft, und auch die bösen Zeitungen wurden nach wie vor gehalten. Der Constitutionel und das Journal des Debats haben nie mehr Abonnenten und Leser gehabt, als seitdem die Jubiläumsprediger und die besoldeten Schreiber in und außer Frankreich ihren Untergang verlangen. Zwar fahren die Reichen in weich gepolsterten Kutschen von einer Kirche zur andern, um die Jubiläumsgnaden zu verdienen, und die Armen drängen sich um die Missionarien, die mit einer furchtbaren Lungenanstrengung vier bis sechs Stunden jeden Tag im Volks-Tone predigen, und sich wie zu Neapel gern auf den Marktplaz stellten, um auch da das Volk herbeyzuziehen, wenn man es ihnen nur verstattete; aber Alles dieses hat nicht den mindesten Einfluß auf den gewöhnlichen Gang der Lustbarkeiten, besonders am Ende des Winters, wenn Tanz und Schauspiel recht in Thätigkeit sind. Die Bälle hatten dießmal nichts von ihrem gewöhnlichen Glanze verloren, und die industrielle Welt stand hierin der müßigen Welt nicht im geringsten nach. Sehr besucht waren Ternaux Bälle, bey denen sich ausgezeichnete Leute aus allen Ständen einfanden. Ternaux ist der wahre Repräsentant der jezigen industriellen Klasse in Frankreich; er verdankt sein großes Vermögen seinem Fleiße und seinen wohlüberlegten Unternehmungen; mehrere der größten Fabrikanstalten gehören ihm zu; in Paris findet man ihn stets bereit, gemeinnüzige, freysinnige Vorschläge zu unterstüzen. Solch ein Mann hat das Baronsdiplom sehr wohl ausschlagen können, denn er ist mehr als ein Baron, er ist einer der angesehensten und einflußreichsten Bürger Frankreichs. In einer Gegend des Reichs besizt er eine Tuchfabrik, anderswo eine Shawlmanufaktur, in andern Gegenden werden auf seine Rechnung Heerden von Merinos-Schaafen oder tibetanischen Ziegen unterhalten. Die Draperien, womit die Säle seines Hotels geschmückt sind, kommen aus seinen Fabrikanstalten her; vielleicht ist ein großer Theil der Versammlung, die sich auf seinen Bällen in seinen Sälen einfindet, mit seinen Fabrikaten bekleidet oder geputzt. Ist ein solcher Mann, der hundert Familien Brod verschafft, und den französischen Gewerbfleiß befördert, nicht zehnmal achtungswerther als gewisse hochbetitelte Herren, welche Frankreich wieder mit dem Vorrechte der Erstgeburt und [illegible] chen andern Mißbräuchen der alten Zeit bedrohen! Zwar [illegible]

der vorgebliche Herr v. Stendahl, der rüstige Verfechter der deutschen Romantik wider das französische Klassische, neulich einen Ausfall wider die Industriellen gethan, und seinen Unmuth besonders wider diejenigen ausgelassen, welche sich in den liberalen Zeitungen loben lassen, weil sie sich durch den Handel bereichern, und welche, indeß sie in Paris wegen ihrer philanthropischen Gesinnungen hochgepriesen werden, Waffen und Schiffe an die Türken verkaufen, und diesen die Mittel erleichtern, die Griechen zu unterjochen. Solcher Industriemänner gibt es gewiß; aber in Frankreich ist ihre Anzahl doch geringe, und ihrentwegen sollte man doch nicht den ganzen industriellen Stand angreifen, denn er ist bey gegenwärtigen Umständen sicher derjenige Theil der Nation, bey welchem man, wie ich schon früher angemerkt habe, die aufgeklärteste Vaterlandsliebe antrifft. Daß die Industriellen zuweilen aber auch fehlschießen, soll damit keineswegs geleugnet werden. Sie haben zwar keine so tollen Spekulationen gemacht wie die englischen, und empfinden daher auch gegenwärtig keine so bittern Folgen davon wie jene; indessen hat es doch auch hier an dergleichen weitaussehenden Spekulanten nicht gefehlt; in London waren es die Handelskompagnien, worauf Alles hinspielte, in Paris sind es Bauten; man sollte glauben, es wären auf ein Mal hunderttausend Menschen aus den Wolken gefallen, die alle versorgt werden sollten, so emsig wird in allen Stadttheilen noch immer an neuen Häusern und Wohnungen gebaut. Neulich hat ein Baumeister, der zugleich auch ein Unternehmer von Bauten war, Namens Neveu, sich in die Seine gestürzt, um sich der ihm bevorstehenden Verlegenheit und Noth zu entreißen. Er war verschwunden, und hatte seiner Familie ein Billet hinterlassen, mit dem Inhalte, sie würden seinen Leichnam in den Filets de St. Cloud wieder finden, was sich dann auch bestätigte. Die Filets de St. Cloud sind Fischernetze, welche unter der Brücke zu St. Cloud beständig ausgebreitet hängen, und wo man die Unglücklichen wieder findet, welche zu Paris in der Seine ertrinken. Auch in dem Buchhandel lassen die mißlungenen Unternehmungen jezt ihre Folgen spüren. Ich habe nochmals auf die Wichtigkeit dieses Zweiges des Gewerbfleißes in Frankreich aufmerksam gemacht, seitdem kein Preßzwang mehr dessen Aufflug hemmt. Nach sichern Berechnungen beträgt der Buchhandel jezt jährlich 22 Millionen Franken in Frankreich, oder eigentlich in der Hauptstadt, denn was im übrigen Frankreich an Büchern fabrizirt wird, ist unbedeutend. Blos an Kirchenbüchern geht jezt über 300,000 Franken Waare nach Südamerika; die Engländer würden diesen Zweig nicht fahren lassen, wenn sie den Bücherdruck so wohlfeil veranstalten könnten als Frankreich. Eben so geben sich mehrere Buchhändler damit ab, freysinnige Schriften in's Spanische übersetzen zu lassen, und die gesammten Auflagen nach dem neuen Welttheile zu versenden. Welchen beträchtlichen Zweig des Gewerbfleißes machen jezt nicht die Pariser Tageblätter aus, da keine streichende Hand mehr über sie schwebt! Alles Schimpfens aus- und inwärtiger besoldeter Zeitungen ungeachtet, werden die Hauptjournale in Paris, das heißt die unabhängigen, zu zwölf bis achtzehn tausend Exemplaren gedruckt, und durchlaufen alle Länder, wo man gern etwas Freymüthiges liebt. Verschließt man ihnen die Mauth irgendwo, so werden sie desto emsiger nachgesucht. Die nichtpolitischen Blätter, deren eine große Menge vorhanden ist, sind nicht so glücklich; diese haben bey weitem keinen solchen Leserzirkel, und beschränken sich auf ein kleines Publikum, wenigstens in Vergleich mit demjenigen der politischen Blätter. Da ist ein Opinion, ein Frondeur, ein Spectateur, eine Nouveauté, eine Lorgnette, ein Corsaire u. a., die alle manchen Wiz anbringen, aber doch außer Paris kaum bekannt sind, weil sie alle eine und dieselbe Manier haben, und wenig Originalität. Der Globe zeichnet sich vor andern durch seinen ernsten und höhern Gesichtspunkt aus; dieser behandelt kühn, aber mit Mäßigung, und zuweilen etwas schwerfällig, wenigstens für Pariser, wichtige Gegenstände, als Philosophie, Religion, Geschichte, dabey Tagesbegebenheiten, Schauspiele, akademische Sizungen u. dgl. Um hier Beyfall zu finden, sollte alles dieses auf eine leichtere, gefälligere Art behandelt werden; gehaltreicher ist aber schwerlich irgend ein anderes literarisches Pariser Tageblatt. Die Anzahl der gesammten Tagesblätter und Zeitschriften in Frankreich beläuft sich jezt gewiß über hundert. Welcher Unterschied zwischen Frankreich und dem armen Spanien, von welchem man kaum weiß, ob dort irgend eine Zeitschrift zu Tage gefördert wird, und aus welchem nicht mehr literarische Neuigkeiten hier ankommen als aus Siam.

Dg.

London, 24. März.

(Beschluß.)

Vor Kurzem ließ ein Edelmann in der Nähe von Brighton folgenden Versuch anstellen, um auszumitteln, ob die schwedischen weißen Rüben oder die Runkelrüben für's Vieh am nahrhaftesten seyen. Am vergangenen 26sten Dezember wurden zwey Ochsen angebunden und ihr Futter gewogen, so wie die Ochsen selbst. Im ersten Monat verzehrte Nr. 1, 1624 Pfd. weiße Rüben, und nahm 34 Pfd. im Gewichte zu; Nr. 2 fraß 1848 Pfd. Runkelrüben, und nahm 32 Pfd. im Gewicht zu. Im zweyten Monat gab man dem ersten Runkelrüben und dem zweyten weiße Rüben; Nr. 1 fraß dann 1848 Pfd. Runkelrüben, und nahm 32 Pfd. im Gewichte zu, und Nr. 2 fraß 1880 Pfd. schwedische Rüben, und nahm 14 Pfd. zu. Auf diese Weise sucht man in England immer das Nüzliche, und wenn man es gefunden, macht es der schnelle Zeitungsumlauf bekannt.

Man hatte richtig vorhergesehen, daß der Krieg der Engländer mit den Burmanen unsere Länder- und Völkerkenntniß vermehren müßte; eine Frucht davon ist die Auffindung der Quelle des Burramputer-Flusses durch einen brittischen Offizier, nämlich in einem Schneegebirge im 28 Gr. n. Br., und in 96°10" östlicher Länge von Greenwich, und demnach 1000 englische Meilen von der Stelle, wo man sie zu sezen pflegte.

In Calcutta wüthete gegen Ende Augusts die Cholera Morbus so sehr, daß in einem Tage bey 400 Menschen zu sterben pflegten, bis der häufig fallende Regen der Krankheit Einhalt that. Man will indessen ein unfehlbares Mittel dagegen entdeckt haben, bestehend aus Campheröl, Laudanum und Franzbranntwein.

Die brittischen Truppen im burman'schen Reich haben im vergangenen Sommer schrecklich zu leiden gehabt: das äußerst fruchtbare Land ist fast gar nicht angebaut, überall dichter Wald oder Sumpf, verlassene und sogar verbrannte Dörfer und Städte, und keine Lebensmittel, als was auf dem Fluße oder dem Rücken nachgeschleppt wurde; dabey ein grausamer, hartnäckiger Feind, entweder auf jedem Schritt im stark verschanzten Lager, oder im Dickicht lauernd, um jeden Zurückbleibenden auf's Gräßlichste zu ermorden. Ueberdieß so häufiger Regen, daß man im August zu Prome in Böten von Haus zu Haus fahren mußte, wodurch denn Krankheiten erzeugt wurden, die viele Menschen und Pferde wegrafften, und diese wurden noch vermehrt, als beym Ablaufen der Wasser ein stickender Dunst sich entwickelte, der die Hospitäler mit Kranken füllte. Im Oktober sollte die Hauptarmee von Prome aus marschiren, und man zweifelte nicht, daß sie im Januar die Hauptstadt erreichen würde; aber man versicherte auch zugleich, daß der König entschlossen sey, sich beym Vorrücken der Engländer immer weiter zurückzuziehen, und sich endlich nach China zu flüchten; unter solchen Umständen wäre diesem verderblichen Kriege kein Ende abzusehen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 90.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 15. April 1826.

Das Endeziel von Allem ist, o Sohn,
Bey'm hohen Zeus, der stellt's wohin er will.
Der Mensch ist sinnlos. Immer leben wir
Nur Einen Tag und wissen nicht, wie Gott
Mit einem Sterblichen es enden werde.

Simonides.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Nicht lange in meiner Betäubung versunken, ertönte der Gesang von Neuem, traurig und klagend, und immer näher — es war Pierrot's Stimme, ein Hund stürzte aus dem Gebüsch und wälzte sich liebkosend zu meinen Füßen — es war Rask, und Pierrot stand vor mir. — Rache und Erstaunen lähmten meine Zunge. Jezt träumte ich ja nicht, die Todten kamen wieder; ich sah Geister — ich wendete mit Entsetzen das Gesicht ab. . . . Pierrot nahm es wahr und sagte leise: „Bruder, du hattest versprochen, wenn du dieses Lied hörtest, nie an mir zu zweifeln; hast du das vergessen?" — „Ungeheuer, rief ich jezt, indem mir der Zorn die Zunge löste, Henker meines Oheims, Räuber meiner Marie, du wagst es, dich meinen Bruder zu nennen? fort, nah' dich mir nicht!" — „Nein, sagte er bewegt, ich will dir nicht nahen. Du bist unglücklich, du hast viel verloren — aber ich auch!" — Unsere Stimmen und das Freudengeheul Rask's hatte indeß die Neger erweckt, sie stürzten auf den Neuangekommenen zu, wie sie aber ihre Blicke auf ihn hefteten, stießen sie einen Schrey des Erstaunens und der Freude aus, fielen vor ihm nieder und berührten mit ihren Stirnen den Staub. Aber weder dieser Ausdruck anbetender Ehrfurcht, noch des Hundes Liebkosungen, die er an mich und seinen Herrn verschwendete, dämpften den Rachedurst, der immer mächtiger in mir ward und bey dem unerträglichen Gefühl meiner Ohnmacht, meiner gefesselten Kraft mich zur Raserey trieb. Mit Thränen der Wuth warf ich dem Neger vor, durch seine Gegenwart meines Zustandes zu spotten und flehte die Gottheit an, meine Bande zu brechen. „Gefährten, rief Pierrot den noch immer knieenden Negern zu, bindet den Gefangenen los!" Es geschah unverzüglich, ich richtete mich auf. „Das ist nicht genug," begann Pierrot von Neuem, entriß einem der Neger seinen Dolch, reichte ihn mir und sagte: „Du kannst deiner Lust genügen. Es sey fern von mir, dir dein Recht über mein Leben streitig zu machen! du hast es mir dreymal gerettet — es gehört dein — stoße zu!" In seiner Stimme war weder Groll noch Vorwurf, sie war nur traurig und ergeben. Dieses Verhältniß zu meinem Feind hatte ich mir nie gedacht, mein ganzer Haß gegen Pierrot, meine ganze Liebe für Marie konnte mich nicht vermögen, ein Mörder zu werden und im Innern meiner Brust sagte mir eine Stimme, ein Verräther, ein Feind handle nicht also! ja dieser räthselhafte Mensch machte einen so zauberischen Eindruck, daß er mich selbst damit überwältigte. — Ich stieß den Dolch von mir. „Unseliger! rief ich, ich will mit dir kämpfen, nicht dich morden. Vertheidige dich!" — „Mich vertheidigen? gegen wen? fragte er erstaunt. „Gegen mich!" — „Gegen dich? darin allein gehorche ich dir nicht. Sieh hier den Rask! tödten läßt er sich von meiner Hand, aber beföhle ich ihm mit mir zu ringen, so würde er mich nicht verstehen. So verstehe ich dich auch nicht. Ich bin Rask gegen dich." Nach einer Weile fuhr er fort: „Dein Auge brennt von

Zorn, ich seh' es wohl! du hast Vieles gelitten! dein Oheim ward ermordet, deine Güter verwüstet, dein Erbe zerstört, aber ich that es nicht, die Meinigen thaten es. Gedenkst du des Tages, wo ich dir sagte: die Deinigen haben mich sehr gequält, und du antwortetest: ich that es nicht. — Was that ich damals?" — Sein Gesicht klärte sich auf, er hoffte mich erweicht zu haben, ich aber sah ihn mit wilden Blicken an. „Du beschuldigst die Deinigen, und was du mir gethan hast, willst du läugnen? rief ich drohend. Wo ist Marie, sag' mir, wo ist Marie?" Eine Wolke zog über seine Stirne, aber er rief: „Ja, Marie! aber hier hört man uns . . ." und er blickte mir offen in's Auge und sagte tief bewegt: „hege keinen Verdacht gegen mich, ich beschwöre dich! Ich werde dir Alles erklären; liebe mich mit Vertrauen, wie ich dich liebe." Hier hielt er inne, um meine Antwort zu erwarten und fuhr dann gerührt fort: „Darf ich dir nun nahen, Bruder?" Mein Herz war zu zerrissen, ich konnte diesen Edelmuth nicht fassen, ich hielt ihn für Heucheley, und wies ihn mit dem Vorwurf der Undankbarkeit zurück. Große Thränen sammelten sich in seinen Augen: „Undankbar bin ich nicht! aber hier kann ich mich nicht erklären, man hört uns, ich muß auch eilen, dich von hier zu entfernen. Da du an mir zweifelst, ist für mich Alles vorbey, und du könntest mich eben so gut nun tödten. Warte aber noch eine Weile, bis ich dich befreyt habe. Begleite mich jezt zu Biassou." Ich erstaunte über dieses Betragen, es tönte in meinem Herzen wieder, aber mein Gefühl war noch zu empört, das Geheimniß, was in Pierrot's Betragen sichtbar war, zerstreute mich, ich folgte ihm in das Lager. Wie sonderbar kam es mir vor, jezt frey in Mitte dieser Menschen zu wandeln, die gestern alle nach meinem Blut lechzten; meines Begleiters Anblick erregte allenthalben Erstaunen und Freude, selbst Candi, der Oberste von Biassou's Leibwache, beugte sich bis zur Erde, und eilte ohne Verzug den Teppich vor Biassou's Höhle zu heben. Zu meinem höchsten Befremden sah ich aber diesen übermüthigen Häuptling selbst, obgleich ich deutlich wahrnahm, daß eine gehässige Empfindung in ihm stritt, bey Pierrot's Eintritt die größte Ehrerbietung beweisen, so daß er ihm sogar seinen eigenen Sitz einzunehmen bat. „Jean Biassou, sagte mein Begleiter, ich bin nicht gekommen, um deinen Sitz einzunehmen, sondern dich um eine Gnade zu bitten." Der Negeranführer erschöpfte sich in unterwürfigen Formeln, und wie Pierrot mein Leben und meine Freyheit von ihm forderte, bemühte er sich, seine Weigerung in die schonendsten Ausdrücke zu kleiden. Endlich schüzte er die Furcht, daß sein Heer sich empören möchte, wenn man ihnen dieses Racheopfer für Boukmann's Hinrichtung entzöge, als dringende Nothwendigkeit vor. Pierrot bewies ihm mit Stolz, daß seine Soldaten nie seine Herrn seyn dürften. Während dem trat Rigaud herein, grüßte Pierrot auf das Ehrerbietigste und sagte Biassou einige Worte in's Ohr, und ich vernahm eine lebhafte Bewegung unter den Kriegsleuten vor der Höhle. Pierrot hatte mit Begeisterung von der Lage seiner Gefährten, aller Neger, der Sache der Freyheit, wie er ihre Empörung nannte, gesprochen. Er bewies seinen barbarischen Spießgesellen, daß ihre Parthey durch die unmenschliche Behandlung der Gefangenen nur immer Abscheulichkeiten durch Abscheulichkeiten hervorriefen. Biassou war sich Schuld bewußt und stand ihm gegenüber mit gesenktem schielenden Blick, wie ein gefangener Fuchs, der lauert, einen Vortheil zum Entkommen zu erspähen. Pierrot schwieg jezt — sein Auge glänzte, seine Stimme hatte eine Kraft, einen Ton, die seinen Worten unwiderstehliche Eindringlichkeit gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Beschluß.)

Was die hassenswerthen und niedrigen Charaktere betrifft, von denen das Urbild nicht in Lekain's Gemüthe lag, denn es gab keinen ehrenwertheren Mann als ihn, diese wußte er durch Analogie zu zeichnen. Unter den schlechten Leidenschaften, welche die menschliche Natur herabsetzen, gibt es in der That mehrere, welche sich in einigen Punkten den reinen und erhabensten Empfindungen der Seele nähern. So läßt uns das Gefühl eines edeln Wetteifers errathen, was der Neid empfindet; die gerechte Empfindlichkeit, die unser Herz bey einer Beleidigung erfüllt, zeigt uns von ferne das Uebermaß des Hasses und der Rache. Kluge Zurückhaltung und Vorsicht lehrt uns die Hülfsmittel der Verstellung. Die Begierden, die Qualen, die Unruhen der Eifersucht in der Liebe, lehren uns ihren ganzen Wahnsinn begreifen, und eröffnen uns die tiefsten Geheimnisse ihrer Verbrechen. Diese Kombinationen, diese Zusammenstellungen sind das Resultat einer raschen plötzlichen Arbeit des Gefühls in Verbindung mit dem Verstande, welche insgeheim in dem Innern des Schauspielers wie des Dichters vorgeht, und die ihnen, so weit auch ihre eigene Natur davon entfernt seyn mag, die schwarzen und verbrecherischen Neigungen lasterhafter und verdorbener Seelen offenbart. So hat Milton, ein Mann von geprüfter Redlichkeit, dessen Seele ganz von der göttlichen Allmacht erfüllt war, das Bild des Satans geschaffen; Corneille, der einfachste und rechtlichste aller Menschen, schuf Phocas und Felix; Racine schrieb den Nero, Narciß und Nathan; Voltaire hat die Folgen des Fanatismus mit einer schrecklichen Wahrheit gemalt; und Ducis, dessen Geschmack einfach, dessen Leben ganz religiös war, zeichnete in

seinem Abusar mit dem glühendsten Pinsel die ganze Heftigkeit einer blutschänderischen Liebe.

Hier schließt Talma seine Betrachtungen mit den Worten: daß er sich das Vergnügen nicht versagen konnte, dem Andenken des größten Künstlers, der die französische Bühne verherrlicht hat, seine Achtung zu bezeigen, und bey dieser Gelegenheit einige Gedanken über die Schauspielkunst auszusprechen, welche ihm eine Erfahrung von sieben-und-dreyßig Jahren geliefert hat. Ich habe diese Betrachtungen Talma's mit Auslassung dessen, was mir der französischen Bühne eigens anzugehören schien, dem Raume dieser Blätter gemäß in einem gedrängten Auszuge mitgetheilt. Ich durfte wohl voraussetzen, daß dieser geistreiche, tiefgedachte, umfassende Aufsatz, obgleich ich nicht allen darin enthaltenen Ansichten beystimmen kann, den Freunden und Genossen meiner Kunst willkommen, nützlich und interessant seyn werde, und erlaube mir schließlich nur noch des merkwürdigen Mannes zu gedenken, aus dessen Händen ich ihn erhielt, und dessen Andenken zu feyern sich hier eine würdige Gelegenheit findet.

Herr von Chateauneuf, ein Schüler Lekain's, und wie er sich selbst nannte, ein Lehrer Talma's und Demarini's, lebte vergangenen Herbst in Nizza. Alle diejenigen, welche das Glück hatten, seine Darstellungen auf der Bühne zu bewundern, kamen darin überein, daß er das ausgezeichnetste und ausgebildetste Schauspielertalent besaß, das seit Lekain's Tode auf dem französischen Theater erschienen ist, und ich konnte, nach dem trefflichen Vortrage mehrerer Scenen und der ächt-künstlerischen Weise zu schließen, wie er mir in einigen Bruchstücken Lekain's Darstellungen zu vergegenwärtigen sich bemühte, dem enthusiastischen Lobe seiner Verehrer nicht entgegen seyn. Unvergeßlich aber wird mir die Stunde bleiben, wo dieser bey einem so sehr vorgerückten Alter für unsere Kunst noch leidenschaftlich glühende Mann mich vor das mit Blumenkränzen behangene Bild Lekain's führte. Hier plötzlich von einem Feuer belebt, das ihn um die Hälfte seiner Jahre verjüngte, stellte er mir, Stimme und Geberden Lekain's nachahmend, die Scene des Orosman dar, in welcher der berühmte Künstler abgebildet war, und übergab mir sodann, mit Thränen der Erinnerung an seinen längst entschlafenen Lehrer und Worten einer höchst eigenthümlichen Rührung, Lekain's Memoiren, denen obige Betrachtungen Talma's als Vorwort beygedruckt worden sind. Das Feyerliche dieser Stunde wurde durch den traurigen Zufall noch vermehrt, daß Herr von Chateauneuf, von dem in Nizza herrschenden Fieber bereits ergriffen, an demselben Abend die Besinnung verlor, und wenige Tage nachher bedeckte seinen Leichnam schon die Erde.

Merkwürdiger See im Innern von Nordamerika.

In einer Reise zur Entdeckung der Quellen des Missisippi und des blutigen Stromes (Rivière sanglante) von J. G. Beltrami (Neu-Orleans 1824) findet sich eine Nachricht von einem See, der ungefähr unter 48° 45′ der Breite und 98° Länge vom Pariser Meridian liegen soll. Er liegt auf dem Gipfel eines einzelnen Hügels, der sich ganz isolirt mitten in einer ungeheuern Ebene erhebt, und von welchem aus das Auge nirgends einen höhern Punkt erblickt. Rings am Fuß dieses Hügels entspringen Quellen, die ihren Lauf nach dem mexikanischen Meerbusen, nach dem Eismeer, dem stillen Ozean und dem atlantischen Ozean nehmen. Herr Beltrami glaubt, dieser See sey der Krater eines ausgebrannten Vulkans.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. März.

Geheime Rache für geheimen Schimpf. Trauerspiel in drey Aufzügen, nach dem Spanischen des Calderon.

Obgleich zum ersten Male wiederholt, wurde das Stück vor leerem Hause aufgeführt. Die Schuld dieser Leere ist dem Stück wie dem Publikum zuzurechnen; dem Stück, weil es spanisch, dem Publikum, weil es deutsch blieb. Nur wer die Kraft in sich fühlt, aus dem Reichthum modernster Interessen, aus diesem lauten, bunten Gewühl mannichfachster Verschlingungen von Staat, von Familie, von bürgerlicher Gesellschaft und geselligen Kreisen herauszutreten, und von allen Anforderungen solchen volleren Inhalt vor sich zu sehn befreyt, sich in die Leere eines spanischen Ehrenstreits zu vertiefen, vermag an diesem ernsthaften Spiele Freude zu finden. Der Kreis erfreuter und befriedigter Zuschauer wird daher immer nur klein seyn können. Denn unser Stück entbehrt zwar auch nicht eines reichen Hintergrundes, wir sehen den edlen christlichen König von Portugal, Sebastian, im Begriff nach Afrika zu ziehn, wir hören von Indien, von kastilianischer und portugiesischer Ritterlichkeit, von Liebe, von Hochzeit, von Ehe, von wechselnden Glücksfällen, von Freundschaft, von vielfachen Kriegen, die sich bis in die Niederlande erstrecken, aber dieser Hintergrund, der bey dem englischen oder deutschen Trauerspiel der eigentliche inhaltsvolle Stoff werden würde, bleibt bey dem spanischen Dichter der ferne verschleyerte Hintergrund; denn diesen Dichter interessirt nur die Ehre, wie sie sich aus dem Spiegel jener reichen Welt ihr Bild zurückwerfen läßt. Jene Gegenstände selbst kommen nie zum Vorschein, sie dürfen kein Interesse gewähren, sondern zeigen sich als bloße Mittel darzustellen, was Ehre sey. Dieß macht das eigentlich Spanische des Stücks aus, was dem Publikum spanisch genug vorkam. Erst der Christ hat Ehre: weil Gott selber Mensch geworden, hat der Mensch als Mensch, als ganz inhaltlose Person, rein schon als Einzelner, unendlichste Berechtigung. und wenn sich das neue Weltprinzip noch nicht durch den ganzen Inhalt des menschlichen Geistes; noch nicht durch Familie, durch Verhältnisse des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft durchgebildet, oder die Kunst diese Durchbildung noch nicht dargestellt hat, so

wird der Inhalt der Darstellung diese unendliche Berechtigung des Einzelnen, seine leere reine Ehre bleiben. Sie ist ihm das Höchste, der Gehalt seines Lebens, er sieht Alles nur in ihrem Lichte. Alles dient nur dazu ihren Glanz zu erhöhen, ist dieser Glanz befleckt, so kann nur das Lebensblut des Gegners den Flecken abwaschen. Solche Ehrenritter sind die Helden unseres Stückes, der eine dient dem Andern nothwendig zur Folie. Don Lope de Almeida, portugiesischer Ritter, altadlichen Geschlechts, ruhmgekrönt in den Kriegen gegen die Mohren, will nun auch seinen Heldennamen fortpflanzen; er vermählt sich durch Vollmacht mit Donna Leonore de Mendoza, um von aller Welt geehrt und gepriesen, von seinem Fürsten gerühmt, im Sonnenstrahl dieses allgemeinen Preises ein glückliches Leben zu beenden. Denn der Genuß dieser anerkannten Ehre ist das spanische Glück. Eben will er zu seinem angetrauten Weibe, das er noch nicht kennt, herüberschiffen, als er einem Freunde, Don Juan de Silva begegnet, der eben, ein armer Flüchtling, aus Indien kommt. Oeffentlich ein Lügner gescholten, hatte er dort diesen höchsten öffentlichen Schimpf durch den Tod des Gegners öffentlich gerächt, und war dadurch in Noth und Bedrängniß und in Gefahr des Lebens gekommen. An dieser Erzählung macht Don Lope die Erfahrung, welchen Schmerz, welches Unglück öffentliche Rache für öffentlichen Schimpf bereite. Noch weiß er nicht, daß ihm geheimer Schimpf das Glück seines Lebens rauben solle.

Seine angetraute Gattin Leonora liebte in Toledo in früheren Jahren Don Luis de Benavides; der Geliebte mußte fort nach den Niederlanden, die Nachricht seines Todes ließ die Trauernde eine neue liebeleere Ehe eingehen. Aber durch diese tritt sie nicht an den Heerd der Sittlichkeit, sondern nur an den Altar der Ehre. Denn der Spanier stellt noch nicht in seinem Drama die Handlungen, die Kämpfe des sittlichen Geistes dar, sondern Ehe, brüderliches, kindliches Verhältniß sind ihm nur Vorwürfe der Ehre, Treubruch, nicht Sittenlosigkeit, sondern nur Entehrung. Gerade diese Leerheit ist das Bezeichnende des spanischen Dichters, und sie erfüllt sich nur durch die Pracht der Form, durch den Gesang des Reimes, durch die pomphafte Bildnerey der glänzendsten Diction, und durch die mannichfachsten Verwicklungen und Intriguen, die sich hier in's Unendliche hin unterscheiden, alle Seiten dieses leeren Inhalts aufdecken, ihn in seine feinsten Unterschiede zersplittern, und dadurch in diese Poesie die verständigsten, spitzfindigsten Klügeleyen und Grübeleyen hereinbringen. Dergleichen sehn wir jezt in unserem Stücke. Denn Don Luis ist nicht todt, sondern er ist lebend nach Castilien zurückgekehrt. Dort erfährt er die Verlobung der treulos Geglaubten; er eilt sie zu finden — zu spät, sie ist schon durch Vollmacht vermählt. Da naht er sich ihr verkleidet als Juwelenhändler, er spricht im Bilde funkelnder Demanten sein Innres aus, er überhäuft sie mit Vorwürfen, er erfährt ihre dauernde Liebe, und nun kann ihn nichts mehr hindern, da er ohne diese Liebe nicht leben kann, wenigstens in ihrem Genusse, wenn er dennoch sterben muß, zu sterben. So endigt der erste Aufzug. Der zweyte ist die Darstellung des geheimen Schimpfes und des Entschlusses geheimer Rache. Man hat den Ausdruck „geheimer Schimpf" getadelt, weil Schimpf nicht geheim seyn könne. Aber die Entehrung, wenn auch noch so geheim, ist für den Entehrten selber, wenn auch noch für keinen Andern, schon Beschimpfung, er kann sich, beleidigt, selber nicht mehr ehren, ehe er sich nicht gerächt, und in diesem Sinne möchte der Ausdruck wohl gerechtfertigt genug werden, denn jede Beschimpfung, sey sie öffentlich oder geheim, muß den Beleidigten selbst innerlich entehren, und er muß sich nicht nur in der Achtung der Welt, sondern vornehmlich seiner selbst herstellen. Sonst ist die Ehre nicht ächter, ritterlicher Art. — Don Lope ist mit Don Juan und Donna Leonore nach Lisboa gezogen; Don Luis folgt seinem Stern, und sucht sich, wo er es nur vermag, von dessen glänzenden Strahlen sein Leben erleuchten zu lassen. In Donna Leonore streiten Liebe und Ehre, bis die Liebe den Sieg gewinnt, und sie dem edlen Gatten, der seinem König im neu beginnenden Kriege kräftig will zur Seite stehn, frohen Muthes entläßt. Aber Don Juan mit dem Falkenblicke der Ehre ihr Verhältniß durchschauend, räth dem Don Lope zu bleiben. Da schöpft dieser zum ersten Male Verdacht, schwankend zwischen Zweifel und Glauben, fühlt er sich als den unglückseligsten Menschen, aber durch des Freundes Loos belehrt, beschließt er, sollte er entehrt seyn, vorsichtige Rache. Nur zu bald erhält er Gelegenheit, sie zu üben. Denn Don Luis kommt, scheinbar um Abschied zu nehmen, mit ihrer Erlaubniß in Donna Leonorens Gemach. Ihre Liebesklagen unterbricht Geräusch. Leonore enteilt; der Saal ist dunkel; Don Luis soll sich fortschleichen. Da naht Don Juan, er hört Tritte, er zieht das Schwert, die Ritter entfernen sich kämpfend; Don Juan kehrt allein zurück und stößt auf Don Lope; beym Schein herzukommender Fackeln erkennen sich die Freunde, Don Juan erzählt, was er gesehn, und der stärkste Verdacht flammt in Lope's Seele auf. Aber was thut er? Er schickt die Diener fort, er bittet auch den Freund sich zu entfernen, und durchsucht nun selbst das Haus. Als er Don Luis findet, und dieser ihm ein Mährchen zur Entschuldigung vorlügt, scheint er Alles zu glauben, er bemüht sich auf seine Gattin auch nicht den Schatten des Verdachtes fallen zu lassen, und verhilft dem fremden Kavalier selbst zur Flucht. Der Dienerin befiehlt er tiefstes Stillschweigen, dem Freunde macht er glaublich, er selbst sey vorhin der mit ihm Fechtende gewesen — genug er thut Alles, um seinem Schimpfe (denn er ist für sich selbst beschimpft) wenigstens den tiefsten Schleyer des Geheimnisses umzuhängen. Der Entschluß eben so geheimer Rache beschließt den Akt.

Der Grund dieser Heimlichkeit ist noch nicht ausgesprochen, er liegt aber schon in der ersten Erzählung Don Juans. Daß er weiter hervortrete, und dadurch zugleich die geheime Rache herbeyführe, ist der Inhalt des dritten Aufzuges.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 241 Morgenblatt.

Räthsel.

Ich blinde mehr mit meinem matten Scheine,
Als Sonnenlicht am blauen Himmel dort;
Ich lauf, als hätt' ich tausend Beine,
Kaum hat man mich, so bin ich fort.
Es wieget schwer auch Weniges von mir,
Und doch wird Vieles selbst dir nicht zur Last,
Zur sauren Bürde werd' ich dann erst dir,
Wenn du dich ganz von mir entledigt hast.
Selbst stumm, sprech' ich doch Alle mächtig an,
Und treib im Staat mich ewig her und hin,
Verführ den Bürger oft und Bauersmann,
Allein mein Umtrieb wird mir gern verziehn.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. April 1826.

Der Adler so, der Wüstenreven König,
Verschmäht wie du, die Ebne, nistet nur
Auf schroffen Felsen, die der Schnee gebleicht,
Der Blitz getroffen.

Lamartine, Ode an Byron.

Ein Besuch bey Lord Byron in Genua,

von J. J. Coulmann.

(Mercure du 19. siècle N. 151.)

Mit dem sehnlichen Wunsche, den größten Dichter Englands kennen zu lernen, unternahm ich im Anfang des Jahrs 1823 eine Reise nach Italien. Da ich wußte, daß Lord Byron öfters sich geweigert hatte, Fremde anzunehmen, auch wenn sie ihm von seinen besten Freunden in England empfohlen waren, so war ich nicht ohne Furcht, daß auch mir dasselbe wiederfahren würde. In Genua angelangt, in dessen Nähe Byron ein Landhaus bewohnte, schrieb ich ein ganz einfaches Billet an den edlen Lord, worin ich ihm sagte: daß ein junger Franzose, der keine andern Ansprüche an diese Ehre habe als seine Bewunderung für sein Genie, sich glücklich schätzen würde, wenn er ihn annehmen wollte. Nicht ohne große Unruhe erwartete ich den Erfolg dieses Schrittes. Bald erhielt ich die Antwort mit einem großen Siegel, dem Wappen der Byrons und ihrem Motto: crede Byron, versiegelt; sie war italienisch und lautete folgendermaßen: „Mein Herr! es wird mir angenehm seyn, Ihre Bekanntschaft zu machen; allein es thut mir sehr leid, Ihnen gestehen zu müssen, daß, da ich keine Uebung in der französischen Sprache besitze, ich viel von dem Vergnügen Ihrer Unterhaltung werde entbehren müssen, und Ihnen auch nicht in Ihrer Sprache werde antworten können. Wenn deßungeachtet diese Erklärung Sie nicht abschrecken sollte, so wird es mir sehr angenehm seyn, Ihren Besuch morgen um zwey Uhr anzunehmen. Ich habe die Ehre u. s. w.

Noel Byron,
Pair von England.

Den folgenden Morgen (den 7ten Januar) ließ ich mich nach Albaro führen, einem Dorfe oberhalb Genua, wo das von Lord Byron bewohnte Landhaus Casa Saluzzo mit der schönsten Aussicht auf die Stadt, das Meer und die Apenninen liegt. Der Hof ist von Cypressen umgeben, die in verschiedenen Gestalten zugeschnitten sind. Ein Bedienter, in einer eben so reichen als schmutzigen Livree, meldete mich an. Lord Byron spielte eben mit dem Grafen Giuliani Billard. Er empfing mich in einem großen Saale neben an, der ihm als Bibliothek diente. Ein junger Mensch, ein Albaneser von ausgezeichneter Schönheit, in der orientalischen Tracht, führte mich ein. Der Dichter trat mir mit einem Ausdruck von Wohlwollen und Liebenswürdigkeit entgegen, welcher mir bald alle Verlegenheit benahm. Er war schwarz gekleidet und trug sehr lange, weite Beinkleider, die es mir unmöglich machten, zu unterscheiden, ob einer seiner Füße wirklich verunstaltet sey. Er war in seinen besten Jahren, doch war der Eindruck der Leidenschaften auf seinem blassen Gesicht nicht zu verkennen; sie haben einen Theil seiner kastanienbraunen Haare gebleicht, die in natürlichen Locken seine hohe Stirn beschatteten. Sein Mund ist etwas groß mit weißen Zähnen besezt, und hat einen Ausdruck, der an des Dichters Beschreibung von Konrad erinnert: dessen Lippen stolze

Gedanken verriethen, die sie kaum zurückhalten konnten." — Einen wahrhaft göttlichen Ausdruck hatten seine Augen. Sein ganzes Genie glühte in ihnen, wenn er sie wie begeistert gen Himmel erhob, als suche er dort Worte für seine Gedanken, und sie dann mit hinreißendem Wohlwollen wieder senkte. Wenn man Lord Byron sah, so begriff man den Zauber, den er auf die Frauen ausübte, durch den Adel seiner Züge, die träumerisch ideale Schönheit seines Gesichtes, und die Mischung von Begeisterung und Spott, die eben so geschickt war, Gefühle anzuregen als sie zu zerstören.

In seine Unterhaltung mit mir, einem unbedeutenden jungen Fremden, legte er eben so viel Anmuth als Koketterie und Hingebung. Er schien in mir allen meinen Landsleuten die üble Meynung benehmen zu wollen, die man so allgemein über seinen Stolz, seine eigensinnige Ungefälligkeit hegte.

Ich glaubte anfangs mich wegen der Unbescheidenheit des Schrittes entschuldigen zu müssen, den ich gewagt hatte; Lord Byron versicherte mich, wie angenehm es ihm sey, mich zu sehen, und bedauerte nochmals in sehr gutem Französisch, daß er diese Sprache nicht besser rede. Wir sprachen von Venedig, wohin ich glaubte, daß er nach seinem Abenteuer in Pisa zurückgekehrt sey.

„Nein, sagte er, ich bin hierher gekommen, wo ich der vollkommensten Freyheit genieße. Ich habe fünf Jahre in Venedig gewohnt, ohne eben zu wissen warum; wie man bey einer alten Geliebten bleibt, mehr aus Gewohnheit als aus Neigung. Sie kommen aus Paris; haben Sie Thomas Moore gesehen?" Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Ein kleiner Mann . . . was für einen Eindruck hat er dort gemacht?" — „Weniger als man erwartete. Er sang recht angenehm seine irländischen Melodien, das war aber auch Alles." — B. Das ist auch seine Sache. Seine Gedichte sind aber bewundernswürdig. Und welches sind denn gegenwärtig Ihre ausgezeichneten Schriftsteller?" — „Als politischer Schriftsteller Benjamin Constant. . . ." — „B. Benjamin Constant ohne Vergleich. Was machen seine Prozesse, seine Beine? Ich habe ihn in Copet bey der Frau von Staël gesehen, die mir viel von ihm sprach bey Gelegenheit des Romans Adolphe. Ihre Freundschaft war etwas stürmisch. In Copet war Frau von Staël sehr liebenswürdig, aber in London hat sie mir einmal zwey Stunden lang Moral gepredigt. Sie hatte überhaupt den Fehler, sich zu sehr des Gesprächs zu bemächtigen." — „Sie müssen, Mylord, einen unserer jungen Dichter kennen, der eine Ode an Sie gerichtet hat, Lamartine." — „B. Ich habe sie in einer italienischen Uebersetzung gelesen, er behandelt mich auch wie eine Art von Ungeheuer, doch ganz höflich." — „Man ersindet viele Mährchen über Sie, weil man sich viel mit Ihnen beschäftigt. Sie und Walter Scott."

B. „Und was schätzt man besonders an Walter Scott?" — „Nun seine Romane." — B. „Sie sind vortrefflich. Da ich Schottland kenne, so kann ich die Treue seiner Schilderungen beurtheilen." — „Sein Bildniß, was neben dem Ihrigen unsere Boulevards bedeckt, schien mir nicht, seinen Werken zu gleichen." — B. „Nicht wenn er schweigt; wenn er aber spricht, so hat sein Gesicht Adel und Ausdruck. Dann erräth man ihn. Man hat mir lezthin einen Steindruck geschickt, der mich vorstellen soll, wo ich mit einem allerliebsten Gesichtchen in die Wolken sehe. Ich habe mich nur einmal malen lassen, von dem Amerikaner West." Ich wunderte mich, daß er nicht seine Büste von Canova habe machen lassen. B. „Thorwaldsen hat sie gemacht. Halten Sie viel auf Gemälde?" — „Ich weiß nicht warum, aber ich ziehe die Bildhauerkunst vor. Dabey fällt mir Schlegel ein, vor dem man einmal Canova rühmte und der sagte: „„Und meine Büste von Tieck; haben Sie sie gesehen?"" — Haben Sie jemals etwas von Tieck gehört *)?" Ich erzählte ihm, daß die Königin von Sardinien, als ihr Herr von Chateaubriand vorgestellt wurde, ihn fragte: Sind Sie vielleicht mit einem gewissen Chateaubriand verwandt, der etwas geschrieben hat?" — B. „Mir ist etwas Aehnliches begegnet, man hat mir einmal in England etwas, was ich eingekauft hatte, in ein Blatt von einem meiner Werke eingewickelt geschickt."

(Der Beschluß folgt.)

*) So steht es mit unsern meisten deutschen Berühmtheiten; übrigens verlieren beyde Theile dabey.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Der Lärm außerhalb der Höhle nahm indessen zu; die Banden des Mornerouge, welche die Ankunft meines Befreyers vernommen hatten, drangen darauf, ihn zu sehen, und aus seinem Verweilen bey Biassou schließend, daß dieser ihm Hindernisse in den Weg legte, forderten sie drohend seine Gegenwart. Diese Nachricht hatte Rigand dem Anführer gebracht, und die Furcht, Spaltungen im Heere entstehen zu sehen, bewog diesen, schnell bedingungsweise in Pierrot's Bitte zu willigen. Er erklärte meinem Begleiter, daß er ihm meine Befreyung als einen Beweis seiner Ehrerbietung nicht länger streitig machen wolle und nur um die Erlaubniß bäte, mir noch einige Worte in Geheim sagen zu dürfen. Pierrot gestand sie ihm zu und entfernte sich gegen den Ausgang der Höhle. Biassou führte mich aber in deren Hintergrund, und hier trug er mir noch einmal an, das schon einmal geforderte Schreiben an das Kolonialgouvernement zu verfassen. Ich befand

mich in einer Verstimmung und Spannung der Seelenkräfte, die mir das Leben verhaßt machten, und jedes Mittel, das mir meine Feinde zu dessen Rettung anbieten konnten, verächtlich. Nur um über Mariens Schicksal Licht zu erhalten, wünschte ich es eine kurze Zeit noch zu fristen, denn Pierrot's Schweigen über sie und einzelne Züge, die ich in seinen Reden gegen Biassou wahrgenommen haben wollte, erhielten mein Mißtrauen gegen ihn wach. Aber durch meine Einwilligung in Biassou's Vorschlag wollte ich es nicht erkaufen — ich wies ihn von mir. Der elende Barbar fragte mich spöttisch: ob ich denn so gar sicher auf meines Beschützers Allmacht vertraue, um seiner gar nicht zu achten? Der Sklave meines Oheims mein Beschützer! der Räuber Mariens — ich drückte ihm meine ganze Verachtung aus, ich sagte ihm, daß ich von jenem und ihm nichts weiter verlange, als noch vier-und-zwanzig Stunden zu leben, dann könne er seine Mordlust an mir stillen. Das Ungeheuer nahm mich grinsend beym Wort, und mit seltsamer Arglist suchte er durch die Forderung meines Ehrenworts als Franzose, so wie durch die Drohung, meine Wortbrüchigkeit an meinen gefangenen Landsleuten zu rächen, mich zu binden. Ich gab ihm mein Wort: den folgenden Tag, zwey Stunden, ehe die Sonne sänke, wiederzukehren. „Der Gefangene ist bereit, euch zu folgen," rief Biassou jezt, auf den Ausgang der Höhle zugehend, meinem Befreyer zu. — Nie sah ich einen Ausdruck seligerer Freude wie jezt in Pierrot's Gesicht! „Habe Dank, sagte er zu Biassou, ich bleibe dir ewig verbunden; meine Brüder vom Mornerouge bleiben bis zu meiner Rückkehr zu deinem Befehl. — Nun du frey bist, komm mit mir," rief er mir dann freudig zu und zog mich fort.

Kaum waren uns die lezten Wachtposten des Lagers, wo Alles meinem Führer freudevoll zujauchzte, im Rücken, als ich still stand und mit einer Stimme, die von Leidenschaft zitterte, ihm sagte, nun würden wir von Niemand behorcht und ich fordere Rechenschaft von Marien. Er blickte mich traurig an und sagte sanft: „Du bist also nicht fähig, mir zu trauen? warte noch eine Stunde! komm mit mir! du siehst ja, daß ich in deiner Gewalt bin, da! nimm meinen Dolch — noch eine Stunde in Mariens Namen! sezte er mit gefalteten Händen und gepreßter Stimme hinzu, im Namen deines Weibes, verschiebe deine Rache." — Seine Stimme hatte einen unbeschreiblichen Ausdruck von Ueberredung und Schmerz. Ich fing an, auf eine Möglichkeit, wie er es treu meynen könne, zu sinnen, wollte ihm den Dolch zurückgeben und versprach ihm, zu warten. Er nahm ihn nicht und beschleunigte seine Schritte; Rask, der bey unserm Zögern ungeduldig hin und her gelaufen war, eilte uns nun mit frohen Sprüngen voran, er zeigte uns den Weg durch ein dichtes, noch nie von der Axt berührtes Gehölz, nach einer Stunde kamen wir in ein reizendes, von einem Bach gewässertes kleines Thal, an das eine Felsengrotte stieß, Rask wollte bellen, Pierrot winkte ihm, zu schweigen, faßte mich bey der Hand und zog mich hinein. Ein Weib saß dort auf einer Binsenmatte, den Rücken gegen mich gekehrt — es war Marie! — Bey dem Freudengeschrey, mit welchem wir einander in die Arme flogen, kam eine alte Frau mit einem Kinde auf dem Arm aus einer zweyten anstoßenden Höhle — ich erkannte Mariens Amme und meines unglücklichen Oheims jüngstgebornen Sohn. Pierrot, der Marie erbleichen gesehen hatte, war hinausgeeilt, um frisches Quellwasser zu holen, er reichte es ihr, wie sie aber, erholt, mich von Neuem an ihre Brust schloß, rief er schmerzhaft: „O doch nicht vor meinen Augen!" und stürzte hinweg.

„O Gott, Leopold, sagte Marie erschrocken, unsere Seligkeit thut ihm weh! Leopold, sollte er mich lieben?" Pierrot's Ausruf hatte es mir deutlich gesagt, Marien's Erschrecken bewies, daß er sein trauriges Geheimniß getreulich bewahrt hatte. Marie sagte mir nun, mit welcher Kühnheit und List dieser großmüthige Mensch meine Gattin und den lezten Sprossen von seiner Familie, diesen kleinen Knaben mit der Amme bey der Erstürmung des Forts Galifet gerettet hatte. Er hatte sie in diese, nur ihm allein bekannte Höhle geführt, für ihre Bequemlichkeit gesorgt, hatte sie besucht und getröstet, hatte versprochen mir, so bald es die Möglichkeit gestattete, Nachricht von ihr zu geben. Aber es schien ihm lange nicht gelungen zu seyn. Seit drey Tagen war er nicht bey den armen Geretteten gewesen, Marie hatte vor der Zukunft gezittert — da führte er mich ihr zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. März.

(Beschluß.)

Ist nun aber auch die Beschimpfung geheim gewesen, und kann das genaue Wissen derselben nur in Don Lope lebendig seyn, so bleibt doch immer noch der schlangenzüngige, ehrenlästernde Verdacht als neuer Schimpf, und diesen muß Don Lope erfahren. Aber dieser Verdacht, weil Verdacht überhaupt nur das Heimliche, Unoffenbare ist, kommt an Don Lope selbst nicht offenbar und öffentlich, sondern selbst nur geheim; er erhält nur Verdacht, daß man Verdacht schöpfe. Und zunächst zwar durch Don Juan. Wie spitzfindig sucht dieser herauszubringen, ob er dem Don Lope den allgemeinen Verdacht entdecken müsse. Er wagt es nicht, weil diese Entdeckung selbst eine neue Beleidigung seyn würde, so versteckt er die wahre Erzählung in das Kleid einer fremden. Aber Don Lope schöpft Verdacht und erwiedert, er würde in ähnlichem Falle dem Freunde jenen Verdacht nicht bekannt machen. Doch auch der Fürst spricht in dunklen Worten gegen Lope ähnlichen Verdacht aus. Da glaubt dieser denn seinen Schimpf öffentlich, und will ihn öffentlich auf's Ungemessenste zum Spiegel aller Zeiten rächen. Wie er nun aber auf solche Weise mit dem Freunde jezt auf gleichem Standpunkt steht, muß nun auch, was früher, eh' der geheime Schimpf noch in Don Lope dar war, nur Erzählung blieb, jezt lebendig werden. Lope muß in frischer Gegenwart erfahren, wie mit öffentlicher Rache der

Schimpf erst recht öffentlich werde. Denn die Rache ist gerade die Bekanntmachung, das Eingeständniß, daß man beschimpft sey. Bey öffentlicher Beschimpfung helfe auch öffentliche Rache nicht, denn es sey zufällig, ob denn auch die Rache wie die Beschimpfung kundig werde; die Erfahrung dieser Lehren macht Lope an Don Juan, indem dieser mit einem Haufen sich herumkämpfend, vorbeystürzt, und dann rückkehrend erzählt, jene hätten von seinem Schimpfe erzählt, ohne seiner Rache zu erwähnen, dieß sey neuer Schimpf, und er habe neuer Rache bedurft, aber vergeblich, denn diese neue Rache offenbare wieder neu den vergrößerten Schimpf. Das Richtige ist darin, daß der Schimpf, gewußt, nun der Zufälligkeit mannichfacher Verbreitung anheimfalle, und bey der Zufälligkeit der übereinstimmend gleichgewußten Rache, neue Rache fordere, welche aber, ohne dieser Zufälligkeit zu entgehn, Schimpf und Rache nur mehr und mehr der Gewalt dieses Zufalls überliefre. Was muß sich nun Lope aus diesen Erfahrungen für eine Lehre ziehn? Sein Schimpf ist nur von ihm und den Beschimpfenden gewußt, der Schimpf also ist geheim, nicht aber der Verdacht, beydes hat er von sich abzuwälzen. Was thut er also? Er beschließt geheimste Rache, die aber nur als Rache geheim bleibt wie seine Beschimpfung, doch den Verdacht, daß es Rache für Beschimpfung sey, hindurchschimmern läßt. Er selbst muß also mit Bewußtseyn die Beschimpfenden tödten, jedoch mit dem Scheine, als habe der bewußtlose Zufall diesen Todtschlag begangen, und zwar muß er dieß auf die Weise bewerkstelligen, daß zugleich der Schein hereinkommt, als habe er es nur so scheinen lassen, daß nicht er, sondern der Zufall nur jene Verdächtigen getödtet. Den Buhlen seines Weibes stürzt er daher beym Ueberschiffen zum Landhause seiner Gattin in's Meer, und läßt den Nachen zerscheitern; sein Weib begräbt er in den Flammen des Pallastes, und läutert so seine befleckte Ehre vor den Augen des Königs, dessen Verdacht er einerseits dadurch niederschlägt, daß er sein Weib als Bild der Unschuld und Treue rühmt, anderseits aber ihm eben so zeigt, daß er jenen Verdacht wohl kenne, und ahnen läßt, wie er sie gerächt. Und wie Lope dem Zuschauer in Monologen sagt, was er gethan, so Don Juan dem König, der ausruft: Und er hat wohlgethan! Geheime Rache für geheimen Schimpf.

Diese Erzählung des Inhaltes muß zugleich die Kritik des Stückes seyn, wenn sie zeigt wie konsequent, wie richtig, wie verständig, wie genau dieser Ehrenstreit durchgeführt ist, und wie wenig daher einem modernen deutschen Publikum, das von der Bühne herab ein Spiegelbild seines eigenen gegenwärtigen Lebens will auf sich zukommen sehn, dieß ächt spanische Gemälde befriedigen kann, zumal da durch die Bearbeitung, zum Zweck der Deutlichkeit und platten Faßlichkeit, der Glanz der Form verwischt ist, und die wechselnden Versmaße in den einfachen Jambus sich ausglätten, die Reime verstummen, die Fülle lieblichster Bilder verarmt, während auch durch die Darstellung der romantische Rittergeist aus diesen Gestalten entflieht, und nur Barett und Mantel, und Hose und Stiefeln und Sporen, und Sammt und Seide und Goldfranzen übrig läßt. Auch die Schnurrbärte waren nicht vergessen. Aber Herr Krüger (Don Lope) hat solches pausbäckiges Pathos, und käut und wiederkäut, und verschlingt die Worte, indeß er die Augen verdreht und die Augenbrauen zusammenzieht, als wollte er immer weiter nichts sagen als: „jezt einmal, jezt deklamirt Herr Krüger, aber er thut nur so, und ist froh, wenn das saure Stückchen Arbeit erst herunter gepredigt ist.“ Herr Krüsemann (Don Juan) hat den entgegengesezten Fehler, Alles zu zerstückeln und dann herauszuschreyn, zuzustoßen und zuzupoltern. Nur Mad. Stich (Donna Leonore) und Herr Beschort (Don Sebastian) bewiesen sich als Künstler; Herr Rebenstein war wie immer eine Amphibie von Kunst und Natur. Glücklich, daß Calderon seine hiesige Auferstehung nicht sah; er hätte sie aber dreist sehen können, erkannt hätte er sich gewiß nicht! — Die zweyte Dekoration des ersten Aufzugs war von ausgezeichneter Schönheit. —

London, 3. April.

So eben ist die Beschreibung der Entdeckung der englischen Mission in Afrika bey Hrn. Murray erschienen. Es ist ein dicker Quartband, mit einer Menge schön ausgeführter Kupfer, und einer vortrefflichen Karte. Preis 4 Pfd. 14. 6. Die Entdeckungen sind in mannichfaltiger Hinsicht wichtig, indem sie uns die genaue geographische Lage der vornehmsten Städte und Dörfer der Staaten Bornou und Howsa, die wichtigsten im inneren Afrika, des Sees Tschad und zweyer in denselben fallenden Flüsse geben, und uns zum wenigsten zeigen, wo der Niger nicht läuft, und dabey eine große Bereicherung des Naturgebietes und der Menschen- und Völkerkunde. Sie erinnern sich wohl der Nachrichten über diese Entdeckungen, die ich Ihnen aus dem Quarterly Review mitgetheilt. Nach dem lezten Bericht war Major Denham, nachdem er einen seiner Mitreisenden beerdigt, auf dem Wege, den See Tschad zu umreisen. Dieß gelang ihm aber nicht, theils wegen der feindseligen Stimmung der wilden Stämme, welche auf der Ostseite dieses See's wohnen, theils wegen des morastigen Bodens; und so bleibt uns die nordöstliche Küste auf einer bedeutenden Strecke noch immer unbekannt, gerade die Gegend, aus welcher, der örtlichen Aussage nach, ehemals ein Fluß nach Süden hin ergossen, der aber jezt gänzlich ausgetrocknet seyn soll, welches den See, welcher allen Anzeigen nach ehemals weit ausgedehnter gewesen, ganz ohne Ausfluß läßt. Die zwey Flüsse, wovon der eine vom Süden und der andere, obgleich, wie es scheint, auch vom Süden herkommend, sind nicht der Niger. Dieser wendet sich, nach dem vom Major gesammelten Nachrichten, nachdem er von Timbuktu nach Niesu, oder Nufie, nach Süden zu geflossen, von dieser Stadt an (ungefähr im 10° nördlicher Breite und 5° der Länge) gegen Süden, krümmt sich zwischen dem 13ten und 14ten Längengrade, dem Tschad gegenüber nach Norden, und fällt entweder unter dem Namen Scharo in diesen See, oder fließt, wie Andere wollen, ungefähr im 11ten Breitengrade gegen Süden. Nach einer, vom Kapitän Clapperton vom Sultan von Howsa erhaltenen Karte ist die Wendung des Flusses, den man dort Kowara (Kanara) nennt, weiter im Süden; wenn dieß nun aber wirklich so ist, so kann es nur ein Arm des Flusses seyn; denn nach allen in Howsa gesammelten Nachrichten, selbst die des Sultans, ergießt sich der Fluß, von Nufie aus, beynahe in gerader Richtung laufend, zwischen dem 4ten und 5ten Längengrade, bey einer Stadt Lagos in die Bucht von Benin. Clapperton kam nicht weiter als nach Sackatu, der Hauptstadt von Haussa; denn obgleich der Sultan dieses Landes, Bello, sich sehr freundschaftlich gegen ihn erwies, ward er doch durch Vorstellungen von Gefahr, welche alle seine Diener von ihm zu treiben droheten, verhindert, weiter zu reisen. Da aber der Sultan sehr geneigt war, mit den Engländern in Handelsverbindungen zu treten, und sogar den Sklavenhandel von seiner Seite unterdrücken zu helfen, so ist dieser unternehmende Reisende aufs Neue mit der Expedition nach der Bucht von Benin abgegangen, wohin ihm der Sultan eine Bedeckung entgegenschicken will, um ihn und den versprochenen Arzt und die Geschenke, besonders Kanonen, nach seiner Hauptstadt geleiten zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. April 1826.

Wahrhaft groß seyn, heißt:
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen.

Shakspeare.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Mariens Erzählung entzückte mich und durchdrang mich mit Schmerz. In welchem Lichte sah ich nun meine hochmüthige Härte, meinen Verdacht, meine Rachsucht gegen ihn an. Er kehrte bald in die Grotte zurück, finster, matt, entstellt wie ein Gefolterter, der über die Marter gesiegt hat. „Nun, Bruder, sagte er sanft, aber ernst, die Stunde ist verflossen, willst du meinen Tod?" — Ich stürzte zu seinen Füßen — ja ich sagte Alles, was Dank, Bewundrung, was tiefe Beschämung eingeben können. Auf seinem Gesicht schilderte sich der Kampf seiner Seele, Selbstgefühl, Schmerz und ein Feuer in seinem Blick, als wenn er auch Rache zu fühlen im Stande seyn würde. — Aber nur einen Moment, dann breitete er seine Arme aus: „Also nun bist du mein Bruder?" rief er entzückt. Ich schloß ihn in meine Arme. „O du bist gut, sagte er sanft, aber das Unglück hatte dich sehr ungerecht gemacht!" — „Nun bin ich nicht mehr unglücklich, aber strafbar bin ich sehr!" — „Ich war es auch, Bruder, und unglücklich werde ich immer bleiben. O Bruder, wen man zum Sklaven machte, wer die Peitsche der Weißen empfand — für den gibt es kein Glück mehr. Wie ich in dem Keller von Galiffa stak, wolltest du immer wissen, welches mein früheres Schicksal gewesen, was mir, wie du es nanntest, meine Bildung gegeben — eines Königs Sohn bin ich, Weißer, mein Vater war ein guter Fürst, sein Volk liebte ihn und war glücklich. Da kamen die Europäer in unsre Hütten, ich gefiel ihnen und sie lehrten mich die elenden Dinge, die dich an mir verwunderten, sie beschwazten meinen Vater durch Versprechungen großer Reichthümer, mit seiner Familie an die Küste zu ziehen und verkauften ihn, und man führte uns nach St. Domingo. Man trennte den Sohn von dem Vater, man entriß mir mein junges Weib, um, sie einem andern gebend, mehr Vortheil von ihr zu ziehen." — Der Schmerz hob seine Brust, seine Stimme erstickte, nur mühselig fuhr er fort: „Bruder, hörst du? man verkaufte mich wieder und wieder, immer theurer, weil ich aus Abscheu, den Königssohn gepeitscht zu sehen, mehr arbeitete, wie zehn meiner gemeinen Gefährten . . . endlich sah ich meinen Vater wieder — hier faßte er krampfhaft meinen Arm. — Am Tage, da ihr Ogé hinrichtetet, sah ich ihn — auf dem Rad! . . ." Ich schauderte und schwieg. „Mein Weib starb, geschändet von der Weißen zügelloser Lust, sie forderte sterbend mich auf, sie und meinen Vater und meine Brüder zu rächen, die lange Reihe von Geschlechtern zu rächen, die der Weißen Unbarmherzigkeit zerfleischte, die ihr Hochmuth unter die Füße trat. Meine Brüder baten um meinen Beystand. — Sobald ich den Kerker deines Oheims verlassen durfte eilte ich zu ihnen — ich führete ihren Haufen an und benuzte mein Ansehen, um Marie — Marie, die ich anders wie mein Weib geliebt habe, sezte er leise und finster hinzu — um Marie zu retten. Hier ist sie, nimm sie hin und laß uns eilig hinweggehen." — „Wohin?" — „In das Lager der Weißen. Morgen

greifen sie Biassou an, dieser Wald wird unbezweifelt in Feuer aufgehen — und ich darf nicht länger weilen. Zehn Köpfe stehen für diese Stunden, die mir vergönnt sind, und sie eilen zu Ende." Ich erstaunte, ich frug. „Du hast ja gehört, daß Bug Jargal gefangen ist?" — „Bug Jargal? was geht das dich an?" Er blickte befremdet, aber gleichgültig mich an: „Nun, dieser Bug Jargal bin ich. Ich erfuhr, daß du deinerseits in Biassou's Gewalt gerathen seyst, daß meine Hinrichtung deinem Tode folgen solle, daß zehn meiner Brüder geopfert werden würden, wenn ich entflöhe — du siehst, daß ich Eile bedarf. . . ." Und er suchte mich aus der Höhle zu ziehen. „Und du bist entflohen?" rief ich fast betäubt. „Wäre ich denn hier, rief er ungeduldig. Siehe, der Schatten der Palmen wird länger, in drey Stunden sinkt die Sonne — laß uns gehen!" In drey Stunden sinkt die Sonne. Diese Worte zuckten wie ein Blitzstrahl durch mein Gehirn. Ich hatte mein Versprechen an Biassou vergessen — Marie, Freude, Dankbarkeit, Erstaunen hatten mein Gedächtniß gelähmt. Ich sollte Marie nur gesehen haben, um sie auf immer zu verlassen. Nur mit Mühe verstand Bug Jargal, was mich zu dem rasenden Entschluß in Biassou's Lager zurückzukehren bewogen hatte. Er tobte vor Wuth, er konnte den Begriff von Ehre, der mich band, nicht fassen, und wendete alle Kraft seiner hinreißenden Beredtsamkeit an, meinen Entschluß zu ändern. Lange blieb unser Streit Marien ein Räthsel, wie sie es begriff, umhüllte Ohnmacht ihre Sinne — und das erleichterte meinen Abschied — ich legte sie in Bug Jargals Arme, rief: „ich vermache sie dir!" und eilte hinweg. Jargal hielt mich zurück und sagte finster: „Ich kann dein Erbe nicht annehmen, Bruder, im Lager der Weißen ist ein Vetter von dir, ihm will ich sie bringen. Sieh dort jene Felsspitze! wenn das Zeichen deines Todes dort erblickt wird, ende ich auch."

Ich umarmte ihn, ohne den Sinn seiner Worte damals zu bedenken, ich drückte einen Kuß auf Mariens bleiche Stirn und stürzte bald sinnlos in den Wald. Ich weiß nicht, welcher Instinkt meine Schritte leitete, aber unaufhaltsam durch Gesträuch und Schlingpflanzen fortdringend, sah ich mich bald an dem Ausgang des Waldes und das Lager der Empörer lag vor mir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bey Lord Byron in Genua.

(Beschluß.)

B. „Chateaubriand ist einer Ihrer besten Schriftsteller. Macht er noch Martyren? Und Jouy, wo stellen Sie den hin?" — Neben unsere ersten Prosaiker und Tragiker, neben Raynouard, Arnault, Casimir Delavigne, dessen patriotische Elegieen Sie kennen werden."

B. „O ja! denn Lamartine ist kein Carbonaro. Sagt er nicht irgendwo in einem Gedicht gegen die Neapolitaner:

On peut céder au nombre; oui mais on meurt!

Das ist schön." Hierauf lobte er Lebrun's Dithyramben auf den Tod Napoleons. B. „Man hat mir in Paris eine Ode über denselben Gegenstand zugeschrieben, was um so unangenehmer ist, da sie schlecht war. Allein das begegnet mir oft: hat doch letzthin Jemand die Unverschämtheit gehabt, sich hier in Genua zwey Monate lang für mich auszugeben. Da er indessen nicht bey meinem Bankier war, so ließ ich es ihm hingehen." — „Sie kennen den berühmtesten unserer Gelehrten, Cuvier; denn Sie citiren ihn in Ihrem Cain." — B. „Ganz gewiß. Dieser Cain hat mir von allen meinen Gedichten am meisten Verfolgungen in England und in meiner Familie zugezogen. Ich war betrunken, als ich ihn dichtete. Da ich ihn nachher las, war ich selbst erstaunt darüber." „Seit der Zeit, bemerkte der Graf Giuliano, indem er auf den Tisch zeigte, worauf zwey Caraffen standen, trinkt Mylord nur Wasser."— B. „Meine besten Freunde werfen mir dieß Werk beständig vor. Auch werde ich vielleicht einmal einen Widerruf bekannt machen, oder Andere werden es für mich thun, damit man mich in Ruhe läßt. Und Herr Cuvier, protestirt er auch gegen alle Religionen?" — „Wie? sind Sie niemals in Paris gewesen, um die merkwürdigen Männer und Dinge, die es enthält, zu sehen?" — B. „Ich bin 1815 nahe daran vorbeygekommen; aber die ganze heilige Allianz war damals dort, und es lag mir eben nicht daran, sie zu sehen." Nun war von Griechenland die Rede, und er sprach mit Begeisterung von den Griechen und ihrer Sache. Dann sprach er mit großer Heftigkeit von dem Vorfall, der in Pisa Statt gefunden hatte, wo er von einigen Soldaten war insultirt worden, und sein Albaneser einen von ihnen gefährlich verwundete. „Mylord hat die Familie des Verwundeten großmüthig entschädigt," worauf Byron sehr trocken erwiederte: „Verschonen Sie mich mit Ihren Lobsprüchen." Dann fing er an: „Einer der Menschen, den ich am liebsten sehen möchte, ist Goethe, es ist ein excentrisches Genie." Hierauf bezeigte er seine große Bewunderung für dessen verschiedene Schriften, die er sehr gründlich studirt haben soll. „Wir stehen in Verbindung mit einander, ohne uns je die Hand gedrückt zu haben, aber ich habe mir vorgenommen, ihn in Weimar zu besuchen." Byron sprach das Französische nicht geläufig und bediente sich anfangs gegen mich der italienischen Sprache, deren er wie seiner Muttersprache mächtig war. Der Graf Giuliano übersetzte mir, was ich nicht genau verstand, allein bald erregte diese Art von Unterredung Byron's Ungeduld und er fing an Französisch mit mir zu sprechen, was in seinem Munde einen besonders originellen Ausdruck erhielt. Indem man ihm zuhörte, fühlte man, daß seine Gedichte die Frucht einer augenblicklichen Einge-

bung und nicht einer mühsamen Arbeit sind. Byron zeigt sich großartig, dramatisch, theatralisch, künstlich (factice) im Corsar, in Lara, in Childe-Harolde. Der natürliche, nachlässige Byron des gewöhnlichen Lebens zeigt sich im Don Juan (?!)

Folgender Brief Lord Byron's an den Verfasser dieses Aufsatzes ist vielleicht nicht ohne Interesse:

Genua, 12. Juli.

Mein Herr!

Ihr Brief und die Beylage hat mir großes Vergnügen gemacht. Der Ruhm und die Werke der Dichter, welche mir dieß Andenken senden, ist mir nicht unbekannt, allein es ist um so schmeichelhafter, sie von den Verfassern selbst zu erhalten. Ich bitte Sie, jedem insbesondere zu bezeigen, wie dankbar ich ihnen bin und wie sehr ich wünsche, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, wenn je sich die Gelegenheit darbieten sollte. Herrn Jouy's Werke kenne ich seit lange genau; wer hätte nicht dem Hermite und Sylla seinen Beyfall geschenkt? Allein ich kann nicht annehmen, was Ihre Freunde ihre Huldigungen nennen, weil in dem Freystaat der Wissenschaften es keinen Herrscher gibt, und weil, wenn es einen gäbe, ich weder die Anmaßung noch die Macht eines Usurpators habe. Ich danke Ihnen ebenfalls für Ihre eigenen Arbeiten; Sie schienen mir zu jung, um ein Schriftsteller zu seyn, und vielleicht zu liebenswürdig. Für den Versuch u. s. w. (?) danke ich Ihnen verbindlichst, obgleich ich ihn schon früher gesehen hatte. Ueber das, was mich persönlich darin betrifft, kann ich mich keineswegs beklagen, obgleich manche Unrichtigkeiten und falsch dargestellte Thatsachen darin sind. Der Verfasser hat jedoch meinen Vater und meinen Großonkel grausam verläumdet, besonders den ersteren. Weit entfernt, „brutal" zu seyn, war er nach dem Zeugniß Aller, die ihn gekannt haben, sehr liebenswürdig, umgänglich, aber leichtsinnig und unordentlich. Er hatte den Ruf eines guten Offiziers und hat sich in Amerika als solcher gezeigt. Die Thatsachen selbst widersprechen jener Behauptungen. Mit Brutalität wird es einem jungen Offizier nicht gelingen, eine Marquise zu entführen und zwey Erbinnen zu heirathen. Freylich war er ein sehr schöner Mann, was schon viel thut. Seine erste Frau (Lady Couyers, Marquise von Carmarthen) starb nicht aus Kummer, sondern an einer Krankheit, die sie sich zuzog, da sie darauf bestand, meinen Vater auf der Jagd zu begleiten, ehe sie noch sich vollständig von ihrer Niederkunft mit meiner Schwester Auguste erholt hatte. Seine zweyte Frau, meine ehrwürdige Mutter, hatte, das können Sie mir glauben, einen zu stolzen Sinn, um von irgend Jemanden eine rohe Behandlung zu dulden, und sie hätte es ihm bald bewiesen. Ich will noch hinzufügen, daß er sich lange in Paris aufhielt und sehr viel mit dem alten Marschall Biron umging, der wegen der Aehnlichkeit des Namens und des Normännischen Ursprungs unserer Familie, eine Verwandtschaft zwischen ihnen finden wollte. Was auch meines Vaters Fehler gewesen seyn mögen, Härte und Rohheit waren nicht darunter. Wenn jener biographische Versuch nach England gelangen sollte, so bin ich überzeugt, daß meine Schwester Auguste (Gemahlin des Obersten Leigh, und Hofdame der verstorbenen Königin, nicht Caroline, sondern Charlotte, Gemahlin Georg's III.) sich noch mehr wie ich selbst, dadurch gekränkt fühlen wird; und sie verdient es nicht, denn es gibt kein engelgleicheres Wesen auf der Erde. Auguste und ich, wir haben das Andenken unseres Vaters eben so sehr geliebt, als wir uns gegenseitig lieben, und schon daraus kann man schließen, daß er nicht hart war. Wenn er sein Vermögen verschwendet hat, so ist das unsere Sache, da wir seine Erben sind, aber so lange wir ihm dieß nicht vorwerfen, hat kein Mensch das Recht es zu thun. Was meinen Großonkel, Lord Byron, betrifft, so erstach er Hrn. Chatsworth im Duell, und weit entfernt, sich damals von der Welt zurückzuziehn, durchreiste er bald darauf das feste Land, und erhielt bey seiner Rückkehr die Stelle eines Oberjägermeisters, und zog sich erst von der Welt zurück, als sein Sohn ihn durch eine ihm mißfällige Heirath beleidigte. Weit entfernt, die geringste Reue wegen Chatsworth's Tod zu empfinden, der ein Händelmacher und Klopffechter war, bewahrte er den Degen, mit dem er ihn erstochen hatte, und bey seinem Tode hing er in seinem Schlafzimmer (folgen einige gleichgültige Familiennachrichten). Von mir mag Hr. P. alles Böse sagen was er will, aber ich wünsche, daß er von meinen Verwandten nicht anders spreche, als wie sie es verdienen. Wenn Sie Gelegenheit finden, ihn und Hr. Nodier zu einer Berichtigung der meinen Vater angehenden Unrichtigkeiten zu vermögen, so würden Sie mir einen großen Dienst erzeigen, denn ich kann es nicht leiden, daß man ungerechter Weise Böses von ihm spricht. Ich muß schließen, denn ich habe Sie lange beschäftigt. Glauben Sie, daß Ihre Achtung mich ehrt, und daß ich bin u. s. w.

Noël Byron.

N. S. Den 10ten oder 12ten dieses Monats schiffe ich mich nach Griechenland ein. Wenn ich je zurückkehre, so werde ich Paris besuchen, und hoffe Sie und Ihre Freunde zu sehen. Kehre ich nicht zurück, so behalten Sie mich mit so viel Liebe in ihrem Andenken als Sie können.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 3. April.

(Beschluß.)

Es bleibt mir nun nichts weiter übrig, als Ihnen Auszüge aus dem Werke selbst zu geben, welche allgemein interessiren können, zuvor muß ich aber doch ein Gerücht, welches durch die Literary Gazette verbreitet worden, berichtigen. In jenem Blatte nämlich heißt es, Kapitän Clapperton hätte ein Volk gefunden welches 7000 geharnischte Reiter in's Feld zu stellen vermöchte, daß es einen sehr hohen Grad der Bildung erreicht, und wahrscheinlich von den alten Nubiern abstamme. Dieses scheint sich nun auf die Einwohner von Haussa zu beziehen, die Mahomedaner sind, und gewiß einen bedeutendern Antheil Bildung haben, wenn man sie mit den umwohnenden

Kaffer-Negern vergleicht; was aber die geharnischten Reiter betrifft, so ist zu bemerken, daß die Harnische und Helme aus gesteppten Baumwollenzeug bestehen, und wessen Ursprung die Leute sind, mag nur Gott wissen; der herrschende Stamm gehört zu der Nation, welche man an der Küste, unter dem Namen Fellatahs kennt, und die mehr von einer dunkeln Kupferfarbe als schwarz sind. Die Truppen werden folgendermaßen beschrieben: „Ein jeder der beyden Statthalter (von Kano) hatte ungefähr 500 Mann Fußvolk und Reiter. Die ersteren waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Der Köcher hängt über der Schulter, und daneben eine hochverzierte lederne Tasche, zu mancherley Gebrauch, und eine Feldflasche von geflochtenem Grase, so dicht, daß sich nicht ein Tropfen daraus verliert. Der geöffnete Bogen wird manchmal als Wanderstab gebraucht. Viele tragen auf dem Kopfe einen dreyeckigen Beutel voll zerklopften Mais, andere hatten eine Grasmütze mit einem Federbusche auf. Ihr übriger Anzug besteht blos aus einem gegerbten, mit großen Muschelschalen oder Franzen eingefaßten Felle, welches um den Leib her befestigt ist, und einem Paar Sandalen von einfacher Zubereitung. Die Reiter trugen Schilder, Schwerter und Lanzen, und waren überhaupt prachtvoll ausgerüstet. Der Speer ist ungefähr sechs Fuß lang, von dünner Handhabe und eiserner Spitze. Die langen, breiten, geraden Säbel bedürfen keiner näheren Beschreibung, denn es sind dieselben, deren sich einst die Malthefer Ritter selbst bedient hatten. Sie werden von Malta nach Bengazie, im Tripolitanischen, gebracht, und da gegen Ochsen umgetauscht. Von da gehen sie nach Bornou und Haussa, und werden endlich zu Kano mit Griffen und Scheiden versehen, und zum Gebrauch des ganzen inneren Afrika bereitet. Die Schilder, die mit den Häuten wilder oder zahmer Thiere bedeckt, sind gewöhnlich einfach rund. Es gibt deren aber, obgleich nicht viele, von länglicher Gestalt, unten etwas breiter als oben, mit einer Einfassung von blauem Tuche, welche sechs kleine Schürzchen bildet, woran sich zwey auf jeder Seite, ein's oben und ein's unten, befinden. Im Mittelpunkte ist ein Streifen Scharlachtuches, der mit denselben Nägeln befestigt ist, die den Griff halten, und um welches her ein vollkommenes Maltheserkreuz ausgeschnitten ist. Diese Art von Schild wird nur von Reitern getragen, findet sich aber in gleicher Gestalt unter den Tibboern, Tuariks, Felatahs und Bornouern. Auch ist ein Kreuz von derselben Gestalt, niedrig-erhaben, in Lehm ausgedrückt, eine Verzierung ihrer Hütten; und Kreuze von anderen Gestalten finden sich zuweilen in den Thüren eingeschnitten. Mehrere Kameele begleiteten den Zug, welche Harnische von gestepptem Baumwollenzeug für Menschen und Pferden trugen. Einer von den Sklaven eines Statthalters trug einen gesteppten Helm von rothem Tuche, welcher sich sehr plump ausnahm; er hatte ziemlich die Gestalt eines Eimers mit einer ausgeschnittenen Oeffnung für's Gesicht, und endigte oben mit einem blechernen Trichter voller Straußfedern. Auf trug er einen gesteppten Harnisch von demselben schweren Material. Sonst trägt der Reiter noch baven Pumphosen, und das Pferd Kopf- und Brustſtück und Schabracke. Indessen trägt man diese Schutzwaffen selten anders als im eigentlichen Treffen, und dann müssen sie den freyen Bewegungen sehr hinderlich seyn. Die Sättel haben hinten und vorn hohe Büge. Die Steigbügel gleichen einer Feuerschaufel mit aufwärts gebogenen Rändern, und so scharf, daß sie die Spornen entbehrlich machen. Diese schwere Reiterey deckt das Vorrücken und den Rückzug des Heeres, und hat die Schützen hinter sich, welche nach Gelegenheit zwischen den Reitern hervorschießen. Da Alles was von diesem bisher kaum dem Namen nach gekannten Volk interessant seyn muß, so gebe ich Ihnen, was auf die nähere Kenntniß desselben Bezug hat, auf's Gerathewohl. „Die Eingeborenen von Haussa tragen ihre Waaren auf dem Kopfe, und sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Bornouer lassen die ihrigen meistentheils von Eseln und Kameelen tragen, und führen zu ihrer Vertheidigung Speere. Die Haussaer Kaufleute handeln mit Tabak, Guranüssen, Kocheler oder rohem Antimonium, Baumwollenzeugen im Stück, oder in Kleidungsstücken, die man Tobes und Turkadies nennt, und gegerbten Ziegenfellen. Guranüsse kommen von Aschantie und anderen westlichen Gegenden her, und werden ihres angenehmen bitteren Geschmackes wegen, von allen vornehmen Leuten gekaut, sie schmecken dem Kaffee ziemlich ähnlich, und sollen das Unvermögen zu beseitigen die Kraft haben. Ja sogar in Fezzan und Tripoli werden sie gesucht, wo sie für zwey spanische Thaler das Zwanzig verkauft werden. Mit dem rohen Antimonium färben sich beyde Geschlechter die Augenwimpern dunkel und glänzend. Ihr Zeug, Gubga genannt, ist sehr enge, selten über vier Zoll breit. Die Tobe ist ein weites Hemde mit hängenden Aermeln, wie ein Fuhrmannskittel, meistentheils dunkelblau von Farbe, und wird von allen Männern im ganzen innern Afrika getragen. Die Tukadies gehören zur Frauenkleidung, sind gewöhnlich von blauem Baumwollenzeuge, ungefähr zehn Fuß lang und drey Fuß breit. Manchmal sind sie auch blau und weiß, oder ganz weiß, und von der Weite alles afrikanischen Zeuges. Weiber in besseren Umständen tragen deren gewöhnlich zwey, eine um den Leib, und eine andere über den Schultern. Sie werden in Bornou gegen Trona oder Natron, Salz und Glaskorallen umgetauscht; welche Gegenstände, so wie auch grobe Tobes, von Bornouer Spekulanten nach Haussa verführt werden.

Die Felatahs sind, wie gesagt, die Beherrscher des Landes, welches sie vor nicht langer Zeit erobert. „In den Zügen und der Art den Turban zu tragen, gleichen sie den Einwohnern von Tetuan in Marokko. Sie werden hier sehr von dem Volke geschätzt, daß sie mit unpartheyischer Gerechtigkeit beherrschen, und sie waren alle höflich und freundlich gegen uns.“ Der Sklavenmarkt zu Kano wird in zwey langen Schuppen gehalten, der eine für Weibs- und der andere für Mannspersonen, wo die Sklaven für die Gelegenheit aufgeputzt, in Reihen sitzen, mit dem Eigenthümer, oder einem seiner vertrauten Sklaven neben ihm. Jung oder Alt, fleischigt oder verwelkt, schön oder häßlich, werden alle ohne Unterschied verkauft, in jeder anderen Hinsicht aber besichtigt sie der Käufer mit der größten Aufmerksamkeit; er besichtigt die Zunge, Zähne, Augen und Glieder, und sucht durch einen erzwungenen Husten Brüche zu entdecken. Wenn sie nachher fehlerhaft oder ungesund befunden werden, oder selbst wenn es nichts bestimmtes auszusetzen gibt, können sie innerhalb dreyer Tage zurückgeschickt werden. Wann sie der Käufer nach Hause gebracht, zieht man ihnen ihren Putz aus, und schickt diesen an ihren vorigen Herrn zurück. Die Sklaverey ist hier so wenig hart, oder das Gemüth der Sklaven ist so beschaffen, daß sie allezeit wohlgemuther zu seyn scheinen als ihre Herrn, besonders die Weibspersonen, welche bey der Arbeit beständig auf's munterste singen. Ein Mensch wird durch die Geburt oder Gefangenschaft im Kriege zum Sklaven. Die Felatahs setzen oft Sklaven bey dem Tode ihres Herrn in Freyheit, oder auch zuweilen an religiösen Festtagen. Der Befreyungsbrief muß von dem Cadi unterschrieben und von zwey Zeugen bescheinigt werden, und diejenigen, welche nicht schreiben können, bedienen sich, wie bey uns, eines Kreuzes. Die männlichen Sklaven sind in den verschiedenen, zum Häuserbau erforderlichen Handwerken, in Eisenarbeiten, Weben, Schuh- und Kleidermachen, und dem Handel beschäftigt; die weiblichen, im Spinnen, Backen und dem Wasserverkaufen auf den Straßen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. April 1826.

Und da er auf dem Wege war, und nahe bey Damasken kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel.

Apostel=Geschichte.

Die Stadt Damaskus.

Damaskus hat sieben englische Meilen im Umfange; die Stadt aber ist im Verhältniß nicht so lang als sie breit ist. Die Mauern dieser uralten Stadt sind niedrig und schließen nicht über zwey Drittheile derselben ein. Die gerade Straße, wo St. Paul gewohnt haben soll, und die noch diesen Namen führt, betritt man von Jerusalem her. Sie ist gerade wie ein Pfeil, eine Meile lang, breit und gut gepflastert. Ein hohes Fenster in einem der Thürme gegen Osten wird als dasjenige gezeigt, wo der Apostel in einem Korbe herabgelassen worden seyn soll. Auf dem Wege nach Jerusalem ist der Fleck, wo ihn das himmlische Feuer niederdonnerte. Kein Christ darf in Damaskus wohnen, außer in türkischer Tracht; doch sind die hiesigen unduldsamen Türken weniger strenge in manchen ihrer Gebräuche, als sie es anderwärts sind. Die Weiber genießen vieler Freyheit, und man sieht sie häufig des Abends auf den Spaziergängen um die Stadt in Gesellschaften umher wandeln, oder an den Ufern des Flusses sitzen. Die vornehmern Weiber halten sich inzwischen etwas ferner, stehen in Gruppen und von einigen Dienern begleitet unter den Bäumen und horchen der Musik. Die meisten von ihnen trugen freyhängende weiße Schleyer, welche sie oft auf die Seite schlagen, entweder der Kühle wegen, oder um den Vorübergehenden einen Blick auf ihre Reize zu gönnen. Manche darunter verriethen eine helle und gesunde Gesichtsfarbe und dunkle Augen und Haare, aber wenig Schönheit. Weiber von einem gewissen Schlage sieht man oft in Gesellschaften, jede auf einem guten Pferde, hübsch gekleidet und ohne Schleyer lustig und lärmend daher traben, von einem Manne begleitet, der sie gegen Mißhandlung beschütze. Die Früchte der Ebene sind sehr mannigfaltig und schmackhaft. Die Lebensmittel sind wohlfeil, das Brod äußerst schön; man verkauft es jeden Morgen in kleinen, leichten, schneeweißen Kuchen und es ist besser als selbst das Pariser Brod. Diese Kuchen mit dicker Sahne, die man frisch auf den Straßen findet, nebst vortrefflichem Honig und arabischem Kaffee bildeten unser tägliches Frühstück.

Die Lage dieser Stadt, mitten unter Obstwäldchen, deren verschlungene Pfade zu täglichen Spaziergängen einladen, ist ungemein reizend. Sommerhäuser findet man in Menge; einige derselben kann man den Tag über miethen, oder sie stehen zur Ruhe und Erfrischung offen, und da sizt man unter den Bäumen oder auf Ottomanen im offenen Zimmer und ergözt sich an der erquickenden Kühle, welche besonders einladend ist, wenn man einmal einen Spazierritt in der brennenden Sonnenhitze auf eine der benachbarten kahlen Anhöhen gemacht hat. Man bereitet hier vortreffliche eingemachte Früchte und darunter getrocknete Rosenkuchen. Die berühmte Rosenebene, von welcher die berühmten Wohlgerüche gemacht werden, ist eine gute Stunde Wegs von hier, es ist ein Theil einer großen Ebene, welcher dicht mit Rosenbüschen bewachsen ist, die auf's sorg-

fältigste gepflegt werden. Eine der besten Torten, die wir je gekostet, bestand aus nichts als Rosenblättern.

Es gibt verschiedene große Begräbnißplätze um die Stadt her, wo sich des Morgens die Weiber hinbegeben, um über ihre Todten zu trauern: ihre verschiedene Arten, ihren Schmerz auszudrücken, waren auffallend, und einige darunter rührend. Eine Wittwe war von ihrer kleinen Tochter begleitet; sie knieten vor dem Grabe, und Beyde weinten bitterlich. Andere waren laut in ihren Klagen, aber der Jammer dieser Mutter war leise und herzbrechend. Einige warfen sich mit gellendem Gekreische zu Boden und andere beugten sich über die Gräber, ohne ein Wort hervorzubringen. In manchen von den Begräbnißörtern bemerkten wir oft Blumen und Stücke Brod auf den Gräbern liegen, neben welchen die Verwandten in tiefem Stillschweigen saßen.

Der große Bazar zur Aufnahme der Karawanen ist ein edles Gebäude; das Dach ist sehr hoch und wird auf Säulen getragen und in der Mitte ist eine Kuppel. Ein ungeheurer Springbrunnen ziert das Pflaster unter derselben und um diesen her befinden sich die Buden für die verschiedenen Arten von Waaren: die kreisförmige Gallerie darüber führt zu den Schlafgemächern der Kaufleute. Die große Moschee ist ein schönes geräumiges Gebäude; aber dem Reisenden ist nicht mehr vergönnt, als im Vorübergehen durch die Thüre hineinzublicken. Ihre schöne hohe Kuppel und Minaret bilden auffallende Gegenstände in dem Anblicke der Stadt. Viele der Privathäuser sind prachtvoll im Innern, aber das Aeußere derselben bietet nichts Sehenswürdiges dar. Die Flüsse bilden einen angenehmen Gegenstand in der Stadt, ihre Ufer sind meistentheils mit Bäumen besezt, und leichte Brücken führen über dieselben, welche mit Sitzen und Kissen für die darüber hin Gehenden versehen sind. Die Bazars sind die angenehmsten und kühlsten im Orient, und man findet in denselben die reichsten Goldstoffe und Seidenzeuge, Edel. Mecka-Balsam und alle Erzeugnisse Persiens und Indiens. Das einzige, was hier fehlt, ist guter Wein; dieser findet sich nur im Kloster der Mönche, von deren Güte der Reisende ihn erhalten, oder ihn entbehren muß. Die zahlreichen Scherbet-Laden auf den Straßen sind bey der drückenden Hitze sehr angenehm. Die Verkäufer sind gut gekleidet, reinlich und sehr höflich. Man findet immer zwey oder drey große Gefäße voll von diesem Getränke. Der Verkäufer füllt eine Schale mit Scherbet, welche mit dem Saft von irgend einer Frucht gefärbt ist, schlägt ein Stück Eis oder Schnee hinein, und reicht es dem Trinker schnell hin. Unsere Wohnung war nicht weit von dem Thore, welches zu den besuchtesten und schönsten Spaziergängen vor der Stadt führte. Hier vereinigen sich vier oder fünf Flüsse und bilden einen schäumenden Wasserfall außerhalb der Mauern. Einige Kaffeeschenker haben hier unter den Bäumen ihre Buden aufgeschlagen, und reichen auf kleinen Sitzen das Getränke und die Pfeife.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Ich hatte bisher den bittersten Kelch getrunken zu haben geglaubt. Ich hatte alles, was ich besaß, mir geraubt, ich hatte alles, was ich liebte, mir entrissen gesehen — aber jetzt! Marie war wieder mein, ich konnte Sicherheit, Ruhe, Glück mit ihr suchen, und eine gebieterische, moralische Kraft zwang mich statt dessen dem Tod entgegen zu gehen! — Beym Ausgang aus dem Walde hatte sich dieser Gedanke meiner bemächtigt, so daß ich einige Augenblicke von seiner Schwere niedergedrückt an einen Baum gelehnt geblieben war. Diesem letzten Schmerz des Lebens folgte eine Art von Wuth, ich sehnte mich schnell zu enden, schritt eilig durch das Lager und drängte mich zu Biassou. Er empfing mich mit gleichgültiger Ruhe, und befahl den Obi zu rufen. Ehe er kam, trat aber Rigaud sehr unruhig ein und brachte ihm heimlich eine Botschaft. Der Häuptling befahl alle Obersten des Heeres zu ihm zu berufen, und nachdem diese — die, wie es mir schien, schon versammelt gewesen, herein getreten waren, vernahm ich, daß er mit der größten Ruhe den Aufbruch des Lagers befahl, und jeder einzelnen Bande die Art und den Weg, auf welchem sie sich in das Gebirg zurückziehen sollte, vorschrieb. Nachdem er diese Befehle alle ertheilt und die Häuptlinge abgefertigt hatte, wendete er sich zu dem Obi, der indessen eingetreten war, und fragte ihn: „Caplan, ist deine Wache bereit?“ Dieser antwortete durch eine bejahende Verbeugung. „Habt ihr Neger vom Mornerouge dazu genommen? denn das sind die einzigen, die sich noch nicht zum Aufbruche rüsten.“ Der Obi wiederholte sein Zeichen. „Sieh, sagte Biassou nun zu mir, auf die schwarze Fahne deutend, die mir bey meinem ersten Eintritt in die Höhle aufgefallen war, dieses Zeichen wird die Deinen von dem Augenblick benachrichtigen, wo sie deine Epaulets deinen Lieutenant geben können“ — hier grinste er mich nochmals mit seinem abscheulichen Lachen an, machte eine Bewegung mit der Hand, und die Neger führten mich fort, der Obi begleitete uns, den Rosenkranz in der Hand.

Wir stiegen eine steile Berghöhe hinan, auf ihrem Gipfel lagerten sich die Neger eine kleine Weile, um Athem zu schöpfen und ich blickte in die Thäler hinab, in die sinkende Sonne, die ich nicht wieder aufsteigen sehen sollte. Bald gingen wir weiter, nachdem wir durch einen Wald gekommen waren, bergab, in ein blühendes Thal — zu einer andern Zeit hätte es meine Seele erfreut, jezt war es ein Abschied mehr, den ich der Welt sagte. Ein Strom

rollte dem Thal entlang und bildete an dessen Ende einen der blauen Seen, die in diesen Gebirgen so häufig sind. Wie oft hatte ich in meinen glücklichen Tagen an den Ufern solcher Seen gesessen, und unbewußt der einzelnen Schönheit, welche die sie umgebende Natur darbot, mich dem gedankenlosen Genuß sorgloser Jugend überlassen! Jezt war es anders — doch genug! — Man ließ mich hart am Ufer des Stromes aufwärts steigen und unerwartet befanden wir uns an einer Felsenwand, aus welcher sich das Wasser mit gewaltigem Geräusche wie aus einer gewölbten Pforte ergoß; die Neger führten mich links auf einen steinigen Boden, der dem Bett eines ausgetrockneten Baches glich, und wir gelangten endlich an eine mit Dornen und Gestrüpp verwachsene Höhlung, aus der uns das dumpfe Brausen des Wassers von Neuem entgegen schallte; die Neger zogen mich hinein und bey den ersten Schritten nahte sich mir der Obi und sagte — mir bedünkte mit sonderbarer Stimme: „Das sage ich dir, nur einer von uns Beyden geht diesen Weg wieder zurück." Das Gebrause ward stärker, je weiter wir in der Finsterniß fortschritten, und nach zehn Minuten gelangten wir auf einen freyen Platz in dem Innern der Felsen, der größte Raum ward von den Quellen bespült, welche auf der einen Seite desselben schäumend von den Höhen herabstürzten, sich in dem Felsbette sammelten und mit donnerndem Geräusch von einem tiefen Schlunde verschlungen wurden. Der Rand dieses Abgrundes war mit dürren Pflanzen bedeckt, die Sonne bestrahlte sie mit röthlichem Licht und erhellte die Tiefe des Schlundes, um sie grauenvoller zu machen.

Ich weiß nicht, warum der Anblick dieses Abgrundes mir noch einmal das Bild meines ehemaligen Glückes vor die Seele rief — die weiche Menschheit siegte, und ich sagte zu den Negern, die gar nichts Rohes in ihrem Betragen gezeigt hatten: „Freunde, es ist doch hart, so jung — wenn man so glücklich hätte seyn können — zu sterben!" — Ein höllisches Gelächter des Obi schallte hinter mir, „so fürchtest du doch zu sterben? das erfreut mir das Herz." — Seine Stimme war verändert, sie regte eine furchtbare Ahnung in mir auf: „Ungeheuer, rief ich, wer bist du!" — „O nun sollst du es wissen," antwortete er, entblößte seine Brust und riß den Schleyer mit seinem Kopfputz vom Haupte — und ich erblickte auf seiner haarigen Haut das Brandzeichen von meines Oheims Sklaven und erkannte die Züge von meines Oheims Zwerg. „Abibra! rief ich schaudernd, kehren die Todten zurück?" — „Die Todten? nein, für die habe ich gesorgt! der Narr deines Oheims hat sich für die Schmach, mit der ihr ihn übersättigt habt, gerächt. Jahre lang war ich das Spielwerk deines Oheims hing von seiner Laune ab wie ein Hund, hätte verlernt, daß ich ein Mensch war, wenn mich der Rachedurst nicht daran erinnert, endlich wusch ich die Schmach eines ganzen Lebens in dem Blut des Barbaren. — Mein Dolch, Leopold von Auverneß, fand den Weg zu dem Herzen deines Blutsfreundes, und meine Brüder rächten an Tausenden ihrer Tyrannen ihre Schmach". . . . — „Vollende was du begannst, Elender, rief ich verzweifelnd, gib mir den Tod, aber schnell!" — Er ging, sich die Hände reibend, auf und ab, blieb stehen, und sagte mit kindischem Troz: „nein, ich eile nicht. Ihr habt mich Jahre lang bittrer wie den Tod leiden lassen, nun müßt ihr den Tod von uns erflehen. Nimm noch das mit auf den Weg, den du so ungeduldig bist zu gehen — ich habe den Schlupfwinkel, wo deine Marie steckt, dem Biassou verrathen, in diesem Augenblick zündet er den ihn umgebenden Wald an. . . ." — Ich wußte, daß Marie von Jargals treuen Händen gerettet war, aber diese teuflische Bosheit brachte mich um alle Besinnung, ich wollte mich, unbewaffnet wie ich war, auf das Ungeheuer werfen, der Zwerg sprang aber einen Schritt zurück, rief den neben mir stehenden Negern zu, mich zu binden, und ich ward überwältigt.

In diesem Augenblick war mir's, als vernähme ich das Bellen eines Hundes, ich blickte auf — das Bellen ward lauter und ich sah Rask, der seinen Kopf hoch oben aus einer Felsenritze hervorstreckte. Abibra erblickte ihn auch, eine befremdliche Wuth schien seine Schadenfreude zu verdrängen. „Stürzt ihn hinab," rief er und trieb die Neger, die mich dem Abgrund zudrängten, aber eine donnernde Stimme von oben scholl herab: „Gefährten, haltet ein!" Alles blickte empor. Bug Jargal stand am Rande der Felswand, wunderbar zeichnete sich meinem Auge, das so eben den Abgrund des Todes ermessen, die hohe, dunkle Gestalt — eine lange rothe Feder wehte von seinem Haupte — gegen den glänzend blauen Himmel. Die Neger sanken alle zu Boden und stießen das Geschrey aus, dessen Bedeutung zu errathen so schwer ist. „Bindet ihn los," rief Bug Jargal von Neuem. Jezt fand Abibra, den die Bestürzung erstarrt hatte, seine Stimme wieder. „Wer hat Rechte über meinen Gefangenen? rief er erbost, Häuptling des Morneronge, was hast du hier zu thun?" — „Ich befehle meinen Brüdern," antwortete er, und die Neger beugten sich bis in den Staub. „Bindet den Gefangenen los!" rief er von Neuem, und meine Bande wurden gelöst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom. 5. März.

Nachdem, mit dem Schlusse der Theater, die Instrumentalisten wieder frey geworden sind, haben die Oratorien in der neuen Kirche (Chiesa nuova, oder eigentlicher, (da dieß nur ihr Volksname ist) di s. Maria in Vallicella) einen neuen Schwung genommen. Diese Anstalt, welche im Auslande gar nicht bekannt ist, und selbst in Rom nur von den determinirtesten Musikliebhabern besucht wird, verdient nichts destoweniger die höchste Beachtung, nicht allein, weil, troz ihres Ver-

falls, die Aufführungen daselbst noch immer eine gewisse Vollendung zeigen, sondern besonders, weil in ihr der Ursprung derjenigen geistlichen Singkompositionen zu suchen ist, welche sich unter dem Namen Oratorien über die ganze musikalische Welt verbreitet haben. Nachdem der heilige Philipp von Neri gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die genannte Kirche erbaut und darin den Predigerorden (la Congregazione dell' Oratorio di Roma) eingesezt hatte, verband er mit den Predigten, welche in einem eigens dazu erbauten Sprachsaale (Oratorio) gehalten wurden, die Aufführung geistlicher Singmusiken mit Instrumentalbegleitung, zu deren Texte irgend ein religiöser oder biblischer Gegenstand gewählt ward, und die dazu dienen sollte, die Predigten bey dem Volke desto eingänglicher zu machen. Ob, wie man hier behauptet, der heilige Philipp bey Einsezung dieser, mit Musik abwechselnden, geistlichen Reden, außer dem allgemeinen religiösen Zwecke, noch die besondere, örtliche Absicht gehabt habe, das römische Publikum aus den Theatern und Wirthshäusern weg, und in seine Predigten zu locken, lasse ich dahin gestellt seyn; dazu würde der Predigersaal, obgleich keineswegs klein, für eine Bevölkerung von hundert-fünfzig-tausend Seelen bey weitem die gehörige Größe nicht gehabt haben. Sonderbar aber ist, daß diese Predigten nicht am Tage, sondern eine halbe Stunde nach Untergang der Sonne (a mezz'ora di notte), stattfinden, wodurch das weibliche Geschlecht von diesen Versammlungen ausgeschlossen werden; ein Umstand, welcher beynahe auf jene Absicht schließen ließe. Denn hätten diese Predigten, wie alle übrigen hier gehaltenen geistlichen Reden (Catechismi genannt, wenn sie sich vorzugsweise mit den Pflichten gegen die Menschen, und Prediche, mit denen gegen Gott beschäftigen) zwey Stunden vor Untergang der Sonne statt; so könnten auch die Frauen daran Theil nehmen. Die Oratorien beginnen am 1. Nov. (am Allerheiligentage), und werden an allen Sonn- und hohen Festtagen (feste di precetto) aufgeführt, und enden auf dem Palmsonntage, diesen mit eingeschlossen, weil, wie bekannt, weder der grüne Donnerstag, noch der stille Freytag in der katholischen Kirche als Festtage gefeyert werden. Eine Eigenthümlichkeit derselben besteht darin, daß eine der beyden Predigten, welche hier jeden Abend stattfinden, von einem Knaben, in weltlichen Kleidern, gehalten wird. Dieser Gottesdienst hebt mit der Litaney an, welche abwechselnd vom Priester am Altare gelesen und von den Sängern auf der Orgel, mit dieser begleitet, gesungen wird. Dann folgt die erste Predigt, vom Knaben gehalten, auf diese der erste Theil des Oratoriums unter vollständiger Instrumentalbegleitung vom Orchester herab, dann die zweyte Predigt, von einem der Geistlichen der Congregation gesprochen, und endlich wird mit dem zweyten Theile des Oratoriums geschlossen. Ueber den innern Werth der Predigten zu urtheilen, steht mir, als Lutheraner, nicht zu. Wenn man den protestantischen Predigern vorgeworfen hat, daß sie gar nicht von Gott sprechen; so läßt sich von den katholischen sagen, daß sie der menschlichen Dinge zu wenig gedenken. Doch ist dieß Grundsaz, als solcher im Wesen des Katholicismus begründet, und folglich konsequent. Aeußerlich aber haben diese Predigten den Vorzug, daß sie, wie überhaupt alle katholische Predigten, auswendig, ohne alles Concept, und zwar mit einer Gegenwart des Geistes, einem Feuer und einem Enthusiasmus gehalten werden, von denen außer Rom, noch weniger im Auslande, am allerwenigsten im protestantischen Deutschland Beyspiele anzutreffen seyn möchten. Ein Anstoßen ist etwas Unerhörtes; man würde überhaupt eine ganze solche Predigt für extemporirt halten, deuteten nicht ihre innere und äußere Disposition, besonders die gefeilte Diction, auf eine Vorbereitung hin. Das Publikum, wie gesagt, aus lauter Männern bestehend, wohnt diesem Abendgottesdienste mit exemplarischer Andacht bey. Die Zahl der Personen, welche während der Hauptpredigt die Kirche verlassen, steht mit der, welche bleibt, in gar keinem Verhältnisse. Vor Anfang der Musik zünden die Zuhörer Wachsstöcke, deren jeder einen eignen mitbringt, an der heiligen Lampe an, um den Text nachzulesen. Die Aufführung zeichnet sich dadurch aus, daß hier in der Regel die drey besten Sopransänger singen, welche Rom noch aufzuweisen hat, Mariani (ehemals ordentlicher, jezt außerordentlicher päpstlicher Sänger), Ferri (päpstlicher) und Dobili (Sänger der Peterskirche). Auch der beste Tenorist, Astolfi, gleichfalls aus der päpstlichen Kapelle) ist hier engagirt. An sich selbst läßt die Exekution, besonders des Orchesters, auch zuweilen der Sopransänger, wenn diese, was häufig der Fall ist, Heiserkeit befallen hat, zu wünschen übrig; aber mit den Leistungen ähnlicher Art in Deutschland verglichen, steht sie als Meisterwerk da. Mariani ist bereits invalid; aber der Mann (oder, wie man ihn sonst nennen soll) versteht zu singen, ein Vorzug, der nicht allen Sängern eigen ist. Als Heros, und wirklich unerreichbar, steht er im allegrischen Miserere da. Ferri, der zweyte Sopransänger, besizt ein ungemein dickes, klingendes Organ; aber ein Nichts ist im Stande, seine Stimme augenblicklich heiser zu machen. Dobili besizt, einen gewissen, nicht gemachten, sondern natürlichen Charlatanismus abgerechnet, noch jezt die beste, kräftigste, metallreichste Altstimme, welche es irgendwo, selbst in einem Weibe, geben dürfte. Ich habe ihn auf dem Kaffeehause, während er eine Tasse Kaffee schlürfte, trillern hören, und vor Erstaunen über die wunderbare Vortrefflichkeit dieser Trillerey wäre mir fast die meinige aus den Händen gefallen. Uebrigens haben für die Oratorien der neuen Kirche alle ersten Komponisten der Vorzeit komponirt. Daher besaß das dortige Archiv die vollständigste Sammlung dieser Musikgattung vom ersten Ursprunge an bis auf die neuesten Zeiten; unter den Franzosen soll jedoch ein unwürdiger Geistlicher dieses Ordens einen großen Theil derselben auf die Seite gebracht und verkauft haben. Der älteste der hier zur Zeit noch aufgeführten Komponisten ist Anfossi, ein Tonsezer, der, seiner geistlichen Werke wegen, noch heut zu Tage ein fast klassisches Ansehn in Rom genießt: seine Betulia liberata, seine Morte di s. Pilippo Neri, Nascita del Redentore u. s. w. sind Meisterstücke in der Oratoriengattung, dagegen seine Theaterkompositionen, von denen ehemals Il Goloso in cimento, l'Incognito perseguita u. s. w. selbst in Deutschland großen Ruf erhalten haben, in absolute Vergessenheit gerathen. Von Cimarosa wird besonders il Sacrifizio di Abraamo und le Virtù di s. Pilippo Neri und von Paesiello la Passione del Nostro Signore Giesù Cristo aufgeführt; am beliebtesten sind aber die Kompositionen des Expaters Bonfichi, eines noch lebenden Komponisten. Die Römer halten seine Nuvoletta di Elia und seinen Passaggio del Mar rosso, für klassische Werke dieser Gattung, und hören sie jährlich ein halbes Duzend Mal mit immer gleichem Vergnügen. Von demselben Komponisten ist jezt ein neues Oratorium: La Scesa di Giesù Cristo al Limbo (Christi Höllenfahrt), erschienen, das sehr gelobt wird, aber bis jezt in der Chiesa nuova noch nicht aufgeführt worden ist.

Druckfehler.

In Nr. 89, S. 356, Sp. 2, Z. 24 v. u. l. Castor Oel st. Campheröl.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. April 1826.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

West-Oestlicher Divan von Goethe.

Die Maka'men des Hari'ri.

In freyer Nachbildung von Friedrich Rückert.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Es trieb mich, seit ich die Kinderamulete abgebunden, — und den männlichen Turban umgewunden, — ein Verlangen nach Bildung und Sitte, — die ich mit scharfem Ritte — ging suchen durch aller Länder Mitte, — daß sie mir würde zu einem Schmuck vor dem Volke, — vor Mittagsbrand zu einer Schattenwolke; — und so begierig war ich auf ihrer Trift zu weiden, — und mich in ihr Gewand zu kleiden, — daß ich fragte bey hohen und niedrigen, — befreundeten und widrigen, — wo ihre Spur mir möchte begegnen, — wo ihre Milde mich möchte segnen — mit Tröpfeln oder mit Regnen. — Und als ich nun kam nach Holwan, — und hatte mich schon unter Menschen umgethan, — hatte gelernt ihren Werth zu wägen, — und sie zu erkennen nach ihren Geprägen; — fand ich daselbst den Ebu Seid von Serug, der sich allerley Stammbäume machte, — und sich vielerley Gewerbszweige erdachte, — bald sich gab für einen Sprößling von Saßan, — bald für einen Schößling der Königswurzel von Ghassan, — heut im Gewand eines Poeten auftrat, — morgen den Mund eines Propheten aufthat, — hier erschien mit der Würde des Emirs, — und dort mit der Bürde des Fakirs; — nur daß immer — in seinem wechselnden Farbenschimmer, — in seiner Verwandlungen Truggeflimmer, — er sich zeigte sagenmundig, — redekundig, — witzig und bündig, — spitzig und fündig; — den nimmer ein Unfall brachte in Noth, — dem immer ein Einfall stand zu Gebot; — der mit Reden jeden beschämte, — und sich nach Gefallen allen bequemte. — Wegen seiner artigen Sitten — war er mit seinen Unarten wohl gelitten, — mit Eifer und mit Eifersucht — von allen gesucht, — die seine Frucht einmal versucht; — und es scheute — jeder Gescheute — seines Blitzes Schläge, — und kreuzte ihm nicht die Wege. — Ich hing an seines Mantels Saum, — berauscht von seiner Lippen süßem Schaum; — durch seine zauberhaften Eigenschaften — mußt' ich an ihm wie leibeigen haften. —

Daß er lachte, war mein Licht, mir Aussicht war sein Angesicht;
Weggehaucht mein Unmuth, wo ich taucht' in seiner Anmuth Thau.
Lautenspiel sein Laut, Geselligkeit mit ihm Glückseligkeit,
Seine Stirne mein Gestirn, sein fröhlich's Auge Frühlingsau.

So blieben wir zusammen eine Frist, — und er schuf jeden Tag eine neue Lust und eine neue List; — seine Bekanntschaft — war mir mehr als eine ganze Verwandtschaft, — und durch seinen Umgang ward ich belehrt, — meiner Kenntnisse Umfang vermehrt, — der Zweifel dunkler Umhang aufgeklärt. — Da fing er an, hier des Erwerbs zu mangeln, — er mußte gehn an andern Wassern zu angeln, — es trieb ihn der Ausgang der Nahrung — zu Auszug und Straßenbefahrung, — zu streichen in andern

Strichen, — weil hier die Jagdzeit verstrichen — und sein Glücksstern erblichen; — er förderte die Abfahrt und entwich, — ließ mich und nahm mein Herz mit sich. —

Mir gefiel, seit er mir fehlte, nichts worauf mein Auge fiel;
Seit es litt, daß er entglitten, floß von Leid mein Augenlied.
Wer zur Lust mich laden wollte, lud nur eine Last mir auf;
O! von denen, die ich fand, wie unterschied sich Er, der schied!

So war er mir eine Zeit lang verschwunden, — ich hatte von ihm keine Kunden — und keine Bekannten gefunden. — Und als ich nun wandersatt — heimkehrte zu meiner Vaterstadt, — besuchte ich ihre Bibliothek, den Weisheitschatz, — den Sammel- und Tummelplatz — gebildeter Männer, auserkohrner, — fremder und eingeborner. — Da trat ein Mann ein, dessen Bart gesträubt war, — und dessen Kleid bestäubt war; — der grüßte mit blitzenden — Augen die Sitzenden, — und sezte munterst — sich ganz zu unterst. — Dann fing er an herauszurücken, — und die Versammelten zu entzücken — durch Redeschmuck — und Gewandtheit im Ausdruck. — Er begann seinen Nachbar zu fragen: — Welches Buch hast du da aufgeschlagen? — Dieser sprach: den Diwan *) des Ebn 'Oba'de, — der jezt berühmt ist im hohen Grade. — Jener sprach: Und stießest du, so weit du lasest, auf etwas Rühmliches, — Neues, Blümliches, — Eigenthümliches? — Er sprach Ja! — der Vers da:

Gereihte Perlen decket auf dein Lächeln;
Aus Würzeblumen kommt des Odems Fächeln.

Denn das ist neu gedacht, — und schön gemacht. — Da rief jener: O Wunder! — so liegt die Kunst unter! — Siehest du Geschwulst an für Fettigkeit? — oder Abzehrung für Nettigkeit? — Hast du deinen Athem gestohlen, — daß du bläsest in todte Kohlen? — Wo ist deine Belesenheit, — daß du nicht kennst das berühmte Beit *), — das alle Gleichnisse von Mund und Zahn zusammen reiht? — Worauf er hersagte:

Ich bin das Opfer eines Zahns, der duftig glänzt,
Der Klippe gleich, in Morgenthau getauchet.
Die Perlenreihe lächelt vom Rubin umgränzt,
Der frischen Ruch von Würzeblumen hauchet.

Da lobten sie bis zur Uebertreibung, — baten um Wiederholung und Niederschreibung. — fragten: Lebt oder ist erblaßt, — der das hat verfaßt? — Bescheiden sprach darauf der Gast: — „Die Wahrheit soll man bezeugen, — und vom Rechte nicht beugen; — es ist der Mann, der mit euch spricht.“ — Doch, als glaubten sie ihm die Vaterschaft nicht, — und als müss' er sich wahren vor Gefährde, — und abwälzen des Argwohns Beschwerde, — ließ er den Koranspruch los: — „Mancher Verdacht ist ruchlos.“ — Dann sprach er: O ihr edlen Lichter! — Dichterverdienstes Richter, — des Aechten und Falschen Sichter! — Der Schmelztigel bringt dem Gold nur Gewinnst, — die Hand der Wahrheit zerreißt des Irrthums Gespinnst. — Uns ist von den Alten — der Spruch aufbehalten: — des Mannes Werth — wird durch Prüfung bewährt. — Ich geb' euch mein Reisebündel zur Schätzung, — mein Verborgnes zur Auseinandersetzung. — Da trat hervor — einer aus dem Chor, — und sprach: Ich weiß ein Beit, so feines ward nicht gesponnen, — so reines geschöpft aus keinem Bronnen, — so ungemeines nie ersonnen. — Vermagst du gleiche Fäden zu spinnen, — so magst du hier den Preis gewinnen. — Und er sagte her:

Aus der Narzisse [1]) Perlen regnend, nässet sie
Die Ros' [2]), und Traubenbeer' [3]) am Demant [4]) presset sie.

Da währte es keinen Augenwink, — und vortrug jener flink, — und sein Vortrag war nicht link:

Sie stand verhüllt vom Schleyer feuerfarbnen Flors;
Ich sprach: du sperrst den Zugang meines Lebensthors.
Sie nahm die Abendröth' hinweg vom Mond, und leis
Als Perle kam ihr Wort zur Muschel meines Ohrs.

Da staunten die Versammelten, — und zu seinem Lobe sie stammelten. — Doch als er sah, daß er ihr Herz getroffen, — und von ihnen könnte Ehre hoffen, — blickte er zu Boden, und rief im Nu: — da habt ihr noch zwey Verse dazu:

Der Abschied kam; sie stand im Schleyer schwarzen Flors,
Mit Perlenspitze [5]) nagend Spitze Zuckerrohrs [6]).
Die Nacht [7]) lag glänzend überm Tag [8]) und beyde trug
Ein schlankes Schilf [9]), und nicht das Gleichgewicht verlor's.

Da erkannten sie an ohne Hadern — die Fülle seiner Quelladern; — ihre Zweifel waren entkräftigt, — und nur ihn zu ehren waren sie jezt beschäftigt. — Sie wußten nicht seinen Ruhm genug zu verbrämen; — er mußte sich schon bequemen, — ein Ehrenkleid von ihnen anzunehmen. —

Der Berichter dieser Geschichte spricht: Wie ich sah seines Feuers Funken, — seiner Glanzlichter Prunken; — sucht' ich seine Mienen zu unterscheiden, — und ließ meinen Blick auf seinem Antlitz weiden. — Und siehe, es war von Serug unser Scheich, — den ich nicht hatte erkannt

*) Diwan, Gedichtsammlung.
**) Bei, Distichon, Vers.

1) Dem Auge.
2) Die Wange.
3) Die Fingerspitze.
4) Der Zahnspitze.
5) Zahn.
6) Fingerspitzen.
7) Des Haares.
8) Des Angesichts.
9) Des Wuchses.

sogleich, — weil in der dunkeln Nacht von seinem Haar — inzwischen Mondlicht geworden war. — Da wünscht' ich mir Glück, daß ich ihn fand, — und reicht' ihm die Hand; — sprechend: Beym Herrn der Unendlichkeit! — Was hat dich so verwandelt bis zur Unkenntlichkeit? — Was hat deines Hauptes Wälder gelichtet, — und deine Wangen in Felder geschichtet? — Hätt' ich dich nicht erkannt an der schlauen Art, — nimmer hätt' ich dich erkannt am grauen Bart: — Da hub er an:

Grau macht die Zeit, die greuliche;
Trau' nicht auf die untreuliche!
Sie lacht dir einen Augenblick,
Und grinst dann, die abscheuliche.
Die Jahre führen über's Haupt
Dir manches Unerfreuliche.
Die Stürme rütteln dir am Haus,
Baufällig wird das Bäuliche.
Dein Auge trübt sich, ungetrübt
Blickt droben nur das Bläuliche.

Da hemmt' er sein Wort, — und räumte den Ort, — und nahm die Herzen mit sich fort.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Der Zwerg erschöpfte sich in furchtbaren Flüchen, vor denen die Neger selbst schauderten; Bug Jargal aber befahl seinen Gefährten, zu Biassou zu eilen, und ihm zu melden, daß er die schwarze Fahne, das Zeichen meines Todes, im Lager der Weißen nicht aufpflanzen solle, „denn dieser Mann, sezte er hinzu, rettete dreymal mein Leben und ich will, daß er frey sey.“ Bey diesen Worten nahm er die rothe Feder vom Haupt und ließ sie herabschweben. Der Anführer meiner Wache nahm sie ehrerbietig vom Boden auf, der ganze Haufen verbeugte sich mit gekreuzten Armen und eilte durch den Felsengang fort. Abibra hatte mit wuthflammenden Augen den Vorgang betrachtet und folgte ihnen nach.

Ich stand betäubt, ohne ein klares Gefühl, aber mein Auge haftete auf meinem Erretter. „Gott sey gedankt, rief dieser mit der Stimme des innigsten Gebets, jezt gehe zurück durch die Felsenhöhle, im Thale komme ich zu dir.“

Ich eilte, ihn zu finden, aber beym ersten Schritt in der finstern Höhlung, die hart an dem Abgrund ihren Eingang hatte, stürzte Abibra, der, statt die Neger zu begleiten, sich hier verborgen hatte, mir entgegen, sein Dolch — derselbe, dessen er sich bey der Messe als Kruzifix bedient, glänzte in seiner Hand, ich machte eine Wendung, ihm zu entgehen, er stürzte unvorsichtig mir nach, glitt auf dem wasserbenezten glatten Boden und wäre in den Abgrund gerollt, hätte nicht die dürre Wurzel des einzigen Baumstammes, der einst hier gegrünt hatte, sein buntscheckiges Gewand ergriffen und ihm Zeit gelassen, sich an diese Wurzel zu klammern, aber sein Dolch fiel in den Abgrund, seine glänzende Kopfbekleidung stürzte ihm nach, und er hing nun über den Schlund des Verderbens. Nun flehte er um sein Leben, um meine Hülfe. — Ich hob den Fuß und wollte, in den Höhlengang eilend, ihn seiner Strafe überlassen. Aber er flehte so furchtbar! — mir schwebten, wie ferne und wie dunkel es seyn mochte, Hoffnungen von Rettung, von Wiedersehen, von Glück vor der Seele, ich hatte einen undeutlichen Trieb, nicht verderben zu lassen auf meinem Wege zum neu geschmückten Leben — ja ich gedachte Bug Jargal's Großmuth, die ich nie im Stande war zu erreichen — oder ich dachte nicht, ich folgte meinem Gefühl, ich umfaßte mit meinem Arm den abgebrochnen Baumstamm, reichte dem Unseligen meine Linke, und erwartete, daß er sich mit ihrer Hülfe auf den Felsenrand schwingen würde — statt dessen faßte er, die Baumwurzel los lassend, meine Hand mit seinen beyden, brachte seine Füße an die Felswand, und nun, mit aller Kraft seine Schwere vermehrend, suchte er mich mit sich in den Abgrund zu reißen. Der Kampf, welcher nun entstand, war seltsam und scheußlich über alle Beschreibung! Ich konnte nichts als den abgelebten Stamm mit Anstrengung festhalten, das Ungeheuer hatte kein Mittel seine mörderische Absicht zu erreichen, als sein eignes Gewicht — wie lange dieses Ringen dauerte, weiß ich nicht, an den Tod dachte ich nicht, aber also sterben, durch die List dieses Dämons — das wollte ich nicht. Der Arm, mit dem ich den Baumstamm umfaßt hielt, fing an zu erstarren, der linke, welcher die Last des Scheusals trug, war nicht mehr fähig eine Bewegung zu machen, ich hob mein Angesicht auf und rief: Bug Jargal! Bug Jargal! — Die Stimme tönte von den Felshöhen zurück — Abibra schlug ein gräßliches Gelächter aus keuchender Brust auf, und es schallte im Abgrunde wieder. Bug Jargal! rief ich nochmals, denn der dürre Baumstamm gab der dauernden Gewalt nach, und fing an zu krachen — und ich hörte Rask's Gebell, und wie eben meine Kraft ersterben wollte, sprang das treue Thier von dem Felsen herab, und mich an meinen Kleidern packend, gab es mir das Bewußtseyn eines neuen Haltes. „Strenge dich an!“ rief Bug Jargal, der wieder auf der Felsmauer erschien, Abibra, der meinem Retter zuvorkommen wollte, machte noch einen Versuch, mich zu sich zu ziehen. „Komm, komm!“ schrie er mit heiserer Stimme; aber seine verklommnen Finger erlahmten, er ließ meine Hand fahren, und der Abgrund verschlang ihn.

Ich lag einen Augenblick betäubt am Boden, Rask legte schweigend seine Schnauze an meinen Hals, Bug Jargal mochte auch von dem Strafgericht, was hier vorgegangen war, verstummt seyn. Aber bald rief seine

Stimme mich auf: „Bruder, eile in das Thal, meine Augenblicke sind gezählt; Rakl wird dich führen.“ Ich stand auf und folgte dem vorangehenden Hund.

(Der Beschluß folgt.)

Der Fürsten Allgewalt.

Mildert Gewalt durch Liebe, so werdet ihr mächtiger, Fürsten!
Wink't! und der Liebe gehorcht gern die entfesselte Welt.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 10. April.

Durch den Tod der Prinzessin Kunigunde, Tante des Königs von Sachsen, welche vorgestern Vormittags in ihrem 86sten Jahre verschieden ist, haben plötzlich alle öffentlichen Vergnügungen für vierzehn Tage aufgehört, und ich finde hier einen passenden Ruhepunkt, um Ihnen wieder einige berichtende Zeilen zu schreiben. Eben jener Todesfall hinderte auch die an demselben Tage bereits angesezt gewesene Abschiedsvorstellung der italienischen Sängerin Tibaldi von dem hiesigen Theater. Vor vier Jahren war sie auf demselben mit dem ausgezeichnetsten Beyfalle zum ersten Male als Tancredi aufgetreten, und wollte nun mit dieser Rolle auch ihre theatralische Laufbahn schließen. Schon waren Blumenkränze und Sonette gewunden und gedruckt, um ihr die dankbaren und freundlichen Gesinnungen des Publikums nochmals auszudrücken, als das Verbot des Schauspiels an diesem Tage die ganze, in dem hiesigen Theater sehr seltne, Festlichkeit unterbrach. Mittwochs vorher hatte die jugendliche, höchst reizende Künstlerin, noch mit der naivsten Laune und der angenehmsten Komik die Rolle der alten Tante Fidalma in der heimlich geschlossenen Ehe gesungen, und war besonders in der Arie, E' vero che in casa, mit dem enthusiastischsten Beyfalle überhäuft worden, so wie denn diese Oper überhaupt im Ganzen trefflich dargestellt ward. Die italienische Bühne leidet einen schwer zu ersezenden Verlust durch ihren Abgang. Man sagt, daß Sgra. Schiasetti, welche jezt mit großem Beyfalle in Paris spielt, an ihre Stelle engagirt sey, wodurch wenigstens die Direktion zeigt, daß sie die möglichste Sorge dafür anwendet, da gute italienische Altstimmen jezt so selten sind.

Das deutsche Theater ward nach den Osterferien wieder mit den falschen Vertraulichkeiten, einem Lustspiele nach Marivaux, geöffnet. Dergleichen lang und langweilig, durch Bedienten- und Kammermädchen-Vertrauten ausgesponnene alte französische Lustspiele geben nicht mehr für die Schnellpost unserer dramatischen Anforderungen, auch gefiel das Ganze nicht im Geringsten, und ward völlig kalt aufgenommen. Ich weiß nicht, von wem die Uebersezung ist. Es war selbst an ihr nichts zu tadeln, und mehrere feine Züge hätten bey minder gedehnten Scenen Glück machen können, aber die Hälfte wäre jedenfalls besser gewesen als das Ganze. Becker war sehr brav als verkleideter Hausfetreiär, und spielte mit einer so milden Ruhe und einfachem Anstande, daß das widerlich gespreizte Wesen seines Freundes dagegen gewaltig abstach. Den wackern Devrient hätte man wohl mit der erbärmlichen Rolle des Grafen verschonen können, diese stumme, müßige Figur wäre auch ein untergeordneter Darsteller zu repräsentiren im Stande gewesen. Mad. Schirmer war in mehreren Scenen sehr gut, und eine angenehme Erscheinung, daß sie weniger Eindruck machte, lag nicht in ihr, sondern dem breiten Stücke. Kürzer, ergreifender und wirkender gestaltete sich die erste Liebe, nach dem Französischen, von Th. Hell. Das kleine Stück wurde mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen, und man kann dem Bearbeiter dazu Glück wünschen. Es macht und fordert keine Ansprüche auf, und gefällt dadurch um so mehr. Auch bey der zweyten schnell darauf folgenden Vorstellung erwies sich dieß. Die Intrigue ist nicht gewöhnlich, und alle Charaktere sind ergözlich. Die Darstellung war im Ganzen sehr gelungen. Stets sieht man Dem. Gley mit Vergnügen. Ihr Aeußeres ist in der That höchst einnehmend, eben so ihre Stimme. Nur hüte sie sich vor falschem Pathos, vor zu vieler Deklamation. Natur! Natur! möchte man ihr zurufen, und höchst freundlich wirkt sie, wo diese unverstellt hervortritt. Das war besonders bey der zweyten Vorstellung und da wieder in der zweyten Hälfte des Stücks der Fall. So muß sie fortfahren, um sich allgemeinen Beyfall zu versichern. Auch auf ihre Handbewegungen muß sie besonders Acht haben, diese sind noch durchaus nicht im Einklang mit dem Wort, nicht selten unbedeutend oder gar störend. Eine ältere Freundin, die Grazie einer Schirmer, würde hier die beste Lehrerin für sie seyn. Hr. Devrient übertrieb wohl hie und da in seiner komischen Rolle ein wenig. Besonders bleibt die Bewegung mit den Händen nach hinten hin stets unanständig, vorzüglich wenn sie so oft wiederkehrt, aber er spielte mit Leben, und erwarb sich also Beyfall mit Recht. Dieser gebührte auch Herrn Becker, der seinen Pseudokarl sehr geschickt durchführte, und später in den Ton der wahren Empfindung herzlich genug überging. Vor allen trefflich war Herr Burmeister. Er gab in der Rolle des nachgebenden Vaters, so klein sie auch ist, doch eine wahre Charakterzeichnung. Wie es heißt, sehen wir nach Beendigung der Trauerferien noch der Darstellung des Julius Cäsar von Shakespeare entgegen; die dritte, von Alexander und Darius, ließ unser Publikum ganz kalt, und doch war sie von Seiten der Künstler unstreitig die gelungenste.

Zwey musikalische Akademien hatten auch in dieser Zeit statt, beyde sehr besucht und genußgewährend. Die erste gaben die Kammermusiker Gebrüder Haase, wovon der eine ein ausgezeichneter Virtuose auf der Violine, der andre auf dem Horne ist. Sie bewährten sich auch als solche in einzelnen und Doppelkonzerts. Dem. Funk trug eine Arie von Mercadante sehr brav vor, und eine Dem. Seconda zeigte eine kräftige, vollkönende Stimme, der blos noch einige Gewandtheit fehlt. Noch größere Theilnahme fand das große Konzert des Herrn Kapellmeisters Hummel. Der Ruhm dieses Mannes ist so ausgebreitet und begründet, daß man nur sagen darf, er war da, um auch gesagt zu haben, er entzückte. Besonders that er dieses durch seine freye Phantasie. In diesem Genre steht er wohl einzig da, und man staunt an dem schöpferischen musikalischen Geiste sie an, der solche Aufgaben mit solcher Gediegenheit, Anmuth und Fertigkeit zu lösen im Stande ist. Die zwischen seinen Konzertstücken gesungenen Arien, so kunstvoll sie auch Dem. Veltheim vortrug, und so viele Mühe sich auch Sgr. Bonfigli, troz seiner sehr belegten Stimme gab, wollten doch bey solchen Meisterwerken nicht so ansprechen, wie es wohl außerdem der Fall gewesen seyn würde. Für die treffliche Ausführung der Ouvertüre aus Cherubini's Anakreon hätte die musikalische Kapelle wohl auch lauten Beyfall verdient.

Gulde.

Beylage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. April 1826.

Was kann vermieden werden,
Das sich zum Ziel die mächt'gen Götter setzen?

Shakspeare.

Bug Jargal.

(Beschluß.)

Wie ich aus dem feuchten Felsengang heraus trat, fielen Abibras Worte mir bey, die er auf diesem Platz mir zugezischelt hatte: nur einer von uns Beyden geht diesen Weg wieder zurück. — Seine Zusage war anders erfüllt, als wie er meynte! — Bug Jargal kam mir im Thale entgegen. ich warf mich in seine Arme, sprechen konnte ich nicht, aber er errieth meine Frage. „Bruder, dein Weib ist in Sicherheit, sagte er sanft, ich übergab sie deinem Verwandten; er befahl mir, eilend bey Biassou einen Versuch zu deiner Rettung zu machen; zehn meiner Brüder haften mit dem Leben für das deine, für meine Rückkehr mit dir — ich beflügelte meine Schritte, denn noch hoffte ich, weil die Fahne, welche deinen Tod verkünden sollte, noch nicht aufgepflanzt war — Rask zog mich diesen Weg, ich traute seiner Spur — Bruder, ich konnte dich retten!" und er schloß mich an seine Brust. Er ließ mir nicht Zeit, ihm mehr Fragen zu thun, sondern drang in mich, zu Marie zu eilen; das war dem Zug meines Herzens gemäß und wir machten uns auf den Weg.

Dauverney's Stimme, die immer bewegter geworden war, stockte hier ganz, er senkte seinen Kopf und begegnete Rask's Blicken, der, zu seinen Füßen liegend, ihn, als verstehe er sein Schweigen, traurig angesehen hatte. „Ja, so sahst du mich an, murmelte er dumpf, das Thier streichelnd, aber unfähig, seine Bewegung zu bemeistern, sprang er auf und verließ das Zelt.

Die Zuhörer verweilten eine Zeit lang, ein Jeder nach seiner Weise mit dem Inhalt der Erzählung beschäftigt. Endlich kam Dauverney zurück, nahm seinen Platz wieder ein und nahm mit erzwungener Fassung seine Rede wieder auf: Rask ging hinter uns, keine Felsenhöhe war mehr von der Sonne erleuchtet, plötzlich blitzte eine Helle auf und verschwand — Pierrot schauderte zusammen und rief: „Horch!" — Ein dumpfer Ton rollte durch die Klüfte. „Das ist ein Kanonenschuß, nicht wahr?" fragte er finster. Ich nickte bejahend. Er riß sich von meinem Arm los, kletterte pfeilschnell auf einen Felsen, deutete nach einer Stelle hin und rief mir zu. Ich folgte seinem Wink, und sah jezt eine Felsenklippe — die höchste — vom lezten Strahl der Sonne erleuchtet, und auf ihr wehte Biassou's schwarze Fahne. — — Dauverney schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Ich erfuhr späterhin, daß Biassou, zum Abmarsch aus seinem Lager gedrängt, und, der verstrichenen Zeit zufolge, von der Vollziehung meines Todesurtheils überzeugt, diese Todesfahne hatte aufpflanzen lassen. Sie war das Signal, welches Bug Jargal's Gefährten zum Richtplatz rief und bey ihrem Anblick bemächtigte sich der tiefste Schmerz seiner. Er suchte ihn zu bekämpfen, trat mir näher — „geh' zu deinem Weibe, sagte er, Rask wird dich geleiten," damit pfiff er eine afrikanische Weise, der Hund wedelte freundlich und schien auf die eine Seite des Thals laufen zu wollen; Bug Jargal ergriff

meine Hand, drückte sie krampfhaft, rief: „Lebe wohl! lebe wohl!“ und verschwand in dem uns umgebenden Gebüsch. Ich stand vernichtet, denn ich ahnete, was jezt vorging. Rask heulte klagend, sah mich mit grosen, traurigen Augen an, und zog mich auf die Seite, wohin sein Herr geeilt war. Ich folgte seinem Wink, er flog vor mir her durch Gestein und Gestrüpp, kehrte um, wenn ich seiner Eile nicht nachzukommen vermochte, schien durch eine flüchtige Liebkosung mich ermuntern zu wollen, und zeigte mir auf's Neue den Weg. So schritten wir durch kleine Thäler, über Felsen, durch Gebüsch; endlich . . . . Dauverney's Stimme erstarb. Thadäus, rief er nach einer Pause dem alten Sergenten zu, der während der ganzen Erzählung, sichtbar von jeder Empfindung seines Kapitäns mitfühlend, bewegt, in einem Winkel des Zeltes gesessen hatte — Thadäus! erzähle weiter, ich vermag es nicht mehr. . . .

Thadäus vermochte es nicht viel besser, aber die Zeltkameraden erfuhren doch so viel: Wie man im Lager der Kolonialarmee Biassou's schwarze Fahne vom Felsgipfel hatte wehen sehen, hielt man Dauverney's Todesurtheil für vollzogen, die Signalkanone wurde gelöst, „und ich, berichtete Thadäus, ward beordert, die zehn Bürgen Bug Jargal's zum Richtplatz zu führen. Es war ein Platz, ziemlich weit vom Lager entfernt. Ich ließ die Neger binden und vertheilte meine Haufen, wie es die Sache erforderte — da eilt unversehens der grose Neger, den man Pierrot nannte, vom Walde herbey und ruft ganz athemlos: „Ich komme eben zur rechten Zeit. Guten Abend!“ — — aber nein, ich glaube nicht, daß er das sagte. Er sprang nur auf seine Landsleute zu, band sie los — — ich stand da, starr vor Erstaunen, denn nun stritten sich diese Leute, wer für den andern den Tod leiden sollte. Es hätte vielleicht noch lange gedauert, aber ich mußte es beenden — ja ich mußte, ich bekenne mich des schuldig. Er nahm ihren Platz ein: in diesem Augenblick stürzte sein groser Hund — da, eben dieser Rask, auf mich zu und packte mich bey der Gurgel — ich wollte, er hätte fester gepackt! aber Bug Jargal gab ihm ein Zeichen, er ließ mich los und schmiegte sich an die Kniee seines Herrn, und ich . . . ich glaubte, Sie wären todt, Kapitän, ich war zornig, ich rief . . . Thadäus verstummte und streckte die Hand aus, und hob erst nach einer Weile wieder an. Bug Jargal fiel. Eine der Kugeln hatte seinem Hunde eine Pfote zerschmettert, seitdem meine Herren — und der Sergent schüttelte dabey traurig den Kopf — seitdem ist er hinkend. Ich hörte aber, sobald das Krachen der Musketen verhönt war, ein Gestöhne nahe dabey im Walde, und wie ich hineilte, fand ich . . . da, meinen Kapitän, er ächzte — — über ihn. Er war auch verwundet, aber Frau Mariens Sorgfalt half zu seiner Genesung.“

Der Sergent schwieg, Alle schwiegen und Dauverney wiederholte dumpf: „Bug Jargal war tod — — Thadäus senkte das Haupt; „er hatte mir das Leben gerettet und starb dann für mich.“

Hier endete die Erzählung. Marie verlor bey dem ersten Brande vom Kap das Leben, ihr unglücklicher Gatte erhielt das seine bey den täglich rückkehrenden Gefahren des Kriegs, denn er war mit Abscheu von dem Schauplatz so vieler Gräuel, von dem Grab seines Friedens, seines Glücks — nach Europa geeilt und focht in den Heeren der damaligen französischen Republik. Nach einer grosen Schlacht, welche diese über die vereinten Armeen der europäischen Fürsten gewannen, meldeten die Todtenlisten seinen Tod. Man fand ihn auf der Brustwehr einer erstürmten Batterie, sein treuer Thadäus lag an seiner Seite; Rask hatte ihn mit seinem Leibe zu decken gesucht, und eine freundliche Kugel hatte den Treuen mit seinen Beschützern im Tode vereint.

Die Stadt Damaskus.

(Fortsetzung.)

Wir besuchten oft ein angenehmes Dorf am Fuße des Berges Salehieh. Es wird von einem der Flüsse durchströmt, und jedes Haus hat seinen Garten; und über und mitten unter den Bäumen erhebt sich die Kuppel und Minaret der Moschee und gleich dahinter der nackte graue Felsen. Die schönste Aussicht auf die Stadt ist rechts von diesem Orte; ein leichtes Sommerhaus steht auf der Mitte des Berges, von dessen obern Zimmern man den Anblick der Stadt und ihrer herrlichen Umgebung in ganzer Fülle genießt. Die Ebene vor derselben erstreckt sich in unabsehbarer Ferne hin. Der Ort, den man den „Sammelplatz der Wasser“ nennt, ist ungefähr zwey Meilen nordwestlich von der Stadt. Der Fluß Barrady, vielleicht der alte Abana, theilt sich am Fuße eines Felsenberges in sechs bis sieben verschiedene Ströme, die durch Kunst in mehreren Richtungen zur Bewässerung der Baumpflanzungen geleitet werden, hier sich aber wieder alle vereinigen und den bekannten schönen Wasserfall bilden.

Die Straßen der Stadt, außer der geraden Straße, sind alle eng, aber gepflästert; auch die Landstraße ist es, welche zu dem Dorfe Salehieh führt, und hat überdieß noch einen guten Fußweg. Auf beyden Seiten derselben stehen Bäume neben kleinen Wasserbächen und unter denselben Sitze für die Spaziergänger, welche oft hier von einem wandernden Kaffeeschenker Erfrischung erhalten können.

Die Häuser der Stadt sind im untern Theil von Steinen, im obern von Backsteinen gebaut. Die Einwohner kleiden sich sehr kostbar und wärmer als in den südlicheren Gegenden, denn im Winter ist es hier ziemlich kalt, und

das viele Gewässer macht auch die Luft feucht. Ein europäischer Arzt könnte hier sein Glück machen, denn Herr Chaboiseau, ein achtzigjähriger Franzose, der schon seit vierzig Jahren hier gelebt, hat eine gute Kundschaft und scheint sich dabey sehr wohl zu befinden. Der hohe Schneeberg Scheik bildet einen erfrischenden Anblick von der Stadt her; und man bringt von dorther den Schnee in großer Menge für die Scherbetbuden und den Gebrauch der reichern Einwohner. Jedes ansehnliche Privathaus hat seine Springbrunnen, und in einigen der Kaffeehäuser erhebt sich ein Wasserstrahl zu einer Höhe von fünf bis sechs Fuß in der Mitte von weichen Ottomanen.

Wir lebten hier sehr angenehm. Des Abends schwatzten wir mit den Freunden unsers Wirthes und zuweilen ritten wir in die Ebene hinaus bis zur Gränze des Bereiches der Bäume. Die Anzahl der hier ansässigen Christen wird auf 10,000 geschätzt, worunter die von der griechischen Kirche am zahlreichsten, obgleich es auch viele Katholiken und Armenier gibt. Sie scheinen bequem, und in der Ausübung ihrer Religion und eigenen Gebräuchen ganz ungestört zu leben. Die Unduldsamkeit der hiesigen Türken war uns gar nicht auffallend; wir fanden sie im Umgang durchaus höflich und zuvorkommend, und wir fühlten weder in der Stadt, noch irgendwo auf ihrem Gebiete die geringste Besorgniß. Sie sind offen und ehrlich, und Rachsucht und Betrug sind ihnen gleich fremd. Die Juden hier befanden sich während dieser Zeit sehr wohl; Einer von ihrer Nation war Minister des Paschas, und sie genossen der vollkommensten Freyheit. Jeden Abend konnte man deren eine Menge außerhalb der Mauern sehen, wo sie sich auf mancherley Weise belustigten, während die Türken ihren Spielen mit dem größten Vergnügen zusahen.

Eines Morgens hörten wir eine Artilleriesalve und erfuhren, daß es das Zeichen zur Enthauptung zweyer Offiziere war, die vor ein Paar Tagen, bey einer Schlacht mit den Truppen von Akra und dem Libanon, davon gelaufen waren.

Bey unserer Ankunft in Damaskus wollte ich eine Privatwohnung nehmen, und wir wurden zu einem wohlhabenden Türken gewiesen, der ein oder zwey leerstehende Häuser hatte. Er war ein Barbier und gab uns einen andern Beweis von der Achtung, in welche diese Volksklasse im Orient steht, wie es auch unter den arabischen Erzählungen zu ersehen ist. Der alte Mann saß, sehr anständig gekleidet, mit einem langen Barte immer gemächlich auf seinem Sitze, rauchte seine Pfeife und schwatzte mit den Seinigen von seinen Freunden. Er wollte uns ein angenehmes, auf einem flachen Dache gelegenes und reich vergoldetes Zimmer vermiethen; der Divan in demselben war schneeweiß, und es hatte eine herrliche Aussicht auf den Garten und das Gebirge. Seine Frau aber, die viel religionseifriger als er war, bestand mit lautem Geschrey darauf, daß die Ungläubigen die Reinigkeit ihres Divans nicht entweihen sollten. Er erklärte uns also mit vielem Verdrusse, daß er nach einem langen Streite mit ihr hätte nachgeben müssen. Er erzählte uns, daß, als Bonaparte und seine Armee in Syrien gewesen, er selbst und mehrere andere die Waffen ergriffen und in die Ferne gereist wären, um die Ungläubigen zur Ehre ihres Propheten zu bekämpfen. Wir waren voll Muth und Eifer, und unsre Truppen kamen bald zum Angriff. Ich wurde gefährlich verwundet und rief aus schrecklichen Schmerzen aus (da sie mich bey ihrem Rückzuge mit sich wegtrugen): „Was gingen mich die Giaours an? — der Teufel hole die ganze Welt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Die Eifersucht.

Wenn die Lieb' ist eifersüchtig, so bekömmt sie hundert Augen,
Doch es sind nicht zwey darunter, die grad' aus zu sehen taugen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. März.

Schiller ist der einzige deutsche Dichter, dessen Trauerspiele auf der französischen Bühne mit Beyfall aufgenommen worden, wenn sie von einsichtsvollen Dichtern bearbeitet werden. Seine Marie Stuart ist durch Lebruns Nachahmung ein Lieblingsstück am Théâtre français geworden; von seiner Liebe und Kabale sind bereits zwey Bearbeitungen diesen Winter aufgeführt worden, und eine dritte wird eben für's Haupttheater einstudirt. Eine jener Bearbeitungen war als Melodram behandelt worden, und da diese Schauspielgattung nachsichtiger in Paris aufgenommen und ihr kein strenger Maaßstab angelegt wird, so hatten die Bearbeiter sich ziemlich getreu an's Original halten können. Die zweyte Bearbeitung, am Odeontheater, ist schon viel freyer, und wahrscheinlich wird die dritte am Haupttheater sich noch weniger an's Deutsche gehalten haben. Einen Beweis, wie sehr seit einigen Jahren die deutsche Literatur schon in Frankreich gewonnen hat, liefern die Tagesblätter, welche sehr wohl die Nachahmungen mit dem Originale verglichen, und zeigten, welche dramatischen Schönheiten die Nachahmer oder Uebersetzer beybehalten haben, und welche übergangen sind. Freylich schreiben sich diese Kenntnisse der Journalisten meistens nicht weiter her, als aus Ladvocats Théâtre étranger, in welchem die deutschen Stücke etwas wörtlich übersetzt sind, und aus einigen besonders veranstalteten Uebersetzungen des Schiller'schen Theaters. Aber das ist dem Genie eigen, daß es unter jedem Gewande, worin man es einkleidet, dennoch durchblickt. Die Theaterkonvenienz hatte manche Abänderung in Kabale und Liebe erheischt, und dieser Umstaltungen ungeachtet hat das Stück auf der Odeonbühne vielen Beyfall erhalten; freylich heißt es hier nicht mehr Trauerspiel, weil die französische Dramatik kein anderes Trauerspiel als das heroische kennt, sondern es wird bloß Drama oder Schauspiel genannt. Auf derselben Bühne hat ein junger Dichter, von welchem man sich viel verspricht, ein neues Trauerspiel, dessen Held der römische Volkstribun Rienzi

aus dem Mittelalter ist, aufführen lassen, indeß auf dem Théâtre français Delaville's König Karl VI. (der wahnsinnige König von Frankreich) gegeben worden ist, und zwar ebenfalls mit ziemlichem Beyfall; obschon ein französisches Trauerspiel eine äusserst schwierige Arbeit ist, wegen der strengen Regeln der französischen Dramatik und des besondern Geschmackes des Pariser Publikums, so gelingen doch jährlich ein Duzend solcher schwierigen Unternehmen auf den beyden Haupttheatern; aber freylich wird wenigstens die Hälfte davon auch bald wieder bey Seite gelegt und vergessen; ein Beweis, daß sie zwar den Regeln gemäß, aber nicht unterhaltend und anziehend genug sind, um sich auf der Bühne erhalten zu können. Zudem hat der Geschmack an Vaudevilles so zugenommen, daß das Publikum kaum sich mit drey oder vier Theatern, worauf Vaudevilles aufgeführt werden, begnügt, und daß jezt noch ein neues angelegt werden soll. Der so lange vom Minister unterstüzte, aber doch vertriebene Direktor des eigentlichen Vaudevilletheaters hat von jenem Minister, der doch nicht ganz unterliegen wollte, das Privilegium zu einem neuen Theater derselben Gattung erhalten; dieser Mann nun hat ein beträchtliches Grundstück auf dem neuen Börsenplaze angekauft, und hier soll das neue Theater errichtet werden, und zwar vermittelst einiger Millionen auf Actien, die jezt in den Zeitungen feil geboten werden. Wenn dieß Theater nun fertig seyn wird, so wird weiter nichts fehlen, als eine Auswahl guter Schauspieler, und ein Scribe, um diese Schauspieler in Bewegung zu sezen. Aber wo wird sich ein zweyter Scribe finden? Ein solcher Mann ist ein wahrer Schaz für ein Theater, dieß fühlt die Direktion des Théâtre de Madame auch recht gut, indem sie fast ganz von seinem unerschöpflichen Wize und dramatischen Genie zehrt. Seit meinem lezten Berichte hat Scribe wiederum einige Kleinigkeiten in Aufnahme gebracht, als z. B. die Stiefmutter, die ein so gutes Geschöpf ist, daß sie den Kindern ihres Mannes, welche sich vornehmen ihr entgegen zu arbeiten, lauter Gutes erzeigt, und ihren vorgefaßten Haß in Liebe umwandelt; dieß ist ein Gegenstück zu einer ältern Stiefmutter des französischen Theaters, dessen Verfasser bey der ersten Vorstellung, als das Publikum die scharf gezeichneten, harten Züge der Stiefmutter unnatürlich fand, und sich laut darüber äusserte, hastig den Kopf aus seiner Loge hervorsteckte und ausrief: Erfahren Sie, meine Herren, daß es meine eigne Stiefmutter ist, die ich nach dem Leben dargestellt habe! Ein andres Scribe'sche Stück: die Mäntel, ist vielleicht dem deutschen nachgeahmt, die Handlung geht wenigstens in Deutschland vor. Ein Schneider, bey welchem zwölf Mäntel bestellt worden sind, die eben so viel Verschwornen zum Kennzeichen dienen sollen, schneidet sich aus dem Tuche einen gleichen dreyzehnten zurecht, wird deßhalb auch für einen Verschwornen gehalten, erhält Besuche und Winke, aus denen er nicht klug werden kann, und wird zulezt mit in den Kriminalprozeß gezogen, woraus er aber doch endlich gezogen wird, um seine Geliebte, eine Näherin, zu heirathen. In Ländern, wo man die Leute wegen Carbonarismus in Untersuchung gezogen hat, wird dieses Stück nicht so spaßhaft erscheinen, als es hier der Fall ist, wo glücklicher Weise solche nicht stattgefunden haben. An der grossen Oper hat man während Spontini's Anwesenheit in Paris Alles gethan, um diesem großen Meister gefällig zu seyn: seine Vestalin und sein Ferdinand Cortes sind wieder vorgenommen worden, und dann hat man sein Lieblingskind, Olympie, mit großen Kosten ausgestattet, nachdem der Tonkünstler diese Oper wieder überarbeitet hatte, besonders den dritten Aufzug, der jezt nagelneu ist. Man hat dabey die Bemerkung gemacht, daß Spontini doch wohl selbst mit diesem, seinem Lieblingskinde nicht zufrieden seyn muß, da er beständig daran puzt und ziert, um es in glänzender Gestalt zu zeigen. Als sie Anfangs in Paris vorgebracht wurde, fand Olympie wenig Beyfall; seitdem hat Spontini sie für's Berliner Theater umgeändert, und seine Freunde versichern, daß sie dort überaus wohl aufgenommen worden sey. Als nun Spontini dieses Jahr nach Paris kam, hatte er keinen sehnlichern Wunsch, als seine Olympie auch bey den Parisern beliebt zu machen. Die Dichter änderten den Text zum Theil um, er selbst schrieb neue Musik zum lezten Aufzuge; die Operndirektion sezte ihre Pracht an Dekorationen und Balletten hinzu; und dennoch sind die Meynungen über den Werth der Olympie sehr getheilt; einige finden den Text zu unverständlich und zu wenig interessant; andere klagen über Reminiscenzen aus der Vestalin, über zu viel Lärm u. s. w., indeß ihnen die Chöre und die grossen Ensemble-Stücke vortrefflich dünken. Die Folge davon ist, daß bey der zweyten Aufführung schon weit weniger Zuhörer sich einfanden als bey der ersten, und ein Tagesblatt scherzend vorschlug, man solle die Vorübergehenden zwingen, in die Oper hinein zu gehen, damit sich das Publikum mit den Schönheiten dieser Komposition vertraut machen möge, weil es sonst die Vorstellungen eine nach der andern vorbeygehen ließe, ohne zu kommen. Indessen werden die Vorstellungen jezt auch ohne das angerathene Compelle intrare ziemlich besucht. Aber einen weit populärern Beyfall findet Boyeldieus weiße Frau, an welcher der Dichter Scribe, Verfasser des Textes, beynahe keinen andern Antheil hat, als daß er dem Tonkünstler Gelegenheit gegeben hat, seinen ganzen musikalischen Reichthum zu entfalten und an den Tag zu legen. Zwar hat auch hier Scribe seine ungemeine Fertigkeit im Dramatisiren beurkundet; allein mit grösserer Sorgfalt hätte er doch dem Gange der Handlung etwas mehr Wahrscheinlichkeit gegeben; und hätte er weniger flüchtig gearbeitet, so hätte er vielleicht auch sein Werk etwas geistreicher und wiziger geschrieben; er ist ja der einzige dramatische Dichter, den Frankreich jezt hat; in seinen kleinen Vaudevilles pflegt er das Geistreiche mit voller Hand auszustreuen; warum ist er denn bey einer Operette, die Boyeldieu mit seiner Musik ausstatten sollte, so sparsam damit gewesen? wie unwahrscheinlich ist z. B. der zweyte Aufzug, welcher die Dauer einer ganzen Nacht vorstellen soll? schon nachdem zwey Arien gesungen worden sind, hört die Nacht auf, und nun wird sogleich zur Versteigerung des Schlosses geschritten, in welcher die weiße Frau des Nachts vorgeblich erscheint; wo in aller Welt wird denn mit Anbruch der Morgenröthe ein Schloß versteigert? Indessen wäre es Schade, wenn die Auktion nicht statt hätte; denn Boyeldieu hat daraus eine der schönsten Scenen der Operette gemacht. Rameau sagte ehemals, er mache sich anheischig, die Gazette de Hollande in Musik zu sezen. Zu Rameaus Zeit war dieß freylich nicht schwer; denn man schrieb platte Musik, wie man platte Zeitungen schrieb, und wie man in Ländern, die der Preßfreyheit beraubt sind, noch platte Zeitungen schreibt. Boyeldieu hat etwas Schwierigeres ausgeführt; er hat eine Versteigerung in Musik gesezt, und zwar auf eine höchst dramatische Art; in der Mitte die beyden Schelme, der Friedensrichter und der Kastellan, der sich des Gutes bemächtigen will; auf einer Seite die Bauern, welche aus Anhänglichkeit zur Familie ihrer ehemaligen Gutsherrn das Schloß anzukaufen wünschen, um es dem entfernten Abkömmlinge zu erhalten, aber nur furchtsam zuschlagen, und sich darüber berathen, ob sie noch höher steigen dürfen, auf der andern Seite der leichtsinnige Offizier, der keinen Heller in der Tasche hat, aber dem eine geheimnißvolle Schöne zuflüstert, er solle ein Aufgebot thun, und der zum Erstaunen aller frisch darauf losschlägt, dieß Alles hat Boyeldieu vortrefflich benüzt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. April 1826.

Wer das Dichten will verstehen,
Muß in's Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

West-Oestlicher Divan von Goethe.

Die Maka'men des Hari'ri.

In freyer Nachbildung von Friedrich Rückert.

Zweyte Makame.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Mich hielt mit frohen Genossen — ein trauter Kreis umschlossen, — von welchem eingeschlossen war Geselligkeit — und Gefälligkeit, — und ausgeschlossen Mißhelligkeit. — Und während wir nun die Fäden der Reden hin und wieder spielten, — und im Schwanken der Gedanken uns unterhielten — mit Geschichten — und Berichten — und Gedichten; — trat herein ein Mann mit gebrechlichem Mantel, — und schwächlichem Wandel, — der den einen Fuß schleifte — und auf einen Stab sich steifte; — der sprach: O ihr köstlichen Steine der Schreine! — o ihr tröstlichen Scheine der Reime! — Froh gehen euch auf die Tage, — und unter ohne Klage! — Freundlich weck' euch der Frühschein, — und lieblich schmeck' euch der Frühwein *)! — Seht einen Mann, der einst besessen — Haus und Hof, Esser und Essen, — Weiden und Weidende, — Kleider und zu Kleidende; — Gabe, zu schenken, — Labe, zu tränken, — Aecker und Aeste, — Feste und Gäste. — Doch es schnob der Sturm des Leides, — und es grub der Wurm des Neides, — und der Einfall der Unfälle — brach über des Glückes Schwelle; — bis mein Hof leer ward, — und dünne mein Heer ward, — mein Brunnen erschöpft, — mein Wipfel geköpft, — mein Lager staubig, — mein Barthaar straubig, — mein Gesinde murrend, — meine Hunde knurrend; — im Stalle kein Rossegestampf, — in der Halle kein Feuerdampf; — daß mir der Neider — ward zum Mitleider, — und der Schadenfroh — vor meinem Schaden floh. — In des Unglücks Klammer, — in der Armuth Jammer, — ward unser Schuh die Schwiel' am Fuß, — und unsre Speise der Verdruß. — Wir schnürten knapp den Leib zusammen, — um zu ersticken des Hungers Flammen. — Ausging uns des Stolzes Befiederung, — und wir wohnten in der Niederung. — Statt Rosse blutig zu spornen, — gingen wir uns wund auf Dornen. — Der Tod bleibt unsere Zuflucht vor Bedrängniß; — wir klagen an das säumende Verhängniß. — Oder ist hier ein beyräthiger, — menschenfreundlicher, gutthätiger, — der einen Kraftlosen, Haftlosen stütze, — ein Tröpflein der Milde auf einen saftlosen sprütze? — Bey dem, der mich hat entsprossen lassen von Katle *)! — der den Mangel mir gab zu Theile! — ich habe nicht, wo ich die Nacht verweile. —

Hareth Ben Hemmam spricht: Um seine Nothdurft zu letzen, — und zugleich seinen Witz auf die Probe zu setzen, — nahm ich ein Goldstück und wies es, — und sagte: Dein ist dieses, — wenn du uns in Versen sein Lob lässest hören. — Und auf der Stelle ließ er sprudeln seine Brunnenröhren:

*) Der Morgentrunk.

*) Ein arabischer Stammname, dessen sich hier Ebu Seid gelegentlich bedient.

Gesegnet sey der Gelbe mit dem lichten Rand,
Der wie die Sonne wandelt über Meer und Land,
In jeder Stadt daheim, zuhaus an jedem Strand,
Gegrüßt mit Ehrfurcht, wo sein Name wird genannt.
Er geht als wie ein edler Gast von Hand zu Hand,
Empfangen überall mit Lust, mit Leid entsandt.
Er schlichtet jedes menschliche Geschäft gewandt,
In jeder Schwierigkeit ist ihm ein Rath bekannt.
Er pocht umsonst nicht an die taube Felsenwand,
Und etwas fühlt für ihn ein Herz, das nichts empfand.
Er ist der Zaub'rer, dem sich keine Schlang' entwand,
Der Schöne, welchem keine Schönheit widerstand,
Der Held, der ohne Schwertstreich Helden überwand;
Der Schwachen Kräfte gibt, und Thörichten Verstand,
Und Selbstvertraun einflößet, das mit Stolz ermannt.
Wer ihn zum Freund hat, ist den Fürsten anverwandt,
Wenn gleich sein Stammbaum auf gemeinem Boden stand.
Der trifft des Wunsches Ziel, dem er den Bogen spannt.
Er ist des Königs Kron' und Herrschafts-Unterpfand,
Er ist der Erde Kern, und alles sonst ist Tand.

Und wie er war am Ende, — streckte er seine Hand nach der Spende, — und rief: Wer verspricht, muß segnen; — die Wolke, die donnert, muß regnen. — Da gab ich ihm das Goldstück hin, — und sprach: Sey es dir zum Gewinn! — Er schob es in seinen Mund, — und sprach: Gott erhalte mir's gesund! — Dann macht' er sich auf, von dannen zu wanken, — mit Grüßen und Danken. — Doch der Duft des Geistes, den er verstreute, — berauschte mich so, daß ich nicht Aufwand scheute. — Ein zweytes Goldstück nahm ich aus der Tasche, — und sprach: ha haiche! — Dieses ist dein, wenn du nach seinem Adel — uns nun hören lässest seinen Tadel. — Da ließ er auf der Stelle — noch einmal rauschen die Welle:

Verflucht der Heuchler mit dem doppelten Gesicht,
Dem kalten Herzen und dem Lächeln, das besticht.
Er ziert sich wie ein Liebchen, und wer liebt es nicht?
Und wie Verliebte schmachtet er, der Bösewicht,
Er stammt vom Abgrund, aus den Finsternissen dicht,
Doch überstrahlt sein falscher Schein der Sonne Licht;
Die Wahrheit dringt nicht durch das Trugnetz, das er flicht.
Er gibt der Welt in allem Bösen Unterricht,
Lehrt, wie man falsche Eide schwört und Treue bricht.
Er ist's, der aus des Richters Mund dein Urtheil spricht,
Er ist's, um den man streitet, todt und kämpft und ficht,
Um den der Dieb die Hand verliert am Hochgericht.
Für ihn verkauft man seinen Glauben, seine Pflicht,
Für ihn erkauft der Schlechte sich ein Lobgedicht.
Er ist's, um den das Herz aus Furcht dem Geiz'gen bricht;
Er ist's, um den des Neides Blick den Reichen sticht.
Das Schlimmste ist: Wer ihn bewahrt, dem nuzt er nicht;
Und wer ihn nuzt, der thut dadurch auf ihn Verzicht.
Darum verachtet ihn ein edler Mann, und spricht:
Du Taugenichts, hinweg von meinem Angesicht!

Ich rief: Gott müsse deinen edlen Mund vergulden: — Doch er rief: Versprechen macht Schulden; — und ich gab ihm den zweyten Gulden, — und sprach: Verwend' ihn zum Erwerb von Gottes Hulden! — Er schob ihn mit Dankgeflister — in den Mund zu seinem Geschwister, — und hinkte ab am Stabe, — preisend Geber und Gabe. —

Hareth Ben Hemmam spricht: Mir sagte das Herz, es sey Ebu Seid, — und seine Lahmheit ein geborgtes Kleid. — Ich hielt ihn an und rief: bey Gottes Gnade! — dein Witz verrieth dich; warum gehst du nicht grade? — Er sprach: Und bist du der Hareth? — so bleibe mir ewig schwarz gehaaret, — der Lust gepaaret, — den Frohen und Edlen geschaaret! — Ich sprach: ich bin der Hareth Ben Hemma'm; — wie geht es mit dir und deinem Kram? — Er sprach: Bald frisch, bald lahm; — ich segle mit zweyerley Winden, — gelinden und ungelinden. — Ich sprach: du solltest dich schämen, — Zuflucht zu einem Gebrechen zu nehmen. — Da verfinsterten sich seine Mienen, — Und er sprach: Laß dir dienen!

Ich hinke, doch nicht aus Vergnügen am Hinken,
Ich hink' um zu essen, ich hink' um zu trinken.
Ich hinke, wo Sterne der Hoffnung mir winken,
Ich hinke, wo Gulden entgegen mir blinken.
Was man nicht ersliegen kann, muß man erhinken.
Viel besser ist hinken als völlig zu sinken.
Die Schrift sagt: Es ist keine Sünde zu hinken*).

*) Die Schrift, nämlich die mohamedanische, der Koran, sagt, bey Gelegenheit einer Aufmahnung zum heiligen Kampfe: Doch wer hinkt, für den ist's keine Sünde (nämlich vom Kampfe zu Haus zu bleiben).

Die Stadt Damaskus.

(Fortsetzung.)

Zu den größten Annehmlichkeiten dieser Stadt gehören die Kaffeehäuser, von denen es mehrere gibt, die auf dem Busen des Flusses gebaut, von Pfeilern unterstützt werden. Das Erdgeschoß des Kaffeehauses ist nur wenige Zoll über dem Flusse erhoben. Das Dach, welches auf allen Seiten offen ist, wird von einigen Reihen dünner Pfeile (kleiner Säulen) unterstützt. Unzählige kleine, bewegliche Sitze bedecken den Fußboden. Der Fluß, dessen Ufer mit Waldung bedeckt ist, rauscht schnell dahin. Unweit den Kaffeehäusern gibt es einen oder zwey Wasserfälle, die mehrere Fuß hoch sind, nebst einigen Bäumen, die ihnen

zur Seite aus dem Flusse herauswachsen. Das immerwährende Geräusch ihres Sturzes und die Kühle, welche sie überall verbreiten, sind eine unaussprechliche Wollust während der schwülen Tageshitze. Des Nachts, wenn die auf den dünnen Säulen hangende Lampen angezündet werden, und wenn die Türken von jedem Stand und aller Mannigfaltigkeit der reichen Tracht die Ufer bedecken, auf welches, wie auch auf den schäumenden Wasserfall der Mond seine Strahlen wirft, so würde man sich einbilden, daß dieses der Ort dazu seyn müsse, wenn es je möglich wäre, die Zauberscenen der Tausend und eine Nacht in Ausführung zu bringen. Diese kühlen und angenehmen Oerter waren unser täglicher Aufenthalt — man besucht sie jede Stunde des Tages — Einige Kaffeehäuser sind etwas anders in ihrer Einrichtung; eine niedrige Gallerie scheidet die Terasse von dem Gewässer. Springbrunnen spielen auf dem Fußboden, welcher mit Sopha's und Kissen versehen ist, und Musik und Tanz sind hier immer zu Hause. Nebst einer Pfeife Tabak und Kaffee trägt man einem zwey oder drey köstliche Sorbete mit irgend einer Art Obst, welches man in das Gefäß dazu legt, auf. — In der Mitte des Flusses, der bey einem von diesen Kaffeehäusern vorbeyfließt, befand sich eine kleine, mit Gras und Bäumen bewachsene Insel, wo man Stunden lang, ohne seinen Platz zu verändern zu wünschen, sitzen könnte. Hier versammeln sich öfters die arabischen Mährchenerzähler, deren Erzählungen vielmals von der Guitarre begleitet werden, und von welchen die Vornehmsten Araber sind.

Wir besuchten das katholische Kloster an demselben Tage, an welchem der Sohn des Paschas mit einem zahlreichen Gefolge dort ankam. Er besah die Merkwürdigkeiten dieses Orts, und heftete unter andern seine Blicke auf zwey silberne Becher, welches die Väter zittern machte, aus Furcht, daß sie ihm gefallen möchten. Ein Herr, von denen, welche ihn begleiteten, und der sein Hofmeister zu seyn schien, machte aus dem Stegreif einige Verse zum Lobe dieses Stiftes und überreichte sie dem Vorsteher, welcher aber sehr verdrießlich schien. Unter den Vätern befand sich ein sehr fetter und religionseifriger Mann, der einen großen Wunsch hatte, unsern Bedienten zu einem guten Katholiken zu bekehren. Er lud ihn deßwegen auf sein Zimmer ein, wo er anfing, nachdem er eine Flasche köstlichen Liqueur auf den Tisch gestellt, ihm über die Irrthümer der griechischen Kirche sehr ernsthafte Vorstellungen zu machen, in welcher der leztere erzogen worden war; und während daß ihm der leztere mit großem Beyfalle zuhörte, wurde die Flasche Liqueur und die Predigt fast zu gleicher Zeit geendigt, und der Vater war nicht wenig zufrieden mit der scheinbaren Wirkung seiner Beredtsamkeit, in der er es weder an Thränen noch an Bitten hatte ermangeln lassen. —

Der Pascha von Damaskus war ein guter und menschenfreundlicher Mann, und sein Volk schien unter seiner Regierung sehr glücklich zu seyn; — das System der Pforte, diese Beamten alle drey Jahre abzulösen, vernichtet die Dauerhaftigkeit aller guten Anstalten der besten Regierung.

In dieser Stadt hat man keine Schauspiele, oder öffentliche Unterhaltungen; die Wallfahrt nach Mekka muß den Türken selbst in diesem Leben sehr nützlich seyn, wenn sie auch nur ihrem Geiste einen lebhaften Stoß und ihnen Gelegenheit gäbe, ihr ganzes folgendes Leben daran zu denken, und sich davon zu unterhalten. Es ist ein starker Beweis von ihrem Gehorsam und ihrer Hochachtung gegen ihren Propheten, daß sie, ungeachtet ihrer langweiligen Lebensart, von welcher so viele Stunden mit gottesdienstlichen Handlungen zugebracht werden, seit 1200 Jahren existirt haben sollen, ohne den geringsten Hang zur Abgötterey und Sinnesermunterung in ihrer Religion gezeigt zu haben. Welcher Unterschied zwischen der Gemüthsart und dem Lebenslaufe eines Juden und Türken, von denen der eine den wahren Glauben, und der andre nur eine Nachahmung desselben besizt — beyde trugen das siegreiche Schwert unter die überwundenen Völker, beyde erhielten das feyerliche Gebot, ihnen nicht nachzuahmen — und doch welcher Erfolg! —

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. Ende März.

Es ist bekannt, daß unsere Gegend reich ist an Alterthümern aus der Römerzeit. Das feste Lager am Taunusgebirg wurde von den Römern als einer der wichtigsten Punkte in den Rheingegenden angesehen. Hier lagen unter den Kaisern, von Bonames (bona messis) bis über Vilbel (villa bella) zwey Legionen, unter Hadrian und anderen Kaisern die zwey- und zwanzigste und drey-und-zwanzigste Legion, von welchen sich zahlreiche Ueberbleibsel, als Steine, Urnen, eiserne Geräthschaften, besonders aber viele Ziegel- und Backsteine mit der Präge LEG. XXII. oder XXIII. vorfinden. Ein Dorf in unserer Nähe, ungefähr anderthalb Stunden entfernt, welches an diesen Alterthümern sehr reich ist, bewahrt von genanntem Kaiser noch den Namen. Es heißt Hädernheim. Hier scheint eines der wichtigsten römischen Stand- und Winterlager (colonia castrensis) gewesen zu seyn. Die Ueberbleibsel von Pfahlgräben, Mauern, gepflasterten Wegen ꝛc. deuten darauf hin. Vor einigen Wochen wurde dort auf einem Acker ein Sandstein von ungefähr drey Schuh Höhe und anderthalb Breite gefunden, worauf, etwas unkenntlich durch die Zeit und durch Beschädigung von Werkzeugen, ein Genius ausgehauen ist, der, wie es scheint, einen Schlangenstab hält, und einen Widderkopf zur Seite hat. Monumente, die leichter zu transportiren sind wie dieses, werden von den Eigenthümern jener Aecker, meistens Arbeitsleute, die hier beschäftigt sind, häufig zur Stadt gebracht, und von Liebhabern gekauft. Diesen Stein bot der Finder um einen Dukaten feil, und fuhr ihn auf einem Schubkarrn von Haus zu Haus. — Ein noch glücklicherer Fund wurde vor drey Wochen gemacht. Auf dem sogenannten Heidenfelde förderte ein Maurer etwa zehn Schuh aus der Erde seines Ackers einen sechs Schuh hohen und drey Schuh breiten

Sandstein, der ein Stieropfer des Mithras in schöner halberhabener Arbeit darstellt. Ein mit anderen Steinen daneben gefundener Altar führt die Inschrift: D. I. M. M. TR. SENECIO. P. S. P. Die Alterthumsforscher legen die Chiffern so aus: Deo Invicto Mithrae (dem unbesiegten Gott Mithras) Marcus Trebellius (oder Tertius) Senecio, pro salute patriae (zum Heil des Vaterlandes) oder wie Andere die drey lezten Buchstaben lesen: pecunia sua posuit (aus eignem Vermögen errichtet). Es ist in der That merkwürdig, wenn die Abstammung der Deutschen von den Persern begründet ist, daß sich ihr reinerer Gottesdienst nicht nur in den Deutschen fortpflanzte, sondern daß ein Theil seiner Mysterien sich durch das römische Weltreich hierher verirrte, und hier bey überwundenen, halbkultivirten Völkern vielleicht wissendere, wenigstens reinere Bekenner fand, als bey dem verweichlichten Römervolke, das alle mögliche Gottheiten in sonderbarer Verwirrung bey sich aufnahm. Schwerlich ließ der Weltherrscher Cyrus sich träumen, daß die Ueberlieferung seiner National-Religion auf doppeltem weiten Wege, dereinst in den fernsten, rauhesten Klimaten bey Menschen von Muskeln wie Eisen die milde, allbelebende Sonne der Religion verbreiten werde, die das von ihm beschüzte Volk der Juden noch in rauhem Kern umschloß. — Der Arbeitsmann, der jenes merkwürdige Bild des Parsengottes Mithras in seinem Acker fand, legt, als ein Mann, der dergleichen Bauarten zu verstehen vorgibt, den ganzen Tempel mit Opferstöcken, Altären und Steinen zurecht. Der Schulmeister oder der Pfarrer, oder andere Forscher scheinen ihn schon von der Wichtigkeit des Fundes belehrt zu haben, denn er fordert 800 Gulden für den Mithrasstein. Bey den zahlreichen Besuchen in Häddernheim fiel ein artiges Anekdotchen vor. Als die Frau des Maurers in dessen Abwesenheit mehreren Besuchern den merkwürdigen Stein zeigte, und diese den Wunsch äußerten, daß er abgezeichnet würde, so sagte sie: nein, sie hätte ihrem Mann schon gesagt, sie dürften das nicht leiden, denn wenn der Stein einmal abgezeichnet wäre, dann wäre es auch ein Leichtes ihn nachzumachen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 12. März.

(Beschluß.)

Von den Blasinstrumenten im Orchester macht Boyeldieu eben so häufig Gebrauch als Rossini, und andre neuere; als ich die weiße Frau aufführen sah, wurde zuvor Mehuls Stratonice gegeben, die noch etwas im alten Opernstyl komponirt ist; welcher Unterschied in der Behandlungsart, obschon die beyden Meister mit fünfzehn oder zwanzig Jahren im Alter von einander abstehen mögen! Boyeldieu ist nun in der Normandie, woraus er herstammt, und sezt dort seine Operette in Scene. So pflegt er es bey seinen neuen Opern stets zu machen. Sind sie einmal zu Paris im Gange, so denkt er an seine liebe Vaterstadt, Rouen, leitet dort die erste Aufführung, und empfängt den jauchzenden Beyfall der Normänner, die mit Recht stolz auf einen solchen Landsmann sind, und ihn mit Ehrenbezeigungen und mit Beyfall überhäufen. Von da begibt er sich nach Hâvre, jezt die zweyte Stadt der Normandie, wo es eben so hergeht. Der Tonkünstler findet ein herzliches Vergnügen darin, unter seinen eigentlichen Landsleuten seines Triumphes zu genießen, nachdem seine Kompositionen einmal in der Hauptstadt allgemeinen Beyfall erhalten haben. Rossini erntet solchen Beyfall auch in Fülle an der italienischen Oper, die sich jezt in dem glänzendsten Zustande befindet, freylich vermittelst des Geldes der beysteuernden Nation; denn diese Oper verschlingt das Einkommen eines Herzogthums oder gar eines kleinen Königreiches; ein prächtiger Saal, ein vortrefflicher Orchester, große Virtuosität der Hauptsänger und Sängerinnen, eine prachtvolle Versammlung begüterter abonnirter Familien, Rossini an der Spitze der Direktion, das Geld in Ueberfluß; was hätte die italienische Oper noch zu wünschen! Man ist dennoch nicht ganz zufrieden. Rossini läßt zu oft seine eignen Stücke aufführen, und da sich diese nun zum Theil wiederholen, so folgt daraus, daß des Wiederholens für die Abonnenten kein Ende ist. Darüber scherzen die Tagesblätter auch oft; so erzählte in diesen Tagen ein's derselben, man habe ein neues Kaffeehaus, unter dem Namen das Rossinische eröffnet, allein die Dilettanti wollten es nicht besuchen, weil sie fürchteten, man möchte ihnen nur wieder aufgewärmtes auftischen. Ganz ist die Einförmigkeit des jezigen Bühnenrepertoirs doch nicht Rossini's Schuld; mehrere Versuche sind gemacht worden, ältere Operetten wieder vorzunehmen; allein das Publikum hat sich an den Styl so gewöhnt, daß ihm manche jener Operetten jezt zu flach und unbedeutend vorkommen; indeß behalten noch immer die Mozart'schen, Cimarosa'schen und andere Operetten ihren ganzen Werth, und an diese sollte Rossini mit Hintansezung seines werthen Ich's etwas mehr denken, zumal da er eine vortreffliche Truppe zur Aufführung derselben besizt. Jedoch bleibt den Musikliebhabern noch hinlänglicher Genuß übrig. Haben sie nicht drey Opern, die große, die komische und die italienische, ferner eine Menge von Konzerten einheimischer und fremder Künstler, und dann fast alle acht oder vierzehn Tage irgend eine große Benefizvorstellung, die mit aller möglichen Pracht ausgestattet zu werden pflegt, um dem Benefizianten einen reichlichen Gewinn zuzusichern! Außerdem fehlt es auch nicht an Soirées musicales, wiewohl die Missionarien das Volk mit ihren Donnerstimmen aufschrecken, um sie zur Buße und zu Andachtsübungen anzutreiben; womit es dann freylich nicht sehr emsig geht.

D g.

Auflösung des Räthsels in Nr. 90.

Geld.

Charade.

Erste Sylbe.

Des Feuers Kind, oft mit dem Vater selbst im Streit,
Obschon sie meinen Nutzen preisen,
Schaff' ich den Menschen doch leicht Unlust mehr als Freud';
Am meisten doch verhaßt gibt aus der Afterweisen
Und Afterdichter Kopf und Mund
Mir alles Wesen sich recht kund.

Zweyte Sylbe.

Mit Linnenflügeln angethan,
Ein fliegend Haus schweb' ich heran;
Durch Wogen machen mir bewehrte Arme Bahn.

Und daß mein Ganzes man errathen kann,
So bleibt beym Zweyten stehn;
Doch darft ihr nicht das Erste übersehn.
Es ist das Zweyt', und doch nicht; nur allein
In Kraft des Ersten kann's das Zweyte seyn.

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. April 1826.

Heilig, heilig, heilig bist du Gott der Grüfte!
Wir verehren dich mit Graun!
Erde mag zurück in Erde stäuben,
Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus!
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus!

Schiller.

Meinem Alessandro,*)

auf dem Kapitol zu lesen, falls ihm noch diese Wonne am Lebensbrunnen aufblüht.

Was könnt' ich dir aus weitem Norden sagen,
Als daß vor Schmerz der Russen Seele brennt,
Die stumm nach Petersburg die Leiche tragen
Des Vaters, der sie nicht mehr Kinder nennt!
Du wandelst auf des Kapitols Kothurnen, —
Ich traure bey des Volkes Todtenurnen. —

Es ist ein schöner Weltenstern gesunken,
Aus seiner mittagshohen Sonnenbahn,
Dem wir, — von seligster Begeistrung trunken,
Voll Lieb' und freyer Ehrfurcht durften nah'n.
Ach, keine Lethe lehrt uns je vergessen,
Daß Ihn das Herz, daß Ihn die Welt besessen. —

Und Moskau weiht, die Phönixstadt der Gluten,
Der Seraphhüll' den Silbersarkophag,
Krystallbedeckt, damit den Einzig — Guten
Die fernste Nachwelt schau'n und segnen mag.
„„Denn solch ein Kaiser muß gesehen werden,
„„Für alle Zeit, im Himmel und auf Erden!““ —

Brookmueller.

*) Dieses Gedicht war das lezte des Verfassers, wenige Tage vor seinem Tode. Er starb den 22. Febr. 1826 zu Mitau.

Die Stadt Damaskus.

(Beschluß.)

Es gibt mehrere mildthätige Stiftungen in dieser Stadt, wo man Lebensmittel unter die Armen und Arzneyen unter die Kranken vertheilt, wovon eine ein sehr geräumiges und prächtiges Gebäude ist. — Die vornehmen Türken reiten sehr gern auf ihren schönen Ebenen spazieren; gegen Osten öffnet sich ein schönes Thal, und man geht hier mehr spazieren, als in den Hauptstädten von Egypten und der Türkey, welches ohne Zweifel von der Schönheit der Spaziergänge um den Stadtmauern herrührt. — Gegen Nordosten ist der schöne, einsam-gelegene Berg, Ashallon, bey welchem der Weg nach Palmyra vorbeygeht. Wir wünschten sehr, diese Ruinen zu sehen, wovon uns aber zwey oder drey große Hindernisse abhielten. — Die große Anzahl von Palm- und Cypressenbäumen in der Ebene von Damaskus tragen sehr viel zur Schönheit dieser Stadt bey, vorzüglich in der Nachbarschaft des Dorfes Salehieh, wo wir einige Stunden in einem schönen, einem wohlhabenden Manne gehörigen, Hause, welches er bey Tage an Fremde vermiethete, zubrachten. — Der große Saal war ein herrliches Zimmer, welcher sich in einem angenehmen Garten öffnete, durch welchen ein reißender und kühler Bach floß. Die Fenster gingen auf die Ebene und die Stadt. Einige Häuser, bey ihrem großen Ueberflusse von Wasser, haben kleine, schöne Wasserbehälter in ihren Gärten, deren Sei-

ten mit Mauern umgeben und beschattet sind, und in welche Springbrunnen sich ergießen. — Ein Reisender kann ein Haus sehr wohlfeil miethen, und diese Art sich zu logiren, wird man am bequemsten und angenehmsten finden, wo aber der größte Nachtheil, wie es bey den meisten orientalischen Aufenthaltsörtern der Fall ist, in dem Mangel an Gesellschaft besteht. Dieses kann man bey einem Besuche von einigen Wochen nicht gewahr werden, aber bey einem Jahre langen Aufenthalt, wovon es einige wenige Beyspiele gibt, muß die Seele wie der Körper eines Menschen orientalisch werden. Doch wer kann das herrliche Klima und die orientalischen Scenen verlassen, ohne den beredtsamen und gerechten Klagen des Anastasius, da er sie vor seiner Abreise nach Europa zum letzten Mal sah, um sie nie wieder zu sehen, beyzustimmen. Die ersten Eindrücke können auch viel zu der leidenschaftlichen und romanhaften Erinnerung beytragen, welche eine Reise im Morgenlande nie ermangelt, in uns zurückzulassen. Der Uebergang aus einem Garten in die Wildniß — der Schatten und die Stille eines Zeltes in einer traurigen und brennenden Ebene, die einsame Quelle und der einsame Palmbaum — die gütige Aufnahme in der Wüste und die gottesdienstlichen Verrichtungen des Volkes, welche auf diesem stillen Schauplatze ausgeübt werden, — sind die lebhaften und eindrucksvollen Bilder, welche unsere Einbildungskraft zuerst ergözten, und welche die Natur einzig und allein den Menschen in den ersten Jahrhunderten, und den Patriarchen und Propheten, den Günstlingen des Himmels, verlieh.

Das Aussehen der in die Stadt kommenden Araber ist malerisch. Wir begegneten eines Tages einer Prozeßion von ihren Anführern, welche aus den Wüsten gekommen waren, um dem Pascha einen feyerlichen Besuch abzustatten. Sie hatten gute Pferde und waren meistentheils schlank gewachsene Männer, mit ausdrucksvollen Gesichtszügen und scharfen, schwarzen Augen. Ihre Mäntel waren von Baumwolle mit bunten Streifen, und sie trugen Turbane von lichtgelber Farbe; sie schienen sehr aus ihrem Geleise zu seyn und sahen aus, als ob sie viel lieber die Stadt überfallen, als dem Pascha einen feyerlichen Besuch abstatten wollten.

Man sieht die Frauenzimmer öfters in den Bazars herumspazieren; sie tragen im Allgemeinen einen weißen Mantel, welcher ihnen zugleich den obern Theil des Kopfes wie eine Kapuze bedeckt, Schuhe und Pantoffeln; die leztern tragen sie, wie es bey den Mannspersonen der Fall ist, innerhalb der erstern, welche immer außerhalb und vor der Thüre ihres Zimmers gelassen werden. Auch gehen sie öfters in kleinen gelbledernen Stiefeln aus, und sehen auf den Gassen nicht ganz so häßlich aus, wie zu Stamboul und Kairo. Ihre Tunika oder Unterkleid ist mehrmal reich mit Gold gestickt — im Winter ist es von Tuch mit weißem Pelzwerk, selbst um den Armgelenken, verbrämt, ihre Beinkleider, welche ohne Ausnahme getragen werden, sind von Seide, wundersam geziert und bestikkert, und werden vermittelst einer Binde um den Leib befestigt und über diesen wird das Oberkleid getragen. Blaue Augen sind unter den türkischen Frauenzimmern unbekannt, welche gewöhnlich einige von ihren rabenschwarzen Locken aus ihrem Turban heraushängen lassen. Ihre Hände sind niedlich, klein und weiß, mit Ringen geschmückt und mit Armbändern auf den Armgelenken geziert. Im Ganzen genommen gibt ihnen ihre Tracht, ob sie gleich das Ebenmaß und die Schönheit ihrer Gestalt verhüllt, ein großes und majestätisches Ansehen, vorzüglich der geschmackvolle Cashmier-Turban, dessen Schönheit die europäischen Damen, wenn sie auch einen besitzen, dadurch verderben, daß sie die Weise, denselben aufzusetzen, nicht kennen.

Wir entschlossen uns, jezt unsern Aufenthalt hier zu enden und reisten, nachdem wir von der Familie, mit der wir so viele Stunden angenehm zugebracht hatten, Abschied genommen, mit einem Wegweiser und Pferden auf die Berge zu, welche der Stadt gegen Norden liegen.

Außerordentliche Ueberschwemmungen im südlichen Frankreich im Jahr 1679.

(Correspondence etc. de Mr. le Baron de Zach. N. 1. 1826.)

Die Ursachen, so wie die eigentliche Beschaffenheit der großen Ueberschwemmungen, welche sich am Ende des Jahrs 1824 zur selben Zeit in vielen Theilen Europa's ereignet haben, ist noch keineswegs hinlänglich erörtert; dieß kann nur durch eine Vergleichung ähnlicher Ereignisse früherer Zeiten geschehen, und in dieser Hinsicht ist folgender Bericht von einer Ueberschwemmung, welche im Jahr 1679 einen großen Theil der Gaskogne verwüstete, nicht ohne Interesse. Damals, wie 1824, war es jedem Augenzeugen erwiesen, daß die Gewässer, welche sich so verwüstend über das Land ergossen, ihren Ursprung nicht, oder nur zum Theil, heftigen, anhaltenden Regen oder plözlichem Schmelzen des Schnee's in den Gebirgen verdankten, daß der größte Theil des Wassers nicht vom Himmel, sondern aus dem Schooß der Erde gekommen sey. Der Bericht, den wir im Auszug mittheilen, findet sich im Journal des savans vom 22sten Mai 1679.

Im Anfang des Monats Juli 1678, nach einem, einige Tage anhaltenden, mäßigen Regen, wovon die Gewässer der Garonne nur wenig stiegen, schwoll dieser Strom in einer Nacht so stark an, daß die Brücken und Mühlen oberhalb Toulouse fortgerissen wurden, und daß in einem Augenblick die Ebene unterhalb Toulouse von der wüthenden Flut überströmt war, die Menschen, Vieh und Häuser, auch von den bis dahin für vollkommen sicher gehaltenen Orten, mit sich fortriß. Doch dauerte diese Wuth nur wenige Stunden. Zur

selben Zeit traten auch die Save und der Adour, welche ihre Quelle so wie die Garonne in den Pyrenäen haben, aus ihrem Bette, wogegen die Gewässer der Aude, Arriége und Arise, welche in den Gebirgen von Foix entspringen, nicht über ihre gewöhnliche Höhe stiegen. Diejenigen, welche aus der Ferne von diesen Ueberschwemmungen sprechen hörten, haben geglaubt, sie seyen durch große Regengüsse oder Schmelzen des Schnee's in den Gebirgen verursacht worden; allein aus den nähern Umständen und den Aussagen der Bewohner der Gebirge geht hervor, daß ganz andere Ursachen mitgewirkt haben müssen. Sie sagen zwar, daß es geregnet habe, aber weder lang noch heftig genug, um ein solches Anschwellen der Flüsse hervorbringen zu können. Das Wasser quoll mit großer Gewalt aus den Eingeweiden der Erde, indem es sich überall Bahn brach und Bäume und Felsen mit fortriß. Aus den Abhängen der Gebirge, wo nie zuvor Wasser geflossen hatte, sprangen zahlreiche Quellen hervor, welche so lange strömten, als die Ueberschwemmung dauerte. Das Wasser hatte einen metallartigen oder salzigen Geschmack. An manchen Orten war es stinkend, so daß das Vieh mehrere Tage lang nicht aus den Flüssen trinken wollte; dieß war besonders bey der Save bey Lombez der Fall. Die Arbeiter, welche den Schlamm aus den Gärten des Bischofs herausschaffen sollten, fühlten ein heftiges Zucken an den Beinen, wie von einer starken Lauge, und bey vielen erfolgte ein Ausschlag. Alles dieß beweist, daß das Wasser, was diese Ueberschwemmung verursachte, kein Regenwasser und kein Schneewasser war. Um nun zu erklären, wie dieß Wasser aus dem Innern der Erde hervorgetrieben ward, erwähnt der Bericht mehrerer Thatsachen, woraus er auf das Daseyn großer unterirdischer Wasseransammlungen schließt, z. B. die Teiche und Seen ohne Grund, welche man hie und da findet, und zwar zuweilen an solchen Stellen und so hoch, daß sie keinen Zufluß von höheren Gegenden erhalten können, ferner das Verschwinden mancher Flüsse und Ströme, z. B. des Guadiana *), die unterirdischen Seen, die sich in mehreren Höhlen finden, das Wasser in den Bergwerken und überall, wo man bis zu einer gewissen Tiefe gräbt, endlich die Unergründlichkeit des Weltmeers. Diese unterirdischen Gewässer, an deren Daseyn wohl kein Zweifel ist, können nun in den Schichtungen des Innern der Erde, besonders der Gebirge, auf verschiedene Weise solche Veränderungen und Lücken hervorbringen, wodurch innerliche, unterirdische Erdfälle von mehr oder weniger großer Ausdehnung entstehen, welche die unterirdischen Gewässer zwingen, sich einen Ausweg zu suchen, und sie an die Oberfläche der Erde hervortreiben. Daß zur Zeit jener Ueberschwemmungen Veränderungen im Innern der Erde vorgegangen sind, beweisen auch die mehr oder weniger bedeutenden Risse und Spalten, welche zu der Zeit in den Gebirgen entstanden und von den Bewohnern bemerkt wurden. So weit der Bericht. — Eine ähnliche Ueberschwemmung, jedoch von geringerer Ausdehnung, fand im Jahr 1763 in den Thälern des Roussilion statt, und zwar nach einer vorhergehenden großen. Bey dieser Gelegenheit verursachte der Bach von Figuere einen Erdsturz, wobey man eine vor mehr als drey Jahrhunderten verschüttete Mühle entdeckte. Die Correspondence erwähnt auch einer Ueberschwemmung des Rio de la Plata im Jahr 1793, worüber sie in einem folgenden Heft weitere Nachrichten verspricht.

*) In dem Bericht ist der Guadalquivir genannt, allein bekanntlich ist es der Guadiana, der bey Casanueva del Rey in der Mancha sich in den sogenannten ojos de Guadiana verliert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende März.

(Beschluß.)

Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten unserer Stadt erregt ein neuer Verein, welcher zur Beförderung der Handwerke unter den Juden gestiftet worden, Aufmerksamkeit. Seine Wirksamkeit verbreitet sich auf sechs Stunden im Umkreise der Stadt (die größeren Städte dieses Bezirks, wie Darmstadt, Hanau ꝛc. ausgenommen), und seit dem städtischen Gesetz über die bürgerliche Verbesserung der Juden, welches diese Staatsgenossen auch in die Rechte der Handwerker einsetzt, noch näher über die Stadt Frankfurt. Ein Hauptaugenmerk dieses Vereins ist die Sorge, daß viele der armen Lehrlinge, welche von ihm Unterstützung erhalten, sich zu schweren Handwerken, d. h. zu solchen bestimmen, welche Muth und physische Kraft theils voraussetzen, theils erzeugen, wobey sich jedoch als erste Bedingung ergab, daß nicht aus allzuwarmem Eifer der natürlichen Freyheit unwürdige Fesseln angelegt und so in Hülfebedürftigen das keineswegs tadelnswerthe Gefühl aufgeregt würde, welches den Menschen mißtrauisch oder widerspenstig, selbst gegen das Gute macht, wenn es ihm aufgedrungen wird. Man beschloß daher ohne direkte Einwirkung nur durch größere Unterstützung zu diesem Entschluß aufzumuntern. „Während der Lehrzeit,“ heißt es in den Statuten, „darf in der Regel denen, welche sich zu leichten, d. i. zu solchen Handwerken bestimmen, bey welchen kein bedeutender Kraftaufwand erforderlich ist, und welche mit keiner Art von Gefahr verbunden sind, keine weitere Unterstützung aus der Kasse des Vereins verabreicht werden. Denen aber, welche ein schweres Handwerk lernen, wobey keine Geldbeyträge vom Meister gegeben werden, kann für ihre Lehrzeit ein monatlicher Zuschuß von 1 fl. 12 kr. zugesichert, bey schlechtem Betragen aber auf kürzere oder längere Zeit wieder entzogen werden. Waisen kann jedoch, auch wenn sie kein schweres Handwerk lernen, der erwähnte Geldbeytrag bewilligt werden. Wer sich zu solchen schweren Handwerken bestimmt, bey welchen kein Lehrgeld an den Meister bezahlt wird, erhält sowohl nach einem Monat Probe, als in der Mitte der Lehrzeit, jedesmal für etwa 15 fl. Kleidungsstücke vom Verein ꝛc.“ — Es ist zu erwarten, inwiefern dieser Verein, der von reichen jüdischen Kaufleuten großmüthig unterstützt wird, und viele unbemittelte Kontribuenten zählt, seinem schönen Zweck mit der Zeit entsprechen, wie weit die Juden sich von dem alten Vorwurf werden entledigen können, vermöge dessen wir sie schon beym Tempelbau und in verschiednen Zeiten fast allein fremde Arbeiter gebrauchen sehen.

Die Verwaltungskommission der mit der polytechnischen Gesellschaft verbundenen Sparkasse hat in diesem Monat einen Jahresbericht abgelegt, aus welchem sich das allgemeine Vertrauen in der Zunahme der angelegten Kapitalien auf eine sehr erfreuliche Weise zeigt. Die Gesammtsumme beläuft sich gegenwärtig auf 263.501 fl. Im verflossenen Jahre wurden durch 736 neue Einlagen und 799 Zuschüsse zusammen 150.879 fl. angelegt; nach Abzug von Rückzahlungen und Zuziehung von Zinsen ist hierdurch das Kapital um 111.240 fl. vermehrt worden. „Neben dieser Sparkasse,“ heißt es in einer Rede, „gleichsam als Zweig derselben, ist im verflossenen Jahr ein anderes Institut, die Ersparnißanstalt errichtet worden. Diese hat ebenfalls die Beförderung der Sparsamkeit, und die Vorsorge für das Alter zum Zweck, jedoch auf andere Art wie die erstere; dort ist es der Willkür überlassen, einem oft nur aufs lodernden Gedanken zu folgen, und den Sparpfennig für Alter und Noth in sichere Gewahr zu bringen; hier, wo man sich verbindlich macht, einen wöchentlichen Beytrag zu geben, wird der flüchtige Entschluß festgehalten, und nach und nach zur Ge-

gewohnheit umgewandelt, mit der das Besorgtseyn für die Zukunft gleichen Schritt hält, und auf solche Art manche Verschwendung verhütet, und zu einem geordneten, geregelten Leben die Veranlassung gegeben. — Unsere Hunderttausende waren zuvor unter einer Menge von Geldbesitzern zerstreut, bevor unsere Sparkasse sie sammelte und in gemeinnützlichen Umlauf sezte, in gemeinnützlichen, denn wenn dieses Geld in Trinkstuben und Kramläden ausgegeben wird, so läuft es um, nur Schade, daß der Besizer selbst keinen Nuzen von diesem Umlaufe hat, und daß, wenn er sich gewöhnt, den Geldumlauf auf solche Weise zu befördern, er am Ende selbst ein Umläufer wird, und von der Armenkasse zur Ruhe gebracht werden muß. Wenn indessen auch die Hälfte unseres Sparkapitals in die Kramläden und Trinkstuben gewandert wäre, so wäre doch die andere Hälfte in Sparbüchsen und ähnlichen Behältern vergraben geblieben, die wir jezt mit Vortheil für so viele, die ein Kapital ehrlich zu nuzen verstehen, verinteressiren. Wo aber hatten jene, die jezt die Sparkassen füllen, Gelegenheit ihre Ersparnisse sicher aufzubewahren, oder gar zinsbar unterzubringen, ehe die Sparkassen waren, welche nun, wie alles, was einfach ist, und tief gefühlten Bedürfnissen abhilft, überall Eingang finden. Und wie manche tausend Gulden lagen vorher unter so vielen Hunderten von Dienstboten, Handwerksgehülfen und dergleichen vertheilt und vergraben, ehe diese ihr Scherflein der Sparkasse anvertrauen konnten; wie mancher Sparsame wurde bestohlen, oder bestahl sich selbst, indem er vergeudete, was er gesammelt hatte. Kein Lotteriegewinnst ist dem Gewinner, der in der Regel dadurch zum Verschwender gemacht wird, so wohlthätig, wie dem Einleger der Sparkasse sein Kapitälchen, welches derselbe als Bäumchen benuzt, von dem er von Jahr zu Jahr mehr und schönere Früchte erntet. Diese Kapitalien sind aber eigentlich nur die Schalen jener Früchte. Ihr Kern ist die Pflichttreue, die geübt wird, die Pflicht der Versorge, der Selbstverläugnung, kurz der Lebensordnung, wodurch sich der bessere Mensch über den in den Tag hinein lebenden Pöbel erhebt.“ — Möchten doch diese wichtigen Worte, die aus so segensreicher Erfahrung hervorgegangen sind, allerwärts Erwägung und Eingang finden.

Die Sonntagsschule für Handwerker, deren ich im vorigen Briefe erwähnte, hatte in diesem Monat ihre jährliche Prüfung, wobey Reden gehalten, große und kleine silberne Denkmünzen, auch Bücher und Kupferstiche vertheilt wurden, und womit dieses Mal wieder eine Gewerbausstellung der Schüler verbunden war und mit Preisen gekrönt wurde. Seit der vorigen Jahresprüfung sind 286 Schüler aufgenommen worden, und das Register der Schüler, welche alle bisher Unterricht genossen, ist hierdurch auf 1825 angewachsen. Aus der Rede des proponirenden Sekretärs der polytechnischen Gesellschaft, Herrn Dr. Wöhler, ergeben sich die näheren Verbindungen, worin die hiesige Sonntagsschule mit gleichen Vereinen des Auslandes steht. Der älteste dieser Art ist in der trefflichen und umfassenden Lübecker Gesellschaft, zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, mit inbegriffen; außerdem steht die Gesellschaft in Verbindung und Wechselwirkung mit dem Nürnberger Industrie- und Kulturverein, mit der Würzburger Gesellschaft zur Beförderung und Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, mit der Göttinger Sonntagsschule 2c. Die Vorsteher der Sonntagsschule in Basel erbaten sich vor einiger Zeit die Einrichtungen der hiesigen, um die ihrige danach einzurichten. In Coburg wurde von Menschenfreunden im Jahr 1820 eine Sonntagsschule gestiftet. Durch diese Veranlassung bildete sich später ein Kunst-, Gewerbe- und Industrie-Verein, der mit jugendlichem Streben schon viel Rühmliches leistet. Dem Wunsche der dortigen Direktion der Sonntagsschule zufolge übersandte ihr die hiesige Gesellschaft mehrere große und kleine Denkmünzen von ihrer Prägt (ein Bienenkorb, mit der Umschrift der Sonntagsschule), welche bey der nächsten Prüfung der Coburger Sonntagsschüler ausgetheilt werden sollen, auf welche Art der hiesigen Gesellschaft die Ehre zu Theil geworden ist, daß der Fleiß der dortigen Schüler mit ihren Denkmünzen gekrönt wird. — Es mangelte der polytechnischen Gesellschaft neben diesen schönen Zweigen ihrer Thätigkeit nur noch die Veranstaltung einer Gewerbausstellung, um gegen andere Städte, in Hinsicht solcher Institute, nicht zurückzubleiben. Sie hat eine solche auf den Monat September dieses Jahres unlängst in den Zeitungen angekündigt, und man verspricht sich auch hiervon gute Aufnahme und segensreichen Erfolg.

Aus dem Cäcilienverein ging in diesen Wochen eine zweyte, ganz neu ausgezeichnete Aufführung des Judas Maccabäus hervor. Die Verdienste des Musikdirektors Hrn. Schelble und die treffliche Application, vielmehr die begeisterte Stimmung des jungen Liebhabervereins wurde von einem kompetenten Richter des Auslandes dem auf seiner Reise nach Paris und London begriffenen C. M. v. Weber schmeichelhaft anerkannt.

Mit unserem Theater steht es hinsichtlich des Baues noch beym Alten, und die Aussichten zu einem neuen Bau scheinen allmählig zu verschwinden. — Herr Forti erfreut uns mit fortgesezten Gastdarstellungen. Eine Dem. Schlösser hatte den weiten Weg von Petersburg zu uns genommen, und sang die Parthieen der Sophie in Sargin und des Tancred; ihre Stimme, durch Unpäßlichkeit in minder günstigem Lichte, erhielt wenig Beyfall. Dagegen erntete Mad. Waldmüller aus Wien, welche nur ein Mal als Tancred auftrat, rauschenden Applaus. — Neue Lustspiele waren zuerst: Die Zufälle, von Holbein, ein Stück lediglich aus Bühneneffekten zusammengesezt, welches einen neuen glänzenden Beleg zu dem Bekenntniß des Verfassers gibt, daß er nur für die Kasse arbeite; dieses Mal möchte er sich aber doch geirrt haben, hier wenigstens werden die Zufälle schwerlich wieder gegeben werden. Eine erträglichere Neuigkeit war: Es spukt, von Frau von Weissenthurn. Ein Mädchen bricht, um ihren Geliebten, einen dummen Bauernjungen, zu entführen, aus einem Keller in den andern. Die Sache ist neu, die Operation mit dem Brecheisen erweckt Interesse; das Ganze ist mit Wiz und Laune, im niederländischen Styl geschrieben. Das alte Lustspiel: die Reise nach der Stadt, von Iffland, wollte, der dringenden Empfehlung in einer der hiesigen Zeitschriften ungeachtet, kein Glück machen. — Zum Benefiz der Dem. Lindner erschien zum ersten Mal: Van Dyks Landleben, von Kind, worin die Künstlerin als Lenchen durch Grazie und holde Beredsamkeit Auge und Ohr fesselte. — Im Schauspiel droht Krieg, und kein unbedeutender. Eine große Schauspielerin, Mad. Neumann, ist im Anzuge, sie scheint das Wiedervergeltungsrecht an Dem. Lindner üben zu wollen, die sich voriges Jahr in Karlsruhe einen Lorbeerkranz holte. Mad. Neumann hat beym Abgange dieses Briefes schon in Mainz zwey Lorbeerkränze nach einander geerntet; wie wird es ihr nun hier ergehen? Nach der Aufführung der Schule der Alten und der Hagestolzen sezte ihr der Mainzer Schauspieler Cornelius beym Herausrufen den ersten Kranz auf; den zweyten erhielt sie nach ihrer lezten Darstellung, als Jungfrau von Orleans. Man hatte den Schauplaz schnell in den Zauberpallast der Cendrillon verwandelt. Hr. Cornelius führte die Gefeyerte an einen flammenden Altar, und während hinter der Scene und im Publikum ein Festgedicht in der Melodie des Rheinweinliedes angestimmt wurde, schwebte ein Genius aus den Wolken herab, und bekränzte die Heldin, die Rührung machte sie stumm, aber als sie dann nochmals gerufen wurde, versprach sie in den freundlichsten Ausdrücken, bald auf länger wieder zu kommen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. April 1826.

Ein schwindlicht und unzuverlässig Haus
Hat der, so auf das Herz des Volkes baut.

Shakspeare.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung von Nr. 57.)

Lyon, im Jahr 1815.

Ich ward den 12ten Juli, an dem Tage, da die Kapitulation abgeschlossen worden war, von meinem Obersten nach Lyon geschickt, um einige, dem Regiment zugehörigen, Gegenstände abzuholen. Die Stadt bot einen merkwürdigen Anblick dar. Ein schöner Brückenkopf, den man am Ende der Brücke Morand aufgeführt hatte, war demantelirt, die Batterien von Pierrencise und der Höhe von Tourvieres waren verlassen; allein es war Jedem, der die Stimmung des Volkes zu beurtheilen weiß, leicht zu bemerken, daß die Lyoneser nur sehr ungern auf die Vertheidigung ihrer Stadt Verzicht geleistet hatten. Die Bewohner der Vorstadt Guillotiere verließen größtentheils ihre Häuser und bereiteten sich unter dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!" sie bey der Annäherung des Feindes in Brand zu stecken. Eine traurige, aber stolze Begeisterung herrschte unter dem Volke. Hätte ein einziger Mann sich gefunden, der sich in dem entscheidenden Augenblick an die Spitze gestellt und der Unentschlossenheit ein Ende gemacht hätte, so wären die Massen mit fortgerissen und an der Rhone der Kampf erneuert worden, der an der Seine schon entschieden war. Das Volk glaubte, es sey verrathen, weil die Anführer ihm keine Nachrichten aus Paris mittheilten; allein diese waren selbst ganz ohne Nachrichten aus der Hauptstadt. Vom 5ten bis zum 15ten Juli war Lyon ganz sich selbst überlassen. Den 12ten, in dem Augenblick, wo ich im Rathhause ankam, langte daselbst auch ein östreichischer Parlamentär an. Er schien erstaunt, es mit Bürgern und Magistratspersonen zu thun zu haben, da er geglaubt hatte, blos mit militärischen Behörden zu unterhandeln. Indessen hatte sich das Volk vor dem Rathhaus versammelt, und die Bewegung, welche unter ihm herrschte, ließ für die Sicherheit des Parlamentärs Alles fürchten. Der General Puthod setzte sich daher zu ihm in den Wagen und begleitete ihn bis an die Barriere. Rings um den Wagen erschallte mit der größten Wuth der Ruf: Es lebe der Kaiser! es lebe die Freyheit! — Die Armee war in vollem Rückzug. Den 13ten kam ein bedeutender Artilleriepark in Lyon an und ward auf dem Platze Bellecour aufgestellt. Die Stadt füllte sich mit Soldaten, welche, durch gleiche Gesinnungen beseelt, die Bewegung des Volkes noch vermehrten. Von Stunde zu Stunde erhitzten sich die Gemüther mehr. Einige östreichische Offiziere hatten sich in die Stadt gewagt; das Volk umringte ihre Wagen und mit der größten Mühe gelang es ihnen, im Rathhaus eine Zuflucht zu finden. Bewaffnete Haufen füllten alle Straßen bey dem Gesang der Marseillaise und des chant du depart*). Man behauptete, daß einige Damen von ihrem Balkon aus die östreichischen Offiziere mit weißen Tüchern begrüßt

*) Bekanntlich zwey Gesänge aus der Revolution: ça ira und allons enfants de la patrie! etc.

hätten. Das Haus wurde sogleich vom Volke aufgebrochen, einige Transparents, welche zur Feyer des Einzugs der Oestreicher bereitet waren, vermehrten seine Wuth, alle Möbeln wurden in Stücken geschlagen. Das Volk und die Soldaten machten Anstalt, sich der vierzig Kanonen zu bemächtigen, welche auf dem Platz Bellecour standen. Immer wüthender erschallte das Geschrey: Es lebe der Kaiser! wir sind verrathen! wir wollen uns vertheidigen! – Gegen den Feind!

Einige Kompagnien der jungen Garde und eine Schaar von Föderirten stürzten nach den Barrieren, um die Kapitulation zu brechen und die Oestreicher anzugreifen, während einige Männer von Ansehen sich vergebens bemühten, sie zurückzuhalten. Der General Puthod ward gemißhandelt, der Gouverneur, General Mouton Duvernet, entging mit Mühe demselben Schicksal. Endlich gelang es der kräftigen Beredtsamkeit des Lieutenant de police, Herrn Teste, die Wüthenden zu beruhigen. Die Boutiken waren indessen geschlossen worden, und Alles ließ die größten Unruhen für die kommende Nacht fürchten. Die Nationalmiliz war jedoch aus eigenem Antrieb unter die Waffen getreten, und fand sich überall bereit, zu verhindern, daß die Drohungen des Volkes nicht in Thätlichkeiten übergingen. Sie war von Herrn de Corcelles befehligt, einem Manne, der um so größern Einfluß auf das Volk besaß, da er sich im Kriegsrath der Kapitulation widersezt hatte. Ein Bataillon der Nationalmiliz bivouakirte die Nacht auf dem Platz Bellecour. Gegen eilf Uhr wurden alle Zugänge und der nahe liegende Plaz des Terraux von der Menge bedeckt, welche beym Fackelschein sich herandrängte, um sich des Geschützes zu bemächtigen. Menschen von allen Ständen waren an der Spitze der Haufen zu sehen und leiteten ihre Bewegungen. Plötzlich wirft sich der Polizeylieutenant, Herr Teste, mitten in das Getümmel. Unwillkürlich folgte ich diesem Manne, dessen Betragen schon am Morgen meine Bewunderung erregt hatte, und stieg zugleich mit ihm auf eine steinerne Bank. Mit starker Stimme fragte er nun: was man verlange? weßhalb die Ruhe der Stadt zu dieser Stunde gestört werde? – Ein verworrenes Geschrey ließ sich hören: wir sind verrathen! man will uns wehrlos den Feinden überliefern! – „Verrathen seyd ihr? – erwiederte Teste – und von wem denn? – von uns etwa? – und für wen? – Haben wir nicht unsere Pflicht gethan, und zwar so, daß wir den Haß aller derer auf uns gezogen haben, welche das Vaterland hassen? – Wodurch haben wir euren Verdacht verdient?“ – Bey diesen, mit erhabener, eindringender Stimme ausgesprochenen Worten legt sich nach und nach das Geschrey der Menge. Teste fährt fort: „Welches ist der Vorwand für diesen gesezwidrigen Zusammenlauf?“ – Eine starke Stimme erwiederte: „Eine schändliche Kapitulation!“ – „Schändlich! – fährt Teste fort – und noch hat kein Fremder unsere Stadt betreten! – unsere Farben sind uns geblieben, keine Kontribution ist uns auferlegt. Konnten wir daran denken, mit einem zehnfach stärkern Feinde zu fechten? – Eine schändliche Kapitulation! Diejenigen unter euch, die euer Vertrauen besitzen, mögen vortreten. Wenn ich ihnen nicht beweise, daß diese Kapitulation nur zum Ruhme des Heers und zum Vortheil der Stadt gereichen kann, so möge euer Unwille auf mich zurückfallen.“ – Ein beyfälliges Murmeln verbreitete sich durch die Menge. – „Bürger und Soldaten! wenn je Frankreich erfahren sollte, daß Lyon der Schauplatz trauriger Unordnungen gewesen ist, wenn man je sagen hörte, daß die Soldaten des Herzogs von Albufera dazu beygetragen haben, die Ordnung zu stören und Schrecken unter ruhigen Bürgern zu verbreiten, wer von euch würde dann sich zu rühmen wagen: Ich habe Frankreich vor Lyon's Thoren vertheidigt? – Freunde! mögen wir einst ohne Scheu sagen können: Als das Volk und die Krieger von Lyon in gerechtem Zorn sich erhoben hatten, um Verräther zu strafen, stellten das Vertrauen zu den Behörden und die Liebe zur Ordnung die Ruhe wieder her. Nein, Lyoneser, ihr seyd nicht verrathen. Durch wen solltet ihr es seyn? – Durch den Marschall Suchet etwa? – Das Heer weiß, daß er, wie Bayard, ohne Furcht und Tadel ist. Durch die Magistrate des Volkes? – Frankreich weiß, daß sie sich mehr Gefahren aussetzen, indem sie sich den Fremden ausliefern, als wenn sie sie bekämpfen würden. Nein, ihr seyd nicht verrathen! Die tapfern Offiziere, die ich unter euch sehe, werden es euch selbst bezeugen. – Aber wenn meine Ermahnungen nicht vermögen sollten, euch zu entwaffnen, so vergeßt nicht, daß meine Brust jedem eurer Opfer zum Schilde dienen wird, daß ihr mich vor der Schwelle eines jeden bedrohten Hauses finden werdet. Ich habe es euch gesagt: eure Feinde sollen nicht anders zu euch gelangen, als über meine Leiche; ich erkläre es euch jezt: ihr werdet nicht bis zu denen gelangen, die ihr bedroht, als indem ihr meine Leiche mit Füßen tretet. Bürger! Soldaten! macht euch unsterblich durch Mäßigung. Sie ist die Begleiterin der Stärke und der Gerechtigkeit.“ Während dieser außerordentliche Mann so sprach, fesselte er immer mehr die Aufmerksamkeit der Haufen, und bald ertönte seine kräftige Stimme weit über den Platz des Terraux hin. Nachdem er geendet hatte, herrschte einen Augenblick tiefes Stillschweigen: es schien, als horchte man noch. Plötzlich erhob sich ein Getöse, was aber nichts feindseliges hatte; der Redner wird mit lautem Beyfall begrüßt. Die Wüthendsten nahen sich ihm und reichen ihm die Hand als Zeichen des Beyfalls. Bald darauf hatten sich die Haufen zerstreut, die Fackeln waren ausgelöscht und die tiefste Ruhe herrschte in der Stadt. Ein einziger Mann hatte eine Schaar von 10.000 Menschen entwaffnet, welche Rache und Verzweiflung bewaffnet hatten.

Ich hatte niemals etwas Aehnliches gesehen; was mir aber besonders auffiel, war die edle Selbstverläugnung, welche den Redner in diesem feyerlichen Augenblick beseelte; und welche das einzige wahre Mittel zu seyn scheint, um Volksbewegungen zu beruhigen. Ein solcher Sieg hat leider nur den Glanz des Augenblicks, und es ist selten, daß das Andenken die Gefahr überlebt. — Auch hat Herr Teste seitdem durch lange und heftige Verfolgungen das Verdienst gebüßt, die zweyte Stadt Frankreichs vom Untergang gerettet zu haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutung der Zeichen des Zodiaks.

In einem Briefe des egyptischen Reisenden, Rüppel, an den Baron von Zach aus Cairo vom 18ten November 1825 findet sich eine neue Hypothese zur Erklärung der Zeichen des Zodiaks von einem Ungenannten. In Nubien versteht man noch heut zu Tage unter Jahr den Zeitraum von einer Ueberschwemmung des Nils bis zur andern. In der ganzen Gegend südlich vom Wadi Halfa fängt das Jahr bey den Eingebornen in der Mitte des Septembers an. Nimmt man nun an, daß zur Zeit, da die Zeichen des Zodiaks erfunden wurden, die Sonne beym Herbstäquinoktium im Zeichen des Widders gestanden sey, was ungefähr 4500 Jahr vor Christus der Fall war, so erklären sich die Zeichen des Zodiaks sehr leicht aus den Feldarbeiten der Egyptier und ihren übrigen Beschäftigungen:

1. Widder. September und Oktober. In diesen Monaten führt man die Heerden auf die Weide.

2. Stier. Oktober und November. Die Stiere fangen an, die Schöpfräder zur Bewässerung der Felder in Bewegung zu setzen.

3. Zwillinge. November und Dezember. Die meisten Geburten fallen in diesen Monaten.

4. Krebs. Dezember und Januar. Solstitium, die Sonne geht rückwärts wie die Krebse. Der Nil ist voll von Decopodis brachicon (?).

5. Löwe. Januar und Februar. Die Löwinnen werfen und sind besonders grimmig.

6. Jungfrau. Februar und März. Noch jezt bringt bey den Negern von Kordufan eine Jungfrau nach der Erndte in diesem Monat dem großen Fakir eine Aehre Durra als Opfer dar.

7. Wage. März und April. Aequinoctium, Gleichgewicht.

8. Skorpion. April und Mai. Die Skorpionen begatten sich und zeigen sich in großer Menge.

9. Schütz. Mai und Juni. Die Araber gehen auf die Jagd der großen Gazellen in der Wüste.

10. Steinbock. Juni und Juli. Der Jäger kehrt von der Jagd zurück und bietet seine Beute als Opfer für eine reichliche Ueberschwemmung.

11. Wassermann. Juli und August. Der Nil schwellt an, große Regengüsse in der Provinz Dongola.

12. Fische. August und September. Die Flüsse wimmeln von Fischen.

Herr Rüppel sagt von dieser Hypothese: si non è vero, è ben trovato.

Herr Rüppel meldet ferner, daß er im Begriff sey, nach dem rothen Meer abzureisen, wo er, troß seiner vielen Vorgänger, noch Manches zu berichtigen oder zu entdecken hofft. Namentlich versichert er, die tiefe Bucht, welche auf allen Karten sich bey Gebel Zeit in's Land erstreckt, sey gar nicht vorhanden; dagegen liege bey Res Zenen (17°) eine große bewohnte Insel im rothen Meer, drey Stunden vom Ufer, die sich auf keiner Karte findet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 29. März.

Das Trauerspiel Alexander und Darius, von Friedrich von Uechtritz, ist auf dem hiesigen Theater schon zum dritten Mal mit Beyfall gegeben worden, den es auch, dem Vernehmen nach, in Dresden erworben hat, wo Tieck sich der Aufführung besonders angenommen. Unter den dramatischen Neuigkeiten ist das Stück wohl eine der bedeutendsten seit längerer Zeit, auch ist selten ein solches Erzeugniß gleich von allen Seiten so lebhaft besprochen, beurtheilt und — denn dieß ist noch etwas ganz anderes, als beurtheilt — recensirt worden. Wir müssen über dieß Verhältniß des Stückes zum Publikum einige Worte sagen. Ehe das Werk auf die Bühne kam, war es vielfach in Gesellschaften gelesen worden, wo der glückliche Vortrag eines gewandten Vorlesers das Werk gebührend gelten machte, und das Trauerspiel und sein Verfasser volle Lobsprüche ernteten. Dieß ist jedoch, wie uns dünkt, kein Vortheil für ein noch ungedrucktes Werk, das seiner Erscheinung auf der Bühne, oder auch andrer Bekanntmachung entgegengeht. Abgesehn davon, daß der Beyfall, wie ihn die Gesellschaften geben können, immer durch Umstände bedingt wird, welche das reine Urtheil fälschen, und daß er sich selten, wie unwiderstehlich er auch den Augenblick beherrscht, auf die Dauer und im größeren Publikum behaupten kann, so ist er auch noch geradezu schädlich. Das vorläufige Bekanntwerden des Stückes möchte an sich kein Uebel seyn, wohl aber die Art des Bekanntwerdens, welche nicht so harmlos, so unpartheyisch, oder, wenn man will, gleichgültig, wie die des Druckenlassens ist. Das frühzeitige Besprechen und Verarbeiten eines Gedichts mit dem Reiz und Eifer, welche die Gesellschaft jedem Gegenstand ihrer Unterhaltung sogleich widmet, hat nothwendig zur Folge, daß für den späteren Zeitpunkt, in welchem nun wirklich das Werk öffentlich hervortritt, die Theilnahme der Günstigen großentheils verbraucht, bey den Gleichgültigen schon aus dem geheimen Triebe des Widerspruchs eine nicht mehr unbefangene Aufmerksamkeit, und bey den Ungünstigen ein schon ganz fertiger Tadel entstanden ist. Schriftsteller, welche ihre Werke vor dem Erscheinen ohne Noth und wiederholt in verschiedenen

Werken vorlesen, verstehn demnach ihren Vortheil gar wenig; denn denkt man sie lieber schon wieder mit neuen Erfolgen arbeitend beschäftigt, als daß man sie so lange sich bey den alten müßig genießend aufhalten sieht. Zwar unser Dichter wird von diesem Vorwurfe nicht unmittelbar getroffen, denn er selbst war nicht der Vorleser seines Werkes; aber genug, dieses Trauerspiel hat den bezeichneten Nachtheil mit auf die Bühne gebracht, und gelangt nun von derselben unmittelbar in den andern, welchen die Menge der Recensionen ihm bereiten, die den unbefangenen Eindruck gleich Anfangs verkümmern durch ihre kritische Beflissenheit, einem freyen Gebilde, das man billig eine Zeit lang in seinem neuen Daseyn gewähren lassen sollte, unverweilt die Zwangsjacke irgend einer Schule anzupassen. Ein Werk, das durch die bewegten Tagesfluten der Meynungen und Ansichten sich durcharbeiten soll, muß freylich auch gegen solche Gewaltsamkeit gerüstet seyn, und über sie Herr werden, allein dazu nimmt es, außer seinen eignen Kräften, auch billig die einer freyen Kritik in Anspruch, deren Stimme wenigstens im Publikum gehört werden möge, wenn auch der weitläuftige Aufbau des Gerüstes, von dem sie sich vernehmen läßt, und die nachweisende Darlegung der Bestandtheile, aus welchen sie selbst gebildet worden, dießmal nicht erst beschwerlich fallen soll! — Der Stoff, welchen Hr. von Uechtritz erwählt hat, ist groß und anziehend, aber nicht günstig; er zieht sich durch eine Reihe von Begebenheiten hindurch, die schwer in Einen dramatischen Brennpunkt zu vereinigen sind, und getrennt wieder nicht die volle Wirkung thun, welche der Gegenstand fordert. Eine Einzelnheit aus Alexanders des Großen Begebenheiten, wie sie Racine in seinem Jugendversuche dieses Namens abgesondert behandelt hat, ist nicht hinreichend, uns den Helden in seiner wahren Kraft und ganzen Fülle zu zeigen; dieß hat unser Verfasser gefühlt, und eine größere Folge jener Begebenheiten stark zusammengefaßt, aber das Ganze von Alexanders Leben, sein Sieg und sein Verderben im Zusammenhange, sind uns auch hier nicht gegeben, sondern nach dem ersten Theil „Alexander und Darius" noch ein zweyter „Alexanders Tod" als Stoff zu einem zweyten Trauerspiel zurückgelassen. Dieß sey nur gesagt, um die Ungunst des Stoffes zu zeigen, der eine noch stärkere Zusammenfassung fordert, und doch kaum zuläßt, nicht aber um den Dichter zu tadeln, dem hierin sehr gut freystand, was ältere und neuere Dichter vom ersten Rang in solchem Falle geübt haben. Schlimmer ist der Umstand, daß auch die so herausgesonderte Hälfte des ganzen Stoffs noch an derselben Widerspenstigkeit leidet, und auch als Theilganzes zu keiner Einheit gelangen will. Unser Antheil schwankt zwischen Darius und Alexander hin und her, und sollte er sich für einen der beyden Helden vorzugsweise bestimmen, so wäre es für Darius, dessen Schicksal mit dem Tode der geliebten Gemahlin Statira und dem Untergange des Perserreichs, in dem Brande von Persepolis und der Rebellion der beyden Satrapen zwiefach ausgedrückt, vollkommen ausgestattet und abgeschlossen ist. Inzwischen können wir uns auch zwey Helden desselben Stückes wohl gefallen lassen; es gibt Fehler, die das Werk, wenn es nur übrigens tüchtig ist, nicht tödten, sondern mit ihm leben, wie wir dieß an Schillers Don Carlos sehn, in welchem Posa nach und nach in unsrem Antheil völlig an die Stelle des Carlos tritt, und noch andre Uebelstände in Menge zu rügen sind, und doch wird dieses herrliche Werk durch seine Gesinnungen und Situationen ergreifen und rühren, so lange deutsche Sprache und Bildung besteht! Dieß vorausgeschickt, so fragt sich nun, wie hat der Dichter seine Personen gefaßt und dargestellt? Ist Alexander, ist Darius der, wie ihn die Geschichte zeigt, entspricht das Bild der Vorstellung, in welche wir bey Nennung dieser Namen unwillkürlich versezt werden? Diese Frage hat zweyerley Beziehung; wir sagen in der einen dreist: ja, ja, im Allgemeinen ja, und erklären dieß näher. Uns genügt, daß aus den Geschichtbüchern gerade so viel und nicht mehr in die Dichtung herübergezogen, kein gelehrteres Versetzen in jene Räume und Zeiten gesucht worden, als hier gerade geschehen ist; uns genügt, daß das Bild in seinen geistigen Bezügen nur dieses Maß genommen hat, und nicht, aus einer metaphysischen Betrachtung hervorgegangen, die Konstruktion einer sogenannten Idee, die Durchführung eines Gedankens seyn will; wir überlassen jenes dem Geschichtschreiber, dieses dem Philosophen, und verlangen von dem Dichter nicht, daß er das eine oder das andere seyn, daß er sich in die antiquarische Gestaltung oder in die philosophische Bedeutung irgend eines Zeitalters oder Geschlechts versenken soll, sondern nur, daß er uns seine Weltanschauung gebe, und daß diese, der inneren Wahrheit nach, jener nicht widerspreche, sondern sie trage und beseele. Die Beobachtung dessen, was man inneres Kostüm nennen kann, ist wie die des äußern eine verstärkende Zugabe, vielleicht bey manchen Stoffen unerläßlicher als bey andern, im Ganzen aber dem Dichter, je mehr er Dichter ist, und dem Schauspieler, je mehr er Schauspieler ist, um so entbehrlicher; es fehlte noch, daß der lächerliche Unfug, der schon mit Kleidern und Dekorationen getrieben wird, und bey aller Angst nach genauer Richtigkeit doch oft in die schiefsten Verstöße rennt, auch auf das Kostüm der Dichtung selbst überginge! Aber wir kehren zu unsrer Frage zurück, deren zweyte Beziehung schon im Obigem angedeutet ist, und in dieser müssen wir sie allerdings, doch ungern und nicht allzuscharf, mit: nein, beantworten. Diese Personen haben bey weitem nicht das vollständige Gepräge, welches den individuellen Charakter bis im Tiefsten und Kleinsten zu erkennen gibt, sie sind nicht mit der Fülle poetischen Lebens ausgestattet, durch welches sie in einer höheren Wirklichkeit ein selbstständiges Daseyn gewinnen, sie lassen an vielen Stellen eine größere und reichere Eigenthümlichkeit begehren; aber dieser Mangel ist nicht aus jenen ersten Quellen, wie Manche meynen, sondern nur aus der leztgenannten, der eignen Weltanschauung und Gemüthskraft des Dichters zu erklären. Er ist noch jung, und wir wissen nicht, wie weit und wozu er sich noch entwickeln kann. Wenn seine Darstellung der Charaktere vieles zu wünschen läßt, so ist er dagegen um so glücklicher im Ausdruck der Empfindungen, sowohl der heroischen als der rührenden, und die Anlässe zu diesem Ausdruck weiß er so geschickt als bedeutend herbeyzuführen. Ueberhaupt ist die Gliederung des Ganzen, die Abtheilung der Akte und die Folge der Auftritte mit verständiger Einsicht und gelungener Kunst angeordnet. Der Gang der Handlung ist rasch, und doch voll Maß; wir werden von Theilnahme zu Theilnahme fortgeführt, und wenigstens wurde dieselbe nach dem dritten Akt keineswegs schwächer, im Gegentheil, wir finden den vierten und fünften Akt den Gipfel des Ganzen. Das Einzige, was wir vermißten, wäre eine nähere Andeutung, eine Vergegenwärtigung des großen Waffenkampfes, nicht daß wir die ungeheure Schlacht auf der Bühne zu sehn begehrten, sondern nur einen Vorgang daraus, eine Stelle des Schlachtfeldes, die uns vor Augen zeigte, was wir uns unter dem Streite der Macedonier und der Perser vorzustellen haben. Aber freylich wüßten wir keinen Platz dafür anzugeben, da der Raum durch einen andern Vorgang genommen ist, den wir auf keine Weise missen wollen, nämlich durch Statira's Vision und Alexanders Eintritt, eine Scene, welche dem Dichter zum höchsten Lobe gereicht, sie ist von kühner Eigenthümlichkeit, glänzender Ausführung und hinreißender Wirkung.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. April 1826.

Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

Schiller.

Die beyden Rosen.

1823.

Die Hagerose.

Wie ich die buhlerische Schwester höhne,
Die hier sich neben meiner Hecke brüstet!
Sie dankt sich selbst dem Witz der Menschensöhne,
Indeß Natur allein mich ausgerüstet:
Nun blüht sie voll und üppig zwar, die schöne,
Doch bald im Herbste steht sie da verwüstet,
Ein leerer Stengel und sie selbst verschwunden,
Wenn süße Frucht noch wird bey mir gefunden.

Die gefüllte Rose.

Ich prang' im Beet mit tausend goldnen Scheiben,
Was schiltst du's Kleid' an deinem dorn'gen Hage!
Mich, die die Erde läßt im Safte treiben,
Mich, die der Wind umneckt mit leiser Klage,
Ja — mich, von welcher alle Dichter schreiben,
Daß ich ein Meer von Duft im Herzen trage,
Mich höhnst du, die so viel vermag zu gelten,
Und unnatürlich wagst du mich zu schelten?

Die Hagerose.

Blick' um dich her im Garten, im Gefilde!
Es blüht der Pfirsichbaum, doch nicht vergebens;
Die Rebe würzt mit Wohlgeruch, die milde,
Doch sie verleiht auch ew'gen Trank des Lebens;
Das Thier der Flur, das zahme wie das wilde,
Genießet keines flüchtigen Bestrebens:
Erneutes Wesen quillt aus ihrem Triebe,
Doch ohne Frucht ist deine böse Liebe!

Die gefüllte Rose.

Dir zwar verdank' ich all mein Seyn auf Erden,
Und mir verdankt kein andres Seyn das seine,
Mir gönnt Natur auch nutzlos froh zu werden,
Den Kreis zu schließen, den sie zog, die Reine;
Ruft nicht ein Bildner menschliche Geberden
Verklärt hervor aus einem bloßen Steine?
Bewundrung muß sich den Gestalten beugen,
Die nichts, weil sie vollendet sind, erzeugen.

Die Hagerose.

Du rühmst mit Recht die Kunst, o schnöde Schwester,
Du rufst sie an, du hast ihr viel zu danken,
Sie knüpfte dich an ihre Stäbe fester,
Du würdest rothlos sonst im Beete schwanken:
Ich trag' im Laube wilde Vogelnester,
Um öde Felsen schling' ich meine Ranken;
Wer dort mich findet, wird an's Herz mich drücken,
Du wirst im Garten Wenige beglücken!

Die gefüllte Rose.

Mich aber wird zu preisen nie vergessen,
Wem Sinn für das Vollkommene gegeben,

Man wird aus mir das feinste Wasser pressen,
Man wird aus mir die schönsten Kränze weben:
Die Götter selbst, ich darf mich rühmen dessen,
Die Götter führen ein unsterblich Leben,
In dieser Blätter duftigem Gewimmel,
In meiner Knospe schläft der ganze Himmel.

Aug. Graf von Platen.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Die Provence 1815, Nimes.

Mein Detachement ward auf einer Barke eingeschifft, um auf der Rhone hinab nach Marseille gebracht zu werden: die Ufer der Rhone boten einen sonderbaren Anblick dar, und ein blutiger Bürgerkrieg schien unvermeidlich. Lyon war noch ganz für den Kaiser. Zu Vienne herrschte die weiße Farbe und piemontesische Bajonnette. Condrieux hatte die dreyfarbige Fahne aufgesteckt. Tain und Tournon waren neutral. Zu Valence wehte eine dreyfarbige Fahne von außerordentlicher Größe. In la Voute hatte die weiße, Rochemaure wieder die dreyfarbige Fahne, Bourg Saint Andeol die weiße, Pont Saint Esprit die dreyfarbige Fahne auf den Kirchthürmen. Avignon zeigte die weiße Fahne, welche von dieser Stadt abwärts ununterbrochen herrschte. Derselbe Zwiespalt zeigte sich bald unter unserm kleinen Detachement. Die Aussicht auf einen Bürgerkrieg hatte dem Heer seine Entschlossenheit genommen und es demoralisirt. Nur einige von uns konnten sich nicht entschließen, den Umständen nachzugeben. Weinend küßten sie ihre Farben und riefen: „Wir hätten sollen in Rußland, in Preußen, in der Champagne fallen. Wehe uns, die wir das überleben!“ — Bis Avignon waren wir mit der dreyfarbigen Kokarde vor den weißen Fahnen vorbeygeschifft; allein als wir uns Avignon näherten, befahl unser Anführer, dieses Partheyzeichen zu entfernen, weil es uns nicht zukomme, Meynungen zu vertheidigen, sondern uns an die Mehrzahl unserer Mitbürger anzuschließen. Die Soldaten murrten zwar, allein sie sahen sich genöthigt zu gehorchen und diese Farben für immer zu verlassen, die sie so ruhmvoll und so unglücklich vertheidigt hatten. Ein heftiger Sturm nöthigte uns, zu Coinys an's Land zu steigen, wo ein royalistischer Posten uns erklärte, er dürfe uns nicht weiter nach Süden vordringen lassen. Unser Anführer entschloß sich endlich, uns nach Nimes zu führen, wo er weitere Verhaltungsbefehle zu erhalten hoffte. Die Vorstadt von Nimes, welches wir den folgenden Tag (17. Juli) eben nicht in der besten Stimmung erreichten, schien ganz verödet; im Innern der Stadt hörte man einzelne Schüsse fallen. Einige Weiber, die uns erblickten, stürzten auf uns zu, indem sie die Hände über den Kopf zusammenschlugen und wie unsinnig riefen: „Es lebe der König!“ — Wir antworteten mit demselben Ruf, worauf sie sich mit einiger Verwunderung entfernten. Die Männer, die wir bald darauf antrafen, waren alle bewaffnet und schienen nicht weniger von heftigen Leidenschaften bewegt zu seyn, wie jene Weiber. Doch gelangten wir ohne Hinderniß nach den Kasernen, welche am nordöstlichen Ende der Stadt liegen. Wir fanden daselbst einige Kompagnien des 13ten und 79sten Linienregiments. Die Besatzung von Nimes hatte die Stadt am 15ten Juli verlassen, und nur diese wenigen Kompagnien zurückgelassen. Den 16ten hatte die Nationalgarde und diese Kompagnien sich dem Könige unterworfen, den 17ten, am Tage unserer Ankunft, hatte die Nationalmiliz sich aufgelöst und bald verkündeten Flintenschüsse und Gewaltthätigkeiten in der ganzen Stadt, daß sie der Willkür des Pöbels und der aus der Umgegend herbeyströmenden Landleute Preis gegeben sey. Einzelne Soldaten waren auf den Straßen angegriffen worden, und zogen sich eilig nach den Kasernen zurück. Wir sahen zu spät ein, daß wir in eine Art von Hinterhalt gefallen waren. Wir waren höchstens 250 Mann stark und hofften, es sey noch Zeit, uns nach einer weniger bewegten Stadt zurückzuziehen. Allein schon war es zu spät. In demselben Augenblick, wo wir von der einen Seite die Stadt betreten hatten, war von der andern Seite die sogenannte königliche Armee, von Beaucaire kommend, eingezogen. Sie defilirte vor unsern Kasernen vorbey. Voran zog der Generalstab; ihm folgte die Reiterey. Männer und Pferde boten die sonderbarste Unregelmäßigkeit dar. Die Pferde waren zum Theil eben vom Pflug losgespannt, zum Theil den Gensd'armen abgenommen worden. Die Leute hatten sich bunt durcheinander mit einzelnen Stücken von Uniformen behängt, je nachdem sie einen Husaren, Gensd'armen oder Nationalgardisten geplündert hatten. Endlich folgte das Fußvolk, in ähnlicher Bekleidung mit Jagdflinten bewaffnet und mit weißen Bändern behängt; auch schleppten sie einige Kanonen mit sich, von welchen dreyfarbige Fahnen hingen, die im Koth und Staube fortgeschleppt wurden. Sie schienen uns mit Blut befleckt zu seyn. Denselben Abend erschienen einige Menschen, welche zu diesem Heer gehörten, vor der Kaserne und verlangten die Auslieferung einiger Kanonen, welche sich daselbst befanden. Der Offizier weigerte sich, sie auszuliefern, wenn er dazu keinen Befehl vom Kommandanten erhielte. Es erfolgte nun ein heftiger Wortwechsel, worauf auch einige Schüsse auf uns fielen. Wir schlossen sogleich alle Thüren und die Offiziere und Unteroffiziere wurden versammelt, um zu berathschlagen, was zu thun sey. Der Platz vor der Kaserne hatte sich indessen mit Menschen bedeckt, und drohendes Geschrey ließ sich hören. Wir berathschlagten

ohne zu einer Entscheidung zu kommen, und ich wunderte mich, daß unter so vielen Männern, welche auf dem Schlachtfelde zu sterben wußten, sich Keiner finde, der in einem schwierigen Fall einen Entschluß zu fassen wisse. Der General Maulmont, der uns befehligte, hatte indessen nach dem Gemeindehaus gesandt, um fragen zu lassen, ob die Bande, welche uns das Geschütz abforderte, dazu beauftragt sey. Der Maire hatte sich gezeigt, hatte aber kein Gehör bey dem Haufen gefunden. Das Feuer begann von allen Seiten. Ein Offizier von der Gensd'armerie erschien endlich vor dem Thor der Kaserne, um uns im Namen des Volkes eine Kapitulation anzubieten. Das Feuer hörte für den Augenblick auf. Unglücklicherweise schlug der Unterhändler die Forderungen des Generals ab. Dieser verlangte mit vollem Rechte, sogleich die Kanonen zu übergeben, und sich dann mit Waffen und Munition nach einer zu bestimmenden Stadt zurückzuziehen. Wir erboten uns sogar, unsere Waffen eine Stunde von Nimes abzulegen. Diese Bedingungen wurden nicht angenommen und die Unterhandlungen zogen sich einige Stunden hinaus. Von neun Uhr bis Mitternacht waren die Sturmglocken auf allen Thürmen der Stadt geläutet worden, um das Landvolk herein zu rufen. Wir waren offenbar von den größten Gefahren bedroht. Mein Rath ging dahin, daß wir in größter Stille die Mitternacht abwarten, dann plötzlich hervorbrechen und uns ohne Trommelschlag auf den Weg nach einer benachbarten Stadt machen sollten, zuvor aber sollten wir mitten im Hof der Kaserne ein großes Feuer anmachen, um die Aufmerksamkeit des Volkes von unserm Abmarsch abzulenken. Mein Rath ward kaum angehört, obgleich er uns wahrscheinlich alle gerettet hätte. Mit Tagesanbruch begann das Feuer von Neuem und wir wurden endlich genöthigt, es zu erwiedern. Wir befanden uns in sehr geringer Anzahl in einem weitläuftigen, von allen Seiten offenen Gebäude, von allen Seiten von einem ungeheuern Volkshaufen umringt, ohne Lebensmittel, beynahe ohne Munition. Ich schlug von Neuem vor, uns bis zum Abend zu halten und dann uns wo möglich durchzuschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Jakob I. fragte einst bey Tische einige Bischöfe, die in seiner Gesellschaft waren: „Mylords, bin ich nicht berechtigt, Geld von meinen Unterthanen zu nehmen, ohne alle diese Weitläuftigkeiten im Parlament?“ — Neile, Bischof von Durham, antwortete sogleich: „Gott verhüte, daß jemand daran zweifle, Herr! denn Ihr seyd der Athem unsers Lebens“ (the breath of our nostrils, ein biblischer Ausdruck). Hierauf wandte sich der König an Andrews, Bischof von Winchester: „Nun, Mylord, und was meynt Ihr?“ — Der Bischof erwiederte: „Herr, ich habe in Parlamentsangelegenheiten kein Urtheil.“ — „Keine Ausflüchte, Mylord, antwortet ohne Umstände!“ — „Nun denn, Herr, so glaube ich, daß Ihr vollkommen berechtigt seyd, das Geld unsers Bruders von Durham zu nehmen, da er es Euch darbietet.“ —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. März.

Da jezt auch eine Gerichtszeitung, Gazette des tribunaux, vorhanden ist, worin täglich von den merkwürdigen Vorfällen bey den Pariser Gerichten umständlich Bericht abgestattet wird, so wird das Publikum dadurch mit manchen lustigen oder sonderbaren Händeln bekannt, deren es bey dem Polizeytribunal fast beständig welche gibt. So wurde in diesen Tagen die sogenannte „Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher“ von einem Handelshause vor Gericht geladen, weil es die Fracht für einige Hundert Pakete solcher Bücher nicht hatte zahlen wollen. Die sogenannten „guten Bücher,“ welche jene Gesellschaft unters Volk bringt, bestehen in katholischen Erbauungsbüchern und Streitschriften, die man unentgeldlich vertheilt, und wodurch die schlechten Bücher, das heißt die freysinnigen, verdrängt werden sollen. Natürlich besteht die Gesellschaft meistens aus Geistlichen, dann haben sich einige reiche Frömmlinge hinzugesellt, die das Geld hergeben; der weiland freysinnige, jezt aber andächtige, oder vielmehr frömmelnde Vicomte Montmorency steht an der Spitze, und erst neulich hat die Gesellschaft ein feyerliches Gottesamt mit einer tüchtigen Predigt wider die schlechten Bücher halten lassen. Der Globe meynt, es sey recht gut, daß eine solche Gesellschaft im Werke sey, denn dadurch bekämen natürlich Protestanten und andre Glaubensgenossen das Recht, ebenfalls Gesellschaften zur Verbreitung von Schriften ihres Glaubens anzuordnen; eben so könnten es die freysinnigen machen, und darin bestände gerade die Freyheit der Meynungen und des Glaubens. Freylich wohl; aber die Gesellschaft zur Verbreitung katholischer Bücher möchte gern die einzige seyn und bleiben; nur ihre Meynungen will sie in Schriften fortgepflanzt wissen; was dawider ist, gehört, ihrem Urtheile nach, zu den schlechten Büchern, daher ihre Auto da fés, wenn sie welche anstiften könnte, sehr schätzbare Schriftsteller mit einbefassen würde. Diese Gesellschaft nun hatte, wie es scheint, ihre guten Bücher per axe in alle Welt versandt, aber vergessen, für's Fuhrwerk zu zahlen. Der Fuhrwerker hatte also die ehrwürdige Gesellschaft vor Gericht belangt; sein Anwalt sagte, es sey recht löblich, Erbauungsbücher drucken zu lassen und zu versenden, nur müsse man dabey die christliche Pflicht nicht vergessen, die schuldigen Gebühren zu entrichten. Der Meynung war das Gericht ebenfalls, und die achtbare Gesellschaft wurde zur Bezahlung der Rechnung des Fuhrmanns und zu den Kosten verurtheilt. Ein andrer Gerichtshandel betraf die Klage eines bekannten Zahnarztes Dubois de St. Chamans wider den sinnreichen Francis Egerton Earl v. Bridgewater. Die Zahnärzte haben hier oft vor Gericht zu thun, und machen überhaupt viel Lärm im Publikum, was zu ihrem

Gewerbe zu gehören scheint. Der Zahnarzt Dubois machte an den Earl v. Bridgewater eine Forderung von fünfzehntausend Franken für eingesezte Zähne. Für goldne Zähne wäre dieß schon eine hohe Summe gewesen, und die Duboisischen waren nur weiße Zähne, aber eben weil sie die Natur täuschend nachahmten, meynt Dubois, müsse man ihn auch gebührend bezahlen. Er habe Sr. Gnaden sieben Mal Zähne eingesezt, und überhaupt mehrere Jahre hindurch die Aufsicht auf den Mund und das Gebiß Sr. Gnaden geführt, und dieselbe wohl in Ordnung gehalten, welches alles fünfzehntausend Franken werth sey, wie es auch andre Mitglieder der reichen Bridgewater'schen Familie bezahlt hätten. Sir Francis Egerton Earl of Bridgewater, der schon seit langen Jahren in Paris wohnt, und hier das ehemalige Lebrün'sche Hotel in der St. Honoréstraße prächtig eingerichtet hat, soll ein jährliches Einkommen von fünf Millionen Franken besizen. Er hat zuweilen einen edeln Gebrauch von seinem Reichthum gemacht; er hat viel Geld auf eine Sammlung von Urkunden und authentischen Geschichtsdokumenten verwendet, und einen beträchtlichen Theil davon drucken lassen; die Exemplare verschenkt er, so wie von einigen andern Werken, die er hat drucken lassen. Dabey aber hat der Mann einige Sonderbarkeiten; so hat man ihn bis jezt nicht bewegen können, auf seinem Grunde, den ihm die Stadt hat abkaufen wollen, die schöne Rivolistraße fortzusezen, welche mit der Honoréstraße parallel läuft, und mit einem bedeckten Bogengange versehen ist. Der Bogengang wird an dem Egertonischen Grunde unterbrochen, und so lange er nicht einwilligt, bleibt die Straße unvollständig. Es ist die Rede davon gewesen, ihn zum Abstehen seines Grundstückes zu zwingen; ich weiß nicht, in wiefern die Geseze dazu berechtigen. Zwar ist ein Gesez vorhanden, welches der Obrigkeit das Recht ertheilt, Grundstücke der Bürger wegen gemeinnüziger Zwecke sich gegen Vergütung abtreten zu lassen; allein vielleicht kann man wegen der Vergütung nicht ein's werden. So reich nun dieser Engländer auch ist, so hat er sich doch nicht dazu verstehen wollen fünfzehntausend Franken für falsche Zähne zu zahlen, und er hat daher vor Gericht erscheinen müssen, um sich gegen die Klage des Zahnarztes zu vertheidigen. Der Zahnarzt gestand schon fünftausend Franken empfangen zu haben, meynte aber, seine Sorgfalt und Mühe wäre außerdem noch fünfzehntausend Franken werth. Der Präsident frug ihn, was dann der gewöhnliche Preis einer Zahnreihe bey ihm sey; dieß hinge von dem Vermögen der zu bezahnenden Kunden ab, antwortete der Kläger; der Beklagte versicherte dagegen, daß der Zahnarzt ihm nur drey Reihen Zähne eingesezt habe, und nicht sieben, daß diese Zähne aber äußerst schlecht und ganz unbrauchbar gewesen seyen, daß er ihm dennoch für jede Zahnreihe 100 Pfunt Sterling zu geben bereit sey, nebst einer Summe von 2507 Franken, die er ihm bereits zuvor angeboten habe, um der Sache ein Ende zu machen. Dieß wollte der Anwalt des Zahnarztes nicht eingehen; er behauptete, derselbe habe England verlassen, blos um den Lord nach Paris zu begleiten, und Sorge für höchstihre Zähne zu tragen; zu dem Ende habe er über 100 Versuche gemacht, wovon jeder einige Stunden gedauert habe; Mylord habe ihm Anfangs 200,000 Franken versprochen u. s. w. Der Anwalt gab noch folgendes Anekdötchen zum Besten, welches, seiner Behauptung nach, die Ursache des Bruches zwischen Mylord und seinem Zahnarzte gewesen sey. Der Zahnarzt habe bey einem seiner Besuche gesagt, er sey außerordentlich betrübt über die Krankheit seines Sohnes, der am rothen Fieber darnieder liege. Bey den Worten rothes Fieber sey Mylord ganz erschrocken aufgefahren, habe aus allen Kräften um Hülfe geschrieen; sogleich seyen vierzig Lakayen in's Zimmer gestürzt, und haben ihren Herrn in's Innerste seines Gemachs geführt; aber Mylord, noch ganz außer sich vor Entsezen, habe ihnen befohlen, sogleich ihre Kleider am Leibe in Stücke zu reißen, und sie zu verbrennen, damit ja keine Ansteckung von dem Vater des fieberhaften Kindes zu fürchten sey. Diese Anekdote, die ganz mit dem sonderbaren Charakter des Earls v. Bridgewater übereinstimmt, erregte ein lautes Lachen bey den Zuhörern. Das Gericht urtheilte darauf, daß die vom Earl v. Bridgewater angebotene Summe eine hinlängliche Belohnung sey; dieser Meynung war auch das Publikum, und sicher hat der Lord sein Zahnsurrogat theuer bezahlt.

D g.

Berlin, 29. März.

(Beschluß.)

An schönen, erhabenen und feinen Zügen ist das Stück überhaupt reich; wir rechnen dahin die lyrische Stelle der Thais, Darius Betrachtung über seine Herrschaft und seine Worte am Quell, Alexanders Verweis an Hephästion und vieles andre, was aufzuzählen hier zu weit führte. Der vierte Akt, das Gastmahl Alexanders, die Begeisterung der Thais und die Verbrennung von Persepolis darstellend, hat uns durchaus befriedigt, wir finden denselben in der Aufführung auch nicht zu opernhaft, sondern wünschten nur, daß die Tänze darin besser wären, schöner sowohl als angemessener; der mimische Tanz gehört hier wesentlich zur Sache, und kann daher nur stören, insofern er unzweckmäßig angeordnet ist. Die Diktion des Stücks ist eine sehr vorzügliche Seite desselben, sie ist reich und abwechselnd nach den Personen und Situationen, und doch in einer gewissen Einheit von den Extremen zurückgehalten, sie hat Schwung und Leichtigkeit, und dabey eine beredte Fülle, welche dem Stoffe wohl ziemt. Auch die Verse sind mit Sorgfalt behandelt, sie sind reiner und wohlklingender, als man sie jezt in diesem jambischen, so leicht scheinenden und daher meist so nachläßig behandelten Sylbenmaße zu finden gewohnt ist. Und wenn wir nun den Gesammteindruck des ganzen Trauerspiels uns noch einmal vergegenwärtigen und in Einen Spruch zusammenfassen wollen, so müssen wir die Ueberzeugung aussprechen: Es ist ein wackres Werk, von lobenswerthem Gehalt und verdienstlicher Ausführung, ein Werk, das nicht alle Ansprüche befriedigt, aber manche Erwartung auch übertrifft, das lebendigen Antheil erweckt, und auf der heutigen Bühne als ausgezeichnete Erscheinung anerkannt zu werden verdient. Der Jugendarbeit Racine's ziehen wir dieses Werk eines gleichfalls noch jungen Dichters weit vor.

Was nun zulezt die Aufführung betrifft, so wollen wir nur kurz unsre Meynung sagen. Hr. Krüger spielte den Alexander durchaus vortrefflich, er war ganz in der Rolle, sprach und handelte von innen heraus, und zeigte ein Feuer und eine Mäßigung zugleich, deren Wirkung uns überraschte. Darius wurde durch Hrn. Rebenstein weniger gut gegeben: ein zerhacktes Deklamiren ersezt nicht den Mangel inneren Ergriffenseyns. An diesem lezteren fehlte es auch Mad. Stich in der Rolle der Statira, ihre Anstrengungen gelangen eigentlich nur in der Vision, die sie meisterhaft darstellte. Hr. Lemm ist schon von Andern in seiner Rolle als Nabarzanes mit Recht gelobt worden. Mad. Unzelmann, eine schöne Frau, mußte als Thais in einem unbegreiflichen Kostüm sehr unvortheilhaft erscheinen; auch in den übrigen Kostümen war vieles häßlich, ob richtig? das dürfte wohl sehr die Frage bleiben. —

E. H.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. April 1826.

Du Dulder Aller, gieb den Geist
Der Lieb' uns, die uns lieben heißt.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Indessen erschien bald der Parlamentär von Neuem, und die Unterhandlungen wurden wieder angeknüpft, während das Feuer von beyden Seiten aufhörte. Nach vielem Hin- und Herreden kam man endlich überein, daß wir das Geschütz und unsere Waffen abliefern und freyen Abzug nach Usez erhalten sollten. Diese Kapitulation ward blos mündlich abgeschlossen, unsere Offiziere verließen sich auf die Ehre der Belagerer und auf das Ehrenwort des Offiziers, mit dem sie unterhandelt hatten, und die laut geäußerte Beystimmung der Menge. Wir öffnen die Thore und verlassen die Kaserne. Allein wir waren noch nicht alle draußen, als von allen Seiten Flintenschüsse und wüthendes Geschrey uns empfangen. Viele von uns fallen und unsere Glieder gerathen in Unordnung. Ein Soldat ohne Waffen ist nicht mehr Soldat. Wir flohen nach allen Seiten auseinander, die einen in die Stadt, andere über die Mauern hinaus in's Freye; Alle werden heftig verfolgt. Ich lief eine lange Straße hinab, zwey meiner Gefährten stürzten neben mir, von den Kugeln unserer Verfolger getroffen; ich warf mich in einige enge Gäßchen, bis ich endlich bemerkte, daß ich nicht mehr verfolgt wurde. Eine Frau stand am Fenster eines kleinen Hauses, sie hatte Thränen in den Augen. „Wohin kann ich mich retten?" fragte ich sie in der größten Bewegung. — „Tretet herein," erwiederte sie. Sie kam herab und öffnete mir die Thüre. „Ihr könntet nicht nach Usez entkommen, sprach nun die gute Frau, und Euch eben so wenig im Felde verstecken. Bleibet hier. Ich bin arm, aber ich kann mein Brod mit Euch theilen. Mein Mann ist in Sicherheit. Ich kann Euch zwey bis drey Tage verstecken, dann mögt Ihr vielleicht bey Nacht entkommen." Meine Retterin führte mich nun auf den Heuboden, von wo ich im Nothfall über eine Gartenmauer in's Freye entkommen konnte. Bald darauf ging sie aus, und als sie wiederkam, erzählte sie mir, daß viele meiner Gefährten getödtet worden seyen, und daß man die andern noch immer verfolge. Haufen von Bewaffneten waren auf der Straße nach Usez aufgestellt und hatten die Unsrigen, welche in dieser Richtung flohen, mit Flintenschüssen empfangen. Ich konnte nicht begreifen, was uns zum Gegenstand einer solchen Wuth, einer so verrätherischen Verletzung des Völkerrechts machte. Als ich meine Befreyerin deshalb fragte, erwiederte sie: „Weil ihr Grieurs seyd." — „Was ist das, ein Grieur?" — „Ein Protestant." — Ich wollte eben antworten, daß ich keiner sey, allein die Furcht, meiner Wirthin zu mißfallen, gebot mir Stillschweigen. „Also, sagte ich, hat der katholische Pöbel keine andere Absicht in seiner Wuth, als die Protestanten auszurotten?" — „Wir haben in den letzten drey Monaten die Oberhand gehabt, und doch haben wir sie nicht auf diese Art behandelt," erwiederte die gute Frau ganz nachdenklich. Die Nachbarinnen der Suzanne Delon (so hieß

meine Wirthin) wurden bald von meinem Aufenthalt unterrichtet, allein ich hatte nichts von ihnen zu fürchten, da sie alle Protestanten waren und auch mich für einen solchen hielten. Sie brachten mir Kleider, damit ich in bürgerlicher Kleidung eher entkommen könne; meine Uniform wurde sorgfältig verbrannt. Abends hörte ich sie denn alle die Abscheulichkeiten erzählen, welche den Tag über vorgefallen waren; man zählte die Namen der auf den Straßen oder im Felde ermordeten, die Zahl der geplünderten oder verbrannten Häuser auf. Alle diese Dinge hätte ich nur für empörende Uebertreibungen gehalten, wenn meine eigene Lage mich nicht von ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt hätte. Den Tag, nachdem ich bey der guten Delon eine Zuflucht gefunden hatte, hörte ich sie an der Thüre sich mit einer Nachbarin unterhalten. Eine dritte kam hinzu und sagte zu jener mit trauriger Stimme: „Claudine, man sagt, dein Mann sey auch ermordet worden.“ — „Gerechter Gott! wo denn?“ rief die andere. „In eurem Weinberg bey St. Cesaire, war die Antwort. Seht, da kommt eure Stiefschwester, die Frau des unglücklichen Laplume, der mit ihm getödtet worden ist; sie hat sie Beyde im Weinberg liegen sehen.“ Hier hinderte mich der laute Jammer der Weiber, etwas Weiteres zu vernehmen. Später erfuhr ich folgendes. Am Morgen des 18ten war ein gewisser Clot in Nimes vor seinem eigenen Hause ermordet worden, von einem bekannten Mörder, den ich nennen und dessen Schandthaten ich erzählen könnte, wenn ich nicht fürchten müßte, Dank sey es dem gerichtlichen Urtheil, das ihn freygesprochen hat, von ihm selbst als Verläumder belangt zu werden. Denselben Tag waren Chivas, Claudinens Mann, und Laplume, Beyde Clot's Schwäger, ermordet worden. Fünf Tage darauf ward auch deren Bruder, David Chivas, ermordet. So sah eine einzige Familie an einem Tage drey rüstige Männer fallen. Da die Leichname gewöhnlich verstümmelt und nackt auf dem Felde liegen blieben, so entschloß sich, nachdem der erste Schmerz überwunden war, Claudine Verinargue, die Leiche ihres Mannes diesen Unwürdigkeiten zu entziehen. Sie miethete einen Taglöhner und erhielt mit Mühe die Erlaubniß, sich aus der Stadt nach ihrem Weinberg zu begeben. Die Barrieren waren streng geschlossen. Sie bestattet ihren Gemahl zur Erde und kehrt Abends wieder nach Hause. Drey Tage darauf kam Jemand, um der unglücklichen Claudine zu sagen, daß die Leiche ihres Mannes nicht beerdigt sey, sondern mitten im Felde liege. Sie wollte es anfangs nicht glauben, aber mehrere Leute bestätigten die Nachricht mit einer Art von ironischem Mitleiden. Sie entschloß sich, ihrem Manne zum zweyten Male die lezte Ehre zu erweisen. Allein sie fand dießmal keinen Taglöhner, der sie hätte begleiten mögen; die einen hielten es für Gottlosigkeit, die andern scheuten die Gefahr, der sie sich ausgesezt hätten. Das unglückliche Weib nahm nun selbst einen Spaten und begab sich nach dem Gemeindehaus, um die Erlaubniß zu erhalten, aus der Stadt zu gehen. Die Behörden, denen sie den Zweck ihrer Bitte angab, ertheilten ihr eine schriftliche Erlaubniß, die Barrieren zu passiren, „um einen Baum auszugraben.“ Ich selbst habe diese sonderbare Umschreibung von Seiten der Behörden gesehen, welche es nicht wagten, einen so abscheulichen Mord einzugestehen. Claudine begibt sich an den Ort, wo die halbverfaulte Leiche liegt, gräbt ein Grab, legt den Leichnam hinein und bedeckt ihn mit Steinen und Erde. Während dessen hatten sich mehrere Weiber hinter der Hecke des Feldes versammelt und sahen ihr während der Arbeit mit lautem Hohngelächter zu. Nachdem die muthige Wittwe ihre fromme Pflicht erfüllt hat, kehrt sie nach Nimes zurück. An der Barriere wird sie von einem Haufen Menschen empfangen, die sie mit bitterm Spott und Vorwürfen begleiten. Sie senkt den Kopf und sezt schweigend ihren Weg nach ihrer Wohnung fort. Als sie vor derselben anlangt, hört sie den Haufen in ein lautes Jubelgeschrey ausbrechen. Sie erhebt die Augen und sieht ihre ganze Habe vor ihrem Hause aufgethürmt und in Flammen aufgehen. Die Unglückliche schreitet ohne Thräne, ohne Worte mit gesenktem Haupte durch die höhnende Menge den Weg zurück, den sie herkam. Der Wahnsinn allein gibt ihr noch Kräfte. Niemand folgte ihr. Von diesen Abscheulichkeiten habe ich nur den lezten Auftritt, das Verbrennen des Hausgeräths und das Verschwinden der unglücklichen Claudine selbst gesehen; das Uebrige wurde mir von ihren Verwandten erzählt *).

*) Die Abscheulichkeiten, welche 1815 in Nimes, Avignon, Marseille u. s. w. begangen worden sind, bleiben in dem großen Schuldbuche der Geschichte aufgezeichnet. Man darf aber nicht vergessen, daß wilder Fanatismus und die Aufregung des Augenblicks solche Ausschweifungen erklärlich machen; daß aber der Abscheu und die tiefe Verachtung aller Zeiten die Richter und Behörden treffen muß, die sie unbestraft ließen, und die Schriftsteller, welche sie bey kaltem Blute vertheidigten.

Schlangen- und Krokodillenjagd.

(Aus Waterton's Reisen in Demerara 1824.)

Ich hatte eine Belohnung versprochen, wenn man mir eine große Schlange lebendig zeigen würde. Nach einigen Tagen kam mein Neger und sagte mir, sie hätten im Wald eine Schlange entdeckt, aber es sey eine junge, ein sogenannter Buschmeister (Bushmaster?). Ich ergriff sogleich eine acht Fuß lange Lanze und machte mich in Begleitung von zwey Negern auf den Weg nach der bezeichneten Stelle. Bald erblickte ich die Schlange, es war eine Coulacanara, nicht giftig, aber groß genug, um jeden von

uns zu zerquetschen. Als ich sie nachher maß, fand ich sie 14 Fuß lang, aber unverhältnißmäßig dick. Eine Coulcanara von 14 Fuß Länge ist so dick, als eine Boa von 24 Fuß. Nachdem ich dieser Schlange das Fell abgezogen hatte, konnte ich ohne Mühe meinen Kopf in ihren Rachen stecken. Ich bedachte mich nun, wie ich die Schlange lebendig fangen könnte, um so viel wie möglich ihr Fell zu schonen. Ich beschloß endlich, sie wo möglich dicht hinter dem Kopf mit meiner Lanze an die Erde zu spießen. Die Neger stellten mir vor, welcher Gefahr ich mich aussetze, allein ich ließ mich nicht abhalten und nöthigte sie, mir zu folgen. Ich bahnte mir nun mit meinem Messer so leise wie möglich einen Weg durch das Gebüsch bis zu der Schlange. Sie lag zusammengerollt, mit dem Kopf flach auf der Erde, sie bewegte sich nicht, und es gelang mir ihr die Lanze durch den Nacken zu stoßen und sie so fest an den Boden zu spießen. Sogleich ergriff einer der Neger den Schaft, um sie in der Stellung festzuhalten, während ich und der andere Neger uns auf den Leib der Schlange warfen. Sie schlug mit der größten Heftigkeit um sich, und mit vieler Mühe gelang es uns endlich, sie festzuhalten. Nun band ich ihr den Rachen zu und nahm ihren Kopf fest unter meinen Arm, während der eine Neger sie in der Mitte, der andere am Schwanz faßte; auf diese Art trugen wir sie nach Hause, wobey sie sich mit aller Macht loszumachen suchte, so daß wir sie nur mit der größten Anstrengung festhalten konnten. Zu Hause ließen wir sie in einen großen Sack kriechen, worin sie bis am Morgen sich herumwälzte. Am Morgen machte ich den Sack auf und ließ sie durch zehn Neger festhalten, während ich ihr den Hals abschnitt. Hierauf zog ich ihr die Haut sorgfältig ab und gegen Abend war ich mit der ganzen Dissektion fertig. Ich fand die Zähne dieser Schlange nicht so groß, als ich sie erwartet hatte; allein sie sind vollkommen geeignet für den Gebrauch, den sie davon macht. Sie sind alle nach hinten gebogen und dienen nur dazu, den Raub festzuhalten, während die Schlange ihn allmählig hinunterschluckt, ohne ihn je zu kauen. Auch tödtet sie ihre Beute nicht mit den Zähnen, sondern sie erdrückt sie mit ihrem Leibe. Den Leichnam ließ ich in den Wald zurücktragen, und bald fanden sich die Geyer in großer Anzahl ein. Sie setzten sich aber auf die benachbarten Bäume, ohne das Aas anzurühren. Endlich kam auch ein sogenannter Geyerkönig, und erst nachdem dieser sich gesättigt und auf einen hohen Morabaum in der Nähe gesezt hatte, fielen die übrigen Geyer über das Aas her, und ließen bald nichts davon übrig. (?!)

*

Gegen Mitternacht hörte ich den Indianer sagen: „Massa, Massa, hörst du den Tiger?“ Ich horchte, und vernahm leise Tritte, die sich uns näherten. So wie das Feuer herunterbrannte, kam er uns näher, und wenn der Indianer es wieder anschürte, entfernte er sich plötzlich. Endlich erhob der Indianer, dem diese Gesellschaft nicht zu behagen schien, ein gräßliches Geschrey, der Jaguar that einen ungeheuren Satz, und verschwand ohne wieder zu kommen. Von Zeit zu Zeit hörten wir große Fische im Strome auftauchen und plumpen. Auch die Caymans wurden laut; der Laut, den sie von sich geben, hat etwas sonderbar Aengstliches, wie ein unterdrückter Seufzer, der plötzlich herausbricht, und so laut, daß man es eine Meile (engl.) weit in der Nacht hört. Zuerst ließ einer diesen schrecklichen Ton hören, und die andern antworteten ihm nach allen Seiten. Der Indianer machte ein sehr einfaches Werkzeug, um einen Cayman zu fangen. Vier Stücke hartes Holz, an beyden Enden zugespizt, wurden kreuzweise fest zusammengebunden, dann mit einem langen Strick an einen Baum gebunden, und mit einer Lockspeise, etwa vier Fuß über das Wasser gehängt. Hierauf schlug der Indianer einige Mal auf eine leere Schildkrötenschaale, um, wie er sagte, die Caymans aufmerksam zu machen, daß es etwas Neues gebe. Wir zogen uns nun zurück. Gegen Morgen fanden wir, daß ein Cayman angebissen hatte, wir zogen ihn aus dem Wasser. Er war gegen zehn Fuß lang. So wie er am Ufer ankam, sprang ich ihm auf den Rücken, indem ich mich an seinen Vorderfüßen fest hielt, während er mit seinem Schwanz gewaltig um sich schlug. Nach vielen vergeblichen Versuchen sich zu befreyen, ward er aus Ermattung ruhig, und nun schnitt ich ihm die Gurgel ab. Vielleicht gibt es kein Thier, das einen solchen Ausdruck von Grausamkeit und Bosheit hat, wie der Cayman.

Der Fürsten Majestät.

Wenn ist am größten der Fürst, und wenn der Gottheit am nächsten?
Wenn er, wie die Kinder, sein Volk liebend an's Vaterherz schließt!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 16. März.

König Lear. Trauerspiel in fünf Abtheilungen, nach Shakspeare, von Schröder.

Man kann oft bey uns den Tadel hören: es werde jeziger Zeit aller Fleiß und Kostenaufwand nur an Oper und Posse verschwendet, und das eigentliche Drama gehe leer aus. In dieser Woche stehen drey Tragödien auf dem Repertoire; der Intendantur wäre also dießmal keine Schuld beyzumessen, denn überall läßt sie sich's angelegen seyn, durch Dekorationen und Kostüm das Unmögliche zu erreichen, d. h. die Schlaffheit, Lauigkeit, Vornehmheit unserer tragischen Schauspieler unter so glänzendem Schleyer zu verbergen. Aber die falschen Waden

verstecken den Pferdefuß nicht. Wie bedauerten wir Herrn Devrient, daß er auch als Schauspieler von Allen, außer dem treuen Narren und braven Kent, verlassen wurde. In allen übrigen war keine Kraft, keine Regsamkeit, kein Geist, kein Interesse; der Eine hatte nicht gelernt, der Andere sprach nur, weil er doch nun einmal schon die Mühe des Lernens und Ankleidens überstanden hatte: unser Trauerspiel ist ein ausgebrannter Vulkan, ein mattgewordener Greis, dessen Auge nur noch bey ausgezeichneten Gelegenheiten in gewohntem jugendlichen Feuer flammt. Aber das Publikum ist theils ebensosehr Greis, der nach der Lebensarbeit sich spielend ergötzen will an den Kinderfreuden der jüngsten Enkel, theils ist es der Knabe, der noch in den Ernst der Lebensschule nicht hinein will, sondern lieber in müßigem Zeitvertreibe hintändelt. Das Haus war leer, der Beyfall troz der gelungensten Darstellung von Seiten unseres größten Schauspielers, der sich förmlich aufopferte, nur lau. Freylich ist die Schröder'sche Bearbeitung für die jezige Zeit auf jede Weise unpassend; sie hat den Gartenduft der Poesie in Landstraßenstaub verkehrt, und das lebendige Leben der Sittlichkeit zu Schattenbildern moralischer Reflexionen ertödtet. Wozu gleich im Anfang die Aenderung, daß Kent dem Gloster nur erzählt, was im Shakspeare der König wirklich thut, — daß er nämlich die Schuld auf sich lade, einmal die Liebe des schweigenden Kindes, die treue wahrhafte Sittlichkeit zu verkennen, und sie in den Schwägerinnen, in denen sie erstorben, lebendig zu glauben, und dann die Thorheit zu begehn, in väterlicher Liebe den Unkindlichen Selbstsüchtigen Macht, Ansehn, das ganze königliche Vermögen zu opfern, und es der kindlichen Aufopferungsvollen zu entziehn. Dieß ist der Grundstein des ganzen Gebäudes; was hat denn Gloster für ein Vorrecht, daß wir diesen Grundstein nur bey ihm legen sehn? Denn diese beyden Familien, und die Schuld der Väter und Kinder in ihnen sind der Inhalt des Stücks. Beym König ist diese Schuld, weil sie von ihm selber ausgeht, Thorheit, die sich, insofern die innere Meynung dem äußern wirklichen Zustande widerspricht, und zur Erfahrung dieses Widerspruchs kommt, beym Bruch eines gedoppelten Bewußtseyns zum Wahnsinn steigert; bey Gloster dagegen, da der äußere Zustand ihm ein Blendwerk vorspiegelt, geistige Blindheit, die nur erst durch die leibliche Blindheit als Folge und Sühne für die geistige im Tode geheilt wird.

In seiner ersten Scene trat der König als Schatte seiner sonnenbeglänzten Gestalt auf, als Rauch des früheren Feuers, in sich verzehrt durch seine Thorheit, aber ihrer noch unbewußt, und eben darum ehöricht. Denn er glaubt sich noch mächtig und angesehn, geliebt von seinen Töchtern, und so wird es der eigentliche Stun dieses Wahns, sich zum Wahnsinn fortzutreiben. Deßhalb war zunächst ein großer Beweis der Genialität unseres Künstlers, die tiefe allmächtige Sehnsucht, mit welcher er nach seinem Jungen, nach seinem Narren verlangte, denn der Narr ist weiter nichts als die ausgesprochene Thorheit Lears, die wehmüthig lächelnde Ironie seiner That, ihm treu, zu ihm gehörig, von ihm untrennbar, weil sie sein bisher noch unausgesprochenes, ihm unbekanntes, aber geahntes Innres, sein eigenes ihm noch fremdes, und doch allzuvertrautes Wesen ist. Diese seine Narrheit kann ihm erst entgegen treten, sein lieber Bursche kann ihm erst lachend einen Spiegel vorhalten, nachdem er in der Besorgniß des Ritters zum ersten Mal selbst fühlt, daß seine Macht dahin, daß sein Kind lieblos, — mit wie innigem, aber wortlosem Schmerze fühlte er es — und es dann klar im Troz des Haushofmeisters vor sich sieht. Wie begegnet er dem Narren? Bald fühlt er tief und ernst seine Bitterkeiten, bald scherzt er mit ihm. Er nimmt ganz, was der Narr ist, in sich auf und spricht zulezt wie er, nachdem er den ersten Schmerz in der Scene mit Goneril überwunden, und den ersten Zorn seines nur als Wahn erfahrenen Ansehns ausgetobt hat. „Euer Name, schönes Frauenzimmer?“ fragt er in der allerbittersten, schmerzlich lachenden Ironie die Tochter. Als nun aber die volle Gewißheit der Undankbarkeit auf ihn einstürmt, bricht er in die volle Wuth seines Schmerzes aus, und verflucht das Kind, das wie auf einer Folterbank das Wesen seiner Seele verrenkte. Vortrefflich, meisterhaft war hier der Schmerz, der Zorn in seiner Steigerung beym Dichter und Schauspieler, der Alles aufbot, alles erschöpfte, alles leistete — aber das Publikum blieb lau.

Im zweyten Aufzuge geht die Verrätherey Edmunds, des Bastards, welche mit der leichtgläubigen Blindheit Glosters ihr unkindliches Spiel treibt, gleichen Schritt mit der Schändlichkeit der königlichen Töchter. — Regan läßt den Boten des Vaters in den Block legen, sie verweigert dem König mit der Schwester die ausbedungenen Ritter, er macht die volle lezte schmerzlichste Erfahrung ihrer Undankbarkeit. Im ersten Akt war es der Zorn des vernichteten königlichen Ansehns, das ihn bewegte, hier ist es der furchtbare Schmerz der getäuschten väterlichen Liebe und der lezte Kampf seiner früheren Meynung mit der Erfahrung des wirklichen Zustandes, was ihn wechselnd bewegt. Der Narr kommt nur immer dazwischen, wo Lear dieser Erfahrung entfliehen will. Denn er sucht ihr stets zu entgehen, aber sie drängt sich ihm stets klarer auf, und dieser Wechsel ist es, der ihn zum Wahnsinn treibt.

Doch dieses Offenbarwerden der verkannten kindlichen Gesinnung, das bisher nur die Kindlichgeglaubten als undankbar aufweist, dieß Aufzeigen der Learschen Thorheit, der Glosterschen Blindheit ist erst vollkommen, wenn die Unkindlichgewähnten als kindlich erscheinen. Aber diese Erscheinung, die tödtende Heilung kommt den Kranken erst nach vollem Ausbruch der Krankheit, jezt schimmert sie in Edgar und in Cordelia's Landung in Dover als erster Morgenschimmer durch die Sturmnacht. Der König, ohne Obdach, baarhaupt, in der Wuth seines Schmerzes im Uebergange zum Wahnsinn tobt wie die Elemente, die um ihn wüthen. Diese Wuth ist noch nicht Wahnsinn, aber, wie er selbst sagt, der Weg dazu. Mit dem Narren ist er jezt ein Leib und eine Seele, doch noch nicht mit dem Wahnsinn, der wie früher der Narr, nun als Thomé, dem Lear entgegentritt. Dieser Wahnsinn ist das als böse verstoßene gute Kind, die wahnsinnige That Lears, die, weil sie nur als geschehene That außerhalb des Thäters Wahnsinn ist, in der Person, die diese That, ohne ihr Thäter zu seyn, vorstellt, verstellter Wahnsinn bleibt, bis an dieser Verstellung sich, wie früher seine Thorheit als Narrheit offenbarte, Lears wirklicher Wahnsinn entzündet. Daher hört er auf nichts mehr, und will nur immer bey diesem Philosophen bleiben. Die Darstellung dieses Inhalts des Stücks ist zugleich die Darstellung der Leistung unseres Künstlers. — Wie nun aber dieser Aufzug der Offenbarung dessen, was in den Hauptpersonen verborgen liegt, gewidmet ist, so folgt auf den Wahnsinn Lears die Blendung Glosters, die nicht als zufällige Grausamkeit, sondern als sein nothwendiges, durch eigene That und Schuld herbeygeführtes Schicksal, als die Aeußerung seines eigenen Innern anzusehn ist. Schade, daß der Gloster, dieß Gegenbild Lears, in Herrn Mattausch einen so gealterten sprach- und gedächtnißlosen Nerräsentanten hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. April 1826.

Viel Stufen wandeln sie zum Ziel
Nach grösserer Verherrlichung.
Du wirkst, durch Schmerz und Freudenspiel,
Die höhere Entwickelung
Der Kräfte Aller!

An den Unerforschlichen.

Mel. Herr, mein Versöhner! der du für mich littest.

Wer wagt sich auf zum unerforschten Wesen,
Um in dem Buch der Ewigkeit zu lesen?
Wer darf, den Hocherhab'nen zu ergründen,
Sich unterwinden?

Unendlich groß ist seiner Weisheit Fülle,
Doch eine mitternächtlich dunkle Hülle
Wölkt sie uns ein. Sie zu durchblicken taugen
Nicht Menschenaugen!

Umsonst ist euer eifrigstes Bestreben,
Ihr Weisen! diesen Vorhang aufzuheben.
Selbst Engel würden sich, ihn wegzuziehen,
Umsonst bemühen.

Unfähig hier in euerm kleinen Runde,
Der Dinge Wirkung mit dem nächsten Grunde
Hald zu durchschau'n, wie könnt ihr euch getrauen,
Ihn zu durchschauen?

Nicht unsern gleich — bedenkt's in euern Schranken! —
Sind des Allweisen Wege und Gedanken:
So weit die Erde von dem fernsten Sterne,
Sind sie sich ferne.

Oft traur' ich tief, wenn, statt sich zu erweitern,
Sich meine Aussicht engt, mir Plane scheitern,
Mich Hoffnung täuscht, und unverseh'ne Plagen
Mein Herz zernagen;

Doch du, der aller Sterblichen Geschicke
So weislich lenkt, lenkst Alles mir zum Glücke.
Zum Heil muß mir, was Unheil vor geschienen,
Am Ende dienen.

Hab' ich, beym Glücksgenusse zu vermessen,
Oft deiner Güt' und Vaterhuld vergessen,
So züchtigst du mich liebend durch Beschwerden,
Um klug zu werden.

Oft läss'st du, mich vor größern zu bewahren,
Mir klein're Uebel weislich widerfahren;
Oft führst du mich den düstern Pfad der Leiden
Zu reinen Freuden.

O Unerforschlicher! in diesem Staube
Bet' ich dich ehrfurchtschauernd an, und glaube:
Du handelst gut, wenn ich auch, was ich sehe,
Nicht stets verstehe.

Fleug auf, mein Geist! für tausend lichte Proben
Von Huld, den Unerforschlichen zu loben,
Und zoll' ihm gleichen Kindesdank für Leiden,
So wie für Freuden.

Einst wird sich ganz dort seine Huld bewähren,
Wenn, um dir jedes Dunkel aufzuklären,
Er dich aus dieser Todesnacht in's Leben
Des Lichts wird heben.

Schaller.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Rettung eines Flüchtlings.

Guillemard entkommt nach mancherley Gefahren glücklich von Nimes nach Toulon. Auch dort wird die weiße Fahne aufgepflanzt und der König anerkannt. Des ungeachtet herrscht große Gährung, durch den Uebermuth der siegenden Parthey, besonders aber die Ermordung der Besatzung von Marseille. — Folgendes Abenteuer, das unsern Sergent aus Toulon entfernt, verdient in mancher Hinsicht herausgehoben zu werden.

* * *

Eines Abends (es war, glaube ich, der 21ste August) ging ich einsam und in mich gekehrt auf dem Champ de Bataille (ein öffentlicher Platz in Toulon) umher, als ich von Herrn Don..., einem Marineoffizier, den ich früher gekannt hatte, angeredet wurde. „Guillemard, sprach er, man kennt Sie als einen sichern Mann; wollen Sie Theil an einer That nehmen, die Muth und Edelsinn fordert, so folgen Sie mir.“ — „Mein Herr, erwiederte ich, ich bin bereit, Ihnen überallhin zu folgen: ich habe Sie bey Wagram und sonst kennen lernen; allein bey der gegenwärtigen Lage der Dinge kann ich Ihnen nur auf Ihren ausdrücklichen Befehl, wenn sie mir ihn als Offizier geben, folgen, in der Ueberzeugung, daß, was auch daraus entstehen mag, Sie diesen niemals ablaugnen werden.“ — „Nun denn, rief er, so befehle ich es Ihnen, folgen Sie mir!“ — Wir nahmen nun unsern Weg nach dem italienischen Thore, von dort über die Hügel von La Malgue bis zu einer kleinen Bucht, wo wir ein Boot angebunden fanden. D. sprang hinein, untersuchte es, und ging dann ungeduldig am Strande auf und ab, indem er Jemanden zu erwarten schien. Nach einer halben Stunde hörten wir eilige Schritte sich nahen. „Sind Sie es, Ang...?“ sagte D. „Ich bin es, war die Antwort, er wird sogleich kommen. Ist das Ihr Sergent?“ — „Ja, und Sie können auf ihn zählen, wie auf mich selbst. Lassen Sie uns alles bereit machen!“ — Wir legten nun Alles in dem Boot zurecht, um sogleich in See stechen zu können. Hierauf warteten wir noch eine geraume Zeit, meine Gefährten mit der größten Unruhe, ich selbst ziemlich gleichgültig; da ich voraussezte, es komme hier nur darauf an, einen Marineoffizier den Verfolgungen der siegenden Parthey zu entziehen. Als ein Kanonenschuß die Oeffnung der Thore von Toulon und den Anbruch des Morgens verkündete, entschlossen sich meine Gefährten, nach der Stadt zurückzukehren, da der, den sie erwarteten, wahrscheinlich durch irgend etwas Außerordentliches abgehalten worden sey. Wir trennten uns, nachdem ich D. versprochen hatte, mich denselben Abend in einem Weinhause hinter dem Champ de Bataille einzufinden. Während ich nachdenklich meinen Weg fortsezte, sah ich mich plötzlich von etwa sechszig Menschen umringt, wovon die meisten die Uniform der Nationalgarde trugen, mehrere schienen, ihren Epauletten nach, Offiziere zu seyn. Ihr Führer, M..., der Sohn des Marschalls vom selben Namen, schlug mir auf die Schulter und fragte in einem barschen Ton: „Woher kommst du so früh?“ — Aergerlich über diesen Ton, erwiederte ich eben so barsch: „Es ist nicht früher für mich als für euch. Wo kommt ihr selbst her?“ — „Ich habe dir keine Rechenschaft zu geben.“ — „Ich euch eben so wenig, denk' ich.“ — Nun entstand ein großes Geschrey, die, welche Epaulettes trugen, drängten sich heran und fragten: „Ob ich ihre Autorität verkenne?“ — „Wie Teufel, wollt ihr, daß ich euch kennen soll? — Hab' ich euch je bey der Armee gesehen?“ — „Wir sind Offiziere.“ — „Desto besser für euch!“ — Hier erhob die Bande von neuem ein großes Geschrey und machte Miene, über mich herzufallen, als einige Militärs vorübergingen, die, als sie einen der Ihrigen in solchen Händen sahen, sogleich zu meinem Beystand herbeyeilten, worauf jene Herren weiter zogen und auch ich meinen Weg fortsezte. Gegen acht Uhr Abends fand ich mich am bestimmten Ort ein, und begleitete D. nach derselben Stelle am Ufer, wo wir die vorige Nacht gewartet hatten. Wir hatten ziemlich lang gewartet, als sich uns behutsam vier Personen näherten. D. erkannte sie bald für die, welche er erwartete: „Ist Alles fertig?“ fragte Herr Ang., den ich an der Stimme wieder erkannte. „Alles,“ antworteten wir. — „Nun denn, mein Prinz, so schiffen Sie sich ein,“ sagte hierauf Ang. zu einem großen Mann, der, in einen weiten Mantel gehüllt, neben ihm ging: „Wer sind diese Männer?“ fragte er mit unruhiger Stimme. „Freunde.“ „Aber . . . kennen Sie die Küste genau?“ — „Was thut das zur Sache? wagen wir nicht eben so viel wie Sie?“ — „Nun denn, so sey es! Leben Sie wohl, großmüthiger Mar— sagte er hierauf, zu einem kleinen magern Manne gewandt, der ihm den Arm reichte — das Schicksal mag mir günstig oder feindlich seyn, nie werde ich vergessen, was Sie für mich gethan haben.“ Er umarmte ihn, und der Andere erwiederte mit sehr bewegter Stimme: „Mein Prinz, ich habe nur meine Pflicht gethan. Ich wünschte dasselbe für alle Glieder Ihrer Familie, für alle Unglückliche thun zu können.“ — Der große Mann sezte nun den Fuß auf den Rand der Barke, schien aber noch immer unschlüssig zu seyn; allein Ang. nahm ihn heftig beym Arm und rief: „Fort, Alles ist entschieden!“ und trat zugleich mit ihm in das Boot. Im selben Augenblicke stießen wir ab, und indem wir mit der größten Vorsicht steuerten, um den Küstenwächtern auszuweichen, befanden wir uns gegen Tagesanbruch auf der Höhe des Kap. Sepet. Unser unbekannter Reisegefährte saß im Hintertheil des Bootes und hatte kein Wort gesprochen. Alles, was ich gehört,

hatte meine Neugierde gespannt, und ich erwartete mit Ungeduld den Tag, um die Züge des Unbekannten zu erblicken; allein er war ganz in seinen Mantel gehüllt, so daß ich nichts von seinem Gesicht sehen konnte. So segelten wir fort bis nach Sonnenaufgang. Plötzlich erhebt sich der Unbekannte, und, um den Horizont zu übersehen, wirft er den Mantel zurück. Das Ruder entfällt meinen Händen, und voll Erstaunen und Ehrfurcht springe ich auf und hebe die Hand zur Stirne, um ihm meinen militärischen Gruß zu bieten — es war der König von Neapel *). Ohne mein Erstaunen zu beachten, sagte er mit zufriedener Miene: „So sind wir denn außer Gefahr. Allein in diesem Boote werden wir doch schwerlich Korsika erreichen können?“ — „Nein, Sire, erwiederte D., wir werden laviren, ohne uns von der Rhede zu entfernen. In einigen Stunden wird das Postschiff auslaufen, welches von Toulon nach Ajaccio geht, und uns im Vorbeysegeln aufnehmen können. Der Kapitän wird sich nicht weigern, Ew. Majestät nach dem Hafen zu bringen, den Sie ihm bezeichnen werden. Auf jeden Fall sind wir bereit, Ihren Befehlen zu gehorchen und unser Leben für Sie zu opfern. Allein der Kapitän wird gehorchen.“ — „Ich werde nichts von ihm verlangen, antwortete der König, als daß er seinen Weg nach Korsika fortsetze; von dort kann ich dann leicht Gelegenheit finden, mich nach Triest oder an einen andern Ort zu begeben.“ — Vergebens erwarteten wir jedoch das Postschiff mehrere Stunden lang, und um keinen Verdacht zu erregen und nicht unversehens von den Küstenwächtern aufgehoben zu werden, mußten wir uns gegen Abend entschließen, uns mehr von der Küste zu entfernen. Wir hatten am Morgen eine leichte Mahlzeit genossen, woran aber, aus welcher Ursache weiß ich nicht, der König keinen Theil nehmen wollte. Gegen Abend nahm er jedoch einige Nahrungsmittel zu sich, und lud auch uns ein, mit ihm zu theilen. Dieß war das erste und wahrscheinlich auch das lezte Mal, daß ich an der Mahlzeit eines Königs Theil genommen. Wir waren übrigens sehr ermüdet, der Wind war ziemlich heftig geworden, die See ging hoch, wir waren weit vom Land und fürchteten eine schlimme Nacht. Der König hatte den Tag über, um uns zu zerstreuen, uns seine lezten Schicksale und die Gefahren erzählt, denen er während des lezten Monats ausgesezt gewesen war. Nach dem Verlust der Schlacht bey Tolentino hatte Murat sich nach der Provence eingeschifft, und war in Toulon gelandet. Anfangs bezog er ein schönes Landhaus in der Nähe von Toulon, le Plaisance genannt; allein die Vorfälle von

*) Diejenigen unserer Leser, welchen das Ende des unglücklichen Murat bekannt ist, werden das Geheimniß schon längst errathen haben. Als Bestätigung und Berichtigung der schon vorhandenen Nachrichten von den lezten Augenblicken dieses Mannes durch einen Augenzeugen, ist Guillemard's Erzählung nicht ohne Wichtigkeit. Sie stimmt übrigens in den Hauptpunkten vollkommen mit dem überein, was darüber in dem bekannten Werk des Obersten Macirone enthalten ist.

Marseille zwangen ihn bald eine andere Zuflucht zu suchen. Er schrieb sogleich an die neuen Behörden, um ihnen zu erklären: daß, da er den innern Streitigkeiten Frankreichs völlig fremd sey, er hoffe, man werde seinen Zufluchtsort und das Gastrecht, das er in Frankreich anrufe, ehren. Zugleich hatte er nach Paris geschrieben, um von den alliirten Mächten einen sicheren Zufluchtsort in England oder Oestreich zu erhalten. Während er die Antwort abwartete, vermehrten sich die ihm drohenden Gefahren um ihn her. Bewaffnete Banden suchten ihn auf, und es war sogar ein Preis auf seinen Kopf gesezt worden. Er mußte sich endlich entschließen, die Provence zu verlassen, wenn er nicht das Schicksal des unglücklichen Marschall Brune theilen wollte. Anfangs hatte er die Absicht sich nach Lyon zu begeben, wo er mehr Sicherheit in der öffentlichen Stimmung zu finden hoffen durfte; allein er erfuhr bald darauf, daß der Herzog von Rocca Romana, sein treuer Gefährte, ein Fahrzeug zur Ueberfahrt nach Hâvre gemiethet habe, und beschloß diese Gelegenheit zu benutzen. Die Wachsamkeit der Polizey, und ein Versehen in den Verabredungen waren jedoch Schuld, daß dieß Schiff ohne ihn absegeln mußte; wobey es ihm kaum gelang, in einem kleinen Boote das Land wieder zu erreichen. Hier mußte er sich sogleich in die Gebirge werfen, wo er zwey Tage fast ohne Nahrung umher irrte. Endlich fand er eine Zuflucht in einem abgelegenen Landhaus *). Dort wartete er noch einige Tage vergebens auf Antwort von den alliirten Mächten, und entschloß sich endlich einen neuen Versuch zu machen, die Provence zu verlassen, wozu ihm zwey Offiziere, Don... und Ang... ihren Beystand anboten. Wir haben gesehen, daß in der ersten Nacht, welche zur Ausführung dieses Plans festgesezt worden war, der König sich nicht einfand. Folgendes war die Ursache dieses Verzugs. Als er eben im Begriff war sich nach dem verabredeten Platz auf den Weg zu machen, benachrichtigte ihn die alte Magd, welche ihn in seinem Versteck pflegte, daß ein Haufen Bewaffneter mit einer Laterne sich dem Hause, das auf einem Hügel liegt, nähere. Murat hatte kaum noch Zeit seine Pistolen und seinen Dolch zu ergreifen, und durch eine Hinterthür in den Garten zu entkommen, als seine Verfolger schon in das Haus eindrangen. Nachdem sie dieses vergebens durchsucht hatten, suchten sie auch im Garten, allein die Laterne, welche sie (sehr ungeschickt für eine solche Unternehmung) bey sich hatten, vermehrte die Dunkelheit um sie her, und obgleich sie mehrere Male dicht an der Stelle vorbey gingen, wo der König versteckt war, so bemerkten sie ihn doch nicht. Einmal, sagte der König, habe er die größte Lust gehabt seine Pistolen auf sie abzufeuern und auf sie loszustürzen. Da sie sich nicht hätten denken können, daß ein einzelner Mann es

*) Die näheren Umstände dieser Begebenheit sind aus Macirone's Werk bekannt.

wagen würde, sie anzugreifen, so hätten sie vielleicht in der ersten Bestürzung die Flucht ergriffen. Bey einem zufälligen Geräusch sah sie der König erschrocken auseinanderfahren. Als sie sich unverrichteter Sache entfernt hatten, war es zu spät, und die Unternehmung ward auf die nächste Nacht verschoben. Die bewaffnete Bande, welche ich am selben Morgen antraf, war dieselbe, die den König aufgesucht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 16. März.

(Beschluß.)

Waren nun die ersten Akte die Darstellung der zum Wahnsinn und zur Blindheit führenden Erfahrungen Glosters und Lears, und der dritte Aufzug die des beginnenden Wahnsinns und der Blendung, so zeigen der vierte und fünfte die volle Krankheit und Heilung, und dazwischen spielt auch die Schuld der Undankbarkeit und des Verraths ihr Trauerspiel ab. Denn die große Aufgabe des Stückes ist es eben zu zeigen, was das Wesen der Eltern- und der Kindesliebe sey. Beyde sind hier dadurch in Schuld, daß die Eltern die diesem Wesen Entsprechenden verkennend verstoßen, und die Ungemäßen mit dem Gold ihrer Liebe überschütten, das diese gierig aufraffen, und dann die Verschwender darben lassen. Die Eltern büßen ihre Schuld zunächst durch Wahnsinn und Blindheit, die Kinder, indem sie gegeneinander wüthen, und sich wechselseitig tödten. Regan stirbt durch Generil, Generil entleibt sich selbst; Edgar tödtet den verrätherischen Edmund; Cornwall geht durch Glosters Blendung zu Grunde. — Der Wahnsinn des Königs kann nichts anders seyn als das gebrochene doppelte Bewußtseyn seines früheren Zustandes, seiner königlichen Macht, deren Wahnsinn jezt aus seinen Worten wie aus seiner Strohkrone spricht, und des Verraths der undankbaren Tochter, in dessen Nachtfarbe sich ihm jezt alle Weltgestalten kleiden; an beyden Zuständen hält er fest, und indem einer den andern verrückt, zeigt er sich selbst als Verrückter. Die Darstellung dieses Wahnsinns war unübertrefflich durch die gänzliche Versenkung jezt in den Wahn königlicher Macht, der nichts Aeußerliches beachtet, sondern nur in der Welt seines Traumes lebt, jezt in das Verbrechen der Kinder, und in ihre Bestrafung, bis der Bliz der Gegenwart erweckend durch diesen Wahnsinn fährt, und mit dem Licht der Verständigkeit, augenblicklich zuckend und schnell verschwindend, das Wirkliche beleuchtet. Dieser Wechsel lebte in jedem Ton, jeder Geberde, besonders im Blicke der Augen. Aber am schönsten war die Heilung durch Cordelia. In ihr macht er die Erfahrung einer wirklichen, nicht gewähnten treuen Kindesliebe, welche sein ersehnter, langentbehrter Himmel ist. Bey seinem ersten Erwachen glaubt er sich daher von seligen Geistern umgeben, aber wie er sich in diese Wirklichkeit hineinlebt, fliehen die Furien des Wahnsinns: er ist mild und voll unendlicher väterlicher Liebe. Der Wahnsinn aber entweicht, weil das gedoppelte Bewußtseyn seiner Liebe zu den Kindern und des Glaubens ihrer Dankbarkeit, so wie der diesem Wahn widersprechenden Erfahrung des wirklichen Zustandes, sich in der Klarheit läutert, daß seiner Liebe die Kindesliebe Cordelia's entspricht, und die Erfahrung der Wirklichkeit den Glauben seines Innern bestätigt. Diese Harmonie lößt alle Dissonanzen seines Geistes, und wenn wir ihn bisher im Wahn seiner Schattenhoheit, in der schmerzlichsten Erfahrung ihres trügerischen Scheines, wie der giftigen Undankbarkeit der geliebten Töchter, und in der Wuth und im Wahnsinn dieses täuschenden Glaubens, und dieser fürchterlichen Erfahrung bewunderten, so vollendete das Bild innigster rührendster Liebe ein Gemälde, wie es vollkommener nicht leicht könnte dargestellt werden. Aber in dieser Heilung vom Wahnsinn büßt Lear noch seine lezte Schuld, die Verkennung Cordelia's. Erst jezt, da es sich zeigt, daß er sie verkannt, wird diese Verkennung als Schuld offenbart. Cordelia ist diese stumme duftende Blume der Kindesliebe, die lautlos am Strahl der geliebten Sonne verweilt. Diese Sonne ihrer Liebe ist der Vater. Cordelia's Schuld kann nur eben diese Lautlosigkeit seyn, die nur innre Liebeskraft, die nicht zur That sich an's Leben drängt. Sie vermag den Vater nicht zu befreyn, sie wird gefangen und getödtet. Und an ihrem Tode muß Lear sterbend seine Schuld büßen, denn durch ihn, durch die Verkennung ihrer stummen Liebe, stirbt sie. Diese Verkennung ist eine schuldvollere als die der anderen Schwester. Diese treibt ihn, als er sie erkennt, zum Wahnsinn; der Anblick aber von Cordelia's brechendem Auge, aus dem ihn der Todtenblick seiner eigenen That anschaut, tödtet ihn, nach der rührendsten, lebendigsten, ergreifendsten, wortlosen Klage. Wie ergreift er ihre Hand, und läßt die erkaltete schmerzlich zurückfallen, er will ihren Tod nicht glauben — vergebens — er muß. Mit dem Blick auf ihre Lippen verscheidet er. Nach solchem Sterben könnten wir dem Künstler ein unvergängliches Leben verheißen.

Wenn wir in früheren Jahren von fremden Konzert gebenden Künstlern aller Art fast überschwemmt wurden, so scheinen sie in diesem Jahre unsere Stadt fast zu fliehen. Romberg ist zwar jezt in unsern Mauern, aber er soll wenig Lust zeigen uns durch sein Spiel zu erfreuen, und öffentliche Aufforderungen sind noch nicht an ihn ergangen. Hummel, heißt es, wird erwartet. Desto fleißiger sind unterdessen der Reihe nach unsere einheimischen Künstler, aber meist in leerem Saale. Die Konzerte der Mad. Schulz und Mad. Milder folgten schnell aufeinander. Leider aber zeigte Mad. Schulz den funkelnden, brillanten Diamantschmuck, und die reichen Perlen ihrer Töne im Flitterstaate deutscher Renegatenkompositionen, denen auch das lezte Verdienst der Originalität abgeht, und auch Madame Milder hatte die Eitelkeit beweisen zu wollen, wie sie wohl verstehe, das reine, lautre, gediegene Gold ihrer Stimme, den vollen Gehalt ihrer gehaltenen Töne, zur schnell sich bewegenden und immer gewechselten Scheidemünze auszuprägen. Ein Beweis, den man ihr gern erspart, weil er ein Majestätsverbrechen gegen ihre eigene Hoheit ist. Sie wird zwar wie Lear sagen: „Sie können uns des Münzens wegen nichts anhaben; ich bin der König selbst.“ — Aber das Publikum wird ihr mit Edgar antworten: „o herzdurchbohrender Anblick!“ — Und dann ist es noch wieder eine eigene Gewohnheit unserer Konzertgeber, immer zur Folie ihrer Meisterschaft Schüler auftreten zu lassen, so daß der Zuhörer an Hoffnung für die Zukunft reich, durch diese Fülle in der Gegenwart darbt, bis ihn gar der Tod der Langenweile jene Zukunft nicht erleben zu lassen bedroht. — Von Herrn v. Holtei's Deklamationen schweigen wir: er hätte auch lieber schweigen sollen. Desto lauter dagegen möchten wir von Herrn Reisiger sprechen, einem ausgezeichneten musikalischen Talente, frisch, jung und feurig, das alle Elemente modernster Musik, die sich in den entgegengesezten und verwandten Rossini und Spontini, und ihnen gegenüber in Weber und Spohr vereinzeln, oft scheint zusammenzufassen, keinem folgt, an den Geist aller erinnert, und oft nur zu grell noch die innige Zartheit seiner frischen jugendlichen Kraft gegenüberstellt, und plözlich erschreckend, von unbewölktem Himmel herab, den Donner seiner Dissonanzen herniederschmettern läßt. — Er zeigte sich in seinem Trio als fertiger, besonders in der linken Hand kräftiger, was aber noch mehr sagen will und selten ist, als geistvoller Klavierspieler.

Beylage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 102.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 29. April 1826.

Das Uebel tilgen Klagen nicht;
Die Schwermuth macht das Leiden größer;
Verloren ist, wem es an Muth gebricht.

A. Z.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Den Erfolg der Unternehmung in der darauf folgenden Nacht haben wir erlebt. Die Erzählung des Königs unterhielt uns sehr durch eine Menge von Umständen, die ich hier nicht wiederholen kann, und durch die sorglose Ironie, womit sie vorgetragen wurde, und welche sonderbar mit den Gefahren abstach, die uns noch umgaben. „Warum, schloß der König, verfolgen sie mich mit solcher Wuth? — Als Flüchtling rief ich das Gastrecht in Frankreich an, den Streitigkeiten des Landes fremd, habe ich mich beständig geweigert, an den letzten Ereignissen Theil zu nehmen. Was hab' ich den Franzosen gethan, um so verabscheut zu werden, ich, der ich mein Leben für Frankreich aufzuopfern bereit bin.“ Die Nacht war indessen hereingebrochen und unsere Lage ward immer bedenklicher; wir konnten nur mit der größten Mühe es vermeiden, von den Wellen umgeworfen zu werden, und das Boot ward jeden Augenblick mit Wasser gefüllt, so daß es sich kaum flott erhalten konnte. Endlich löschte eine Welle sogar die Laterne aus, welche den Kompaß beleuchtete, und da keiner von uns Feuerzeug hatte, konnten wir sie nicht wieder anzünden und verloren bald ganz unsere Richtung. Obgleich wir mit unsern Hüten mit der größten Anstrengung das Wasser ausschöpften, füllte sich das Boot doch immer mehr. Endlich mit Tagesanbruch legte sich der Wind, zugleich bemerkte der König eine Tartane, welche, von Westen kommend, denselben Strich hielt wie wir. Wir strengten alle Kräfte an, um uns ihr zu nähern, und als wir sie anriefen, erfuhren wir, sie sey die Santa Maria di Pietà, Kapitän Stefano Benvenuto di San Remo. Wir fragten nun den Kapitän, ob er uns aufnehmen und nach Korsika bringen wolle. Die Summe, die wir ihm anboten, erregte wahrscheinlich seinen Verdacht, und der Anblick von fünf bewaffneten Männern in einer kleinen Barke war nicht geeignet, ihn zu beruhigen; er weigerte sich nicht nur, uns aufzunehmen, sondern durch eine plötzliche Wendung suchte er unser Boot in Grund zu segeln. Dieser Gefahr entgingen wir nur durch eine eben so schnelle Wendung, wobey jedoch unser schwaches Boot sehr beschädigt wurde. Im ersten Unwillen über diesen hinterlistigen Angriff beschlossen wir, die Tartane zu entern und uns ihrer mit Gewalt zu bemächtigen; der König widersetzte sich jedoch nach einigem Besinnen dieser Unternehmung, und wir ließen sie ihren Weg fortsetzen. Glücklicherweise hatten sich Wind und Wellen gelegt, denn sonst wären wir in unserm Boote ohne Rettung verloren gewesen. Wir beschlossen, das Postschiff oder ein anderes Fahrzeug zu erwarten. Der König, immer ruhig und freundlich, schien nur mit uns beschäftigt. Wiederholt und in den herzlichsten Ausdrücken drückte er den Wunsch aus, daß ihn die Umstände einst in den Stand setzen möchten, uns seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er fragte meine Gefährten, ob in dem Fall, daß er je wieder zur Herrschaft gelangen sollte, sie geneigt wären,

in seine Dienste zu treten. Indem sie dem König für seine Güte dankten, erklärten diese aber sehr bestimmt, daß sie niemals unter einer andern Flagge als der französischen dienen würden. Nun kam die Reihe an mich. Der König fragte mich nach den Schlachten, denen ich beygewohnt, und ob ich ihn bey der Armee gesehen habe. Anfangs waren meine Antworten so kurz wie möglich, allein die Güte des Königs ermunterte mich nach und nach zu größerer Weitläufigkeit und meine Erzählung schien seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er schien die Ungerechtigkeit, womit die Anerkennung der mir vom Kaiser auf dem Schlachtfeld von Mosaisk ertheilten Offizierstelle mir verweigert wurde, einzusehen, und that mir endlich denselben Vorschlag wie meinen Gefährten. Ich gestehe, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, ihrem Beyspiele zu folgen. Ich hatte in meinem Vaterlande zu viele Ungerechtigkeiten und Zurücksetzung erlitten, hatte zu wenig Aussichten für die Zukunft, als daß ich diese Gelegenheit, endlich einmal aus der untergeordneten Rolle, in der ich bis dahin vegetirt hatte, herauszutreten, hätte vorbeygehen lassen können. Ich ergriff sie mit Dankbarkeit. „Zur Belohnung Ihrer Frankreich geleisteten Dienste, sagte drauf der König, und der Aufopferung, womit Sie mir selbst in diesem Augenblicke dienen, ernenne ich Sie, Unterlieutenant Guillemard, zum Hauptmann." Meine neue Beförderung verdoppelte die Ungeduld, die mir unsere Lage einflößte, ich brannte vor Begierde, in meinen neuen Wirkungskreis einzutreten. Eine weite Bahn des Ruhmes und des Glückes schien sich mir zu öffnen.

Endlich, den 25sten August, Morgens erblickten wir das Postschiff von Toulon: es hatte uns bald erreicht und rief uns an; allein ohne zu antworten, legten wir an und stiegen an Bord. Zugleich riß ich mit dem Schiffshaken einige Bretter von unserem Boote vollends los, worauf es in wenigen Augenblicken untersank. Der Kapitän des Postschiffes nahm uns bereitwillig auf. Der König ward jedoch von mehreren Passagiers erkannt und vom Kapitän genöthigt, die Kajüte anzunehmen. Die Aufmerksamkeiten, welche ihm der Kapitän erwies, schienen ihn jedoch in Verlegenheit zu setzen; er war in seiner Gegenwart unruhig und schweigend. Als wir wieder allein waren, ward er jedoch bald wieder so offen und vertrauend wie vorher. Er sprach viel und mit tiefer Rührung von seinen treuen Freunden und Anhängern, besonders von dem General Rosetti, dem Marquis Giuliano und dem Herzog von Rocca-Romana. Die Thränen standen ihm dabey in den Augen, bald darauf sezte er jedoch hinzu, als fürchte er, uns gekränkt zu haben: „Ja, meine Herren, das sind wahre Freunde, und Sie allein können sie mir ersetzen."

Am 26sten landeten wir glücklich in la Bastia, von wo wir uns den folgenden Tag nach Vescovato begaben, einem Dorfe fünfzehn Stunden von Bastia. Dort fanden wir den General Franceschetti, der lange und geheime Unterredungen mit dem König hatte. So verflossen mehrere Tage und meine Gefährten waren schon im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren, als einige korsikanische Bauern uns anzeigten, daß die Besatzung von Bastia ausgerückt sey, um sich des Königs zu bemächtigen. Diese Nachricht verbreitete sich schnell im Gebirge, und in kurzer Zeit sahen wir von allen Seiten bewaffnete Haufen herbeyeilen, um den König vor jedem Angriff zu schützen. Uns selbst empörten diese beständigen Verfolgungen gegen einen Flüchtling, der nur ruhig und zurückgezogen zu leben wünschte. Alle Anfragen und Briefe an die Machthaber in Paris blieben unbeantwortet, der König schien von allen seinen ehemaligen Bundsgenossen, die er jezt um eine Zuflucht ansprach, vergessen zu seyn. Indessen erhizten sich die Köpfe um ihn her; der Ruf: viva Gioachimo! ertönte immer häufiger, einige Unvorsichtige gingen sogar so weit, davon zu sprechen, ihm die Krone von Korsika anzubieten. Diese Reden wurden Murat hinterbracht, und, ohne weitere Wichtigkeit darauf zu legen, sprach er mit unsern Marineoffizieren davon, indem er sich darin gefiel, diesen wie jeden romantischen, bizarren Plan auszumalen. „Sire, erwiederte ihm sehr trocken einer dieser jungen Leute, es ziemt sich nicht für Napoleons Bruder, dem Abenteurer Theodor nachzuahmen. Was uns betrifft, so würden wir niemals an einer Unternehmung Theil nehmen, welche Frankreich eines Departements berauben könnte; und wenn wir Theil nähmen, so wäre es gegen Ew. Majestät." — Der König lächelte über diese freymüthige Antwort und sprach von etwas Anderem.

(Die Fortsetzung folgt.)

Guatemala, Hauptstadt der vereinten Provinzen von Mittelamerika.

Das jetzige Guatemala ist die dritte Stadt, welche diesen Namen getragen hat. Das älteste Guatemala war der Sitz der Könige der Rachiqueles; allein sie ist so ganz verschwunden, daß die Spanier nicht einmal über die Stelle einig sind, wo sie gestanden haben soll. Das zweyte Guatemala ward von dem Adelantado Alvarado 1527 gegründet. Es lag zwischen zwey Vulkanen, doch näher am Fuße des Vulkans de Agua. Der Boden ist fruchtbar, das Klima gesund und wegen der hohen Lage sehr gemäßigt. Die Stadt nahm bald an Umfang und Bevölkerung zu. Allein am 11ten September 1541 ward sie durch einen Strom von siedendem Wasser, der sich aus der Seite des Vulkans ergoß, größtentheils zerstört, und aus Furcht

vor ähnlichen Unglücksfällen wurde Guatemala an der angeblichen Stelle des ältesten Guatemala wieder aufgebaut. Dieß dritte Guatemala lag in einem schönen Thal von Wäldern und grünen Hügeln umgeben, in einem Lande, wo ein beständiger Frühling. In der Kathedrale dieser Stadt wurde dem Adelantado Alvarado ein Grabmal errichtet. Klöster der verschiedensten Orden erheben sich in großer Zahl. Unglücklicherweise aber war die Stadt häufigen Erdbeben ausgesezt. Im Jahr 1773 ward sie fast ganz zerstört, so daß endlich die Einwohner beschlossen, sich einen weniger gefährlichen Wohnort zu suchen. So ward 1776 das jetzige Guatemala gegründet. Es liegt in einer fruchtbaren Ebene von etwa fünf Leguas im Durchmesser, von vielen Flüssen und Bächen und einem See bewässert, in einem herrlichen, milden Klima unter einem beständig blauen Himmel. Die Straßen der Stadt sind gerade, ziemlich lang und gut gepflastert. Die Häuser sind niedrig, aber bequem und reinlich und haben gewöhnlich einen Garten. Der Hauptplatz bildet ein großes Viereck, wovon jede Seite etwa 156 Klafter lang ist. Er ist gut gepflastert und hat Säulengänge ringsum. An einer Seite steht die Kathedrale, ein prächtiges Gebäude im besten Styl, ferner der erzbischöfliche Pallast und das Seminar. Der Kathedrale gegenüber steht der Regierungspallast. In der Mitte des Platzes befindet sich ein großer Brunnen mit Bildsäulen u. s. w. Die Kirchen von Guatemala sind ausgezeichnet schön und prachtvoll. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Amphitheater, was zu Stiergefechten bestimmt ist. Die Stadt besizt ferner ein schönes Universitätsgebäude, worin Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Naturgeschichte gelehrt wird; mit der Universität ist eine Bibliothek und ein anatomisches Museum verbunden, worin einige merkwürdige Wachspräparate sind. Ferner hat die Stadt eine Akademie der schönen Künste und ein sehr schönes Münzgebäude. Die Maschinerien in dieser leztern sind indessen sehr unzulänglich in Vergleich mit denjenigen, die in Europa gebraucht werden; doch hat die Regierung schon den Auftrag gegeben, in London eine Boltonsche Maschine zu kaufen. Die Münze ist in beständiger Arbeit. Im Jahr 1824 wurden hier die schönen neuen Gold- und Silbermünzen der Republik geprägt; sie haben auf einer Seite einen Baum mit dem Motto: Libre crezca y fecundo. (Er wachse frey und fruchtbar), auf der andern eine aufgehende Sonne, die fünf Berge beleuchtet, als Symbol der fünf Provinzen. Nach dem auf Befehl des vorigen Präsidenten del Valle angestellten Census beträgt die Bevölkerung von Guatemala 40,000 Seelen. Die Stadt liegt neun Leguas von dem alten Guatemala, neunzig Leguas von dem merikanischen Meerbusen, sechs und zwanzig vom stillen Meer und vierhundert von Meriko entfernt.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Liebesrausch.

O Wunderbecher deiner rothen Lippen!
Denk' ich daran nur, sie daraus zu nippen,
Bin ich berauscht, als hätt' ich Wein getrunken
Und wär' auf Rosenblätter hingesunken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang April.

Das Lezte, wovon ich neulich geschrieben, ist auch das Erste, wovon ich heute anfangen muß, nämlich die neueste große Symphonie von Beethoven, welche hier zum ersten Mal in dem Konzerte zum Besten des Institutsfonds für alte und kranke Musiker und deren Wittwen den 6. März nicht ohne große Vorbereitungen und mit Feuer und Fleiß gegeben ward. Der riesenmäßige Geist des Komponisten geht auch durch dieses Werk hindurch, bald kolossale Luftgebäude aufthürmend, bald sie wieder zerstörend, bald erquickend wie Frühlingswehen, bald mit dem Sturm der Elemente ergreifend; aber dieser Geist erscheint auch häufiger als in seinen frühern Werken, wie ein launischer Dämon, der auf schwindelnde Höhen hinaufführt, um desto gewaltiger in die Tiefen zu stürzen, der die Contraste steigert, Melodie künstlich über Melodie baut, das Ohr des Zuhörers oft neckt, ja zuweilen auch peinigt und abstößt, und den Faden hier künstlich in die Länge spinnt, dort abschneidet, wo es Niemand geahnet hatte. Die Bizarrerie steigt auf's Höchste in dem Schlußsatze, in welchem der Chor Schillers Lied an die Freude anstimmt, die Stimmen über ihre natürlichen Gränzen hinausschreiten, und, wenige Stellen ausgenommen, Schillers Poesie auf eine Weise auf die Folter gespannt wird, welche fast Unwillen erregt. So bringt das ungeheure Werk, statt mit reiner Erhebung zu enden, zulezt ein Gefühl der Ueberladung hervor; eine Wirkung, die sich selbst bey denen gezeigt hat, welche die Verehrung des großen Meisters bis zur Lächerlichkeit treiben, und die sich bey einer Wiederholung des Werks im zwey und zwanzigsten Abonnementskonzert bestätigte. Am meisten sprachen d[...]eyden Mittelsäze, das kunstreich spielende Scherzo, und das Adagio, mit seinem innigen Thema an. Doch von dem Einzelnen werde ich wohl an einem andern Orte sprechen. — In dem obengenannten Konzerte hörten wir auch desselben Meisters Ouvertüre, geschrieben zur Einweihung des Josephstädter Theaters in Wien (welche, wie die große Symphonie bey Schott in Mainz im Stich erschienen ist), zum ersten Male; eine glänzende Entrata, aus wenigen, an sich unbedeutenden Säzen, kunstvoll gewebt; und eine empfindungsvolle Scene von Victor Rifaut, einem uns bisher unbekannt gebliebenen Komponisten, welcher bey der italienischen Oper in Paris angestellt seyn soll, gesungen von Dem. Queck. Darauf trug der Virtuos auf der Posaune, Hr. Queiser, ein Concertino auf diesem Instrumente mit seiner ungeheuren Bravour vor.

In den folgenden Abonnementskonzerten wurde eine originelle und doch einfache Symphonia vom Abt Vogler, und

Beethovens idyllische Symphonie, die aus dem innigsten Genusse der Natur entsprungen ist, gegeben. Im einundzwanzigsten Abonnementskonzerte trat Dem. Graban aus Bremen als Sängerin in einer Scene aus Rossinis Zelmira mit so allgemeinem Beyfall auf, daß wir hoffen dürfen, sie im nächsten Winter als angestellte Solosängerin des Abonnementskonzerts zu hören. Die Stimme ist klangvoll; die Intonation rein, der Vortrag gefühlvoll, einige Passagen bedürfen noch der Abrundung. Auch ein junger Flötist aus Bremen, Hr. Rackemann, trat in diesem Konzerte auf, dessen Leistungen ermunternd aufgenommen wurden. Von grösseren Vokalmusiken hörten wir Mozarts Misericordias und ein Terzett und Chor aus dessen Davide penitente, dessen große Schwierigkeit die Mängel der Aufführung bey denen, welche jene kennen, entschuldigt.

Man ist sonst häufig nach Dresden gereist, um die in die Charwoche fallenden Kirchenmusiken zu hören. Ich zweifle, daß man seit mehreren Jahren daselbst so bedeutende kirchliche Musikwerke, wie seit einigen Jahren hier hat aufführen hören. Mag unser Instrumentalorchester in Hinsicht auf den begleitenden Vortrag bey Gesangsstücken der Dresdner Kapelle nachstehen, so haben wir dagegen für solche Werke einen vollständig besezten Sängerchor und grössere Aufführungen der Art werden mit vieler Sorgfalt geleitet. Am Palmsonntag ward in der Kirche das Oratorium: das Ende des Gerechten, wodurch Schicht sich unvergeßlich gemacht hat, mit großem Antheil von dem Hrn. Cantor Weinlig aufgeführt. Am Abend ward im Gewandhause zum Besten der Armen ein neues Oratorium oder religiöses Drama: Bonifacius, der Apostel der Deutschen, komponirt von einem hiesigen Tonkünstler, Namens Drobisch, aufgeführt. Die Ausführung zeigt große harmonische Gewandtheit und mechanische Tüchtigkeit, auch Anlage für Kirchenmusik; besonders finden sich ein Paar recht gute Fugen in diesem Werke. Die Behandlung des Textes aber, die von einem talentvollen Studirenden, Namens Kirsch, gedichtet ist, und viel Erhebendes für den Komponisten darbietet, ist etwas einförmig; vornehmlich sind die beyden Hauptpartbien der Heiden und Christen nicht genug durch Verschiedenheit der Melodie gesondert, wie denn der Komponist überhaupt der Melodie künftig mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. — Die dritte große Aufführung in dieser Zeit war die Aufführung, welche der hiesige Musikverein am Charfreytage Nachmittags (am Vormittage wurde Schichts genanntes Oratorium in der Thomaskirche wiederholt) von Mozarts Requiem, und zwar in der Universitätskirche, veranstaltete. Der Musikdirektor und Organist Pohlenz, welcher die musikalische Leitung der Uebungen und Aufführungen jener Gesellschaft seit mehreren Jahren mit der uneigennützigsten Kunstliebe betreibt, und noch in diesem Winter durch das Einstudiren der schwierigen Vokalmisse von Spohr, und von Mozarts Cosi fan tutte Beweise seiner eifrigen Thätigkeit und Sorgfalt abgelegt hat, brachte auch diese, besonders in Hinsicht des Gesanges ausgezeichnete Aufführung zu Stande. Die Solos wurden von unsern vorzüglichsten Dilettanten vorgetragen. An den beyden ersten Osterfeyertagen wurde in den Hauptkirchen abwechselnd Voglers herrliche Misse aus D moll gegeben.

Nach dem Osterfeste besuchte uns der Meister auf dem Piano, Kapellmeister Hummel wieder, der uns sein neuestes, neulich angezeigtes Pianofortekonzert, mit der Ueberschrift: Les Adieux, und eine mit mehreren gegebenen Themen kunstreich verflochtene Phantasie hören ließ. Das genannte Konzert ist minder ernst, als das meisterhafte A-moll-Konzert, und mehr für den glänzenden Effekt gearbeitet. Das Rondo, in welchem die Leichtigkeit und Sauberkeit des Meisters mit der Fertigkeit wetteifert, hat mich am meisten angesprochen. Die Phantasie beweißt aber die Meisterschaft Hummels am entschiedensten. Am liebsten folgt er dabey, wie natürlich, ganz seinen eignen Gedanken, und ich habe ihn auch während seines dießmaligen Aufenthalts in einem Privatcirkel auf diese Art phantasiren, und sich ganz in die Töne vertiefen hören, ohne daß er die Beherrschung derselben einen Augenblick verloren hätte; dagegen interessirt es wieder von künstlerischer Seite, wie er bey gegebnen Themen (er empfing hier die Posthornmelodie aus dem Konzert am Hofe) den Gedanken mannichfaltig wendet und dreht, so daß er überraschend in den verschiedensten Gestalten wiederkehrt. — Der Meister hat auch seine große Pianoforteschule beendigt und dem Druck übergeben.

Am 3. April gab Hr. Dr. Wolff, von seinem Aufenthalt in Dresden zurückgekehrt, seine zweyte improvisatorische Abendunterhaltung, mit welcher er seiner Ankündigung nach zum lezten Mal als Improvisator öffentlich auftritt. Er wählte zuerst Regulus Abschied von den Römern, nach meiner Ansicht die in jeder Beziehung gelungenste Leistung dieses Abends, kräftig, frey und in sich geschlossen; dann Noahs Entzücken bey Erblickung des Regenbogens. Abgesehen daß die Ausführung dieses Themas etwas gedehnt war, und Verse vorkamen, wie:

Als ich Herr die Arche offen machte,

so schadete sich Hr. Wolff noch dadurch, daß er in den ersten Zeilen gleich die Erscheinung mit nackten Worten ankündigte. Kurz vor dem Schlusse waren einige wirksame Stellen, wo Noah die Seinigen auffordert, die Arche zu verlassen, mit den Worten:

Nun heraus! blickt nach dem hellen Licht,
Droben hat der Herr geschrieben,
Wer mir folget, den verlaß ich nicht.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 96:
Dampfschiff.

Räthsel.

Dem Staate dien' ich oft, doch öfter noch zum Staat;
Gar grausam bin ich stets zu Mord und Tod parat,
Und Blut und Menschenfleisch dient mir als Trank und Speiß.
Ich steck' in einer Haut, bald braun, bald schwarz, bald weiß. —
Stürz ich auf meinen Raub, so fahre ich — o Graus! —
Im blinden Eifer aus der eignen Haut heraus.
Doch wenn's auch Jahre lang an Nahrung mir gebricht,
Vor Hunger oder Durst sterb ich doch sicher nicht.
Mein Leib ist dünn und schlank, der leicht sich dreht und biegt.
Und dennoch sagt man, daß auf mir die Welt sich wiegt;
Um mich zu fassen brauchest du nicht Geist und Wiz,
Nur fasse ja mich recht, sonst bin ich dir zu spiz.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. Mai 1826.

So wie die Gletscher nur bey Sonnenauf- und bey Untergange durchsichtig und rosenroth lodern, im Taglicht aber dunkel und grau dastehen.

Jean Paul.

Die farbigen Schatten.

Eine von dem, durch vielseitiges literarisches Verdienst berühmten, aargauischen Oberforstinspektor, *Heinrich Zschokke*, in der naturforschenden Gesellschaft zu Aarau am 10ten Jenner 1826 gehaltene Vorlesung hat diesen bisher vernachlässigten oder doch auf keine befriedigende Weise behandelten Vorwurf der Naturforschung wesentlich erhellet, und wie durch neue Versuche, so durch scharfsinnige Ansichten einen werthvollen Beytrag für die Lösung seiner Räthsel geliefert.

Die Erscheinung, um die es sich handelt, ist einfach aufgefaßt, diese: Wenn bey einbrechendem oder sinkendem Tag man das gedämpfte Tageslicht auf die Schatten fallen läßt, welche ein Kerzenlicht verursacht, so erscheinen dieselben schön blau; umgekehrt sind die Schatten des Tageslichts, wenn sie vom Kerzenlicht bestrahlt werden, röthlich gefärbt. Dieser ersten reihen sich die analogen Erscheinungen der farbigen Schatten an.

Was nun bis dahin *Leonardo da Vinci*, *Bougues*, *Buffon*, *Begelin*, *Monge*, *Opoix*, *Schrank*, *Rumford* und *Grotthus* von diesem Phänomen gehalten und wie sie es zu erklären versucht haben, sendet Herr *Zschokke* seinen eigenen Forschungen voraus, als deren Ergebnisse er hinwieder darzuthun verheißt: „1. Daß die farbigen Schatten weder Augentäuschung (nach Rumfords Ansicht), noch blos etwas subjektiv vorhandenes (wie Grotthus glaubte), sondern so wahre Schatten sind, als irgend die schwarzen oder grauen seyn können; 2. daß es in der Natur so viel der farbigen Schatten gebe, als Lichtabstufungen in dem prismatischen Bilde vorhanden, und, täglich von der Sonne erzeugt, täglich wahrnehmbar sind; 3. daß ihre Tünchung in diametralem Gegensatze mit dem im prismatischen Farbenkreise gegenüberstehenden Farbenlicht, bestimmt auf diejenige Gattung gebrochenen Lichtes hindeutet, dem sie entstammt; und 4. daß das dadurch bewirkte Erkennen der zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, oder in verschiedenen Erdgürteln herrschenden Lichtgattungen der Atmosphäre, zu großen Aufklärungen über den Haushalt der Natur führen werde.“

Nach vorangehenden Erklärungen der Begriffe von Licht, Schatten, farbigem Licht und farbigem Schatten wird gemäß der alten, einfachen, auf Versuche gestützten Newton'schen Lehre gezeigt, daß Helligkeit und Finsterniß, Weiß und Schwarz einander diametral entgegengesezt sind, daß Weiß die Summe aller Farben und Schwarz die Abwesenheit von allen sey, mithin das Leztere auf das Auge keinen Eindruck mache. „Jede Farbe (sagt der Verfasser) ist nur ein Theil des weißen Lichtes; wenn nun die Abwehrung des vollständigen weißen Lichtes einen *schwarzen* Schatten hervorbringt, so kann Abwehrung eines einzelnen partiellen Farbenstrahls *nicht ebenfalls* schwarze Schatten zur Folge haben. Das Schwarze, indem es Gegen-

satz von Weiß ist, kann nicht auch zugleich Gegensatz von Roth, Blau, Gelb u. s. w. seyn.

Die Anleitung zu den Versuchen mit farbigen Schatten, diese Versuche selbst und die daraus gezogenen wissenschaftlichen, zuweilen auch über das wissenschaftliche, in das Gebiet der Phantasie hinüber streifenden Folgerungen sind eines Auszuges nicht fähig. Eine anziehende Darstellung des mannigfachen Schauspiels, welches durch atmosphärischen Lichtwechsel die aufgehende Sonne darbietet, ist folgende:

„Sobald Sonnenlicht in der Atmosphäre farbig gebrochen wird, erscheinen in der Natur die farbigen Schatten. Man erblickt diese daher täglich und am meisten des Morgens und Abends. Eine der anmuthigsten Erscheinungen genoß ich an einem Sommermorgen, als ich mit Emil, meinem Sohne, bey Sonnenaufgang auf dem Napf, der höchsten Alp des bernischen Emmenthales, stand. Die Schatten unserer Gestalten, in scharfen Umrissen, bewegten sich an der Außenwand der hölzernen Sennhütte, aber sie leuchteten mit lebhaftem Grün; dieß Grün verwandelte sich bald in ein bläuliches Apfelgrün, das nach einigen Minuten in wirkliches Hellblau, dann in tiefes Dunkelblau überging, welches sich zuletzt ganz in Schwarz verlor, das endlich bey höherem Sonnenstand grau ward.“

„Nicht Jedermann hat Gelegenheit und nicht immer findet sich das glückliche Zusammentreffen der Umstände, diese schöne Schattenspielerey der Natur zu bewundern. Aber Jeder kann es fast täglich, und selbst bey bedecktem Himmel, im Kleinen sehen. Daß wir von den Arten der Schattungen auf die Arten des vorhandenen Farbenlichts zurückschließen dürfen, leidet wohl keinen Zweifel. Und Jeder kann Zeuge seyn, wenn er an einem heitern Sommermorgen das Aufstehen des großen Tagesgestirns beobachtet.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Die Lage des Königs ward indessen immer kritischer. Die Truppen, welche gegen Vescovato beordert waren, hatten sich zurückgezogen; allein die freywilligen Vertheidiger, die sich um Murat gesammelt hatten, glaubten, die Vorsicht erlaube ihnen nicht, auseinander zu gehen und sich einzeln den Verfolgungen der Behörden auszusetzen. Auf diese Art befand sich Murat, ohne es selbst zu wollen, an der Spitze einer bewaffneten Macht, da er doch blos eine Zuflucht gesucht hatte. In dieser Lage, durch die Ungeduld über die Ungewißheit seiner Lage aufgerieben, bey dem Ausbleiben aller Nachrichten aus Paris, der Unmöglichkeit, sich lange in dieser Stellung zu behaupten, besonders aber bey der Sorge um das Schicksal derer, die ihm gefolgt waren, entschloß sich Murat einen verzweifelten Streich zu wagen. Er verkaufte seine Diamanten, um seine Anhänger unterhalten zu können, und machte sich mit etwa 400 Mann, die ihm durchaus folgen wollten, auf den Weg nach Ajaccio. Dort kaufte er fünf kleine Fahrzeuge, die er eilig mit Waffen und Munition versah. Niemand zweifelte mehr, daß er eine verzweifelte Unternehmung beabsichtige, um so mehr, da man ihn sagen hörte: „Einem Könige, der seine Krone verloren hat, bleibt keine andere Wahl als der Tod eines Kriegers.“ Ich war entschlossen, ihn zu begleiten. Indessen kam ein Adjutant des Königs, dessen Namen ich vergessen habe, aus Paris bey uns an *). Er hatte mit Murat mehrere geheime Unterredungen, und es hieß, er habe ihm endlich von Seiten Oestreichs die Zuflucht angeboten, um die er so lange vergebens nachgesucht hatte. Allein die Umstände hatten sich seitdem sehr verändert: Murat sah sich nicht mehr als den Herrn seiner Handlungen an: „Die Würfel sind gefallen, sagte er, die, welche vor Kurzem meine Freundschaft suchten, haben mich der Wuth unbekannter Feinde (des ennemis obscurs) überlassen. Sie haben mich als König anerkannt, ich habe der Krone nicht entsagt, ich werde sie wieder nehmen. Der Ausgang meines Unternehmens kann zweifelhaft seyn, das gilt mir gleich. Als König habe ich oft dem Tode getrotzt, als Krieger verachte ich ihn.“

Den 28sten ging die Flottille unter Segel, unter der Führung des Kapitäns Barbara, eines Murat ergebenen Mannes, der sich in Korsika bey ihm eingefunden hatte. Der Kommandant von Ajaccio hatte sich in das Fort zurückgezogen, als Murat daselbst angekommen war; er schickte uns nun einige Kugeln nach, die wir jedoch nicht erwiederten. Den Abend vorher hatte ich mich von den beyden wackern Männern, mit denen ich Toulon verlassen hatte, getrennt. Der König umarmte sie beym Abschied mit Thränen in den Augen und Versprechungen für eine bessere Zukunft.

Der Wind war anfangs günstig und wir befanden uns bald in hoher See. Allein den zweyten Oktober zwang uns ein heftiger Sturm, bey der kleinen Insel Caprera vor Anker zu gehen. Wir benutzten diesen Zufall, um am Lande unsere Kompagnien zu bilden. Ich selbst wurde keiner zugetheilt, weil der König mich in seiner Nähe behalten wollte. Den 3ten gingen wir wieder unter Segel, nachdem der Kapitän Barbara die übrigen Kapitäne zusammenberufen und ihnen Instruktionen gegeben hatte. Schon in der folgenden Nacht zerstreute ein Sturm die ganze Flottille, und gegen Morgen konnten wir am Horizont kaum noch zwey der dazu gehörigen Schiffe bemerken. Eine einzige kleine Feluke war beständig der des Königs, worauf auch ich

*) Wahrscheinlich der Oberst Macirone, der für Murat in Paris unterhandelt hatte.

mich befand, gefolgt. Der König befahl nun, längs der Küste von Kalabrien, die wir indessen zu Gesicht bekommen hatten, hinzusegeln, um dem Convoi Zeit zu geben, sich wieder zu sammeln; aber es fand sich nur eine Feluke und eine kleine Barke mit vierzig Mann wieder bey uns ein. Zwey Offiziere, welche sich auf dieser befanden, stiegen auf unsere Feluke, um dem König näher zu seyn. Gegen Mitternacht, als wir uns auf der Höhe von Pizzo befanden, verließ jene Barke uns wieder und stach in die offne See. Diese Nachricht erfüllte den König mit gerechtem Unwillen. Am Morgen des 8ten verließ uns auch die Feluke, die uns bisher begleitet hatte, und es blieb dem König nun nur noch die Feluke des Kapitäns Barbara, worauf er selbst nebst etwa dreyßig Soldaten sich befand, und die andere Feluke, die immer bey uns geblieben war, mit etwa zwanzig Seesoldaten bemannt. Der König hatte eine Unterredung mit Barbara, deren Inhalt wir nicht erfuhren, die aber sehr unangenehm für ihn gewesen zu seyn schien. Wir glaubten, er werde nach Salerno steuern, was dem Convoi als Vereinigungspunkt bezeichnet worden war; allein seine Ungeduld riß ihn fort und er beschloß bey Pizzo zu landen, was wir vor uns hatten. Es ward ein Offizier an's Land geschickt, um dem Douaneposten zu bedeuten, daß er nicht auf uns schieße, allein der Offizier ward zurückgehalten und uns durch das Boot geantwortet, wir sollten uns sogleich vom Ufer entfernen, sonst würde die Douane Feuer geben. Der König hatte indessen alles zur Landung vorbereitet und dem Kapitän Barbara befohlen, so lange vor der Bay zu kreuzen, bis er ihm den Ausgang seiner Unternehmung zu wissen gethan habe. Hierauf wandte er sich an mich und sagte: „Kapitän, ich wünschte Sie mit mir nehmen zu können; aber Ihre Erfahrung und das Vertrauen, was ich in Sie setze, veranlassen mich, Ihnen einen Auftrag zu geben, der von der größten Wichtigkeit für mich ist. Sobald ich dem Kapitän Barbara werde haben wissen lassen, daß ich auf Neapel marschire, werden Sie sich in größter Eile auf den Weg machen, und der Königin diese Depeschen hier überbringen. Der Kapitän Barbara wird Ihnen die nöthigen Gelder zukommen lassen. Sollte ich unterliegen, so verlange ich Ihr Ehrenwort, daß Sie diese Papiere zerstören werden.“ Ich gab ihm dieß Versprechen, obgleich mit großem Widerwillen, da sein Befehl mich des Antheils an einer ruhm- und gefahrvollen Unternehmung beraubte. Ich wollte mich entfernen, als er mir ein zweytes Paket übergab, indem er sagte: „Diese Papiere lassen Sie, im Fall eines Unglücks, meiner Familie zukommen.“ — Nun stieg er auf's Verdeck und stellte sich an die Spitze seiner Leute, er war in voller, glänzender Uniform. Es war Mittag, als er, ohne Widerstand zu finden, landete, und sogleich auf Pizzo losging, wo wir ihn bald aus dem Gesichte verloren. Eine Stunde darauf kam das Boot zurück, was ihn an's Land gesezt hatte. Die Matrosen waren ihm nach Pizzo gefolgt. Es war Sonntag und die ganze Bevölkerung auf dem Marktplatz versammelt. Der König näherte sich mit seiner Begleitung unter dem Rufe: viva Gioachimo! Die versammelte Menge antwortete mit demselben Ruf. Die Gesundheitsbehörden kamen selbst, um den König zu empfangen; ein Posten von Kanonieren von der Marine trat unter die Waffen und salutirte ihn, als er vorüberkam. Auf den Befehl des Königs folgten sie ihm, und ohne sich in Pizzo aufzuhalten, sezte er sogleich seinen Weg nach Monteleone fort. Dahin aber hatten die Matrosen ihm nicht zu folgen gewagt; ihre Erzählung gab uns jedoch große Hoffnungen für den glücklichen Ausgang der Unternehmung. Gleich darauf hörten wir mehrere Schüsse nach der Seite von Monteleone hin. Wir zweifelten nicht, daß sie zu Ehren des Königs bey seinem Einzug in Monteleone gefeuert worden seyen; jedoch entschloß sich Barbara den Steuermann an's Ufer zu schicken, um Erkundigung einzuziehen. Das Boot ruderte um ein kleines Vorgebirge, um in eine Bucht einzulaufen, und erschien nicht wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Passionsmusik.

Seit langen Jahren schon ist es bey uns Sitte und gleichsam zu geselligem Kultus geworden, in der Osterwoche den Rammlerisch-Graunschen „Tod Jesu“ zu hören. Sonderbar müßte sich diese Musik in einer alten ehrwürdigen gothischen Kirche ausnehmen, die ihr andächtiges Schiff hoch in die Lüfte erhebt; es würde eben so klingen wie eine rationalistische neuere Dogmatik sich beym Lesen anhört, denn es ist gerade das Bezeichnende der Graunschen Passion, daß aus ihr sowohl die Passion als auch das Graun vor gegenwärtigem Göttlichen entschwunden ist. Sie ist das Entgegengesezte alter italischer Messen und des Händelschen Messias. In jenen lebt die ewige Geschichte Gottes, zu der auch seine Gegenwärtigkeit in der Gemeine gehört, als ein nicht nur Vergangenes, sondern Gegenwärtiges; sie wird nicht in Recitativen erzählt, und die Empfindung, die der Inhalt erregt, trennt sich von ihm noch nicht als Arie ab, denn dieser Inhalt tönt der Gemeine, ohne daß sie ihre Empfindung selber mit äußern könnte, vom Chore, dem gegenwärtigen Himmelreich, hernieder. Händel dagegen hat Chöre Recitativ und Arie, aber das Recitativ stellt noch rein nur diesen Inhalt selbst als Inhalt dar, und die Arie ist der Wiederklang nur der Empfindung, wie sie dieser Inhalt erregt. Anders ist es in dem Graun'schen „Tod Jesu.“ Da ist aller wahrhaft christliche Inhalt entschwunden, er ist abhanden gekommen; die göttliche Geschichte ist nur *gewesen*, ihr Geist ist zu Grabe gegangen, und die Recitative, die sie erzählen, berichten nur ihren äußerlichen Hergang, sie sind die Leichenrede bey der Bestattung des erstorbenen Christenthums. Christus ist darin nicht mehr als der wahrhaftige Sohn Gottes angesehn, sondern als der höchst moralische Mensch, und zum Muster verliehen, der seine Moralität bis zum Tode beweist. Dieser Tod ist nicht das ewige freye Schicksal des Gottes selbst. Darum fehlt alle Passion, ja Christus statt zu leiden, stehet „wie ein Berg Gottes, wie ein Weiser, dem, mag der Tag auch auf Blitzen eilen, ihn heiter ansieht.“ Aus dem göttlichen Leiden wird menschliches Leiden. Und nicht eigentlich dieses *Leiden*, sondern das *Mitleiden* des Erzählenden machen den Inhalt der Recitative aus. Der Inhalt hat keine Gegenständlichkeit mehr, sondern die Empfindung

über den Gegenstand, was sonst nur Arie ist, wird hier Inhalt des Recitativs. Und deßhalb sind die Recitative so schwer zu singen. Denn dieses Mitleiden (bey göttlicher Passion ist kein Mitleiden möglich), diese Rührung, dieses um Erbarmung Flehen, was alles nur eintreten kann, wenn der Leidende ein Mensch und nicht Gott selber ist, will tief empfunden seyn, und so fehlt dann entweder diese Empfindung, oder, wo sie nicht recht innig ist, wird ihr Ausdruck affektirt. Das Erstere war bey den Sängerinnen in der Hannsmannschen Aufführung (Mittwoch den 22sten März in der Garnisonkirche), Dem. Carl und Dem. Heßmann der Fall, so wie bey Herrn Bader, der diese Recitative mehr in der Weise vortrug, wie es wohl möchte bey Händelschen verlangt werden können. In den entgegengesetzten Fehler verfiel bisweilen bey der Zelter'schen Aufführung im Saale des königlichen Opernhauses am Charfreytage Mad. Schulz. Nur der weichen Stimme und Kunstfertigkeit Herrn Stürmers gelang der vollendete Vortrag der schweren Tenorpartbie. Die Baßpartbieen wollen wir dagegen ganz übergeben, denn Herrn Blume sollte bey solchen Gelegenheiten zu singen, wie dem Publikum ihn zu hören, billiger Weise nicht zugemuthet werden; Herr Reiiger aber (bey der Zelter'schen Aufführung) war heiser, so daß es ihm unmöglich ward, bey der Höhe der Parthie immer rein einzusetzen, obgleich er als geistreicher Komponist wohl weiß, wie man singen müsse, ohne jedoch immer selbst, da er nicht Sänger von Fach ist, die gehörige Ausbildung der Stimme dazu zu besitzen. — Auf welche meisterhafte Weise die Zelter'sche Singakademie die Chöre dieser Cantate ausführt, ist bekannt genug, so daß sich das, obschon auch verdienstliche Hannsmannische Singinstitut weder in einen Wettstreit einlassen wollte, noch konnte. Vollkommen gelang die Arie: „Singt dem göttlichen Propheten!" welche Mad. Schulz mit unendlicher Kunstfertigkeit und unermüdlicher Kraft der Stimme herauszureite. Wie die Freude der Lerche, wenn der Frühling naht, wirbelten und trillerten die Töne durch die Lüfte. Denn diese Arie ist auch eine Lerchenfreude des Menschengeschlechts, daß ihm der Frühling des Paradieses blüht. Schon daß sie dieser höchste Gipfel der ganzen Cantate ist, zu welchem alles hinaufstrebt, bezeichnet den Charakter aller Arien, daß sie nämlich, wie jene Recitative, entblößt von dem eigentlichen Inhalt christlicher Lehre, die Religion der Tugend zum Inhalte erhalten. Wenn daher auf früheren Stufen Gott und seine Geschichte immer die Hauptsache sind, so wird hier der Mensch zu dieser Hauptsache, all dieß Leiden ist nur seinetwegen da, und er bricht in lautesten, hellsten Jubel darüber aus. Schon die erste Arie hat diesen selbstsüchtig menschlichen Inhalt; Christus ist nur da, dem Sterbenden Trost zu gewähren; die zweyte: „Ein Gebet um neue Stärke," drückt, wie die dritte: „Ihr weichgeschaffnen Seelen," am deutlichsten den rein nur moralisch religiösen Standpunkt aus. Zu zeigen, worin sich die Komposition solchen Inhalts von der des eigentlich, inhaltsvoll christlichen unterscheidet, ist hier der Ort nicht. Auch das Duett, dieses reine sich Verschlingen und in einander Verschmelzen der verschiedenen Stimmen, diese Versöhnung ihres Zwiespalts ist ein solcher moralischer Anspruch. Beym Vortrage wetteiferte eine junge Schülerin des Herrn Prof. Zelter an Kraft und Reinheit der Stimme mit Mad. Schulz, welche ihr großmuthsvoll den Kampf erleichterte. Die Baßarie aber: „So stehet ein Berg Gottes!" ist in der Passion vollkommen unchristlich. Nur ein aufgeklärtester Protestant kann Christus zu einem Stoiker machen wollen. Und dieser musikalische Stoicismus paßt zu dem vorhergehenden Recitative wie die eherne Faust auf das seelenvolle thränenschwere Auge. Aber die Aufklärung ist auch diese Faust, die das sehende Auge des Christenthums blind schlägt, weil sie, wie die Katzen, nur im Dunkeln, im Nachtgrau zu sehn vermag. Und dieß tritt noch dadurch greller hervor, daß jener Arie gerade die gediegenste Fuge: „Christus hat uns ein Vorbild gelassen!" folgt. Eben so bezeichnend wird die lezte Baßarie: „es steigen Seraphine," denn einmal vereinigt sie alle Rührung, alles Mitleiden, alle Wehmuth der früheren Recitative in sich, und verlegt die Schauer des Todes aus Christus heraus in die Reflexion der Arie. Nach der Art und Weise aber, wie Christus in den Recitativen gelitten, ist nicht zu verstehen, warum darüber solch Aufhebens gemacht wird. Wegen solcher Passion, wie wir sie eben gehört haben, braucht Golgatha nicht zu erzittern, die Sonne nicht zu fliehn, das Land nicht zu zerreißen. Viel besser paßt die nachfolgende Klage, und nur dieß große Mitleiden entschuldigt und bedingt jene brausenden Vorwürfe, weil der auf solche Weise Bemitleidete wohl muß unschuldig gewesen seyn. Aber bey dem Tode Christi die Frage von „Schuldig" oder „Unschuldig" hereinzubringen, dieses moralische Assisen-Gericht, paßt wohl zu der früheren Stoicismus-Arie, doch das Urtheil beyder muß kassirt werden. Ganz konsequent aber schließt sich nun der Choral: „Ihr Augen weint," als lezte Klage über „den Menschenfreund," an das Frühere an: „Weinet nicht! Es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda!" ist der Trost, der sich für solches Bemitleiden ziemt, und: „Hier liegen wir gerührte Sünder!" ein Schluß, der noch einmal den ganzen Standpunkt alles Früheren lebhaft in's Gedächtniß zurückruft.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Anfang April.

(Fortsetzung.)

Die dramatische Aufgabe, welche Hr. Dr. Wolff wählte, war Ruth und Boas. Die schnelle Anordnung und Ausführung bewährte wieder die Gewandtheit des Hrn. Wolff. Nur unzweckmäßig finde ich, daß er auch bey diesem Stoffe den Chor anbrachte, den er überhaupt bey seinen dramatischen Versuchen anzuwenden liebt. — Dießmal hatte er auch einige komische Aufgaben zu lösen versprochen. Er wählte das Lob auf Xantippens Reize, mit dem Anfangswort greulich, und dem Refrain: wenn mich deine Liebe nun beglückt; entledigte sich glücklich dieser Fesseln, und schloß mit dem angenehmen Komplimente gegen die anwesenden Damen:

Mißlungen wohl ist dieß Gedicht;
Denn die mich begeistern sollte,
Die Xantippe ist hier nicht!

Es folgten noch einige komische Sonette, deren Themen ihm gegeben wurden, ja Hr. Wolff lieferte deren noch mehr als er öffentlich versprochen. Hier hat man am meisten Gelegenheit, die Fertigkeit des Verfassers in der gereimten Versifikation zu bewundern; denn er sprach so schnell, daß es nicht möglich war, ein solches Sonett vollständig aufzufassen. Das erste Sonett sollte ausdrücken: die Empfindungen eines Handschuhmachers, der seiner Liebsten ein Paar Handschuh seiner Arbeit verehrt; das zweyte „Gedanken eines Liebhabers, der sich den Mund wischt, während ein andrer seine Schöne küßt," war das Gelungenste, indem es ohne eine Verletzung der Form die Erinnerung an Don Quixote vom Anfang bis zu Ende durchführte. Der Mondscheinphantasie eines hungrigen Schneiders als komische Parodie auf Theklas Klage fehlte es, wie solchen Parodien gewöhnlich, an freyem Humor; desto gelungener und individueller war „der Liebesseufzer einer alten Jungfernmagd" — denn man nahm dabey wahr, wie schnell sich Hr. Wolff mit hiesigen Sitten bekannt gemacht hatte. Im Uebrigen beziehe ich mich auf das, was ich schon in meinem lezten Berichte über Hrn. Wolffs Leistungen gesagt habe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. Mai 1826.

Das Glück ist eine lachende Minute, das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, eine zufriedene Ewigkeit.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergeanten.

(Beschluß.)

Plötzlich sahen wir einen Haufen Menschen von Pizzo her nach dem Ufer eilen, mitten unter ihnen glaubten wir die Uniform des Königs zu erblicken. Ich verlangte nun vom Kapitän Barbara, er solle sogleich ein Boot ans Land abschicken. Da wir keines mehr hatten, signalisirte er der andern Feluke es zu thun; diese aber gehorchte nicht, und antwortete nicht. Indessen war der König, wenn er es wirklich war, in ein am Ufer befindliches Boot getreten, um welches her sich der Haufen drängte, so daß ich nicht genau unterscheiden konnte, was vorging. Barbara sah durch sein Fernrohr nach dem Ufer, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Befehl zu geben. Ich stellte ihm vor, daß der König in Gefahr zu seyn scheine, und daß es seine Pflicht sey, sogleich sich dem Ufer zu nähern, um ihn aufzunehmen, auch wenn die Feluke dabey Gefahr liefe zu stranden. Barbara antwortete: das was am Ufer geschehe, sey nichts; er habe Befehl, die See zu halten, und könne sein Schiff nicht durch eine unbedachte Maßregel auf's Spiel setzen. Als ich dennoch in ihn drang, sagte er barsch: er sey Herr auf seinem Schiff, und wandte mir den Rücken. Indessen hatte sich die Menschenmenge, die wir am Ufer gesehen hatten, zerstreut und Alles war ruhig. Wir lavirten in der größten Unruhe den Abend und die ganze Nacht, ohne etwas vom Lande zu erfahren. Am Morgen waren wir genöthigt, uns vom Ufer zu entfernen, um keinen Verdacht zu erregen. So kreuzten wir fünf tödtlich lange Tage. Am fünften Tag hörten wir einige Gewehrsalven vom Ufer her. Wir fingen wieder an zu hoffen, der König habe vielleicht seine Anhänger wieder gesammelt und siege; eine unbestimmte Freude folgte unserer schrecklichen Unruhe. Wir näherten uns dem Ufer wieder, um gewissere Nachrichten zu erhalten. Mit Einbruch der Nacht näherte sich uns ein Fischerboot; wir fragten den Fischer: was es Neues gebe? — „Nichts, antwortete er mit wahrer neapolitanischer Gleichgültigkeit . . . Ihr wißt doch, daß man diesen Nachmittag den Murat erschossen hat?“ — Das Entsetzen über diese Nachricht raubte uns die Sprache. Wir konnten uns jedoch nicht entschließen, ihr unbedingt Glauben zu schenken, und bald fingen unsere Hoffnungen wieder an zu erwachen.

Den folgenden Morgen näherte uns sich ein Boot von der Douane, ein Unteroffizier stieg an Bord und sagte mit trauriger Miene: „Ihr gehört zu Joachim's Expedition; ich muß euch warnen, daß ihr große Gefahr lauft, wenn ihr länger hier verweilt. Außerdem habt ihr nichts mehr hier zu thun, da der König todt ist. Segelt deßhalb ab, sobald wie möglich.“ Nun blieb uns kein Zweifel mehr an der traurigen Wahrheit. Von diesem Manne erfuhren wir folgende nähere Umstände. Der König war auf dem Wege nach Monteleone plötzlich von dem Gensd'armeriehauptmann Trentacapelli angegriffen worden. Er hatte die von diesem besetzte, vortheilhafte Stellung wegnehmen

wollen; war aber, nachdem sieben bis achte von seinen wenigen Gefährten verwundet und einer getödtet worden war, gezwungen worden, sich nach dem Ufer zurückzuziehen. Eine Menge Menschen vereinigte sich nun gegen ihn, sobald sie ihn fliehen sahen. Als er am Ufer bey Pizzo wieder angekommen war, hatte er sich, da er unser Boot nicht vorhanden fand, in einen kleinen Nachen geworfen, allein während er sich bemühte, ihn loszubinden, erreichten ihn seine Verfolger und bemächtigten sich seiner, trotz seines heftigen Widerstandes: der größte Theil seiner Begleiter war ebenfalls gefangen worden. Der Hauptmann Trentacapelli überhäufte seinen Gefangenen mit rohen Vorwürfen wegen seines Vorhabens und befahl, ihn zu durchsuchen. Dieser unwürdigen Behandlung ward jedoch ein Ende gemacht, als in der Nacht vom 8ten auf den 9ten General Nunziante ankam, der die Leitung der Untersuchung übernahm; er behandelte den König mit der größten Achtung und gestattete ihm, von dem Anerbieten eines Spaniers, Geschäftsmann des Herzogs von Infantado, Gebrauch zu machen, der ihm Alles zukommen ließ, dessen er bedurfte. Während mehreren Tagen blieb man ohne Nachrichten von Neapel; endlich, den 12ten, Abends zeigte eine telegraphische Nachricht an: „Murat doit être traduit..." Hier hatte eine Veränderung in der Atmosphäre die Arbeit des Telegraphen unterbrochen. Man glaubte, es sey von einer Festung die Rede, wohin er gebracht werden sollte; allein in der Nacht brachte ein Kourier den Befehl, Murat solle vor ein Kriegsgericht gestellt werden, welches auch sogleich zusammenberufen ward.

Der Gefangene ward nun verhört, nachdem man die Generale Franceschetti und Natali und seinen Kammerdiener Armand von ihm getrennt hatte. Er erwiederte, als er nach seinem Namen gefragt wurde: „Ich bin Joachim Murat, König beyder Sizilien; weiter, mein Herr." Er sprach damit sein eigenes Todesurtheil. Während der Gerichtshof es abfaßte, schrieb der König an seine Gemahlin und seine Kinder, er legte eine Haarlocke in den Brief und bereitete sich hierauf zum Tode. Er erlitt ihn allein an der Schwelle seines Zimmers mit der größten Ruhe und Heiterkeit. Auf seinem Herzen trug er das Portrait der Königin. „Schont das Gesicht und zielt nach dem Herzen!" rief er den Soldaten zu, welche das Urtheil vollzogen.

Folgendes ist der Brief, den Murat vor seinem Tode an die Königin schrieb.

13. October 1815.

Meine liebe Karoline! Meine lezte Stunde ist gekommen: in wenigen Augenblicken werde ich aufgehört haben zu leben; du wirst keinen Gatten, deine Kinder keinen Vater mehr haben. Denke an mich und fluche nicht meinem Andenken; mein Leben ist durch keine Ungerechtigkeit befleckt. Leb' wohl, mein Achilles; leb' wohl, meine Laetitia; leb' wohl, mein Lucian; leb' wohl, meine Louise; zeigt euch immer meiner würdig. Ich lasse euch ohne Güter, ohne Reich, mitten unter mächtigen Feinden. Bleibt immer einig, zeigt euch über das Unglück erhaben, und denkt mehr an das, was ihr seyd, als an das, was ihr waret. Gott segne euch! Vergeßt nicht, daß der bitterste Schmerz, den ich in meinen lezten Augenblicken fühle, der ist, fern von meinen Kindern zu sterben. Empfanget meinen väterlichen Segen, meine Thränen, meine zärtlichen Umarmungen. Vergeßt nie euren unglücklichen Vater." —

* * *

Denjenigen unserer Leser, die sich vielleicht auch für die Person und nicht blos für die Erzählungen des wackern Guillemard interessiren, können wir leider keine tröstlichen Nachrichten über seine weitern Schicksale geben. Nachdem die Unternehmung, welche ihm von Neuem die Bahn der Ehre geöffnet hatte, gänzlich verunglückt war, entkam er nach Korsika, wo er sich eine Zeit lang in den Gebirgen unter dem Schutz korsischer Gastfreyheit aufhielt. Nach einiger Zeit stellte er sich indessen freywillig vor einem Kriegsgericht in Ajaccio, was ihn freysprach. Nun trat er wieder als Sergent in sein Regiment ein, machte 1823 den Krieg in Catalonien mit, hatte wieder das Unglück verwundet und gefangen zu werden, entkam nach einigen Tagen wieder, ward aber bald darauf entlassen. Nun kehrte er nach seiner Heimath, dem Dorfe Sixfour bey Toulon, zurück, wo er jezt lebt. Doch scheint seine Lage nichts weniger als erfreulich zu seyn. Seine Eltern sind gestorben, seine Geschwister und Freunde größtentheils ihm entfremdet, sein Vermögen verloren, alle seine, einst so glänzenden Hoffnungen zerstört. Er trägt aus seinem Leben das bittere Gefühl davon: beständig gestrebt zu haben, sich über die Masse zu erheben, mehr wie einmal, theils durch Zufall, noch mehr durch keckes Ergreifen und Beherrschen des Zufalls im Begriff gewesen zu seyn, in die Bahn freyeren, ehrenvolleren Wirkens einzutreten, um immer wieder in die Masse zurückzufallen und von ihr fortgerissen zu werden. Daß er das Schicksal so tief fühlt, stellt ihn schon auf eine höhere Stufe geistiger Würde, und erklärt Manches in seinem Werke (wodurch er jezt sein nahendes Alter vor Mangel zu schützen sucht), was sonst von einem Manne seines Standes kaum zu erwarten wäre, und wodurch er sich sehr über einige seiner Ranggenossen erhebt, die in England und Deutschland ihre Schicksale der lesenden Welt mitgetheilt haben. —

Die farbigen Schatten.

(Fortsetzung.)

„Sobald die Nacht scheiden will, erheben sich die majestätischen Gletscher in ihrem Schneemantel, kaum erkennbar, winterlich-blau, kalt und einförmig. Die blauen und violetten Strahlen, die brechbarsten des Sonnenlichts, sind also die ersten, welche sich an die entnachtende Seite

des Erdballs anlegen, und in dessen Dunsthülle umbeugen und brechen, wenn er, um seine Achse drehend, sich dem prachtvollen Sterne zuneigt, dessen Planet er ist. — Ich nannte den Anblick nicht vergebens winterlich-kalt. In unsern Wintern ist das blaue, noch mehr das gelbe Licht der schrägfallenden Sonnenstrahlen, wie im tiefern Norden, das vorherrschende, und erzeugt die größte Eintönigkeit aller Farben. Das Gelbe darum, weil es, vermittelst der dicken Wolken und Nebel, über Alles unmerkbare bläuliche Schatten verbreitet. Man möchte fast glauben, die Sehorgane der im Norden Wohnenden, unter ihrem meistens lichtarmen, grauen Himmel, fühlen sich von Mannigfaltigkeit lebhafterer Farben so verwundet, daß sie diese scheuen (?) und sich auch darum am liebsten in Weis und Schwarz, Blau und Grau kleiden. Hinwieder die Südländer, unter ihren lichtreichen Zonen, hassen das Dämmernde der Farben, und kleiden sich bunt und blendend, wie ihre landschaftliche Natur. Wer durch blaues Glas eine Sommergegend anschaut, sieht sie, wie von einem plötzlichen Dezember überfallen, mitten in ihrer Pracht vernichtet; Wiesen und Laub der Bäume braun und dürr, den lachenden Himmel frostig trübe; den Erdboden wie steinhart gefroren; den Reif auf Dächern, Zweigen und Geländern, wo vorher fröhliches Sonnenlicht zurückstrahlte. Eine blaue Beleuchtung oder Ueberdämmerung tödtet die Frische des Grüns und das Freudige des Rothen, und macht die Königin der Blumen, die Rose, zur leichenhaft widerlichen Gestalt. Wenn aber der Morgen vorrückt, erglühen die Kulmen und Firsten der Eisberge vom dunkeln Purpurlicht, das immer brennender, immer röther wird. Erst leuchten über der noch dunkeln Tiefe der Erdenwelt einzelne der höchsten Gipfel, wie Gluten eines fernen Brandes, wie glimmende Funken. Bald jedoch senkt sich der feurige Schimmer tiefer an den Bergen abwärts, je höher die Sonne steigt, und wird milder. Dann erscheinen die hohen Einöden des ewigen Schnee's, wie von blassem Rosenlicht überflossen, welches bald, gelblich durchschimmert, orangefarben glänzt und zulezt, als blendender Goldglanz, auf die Unterwelt niederstrahlt. In dieser Abstufung der Morgenbeleuchtung ist's, wo jede Gegend mit ihrem schönsten Reiz erscheint. Weil dann noch die einzelnen Schatten dunkler sind, springen auch die einzelnen Lichtpunkte heller dazwischen hervor, und der orangefarbene oder gelbe Lichtschein mildert selbst das Schwärzliche des Grünen. Wer in hohem Sommer die Anmuth des Lenzes zurückrufen will, betrachte die Gegend durch gelbes Glas. Sie wird eine frühlingshaftere Färbung empfangen und das blasse, zärtliche Grün der Flur und des Baumschlages noch einmal zeigen, mit dessen Anblick uns die ersten Maiwochen nur flüchtig erquickt haben."

(Der Beschluß folgt.)

Die Lerche und die Spinne.

Eine Spinne spann ihr Netz;
Hat es grau und dicht gewoben,
Hing es nun mit vielen Fäden,
Hoch an Baumes Zweigen auf;
Meynt', sie hätt' vor Sonnenschein,
Einen Vorhang vorgeschoben.
Manche arme kleine Fliegen,
Strebend nach dem Himmelslicht,
Hingen zappelnd in dem Netz.
Doch — ihr Morgenlied zu singen —
Stieg nun aufwärts eine Lerche,
Und riß Netz und Spinne weg.

*

Webet immer, fort und fort,
Vor die Wahrheit euren Schleyer,
Genius mit raschem Fluge,
Nimmt Geweb und Weber mit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang April.

(Beschluß.)

Auf der hiesigen Bühne war neu einstudirt worden, Kotzebues Lustspiel: Armuth und Edelsinn und Körners Toni. Die Darstellung des erstern habe ich nicht gesehen; in dem zweyten Stücke machte ein junger Anfänger, Hr. Wilhelm genannt, seinen ersten, und als ersten, auch gelungenen Versuch; er gab die Rolle des jungen weißen Offiziers, den Toni vom Verderben rettet, mit einer Unbefangenheit und theatralischen Sicherheit, als ob er schon längst auf den Bretern sich bewegt hätte. Auch traf er häufig den Ton der Empfindung. Nur muß er sich von dem auf den Bretern herkömmlichen Deklamationsunwesen frey zu machen suchen, an welches man sich leicht durch vieles Hören gewöhnen kann, und das vornehmlich in emphatischen Hebungen der Stimme, an bestimmten rhythmischen Stellen, wo kein Nachdruk in den Worten selbst liegt, und in dem willkührlichen Durchschneiden der Sätze besteht, was nur in äußerst wenigen Fällen, und zwar da, wo das Gefühl so stark wird, daß es den Gedanken unterbricht, und den Satz kaum zu Ende bringen läßt, mit Grund statthaben kann. Einschnitte wie folgende zu machen:

Und trägt die Liebe | siegend | in das Leben.
Durch ihre Züge | schrieb die Hand der Liebe

gehört zur Manier.

Mad. Schmidt, welche mit dem jungen Anfänger nach dem Stücke gerufen wurde, gab Toni ganz, wie sie der Dichter gemeynt hat. Doch muß ich bemerken, daß bey zu großer Anstrengung ihres Sprachorgans, kein Ton des Gefühls durchdringen kann.

Die Gastrollen des Hrn. Haake fielen in eine Zeit, wo ich das Theater nur wenig besuchen konnte. So viel ich diesen Künstler habe beobachten können, so ist in ihm ein eifriges Kunststreben rege, das noch mit Hindernissen und bösen Angewohnheiten kämpft, und der Gefahr eines manierirten Uebertreibens noch nicht überall entgeht. Dieß bemerkte ich z. B. in seiner Darstellung des Hugo Oerindur. Seinen Kraftausbrüchen mangelt die natürliche Grazie, die das Harte verschmilzt. Am wenigsten gelungen fand ich die Scene, in welcher Hugo zum ersten Mal vor Don Carlos steht. Die Worte Ihr — ihr braucht der Zeugen nicht; denn ihr seyd Don Carlos Vater — müssen den Ausdruck einer furchtbaren Gewißheit enthalten, die aus starker Erschütterung des Gewissens kommt. Das gewöhnliche Deklamiren in oben angezeigter Weise hilft hier nicht aus.

Außerdem trat Hr. Haake auch in einer Darstellung von Ifflands Elise von Valberg, als Fürst auf. Die Rolle ist schwer; denn Leidenschaft und fürstliche Haltung gerathen hier in Conflikt. Hr. Haake hielt sich mehr auf Seiten der erstern. Uebrigens gab er noch den Maler Kleus in dem Lustspiele: Herodes vor Bethlehem, und den Marquis von Posa, welche beyde Darstellungen in ihrer Art viel Verdienstliches enthalten haben sollen.

Ein neues Verdienst um die Gebildeten im Publikum erwarb sich die Direktion dadurch, daß sie nach Wallenstein auch Goethe's Göz von Berlichingen zur Aufführung brachte, und mit vieler Sorgfalt angeordnet hatte. Es war dabey die vom Dichter selbst ausgehende theatralische Bearbeitung zum Grunde gelegt, nach welcher das Stück immer noch viertehalb Stunden spielt, und also eine große Aufmerksamkeit des Publikums fordert, die heutzutage selten ist. Die Darsteller strebten fast sämmtlich, sich diese Aufmerksamkeit zu erhalten, und doch schienen die Zuschauer am Schlusse ermüdet, was auch wohl, außer der Länge der Darstellung, in dem großen Wechsel der Scene in den beyden längern lezten Akten seinen Grund hat, in welchen Auftritte vorkommen, deren Zusammenhang mit der Handlung sich in jedem Zuschauer sogleich darlegt. Das meiste Verdienst um die Darstellung hatte Hr. Genast, als Göz; seiner äußern Erscheinung vermag er die würdige Gestalt des deutschen Rittersmanns zu geben, und eben so tritt in seiner Darstellung der Held hervor, der für die persönliche Freyheit kämpft, und einer neuen Ordnung der Dinge zum Opfer fällt. Göz steht in seiner Biederkeit erhaben, der Falschheit und höfischen Arglist gegenüber; dagegen er eigenmächtig und ungerecht in leidenschaftlicher Selbsthülfe an den Niedern handelt. Dieß ist die Schuld, die er trägt. Aber auch hier regt sich oft das Herz in großmüthiger Wallung; so in der Scene der neuen Bearbeitung, wo er dem jungen Nürnberger Kaufmann den Schmuck zurückgeben läßt, den dieser für seine Braut in Frankfurt bestimmt hatte. Wie wahr Hr. Genast auch das Frühere gefaßt, und namentlich die Scene, wo er gegen Weislingen so herrlich dasteht, so wenig wußte er diesen schönen Zug siegender Herzensgüte, und die Rührung kräftig zur Anschauung zu bringen, welche hier den wackern Ritter, besonders durch die Erinnerung an den Treubruch Weislingens und an seine Schwester Marie ergreift. Dann schien mir auch der Eindruck, welchen die Achtserklärung auf den, die kaiserliche Majestät immer ehrenden Ritter macht, zu leicht genommen. Dagegen fand ich die Ruhe des Ritters während der Belagerung, und das Ausathmen des Helden unter freyem Himmel außerordentlich wahr, groß und ergreifend. Der geschwächte Klang der Stimme, das allmählige Strecken des Körpers, das Hinaufstreben des Blicks in die himmlische Freyheit, waren schöne Züge dieser gelungenen Schilderung. — Weislingen, der mit seiner Parthie den Gegensaz des Göz bildet, tritt in dieser Bearbeitung mehr zurück; um so schwieriger wird die Darstellung, da hier die Motive minder deutlich hervortreten. Der durch den Glanz des Hofes verblendete, und in das Netz der Intrigue gezogene, wankelmüthige Mann stellt sich hier in wenig Scenen dar. Hr. Stein vermag es, diesem Charakter in der Folge noch mehr Zusammenhang und innere Wahrheit zu geben. Seine Scene mit Göz sollte nicht nur Verschiedenheit der Gesinnung, sondern auch den Grund dieser Verschiedenheit zeigen. Die minder schwierige, wo er sich Marien verbindet, wurde gut geschildert; dagegen die lezte Scene, in welcher er verlassen von Adelheid, unter Mariens Händen stirbt, mehr einen krampfvollen Zustand des Körpers, als die Erschütterung des geängsteten Herzens zeigte. Unter den Männern, die auf Gözens Seite stehen, muß ich die Herren Fischer und Burkhardt rühmen. Hr. Fischer stellte den wackern, aber lockern und lustigen Degen Selbiz mit Laune dar, ohne ihn zu tief herabzuziehen, und Hr. Burkhardt zeigte als Lerse, einen bedeutenden Fortschritt in seiner theatralischen Bildung, denn er schilderte die jugendlich aufopfernde Treue und Unerschrockenheit durch unbefangnen Ton, Haltung und Bewegung des Körpers kräftig, doch ohne Härte. Mad. Devrient leistete in der Rolle des Georg, was Damen gewöhnlich in solcher Verkleidung zu leisten im Stande sind; selten aber findet diese Rolle ihren Mann — oder richtiger den Jüngling, der die Herzlichkeit und den innern Adel dieses Knappen schildert, der schon im leichten Aufstreben sein Ziel erreicht. Die Frauen, welche Göz zur Seite stehen, stellten dar Mad. Genast (Elisabeth) und Mad. Schmidt (Marie) — an ersterer wünschte ich in jener Rolle mehr einfache Treuherzigkeit, weniger Elegance; die leztere ließ ihre Empfindung natürlich sprechen, und füllte ihren Plaz gut aus. Mad. Miedke stellte die herrschsüchtige Buhlerin Adelheid dar mit Kraft und aller Wirkung äußerer Würde; Hr. Devrient die Rolle des glühenden Franz. Seine Darstellung in der Scene im ersten Akte, wo er seinem Herrn die angebetete Adelheid schildert, dann die der spätern, in welche ihm diese den Auftrag gibt, seinen Herrn immer an ihren Willen zu erinnern, und (besonders den Vortrag der Reime, in denen die gnädige Frau immer wiederkehrt, halte ich für sehr gelungen; nur in der Vermummung erschien er mir nicht launisch genug. — Was noch weiter in dieser Zeit dargestellt worden, kann ich wohl übergehen.

Wendt.

Berlin.

(Beschluß.)

Seit einigen Tagen ist eine Broschüre: „Henriette oder die schöne Sängerin, eine Geschichte unserer Tage von Freymund Zuschauer," der Gegenstand allgemeiner, theils lobender theils mißbilligender Aufmerksamkeit. Zum ersten Mal erscheint dergleichen bey uns, und es ist auch nur unserer Armuth an Interesse zuzuschreiben, daß solche Schriftchen so allgemeines Aufsehen erregen, ja daß es überhaupt nur entstehen konnte. Die Helden sind die allbeliebte Sängerin des Königstädtischen Theaters, und ihr gegenüber ihre lächerlichen Anbeter, welche allen Partikularitäten nach genau porträtirt, und fast mit Namensunterschrift und fac simile versehn, unverkennbar und allgemein erkannt sind. Besonders ein israelitischer Verehrer und eine hohe auswärtige Standesperson werden scharf durchgenommen, so daß man begierig ist, wie sie sich gegen den bisher noch unbekannten Verfasser benehmen werden. Die Schrift selbst ist nicht ohne Laune, aber im Ganzen durch den Gegenstand selbst platt. Der Neid einiger Schauspielerinnen der königlichen Bühne ist nicht individuel genug, und für die Individualitäten, die durch ihn bezeichnet werden sollen, unpassend. Doch muß der Verfasser auch in das geringfügigste Detail eingeweiht gewesen seyn: er weiß von Allem, was in der kleinstädtischen großen Stadt leicht der Fall seyn kann. Doch nur die arme Sängerin selbst ist zu bedauern, die zwar als das liebenswürdigste Wesen, etwas sentimental und in forcirter Bescheidenheit dargestellt, dennoch in einem Roman verwickelt auftritt, dessen Darstellung richtig oder unrichtig, ihr auf jede Weise muß unangenehm gewesen seyn. Man soll sie in Thränen darüber haben ausbrechen sehn. Auch die Kritiker beyder Theater werden durchgehechelt: der Verfasser aber führt sich selbst als Hanswurst ein, und als solcher wird er abgeführt werden. Denn es ist eben so lächerlich von dergleichen solch Aufhebens zu machen, als der Grund zu solcher Lächerlichkeit zu seyn. —

Beylage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Mai 1826.

Dafür speyen sie Euch „Aufklärung" jezt in das Antliz.

Herder.

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

Da jezt der Blick der Welt auf den Kampf der Griechen gerichtet ist, wird es zur Vergleichung der Ideen, die unter uns herrschend sind, interessant seyn, über diesen Gegenstand auch die Ansichten eines der bedeutendsten Staatsmänner des fünfzehnten Jahrhunderts, des Aeneas Sylvius, zu vernehmen, welcher schon als Geheimschreiber des Basler Concils, dann als kaiserlicher Staatssekretär unter Friedrich III. den größten Einfluß auf die kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten Europa's ausübte, und später als Oberhaupt der Kirche, unter dem Namen Pius II. sich selbst an die Spitze eines Kreuzzugs wider die Türken stellte. Wir wählen hierzu einen Auszug seiner auf dem Reichstag zu Frankfurt a. M. im Jahr 1454, nicht lange nach Konstantinopels Fall, in lateinischer Sprache gehaltenen Rede, welche uns zugleich ein anschauliches Bild vom Geist seiner Zeit und dem Zustand der deutschen Nation und des Türkenvolks geben wird.

„Ehrwürdige Väter, ruhmvolle Fürsten, erlauchte und gelehrte Männer! Seit Konstantins prachtvolle Stadt in der Türken Hände gefallen, Christenblut durch sie in Strömen geflossen, Schaaren schuldloser Seelen Ketten tragen, sind alle Verehrer Christi verhöhnt und verwundet, unsere Kirche schmachvoll befleckt. Solchen Schimpf hat noch nie die Christenheit erlitten. Denn wenn auch vordem in Asien und Afrika, nie doch hat man uns im Vaterland, in der Heimath, im eigenen Wohnsitz getroffen und verlezt. Sind auch vor Jahren schon Asiaten nach Griechenland gedrungen, haben sich auch Tartaren in Europa niedergelassen und Saracenen Spanien besezt, nie doch haben wir in Europa eine Stadt verloren, die sich mit Konstantinopel vergleichen ließe. Mittelpunkt fast der ganzen bewohnten Erde, dehnt sich ihr Hafen, geräumig und sicher nicht allein für Schiffe, sondern für zahlreiche Flotten, links über den Bosporus, rechts nach dem Hellespont, um alle Küsten des Mittelmeers zu schützen oder zu befeinden. Und während dieß Kleinod unserm Heiland entrissen, ein Raub Mahomets wurde, sahen wir müßig zu, um nicht zu sagen, wir schliefen indeß. Ja, o vernehmt es, ihr Fürsten, von zwey christlichen Kaisern liegt Einer im Blute dahingestreckt; heißt das nicht, von zwey Augen der Christenheit ist Eines ausgerissen, von ihren zwey Armen Einer zerstückt? Traueret ihr nun, ihr Fürsten, seyd ihr nun betroffen und wie vom Donner gerührt über den Schlag, der die Christenheit traf, die Griechen niederschmetterte und die Römer verwirrte? Auch Friedrich, unser ruhmvoller Kaiser, ist nicht minder betroffen. Weinen hättet ihr ihn sehen können bey der Trauerpost, in seinem Gemach, trauern am Hof, bekümmert im Rath, flehend in der Kirche, überall betroffen und geängstet. Aber weil der Christen Bedrängniß nicht so Jammer und Thränen, als Feuer und Waffen erheischt, hat der Kaiser diesen Fürsten- und Staatenrath berufen, zum Schirm des Christenreichs einen Beschluß zu fassen. Selbst beyzuwohnen verhindert, läßt er sich durch Gesandte ver-

treten, und da diese mich aus ihrer Mitte zum Organ seines Willens erwählt, will ich denn reden über die gewichtige Frage: ob wir Krieg beschließen sollen mit jenen Türken, welche rechtlos Konstantinopel erobert, den griechischen Adel und Fürsten niedergemetzelt, alle unsere Heiligthümer besudelt haben und nun alle Rechtgläubige mit Streichen, Ketten und Mord bedrohen. Wer aber Krieg unternehmen will, prüfe vorher Dreyfaches: ob der Krieg auch gerecht sey, ob nützlich und leicht auszuführen. Auch ich will dieser Ordnung folgen und zuerst von der Gerechtigkeit des Krieges reden.

Einen Krieg, den man zum Schutz der Religion, zum Heil des Vaterlandes, zur Rettung seiner Brüder auf Begehr des Fürsten führt, hat Keiner aus der Vorzeit je für ungerecht gehalten. Darum preist man eines Moses und Josua's, Saul's und David's, darum der Makkabäer Kämpfe. Darum hat Demosthenes die bey Marathon und Salamis für's Vaterland Gefallenen zum Jubel für ganz Athen, zu unsterblichem Ruhme verherrlicht; darum werden die Horatier, Decier, Fabier stets gefeyert und andere, welche für ihrer Bürger Rettung sich dem Tode weihten, darum unter den Deutschen Karl, Roland, Rinald, die Konrade, Ottonen und Friedrich mit ewigem Lobpreis erhoben, weil sie zum Schutze der Christen großen Gefahren sich preisgaben. Nie jedoch hatten eure Voreltern einen so gerechten Anlaß zum Kampfe, als welcher euch jezt spornen muß; nie haben sie ein so gräßliches Unrecht, eine so auffallende Schmach von den Ungläubigen erlitten, wie die Christenheit unserer Tage. Kurz nur will ich das Unglücksloos von Konstantinopel schildern, denn dadurch wird des Unrechts Größe deutlicher, die Heiligkeit des Krieges klarer werden. — Durch keine Beleidigung gereizt, kündigt Sultan Mahomet den Griechen die Fehde an, belagert die Kaiserstadt, der es an Schutzwehr gebricht und erobert sie. Der Griechen Kaiser, Konstantin, wird, ein tapferer Streiter in seines Landes äußerster Gefahr, an den Pforten der Stadt niedergehauen, sein Haupt, auf einen Pfahl gesteckt, zur Schau umhergetragen; es beginnt ein jammervolles Schlachten der Griechen, der Blutstahl durchbohrt nicht nur, die sich zu vertheidigen suchen, nein, auch wer die Waffen ablegt und sich ergibt, ist des Todes Beute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die farbigen Schatten.

(Beschluß.)

Die Abhandlung geht zur Betrachtung der Wirkungen dieser Lichtwechsel auf die Pflanzenwelt und den Haushalt der Thiere in den verschiedenen Klimaten über: gleichwie die Tageszeiten, so empfangen auch die Jahrszeiten und die klimatischen Zonen durch den Wechselgang der Licht- und Schattenarten ihren eigenthümlichen Charakter für das Auge. Das meiste ungebrochene Licht strömt den gemäßigten Zonen im Sommer zu; reichlicher wird es den Tropenländern zu Theil. Es ist erwiesen, daß das Pflanzenleben der südlichen Gegenden seine Fülle mehr dem Genuß des vielen reinen Lichts, als der größern Wärme dankt. Unsere Treibhäuser können den Pflanzen der Aequatorialfluren wohl dieselben Wärmegrade, aber nicht den reinen Himmel ihrer Heimath wiedergeben. Dort auch sind die Farben ihrer Blumen, dort die Farben der Thiere, zumal der Vögel und Amphibien, wie bey uns im Sommer, brennender. In den gemäßigten Zonen sind die Strahlenbrechungen der Sonne anhaltender; im Durchschnitt das gelbe und orange Licht herrschender. Die Färbungen der Geschöpfe werden milder; selbst das Schwarze, Kupferroth und Dunkelgelb der Menschenhaut verliert sich abstufend ins Braune und Weißröthliche. Je näher den Polargegenden, je anhaltender dauert das gebrochene Tageslicht. Nur selten strömt den im tiefsten Norden Wohnenden vom Mittagshimmel weißes Licht herab. Denn der höchste Sonnenstand über dem Horizont beträgt an den Polen nur 23½ Grad; also fünf Grad mehr als bey uns am kürzesten Wintertag; während in der Sommersonnenwende unserer Gegenden die Sonne 66° 5 Minuten über den Horizont aufsteigt. Wie im prismatischen Farbenkreise, vom gelben Licht hinweg, zum Grün und Hellblau, oder zum Orange und Roth, die Intensität des Lichts nach Maßgabe der wachsenden Strahlenbrechbarkeit abnimmt, so auf dem Erdkreis von den gemäßigten Zonen hinweg zu den Polen. Je weiter gegen Norden, je herrschender wird das grüne, blaue und violette Licht. Wie wir bey uns, nächst den schwarzen und grauen Schatten am gemeinsten die blauen sehen: so erblickt der Norden am meisten die gelben, rothen und grünen Schatten. Aber auch in den Licht- und Schattenordnungen der verschiedenen Erdgürtel offenbart sich die erhabene Weisheit und Huld Gottes. Zwischen den Wendekreisen und in deren Nachbarschaft wird die Fülle des ungebrochenen weißen Lichtes und dessen blendender Glanz, durch die Schwärze des Schattens, durch die dunkeln Farben der Menschen, Thiere und Pflanzen gemäßigt; hinwieder inner den Polarkreisen und in deren Nachbarschaften muß der Mangel des vollen Lichts durch die hellere Färbung der Menschen und Thiere, durch die weiße Oberfläche des verschneiten Bodens und die lichtern Schatten ersezt werden. Hier wird überall das meiste Licht von den Gegenständen reflectirt.

In noch weiteren Schlußbemerkungen drückt sich Herr Zschokke u. a. also aus: „Nicht die farbigen Schatten an und für sich sind das Wichtige, sondern ihre Bedeutsamkeit liegt in dem Gegensatz, welchen sie zu ihrer Lichtgattung bilden. Sie verrathen uns diejenige Gattung gebrochener

Strahlen in der Atmosphäre, welche neben den weißen, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Himmelsstrichen, mehr oder weniger die herrschenden sind. Der Einfluß des Lichts auf die organische und unorganische Welt ist uns zwar überhaupt bekannt: nicht aber die Modifikation dieses Einflusses, wenn das Licht auf eine oder andere Weise, im Dunstkreise anhaltend gebrochen, zu uns gelangt. Es dürfte vielleicht das Beobachten der vorwaltenden Lichtart vermittelst der farbigen Schatten, bey meteorologischen Anstalten einst nicht unwesentliche Dienste leisten, und die Photometrie sich auf gleiche Weise neue Felder der Erkenntniß eröffnen. Licht, Wärme, Electricität und Magnetismus, deren Sippschaft noch so unklar ist, geben vielleicht durch die farbigen Strahlen in der Atmosphäre nähere Auskunft über ihr gegenseitiges Verwandtseyn. Denn bisher kannte man diese Strahlen fast nur aus dem von Prismen und Regenwolken zerlegten Lichte. Nun aber ist man, vermöge der Schattenfarben, fähig zu erkennen, welche Art gebrochenen Lichtes in der Atmosphäre neben den ungebrochenen Strahlen besteht. Auch auf den hohen Gebirgen findet die farbige Brechung statt. Ich sah meinen Schatten im Frühlicht blau über das Eis des Griesgletschers schweben, der, in dem Alpenkamm zwischen Oberwallis und Italien, noch in einer Höhe von 7340 Fuß einen Weg offen läßt. Aber unstreitig genießen die Gipfel unserer Alpen eine größere Menge ungebrochenen Lichtes, oder minder starkgebrochenen, als die tiefern Oberflächen der Erde. Mag nicht auch daher zum Theil die reinere und lebhaftere Farbe der Alpenpflanzen, zumal in ihrer Blüthe, stammen? Es ist durch Erfahrung genug dargethan, daß die Gebirgsblumen, in tiefere Gegenden mit aller Sorgfalt, selbst mit dem Boden verpflanzt, dem sie entsprossen, den Glanz und die Klarheit ihrer Tünchung verlieren. Oder warum sollten wir den Zusammenhang des verschiedenartig gebrochenen und farbigen Lichts mit dem Pflanzenleben bezweifeln? Deutet uns nicht gleichsam spielend darauf schon der Farbenschmuck hin, worin sich manche Früchte der Gesträuche und Bäume ablaufend bis zu ihrer Reife kleiden? Durchlaufen z. B. nicht die blauen Zwetschgen, Pflaumen, Brombeeren, schwarzen Kirschen u. s. w. genau den prismatischen Farbenkreis vom Dunkelgrün zum Hellgrün, Gelborange, Roth bis in's Violett? Nicht ohne Ursache, so wie auch nicht ohne Wirkung, mag im weisen Haushalt der Natur jenes ungleiche Verhältniß seyn, welches im prismatischen Kreise zwischen den drey sogenannten Grundfarben: Gelb, Roth und Blau stattfindet. Wenn wir zur Domaine des gelben Lichts auch das Grüne und Orange, zum Gebiet des rothen auch das Violette und Orange, zur Herrschaft des blauen auch das Grüne und Violette zählen: so ist das blaue Licht weit aus das vorwaltende; nächst ihm erst das Rothe, am wenigsten das Gelbe. Die Lehre vom Licht gleicht darin der Sonne selbst, daß uns immer mehr Dunkelheit umgibt, je länger wir uns mit ihr beschäftigen. Der größte Entdecker neuerer Zeit in diesen Gebieten menschlicher Erkenntniß, Fraunhofer, hinterläßt seinen Nachfolgern noch unermeßliche Strecken zu erobern; und des vielverherrlichten Sängers Ahnungen vom Ursprung der Farben (Goethe's Farbenlehre), als Kindern aus der Vermählung des Lichts und der Finsterniß entsprungen, zeigen in der Ferne auf eine Welt voll unentschleyerter Wunder hin."

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Locken und Gedanken.

Wie meines Herzens selige Gedanken
Sich um dein Bild in banger Wonne ranken,
So seh' ich, wie mit ihren goldnen Ringen
Die Locken Stirn und Nacken dir umschlingen,
Du schüttelst mit dem Kopf und schüchtern fliegen
Zurück die Locken, die am schönsten liegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe aus Berlin über Berlin.

„Briefe leben, athmen warm und sagen,
Was man Schlechtes uns hier bringt,
Was zu stammeln wir kaum wagen,
Gesteh'n sie ohne Schüchternheit!"

Sie müssen gewiß glauben, ich habe das große Loos getroffen, oder ich sey zum wenigsten eine schöne Sängerin geworden, daß ich so ohne Honorargeiz lange schwieg, und mein Korrespondenzlamm nicht auf die fette Weide Ihres Blattes trieb; nichts von allem dem! ich war mit einer statistischen Arbeit beschäftigt, nämlich auszumitteln, wie viel Rezensenten auf eine Quadratmeile Deutschlands kommen, und nach monatlangem Mühen ergab sich die Summe von 6⅔ auf die Q. M., exklusive des Schreibers dieser Briefe. Nun begreife ich die Angabe des Mainzer Staatsprokurators, daß in Deutschland 16,000 Räuber sich befinden, ich hielt das erst für eine feine Schmeicheley für Deutschland, daß es so viele Räuber ernähren könne, allein wahrscheinlich sind unter diesen Räubern auch Namen- und Ehrenräuber, vulgo Rezensenten gemeynt, dann ist es auch viel wahrscheinlicher, daß 12,000 Juden darunter sind, welches ich auch blos für eine versteckte Artigkeit hielt, die der Herr Staatsprokurator dem Muthe dieser Nation sagte. Also 6⅔ Rezensenten auf die Quadratmeile! Das scheint etwas viel, allein es ist in der That blutwenig, wenn ich Ihnen einen kleinen Auszug aus den deutschen Blättern machen werde, und Ihnen die Masse von Künstlern und Künstlerinnen, die wir nach ihren Berichten besitzen, mittheile.

Nach den Rezensionen in unsern deutschen Blättern zählen die deutschen Theater ungefähr:

Erste außerordentliche Künstler	483	Stück
Vortreffliche ditto	619	
beachtsame —	712	
fleißige —	823	
bloße Künstler	900	
unübertreffliche Künstlerinnen	502	
Thaliens Lieblinginnen	819	
Melpomenens Priesterinnen	636	
Auserkohrne beyder Musen	912	
Künstlerinnen platterdings	1200	
strebende Künstler und Genius inbewohnte Künstlerinnen etwa in Bausch und Bogen	4000	
Summe	11611	Stück

Eine nicht unbedeutende Summe von Künstlern und Künstlerinnen werden auch in andern deutschen Blättern jährlich ausgebrütet. nun nehmen Sie, daß jeder Künstler wenigstens einen Rezensenten für und einen gegen sich hat, und daß in jede Künstlerin wenigstens drey Rezensenten verliebt seyn müssen, und Sie werden finden, daß Deutschland viel eher Ueberfluß an Referendären und geheimer Polizey als an Rezensenten und Kritikern hat! Sie sehen, daß ich es Ihnen begreiflich machen will, daß Sie, troz dem, daß Sie schon eine Menge Referenten in Berlin haben, Sie noch immer mich auch haben müssen! ich spiele unter der Grandezza Ihrer Korrespondenten blos den Gracioso! (blos! bin ich nicht bescheiden?) Also zur Sache, und wenn ich sage zur Sache, verstehe ich darunter weder Ihre Sache noch meine Sache, sondern unsre Berliner Sache: Das Königsstädter Theater! „Und es war nach Verlauf zweyer Jahre und Pharao (das bin ich) träumte einen Traum, als wenn er an der Spree stände (allwo das Theater ist) und aus der Spree kamen sieben Direktoren herauf, schön von Ansehen, und stark am Fleische, und sie weideten auf der Bühne. Und als wenn nach ihnen sieben andere Direktoren heraufkämen aus der Spree, kurios von Ansehen, und mager am Fleische, und stellten sich neben jene sieben Direktoren am Ufer der Spree, und die magern und abgezehrten Direktoren verschlangen die ersten sieben fetten. Sie kamen in ihren Leib, es wurde aber nicht gemerkt, daß sie in ihren Leib kamen, denn es blieb alles schlecht und abgezehrt wie vorhin, und ich erwachte!“ „Ich sah ferner in meinem Traum sieben volle und gute Häuser durch eine Oper entstehen. Nach ihnen aber kamen sieben leere, öde und von Leuten ausgefegte Häuser hervor. Diese leeren Häuser verschlangen die vollen, und ich erwachte!“ und ich fragte die Traumdeuter und Bilderschriftkundigen, und sie sagten mir „die sieben leeren Häuser bedeuten große Hungersnoth in dem Königsstädter Theater, denn es werden vielleicht eben so viele Jahre kommen, wo man in diesem Reviere vergessen wird, daß jemals Leute da gewesen, oder daß jemals der Weizen geblüht. Darum ersehe sich Pharao einen verständigen und weisen Mann aus, und setze ihn über das Haus, damit er Vorrath sammle für die künftigen Jahre des Hungers, und Getreide aufschütte auf den Boden der Kunst.“ Sie verstehen dieses allegorische Bibelbild gewiß. Ja, ja, das Königsstädter Theater agonisirt nun, wie ich es Ihnen in meinen ersten Briefen auch prophezeyte: ich gleiche der Cassandra, man glaubt meinen unglücklichen Prophezeyungen nicht eher, bis sie eingetroffen sind. Es ist ein ewiger Jammer da draußen, lächerlich, was ernst seyn soll, und ernst, was lächerlich seyn soll. Haben Sie schon ein Buch erhalten: „Sachgemäße Erörterungen des Königsstädter Theaters“ von dem als Schriftsteller und Vorsteher der Droschkenanstalt bekannten und berühmten Herrn Henoch? Er sagt in dem Buche, er wolle es der „Redaktion des Morgenblattes“ übersenden, damit sie sich überzeuge, daß wir Referenten ihr das Geld aus der Tasche stehlen!“ O Herr Henoch! Herr Henoch! — Aber die Berechnungen im Buche und die aufgedeckten Rechnungen der vorigen Verwaltung übersteigen allen Glauben. Eine Hauptrolle spielt ein ächter Shawl, den die vorigen Direktoren der Dem. Sonntag schenkten, und dafür ihren Dank einstrichen; nun aber ergibt sich, daß dieser Shawl für 559 Rthlr., sage fünfhundert und fünfzig neun Thaler der Theaterkasse zur Last gelegt wurde! Dieser Shawl, je leichter er hinsichtlich seiner Aechtheit seyn muß, desto schwerer fiel er auf die Brust der Actionäre. Dem. Sonntag hat den Shawl auch sogleich mit aller Resignation an die Comité zurückgeschickt, und das ist nun das erste Mal, daß sie wirklich Bewunderung verdient! o heroische Entsagung, erstaunliche Selbstverläugnung! gehört zu einem solchen Entschluße nicht mehr Brust als zu einem halben Stimmchen? à propos, lieber Herr Redakteur des Morgenblattes, Sie haben keinen wahren Enthusiasmus für die Kunst, für die Göttlichkeit der Kunst, das heißt für eine Koloratur in messa voce, sonst hätten Sie den kleinen Katzensprung von Stuttgart nach Berlin nicht gescheut, und wären zum „Türken in Italien“ hierher gekommen. Da hätte ich meine Rache an Sie, Ungläubiger! ausgeübt! Da hätten Sie gehorcht, sehr gehorcht, am sehrsten gehorcht, denn sonst hätten Sie sie, die Dem. Sonntag als Fiorillo, doch nicht gehört, und Sie wären doch, wie wir alle, entzückt gewesen, und Sie hätten bedeutend gestöhnt, und hätten die Hände wie zwey große Gerichtsprotokolle an einander geschlagen, und hätten mit Thränen und Schluchzen eingestanden: „ich habe das zwar schon besser singen gehört, viel besser, aber es ist doch dieses nicht, und was dieses dieses eigentlich ist, das weiß ich zwar nicht, aber eben dieses unbewußte dieses ist es, was dieses so reitzend machen thut!“ Sie würden eingestehen, daß Dem. Sonntag eigentlich gar keine Stimme hat, das heißt eine Gesangsstimme, und daß, wenn man dagegen unsre Milder, Schulz und Seidler hört, es wie Glockenton gegen Haberrohrgeflister ist. Daß diese Kehlengeläufigkeit nicht Kunst ist, da keine Seele in ihrem Gesang ist, eben weil gar kein Metall in ihr ist, und der Gesang eigentlich in reinen Brusttönen von der Brust herausquellen muß, wenn er den Anforderungen, die wir an die Gewalt der Vokalmusik machen, entsprechen soll, und nicht wie bey Dem. Sonntag im Kehlkopf klappenartig abgequirlt und herausgekitzelt werden, das ist eine sehr zufällige Spielerey, eine süße Honigeinspritzung in's Ohr, eine erstaunliche Fertigkeit, aber es ist kein Gesang, es ist nicht Stimme, es ist nicht Metall, es hat keine Kraft, keine Gewalt, keine Dauer des Eindrucks. Es ist Künsteley, nicht Kunst; Geschicklichkeit, nicht Beruf, eingelernte, eingeübte, maschinenartige Volubilität, weiter nichts. Es ist schön, es hört sich gut an, es kann sogar, wenn man kochender Gemüthsart ist, bezaubern, aber es kann den Kenner unmöglich bewegen zu sagen: das ist vortrefflich als Gesang, sondern blos: es ist in seiner Art allerliebst. Aber da habe ich mir ihr Spiel recht genau angesehen, und ich muß gestehen, auch das ist höchst mittelmäßig, so beschränkt auf ein paar Blickchen und ein paar Fingerchen und ein paar Lächelchen, daß es für eine gewisse Art Schelmerey, die nicht weiter gehet als auf ein Intriguechen oder ein Posselchen, kömmt es aber darauf an eine edle, großartige, gewaltige Leidenschaft auszudrücken, kömmt es auf berechnet effektvolle Mimik oder Aktion an, da kann die Sichel nicht zu Felde ziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 106.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Mai 1826.

„Verzage nicht, so lang du noch auf Erden
Nicht freundlos bist. Im Arm des Freundes sind Beschwerden
Des Lebens — nur ein trüber Tag im May.“

Fr. A. Müller.

Die Geschichte von Amicus und Amelius.

Zu Pipins, des Königs der Franken, Zeiten wurden zwey Knaben geboren, die einander wunderbar ähnlich sahen, der eine dem Grafen von Alvern, der andere einem Edeln von Bericum. Beyde wurden von ihren Eltern zur Taufe nach Rom gebracht. Unterwegs, in der Stadt Lucca, begegneten sie einander, und von diesem Augenblick waren sie durch solche Anhänglichkeit und Einigkeit aneinander gekettet, daß keiner ohne den andern Speise noch Trank nehmen, noch schlafen wollte in einem andern Gemach. So kamen sie denn nach Rom und wurden dem Papst Deus dedit dargebracht und von ihm getauft. Dem Sohne des Grafen gab er den Namen Amelius, den Sohn des Ritters nannte er Amicus. Und viele edele Römer hoben sie mit Freuden aus dem heiligen Taufwasser. Der Papst aber schenkte ihnen zwey hölzerne Becher von gleicher Größe mit Gold und Edelgesteinen ausgelegt, und sprach: Empfanget diese Gabe und lasset sie euch ein beständiges Zeugniß seyn, daß ich euch in des heiligen Erlösers Kirche getauft habe. Dankbar nahmen sie die Geschenke an und kehrten in ihre Heimath zurück.

Der Sohn des Edeln von Bericum, Amicus, als er in reiferes Alter kam, wurde von Gott mit großer Weisheit begabt. — Dreyßig Jahr war er alt, da fiel sein Vater, der fromme Ritter, in eine tödtliche Krankheit. Er ermahnte seinen Sohn, dem Kriegsdienst Christi sich nicht zu entziehen, Treue zu bewahren seinem Lehnsherrn, Freunden und guten Gesellen zu helfen, die Werke der Barmherzigkeit zu üben, und über dieses den Bund und die Freundschaft mit dem Sohn des Grafen von Alvern nimmermehr zu vergessen. Und nachdem er diese Worte gesprochen, ging er ein zu dem Herrn. — Sein Sohn erwies ihm gebührend alle Ehren des Begräbnisses, und übernahm nach ihm seine Lehen.

Bald aber begannen böse Menschen den jungen Herrn zu neiden und ihm allerley Listen und Gefährden heimlich zu bereiten. Aber er liebte alle Menschen, und trug das ihm widerfahrne Unrecht in Geduld. Dennoch wuchs endlich die Bosheit seiner Feinde so sehr, daß sie ihn mit allen den Seinen aus seiner väterlichen Erbburg verdrängten. Da nahm er zehn Knechte zu sich und sprach gegen sie: Wir wollen zu dem Hofe des Grafen Amicus fliehen, meines Freundes und Gesellen; vielleicht theilt er uns von seinen Gütern mit. Ist aber dieß nicht, so wollen wir zu Frau Hildegarden gehen, unsers Herrn, König Karlen Gemahlin, die Bedrängten und Vertriebenen immer zu rathen pflegt. Sie gingen also und kamen an den Hof des Grafen; ihn selbst aber fanden sie nicht daheim. Denn er war verreiset gen Bericum, um seinen Freund zu besuchen, weil er gehört hatte, daß dessen Vater gestorben wäre. Und da er ihn dort nicht fand, so zog er traurig weiter und nahm sich vor, nicht eher in seine Heimath zurückzukehren, bis er ihn gefunden.

Aber auch Amicus ließ nicht ab, den Grafen zu su-

chen, bis er einst von einem edeln Herrn gastlich aufgenommen wurde, welcher ihm, als er sein Unglück von ihm vernommen, zugleich aus Mitleid und aus Bewunderung seine Tochter zur Ehe gab.

2. Wie sie sich Beyde suchten und einander fanden, und wie sie miteinander an König Karls Hof kamen.

Nachdem aber ein Jahr und ein halbes vergangen war, eilte Amicus mit seinen Knechten nach Paris, um an des Königs Hofe den Grafen Amelius zu suchen. Und dieser selbst hatte nun schon durch zwey Jahre den Amicus gesucht, und zog jezt gleichfalls an des Königs Hof. Als er sich nun Paris nahte, so begegnete er einem Pilger, den fragte er: ob er den Ritter Amicus von Bericum gesehen, der aus seiner Heimath vertrieben worden sey? und da der Pilger antwortete: er habe ihn nirgend gesehen, so zog der Graf sein Kleid aus, gab es ihm und bat, daß er für ihn beten möge zu Gott: er wolle seiner Mühsal, die er nun zwey Jahre geduldet, ein Ende machen.

Der Waller ging seine Straße, und gegen Abend fand er den Amicus. Dieser forschte von ihm, ob er etwas gehört habe von Amelius, dem Sohne des Grafen von Alvern? Er aber antwortete: Was verspottest du mich armen Waller? Bist du nicht Amelius, der heute mich fragte, ob ich den Amicus von Bericum gesehen? und hast du mir nicht dieses Kleid gegeben? Jezt aber weiß ich nicht, warum du deine Kleidung, Gefolge, Rosse und Waffen gewechselt hast.

Darauf entgegnete Amicus: Nicht bin ich Amelius, sondern Amicus, und höre nicht auf, jenen zu suchen. Darauf bat auch er den Pilgrim, für ihn zu beten, und gab ihm reiches Almosen. Dieser aber sagte zu ihm: eilt nach Paris, Ritter! dort werdet ihr finden, hoffe ich, den ihr suchet. Amicus eilte darauf weiter, und vor Paris, auf einer lustigen Aue an der Seine fand er den Amelius mit seinem Gefolge beym Mahl. Als diese die Bewaffneten des von Bericum kommen sahen, erhoben sie sich schnell, griffen zu den Waffen und rannten ihnen entgegen. — Auch Amicus, der sie für Pariser hielt, die ihn angreifen wollten, ermuthigte die Seinen zum Kampf. Sie ließen also die Zügel schießen und rannten von beyden Seiten wider einander. Sie richten die Lanzen auf und ziehen die Schwerter: ein blutiges Gefecht scheint unvermeidlich.

Da geschah es durch göttliche Fügung, daß Amicus sprach: Ihr seyd tapfere Ritter, daß ihr den vertriebenen Amicus mit den Seinen erschlagen wollt! — Bey dieser Stimme erblaßte Amelius und erkannte den Amicus. Bald waren sie von den Rossen gestiegen, umarmten und küßten einander liebreich und dankten Gott für diese unerwartete Freude. Sie gelobten sich ewige Freundschaft und Treue, und so kamen sie miteinander an den Hof des großen Karl. Beyde kamen durch ihre Tugend bald zu hohen Ehren. Amicus wurde Schatzmeister, Amelius Truchseß des Königs. Und es war eine Freude, sie so zu sehen, Beyde gleich bescheiden, weise und schön, von gleicher Gestalt und gleich gekleidet, von Allen geliebt und geehrt.

3. Wie Amicus den Amelius aus einer großen Gefahr errettet und ihm des Königs Tochter wirbt.

Als drey Jahre also vergangen waren, sprach Amicus zu Amelio: mich verlanget mein Weib zu sehen; doch werde ich, sobald ich kann, zurückkehren. Du aber bleibe an dem Hofe des Königs; nur hüte dich vor seiner Tochter, am meisten aber vor des boshaften Grafen Harderik falscher Freundschaft. Und nachdem er sich dieß versprechen lassen, schied er. Amelius aber warf seine Augen auf die Tochter des Königs, die schöne Belirenda, und bald gewann er ihre Gegenliebe und genoß ihrer vertraulichen Gunst.

Indessen drängte sich der Verläumder Harderik, der an jeder Bosheit sich erfreute und jede Tugend neidete, sich immer mehr an ihn, und eines Tages redete er ihn also an: Weißt du nicht, theurer Graf, daß Amicus des Königs Schatz bestohlen hat und darum entflohen ist? Gehe du nun also mit mir den Bund der Freundschaft ein und empfange meine Treue über den Reliquien der Heiligen.

Amelius aus Scham, weil er sein Wort dem Freunde nicht gehalten hatte, verwirrt, glaubte dem Verräther, und als dieser ihm Treue und Freundschaft geschworen, stand er nicht an, alle seine Heimlichkeiten ihm anzuvertrauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Fortsetzung.)

„Ich will es selbst nicht hoch anschlagen, daß in der Hitze beym ersten Eindringen Viele hingemordet wurden, aber davor schaudre ich zurück, das verabscheue und verfluche ich, daß nach der Einnahme der Stadt, als die Bürger entwaffnet und in Kerker geworfen waren, daß dann die Osmanen am gräßlichsten wütheten, wehrlose Söhne vor den Augen zärtlicher Eltern erschlugen, edle Männer gleich Thieren schlachteten, Priester zerfleischten, Mütter und Frauen mißhandelten, Gott geweihte Jungfrauen schändeten. O jammervoller Anblick der Stadt und du unglückbeladenes Volk! O frevelhafter Mohamet! Wer kann dieß aussprechen ohne Thränen? Alles ist angefüllt von Trauer, Mord, Blut und Leichen; Mohamet selbst mit gräßlichem Antlitz, blutgierigen Augen, donnernder Stimme, mit grausenhaften Worten, verruchten Winken gebietet den Menschenmord, jezt reißt er diesen, jezt je-

nen zur Schlachtbank, seine Hände badet er in Christenblut, Alles befleckt er, Alles schändet er; unseres Gottes Tempel werden dem falschen Propheten geöffnet, die heiligen Altäre niedergerissen, die Gebeine der Märtyrer Schweinen vorgeworfen, die Statuen zerbrochen, Gemälde vernichtet. Selbst der Jungfrau Maria Bildniß schont man nicht und unsers gekreuzigten Heilands Bild wird unter lautem Jubelgeschrey und grellerem Hohngelächter unter dem Ausruf: Seht doch den Christengott! mit Paukengetös und Trompetengeschmetter im Triumph ins Lager getragen, hierhin und dorthin gezerrt, angespien und in Koth getreten. O nie zu entsühnender Gräuel! O Schmach für das Christenvolk und ewige Schande unsers Namens! Wer ist so beredt, den Fall jener Stadt und seine Leichen genügend zu schildern, wer so reich an Thränen, allen den Jammer zu beweinen? Meine Seele schaudert zurück, solches zu mahlen, und wendet sich ab von dem Bild der Trauer. O Glanz von Hellas, hier ist dein Ende, nun bist du erstorben! Ach wie viele Städte, sonst herrlich durch Thaten und Ruhm, liegen vernichtet! wo seyd ihr hin, Theben und Athen, du Sparta und Korinth und ihr andern, von denen kaum Mauern noch stehen? Griechenland suchen die Unsern oft vergeblich in Griechenland. Konstantinopel allein ragt wie aus Leichen der Staaten hervor, einst gegründet von Byzantiern, von Konstantin zur Nebenbuhlerin Roms erhoben, im Besitz vieler staunenswerther Werke, im Besitz eines so großen wissenschaftlichen Ruhms, daß sie allein den Verlust vieler andern zu ersetzen schien, so prächtig, daß einst der Gothenkönig Athanarich, als er ihren Umfang und Glanz betrachtet, staunend ausrief: „„Wahrlich, ein Gott auf Erden wohnt hier der Kaiser, wer gegen ihn seine Hand regt, trägt sich selbst zum Tode.““ Und wirwohl die Stadt oft schon erobert und geplündert worden ist, nie doch fiel sie in die Hände der Feinde Christi, nie sind die Basiliken der Heiligen zertrümmert, nie die Bibliotheken verbrannt, die Klöster verwüstet, unsere Heiligthümer zerstört worden. Stets blieb sie noch Wohnsitz der Wissenschaft, der Weisheit Burg. Kein Abendländer schien gelehrt, wenn nicht dort gebildet, und was ehedem Athen, war in unsern Tagen Konstantins Stadt. Nun aber werden die Rollen der alten Weisen in ewige Nacht begraben, denn jeder Wissenschaft gram, jeder Bildung verschlossen sind die Türken, ein scythisches Volk, mitten aus der Barbarey hervorgebrochen, ein unsauberer Stamm und schmählich sich wälzend in jeder Unzucht. Und obgleich unter dem milden Himmel, auf der lachenden Flur des vordern Asiens, durch die Länge der Zeit ein wenig gesittigt, trägt es doch überall Spuren der alten Häßlichkeit. Vom Fleisch der Pferde, Katzen und Geyer genährt, fröhnt es der Wollust und Grausamkeit, haßt die Wissenschaften und verfolgt jede menschliche Regung. Das beredte Griechenland lassen sie verstummen; des Dichters Lied, das den Helden feyert und seine Größe späten Geschlechtern verkündet, hat ausgeklungen; ruhmlos erstirbt die Großthat mit der Gegenwart. Bedarfs nach solchem Verlust, bey solchem Unrecht noch langer Berathung, ihr Fürsten? Wir werden doch nicht an der Gerechtigkeit eines Kriegs zweifeln wollen, den wir gegen Abarten von Menschen zu führen gedenken, welche ohne Sinn für Wissenschaft, keinem Schwure treu, nach unserm Blute unersättlich dürsten, alle Heiligthümer unsers Gottes beflecken und vernichten? Tapferkeit, sagt Ambrosius, welche das Vaterland vor Barbaren schützt, ist volle Gerechtigkeit. Und wenn der Kriegsbeschluß nur Fürsten zusteht, so seht ihr, wie gerecht der unsere ist, zu welchem nicht nur Papst und Kaiser, der Erde Häupter, sondern der Welten Lenker selbst uns antreiben. —

Doch welchen Vortheil beut der Krieg? Ey so beherzigt nur die Gefahr, welche der ganzen Christenheit droht, wenn nicht der Türken Wogenandrang gebrochen wird. Konstantinopels Schicksal habt ihr vernommen, Gleiches steht andern Staaten bevor, wenn wir nicht helfen, so lange es noch Zeit ist; immer weiter frißt das Gift, jezt wird uns eine, jezt eine andere Provinz entrissen. Rascien wurde ganz kürzlich besezt, die Ungarn, bisher unsers Glaubens Schild, haben in zwey Schlachten über 100,000 Mann verloren. In voller Zahl und ungeschwächt bestanden sie nicht der Türken Macht, wie vermögen sie es jezt nach diesem Schlag? Mit der Polen Hülfe unterlagen sie, wie sollen sie einzeln siegen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Seele des Lebens.

Wende die Zeit wohl an . . . . O sie ist die Seele des Lebens!
Wie die unsterbliche, schließt sie sich der Ewigkeit an.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, 22. März.

Am 10ten d. M. feyerte Prag sein jährliches großes wissenschaftliches Fest. Die öffentliche Sitzung des Böhmischen Nationalmuseums, die vierte seit dessen Stiftung, wurde im Saale des ständischen Hauses gehalten.

Die Aufstellung der Sammlung böhmischer Mineralien dieses Institutes, nach dem, durch Professor Haidinger von Edinburg erweiterten Mineralsystem des Herrn Professor Mohs in Freyberg, ist jezt vollendet. Dieß gab dem Herrn Präsidenten des Museums, Sr. Excellenz Herrn Grafen

Kaspar Sternberg, Anlaß, in seiner Rede die vorzüglichsten Mineralien anzuzeigen, welche Böhmen in jeder Ordnung besizt, und diesen Reichthum andrer Länder zu vergleichen. Er folgerte aus dieser Vergleichung das Resultat, daß Böhmen, nach Maßgabe des Flächeninhaltes, viel reicher an Mineralien als jene Länder sey. Derselbe Maßstab, in erweiterter Anwendung, als Grundlage zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Mineralreichthum Europa's und Südamerika's genommen, ergibt, zufolge einer Ansicht, welche Graf Sternberg demnächst ausführte, ein gleiches Resultat zu Gunsten des europäischen Reichthums an Mineralien; und auch der Pflanzenreichthum Südamerika's erscheint, jener Maßgabe zufolge, nicht so viel größer als der europäische Pflanzenreichthum, wie er insgemein gehalten wird.

Die allgemeine oryctognostische Sammlung des Museums hat im verwichenen Jahr einen interessanten Zuwachs durch eine Sammlung vulkanischer Produkte erhalten, welche der Herr Feldmarschall-Lieutenant, Baron Koller, aus Neapel in seine Heimath geschenkt. Es befinden sich darunter die meisten der neuen, vom Aetna und Vesuv ausgeworfene Mineralien.

Auf der Herrschaft Watschiz, im Bidschower Kreise, sind, eine obere Kinnlade und mehrere Mahlzähne des fossilen Rhinozeros (Rhinoceros tichorhinus Cuvier) mit Zähnen des fossilen Pferdes gefunden worden, und zwar im Quadersandstein, in einem Steinbruch, in welchem eine Felsspalte ermündet. Auch dieser Fund hat die Sammlungen unsres Museums bereichert. Eine Abbildung davon wird den Verhandlungen des lezteren beygegeben werden.

Auf der Herrschaft Geiz, im Berauner Kreise, am Fuße des Berges Pleschiwey, auf dessen Hochebene die Reste eines verschanzten Lagers bemerkt werden, entdeckte man, bey Wegräumung eines Schutthügels, zweyunddreyßig Geräthe von Bronze, theils ganz, theils zerbrochen, von der Art, wie Montfaucon darstellt, und wie sie in Frankreich unter dem Volke haches gauloises genannt werden. Bienenberg und Büsching geben ähnliche, unterm Namen Abhäutemesser, weil sie an heidnische Opfer dachten; Lanzenspizen, Sicheln, Messer, wie dergleichen öfter gefunden sind; Ringe von verschiedener Größe und Dicke, glatt, gewunden, oder auf das Zierlichste gravirt; zwey Buckeln von verschiedener Form, ebenfalls sehr schön gravirt; gewundener elastischer Kupferdraht, in Form eines querliegenden lateinischen S. Die Windungen sind auf der Seite nach innen gravirt, wahrscheinlich Verzierungen; ein großer Reif von Fingerdicke, oben und unten halbrund, zu beyden Seiten einwärts gebogen, und hier durchlöchert, so daß ein schmales Querstück durchgezogen werden konnte. Auf keiner mir bekannten Abbildung kommt Aehnliches vor. Der Gebrauch ist schwer zu errathen. Unter den Bruchstücken ist eines, von einem legirten Metall, in der Härte unsres Stahls, ohne Spuren von Rost. Das Ende gleicht einem Meißel. Es könnte zum Graviren der Verzierungen gedient haben.

Führich in Ihrem Kunstblatte Gerechtigkeit erwiesen zu sehn, hat die hiesigen, unpartheyischen Kunstfreunde sehr gefreut. Er hat von der Natur, was nicht erlernt werden kann, den beneidenswerthen, beneideten und vom Neide stets verfolgten Vorzug eines genialen Talentes. Sein Kolorit, obgleich er in den lezten Jahren das Bunte und Harte desselben schon sehr gemildert, ist noch zu grell; an sich aber sind seine Farben rein, lebendig und natürlich. Seine Zeichnung ist korrekt. Stellungen und Köpfe seiner Figuren sind oft von unvergleichlichem Ausdruck, und jedes seiner Gemälde ist ein Gedicht.

Im Fache der Landschaft hat ein hiesiger, wenig bekannter Künstler, ein ausgezeichnetes, doch mehr einzelnes Talent; er heißt Piepenhagen. Den weichen, wogenden, wallenden Glanz der Gewässer; den Duft des Wassers, der um Ufergegenstände schwebt; das Licht- und Nebelspiel in der Luft und auf dem Wasser zu gewissen Tageszeiten und Jahreszeiten, gibt er mit der lebendigsten Wahrheit; auch stellen seine Landschaften, oft Landschaftskupfer, die er, frey behandelt, als Sujet kopirt, nur ähnliche Erscheinungen dar.

Der vorzüglichste Portraitmaler Prags ist Horzizka, Inspektor der Gallerie des Fürsten Colloredo-Mansfeld. Allein er wird von seinem Talente despotisirt, und scheint sich unter diesem Despotismus zu gefallen. Ist er bey Laune, findet er Gefallen am Gegenstande seiner Darstellung, können seine Gemälde, an Leichtigkeit und Vollendung der Carnazion den Werken Titians verglichen werden, und haben eigenthümlich viel Geist, Kraft, Charakter, bey einer Aehnlichkeit, welche den Gedanken der Natur in dem dargestellten Gesicht widergibt. Ist er aber nicht aufgelegt, oder mißfällt ihm der Gegenstand, den er malen soll, verlängnen sie einen mittelmäßigen Künstler. Er malt auch historische Stücke, und hat manches Altarblatt den Kirchen seines Vaterlandes geliefert. Ich sah keines seiner historischen Gemälde, nur Skizzen und Zeichnungen zu solchen, von ungemeiner Korrektheit der Zeichnung, Großartigkeit und Einfachheit in Stellungen und Gruppen. Das Kräftige, Charakteristische gelingt ihm besser als das Weiche und Anmuthige, zumal bey Männerköpfen.

In meinem nächsten Briefe von hier Einiges über die hiesige Kunstausstellung, die hiesigen Schriftsteller. Dann ein Mehreres von meiner weiteren Wandrung durch die Staaten Oesterreichs.

Peregrinus.

Briefe aus Berlin über Berlin.

(Beschluß.)

Das Vermögen der Dem. Sonntag reicht nicht dahin, und es ist Sonntag und Sabbath allda. An edle Haltung, an entschiedene Contouren, und an dramatische Kunstfertigkeit des Gesanges ist gar nicht zu denken, und ich bin überzeugt, wenn Dem. Sonntag auf unserm großen Opernhaus einmal die Armide oder Amazili, oder auch nur den Blaubart singen und spielen sollte, wir gewaltige Augen und recht lange Ohren machen müßten, um sie zu hören und zu sehen. Sie müssen mir ja nicht einwenden, daß wir täglich Gedichte auf sie herabstürzen sehen von der Gallerie, mein Gott, alberne Enthusiasten gibt es in der ganzen Welt; doch gibt es gottlob in unserm großen, herrlichen und kunstsinnigen Berlin noch kluge Männer in Hülle und Fülle, die Dem. Sonntag zwar gern als niedliche Sängerin des Königsstädter Theaters hören, und der Lieblichkeit ihrer Kehlkunstfertigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber doch wohl wissen, welche mittelmäßige Stufe sie in dem Tempel der großen und heiligen Kunst einnimmt. Doch schon zu viel Stimme über so wenig Stimme, und überhaupt schon zu viel von den Königsstädter Minoritäten. Dieses Theater ist so lange inkurabel, bis es mit der königlichen Bühne vereinigt ist, nur unter einer solchen Aegide kann es Würde, Kredit und eine gehörige Regulatur erhalten. Mein nächster Brief soll Ihnen ganz kuriose Neuigkeiten bringen.

„Von Zank und Haß und Streit, von unerhörten Dingen.“

(„Zacharias“)

S—r.

Beylage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. Mai 1826.

Verstand hat stets bey Wenigen nur gewohnt!

Verstandes Erdenreise.

Vor Jahren einst zog der Verstand
Nach Fürstenart inkognito durch's Land,
Vielleicht daß Musterung er halte,
Wie Menschenvolk mit seinen Gaben schalte.

Doch bald war das Inkognito schon kund,
Und im Galoppe flog's von Mund zu Mund,
Bis laut es hieß in jeglichem Reviere:
„Verstand nahm hier, nahm dort Quartiere;"
Derweil Verstand den Heimweg leise nahm,
Weiß nicht wohin, — doch hin, woher er kam.

Allein was half's? die guten Menschenkinder
Betheuern Alle drum nicht minder:
Verstand ist hier, Verstand ist dort,
Verstand ist längst, auf Ehrenwort!
Bey mir daheim auch angekommen.
Wer Augen und wer Ohren hat,
Der merkt's an meinen Reden satt,
Wenn er's nicht gleich aus meinem Blick vernommen.

Joh. Rud. Wyß.

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Fortsetzung.)

Groß ist der Türken Macht in Asien und in Griechenland, der Tartaren wilde Horde steht mit ihnen im Bund, auch 300,000 Krieger können sie leicht aufbringen. Sind gleich die Ungarn tapfere Männer und ehrenwerth und mächtig, sind sie doch solchen Massen nicht gewachsen; mögen sie besiegt werden, mögen sie gezwungen mit den Türken sich verbinden, Italien und Deutschland wird nicht sicher, der Rhein für Frankreich keine Schutzwehr seyn. — Es wähnen wohl Manche, weil sie in ihren Tagen nicht dergleichen sahen, solches könne nicht geschehen, aber haben wir denn vergessen, wie Tartaren einst Ungern niedertraten, in Deutschland einbrachen und bis zum Rhein forthauseten? Haben nicht die Ungarn selbst, bevor sie Christum bekannten, ganz Deutschland überschwemmt? Erinnert sich keiner mehr an Attila, den Hunnenkönig, an die Gothenzüge und Vandalenschwärme, die Horden der Gepiden, Heruler, und Longobarden und was die Burgundionen brachten? Alle sind sie durch Ungern aus dem fernsten Scythien gebrochen und haben unnennbares Weh über unsere Christenländer gebracht. Wollen wir abwarten bis die Türken kommen und sammt ihren herbeygerufenen Tartaren sich des Ungernlandes bemächtigen und von da gleich Heuschrecken die übrige Christenheit überziehen? Die Waffen ergreift, wollt ihr als Freye, wollt ihr als Christen leben! Kampf kostet's und zwar so lange eure Genossen noch nicht einzeln geworfen sind, denn auswärts kämpft es sich sicherer als beym eignen Heerd. So hieltens die klugen Römer, so eure tapfern Ahnen. Schickt ihr den Ungern jezt nicht Hülfe, so könnt ihr später von Frankreich keine hoffen, und dieses nicht von Spanien. Und so kanns kommen, daß die Feinde, immer mit den einzelnen Völkern

kämpfend, leicht der ganzen Erde Herrschaft sich erobern. — Und selbst wenn ihr deß gewiß wäret, daß ihre raubsüchtige Horde nie bis zu euch dringen werde, dennoch wäret ihr als Christen verpflichtet, für die großen Segnungen der göttlichen Gnade gegen jene Widersacher des Evangeliums, jene Spötter Christi zu Felde zu ziehen. Ihr, preiswürdige Fürsten, mit jeglicher Tugend geziert, werdet doch wohl nichts eifriger wollen als dankbar seyn. Dankbarkeit ist ja der Inbegriff der Tugenden, nicht nur die größte, sondern aller andern Mutter. Sind wir schon dankbar gegen Eltern, Lehrer und Freunde, um wie viel mehr müssen wir's gegen unsern Schöpfer und Erlöser seyn, der unsäglichen Spott und selbst den Tod am Kreuz für uns erlitt. Doch womit sucht ihr zu vergelten, was thun wir Christen für solche Wohlthaten, wo gedenkt man noch der verliehenen Güter, Fürsten! wo ist eure Dankbarkeit? Das heilige Land, worauf unser Heiland erschienen und unter den Menschen wandelte, ist von Agarenern besetzt, die Quelle unsers Heils hat Mahomet inne, die Grabstätte des Herrn verunehren der Sarazenen unreine Hände; jene gesegneten Orte, gefärbt mit des schuldlosen Lammes Blut, treten die Feinde unsers Glaubens mit Füßen und wir sehen zu! Was antwortet ihr hierauf, Fürsten? Wodurch hat sich dieß begeben? Glaubt ihr, Gottes Arm sey verkürzt? oder der ohnmächtig worden, welcher ist allmächtig? Könnte er nicht mehr denn zwölf Legionen Engel herabsenden, die Gotteslästerer zu verjagen? Nur Ein Wort und sein Wille geschähe! Oder sollte der, welcher Sanheribs Streitkraft zerstäubte, den wüthenden Holofernes in eines Weibes Gewalt gab, der mächtige Könige stürzte, den Egyptiern das Meer entgegenschwellte, auf Sodom Schwefel und Feuer regnete, der den Winden gebietet und des Meeres Wogen, der Himmel schuf durch einen Gedanken, sollte der Mahomets Uebermuth nicht bändigen können? Nein! es lebt noch der starke Gott und er versucht euch, will euch erproben, ob ihr ihn liebt, ob ihr an Mannessinn die ersten seyd, ob gottesfürchtig und dankbar. Also was zaudert ihr? was steht ihr? Wo ist des Kriegs ein höherer Gewinn? Den Himmel erwerbt ihr, verbunden mit den Engeln im Triumphlied, sitzend zur Seite Christi! Ich schweige von dem Gewinn an Gold und Silber, an Statuen und Gemälden, Rossen, Kleidern, Sklaven, Weibern. Denn wie viel auch dessen dieser Kriegszug verspricht, Christi Kämpfer sollen nicht nach Raub und Beute trachten. Ein kleinlicher Mensch jagt nach irdischem Gewinn, eine große erhabene Seele strebt himmlischen Schätzen nach. Kurz ist des Menschen irdisches Seyn, schnell rollt der Lebensfaden ab, sein Daseyn gleicht der Spinne Gewebe, das schnell zerreißt; es entflieht des Körpers Blüthe, unbemerkt beschleicht uns das Alter, Niemand weiß, was der Abend ihm bringet. Fremdlinge nur sind wir auf Erden, unsere Hoffnung ist zum Himmel gerichtet, wo weder Diebe graben, noch Motten nagen. Viele Wege führen dahin, aber wahrlich in unserer Zeit keiner sicherer, keiner kürzer und ruhmvoller, als das Schwert zu ergreifen, mit festem Muthe zu kämpfen gegen die Feinde unserer himmlischen Heimath und unseres irdischen Reichs. Wer will noch zweifeln an des Kriegs herrlichem Ruhm und Gewinn?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte von Amicus und Amelius.

(Fortsetzung.)

Als Amelius nun eines Tages vor dem Könige stand und ihm Wasser für die Hände reichte, so sprach Harderik: Mein König, wollet nicht Wasser empfangen aus der Hand dieses Nichtswürdigen, der eher des Todes als dieser Ehre werth ist, weil er eurer Tochter die Blüthe der Jungfräulichkeit geraubt hat. — Bey dieser Anklage fiel Amelius zitternd nieder und sprach kein Wort.

Der König aber erhob ihn gnädig und sagte: Fürchte dich nicht, Amelius, stehe auf und vertheidige dich gegen diese Klage. Da stand er auf und sprach: Gerechtester König und Herr! wollet nicht den verläumderischen Worten des Lügners Harderik Glauben beymessen, sondern erlaubet mir, mich zu verantworten, daß ich in eurer Gegenwart einen Zweykampf mit ihm halte und vor den Augen des Hofes ihn der Lüge überführe. —

Als der König ihn seiner Bitte gewährt hatte, übernahm die Königin Hildegardis, des Amelius Sache zu schirmen. Wie er nun, Rath suchend für sich, umherging, fand er den Amicus, der an des Königs Hof zurückkehrte. Diesem warf er sich zu Füßen und sprach: o du einzige Hoffnung meiner Errettung, wie übel habe ich die dir gelobte Treue bewahrt! Ich bin angeklagt wegen meines Umganges mit der Königstochter und soll im Angesicht des Hofes mit dem falschen Harderik einen Zweykampf halten.

Amicus, als er ihn hart gescholten, sagte: Vertausche mit mir Kleider und Roß und gehe zu mir nach Hause. Ich werde mit Gottes Hülfe den Zweykampf mit dem Verräther übernehmen. Aber hüte dich, daß du meine Frau nicht berührest.

Weinend schieden sie darauf von einander, und Amicus ging an den Hof des Königs unter der Gestalt des Amelius, Amelius aber in das Haus seines Freundes unter der Gestalt des Amicus. Und die Gemahlin des Amicus, als sie den Amelius sah, hielt ihn für ihren Gemahl und wollte sich von ihm umarmen und küssen lassen; er aber entgegnete ihr: Weiche von mir! nützer ist mir zu weinen, als mich zu freuen. In der Nacht aber, da sie Beyde sich in dasselbe Bett gelegt hatten, legte er sein

Schwert zwischen sich und sie, und sprach: Siehe, daß du mir nicht nahest; denn sogleich würdest du von diesem Schwerte den Tod haben. Und so brachten sie auch die übrigen Nächte zu, bis Amicus zurückkehrte.

Inzwischen hatte Amicus, der mit den Kleidern seines Gesellen angethan, vor den König getreten war, von demselben die Stunde des Kampfes mit Harderik zu wissen begehrt; und der König hatte ihm gesagt, fürchtet nichts, Graf; wenn ihr Sieger bleibt, so will ich euch meine Tochter Belirenda zur Gemahlin geben. Des andern Morgens in der ersten Stunde gingen also Harderik und Amicus gewaffnet wider einander ins Feld, im Beyseyn des Königs und unter dem Zulauf des gesammten Parisischen Volkes. Amicus aber, um sein Gewissen rein zu erhalten, redete den Harderik also an: O Graf, einen thörichten Rath habt ihr gefaßt, daß ihr so begierig meinen Tod verlangt, und euch selbst so unklug der Todesgefahr aussezt! Wenn ihr aber die Unwahrheit des Verbrechens, das ihr mir aufbürdet, entdecken und den Zweykampf aufheben wollt, so verspreche ich euch meine beständige Freundschaft und Dienstpflicht.

Hierauf antwortete jener wüthend: Nichts sorge er um seine Freundschaft und Dienste; vielmehr wolle er ihm auch das Leben nehmen. Er schwört also, daß jener des Königs Tochter entehrt habe; und auch Amicus schwört: Harderik habe gelogen. Als sie darauf miteinander kämpften, wurde Harderik besiegt und Amicus hieb ihm das Haupt ab. Der König gab ihm darauf seine Tochter, deren Ehre er gerettet, zur Gemahlin und wies ihm, wie es Sitte ist, eine Stadt zu seiner Wohnung an.

Amicus aber eilte hierauf voller Freuden in sein Haus, wo Amelius war, und sagte: Siehe ich habe dich gerächt an dem Verräther Harderik und dir die Tochter des Königs zur Gemahlin geworben. Jener kehrte darauf zurück, empfing seine Gemahlin und wohnte mit derselben in der erwähnten Stadt.

4. Wie Amicus vom Aussatz befallen und ausgetrieben von den Seinen von Amicus aufgenommen wird.

Amicus aber, der mit seiner Gemahlin lebte, wurde von einem Aussatz befallen, also, daß er nicht vom Bett aufstehen konnte. Da wurde er seiner Gemahlin, Obias mit Namen, so verhaßt, daß sie oft ihn erstickt haben wollte; endlich rief er zweyen Knechten und sprach: Hebet mich weg aus den Händen meines Weibes und nehmet heimlich meinen Becher und traget mich gen Bericum in die Burg. Als sie dieß gethan, fragte das Volk, das ihnen begegnete: wer der Kranke wäre, den sie dahin trügen? — Es ist Amicus, antworteten jene, unser Herr, vom Aussatz geschlagen, der zu euch kommt und bittet, daß ihr euch seiner erbarmt. Die Frechen aber schlugen die Knechte und warfen ihn selbst aus der Senfte, und drohten ihnen den Tod, wenn sie noch einmal jenes Wort wiederholten: es ist unser Herr. — Darauf brach Amicus in Thränen aus und betete: Du reicher Gott, entweder verleihe mir den Tod, oder gewähre mir Armen Hülfe in meinem Elend.

Nachdem ließ er sich gen Rom führen, wo er den Papst Konstantinus fand und viele römische Ritter, die ihn aus der Taufe gehoben. Diese gaben mit großer Milde ihm und seinen Dienern hinreichenden Unterhalt. Nach drey Jahren aber entstand in der Stadt eine große Hungersnoth, also, daß auch der Vater den Sohn von sich austrieb. Da ist er auf Anhalten seiner Knechte von dannen gewichen und hat sich zu dem Hause des Grafen Amelius führen lassen. Als er vor dem Hofe desselben an die Tafeln schlug, nach der Weise solcher Kranken, und der Graf dieß hörte, so sprach er zu einem seiner Diener: Nimm Brod und Fleisch und fülle den römischen Becher mit dem besten Wein und bring' es dem Kranken. Der Diener that, wie ihm befohlen war, und als er zurückkehrte, sprach er: Bey meiner Treu, wenn ich nicht euern Becher hier hielte, Herr, so glaubte ich, der wäre es, welchen der Kranke hat, so sind beyde von einer Größe und Schönheit.

Darauf ließ der Graf den Kranken vor sich bringen und fragte: woher er wäre und wie er jenen Becher erhalten habe? — Dieser antwortete: er wäre von Burg Bericum gebürtig und zu Rom habe er von Papst Deusdedit die Taufe und den Becher empfangen.

Da erkannte alsbald der Graf, daß dieß sein Geselle wäre, der ihn vom Tode errettet und die Tochter des Königs ihm zur Gemahlin übergeben. Er warf sich daher über ihn mit Weinen und Klagen, und küßte und umarmte ihn; und auch sein Weib lief zu ihm hin, mit aufgelöstem Haar, und gedachte, wie tapfer er gegen den Verräther Harderik gefochten. Endlich führten sie ihn in das Haus, und gaben ihm einen ehrenvollen Platz, und theilten mit ihm alles Gut das sie besaßen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 2. April.

Marschall Soult hatte bey dem Marschall Lauriston anfragen lassen: Ob auch die Reichsmarschälle bey der Prozession der Notre-Dame-Kirche erscheinen müßten, worauf Graf Lauriston mit Ja soll geantwortet haben. Soult hatte sich also mit seinem besten Marschallsrocke eingefunden, ging feyerlich einher, und trug eine dicke Wachskerze in der Hand, befand sich aber ganz allein; das feyerliche Einhergehen eines Napoleon'schen Marschalls mit einer Wachskerze statt eines Degens in der Hand muß selbst für seine Freunde etwas so Komisches gehabt haben, daß sie sich über ihn lustig machten, wodurch er äußerst aufgebracht gegen Graf Lauriston, diesem, wie eine Zeitung berichtet, eine Herausforderung soll zugeschickt haben. Nun hätte man sich aber noch weit mehr

belustigt, wenn sich zwey Marschälle der weiland kaiserlichen Armee wegen einer Prozession geschlagen hätten. Die beyden Herren oder ihre Freunde haben dieß auch wohl eingesehen, und den Streit daher gütlich beygelegt. In der Deputirtenkammer ermahnte Benjamin Constant seine Gegenpartie, sie sollten weniger Prozessionen halten, und mehr Mitleiden und Menschlichkeit gegen die schwarzen und weißen Sklaven zeigen. Ungemein hat es die Pariser belustigt, daß eine vornehme Dame aus lauter Andacht mit zwey Lakayen hinterdrein, sich baarfuß von ihrem Hotel nach der Notre-Dame-Kirche begeben hat. Diese unbekannte Frömmlerin ist vierzehn Tage lang der Gegenstand der Unterhaltungen, und eine Zielscheibe der Witzeleyen in den Zeitungen gewesen. Erst sollte es die Herzogin v. Aumont gewesen seyn; allein diese erklärte in den Zeitungen, sie gehe nicht aus Andacht baarfuß auf den Gassen. Dann sprach man von der Frau eines königlichen Stallmeisters, die sich vor einigen Monaten in einem Bade hatte das Leben nehmen wollen. Der Courier français meynte, der Auftritt der Baarfüßerin sey nichts weiter als ein Possenspiel, man habe ein Fischweib vom großen Pariser Markte genommen, ihr zwey Lakayen mitgegeben, und sie baarfuß durch die Stadt marschiren lassen. Dagegen rückte ein's der Fischweiber eine Antwort ein, worin sie behauptete, der Pariser Markt sende keine Baarfüßerin nach der Kirche, und kein Fischweib wolle sich zu einem solchen Possenspiel brauchen lassen. Auch hat man bis jezt nicht erfahren, was für eine Dame jene Andächtige gewesen ist. Wenn es ein Bußwerk war, so haben die kleineren Tagesblätter das Verdienst desselben noch erhöht; denn sie haben seitdem die Frömmlerin unaufhörlich mit Sticheleyen verfolgt. Ein's meldete, man werde die Straßen mit wohlgeglätteten Dielen belegen, zu Gunsten der frommen Damen, denen die Lust anwandelte, baarfuß zu gehen, ein zweytes wollte wissen, die Schuster seyen gesonnen, eine Bittschrift an die Polizey zu richten, damit man den Andächtigen das Baarfußgehen verbieten möge. Ein drittes gab eine Unterredung zwischen einer hustenden Baarfüßerin zum Besten, diese Unterredung hört damit auf, daß der Arzt beym Weggehen den Kopf schüttelt, und meynt, mit dem Verstande der jungen Dame müsse es nicht recht bestellt seyn. Lamennais, der kürzlich vor's Gericht gefordert worden ist, gilt in Rom für einen großen Theolog; in Paris sieht man ihn für einen gewandten Schriftsteller, aber für einen erbärmlichen Geistlichen an, der besser in die Zeiten des übermüthigen Gregorius VII. als in's 19te Jahrhundert paßte, der aber deßhalb die Aufmerksamkeit verdient, weil er mit Heftigkeit und auf ein Mal ausruft, was seine Bundesgenossen nur noch ganz leise und in verhüllten Ausdrücken hören lassen. Die freysinnigen Blätter tadeln jedoch den Kriminalprozeß, welchen die Regierung dem päpstlich gesinnten Abbé anhängen will; sie meynen gegen theologische Meynungen taugen Verfolgungen gar nicht, man solle ihnen freyen Lauf lassen; seyen sie abgeschmackt und widersinnig, so werde ihnen der gesunde Menschenverstand, durch die Preßfreyheit aufgeklärt, schon die gebührende Verachtung widerfahren lassen, ohne daß die Polizey nöthig habe, sich darein zu mischen. Eben so haben sich dieselben Blätter bey dem Kriminalprozesse geäußert, den die Lachatolais'sche Familie wider die Etoile veranlaßt hatte. Bekanntlich hatte Lachatolais bey dem Bretagner Parlament die Aufhebung des Jesuiterordens bewirkt, und mußte daher von den Anhängern des Ordens am Hofe manche Verfolgung erdulden. Die Etoile hatte sich nun abscheuliche Schmähungen gegen jenen längst verstorbenen Generalprokurator erlaubt, was dann die Lachatolais'sche Familie nicht hat auf sich sitzen lassen wollen, und deßhalb den verantwortlichen Herausgeber der halbministeriellen Etoile als Verläumder angeklagt hat. Auch hier blieben die freysinnigen Blätter ihren Grundsätzen treu, und zeigten, ein längst verstorbener Mann gehöre nicht mehr der Familie, sondern der Geschichte an; und es müsse jedem Schriftsteller frey stehen, sein Betragen zu loben oder zu tadeln; dieses Lob oder dieser Tadel könne manchmal sehr widersinnig und ungerecht ausfallen; allein dabey habe kein Polizeygericht etwas zu schaffen; kein Gerichtsurtheil vermöge einen geschichtlichen Charakter zu rechtfertigen oder zu verdammen. Die Entscheidung des Polizeygerichts, in Hinsicht der Lachatolais'schen Sache, wird überhaupt hier als eine unbedeutende Sache angesehen; allein nicht so unbedeutend ist es, daß die Jesuitersachen so lebhaft zur Sprache kommen, und daß der Streit über Strafbarkeit des Jesuiterordens und Rechtmäßigkeit seiner Aufhebung, wie eine Begebenheit von gestern vor die Gerichte gebracht wird. Nebenumstände haben auf diesen Kriminalprozeß noch mehr die Aufmerksamkeit des Publikums gezogen. Die klagende Familie hatte zwey Advokaten genommen, einen aus Paris und einen andern aus Rennes in Bretagne, da ein Theil der Familie zu Paris, und der andre in dem Hauptorte der Provinz Bretagne wohnt. Der Pariser Advokat, Namens Berryer, der, obgleich dem Jesuitenorden sehr ergeben, doch das heftige Betragen Lachatolais gegen diesen Orden rechtfertigen sollte, war verlegen, wie er seine Privatmeynungen mit den Pflichten seines Amtes vereinigen sollte, er zog sich mit Feinheit aus dieser Verlegenheit, er ließ nämlich verlauten, man habe Unrecht gehabt, den Jesuiten so viel Unglück anzuthun, und nachdem er also seinen Privatgefühlen freyen Lauf gelassen hatte, ließ er andernseits auch hören, es sey recht schlecht von Seiten der Etoile gehandelt gewesen, daß sie den armen Generalprokurator Lachatolais so übel zugerichtet habe, und daß sie deßhalb bestraft werden müsse. Diese arglistige Rede erregte lautes Murren. Ganz anders benahm sich der Advokat aus Rennes, Namens Bernard; dieser breitete sich in seiner Rede mit der den Bretagnern eignen Energie und Derbheit über das Betragen der Jesuiten in Frankreich aus, und forderte dann mit dem größten Nachdruck Genugthuung von dem Herausgeber der Etoile, eines Tagesblattes, das sich des ministeriellen Schutzes rühme, unter diesem Vorwande alle schätzbaren Männer im Staate mit giftiger Zunge verläumde, und nur dem Aberglauben, und dem türkischen Despotismus huldige! Obschon es dem Publikum nicht verstattet wird, bey Gerichtsverhandlungen seine Gesinnungen zu äußern, so riß die Beredsamkeit des Bretagner Advokaten doch die Gemüther mit sich fort. Zuhörer und Advokaten zollten ihm lauten Beyfall, und der Präsident hatte genug zu thun, um Ruhe und Stille im Saale wieder herzustellen. Seitdem wird dieser Redner, der durch eine einzige Rede seinen Ruf begründet hat, häufig in den Zeitungen gerühmt, und die Pariser Advokaten haben ihm ihre Glückwünschungen dargebracht. Gewiß wird die schöne Einrichtung der öffentlichen Gerichtspflege noch manches Rednertalent erwecken, wie es deren schon mehrere angeregt hat. Nichts trägt mehr zur allgemeinen Nationalbildung bey, als diese Oeffentlichkeit der Debatten, sowohl in den gesetzgebenden Versammlungen als vor den Gerichten; ja, jeder Bürger nimmt daran, vermittelst der Zeitungen, Antheil; er hört hier die wichtigsten Fragen und Angelegenheiten erörtern, und von allen Seiten darstellen; er müßte einen beschränkten Verstand haben, wenn er nicht zulezt im Stande wäre, selbst auch über die vaterländischen Angelegenheiten ein Urtheil zu fällen, und nützliche Bemerkungen zu machen.

D e.

Beylagen: Literaturbl. Nr. 36. u. Monatsreg. April.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Mai 1826.

Der allein ist der glücklichste, der die Pflichten erfüllt, die das Herz lobnt — seyen sie auch noch so schwer und unserer Einbildung nach, noch so mühsam.

Die Geschichte von Amicus und Amelius.

(Beschluß.)

5. Wie ihn Amelius mit dem Blute seiner Söhne besprengt und heilet; und von dem Tode der beyden Freunde.

In einer Nacht erschien dem Amicus ein Engel des Herrn, der ihm rief und befahl: er solle dem Grafen Amelius sagen, wenn er seine beyden Söhne tödtete und mit ihrem Blut ihn abwüsche, so würde er seine Gesundheit wieder erhalten. Als er dieß nun in großer Angst dem Grafen erzählte, so wurde dieser anfangs zwar unwillig, bald aber gedachte er seiner Wohlthat, wie er für ihn sich der Gefahr des Todes Preis gegeben; und da nahm er den Dolch und trat an das Bett seiner schlafenden Söhnlein. Und er beugte sich über sie und weinte bitterlich und sprach: Wer hat je gehöret, daß ein Vater seine Kinder mit freyem Willen getödtet! Wehe, meine Söhnlein! von jezt an werde ich euch nicht mehr Vater, sondern blutiger Mörder seyn.

Und von den Thränen, die auf sie herabfielen, erwachten die Kleinen; und wie sie das Gesicht des Vaters sahen, fingen sie an zu lächeln. Sie waren aber Zwillinge und bey drey Jahr alt. Der Vater aber, wie er sie lächeln sah, sprach: Dieß Lachen wird für mich in beständige Trauer verkehrt werden, da euer unschuldiges Blut jezt von dem bösen Vater vergossen werden soll. Und hiermit enthauptete er sie; ihre Leiber aber mit den Häuptern deckte er zu in dem Bettlein, als wenn sie schliefen. Und das Blut sammelte er und besprengte damit seinen Gesellen, und sprach: Jesu Christi, der du den Menschen Treue zu halten befohlen und den Aussätzigen mit deinem Worte geheilet hast, reinige diesen meinen Gesellen, um dessen Liebe ich nicht angestanden habe, das Blut meiner Kinder zu vergießen. Und alsbald wurde er von dem Aussatz gereinigt und von dem Grafen mit seinen besten Kleidern angethan.

Wie sie aber zur Kirche gingen, um Gott Dank zu sagen, begannen durch Gottes Willen die Glocken zu läuten; und wie das Volk dieß vernahm, lief es von allen Seiten verwundert herbey. — Die Gräfin aber, als sie die beyden Freunde gehen sah, fragte: wer von ihnen ihr Gemahl sey? Ich kenne Beyder Kleidung, aber wer von ihnen der Graf ist, weiß ich nicht. — Da sprach der Graf wider sie: ich bin Amelius und dieser ist mein Gesell Amicus der gesund geworden. Doch mußte der Graf häufig erseufzen und gedachte bey sich an den Mord seiner Söhnlein. Und als die Gräfin die Knaben herbey bringen hieß, daß sie sich mit freuten; so sagte er: ach, laß sie lieber ruhig in ihrem Schlaf.

Darauf ging er allein in das Gemach, daß er über sie weine; und, wie er hineintrat, fand er sie beyde aufgerichtet im Bettlein miteinander spielend. Um ihren Hals aber blieb eine Narbe, gleich einem rothen Faden, die gesehen wurde bis an ihren Tod. Und er nahm sie auf seine Arme und trug sie auf den Schooß seines Weibes und

sprach: Freue dich, daß deine Söhne leben; denn ich hatte sie auf Befehl eines Engels getödtet und von ihrem Blute ist Amicus gereinigt worden.

Und von dieser Zeit an bewahrten der Graf und die Gräfin bis an ihr Lebensende strenge Keuschheit und lebten fromm und demüthig dem Dienste Gottes. Die ungerechte Gemahlin des Amicus aber wurde von einem bösen Geist besessen und fiel in einen Abgrund, daß sie starb. Amicus zog darauf mit einem Kriegsheer vor Vericum und belagerte seine ungetreuen Unterthanen so lange, bis sie sich ergaben. Er nahm sie aber insgesammt zu Gnaden auf, verzieh ihnen ihre Schuld und lebte bey ihnen hinfort in Gottesfurcht fromm und friedsam.

Als er aber starb, so wollte Gott, wie er ihn im Leben mit Amelius zusammengeführt, sie auch im Tode nicht scheiden. Denn zur selben Stunde starb auch Graf Amelius. Und wiewohl sie an verschiedenen Orten begraben worden, Amelius zu Paris und Amicus zu Vericum auf seiner Burg; so ward doch eines Tages in der Frühe der Sarg und Leichnam des Amicus bey dem Sarge des Amelius in der Kirche Unsrer Lieben Frauen zu Paris gefunden.

* * *

Diese anmuthige Geschichte erzählt zuerst Vincentius von Beauvais in seinem Speculum historiale. Eine altenglische Bearbeitung führt Walter Scott an in seiner Ausgabe des Thomas von Ercildoune; eine abweichende altdeutsche ist das Gedicht von Engelhard und Engeltrut durch Konrad von Würzburg.

Wie allgemein verbreitet und geglaubt sie noch gegen Ausgang des Mittelalters gewesen, zeigt unter andern ihre Erwähnung in dem „Buoch der Croniken vnd gedechtnuswirdigern geschichten von anbegiñ d' werlt bis auf dise vnsere zeit“ durch Georg Alten; mit Holzschnitten von Michael Wolgemuot und Wilhelm Pleydenwurff. Nürmberg gedr. durch Anthonien Koberger. 1493 fol. Bl. 164, B:

„Amelius vnnd Amicus die kinder sind zu den zeiten Pipini des königs zu frankreich, nemlich ir eins von eim grafen, das ander von eim ritter geporn vnd gein rom zu der tawff gebracht worden. und als die vnderwegen in der statt luca einander funden, do gewunnen sie ein solche geselschaft zusamen, das ir eins on das ander weder eßen noch schlaffen wolt. sie warden von dem babst getawft vnd von vil römischen rittern mit fremden auß der tawff gehebt. die haben darnach in irem leben wunderliche henndel geübt. vnd als got sie in irem leben zusamen fuͤeget, also wolt er sie auch in irem todt nit schaiden. dann wiewol sie an zwayen enden zu der zeit caroli begraben warden, so wardt doch frue der leichnam Amely mit seym sercklein bey dem sarchlein Amici in der königlichen kirchen gefunden.“ Daneben sind „die Kinder“ abgebildet.

Dr. K. Hermes.

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Fortsetzung.)

Doch auch leicht, um nicht zu sagen möglich, ist was wir beginnen. Weder an Kriegskenntniß oder Uebung, noch durch reicheren Schatz und größere Streitkräfte sind uns die Feinde überlegen und Gottes Beystand muß ihnen fehlen. Bey gleichen Streitkräften wollte ich selbst nicht zum Kriege rathen. Aber mag ich nun der neuen, mag ich der alten Zeiten gedenken, so erscheint ja unter allen Völkern keins rascher und keins tapferer, keins erfahrner und keins kühner, als das deutsche. Ihr habt Männer und Rosse, Waffen und Geld. Kein Volk lebt unter dem Himmel so groß, wie unser Volk, von unserm Gott beschirmt. Wo doch sind so viel ruhmbedeckte Fürsten? so viele edle Große, so viele tapfere Ritter, so viele mächtige Staaten, solcher Reichthum, so viel Gold und Silber und Eisen; wo eine solche Volksmenge, eine so frische Jugend, so viel Muth und Stärke? Germaniens Gränzen waren gen Ost, die Weichsel und Ungern, gen West der Rhein, im Süden die Donau, im Norden der Ocean und der Belt. Wie viel besitzt ihr nun aber jenseits dieser Gränzen? England habt ihr besezt, Belgien und Helvetien gewonnen, Tyrol und Bündten eingenommen und bis nach Italien euren Fuß gesezt. Ihr seyd also groß und mächtig und von Gott geliebt, der euch verlieh, so weit die Gränzen auszudehnen und allein der Römermacht zu widerstehen. Denn Cäsar, der große Völkerbezwinger, war gegen Schwabens streitbar Volk zu schwach und Augustus Macht, der sich Parther und Inder Könige unterworfen, brach an der deutschen Tapferkeit. Wie könnt' ich alle Siege deutscher Völker über Römer nennen, die ihre Weltherrschaft nur mit Hülfe der Deutschen errungen haben, deren Tapferkeit und Treue so hochbewährt war, daß nur aus ihnen die Kaiser ihre Leibschaar sich wählen wollten? — Vergleichen wir nun die Türken mit euch und prüfen wir, welche Hoffnung sich für euch aus dem Kampfe mit ihnen ergebe. Ihr seyd zur Waffenübung geboren, sie mit Gewalt gezogen; ihr gerüstet, sie wehrlos; ihr schwingt Schwerter, sie brauchen Messer; ihr richtet Ballisten, sie spannen Bogen; euch schirmen Helm und Panzer, sie deckt ein Teppich; ihr lenkt die Rosse, sie werden von ihnen gelenkt; ihr zieht voll adligen Muths in den Kampf, sie pressen Sklaven und Handwerker dazu; eure Krieger sind unter Waffen geboren und erzogen, sie ziehen ihre Truppen, außer 15,000 eingeübten, vom Pflug weg und aus der Werkstatt. Euch gilts ein Spiel, Rosse zu schwenken und Speere zu zielen, ihr lebt jede Zeit in Werken des Kriegs, eure Jugend glüht, im schweren Schleudern sich zu üben und erschüttert der Städte Mauern im Krieg, kein träges Alter schwächt eure Kräfte, das greise Haupt birgt der Helm, stets neuer Anlaß zum Krieg ist euer

Streben, in Waffen zu leben eure Lust. Jener Begehr sind Safran gefärbte Kleider und behagliche Ruhe, Chöre ihre höchste Wonne. Nur Mahomet und die genannten 15,000 sind schlagfertig, nur sie erfreut der Klang der Waffen und macht kühn der kriegsgewohnte Sinn; die Andern sind unerfahren, feig und zügellos und keiner Achtung werth. Sobald ihr handgemein mit ihnen werdet, ist auch der Sieg errungen. Wollt ihr nicht schlechter seyn als eure Ahnen, die vor nahen und fernen Völkern hervorragten an Waffenruhm, selbst Keinen fürchtend, Allen furchtbar, so könnt ihr, reich an Allem, was der Krieg bedarf, dem Feinde überlegen, von Gottes Engeln unterstützt, den ehrenvollen und gewinnreichen Krieg zur Ehre eures Gottes nicht verweigern. — Doch spricht nur Einer: nicht ist's ein Kampf mit Türken nur, auch mit Tartaren, Sarazenen und allen jenen untergebenen Völkern gilts. Doch auch ihr Teutonen sollt nicht einzeln kämpfen; aus Frankreich, Italien und Spanien werden große Schaaren herbeyströmen, die Ungern nicht fehlen, noch Böhmens tapfere Stämme. Rastianer, Bulgaren, alle Illyrier und Griechen, die Gelegenheit nutzend, werden sich erheben, auch die christlichen Nachbaren in Asien werden die Hände reichen, sobald sie uns etwas wagen sehen, Venetianer und Genueser uns durch Flotten unterstützen. Und wiewohl ich sicher weiß, daß euch, sobald ihr das Schwert gegen die Türken ergreift, Männer und Geld aus der ganzen Christenheit zuströmt, so würde doch Deutschland, selbst wenn jene zu Hause blieben, allein dem Kampfe gewachsen seyn. Hat nicht Gottfried, nur ein Herzog von Lothringen, mit den Deutschen vom Rhein, wenigen Franzosen und Italienern, Ungarn erschüttert, Griechenland durchdrungen, den Hellespont überschritten, Asien durchzogen, Jerusalem aus der Gewalt der Ungläubigen befreyt, alle widerstehenden Völker niedergeworfen und besiegt, obgleich Türken und Sarazenen in großer Zahl ihm entgegentraten? Sein Heer soll 200,000 Bewaffnete gezählt haben, und weit stärkere Macht kann Deutschland allein aufbringen. — Aber wendet ihr ein, wie sollen wir auswärts kriegen, die wir daheim im Streite sind? kein Theil Deutschlands ist beruhigt, gebt uns Frieden im Innern, und wir weigern uns nicht hinaus in's Feld zu ziehen. O, ihr Fürsten, ehe wird der Türk' am Rhein stehen, als eure Streitigkeiten entschieden seyn; stellt eure Fehden fünf Jahre lang ein, wie man zu Regensburg weise gebot!

(Der Beschluß folgt.)

Nichts Neues unter der Sonne.

Man thut sich in unserer Zeit viel auf die hängenden Brücken zu gute, und namentlich die Engländer auf die beyden Kettenbrücken über die Meerengen von Mull und die von Menai. (Straibs of Menai, zwischen der Insel Angelsey und Wales). In einer alten Heldensage: „der Heilige Grial,“ findet sich aber folgende Nachricht. „Nachdem König Artus die Sachsen besiegt hatte, nahm er seinen Sitz in Wales u. s. w., und er führte eine Brücke über die Meerenge von Menai, welche beständig von einer Schaar von Reisigen bewacht wurde. Und auf der Insel Gurloes (Angelsey) herrschte ein König, der mit dem König Artus viele Schlachten focht.

Freyheit und Nothwendigkeit.

Seht ihr jenen Knaben hier,
Der an Fäden, fein geschlungen,
Schmetterlinge lässet fliegen?
Kecklich will der Eine fort,
Denn er merkt den Faden nicht,
Aber mit verrenktem Beinchen
Sinket er zur Erde nieder.
Doch der Andre, der ihn kennt,
Weiß, in wohl gemeßnem Kreis,
Seinen Führer zu umschweifen,
Der vergebens, ihn zu haschen,
Mit den Händen nach ihm greift.

*

Also mit des Menschen Geist!
Dieser fliehet nur gen Himmel,
Strebet thöricht in das Blaue,
Sinkt, ermattet, dann zurück.
Jener aber, weis' und klug, —
Obgleich von des Schicksals Händen,
An Nothwendigkeit gebunden, —
Wird sich doch der Freyheit freun.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 27. März.

Im Königlichen Opernhause: Belmonte und Constanze, Oper in drey Aufzügen, von Mozart.

Es war zur Osterfreude aller Musikliebenden für heute der Don Juan angekündigt, doch Hindernisse wegen geschah die Umwandlung in Belmonte und Constanze, die man sich gern hätte gefallen lassen können, wäre die Darstellung nur nicht oft durch Osmins Heiterkeit und ungewandtes Spiel, so wie durch Pedrillos Stimmlosigkeit und Blondchens falsche Töne verdorben worden. Dagegen war Belmonte (Herr Stümer)

desto vortrefflicher. Denn seine Stimme und Fertigkeit passen ganz für die Mozartische Innigkeit. Wenn wir nämlich den Inhalt der Gluck'schen Kompositionen von der Art finden, daß die sittlichen Mächte, die er darstellt, sich von dem Subjekte, in welchem sie sich verlebendigen, noch nicht abtrennen, sondern ein Leib und eine Seele damit werden, so daß dieser engen noch ungetrennten Vereinigung der einzelnen Empfindung mit einem allgemeinen Inhalt wegen nun auch die musikalische Darstellung auch nur erst die allgemeinen, noch nicht bis zu einzelnster Ausführung und Entwicklung fortgegangenen Grundlagen des Taktes, Rhythmus, der Harmonie und Melodie gebrauchen wird, so ist es die tiefste, innerste, eigenste Innigkeit des Gefühls, welche durch Mozart herzukommt. Dadurch verwandeln sich plötzlich die Recitative und Chöre in Arien, in Duette, Terzette, Quintette und Sextette, überall wird die Melodie das Vorherrschende; sie entwickelt sich aus sich heraus, und schließt sich in sich ab, ohne bloße Wiederholung und Wechsel ihrer Theile zu seyn; nicht nur die allgemeinen Accordtöne, sondern auch die Mittelstufen bilden die Melodie; nicht nur der allgemeine Gegensaz von Dur und Moll, sondern bestimmtere, besondere Tonarten werden das Bezeichnende; die tieferen Gegensäze des Taktes und der Harmonie, kanonische Bearbeitungen treten hervor; aber diese Vereinzelung ist noch immer von jenen Grundlagen getragen, und sezt sich noch nicht, wie später, selbstständig für sich fest; die ausgebildete Orchestrik trennt sich vom Gesang noch nicht ab, sondern bleibt noch der durchsichtige, säulengetragene Tempel dieses Gottes. Und diese tiefe, innerste Innigkeit ist es, die uns zunächst, besonders in Belmonte und Constanze hinreißt. Denn diese Oper hat eben gerade nur diese Innigkeit selber zum Inhalte. Diese tiefste Innigkeit aber ist die Liebe. Daß Mozart nur sie hat erklingen lassen wollen, zeigte sich schon dadurch, daß er den vielfach anderweitigen Inhalt, den Edelmuth, den Zorn, die verschmähte Liebe des Bassa verschmäht, und zur Hauptsache die Arien Belmontes und Constanzen's gemacht hat. Diese Innigkeit treuer Liebe findet ihren Gegensaz, durch welchen sie zu klarer Darstellung kommt, an der bequemen trägen Liebe Osmins, welcher im Ganzen die Person gleichgültig bleibt, indem sie in der Person nur das Geschlecht, nicht das Geschlecht nur in der einen und alle andere ausschließenden Person liebt. Diesen Grundgegensaz bezeichnet schon die Ouvertüre in seiner allgemeinen Gestalt, und das Stück beginnt sogleich damit. Denn nach der ersten Sehnsucht Belmontes, die sich immer von dem hohen G zum Gis hinüber zieht, erklingt uns gleich das: „Ihr Engländer seidt ihr nicht Thoren," mit dem bequemer ruhigen, selbstzufriedenen Tralerala, in welchem die Weise wie Osmin liebt, am hellsten hervortritt. Eine andere Seite ist seine Wuth, sein nichtiger Zorn, seine verschmizte Rache, wodurch er sich den Besiz jener vegetirenden Liebe verschaffen will. Denn eben weil er unselbstständig, nichtig und innigkeitslos ist, wird er sogleich von dem geringsten Anlaß auf's Aeußerste gebracht. Diese Charakteristik entfaltet sich schon im ersten Duett mit Belmonte und in der Arie gegen Pedrillo, denn Pedrillo und Blondchen sind die beyden Mittelstimmen, welche jene Gegensäze des Basses und Diskantes vermitteln, auch dem Inhalte nach. Die schöne Steigerung ist die vom Terzette als Finale des ersten Aktes, wo die standhafte Innigkeit über das laute, inhaltlose Osminische Gepolter und den kindischen Troz dieses Alten siegt, zum Quartett als Finale des zweyten Aktes, wo dieser Gegensaz schon in die Innigkeit selbst verlegt, jezt als der Gegensaz der beyden Liebespaare auftritt. Dieses Quartett ist das Tiefste, Ausgearbeitetste der ganzen Oper. Die noch unbefriedigte Sehnsucht Belmontes in der ersten Arie, die liebende feurige Erwartung, welche der Geliebten Nähe ahnet, in der zweyten, das Entzücken bey ihrer Gegenwart in der dritten, ist schon als vergangen, verklungen; die Seligkeit der Erinnerung verwebt mit der Klage unwiderbringlichen Verlustes im ersten Gesange Constanzen's, ihre Standhaftigkeit beym Drohen des Bassa, die feste Entschlossenheit ihres Schmerzes sind verhallt, wobey es besonders bemerkenswerth ist, daß diese Innigkeit eben dadurch, daß sie auch die weitere musikalische Entwicklung herbeyführt, dieses auch für sich im Gegensaz Gluckischer Einfachheit, in Passagen und Koloraturen ertönen läßt, welche aber nie zur Bedeutungslosigkeit und reinen inhaltlosen Künstlichkeit ausarten. Auch Blondchens siegende Keckheit dem feigen Troze Osmins gegenüber, haben wir vor jenem Quartett schon gehört, auch Pedrillos zagenden Muth, und den kräftigen Aufruf zur Ermuthigung kennen wir, und wie er den Osmin besiegt, indem er sich im Duett: „Bacchus lebe!" zu seinem Standpunkte hinüber neigt. Nachdem sich nun nach allen diesen Entwickelungen die Innigkeit in ihrem tiefsten Zusammenklange gezeigt hat, ist nichts übrig als ihre Befreyung aus der Gewalt der Osminischen Melodien. Doch diese sind eigentlich schon besiegt, deßhalb erklingt die erste Arie Belmontes im lezten Akt voll festen Vertrauens auf die Gewalt der Innigkeit seiner Liebe, und nur Pedrillos Romanze hat ein Gemisch dieses Vertrauens und seiner eigenen Angst, bis Osmin mit seiner lezten triumphirenden Arie bey der Gefangenschaft der Liebespaare hervortritt. Denn der Prüfstein und die rechte Erklärung dieser Innigkeit ist die Todesgefahr, daher kommt es zu dem lezten Duett Constanzen's und Belmontes, zu dem tiefsten wechselseitigen Schmerz jeder durch des Andern Schuld zu sterben, und durch diesen Schmerz zu der lezten innersten Seligkeit der Liebe, durch den Tod nicht getrennt zu werden, sondern ihn gemeinschaftlich zu durchdulden. Und dieser Beweis der Liebe befreyt sie, wie sich das auch im Stücke selbst anders gestalten mag, was, da es nicht musikalischer Inhalt ist, für das Musikganze, gleichgültig bleibt, von den Banden der Melodien Osmins, die sich jezt an ihrer eigenen, inhaltlosen Wuth vernichten, und den reinen fröhlichen Schlußchor zu verstimmen nicht im Stande sind.

Auflösung der Charade in Nr. 102:

Degen.

Räthsel.

Kennt ihr die Pflanze? Stammlos schmiegt sie sich,
Wo sie nur kann,
Recht parasitisch an,
Und möchte gern recht meisterlich
Sich da gebärden, klettert in die Höhe
An alter Mauer, am verfallnen Haus,
Und naht sie frischen Bäumen, wehe
Den Grünenden! Die Schlange saugt sie aus.
Einst schmückte sie als Lohn die Häupter weiser Dichter.
Warum, das weiß ich nicht, nur daß jezt mancher Richter
Der Poesie, und selbst auch mancher Dichter
Der Pflanze gleich sich stellt,
Ist — was mir nicht gefällt.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 109.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 8. Mai 1826.

Oben wölbt er seinen Himmel.
Wundervoll schwebt unter'm Himmel
Jede Wolk' ein hängend Meer.
Und auf sein allmächtig Weben
Deckt das Wasser alle Höhen;
Und er winkt —
Die Fluth versinkt.

Ueber die Revolutionen der Oberfläche des Erdballs von Cuvier.

Wenn der Wanderer die fruchtbaren Ebenen bereiset, wo friedliche Gewässer in ihrem regelmäßigen Laufe eine reiche Vegetation hervorrufen, wo zahlreiche Bewohner die Erde bauen und wohlhabende Dörfer, reiche Städte sich erheben, wo man keine anderen Verwüstungen kennt als die vorübergehenden des Krieges und des Mißbrauchs der Macht; so vergißt er, daß auch die Natur ihre Kriege, ihre Empörungen gehabt hat, daß die Oberfläche der Erde nur nach furchtbaren Revolutionen ihre jetzige Gestalt angenommen hat. Allein seine Gedanken nehmen bald eine andere Wendung, wenn er in die Tiefe der Erde hinabsteigt, oder die Gipfel der Gebirge besteigt und dem Bette der Flüsse nach bis zu ihren Quellen folgt. Die niedrigen Gegenden zeigen uns, auch wenn wir bis zu einer bedeutenden Tiefe nachgraben, nur horizontale Schichten mehr oder weniger verschiedener Erd- und Gebirgsarten, die alle unzählige Produkte des Meeres enthalten. Aehnlich ist die Zusammensetzung der Hügel bis zu einer ziemlich bedeutenden Höhe. Zuweilen sind die Muscheln so zahlreich, daß sie allein den größten Theil des Erdreichs bilden. Sie finden sich in Höhen, wohin die Gewässer keines Meeres durch jetzt noch wirksame Ursachen gelangen könnten; sie finden sich nicht nur im leichten Sande, sondern die härtesten Felsen sind oft von ihnen zusammengesezt. Alle Theile der Erde, alle Festlande, alle Inseln zeigen dieselbe Erscheinung. Die Zeit ist vorbey, wo Unwissenheit diese Ueberbleibsel organischer Körper für bloß zufällige Spiele der Natur halten konnte, und vergebens bemühen sich einzelne Metaphysiker, solchen Meynungen wieder Anhang zu verschaffen. Die genaueste Untersuchung des Baues und der chemischen Bestandtheile dieser Muscheln zeigt nicht die geringste Verschiedenheit von denen, welche das Meer ernährt; sie sind meistens ganz vollkommen erhalten; nichts an ihnen verkündet eine gewaltsame Ortsveränderung; die kleinsten Spitzen, die feinsten Rinnen und Mündungen sind ganz unversehrt; sie sind also nicht nur im Meer erzeugt, sondern auch vom Meer abgesezt worden; das Meer hat sie an den Stellen zurückgelassen, wo wir sie finden; das Meer hat also diese Stellen lang und ruhig bedeckt; lange genug, um die regelmäßigen, unermeßlichen und zum Theil so festen Ablagerungen bilden zu können, worin jene organischen Ueberreste enthalten sind. Das Becken des Meers hat also auf jeden Fall eine große Veränderung erlitten, dieß geht schon aus der oberflächlichsten Untersuchung hervor.

Die Spuren der Revolutionen werden imposanter, wenn wir uns dem Fuß der höheren Gebirge nähern. Dort finden sich die Muschellager sogar mächtiger und fester als in den niedrigern Hügeln, sie sind eben so wohl erhalten, eben so zahlreich; allein es sind nicht mehr dieselben Gattungen, die Lager sind meistens nicht mehr so regelmäßig wagrecht; sie sind oft schief, beynahe senkrecht gestürzt.

Statt daß man in der Ebene tief graben mußte, um die Lagerung der Schichten zu entdecken, sieht man hier ihre Durchschnitte offen zu Tage gehen, wenn man den Thälern folgt, die ihre zerrissenen Massen bilden. Ungeheure Anhäufungen von Schutt bilden am Fuß der steilen Felsen sanftere Abdachungen, deren Höhe jedes Thauwetter, jedes Gewitter vermehrt. Die senkrechten Schichten, welche die Kämme der höhern Gebirge bilden, ruhen jedoch keineswegs auf den wagrechten Lagern der Ebene oder der niedern Hügel, über denen sie sich erheben, sondern sie erstrecken sich im Gegentheil in der Tiefe unter ihnen fort. Die Hügel ruhen auf dem Abhang dieser Schichten. Wenn man tief gräbt, stößt man bald auf diese Schichten der Gebirge, ja manche der niedrigen Gipfel der von diesen Schichten gebildeten Kämme sind wieder mit den wagrechten Lagern der Ebene bedeckt. Die schiefen Schichten sind demnach älter als die horizontalen Schichten; und da es für die meisten von ihnen unmöglich war, daß sie sich nicht horizontal bildeten, so folgt daraus, daß sie gewaltsam zerrissen und aufgerichtet worden sind; daß sie horizontal lagen, ehe jene zweyten sich auf ihnen gelagert hatten. Das Meer hatte also vor den horizontalen Schichten, die wir jezt finden, andere abgelagert, welche durch irgend eine Ursache zerrissen und auf vielfache Art gestürzt und aufgerichtet worden sind; und da viele dieser schiefen Schichten sich weit über die spätern horizontalen Schichten erheben, die ihnen folgten und sie jezt theils bedecken, theils umgeben, so kann man mit Recht annehmen, daß die Ursachen, welche ihnen ihre schiefe Richtung gegeben, sie auch über die Oberfläche des Meeres erhoben, und Inseln oder Felsenriffe gebildet haben, entweder indem sie dieselben an einem Ende über die Oberfläche des Wassers emporgehoben, oder indem das Wasser auf der dadurch entstehenden schiefen Fläche abfloß.

Allein die Revolutionen der Erdoberfläche beschränken sich nicht auf diesen Umsturz der alten horizontalen Schichten, auf dieses Zurücktreten der Gewässer.

Unter den organischen Ueberresten, welche die verschiedenen Schichten enthalten, bemerkt man bedeutende Verschiedenheiten, welche beweisen, daß viele dieser Ablagerungen nicht auf der ganzen vom Meer bedeckten Fläche statt fanden. Es finden sich hierin Gattungen, wovon die einen ziemlich allgemein verbreitet gewesen zu seyn scheinen, während andere nur auf kleinere Strecken beschränkt waren. Je älter die Schichten sind, desto gleichartiger zeigen sie sich in bedeutender Ausdehnung; je neuer sie sind, desto mehr und häufigere Abwechslungen bieten sie dar. Hieraus geht hervor, daß die Veränderungen in den verschiedenen Ablagerungen auch mit Veränderungen in der Natur des Fluidum und der in demselben aufgelösten Bestandtheile verbunden waren. Nachdem einzelne Schichten sich über das Wasser erhoben und es durch Inseln oder Felsenriffe in mehrere Becken getheilt hatten, konnten in diesen einzelnen Becken verschiedene eigenthümliche Veränderungen vor sich gehen. Mit diesen Veränderungen in der Beschaffenheit der Gewässer mußten auch Veränderungen in dem in denselben erzeugten organischen Wasser vor sich gehen. Hieraus läßt es sich erklären, daß wir in den ältesten Schichten organische Ueberreste, Muscheln u. s. w. finden, welche ganz verschieden von denen sind, die die neueren Schichten oder das Meer selbst darbieten, wo sogar ganze Geschlechter völlig verschwinden; daß dagegen die Muscheln der neuern Schichten zu denselben Geschlechtern gehören, die wir im Meere finden, und daß es in einigen ganz neuen Anschwemmungen manche Gattungen gibt, die das geübteste Auge nicht von denen des benachbarten Meeres zu unterscheiden vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Beschluß.)

O du Adel von Deutschland, du kriegerisch Volk, Volk von kühner Brust, wollt ihr nun, in eurer und aller Christen großen Bedrängniß, plötzlich euch ungleich werden, wollt ihr so unbedacht und blind seyn, der Maus und des Frosches Fabel in euch in Erfüllung gehen zu lassen, die, während sie sich selbst bestritten, des Geyers Beute wurden? Erst vertreibt den gemeinsamen Feind, dann streitet euch darüber, was ihr nicht den Türken, sondern euren Söhnen hinterlassen wollt. Und weil denn Einige wähnen, es sey nicht Eile nöthig, Mahomet werde jezt ruhen, so will ich euch ein treues Bild von seiner Natur entwerfen, damit ihr wisset, was zu fürchten, was zu hoffen sey. Ein Mann von 24 Jahren, wilden und ruhmbegierigen Herzens, von festem Körper, abgehärtet gegen Wetter und Mühsal, bedarf er weder Weins noch leckerer Speise und, obgleich wollüstig nach seines Volkes Art, nicht erschlafft, flieht er Chortänze, haßt er Salben, kleidet er sich selten in weiche Gewänder, wird nicht durch Gesang, nicht durch Musik erweicht, hält nicht Hunde, nährt nicht Vögel; Waffen sind seine einzige Wonne. Er ehrt seine Soldaten, liebt Pferde, zieht Schiffe, Wagen, Kriegsmaschinen schönen Weibern vor. Wiewohl er, ein Barbar von Natur, abhold ist den Wissenschaften, hört er doch begierig auf die Thaten der Alten. Cäsar und Alexander der Große sind seine Vorbilder, ihre Großthaten hofft er und strebt er zu übertreffen und nennt sich noch weit fähiger den Erdkreis zu unterjochen, da ihm größere Macht zu Gebote stehe. Vertrauend auf seinen falschen Propheten hofft er

selbst Rom sich zu unterwerfen. Solch einer ist euer Feind! kann eine solche Natur wohl lange feyern? Doch was sollen Vermuthungen und Schlüsse, wo Thatsachen sprechen? Hat er nicht nach seinem Sieg über Konstantinopel Pera zerstört, die Nachbarstaaten unterdrückt, die Cykladen geplündert, den Gebieter über Rascien vertrieben und Ungarns Gränze, trotz des Waffenstillstands, überschritten? Seht doch den Frieden mit den Türken, ihr guten Fürsten, seht doch, welche Ruhe ihr zu erwarten habt! Dünkt euch nicht sicher, verschiebet nichts! Schützet eure Freyheit, so lange es Zeit ist! — Der Anlaß zum Krieg ist somit gerecht und dringend und von allen Seiten bieten sich euch zum Kampfe größere Vortheile, als den Feinden. Darum entbietet euch der Kaiser und die Christenheit euch selbst nicht zu verlassen, sondern euch wacker zu rüsten. Was ihm zu Gebote steht, ist er bereit aufzubieten, nur sollt ihr einmüthigen Sinnes seyn. Wenn je, so ist jezt die Zeit zum Kampf erschienen, da eure Ehre und Wohlfahrt, Freyheit, Glaube und Leben auf dem Spiel steht. Gedenket eurer edlen Altvordern, Pipin und Karl, Arnulf und Otto! Eure Väter kündigten denen die Fehde an, die nicht etwa Mitbürger, nein, nur arme Landbauern mißhandelt, schlugen zu, wenn man ihre Diener nicht gegrüßt, solltet ihr zaudern, das Schwert zu ziehen, da man einen christlichen Kaiser und Adel geschlachtet, euren Gott schmählich verachtet hat; jene haben, um Christenland zu gewinnen, blutige Schlachten gefochten, wollt ihr nicht zum Schutze der Religion und des Glaubens euch waffnen? Nichts Kleines gilts! Für nichts Geringeres als für Vaterland, für Weib und Kind, für Freyheit und Glauben, für die heiligen Märtyrer und großen Apostel, für Maria, für den Erlöser, zur Ehre Gottes selbst besteht ihr den Kampf. Bedenkt wie tief unsere Kirche gesunken, faßt hohen Sinn auf, waffnet euer Herz, gürtet euch das Schwert um, eilt den Feinden Christi entgegen! Auch Karl von Frankreich rüstet sich zum Streit, des Ladislaus, Königs über Ungarn und Böhmen, Willen verkünden seine Redner, der Dacier, Schweden und Norweger Briefe verheißen Hülfe, Alfons von Arragonien und Sizilien, ein glänzendes Gestirn in unserer Zeit, will, wenn es gilt, auch ohne Beystand kämpfen, Philipp, der mächtige Herzog von Burgund, ist selbst bereit und will Andere entflammen. Werft euren Blick auf Alfons und Philipp, betagte Greise stellen beyde sich noch selbst dem Kampfe dar für ihren Gott, für ihren Glauben. Was werdet ihr beginnen, auserwählte Fürsten, in der Blüthe des Mannesalters, denen Kriegsarbeit nur Freude ist und Kinderspiel? Soldaten, Führer, kraftvolle Jünglinge, laßt euch von Greisen nicht an Muth übertreffen, schlummert nicht in der Heimath, da jene im Auslande fechten, erschlafft nicht in Ruhe, da jene im Getümmel erstarken! Nicht fürchte ich solches von euch. Nein, feurig blickt ihr vor Muth, meine Hoffnung ist stark; ich höre eure Brust schlagen, vor Kampfbegierde glühet ihr. Kein Wunder, Jünglinge! ich selbst, von Alter gedrückt, der Kirche geweiht, werde entflammt und walle vor Sehnsucht solchen Kampf zu schauen. Euren Vätern dünkte noch als Heiden kein Krieg zu schwer für's Vaterland, kein Tod für's Reich beklagenswerth. Welch Reich ist aber größer oder besser als das des Herrn, welche Heimath seliger als die des Himmels? Jene frohlockten im Tod für's Vaterland, wir verlassen sterbend diesen Ort der Verweisung, und ziehen ein in die himmlische Heimath. O du Glück bringender, Sehnsucht erregender Krieg, der den Siegern Triumph auf Erden, den Ueberwundenen im Himmel sichert! Zieht, wie der Kaiser mahnt, der Papst verlangt, Christus gebeut, für die göttliche Ehre und Liebe in's Feld und Keiner zweifle an der Herrlichkeit, die ihn erwartet. Siehe es öffnet sich für euch der Himmel, gebahnt ist der Weg in die göttliche Heimath und Paulus spricht: Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gekommen, das bereitet Gott denen, die ihn lieben."

Dr. Karl Wagner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 26. März — 2. April.

Die Feyer der Charwoche zu Rom ist so oft und so ausführlich beschrieben, daß ich hier kein Wort weiter sagen würde, wäre mir nicht aus Erfahrung bekannt, daß man im Auslande vom Faktischen der verschiedenen Ceremonien, und besonders von ihrer Lokalität und Folgenreihe immer noch keinen genügenden Begriff hat. Die Funktionen beginnen am Palmsonntage, wo der Papst in der Sixtinischen (der Privat-Schloß-) Kapelle, nach der von ihm angehörten Messe, nicht allein seinem höheren geistlichen Hofstaate (la famiglia del Papa, wozu der ganze, im unmittelbaren päpstlichen Dienste stehende kapellfähige Clerus gehört), sondern auch allen schwarzgekleideten Männern, welche sich dem, von den Kardinälen (den geistlichen Söhnen, oder vielmehr Kronprinzen des päpstlichen Throns) eröffneten Zuge anschließen, vom Throne herab die geweihten Palmen ertheilt. Außer an diesem Tage ist es nur noch am Lichtmeßtage und am Aschermittwoch, wo der Papst gleichergestalt die Lichter und die Asche vertheilt, gestattet das Innere der Kapelle zu betreten, während der Papst darin Messe hört. Der Besuch dieses Kapelldienstes, welcher lezterer gleich dem Ort, wo er gehalten wird, Capella heißt, ist gleichsam die geistliche Cour, welche man dem Papste macht. Eine weltliche empfängt er nicht. Am Mittwoch findet hier der sogenannte finstere Frühdienst (Mattutino dello tenebre) statt, und wird an den beyden folgenden Tagen mit einigen leichten Abänderungen, wie sie von der Verschiedenheit der religiösen Ereignisse der drey Leidenstage bedingt werden, wiederholt. Der Frühdienst, ohne die Tenebre, ist die bekannte Frühmette.

wie sie, mit Anfang jedes bürgerlichen Tags (um Mitternacht) noch jezt in allen Klöstern gefeyert wird. An den drey genannten Tagen werden die Tenebre (das heißt die Absingung des Miserere unter Auslöschung sämmtlicher Lichter) hinzugefügt, und der Frühdienst in dieser Gestalt nicht allein in der Sixtinischen Kapelle, sondern auch in der Peters- und den andern Hauptkirchen, wo man Sänger hat, gehalten. Auch in den Klöstern findet er statt. Die übrigen kleinern Kirchen sezen an die Stelle desselben das Fest der sogenannten Agonie. Der finstere Frühdienst sollte eigentlich mit Anfang des Donnerstags (um Mitternacht in der vorhergehenden Nacht) gehalten werden, das heißt, er sollte den ersten Leidenstag mit den üblichen Gebeten, besonders mit dem Psalme Miserere einleiten, und die beyden folgenden Nächte wiederholt werden. Die Unbequemlichkeiten, welche sich aus dieser ungewohnten späten Anstrengung für den Papst und das Kardinalskollegium, in der Regel meistens aus hochbejahrten Greisen bestehend, ergeben würden, selbst der Nachtheil, den ihre Gesundheit davon erleiden könnte, sind wahrscheinlich Ursache geworden, daß man diese religiöse Ceremonie bereits am Nachmittage vorher um die Vesperzeit, das heißt, etwa drittehalb Stunden vor Untergang der Sonne, zu feyern beginnt. Der finstere Frühdienst ist durch den Umstand auf der ganzen kultivirten Erde bekannt geworden, daß man während desselben bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts an allen drey Tagen, von da an am Mittwoch und Freytag, und seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts nur noch am Donnerstage, das berühmte Allegrische Miserere gesungen hat. Seit dem vorigen Jahre hat sich sogar der Chordirektor der päpstlichen Kapelle, Hr. Baini, erlaubt, das genannte Miserere mit dem Baischen (etwa seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts gesungen) zusammenzuschmelzen und am Donnerstage, dagegen das Seinige, welches seit 1816 in die Kapelle aufgenommen worden ist, am Mittwoch und Freytage aufzuführen. Ueber die Wirkung des Miserere von Allegri, oder vielmehr aller drey (denn keiner der Berichterstatter, selbst der musikalischen, hat sich die Mühe genommen, zu bemerken, daß im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts das genannte Miserere nur ein, höchstens zwey Mal aufgeführt worden ist), sind so viele poetische, ja nervliche Beschreibungen im Publikum verbreitet worden, daß ich es für meine Pflicht halte, die Sache in ihrem wahren Lichte, so wie sie dem vernünftigen und gefühlvollen, aber nicht überspannten Beobachter ohne Phantasterey erscheint, darzustellen. Dem finstern Frühdienste wohnen der Papst, die Kardinäle und die übrige kapellfähige Prälatur bey. Wer von den Kardinälen nicht erscheint, hat darüber Niemandem Rechenschaft zu geben. Der Papst sizt, dem Altare rechts, auf dem Throne, die Kardinäle im Halbzirkel herum, hinten in der linken Ecke die höhere Prälatur der Kapelle, und die niedrigere auf den Stufen des Altars und des Throns; zu den Füßen der Kardinäle ihre Schleppträger (Caudatarj), welche ihnen zugleich die nöthige hülfreiche Hand leisten. Die Ceremonie besteht aus der Absingung in canto fermo (Unisonogesang mit lauter gleichgeltenden Noten, also ohne Takteintheilung) von fünfzehn Psalmen, zwischen welchen drey Klagelieder (Lamentationen) gesungen und eben so viele Lektionen (biblische Stellen) im Unisono abgelesen werden. Nach Endigung eines jeden Psalmes löscht ein Kapelldiener von den fünfzehn, auf einem, links neben dem Altare stehenden Armleuchter brennenden Kerzen eine, und am Ende auch die sämmtlichen übrigen, in der Kapelle befindlichen Lichter aus. Dieß die Dunkelheit, über welche so viel gefaselt worden ist, die aber nur dem Scheine nach existirt, da die Fenster der Kapelle unverhüllt bleiben, und um diese Zeit überhaupt noch eine gute halbe Stunde bis zum Untergang der Sonne ist. Nachdem der Papst, nebst den Kardinälen und allen übrigen der Kapelle beywohnenden Personen niedergekniet sind, so daß sie, den Rücken nach dem Inneren der Kapelle und das Gesicht nach der Mauer gewandt, das Haupt auf ihre Sitze stützen, und in dieser Stellung leise das Vaterunser gebetet haben, heben die Kapellsänger das Miserere (welches schon vorher in der Mitte des Psalmen in canto fermo vorgetragen worden ist) in canto figurato (dem mehrstimmigen Gesange, mit Noten von verschiedener Gattung, also mit Taktabtheilung, so wie es heut zu Tage üblich ist) an. Dieß ist, in den lezten Jahren, am Mittwoch das Bainische, am Donnerstage das Allegrische, und am Freytage das Baische gewesen, bis es sich Hr. Baini vor'm Jahre erlaubt hat, die besagte Aenderung zu treffen. Die Wirkung dieser Miserere's (im Materiellen ungefähr dieselbe, da alle drey nach derselben Form gearbeitet sind, und ihre wesentlichen Verschiedenheiten nur von eigentlichen Musikverständigen aufgefaßt werden können) ist eine eingebildete und eine wirkliche: jener liegt, wie gesagt, die Phantasterey zum Grunde, welche die Fremden mit nach Rom und in die Sixtinische bringen; leztere wird gleichfalls bey dem grossen Haufen (von welchem ich Musikfreunde und Musikkenner ausnehme) bloß im Wege der Vergleichung hervorgebracht. Dieß geht so zu. „die fast drittehalb Stunden dauernde, höchst einförmige Abpsalmodirung der fünfzehn Psalme, verbunden mit der tödtlichen Abspannung, in welche das männliche Publikum, welches sich nicht sezen darf, fällt, condicet am Ende bis zur Ohnmacht. Hebt dann das Miserere an; so wirkt dieses mit seiner Melodie und Harmonie wie ein lindernder Balsam auf eine brennende Wunde. Denselben Effekt würde aber auch ein anderes gutes Musikstück hervorbringen, ohne daß es dazu dreyer der größten Meisterstücke *) im Kirchenstyle und des vollendeten Vortrags desselben bedürfte. Leztere können nur von eigentlichen Musikverständigen in ihrem ganzen Umfange begriffen und gewürdigt werden, diese gehen alle drey Tage in die Kapelle, während die Neugierigen vom ersten Male vollkommen satt geworden sind. Im Augenblicke, wo das Miserere endigt (es dauert ungefähr zwanzig Minuten), läßt sich ein heftiger Lärm (von Knitteln, mit welchen auf die Bänke geschlagen wird) vernehmen. Unvorbereitet möchte man vor Schrecken darüber in die Kniee sinken. Ueber die Bedeutung dieses sonderbaren Gebrauchs (der allenthalben statt findet, wo der finstere Frühdienst gefeyert wird) hat mir Niemand Auskunft geben können, einigen scheint es eine symbolistische Anspielung auf das wilde Frohlocken der Juden, auf ihr „kreuzige, kreuzige ihn" zu seyn; andere halten es für ein bloßes materielles Zeichen, daß Jedermann aufstehen und von dannen gehen soll, welches, sagen sie, besonders in den Klöstern, wo eine wirkliche Finsterniß herrsche, nothwendig werde. Erste Erklärung dünkt mich die am wenigsten unwahrscheinliche; wirklich sieht man am Mittwoch und Donnerstag gegen Abend in allen Pfarren Chorknaben herumlaufen, welche mit einer Art von grosser hölzernen Schnarre einen ähnlichen Lärmen machen.

(Die Fortsezung folgt.)

---

*) Freylich steht dem Allegrischen das Baische und dieses wieder das Bainische nach. Aber selbst lezteres muß, insofern es ein ganz neues Produkt ist, und sich dessen ungeachtet die alten Formen mit so vieler Genialität angeeignet hat, ein Meisterstück genannt werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Mai 1826.

Alle Weisheit ist von Gott, dem Herrn, und ist
bey ihm ewiglich.

Jesus Sirach 1. 1.

Die Bergpredigt Jesu.

Von Karl Buchner.

Dir möcht' ich bringen diese Gabe,
Die, Mutter, mehr als Mutter war;
Doch unten schläfst du in dem Grabe
Und nimmst der Gabe nicht mehr wahr.

Doch oben zu des Meisters Füßen
Hat sich des Meisters Wort erfüllt;
Als offne Blume darfst du grüßen,
Was hier als Knospe sich verhüllt.

1 *).

Als er das Volk sah, ging er auf die Höhe
Und setzte sich und in des Lehrers Nähe
Verweilte seine Jüngerschaar.
Das Volk horcht auf und gleich der Hirtenflöte
Im Abendstrahle tönet seine Rede
Und wiegt sich auf und nieder gleich dem Aar:

„Beglückt die Armen! drängenden Gewimmels
Erfreu'n sie sich des weiten, reichen Himmels,
Der über dieser Erde blaut.
Beglückt die Leidenden! In lichtern Sphären,
Umtönt von Sternen und von Geisterchören,
Ist ihnen Trost und Freude auferbaut."

„Beglückt, die sanften Muthes! Ohne Strenge
Gebieten sie dem Einzelnen, der Menge,
Das Erdreich huldigt ihrer stillen Macht.
Beglückt, die eifrig werben um's Gerechte!
Schon winkt die Frucht. In köstlichem Geflechte
Wird den Verlangenden sie dargebracht."

*) Matth. 5.

„Beglückt, die ihrer Brüder sich erbarmen!
Der Allerbarmende mit sanften Armen
Nimmt sie an seine Vaterbrust.
Beglückt, die reines Herzens ihm vertrauen!
Sie werden Gott, den Allerreinsten schauen
In ewig ungestörter Lust."

„Beglückt die Friedlichen, die Kinder Gottes!
Die nicht Verfolgung achten, nicht des Spottes
Um Wahrheit und Gerechtigkeit!
Dort in dem Himmel, über Sklavenketten
Und über blutbesprengten Todesbetten,
Sind schon des Vaters Wohnungen bereit."

„Beglückt, wenn sie euch schmähn um meinetwillen,
Und Böses reden, ihren Haß zu stillen,
Und wenn das böse Wort nicht wahr.
Getrost! im Himmel winkt des Himmels Krone,
Der Siegeskranz zum wohlverdienten Lohne.
So ward verfolget der Propheten Schaar."

„Ihr seyd das Salz der Erde. Ohne Kräfte
Taugt es zu keinem nützlichen Geschäfte,
Hinausgeworfen tilgt's der Leute Tritt.
Ihr seyd das Licht der Welt. Aus duft'ger Höhe
Glänzt unverborgen in die Fern' und Nähe,
Lichtvoll die Stadt und hemmt des Wandrers Schritt."

„Es wird am Feu'r die Kerze nicht entzündet,
Daß unterm Scheffel sie ein Räumlein findet,
Nein, auf dem Leuchter, spiegelklar und hell,
Nicht in der schmalen, enggefügten Klause,
So strahlt die Kerze Allen in dem Hause,
Auf Alle sprüht des Lichtes reiner Quell."

„So laßt das eure leuchten vor den Leuten,
Daß euer gutes Werk sie seh'n und deuten,
Und Den erheben, draus das Gute quillt.

Glaubt nicht, daß ich gekommen zu zertreten
Mosis Gesetz, die Worte der Propheten,
Ich kam zu euch, auf daß es sey erfüllt."

„Wahrlich, bis Erd' und Himmel untersanken,
Wird nicht ein Titel, nicht ein Zeichen wanken
In dem Gesetz, bis Alles ist geschehn;
Mild labender, als Wasser der Cisterne,
Hell leuchtender als Flammenschrift der Sterne,
Wird beydes eh'r am lezten Tag zergehn."

„Wer eins von diesen kleinesten Geboten
Zerstörend löst, in's Wort der Todten
Der Lehre blüh'ndes Wort verkehrt;
Der heißt der Kleinste in den Himmelreichen,
Doch wer es lehrt und liebt und thut desgleichen,
Heißt groß im Himmel und er ist es werth."

„Ich sage euch: Ihr seyet denn Gerechte,
Mehr als der Pharisäer Sündgeschlechte,
So kommt ihr niemals in das Reich des Lichts.
Ihr habt gehört Jehova's Donnerreden,
Das Fünfte, Heilige: Du sollst nicht tödten,
Der Tödtende ist schuldig des Gerichts."

„Ich aber sag' euch: Wer mit zorn'gem Worte
Den Bruder angeht, schließet selbst die Pforte
Des Allerbarmens, der Geduld.
Wer Racha sagt, verfällt dem hohen Rathe,
Wer sagt: Du Narr, entäußert sich der Gnade,
Büßt in der Hölle seine Schuld."

Drum, wenn du opferst eine milde Gabe
Auf dem Altar, ein Theilchen deiner Habe
Und wirst des Hassers eingedenk,
So laß allda vorm Altar deine Spende,
Reich' ihm versöhnungsvoll die Hände
Und komm' und opfre dein Geschenk."

„Mit Dem, der feindlich dir entgegen,
Versöhne dich noch auf den Wegen
Zum Tribunal ein milder Geist,
Daß er dich nicht dem Richter übergebe,
Deß Diener unter Angstgestrebe
Hinab dich in den Kerker weist."

„Dir sag' ich wahrlich: Von dem Tag geschieden,
Der Freunde Schaar, dem innern Frieden,
Wirst du nicht eh'r die Freyheit wiederschaun,
Bis du den lezten Heller auch bezahlest,
Mit Freundlichkeit des Feindes Wange malest
Bis in die dunkeln Augenbraun."

„Ihr hörtet vom Gebot der Alten:
Du sollst die Ehe heilig halten.
Ich aber sage: Wer mit Lust
Ein Weib betrachtet, wessen Augen
In ihre sich wildglühend tauchen,
Brach schon die Ehe in der tiefsten Brust."

„Verleitet dich dein rechtes Aug' zum Fehle,
So faß' es an und reiß' es aus der Höhle
Und wirf es von dir. Es sey nicht mehr dein.
Weit besser ist's, daß eins der Glieder sterbe
Und in der Hölle nicht der Leib verderbe:
Gewonnen nur kann solch Verloren seyn."

„Verleitet dich die rechte Hand zum Bösen,
Soll sie dein Schwert vom Arme lösen:
Du wirfst sie von dir. Sie sey nicht mehr dein.
Weit besser ist's, daß eins der Glieder sterbe
Und in der Hölle nicht der Leib verderbe:
Gewonnen nur kann solch Verloren seyn."

„Auch ist gesagt: Wer sich vom Weibe scheidet,
Die All-Erlesene vor Allen meidet,
Der soll ihr geben einen Scheidebrief.
Ich aber sage: durch Wen dieß geschehe,
(Um Eh'bruch sey's) läßt brechen sie die Ehe,
Zu deren Heiligung der Herr ihn rief."

„Und wer zur Abgeschied'nen Pforte
Als Freyer kommt, mit süßem Worte
Den Kranz ihr um die Locken flicht,
Bey Flötenspiel, hochzeitlich angekleidet,
Sie zu des Altars Stufen leitet,
Ein solcher Mann die Ehe bricht."

„Ihr hörtet vom Gebot der Alten:
Was du geschworen, sollst du halten,
Dem Ew'gen leisten keinen falschen Eid.
Ich aber sage, daß ihr nicht sollt schwören,
Nicht bey dem Himmel, denn in höhern Sphären
Hat er sich seinen Thron bereit."

„Nicht bey der Erde, seiner Füße
Gewalt'gem Schemel, mild und süße
Von Blüthe, Frucht und Blumenblatt;
Nicht bey Jerusalem, der hochgethürmten,
Dran Wolkenzug und Jahre stürmten,
Denn sie ist eines großen Königs Stadt."

„Auch sollst du schwören nicht bey deinem Haupte.
Wenn es ein goldner Kranz umlaubte,
Du wandelst nicht ein einz'ges Haar
In Weiß, in Schwarz. Ja, ja sey deine Rede;
Nein, nein; und wenn's ein Mächtiger geböte.
Was drüber, ist vom Uebel, bringt Gefahr."

„Ihr habt gehört von Israels Gesetzen:
Wirst du des Bruders Leib verletzen,
Dann Aug' um Auge, Zahn um Zahn;
Ich aber lehr' euch, Böses zu ertragen,
Wird Jemand dir die rechte Wange schlagen,
So biet' ihm auch die andre an."

„Begehret Jemand dein zum Streite,
Zerrt schon sein Aug' an deinem Kleide,
Dann reich' ihm auch den Mantel dar.
Zwingt Jemand dich zu wandern eine Meile,
Geleit' ihn zwey. Dem Fleh'nden gib in Eile,
Und nimm des armen Borgers wahr."

„Ihr habt gehört, was Mosen ward verkündet:
Dem Nächsten seyst du inniglich verbündet,
Des Feindes Hassen lohn' dein Haß.
Ich aber sag' euch: Gebt den Feinden Liebe;
Den Fluchenden gebt segensvolle Triebe;
Die euer Aug' gefüllt mit bitterm Naß."

„Thut ihnen wohl; o richtet euer Flehen
Für die zum Herrn, die euch verfolgen, schmähen,
Auf daß ihr Kinder euers Vaters seyd:
Auf Bös und Gut strahlt seine Sonne Segen,
Gerecht und Ungerecht thut wohl sein Regen,
Den er in dunkler Wolke Schooß bereit."

„Denn so ihr liebt, die liebend an euch hangen,
Welch einen Lohn könnt ihr empfangen,
Thun solches nicht die Zöllner auch?

Und so ihr freundlich euern Brüdern winket,
An ihre Brust mild tröstend sinket,
Ist Solches nicht auch Zöllners Brauch?"

„Drum seyd vollkommen, wie der Allgerechte,
Um dessen Haus ein wunderbar Geflechte
Von tausend, tausend Sonnen zieht,
Deß Lächeln schuf die milde Abendröthe,
Auf dessen Wink der Nachtigallen Flöte
Und der Orkan verschmelzen in ein Lied!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Revolutionen der Oberfläche des Erdballs von Cuvier.

(Fortsetzung.)

Es haben also in der organisirten Natur Veränderungen statt gefunden, welche von denen des Fluidum, in welchem diese Thiere lebten, abhängig waren und herbeygeführt wurden, und diese Veränderungen haben nach und nach die Seethiere zu ihrem jetzigen Zustande geführt. Als das Meer zum lezten Mal das feste Land verließ, waren seine Bewohner wenig verschieden von denen, die es jezt ernährt. Wir sagen zum lezten Male, denn wenn man mit grösserer Sorgfalt die organischen Reste der Erdschichten untersucht, so findet man mitten zwischen Lagern von Seethieren einzelne Lager von solchen Thieren oder Pflanzen, die das feste Land oder süße Wasser hervorbringen; und unter den neuesten, das heißt unter den oberflächlichsten, Schichten gibt es einige, wo die Ueberreste von Landthieren von den Ueberresten von Seeprodukten bedeckt sind. So haben also nicht nur unbekannte Revolutionen die Schichten der Erde nach verschiedenen Richtungen zerrissen und bewegt, sondern auch die daraus entstandenen Wasserbecken haben nach verschiedenen Richtungen ihre Lage verändert. Trockenes Land ist mehr wie einmal mit Wasser bedeckt worden, entweder indem es untersank, oder indem das Wasser darüber hinströmte. Was insbesondere den Theil der Erde betrifft, den das Wasser zulezt verlassen hat, den Theil, den die jetzigen Landthiere bewohnen, so war er schon früher einmal trocken und von verschiedenen Gattungen von Thieren und Pflanzen bewohnt gewesen.

Das Meer ist also nicht nur nach und nach in seine jetzigen Gränzen zurückgetreten, sondern es hat zu verschiedenen Malen das schon verlorne feste Land wieder überströmt. Es läßt sich ferner nicht verkennen, daß diese Katastrophen nicht allmählig statt gefunden haben, sondern daß sie durch plözliche Ursachen herbeygeführt, plözlich über die Erde und ihre Bewohner hereinbrechen. Dieß fällt besonders bey den, von der lezten Ueberschwemmung herrührenden Veränderungen in die Augen. Sie hat im Eise des Nordpols Säugethiere zurückgelassen, deren Haut und Fleisch sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Wären sie nicht gleich nach ihrem Tode eingefroren, so hätte die Fäulniß sie verzehren müssen; andererseits aber waren die Gegenden, die sie bewohnten, damals nicht von ewigem Eise bedeckt, denn sonst hätten sie dieselben nicht bewohnen können. Es ist also augenscheinlich, daß dieselbe Katastrophe, welche diese Thiere tödtete, auch das Klima der von ihnen bewohnten Gegenden verändert und den Nordpol mit ewigem Eise bedeckt hat. Diese Veränderung ging plözlich, ohne Uebergänge vor sich. Diese Thatsache ist von dieser Katastrophe so erwiesen, daß man auch von den frühern dasselbe annehmen kann. Die Zerreißung, das Aufthürmen und Umstürzen der Schichten lassen keinen Zweifel, daß plözlich und gewaltsam wirkende Ursachen sie in die Lage versezten, in der wir sie jezt sehen. Auch die Gewalt, mit welcher die Wassermasse bewegt wurde, wird noch durch die großen Massen von Gerölle bezeugt, die sich an vielen Orten zwischen den festen Lagern finden. Gräßliche Ereignisse haben demnach häufig das Leben auf unserer Erde gestört. Zahllose lebende Wesen sind in dieser Katastrophe untergegangen; die Bewohner des festen Landes sind von den Fluten verschlungen, die der Meerestiefe sind mit dem Grunde des Meeres selbst emporgeschleudert worden. Ihre Geschlechter sind untergegangen, und nur einzelne, kaum kenntliche Trümmer bezeugen ihr früheres Daseyn. Diese ungeheuren Ereignisse sind jedem Auge, das die Geschichte aus ihren Monumenten zu lesen weiß, deutlich zu erkennen.

Aber noch erstaunenswerther und nicht weniger gewiß ist es, daß es eine Zeit gab, wo kein Leben auf unserer Erde war. Es ist nicht schwer die Punkte anzugeben, wo sie anfing organisirte Schöpfungen hervorzubringen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 26. März — 2. April.

(Fortsetzung.)

Nun erheben sich Papst und Kardinäle und gehen, ersterer durch eine Seitenthüre neben dem Altare, welche in's Innere des Vatikans führt, und lezterer durch den Haupteingang, mit eben so wenig Feyerlichkeit und Ostentation fort, wie sie bey'm Kommen und während der Ceremonie selbst gezeigt haben. Am Donnerstage begibt sich der Papst von hier unmittelbar in die Petrskirche, wo, vom Balkon der heiligen Veronika (unter der Kuppel) herab, die bekannten Reliquien (ein Stück vom Kreuze, der Speer und das, in das Schweißtuch der heiligen Veronika abgedrückte Gesicht des Heilandes) vorgezeigt werden. Diese Ceremonie hat auf mich unter allen Feyerlichkeiten der Charwoche immer den rein geistigsten Eindruck gemacht, eben ihrer Einfachheit und Entbehrung aller Ausschmückung wegen. Die Kirche ist leer (denn die hundert oder paar hundert Fremden, welche von dieser Feyerlichkeit

herbeygezogen werden, verlieren sich darin zu einem Nichts); eine tiefe Stille herrscht, und die Dunkelheit (denn eine eigentliche Finsterniß herrscht selbst hier nicht, ob es gleich um diese Zeit völlig Nacht ist) wird nur sehr schwach durch diese Fackeln erhellt, welche die, dem Papste vortretenden, Schweizer tragen. Lezterer erscheint in seinen gewöhnlichen Hauskleidern, blos von jener unmittelbaren geistlichen Dienerschaft begleitet, als Privatmann, ohne weitere Formalität des obersten Hierarchen der christlichen Kirche. Nachdem er vor einer, in der Mitte der Kirche stehenden, mit einem einfachen rothen Tuche behangenen, Betbank niedergekniet ist, und sich alle übrigen (ausgenommen die Guardie Nobili und die Schweizer, als mit der eigentlichen Bewachung des Papstes beauftragt, welche nicht einmal den Hut abnehmen, aber nicht das übrige, in der Kirche anwesende Militär) gleichfalls auf die Kniee niedergelassen haben, eröffnet sich die Thür des besagten Balkons; ein Priester tritt mit der, in ein kostbares Häuschen eingefaßten Reliquie hervor, macht mit dieser, an den beyden Ecken und in der Mitte desselben das Zeichen des Kreuzes, und spricht dabey ein kurzes analoges Gebet. Dann zieht er sich in das Innere des Balkons zurück, und holt die zweyte Reliquie, mit welcher er dieselbe Ceremonie macht, und sofort bis zur lezten. Der Papst hat während der Zeit mit gefalteten Händen und niedergebeugtem Haupte gebetet, und fährt damit noch eine gute Weile nach Vorzeigung der Reliquien fort. Die beträchtliche Höhe des Balkons macht, daß man den Priester, so wie sein Gebet, von welchem nur ein leises, unverständliches Gemurmel in der Kirche herab ertönt, gleichsam aus den Wolken zu vernehmen glaubt. Bis zum Regierungsantritte des jezigen Papstes ward an diesem und dem folgenden Abende (stillen Freytage) das berühmte, etwa vierundzwanzig Fuß hohe und halb so breite, mit messingenen Blaken besezte Kreuz in der Mitte der Kirche aufgehangen, und auf diesem dreyhundert-vierzehn Lampen, jede mit zwey Dochten, angezündet. Leo XII. hat diese Sitte, welche während der Dauer des Abends zu großen Unziemlichkeiten in den entfernteren Theilen der Kirche Veranlassung zu geben pflegte, abgeschafft, und die Kirche wird jezt, wie an allen übrigen Tagen im Jahre, mit Einbruch der Nacht geschlossen. Nach dem dunkeln Frühdienste, am Freytage, begibt sich der Papst aus der Sixtinischen Kapelle, über den königlichen Saal, in die Paolinische Kapelle, wo das Grab (das Allerheiligste, umgeben von einer außergewöhnlichen Anzahl, symmetrisch geordneter Kerzen) aufgestellt ist. Dieß die Abendceremonien der Charwoche. Die Morgenfestlichkeiten beginnen am grünen Donnerstage mit der Messe, welche der Papst in der Sixtinischen Kapelle hört. Nach dieser findet die feyerliche Prozession in die Paolinische Kapelle statt, wohin er das Allerheiligste (zum Behufe des heiligen Grabes) trägt, und späterhin in den herzoglichen Saal, um an den zwölf armen Pilgrimmen (oder Geistlichen) das Fußwaschen zu verrichten und ihnen nachher im großen Saale des eigentlichen Vatikanischen Pallastes bey Tische aufzuwarten. Nach der Messe, am stillen Freytage, erfolgt die Anbetung des Kreuzes in der Sixtinischen Kapelle. Diese imponirende Ceremonie besteht darin, daß zuerst der Papst, und dann paarweise die Kardinäle, nebst den übrigen kapellfähigen Personen, das, auf eine Estrade vorn auf die Stufen des Altars gelegte Krucifix zur Erde geworfen, küssend anbeten. Der Augenblick, wo der Papst baarfuß (das heißt, nur mit Sandalen bekleidet) sich vom Throne erhebend, in andachtsvoller Stellung, und mit gen Himmel gerichteten Blicken, die Stufen hinabzuschreiten beginnt, um sich dem Krucifixe zu nähern, hat etwas ungemein Erhebendes; man erinnert sich noch heut zu Tage der Wirkung, welche Pius VI., der schönste und majestätischste Mann seiner Zeit, in diesem Augenblicke hervorgebracht haben soll. Nachdem der Papst, am folgenden Sonnabende, die gewöhnliche Messe in der Sixtinischen Kapelle gehört hat, findet am ersten Ostertage, in der Peterskirche eine jener drey Mal im Jahre wiederkehrenden großen Kirchenceremonien statt, welche unstreitig die imposantesten unter allen Feyerlichkeiten des römischen Gottesdienstes sind, ich meyne, die vom Papste in eigner Person gelesene Messe. Hat ja selbst Lessing diese Ceremonie für das erhabenste Schauspiel erklärt, welches dem fühlenden Menschen zu Theil werden könne. Eine ausführliche Beschreibung derselben würde zu viel Raum einnehmen, vielleicht sogar überflüssig seyn, da mehr oder weniger durch die ganze Christenheit ein ungefährer Begriff davon vorhanden ist. Erwähne ich daher nur einiger besonderer Umstände, welche am wenigsten bekannt seyn dürften. Der Papst liest die Messe am Hauptaltare, oder der sogenannten Confessione di s. Pietro, unter der Kuppel. Hier darf, außer ihm, kein anderer Priester celebriren. Wird er durch Krankheit verhindert, ein's der drey Hochämter, welche hier am ersten Oster-, Peters- und Pauls-, und am ersten Weihnachtstage statt finden, in Person zu halten; so ermächtigt er, statt seiner, einen Kardinal dazu. Die Bulle, worin dieß geschieht, wird jedesmal über dem Altare, am Baldachine, angeschlagen. Diesem links, und gegenüber sind zwey Throne errichtet; auf jenen sezt sich der Papst, so oft als er als celebrirender Priester handelt, diesen besteigt er in den Augenblicken, wo er als solcher nicht thätig ist. Ihm assistiren der erste Priester- und der erste Diaconus-Kardinal. Die Messe am Ostertage bietet eine Eigenthümlichkeit dar, welche sie von den beyden andern unterscheidet: wann der Papst, vor dem Vaterunser, die Worte gesungen hat: Per omnia saecula saeculorum, dürfen die Sänger das gewöhnliche: Amen, nicht hinzusetzen. Dieser Gebrauch gründet sich auf das Wunder, welches unter Gregor VII. (in der katholischen Kirche der Große oder auch der Heilige genannt) statt gefunden haben soll. Man behauptet nämlich, es hätten, als einst der genannte Papst in der Laterankirche Messe gelesen, die Engel aus dem Himmel das Amen angestimmt. Während der Elevation ertönt von einem der, über dem Haupteingange befindlichen Balkons, also aus weiter Ferne, eine Harmoniemusik herab, welche durch die feyerliche Stille, welche in diesem Augenblicke, wo alle Anwesenden auf den Knieen liegen, herrscht, eine ungemeine Wirkung macht. Daß diese Musik eine gewöhnliche weltliche Melodie ist, nach der man tanzen könnte, muß billig in Erstaunen setzen. Nach der Messe begibt sich der Papst auf den großen Balkon der Peterskirche, um hier den Segen zu ertheilen. Am zweyten und dritten Ostertage (welche keine Festtage mehr sind) hört der Papst abermals Messe in der Sixtinischen Kapelle. Hier enden die geistlichen Funktionen der Osterwoche, welchen der Papst, nebst den Kardinälen und seinem übrigen geistlichen Hofstaate, beywohnen. Sie sind besonders für das Kardinalskollegium, dessen Mitglieder, mit geringen Ausnahmen, sämmtlich hoch bey Jahren sind, mit sehr ermüdenden Anstrengungen verbunden. Die drey finsteren Frühdienste sind die einzigen Ceremonien, welche kanonisch in der Sixtinischen Kapelle gefeyert werden müssen; dagegen können die päpstliche Messe am ersten Ostertage (gleich den beyden übrigen am Peters- und Weihnachtstage), so wie alle päpstliche Kapellen (die Messen, welche der Papst öffentlich hält) an jedem Orte, wo er residirt, statt finden, auf dem Vatikane in der Sixtinischen Kapelle und auf Monte Cavallo in der dortigen Schloßkapelle, lezterer hat man gleichfalls den Namen der Sixtinischen gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Mai 1826.

Erleuchtet euern Geist, daß er
Stets stärker werd' und herrlicher;
Was irdisch ist, bleibt in der Zeit;
Der Geist reift für die Ewigkeit.

Die Bergpredigt Jesu.

(Fortsetzung.)

2 *).

„Habt Acht auf das, was ihr den Armen sendet,
Nicht vor dem Volke, vor der Menge spendet,
Auf daß ihr Blick betrachtend auf euch ruht!
Ihr habet anders keinen Lohn dort oben
Beym ew'gen Vater, den die Geister loben,
Der — ungesehen Gutes thut.“

„Willst du dem Armen milde Gaben bringen,
Dann lasse nicht vor dir Posaunen klingen
In Schulen, Gassen, wie die Heuchler thun;
Auf daß die Menschen solche Großmuth preisen, —
Ihr Lohn ist hin, sie dürfen nach dem heißen
Drangvollen Tage nicht im Schatten ruh'n.“

„Willst du den Sinn der Gütigkeit bewahren,
So laß die linke Hand niemals erfahren,
Was deine Rechte bringet dar,
Auf daß die milde Gabe sey verborgen,
Der Alles schaut am Abend und am Morgen
Wird dir's vergelten offenbar.“

„Willst du zum ew'gen Vater beten,
Dann sollst du nicht an Gassenecken treten
Und in die Schulen, wie die Heuchler thun;
Auf daß die Menschen solche Andacht schauen, —
Ihr Lohn ist hin. Sie dürfen nach dem blauen,
Glanzvollen Tage nicht im Schatten ruh'n.“

„Wenn du nun betest, geh' in deine Kammer,
Verschließ' die Thüre mit der sichern Klammer,
Dein frommes Herz sey dein Altar,
Und bete zu dem Vater still verborgen,
Der Alles schaut am Abend und am Morgen
Wird dir's vergelten offenbar.“

„Und wenn ihr betet, machet nicht viel Worte,
Sie öffnen der Gewährung Pforte
Nur in der Heiden irrem Wahn.
Seyd nicht Nachahmer solcher Sitte,
Der Vater weiß Bedarf und Bitte,
Eh' sie sich seinem Throne nahn.“

„Drum betet also: Vater über Sternen,
Dein Nam' sey heilig. Aus geheimen Fernen
Der Zeit, des Raumes komm' dein Reich.
Was wir bedürfen, gib für's Leben,
Vergib, wie wir den Schuldigern vergeben,
Dein Weltenherz schlägt warm und weich.“

„Versuch' uns nicht. Du mögst vom Bösen,
Barmherziger, barmherzig uns erlösen.
Dein ist in alle Ewigkeit
Das Reich der Körper und der Geister,
Die Kraft, zu schalten drin als Meister
In wonnevoller Herrlichkeit.“

„Vergebt ihr andern Menschen ihre Fehle,
Entlastet auch der Vater eure Seele
Von dem, was Böses ihr gethan;
Doch, wenn ihr andern Menschen nicht vergebet,
Was sie Verderbliches gestrebet,
Sieht euch der Vater nicht vergebend an.“

*) Math. 6.

„Wenn ihr nun fastet, soll der Blick nicht quellen
Von tiefem Leide, sollt ihr nicht verstellen
Das Angesichte, wie die Heuchler thun,
Auf daß die Menschen Solches sehn und preisen, —
Ihr Lohn ist hin. Sie dürfen nach dem heißen
Drangvollen Tage nicht im Schatten ruhn.“

„Mit duft'gem Oel sollst du dein Haupt belasten,
Dein Antlitz waschen bey dem Fasten,
Daß Niemand Solches nehme wahr,
Dein ew'ger Vater, der verborgen,
Der Alles schaut am Abend und am Morgen
Wird dir's vergelten offenbar.“

„Sammelt nicht Schätze auf der Erden,
Wo Rost und Motte sie verzehren werden
Und wo der Dieb nachgräbt und stiehlt;
Doch für den Himmel strebt nach Schätzen,
Die Rost und Motte nicht verletzen,
Wonach der Dieb den Boden nicht durchwühlt.“

„Wo euer Schatz ist, ist auch euer Herze.
Das Aug' ist deines Leibes Kerze.
Wenn nun dein Auge hell und klar,
Wird auch im Licht dein Körper funkeln,
Doch ist es krank, weilt er im Dunkeln
Und nimmt der Sonne Glanz nicht wahr.“

„Wenn nun das Licht in deiner Seele,
Dem stete Klarheit sich vermähle,
Wenn dieses in die Nacht versinkt,
Wie nächtlicher als tausend Mitternächte
Wird seyn der Finsterniß Geflechte,
Das sich alsdann um deine Seele schlingt.“

„Niemand kann Zwey'n sich dienstbar zeigen:
Er wird sich liebend zu dem Einen neigen,
Der Andre wird von ihm gehaßt,
Er wird dem Einen treu zur Seite stehen,
Verachtend auf den Andern sehen. —
Nicht Gott und Mammon sey zugleich umfaßt.“

„Drum sag' ich euch: Ihr sollt nicht ängstlich beben
Für Essen, Trinken um zu leben,
Und für den Leib um sein Gewand.
Ist nicht das Leben mehr als Speise,
Und nicht der Leib mehr auf der Pilgerreise,
Als jenes Kleid, das ihn umspannt?“

„Seht an die Vögel unterm Himmel!
Dort in der Luft ein fröhliches Gewimmel!
Sie streuen nicht den Saamen auf das Land,
Sie ernten nicht, wenn sich die Aehren bräunen,
Sie sammeln nicht in hochgebaute Scheunen,
Und dennoch nährt sie Gottes Vaterhand.“

„Seyd ihr nicht mehr als sie? — Und wer vermöchte,
Wenn er's auch sorgend überdächte,
Des Leibes Maaß, von Gott gefügt,
Um eine Elle zu verlängen?
Und warum darf euch Angst die Brust beengen
Um's Kleid, das an die Brust sich schmiegt?“

„Schaut an die Lilien auf dem Felde!
Frey wachsend unter Gottes Zelte;
Arbeiten sie und spinnen nicht.
Ich sag' euch, daß auf seinem Throne
Nicht solche Pracht gestrahlt von Davids Sohne;
Als eine Lilie umflicht.“

„Wenn nun der Ew'ge so die Blume kleidet,
Die heute blüht und süßen Duft verbreitet
Und morgen in dem Ofen glimmt,
Sollt' er nicht mehr noch euch bekleiden,
Kleingläubige, die Nahrung euch bereiten,
Eh' er die Klagen eurer Angst vernimmt?“

„Darum sollt ihr nicht ängstlich fragen:
Was essen wir an künft'gen Tagen?
Was ist, das unsre Lippe schlürft?
Wie werden wir den Körper kleiden?
Nach Solchem trachten nur die Heiden,
Der Vater weiß, daß ihr deß All bedürft.“

„Am Ersten trachte fest und stille
Nach jenem Reiche euer Wille,
Das keine Leidenschaft versehrt;
Nach des Gerechten Wesen trachtet,
Von keiner Erdennacht umnachtet,
So wird euch alles dieß bescheert.“

„Drum sorgt nicht für den andern Morgen,
Er hat für sich schon seine Sorgen,
Von dem Geschick ihm ausgewählt.
Es ist genug, daß einem jeden Tage
Im Frühroth sich die eigne Plage
Und in dem Abendroth vermählt.“

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Revolutionen der Oberfläche des Erdballs von Cuvier.

(Beschluß.)

Erheben wir uns bis zu den Gipfeln der höchsten Gebirgsketten: bald werden jene Ablagerungen von Seethieren, jene unzähligen Muscheln seltener und hören endlich ganz auf; wir finden nun Schichten von ganz anderer Art, die keine Spur organisirter Wesen enthalten. Doch zeigt ihre Krystallisation, ihre Lagerung selbst, daß auch sie sich im flüssigen Zustande gebildet haben — ihre schiefe, zerworfene Lage, daß sie gewaltsam zerrissen wurden — die Art, wie sie schief unter den Muschellagen fortgehen, daß sie älter sind als diese — endlich die Höhe, zu der sie sich über die Muschellagen erheben, daß ihre Gipfel schon vom Wasser frey waren, als diese sich bildeten. Dieß sind jene großen Urgebirge, welche unsere Festlande nach verschiedenen Richtungen durchziehen, sich über die Wolken erheben und die Flußgebiete scheiden und mit ewigem Schnee bedeckt, die großen Frucht und Leben bringenden Wasserbehälter der Erde sind. Schon in der Entfernung erkennt das Auge an ihren scharfen Spitzen und kühnen Formen die Gewalt, die ihnen ihre jetzige Gestalt gab. Diese Zeichen treten deutlicher hervor, je mehr wir uns ihnen nähern. Die Thäler haben nicht mehr jene sanften Abhänge, jene gleichmäßigen Biegungen, die den Lauf eines Stromes andeuten, wie wir sie in den niedrigen Thälern finden. Sie erweitern und verengern sich ohne Regel; ihre Gewässer dehnen sich bald zu Seen aus, bald werden sie

zu reißenden Bergströmen, oder stürzen in Wasserfällen von Felsdämmen herab, die sich ihrem Laufe entgegenstellen. Während ihre zerrissenen Schichten auf der einen Seite scharfe Querdurchschnitte zeigen, bieten sie auf der andern oft ihre ganze Fläche dar, ohne daß irgend eine Uebereinstimmung in ihrem Streichen oder in ihrer Höhe zu finden wäre.

Allein mitten unter dieser anscheinenden Unordnung findet der aufmerksame Forscher dennoch eine gewisse Ordnung. Jene zerrissenen Schichten zeigen eine gewisse Reihenfolge, welche in allen Urgebirgen beynahe dieselbe ist. Der Granit, der sich über alle andern Gebirgsarten erhebt, dient auch allen andern zur Grundlage. Er ist der älteste Bestandtheil dieser Erde, er mag nun zuerst von einer allumfassenden, auflösenden Flüssigkeit abgelagert worden, oder nach der Verdunstung dieser Flüssigkeit zurückgeblieben seyn. Schieferartige Gebirgsarten lehnen sich an den Granit und bilden die Seitenabdachung der großen Gebirge. Nach ihnen folgen die ältern Kalkgebirge, die keine Muscheln enthalten und bilden die untern Stufen dieser hohen Tempel der Natur. Auf ihnen endlich erzeugte die Flüssigkeit zuerst organische Wesen, Mollusken und Zoophyten, Korallen und Muschelthiere. Man findet die ersten organischen Ueberreste anfangs nur in geringer Zahl und weit zerstreut zwischen den lezten Schichten der Urgebirge oder in dem sogenannten Uebergangsgebirge. Das beginnende Leben scheint anfangs mühsam gegen die todte Natur gekämpft und nur allmählig den Sieg davon getragen zu haben.

Es läßt sich demnach nicht läugnen, daß auch die höchsten Gebirge unserer Erde einst sich in einem flüssigen Zustande befanden — daß sie, nachdem sie sich gebildet, noch lang mit einer Flüssigkeit bedeckt waren, welche keine lebenden Wesen enthielt — daß auch diese Schichten der Erde, noch ehe sie von lebenden Wesen bewohnt waren, durch gewaltsame Katastrophen ihre jetzige Gestalt erhalten haben. Allein diese ältesten Schichten der Erde haben auch später, nachdem das Wasser schon Thiere erzeugt, nachdem es schon die neueren Schichten abgesezt hatte, gewaltsame Veränderungen erlitten. Wir finden bedeutende Strecken von Urgebirgen mitten unter späteren Ablagerungen und tiefer als viele von ihnen zu Tage gehen; wie wäre es erklärlich, daß sie nicht von ihnen bedeckt sind, als indem man annimmt, daß sie zum Vorschein gekommen sind, nachdem jene schon gebildet waren. Man findet ungeheure Blöcke von Urgebirge auf der Oberfläche der neueren Ablagerungen in großer Entfernung von den Gebirgen, von welchen sie losgerissen zu seyn scheinen; sie müssen entweder durch vulkanische Ausbrüche dahin geschleudert oder von Wasserfluten fortgerissen worden seyn, oder endlich die Tiefen und Höhen, welche sich jezt zwischen ihnen und den Urgebirgen finden, müssen ehemals nicht vorhanden gewesen seyn. Alles dieß aber beweist, daß auch nach der Bildung der neueren Schichten die älteren gewaltsame Katastrophen erlitten haben.

Dieß sind in wenigen Zügen die Erscheinungen, welche die früheren Epochen der Geschichte unsers Erdballes bezeichnen. Ihre Reihenfolge läßt sich mit Sicherheit bestimmen; ihre Dauer dagegen und ihre Zeit zu bestimmen ist unmöglich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, 30. April.

Mit den ersten Frühlingstagen beginnen bereits auch wieder jene freundlichen und fröhlichen Vereine von Schweizern aus den verschiedenen Kantonen und Landschaften des Bundesstaates der Eidgenossenschaft, die in ihren freyen Formen zuverläßig für Eintracht und Gemeinsinn im Vaterland ungleich wichtiger und bedeutsamer wirken, als die in gezwungenen Formen und mit den oft genug engherzigen Aufträgen der Abgeordneten der Kantone alljährlich sich versammelnden Tagsatzungen. Die erste von allen jenen Gesellschaften, die zwischen Ostern und Pfingsten jedes Jahr zusammentretende helvetische Gesellschaft, ist auch unter allen noch wirklich bestehenden die älteste. Schinznach war ihre Wiege, in Olten verlebte sie ihre Jugend, nach bestandenen Stürmen im männlichen Alter war sie nach Schinznach zurückgekehrt. Daselbst beschloß sie im vorigen Jahre künftighin wechselnd, das eine Jahr zwar weiterhin ihre Vereine in Schinznach zu begehen, das andere hingegen, sey es der westlichen, sey es der östlichen Grenze sich zu nähern, und in Folge dieses Beschlusses ward der schöne Bernische Marktflecken Langenthal für den Ort und der 26. April für den Tag der dießjährigen Versammlung festgesezt. Ungeachtet der rauhen Witterung, die auf eine Reihe milder Frühlingstage sich wieder eingestellt hatte, waren auf jenen Tag bey hundert und zwanzig Mitglieder und Gäste eingetroffen. Heinrich Pestalozzi, der ehrwürdige Greis, war Vorstand des Jahres. Zu Schinznach hatte er vor einem Jahr, seine Wahl annehmend und verdankend, gesagt: „Ich bin alt; mein Blut zwar noch warm, aber die Nerven sind schwach. Schenkt mir Gott noch ein Jahr, nun so will ich dann zu Euch reden, wie's mir um's Herz ist, von Vaterland und Erziehung, denen ich mein ganzes Leben gewidmet habe. Nun sprach er dann, seinem Herzen in dritthalbstündiger Rede freyen Lauf lassend, vom Vaterland und Erziehung; er sprach von den in seinem langen Leben gesammelten Erfahrungen und nach den daraus gewonnenen Ueberzeugungen, vom Vaterland in der alten und in der neuen Zeit, von dessen Gebrechen und ihrer Heilung, von Herstellung altschweizerischer Kraft, Ehrenfestigkeit, Biederkeit, Mäßigkeit, Einfalt, und vor Allem von seiner auf jene Tugenden und die daraus hervorgehende Selbstständigkeit der großen Volksmehrheit zu begründenden Freyheit und Wohlfahrt, die nicht prahlt und glänzt, aber beglückt und veredelt; er bot das hehre Vorbild des alten schweizerischen Volkslebens zur Anschauung dar, und er schloß mit dem Worte: „Ich bin mit Gefühl in eure Mitte getreten, und es ist wahrscheinlich das lezte Mal, daß ich diese Versammlung besuche. Ich wollte deswegen von Allem, was ich nach meinen Ansichten für das Vaterland zu wünschen nothwendig und würdig fand, in dieser Stunde kein Wort verschweigen.“ Wenn aber, sezte er bald nachher hinzu, Gott mir das Leben noch länger schenkt, so gebe ich Euch mit jedem Jahre noch einen Beytrag von meinen Arbeiten für Volkserzie-

dung und Vaterlandswohl, das nur auf jene gegründet seyn kann. — Ein Abriß seiner Ideen über die früheste Menschenbildung von der Wiege an bis in's sechste und siebente Lebensjahr — dessen Vorlesung die beengte Zeit nicht gestatten konnte, soll den dießjährigen Gesellschaftsverhandlungen beygedruckt werden. Ebenfalls soll die mit vielfacher Theilnahme angehörte Denkschrift des Luzernischen Staatsraths und vorjährigen Vorstands der Gesellschaft des Hrn. Eduard Pfyffer, auf den jüngst verstorbnen vortrefflichen Eidgenossen, den Stadtpfarrer Thaddäus Müller von Luzern, in denselben erscheinen. Auch dieser nun verewigte Mann war vor wenigen Jahren Vorstand der helvetischen Gesellschaft gewesen, und seine im Jahr 1821 gehaltene Rede hatte den Geist ächter Duldsamkeit oder derjenigen Religionsfreyheit gepriesen, der den abweichenden Konfessionsbekennern im gemeinsamen Vaterlande heilbringend und ziemend ist, indem er vor Allem dem, was die neueste Zeit, jenen Widerstrebend oder sie Gefährdendes herbeyführte, ernst und nachdrucksam warnte . . . Dem Frohsinn bey der Tafel mischte sich tiefe Rührung bey, als Vater Pestalozzi's Lebehoch ausgebracht, und die dem ehrwürdigen Greis durch den gemüthvollen Fabeldichter Frölich in Brugg dazu geweihten Strophen gesungen wurden. Es sind dieselben folgende:

Sieh, Deine Söhne stehn um Dich
Nimm an den Ehrensang
Für alles, was Du uns gelehrt,
Durch bittre Leiden unbekehrt,
Ein Erdeleben lang.

Allein aus jener Frommen Bund
Bleibst Du uns noch zurück,
Zu sehen, wie sich Eure Saat
In Frost und Sturm erhalten hat,
Und grünt zum Landesglück.

So wirst Du immer um uns seyn,
Ein tröstliches Gesicht;
Du sagst: „So kurz auch unsre Frist,
Wenn sie nur Gott geweihet ist,
Fehlt auch der Segen nicht.“

Und wenn auch uns die Jugendkraft
Und manches Glück verblüht;
Für Vaterlandes Wohl und Schmerz
Bleib uns doch stets Dein liebend Herz,
Dein ewig jung Gemüth!

Mit Thränen im Auge und von Rührung gebrochner Stimme dankte der silberhaarige Greis, und er empfahl den eidgenössischen Fr-unden unverwelkliches Andenken an den edeln Müller von Luzern. Ein an die Versammlung ausgetheilter herzergreifender Aufruf von Heinrich Zschokke zu neuen menschenfreundlichen und christlichen Anstrengungen für des bedrängten Griechenlands Rettung, veranlaßte den Staatsrath Pfyffer in ergreifender Rede die eidgenössischen Freunde einzuladen, ihre Herzenswünsche für den Sieg der Griechen in dem heiligen Kriege gegen Barbarey und Despotism mit wohlthätiger Unterstützung wirksam zu erweisen. Obwohl so mancher der anwesenden Eidgenossen seine Gaben für die hehre Bestimmung zu Hause wiederholt schon dargebracht hatte, fiel doch auch dießmal ein nicht unbedeutsamer Ertrag der gesammelten Kollekte, die dem Central-Griechenverein in Zürich zur Verwendung übersandt ward. Nochmals wählte sich die Gesellschaft, nachdem sie eine sehr ansehnliche Zahl junger Schweizer in ihre Mitte aufgenommen hatte, eines ihrer älteren Glieder, den hochherzigen Eidgenossen und erleuchteten Priester, den Chorherrn und Pfarrer an der katholischen Gemeinde in Aarau, Hr. Alois Vock von Sarmenstorf, zum Vorstand für das nächstkommende Jahr.

Rom, 26. März — 2. April.

(Fortsetzung.)

In der Peterskirche werden die drey finsteren Frühdienste in der Chorkapelle gehalten, und zwar an denselben Tagen und zu derselben Stunde, wie in der Sixtinischen. Die Ceremonie ist hier ganz dieselbe, ausgenommen, daß das Kapitel die Psalmen und Lektionen absingt, und den Sängern nur der Vortrag des eigentlichen Miserere und der in canto figurato gesungenen Lamentation übrig bleibt, während in der Sixtinischen Kapelle den päpstlichen Sängern der ganze Dienst anheim fällt, und Papst und Kardinäle hier ganz unthätig bleiben. Die drey Misereres in der Peterskirche sind von Guglielmi (dem Vater, 1804 verstorben), von Zingarelli (früher Kapellmeister an der Peterskirche, jezt königlichem Kapellmeister in Neapel) und von Fioravanti (dem berühmten Komponisten der Cantatrici Villane u. s. w., und jezigem Kapellmeister an der Peterskirche). Das moderne Urtheil erhebt das Guglielmische Miserere nicht allein über die beyden andern, sondern selbst über viele andere gleichartige Produkte der neueren Zeit; ich habe darin nie etwas Anderes, als eine schäzungswerthe Arbeit im modernen Style, aber ohne allen Anspruch auf Vergleichung mit den klassischen Arbeiten des sechszehnten Jahrhunderts, finden können. Am Donnerstage Abend findet die Einweihung der Altäre statt. Die hölzernen Spohnbüschel, welche zu dieser Ceremonie gedient haben, werden unmittelbar darauf am Eingange der Sakristey von den dazu bestellten Weibern, nicht ohne einigen Lärmen, an den Meistbietenden verkauft. Am folgenden Freytag Morgen begibt sich, nach der Messe in der Sixtinischen Kapelle, das Kardinalkollegium, und am Abend, wie oben gesagt, der Papst hierher, um die Reliquien anzubeten. Am Sonnabend Morgen wird die Einsegnung des Wassers und des Feuers im Porticus der Kirche vorgenommen.

Während in den übrigen größeren Kirchen mehr oder weniger dieselben Ceremonien gefeyert werden, bietet die griechisch armenische Kirche (an der Tiber unter dem Palatinischen und Aventinischen Berge, jezt di s. Madonna Egiziaca benannt, vermeintlich der antike Tempel des männlichen Glücks, von Servius Tullius erbaut) eine der größten religiösen Sonderbarkeiten dar, welche irgend auf der Welt gefunden werden können. Dieß ist die große Messe, welche dort am Sonnabend Nachmittage gefeyert wird. Die heutige Mode will, daß nicht allein die Fremden, sondern auch alle hiesigen Einwohner vom guten Tone, eine Wallfahrt nach dieser entfernten Gegend anstellen müssen, um derselben beyzuwohnen. Da das dortige Stadtviertel zu den verfallensten, und die Kirche zu den kleinsten von ganz Rom gehören; so entsteht aus dem Zuströmen der Equipagen auf dem Plaze und aus dem Gedrängt der Menge in der Kirche ein Scandal, welcher mit nichts zu vergleichen ist, als mit der Indecenz des Jubels, in welchen die Anwesenden von der Sonderbarkeit der Messe versezt werden. Es gibt den lobenswürdigsten Beweis von der Duldsamkeit der hiesigen Regierung, daß sie diesen Gottesdienst, troz der seltsamen Scenen, welche dabey vorfallen, und welche das halbe Duzend dort wachhabender Gensd'armen vergebens zu unterdrücken strebt, nicht schon längst untersagt hat. Dieß die Ceremonien der Charwoche, welche in der Kirche statt finden.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Mai 1826.

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleyers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Goethe.

Schlangenbiß und Heilmittel dagegen.

Unzählige Schlangen machen die ganze Provinz Guayaquil sehr unsicher, und es werden dort oft Menschen und Thiere von ihnen gebissen. Die Einwohner besitzen aber Heilmittel und selbst spezifische Gegenmittel für den Biß von einigen derselben. Der Patient muß häufig Olivenöl trinken, man schröpft seine Wunde und legt verkalktes Hirschhorn darauf. Aber das sicherste, den Eingebornen bekannte Heilungsmittel sind die Blätter einer Kriech-Pflanze, Huaco genannt, welche in den Wäldern wächst, und deren Blätter zu einem Teig geknetet werden, welche man in kleine Tafeln von der Größe eines halben Kronenthalers schneidet und dann im Schatten trocknet. Derjenige, der von einer Schlange gebissen worden, nimmt eine von diesen kleinen Tafeln in den Mund, kauet sie so lange, bis sie ihren bittern Geschmack verloren hat, indem er zugleich seinen Speichel verschluckt. Der Patient wird dann in's Bad geführt und seine Wunde mit dem gekauten Kraute verbunden, welches seine Wiedergenesung bewirkt, die sich anfänglich durch einen häufigen Schweiß äußert. Ich selbst wurde bey meinem Aufenthalte in Esmeraldas von einer Korallschlange in die Hand gebissen, deren Biß, wenn er nicht gleich geheilt werden kann, für tödtlich gehalten wird; ich fühlte ein schmerzhaftes Brennen in der Nähe meiner Wunde, welches sich nach und nach über das ganze Glied verbreitete und von einem sonderbaren Gefühle, als ob ein schweres Gewicht mir an der Hand hinge und mich sie in die Höhe zu heben hindere, begleitet wurde. Einer von den Eingebornen, der gerade bey mir war, gab mir auf der Stelle eine Tafel Huacokraut, rieth mir, sie zu kauen, und fing an, meine Hand zu drücken und die Wunde auszupressen; nach fünf Minuten nahm mein Schmerz ab, und der bittere Geschmack des Krautes war vergangen. Ich badete mich in dem Flusse und legte mich in einem Kahne nieder, in welchem man mich mit einem Poncho bedeckte und nach meiner Wohnung brachte, welche ungefähr vier Meilen von dem Orte lag, wo mir das Unglück begegnet war. So lange ich in dem Kahne blieb, schwitzte ich sehr häufig, und noch viel mehr, nachdem ich mich zu Bette begeben, der Schmerz in meiner Hand wurde viel milder, aber ich fühlte eine allgemeine Steifheit und Schwäche in meinen Gliedern und einen Ekel vor Nahrung. Ich trank ein großes Glas voll Mandelmilch und schlief eine Stunde lang; beym Erwachen war ich in fieberhaftem Zustand, meine Zunge dürr und hart und ich war einige Tage lang sehr krank. Ich behielt immer einen Kürbisumschlag auf meiner Hand, und die Wunde fing den vierten Tag zu eitern an, nach welchem ich allmählig besser wurde. Diese ganze Zeit über war ich in großer Angst wegen meiner gefährlichen Lage, ob ich gleich von den Eingebornen versichert wurde, daß vier und zwanzig Stunden nach dem Bisse nichts weiter zu befürchten wäre. Ich fühlte über vierzehn Tage die Folgen des giftigen Bisses des Ungeziefers, welches von den Eingebor-

nen auf der Stelle erlegt und nach meiner Wohnung gebracht worden war. — Das Huacokraut habe ich selbst nie wachsen, aber wohl aus dem Walde bringen sehen; die Blätter sind ungefähr dritthalb Zoll lang, und einen halben Zoll breit; die obere Seite ist dunkel-grün mit purpurnen in die Länge laufenden Adern, glatt und dicht gewebt. Die untere ist von dunkel-purpurner Farbe; die Blätter wachsen einzeln und auf entgegengesetzten Seiten des Stengels paarweise einander gegenüber. Ich habe nie dessen Blüthe gesehen, und ich erfuhr von den Eingebornen, die ich darüber befragte, daß es keine Blüthen habe, und daß sie nie dergleichen daran bemerkt hätten.

(Der Beschluß folgt.)

Die Bergpredigt Jesu.

(Beschluß.)

3 *).

„O richtet nicht, auf daß man euch nicht richte,
Denn wie, mit welcherley Gerichte,
  Ihr richtet, wird auch euch gethan;
Dasselbe Maaß, womit ihr messet,
Euch in des Stolzes Trunkenheit vergesset,
  Dasselbe Maaß legt man euch an.“

„Darfst du in Bruders Aug' den Splitter finden,
Und willst den Balken nicht ergründen,
  Der deines Auges Stern umgibt?
Und darfst du um den Bruder dich bemühen:
Den Splitter will ich aus dem Aug' dir ziehen!
  Indeß ein Balken deine Blicke trübt?“

„Du Heuchler sollst vor Allem dich bestreben,
Dem eignen Auge Glanz zu geben,
  Es von dem Balken zu befreyn;
Dann magst du an den Splitter denken,
In Bruders Aug' d e i n Auge darauf lenken
  Und Freundesrath und Dienst ihm weihn.“

„Gebt nicht das Heilige den Hunden!
Was ihr zur Perlenschnur gewunden,
  O werft es nicht den Schweinen hin!
Daß sie es nicht mit ihrem Fuß zertreten,
Auf euch sich wenden, euern Angstgebeten
  Zum Troz euch blutend niederziehn.“

„Bittet ihr Menschen, so wird euch gegeben,
Suchet, in Finden wandelt sich Bestreben,
  Klopft an, so wird euch aufgethan;
Denn wer da bittet, wird empfangen,
Und wer da suchet, wird erlangen,
  Wer anklopft, dem wird aufgethan.“

„Wo ist der Mensch, der seinem Sohne,
Wenn er um Brod ihn fleht, mit Hohne,
  Kalt wie der Stein, den Stein ihm reicht,?
Und wenn er fleht: Vater, von jenem Fische!
Ihm eine Schlange gibt, die mit Gezische
  Und giftig langsam durch die Wälder schleicht?“

„Da ihr mit sündenvollem Leben
Den Kindern gute Gaben wißt zu geben,
  Um wie viel mehr wird Gottes Hand
Aus seinen Himmeln Gaben niederstreuen,
Wenn Menschen sich in ächten, stillen Treuen
  Und im Gebet zu ihm gewandt?“

„Was ihr nun wollet, daß man euch erweise,
Thut es auch Andern auf der Reise
  Durch dieses arme Pilgerland.
So ließ der Ew'ge Mosis Lippe reden,
So klang die heil'ge Stimme der Propheten
  Von manchem Hügel, manchem Uferrand.“

„Geht durch die enge Pforte! Denn es weitet
Die Pforte sich, die Straße breitet
  Sich mächtiglich, die zum Verderben führt.
Drauf wandern Viele. Und wie eng die Pforte,
Wie schmal der Weg, leitend zum sel'gen Orte;
  Von Wenigen nur ausgespürt!“

„Nehmt euch in Acht vor trüglichen Propheten,
Die in des Schafes Kleide zu euch treten,
  Doch innen gier'ge Wölfe sind.
An ihren Früchten lernt ihr Wesen.
Kann man auch Trauben von den Dornen lesen,
  Vom Distelbusch die Feige, süß und lind?“

„Also ein guter Baum bringt gute Früchte;
Der schlechte macht die Hoffnungen zu nichte,
  Aus feiner Blüthe keimt die schlechte Frucht.
Ein guter Baum kann nicht das Schlechte bringen,
Vom Schlechten kannst du Gutes nicht erringen,
  Vergebens ziert er Berg und Felsenschlucht.“

„Ein jeder Baum, von dessen Zweigen
Sich keine guten Früchte neigen,
  Traulich umrauscht vom Abendwind,
Wird abgehauen mit gewalt'gem Schwunge,
Es leckt um ihn des Feuers gier'ge Zunge.
  An ihrer Frucht erkennet, was sie sind.“

„Es wird nicht Allen mit dem Worte:
Herr, Herr! sich aufthun jene Pforte,
  Draus aller Sonnen Sonne strahlt.
Die meines Vaters Willen gern vollbringen,
Ihr Ringen ist des Ziels Erringen,
  Deß Morgenroth der Erde Saum bemalt.“

„An jenem lezten aller Tage
Wird Mancher nahen mit der Frage:
  Hab' ich nicht, Herr, auf meiner Lebensbahn
In deinem Namen Künftiges beschrieben,
In deinem Namen Teufel ausgetrieben,
  In deinem Namen manche That gethan?“

„Dann werd' ich ihnen frey bekennen:
Ihr dürft euch nicht die Meinen nennen.
  Weicht von mir, die ihr Böses thut.
Darum, wer folgt den aufgesteckten Zeichen,
Er ist dem weisen Manne zu vergleichen,
  Deß Haus auf Felsengrund geruht.“

*) Matth. 7.

„Der Regen fiel, es rollten rings die Flüsse,
Die Winde stürmten in die Regengüsse
Und stießen mächtig auf das Haus.
Erloschen war der Sterne Schimmer.
Doch sank es nicht in Schutt und Trümmer,
Es hielt geruhig auf dem Felsen aus.“

„Wer diese meine Rede höret,
Und seine Seele von ihr kehret,
Und was sie anbefiehlt, nicht thut,
Nicht folgt den aufgesteckten Zeichen,
Er ist dem Thoren zu vergleichen,
Deß Haus auf leichtem Sand geruht.“

„Der Regen fiel, es rollten rings die Flüsse,
Die Winde stürmten in die Regengüsse
Und stießen mächtig an das Haus.
Erloschen war der Sterne Schimmer,
Da sank das Haus in Schutt und Trümmer,
Und donnernd scholl es in die Nacht hinaus.“

Und es begab sich, als der Herr vollendet,
Der Lehre Brod den Hungrigen gespendet,
Erstaunte sich das Volk ob solchem Wort.
Denn allgewaltig tönten seine Reden,
Nicht gleich der Pharisäer Prunkgebeten
Und tönen allgewaltig fort und fort.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 15. April.

Ein glücklicher Umstand kommt uns zu Hülfe, da wir eben von den Gastrollen der Mad. Brede sprechen wollen, und überhebt uns mancher beschwerlichen Weitläufigkeit, in die wir verfallen müßten, wenn wir aus eignen Mitteln alles sagen sollten, was bey diesem Anlaß nothwendig zu sagen wäre. Eben erscheint das zweyte Bändchen der dramaturgischen Blätter von Ludwig Tieck, und dieses köstliche, durch Gehalt und geistvolle, lebendige Darstellung so überaus reiche Buch gibt so treffende Erörterungen über den Gegenstand, der hier auch der unsre seyn muß, daß wir uns jener, indem wir uns auf sie berufen, jezt anstatt eigner bedienen können. Tieck nämlich stellt, im Gegensatz unsres jezigen fast allgemeinen, und hier besonders merkbaren, Theaterverfalls, ein klares Bild dessen auf, was das deutsche Theater, den Forderungen wahrer Kunst und des wahren Nationalcharakters gemäß, in seiner schönen Zeit von 1773 bis 1790 werden wollte, bevor noch der leere Prunk einer schlechten, verkünstelten Deklamation und die eitle Pracht der Dekorationen und Kostüme uns auf den trostlosesten Irrweg geführt, von welchem unsre besten Talente nicht frey geblieben, aber alle guten in ihren besten Momenten mit Macht zurückstreben. Das Ausführlichere hierüber muß bey dem Verfasser selbst nachgelesen werden, uns genügt hier, seine Auseinandersetzung zu benutzen, um durch wenige Worte unser Urtheil über Mad. Brede verständlich auszudrücken. Diese treffliche Künstlerin gehört durchaus jenem Theater an, welches Tieck schildert und fordert, und zwar leider nirgends mehr als ein Ganzes findet, aber doch in vielen zerstreuten Talenten und einzelnen Richtungen noch fortdauern und wiederaufleben sieht. Von jener Schule, wie Tieck das Ganze jener Bühnenzeit, die einen Schröder als Schauspieler, und einen Lessing als Kritiker aufwies, mitunter nennt, hat unsre Künstlerin zwar kaum die lezten verschwindenden Spuren noch erblicken können, aber ein glückliches Naturell und verständige Einsicht haben für sie reichlich gethan, was der Ueberlieferung nicht mehr möglich war. Sie ist dem Gezwungenen, Verdrehtheftigen, Falschdeklamatorischen unsrer heutigen Art völlig fremd; sie hat dafür das Natürliche und Charakteristische jener bessern Gattung, und dieß in solch gehaltener, edler Kunst, daß hohe Würde, vornehmer Anstand und künstlerische Feinheit, die man der lezteren Gattung im Allgemeinen vielleicht weniger zuschreiben möchte, nicht schöner auf der Bühne erscheinen können! Wer unser Urtheil befangen und zu sehr von der Künstlerin eingenommen glauben möchte, dem wünschten wir nur, die vorgestrige Rolle derselben als Königin Elisabeth in dem Schauspiel Kenilworth gesehn zu haben, oder noch zu sehn! Haltung, Blick, Ton, Sprache und Geberde bildeten ein harmonisches Ganze von herrscherlicher Natürlichkeit, und dieser Charakter war gleichsam das Metrum, in dem sich die menschlichen Leidenschaften nur um so reicher bewegten und ausdrückten, wie ja auch dem ächten Dichter das Sylbenmaß nicht Fessel, sondern Schwinge wird. So haben wir diese Elisabeth noch nicht darstellen sehn, was wir bisher als solche gesehn, tritt fern in den Schatten zurück. Wie ließe sich auch ein gedehntes, schwerfälliges, und doch schwaches Deklamiren mit diesem raschen, kräftigen und doch gemessenen Spiel vergleichen! Die Königin und die Frau, die ehrgeizige Herrschaft und die eifersüchtige Liebe, waren hier nie getrennt, und beysammen heben sie einander nur, statt sich wechselsweise zu unterdrücken, wie wir bey Andern sehn müssen. Die andre Rolle, in welcher Mad. Brede auftrat, war die der Zarewna in den Fürsten Chawansky, eine Rolle von ungefähr gleichem Inhalt, wie jene der Elisabeth, aber von sehr verschiedenem Charakter, und ungleich größerer Kraft. Hier stellen wir Mad. Brede nicht so entschieden über, aber desto sicherer neben die große Künstlerin, die wir vor ihr in dieser Rolle gesehn haben; sie gab, wie es der Eigenthümlichkeit des Talents und der Persönlichkeit gebührt, eine andre Seite jener Heldin, und diese verlor nichts dabey, in ihrer Wildheit mit mehr Grazie dargestellt zu werden. Mad. Brede, deren Organ, seitdem wir sie zulezt in Wien gehört haben, beträchtlich an Stärke gewonnen hat, ist im Tragischen unstreitig jezt eine so vollendete Schauspielerin, als sie es bisher schon längst im Lustspiele war. Wir hören zwar, daß Manche, vielleicht verwöhnt durch die Eindrücke, welche der Machtstimme einer Schröder — aber wem auch außer ihr? — zu Gebote stehn, ein noch kräftigeres Organ wünschen, doch, wie uns dünkt, ohne Noth. Ihre Stimme ist kraftvoller, als die der meisten Schauspielerinnen, die wir hören, sie hat den Vorzug der Klarheit und Sicherheit in höherem Grade, als wir es hier gewohnt sind; die Forderung der Kraft ist übrigens sehr relativ; die berühmte Unzelmann-Bethmann liefe Gefahr in unseren Tagen, wenn sie nicht mit gepreßter, überkünstelter Deklamation einige Schreveffekte verbände, für schwachstimmig zu gelten! Wir hoffen Mad. Brede noch in mehreren tragischen Rollen, und auch noch im Lustspiele zu sehn. Dann möge sie doch aber auch bessere Stücke wählen, als die obigen beyden, die zwar Gelegenheit geben ein reiches Spiel zu entfalten, aber an und für sich tief unter dem Mittelmäßigen stehn; sie sind in unserer dramatischen Literatur doch nur Karikaturen. Mad. Brede spielte beyde Mal unter ungünstigen äußerlichen Umständen; ihr erstes Auftreten war an Einem Tage mit einem großen Konzert angesezt; dieß wurde zufällig verschoben, aber jenes auch, beyde wieder auf denselben Tag. Die zweyte Vorstellung traf abermals mit einem Konzert und mit einem Hoffeste zusammen. Das Publikum zeigte aber beyde Mal, daß neben der großen, verwilderten und verbildeten Menge, die unsere

Theater fällt, auch noch in vielen Theaterfreunden ein besserer Sinn und höhere Kunsteinsicht fortbesteht, die von den Direktionen und den ihnen folgenden Schauspielern und Rezensenten noch nicht zu dem Irrwege fortgerissen werden, auf welchem Tieck den Untergang unserer nationalen Bühne für unvermeidlich hält. Mad. Brede erhielt in beyden Rollen den verdienten lauten Beyfall, und was bey uns Norddeutschen fast noch mehr sagen will, während ihres ganzen Spiels die gespannte aufmerksame Stille und leisen Bravo's, die unserm Theater immer seltner werden. Wir hören am Schlusse, daß Mad. Brede nächstens als Sappho auftreten wird. Nächstens wird Eßlair hier erwartet, und nach Einigen auch Anschütz. Wir wollen sehen, wie Beyde sich dießmal zu unserm Publikum verhalten, dem man leider das große tragische Heldenspiel seit vielen Jahren so sehr vorenthalten hat, daß es dessen fast entwöhnt worden, und, indem es sich mit geringerem begnügt, stets das Beste zu haben meynt. — Rr.

Rom, 26. März — 2. April.

(Beschluß.)

Die Stadt bietet während der Charwoche einige Sonderbarkeiten dar, welche nicht minder interessant sind. Die merkwürdigste davon ist, daß von Donnerstag früh eilf Uhr bis Sonnabend um dieselbe Zeit keine Uhr und keine Glocke schlägt. Hieraus entsteht eine Stille und aus dieser wieder, ihrer Ungewöhnlichkeit wegen, eine Unbehaglichkeit, welche sich eben sowohl der Einheimischen, als der Fremden bemächtigt; an das stete Glockengeläute gewöhnt, welches einem, selbst Nachts, das ganze Jahr hindurch in die Ohren tönt, glaubt man plötzlich für acht-und-vierzig Stunden taub geworden zu seyn. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß während dieser Zeit die Menschen wie auf den Kopf geschlagen herumgehen, ohne sich selbst Rechenschaft davon zu geben. Das dunkle Gefühl dieser Unbehaglichkeit abgerechnet, mischt sich bey der arbeitenden Klasse, welche keine Uhren hat, noch das Interesse mit in's Spiel; die Ungewißheit über die Zeit sezt sie, gegen Mittag und Sonnenuntergang, in eine so peinliche Lage, daß sie wie in der Irre sind, mit den Köpfen an einander stoßen, und daß man aus den Häusern, aus den Arbeitsboutiken und von den Straßenecken her nichts als die Frage erschallen hört: „Quanto manca ancora a mezzogiorno, alla notte (a Avemaria)?“ Wo sich Jemand mit einer Uhr blicken läßt, da stürzen sie über ihn her, um nach der Mittagszeit zu fragen; selbst die Dachdecker spüren von den Häusern auf die Gasse herab, um eine Uhrkette ansichtig zu werden. Sagt man ihnen, Mittag sey bereits vorüber, so geht die Uhr gut. Im entgegengesezten Falle heißt es: „Bello mio, lei ritarda di molto.“ So wird es begreiflich, wie am Sonnabend Morgen, eine Stunde vor Mittag, wo die Glocken wieder losgelassen werden, ein Jubel entsteht, als wäre die Stadt von einer wirklichen Calamität befreyt. Das Signal wird von der Engelsburg herab mit drey Kanonenschüssen gegeben, und im Nu hebt von allen Thürmen, Kirchen, Bethäusern und Kapellen das Geläute an, wobey sich die Glöckner, welche während acht-und-vierzig Stunden geruht haben, zur Entschädigung dergestalt angreifen, daß man mit gebücktem Haupte durch die Straßen geht, glaubend, die Glocken werden einem über dem Leibe herfallen. Zu gleicher Zeit stürzt Alt und Jung aus Häusern und Boutiken mit Flinten, kleinen Mörsern und Pistolen hervor, und thun Freudenschüsse; ja die Bettler kaufen sogar für einen halben Bajocco Pulver und lassen es auf den Straßen in Sandrinnen auffliegen.

Des Herumlaufens der Kirchenknaben in den Gassen mit der hölzernen Schnarre am Donnerstage, um das Nachgeschrey der Juden nachzumachen, habe ich schon erwähnt. In allen Ländern ist dieses junge Volk als ein Haufen loser Vögel bekannt, welche keine Gelegenheit vorbey lassen, wo sie einen Schabernack ausüben können. In besondern Rufe stehen hier die aus der Peterskirche, wo ihre Anzahl am größten, ihr Unterhalt am vorzüglichsten, und ihr Charakter folglich am ausgelassensten ist. Um nur einen Zug anzuführen: ich habe ein halbes Duzend von ihnen nach dem Tode Pius VII., im Augenblicke, wo die Kardinäle sich aus der Heiligengeistmesse in die Kongregation begaben, und für einige Minuten in der Sakristey verweilten, zwischen ihnen und ihren Gewändern Versteckens spielen sehen. Was Wunder, daß sie sich der Gelegenheit des Schnarrens zu Nutzen machen, um ihren Frohsinn auch einmal im Freyen auszulassen. Ein's ihrer gewöhnlichen Späßchen besteht darin, daß sie sich leise hinter einen Haufen Leute, welche im Gespräch mit einander begriffen sind, schleichen und dann plötzlich die Schnarre ertönen lassen, worauf jene nicht selten vor Schrecken über einander herstürzen, als wäre der böse Feind unter sie gefahren.

Daß sich am Sonnabend um Mitternacht die Fasten enden, ist eine bekannte Sache. Ohnbeschadet der Religiosität, welche sich mit Recht in den Römern voraussetzen läßt, da sie das Glück haben, die Aufmunterung dazu aus der ersten Hand zu empfangen, kann ich so viel versichern, daß sie die Sonnabendnacht mit nicht geringer Freude herannahen sahen. Die Duldsamkeit der katholischen Kirche, welche, wenn sie von der einen Seite schwere Pflichten auferlegt, von der andern Seite der Freudenbezeigung über die Entledung derselben keine Fesseln anlegt, läßt dem Jubel, welche das Volk über das Ende der Fasten zeigt, freyen Lauf. So kömmt es, daß schon mit Anbruch des Freytag Abends den Fettboken erlaubt ist, nicht allein alle Arten von Schinken und Schlackwürsten öffentlich auszuhängen, sondern auch ihre Buden auf das Glänzendste auszuschmücken und zu erleuchten, obgleich der gesezliche Verkauf derselben bis auf die Sonnabendmitternacht verschoben bleibt. Denn ist es eine Freude, zu sehen, wie das Volk in Haufen herbeystürzt, um in die Buden zu gaffen, und mit lechzenden Zungen und zitternden Lippen mit den Augen die Leckerbissen zu verschlingen, auf welche ihr Gaumen schon neun-und-dreyßig Tage Verzicht geleistet hat, und welche er sich noch für abermalige vier-und-zwanzig Stunden versagen muß.

Schließe ich mit einer Eigenthümlichkeit der Charwoche, welche die Protestanten in das größte Erstaunen versezt. Es ist dieß der sonderbare Umstand, daß weder der grüne Donnerstag, der freylich auch in den lutherischen Kirchen nur ein halber Festtag ist, noch der stille Freytag als Feyertage gelten, sondern daß an beyden alle bürgerliche Geschäfte betrieben werden, wie an den übrigen Arbeitstagen in der Woche. Freylich findet dieser Gebrauch auch in den übrigen katholischen Ländern statt, fällt dort aber weniger auf als in Rom, weil hier gleichsam die Typen für alle Religionsgebräuche aufgestellt sind. Sonderbar dabey ist, daß die Kardinäle troz dem in der ganzen Woche nicht in ihrem Purpurgewande, welches als religiöses Prunkkleid zu betrachten ist, erscheinen dürfen, sondern sich des gewöhnlichen violettenen Kleides bedienen müssen. Doch sind ihnen die rothen Strümpfe, der rothe Hut und das rothe Schweißhäubchen (zucchetto) erlaubt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. Mai 1826.

Ueberall und in allen menschlichen Angelegenheiten sind Mißbräuche.

George Johnstone.

England und Amerika.

Die Sparsamkeit der Amerikaner ist ein großer, wichtiger Gegenstand für unsere Nachahmung. Der Gehalt des Herrn Bagot, des vorigen englischen Gesandten, war größer als der des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Der Vice-Präsident erhält weniger, als in England der zweyte Sekretär des Unterhauses. Im selben Verhältniß stehen alle Gehalte, sowohl im Civil- als Militärstande; und doch ist kein Staat so gut bedient als Amerika.

Lehren über religiöse Duldung ist England, wie es scheint, entschlossen, nicht anzunehmen, weder von den Amerikanern, noch von sonst Jemanden. Der High Sheriff von New-York war vergangenes Jahr ein Jude. Dieses Jahr hat es bey uns die größte Mühe gekostet, eine Bill durchzusetzen, welche dem ersten Herzog des Landes erlaubt, einen goldnen Stab vor dem König herzutragen — warum? er ist ein Katholik! Und doch wagen wir es, uns unverschämte Spötteleyen gegen die Amerikaner zu erlauben, als wenn die wahre Civilisation nicht weit mehr darin bestünde, weise Gesetze zum Wohl der Menschen zu geben, als gute Wirthshäuser und Postpferde und höfliche Aufwärter zu haben. Die Verhandlungen wegen der Heirathen der Dissenters sind von der Art, daß sie die Verachtung eines Chiktaw oder Irokesen erregen würden, wenn er sie begreifen könnte.

Obgleich Amerika eine Verbindung von Republiken ist, so sind diese in mancher Hinsicht doch mehr amalgamirt als die verschiedenen Theile von Großbritannien. Wenn ein Bürger der Vereinten Staaten einen Schuh verfertigen kann, so steht es ihm ganz frey, überall Schuhe zu machen, vom See Ontario bis nach Neuorleans — er darf am Mississippi sohlen — am Missuri vorschuhen — dem Herren Birkbek am Wabasch anmessen, oder, wenn er will, dem Herren Munro am Ufer des Potomak. Aber wehe dem Schuster, der für den Alderman von Newkastle ein Paar Stiefel verfertigt hat, und es nun wagen wollte, die Beine von Sr. Majestät treuen Unterthanen zu York mit ledernen Bedeckungen zu versehen. Eine gelbe Ameise in einem Neste von rothen Ameisen, ein Metzgerhund in einem Jagdhundestall, eine Maus in einem Bienenkorb, alle fühlen die Folgen eines unberufenen Eindrängens — aber weit glücklicher ist ihr Loos als dasjenige des übelberathenen Künstlers, der, verleitet von den Berichten der Sechskreuzergeschichten in England, sich einbildet, daß sein Vaterland seit den Zeiten der Heptarchie vereinigt sey, und auszieht aus seiner Vaterstadt, um so weit Albion, vom Meer umschlossen wird, zu sohlen und zu flicken. Ueber ihn fallen her der Mayor, der Alderman, die Schreiber, die Gerichte. Ihn würden die Richter noch vor der Untersuchung in die Tretmühle stecken wollen, und würden es bitterlich beklagen, daß sie es nach der neuesten Parlamentsakte nicht mehr dürfen. Aber sobald er verurtheilt ist, werden sie ihn mit verdoppeltem Eifer hineinstoßen,

bis er sich eine gehörige Kenntniß und Ueberzeugung der barbarischen Einrichtungen seines theuren, in Korporationen zersplitterten Vaterlandes ertreten und ermahlen hätte. . . .

Was die Amerikaner für den Unterricht der untern Volksklassen thun, verdunkelt Alles, was in dieser Hinsicht in der alten Welt gethan wird. — Die Ländereyen, welche in den Vereinigten Staaten zum Unterhalt der Unterrichtsanstalten angewiesen sind, betragen 14,500,000 Acres, oder 29,000,000 Dollars an Werth — hiervon sind Vierfünftel für Volksschulen bestimmt. Diese Einrichtungen geben den Amerikanern gerechten Anspruch auf den Namen eines vernünftigen, weisen und tugendhaften Volkes. . . .

Dagegen wissen wir freylich nichts Gutes von ihren Kutschen zu sagen — eben so wenig von ihren Straßen, noch weniger von ihren Wirthshäusern. Doch müssen die Unbequemlichkeiten amerikanischer Wirthshäuser in den Augen eines Engländers größer erscheinen, als in denen eines geselligern Reisenden — besonders die Unmöglichkeit allein zu seyn, und ein Zimmer für sich zu bekommen. Nichts geht dem Engländer über das Vergnügen der Ungeselligkeit — über die Gewißheit, von Niemanden ein Wort hören zu müssen, was allenfalls zu einer Antwort verpflichten könnte. Es kommt dieß nicht sowohl daher, daß John Bull nicht sprechen mag, als daher, daß John Bull eigentlich nichts zu sagen weiß. Seine Vorfahren waren verdrießlich seit sieben- bis achthundert Jahren, und da er nichts als Rauch und Nebel sieht, ist er auch verdrießlich; und wenn es nichts zu kaufen und zu verkaufen und kein Geschäft abzumachen gibt, so zieht er es vor, allein zu bleiben und in's Kaminfeuer zu gucken. Sollte ein Gentleman in Noth gerathen, so ist er gern erbötig, ihm zu helfen, aber er hält es durchaus nicht für einen Theil der christlichen Pflichten, mit Jemand zu sprechen, weil er gerade zufällig neben ihm sitzt. Kurz man muß gestehen, daß bey allen guten Eigenschaften, die Engländer das unangenehmste Volk in Europa sind. Sie sind zufrieden mit ihrer Magna Charta und Geschwornengerichten und halten sich nicht für verbunden, die übrigen Völker auch noch in kleinen Höflichkeiten zu übertreffen, da sie dieselben in großen Institutionen übertreffen. —

Uebrigens scheint es sich leider zu bestätigen, daß die Amerikaner zuweilen auf den Fußboden spucken, sogar wenn er mit guten Teppichen bedeckt ist — offenbar aber müssen alle ihre Ansprüche auf Civilisation suspendirt werden, bis diese üble Gewohnheit bey ihnen verpönt seyn wird. Seit der Heptarchie hat kein englischer Gentleman auf den Fußboden gespuckt.

Was die Neugierde der Amerikaner betrifft (sagt Hodgeson in seiner Reise in Amerika), so ist sie wirklich nicht übertrieben dargestellt worden. Es gesellt sich z. B. in der Wildniß ein Mann zu mir, und wir reisen zwey Meilen neben einander her, ohne daß ein anderer Verkehr zwischen uns statt findet, als ein leichtes Nicken mit dem Kopf. Hierauf fängt er etwa mit einigen sehr ernsthaften Bemerkungen über das Wetter an, und wenn ich ihm eine einsylbige Antwort gegeben habe, reitet er wieder eine Meile neben mir her, ohne ein Wort zu sprechen, dann aber beginnt er seinen Angriff. — „Ich sollte denken, Fremdling, Ihr seyd nicht aus dieser Gegend?“ — „Nein Herr, ich bin nicht aus Alabama.“ — „Ich sollte denken, Ihr kommt aus Norden?“ — „Nein, Herr, ich komme nicht von Norden.“ — „Ich sollte denken, ihr habt die Wege sehr kothig und die Bäche angelaufen gefunden.“ — „Ihr kommt weit her, sollt' ich denken?“ — „Nicht so gar weit, wir sind ein Paar Hundert Meilen gereist, seit wir unsere Richtung nach Westen genommen haben.“ — „Ich sollte denken, Ihr habt den General N. oder Herrn X. gesehen?“ (Er nannte einige bekannte Personen in den südlichen und mittleren Staaten, die ihm als Wegweiser dienen sollten, um die Richtung unserer Reise zu entdecken) — „Ich habe das Vergnügen, diese Herren a l l e zu kennen.“ — „Ich vermuthe, Ihr habt eine gute Baumwollenernte gehabt, Fremdling?“ — „Wie ich gehört habe, war die Ernte sehr reich in Carolina und Georgien.“ — „Ich sollte denken, Ihr baut Tabak?“ (Um zu erfahren, ob ich aus Virginien komme) — „Nein, ich baue keinen Tabak.“ — Hier würde ein bescheidener Inquirent in Verzweiflung gerathen und seine Sache aufgeben, allein der Muth eines ächten Yankers wird durch solche Schwierigkeiten nur erhöht. Nach einer Weile fängt er wieder an: „Ich hoffe, Herr, Ihr nehmt's nicht übel; aber Ihr wißt, wir Amerikaner versäumen nicht gern, etwas zu erfahren, wenn es nur das Fragen kostet. Ich sollte denken, Fremdling, Ihr seyd aus dem alten Land (England)?“ Dieß ist, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Sinne nach eine Unterredung, wie ich sie hundertmal hatte. Doch muß man gestehen, daß in jenen Einöden manche Frage weniger zudringlich erscheinen muß. Die Fragen: „Wo kommt ihr her? — wo reist ihr hin?“ hält zur See niemand für zudringlich: und ich habe in den Wäldern Amerika's selber oft Fragen gethan, welche ich zu Hause als sehr unverschämt ansehen würde. . . .

America scheint im Ganzen ein Land zu seyn, was große Vorzüge und nur geringe Nachtheile hat. Sie haben eine wohlfeile Regierung und schlechte Wege; sie zahlen keinen Zehnten und haben Postwagen ohne Federn. — Sie haben keine Armentaxen und keine Monopole, aber ihre Wirthshäuser sind unbequem und Reisende werden mit Fragen geplagt. Sie haben keine Kunstsammlungen, aber auch keinen Lord-Kanzler, und können prozessiren, ohne sich unvermeidlich zu ruiniren. Sie können keine lateinischen Verse machen, aber sie verwenden unge-

heure Summen zum Unterricht der Armen. In allen diesen Dingen sind sie ziemlich im Vortheil. Aber dann kommt die Schande und die Gefahr Amerika's — die Sklaverey u. s. w.

Auch von einer andern Seite droht dem wackern Jonathan Gefahr. Möge er sich nie durch die kleinen Vortheile, welche seine Fregatten im lezten Kriege erfochten, verleiten lassen, an Kriegen und kriegerischem Ruhm Gefallen zu finden. Die David Porter und Dekatur sind und waren wackere Männer, aber sie würden unsägliches Unglück auf ihr Land bringen, wenn sie Jonathan zur Ruhmsucht verleiteten, und ihm Lust zu andern Kriegen gäben, als solche, die aus dem Entschluß entstehen, keine ernstliche Beleidigung oder Unrecht zu dulden. Wir können leider Jonathan genau sagen, was die Folgen kriegerischen Ruhmes sind. Auflagen auf Alles, was in den Mund kommt oder den Leib deckt, oder worauf der Fuß tritt — Auflagen auf Alles, was angenehm zu sehen, hören, riechen, fühlen, schmecken ist — Auflagen auf Wärme, Licht, Bewegung — Auflagen auf alle Dinge auf der Erde, im Wasser und unter der Erde — auf Alles, was zu Hause wächst oder von Aussen hereinkommt — Auflagen auf das rohe Material — Auflagen auf jede neue Veränderung, die es durch Menschenhand erleidet — Auflagen auf die Brühe, welche des Menschen Appetit schärft und auf die Mixtur, die ihn kurirt — auf den Hermelin, der den Richter schmückt und auf den Strick, woran der Verbrecher hängt — auf des Armen Salz und auf des Reichen Gewürz — auf die Nägel des Sarges und den Kranz der Braut — im Bette, am Tische, liegend oder stehend müssen wir bezahlen: der Schulbube peitscht seinen tarirten Kräusel — der Jüngling lenkt ein tarirtes Pferd mit tarirtem Zügel auf tarirtem Wege — der sterbende Engländer verschluckt die Arzney, welche sieben Prozent zahlt, aus einem Löffel, der fünfzehn Prozent zahlt — er legt sich zurück in sein Bett, das zwey-und-zwanzig Prozente gezahlt hat, macht sein Testament auf ein acht Pfund Stempelpapier und stirbt in den Armen des Apothekers, der für hundert Pfund die Erlaubniß erhalten hat, ihn umzubringen. — Sogleich wird sein ganzes Vermögen um zwey bis zehn Prozent tarirt. — Gegen eine bedeutende Abgabe erlaubt man ihm, sich in der Kirche begraben zu lassen, seine Tugenden werden in einen tarirten Marmor eingegraben und nun wird er zu seinen Vätern versammelt — und endlich nicht mehr tarirt.

Schlangenbiß und Heilmittel dagegen.

(Beschluß.)

Zum Glücke gibt es einen Vogel in Guayaquil, in Esmeraldas Huiriquinque, auf der Küste von Choco Huaco, und in Quito Veteado de Oro genannt, welcher ein großer Feind von den Schlangen und anderem giftigen Ungeziefer und Insekten ist. Es ist eine Art von Geyer, von der Größe einer Henne und welcher leicht gezähmt wird; seine Farbe ist hell-braun mit schwefelgelben Flecken. Er hält sich in den Wäldern oder den Savanas (Halden) auf, wo er seine Nahrung sucht und die Schlangen anfällt, indem er sich seiner Fittiche anstatt eines Schildes bedient. Nachdem die Schlange sich im Kampfe mit ihm ermüdet und ihre Kräfte erschöpft hat, ergreift er sie beym Genicke, beißt sie, und erhebt sich in die Luft, läßt sich aber gleich wieder nieder, um zu sehen, ob sie todt ist; wenn dieß nicht der Fall, so beißt er sie wieder und nimmt sie zuweilen mit sich in die Luft, läßt sie fallen, und stürzt ihr gleich nach und verzehrt sie. Die Einwohner versichern, daß sie diesem Vogel die Entdeckung des Huacokrautes zu verdanken haben, denn sie hätten beobachtet, daß er nach dem Kampfe mit einer Schlange dieses Kraut aufsuche und es fresse, woraus sie schlossen, daß es ein Gegenmittel für das Gift seyn müsse, wie es die Erfahrung in der Folge bewährt hat.

Die hier befindlichen giftigen Schlangen sind der Bejuco, beyläufig zwey Fuß in Länge, sehr dünn und von brauner Farbe, von der Gestalt eines dünnen Rohres; — der Cascabel, eine von den verschiedenen Arten von Klapperschlangen, sie ist bisweilen fünf Fuß lang, mit weißen und gelben Flecken; — die Korallschlange, welcher die glänzenden Farben, der blutrothen, schwefelgelben und schwarzen Gürtel, die sich in Abwechslung um ihren Leib winden, ein sehr schönes Aussehen geben, der Kopf ist sehr platt, und obschon das Thier klein, und kaum mehr als zwey Fuß lang ist, so wird sein Biß doch am gefährlichsten gehalten, und tödtet in wenigen Stunden, wenn man nicht gleich zu Gegenmitteln seine Zuflucht nimmt; — er verursacht augenblicklich eine Geschwulst, und darauf einen blutigen Schweiß aus allen Theilen des Körpers von den unaussprechlichsten Schmerzen begleitet, bis der Tod endlich den Unglücklichen von seiner Marter befreyet. — Don Pedro Figueroa, dem ich meine Genesung zu danken habe, sagte mir, daß er einst den Leichnam eines an dem Bisse der Korallschlange gestorbenen Negers gesehen hätte, welcher dadurch ganz weiß geworden war. Die Equis wird so genannt wegen ihren Flecken auf dem Rücken, die sich vom Kopfe bis zum Schwanze erstrecken; sie ist von drey bis vier Fuß lang, hat einen platten Kopf, dunkelbraune Farbe mit weißen Zeichen, in der Gestalt von XX längs ihres Rückens. — Diese Schlangenart ist sehr schnell und giftig, und wird äußerst gefürchtet. — Die Sierpe Volante ist auch sehr gefährlich, sie ist achtzehn Zoll lang, sehr dünn und von brauner Farbe; sie kann sehr weit springen, um ihr Opfer mit ihrem Gifte zu verwunden; weßwegen sie von den Einwohnern die flie-

gende Schlange genannt wird. Es gibt hier auch mehrere Arten von unschädlichen Schlangen, welche die Einwohner niemals erlegen, weil sie große Feinde von den schädlichen sind; ich sah einmal eine von den ersteren, die Sobrecama heißt, eine Eris, die größer als sie selbst war, verzehren.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Gesang in der Schlinge.

Die Nachtigall selbst schreyet in der Schlinge,
Und ich in deiner Locken Schlinge singe.
So laß mich frommen Vogel ruhig hängen!
Ich werde ja kein Härchen dir zersprengen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. April.

Eine wichtige Frage in Betreff der Kriminaljustiz ist kürzlich hier zur Sprache gekommen, und verdient nicht allein in Frankreich, sondern auch in allen Ländern, wo man die Menschlichkeit ehrt, in Erwägung gezogen zu werden. Dem Publikum wird noch die Gräuelthat des Papavoine im Angedenken seyn, der vor zwey Jahren in einem Gehölze bey Paris die beyden kleinen Kinder einer dort spazierenden Dame ohne die geringste Veranlassung ermordete; ein ähnliches Verbrechen wurde im vorigen Winter von einer Dienstmagd in Paris begangen, welche das Kind einer Nachbarin in ihre Kammer trug, und ihm dort den Kopf abschnitt, und der Mutter, welche wegen ihres Kindes besorgt geworden war, kaltblütig zurief: es lebe nicht mehr. Auch hier war nicht die geringste Veranlassung zu einer solchen Gräuelthat vorhanden gewesen, weder Rache, noch Neid, noch sonst eine heftige Leidenschaft. Die Magd hatte mit der Nachbarin in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden, und als sie dieselbe gebeten hatte, ihr das Kind auf einige Augenblicke mitzugeben, war sie ganz ruhigen Gemüthes gewesen. Es muß also hier, wie bey Papavoine eine, von aller Nebenabsicht entfernte Mordlust vorgeherrscht haben. Auf diese psychologische Erscheinung sind einige Aerzte aufmerksam geworden, und haben zur Erörterung die Frage aufgeworfen, ob eine solche zwecklose Mordlust nicht vielmehr eine Verrücktheit des Gehirns, als eine Verkehrtheit des Herzens andeute, und ob mithin Verbrecher dieser Gattung auch wie andre Mörder bestraft werden könnten. Dr. Georget hat diese Frage in Hinsicht Papavoines und andrer Mörder erörtert, und Dr. Marc hat sich besonders mit der Untersuchung der von jener Dienstmagd begangenen Mordthat befaßt. Beyde Aerzte zeigen, daß ein krankhafter Zustand des Gehirns vorhanden seyn kann, in welchem der Mensch ein Verbrechen begeht, ohne sich desselben bewußt zu seyn, oder ohne von dem Schrecklichen desselben den geringsten Begriff zu haben; in der That läßt sich auch kaum anders erklären, wie ein Mensch, der sonst ruhig und stille gelebt hat (wie dieß mit Papavoine und der Magd Cornier der Fall war), auf einmal ein Verbrecher werden kann, ohne im geringsten dazu durch einen äußern Umstand gereizt worden zu seyn. Vor fünfzig Jahren würde vermuthlich kein Gerichtshof in Europa Anstand genommen haben, einen solchen Verbrecher hinrichten zu lassen, ohne zu untersuchen, ob seine Mordthat die Folge eines verrückten Gehirns oder eines verkehrten Gemüthes sey; allein so weit hat es die Humanität doch schon gebracht, daß aufgeklärte Richter jezt zweifeln, und ehe sie den Urtheilsspruch von sich geben, erst den Ausspruch der Aerzte erwarten. Es macht dem Pariser Assisenhofe Ehre, daß er, als neulich der Kriminalprozeß der Cornier vorkam, entschied, die Beklagte sollte erst in einem Hospiz unter Aufsicht der Aerzte gestellt werden, damit diese sich von ihrer Geistesverwirrung überzeugen könnten, falls eine solche wirklich vorherrschte. In Hinsicht Papavoines hatte man diese Vorsicht nicht gebraucht, obschon der Anwalt desselben ebenfalls Geistesverwirrung vorgeschüzt hatte; man hatte sich vorzüglich auf den Umstand berufen, daß Papavoine nicht, wie die Cornier, nach begangenem Verbrechen, sich ruhig ergreifen ließ, sondern daß er hatte zu entfliehen gesucht, woraus man schloß, daß er sich seines Verbrechens völlig bewußt war, und es mit voller Geistesklarheit eingesehen hatte. Ich möchte aber nicht behaupten, daß dieser Schluß völlig richtig ist. Wäre es nicht möglich, daß ein solcher, der momentanen Geistesverwirrung unterworfener Mensch, nach geschehener Missethat plötzlich wie aus einem Traume erwachte, völlig zu sich käme, und die Folgen seiner That so gut einsähe wie ein andrer Verbrecher? Freylich würde andernseits auch darauf zu sehen seyn, daß man die Meynung über die Geistesverrücktheit nicht allzuweit ausdehnte, weil sonst leicht jede Mordthat unter einem ähnlichen Vorwande entschuldigt werden könnte und ungestraft bleiben müßte. Gewöhnlich ist dieß auch die einzige Zuflucht der Anwälte der Beklagten, wenn die That allzu offenbar ist, als daß über den Urheber noch Zweifel vorwalten könnten. Daß sogar die Regierung Lust haben könne, diesen Vorwand zu mißbrauchen, erhellt aus einem Vorfalle, der einiges Aufsehen in Paris erregt. Ein gewisser Chevalier d'Arzac soll sich in die Herzogin von Berry auf eine närrische Weise verliebt und ihr eine poetische Liebesepistel auf einem ihrer Spaziergänge überreicht haben, worauf er verhaftet worden, und in das Laforce-Gefängniß gebracht worden ist. Aber nach den französischen Gesezen muß jeder Verhaftete öffentlich vor einen Gerichtshof gestellt und von demselben gerichtet werden. Dieß will aber, wie es scheint, die Regierung bey dieser Angelegenheit nicht gern; sie hat daher eine Ausflucht aufgefunden; der Herr Chevalier soll nämlich verrückt seyn, und als solcher soll er in ein Narrenhaus gebracht werden, ohne vor irgend ein Gericht gestellt zu werden. Gegen diesen Anschlag hat sich nun der Chevalier zu sichern gesucht, indem er eine Vertheidigungsschrift aufgesezt hat, die bereits in einigen Blättern mit dem Gutachten seiner Advokaten erschienen ist. Die Rechtfertigung des Chevalier verräth den gesundesten Verstand; er läugnet die Beschuldigung, als ob er der Prinzessin Verse überreicht habe. Die Advokaten äußern in ihrem Gutachten, daß, wenn er auch wirklich die Verse gedichtet und überreicht habe, dieß Betragen allerdings als unanständig getadelt werden könne, daß es aber kein den Gesezen unterworfenes Vergehen sey, und daß auf jeden Fall der Beklagte nicht im Gefängnisse bleiben könne, ohne von den gehörigen Richtern verhört und gerichtet zu werden. Wäre keine Preßfreyheit vorhanden, so würden natürlich die Klagen des Gefangenen erstickt worden seyn; so aber ist es nicht leicht möglich, daß irgend ein Mißbrauch der Gewalt verborgen bleibt, denn sogleich appellirt der Bedrückte an die Nation, das Unrecht kömmt an's Tageslicht; Frankreich besizt keine kräftigere Schuzmauer wider jeden Unfug als diese, so wie sie die Regierung selbst wider den Eingriff fremder Mächte in ihre Staatssachen schüzt.

Dz.

Beylage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Mai 1826.

Liebt, nach dem lezten Lebewohl und Seufzer
Von Allem, was dich liebte, nichts mehr dich?
Frag über solches Räthsel dich allein! —
Sieh sterben, was du liebst: — antworte dann!

Lamartine, übers. von Schwab.

Neugriechisches Lied.

Ragen sieben blut'ge Türkenköpfe
Aufgepflanzet auf des Berges Kuppe,
In des Pascha's Lager niederblickend;
Sie mit seinen wackern Pallikaren
Hatt' als Beuteschmuck und Rachvergeltung
Armadole Dionys zum Denkmal
Aufgepflanzet für die Feinde drunten;
Nah' sein Limert, die Felsenhöhle,
Wo er Schutz oft sucht mit den Genossen,
Mit den unterird'schen Kammern nahe!
War ein neuer Streif den braven Klephten
Wiederum gelungen in dem Thale.
Viel der Türken waren von der Flinten
Rascher Kugel, von des Säbels Hiebe
Bey dem jähen Ueberfall gesunken.
Beute, köstliche an Gold und Silber
War gewonnen; doch die schönste Beute
Waren zwey gefangne Türkenmädchen,
Köstlich eingehüllt in weiche Seide
Ihre schlanken Leiber, und die Sterne
Ihrer Augen mit den feinsten Schleyern,
Draus wie Mondlicht in der Dämmerhülle
Ihre Blicke strahlten überdecket.

An dem Wollenstricke, der die Weste,
Mit vier Reihen blanker Silberknöpfe
Schön geschmücket, dreyfach ihn umwindet,
Führt nach seiner Höhle die Gefangnen,
Stolz der Armadole, ehrerbietig,
Nicht mit frechen Worten, frecher Miene
Die Jungfrau'n kränkend, in die Kammern,
Reichet Milch der Heerde, Butter, Honig
Ihnen dar und tröstet ihren Kummer:
„Keine Sorge, keine Fahr' euch nahe!
Nicht mit zarten Weibern kämpft der Klephte,
Mit dem Muselmann nur, seinem Feinde,
Nur mit Männern! Seyd getrostes Muthes
Hab' ich Lösung, die ich will erbitten,
Sicher mögt ihr wieder heimwärts wandern.

Lösung kommt, verlangte reiche Lösung
Von den Türken, und der Armadole
Selbst geleitet jezt die beyden Mädchen
Nach dem Lager, doch ihn führt vorüber
Jezt der näh're Bergweg an der Kuppe,
Wo die blut'gen Türkenköpfe stehen.
Eine war's, die jüngste, schönste dieser
Mädchen, die, den Schleyer lüpfend, aufschaut
Nach den Schädeln; Grausen tritt sie an und
Plözlich sinkt sie todt zur Erde nieder;
Ihres Bräut'gams Haupt hat sie gesehen,
Und der Armadole, tief im Innern
Angereget ob dem Trau'rgeschicke,
Trauernd übergibt er so den Türken,
Die gekommen zur Gefangnen Löse,
So die Leiche, als die Freundin, welche
Fast als Leiche jetzo folgt der Leiche.
Auch die Lösung, und noch Prunkgewande
Zu dem Schmuck der Todten, schickt voll Mitleid
Jezt der Klephte in das Türkenlager.

Conz.

Noch etwas über die Verbindung des atlantischen Meers mit dem stillen Ozean.

In der Correspondance astronomique etc. des Baron von Zach (1825. N. 6.) findet sich ein Aufsatz über die jezt viel besprochene Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ozean von einem (ungenannten) spanischen Seemann, mitgetheilt von Don Martin Fernando de Navarrete in Madrid. Der Gegenstand wird in diesem Aufsatz nicht sowohl in hydrotechnischer als in hydrodynamischer Hinsicht behandelt; das heißt es wird nicht die Möglichkeit und die Art der Durchgrabung der Landenge untersucht, sondern das Verhältniß der beyden zu verbindenden Meere zu einander, besonders was das Niveau und die Ebbe und Flut betrifft. Es ist eine merkwürdige und schwer zu erklärende Erscheinung, daß die Ebbe und Flut in den beyden Meeren von ganz entgegengesezten Ursachen abzuhängen scheinen. Wenn das Wasser des einen Meeres steigt, so fällt das des andern und umgekehrt. Die Flut ist an der Küste von Panama (im stillen Ozean) regelmäßig und hoch, was an der Küste von Portobello und der Nord- und Ostküste von Mexiko und Columbia nicht der Fall ist, wo sie ganz unregelmäßig ist und selten über zwey und einen halben Fuß steigt; die Flut des stillen Ozeans dagegen steigt häufig auf fünfzehn und während der Syzygien auf siebzehn und zwanzig Fuß. Was nun die eigentliche Höhe des Niveaus der beyden Meere betrifft, so scheint es, sonderbar genug, noch keineswegs hinlänglich untersucht zu seyn, ob und wieviel höher das Meer bey Portobello als das bey Panama sey. Der spanische Seemann meynt (worin ihm auch Herr von Zach beystimmt), daß dieser Punkt am besten ausgemittelt werden könnte, indem man von einer Stelle aus, wo man beyde Meere sieht, den Depressionswinkel des Horizonts derselben vergleiche. Eine solche Stelle ist eine Höhe zwey Leguas von dem Dorfe Penonome, auf dem Wege von Panama nach Veraguas. Eine andere bey diesem Gegenstand zu berücksichtigende Thatsache ist, daß der stille Ozean an der Küste von Panama viel tiefer ist als der mexikanische Meerbusen. Die Unregelmäßigkeit der Ebbe und Flut im mexikanischen Meerbusen scheint von denselben Ursachen herzurühren, welche es sehr wahrscheinlich machen, daß das Niveau des atlantischen Meeres und des mexikanischen Meerbusens insbesondere wirklich höher ist als das Niveau des stillen Ozeans und der Südsee. Doch ist es auffallend, daß der Verfasser, obgleich er beyde Meere und die Küsten von Mexiko genau kennt, doch dieß nirgends als erwiesene Thatsache angibt, sondern nachdem er jene Ursachen auseinandergesezt hat, nur sagt: „Diese Betrachtungen veranlassen mich zu glauben, daß die Gewässer des Nordens höher stehen als die des Südens, die des atlantischen Meeres höher als die des stillen Meers."

Das atlantische Meer erscheint als ein ungeheurer Strom, dessen Lauf sich von Süden nach Norden richtet. Dieser Vergleich wird um so einleuchtender, wenn man die sonderbare Uebereinstimmung der Ein- und Ausbiegungen der Ost- und Westküste des atlantischen Meers betrachtet. Die Strömung des atlantischen Meers von Süden nach Norden scheint besonders durch die Südwestwinde hervorgebracht zu werden, welche am Kap Horn sowohl als am Vorgebirge der guten Hoffnung sehr beständig und heftig wehen *). Diese Winde treiben das Wasser in entgegengesezten Strömungen, welche sich dann in eine mittlere Richtung nach Norden vereinigen, bis sie durch die Aequinoktialströmungen eine westliche Richtung erhalten; allein die Antillen und weiterhin das feste Land von Amerika stellen sich dieser westlichen Richtung entgegen und die Strömung erhält bald wieder eine nördliche Richtung. Im Norden aber stellt sich dem atlantischen Strom wieder ein Damm entgegen in dem Eis des Nordpols, und wenn man auch annehmen will, daß unter diesem Eis die von Süden herandringende Wassermasse einen Abfluß und eine Verbindung mit dem nördlichen stillen Ozean findet, so ist doch die auf diese Art abfließende Wassermasse unmöglich so bedeutend, als die von Süden heranströmende. Es ist endlich kaum denkbar, daß das von Süden nach Norden strömende Wasser durch eine umgekehrte Strömung der untern Wasserschichten von Norden nach Süden wieder abfleße, da das Wasser des atlantischen Meers wegen der verhältnißmäßig weit größern Beymischung von süßem Wasser leichter ist, als das Wasser des stillen Ozeans und der Südsee; wenn also das Wasser des atlantischen Meers nach der Südsee und dem stillen Meer abflösse, so müßte dieß in den obern Wasserschichten geschehen **); diese aber haben, wie gesagt, eine Strömung von Süden nach Norden. Das Niveau des atlantischen Meers ist also wahrscheinlich höher als das der Südsee und des stillen Meers, weil aus diesen beyden leztern eine größere Wassermasse nach Norden in's atlantische Meer strömt, als unter dem Eise des Nordpols (oder auf andere Art) wieder abfließen kann. Dieselben Ursachen nun, welche diese Stauung im atlantischen Meer im Allgemeinen hervorbringen, finden in noch höherem Grade in der caraibischen See und dem mexikanischen Meerbusen statt. Die Aequinoktialströmungen, von den nördlichen Strömungen verstärkt, ergießen

*) Wir vermuthen, daß hier ein Irrthum in der französischen Uebersetzung ist, und daß es eigentlich heißt: die Südwestwinde sind am Kap Horn eben so heftig und beständig als die Südostwinde am Vorgebirg der guten Hoffnung; wenigstens scheint das aus dem zunächst Folgenden hervorzugehen.

**) Die Meynung des Verfassers wird noch wahrscheinlicher durch die doppelte Strömung in der Meerenge von Gibraltar, wo das Wasser des atlantischen Meers unten von Westen nach Osten herein, und das (mehr Flußwasser enthaltende) Wasser des mittelländischen Meers von Osten nach Westen über dem ersteren herausströmt.

in einer mittlern, d. h. nordwestlichen Richtung eine große Wassermasse in jenes große Becken, es ist natürlich, daß das Wasser sich in demselben staut, indem es an die mexikanische Küste anprallt. Hierzu kommt noch die ungeheure Masse von süßem Wasser, welches diesem Becken durch die großen Ströme zugeführt wird, und dessen Abfluß in das atlantische Meer durch den Damm, welchen die caraibischen und Bahamas-Inseln und Cuba und Puertorico vom Ausfluß des Orinoko bis nach Florida bilden, nur durch einige Oeffnungen möglich ist, und außerdem noch durch das hereinströmende Wasser des atlantischen Meers erschwert wird. Aus den bisher genannten Ursachen erklärt sich zugleich die Schwäche und Unregelmäßigkeit der Ebbe und Flut in dem ganzen Becken, welches durch die Insel Cuba und die Landzunge Yucatan in den merikanischen Meerbusen und das caraibische Meer getheilt wird.

Aus den von dem spanischen Seemann angeführten Thatsachen geht hervor, daß es nicht nur sehr wahrscheinlich ist, daß das atlantische Meer wirklich bedeutend höher steht als das stille Meer, sondern daß das Gegentheil kaum denkbar wäre, und daß bey der Verbindung der beyden Meere die größten Schwierigkeiten nicht in der Beschaffenheit der Landenge, sondern in dem Verhältnisse der beyden Meere liegt. Die Frage ist nicht sowohl: ist es möglich, einen Kanal durch die Landenge zu ziehen, sondern: wenn dieß geschehen ist, was werden die Folgen des Abflusses des atlantischen Meers in das stille Meer seyn? Mit einer etwas lebhaften Phantasie dürfte es freylich nicht schwer seyn, aus einem solchen Ereigniß die schrecklichsten Folgen vorauszusehen; man sollte aber dabey nicht vergessen, daß durch einen engen Kanal der Abfluß nur sehr allmählig geschehen kann, und daß deßhalb an eine plötzliche Ueberschwemmung oder dergleichen nicht wohl zu denken ist. Mehr Rücksicht verdiente vielleicht das allmählige Zurücktreten des Meers an den Küsten von Afrika und Europa. Schließlich wollen wir noch bemerken, daß zwar die Existenz der Aequinoktialströmungen von Osten nach Westen hinlänglich erwiesen ist, um in Verbindung mit den andern genannten Ursachen eine Anhäufung von Wasser in dem großen amerikanischen Becken wahrscheinlich zu machen, daß aber der Spanier die Strömung des atlantischen Meers von Süden nach Norden wahrscheinlich zu hoch und den Abfluß im Norden von Amerika und Asien zu gering anschlägt; wahrscheinlich ist es nur jenes Becken, dessen Wasserniveau wirklich bedeutend höher ist, als das des stillen Meers, und es wäre demnach bey jenem Unternehmen höchstens ein Abfluß des merikanischen und caraibischen Meers ins stille Meer, nicht aber des atlantischen Meers selbst zu berücksichtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende April.

Der Widerspruch, hinsichtlich des Laufes des sogenannten Nigers, welcher sich in Denham und Clappertons Entdeckungsreise in Afrika findet, scheint das Publikum hinsichtlich des Laufes dieses Flusses noch mehr zu verwirren, als es alle frühere widersprechende Nachrichten von demselben gethan. Daß er sich nicht in die Bucht von Benin ergießt, scheint mir außer allem Zweifel gesezt zu seyn; denn was der Sultan der Fellahs, Bello deßwegen sagt, das widerspricht die Karte, die er Hrn. Clapperton mitgetheilt; und da dieselbe in Hinsicht der gegenseitigen Lage der von den Reisenden selbst gesehenen Gegenden richtig ist, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß der in derselben angezeigte Lauf des großen Flußes ziemlich mit der Wahrheit übereinstimmend ist, und daß Clapperton entweder seine mündliche Angabe mißverstanden, oder daß der Sultan ihn täuschen wollte, um den König von England desto leichter zu bewegen, ihm von der Seeseite her einen Konsul und Arzt, nebst Kanonen und Flinten zu senden, und überhaupt um eine höhere Meynung von der Ausdehnung seiner Macht zu geben. Die Stadt, die er als an der Mündung des Flusses gelegen nannte, findet sich in der Bucht von Benin nicht; und auf der andern Seite erwähnen die lezten Berichte von der Mission, die von jener Bucht aus nach Sakatu vorzudringen gedenkt, eines zwischen derselben und Nissee gelegenen Königreiches Hueh, wovon der Sultan kein Wort gesagt zu haben scheint. Was den auf Bello's Karte angegebenen Lauf des Nigers, oder, wie er dort genannt wird, Guarramas, noch wahrscheinlicher macht, ist, daß allen Angaben nach, sich in der Gegend, wo er sich gegen Osten wendet, eine über 20,000 Fuß hohe, von Westen nach Osten laufende Gebirgskette verfindet, an deren Fuß er sich wahrscheinlich hinzieht. Die Frage scheint nur noch zu seyn, ob der vom Süden her in den Tschad strömende Fluß der Guarrama ist, oder ob derselbe, wie man dem Major Denham berichtet, seinen Lauf weiter gegen Osten fortsezt, und sich endlich mit dem Bahr el Abiad, oder dem egyptischen Nil vereinigt? Mir scheint beydes möglich: es ist nämlich wahrscheinlich, daß in der trockenen Jahrszeit der Guarrama durch erhöhetes Land gezwungen wird, sich gegen Norden zu wenden, in der Regenzeit aber das Hinderniß überschreitet, und Egypten zuströmt. Die erste Frage, nämlich ob er sich unterhalb Nissee gegen Osten wendet, wird denke ich, in Kurzem durch Hrn. Clapperton und seinen Gefährten entschieden werden; ob aber auch die leztere, ist für jezt kaum zu erwarten, es wäre denn die unternehmenden Reisenden wollten es wagen ganz Afrika von Westen gen Osten zu durchstreifen.

Das lezte Stück der Westminster-Review enthält einige interessante Nachrichten über eine Reise im Persischen Meerbusen; ich hebe einiges davon aus. Die Wechabiten sahen wir blos als Besuchende und ein überwundenes Volk, und konnten daher nur, als wie von einem eingekerkerten Löwen, über ihre wahre Gemüthsart Vermuthungen anstellen. Wenn man die guten Eigenschaften dieses Volkes betrachtet, so darf man nicht fürchten in Begeisterung zu gerathen; man darf nicht vergessen, daß sie roh, wild und unduldsam sind. Zu ihren kleineren Fehlern gehört der Mangel an Reinlichkeit. Niebuhr, welcher die Araber als sehr reinlich beschreibt, muß durch die Meynung verleitet worden seyn, daß Reinlichkeit nothwendig mit häufigem Waschen verknüpft seyn müsse. Hätte er sie etwas näher betrachtet, so würde er gefunden haben, wie geschickt sie den Buchstaben des Gesetzes zu erfüllen, und den Geist desselben zu umgehen wissen. Der Vorwurf aber in seinem vollen Umfange trifft die Wechabiten allein. Zu Maskat sind die höheren Klassen ziemlich rein. Was das persönliche

Ansehen der Wechabiten betrifft, so sind sie klein von Statur, hager, gelb von Farbe, dürr und von harten Gesichtszügen; in ihrer Kleidung und ihrem Ansehen wie alte Weiber mit Dolchen in den Schürzbändern. Es ist nöthig die Namen genau zu bezeichnen. Die Bewohner der sogenannten Seeräuberstädte sind meistentheils von dem Joasmin-Geschlecht und einigen anderen Geschlechtern. In Religion sind sie Wechabiten, oder Anhänger des Abdul Wahab, der vor ungefähr achtzig Jahren zu Derreya gegen die Verderbtheit der herrschenden Religion zu predigen anfing. Sie machen nur einen kleinen Theil von den Wechabiten aus, und haben sich aus keiner andern Ursache der Seeräuberey ergeben, als aus der die Christen zu Liverpool einst den Sklavenhandel trieben, wegen ihrer Gewohnheit an's Seeleben. Die Wechabiten, welche Ali Bey zu Mekka traf, müssen von einem anderen Geschlechte gewesen seyn. Das Ansehen der Beduinen ist von eigener wilder Art, und ihr Gesichtsausdruck von dem der übrigen Araber ganz verschieden. Einige darunter sind sehr schön, und das Eigenthümliche ihrer Züge scheint eine besondere Zartheit zu seyn. In Gestalt sind sie kurz. Sie tragen nichts auf dem Kopf als ein engfädeniges Ledernes, und ihr Haar hängt in langen gedreheten Locken auf die Schultern herab. Weiße, regelmäßige Zähne geben ihren Gesichtern noch mehr ein weiberähnliches Ansehen. Diese Gesichtsart ist besonders darum merkwürdig, weil sie von der der übrigen Araber, deren Züge groß und hart sind, so verschieden ist. Nach Ali Beys Beschreibung waren die Araber, die er zu Mekka gesehen, von diesem Geschlecht. Ihr Wesen ist freundlich und milde, und von der kräftigen Kühnheit der anderen Araber sehr verschieden. Statt eines Rockes tragen sie ein um die Lenden geschlagenes Tuch, welches bis zu der Mitte der Waden hinabreicht, und einen Gürtel, in welchen sie ihre Patronen stecken. Ihre Augen sind geschwärzt, und ihr ganzer Körper mit Oel und einem dunkeln Pulver eingerieben, welches ihnen ein nußbraunes Ansehen gibt. Dieß sind die t a h t a s u f, oder die Unter-wolle Araber, sogenannt von ihren Gezelten, und die übrigen A r a b u l h e i t, oder die Häuser-Männer.

Vor wenigen Tagen wurde unter dem Schutze mehrerer Prinzen vom Geblüt ein sogenannter Fancyball zum Besten der hier lebenden vertriebenen Spanier und Italiener gegeben. Jede Eintrittskarte kostete eine Guinee, und es sollen an 3000 Personen da gewesen seyn, aber die Anstalten für dergleichen Unternehmungen kosten so viel Geld, und die Anzahl jener Unglücklichen ist so groß, daß, wie man berechnet hat, nicht viel mehr als ein Gulden auf den Mann kömmt. Dennoch ist der Ueberschuß ein bedeutender Beytrag zu dem Fond, den man schon früher für diese armen Leute erhoben hat. Man beabsichtigt noch zwey andere Bälle der Art zum Besten der hiesigen brodlosen Weber zu geben. Aber ich fürchte, wenn nicht bald weit beträchtlichere Summen als durch dergleichen Unternehmungen eingehen, zusammengeschossen werden, nicht nur um die hiesigen Weber, sondern noch mehr, um die vielen tausend in anderen Gegenden, besonders in der volkreichen Grafschaft Lancastre brodlosen und täglich brodlos werdenden Fabrikarbeiter vorm Verhungern zu schützen, oder, was wohl vorher geschehen würde, um allgemeinen Aufstand zu verhindern, daß es zu schrecklichen Auftritten kommen dürfte. Die Folgen der Uebertreibungen im Handel und Gewerbe treten nun auch bey den anderen Fabriken hervor, wie sie sich früher, durch Nebenumstände schneller herbeygeführt, bey den Seidenfabriken gezeigt. Man hat in den lezten Jahren mit unbedachtsamer Thätigkeit im In- und Auslande alle Häfen, Märkte und Lagerhäuser so sehr mit Waaren von jeder Gattung angefüllt, daß vielleicht eben so viele Jahre hingehen müssen, ehe sie alle verbraucht werden können; und da es mit dem Kredit zu Ende ist, so kauft Niemand mehr auf Spekulation, und die Fabrikanten müssen ihre Arbeiten einstellen, und ihre Arbeiter verabschieden. Eine Zeit lang geduldeten sich diese Unglücklichen, in der Hoffnung, daß es sich mit dem Handel bessern, oder die Regierung vielleicht sie unterstützen, zum wenigsten doch durch die Zulassung auswärtigen Getreides, ihnen wohlfelleres Brod verschaffen würde. Da sie sich aber in allen diesen Erwartungen getäuscht fanden, und besonders das Parlament vor ein paar Tagen entschied, daß für dieses Jahr keine Veränderung in den Getreidegesetzen zu machen sey, so scheint das ohnedieß wilde Volk in der Gegend von Blackburn die Verzweiflung ergriffen und zu dem Gedanken verleitet zu haben, daß die Dampfwebemaschinen, welche doch allein die englischen Fabrikanten in Stand setzen, in Baumwollen- und Wollenwaaren die ausländischen Fabrikanten, zum Theil auf dem Kontinent, aber besonders in Amerika, auszustechen, und welche diese Leute bisher ernährt haben, ihnen ihr Brod nähmen. Demnächst haben sie sich bewaffnet und zu Tausenden zusammengerottet, und in jener Gegend alle Webmaschinen zerstört, denen sie nahe kommen konnten, und zugleich auch in einigen Wirthshäusern die Lebensmittel geplündert. Unglücklicher Weise befanden sich wenige Truppen in der Gegend, und das Volk war so verzweifelt, daß es sich bey einer Fabrik mit einer Abtheilung Reiterey in Kampf einließ, und obgleich es mehrere an Getödteten (das Gerücht nennt von drey bis sieben) und Verwundeten einbüßte, das Zerstörungswerk doch vor ihren Augen vollbrachte. Seitdem ist aus allen Gegenden Reiterey und Geschütz dahin geschickt worden; aber wenn man nicht auch Lebensmittel hinschickt, so wird es in einer Gegend voller volkreichen Städte, wo in wenigen Stunden 50 bis 100,000 brodlose Arbeiter beysammen seyn können, eines bedeutenden Heeres bedürfen, um die Unglücklichen im Zaume zu halten; besonders wenn sich die Aufstandswuth auch nach Manchester verbreitet. Bis jezt hat sich kein politischer Grund in diese Volksbewegungen gemischt; aber man fürchtet, daß sich nur zu bald bösartige Menschen finden werden, die den armen Leuten einen solchen an die Hand geben; besonders da diesen Spätsommer auch eine allgemeine Parlamentswahl eintritt. Damit Sie sich einen Begriff machen können, wie ungemein groß die Anzahl der Menschen seyn müsse, die in diesen Eilanden durch die Handelsstockung ihren Unterhalt verloren, darf ich nur melden, daß die Menge der unbeschäftigten Arbeiter zu Dublin, einer nicht bedeutenden Manufakturstadt, allein, nach einer bey einer neulich zu deren Unterstützung dort statt gefundenen Versammlung eingereichten Angabe über 21,000 beträgt! Der König hat bereits 3000 Pfund für die Unterstützung solcher Leute hergegeben, und durch Privatbeyträge sind schon viele Arbeiter mit ihren Familien vor dem Verschmachten geschützt worden; aber die Regierung allein vermag es, durch die Versendung einer bedeutenden Anzahl nach Canada oder einer anderen Kolonie, diese Leute vom Verderben zu retten und das Land vor einer unglückschwangeren Erschütterung zu beschützen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 108.

Ephen.

Palindromisches Räthsel.

Lies mich von vorn und ich bin der Bewegung heiliger Urquell.
Lies mich von hinten, ich bin schwindender Schemen und Duft.

— t —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. Mai 1826.

Was ist Leben? Trug der Sinne.
Was ist Leben? Hohler Schaum;
Ein Verblüh'n schon beym Beginne,
Ein Phantom, ein Schatten kaum.

Calderon.

Die Ahndung.

Eine englische Erzählung.

Von meiner Kindheit an war ich freudenlos, und ein Geheimniß beschattet alle meine frühen Erinnerungen. Ich sehe mich oft noch als Kind in einem prächtigen Schlosse, auf einem reichen Fußteppich mit einer Pomeranze spielen — plötzlich erschreckt mich ein wilder Schrey und ein fürchterlicher Schall; man trägt mich weg, und ich sehe einen Herrn blutend auf den Stufen einer großen Treppe liegen, und eine schöne Frau verzweifelnd die Hände ringen. Noch in diesem fürchterlichen Kampf begriffen, sehe ich eine Menge Bäume, Felder und Häuser vor dem Fenster einer Kutsche vorbeyziehen, in welcher ich neben einem unbekannten Weibe sitze, welches weint und mich liebloset. Wir halten vor dem Thore eines gothischen Gebäudes, man hebt mich heraus und eine ehrwürdige Matrone drückt mich an ihr Herz. . . . Hier tritt eine Lücke in meinen Erinnerungen ein — ich sah die alte Dame (es war meine Großmutter) sterben; noch fließen meine Thränen, wenn ich an den sanften, traurigen Blick, an die welke, brennende Hand denke, womit sie mich vor ihrem Hinscheiden segnete! Bald darauf brachte mich ein gutes, liebes Mädchen zu einer alten, freundlichen Frau, die in einem einsamen Hause an einer schönen Meeres-Bucht wohnte.

Nachdem ich zwey oder drey Jahre mit dieser Dame gelebt, sie mich einmal an den Strand hinunter spazieren führte, trafen wir auf einen Herrn, welcher allein auf einem Felsen saß. Er sprang auf und entfernte sich schnell, während ich ihm mit kindischer Neugierde so lange nachsah, bis er unsern Augen entschwand. Er hieß Oakdale, und wohnte seit einiger Zeit einsam in der Hütte einer alten Fischerin, und niemand wußte, wer er war, oder woher er gekommen.

Mehrere Jahre vergingen, ich war zum Knaben herangewachsen, und durfte frey umher wandern. Einst bey einem meiner Spaziergänge stieß ich wieder auf Herrn Oakdale. Ich erkannte ihn beym ersten Blick und es kam mir vor, als hätte ich ihn in einem früheren Daseyn vor langer, langer Zeit schon gekannt. Er winkte mich zu sich, und sprach anfangs mit mir mit der freundlichen Vertraulichkeit, womit gutmüthige Menschen Kinder anzureden pflegen; plötzlich aber sah er mich mit starrem, wildem Blicke an, schob mir die Haare von der Stirne, musterte meine Züge mit beunruhigendem Ernste und brach dann in Thränen aus. Bald erholte er sich wieder und wußte auch mich zu beruhigen; er that mehrere Fragen an mich über meinen Namen u. s. w.; aber meine Antworten schienen ihm fremd zu bleiben. Das ganze Wesen des Mannes verrieth viele Menschlichkeit und Herzensgüte; aber mitunter ward sein Auge wieder so wild und verdachtvoll, daß ich gern davon gelaufen wäre, hätte er mich nicht beständig bey der Hand festgehalten.

Es war Abend, als er mich zu Mistriß Ormond zurückführte. Die alte Dame hatte mit großer Sorge meiner gewartet. Sie küßte mich und verwies mir mein

langes Ausbleiben. Ich hielt meinen Führer beym Finger, aber bey dem ersten Worte der Dame riß er sich los und sprang zurück. Kaum hatte sie Zeit, eine Frage an mich zu thun, als er wieder vorwärts kam, die erschrockene Dame auf die Seite führte, und ihr mit hastigem Ernste etwas zuflüsterte, welches sie für einen Augenblick zu betäuben schien. Sie antwortete aber nicht, sondern führte mich schnell in's Haus, während der Fremde wie eingewurzelt stehen blieb. Sie schien tief bewegt, und ihr schmerzhaftes Wesen und ihre ängstliche Fragen an mich über den Fremden ließen mich vermuthen, daß mein Geschick mit dem Schicksale dieses unglücklichen Einsiedlers in genauer Verbindung stehen müßte.

Am folgenden Morgen erfuhren wir, Herr Oakdale habe die Wohnung der Wittwe verlassen, und Niemand wüßte, wo er hingegangen. Aber dieß schien Mistriß Ormond nicht zu beruhigen; sie schrieb unter Seufzen und Thränen einen Brief, den sie durch einen Bedienten in die nächste Stadt schickte. Zu gleicher Zeit wurden Anstalten zu einer Reise getroffen, man kleidete mich um, und nicht lange, so saßen wir in einer Postchaise, die der Bediente mitgebracht hatte. Auf dieser Reise drängten sich alle meine früheren Erinnerungen wieder gewaltsam in mein Gedächtniß; ich theilte sie meiner Erzieherin mit, und sie suchte mich zu bereden, es wären Träume gewesen; aber da sie fand, daß sie mir diese schmerzhaften Erscheinungen nicht aus dem Sinne bringen konnte, schien es sie zu schmerzen, und ich schwieg still; aber von dem Augenblicke an bemächtigte sich eine traurige Ahndung meiner Seele, die mich ein Leben voll Bitterkeit und Jammer vorempfinden ließ, lange vorher, ehe es wirklich kam.

Wir trafen gegen Abend in einem großen, schönen Schlosse ein, worin aber jeder Schritt verkündigte, daß es lange unbewohnt und vernachlässigt gewesen. Wir wurden von einer alten Haushälterin in Zimmer geführt, wo ein Feuer brannte, und ich hörte aus dem Gespräche zwischen beyden Frauen, daß wir hier bleiben würden, bis sie auf einen Brief, den Mistriß Ormond nach London geschrieben, Antwort erhalten. Ich verließ das Gemach und verirrte mich in einen prächtigen Saal, zu einer großen Marmortreppe — ach! ich befand mich an dem Orte, wo sich jener schreckliche Auftritt ereignet, der mir seitdem beständig vorschwebt — ja die Stufen waren noch von dem Blute befleckt, das ich damals hatte fließen sehen. . . .

Wir mußten ungefähr einen Monat in Brechendale-Hall gewesen seyn, denn ich erinnere mich, daß, als man mich zu Bette brachte, der Neumond schwach durch's Fenster schien. Ich machte Mistriß Ormond aufmerksam darauf und sagte: er sähe aus wie ein zerbrochener Trauring. Gott weiß, wie mir das Gleichniß in den Kopf kam, aber es schien die gute Frau zu erschüttern, sie sagte mit einem Seufzer: „Gott sey diesem sonderbaren Knaben gnädig!“ dann küßte sie mich und ich fühlte eine Thräne auf meinen Wangen.

Ich hatte den Mond ab- und zunehmen sehen, er hatte sich wieder erneuert, als Dr. Boswille kam, um mich nach seiner Schule abzuholen. Es schmerzte mich tief, meine Pflegemutter zu verlassen, und das Versprechen meines ernsthaften Lehrers, daß ich viele Spielgefährten haben würde, wovon ich aber kaum den Sinn verstand, vermochte mich nicht zu trösten. Ich saß an seiner Seite im Wagen, und grübelte über das, was das Gemüth des Kindes, wie den Geist des Philosophen beschäftigt. — Was bin ich? wozu alles dieses? wohin gehe ich und wer wird mich dort lieben oder hassen?

Dr. Boswille hatte seine Lehranstalt auf zehn Zöglinge beschränkt; doch für mich, der ich an ein stilles Leben, unter der sanft lenkenden weiblichen Hand gewöhnt gewesen, war dieß eine wilde, stürmische Welt. Ich konnte mich nicht in das muntere Wesen meiner Gefährten finden, und während sie auf dem nahen Kirchhof spielten, saß ich auf einem Grabstein und wunderte mich über ihren Frohsinn, an dem ich keinen Antheil nehmen konnte. Anfangs suchten sie mich bald durch Bitten, bald durch lose Streiche in ihren Kreis zu ziehen; als aber dieses alles nichts half, fiengen sie allmählig an, mich mit mitleidsvoller Güte zu behandeln, und suchten mich fortwährend durch kleine Geschenke und Gefälligkeiten zu erheitern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Noch etwas über die Verbindung des atlantischen Meers mit dem stillen Ozean.

(Beschluß.)

Es sey uns erlaubt, bey dieser Gelegenheit noch einige Bemerkungen über die Gegend, wo ein Verbindungskanal am leichtesten auszuführen wäre, mitzutheilen. In einem Aufsatz über diesen Gegenstand von Herrn von Zach (Morgenblatt 4. Januar 1826) werden als schicklich zu einem solchen Unternehmen genannt der Fluß Chagre, der Fluß San Juan nebst dem See von Nicaragua, und endlich „solle man die Flüsse San Miguel und Chamaluzon in der Hudsonsbay vereinigen.“ Dieß leztere ist durchaus unverständlich, es müßte denn etwa eine Verwechslung oder ein Druckfehler von Hudsonsbay und Hondurasbay stattgefunden haben. Folgende Stelle aus einem ältern spanischen Schriftsteller ist für diesen Gegenstand nicht ohne Interesse; Alcedo in seinem diccionario de geografia sagt nämlich beym Artikel Mandinga: „Der genannte Fluß (Mandinga) entspringt in dem Gebirge von Chepo und fließt nach Osten, bis er sich in die Bucht ergießt, der er den Namen gibt; sein Lauf beträgt vier Leguas und es ist bey Todesstrafe verboten, ihn zu beschiffen, wegen der Leich-

tigkeit, womit man durch ihn in's stille Meer kommen kann, wie es im Jahr 1679 die Seeräuber Juan Guarlem, Edward Blowen und Bartolomé Charps wirklich gethan haben. Die genannte Bucht an der Küste und in der Provinz Darien ist schön, groß und sicher u. s. w." — Was den Transport zu Lande, z. B. auf Eisenbahnen betrifft, so dürfte er doch eine weitere Betrachtung verdienen und der Vergleich mit der Landenge von Suez ist nicht ganz passend, denn als man diesen Landweg verließ, war noch von keinen Eisenbahnen die Rede, und auch jezt wäre ihre Anlegung in dem Sand dieser Landenge besonders schwierig. Die Entfernung von der Stelle, wo der Fluß Chagre schiffbar ist, bis zum stillen Meer beträgt nach Oviedo nur vier Leguas, größtentheils eben und nur mit einigen geringen Anhöhen. „Ew. Majestät ersehen (sagt Oviedo ferner in seinem Bericht an Karl V.) aus dem, was ich gesagt, welch eine wunderbare Sache dieß ist, und wie trefflich geeignet zu der Ausführung meines Vorschlages. Der Fluß Chagre entspringt nur zwey Leguas von der Südsee und ergießt sich in das nördliche Meer, ein breiter, tiefer und schnell fließender Strom, und so vortheilhaft zu dem besagten Zweck gelegen, daß ich es mir nicht besser erdenken könnte." Herrera, der bekannte Geschichtschreiber, sagt, daß unter Kaiser Karl V. der Hauptmann Laserna und die Regidoren von Panama, Alvaro de Guijo und Franzisco Gonzalez beauftragt worden seyen, den Isthmus von Panama zu untersuchen, um die zweckmäßigste Stelle zum Transport der Waaren von einem Meer zum andern auszumitteln. Diese Männer fanden, daß Schiffe auf dem Rio Grande, der sich bey Panama in die Südsee ergießt, mit der Flut drey Leguas aufwärts schiffen könnten, und daß die Entfernung von dieser Stelle bis zu der, wo der Fluß schiffbar ist, nur neun Leguas betrage, und zwar ganz ebenes und freyes Land. Nach dieser gewichtigen Autorität scheint es also zur Verbindung der beyden Meere nur darauf anzukommen, einen Kanal von neun Leguas Länge durch flaches Land zu ziehen.

An der Wichtigkeit einer solchen Unternehmung ist zwar keineswegs zu zweifeln; indessen muß man, um die davon zu erwartenden Resultate und Veränderungen in dem Welthandel nicht zu hoch anzuschlagen, bedenken, daß wir nicht mehr in den Zeiten sind, wo die Umschiffung des Kap Horn ein nur selten unternommenes oder gelungenes Wagstück war, sondern daß heut zu Tage dieß Vorgebirge eben so oft und eben so leicht umschifft wird, als das Vorgebirge der guten Hoffnung. In einem kleinen Aufsatz über diesen Gegenstand in der Minerva sind auch die politischen Schwierigkeiten berührt worden, welche sich der Ausführung entgegenstellen könnten. Allein es ist wirklich schwer zu begreifen, auf welchen Grundsatz des Völkerrechts oder der Politik der Verfasser jenes Aufsatzes diese Schwierigkeiten begründen will. Er scheint nämlich anzunehmen, daß die amerikanischen Staaten, und zunächst Mexiko und Guatimala, in ihrem Lande keinen Kanal bauen dürfen, ohne dazu die Einwilligung der übrigen Handelsmächte und besonders der **großen** europäischen Mächte zu erhalten. Er spricht von einer aus Abgeordneten der verschiedenen Mächte zusammengesezten Kanalverwaltung u. s. w. Aus einem solchen Hirngespinnst ist es leicht, Schwierigkeiten entstehen zu lassen *). Die einzige wirkliche Schwierigkeit bey der Unternehmung scheint nur das gegenseitige Verhältniß der beyden Meere und der Mangel an Geld zu seyn. Dieß leztere und wichtigste Hinderniß dürfte in der nächsten Zeit um so schwerer zu heben seyn, da seit der lezten Geldverlegenheit die Engländer mit Recht etwas vorsichtiger mit Anleihen und namentlich sehr mißtrauisch in Hinsicht der neuen amerikanischen Staaten geworden sind.

*) Es wird den Mexikanern schwerlich einfallen, die andern Staaten zwingen zu wollen, ihren Kanal zu benuzen; wer dazu keine Lust hat unter den Bedingungen, welche die Mexikaner machen werden, dem wird es immer frey stehen, um das Kap Horn zu segeln.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende April.

Madame Neumann also, die Gepriesene, von den heiteren blauen Vogesen bis zu den Rebenhügeln der stolzen Masovaren, von den schneeigen Tyroleralpen bis zu den entgegengesezten fernen Meeren, hat auch unsere Stadt auf die kurze Zeit ihres Aufenthaltes in einen Rausch des Entzückens versezt. Zum Zeitpunkt ihres Triumphes war die Messe ausersehen. Hier, von einer mächtigen Prätorianergarde alter und neuer Verehrer von nah und fern umgeben, thronte Mad. Neumann wie eine Königin über dem lauten Weltmarkte. Sie kam von Mainz mit zwey Lorbeerkränzen geschmückt. Nachdem man mehrere Tage zuvor die Künstlerin, als ob sie das Terrain recognosciren wolle, im Theater gesehen hatte, war ihr erstes Erscheinen ein Tag des größten Glanzes. Am Morgen las man in einem mit wunderberichtenden Dramaturgieen von allen kleinen Bühnen am Rhein und Main überschwemmten belletristischen Blatt, welches den Namen Didaskalia führt, ein großes Bülletin über die Siege der Künstlerin in Mainz. Von Bewunderung überfließend, wurde die Geschichte der beyden Lorbeerkränze berichtet, die mein lezter Brief kurz erzählte. Man kann sich denken, wie dieser Bericht, wahrscheinlich aus Rankünе gegen die Nebenbuhlerin des lieblichen Gastes zum Druck beeilt, auf unser, für alles Neue äußerst empfängliches Publikum wirkte. Konnte es aber auch anders, da wir von Mad. Neumann seit Jahren immer Wunder hörten und sie nie zu Gesicht bekamen, bis Dem. Lindner durch eine Kunstreise nach Karlsruhe die Künstlerin gleichsam herauszufordern schien. — Es war Sonntag. Man brach sich auf dem Weg zur **Donna Diana** fast die Hälse; das Orchester mußte ausgeräumt werden, und das Theater hätte füglich noch ein Mal so groß seyn dürfen. Madame Neumann, sogleich rauschend bewillkommt, erschien in dem reizendsten Kostüme, wurde bey jeder Glanzstelle mit Applaus überschüttet, und am Ende mit Enthusiasmus gerufen. Die

Herren sahen sich fast blind und auch die Damen ließen die Gläser nicht von den Augen. Mad. Neumann zeigte sich in dem Besitz einer trefflichen Taktik. „Habe ich," sprach sie, in feiner Anwendung einer sonst verbrauchten Phrase mit reizender Bescheidenheit, als sie von Beyfall umjauchzt, gerufen wurde, „habe ich auch nur einigermaßen Ihre Zufriedenheit erreicht, so war dieser Abend einer der schönsten meines Lebens!" und Bravo Neumann! erscholl das Haus, und ihre Nebenbuhlerin, Dem. Lindner, schien total aus dem Felde geschlagen zu seyn. Doch noch hatte die schöne Bellona-Diana keinen direkten Angriff auf diese unternommen, und Dem. Lindner, welche ihr in der demüthigen Stellung der Florette dienstbar war, verlor keinen Zug ihrer reitzenden Schalkheit. — Die Didaskalinen enthielten zwar schon am folgenden Morgen ein Gedicht von mehreren Versen auf die Reize, welche Mad. Neumann als Donna Diana entwickelte, aber es war nur der Vorläufer der beleidigendsten anatomisch-ästhetischen Zergliederungen ihrer Schönheit in Prosa und Versen; auch die Deklamatorin, Elise Bürger, die mit Kathinka Halein (von ihren Verehrern als die Mainzer Sappho besungen) zu den fleißigsten Mitarbeiterinnen jenes Blattes gehört, ließ sich in dankgerührten Zeilen, die immerhin die besten gewesen seyn mögen, vernehmen. — Aber die Stadt war erfüllt von Entzücken und freudigem Erstaunen. „Haben Sie Mad. Neumann gesehen? Wo wohnt sie? wo speist sie heute? wann spielt sie wieder? hat sie sich auf der Promenade oder im Braunfels gezeigt?" so ging's von Mund zu Munde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, im April.

Die Liebe zur Lektüre ist bey dem russischen Publikum noch immer gering. Vorzüglich darf sich wohl die vaterländische Literatur darüber beklagen. Die höhern Stände ziehn ihr fortdauernd die französische vor. Die Lieblingsschriftsteller der Nation, wie Karamsin in seiner Reichsgeschichte, die klassischen Dichter Derschawin, Krülow, Schukowsky, Puschkin, Koslow (dessen Mönch in Jahresfrist in zwey Auflagen völlig vergriffen ward), der herrliche Tragiker Oserow, der Schauspieldichter Gribondow und einige andre werden indessen von den höhern und mittlern Klassen verschlungen, vorzüglich von den Damen, welche die auserlesensten Stellen ihrer Dichtungen häufig memoriren, um dadurch bey den jezt so beliebten gesellschaftlichen Deklamationsübungen zu glänzen. Am glücklichsten ist in dieser Hinsicht ohne Zweifel der von seinen Landsleuten leidenschaftlich geliebte junge Dichter Puschkin, den man in Rücksicht seines außerordentlichen und zum Erstaunen fruchtbaren Genies mit Recht den russischen Byron nennen darf. Ihm zahlte noch jüngst ein moskauischer Verleger für sein Manuscript, der Springbrunnen von Baktschisaray, (ein nicht voluminöses Gedicht) 3000 Rubel baar.

Im Laufe des gegenwärtigen Jahrs hat sich die russische Journalistik (wenn man die von den Herren von Bulgarin und Gretsch versprochene, aber noch nicht erschienene neue Jugendzeitung ausnimmt) um keine Zeitschrift vermehrt, wohl aber um zwey ihrer bessern vermindert. Die im vorigen Jahre erschienenen bibliographischen Blätter des bekannten Archäologen Hofraths Keppen, haben in diesem aufgehört. Hr. von Keppen lieferte uns in diesen fortlaufende rezensirende Notizen über die frühern und neuesten Erscheinungen der russischen Literatur, eine Aufgabe, die diese vor ihm nicht kannte, und die er mit meisterhafter Sachkenntniß zu lösen wußte, wegen zu weniger Aufmunterung des Publikums aber zum Aufhören genöthigt ward. Sie sind gewiß ein sehr empfindlicher Verlust für die vaterländische Literär-Geschichte, vorzüglich in Hinsicht ihrer vielen interessanten Notizen und Auszüge, die sie uns über slavonische, aus alten Bibliotheken entlehnte Alterthümer gaben.*) Gleichfalls hat der Beförderer der Aufklärung und Wohlthätigkeit aufgehört, eine sehr nützliche, nicht gehaltlose Zeitschrift, redigirt von einer Gesellschaft Literaten, die eine sehr wohlthätige Tendenz hatte. Der Ertrag wurde für menschenliebende Zwecke verwandt.

Der unermüdet thätige Herausgeber unsrer deutschen St. Petersburger Zeitschrift, Hr. August Oldekopp, hat dieselbe in diesem Jahre noch mit wöchentlich erscheinenden Beylagen bereichert. In diesen werden die neuesten Tagsbegebenheiten des Innern, Skizzen zu einer Sittenschilderung unsrer Zeit, die neuesten Entdeckungen in den Wissenschaften, bibliographische Notizen über die neuesten in- und ausländischen Werke 2c. Aufnahme finden. Man muß wahrlich den so zu sagen eisernen Fleiß des Herrn Herausgebers bey so gemäßigten Ansprüchen, und so wenig lohnender Anerkennung seiner Landsleute bewundern. Daß leztre sehr gering seyn muß, scheinen seine stets heftigen, in jenem Monatshefte seiner Zeitschrift erneuerten Klagen zu beweisen. — Doch die Gunst des Publikums läßt sich nie ertrotzen, wohl aber durch Talent und anmuthige Gaben erringen. Vor geraumer Zeit schon wollte Hr. Oldekopp die auserwähltesten Aufsätze der neuern russischen Schriftsteller in einem besondern Werke, unter dem Titel Rodomnißly (der Gutgesinnte) verdeutschen. Er wählte dazu den Weg der Subscription, sie begann bereits im Frühling 1823, und währt noch fort. Es läßt sich vermuthen, daß sie immer noch sehr unbedeutend seyn muß, da Rodomnißly bis jezt nicht erscheint.

Großes Verdienst hat sich Hr. Oldekopp unstreitig jüngst um uns Deutsche, durch die Herausgabe seines russisch-deutschen und deutsch-russischen Wörterbuchs in fünf Bänden erworben, wovon bereits die drey ersten, die das Russische umfassen, erschienen sind. Es ist bestimmt das Gründlichste, das Umfassendste, das bis jezt bey uns in dieser Gattung erschien — und wir wünschen ihm in dieser Rücksicht, wie auch wegen seines sehr wohlfeilen Preises einen guten Abgang, denn es verdient ihn gewiß.

Mit Ausnahme der in Moskau und andern bedeutenden Städten des Innern herauskommenden, erscheinen im gegenwärtigen Jahr in hiesiger Residenz sechs verschiedene Zeitungen und fünfzehn Zeitschriften. Unter den erstern sind zwey unter officielle Inspektion der Regierung gestellt, dem Rein-politischen, eine dritte dem Politisch-literärischen, eine vierte Handelsgegenständen des In- und Auslandes, die beyden lezten speciellen Angelegenheiten der Regierung gewidmet. Unter ihnen erhält sich die unter Nr. 3. rubricirte, die nordische Biene, redigirt von den Herren von Bulgarin und Gretsch, seit ihrem ersten Auftreten bis jezt in immer gleich wichtigem Interesse. Sie zeichnet sich durch schnelle Mittheilung wichtiger Begebenheiten des Inlandes, durch gehaltvolle Aufsätze über vaterländische Literatur und Kunst, durch fortlaufende Skizzen über Kultur- und Sittengeschichte unsrer Zeit, rühmlich vor allen übrigen aus. — Unter den Zeitschriften nehmen wohl bey unpartheylicher Prüfung: die vaterländischen Memoiren des Hrn. von Swingin, das nordische Archiv der Herren Bulgarin und Gretsch, das Journal für Berg- und Salzwesen, das Journal für die schönen Künste des Hrn. Gregorowitsch den ersten Platz ein.

B***g.

*) Ihrer erschienen im vorigen Jahre 33 Nummern, in diesem noch drey besondere Supplementblätter, und doch ist mit diesen das von ihnen behandelte Material bey weitem noch nicht erschöpft.

Beylage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. Mai 1826.

Wie herrlich ist die Poesie,
Daß Dinge klein und nichtig,
Die sie ergreift und schmücket sie,
Erscheinen groß und wichtig.

Rückert.

Morgenländische Früchte.

1.

Auf einen roth- und weißen Apfel.

Arabisch *).

– – ◡ – | – ◡ – | – – ◡ – | ◡ ◡ –

Ein Apfel, deß Lieblichkeit auf beyden Wangen vereint
Die Farben von Liebchen und Geliebtem, die sich umfaßt,
Auf einem Pfühl sich umarmt, dann hat sie einer geschreckt,
Erröthet ist eins vor Scham, und eins vor Furcht ist erblaßt.

*) Dieses Gedichtchen steht auf Seite 297 von Habicht's erstem Theil der Ausgabe des arabischen Textes von Tausend und Eine Nacht. Es ist dort sehr verdorben, und die Emendationen, nach welchen obige Uebersetzung gemacht ist, können an diesem Orte nicht angezeigt werden. In der neuen deutschen Bearbeitung ist es, wenn ich mich recht erinnere, übergangen. Uebrigens ist derselbe Gedanke etwas anders, doch eben so lieblich, gewendet, im Rosengarten des Saadi zu finden.

2.

Räthsel von der zehnstreifigen Melone auf der Tafel des Schah's.

Persisch *).

– ◡ – – | ◡ – ◡ – | ◡ ◡ –

Himmelgleich ist der Tisch des Schahes, darauf
Eine Sonne, um sie zehn Monde im Lauf.
Diese Sonne, die untergehet im Mund,
In dem Garten des Schahes gieng sie auf.

*) Von Chàkàni, aus einem persischen Kommentar zu diesem Dichter, einem Manuskript im Besitz des Herrn Hofraths von Hammer, der es mir zur Bearbeitung mitgetheilt hat. Das Gedichtchen lautet persisch wie folgt:

Chàni chosrew felex mithàl' derò
àftàbist' deh hilàl' berò
àftàbì ki chàweresch dehen est
dàred ez bàghi schàh' bàch'ter ò.

Um diese Verse nach dem oben vorgezeichneten Metrum zu skandiren, muß man an jeder Stelle, wo das Zeichen des Apostrophs steht, eine kurze Sylbe suppliren.

Fr. Rückert.

Digitized by Google

Die Ahndung.

(Fortsetzung.)

So vergingen zwey Jahre. Da verließ uns einer der Zöglinge, und ein anderer kam an seine Stelle. Er hieß Alfred Sydenham, und war ungefähr von gleichem Alter mit mir. Den Augenblick, wo wir einander sahen, fühlten wir, daß wir dazu bestimmt seyen, Freunde zu werden — und doch war unsere Erziehung so verschiedenartig gewesen. Er hatte eben seine Mutter verloren, die prächtige und schöne Geliebte eines Herzogs, und ob er gleich nicht seines Vaters Namen führen durfte, so hatte er doch dessen ganze Liebe, die er auch im höchsten Grade verdiente. Eine schönere Gestalt als Sydenham in seinem Knabenalter gehabt, läßt sich nicht leicht denken; und selbst die schrecklichen Wunden, die er bey der Belagerung von B – empfangen und der Verlust beyder Arme vermochten nicht ganz die Schönheit seines reiferen Alters zu zerstören. Aber selbst diese körperliche Schönheit war nichts im Vergleich mit seinem glücklichen Gemüthe, und dem milden und heitern Geiste, der zu edel, zu groß und zu gefühlvoll war, um die Reibungen des Unglücks ertragen zu können. Sein Vater starb plötzlich, ohne ihm die Vermächtnisse, die er ihm zugedacht, genugsam gesichert zu haben. Ein Prozeß mit den Erben raubte ihm alle übrigen Mittel; — er konnte nichts verdienen, denn er hatte keine Hände mehr, und so legte er sich nieder — und starb.

Sydenhams Ankunft bildete einen Wendepunkt in meinem Leben; er erweckte in mir das Gefühl der brüderlichen Liebe, welches bis dahin in meinem Busen geschlafen hatte; alle meine frühzeitigen Sorgen wurden durch seine Theilnahme gemindert, und in dem Bestreben, mit ihm in der Schule gleichen Schritt zu halten, lernte ich zum ersten Male meine Studien liebgewinnen. Er brachte die Ferien immer bey seinem Vater zu, und die dritten Weihnachten nach unserm Beysammenseyn mußte ich ihn zum Herzoge begleiten. In dem Gewühl der vielen Gäste und der zahlreichen Dienerschaft, welche das Schloß anfüllten, würde ich mein trübes Wesen wahrscheinlich bald abgelegt haben, hätte nicht die Erscheinung des Unbekannten vom Felsen, ich meyne den Herrn Oakdale, den ich unter den ersteren erblickte, nicht wieder alle meine früheren Erinnerungen aufgeregt. Ich war jezt zwölf Jahr alt, und war so verändert, daß er mich nicht wieder erkannte. Ich theilte Sydenham meine Entdeckung mit, und wir beschlossen, alles Mögliche zu versuchen, um hinter das Geheimniß dieses räthselhaften Mannes zu kommen. Wir horchten und beobachteten, aber es zeigte sich nichts, das uns irgend einen Wink hätte verschaffen können.

Eines Tages aber, als Sydenham ihn zufällig sagen hörte, das müsse geschehen seyn, während er im Auslande gewesen, fragte er ihn schnell: „Wie lange mag das wohl her seyn?" — „Ungefähr sieben Jahre." Die Antwort schien allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. „Und in welchem Lande waren Sie?" Diese Frage schien Oakdale zu verwirren, und Sydenham, ohne ihm Zeit zur Antwort zu geben, fuhr dringend fort: „Und was mochte Sie bewegen, in's Ausland zu gehen?" In diesem Augenblick rief der Herzog den jungen Inquirenten weg, aber ich sah deutlich, daß er bey dem Befragten eine wunde Stelle berührt hatte.

Am andern Morgen ließ der Herzog seinen Sohn zu sich in's Kabinet rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Von dem Augenblicke an war Sydenhams Benehmen gegen mich verändert: zwar liebte er mich noch immer, ja seine Freundschaft hatte eine Zärtlichkeit angenommen, die an's Mitleiden grenzte; aber seine freye Offenheit war dahin, und es war offenbar, daß ihm das schreckliche Geheimniß meiner Geschichte, welches mich bisher in dunkler, ahnungsvoller Erinnerung umschwebt hatte, aufgedeckt war, daß ihn mein unglückliches Schicksal mit Furcht erfüllte, und er das Gespenst gesehen, welches immer meinen Schritten folgte.

Den folgenden Morgen brachte mir ein Herr einen Brief von Dr. Boswille, meinem Schulmeister, worin er mir meldete, daß derselbe den Auftrag hätte, mich nach dem Colleg zu Eton zu bringen. Aus dem Briefe schloß ich, daß diese plötzliche Veränderung mit meinem Besuche beym Herzog zusammenhing, und Sydenhams Ausweichen bestärkte mich darin. Ich mußte noch denselben Tag abreisen. Als wir zu Windsor ankamen, traf mein Führer, ein alter Major, dem das Geschäft gar nicht zu behagen schien, einen andern Offizier, dem er sagte, er hätte es auf Befehl des Generals thun müssen. O! hätte ich mich doch damals nach dem Namen dieses Generals erkundigt, welchen Jammer würde ich mir erspart haben! . . . Der Major brachte mich zu Dr. — nach Eton, und führte mich dann nach Windsor zurück, wo er in einem Gasthofe unser Mittagessen bestellte, und mich dann zu einem Spaziergange mitnahm. Was mir besonders dabey auffiel, war die Schüchternheit, womit er jeder Kutsche oder vornehmen Person auswich. Bey unserer Rückkehr erblickte ich zwey Frauenzimmer auf der Altane des Gasthofes. Die eine war viel jünger als die andere, und sehr geschmackvoll gekleidet; aber in der anderen erkannte ich meine alte Pflegemutter, Mißtriß Ormond. Ich wollte stehen bleiben und ihre Blicke auf mich ziehen; allein mein Führer zog mich barsch in's Haus. Ich mußte mit ihm essen, und nach Tisch schickte er mich mit einem Kellner nach Eton zurück, und als ich am folgenden Morgen wieder nach Windsor ging und mich nach den beyden Damen erkundigte, erfuhr ich, daß sie bereits in Gesellschaft des Majors nach London abgefahren wären.

Man kann sich denken, wie alle diese geheimnißvollen

Begebenheiten auf ein Gemüth, wie das meinige, wirken mußten; doch gaben sie mir eine Ueberzeugung, welche meinem Charakter eine neue Springkraft gab. Ich war nämlich jezt gewiß, daß ich zu einer vornehmen Klasse gehörte, und dieser Gedanke, nebst den dunkeln Erinnerungen aus meiner Kindheit, gaben der Ahndung, die sich bey mir festzusetzen anfing, die Wahrscheinlichkeit, daß alle Schuld und alles Elend, welche das Schicksal meiner Familie trübten, von meiner Mutter herrührten.

In der Schule, in der ich mich jezt befand, ging eine große Veränderung mit mir vor. Ohne etwas von meiner vorigen Zurückhaltung zu verlieren, suchte ich die Gesellschaft meiner Gefährten, und ohne heiterer zu seyn, ließ ich mich in die kühnsten und wildesten Abenteuer mit ihnen ein. Das Meiste davon that ich in der Hoffnung, unter meinen vielen Mitschülern eine Spur zu entdecken, die zu einem Aufschluß über meine Herkunft führen könnte; aber Tage, Wochen, Monate und Jahre verstrichen, und ich blieb unbefriedigt. Inzwischen ward, so wie ich älter wurde, mein Taschengeld vermehrt; man behandelte mich durchaus als wie den Erben eines großen Vermögens, und als ich das Jünglingsalter erreicht, fehlte es mir nicht an Mitteln, an allen den Verschwendungen meiner Kameraden Theil zu nehmen.

In meinem siebzehnten Jahre wurde ich von einem geistlichen Hofmeister, der aber nichts weiter von mir wußte als meinen Namen, und daß man ihm seine Dienste gut bezahlte, nach Oxford abgeholt. Auf der Universität traf ich Sydenham wieder, und unser alter Freundschaftsbund ward erneuert, obgleich ich offenbar sehen konnte, daß die Nachricht, die ihm sein Vater wegen meiner gegeben hatte, noch immer auf seine Seele wirkte — mein unglückliches Schicksal aber wollte es, daß ich ihn nie darum befragte.

Ich reiste oft mit ihm nach London, und einmal besuchten wir das Schauspielhaus, wo man eben Hamlet gab. Ich hatte wie die meisten Studenten von Shakespeare gehört, aber nie etwas von ihm gesehen oder gelesen; ich war also gänzlich auf das, was da kommen sollte, unvorbereitet. Aber gleich bey Eröffnung des Stücks fühlte ich mich in einer mir bekannten Welt; und so, wie sich die Geschichte entwickelte, entfaltete sich auch der Begriff, den ich mir immer in tiefer Seele von meinem eigenen Schicksal gebildet hatte. Ich vertiefte mich mit aller Aufmerksamkeit in die Vorstellung Hamlet's und lauerte auf den Erfolg mit einer Aengstlichkeit, wie sie der Prinz von Dänemark hätte selbst empfinden müssen. In dem Augenblick, wo Hamlet sich von seines Oheims Schuld überzeugt, sprang ich von meinem Sitze auf, und der erste Gegenstand, der mir in die Augen fiel, war Herr Oakdale in der nächsten Loge, den meine Bewegung aufschreckte. Er schien mich anfangs nicht zu erkennen, aber als er noch einmal nach der Bühne hingeblickt, sah er mich noch einmal an, und dießmal mit Augen, welche Furcht und Angst verriethen. Jezt war ich meiner nicht länger mächtig; ich eilte hinaus, und ging, von Sydenham geführt, in ein nahes Wirthshaus. Als wir allein waren, warf ich mich in einen Stuhl. „Sydenham! rief ich, mein Schicksal ist mir enthüllt: — mein Vater wurde ermordet!“ — Sydenham wurde blaß. „Ja, fuhr ich fort, ermordet wegen meiner Mutter — und dieser Oakdale war der ehebrecherische Mörder!“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Sitten.

In Spanien begräbt man die Frauen in Nonnengewand. Diese Gleichheit des Todtengewandes entspricht der Gleichheit des Todes, und die Würmer unterscheiden den Reichthum von der Armuth nicht an der Feinheit des Leichentuchs.

Bey der Beerdigung der kleinen Kinder wird in Spanien nicht geweint. Die Verwandten sagen, wir haben einen Engel mehr im Himmel, der für uns betet. Doch schluchzt die Mutter an der leeren Krippe, und man kann ihre Seufzer dennoch hören, troß des Lärmens den die Castagnetten machen; denn die Kinder draußen treiben ihr Spiel damit, und tanzen herum um den Kameraden, der künftig nicht mehr bey ihrem Spiele seyn wird.... da liegt der jugendliche König ihres Festes, geschmückt mit weißen Kleidern, gekrönt mit Blumen; er liegt vor der Thüre auf dem Bette, das seine Mutter nicht wieder für ihn zurechtlegen wird; er liegt vor der Thüre des väterlichen Hauses.... die Vorübergehenden besprengen ihn lächelnd mit dem geweihten Wasser, die Tropfen zittern an ihm wie der Thau zitterte auf den Blumen seiner Krone. Sie gehen weiter und empfehlen sich diesem Pilger, der nach kurzer Wanderung Eile hatte, zu demjenigen heimzukehren, der einst die Kindlein zu sich kommen ließ.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende April.

(Fortsetzung.)

Auch beym zweyten Male ging Mad. Neumann nicht gerade auf die Gegnerin los; die Baronin Waldbühl am lezten Mittel war der zweyte Schritt ihrer Taktik; der dritte dann an demselben Abend Frau von Schlingen in Holtei's Wienern in Berlin. Der vierte, gleich folgenden Tages, da man sie in der Frühe schon abgereist glaubte, war Margaretha in den Hagestolzen, und noch einmal Frau von Schlingen (nicht Baronin Waldbühl, als welche sie viel besser gefallen hatte). Den Beschluß machte am nächsten Sonntage

Preciosa bey gedrängt vollem Hause, doch mit minderem Beyfall. Mad. Neumann wurde indessen stets applaudirt, und keine Zischer erhoben sich. Unsere Blätter stritten etwas verblümt darüber, ob Dem. Lindner besiegt sey, ob nicht. Das eine gab der holden Wienerin, der Mad. Neumann, vollständigen Sieg, das andere stritt dem Gast eine Verwandlung in die Wienerin völlig ab. Nach Allem, was man, als der erste Beyfall verflogen war, erfahren konnte, ohne viel fragen zu müssen (denn alle Zungen waren in dieser Zeit gelöst, und die strengsten Catone ließen sich in Diskussionen ein), so hat Mad. Neumann als schöne Frau, als Frau von feinem Ton, im Besitz aller reizenden geselligen Künste gesiegt, in der Kunst aber, in angeborenem Talente, des Naiven insbesondere, unsere Künstlerin. Auch der Frankfurter, nicht der gerechteste gegen einheimisches Verdienst, gestand es ein, daß unsere Künstlerin in engeren Kreisen ein freyeres Wirken zeige, in einfacheren Aufgaben schöpferischer auftrete als Mad. Neumann. Indem ich mich diesem Ausspruche anschließe, möchte ich ein, in unseren kritischen Kreisen über die Macht der ersten Erscheinung fast vergessenes Etwas berühren, welches beyde Künstlerinnen, deren Talente ich übrigens hoch verehre, beherzigen mögen. Es gilt im Allgemeinen allen großen Talenten, die viel Weihrauch einathmen. Ich möchte die Darstellungskunst mit den Schicksalen der Kupferstiche vergleichen. Die Abdrücke avant la lettre haben noch viele Härte, aber der Kenner liebt sie um ihrer Reinheit willen; die Abdrücke nach der Schrift sind weicher, zärter, aber der berühmten Platte werden so viele Abzüge zugemuthet, daß sie bald zu weich, zu hart werden, dann stumpf und matt und Stellen ausbleiben, die Conturen endlich völlig zu Grunde gehen. Jezt ergreift die zweyte Hand — wie oft eine Unglückshand — den Grabstichel, die Conturen werden nachgerizt, das Bild unterliegt einer allgemeinen Schärfung der Theile — und Reinheit der Zeichnung und Harmonie sind auf immer verloren. Das ist, in einem ziemlich mechanischen Bilde ausgedrückt, das eigentlich beklagenswerthe Loos des Schönen auf der Erde, ein Loos, das es sich selber wirkt. — Man könnte die Wahrheit des Satzes ohne Bild auch so ausdrücken: So wie ein Talent sich in vollkommner Schönheit erblickt, muß es sterben. — Aber ferne sey es, indem ich so schreibe, daß ich an Mad. Neumann und Dem. Lindner zum Käuzlein werde.

Bald nach der Abreise der Mad. Neumann nach Cassel, Dresden, Berlin, verließ uns auch Dem. Lindner, um in Hannover Gastrollen zu geben. Später, im Juli, hat sie in Leipzig zu spielen versprochen. — Unser Musikdirektor, Hr. Kapellmeister Guhr, hat eine Reise nach Paris und London unternommen, zu welchem Ende, wissen wir nicht. Ein Blatt hat ihm hier das Kompliment gemacht, er werde Webern in London helfen; diese Ehre möchte sich jedoch Weber bey aller Achtung vor den ausgezeichneten Gaben des Hrn. Guhr verbitten.

In der Messe werden immer zwey neue Opern und zwey neue Lust- oder Schauspiele gegeben. Dieses Mal mußten wir uns in der Oper mit dem Maurer von Scribe und Auber begnügen. Mad. Ellmenreich, ein verdientes Mitglied unserer Bühne, hat den Text von Scribe unter dem Titel: der Maurer und der Schlosser, für das hiesige Theater bearbeitet, zu gleicher Zeit mit dem Baron von Lichtenstein, der die Oper für die Berliner Bühne arrangirte. Die Bearbeiterin, schon aus anderen gut aufgenommenen Uebersetzungen bekannt, und durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris hierzu noch näher berufen, hat ihre Aufgabe mit Gewandtheit gelöst, die Uebersetzung ist genau, leicht und nicht so schlüpfrig wie das Original. Es ist belustigend, was sich die Pariser, pour tuer le tems, alles weis machen lassen. Ein türkischer Ambassadeur am französischen Hofe, der in der Vorstadt St. Antoine sein Hotel hat, läßt einen verwegenen Obristen, der sich an eine schöne Griechin seines Harems wagt, von einem Maurer und einem Schlosser in dem Gemach, wo sie ein rendez-vous haben, sammt der Griechin anschmieden und einmauern. Die beyden Handwerksleute sind unvermuthet durch vermummte Leute von einem Hochzeitsfest weggeholt worden, wobey der Maurer unglücklicher Weise die wichtigste Person, der Bräutigam ist. Sie kommen erst am andern Morgen früh nach Hause; das arme junge Weibchen schwebt in Todesängsten, und muß sich dazu den Spott der Gäste und Gratulanten gefallen lassen, welche die Untreue eines solchen Ausbleibens unerhört finden. Die Polizey entdeckt Alles glücklich; die Liebenden werden befreyt und der Türke ist schon früher abgereist, um Hrn. Scribe aller diplomatischen Kommunikation zu entheben. Die Oper theilt sich ganz passend in die drey Akte: Hochzeit und Entführen der Handwerker; Ueberraschung und Bestrafung des liebenden Paares; Morgengratulation bey der jungen Frau, Ankunft der Männer und Befreyung der Eingemauerten. Die Ouvertüre und die Introduktionen sind nichtssagend; nähere und entferntere Aehnlichkeiten finden sich in den verschiedenen Musikstücken, doch weniger als sonst. Das Originellste von eigener Erfindung ist ein zänkisches Duett am Morgen (dritter Akt), zwischen der jungen Frau und einer Nachbarin, über das Nichtnachhausekommen, und über den fatalen Wittwenstand. Dieses Duett ist durchaus charakteristisch: Zungengeläufigkeit und Pikanterie in jeder Passage. Ein Lied der frohen Handwerksleute, bey der Hochzeit gesungen, und mit einem Refrain, der einigemal wiederkehrt, um die Entwicklungsscenen zu binden, ist von sehr glücklicher Anwendung, doch die Melodie nicht ganz neu. Der Maurer hatte dem Obristen vor einiger Zeit das Leben gerettet, wobey das Lied eine Rolle spielt. Wie der Maurer in der verhängnißvollen Grotte (zweyter Akt) den lezten Stein in die Thüre fügt, erkennt er seinen Freund, den man hineingeschleppt hat; sogleich fällt ihm der Refrain jenes Liedes ein, der im Original so lautet:

Du courage,
A l'ouvrage,
Les amis sont toujours là!

So erfährt der Obrist, daß sein Freund nahe und Hülfe möglich ist, und der Akt schließt auf diese Art beruhigend. Der Refrain kehrt dann zum Schluß noch einmal wieder. Von guter Wirkung und originell ist ferner ein Duett, das die beyden Handwerksleute bey ihrer nächtlichen Arbeit singen, worin Verwunderung, Angst und Entschlossenheit des einen und des andern, Vorsicht und täuschende Arbeitsamkeit sehr glücklich ausgedrückt sind. Unvortheilhaft wird man an zwey, in den Situationen verwandte Mozartische Musikstücke erinnert, bey einem unbedeutenden Duett der Brautleute (erster Akt) an Mozart's Gib mir die Hand mein Leben, und gleich darauf bey einer erwartungsvollen Arie des Obristen an Belmonts: So soll ich dich denn sehen. Bey schaler Musik wie diese auf solche Erinnerungen zu stoßen, ist fast um aus der Haut zu fahren. — Die Oper wurde gut aufgenommen; die Besetzung war nicht ganz günstig, doch war Dem. Bamberger als junge Frau allerliebst, und sezte das ganze Haus in Bewegung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Mai 1826.

Das Leben ist einem Jeden theuer; aber der edeldenkende Mann hält die Ehre weit theurer als sein Leben.

Shakspeare.

Die Ahndung.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen fand mich Sydenham so weit beruhigt, daß er mich leicht bereden konnte, ihn nach Oxford zu begleiten. Als ich dort in mein Zimmer trat, lag ein Billet auf meinem Tische, und als ich es in die Höhe hob, und weder Handschrift noch Petschaft erkannte, sagte ich ahndend zu Sydenham: „Dieß enthält den Aufschluß über die gestrige Begebenheit.“ Das Billet war vom General Ogelthorp, und meldete, daß er mir zwar nicht bekannt wäre, aber mir so wichtige Dinge mitzutheilen hätte, daß er meine Zurückkunft abwarten wolle. Bald darauf wurde mir der General gemeldet, und ein ältlicher Mann von edelm Anstande trat herein. Sydenham wollte sich entfernen, als der General mich fragte: „Ist dieß der junge Herr, der, wie ich höre, Ihr Busenfreund ist?“ Als ich es bejahte, fuhr er fort: „Dann darf er wohl hören, was ich hier zu sagen habe.“ Hierauf wandte er sich wieder zu mir, streckte mir die Hand entgegen, und rief mit zitternder Stimme: „Neffe!“ Ich trat erstaunt zurück, doch mich schnell besinnend faßte ich seine Hand zwischen die meinigen und drückte sie mit einem Gefühl, das sich nicht beschreiben ließe. „Die Entdeckung, sagte der General, kömmt zwar etwas schnell; aber es war Zeit, dich mit deiner Lage bekannt zu machen. Begleite mich nach Beechendale-Hall, deinem Erbe, und du sollst mehr erfahren.“ Alle Anstalten waren getroffen, und in wenigen Stunden waren wir auf dem Wege nach dem Schlosse, dessen Namen und Bild mir von dem Monat her, den ich mit Mistriß Ormond dort gewesen war, und vielleicht noch aus früherer Zeit im Gedächtniß schwebte.

Von dem General erfuhr ich die Geschichte, die mich bisher mit so traurigen Erinnerungen und noch traurigern Ahndungen erfüllt, und die mich fortan als ein trüber Schatten durch's ganze Leben hinbegleiten muß. Meiner Mutter Vater war sein Bruder gewesen, und sie die Erbin ihrer mütterlichen Vorfahren, von welchen sie das prächtige Gut Beechendale erhalten, und deren Zunamen auf mich übertragen worden war. Mein Vater hatte mehr Ahnen als Vermögen, aber meine Mutter war so verliebt in ihn, daß sie ihm mit ihrer Hand ihr ganzes Erbe schenkte und sich nur eine Kleinigkeit vorbehielt. Ich war die einzige Frucht dieser raschen Liebe, denn kaum war ich geboren, als sie sich mit ähnlicher Wärme an andere Männer hing. Ich weiß nicht genau, ob Oakdale der erste Gegenstand ihrer ungetreuen Liebe war; genug es war, als mein Vater ihren Umgang mit ihm entdeckte, daß jener schreckliche Auftritt sich ereignete, der mir von Kindheit an vorgeschwebt hat. Oakdale entfloh und man wußte lange nicht, was aus ihm geworden — es war damals, als er bey der Fischerswittwe wohnte — und auch meine Mutter floh auf's feste Land. Mein Vater genas zwar von seiner Wunde und vergab der treulosen Gattin, aber er vermochte nicht, den Schmerz des gekränkten Ehrgefühls zu

überleben. Ich war gleich nach der Entdeckung zu meiner Großmutter geschickt worden, der die Begebenheit so sehr am Herzen nagte, daß auch sie bald darauf starb. Man brachte mich hierauf zu Mistriß Ormond, welche einst meiner Mutter Hofmeisterin gewesen war, und General Ogelthorp ward von meinem sterbenden Vater zu meinem Vormund ernannt. Nur einmal hatte meine Mutter sich in meine Erziehung gemischt, und das war, als sie erfuhr, daß ich mich zu gleicher Zeit mit Oakdale im Schlosse des Herzogs befand. Von Scham und Reue ergriffen, sandte sie den Major und ließ mich nach Eton bringen. Der General aber nahm ihr schnell wieder die Lenkung meines Schicksals, die sie sich bey dieser Gelegenheit angemaßt, wieder aus der Hand, und ich hatte seitdem immer einzig unter seiner Aufsicht gestanden. Ich war natürlich begierig zu wissen, was aus meiner unglücklichen Mutter geworden, aber der alte Krieger sprach mit gerunzelter Stirne: „Sie hat sich selbst und uns alle beschimpft, und die christliche Liebe fordert es von uns, daß wir sie als todt betrachten.“ Ja, er forderte sogar das Versprechen von mir, daß ich mich nie nach ihr erkundigen wolle; und ich Unglücklicher gab es!

Der Anblick von Beechendale-Hall riß alle meine alten Wunden wieder auf, und ich bat meinen Oheim, dieses Denkmal des Verbrechens und der Schande zerstören zu lassen, und beschloß, wenn ich mich je häuslich niederließe, den Geburtsort meines Vaters, das einfache, aber edle gothische Gebäude, worin ich meine Großmutter verscheiden gesehen, zu meiner Wohnung zu wählen.

Inzwischen unternahm ich auf den Rath meines Oheims eine Reise auf das feste Land. . . . Ich landete zu Hamburg, und stand eben am Ufer der Elbe, als ein Engländer von edelm, kriegerischen Ansehen, mit einem jungen Frauenzimmer am Arme, auf mich zukam. Es war General Purcel und seine liebenswürdige Tochter Marie. Der General redete mich freundlich an. Er wartete mit seiner Familie auf einen günstigen Wind, um nach England hinüber zu fahren. „Wir sind, sprach er, mehrere Jahre auf dem festen Lande gewesen, aber meiner Frau fängt es an vor den Fortschritten der Franzosen und der Auflösung der gesellschaftlichen Bande bange zu werden.“ Während dieser Erzählung näherten wir uns einem Reisewagen, in welchem eine Dame saß, die mir der General als seine Gemahlin vorstellte. Ein unbegreifliches Gefühl ergriff mich beym Anblick dieser Frau; ich hätte ihr in die Arme fliegen und sie an's Herz drücken mögen. Doch diese Wallung war schnell vorüber, denn Marie stand mir zur Seite, und die Anmuth der Mutter erregte nicht mehr als die augenblickliche Empfindung einer kindischen Freude, im Vergleich mit dem glühenden Gefühl, welches das Lächeln und die Schönheit der Tochter in meinem Busen erzeugt hatte. . . .

Inzwischen hatte sich der Wind erhoben, aber so stürmisch, daß der General sich entschließen mußte, mit den Frauenzimmern in den Gasthof zurückzukehren, welchen er auch mir als den besten in der Stadt empfahl. Die Frauen saßen in dem Wagen und ich ging mit dem General nebenher. Während des Gehens, und besonders nachdem wir im Gasthof angelangt, verwirrten mich die ernsten Blicke, womit die Generalin mich zuweilen betrachtete. Sie war augenscheinlich eine Frau, die das Vergnügen liebte, und ihr Wesen war äußerst einnehmend und munter; dann und wann aber zog sich ein Schatten über ihre Heiterkeit und sie schien unruhig, heftig und besonders eigen in ihrem Benehmen gegen mich. Dieß bemerkte ich aber zur Zeit nicht sonderlich, denn Marie war zugegen, und meine ganze Seele war mit ihr beschäftigt. . . .

Den folgenden Tag reiste die Familie Purcel nach England ab, und ich durchstreifte während vier Jahren die Thäler der Schweiz und von Italien, und immer lebte Mariens Bild so frisch und glänzend in meiner Seele, als wäre ich nie von ihr geschieden — alles Gute und Schöne war Marie, alles Liebliche in der Natur erinnerte mich an Sie. . . .

In London sah ich sie wieder. Sobald die Generalin meine Aufmerksamkeit für ihre Tochter bemerkte, wurde ihr Betragen gegen mich so sonderbar, daß es mich ganz verwirrte. Besonders wenn ich mit ihr allein war, ruhte ihr Blick so ernst, so bittend auf mir, als wollte sie mich um Mitleid anflehen. Sie suchte mich in freundschaftliche Gespräche zu ziehen, und es schien mir oft, als suche sie mein Vertrauen zu gewinnen. Waren aber ihr Gemahl und ihre Tochter zugegen, so wußte sie die unbefangenste Heiterkeit zu erkünsteln.

(Der Beschluß folgt.)

Menschenfresser an der Küste von Sumatra.

Eine ausführliche Nachricht über die Kanibalen an der Küste von Sumatra findet sich in folgendem Werke: „Mission nach der Ostküste von Sumatra im Jahr 1823 von John Anderson, Agent des Gouvernements in der Prinz Wales Insel — London, 1826.“ „Ich erhielt, sagt derselbe, ausführliche Nachrichten über die abscheuliche Sitte des Menschenfressens, die im Innern von Batubara existirt, durch Sbabunder. Die Battos sind ein besonders wilder Völkerstamm und führen beständig Krieg untereinander. Sbabunder selbst war mit dem Anführer eines solchen Stammes verwandt. Während ich mit ihm über diesen Gegenstand sprach, trat ein großer Mann von wildem Ansehen in die Hütte, und man nannte

mir ihn sogleich als einen der berühmtesten Schützen und Menschenfresser. Ich richtete mehrere Fragen deßhalb an ihn, die er scheinbar mit vielem Wohlgefallen und ausführlich beantwortete. Er versicherte, das Fleisch junger Männer sey süß und saftig; am wohlschmeckendsten aber sey das Fleisch eines Mannes, dessen Haare eben anfingen, grau zu werden u. s. w. — — — — — Ich befand mich nun wieder in dem Lande dieser Menschenfresser, und überzeugte mich bald, daß an der Wahrheit dessen, was ich von ihnen gehört hatte, gar kein Zweifel sey. Einer der Anführer gab mir den Schädel eines Mannes, der einige Tage vorher verzehrt worden war, und zeigte mir sechs Weiber und zwey Kinder, welchen ebenfalls dasselbe Loos bestimmt war. Die Batto's schienen ganz verwundert, daß ich je daran gezweifelt hatte; doch gestanden sie, daß diese Sitte immer seltener werde. Sie verzehren ihre Gefangenen übrigens nicht um der Nahrung willen, sondern aus bloßem Haß, den sie gegen sie als gegen ihre Feinde hegen. Der Rajah von Tanah Jawa ist jedoch so an diese Speise gewöhnt, daß, wenn er nicht alle Tage Menschenfleisch ißt, er an heftigen Magenschmerzen leidet. Wenn er keine Gefangene hat, so sendet er seine Sklaven aus, um hier und da in entfernteren Gegenden einen Mann zu tödten; das Fleisch wird in Stücken geschnitten und zwischen Bambusstäben in der Erde aufbewahrt, wo es nach einigen Tagen weicher und wohlschmeckender wird. Wenn der Batto in den Krieg zieht, so führt er immer in einem Beutel Salz und Limonen bey sich. Wer zuerst Hand an den Feind gelegt, hat das beneidete Vorrecht, einen Bissen Fleisch mit den Zähnen herunter zu reißen. Der Kopf wird sogleich herabgeschnitten und die Barbaren trinken gierig das Blut, indem sie ihn bey den Haaren über ihren Mund halten." —

Am Flusse, der einen Kirchhof von einem botanischen Garten scheidet.

Zwey der Genien schweben um dich, des Lebens und Todes,
Der du Leben und Tod scheidest, bedenklicher Fluß!
Oft in der Mitternacht, oft in den Stunden des Frühroths
Leis besprechen sie sich; nahe ja sind sie verwandt.
Wir an das Sonnenlicht der Bildungen pflegend herauswebt,
Senkt die gelöseten der nieder in's Dunkle des Staubs.
Doch in der heiligen Still' auch dort keimt wieder das Leben
Wie um's Leben auch hier schwebt der Vergänglichkeit Hauch.

E.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. April.

Der Cirque olympique der Franconischen Bereitergesellschaft ist, wie so viele andre Schauspielsäle in Brand aufgegangen, ohne daß etwas davon zu retten gewesen wäre, und ohne daß man weiß, wie der Brand begonnen hat. Bey solchen Vorfällen entsteht immer einiger Verdacht über vorsezliches in Brandstecken; allein so wie alle Schauspielhäuser bis jezt noch erbaut werden, bedarf es keiner Vorsäzlichkeit; die geringste Nachläßigkeit reicht zu, um ein Haus in Zeit von wenig Stunden einzuäschern. So gehen jährlich zehn bis zwölf Schauspielhäuser in Flammen auf; man bauet neue, die aber eben so entzündbar sind wie die alten; warum wird dann nicht mehr darauf gedacht, solche Häuser feuerfest zu bauen? gewöhnlich ist man zu eilig; in Paris bauet man einen Schauspielsaal in Zeit von vier oder fünf Monaten; da ist alles aus Holz und Fachwerk; die Mauern werden aus weichen Steinen dünn errichtet; das Ganze wird überkleistert und bemalt, und dann wird darauf losgespielt; blos einige Pompiers stehen da zur Hülfe bereit, halten auch wohl gar Wache am Hause; allein bisher haben die Pompiers noch keinen in Brand gerathenen Schauspielsaal verhindert, bis auf den Grund abzubrennen. Der am zweckmäßigsten erbaute Schauspielsaal in Paris ist noch das Odeon; denn es steht ganz frey, hat einen gewölbten feuerfesten Gang rund umher, und ist von außen mit dicken, aus Quadersteinen erbauten Mauern umgeben, die den Saal ganz von der Straße trennen. Als vor mehrern Jahren der innere Saal abbrannte, blieb das Aeußere fast unbeschädigt, und hielt den Brand von den umgebenden Häusern ab. So sollten alle Schauspielhäuser stehen. Seit der Wiederaufbauung des Saals hat man dadurch künftiger Gefahr vorzubeugen gesucht, daß man von oben bis unten eine dicke Mauer zwischen der Bühne und dem Auditorium errichtet, und einen eisernen Vorhang angebracht hat, den man im Augenblicke eines Unglücks herabzulassen gedenkt, um dadurch einen Theil des Gebäudes ganz vom andern zu trennen, und wenigstens die Hälfte zu retten. Aber gesezt man wäre im Stande, den eisernen Vorhang zur rechten Zeit herabzulassen, so würde es doch zweifelhaft seyn, ob man dadurch die Glut in dem abgeschlossenen Theil des Gebäudes beschränken könnte. Warum denkt man nicht lieber daran, das unentbehrliche Holz am Theater mit einem Kitte zu überziehen, der es vor dem Brande schützen könnte? Warum sezt die Gesellschaft zur Beförderung des Gewerbsfleißes, die so beträchtliche Geldsummen zu ihrer Verfügung hat, nicht einen bedeutenden Preis auf die Erfindung solch eines Kittes oder sonstigen Ueberzuges? Am Cirque olympique griff der Brand mitten in der Nacht mit solch einer Schnelligkeit um sich, daß sich die im äußern Theile des Gebäudes wohnenden Personen, unter andern die Franconische Familie nur durch die Fenster, mit Hülfe von Leitern und Betttüchern retten konnten; denn die Wohnungen waren eben so leichtfertig gebaut als der Saal. Die Franconische Familie war wohlhabend; nichts von ihren Effekten konnte gerettet werden. Mad. Franconi bejammerte den Verlust eines Juwelenschmuckes. Ein Bereiter erkundigte sich, wo er wäre, schwang sich von außen wieder in das Zimmer hinein, schlug mit der Zange einen Pult ein, und rettete das kostbare Kästchen zur großen Freude der Besizerin, die nun auch gern ihre Shawls dem Feuer entrissen hätte, allein es war zu spät. Die Theaterkasse gedachte man ebenfalls zu retten; sie war aber fest genagelt und fest verschlossen; sie ging nebst allem andern verloren. Sonderbar genug hatte man am Abende vor dem Brande das Stück: der Brand der Stadt Salins, täuschend vorgestellt, und vielleicht hat dieses Bild eines Brandes einen neuen wirklichen verursacht. Eine der Assuranzgesellschaften in Paris versichert

zwar auch Theater gegen Brandschaden; allein dafür verlangt sie außer einer jährlichen Abgabe, die Erlegung einer bedeutenden Summe sogleich beym Einschreiben der zu versichernden Anstalt. Diese Bedingung hatte die Franconische Bereitergesellschaft nicht eingehen wollen, weil sie nicht wisse, ob sie die Erlaubniß, auch Pantomimen aufzuführen, behalten würde, und also auch über die künftige Bestimmung des Saals keine Gewißheit hatte. Jezt freylich muß sie es bereuen, daß sie sich nicht gegen Brandschaden gesichert hat. Lebhafte und allgemeine Theilnahme an ihrem Unglücke hat ihnen dasselbe allerdings sehr erleichtert; alle Theater haben sich beeifert, Vorstellungen zu ihrem Besten zu geben, und dieselben so anzüglich zu machen als nur möglich war; in den Provinzen ist dieß Beyspiel nachgeahmt worden; man hat ihnen gerathen, auf dem Marsfelde eine große Vorstellung zu geben; hier könnten sie ganz Paris zu Zuschauern haben, und in einem Tage den größten Theil ihres Verlustes wieder ersetzen. Die Franconische Familie ist in Paris sehr beliebt, weil sie aus sehr geschickten Bereitern besteht, ihr Theater sehr gut dirigirt, den Volksgesinnungen zu huldigen versteht, und wenn es darauf ankömmt, bey einem großen Unglücke zu helfen, immer bereit ist, Vorstellungen zur Unterstüzung der Hülfsbedürftigen zu geben. Dieß wird ihr jezt vergolten, denn sie findet an den Theaterdirektionen und dem ganzen Publikum dieselbe Bereitwilligkeit ihr zu helfen, die sie gegen andre gezeigt hatte. Von allgemeiner Wohlthätigkeit und von Esprit public legt die französische Nation jezt Proben genug ab, und schwerlich hat sie sich jemals in einem schönern Lichte gezeigt. Die Subscriptionen zu Gunsten der Familie des popularen Deputirten und Generals Foy belaufen sich nun beynahe schon auf eine Million Franken. Die Pläne zu einem Nationaldenkmale desselben, worüber ein Konkurs eröffnet worden ist, sind nun öffentlich ausgestellt; eine Jury wird darüber entscheiden, und demjenigen Künstler, dem der Preis wird zuerkannt werden, wird die Ausführung des Plans übertragen werden. Eben so war auf Kosten reicher Freysinniger ein Preis von 1500 Franken auf das beste Gedicht über die triumphirende Reise Lafayette's in den nordamerikanischen Freystaaten, die mit seiner ehemaligen Gefangennehmung und Einsperrung zu Olmüz so grell absticht, ausgesezt worden. Ueber fünfzig Konkurrenten hatten sich um diesen Preis beworben; auch hier war eine Jury ernannt worden, um die eingesandten Gedichte zu beurtheilen, worauf dann in einer feyerlichen Versammlung bey dem Bankier Lafitte der Preis dem gekrönten Dichter, Namens Labat, zuerkannt wurde. Das belohnte Stück nebst dem Berichte über die ganze Preisbewerbung ist seitdem gedruckt worden, und sehr interessant zu lesen. Auf die mannichfaltigste Art hatten die Dichter das ihnen aufgegebene Thema behandelt, und selbst in den nicht gekrönten Stücken kamen mehrere recht schöne Stellen vor; einige Dichter hatten die wundersame Reise Lafayette's sehr poetisch aufgefaßt; es hatte ihnen aber an Kraft gefehlt, das von ihnen entworfene Gemälde auszuführen. Einige schilderten mit derben Zügen die alte Welt, welche Lafayette verließ, wo er fast nichts als Verfolgungen und Verläumdungen erduldet hätte, und wo die alten Mißbräuche der Gewalt noch so manches Unglück hervorbrächten und die Völker unglücklich machten, und diesem Gemälde stellten sie die neue Welt entgegen, wo eine dankbare freye und aufgeklärte Nation mit Ungeduld auf ihn wartete, und ihn mit offnen Armen zu empfangen bereit wäre, um ihn in dem Lande zu bewirthen, das er vom Joche der fremden Herrschaft befreyet hatte, und das seitdem mit Riesenschritten in der Vervollkommnung seines gesellschaftlichen und bürgerlichen Zustandes vorgerückt wäre. Die Beschreibung der Nationalfeste, wozu Lafayette's Anwesenheit Anlaß gegeben hatte, lieferte natürlich den Dichtern Stoff zu neuen und interessanten Gemälden. Ueberhaupt war dieser Vorwurf ganz für die Poesie geeignet; nur hätten die Dichter Zeugen der Auftritte seyn sollen, die sie zu beschreiben hatten; manche hatten den Mangel an Lokalkenntnissen durch politische Aeußerungen über Freyheit und Unabhängigkeit der Völker zu ersezen gesucht.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M. Ende April.

(Fortsezung.)

Ein neues Trauerspiel, wenn man es so nennen darf, der Erbvertrag, nach Hoffmanns Nachtstück, das Majorat, von Vogel in Versen bearbeitet, wollte nicht ansprechen, obschon es durch die grassen Scenen mit dem alten Mann einen haarsträubenden Eindruck machte. Die Alten hatten ein feines Gefühl für das, was sich im Drama schickt und was unnatürlich ist, indem sie Mord, Martern und Exekution hinter die Scene verlegten. Bey uns ist das Gegentheil Sitte geworden; alles wird an's Tageslicht der Bühne gezerrt, und hier ist es sogar das Einzige, was im Stück fesseln kann. Sollen wir nun unser Mitleid an einen armseligen Greis verschenken, der vor zwanzig Jahren einen Mord begangen hat (wird in einem Vorspiel dargestellt) und zu feig ist, ihn zu bekennen, aber von dem Gewissen geplagt, am Tage heimlich und im Schlafe als Nachtwandler, einem Gespenste gleich durch Schloß und Garten schleicht. Sollen wir, von allen Psychologen an die haarsträubende Erscheinung der Lady Macbeth als verrätherischer Gewissensfolter in den äußersten Schranken der Natur gewiesen, Behagen finden an einer Aefferey dieses Entsezens durch einen armseligen alten Sünder, dessen kräftigste Erscheinung vielleicht die gewesen ist, da er seinen Herrn, der ihn im Zorn getreten, rachsüchtig in die klaffende Tiefe stieß. Das ganze Stück dreht sich eigentlich um die Nachtwandlerscenen. Da wir Malefikantenverhöre in Versen und selbst in Musik gesezt besizen, so durften wir wohl solche Nachtwandlerey in Versen nicht entbehren; überdem erhalten wir darin ein tragisches Gegenstück zu dem französischen Lustspiel die Nachtwandlerin, worin die Heldin im reizenden Negligé eine Gavotte tanzt, und dann erschöpft in einen Sessel sinkt, wo sie später ein verrätherisches Halstuch zurückläßt. Hier haben wir einen abgezehrten alten Mann, der gerade noch genug Blut in seinen Adern hat, um die rauhe Wand der zugemauerten Thür, die in den Abgrund führt, durch sein gräßliches Krazen zu färben. Diese und ähnliche Marterscenen, die Hoffmann mit der ihm eignen gräßlichen Phantasie erzählt, wollten in diesem Drama gar kein Ende nehmen; man dankte dem Himmel, als es dem armen Schelm erlaubt wurde, sich durch die von einem Blizstrahl (dem wahren Deus ex machina) geöffnete Thüre, mit dem lezten der ewigen Glockenschläge dieses Trauerspiels, in den Abgrund zu stürzen. — Warum hat der dramatische Bearbeiter diese Gräuelscenen sogar metrisch behandelt? Es war ihm wahrscheinlich um den melancholischen Klang der Trochäen zu thun; diesen hörten wir nun wohl, aber den Gold- und Silberklang der Poesie nicht. Der Verfasser zeigte sich übrigens im Besiz eines guten Gedächtnisses, bey Stellen wie:

Scheint mir diese Wand zu sagen:
Hinter mir ward er erschlagen.

Im Scherz gebraucht, hätten diese Verse allenfalls eine Masche zum Schicksalsstrumpf abgeben können. Man trifft mehrere solche Erinnerungen aus den melancholischen Beinhäusern unserer modernen oder, wie ich neulich gelesen, moderndern Poesie; das Uebrige ist fast alles baare Prosa.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Mai 1826.

In Sterne goß, in glüh'nde Freudethränen
Der große Gott sein weltgebährend Sehnen;
„Ich bin die Liebe," ruft im Flug
Der große Hieroglyfenzug.

J. A. Henne.

Erotische Tändeleyen
von Wilhelm Müller.

Entpanzerung.

Wie der Sonne Strahl im Lenz, gleich der goldnen Heldenlanze,
Eines Flusses Panzer sprengt und die Wogen wärmt mit Glanze:
Also sprengt dein Augenstrahl meines Herzens starre Rinde,
Daß es wogt in Flut und Glut, leichtes Spiel der Liebeswinde.

Der Liebe Nasch- und Spielwerk.

Als ein stummes Kindlein ward meine Liebe jüngst geboren,
Schreien hat es bald gelernt und betäubt dir nun die Ohren.
Stopfe doch dem Kind den Mund mit dem Zucker deiner Küsse,
Und zum Spielen gib ihm hin deines Köpfchens harte Nüsse.

Des Herzens Element.

Rosen, ihrem Haar entrissen, wollen nicht mehr blühen;
Funkenwürmchen, ihm entflogen, können nicht mehr glühen.
Und, mein armes Herz, du solltest dich zu lösen wagen?
Nur nach ihrer Locken Wallen kannst du hier noch schlagen.

Liebeskrone.

Laß in deine heil'gen Tiefen, Meer der Liebe, mich versinken!
Perlen seh' ich aus dem Grunde und Korallenzweige blinken;
Und an einer weißen Klippe hängt ein alter goldner Becher,
Jener, den zum Tode leerte Thule's königlicher Zecher.
Darin will ich Perlen lesen und Korallenknospen pflücken,
Um, als treuer Liebe Krone, auf das Haupt sie dir zu drücken.

Engelschau.

Mond, du kannst durch's offne Fenster in die kleine Kammer sehen,
Wo sie flicht die goldnen Locken, und du bleibst in Wolken stehen? —
„Engel sind zu mir gekommen, und daß Keiner mög' entdecken,
„Wo sie hin die Blicke richten, müssen Wolken sie verstecken."

Perlen.

Wenn in seinen tiefen Gründen aufgewühlt sich trübt das Meer,
Wirft es helle weiße Perlen über seinen Strand umher.
Wenn die Liebe wühlt im Herzen und die Augen trübe macht,
Fallen diese kleinen Lieder aus dem Mund mir unbedacht.

Viele Seelen in einem Körper.

Sage nicht, daß in des Menschen Brust nur eine Seele lebe!
Fühl' ich doch, daß ich mit jedem Kuß dir eine Seele gebe.
Und wie oft ich dich auch küsse, jeder Kuß hat seine Seele,
Und noch hab' ich so viel Seelen, daß sie steigen bis zur Kehle.

Liebe ohne Leid, Rosen ohne Dornen.

Willst du Rosen ohne Dornen? Willst du Liebe ohne Leid?
Laß sie auf die Wand dir malen in der holden Maienzeit,
Und verschließe deine Fenster vor des Gartens süßem Duft,
Und verriegle deine Pforte, wenn die Gärtnerin dich ruft.

Die Ahndung.

(Beschluß.)

Eines Abends, als ich allein in meinem Zimmer saß, trat die Frau des Generals plötzlich mit wildem, verworrenen Blick zu mir herein. „Wenn der General Ihnen nicht das Haus verbieten will, so muß ich es thun. Ich kann's nicht länger aushalten — Unglückliche!“ — Sie vermochte nicht weiter zu reden, und sank, von ihren Gefühlen überwältigt, auf's Sopha. Ich bat sie, sie möchte doch ihren Unwillen mäßigen. „Unwillen!“ rief sie feyerlich mit einem Blick, den ich nie vergessen kann, und dann ergriff sie meine Hand und überströmte sie mit Thränen. „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, was haben Sie denn einzuwenden? Bin ich nicht durch Geburt sowohl als Vermögen Ihrer Tochter gleich?“ — „Ach nur zu sehr ihr gleich! und Sie lieben sie nur zu sehr — o ich Armselige!“ — „Sie erstaunen mich — Sie eine Mutter, eine Gattin?!“ — „Mutter! Gattin! — o wenn Sie wüßten, welche Schlangen diese Worte hier aufregen!“ Bey diesen Worten schlug sie sich wild auf's Herz und rannte wie verzweifelnd im Zimmer umher. Endlich schien sie sich ein wenig zu fassen, und mit gezwungener Entschlossenheit zu mir tretend, sprach sie: „Es muß geschehen, der schreckliche Augenblick ist da — ich muß mich entdecken.“ . . . In diesem Augenblick klopfte es an der Hausthüre, und sie schoß wie ein Pfeil zur Thüre hin aus und die Treppe zum zweyten Stocke hinauf. Nicht lange darauf trat der General herein und fragte mit strengem Tone: „Ist Mistriß Purcel hier?“ Seine Art zu fragen war so beleidigend, daß ich nichts antwortete als: „Ist sie hier?“ Er schien etwas verwirrt, und ich fuhr fort: „Herr General, ich sehe wohl, meine Liebe zu Ihrer Tochter steht weder Ihnen noch Ihrer Gemahlin an; darf ich um die Ursache fragen?“ — „Ich, erwiederte er, habe nichts dagegen, aber meine Frau, welche immer sehr launenhaft gewesen, ist so heftig gegen eine Heirath zwischen Ihnen und Marien, daß sie keine Gründe dafür anhören will. Diesen Abend besonders bestand sie so heftig darauf, daß ich Ihnen das Haus verbieten sollte, daß ich beynahe fürchte“ — „Herr General, ich glaube Sie zu verstehen; aber ein Wort genüge Ihnen; ich bin ein Mann von Ehre, und werde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir Marien geben wollen.“ — „Ich habe nichts dagegen; aber meine Frau darf nichts davon wissen. Wenn einmal ihre Gefühle oder Leidenschaften aufgeregt sind, so hält sie weder Vernunft noch Gefahr von den verzweifeltsten Unternehmungen ab. Sie mag Sie nun lieben oder hassen, ihre Widersetzlichkeit bleibt unüberwindlich.“ — „Diese kann aber doch nur so lange dauern, als dieses Gefühl anhält.“ — „Bis es befriedigt ist“, erwiederte er mit Nachdruck. — Während dieses Gesprächs hatte sich die Generalin aus dem Hause geschlichen; und wir kamen zuletzt überein, daß ich, ohne den General weiter hineinzumengen oder nach jemand zu fragen, Marien heirathen sollte.

Den nächsten Morgen ließ ich Sydenham rufen, erzählte ihm was vorgefallen, und er übernahm es, in aller Stille die Anstalten zur Hochzeit zu machen. Meinem Oheim, der inzwischen alt und schwächlich geworden war, und sich fast immer zu Bath aufhielt, schrieb ich am Abend, um ihn von meiner herannahenden Verbindung zu benachrichtigen. Ein Paar Tage vergingen, um die nöthigen Instrumente aufsetzen zu lassen; aber statt einer Antwort von meinem Oheim trat er selbst ins Zimmer. Freudig streckte ich ihm die Hand entgegen, um ihn, den ich bey seinem Zustand so wenig zu sehen erwartete, zu bewillkommnen; aber in demselben Augenblick entfuhr ihm ein schwacher Schmerzensruf und er sank, vom Schlage gerührt, sprachlos zu meinen Füßen nieder.

Denselben Tag noch starb der gute Mann; aber ich, in einer Art wilden Taumel, war entschlossen, daß nichts in der Welt meinem Glücke, wie ich es träumend nannte, in den Weg treten sollte. Ja ich drängte Freud und Leid so unnatürlich zusammen, daß der Begräbnißtag meines Oheims mein Hochzeittag ward; und da weder Sydenhams noch General Purcels Vorstellungen etwas bey mir fruchteten, so ward Alles für die doppelte Feyerlichkeit vorbereitet, und Marie ward bewogen einzuwilligen, weil man nicht glauben konnte, daß ihre Mutter einen solchen Schritt bey einer solchen Gelegenheit je muthmaßen würde.

Das Begräbniß fand in der Westminsterabtey statt; General Purcel war bey dem Leichenzuge, und nach erfolgter Beysetzung sollte in derselben Kirche unsere Ehe eingesegnet werden.

Die Freunde des Begrabenen hatten die Kirche verlassen, als unter der Leitung Sydenhams Marie mit einer Freundin zu einer andern Thüre hereinkamen. Der General und ich begegneten ihr beym Altare; Niemand war zugegen als der Geistliche und die Kirchendiener; die Feyerlichkeit ging ungehindert vor sich, und ich wollte Ma-

rien eben den Ring an den Finger stecken, als sie einen lauten Schrey ausstieß. Ich sah mich um, und erblickte ihre Mutter, welche todtenblaß und mit wahnsinnigen Geberden hereinstürzte und rief: „Halt! ich verbiete die Ehe Bruder und Schwester — Bruder und Schwester!“ — Mehr hörte ich nicht — das große Gebäude schien sich um mich herumzudrehen und die hohen Pfeiler und Gewölbe auf mich niederzufallen; dann folgt eine Lücke in meinem Gedächtniß, eine Leere in meinem Leben, wovon ich nichts weiter weiß. Als ich wieder zu mir selber kam, fand ich mich auf meinem Bette in meinem Zimmer, und Sydenham stand mir trauernd zur Seite. — Ich fragte nichts, sondern drückte ihm die Hand. „Der Wagen ist vor der Thür, sprach er, und, ich will dich begleiten.“ Ich antwortete nichts, stand auf und folgte ihm in den Wagen.

Zehn Jahre sind seit jenem schrecklichen Morgen vorübergegangen, und ich habe die Lippen nicht geöffnet, um nach dem Ausgang jener Begebenheit zu fragen; aber vor ungefähr zwey Jahren sah ich auf dem englischen Begräbnißplatze zu Lissabon auf einer Marmorplatte Mariens Grabschrift. Der übrige Theil meines eigenen Lebens ist ein zweck- und zielloses Wandern und Brüten über den Jammer des angeerbten Fluches. — Aber bald ist's vorüber — eine langsame Auszehrung hat seit Kurzem so kräftig gewirkt, daß ich es tief in meinem Innern fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Zweymal schon hat ein Schall, wie die Stimme meiner Schwester, mich aus meinem nimmer erquickenden Schlummer aufgeschreckt, und wenn sie zum dritten Mal ruft, werde ich zum lezten Mal erwachen.

Englische Seeleute.

Ich suche nie schlechte Gesellschaft auf, wenn ich sie aber finde, so mache ich so viel draus als ich kann. So traf ich kürzlich mit einem Garkoch zusammen, der eine Schenke und Speisehaus für Matrosen hält. Auf meine Frage: wie das Geschäft gehe? antwortete er: sehr schlecht. Wenig Schiffe im Hafen, und die Matrosen, die jezt da liegen, sind schlechte Kunden.“ — „Das heißt, sie sind gute Seeleute und keine Säufer, gesteht es nur.“ — „Grade im Gegentheil. Faule, liederliche Leute sind die schlechtesten Kunden. Sie haben nie Geld oder bezahlen doch nicht und sind nirgends zu treffen.“ — „Welche sind die besten und ordentlichsten Leute von den Matrosen, die man hier zu sehen pflegt?“ — „Die unter der Flagge von Bethlehem. Sie trinken so viel wie die andern, aber sie zahlen immer ehe sie aufstehen und wenn sie Händel haben, steht der Kapitän immer gut für sie.“ — „Welche Flagge ist das? ich habe sie nie nennen hören.“ — „Die Methodistenflagge, die Sonntags während des Gottesdienstes auf einigen Schiffen aufgezogen wird. Ich selbst bin nicht sehr fromm, aber ich wollte, wir hätten lauter solche. Nach diesen sind die Leute von Guernsey und Jersey ohne Vergleich die besten. Besser erzogen, besser bezahlt und gehalten. Oft von guten Familien und Verbindungen, alle von der Insel und bilden gleichsam eine Familie. Sie können alle lesen und schreiben und französisch und englisch sprechen. Auch ihre Schiffe sind besser als die übrigen englischen Schiffe, länger, schmaler, segeln besser und sind besser bemannt, so daß die Leute nicht zu stark zu arbeiten brauchen. Dagegen haben die übrigen englischen Kauffahrer viel zu wenig Leute an Bord. Nach denen von Jersey sind die Matrosen vom Clyde, Whitehaven und Maryport und die liebsten so wie die Walliser. Es sind gute Kerls und ehrlich. Die Schotten sind besser erzogen; sie haben immer Bibeln an Bord. Die schlechtesten sind die von Yarmouth, Liverpool und London. Die lezten besonders sind das ärgste Lumpengesindel und die schlechtesten Seeleute.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende April.

(Fortsetzung.)

So sehr mich eine solche Darstellung quälenden Jammers schmerzte — denn an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. — so sehr versöhnte mich wieder die tiefgehende Kunst unseres Weidner in der Rolle des Castellan, daß ich den Abend als keinen verlorenen betrachten konnte. Ich bewunderte den Künstler um so mehr, als es ihm hier gelungen zu seyn schien, über seine vermeintliche Besonnenheit zu täuschen. Hr. Weidner ist nämlich ein dramatischer Stoiker, ein kalter Künstler, nach der Verordnung Schröders und Ifflands. Er schämt sich, das Herz mit auf die Bühne zu bringen; er belauscht es, er ahmt seine Töne täuschend nach; er berechnet unser Mitleid wie ein großes Facit aus vielen kleinen Faktoren. Daß es ihm an diesem Abend einige Mal glückte, mich und andere, die diesen künstlerischen Eigensinn wohl kennen, zu täuschen, als fühle er wirklich, wo er (vielleicht) nichts empfand, möge er sich immer zum Triumph rechnen; dem ungeachtet bleiben die Worte Tieks stehen: „Auch in der Schauspielkunst, wie in allen Künsten, stehen sich Kunst und Natur, Besonnenheit und Feuer, Gefühl und Beobachtung so wenig entgegen, daß vielmehr Ein's ohne das Andere, genau betrachtet, in ein Nichts zerfällt.“ Doch leben in jener Selbsttäuschung und Herabsetzung der Rührung noch viele Künstler.

Kritik und Antikritik, Lustspiel von Raupach, die zweyte Neuigkeit der Messe, ist schon zur Genüge öffentlich besprochen worden. Ich beschränke mich auf die Anzeige, daß es hier keine große Fortüne machte, da Frankfurt längst aufgehört hat, mit Leipzig als Stapelplatz des Buchhandels zu rivalisiren und literarische Streitigkeiten und Satyren dem sogenannten handelnden Publikum wenig Interesse gewähren. Der Shakspearische Freund, dessen Beziehungen leicht zu erkennen sind, machte Glück durch die chargirten Witze, die er aus seiner Weltbibel vorbringt.

Die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten dieser Ostermesse bestanden in einem männlichen Löwen und zwey jungen Riesenschlangen. Die Schlangen hielten sich bey dem kalten Wetter immer in den bähenden Tüchern und warmen Betten. Die eine derselben frißt nach der Aussage des Eigenthümers schon Monate lang gar nichts, ohne daß man ihr etwas ansieht; die andere hat guten Appetit, und frißt fast alle drey bis vier Tage, auch wohl früher, eine Ente.

Es spielten diese Messe zwey Marionettentheater, das eine das altberühmte des Geisselbrecht, von dessen Sohne fortgeführt. Der alte Geisselbrecht, ein Sechziger, der noch die vorige Messe besuchte, hat im verflossenen Winter sein an Scherzen und Schmerzen reiches Leben zu Weinheim an der Bergstraße beschlossen. Seinen Ruhm werden zwar keine Zeitschriften in Oden und Sonetten feyern, aber im Munde des Volkes wird sein Andenken fortleben. Wäre der edle Satyriker und noch edlere, wahrhaft ehrwürdige Volkserzieher Johannes Falk nicht gerade in demselben Winter gestorben, gewiß er hätte seinem alten Theaterdirektor, den er durch die berühmt gewordene Prinzessin mit dem Schweinerüssel, den Schmid von Apolda ꝛc. so reich beschenkte, irgend ein rührendes Denkmal gesezt. Der junge Geisselbrecht, der jezt seine Mutter und Geschwister zu ernähren hat, soll komisches Talent besitzen und als Hanswurst mit Beyfall debütirt haben. — Doch größeren Zulauf hatte Herr Thieme von Leipzig mit seinem großen Marionetten- und Welttheater. Sein Hanswurst ist ein kompletter Sachse, die Scherze sind anständig, aber den Geisselbrecht erreichen sie an trockener Laune bey weitem nicht. Dagegen hat Hr. Thieme besser für das Auge gesorgt und darin den Zeitgeschmack getroffen. Sein kleines Theater wird durch eine ordentliche Maschinerie geleitet. Die Verwandlungen von Balletfiguren sind die gewöhnlichen, darunter einige von eigener Erfindung, mit brennenden Altären und Inschriften, um dem Publikum zu schmeicheln. Dieses wurde indessen mehr durch die Aufführung des Berggeistes Rübezahl angezogen. Der Zettel versicherte, das Stück sey nach dem Süjet der neuen Oper von Spohr und G. Döring bearbeitet; es enthält nichts als die kahle, durch den Hanswurst nicht sonderlich gewürzte, Geschichte eines Bauernmädchens, das den Kaspar heirathen soll, aber einen Jäger liebt. Es entläuft in den nahen Wald, geräth in die Hände des Berggeistes, der sie in sein unterirdisches Reich entführt und ihr Herz und Hand anträgt. Sie bleibt jedoch ihrem Jägersmann treu, Rübezahl entläßt die Spröde, die alle Herrlichkeiten nicht rühren können, sie eilt zu den Eltern zurück und diese willigen endlich freudig in die Verbindung ein. Hier erscheint aus dem Hintergrunde des entfernten Riesengebirgs der Berggeist Rübezahl, in der Ferne schon ganz groß, taucht unter und schwebt dann, mit einer Glorie von chinesischem Feuer ums Haupt, segnend empor. Diese Maschinerie ist kindisch, hat aber doch mehr Phantasie, als unsere ausgekünstelten Luftmaschinerien und Feengeschichten im Großen. Die Hauptdekoration ist im vorhergehenden Akt Rübezahls unterirdischer Zauberpallast. In weiter Ferne (so beschreibt ihn Hr. Thieme selbst) sieht man das prachtvolle Gebäude, Rübezahls Wohnung, wie es sich die Phantasie an Schönheit nur denken kann; seltsam tragende Gewächse, goldene Bäume, welche es umgeben, ziehen sich perspektivisch nach dem Vordergrund; ein schöner Teich glänzt in der Mitte des Gartens, mit einer hohen Brücke, welche sich an zwey Thürme anschließt, überzogen. Einige Gnomen, auf prachtvollen Schiffen, fahren auf dem Wasser, so wie ein Paar silberne Schwäne, durch künstlichen Mechanismus belebt. Diese Herrlichkeiten sind freylich sehr klein und mit schwacher Kunst dargestellt. Die Metallblumen glitzern aber von farbigem Sand, goldne Palmen und grüngoldene Sträucher glänzen feenartig, und durch die Hallen des Pallastes sieht man auf die See hinaus. Diese Vorstellung soll in Berlin sechs Mal und in Leipzig eilf Mal auf Verlangen wiederholt worden seyn. Hier wurde sie nur drey Mal gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 16. April.

(Beschluß.)

Welche Theilnahme erregt nicht jezt in Frankreich das Schicksal der Griechen? wie beeifern sich nicht alle Stände, etwas zur Erleichterung ihres Elendes zu thun! hier wird von den schönsten Damen eine Kollekte von Haus zu Haus angestellt, dort werden zu ihrem Besten Schauspiele und Konzerte gegeben. Die Nachrichten aus Griechenland werden mit Sehnsucht erwartet und mit Begierde gelesen; es ist als ob jeder einen Bruder zu Missolonghi habe. Das Griechenkomité zu Paris ist in unaufhörlicher Thätigkeit und schickt den armen Griechen häufig Mittel zu, um ihre dringenden Bedürfnisse zu befriedigen. Man kann sicher darauf rechnen, daß diejenigen, die sich dieser allgemein gewordenen Theilnahme nicht mit anschließen, sondern das Elend eines tiefgesunkenen Volkes gleichgültig mit ansehen, nicht zu den Edeln der französischen Nation gehören; in der That sind es meistens Leute, welche nicht eher ein Gefühl laut werden lassen, als bis sie sich erkundigt haben, ob es mit Erlaubniß ihrer Obern und Patrone und ohne Gefahr des Verlustes ihrer Stellen und Pensionen geschehen könne, oder solche, die noch zu dem immer kleiner werdenden Haufen derjenigen Europäer gehören, welche behaupten, dieses unterdrückte Volk müsse eher untergehen, als versuchen, sich aus seinem Elende herauszuwinden. Man wirft den Franzosen oft ihren Leichtsinn vor; allein was sie jezt zu Gunsten der Griechen thun, zeugt gewiß von einem ernsten Sinne; alle Schriften, welche mit Talent der Verfinsterung entgegenarbeiten, erregen die größte Aufmerksamkeit; sieben Mal in Zeit von wenig Wochen ist Montlosier's Schrift aufgelegt worden. Eben so Derbigny's Schrift. Beyde Verfasser waren früher von der sogenannten Ultra-Partie. Allein diese scharfsinnigen Männer haben bald wie manche andere eingesehen, daß es ihre Partey zu toll machte, sie daher verlassen und sich ihr entgegengestellt. Niemand war mehr im Stande als sie, dieß zu thun. Man kann sich die Wuth der Ultras denken, besonders wider den Grafen Montlosier, der alle ihre Geheimnisse, sogar was sie bey Hofe unternommen haben, freymüthig erzählt; sie haben es noch mit keinem so gefährlichen Feinde zu thun gehabt, als mit diesem aus ihrer Mitte getretenen Manne. — Interessant war es noch die Regsamkeit der Pariser zu bemerken, als man sie mit der Wiedereinführung des Vorrechtes der Erstgeburt bedrohte, und ihre Freude, als der Gesetzesentwurf von der Pairskammer verworfen wurde; wie alsdann ganze Straßen, besonders in den vom Handelsstande bewohnten Stadtrevieren, beleuchtet und Freudenfeuer angezündet wurden, wie sogleich Jubellieder zum Vorschein kamen, und in den Schauspielen alle Anspielungen auf Gleichheit der Rechte vom Publikum stark beklatscht wurden. Solch ein lebhafter Gemeingeist, der durch freye Blätter beständig unterhalten wird, läßt das Beste hoffen, und daß Frankreich in vollem Besitze der von ihm so theuer erworbenen Rechte bleiben werde.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 119.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. Mai 1826.

Wohl, o Lenz, wenn du nicht Herzen tödtest,
Wohl erstarrten sie zu bald in ew'gem Frost!

J. R. Wyß.

Die goldenen Eier.

1.

Es war einmal ein Wald, der viele hunderttausend hellgrüne Bäume und Sträucher hatte. Tief unter ihnen gingen stille Bäche flüsternd herum und warfen muntere Blicke durch die sonnenhellen Zweige zum blauen Himmel hinauf. Vögelchen sangen und sprangen fröhlich auf ihnen und bauten sich Nester. Unten aber auf dem schwellenden Moose, im erquicklichen kühlen Schatten, saßen hier und da zwey Personen, wovon die eine gewöhnlich in Männertracht ging, die andere aber weibliche Kleidung trug, und die vor lauter leisen Seufzern über die Zukunft, die ihnen Eltern oder sonstige Verwandte zu verbittern drohten, ganz vergessen zu haben schienen, daß sie sich eben außerordentlich wohl befanden, oder doch wenigstens so hätten befinden können. Mit Einem Worte, es war ein ganz gewöhnlicher Wald, so hübsch, wie die Wälder zur Pfingstzeit immer zu seyn pflegen.

Aber die Botenfrau von einem benachbarten Rittergute, welche dem Bürgermeister Flaus am Morgen des zweyten Pfingstfeyertages Spargel zum Verkauf brachte, konnte nicht genug beschreiben, welch ein Wunder ihr in diesem Walde aufgestoßen war. Durch Irrwische verführt, hatte sie sich dasmal in der Nacht vom rechten Wege verloren und in einem Dickicht am Morgen den freundlichsten grünen Platz gefunden, wo der seit vielen Wochen schon verschwundene Winter eine ganz verschneiete Hütte stehen gelassen. In der Hütte aber war ein Mädchen gewesen, schlank, wie eine Tanne und weiß, wie der Schnee auf dem Dache. Dabey jedoch hatte das allerliebste Mädchen ganz frische rothe Bäckchen und ein Paar Aeuglein, schwarz wie Lindenkohle gehabt, nur viel glänzender, und so reinlich war es angezogen gewesen, wie der Botenfrau gar nicht eingefallen, daß es einem sterblichen Menschen möglich wäre. Nach ihrer Aussage hatte die junge, schöne Person keinen einzigen Fehler gehabt, als daß auf die Frage, ob sie nicht Spargel kaufen wolle, ein Kopfschütteln ihre Antwort gewesen sey.

Da der grüne Platz um jene Hütte, der Beschreibung nach, in das Stadtgebiet gehörte, so suchte der Bürgermeister nach ihr in den neuesten topographischen Listen, aber vergebens. Sogleich war sein erster Gedanke, dergleichen Unordnungen in Zeiten, wenigstens für die Rathsstrafkasse, nützlich zu machen, und nebenher auch sich das hübsche Mädchen zu beschauen, von welcher Sorte Geschöpfe er oft mehr hielt, als seiner Bürgermeisterwürde gut war, was er aber mit dem Ehrennamen: Vater der Stadt, vermuthlich zu entschuldigen wußte.

Der zweyte Pfingstvormittag könne, meynte er, vielleicht nicht besser angewendet werden, als zu einer nähern Untersuchung, und so eilte er nun, um noch bey ziemlicher Morgenkühle den Weg nach dem Walde zurückzulegen. Der Botenfrau hatte er übrigens, bey Verlust des künftigen Spargelabsatzes in seinem Hause, aufgegeben, keiner Seele etwas von der außerordentlichen Merkwürdigkeit zu

entdecken. Denn weil das Mädchen so gar hübsch seyn solle und der allzeit fertigen Liebhaber solcher Personen, leider, viel zu viele in der Stadt für deren geringen Umfang wären, so könnten vielleicht am heutigen Pfingsttage ordentliche Wallfahrten zu Stand kommen und hierdurch den benachbarten Schenkwirthen solch ein Abbruch an Gästen geschehen, daß sie, in ihrer Verzweiflung darüber, vielleicht auf den höchstbetrübten Gedanken geriethen, die angeschafften Vorräthe an Speisen und Getränk selber in sich hineinzuschütten, und was bey solchen Gelegenheiten das Beklagenswertheste sey, darüber inkontribuabel zu werden. Den Schaden, den die Moralität darunter litt, rechnete er nicht einmal, weil, bey den starken Besuchen der Dorfschenken, sie in der Regel auch wenig zu gewinnen pflegte, wie denn, seiner Meynung nach, die Moralität überhaupt das Unglück hatte, zum Leiden geboren zu seyn, wie die Rathsakten am klarsten darthäten.

2.

Der Bürgermeister war schon ein ziemliches Stück in den Wald hinein, als er sich sein jetziges Vorhaben näher zu überlegen anfing und da sagte er zu sich selber: Bin ich nicht, Gott sey's geklagt, ein rechter Thor gewesen, daß ich der einfältigen Frau so aufs Wort glauben und mich zu einer Promenade verleiten lassen konnte, von der ich zuletzt keinen Nutzen ziehen werde als müde Beine? Denn erstens weiß ja so eine gemeine Frau viel, wie ein Mädchen aussehen muß, das wir Honoratioren schön zu nennen pflegen, zweytens sind die Irrwische, die sie nach jener Hütte führten, vermuthlich nur die Geister aus der verwünschten Branntweinflasche gewesen, welche ihr Athem gar nicht verläugnen konnte, drittens sieht man unter der Tyranney solcher Geister nicht nur Alles doppelt, sondern gemeiniglich auch falsch, was viertens hier unstreitig der Fall gewesen ist, da es ja einzig mit dem Teufel zugehen müßte, wenn sich mitten in diesem herrlichen Grün und der brennenden Sonne noch eine verschneite Hütte sollte erhalten haben, und wenn fünftens sonach die Hütte im Raume der Unmöglichkeit liegen wird, so gehört das schöne Kind ebenfalls nur dorthin, und einem Bürgermeister, der bekanntlich ohnehin alle Hände voll zu thun hat, ist's doch wahrhaftig nicht zuzumuthen, sie dort aufzusuchen, oder mit andern Worten, das Unmögliche möglich zu machen!

Ganz muthlos geworden über dieses unwillkürlich ihm gekommene Nachdenken (ein Zustand, der ihn in dergleichen Fällen gemeiniglich befiel, weßhalb er auch solches thunlichst vermeiden mochte) schritt er noch, ohne sich dessen bewußt zu seyn, ein Weilchen vorwärts.

Was Henker! rief er dann mit einem Male aus, als in ziemlicher Entfernung gerade da, wo die Wiese seyn mußte, welche die Botenfrau beschrieben hatte, etwas Weißes, wie eitel Silber und Diamanten, vom Strahl der Sonne getroffen, zwischen den in grünem Feuer gleichsam flammenden Zweigen hindurch blizte. Allein die hiermit von Neuem in ihm auflebende Hoffnung mußte nur allzubald wieder der Furcht weichen, die sich bey ihm gar leicht in's Gränzenlose verlor, und er dachte: Wie, wenn jenes unbekannte Schneeweiß nichts weiter wäre, als etwa gar eine Heerde von Eisbären? Ihren fast unerklärlichen Aufenthalt aber im dortigen Walde deutete er sich auf folgende Weise: Vor wenig Jahren erst hatte man ein Paar solcher Thiere in seiner Stadt gezeigt. Konnten die Bestien nicht entsprungen seyn und dann mit den ihnen inzwischen entstandenen Jungen das Wasser der Flüsse zur Pfingstzeit zu warm gefunden und deßhalb ihre Zuflucht in die Kühle des Waldes genommen haben? Der Glanz, worin sie erschienen, rührte vermuthlich von dem benachbarten Teiche her, worin sie sich vielleicht gebadet hatten. Wenigstens glaubte er, daß diese Konjektur an Wahrscheinlichkeit immer noch die andere überträfe, nach welcher bey den jetzigen täglichen sechszehn bis siebzehn Graden Wärme eine verschneite Hütte dort existiren sollte.

Schon im Begriff, auf's eiligste den Weg nach der Stadt zurück wieder einzuschlagen, wo, wie er sich eben das Wort gab, so lange er regierender Bürgermeister war, nimmermehr ein Eisbär eine Aufenthaltskarte erhalten sollte, trat er für's Erste hinter einen dicken Eichstamm zurück, um wo möglich mit dem Fernglas, das er gerade bey sich hatte, etwas Näheres über die Zahl der vorhandenen Eisbären zu erspähen, und wer möchte ausmitteln, was größer war, sein Erstaunen oder seine Freude, als auch nicht eine einzige Bestie dieser Art, sondern in der That die mit so vielem Rechte bezweifelte Schneehütte sich richtig vorfand. Sein zuvor tief unter Null gesunkener Muth schoß auch mit dieser Entdeckung sogleich zu solch einer Riesengröße empor, daß er schon in einem Viertelstündchen vor der wirklich im dicksten Schnee wie vergraben liegenden Hütte ankam. Denn wenn solch eine Hütte bey jetziger Wärme möglich war, so war wohl viel leichter die Anwesenheit eines überaus schönen Mädchens darin möglich.

Statt dessen aber knurrte vor einem Ofen von ganz wunderlicher Form ein Weibsbild, das von hinten wenigstens, welches bis jezt die einzige, ihm auf dasselbe vergönnte Aussicht war, verzweifelt alt erschien, auch so laut athmete und krächzte, wie er solches während seiner fünfzig bis sechzig Lebensjahre an keiner einzigen jungen Person gefunden hatte. Als aber die Frau sich jezt nach ihm umkehrte, so hätte er aus Furcht vor ihrem erdfahlen Gesichte beynahe Reißaus genommen. Denn so viel Falten als in diesem, hätten vielleicht alle Gesichter zusammengenommen, die er in seinem Leben gesehen, kaum aufzuweisen gehabt. Dabey waren die Ränder um ihre kleinen hellgrünen Augen von solch einer blendenden Scharlachröthe und ihre Lip-

pen von einem Veilchenblau, wie ihm Beydes noch nie vorgekommen war.

Seyd mir willkommen, Herr Bürgermeister — so kreischte die Alte selbst ihn an, da ihm die Stimme in der verschneiten Hütte ganz eingefroren schien — und sezt euch hübsch, damit ihr mir die Ruhe nicht mitnehmt, denn man bedarf ihrer schon in meinen Jahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Zeitungs-Lese.

Ein Schauspieler von dem Theater la Gaité, Namens Parent, hat sich eben auf die Küche geworfen, ohne deßhalb dem Dienste der Boulevards-Thalia zu entsagen; er hält jezt eine Restauration und dirigirt sie mit vieler Kenntniß der Bedürfnisse des Lebens. Parent hat den Geist seines Zeitalters begriffen; er hält den Pfannenstiel beynahe eben so fest, als Herr von Villele das Staatsruder.

* * *

Bey der großen Vorstellung zum Benefiz in der Oper kam unter andern eine ganz neue Idee auf eine äußerst glänzende Art zur Ausführung. Man hatte zur Eröffnung die herrliche Ouverture, le jeune Henri genannt, gewählt, welche das größte Meisterstück Mehüls seyn soll; die Operette, wozu er sie komponirt hatte, ist seiner Zeit durchgefallen, allein die Ouvertüre blieb und wird ewig bleiben. Der Inhalt ist bekanntlich ein Jagdstück, und Herr Gardel, der Oberballetmeister der großen Oper, hatte den genialen Gedanken, die ganze Sinfonie in Handlung zu setzen und das vortreffliche Orchester durch Nymphen und Tänzer vom Anfang derselben bis zu Ende begleiten zu lassen. Die Jäger und deren Hörner, die mancherley Bewegungen der Jagd, die in der Musik ausgedrückt sind, die jagenden und gejagten Thiere, die Treiber und Zuschauerinnen der ländlichen Lustparthey, alles war in einem leibhaften Gemälde mit allen den unzähligen Reizen und im bekannten guten Geschmacke dargestellt, der die Academie de Musique so sehr auszeichnet. Die Einnahme des Benefiz soll sich an 23,000 Franken belaufen haben. Diese neue Art von melodramatischer Darstellung scheint uns der Pendant zu den Vorstellungen der Gemälde durch lebendige Personen zu seyn.

* * *

Bey dem vor einigen Tagen vorgekommenen Prozeß gegen eine hübsche, durch eine geistvolle, schwärmerische Physiognomie ausgezeichnete, ganz junge Frau, Namens Fructus, die sich mit Magnetisiren abgibt, kamen einzelne, sonderbare Züge vor. Das Gesetz verbietet ärztliche Hülfe, ohne als Arzt anerkannt zu seyn und Madam Fructus hatte noch besonders das Unglück gehabt, daß ein junges Mädchen von sechszehn Jahren während des Magnetisirens, indem die unbefugte Aerztin gerade im magnetischen Schlafe lag, und die Hand der Kranken in ihrer Hand hielt, gestorben war; als sie erwachte, entdeckte sie das Unglück und stieß einen heftigen Schrey aus. Sie kam mit einer Geldstrafe von 200 Franken weg, weil sie bewiesen hatte, daß unerachtet ihres eigenen Begehrens kein Arzt herbeygerufen worden war. Die Hauptzeugen waren Aerzte, besonders der große Anhänger des thierischen Magnetismus, Herr Delauze, zeichnete sich dabey durch seinen Eifer für die Sache aus. Ein Anderer, als er bemerkte, der Herr Präsident des Zuchtpolizeygerichts sey ein Ungläubiger, sagte: „Herr Präsident, es kömmt auf Sie selber an, ob Sie im Augenblick einen Beweis sehen wollen, der Sie in Erstaunen sezt.“ Allein der Herr Präsident rief mit Lächeln andere Zeugen vor. Der Advokat hielt eine lange Vertheidigungsrede, sowohl über das Faktum als über den Magnetismus und den magnetischen Schlaf, und bald wären die Richter und Zuhörer über den Advokaten eingeschlafen; er weckte sie jedoch am Ende mit den Worten: „Meine Herren, wenn Sie nach den vielen Dingen, die ich die Ehre gehabt habe Ihnen vorzutragen, noch einen Zweifel haben, machen Sie es wie der Areopagus, vertagen Sie die Sache auf hundert Jahre. Man erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß die meisten Personen, welche sich der magnetischen Kenntnisse der Dame Fructus bedienen, Leute von den höhern Ständen sind; sie selber, um in den magnetischen Schlaf zu kommen, läßt sich von ihrem Gatten, welcher ein sehr artiger junger Mann ist, magnetisiren.

* * *

In einer der Arien, welche in dem bekannten Griechenkonzert vor acht Tagen gesungen wurden, ist folgender Text:

A l'univers donnez un grand exemple;
La vieille Europe vous contemple!
Elle applaudit à vos efforts.
Souvenez vous des Thermopyles!
Et sur les débris de vos villes,
Mourans, allez venger vos morts.

Der Finalchor nach dieser Arie war ein ganz ausgezeichnetes Meisterstück; der Komponist ist ein junger Mann, Namens Chelard.

* * *

Ein sonderbarer Irrthum, der nicht als Druckfehler angesehen werden kann, kam vor ein paar Tagen in dem Hofartikel einiger Zeitungen vor; es war darin gesagt, der Fürst Castelcicala, neapolitanischer Gesandter, habe der Frau Herzogin von Berry eine neue Komposition für die Guitarre übergeben; der Uebergeber war aber der berühmte Guitarrist Castellani.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Mai.

Vorgestern Abend ist Bischops neue Opera Aladdin im Drury-Lane Theater gegeben worden. Daß Bischop vor der Kennerwelt einen unmittelbaren Vergleich mit Webern wagen konnte, wäre zum Erstaunen, wenn man nicht wüßte, daß wir alle unsere eigenen Gaben überschätzen; aber mit dem großen Publikum hat er nichts gewagt. Bischops Stärke liegt freylich nicht in der Harmonie und der Komposition für's Orchester, welches immer sehr wenig von ihm zu thun erhält; auch haben seine Melodien selten Erhabenheit oder tiefes Ge-

fühl; aber sie sind meistentheils angenehm und leicht faßlich, ein Umstand, welcher alle seine Opern beliebt macht, und so geht es auch mit dieser Oper; sie enthält vieles recht Hübsches, aber wenig von Bedeutung, indessen in ein paar Tagen wird man schon die Hälfte der Lieder auf den Straßen herum hören. Es ist bey der Gelegenheit eine neue Sängerin, Namens Johnson erschienen, ein hübsches wohlgebautes Mädchen, mit einer schönen Stimme. Sir Walter Scotts längst versprochener Roman, Woodstock ist endlich auch erschienen, bringt aber nichts Neues, das den berühmten Verfasser in der öffentlichen Meynung höher stellen könnte. Es ist dasselbe Feld, das er schon im Peveril of the Peak bearbeitet; die Kämpfe zwischen den Aufrührern und Königlichgesinnten zur Zeit Cromwells, eine Zeit, welche freylich an Charaktereigenthümlichkeiten sowohl als Begebenheiten eine der reichhaltigsten in der englischen Geschichte ist. Auch ist diese neue Erzählung voll von vortrefflichen Landschaftsgemählden (denn so muß man des Verfassers Beschreibungen nennen), Charakterschilderungen und Gesprächen, die den alten Meister beurkunden; aber merkwürdig ist es, daß Personen und Begebenheiten in derselben den Charakteren und Handlungen im obengenannten Roman gleichkommen, und daß dieses Werk sogar einige von den Mängeln hat, welche jenem anhängen. Doch ich erschöpfe mich in Bemerkungen über ein Werk, das man in Deutschland vielleicht jezt schon in der Uebersetzung liest; also zu etwas Anderem.

Die seit meinem lezten hier angekommenen Nachrichten aus den unruhigen Gegenden sind in nichts tröstlicher als die frühern; es sollen bereits an 1000 Webmaschinen zerstört worden seyn, deren Werth man auf 30,000 Pfund schäzt; dieß wäre kein bedeutender Verlust, wenn er keine weiteren Folgen hätte. Dagegen sollen an fünfzig bis sechzig Menschen in verschiedenen Gefechten das Leben verloren haben. Inzwischen glaubte man, daß die bereits angekommenen Truppen hinreichen würden, das Volk von bedeutenderen Verheerungen abzuhalten, und vielleicht durch ihren imponirenden Anblick, ohne mehr Blutvergießen, zur Friedlichkeit zurückzuschrecken. Doch sind noch mehr Truppen und Artillerie auf dem Wege dahin, und heute ist sogar ein Bataillon Garde von hier auf dem Kanal nach Manchester abgegangen. Man hat hier vor Kurzem ein Patent genommen für eine neue Methode Kaffee zu rösten, welche vor der alten sehr große Vortheile haben soll, indem sie die aromatischen Eigenschaften der Bohne aufs Vollkommenste erhält, und so das Getränk gesünder und angenehmer macht. Ein anderes Patent ist für eine neue Methode Backsteine zu bereiten genommen worden, welche darin besteht, einen der Winkel so abzuflachen, daß dadurch Luftkanäle in den Wänden angebracht werden können, die das Gebälk gegen den Wurm schüzen sollen.

Die folgende Beobachtung über die Art und Weise, wie der Schlangenfresser (Falco Serpentarius) sich seiner Beute bemeistert, ist in einem Briefe von der Capstadt enthalten. Der Vogel läßt sich in einer kleinen Entfernung von der Schlange nieder und bewegt den rechten Flügel; sobald die Schlange den Kopf bewegt, versezt er ihr mit dem Ende des Flügels einen Schlag darauf, der sie betäubt zu Boden streckt. Noch aber wagt er sich nicht an seine Beute, sondern beobachtet sie so lange, bis sie sich wieder regt; und wann er Gelegenheit gefunden, den Schlag zu wiederholen, springt er auf sie zu, stößt sie mit den Füßen, faßt sie an, fliegt mit ihr in die Luft, läßt sie aus bedeutender Höhe fallen, und fängt dann erst an von dem Thiere zu fressen.

Graf Alerino Palma hat so eben ein Werkchen herausgegeben, welches er Greece Vindicated nennt, und worin er die seit Kurzem über die lezten Begebenheiten in jenem unglücklichen Lande erschienenen Berichte von den Herren Bulwer, Emerson, Pecchio, Humphreys, Stanhope, Parry und Blaquiere die Musterung durchgehen läßt. Man muß gestehen, daß die Nachrichten jener Herren über Begebenheiten und Personen so widersprechend sind, daß sie statt Licht über den interessanten Gegenstand des hellenischen Freyheitskampfs zu verbreiten, die Leser nur verwirren. Der Verfasser dieses Buches sucht ihre Widersprüche zu widerlegen oder auszugleichen. Wie weit seine Ansichten gegründet seyn mögen, weiß ich nicht; gewiß aber ist es, daß, was auch die Personen, welche die griechische Revolution geleitet, Ungerechtes und Thörichtes begangen haben mögen, die Sache selbst edel und heilig bleibt, und nicht nur die frommen Wünsche, sondern auch den thätigen Beystand aller Menschenfreunde verdient.

Frankfurt, a. M. Ende April.
(Beschluß.)

Um doch einiges neben der Messe auch von unseren betriebsamen Buchhandlungen zu schreiben, erwähne ich, daß der erste Theil von Hofrath Schlossers Universalgeschichte nächstens bey Varrentrapp erscheinen wird. Brönners Lord Byron ist schon in alle Welt, sogar nach Amerika versandt; er ist mit aller typographischen Schönheit ausgestattet, und der Preis neben dem Fleischer'schen Th. Morre, der keine getheilten Kolumnen hat, noch sehr billig. Eine dankenswerthe Zugabe ist der im Morgenblatt erschienene Brief, datirt aus London, welcher das freundschaftliche Verhältniß des Dichters mit unserem Goethe bezeichnet, nach dem kurzen Lebensabriß und dem Urtheile W. Scotts vorn mit abgedruckt, und Lord Byrons last lines beschließen rührend diese Einleitung. Die übrige Folge ist passend gewählt, und die kleinsten Fragmente nicht vergessen. Eine von Haldenwang gestochene Vignette, welche ein an der Küste Griechenlands im Sturm umhergetriebenes Schiff vorstellt, ist ein glücklich gewähltes Embleme. — Napoleons Leben von Arnault, bey Wesché erschienen, hat an einem hiesigen Privatgelehrten einen sprachgewandten Uebersezer gefunden. Dr. Schwenck, welcher als Professor der Geschichte am hiesigen Gymnasium an die Stelle des verewigten Professor Hufnagel gekommen ist, kündigt nach Herausgabe seiner gediegnen Uebertragung der homerischen Hymnen eine neue deutsche Bearbeitung der ganzen Ilias und Odyssee an. An ihm und den Professoren Dr. Weber und Schäfer, und kürzlich auch an Hrn. Cooperator Fell und Hrn. Professor Steingaß, beyde für den Unterricht der Katholiken, hat unser Gymnasium in wenigen Jahren ausgezeichnete Lehrer gewonnen.

Eine große Verbreitung scheint ein anderes literarisches Unternehmen, des Hrn. J. D. Sauerländer, zu erhalten, eine Gesammtausgabe der Erzählungen und Romane der beliebten Amerikaner Irving und Cooper, wie die Frankische Ausgabe von Walter Scott, das Bändchen zu 9 kr., jedoch auch mit einer Ausgabe auf feinem Velin zu 18 kr. Die typographische Ausstattung ist netter und gefälliger. Als Herausgeber nennt sich der durch verschiedene Werke bekannte Chr. Aug. Fischer, die Uebersezungen sind aber von mehreren Mitarbeitern, unter welchen man zwey verdiente Männer nennt. Vor acht Tagen erschien das erste Bändchen von Irvings Skizzenbuch, und jezt ist auch von Coopers Spion ein Bändchen da. Nach diesem soll unmittelbar der neue Roman: die Mohicans, erscheinen. Der Zuschnitt beyder Gesammtausgaben ist auf vierzig Bändchen gemacht, wovon monatlich zwey erscheinen sollen. Auch was Irving Neues unter der Feder haben wird, soll sogleich mit übersezt werden. Jeder Gebildete wird diesem Unternehmen, wenn es sich wie das erste Bändchen Irvings forthin bewährt, den besten Fortgang wünschen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Mai 1826.

> Unaufhaltsam, wenn auch langsam, arbeitet der Zeitgeist die Wörter
> in ihren eigenen Widerspruch um oder in ihre Selbfeinde.
>
> Jean Paul.

Das Hotel Rambouillet.

Es bestand in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Paris eine Vereinigung von Männern und Weibern, die sich durch Rang und Geist auszeichneten und deren Manieren und Ton die andern vornehmern Klassen der Gesellschaft nachzuahmen bemüht waren, ja die man selbst in den Provinzen nachzuäffen suchte. Diese Gesellschaft vereinigte sich im Hotel Rambouillet, ein Gebäude in der Straße Thomas du Louvre, welches auch ein historisches Interesse hat, da das in der Fronde (vor allen durch des Kardinal von Retz Memoiren) so bekannt gewordene Hotel de Longueville mit ihm zusammenhing. Hier stellten sich täglich die La Rochefoucauld, Chaplain Pelisson, Balzac und alle berühmte Schöngeister jener Zeit ein, des großen Condé Mutter, ihre Tochter, das Muster einer politischen Intriguenmacherin, die nachmalige Frau von Longueville, Fräulein Scuderi, die später Marquise von Maintenon und Ludwigs XIV. Frau ward, nebst vielen andern ausgezeichneten Frauen, unter denen sich auch, als solle sie den Gegensatz bilden, Frau von Sevigné befand, denn wenn unsere Nationaleigenheit uns gleich unfähig macht, in dem allerliebsten Geschwätz dieser Frau wahres Gefühl zu erkennen, so müssen wir, wenn uns die Sprache geläufig ist, doch dessen Grazie und Scharfsinn bewundern. Der schlechte Geschmack, der in dieser Gesellschaft zu Hause war, und ihre verschiedenen Epochen von Berühmtheit, machen sie der Aufmerksamkeit werth. Nach Ludwigs XIII. Thronbesteigung, während der Ränke und Verworrenheit der Regentschaft Anna's von Oesterreich, wo Bürgerzwist, Fanatismus und Ehrsucht den Wissenschaften wenig Raum ließ, wollte eine liebenswürdige, geistig gebildete Frau, Katharine von Vivonne, Marquise von Rambouillet, den schönen Wissenschaften in ihrem Hause eine Zuflucht stiften, sie versammelte alle berühmte Schöngeister um sich, aber vermochte nicht zu hindern, oder sah nicht ein, daß ein höchst gezierter, verschrobener Ton unter ihnen überhand nahm.

Labruyère sagt von diesem Zirkel: „Er überließ es dem Haufen, deutlich zu sprechen, eine dunkle Redensart zog eine zweyte noch dunklere nach sich, und Jeder, der nach dem Ersten sprach, bemühte sich, noch dunklere Ausdrücke zu finden, so daß man endlich in lauter Räthseln sprach, die aber den lebhaftesten Beyfall erhielten. Alles, was sie Zartgefühl, Feinheit und Empfindsamkeit im Ausdruck nannten, hatte sie endlich dahin gebracht, weder sich selbst noch eines den andern mehr zu verstehen. Um in diesen Gesprächen fortzukommen, bedurfte es weder gesunder Vernunft, noch Gedächtniß, noch Fähigkeit, nur eines bischen Verstandes und von der schlechtesten Art, denn er ward verkehrt und von der Einbildungskraft gemißbraucht.“

Die Gebräuche in dieser Gesellschaft waren nicht weniger seltsam wie ihre Redensarten. Die Weiber trugen gegen einander die übertriebenste Zärtlichkeit zur Schau; sie nannten sich nur Theuere (chère), wodurch dieser Aus-

druck sie zu bezeichnen gebraucht wurde, und der, wie uns Frau von Genlis bey einem andern, gleichgültigen Anlaß sagt, noch jezt de mauvais ton ist.

Eine Theure (chère) und Precieuse mußte sich zur Gesellschaftsstunde zu Bett legen, die Besuche nahmen in ihrem Alkoven Platz, dessen Bett auf das ausgesuchteste geschmückt war. Um zu dieser Gesellschaft Zutritt zu erhalten, mußte man beweisen, daß man, wie damals Jemand sagte: die Zartheit eines Gegenstandes zu fassen im Stande seye, aber auch die große Zartheit, und auch die Zartheit der Zartheit, und mußte von einem der tonangebenden Männer eingeführt werden. Zwey damals bekannte Abbé's (von Bellebat und Dubuisson) trugen den Titel: groß Alkoveneinführer. Bey diesen unterrichteten sich die jungen Leute von den Eigenschaften, die man haben mußte, um in den Zirkel der Theuren aufgenommen zu werden.

Außer diesen Anordnungen hatte aber noch jede Dame, die zu diesem Zirkel gehörte, einen Alcoviste, eine Art dienenden Ritter, der ihr die Gäste zu empfangen und das Gespräch aufrecht zu erhalten half. Heut zu Tage würde man ein solches Verhältniß, das doch immer eine große Vertraulichkeit zwischen der Theuren und dem Alkovisten voraussezte, für sehr unziemlich halten; damals dachte Niemand an Aergerniß dabey, es erregte nicht den mindesten nachtheiligen Verdacht. St. Evremont erklärt uns die Unschuld desselben, wenn er sagt: „der Alkoviste war ein bloßer Titel, denn eine Preciöse sezte ihr vorzüglichstes Verdienst darein, ihren Liebhaber auf das Zärtlichste, aber platonisch zu lieben, indeß sie ihren Eheherrn haßte, aber sehr unplatonisch mit ihm lebte."

Diesen Zirkel, welchem Männer wie Bossuet sogar, durch ihre Gegenwart Ansehen verliehen, hatte Molière den Muth in seinen Précieuses ridicules dem Gespött auszusetzen. Menage erzählt: „Ich war selbst bey der ersten Vorstellung der Precieuses gegenwärtig; Fräulein von Rambouillet, Frau von Grignon (die Tochter der Frau von Sevigné), die ganze Gesellschaft des Hotel von Rambouillet war in ihren Logen; das Stück ward mit allgemeinem Beyfall gespielt und ich war so zufrieden mit ihm, daß ich schon damals die Wirkung voraussah, die es hervorbringen mußte. Beym Herausgehen aus dem Schauspiel nahm ich Herrn Chapelain bey der Hand und sagte: mein Herr, wir haben Beyde allen den Albernheiten, die wir so eben so fein und mit so vieler gesunden Vernunft haben verspotten sehen, unsern Beyfall gegeben; allein um wie der heilige Remigius zu Clovis zu sprechen: wir müssen verbrennen, was wir angebetet haben, und anbeten, was wir verbrannten. Es kam, wie ich vorausgesehen hatte, und von dieser ersten Vorstellung an nahm der Galimathias ab."

Da wir in jedem Stück unsern Nachbarn überlegen sind, an was fehlt es uns denn, daß unser Lustspiel keine solche Besserungsschule für die Thorheiten des Tages wird. An Lächerlichkeiten doch nicht?

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

Der Bürgermeister, dessen innere Angst bey der freundlichen Zusprache immer mehr abnahm, sezte sich nun auf den einen Stuhl, der, seltsam genug, die Form einer ungeheuren Schildkröte mit Krokodillbeinen hatte, fuhr aber nicht wenig erschrocken wieder empor, als er wahrnahm, daß die Lehne und Arme dieses Stuhls aus ein Paar Brillenschlangen bestanden, die noch ganz wie lebendig aussahen.

Hi hi hi hi! lachte die Alte und sprach: Nehmt nur getrost wieder Platz zwischen den Bestien, sie sind nicht nur gezähmt, sondern sogar getrocknet wie der Schnee, den ich mir zum Bedarf für den Sommer auf diesem Ofen abzubacken pflege. Schüttelt mir den Kopf nicht, Herr Bürgermeister. Wolltet Ihr über die vielen Seltsamkeiten, die Euch nach und nach bey mir vorkommen werden, immer den Kopf schütteln, so könntet Ihr Euch das angewöhnen, was sich mit Eurem Heirathsplänchen nicht wohl vertragen würde, denn den jungen Mädchen sind die alten Kopfschüttler in jeder Hinsicht zuwider. Ich muß nur aber sehen, wo Jukunde bleibt, da Ihr meiner grünen Augen halber doch wohl schwerlich die weite Tour bis hier heraus gemacht haben möget."

3.

Kaum aber war die Alte hinaus, so betrachtete sich Herr Flaus die wirklich im wunderlichsten Geschmacke möblirte Hütte, deren Tisch, um den drey Sessel, wie der seinige standen, aus einem großen Stück Marmor bestand, ringsum mit versteinerten Kröten, Drachen, Eidechsen, Molchen, Skorpionen und dergleichen eingefaßt. Die Wände waren aus lauter Glas, wie es schien, auch gab es allenthalben krystallne Fußgestelle, worauf die seltensten Thiere entfernter Weltgegenden zu schauen waren, ihrer Natur nach ganz getreu erhalten, ohne doch, wie es schien, ausgestopft zu seyn. Des Bürgermeisters Gang so weit heraus belohnte sich schon dann reichlich, wenn ihm die Alte ihr Geheimniß zur Aufbewahrung solcher Dinge mittheilte. Beym Naturalienkabinet, dessen Erhaltung der Stadt theuer genug zu stehen kam, ungeachtet man allgemein behauptete, es geschehe von Seiten des Raths auch gar nichts dafür, konnte dann der Ausstopfer entbehrt und manche Kanne Branntwein zum Aufbewahren der Präparate erspart werden, was obendrein als eine wesentliche

aber freylich äußerst kostspielige Verbesserung zu weit größern Forderungen an die Stadt, wenn nicht berechtigte, doch recht gut Anlaß gab. Und gelang es ihm vielleicht gar, der Alten das eine ihrer beyden prachtvollen Basiliskenexemplare abzuschwatzen, so machte er damit ohne Zweifel einen noch weit bedeutendern Schlag.

Ein Paar Schränke, woran die Schlüssel steckten, reizten seine Neugier zu stark, als daß er nicht hätte hineinblicken sollen. Zu seinem größten Erstaunen fand er den einen mit lauter gediegenem Golde, und den andern mit Silber dermaßen angefüllt, daß es keine Seele bemerken konnte, wenn auch ein Paar Hände voll davon eingesteckt wurden. Allerdings erinnerte er sich der köstlichen Ermahnung, die er erst zwey Tage zuvor einem Spitzbuben in's Zuchthaus auf den Weg gegeben hatte. Allein genau erwogen, litt jene Ermahnung durchaus keine Anwendung auf ihn, da er kein Spitzbube von Profession, sondern ein Bürgermeister war. Die Gesetze machten freylich, leider, keinen Unterschied zwischen dem zünftigen Professionisten dieser Art und dem Dilettanten oder Pfuscher, allein sie wurden doch beyderseits nur dann zur Strafe gezogen, wenn man sie ertappte, was hier, den bereits bemerkten Umständen nach, nicht wohl geschehen konnte. Uebrigens füllte er, wie jezt wirklich geschah, seine beyden Rocktaschen weder als Spitzbube, noch als Bürgermeister, sondern einzig als Sammler von Seltenheiten. Und wer weiß denn nicht, daß recht vielen von diesen im Laufe ihrer lobenswerthen Liebhaberey die Begriffe von Mein und Dein oft völlig verloren gehen.

Hiermit und mit dem Gedanken, wie sehr das Reich der Wissenschaft durch seinen jetzigen Eingriff in diese Schränke gefördert werden könne, wußte der Bürgermeister sein ohnehin sehr friedfertiges Gewissen ganz zu beschwichtigen. Denn wirklich hatte die Eierform der Stufen so viel Eigenthümliches, vom Gewöhnlichen ganz Abweichendes, daß es wohl Schade gewesen, wenn alle diese glänzenden goldnen Eier Opfer des Schmelztiegels geworden wären. Nur in dem einzigen Stücke erlaubte er sich unbegreiflicher Weise ein Abgehen von dem in solchen Fällen üblichen Verfahren vieler Sammler, daß er, obschon das Silber noch weit wunderlichere Formen hatte als das Gold, dennoch von lezterm nur allein einraffte und auch nicht Eine Silberstufe des Mitnehmens würdigte.

Das Husten draußen vor der Hütte kündigte die Rückkehr der Alten an. Er eilte daher auf seinen Stuhl zurück und saß darauf bey ihrem Eintreten so fest, als ob er sich nicht hinweggerührt hätte.

„Nehmt nicht übel, Herr Bürgermeister — sprach die Frau — daß Ihr dießmal Eure Beine umsonst anstrengtet, denn nirgend kann ich den Leichtfuß von einem Mädchen erwischen. Ein ander Mal, wenn es Euch nämlich so weit gefallen hat bey mir, daß Ihr den Weg wieder zu versuchen denkt.“

„Liebe Frau — antwortete der Bürgermeister — schon unter den alten Heiden, von denen man allerdings kaum weiß, ob sie jemals wirklich gelebt haben, florirte das lehrreiche Sprichwort: Erkenne dich selbst! Und das rufe ich Euch hiermit zu. Denn erkenntet Ihr, wie so ungemein anmuthig und geistreich Euer trefflicher Umgang ist, so würdet Ihr wissen, daß ich, völlig befriedigt durch diesen Besuch, Euch nur verlasse, um solchen, falls Ihr's erlaubt, diesen Nachmittag schon zu wiederholen.“

Bey dieser Rede aber machte er ein Gesicht, so zuckersüß, daß kein Mensch sich solches erklären konnte, dem die Quellen zu dem Inhalte seiner Taschen nicht bekannt waren. Unstreitig würde er auch sogleich da geblieben seyn, wenn die Furcht ihm weniger zugesezt hätte, diese Taschen möchten zu Verräthern an ihm werden. Denn sie waren mit den bewußten gelben Eiern dergestalt überfüllt, daß er auf nichts eifriger zu denken hatte, als seine Beute in Sicherheit zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tod vor dem Tode.

Kostbar, o Sohn! ist die Zeit. Wer weise sie nützet, der lebet:
Läss'st du sie flieh'n ungenützt, stirbst du, noch ehe du stirbst.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. April.

Königliches Opernhaus. Othello, von Rossini.

Der vielgeliebte und vielgehaßte, bis in den Himmel als der Tongott erhobene und als der Musikteufel verachtete Meister ist nun seit Jahren schon von Land zu Land gewandert, überall hat er sich jener Vergötterung erfreut, und mußte diese Verachtung erdulden; ein neuer Orpheus hat er die Britten, dieß wilde musikalische Thierreich bezähmt, und den halsstarrigen Nacken des französischen Geschmackes gebeugt, ja selbst deutsche Künstler und Musiker vermochten seinetwegen die deutsche Cäcilia zu verlassen, und klingeln jezt mit der Glocke seines Tambourins, und schlagen seine Handpauke — so bleibt dem vielbesprochenen Musikhelden doch wenigstens das Epochemachen, wie sehr dagegen auch gepocht werden mag, und von dieser Seite her ist er anzuerkennen. Seine Größe nämlich besteht darin, daß in ihm die dramatische Musik sich selbst, als Musik, sowohl von Seiten des Tones als reinen Klanges, als auch von Seiten der Harmonie und Melodie, für sich selbst als das Höchste, Lezte und einzig Gültige erfaßt, und dieß nur dadurch zu beweisen im Stande wird, daß sie allen Inhalt, der nicht sie selbst ist, verschmäht, ihn bey Seite wirft, und selbstständig für sich in froher Selbstgenügsamkeit sich hinstellt. Aber die vergötterte Tiefe dieses Sichselbsterfassens und Aufschwebens ist nur der deßhalb verachtete unendlichste dramatische

Leichtsinn der Musik, weil eben die Oper wesentlich an einen Inhalt gebunden ist, und nur durch ihn, indem sie ihn in ihrer Form darstellt, Gehalt und Tiefe erhält. Daher wird solche Musik des Leichtsinns von Seiten des Künstlers dieses bewirken, daß er nicht, wie frühere, sich selbst mit seinem ganzen Wissen und Wollen in seinen Gegenstand vertieft und seine Brust zum Tempel dieses Gottes weiht, sondern umgekehrt seinen Gegenstand in sein, von diesem Gegenstand ganz leeres Ich verkehrt, und ihn willkürlich behandelt. Die Musik wird die Musik der Einfälle, welche, je bestimmter sich im Künstler ein Melodie- und Harmoniegang, festgesezt hat, ihn immer wieder von Neuem rettungslos überfallen, da er keinen Grund hat sie von sich zu weisen, wie er denn auch Fremdes, wenn es ihm eben einfällt, nicht verschmäht. Bey dieser Willkür sollte man freylich glauben, daß die größte Mannichfaltigkeit, das bunteste Gemisch, immer veränderte launenhafte Verschiedenheit, die unberechenbarste Fülle stets unterschiedener Melodien hervortreten müßte, aber solche Verschiedenheit kommt nur durch den mannichfachen Inhalt herein, und weil dieser Inhalt fehlt, ist es nur ein ganz bestimmter Cyclus von Melodien, die nach verschiedenen Stimmungen den Komponisten überraschten, und welche ihn nun bey ähnlicher Stimmung immer ähnlich wieder überraschen, da er nicht aus sich zu seinem Inhalte herausgeht. Denn es zeigt sich im Gange der Kunstgeschichte, daß die Entwicklung und Fortbildung des Inhalts ebensosehr die Fortbildung und Entwicklung der Harmonie und Melodie bedingt, wie ebensosehr diese Fortbildung die des Inhalts hervorbringt — wird nun dieser Inhalt bey Seite geschoben, so geht mit der harmonischen Tiefe ebensosehr die Breite ihrer unterschiedenen Abstufungen verloren. Wir finden daher bey Rossini meist dieselben Harmoniegänge an welchen die Melodien fortgehn, und ihre Farbe nur durch Vorhalte, Nonen, Wechseltöne erhalten, während sie ihre Entwicklung in der breitesten Ausführung aller Mitteltöne der einfachen Tonverhältnisse suchend, alle Musikleitern auf und absteigen, die Perlenreihe der Töne hin- und herrollen, oder vom Höchsten in's Tiefste hinab und hinaufspringend, alles Lieblichste und Bizarrste willkürlich in sich vereinigen. Das Kunstwerk, das auf diese Weise zu Stande kommt, wird also zuerst ganz darauf verzichten müssen, ein in sich gegliedertes Musikganze zu seyn, da es, ein solches zu schaffen, unter allen Einfällen des Künstlers, der einzig unmögliche Einfall ist, der ihm kommen könnte. Der Inhalt bleibt daher das ganz Gleichgültige, denn es kömmt überhaupt nur darauf an, daß etwas geschehe, bey welcher Gelegenheit dramatische Musik gemacht werden könne, und eine wohllöbliche musikalische Polizey sollte deßhalb in Deutschland für Rossinische Opern die Textbücher verbieten. Das würde dieser Musik sehr vortheilhaft seyn. Denn bey ihr ist das einzig erfreuliche, losgelöst von allen Verhältnissen der Welt, ausgeleert von allem Inhalte, auf den Fittichen dieser Töne, gleichgültig wohin, zu entschweben, und im Mährchen des wunderbaren, verstandlosen Wechsels inhaltloser Gefühle, wie auf den steigenden, sinkenden Wellen des unabsehbaren Meeres hinzuschwimmen. Es wird uns ein Konzert in türkischen, indischen, egyptischen, in griechischen und römischen, in Staats- und Ritter- und Bauerkleidern gegeben. Die Tiefe der Ausführung und harmonischen Durchführung der Melodie verflacht sich bey solcher Behandlung in die Breite der Wiederholung und matten Veränderung, die charakteristische Unterscheidung verwechselt sich mit bloßer Abwechslung, und die Oekonomie der Kunst, welche ihre höchsten Gegensätze und unterschiedenen Abstufungen weise vertheilt, geht bey dem Leichtsinn der Willkür unter, welche alle Kraft und Mittel bey jedem einzelnen Stücke verschwenderisch vergeudet und sich vom künstlerischen Maler zum Feuerwerker augenblicklich verknallenden Effekts herabsezt. So wird dann auch der Unterschied der Konsonanz und Dissonanz ein zufälliger Wechsel, unvorbereitet, nutzlos, nur weil dem Komponisten nichts anderes einfällt, rollt das Dissonanzengewitter heran, schlägt bedeutungslos ein, lärmt, tobt, man weiß nicht woher es kommt, wohin es geht; es ist der plötzliche Wahnsinn des Besessenen, der polternd alles um sich her zertrümmert, der Krampf der neumodischen Damen, die kaum noch lächelnd, plötzlich in Zuckungen schreyend erliegen, ohne Ursach und ohne Folge. Es wandelt sie eben so an, wie den Komponisten die Dissonanzenwuth. Aber eben weil diese Musik ganz der Willkür anheimfällt, kann sie zufällig oder gewollt, im Allgemeinen hin und wieder ihrem Inhalte entsprechen. Ist dieß Entsprechen willkürlicher Vorsatz, so kommt derselbe hier dadurch zur Erscheinung, daß er desto merklicher wird, je seltener er kommt und muß, weil die Geschicklichkeit des Komponisten nur in der Entfernung vom Inhalte liegt, nur in der Ungeschicklichkeit der Ausführung des ungewohnten Entsprechens sein Daseyn beweist. Die wahre Verachtung des Inhaltes zeigt sich nicht in seiner gänzlichen Verschmähung, denn da bleibt er als nur bey Seite geschobene Macht draußen liegen, sondern in der willkürlichen Behandlung, welche, wie ihr gerade zu Muthe ist, ihn aufnimmt oder wegwirft. Und selbst, wenn er aufgenommen wird, bleibt dieselbe Willkür der Melodien und Harmonien bestehen, die, ehe man sich's versieht, weit von ihm wieder entfernt, sich in ihrem eigenen Gebiete ergehen. Merkwürdig, aber dem allgemeinen Standpunkte des Komponisten ganz angemessen, sind deßhalb auch die Ouvertüren, die entweder in dem einfachen Wechsel einer Andante- und Allegro-Melodie bestehn, oder aus der beliebigen Abwechslung selbstständig konzertirender einzelner Instrumente zusammengesezt sind, während die Instrumentirung überhaupt eine nur willkürlich bequeme bedeutungslose Gesangbegleitung bleibt. Dieses Charakters wegen wissen auch Italiener nur diese Musik vorzutragen, denn nur sie in ihrer Liebe schon für den ganz inhaltlosen Ton lassen denselben für sich selbst, um seine Bedeutung unbekümmert gelten; sie singen diese Musik, weil es Musik ist, nicht weil sie etwas ausdrücken soll; Musik zu seyn ist ihr genug; eine Arie wird gesungen, weil es eben eine Arie ist. Bey dieser Inhaltlosigkeit fordert daher die Darstellung die schönsten sowohl als auch die geübtesten Stimmen, denn die Stimme als Stimme und ihre Fertigkeit und Geschicklichkeit wird das Konzertvergnügen solcher Aufführungen. Und weil der Sänger sich dadurch zur Hauptsache erhebt, gesteht ihm der Komponist auch einige Phantasie zu, und der Sänger überkomponirt sich die Komposition, die nicht ihrer selbst, sondern des Sängers wegen so und nicht anders gemacht ist.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Palindromischen Räthsels in Nr. 114.

Leben. Nebel.

Charade oder auch Räthsel.

Nimm in der Mehrzahl mich — ein Eigennamen, als After-
Nam' oft gebraucht (du verstehst ja die Grammatik) bin ich;
Doch in der einfachen Zahl, den ehrsamen Bund dann bedeut' ich,
Den viel Städte voreinst schlossen zu Trutz und zu Schutz.

— 9 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 121.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. Mai 1826.

Je sicherer der stolze Mensch sich meynt,
Um so gewisser wird der Satan ihn gewinnen;
Er steht im Bund mit unsern Sinnen.

Fr. A. Müller.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

4.

Kaum aber hatte der Bürgermeister sich mit grosser Mühe über die Wiese bis nach den Bäumen geschleppt, als er durchaus nicht weiter konnte vor der ungeheuren Schwere seiner Taschen.

„Ach — seufzte er, sich auf den Rasen niederlassend — wie schmerzlich prägt sich mir doch jezt die herrliche Wahrheit ein, daß nur Mäßigkeit glücklich macht. Hätte mein Sammlertrieb dieses grosse Wort vorhin besser erwogen, so säße ich jezt nicht hier fest, gleich der an dürrer Felsenklippe gestrandeten Silberflotte.“

Drauf kam ein Landmann daher mit einem vollgeladenen Karren, den ein vorangespannter Pudel ihm fortbewegen half. Der junge Mensch pfiff ein lustiges Stückchen und blieb eben stehen, um den Hut abzunehmen und nachzuschauen, ob auch das Röslein nicht verloren sey, welches seine Anne Rose ihm daran gesteckt hatte. Das Bürschchen mochte im damaligen Augenblicke vermuthlich glauben, diese und er wären die einzigen Personen auf der Welt. Denn als der Bürgermeister ihm zurief, sah er ganz erstaunt nach der Seite.

„Junger Geselle — sagte der Bürgermeister — geht doch sogleich zurück nach dem Dorfe und holt mir eine Frohnfuhre, die mich nach der Stadt bringen kann.“

Aber der Landmann entschuldigte sich zuerst damit, daß er hierzu keine Zeit habe, und dann mit dem Umstande, daß Frohnen dieser Art nicht gebräuchlich wären.

„Ey — versezte der Bürgermeister — einen guten Gebrauch kann man alle Tage einführen, und was die Zeit betrifft, so erlaube ich's, daß ihr euch welche dazu nehmt.“

Aber der junge Mensch schüttelte den Kopf und fuhr vorüber, im Fortpfeifen seines Stückchens die Bemerkung überhörend, daß seine jetzige Fahrt gegen die Sabbathfeyer verstoße und er daher in Strafe genommen werden solle.

Als nun der tiefbetrübte Bürgermeister nach einiger Zeit mit größter Anstrengung sich wieder emporgearbeitet hatte und einige Schritte weiter gegangen war, so riß die Schwere des Goldes die eine seiner Rocktaschen entzwey. Wie aber die größte Noth nicht selten zur Hebamme der besten Gedanken wird, so auch dieses Mal. Denn der nächste hohle Baum bot ihm ja die trefflichste Niederlage für seine Schätze. Und nachdem er solche hineingethan und sich alle Eigenheiten des Baumes gemerkt hatte, um ihn, wenn der Schatz gehoben werden sollte, gewiß nicht zu verfehlen, schritt er recht wohlgemuth nach Hause.

Zwey Pröbchen von den goldenen Eiern, die er mitgenommen, labten dort auch sein Auge dergestalt, daß er Gaumen und Magen den Mittag über wider alle Gewohnheit dießmal ganz vergaß und seine alte Wirthschafterin gar nicht begriff, was dem, ihrer Ansicht nach, sehr wohlgerathenen Braten fehlen solle, und sein fünf-und-zwanzigjähriger Sohn die dicken Spargelstengel, welche sich

sonst der Vater vorbehielt, für heute sammt den dünnen ganz allein verzehren durfte.

Aber wie gewöhnlich aller irdischen Freude Sorgen und Kummer auf dem Fuße folgen, also auch hier. Kaum war der Bürgermeister darüber mit sich eins, auf welchem Wege er die Tochter der reichen Alten zur Frau erhalten könne, so machte ihn mit einem Male sein Sohn durch eine einzige Frage ganz verduzt.

„Apropos Vater — begann nämlich der Sohn — habt Ihr schon von der kuriosen Hütte gehört, welche noch völlig verschneit mitten im grünen Walde stehen soll?“

„Was? rief der Vater aus, und die Brodkugel, bey der er sinnend das ganze Gebäude seiner glücklichen Zukunft schon in Ordnung gebracht zu haben glaubte, kollerte ihm vor Schrecken unter den Tisch. Doch, nach einem augenblicklichen Verstummen ermannte er sich wieder und sprach: „Unsinn, weiter nichts! Schickt sich das, daß ein junger Mann, der nach dreyjährigen Studien die erste Censur nach Hause bringt, in der Residenz auch bereits die Specimina hinter sich und alle Hoffnung hat, einmal künftig meine Stelle im hiesigen Rathe einzunehmen, schickt sich's für einen solchen, der berühmten Aufklärung mit dem Glauben an solchen Unsinn eine Ohrfeige zu geben? Und ich befehle dir hiermit als Vater und auch als Bürgermeister, kein Anhänger dieses Glaubens zu seyn und noch vielweniger dergleichen abgeschmackte Lügen weiter zu verbreiten, vielmehr allenthalben, wo so was verlauten dürfte, zu verkündigen, und zwar in meinem Namen, daß das Strafgesetz gegen Alle, so daran glauben, bereits unter der Feder sey. Zu mehrerem Beweise der Unwahrheit jenes Glaubens holte er auch noch die topographischen Listen herzu und meynte, wie er sagte, nun wohl genug gezeigt zu haben, daß solch eine Hütte durchaus nicht existiren könne.“ Drauf aber eilte er, was er vermochte, aus der Stadt und eben jener Hütte zu.

5.

Nur neuer Aerger aber wandelte den Bürgermeister an über den wunderschönen Tag, der Groß und Klein, das die Woche über sich abmühte, in den engen, dumpfen und dunkeln Arbeitslöchern, hinausrief unter den blauen Pfingsthimmel, um auch einmal sich der lieblichen Schöpfung zu erfreuen und eines freyern Athemzuges und fröhlicherer Pulsschläge. Denn, meynte er, sieht das Volk seinen Bürgermeister den Weg nach dem Walde nehmen, so denkt es gleich, da mußt du auch hin, und wenn er dann gar den einsamen verwachsenen Pfad zu der Wiese aufsucht, wo die Schneehütte steht, so treibt schon Neugier die Leute an, zu wissen, was es dort gibt, und am Ende kommt das Geheimniß heraus, und ehe sich unser eins umsieht, so schnappt ein junger Gelbschnabel ihm das Töchterchen der steinreichen Person hinweg.

Er nahm sich daher auch vor, vom äußern Thore an dergestalt im Zickzack zu gehen, daß der bunte Menschenstrom auf ganz falsche Fährte gelockt würde. Leider jedoch sah er draußen zu seinem größten Leidwesen schon von weitem eine ganze Kolonne dem Walde zuschreiten und alles weitere trostlose Nachdenken über die Sache verdrießlich bey Seite legend, entschloß er sich nun, den geraden Weg einzuschlagen und wo möglich das Volk noch zu überlaufen.

Das allgemeine Befremden stieg auf's Höchste, als man den wohlbeleibten Bürgermeister mit gänzlicher Hintansetzung der sonst ihm eigenen Gravität, einer behenden Schmerle gleich, nur etwas keuchend, die Wellen des lebendigen Flusses rasch durchschneiden sah.

Aber als sey er eben in den Rachen eines argen Hechts gerathen, so stockte plötzlich seine flinke Bewegung, denn der naseweise Gleitsmann rief ihm zu: „Eilet mir doch nicht so gewaltig, Herr Gevatter. Unfehlbar wollt Ihr so gut wie ich zu der mitten im schönen grünen Walde verschneiten alten Frau, die eine Tochter haben soll, der zum Engel nichts weiter fehlt als die Flügel. Ein Paar Wittwer, wie Ihr und ich, in den besten Jahren, die müssen von dergleichen Gelegenheiten zu profitiren suchen. Die Einheimischen sind theils durch die schlechten Zeiten zu sehr heruntergekommen, theils gehen ihre Töchter immer nur auf unbärtige Männer aus, was wir freylich nun schon lange nicht mehr sind. So ein fremdes, junges Blut aber ist zuweilen froh, wenn es ein Unterkommen findet, und der Titel, Frau Bürgermeisterin, oder Gleitsmannin, ist einem noch unverwöhnten Geschmacke solcher, man weiß gar nicht einmal woher gescheiter Menschen vielleicht eine Art von Labsal für ihre Zukunft. Dazu kommt, daß Ihr so gut wie ich nach Befinden etwas thun könnt zu Verminderung ihrer Steuern und Gaben. Denn so viel Vernunft wird den Leuten gewiß zu Gebote stehen, daß man hier im Walde sein Nestlein nicht so frey aufschlagen kann, wie ein lustiger Vogel, der aber auch dafür keinen Schutz genießt.“

Doch aus dem kreideweiß gewordenen Gesichte des aller Fassung beraubten Bürgermeisters errieth der Gleitsmann, der bis jezt nicht darauf achtete, mit einem Male Alles. Daher bat er ihn, sich zu fassen bey der unerwarteten Entdeckung, wie viele Menschen schon von der großen Neuigkeit unterrichtet wären. Sie Beyde, der Gleitsmann und der Bürgermeister, wären (wenn sonst das Mädchen ihrem Aeußern und den Vermögensumständen nach auf die Ehre ihrer Bewerbung Ansprüche hätte) doch jedenfalls diejenigen, welche hauptsächlich zur Wahl kommen müßten. Wer das Glück hat — schloß er — führt die Braut heim, so sagt das Sprichwort. Und da übrigens wir Beyde vom Ansehen so ganz verschieden sind, wie etwa der Bohnenstengel vom Fleischklosse, so müssen wir's, falls der Dirne die erforderlichen Qualitäten beywohnen,

geduldig abwarten, wohin gerade ihr Geschmack sich neigen möchte. Der leer Ausgehende wird sich als Christ zu fassen wissen.

So wenig auch diese Art von Fassung im Plane des Bürgermeisters liegen mochte, so gab er doch durch einen Druck der Hand dem Gleitsmann seine Zustimmung zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Cook's Tod.

Es gibt in Kaavaroa noch viele Personen, die entweder selbst bey dem unglücklichen Streit, der dem Weltumsegler Cook das Leben kostete, zugegen waren, oder doch von allen Umständen genau unterrichtet sind. Ueber den unseligen Streit und den Tod des Entdeckers stimmen ihre Berichte ganz mit dem überein, was Kapitän King, sein Nachfolger, darüber sagt. Die Eingebornen hatten, um der Nägel willen, ein Boot, was zu Cook's Schiffe gehörte, gestohlen, und Cook wollte als Geißel bis zur Zurückgabe des Boots den König Taraiopu an Bord führen. Dieß suchten die Eingebornen zu verhindern, und im Gedränge wurde bekanntlich Cook von hinten niedergestoßen. „Nachdem Kapitän Cook todt war, sagten die Eingebornen, trauerten wir alle um ihn, seine Glieder wurden zerschnitten, das Fleisch losgeschabt und verbrannt, wie wir es mit unsern Häuptlingen nach ihrem Tode machen. Wir glaubten er sey der Gott Rono und verehrten ihn als diesen, und nach seinem Tode verehrten wir seine Gebeine. Hieraus geht hervor, daß die Art, wie die Eingebornen Cook's Leichnam behandelten, keineswegs eine Aeußerung der Wuth und der Rache war, wie man damals glaubte, sondern daß sie im Gegentheil dadurch sein Andenken ehren wollten. Sie erwiesen allen Gegenständen, die Cook gehört hatten, gleiche Verehrung, z. B. einem Schlitten, den er von der Nordwestküste von Amerika mitgebracht und auf der Insel gelassen hatte. Die Häuptlinge drückten auf's lebhafteste ihren Schmerz über diesen traurigen Vorfall aus, so oft von Cook die Rede war, und sogar das gemeine Volk scheint dieß Gefühl zu theilen. Ich war einst mit Cook's Reisen beschäftigt, als einige Anführer hereintraten; das Kupfer, welches Cook's Tod darstellt, schien sie sehr zu ergreifen, und Karaimoku wischte sich wiederholt die Thränen aus dem Gesicht. Mit dem Gott Rono, für den die Insulaner Cook hielten, hat es folgende Bewandtniß. Unter den Königen, welche zur Fabelzeit Owhyhee (oder Hawaii) regierten, war Rono, der aus irgend einer Ursache sein Weib ermordete, allein ihren Tod nachher so bereute, daß er wahnsinnig die Insel durchlief, und alle, die er antraf, zwang, mit ihm zu kämpfen. Später segelte er auf einem sonderbar gestalteten Boote nach Tahiti, oder einem fernen Lande. Nach seiner Abreise ward er von seinen Unterthanen göttlich verehrt und ein jährliches Kampfspiel zu seinem Andenken eingeführt. Sobald Cook auf der Insel landete, hieß es, der Gott Rono sey zurückgekommen, und dieß war die Ursache, weßhalb die Eingebornen sich niederwarfen, wenn er vorüberging. Als sie aber bey dem Angriff, den sie auf ihn machten, sein Blut fließen sahen, riefen sie alle: „nein dieß ist nicht Rono!“ Einige aber glaubten auch nach seinem Tode noch, daß er es doch sey, und daß er wiederkehren werde. Seine Rippen und seine Brustbeine wurden göttlich verehrt, und in einem, dem Gott Rono geheiligten Tempel niedergelegt. Von dort wurden sie oft in Prozession nach andern Tempeln getragen, um die Opfergaben der Einwohner für die Dienste des Gottes Rono zu sammeln. Diese Knochen werden in einem kleinen Korb aufbewahrt, der ganz mit rothen Federn bedeckt ist.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. April.

(Beschluß.)

Je meisterhafter ein deutscher Sänger als Deutscher ist, desto untauglicher wird er für Rossinische Opern. Denn uns Deutschen ist es unglaublich, wie eine Komposition ihrem Inhalte nicht könne entsprechen sollen, und da sich nun auch dieß Entsprechen bey dem musikalischen Willkürsheiden hier und dort vorfindet, so heben unsere Sänger besonders diese Stellen, welche gerade die mittelmäßigsten sind, heraus, und versuchen auch in die übrigen, so gut es gehn will, den Ausdruck ihres Inhaltes hineinzusingen und zu spielen, wodurch eben die ganze Sphäre dieser Musik verkehrt, und ihr noch das einzig Annehmliche, was sie zu bieten vermag, genommen wird. Denn der entsprechende Ausdruck ist hier immer matt, gewöhnlich, ausdruckslos, und bey dem nichtentsprechenden kommt durch den Versuch, ihn entsprechend zu machen, gerade sein Widerspruch grell zur Sprache. Die deutschen Sänger singen dadurch nicht so sehr die Rossinischen Opern selber, als vielmehr die deutsche Kritik derselben, welche hiermit nur beweist, daß sie den Standpunkt dieser Musik nicht einsieht. In diesen Fehler verfielen bey der heutigen Darstellung alle unsere Sänger, sowohl Herr Bader (Othello), als auch Madame Seidler (Desdemona), Herrn Devrient d. J. nicht zu erwähnen. Sie würden sich, wenn sie ihn vermieden hätten, freylich noch geringeren Dank verdient haben, denn die Rigoristen hätten dann erst recht das große Wort geführt, und die Entzückten und Gerührten werden gerührt und entzückt, in welcher Weise ihnen Rossini auch entgegentöne. Der Gast, Herr Haizinger, vom Karlsruher Theater, riß das Publikum zu stürmischem Beyfall fort, und freylich zeigte er als Rodrigo in der gleich bey seinem Auftreten (wie es uns schien aus der „Jungfrau vom See“) eingelegten Arie Alles, was er in dieser Sphäre zu leisten vermag. Rubini, der mit dieser Arie in Paris viel Furore machte, sang sie mit größerer Zartheit und Lieblichkeit. Denn Herrn Haizingers Stärke liegt in der Stärke seiner gewaltigen Bruststimme, die bey aller Ausbildung ihr dennoch so sehr in seiner Gewalt hat, daß er es zu keinem Schwellen des Tones zu bringen im Stande ist. Denn er singt ihn mit voller Gewalt an, und hält ihn mit gleichmäßiger Kraft aus. Es ist aus ihrer Gewalt alle

Anmuth und Lieblichkeit geschieden, die nun für sich allein in ganzer Freundlichkeit austritt, und besonders bey den hohen und höchsten Falsetttönen ihre größte Annehmlichkeit entfaltet. Aber diese Lieblichkeit und jene Gewalt vereinigen sich nie, und dieß scheint uns außer der harten Aussprache der einzige Fehler des ausgezeichneten Sängers. Denn daß er in den Ensemblestücken, und besonders im Terzett des zweyten Aktes überall, sowohl den Sopran als den zweyten Tenor, so wie sich selbst überschrie, schieben wir beym ersten Auftreten auf die Unkenntniß des Künstlers, der in dem großen Hause nicht gehörig gehört zu werden fürchtete, und das klatschende Publikum am besten dadurch zu belohnen glaubte, daß kein Ton ungehört verklänge. Aus gleichem Dankbarkeitsgefühl hätte er dann aber auch vermeiden sollen, statt auf dem Vokal zu singen, auf den Consonanten, und besonders auf dem Schluß-N den Ton nicht zu halten, sondern versummen oder verschnurren zu lassen, in beliebter Manier auch des Herrn Jäger. Der Gast wurde übrigens, wie er es verdiente, am Schlusse der Vorstellung gerufen, und führte bescheiden Mad. Seidler und Herrn Bader mit hervor.

Um nun auch schließlich den Standpunkt des Publikums anzudeuten, der für die Rossinischen Opern paßt, so verhält es sich damit wie mit der Höflichkeit der Geselligkeit. Es ist unhöflich, Jemandem in der Gesellschaft etwas Tiefes, in Form der Sache selbst zu geben, denn das Tiefe ist schon Inhalt, schon Sache der Persönlichkeit, und es verstößt daher gegen das Recht und die selbstsüchtige Anfordrung, der reinen Persönlichkeit ihrer Oberfläche die Gründlichkeit der Sache selbst aufdringen zu wollen. Das Leerste ist immer das Höflichste. Diese Höflichkeit hat Rossini in der Kunst, und sein Publikum ist daher das der Amüsementsjägerey. Das Tiefe ist ebensowenig amüsant als höflich. So ist es in Paris in der italienischen Oper auch schon dahin gekommen, daß selbst nicht das auch in Rossini noch Ausgezeichnete beklatscht wird, sondern nur die leerste Geschicklichkeit eines geübten Falsetts, so daß eine Tenorarie z. B. nur dann gefällt, wenn sie weder Arie noch Tenor-Arie mehr ist. Solche Extreme zeigen am besten, was die Natur eines bestimmten Standpunkts ausmacht. Es ist dieß der Jokogeschmack des Lustspiels, die Konzertrage in der Musik, und im Trauerspiel die Vorliebe für Herrn v. Houwald's Bildereyen.

Damit wir nun aber nicht über Rossini den Othello ganz und gar vergessen zu haben scheinen, brauchen wir nur zu sagen, daß von einer Rossinischen Oper dasselbe gilt, was für die andere das Geltende ist. Der Hauptunterschied ist immer nur quantitativ, ob nämlich der Komponist mehr oder weniger beliebige Lust gehabt hat, sich am Inhalte zu halten oder nicht. Tancred als eine der ersten Opern des Beliebigkeits-Meisters wird am wenigsten den Stempel seiner neuen Manier an sich tragen, und ist daher in Deutschland die beliebteste, und von Ungediegenen sogar für gediegen gehalten. Zur Gruppe dieser gleichsam gediegenen gehört auch Othello, wie genugsam der Paukendonner bey dem Fluche des Vaters und der obligate Spektakel beweist, und das nachfolgende Erstaunen oder gar Entsetzen. Denn warum dem Komponisten nicht eben so gut für diese Stelle gerade die freundlichsten, lieblichsten Melodien hätten einfallen können, ist gar nicht zu sagen.

Aber der Inhalt gehört der Musik wesentlich an, er war bisher von seinem musikalischen Ausdruck ungetrennt, jezt jedoch ist die Scheidewand gefallen, die innige Ehe ist zerstört, denn das Weib hat Ehebruch mit dem Leichtsinn getrieben. Doch die Ehe der Musik und des Worts ist eine katholische, und der Kunstgeist wird der Pabst nicht, der Dispensation ausspricht. So folgt auf diese Periode des Leichtsinns in Deutschland die Periode des Bedeutungspedantismus, der gewissenhaft über jede Achtelnote und Pause hin- und herreflectirt, und im voraus sein eigener Kritiker ist. Mozart kann nur eine Reflexion nachgewiesen werden, nämlich die Hörneranspielung auf die Krone betrogener Ehegatten, die Figaro verschweigt und doch merken läßt. Da schreibt der Inhalt eine Allegorie vor. Jene allgemeine Bedeutungs-Reflexion aber wird jeziger Zeit nach jener Rossinischen Willkür gleichfalls nothwendig, und es wäre unbillig vom Virgil zu verlangen, er solle Homer seyn. —

München, Mai.

Auf Befehl des Königs wird nunmehr in unsern beyden Hoftheatern die Woche hindurch sechs Mal gespielt, nämlich fünf Mal im großen und ein Mal, des Mittwochs, im ehemaligen italienischen Hoftheater, das nunmehr ausschließend dem Comus gewidmet ist. Hier wurde bis jezt: Die Benefiz-Vorstellung, Posse, a. d. Französischen, mit vielem Beyfall, deßgleichen die bekannten „Sieben Mädchen in Uniform gegeben, die auch hier, vorzüglich durch die Virtuosität ihres Korporals, Dem. Schechner, ein ausgezeichnetes Glück gemacht haben. Schade daß sie jezt, da sie ihren Führer verloren, vor der Hand nicht mehr zu Felde ziehen. Dem. Schechner ist nämlich bereits nach Wien abgegangen, um bey Barbaja ihr Engagement anzutreten. Wir wünschen dieser hochbegabten, ausgezeichneten Sängerin auf dieser ihrer neuen Laufbahn alles Glück, uns selbst aber einen genügenden Ersaz für die schmerzliche Entbehrung eines so großen Talents, welcher Ersaz uns jedoch wohl sobald nicht werden dürfte. — Eine weitere Neuigkeit, die jedoch wenig Gefallen erregte, war Auber's neue Oper: Das Konzert bey Hof. Da ich diesen sämmtlichen Stücken beyzuwohnen durch Krankheit verhindert war, so kann ich nichts weiter darüber sagen, werde aber vielleicht in einem künftigen Berichte darauf zurückkommen. — Im italienischen Hoftheater gibt zur Zeit ein Hr. Lebesnier, der sich einen Kämpfer (!) der königlichen Akademie zu Paris nennt, Vorstellungen. Die Leistungen des Athleten erreichen das Erstaunenswürdige, vorzüglich geht die Stärke seiner simsonischen Kinnlade über allen Begriff. Der Athlete faßt einen schweren plumpen Tisch, der vier Fuß in Quadrat hält, worauf zuerst ein starker Handlanger sizt, dann vier Kinder, Plaz nehmen, mit den Zähnen, trägt ihn vor sich her, ohne ihn mit den Armen oder Händen zu stüzen, und bewegt sich tanzend mit ihm im Kreise. Die Centnerlast der Steine von 2000 Pfund hebt er zwar nicht, wie die Anzeige verkündet, mit der größten Leichtigkeit, denn er stemmt sich mit der äußersten Anstrengung unter dem Tische, worauf die Last liegt, gegen die Pfosten der Maschine, und drückt die 2000 Pfund einige Zoll gegen die Höhe, die man kaum merklich wahrnimmt; doch ist seine Kraft hier, wie seine Anstrengung von nicht geringem Umfange, und verkündet schon den herkulischen Sieger für die folgenden Leistungen, die Lebesnier mit den 50 Pfund schweren Steinen im Springen, und mit der äußerst schweren dicken Eisenstange im Balanciren, Schwingen, Werfen und Fangen zum Erstaunen aller Zuschauer, fast ohne sich Ruhe zu gönnen, entwickelt. — Die plastisch mimischen Darstellungen befriedigten unsre Erwartung nur in einzelnen Attituden, es fehlte ihnen die Dekoration, die Füllung und Ergänzung der Umgebung, ohne welche Alles kahl, sogar nackt erscheint. Uebrigens dürfte die auffordernde Eigenschaft eines „Kämpfers," in welcher sich Hr. Lebesnier ankündigt, künftig der bessern Anempfehlung: „Mitglied einer Akademie der bildenden Künste" Plaz machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 122.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. Mai 1826.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Dringst du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.

Schiller.

Schiller's Denkfest zu Stuttgart, am 11ten Mai 1826.

Wenn in den Tagen großer politischer Partheyen und gewaltsamer äußerer Aufregung die Stimme der Poesie verstummt, so finden wir Ersatz in den Leidenschaften selbst, die durch jene Aufregung in Bewegung gesezt werden: denn jede Leidenschaft ist ihrer Natur nach wahre Poesie und die Weltansicht, die aus ihr hervorgeht, eine wesentlich poetische. In einer Zeit dagegen, wie die unsrige, wo selbst die lezten Donner der Kriege und Revolutionen verhallt sind, und nun jene naßkalte Stimmung eingetreten ist, die auch in der Natur gewöhnlich auf Gewitter folgt; in einer Zeit, die keine andere Aufregung zu kennen scheint, als etwa die des Magens und der damit zusammenhängenden niedern Geisteskräfte; da ist der Dichter allein der Prometheus, der die erloschene Lebenswärme in den Gemüthern der Menschen auf's Neue zu erwecken — der Orpheus, der die rohen Bestien zu entwildern und Steine und Felsen zu beseelen vermag. Wenn dann die Sänger schweigen, oder wenn das Volk theilnahmlos und kalt, oder höhnend an ihnen vorübergeht; so ist dieß das Zeichen einer Erstarrung, aus der Rettung nur um einen Preis zu erkaufen ist, der vielleicht theurer ist, als das Gerettete selbst.

Die Sänger schweigen; daß aber das deutsche Volk die Theilnahme am Gesang noch nicht verloren hat, beweist die allgemeine Verehrung gegen die großen Heroen der Poesie, die sich auch in unsern Tagen auf so vielfache, unzweydeutige und oft rührende Weise ausgesprochen hat; vor allem die Begeisterung für Schiller, der ja eigentlich in den lezten Jahren erst wahrhafter Nationaldichter geworden ist, seitdem die Werke jenes unsterblichen Geistes nicht bloß in den Bibliotheken der Vornehmen und Reichen stehen, sondern auch auf dem Arbeitstisch des Unbemittelten und selbst in der Hütte des Armen nicht länger fehlen.

Wenn unser Herz bey den Lebenden keine Befriedigung findet, so wendet es sich mit seiner Liebe zu den Todten: still und fest ist das Grab, treu und verschwiegen die todte Brust. Wer aber unter allen den großen Todten, die den deutschen Namen ehren, wäre dieser Liebe würdiger, als Er? als Er, dessen Werth, zu hoch für jedes preisende Wort, nur in dem freudigen Entgegenschlagen jedes biedern Herzens seine volle Anerkennung findet? als Er, dessen edler Geist nie dem vergänglichen Tand sinnlicher Lust und eitler Ehre gefröhnt, stets nur das Hehre, Würdige, Ewige gefeyert hat? als Er, der durch die reine läuternde Glut seiner Poesie in tausend Seelen das Feuer der Begeisterung für alles Gute und Schöne entzündet hat, das unauslöschlich, wie die Opferflammen auf dem Albordi, zum Himmel auflodert?

Eine ernste, aber gewiß die würdigste Feyer des Frühlings war es daher, die am 11ten Mai dieses Jahres durch den Stuttgarter Liederkranz begangen wurde: die erste Wiederkehr des am 9ten Mai des vorigen Jahres (Schiller's Todestag) zum ersten Male gefeyerten Schillerfestes, dießmal durch Ungunst des Wetters auf einen der nächstfolgenden Tage verschoben.

Vor Schiller's Büste, die, zweckmäßig geschmückt, in der Silberburg, einem öffentlichen Garten außerhalb der Stadt, aufgestellt worden war, standen die Mitglieder des Liederkranzes; außerhalb der Schranken eine zahlreiche Versammlung von Einheimischen und Fremden, die gekommen waren, um Theil zu nehmen an dem Feste. — Ein feyerlicher Marsch aus der Zauberflöte, ausgeführt von Mitgliedern der königlichen Hofkapelle, eröffnete um fünf Uhr die Feyer. Darauf wurde von dem Chor des Liederkranzes das schöne, von Professor Gustav Schwab für denselben gedichtete, Lied: „Wir kommen uns in dir zu baden" gesungen; und nachdem dasselbe beendigt war, betrat eines der Mitglieder des Liederkranzes, Dr. Schott, die Stufen der Erhöhung, auf welcher die Büste des Dichters stand, und sprach folgende Rede:

* * *

Rede.

Zum ersten Male kehrt uns die Feyer des Tages zurück, die wir voriges Jahr dem Andenken unsers größten Dichters, und wie wir hoffen nicht ohne Theilnahme mancher unserer Zuhörer, geweiht haben. Wenn ich mir erlaube, vor einer so ansehnlichen Versammlung redend aufzutreten, so geschieht es wohl nicht in der Meynung, als dürfe ich Anspruch auf Beredtsamkeit machen, oder als sey ich einem Gegenstande gewachsen, welcher nur die Aufgabe des ausgezeichneten und bewährten Talentes seyn kann; und ich müßte um doppelte Nachsicht bitten, wenn es nicht Pflicht eines jeden Mitgliedes wäre, dem Gesellschaftszwecke sich hingebend, auch mit schwachen Kräften einer edeln Sache zu dienen.

„Wir lieben den unsterblichen Dichter, dessen Namen uns hier versammelt hat, aber lieben ist erkennen,"

so sprach der Redner des vorigen Jahres, und zeigte uns damit den einzigen Weg, den wir bey der alljährigen Feyer unsers Festes zu gehen haben. Wir werden also unser Ziel am sichersten erreichen, wenn wir die eigenen Werke des Dichters in dem lebendigen Worte der Rede und in den harmonischen Tönen des Gesanges dem Geist und dem Herzen unserer Zuhörer zurückrufen. Ich kann es demnach nicht für unpassend halten, wenn ich Schillers Gedicht

„An die Sänger der Vorwelt"

zum Gegenstande meines Vortrags wähle, und es versuche, die Klage des Dichters zu beantworten.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist, hoch auf den Flügeln des Liedes?
Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht, euer empfundenes Wort,
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm redend und bildend erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut.
Nährt' und reinigte sie! der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Liedes,
Dem noch von Außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

Diese Laute, welche einen Vorwurf gegen sein Zeitalter zu enthalten scheinen, führen uns zu einiger Betrachtung der Stellung des Dichters zum Volke, und des Verhältnisses Schiller's zu dem unsrigen. Wenn wir annehmen, daß das Wesen aller Dichtkunst darin bestehe,

die menschliche Seele durch Erhebung für Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit zu erfreuen, so ist es jedem ächten Dichter vergönnt, seine Bestimmung zu erfüllen, die Zeit, der er angehört, mag seyn, welche sie will; und der Genius bricht sich die Bahn an der sonnerhellten Küste Klein-Asiens, wie in Kaledoniens nebelumgürtetem Hochlande, in dem goldenen Garten Hesperiens, wie unter Indiens gewürzduftendem Himmel, auf der ernsten Schule der Gelehrten, wie an den glänzenden Höfen der Fürsten. Homer und Ossian, Tasso und Camoëns, Shakspeare und Schiller waren die Freude und die Bewunderung ihrer Zeit, und auch die kommenden Geschlechter wird die Sonne der Dichtkunst erleuchten. Verschieden aber ist der Pfad, auf welchem der Dichter zum Tempel seines Ruhmes emporsteigt, so verschieden als der Laut, mit welchem der Genius sich in die Brust des Hörers senkt. Hier tritt uns in Charakter, Sprache und Oertlichkeit eine Mannigfaltigkeit von Verhältnissen entgegen, welche so unendlich ist, als die Natur selbst. Hier in der Außenwelt aber auch sind in jedem Zeitalter die Gränzen gesteckt, welche selbst der Dichter nicht zu überschreiten vermag. Zwar steht jeder Dichter auf der Höhe seiner Zeit; aber keine Zeit ist vollkommen, und selbst wenn der Genius, wie es sich begibt, mit dem Zeitgeiste ringt, muß er den Stempel des Jahrhunderts tragen, das ihn geboren.

So lange in der Jugendzeit eines Volkes Religion und Geschichte, die Wissenschaft überhaupt nur im Gesange lebt, so erringt der Dichter als wahrhafter Volksdichter die höchste Palme; dann ist er der Führer im Leben, der Lehrer des Volks, der Verkündiger seiner Heldenthaten und der Bewahrer seiner Heiligthümer. An seinem Liede entzündet sich jene Begeisterung, die Mutter hoher Gesinnung und That, jene Flamme heißer Liebe für das Vaterland, das hinwiederum in ihm seinen edelsten Sohn dankbar und huldigend ehrt. Wenn in den schönen Tagen des Alterthums der einfache Lorbeer- oder Fichtenzweig des Siegers Haupt umkränzte, wenn bey den festlichen Spielen und Kämpfen vor allen Völkern Griechenlands der Name des gekrönten Siegers in tausendstimmigem Rufe zum Himmel stieg, wenn selbst die Vaterstadt des Dichters, nur weil sie ihn erzeugte, unsterblichen Ruhm gewann, und ihres Dankes keine Gränzen fand, wenn endlich der Dichter in des ganzen versammelten Volkes Stimme erkannte, daß sein Wort ein empfangendes Ohr entzückt hatte, das es im tiefsten Herzen empfunden war, dann hatte er wohl das Höchste erreicht, was das äußere Leben dem Menschen zu bieten vermag. Glücklich aber vor allen Ländern ist Hellas zu preisen, welchem die Vorsehung in den schönsten Momenten seines Volkslebens auch immer den Genius sandte, der in unvergänglichen Werken den Ruhm seines Volkes zu den Sternen trug. Glücklich auch jezt noch ist Hellas, das zum zweyten Male jugendlich blüht; seine Sonne ist mit neuem Glanze aufgegangen und der aus der Asche erstandene Phönix wird auch die schlafenden Sänger wieder erwecken.

Nicht allen Völkern, nicht aller Zeit wurde so seltenes Glück beschieden, und wenn unsere eigene Vorzeit auch reich ist an großartiger Gesinnung und heldenmüthiger That, so hat doch der kältere Himmelsstrich uns keinen Homer begeistert; nicht erflehen, nicht erziehen läßt sich der Genius; frey als ein Geschenk des Himmels tritt er in das irdische Leben ein. Wohl dürfen wir beklagen, daß mit den Helden des schwäbischen Kaiserhauses auch jene sangreiche Zeit vergangen ist, ohne eine nationelle Dichterschule fortzubilden; darum wird uns aber jene altdeutsche Poesie mehr als historisches Erinnerungsmal, denn als Vorbild ehrwürdig seyn, und das neunzehnte Jahrhundert darf nicht bey den Minnesängern und Troubadours des Mittelalters in die Schule gehen. Die jetzige Zeit aber, nachdem Religion und Geschichte der Prosa überliefert sind, nachdem alles Oeffentliche aufgehört hat, nachdem Kunst und Wissenschaft sich in das Privatleben zurückgezogen haben, die jetzige Zeit freylich kann keinen Volksdichter im antiken Sinne des Worts mehr erzeugen. Allein wenn es auch ein Unglück ist, einer streng begränzten Nationalität, einer eigenthümlichen Volksbildung zu entbehren; finden wir nicht Entschädigung in dem höhern Standpunkte, den wir einnehmen, in dieser allgemeinern Kultur, und vor allem in jener edleren Humanität, welche sich nicht auf die Gränzen eines Landes, auf einen kurzen Abschnitt der Weltgeschichte beschränkt, sondern alle Völker und alle Zeiten umfaßt?

In diesem Sinne sind die Dichter-Heroen der neuern Zeit nicht mehr die Dichter ihres besondern Landes, sondern der ganzen Welt; ihrem Gesange huldigen alle Völker, welche die Fessel der Barbarey zu sprengen vermochten. Freyer als die Dichter des Alterthums erheben sie sich zu allgemeinen und erhabenen Ideen, welche ihren Werken einen unermeßlichen Umfang geben. Alle Gebiete des Lebens, welches durch das Christenthum und die Erhebung des Menschen über die sinnliche Welt eine höhere Bedeutung gewonnen hat, treten ihnen unter dem Gesichtspunkte großer leitender Gedanken entgegen,

die als eine Frucht der Philosophie ihre Werke läuternd durchdringen. Diese Philosophie, diese höhere Weltansicht ist es insbesondere, welche Schiller's Werken überall den Stempel der edelsten Humanität aufgedrückt, welche ihn allem Gemeinen und Beschränkten so feindselig gegenüber gestellt, welche ihn zu einem sittlichen Veredler seines Volks gemacht, und welche ihn vor der Schande jener aristokratischen Hof-Poesie, die so manches schöne Verdienst befleckt, bewahrt hat.

Mag er auch, empört von der Gemeinheit und Nichtigkeit des alltäglichen Lebens, sich gesehnt haben, in der Geschichte als Volksdichter in jenem Sinne der Alten zu leben! mochte er auch, den Gott im Busen fühlend, die Thaten vermissen, welche die Lyra freudig wecken! konnte er auch nicht seines Volkes lebendige Stimme vernehmen! — Größeres ist's, was er errungen hat.

Nicht äußerer Ehrenzeichen bedurfte Schiller, auch nicht öffentlich ausgesprochener Beyfall hätte ausgereicht für seinen Lohn; ein höherer Preis mußte diesen Ringer stärken; in jenen Nächten, in denen er, mit Sehnsucht zum Sternenhimmel aufblickend, der Gottheit näher war, da sagte ihm sein Genius, daß er der Menschheit angehöre. Wer könnte daran zweifeln? da sein ganzes Leben dem Kampfe für Wahrheit, Schönheit, Recht und Sittlichkeit geweiht war; und da er, was das Geheimniß des Genies ist, alle Kräfte seines Geistes nur auf Einen und nur auf diesen Einen Punkt gerichtet hat. Darum aber auch ist er einer der Wenigen, durch welche die Humanität sich fortpflanzt, einer der Wenigen, welche eine lebendige Saat ewiger Bildungen ausgestreut haben.

So groß aber Schiller ist in dem, was er war, so groß ist er auch durch das, wie er es war. Keiner Schule angehörend, keiner Autorität unbedingt folgend, hat er als Dichter und Denker sich frey und selbstständig ausgebildet.

Romantisch darf seine Poesie genannt werden wegen der zarten Huldigung, welche sie allem Schönen darbringt, wegen der tiefen Empfindung, mit der sie das Höchste im Menschenleben umfaßt, wegen des kühnen Fluges, mit welchem sie sich zu den ewigen Idealen aufschwingt; allein sie verschmäht jenes kindische Allerley, jener sinnlosen, aller festen Gestaltung ermangelnden Phantasiespiele der romantischen Schule, sie scheut jenes mystische Halbdunkel religiös sinnlicher Gefühle, durch welche religiös sittliche Wahrheiten künstlich verfinstert werden. Vor solcher Verirrung bewahrte sich Schiller durch seinen Geschmack, durch sein richtiges Gefühl und durch das fortgesetzte Studium der Schriftsteller des klassischen Alterthums; dieser Schriftsteller, welche nur ein Mal in der Weltgeschichte durch einen Zusammenfluß glücklicher Umstände erschienen, und als Musterbilder für alle Zeiten und für alle wahre Bildung gegeben sind. Aber frey, und ohne sich selbst aufzugeben, hat er sich die Kunst und die Kraft dieser klassischen Zeit angeeignet; wie hätte er sonst die Zeit, in der er lebte, als Dichter vertreten und sich zugleich über sie stellen können? Seine Zeit aber hat er in ihrer tiefsten Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und doch hat die klassische Bildung, die wir an ihm bewundern, bey aller Großartigkeit antiker Art, jedes Element des jetzigen Lebens durchdrungen. Ebensowenig endlich finden wir bey ihm jene todte und geschmacklose, die Sprache zerhämmernde, jede selbstständige Fortbildung derselben vernichtende Nachahmung der Alten; seine Dichtungen schwellen von frischer Blüthe und Frucht, wenn er gleich in deutscher Sprache griechische Schönheit mit römischer Kraft vermählt hat. Mit antikem Verstand, Maaß und Klarheit, mit deutscher Seele, Tiefe und Phantasie hat seine Muse das Schwierigste, das Höchste erreicht, und des Denkers tiefe Weisheit mit der Dichtkunst schönstem Reize geschmückt.

So darf sich also Schiller in seines Ruhmes unsterblichem Glanze zu jenen beneideten Sängern der Vorwelt gesellen, denn was diese ihrem Volke je gewesen, das ist er uns und der Menschheit: er hat zum Himmel den Menschen gesungen, er hat den Geist hoch auf den Flügeln des Liedes getragen, von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht fliegt sein empfundenes Wort, und mit Andacht und Liebe begrüßen wir heute:

Was sein Genius und redend und bildend erschuf.

Hierauf wurde das bekannte Lied: „Wolken verschweben“ aus Zumsteegs Geisterinsel gesungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Mai 1826.

Darf so der ird'sche Lenz sich neu erschließen,
So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen!

Uhland.

Schiller's Denkfest zu Stuttgart, am 11ten Mai 1826.

(Beschluß.)

Herr Professor Gustav Schwab betrat nun die Rednerbühne und recitirte, indeß in der Ferne bereits der Donner rollte und ein herannahendes Gewitter ankündigte, ein von ihm verfaßtes Gedicht, in reimfreyen Versen:

Der späte Frühling stellt sich endlich ein,
Der Wolkenschleyer reißt, die Lüfte wehen
Nicht unaufhörlich mehr aus trübem Nord.
Die Blüthe sieht sich wieder fröhlich an,
Und, langsam zwar, doch zieht er sich zurück
Der starre Frost, der tückisch lauernde.
Es schmückt sich die Natur zu unsrer Feyer,
Fruchtbarer Donner rollt im Westen fern,
Nicht Winter soll es seyn an diesem Tag.

Ein Dichterfest ist auch ein Frühlingsfest,
Denn ew'ger Lenz durchblüht den Geist des Dichters,
Und Blum' um Blume schließt sich auf in ihm,
Und keine welkt, weil eine neue kommt.
Von solchen sprech' ich, wie wir Einen preisen,
Von solchen, die kein Hauch der Zeit berührt,
Die reifer stets, doch immer jung, am Thor
Des Grabes erst ihr Schwanenlied uns singen,
Wie unser Schiller es gesungen hat.
Die Phantasie, des Geistes Frühlingsgabe,
Sie kehrt wohl flüchtig bey uns allen ein;
In frischer Jugend singt man wohl ein Lied,
Wohl seinen Spätlenz hat ein Mann, erzählt
Sinnvolle Sagen aus der Väter Zeit;
Doch jene Jugendgöttin flieht uns bald,
Der heiße Sommer kommt, der kühle Herbst;
Sie stellen anders uns die Dinge dar,
Die Menschen anders und den Lauf der Welt;
Da ist nichts mehr vom Nebelduft umzogen,
Da ist nichts mehr vom Frühlingshauch gewürzt,
Wir suchen jene Seelenkraft umsonst,
Die sich die Welt nach ihrem Willen schuf,
Den Strahl umsonst, der Alles rings verklärte.
Ach, bald entlaubt sich Alles um uns her,
Und eh der Schnee auf unsrem Scheitel glänzt,
Ist kalt das Herz und unsre Welt verschneit.
Den heiß' ich Dichter, der nichts davon weiß,
Vor dessen Auge, wo es hin mag schauen,
Der Dinge Wesen unverwelklich steht,
Von seines Geistes Sonnenlicht beschienen,
Getränkt vom Thau des ewigen Gefühls,
Im Farbenglanz der Phantasie sich spiegelnd;
Den nicht des Scheins gespenst'ge Gegenwart
Durch seines Lebens längre Hälfte quält,
Und der nur kund thut, was er wirklich schaut,
Wenn er den Traum der ew'gen Jugend singt.

Uns aber sind geschenket solche Geister,
Daß sie mit ihrem langen Frühlingslied
Den kurzen Lenz in unsrer Seele wecken,
Wenn er noch schlummert, und, wenn schon er schwand,
Uns die Erinn'rung zaubern in das Herz,
und uns verjüngen, während wir ihm lauschen.

Wer steht in [illegible] Kreise, der nicht schon
Bey Schiller's Lied in [illegible] Jugend schwelgte?
Wo ist des Jünglings, wo der [illegible] Herz,
In dem nicht reiner Jugend Knospe sprang,
Und, wie in lauer Mainacht, schnell zur Blüthe
Sich aufthat, wenn des Dichters Phantasie
Der ersten, frühen Sehnsucht heil'ge Glut
Verkörpert in den seligen Gestalten,
Die seinen dunkeln Wallenstein durchziehn?
Wo ist der Mann, dem's in der Brust nicht klopft,
Dem nicht erwachter Traum die Seele füllt,
Wenn herrlich, in der Jugend Prangen, ihm,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn, der Dichter,
Der Jünglingsliebe flücht'ge Schöpfung malt?
Und wer, der längst der Hoffnung abgesagt
Auf schnellen Sieg der Wahrheit und des Rechts
In dieser Welt voll Trug und Eigensucht,
Auf diesem Tummelplatz der Leidenschaft:
Wer glaubt nicht an der Freyheit Morgenroth,
Wer blickt nicht hoffend jezt nach Osten hin,
Sieht nicht getroster dort das Feuer flackern
Des schwachen Dochtes, der noch immer glimmt,
Wenn für den Glauben kämpfend ihm Provinzen
Der Dichter zeigt, und einen Posa fleh'nd,
Und einen Philipp schwankend und gerührt.

Das ist des Dichters Frühling, dessen Glanz
Die dürre Gegenwart mit Blüthen schmückt.
Im Urbild zeigt er Menschen uns und Welt,
Damit wir Welt und Menschen nicht verachten;
Er drängt uns die Jahrhunderte zusammen,
Das Edle zeigt er, und des Guten Lohn,
Das Böse stellt er auf den rechten Platz,
Wo es begreiflich, wo es nöthig wird,
Bis wir den Plan der höchsten Weisheit ahnen,
Und das Gewimmel, das uns irrt und quält,
In Gruppen sich vertheilt, zur Ordnung wird,
Und bis die Leitung der allmächt'gen Hand,
Der unsichtbaren, klar und sichtbar ist.
In seinem Spiegel zeigt's der Dichter uns,
Wir hören es, zwar halb in Räthselwort;
Doch wenn wir dann hinaus in's Leben treten,
So fühlen wir: es war kein eitles Bild,
Kein leerer Schall, und Spuren treffen wir
Auch in der Welt von jenem Dichterlenz:
Es hebt sich jede beßre That heraus
Vor unserm Blick; geschärft ist unser Auge
Für jede Liebenswürdigkeit; ja selbst
Den Schlechten finden wir erträglicher,
Den Falschen, wenn die Dichtung uns gelehrt,
In's Herz ihm schauend über ihn zu denken.

Und endlich, endlich wird der Glaube wach,
Daß jener Frühling, wie er vorgebildet
Im Dichtergeiste blüht, im Leben auch
Sich hinter blätterloser Knospe birgt,
Die winterlich uns däucht, und daß er einst
Aufbrechen wird in einem bessern Seyn; —
In jenem Seyn, in dem der Dichter lebt,
Deß Angedenken heute wir begehen.
Was er so herrlich voremfunden, weiß
Und schaut er jezt; wir aber laben uns
Am süßen Vorgeschmack in seinem Lied.

Und wie der Vögel Sang jezt neu erwacht,
Auf blühndem Baum den Frühling jubelnd grüßt,
So hört ihr uns mit dankerfüllter Kehle
Den Dichterlenz begrüßen, der sich uns,
So oft das Auge schauen will, erschließt.
Und wenn wir nach der Feyer uns zerstreuen,
So nimmt ihn Jedes in dem Herzen mit;
Dort pflegt es ihn, dort tödtet ihn kein Frost:
Er blüht, des ew'gen Frühlings Unterpfand.

Das Gewitter war indeß immer mehr heraufgezogen, und kaum konnte noch das bekannte herrliche Gedicht: „Die Macht des Gesanges" von Schiller, das von einem Mitgliede des Liederkranzes, Hrn. Kocher, (für vierstimmigen Chor) trefflich in Musik gesezt war, vorgetragen werden, als ein Regenschauer die versammelte Gesellschaft auseinandersprengte und zwang, in dem nahen Gartenhause eine Zuflucht zu suchen.

Die Ouverture aus der Oper Titus leitete, nachdem dieser kleine Schreck für die Damen vorübergegangen war, die zweyte Abtheilung der Feyer ein. Zunächst wurde ein für dieselbe gedichtetes Lied von Hrn. Stadtrath Ritter, in Musik gesezt von Hrn. Silcher gesungen, das wir hier folgen lassen.

Was schwellt uns heut so hoch die Brust?
Das Fest des Edeln, den wir kennen,
Für welchen alle Herzen brennen,
Den wir mit Stolz den Unsern nennen,
Der uns erfüllt mit Himmelslust, —
Das schwellt heut unsre Brust!

Was gibt sein hehrer Geist uns kund?
Des Lebens Strom in Zaubertönen;
Den Werth des Göttlichen und Schönen;
Den Ruf: das Reine nur zu krönen;

Die Glut aus heller Seele Grund, —
Das gibt sein Geist uns kund!

Wo lenkt uns hin sein Feuerflug?
Zu seligen Begeisterungen;
Zur Kraft, die erst sich selbst bezwungen;
Zu hoher Tugend Huldigungen;
Zur Freyheit, zu des Rechtes Fug, —
Da lenkt uns hin sein Flug!

Was ist des deutschen Sängers Pflicht?
Des Danks Gefühle zu beleben,
Den Ruhm des Meisters zu erheben,
Gleich Ihm, nach Würdigem zu streben
Und nach der Wahrheit Sonnenlicht, —
Das ist des Sängers Pflicht!

Darauf trat Herr Opernregisseur Krebs auf, und deklamirte mit vielem Ausdruck Schiller's „Lied von der Glocke." Nächstdem wurde das Lied: „Freude, schöner Götterfunken!" (nach der von Herrn Hofsänger Häser für den Liederkranz komponirten Weise) vorgetragen; worauf ein für das Fest gedichtetes Lied von Dr. Hermes folgte:

Es sprengt der Mai des Winters starre Bande;
Er ruft die Sänger heim aus fernem Lande,
Er labet sie auf lauen Frühlingslüften,
Er grüßet sie mit Blüthen, Kränzen, Düften;
Schon schwillt die Brust und überall
Hallt, tönt und klingt's von Liederschall.

Doch Einer fehlt im heitern Sängerkreise,
Der nie gefehlt, wenn es, mit ernster Weise,
Das Edle galt zu feyern und das Schöne;
Er fehlt, und es verstummen alle Töne;
Er fehlt, und traurig schweigt das Feld,
Wald, Flur und Au, von Schmerz entstellt.

Da braust und wogt ein so gewaltig Klingen,
Wie Stromessturz vom Felsen, Sturmesschwingen
Von Ost und West, von Süden und von Norden:
Der todte Sänger lebt in den Accorden!
Und aufwärts, wie sein Geist sich schwang,
Wallt tausendstimmig der Gesang.

Mit dem Vortrag des Rochlitz'schen Liedes: „Hoch lebe deutscher Gesang!" (unter Instrumental-Begleitung) wurde endlich das Fest, als bereits die Nacht eingebrochen war, beschlossen, und ließ gewiß in den Meisten, die dabey zugegen waren, das Andenken an eine Stimmung zurück, die leider in unsern gegenwärtigen Lebens- und Gesellschaftsverhältnissen nur all zu selten sich zeigen kann.

Der Liederkranz hat sich durch dieses Fest Ansprüche auf die Dankbarkeit aller Anwesenden erworben; und außer den Mitgliedern desselben, die für die Anordnung der Feyer thätig gewesen waren, fühlen wir uns verpflichtet, besonders auch der Herren Mitglieder der königlichen Hofkapelle rühmlichste Erwähnung zu thun, welche die Soloparthien in den Gesängen, so wie die begleitende Instrumentalmusik mit vieler Liebe ausführten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. April.

Spontini's Olympia hat auch in ihrer verbesserten Gestalt nicht lange die Opernbühne behaupten können, der Text zieht das Publikum zu wenig an, und die Musik ist dem Orchester zu schwer, und den Zuhörern etwas zu verworren und zu lärmend. Dagegen erhält Boyeldiens weiße Frau auf allen Bühnen Frankreichs und der Nebenländer rauschenden Beyfall; solch eine faßliche, gefällige, lebhafte Musik ist es, was dem großen Haufen behagt. In seiner Vaterstadt Rouen hatten die Tonkünstler aus lauter Enthusiasmus dem Verfasser der weißen Frau eine hübsche Serenade gebracht; allein dieß ist ihnen nicht wohl bekommen; denn die Polizey hat darin eine Störung der öffentlichen Ruhe erkennen wollen, die Serenadisten vor Gericht gezogen, und sie zur Erlegung einer Geldbuße von einigen Thalern verurtheilt; es läßt sich nichts ungereimteres denken, als solch ein Urtheil, und ich zweifle, ob in einem andern Lande Richter eine ähnliche Entscheidung von sich geben würden. Im Grunde mögen die Richter zu Rouen wohl selbst die Abgeschmacktheit ihres Urtheils erkannt haben; allein ihr Beweggrund war vermuthlich dieser: Wenn die Volksdeputirten nach geendigter Session in ihre Departements zurückkehren, so werden den Freysinnigen unter ihnen zuweilen Serenaden gebracht; dieß mißfällt natürlich den Präfekten und andern Ministerialbeamten; und um nun dergleichen Ehrenbezeugungen verhindern zu können, werden die eines populären Rufes erwiesenen Ehrenbezeugungen alle insgesammt verhindert oder geahndet; denn wenn man eine zu Ehren Boyeldieus gebrachte Serenade nicht als ein Vergehen behandelte, wie sollte man hernach das Recht haben, diejenigen zu verfolgen, die einem liberalgesinnten Deputirten ein Ständchen bringen? Der Konsequenz halber wird also alles, was die Schlafmützen in Unordnung bringen könnte, als ruhestörend vom Polizeygerichte betrachtet, und so viel als möglich mit Geldstrafe belegt. Dergleichen Albernheiten werden unmöglich lange Dauer haben können; eine große und aufgeklärte Nation läßt sich nicht lange so kindisch behandeln; die Schuld liegt aber an den Gesetzen, wovon die meisten noch aus einer Zeit herstammen, da man es für nöthig hielt, die Bürger immer auseinander zu halten, und jeden Verein auf öffentlichen Plätzen als eine Zusammenrottung ansah. Man hatte Scribe in den Tagesblättern vorgeworfen, er sey mit seinem gewöhnlichen Witze zu sparsam gewesen am Tage der Operette, die weiße Frau; vielleicht hatte er sich dieß zu Gemüth geführt; denn seitdem hat er eine andre Operette, das junge Mütterchen, gegeben, worin man seinen Witz ganz wieder findet, und dießmal hat er den Tonkünstler Namens Fétis überwältigt, während er bey der Operette, die weiße Frau, von Boyeldien überwältigt worden war. Der Inhalt ist kürzlich dieser: während des Feldzugs der großen Armee gegen Rußland (ein Feldzug, dessen grausame Folgen bereits vergessen werden, und der schon Stoff zu mehrern Theaterstücken lustigen Inhalts geliefert hat) verkleidet sich eine junge und schöne russische Gräfin, aus Furcht vor den Franzosen, die man in den russischen Bulletins beynahe als Menschenfresser schilderte, in ein altes Mütterchen;

ein junger gefangen genommener französischer Offizier, kommt auf ihr Schloß ein's Quartier; das Mütterchen bezeigt sich recht liebreich gegen ihn, und als ein Befehl der Regierung kömmt, der die gefangenen Offiziere nach Sibirien verweist, weiß sie kein anderes Mittel, ihn von der Verweisung zu befreyen, als daß sie sich entschließt, ihn zu heirathen, indem sie ihn dadurch zu einem russischen Gutsherrn macht. Ein solches Mütterchen zu heirathen, hat freylich für einen jungen Offizier nichts sehr Einladendes; allein ein reicher Gutsbesitzer zu werden, und nicht nach Siberien wandern zu müssen, hat doch sein Gutes; er sieht, daß er in den sauren Apfel beißen muß, und ergibt sich. Die Heirath soll noch denselben Abend vor sich gehen; das Mütterchen schickt sich zum Brautschmucke an; aber allmählig verjüngt sie sich, und zulezt tritt sie als reitzende junge Braut hervor; der Charakter des Offiziers ist ganz in dem heitern Tone der Scribeschen Liebenden; die Liebe weiß er auf eine scherzende Art zu behandeln, wodurch sie den faden Anstrich verliert, den sie in so manchen Theaterstücken hat; indessen wenn man ein halb Dutzend Stücke von ihm gesehen hat, so merkt man doch auch wieder das Einerley. Ich sah neulich an einem Abende auf dem Théâtre de Madame mehrere Stücke, an denen Scribe Mitarbeiter gewesen ist, nämlich: der schönste Tag meines Lebens, Mädchen zu verheirathen, die erste Liebe, und das Dachstübchen der Künstler, lauter Gemälde voller Heiterkeit und Scherz; der schönste Tag meines Lebens hat den Dichter freylich wenig Mühe gekostet, denn er hatte den ganzen Umriß des Stückes in Theod. Leclercqs Sammlung dramatischer Sprichwörter vorgefunden, einem vor einiger Zeit erschienenen merkwürdigen Werke, das reich an Skizzen aus der wirklichen Welt ist, und von einem scharfsinnigen und witzigen Beobachter herrührt, welcher die komische Seite der heutigen Sitten sehr gut auffaßt und darstellt; alles freylich in leichten und flüchtigen Zügen. Unter diesen Skizzen befindet sich dann auch eine, worin die Verwirrung eines Hochzeittages in der großen Welt, das heißt unter den Reichen, sehr lustig geschildert wird: aus dieser Skizze nun hat Scribe mit seinen Gehülfen ein Vaudeville gemacht, worin die Gefallsucht der jungen Frau, die Plagen des reichen Ehemanns, der Weltton der Schwiegermutter, welche von lauter mütterlicher Zärtlichkeit überfließt, und doch darüber ihr eigenes Ich nicht vergißt, dann der schwache Schwiegervater, der bey jedem Vorfalle nichts weiter untersucht, als ob dieselbe dem Gebrauche gemäß seye, ein sehr gefälliges Gemälde ausmacht. In dem zu verheirathenden Mädchen geht die Handlung in einer nicht so hohen Sphäre vor. Hier ist es eine gute, schlichte Familie auf dem Lande, die, weil sie einen jungen, reichen Nachbar zum Besuche erwartet, sich zwängt und ängstiget, um seinen Beyfall zu erhalten, dadurch in eine lächerliche Steifheit verfällt, die dem jungen Gutsbesitzer widerlich wird, und ihn von dem Vorsatze abbringt, die Tochter des Hauses zur Ehe zu begehren. Das arme Mädchen soll singen, damit der junge Herr ihre schöne Stimme bewundern könne; allein man hat sie so zugeschnürt, daß sie kaum athmen kann. Die Hausfrau ist den ganzen Morgen in der Küche beschäftigt gewesen, um ihr Kochtalent zu zeigen; allein der junge Herr hat schon gefrühstückt und kostet nichts von allen den leckern Sachen, die mit so vieler Mühe zubereitet worden sind; so geht alles den Erwartungen und Wünschen zuwider. Als man aber vernimmt, daß die Familie dem jungen Herrn nicht gefällt, und als ein Freund des Hauses einen andern Freyer vorschlägt, wird die Familie auf einmal von aller ihrer Aengstlichkeit befreyet; die Alltagskleider werden wieder angelegt und der gutmüthige Charakter blitzt wieder hervor, das Mädchen gefällt und die Heirath wird beschlossen; dieser plötzliche Uebergang ist zwar nicht sehr natürlich; aber solche Unwahrscheinlichkeit muß man Scribe in manchem seiner Stücke zu gute halten. Gerade aus den Unwahrscheinlichkeiten zieht er den Stoff zum Komischen. So kömmt in seiner Ersten Liebe ein Mädchen vor, das von dem ihr vorgeschlagenen Freyer nichts hören will, weil es einem Vetter, dem es in früher Jugend Liebe geschworen hat, der aber seitdem in die Fremde verreist ist, treu zu bleiben beschlossen hat. Der Freyer gibt sich nun keck für diesen Vetter aus, läßt sich alle die kleinen Vorgänge aus der Jugend wieder ins Gedächtniß bringen und erhält die Hand des Mädchens; aber als die Heirath vor sich gehen soll, erscheint plötzlich der Vetter wieder, aber als ein liederlicher Kerl, voll Schulden und bereits mit einer Nätherinn verheirathet. Die Erste Liebe geht zu Grunde und der Freyer gelangt zum Ziele. Die Voraussetzung, die diesem Stücke zum Grunde liegt, ist ungereimt; aber wenn man dieselbe dem Verfasser nachgibt, so findet man es sehr lustig, wie das Mädchen ihn an alle die Vorgänge erinnert, an das Zusammenspazieren im Mondscheine, an den Kuß, den er ihr einmal geraubt hat, an ihre zärtlichen Unterhaltungen u. s. w., worauf er antwortet, wie ein aus dem Traume Erwachender, aber doch fürchtet, aus diesen Erinnerungen zu erfahren, daß er in seiner Jugend sich zu viel Freyheit mit seinem Bäschen herausgenommen habe. In dem Dachstübchen der Künstler ist die Handlung romanhafter; ein junger Maler, ein Tonkünstler und ein eben promovirter Arzt wohnen unter dem Dache zusammen; hier ist nichts übertriebenes; manche jezt berühmten Männer in Paris, die arm aus der Provinz gekommen waren, haben so begonnen; Marmontel, Diderot und manche andere haben Anfangs so gelebt; was aber unwahrscheinlicher vorkömmt, ist, daß dieses Kleeblatt, das sich mit Mühe durchhilft und den Miethzins schuldig ist, eine Waise aufnimmt und ernährt, die dafür ihre Junggesellenwirthschaft besorgt. Die Noth treibt die Künstler aus dem Dachstübchen! der junge Arzt, welcher behauptet, man müsse ein wenig Charlatanerie treiben, um sich in der Welt durchzuschlagen, fängt an, die Armen zu kuriren, die Kunden vermehren sich, er wird zu einem Kranken geladen, läßt ein Portrait aus der Tasche fallen; es ist dasjenige der Waise, der Kranke, der dies Portrait erblickt, staunt, erkennt seine Nichte, sezt sie zur Erbin ein, ruft das Künstler-Kleeblatt in sein Haus; alles dieses wird sehr lustig vorgestellt. Es kömmt noch ein alter Professor der Medizin vor, der sich darüber beklagt, daß man heutzutage die ganze Arzneykunde in Blutigeln seye, eine Anspielung auf die Broussais'sche Lehre, die freylich eine furchtbare Konsumation von Blutigeln verursacht, weßhalb auch ein Teich mit Blutsaugern für die französischen Gutsbesitzer den Werth eines Bergwerkes erhalten hat, man wird wahrscheinlich darauf fallen, künstliche Blutigeleyen anzulegen, denn bereits ist dieser Artikel auch schon zur Ausfuhr nach Amerika sehr ersprießlich geworden. Der alte Professor, welcher der neuen Lehre fremd ist, und der junge Doktor, welcher etwas Marktschreierey treibt, um in Ruf zu kommen, scheinen ächte Abbildungen nach dem Leben zu seyn; solche Leute trifft man in den Pariser Gesellschaften ziemlich häufig an. Indessen ist die Marktschreierey der Aerzte eben keine neue Erfindung; einige ältere haben auch zu diesem Mittel ihre Zuflucht genommen. Ganz Paris kennt die Anekdote des jezigen Barons Port**, der, als er noch wenig angesehen war und nur eine geringe ärztliche Praxis hatte, Leute besoldete, die des Nachts aus allen Kräften an die großen Hotels der Vorstadt St. Germain klopften und schrieen, ob hier nicht der Doctor Port** wohne, da die Frau Gräfin N. N. oder die Fürstin N. N. schleunig seiner Hülfe bedürfte. Die Einwohner der großen Hotels, welche so oft nach dem Doctor fragen hörten, wurden aufmerksamer, meynten, er müsse wohl der Arzt aller gräflichen und fürstlichen Familien seyn, und ließen ihn selbst kommen; so bekam nach und nach der Herr Doktor eine ausgebreitete und angesehene Praxis, wurde königl. Leibarzt und Baron. Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Mai 1826.

Der wahre Unterschied der Regierungsformen dürfte in der Verschiedenheit der Wege bestehen, die man einschlagen muß, um in jeder mächtig zu werden.

Joh. v. Müller.

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien. *).

Von dem blinden serbischen Naturdichter Philipp, „Sliepac“ genannt, im Anbeginne der serbischen Revolution **).

Uebersezt von C. Herloßsohn.

Lieber Gott! welch großes Wunder!
Da es war verhängt von oben,
Daß es anders werden sollte
In dem Land der Serbier,
Und ein andres Reich beginne;
Dachten d'ran noch nicht die Knesen,
Auch die Türken nicht, die Plündrer ***),
Doch die armen Rajah wollten's,
Die das Weh nicht dulden konnten,
Nicht der Türken harten Zwang;
Jene, die sich Gott erwählt;
Weil das Blut der Erd entquellte,
Weil die Zeit war angekommen,
Wo man blut'gen Streit muß führen,
Blut für's heil'ge Kreuz vergießen,
Und die Ahnen Jeder rächen. —
Selbst des Himmels Heil'ge stritten,
Wunderzeichen oben bildend
An dem Himmel, ob dem Serbier Lande,
Bildeten zuerst dieß Zeichen:
Von St. Triphon bis zu Georg ****)
War der Mond in jeder Nacht verfinstert,
Daß die Serbier zu den Waffen sollten;
Doch die Serbier konnten sich nicht heben.
Drauf die Heiligen ein andres Zeichen:
Von St. Georg bis zu St. Demeter *)
Zogen stets am Himmel blut'ge Wolken,
Daß die Serbier zu den Waffen sollten;
Aber sie vermochten's nicht zu wagen.
Drauf die Heiligen das dritte Zeichen:
Als der Festtag war des heil'gen Sawa,
Donnerte es mitt' im Winter,
Wo es Zeit nicht ist dem Donner,
Blizt der Bliz am Tag des Heil'gen,
Und die Erd' erbebt von Osten —:
Daß die Serbier zu den Waffen sollten;
Doch sie scheuten die Empörung.
Dann das vierte Zeichen ward gesehen:
Ueber Serbien an dem hellen Himmel
Ward die Sonn' im Lenz verfinstert,
S'war am Tag des heil'gen Teifan,
Eines Tages dreymal ward sie finster,
Dreymal tanzte sie im Osten. —
Das gewahrten in Belgrad die Türken
Aus der Festung all' die sieben Dahien,
Aganlia und Kutschu Kalia,
Und zwey junge Brüder Fotscheh waren's,
(Mehmed-Aga und Muß-Aga)
Mulay Jusuf, er der große Pascha
Derwisch-Aga, Festungsproviantner,
Fotscho dann, der Greis von hundert Jahren.
Alle sieben hatten sich versammelt,
An dem Stambul-Thor von Belgrad **)

*) Despoten, Unterdrücker, Zwingherrn.

**) Sammlung serb. Volkslieder, herausgegeben von Wuk (Wolfgang) Stefanowitsch. Leipzig 1823.

***) Wörtlich Ausfresser.

****) Zeitabschnitt für die Dauer des Winterhalbjahrs.

A. d. U.

*) d. h. Während des Sommers.

**) Das Thor gegen Konstantinopel.

A. d. U.

Eingehüllt in purpurne Binischen *),
Ihre Thränen rollen und sie schau'n die Zeichen.
„Allah! Bruder, welche Wunderzeichen!
Freund, das deutet uns nichts Gutes.“ —
Und voll Angst die sieben Zwingherrn
Machten sich vom Glase Schüsseln,
Schöpften Wasser aus der Donau,
Trugen's auf den Thurm Nekoischa **),
Stellten auf des Thurmes Gipfel all die Schüsseln,
Und die Schüsseln spiegelten die Sterne,
Wollten da die Himmelszeichen schauen,
Was die Zukunft ihnen würde bringen.
Rings herum die Dabien standen,
Sahen sich gespiegelt in den Schüsseln,
Aber als sie wechselweis sich schauten,
Sah'n sie, daß auf keinem Rumpf der Kopf war,
Und sie nahmen ihre Nadschab-Eisen ***),
Und zerschlugen all die Glasgeschirre,
Warfen sie vom weißen Thurme in die Donau,
Daß nicht 'mal ein Stückchen bliebe.
Dann voll Sorgen alle sieben stiegen
Von dem Thurm des Jagschilch [1]) nieder,
Gingen nach dem großen Kaffeehause,
Sezten da sich nieder alle,
Rings im Kreise, einer an den andern,
Und den alten Fotscho in die Mitte.
Weißer Bart reicht ihm zum Gürtel,
Und sie riefen alle sieben Zwingherrn;
„Holt uns schnell die Weisen und Gelehrten,
Bringet her die Indschil-Bücher [2]).“ —
Und sie sah'n die Bücher, weinten viele Thränen,
Zu den Dabien sprachen sie, wie folget:
„Türken-Brüder, alle sieben Herrscher!
Also sagen uns die Indschil-Bücher:
Da am Himmel über Serbien
Solche Wunderzeichen sind erschienen,
Sind fünfhundert Jahre schon verflossen.
Damals ward das Serbenland gestürzet,
Damals hatten wir das Reich erobert,
Und zwey Gyaursche [3]) Fürsten da erschlagen,
Den Konstantin mitt' in Stambul
An dem Scharaz-Fluß, dem kalten Wasser [4])
Und den Lazar auf dem Feld Kossowa [5])
Milosch tödtete dafür den Murad —
Doch er hatte ihn nicht ganz getödtet,
Murad war am Leben noch geblieben,
Bis er Serbien sich hatt' erobert.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Oberkleid der Türken, Mantel.

**) Nekoischa, deutsch: der Unfurchtsame. Ein Thurm aus der serbischen Herrscherzeit. Unter den Türken ward er als Gefängniß benutzt.

***) Eine Waffe, wie ein Messer gestaltet, und von dem Handschar zu unterscheiden.

1) Jagschitulh, der Erbauer des Thurmes.

2) Indschil, das Evangelium der Türken, eine Art Apokalypse.

3) d. h. christliche.

4) Ein Flüßchen in Konstantinopel.

5) Lazar, der lezte serbische König. Feld Kossowen, das Amselfeld, eine fünfzehn Stunden lange Ebene, rings von Bergen eingeschlossen. Hier stand Lazar mit der serbischen Armee gegen den Eroberer Murad I. im Juni 1389. Er hatte zwey Pflegesöhne, Wug (Wolf) Brankowitsch und Milosch Brankowitsch. Am Tage vor der Schlacht beschuldigte der Erstere seinen Bruder laut bey der Tafel eines ausgesponnenen Verrathes. „Der Verräther sizt an deiner Seite,“ sagte Milosch zu dem Könige, und wies auf Wug — „was ich aber bin, sollt ihr Morgen sehen. Er stand auf — bestieg in der Nacht noch sein Pferd und ritt in das Lager der Türken. Er drang in das Zelt Murads und erdolchte ihn. Murad aber starb nicht sogleich. Er ließ seinen Mörder in Ketten legen, am folgenden Tage die Schlacht schlagen. Sie wurde gewonnen, und Lazar selbst gefangen. Der sterbende Murad ließ diesen und seinen Mörder vor sich bringen, beyde vor seinen Augen enthaupten, und befahl sie auf dem Schlachtfelde zu seinen Füßen zu begraben. Er gab seinem Nachfolger Bajazeb noch einige Befehle, rücksichtlich des eroberten Landes, und verschied. Man begrub ihn, wie er befohlen. Wug Brankowitsch aber, der Ankläger, war noch während der Schlacht mit der Reiterey übergegangen. Zur Belohnung dafür erhielt er von Bajazeb die Verwaltung Serbiens.

A. d. U.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

6.

Schon aus der Ferne entdeckten sie ein ungeheures Getümmel um die Schneehütte her.

„Schutz, Herr Bürgermeister, Schutz!“ rief es dann auf einmal aus einem Sprachrohre ihm zu und bald erblickte er auch durch sein Fernglas im Dachfenster der Hütte eine Weibsperson, die er für die darin wohnende Alte hielt. „Darf ich wohl — erklang es nunmehr ferner durch das Sprachrohr — da die Leute mein Haus niederzureißen drohen, sie mit Kraft von mir hinwegtreiben?“

„Ja wohl!“ — antwortete der Bürgermeister. Aber freylich zweifelte er, daß die durch das fette Gehäuse seines Geistes an sich schon sehr gedämpfte Stimme den Weg bis zum Ohre der entfernten Alten gefunden haben möchte, als auch schon ein wahres Zettergeschrey unter der Volksmasse sich erhob und in Kurzem die Schneehütte von den nach allen Seiten erschrocken Hinwegflüchtenden so verlassen und einsam dastand, wie ein todaushauchender Giftbaum.

Der Bürgermeister konnte sich übrigens gratuliren, daß der Haufe, der ihnen entgegenächzte, kein so feines Gehör hatte, als die Alte. Wäre den Flüchtenden bekannt gewesen, von wem die Erlaubniß, sie zu zerstreuen, ausdrücklich gegeben worden, so würde der Menge gewiß aller Respekt vor seiner Würde verschwunden und er schwerlich mit heiler Haut davon gekommen seyn. Denn von den Schlangen, Leoparden, Tigerkatzen und andern Bestien, welche aus den eingeschlagenen Fenstern der Hütte und aus dem Schornsteine herausgekommen waren und sie

weggebissen hatten, mit Entsetzen erfüllt, vergaßen sie ohnehin schon jezt vor der lebendigen Rundung, die sie sonst, als ihren Bürgermeister, besonders wegen der Geldstrafen, die er so gern diktirte, gewaltig fürchteten, dergestalt den Respekt, daß sie ihn starr ansahen, ohne auch nur den Hut abzuziehen. Dabey blickten sie immer noch von Zeit zu Zeit ängstlich zurück, ob vielleicht ein oder das andere Mitglied jenes wilden Freykorps, das ihre Belagerung der Hütte so kräftig abgeschlagen, ihnen noch auf den Fersen sey. Und das Schreyen und Wehklagen der Flüchtigen, die, einem einmal aufgezogenen Uhrwerke gleich, ununterbrochen davon eilten und ihre Beschreibungen von den Ungeheuern, die auf sie losgelassen worden und wogegen die bösen Hunde, welche die hohe Sittlichkeit der gebildeten Europäer noch heut zu Tage auf die wilden Eingebornen Indiens loshetzen soll, um sie zu humanisiren, nichts als ein etwas weit getriebener Scherz genannt werden könnten, wirkte so gewaltig auf den erst im Anzuge begriffenen Menschenstrom, daß er plötzlich im Laufe umkehrte, und in Kurzem der ganze Wald von zweybeinigem, ungeflügelten Leben so verödet war, wie der freye Platz um die Schneehütte.

Nur der Bürgermeister und der Gleitsmann standen noch auf derselben Stelle, wo das große Ereigniß sie getroffen und in der Brust des erstern hatte ein so gewaltiger Kampf stattgefunden, zwischen seiner Furcht vor den gräßlichen Dingen, welche so eben seine Mitbürger davonscheuchten, und der Hoffnung auf die köstlichen goldenen Eier, von denen sich vielleicht wieder eine Parthie heimlich einsammeln ließe, und durch diesen Kampf war der Mann so abgemattet worden, daß er sich zulezt am nächsten Baume anhalten mußte, um nur nicht zusammenzusinken. Der Gleitsmann aber hatte während der Kriegsjahre bey Durchmärschen, Einquartierungen und Plünderungen, wenn auch leider nichts an Gold und Gut, doch an militärischem Blicke so viel wenigstens gewonnen, um mit ziemlicher Sicherheit das Urtheil fällen zu können, daß ein Schlachtfeld wie dieses, auf dem offenbar gar Niemand geblieben, als eine einzige alte Frau, die obendrein in diesem Augenblicke ebenfalls wieder von selbst aufgestanden war, unmöglich ein sehr blutiges zu nennen sey. Daher hielt er's für das Beste, sich einen Bericht von ihr über die eben stattgefundene Affaire auszubitten.

Die Frau Steuereinnehmerswittwe erzählte nun, daß sie nicht anders geglaubt habe, als sey sie von einem Krokodille, ziemlich untersezter Statur und keinesweges so klein, wie solches in der lezten Thierbude zu sehen gewesen, erst im Nacken gebissen und dann hinuntergeschlungen worden. Sie bat den Gleitsmann nun um die Gefälligkeit, ihre Wunde zu verbinden, damit sie sich nicht etwa gar verbluten möchte.

Zu ihrem größten Erstaunen aber sagte er ihr, daß auch nicht die mindeste Verletzung zu bemerken sey. Jezt erst athmete die Frau wieder recht frey auf, gestand auch geradezu, daß die lange Quasiohnmacht, in der sie auf der Erde gelegen, vermuthlich von nichts hergekommen, als von ihrer Furcht die Augen aufzuschlagen, weil ihre schwachen Nerven den Anblick des Krokodillbauches, in dem sie zu seyn geglaubt habe, schwerlich ausgehalten hätten.

Diese Aussage trug sehr viel auch zur Wiederbelebung und Kräftigung des Bürgermeisters bey. Man schloß, anscheinend nicht ohne Grund, auf die Unverleztheit aller Davongescheuchten und darauf, daß jene Bestien eine sehr gute Erziehung müßten genossen haben, und freylich einer alten Frau, die sich mit einer schönen Tochter allein mitten im Walde niederlasse, die Anwendung eines solchen Hülfsmittels kaum zu verargen sey.

„Freylich — sagte die Frau Steuereinnehmerin — freylich kam ich auf die unschuldigste Weise zu dem großen Schrecken. Ich knickte nämlich so leise als möglich, eine Scheibe ein, um nur den köstlichen Brillanten, der im Innern auf dem Fenster lag, näher zu betrachten. Kaum aber streckte ich die Hand danach aus, als auch schon das Unthier sich meiner bemächtigte.

„Ja — sprach da der Geleitsmann achselzuckend — nur Unschuld in Ehren, Frau Steuereinnehmerin, aber dergleichen Betrachtungen führen doch allerdings zuweilen zu Nebenbetrachtungen, zum Exempel, nur zu der, wie hübsch solch ein Brillant am Finger einer Tochter, gleich der eurigen, lassen müsse. Daher dünken sie mich immer gefährlich, zumal wenn der Eifer schon zuvor bis zum Eindrücken einer Fensterscheibe gegangen ist.

Ihr werdet mir aber doch nicht etwa gar zutrauen, Herr Geleitsmann — —

Gott behüte! — antwortete er. — Aber die gute Frau kennt euch ja nicht, wie wir beyden. Die Einnehmerin gab das zu und stimmte zulezt um so mehr mit ihm und dem Bürgermeister darin überein, daß die Alte von sehr gemäßigten Maximen ausgebe. Daher sey es auch wohl zu wagen, ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prosaische Intoleranz.

Fragst du, warum nun vom Gatten so manche Poetin sich scheide?
Weil der prosaische Wirth mehr, als Poetik verlangt.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Mai.

(Fortsetzung.)

Ehe wir unsern Bericht über das Theater schließen, können wir nicht umhin ein Wort über einen harten Angriff zu erwiedern, den unlängst unsre Bühnenanstalt von Seite eines namhaften Dramaturgen erduldet hat. Hr. Hofrath Tiek, der sich voriges Jahr einige Tage in München aufgehalten, sagt im zweyten Band seiner „dramaturgischen Blätter“ „den 23. Mai besuchte ich das neuaufgebaute prächtige Theater. Der Eingang ist imposant, die Vorhallen groß, die Treppen würdig, Säulen, große Verhältnisse, Alles macht einen edeln Eindruck. Inwendig Pracht auf Pracht, Goldverzierung wohin man sieht, das Auge ist fast geblendet. Das Theater ist rund und faßt in Logen und Parterre sehr viele Menschen. Dabey ist es hoch und gewölbt, was auf jeden Fall für eine Schaubühne ganz unzweckmäßig ist, weil der Ton verhallt. Behaglich fühlt man sich in dieser prächtigen Umschließung nicht. — Ich nehme endlich den Komödienzettel zur Hand, um zu sehen, welche große, erhabne Begebenheit sich nun in diesem mächtigen Raum vor meinen Augen entwickeln soll, die nur irgend diesem Gebände entsprechen könnte, und lese: „die beyden Grenadiere, oder die verwechselten Tornister.“ Es ist eines der vielen Lustspielchen nach dem Französischen. Die Figuren erscheinen in dem ungeheuren Raume wie Pygmäen; um zu verstehen, war große Anstrengung nöthig, denn die Töne verhallen oben in der Wölbung, wie ich vorausgesehen hatte ꝛc. Ein Ballet folgte mit Flugwerken, Amor, Nymphen, Lufterscheinungen und vielerley Sprüngen und Umkräuselungen. An diesen Kunstprodukten kann ich einmal kein Interesse nehmen, und ich verstehe sie nicht zu würdigen u. s. f.“

Aus dieser und andern Aeußerungen geht hervor, daß der Beurtheiler zu kurze Zeit hier verweilte, um die Verhältnisse unsrer Bühne und ihre artistischen Kräfte gehörig kennen zu lernen, und ihren Standpunkt anzugeben. So viel Wahres — was übrigens schon früher von Andern anerkannt und ausgesprochen wurde — in seinem Urtheile über den Bau des Theaters selbst, dessen Vorzüge und Mängel, Vortheil und Nachtheil für die Kunst, liegen mag, so ungenügend dünkt uns sein übriges Raisonnement. Hr. Hofrath Tiek sah weder eine große deutsche Oper, noch ein anderes klassisches Stück hier vorstellen, und lernte somit das Kunstvermögen zweyer Hauptgattungen gar nicht kennen. Das Ballet hat für ihn gar kein Interesse, — das bedauern wir. Die Münchner haben einen andern Geschmack. Sie lieben die tanzende Muse, und ein kleines Stück mit einem guten Ballet sind Darstellungen, die hier oft einen vergnügten und heitern Abend gewähren. Der Mensch lebt ja nicht von Shakspear und Calderon allein. — Das Münchner Theater ist nicht wie das Wiener Burgtheater einer Gattung dramatischer Produktion geweiht, sondern es muß alle Gattungen in sich aufnehmen: Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel, Posse, große Oper, Vaudeville, Ballet und Pantomime. Diese nothwendige Abwechselung bestimmt die Ordnung des Repertoirs, das überdieß noch, wie in der Natur eines jeden Hoftheaters liegt, höheren Bestimmungen zu genügen hat. Daß Hr. Tiek in den wenigen Tagen seines Aufenthalts nur kleinere Vorstellungen sah, lag in eben diesen Repertoirverhältnissen. Bey längerem Verweilen würde er sich überzeugt haben, daß unser großes Theater auch Großes und seiner Würdiges zu leisten im Stande ist. Viele hundert andere Fremde von Nord und Süd sind wenigstens mit dieser Ueberzeugung schon von hier abgereist.

Eine interessante Feyerlichkeit war am 7. April die Grundsteinlegung zur neuen Gemäldegallerie, Pinakothek, durch den Minister des Innern, Hrn. Grafen von Armansberg, von der ihr geschätztes Kunstblatt bereits eine ausführliche Beschreibung, so wie die gehaltvolle Rede gegeben hat, welche der nunmehr für die hiesige Akademie der Künste als Professor gewonnene Hr. Dr. Schorn, früher Ihrem Stuttgart angehörig, mit Würde und Anstand gehalten hat. — Da wir eben von bildender Kunst handeln, so begleiten Sie mich wohl für einige Momente in unseres Stieler's Werkstätte, die in diesem Augenblicke eine Zahl und Mannichfaltigkeit gelungener Arbeiten darbietet, die sie gewissermaßen zu einer Kunstausstellung erhebt. Wir sehen hier das eben vollendete Bildniß J. M. der Königin Friederike von Schweden, über das ein Zauber verbreitet ist, den nebst dem höchsten Grade der Aehnlichkeit, selten die Kunst eines Malers in diesem Grade erreicht. Die Fürstin ist in Lebensgröße sitzend dargestellt. Ihr einfaches Gewand zeigt nicht die Königin, aber in kleinen Andeutungen wußte der Künstler ihren hohen Stand anzuzeigen, ihre goldnen Armbänder zeigen die Form der Krone, und ihr herabhängendes Tuch läßt in dem Ecke den Namenszug mit der Krone sehen. — In dem Reitze und Glanze der Jugend blühend, wie die eben aufgegangene Rosenknospe, zeigt sich dann Eugenie, Prinzessin von Leuchtenberg, des edlen zu früh verewigten Herzogs Eugen Tochter, aus deren reitzenden Zügen der Frohsinn der Jugend und der glücklichen Zukunft goldne Hoffnung strahlt. Auch die Bildnisse der Grafen von Woronzow, russischen kaiserlichen Gesandten allhier, und Tascher de la Pagerie, überraschen durch glückliche Auffassung und sprechende Aehnlichkeit — wenn Stieler das blühende Leben in allen seinen Nuancen aufzufassen versteht, und die Knospe wie die aufgeblühte Blume in aller ihrer Herrlichkeit sich aus seinem Pinsel entfaltet, so weiß er auch des Todes bleiche Gestalt ohne dessen Schrecken zu malen. Sein Bild Maximilian Josephs, nach dessen Tod gezeichnet, ist das rührendste Andenken an den, den Gott noch im Tode belohnen wollte, indem er ihn so sanft entschlafen ließ, daß er ohne Kampf und Schmerz aus der Welt schied. — Ein anderes, wahrhaft rührendes Bild für die Familie der Entschlafenen, ist jenes einer früh verewigten edlen Frau, der Gemahlin des Staatsministers Grafen Rechberg, die ebenfalls nach dem Tode gezeichnet, in das wohlgetroffenstene Bild einer Lebenden übergetragen wurde, das kaum den Gedanken zuläßt, es sey es erst nach ihrem Tode gemalt. — Aber für ganz Bayern interessant ist das vom Stieler begonnene Bildniß Sr. M. des jeztregierenden Königs, weil es das erste seyn wird, welches man im vollendetsten Grade ähnlich nennen kann. Zwar ist nur erst der Kopf dieses lebensgroßen Bildes vollendet, aber dieser schon zeigt in sprechenden Zügen die ganze volle Wahrheit, welche dieses Gemälde einst erhalten wird, durch das, wir hoffen und wünschen es, in getreuen Kopien vervielfältigt, dereinst jeder Bewohner des Königreichs sich in den Stand gesezt sehen wird, das Bild seines geliebten Monarchen in einer gelungenen und treuen Abbildung zu besitzen; denn man konnte es bisher nicht ohne Unwillen sehen, wie von unberufenen Sudlern die Bildnisse JJ. MM. in ganz unähnlichen und verzerrten Zügen verfertigt, in den kleinen Bilderläden dem Publikum zum Kauf angeboten wurden.

Man sieht hier mit gespannter Aufmerksamkeit dem neuen Schulplane entgegen, zu dessen Ausarbeitung, wie bekannt, Se. M. der König aus sehr einsichtsvollen Männern unter dem Vorsitze des geistreichen Ministerialraths Eduard v. Schenk einen neuen Schulrath zusammenzusetzen geruhte. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 125.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. Mai 1826.

Oftmals pflegst du mich um meine Gesinnung zu fragen,
Wenn ich plötzlich zu Geld käm' und zu schaltender Macht.
Glaubst du, Jemand vermöge die künftigen Sitten zu sagen?
Martial.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

7.

Wirklich fanden alle drey die beste Aufnahme bey der Alten. Vermuthlich aus bloßer Artigkeit erkannte sie die Frau nicht wieder, deren bedenkliche Eingriffe und Betrachtungen sie erst vor Kurzem durch ein Krokodill unterbrochen hatte. Zum Bürgermeister aber sagte sie: „Meinen schönen Dank für Eure Erlaubniß, mich selber schützen zu dürfen gegen das Gesindel aus Eurer Stadt. Die Bitte darum war freylich nichts weiter, als eine gesellschaftliche Redensart, wie so viele andere. Denn hättet ihr mir die Erlaubniß verweigert, so würde ich mir solche ohne Zweifel genommen haben. Uebrigens sind alle die Thiere und zum Theil auch Unthiere, mit denen ich mich von der Zudringlichkeit der Menschen befreyt habe, eitel Geschöpfe ihrer eigenen Phantasie gewesen. Auf diese zu wirken, darin besteht hauptsächlich meine geheime Kunst. Ihr staunt mich an, daß ich dergleichen Kunststückchen vor Euch voraushabe. Ich habe mir sie aber auch theuer genug erkaufen müssen. Gestern sind es gerade zweyhundert Jahr gewesen, daß ich in Eurer scharmanten Stadt als Hexe verbrannt wurde. Und meine ganze Hexerey bestand in nichts weiter, als daß ich rothe Augen hatte und daß ich alle die Verbrechen bekannte, die man mir auf der Folter abfragte, auch lieber sogleich mich verbrennen ließ, als mir durch nachheriges Widerrufen die Folterqual von Neuem zuziehen wollte. Seitdem bin ich freylich, wie der Phönix aus der Asche, wieder hervorgegangen, ob ich schon an äußerer Schönheit vielleicht eben nicht gewonnen habe. Denn wie in Rübezahls Schneegruben auf dem Riesengebirge der Schnee eines jeden Jahres eine besondere Schicht bildet, so auch die Runzeln meines Gesichts. Uebrigens ist Alles, was Ihr hier schon sehet und was ich Euch noch zeigen werde, im Grunde auch weiter nichts als die Frucht Eurer durch meine Kunst bearbeiteten Phantasie. Manches darunter wird Euch vielleicht einen recht angenehmen Anblick gewähren."

Hiermit öffnete sie ihnen nicht nur die beyden Schränke mit den goldenen und silbernen Eiern, sondern auch noch viel andere, worin die köstlichsten Perlen und Edelsteine zu schauen waren.

„Das Einzige jedoch, bitte ich — sagte sie, als die Begierde danach Allen ordentlich furchtbar aus den Augen blitzte — entfremdet mir nichts davon, sondern sprecht mich lieber geradezu darum an."

Das geschah denn, und wenn auch der Bürgermeister, als ein offenbarer Günstling von ihr, dabey besser Maaß und Ziel hielt als am Vormittage, weil der muthmaßliche Schwiegersohn sich in solchen Dingen, seines Erachtens, vor der Hand noch genugsam zeigen mußte; so bepackten sich dagegen der Gleitsmann und die Steuereinnehmerin außerordentlich.

Nachdem dieß geschehen war, wurden sie von der Alten ohne Umstände entlassen, der Bürgermeister aber zu-

rückgehalten, weil sie ihm ihr Töchterchen noch vorzustellen gedachte.

Sobald sie allein waren, rief sie auch Jukunden aus der Kammer herein. Dem Bürgermeister blieb der Mund offen stehen vor Bewunderung und Liebe. So viel hübsche Mädchen er in seinem Leben gesehen und, besonders seit dem Tode der seligen Frau, sich in's Haus gewünscht hatte, solch ein üppiger Wuchs war ihm doch nie vorgekommen, solch ein weiß und roth blühendes Gesicht, solch ein Kohlenschwarz von Haar hatte er noch nie erblickt und noch nie ein Paar Augen geschaut, mit deren blauem Himmelsglanze sogleich ein vollkommener Verjüngungsprozeß in ihm eintrat und sein Herz mit Allem, was drum und dran hing, von Regungen ergriffen wurde, die ihn zu dem seltsamen Wahne brachten, sein Gesicht habe auch wieder die Glätte und Röthe erhalten, welche es im achtzehnten Jahre etwa gehabt, und bey der herrlichen Frühlingssonne, so in Jukunden vor ihm aufgegangen war, wäre sogleich der starke Winterreif, der sein vormals kastanienbraunes Haar entstellte, wieder hinweggeschmolzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien.

(Fortsetzung.)

Darauf rief er zu sich die Wessire,
Sprach zu ihnen: hört ihr Türkenbrüder!
Ihr Wessire und ihr meine Räthe! —
Seht, ich sterbe — aber Serbien ist erobert.
Drum das eine hört, was ich befehle —
Damit euer Reich langwierig daure;
Seyd den Rajahs nicht zu bitter,
Sondern bleibt den Rajahs immer gütig.
Mag der Haradsch *) seyn fünfzehn Dukaten,
Mag er selbst meintwegen seyn auch dreyßig.
Aber fordert nicht unmäß'ge Steuern,
Auch nicht Schulden, die erlogen, fordert.
Tastet an nicht ihre Kirchen,
Ihren Glauben nicht, und ihre Ehre.
Spielet nicht die Rächer an den Rajahs,
Weil mich hier der Milosch hat entleibet,
Denn dieß ist ja nur des Kriegsglücks Zufall.
Denn dieß Reich, man kann es nicht erringen,
Auf dem Bette sitzend, Tabak rauchend.
Treibt die Rajahs drum nicht in die Wälder,
Daß sie fürchten euch, vor euch sich scheuen —
Aber achtet sie, wie eure Söhne;
Lange dauern wird da eure Herrschaft. —
Wenn ihr aber dieses nicht befolgt,
Wenn ihr wollt die Unterdrücker spielen,
Dann müßt ihr die Herrschaft auch verlieren. —
Und so starb der Kaiser, und wir blieben.
Aber wir vergaßen seine Lehren,
Wir beschwerten sie mit großen Lasten,
Traten ihre Ehrlichkeit mit Füßen,
Viel Erpressungen wir uns erlaubten,
Und belegten sie mit harten Strafen,
Und begingen vor Allah viel Sünden.
Jetzt sind solche Zeichen angekommen,
Jemand muß das Reich anjezt verlieren.
Fürchtet euch vor keinem Könige,
Der wird unsern Kaiser nicht befehden *),
Weil das Königthum zu widerstehen,
Nicht dem Kaiserthum vermag zu schaden,
Da es hergestammt von Gott, dem Herrn, ist.
Aber fürchtet diese armen Rajahs —
Denn wenn aufsteht mit dem Stiel die Hacke,
Da wird große Angst die Türken fassen,
Selbst in Medina sie Furcht ereilen.
Selbst in Schama **) werden Weiber weinen,
Denn die Rajahs werden sie zu Thränen zwingen.
Türken-Brüder alle sieben Herrscher;
Also sagen unsre Indschil-Bücher:
Daß verbrennen werden eure Häuser,
Und die Köpfe werdet ihr verlieren,
Gras wird auf den Feuerheerden wachsen,
Spinnen auf den Minareten wohnen,
Niemand wird seyn, der den Esam rufe ***),
Auf den Straßen, auf dem Pflaster Belgrads,
Ueberall, wo Türken sind gewandelt,
Wo der Pferdehuf die Erde stampfte,
Aus der Hufe Stapfen Gras wird wachsen,
Sehr begierig werden seyn die Straßen,
Einen Türken doch zu sehen,
Aber nirgends wird man Türken finden.
Also sagen unsre Indschil-Bücher." —

Als dieß hörten alle sieben Zwingherrn,
Ließen sie den Muth gleich alle sinken,
Sahen trübe nieder auf die Erde.
Mit dem Buch weiß keiner doch zu sprechen,
Weiß dem Buche Antwort nicht zu geben,
An den Bart faßt sich der alte Fotscho,
Und er nagt den Bart mit seinen Zähnen,
Er auch weiß nicht mit dem Buch zu reden —
Aber staunend sinnt er dem Gehörten.
Doch der Fotschilch Mehmed-Aga ließ sich
Niederschlagen nicht, und rief als Held dieß:
„Fort hinaus die Kerle, die Prophet' und Weisen ****).
Betet Gott an, singet euren Esam,
Täglich fünfmal singt ihn, ihr Verstockten.
Habet keine Sorge für uns Herren,
Denn so lang wir noch gesund und klug sind,
Und so lang wir Belgrad noch besitzen,
Stehen wir als Herrn noch in der Festung,
Wie auch rings um den verlaßnen Rajahs.
Wenn die Könige uns Krieg nicht bieten,
Können uns die Rajahs nicht verdrießen,
Jeder haben wir ein Magazin voll Schätze,

*) Haradsch, Kopfsteuer. A. d. U.

*) König; der Kaiser von Oestreich. Denn die Türken nennen blos ihren Sultan „Kaiser," jeder andere Monarch ist blos König und sein Diener.

**) Schama, der türkische Name für Syrien.

***) Esam, das Gebet, welches der Muazzin fünfmal des Tages vom Minarete herabruft.

****) Kerl im Original More, wird sowohl einen Schimpf zu bezeichnen gebraucht, als in dem Sinne eines wackern, beherzten, wohlmüthigen Burschen; im Deutschen ein sehr unpoetischer Ausdruck.

Welch ein Reichthum, all' weiche *) Dukaten,
Und viel Reichthum in den festen Gründen.
Darum meine Brüder, wir vier Herren,
Agaalia du, Kutschul-Alia
Ich nicht minder, und du Mulay Jesuf!
Haben jeglicher zwey Magazine Geldes.
Wenn wir aufstehn auf die leichten Füße,
Wenn wir unsre reichen Schätze öffnen,
Da zerstreuen wir die Rupien auf das Pflaster,
Sammeln Krieger mit dem vielen Gelde —
Und wir vier, wir großen Herscher wollen
Dann das Heer zertheilen in vier Theile,
In vier gleiche Theile wie vier Brüder.
Und dann ziehen wir aus unsrer Festung,
Ziehn durch unsre siebenzehn Bezirke,
Und enthaupten alle Serbier-Knesen **).
All' die Knesen, die serbischen Häupter,
Und die Kmeten, alle, die was taugen,
Und die Priester auch die serbischen Lehrer.
Blos die kleinen Kinder woll'n wir lassen,
Nur die Kinder bis zu sieben Jahren;
Und die werden ächte Rajahs werden,
Diese werden gut den Türken dienen.
Sobald ich erschlag' den Knes Palalia ***)
Aus dem schönen Dorfe Begaltia:
Er ist Pascha, ich bin Su-Pascha ****)!
Bis ich auch erschlage den Knes Jowan
Aus dem kleinen Dorf Landowa:
Er ist Pascha, ich bin Su-Pascha!
Und den Nanoe, Knes aus Zeoba:
Er ist Pascha, ich bin Su-Pascha!
Bis ich tödte den Stewa Jakobljew,
Aus dem Lewetschdorf, dem Räuberneste:
Er ist Pascha — ich bin Su-Pascha!
Und den Johann, Knes aus Krsniie.
Bis ich erst erschlag' die beyden Tscharapischen
Von dem weißen Bache bey Avala [1]),
Die vermögen nach Swadschar zu bringen [2]),
Und in Belgrad hier uns einzuschließen:
Sie sind Pascha's; ich bin Su-Pascha!
Bis den Czerni Georg ich erschlage,
Aus dem stolzen Dorfe Topola [3]),
Aus dem Topola, dem stolzen Dorfe,
Ihn, der handelt mit dem Wiener Cäsar,
Der im Stand ist, Waffen viel zu kaufen,
Von der weißen Festung Waradin
Und Gewehre, wie viel man nur nöthig;
Der im Stand ist, Krieg mit uns zu führen:
Er ist Pascha, ich bin Su-Pascha!
Bis ich tödte den Protopop Niklas [4])
Aus dem schönen Dorfe Ritopek:
Er macht sich zum Pascha, ich Su-Pascha!
Bis den Georg Guzonja ich tödte
Seinen Bruder auch, den Arsenia
Aus dem schönen Dorfe Zelesnike,
Die im Stand sind Topschid zu versperren. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Silbermünze heißt hartes Geld — Gold wird weiche Münze genannt.

**) Knesen, Distriktsvorsteher der Serbier aus ihrer Nation.

***) Dieser und die meisten folgenden sind auch wirklich unter den türkischen Dolchen gefallen.

****) Su-Pascha, eine Art Schaffner, den die türkischen Zwingherren in jedem Dorfe zum Eintreiben der Steuern und anderweitigen Erpressungen früher hatten.

1) Dorf im Gebirge nächst Belgrad.

2) Swadschar, Feld vor Belgrad.

3) Topol im Slawischen ursprünglich Pappel; daher das Dorf den Namen.

4) Protopop bekanntlich ein oberer Geistlicher der griechischen Kirche. A. d. U.

*) Ein Engpaß vor einer Brücke über den gleichnamigen Fluß. A. d. U.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Mai.

(Beschluß.)

Die von unserem Thiersch in vier Abtheilungen erschienene Schrift „über gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern hat hier, wie es bey der Wichtigkeit des Gegenstandes und dem großen Rufe des Verfassers nicht fehlen konnte, große Theilnahme gefunden. Wenn auch Einige nicht ganz mit dem übereinstimmen, was der Verfasser über die Bestimmung der gelehrten Schulen (mancher stößt sich schon an dem Beyworte gelehrt) und über den Unterricht im Deutschen sagt (er weiset nämlich der Muttersprache eine etwas untergeordnete Stelle im Unterricht an), so ist doch nur eine Stimme der Billigung über alles, was er über das Studium der alten Klassiker, über den Lehrstand (honos et proemium) mit gründlicher Sachkenntniß vorträgt. Sehr interessant ist die von ihm in der vierten Abtheilung mitgetheilte „Geschichte der bayrischen Schule von 1804—1825.“ Solche Aufschlüsse müssen zu dem größten Dank verpflichten. — Ueber denselben hochwichtigen Gegenstand ist auch hier so eben ein Schriftchen von Professor Sendtner erschienen: „Ueber Lehr und Zucht in den Schulen, als zeitgemäßes Wort in Beziehung auf Bayern.“ Der Verfasser sieht christliche Gesinnung und deutsche Gesittung als die Herzwurzel aller — nicht blos der gewöhnlichen Volksbildung, sondern auch der höhern Geisteskultur an, und empfiehlt daher, daß bey dem gesammten Schulwesen unausgesezte Rücksicht auf den religiösen Unterricht, auf die deutsche Sprache und die vaterländische Geschichte genommen werden. Die kleine Schrift enthält gute Ideen und treffende Bemerkungen, zumal wo der Verfasser als Hausvater, Lehrer und Patriot spricht. — Auch die unterrichtete Gattin des Hrn. Sendtners (man sehe Schindels Leben deutscher Schriftstellerinnen) hat vor einigen Monaten in die hiesige Zeitschrift Eos ein paar Aufsätze pädagogischen Inhalts einrücken lassen, die allgemeine Zustimmung erhielten, und den Wunsch erzeugten, daß diese vaterländische Schriftstellerin Muße finden möge, uns mit ihrem poetischen Talent, das uns früher manch Gelungenes und Zartes geliefert, und mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen im Erziehungsfache zu erfreuen. — Noch muß ich eines hier unlängst herausgekommenen geschichtlichen Romans erwähnen: „Die Löwenritter, von Baron Max Freyberg. Das Gelungenste an dem Werklein (es enthält kaum zehn Bogen) ist, will uns bedünken, daß hier die Poesie neben und zwischen der Geschichte beleuchtend und belebend auftritt, und daß jener wie dieser gegeben wird, was ihr gehört. Die Zeit, die uns vor Augen gestellt wird, ist einer der glänzendsten Lichtpunkte der bayrischen Geschichte — die Zeit Albrechts IV., der, auf der Wetterscheide der alten und der neuen politischen Aera stehend, einerseits gegen die anmaßenden Widerstrebungen eines verjährten und erstarrten Feudalismus, andrerseits gegen die gebieterischen Foderungen einer immer weiter um sich grei-

Google

senden, zur Universalmonarchie sich gestaltenden Herrschaft mit Weisheit und Macht die Selbstständigkeit der bayrischen Krone zu retten wußte. — Um nun das Liebliche mit dem Ernsten zu verbinden, erlaubte sich der Verfasser eine Dichtung einzuschalten, nämlich das Verhältniß zweyer Liebenden, Wilhelm von Fraunberg und Agnes von Stauff, zweyer rein menschlichen Gestalten, die übrigens an Max und Thekla erinnern. Ihre zarten Mittheilungen und frommen Handlungen sind eben so viele lichte Parthieen, die uns überall in der, von hohem und düsterm Geist beschatteten Natur begegnen, und die sich uns als eben so viele freundliche Ruheplätze anbieten, wo die Brust wieder freyer athmen und das Herz wärmer schlagen kann.

Im Laufe des vorigen Monats starb hier — im 75sten Jahr — ein eben so sehr durch Rang, Geburt und Reichthum, als durch seltne Tugenden und Verdienste ausgezeichneter Mann, August Graf von Törring-Guttenzell, Minister, Präsident des Staatsraths, Reichsrath, Großkreuz verschiedener Orden etc. Der Adel dieser dynastenmäßigen Familie ist einer der ältesten in Europa. Ihr Stammbaum führt als Stammvater Alwig Torringer an, der um das Jahr 735 Stallmeister des Herzogs Tassilo gewesen seyn soll. Auch der Theaterwelt bleibt der leztverstorbne Graf denkwürdig, denn er ist der ungenannte Verfasser der beyden Volksschauspiele: „Caspar der Torringer“ und „Agnes Bernauer.“ Am 22. April hatte hier die feyerliche Einweihung des neuen Tempels statt, welchen die hiesigen Einwohner vom israelitischen Kultus seit zwey Jahren erbauen ließen. Nachdem Mittags 1 Uhr der lezte Gottesdienst in dem vormaligen Lokal statt gehabt, geschah der feyerliche Einzug in den neuen Tempel. Unter einem Baldachin wurden die Toroth (Gesezrollen) getragen, mit Gesang und Gebet im neuen Tempel empfangen, und später nach gehaltenem Hakapha (Umgang) in die heilige Lade gelegt. Diese Ceremonie hatte etwas Feyerliches und Würdiges, und war mit Einsicht angeordnet, um allen Anwesenden einen bessern Begriff von dem Gottesdienste dieses alten Volkes beyzubringen, der sich seit Tausenden von Jahren fast ganz in seiner ursprünglichen Form erhalten hat. Das Chor während des Hakapha, von Hrn. Kapellmeister Stunz komponirt, drückte sehr gut das Feyerliche der Handlung aus. Hierauf folgte eine Rede in deutscher Sprache von dem Rabbinalskandidaten gehalten, und nach dieser eine Hymne von Hrn. Bruckbräu gedichtet, und von Hrn. Freyherrn v. Poissl, dem Gegenstand angemessen, in Musik gesezt, welche von dem königl. Hoforchester mit großer Präzision vorgetragen wurde. Nachher wurden die Gebete für J. k. M. und das ganze königliche Haus gesprochen. J. M. der König und die Königin geruhten mit einem zahlreichen Gefolge dieser Feyerlichkeit beyzuwohnen. Der Souverain gab durch diese Anwesenheit einen erfreulichen Beweis des erhabenen Schutzes, dessen alle Religionspartheyen sich unter seiner Regierung eben so erfreuen dürfen, wie unter seinem glorreichen königlichen Vater.

Heilbronn.

Fünf Landschaftsgemälde, die der Maler Herr Carl Dörr, ein Tübinger, gegenwärtig zu Heilbronn, zur Ansicht des Publikums in einem öffentlichen Saale ausstellt, sind für alle Freunde der Kunst und Natur eine gewiß sehr werthe Erscheinung. Herr Dörr gibt in ihnen eine Probe eines größern Cyclus von Landschaftsgemälden, die er auf eine ganz eigene, bis jezt nur ihm eigenthümliche Weise, der Natur abborgte, und vor das menschliche Auge zur höchsten Täuschung und zum besten Genusse hinstellte. Die Probe beschränkt sich auf fünf Ansichten aus der Schweiz. Herr Dörr gedenkt zu diesen noch eine größere Reihe hinzuzufügen, und sie alsdann in den bedeutendsten Städten Deutschlands auszustellen. Von diesen fünf Darstellungen heben wir besonders drey: die Ansicht am Zugersee, die Gegend im Linththal und die von Pfeffers, aus. Diese Ansicht am Zugersee ist eine Mondscheinidylle, bey deren Betrachtung man ganz vergißt, daß man ein Gemälde, und nicht die Natur selbst, betrachtet. Man sieht sich in Versuchung gesezt, vorzuschreiten und an diesem Mondscheinleben selbst Theil zu nehmen, näher zu treten diesen idyllischen, mit Reben umrankten Hütten, um durch ihre, vom innern Lichte erleuchteten Fenster, auch in ihr inneres Leben zu schauen. Ueber den Spiegel des See's zieht der volle Mond ein schimmerndes Silberband, und bey längerer Betrachtung meynt man ein leises Bewegen und Wellen des Wasserspiegels zu sehen. Im Hintergrunde erhebt sich über dieses stille freundliche Leben der ernste Pilatus, und noch aus weiterer Ferne schimmern die Gebirge Unterwaldens, Grindelwaldes und Lauterbrunns herüber.

Dieses Gemälde verdient im vollsten Maße die Aufmerksamkeit sinniger Betrachter. Auf dasselbe besonders aufmerksam zu machen, ist überflüssig, sein Zauber ist zu groß, es läßt den Betrachter lange nicht mehr von sich, er kann aus dem Zauberkreise seiner Rahme fast nicht mehr heraustreten, und es hüte sich jeder Schweizer, dieses Gemälde im fremden Lande anzuschauen, gewiß würde es in ihm, noch heftiger als jedes Alphorns Ton, die schmerzlichste Sehnsucht nach dem Heimathlande wecken.

Nur durch die Klarheit, nur durch die unbeschreibliche Wärme in Licht und Schatten der Gegend im Linththal, in der Abendbeleuchtung, kann der Beschauer sich auf kurze Zeit wieder aus der Mondscheinidylle am Zugersee heraussträumen. Wer noch nie das herrlich Grün einer Schweizermatte, die zum Himmel steigenden Schneegebirge in ihrer Farbenpracht sah; wer noch nie sah, wie die Kunst im Stande ist, der Natur unübertreffbar scheinendes Farbenspiel auf dem Papier mit aller Treue wiederzugeben, der verweile bey der Betrachtung dieser Darstellung. Auch in dieses Gemälde wußte des Meisters Kunst Bewegung zu bringen. Wie in der Natur treten auch hier einem bey längerer Betrachtung Licht und Schatten, wie beym Zuge der Wolken, bald heller, bald dunkler hervor, und wechseln die im Abendlichte verklärten Häupter der Schneegebirge ihre Hellheit.

Kommen wir auch nicht gerade aus der Hellheit dieses in Licht und Wärme getauchten Gemäldes, dieses Linththals, unmittelbar zur Betrachtung des nächtlichen Schlundes von Pfeffers, sondern machen wir mit Betrachtung des leztern den Anfang, so muß dennoch unser Auge zuerst längere Zeit in diesem Dunkel ruhen, eh' ihm diese Felsen und Schlünde mit all' ihrer Kraft und Schauer in stillem Mondlichte hervortreten. Dann aber genießt der Betrachter auch den vollen Zauber der Ansicht einer durchgekämpften, riesenhaften, gleichsam unterirdischen Natur, und diese — in stiller Mondnacht!

In der Ansicht des Kurplatzes von Gais in der Morgenbeleuchtung, bildete der Künstler im Vorgrunde sich und eine Reihe seiner Freunde und Bekannten (wie es oft die alten Meister zu thun pflegten) mit sprechender Aehnlichkeit ab. Aber in all diesen Darstellungen erblickt man dieses Künstlers eigenes Bild: Die Kraft, die Wärme und Wahrheit einer nur der Natur geweihten Künstlerseele, die Herr Dörr auch besizt, und ohne die er diese Darstellungen nicht hervorgebracht hätte.

Heilbronn, das Herr Dörr schon seit mehreren Jahren bewohnt, genießt die Freude der ersten Ausstellung dieser gelungenen Kunstwerke. Möchte sie bald auch andern Städten werden!! —

J. K.

Beylage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Mai 1826.

Die Freyheit winkt; sie stärkt der Schwachen Muth.
Wir wollen brechen jezt die Sklavenbande;
Uns treibt der Rache Flammengluth.

A. Z.

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien.

(Fortsetzung.)

„Bis ich tödte den Protopop Marko,
Aus dem schönen Dorfe Ostruschnize:
Er ist Pascha, ich bin Su-Pascha!
Bis ich tödte die zwey Igumenen *)
Hadschi **) Djera und den Hadschi Ruwim,
Die das Geld gut wissen zu zerschmelzen,
Die damit viel kleine Brieschen schreiben,
Uns damit beym Kaiser zu verläumden,
Rings umher den Rajah's zu verrathen:
Sie sind Pascha's — ich Su-Pascha!
Bis ich tödte den Bidschanin Ilia,
Dann den Oberknes von Untermedednike;
An drey Jahr' sind schon seither verflossen,
Daß er allzu übermüthig worden;
Wo er geht, da reitet er 'nen Schaecken,
Und 'nen andern führt er in Bereitschaft.
Eine Keule trägt er auf dem Sattelknopfe,
Und den Schnurrbart hat er unterm Kalpak ***)
Um den Kopf zusammenbunden,
In seine Bezirke läßt er keine Türken,
Schlägt sie in die Rippen mit der Keule,
Wenn der Türk' dann aushaucht seine Seele,
Ruft zu sich er seine Haiducken:
Bursche ihr! Werft diesen Hund hin,
Wo der Rabe seine Knochen selbst nicht findet.
Und wenn er uns die Abgaben bringet,
Mit den Waffen kömmt er in den Divan,
Seine Linke hält er an den Handschar,
Mit der rechten Hand reicht er die Steuern.
Da, spricht er, hast du die Gaben,
Und das arme Volk, es läßt dich grüßen,
Mehr vermag es jezt nicht abzugeben.
Und wenn ich die Gelder nun will zählen,
Blizt er da mich an mit seinen Augen:
Warum willst du sie noch einmal zählen,
Ruft er, ich hab' sie ja schon gezählet —
Und ich darf sie da nicht überrechnen,
Sondern werfe still die Gelder seitwärts,
Gerne bin ich, ist er fort der Streiter,
Weil ich ohne Grimm ihn nicht kann sehen.
Er ist Pascha: ich bin nur Su-Pascha!
Bis den Knes Grbowitsch ich erschlage
In dem schönen Dorfe Mrotischich —
Er ist Pascha, ich bin nur Su-Pascha!
Bis den Knes Alexi ich erschlage,
Und den Jakob, Bruder des Alexi;
Denn als unser Sultan mit dem König kriegte,
Waren sie beym Cäsar wohl Obristen,
Trugen goldne Helme auf dem Kopfe,
Plünderten uns alle Türken-Städtchen,
Sengten dort und nahmen all' gefangen.
Als der Sultan Frieden drauf geschlossen,
Da ergaben sie sich dort dem König,
Bey dem König wurden sie zu Kmeten,
Viel' von uns verläumdeten sie dorten,
Sieben Pascha's schalten sie beym König,
Schalten sie verläumdend und verschlagen.
Ey die sind wohl Pascha's — ich Su-Pascha!

*) Igumenen: Guardiane des Klosters.

**) Hadschi bey den griechischen Glaubensgenossen einer, der in Jerusalem war — wie bey den Türken die Wallfahrten nach Medina.

***) Kalpak, hohe Kopfbedeckung der Griechen und Servier, wie auch der ungarische Kalpak: eine Art Tschako.

A. v. U.

Bis ich auch den Knes von Tamnaw tödte,
Aus Ljutic den Obern Stanko,
Bis den Knes von Matschwa ich erschlage,
Von Bogatsch den Martinowitsch Lazar —
Er ist Pascha — ich bin nur Su-Pascha!
Bis den Knes von Pocerje ich tödte,
Und den Ruzitch Mialo von Wedkowitsch:
Er ist Pascha, ich bin nur Su-Pascha!
Bis das Kloster Radscha ich verbrenne *),
Bis den Hadschi Melentja ich tödte,
Ihn, der über's braune Meer gewandert **)
Und die gyaurschen Wallfahrtsörter sahe;
Wie im Rückweg Stambul er besuchte,
Sich 'nen Firman hat allda erlogen
Einen um hundert Dukaten, gelbe,
Daß er darf den Gyauern bau'n 'nen Bethaus,
Daß er dürf' es bau'n in sieben Jahren.
Doch er baute es in einem Jahre,
Denn es sind wohl sechse schon verflossen,
Wo er um die Kirche Thürme baute,
Waffen und viel Pulver hinein schaffte,
Und zur Nacht hineinführte Kanonen.
Seht ja, Freunde! daß er 'was erwartet!
Und so woll'n wir durch die Kreise gehen,
Woll'n enthaupten alle serbischen Kmeten.
Sprecht! wie könnten uns die Rajahs schaden?"

Alle Dahien sprangen auf die Füße,
Bückten all' sich vor dem Mehmed-Aga:
„Dank dir Freund, du Fotschitch Mehmed-Aga,
Dein Verstand kann einen Pascha geben,
O! wir wollen dich zum Pascha machen,
Und wir woll'n in Allem dir gehorchen. —

Doch jezt nahm das Wort der alte Fotscho:
„Seht mir doch den Jungen, die Vernunft da!
Als sein Wort ihn hob zum Paschalike;
Nehme Söhnchen Stroh in's weiße Händchen,
Schwing das Stroh mein Söhnchen über'm Feuer —
Ob das Feuer du damit verlöschest,
Ob du es wirst ärger brennen machen?
Ja ihr könnt, und Gott hat's Euch gegeben,
Solch ein mächtig Heer zusammenbringen,
Ja ihr werdet geh'n durch die Bezirke,
Einen Knesen könnt ihr wohl betrügen,
Auf die Treue könnt ihr her ihn locken,
Doch den Glauben werdet ihr verlieren.
Einen tödtet ihr — zwey werden fliehen,
Zwey enthauptet ihr — vier werden fliehen,
Jene werden eure Häuser zünden,
Jene werden Dahien, Euch erschlagen. —
Darum dürft ihr also nicht beginnen;
Sondern hört und merkt den Rath des Alten!
Ich hab' nachgeforscht in unserm Indschil,
Diese Herrschaft wird nicht lange dauern,
Denn das Reich wird baldigst sich verändern —
Darum du, mein Söhnchen, und ihr Andern,
Macht euch besser, gütiger den Rajahs,
Lasset nach vom übermäß'gen Haradsch,
Mag der Haradsch seyn, wie Murad wollte,
Höret auf mit Gelder-Strafen und Erpressen,
Macht die Knesen euch zu guten Brüdern,
Denen Knesen schenket eure Hengste,

*) An der Drina.
**) Statt schwarze Meer.

Dann den Kmeten mittelmäß'ge Pferde,
Mit den Pfaffen, sag' ich, lebt in Freundschaft.
Daß wir neben ihnen ruhig leben,
Weil das Unsre nicht wird lange dauern. —
Und wozu braucht ihr die schmutz'gen Schätze,
Daß ihr sie zermalmet; könnt ihr's essen?"

Aber drauf sprach Fotschitch Mehmed-Aga:
„Sieh ich hör' dich nicht, mein alter Vater!"
Dieses sprechend sprang er auf die Füße
Und mit ihm die übrigen Dahien,
Von der Festung ließen sie Kanonen donnern,
Sammelten mit den Dukaten sich Armeen,
Sammelten sie, die vier Zwingherrn,
In vier Theile theilten sie das Heer ein.
Unter sich, so wie vier Brüder,
Oeffneten die Thore dann der Festung,
Gingen mit den Heeren aus, zu dämpfen
Durch die siebenzehn Bezirk den Aufruhr. —

So betrogen sie den ersten Knesen
Lockten ihn heran den Knes Pallalja,
Ließen ihn enthaupten dort in Gracska *).
Und den Knes Stanor aus Zeola,
Haben sie betrogen und getödtet,
Hingerichtet in dem weißen Hofe.
Sie betrogen auch den Mart Tscharapitsch,
Und den Gagitsch Janko, ihn den Häuptling,
Dort aus Poletsch, aus dem kleinen Dorfe,
Auch erschlugen sie den Knes Theophan,
Aus Owaschd dem Semderemschen Kreise,
Und den Knes aus Ressowa, den Peter,
Sie betrogen auch den Mata, Hauptmann
Aus Ripowatz unweit Grakowatze,
So erschlugen sie auch all die Jungen.
Ueberfielen auch die Kirche Morawedzi,
Und erschlugen da den Hadschi Djera.
Und den Ruuim schickten sie nach Belgrad,
In der Festung ließen sie ihn richten.
Dann kam Mehmed-Aga nach Waljewo —
Doch der Grbowitsch hat es geahnet,
Hat sich auf die Seite da gezogen,
Doch da kam zu ihm der Knes Alexa,
Auch der Birdschanin Ilia **):
Und da fängt sie Beyde Mehmed-Aga,
Führt sie auf die Brücke Kolubara.
Als hier sah der Oberknes Alexa,
Daß sie Beyde sollten allhier sterben;
Sprach er zu dem Fotschitch Mehmed-Aga:
Herr Du! schenk das Leben mir am Wahlplatz,
Nimm von mir da sechzig Beutel Geldes ***)!"
Doch der Mehmed spricht zu dem Alexa:
„Ich kann dich, Alexa, nimmer lassen,
Wolltest du auch hundert Beutel geben." —
Darauf spricht der Birdschanin Ilia:
„Da hast du auch hundert Beutel Goldes,
Schenke mir das Leben auf dem Wahlplatz!"
Spricht zu ihm der Fotschitch Mehmed-Aga:
„Mache keinen Narren, Birdschanin du!
Wer wird den Gebirgswolf denn auslassen;"
Und so rief der Mehmed nach dem Henker.

*) Städtchen an der Donau.
**) Ilia, Elias.
***) Ein Beutel gilt 500 Piaster — ein Piaster hat 40 Para.
A. d. U.

Dieser nahm das Schwert aus dem Gewande,
Schlug damit dem Ilia den Kopf ab.
Und da sezt sich Alex auf die Brücke,
Und begann zu sprechen diese Worte:
„Möge Gott erschlagen jeden Christen,
„Der noch Glauben baut auf einen Türken —
„Jakob du! mein angeborner Bruder!
„Halte Glauben nimmer auf die Türken,
„Wo du sie begegnest, schlag' sie nieder!“ —
Doch der Henker ließ ihn nicht mehr reden,
Schwang das Schwert, und schwang es unterm Haupt weg. —

Als man so gemordet die zwey Knesen,
Den Alexa und den Birdschin Ilja,
Auf der Brücke von Kolubva hatte,
Und den Hadschi Ruwim auch in Belgrad,
Eines Tages und in einer Stunde:
Da verfinstert plötzlich sich die Sonne!
Mehmed Aga eilte schnell nach Hause,
Um noch einen Serbier zu treffen,
Um noch andre für den Mord zu wählen. —
Doch die Serbier sahen die Gefahren,
Blieben weit entfernt vom Orte,
Keiner kam vor Mehmed Aga.
Als dieß sah der Fohdschi Mehmed-Aga,
Sah er ein, daß er es schlecht begonnen,
Und bereute gleich, was er gehandelt —
Aber spät war jezt die Zeit zur Reue.
Und er rief zu sich zwölf seiner Muth'gen,
Drunter seinen Kaffehschenker Usum. *)
Hört ihr, sprach er, meines Kleides Falten **)
„Sezt euch schnell auf leichte Pferde
„Reitet nach dem Dorf Topola,
„Dorten mögt ihr tödten auch den Czerny,
„Denn wenn der uns jezt entwischet,
„O dann wißt, daß es nicht gut sey.“ —
Da es hörten die zwölf Kühnen,
Gleich bestiegen sie die schnellen Rosse,
Und vor ihnen ritt der Usum, Kaffehschenke
Und sie eilten nach dem Dorf Topola.
Und am Samstag nach Sonn'untergang,
Noch bevor der Sonntag hat gedämmert,
Von dem Morgenroth und hellen Tage,
Sind sie angelangt die zwölf Gesandten.
Da umringten sie den Hof des Georg.
Sie umstellten ihn von beyden Seiten,
Und von beyden Seiten riefen sie noch:
„Komm heraus Petrowitsch Georg!“ —
Wer wird da den Wilden trügen,
Wer ihn schlafend finden da?
Denn der Georg war gewöhnet,
Vor der Sonne aufzustehen,
Sich zu waschen, zu dem Herrn zu beten,
Dann zu trinken ein Glas Branntwein.
So war er schon aufgestanden,
In den untern Keller schon gegangen —
Als von unten er die Türken schaute,
Wollt' er ihnen sich nicht melden —
Meldet sich die junge Georgs gattin
„Gott, zur Nacht, mit euch ihr Türken,
„Sprecht! was sucht zu solcher Zeit ihr — ?

*) Usum. türk. der Lange.

**) Ihr meines Gewandes Falten, orientalische Sprachformel für: Ihr meine Diener! — A. d. U.

„Eben war der Georg vor dem Hause,
„Eben jezt, und ist jezt fortgegangen,
„Und ich weiß nicht, wo er hingegangen.“
Dieses schaut und hört der Georg —
Als er überzählte all' die Türken,
Trank er ruhig aus sein Gläschen,
Hatte in der Hand die Flinte,
Schüttet auf die Pfanne frisches Pulver,
Nahm zu sich noch Blei und Pulver
Schlich von unten aus dem Keller,
Ging zu seiner Hürd' im Wald,
Denn dort hatt' er zwölf von seinen Hirten.
Und sogleich erweckt er diese Hirten:
„Stehet auf und bindet los die Pferdchen,
Treibt hinaus die Heerde aus dem Zaune,
Mag sie immerhingehen, wo sie wolle.
Und ihr Brüder höret meine Worte.
Nehmet eure bunten Flinten, deckt die Pfannen,
Denn, wenn Gott, der Herr, gibt, daß geschehe,
Was ich heut beschlossen zu beginnen,
Glücklich sollt ihr alle durch mich werden,
Will mit Gold und Silber euch umwickeln
Und in Seide und Damast euch winden.“
Alle kaum es konnten nur erwarten,
Trieben da die Heerde aus den Zäunen,
Schütteten das Pulver auf die Pfannen,
Folgten nach sogleich dem Georg. —

Und der Georg ging gerad zum Hofe,
Als er sah mit seinen Hirten, da die Türken,
Sprach er also zu den Seinen:
„Jeder von euch wähle einen Türken,
Aber drückt nicht früher los die Büchsen,
Als bis ihr die meine krachen höret.
Ich will mir den Usum Mehmed nehmen,
Sehet zu, was aus ihm bald wird werden.“
Und dieß sprach er aus Petrowitsch Georg,
Kniete nieder, drückte los die Flinte.

Wo der Georg hinzielt, da auch trifft er
Todt fiel Usum nieder von dem Pferde,
Als dieß sahen die zwölf Hirten,
Schossen ab sie die zwölf Flinten,
Und sechs Türken fielen, die getroffen,
Und die andern sechs zu Roß enteilten.
Gleich rief Georg in Topola viele Brüder,
Auf der Spur den Türken nachzusetzen.
Und sie jagten sie bis nach Sibniza.
Da verfügten sich die Türken in ein Gasthaus.
Wehe ihren Müttern! daß sie da geblieben,
Da umringt sie Czerni mit den Seinen,
Rief noch viele aus dem Dorf Sibniza,
All' zusammenkamen die Sibnizer,
Sammelten sich da bis hundert Helden,
Warfen Feuerbrände in das Wirthshaus,
So verbrannten drinn drey Türken,
Drey doch kamen angstvoll aus der Thüre,
Die die Serbier gleich niederschlugen.
Drauf schickt Georg Brief nach allen Seiten,
Nach den Belgrad'schen siebzehn Bezirken,
An die Kmeten, Dorfesoberhäupter:
„Jeder seines Dorfs Su-Pascha tödtet,
„Weib und Kinder berat in Zufluchtsörter.“
Als dieß hörten alle Serbier-Häupter,
Also gleich gehorchten sie dem Auftrag,
Sprangen alle auf die leichten Füße,

Gürteten sich mit den blanken Waffen,
Jeglicher erschlug seinen Su-Pascha,
Und verbargen ihre Kinder, Weiber. —
Als die Serbier Georg so gerufen,
Mit den Türken so sie überworfen,
Also gingen sie durch die Bezirke,
Sengten all' die türkischen Wachthäuser,
Rissen nieder all' die Lusthäuser,
Fielen in die Marktpläze der Türken,
Alle türk'schen Märkte sie verbrannten,
Weiber, Männer schlug ihr Schwert darnieder —
So hat er die Türken angefeindet;
Dachten wohl die Türken, daß die Rajahs
Ihnen nur ein Scherz, allein die Rajahs
Sind den Festungen ja doch das Leben.
Und so standen auf die Rajahs,
Häufig, wie das Gras wächst aus der Erde,
Trieben in die Festungen die Türken.
Georg eilt von einer Festung zu der andern,
Ruft zusammen überall die Bewohner:
„Hört mich an ihr Türkenbürger,
„Oeffnet mir die Thore eurer Schanzen,
„Gebt heraus mir all' die Unterdrücker,
„Wenn ihr wollt in Ruh' und Frieden bleiben,
„Daß die Festung wir dem Kaiser nicht zerstören,
„Aber wollt ihr nicht die Zwingherrn liefern,
„Sie, die Dahien, diese Türkenschelme;
„Dann so wißt ihr! wie von Rajahs diese Schanzen
„Sind gebauet worden in neun Jahren,
„Können sie in einem Tag sie brechen —
„Mit dem Kaiser können wir selbst kriegen,
„Aber mit dem Kaiser, wenn wir kriegen,
„Mögen alle sieben Könige sich mühen,
„Uns zu sühnen, werden's nicht vermögen;
„Denn wir werden kämpfen mit Verzweiflung."

(Der Beschluß folgt.)

Gentleman.

Folgende Definition des Wortes Gentleman finden wir in einem englischen Blatte. „Ein Gentleman durch Geburt (Gentleman by birth) ist der Sohn eines Gentleman; ein Gentleman durch Blut (Gentleman by blood) ist der Enkel eines Gentleman. Jeder, der eine Stelle im Namen Sr. Majestät bekleidet hat, hat insofern die Gunst Sr. Majestät genossen und kann Ansprüche auf alle Vorrechte eines Gentleman machen, er mag Handlung treiben oder nicht. Es ist sehr zu bedauern, daß das Recht der Siegelfähigkeit (jus scuti) in der neuern Zeit so wenig beachtet worden ist; es war früher, gleich dem jus imaginum bey den Römern, ein ausschließliches, bezeichnendes Vorrecht eines gentilis homo. Die Gränzen der persönlichen gentilitas (gentility) sind jedoch sehr ausgedehnt, wie man aus folgender Definition in Smith de republica anglica sieht. Wer die Gesetze des Reiches studirt, wer auf den Universitäten studirt, wer eine freye Kunst treibt, und mit einem Wort, wer müßig und ohne Handarbeit leben kann, und die Art und Weise eines Gentleman an sich hat, der sollte Herr (master) genannt und als ein Gentleman angesehen werden. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang Mai.

Die nun geschlossene Jubilatemesse hat keinen bösen Nachruhm hinterlassen; vielleicht blos darum, weil man auf einen, glänzende Vortheile bringenden Verkehr nicht hoffen durfte, und deßhalb das sich Darbietende mit Zufriedenheit hinnahm. Allmählich gewinnt der Handelsverkehr wieder seinen ruhigen Gang. — Doch ich überlasse jedem, von diesen Angelegenheiten zu sprechen, dem eine größere Uebersicht derselben verstattet ist. Ich beschränke mich hier auf Anführung des Interessanten und Schönen, welches uns die verflossene Messe darbot. Zuerst standen wiederum zur Freude der hiesigen und fremden Kunstfreunde die Kunstsammlungen der HH. von Speck und Campe zur Beschauung offen; auch die Gemäldesammlung des Hrn. Hofraths Keil (die sonstige Löhr'sche Sammlung), in welcher treffliche Originalwerke und Kopien bedeutender Bilder zu sehen sind, war mit dankenswerther Liberalität den Freunden geöffnet. Die Ausstellung der hiesigen Kunst- und Zeichenakademie fand zum ersten Male in dieser Messe in einem vortrefflich dazu eingerichteten Saale des Schlosses Pleißenburg statt, und gab mehrere Beweise von dem rühmlichen Fortschreiten unserer Künstler. Etwas ausführlicher werde ich von derselben im Kunstblatte sprechen. Vor dem Grimmaischen Thore stand — leider in der allerschlechtesten Beleuchtung, welche der anhaltend stürmische Himmel lieferte, Altona und Hamburg, ja auch London in Panorama aufgestellt. Die Malerey des erstern Panorama, und besonders die Wasserseite desselben ist sehr lobenswerth; aber die ungünstige Aufstellung wirkte der Illusion sehr entgegen. Das Panorama von London ist gut gemalt, aber jezt schon ein wenig abgenuzt. Außerdem waren eine Menge interessanter Städteansichten von dem geschickten Hrn. Jerwitz, ferner Paris und Leipzig in fleißig gearbeiteten Modells, Reliefs genannt, aufgestellt. Eine Sammlung Modells von Maschinen und Instrumenten von hiesigen Künstlern gefertigt, zeugt auch von den Fortschritten in der mechanischen Kunst. Die Natur hatte zu den sehenswürdigen Gegenständen, welche in den Buden ausgestellt waren, vornehmlich einige Schlangen (Anaconda, boa constrictor, zwey Klapperschlangen, eine größere und eine kleinere) und das hier noch nie lebendig gesehene Chamäleon geliefert, welche Thiere unsere zahlreichen Naturforscher sehr interessirten. Jene hielt nur die rauhe Witterung zu sehr in ihren Friesdecken versteckt. Auch war ein schöner Löwe mit der Löwin zu sehen. Die ganze Menagerie, welche ein Herr von Dinter zeigte, war, wie Alles, was dießmal gezeigt wurde, mehr ausgezeichnet als zahlreich.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade oder auch Räthsel in Nr. 120.

Hanse (die große Hanse — in der einfachen Zahl Hanse oder Hansa) im Mittelalter die Verbindung der 85 niederdeutschen Städte unter dem Vorsitze der Stadt Lübeck.

Räthsel.

Es ward von Rednern und Autoren
An mich nur zu viel Zeit verloren,
Sie sagten mich, und merkten's nicht.
Glaubt darum nicht mit eitlem Sinn,
Daß Ihr mich auch so leicht erfaßt. —
Am ersten räthst du, was ich bin,
Wenn du mich nicht im Kopfe hast.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. Mai 1826.

Deines Lebens Sonnenlicht
Ist Vernunft; die fliehe nicht.
Wird sie dir im Rücken steh'n
Wird dein Schatte vor dir geh'n.

Herder.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

„Könntest du mir gut seyn, schönes Kind!“ fragte der Bürgermeister, und das Mädchen legte das niedliche Händchen auf ihr Herz, dessen starkes Klopfen noch einmal so einnehmend und anziehend war, weil die Wölbung, welche ihm zur Wohnung diente, im schönsten Style gebaut war.

„Leider — sprach die Alte an ihrer Stelle — ist das Mädchen freylich stumm, und ich weiß nicht, ob Ihr hieran vielleicht Anstoß nehmen möchtet.“

„Ach Gott, nicht den mindesten, antwortete der Bürgermeister in höchster Exaltation. Vielmehr danke ich meinem Schöpfer verbindlichst, daß es so ist, und daß er mir vermuthlich hierdurch die vielen abgeschmackten Worte und Redensarten gewissermaßen vergüten will, mit denen meine Selige mich ohne Zweifel längst unter die Erde gebracht hätte, wenn sie nicht so zeitig selber aus derselben gegangen wäre.“ Zugleich wollte er seinen Arm um das Mädchen schlagen.

Die Alte sagte jedoch: „Oha! so weit sind wir noch gar nicht.“ Dabey zog sie ihn so mächtig hinweg vom Ziele seiner Wünsche, daß sein Respekt vor ihr beynahe so groß wurde, als seine Sehnsucht nach dem Mädchen.

„Für's erste — fuhr sie fort — müßt Ihr wissen, Herr Bürgermeister, daß das Mädel durchaus nichts hat, als was Ihr hier an ihr seht. Denn wollte ich ihr auch von meinen Siebensächelchen einen ganzen Frachtwagen voll mitgeben, so würde es ihr doch nichts helfen in einem Leben, wo die Phantasie, in deren Reich ich mich, seit die Wirklichkeit so heillos an mir verfuhr, einzig zurückgezogen habe, höchstens Sklavin, nie Gebieterin seyn darf und daher auch ihre Produkte kein Anerkenntniß finden. Denn unter uns, jene blinkenden Goldeier, die Euch offenbar erstaunlich in's Auge stechen, sind nichts weiter als hartgesottene Phantasiebilder. In der Wirklichkeit halten sie sich nicht und lassen sich auch am allerwenigsten versilbern.“

Glaubte nun der Bürgermeister — was die Folge als das Wahrscheinlichste erweist — dieß sey nur ein gnädiger Spaß der alten Hexe, oder war er wirklich der Meynung, daß solch eine Schönheit auch ohne alle sonstigen irdischen Güter annehmlich sey, genug, als die Alte ihn fragte, ob er das schöne Kind an sich für werth achte, die Frau eines rechtlichen Mannes zu werden, so gab er ganz unbedenklich ein Ja zur Antwort.

„Und — sprach sie mit einer so freundlichen Grimasse, daß er aus Abscheu davor die Augen fest zudrücken mußte — wollt Ihr sehen, wer der Mann ist, so schaut einmal in den Spiegel dort.“

Kaum aber hatte der Bürgermeister das gethan, so gerieth er auch ganz außer sich vor Freude, erstens darüber, daß seine Hoffnung gegründet und er selber der Mann war, und dann, daß es mit seiner Verjüngung in der That seine Richtigkeit hatte, und er, wenn er sich recht erinnerte, im Spiegel völlig so aussah, wie vor ungefähr dreyßig Jahren. Und es ging ihm just wie vormals einem

gewissen Narciß, und wie noch alle Tage einer Menge Leute. Denn er konnte sich gar nicht satt sehen an dem erfreulichen Bilde und vergaß darüber anfangs sogar das Mädchen und die Alte.

„Nun — fragte diese, zu ihm tretend — findet Ihr das Mädchen passend für den, so Ihr da seht?“

„Vollkommen! antwortete er, und war so trunken in Freude, daß er, des erschrecklichen Schmunzelns der Alten ungeachtet, ihre Runzeln und blauen Lippen doch dankbarlichst an seinen Mund drückte. Auch sie schien die seltene Gelegenheit mit Feuer zu ergreifen und küßte ihn so inbrünstig und laut, daß man es vielleicht draußen im Walde hören konnte.

Aber die ganze Jugendfülle, welche ihn durchflammt hatte, erfror auf einmal wieder, als er sich umwendete, und sein inzwischen aus der Kammer hereingetretener Sohn dastand, und um den väterlichen Segen zu dieser Verbindung bat.

Je klarer ihm die, bis dahin ganz schief betrachtete, Sache nun plötzlich in's Licht trat, da sein Sohn wirklich die größte Aehnlichkeit mit ihm hatte, um so aufgebrachter ward er auch. „Böser Junge — rief er aus — nun merke ich leider nur allzugut, daß du heute Mittag genau wußtest, welche Gottlosigkeiten in dieser vermaledeyten Hütte getrieben werden. Rechne jedoch ja nicht auf meine Einwilligung und überhaupt auf nichts weiter von mir, als daß ich dich aus meinem Hause stoße für immer.“

Und während sich sein gemißhandeltes Herz durch eine Menge von Bösewichtern, Galgenstricken u. s. w., die er von sich warf, große Erleichterung verschaffte und das Pärchen die Augen tief niederschlug, um nur die furchtbaren Gesichter nicht zu sehen, welche den Hagel begleiteten, der aus seinem Munde auf die schönsten Hoffnungen niederfiel, so lachte die Alte dergestalt, daß sie sich den Bauch halten mußte und sagte dann zu ihm: „Ereifert Euch doch nicht so gewaltig, umsonst und um nichts. Erlaubt mir aber, den Leutchen draußen Trost zuzusprechen. Indeß könnt Ihr Euch hier die Sache überlegen.“

Vielleicht mochte ihm das noch das Liebste seyn. Denn da die Schränke offen standen, so sprach er in ihrer Abwesenheit dießmal lieber den Diamanten zu, mit denen er übrigens, ohngeachtet des festen Vorsatzes einer des Rückweges halber nothwendigen Beschränkung seines Begehrungsvermögens, zuletzt doch die Taschen ebenfalls überfüllt hatte. Und über die große Schwierigkeit in der Wahl bey so vielen ganz ausgesuchten Kostbarkeiten hatte er nicht nur die Hauptsache, das Ueberlegen, ganz vergessen, sondern auch sogar aus der Acht gelassen, daß inzwischen die Dämmerung immer undurchsichtiger geworden war.

Ein leises Geräusch, wie von Schlangen, theils mit, theils ohne Klappern, welche über den Fußboden schlüpften, erschreckte ihn jetzt dergestalt, daß er, ohne die Rückkehr der Andern abwarten zu wollen, die Thür schon zu gewinnen dachte, um vor Einbruch der völligen Nacht wenigstens den Wald hinter sich zu haben. Allein umsonst alle Versuche, die Thüre zu öffnen. Die Fenster waren gleichfalls so verquollen, daß sie nicht aufgingen, ja sogar der Versuch, nach dem Beyspiel der Frau Steuereinnehmerin, eine Scheibe einzudrücken, um so hinaus in's Freye zu gelangen, mußte versagen, da die Alte dem Glase seitdem eine ganz fabelhafte Härte gegeben hatte. Verzweiflungsvoll sank er endlich in den Armstuhl, wo schon am Vormittage sein Sitz gewesen war. Aber zum Unglück wurde das Innere der Hütte immer lebendiger und unheimlicher. Der Lindwurmdrachen, welcher den Ofen vorstellte, gab, trotz der fortdauernden Glut in ihm, alle Kennzeichen des Lebens von sich. Der dem Bürgermeister gradüber sitzende Basilisk fing an, wie sein Vater, der Hahn, zu krähen, und nebenher, wie seine Mutter, die Schlange, zu zischen. Als nun der gepeinigte Bürgermeister, um nur von seinem mit zugenommenem Dunkel immer heller aufsprühendem Blicke nicht vergiftet zu werden, die Augen vor sich hin zur Erde senken wollte, äugelten die beyden Brillenschlangen, welche seinem Sessel zugleich als Lehne und Arme dienten, von seinen Armen herauf den Mann so gierig an und streckten ihm die sehr beweglichen Züngelchen nebst den Giftzähnen mit so vielem Behagen entgegen, daß er unstreitig einen herzhaften Sprung aus dem Sessel gethan hätte, wäre nicht der ganze Fußboden mit dem vollständigsten Assortiment von giftigem Gewürm dergestalt überdeckt gewesen, daß an kein Aufspringen zu denken war, ohne auf mehreres davon zu treten und so die Rache des Ungeziefers erst noch zu reizen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien.

(Beschluß.)

Da die Bürger fingen an zu weinen,
Sprachen dann zum Georg diese Worte:
„Georg Bey! du Serbier Hauptmann,
Alles woll'n wir geben, was ihr fordert,
Doch zerbrechet nicht des Kaisers Vesten,
Streitet nur nicht mit dem Herrn und Kaiser,
Und wir liefern euch die Türken, die Bedrücker.“

So erhuben sich die Türkenbürger,
Oeffneten die Thore von der Festung,
Lieferten die schändlichen Gesellen,
Die Ausfresser, die Türkenschelme,
Uebergaben sie den Serbierhänden!
Lieber Gott, und liebe Gottesmutter!
Ach wie sie die Serbier da empfingen,
Die Bedrücker in die weißen Hände!
Da begannen sie sie auszukleiden,
Führten nackt herum sie, ohne Kleider,

Ohne Saruk *) in den kleinen Mützen,
Barfuß, ohne Stiefel, ohne Schuhe,
Also nackt und barfuß, schlugen sie mit Keulen,
„Kerle, Paschen, wo sind unsre Gelder?“ —
Mitt' im Felde zieht Georg den Säbel,
Und enthauptete die Bösewichter.
Als so Georg niederschlug die Türken,
Sie erschlug, die türk'schen Bösewichter —
Ging der Georg ringsum in die Festen,
So viel Türken in den Festen waren,
Welche Türken zum Enthaupten waren,
Hat er ausgerottet; aber auch verschonet
Alle, welche waren zum Verschonen.
Was zum Christenthume taugte, ließ er taufen. —

Als der Georg also Serbiens Herrscher wurde,
Als er Serbien mit dem Kreuz gesegnet,
Und mit seinen Flügeln es bedecket,
Von Widim hin bis zur Dryna,
Vom Kossomer Felde bis zu Belgrad.
Da sprach Georg zu dem Drynaflusse:
„Drynawasser! edle Landesgränze,
„Zwischen Bosnien und Serbien Gränze,
„Heil dir, deine Zeit, bald wird sie kommen,
„Wo ich dich auch übersetzen werde,
„Und das schöne Bosnien heimsuchen!“ —

* * *

Anmerkung des Originals.

Als die Serbier **Schabatz** (Festung an der Sau) zum ersten Male umringten, im Anfange des Jahres 1804, da, spricht man, sollen die türkischen Weiber in der Festung gesungen haben:

„Es empörten sich Paar Schlechte,
„Haben Bischen Pulver in dem Kürbiß,
„Wollen Schabatz unsern Moslem nehmen;
„Meinen, Schabatz wär' ein Scherz, die Dummen;
„Aber Schabatz ist das Haupt von Belgrad.“

Aber die Serbier eroberten es dennoch.

* * *

Der Verfasser dieses Liedes, der serbische Rhapsode **Philipp** ist geboren in Mediaschi in Bosnien. Näheres über ihn bitte ich in meinen frühern Notizen über Serbien in der Leipziger Modenzeitung dieses Jahres nachzulesen. Zugleich kann ich mir hier die Bemerkung nicht versagen, daß, selbst abgesehen von dem unbestritten hohen poetischen Werthe dieser Dichtung — das außerordentliche Gedächtniß eines Mannes, der ein **improvisirtes** Gedicht von mehr als 630 Versen (und deren hat er über hundert gesungen) sogleich nach dem ersten Auffassen für immer im Gedächtniß behält und zu jeder Zeit unverändert absingt — daß ein solch ungewöhnliches Talent, meines Wissens, bey keinem der neuern berühmten und unberühmten italienischen Improvisatoren angetroffen wird. Dieser blinde Philipp ist in mehr als einer Rücksicht der Homer der Serbier, und die Uebersetzung seiner gesammten episch-lyrischen Gesänge wäre sicherlich keine unbedeutende Bereicherung für die deutsche Literatur.

*) Kopfbedeckung der Türken; eine große Schande für sie, sich mit entblößtem Haupte zu zeigen.
A. d. U.

Erfindung der Dampfschiffe. *)

Bey der zunehmenden Wichtigkeit der Dampfmaschinen, und namentlich der Dampfschiffe, ist es nicht mehr als billig dem eigentlichen Erfinder dieser leztern die gebührende Ehre zu geben. Dieser ist aber weder ein Engländer noch ein Franzose, noch ein Amerikaner, sondern ein Spanier. Blasco de Loyola machte schon im Jahr 1543 dem Kaiser Karl V und seinem Sohne Philipp Anträge zur Erbauung eines durch Dampf getriebenen Schiffes. Er machte bey Barcelona glückliche Versuche mit einem von ihm erbauten Dampfschiff. Die Beweise dieser Thatsache, die Protokolle u. s. w. sind noch in dem Archiv von Simaucas vorhanden. Blasco de Loyola fand Feinde und Neider. der Kaiser scheint die Wichtigkeit seiner Erfindung nicht begriffen zu haben, und sie ward wieder vergessen. Die Verbreitung und die Unterstützung der großen Erfindungen, die als Stufen in der Civilisation des Menschengeschlechts dastehen, müßen von den Völkern selbst ausgehen. Daß zu einer Zeit, wo Carl V. den lezten Funken bürgerlicher Freyheit in Spanien erstickte, eine Erfindung, welche nur von einem betriebsamen, wohlhabenden, freyen Bürgerstand gewürdigt werden kann, in Vergessenheit gerieth, ist nicht zu verwundern.

*) Aus einem Brief des S. F. M. de Navarrete an den Baron von Zach.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang Mai.

(Beschluß.)

An Fremden fehlte es dießmal nicht; aber wohl an einem schönen Himmelslicht für die herrlichen Anlagen um unsere Stadt, aus welchen sich jezt das vollendete Gebäude der Bürgerschule imposant hervorhebt, und für das sonst belebte Rosenthal, in welchen das sogenannte Schweizerhäuschen des Hrn. Kintschy noch größtentheils verlassen stand. Ungeachtet der anhaltend schlechten Witterung war doch auch das Theater nicht sehr besucht, in welchem unsere Direktion durch Mannich-

fältigkeit zu unterhalten suchte. Hier sah man Götz von Berlichingen (eine vortreffliche Vorstellung) und das Alpenröslein, Makbeth, und den Hofmeister in tausend Aengsten, Don Carlos und Armuth und Edelsinn, Zauberflöte, Tankred und Fräulein vom See, Berggeist und Jagd, Zemire und die sieben Mädchen in Uniform 2c. Am Schlusse der Messe verließ Hr. und Mad. Schmidt, nebst Dem. Hauf unsere Bühne. Vorzüglich die leztere war unserer Bühne sehr brauchbar, und bey dem Publikum, das sie von Kinderrollen an sich hatte entwickeln sehen, beliebt. Indessen habe ich bey mehrern Gelegenheiten angedeutet, daß mir die Schäzung derselben, welche sich in öffentlichen Wünschen an die Direktion und bey einigen Darstellungen aussprach, etwas übertrieben vorkam, was sich auch zulezt zum Mißfallen der Gebildeten durch eine ärgerliche Partheyenfehde erwiesen hat. In gemüthlichheitern Rollen leistete sie unstreitig das Meiste; ihre Schwester, Mad. Schmidt im eigentlich Sentimentalen. Später verließ Dem. Canzi unsere Bühne, nachdem sie als Helene im Fräulein vom See, Zemire, und als Sängerin im Konzert am Hofe, ihren vorzüglichsten Parthien, sich verdienten und einstimmigen Beyfall erworben hatte. Sie gab noch am 1sten Mai ein Abschiedskonzert mit Deklamation, und wird wahrscheinlich im nächsten Winter zu unserer Oper zurückkommen. Nachdem Hr. Haaken seine Gastrollen geschlossen, wobey ich bemerken will, daß er im Conversationsstück sich hier größern Beyfall als im Tragischen erworben hat, trat Hr. Fähringer vom Frankfurter Theater als Gast auf. Ich habe nur seinen Posa gesehen, fand diesen aber zu zahm und zierlich; am meisten von der Idee entfernt in der berühmten Unterredung mit dem König, wo er in dem Tone eines jungen Mannes sprach, der den Monarchen wegen einiger liberalen Ideen, die er sich vorzutragen genöthigt sieht, gleichsam um Verzeihung bittet. Auch habe ich viel falsches Betonen gehört. In dieser Darstellung war Mad. Miedke als Eboli ganz ausgezeichnet; Hr. Devrient stellte den Carlos mit mehr Fleiß und Auseinandersezung als sonst dar. Mad. Genast gab eine würdige Darstellung der Königin. Hr. Fähringer hat noch den Carl Moor, Rudolph in Körners Hedwig, den Hrn. von Uhlen in der eifersüchtigen Frau repräsentirt; allein ich konnte diesen Darstellungen nicht beywohnen, auch habe ich über die Erstre nichts Günstiges erfahren. In der Conversation soll Hr. Fähringer ein gewandter und angenehmer Schauspieler seyn. — Mad. Neumann aus Karlsruhe wird nun erwartet.

Noch fielen in die Ostermesse einige interessante Konzerte, nämlich die zwey lezten Abonnementskonzerte, in welchen vorzüglich Symphonien von Beethoven (A und F) aufgeführt wurden. Im lezten trat auch Dem. Blahetka aus Wien auf, deren ungemeine Fertigkeit im Pianofortespiel in dem Vortrag des ersten Sazes des Kalkbrennerschen Klavierkonzerts (D-moll) und der von ihr selbst komponirten gefälligen Bravourvariationen hervorleuchtete. Die Gediegenheit, welche das Spiel dieser liebenswürdigen und auch durch ihre äußere Erscheinung ausgezeichnete Virtuosin noch erwartet, muß von Innen herkommen. In dem von ihr im Gewandhaussaale veranstalteten Konzert trug sie das schwierige Konzert aus Cis-moll von Ries vor, eine Musik, in welcher große Schattenmassen gegen einander geworfen und sanfte Lichter dazwischen gestreut sind, aber die Einheit und Haltung des Gefühls ganz fehlt. Von ihren in demselben Konzert vorgetragenen Variationen über ein Ländlerthema waren die meisten recht hübsch. Ein eigentliches Adagio, aus welchem man den Umfang dieses Talents hätte kennen lernen, spielte Dem. Blahetka leider nicht. Die Theilnahme an diesem Konzert war gewiß dadurch vermindert worden, daß man kurz vorher mehrere Klaviervirtuosen, und vornehmlich Hummel gehört hatte. — Ein darum auch wenig besuchtes Konzert gab der kleine achtjährige Pole Krogulski im Saale des Musikvereins. Was wir von ihm vortragen hörten (Konzert von Hummel, Konzertsaz von Kalkbrenner D-moll, und interessante Variationen von Kurpinski über ein sehr nationelles Thema) hat uns gezeigt, daß bey ihm mehr, als ein großes mechanisches Talent vorhanden ist; es ist ein ausgezeichnetes Musiktalent, dessen Entwickelung aber erst dann vollkommen werden wird, wenn es durch die übrige geistige Ausbildung fortdauernde Nahrung empfängt — was freylich auf Reisen nicht leicht zu erwerben ist. Von neuen Musikstücken hörten wir in den leztgenannten Konzerten Schillers Sehnsucht, von A. Romberg komponirt, und vortrefflich gesungen von Hrn. Hering; die Komposition gehört zu den glücklichsten und empfundensten Rombergs. Ferner Ouvertüren von Max Eberwein (im pathetischen Styl mit einigen gewaltsamen Ausweichungen) und L. Maurer (zu der Oper: der neue Paris; lebhaft und gut gearbeitet, aber ein wenig zu lang.) — Eine große musikalische Aufführung wurde zum Besten der Abgebrannten des sächsischen Städtchens Dippoldiswalde von dem Musikverein in Verbindung mit der hiesigen Singakademie am ersten Meßsonntage veranstaltet. Hier dirigirte Hr. Musikdirektor Schulz Haydns Frühling, und Hr. Musikdirektor Pohlenz Naumanns Vater unser. Beyde Aufführungen waren im Ganzen vortrefflich; der vollstimmig besezte Chor, so wie die Sopran- und Tenorsoloparthien zeigten, was unter sorgfältiger Leitung unsere Dilettanten zu leisten im Stande sind.

Von neuem Musikverlag, welchen wir in dieser Messe empfingen, empfiehlt sich Preindl's (Kapellmeisters zu St. Stephan in Wien) Gesanglehre; ein schönes Gesangsterzett (für Sopran, Tenor und Baß) von Beethoven, wahrscheinlich aus dessen blühender Zeit: Tremate, empi, tremate etc., welches in Stimmen und im Klavierauszug erschienen und für Konzertgesang sehr brauchbar ist; — gefällige Sonaten für Pianoforte und Violine von Meyseder; und ein Rondo brillant (oeuvre 109) für Pianoforte, von Hummel, (sämmtlich bey Steiner in Wien erschienen). In Simrocks Verlage sind zwey Hefte, die Hand trefflich übender und nicht allzuschwerer Etuden für das Pianoforte, welche auch durch Modulation interessiren, erschienen. Unter den Stimmen des Frühlings von Lorche und H. Stieglitz (bey Probst erschienen) sind einige sehr gelungene Liedermelodien. Aus Schotts Verlage (in Mainz) erwarten wir noch Beethovens neueste große Werke. Vor Kurzem hat diese Verlagshandlung schon das sechszehnte Heft der sehr gelesenen Cäcilia versendet.

Was die Literatur anlangt, so wird noch mehreres Bedeutende, was angekündigt war, erwartet. Erschienen ist nur der fünfzehnte Theil der großen Encyklopädie, der bis Caz geht, und von dem encyklopädischen Wörterbuch, welches durch Pierer in Altenburg erscheint, des sechsten Bandes erste Abtheilung, der vom Credo bis zur Diebslaterne fortgeht. Freunde der bildenden Kunst werden in Quandts geistreichem Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst (Leipzig bey Brockhaus) eine angenehm belehrende Lektüre finden. In der poetischen Literatur theilen sich die lyrischen Dichter noch am meisten mit. Die Vesperklänge von Hellmann (Essen bey Bädeker) gehören nebst dem ebendaselbst erschienenen Psalterion oder Erhebung und Trost in heiligen Gesinnungen von Hengstenberg zu dem Vorzüglicheren. —

Beylage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 128.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. Mai 1826.

O schwere Last der Eitelkeit!
Um schwer zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben.

Gellert.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

8.

Zum Glück verschwanden alle diese Schrecknisse mit der Rückkehr der Alten, und des jungen Pärchens. Als aber der geängstete Bürgermeister durch die noch offen gebliebene Thüre hinauswollte, so sagte sie: „Ey warum nicht gar!" und ergriff ihn beym Arme.

Drauf beschwerte er sich sehr über die gräßliche Lebendigkeit der Hütte in ihrer Abwesenheit und beschrieb solche auf das Furchtbarste.

„Bürgermeisterchen, Bürgermeisterchen! — sprach hierauf die Alte, den Finger drohend aufgehoben — weißt du wohl, daß das dumme Zeug, das du da gesehen, dir durchaus nicht zur Ehre gereicht. All das giftige Leben um dich her ist nichts weiter gewesen als eine Art von Gewissensbisse. Gehe daher hübsch in dich, du gottloses Männchen, und gib eine ordentliche Erklärung darüber ab, daß dieses Mädchen und dieser junge Mensch nächstens ein Ehepaar werden sollen.

Das that er auch wirklich, jedoch allein unter der Bedingung, daß sein Sohn ihn sogleich heimbegleiten solle, was die Alte ihm auch willig zugestand.

Kaum aber hatten Vater und Sohn den freyen Platz um die Hütte im Rücken, so nahm auch der Bürgermeister (denn es ging ihm mit den Edelsteinen gerade wie am Vormittage mit den Goldeiern, er war außer Stande sie weiter fortzubringen) einen Vorwand, sich von seinem Sohne zu entfernen und einen Weg in's Dickicht einzuschlagen und warf sie dort unter Strauchwerk, um die Kleinodien gelegentlich nach und nach heimzuholen, dann kehrte er zu dem, auf ihn harrenden Sohne, zurück.

„Und nun, mein Sohn — begann er jezt, grade so, als wenn er mit Allem recht zufrieden gewesen wäre — nun sage mir doch auch hübsch, wie du zu der Bekanntschaft jener Alten und des Mädchens gekommen bist."

Recht froh über solch eine unerwartet freundliche Zusprache, glaubte ihm der junge Mann sein Herz ausschütten zu müssen, und erzählte ihm, er sey diesen Morgen ganz früh in den Wald spazieren gegangen und habe aus Kuriosität zur Lektüre ein uraltes Stück Akten mitgenommen. Nach diesen Akten wären in wenigen Jahren eine große Menge Hexen in ihrer kleinen Stadt verbrannt worden. Die Akten aber, statt Auskunft über ihre Verbrechen zu geben, hätten gemeiniglich nichts als die Anklage, und nachher in größter Kürze ihr Bekenntniß auf der Folter enthalten und mit der Hinrichtung geschlossen, da habe er denn sein Entsetzen über solch ein himmelschreiendes Verfahren laut ausgesprochen. Plötzlich sey nun eine alte Holzleserin zum Vorschein gekommen, die sich auf das Freundlichste erkundigt, ob er nicht einem Mädchen aus der Nachbarschaft recht herzlich gut sey. Auf sein Erstaunen, daß sie davon wisse, habe sie sich sogleich als von Allem unterrichtet gezeigt, die Wahl gebilligt, ihn auch mit dem Mädchen zusammenzubringen versprochen. Das sey nun

in der Hütte geschehen, welche sie, ihrem Berichte nach, sich alle hundert Jahre zur Jubelfeyer ihres Todes in hiesiger Stadt aus Eis hier im Walde erbaue. Einmal schon hatte sie, wie sie gesagt, diese hundertjährige Feyer vollbracht, ohne daß eine Menschenseele etwas davon gewahr worden, dießmal aber hätten die Irrwische eine Botenfrau ihr zugeführt, welche vermuthlich das Ding ausplaudern würde. Sie habe sich übrigens, wegen der guten Gedanken, die er für sie geäußert, als Mitlerin in seiner Liebesangelegenheit erboten. Leider sey nur seine Braut unglücklicher Weise auf einmal der Sprache beraubt gewesen. Anfangs habe ihm das zwar großes Herzeleid verursacht, er wisse sich aber schon jezt recht erträglich darein zu finden.

„Böser Junge!" summte es jezt an das Ohr des Berichtserstatters. Aber er wußte nicht, rührte der Ton wirklich von den Lippen seines Vaters her, oder war er nichts als ein Auswuchs seiner eigenen, am damaligen Tage allerdings außerordentlich in Bewegung gesezten Phantasie, denn das Wort klang nur so unbestimmt, wie der zornige Laut der Aeolsharfe, wenn ein recht heftiger Windstoß sie erfaßt.

Der junge Mann fügte noch ganz kurz hinzu, daß, sobald man ihn auf die Hütte habe zuschreiten sehen, das Pärchen sogleich durch die Hinterthüre von der Alten entlassen worden sey.

„So, so!" sagte der Bürgermeister und rieb jezt die Hände, dann nahm er Tabak, dann hustete er, als ob sein Hals im Innern voller Fischgräten stecke. Doch fügte er bald darauf hinzu: „Charmant, charmant!" denn er bedachte, wie verdrießlich es seyn würde, wenn sein Sohn in der Verzweiflung zurückkehrte zu der Hexe und ihn allein ließe in der Stockfinsterniß des Waldes, zumal da in keiner großen Entfernung erst vor Kurzem Schüsse gefallen waren, ein Wilddieb aber, den er vor einiger Zeit in's Zuchthaus geschickt, nach seiner Entlassung aus diesem ihm die schriftliche Zusicherung gegeben hatte, daß er nächstens bey der, Gott gebe glücklichen, Fortsetzung seiner frühern Lebensbahn, in Gemeinschaft mit mehrern Gleichgesinnten seinen Regreß an ihm gewiß zu nehmen hoffe.

„Vermögen hat sie wohl nicht?" fragte dann der Bürgermeister weiter. „Leider, gar keins! Wie wollte auch die Tochter eines armen Schulmeisters zu Vermögen kommen? Eben darum fehlte mir das Herz, Euch um Eure Einwilligung zu bitten." — „Ah so!" sprach der Alte und lachte so stark, daß der arme Verliebte immer mehr zu zweifeln anfing an der Aechtheit der väterlichen Freude über sein Glück, besonders da jezt, weit vernehmlicher als vorhin der böse Junge, erst ein verdammter Schlingel und dann gar ein vermaledeyter Taugenichts aus dem Munde des Vaters herausbrummten.

Späterhin raffte der Alte aber doch wieder so viele Freundlichkeit zusammen, als er nur habhaft werden konnte und sprach: „Gleichwohl, du Schelm, gingst du heute Mittag so wenig mit der Sprache heraus, als ich dir sagte, daß dergleichen Dinge nicht möglich wären?" — „Weil Ihr ja, lieber Vater, von dem Daseyn der Eishütte eben so gut unterrichtet waret als ich."

Innerhalb der Stadtmauern hatten sie aber kaum zwey Schritte gethan, als der Vater seine Maske ganz fallen ließ und sagte: „Von nun an, Bursche, befehle ich dir, keinen Gedanken mehr zu haben an die junge Bettlerin und die alte Hexe, die durch ihr heutiges Benehmen schon allein das Urtheil rechtfertigt, das vor zweyhundert Jahren über sie gesprochen wurde, und das ein gelbschnäbliger Galgenschwengel, wie du, wahrlich nicht um seinen damaligen Kredit bringen wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Zeitungslese.

Alle niedlichen Fingerchen in der Chaussee d'Antin sind gegenwärtig voll Stiche, wie die Finger der Nätherinnen. Aber sie verwenden die Nadel für eine sehr edle Sache; wenn sie nicht einsammeln für die Griechen, so arbeiten sie für die Griechen.

* * *

Die Lieblingsgesänge der Franzosen sind bekanntlich von Beranger, und verboten. Man hat nun eine sehr gute Spekulation gemacht, indem man den Inhalt in lithographischen Bildern darstellte; die erste Lieferung in sechs Blättern ist bereits erschienen.

* * *

Unter dem jetzigen Minister des Innern war versprochen worden, daß die beyden Bauten, die am längsten unvollendet dastehen, endlich fertig werden sollten. Vor einigen Tagen befahl nun der Herr Minister, die Arbeiter, die den Triumphbogen von der Sternbarriere vollenden sollen, müssen auch einen halben Tag an dem Elephantenbrunnen beym Arsenal arbeiten, aber sie müssen jedesmal, wenn sie vom Triumphbogen nach dem Elephanten gehen, ihre Weste und Hut dort lassen zum Beweis, daß sie da gewesen.

* * *

Neulich sagte jemand zu einem der vierzig Akademiker, es sey doch etwas schwer, den Gang über die Kunstbrücke (die eiserne Brücke vom Louvre hinüber nach Quatre Nations, wo die Akademie ihre Sitzungen hält) zu machen, um endlich in die Akademie zu kommen. Ey, erwiederte der Unsterbliche, die Brücke ist nicht schwer zu gehen, es ist die Eselsbrücke (Pont aux ânes).

* * *

Aus der Recension des Buches: Literarische, politische und biographische Erinnerungen Herrn von Rochefort's: „die Leser, welchen es um Schandkroniken zu thun ist, finden in dieser Sammlung eine Menge galanter Anekdoten, wovon die Personen zur allervornehmsten Gesellschaft der verma-

Digitized by Google

ligen Regierung gehören; das ist derselbe D..., dieselbe Frau Genlis, die einst — jezt sucht sie das Paradies — Aus diesen Annalen des Lasters kann man jene reine, patriarchalische Sitte jener schönen Jugend von 1765 beurtheilen, die, weil sie sonst nichts mehr treiben kann, jezt über die Verderbniß des neunzehnten Jahrhunderts schreit.

* * *

Herr Brillat de Savarin hat neulich eine ganz vortreffliche Satyre auf die Gastronomie herausgegeben unter dem Namen, Physiologie des Gaumengeschmacks, oder Betrachtungen über die transcendentale Leckerey, 2 Bde. in 8.; dieser Gelehrte, ein höherer Justizbeamter, ist kürzlich gestorben. In seinem geistvollen Werke, steht die Geschichte eines ausgewanderten Franzosen, der in London viel Geld durch seine Festigkeit im Salat-Anmachen verdiente. Die Thatsache ist äusserst sonderbar. Der Ausgewanderte heißt d'Albignac. Ob er gleich wegen seiner beschränkten Finanzen keinen kostbaren Tisch haben konnte, so war er dennoch einst in einer der berühmtesten Tavernen von London; er dachte wie mancher Andere, man könne sich mit einer einzigen Schüssel begnügen, wenn sie nur ausgezeichnet sey. Während er sich an einem saftigen Roostbeef labte, ergözten sich fünf bis sechs junge Leute an einem Tisch neben ihm, und Einer von ihnen stund auf und redete ihn höflich folgendermaßen an: „Herr Franzose, man sagt, ihre Nation habe den Vorzug in der Kunst, Salat anzumachen; wollten Sie uns wohl die Gunst erweisen, und uns einen anmachen?" d'Albignac besann sich zwar, aber er willigte endlich ein, verlangte Alles, was er glaubte, das zu dem Meisterstück gehörte, gab sich dabey Mühe, und es glückte ihm. Während er sein Rezept durchdachte, antwortete er freymüthig auf die Frage, die man ihm wegen seiner Lage machte; er sagte, er sey ausgewandert, und gestand ein, doch mit einigem Erröthen, er habe Antheil an den Unterstützungen der englischen Regierung. Einer der jungen Leute glaubte nun, ihm eine Note von fünfhundert Pfund Sterling in die Hand drücken zu dürfen, was er unter einer honetten Weigerung annahm. Er hatte seine Adresse gegeben, und einige Zeit nachher wunderte es ihn nicht, da er einen Brief erhielt, in welchem man ihn äußerst höflich bat, er möchte sich in einem der schönsten Hotels von Grosvenor-Square einfinden, um einen Salat anzumachen. d'Albignac sah im Geiste voraus, es könnte daraus etwas Ständiges für ihn sich ergeben, nahm nicht den geringsten Anstand und stellte sich genau ein; auch hatte er sich mit einigen neuen Zubehörden versehen, um sein Werk noch zu veredeln. Er hatte sein Geschäft zuvor gut ausstudirt, hatte das Glück, abermal zu gefallen und bekam für dieses Mal eine Belohnung, die er, um sich nicht für die Zukunft Schaden zu thun, nicht ablehnen konnte. Man kann sich wohl vorstellen, daß die ersten jungen Herrn, für welche er angemacht hatte, ihn übertrieben lobten. Die zweyte Gesellschaft machte noch mehr Lermen, so daß d'Albignacs Ruhm bald sich verbreitete; man nannte ihn den fashionable Salat-Maker; und in dem Lande der Novitäten seufzte bald Alles, was zu der eleganten Welt der Hauptstadt der drey Königreiche gehörte, nach einem Salat des französischen Edelmanns. d'Albignac benuzte die Liebhaberey als ein gescheiter Mann; bald schaffte er sich seinen Einspänner, genannt Carrik an, um desto geschwinder dahin zu kommen, wo man ihn gerufen hatte, und ein Bedienter trug ihm in einem Kästchen von Mahagony Alles nach, womit er seine Rezepte bereichert hatte, z. B. Essige mit verschiedenen feinen Gerüchen, Oele mit oder ohne Olivengeschmack, Caviar, Trüffeln, Sardellen, Fleischbrühe und sogar Eyergelbe, wodurch sich der berühmte Salat Mayennaise auszeichnet. In der Folge ließ er ähnliche Kästchen machen, um sie hinlänglich mit den Zubehörden zu füllen, und verkaufte sie zu Hunderten. Er kam nach Paris zurück, suchte aber kein Vergnügen darin, sich auf dem Pariserpflaster zu zeigen; er sorgte für seine Zukunft, legte 60,000 Franken in den Renten an, und kaufte im Limousinerlande ein kleines Edelgut, wo er wahrscheinlich noch jezt zufrieden und glücklich lebt, indem er sich in seinen Wünschen zu beschränken weiß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 16. April.

Heut vor acht Tagen bot die Promenade außerhalb dem Volksthore eine Scene dar, welche hier nichts Neues ist, aber auf mich, einen nicht minder schmerzhaften, als interessanten Eindruck gemacht hat. Etwa eine Stunde nach Mittag sah man einen in Lumpen gehüllten Menschen zwischen dreyßig und vierzig Jahren Zeichnungen mit Kohle, die Chaussee hinunter, an die Mauer der Häuser machen, welche, obgleich aus freyer Faust und mit sichtbarer Eile entworfen, sich dergestalt durch höchst richtige, obgleich etwas steif gehaltene Umrisse auszeichneten, daß alle Vorübergehenden davon frappirt wurden. Die größte derselben stellte den Triumph eines römischen Konsuls dar, aus zehn Figuren bestehend. Das Detail war bis in die kleinsten Nebenumstände wahr und nichts vergessen, was, wie wir aus den Schriftstellern wissen, einen solchen Aufzug auszumachen pflegte. Die vier neben einander gespannten Pferde sahen aus, als lebten sie, blos die acht Hinterfüße, deren Gelenke einen absoluten Winkel bildeten, waren verzeichnet. Als ich vorüberging, war der Mensch mit der dritten Zeichnung (einer sterbenden Römerin, vielleicht Virginia, denn es stand eine männliche Figur mit einem Messer als Schwert davor) beschäftigt; hier sahe ich, mit welcher Eile und Sorglosigkeit er dabey zu Werke ging. Ueber beyden Zeichnungen stand (der Mensch war ein vortrefflicher Zeichner, aber ein sehr schlechter Schreiber) in keineswegs schönen Buchstaben: Filippo Sebastiani, privo di sostenimento, (Philipp Sebastiani, welchem der Lebensunterhalt mangelt), geschrieben. Vergebens suchte ich nach der Adresse. Ein Franzose, besonders ein Pariser, würde diese hinzugefügt haben. Wenn es bey mir noch eines Beweises bedurft hätte, wie sehr der Charakter beyder Nationen von einander verschieden wäre, hier hätte ich ihn gefunden: der Römer, vom Augenblicke abhängend, ohne alle Spekulation und natürlich, wie

die Natur, in und mit welcher er lebt; der Pariser, vom Momente nichts wissend, sondern allein in der Zukunft lebend, und Alles für diese berechnend! Der arme Mensch war von einer großen Menge Volks umgeben, welche ihm Lob aus allen Backen, aber kein einziger einen Bajocco aus dem Säckel spendete. Indessen war es noch mehrere Stunden bis zur Zeit des Corso (der allgemeinen Spazierfahrt Stunde), und also noch Hoffnung für ihn vorhanden. Ich sezte meinen Spaziergang fort, aß dann später in der Trattoria di Papa Giulo (so genannt, weil sie gegen dem, vom Papst Julius III. erbauten, Casino über liegt) und kehrte gegen Abend durch das Angelicathor in die Stadt zurück, so daß mir für den Abend vom Schicksale des Zeichners nichts weiter zu Ohren kam. Aber am folgenden Tage konnte ich der Begierde nicht widerstehen, Erkundigungen einzuziehen. Zuerst fragte ich die Leute am Thore. Diese sagten mir, der Mensch sey eigentlich Soldat, aber vom Regimente gejagt, weil er mehrere Male desertirt wäre. Weiter konnte ich von ihnen nichts erfahren. Vor der ersten Zeichnung stand abermals ein großer Haufen Neugieriger; den Zeichner selbst suchte ich vergebens. Ein neuer Charakterzug, der den Römer vom Pariser unterschied: lezterer würde wenigstens für acht Tage sein Standquartier neben derselben aufgeschlagen und sich durch alle Ressourcen der Spekulation den Vorübergehenden bemerkbar und interessant zu machen gesucht haben! Einer der Umstehenden wollte wissen, der Zeichner habe sich am vorigen Tage gegen Abend in eine nahgelegene Schmudelküche begeben, und daselbst gegessen und getrunken. Ich ging hin: hier hieß es unter andern: jener habe, beym Eintreten, vor aller Augen seine Taschen geleert, und drey-und-dreyßig Bajocchi (sage drey-und-dreyßig Bajocchi) gezählt! Man bemerke, daß sich an Sonn- und Festtag-Nachmittagen wenigstens zehn Tausend Menschen, die Elite Roms, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß vor dieses Thor zu begeben pflegen, daß man Bettler kennt, welche hier an solchen Tagen zwey Scudi und mehr erbeuten, und daß endlich (und warum sollte mich eine jämmerliche Delikatesse veranlassen, diesen Umstand zu verschweigen) ein bedeutender Theil von jenen drey-und-dreyßig Bajocchi von mir selbst herrührte! Es sollte mich nicht wundern, wenn ich erführe, daß dieser Mensch, troz des routinirten Mahlens, welches in den erwähnten Zeichnungen wahrzunehmen war, nie in seinem Leben einen eigentlichen handwerksmäßigen Gebrauch von dieser Kunst gemacht, oder sonst irgend einen Unterricht darin erhalten hätte. Wer hier nicht mit verbundenen Augen durch die Straßen geht, kann an allen Ecken dergleichen Proben von dem glücklichen Kunstsinne des hiesigen Volkes erblicken. Und wie könnte das auch anders seyn? Wenn das Sehen bildet, wo in der Welt möchten die Veranlassungen dazu häufiger seyn als in Rom? Daß dieser Kunstsinn sich besonders unter den Handwerkern und materiellen Künstlern zeigen müsse, läßt sich schon von vorn herein schließen, und bedarf keines Beweises. Es müßte interessant seyn, einen Vergleich zwischen den hiesigen und den Pariser mechanischen Kunstprodukten anzustellen, und durch Abbildungen zu versinnlichen zu suchen. Was der Pariser mechanische Kunstfleiß erzeugt, verbreitet sich durch Zeichnungen über ganz Europa; die römischen Arbeiten lernt Niemand kennen. Alles was, von der eigentlichen Form abgesehen, graziöse Ausschmückung und wizige Erfindung der einzelnen Theile anbetrifft, darin behauptet der Pariser Künstler vor dem Römischen den Vorzug. Aber wie unendlich übertrifft lezterer ersteren, wenn es auf Erhabenheit, Einfachheit und Grandiosität der Form ankömmt! In allen hiesigen Werkstätten, wo nach Zeichnungen gearbeitet wird, erblickt man Arbeiten, welche durch ihre wahrhaft edle und schöne Form das Auge in Erstaunen sezen. Ich habe, um von tausend Beyspielen nur ein's anzuführen, neulich bey einem Messingschmiede eine Tischwage, etwa eine Elle hoch, gesehen, welche, ohne alle und jede Verzierung, aus bloßem gemeinen Messing, kaum einmal nothdürftig polirt, mir ein solches Wohlgefallen verursachte, daß ich mehrere Male dahin zurückgekehrt bin, um sie immer wieder zu sehen. Ich bat am Ende den Meister, mir eine Zeichnung davon zu geben, ihm zugleich versprechend, daß sie zum Ruhme des römischen Kunstsinnes in Deutschland öffentlich bekannt gemacht werden sollte. Was ich aber vorausgesehen hatte, trat ein: der Mann sah mich zweydeutig an, und schlug mir am Ende, unter dem wirklichen Vorwande, daß er keine Zeit dazu habe, meine Bitte ab. Man glaube nicht, daß dieß aus Grobheit oder gar aus Mißgunst geschah: es war Mangel an Eigenliebe und Mangel an Spekulation. Derselbe Fall trifft bey den Tischlerarbeiten ein; es werden hier Meubeln gemacht, welche, durch ihre Form, nicht durch ihre Details oder Ausschmückungen in Erstaunen sezen. Vielleicht komme ich nächstens auf diesen Gegenstand wieder zurück.

Zürich, Mai.

Zu Meilen am Zürichsee ward am 17ten April ein musikalisches Fest von eigenthümlicher Art begangen. Es war ein Sängerverein für den Männerchor, der sich zum ersten Mal versammelte. Der Pfarrer Pestaluz in Richtenschwyl hatte dafür in leztem Spätjahr die Einleitung getroffen, indem er eine Zusammenkunft in Wädenschweil veranstaltete, um die Frage zu beantworten, ob sich wohl so viele Gesangsfreunde am Zürichsee finden möchten, um vereint einen Chor zu bilden? Damals wurde die Hoffnung geäußert, daß sich leicht sechszig bis siebenzig Theilnehmer für den Anfang zeigen möchten, also genug, um eine bedeutende Tonmasse zu bekommen. Diese Erwartung fand sich nun aber weit übertroffen. Die einzelnen Vereine, die zu den Vorübungen zusammentraten, mehrten sich, und bey der Versammlung in Meilen waren 175 Sänger gegenwärtig. Der erste Versuch gelang. Ein voll und stark ertönender, richtig zutreffender, dem hehren Orgelton vergleichbarer Gesang hallte durch das Kirchengewölbe, zur Freude des gedrängten Volkes, und nicht ohne Beyfall selbst der Kenner. Wie war dieß mit Stimmen zu erzielen, deren Mehrzahl der Singkunst wenig kundig ist? Durch zwey einfache Mittel. Erstlich, daß man leicht singbare Stücke aus Nägeli's Männerchören wählte, in der Ueberzeugung, daß ein richtiger Vortrag einfacher Melodien bessern Eindruck mache, als ein künstlicher Gesang, der die Kräfte eines Theils der Mitsänger übersteigt. Das andere Mittel war oft wiederholte Einübung im kleinern Kreise der einzelnen Gemeinden, so daß auch die Minderkundigen ihrer Stimme Meister wurden. Etwas ward allgemein gerügt, nämlich die kurze Dauer des Gesanges, der nicht eine volle Stunde anhielt; ein Tadel, der sich noch wohl hören läßt. Bey der nächsten Versammlung zu Wädenschweil im September wird man diesem Mangel abhelfen. „Man hat viel darüber gesprochen, sagt ein Zürcherblatt bey Erwähnung dieses Sängerfestes, wie dem evangelischen Gottesdienst, den man allzu einfach finden will, mehr Würde und Weihe könne gegeben werden. Hier ist ein leichtes Mittel durch die Erfahrung dargeboten. Wir bedürfen der kostbaren Aushülfe der Malerey und Bildhauerey nicht, ja nicht einmal der Instrumentalmusik. Die Singkunst bietet uns, was wir bedürfen. Ein leicht zu erwerbendes Gemeingut des Volkes, vermittelst gehöriger Anleitung, kann sie Großes leisten. Unserm vaterländischen Komponisten Nägeli gebührt dankbare Anerkennung, daß er, von der schwierigen Art seiner früheren Tonsezungen herabsteigend, sich in mannichfaltigen Singweisen, für die Jugend wie für die Alten, faßlich, angenehm und ergreifend mit dem Volke befreundet hat.“

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. Mai 1826.

Ach! es sey die lezte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

Hölderlin.

Missolonghi.

Ach, ich kann nicht klagen, trauern —
Mich durchrieselt eisig Schauern,
Denn auf Missolonghi's Mauern
Ist der Halbmond bleich gepflanzt!

Und es zieh'n herbey die Raben —
Und ein Blutbach füllt den Graben,
Denn es liegt hier ganz begraben
Hellas, deine heil'ge Schaar!

Und die heil'ge Schaar, die Frohne,
In der blut'gen Martirkrone
Klagt vor Gottes Richterthrone
An die ganze Christenheit! —

Sagt, was wollt ihr weichen Zähren?
Könnt ihr Helden neu gebären?
Darum schweigt, ihr schwachen Zähren:
Trocknet still in's Herz zurück!

„Dürfen wir nicht Helden fließen?“ —
Nun so mögt zum Strom ihr schießen,
Brennend euch ein Glutbach gießen
In das kalte Christenblut!

In die eisigkalten Herzen,
Die beym Taumelkelche scherzen,
Während dort zu Todesschmerzen
Alles in die Blumen sinkt!

Schlaget lichterloh zusammen,
Brennt wie des Gewissens Flammen
Allen, die von Kain stammen
Und den Brudermord gelenkt!

Und die Klügler kalt und karge
Und die Schmuggler, alt' und arge —
Brandet sie zum großen Sarge,
Drein die Heldenstadt versank!

Daß sie sehn, wenn sie nicht hören;
Vor sich selber sich empören,
Dorten Uhrfehd' endlich schwören
Zu der armen Christenheit! —

Bis die Schlange wird zertreten,
Laßt im Geist uns geh'n und beten,
Zu den rothen Todesbeeten,
Dort auf Missolonghi's Grab!

H. F. M.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

9.

Selbst die herzbrechendsten Bitten und Einwendungen des armen Jungen konnten auch zu Hause nicht das Geringste bewirken, als daß der Vater, immer erboster, ihn zulezt zur Thüre hinauswarf.

Daß die gute liebende Seele vor Gram über die Rückgängigkeit aller seiner Hoffnungen kein Auge zuthun konnte, ist leicht zu glauben.

Desto besser schlief sein Vater, träumte äusserst angenehm von seinen goldenen Eiern und Edelsteinen und machte tausend Pläne, wie er Beydes am besten in's Geld setzen und dann seine irdische Wohlfahrt auf das dauerndste damit befestigen wolle.

Kaum aber hatte die Rathsthurmglocke die schauerliche Mitternachtsstunde ausgeschlagen, so krähte ihn plötzlich Jemand aus dem Schlafe, so daß er, an allen Gliedern bebend, sich noch mit geschlossenen Augen im Bette aufsezte, und ein seltsames Zischen ihm gleich dem häßlichsten Januarwinde durch die, vom Glücke seiner Träume noch ganz glühende, Seele fuhr. Und wie nun seine Augen sich aufthaten, so sah er mitten in der Schwärze der so eben große Tropfen und Schloßen an die Fenster werfenden Gewittersturmnacht so klar, als sey es am hellen Mittage, einen Basilisken auf seinem Deckbette sitzen und wandte nur schnell die Blicke hinweg, damit er nicht vergiftet würde von den stechenden Strahlen des Ungeheuers und eilte davon zu dem armen schlafenden Sohne, diesen um Gottes und aller Heiligen willen zu beschwören, daß er doch ja kommen und das Thier todtschlagen möchte, er wolle ihm Alles gewähren, um was er ihn bitte, ja sogar das dumme Mädel zur Frau geben, in das er sich nun, leider, vergafft habe.

So jammervoll nun auch seine Angst dieß vorbrachte, so tönte es dem Sohne doch wie himmlischer Harfenklang und sogleich eilte er mit seinem Ziegenhainer, vielleicht der einzigen Sache von Werth, die er aus dem akademischen Leben heimgebracht hatte, in des Vaters Schlafgemach. Weil aber sein scharfes Auge das Unthier gar nicht sah, so hielt es der darüber erzürnte Vater für bösen Willen und riß ihm den Ziegenhainer aus der Hand, um die Heldenthat selbst auszuführen. Damit er jedoch nicht ein Opfer der giftigen Blicke der Bestie werden möchte, so wagte er den Versuch, nur mit festgeschlossenen Augen, wobey es ihm daher ging, wie den Bauern beym Hahnenschlage, immer traf er daneben. Denn sobald er ein Augenblickchen wieder hinschaute, siehe, da saß der Basilisk noch dort, wie zuvor, nur daß seine Blicke allezeit grimmiger geworden waren.

Sein Lärm über das Alles erweckte das ganze Haus aus dem Schlafe. Aber jedermann ging es gerade wie seinem Sohne, kein Mensch erblickte das Thier, und je ungebärdiger sich der alte Herr darüber stellte, desto mehr kam man mit einander überein, daß der Bürgermeister an einem höchstgefährlichen hitzigen Fieber laborire und schickte bereits zum Nachbar Seiler nach festen Handstricken, um ihm die Arme auf den Rücken zu binden, und so vor Schaden zu bewahren. Da er nun, seiner Ansicht nach, im vollen Gebrauche seiner Sinne sich befand, so lag ihm dergleichen außer dem Scherz, und er suchte hinter dem Rücken der eben über ihn sich Berathenden zu entfliehen. Es gelang ihm auch wirklich.

10.

Als aber der Bürgermeister schon die Hausthüre, die wegen der Mission an den Seiler so eben offen stand, glücklich passirt und draußen in dem ungeheuern Wetter angelangt war, entdeckte er erst, daß der heillose Basilisk ihm auf dem Fuße folgte, wohin er auch gehen mochte. Weil nun jezt in seinen Augen durchaus nichts weiter zu fürchten stand, als der entsetzliche Page, der wie sein Schatten ihm auf den Fersen war, so faßte er den herzhaften Entschluß sogleich wieder in den Wald nach der Schneehütte zu eilen, und die Alte unter dem Versprechen, alle ihre Wünsche zu erfüllen, um Dispensation von dem Basilisken zu ersuchen.

Mit unglaublicher Schnelle erreichte er auch wirklich die Hütte. Aber, wie das zu gehen pflegt, so hatten, in der Zeit, daß er nicht dort gewesen war, die Wünsche der Alten sich außerordentlich erweitert. Denn nachdem sie den, sein ganzes eingestandenes Unrecht an seinem Sohne bereuenden, Sünder tüchtig ausgescholten hatte, sagte sie, daß sie ihn nun unmöglich so billig, wie zuvor, durchlassen könne, sondern keine Befreyung von dem Basilisken ihm vergönnt werden solle, als wenn er, außer der Genehmigung der Heirath seines Sohnes mit Jukunden, ihr selbst, der Hexe, seine Hand gebe und sie so zur Frau Bürgermeisterin derselben Stadt mache, wo sie einst so jämmerlich umgekommen sey.

Das schien dem Bürgermeister doch eine allzuharte Nuß für seine wankenden Zähne zu seyn und er stand lange Zeit unentschlossen, ob er sich nicht lieber den Blicken des Basilisken so recht con amore und rücksichtlos hingeben solle, weil er auf diesem Wege ein Leben mit Einemmale einbüße, das an solcher Hand ihm ja nur die Hölle auf Erden werden müsse.

Dabey sagte die Alte: Uebrigens bestätigt mir der Basilisk, über den du klagst, daß du dich hier in meinen vier Pfählen sehr schlecht aufführtest und von jenen goldenen Eiern zu dir nahmest. Aus einem davon ist unstreitig das Unthier ausgekrochen. Das mag auch der Grund seyn, daß ihn Niemand sieht, als du, durch die scharfe Brille deines Bewußtseyns. Erfüllst du aber meine Wünsche nicht auf der Stelle, so wird das künftig anders werden und ich will den Leuten ein Licht aufstecken, das dich sogar um das ehrliche Begräbniß bringen soll.

Auf diese furchtbare Drohung willigte der arme Gepeinigte in Alles.

Wie durch Zauberspuck befand er sich bald darauf in einer ihm wohlbekannten, benachbarten Dorfkirche, und wohnte der Trauung seines Sohnes mit dem Mädchen bey, und neben ihm stand die Alte, welche in dem Gold und

Silber, mit dem sie belastet war, und in den unschätzbaren Edelsteinen, die in ihrem weissen Haare funkelten, noch um ein Bedeutendes häßlicher aussah, als gewöhnlich.

Aber die Vaterfreude über das Glück, das aus den Augen des neueingesegneten jungen Pärchens leuchtete, konnte nicht Raum fassen im Herzen des Bürgermeisters vor der Furcht, nun ebenfalls eine neue Lebensgefährtin in der Hexe zu erhalten. Um so größer war daher auch sein Entzücken, als diese jezt zu ihm sagte: dasmal will ich euch noch lossprechen von der Ehe mit mir. Sündigt aber künftig nicht mehr. Ihr möchtet sonst schwerlich wieder so mit blauem Auge davon kommen.

II.

Und als am Morgen sehr spät der Bürgermeister erwachte, sah er zu seiner größten Verwunderung, daß er zu Hause im eigenen Bette geschlafen hatte. Vermuthlich würde er Alles in der Nacht Vorgefallene für bloße Hirngespinnste gehalten haben, hätte sich nicht nachher gefunden, daß wirklich sein Hauswesen um das allerliebste Persönchen vermehret worden war, bey deren Anblick ihn selbst der gewaltigste Appetit zur Wiedervermählung anwandelte.

Die seltsamen Vorfälle der Nacht mußten allerdings eine ungeheure Menge von Muthmaßungen in der Stadt veranlassen, die zum Theil noch viel seltsamer waren. Besonders wurde auf dem Rathhause, das früher bisweilen ziemlich zweifelhafte Gemüth des Bürgermeisters vom ersten seiner Kollegen an, bis hinunter zu den Subalternen und dem Frohne, gelegentlich explorirt. Nach einstimmigem Urtheile aber war er um keinen Grad unverständiger, als zuvor, daher auch seine hitzigen Fieberträume der Nacht nach und nach wieder in Vergessenheit geriethen.

Ueber die Schneehütte des Waldes entstanden einige gelehrte Zänkereyen im Wochenblatte. Da schon am Tage nach Pfingsten auch keine Spur mehr von ihr wahrzunehmen war, so läugneten die meisten von denen, die sie nicht mit Augen gesehen hatten, ihre Existenz gänzlich. Sie beriefen sich dabey auf Vernunft und Wahrscheinlichkeit, welche beyderseits freylich das Unmögliche der Sache darthaten. Allein hiergegen behauptete man, daß man mit diesen beyden Zeuginnen heutzutage gar nicht mehr fortkomme, wenn man auf den Namen eines aufgeklärten Mannes Anspruch machen wollte. Besonders brachen die vielen Menschen, welche draußen im Walde die unglaubliche Erscheinung, mit eigenen Augen, gesehen hatten, in die heftigsten Invektiven gegen die nasenweisen Läugner aus. Es gab auch Personen, welche, das vermittelnde Prinzip eintreten lassend, behaupteten, die so vielen Leuten sichtbar gewesene Schneehütte mögt wohl für eine bloße Lufterscheinung zu halten seyn. Als eine besondere Unterstützung dieses Anführens betrachteten sie die Schlangen und andern Bestien, von denen man schwerlich so leichten Kaufes weggekommen wäre, wenn sie wirklich existirt hätten. Diese Ungeheuer konnten durchaus für nichts weiter passiren, als für eine Variation jener Lufterscheinung, vielleicht in Verbindung mit der Einwirkung des heißen Pfingsttages und der Doppelbiere, welche an diesem Feste stark probirt zu werden pflegten, auf die Einbildungskraft der Leute hervorgebracht.

Der Gleitsmann und die Steuereinnehmerin hätten vielleicht durch Vorzeigung der herrlichen Pretiosen, welche sie mitgenommen hatten, diese Meynung am besten entkräften können. Allein all ihre Pretiosen hatten offenbar in nichts als einer sehr festen Eismasse bestanden, und waren ihnen zu Hause ganz zu Wasser geworden. Mit den goldenen Eiern des Bürgermeisters lief es ungefähr auf dasselbe hinaus. Denn als er am Morgen nach seines Sohnes Hochzeit darnach sah, hatten sie sich in ganz ordinäre Zwiebelschalen verwandelt, die, als er vom Rathhause heimkehrte, ganz durch die Luft verzehrt zu seyn schienen, weil auch keine Spur mehr davon vorhanden war.

Am meisten dankte er dem Himmel, daß der verfrackte Basilisk sich ebenfalls wieder ganz aus seinen Augen verloren hatte.

Seine ansehnlichen Schätze im Walde, nach denen er allerdings auch gesucht, hatte die nämliche Vernichtung getroffen. Das Einzige ihm zum Andenken an jene Wunder Gebliebene war die Schwiegertochter. Uebrigens hatte diese mit dem Ja, das sie in der Kirche zu Nixdorf am Altare ausgesprochen, auch die verlorene Sprache wieder erhalten. Und um nur zu wissen, ob die Trauung nicht etwa ebenfalls ein Traum gewesen, wie so Manches, fragte er selbst bey dortigem Schulmeister deßhalb nach, und richtig das Paar stand im Kirchenbuche zu Nixdorf eingeschrieben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Königliches Opernhaus; Freitag den 14ten April 1826, die Zauberflöte, Musik von Mozart.

Die Zauberflöte ist, wenn auch nicht die vollendetste, dennoch sicher die interessanteste aller Mozartischen Opern. Denn man kann sie als die eigentliche Geburtsstätte des Don Juan, des Figaro und der Weibertreue ansehn, als das egyptische Räthsel, als die Aufgabe, zu entziffern was der Mozartische Musikgeist eigentlich sey, indem er hier alle seine Elemente auseinander breitet und sich bekämpfen läßt, während er klar und als gelöste Aufgabe in jenen klassischen genannten Opern hervortritt, und im Titus von sich selber Abschied nimmt. Obgleich sowohl Figaro als auch Don Juan und die Weibertreue der Zeit nach die früheren sind, so ist doch dem Geiste nach die Zauberflöte die erstere Oper, und tritt nur darum

später aus dem Innern des Komponisten heraus, weil sich erst nach seiner Vollendung, was denn alles in ihm lebe, wodurch er denn eigentlich, was er geworden sey, auseinander breiten kann. So ist diese Oper die naive Selbstkenntniß des neuen musikalischen Geistes; aber eben weil in Mozart noch keine Reflexion über das, was er ist und was er will, hereingebrochen, weil sein Komponiren noch das Weben des musikalischen Genius in ihm ist, dem er vertrauungsvoll jugendlich folgt, ohne den männlichen Verstand, der sich Rechenschaft von seinem Thun und Lassen geben will, und zu welchen wir erst die jezige Musik heranreifen sehn, zeigt sich ihm selber unbewußt die Zauberflöte als die bisher unsichtbare Mutter aller früheren, als die Mozartische Cäcilie, welche bisher in Wolken verhüllt, nun hervortritt und sagt: aus mir sind jene lieblichen Kinder entsprossen. Die ganze Welt der gluckischen Mächte und der italienischen nur rein persönlichen Empfindungen sind die verstorbenen dramatischen Musikgeister, die in Mozart das Auferstehungsfest ihrer Vereinigung feyern. Denn Glucks Geistern, eben weil es noch ganz nur Mächte sind, welche die sie darstellenden Person durch und durch erfüllen, fehlt die tiefere Innigkeit, wie den italienischen, rein nur persönlichen Empfindungen die Tiefe, die Macht des Inhalts; Gluck hat alle Tiefen der Musik, aber nur erst in Einzelheitsloser, unausgeführter elementarischer Gründlichkeit, die Ausbildung für sich, ohne die Tiefe dieser Grundlage haben jene andere Geister übernommen; Mozart führt beyde zu einander, und darum hat seine Tiefe diese Innigkeit, die noch keiner erreichte, so wie die Heiterkeit und der Glanz des frischsten jugendlichsten Frohsinns nicht der Tiefe entbehrt. Und diese Innigkeit, worin der ganze Mozartische Zauber besteht, tritt in der Zauberflöte für sich gegen die Seite der reinen Tiefe und jener flacheren Persönlichkeit, die jenem Lichte als die Nacht sich gegenüberstellt, heraus, und wird das Verbindende beyder Reiche. Tamino mit seiner Flöte, Papageno mit seinem Glockenspiel sind der Mozartische Musikzauber selber, der hier als das hervortritt was er ist. Er ist nur dieser Zauber durch die Vereinigung jener beyden Seiten, diese Vereinigung daher wird seine Arbeit, seine Aufgabe, an der er sich als Oedip zeigt. Und gerade das Naive dieser seelenvollsten Innigkeit, die ihre Unschuld noch nicht durch den Baum reflectirender Selbsterkenntniß vergiftet hat, und noch im Paradiese lebt, macht den Zauber dieser Oper aus, der, als sie mit ihrem tiefen geheimnißvollen und doch lächelnden Jugendgesicht hervortrat, jeden bestrickte. Keine hat so klare Massen, einen so folgerechten Gang. Das Reich der Nacht, eben weil es das Reich jener reinen **Persönlichkeit** ist, geschieden von der Tiefe jener geistigen Mächten die es sich zum Inhalte seiner Töne nehmen sollte, entbehrt des Chors, und aller größten Tiefe der harmonischen und melodischen Bewegungen, deren einfache, innigkeitslose Lieblichkeit als die drey Damen, der einzelnen Königin gegenübersteht, welche wieder mit aller bedeutungsloseren Pracht musikalischer Geschicklichkeitsbravour geschmückt ist, getrennt von ihrem innigen Kinde, dessen Verlust sie allein zu tieferer Klage zu bewegen im Stande ist, so wie zur Wuth, die zu größerem Toben steigt, je unmächtiger sie wird, und je mehr dieß Kind, Tamina, mit der Tiefe des anderen Reichs sich bereichert. Dieß Reich hat alle Kraft, alle Tiefe in seinen Posaunenchören, aber eine Tiefe, welcher noch der lezte Punkt der Innigkeit fehlt, und welche jener Nacht gegenüber ein zwar ungetrübtes, aber dadurch auch farbloses Licht bleibt, welches nur durch die Berührung mit der bezaubernden Innigkeit, die in diesem Licht sich verklärt, und hellerem Farbenglanze sich verlebendigt. Zwischen diesen beyden Reichen stehn Tamino, die ernstere lichtere, tiefere Innigkeit jenes Reiches der Tiefe; und ihm gegenüber die liebliche Flachheit und unschuldvollste Fröhlichkeit Papagenos; zwischen beyden Pamina, welche aus den Duetten mit Papageno heraus, durch ihre Arien, durch das Terzett mit Tamino und Sarastro sich unendlich vertieft, bis sie im lezten musikalischen Kampfe mit Tamino siegt, und beyde nun die Vereinigung beyder Reiche jubelnd in dem allgemeinen Schlußchor feyern. Die drey Damen, und drey Genien stehn wieder als Mittelglieder jedes der beyden Reiche und jener Personen der zauberhaften Innigkeit da, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß ihnen überall die vierte Stimme fehlt. Die äußersten Extreme des Discantes und Basses gehören den entgegengesezten Reichen an, die Mittelstimmen der vermittelnden Innigkeit. Weil aber beyde Musikreiche zu einander gehören, und doch von einander getrennt sind, so zeigen sie dieß ursprüngliche Füreinanderseyn dadurch, daß der Mohr als die persönlichste Gier und Wuth und Rachsucht, mit allen Leidenschaften ungebändigter von keinem allgemein geistigen Inhalt erfüllter Selbstsucht, auf der Seite des Lichtreiches erscheint, welches, weil er eben solcher mit ihm schon vermittelter Persönlichkeit entbehrt, und sie noch außer sich als sein Entgegengeseztes hat, aus der einfachen Allgemeinheit seiner zwar tiefen Musikverhältnisse nicht heraustritt. Diese klarste Einfachheit ist auf der Seite der Königin der Nacht Papageno, ohne alle Persönlichkeit und Tiefe, und Leidenschaft, die reinste, flachste, lieblichste Tonunschuld vergnüglicher Zufriedenheit. Und diese Unschuld ist sein Zauber, der ihn der Nacht entrissen zu werden würdig macht, aber ebensowenig zu irgend einer Tiefe gelangen läßt. In keiner andern Oper treten dergleichen große Musikunterschiede so klar als in der Zauberflöte hervor, und keine wäre daher geschickter das Geheimniß der Bedeutung der Töne und ihrer Verbindung mit dem geistigen Inhalt des Wortes zu offenbaren.

(Der Beschluß folgt.)

Zürich, Mai.

(Beschluß.)

Die **Zürcher Bibelgesellschaft** hat ihre dreyzehnte Nachricht und Rechnung vom Jahr 1825 kürzlich ausgegeben. Ihre Einnahme, fast ausschließlich aus freywilligen Gaben bestehend, betrug 2070 Gulden. Nach dem jüngst vollendeten Abdruck einer zierlichen großen Hausbibel, in Bogenform, ist man jezt mit Veranstaltung der Stereotypenausgabe einer Handbibel beschäftigt. Der Bericht erzählt die seit einiger Zeit viel vermehrte Nachfrage der Katholiken nach dem neuen Testamente, von dessen von **Eß'scher** Ausgabe die Gesellschaft einen Vorrath hat. „Drey Pilgerinnen, die von Einsiedeln zurückkehrten (so meldet der Jahresbericht), kamen und baten, man möchte ihnen doch das Buch geben, worin von dem Herren Jesus erzählt werde. Auf die Frage: Woher sie denn wissen, daß man hier dieß Buch haben könne? antwortete die eine: Wissen sie noch, sie haben in leztem Spätjahr einem Handwerksburschen, der aus unserm Dorf ist, eines gegeben; der brachte es mit großer Freude heim, las oft des Sonntags auch andern daraus vor; und wir freuten uns einmal das Buch zu haben, woraus der Pfarrer die Texte seiner Predigten vorliest. — Sie wurde gefragt, was ihr Hr. Pfarrer dazu sage? und erwiederte: O, der sieht es recht gerne. Es brachte ihm Jemand das Buch, da sagte er: das ist recht brav, daß ihr damit eine solche Freude habt. Leset nur fleißig darin. Eine andere Pilgerin kam bald hernach mit gleicher Bitte, sagend: Sie wolle doch viel lieber dieß schöne nüzliche Buch mit sich heimbringen; als daß sie in Einsiedeln etwas von dort feilgebotenen Pilgerkrämen gekauft hätte.“

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 130.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Juni 1826.

Noch sprechen sie viel Unverständiges
Und achten kein Gesez
Und keine Noth und keine Sitte;
Ein Irrgestirn ist unser Volk.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

I.

Die Hinrichtungen, welche öffentlich geschehen, geben alltäglich den Stoff zu Verhandlung der Frage, ob die Menschen das Recht haben, einander hinzurichten; wir haben hier darüber nichts zu sagen, als daß sie bis auf diesen Tag in Europa bestehen als ein Recht, ausgeübt von der Justiz, und daß sie als Selbsterhaltungsmittel der heutigen menschlichen Gesellschaft aufgenommen sind in das Gesetzbuch jedes europäischen Volkes. Aber diese Frage wurde ganz beseitigt in jenem Zeitpunkte der französischen Revolution, wo die Hinrichtungen nicht mehr in den Zweck der Gesellschaft, sondern in das System einzelner Häuptlinge von Partheyen gehörten.

Die Menschen wurden in den Jahren 1793 und 1794 in Frankreich nur darum hingerichtet, weil die Hinwegschaffung ihrer Personen entweder wegen ihrer Individualität oder wegen ihres Kontakts mit ganzen Menschenklassen diesem oder jenem Häuptlinge nöthig schien. Die Meisten fielen auf Anstiften des Marat, Robespierre und Carrier; jene Beyden wütheten von den Rednerbühnen der Jakobiner und der Nationalversammlungen aus in ganz Frankreich, dieser in der Stadt Nantes und in den westlichen Departementen. Ihre Reden und Befehle galten für Rechtssprüche; die Richter waren nur ihre Schergen und die Urtheile blos zur Form.

Diese Thatsache ist bekannt, aber die Schande von Paris fällt auf den Pöbel der Stadt Paris zurück. Man darf jene entehrende Erscheinung nicht dem französischen Volke anrechnen, das jezt im Jahre 1825, wo die damalige Generation noch nicht ganz aus dem Leben getreten ist, es selber unglaublich findet, daß das Faktum in Frankreich statt gehabt habe. Wir werden an einem andern Orte erklären, wie die Revolution die ganze Nation in Schrecken gesezt, betäubt und vernichtet hatte. Wenige gute, starke Köpfe erhielten sich in ihrer Kraft; es waren entweder die Mörder selbst, oder die Edelsten im Volke; diese gingen fast alle zu Grunde, und auch von den Mördern haben sich nur Wenige gerettet, die, die gerettet wurden, sind nunmehr entweder verborgen und vergessen, oder schmachten in Reue auf einer fremden Erde.

Die Justizmorde der Revolution haben beynahe zwey Jahre lang gedauert. Nur ein Häuptling ging zu Grunde durch Privatmord und Einer durch Selbstmord. Die große Corday schaffte den Marat für ihre eigene Rechnung aus der Welt; es war eine der größten Handlungen des Jahrhunderts — ein edler Meuchelmord; und der schamlose Pöbel von Paris beklatschte die Hinrichtung der Jungfrau, eben so, wie das bessere Volk nachher den Fall des Robespierre. Ueber den Tod dieses leztern fiel Rühl, ein deutscher Abgeordneter des Oberelsasses beym Nationalkonvent in Verzweiflung und entleibte sich; er war auch die geheime Ursache des Unglücks manches armen elsäßischen Deutschen gewesen. Man hat in diesen lezten Tagen viel Abergläubisches,

oder auch viel romantisch Schönes über das heilige Glas gesagt, welches einst die Taube vom Himmel zur Taufe des Franken Clovis herunterbrachte, allein man muß sich darüber wundern, daß man bey dieser Gelegenheit die Selbstentleibung Rühls nicht als eine Strafe des Himmels anführte, denn er war es, der einst das Wunderglas zerbrochen hat; der Nationalkonvent hatte ihn als Volksrepräsentanten nach Rheims geschickt, um dem Wunderglauben an das Oel ein Ende zu machen.

Eine befremdende Erscheinung war übrigens die Ordnung, welche viele Monate lang und in verschiedenen Zeitpunkten bey den Hinrichtungen herrschte; sie war offenbar die Folge der abscheulichen Ueberzeugung, daß auch diese revolutionären Mordthaten ihren Zweck verfehlt haben würden, wenn man sie nicht in gewisse Formen menschlicher Art eingezwängt hätte. Nur einmal in Paris, während weniger Tage im September 1793, erwürgte man die Verhafteten in den Gefängnissen, hingegen ein ganzes Jahr lang nachher führte man sie regelmäßig auf den Richtplatz.

Das Unglück Frankreichs war die Ueberspannung, welche die Revolution hervorgebracht hatte. Gerade dieser Seelenzustand paßte ganz in den Plan der Häuptlinge; und als sie sahen, daß die Majorität der Nation bald erschöpft war durch diese Verschwendung der moralischen Kraft, und nun die Mäßigung wieder eintreten wollte, da erklärten sie die Gemäßigten für Verbrecher; Viele wurden nur ihrer gemäßigten Ansichten halber auf's Schaffot geschickt. So mußte nachher die unermeßliche Mehrzahl lange unter einem Joche harren, das ihr ein roher, verächtlicher Haufe auferlegt hatte.

Die Gränze ist nicht schwer zu bestimmen, auf welcher schon mit der Erscheinung Napoleons die bürgerliche Ordnung nebst allen Zeichen der gesellschaftlichen Vervollkommnung wieder allmächtig eintrat; die geistige Ausbildung hatte während des Gräuels der Verwüstung dennoch ihren stillen Gang fortgesezt, ungeachtet die alte französische Kultur verschwunden zu seyn schien, und an ihrer Stelle der wilde Pöbel mit der Barbarey des Naturzustandes aufgetreten war; die Menschlichkeit und die unsichtbare Aufklärung waren es, welche auch durch den mit Blut bezeichneten Pfad hindurch die Franzosen so leitete, daß sie keineswegs hinter der übrigen Menschheit in ewige Barbarey zurückfielen.

Hier möchte übrigens auch der Ort seyn, zu erörtern, warum die Franzosen seit dem Ende 1813 ihre Schlachten verloren, warum sie 1814 am Vaterlande verzweifelten und 1815 dem übrigen Europa zinsbar wurden. Die französischen Armeen hatten ihre ehrenvollsten Siege nur im Auslande erfochten, die Nation hatte die Siege nicht mit ihren eigenen Augen gesehen; sie hatte sie nur aus Zeitungen und durch die blindgeladenen Kanonen erfahren, welche man nach jeder Schlacht in Paris abfeuerte; die Nation war nur im Auslande groß und stolz und selbstständig geworden, hingegen die innere Kraft des Volks war durch die übertriebene Anstrengung der Revolution erschöpft. Das stolze Bewußtseyn des eigenen Nationalwerthes, was die Deutschen nachher befreyte, hatten die Franzosen im Innern durch den beständigen Wechsel von Tyrannen und mächtigen Intrikanten, durch die Schande der blutigen Greuel und durch die Demüthigungen verloren, welche sie von ihrem Pöbel und von den Häuptlingen desselben erlitten. Daher hatte im Jahre 1814 das Volk kein Zutrauen zu sich, und was die Armeen betrifft, so waren sie die lezten Trümmer des alten Ruhms und die lezten Reste der waffenfähigen Bevölkerung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die goldenen Eier.

(Beschluß.)

12.

Ueber viele andere Nebenumstände, die wohl gar sehr einer Erläuterung bedürfen, ging der Bürgermeister nur so oberflächlich hin, wie der leichtsinnige Schreiber dieser Geschichte. Der Gedanke an den verwünschten Sammlergeist, der beym Anblicke der glänzenden Basiliskeneier auf Einmal ihn gleich einem Fieber anwandelte, demüthigte ihn freylich dergestalt, daß er die ganze Sache am liebsten für eine Fabel erklären sah, welche jedoch die Farben der Wirklichkeit auf das Täuschendste an sich getragen hätte.

Die meisten Historiker und Geographen würden vielleicht schon aus Bequemlichkeitsliebe dieser Meynung beyzutreten geneigt seyn, wäre nicht das Wunderbare in unsern Tagen auf's Neue so augenscheinlich ins Leben getreten, daß die sonst so beharrliche Zweiflerin Aufklärung jezt selber daran zu glauben genöthigt ist, will sie nicht in's alte Register geworfen seyn. Sie wünschen daher nichts so sehnlich als das Jahr zu wissen, in dem sich die Geschichte begeben und den Ort, an dem sie sich zugetragen hat, und erstaunen ordentlich darüber, daß den vielen politischen, halbpolitischen und ganz unpolitischen Blättern, welche dermalen als Netze ausgespannt sind, um Alles einzufangen, was nicht nur in den Gegenden, Städten, Gassen und Gäßchen Deutschlands, sondern auch in seinen dunkelsten Privatwohnungen sich ereignet, solch eine merkwürdige Begebenheit entgangen seyn kann.

Nebenher geht freylich die Sage, die alte, schon vor zweyhundert Jahren verbrannte, oder wie man solches damals nannte, gerechtfertigte Hexe habe in einer unserer zahllosen Zeitungen die oben angeführte Historie schon darum für ein Unding erklärt, weil sie ja selber ein Unding sey und seyn müsse. Denn von der Unzahl in jener Zeit verbrannten Hexen wäre sie unstreitig die erste wieder auf-

erstandene, und man könne es ihr, sogar wenn ihr dergleichen möglich gewesen, wie sie allerdings dafür halte, als die größte Sonderbarkeit und Arroganz auslegen, hätte sie davon wirklich Gebrauch machen wollen.

Einige Kritiker behaupten hiergegen, scharfsinniger als man es ihnen zutrauen sollte, es sey nicht sowohl Bescheidenheit als Schlauheit gewesen, was die Hexe zu dieser Erklärung vermochte. Es habe ihr nämlich allem Vermuthen nach geahnet, daß bey den vielen Wundern der heutigen Tage an Kranken und Gesunden, welche doch hoffentlich zum wahren Glauben an die Hexerey wieder führen würden, auch die Hexenprozesse bald von Neuem einen ehrenvollen Rang in den Annalen der Justizpflege einnehmen müßten, und sie, um ihrer eigenen Sicherheit willen, der Welt Staub in die Augen streuen wollen. Wie dem aber auch seyn mag, so ist das Zeitungsblatt mit ihrer Protestation nirgend mehr aufzufinden gewesen.

Um den Erdbeschreibern einen guten Dienst zu erzeigen, würde Schreiber dieses aus einer Menge der triftigsten Gründe, die Stadt und Gegend von Schilda als den unfehlbaren Schauplatz der Historie bezeichnen, wenn Peter Leberecht, ihr neuester und bey Weitem vorzüglichster Geschichtschreiber, solcher auch nur mit einer Sylbe gedächte. Dieses Stillschweigen und die außerordentliche Unwahrscheinlichkeit und Abgeschmacktheit der Erzählung von jener Schneehütte bringen vielmehr den Nichtunterzeichneten auf die unschuldige Vermuthung, daß sie zu den offenbaren Lügen gehöre und also weit besser ganz ungedruckt geblieben seyn dürfte, besonders da nicht einmal mit erwähnt worden, ob der Bürgermeisterssohn eine gute Ehe mit Jukunden geführt habe, und in der Welt sonst fortgekommen sey. Von ersterer sind übrigens allerdings neuerlich recht angenehme Nachrichten eingegangen und sein Fortkommen ist wegen seiner rühmlichen Gewohnheit, immer nur beym guten Alten stehen zu bleiben, ebenfalls so gut als gewiß, da er späterhin selbst Bürgermeister geworden und nach übereinstimmenden Nachrichten bis jezt kein Bürgermeister irgendwo, wenn er nicht gewaltig über die Schnur hieb, an seinem guten Fortkommen zu verzweifeln hatte.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Der Stoff ihres Haares.

Sag', woraus ist doch ihr Haar gesponnen?
Aus dem reinsten Morgengold der Sonnen.
Und damit der Himmelsglanz hier tauge
Für der Erdenkinder blödes Auge,
Hat beym Spinnen ihn getaucht die Liebe
In die Thränen ihrer süßen Triebe.

Amors Goldprobe.

Wie das stolze Gold auf Erden nun in seinem Preise fällt,
Seit mit ihm die neue Probe Amors Richterange hält!
Wirft es weg als falsche Münze, sey es wichtig oder leicht,
Wenn es nicht an Farb' und Glanze deinen Lockenringen gleicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Beschluß.)

Schon die Ouvertüre spricht den ganzen Charakter der Oper in schönster Klarheit aus. In den Posaunenaccorden bricht gleich das Lichtreich herein, und in dem folgenden Allegro die Seite der persönlichen Empfindungen, die vielfach verschlungen, hin und herlaufend, einander durchkreuzend, leidenschaftlich bewegt, streitend, ja in äußersten Dissonanzengegensaz gerathend, die Flötenmelodien jener tiefen Innigkeit gebähren, bis das Lichtreich seine Tonsonne in den majestätischen Posaunenaccorden über diese Welt des Streites wieder aufgehn läßt, der sich jezt dadurch nur zu größerer Hartnäckigkeit entzündet, aber von den Tönen jener Innigkeit, die immer siegender hervortönen, überwunden in dem allgemeinen Freudenjubel des Sieges untergeht. — Tamino, die tiefere Innigkeit auf der Seite des Lichtreichs, hat seinen eigentlichen Gegensaz dadurch an den Tönen der Königin der Nacht, daher sehn wir ihn in Berührung mit diesem Reiche, das er überwinden muß, um zu der eigentlichen musikalischen Tiefe, die in Sarastro's und seiner Priesterchöre Tönen lebt, zu gelangen. Dieß Naturreich der Nacht ist aber deßhalb sein eigentlicher Feind, ihm unbewußt, von ihm unempfunden, daher tritt dieß als Recitativ, als ein Geschehen in seiner Flucht vor dem Ungeheuer hervor, welches die drey Damen tödten. In dem ersten Terzett derselben ertönt nun sogleich eine ganze Welt der persönlichsten Empfindungen, immer wechselnd, melodievoll, klar, lieblich, aber ohne musikalische Tiefe, und ohne die Tonverhältnisse, welche Mozart für den nur ihm eigenthümlichen Ausdruck der Innigkeit benuzt. Dann läßt Papageno die liebliche, anmuthige, aber leidenschaftlose und inhaltlose Unschuld seiner dadurch flachen Fröhlichkeit erklingen, bis sich jenes Terzett und dieses Lied zur Bravour-Arie der Königin der Nacht zusammenspitzen, diesem leidenschaftlichen Brennpunkt der Persönlichkeit ihres Schmerzes und ihrer Rache. In Belmonte und Constanze klingen diese Coloraturen, diese Läufer, dieses Staccato noch in den Arien der Innigkeit selber, jezt aber hat die Innigkeit diesen Schmuck schon abgestreift und der Nacht übergeben, die auf diesen buntgestalteten, bedeutungslosen Wolkenwellen einherschwebt. In dieser Arie ist nur der Schmerz von tieferem musikalischem Werthe, weil eben durch diesen Schmerz schon die Macht des Lichtreichs hindurchtönt und die Ahnung erregt, daß die Gewalt, welche solchen Schmerz erregen könne, siegen werde. Nun folgt Taminos Arie, in der er für seine Innigkeit den eigentlichen Inhalt der musikalischen Innigkeit, die Liebe, erhält. Er schreckt vor der Schönheit ihres Bildes zurück, dem er sich doch verwandt weiß, er fühlt es sein ganzes Herz erfüllen, und weiß nun was Liebe sey, da alle ihre heiße Sehnsucht, und die Vorempfindung vereinter Seligkeit über ihn kommt. Von jezt an beginnt der Zauber der Innigkeit zu wir-

ten, aber noch ertönt er nicht für sich selbst, sondern in dem nächsten Quintett der drey Damen, Tamino's und Papageno's, ist er noch ein fremdes Wunder, vor dem alle erstaunen, worüber sie Betrachtungen anstellen, deren musikalische reflexionslose Naivität aber den allgemeinen Charakter der Mozartischen Musik nicht zu stören vermag. Nun sehn wir Pamina hervortreten, welche, weil das Lichtreich ihr Entgegengesetztes ist, mit dem sie sich vereinigen soll, und dem sie eigentlich zugehört, den Kampf zu bestehn hat, die Fremdheit ihrer Töne gegen dasselbe schwinden zu lassen, und sich seiner Tiefe anzuvertrauen. Weil Tamino's Innigkeit auf der Seite jenes ernsten Geisterreiches steht, und Pamina's auf der Seite des anderen, sind sie in der Innigkeit die Entgegengesetzten, und doch ursprünglich Einen, — die Liebenden. Aber ihre Liebe hat einen harten Kampf zu bestehen, denn Tamino hat sich mit dem strengen Ernst des Lichtreichs zu vereinen, dem er durch die drey Genien zugeführt wird; er staunt, zum ersten Mal verkehrt sich sein Dur in Mol, aber weil er noch nicht weiß, wie ihm geschieht, tritt ihm dieß neue Reich als Recitativ mit dem Sprecher entgegen, dessen musikalische Tiefe ihn besiegt, bis der kurze vierstimmige Satz ihm Glück und Heil und Sieg verspricht. Und nun in der Ahnung seines höchsten Glückes tönt zum ersten Mal der volle Zauber der Innigkeit. —

Aber wir fürchten, wenn wir weiter nur immer Grundzüge und Grundzüge angeben, zu ermüden, denn obgleich eigentlich das Aufhäufen von Einzelnheiten könnte als das Langweilige angesehn werden, so ist es doch die Weise der jetzigen Kritik, entweder nebelhaft und unbestimmt an der Sache umher zu schwatzen, ohne nur je darauf zu kommen, was denn nun eigentlich ihr innerstes Wesen sey, oder diese Armuth unter dem Reichthum der Einzelnheiten zu verbergen, die aber, von der Seele jenes ungekannten Innern nicht zusammengehalten, todt und farblos auseinanderfallen. Und so mag es uns auch künftig erlaubt seyn, die Grundzüge der Kunstwerke anzugeben, denn auf diese Grundzüge kommt es zunächst an. Sie werden oft zwar unbestimmt erscheinen, insofern ihre Konsequenz nicht durch die Folge aller Einzelheiten verfolgt ist, aber Tagesblätter sind der Ort für weite Ausführungen nicht. Die Sonne erleuchtet Wald und Wiese und Berg und Thal, und jedes Kraut und jede Blume; will man wissen, was das Licht sey, gehört sich's zunächst auf die Sonne und nicht auf Kraut und Blume und Berg und Thal zu zeigen, und nicht über die Fülle des Erleuchteten die Erleuchtung zu vergessen.

Der Gast, Herr Haizinger, bestätigte das Urtheil, das über ihn schon als Othello gefällt wurde; Mad. Schulz brillirte als Königin der Nacht; Herr Sieber war ein würdiger Sarastro; Herr Blume als Papageno — Herr Blume.

Neapel, Mai.

Das für die ganze katholische Christenheit auf 1826 von Rom ausgeschriebne heilige Jahr fing hier mit dem Eintritt der Fasten an, und ward während derselben streng beobachtet. Alle Theater und andre öffentliche Unterhaltung jeder Art eingestellt; Fast- und Bußtage waren an der Tagesordnung, Prozessionen von Frommen und Nichtfrommen folgten täglich und stündlich auf einander, und eine gedruckte Vorschrift, wie die vorgeschriebenen vier Kirchen mit Würde und Andacht zu besuchen seyen, ward und wird noch wie warmes Brod verkauft. Man schmeichelte sich, daß diese christlichen Uebungen nebst dem heiligen Jahre nach Beendigung des Osterfestes geschlossen werden würden, allein sie sollen volle sechs Monate dauern, und täglich, besonders an Sonn- und Feyertagen, sieht man Züge von vielen hunderten, vier und vier im Arm gefaßt, singend und betend von einer Kirche zur andern ziehen. Die auffallendsten Kontraste finden dabey in dieser volkreichen, lärmenden Hauptstadt statt. Auf einer Seite die frommen Züge, auf der andern die wogenden Menschenmassen, welche ihren Geschäften und Vergnügen nachgehen; die Hunderte von Fuhrwerke aller Art, welche dann halten müssen, wenn ihnen ein Zug Betender begegnet; das daraus entstehende doppelte Gedränge, das dem Neapolitaner immer so natürliche Geschrey, und die Rufe der Verkäufer, welche ihre Waaren feil bieten, mit den Litaneyen und Ora nobis, Exaudi nos u. s. w. vermischt, geben eine eigene Mischung.

Die allgemeine Furcht, die Theater würden während des ganzen Zeitraums geschlossen bleiben, löste sich um Ostern zwar zur allgemeinen Freude der Theaterfreunde, jedoch nicht zu deren Zufriedenheit mit dem Dargestellten. Alle wurden geöffnet, allein was man seitdem gibt, ist wahrlich nicht von der Art, daß es einer Residenz und dem so berühmten Theater von St. Carlo würdig wäre. Lauter alte gehörte und wiedergehörte Opern, gesehene und wiedergesehene Ballette, wenig bedeutende Sänger, und noch unbedeutendere Tänzer erregen wahrlich nur wenig Lust es oft zu besuchen. Eigentlich ist nur der einzige la Blache vorzüglich, doch in der ernsthaften Oper bey weitem nicht so sehr an seiner Stelle, wie in der komischen, und wenn er im Fondo in einer alten, aber wie es trifft, hier nie, oder doch seit vielen Jahren nicht gegebnen Oper — der eingebildete Sokrates — vom Paesiello auftritt, welche im Styl der ganz alten Opern manche tolle Scene allein ein zweckmäßiges witziges, wohlgeschriebenes Buch hat, ist er eben so vortrefflich, wie weniger bedeutend im Solitario von Pavesi, der seit einiger Zeit als neu gegeben worden, aber so wenig Beyfall findet, daß fast nur er, und auch nur an einigen wenigen einzelnen Stellen beklatscht wird; welches denn keineswegs ihm zur Last fällt, da er, wann und was er singt, immer meisterhaft vorträgt. Die Mad. Meire Lalande, welche der Tosi Stelle eingenommen hat, ist zwar eine gute Sängerin zu nennen, allein nicht für unser großes Haus, wo etwas Bedeutenderes verlangt wird. Ihre Stimme hat wenig Umfang und keine Stärke, und in der Aussprache hört man ihr sehr die Französin an. Sehr widrig für die, welche gewohnt sind, das schöne Italienische voll und deutlich reden zu hören.

Durch des geschickten Balletmeisters Gioja Tod hat dieser Zweig ungemein verloren, und was jetzo geliefert wird, ist eben so unverständlich als wenig unterhaltend; besonders da die besten Tänzer verreißt und die jetzigen mit ihnen gar nicht zu vergleichen sind. Nur einer der vielen Vestris verdient genannt zu werden. Ob Barbaja die Direktion noch länger wie ein Jahr behalten wird, bleibt die große Frage. Man behauptet, er bestehe auf die Wiedereinführung der öffentlichen Spiele, welche man ihm durchaus nicht zugestehen will, weil man von der Verderblichkeit derselben zu sehr überzeugt ist, und weßwegen es auch sehr zu wünschen ist, daß man bey diesem Entschluß bleibe; besser ohne St. Carlo Theater, als diesen Weg zum allgemeinen Ruin unter Authorisirung immer offen zu sehen.

Wir haben den Genuß gehabt, die Catalani drey Mal in Konzerten in Fiorentini zu hören, weil Barbaja ihr St. Carlo nicht anders als gegen 700 P. für einen Abend abtreten wollte. So vorgerückt in Jahren diese berühmte Sängerin auch ist, so sehr sie auch verloren haben mag, so ist und bleibt sie doch immer die erste jetzt lebende Sängerin, und ihre Geschicklichkeit und Ausführung ist die nämliche, wenn auch ihre Stimme verloren hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 131.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. Juni 1826.

Wie mein Glück ist, ist mein Lied.

Hölderlin.

Die Makamen des Hariri.

Dritte Makame.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Ich brachte in Kufa ohne Nachtruh — eine schöne Nacht zu, — deren Farbe ein Dunkelklar, — und deren Mond wie eine Silberspange war; — in Gesellschaft anmuthig rührender, — Geistesflammenschürender, — mit Redezauber umschnürender, — Nachtgespräche-führender — Männer, aus deren Mund — kam, was in keinem Buche stund, — deren Wort man bewahrte wie das Herz inwendig, — und es lernte wie den Koran auswendig. — Sprech- und Hörlust hielt uns munter, — bis der Mond ging unter, — ohne daß der Mund versiegte, — oder Schlaf das Aug' besiegte. — Als nun die große Lampe war ausgegangen, — im Zelt der Nacht, und nur die kleineren blieben hangen, — die auch zu verlöschen zitterten, — weil sie das Nahen des Frühhauchs witterten; — als die eilende Nacht zuwinkte den Blicken, — sich nun zu schicken, — wenn sie wollten vor Tags noch ein Stündlein nicken; — hörten wir draußen im Finstern einen andern, der wachte, — der erst von weitem ein Hundegebell nachmachte, — dann, genaht, an unsern Pforten krachte. — Wir riefen: Wer ist der Lärmer, — in der dunkeln Nacht, der Schwärmer? — Da rief es:

Volk dieses Hauses! sey vor'm Leid versteckt,
Vor'm Schaden stets beschattet und bedeckt!
Es trieb die Finsterniß, die schauernd schrecket
Zu euerm Hof, das Haar vom Thau beleckt,
'nen Mann der Reise, die sich weit erstrecket,
Davon er war gekrümmt und fahl gefleckt,
Dem Halbmond gleich, wenn er im Osten bleckt.
Er hat sich nun zu eurer Hall' erkeckt,
Insonderheit nach euch die Hand gereckt,
Ruh' suchend vor der Unruh', die ihn necket.
Da habt ihr einen Gast, dem alles klecket,
Der nimmt, was süß und auch was bitter schmecket,
Und, scheidend, seinem Wirthe Wohlduft wecket,
Weil er den Dank nicht in die Tasche stecket.

Hareth Ben Hemmam erzählt: Als seine tönenden Glocken — uns so begannen zu locken, — und wir merkten, welch erquicklicher Regen — sey hinter seinen Donnerschlägen; — eilten wir, die Pforten aufzureißen, — und ihn bey uns willkommen zu heißen, — dem Sklaven zurufend: Schnelle! Schnelle! — Bestelle! — und schaffe, was im Haus ist, zur Stelle! — Doch der Gast sprach: Bey dem, der mich geführt zu eurem Hause! — ich rühre nichts an von euerem Schmause, — ihr versprechet mir denn, euch für mich nicht in Ungemach zu setzen, — noch um meinetwillen eure Ruh zu verletzen. — Eßgier schadet dem Esser; — zu scharf wird schartig das Messer. — Der Gast ist lieb, — der nimmt vorlieb, — und nicht Ungelegenheit — im Hause macht zur ungelegenen Zeit. — Ein schlimmer Gast wird — genannt, wer

zur Last wird seinem Gastwirth; — zumal zu solcher Stund' und Nachtzeit, — wo kaum noch Wachzeit, — geschweige denn Essenszeit ist — für einen Mann, der gescheit ist. — Wenn Schlaf will bethauen — die Augenbrauen, — bleibt für die Zähne keine Zeit zum kauen. — Das Sprichwort sagt: Das beste Abendmahl — ist das vor dem lezten Abendstrahl; — und Nachtessen schadet den Augen, — wenn es auch dem Magen mag taugen. — Ach Gott! nur daß das Feuer des Hungers brennt, — das nicht den Thau des Schlummers kennt! — Sprachs, und mit seinen Entschuldigungen — war ihm der Sieg über uns gelungen; — wir bezeugten seinem holden Mund unsere Huldigungen, — und wünschten alles Süßes und Feistes — dem trocknen Gaumen eines so schönen Geistes. — Als nun der Diener herbeygeschafft, — was in der Eile war zusammengerafft, — und vor uns angezündet das Licht, — schaute ich, und schaute Ebu Seids Gesicht. — Da sprach ich zu den guten Freunden: Glück zur guten Stunde — und zum guten Funde, — zum seltenen Gast in eurer Runde! — Der Wind des Glücks hat zum Platz — euch hergewebt einen mühlosen Schatz, — der für alles andere beut Ersatz. — Wenn der Mond des Gesichtskreises ist untergegangen, — so ist der Mond des Gedichtkreises nun aufgegangen; — und wenn der himmlische Leitstern in Dunst ist geschwunden, — so ist dieser Zeitstern der Kunst uns gefunden. — Da durchdrang sie der Most der Freude, — und Schläfrigkeit verließ das gewölbte Augengebäude; — sie verabschiedeten wieder die Stille, — zu der sich hatte geneigt ihr Wille, — und entfalteten neu den Scherz und die Lust, — die sie hatten zusammengefaltet in der Brust. — Doch Ebu Seid war mit Seel' und Leib — bey dem Werk, das er nicht trieb zum Zeitvertreib; — der Wetteifer seiner Händ und Zähne — war thätig auf der dampfenden Scene, — bis der Inhalt der Schüsseln war geschwunden, — und seinen Platz hatte in ihm gefunden. — Da sprach ich: Nun tisch' uns zum Nachtisch und Nachtisch auf — einen Abschnitt und Aufschnitt aus deinem Lebenslauf, — eine Neuigkeit aus deinem alten Sack, — eine Wahrheit und Dichtung nach deinem Geschmack. — Er sprach: Von Seltsamkeiten hab' ich erlebt und gethan — Mehr als Augen sahn, — oder als Lippen kundgethan. Doch das Seltsamste begegnete mir diese Nacht, — kurz vor dem, als das Glück mich hier zu euch gebracht. — Da forderten wir von ihm die Wunderkunde — von dem Begegniß seiner nächtlichen Runde. — Er sprach: Ein Pfeil, geschleudert von des Wanderlebens Bogen, — kam ich verirrt hier in die Stadt geflogen, — Herr eines hungrigen Magens und eines leeren Schooßes — und eines Futtersacks, der ledig war, wie das Herz der Mutter Moses. — So ging ich, Vater des Seides *), — oder Vater des Leides, als die Dunkelheit einbrach, — ob mir gleich vor Ermattung das Bein brach, — eine gastfreye Küche zu suchen, — einen Koch oder einen Kuchen. — Und der Hunger, als ein guter Treiber bekannt, — und das Geschick, ein Vater der Wunder genannt, — führten mich vor eines Hauses Thor, — da trug ich mein Anliegen aus dem Stegreif vor:

Gegrüßt, Bewohner des Gehöfts, groß oder klein!
Und lebet lang! in Wohlstand und in Wohlgedeihn!
Was gibt's bey euch? für einen Mann der Wüsteneyn,
Für einen Sohn des Weges mit erlahmtem Bein,
Deß Eingeweide brennend nach Erquickung schrein,
Der nichts gegessen seit zwey Tagen oder drey'n,
Und keinen Freund hier hat, ihm Gastrecht zu verleihn;
Indeß die finstre Nacht schon bricht mit Schauer ein.
Vom Leben blieb Verdruß am Leben ihm allein.
Wohnt etwa nun in diesem Haus ein Freudenschein,
Ein Herz, das spreche: wirf den Stab hin, tritt herein,
Und was im Haus sich findet, soll gegönnt dir seyn!

Sprachs; da sprang hervor ein junges Füllen, — ein Knab' in flatternden Hüllen — und sang:

Beym Preis des Alten *), der das Gastrecht eingesezt,
Und Mekka's Sand mit Opferthierblut hat genezt!
Nichts gibts bey uns für einen Gast, der Zähne wezt,
Als „Gott zum Gruß!" und eine Streu, die nicht verlezt.
Wie soll gastiren, wer, wie ich, noch wacht und schwäzt,
Nur weil der Hunger seinem Schlaf sich widersezt?
Du hörst; bedenk' nun, was du thust, bedenk' es jezt.

Ich sprach: was soll ich mit einer leeren Herberge thun — und mit einem Wirthe, den der Hunger selber nicht läßt ruhn? — Aber wenn mir auch mißfällt dein Quartier, — Knabe, so gefällst du mir. — Sage mir deinen Namen, — da deine Worte das Herz mir nahmen. — Er sprach: mein Name ist Seid — und mein Geburtsort ist Feid **); — ich kam in diese Stadt erst gestern, — zu meinen Mutterbrüdern und Schwestern. — Ich sprach: Sage mir alles ohne Heucheley, — so erhalte dich Gott von Straucheln frey! — Er sprach: Mir hat erzählt meine Mutter Liebhold, — die, wie ihr Name, ist lieb und hold, — daß im Jahr der großen Plünderung — sie geheirathet zu ihres Jammers Minderung, — einen Edlen, der ihrer schien würdig, — von Ghassan stammend und von Serug gebürtig. — Doch wie sie war gesegneten Leibes, — hat er von der Seite seines Weibes — im Stillen seinen Weg genommen, —

*) Das heißt Ebu Seid.

*) Abraham.

**) Ein Einkehrort auf dem Wege nach Mekka.

und soll noch wieder kommen. — Er war, nach allem was ich gehört, ein Durchtriebener, — und ich bin sein Nachgebliebener. — Wir wissen nicht, ob er noch lebt, und wir auf ihn sollen warten, — oder ob er bestattet ist auf dem Pfühl, dem harten. — Da erkannte ich, sprach Ebu Seid, an jedem Zug — und jedem Zeichen ohne Trug, — daß dieses mein Sohn sey, mein Saamen, — von dem ich nichts an mich genommen als den Namen. *) — Und ich konnte der Natur kaum widerstreben, — die mich drang, ihm seinen Vater zurück zu geben. — Doch die Scham der leeren Hand — und des schlechten Kleides, in dem ich vor ihm stand, — hielt den väterlichen Trieb in Band; — und ich riß mich von ihm mit einem Herzen, das gepreßt war, — und einem Auge, das genäßt war. — Habt ihr nun, o ihr Männer von Herz und Geist, — ein Wunder wie dieses gehört, von allem was Wunder heißt? — Wir sprachen: Nein bey dem, den Mond und Sonne preißt! — Er sprach: Ja verzeichnet es nur unter des Zufalls Wundergeschichten, — und verewigt es auf Blättern mit wahrhaften Berichten; — denn dergleichen läßt sich nicht erdichten. — Und wir brachten die weiße Fläche und die schwarze Flut, — und schrieben aus seinem Mund die Geschichte wohlgemuth. — Dann erforschten wir ihn, was er nun habe beschlossen, — um an sich zu nehmen seinen Sprossen. — Er sprach: wenn mein Beutel schwerer wöge, — wär' es mir leicht, daß ich meines Jungen pflöge. — Wir sprachen: Wenn mit einigen Pfunden dir ist zu dienen, — so stehen wir dir zu Diensten mit ihnen. — Er sprach mit verklärten Mienen: — Wie dienten mir Pfunde in der Noth nicht? — Ein Weiser verschmäht ein Loth nicht. — Der Berichter dieser Geschichte spricht: Da trugen wir auf der Stelle unsre kleinen Späne zusammen, — um zu schüren seiner Vaterliebe Flammen; — dann bestimmten wir noch eine Summ', eine runde, — und theilten sie auf uns in die Runde, — und jeder schrieb auf seinen Antheil eine Verschreibung, **) — die er jenem übergab zur Betreibung. — Er zeigte sich über die Wohlthat gerührt und erkenntlich, — ergoß sich in Dank und erschöpfte sich in Preis unendlich; — bis das Lob uns zu hoch zu steigen schien, — und wir uns mühten unser Verdienst herabzuziehn. — Dann entfaltete er Nachtgespräche, witzverbrämt, — von denen Damast und Brokat ward beschämt, — und durchwürzte die lezten Hauche der Nachtluft — mit der Poesie Nachtblumenduft; — bis das Licht im Osten emporbrach, — das Goldgeweih des Sonnenhirsches hervorstach, — da sprang er wie ein Hirsch auf, und sprach: — Komm, laß uns an Ort und Stelle passiren, — die Verschreibungen einzukassiren, — die Körnlein zusammen zu lesen, — und die Tröpflein zu schlürfen zum Genesen. — Denn mir schlägt das Herz in hörbarem Tone, — vor Verlangen nach meinem Sohne. — Da ging ich mit ihm Hand in Hand, — bis das Geldgeschäft war zu Rand; — und als er eingethan im Sack das blanke, — blinkte er und blühte wie eine Ranke, — dann sprach er: Vergüte dir Gott die Bemühung der Sohlen! — du bleibst von mir dem Schutze des Höchsten befohlen. — Ich sprach: Ich wünsche dich zu begleiten, — um deinen edlen Sohn zu sehn an deiner Seiten. — Da blickte er mich an, wie ein Preller den Geprellten, — und lachte, bis seinen Augapfel Thränen schwellten, — indem er sang:

⏑ ⏑ | ⏑ ⏑
– – ⏑ – | – – ⏑ – –

O der du ansiehst den Dunst *) für Wasser
Und Worte glaubest, die von mir kamen:
Ich hoffe nicht, daß so wahre Früchte
Mir tragen sollte der Lügensaamen.
Vielleicht, ich habe wohl einen Sohn, und
Vielleicht, ich hab' auch von ihm den Namen;
Doch heut die Nacht sah ich keinen, außer
Nur in Erinnrungen, die mir kamen.
Kein Weib auch hab' ich das Liebhold heißt; der Kunst
Und List nur hab' ich zu meinen Damen;
Die soviel Streiche mich täglich lehren,
Als Raum nicht haben in Buches Namen,
Als Asma'i' selbst, der Sagenkrämer,
Vermöcht' in Worten nicht auszukramen.
Sie sind die Bürgschaft des Unterhalts mir,
Der ohne sie bald mir würd' erlahmen.
Wie sollt' ich leben? und leben soll ich;
Wenn ich nicht täglich zög' einen Hamen?
So nimms nicht übel, daß ich dich heut fing;
Es ist mein Handwerk; Gott segn' es, Amen!

*) Der Dunst der Wüste.

*) Nämlich den Zunamen Ebu Seid, Vater des Seides. Eine solche Ehrenbenennung eines Mannes nach seinem Sohn heißt Kunjet.

**) Eine Anweisung auf einen Wechsler.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Volk und Armee waren der Revolution müde, denn auch Napoleon war nur eine neue Revolution gewesen; man hatte im Jahr 1814 noch einmal die Revolution gesehen, und vergaß darüber das Vaterland. Man verwechselte sogar Vaterland und Revolution, und ließ das Vaterland muthlos erobern, weil man auch die Eroberung selber für eine Revolution, für die lezte, hielt.

Aber es ist doch wenigstens jezt im Jahr 1825 ganz klar, daß das innere Feuer der Revolution nicht alles Gute verzehrt hatte; daß aus dem Schutte des Brandes viele kostbare Trümmer gerettet worden waren, und aus den verschmolzenen kostbaren Materien noch manche schwere

Schlacken hervorgezogen werden konnten, voll gediegenen Inhalts. Daß Frankreich den verborgenen Schatz schon im Jahr 1814 kannte, das sah man daraus, daß man es nicht wagen durfte, ihm eine Charte zu verweigern. Jezt im Jahre 1825, das doch kein Siegesjahr war für die Opposition, sieht man überall, daß die revolutionäre Krankheit die französische Nation nur einen Augenblick aufgehalten hatte im Fortschritte, und daß sie sogar durch den kritischen Stillstand nur noch mehr Kraft gewonnen hat. Der sprechendste Beweis davon ist, daß sie ihre so oft verlorne Preßfreyheit immer wieder erringt; sie, die sie während ihrer ganzen Revolution nie besaß, troz aller Freyheit und Gleichheit.

Der Zeitpunkt der zahlreichsten und wichtigsten Hinrichtungen war unmittelbar nach dem grausamen Tode des besten aller Menschen, Ludwigs XVI., besonders aber nach der Ermordung der Königin und einiger andern Mitglieder der königlichen Familie. Zwischen diese Königsmorde, welche durch die dabey beobachteten Formen als revolutionäre Justizmorde erscheinen, fällt das Morden im September, was man in der Geschichte nicht durch den Namen: Septembristren kennt, sondern die Geschichte wollte gleichsam nur die Ungeheuer verewigen; sie brandmarkte sie alle mit ihrem Zeichen unter dem allgemeinen Namen und in Masse; sie heißen Septembriseurs. Noch jezt, und vielleicht auf ewig, wenn ein Pariser in einer heftigen Aufwallung und mit außerordentlicher Energie seinen Abscheu oder seinen Haß gegen einen Bösewicht ausdrücken will, nennt er ihn einen Septembriseur, oder wenigstens sagt er von ihm, er glaube, er wäre einer gewesen oder geworden, wenn er im September 1793 gelebt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Mai.

(Beschluß.)

Der immer fruchtbare Dichter Camerano von St. Carlino, welcher im Auffassen des neapolitanischen Volkslebens so glücklich wie die Gesellschaft gesanckt im Darstellen ist, hat wieder ein recht gutes neues Stück zum Besten gegeben, worin er die Wuth, die hier so allgemein und ohne Ueberlegung noch Zurathbeziehung eines Arztes im Gange gebrachte Medizin des französischen Arztes le Roy vernünftig beleuchtet, und die Sache geschickt auf die neapolitanische Volkslebensweise anzuwenden weiß. Es ist schon einige zwanzig Mal nach einander gegeben, indeß mit vielen seiner andern Kompositionen nicht ganz zu vergleichen, indem er diese aus dem Leben aufgegriffen, und daher das Verhältniß gerade umgekehrt ward. Neapolitanische Volksscenen veranlaßten jene Darstellungen; in diese wird durch etwas außer neapolitanisch auf das hiesige Volk gewirkt.

Wir haben auch die Freude, daß das Dampfschiff, dessen Fahrten nach Sicilien eingestellt waren, weil die Grobheit der englischen Führer und Matrosen, so wie der Verlust der Eigner die Fortsezung unmöglich zu machen schienen, nun von einem französischen unternehmenden Mann gekauft worden, und seine Reisen am zweyten nach Palermo wieder angefangen hat, wöchentlich hin und her, mitunter auch nach Messina gehen wird. Und da die Preise auf 18 P. für den ersten, 8 P. für den zweyten und 4 P. für den lezten Plaz herabgesezt sind, so dürfte man sich doch endlich überzeugen, wie in jeder Rücksicht diese Reisegelegenheit den königlichen langsamen Paketbooten vorzuziehen sey.

Der farnesische Stier, welcher bekanntlich von dem öffentlichen schönen Spaziergang der Villa Reale nach dem königlichen Museo gebracht worden, hat seine kurze Reise dahin in neun Tagen ohne Unfall beendigt, und ist jezt dort unter Dach und Fach gebracht, welches denn wohl gewiß zweckmäßiger ist, als ihn so nahe dem Meere, allem Winde und Wetter und der zehrenden Seeluft ausgesezt zu sehen, die am Ende doch auf dieses Meisterwerk der alten Kunst sehr nachtheilig gewirkt haben würde. An der neuen Fontaine zur Verzierung seiner vorigen Stelle wird, langsam genug, gearbeitet, und es dürften noch mehrere Monate darüber hingehen, ehe sie beendigt wird, denn schnell scheint's könne hier nichts gemacht werden, und wenn's nur überhaupt geschieht, muß man sich schon zufrieden geben.

Es ist auffallend, daß von einer Merkwürdigkeit dieser an dergleichen so reichen Hauptstadt so wenig geredet, sie von Fremden wenig gesehen, und in keiner Reisebeschreibung erwähnt wird. Der Pallast und Garten des Prinzen Leopold vereinigt nämlich in einem kleinen Raume mitten in der Stadt, dem königlichen Pallaste gegenüber, so viel, und Alles was sich von Lebensgenüssen und Lebensbequemlichkeiten auf einen Fleck vereinigen ließ, daß man vieles davon auf Land- und Lustschlössern vergebens suchen würde. Die innere Einrichtung ist geschmackvoll, wohnlich, allein ohne große Pracht, viele schöne Bilder alter berühmter und neuer Meister zieren die Zimmer, von denen vielleicht manches der erstern ziemlich willkürlich benennt wird, und wohl auf jeden Fall nicht unter die Meisterwerke des Meisters zu rechnen seyn würden, sie verschaffen jedoch dem Künstler und Liebhaber manchen Genuß. Vorzüglicher ist aber doch wohl die einzige Lage des Pallastes. Nahe dem Meere hat man über dasselbe und dem ganzen herrlichen Golf aus allen Fenstern und von allen Punkten den erhabensten Blick in die schöne Natur. Aus dem zweyten Stock tritt man zu ebner Erde in einen Garten, der ungemein überrascht. Man glaubt hier die hängenden Gärten der Semiramis verwirklicht oder erneuert, wähnt sich in den schönsten Anlagen, weit von der Stadt entfernt, fast außer Europa versezt zu seyn, denn eine Menge ausländischer Pflanzen von größter Schönheit wachsen, blühen und gedeihen in diesem glücklichen Klima im Freyen, und erreichen eine Vollkommenheit, welche man in Deutschland mit der größten Sorgfalt kaum in Treibhäusern zu erzwingen vermag. Eine vieljährige hohe Dattelpalme erhebt ihre Krone weit über alle übrigen Gewächse, und gereicht zur größten Zierde des ganzen Gartens. Schade daß heftige Winde im lezten Winter sie beschädigten, und sie sich vielleicht kaum wieder erholen dürfte. Mehrere junge sind indessen wieder angepflanzt, und bilden mit Agaven, Cactus, Magnolien und hundert andern ein fremdes Land. Außerdem ist noch ein reich versehenes Gewächshaus, Ananaspflanzung, und selbst eine Vaccaria oder Holländerey, um Milch und Butter immer frisch zu haben, und wenn man den kleinen Raum bedenkt, scheint es fast unmöglich, so vielerley auf demselben zu haben. Den höchsten Punkt nimmt eine Gloriette oder Terrasse ein, und von hier hat man eine Aussicht, wie sie nur von hier gesehen werden kann, und deren Beschreibung die Wirklichkeit auf das Entfernteste nicht erreichen kann, indem man hoch über den am Meere liegenden Theil der Stadt, St. Lucia genannt, erhaben ist, und nichts die freye Umsicht hindert.

Beylage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Juni 1826.

Die Schwachheit ist die Mutter der Macht, und wenn der wackere Sohn der Mutter nicht bey der Geburt den Leib zerreißt, so geschieht es nicht aus Schonung: wer sollte ihn sonst säugen und nähren?

Klinger.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Der Ursprung der revolutionären Hinrichtungen von 1793 ist folgender: die Gewaltigen unter den Revolutionsmenschen hatten befürchtet, die Wuth der französischen Revolution möchte zu früh ersterben, die Ueberspannung und Erbitterung der ersten Revolutionsjahre möchte sich nicht mehr länger erhalten können, um so weniger, als bey den Franzosen, die mit dem Blute vorher nicht bekannt waren, ein allgemeiner Grundzug des Nationalcharakters ist, weder Rache noch Erbitterung, ja auch nicht einmal ein bloßes Böseseyn lange im Gemüthe nähren zu können; schon in der Sprache sind die Worte rancune und rancuneux gehässige Worte, und man bestraft wegen einer rancune schon die Kinder strenge, gleichsam als wegen eines Vergehens. Die Häuptlinge erfanden daher zwey gräßliche Mittel; das eine war, den Pöbel als das Werkzeug in blutiger Wuth zu erhalten, das andere, die Abgeordneten der Nationalversammlung und die Staatsbeamten in den Departementen zu einem Schritte zu verleiten, der ihnen jeden Weg zur Reue, jeden Rücktritt zur bessern Ordnung versperrte. Wenige Deputirte hatten Kraft genug, die Zumuthung von sich abzuweisen; diese mußten für ihren Muth, für ihren Edelmuth sterben. Die Verurtheilung des Königs und seiner unglücklichen Familie durch den Nationalkonvent und die Ermordung der Verhafteten durch den Pöbel hatten keinen andern Grund, als jene Absicht der Häuptlinge, den Pöbel immer tiefer in den Abgrund der Verbrechen zu stürzen. Die Stifter dieser tief berechneten revolutionären Politik erreichten ihren Zweck; denn auch die Staatsbeamten und Gemeindevorsteher in den Provinzen nahmen daran beynahe alle in förmlichen Belobungsbriefen des Königsmords, welche sie an den Konvent richteten, Antheil. Somit war dann auch die Pöbelwuth gerechtfertigt und auf's Neue angefacht; der Pöbel von Paris wußte nicht, daß auch die Departementsräthe und Munizipalitäten in den Provinzen nichts anders waren als Pöbel.

Wie konnte man die wilde Gährung anders nähren als mit Blut! Es gehörte in die geheime Berechnung der Revolutionsmänner, alle Tage Blut hinzugeben, so wie man auf dem Meer alle Tage Wasser austheilt. Der Vorwand zu dem Morden war immer die Gefahr vor der Kontrerevolution. Die wirkliche Veranlassung, die Anzahl der Blutopfer zu vermehren, oder zu vermindern, waren entweder Siege der Alliirten gegen die französischen Armeen, oder Unfälle in den westlichen Departementen, wo der Sitz des Vendeekriegs war; oder endlich die Furcht eines Häuptlings, von einem andern Häuptlinge oder gar durch das Volk selber gestürzt zu werden. Auch mordete die Revolutionsjustiz bisweilen aus Verdacht wegen geheimen Einverständnisses mit den Feinden Frankreichs oder wenigstens der Revolution, aber er war nur selten gegründet, denn die meisten reichen Leute wa-

ren gerade wegen ihres Reichthums um so vorsichtiger, und Andere zähmte der Schrecken.

So allein muß und kann man sich erklären, warum die Hinrichtungen sich nicht immer gleich in der Zahl waren. Die Akte selber waren anfänglich nicht alltäglich. Bald war die Anzahl der Opfer auf einmal unverhältnißmäßig stark; bald wurde sie wieder ganz gering. Eine Nachricht von einer verlornen Schlacht wurde gerächt auf dem Richtplatze. Für fünfzig Stück Kanonen, die die Republik verloren hatte im Bürgerkriege, bluteten fünfzig Staatsgefangene. So ist die schreckliche Blutprogreision zu verstehen, wie nach und nach die einzelnen täglichen Exekutionen von den Einheiten in die Zehn, und von den Zwanzig bis zu den Vierzigen, und wie sie endlich bis auf den höchsten Punkt von acht-und-siebzig unglückseligen Unschuldigen stiegen. Als Robespierre, der Schuldige, hingerichtet wurde, war die Zahl seiner Todesgefährten ebenfalls in den Siebzigen; die Nemesis ist doch überall da mit ihren geheimen Winken und ihren warnenden Zeichen! Eine solche Masse, die man zum Tode führte, benannte der unbarmherzige Pöbel mit dem Ausdruck, mit welchem der Bäcker seine Anzahl Brode in dem Ofen bezeichnet; er sagte: „Der Einschuß war heute beträchtlich, es waren ihrer beynahe achtzig."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Maka'men des Hari'ri.

Vierte Makame.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Ich machte nach Dimjat eine Reise, — wohl versehen mit Trank und Speise, — wohl aufgeräumt — und aufgezäumt, — mit Genossen geschaart — von gleicher Art, — von denen die Eintracht nicht beeinträchtigt ward; — die das Band der Freundschaft nicht abbrachen, — und aller Feindschaft den Stab brachen; — gleich als ob sie getrunken die Milch von Einer Amme, — oder wären die Funken von Einer Flamme, — oder die Zinken an Einem Kamme. — Wir ritten nur den scharfen Ritt, — und litten nur Thiere vom starken Tritt; — und wenn wir zur Herberge lenkten, — oder zur Tränk' uns senkten, — ruhten wir nur im Flug, — ohne langen Verzug. — Einst hielten wir unsere Thier' im Trabe, — in einer Nacht, die von Alter ein Knabe *) — und von Locken war ein Rabe; — wir spornten bis die Dämmerung graute, — und die dunkle Schminke der Luft zerthaute; — da ward uns der Nachtritt beschwerlich — und der Schlummer unentbehrlich. — Wir hielten den Zügel — an einem Hügel, — wo weich und grasreich war der Ranft, — und die Luft gelind und sanft. — Da stiegen ab die Reiter — von dem Rücken der Schreiter; — und als diese waren gestellt, — und jene ruhten ihren Waaren gesellt, — als das Gebrülle verstummt war, — das Geschrille versummt war, — und Alles stille von des Schlummers Hülle vermummt war; — hörte ich einen Sprechenden, — die Frühruh' unterbrechenden, — der an einen, der mit ihm wachte, — mit heller Stimme die Frage machte: — Wie ist dein Verfahren — gegen die, die mit dir fahren? — Jener sprach: den Ungütigen — such' ich durch Güte zu begütigen; — ich bin gefällig dem Ungefälligen, — gesellig dem Ungeselligen; — ich vertrage mich mit dem, der mich betrügt, — und sage Wahrheit dem, der lügt. — Mein Herz bleibt zugewandt den Verwandten, — wenn sie mir gleich den Rücken wandten; — und ich bin erkenntlich meinen Bekannten, — wenn sie mich schon verkannten. — Ich fliehe nicht vor dem Fiehenden, — ich entziehe mich nicht dem Zehenten; — feil ist mir meine Fülle — zu des Kranken Heil und zu des Nackten Hülle. — Ich schenke meinen Trank, und denke nicht an Dank; — ich berathe den, der mich verrieth, — ich schade nicht dem, der mich übel beschied. — Ich füge mich bescheiden — auch ungefügen Bescheiden; — ich habe nicht Wohlgefallen, — daß meine Feinde fallen; — ich reiche heilendes Wundkraut — dem, dessen Nagel mich wund kraut — und entziehe nicht meine Haut — dem, der sie haut. — Mich tröstet ein Koran-Abschnitt, — wenn man mir die Ehre abschnitt; — und ich lasse den guten Namen — denen, die mir ihn nahmen. — Ich heuchle mit keinem Hauch, — ich täusche in keinem Tausch; — übervortheilen mag ich nicht, — und über Nachtheile klag' ich nicht; — ich suche nicht Händel im Handel, — und bin in meinem Wandel ohne Wandel. — Lieber ungerächt, — als ungerecht; — lieber dem Feind erlegen, — als den Feind erlegen! — Ich klage nicht, wenn man mich verklagt; — ich entsage, wo man mir versagt. — Was versucht, — lass' ich unversucht; — wo man flucht, — nehm' ich die Flucht. — Wo man spricht, will ich nicht widersprechen, — wo man sticht, will ich nicht wieder stechen; — und sollte mich die Hyder stechen, — so wollt' ich mich an ihr nicht rächen. — — Darauf sprach der andere: O weh mein Sohn! — wer wird Frohn thun ohne Lohn? — Man muß kargen gegen den Kargen, — arg thun gegen den Argen, — gegen den Schnarcher muß man schnarchen. — Den will ich nicht letzen, — der mich will verletzen; — ich will nur nehen den, der mir nützt, — und nur schätzen den, der mich schützt. — Dem sey meines nicht gewährt, — der seines mir wehrt; — wer mir sich nicht paart, — den lass' ich apart; — der mich verschmäht, nach dem schmacht' ich nicht; — der mich achtet, den acht' ich nicht. — Ich wünsche die Plage meinem Placker, — und pflanze nicht Friedensbäume auf Feindesacker. — Ich

*) Eigentlich von Jugend ein Mädchen.

gebe nicht mein Korn für deine Spreue, — und nehme nicht deinen Zorn für meine Treue. — Lieber ungerecht, — als ungerächt; — lieber schinden als geschunden, — und lieber den Schmerz verwinden, als klagen über Wunden. — Ich will nicht streicheln, wo man mit Ruthen streicht; — ich will nicht weich seyn, wo man mir nicht weicht, — nicht liebreich seyn, wo man mir nicht reicht. — Dem ist mein Herz zugethan, — dessen Hand mir ist aufgethan. — Wer mich schiert, ist nicht mein Hirt; — wer mich nicht werth hält, ist nicht mein Wirth. — Den will ich nicht leiten und nicht geleiten, — der mich selber gern sähe gleiten; — dem will ich im Himmel keinen Stuhl bereiten, — der ein Pfühl in der Hölle Pfuhl mir möchte breiten. — Oder wer hat geboten, daß ich soll dienen und du dich dehnen, — ich mit Demuthsmienen und du mit Löwenmähnen? — daß ich säe und du speicherst, — daß ich flehe und du weigerst? — daß ich schmelze und du gefrierst? — daß ich in Staub mich wälze und du dich vornehm zierst? — Nein, sondern bey Gott, Gericht für Gericht — und Gewicht für Gewicht, — ein Schuh nach dem Maaß des Fußes, — ein Dank nach der Art des Grußes; — daß Niemand uns einen Vorwurf mache, — noch Jemand über uns lache. — Und o wie herrlich hat dein Vater gesagt:

Ich schätze jeden, wie er mich wird schätzen,
Und schütze mich vor dem, der mich will schatzen.
Zumess' ich jedem, was ihm angemessen,
Und zeige Krallen dem, der mich will kratzen.
Ich kränke nicht, und mag auch nicht erkranken;
Ich hetze nicht, und diene nicht zu Hatzen,
Ich bin nicht dessen Narr, der aus den Kohlen
Den Braten holen will mit meinen Tatzen.
Mein Freund ist, wer mir zeigt ein freundlich Antlitz;
Wer stolz sich bläht, dem sag ich: Magst du platzen!
Den lieb' ich, der sich läßt von meinen Scherzen
Berücken, und nicht zürnet meinen Fratzen.
Der Jugend steht es an, gefoppt zu werden,
Doch traurig ist ein Tölpel mit der Glatzen.
Mein Sohn! geh' hungrig auf die Jagd mit Füchsen,
Wenn du nicht satt vom Schlafen wirst wie Ratzen.
Und wenn du deine Beute hast, so gehe
Geschwind als wie vom Taubenschlag die Katzen.
Und glaube nicht, daß der sein Herz dir schenke,
Der dich verlangen sieht nach seinen Batzen.

Hareth Ben Hemmam spricht: Als ich so ihr Gespräch belauscht, — hätt' ich gern Worte mit ihnen getauscht. — Als nun der Morgen anglomm, — das Frühroth im Glanz heranschwomm, — ging ich aus in des Frühlichts Glimmen — auf die Spur meiner Nachtstimmen; — da sah ich Ebu Seid mit seinem Sohn im Gespräche, — und ihre Mäntel trugen der Armuth Gepräge. — Ich erkannte, daß meine Nachtkunde — gekommen war aus ihrem Munde, — und wandte mich zu ihnen, voll Lust über ihre Geistesfülle, — und voll Mitleid über ihre zerrissene Hülle. — Ich lud sie ein, zu theilen mein Zelt, — und zu gebieten über mein Gut und Geld. — Dann streute ich ihren Ruhm aus unter der reisenden Gilde, — und schüttelte für sie die Bäume der Milde, — bis sie waren zu Gut und Ehren gekommen, — von allen zu Brüdern aufgenommen. — Unser Lager aber war an einer Stätte, — von wo sich zeigte die Hügelkette, — an der sich ließen die Dörfer erkennen, — und ihrer wirthlichen Feuer Brennen. — Als Ebu Seid nun seinen Sack gefüllt, — und seine Blöße gehüllt; — sprach er zu mir: Ich bin mit Schmutz beladen; — laß mich gehn, im nächsten Dorf ihn abzubaden. — Ich sprach: wenn du gehn willst, so eile, — und kehre zurück ohne Weile. — Er sprach: du siehest mich wieder, — eh du einmal senkest die Augenlieder. — Dann schlug er aus, wie ein Hengst auf der Weide, — rief seinem Sohne: Scheide! scheide! — und weg waren sie Beyde. — Wir dachten nicht, daß er Reißaus genommen, — und harrten auf sein Wiederkommen, — wie auf das neue Licht, — das die Fasten bricht. — Wir sandten aus nach ihm Führer, — Spähter und Spürer, — bis der junge Tag ward alt, — und unser Eifer kalt. — Da, als wir waren des Wartens satt, — und die Sonne schon strahlte matt, — sprach ich zur Gesellschaft: Wir sind betrogen, — und der Mann hat gelogen; — ein Sumpf war diese Grüne; — laßt uns räumen die Bühne! — Ich ging und zog mein Kameel beym Nacken, — und fing an zu satteln und aufzupacken; — da fand ich von Ebu Seid's Stift — auf meinem Sattelknopfe die Schrift:

Der du heute dich mir hold erwiesest,
Mein dich nahmest an vor allen Mannen;
Glaube nicht, daß Laun' und Uebereilung,
Oder Ueberdruß von dir mich bannen;
Sondern weil im Koran steht geschrieben:
Wann ihr habt gegessen, geht von dannen.

Da las ich ihnen die Sattelschrift, — um niederzuschlagen ihres Zornes Gift; — sie bewunderten seine Schwänke, — und baten Gott um Schutz gegen seine Ränke; — worauf wir abfuhren, und von ihm nichts weiter erfuhren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, April.

Unser junger herrlicher Monarch bezeichnete den ersten Tag seines Regierungsantritts mit der feyerlichen Verheißung: „Meine Regierung soll in jedem Betracht nur eine Fortsetzung der meines verewigten Bruders, des von seinen Völkern so unendlich geliebten, und wegen seiner glorreichen Thaten mit dem Namen des Gebenedeihten belegten Kaisers Alexander seyn.“ — und so wahrhaft löst er gleich im Anfange dieses sein kaiserliches Wort. Wir dürfen hier in kein umständliches Detail seiner zwar erst viermonatlichen, dennoch an Thatergebnissen von seiner Seite schon überaus reichen Regierungsgeschichte eingehen, dürfen hier von seinen schon erlassenen weisen Ve

treten über strenge Justiz- und Kriminalpflege im weiten Umfange seiner Staaten nicht sprechen; wollen aber doch hier in einer flüchtigen Skizze das referiren, was Kaiser Nikolaus schon in dieser kurzen Frist zum Wohle und zur Beförderung des Flors wissenschaftlicher Institute that, und zu welchen schönen und großen Erwartungen diese Aufmunterungen vom Throne aus alle Freunde der Wissenschaften und Künste in Rußland berechtigen. Am 14ten Februar erfreute sich die hier seit einigen Jahren schon mit so glücklichen Erfolgen für ihre Zwecke bestehende Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste eines sehr huldreichen Rescripts Sr. Majestät. Allerhöchstdieselben bezeugten ihr darin seine stete Willfährigkeit, sie fortdauernd zu beschützen, empfahlen ihr angelegentlichst, mit gleichem Eifer wie früher die von ihr beabsichtigten, so nutzvollen Zwecke zu verfolgen, zur Verbreitung und Beförderung der schönen Künste in Rußland mitwirkend beyzutragen. Den vom verewigten Kaiser Alexander ihr zugesicherten Jahresbeytrag von 5000 Rubeln erhöhten Sie auf das Doppelte, so daß diese Gesellschaft sich also jezt eines jährlichen Gratuits von zehntausend Rubeln aus dem kaiserlichen Kabinet erfreuen darf. Die hier und zu Moskau bestehenden ökonomischen Societäten erhielten im Verlauf des Februars gleich huldvolle Handschreiben aus höchster Hand; erstrer sicherte der Kaiser auch einen jährlichen Beytrag von 10,000 Rubeln aus dem Kabinet zu, statt der früher erhaltenen 5000. Der unter der Regierung des Kaisers Alexander im Jahr 1803 hier organisirten Kommission zur Redaktion eines allgemeinen Gesetzbuchs für den ganzen russischen Kaiserstaat und spezieller für mehrere seiner Provinzen, die besondre Privilegien und Verfassungen besitzen, gab der Kaiser gleichfalls in diesen Tagen eine bessere, sie zu einem schnellern und bestimmtern Ziele führende Reform. Während einer 23jährigen Existenz hatte diese Kommission die ihr aufgegebene Aufgabe, dem Reiche einen ihm so überaus nothwendigen, bestimmten, dem Geiste der Zeit und der Völker anpassenden Codex zu gewähren, immer nicht lösen können. Mehrere ihrer ersten Glieder, im Besitze vorzüglich guter Jahrgehalte und Leibrenten, deren Beziehung von der längern oder kürzern Dauer ihrer Posten abhing, betrachteten diese fetten Pfründen als Sinekuren für ihr Leben, und schritten so mit aller Gemächlichkeit, höchst langsam, fast unmerklich dem ihnen vorgesteckten Ziele zu. Bey einer solchen Bewandniß der Umstände hätte das Reich gewiß noch lange eines seiner fühlbarsten Bedürfnisse, das eines guten Gesetzbuchs, entbehren müssen, hätte nicht der junge, unermüdet thätige, auf alle Wehen und Wünsche seiner Völker aufmerksame Monarch auch auf diesen Gegenstand gleich eine erste Aufmerksamkeit gerichtet, und ihm die erwünschtere Richtung gegeben. In einem, an den bisherigen Präsidenten dieser Kommission, Fürsten Peter Lopuchin, unter dem 12ten Februar dieses Jahrs gerichteten Rescript, — sagt der Kaiser unter andern: „Gleich bey meinem Regierungsantritt war einer der ersten, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Gegenstände eine genaue Uebersicht der verschiedenen Theile der Reichsverfassung. Ich richtete meinen forschenden Ueberblick auf unsre vaterländischen Gesetze und ersah, daß die während vielen Jahren in dieser Hinsicht unternommenen Bemühungen oft unterbrochen wurden, und darum bis jezt ihr Ziel nicht erreicht haben. Wünschend so viel als möglich die schnelle Vollendung der Redaktion eines Gesetzbuches zu beschleunigen, habe ich es für nöthig erachtet, den bisherigen Bestand der Gesetzkommission auflösend, sie unter meine unmittelbare Jurisdiktion zu nehmen. Deßwegen habe ich befohlen, in meiner eigenen Kanzeley eine besondre Sektion für sie zu formiren.“ Bey dieser neuen Reform ist ihr früherer Etat nun bedeutend reduzirt worden. Die talentvollsten und fleißigsten ihrer ältern Glieder sind in die neue Sektion übergeführt, nächstdem aber auch andre berühmte Juristen im Reiche für sie angestellt worden. Unter den Leztern befindet sich auch der ordentliche Professor des russischen Rechts an der Universität zu Dorpat, Staatsrath und Ritter Neumann, der auf Allerhöchsten namentlichen Befehl an den Minister des öffentlichen Unterrichts, vom 17ten Februar temporär zur eignen Kanzley Sr. Majestät abgeordert wurde, jedoch Mitglied der Universität und im Genusse aller mit seiner Professur verknüpften Gehalte bleibt. Damit aber diese Professur während seiner Abwesenheit von Dorpat interimistisch von andern besezt werden könne, ist Allerhöchst befohlen, eine dem Gehalte des Hrn. Professors Neumann gleiche Summe aus dem Etat der eignen Kanzley des Kaisers jährlich an die Dorpat'sche Universität zu verabfolgen. — So sind also die Glieder dieser neuen Gesetzsektion unter die eignen Augen des Monarchen gestellt, dem sie durch ihren Präsidenten monatliche und vierteljährige Berichte über ihre geleisteten Arbeiten zu unterlegen haben, genöthigt, rasch und ohne Zaudern ihrem Ziele entgegen zu schreiten, und wir dürfen nun recht bald die Erscheinung unsers neuen Gesetzbuchs hoffen. Es heißt, der Kaiser habe derselben nur eine zweyjährige Frist zur gänzlichen Vollendung ihrer Arbeiten anberaumt. Zwey Professoren der Universität zu Dorpat machen in diesem Augenblick mit Allerhöchster Genehmigung, und ganz auf kaiserliche Kosten, wissenschaftliche Reisen und Forschungen in den entferntesten Südostgouvernements des Reichs. Der Professor der Mineralogie daselbst, Hofrath von Engelhardt, macht mit Beybehaltung seines Gehalts, und zum Behuf seiner mineralogischen, geognostischen und geographischen Beschreibung des Uralgebirgs, eine Reise nach den Gouvernements Saratow, Orenburg und Perm. Zur Bestreitung der Kosten sind ihm 6000 Rubel aus den Ersparnissen der Universitätssumme ausgezahlt. Er hat diese Reise bereits am 25sten Februar von Dorpat angetreten, und ist bis zum November dieses Jahrs beurlaubt. Ihn begleiten zwey frühere Zöglinge der Universität, von welchen der eine, Hr. Doktor Heß aus Genf gebürtig, schon früher vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts nach Stockholm beurlaubt ward, um unter der Leitung des daselbst lebenden berühmten Chemikers Berzelius sich in der Chemie und Mineralogie noch weiter zu vervollkommnen, vor zwey Monaten auf seinen Wunsch vom Ministerium des Innern als Arzt bey den Turkinskischen Mineralwassern am Baikalsee angestellt, interimistisch aber dem Hrn. von Engelhardt bis zum nächsten November beygegeben ward.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 126.

Nichts.

Charade.

Freyheit wehet auf der Höhe,
Die dir meine Erste nennt;
Daß die Zweyt' in dir ich sehe,
Sey für Muth und Ruhm entbrennt!

In der Erde grause Tiefen
Wühlt das Ganze kühn hinab;
Weckt es Geister, die hier schliefen,
Fand es dort schon oft sein Grab,
Wenn sie seine Weise ahmen,
Tragen Hunde selbst den Namen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Juni 1826.

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht! —
Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!

Goethe.

Olivier*).

Einleitung.

Jedermann in Paris hat die Gräfin N. gekannt, die vor einigen Jahren in einem sehr hohen Alter starb. Mit einem alten Manne, der ihr Vater hätte seyn können, vermählt, war sie schon in ihrem siebenzehnten Jahre Wittwe geworden. Zwey Jahre später verband sie sich, in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit, in zweyter Ehe mit dem Grafen Olivier von N., der mit einer glänzenden Geburt und einem großen Vermögen alle persönlichen Annehmlichkeiten vereinigte. Die Vermählung wurde, nachdem die Gesellschaft unter den herkömmlichen Gebräuchen feyerlich davon in Kenntniß gesezt worden, in einem Schlosse der Familie N. gefeyert. Aber nur die nächsten Verwandten wohnten der Einsegnung bey, und man hörte seitdem nichts weiter von den beyden Eheleuten, als daß der Graf von N. kurze Zeit darauf verschwunden sey. Es waren damals verschiedene Gerüchte darüber im Umlauf: nach dem einen sollte er todt, nach dem andern sollte er schon am Tage seiner Hochzeit entflohen seyn; aber Niemand wußte es sich eigentlich zu erklären, was aus ihm geworden sey.

Die Gräfin N. blieb, ungeachtet ihr sehr bedeutendes Vermögen durch ihre Heirath noch zugenommen hatte, mit ihrer alten kränklichen Mutter in der tiefsten Zurückgezogenheit auf dem Lande. Ihr Leben auf dem Schlosse, das sie bewohnte, war äußerst einförmig, und sie stand in keinem weitern Verkehr mit der Außenwelt, als durch die reichlichen Wohlthaten, die sie durch den Pfarrer des Ortes, dem allein der Zutritt bey ihr vergönnt war, vertheilen ließ.

Die Mutter der Gräfin N. starb, wie es schien, von geheimem Gram verzehrt. Kaum zwey-und-zwanzig Jahre alt, konnte die Gräfin nicht allein in dieser Einsamkeit bleiben, wo überdem Alles dazu beytrug, ihre trüben Erinnerungen zu erhöhen. Sie entschloß sich daher nach Paris zurückzukehren und sich unter den Schutz einer Tante, der einzigen ihr verbliebenen Verwandten, zu begeben. Aber leider gehörte diese Frau, obwohl schon ziemlich bejahrt, zu den Leuten, die es nicht begreifen wollen, daß sie älter geworden sind. Sie theilte noch ganz den Geschmack der Jugend, ihr Salon, der äußerst besucht war, wurde selbst den Sommer über, wo doch Paris beynahe verödet ist, nicht geschlossen.

Dieser Lebensweise war Frau von N. ganz entwöhnt. Ihre Erscheinung in dieser Gesellschaft machte viel Aufsehen. Wittwe, oder doch dafür geltend, reich und noch

*) Dieser kleinen, zum Vortheil einer wohlthätigen Stiftung gedruckten Erzählung ist ein so seltsames Gepräge von Wahrheit gegeben, daß sie schon deßwegen Interesse einflößt. Sie zog den Uebersetzer dieser Wahrscheinlichkeit wegen an, da sie ihm auf's Neue einen Beweis zu geben scheint, wie Mancher in der Gesellschaft, welchen wir erscheinen und verschwinden, bewundern und zerreißen, bemerken und vergessen sahen, vielleicht mit blutendem Herzen seine Rolle spielte, und mit gebrochnem Herzen sie abgab. D. Uebers.

sehr anziehend, obwohl man ihr die Spuren eines tiefen Kummers ansah, war sie bald und zu ihrer eigenen Pein, der Gegenstand der allgemeinen Huldigungen. Aber sie hatte in ihrem Betragen so vielen Anstand und Zurückhaltung, daß sie, ohne irgend Jemand zu beleidigen, einen Jeden in der geziemenden Entfernung zu erhalten wußte. Obgleich ihr zahlreiche und glänzende Heirathsanträge gemacht worden waren, hatte sie solche doch immer mit einer Bestimmtheit abgelehnt, die um so mehr Erstaunen erregte, als man sich keinen Grund dazu denken konnte. Man wußte, daß keine geheime Neigung dabey im Spiele seyn konnte; der einzige Mann, den sie einigermaßen auszuzeichnen schien, war der Verfasser dieser Zeilen, aber Niemand fiel es ein, daraus nachtheilige Folgerungen für sie zu ziehen. Ich mache diese Bemerkung auch nur für diejenigen, die mich nicht kennen, denn ihren und meinen Freunden sind die heiligen Bande bekannt, die mich an sie knüpften.

Zehn Jahre waren verflossen, ohne daß sich in dem Leben der Gräfin M. etwas Besonderes zugetragen hätte. Ihre Lage hatte anfangs die Neugierde sehr gereizt, und man hatte Alles versucht, um ihr Geheimniß zu erspähen, aber seitdem die Jahre ihr einen Theil ihrer Reize geraubt hatten, ergab man sich darein, daß sie sich immer mehr ihrem Geschmack für Einsamkeit und Beschäftigung überließ.

Die Revolution brach aus und zerstreute die Gesellschaft, in welcher Frau von M. lebte, so daß sie endlich ganz vereinzelt zurückblieb, denn auch ich war genöthigt, mein Vaterland zu verlassen. Nach meiner Rückkehr war meine erste Sorge sie aufzusuchen. Ich fand bey ihr einen Mann, den man ohne weitere Bezeichnung „den Herrn" nannte. Seine Kleidung war äußerst einfach, aber er hatte in seinem Wesen etwas Edles und Ehrfurcht Gebietendes. Obwohl seine Haare grau waren, schienen seine Züge eher von Kummer und Anstrengung als vom Alter gefurcht zu seyn. Ich hatte mich immer des Vertrauens der Gräfin M. zu erfreuen gehabt, ohne mich ihr jemals aufzudringen; ich wartete also auch jezt, bis sie mir selbst Auskunft über ihren neuen Gast geben würde; aber sie erwähnte seiner mit keiner Sylbe.

Einige Jahre waren verflossen, ohne daß Frau von M. Jemand bey sich gesehen hätte, als mich und den Fremden. Man hatte die größten Aufmerksamkeiten für ihn. Er war einsylbig und in sich gekehrt; er verließ das Hotel der Gräfin, so lange er es bewohnte, niemalen, hatte seine Zimmer in einem entlegenen Flügel des Gebäudes, und ein einziger Diener, ein vertrauter alter Kammerdiener der Frau von M., hatte das Recht sie zu betreten.

Die Revolution hatte nach und nach einer ruhigeren Ordnung der Dinge Platz gemacht, als der Fremde eines Tages verschwunden war, ohne daß ich über seine Abreise mehr erfahren hätte, als über seine Ankunft. So wenig wie das erste Mal fragte ich auch jezt nach der Ursache dieser plötzlichen Abreise, und sah, daß die Gräfin es mir Dank wußte. Sie sagte mir sogar einige Worte, wodurch sie mich mit ihrem Vertrauen auf die Zukunft verwies. Seit dieser Zeit trug sich in ihrem äußern Leben nichts Bemerkenswerthes zu, ausgenommen daß sie oft Briefe erhielt, die der alte Kammerdiener selbst auf der Post abholte. Die lezten, die ihr auf diese Weise zukamen, schienen ihr vielen Kummer zu verursachen, und bald darauf sah ich sie, so wie das ganze Haus, in Trauer gekleidet.

Aber sie trug sie nicht lange; bald darauf wurde sie von einer entzündlichen Krankheit befallen, und die Aerzte erklärten, daß sie nicht zu retten sey. Wenige Tage vor ihrem Tode sagte sie zu mir: „Ich hatte ein Geheimniß vor Ihnen, mein theurer Freund! ich habe versprochen es Ihnen mitzutheilen; nun fühle ich mich zu schwach dazu. Doch will ich mein Versprechen halten — und indem sie auf ein Kästchen wies, das am Fuß ihres Bettes stand, fuhr sie fort — Sie finden in diesem Kästchen Papiere, die Ihnen Alles aufklären werden, was ich Ihnen schon seit langer Zeit mittheilen wollte, ohne mich dazu entschließen zu können. Es bleibt mir nur noch dieses Mittel, Sie von einem Geheimniß zu unterrichten, das ich gerne mit mir in's Grab genommen hätte, das mir aber die heiligste Pflicht gebietet, nicht mit mir untergehen zu lassen. Ich vertraue dieses Vermächtniß Ihrer Freundschaft und Verschwiegenheit, denn es betrifft außer mir noch eine andere Person. . . ." Ich sah, der Gedanke überwältigte sie. Sie schwieg — und denselben Abend war sie nicht mehr.

Der Schmerz über den Verlust meiner besten Freundin erlaubte mir lange nicht, das geheimnißvolle Kästchen zu öffnen, bis ich endlich wegen der Vollstreckung und sogar zur Verständlichkeit ihres lezten Willens dazu gezwungen war. Ich fand Briefe und Aktenstücke darin, die mich in das größte Erstaunen versezten. Ich begriff nun die Ursache ihres Schweigens, und war entschlossen, das Geheimniß ewig in meiner Brust zu bewahren, aber die Sorge für ihr Andenken und eine unglücklicher Weise zu öffentlich gewordene Begebenheit zwangen mich, einigen Personen, so wie den Behörden einer Provinz, mehrere dieser Papiere mitzutheilen. Ich war sogar genöthigt, sie einige Zeit aus meinen Händen zu lassen, und erfuhr, daß man Mehreres daraus heimlich bekannt gemacht hatte. Da durch diese Treulosigkeit die Wahrheit mancher Begebenheiten entstellt worden ist, glaube ich meine Pflicht zu erfüllen, wenn ich die Irrthümer berichtige, die durch die Bosheit oder mindestens durch den Eigennutz, mit der man die Leichtgläubigkeit des Publikums mißbrauchte, verbreitet worden sind.

C. von B . . . g.

Anmerkung. Der Inhalt dieses Berichts ist mit strengster Wahrheitsliebe den Briefen der darin genannten

Personen wörtlich entlehnt, und öfters habe ich da, wo es mir zur Verständlichkeit der Erzählung nöthig schien, die Briefe selbst darin aufgenommen.

* * *

Olivier, Graf von R., hatte vom König das Regiment N. N. erhalten, um das sich alle Obersten mit dem größten Eifer beworben hatten; jeder suchte die Verbindungen, die er bey Hofe hatte, geltend zu machen und den zeitlichen Machthabern zu schmeicheln, um zu dieser Stelle zu gelangen. Man war daher nicht wenig erstaunt, als man erfuhr, daß sie zwar einem der Würdigsten, aber auch einem, der die wenigsten Verbindungen am Hofe hatte, zugefallen war. Die Menschen, die doch einen Grund zu diesem Vorzug wissen wollten, schrieben es dem Einfluß zu, den die Baronin von B. bey dem Herrn von Maurepas hatte.

Unter den Mitbewerbern des Obersten von R. war der Marquis von St. H., der, ob er größere Rechte oder mehr Hoffnungen hatte, lauter als die Andern sein Mißvergnügen darüber äußerte, und sich dabey Ausdrücke erlaubte, die beleidigend für seinen Nebenbuhler waren. Graf von R. wurde davon unterrichtet und schrieb sogleich an Herrn von St. H., daß er, sobald er es wünsche, zu seinen Diensten stehe.

Nach wenigen Tagen hatte der Zweykampf statt. Herr von St. H. war sehr oft im Falle gewesen, von seiner vorzüglichen Geschicklichkeit als Fechter Beweise zu geben. Olivier hatte die Waffen nicht anders als im Kriege geführt. Die beyden Kämpfer waren zwar einer des andern würdig, aber es war augenscheinlich, daß Herr von St. H. den Vortheil einer geübtern Hand für sich hatte. Auch hielt sich Olivier auf der Defensive, indem er die Stöße seines Gegners mit vieler Geschicklichkeit und unerschütterlicher Kaltblütigkeit abwehrte. St. H. erhitzte sich hingegen über den unerwarteten Widerstand, er beging Fehler, die Olivier benutzte und ihn am Arm verwundete, so daß er ihn nur noch mit vieler Mühe gebrauchen konnte; er war daher ganz der Willkür seines Gegners Preis gegeben, der nun sogleich den Kampf endete.

Dieser Zweykampf erregte viel Aufsehen. Alle, deren Hoffnungen auf Oliviers Stelle gescheitert waren, wurden durch seinen Ausgang nur um so mehr gegen ihn erbittert. Bey der großen Welt dagegen fand der Sieger um so mehr Anerkennung. Er wurde der Gegenstand der allgemeinen Theilnahme, und da er mit dem Muth und der Gewandtheit, die er bewiesen, den Ausdruck der äußersten Bescheidenheit verband, und seinen Gegner mit rührender Sorgfalt pflegte, stieg die Bewunderung für ihn bald bis zur tollsten Uebertreibung. Die Gemüther waren zu jener Zeit in Frankreich schon so aufgeregt, daß sie keiner ruhigen Gefühle mehr fähig waren, die Achtung steigerte sich zur Verwunderung, wie der Tadel sogleich in Haß ausartete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Mai.

(Beschluß.)

Der Professor der Botanik an der Universität Dorpat, Staatsrath Ledebour, bereiset die Gouvernements Tomsk und Jeniseisk, wohin er schon am 28sten des vergangenen Januars abgegangen ist, um die altaischen Hochgebirge in botanischer und zoologischer Hinsicht kennen zu lernen. Er ist für diese Reise, zu deren Bestreitung ihm 10,000 Rubel, gleichfalls aus den ökonomischen Summen der Universität, angewiesen sind, bis zum Januar 1827 beurlaubt. Ihn begleiten der Apotheker Meyer und der Doktor von Bunge, beyde frühere Eleven der Universität. Die Naturgeschichte darf gewiß für ihre Zweige, von den Forschungen dieser beyden Gelehrten, wichtige Beyträge und eine reiche Ausbeute für ihre Kabinette aus diesen Provinzen unsers fernsten Ostens erwarten, die uns, den eignen Landsleuten, in jeder wissenschaftlichen Rücksicht noch immer so äußerst mangelhaft bekannt sind. Die Universität Abo im Großfürstenthume Finnland, deren Angelegenheiten der gegenwärtige Kaiser Nikolaus, noch Großfürst, neun und ein halbes Jahr als Kanzler *) geleitet hatte, erfreute sich in diesen Tagen (den 11ten Januar) nachstehenden Allerhöchsten Rescripts von ihm, das speziell an ihren gegenwärtigen Vicekanzler, den Grafen Aminow, gerichtet ist: „Hr. Graf Aminow! Nachdem auf das erfolgte Ableben Sr. Majestät des Kaisers Alexander, glorwürdigsten Andenkens, wir nach der Fügung der göttlichen Vorsehung, Rußlands Kaiserthron bestiegen haben, ist es bey dem Gedanken an das Großfürstenthum Finnland eine unsrer ersten Sorgen gewesen, uns mit der Universität Abo zu beschäftigen, deren Gedeihen während neun Jahre, wo wir das Kanzleramt bey derselben bekleideten, jederzeit ein Gegenstand unsrer guten Wünsche gewesen ist. In der Absicht, auch auf unsern Nachfolger die Gesinnungen und Gefühle für Finnland und Finnlands Universität zu verpflanzen, welche wir von unserm hohen Bruder Kaiser Alexander, dem zweyten Stifter dieser Universität, zum Erbtheil empfingen, und um noch zugleich dieser Einrichtung ein Merkmal unsrer besondern gnädigen Huld zu verleihen, haben wir zum Kanzler der Universität Abo unsern vielgeliebten Sohn, den Großfürsten Alexander, ernannt. In Erwägung dessen, daß das jugendliche Alter Sr. kaiserlichen Hoheit ihm selbst noch nicht verstattet, sich mit den Geschäften, die das Kanzleramt angeben, zu befassen, haben wir unserm Staatssekretär der Finnländischen Angelegenheiten, Baron Rehbinder, in Gnaden befohlen, einstweilen, und bis auf fernerweitige Verfügung, den Obliegenheiten dieses Amtes vorzustehen. Indem wir Sie von diesem unserm gnädigen Willen in Kenntniß setzen, tragen wir Ihnen zugleich auf, denselben dem akademischen Konsistorium zu eröffnen, damit dasselbe von nun an alle seine Anmeldungen und Vorstellungen auf den Namen

---

*) Bekanntlich berief der hochselige Kaiser Alexander am 6ten April 1816 den Großfürsten Nikolaus zu dieser Würde.

Sr. kaiserlichen Hoheit des Großfürsten und Thronerben richte. Unserm Finnländischen Staatssekretär kömmt es zu, Alles, was an den Kanzler ergeht, zu empfangen im Namen Sr. kaiserl. Hoheit, aber mit eigner Verantwortung alle Angelegenheiten, die das Kanzleramt betreffen, abzumachen und alle dahin gehörigen und von da emanirten Geschäftssachen nach folgender Formel zu unterzeichnen: „In Sr. kaiserl. Hoheit des Großfürsten und Thronfolgers Namen, zufolge Allergnädigster Verordnung. Wir befehlen Sie Gott dem Allmächtigen gnädiglich. – St. Petersburg den 11ten Januar 1826. Nikolaus."

Die hinterbliebenen Familien einiger jüngst verstorbenen berühmten Gelehrten wurden mit wahrhaft seltner kaiserlicher Großmuth bedacht und versorgt, andre für eifrige und vieljährige Dienste auf's ehrenvollste pensionirt, entlassen. Die Familie des verstorbenen Astronomen Schubert bezieht (wobey unbezweifelt von der unterlegenden oder verfügenden Seite ein Irrthum obgewaltet haben muß) eine jährliche Leibrente von 11,300 Rubeln. Wie man vernimmt, haben zwey Minister unmittelbar nach einander sich Allerhöchsten Ortes für dieselbe verwandt, der Chef des kaiserlichen Generalstabes und der Minister des öffentlichen Unterrichtes. Fürwahr ein außerordentlicher Wetteifer unsrer Großen im Wohlthun, den wir in sonstigen bedrängten Familienumständen von ihnen hier zu sehen nicht immer gewohnt sind. Dem sey nun wie ihm wolle, so erhält jezt die Familie unsers berühmten Astronomen Schubert an Leibrenten 4000 Rubel jährlich mehr, als der Verstorbene je an Gehalten bezog. Beyde Minister-Doklade über diesen Gegenstand sollen noch im Dezember vergangenen Jahrs dem Kaiser unterlegt worden seyn, wo die damaligen so hartbedrängten ersten Regententage unsers jungen Monarchen wohl leicht bey Unterzeichnung des zweyten Doklads ein Vergessen des ersten bewirken konnten. — Den Kindern des verstorbenen Fuß ist gleichfalls der Gehalt des Vaters, bey unsern Akademikern auf 7300 Rubel jährlich festgesezt, zur Leibrente verliehen. Der verdienstvolle Professor der Physik zu Dorpat, Staatsrath Parrot, hat seine Dienstentlassung, mit Beziehung seines ganzen Jahrgehalts von 5000 Rubeln, als Pension genommen. Es ist ihm allerhöchst die Erlaubniß ertheilt, das physikalische Kabinet nach seinen Wünschen benutzen und über die Hälfte der zur Unterhaltung desselben bestimmten Summen disponiren zu können. Er ist mit dem Titel eines Professors emeritus entlassen.

B***g.

Berlin.

Mittwoch den 19ten, am Bußtage, führte Herr Ritter Spontini, unter Mitwirkung der königlichen Kapelle und des Theatersängerpersonals, im Opernhause die Haydn'schen Jahreszeiten auf, indem er die kontraktmäßig ihm zukommende, dießmal bey gepreßt vollem Hause sehr bedeutende Einnahme für die Mitglieder der königlichen Kapelle und des Theaterpersonals bestimmt hatte. Der berühmte brittische Held war am vorigen Abend von Petersburg zurückgekommen, und saß inmitten unserer Prinzen und Prinzessinnen. Er mußte sich über den Geschmack der Musikfreunde, welche für den Bußtag die Jahreszeiten begehrten, sehr gewundert haben, wenn es nicht auch Engländer gäbe, welchen Thomson's Jahreszeiten über jedes andere Dichterwerk geht. Die Aufführung gelang nicht zum Besten, die Chöre veruneinigten sich hin und wieder unter einander, und stimmten auch nicht immer mit dem Orchester zusammen; Herr Bader sang besonders die Recitative mit einer Art von Unlust, auch Herr Haizinger war nicht mit Leib und Seele bey der Musik, über Herrn Blume sagen wir nichts, weil es Pflicht wird ihn als Sänger, der er der Stimme nach nicht mehr ist, zu ignoriren, und Mad. Schulz sang eigentlich nur immer ihre Moquerie über die tändelnde Naivetät des Landmädchens, dessen Lieder sie als Theaterprinzessin vortrug, die, gewohnt im Reiche ächter Poesie zu schweben, sich in diese platte Naturprosa nicht hineinfinden will und kann. Und das war uns eine Art von Satisfaction, denn wir gehören nicht zu den gelehrten Herren, welche nur immer darauf sehen, ob ein Musikstück nur tüchtig und fleißig gemacht, und mit seinem Inhalt übereinstimmend sey. Wir sehn auch auf den Inhalt, und bringen die Forderung mit, daß er poetisch und der musikalischen Behandlung fähig sey. Jammervollere Prosa aber als die jahreszeitliche ist wohl in der ganzen Musikwelt nicht aufzufinden. Sie stammt aus der Zeit der Aufklärung her, wo aller geistige Inhalt ist leer und hohl und unbefriedigend geworden, wo der reine Verstand alles hat zu nichte gemacht, und nun in seiner Leerheit in dem Schwanken und Niederstürzen der ganzen geistigen Welt, in der er überall Widersprüche findet und sie deßhalb für falsch erklärt; eine unendliche Sehnsucht nach Festem und Aufrichtigem in sich findet, und sich nun an den Busen der Mutter Natur wirft. Denn gegen die Lebendigkeit des Geistes ist sie das Ruhende, Todte, Feste. Der Verstand wird wieder naiv, aber es ist die sentimentale Naivetät geßnerischer Schäferey, die idyllische Musikprosa, die ihre Herkunft nicht verläugnen kann, daher finden wir außer jenen naiven Melodien die höchste Verstandesreflexion in der Musik, wie es die Fleißfuge beweist. Der Inhalt ist entweder die Natur oder der Preis Gottes, als des Erhabenen, Gütigen, daß er die Natur gemacht. In der Schöpfung läßt man sich dieß gefallen, denn der Schöpfungsakt, obgleich ein eigentlich jüdischer Gegenstand, (der christliche Schöpfungsakt ist die Geburt Christi) bleibt ein erhabener hoher Aktus, aber die läppische musikalische Freude über jede Birne und jeden Apfel, über Schaafe und Wiesen, diese Spinnstubenprosa, die nur aus Verachtung des Geistigen die Natur liebt, hat wohl ein historisches Interesse, doch wenn ihre Zeit vorüber ist, sieht man in ihr nur den Irrthum. Denn die Natur ist kein Gegenstand der Musik, die jeden Inhalt an unser Gefühl bringt. Aeußere Gegenstände, Baum, Berg, Blume, können wohl gemalt werden, denn durch die Malerey kommen sie in ihrer ganzen Bestimmtheit vor unser Auge, und gerade die ausgeführteste Bestimmtheit und Treue macht bey solchen Gegenständen das einzige Interesse aus, eben so wie bey dem Kreise des Geistes, der sich in dieser Sphäre bewegt, den Ostadeschen Rauchern, den van Steenschen Schenken u. s. w. Aber diese Treue kann die Musik nicht liefern; sie quält sich ab, uns eine Jagd abzumalen, aber mit Tönen kann man nur Empfindungen malen, und die Musik entehrt sich selbst, wenn sie sich an solchen Inhalt wegwirft. Das Höchste, wozu sie es in dieser Sphäre bringt, ist, das allgemeine Gefühl des Frühlings, des Sommers, des Winters in uns zu erwecken — aber welch leere Gefühle sind dieß! Was hat es z. B. für ein Interesse, in einer langen Arie das Gefühl eines Wanderers, der verirrt in tiefem Schnee umhertappt, an uns zu bringen, bis er ein Licht sieht, und nun ein Spinnrockenlied hört. Und denn nun gar noch das vornehme Naturgejammer Hannchens und Lucas über die Stadtherrn, d. h. über geistigen Inhalt, und der lezten Baßarie über die Zeitlichkeit. — dergleichen historische Verirrungen, wenn sie gut bearbeitet sind, sollten sich die musikalischen Historiker in ihrer Wohnstube vorspielen lassen, aber für öffentliche Musiktage sollten die Werke aufbehalten seyn, welche, über alles historische Interesse hinaus, zu allen Zeiten zu entzücken im Stande sind. —

Beylage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 134.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. Juni 1826.

— Wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt:
Der beleidigt, — der verführt.
Goethe.

Olivier.

(Fortsetzung.)

Unter den Freunden, die sich Olivier bey dieser Gelegenheit erwarb, war der Marquis, sein Gegner, selbst; sobald dieser von seiner Wunde geheilt war, unterließ er nichts, um ihm Beweise seiner Anerkennung zu geben. Die innigste Freundschaft verband sie seit dieser Zeit, und sie besaßen auch in der That Alles, was zu einem engeren Verhältnisse nöthig ist, nämlich die größte Unähnlichkeit sowohl in ihren Bestrebungen, als auch in ihren Charakteren. Olivier war blond und hatte ein angenehmes Aeußere, manche Frau würde froh gewesen seyn, wenn sie seine Gesichtsfarbe gehabt hätte. In seinem Wesen lag etwas Kaltes und Abgemessenes, er belebte sich nur in wenigen Fällen und dann nur so spät wie möglich. Sein Verstand hatte dieselben Eigenheiten: voller Kenntnisse und Bildung schien er zu schlummern, um nur zu Zeiten wieder zu erwachen. Uebrigens hatte er etwas Angenehmes und Edles, und er besaß alle Eigenschaften, die zu einem vollkommenen Weltmann gehören, man hätte von ihm das sagen können, was man von Herrn von Longueville sagte: daß ihm nichts fehle als Fehler.

Herr Cesar von St. H. verdiente diesen Vorwurf nicht, seine Fehler entsprangen jedoch nur aus einem gewissen Leichtsinn und waren nicht unverträglich mit einem guten Herzen und einem rechtlichen Gemüth. Cesar war eben so unbändig und aufbrausend, als Olivier ruhig und überlegt war. Der Eine sprach und handelte oft, ehe er dachte, der Andere schien von beständigen Ungewißheiten befangen. In den meisten Begegnissen ihres Lebens lieh der Eine den Kopf, der Andere den Arm, um zu handeln, und bey dieser Vereinigung befanden sie sich meistens sehr gut. Das Vertrauen zwischen den beyden Freunden war gegenseitig und unumschränkt bis auf einen Punkt — die Liebe. Cesar verhehlte seinem Freunde nichts, was darauf Bezug hatte, er setzte lieber etwas dazu, als daß er etwas verschwiegen hätte. Olivier war hingegen sehr zurückhaltend und geheimnißvoll über diese Angelegenheiten, oft wurde er von seinem Freunde darüber geneckt; da es Cesar aber für ein Uebermaß von Zartgefühl hielt, fand er seine Freundschaft durch dieses Schweigen nicht gefährdet.

Cesars Liebesglück hätte den größten Reiz für ihn verloren gehabt, wenn er es nicht der ganzen Welt hätte verkündigen können, es durfte ihr daher auch keine seiner Trophäen entgehen. Er hielt ein genaues Verzeichniß über alle Briefe, die er erhielt, sie wurden sorgfältig abgeschrieben, mit Datum, Anmerkungen, Tabellen und Kommentaren versehen und ein besonderes Register darüber gehalten. Ueber diesen Punkt, und, wie man sagt, über diesen Punkt allein, hatte er eine beyspiellose Ordnungsliebe, indem er sagte, daß ihm das von großem Nutzen wäre, wenn er ein Verhältniß abbrechen müßte. Es geschah ihm sogar, sich mancher Anekdoten zu bemächtigen und sie zu erzählen, als wäre er dabey gewesen; und nachdem er die Sache Einigen weiß gemacht hatte, hörte er damit auf, sie selbst zu glau-

den. Unter diese kann man wohl eine rechnen, die er mit dem größten Vergnügen erzählte und auf die er nicht wenig stolz war.

Er unterhielt, wie er versicherte, während zwey Monaten einen Briefwechsel mit einem Frauenzimmer, deren Eroberung er aus Rache unternommen und vollbracht hatte; mehr wie fünfzig Briefe, die er von ihr erhielt, beantwortete er, ohne sie erbrochen zu haben, und als der Bruch geschehen konnte, hatte er die süße Genugthuung, ihr diese Briefe alle uneröffnet zurückschicken zu können. Jedermann wird ein solches Betragen nach seinen eigenthümlichen Ansichten beurtheilen, aber gewiß würde es in unsern Tagen strenger gerichtet worden seyn als zu jener Zeit; damals wurde es, wo nicht gut geheißen, doch durch das allgemeine Beyspiel entschuldigt. Oeffentlich wurde es vielleicht getadelt, aber im vertrauten Kreise lachte man darüber, und einige der Frauen, die sich am lautesten darüber aufhielten, sagten, daß man ein ausgezeichnetes Verdienst besitzen müßte, um das Recht zu einem solchen Betragen zu haben. Man versichert sogar, daß einige, die ihr Entsetzen über ein solches „Registerhalten" am meisten zu erkennen gaben, sich selbst nachher nicht gescheut haben, dieses Liebesarchiv zu vergrößern. Diese kleinen Schwächen abgerechnet, war Herr von St. H. ein Mann von Ehre und nicht ohne feines Gefühl, er war sogar fähig, sich ernsten Geschäften hinzugeben; davon gab er den Beweis, als er bey seinem Oheim, dem französischen Gesandten am ....schen Hofe, als Gesandtschaftskavalier war, und so viel Herrschaft über sich ausübte, daß er unter diesem ernsten Volke überall Beyfall zu finden und die Würde seiner Nation auf die ausgezeichnetste Weise zu behaupten wußte.

Wir haben bereits gesagt, wie sich die innigste Freundschaft zwischen diesen beyden jungen Männern entspann. Olivier tadelte Cesar oft über sein Betragen, und dieser neckte seinen Freund über seine übertriebene Sittsamkeit, die, seiner Ansicht nach, wohl für die alten guten Zeiten gepaßt hätte, aber zu ihrer Zeit fast als Thorheit galt. „Glaubst du denn, dein Glück in allen diesen Zerstreuungen zu finden?" fragte ihn Olivier. „Mein Glück? ich weiß es nicht, aber mein Vergnügen gewiß, und nichts kommt dem Glück so nahe als das Vergnügen." — „Nichts ist weiter davon entfernt, mein Freund, denn das wahre Glück besteht nur in der Erfüllung aller unserer Pflichten, und das Vergnügen finden wir meist in ihrer Uebertretung." — „So glaubst du denn, daß das abschreckt?" — „Leichtsinnige Menschen, wie du bist, gewiß nicht, aber du wirst auch einmal zur Vernunft kommen, und dann wirst du meiner Meynung seyn." — „Das wird mich Wunder nehmen! Auf alle Fälle will ich suchen, daß es so spät wie möglich geschehe."

Eben so verschieden waren ihre Ansichten über die Ehe. Olivier machte der Theorie nach ihren Fürsprecher, da Cesar ihr entschiedener Feind war. Nach diesen Ansichten handelten auch die beyden Freunde. Cesar that Alles, um täglich mehr den Ruf, nach dem er strebte, zu verdienen, und er hatte es darin auch schon so weit als möglich gebracht. Die Beständigkeit hielt er für ein bloßes Vorurtheil, und er fand nur noch in immerwährendem Wechsel Vergnügen. Die Sitten der damaligen Zeit waren übrigens so verdorben, daß sich ein Mann nicht den geringsten Tadel zuzog, so lange er nur — Weiber betrog.

Was Olivier betrifft, so war seine Lebensweise sehr verschieden davon; obwohl er in der großen Welt lebte, so hatte er doch noch keine ernstliche Neigung verrathen. Man hatte zwar von seiner Verbindung mit der Baronin von B. gesprochen und behauptet, diese Frau sey nicht ohne Einfluß bey seiner Beförderung gewesen; da sie aber seitdem eben so sehr gegen ihn eingenommen zu seyn schien, als sie es zuvor für ihn war, und sich sogar ziemlich bittere Aeußerungen gegen ihn erlaubte, waren die früheren Vermuthungen wieder vergessen worden, und Niemand wußte ein Frauenzimmer zu nennen, der seine Huldigungen vorzugsweise gegolten hätten. Die Strenge seiner Grundsätze war bekannt, und man fand sogar, daß sie manchmal in Rauhheit ausartete, denn obwohl er die Gesellschaft der Frauen liebte, so äußerte er doch bey jeder Gelegenheit seine Verachtung gegen diejenigen, deren Ruf nicht ganz tadellos war; nie hätte er mit einer von ihnen gesprochen, da er hingegen einer Jeden, deren Tugend anerkannt war, die größten Aufmerksamkeiten bewies. In seinem Umgang mit jungen Mädchen wurde sein Gespräch, das gewöhnlich kalt und ernst war, wie durch einen Zauber belebt, er entwickelte dann alle Annehmlichkeiten seines Geistes, so daß, wenn von einer Seite die koketten Weiber über seine Unart klagten, so waren dagegen die jungen Mädchen und ältern Frauen unerschöpflich in seinem Lobe. Aber da ein leichtfertiger Tadel gewöhnlich mehr Eindruck macht als das Gute, was von einem Menschen gesagt wird, und die Welt eine wunderbare Neigung hat, Lächerlichkeiten aufzufassen, so galt Olivier nun einmal für einen Wilden, oder mindestens für einen Sonderling, dessen Sitten nicht in die Zeit paßten. Während ihn aber die Menschen für kalt und unempfindlich hielten, wechselten in ihm alle Gefühle der Liebe, die um so heftiger waren, als er sie ganz in sich verschloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ball in Lima.

(Aus dem Brief einer jungen Dame an ihre Verwandten in Nordamerika.)

Wenige Tage nach unserer Ankunft gab Bolivar einen Ball im Pallast, wozu auch wir eingeladen waren. Das Gebäude hat nicht das Ansehen eines Pallastes, und ist,

wie ihr denken könnt, sehr baufällig, da es zu Pizarro's Zeit erbaut worden ist. Seit dem Ausbruch der Insurrektion haben alle Partheyen gewetteifert, es allen Schmuckes, aller Gegenstände von Werth zu berauben; der einzige bemerkenswerthe Gegenstand, den wir fanden, ist ein schönes Portrait von Columbus. Gegen neun Uhr begaben wir uns in den Ballsaal, auf derselben Treppe, wo Pizarro ermordet wurde, jezt war sie mit kolumbischen Offizieren angefüllt. Eine große Bande von Musikanten in rothen Uniformen saß zunächst an der Thüre, und längs dem Saale zu beyden Seiten saßen die Damen auf niedrigen Sopha's, wie Automaten, während die Tanzenden das untere Ende und die Mitte des Saals einnahmen. Wir wurden an das untere Ende des Saals geführt, wo uns der Libertador mit großer Höflichkeit und Freundlichkeit empfing; er sagte zu mir: „Ich wünschte, Sennore, ich könnte Ihnen in Ihrer eigenen Sprache das Vergnügen ausdrücken, was ich empfinde, indem ich eine Landsmännin Washington's sehe.“ . . . Ich sagte ihm dagegen etwas Verbindliches, was er sehr gütig aufnahm. Oberst Santana war mein Dollmetscher, allein es gibt nichts Lächerlicheres, als sich durch einen Dritten Höflichkeiten zu sagen. Die Damen fragten sogleich nach unsern Taufnamen, bey welchen sie uns auch fortan nannten, mit so viel Leichtigkeit und Anmuth, daß wir uns gleich als alte Bekannte fühlten. Die Marquisin von N. hatte ihre beyden Töchter bey sich, wovon die älteste nur sieben Jahr alt ist; Beyde waren in Seide gekleidet und mit Juwelen, Gold und Blumen bedeckt. Ein anderes junges Mädchen war ebenfalls, wie eine alte Dame, im höchsten Staate gekleidet; sie trug an ihrem Turban einen Diamanten, der auf 40,000 Piaster geschäzt wurde. Sie ist eine Waise und mit einem jährlichen Einkommen von 400,000 Piastern die reichste Partie in Peru. Sie soll mit einem spanischen (?) Obersten versprochen seyn. Ich wurde in meiner Erwartung von den spanischen Nationaltänzen getäuscht; sie schienen mir sehr monoton, doch mögen sie für dieß Klima passender seyn als unsere Quadrillen. Den Walzer tanzten die Damen mit erstaunlicher Anmuth, und ihre tapfern Ritter nahmen sich sehr zu ihrem Vortheil aus. Bolivar tanzte nicht, er behandelte uns mit der größten Aufmerksamkeit und Achtung; um Mitternacht führte er mich in den Speisesaal, wo eine Tafel für 300 Personen bereitet war; sie war mit Backwerk, Eis, Früchten und Weinen im Ueberfluß bedeckt; bey jedem Gedecke stand ein Leuchter, was nebst der Menge von herrlichen, wohlriechenden Früchten einen prachtvollen Anblick gab. Dieß nennt man ein Refresco, und erst um drey Uhr des Morgens wird das Abendessen aufgetragen. Den 22sten Februar, an Washington's Geburtstag, frühstückte Bolivar an Bord der amerikanischen Fregatte. Er ward mit neun und zwanzig Kanonenschüssen empfangen, und die kolumbische Flagge neben der amerikanischen aufgezogen. Blumen und Früchte waren überall gestreut, es war ein herrlicher Tag und alle Herzen zur Freude und den Gefühlen, welche diese Feyer erregen mußte, offen. Viele Gesundheiten wurden unter allgemeinem Jubel ausgebracht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. April.

Von den Theaterneuigkeiten habe ich nicht Alles in meinem lezten Brief zusammenfassen können; hier wäre noch Stoff für mehrere Briefe; glücklicherweise werden die neuen Theaterstücke so schnell von Paris aus nach Deutschland überbracht, daß eine Uebersezung zuweilen schon eher erscheint als ein Bericht. Die dritte Nachahmung von Schiller's **Kabale und Liebe** ist nun bereits mehrmals auf der Bühne des Théâtre français, und zwar mit ziemlich gutem Erfolge aufgeführt worden, wiewohl der Nachahmer, Hr. Delaville, Verfasser des Folliculaire und Charles VI., sich zu viel Freyheit mit dem Originale herausgenommen hat, besonders mit der Hauptperson des Stückes, der Geliebten des Fürsten, aus welcher er eine recht honette Person gemacht hat, die zwar auf dem Sprunge stand, ihre Ehre zu verlieren, aber versichert, es sey **noch nicht zu spät**, und bebende den Fuß vom Abgrunde zurückzieht; natürlich muß diese Veränderung das ganze Stück verderben. Da bey Gelegenheit der fünf Nachbildungen des deutschen Trauerspiels dieser Gegenstand vielfach in den Tagesblättern besprochen worden ist, so hat man auch unter andern über den ästhetischen und moralischen Werth des Schiller'schen Stückes debattirt. Die aristokratischen Blätter behaupteten, dieß sey eins der mittelmäßigen Produkte aus dem Schiller'schen Theater; der Verfasser habe dadurch, daß er in dem Stücke den untern Ständen Tugend und Ehrgefühl, den höhern hingegen nichts als Niederträchtigkeit, Schaamlosigkeit und Hartherzigkeit beygelegt habe, ein unmoralisches Stück hervorgebracht, wogegen unabhängigere Blätter den deutschen Dichter rühmten, daß er mit so vieler Kühnheit und Energie den Mißbrauch der Gewalt gebrandmarkt, und einen so kräftigen Gegensaz zwischen Laster und Tugend, Ehrbegierde und Ehrgefühl aufgestellt, wie kein andrer Dichter es vermocht noch gewagt habe. Eben diese Blätter meynten, statt eines Präsidenten hätte man in der Nachahmung einen Minister sezen sollen, da in Frankreich kein Präsident so viele Gewalt habe, als in dem Stücke, es wäre denn, sezten sie stichelnd hinzu, der Président des Ministres. Die meisten Tagesblätter sind der Meynung, daß der Nachahmer, der das deutsche Trauerspiel für's Theater der Porte St. Martin als Melodram bearbeitet hat, dem deutschen Texte am nähesten geblieben ist, und folglich den Franzosen, die kein Deutsch verstehen, am besten einen Begriff vom Originale geben kann. Und dieß ist auch ganz natürlich; auf den Boulevardsbühnen, wozu diejenige der Porte St. Martin gehört, wird auf die dramatischen Regeln nicht scharf gesehen; hier besteht das Publikum aus den untern Volksklassen, die von einem dramatischen Dichter nichts weiter fordern, als daß er sie so gut als möglich unterhalte, gleichviel durch welche Mittel; für ein solches leicht zu befriedigendes Publikum können die deutschen Stücke mit einigen Abkürzungen ziemlich getreu wiedergegeben werden; aber bey den höhern Bühnen macht das aufgeklärtere Publikum schärfere Forderungen an die Dichter; hier ist es mit einer bloßen Uebersezung nicht abgethan; das Stück muß ein französisches Gewand haben, und zwar ein gefälliges, und nach den Regeln zugeschnittenes. Auf

dem Théâtre français hat sich in diesen Tagen auch der bekannte Vicomte d'Arlincourt als dramatischer Dichter versucht, nämlich in einem Trauerspiel: die Belagerung von Paris, worin blos die oberflächlich erwähnte Begebenheit der Belagerung von Paris unter den Normännern im neunten Jahrhundert historisch, alles Uebrige aber erdichtet ist. Der Vicomte d'Arlincourt ist einer von den wenigen Männern, welche zwar einen großen Ruf haben, über welche man sich aber allgemein lustig macht. Seine Romane zeugen von einer lebhaften Phantasie, aber nicht damit zufrieden, durch außerordentliche Abenteuer die Einbildungskraft der Leser in Anspruch zu nehmen, hat der Hr. Vicomte auch noch durch einen ganz besondern Styl Aufsehen erregen wollen; dieß Besondere besteht in wunderlichen Umschreibungen gewöhnlicher Ausdrücke, in furchtbar großen Bildern und Vergleichungen, und dann in Versezungen der Wörter, wozu sich die französische Sprache aber gar nicht bequemen will. In seinem lezten Roman hatte er sich solche Verdrehungen der Konstruktion abzugewöhnen gesucht; aber in dem neuen Trauerspiele blickte die alte Gewohnheit wieder durch, und so oft ein wunderlich verdrehter Saz sich hören ließ, lachten die Zuschauer, so daß die erste Vorstellung seines Trauerspiels mehr belustigte, als ob er ein Lustspiel geschrieben hätte. Seitdem hat er die allzulächerlichen Ausdrücke und Verse weggeschnitten, und dadurch die Kurzweil des Publikums sehr vermindert. Den Bombast und die Wortverdrehungen würde man dem phantasiereichen Vicomte aber noch zu gute halten können, wenn er nicht die Schwachheit hätte, an der Verbreitung seines Rufes als Schriftsteller eigenhändig zu arbeiten, und im Nothfalle das träge Publikum selbst anzuspornen, um seine Geistesprodukte zu kaufen und zu lesen. Da er reich ist, so wird ein Theil seines Einkommens zu diesem Zwecke verwendet. Von einem seiner Romane erschienen zehn Auflagen kurz nach einander; allein man bemerkte bald, daß das Ding nicht mit Rechtem zugehe, und die kleinern Tagesblätter machten sich über die zehn Auflagen lange lustig, wovon mehrere nichts als eine und dieselbe Auflage mit verschiednen Titeln waren, und deren einige vermuthlich auf seine Kosten gedruckt worden. Da den Vicomte aber das Spaßen der Tagesblätter verdroß, so ließ er seinen lezten Roman mit einer Vorrede seines Verlegers begleiten, welcher darin den Hrn. Verfasser auf's eifrigste herausstrich, und den Spöttern mit der Anzeige von, ich weiß nicht wie vielen, Uebersezungen der d'Arlincourt'schen Romane entgegnete. In Deutschland waren einige dieser Romane sogar zwey Mal, wo nicht noch mehr Mal übersezt; allein was übersezt man nicht in Deutschland? Die Uebersezungen waren auch für's französische Publikum noch kein Beweis des Werthes der Originale, und wahrscheinlich hat die eifrige Vertheidigungsschrift des Verlegers die Meynung des Publikums über das literarische Verdienst d'Arlincourts auf dem Punkte gelassen, wo sie zuvor stand. Als dramatischer Dichter war der Hr. Vicomte bisher noch nicht aufgetreten; auf der Bühne war also sein Sieg noch sehr ungewiß, zumal da das Parterre des Théâtre français sehr scharf richtet. Um nun hier nicht durchzufallen, und seinen mühsam und kostspielig erworbenen Ruhm einzubüßen, hatte der Dichter den Saal mit seinen Freunden, Bekannten und Freundes Freunden angefüllt, die dann auch weidlich darauf losklatschten, indessen der andre Theil der Zuhörer, nämlich der zahlende, lachte oder pfiff; allein der bezahlte Theil machte die Mehrzahl aus, und das Stück wurde zu Ende gespielt; es ist bereits mehrmals gegeben worden; bey den fünf oder sechs ersten Vorstellungen aber zog immer eine klatschende Rotte in's Parterre ein, und ein Theil der Logen war mit des Dichters Freunden besezt, weßhalb auch die Tagesblätter über die Kosten dieses neuen Triumphes des Dichters scherzten; ein's derselben äußerte: der Hr. Vicomte werde wie Pyrrhus sagen müssen: noch ein solcher Sieg, so bin ich zu Grunde gerichtet! Es ist nun freylich nichts Neues in Paris, daß man Klatscher besoldet, um den guten Erfolg eines Theaterstückes zu sichern; weltbekannt ist es im Gegentheile, daß bey allen Theatern solch ein Haufen handfester junger Kerls vorhanden ist, den bald ein Schauspieler oder eine Schauspielerin, bald ein Dichter, bald die Theaterdirektion selbst in Sold nimmt, und die ihre Rolle wirklich einstudiren, damit sie immer zur rechten Zeit klatschen, und nicht durch unzeitigen Beyfall sich verrathen, und den Unwillen des Publikums erregen; aber selten hat man diese Söldlinge in solcher Menge beysammen gesehen; der Herr Vicomte soll ein ganzes Regiment derselben in Sold genommen und haben aufmarschiren lassen. Man will sogar ein hundert Arbeiter aus einer Fabrik, je zwey und zwey, in's Theater haben einrücken sehen, um des Hrn. Vicomte Belagerung von Paris glücklich zu Ende zu bringen; vielleicht wird aber mehr erzählt, als an der ganzen Sache ist. Man ist nun einmal gewohnt, über diesen Verfasser zu scherzen, und in dergleichen Fällen wird nicht immer darauf gesehen, ob der Scherz auch gegründet ist. An der komischen Oper geht es jezt sehr ernsthaft her, hinter der Bühne nämlich. Da hatten im vorigen Jahre die Schauspieler, welche auf eigne Hand das Schauspiel dirigirten, und tief in Schulden versunken waren, sich der Verwaltung in die Hände des Ministeriums des königlichen Hofhalts entledigt, und dieses sezte den bekannten Melodramdichter Pixérecourt als Theaterdirektor ein; das Ministerium bezahlte eine Menge Schulden; andre wurden mit dem Ertrage getilgt, und die Schauspieler, welche sonst die dirigirende Gesellschaft ausgemacht hatten, bekamen schon im lezten Jahre jedweder 14,000 Franken. Allein man stattete ihnen keine genaue Rechenschaft von der Theaterverwaltung ab, und sie meynten, sie hätten jedweder über 20,000 Franken einnehmen können, wie ehemals. Sie wollen also die Rechnungen einsehen; hierüber hat sich Pixérecourt, der oft am Podagra leidet, höchlich erbost, sich beym Ministerium beklagt, und darauf sind zwey Schauspieler, als ob sie Beamte wären, abgesezt worden, was dann in den unabhängigen Tagesblättern bittere Klagen über den despotischen Direktor verursacht hat. Paris nimmt an dieser Sache ziemlich lebhaften Antheil: es fragt sich, in wie weit ein vom Ministerium eingesezter Direktor befugt ist, mit dem Eigenthum der Schauspieler zu schalten; Pixérecourt beschuldigt die Schauspieler der Undankbarkeit, sie ihn des Mangels an Zartgefühl; denn da er über ihre Gelder verfüge, so müßte er, falls er ein zartfühlender Mann wäre, ihnen so klare Rechnungen vorlegen, daß ihnen auch nicht der geringste Zweifel über die uneigennüzige Verwaltung übrig bleiben könne. Zu solchen verwickelten Streitigkeiten gibt die sonderbare Einrichtung in Paris Anlaß, daß manchmal der Direktor von der Regierung angesezt wird, indeß das Eigenthum des Theaters den Aktienbesizern oder den Schauspielern bleibt. Leztere sind meistens Schuld an dieser Einrichtung, denn wenn sie durch ungeheure Ausgaben in Schulden gerathen sind, so wenden sie sich an die Regierung, damit diese ihnen aus der Noth helfe; das Ministerium kömmt dann zwar zu ihrer Hülfe herbey, weil es in Paris ein Grundsaz ist, daß man Schauspieler, besonders größere, nicht untergehen lasse: allein diese Wohlthat pflegt nur gegen Aufopferung der Freyheit und Unabhängigkeit der Schauspieler verliehen zu werden; diese bereuen dann zu spät, daß sie sich goldne Fesseln angelegt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Literaturbl. Nr. 45. u. Monatsreg. Mai.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Juni 1826.

Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen,
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Loos war mein.

Schiller.

Der Abschied.

Ingeborg.

Schon graut der Tag und Frithiof kommt noch nicht!
Gleichwohl berufen gestern ward der Ting
Auf Bele's Hügel; passend war der Ort,
Dort zu entscheiden seiner Tochter Schicksal.

Wie viele Bitten hat es mich gekostet,
Wie viel der Thränen (Freia zählte sie)
Des Hasses Eis um Frithiofs Brust zu schmelzen,
Dem Stolzen das Versprechen abzuschmeicheln,
Noch eins die Hand zu bieten der Versöhnung!
Ach, hart ist doch der Mann, und für die Ehre
(So nennt er seinen Stolz) nimmt so genau
Er's eben nicht, ein treues Herz zu brechen.
Gleicht doch das arme Weib an seiner Brust
Dem Moose, das auf schroffer Klippe Stirn
Mit bleichen Farben blüht; nur mühsam hält es,
Ein unbemerkt Gewächs, sich am Gestein,
Und seine Nahrung sind des Nachtthau's Thränen.

So ward denn gestern mein Geschick entschieden,
Und drüber nieder sank die Sonne schon,
Doch Frithiof kommt noch nicht — die bleichen Sterne
Erlöschen droben, einer nach dem andern,
Und ach! mit jeglichem, der dort verschwindet,
Stirbt eine Hoffnung auch mir in der Brust.
Doch warum hoffen auch? — Wallhalla's Götter
Sind mir nicht hold, erzürnet hab' ich sie;
Der hohe Baldur, in deß' Schutz ich wohne,
Verunglimpft ist er, denn ein menschlich Lieben,
Nicht heilig g'nug ist's für der Götter Blick,
Und ungestraft darf ird'sche Freude nicht
Der Halle nahn, worin die ernsten Mächte,
Die himmlischen, den Thron sich hier befestigt.
Und doch, was ist mein Fehler? — Warum zürnet
Der fromme Gott der jungfräulichen Liebe?
Ist sie nicht rein wie Urda's klare Flut,
Nicht unschuldsvoll, wie Gefions Morgenträume? —
Die hohe Sonne wendet abwärts nicht
Von glücklich Liebenden ihr reines Auge;
Des Tages Wittwe, die gestirnte Nacht,
Hört, trauernd selbst, der Liebe Schwur mit Freuden.
Was schuldlos unter dem Gewölb' des Himmels,
Wird's unter Tempelwölbung strafbar denn?
Ich liebe Frithiof. Ach, soweit zurück mir
Erinn'rung reichen kann, liebt' ich nur ihn.
Mit mir geboren ja ward dieß Gefühl,
Nicht kenn' ich seinen Anfang, noch vermag ich
Zu denken, daß es jemals anders war.
Gleichwie die Frucht sich ansezt um den Kern,
Und sich um ihn in reifem Wachsthum rundet,
Beym Sommer-Sonnenschein, ein goldner Ball:
So wuchs auch ich empor, und reifte so
Um diesen Kern bisher, es ist mein Wesen
Die äuss're Schaale meiner Liebe nur.
Vergib mir, Baldur! mit getreuem Herzen
Betrat ich Deinen Saal, mit treuem Herzen
Will ich von dannen gehn: ich nehm' es mit
Einst über Bifrost's Bogen, stelle kühn
Mit meiner Liebe mich vor Wallhall's Götter.
Dort wird, ein Asakind, sie stehn, wie jene,
In Schildern blank sich spiegeln und befreyt
Mit Taubenschwingen fliegen durch die Räume,
Die ungemess'nen in Allvaters Schooß,
Woher sie kam. — Warum denn runzelst Du
Im Morgendämmrungsschein die helle Stirne? —
In meinen Adern strömt, wie in den Deinen,

Des alten Odins Blut. — Was willst Du, Ohm? —
Kann ich doch nicht Dir meine Liebe opfern,
Noch will ich's — wie sie Deines Himmels würdig.
Mein Lebensglück hinopfern kann ich wohl,
Kann's von mir werfen, wie die Königin
Den Fürstenmantel von sich wirft und doch,
Was sie gewesen, bleibt. — Es ist beschlossen!
Nicht soll Wallhall der Enkelin sich schämen,
Entgegen gehen will ich meinem Schicksal,
Wie ihm der Held begegnet. — Dort kömmt Frithiof,
Wie wild, wie bleich! Ich seh's, es ist geschehn! —
Mir naht zugleich mit ihm die grimme Norne.
Sey stark, mein Herz! — Willkommen, wenn auch spät!
Bestimmt ist unser Schicksal, lesbar steht es
Auf Deiner Stirne.

Frithiof.

Stehen dort nicht auch
Blutrothe Runen, sagend Dir von Schimpf
Und Hohn und Landsflucht?

Ingeborg.

Frithiof, fasse Dich!
Erzähle, was geschah; das Schlimmste ahnet
Mir lange schon, bereit bin ich auf alles.

Frithiof.

Ich kam zum Ting dort auf den Grabeshügel,
Um dessen grüne Seiten, Schild an Schild,
Die Faust am Schwert, des Nordens Männer standen,
In immer engern Kreisen, dicht gedrängt
Bis hoch zum Gipfel, auf dem Tingstein aber
Gewitterdunkel saß Dein Bruder Helge,
Der bleiche Blutmann mit dem düstern Blick;
Und neben ihm dort, ein erwachsnes Kind,
Saß Halfdan, mit dem Schwert gedankenlos spielend.
Da trat ich vor und sprach: „Es steht der Krieg
Und schlägt den Heerschild an des Landes Gränzen;
Dein Reich ist, König Helge, in Gefahr,
Drum gib mir Deine Schwester, und ich leihe
Dir meinen Arm im Streit, er kann Dir nützen.
Vergessen zwischen uns sey denn der Groll,
Ich nähr' ihn ungern gegen Ing'borgs Bruder.
Sey billig, König, rette so zugleich
Die goldne Kron' und Deiner Schwester Herz.
Hier meine Hand, bey Asa Thor, ich biete
Zum leztenmal sie heut Dir zur Versöhnung.“ —
Da laut erbraust's im Ting — mit tausend Schwertern
Hört Beyfall man auf tausend Schilde schlagen,
Der Stahlklang stieg zum Himmel auf, der froh
Der freyen Männer Rechtgefühl empfing.
„Gib:“ rief's — „ihm Ingeborg, die schlanke Lilie,
Die schönste, die in unsern Thälern aufwuchs:
Ist er die beste Klinge doch im Land! —
Drum gib ihm Ingeborg!“ — Mein Pflegevater,
Der alte Hilding mit dem Silberbart,
Trat vor und hielt die weisheitsvolle Rede
Mit kurzem Kernspruch, treffend scharf wie Schwertschlag,
Und Halfdan selbst erhob vom Königssitz
Zum Bruder flehend sich mit Wort und Blick.
Vergebens war's, verloren jede Bitte;
Gleich wie auf nacktem Feld der Sonne Strahl:
Aus starrer Brust entlockt er keinen Keim,
Und König Helge's Antlitz blieb sich gleich,
Ein kaltes Nein auf menschlich warme Bitte.
„Dem Bauernsohn vielleicht — (sprach er mit Nachdruck)
Gäb' ich die Schwester — doch der Tempelschänder,
Nicht paßt er, wie mich dünkt, für Wallhall's Tochter,
Und brachst Du, Frithiof, Baldur's Frieden nicht?
Sahst Du nicht Ingeborg in seinem Tempel,
Als sich der Tag vor Eurem Frevel barg? —
Ja, oder Nein?“ — Laut aus der Männer Kreise
Da schallt der Ruf: „Sag' nein nur, sage nein!
Wir trauen Deinem Wort, wir frey'n für Dich,
Du Thorstens Sohn — wie er, der Königssohn,
Sprich nein, sprich nein, und Dein ist Ingeborg.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Olivier.

(Fortsetzung.)

Cesar, den bisher keine Verbindung fesseln konnte, hatte jezt plötzlich seine Beweglichkeit und Heiterkeit verloren. Er verkaufte sein Haus in der Straße Popincourt, nahm keinen Theil mehr an den Soupées; kaum sah man ihn noch im Schauspiel, und wenn er hinging, war es nicht mehr wie ehemals, um Aufmerksamkeit zu erregen, sondern man sah im Gegentheil, daß er gesehen zu werden vermied. Hinter eine Säule verborgen, schien er in unruhige Betrachtungen verloren, die aber weniger der Bühne als dem Schauspielsaal galten. Man glaubte nun, er sey einmal ernstlich verliebt, und um den Neckereyen darüber zu entgehen, zöge er sich ganz von der Gesellschaft zurück. Olivier selbst sah ihn nur selten, er hatte ihn ein Paar Mal mit aller Schonung über seine veränderte Stimmung auszuforschen gesucht, aber Cesar war jedesmal ausgewichen, so daß Olivier nun nicht weiter in ihn drang.

Als er eines Tages seinen Freund besuchte, traf er bey ihm einen Menschen, der im Dienste der Baronin B. stand, und ihr ganzes Vertrauen besaß. Diese Erscheinung fiel ihm auf, und er fragte Cesar, was diesen Mann zu ihm geführt hätte. Bey dieser Frage überzog eine tiefe Röthe Cesars Gesicht, er stotterte eine Erklärung hervor, war aber so verlegen, daß Olivier mehr als genug wußte, und zu etwas anderm überging. Gleich darauf verließ er seinen Freund mit einem schmerzlichen Gefühl über die menschliche Schwäche, die einen Mann, der so lange sein Spiel mit mancher rechtlichen Frau getrieben, nun in die Schlinge einer der kokettsten und unliebenswürdigsten Weiber fallen ließ.

Die Baronin von B. war in der besten Gesellschaft aufgenommen; schon längst nicht mehr jung, wußte sie durch jedes Mittel, das die Kunst darbietet, ihr Aeußeres zu heben und dadurch ihre ehemalige Schönheit einigermaßen zu ersetzen. In ihrer Jugend liehen ihr ihr Verstand, ihre Falschheit und ihre Hinterlistigkeit oft einen so eigenthümlichen Reiz, und die Ueberlegenheit, die ihr ihre Schönheit vor den meisten andern Frauen gab, machte nachsichtig gegen sie und mehr zum Wohlwollen geneigt. Aber

seitdem ihre Reize weniger anziehend waren, suchte sie durch ihren Verstand zu ersetzen, was sie an äußern Annehmlichkeiten verlor. Ihre Kenntnisse arteten in Pedantismus, ihre Schalkhaftigkeit in Bosheit und ihre Anmuth in Verzerrung aus. Da sie sehr streng gegen andere Frauen geworden, glaubte man, sie sey es auch gegen sich selbst gewesen, und sie unterstützte diese Meynung durch eine so übertriebene Strenge, daß sie sich zu einer Sittenrichterin erhob, deren Urtheile unumschränkte Geltung hatten.

Dieser Frau war es gelungen, einen der flatterhaftesten und liebenswürdigsten jungen Männer zu fesseln. Es ist, als wenn in diesem Schicksal, dem doch zuletzt die meisten Männer dieser Art unterliegen, die ewige Gerechtigkeit waltete, die sie endlich an der Klippe scheitern läßt, zu der sie so viele Schlachtopfer verlockten. Durch eine sonderbare Verwandlung schien Frau von B. seit einiger Zeit Olivier eben so angelegentlich aufzusuchen, als ihn Cesar zu fliehen schien. Sie war in allen Gesellschaften, wo sie hoffen konnte, ihn zu finden, und erwies ihm jede Art von Aufmerksamkeit, wodurch sie um so mehr Aufsehen erregte, als sie kurz zuvor gerade das entgegengesezte Betragen beobachtet hatte. In seiner Gegenwart milderte sie ihr satyrisches Urtheil, und es war offenbar, daß sie ihn sich zum Freunde oder vielmehr zum Bundesgenossen gewinnen wollte. Ihre Bemühungen hatten aber nicht die gehoffte Wirkung. Olivier suchte den Grund zu allen diesen Künsten, und war überzeugt, daß er nicht gut seyn könnte. Aber er wäre nie dazu gekommen, wenn er nicht in der Gesellschaft gehört hätte, daß man sich von der Vermählung Cesars und der Frau von B. unterhielt.

Diese Nachricht erregte in ihm die lebhaftesten Besorgnisse. Er sah das Unglück seines Freundes voraus und hielt es für seine Pflicht, ihn zu warnen. Die Mittel, es zu thun, fehlten ihm nicht, aber ihr Gebrauch stritt gegen sein Zartgefühl, und konnte ihm selbst, da er den Charakter der Baronin kannte, gefährlich werden. Er hatte selbst mehrere Briefe aufbewahrt, die sie ihm in der äußersten Vertraulichkeit geschrieben hatte, und die den Beweis gaben, daß sie wenigstens einmal von ihren strengen Grundsätzen abgewichen sey. Aber soll er sich dieser Briefe bedienen? Außer dem Widerwillen gegen ein solches Verfahren weiß er, daß ihre Mittheilung den Haß der Baronin erregen wird, denn er weiß, daß sie diesen nur darum in Schranken hält, weil sie diese Briefe in seinem Besitz wußte; und hätte er sich einmal dieses Mittels bedient, so mußte ihre Wuth gegen ihn ausbrechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zeitungsgelehrte.

Wie der Postkurier gleich an dem Schilde die Schenken, so kennest,
Zeitungenreiter! auch du schon aus dem Titel das Buch.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 20. April.

Schon in einem meiner vorigen Schreiben habe ich berichtet, daß der Advokat Fea gegen den übertriebenen Miethzins, welchen die Hauswirthe nehmen, in einer eignen, etwas pedantisch geschriebenen, und mit allen möglichen Citaten versehenen, Broschüre zu Felde gezogen ist. Der gute Mann hat in ein Wespennest gestochen. Die Absicht des Hrn. Fea, welcher hier allgemein für einen rechtlichen, uninteressirten Mann passirt, mag wohlgemeynt seyn; aber seinen Vorschlag, die Hauseigenthümer zu einem, nach einer gewissen Norm zu bestimmenden, Miethzinse zu zwingen, kann Niemand billigen. Die Häuser sind, wie jedes andere Besitzthum, verkäufliche, oder verheuerbare Gegenstände, und es muß daher den Verkäufern oder Vermiethern freystehen, den Preis einer immerwährenden oder zeitlichen Veräußerung derselben nach eigner Willkür zu bestimmen. Die allgemeine Konkurrenz wird hier ausgleichen, was die Habsucht eines Einzelnen verschulden möchte. Vielleicht liegt der Grund des Uebels, welches Hr. Fea zu bekämpfen sucht, nicht im zu weit getriebenen Egoismus der Hauseigenthümer, sondern in dem hier herrschenden Mangel an Gemeingeist. Wenn Gesellschaften von Kapitalisten zusammenträten, und öffentliche Bauten unternähmen; so würden die Hauseigenthümer schon von selbst zur Milderung ihrer Forderungen gezwungen werden. Es scheint nicht, daß die Regierung Partey in der Sache nehmen wolle, woran sie sehr wohl thut. Unterdessen hat Hr. Fea die Ehre, zuerst in die Schranken gegen die Hauseigenthümer getreten zu seyn, und gleichsam den Märtyrertod für die Inquilinen zu leiden. Vor allen andern Libellen, welche, sämmtlich im rohesten, gemeinsten Tone und ohne Gründe geschrieben, gegen ihn erschienen sind, zeichnet sich eine, in diesen Tagen herausgekommene, insbesondere durch wahrhafte Pöbelhaftigkeit aus; Jedermann ist auf's Höchste erstaunt, daß dieser Schmutz die Censur passirt ist. Man vermuthet, es liege hierbey einige Animosität zum Grunde, weil Hr. Fea durch seine, vor etwa einem Jahre herausgegebenen beyden Schriften: Ultima Conclusione sul Dominio temporale e spirituale de' Sommi Pontefici, und: Riflessioni storico-politiche sopra le quattro Proposizioni della Chiesa gallicana, sich unzeitiger Indiscretionen schuldig gemacht, und dadurch von mehr als einer Seite Verlegenheiten herbeygeführt hat. Ist der Sieg der Preßfreyheit dießmal auf eine unedle Weise gemißbraucht worden, so wird sie in den nächsten Tagen einen desto edlern Triumph feyern. Der Pater Ventura, dessen bizarre, im hiesigen Giornale Ecclesiastico ausgesprochene, Meynung, „unter allen Regierungsverfassungen sey ein Wahlreich gerade die allerschlechteste,“ (weßfür man ihn, als habe er eine Anspielung auf den Kirchen-Staat machen wollen, allerhöchsten Orts verklagt, aber kein Gehör gefunden hatte) in diesen Blättern, so wie in der allgemeinen Zeitung besprochen worden ist, hat jezt vom heil. Vater die Erlaubniß erhalten, seine Rechtfertigung, zu deren Drucke die Censur keine Erlaubniß hatte geben wollen, ohne Censur (sage, ohne Censur) erscheinen zu lassen. Man versichert, als dieß der Obercensor erfahren, habe er sich von freyen Stücken erboten, der Schrift das Imprimatur vor-

zusetzen, aber der Vater von dem guten Willen desselben keinen Gebrauch gemacht.

Vor einigen Tagen hat die Ausstellung der Arbeiten der französischen Pensionäre auf der hiesigen französischen Maler-, Bildhauer- und Bauakademie ihren Anfang genommen. Es sind fünf Gemälde, sechs Bildhauerwerke und acht Planzeichnungen ausgestellt. Ich habe stets geglaubt, daß sich die französische Nation, bey ihrer Tendenz zu dem Formellen, und des Gemüths entbehrend, stets vorzüglicher in der Sculptur, als in der Malerey gezeigt habe. Durchlaufen wir ihre glorreichste Kunstperiode, so möchte sich, troz dem Scheine vom Gegentheile, diese Wahrheit sehr leicht bestätigen lassen. Ob die viel besprochenen Malereyprodukte der neuesten Zeit schon Erzeugnisse des sich nach und nach ergebenden veränderten Nationalcharakters, oder gewissermaßen nur künstlerische Abnormitäten sind, wird die Zukunft lehren. In den Arbeiten der hiesigen französischen Pensionäre, so viel ich sie seit drey Jahren beobachtet habe, ragt dagegen jene besondere Hinneigung zur Sculptur noch immer hervor. Die Arbeiten der leztern sind dießmal alle verdienstlich, einige sogar schon mehr als das; unter leztern besonders das Mädchen mit dem Schmetterlinge und Cupido auf einem Schwane reitend. Von den Gemälden verdient allein die halbe Figur eines Bauermädchens, welches Wasser am Brunnen schöpft (wenn ich nicht irre, ein Portrait), Auszeichnung. Ich gedenke in einem besondern Artikel auf diese Ausstellung zurückzukommen.

Gestern hat hier die Auction einer großen juristischen Büchersammlung ihren Anfang genommen. Sie zeichnet sich durch den, freylich nicht neuen, Umstand aus, daß darin auch eigentliche verbotene Bücher versteigert werden. Leztere sind im Katalog mit einem Kreuze bezeichnet. Zugleich werden diejenigen Personen, welche dergleichen zu erstehen wünschen, eingeladen, sich zuvor mit der Erlaubniß, verbotene Bücher lesen und besitzen zu dürfen, zu versehen und diese dem Auctionator vor der Licitation vorzuzeigen. Eine andere Bedingung des Katalogs, von der Censur ausgegangen, schreibt vor, daß sich sowohl der Verkauf (bey jedem Werke ist ein Einsazpreis festgesezt), als der Ankauf in den Schranken der Mäßigung zu halten und den natürlichen oder üblichen Preis (naturale, o sia volgare) nicht zu überschreiten haben. Wie lezteres zu verstehen, oder zu bewerkstelligen seyn möchte, weiß ich nicht; aber welch ein Sinn auch in dieser Verordnung liegt, immer dürfte sie gut seyn, um dem unsinnigen Ueberbieten Schranken zu setzen. Eine sehr löbliche Sitte der hiesigen Bücher-, wie aller andern Auctionen ist, daß täglich nur eine, im Kataloge bestimmte, Anzahl Artikel versteigert werden darf, daß also die Kauflustigen vorher wissen können, an welchem Tage derjenige Gegenstand, auf welchen sie etwa reflektiren, an die Reihe kommen muß. Der geringste Einsazpreis pflegt in den Bücherauctionen 10 Bajocchi (3 Gr. 4½ Pf.) zu seyn. Der Curiosität wegen will ich, zu Nuz und Frommen der deutschen Juristen, auch anderer Bücherliebhaber, die Titel der verbotenen Bücher, welche in der erwähnten Auction verkauft werden, nebst ihren Einsazpreisen, anführen: Grotii, de Jure belli ac pacis, cum Coccejo, 4. Laus. 1758. Tom. 5. 2½ Scudi (1 Scudi oder 100 Baj. gilt 1 Rthlr. 9 Gr. 9 Pf.); Reinf. Jus canonic. univ. Fol. Ant. 1755. Tom. 6. Vol. 5. 2 Scudi; Vinnii, in Institutiones imper. comment. 4. Lugd. 1747. Tom. 2. — Idem Tractatus varii, 4. idi. 1748, 80 Baj.; Chassanaei Paratit. in Decretales, 8. Mamburgi (Hamburgi, Marburg?) 1735. 15 Baj.; ein Convolut von 5 Bänden, ohne ihre Titel und blos mit: Risguardanti i Gesuiti bezeichnet, 60 Baj.; ein anderes aus 7 Bänden, gleichfalls ohne die Titel und: Risguardanti i Giansenisti, 70 Baj.; De Ameno, Opera omn. crim. fol. Romae, 1747. Tom. 3. 1½ Scudi; Reinhardii, Sicilimenta Philosoph. Juris. 4. Gissae, 1699. 15 Baj.; Genovesi Logica, 8. Ven. 1800. 10 Baj. Man sieht, die Verkäufer haben, wenigstens bey'm Einsazpreise, von dem Umstande, daß diese Bücher verboten sind, keinen Nuzen gezogen.

Paris, 24. April.

(Beschluß.)

Die kleinen Theater, die auf Privatspekulationen unterhalten werden, sind in dieser Hinsicht weit besser dran; die Regierung bekümmert sich nicht um sie, und sie bekümmern sich wenig um die Minister; der Unternehmer betreibt seine Sachen so gut, als er kann, und das Publikum erfährt wenig von demjenigen, was in den Kulissen vorgeht, wogegen bey den sogenannten königl. Theatern beständig etwas steckt und das Publikum immer von den Zwistigkeiten hinter der Bühne durch die Bevortheilten unterrichtet wird. In unabhängigen Blättern ist schon mehrmals darauf gedrungen worden, das Schauspielwesen ganz frey zu stellen und kein Monopolium mehr daraus zu machen; wenn, sagen sie, jedermann malen, bauen, Fabriken anlegen kann, warum sollte nicht auch jedermann einen Schauspielsaal eröffnen können? allein das Monopolwesen ist noch zu sehr in Ansehen, und die Lust der Machthaber, sich in Alles zu mischen, noch zu stark, als daß man hierin sobald eine Aenderung hoffen dürfte. Wenn auch den Ministern selbst die Sache gleichgültig ist, so haben doch ihre Untergebenen allzuviel Ursache, den alten Einfluß beyzubehalten, als daß sie denselben so bald fahren lassen sollten. Die königl. Theater erfordern ungeheure Zulagen von Seiten des Staates, besonders die große Oper und die italienische; aber wohl eben weil viel Geld dabey umgekehrt wird, halten es gewisse Beamte für ihre Pflicht, diese in ihren Augen vortreffliche Einrichtung mit Händen und Füßen zu vertheidigen. Mit der italienischen Oper wird Rossini jezt Mühe haben, zurechtzukommen. Mad. Pasta ist auf Urlaub nach London gegangen, wo sie, den Londoner Blättern zufolge, für jeden Abend, wenn sie auftreten wird, beynahe 200 Guineen wird einzunehmen haben. Unterdessen wird es hier an einer ausgezeichneten Prima Donna fehlen; die Abonnenten, welche ihre Logen theuer bezahlen, klagen nun aber, zumal da ihnen Rossini nichts Neues gibt, und manche seiner Opern so zu sagen ganz abgenuzt hat. Der prächtige, aber kleine Schauspielsaal und die theuern Preise sind einzig für die Reichern berechnet, und das große Publikum ist entfernt worden; aber die Reichern wollen dafür auch eine vollendete Virtuosität und ganz etwas Vollkommenes haben; dieß fängt nun an zu fehlen. Die Mainviello Fodor ist nur ein Mal aufgetreten, obschon sie mit einem sehr hohen Preise engagirt war, und statt zwei Prime Donne, welche das Theater im Anfange des Winters hatte, besizt es gegenwärtig keine von beyden. Rossini komponirt nichts Neues, und scheint überhaupt, seitdem er aus Italien entfernt ist, keine musikalischen Eingebungen oder Inspirationen mehr zu haben; die ältern Opern sind dem Publikum durch den neuen Rossinischen Styl ziemlich verleidet; mithin wird der Herr Direktor viele Mühe haben, sein Publikum zufrieden zu stellen. Das Odeontheater hat den klugen Einfall gehabt, Meyerbeer's Morgenröthe von Anjou französisch aufzuführen; die Komposition, wiewohl sie etwas zu sehr auf Effekt berechnet ist, und dadurch in einem hiesigen Blatte mit einem französischen Melodram oder Spektakel- und Mordstück verglichen wird, gefällt sehr; überhaupt muß man dem Odeon Dank wissen, daß es so manche fremde Opern auf die französische Bühne verpflanzt, was eine wahre Neuerung in der französischen Dramatik ist, die sich sonst fast immer mit eigenen Mitteln behalf. Es ist eine heilsame Folge der Konkurrenz unter den vielen Theatern, daß jedes suchen muß, auf eine eigne Art das Publikum herbeyzulocken und es den andern zuvorzuthun.

Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Juni 1826.

Bey der Erinnerung schaudert mein Geist, ab kehrt er sich trauernd:
Dennoch beginn' ich das Wort. —

Virgils Aeneis.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

II.

Die Augen, dieselbigen Augen, mit welchen diese Zeilen niedergeschrieben sind, haben einen beträchtlichen Theil jenes unschuldigen Blutes selber fließen sehen. Vor allen Dingen bemerke ich, daß sie es nicht gesehen haben würden, wenn es schuldig gewesen wäre; ich habe keiner Hinrichtung eines Mörders oder Diebes beygewohnt. Aber noch außerdem bin ich dem unschuldigen Blute selber gegenwärtige Genugthuung schuldig; ich muß die Erklärung geben, warum ich es fließen sah. Ich muß beweisen, daß ich, indem ich mich damals in den Stand setzte, die Rechenschaft abzulegen, die ich hier vor der Nachwelt ablege, und die wahrscheinlich kein anderer Deutscher abzulegen im Stande ist, eine Pflicht erfüllte. Die Zufälle, wo ich eine Hinrichtung sah, will ich mir nicht zum Verdienst anrechnen. Ich war in die Nationalgarde gesteckt worden, weil ein menschenfreundlicher Nachbar, mein Unteroffizier, es zu meiner Sicherheit so gewollt hatte; ich war also bisweilen als Nationalgarde zur Bedeckung eines Mordakts kommandirt, und mußte den Zirkel um das Schaffot bilden helfen. Bald führte mich das Ungefähr an dem Zuge vorbey, der immer durch die Hauptstraßen ging, und ein allzumerkwürdiger Umstand, ein unwiderstehlicher Gegenstand riß mich mit der Menge fort. Oft glaubte ich unter den vorüberfahrenden Verurtheilten Einen meiner deutschen Freunde zu erkennen, die im Gefängniß waren, in täglicher Todesgefahr schwebten, und von denen ich lange keine Nachricht erhalten hatte.

Außer diesen Zufällen war ich bisweilen auch willkürlich Zeuge der allermerkwürdigsten revolutionären Mordthaten; aber dabey war ich ja selber der allerunglückseligste Mensch. Mehr als einmal wurde ich da selber hingerichtet, denn im jugendlichen Leichtsinn hatte ich das Verbrechen begangen, daß ich damals, Unterthan einer deutschen feindlichen Monarchie, in Paris lebte; jedem Fremden war es unter Todesstrafe verboten, nach Frankreich zu kommen. An Naturalisiren war nicht zu denken, und wer hätte sich auch bey einer solchen Regierung naturalisiren lassen wollen!

Meine tägliche, meine vielmonatliche Todesangst war mehr als Tod; es war ein langes, abscheuliches Spiel, das meine, durch die täglichen Blutprozesse und Blutscenen immer mehr rege gewordene Einbildungskraft mit meinem Leben spielte.

Dieß mein Verhältniß, eines Zeugen der merkwürdigsten revolutionären Mordthaten, war etwas ganz Anderes als die Neugierde dessen, der in den Tagen der bürgerlichen Ruhe und im Gange der gesetzlichen Ordnung die Hinrichtung eines wirklichen Verbrechers begafft. Ich hatte die Ueberzeugung, daß ich auf der wichtigsten Stelle des Erdballs stund. Ich meynte, die Geschichte habe mir hier die Pflicht angewiesen, einst das zu berichten, was nur

Wenige sehen konnten, sollte es auch die Klugheit und die Schicklichkeit erst lange nachher, erst nach zwey-und-dreyßig Jahren erlauben. Ich lebte im Mittelpunkte des Vulkans, ich konnte ihm nicht entgehen, ich mußte hineinsehen in seinen Krater, und da die Gefahr für mich dieselbe war, ich mochte die Lava kochen sehen, in meinem Zimmer zitternd oder sie auf ihrem fließenden Pfade kühn anstaunend, so stund ich da, wenigstens im Bewußtseyn eines hohen Berufs. Ich sollte die Kultur des heutigen Europa unterbrochen, in der Hauptstadt des großen Frankreichs den brutalsten, den grundsatzlosesten Pöbel eine große Rolle spielend, und das verruchte heimliche Treiben der Revolutionsmenschen sehen, damit ich einst sagen könnte, wie furchtbar der ungebildete Mensch, wie allmächtig die Kraft des unbändigen menschlichen Geistes ist, wenn er seine Uebermacht fühlt, die Fesseln des Gesetzes zerbricht, den Kampf gegen die geistige Natur beginnt. In seinen Handlungen gleicht der Revolutionsmensch der Donnerwolke des Himmels und seine Worte dem unterirdischen Getöse der eingeschlossenen Gaze und seine Haufen dem brausenden Zuge der Wogen des Meeres.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abschied.

(Fortsetzung.)

„An einem Wort hängt meines Lebens Glück,"
(So sprach ich) doch nichts fürchte drum, Fürst Helge,
Nicht lügen will ich mich zu Wallhall's Wonnen,
Noch zu den ird'schen; — Deine Schwester sah ich,
Hab' in des Tempels Nacht mit ihr gesprochen,
Doch darum brach ich Baldur's Frieden nicht." —
Nicht weiter sprach ich. Des Entsetzens Murmeln
Durchflog den Kreis: die mir zunächst gestanden,
Scheu wichen, wie vor'm Pestbauch sie zurück —
Und als ich um mich sah, vom dummen Wahn
Gelähmt war jede Zung' und weiß getüncht
Die Wangen, jüngst von Hoffnung froh erglüht.
Da siegte König Helge. Düstern Lautes,
So dumpf und hohl, gleich dem der todten Wala
In Wegtams Quida, als sie sang für Odin
Der Asen Untergang und Hela's Sieg,
So redet' er: „Verbannung oder Tod,
Aussprechen könnt' ich's nach der Väter Satzung
Für Dein Vergehn, doch zeig' ich gern mich mild,
Dem Gotte gleich, deß Heiligthum Du schmähtest. —
Im Meer des Westen liegt es wie ein Kranz
Von Inseln, die Jarl Agantyr beherrschet:
So lang' Fürst Bele lebte, gab der Jarl
Alljährlich Schatzung ihm, Uns blieb sie aus:
Zieh' denn zu Schiffe hin, sie einzutreiben;
Die Buße ford'r' ich nur für deine Keckheit.
Es heißt, (so fügt er höhnisch noch hinzu),
Hartbändig sey der Agantyr und liege
Dem Fafnir gleich auf seinem Gold, doch wer
Mag unserm neuen Sigurd widerstehen?
Ein männlich kühn'res Abenteu'r ist dieß,
Als eine Maid in Baldur's Hain bethören.
Zum nächsten Sommer warten Dein wir hier
Mit Deinem Ruhm, vor allen mit der Schatzung,
Wo nicht, bist Frithiof Du der Ehre baar,
Dazu in unserm Land zeitlebens friedlos." —
Dieß war sein Spruch und so der Ting gelöst.

Ingeborg.

Und Dein Beschluß? —

Frithiof.

Bleibt sonst mir eine Wahl? —
Hängt nicht an seiner Ford'rung meine Ehre? —
Ich will sie lösen, ob auch Agantyr
Sein nick'ges Gold in Nastrands Flut verborgen!
Noch heute segl' ich —

Ingeborg.

Und verlässest mich?

Frithiof.

Nein, nicht verlass' ich Dich, Du kommst mit mir.

Ingeborg.

Unmöglich!

Frithiof.

Hör' mich, hör', eh' Du erwiederst!
Dein weiser Bruder, scheint es fast, vergaß,
Daß Agantyr auch Thorstens Freund gewesen,
Gleichwie Fürst Bele's; so gibt er vielleicht
Mit Gutem, was ich fordre: thut er's nicht,
Führ' ich zur Ueberredung scharf und bündig
An meiner Linken den Gefährten hier.
Dann send' ich Helge sein geliebtes Gold,
Und lös' auf immerdar somit uns Beyde
Von des gekrönten Heuchlers Opferstahl.
Wir aber, süße Ingborg, hissen froh
Auf unbekanntem Meer Ellida's Segel.
Sie trägt uns an ein gastliches Gestade,
Das eine Freystatt beut verbannter Liebe.
Was ist der Norden mir, was ist ein Volk,
Das bang vor seiner Priester Wort erbleichet?
Und fühllos mir des Herzens Heiligthum
Antasten darf, den Blüthenkelch des Daseyns?
Bey Freia! nein, dieß soll Euch nicht gelingen!
Gebunden an die Scholl ist nur ein Knecht,
Drauf er geboren ward — doch ich bin frey,
Frey wie der Berge Luft — die Hand voll Staub
Von meines Vaters und von Bele's Hügel
Hat auf dem Schiff noch Raum, und dieß ist alles,
Was wir bedürfen von der Heimath Erde.
Geliebte! eine andre Sonne gibt es,
Als die auf Schneegebirgen bleich hier scheint.
Ein andrer Himmel glänzt in tieferm Blau,
Und milde Stern', in göttlich warmem Glanz,
Schau'n bey den lauen Sommernächten nieder
In Lorbeerhainen auf ein zärtlich Paar.
Weit fuhr mein Vater, Thorsten Wikingssohn,
Zur See umher, und oft erzählt' er uns
Beym Heerdesschein in langen Winternächten,
Vom Meer der Griechen und den Inseln drinn,
Den Hainen, grünend in der stillen Flut,
Dort wohnte sonst ein mächtiges Geschlecht
Und hohe Götter stolz in Marmortempeln.
Verlassen stehn sie nun, — es wuchert Gras
Auf öden Pfaden, blühend Moos bedeckt
Die Runen, die der Vorwelt Weisheit künden,

Und schlanke Säulenschäfte grünen dort,
Von Südens üpp'gen Pflanzen rings umstrickt.
Doch weit umher freygebig trägt die Erde
Frucht ohne Saat, was nur der Mensch bedarf;
Die goldnen Aepfel glüh'n im saft'gen Laube,
Und Trauben hängen schwer von jedem Zweig,
Wie Deine Lippen, purpurroth gerundet.
Dort, Ingeborg, dort bau'n wir in die Wogen
Ein kleines Nordland, schöner noch als hier;
Mit unsrer treuen Liebe füllen wir
Die heitern Tempelhallen und erfreu'n
Mit unsrer Liebe die vergess'nen Götter.
Treibt dann mit schlaffem Segel wohl ein Schiffer
(Denn dort verstummt der Sturm) vorbey dem Eiland
In Abendsonnenglut und blicket freudig
Von rosenrother Flut empor zum Strand,
Da auf des Tempels Schwelle schaut er staunend
Die neue Freia (Afroditä meyn' ich,
Nennt jene Sprache sie), verwundert sieht er
Die gelben Locken reich im Winde flattern,
Und Augen, lichter als des Himmels Blau.
Und allgemach wächst, wie der Alfen Schaar,
Um sie ein klein Geschlecht von Tempeldienern
Mit Wangen, wie wenn in des Nordens Schnee
All seine Rosenpracht der Süd gestreuet. —

Ach! Ingeborg, wie schön, wie nahe steht
Der Erde bestes Glück zwey treuen Herzen;
Nur daß sie muthig es zu fassen wagen.
Denn willig folgt es Liebenden und baut
Ein Wingolf hier schon unter Wolken auf.
Komm, eile, jedes Wort, das mehr wir sprechen,
Raubt einen Augenblick von unserm Glück.
Bereit ist alles, schau, Ellida spannet
Die dunklen Adlerschwingen schon zum Flug,
Und frische Winde weisen uns den Weg
Auf ewig von dem wahnerfüllten Strande.
Was zögerst Du? —

Ingeborg.

Weh mir, ich kann nicht folgen!

Frithiof.

Nicht folgen, mir? —

Ingeborg.

Ach, Frithiof, Du bist glücklich,
Du folgest niemand, selbst gehst Du voran,
Gleichwie Dein schnelles Drachschiff, doch am Steuer
Steht nur Dein eig'ner Will' und lenkt die Fahrt
Mit fester Hand durch die erzürnten Wogen.
O wie ganz anders ist es doch mit mir!
In andern Händen ruhet mein Geschick,
Die lassen nicht den Raub, ob er auch blutet. —
Ein Opfer, sich leis' klagend zu verzehren,
Dieß ist der Königstochter, ist mein Loos.

Frithiof.

Bist Du nicht frey, so bald Du willst? — Dein Vater
Sizt in dem Hügel —

Ingeborg.

Helge ist mein Vater,
Ist mir's an seiner Statt; nicht ohn' ihn kann ich
Vergeben meine Hand. Und Bele's Tochter
Stiehlt nicht ihr Glück sich, lieg' es noch so nahe.
Was wär' das Weib, riß eigenmächtig sie
Sich von den Banden los, womit Allvater
Ihr schwaches Wesen an den Starken knüpfte? —
Der bleichen Wasserlilie gleichet sie,
Die mit der Woge steigt und mit ihr sinket;
Des Schiffers Kiel geht über sie dahin,
Merkt nicht, daß er den Stengel ihr durchschnitt.
Das ist nun ihr Geschick; jedoch so lange
Die Wurzel fest im tiefen Sande hängt,
Behält sie Werth und Daseyn, leiht die Farben
Von ihren bleichen Brüdern sich, den Sternen,
Auf blauer Tiefe schwimmend, selbst ein Stern;
Reißt sie jedoch sich los — dann treibet sie,
Ein welkend Blatt, umher auf öder Flut.
Verwichne Nacht — o diese Nacht war schrecklich! —
Dein wartet' ich voll Angst und Du bliebst aus —
Und nächtliche Gedanken, ernst und streng,
Sie zogen schwarzgelockt und bleich vorüber
Dem wachen Aug', dem brennend thränenlosen;
Selbst Baldur dort, der bleiche Gott, er sah
Auf mich herab mit drohend finsterm Blick. —
Verwichne Nacht erwog ich mein Geschick,
Gefaßt ist mein Entschluß, ich bleibe hier,
Ein folgsam Opfer, beym Altar des Bruders.
Doch war es gut, daß ich nicht da Dich hörte
Mit Deinen Inseln, in die Luft gebaut,
Umflutet rings von ew'gem Abendroth,
Ein stilles Blüthenland voll Lieb' und Frieden.
Wer weiß, wie schwach man ist? — Der Kindheit Träume,
Die lang entschlafnen, neu erstehen sie,
Und flüstern mir in's Ohr mit einer Stimme,
So wohlbekannt, als wär's ein Schwesterlaut,
So zärtlich wie des Liebsten Schmeicheltöne.
Ich hör' euch nicht, nein, ich will euch nicht hören,
Ihr lockenden, ihr einst so theuren Stimmen!
Was sollt' im Süden ich, des Nordens Kind?
Ich bin zu bleich für jene Rosen dort,
Zu farblos ist mein Sinn für seine Glut,
Versengt nur würd' er von der heißen Sonne,
Und aufwärts blickte sehnsuchtsvoll mein Auge
Zum Stern des Nordens, der unwandelbar
Am Himmel Wacht hält über'm Grab der Väter.
Mein edler Frithiof soll das Land nicht meiden,
Drin er geboren ward, es zu beschirmen.
Wegwerfen soll er nimmer seinen Ruhm
Um so Geringes, als ein liebend Mägdlein.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Mai.

Königliches Opernhaus. Der Kaufmann von Venedig, Schauspiel in fünf Abtheilungen von Shakspeare, übersezt von W. A. Schlegel.

Es ist bekannt, daß Shakspeare die meisten seiner Stücke nach Novellen und Chroniken bearbeitete, und das ist es sogleich schon, was ihn von dem spanischen Dichter unterscheidet, der freylich auch häufig seinen Stoff aus der Geschichte seines Landes nimmt, oder auch die geschichtlichen Personen längstversunkener Jahrhunderte auftreten läßt, ohne jedoch, daß diese bestimmten geschichtlichen Personen sich von den ungeschichtlichen auch nur im mindesten unterschieden. Denn aus allen geschichtlichen Zuständen ergreift der spanische Dichter nichts als entweder die Hingebung des christlichen Ritters, der sich mit allem seinen Wissen, Wollen und Thun dem göttlichen

Digitized by Google

Geiste und seiner Kirche weiht, oder die Leidenschaften und Intriguen der spitzfündigsten Ehre oder der Liebe mit dem oft herzlosen Glanz ihrer Verehrung und innigkeitslosen Anständigkeit, die den Mangel der Tiefe des Gefühls mit der Pracht des Bilderaufwands ersezt, und dem Liebenden erlaubt, mit seinem Feuer in poetischer Verständigkeit zu prunken. Die einzig individuellen Gestalten sind daher Don Fernando im standhaften Prinzen, dem König und Muley gegenüber, und Fierabras der Riese, als Folie der Ritter Carl des Großen, weil hier eben das eigentlich Spanische sich von dem, was ihm vorausgeht, und durch dessen Unterschied es zum Spanischen wird, abscheidet. Shakspeare aber stellt den vollen ganzen vielseitigen Inhalt alles menschlichen Thuns dar, und seine Gestalten sind alle individuell: deßhalb folgt er seinen Novellen und Chroniken so treu. Daher scheinen seine Stücke häufig einen ganz zufälligen Gang zu nehmen, und des innern Zusammenhanges gänzlich zu entbehren, keines aber, flüchtig betrachtet, entgeht weniger diesem Vorwurf als der Kaufmann von Venedig, zumal wenn eine lahme Aufführung die einzelnen Glieder zerstückelt auseinander fallen läßt. Und doch hat kein Stück einen tieferen inneren Zusammenhalt und bezweckt weniger nur die spannende Darstellung einer unterhaltenden, ängstigenden und zulezt durch den glücklichen Ausgang erfreuenden Begebenheit. Doch um dieß einzusehn, ist es nöthig, dieß Stück in seinem Zusammenhange mit früheren und in seinem Unterschiede gegen dieselben näher zu betrachten. Wenn nämlich andere Trauerspiele, wie Julie und Romeo, Lear, Othello, immer die Familie zu ihrem Gegenstande haben, und die Tragik des Kampfs der verschiedenen Seiten des Familiengeistes vor uns vorüberführen, den Streit der Familien gegen einander, und der wider den Willen der Eltern liebenden Kinder, die nur aus sich und nicht auch aus dem Elternwillen sich schuldvoll den Gatten oder die Gattin erwählen, wie in Julie und Romeo, oder die Schuld der Eifersucht, oder der unkindlichen Liebe und der verkennenden Vaterliebe, und dieß alles in ganz individuellen Gestalten, unter ganz bestimmten Umständen, in fest abgeschlossener, wirklicher Localität, so sehn wir im Kaufmann von Venedig die bürgerliche Gesellschaft mit ihrem Handelsverkehr, mit ihrem strengen kalten, formellen Recht hervortreten und sich dem Rechte der Familie und ihrer Liebe gegenüberstellen. Die frühere Schuld des Familiengeistes wird zu einer juristischen Schuld, und diese macht den Gegenstand der Collision aus. Wie prosaisch, wenn nicht eben dieser Kreis der bürgerlichen Gesellschaft der Poesie des Familiengeistes gegenüberstände, und mit in sie hineingerissen würde. Die tragische Schuld in der Familie war, daß die verschiedenen Seiten, deren Zusammenklang erst den Freudenton dieses Geistes erklingen läßt, sich bekämpften, und dadurch in ihrem Untergange eben diesen Zusammenklang als ihr Schwanenlied sangen, oder daß sich die Einzelnen aus eigenem Wissen und Wollen, statt aus dem Wollen jenes Geistes, der auf Erden das stete Fest seiner Wiedergeburt feyert, und somit gegen diesen Geist zu handeln entschlossen; — das eigentliche Heraustreten aus der Familie aber ist das Hineinschreiten in die bürgerliche Gesellschaft, und die Sprache dieses Heraustretens das Gerede und Gezänk, der Prozeß über das „Mein und Dein," über das juristische Eigenthum. Das Wahrhafte, das eigentlich Sittliche ist, beyde Sphären, die der bürgerlichen Gesellschaft und die der Familie harmonirend in sich zu vereinen. Nur aus dem Grunde dieser Harmonie singt der sittliche Geist seine melodischen Lieder. Die Schuld aber gegen den heiligen Geist dieser Melodie der sittlichen Welt ist die zwiefache: entweder gegen den Geist der Familie das Recht des Eigenthums und der bürgerlichen Verhältnisse hintenan zu setzen, oder dieses Recht jenem Geiste gegenüber für nichts zu achten und mit Füßen zu treten. In die erste Schuld verfällt Shylok, in die andere Antonio. Konsequentere, individuellere Gestalten hat Shakspeare wohl nicht wieder hervorgebracht. Schon daß Shylok Jude und zwar durch und durch ein wahrhaft plastischer Jude und nichts als Jude ist, muß als ein Meisterwurf gerühmt werden. Denn bey dem Juden ist die Familie selbst göttlicher Zweck; die Familie Abrahams, das heilige Volk stehn unter Jehovahs unmittelbarem Schutz, er will nicht in der ganzen Welt wie Allah, sondern er will in seinem Volke angebetet seyn. Alle übrigen Sphären sind dadurch zum Mittel für die Wohlfahrt der Familie herabgesezt; ist es für seine Familie, so weiß der Jude von keinem Wucher. Aber eben darum, weil ihm diese Kreise des Eigenthums, des Vertrages, noch nicht für sich selbst Zwecke, sondern nur Mittel der Familienwohlfahrt sind, wird es zu desto größerer hervorstechenderer Schuld, wenn diese Mittel als der eigentliche Zweck angesehen werden, und dadurch jener Zweck, dem sie zum Mittel dienen sollten, seine ganze Heiligkeit und Würdigkeit verliert. Und dieß ist bey Shylok der Fall, denn in ihm soll gerade dargestellt werden, wie jener Kreis des Rechts die Familie verlezt. Dieser Gestalt gegenüber, als ihr eigentlichster Feind, steht der königliche Kaufmann, dessen Schuld es ist Eigenthum, Vermögen, Handelsverkehr, Betriebsamkeit, obgleich er als Kaufmann in diesen Zuständen und Verhältnissen sein eigentliches Wesen, den Zweck seines Lebens suchen und finden sollte, wenn auch nicht immer zu verachten, aber doch gering zu achten, und an dieser königlichen Gesinnung als Kaufmann zu Grunde zu gehn. Und weil er in dem, was der Inhalt all seines Thuns seyn sollte, nichts Wesentliches sieht, und dadurch kein anderes Wesen in sich findet, brütet er bey dem Adel seiner Gesinnungen in gegenstandloser Schwermuth, trübsinnig hin, wortkarg, thatenarm, doch edel und gefühlvoll, nicht adlich von Geburt, aber desto adlicher in seinem Sinn, und deßhalb dem wahrhaften gewinnsüchtigen Kaufmann, der in den Verhältnissen der bürgerlichen Welt lebt und webt, bis in den Tod hin verhaßt. Beyde Schuldigen werden durch ihre eigene Schuld gestraft, der Jude, der an der Familie frevelt, erduldet die Schmach der Flucht seiner Tochter und ihres Uebergangs zum Christenthum; dem Antonio versinken seine Galeeren, und die Formalität des Rechts, die er verachtete, bedroht sein verpfändetes Leben, das er im Adel seiner Gesinnung, und damit der geliebte Freund nicht die Seligkeit des Familienglückes entbehre, dahinzugeben entschlossen ist. Eben so zerstören sich die formellen Rechtsansprüche des Juden durch ihre nackte Formalität selbst, und durch diese Schulden, so wie durch diese Strafen zeigt es sich, daß wahre eigentliche Verhältniß sey, daß die Familiengesinnung mit dem Recht der bürgerlichen Gesellschaft, mit dem Eigenthum und seinen Verhältnissen in vollendetem Einklange sey, und sie eben so wenig zurücksetze, als von denselben zurückgesezt werde. Und weil jene gegenseitigen Verletzungen nicht unendlich sind, weil sie allein nicht die ganze Welt der Individuen, die sie vollführen, ausmachen, zeigt sich der Zusammenklang, der sonst nur durch den Untergang der Schuldigen, und nicht in wirklichen handelnden Personen auf tragische Weise zu Stande kommt, hier von Anfang herein, und das Trauerspiel gewinnt den heitern Charakter durch Porzia, welche als die Gestalt dieses Zusammenklangs der streitenden Seiten die eigentliche Hauptperson wird. In ihr vereinigen sich die Ansprüche der Familiengesinnung und des Rechts und seiner Verhältnisse, in friedlicher Versöhnung, und ihr ganzes Geschäft ist diese Versöhnung als das wahrhaft wirkliche Verhältniß aufzuzeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 137.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Juni 1826.

Die Liebe selbst oft trennt die Liebenden.

Der Abschied.

(Beschluß.)

Ein Leben, dran die Sonne Jahr für Jahr
Den einen Tag stets ähnlich spinnt dem andern,
Ist zwar ein schön, doch ewig Einerley,
Nur für das Weib — doch für des Mannes Geist,
Zumal den Deinen, wär' der Stillstand lästig.
Du liebst es, wenn der Sturm herum sich tummelt,
Ein schäumend Roß, doch über Abgrunds Tiefen;
Auf Tod und Leben dort auf schwankem Brett
Kämpfst um die Ehre Du mit der Gefahr. —
Die schöne Wüste, die Du malest, würde
Für ungeborne Thaten Dir ein Grab,
Und mit dem Schild verrostete zugleich
Der freye Sinn Dir — so soll's nimmer werden!
Nicht stehlen will ich meines Frithiof's Namen
Aus künft'gen Heldenliedern, nicht verlöschen
Des Tapfern Ruhm im ersten Morgenroth.
Sey weise, Frithiof, laß den hohen Nornen
Uns weichen, laß aus des Geschickes Schiffbruch
Die Ehre doch uns retten und den Ruhm,
Da rettungslos des Lebens Glück zerschellte.
Wir müssen scheiden.

Frithiof.

Warum müssen wir's? —
Weil schlaflos eine Nacht den Sinn Dir trübte? —

Ingeborg.

Weil meinen Werth ich retten will und Deinen. —

Frithiof.

Der Frauen Werth bestimmt des Mannes Liebe.

Ingeborg.

Nicht lange liebt er, die er nicht mehr achtet.

Frithiof.

Mit Eigensinn gewinnt man Achtung nicht.

Ingeborg.

Ein edler Eigensinn ist Pflichtgefühl.

Frithiof.

Mit unsrer Liebe stritt es gestern nicht —

Ingeborg.

Auch heut' nicht, desto mehr mit unsrer Flucht —

Frithiof.

Nothwendigkeit gebietet diese, komm!

Ingeborg.

Nothwendig ist allein, was recht und edel!

Frithiof.

Hoch zieht die Sonne, schnell verstreicht die Zeit.

Ingeborg.

Weh mir, vorüber ist sie schon für immer!

Frithiof.

Bedenk' es wohl, ist dieß Dein lezted Wort?

Ingeborg.

Bedacht ist alles schon, es ist mein leztes.

Frithiof.

Wohl — König Helge's Schwester, lebe wohl! —

Ingeborg.

O Frithiof, Frithiof! müssen so wir scheiden? —
Hast Du nicht einen Blick für die Gespielin
Der Kindheit übrig, keine Hand zu bieten
Der Unglücksel'gen, die Du sonst geliebt? —
Glaubst Du, ich steh' auf Rosen hier und weise
Mit Lächeln kalt von mir mein bestes Glück,

Und reiße schmerzlos aus der Brust die Hoffnung,
Die mit den Wurzeln meines Seyns verwuchs? —
Warst Du nicht meines Herzens Morgentraum? —
Was ich von Freude je gekannt, hieß Frithiof;
Und was das Leben Edles hat und Großes,
Lieh Deine Züge stets vor meinem Blick.
Verdunkle dieses Bild mir nicht, begegne
Mit Härte nicht der Schwachen, wenn sie opfert,
Was ihr das Liebste auf dem Erdenrund,
Was dort in Wallhall ihr das Liebste bleibt. —
Dieß Opfer, Frithiof, schwer ist es genug;
Ein Wort des Trostes dürft' es wohl verdienen.
Ich weiß, Du liebest mich, ich wußt' es schon,
Seitdem in meinem Wesen es getaget,
Und Ingborg's Angedenken folget Dir
Noch manches Jahr, wohin Du immer ziehest.
Doch übertäubt den Gram der Waffenklang,
Die Winde wehn ihn fort auf wilden Wogen;
Nicht darf er sitzen auf der Kämpen Bank,
Wo sie beym Trinkhorn feyern ihren Sieg.
Nur dann und wann, wenn in der Nächte Frieden
Vergangne Tage dir vorüber ziehn,
Da dämmert wohl ein bleiches Bild dazwischen;
Du kennst es wohl, es grüßet Dich zugleich
Vom theuren Jugendland', es ist das Bild
Der bleichen Jungfrau, fern in Baldurs Haine.
Nicht von Dir weisen wirst Du es, obschon
Es sorglich blicket, magst ein freundlich Wort
In's Ohr ihm flüstern — und die nächt'gen Winde
Auf treuen Schwingen führen mir es zu.
Mir bleibt ein Trost, ich habe keinen andern!
Nicht lebt um mich, was meinen Gram zerstreut,
Denn Alles mahnt an ihn, was mich umgibt.
Von Dir nur sprechen diese Tempelhallen,
Und statt zu drohen nimmt des Gottes Bild
Die Züge Deines Angesichts im Mondschein.
Blick' ich auf's Meer — dort schwamm Dein Kiel und schnitt
Im Schaum den Weg zur Harrenden am Strande;
Seh' ich zum Hain — dort steht so mancher Stamm
Mit Ingborgs Runen in der frischen Rinde;
Doch wie die Rinde wächst, vergeht mein Name,
Und das bedeutet Tod, so geht die Sage.
Ich frag' den Tag, wo er zulezt Dich sah,
Die Nacht auch frag' ich, doch sie schweigen still,
Und selbst das Meer, wie es Dich trägt, erwiedert
Auf meine Fragen Seufzer nur am Strand.
Dir send' ich Grüße mit der Abendröthe,
Wenn sie in deinen Fluten fern erlischt,
Und des Gewölkes schnelle Segler nehmen
Am Bord die Klage der Verlassnen mit.
So sitz' ich in der Jungfrau'n Kammer — schwarz
Umhüllte Wittwe nach des Lebens Lust,
Und näh' gebrochne Lilien in das Tuch,
Bis Lenz einmal den frisch gewobnen Teppich
Mit schönern Lilien stickt auf meinem Grab.
Doch nehm' die Harf' ich, mein unendlich Weh
In tiefen Schmerzenstönen auszuhauchen,
Brech' ich in Thränen aus, wie jezt — — —

Frithiof.

Du siegest, Bele's Kind, nicht meine mehr!
Verzeih mein Zürnen, nur mein Kummer war's,
Der kurz vom Unmuth das Gewand entlehnte;
Die Hülle kann er lange nicht ertragen.
Du, Ingeborg, bist meine gute Norne:
Was edel ist, lehrt uns ein edler Sinn;
Die Weisheit spricht, Nothwendigkeit aus Dir,
Du schöne Wala mit den Rosenlippen!
— Ja, weichen will ich der Nothwendigkeit,
Will von Dir scheiden, nicht doch von der Hoffnung;
Die nehm' ich mit mir über Westmeers Fluten,
Bis zu des Grabes Pforten folgt sie mir.
Beym nächsten Lenztag bin ich hier zurück,
Fürst Helge, hoff' ich, soll mich wiedersehn.
Gelöst ist mein Gelübd', erfüllt die Fordrung,
Zugleich die Schuld versöhnt dann, die mich anklagt!
Alsdann erbitt' ich — nein, ich fordre Dich
Auf offnem Ting, in Mitten blanker Waffen,
Von König Helge nicht, von Nordens Volk;
Dein rechter Vormund ist's, Du Königstochter!
Ein Wort hab' ich für ihn, der es verweigert.

Leb' wohl indeß, bleib treu, vergiß nicht mein,
Und nimm als unsrer Kindheitsliebe Pfand
Den Armring hier, ein schön Vaulunder-Werk,
Mit Himmelswundern in dem Gold gezeichnet:
Das beste Wunder ist ein treues Herz.
Wie schön umschließt er Deinen weißen Arm,
Ein Leuchtwurm, der am Liliensten gel glänzet!
Leb' wohl, Geliebte, meine Braut, leb' wohl! —
In wenig Monden muß es anders werden.

Ingeborg.

Er geht, wie trotzig, wie so voll von Hoffnung! —
Er sezt die Spitze seines guten Schwertes
Der Norn' auf's Herz und saget: Du sollst weichen!
Du armer Freund, die Norne weichet nicht,
Sie wandelt ihren Gang, und lacht der Drohung.
Wie wenig kennst Du meinen finstern Bruder!
Faßt nimmer doch Dein offner Heldensinn
Des Seinen düstre Tiefe, noch den Haß,
Der heiß in neiderkrankter Brust ihm glüht.
Er gibt Dir niemals seiner Schwester Hand,
Eh' gibt die Kron' er, gibt sein Leben hin,
Und opfert mich dem alten Odin, oder
Dem alten Ring, mit dem er jetzo kämpfet.

Wohin ich seh', ist Hoffnung nicht für mich,
Doch bin ich froh, sie lebt in Deinem Herzen;
Für mich behalten will ich meine Schmerzen,
Der guten Götter Schutz geleite Dich! —
Dein Armring hier soll mich sie zählen lehren,
Die langen Monden, trüb' und kummerschwer:
Eins, zwey, vier, sechs — da kannst Du wiederkehren,
Doch findest Deine Ingeborg nicht mehr.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

III.

Es gingen wenige Tage vorüber ohne Hinrichtungen. Die Sonntage waren abgeschafft. Die Dekadis als Ruhetage für den Richter und den Scharfrichter kamen nur alle zehn Tage. In Paris war der Centralpunkt der revolutionären Justiz; das Pariser Revolutionstribunal evocirte entweder manche Prozesse, oder die Nationalver-

sammlung verwies gewisse Thatsachen vor seine Gerichtsbarkeit; außerdem gehörten manche Fälle, vermöge des Wohnorts, oder des Orts des Verbrechens, von Rechtswegen dahin; hauptsächlich aber herrschte in vielen Departementen noch ein gewisses Schamgefühl, und die Revolutionsausschüsse schickten lieber ihre Beschuldigten und Verdächtigen nach der Hauptstadt, als daß sie es gewagt hätten, sich selber mit ihrem Blute zu beflecken. Eine natürliche Frucht der Revolution war die Heucheley; die Leute glaubten, sie seyen unschuldig an dem Morde, wenn sie ihn nicht selber begingen; wenn sie die physische Handlung von sich abwiesen, so glaubten sie, moralisch daran keinen Theil zu haben.

In diesem lezten Falle befand sich jedoch keineswegs Eulogius Schneider, ein deutscher Geistlicher; er wurde öffentlicher Ankläger des Revolutionstribunals des niederrheinischen Departements. Er nahm die Justizmorde auf seine eigene Rechnung; er zog mit dem wandernden Schaffot selber im Lande herum; er kam unangemeldet bald in diese, bald in jene Gemeinde, gleichsam als hätte er befürchtet, die Opfer möchten vor ihm fliehen, ehe er sie mit eigener Faust packte. Schneider, einst katholischer Hofprediger in Stuttgart, im Privatleben ein jovialischer Wollüstling, auf der Kanzel ein gefühlvoller Redner, verschlagen in den revolutionären Strudel nach Straßburg, scheiterte an der Klippe des Ehrgeizes. Er verirrte sich da so sehr, daß er glaubte, eine ähnliche Rolle im Elsaß spielen zu können, wie Robespierre in Paris. Aber dieser bemerkte ihn bald, und der Lärmen, den der ehemalige Kapuziner am Rhein machte, wurde dem Meister in der revolutionären Mordkunst an der Seine verdächtig; auch hatten geheime Winke von andern klügern Revolutionisten auf ihn aufmerksam gemacht; sie warnten den Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt des Nationalkonvents vor dem übertriebenen Bluthelden. Damals galt eine Anklage im öffentlichen Saale der Versammlung zum Voraus für ein Todesurtheil; auch mußte der Richter den übertriebenen Revolutionär als eben so gefährlich ansehen wie den Gegenrevolutionär, er wurde zum Tode verurtheilt. Schneider stieg auf das Schaffot wie ein Mensch, der das Leben genossen und an den Tod nie ohne Schrecken gedacht hatte; denn auch in den Tagen der furchtbarsten Macht und mitten unter den ernsthaften Scenen seines revolutionären Hochamts war der Priester ein Wüstling gewesen. Sein Leben war eine Unverschämtheit, sein Tod eine Feigheit.

IV.

Der allerniedrigste Beweggrund, warum Menschen auf's Todesgerüste gebracht wurden, war, wenn man sie ausplündern wollte. Dadurch gingen eine ungeheure Anzahl reicher Leute jeden Standes und beyderley Geschlechts zu Grunde. Ein gefühlloser Finanzminister der Revolution nannte den Hinrichtungsplatz seine Münzstätte, weil mit jeder revolutionären Verurtheilung auch die Konfiskation verbunden war. Gegen einige wenige Beyspiele von Edelmuth getreuer Diener, die ihre reichen Herrschaften heimlich retteten oder nährten, erfuhr man unzählige Fälle, wo Bediente, oder Nachbarn, oder untreue Sachwalter, verrätherische Vertraute, gierige Verwalter und angebliche Freunde die armen Reichen bey den Revolutionskomités irgend einer zweydeutigen Handlung beschuldigten. So kamen Heirathen zu Stande zwischen einem Bösewicht und der unmündigen Tochter, die das Schaffot zur Waise gemacht hatte. So behielten Vertraute einen hinterlegten Schatz für sich; denn sie enthielten sich wohl, ihn damals mit anzugeben, da sie den Hinterleger als einen Staatsverräther angaben. So wurde Verbrechern, die den schimpflichsten Tod verdient hätten, ein reicher Lohn für das wirkliche Verbrechen, und der Unschuldige wurde durch ihn zum Tode geschickt für ein erdichtetes. Die französische Nation muß heutzutage diese Diebstähle Einzelner an die Bestohlenen oder ihre Erben ersetzen, und zwar von Rechtswegen, weil damals der Staat einen Theil davon an sich zog; das ungerechte Gut, das damals in die Hände Anderer kam, ist unsichtbar, aber der Staat war damals mitschuldig, er war solidarisch verbunden, und er ist bis auf diesen Tag sichtbar im Besitze geblieben. Am Ende liegt der erste und lezte Grund des Uebels in dem abscheulichsten aller Gesetze, in der Konfiskation. Wie viele große und kleine Staaten konfisciren noch jezt die Habe der Familien, und bereichern dabey nicht sowohl ihren Schatz, als den Niederträchtigen, der bey der Konfiskation ein heimliches oder gar ein öffentliches Interesse hat.

Es würde schwer seyn, eine genaue Rechnung zu stellen über die Zahl derer, die durch die Konfiskationsgierde, und derer, die durch die Bosheit der Häuptlinge, und derer, die durch die eigentliche Revolutionspolitik gemordet wurden. Und doch macht ihre Anzahl weniger Eindruck als die Hinrichtungen der wenigen Häuptlinge. Zwar drückte man sich über den Tod dieser Obern mit Zittern, aber darum nur desto heftiger aus, wenn man es wagen konnte. Im Blute eines Häuptlings wurde die Rache von Tausenden gelöscht, welche während seiner Regierung Gatten oder Väter, oder Freunde verloren hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe.

(Nach Katull.)

In dem seligen Gott Vertumnus *) vergleicht ihn, im tausend
Formen wandelt, und schön stets in die tausend er sich.

E.

*) In nitido qualis felix Vertumnus Olympo
Mille alias formas, mille decenter habet.
Catull.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Mai.

(Fortsetzung.)

Die Art und Weise, wie das Recht persönlichen Eigenthums in der Familie sich geltend macht, ist das Testament, welches hier von umfassenderer Wirksamkeit ist, da der letzte väterliche Wille nicht nur über das Vermögen Porzia's, sondern auch über die Zukunft ihres Eheglücks gewaltet hat. Das Bezeichnende ist hier nun sogleich, daß Porzia hierin nicht einen Eingriff in ihre Rechte sieht, daß sie sich nicht über Härte beklagt, sondern in vollem Einklang mit dem Testament des Vaters bleibt, und in der Zuversicht, daß solch rechtlicher Wille mit der Familiengesinnung und ihren Forderungen müsse zusammenstimmen, ruhig erwartet, das nur werde dem Geliebten ihres Herzens das rechte Kästchen treffen. Daher ist sie in ungetrübter Heiterkeit der Scherz und Spott über die lächerlichen Bewerber, welche hervortreten müssen, damit eben jene Zuversicht zum Vorschein komme. Denn um die Erfüllung dieser Zuversicht handelt es sich, sie ist die Axe des Stücks, und was geschieht, geschieht nur dieser Erfüllung wegen, welche daher im engsten Zusammenhange mit dem Vertrage und dem Unglück Antonios stehn muß. Was diese beyden streitenden Seiten der Verachtung der bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse, die in Antonio hervortritt, und der Zurücksetzung des Familiengefühls und adlicher Gesinnungen, die wir als Shylok hassen und uns doch dafür interessiren müssen, mit jenem Zusammenklange und aufgelöstem Kampfe, der uns in Porzia erfreut, verbindet, muß beyden zu vereinigenden Seiten gleich eng angehören: es ist Bossanio, der Freund Antonios wie der Geliebte Porzia's. Der Adel seiner Geburt steht dem Adel seiner Gesinnung nicht nach; er verachtet, wie Antonio, die bürgerlichen Verhältnisse, er hat sein väterliches Gut verschwendet, und wird nun gerade durch diese schuldvolle Verachtung, durch den Adel seiner Gesinnung in die Gemeinheit der Schulden hineingezogen, und leidet dadurch alle Qualen seines treuen edlen Freundes, den nur Porzia, dieser heitre Frieden aller Kämpfe, zu retten im Stande ist.

Wenn nun der Zusammenklang der juristischen und bürgerlichen Verhältnisse mit der Familiengesinnung und dem Familienglück der Inhalt des Stückes ist, so geschieht alles nur, um diesen Inhalt zu entwickeln. Dieß kann er nur, insofern er seine Seiten, deren Harmonie die wahrhafte Wirklichkeit ist, sich bekämpfend aus einander treten läßt, und darum stehn die Verhältnisse Shylocks und Antonios in so naher Verbindung mit Porzia. Wir sehen Antonio in seiner Schwermuth auftreten, durch welche er sogleich seinen ganzen Standpunkt darstellt. Die vielfachen Freunde, diese Ironieen über das Unrecht der Hauptpersonen, oder Mittel sie hervortreten zu lassen, meynen, sein Unmuth käme von seinem kaufmännischen Fürchten her. Und hier ist es wieder der Meister Shakspeare, der selbst seine bloßen Mittel als individuelle Personen, als freye Gestalten hinstellt, die das Joch, nur den Zwecken des Dichters zu dienen, abschütteln, und auch für sich selbst heraustreten. Wie individuell beschreiben sie sogleich die Angst, die sie dulden müßten, wenn ihre Schiffe auf der See umhertrieben. Aber nicht seine Schiffe beunruhigen den königlichen Kaufmann, sondern er weiß es selbst nicht, was ihm so den heitern Sinn verdüstert. Er darf nicht wissen, daß es eben das Hinaustreten aus den Verhältnissen seines Standes, daß es diese Leere seines Innern ist, die ihn so wortkarg, so stumm, so unzufrieden trübe, so mißgelaunt ohne Verdrießlichkeit, so leer, so langweilig macht. Es ist der leere Gesinnungsadel, mit dem er das Interesse für seinen Stand über den Haufen geworfen hat, und nun interesselos dasteht, da er auf Interessen kein Geld leihen will und ihn sein Handel wenig kümmert. Die hieraus folgende Schwermuth ist das nächste, was wir erfahren; dann folgt der Adel seiner Freundesliebe, die, um den Freund zu beglücken, Gut und Blut zu opfern bereit ist. Und Bessanio hat dieselbe Zuversicht, die wir später in Porzia sehen, daß das Familienglück durch den Kreis der Rechtsverhältnisse und der Zustände bürgerlicher Gesellschaft nicht könne gestört werden. In diesem Vertrauen leiht er sorglos von seinem Freunde, in fester Zuversicht, ihm alles glücklich wieder erstatten zu können. Diese Zuversicht führt uns zu Porzia's Gestalt herüber, zu einer der lieblichsten Shakspearschen Weiber. Ihre feste Zuversicht des Zusammenklangs, der in ihr sich darstellen soll, gibt ihr bey dem Glück äußerer Unabhängigkeit den Uebermuth der scherzenden Laune, und den liebenswürdigen Herrscherzug, mit welchem sie überall siegt. Das erste, worin diese Zuversicht sich aussprechen kann, ist der Scherz über das Testament des Vaters in Betreff der unwürdigen Bewerber, vor denen sie sich sicher weiß. Aber diese Zuversicht hat sich als begründet zu beweisen, damit der Uebermuth dieses Scherzes nicht als Thorheit erscheine. Die Begründung kann nur dadurch geschehn, daß jene Seite des Rechts, insofern sie sich für sich selbst, und somit der Familie und dem Adel der Gesinnung feindlich gegenüberstellt, sich durch sich selbst zerstört, und auch den Adel der Gesinnung, der wieder jene Rechtskreise nicht anerkennen will, und mit ihnen ein verachtendes Spiel treibt, mit in's Verderben reißt. Daher borgt Bossanio gerade bey Shylok. Dieser zeigt sich zunächst ganz als Jude, aber in jüdischer Berechtigung; sein ganzer Sinn steht nach Sicherheit des Erwerbs; er stellt seinen Wucher als rechtlichen Gewinn dar, und haßt den christlichen Kaufmann, der sein Gewerb und sein heiliges Volk beschimpft, während er doch die Beschimpfung jüdisch duldet. Der Vorschlag der Schuldverschreibung ist bey Shylok ein Gemisch von Tücke, die sich selbst ihres festen Zweckes noch nicht bewußt ist, während sie die Lust in sich fühlt, den Feind, wenn die Gelegenheit es erlaubte, auf's Tiefste zu verletzen, und anscheinender Gutmüthigkeit, welche hereinkommen muß, weil eben die Tücke noch keinen bestimmten Zweck, sondern nur erst die allgemeine Hoffnung der Rache hat. Der Vertrag muß aber deßhalb hier eingegangen werden, weil nur gerade, wenn sie sich zur Gemeinsamkeit vereinigen wollen, die trennende Verschiedenheit der beyden Charaktere in's hellste Licht treten kann. Die schuldvolle Einseitigkeit, nur auf der Formalität des Rechts zu bestehn, wird sich jedoch nur dann zu zeigen vermögen, wenn eben diese Formalität das Hervorstechende und Außerordentliche ist, und mit dem Inhalte nicht zusammenhängt. Erst wenn sie zur Grille wird, beweist sie ihre Leerheit, welche die Lehre ihrer Berechtigungslosigkeit gibt. Und deßhalb wird der Vertrag auf so ungewöhnliche Weise geschlossen, wodurch sich zu gleicher Zeit deutlicher Antonios Geringachtung des formellen juristischen Rechtes offenbart. In diesem Schein, den er unterzeichnet, sieht er nur eine Gutmüthigkeit Shyloks, indeß Bossanio die Seite der Tücke erkennt; noch haben Beyde Recht, denn der vielfach verzweigte Baum unseres Stückes ist fast noch im Keime verborgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Juni 1826.

Das Weib sezt überhaupt leicht das Größte an das Kleinste, und ihre Ehre nicht öfter an die Liebe, als an die Rache, und gibt einen ganzen Honigstock her um einen einzigen kleinen Stachel.

Jean Paul.

Olivier.

(Fortsezung.)

Olivier besinnt sich indeß nicht länger und geht zu seinem Freunde. Cesar war abwesend, und man sagt ihm, daß er erst in der Nacht zurückkehren werde. — „Ich werde ihn hier erwarten,“ sagte Olivier und sezt sich mit anscheinender Gleichgültigkeit auf einen Stuhl. Diese Worte schienen den Kammerdiener in Verlegenheit zu sezen, er verließ Olivier und bald nachher trat Cesar selbst ein und sagte etwas verwirrt, sein Diener hätte seine Befehle falsch verstanden. Olivier, um seine Verlegenheit nicht zu vermehren, zog ihn in sein Zimmer, und rief, indem er mit Herzlichkeit seine Hände faßte: „Du entfernst dich von mir! Du fliehst mich, wenn du meiner vielleicht am meisten bedarfst! So lange ich glaubte, daß deine Leidenschaft für Frau von B. vorübergehend, wie so manche andere seyn würde, ließ ich dich allein; aber die Dauer dieser Neigung, die eigenthümliche Wirkung, die sie auf dich hat, und gewisse Heirathsgerüchte erlauben mir nicht länger zu schweigen, und ich komme nun, dich selbst zu fragen, was daran sey?“ — und nun entspann sich eine Unterredung, in welcher Oliviers Fassung und Edelmuth allein verhinderte, daß sein Verhältniß mit Cesar nicht aufhörte, wie es einst begonnen. Am Ende derselben zog Olivier ein Heft Briefe hervor, und sagte mit schonender Milde: „Ich wollte, du hättest es mir erspart, sie dir zu geben, da du aber an meiner Wahrhaftigkeit zweifelst, lies selbst, dieß ist die Handschrift der Baronin und die Briefe sind an mich gerichtet.“ Mit Heftigkeit griff Cesar darnach und las, obwohl seine innere Bewegung ihm kaum die Schriftzüge unterscheiden ließ. Leichenblässe und der Ausdruck der Verzweiflung lagen auf seinem Gesicht — als er geendet hatte, warf er sich laut weinend an Oliviers Brust und rief: „O mein Freund, mit welchem Weibe wollte ich mich verbinden!“ — „Wie, es ist also wahr, was ich gehört habe?“ — „Sie wußte mich so geschickt an sich zu ziehen, sie wußte durch die hohe Meynung, die sie mir von ihrer Tugend einflößte, eine solche Gewalt über mich zu gewinnen, sie hat mich so zu unterjochen gewußt, daß außer meiner Freundschaft zu dir, die sie vergeblich zu erschüttern suchte, sie mich gewöhnt hat, nur in ihrem Sinne zu denken und nur durch ihre Augen zu sehen.“ — „Ich rechtfertige mich über meine Handlungsweise nur durch die Nothwendigkeit, in die du mich versezt hast. Laß uns dieß Geheimniß bewahren, suche dich nach und nach von ihr loszumachen, und besonders hüte dich, in ihrer Gegenwart meinen Namen zu nennen.“ — „Darauf kannst du rechnen! Aber sage mir, worauf gründen sich die Vorwürfe, womit sie dich in ihrem lezten Briefe überschüttet?“ — „Lieber Freund, antwortete Olivier verlegen, das kann ich dir jezt nicht erklären, vergiß diesen lezten Brief und urtheile nur nach den übrigen, was du für eine Ehe mit einem Weibe geführt hättest, das, nachdem es sich mit so wenig Zurückhaltung und Schamhaftigkeit hingab, den, den sie gestern noch anbetete, heute

mit solcher Gehässigkeit anfallen kann." — Cesar starrte lange besinnungslos vor sich hin, bis er endlich ausrief: „Mein Entschluß ist gefaßt! laß uns nicht weiter davon sprechen! Ich will ein Mann seyn!" —

Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß Olivier etwas von seinem Freunde hörte; mit Ungeduld erwartete er die Nachricht von der Auflösung des unglücklichen Verhältnisses, als er ein gedrucktes Billet erhielt, das ihm die Vermählung des Herrn Cesar St. H. mit der Baronin von B. als vollzogen ankündigte. Außerdem keine Sylbe von Cesar; aber folgende Zeilen von der Baronin waren in dieses Blatt eingeschlossen: „Ich weiß zu gut, welche Freude Ihnen meine Vermählung mit Herrn von St. H. verursacht, um nicht zu eilen, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Ich weiß, welchen Theil Sie daran gehabt haben, und ich wäre sehr undankbar, wenn ich Ihnen nicht zeitlebens dafür verbunden bleiben würde. Sie können dieses Billet zu den übrigen, die Sie besitzen, legen, es wird eine Sammlung vermehren, von welcher Sie einen so würdigen und besonders so nützlichen Gebrauch gemacht haben."

Die Drohungen, die diese Zeilen enthielten, fingen bald an in Erfüllung zu gehen, Olivier hatte seinen Freund verloren. Er hörte seinen Namen nicht wieder erwähnen und erhielt kein Lebenszeichen von ihm, bis ihm endlich nach drey Monaten folgender Brief von ihm zukam. „Du hattest Recht, Olivier! ich bin der unglücklichste der Menschen, und wer ist schuld daran als ich! Ich fliehe mein Vaterland und lasse nichts übrig, was mir lieb wäre, als dich — sey glücklich! aber du hast eine unversöhnliche Feindin, und was das Aergste ist, sie trägt meinen Namen! Sie scheint Waffen gegen dich zu besitzen, die sie nicht unbenuzt lassen wird. Ihr bösartiges Gemüth ist reich an Hülfsmitteln, um Andern zu schaden, und ich fürchte, sie wird sich an dir für das Uebel, was sie mir nicht mehr zufügen kann, schadlos halten. Hüte dich vor ihrer Rache! dieß ist der lezte und einzige Rath, den dein Freund dir geben kann, der sehr strafbar seyn würde, wenn er nicht so beklagenswürdig wäre."

Olivier hörte außerdem von Cesars Leuten, daß ihr Herr abgereist sey, um als Freywilliger in die Armee des Generals Rochambeau zu treten. Von der Zeit an hörte man niemals wieder seiner erwähnen. Die Drohungen der Frau von B. waren nicht umsonst ausgestoßen. Zum allgemeinen Aergerniß erschien sie schon wenige Tage nach Cesars Abreise wieder in der Welt. Doch mehr noch, als das, erregte der Leichtsinn, womit sie ihres Mannes Entfernung erwähnte, anstatt ihr einen scheinbaren Grund unterzulegen, allgemeinen Unwillen. Der tödtliche Haß, den sie Olivier geschworen hatte, mochte wohl die Ursache seyn, warum sie der Klugheit, die sonst immer ihr Betragen in der Welt bezeichnete, vergaß. Sie brannte vor Begierde, ihm ihr Gift fühlbar zu machen, und umging daher lieber die ersten Gesetze des Anstandes, um nur früher wieder in der Gesellschaft zu erscheinen, wo sie keinen Schritt thun konnte, ohne Olivier zu begegnen. Auch ergriff sie jede Gelegenheit, ihn zu beleidigen, mit solcher Begierde, daß sie einem Jeden dadurch zur Last fiel. Die Bosheit findet nur so lange Unterstützung, als sie mit Klugheit verfährt. Es ist schwer, zu entscheiden, ob Frau von B. viele Frauen auf ihrer Seite hatte, aber so viel ist gewiß, daß wenige Männer zu ihrer Fahne schworen. Einigen, die aus Höflichkeit für sie, oder aus bösem Willen gegen den Gegenstand ihrer Wuth ihr beygestimmt hatten, begegnete Olivier mit solchem Nachdruck, daß sie auf lange Zeit die Lust verloren, sich an ihm zu reiben: er hatte sogar die Genugthuung, daß Frau von B. aus mehreren Häusern, wo man fortfuhr, ihn mit Auszeichnung zu behandeln, ausgeschlossen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Man muß die Revolution, wie sie damals sich aussprach, aus ihrem eigenen Munde haben sagen hören, um es zu glauben, daß Blut nur immer als Blut galt, wie eine Schuld im Buche gilt als Schuld gegen die Gegenschuld, als Soll gegen das Haben; man hielt denselben Tod in Einem Theile der Nation für einen Triumph, einen Gewinn, wenigstens für eine Hoffnung, und für den andern Theil war er eine Trauer. Die Girondisten waren menschliche, talentvolle, kräftige Republikaner. Als sie, etliche zwanzig an der Zahl, beynahe alle an demselben Tage durch die wilden, durch ihre Wuth noch mächtiger gewordenen Revolutionisten hingeopfert wurden, erschraken alle gefühlvolle Menschen, dagegen alle Bösewichte und alle überspannten Tollköpfe frohlockten. Als Robespierre fiel, jauchzten die Menschen und erschraken die Ungeheuer.

Als Herault de Sechelles, Präsident des Nationalkonvents bey der Bekanntmachung der jakobinischen, ebenfalls sogenannten republikanischen Konstitution, den Revolutionstod sterben mußte, riefen beynahe alle Feinde der wilden Republik und alle Freunde einer bessern Ordnung der Dinge ihren Beyfall aus, weil er zur Gegenparthey der Girondisten, dieser menschlichen Republikaner, gehört hatte. Aber ich selber, der ihn sterben sehen mußte, mußte ihn bedauern. Einst kam ich auf einer Reise durch eine französische Festung, wo er als revolutionärer Gouverneur, unter dem Namen Volksreprä-

sentant, Herr über Leben und Tod war; ich mußte vor ihm erscheinen, weil ich ein reisender Ausländer war; ich zitterte. Aber schon seine hohe, majestätische Gestalt, sein schöner, antiker Kopf, seine blühende Jugend und seine freundliche Miene flößten mir wieder Muth ein; da redete er mich an in sanften Worten und im Tone der feinern Welt, denn er war von hohem Adel und nur durch die Macht übelverstandener Aufklärung in die gefährliche Gesellschaft der Jakobiner hineingerathen. Seine strengere Pflicht wäre gewesen, mich anzuhalten, und aus einem solchen Verhaft, ausgesprochen durch einen Volksrepräsentanten, kam man nicht wieder los, als um in den Tod zu gehen. Aber er ließ mich gutmüthig vor sich, er sprach mir Muth ein und ließ mich im Besitz meines Reisepasses, der die einzige Sicherheit meines Lebens war. Einst, es war lange nachher, sah ich in Paris auftreten auf der Höhe des Blutgerüstes einen stattlichen, kräftigen Mann; ich glaubte die imposante Miene zu kennen; ich fragte nach seinem Namen; es war Herault de Sechelles. Ich schauderte über den Namen, aber ich mußte die Schmerzen des Danks ersticken. Er hatte mir das Leben gelassen, und nun war seine eigene Laufbahn vorüber. Er konnte sich nicht retten, dachte ich, wie wirst du dich retten, da, wo der Bedeutende fällt durch den Bedeutenden, und die Laune eines Bedeutenden eben so oft den Unbedeutenden stürzt? Und warum war hier Herault vertilgt? Robespierre kannte sein menschliches Gefühl; er wußte, daß Herault nur mit seinem Verstande, aber nicht mit seinem Herzen der Revolution gehörte; Danton, der Riese der Blutrevolution, hatte angefangen, das Blut zu verabscheuen, Herault war durch Danton eingeweiht worden in den Plan, den großen Sturm endlich einmal zu stillen; Herault war sehr geliebt, die Männer ehrten ihn, und über die Weiber, sowohl über die Furien der Revolution, als über die Gebildeten und Gefühlvollen herrschte er durch die Meynung, die seine edle Gestalt einflößte. Er hätte in einem kritischen Augenblick mächtig wirken können; davor erschrak Robespierre, Herault und Danton mußten sterben.

Einst, es war einige Zeit vor dieser Hinrichtung, stund ich mit meiner Pike im Kreise, ich war gerade auf der Wache. Das Schaffot war kaum hundert Schritte von mir entfernt. Schon hatte der Scharfrichter einige Mal seine erschreckliche Pflicht an Andern erfüllt; das wieder aufgezogene Messer hing vor mir; ich mußte, vermöge meiner Stellung, dem abermaligen Todgeweihten in's Gesicht schauen. Da erschien, bleich und ernst, aber festen Tritts, auf der rauchenden Bühne ein Mann mit einem ausgezeichneten Gesicht; noch richtete er einen sprechenden Blick gen Himmel, die Angst des Todes war heftiger in meinem Innern als seine eigene, ich mußte die Augen abwenden. Kaum hatte der Schlag des tödtlichen Instruments mich wieder zur Besonnenheit gebracht, da gab ein Gemurmel der Menge das Zeichen, daß das gefallene Haupt ein Mann von hohem Werthe gewesen war. Man wurde davon dadurch überzeugt, daß der hohe Meister der Urtheilsvollziehung in eigner Person sich das Haupt durch den Knecht hatte geben lassen; denn es war damals geboten, die Häupter derjenigen, auf deren Ausrottung die heimliche Politik einen besondern Werth legte, dem Volke hoch emporgehoben vorzuzeigen. Abermal wollten sich meine Blicke dem Gegenstande entziehen, aber sie wurden zurückgehalten durch das schauervollste, durch ein ganz unerhörtes Schauspiel. Der Kopf war noch nicht gestorben. Doch wisse man zuvor, wessen Haupt es war; wer hätte auch ein so kostbares Haupt nicht erkannt! es war **Barnave**, der große Redner in der ersten Epoche der Revolution, der würdige Gegner Mirabeaus in den wichtigsten Angelegenheiten der gesellschaftlichen Ordnung, der Sprecher für viele heilige Menschenrechte, und der Vertheidiger der ersten Grundsätze der menschlichen Regierungswissenschaft. Schon dieser Eindruck wirkte mächtig auf mich; aber eine andere, ganz neue Erscheinung erschütterte mich und alle Anwesende; ich zürne hier meiner Feder, die mir die Eindrücke nicht eben so rasch zeichnet, als sie damals auf meinen innern Sinn fielen. Gewiß war das, was ich sah, kein Spiel des Galvanism. Samson, der den Kopf an den Scheitelhaaren hielt, hatte die Aermel des Hemdes zurückgestülpt, sein Arm war nackt. Die schönen Augen Barnaves waren noch offen, und siehe da, die Augen bewegten sich, als hätte sich die lezte Geburt seiner Denkkraft erst nach dem tödtlichen Schlage dem Gehirn entwunden, und als hätte Barnaves starker Geist noch Kraft genug gehabt, die laute Darstellung durch die stumme Bezeichnung mit den Augen zu ersetzen. Es gingen Sekunden dahin, bis Barnave, denn dieser Kopf mit den lebendigen Augen war noch Barnave in seinem höhern Wesen, sie völlig schloß; er schloß sie rasch, sie fielen ihm nicht allmählig zu, wie einem andern Sterbenden, der schon zum Voraus beym Anblick des scharfen Beils ermattet, und dessen Augen noch vor seinem Schlag erloschen gewesen wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zu Haus' und daheim.

Wie in den Kneipen der Schuldner zu Haus', und in keiner daheim ist,
Bist du in Büchern zu Haus', aber in keinem daheim.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Mai.

(Fortsetzung.)

Wir sollen überhaupt Familie und bürgerliche, juristische Verhältnisse im Streite sehen, doch die Auflösung dieses Kampfes wird ebensosehr von vorn herein dargestellt. Dadurch zeigt sich, daß beyde Seiten können überschritten werden, und diese Ueberschreitung ist keine tragische Schuld, deßhalb kommt sogleich die Komik dieser Ueberschreitungen mit hervor, und zwar als Lanzelot Gobbo, als die komische Person des Stückes. Er ist des Juden Diener, er steht mit ihm in Vertragsverhältniß, das er lösen und davonlaufen will. Dieß Unrecht stellt sich auf komische Weise durch den Streit des Gewissens und bösen Feindes dar, die beyde gleichguten Rath geben. Das Davonlaufen siegt. Gobbo steht schon auf dem Sprunge, da tritt ihm die Familie entgegen, sein Vater, mit dem er sich nun gleichfalls will einen Spaß machen; und zwar werden jezt alle sonst heiligen Züge des Familiengeistes zur Lächerlichkeit herumgedreht: die Treue der Gattin, das väterliche Ansehn, der Segen, die kindliche Liebe, bis Lanzelot schließlich auch die Komik seiner Dienertreue, wo Familiengesinnung und juristisches Verhältniß sich vereinigen, darstellt, und durch diese Vollzähligkeit und Abgeschlossenheit eine der ergözlichsten komischen Figuren wird. Diese Komik, welche eben nur beweißt, daß der Einklang der Seiten das wahrhaft Wirkliche, Vorhandene sey, und ihr Streit sich nicht bis zur äußersten tragischen Entgegensezung steigere, führt zu der Sicherheit Porzia's hinüber, mit welcher sie den neuen Bewerber, den Prinzen von Marocco, empfängt. Diese Sicherheit ist verschieden von der des ersten Aktes, denn die neuen Bewerber sind nicht mehr von der gleichen Unwürdigkeit wie die früheren. Aber sie sind auch noch nicht die Würdigen, denn sie sind noch nicht von der Shakspearschen Liebe beseelt. Marocco, diese individuelle Glut des heißen Südens, Arragon, diese spanische kalte reflectirende Eleganz, die es mit dem Verdienst hält, sie beyde haben nicht, was den Shakspearischen Liebenden auszeichnet, nämlich die tiefe sinnliche Innigkeit, welche überall den sittlichen Zweck der Ehe hat. Bey den Calderonischen Liebenden kommt dieser Zweck nie zum Vorschein, und ist nur ein zufällig dazukommendes Begebniß; die Ehre der Liebe ist die Hauptsache, und dieses Festhalten an der eigenen Persönlichkeit läßt die Liebenden nicht mit Leib und Seele ein's werden. Die Shakspearsche Liebe dagegen hat überall immer den süßen lieblichen Anflug einer Sinnlichkeit, die sich zugleich sittlich gestaltet, da immer die Ehe und nicht nur die Liebe der Hauptzweck ist. Und deßhalb ziehn die Shakspearschen Liebenden uns so unwiderstehlich an, während die Calderonischen bey aller Bilderglut, welche jedoch immer der verständige Reflexionshauch des Dichters, der sie in regelmäßiger, symmetrischer Folge hintereinander, oder einander entgegenstellt, selbst wieder erkältet, uns in weitere historische Ferne fortgerückt werden. Und weil weder Marocco noch Arragon bis zu dieser Shakspearschen Liebe gediehen sind, vermögen sie nicht Porzia zu gewinnen, welche ihren Spott hier bey größerer Würdigkeit der Bewerber bis zu einer scherzlosen gleichgültigeren Ruhe gemäßigt hat. Aber dadurch, daß diese Bewerber vom Zufall, wie es scheint, fortgeschickt werden, sind wir auf Bassanio's Erscheinung bey Porzia vorbereitet, und sehn nun, wie er dahin strebt, auf Kosten des Freundes würdig vor ihr sich zeigen zu können. Je weiter er aber vorschreitet, desto mehr vertieft sich der Gegensaz zwischen Antonio und Shylok; und wie es in dem noch unenthüllten Hintergrunde von Shyloks Seele liegt, der Familie den Gewinn vorzuziehn, verräth ihn die Tochter unschuldvoll und reuelos. Jessica ist ganz eine jener lieblichen Gestalten, die in sinnlicher Sittlichkeit dem Geliebten, dem künftigen Gatten, innigst vertraut, mit leiser Scheu nicht verrathen wollen, was sie doch, da es ihr ganzes volles Herz erfüllt, auszusprechen gezwungen sind. Bey Porzia tritt diese tiefe Innigkeit zunächst weniger hervor, weil sie die Gestalt ist, die den Kreis der Familie schon überschreitet, und ihn mit einem weiteren Kreise vereinigt. Indem sie auf diese Weise gleichsam die Beherrscherin beyder Sphären ist, scheint sie durch diese Breite an Tiefe der Innigkeit zu verlieren, die sich aber in einer späteren Scene desto tiefer, glanzvoller, mächtiger als sonst irgendwo, gegen Bassanio ausspricht.

Durch die Flucht der Tochter, durch den Verlust Antonio's zeigt sich näher Shyloks Natur; die heimliche Tücke, indem sie jezt einen festen Zweck gewinnen kann, entschlägt sich des Beyschmacks der Gutmüthigkeit, und beginnt nackt hervorzutreten; daß ihm die Familie nichts gegen den Gewinn, gegen Geld und Gut gelte, spricht er darin aus, daß er wünscht: „seine Tochter todt vor sich zu sehn, wenn sie nur die Edelsteine in den Ohren trüge.“ So geht sein ganzes Trachten auf Geld, und der Geldverlust ist ihm das einzig im Leben Schmerzhafte. Durch diesen Verlust ist er unendlich verlezt, und diese Verlezung fordert daher auch eine unendliche Rache, und führt den Entschluß herbey, den Schein als Mittel dieser Rache zu gebrauchen. Je weiter nun aber diese Entzweyung der beyden streitenden Seiten des Stückes geht, desto weiter gedeiht auch ihre Vereinigung, denn eben diese Vereinigung ist das Wirkliche und Wahre; je weiter sie sich davon entfernen, desto mehr geben sie nur einen Beweis ihrer Nichtigkeit, so wie ebensosehr der Beweis ihrer Nichtigkeit nur der Beweis wird, daß eben jener Zusammenklang das einzig Berechtigte sey. Wie anders sehn wir jezt Porzia auftreten? Liebend, hoffend, fürchtend, und dann doch wieder voll Zuversicht, bis die glückliche Wahl des Geliebten sie ihm ewig eignet, ihr Jubel, ihm unterthan zu seyn, sich ihm ganz dahinzugeben, in den schönsten, lieblichsten Tönen erklingt. Doch diese Vereinigung wird erst wirklich, wenn eben jene kämpfenden Seiten sich in ihrem härtesten Streit als sich beyde zerstörend bewiesen haben; darum verliert Antonio sein ganzes Vermögen, und das verachtete Recht rächt die Schuld, die er demselben angethan, durch seine eigene Schuldverschreibung. Aber vor der Lösung dieses Kampfes ist auch Porzia's Ehe keine wirkliche, deßhalb werden die kaum Vereinten schnell getrennt, Porzia ist Wittwe, noch ehe sie Gattin ist, denn Bassanio kann, ehe sein Freund nicht gerettet wird, nicht an der Seite seiner Porzia ausruhen. Doch wer anders als sie allein vermag ihn zu retten? Das Recht und seine Verweser vermögen es nicht, denn eben die Seite des Rechts und bürgerlichen Verkehrs ist es, die er durch Verachtung und Mißkennung verlezte. Nur die höhere Macht, Porzia, welche die Familien- und Rechtsansprüche in sich vereinigt, ist die Macht über Shylok, den Wächter der Familie!

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 132.

Bergmann.

Charade.

Um die Erstere zu werben,
Sezt der Mensch sein höchstes Gut.
Nach des Waldes wilden Heerden
Steht der Zweyten lust'ger Muth.
Auf das Bräutchen abzudrücken,
Ließ das Ganze sich berücken;
Mit Entzücken und mit Graun
Wirst du's auf der Bühne schaun.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Juni 1826.

Man wird Robespierres Haus niederreißen; man wird Salz auf die Stelle streuen; man wird einen Schandpfahl darauf richten, zur Rache an dem Verbrechen! Von mir aber werden meine Freunde sagen, daß ich ein guter Vater, ein guter Freund, ein guter Bürger war. Sie werden mich nicht vergessen. Ich will lieber guillotinirt werden, als selbst guillotiniren.

Worte Dantons vor seinem Tode (nach Mignet).

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

V.

In dem Zeitpunkte, als die Mordregierung sich noch nicht einzig und allein in einer Hand konzentrirt hatte, waren die Zuschauer bey den Hinrichtungen gewöhnlich sehr beträchtlich; sie waren damals noch mehr gemischt; es waren nicht lauter Ungeheuer; ein großer Theil stand in stummer Verzweiflung umher. Die Verurtheilten wurden gewöhnlich an dem Tage der Verurtheilung schon, von welcher kein Appellations-, kein Kassationsmittel statthatte, hingerichtet, so daß man auf den Richtplatz ging, um die Namen der Opfer zu erfahren, weil sie erst den andern Tag in den Zeitungen stunden. Man war damals allgemein begierig, ob Danton, Camille des Moulins, Philippeau und Andere, auf die man eine letzte Hoffnung der Rettung gebaut hatte, obgleich sie bereits verhaftet waren, sich etwa mit Robespierre wieder einverstehen würden. An ihren Personen hing die Frage, ob das System der Verhaftungen endlich ein Ende nehmen sollte; denn Danton hatte laut in der Jakobinerversammlung vorgeschlagen, man möchte doch wenigstens eine Anstalt treffen, um die Schuldigen von den Unschuldigen zu scheiden, um die Gefängnisse auf diese Art von der unermeßlichen Anzahl der Verhafteten zu befreyen; zur Vollziehung einer solchen Maßregel sollte man überall Gnadenkommitte's ernennen. Diesen Muth hatte Danton gehabt, nur ein Danton konnte ihn haben; er wußte, daß zwischen dem Gelingen und Mißlingen das Blutgerüste stand. Dieser Zug ist bisher kaum bemerkt worden in dem Charakter Dantons; er hatte dem Tode getrozt, als er sich in die so gefährliche Sache der unmenschlichen Revolution warf; ein gemeiner Revolutionär wäre ihr treu geblieben, aber Danton fürchtete nun auch den Tod nicht, als er zur Sache der Menschlichkeit zurücktrat. Danton allein konnte die Kühnheit so weit treiben; denn nur er und einst Mirabeau waren die hohen genialischen Meister gewesen, welche die Revolution aus ihrem höchsten Gesichtspunkte anzusehen vermocht hatten. Mirabeau hatte die höchste Bildung mit dem allerumfassendsten Talent verbunden, dagegen war die natürliche, geistige Kraft Dantons stärker, elastischer, ungebundener. Der herrschende Grundsatz Dantons in seiner ganzen öffentlichen Laufbahn war, man müsse Alles wagen können in einer Revolution, weil Revolutioniren selber das höchste aller Wagestücke sey. Nie war ein Mensch mit dem Tode vertraut gewesen wie Danton; von ihm rührt das Wort her, worin er sich selber und alle seine Gehülfen warnte: „Die Revolution ist, sagte er, wie Saturn, sie frißt ihre eigenen Kinder.“

Alles, was Danton von der Natur erhalten hatte, war riesenmäßig; seine Statur, sein Kopf, seine Brust, seine Schultern, seine Lungen, seine Hände und Beine waren größer und kräftiger als an andern Menschen. Ich bedarf hier nicht sein Portrait, von Andern gemalt, nachzusuchen;

ich habe ihn leben und sterben gesehen, ich habe ihn auf der Rednerbühne gehört. Danton mußte nicht nur darum sterben, weil Robespierre die Ueberzeugung gehabt hatte, die Revolution könnte durch ein System der Schonung und der Gnade gefährdet werden, sondern auch darum, weil Robespierre auf Dantons physische und geistige Ueberlegenheiten neidisch war. Dieser historische Satz kann hier mit voller Gewißheit aufgestellt werden, auch ist er ganz dem Begriffe gemäß, den man sich von dem erbärmlichen Robespierre machen muß. Wenn die Geschichte sich auch nur in der Sprache der beyden Gegner ausdrücken will, so muß sie ihnen Beyden Verdienste zugestehen; aber auch die Verdienste Dantons um die Revolution waren ausgezeichneter gewesen, als jene seines Mörders und Neiders. Die erste Grundlage zu dem nachherigen französischen Militärsystem hat Danton gelegt, freylich nicht wie späterhin Carnot durch die Organisation der militärischen Kräfte, sondern durch eine Rede, durch die er die Kräfte in's Leben rief. Danton hielt diese Rede in dem Nationalkonvent in dem Zeitpunkt, als die französischen Gränzen von unzähligen feindlichen Armeen umringt, als die wenigen französischen Militärkräfte bereits erschöpft und ein weit ausgebreiteter Plan zu Frankreichs Ausrottung von Englands Ministerium bekannt geworden war. Vielleicht war damals die Revolution selber bereits in Verzweiflung. Die Kerntruppen waren durch Verräthereyen und durch Unwissenheit mancher Anführer beynahe ganz aufgerieben worden. Danton hatte den furchtbaren, aber richtigen Gedanken insgeheim geäußert, daß man künftige Siege nur durch die Menge von Kriegern erzwingen könnte, weil es ihnen an Erfahrung, und weil es der Armee an geschickten Führern fehlte. Danton wollte auch die Frage lösen, woher man zu dieser ungeheuren Anstrengung an Menschen die nöthigen Waffen nehmen sollte. Noch sehe ich ihn, noch schaudere ich über dem Bilde des begeisterten Riesen, noch höre ich seine donnernde Rede über die erstaunte Versammlung herabstürmen, als wäre die Rednerbühne seine Batterie, von welcher er aus hundert Feuerschlünden Verderben über die schlachtenkundige, sieggewohnte Koalition schleuderte. Seine fürchterlichen Geberden drückten den einzigen Wunsch aus, der ihn beseelte, jedes seiner Worte möchte, verwandelt in ein Bajonnet oder in ein Schwert, je einem französischen Jüngling in die Hände gegeben, und so das Vaterland gerettet werden. Er sagte es zwar nicht ganz ausdrücklich, aber in kecken, ungewöhnlichen Bildern, und der Gedanke lag auf seiner drohenden, breiten Stirne, und sprühte aus seinen funkelnden Augen und sprach sich aus in lebendigen, rollend erschallenden, von den Mauern des großen Saals furchtbar zurückprallenden Tönen, daß, wenn nur erst die große Menge versammelt und bewaffnet wäre, so möchte auch wohl die Hälfte davon sich in den Tod für's Vaterland stürzen, die andere Hälfte würde alsdann schon wieder in dieser blutigen Schule die alte französische Kriegswuth und eine neue mörderische Siegsmethode erlernen, nämlich die, den Feind mit kühner Verachtung durch die Massen von Bajonnetten zu ersticken. Bey dieser Rede, so wie bey allen Reden Danton's, hatte immer schon der Kontrast zwischen ihm und der Versammlung etwas Grauses an sich; während er donnerte, herrschte rings umher eine todte Stille. Nicht einmal die Pausen der einzelnen Sätze unterbrachen den allgewaltigen Eindruck. Und als er endlich abtrat von der hohen Stelle, da brachen die Salven des allgemeinen Enthusiasms aus; von den Sitzen der Abgeordneten und aus den Zuhörerlogen zugleich lärmten wiederholte Akklamationen, gleichsam als das Siegesgeschrey zum voraus; es war der höchste Triumph der populären Redekunst. Als er wieder dahin ging nach seinem Sitze, da wollte Jeder ihn betrachten; er glich einem drohenden Genius, der mit einer Posaune die Würgengel aus Himmel und Hölle zu Hülfe gerufen hatte. Sein Anblick war furchtbar und doch nicht widerlich; die Zufriedenheit seiner eigenen Ueberzeugung lag stolz und ernst auf seinem Gesichte. Seine Rede wiederschallte im ganzen Lande, in jedem Dorfe Frankreichs. In wenigen Monaten waren 1,200,000 rüstige Jünglinge und Männer von achtzehn bis fünf-und-zwanzig Jahren unter den Waffen; Danton hatte Frankreich die Theorie der Konskription gelehrt, sie hieß damals die erste große Requisition. Und aus der natürlichen, jedoch geordneten Rhetorik dieses unbändigen Athleten der Volksbühne ergab sich nachher die Anwendung kühner, stürmender Massen im Angriffe und die mächtigere, raschere Ausführung von Kriegsplanen, berechnet auf größere Distanzen, welche man nur mit zahlreichen Kolonnen hinter sich legen konnte; die Schlachten wurden immer entscheidender und seltener, und so gewann die Menschheit den Vortheil der Schonung der Menschen, denn die Bülletins, worin gewöhnlich 25,000 oder 10,000 Todte an Einem Tage aus der Welt geschafft werden, sind blutige Mährchen; wer eine Schlacht gesehen hat, weiß nur gar zu wohl, daß das Einhauen in die Massen selten gelingt, und daß die Zahl der Todten sich nicht zur Zahl der Kanonen, nicht zur Zahl der Abfeuerungen, sondern zu der Zahl der Stellungen, in welche das Geschütz zum Angriff oder zur Vertheidigung gebracht werden muß, zu der Zeit, die dazu gehört, und zu den Richtungen, in welchen die Schüsse tödten können, verhält. Darum sind jezt auch die Länder stärker bevölkert als vormals nach den alten, mörderischen Kriegen, und die Schlachten wurden wieder Meisterstücke des menschlichen Geistes, würdig, kommentirt zu werden in den Kriegsschulen aller Hauptstädte Europens.

(Die Fortsetzung folgt.)

O l i v i e r.

(Fortsetzung.)

Oliviers Feindin verfolgte ihn demungeachtet noch mit einer Wachsamkeit, daß keiner seiner Schritte ihr unbekannt blieb, sogar seine Briefe erhielt er meistens schon erbrochen, und Herr Lenoir hat schwerlich seine geheime Polizey pünktlicher besorgt als sie die ihrige. Da Olivier eine solche Aufsicht weiter nicht zu fürchten brauchte, ertrug er sie, ohne sich darüber zu beklagen, da er der rachsüchtigen Frau den Triumph nicht verschaffen wollte, ihn verdrießlich gemacht zu haben. Er hatte eifrig nachgesucht, zur Armee gehen zu dürfen, wo er seinen Freund zu finden hoffte, und ihn trösten zu können wünschte; aber der kriegerische Muth des jungen Adels war damals, wie auch noch in unsern Tagen, so groß, daß er Andern nachstehen und mit seinem Regiment in Paris zurückbleiben mußte. Da er mit keinem seiner Freunde in der herzlichen Vertraulichkeit lebte, wie mit Cesar, fühlte er seinen Verlust täglich schmerzlicher und ging, um die peinliche Leere auszufüllen, mehr wie bisher in Gesellschaft, wo ihn der Umgang mit Frauen um so mehr anzog, als er immer mit Wohlwollen von ihnen behandelt wurde. Doch er vermied mit großer Vorsicht, mit keiner von ihnen in eine Berührung zu kommen, die ihn oder sie hätte in Verlegenheit bringen können, da er wohl wußte, daß die Welt nie an ein bloß freundschaftliches Band zwischen einem Mann und einem jungen Frauenzimmer glaubt, und man überdem unter diesem Vorwand oft Verhältnisse eingeht, die in der Folge, wo sie nicht mehr zu lösen sind, sehr drückend werden. Dennoch blieb er unglücklich und die furchtbare Leere in seinem Innern vergiftete sein Leben.

Dieser Zustand konnte nicht lange dauern. Die junge Marquise von Nanteuil erschien zwey Jahre nach dem Tode ihres alten Gemahls, den sie mit kindlicher Zärtlichkeit bis zu seinem Ende gepflegt hatte, zum ersten Mal wieder in der großen Welt. Mit allen Vorzügen des Geistes und der Schönheit begabt, war sie vor dem zwanzigsten Jahre Wittwe geworden, und ihre Tugend hatte sich, bey einer so schweren Probe, so fleckenlos erhalten, daß auch die schärfsten Zungen sich nie an sie gewagt hatten. Die Pflege einer alten Mutter und die schönen Künste, die sie mit vielem Talent übte, waren ihre einzigen Beschäftigungen. Sie machte den edelsten Gebrauch von dem Vermögen, das sie von ihrem Manne geerbt hatte, und durch die bestimmte Gleichgültigkeit, die sie allen ihr dargebrachten Huldigungen entgegensetzte, war es ihr gelungen, gleich in der ersten Zeit nach ihres Mannes Tod den Schwarm von Bewerbern, der sich immer um eine schöne junge Frau versammelt, von sich zu entfernen.

Während ein Schwarm von Männern, gleich bunten Schmetterlingen, in der Hoffnung, von ihr bemerkt zu werden, Frau von Nanteuil umflatterten, schien Olivier sich um sie weniger als um jede Andere zu bewerben. Unwiderstehlich von ihr angezogen, sprach er doch nie mit ihr, sondern nur immer mit den Menschen, die ihr am nächsten standen, und obwohl sein Gespräch einzig und allein ihr galt, richtete er es doch nie an sie. Eben so vermied er sie anzusehen und folgte demungeachtet jeder ihrer Bewegungen, und alle seine Seelenkräfte waren angestrengt, um jedem ihrer Worte eine besondere Bedeutung zu geben. Es gibt viele unbesonnene junge Leute, die, um sich für die Eroberungen schadlos zu halten, die sie nicht machen, sich, indem sie mit geheimnißvollem Lächeln einem Frauenzimmer das Geringfügigste sagen, den Schein der Vertraulichkeit geben wollen, wenn sie auch gar kein Recht dazu besitzen. Wenn Olivier sich einen dieser Männer auf diese Weise der Frau von Nanteuil nähern sah, hatte er alle Mühe sich zurückzuhalten, ihn nicht auf Tod und Leben herauszufordern.

Da er begierig jede Gelegenheit benuzte, um die Marquise zu sehen, hatte er sich unter einem angenommenen Namen, ihrem Hotel gegenüber, eine Wohnung gemiethet, von wo aus er sie täglich in ihrem Garten beobachten konnte. Eben so wußte er auch von seinem Fenster aus jede ihrer Bewegungen zu berechnen, indem er nach dem Ankommen oder Abfahren der Wagen auf die Dauer der Besuche schloß, und durch das Hin- und Wiedergehen ihrer Leute sich ihre jedesmalige Beschäftigung erklärte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chur, Mai.

Es hat der von der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft der Naturforscher gefaßte Beschluß, ihre dießjährige Versammlung in Bündten zu halten und nach Chur zu verlegen, seither und bevor er noch zur Ausführung gelangt ist, schon die erfreulichsten Folgen gehabt. Um die schweizerischen Naturforscher nicht ungerüstet zu empfangen, haben alle durch den Kanton zerstreuten Freunde der Naturwissenschaft sich in eine Kantonalgesellschaft vereinbart, und mehrere der ersten Magistratspersonen des Landes haben sich ihrem Centralkommité angeschlossen; der treffliche, durch die ganze Schweiz hochgeschäzte Landamman Sprecher von Bernegg ist erster Vorstand des Vereins. Der gelehrte Arzt Hr. Doktor Kaiser, und der Apotheker Hr. Capeller, haben so eben eine wesentliche Bereicherung der bündnischen Naturkunde in der Schrift: „die Mineralquellen zu St. Moriz, „Schuls, Tarasp, Fiderik, St. Bernhardin, Peiden, Belk „und Belvedere" geliefert, die, nebst den neuen und eigenen chemischen Analysen dieser Wasser, auch historisch-topographische Darstellungen und heilkundige Nachweisungen enthält. Die hohen Gebirge und Alpenthäler Graubündtens (sagen die Verfasser u. a. in der Einleitung) sind sehr reich an Mineralien; keine Gebirgsketten im schweizerischen Hochlande sind so reich an Erzgruben von Gold, Silber, Zink, Bley und Eisen, wie die rhätischen. Auch Mineralquellen, besonders kohlensaure, worunter die berühmteste der Schweiz zu St. Moriz, hat kein Kanton so viele aufzuzählen, als Graubündten. Schon die Lage dieser Mineralquellen mit den südlich und nördlich zunächst angränzenden, gibt dem Geognosten und Naturforscher ein großes und nicht weniger interessantes Problem, als die ähnliche

Beobachtung am Taunusgebirg: wie hier z. B. in der höchsten Alpenregion die starken Säuerlinge zu St. Moriz und Bernhardin, etwas tiefer die geringern zu Schuls und Fideris, in der südlichen Abdachung der Gebirgskette die warmen Quellen zu Masino und Bormio im Veltlin, und diesseits des absteigenden Gebirges die laue Quelle zu Vals im Lugnez und die Therme zu Pfäfers zu Tage kommen. Nicht weniger bemerkenswerth ist das häufige Beysammenseyn fast überall zweyer qualitativ verschiedener Quellen: der Sauerquelle zu St. Moriz gegenüber die schwefelhaltige Quelle zu Cellerina, der zu Fideris die Schwefelquelle in Schavernau, noch näher beysammen die verschiedenhaltigen in Schuls, der Therme zu Bormio gegenüber die eisenhaltige Sauerquelle zu St. Catharina in Valvursa, und der zu Pfäfers ein schon lang verschüttetes Sauerwasser, so vieler Gegensätze der kalten Schwefel- und anderer kleinen Mineralquellen nicht zu gedenken. — Der gegenwärtige Stand der chemischen Analyse der Mineralquellen wird zugleich sehr verständig und gemeinverständlich also gewürdigt: Zwar gewährt uns diese Analyse keine klare Ansicht von der lebendigen Mischung und Verbindung der Salze und Säuren vor ihrer Trennung durch Reagentien; es können nämlich beym analytischen Prozesse Zersetzungen und Verbindungen stattbaben, die beym Mineralwasser als Totalität nicht präexistiren; auch ist der Befund nicht immer konstant: nicht nur verschiedene Chemiker, sondern derselbe, welcher die nämliche Quelle wiederholt und zu verschiedener Zeit untersucht, findet nicht etwa nur kleine, etwa aus Mangel und Genauigkeit und dergl. entstandene, sondern oft auffallende quantitative Verschiedenheit der Bestandtheile; ferner gibt es höchst wirksame Mineralquellen bey äußerst wenigem firen mineralischen Gehalt, deren Heilkräfte mehr in der eigenen innigen Mischung und den der Chemie noch unerreichbaren Imponderabilien zu suchen sind. Dagegen liefert die chemische Analyse der Mineralwasser belehrende Beyträge zur naturhistorischen und geognostischen Erkenntniß des Bodens und der Felsgebilde, aus denen diese geheimnißvollen Wasser hervorquellen. Zum Behuf der Heilkunde lehrt sie uns die Stoffe, die in einem Mineralwasser enthalten sind, und gibt dadurch immerhin einen annähernden Maßstab zur Bestimmung ihres therapeutischen Werthes. So lange uns also keine höhern Mittel zu Gebote stehen, ein Mineralwasser in seiner noch ungeschiedenen Einheit zu würdigen, bleibt uns nichts andres übrig, als seine physischen Eigenschaften durch äußerliche Wahrnehmungen, durch sinnliche Merkmale aufzuzählen, mit den palpabeln Stoffen der Scheidekunst zu prüfen, und nach deren Ergebniß es in die ihm geeignete Reihe der Mineralwasser aufzustellen, und, nach der Analogie anderer durch erprobte Erfahrung erwiesener Wirksamkeit derselben Klasse, ihren medizinischen Werth zu deuten — bis eine längere Beobachtung der Wirkungen auf den kranken menschlichen Organismus ihren wahren Werth als Heilquelle erst vollends würdigt und sichert.

Berlin, 4. Mai.

(Beschluß.)

Der Staat, die höhere Sphäre des Rechts sowohl als der Familie ist hier noch nicht hervorgetreten, daher herrscht in dem Staate dieses Stückes nur das formelle Recht, dessen starren Nacken der Rechtsverweser zu Antonios Gunsten nicht zu beugen im Stande ist, und Porzia ist der juristische Familiengeist, der als der junge Doktor in's Gericht tritt, den harten Streit zu lösen. Denn Shylok hat sich ganz zum formellsten Recht ausgeleert, nichts anderes gilt ihm, nur die Erfüllung seines Rechtsanspruchs, indem er dadurch seiner Rache genugthut, vermag ihn zu befriedigen. Aber deßhalb darf jener Einklang, durch welchen Porzia die waltende Macht ist, seinen Anspruch nicht verkennen, sondern muß ihn anerkennen, aber durch seine eigene Formalität, durch seine Nichtigkeit, die ihn in sich selbst schon zerstört, auflösen, denn dieß Recht soll ja nicht nur bey Seite geschoben, sondern mit den Familienansprüchen und den Forderungen edler Gesinnungen in Harmonie gebracht werden. Daher wird Ch...let durch das Recht zu Grunde gerichtet, und dasselbe Recht, das sein Recht anerkannt hatte, verdammt ihn ebensosehr, so daß nur die Gnade des Rechts und der edlen Gesinnung Antonios ihm Leben und Vermögen schenkt, insofern er es zum Behuf der Familie verwenden will.

Auf diese Weise, welche sich durch ihre innere Vernunft als einen der größten Meisterwürfe des Dichters erweist, und ihn für immer verewigt, ist der tragische Streit friedlich gelöst; dem königlichen Kaufmann hat der Sturm und die Todesangst die Lehre zugerufen, jener Kreis, aus dem ihn der Adel seiner Gesinnung verbannte, sey nicht verächtlich, und dieß erkennt er jezt an, indem er einen Theil des Vermögens, welches das Recht ihm zuspricht, von seinem Feinde behält, und ihm nur die andere Hälfte großmüthig schenkt; den jüdischen geldgierigen Wuchrer, der nicht des heiligen Familienzwecks wegen sich bereicherte, hat dieselbe Todesfurcht durchzittert, und er verdankt sein Leben nur der Gnade und Großmuth, die ihn zwingt, sein Vermögen jezt jenem heiligen Zwecke zu weihen. Und dieß Alles hat Porzia vollbracht. Nun hat sich also nur zu beweisen, daß sie diese Vollbringung, daß sie dieser Einklang sey. Nach gelöstem tragischem Streit wird dieser Beweis eine heitere Komik, Gegenstand des Lustspiels, und wie wenig auch, oberflächlich betrachtet, der lezte Akt möchte zu den früheren zu passen scheinen, so tief und eng schließt er sich doch an das Ganze, und in so folgerechter Vernunft der Sache beschließt er das Stück. Dieser Beweis kann nur der seyn, daß eben die Gestalt ächter Familiengesinnung auch als die der Rechtssphäre erscheint, und daß der Streit beyder Kreise nur scheinbar sey. Porzia weiß um diese Scheinbarkeit, die sich nur dadurch offenbart, daß es so scheint als stritten beyde wirklich gegeneinander, und daß deßhalb diese Wirklichkeit des Streites nur zu einem bloßen in sich selbst wirklichkeitslosen Schein herabgebracht werde. Dieß ist der komische Streit mit den Ringen. Bassanio, insofern er mit dem ersten Geschenk der Gattin den Doktor belohnt, scheint das Recht der Liebe dem juristischen Recht und seinem Verdienst hintenanzusetzen. Aber der Doktor ist die Gattin selbst, die ihn nur scheinbar quält, um sich dem Geliebten desto inniger verbunden zu zeigen. Und die Erklärung jenes nur anscheinenden Streites macht auch das Unglück Antonios, da er das Recht des Rechts und der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt hat, nur scheinbar: er ist auch als Kaufmann glücklich, und da er sich dieses Glückes freut, ist er wahrhaft der königliche Kaufmann, wie Porzia die liebende Gattin und der juristische Doktor.

Wenn wir in dieser Darstellung das Richtige ausgesprochen haben, so können wir Herrn Devrient unsern Dank nicht verhehlen, insofern wir glauben nur Schritt vor Schritt seinem Spiele und seiner Auffassung des Shylok, die uns dieß Spiel zeigte, gefolgt zu seyn. Bey Mad. Stich vermißten wir als Porzia in der Scene mit Bassanio die tiefere Innigkeit, und in den früheren den naiven, unüberlegten Spott und Scherz, der aus unbewußter Sicherheit herfließt; vollendeter stellte die Künstlerin den Scherz in seinem Uebermuthe vor, und nach der Verkleidung dar; die Gerichtsscene glauben wir gleichfalls loben zu dürfen; Herr Krüger war ein guter Bassanio, was wir heute um so lieber anerkennen, als wir früher ihn zu tadeln genöthigt waren.

Beylage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Juni 1826.

Der Vorhang schwebet hin und her
Bey meiner Nachbarin.

Goethe.

Olivier.

(Fortsetzung.)

Wer es selbst erfahren hat, wie erfindungsreich die Liebe macht, wird sich denken können, welche wichtige Entdeckungen Olivier auf die erwähnte Weise machte. Aber wer geliebt hat, wird auch fühlen, welchen Reiz er in dieser Beschäftigung fand. Er beschränkte sich aber nicht allein darauf: er hatte erfahren, daß Frau Nanteuil ihren Kutscher verlieren sollte, und sogleich faßte er den Entschluß, ihn durch den seinigen, der ihm seiner Treue und Geschicklichkeit wegen bekannt war, und den man noch nicht als ihm gehörig kannte, zu ersetzen. Auf sein Anstiften meldete sich Gervais bey der Marquise, er ward angenommen, und seit der Zeit erfuhr Olivier fast Alles, was er wissen wollte.

Wenn die Nacht anbrach und Olivier von seinem Observatorium vertrieb, eilte er in die Gesellschaft, und zwar immer an solche Orte, wo er die meisten Menschen fand, damit es einem Jeden bekannt würde, daß er sich gezeigt hatte und man ihn nicht über seine Abwesenheit befragen konnte. Da er allzeit schon im Voraus wußte, wo Frau von Nanteuil ihren Abend zubringen wollte, begab er sich immer etwas früher dahin, damit seine Beflissenheit von niemand als vielleicht von ihr selbst bemerkt würde. Ging sie den Abend nicht aus, oder sobald sie wieder nach Hause gekommen war, folgte er von seinem Fenster aus den Bewegungen der Lichter und durch die Verbindung dessen, was er schon wußte, oder jezt bemerken konnte, fand er, oder glaubte, die Erklärung alles dessen zu finden, was sich im Innern ihrer Gemächer begab. Eben so sorgfältig war er darauf bedacht, ihr jede Freude zu machen. Es verging kein Tag, wo er nicht irgend eine Ueberraschung bereitet hätte, die um so zarter war, als sie von einer unsichtbaren Hand herzurühren schien, denn der Geber blieb immer so verborgen, als hätte er sich einer bösen That schuldig gemacht. Da Emilie mit vieler Geschicklichkeit beynahe alle schönen Künste übte, waren sie ihr auch alle eigen; doch hatte sie eine besondere Vorliebe für Greuze, der so eben sein Gemälde, die ländliche Braut, vollendet hatte. Greuze war damals der Lieblingsmaler in Paris; seine Arbeiten wurden von Jedermann gesucht und konnten oft um keinen Preis erhalten werden. Emilie hatte sein leztes Gemälde gesehen, und äußerte ihren Wunsch, etwas von ihm zu besitzen; — wenige Tage nachher erblickt sie auf ihrer Staffeley sein allerliebstes Milchmädchen, ein Meisterstück von Anmuth und Natürlichkeit. Alle Welt bemühte sich leidenschaftlich, einen der allerliebsten kleinen schottischen Hunde zu besitzen, die damals sehr selten waren und jezt so gewöhnlich geworden sind — eines Tages schmiegt sich das kleinste und zierlichste dieser Thierchen an ihre Füße, es trug ein goldenes Halsband, worauf vier englische Verse gegraben waren, deren Bedeutung eine zarte Anspielung auf die Gefühle des Uebersenders enthielt:

Such forward airs, so pert, so smart
Are sure to win his Lady's heart:
How pretty was fawning way thine!
How different is thy case and mine.

Jeden Morgen waren ihre Zimmer mit frischen herrlich duftenden Blumen geschmückt. Die erste Rose war für sie bestimmt, und wenn eine neue ausländische Pflanze bekannt wurde, war ihre Terrasse sogleich damit geschmückt.

Umsonst suchte Frau von Nanteuil diesen Artigkeiten zu entgehen, sie konnte niemand darüber anklagen und sie auch nicht vermeiden, da sie deren Urheber nicht kannte; sie hatte einige ihrer Leute verabschiedet, weil sie ihren Verdacht erregt hatten, alle schwiegen und ergaben sich in ihr Schicksal. Obwohl sich Emilie durch diese Aufmerksamkeiten vielleicht innerlich geschmeichelt fand, wurde sie doch, da sie durchaus nicht errathen konnte, von wem sie herrühren möchten, nachdenklich und verlegen darüber. Sie war wohl auf Olivier gefallen, den sie immer mit Auszeichnung behandelt hatte, und dessen stumme Bewunderung ihr unmöglich entgangen seyn konnte; aber wie konnte sie glauben, daß er so sehr für sie eingenommen wäre? Diese Ungewißheit war süß und zugleich grausam genug.

Was für Emilie ein so unauflösbares Räthsel blieb, war es jedoch nicht für einen Jeden, und die rachgierige Baronin von B., die unaufhörlich darauf bedacht war, dem zu schaden, den sie für ihren Feind hielt, hatte Olivier's Geheimniß entdeckt, indem sie ihn bis in seinen geheimen Nachtaufenthalt verfolgen ließ. Sie hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als es der Frau von Nanteuil zu verrathen, und der arme Olivier erfuhr es durch ein Billet, worin ihm Frau von B. selbst meldete, welchen neuen Dienst er ihr verdanke. Er war außer sich darüber und vermied lange, an die Orte zu gehen, wo er ehemals so froh war, dem Gegenstand seiner Liebe zu begegnen, als er eines Tages folgende Zeilen von der Marquise erhielt: „Ich habe Frau von B. gesprochen, die mir sagte, daß Sie der Urheber alles dessen sind, was sich um mich her zuträgt. Ich kann meine Ansicht über ein solches Verfahren nicht aussprechen, ehe ich Ihre Antwort erhalten habe, und gewiß weiß, daß man mir die Wahrheit gesagt hat. Emilie von Nanteuil."

Als Olivier diesen Brief öffnete, wurde er von tausend Befürchtungen bestürmt, die alle zur Gewißheit werden, als er den Namen der Baronin von B. darin fand. Es fiel ihm nicht einmal ein, zu erwägen, wie günstig sich für ihn die Worte der Frau von Nanteuil deuten ließen. Der Verzweiflung hingegeben, antwortete er ihr folgendermaßen:

„Ja, meine gnädige Frau, man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, und ich werde mein Unrecht nicht, indem ich es läugne, vergrößern. Frau von B., die mir schon so viele Beweise ihres Hasses gegeben hat, konnte mir keinen empfindlichern aufgespart haben, als indem sie in einem Tage das Glück meines Lebens zerstört — das Glück, Sie anzubeten, ohne es Ihnen zu sagen, und über Empfindungen für mich das bescheidene Glück der Ungewißheit zu genießen. Seitdem ich weiß, daß sie mit Ihnen von mir gesprochen hat, sie, von der ich am wenigsten gewünscht, daß sie Ihnen meine Gefühle entdeckt hätte, darf ich keiner Hoffnung mehr Raum geben. Sollte ich so unglücklich seyn, Ihnen mißfallen zu haben, so ist meine Strafe auch hart genug, indem ich mich auf zeitlebens von Ihnen entferne."

Folgendes war die Antwort von Frau von Nanteuil auf Oliviers Brief:

„Die Aufrichtigkeit Ihres Bekenntnisses würde mir einen neuen Beweis Ihres Edelmuths geben, wenn ich je daran hätte zweifeln können. Da ich das, was vorgegangen ist, unmöglich vermeiden konnte, ist es mir lieber, daß Sie die Veranlassung dazu gaben als jeder Andere. Auf alle Fälle wäre Ihre Entfernung eine zu harte Strafe für Sie. Ich glaube in der That, daß Frau von B. eine sehr übelwollende Frau ist, aber ich fühle mich für dieses Mal nicht berufen, sie zu hassen. In Allem, was sie mir gesagt hat, ist nur eine Sache, die ich verstanden habe, und diese hat mir keinen Verdruß gemacht; nur gestehe ich aufrichtig, daß ich sie lieber aus Ihrem Munde, als aus dem dieser Dame gehört hätte."

Leider kam dieser Brief zu spät. Olivier war schon, von Verzweiflung getrieben, entflohen, und hatte niemand als seinem treuen Gervais seinen Aufenthaltsort anvertraut, wobey er ihm befahl, ihn gegen niemand zu verrathen und ihm durchaus keine Briefe zukommen zu lassen. Man hat nicht mit Gewißheit erfahren, wo er sich aufgehalten hat; es sind aber Ursachen, die auf die Vermuthung führen, daß er bey einem Bruder seines Vaters, der in einem Kloster der Hauptstadt lebte, verborgen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Wie sehr verschieden von jenem Helden der Rednerbühne, und doch wie erhaben noch über seinen niederträchtigen Neider, Robespierre, sah ich nachher Danton am Ende seiner Laufbahn auf dem Blutgerüste! Jener hatte die höllische Intrike ersonnen, an Einem und demselben Tage alle ihm gefährlich scheinenden Feinde der Hinrichtungen und Verhaftungen, unter dem Vorwande einer weit ausgebreiteten Verschwörung gegen die Sicherheit des Staats, verurtheilen und hinrichten zu lassen. Die Handlung war eine tief ausgedachte Schandthat. Ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher, geistvoller Schriftsteller,

Camille des Moulins, in der Blüthe der Jahre, gab damals periodische Hefte heraus, worin er fühlen ließ, wie sich die Revolution entehrt hatte, und wie alle gute Menschen in Frankreich nach Erlösung seufzten; Camille hatte in seiner früheren Laufbahn, vier Jahre vorher, ein ganz anderes Pfand gegeben, daß er der Revolution nicht untreu werden konnte; er war es, der während der großen Gährung am Tage vor der Stürmung der Bastille im Garten des Palais Royal auf einen Stuhl gestiegen war und der versammelten Menge zugerufen hatte: „Meine Herren, in unserer Lage weiß ich nur Einen Rath, wir greifen zu den Waffen.“ Danton und Camille kannten sich; Camille war nun der Schriftsteller und Danton der Redner der Hoffenden. Robespierre sezte den Namen Camilles auf die Liste der sogenannten Verschwornen, die jedoch beynahe Alle miteinander in keinem Contakte gestanden waren. Er begriff darin auch den ehrlichen Philippeau, den doch die Nationalversammlung selber nach der Vendee geschickt, und der dort die Beweise der westlichen Mordoperationen, der grausamen Ausrottung der Geistlichen, und der Ersäufung der Verhafteten durch eigends dazu eingerichtete Falltreppen in Böten gesammelt hatte. Robespierre vermehrte die Anzahl noch mit andern Opfern, und offenbar hatte er dabey die Absicht, den Muth des Helden Danton auch noch im Tode auf eine furchtbare Probe zu stellen. So sah ich Danton in der Stunde des Todes. Ich sah ihn da, lange aufrecht unten am Gerüste stehend, wie man ihn warten ließ, bis alle seine Todesgefährten gemordet, bis Alle ihre Köpfe gezeigt, bis jeder Einzelne vor seinen Augen verschwunden war. Doch auch da war Danton noch Danton. Er stieg endlich, der Lezte, hinauf. Sein Tritt war fest. Sein Fuß rückte sicher vor bis an's Richtbrett, von wo aus er hinabsehen mußte auf die blutige Ueberschwemmung des Platzes. Aber bald hob sich sein Blick an den Himmel, und nachher auf beyde Seiten mit Verachtung gegen das elende Volk, dessen Abgott er so lange gewesen war, und das nun alle Tage ein anderes Opfer wollte. Danton, der eherne Koloß, wurde eingestürzt. Aber sein Tod öffnete Allen die Augen. Bald nachher empörte man sich mitten in der Nationalversammlung gegen den Tyrannen ihm in's Gesicht hinein, denn alle Hoffnungen waren damals verloren gewesen. An Danton's Todestage vergab ganz Frankreich dem Danton sein früheres Unrecht, aber er rettete auch durch seinen Tod zum zweyten Male Frankreich.

Unmittelbar nach Camille des Moulins Tode ging seine schöne Gattin in's versammelte Revolutionstribunal. Sie war seit wenigen Jahren verheirathet mit Camille, sie hatten sich geliebt mit einer durch die Gefahr sich täglich mehr exaltirenden Leidenschaft. In ihrem Innern war sie aufrichtige Republikanerin, aber nun wollte sie durchaus sterben. Da rief sie in Gegenwart des öffentlichen Anklägers und vor allen Blutrichtern: „Es lebe der König!“ Im Augenblicke war ihr Prozeß gemacht. Als sie das Schaffot bestieg, fragte sie den Scharfrichter, ob es dasselbe sey, auf welchem man ihres Geliebten Blut verspritzt habe?

VI.

Man mag die Revolutionen stellen unter welchen Gesichtspunkt man will, so kann man nicht anders als sie verfluchen, wenn man sie in gewissen einzelnen Momenten gesehen hat; diese Momente sind diejenigen, wo dem Revolutionisten nicht einmal die Vertheidigung zu Hülfe kömmt, er habe in seinem Werke nicht das Einzelne anschauen können, sondern das Ganze. Wie kann man in einem Ganzen auch das Ganze selber ohne Abscheu schauen, wenn es durch eine That entstellt ist, bey welcher man nothwendig voraussetzen muß, es sey ein Grundsatz der Revolution selbst gewesen, sie müsse durchaus unmenschlich seyn, und auch den moralischen Menschen zerfleischen? Die That, von der wir hier sprechen wollen, läßt sich nur dann denken, wenn man voraussezt, die bis dahin verübten Grausamkeiten haben den Meistern des Blutsystems nicht mehr hinlänglich geschienen, und sie haben daher einen neuen Plan gemacht, die zarteren, die heiligeren Gefühle, welche die Natur in das Menschenherz gepflanzt hat, dazu anzuwenden, daß sie dem Leidenden einen solchen Schmerz, eine solche Verbitterung des Lebens verursachen sollten, wie sie bisher kein anderes menschliches Wesen erfahren hatte. Der Pöbel von Paris, der zwar bereits seine Grausamkeit und seine Talente zum Revolutioniren erprobt, aber auch dafür gleichgültig zu werden geschienen hatte, sollte durch neue öffentliche Schauspiele, durch das Anschauen unaussprechlicher, ganz neu erfundener Leiden wieder herbeygezogen, und auf einen noch höhern Grad von Wildheit gespannt werden, auf einen Grad, der ihn endlich zu künftigen unbekannten neuen Greueln fähig gemacht hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Berenice.

Einer Berenice Locken seh' ich dort am Himmel prangen,
Als ein Sternbild aufgehoben über irdisches Verlangen.
Aber du, laß deine Locken mir ein Sternbild seyn auf Erden,
Bis sie sich in meinen Liedern einst mit mir verklären werden.

Stärke eines Haares.

Wie die Fädchen deiner Locken sind so weich, so dünn, so fein!
Und sie ziehen in den Himmel doch mein schweres Herz hinein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 7. Mai.

Wer etwa noch in Deutschland, oder auch anderswo, dem alten Vorurtheile, daß die Römer (oder überhaupt die Italiener) keine Schauspielkunst besitzen, und das recitirte Schauspiel nicht lieben, zugethan seyn sollte, kann sich hier in diesem Augenblicke vom Gegentheile überzeugen. Das Theater Valle gibt, seinem alten Gebrauche zu Folge, und wie ich es bereits oft gemeldet habe, jeden Abend eine komische Oper in zwey Akten, nebst einem recitirten Schauspiel in fünf oder drey Akten, zuweilen auch, wenn die Oper ganz dargestellt wird, und das Theater an großen Vigilien oder überhaupt in der Donnerstagsnacht vor Mitternacht geschlossen werden muß, ein Stück in einem Akte. Die dießmalige Oper, die Rossinische Gazza Ladra, hat aber so wenig gefallen, daß sich die Direktion, da auch die erste der versprochenen zwey Farse (das heißt, Opern in einem Akte), il Simoncino, eine alte von zwanzig Jahren, von Morlacchi für Rom geschriebene Komposition, ausgepfiffen und nur einmal gegeben worden ist, einzig und allein auf das Schauspiel beschränkt sieht, wobey der erste Akt der Gazza als Lückenbüßer voraus gegeben wird, um den säumigen Logen, welche nun einmal in keiner Jahreszeit, am wenigsten im Winter, vor zwey bis drey Uhr (nach Untergang der Sonne) in's Theater kommen können, Zeit zu lassen. Die Truppe ist die von Rasiopolo, welche besonders in Oberitalien eines gewissen Rufs genießt, so daß ihr, wie ich höre, im verflossenen Winter Hoffnung gemacht worden war, nach Wien zu kommen. Ein, im italienischen Sinne ausgezeichneter, Namen habender Künstler befindet sich nicht darunter; dagegen besteht die ganze, zahlreiche Gesellschaft aus lauter höchst brauchbaren, routinirten Mitgliedern, im Ensemble, was Italien betrifft, unübertrefflich. Die Goldonischen Stücke gefallen wiederum sehr, und werden, obgleich nicht immer charakterisirt, wie sie es wohl sollten, dennoch mit einem Feuer, einem Enthusiasmus gegeben, an denen sich viele deutsche, schläfrige Hoftheater ein Exempel nehmen könnten. Dagegen lassen die witzigen französischen parfümirten Intriguen- und Galanteriestücke kalt, und erleben nie eine zweyte Vorstellung. Ein neues Beyspiel haben wir davon an einer Uebersetzung der französischen Mehülschen Oper: Une nuit à Madrid, ou la fenêtre secrète; zu einem Lustspiel umgeschaffen, gesehen, welches, obgleich mit lobenswürdiger Anstrengung gespielt, ganz und gar keinen Effekt gemacht hat: man sah es dem Publikum, ich möchte sagen, an der Nase an, daß es, in seiner positiven natürlichen Bildung für dergleichen, auf der Retorte des witzigen Gesellschaftslebens destillirte, Narrentheidungen keinen Sinn hatte. In Mailand soll dieß Lustspiel, welches übrigens der Uebersetzer (ein dort lebender Schauspieler) unverschämt genug für ein Original ausgegeben hat, gefallen haben; ein Umstand, welcher sich aus der schon mehr französirten Bildung der Mailänder sehr leicht erklären läßt. Uebrigens, heißt es, denkt man hier schon an das kommende Carnaval. Morlacchi soll eingeladen worden seyn, die große Oper zu schreiben, aber unter tausend Scudi (ein Scudi beynahe 1 Rthlr. 9 Gr. 9 Pf. sächsisch) nicht kommen wollen, ein so bedeutendes Honorar hat allein Rossini in den lezten Jahren erhalten. Die Direktion scheint Anstoß zu nehmen. Zu solchen Prätensionen hat Hr. Morlacchi sein Tebaldo und Isolina vermocht! So viel für dießmal vom Theater. — Das hiesige bürgerliche Leben anbelangend, kann ich eine Nachricht mittheilen, welche alle Fremden, denen die Lust, nach Rom zu kommen, anwandeln sollte, interessiren muß. Es ist nämlich von nichts Geringerem die Rede, als alle die Neugiergaffenden (vielleicht verstehen meine Leser diesen neugeschaffenen Ausdruck besser, wenn ich das französische Flaneurs oder Bayeurs dafür setze), welche vom Morgen bis zum Abend die Corsogasse auf- und abschlendern, außer Gefahr zu setzen, den Hals zu brechen. Wem wäre, wenn er auch meine vielfältigen deßfallsigen Klagen nicht gelesen hätte, das unbegreifliche Scandal unbekannt, welches die Fußwege auf der genannten Gasse eben so wohl durch ihre Schmäle als durch ihre unzähligen hoch und tief liegenden Einschnitte darbieten, und wodurch die Fußgänger, besonders in den Abendstunden, wo der Fahrweg von den Equipagen eingenommen ist, einer augenscheinlichsten Lebensgefahr ausgesezt sind? Mehr als einmal ist schon in den früheren Zeiten die Rede davon gewesen, diese Fußsteige abzureißen und die Straßen zu ebnen, ohne daß der Plan zu Ausführung gekommen wäre. Freylich wird der Boden in der Mitte der Gasse vier bis fünf Fuß erhöht werden, und die hier befindliche Abzugscloake unter die Erde verlegt werden müssen. Aber beydes wird keine Schwierigkeit leiden. Zu verwundern ist übrigens, daß man noch heut zu Tage die Ursache nicht einsehen kann, welche bey Ebenung der Gasse unter Alexander VII. zu dem halsbrechenden Baue der Seitenwege Veranlassung gegeben haben kann. Kömmt, wie nicht zu bezweifeln steht, der Plan der Ebenung dießmal zur Ausführung, so hat das römische Publikum auch diese öffentliche Verbesserung, so wie viele andere, der Fürsorge Leo XII. zu verdanken. Eine der liebsten davon ist die durchgängig vorgenommne dunkelfarbige Austreichung des Borgo nuovo, welcher jezt durch die Verlegung der päpstlichen Residenz nach dem Vaticane die Hauptstraße Roms geworden ist. Diese alte, verfallene Räumeley, wo jedoch einige sehr berühmte Palläste (zum Beyspiele der Pallast Giraud und der gegenüber liegende sogenannte Pallast der Königin Charlotte von Cypern, beyde von Bramante, und, weiter nach dem Petersplatze zu, der kleine niedliche Pallast, von Raphael erbaut, und dessen Namen führend) stehen, hat nicht allein durch diese Uebertünchung, sondern besonders durch die Fortschaffung aller daselbst öffentlich ausstehenden, die freye Passage hemmenden Fruchthändler, Schuhflicker, Scheerenschleifer, Häringsbuden u. s. w., ein sehr gefälliges Aeußere bekommen. Wie es heißt, soll eine ähnliche Auspuzung und Ausführung mit der ganzen Stadt vorgenommen werden. Gebe der Himmel seinen Segen dazu! Ausgemacht ist, daß Leo XII. (hierin, wie schon oft bemerkt worden ist, dem großen Sixtus V. ähnlich) über der Liebe zu seinen Unterthanen die Zucht nicht vergißt, in welcher sie gehalten werden müssen, wenn sie nicht ausarten sollen. Zum Schlusse kann ich meinen Lesern eine Nachricht mittheilen, welche in ganz Deutschland die angenehmste Sensation erregen muß. Es ist dieß der ungemeine Beyfall, welchen die in diesen Tagen begonnene Ausstellung der Malerarbeiten der hiesigen deutschen Künstler erhalten hat, und der um so schmeichelhafter ist, als die sämmtlichen Gemälde der eben zu Ende gegangenen französischen Ausstellung ohne alle Theilnahme gelassen haben. Indem ich dieß berichte, werde ich hoffentlich von Niemandem einer zu weit getriebenen vaterländischen Parteylichkeit beschuldigt werden; denn wenn es auf ein Urtheil bey mir ankömmt, so tritt der Patriotismus in den Hintergrund zurück. Sobald ich der Ausstellung, zu welcher jedoch, wie mich dünkt, bey weitem nicht alle hier studierenden deutschen Künstler beygetragen haben, die ihr gebührende Aufmerksamkeit gewidmet haben werde, sollen diese Blätter eine ausführliche Beschreibung davon liefern. Für jezt melde ich nur so viel, daß kein einziges Stück darunter ist, welches nicht Auszeichnung verdiente, ja, daß einige sogar von mehr oder minderer Meisterschaft zeigen. Unter leztern befindet sich besonders eine Landschaft von Hrn. Fries aus Baden, (wenn ich nicht irre, aus Heidelberg).

G. L. P. Sievers.

Beylage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Juni 1826.

Gefährlich ist's, den Leun zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Schiller.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Ich komme unten herauf in der Straße St. Honoré. Ich sehe von weitem ein ungewöhnliches Gedränge der herabströmenden Menge. Bereits bin ich umringt durch die heftigen Wogen des Volks, das aus andern Straßen und aus allen Häusern herbeystürzt. Ein halblautes Gemurmel läuft durch den Haufen; es drückte die Verwunderung Aller aus über die Schönheit und die Jugend zweyer Damen in der ersten Blüthe der Jahre; sie saßen mit einer ältlichen, kleineren Frau auf dem fürchterlichen Karren, der sie auf den Blutplatz der Revolution führte. Eine ungewöhnliche Angst, nicht jener Art, wie sie jedesmal auch schon beym Gespräche von den Hinrichtungen mich befiel, bemächtigte sich meiner. Ich blieb stehen und zog dadurch die Aufmerksamkeit des gefährlichen Pöbels auf mich; schon erlaubten sich Einige ein zweydeutiges Schimpfwort über mich, weil ich den Weg versperrte. Mit pochendem Herzen folgte ich also dem Zuge; mich beeilend wollte ich nach und nach entkommen, weil meine Angst immer mehr und mehr zunahm. Aber umsonst. Ich kam weiter voran als ich wollte; ich wurde wieder vorangedrängt bis in die Nähe des Karren, bis an die Räder. Ich werde mir hier nicht erlauben, die volle Schönheit des ältern und die frischaufblühenden Reize des jungen Mädchens zu benennen, sie stunden im Angesichte Gottes, geführt durch die Hand des Todes, und in Gegenwart des Todes und Gottes konnte ich nicht irdischen Reizen huldigen. Ich hatte bereits durch die mich drängende Menge die Umstände des Prozesses lebhaft erzählen hören; die drey Damen waren die Mutter, die ältere Tochter von etwa zwanzig Jahren und die jüngere nahe an sechszehn. Ein sonderbarer Umstand zog bald meine Aufmerksamkeit besonders an. Beynahe an der Ecke der Straße, die zum Todesgerüste führte, schaute die ältere Tochter nach dem höhern Stocke eines Hauses; sie hatte dort jemand an einem Fenster bemerkt, den sie wahrscheinlich kannte; ich konnte nicht wissen, wen, denn ich sah nur sie und ihren Blick hinauf; mit dem bittern Lächeln einer starken Seele, die sich ihrem Schicksal ergibt, aber auch mit einem sprechenden Ausdrucke in den Augen, zuckte sie die Achseln. Die Deutung dieses Blicks, als möchte er an einen Geliebten gerichtet gewesen seyn, würde die Reinheit ihres Blicks beflecken; auch ist es nicht denkbar, daß jemand dieses Mädchen geliebt und noch die Kraft gehabt hätte, ihren Gang in die Ewigkeit aus der Ferne zu schauen, ohne daß er vorher in der Verzweiflung des Kummers gestorben wäre, oder ohne herunterzustürzen auf die Straße. Mag sie den Blick erhoben haben gegen wen es auch sey, es war der Blick eines bereits verklärten Engels. Man hatte die Mutter und die beyden Töchter seit dem Abmarsche der Preußen und Emigranten aus der Champagne und Lothringen verhaften lassen, weil dem damaligen preußischen Monarchen von dem Stadtrathe einer kleinen französischen Stadt ein Ball gegeben, weil diese

Mutter mit ihren beyden Töchtern als eine gute Familie dazu eingeladen worden war, und weil die armen Kinder dabey getanzt hatten. Das Urtheil lautete, sie seyen beschuldigt und überführt worden eines geheimen Umtriebs, dessen Absicht gewesen, den republikanischen Boden an die auswärtigen Feinde zu verrathen.

Die hohen, schlanken Gestalten der beyden Töchter prangten hier auf dem verächtlichen Sitze der Verdammung wie auf dem Triumphwagen der Seliggesprochenen oder der Helden. Ihre schönen schwarzen Haare hatte bereits vor der Abfahrt die Scheere des Gefängnißwärters von dem weißen Halse getrennt. In den Augen der ältern Tochter perlte selten eine Thräne, und der Grund davon lag in ihrem ganzen Gesichte ausgedrückt; sie allein hatte mehr Kraft in der geweihten Seele gehabt als ihre Schwester und ihre Mutter; sie hatte allein ihren Todeskampf schon ausgekämpft, und noch kämpften die Mutter und die Schwester. Zwar sollte die jüngere Schwester nicht ihr Blut verspritzen, weil sie noch nicht volle sechszehn Jahre alt war, und die revolutionäre Heucheley wollte wenigstens den Schein haben, als ließe sie sich durch das Gesetz der Menschlichkeit abhalten, an der unmündigen Jugend ihr abscheuliches Gesetz der Unmenschlichkeit zu vollziehen. — Von der Mutter kehrten meine schmerzhaften Empfindungen immer wieder zurück zu den Kindern, von den Kindern zu der Mutter. Ein höherer Zauber, eine übernatürliche Schwärmerey bemächtigte sich vollends gar meiner ganzen Seele; ich hatte gesehen, wie die älteste Tochter betend statt eines Priesters gegen Mutter und Schwester die Pflicht des Beystands im Tode übte. Da stellte ich sie mir vor, erhaben über alle Priester der Kirche; ich fühlte, daß ihre Sendung noch höher war als die apostolische Macht; die Heiligen wurden einst heilig, weil sie ihren Kampf gekämpft hatten ohne den Trost eines andern Christen, und hier stützte eine selbst sterbende Tochter ihre sterbende Mutter und Schwester.

Die ältere Tochter trozte dem Tode offenbar, damit die Mutter nicht noch einmal sterbe bey ihrem Anblick, und die jüngere Tochter, die nicht sterben, sondern noch etwas Schrecklicheres erleiden, die ihre Mutter und Schwester sterben sehen sollte, starb hier in mehreren Ohnmachten, ein Mal nach dem Andern, aus banger Zärtlichkeit, noch vor der Schwester und der Mutter. Der Mutter war das Herz gebrochen und die ältere Tochter belebte es wieder durch ihre himmlischen Blicke. Nichts als Blicke hatten ihr die Mörder übrig gelassen, nichts als Zeichen. Die Hände konnte das arme Opfer nicht einmal ringen; sie waren ihr gebunden, sie konnte nicht einmal das Zeichen des Kreuzes machen, nur hinauf zum Himmel konnte sie die Blicke richten. Ihre Worte konnte die Mutter und Schwester nicht vernehmen, denn der Pöbel lärmte. Aber jeder Blick sagte: „So öffne doch noch einmal dein Auge, du arme theure Mutter, und laß mich sehen, ob du verstehst das kindliche Herz, das noch nicht gebrochen ist, weil es dir noch einmal zu sagen hat, daß wir in wenigen Augenblicken wieder dort im Himmel leben werden, und alsdann ohne diese Angst, ohne diese Schmerzen, ohne diese Schrecken.“ Und nun erwachte wieder das jüngere Mädchen; die schon bald geknickte Blume suchte sich wieder aufzurichten und fiel abermal zusammen; nun schlug sie wieder die Augen auf, und sah wieder die Mutter und die Schwester; ihr Staunen, ihre Verzweiflung auf dem bleichen Gesichtchen sagten da, auch ohne Worte, sie habe in der Ohnmacht geträumt, die Andern seyen bereits dahin, sie sey nur noch allein, sie arme Kleine sey schon verlassen mitten in diesem unsäglichen Jammer, und nun sey sie noch da, und sehe sie Beyde noch einmal; hier sey ja noch die Mutter und solle jezt erst bluten, da sey ja noch ihre Schwester, und solle jezt erst sterben; was nun werden solle aus ihr im Leben, im hülflosen Leben, aus ihr, dem Kinde, ohne die Hülfe und Liebe der Beyden und unter dem erdrückenden Bilde ihres Todes?

(Die Fortsetzung folgt.)

O l i v i e r.

(Fortsetzung.)

Nach einem Monat erhielt Olivier ein Paket Briefe, worin er jedoch nur diejenigen von Emiliens Hand bemerkte und zuerst auf den fiel, den wir hier mitgetheilt haben, darauf folgten noch einige, der lezte trug das Datum des vorhergehenden Tages und enthielt folgende, mit einer zitternden Hand geschriebene Worte: „Olivier, werde ich Sie nicht noch einmal sehen, ehe . . .“ — Sie hatte nicht geendigt. Aber hier ist der Brief von Gervais, der diese furchtbaren Worte erklärte. „Ungeachtet des Verbots des Herrn Grafen würde ich befürchten, mir Ihren Tadel zuzuziehen, wenn ich Sie nicht von dem unterrichtete, was hier vorgeht. Sobald die gnädige Frau den Brief des Herrn Grafen erhalten hatte, worin Sie ihr Ihre Abreise anzeigten, fiel sie in heftige Nervenzuckungen, weinte die ganze Nacht und ging in großer Bewegung in ihrem Zimmer auf und nieder, wie mir Mamsel Seraphine sagte. Den folgenden Tag ließ mich die gnädige Frau rufen, und da ich nicht zweifelte, daß sie Alles entdeckt hätte, fürchtete ich mich vor ihren Vorwürfen, aber statt dessen war sie sehr gut, sie sagte, sie wisse Alles. — Aber weit entfernt mir darüber zu zürnen, daß ich einem so guten Herrn so treu gedient hätte, wolle sie mich vielmehr damit belohnen, daß sie mich in ihren Zimmerdienst nehme, wobey ich nichts weiter zu thun haben sollte, als dem alten Hausmeister an die Hand zu gehen, um dereinst in seine Stelle zu treten. Seitdem ist kein Tag hingegangen, wo sie mich

nicht unter verschiedenen Vorwänden zu sich hätte rufen lassen, um mir allerley Fragen über den Herrn Grafen und besonders über dessen jetzigen Aufenthalt zu thun. Sie überschüttet mich mit Geschenken und verspricht mir, für meine Zukunft zu sorgen, wenn ich ihr anvertraute, was sie zu wissen wünscht, worauf ich, da Sie es mir so anbefohlen haben, immer nur antworte: „„Ich weiß es nicht.““ — Aber seit einiger Zeit hat sich Vieles verändert, ich werde ihr zwar nicht sagen, was mir der Herr Graf verboten haben, aber ich kann Ihnen die Lage, in der die gnädige Frau sich befindet, nicht verschweigen. Kummer und beständige Schlaflosigkeit haben sie in einen beunruhigenden Zustand versezt, sie kann schon das Bett nicht mehr verlassen, und alle ärztliche Hülfe ist vergeblich. Sie hat alle Geschenke des Herrn Grafen an ihr Bett bringen lassen und bringt Tage und Nächte damit hin, Ihren Brief immer wieder zu lesen und von Ihnen zu sprechen. Diese Umstände hat mir Mamsel Seraphine mitgetheilt, eben so, daß der Arzt gestern erklärt hat, daß er wenig Hoffnung für die Kranke habe. Da der Herr Graf bey dem Verbot, das Sie mir gaben, dieses Unglück nicht voraussehen konnten, werden Sie mir verzeihen, daß ich es durch diese Sendung übertrete.“

Diese Briefe lesen und zu Frau von Nanteuil eilen, war für Olivier die Sache eines Augenblicks. Und Dank sey es der Vorsicht Gervais und Seraphinens, die jeden andern Besuch von der Kranken abzuweisen und sie auf den seinigen vorzubereiten wußten, war er auch bald so glücklich, an ihr Lager zu treten. Sie heftete einen Augenblick fragend und unbeweglich ihre schönen Augen auf ihn, als wenn sie von einem Traum erwachte; dann wurde sie von heftigem Zittern befallen, athmete kaum und rief endlich mit einer krampfhaften Bewegung: „Er ist es!“ — und fiel dann besinnungslos in ihre Kissen zurück. Außer sich vor Schrecken rief Olivier Hülfe herbey. Mit tödtlicher Angst beobachtete er ihre bleichen Züge, und glaubte schon, ihr Leben wäre dieser Gemüthsbewegung unterlegen, als sie die Augen aufschlug — ihre bedrängte Brust hob sich unter einem tiefen Seufzer und erleichterte sich unter einem Strom von Thränen, dann ergriff sie Oliviers Hand und rief von Neuem: „Er ist es!“

Von diesem Augenblick an erholte sich Emilie wie durch einen Zauberschlag; es blieb ihr nur noch eine zarte Blässe, die ein schönes Weib nur noch schöner macht, besonders in den Augen dessen, der sie veranlaßt. Olivier, der endlich seine Schüchternheit überwunden hatte, genoß anfangs sein Glück mit großer Vorsicht, um es vor der eifersüchtigen Neugier der Menschen zu verbergen. Er zeigte sich nur selten bey Frau von Nanteuil, aber bald wurde er von einem unwiderstehlichen Zuge hingerissen, seine Besuche wurden häufiger und länger, und endlich wurden sie ihm sehr zur Gewohnheit, daß kein Tag hinging, an dem er sie nicht wiederholte.

Ungeachtet aller seiner Sorgfalt, diese Verbindung vor den Augen der Welt geheim zu halten, wurde sie doch sehr bald bis auf die kleinsten Umstände der Krankheit und ihres Wiedersehens bekannt; denn unter Menschen, denen das Gespräch die vorzüglichste, wo nicht einzige Beschäftigung ist, kann nichts lange verborgen bleiben. Niemand war eifriger bemüht, diese Gerüchte zu verbreiten, als die Baronin von B., die unter dem Vorwand der zärtlichsten Theilnahme alles aufbot, um den Ruf der Frau von Nanteuil zu zerstören. In dieser Absicht begab sie sich eines Tages zu Emilien, und vertraute ihr in einem arglistig gewendeten Gespräch, daß die ganze Stadt von ihrem Verhältniß mit Olivier unterrichtet sey, und eben so wenig begreifen könne, warum er sich ihren Besitz nicht durch eine Heirath zuzusichern suche, noch wie es möglich sey, daß sie alle weibliche Würde so hintansetze, ohne die Gewißheit seine Gemahlin zu werden, seine Beflissenheit zu dulden.

„Doch mich wundert das nicht, fuhr die Baronin fort, ich kenne Olivier und seine Unentschlossenheit, nie wird er zu einem Entschluß kommen, wenn Sie ihn nicht dazu zwingen, indem Sie seine Ehre aufrufen und ihm beweisen, daß er die Ihrige verlezt hat. Sie müssen ihm daher sagen, was die Welt von Ihrem Verhältniß denkt, er muß den Beweis davon haben . . . .“ — Hier wurde ein Besuch gemeldet, die Baronin brach das Gespräch ab, und verließ Emilien, die ihr in unaussprechlicher Unruhe nachblickte. — — —

Hier bin ich gezwungen die Erzählung zu unterbrechen, um von mir zu sprechen. Die Ursache, die mich dazu nöthigt, war dem Anschein nach so geringfügig, und hatte doch leider den entschiedensten Einfluß auf das Schicksal zweyer Menschen, von denen besonders die Eine mir so theuer gewesen ist. Dieser unselige Besuch war mir fremd geblieben, bis ich den Nachlaß meiner Freundin kennen lernte. Ach und ich wollte ich hätte ihn nie erfahren!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 6. Mai.

Die Schiller'schen Trauerspiele werden in diesem Jahre häufiger als im vorigen aufgeführt, aber sonderbarer Weise nur Sonntags und haben ihr eigenes Publikum. Ein junger Schauspieler von der Petersburger Bühne, Herr Barlow, trat vor einiger Zeit als Wallenstein auf; eine erfreuliche Erscheinung: Hoheit der Gestalt, Kraft des Organs und andere dem Schauspieler nothwendige Naturgaben hat er auf schöne Weise ausgebildet, er versteht, was den meisten deutschen Schauspielern, wenigen ausgenommen, nicht eigen ist, zu gehn, zu stehn, und sich zu setzen. Aber das hat einen Theil der Berliner Kritiker gegen ihn aufgebracht, denen alle Naturanlagen bey einem Künstler zuwider zu seyn scheinen, weil sie sich einbilden, die Kunst bestehe in dem nur Gemachten. Der Eifer für die Reflexionskunst geht bey uns so weit, daß es eine Sünde wird, Gestalt und Stimme von der Natur erhalten zu

haben; der Künstler darf nichts haben, alles muß erst erworben seyn; ein schlechtes Organ, das sich endlich durch jahrelangen Fleiß bis zur anhörbaren Mittelmäßigkeit über alle physischen Hindernisse hinweggekünstelt hat, ist jenen lieber als der volle reine Klang einer Heldenstimme, und eben so wollen sie immer nur die gescheuten Reflexionen des Künstlers über die Rolle statt der Rolle selber sehn, weil dann allein ihre Gescheutheit, jene Gescheutheiten zu erkennen, hervorzutreten vermag. Sie erfüllen ihre Flachheit mit der Breite der Einzelheiten, sprechen darüber hin und her, und behalten für den allgemeinen innern Geist ihres Gegenstandes nichts als leere allgemeine Phrasen übrig, die nie zur Sache selber kommen. Ein dreister Verfechter dieser Sand-Aesthetik ist der Verfasser des Prinzen von Pisa, eines fünfaktigen Schauspiels, das wir neulich sahen, und dessen Gestalten sämmtlich die individuelle Saftheit des pisanischen Thiereines plastisch nachahmen. Der Verfasser hat sich von der vorjährigen Tiekschen Zopfnovelle einen Zopf machen lassen, und meynt, die Tiefe aller Kunst bestehe in der Ironie, die Helden als etwas Großes und Herrliches sich ankündigen und dann in leeres Nichts ausgehn zu lassen, überhaupt in dem Ueberschlagen des gezeichneten Charakters in sein Gegentheil. Dieß gibt aber nur das Schauspiel der unbewußten Ironie der Plattheit selber, die gerade, wenn sie meynt das Tiefste geleistet zu haben, als das, was sie ist, als Plattheit und Leerheit hervortritt. Im ersten Akt glaubt man Wunder, was sich alles aus diesen Vorbereitungen entwickeln werde. Wir sehn einen jungen Prinzen, Jeronimo, auftreten, der plözlich aus einem Studenten in einen Fürsten verwandelt, kaum in Pisa angekommen, sich wieder in die weite Welt hinaussehnt, obgleich er bey seinem Einzuge in ein Paar Augen geblickt hat, die ihn zu fesseln scheinen. Er läßt den Podesta kommen, einen, wie es scheint rechtlichen, staatsklugen alten Herrn, überträgt ihm die Herrschaft, und enteilt, um in der Fremde Weisheit zum Wohl des Staates sich anzueignen. Vor dem Thore aber fällt es ihm ein plözlich umzukehren, und unerkannt in die Stadt auf Liebes- und anderweitige Abenteuer zurückzuschleichen. Gesagt gethan. Ebensosehr ist aber auch sein Erzfeind, der ihm, dem Guelfen, als Ghibelline den Thron streitig macht, in die Stadt geschlichen, liebt dort dieselbe Gräfin, die auch der Podesta zur Gemahlin erwählt hat, so daß sich jezt die Ernsthaftigkeit der Staatsangelegenheiten in ein Liebesintriguen-Stück verwandelt, das sich durch die nächsten drey Akte durchzieht. Wenn die Spanier mit dergleichen Intriguen ein ganzes Schauspiel ausfüllen, so liegt dieß darin, daß sie noch keinen weitern Inhalt haben, und auch Shakspeare gebraucht denselben, aber ohne die Ernsthaftigkeit jenes Staatshintergrundes. Bey unserem Stücke aber ist das Lächerliche dieses, daß jener pisanische Staatszustand auf's Ernsthafteste und Breiteste vorgeführt wird, um am Ende nur zu Scenen Anlaß zu geben, die, wenn im Orchester schlechte Musik dazu gemacht würde, ein so erbärmliches Melodram aufführen würden, wie nur je eines zusammengesezt ist. Beym Melodram ist das einzige Interesse das Spannende zufälliger Begebenheiten, die keinen anderen Grund als den eben jener Spannung haben. Diese darf nicht durch Breite des Inhalts, Tiefe der Charakterzeichnung, Schmuck der Poesie verkümmert werden. Bey unserem Stück fällt nun aber auch dieß Spannende fort, die Personen, für welche man ihrer ersten Zwecke wegen Interesse gewinnen konnte, verlieren dasselbe, weil es bey ihnen auf leere Zufälligkeiten hinausgeht, für welche man sich nicht interessiren kann, weil sie sich auf dem Grunde jener tieferen Zwecke auferbauen, die nun unerfüllt liegen bleiben und nur die Lehre geben, daß es bey solcher Poesie auf das Läppische hinausgehe. Der Prinz, der für das Wohl des Staates ausreißt, kehrt verliebter Abenteuer wegen zurück, die unnütz sind, weil er wieder innig liebt, noch irgend geliebt wird; der Ghibelline verkehrt seinen Staatszweck auf gleiche Weise in Liebeszweck, und der redliche Podesta wird am Ende zum Verräther. Alle Personen verdrehen sich zu Lumpen, deren Anblick um desto widerlicher ist, weil ihre geistige Lumpigkeit mit jenen tieferen Interessen, mit Pracht der äußeren Poesie, mit Reimen, Bildern und Versen, mit Shakspearischen verplatteten Wizen und Ernsthaftigkeiten umhängt, dadurch statt verhüllt zu werden, nur desto greller hervortritt. Wäre der erste Akt nicht vorangegangen, träte der Pisanische Staatszustand ganz zurück, und spielten sich die zufälligen Begebenheiten für sich selbst ab, so könnte man, will man diese leere Unterhaltungshypothese zufälliger Zwecke und Begebenheiten gelten lassen, ohne Aergerniß, ruhig und anstrengungslos unterhalten werden, aber das Tollste ist, daß sich das Läppische der drey Mittelakte, die zulezt bis zur Gemeinheit der Plattheit herabsinken, zulezt wieder zur Ernsthaftigkeit heraufstuzt, daß es sich am Ende doch um den Thron von Pisa handelt, der Podestà vor dem siegenden Jeronimo beschämt dasteht, der besiegte Ghibelline von dem Großmüthigen die Geliebte zur Frau bekömmt, und Alles sich auf's schauspielmäßigste beschließt. Und das Alles mit voller Absicht und Einsicht des Aesthetikers, der, ein Nachahmer Tieks und Walter Scotts, dennoch meynt aus dem Herzen und Gemüth müsse allein die Poesie strömen, und bedürfe tiefster wissenschaftlicher ästhetischer Einsicht nicht. Wäre der Verfasser ein tieferer Kritiker, so würde er kein so flacher Poet seyn.

Madame Brede hat zwar den Kreis ihrer Gastrollen noch nicht geschlossen, indessen kann man schon jezt sagen, daß sie sich eines großen Beyfalls von Seiten des unverdorbenen Theils des Publikums, und derer, die wirklich etwas von der Sache verstehen, zu erfreuen hatte. Die Intendantur hatte Alles gethan, um ihr Auftreten zu verzögern, und war ihr in jeder Weise hinderlich gewesen, wir können nicht eigentlich sagen warum. Der Hauptgrund mochte wohl in der Furcht liegen, daß der Legitimität einer abwesenden, aber einheimischen Künstlerin Abbruch geschehen könnte. Madam Brede trat als Zaarewna in den Fürsten Chawansky, als Elisabeth in Kenilworth, als Baronin im Geständniß, und als Frau von Silber im lezten Mittel auf. Im ersten Stücke durfte sie große Erinnerungen nicht scheuen, und im zweyten ließ sie Madame Wolff weit hinter sich zurück, was auch sonst in Tageblättern dagegen gesagt seyn mag. Wer nun nicht vollends zugibt, daß Madame Brede im Lustspiel den feinsten Ton ohne Uebertreibung und Abfall zu halten versteht, eine Aufgabe, die wir von keiner deutschen Künstlerin je so gelöst fanden, beweist, daß er selbst der bessern Gesellschaft eben nicht viel Zeit zugewandt hat. Die Acquisition dieser vielseitigen Künstlerin wird für jede Bühne sicherlich ein großer Gewinn seyn. Auch Herr Lebrün hat von Neuem das Publikum in einigen Gastrollen erfreut, und seinen Ruf befestigt. Er versuchte sich unter anderem als Burchiello in den Gelehrten von Raupach, einem Stücke, das an Feinheit und geistreicher Behandlung alles übertrifft, was wohl, seitdem Goethe sich vom Lustspiel zurückgezogen, in diesem Genre erschienen ist. Das Lustspiel scheint Raupach weit mehr als das Trauerspiel zuzusagen. Das Königsstädter Theater hat sich restaurirt, und einen Theil der vor drey Monaten abgesezten Directoren wieder gewählt. Aber diese sind spröde geworden, und drey Mal soll die am Luperkusfeste angebotene Krone ausgeschlagen worden seyn. Das Königsstädter Theater ist also zur Zeit ohne Regierung, aber dieß ist vielleicht nicht das Schlimmste, was ihm begegnen kann.

Hummel hat hier unter großem Zulauf einige Konzerte gegeben.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Juni 1826.

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht.
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Goethe.

Olivier.

(Fortsetzung.)

Ich war der Besuch, den man meldete! — Eine Schwester von mir, die in der Abtey von Chaillot lebte, war, so lange beyde junge Mädchen in dem Kloster waren, Emiliens innigste Freundin. Meine Schwester starb in ihrem sechszehnten Jahre in der Abtey, und Emilie trug einen Theil der Freundschaft, die sie mit Eugenien verbunden hatte, auf mich über. Auch ich liebte sie wie eine Schwester, und Alles, was sie betraf, war mir eben so wichtig, als wäre sie meine Blutsverwandte gewesen. Von einigen Gesprächen, die ich über sie gehört hatte, beunruhigt, kam ich, um ihr meine freundschaftlichen Dienste anzubieten, um sie aus einer Lage zu befreyen, die ihr so nachtheilig werden konnte. Ich fand sie durch das Gespräch mit der Baronin hinlänglich auf das vorbereitet, was ich ihr sagen wollte; obwohl es mir lieb war, daß mir der schwerste Theil meines Vorhabens dadurch erspart wurde, bedauerte ich es doch, daß eine Person, deren Charakter immer mein Mißfallen erregt hatte, mir zuvorgekommen war. Dießmal mußte ich jedoch ihrer Meynung beystimmen, daß Emiliens Vermählung nicht länger verschoben werden dürfe, daß dieser Herrn von R. selbst von dem, was in der Welt über sie gesagt wurde, unterrichten müßte, um ihn zu einer Erklärung zu bewegen.

Es war ein Juniabend zwischen Licht und Dunkel, zu der Zeit, wo die allgemeine Ruhe in der Natur nur durch ein sanftes Lüftchen und das freudige Zwitschern der Vögel in den Büschen unterbrochen wird. Diese Ruhe, dieses allgemeine Wohlbehagen theilt sich jedem lebenden Wesen mit; süßen Träumereyen hingegeben, ist das Herz für jeden Eindruck offen, und von zärtlichen Empfindungen über die Erde hinweggehoben, liegt es nicht mehr in seiner Gewalt, zu ihr zurückzukehren. Emilie war in ihrem Kabinet, das sie jeden Tag selbst mit den schönsten Blumen, freundlichen Bildern und allen den kleinen Annehmlichkeiten des Lebens schmückte, die wir so gern um uns haben, obwohl wir einsehen, wie überflüssig sie sind. Von tausend verworrenen schmerzlichen Vorstellungen überwältigt, überdachte sie noch einmal, was sie gehört hatte; sie war in einem eben so süßen als peinlichen Zustande, in welchem ihr endlich nur noch Oliviers Bild deutlich blieb, wiewohl auch dieses oft von Furcht und Zweifeln getrübt wurde — Zweifel, die ihr bis diesen Tag fremd geblieben waren, nun aber, seitdem man sie in ihr erweckt hatte, ihr Innerstes erschütterten.

Da erschien Olivier. Er bemerkte bald ihre Zerstreuung, obwohl sie sich bemühte, sie vor ihm zu verbergen. Mit zärtlicher Unruhe drang er in sie, ihm die Ursache dieser Veränderung zu erklären. Diese lastete ohnehin so schwer auf ihr, daß er keine Mühe hatte, sie zum Geständniß ihrer Sorgen zu bewegen. — „Beruhigen Sie sich, theurer Olivier! sagte sie, wir haben nichts zu besorgen; aber ein Gedanke quält mich, und ich vermag es nicht länger, ihn zu verschweigen. Unsere gegenseitige Liebe ist

für jeden von uns ein kostbares Besitzthum, warum bewahren Sie diesen Schatz nicht mit mehr Vorsicht? warum setzen Sie meinen Ruf den schändlichsten Zweifeln aus?“ — „Und wer dürfte . . .“ — „Beruhigen Sie sich! ich darf die Absicht nicht verkennen, in der ich gewarnt worden bin, übrigens sage ich mir hierüber jezt selbst mehr, als mir irgend ein Anderer sagen könnte. Wie haben wir Beyde so blind seyn können? wie haben wir denken können, daß die müßige, neidische Welt vor uns allein die Augen schließen würde? Glauben Sie, daß, nachdem sie so lange günstig für mich gesinnt war, sie nicht auch eben so strenge gegen mich seyn könnte, und der gute Ruf, der bis jezt ein Bollwerk für mich gewesen ist, es immer so bleiben würde? Ich liebe Sie, Olivier, wie Sie mich lieben, aber meine Ehre ist mir heiliger als Alles, und sie gebietet mir, daß wir uns entweder trennen . . . .“ — „Wir uns trennen?“ — „Oder . . . .“ — „Vollenden Sie!“ — „daß wir uns verbinden.“ — „Was fordern Sie, Emilie! welcher Feind unserer Ruhe hat Sie zu diesem Schritt verleitet?“ — „Wie! unsere Verbindung . . .“ — „Ist unmöglich!“ — „Großer Gott! warum?“ — „Fragen Sie mich nicht weiter.“ — „Ich begreife Sie nicht!“ —

In diesem Augenblick hörte man im anstoßenden Zimmer ein Geräusch. Emilie und Olivier wurden Beyde davon aufgeschreckt; da sie aber nichts weiter hörten, fuhr Olivier fort: „Theure Emilie, dieses Geheimniß ist nur für mich furchtbar, aber es würde es auch für Sie werden, wenn Sie mich zwingen wollten, es Ihnen zu offenbaren; und da Sie mir selbst freygestellt haben, uns zu trennen, oder Ihre Hand anzunehmen, muß ich das wählen, wozu mich die Ehre und die Pflicht zwingen — ich darf nicht anstehen — der Himmel möge mir die Kraft geben, Ihnen zu entsagen!“ — „Olivier! Olivier! sollte es Ihnen denn leichter seyn, sich von mir zu trennen, als sich mit mir durch das einzige Band zu vereinigen?“ — „Wir vereinigt, auf ewig vereinigt! Ach Emilie, wenn ich mir von jeher von der Ehe ein herrliches Bild gemacht habe, so müßte sie mit Ihnen die höchste Seligkeit seyn! Wenn ich nur meinem Herzen folgte, wenn ich Sie nicht tausend Mal mehr liebte als mich . . .“ — „Olivier!“ — „Nein, nein, fort mit diesem Bilde! wäre es eine Andere als Emilie — aber Sie — Sie —“ — „Und Sie lieben mich?“ — „Wenn ich Sie nicht anbetete — aber besteht denn die Liebe nur unter den Fesseln der Ehe? und wird denn Niemand ein Gefühl begreifen, das um so reiner ist, weil es frey ist? Verbietet uns denn die Ehre, die Tugend des andern Geschlechts anzubeten, weil sie mit Schönheit und Anmuth gepaart ist? Verbietet sie mir denn, das in Ihnen zu lieben, was ich in Ihnen vergöttern dürfte, wenn diese blonden Haare schon grau geworden wären und die Furchen des Alters dieß schöne Gesicht entstellten? Aber Sie haben es ausgesprochen, die Ehre gebietet mir, Sie zu verlassen!“ — „Wie, wird Ihnen dieser Entschluß so leicht?“ — „Haben Sie ihn mir nicht vorgeschrieben?“ — „Und Sie können sich so leicht darein fügen?“ — „Weil ich Ihnen den Kampf meines Innern verberge, glauben Sie, daß ich gleichgültig bin — hüten Sie sich vor dem Ausbruch meiner Verzweiflung!“ — „Olivier! Ihre Blicke machen mich zittern!“ — „Ich könnte Ihnen Schrecken einflößen! Ach Emilie, ich bin zu unglücklich, um gefürchtet werden zu können!“ — „O so verzeihen Sie, wenn ich Ihnen weh gethan habe! Alles in der Welt lieber, als Sie so unglücklich sehen! Ihnen vertraue ich die Sorge für unsere Zukunft, denn ich kann mir nicht denken, daß sie getrennt werden kann. Lassen Sie die bösen Zungen ein Glück tadeln, das sie nicht kennen, und an Tugenden zweifeln, die sie nicht haben, und lassen Sie uns mit dem Zeugniß zufrieden seyn, was wir uns selbst geben können, und das allein Geltung haben wird vor dem großen Richter dort oben!“ — „Und beruhigen wir uns über uns selbst. Emilie, wer dürfte Sie tadeln, wo Ihr eigenes Gewissen ruhig bleibt?“ — „Meine Grübeleyen hatten mich aufgeregt, Ihre Worte beruhigen mich wieder.“ — „Wenn meine achtungsvolle Liebe Sie nie in Schrecken gesezt hat, was fürchten Sie denn von der Zukunft?“ — „Die Zukunft! wer kann die durchschauen? wer dürfte sich jeder Gefahr gewachsen glauben?“ — „Welche Gefahr kann uns drohen, so lange wir uns lieben?“ — „Ich weiß es nicht, mein Freund! ich kann Ihnen ein Gefühl, das mir neu ist, nicht erklären, aber eine unaussprechliche Unruhe quält mich selbst in Ihrer Gegenwart. Sind sie entfernt, so fehlt mir etwas, und das sind Sie; sind Sie bey mir, so bin ich glücklich, entzückt, aber dennoch ist mir, als fehlte mir etwas, und doch sind Sie bey mir?“ — „Theure Emilie! ich liebe Sie inniger — oder anders — denn meine Wünsche und mein Verlangen finden sich in diesen Mauern gestillt. Bey Ihnen seyn, Sie anschauen, Sie anbeten ist mein Glück, meine Zukunft, mein Leben! Ich will und kenne kein anderes Glück auf Erden. Wenn strafbare Gedanken sich meiner bemächtigten, war es fern von Ihnen. Ein einziger Ihrer Blicke stillt den Sturm in meiner Seele, Sie sind für mich ein himmlisches Wesen, zu dem die menschlichen Leidenschaften nicht hinanreichen dürfen. Meine Liebe kann mir den Tod bringen, aber nie wird sie die, die sie mir einflößte, erröthen machen, nie soll sie ihr Thränen der Reue auspressen.“ — „Ihre Worte beruhigen mich, mein Freund, und ich danke Ihnen für die Richtung, die Sie meinem schwachen Herzen geben, denn die Ruhe, die von einem festen Vertrauen in die eigenen Kräfte entspringt, bewundere ich, kann sie mir aber nicht geben. Ich fühle die Kraft in mir, das Uebel zu fliehen, aber nicht ihm die Spitze zu bieten, wenn es sich mir zeigt. Fern von Ihnen gewinnt mein

Willen wieder die Oberhand. Bin ich aber allein mit Ihnen in diesen stillen Umgebungen, so verschwinden meine strengen Vorsätze in einem Augenblick. Alles, bis auf die Gegenstände außer uns, erhöht die süße Wehmuth, die sich dann meiner bemächtigt, und die ich liebe, obwohl ich sie fürchte. — „Emilie, der, den dieser zauberische Blick, diese süßen Worte . . .“ — „Olivier! ich ertrage Ihre Blicke nicht länger!“ — Bey diesen Worten erhob sich im Nebenzimmer ein schallendes Gelächter.

(Der Beschluß folgt.)

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

In immer tieferm Ernste, unfähig jeder Ueberlegung, meiner selbst unbewußt, und nur bewußt der Gegenwart der drey unglücklichsten Wesen, hatte ich mich bisher durch den beständigen Andrang des Volks so lange gleichsam tragen lassen, bis nun die Bewegung stockte, und es unmöglich war, nicht zu bemerken, daß ich auf einmal eingeschlossen war in einem erstickenden Gewühle. Ich stand halbtodt vor dem Schaffot.

Meine Erzählung kann auch hier noch nicht abgekürzt werden, denn noch immer höher steigen die Leiden der Unschuld, noch immer höher strahlt die Tugend der schönen Heiligen; der Himmel selber will am Ende auf ihrem Gesichte das Zeichen ihrer göttlichen Natur geben. Hätte ich auch gekonnt, so wäre ich doch von dieser Stelle nicht gewichen; in der Stimmung, in der ich das Folgende sah, werde ich nur im eignen Tode wieder seyn; da, wo ich jezt stund, wäre ich genöthigt gewesen, bis in den Tod stehen zu bleiben. Die alte schwache Frau wurde heruntergehoben von dem Karren. Die ältere Tochter beeilte sich selber, geschwinde herunterzukommen, und da die rasche mörderische Handlung auch hier keine mündliche lezte Unterhaltung erlaubte, so suchten Mutter und Tochter noch einmal zu reden durch das stumme, und doch so beredte Organ der Blicke. Diese Sprache sprach jedoch weit fertiger, durchdringender, die ältere Tochter. Sie sollte nun zuerst die Treppe hinaufsteigen. Der schmerzlichste Augenblick, der Augenblick der Trennung war also gekommen. Die fünfzehnjährige Jungfrau wurde auf die Seite geführt, wo sie die andern Beyden sterben sehen sollte, aber auf's Neue ohnmächtig, sah sie nun weiter nichts, man trug sie hinweg, und so wurde sie nachher mehr todt als lebendig in ein Strafgefängniß abgeführt. Aber immer wieder ermannte sich die ältere Jungfrau. Sie kämpfte gegen alle Hindernisse, um nicht die Mutter aus dem Gesichte zu verlieren. Ihre Wangen erbleichten nun, da sie sich oben sah und die Mutter unten. Noch ein unermeßlich schmerzlicher Blick rückwärts von oben nach der Mutter sagte: „du gute, arme Mutter, sie wollen mich nicht einmal nach dir sterben lassen.“ Der allerlezte Blick erhob sich von da nach dem Himmel. Aber nun erschien auf ihrem Angesichte jenes göttliche Zeichen der edelsten Kraft der weiblichen Seele, der hohe Richter band sie an das Brett, wie das weiße Opferlamm gebunden wird auf dem Altar; er mußte ihr das Busentuch wegnehmen; und siehe da, ihre jungfräuliche Scham zürnte; sie trozte auf ihrer Wange, auf ihrer gerötheten Wange, noch in dem allerlezten Augenblick, wo sonst Alle, Alle erbleichen. Nie hat man die jungfräuliche Röthe thronen gesehen auf dem Gesichte einer Sterbenden.

Auch bis jezt, da die Kinder ihr geraubt und tausendfach gemordet werden, hatte die Mutter nur darum noch leben müssen, damit sie ein Schauspiel sähe, was vor ihr noch keine Mutter gesehen hatte. Wird sie jezt todt dahinstürzen, noch ehe sie das Beil getroffen hat? Wird sie wenigstens der Schrecken betäuben, als sie den Schlag hört, der ihre Geliebte, ihre Trösterin, die Frucht ihres Leibes traf, der sie sich hier zum lezten Mal erbarmte, und der sie sich im vielmonatlichen Gefängnisse so lange hatte umsonst erbarmen müssen? Ach nein! Sie muß lebendig sterben, denn der lezte Blick der Tochter hat sie noch getroffen, er hat sie noch hinlänglich belebt, um ihr die Kraft zu geben, daß sie zwar mit zitternden, aber doch mit sichtbaren Schritten vortritt bis an die schauervolle Pforte des fürchterlichsten Todes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Schöpfers Größe.

Findest du noch den Schöpfer nicht groß in den Sonnen und Sternen,
Zeigt dir unendlich Ihn groß, prüf' ihn nur näher, der Wurm.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 14. Mai.

Unter der kleinen Anzahl Leute, welche hier die literarische Welt bilden, ist von nichts als dem Commentar zum Dante die Rede, welchen der Custos der hiesigen Barberinischen Bibliothek in einer der ältesten Editionen desselben, von Tasso's eigner Hand geschrieben, gefunden zu haben versichert.

Es ist heut zu Tage einmal Sitte geworden, auf dem nächsten Wege nicht zum Zwecke zu gehen. Somit hat es dem besagten Hrn. Custos beliebt, statt den Commentar sogleich selbst drucken zu lassen, eine Brofchüre über denselben, in der beliebten Form eines Briefes, in die Welt zu schicken. Ich behalte mir vor, über leztere, sobald sie mir wird zu Gesichte gekommen seyn, ausführlicher zu sprechen. Es wird interessant seyn zu vernehmen, was der Dichter des befreyten Jerusalems, der keines Commentars bedarf, um verstanden zu werden, von seinem großen Vorgänger geurtheilt, und ob er vielleicht die Meynung gehegt habe, daß der Text zu demselben, so wie er im Augenblicke der Erfindung der Buchdruckerkunst in den öffentlichen Abschriften enthalten gewesen seyn mag, einem großen Theile nach, nichts weiter, als in einer argen Mystifikation bestanden hat, mit welcher die unwissenden Abschreiber die späteren literarischen Badauds haben bey der Nase herumführen wollen. Wie kömmt es, daß bis jezt kein einziger der unzähligen Ausleger des Dante auf die Vermuthung gerathen ist, daß vielleicht alle diejenigen Stellen, in welchen sie, mit den spanischen Stiefeln an den Füßen, jenen Sinn hineingelegt haben, den ich den halsbrechenden nennen möchte, und der Niemanden befriedigt als sie selbst, corrupt sind, und daß sie dabey die Rolle jenes Philologen gespielt haben, welcher in eine phönizische, oder sonstige Inschrift, von Spaßvögeln absichtlich erdichtet, um den allezeit fertigen Orientalen lächerlich zu machen, im Schweiße seines sprachgelehrten Antlizes eine Erklärung hineingeschwizt hatte? Wie, der positivste, klarste Geist der neueren europäischen Bildung, ein Geist, der, im Sinne der modernen Nebel- und Schwefelpoesie, so wenig Dichter ist, daß man sein Werk eigentlich die Prosa der Prosa nennen sollte, ein Geist, der eigentlich mehr als jeder andere die Wirklichkeit auf der That ertappt, und in die Hülle der Ironie oder Satyre gekleidet hat, ein solcher Geist sollte so viele alberne, nichts sagende, bey den Haaren herbeygezogene, ja meistens ganz unverständliche Dinge geschrieben haben? Ich erkläre die Sache auf folgende Weise. Das Mittelalter glich nicht unserer Zeit. Damals gab es noch keine politische Krähwinkel-Zinngießer, welche sich um die Angelegenheiten der ganzen Welt bekümmerten, besonders nicht in Italien, wo sich in jedem einzelnen kleinen Ländchen so viele innere Ereignisse ergaben, daß die Einwohner keine Zeit hatten, weiter zu sehen, als ihre Nasenspize reichte. Somit blieben die Schicksale der Stadt Florenz, und ihre Verhältnisse mit den benachbarten Staaten, dem übrigen Italien so gut wie unbekannt. Nichts desto weniger mußte Dante's göttliche Komödie abgeschrieben werden, und zwar oft nach Abschriften aus der zweyten, zehnten, ja zwanzigsten Hand. Eben weil die Abschreiber einen Dichter, der in ihrer Sprache gedichtet hatte, aus Ehrgeiz zu verstehen glaubten, oder ihn zu verstehen sich das Ansehn gaben, korrigirte jeder die ihm schon an sich, mehr noch aber durch Verderbung der früheren Abschreiber verfälschten, unverständlichen Stellen, wie es ihn gut dünkte. Somit entstand das Salmagundi, welches wir heut zu Tage die göttliche Komödie nennen, und von welcher Dante, dem Sinne nach, wahrscheinlich nicht die Hälfte geschrieben hat. Ich behaupte, es ist kein einziger Schriftsteller, selbst kein alter, so sehr durch das Abschreiben verderbt worden, als eben Dante, eben weil ihn die Abschreiber zu verstehen glaubten, und sich deßhalb Mühe gaben, ihn sich selbst und andern verständlich zu machen, ein Umstand, welcher mit den alten griechischen und lateinischen Autoren, welche sie, aus Mangel an genugsamer Kenntniß der Sprache, auf sich selbst beruhen lassend, treu nach den vor ihnen liegenden Abschriften kopirten, nicht eintreten konnte.

Vom Advokaten Fea, dem muthigen Vertheidiger der bedrängten Inquilinen gegen die habsüchtigen Hausbesitzer, dessen ich schon öfterer erwähnt habe, kann es mit Recht heißen: Wer zulezt lacht, lacht am besten. Wie die Gassenbuben oft einen rechtlichen Mann mit Koth, so hat der Plebs der hiesigen Scribifaxe Libelle über Libelle auf Fea herabgeworfen, und ihn wegen der ersten Anregung einer Sache, welche schon längst für die Inquilinen ein hohes Interesse gewonnen hatte, zu verhöhnen gesucht. Was geschieht jezt? Nicht allein hat die hiesige ökonomische Kammer dem Papste einen Vorschlag zur Prüfung vorgelegt, welcher zum Zwecke hat, durch Befreyung von der Grundsteuer das Bauen zu befördern, sondern es soll auch, heißt es, in diesen Tagen von der Regierung ein Edikt bekannt gemacht werden, welches den Hausbesitzern verbietet, in den nächsten drey Jahren ihren Inquilinen weder die Miethe aufzusagen, noch den Miethzins zu erhöhen.

Wie löblich die Regierung handelt, indem sie eine eigene Kommission zur Aufsicht über die Staatsbeamten niedergesezt hat, beweisen die vielfältigen Mißbräuche, ja wirklichen Vergehungen, welche sich in vielen der hiesigen Administrationen bemerkbar machen, und unstreitig eine Folge der zu väterlichen Nachsicht sind, mit welcher die vorigen Päpste ähnliche Verirrungen ganz verziehen, oder zu leicht bestraft haben. Von unzähligen Beyspielen nur ein's. Eine verheirathete Frau entflieht ihrem Manne und begibt sich hierher nach Rom, wo sie mit einem Postbeamten Bekanntschaft macht. Da sie voraussezt, daß ihr Mann an die hiesigen Behörden schreiben und sie auskundschaften zu lassen suchen werde, muß der besagte Postbeamte alle von seiner Hand einlaufende Briefe, deren Adresse sie ihm im Voraus kenntlich gemacht hat, unterschlagen. Der Mensch ist arretirt; er soll der Neffe eines angesehenen Accisebeamten seyn. Einer seiner Mitschuldigen, ein Lotterieschreiber, hat sich auf flüchtigen Fuß gesezt.

In dieser Woche hat das Theater Valle die zweyte, für diese Stagione versprochene Oper, und zwar den überall, und auch in Deutschland bekannten Gianni di Parigi von Morlacchi gegeben. Obgleich (vielleicht nicht sowohl aus Furcht eines Mißlingens, als um die Vorstellung kürzer zu machen) die zwey Akte in einen zusammengeschmolzen, und folglich nur das Beste beybehalten worden war, ist das Publikum kalt geblieben. Wie mich dünkt, hätte die Oper ein besseres Schicksal verdient, besonders da sie auch recht brav gesungen wurde. Morlacchi will unstreitig das Bessere, oder etwas Besseres, als den gewöhnlichen Ohrenkitzel; aber für die Römer ist dieß Bessere das Schlechtere, oder vielmehr das Schlechteste: ihnen ist es blos um Melodie, und abermals um Melodie, und wiederum um Melodie zu thun, und zwar um solche, welcher keine Harmonie und kein Accompagnement in die Quere kömmt. Da sie einmal so sind und so, wie sie sind, etwas rechts sind; so läßt sich darüber mit ihnen nicht streiten. Ihr Princip des Gesanges ist: Sit, ut est, aut non sit. Zweyerley schadet, wie mich dünkt, Morlacchi'n, wenigstens in dieser Oper: das zu sichtbare Haschen nach dem Besseren, und eine gewisse, wo nicht zweckwidrige, doch zwecklose, Breite. Ob, nach diesem zweymaligen Mißlingen (s. meinen vorigen Brief, in welchem ich den Fiasco seines Simoncino anzeige), die Direktion der großen Oper (Argentina) geneigt seyn dürfte, ihm für die, auf das folgende Karnaval zu komponirende Oper tausend Scudi zu zahlen, steht dahin.

G. L. P. Sievers.

Beylage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Juni 1826.

Sie beugt sich hinunter mit liebendem Blick,
Es rauschen die Wasser und kehren wieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

Ingeborg's Klage.

Aus ist des Sommers Lust,
Stürmend erhebt sich des Meeres Brust;
Ach, doch wie gerne da draußen
Hört' ich es brausen!

Lang noch ich stand,
Eh dort im Westen sein Segel verschwand;
Glücklich ist's, darf in die Weiten
Frithiof begleiten.

Steige, du Well',
Also empor nicht, schon geht es ja schnell.
Leuchtet, Ihr führenden Sterne,
Ihm in die Ferne.

Wenn Lenzluft weht,
Kommt er zurück, doch die Liebende geht
Nicht ihm entgegen im Saale,
Dort nicht im Thale.

Liegt wohl in Staub
Bleich dann und kalt schon der Liebe zum Raub;
Oder klagt heimlich und bange,
Opfer dem Zwange.

Falk', der mir blieb,
Von ihm vergessen, wie bist Du mir lieb! —
Füttre Dich, wie einst Dein Pfleger,
Fliegender Jäger.

Ihm auf die Hand
Web' ich Dich ein in des Teppiches Rand,
Silberbefiedert zu schauen,
Golden von Klauen.

Falkschwinge trug
Freia vor diesem auf irrendem Zug;
Oedur, die Lust ihres Lebens,
Sucht sie vergebens.

Liehst Du mir auch
Flügel, was frommte mir doch ihr Gebrauch? —
Kann ja der Tod mir nur bringen
Himmlische Schwingen.

Jäger, so schön,
Mir von der Schulter zum Meer sollst Du sehn.
Ach, ob wir sehnend auch spähen,
Nichts ist zu sehen.

Wenn ich nun todt,
Kommt er zurück, dann vollbring' mein Gebot:
Tausendmal grüß' von der Seinen,
Siehst Du ihn weinen.

Olivier.

(Beschluß.)

Wie vom Donner gerührt und als wenn sie aus einem schweren Traume erwachten, sahen sich Emilie und Olivier an, bis endlich Olivier ausrief: „Das ist wie das Lachen der bösen Geister! Aber wer kann zu dieser Stunde hier neben uns seyn?" —

„Barmherziger Gott! rief Emilie mit Entsetzen, ich fürchte es zu errathen! gestern hat jemand...." — „Wer, um des Himmelswillen?" — „Die Baronin von B...." — „Sie in Ihrem Hause?" — „Ja, in diesem Zimmer!" — „Sie hätte uns behorcht?" — „Ach, ich fürchte es!" — „Verdammt!" rief Olivier außer sich und stürzte auf die Thüre zu, die aber in eben dem Augenblick von Innen geriegelt wurde. Wie versteinert blieb er davor stehen. Umsonst bemühte sich Emilie, ihn aus dieser furchtbaren Erstarrung zu reißen. — Endlich brach er sein Schweigen und sagte mit unterdrücktem Zorn: „Emilie, Sie sprachen von heirathen; da ich für Ihr Wohl bedacht war, suchte ich Sie davon abzubringen, jetzt muß ich um eben dieser Ursache willen darauf dringen. Ich weiß nicht, ob, was sich hier zutrug, Zufall oder ein höllischer Plan ist...." — „Olivier!" — „Woran Sie unschuldig sind, aber in welchem ich die Bosheit des Dämons erkenne, der mich verfolgt. Sey ihm, wie ihm wolle, wir werden vereint! Jetzt muß es seyn! Ihre Ehre sowohl als die meinige fordern es. Und da es nicht fehlen kann, daß tausend bösartige Gerüchte über uns verbreitet werden, so soll unsere Heirath morgen schon verkündigt werden." Bey diesen Worten verließ er Emilie, und als er in der heftigsten Bewegung durch die dunkeln Gänge nach der Hausthüre ging, hörte er dicht neben sich das Rauschen eines weiblichen Gewandes und die Worte: „Ich bin an Ihnen und an ihr gerächt!"

Den folgenden Tag wurde die Heirath verkündigt, und sobald die nöthigen Zubereitungen getroffen waren, wurde sie den 15ten August 1780 in Serpigny, einem Landgut des Grafen von R., vollzogen. Aber an dem Abend desselben Tages verschwand der Bräutigam und hinterließ der neuen Gräfin R. folgenden Brief: „Ich bin der unglücklichste der Menschen, denn ich muß Sie verlassen, und diese Zeilen sagen Ihnen ein ewiges Lebewohl — ewig! wenigstens für dieses Leben. Wenn, wie ich fürchten muß, Sie einmal die Ursache meiner Flucht erfahren, werden Sie sie begreifen; sollte sie Ihnen aber unbekannt bleiben, so werden Sie mir glauben, daß sie sehr wichtig ist, da sie mich zwingt, dem höchsten Erdenglück zu entsagen. Nichts könnte mich über das Opfer, das ich bringe, trösten, wenn es nicht der Gedanke wäre, daß es für Sie geschieht! — Sie hätten es nicht angenommen, wenn ich es Ihnen freygestellt hätte, denn Sie sind großmüthig, aber ich will kein Mitleid, selbst das Ihrige nicht — ich wollte nur Ihre Liebe, und verlasse Sie, um sie mir zu bewahren."

„Sie tragen jetzt meinen Namen, aber ehe ein Monat verlaufen seyn wird, soll unsere Ehe getrennt und Sie wieder frey seyn, frey um wieder ein anderes Band zu knüpfen. Sie allein sollen mein Loos kennen, und Sie können davon so viel, als Sie für gut finden werden, bekannt machen. Eben so können Sie meinen Namen führen, oder den wieder annehmen, den Sie bisher getragen haben. Aber ich glaube, daß es Ihnen mit dem Namen meiner Gemahlin leichter werden wird, die neugierige Theilnahme der Gesellschaft auf eine angemessene Weise über meine Abreise zu beantworten. Glauben Sie mir aber, daß nur der Wunsch für Ihr Wohl mir diese Bemerkung einflößt und nicht die eitle Sorge für einen Namen, der vielleicht nicht ohne Ruhm ist, der, von Ihnen getragen, noch an Ruhm gewonnen haben würde, der aber jetzt mit mir erlöschen wird."

„Ich weiß nicht, wie ich Kraft genug haben konnte, bis hierher zu schreiben. Aber jetzt trübt sich mein Auge — meine Hand zittert — mein Herz ist gebrochen! Diese Prüfung übersteigt meinen Muth! Emilie, meine Thränen bedecken dieses Blatt, sie mögen Ihnen alles sagen, was mein Herz für Sie fühlt! Leben Sie wohl, geliebte Emilie, leben Sie wohl!" —

Diesem Brief war ein Paket an den Parlamentsadvokaten G. Pluvinet beygefügt, welches unter andern folgendes Schreiben enthielt: „Ihrem Rathe gemäß, mein würdiger Freund, erhalten Sie hier meine Anordnung über mein Vermögen. Ich ertheile Ihnen die ausgedehnteste Vollmacht, noch während meines Lebens, folgendermaßen darüber zu verfügen und nach meinem Tode sey dieß mein Testament.

Da Ihr Vermögen hinreichend für Ihre einfachen Bedürfnisse ist, biete ich Ihnen nur ein bescheidenes Andenken meiner langgeprüften Freundschaft an, nämlich meine Bibliothek, die ich von meinem Vater erbte, und die Uhr von Berthoud, die meine Mutter mir hinterließ.

Den Armen der Pfarrey von St. Louis des Invalides bestimme ich eine bleibende Rente von viertausend Livres, und ihrem würdigen Pfarrer tausend Livres, mit der Bitte, meines Vaters, meiner Mutter und meiner in seinem Gebet zu gedenken.

Hundert Louisd'or lebenslänglicher Rente gebe ich meinem alten Lehrer, dem Abbé Geraud. Mein ganzes Mobiliar erhält Gervais, und ich füge noch hundert Pistolen lebenslänglicher Rente bey.

Meinem Regiment gebe ich eine Anweisung von dreyhundert Pistolen Einkommen auf die Generalpacht für die Familien der auf dem Schlachtfeld Gebliebenen oder Verwundeten und für den Unterricht der Kinder des Regiments.

Meinem Freunde Cesar von St. H. gebe ich, wenn er zurückkehrt, den Ertrag meines Landguts Bellevue in Picardie; bis er wiederkommt, soll der Ertrag an die Armen der Gegend vertheilt werden.

Für mich behalte ich eine Rente von zweyhundert Pistolen, deren Kapital, so wie die der übrigen, deren Schenkung nicht auf ewige Zeiten ist, nach meinem Tod der Abtey (der Name war ausgelassen) zufallen sollen. Mein ganzes übriges Vermögen gehört der Frau Emilie von Nanteuil, geborne von Surville, jezt Gräfin von R. Paris 15ten August 1780.

Den 7ten August wurde der Gräfin R. folgendes Dokument von Herrn Pluvinét gebracht.

„Wir Rousselot, Bruder Hilarion, Prokurator des königlichen militärischen und regulirten Ordens von notre dame de la merci, im Namen des R. R. Don Torrez von Navarra, Generals und Großmeisters des besagten Ordens, erklären, daß der Herr Graf Olivier von R. heute sein feyerliches Gelübde in demjenigen Kloster besagten Ordens, das in der Straße du Chaume belegen ist, ausgesprochen hat. Er hat den Namen Emilian angenommen.“

„Eine nicht vollzogene Ehe, wenn sie auch eingesegnet ist, wird als aufgelöst betrachtet, wenn der Eine der beyden Theilnehmer sein Gelübde in einem Kloster ablegt, und der andere Theil ist befugt, eine neue Ehe zu schließen. Potier, Jousse, Denissart.“

Ein muthiger Hase.

Folgender sonderbarer Vorfall ist uns von einem Gentleman mitgetheilt worden, der selbst Augenzeuge davon war. Im lezten Frühjahre sah er bey einem Spaziergang einen kleinen Habicht, der mit einer Beute in den Krallen sich in die Luft zu erheben versuchte, allein das Gewicht des Gegenstandes vereitelte seine Bemühungen und zog ihn immer wieder zur Erde. Hier ward er mit großer Heftigkeit von einem Hasen angegriffen, der mit den Läufen nach ihm schlug und ihn endlich wirklich niederwarf und zwang, seine Beute fahren zu lassen. In diesem Augenblick lief der Gentleman hinzu, und der Habicht sowohl als sein Gegner nahmen die Flucht, und es fand sich, daß die Beute, warum sie gekämpft hatten, ein junger Hase war, den die Häsin dem Räuber entreißen wollte. Das Thierchen war an der Seite und am Kopf verwundet und blutete stark. Der Gentleman ließ es in einer Furche liegen, in der Ueberzeugung, daß die muthige Mutter es nicht verlassen werde. (York. Herald.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Mai.

Zu den neuesten Büchern, welche gelesen zu werden verdienen, ist ein Büchlein unter dem Titel: Sketches of Portuguese life, manners, costume et character, offenbar von der Feder eines Mannes, welcher Portugal und dessen Bewohner viele Jahre lang beobachtet hat; es ist voll scharfsinniger Beschreibungen und artiger Anekdoten, und gerade um so interessanter, weil es Dinge beschreibt, die den meisten Reisenden als unbedeutend vorgekommen seyn würden. Die zwanzig gefärbten Kupferstiche aber, die das Buch begleiten, entstellen es mehr, als daß sie seinen Werth erhöhen. Ich gebe Ihnen einen Auszug auf's Gerathewohl. „Die Dienerschaft in der Familie eines portugiesischen Fidalgos ist sehr zahlreich, und beläuft sich zuweilen auf fünfzig bis sechzig Personen. Viele hängen um die Ställe her, deren Aufenthalt in denselben der Familie ganz unbekannt, die aber darum für Bediente oder Stalljungen derselben gelten wollen, weil sie dadurch den Schutz genießen, welcher allen Dienstboten eines Fidalgos gebührt, indem dem Rechte nach irgend ein Theil des Hauses oder Gehöftes eines Edelmannes einem solchen Elenden, selbst nach einem Morde, unverlezliche Sicherheit gewährt. Vor nicht fünfzig Jahren war es ein gewöhnliches Ereigniß, daß ein junger Edelmann des Nachts, an der Spitze seines Diener-Gesindels, von ihm Valentoés genannt, aus dem Hinterhalt seines Hauses hervorbrach, um diejenigen, welche sein Mißfallen erregt haben mochten, zu überfallen, zu verstümmeln, zu berauben, ja auf's feigste zu ermorden. Damals, und selbst noch in unsern Tagen, sah und sieht man viele junge Edelleute mit diesen Elenden in den Ställen herumschlendern, Kupfermünzen in die Höhe werfen, auf den Stufen Karten spielen, und nach ihrer Weise Zigarren rauchen lernen, und zwar mit einer Peitsche in der Hand, und den Hut auf Bravoart auf einem Ohr tragend. Dieß ist der Anfang, und in vielen Fällen, die Krone der Erziehung eines Fidalgosohnes. Doch vergißt man nie, sie in die Reitschule zu schicken, wo man sie, statt sie auf einen Sattel zu setzen, in eine Art von Kiste packt, welche vorn und hinten, bis zur Höhe des Magens herausgehet, und aus welcher es unmöglich ist zu fallen; dennoch wagen sie nie einen Sprung damit. Dabey tragen die Herrchen Postillonstiefeln, welche ihnen bis zur Mitte der Schenkel reichen, hohe dreyeckige Hüte, und eine terzengrade Peitsche, in welcher Ausrüstung sie die Fülle der Vollkommenheit finden. Es ist demnach kein Wunder, daß bey so vernachlässigter Erziehung der portugiesische Edelmann so selten zu Staatsgeschäften taugt, und die Masse derselben in der gröbsten Unwissenheit versunken ist. Zu den großen Vorrechten des Adels gehört das Aposentadoria-Recht thätig und leidend. Das erstere besteht darin, daß, wenn der Besitzer desselben einen Gefallen an dem Hause eines Mannes findet, der nicht das leidende Aposentadoria-Recht besitzt, er ihn ohne Umstände austreiben, und es einem seiner Diener, Freunde, oder seiner Beyschläferin geben darf; ein Vorrecht, welches auch gewissermaßen dem Militär angehört, das einen Bürger aus seinem Hause treiben kann, wenn solches nahe bey einer Kaserne liegt, und den Offizieren zum eigenen Gebrauch bequem scheint. Der leidende Aposentadoria kann nicht aus seinem Hause vertrieben werden. Wenn ein Portugiese seine Frau in den Armen eines anderen findet, so darf er beyde ermorden, wenn nur der Mann kein Geistlicher, Fidalgo oder Dezembargador ist; denn das Tödten eines solchen würde als ein Mord bestraft werden. Dieß war ganz anders zur Zeit Peters des Grausamen, den man richtiger den Gerechten hätte nennen sollen; denn dieser Monarch

machte keinen Unterschied in den Personen; und da er alle Verbrechen strenge bestrafte, so wurde die Todesstrafe bald überflüssig; so sehr ist es gewiß, daß allzugroße Nachsicht am Ende Grausamkeit wird, und Strenge Milde. Die folgende Anekdote von diesem Fürsten ist merkwürdig. Ein gewisser Geistlicher tödtete im Zorn einen Maurer. Der König ließ sich nichts merken, und wartete gelassen ab, was die Geistlichkeit thun würde. Als er aber fand, daß sie sich damit begnügte, den Mörder für ein Jahr seiner heiligen Verrichtungen zu entsetzen, so befahl er dem Sohne des Getödteten heimlich ihn zu erschlagen. Dieser that es, ward ergriffen, gerichtet und zum Tode verurtheilt. Als der König das Urtheil unterzeichnen sollte, fragte er, wessen Handwerks der Mann wäre; und als man ihm sagte, er sey ein Maurer, fuhr er fort: „nun so verurtheile ich ihn dazu, daß er ein Jahr lang nicht mauern soll.“ Von der Zeit an bestrafte er alle Geistlichen, die sich eines Hauptverbrechens schuldig machten, mit dem Tode; und als sie ihn baten, ihre Sache ihrem höchsten Richter (nämlich dem Papst) vorzulegen, erwiederte er ganz gelassen, er wolle sich damit begnügen, sie vor den obersten Richter zu schicken, der auch einst seiner seyn würde, nämlich Gott.“ Die folgende Anekdote soll meine Auszüge beschließen. „Ein gewisser Desembargador (ein Beamter von den hohen Gerichtshöfen, welche die Vorrechte des Adels mit genießen), Namens Seabra, ein Mann, der sich durch seine Tugenden auszeichnete, hatte das Unglück dem Marquis von Pombal zu mißfallen. Dieser berühmte Minister, dessen einziger Fehler Rachsucht war, die ihn aber zuweilen zu groben Verbrechen verleitete, ließ den Greis heimlich aufheben, nach der Küste von Afrika schiffen, und von da in eine Gegend im Innern abführen, wohin man nur die schlimmsten Verbrecher zu senden pflegte, und welche von den Portugiesen Pedras Negras genannt wurde. Die Einwohner waren so wild, daß ein Unglücklicher, der ihnen überlassen wurde, selten mit dem Leben davon kam, welches man auch wirklich nicht zu wünschen schien, wenn man einen begnadigten Verbrecher unter sie schickte. Von seinen Führern verlassen, wanderte der unglückliche Seabra zwey Tage lang ohne Nahrung umher, bis er verschmachtend vor der Thüre einer Negerhütte niedersank. Der Herr derselben war abwesend, aber seine Frau, durch den bedauernswürdigen Anblick des armen Greisen gerührt, schleppte ihn in die Hütte, und war eben beschäftigt ihn zu sich selbst zu bringen, als ihr Mann wieder zurückkam. Sobald dieser den Weißen erblickte, wollte er ihn durchbohren, aber seine Frau wußte nicht nur seine Wuth zu besänftigen, sondern bewog ihn auch, ihr in ihrem frommen Werke beyzustehen. Als Seabra wieder seiner Sinne mächtig wurde, befand er sich in einem hitzigen Fieber, und gab sich für verloren, da er nicht glauben konnte, daß man unter einem solchen brennenden Himmel von einer solchen Krankheit genesen könne. Sein Wirth aber schaffte bald Rath. Er machte nämlich ein Loch in die Erde, begrub ihn bis an den Hals, und ließ ihn drey Tage lang in dieser unbequemen Lage, während welcher er ihm keine andere Speise gab, als solche Kräutertränke, welche bey diesen Fällen von den Einwohnern gebraucht werden. Auch verfehlte die Kur ihre Wirkung nicht, und der Verbannte ging gesund aus seinem Schwitzbade hervor. Ungefähr um derselben Zeit fing Pombals Macht an zu sinken, und die Kabalen seiner Feinde tr[illegible]en ihn zulezt ganz vom Hofe. Jezt verwendete sich Seabras Familie, welche es für möglich hielt, daß der Greis nicht umgekommen, für dessen Zurückberufung, und dieselben Personen, welche ihn in die Wildniß geführt, wurden abgeschickt, um ihn den Seinigen wieder zu geben. Sie fanden ihn, und brachten ihn im Triumphe nach Portugal zurück. Der edle Mann aber hatte sich nicht entschließen können, seine Retter für immer zu verlassen, und die Frau ließ sich wirklich bereden ihn nach Europa zu begleiten. Auch hatte sie keine Ursache, ihre Willfährigkeit zu bereuen; denn obgleich der edle Greis der Gunst des Monarchen bis an sein Ende genoß, so behandelte er seine Retterin dennoch fortwährend mit der größten Zärtlichkeit, ließ sie, selbst wenn er die vornehmsten Gäste bey sich hatte, an seinem Tische oben an sitzen, und bedachte sie reichlich in seinem Testamente.“

Man hat in dem Flusse bey Singapore ein schwammartiges Gewächs gefunden, welches wie ein Becher mit einem Fuße gebildet ist, welcher leztere nach unten zu etwas aufschwillt, und mit unregelmäßigen Wurzeln an den Boden angewachsen ist. – Sie besteht aus Zellen oder Röhrchen von verschiedener Größe, welche mit einer baumwollenartigen Masse verschlossen sind. Der obere Umfang der Schaale ist 4¼ englische Fuß, der mittlere 3 Fuß 1 Zoll, und der untere nicht mehr als 22½ Zoll. Der Fuß hat 17 Zoll im Umfange, und der Becher würde 162 Flaschen halten können. Man hält es für das Erzeugniß von Seewürmern, und beschreibt es als der Schwammgattung Spongia ähnlich; da es aber hart ist, so schlägt man vor, es Spongia patera zu nennen.

Der Londoner Handel bedarf im Durchschnitt ungefähr 3500 Schiffe. Die Anzahl der Schiffe in der Themse wird gewöhnlich auf 1100 geschäzt, ohne die 3419 Barken und kleineren Fahrzeuge zu rechnen, die man zum Ein- und Ausladen der größeren Schiffe gebraucht; ferner 2288 Barken und kleinere Schiffe für den Binnenhandel; und 3000 Böte für den Transport von Personen. Nicht weniger als 8000 Bootsleute sind mit dem Lenken der kleineren Fahrzeuge beschäftigt, 4000 Arbeiter mit dem Laden und Ausladen der Schiffe, und 1200 Zollbeamten sind beständig auf dem Flusse im Dienste. Dieses thätige Leben ist übrigens auf den engen Raum von etwas mehr als einer deutschen Meile beschränkt, welcher eine gute Viertelmeile oberhalb der Londoner Brücke anfängt; und ist für den Ausländer, besonders denjenigen, welcher nicht an Seestädten gewöhnt ist, vielleicht das Anziehendste, welches London darbietet. Nur muß er sich, wenn er die Gegenden besucht, wo sich die Docks befinden, auf manchen empörenden Auftritt gefaßt machen, welche die Armuth und Verworfenheit des dort wohnenden Matrosenpöbels ihm darbieten werden, und welche leider von einem großen Seehafen unzertrennlich sind. Im Frühjahr bieten die vielen Asiaten, Hindostaner, Malayen, Chinesen und Araber, welche auf der ostindischen Flotte als Matrosen dienen, mit ihren eigenen Gesichtszügen und Trachten, ihren eigenthümlichen Unterhaltungen, und häufig blutigen Streitigkeiten einen noch interessanteren Anblick. In jenen Gegenden ist man eben jezt, troz den schlechten Zeiten, mit vielen neuen Bauten beschäftigt, z. B. der Londoner Brücke, des St. Catharinen-Dock, wofür eine Menge elender Häuser und Gassen zerstört werden, der Wiederherstellung des eingefallenen Theils des Zollhauses, und endlich des großen Ganges unter der Themse. Dieses lezte Werk, das seiner Kühnheit wegen schon Gedeihen verdient, geht schnell vor sich: schon ist die Einfahrt von oben hinab oder der Schacht vollendet, und man hat eben angefangen unter dem Fluß in wagerechter Richtung einzubrechen. Die Art, wie der Schacht verfertigt wurde, ist merkwürdig. Man baute nämlich von Backsteinen einen dicken und festen Thurm von der Höhe, als der Schacht tief werden sollte; und als derselbe vollendet war, untergrub man ihn allmählig, und ließ ihn in die Tiefe sinken, wo er auch angelangt ist, ohne daß sich der geringste unangenehme Zufall bey dem Riesenwerk ereignet, oder auch nur ein einziger Backstein aus seiner Stelle gerückt wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 144.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Juni 1826.

Es gibt der wunderreichen Länder viel,
Die mit dem ewgen Strom das wüste Meer umflicht.
Und wer nur glaubt, er finde wo sein Ziel,
Den täuscht die schöne Wallfahrt nicht.

M.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers, geschrieben auf einer Reise von Neu-Orleans nach Neu-York zur See, und sodann durch das Innere von Nordamerika.

Auf dem Missisipi, am Borde der Virginia, am 20. Juni 1824.

Acht Jahre sind es, als ich zum ersten Male auf diesem Flusse heraufsegelte, ohne Freunde und ohne Mittel den Boden der Provinz Louisiana betrat, und in einem bedrängten Zustande den kühnen Versuch wagte, mich unter einem fremden Himmelsstriche, in einer höchst ungesunden Gegend und unter mir unbekannten Menschen von verschiedenen Farben zum unabhängigen Manne emporzuarbeiten. Während ich mich in dieser langen Zeit unter den Pflanzern dieses heißen Klima's umtrieb, wurde ich der Welt beynahe fremd, ich sehnte mich öfters darnach, einen Ausflug zu machen; erst jezt aber konnte ich dieses Vorhaben zur Ausführung bringen, erst jezt bin ich im Stande, mit der heute unternommenen Geschäftsreise auch zugleich eine etwas ausgedehnte Lustreise zu verbinden, und auf derselben wieder andere Menschen und andere Gegenden anzuschauen.

Am 21. Juni.

Auf dem schönen amerikanischen Schiffe Virginia habe ich die Fahrt nach Neu-York und Neu-Orleans gestern früh fünf Uhr in Gesellschaft von neunzehn andern Passagieren, worunter drey Frauen, angetreten.

Am 23. Juni.

Die voranstehenden wenigen Zeilen hatte ich vorgestern niedergeschrieben, nachdem uns der Pilote über die, etwas gefährliche Bar des Flusses (am Ausflusse des Missisipi) gebracht hatte und die ersten Wogen der See unser Schiff bereits zu schaukeln begannen, als mich, in der Kajüte am Tische sitzend, etwas Schwindel befiel, der mich nöthigte, auf das Verdeck zu eilen. Hier überraschte mich eine auffallende Scene, die zugleich etwas Komisches darbot, denn unter allen Passagieren des Schiffes war nur Einer, der nicht von der Seekrankheit befallen war, die Frauen lagen stöhnend auf den Bänken, und an allen Enden des Verdeckes begann ein komischer Jammer. Bald mußte auch ich einstimmen, und ich wurde von den Andern mit dem gleichen Lachen zurückbezahlt, mit dem ich sie zuerst begrüßt hatte. — Der Wind blies indessen günstig, bald durchschnitten wir das noch schmutzige Missisipiwasser, und nach ein Paar Stunden begrüßten uns die dunkelblauen Wogen des mexikanischen Meerbusens. Ich blieb die Nacht über auf dem Verdeck, und gestern Morgen gab mir ein gutes Frühstück meine Gesundheit wieder. Auf zwey vorher unternommenen großen Seereisen hat mich dieses Uebel nie ergriffen.

Die Virginia ist, was man ein Paketschiff nennt, welches regelmäßig nur zwischen zwey Häfen hin und her segelt; diese Schiffe sind gewöhnlich für Passagiere sehr bequem eingerichtet, und man lebt darauf wie in einem der besten Gasthöfe in Neu-Orleans. Wir haben eine Kuh am

Bord, die uns hinlänglich mit Milch versieht; ferner sind Schweine, Schafe, Truthähne, Enten, Gänse, Hühner u. s. w. zur Genüge am Bord, und versehen unsern Tisch mit Leckerbissen. Gerne bezahlt man etwas mehr Passage für diesen Genuß sowohl, als auch vorzüglich deßwegen, weil diese Paketschiffe gewöhnlich vortreffliche Schnellsegler sind.

Samstag am 26. Juni.

Bis heute haben wir den mexikanischen Meerbusen in südöstlicher Richtung durchsegelt, wir haben den Breitegrad 24. 15. erreicht, um Florida umfahren zu können, und so steuern wir mit fortdauernd günstigem Winde und mit Hülfe der starken Strömungen nach Osten. Wie wohlthätig wirkt die herrliche frische Seeluft auf meine Gesundheit, ich athme sie begierig ein, und vergesse recht gerne auf ein Paar Monate den Aufenthalt in Louisiana, das man nicht mit Unrecht, wenigstens dem größern Theile nach, das Land der Sümpfe, der Frösche, der Musquito's und der Klapperschlangen nennen könnte; es befällt mich aber auch manchmal in den melancholischen Stunden, durch welche man sich auf einer jeden Seereise hindurchkämpfen muß, eine Sehnsucht nach der Heimath, nach den herrlichen Ufern der Donau, wo ich, wenn es die Vorsehung lenkt, zur Belohnung für so manche Entbehrungen meine Tage zu beschließen wünsche. — Wohlan! kehre ich glücklich von dieser Reise zurück an den Missisipi, gelingen mir meine Unternehmungen wie bisher, so durchschneide ich nach Verfluß eines Jahres den Ocean, um meine Verwandten und Freunde in Europa zu besuchen *).

Philadelphia, am 10. Juli.

Der Wind blies günstig; am 6ten erblickten wir zuerst Land, und als ich am 7ten des Morgens auf das Verdeck kam, befanden wir uns nur noch eine Stunde von der Küste von Neu-Jersey. Welch ein herrlicher Anblick! Zum ersten Mal nach acht Jahren sah ich wieder Berge, und in romantischen Formen reihten die Hügel sich längs der Küste hin, die mit den Häusern und den Landsitzen der Reichen prangt; eine Stunde weiter, und der weißbemalte hohe Leuchtthurm auf Sandy Hook zeigte uns den Eingang in die Bay von Neu-York.

Zwischen den zwey großen Inseln, Long Island und Staaten Island, hat die Natur durch einen Arm des Oceans eine Bay gebildet, die unter die sichersten, und, wegen der merkwürdigen Umgebungen, unter die schönsten auf der Erde gezählt werden darf. Abwechselnde Thäler und Hügel, mit schönen Gebäuden und mit Feldern übersäet, und noch überdieß mit den verschiedenen, zur Vertheidigung erbauten Festungswerken gekrönt, bilden die Ufer dieser Bay.

Der Wind war uns beynahe entgegen, und die meisten Schiffe, die mit uns ankamen, ließen die Anker fallen, um bessern Wind abzuwarten; unser Pilote aber, ein unternehmender und geschickter Mann, wußte durch Laviren den Wind zu gewinnen, und brachte uns Nachmittags drey Uhr bey Staaten Island vor Anker, wo der Quarantainearzt an Bord kam, und uns, weil wir aus dem gelben Fieberland kamen, obgleich wir alle gesund waren, eine zweytägige Quarantaine anbefahl. Da ich, meiner Geschäfte wegen, nicht zwey Tage verlieren wollte, so wirkte ich mir die Erlaubniß aus, nach Philadelphia zu gehen. Auf einem Dampfboot langte ich auch am 8ten des Abends dort an.

Mein Freund L. M., der im Jahre 1816 mit warmem Herzen für mein Unterkommen besorgt war, empfing mich mit offenen Armen. Er bemühte sich, mich mit den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten in Philadelphia bekannt zu machen; er besuchte mit mir viele der öffentlichen Gebäude, worunter besonders die U. S. Bank meine Aufmerksamkeit erregte. Die Fasade dieses in einem erhabenen Style aufgeführten Gebäudes ist aus inländischem Marmor gebauen und mit acht kunstreich gearbeiteten Säulen geziert. Der Nutzen dieses Instituts ist anerkannt, und durch das ganze große Gebiet der vereinigten Staaten werden die Noten desselben nicht nur der klingenden Münze vorgezogen, sondern erhalten an manchen Orten ein Prämium von einem halben bis zu drey Prozenten. — Die Stadt Philadelphia liegt bekanntlich zwischen dem Delaware und dem kleinen Flusse Schuylkill; an dem leztern sind etwa drey Viertelstunden von der Stadt die berühmten Wasserwerke angelegt, die ich mit Bewunderung betrachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

VII.

Nur erst nach Monaten kam das Ende der Zeit, welche diese Politik erfunden hatte. Zwar reiten die Verbrechen schnell wie die Todten, um der Rache zu entgehen, aber die Rache reitet noch schneller, sie holt sie immer ein. Robespierre und sein Henkersknecht, Fouquier-Tainville, wurden durch die Verzweiflung des ganzen Nationalkonvents, der seine eigene baldige Vertilgung vor sich sah, gestürzt.

Ich war durch ein Gesetz seit kurzer Zeit aus der Hauptstadt verbannt; die revolutionäre Politik wollte keine ge-

---

*) Es ist dem Reisenden gelungen, nach einer im Sommer des Jahres 1825, abermals durch das Innere von Nordamerika zurückgelegten Geschäftsreise, von Neu-York nach Havre in Frankreich überzusegeln, und im Herbste desselben Jahres bey seinen Verwandten und Freunden einen dreymonatlichen Besuch zu machen. Am 4ten Jänner ist er von Liverpool wieder nach Louisiana abgesegelt.

bornen Ausländer und keine Leute von Adel mehr in Paris dulden. In der Ferne wäre ich nothwendig mit meiner Familie zu Grunde gegangen; ich wagte es also, in einem Dorfe an den Mauern der Stadt zu wohnen.

Der Tag der Erlösung der Menschheit war gekommen. Troß dem scharfen Verbote, mich in der Stadt sehen zu lassen, erkühnte ich mich am Tage, wo so manche andere Verbote aufhören mußten, auch ohne Sicherheitskarte hineinzudringen; auch wurde es mir nicht schwer, weder an der Barriere, wo ich mich hineinschlich, noch an einer andern, wo ich wieder nach meinem Dörfchen herauskam. Zwar mußte ich vorher an mehreren andern Barrieren die Gesichter der wachhabenden Posten prüfen; aber endlich traf ich einen Franzosen, der mich gekannt hatte, so lang ich in der Stadt wohnte; er sprach mir Muth ein, mit der ganz richtigen Bemerkung, daß, wenn ich nicht Weib und Kind hätte, ich am besten thun würde, sogleich zurückzukommen in die Stadt, ohne wiederzukehren in das Dorf. Doch, da er wußte, daß ich gerne Bemerkungen sammelte über die Geschichte der Tage, meinte er, ich dürfte und müßte Alles wagen, um das zu sehen, was die Welt nicht wieder sehen werde. Ich wagte, und es gelang mir.

Paris war im Aufstand. Es war Morgens sieben Uhr. Ich hatte eine fürchterliche Nacht durchwacht mit meiner Gattin. Sie hatte der Frost der Angst geschüttelt neben der Wiege des Kleinen. Auch ich war nicht zu Bette gegangen, weil in einer solchen Nacht ein Vater und Gatte nicht schlafen durfte. Um mich her war die stille Nacht des Dörfchens, über mir flogen meine Gebete herum in den Sternen, aber in der Stadt bewegte sich der dumpfe Lärm der ganzen Bevölkerung, gleich den entfernten Wogen einer Springflut. Ich wußte, warum die Stadt wachte.

Der Konvent hatte sich am vorigen Morgen gegen das Ungeheuer revoltirt. Im Innern von Paris war bürgerlicher Zwist über die Frage, ob man fortwaten sollte im Blute, oder wieder einlenken in den reineren Pfad der Menschlichkeit. Mehrere revolutionäre Komite's hatten ihre Bataillons bewaffnet ausrücken lassen; die Unternehmung der edeln Empörung war sehr gefährlich. Der Wütherich hatte sich in die Arme des bisher allmächtigen, ihm ergebenen, zahlreichen Stadtraths geflüchtet. Aber im Nationalkonvent hatte ihn das Gesetz ausgestoßen aus seinem Schutze; troß aller Gefahr hatte man nach und nach einen kühnen Schritt nach dem andern gewagt, und ihn nach seinen eigenen Formen durch ein revolutionäres Dekret gestürzt. Der feige Bösewicht, ergriffen auf dem Stadthause von einem Gensd'armen, und schon verlassen von dem unsichtbaren bösen Geiste, unter dessen gewaltigem Schutze er bisher die Gefühle und die Leben der Menschen durchwühlt hatte, verzweifelte. Er wollte mit einer Pistole seine Laufbahn endigen; er schoß mit unsicherer Hand; der Elende zerschmetterte sich blos die Kinnlade. Nun war er in den Händen der Rächer.

Kurz nach Mitternacht war dieser Wurf der wieder hoffenden Menschheit gelungen. Schon mit den ersten Morgenstunden war die Gährung nicht mehr gefährlich, und der Grundsatz einer künftigen bessern Ordnung der Dinge war für ganz Paris, das schon damals ganz Frankreich in sich einschloß, er war nun für Europa, für die Welt wieder gefunden, obgleich erst lange nachher gesichert.

Da stund ich mitten in der Stadt, an der Ecke einer Straße. Es war gegen die zweyte Nachmittagsstunde. Man schätzte sich glücklich, sich irgendwo fest stellen zu können; die Bewegung der ganzen Bevölkerung der Hauptstadt, aus allen Ständen jedes Alters, jedes Geschlechts, sogar aus den umliegenden Dörfern, erlaubte keine Wahl. Lange dauerte dieser Vortrab, und zog in die Nähe der Richtstätte. Endlich erschien eine zahlreiche, zum Theil für die damaligen Zeiten glänzende Bedeckung zu Pferd und zu Fuße, gezogen aus der Gensd'armerie, aus den nächsten Garnisonen und aus dem unverdächtigen Theile der Nationalgarde. Der Zug glich einer Rückkehr aus der gewonnenen Schlacht. Zwar drückte der Pöbel aus, was ihm in diesem höchsten Grade von Anarchie beliebte; aber nun war die bessere Menschheit von dem Zwange des Schreckens befreyt und fürchtete den Pöbel nicht mehr. So viele Tausende, die nun wieder athmeten, hat man nie auf einem Flecken des Erdballs beysammen gesehen; in den Zeiten der alten römischen Bürgerkriege sah man immer nur das Gegentheil, die Tyrannen siegten, und die Verzweiflung der Bürger hatte kein Ende.

Nun kam die nähere Umgebung der zahlreichen Wagen, worauf etliche siebzig Mitverurtheilte vertheilt waren; mehrere von ihnen hatten wenigstens den unverschämten Muth, das bekannte Feldgeschrey der sterbenden Revolutionisten und Republikaner hören zu lassen: „es lebe die Republik!" Aber so nicht der Held des Blutsystems. Ich hatte den Plan gehabt, dem Zuge zu folgen; aber da sah ich plötzlich, daß mir hier auf der Straße der Zufall den merkwürdigsten Posten an dem großen Tage angewiesen hatte. Das Merkwürdige war nicht der Revolutionsplatz, sondern hier die öffentlichen Orte, auf welchen die Menge vorüberwogte, wo die Hoffnung tobte, die Rache sich erquickte, der Pöbel zweifelnd stutzte, und die ganze Menschheit die Hauptrolle der großen Handlung spielte. Auf dem Revolutionsplatze hätte ich mit Eckel und übel angewandter Mühe einen erbärmlichen Schauspieler, aber nicht das Schauspiel selber gesehen.

(Der Beschluß folgt.)

Der unwerthe Reichthum.

Glücklich das Volk, das von Meynungen lebt! Wie groß ist sein Reichthum!
Aber kein Rothschild leiht auch nur ein Thälerchen drauf.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Mai.

(Beschluß.)

Während dieses im Osten der Hauptstadt vorgeht, und im Süden Lord Holland eine neue Stadt gebaut hat, und im Norden der vor ein paar Jahren vollendete Regency-Kanal auf allen Seiten mit Häusern und Straßen umgeben wird, und so die entfernteren Dörfer und Städtchen immer enger mit dieser Riesenstadt verbunden werden, hat Lord Grosvenor im Westen, in der Gegend von Pimlico den Plan zu 5000 neuen Häusern legen lassen, wovon ein großer Theil im größeren Styl gebaut, einige sehr schöne Plätze und Straßen bilden soll, um sein Vermögen, das, wie man versichert, ihm jeden Tag 1000 Pfund Sterling einbringen soll (ungefähr 4,400,000 Gulden des Jahrs), zu vermehren. Ihre Leser dürfen sich nicht wundern, daß ich ihnen so oft von den Verschönerungen und den Vergrößerungen Londons erzähle; denn wer es so mit ansieht, wie nach und nach elende Hütten und schmutzige enge Gassen verschwinden, und in ein paar Jahren prächtige Straßen an ihre Stelle treten, deren Häuser durch das Stucco, womit sie bedeckt sind, wenigstens das Ansehen von Stein haben, und, obgleich mitunter geschmacklos, mit ihren vielen Pfeilern und Portalen eher Pallästen als Privatwohnungen und Waarenlagern ähnlich sehen; wer so wie ich, wenn er nach ein paar Monaten eine Gegend um die Vorstädte her ein Mal wieder besucht, die er das lezte Mal als eine grüne Wiese mit munteren Bäumen gesehen, und nun die Gegend wie durch einen Zauber mit 500 bis 1000 bewohnten Häusern bedeckt sieht, und in dem Gewirr von neuen Straßen und Namen nicht weiß, wohin er sich wenden soll; wer so sieht, wie sich das Alles durch der Menschen Fleiß und Thätigkeit so schön geordnet hat, wie die Häuser mit niedlichen Gärtchen versehen, die gutgepflasterten Straßen mit Röhren unterzogen sind, die den Einwohnern eine Fülle von Wasser und Licht zuführen, und mit geräumigen Kanälen, welche allen Unrath hinwegführen, und vereint Reinlichkeit und Gesundheit erhalten — wer dieß Alles so sieht, und an's Nachdenken gewöhnt ist, der fühlt sich mit Bewunderung durchdrungen, die er gern Andern mittheilen möchte. Wenigstens ist dieses mein Fall, ob ich gleich noch nicht mit selber einig bin, ob diese Anhäufung einer so großen Menschenmasse auf einem engen Raume in sittlicher Rücksicht zum Guten oder Bösen führen müsse; denn was das Physische betrifft, so ist es erwiesen, daß der Gesundheitszustand Londons bey seinem Zuwachs bedeutend gewonnen hat. Auf jeden Fall ist es tröstlich zu sehen, daß sich unter den vielen neuen Privatwohnungen, neben den Wirthshäusern, auch viele Gotteshäuser, Schulen, Hospitäler und andere wohlthätige Anstalten erheben, und zu wissen, daß, troz der Menge der Einwohner, worunter sehr viele Arme, besonders halbwilde Irländer, troz einer schlechten Polizey, welche durchaus nicht auf Verhinderung der Verbrechen berechnet ist, und troz dem, daß die Zeitungen uns mit allen schlimmen Vorfällen bekannt machen, und man also vieles erfährt, was in anderen Städten verschwiegen bleibt, es weniger Uebel hier gibt, als man zu erwarten berechtigt wäre; ja es ist in diesem Reiche sogar dahin gekommen, daß die Verbrechen auf dem Lande verhältnißmäßig häufiger sind als in London, und sogar in den Manufakturstädten; ein Umstand, welcher von der schlechten Anwendung der Armengesetze auf dem Lande, welche alle Taglöhner zu Bettlern herabwürdigt, und der Bestrafung des Wilddiebstahls durch Einsperrung unter Mördern und Dieben herrührt.

Auch für den einst so beliebten Hrn. Irving wird jezt eine neue Kirche gebaut, und ist beynahe vollendet. Ich habe Ihnen schon vor zwey Jahren die Ursachen auseinander gesezt, warum man damals dem Manne so sehr nachlief, und warum man ihn wieder verlassen würde. Seine Zuhörer sind schon längst auf seine unmittelbaren Pfarrkinder herabgesunken; aber Hr. Irving sucht sich noch immer durch seine eccentrischen Schriften, und noch mehr durch seine Reden bey den Versammlungen wohlthätiger Vereine dem Publikum im Andenken zu erhalten. Ein Marktschreierauftritt aber, den er vor ungefähr vierzehn Tagen veranstaltete, hat ihm gewiß bey den Vernünftigeren mehr geschadet, als alle seine bisherigen Reden und Schriften haben nützen können. Es war bey der Versammlung der sogenannten Hibernischen Gesellschaft, deren erklärter Zweck es ist, die katholischen Irländer zu Protestanten zu machen. Am Schlusse seiner Rede sagte Irving: „Leider hat sich die Liebe zum Gelde in alle unsere Anstalten geschlichen, und das Beste kann nicht ausgeführt werden ohne Geld. Ich habe zwey Quellen des Einkommens: die erste ist meine Kirche, und dieses verzehre ich; die zweyte ist die Herausgabe meiner Werke, und diese verwende ich auf Wohlthaten. Ich habe jezt kein Geld, und sage mit den Aposteln: Gold und Silber habe ich nicht, aber ich gebe, was ich habe. Hier ist eine Uhr (er zog eine schöne goldene Uhr aus der Tasche und legte sie auf den Tisch), die mir mein Bruder vermachte, diese bitte ich der Gesellschaft geben zu dürfen, damit man sie so lange behalte, bis ich von meinem so eben erschienenen Werke so viele Exemplare verkauft habe, daß ich sie wieder einlösen kann!!"

Auflösung der Charade in Nr. 138.
Freyschütz.

Sonett.

Mein Erstes ist des Menschen höchste Gabe,
Ein sanfter Strom, — sie liebet oder flehet,
Ein wilder Sturm, sie hasset oder schmähet,
Mehr gilt sie dir als alle deine Habe.

Durch's Zweyte strömt ambrosiaduftge Labe,
Doch Wunden auch und Tod wird draus gesäet,
Unbeugsam hier, und dort vom Wind gewehet,
Zur Stütze wählts der Mann, zum Spiel der Knabe.

Das Ganze trägt die Erste in die Ferne,
Und kündet dumpf sich an, Orakelsprüchen
Ward öfter schon sein Geisterlaut verglichen.

Doch dient es nur den frohen Scherzen gerne,
Die sanfte Jungfrau wandelt es zum Bären,
Den Jüngling will zum Gotte es verklären.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 145.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. Juni 1826.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Schiller.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Beschluß.)

Wäre der Held des Blutsystems auf seinem Karren gesessen in der Stellung eines Besiegten, so hätte sein Hinzug einem friedlichen Einzuge in die Hölle geglichen. Aber der große Menschenmörder war niederträchtig genug, seinen Schmerz zu fühlen, den ihm der zerschmetterte Untertheil des Gesichts verursachte. Er hatte in dieser verächtlichen Form eines verwundeten Thieres schon etwa zwölf Stunden ausgeharrt. Als sein schon halbtodter Leichnam, schmutzig strotzend von halbnassem Blute, an mir vorüber kam, da erkannte ich ihn sehr genau. Aber Er allein war nun ohne Werth für die Geschichte; das, was ihm folgte, war die Hauptsache; es war der Leichenzug, bey welchem die Erben jauchzten, lärmten, fluchten und verfluchten.

Ich erkannte ihn freylich. Ich mußte erkennen die hämische Stirne, aus deren Mitte ich einst seine Blicke wie giftige Nadeln hatte schießen sehen; ich erkannte die längliche, hagere Gestalt, die ich einst, gekleidet im feinen Rocke und geschmückt mit eleganten Haaren, eine Rede vortragen gehört und gesehen hatte, zwar ziemlich zierlich phrasirt, mit ausstudirten Gestikulationen, aber erbärmlichen, boshaften Inhalts: er sprach über die Kategorien, in welche man die Feinde seiner damaligen Republik eintheilen könne. Der Eindruck seiner ganzen Beredtsamkeit hing immer ab von dem Schrecken, den jedesmal schon seine Erscheinung auf der Rednerbühne erregte, und Schrecken war auch die Tendenz aller seiner Reden.

Einige Minuten lang, nachdem dieses wandernde Scheusal vorüber war, hörte man noch immer aus der Nähe und nach und nach sich entfernend die Mitglieder der Munizipalität, die man mit ihm zum Tode führte, in wüthender Verzweiflung rufen: „Weg mit den Royalisten!“ Eine halbe Stunde nachher hörte man noch entfernter den allgemeinen Ausruf des Jubels; es war der Augenblick der Erlösung. Ohne gegenwärtig zu seyn, wußte man es, daß in diesem Augenblick das zerschmetterte, unedle Haupt Robespierre's emporgehoben wurde. Das Lauffeuer des Jubelgeschreyes verbreitete sich von dem Platze, der dießmal zum ersten Mal der Platz der Gerechtigkeit hieß, bis in die entferntesten Haufen des Volkes, bis in die Vorstädte, in die Gruppen auf den öffentlichen Plätzen, bis in die Umgebungen der Hauptstadt.

Nach und nach verschwanden von der neuen Erde die Ungeheuer, welche in den Revolutionstribunalen der Departemente die geheimen Befehle der revolutionären Macht in die Form der Justiz eingekleidet hatten. Endlich verschwand auch das Revolutionstribunal von Paris.

VIII.

Wir haben hier noch die lezten Striche des Hintergrundes unserer mit so furchtbaren Zügen gezeichneten Lithographie nachzutragen. Die Girondisten sangen vom Gefängniß bis an den Fuß des Schaffots den Marseillermarsch

und den bekannten militärischen Gesang des Abmarsches. Viele einzelne Verurtheilte haben ganze Reden gehalten vom Hinaufsteigen auf den Karren an, bis ihr Haupt unter dem Beile lag. Die Ueberspannung gab Manchem die Kraft, hinaufzusteigen auf das Gerüste, wie man auftritt in einer Versammlung. Manchen war es ihr Ehrenplatz. Der Nationalehrgeiz, eine tiefe Verachtung des Todes, und eine noch tiefere Verachtung der Stifter dieses schändlichen Systems drückten meistens auf dem Gesichte eine Art von edelm Stolz aus, der vielleicht allein verhinderte, daß in dem Pöbel nicht auch die lezte Ehrfurcht für künftige Gesetze ausgelöscht wurde.

Der damalige Scharfrichter von Paris scheint ein Mann von nicht unedelm Charakter gewesen zu seyn; man behielt ihn auch nach den revolutionären Hinrichtungen bey; er hieß Samson und soll noch leben. Nie verließ ihn die ernste, gleiche Stimmung, die sich jedesmal auf seinem gar nicht häßlichen Kopf ausdrückte, so oft ihn seine Pflicht rief. Er hatte nur zwey Geschäfte: die Hand an die Feder des Messers zu legen, und die berühmten Köpfe empor zu halten, die ihm vorgeschrieben waren; er ließ sie sich von einem seiner Knechte geben. Er that seine Pflicht immer ohne theatralische Geberden, still und feyerlich. Auch auf seine Knechte hatte er ein scharfes Auge; nie hat man von Mißhandlungen der Opfer oder von Grobheit gehört.

Die damaligen Guillotinen, die noch jezt dauern, wurden auf einmal für ganz Frankreich in Entreprise gegeben; der Unternehmer war ein geschickter Mechaniker, der dafür Gewährleistung gab, daß das Messer unmöglich anders als durch Nachläßigkeit fehlen könnte, und auch diese war beynahe unmöglich. Ein sonderbarer Umstand ist, daß der Mann um sein Geld kam; er hatte den Preis in Assignaten bestimmen müssen, die damals in gutem Werth gehalten wurden; als er die Guillotinen lieferte, wurde er nicht sogleich bezahlt, man schuldete ihm lange, und als man die Zahlungen leistete, waren die Assignaten beynahe nichts mehr werth.

Das Andenken an die Hingerichteten hat in keiner einzigen Familie eine andere Spur als jene des Mitleidens und der Rache hinterlassen; nur der Pöbel sah sie an als Justizakte, aber sonst waren sie allgemein in den Augen der Sterbenden und der Lebendigen wahre Justizmorde. Man verehrte diese Abscheidungen aus dem Leben; man hielt sie für nur noch feyerlicher als die Tode auf dem Schlachtfelde.

Die Inquisition hat in den Gemüthern der Spanier Eindrücke hinterlassen, die im Nationalcharakter zurückbleiben und seit drey Jahrhunderten noch nicht erloschen sind; diese Eindrücke machen es noch jezt möglich, daß die Inquisition vielleicht wieder in Spanien eingeführt wird. Die Franzosen waren glücklicher. Die Hinrichtungen haben nicht lange gedauert. Der Eindruck war noch im Momente des Falls des Tyrannen ganz neu; der Abscheu konnte sich bald und stark äußern. Plötzlich erstarb die Wuth des Pöbels, der schamvoll sich zurückzog. Und so ist der Kern der Nation, dem ein geringer Haufen von Ungeheuern das Joch auferlegt hatte, im Stande, sich mit reinem Bewußtseyn an die Erlösung zu erinnern.

K.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Neu-York, am 16. Juli.

Ich verließ Philadelphia am 13ten dieses Morgens um sechs Uhr und fuhr auf dem Dampfboote Franklin den Delaware hinauf nach Trenton; hier erwarten Kutschen die Passagiere, mit welchen man sechs und zwanzig englische Meilen in etwa drittehalb Stunden nach Neu-Brunswick fährt; dort bestieg ich ein Dampfboot, langte Abends um sechs Uhr in Neu-York an, und hatte an diesem Tage sechs- und neunzig englische Meilen zurückgelegt. Unter den schönen Landsitzen, die wir auf dem Delaware zu betrachten Gelegenheit hatten, wurde uns auch derjenige von Joseph Bonaparte gezeigt, der eine angenehme Lage hat.

Nun etwas Weniges von Neu-York. An der Spitze der Halbinsel, auf welcher diese Stadt erbaut ist, befindet sich eine schöne, zwey Stockwerke hohe, zirkelrunde Batterie, welche jezt, zur Zeit des Friedens, in einen Vergnügungsplatz umgewandelt wurde. Die Aussicht, welche man von hier aus genießt, ist bezaubernd, man trifft deßwegen auch daselbst an jedem Abende eine treffliche Gesellschaft, gute Musik und alle Arten von Erfrischungen.

Ich kenne keine Stadt, die sich mit Neu-York, in Hinsicht auf ihre vortheilhafte kommerzielle Lage, vergleichen ließ, und es gibt uns die Geschichte kein Beyspiel von Zunahme an Bevölkerung, das diesem Handelsplatz an die Seite gesezt werden möchte. Zum Beweis:

Im Jahr 1771 belief sich die Population auf	21,863	Seelen.
— 1800 — — — —	60,489	—
— 1820 — — — —	123,706	—

Es werden wirklich 2000 neue Gebäude aufgeführt, so daß man erwarten kann, es werde der nächste Census in 1830 eine Vermehrung von vierzig vom Hundert, oder mehr, in der Anzahl der Einwohner zeigen; auch bedarf es keiner überspannten Ideen, um in diesem Orte die einzige Metropolis der handelnden Welt zu sehen. Es ist schwer, sich einen Begriff von dem Leben und Treiben in dieser Stadt zu machen, so wie von der Leichtigkeit, mit welcher alle Arten von Geschäften ausgeführt werden können. Meine Einkäufe waren daher bald beendigt, und ich schickte mich an, in Gesellschaft eines Kaufmanns aus Natchez am 27sten Juli die Reise durch das Innere des Landes an den Mississipi anzutreten. Auf dem Hudson oder

Northriver fuhren wir auf einem Dampfboot flußaufwärts in ein-und-zwanzig Stunden nach Albany, 162 englische Meilen; wir nahmen hier eine Kutsche und fuhren nach den berühmten Mineralquellen in Saratoga und Ballston; ungefähr tausend Personen aus der eleganten Welt befanden sich in diesen beyden, nur zehn englische Meilen von einander entfernten Plätzen, theils um das Wasser zu trinken, theils um in guter Gesellschaft einige Sommermonate hinzubringen. Wir hielten uns nur wenige Stunden daselbst auf und kamen noch an demselben Abend nach Shenectada, einem freundlichen, aufblühenden Städtchen, das durch den großen Eriekanal durchschnitten ist.

Dieser Kanal wurde durch den Unternehmungsgeist, die Mittel und die Ausdauer des Staates von New-York in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren vollendet; am 4ten Juli 1817 wurde das Werk begonnen, und es zweifelten Viele an der Möglichkeit der Ausführung, aber unter der Leitung von de Witt Clinton, der sich durch seinen Geist und seinen Eifer für das Beste seines Vaterlandes unsterblich in der Zeitgeschichte, so wie in den Herzen seiner Mitbürger machte, schritt das mächtige Unternehmen vorwärts; Felsen wurden durchhauen, Klüfte ausgefüllt, Flüsse mit Bögen überbaut, über die der erstaunte Reisende im sichern Boote in schwindelnder Höhe hinfährt, während unter dem Kanal der Mohacolfluß sich schäumend durch Felsenstücke treibt; aber mehr als dieß Alles, vermittelst künstlicher Schleußen, deren man sieben-und-siebenzig zählt, segelt man Hügel hinauf und Hügel hinunter, während die schönste, fruchtbarste, Gegend das Auge erquickt. Der Anfang des Kanals ist bey Albany und das Ende bey Buffalo am See Erie, eine Länge von 360 englischen Meilen. Der See Erie liegt 662 Fuß höher als der Hudsonfluß; die Breite des Wassers im Kanal mag etwa vierzig Fuß rheinisch betragen, die Tiefe aber vier Fuß. Es können Boote von hundert Tonnen diesen Kanal passiren. Der Reichthum, der dem Staate und besonders der Stadt New-York durch diese Wasserstraße zugeführt wird, läßt sich nicht berechnen; Städte erheben sich, wo noch vor wenigen Jahren nur Wölfe und Bären hausten, und bey weitem der größere Theil des an den Kanal gränzenden Landes ist bebaut; goldgelbe Waizenfelder begrüßten uns von allen Seiten, und die frohen Gesichter der Einwohner und die rosigen Wangen der Kinder sprachen mehr zum Vortheil des Landes, als es das künstlichste Gebilde von einem Retnerstuhle zu schildern vermag.

Ein schöner Tag begann am 30sten Juli, als, nachdem wir in Shenectada übernachtet hatten, die Trompeten von dem Boote schmetterten, auf welchem wir unsere Reise auf dem Kanal nach Utica, fünf-und siebenzig englische Meilen, fortsetzen wollten; wir ergriffen unser Gepäcke und eilten dahin. Drey Pferde ziehen das Boot, das in einer Stunde vier bis fünf englische Meilen zurücklegt; da nun dieselben nach drey oder vier Stunden abgewechselt werden, so geht es Tag und Nacht eiligst fort. Wir erreichten Utica in ein-und-zwanzig Stunden, wo wir den Kanal verließen und auf der Diligence unsern Weg über Canandaqua und Geneva nach Buffalo fortsezten; wir fuhren an mehreren Landseen hin, den See Cayuga passirten wir an seinem nördlichen Ende auf einer eine halbe Stunde langen Brücke. Der größere Theil dieser Gegenden ist bebaut, und Menschen, Vieh und Häuser verkünden die Wohlhabenheit des Landes, das durch Freyheit, durch den Genuß des Friedens und durch den Unternehmungsgeist seiner Einwohner zum Paradiese gemacht wird. Wir erreichten Buffalo, ein schön ausgelegter Ort, an der Gränze zwischen den vereinigten Staaten und Canada; er hat eine vortheilhafte Lage an einer Landspitze, wo sich der See Erie in den Fluß Niagara einen Ausfluß gebahnt hat. Durch die Eröffnung des Kanals wird sich Buffalo bald zu einer bedeutenden Stadt erheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Mai.

Königliches Opernhaus. Julie und Romeo, von Shakspear, übersezt von A. W. Schlegel.

Das Erste, was sich beym Anblick fast jeden Shakspearschen Trauerspiels und auch Lustspiels aufdrängt, ist, daß uns immer ein Ganzes von menschlichen Zuständen und Handlungen dargestellt werde; Staats-, bürgerliche und Familienverhältnisse vermissen wir fast in keinem dieser Meisterstücke, die sich einerseits nur dadurch von einander unterscheiden, daß in diesem die Familienleidenschaften sich auf dem Boden der Staatsverhältnisse entwickeln und sich daran anlehnen, in jenem umgekehrt die Staatsinteressen aus dem Hintergrunde der Familie hervortreten, während anderseits auch die Art und Weise der Stellung des einzelnen Handelnden zu diesen allgemeinen Verhältnissen, die den Inhalt der Shakspearschen Welt ausmachen, einen weiteren Unterschied hereinbringt. Hamlet z. B., obgleich Familie und Staat gleichfalls der Inhalt des Stückes sind, unterscheidet sich wesentlich von allen früheren Helden durch seine thatlosen Reflexionen, deren Schuld, nicht zum Handeln zu kommen, ihn untergehn läßt. Ebenso sind die Hexen, das anreizende Böse des Königmords, in Macbeth zunächst noch als Mächte außerhalb der Menschenbrust; in Richard dem Dritten dagegen ist der Teufel Fleisch und Blut geworden. Man könnte daher behaupten wollen, nach den innern Gründen solcher durchgehenden Unterschiede, und nicht nur chronologisch äußerlichen, sey eine wahrhafte Eintheilung der Shakspearschen Stücke zu unternehmen. Dann wird aber wohl diesen tragischen und komischen Weltreigen dasjenige Trauerspiel anführen müssen, das sich theilweise noch nach dem vorhergehenden poetischen Geiste und seinen romantischen Gestalten hinwendet, und als diesen Reigenführer möchten wir Romeo und Julie angesehen wissen. Denn hier ist es die Ehre und die Liebe, die plötzlich, während sie früher nur für sich selber auftreten, in den Familiengeist einbrechen, und das Trauerspiel dieses Bruches aufführen. Daß nämlich der spanische Dichter noch nicht weder die Verhältnisse der Familie noch die Verhältnisse des Staates darstelle, sondern an ihnen nur Ehre und Liebe in ihren mannichfachen immer wechselnden Verwicklungen sich geltend machen lasse, haben wir schon öfter zu sagen Gelegenheit gehabt. Die Liebe aber, indem sie in die Familie einbricht, und selbst zur Familie werden will, kann die Einheit derselben nur zerstören. Denn gerade die romantische Liebe ist keine verständige Wahl, kein Ueberlegen, wobey der Rath anderer benuzt, oder ihr Wille befolgt werden könnte, sondern der Ein-

gerne findet sie in **seinem** Herzen, daß nur gerade dadurch, daß er aller Andern Rath und Beystand, und Wahl und Ueberzeugung als nicht das seinige von sich ausschließt, zu **seinem** nur ihm gehörenden Herzen wird, auf dessen Stimme er allein zu hören und ihr zu gehorchen befugt ist. Will nun diese Liebe zur Ehe, zum sittlichen Geiste werden, so ist eben ihre ewige Kollision, daß sie, weil sie nur **ihrem** Herzen folgen will, mit der Gesinnung der Eltern, so wie mit den Umständen in den härtesten Widerspruch gerathen kann. Die Tragik dieses Widerspruchs stellt sich in Julie und Romeo dar. Dieser Widerspruch ist die Voraussetzung des Stückes, das daher die beyden Familien der Montagues und Capulets als in unversöhnter Feindschaft darstellt. Denn ohne diese Voraussetzung würden weder Julie noch Romeo irgend in sittliches Unrecht verfallen. Aber es soll gerade gezeigt werden, der sittliche Geist gehe aus diesem unzerreißbaren Einklang des elterlichen und kindlichen Willens hervor, die Familienliebe sey seine Wiege, was nur dadurch geschehen kann, daß eben die Trennung jenes Willens beym sittlichen Zweck der Ehe das Widersprechende, Nichtige, Unsittliche und zu Grunde Richtende zu seyn sich darstellt. Ohne den Willen der Eltern, ja sogar **gegen** ihn, nur dem Ruf der eigenen Brust zu folgen, und im Zeugniß nur der romantischen Liebe das Haus des sittlichen Geistes zu betreten, zu sittlichem Zweck die Sittlichkeit zu verletzen, dieß ist ein Widerspruch, der sich hier nur mit dem Tode löst. Es ist viel gegen den Tod Romeos und Juliens gesprochen; Jeder wünscht die Familien versöhnt, die Hindernisse hinweggeräumt, die Liebenden, die treuen Ehegatten aller Noth, allem Drangsal entrissen, und für den Muth ihrer Standhaftigkeit belohnt zu sehen. Schröder hat das Stück auch diesen Wünschen gemäß umgearbeitet. Und allerdings erscheint uns vom modernsten Standpunkte aus eine solche Kollision nicht unendlich genug, um nothwendig den Tod nach sich zu ziehen, und ihren Widerspruch im Grabe zu lösen. Aber indem die verschiedenen Seiten des Familiengeistes hier zum ersten Mal wieder hervortreten, und noch keine höhere weltliche Sphäre dargestellt ist, ja die Streitigkeiten der Familie deßhalb so mächtig sind, daß sie diese höheren Kreise: bürgerliche Gesellschaft und Staat verletzen, und unter sich subsumiren, wird das Unrecht solches Zwiespalts zu einem unendlichen, und der Tod kann als nothwendige Folge betrachtet werden. Denn weil überhaupt im Christenthum der Stachel des Todes überwunden ist, und der Himmel der Ort des Trostes, das Grab die beseligende Ruhestätte auch des bittersten Kampfes wird, statt wie in der klassischen Welt ein farbloses unlebendiges Schattenreich zu seyn, so ist dem Tode selber nicht mehr die höchste Wichtigkeit zuzuschreiben, die er in der griechischen Tragödie hat, und das moderne Drama kann seine Gestalten auch um geringere Schulden in's Grab sinken lassen. In der Shakspearschen Welt aber suchen sie diesen Ort des Friedens um so nothwendiger, weil Shakspear überall **Charaktere** aufstellt, die konsequent ihren **einen** Zweck verfolgen, reflexionslos (außer Hamlet, dessen Pathos die Reflexion selber ist) ihn vollführen, und somit nicht zur Einsicht ihrer Beschränkung, ihrer charaktervollen Einseitigkeit zu gelangen im Stande sind, aber sie deßhalb auch nicht in sich aufheben können, und an dieser beugungslosen Starrheit, an dieser Konsequenz und Treue, an dieser Festigkeit und Tiefe der Leidenschaft untergehen. Die Welt ist ihnen nur da als Theater, worauf sie die Vollführung ihres Zweckes spielen wollen. Mit der Kollision, mit dem Widerspruche, in welchen dieser Zweck mit andern geräth, werden sie haltungslos und ohne Rettung aufgezehrt. Sie können sich weder in ein hohles leeres Ich, in eine kalte Resignation, noch in andere Sphären, welche außerhalb jenes Zweckes liegen, zurückziehen. Solche Charaktere sind Julie und Romeo, den beyderseitigen Eltern und dem Grafen Paris gegenüber. Die Kinder lieben gegen den Willen der Eltern, die Eltern wollen Julien gegen ihren Willen zur Ehe mit dem Grafen zwingen, der, ohne bey Julien zu werben, sich schon mit dem Worte des Vaters begnügt, dessen Rath, auch bey der Tochter sein Heil zu versuchen, er nicht befolgt, indem er meynt, der strenge Gehorsam sey die einzige Pflicht der Tochter, welche nur Pflichten und keine Rechte habe. — Da nun ferner in die einander entgegentretenden Charaktere, die hier die unterschiedenen, und, wenn sie einzeln für sich festgehalten werden, sich widersprechenden Seiten des Familiengeistes, zum Inhalt ihres Lebens ergreifen, die Einsicht ihrer Einseitigkeit, durch welche sie in's Grab gestürzt werden, nicht zu fallen vermag, und hier überhaupt der Handelnde noch die Reflexion über sich und sein Thun nicht gewonnen hat, so steht diese Einsicht, diese Reflexion außerhalb der Energie jener Helden, als **leere** Reflexion da, welche jene kämpfenden Seiten zu verbinden sich bemüht, aber eben dadurch nur ihren Zwiespalt hervorzurufen vermag. Dieser reflectirende Greis ist der Pater Lorenzo, der überall Vermittelnde, auf allen Seiten Rathende, Helfende, dessen Schicksal das der Reflexion überhaupt ist, nämlich entweder nicht zum Handeln zu kommen, oder das schlechthin Ungeschickte zu begehen. Denn die Reflexion will hier nur die schlechthin disparaten Seiten zu einander zwingen, deren Natur sie aber auseinandertreibt; das müssige Hin- und Herreden dieser Reflexion befördert nur, ohne es zu wissen, den durch sich selbst nothwendigen Gang, der hier nur den Schein der Zufälligkeit erhält, weil das Bewußtseyn über die Nothwendigkeit noch selber nicht als Blitz des Gedankens durch die Seele des Dichters gefahren ist, und so auch nur der innere, ungesehene und nur leise fühlbare Pulsschlag seiner lebendigen Gestalten wird. — Dem Ernst der sentenziösen Reflexion des Paters steht die komische schwätzende Amme gegenüber, welche die Komik aller tragischen Kollisionen des Stücks ist. Diese Komik tritt im Shakspear überall hervor, weil eben seine Charaktere ihrer strengen Konsequenz wegen sich einsichtslos nur zu zerstören vermögen, und dadurch als zugleich nichtig beweisen. Ebenso unmittelbar wie diese Charaktere handeln, tritt auch das thatlose Geschwätz ihrer Nichtigkeit in diesen komischen Figuren auf, die, stete Renegaten von einem Pathos zum andern, eben durch diesen wetterwendischen Wechsel jenen tragischen Charakteren gegenüber, durch ihre komische Charakterlosigkeit der lebendige Ausspruch jeder ebensosehr berechtigten als nichtigen einzelnen Seite sind. Die Amme hat für Julien nur den Zweck der Ehe überhaupt; als Paris von den Eltern erwählt ist, erscheint ihr kein Mann so würdig wie dieser; als Julie sich selbst den Gatten erwählt, und der Stimme ihrer Liebe gehorcht, findet sie in der Amme eine getreue willfährige Helferin; als die Eltern das liebende Kind zur Ehe mit Paris zwingen wollen, erscheint Romeo der Amme wieder als unwerth, und sie schickt sich ebenso bereitwillig in den Willen der Eltern, als sie im Augenblick vorher noch hartnäckig ihrer Härte widerstanden hatte. — Eine andere, ebenso komische als tragische Gestalt werden wir später in Mercutio zu bewundern Gelegenheit finden. Die dritten komischen Figuren sind die Bedienten. Denn sie haben die einseitigen Zwecke ihrer Herren, ohne jedoch, wie diese, ganz in diesen Zweck versteckt, sondern im Gegentheil ebensosehr darüber wieder hinaus zu seyn, und so bleiben sie also bey der tödtenden Einseitigkeit dieser Zwecke ebenso in sich sicher, ruhig, kollisionslos, thatlos und schuldlos. Und eben dieß, daß sie nur so thun, als wären es ihre Zwecke, macht an ihnen das Komische, und entreißt sie jeder Gefahr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Juni 1826.

Groß ist Natur
In der brausenden Katarakte Sturz
Und in dem zarten Tröpfchen Thau,
Das von der Rose niederfällt.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Meine Erwartungen wurden stets gespannter, je näher wir dem interessantesten Gegenstand unserer Reise kamen; nur noch zwanzig englische Meilen waren wir von dem großen Falle des Niagara entfernt. Am 2ten August Morgens eilten wir dem Flusse zu, und sezten in einem Boote auf das jenseitige Ufer hinüber; wir befanden uns da auf englischem Boden, bestiegen sogleich eine Kutsche und fuhren längs dem Ufer des Niagara hinunter; unser Weg führte uns durch das Dorf Chippawa, wo in dem lezten Kriege eine bedeutende Aktion zwischen den Amerikanern und Engländern stattfand, in welcher die leztern aus dem Felde geschlagen wurden. Noch ein Paar Stunden waren wir von dem Ziel unserer Erwartungen entfernt, als wir schon die beständig über dem Wasserfalle schwebende Wolke erblickten; immer schneller wurde der Lauf des Flusses, der sich schon eine Stunde oberhalb des Falles schäumend und brausend durch Felsenstücke hinwühlt; immer hörbarer wurde das Toben, immer gespannter meine Begierde. Der Weg zum Wirthshause, das nur hundert Schritte von dem Falle auf einer Anhöhe steht, leitete uns ein wenig von dem Schauplatze ab, wir langten am Hause an, ich sprang aus dem Wagen und eilte durch das Haus und den Garten dem erhabensten Schauspiele zu, das je ein menschliches Auge erblickt hat.

Starr und von kaltem Schauder ergriffen stand ich da und staunte. O Gott! wie groß bist du, wie groß sind deine Werke! dieß war der einzige Gedanke, der sich meiner Seele bemächtigte. Dann lehnte ich mich an einen Baum am Abhange des Felsenufers, blickte hinab in das wüthende Gebrause, in die schäumenden Strudel, das Toben und Brausen, in den nie endenden Kampf, den das furchtbarste der Elemente mit den hartnäckig widerstehenden Felsenmassen kämpft.

Der Fluß Niagara durchfließt eine ziemlich kurze Strecke Landes von etwa sieben-und-dreyßig englischen Meilen, er verbindet den See Erie mit dem See Ontario; drey-und-zwanzig Meilen unterhalb des See's Erie ist die Stelle, wo sich dieser breite Fluß über einen senkrechten Felsen von 164 Fuß Höhe herabstürzt, dem See Ontario zufließt und endlich unter dem Namen des St. Lawrenceflusses seinen Ausfluß in den atlantischen Ocean findet. Oberhalb dem Falle ist der Niagara drey englische Meilen (etwas über anderthalb Stunden) breit, bey dem Falle selbst aber drängt er sich auf drey Viertelmeilen (eine kleine halbe Stunde) zusammen, und gleich unterhalb desselben ist die Breite des Ausflusses auf eine halbe englische Meile beschränkt, und es übersteigt hier seine Tiefe 300 Fuß.

Die Glocke rief mich zum Mittagessen, nach welchem ich mit meinem Reisegefährten sogleich wieder zu dem erhabenen Schauplatz zurückkehrte. Es ist an der Felsenwand eine hölzerne Wendeltreppe von 120 Stufen angebracht, durch welche man zum Fuße des Falles gelangt; wir stiegen hinunter, und da ich gehört hatte, daß man sogar un-

ter das herabstürzende Wasser hineingehen könne, so suchte ich meinen Gefährten zu bereden, mir dahin zu folgen, aber bald erlaubte uns das Tosen des Wassers nicht mehr, unsere Worte zu verstehen und ein wüthender Sturmwind blies uns einen starken Regen aus der Kluft entgegen. Bald kehrte mein Begleiter zurück, ich konnte es nicht wagen, ganz allein weiter vorzudringen, und verschob diesen gefahrvollen Gang auf den folgenden Tag. Wir stiegen also die Treppe wieder hinauf, legten uns auf ein bequemes Plätzchen auf dem über den schauerlichen Abgrund hervorragenden Felsen, wo wir die gänzlich durchnäßten Kleider trockneten. Ein wunderschöner Regenbogen bildete sich jezt in der von dem Schaume aufsteigenden Wolke, und als die Sonne sich immer mehr und mehr dem Horizont näherte, veränderten sich die Schattirungen der bewundernswerthen Ansicht und verschönerten den Anblick in's Unbeschreibliche.

Am folgenden Morgen machten wir uns sogleich auf, um über den Fluß zu setzen und von der andern Seite eine von der gestrigen sehr verschiedene Ansicht des Falles zu genießen; wir stiegen wieder eine lange Treppe hinunter und fuhren in einem kleinen, aber sichern Nachen durch Wirbel und Wellen über den Fluß. Unmittelbar oberhalb dem Falle liegen mehrere Inseln, zu welchen man vermittelst zweyer kühn angelegter Brücken gelangt. Felsenstücke und Bäume tragen hier die Inschriften von Tausenden, welche diesen Platz besucht hatten; auf der größern Insel (Goat Island genannt) suchte ich mir nahe an einem Sitze an der westlichen Seite der Insel eine Buche aus, wohin meine, nach mir hierherkommenden Freunde eingeladen sind, ihre Namen an den meinigen anzureihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Erfindungen, die alt sind.

„Siehe es geschieht nichts Neues unter der Sonne!“ sagt der weise König; das neunzehnte Jahrhundert ist so stolz auf seine Dampfschiffe, und doch wurden sie schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von dem Spanier Garay erfunden. Die Erfindung, das Seewasser trinkbar zu machen, ist älter als die Kreuzzüge. Als Galvani seine berühmten Versuche an Fröschen machte, wußte er nicht, daß sie schon hundert Jahre früher gemacht worden waren, und doch findet sich der Beweis hiervon in einem Buche, was weder unbekannt noch selten ist. In der histoire de l'academie royale des sciences de Paris vom Jahr 1701 p. 40. findet man das galvanische Experiment ausführlich angegeben. Herr Duverney hat an einem frischgetödteten Frosch gezeigt, daß, wenn man in dem Bauch des Thiers die Nerven aufnimmt, welche zu den Schenkeln laufen, und sie mit dem Skalpel etwas reizt, diese Theile sich bewegen und eine Art von Zuckungen erleiden. Hierauf hat er diese Nerven am Bauche durchgeschnitten, und indem er sie mit den Fingern fassend anzog, brachte eine ähnliche Berührung mit dem Skalpel dieselbe Wirkung hervor. Wenn der Frosch länger todt war, so geschah dieß nicht. Wahrscheinlich blieben noch im Nerv Flüssigkeiten zurück, deren Bewegung (ondulation) das Zucken der Theile, zu welchen sie führten, hervorbrachte, und die Nerven wären demnach nichts als Röhren, deren ganze Wirksamkeit von dem in ihnen enthaltenen Fluidum abhinge, u. s. w. Der Mesmerismus, Magnetismus, Hellsehen u. s. w. war lange vor Mesmer in Portugal bekannt. Der Beweis findet sich in einem seltenen Werke: Description de la ville de Lisbonne, où l'on traite de la cour de Portugal, de la langue portugaise et des moeurs des habitans, du gouvernement etc. à Paris chez Pierre Prault, Quay de Gévres, au Paradis 1730. 1 vol. 12mo. Der unbekannte Verfasser dieser Beschreibung spricht unter andern von den wunderbaren Gaben einer jungen, hübschen portugiesischen Dame, in Lissabon wohnhaft und an einen französischen Kaufmann verheirathet. „Diese junge Dame hat sehr schöne, wohlgespaltene (bien fendus) Augen; was sie aber von allen andern unterscheidet, ist, daß sie in dem menschlichen Körper die Abscesse und Verhärtungen sieht, welche sich darin bilden. Ihr Gefühl ist sogar oft unangenehm aufgeregt worden, indem sie in den Leib von Personen sah, welche an einer unsaubern Krankheit litten. Sie sieht die Bildung des Chylus, seine Vertheilung, den Umlauf des Blutes, und irrt sich niemals bey Weibern in dem sechsten oder siebenten Monat der Schwangerschaft über das Geschlecht des Kindes. Ihr Gesicht dringt durch die Erde, wo sich Quellen finden, welche sie in einer Tiefe von dreyßig bis vierzig Klafter entdeckt. Sie gibt den Lauf des Wassers genau an, und wie tief man graben müsse, um bis zur Quelle zu gelangen, so wie die Farben und Eigenschaften der verschiedenen Erdschichten *). Sie besizt diese wunderbare Fähigkeit jedoch nur, so lange sie nüchtern ist, doch ist es ihr zuweilen begegnet, nach der Siesta das Gesicht noch durchdringender zu haben als am Morgen, und in den Leib durch die Kleider zu sehen, was sie sonst nur durch die Haut zu entdecken im Stande ist. Diese glücklichen Augenblicke sind jedoch sehr selten und von kurzer Dauer. Der König, die Minister und alle Gelehrten von Lissabon sind überzeugt, daß sie diese Eigenschaften wirklich besizt. Und dieß ist so wahr, daß Se. Majestät

*) Der Uebersetzer hat eine dunkle Erinnerung, in Lissabon eine ähnliche Geschichte gehört zu haben, sogar mit dem Zusatz, daß einige der Quellen, welche die dortigen Brunnen (chafarizos und bicas) mit Wasser versehen, auf diese Art entdeckt worden seyen.

ihr vor ihrer Hochzeit den Titel Donna, der in Portugal nicht gewöhnlich ist, und den Christorden verlieh, um damit die Person zu bekleiden, die ihr gut dünken würde."

Das Beschlagen der Schiffe mit Kupfer, obgleich es erst in unsern Zeiten allgemein geworden ist, wurde schon im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts von den Spaniern angewandt. Im siebzehnten Jahrhundert machten die Holländer Versuche, die Schiffe mit Eisenblech oder mit Bleyplatten zu beschlagen, oder den Schiffskiel mit dicht nebeneinander eingeschlagenen breitköpfigen Nägeln zu bedecken. Noch andere schlugen vor, den Kiel mit Tannen zu beschlagen und den Zwischenraum mit Kuhhaaren, Asche, Kalk, Moos und Kohlen auszustopfen. Allein alle diese Mittel reichten nicht hin, um die Würmer von dem Kiel des Schiffes abzuhalten, und erschwerten überdieß noch den Lauf desselben. Die Portugiesen bedienten sich zur selben Zeit eines andern Mittels, was zwar den Lauf des Schiffes nicht erschwerte, aber auch die Würmer nicht vollkommen abhielt. Sie brannten den Kiel ihrer Schiffe so lange, bis sich eine zwey Zoll dicke Kruste von Kohlen gebildet hatte. Doch war dieß Verfahren nicht ohne Gefahr, da es zuweilen geschah, daß das ganze Schiff verbrannte. Und man glaubte, daß, wenn die Würmer den portugiesischen Schiffen weniger schadeten als den der übrigen Nationen, dieß nicht sowohl von jenem Kohlenüberzug herrühre, als davon, daß sie überhaupt besseres Holz zu ihren Schiffen nehmen. Die Thatsache, daß die Würmer das Holz eines gewissen wilden indischen Birnbaums nicht angriffen, weil es sehr bitter ist, brachte Einige auf den Gedanken, daß man zur Bedeckung des Schiffskiels Holzarten suchen müsse, welche jene Eigenschaft besäßen. Andere meynten, man könnte vielleicht unsern Holzarten durch irgend eine Lauge jene Bitterkeit geben und so Würmer davon abhalten. Diese Nachrichten finden sich in einem Brief aus Amsterdam vom 15ten Februar 1666 in dem Journal des savans T. I. N. VII. Herr von Zach bemerkt hiebey, daß die in England neuerdings gemachte Erfindung, das Holz durch Kompression zu verdichten, mit besonders großem Nutzen beym Schiffbau angewandt werden könne, indem dadurch auch den Würmern das Eindringen erschwert werden würde.

In demselben Artikel der Correspondence wird auf die merkwürdige Stelle im Seneka aufmerksam gemacht, wonach man glauben könnte, daß schon den Alten das Daseyn Amerika's bekannt gewesen sey. Im ersten Buch seiner: „natürlichen Fragen" sagt Seneka: „Wie groß ist die Entfernung von der äußersten Küste Spaniens bis nach Indien? man wird sie in wenigen Tagen zurücklegen, wenn das Schiff günstigen Wind hat." (Quantum est quod ab ultimis littoribus Hispaniae usque ad Indos jacet? Paucissimorum dierum spatium, si navem suus ventus implevit.)

Zu den Erfindungen, welche die Alten gemacht hatten und die sich verloren haben, gehört diejenige, deren der griechische Geschichtschreiber, Georg Pachymerus vom dreyzehnten Jahrhundert, erwähnt, nämlich vermöge des Quecksilbers Seehäven auszugraben, wenn sie nicht die gehörige Tiefe haben. Von der Art der Anwendung sagt er durchaus nichts Näheres, indem er davon als von einer bekannten Sache spricht. Leider führt Herr von Zach nur den Titel des Werkes, aber nicht die Stelle an: Γεοργιόυ του Παχυμερου Μιχαῆλ Παλαιόλογος. Historia rerum a Michaele Palaeologo gestarum cum interpretatione latina et observationibus Petri Rossini e S. J. Romae 1666—1669. 2 Vol. in fol. typis Barberinis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Mai.

(Fortsetzung.)

Wie nun die Feindschaft der Familien das vorausgesezte Verhältniß, und der Boten alles Kampfes und Untergangs ist, beginnt mit der Darstellung derselben das Stück, und zwar mit der komischen des Bedientenstreits, der sich in den Gassen Verona's entzündet. Fast alle Shakspearsche Stücke, welche sich die Familie zum eigentlichen Inhalt nehmen, der den Staat noch nicht läßt zur Darstellung kommen, haben nicht umsonst Italien zur Lokalität, weil gerade Italien nie bis zum eigentlichen Staat gekommen ist, und gegen die verständige Anständigkeit der spanischen Ehre alle sinnliche Innigkeit hereinbringt, welcher die Shakspearische Liebe bey ihren sittlichen Zwecken nicht entbehren kann. Nur im Lear, wo der König und Familienvater ein und dieselbe Person wird, ist England das Vaterland. Doch in Romeo und Julie bleiben wir in den Straßen Verona's; die Diener befehden sich, der komische Streit gebiert den ernsten, die feindlichen Familienhäupter stürzen aus ihren Häusern, die Bürger gerathen in Aufruhr, die ganze Stadt gährt auf — und nur die Erscheinung des Prinzen stiftet Frieden, und sein Fürstenwort, das den weiter Kämpfenden Tod droht, zeigt, wie im Beginn die Komik, jezt mit tieferem Ernst von vorn herein das Unrecht jener Feindschaft auf. Nun sehen wir die einzelnen Seiten, die sich bekämpfen sollen, nach einander auftreten. Romeo erscheint, ein ächter, in sich selbst versunkener romantischer Liebhaber, der in der weiten Welt keinen andern Zweck hat als den der Liebe als Liebe, ohne den sittlichen Zweck der Ehe. Aber diese frühere Stufe ist bey Shakspear das Berechtigungslose, sie wird daher dem Ungeliebten zur Pein und Folter, sie quält ihn ruhelos bey Tag und Nacht, sie ist das Unnatürliche, das ihm die Natur aller Dinge verkehrt, so daß ihm die Freunde, die Eltern von dieser Verkehrtheit zu bekehren auf's eifrigste bemüht sind. Aber sie vermögen nichts als den Ausdruck der Verehrung, die er für seine Schöne empfindet, (denn Verehrung ist das recht eigentliche Liebesgefühl des spanischen Ritters) mehr und mehr zu steigern. Nach ihrem ersten vergeblichen Versuch sehn wir Paris mit dem alten Kapulet

auftreten. Paris ist unbewußt Romeo's ärgster Gegner, er zeigt nicht seine Liebe, sondern wirbt bey dem Vater, und achtet nicht des [illegible] sich erst der Liebe der Tochter zu vergewissern. Dann sehen wir Julien mit der Mutter und der Amme, die uns sogleich in ihrer Weise das Unterscheidende des Shakspear'schen von jenem verehrenden spanischen Lieben komisch vorführt. Denn jene sinnliche sittliche Innigkeit ist es, die allen früheren Liebesheiden fehlt, und jezt die liebende Verehrung in den Wunsch unauflöslicher ehelicher Vereinigung verwandelt. Dieß ist die Bedeutung der lustigen Erzählung der Amme. Aber leider sind durch die Bühnenbearbeitung alle diese charakteristischen Züge ausgelöscht, und wir sehen nur die Mutter Julien auf den Grafen, als den ihr bestimmten Bräutigam, aufmerksam machen. Denn Julie muß den Willen ihrer Eltern wissen, damit sie gegen denselben aus ihrem Herzen sich den Gatten erwähle. Und da sie bestimmt ist, der Liebe als Liebe zu folgen, wer kann dieser Gatte anders seyn als Romeo, den wir der Liebe als Liebe haben huldigen sehn. Am Anblick dieser Liebe, die aber bey Julien nur den Wunsch der Ehe hat, erstirbt seine frühere Gluth, nachdem seine Freunde sie in ihrer Komik schon haben als nichtig ausgesprochen, und eine neue Liebe ersteht ein geläuterter Phönix aus diesem Flammengrabe. Doch es ist die Liebe überhaupt, die sich verderbenbringend in den Geist der Familie eindrängt, ihr Feuer wird die Furienfackel der Zwietracht. Romeo's Liebe ist ein Familienunrecht, und so stellt sich ihm die Familienehre, der wüthende Tybalt sogleich feindlich gegenüber, obgleich seine Wuth noch nicht gegen Romeo ausbrechen darf. Denn noch hat Romeo die Familie nicht verlezt. Aber schon naht er sich Julien; unbefangen, kindlich, voll warmer, treuer, inniger Liebe duldet sie den Händedruck, den Kuß, mit welchem Romeo sie sich, sich ihr eignet. Aber sie erfahren, wer sie seyen, und der erste Jubel schon verklingt in eine ahnende Klage. So endet das Fest. Seit Herrn Wolffs Darstellung des Romeo scheint die Pilgerkleidung des liebenden Jünglings typisch geworden zu seyn. Uns scheint dadurch das schöne Bild der Lippen, die sich der Hand nahen, um den Druck im Kusse zu versüßen, aller seiner Poesie beraubt, wenn die Pilgerkutte und der Muschelhut es versinnlichen und verdeutlichen sollen. Steht Romeo schon als Pilger gekleidet vor Julien, so spricht dieß Bild nichts als seine Maske aus. Aber dieses Bild ist gerade der Ausspruch seines wahrhaften Innern und keiner bloßen Faschingslarve, seine Larve muß daher nicht dieß wahrhafte Bild seines Lebens zu einer Wachsmaske heruntersetzen. Denn Romeo ist dieser verehrende, anbetende Pilger der Liebe gewesen, der bisher nur vor seiner Göttin kniete, doch jezt ihre Hand ergreift, sie zu beleidigen fürchtet, aber zugleich den Muth gewinnt durch den Kuß der Lippen sich ihr auf ewig zu verbinden. Der Uebergang seines früheren Empfindens in das jezige, das ihm eine neue Welt erschließt, war nicht poetischer auszudrücken. Durch dieses Bild kommen die Liebenden zur süßesten, innigsten Vereinigung, aber ach! es wird nur auf diese feste Vereinigung geharrt, um diesen unauflöslichen Bund auf's schmerzlichste zu zerreißen.

Denn diese Vereinigung ist gerade der kollisionsvolle Widerspruch in sich selbst, und deßhalb ist die außerhalb des Kampfes stehende Verbindung aller streitenden Seiten hier wohl, wie schon oben gesagt ist, der Pater Lorenzo, die heilige, unantastbare, friedliche, ernsteste Gestalt, aber weil eben der Widerstreit dieser Verbindung soll zum Vorschein kommen, ist diese Heiligkeit nur die gescheute und ebenso blinde Verständigkeit, deren Rathschläge und Handlungen nur immer das Entgegengesezte, was sie bezwecken, hervorbringen. Deßwegen erscheint diese nothwendige Verkehrung, da alles Bewußtseyn, alle Mysterien nur in der Gestalt des Lorenzo austritt, als zufälliges Geschehen, als unvorhergesehenes und unvorhersehbares Unglück. Die äußerliche Vermittlerin aber, die Amme, welche wechselnd jeder der beyden Seiten dient, ist dadurch die Komik zu ihrem eigentlichen Zwecke das verkehrte Mittel zu gebrauchen. Schade nur, daß die Bearbeitung, deren die hiesige Bühne sich bedient, alle Charakteristik der Amme verwischt, und dagegen Scenen eingestreut hat, deren Zweckwidrigkeit wir noch später zu betrachten werden Gelegenheit finden.

Kaum hat sich Romeo mit Julien am Altare verbunden, und nun in dem Jugendübermuthe seines neuen Glückes den Liebeswürger Tod hervorgerufen, sein Aeußerstes zu thun, als sich alles Unglück als nothwendige Folge seiner That auf ihn einstürzt. Denn er hat wider alle Familiengesinnung, nach dem Rath seiner Liebe und nicht nach dem Willen des sittlichen Geistes seiner bestimmten Familie, der er angehört, sich mit Julien vermählt, die als Weib jezt die Kollision ihrer Liebe mit dem Willen der Eltern in ihrer Familie zu durchkämpfen hat, während Romeo, der Mann, der aus der Familie herauszutreten und in die Welt bürgerlicher Verhältnisse hinüberzuschreiten beginnt, einen anderen Streit durchdulden muß. Dieser Kampf ist der der Ehre. Wie nämlich Romeo mit der Liebe als Liebe aus einer früheren Dramenwelt in den sittlichen Geist der Familie hineinstürmt, so wird es auch die Ehre, welche ihn in Verderben bringt, und zeigt, von welcher Art seine Liebe sey. Aber die Ehre ist als reine inhaltlose Ehre in der Shakspearschen Welt schon das Nichtige, Komische; nur der Spanier behandelt sie mit aller verständigen, spitzfindigen Ernsthaftigkeit, und Leidenschaft dieser Verständigkeit. Schon durch den sittlichen Zweck, zu welchem die Liebe sich bekehrt, ist die Ehre als Ehre herabgesezt, denn der Mensch steht nicht mehr für sich selbst da, er hat den Inhalt der Sittlichkeit und nicht mehr seine eigene Leerheit zum Zweck seines Handelns. Daher ist eine der tiefsten Gestalten des Stücks Mercutio, Romeo's Freund, der sowohl die Liebe als auch die Ehre immer wechselnd lächerlich macht, ihre Nichtigkeit in den ergözlichsten Weisen ausspricht, doch indem er nur diesen von ihm selbst zum Nichts herabgebrachten Inhalt zum Inhalte seines Thuns macht, in die tiefste unendlichste tragische Schuld geräth. Poetisch gerechter wie Merkutio ist noch kein Ehrenheld gestorben, und deßhalb bringt sein Tod so große Wirkung hervor. Derselbe Widerspruch nun, der Romeo als Held der Liebe ist, nämlich den sittlichen Geist der Ehe zum Zwecke der Liebe zu haben, und diesen Zweck wider den Geist der Familie zu vollführen, derselbe Widerspruch ist er in Betreff auf die Ehre. Durch seine Liebe hat er sich von den Banden der Ehre, von allen Fesseln der Selbstischkeit und ihren Gesetzen losgelößt, die Schönheit Juliens hat den Stahl der Tapferkeit in seiner Brust erweicht, aber anderseits liegt er noch ebensosehr in den Banden dieser Ehre, sie ist noch sein Freund, Mercutio, und selbst als ihr nothwendiger Feind, der wüthende Tybalt, der Ehrenritter nicht der Ehre, sondern des Familiengeistes, diesen Freund getödtet, selbst als Romeo diese Ehre als das sich selbstvernichtende vor seinen Augen zu Grunde gerichtet sieht, erstirbt sie wohl an seiner Brust, aber nicht in seiner Brust, denn es soll sich gerade zeigen, welches die Kollisionen der Ehre und Liebe mit dem sittlichen Geiste der Familie seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Juni 1826.

Jede Tugend blüht an ihrem Ort,
Und webet ihr Gewand vom Aether ihres Tages.

Herrad von Landsperg, Aebtissin auf Hohenburg.

Romantische Skizze aus dem zwölften Jahrhundert, von C. Spindler.

1.

Hell und wirthlich leuchteten die Mauer des Stifts von Hohenburg *) herab in das Thal, aber heller leuchtete Herrad, die fromme Aebtissin des Klosters, aus der engen Zelle heraus in ihre geräuschvolle Zeitgenossenschaft als ein seltnes Meteor der Tugend und Gelehrsamkeit. Dem hochachtbaren Geschlechte der Edeln von Landsperg entsprossen, eine würdige Nachfolgerin der weisen Ralindis **), mit hoher Bildung des Geistes und des Gemüths ausgerüstet, ragte sie hehr über ihre Mitwelt, deren verworrenem Treiben sie so gerne fremd geworden war. Denn rohe, regellos wirkende Kräfte regierten das Jahrhundert. Die Macht der Idee war untergegangen im Strome der Zeit, und hatte der Willkür, dem Aberglauben und der Barbarey den Herrschersitz überlassen. An stillen Klostermauern aber gingen damals die wildesten Stürme spurlos vorüber. Der Gewaltigen Troz brach sich an der Pforte des Heiligthums: von ängstlicher Scheu befangen floh der Frevel dessen Schwelle. Darum konnte Herrad in ihrer traulichen Einsamkeit ungestört den Pflichten ihres Amts genügen, ohne der Menschen Uebermuth zu fürchten. Mit mütterlicher Sorgfalt pflegte und hütete sie ihre Gemeinde, und vollendete auf's Schönste, was die Sittenverbesserin Ralindis so ruhmvoll begonnen hatte. Denn so wie im Feuerglanze der Sonne Alles neu sich schmückt zum Leben, Alles seinen Antheil nimmt von der Freudegeberin, und Blumen, Blätter und Blüthen sich hoffärtig prahlend in den goldenen Schimmer tauchen, so strahlt auch ein schönes Menschenleben in entzückendem Wiederscheine auf das umgebende Geschlecht.

Nicht allein die Uebungen der Andacht gebot Herrad ihren Untergebenen; auch die bildenden Künste des Lebens in ihren Gemüthern einheimisch zu machen, war die Oberin bedacht. Wissenschaften und die verwandten Schwestern: Poesie, Musik und Malerey wurden eifrig von ihr empfohlen, und erhellten als nieverlöschende Gestirne anmuthig den Himmel der Klosterjungfrauen. Zur Belehrung und Kurzweil derselben hatte die freundliche Aebtissin selbst in einer langen Reihe von Jahren eigenhändig ein bedeutendes Werk zusammengetragen, das, bey nächtlicher Lampe begonnen und vollendet, sich bis auf unsere Tage als ein

*) Einige Stunden von Straßburg, ohnweit des Städtchens Barr gelegen. Herzog Ethico oder Attich stiftete es gegen das Ende des siebenten Jahrhundert. Seine Tochter, die heilige Odilia, war die erste Aebtissin desselben.

**) In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wurde die Aebtissin Heliadis mit mehreren Klosterfrauen aus dem Kloster zu Nienburg gen Hohenburg berufen, um eine strengere Regel und Sittenordnung in diesem Stifte einzuführen. Sie entsprach diesem Zwecke vollkommen, und bildete selbst ihre Nachfolgerin Herrad.

denkmal weiblicher Gelehrsamkeit jener Epoche erhalten hat *). Die darin aufgenommenen, zum Theil eigens dazu verfaßten Abhandlungen, Lieder, Gedichte und Schriftstellen erfreuten das Herz der Leserinnen, wie die als Zierde beygefügten, im byzantinischen Geschmack geordneten Bilder durch ihren lebendigen Farbenschmelz ihr Auge ergözten und ihren Geist wieder wacker machten zu Erfüllung der schweren Pflichten, denen sie Herrad unterwarf. Denn die erhabene Frau, so menschlich sie fühlte, so milde sie sprach, blieb unerbittlich strenge auf der Bahn, die sie sich entweder selbst vorgeschrieben, oder die von den Verhältnissen ihr vorgezeichnet worden war. Unerschütterlich stand ihr einmal gefaßter Entschluß, felsenfest ihre Würde und ihr Gehorsam gegen die Gebote höherer, rechtmäßiger Gewalt. Nur einmal in dem Laufe ihres langen Lebens wich sie ab von dieser Richtschnur, und nur das Ungewöhnliche konnte sie hiezu bewegen.

2.

Siciliens Beherrscher, Tankred, war hinübergegangen zu seinen Vätern. Kaiser Heinrich VI. riß das verwaiste Reich an sich. Seine Uebermacht erdrückte den Widerstand der Anhänger Tankreds, seine glatte Zunge beschwazte seine Kinder, die, lügenhaften Versprechungen trauend, auf ihr Erbe verzichteten. Der Listige hatte seinen Zweck völlig erreicht, und ließ die Hintergangenen grausam ihre Leichtgläubigkeit büßen. Wilhelm, Tankreds einziger unmündiger Sohn, ward geblendet und nach dem schwäbischen Schlosse Hohen-Embs in enge Haft abgeführt. Des Fürsten Wittwe, die Königin Sybilla wurde mit ihren Töchtern Constantia und Jukunda nach Hohenburg verwiesen. Allein hier hatte sich der Tyrann verrechnet. Er ahnte Herrads hohe Tugend nicht; er baute nur auf ihre Strenge. Königlichen Sinn, Frauenwürde, Anmuth, Jugend und Schönheit dachte er unter dem eisernen Scepter einer harten Kerkermeisterin verkümmern zu lassen; nicht wähnend, daß unter dem strengen Gewande ein fühlendes Herz schlage; daß sein tückischer Machtspruch seine Opfer nicht in der Verzweiflung, wohl aber in des Friedens Arme führen werde . . . denn zum traulichen Asyl, zum Paradiese schuf ihnen Herrads mütterliche Sorge das gefürchtete Stift. Vor den Mißhandlungen des Despoten gesichert, genossen sie beneidenswerther Ruhe im Schooße des Heiligthums, und der Oberin verständige Trostrede, die fromme Theilnahme der Jungfrauen, verbunden mit der hehren Weihe der Stätte, auf der einst Attichs edle Tochter weilte, gossen Balsam in ihre verlezte Brust. Bald aber zerriß der böse Geist ihr kaum gewonnenes Glück.

Des Kaisers Kanzler brachte ihnen den gemessenen Befehl, binnen Jahresfrist im Stifte den Schleyer zu nehmen. Die Königin durchschaute Heinrichs Absicht, ihren Kindern jeden Anspruch für die Zukunft rauben zu wollen, allein, dem Schicksal weichend, fügte sie sich, und verlangte selbst von Herrad die Eröffnung des Probejahrs, welches diese, statt es zu verkürzen, gern zum Jahrzehend ausgedehnt hätte; denn sie hoffte von der Vorsehung und von dem Wechsel menschlicher Dinge viel für ihre lieben Gefangenen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses merkwürdige Manuscript befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Straßburg. Es führt den Titel: hortus deliciarum. Siehe: Herrad von Landsperg, Aebtissin auf Hohenburg und ihr Werk: Hortus deliciarum. Ein Beytrag zur Geschichte der Kunst, Wissenschaft rc. des zwölften Jahrhunderts von Engelhard. Stuttgart. Cotta.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers rc.

(Fortsezung.)

Gegen Mittag kehrten wir wieder auf dem nämlichen Wege nach der Canadaseite zurück, und da mein Reisegefährte noch immer keine Lust zeigte, mir unter das Wasser zu folgen, so bestellte ich mir einen Führer, entkleidete mich bis auf die Beinkleider, sezte einen alten Strohhut auf und folgte, nicht ohne Herzklopfen, zum Eintritt in die Unterwelt. Von Stein zu Stein hüpften wir längs der schroffen Felsenwand hin, immer mehr drangen wir in den dichten Wasserstaub vor, alle Leibesstärke mußte angewendet werden, um dem uns entgegenheulenden Sturmwinde zu widerstehen; das Wasser fiel in Massen auf uns herunter, ich gerieth in einen innern Kampf mit mir selbst, ich kam sogar auf den Punkt, meinen Vorsatz aufzugeben und schrie aus vollem Halse meinem Führer zu: stille zu halten, aber mein Rufen war vergebens. Das Toben und Brüllen hatte sich auf einen solchen Grad vermehrt, daß er mich unmöglich hören konnte. Ich faßte also neuen Muth und folgte; der Wind ließ etwas nach, eine magische Helle verbreitete sich um mich her, der Eingang war überwunden und ich befand mich in einer wunderbaren Stellung, denn es stürzte sich über meinem Haupte ein mächtiger Strom von erstaunender Höhe herab, brauste, gegen die Felsen anprellend, mit ungestümer Wuth in den Abgrund und verflog zu meinen Füßen in wogenden Schaum. Sobald ich wieder regelmäßig athmen konnte, gewann ich guten Muth, und forderte meinen Führer auf, weiter in das Innere fortzuschreiten. Auf schmalen, von den Felsen hervorragenden, Schichten folgten ihm meine unsichern Tritte; Tausende von Aalen, die sich hieher aus ihrem eigenen, ihnen den Tod drohenden, Elemente geflüchtet hatten, schlüpften mir unter und zwischen den Füßen hin; in Fasern zerschlagene Baumstämme schwankten an den Felsmassen hin und her, und Fische verschiedener Art lagen zerschmettert umher. Als wir etwa 80 Fuß weit hineingedrungen waren, sezte ich mich auf ein Felsenstück und

betrachtete, scheinbar ruhend das grausenvolle Schauspiel, dann trat ich entschlossen den Rückweg an. Noch einmal fühlte ich das Entsetzen des Todes, das Athemzleben wurde wieder schwer, und nach mühsam durchkämpftem Rückzug begrüßte ich wieder mit innigem Entzücken die Alles belebende Sonne, den belebenden Tag.

Um vier Uhr Abends traten wir unsern Rückweg an und erreichten noch vor Einbruch der Nacht unser Wirthshaus in Buffalo.

Nachdem ich nun den merkwürdigsten Gegenstand auf meiner weiten Reise in Augenschein genommen hatte, so ergriff mich die Sehnsucht nach meinem Heimwesen in Louisiana. Weil wir kein Dampfboot abwarten konnten, um auf dem See weiter zu reisen, bestiegen wir am nächsten Morgen den Postwagen, um nach Erie zu fahren. Der Weg führte meistens auf dem Ufer des See's hin, manchmal aber auch durch das Wasser desselben, so daß wir uns eine Strecke vom Lande abgeschnitten und die Pferde muthig durch das Wasser traben sahen. Einmal hatten wir ein Vorgebirge zu umfahren, das uns nöthigte, einen weiten Weg über die Schieferlagen durch das gegen drey Fuß hohe Wasser zu machen; unsere Lage war mir in demselben Augenblicke eben nicht beruhigend — und ich bemerkte es gerne, daß der Weg uns bald zu einer bedeutenden Höhe über das nasse Element hinaufführen werde. Wir passirten hier eine Stelle, von welcher wenige Tage vorher ein Mann mit Pferd und Wagen 130 Fuß tief über den senkrechten Felsen hinabgestürzt war; das Pferd sahen wir todt und den Wagen zerschmettert unten liegen, der Mann aber blieb auf eine wunderbare Weise gerettet und konnte seinen Weg zu Fuß fortsetzen.

Am zweyten Tage langten wir Abends in Erie an, wo wir ein schlechtes Nachtquartier trafen, das wir Morgens um zwey Uhr gerne wieder verließen, um unsere Reise durch den westlichen Theil des Staates Pensilvania nach Pittsburg fortzusetzen, wo wir mannigfaltige Fabriken antrafen. Der von den Eisenschmelzwerken aufsteigende Kohlendampf verfinstert die Luft und macht den Aufenthalt daselbst etwas unangenehm. Pittsburg genießt einer romantischen Lage, rings umgeben von ansehnlichen Hügeln auf einer Landspitze, die von den beyden Flüssen Monongahela und Alleghany gebildet ist, welche unter dem Namen Ohio die schönsten und fruchtbarsten Gegenden der vereinigten Staaten in einer Länge von 1085 englischen Meilen durchfließen. Der Ohio nimmt noch mehrere nicht minder beträchtliche Flüsse auf und vereinigt sich endlich mit dem Mississippi.

(Der Beschluß folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Rosenschrift.

Alle Morgen weht der Wind Rosenblätter von den Zweigen,
Und sie schwimmen auf dem See, sich als Lettern dir zu zeigen.
Sag', verstehst du ihre Schrift? Laß uns unsre Rosen pflücken,
Und daraus das Balsamöl reiner Liebeswonne drücken.
In der Macht der strengen Dornen, sieh, wie lange blühen wir?
Tauch' in Rosenöl die Locke, und sie duftet ewig dir.

Unruhige Lüfte.

Ist's ein Wunder, daß die Luft nie bey uns kann ruhig werden?
Daß die Winde nimmermehr auf sich schwingen von der Erden?
Wißt, so lange diese Locke ihnen sind vergönnt zum Spiel,
Finden sie bey Nacht und Tage ihres Wehens wohl kein Ziel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. Juni.

Vor wenigen Tagen wurde vor das Zuchtpolizeygericht in Paris ein Mann geführt, von welchem man wegen seiner bedeutenden Gesichtszüge hätte glauben sollen, er gehöre zu der hohen Klasse; auch hatte er einen langen, äußerst ehrwürdigen Bart, ein schönes eisgraues Haar, und sein Alter war 72 Jahre. Dieser Mensch, sagt ein witziges Anzeigeblatt, war ein Herr des Donners, König der Könige Griechenlands, gewaltige Stütze des byzantinischen Reichs; und ob er gleich bisweilen sich etwas tief herabließ, und unter den Zügen des Silenus erschienen war, ob er gleich nunmehr vor dem Gericht in Lumpen stund, so erkannte man doch bald an ihm den Jupiter, den Agamemnon, den Belisar und andere merkwürdige Männer der Vorzeit; nur die Richter sahen an ihm den Angeschuldigten. Dieser Mann, ein armer Teufel, den die physische Kraft verlassen, und der nun keine Nahrungsweise mehr vor sich hatte, kam vor zehn Jahre auf den Gedanken, auf seinen schönen Bart zu spekuliren; er ließ ihn wachsen, und saß nachher bey den Malern als Modell; sie zeichneten gerne diesen Kopf, an welchem jeder den Charakter seines Helden fand. Jarry, dieß ist sein Name, saß bald als Jupiter, als Belisar oder als einer jener Herren der Mythologie oder der Geschichte, die gegenwärtig im Museum, in allen Liebhabergallerien, sogar in der Kunstausstellung der Straße Gros-Chenet, prangen; überall sieht man seinen Kopf, und wer ihm auf der Straße begegnete, sagte gemeiniglich in seinem Innern: Dieß Gesicht habe ich sonstwo gesehen. Das Gewerbe war gut: so oft Jarry saß, bekam er drey Franken, bisweilen gar noch angefeuchtet mit einigen Gläsern Wein, sogar ließ ihn manchmal ein Künstler von einiger Bedeutung mit sich zu Tische gehen. Er hatte dabey nichts zu thun, als seines Bartes zu pflegen. So lebte Jarry lange glücklich, aber auf ein Mal verlangten ihn die Maler nicht mehr zum Sitzen als Modell; er wurde gänzlich vergessen, entweder weil seine Blicke nicht mehr lebhaft waren, oder weil ein anderer Sterblicher mit einem längern und dichtern Barte als der seinige sich gefunden hatte. Jarry hatte versäumt, an einen solchen Unfall zu denken; er hatte nichts erspart, und sah sich in der Nothwendigkeit auf eine Art zu betteln, die dem Gesetze zuwider ist. (Das Gesetz verbietet in jedem Ort, wo eine Armenanstalt ist, zu betteln, besonders als Bettler in die Häuser zu gehen.) Jarry kannte wahrscheinlich das Gesetz nicht, und wurde von der Polizey auf der That erwischt; man ließ ihn zwey Mal durchschlüpfen; aber beym dritten Mal kam er in die Hände des Staatsprokurators, und dieser trug gegen den bärtigen Greisen auf Vollziehung des Bettelgesetzes an. Der Herr Präsident des Gerichts verhörte ihn sehr gutmüthig, aber Jarry erklärte, er habe nie gebettelt;

das erste Mal, als man ihn verhaftet habe, habe er sich als Belisar auf einen Stein an der Ecke einer Straße gesezt; ein andermal habe er sich vor der Thür eines Weinschenken in der Stellung Sylens versucht; und da man ihn einst vor einer Kirchenthüre erwischt, habe er gerade die Stellung des Apostels Paulus studirt. Er lehnte die Anschuldigung von sich ab, und bat die Richter um seine Freyheit. Allein die Polizeydiener straften den Belisar, den Sylen und sogar St. Paul Lügen; sie versicherten, Jarry habe gebettelt. Er wollte nun sein Schicksal mit dem Schicksale des großen Belisar vergleichen; allein der Staatsprokurator bemerkte ihm, es sey hier keine Aehnlichkeit zwischen dem großen Bettler von Byzanz und seiner bösen Pariserkopie, denn Belisar sey blind gewesen, als er den Obolus von den Vorübergehenden erflehte, aber Jarry habe seine beyden guten Augen. Der Staatsprokurator trug nun nothgedrungen auf die gesezliche Strafe an, und die Richter, die anfänglich günstig gestimmt gewesen waren, verurtheilten ihn auf einen Monat in's Gefängniß. Der arme Mensch ergab sich in sein Schicksal, er begrüßte die Herrn Richter höflich, und fragte die Gensd'armen, die ihn wegführten: ob es auch Maler im Gefängnisse gebe?

Man bemerkte bey der lezten Frohnleichnamsprozession, daß die Nationalgarde, welche dabey immer in großer Parade erscheint, in jedem Flintenrohre einen Blumenstrauß stecken hatte; die Franzosen, die jezt nicht nur romantisch, sondern sogar empfindsam geworden sind, fanden an diesem Zeichen von ehrfürchtiger Verzierung etwas reine Frommheit, und zugleich die Vollziehung einer geschmackvollen Idee.

Eine einfache, aber artige Anekdote wird von einem Frauenzimmer erzählt, das kürzlich in einem Postwagen fuhr, und da durch ihr gefälliges Aussehen und doch zugleich durch ihre Bescheidenheit die Aufmerksamkeit der Mitreisenden auf sich zog. Unter ihnen war ein Geistlicher, der nach einer vorläufigen Einleitung sie endlich fragte, ob sie in Paris, wo sie gewöhnlich wohne, und von wo sie gegenwärtig eine Reise in die Provinz machen, einen Direktor (so heißt man in Paris den geistlichen Freund der Dame) habe? Die Dame war darüber aufmerksam, und fragte ihn, ob er sie dann kenne? Er antwortete: nein, wünschte aber doch, sie möchte das Zutrauen zu ihm haben, und ihm ihren Direktor nennen. „Je nun, wenn sie das wissen wollen, mein Direktor ist Herr Pixerecourt.“ Sie war eine Sängerin vom Theater Feydeau, und glaubte, der geistliche Herr wolle wissen, in welchem Theater sie angestellt sey?

In unsern Tagen, wo man auf der Rednerbühne so manche politische Besorgnisse gegen den Fanatism äußert, sind folgende tröstliche Worte, die in einem guten Tagblatt stehen, gewiß Worte zu seiner Zeit: „Unsere jungen Geistlichen, auferzogen in der Ferne von der Aufklärung, diese blinden Werkzeuge der Habsucht und des Ehrgeizes sind, wie Herr Frayssinaus, unser Minister der geistlichen Angelegenheiten selber sagte, nicht so gefährlich; sie werden den Fanatism nicht wieder einführen.“ Wir sezen hinzu: die Buchdruckerkunst ist da. In Frankreich ist der Fanatism nur eine eitle Art von Anspruch, eine rasch vorübergehende Erscheinung, oder eine kalte Heucheley. Etwas anders ist der Aberglaube; ihn benuzt der Heuchler, und zieht davon bey den Völkern und den Königen Vortheil! Richelieu der Kardinal bediente sich desselben, und Ludwig XI., so oft er einen politischen Mord beging, wandte sich jedes Mal an sein bleiernes Marienbild, das er immer am Hute trug, und sagte dabey: „nur noch dieser Todesfall, gute Jungfrau!“ (Walter Scott.) Aber der Aberglaube ist selten, und beynahe gar nicht mehr gefährlich. Die Heucheley wisse sich dessen nicht zu bedienen. Die Heucheley ist eine veraltete Schauspielerin; sie verkleidet sich zu rasch; sie kleidet sich ganz ungeschickt an; ihr Rock ist abgetragen, zu kurz, bedeckt die Fehler nicht, und macht nur Fratzen. Seine Schminke ist nicht fein, sie hält nicht.

Berlin, 12. Mai.

(Fortsezung.)

Der Ehre wegen tödtet Romeo seinen eigenen Vetter; der Geist Mercutios schwebt über seinem Haupte, und lenkt die Streiche seines Schwerdtes. Aber die Streiche des Ehrenschwerdtes vermögen nur den Familiengeist zu tödten, und so hat Romeo jezt auch sich und die Gattin in dasselbe Grab gestürzt, in welchem Tybalt schlafen wird. Dieß Blut, das er vergossen, befleckt für immer die Kinderunschuld seiner Gattenliebe. Dieß ist es, was Julie in den nächsten Scenen auf's lieblichste ausspricht. Sie harrt des Gatten in reinster, sittlichster, süßester Sinnlichkeit; jezt erfährt sie seine That, deren Widerspruch ihr den Geliebten in widersprechenden Gestalten vorführt, sie nennt ihn „engelgleichen Wüthrich, ergrimmte Taube, Lamm mit Wolfesgier,“ sie schilt ihn auf's Aeußerste; aber er ist der Gatte, den sie schilt muß sie lieben, und da sie ihn entbehren soll, da sie sich auf ewig von ihm getrennt glaubt, ergreift sie das ganze tiefe innige Gefühl ihrer unendlichen Liebe, welche Vater und Mutter todt wünscht, um nur mit ihm, dem Geliebten, dem Gatten, vereinigt zu bleiben. Denselben äußersten Schmerz, den Schmerz seines eigenen Widerspruchs, der dadurch noch tiefer wird, daß es sein Widerspruch ist, hat auch Romeo zu durchleiden, und beyde Liebende werden durch Lorenzo und die Wärterin getröstet, welche sie wenigstens für die Brautnacht vereinigen wollen.

Doch gerade diese lezte Vereinigung bringt nur ihre ewige Trennung zu Stande, deren Ahnung sie beym Abschiede am Morgen nach der seligsten Nacht ihres Lebens mit aller Bangigkeit durchzittert. Denn jezt, nachdem sich Julie wider den Willen der Eltern, nur dem geheimen Zuge ihres liebenden Herzens folgend, geheim vermählt, und so auf diese Weise den Eltern entfremdet hat, zeigt sich diese Entfremdung von Seiten der Eltern durch den Zwang, den sie ihr bey dem Befehl, dem Grafen sich zu verbinden, anthun. Julie kann und muß widerstreben, die Eltern müssen sie verstoßen. In dieser lezten Angst nicht des süßen Gatten treues Weib bleiben zu können, ist Julie zu sterben bereit. Hier hat uns nun der Bühnenbearbeiter ein eigenes Schauspiel bereitet. Graf Paris tritt zu ihr, um bey ihr zu werben, er erzählt wie er seit lange schon bey ihrem Fenster sey vorübergeritten, wie sie ihn zur Amme zurücklächelnd, wohl müsse bemerkt haben — genug, er spricht einerseits wie ein verehrender spanischer Kavalier, anderseits wie einer der für's Leben liebt, nie aber wie der Shakspear'sche Paris, dessen Eigenthümlichkeit durch diese Scene durchaus nicht nur gestört sondern zerstört ist. Wäre diese Scene, die in einem Goetheschen Drama würde von größter Wirksamkeit seyn, in den Anfang des Stückes verlegt, so hätte sie wenigstens die Zweckmäßigkeit noch greller zu zeigen, daß Julie nur ihrem Herzen folgt, hier aber hat sie nur die Zweckmäßigkeit des Shakspearschen Paris durch und durch zu verdrehen, denn der Zweck Juliens Angst und Bedrängniß noch zu steigern, ist ein ganz unnütz gemachter Zweck, der sich durch sein eigenes Mittel zerstört: Die Bewerbung kann Julien in keine größere Noth versetzen als der Befehl der Eltern. Dieser starre, strenge unumstößliche Befehl hat schon die junge Blume ihres Glückes geknickt, die Ehe kann nicht fortblühen, wenn der Boden, dem sie entkeimte, sie ausstößt. Dieser sichere Boden zeigt sich als Vulkan, der das ganze Gebäude aller Lebenshoffnungen Juliens zertrümmert.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Juni 1826.

Was die Schickung schickt, ertrage.

Herder.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

Mit der frömmsten Ergebung trug die Königin die Proberegel; Jukundens andächtiges Gemüth fand sich leicht und schnell darein, aber Constantia's Auge wurde immer düsterer, beklommner ihr Athem, wankender ihr Gang, bleicher ihr Angesicht. Mit tiefer Bekümmerniß gewahrte Herrad die auffallende Veränderung der holden Jungfrau, aber vergebens drang sie mit liebevollen Worten in sie. Das Herz der Prinzessin wie ihr Mund blieb verschlossen; ihr bewegter Busen schien ein tiefes Geheimniß zu beherbergen.

Auf diese Weise, im einförmigen Kreislauf der Tage erblühte den Gefangenen auf Hohenburg der zweyte deutsche Lenz. Diese Jahrszeit des Sehnens und Verlangens mehrte Constantia's Schwermuth in bedeutendem Grade. Stunden lang konnte sie sinnend am hohen Bogenfenster des Klostergangs stehen, das eine bezaubernde Aussicht gewährte, . . . wie bewußtlos hinausstarren über die uralte Heidenmauer *) in die herrlichen Gauen, die zu ihren Füßen ausgebreitet lagen, in das gewaltige Rheinthal, durch welches der stolzeste der Ströme seine fernher kommenden Fluten wälzt, in die blühenden Herrschaften der Zähringer, über die sich des Schwarzwalds Massen wie eine dunkle Hochwacht lagern, . . . in Helvetiens blaue Gebirge endlich, jene ungeheuern Scheidemauern, hinter welchen sich die Heimath der Verlassenen verbarg ... in deren Nähe der geblendete Bruder seine Tage vertrauerte... unzugänglich thätiger Freundeshülfe, laut gegen den fernen Jammerruf seiner Mutter, seiner Schwestern! Wenn dann die sorgliche Herrad die Sinnende überraschte, aus ihren Träumen weckte und sie ermahnte, ihr vertrauend ihr Herz zu öffnen, so verschleyerten Thränen Constantia's Auge, und schnellen Fußes flog sie in ihre Zelle, um daselbst den Eid ihres Schweigens zu erneuern.

Da geschah es, daß eines Morgens die würdige Aebtissin einen stattlichen Rittersmann bey den königlichen Frauen, die sie zu diesem Endzweck zu sich bescheiden lassen, einführte. Der junge Mann im stählernen Panzer, dessen regelmäßige Züge ein besonderer Ausdruck von Schwermuth noch anziehender machte, näherte sich ihnen mit ehrfurchtsvoller Geberde. Betroffen erhoben sie sich bey seinem Anblick von ihren Sitzen. „Walter! Walter von Brienne?“ schallte es aus ihrem Munde dem längst Vermißten entgegen. Die Königin sank bald wieder, von bittern Erinnerungen bedrängt, in ihren Sessel, und Constantia, schon im Begriff, dem Freunde mit offenen Armen entgegenzueilen, verhüllte sich erröthend das Antlitz,

*) Kaiser Maximinianus ließ sie gegen das Ende des dritten Jahrhunderts erbauen, um dem festen Schlosse Altitona, (Hohenburg) größere Stärke gegen die Einfälle der Deutschen zu verleihen. Diese Mauer, von dem Volke Heidenmauer genannt, bestand aus großen Quadersteinen, die ohne Kitt, allein durch eichene sogenannte Schwalbenschwänze verbunden waren, hatte in der Höhe 9 – 11, in der Dicke 6 – 8 Schuhe. Noch sieht man mehrere Trümmer dieses Mauerwerks, wie auch ansehnliche Ueberreste der Römerstraße (Heidenweg) vom Weg in's Thal.

während die unbefangene Jukunda mit froher Heftigkeit Walters Hand ergriff, und den Zögernden der Gruppe näher führte. Fragen auf Fragen bestürmten ihn über den Zweck seines Besuches, über seine Abenteuer seit der lezten schmerzlichen Trennung in Neapel. Mit niedergeschlagenem Auge stand, ohne zu antworten, der Befragte, bis sein ahnungsvolles Schweigen sich endlich Allen mittheilte, und er es wagen durfte, seiner Sendung zu genügen.

Er hatte, nachdem er als fahrender Ritter Tankreds und der Seinigen Sache muthvoll vertheidigt, nachdem er Zeuge von der Gefangennehmung der Unglücklichen gewesen, die ihm in so mancher Beziehung theuer geworden waren, Europa in Unmuth verlassen und seinen ohnmächtigen Grimm im Kampfe gegen die Ungläubigen auszutoben. Es war ihm gelungen. Feindesblut und das seine war geflossen, die Wuth war gewichen, Sehnsucht nach den Verlassenen an ihre Stelle getreten. Schnell hatte er Asiens Küste gemieden, das zerrüttete Welschland durchstreift, und in den rhätischen Hochgebirgen vernommen, daß Wilhelm, Tankreds Sohn, im Schlosse zu Hohenembs geblendet dem Tod entgegen schmachte. Seine Treue hatte ihn zu der Veste geführt, sein erbeutetes Gold und seine freundliche Rede ihm des Prinzen Kerker geöffnet, den er in verzehrender Krankheit getroffen. Des redlichen Walters Stimme war dem Sterbenden nicht fremd geworden. Als ein Himmelsbote war ihm der Treue in der lezten Stunde erschienen, hatte ihm gelobt, seine Hinterbliebenen aufzusuchen, ihnen seinen lezten Gruß zu bringen, und hatte ihm mit Freundeshand die Augen, die verdunkelten, zugedrückt. Der Graf von Brienne übergab den in höchsten Schmerz versunkenen Frauen als Vermächtniß des geliebten Todten eine Locke von dessen Hauptbaar, den hölzernen Becher, aus dem der Erbe der sizilianischen Krone in seinem Kerker getrunken, und einige Glieder der Kette, die seine Hände belastet hatte. — Beym Anblick dieser Pfänder des Scheidens brachen die Thränen der Verlassenen unaufhaltsam hervor, aber . . . war des Kummers Ausbruch heftig, war er eben darum auch nicht so dauernd ungestümm. Bald fühlte die Königin sogar Stärke genug, den Herrn zu preisen, daß er den bejammernswürdigen Prinzen hinweggenommen aus seiner Schmach in das Reich der ewigen Freude. Sie zollte dem wackern Walter den innigsten Dank für seine treue Anhänglichkeit, aber der biedere Jüngling lehnte ihn bescheiden ab.

„Nicht mir, königliche Frau, sprach er mit ritterlicher Demuth, nicht mir diesen Dank. Nicht meine Redlichkeit allein, . . . ein anderes Gefühl noch ist es, das mich an Euer Haus, an Eure Sache bindet. Von dem Tage an, der mich, den Abenteurer, nach Neapolis geführt, meinen Arm Euerm königlichen Herrn zu weihen, von diesem Tage an beseelte mich jenes Gefühl. Nächst Gott und seinem Fürsten verehrt ein ächter Ritter noch ein Drittes als das Heiligste: die Dame seines Herzens. So wie ihn das Andenken an Gott und Vaterland für die Ehre und das Recht begeistert, so begeistert ihn der Gedanke an seine Dame zu allem Guten, zu allem Schönen. Dem Beyspiel meiner Ahnen folgend, habe auch ich mir eine Herzenskönigin gewählt. Als fürstliche Pracht und Glück sie noch umgab, verrieth ihr weder Mund noch Blick die kecke Wahl. Als aber durch fremde Willkür eingebrochen, die Scheidewand der Größe niederfiel und das finstere Unglück einschritt in ihr Haus, da bot ich ihr in verhängnißvoller Stunde meinen Schutz, meine Dienste und mein Herz. Sie nahm mich auf zu ihrem Ritter, schmückte mich mit ihrer Farbe, aber sie fesselte auch durch ihren Befehl meinen Arm, als ich in der höchsten Gefahr tollkühn das Aeußerste zu wagen beschlossen hatte. Sie gebot mir, zu dulden, zu harren, und, wenn gleich ferne von ihr, in treuer Freundschaft für ihr Geschlecht auszudauern. Sie sehe ihren Ritter hier zu ihren Füßen, und spreche aus, ob er bis jezt sein Wort gehalten."

Constantia hatte, Purpurröthe auf den Wangen, die sittige Rede des Herrn von Brienne vernommen. Als er aber nun zu ihren Füßen lag, und durch diese Huldigung ihr Geheimniß offenkundig ward, trat Blässe auf ihre Stirn. Sie entzog dem anmuthigen Knieenden sanft ihre Hand, blickte mit dem Ausdruck der vollsten Liebe auf ihn herab und sprach mit milder Stimme, obschon ihr Herz zu brechen drohte: „Steht auf, mein auserwählter Ritter! Jene Zeit, von der Ihr spracht, ist nicht mehr. Mein Herz blieb unverändert gegen Euch, aber dieser Ort, dieses Kleid, das uns des Kaisers Haß aufdringt — sie geben mir andere Pflichten. In wenig Monden spreche ich das Gelübde, und führt in Jahresfrist das Geschick Euch wieder diesem Stift vorüber, so mögt Ihr Constantia's, der Nonne, Grab besuchen."

Schauer durchbebte den Ritter bey diesen Worten. Sein starrer Blick fiel auf die Geliebte . . . ihr Schleyer verbarg ihm ihr leidendes Antlitz. Die Thränen der Anwesenden bestätigten ihm aber nur zu schrecklich die grausame Kunde. Schmerzvoll faltete Walter seine Hände, senkte das Haupt und schritt, ohne eine Sylbe zu reden, von der tiefsten Bekümmerniß zu Boden gedrückt, aus dem Gemach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers, 2c.

(Beschluß.)

Am darauf folgenden Tage langten wir Abends um vier Uhr in Wheeling an, es war der 7te August. Wir hatten uns geschmeichelt, hier ein Dampfboot zu finden, und uns schon eine schnelle und angenehme Fahrt nach Louisiana versprochen, aber das Wasser war zu niedrig. Whee-

ling ist ein lebhaftes Städtchen von etwa 3000 Einwohnern, im Staate Virginia und am Ufer des Ohio gelegen, über welchen Fluß wir hier sezten und den Staat Ohio durchreisten.

Das Reisen in der Diligence ist hier sehr theuer: man bezahlt für zehn englische Meilen einen Dollar (2 fl. 24 kr.) und da man siebenzig bis achtzig Meilen des Tages zurücklegt, so beläuft sich die Ausgabe bald auf eine beträchtliche Summe, wir entschlossen uns daher, Pferde zu kaufen und zu reiten; dieses geschah am zweyten Tage, als wir in Zanesville anlangten. Ein hübsch gebauter Fuchs kostete mich achtzig Dollars. Es wurden Sättel und Zäume angeschafft und am folgenden Morgen trabten wir mit frischem Muthe weiter. Wir ritten an diesem Tage sechs-und-dreyßig Meilen bis Lancaster, am folgenden vier-und-dreyßig nach Chillicothe und vier Meilen weiter; den nächsten sieben-und-dreyßig Meilen und Samstags am 14ten August erreichten wir wieder den Ohiofluß, sezten über denselben und gelangten bey dem Städtchen Maysville in den Staat von Kentucky, in welchem wir vier-und-vierzig Meilen zurücklegten. Am 15ten passirten wir den Gesundbrunnen von Bluelick und erreichten nach einem Ritt von drey-und-dreyßig Meilen die Stadt Paris.

Das Reiten fanden wir jedoch sehr beschwerlich, den ganzen Tag der großen Hitze und dem Staube ausgesezt, litten Mann und Pferd gleichviel. Wir hatten nun 188 Meilen zu Pferde zurückgelegt, aber es waren deren noch 900 vor uns, wovon uns der größere Theil durch die indianischen Nationen geleitet hätte, wo wir allen Arten von Entbehrungen ausgesezt gewesen wären; es war uns daher angenehm, zu erfahren, daß die Schifffahrt auf dem Ohio von Louisville aus stets offen sey. So ritten wir dann am folgenden Tage noch zwanzig Meilen nach Lexington, verkauften unsere Pferde und sezten in einer Kutsche unsern Weg nach Frankfort fort. Von hier aus wurden noch sechszig Meilen nach Louisville in der Diligence zurückgelegt.

Ein wohl eingerichtetes Dampfboot war nur einige Stunden vor unserer Ankunft abgefahren, und wir mußten uns auf ein anderes Dampfboot verdingen, das in wenigen Tagen abfahren sollte. Nur die eiserne Nothwendigkeit konnte mich dahin bringen, auf einem so schlecht aussehenden Boote zu reisen, das noch überdieß sehr klein war und nur etwa fünfzig Tonnen hielt, wobey durch die Hitze der Aufenthalt sehr beschwerlich wurde. Am 19ten August bestiegen wir dasselbe, wir hatten aber Louisville noch nicht ganz aus dem Gesichte, als wir schon auf eine Sandbank liefen, wo wir zwey Tage liegen bleiben und nur durch die größte Anstrengung wieder flott werden konnten. Am 25sten begegnete uns dasselbe, und wir hatten die ganze Ladung herauszunehmen, bevor wir wieder flott wurden. Am 26sten rannten wir ein flaches Boot, welches an der Seite des Dampfbootes mitgeführt wurde, gegen einen unter dem Wasser liegenden Baumstamm, und in wenigen Minuten sank es auch mit 130 Fäßchen Aepfeln. Nach achtstündiger Arbeit retteten wir die Ladung. Am 28sten fuhren wir auf die Bar der drey Schwestern, und erst am 30sten des Abends, nachdem wir abermals die ganze Ladung an's Land gebracht hatten, wurden wir flott und konnten unsere Fahrt auf dem nun wasserreichen Ohiofluß ungehindert und schnell fortsetzen.

Am ersten September erreichten wir den Mississippi, und am 8ten desselben Monats hatte ich das Vergnügen, in Bayou Sarah bey St. Francisville an das Land zu steigen, nachdem ich zu Wasser und zu Land über 5000 englische Meilen auf dieser Reise zurückgelegt hatte.

D. H.

Die Verwandlung.

Lass't mich fliegen den Flug! Die Raupenschal' ist erbrochen.
Was dem Wurme das Blatt, war mir die Erde bisher.
Auf von dem Blatt' in die Luft schwingt sich die erwachte Sylphide,
Und von der Erd' in die Welt flieget ihr Psyche voran.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Mai.

(Beschluß.)

So versucht denn Lorenzo die Liebende vergebens aus dieser höchsten Bedrängniß zu erretten. Das lezte einzige Mittel ist der Tod. Denn die Noth ist bis zur Todesnoth gestiegen, der Gefahr kommt jezt das Mittel der Rettung gleich. Aber diese Rettung ist nur Schein, und so wird der Scheintod Juliens gerade die Ursache ihres wirklichen Todes. Der Jammer, der durch diesen Schein des Todes, der für Julien und Lorenzo noch ein Schein des Lebens bleibt, über die Eltern und den Bräutigam kommt, ist der erste Beweis des elterlichen Unrechts, denn der Hochzeitjubel verkehrt sich zur Todesanklage, deren Verdrehtheit sich komisch genug in der Musikantenscene ausspricht. Doch in dieser Komik liegt das Gedoppelte, einmal, daß, statt des Bräutigams der Tod mit der süßen Julie gebuhlt hat, und dann, daß der Scheintod für wirklichen Tod gehalten wird. Aber diese zweyte Komik hat sich in die ernsthafte Wirklichkeit dieses Todes zu verwandeln, es hat zu erscheinen, daß Julie durch Romeo untergeht, und Romeo durch den Tod, mit dem er durch seine Liebe das gesunde Leben des Familiengeistes vergiftet hat. In seiner Verbannung hört er den Tod der geliebten Gattin. Shakspear läßt ihn kurz berichten, und wir müssen es wieder zweckwidrig finden, daß das dramatische Gold dieser Kürze in den epischen Silberwerth einer breiten Erzählung durch den Bearbeiter ausgeprägt ist. Denn der Zuschauer weiß Juliens Tod zunächst nur als Schein, die empfindsam rührende Beschreibung ihrer Bestattung kann daher nicht an die Stelle der ausgelassen

nen Musikanten- und Jammerscene der Eltern treten, ohne die kräftige Gegenwärtigkeit zur Mattigkeit des Berichtes herabsinken zu lassen. Der Widerspruch des Scheintodes, dessen Wesen es ist, als wirklicher Tod zur Erscheinung zu kommen, tritt nur lebendig hervor, wenn wir von diesem Tode als Scheintode wissen, und doch die Eltern in wahrhaftem Jammer den wirklichen Tod beklagen hören; die Erzählung eines Fremden, Dritten kann diese Lebendigkeit nicht ersetzen. — Romeo, als er den Tod seiner Julie hört, ist schnell entschlossen; keine Klage kommt über seinen Mund, sein ganzes Leben drängt ihn zum Tode, erst als er das Schicksal seiner That erreicht hat, ist er ruhig und heldenmüthig, er bietet den Sternen Troz, ihm bleibt seine Liebe auch im Grabe, und seine ganze Verständigkeit, die bisher nie hervortrat, wendet sich jezt nur darauf, Mittel zum Sterben zu ersinnen. Und wie sein ganzes Leben nur die Verhältnisse der Familie und der bürgerlichen Welt zu zerstören vermochte, verlezt er auch im Tode noch die gesezliche Ordnung durch den Giftkauf; ihm erscheint nur sein Tod als das einzige Gut, und die ganze Welt eckel und schaal. Da nun auch Romeo zum Tode entschlossen ist, kommt es zum Vorschein, wie jene rettende Gescheutheit Lorenzo's gerade das Verderbenbringende war, und wie sie nur das Nothwendige gegen ihren Willen und unbewußt beförderte. Daher treten wir jezt an Juliens und Tybalts Grab. Beyde sind durch Romeo auf die Todtenbahre hingestreckt. Aber, daß auch die Liebe ihr Recht habe, muß sich bewähren, und zwar an Paris, der ihrer nicht achtete. Er stirbt durch Romeo — schade nur, daß die Bearbeitung den tiefen Sinn dieses Todes zu der Zufälligkeit eines bloßen Unglücks verflacht hat. — So steht Romeo denn nun an den Pforten des Grabes, das seine That mit Leichen füllte, denen er sich zugesellen muß, denn nur durch ihn ist all das Jammervolle geschehen. Seine Schuld hatte den Keim des Todes in sich, und hat sich nun als Todtenblume entfaltet. Romeo stirbt am Anblick der todten Gattin. Er hielt ihren Scheintod für Wirklichkeit, was er in der That auch ist, und sich jezt dadurch dazu macht, daß die erwachende Julie, statt des lebenden Gatten den durch sich selbst Getödteten erblickt, und nun gleichfalls ihm nach in's Grab sinkt, denn sie sieht nun, daß der Geliebte dadurch, daß er sie liebte, starb, daß allein diese Liebe das Verderbenbringende sey, und wie sie nur in dieser Liebe lebte, stirbt sie beym Anblick ihres Todes. Sie konnte sich nicht selbst ermorden, ehe sie ihre Liebe nicht hatte durch sich selber zu Grunde gehn sehen, und Romeo durfte nicht sterben, ehe er nicht die Geliebte hatte todt zu seinen Füßen erblickt. So hat denn auch von dieser Seite her Juliens Scheintod einen schönen Sinn. — Nun eilen die Eltern herbey, der Fürst tritt hinzu, alle sehen die Folge des Hasses, der, weil er sie mit seinem Todtenblicke anstarrt, nun selber scheint in ihrem Herzen ertödtet werden zu müssen. Die feindlichen Familienhäupter reichen sich die Hände — zu spät, — denn sie reichen sie sich nur beym Anblick des G r a b e s ihrer Kinder und über diesem Grabe.

In der Aufführung konnten wir mit Romeo (Herrn Rebenstein) auf keine Weise zufrieden seyn, denn in den ersten Scenen ist er weder von seiner verehrenden Liebe verzehrt, und man sieht nicht ein, wodurch Mercutio zu all den Späßen über ihn kommt; in den folgenden kann er den Ton jener tiefen Innigkeit und berauschten Seligkeit nicht treffen, und in der Scene mit Tybalt läßt er sich, wie es uns scheint, von falschen Theatereffekten hinreißen. Als ihn nämlich Tybalt einen Schurken schilt, gährt er auf, greift an's Schwert, tritt hervor, und schreit in höchster Wuth mit aller Kraft der Stimme den Namen Tybalt heraus, — plözliche Reflexionspause, die Hand sinkt vom Schwerte, sanft tritt er zu dem Gegner und sagt: die Ursach, die ich habe, dich zu lieben u. s. w. Dieser Effekt scheint uns dem Sinn der Situation zuwider. Romeo kommt von der Trennung, die eheliche Liebe hat die Ehre in ihm überwältigt, er liebt auch Tybalt, der Schimpf, den er erleidet, kann ihm kein Schimpf seyn, das Leben der Ehre liegt als vergangenes hinter ihm, ein bloßes Wort vermag es nicht wieder zu frischer Gegenwärtigkeit zu beleben. Selbst als Mercutio verwundet ist, folgt Romeo nicht dem Rufe der Ehre, sondern sagt: O süße Julie, deine Schönheit hat so weibisch mich gemacht. Erst als der Freund getödtet, als die Ehre auf so unendliche Weise in ihm verlezt ist, gibt er der Wuth und Rache Raum, und achtet nicht der neugeschlossenen Ehe. Der Tod des Freundes reißt ihn hin zu fechten, wie die Liebe ihn hinriß, des Schimpfes nicht zu achten. Romeo ist an keiner Stelle reflectirend, wie soll in sein Thun plözlich ein solcher Bruch hereinkommen, wie ihn Herr Rebenstein darstellt. — Mad. Stich befriedigt in allen Scenen der Leidenschaft vollkommen, aber den Ton jener süßen, unschuldvollen, naiven, sittlichen Sinnlichkeit, der bey Julien bis zur Brautnacht das Vorherrschende ist, weiß die Künstlerin gleichfalls nicht bis zur Naivität wieder herumzuwenden, sondern bleibt im Sollen stehen. Ueber Herrn Devrient (Mercutio) hörten wir den Tadel, daß er als Verwandter des Prinzen nicht genug den Kavalier hervortreten lasse, daß er nur den Spaßvogel der Ehre und Liebe darstelle. Und dieser Tadel scheint uns nicht ungegründet. Denn Mercutio ist eben der Widerspruch die Komik von Ehre und Liebe zu seyn, und dennoch die Ehre zum einzigen Inhalt seines Lebens zu machen. Dieß muß überall dadurch zum Vorschein kommen, daß er sich vollendet als Kavalier beträgt, indem er zugleich dieß Betragen in jedem Augenblick lächerlich macht. Die Darstellung dieses Widerspruchs mag freylich eine der schwierigsten Aufgaben seyn, aber sie würde gewiß Herrn Devrient zu lösen möglich seyn, wenn er sich nur diese Aufgabe stellte. —

Hechingen, Junius.

Auf meiner Reise in die Schweiz kam ich gerade nach Hechingen, als daselbst die Ankunft des neuvermählten fürstlichen Ehepaars, des Erbprinzen und der Erbprinzessin, eine geborne Prinzessin von Leuchtenberg, erfolgte. Rührend waren die Beweise der größten Anhänglichkeit, welche bey dieser Veranlassung die dortigen Unterthanen ihrem wahrhaft edlen und guten Regenten und seiner Familie brachten. Die Freude war allgemein, und so ein herzliches und einstimmiges Lebehoch, wie hier ertönte, als bey der wirklich geschmackvoll errichteten Ehrenpforte der verehrte Fürst, mit seinem geliebten Sohn und dessen schönen jungen Gemahlin ankam, erinnere ich mich kaum gehört zu haben. Der Fürst bewohnt gegenwärtig ein Schloß eine Stunde von Hechingen, der Lindich genannt, und da wurde er den andern Tag mit den Neuvermählten von den Bürgern abgeholt, um einem Feste beyzuwohnen, das sie in der Stadt zubereitet hatten. Am Stadtthor angelangt, spannten die Bürger die Pferde des fürstlichen Wagens aus, und zogen denselben bis zu ihrem Rathhaus, welches schön beleuchtet, und mit den Worten: Liebe und Treue, geziert war. Diese Worte konnte man übrigens unverkennbar in allen Gesichtern lesen. Die junge Fürstin schien tief gerührt, und als sie dem Volke mit der höchsten Anmuth dankte, fand der allgemeine Jubel keine Gränzen mehr.

Ein Ball beschloß dieses schöne Fest, welches nicht nur bey den Einwohnern, sondern gewiß auch bey allen Fremden, die zugegen waren, unvergeßlich bleiben wird.

Beylage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 149.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. Juni 1826.

Nur wenige machen eine große Zeit, aber wir preisen auch die vielen, die sie nur gesehn.

Einige Bruchstücke aus den Mémoires, souvenirs, opinions et écrits de M. M. C. Gaudin, Duc de Gaëte *).

M. M. C. Gaudin, der Sohn eines pariser Advokaten, ward 1756 geboren und widmete sich, von Glücksgütern entblößt, dem Stand seines Vaters, er machte seine ersten Schritte in der Advokatur unter der Anleitung des, unter dem Konsulat als Senator gestorbenen, H. von Ailly, damals erster Buchhalter (commis) des Finanzintendanten d'Ormesson, der bey Neckers Antritt des Ministeriums Generaldirektor des dep. des impositions wurde und H. Gaudin, ob er gleich noch nicht zwey und zwanzig Jahr alt war, zu einem seiner Bureauchefs ernannte. Wie H. Joly de Fleury Hrn. Necker ersezte, erhielt Herr d'Ailly seinen Abschied und H. Gaudin zollt ihm ein sehr ehrendes Andenken. Bey diesem Anlaß machte er zum ersten Mal die Erfahrung, wie mit dem Lächeln des Glücks die Freunde verschwinden, denn kaum war H. d'Ailly seines Amtes beraubt, als auch seine Gesellschafter verschwanden — kühl, aber sehr wahr sagt unser Verfasser: „die Menschen sind einmal nicht anders! man muß ihnen darum nicht zürnen noch sie verschreyen, sondern ihnen nur nicht zu viel zutrauen, damit man sich nicht zu viel Fehlschlagung bereite.“

Bis zum Jahre 1789 blieb er ungestört im Besitz seines Amtes. Nun brach die Revolution aus, die Finanzverwaltung (administration des Finances) ward in eine nationale Schatzkammer (Tresorerie nationale) umgewandelt, allein das alte Personal ward bey der neuen Einrichtung beybehalten, und H. Gaudin zu einem der fünf Kommissarien, denen ihre Leitung aufgetragen war, ernannt. Der Geschäftsgang dieses Departements war sehr fehlerhaft; jeder Zahlungsbefehl, welchen einer der Minister ausstellte, mußte von drey der Kommissarien unterschrieben werden, dieses zog stete Verzögerungen in der Vollziehung der Befehle der vollziehenden Macht nach sich und erregte Widersprüche, von deren Folgen Dumouriez ein auffallendes Beyspiel veranlaßte. Nach seiner Eroberung von Holland mochte er den Plan entworfen haben, alles baare Geld an sich zu ziehen, um die Regie-

*) Die Memoiren des Herzogs von Gaëte werden Leser, welche neue Begebenheiten oder neue Ansichten der schon bekannten darin zu finden hoffen, täuschen, dagegen bieten sie Männern, welche Finanzen und Staatsverwaltung zum Gegenstand ihrer Forschungen machen, den vollständigsten Bericht über die französischen Finanzen vom Jahr 1800 bis 1820 an, während deren der Verf. sowohl als Finanz-Minister wie als Bankdirektor die genauste Uebersicht derselben hatte. Dieser Schatz von Nachrichten benimmt diesem Werk gänzlich den Charakter einer unterhaltenden Lektüre, und es ist zu wünschen, daß es unsre willfährige Uebersetzer Leuten vom Fache überlassen mögen, dasselbe in der Ursprache zu benutzen und am geziemenden Orte von den Resultaten, zu denen es führt, Nachricht zu geben. Um so willkommener wird es aber unsern Lesern seyn, aus den nur sechs und vierzig Seiten enthaltenden Notizen von des Herzogs Lebensumständen das Anziehendste zu erfahren.

rung von sich abhängig zu machen; zu diesem Zweck ließ er es sich beygehen, gegen alle Regel, Wechsel von sehr ansehnlichen Summen, die er vorgab, in den eroberten Ländern nöthig zu haben, auf die National-Schatzkammer zu ziehen. „Den Kommissarien, sagt H. Gaudin, gebot ihre Pflicht, diese Wechsel nicht zu zahlen, man protestirte sie, und der General beschuldigte uns deßhalb einer Beleidigung der französischen National-Redlichkeit und forderte Strafe und Abbitte. Das Finanzkommité gab dem Betragen der Kommissäre seinen Beyfall; allein das der allgemeinen Vertheidigung (défense générale), welches glaubte, auf Dumouriez beruhe die Rettung des Vaterlandes, klagte uns contrerevolutionairer Gesinnungen an; ich wurde mehr wie ein Mal mitten in der Nacht vorgeladen, Rechenschaft abzulegen, und ohne den Muth und die Redlichkeit des Volksrepräsentanten Cambon, der dem Finanzkommité präsidirte und dem ich zehn Mal das Leben zu danken hatte, wären wir den Jakobinern aufgeopfert worden."

Durch Cambons Vermittlung, fährt H. Gaudin fort, gelang es mir auch, die acht und vierzig alten Finanzeinnehmer zu retten, welche der Konvent in das Dekret mit inbegriffen hatte, dem zu Folge die sechzig Generalpächter als Opfer des Revolutionsgerichts fielen. Wie ich mich eines Abends in die Schatzkammer begab, hörte ich dieses Dekret ausrufen. Ich kannte alle diese Einnehmer, da die Einnahme vor der Revolution zu meinem Departement gehörte; erschrocken eilte ich zu dem Präsidenten und fragte, wie man den General-Einnehmer mit den Generalpächtern zusammenfassen könnte, da ihr Beruf nicht die geringste Gemeinschaft habe. „Keine Gemeinschaft? was willst du damit sagen?" fragte er befremdet. „Die Generalpächter, erklärte ich ihm, pachten gewisse Auflagen, wofür sie der Regierung eine bestimmte Summe bezahlen; was sie darüber eintreiben, fällt in ihre Beutel; die Generaleinnehmer waren aber nur beauftragt, die direkten Abgaben nach gesetzlichen Bestimmungen einzunehmen, wie heut zu Tage nur Distrikt-Einnehmer thun. Was die Generalpächter verbrochen haben, geht mich nichts an, allein ihr Urtheil kann nie auf die Generaleinnehmer angewendet werden." Es war ein ungeheurer Lärm um uns her, der Präsident läutete gewaltig, um sich Gehör zu verschaffen; er theilte der Versammlung meinen Einwurf mit, man beschuldigte mich des Irrthums, ich wiederholte meine Beweise, ich überzeugte sie und der Präsident befahl endlich, die acht und vierzig aus dem Dekret auszustreichen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

3.

Der weisen Herrad war aber nun klar geworden, was Constantia's Benehmen bey Walters Eintritt sie schon dunkel ahnen ließ. Sie überließ die betrübten Frauen für's Erste der wohlthätigen Einsamkeit, denn heftiger Schmerz verwirft in dem ersten Augenblicke jede fremde Einmischung als überlästig und störend. In ihrem stillen Gemach suchte die Aebtissin ihre Gedanken zu ordnen und den Weg zu bestimmen, den sie einschlagen müsse, um Constantien, deren Geheimniß entdeckt war, und deren Lage sie herzlich bemitleidete, die herbe Entsagung alles Irdischen leichter zu machen, als Walter von Brienne sie um Gehör bat.

Verstört erschien der Bedauernswürdige, der sich jede Hoffnung entrissen sah, vor ihr. Mit der herablassendsten Milde nahm sie ihn, der ihr so viele Theilnahme einflößte, auf, und dieser Empfang verwandelte bald des Ritters wortarme Scheu in hinreißende Beredsamkeit. Mit den glühendsten Farben malte er der Oberin die reine Leidenschaft, die seinen Busen entzündet, die sittige Zärtlichkeit, mit der Constantia sie erwiedert, seinen Kummer ob dem Mißgeschick, das ihn von ihrer Seite gerissen, sein Sehnen und sein Hoffen, sie einst wieder frey und glücklich zu sehen, ihr einst näher anzugehören. Eben so lebhaft schilderte er seine Verzweiflung bey dem Einsturze aller seiner freudigen Hoffnungen und begann nun mit jener Ueberredungskunst, die der Liebe zu Gebote steht, das Mitleid, die Großmuth und die Milde der staunenden Zuhörerin anzurufen.

„In dieser Nacht des Grausens und der Verzweiflung," sprach er mit leidenschaftlicher Geberde, „strahlt mir nur ein . . ein einziger Hoffnungsstern, und dieser Stern seyd Ihr, hochwürdige Frau! Die Welt verehrt in Euch ein Muster der Heiligkeit, der frömmsten Tugend, der bescheidensten Weisheit. Eure Untergebnen preisen Euch als ihre Mutter, Eure Gefangenen lieben Euch als ihre wärmste Freundin! Ich selbst, der Fremdling, fühle mich geblendet von Euerm Seelenadel. Diese frommen, würdigen Züge müßten täuschen, schlüge nicht unter Euerm strengen Gewand ein mit menschlichem Sehnen und Leiden vertrautes Herz. Uebt Barmherzigkeit. Constantia's Schicksal ruht in Eurer Hand. Rettet ihre Seele von Verzweiflung, mich vom Verderben. . . . oder zwingt sie zu dem Schritt, den sie verabscheut, und bereitet ihr dadurch ein frühes Grab!"

— Wie versteh' ich, was Ihr keck geäußert, junger heftiger Mann? Deutet mir den Sinn Eurer Rede, — sprach Herrad ernst; diesen Sinn bereits ahnend.

„Der Kaiser," fuhr Walter eifrig fort, „hat Euch

„Sybillen und ihre Töchter, als seine Gefangenen „übergeben. Er hat Euch zur Kerkermeisterin erniedrigt. „Diese Wahl beleidigt Eure Würde. Behauptet sie. „Laßt Constantien entfliehen. In meinem Arme finde „sie ihre Sicherheit. Euch verdanke sie ihr Leben!“

— Was sprecht Ihr, Herr von Brienne — fragte die Aebtissin streng. — Der Kaiser hat sie mir vertraut. Soll ich sein Vertrauen verrathen? —

„Ist das Verrath, wenn Menschlichkeit die Tücke zu „Boden drückt?“

— Mir ziemt Demuth und Gehorsam, nicht strafbares Ankämpfen gegen des Herrschers Macht. —

„So duldet wenigstens, daß ich sie entführe . . . „Scheinbar mit Gewalt. Ein Ueberfall . . . . bey „Nachtzeit . . . nur ich betrete diese heilige Stätte „ . . . mein Gefolge bleibe fern . . . . der „Wahn genügt, daß Ihr durch Zwang . . . .

— Haltet ein! Hofft Ihr meine Einwilligung zu diesem Possenspiele? Denkt Ihr, Herrad von Landsperg könne sich so weit vergessen? Nimmermehr. Und solltet Ihr im Ernst den Frevel unternehmen wollen, so wißt, daß mir Macht zu Gebote steht, des Abenteurers Tollkühnheit zu strafen. —

„Ihr habt Recht, hochwürdige Frau,“ entgegnete „Walter beschämt. „Vergebt; — Wahnwitz sprach aus „mir. Ich bin so elend!“

— Ach! wer verzeiht nicht gerne dem Uebermaaß menschlicher Empfindungen! — sprach Herrad, von Walters rührendem Tone lebhaft ergriffen. — Bin ich nicht auch aus Staub geboren? Trage ich nicht auch Gefühl und Mitleid im Busen? Glaubt mir, armer junger Mann, ich beklage Constantia's Schicksal und das Eure aufrichtig. —

„Ihr beklagt es?“ entgegnete Walter mit bitterm „Vorwurf. „In Eurer Macht steht's, es zu ändern. „Aendert das beklagenswerthe Geschick.“

— Durch Verletzung meiner Pflicht? Niemals. Nur ein unmittelbarer Befehl vom hohen Himmel könnte mir es gebieten, nicht menschliche Ueberredung. Ich vergebe Euch Eure Bitterkeit, und meine Fürsprache, wenn sie etwas gilt, soll Euch nicht fehlen. Werft Euch zu des Kaisers Füßen. —

„Vor Frankreichs Könige allein, dessen Lehensmann „ich bin, beugt sich mein Knie.“

— Der deutsche Kaiser hat indessen hier allein zu entscheiden. Versuchts. Vielleicht gewährt Euch seine Huld und Menschlichkeit . . . . —

„Seine Menschlichkeit. Diese Tugend hat des Roth„barts Sohn von seinem Vater nicht geerbt.“

— So setzt Eure Hoffnung auf Gott und die Zeit. —

„Und während dem Hoffen“ — fiel Walter brausend ein — „geht alles zu Hoffende verloren! In eini„gen Monden soll die Unglückliche das harte Gelübde „ablegen, und ihr verweist mich an die Zeit? Jezt, jezt „thut die Hülfe Noth, und ich schwöre es Euch, ich raste „nicht eher, bis ich Himmel und Erde . . . . .“

— Entweiht mein Ohr nicht mit zornmüthiger Rede. Sie ist dieser Stätte fremd. Geht, nehmt mein inniges Bedauern mit Euch. Eure Leidenschaft zu unterstützen, verbietet mir mein Stand, meine Würde, wenn auch mein Herz bey der Pflichtübung blutet. —

„Nun, so sey's!“ rief der heftig gereizte Ritter. „Die Folgen dieses Augenblicks fallen auf Euch. Ich „gehe an das Hoflager, fordre Gerechtigkeit vom Kaiser. „Verweigert er sie mir, so ist sein Leben aus; . . so „verblutet er's an meinem Schwerte. Mich opfert dann „die Rache, Constantia's Herz bricht im Uebermaß ihrer „Leiden, und an Eurem Sterbebette seht Ihr unsre „Schatten wieder! Lebt wohl!“

Brienne verließ außer sich das Gemach, und die Aebtissin blieb den widrigsten Empfindungen zu Raube. Der Gedanke, zweyer Menschen Verderben zu verschulden, folterte ihre zartfühlende Brust. Ihrer Pflicht untreu zu werden, verlezte ihr Gewissen. In diesem grausamen Zweifel nahm sie ihre Zuflucht zum Altar, wo sie so oft im Gebete Trost und Stärkung wiedergefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Demoiselle Sonntag in Paris.

Sieg ist nur da davonzutragen, wo ein Gegner steht; und die herrlichsten Siege, welche die Nationen gegen einander erkämpfen können, sind die Siege der Künste.

Im Gesang wetteifern besonders die Italiener, die Deutschen und die Franzosen. Besondere Gründe, deren Prüfung nicht hierher gehört, haben in neueren Zeiten die französische Hauptstadt veranlaßt, das italienische Talent dem deutschen vorzuziehen; und ein sonderbarer Zufall hat es gefügt, daß große Talente für den Gesang, welche Frankreich hervorbrachte, nur ganz selten im Publikum bekannt wurden. Man hat erst in dem vor einigen Tagen gegebenen Konzert für die Griechen erfahren, daß einige Damen vom reichen Pariser Bürgerstande (vom hohen Range) Sängerinnen vom ersten Range sind.

Aber die Entdeckung, daß auch unter dem deutschen Himmel die Brusthöhle des schönen Geschlechtes sich eben so für den Silberklang der Singstimmen wölben, wie in den wollüstigen Hainen am Frascati, und an den Gestaden von Neapel, oder in den Gebirgen von Genua; die Entdeckung, daß die Nachtigallen nicht nur am Tiber hecken, sondern auch an der Donau und an der Spree, das wissen die Pariser erst seit gestern; denn gestern und den 15ten Juni 1826 bezeichnen wir hier geflissentlich für die Kunstgeschichte, sang zum ersten Mal in Paris Demoiselle Sonntag in dem italienischen Schauspielhause. Sie sang ihre erste Gastrolle, wozu sie Rossini als Director engagirt hatte, und leider ist zu vermuthen, daß diese Gastrollen nicht sehr zahlreich seyn werden, denn die Frist, die sie in Paris zuzubringen hat, mag ihr wohl sehr sparsam zugemessen seyn; sie war kaum vor einigen wenigen Tagen angekommen, und schon gestern erschallte das volle Haus der italienischen Oper von ihrer herrlichen Kunst, und von der enthusiastischen Verherrlichung ihres Triumphs.

Dem. Sonntag trat in dem Barbière mit einem Muthe auf, an welchen die Pariser wegen ihrer so schwer zu befriedigenden Ansprüche nicht gewöhnt sind; alle Debutanten zittern in den ersten Akten, aber das deutsche Wunderkind stellte sich dar in deutscher Kraft und im Bewußtseyn seines Werths, und in froher Erinnerung an die Kenner und Bewunderer im deutschen Vaterlande. Da ergab sich ein neues Phänomen, diejenigen, die mit dem hämischen Vorurtheile gegen die deutsche Art gekommen waren, wußten schon beym ersten Recitativ nicht mehr, ob sie in Paris waren oder in Neapel; und die, welche gekommen waren zu hören, fühlten eine gewisse Verwirrung ihrer Sinne; denn über dem Sehen verging ihnen das Hören. Diese liebliche Gestalt kämpfte in ihrem Geiste mit der Macht der bezaubernden Töne. Die Dilettanten riefen aus: divina bellezza! einige ganz jugendlich feurige Bewunderer ließen ein come dolce ella sospira, oder gli occhi giammai non vida und nun erinnerte sich ein dritter an das 122ste Sonnet von Petrarch, und wiederholte das come dolce ella sospira, e come dolce parla, dolce ride, um den andern zu verstehen zu geben, daß er wisse, daß sie ihre Ausrufungen aus derselben Quelle geschöpft hatten, als er.

Herrn Rossini haben die Freunde, die ihm den deutschen Schatz entdeckt haben, einen sehr wichtigen Dienst geleistet; seine Theaterdirektion fing an dem Publikum gehässig zu werden; der Mangel an neuen Stücken und an großen Talenten wurde täglich mehr sichtbar, und bereits hatte ihm die furchtbare Satyre der unerbittlichen Pariserkritik einige tödtliche Dolchstiche beygebracht; er war unrettbar, und die einzige Wunderkur, die noch möglich war, brachte ihm Demoiselle Sonntag.

Einen besondern Beweis, mit welcher Allmacht diese Künstlerin ihr neues Publikum sogleich beherrschte, sieht man darin, daß man sie auch in dem Barbière, dem ewigen, unerträglich gewordenen Barbière, als eine langersehnte Unbekannte bewillkommte; ihre schöne Jugend verjüngte das veraltete. Der Genuß war äußerst mannigfaltig. Man hatte das Vergnügen sich über die Abwesenheit der Madame Pasta zu trösten. Man sah nun ein, daß die stolze, vorlängst erkrankte Fodor nun plötzlich gesunden, oder daß sie wenigstens sich endlich ein Mal erklären werde, ob sie sich über die Alpen abermals verbergen wolle. Die Kasse erfreute sich eines Segens, dessen sie schon lange ungewohnt war.

Auch ist bereits die Hoffnung geweckt worden, daß Rossini endlich einmal seinen wahren Vortheil verstehen werde, und diese Hoffnung, gegründet auf eine Sonntag, ist eine der süßesten, welche die ächten Kenner sowohl unter den Franzosen als unter den Deutschen haben können. Demoiselle Sonntag wird den reinen Werth der Musik des verewigten Mozart ganz vorzüglich darthun; die italienische Oper wird endlich durch sie erfahren, welch ein Schatz in den bisher vergessenen, im Staube modernden Mozartischen Partituren vergraben liegt; und das Pariser Publikum, die mancherley Künstler in den Orchestern in Paris, und die zahllosen Liebhaber, die zwar Mozart zu schätzen wußten, aber ihn nie unter sich leben hörten, werden endlich einmal, wenigstens während der Gegenwart der würdigsten Priesterin des Mozartischen Kunsttempels von dem lastenden Zwange befreyt werden, welchen ihnen die Mode auferlegt hatte.

Es waren bey der Vorstellung nur wenige Deutsche gegenwärtig; denn der Zulauf war ungewöhnlich gewesen, und das bevorstehende Fest der Kunst war auch nicht hinlänglich angekündigt worden. Jedoch erfuhren die Franzosen und Italiener bald, daß Demoiselle Sonntag ein Zögling der guten Wienerschule gewesen war. Aber sie trauerten alle zum Voraus, als sie vernahmen, daß Berlin ihnen die kostbare Blume, die es mit vielem Eifer und mit einer sorgsamen Wartung auf seinen Boden verpflanzt hatte, nicht leicht abtreten würde. Man sah es manchem an, daß er sich bereits entschloß, der Zauberin im Nothfall bis in die Hauptstadt Preußens nachzureisen.

Die Kunstkenner erstaunten über die Reinheit eines solchen vollen Silbertons, man verglich ihre Fertigkeit in den chromatischen Gängen mit den schönen Tagen der Madame Catalani; man sah Niemanden, der nicht voll des süßen Gefühls der Bewunderung und des Vergnügens zugleich war, als man die Leichtigkeit des Pizzicato im Gesange hörte, das in Paris bisher eine Seltenheit war. Und nun erinnerten sich die Alten an eine ähnliche Erscheinung, als einst die deutsche noch immer nicht ganz vergessene, noch immer verehrte Ballette in Paris erschien. Nun reihten die Damen die Demoiselle Sonntag zwischen die große Pasta und die vielgeliebte Canti. Auch die italienischen Kritiker erkannten, daß der schöne deutsche Mund die süßen italienischen Töne eben so rein sprach, als man sie oft kaum in Della Scala in Mailand hörte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Eines der interessantesten Werke, das hier noch über den griechischen Freyheitskampf erschienen, ist des Obersten Leake Historical Outline of the Greek Revolution. Ein kurzer Auszug über den Charakter der griechischen Landleute in den weniger besuchten Gegenden, und der Albaneser, ist besonders lesenswerth, indem sie die Ansichten eines denkenden und, allem Anscheine nach, unpartheyischen Beobachters enthalten. — „In allen Gegenden Griechenlands ziehet die Bauernfamilie einen Theil ihres Unterhalts mit dem Spinnen von Baum- und Schaafwolle, und dem Weben der groben Stoffe, welche meistentheils zu ihrer Kleidung und ihrem Hausrath benuzt werden; und obgleich ihre Lage, im Ganzen genommen, sehr elend ist, so ist der Landmann doch im Allgemeinen fleißig, seiner Familie sehr zugethan, für den Unterricht seiner Kinder besorgt, und an Verstandeskraft dem in den gebildetsten Ländern Europens gleich, wo nicht überlegen. Der auffallendste Absich gegen die Einwohner der Ebenen Griechenlands findet sich auf den Inseln des Aegeischen Meers, wo es keine türkischen Einwohner gibt, und in den Gebirgsgegenden von Kreta, Lakonien, Arkadien, Aetolien, Locris, Epirus, Thessalien und Makedonien. Hier gleichen die Griechen auf's vollkommenste ihren Vorfahren, in ihren Tugenden sowohl als ihren Fehlern, ihren glorreichen Vorfahren, wie sie uns die Geschichte schildert — betriebsam, rüstig, unternehmend, heldenmüthig, ihrer Heimath und ihrem Vaterlande fest anhängend, von wenig lebend, oder je nachdem die Umstände es mit sich bringen, Liebhaber vom Wein und Vergnügen; heftig, rasch, sinnreich, nachahmend, aber auch eitel, unbeständig, treulos und unruhig. In einigen der Gebirgsgegenden gab es Dörfer, ja ganze Gegenden, die man ihrer eigenen Verwaltung, oder vielmehr der Verwaltung anerkannter Primase überlassen, welche für die Steuer verantwortlich waren, und sie gewöhnlich von den Türken pachteten. In einigen Gegenden wurde nicht einmal die Kopfsteuer (Kharadsch) regelmäßig entrichtet. In allen diesen Bezirken hatten die Häupter der vornehmsten Familien einigen Antheil an der Regierung, und die ausübende Gewalt befand sich in den Händen der Reichsten und Angesehensten. Wie es unter einer solchen Art von Regierung nothwendig geschehen mußte, waren die nahe an einander liegenden Dörfer oft im Streite verwickelt, welches die wichtige Folge hatte, daß es das Volk in den Waffen übte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 150.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Juni 1826.

Unerklärlich bleibt dir immer dein Loos;
Magst aus vielverstrickten Irrgewinden
Deiner Laufbahn nie den Ausgang finden.
Nur den Glauben, den seligen Glauben
Laß in Angst und Drangsal nimmer dir rauben!
Bleibst du auch der irdischen Mächte Spott:
Unerforschlich führt dich hindurch dein Gott.

Nägeli.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

In die heißeste Andacht versunken lag Herrad auf ihren Knieen und flehte zum Höchsten und zu der heiligen Stifterin Hohenburgs um Licht, Stärke und Gewissensruhe, bis der späte Abend sein Dämmerlicht in die Kapelle goß. Da ertönten plötzlich wunderliebliche Klänge um sie her. Staunend blickte die Beterin empor. Ahnendes Beben schlich durch ihre Glieder. Rosiger Schein umstrahlte Altar und Gewölbe, balsamischer Duft erfüllte das Haus. Odilias Bildsäule war verschwunden und an ihrer Statt sah die Heilige selbst, umgeben von tausendfarbigem Strahlenglanze, freundlich auf die Beterin hernieder.

„Herrad! Herrad! sprach mit süßer Stimme die himmlische Erscheinung. Du treue Magd! Du Auserwählte zur glorreichen Seligkeit! Dein heißes Flehen drang durch des Himmels Räume. Du hast gerufen! Ich komme. Vernimm den Willen des Herrn!“

„Odilia! heilige Stifterin! Gebiete!“ — stammelte Herrad in seliger Verzückung. Immer strahlender ward die Erscheinung, während die Worte aus ihrem Munde tönten: „Gottes Furcht und Menschenpflicht demüthige sich nicht vor dem Uebermuthe der Gewaltigen! Constantia's Ehebund ist im Himmel geschlossen. Gib sie der Freyheit, ihrem künftigen Gatten zurück. Die Unschuldige bedroht Gefahr. Die zweyte Morgensonne finde sie schon auf ihrer Flucht. Fürchte die Rache des Bösen nicht. Die Haare auf deinem Scheitel sind gezählt; die Tage des Unterdrückers sind es auch! Gedenke mein, geliebte Herrad! Du siehst mich wieder!“

Die überirdischen Töne erklangen auf's Neue. Matter wurde der Strahlenschimmer, blässer der Rosenschein auf den Wänden. Mild lächelnd zerfloß die Erscheinung in einen leuchtenden Schatten. Vergebens streckte die begeisterte Herrad ihre Arme sehnsuchtsvoll nach der Verschwebenden aus. Sie entschwand. Glanz und Töne sanken in tiefe Dämmerung zurück, aber die Weihe des feyerlichen Augenblicks war in Herrads fromm-zuversichtlichem Gemüthe zurückgeblieben.

4.

Wer beschreibt Walters Erstaunen, als er am frühen Morgen sich zur Aebtissin entboten sah? Wer schildert seinen freudigen Schreck, als er aus ihrem Munde sein Glück, die Bewilligung seines heißesten Wunsches vernahm? „Hochwürdige Frau! rief er vor Freude hingerissen, welch ein Wunder konnte Euer Herz lenken, das noch gestern mir hartnäckig meine Seligkeit verweigerte?“

„Herr Walter! — entgegnete die fromme Oberin — betet dankbar zu des Himmels Höhen, denn er hat Euch unter seinen Schutz genommen. Doch genug des Zwiesprachs. Zur That. Heute Nacht, wenn alle Jungfrauen dieses Stifts im Chor versammelt sind, den Herrn zu preisen, beobachtet Ihr das kleine Klosterpförtchen. Ich selbst führe Euch Constantien entgegen. Das Morgenroth

beleuchte Eure Flucht. Bereitet Euch zur Reise, deren nächstes Ziel ich Euch stecken werde."

Walter flog entzückt davon und rüstete in dem Dorfe am Fuße des Berges Alles zu weiter Fahrt. Bald war es geschehen, aber noch lange mußte der Ungeduldige auf das Stündlein seiner Wonne harren. Seine Unruhe ließ ihm keine Rast, und in Gebürg und Wald irrte er hoffend und fürchtend umher, bis der lezte Schein des Tages verlosch und blaue duftige Nacht herniederstieg auf Halde und Flur. Der Mond zog auf am wolkenlosen Himmel, und tausend Sternlein blizten hell herab auf den Pfad, der sich zum Kloster emporwand, und den der gerüstete Paladin mit klopfendem Herzen ging. Unter den dunkeln Baummassen vor dem Gotteshause warf sich Walter nieder und blickte starr auf die Fenster der Kirche, die noch immer in Finsterniß verhüllt lagen. Qualvolle Augenblicke der Erwartung verseufzte der Harrende, bis endlich ein schwacher Lichtschimmer an den Scheiben hinfuhr, bald zur milden Helle wurde, und der sanfte Choral der versammelten Jungfrauen begann. Walter eilte zu dem Pförtchen. Noch war es fest verschlossen; aber bald . . . horch! . . . rasseln Schlüssel . . . leise wird der klirrende Riegel zurückgeschoben, und auf der Aebtissin Schulter gestüzt, erscheint des Wonnetrunknen holde Braut, Constantia, unter dem Bogen. Mit einem halberstickten Ruf der Freude nähert sich der treue Ritter, und sanft legt Herrad die Erschütterte in seine Arme. Constantia's Herz klopft an dem seinen, ihre Thränen benetzen seine Wangen. Von dem unaussprechlichen Entzücken des Augenblicks gefesselt, findet Walter keine Worte des Dankes. Da spricht die hochherzige Herrad mit gerührter, aber ernster Stimme: „Hier übergebe ich dir, junger Mann, die, nach der dein Herz verlangt. Nicht irdischer Rücksicht, nicht sträflicher Schwäche verdankst du dieß Geschenk. Dem Himmel selbst. Da ich aber nicht in deiner Seele lesen kann, wie der, der dich schuf, so gelobe mir bey allen deinen Hoffnungen auf jenes Leben, pünktlich das zu thun, was ich von dir verlangen werde." — Der Graf von Brienne schwur. — „Nimm dieß Pergament — fuhr Herrad fort — und ziehe stracks gen Etival zum Kloster. Uebergib dem würdigen Abt das Schreiben. Er wird dein Bündniß mit Constantien vor dem Altare weihen. Dann führe sie mit dir auf dein einsamstes Schloß, und lebe dort im Verborgenen, bis die Gefahren vorüber sind, und mein Wort, oder der Wink des Abts von Etival dich wieder in die Welt zurückberuft. Nun aber eilt und der Herr behüte eure Wege."

Mit des reinsten Dankes Thränen sanken die Verlobten zu Herrads Füßen, die, der Rührung nachgebend, sich zu den Knieenden beugte. Sie drückte einen mütterlichen Kuß auf die blasse Stirne der unglücklichen Fürstentochter, legte die Hände segnend auf das Haupt ihrer Schützlinge, und flüsterte bewegt: „Vergesset mich nicht! Gedenkt Eurer Freundin!" — „Ewig! ewig!" riefen Beyde.

„Ach! jammerte die schüchterne Jungfrau, meine Mutter! meine Schwester! werde ich sie, werde ich Euch je wiedersehen?" — „Du wirst's!" — rief Herrad, und schlug ihre leuchtenden Blicke auf zum prächtigen Nachthimmel, der wie ein aufmerksamer Zeuge des Abschieds lauschte. „Du wirst sie, du wirst mich wiedersehen! Ich verspreche dir's! Doch genug! Schon zieht die Morgenluft über die Berge. Eilt! flieht! Der Herr sey bey euch mit seinen himmlischen Schaaren."

Sie entzog sich stark und willensfest den Liebkosungen der Dankbaren und das Pförtlein fiel zu. Walter und Constantia, durch Herrads Muth aufgerichtet, reichten sich feyerlich unter dem Sternendom die Hände, kehrten nach heißem Segenswunsche der geweihten Stätte den Rücken, und eilten getrost über den, für die Ewigkeit gebauten Römerweg in's Thal, wo ihrer starke Rosse und sicheres Geleit harrten.

Hinter ihnen aber öffnete sich leise das Pförtchen wieder. Herrads liebevoll besorgter Mutterblick folgte spähend den fliehenden Gestalten der Schutzbefohlenen durch den zitternden Mondesglanz, und ihr aufmerksames Ohr lauschte ihren fernhin verhallenden Schritten, bis Schatten und Wiederhall untergegangen war in schweigender Waldesnacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsezung.)

„In dieser Zeit fiel ein denkwürdiger Auftritt in der Schatzkammer vor. Der berühmte d'Eprémesnil, ehemaliger Parlamentsrath, einer von denen, die 1788 die Versammlung der Generalstaaten am eifrigsten betrieben, war auf der Terrasse der Feuillants bey dem Saal des Konvents, auf welcher täglich ein großer Volkshaufen versammelt war, um durch sein Geschrey die Beschlüsse der Versammlung zu lenken, spazieren gegangen. d'Eprémesnil ward erkannt, und von da bis zum Palais Royal, wohin er seine Flucht richtete, und endlich in die Schatzkammer, die er für eine Zuflucht ansah, mit Steinwürfen und Schlägen verfolgt.

Der Verordnung nach sollte immer einer der Kommissarien gegenwärtig seyn; ich hatte mich um sechs Uhr entfernt, mein Kollege, Herr Dutramblay, nahm meinen Platz ein, und befand sich in seinem Privatkabinet, als er aus dem Fenster einen Haufen herandrängenden Volks erblickte, welcher ein blutiges, nur noch mit den Fetzen seiner herabgerissenen Kleidung bedecktes, Gespenst verfolgte, das sich in die Thore des Schatzkammergebäudes zu retten versuchte. Das ihm auf den Fersen folgende wüthende

Volk forderte laut schreyend sein Leben — und ich weiß noch bis jezt nicht, was es so ungeheuer gegen den Unglücklichen erbittert hatte — die Wache des Schatzgebäudes, welche diesen Tag aus alten Grenadieren der Garde Francoise bestand, warf sich augenblicklich zwischen beyde Partheyen, und umgab das arme Schlachtopfer mit einer doppelten Reihe. Herr Dutramblay eilte sogleich auf der großen Treppe herbey, und ließ Herr d'Eprémesnil in das Kabinet des Bureaudieners bringen, suchte das Volk durch Zureden zu beruhigen und ermuthigte die Wache, in ihrem Widerstande zu beharren.

Troz dieses Lärmens und seiner persönlichen Gefahr hatte Herr Dutramblay dafür gesorgt, daß ein Bett in jenes Kabinet gebracht und Jemand aus dem Bureau herbeygerufen war, der ihn nothdürftig zu verbinden verstand und ihn auf sein Lager schaffte. Zur Ehre des Geschlechts muß ich den Umstand nicht vergessen, daß die Gattin des Mißhandelten, damals eine sehr hübsche junge Frau, bey der ersten Nachricht von der Gefahr ihres Mannes herbeyeilte, mit Lebensgefahr durch den Volkshaufen drang und sich mit ihrem Gatten in diesen sehr unsichern Schutzwinkel einschloß.

So standen die Sachen, als ich, meine Wohnung verlassend, sie von dem Kommandanten eines Infanterie- und Kavalerie-Detachements erfuhr, welches Befehl hatte, den Durchgang der Straße, die ich betreten wollte, zu sperren. Nachdem ich mich zu erkennen gegeben hatte, ließ man mich meinen Weg fortsetzen, und ich gelangte mit vieler Mühe zu meinen, mich ungeduldig erwartenden Kollegen. Ich drang endlich bis zur Treppe, auf deren unterster Stufe der erste Grenadier stand, und mich an ihn lehnend, begann ich das Volk von hier aus zu bereden, indeß Dutramblay eben dieses von der obersten Stufe, sein Vertheidigungskorps vor sich, zu thun bemüht war. In diesem Augenblicke nahte sich mir ein Unbekannter, den mir seine Aussprache für einen Südfranzosen verrieth, und fragte mich leise: ob er mir nützlich seyn könnte? — Ich bat ihn, augenblicklich zu dem Maire von Paris zu gehen, und ihn zu bewegen, daß er sich sogleich in die Schatzkammer begeben möge.

Petion, der damals Alles vermochte, war Maire und erschien kurz nach unserer an ihn ergangenen Aufforderung; er war jung, ziemlich groß, blond, hatte ein schönes Gesicht, das in diesem Augenblick von der Hitze des Tages sehr gefärbt war. Man führte ihn in das Kabinet, wo der unglückliche d'Eprémesnil lag, und dieser sagte ihm mit sterbender Stimme: „Auch ich war der Abgott des Volks . . . .“ Dieser Anblick, diese Worte machten auf Petion einen solchen Eindruck, daß er todtenbleich und wankenden Schrittes sogleich das Kabinet verließ, wir befahlen zwey Grenadiers, ihn zu unterstützen; sie führten ihn in einen benachbarten Hof, wohin wir ein Feldbett tragen ließen, auf das er sich ausstreckte, allein nachdem wir mehrere Male von seinem Befinden Nachricht erhalten, sagte man uns, er sey verschwunden, und somit waren wir des einzigen Mittels beraubt, das uns zur Verhütung eines Verbrechens behülflich seyn konnte.

Während dem hatten sich zwey junge Leute bey uns eingestellt, deren Namen an schändliche Handlungen erinnerten, sie kamen, die rothe Mütze auf dem Kopf, in kurzer Jacke, mit offnen Hemdkragen, und an ihrer Scherpe waren sie für Mitglieder der Gemeinde von Paris zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Edinburg, im Junius.

Alles ist hier mit warmem Eifer beschäftigt, den leidenden Arbeitern in den Fabrikstädten Hülfe zu schaffen. Die dringende Noth, welche in Manchester und andern englischen Städten in Empörung übergegangen, liegt auch schwer auf Glasgow, Paisley und mehrern schottischen Städten; aus einem so eben erschienenen Berichte der zur Erleichterung der unglücklichen Arbeiter niedergesezten Kommission ergibt sich, daß mehr als 30,000 Personen ohne die geringste Beschäftigung sind. Das Verhältniß der Weberstühle ohne Gewebe beträgt im Durchschnitt drey Viertel der ganzen Zahl in manchen Städten, in denen der bey weitem größte Theil der Bevölkerung aus Webern oder andern Fabrikarbeitern besteht! Ganze Familien sind folglich von allen Nothwendigkeiten des Lebens entblößt, und im wörtlichen Sinne vor Hunger sterbend; — doch ist Alles ruhig geblieben — man sagt die Schotten tragen länger und geduldiger wie die Engländer, sind aber auch, wenn es einmal ausbricht, fürchterlicher und weit schwerer zu besänftigen. In diesem Augenblicke hat, wie es scheint, die Gelassenheit, mit welcher die armen Arbeiter in Schottland den schweren Druck der Zeiten erleiden, das Interesse für sie noch erhöht. Die lebendigste Thätigkeit herrscht auf allen Seiten, und es ist unglaublich, wie große Summen hier in kurzer Zeit zusammen gebracht werden, wenn das Mitgefühl der Reichen einmal aufgeregt ist. *)

Eine Subscription hat in wenigen Tagen eine Summe von 2470 Pf. St. zusammengebracht — einzelne Personen haben 100, — 50 — sehr viele 20, und eine große Anzahl 10 Pf. St. unterschrieben.

Mehrere der ersten Damen aus der Gesellschaft haben sich vereint, um den Plan zu einem Subscriptionsball zu entwerfen, den sie mit reger und liebenswürdiger Thätigkeit ausgeführt — auch ist er ganz nach Wunsch gelungen. — Eintrittsbillette wurden für eine Guinee gegeben, und man hat nach Abzug aller Kosten, dem zum Empfange der Beyträge bestimmten Ausschusse 412 Pfd. St. übergeben, eine für diese Jahreszeit, wo die Stadt schon sehr leer ist, äußerst bedeutende Summe, die Kosten waren möglichst verringert, da Jedermann sich auf's lobenswürdigste bestrebt hatte, nach Kräften zu

---

*) Bey der großen Feuersbrunst vor zwey Jahren blieb dem zur Vertheilung der Subscription ernannten Ausschusse eine beträchtliche Summe übrig, nachdem alle, die Entschädigung annehmen wollten, selbige erhalten hatten.

diesem wohlthätigen Zwecke beyzutragen. Die Verzierungen des Ballsaals, der Saal selbst und die Tanzmusik waren umsonst, die Erfrischungen für verminderte Preise. Mehrere Sänger und Sängerinnen vom Theater, und einige hiesige Tonkünstler, die sich ebenfalls freywillig dazu erboten hatten, unterhielten die Gesellschaft während einer Pause in der Mitte des Balls, mit Gesängen und Musik. Die Damen hatten es sich zum Gesetz gemacht, in schottischen Stoffen gekleidet zu erscheinen, um auch auf diese Weise die menschenfreundliche Absicht des Ganzen zu befördern.

Vielleicht mag die Idee, ein Fest zu geben, um Unglücklichen beyzustehen, für die, welche noch nicht daran gewöhnt sind, im ersten Augenblicke etwas Auffallendes haben — eine meiner jungen Freundinnen hier sagte mir, wie zuerst von diesem Balle die Rede war, sehr naiv — „aber, muß man denn tanzen, um die Menschen vom Hungertode zu retten?“ — allein ich denke, mag doch Jedermann das Gute auf seine Weise thun, die Hauptsache ist, daß es geschieht, und warum soll man am Ende nicht, wenn man den Armen erleichtert, zugleich dem Reichen eine Gelegenheit zur Fröhlichkeit geben? — Die Rigoristen mögen freylich diesen Grundsatz ein wenig leicht finden. — Der Pittclub, ein Verein von Tory's, der jährlich hier das Andenken Pitts durch ein öffentliches Mittagessen feyert, hat, wie es scheint, etwas von dem Gefühle meiner jungen Freundin empfunden, und sich deßhalb entschlossen, 100 Guineen, die Kosten des Mittagessens, dem Ausschusse zu übersenden. — Wenn man bedenkt, wie sehr die Britten solche öffentliche Mittagessen, mit den dazu gehörigen Reden, Toasts ꝛc. lieben, so muß man den Herren dieses Opfer in der That hoch anrechnen, um so mehr, da die meisten schon außerdem freygebig zu der Subscription beygetragen. — Ein öffentliches Konzert ist von dem Verein der hiesigen Tonkünstler und von der Schauspieldirektion eine Benefizvorstellung ebenfalls zum Besten der Fabriken gegeben worden.

Die Damen haben auch eine Menge artiger Arbeiten, als Körbchen, Börsen ꝛc. verfertigt, die an einem bestimmten Tage von einigen unter ihnen dazu auserwählten verkauft worden sind, welches 200 Pfd. St. gebracht hat. So beträchtlich auch alle diese Summen sind, so reichen sie doch leider noch bey weitem nicht hin, um die große Noth abzuwenden. In einem solchen Augenblicke aufgeregter Wohlthätigkeit erscheinen die Britten in ihrem schönsten Lichte — Wohlthätigkeit, ist überhaupt gewiß eine ihrer hervorstechendsten Tugenden, und das tiefe Elend, welches man hier so oft neben dem glänzendsten Reichthume findet, läßt es nicht an Gelegenheit zu deren Ausübung fehlen.

Wenn ich diese in dem brittischen Charakter wirklich ausgezeichnete Neigung, die Leiden ihrer Mitbrüder zu mildern, betrachte, so kann ich mich nicht der Verwunderung enthalten, daß das furchtbare Schicksal Griechenlands hier, mit wenigen Ausnahmen, mit so großer Kälte betrachtet wird; — ich rede in diesem Augenblicke nur von dem, was ich hier vor Augen habe, und nicht von England, doch fürchte ich, ist auch dort der Eifer sehr lau — hier habe ich in der That nur selten Spuren davon gesehen — im vorigen Jahre hielt ein Damenverein eine öffentliche Versammlung, um sich über die passendsten Mittel zur Verbesserung der weiblichen Erziehung in Griechenland zu berathschlagen — mehrere Reden wurden gehalten, ein Ausschuß von Damen niedergesezt, eine Subscription eröffnet, und der Entschluß gefaßt, Schulen anzulegen, und Lehrerinnen nach Griechenland zu senden — ich glaube die ganze Sache ist in Nichts zerfallen — mir schien der Plan im ersten Augenblicke wenigstens ganz unzeitig, wenn gleich unstreitig sehr wohlgemeynt. Nicht Erzieherinnen sind es, welche jenes im Blute schwimmende, und den Todeskampf kämpfende Volk bedarf — und die Beyträge wären ohne Zweifel weit besser angewendt gewesen, wenn man ihnen Pulver und Kanonen dafür gesandt hätte.

Der heldenmüthige Widerstand und der schreckliche, herzzerreißende Fall von Missolonghi hat nur bey wenigen ein leichtes Mitgefühl aufgeregt. — Williams, ein ausgezeichneter hiesiger Künstler, hat seine meisterhaften Darstellungen griechischer Gegenden hier öffentlich ausgestellt, und Jedermann betrachtete sie mit Bewunderung, und suchte die Aehnlichkeiten zwischen der Lage Athens und Edinburgs aufzufinden, wodurch die Edinburger ihr Recht zu dem Namen des neuen Athens zu bekräftigen meynen, ohne daran zu denken, daß bald selbst kein Trümmer mehr die Stätte jenes Heiligthums der Künste bezeichnen wird — wehmüthig ruhen die Blicke auf dem vortrefflichen Gemälde des Schlachtfeldes von Marathon, aber nur wenige Thränen fließen den Enkeln jener Helden, die ihrer Väter würdig, ihr Blut in dem heiligen Kampfe für Freyheit und Vaterland vergießen.

Wie sich dieser Kaltsinn bey der Ausrottung eines ganzen christlichen Volkes durch das Schwert der Ungläubigen mit dem hier so hoch gestiegenen Eifer für die Verbreitung des Christenthums durch Bibelvereine, Missionen ꝛc. verträgt, ist schwer zu erklären. —

Wodstock, der neu erschienene Roman Walter Scotts, scheint im Allgemeinen keinen großen Beyfall zu finden — auch steht er gewiß tief unter seinen frühern Werken, und selbst unter den zulezt herausgekommenen Tales of the Crusaders. — Ich enthalte mich hier eines weitern Urtheils, da die Uebersezung nun schon längst in Deutschland erschienen seyn muß.

Mehrere Professoren haben dieses Jahr öffentliche Vorlesungen gegeben — die des Dr. Hope, des Professors der Chemie, dessen große Geschicklichkeit in Experimenten viel Unterhaltung gewährt, ward von mehreren Herrn und Damen besucht. In diesem Augenblicke gibt Dr. Graham, der Professor der Botanik, eine botanische Vorlesung, und Dr. Greville, ein sehr geschickter Botaniker, von dem mehrere interessante Werke, wie ich denke, auch in Deutschland bekannt sind, eine andere und in beyden findet man zahlreiche Freunde und Freundinnen der Kräuterkunde versammelt.

Auflösung der Charade in Nr. 144.

Sprachrohr.

Räthsel.

Ein Thier, das öfters sanft und gut
Und Niemand was zu Leide thut;
Das ganze Länder oft verheert,
Und ganze Städte schon zerstört,
Und Bauern fraß mit Hof und Heerd;
Den Großen über Alles werth,
Und das die kleinen Kinder lieben;
Das Sterne uns so schön beschrieben;
Oft ohne Kopf, und Fuß und St–ß;
Das mancher hat und es nicht weiß;
In tausend Formen, groß und klein; —
Was mag das für ein Thier wohl seyn?

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Juni 1826.

Ein Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken.
Ist eben auch so bald durch Klugheit zu ersticken.

Goethe.

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

Der Ertrinkende greift auch nach einem Strohhalm; das französische Sprichwort sagt: „nach einem glühenden Eisen,“ und gibt ein genügenderes Bild. Wir gingen diesen Machthabern des Tages demnach entgegen und suchten sie durch Vertrauen zu gewinnen. Es gelang uns vollkommen; sie versprachen uns, Alles anzuwenden, um den Volkshaufen aus der Schatzkammer zu entfernen, und sie hielten Wort: ihre an die Vordersten des Haufens gerichtete eindringliche Reden wurden von diesen den weiter entfernt Stehenden mitgetheilt, und ehe eine Stunde verflossen war, hatte sich die Menge gänzlich verlaufen. Die Wahrheit zu sagen, kam den Rednern einer der heftigsten Regengüsse, die ich jemals gesehen habe, zu Hülfe. Sobald das Gebäude leer war, ließen wir die äußern Thore schließen und berietben uns mit unsern beyden Beschützern über die Mittel, unsere beyden Gefangenen, ohne sie neuen Gefahren auszusetzen, zu befreyen. Es war Nacht geworden, sie riethen uns, einen bespannten Wagen und zwey Reitpferde kommen zu lassen, der erste sollte Herr d'Eprémesnil und seine Frau fortbringen, sie wollten sie zu beyden Seiten des Schlags zu Pferde begleiten, die eine der, immer zur Vertheidigung der Schatzkammer geladen auf ihrem vordern Hof stehende Kanonen sollte vor dem Wagen, die andere hinter ihm hergezogen und so die beyden Gäste in ein Gefängniß gebracht werden, wobey man dem auf ihrem Weg befindlichen Volke sagen würde: die Gefangenen würden morgen vor Gericht gestellt werden; statt dessen sollten sie aber Mittel finden, in der nächtlichen Stille in ihre Wohnung zu entkommen.

Der Anschlag gelang und die Unglücklichen wurden gerettet.

Bey diesem Vorgang fielen mir einige Worte, die mir einer der Grenadiere sagte, sehr auf: er drückte seinen Abscheu gegen die Barbarey des Volks aus und setzte hinzu: „Der Mensch da in dem Kabinet flößt mir weiter gar keine Theilnahme ein. Ich habe es ihm nicht vergessen, daß er einer von denen war, die 1788 den Aufstand gegen den König beförderten. Das französische Garderegiment sollte Ordnung herstellen, aber ihm ward verboten, auf das Volk zu schießen, so daß uns die Pedarden und Raketen rechts und links ungestraft den Schnautzbart verbrannten. — Das haben wir dem Parlament von Paris nie verziehen!“

Es ist tröstlich, in einem Augenblick gänzlich dem Gesetz entbundner Leidenschaft Beyspiele zu finden, wo das menschliche Gefühl über persönliche Rache so mächtig wird, sogar über Selbsterhaltung siegen zu können — denn diese wackern Grenadiere wagten zu d'Eprémesnil's Vertheidigung ihr Leben.

Herr Gaudin erzählt ein anderes Beyspiel aus jenem traurigen Zeitpunkt, welches als Beweis dient, wie mächtig die Achtung für das Gesetz auf den irre geleiteten Volkshaufen wirkte. Der Konvent hatte ein Gesetz proklamirt,

demzufolge die Weiber der requirirten Vaterlandsvertheidiger, wenn sie ein, von der administrirenden Behörde ihres Korps ausgestelltes, Zeugniß beybrächten, daß ihre Männer wirklich bey ihrer Fahne wären, sie vom Nationalschatz eine monatliche Unterstützung erhalten sollten. Kaum war dieses Gesetz bekannt gemacht, so benuzten es Uebelwollende, mit einem Haufen Weiber aus den Vorstädten, von denen wahrscheinlich nur die wenigsten ihre Männer bey dem Heere hatten, mit großem Lärm vor das Gebäude der Schatzkammer zu rücken, um die versprochene Unterstützung zu verlangen. Wie sich Herr Gaudin an diesem Tag wie gewöhnlich in sein ihm in der Schatzkammer angewiesenes Privatkabinet begab, sah er aus dessen Fenstern einige Tausend Weiber, die, von der Straße des petits Champs herbeyströmend, sich um die Schatzkammer drängten. Glücklicherweise hatte man bey der Annäherung des Tumults alle Thore derselben geschlossen, so daß Herr Gaudin, welcher sich der frühen Morgenstunde wegen allein auf seinem Posten befand, Zeit hatte, einen regelmäßigen Weg zu gehen. Ich schickte, erzählt er, einen Bureaudiener ab, welcher aus einem Fenster des Erdgeschosses die Weiber um ihr Begehren fragen mußte; sobald er mir dasselbe berichtet, beauftragte ich einen der Schreiber, diesen Leuten begreiflich zu machen, daß man sie unmöglich alle insgesammt zulassen könnte; wenn sie aber ein halbes Dutzend aus ihrer Mitte absenden wollten, würde man sich sehr bereitwillig mit ihnen erklären. Jene waren es zufrieden und Sechse von ihnen wurden in unsern Sitzungssaal geführt, wohin ich mich unverzüglich begab. Man kann leicht denken, daß die ganze Masse dieser Weiber aus der Hefe des Volks, ja wohl größtentheils aus schlechten Weibspersonen bestand, ich behandelte sie aber deßhalb nicht weniger achtungsvoll, denn es wäre sehr gefährlich gewesen, ihnen zu mißfallen. Sie mußten um den grün behangenen Tisch Platz nehmen, und nachdem ich sie der Reihe nach betrachtet hatte, wendete ich mich an diejenige von ihnen, welche mir die wenigst abschreckenden Züge zu haben schien, und fragte, was sie hergeführt habe? Sobald sie ihre Absicht ausgesprochen, bat ich sie, mir das vom Gesetz verlangte Zeugniß: daß ihr Mann wirklich bey seiner Fahne sey, vorzuzeigen. — Sie hatte kein solches, wie ich es mir gleich vorgestellt hatte, und ich machte ihr nun begreiflich, daß der Schatz nur unter dieser Bedingung Geld auszahlen könne; sobald sie aber mit diesem Zeugniß versehen sich beym Bureau einfänden, würde er sie unverzüglich befriedigen. Darauf bat ich die sechs Abgeordneten, diese Antwort dem Haufen zu überbringen, und sie erfüllten den Auftrag so redlich, daß die Belagerung des Schatzes in kurzer Zeit gänzlich aufgehoben war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ratinet.

Ein Beytrag zur Thierseelenkunde.

Voriges Jahr ward wegen Diebstahls ein junger Mensch, Namens H., für mehrere Monate in das alte, nun verlassene Strafarbeitshaus zu Genf gebracht. Seine Strafe wurde dadurch noch verschärft, daß er, abgeschieden von den andern Sträflingen, allein in seiner Kammer arbeiten mußte. Diese ungewohnte Einsamkeit und Abgeschiedenheit war dem lebhaften jungen Menschen unerträglich. Lange, aber vergeblich, suchte er sich einen Gesellschafter. Endlich war er so glücklich, eine junge Ratte, männlichen Geschlechts zu fangen. Schon nach einigen Tagen war sie durch freundliche Behandlung ganz heimlich und vertraut geworden, und verlangte nicht mehr fort. Nur aus des Freundes Hand nahm sie Nahrung, und wenn er arbeitete, kroch sie ihm zwischen Weste und Hemd, wo sie sich Stunden lang ruhig verhielt. Immer aber suchte sie nur die linke Seite, nie die rechte: sey es nun, daß sie sich in der Nähe des Herzens wärmer fühlte, sey es, daß sie die rechte Seite vermied, weil H. bey der Arbeit mit der rechten Hand mehr Bewegung machte. Bald war Ratinet — so wurde der Zögling geheißen — vom Direktor der Anstalt und von andern Sträflingen wegen seiner guten und bey einer Ratte nicht geahnten Eigenschaften bekannt und beliebt. Nur an Reinlichkeit wollte sich das Thier nicht recht gewöhnen, und wurde deßhalb bisweilen von H. mit einem kleinen Rüthchen gezüchtigt. Ungefähr einen Monat nach diesem stillschweigenden Societätskontrakt war H. in seiner Züchtigung zu hart gewesen, und hatte auch vergessen, dem Thier zu saufen zu geben, kurz Ratinet jeta — wie H. sich ausdrückte — son bonnet au-delà du moulin, und entwischte. Wer beschreibt nun H.'s Traurigkeit? Er wartete ein, zwey, drey Tage, eine Woche — vergebens, Ratinet kehrte nicht wieder. Nun dachte H. darauf, sich eine andere Ratte zu fangen und abzurichten. Er war auch bald so glücklich, eine zu erwischen. Aber sie war älter als die vorige, und obwohl von demselben Geschlecht, fehlten ihr doch alle die guten Eigenschaften Ratinets. Sie ward wohl auch zahm, fraß und soff aus H.'s Hand, aber des kleinen Ratinets Zuthulichkeit, Schmiegsamkeit und Fähigkeit bekam sie nicht. Einen Monat mochte sie wohl mit H. gehaust haben, als er eines Abends im Dunkeln auf seinem Bett saß. Neben ihm lag seine Ratte II. Da hört er zu seinen Füßen ein Geräusch, streckt die Hand darnach aus und — siehe! Ratinet läuft ihm lustig am Arm hinauf und schlüpft gleich an das trauliche Herzfleck, zitternd und bebend vor Freude. H. behauptete, daß einst das Wiedersehen einer Geliebten ihn nicht mehr ergriffen habe. Das will ich dahingestellt seyn lassen, die Geliebte war auch wohl darnach. Ratinet kroch nun, nach alter Gewohnheit, mit H. unter die Decke,

als dieser sich schlafen legte. Die Ratte II., welche diese Gewohnheit nicht hatte, schien es nicht zu bemerken. Am andern Morgen sahen sich zuerst die beyden Thiere. Sie blickten sich wohl lange an, aber keine Eifersucht, kein Streit, kein Krieg entstand zwischen ihnen: sie fraßen und soffen traulich zusammen. Aber nach einigen Tagen fühlte doch Ratte II., daß sie nun überflüssig sey, und daß H. mehr Anhänglichkeit an Ratinet habe, daß Ratinet solche auch verdiene. Sie verschwand daher und ward von dieser Stunde an nicht mehr gesehen. H. lebte nun fortan mit seinem alten wiedergekehrten Freunde auf dem herzlichsten Fuß, bis nach mehreren Monaten seine Strafzeit vorüber war. Er sprach mit Unruhe von dem Zeitpunkt, wo er Ratinet verlassen müsse, da er ihn doch nicht mit sich dans le monde nehmen könne, wie er sich ausdrückte. Er glaubte Alles gethan zu haben, indem er das liebe Thier dem Direktor der Anstalt und allen Andern empfahl, die er kannte. Endlich kam der Tag heran. H. schied mit Thränen von Ratinet, den er tausendmal küßte, und den man mit Gewalt zurückhalten mußte, als H. durch die Thüre ging. Als das Thier seinen Freund nicht mehr sah, war seines Bleibens nimmer. Es fraß und soff nicht von diesem Augenblicke an, so gute Bissen man ihm auch vorsezte, suchte auch nicht zu entkommen, sondern wollte nicht von H.'s Bett weichen. Nach drey Tagen fand man Ratinet todt in ein altes Tuch gekrochen, das H. zurückgelassen hatte.

Alle diese Umstände habe ich aus dem Munde des Herrn C. Aubanel, Direktors der Maison pénitentière zu Genf, welcher deren Wahrheit mit seinem Wort verbürgt.

Dr. Chr. M.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Nachgefühl.

Wie das Meer noch wogt am Morgen, wenn des Nachts ein Sturm geweht,
Wie ihr lange nach dem Regen noch die Blume zittern seht,
Also fühl' ich's in mir fluten lange Tage tief und hoch,
Wenn im Traum mir deine Locke streifend um den Busen flog.

Die Lockenschützen.

Kleine Liebesgötter sitzen
Dir in jedem Lockenringe,
Und aus diesem Hinterhalte
Schießen sie auf mich mit Pfeilen.
Pfeile sind die goldnen Strahlen,
Die aus deinen Haaren glänzen,
Und sie legen sie zum Zielen
Auf die Bogen deiner Augen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Albaneser, auf der andern Seite, Ueberbleibsel der alten Illyrier, ein Geschlecht, welches allezeit den Griechen an Bildung nachgestanden, und unter denen das Christenthum wahrscheinlich nie tiefe Wurzel geschlagen, haben, seit dem Eindringen der Türken, weit weniger Achtung für ihren Glauben bezeigt, obgleich sie für ihren Abfall nicht die Entschuldigung hatten, daß sie, wie die meisten Griechen, völlig unterjocht worden wären. Die Hälfte der albanesischen Nation hat Christum für Mahomed verlassen. Da die Armuth ihres Bodens einen großen Theil derselben bewegt, ihren Unterhalt außerhalb zu suchen, und ihre inneren Kriege bey den meisten eine Lust zum Soldatenleben erzeugt, so hat sich ihr kriegerischer Ruhm in dem Verhältniß vermehrt, als die Osmanen ausgeartet sind, bis sie zulezt die einzige gute Infanterie in der Türkey geworden, und sich im Dienste aller Häuptlinge in den drey Welttheilen befinden. Dieses unternehmende, arme und feile Volk bemerkte bald die Vortheile, welche ihm durch die Annahme der herrschenden Religion erwachsen müßte; daß sie ihm den Weg zu all den Ehrenstellen öffnen würde, welche die Ottoman'sche Regierung zu geben vermag, oder doch zum wenigsten zur Erwerbung eines Vermögens führen würde, womit sie sich in's heimathliche Gebirge zurückziehen könnten. Einige von den Häuptlingen, von ihren Untergebenen unterstüzt, erwarben sich Besizungen im nördlichen Griechenland, und selbst in der Morea, während andere sich in Albanien auszubreiten suchten, und zwar auf Unkosten ihrer christlichen Nachbarn, von denen viele Familien sich nach Griechenland und anderen Gegenden der Türkey flüchteten, und ihren Unterhalt im Handel oder Ackerbau suchten; während andere, und dieß zuweilen in ganzen Bezirken auf einmal, ihre Kirchen in Moscheen umwandelten, mit ihren moslemischen Nachbarn Frieden schlossen, und sich eben der Vortheile theilhaftig machten, welche dieselben genossen. Der Abfall der Albaneser hat besonders während der lezten fünfzig Jahre, stark zugenommen, und zwar gerade während die oben beschriebenen sittlichen und politischen Veränderungen, die sich unter den Griechen ereigneten, am auffallendsten waren. Wenn man also bedenkt, daß in dieser Zeit die durch eine der Pforte feindselige Macht ermunterten Aufruhre vorzüglich von den Muselman'schen Albanesern gedämpft worden sind, daß die militärische Stärke der türkischen Regierung in Griechenland ihre Stärke gezogen, so ist es offenbar, daß sie es dem Abfall eines so großen Theils der Albaneser von ihrem Glauben zu verdanken hatte, daß sie noch irgend eine Herrschaft in Griechenland behauptet .... Der größte Theil der Albaneser in türkischen Diensten sind daher auch Mahomedaner, nur einige wenige Stämme, besonders der Römisch-Katholischen im nördlichen Albanien, finden sich zuweilen in dieser Lage. Im Allgemeinen aber sind die christlichen albanischen Krieger entweder zur Vertheidigung des eigenen Heerdes zu Hause geblieben, oder in den Dienst der griechischen Befehlshaber in den jenseits der Donau gelegenen Provinzen getreten, oder haben sich mit den Räuberbanden vereinigt, welche verschiedene Gegenden der europäischen Türkey unsicher machen, oder sind zu den Armatoli oder Klephten Griechenlands gestoßen.

Vor Kurzem wurde ein Spielhaus auf eine besondere Art beraubt. Im Laufe des Tages, wo die Diebe wußten, daß Niemand im Hause seyn würde als die Wirthin selbst, erschienen zwey Personen mit Schreibzeug und Meßruthen versehen, an der Thüre desselben, und begehrten als Baubesichtiger für die Gemeinde Einlaß. Die Ruthen u. s. w., und das amtliche Ansehen, das sie sich zu geben wußten, entfernte allen Verdacht; sie wurden eingelassen, untersuchten und maßen, und während der eine die Frau in einem Zimmer zu beschäftigen wußte, machte sich sein Gefährte in einem anderen mit dem Schlosse der eisernen Kiste vertraut, welche die Kasse des Banquiers enthielt; und als dieses berichtigt war, nahmen beyde Abschied. Am folgenden Tag, um dieselbe Stunde erschienen beyde wieder und sagten, sie hätten vergessen nach dem Gewölbe im ersten Stock zu

sehen. Die Frau begleitete sie hinauf, und sah ihren Bewegungen zu; indem aber klopfte Jemand an der Hausthüre, die Frau mußte hinuntergehen und öffnen; ein Herr, welcher nach dem Zustande der Kanäle fragte, hielt sie etwas lange auf, und inzwischen kamen die beyden anderen herunter, sprachen von Niederreissen, Ausbessern u. s. w., und alle empfahlen sich zusammen. Als man sich des Abends an's Spiel setzen wollte, war die Kasse, welche aus 400 Pfund bestanden hatte — geleert, und man vermuthet, nicht ohne Grund, daß einige von der honetten Gesellschaft selbst die Plünderung derselben unternommen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß es keine von den vornehmen „Höllen" (wie man die Spielhäuser hier nennt) war. — Ungefähr um dieselbe Zeit belustigte Sir Mark Wood, ein Baronet, Lordlieutenants-Deputirter (d. h. Vicegouverneur einer Grafschaft) und Friedensrichter, das Publikum durch einen ganz eigenen Auftritt. Der ehrbare Herr hatte sich nämlich an einer alten Frau vergriffen, welche ihm einen Brief von ihrem Sohne gebracht, und es wurde deßwegen ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen. Nun würde ein Handwerker, Handelsmann oder sonst ein unbedeutender Mensch im Staate, d. h. irgend einer, der nicht von alter Familie stammte, oder doch zum wenigsten Kutsche und Pferde hielte, ohne weiteres verhaftet und vor die Polizey gebracht worden seyn; aber Sir Mark ist ein Gentleman, und es wurde dem Polizeydiener also anbefohlen, dem Herrn blos anzudeuten, daß ein Verhaftsbefehl gegen ihn da sey, und ihn zu ersuchen, selbst einen Tag zum Verhör zu bestimmen. Der Gentleman bestimmte den nächsten Mittwoch: die arme Klägerin erschien, aber nicht der Beklagte, und sie mußte es sich gefallen lassen, den folgenden Sonnabend wieder zu kommen. Jezt erschien auch der Beklagte; aber statt sich den Gesetzen und der eingeführten Ordnung zu fügen, kam dieser vornehme Mann, mit dem Hute auf dem Kopf, hereingerannt, und seine erste Frage an den Polizeykommissär war: „Was zum Teufel, wollt ihr von mir?" Man bat ihn die Aussage der Klägerin anzuhören; welches er mit verbissener Wuth that; aber als sie geendet, rief er: „es ist all eine verdammte Lüge!" und als der Beamte sagte, er müsse für sein Erscheinen vor Gerichte Bürgschaft leisten, da fing er an wie ein wildes Thier zu toben, und wie ein Dragoner zu fluchen. Der Beamte büßte ihn fünf Schillinge für einen Fluch, und drohete, da er sich zu bezahlen weigerte, ihn auf die Tretmühle zu schicken; aber es half nichts, er wüthete und fluchte nur noch mehr; und als inzwischen noch zwey andere Friedensrichter kamen, und einer derselben ihn zehn Schillinge mehr büßte, und ihm den Hut vom Kopfe nehmen ließ, den er nicht selbst abnehmen wollte, da hob er ein schweres Buch auf, und würde es ihm auf den Kopf geschlagen haben, wenn man ihn nicht zurückgehalten hätte. Die Beamten benahmen sich die ganze Zeit über mit einer Gelassenheit, die ihnen Ehre machen würde, wenn sie sie auch gegen geringere bewiesen, aber sie würden sich vielleicht dennoch genöthigt gesehen haben, den Friedensrichter in's Zuchthaus zu schicken, wenn ein ehrlicher Seiler, der ihn als Freund begleitete, nicht die Buße für ihn bezahlt, und nebst einem Käsekrämer Bürge für ihn geworden wäre. Nach diesem entfernte sich der edle Herr, indem er zu einem der Polizeydiener ausrief: „Der Beamte dort ist ein großer Spitzbube!" Die Begebenheit hat Gelegenheit zu einer Karikatur gegeben.

Da ich von Karikaturen rede, so kann ich nicht umhin, einer vortrefflichen zu erwähnen, welche unter dem Titel: the Progress of Cant (die Fortschritte oder der Marsch der Heucheley), die Birtbeks, Broughams, Mrs Freys, Butterworths und andere Weltverbesserer im lächerlichen Aufzuge darstellt. Ein fetter Pfarrer mit einer Fahne, mit der Inschrift: the church in Anger statt Danger, indem das D durch eine andere Fahne mit der Aufschrift: „Bekehrung der Juden" verdeckt ist, Irving, welcher ausruft: „kein Theater!" die Reinheit der Parlamentswahlen, fürchterlich besoffen, ein Judenknabe, welcher ein Taschentuch zieht, ein Armenhausknabe und ein Bettelvogt, der große Unbekannte, mit der Mütze über den Augen, und einem Constablerstab in der Tasche, sind vortreffliche Figuren. Auch die Häuser sind dem Ganzen entsprechend, und geben mit ihren verstümmelten Inschriften zu allerley witzigen Wortspielen Anlaß. Das verfallene Komptoir des „peruvischen Bergwerkvereins," erinnert nur zu deutlich an den schlechten Zustand dieser ephemeren Handelsvereine, aber nicht an die Betrügereyen der Stifter und Direktoren der meisten derselben, welche zur Zeit, als jene Karikatur erschien, noch nicht bekannt waren. Leider sind sie es jezt, und man sieht mit Bedauern über die Unredlichkeit der Menschen, Kaufleute, Advokaten, Parlamentsmitglieder, ja sogar einen General und einen Lord, Leute, welche bisher größtentheils einen guten Ruf genossen, die sich in dem dem thörichten und geldsüchtigen Publikum abgelockten Raube getheilt haben, und jezt den Betrogenen entweder in's Gesicht lachen, oder doch nur mit Widerwillen ihre Beute zurück geben. Es finden seit einiger Zeit fast täglich Versammlungen von den Aktieninhabern solcher Ex-Vereine statt, welche fast jedes Mal irgend eine Betrügerey an's Licht bringen. Ein Mann, welcher eine Theegesellschaft gestiftet, ist gerichtlich verfolgt, und als ein Betrüger zur siebenjährigen Verbannung verurtheilt worden; und man sieht noch mehrern Civil- und Kriminalprozessen entgegen, die aus diesen schändlichen Verhandlungen herfließen. Wir haben auch eine sehr gute Karikatur von der Horticultural Society, worin ein fetter Mann, der sich die Taschen voll Obst stopft, ganz vortrefflich ist. Bekanntlich kann man in England Niemand zwingen, sein Grundeigenthum oder Haus zu veräußern, wenn man nicht eine Parlamentsakte dazu erhält. Ist dieß aber zu irgend einem öffentlichen Zwecke erlangt worden, und beyde Theile können sich nicht über den Preis vereinigen, so muß der Streit vor eine Jury gebracht werden, die nach Anhörung der Zeugenaussagen und der Bemerkungen beyderseitigen Advokaten, den Preis für beyde festsezt. Auf diese Weise erhielt neulich ein Mann für den wahrscheinlichen Verlust, den er, da sein Haus niedergerissen werden soll, durch die Verlegung seines Geschäftes in einem Jahre leiden könnte, 700 Pfund Sterling, und dieses Geschäft besteht — in dem Kochen und Verkaufen von Schaaf- und Schweinsköpfen! Ich glaube neulich erwähnt zu haben, daß die Menagerie im Strand nach dem Regentspark verlegt werden sollte; ich glaube aber nicht bemerkt zu haben, daß dieß weder die Anstalt eines Einzelnen, noch der Regierung seyn wird, sondern eines zoologischen Vereins, an dessen Spitze Sir Stamford Raffles, der gewesene Statthalter von Bencolen, und Stifter von Singapore, nebst vielen der Vornehmsten vom Adel stehen. Die Mittel dazu sollen durch Aktien erhoben, und die Aktieninhaber sollen, nebst freyem Zutritt, und einer Erleichterung der Mittel zur Anschaffung von Naturgegenständen, auch der Geldvortheile genießen, welche das Publikum für seine Zulassung wird bezahlen müssen. Es ist übrigens die Absicht, ein oder mehrere Exemplare von allem Lebendigen in dieser Anstalt zu haben, deren man nur möglicher Weise habhaft werden kann, lebend oder todt. Wird dieses ausgeführt, so steht zu erwarten, daß nach einiger Zeit die Nation die Anstalt übernehmen, und sie, wie das brittische Museum, dem Publikum frey öffnen werde; in dergleichen Dingen bedarf es hier nur eines Anfangs. Wie lange dauerte es nicht, ehe eine Nationalgallerie errichtet wurde; und da sie einmal da ist, so wird sie bald eine der ersten in der Welt seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 152.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. Juni 1826.

Die große Seele ist . . . . . .
Nicht zu erschüttern durch Gefahr.
Denn wie ein Fels, der unbewegt,
Wann Wogen sich auf Wogen thürmen,
Im Oceane steht, und, ruhig in den Stürmen,
Den ganzen Zorn des Himmels trägt;
So stehest du mit festem Muth,
Und trotzest, dem Grimm der Mächtigen
Und ihrer ungerechten Wuth.

Uz.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

5.

Wehmüthig kehrte die Aebtissin zur Kirche zurück, und unterrichtete noch in derselben Nacht Sybillen und Julunden von dem Verluste, den sie erlitten, und der ihnen geheim gehalten worden war, damit nicht die Klostergemeinde durch der Mutter gerechte Betrübniß aufmerksam und argwöhnisch werden möge. Kräftig ertrug die Königin die Kunde, und der Gedanke, ihre Tochter einer drohenden Gefahr entgangen zu wissen, gab ihr neues Vertrauen, neuen Muth. Das gefürchtete Unglück zauderte auch nicht. Schon am folgenden Morgen bemerkte man Rosse und Reiter dem Berge sich nähern. Bald erhielt das Stift den ihm zugedachten Besuch. Des Kaisers Kanzler ließ sich bey Herrad melden. Ahnungsvoll bereitete sie sich zu seinem Empfang, warf einen Blick nach Oben, und nahm den lästigen Besucher, der mit förmlicher Kälte vor sie trat, freundlich auf. Sein vornehmes Wesen, der hochmüthige Zug um die Unterlippe, und seine gesuchte Kleidung zeugten von der Wichtigkeit seines Auftrags. Er begann damit, seines Gebieters hohe Milde zu preisen, ließ aber bald und deutlich merken, daß sie auch Gränzen habe, und daß außerordentliche Fälle außerordentliche Maßregeln rechtfertigen müßten.

„Ein solcher Fall ist, fuhr er fort, das schnelle und betrübte Dahinscheiden des jungen Wilhelm von Sicilien, den des Reiches Oberhaupt zu Hohen-Embs in sicherm, aber anständigem Gewahrsam halten ließ. Das eitle und blinde Gerücht nannte zwar diese väterliche Sorge Gewaltthat, Gefangenschaft. Dem ist aber nicht also. Der unehelich gezeugte Sohn Rogers, Tankred, war nur ein Eindringling in das glorreiche Haus unserer erhabenen Kaiserin *). Darum mußte er fallen wie nach Recht und Brauch. Er fiel, aber mit ihm fielen nicht alle seine Anhänger in Neapel und Sicilien. Mit hoffender Seele sahen sie hin auf Tankreds unmündigen Sohn. Ein Bürgerkrieg sollte entbrennen. Kostbares deutsches Blut sollte fließen . . . da gebot des Kaisers Weisheit — durch die höchst gelind bewerkstelligte Maßregel, den Prinzen Wilhelm unter seine Obhut zu nehmen — dem Sturm, der verderblich gewüthet hätte, und die lodernde Fackel . . .“

„Edler Herr!“ — unterbrach hier Herrad, die bey dieser weitschweifigen schlauen Einleitung ihren ganzen Stolz und ihr gutes Gewissen wiedergefunden hatte — den Redner — „Ihr seht mich befremdet. Wie deute ich die Umständlichkeit, mit welcher Ihr vor einer geringen Kloster-

*) Constance, Heinrichs Gemahlin, Rogers II., Königs von Neapel und Sicilien Tochter, war die Erbin dieses Reichs nach dem Tode Wilhelm II., ihres Neffen (1189). Die Neapolitaner gaben ihre Krone aber Tankred, natürlichem Sohne des Prinzen Rogers, eines Sohnes Rogers II. — Heinrich, die Rechte seiner Gattin verfechtend, oft wechselndem Glücke weichend, siegte endlich über Tankreds Familie, als sie ihr tapfres Haupt verloren hatte.

frau, die allen Welthändeln fern ist, eine That zu rechtfertigen sucht, die blos vor des Kaisers Gewissen und einen höhern Richterstuhl gehört?" —

Der Kanzler biß sich auf die Lippen, lächelte und gewann nach einem Augenblicke die nöthige Fassung wieder. „Ihr irrt, begann er dann mit stolzerm Tone: „der Kaiser will nicht durch meinen Mund vor der Demuth einer Klosterfrau wegen einer Handlung gerechtfertigt seyn, die, indem seine Weisheit sie beschloß, von dem höhern Richterstuhle schon gut geheißen worden war. Der Eingang ist nur der Faden, der mich zum Schlusse meines Auftrags leiten soll."

„Ich höre," — sprach die Aebtissin ruhig.

„Tankreds Sohn ist todt. Noch ist aber der Zunder der Gährung nicht erstickt in den verblendeten Bewohnern von Neapolis und Sicilien, noch des Kaisers Erbrecht von dem Pöbel nicht anerkannt. Denn . . . so unwissend der verstockte Wälsche ist, so weiß er dennoch, daß irgendwo im kalten deutschen Lande zwey Töchter seines ehemaligen Abgottes in sicherer Haft leben. Darum kann nicht Ruhe werden, wenn nicht der lezte Hoffnungsschein: eine derselben dürfe einst vielleicht wiederkehren an der Hand eines mächtigen, kriegerischen Gatten, ihr sogenanntes Vatererbe in Anspruch zu nehmen — wenn nicht, sage ich, dieser lezte Hoffnungsschein erstirbt auf ewige Zeiten. Der Kaiser will daher die schwarze Sorge von seinem Kissen jagen, und mit einem heilsamen Machtspruche Alles ausgleichen. Schon gebot er für Sybillen, Constantien und Jukunden des Probejahrs Eröffnung. Ein beträchtlicher Theil desselben ist verflossen. In etlichen Monden wäre es freylich ganz verstrichen, und der Sitte ihr Recht angethan. Da aber Wilhelm todt und Constantia zum jungfräulichen Alter gelangt ist, das sie für des Kaisers Absichten gefährlich macht . . . da ferner die stürmische Zeit und die Macht der Feinde Heinrichs selbst die strengste Wachsamkeit zu Schanden machen dürften . . . da endlich der Augenblick drängt, so ergeht unsers allergnädigsten Herrn Befehl dahin, daß Brauch und Regel der Nothwendigkeit unterliegen, und alsobald die Einkleidung der drey benannten Frauen vor sich gehen möge, heute noch, oder morgen doch auf's späteste, denn ich soll Zeuge seyn bey der erhabnen Handlung. Hier des Kaisers Brief und Siegel."

Herrad wies das Pergament zurück. — „Und die Dispensationsbulle von Rom? fragte sie, wo habt Ihr die?"

„Der Kaiser glaubte sie hier nicht vonnöthen;" äusserte der Kanzler etwas verlegen. „Und dennoch — sprach die Aebtissin weiter — ist sie unerläßlich. Eurem Begehren kann nicht willfahrt werden. Doch wenn Ihr auch das Verlangte beygebracht hättet, wärt Ihr demungeachtet vergebens gekommen. Denn gerade der Gegenstand Eurer Sorge, Constantia, ist nicht mehr in diesen Mauern."— „Wie?" fuhr der Kanzler auf. „Vielleicht, daß sie geahnt — sezte die Aebtissin gleichmüthig hinzu — was sie bedroht, und da es des Himmels Wille nicht seyn muß, sie von der Welt zu scheiden, ist es ihr gelungen, zu entfliehen." — „Zu entfliehen? rief der Kanzler erschrocken. Sie wäre entflohen, und Ihr so ruhig? Wie verstehe ich?" — „Versteht die Sache, wie ich sie Euch gebe — versezte Herrad mit unerschütterlicher Fassung. — Constantia fand ihre Fesseln unerträglich, und entfloh unter dem Schutze der Heiligen." — „Wohin?" schrie rachеglühend der kaiserliche Bote. „Fragt mich nicht — erwiederte die edle Frau. Verliert kein Wort mehr und meldet Euerm Herrn, was Ihr gehört, und was ich selbst ihm berichten wollte." — „Abscheulicher Betrug! — donnerte der Abgesandte. Ihr wollt mich äffen. Diese Mummerey ist Eures Gewandes unwürdig." — „Wer steht wohl hier der Unwürdigste? — fragte Herrad mit unbeschreiblicher Hoheit. — Doch wohl der, der das Gebot niedriger Rache und unmännlicher Furcht mit böser Lust zu vollstrecken kam? Der, der das Haus des Friedens durch Lästerungen und wüthende Schmähungen entheiligt; während er am Hoflager seines Gebieters demselben zum stummen Fußschemel dient? Geht, Herr Kanzler, und dankt es meiner Milde, wenn ich vergesse, wie weit sich Euer Mund vergaß." — „Vergebens sucht Ihr mich durch prahlende Rede einzuschüchtern, entgegnete der Kanzler heftig. Sie beweist mir nur, daß Ihr mit der Verbrecherin einverstanden seyd, die es gewagt, sich gegen den Gebieter zu empören. Doch Ihr täuscht mich nicht. Noch hat sie dieses Kloster nicht verlassen. Ihr bewahrt sie bis zum günstigen Augenblick, sie ihrem Schicksal zu entziehen. Ich werde sie aber zu finden wissen . . . selbst das Stift durchsuchen." — „Wagt es!" — sprach Herrad, und ihr Blick fiel vernichtend auf ihn. „Ich weiß, fuhr der Erzürnte fort, daß sich die Pforten mir nicht öffnen werden, aber dem Befehl des Kaisers sicherlich, den ich zu diesem Zweck einholen werde. Auf solchen Fall war ich wahrlich nicht gefaßt. Eine treue Dienerin des Kaisers hoffte ich in Euch zu finden, keine abtrünnige. Doch ich fordere, daß Ihr mir sogleich Sybillen und Jukunden ausliefert. Sie werden bald gestehen, wo Constantia verborgen, denn ihre Flucht ist Trug. Meine Sendung konnte sie nicht dazu bestimmen. Sie war Geheimniß vor aller Welt, blos dem Herrscher und mir bekannt. Darum sollen Sybillens, Jukundens Aussagen . . ." — „Vergeßt Ihr, daß Beyde Novizen sind, daß keine Macht sie zwingen kann, das Stift zu verlassen, als die des Statthalters zu Rom?" — „Verdammt! schnaubte der Kanzler, und stampfte ergrimmt mit dem Fuße. Jubelt indessen nicht zu frühe. Ich gehe, aber blos um an des Kaisers Thron seine Rache gegen den unerhörten Frevel aufzurufen, den man an seinem Herrscherwillen übt. Ihr werdet Euch gefallen lassen müssen, daß Waffenleute des Reichs Euer Stift im Auge behalten. Constantia soll nicht wirklich entfliehen, und

Euer Vorgeben bestätigen. In kurzer Frist aber denke ich zurückzukehren mit einem Schlüssel, der mir Eure Klause wohl öffnen soll. Dann aber zittert. Meine eiserne Hand soll Euch die Larve der Tugend und Weisheit vom Antlitz reissen, die zu lange schon die abergläubische Menge bethörte." (Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

Die Schilderung, die der Verfasser von seiner persönlichen Lage am rettenden achten Thermidor macht, gibt ein lebendiges Bild der Verwirrung jenes entscheidenden Augenblicks, während dem, doch über den Kampf der Kräfte und Leidenschaften, das Schicksal daher schritt und den Ausgang des Streites durch Umstände, die wir kleine Ungefährs zu nennen pflegen, entschied. Die Schatzkommissarien fanden, ohne zu wissen auf wessen Befehl, frühmorgens den achten Thermidor einige Hundert Nationalgarden in den Höfen der Schatzkammer versammelt; da Robespierre, von dem Gefängnißwärter nicht aufgenommen, sich in voller Freyheit auf dem Rathhaus befand, wußten sie nicht, ob sie sich von diesen Leuten für gefangen oder vertheidigt ansehen sollten. Ungeduldig, dieser ängstlichen Ungewißheit ein Ende zu machen, ließ Herr Gaudin in Uebereinstimmung mit Herrn Dutremblay, der sich allein mit ihm zugegen fand, die Nationalgarde durch Trommelschlag versammeln und las ihr das Aechtungsdekret gegen Robespierre vor. Kaum hatte sie dasselbe angehört, so tönte ihr Ruf: es lebe die Nation! Tod dem Tyrannen! — selbst die Kanoniere, deren Stimmung man am meisten fürchtete, bedeckten den, der noch gestern ihr Götze war, mit Flüchen. Obgleich die Nachrichten, welche man fortwährend von der Versammlung im Rathhaus erhielt, höchst beunruhigend waren, brachte man doch den ersten Theil der Nacht ohne Störung zu. Um eilf Uhr ward Herr Gaudin durch seine Ungeduld, genauere Nachrichten einzuziehen, bewogen, einen vertrauten Mann abzusenden, mit dem Auftrag, sich dem Rathhaus so viel möglich zu nahen, um den Stand der Dinge zu erfahren. Nach einer Stunde kam er zurück und berichtete, daß es ihm gelungen sey, in das Rathhaus selbst zu gelangen, wo er Robespierre gesehen, der ganz triumphirend die Glückwünsche von zwey Sektionen, die schon Abgeordnete an ihn gesendet, empfangen habe. Zwanzig Kanonen standen auf dem Greveplatz, Henriot an der Spitze der Artilleristen erwartete seine Befehle. Wäre Robespierre ein Mann von Kopf gewesen, und hätte, statt die Zeit mit eiteln Reden zu verlieren, unverzüglich den Konvent angegriffen, so würde er ihn gänzlich zernichtet und sich zum Herrn gemacht haben.

Herr Gaudin überzeugte sich, daß der Heilsausschuß von den Vorgängen schlecht unterrichtet, seine Lage vernachlässige, und wagte sich, zu ihm zu schleichen, um ihm seine Gefahr bekannt zu machen.

Wie ich, erzählt er, bis zum Carousselplatz gekommen war, sah ich einige Tausend Nationalgarden, meist schlafend, auf dem Pflaster liegen, ihre Gewehre in Haufen aufgestellt, in einer Finsterniß, wo nur die in dem Gatterthor der Thuillerien aufgesteckten Laternen mir die Richtung meines Weges zeigten. Ich wanderte so behutsam wie möglich auf sie zu, allein schon die erste Wache vertrat mir den Weg, nun beschloß ich, um das Gebäude herum bis zu dem Eingang bey der Gasse Dauphine zu gehen; zu meinem Erstaunen war hier das Gatter offen, ohne alle Wache, und ich gelangte ohne alles Hinderniß bis an eine kleine Thüre gegen die Terrasse zu, wo eine Schildwache mir auf das Vorzeigen meiner Sicherheitskarte, die damals Jedermann bey sich haben mußte, den Eingang gestattete. Während demnach zur Vertheidigung des Konvents mehrere Tausend Nationalgarden auf dem Carousselplatz versammelt waren, wo Niemand sie anführte, hätten hundert entschlossene Männer auf den von mir genommenen Weg den ganzen Konvent ohne Rettung vernichten können.

Nun eilte ich zu dem Heilsausschuß; wie ich durch einen schwacherleuchteten Vorplatz schritt, begegnete mir Jemand, der mich zum Glück erkannte und mich von dem, was seit den zuletzt mir zugekommenen Nachrichten im Rathhaus vorgefallen war (Robespierres Verhaftung), unterrichtete, und mir so die Ruhe, deren ich sehr bedurfte, wiedergab.

Ich eilte in den Konventssaal und fand ihn auf das Glänzendste erleuchtet und von einer Menge anständiger Weiber, die mit den Repräsentanten, deren Sitzung permanent erklärt war, versammelt schienen, angefüllt. Sogleich theilte ich dem ersten Konventsmitglied, das ich erblickte, die so eben erhaltene Nachricht mit; er machte sie sogleich bekannt, und sie erregte einen Freudentaumel, der von allen Wänden widerschallte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, im Mai.

Wer da glaubte, daß die Regierung unseres kleinen Freystaats — wie das wohl oft größern so geht — sich in kleinlichen Dingen gefiele, der würde irren. Der Staatsrath hat in diesem Monat Sitzungen gehalten, die England und Nordamerika Ehre machen würden. — Denen, die mit Enthusiasmus und Feuereifer auf Abschaffung der Todes- und Halseisenstrafe drangen, wurde erwiedert: der Staatsrath theile ihren Wunsch, es könne aber nicht wohl vor der Diskussion des neuen Kriminalcodex von Abschaffung dieser Strafen die Rede seyn, da sie einen Theil des kriminellen Strafsystems ausmachten. Selbst unsere Frauen interessiren sich lebhaft für die Abschaffung dieser Strafen. Der wackere Selon sezte einen bedeutenden Preis auf die beste Abhandlung über diesen Gegenstand in populärem Ton zur Belehrung des Volks, das in dieser Hinsicht noch manche Vorurtheile hegt. Wohl ist es nirgends leichter, die Todesstrafe abzuschaffen, als in einem kleinen Land, wo so wenig Verbrechen verübt werden, und wo überdieß eine Sicherungs- und Besserungsanstalt besteht, wie sie dermalen kaum ein Land auf dem Kontinent aufzuweisen hat. — Es waren zahlreiche Anträge beym Staatsrath wegen eines Denkmals eingegangen, das J. J. Rousseau vom Staat errichtet werden sollte, und man wünschte, daß dazu eine kleine Insel verwendet würde, die an der Nordseite unseres Hafens liegt, und mit ihren schönen Baumgruppen Genf einen reizenden Punkt mehr gegeben haben würde. Alles war dafür eingenommen.

es erschienen selbst Gedichte, die jedoch des schönen Gegenstands nicht würdig waren. Da antwortete der Staatsrath: „Wir haben den Männern, die sich um die Gründung und Erhaltung unseres kleinen Staats verdient machten, keine andern Monumente errichtet als in unsern Herzen; denn so soll es in Republiken seyn, wo Einfachheit und Bescheidenheit walten müssen, die unsere Altvordern stark und tüchtig gemacht haben. Wir werden uns im gegenwärtigem Fall nicht von diesen Grundsäzen entfernen.“ Man murrte zuerst über diese Entscheidung des Staatsraths, und billigte sie einige Tage nachher, wie sie es verdient. Nun wird man Rousseau wahrscheinlich das zugedachte Denkmal auf dem Wege der Subscription errichten, wogegen der Staatsrath natürlich nichts einzuwenden hat.

Mit dem 2ten Junius werden die Verbesserungen bey der hiesigen Akademie beginnen, die allerdings die Zahl der Mängel und Lücken etwas vermindern, aber der gesunkenen Anstalt nicht wesentlich aufhelfen. Man liest nun wohl über einige wissenschaftliche Zweige mehr, aber Kultur- und Literärgeschichte, neuere, nicht-französische Literatur, neuere Geschichte, Staatengeschichte, Staatsrecht (selbst schweizerisches) u. s. w. sind Wissenschaften, an die man hier gar nicht denkt, von denen viele Studenten kaum einen Begriff haben. Dagegen werden die sogenannten positiven Wissenschaften: römisches Recht, Theologie, Naturgeschichte, besonders Botanik, Chemie und Mathematik, mit Erfolg gelehrt, durch die wackern Professoren Rossi, Geneviere, de Candolle, de la Rive, Maurice 2c. Sismondi, der jezt in England ist, liest leider nichts; der Mann könnte große Lücken ausfüllen. Alte Literatur, Sprache und Geschichte sind mittelmäßig, und selbst auf den höhern Schulanstalten in Zürich und Bern besser und gründlicher. Es ist allerdings auffallend, daß eine Akademie, wie die hiesige, mit so vielen und so fühlbaren Lücken die Keckheit hat, Baccalauren, Doktoren und Professoren zu creiren, ohne ihnen vorher das Studium auf einer ausländischen Universität zur Pflicht zu machen. Kämen diese Doktoren 2c. nur auf unsere höhere Schulanstalten, z. B. Grimma, Halle, Schulpforte, Gotha, Weimar, München u. s. w., so würde es ihnen kläglich ergehen, nun vollends auf unsern Universitäten! Was kann aber aus einer höhern Schulanstalt werden, die den Grundsaz hat, nur Eingeborne anzustellen? Würden sich mit demselben unsere deutschen Schulen und Universitäten auf die Höhe erhoben haben, die sie jezt zu den ersten in Europa macht? — Außer den akademischen Vorlesungen des Prof. de Candolle über Zoologie, und des Prof. de la Rive über Chemie war keine im lezten Semester bemerkenswerth. — Auch zwey Fremde hatten ein zahlreiches Auditorium. Zuerst begann der Dr. Christian Müller aus Sachsen seine Vorlesungen über deutsche und ausländische Literatur überhaupt, von denen einige auf Verlangen seiner Zuhörer gedruckt worden sind. Im Anfang war Alles gegen ihn, weil man überhaupt die deutsche Literatur nicht mochte. Seine Vorlesungen aber vereinigten so viel Geist und Geschmack, wußten sich so geschickt der französischen Denkart anzuschmiegen, ohne Eigenes aufzuopfern, und er hielt sie in einer so schönen französischen Sprache, daß er bald Alt und Jung gewann, besonders aber die jüngern Damen, welche dann die Herren nach sich zogen, wie das hier so geht. Seine Vorträge behandelten auch das Mittelalter, und gewannen den Genfern Interesse dafür ab. Am Ende jeder der vier Epochen gab Müller eine Parallele der deutschen Literatur mit der italienischen, spanischen, französischen, englischen und skandinavischen aus derselben Zeit, und Jedermann ward dadurch sehr angezogen. Müller hat von den ausgezeichnetsten Literatoren in Paris über seine gedruckten Fragmente so viel günstige und schmeichelhafte Aeußerungen bekommen, daß er künftigen Herbst dahin gehen wird, um auch dort seine Vorlesungen zu halten. — Nach ihm begann Durand aus Nismes seine Vorträge über Beredtsamkeit und Literatur. Schon voriges Jahr war er hier gewesen und hatte in seinen Vorlesungen über Literatur die englische und deutsche, ohne sie zu kennen, lächerlich zu machen gesucht. Dieß war ihm auch ziemlich gelungen. Jezt fand er Müller hier, und — schwieg über alle fremden Literaturen. Seine Vorträge über Beredtsamkeit hatten jedoch einen besondern Reiz, eben nicht durch Gründlichkeit, aber durch sein ausgezeichnetes Sprachtalent — ungeachtet seines südfranzösischen Accents — und durch sein prodigiöses Gedächtniß. Er war ehemals Advokat in Paris, und da hatte er Gelegenheit, beydes zu üben. Er hielt seine Vorträge ganz frey, ohne Heft, ohne ein Wort Geschriebenes. Das konnte ihm kein anderer Professor nachmachen. Dafür wiederholte er sich aber sehr oft, und ward seicht. — Zulezt begann ein junger Genfer, Galloir, seine Vorlesungen über die französische Literatur seit 1786. Auch er hatte im Anfang Jedermann gegen sich, aber auch er gewann sich bald seine Zuhörer, und selbst die Widersacher durch geistreiche Behandlung seines Gegenstandes, und durch einen Grad von Gründlichkeit, der selten bey Französisch-Gebildeten zu finden ist. Schade, daß er so linkisch ist, und daß er einen so schlechten Vortrag hat.

(Der Beschluß fogt.)

London, Mai.

(Fortsezung.)

Wir haben in diesem Augenblicke, nebst dieser, drey große Gemäldeausstellungen offen: die der königlichen Akademie, des Malervereins, und der brittischen Gallerie; die beyden ersten enthalten die neuesten Werke unserer lebenden Künstler, im bekannten Geschmack der englischen Schule, aber im Ganzen von weniger Verdiensten wie gewöhnlich, und besonders in Somerset-Haus, mit einer größeren Menge von Porträts. Die lezte besteht aus den Gemälden aller Meister, welche Privatpersonen gehörig, zu Mustern für unsere eigenen Maler, und zur Bildung des allgemeinen Geschmacks von den Eigenthümern hierher geschickt worden sind. Da sie meistentheils bekannt und beschrieben sind, so würde es überflüssig seyn, etwas weiter darüber sagen zu wollen, außer daß ein großer Theil derselben dem Könige gehört.

Auf der Bühne haben wir nichts Neues, das der Erwähnung verdiente, außer einem, aus Scott's leztem Roman zusammengestickten Drama in Coventgarden, und da dieser Roman auch nicht viel Dramatisches enthält, und der Held Karl eine ziemlich unbedeutende Person ist, so ist das Stück ebenfalls von geringem Werth. Paul Pry ist noch eben so beliebt, als im vorigen Jahre, nicht als ob das Stück selbst einen ungemeinen Werth besäße, sondern einzig und allein um die Rolle des Paul Pry's selbst, eines impertinenten Kerls, der sich unberufen in Alles mischt, mit Allem befaßt, sich überall eindrängt, Unheil stiftet, und in lächerliche Verlegenheiten kömmt, einem Charakter, welchem Liston mit seiner Stumpfnase und seiner eigenen Fraze einen unnachahmlichen Reiz zu geben weiß. Auch ist das kleine Heumarkt-Theater, wo das Stück gegeben wird, alle Abend gedrängt voll, hört man Pauls Lieblingsausdrücke I hope I do not intrude — jus dropts in — (Ich hoffe ich komme nicht zur Unzeit — hab' nur eben anrufen wollen) in aller Wizlinge Mund; man schickt Paul auf Reisen, und wo es etwas auszustöbern gibt, da wird auch Pry's Stumpfnase hinein gestreckt, es sey nun auf Karikatur-Kupferstichen oder in wizigen oder wizigseynsollenden Schriften.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Juni 1826.

Sey nur in allem Handel
Ohn' Wandel;
Steh feste!
Was Gott beschleußt,
Das ist und heißt
Das Beste!

Paul Flemming.

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

Vom Jahr ein-und-neunzig bis zum Juni fünf-und-neunzig hatte Herr Gaudin und seine Kollegen, obwohl vergebens, mehrere Male ihre Entlassung gefordert, und ein besonderer Glücksfall hatte ihnen mehr wie einmal das Leben gerettet. Das war auch der Fall unmittelbar nach dem zehnten August. Damals wurde sogleich eine Spezialkommission ernannt, um eine genaue Verifikation der verschiedenen Kasten der Schatzkammer vorzunehmen. Nun war aber ursprünglich die Einrichtung getroffen, daß die der Civilliste zugestandene Summe den ersten jedes Monats für den ganzen Monat ausgezahlt wurde. Dieser, nie vom Gesetz ausgesprochene Vorschuß war in der Folge von zehn zu zehn Tagen gemacht worden, so daß den eilften August die zweyte Zahlung für diesen Monat stattgefunden haben würde. Auf diese Weise kam es, daß die Kasse am zehnten August mit keinem Heller im Vorschuß stand. Hätte der Sturz des Thrones zwey Tage später stattgehabt, so würde man einen Vorschuß von 700,000 Franken gefunden haben, und Gott weiß, wohin dieses in diesem ersten Augenblick von Gährung, in dem man allenthalben Verrath ahnete, geführt haben würde.

Einen, den unglücklichen König angehenden, Zug wollen wir nicht übergehen. Die Schatzkommissäre waren durch das Gesetz angewiesen, dem Könige wöchentlich einmal Nachricht über den Bestand der Kassen zu geben. Die Reihe war am 7ten August am Herrn Gaudin, und er nahm schon an diesem Tage, wie er sich Abends sieben Uhr in die Tuillerien begab, Zeichen der herannahenden Katastrophe wahr. Die Höfe waren von Volkshaufen, deren drohendes Geschrey Schrecken erregte, angefüllt; in der vorhergehenden Nacht hatte man mehr wie einmal einen Angriff erwartet und der König hatte sie schlaflos in der Mitte seiner Familie zugebracht. „Da die Volkshaufen keinen Wagen in die Höfe zuließen, ging ich, sagt Herr Gaudin, mit dem Mann, der mein Portefeuille trug, zu Fuß auf das Schloß zu, und erlitt weiter keine Störung, als einige Drohungen und Schimpfworte, die ich mich wohl zu rügen hütete. Als ich in das Kabinet des Königs trat, sah ich diesen ruhig aus seinem Zimmer kommen, er schritt langsam an das Fenster und blickte einige Augenblicke in die Höfe; dann nahm er an dem Tische Platz, und ergriff einen, dort ihn erwartenden versiegelten, Brief. Wahrscheinlich aus Zerstreuung suchte er an dem Stempel den Ort, woher er kam, zu erkennen. Da es ihm nicht gelang, reichte er ihn mir und forderte mich dazu auf. Ich sagte, daß die Buchstaben unleserlich seyen, und daß ich den Brief mit seiner Erlaubniß öffnen wolle. Er gebot es mir, las ihn, sobald ich ihm denselben dargereicht hatte, sehr ruhig, da ich doch an einigen Worten, die ihm entschlüpften, vermuthen mußte, daß er Schmähreden und Drohungen enthielt, und konnte nicht mehr daran zweifeln, da er endlich leise und als sey er ohne Zeugen, ausrief: „Ich bin auf das Schlimmste gefaßt!“

Es würde mir schwer seyn, meine Empfindungen in diesem Augenblick auszudrücken. Nur mit Mühe legte ich meinen Bericht ab. Der König hörte so aufmerksam zu, daß er mich um die Ursache der geringen Einnahme befragte. „Sire, antwortete ich, es ist Erntezeit, da ist die Einnahme immer spärlich, weil man sie nicht so streng eintreibt.“ — „Das ist begreiflich,“ antwortete der König, und begab sich in sein Zimmer zurück. Ich verließ ihn, von den schwärzesten Ahnungen gedrückt — und drey Tage später gingen sie in Erfüllung!

Während der ersten Tage des Nationalkonvents baten wir, meine Kollegen und ich, noch einmal um unsre Entlassung; sie ward uns abgeschlagen, ja man gab uns nicht einmal neue Vollmachten, so daß wir deren nie andere, als die vom König unterzeichneten, hatten.

Endlich im Jahr drey, nachdem die Konstitution proklamirt war, und Herr Gaudin nicht mehr sorgen konnte, daß man ihm Furcht vor den Gefahren der Revolution Schuld geben könne, erhielt er seinen Abschied und zog sich auf ein kleines Besitzthum in der Gemeinde Vic sur Aine zurück, wo er viertehalb Jahr in der vollkommensten Zurückgezogenheit lebte. Er war erst neun und dreißig Jahr und durch die vielen Erfahrungen, die er gemacht, des öffentlichen Dienstes ziemlich satt; allein seine staatswirthschaftlichen Studien setzte er ohne Unterlaß und mit dem größten Eifer fort, bereitete und übersann die Operationen, die er damals nicht die geringste Aussicht hatte, selbst ausführen zu können. Wie aufrichtig seine Absicht, sich dem Staatsdienste zu entziehen, damals gewesen ist, beweist seine Weigerung auf die ihm gleich nach seiner Entlassung, bey Errichtung des Direktoriums im vierten Jahre, gemachte Aufforderung, Finanzminister zu werden, so wie auf den bald nachher erhaltnen Antrag der Stelle eines Schatzkommissärs. So schmeichelhaft ihm dieses Andenken von Seiten des gesetzgebenden Körpers war, beharrte er doch auf seinem Entschluß. Allein in der Mitte des Jahres sechs brachte ihm ein Eilbote ein Schreiben des Präsidenten vom Direktorium mit dem Rufe nach Paris zu kommen, um sich mit ihm über Gegenstände, die nur mündlich abgehandelt werden könnten, zu besprechen. H. Gaudin folgte unverzüglich dieser Aufforderung und das Direktorium unterrichtete ihn von allen Hindernissen, welche die schlechte Organisation der Geschäfte dem Staatsdienst in den Weg legte. Man theilte ihm verschiedene Plane mit, dem Uebel abzuhelfen; seine Beweise von deren Unzulänglichkeit wurden mit Achtung beherzigt, man kam überein, daß in diesem Augenblick keine Veränderung gewagt werden könnte, um aber H. Gaudin für einen günstigen Augenblick stets bey der Hand zu haben, stellte man zu seinen Gunsten die Stelle eines Generalpostintendanten wieder her, vermöge der er in Paris blieb, allein über achtzehn Monate lang nie von dem Direktorium zu irgend einem Geschäft gebraucht wurde.

In der Mitte des Jahrs sieben trat Sieyes als einer der fünf Direktoren ein, er ward zu diesem Zweck von Berlin, wo er Gesandter war, abgerufen; H. Gaudin hatte ihn nie persönlich gesehen, als er ihn wenige Tage nach seiner Ankunft zu sich bitten ließ. „Ich glaubte,“ sagt er, „daß er mich über die Posten sprechen wollte, anfangs that er das auch, bald aber ging er auf den, damals wirklich verzweifelnden, Zustand Frankreichs über.“ Was kann, sagte er, eine, wie die unsre konstituirte, Regierung thun, da das Land der Anarchie preisgegeben und die Finanzen in dem aller beklagenswerthesten Zustande sind! Doch man muß den Muth nicht verlieren; ein Bürger hat die Pflicht auf sich, seinem Vaterlande sich zu widmen, seine Hingabe kann mit irgend einem günstigen Umstand zusammentreffend, für unheilbar geachtete Uebel Rettung finden. Jezt begebe ich mich ins Direktorium, kommen Sie aber zu mir zum Mittagessen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

Herrad trat dem Kanzler mit kühner Festigkeit entgegen, und sprach mit dem Tone der unwandelbarsten Ruhe: — Wohl ziemt es Euch, einem schwachen Weibe gegenüber allen Troß und Uebermuth aufzubieten, der Euer Ansehen geltend machen soll. Mein Ohr ist geduldig. Um aber die Rechte und die Sitte des Hauses zu bewahren, dessen Oberin ich bin, bis man Euch seine Schlüssel verleiht, muß ich Euch noch einmal ernstlich ermahnen, zu schweigen und zu gehen, wenn Ihr nicht erfahren wollt, daß unserm Hausrecht auch Gewalt zu Gebote stehet. —

Von Scham, Zorn und ohnmächtigem Grimm bedrängt, verließ der Kanzler mit drohender Geberde die Aebtissin. Des Reichs Lehensleute wurden zum Wachdienst aufgestellt. Jeder Ausgang wurde sorgfältig gehütet, und also glich das Kloster einer belagerten Veste. In seinem Innern aber herrschte statt Waffenlärm und Verwüstung Einigkeit, Friede und Stille, und die Aebtissin harrte mit heiliger Ruhe des gedrohten zweyten Besuchs des Kanzlers, der sich rachedürstend an des Kaisers Hof begeben hatte, den grausamen Gebieter zu neuer Wuth aufzureizen.

Indessen gelangte aber doch, trotz der ängstlichen Wachsamkeit der Kaiserlichen, Kunde von der holden Fürstentochter in das Stift. Der Graf von Brienne und seine Braut hatten Etival sonder Gefährde erreicht; der ehrwürdige Abt Werner hatte sie priesterlich verbunden, und das glückliche Paar hauste nun in stiller Verborgenheit

auf dem festen Schlosse Bloe, umringt von treuen Vasallen, die gelobt hatten, ihr Leben daran zu setzen, die schöne Gebieterin zu schirmen.

Dankend umarmte die Königin die edle Aebtissin, als sie mit dieser Kunde vor sie trat, und Beyde schworen sich gegenseitig Liebe, Freundschaft und Ausdauer in allen Gefahren, die sie um der geliebten Constantia willen bedrohen könnten.

Selig in dem Gelingen der, von der Tugend und dem Himmel bedingten, Handlung, und nur leise fürchtend für die Zukunft, war Herrad entschlummert. Sanft war ihr Schlaf, . . der des Gerechten. Da trat auf einmal eine hohe Gestalt an ihr Lager, und sie erkannte mit den Augen ihrer Seele in der hehren Erscheinung die Stifterin Odilia. Eine Sternenkrone umfunkelte ihren Scheitel — ein Palmzweig ruhte in ihrer Linken, und ihre Rechte legte sie freundlich auf das Haupt der Träumenden.

„Herrad! Herrad!“ fragten wunderbare Töne. Kennst Du mich?“

— Odilia! stammelte die Schlafende.

„Gedenkst Du meines Wortes?“ klang es weiter, wie ferner Glocken ernstes Lied. „Du siehst mich wieder. Muthig vollstrecktest Du des Herrn Gebot, ohne Menschenfurcht. Noch ein Kampf steht Dir bevor. Du wirst ihn beherzt bestehen, siegreich daraus hervorgehen. Es nahen die Trabanten der Gewalt. Fürchte Nichts. Leihe im Augenblick des Widerstandes himmlischer Eingebung Dein Ohr. Donnre die Knechte der Willkür mit der Botschaft nieder, die dein Engel Dir zuflüstern wird. Denn Dein Blick soll scharf werden, und in weiter Ferne schauen, was Deine Feinde zu Boden stürzt. — Damit sey Dein Tagewerk beschlossen, und bald mögest Du eingehen in das Himmelreich, an meiner Seite ewige Wonne zu schmecken. Bald siehst Du mich, vom Irdischen entfesselt, wieder!“

Die liebliche Gestalt beugte sich herab auf die Schläferin, und der Palmzweig fächelte kühlend ihre Stirne.

— Nimm mich mit Dir! — flehte Herrads Mund, aber verneinend schüttelte Odilia das Haupt; und entschwebte, von durchsichtigem Mondesschimmer umglänzt, in ihre Heimath.

Der Traum war zu ernst, zu feyerlich gewesen, als daß die gläubige Herrad an seiner Deutung hätte zweifeln können. Himmlischer Friede erfüllte aber ihre Brust. Von der Welt sollte sie scheiden, um einzugehen zu Odilien! Welch ein Glück für sie, der der Tod beneidenswerth erschien. In harmlosem Schweigen ordnete sie Alles, was sie auf Erden zurücklassen sollte, und erwartete mit Sehnsucht die Erfüllung der Verheißung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Seit 1795 hat sich die Armensteuer in England verdreyfacht, und der Sittenverfall des Bauernstandes hat mit der Vermehrung der Anzahl derer, welche aus der Armenkasse unterhalten werden, gleichen Schritt gehalten. Das Uebel aber entstand nicht aus den Gesetzen selbst, sondern aus dem Mißbrauch derselben. Das Gesetz wollte blos den Alten, Kranken und Krüppelhaften ihren Unterhalt sichern, und sie nicht der freywilligen Milde ihrer Mitbürger überlassen: es gab also Leuten, die sich keinen Unterhalt verschaffen konnten, das Recht, in dem Kirchspiel, worin sie geboren oder ein Jahr gelebt, Unterstützung zu fordern, zu welchem Ende die Gemeindevorsteher beauftragt sind, alle Inhaber von Häusern in ihrer Gemeinde nach Maßgabe des jährlichen Werthes derselben zu besteuern. So lange man sich also am Geiste des Gesetzes hielt, war hierin kein Uebel. Aber die Pächter in vielen Gegenden haben es für gut befunden, statt ihre Taglöhner nach ihrer Arbeit und ihrem Fleiße zu bezahlen, ihnen allen einen gleichen Lohn zu geben, der aber, da er zum Unterhalt nicht hinreicht, durch die Armensteuer ergänzt wird, so daß Leute, welche wirklich das ganze Jahr durch arbeiten, Bettlerunterstützung annehmen müssen, und also ihre Selbstachtung verlieren; und da es keinen Unterschied in ihrem Einkommen macht, ob sie thätig oder faul, höflich oder grob, trunken oder nüchtern sind, und wenn sie verheirathet und Kinder haben, auch für diese Unterstützung erhalten, so kann man sich denken, daß, da aller Grund zum Fleiß, zur Ordnung, zur Sparsamkeit hinweggenommen sind, die Sittlichkeit dieser Menschenklasse sehr leiden müsse. Auch gibt es viele, die sich vorsätzlich sehr schlecht benehmen, damit ihnen Niemand Arbeit gibt, und die also in gänzlicher Unthätigkeit eben so viel erhalten als die Fleißigsten im Dorfe; und wenn dieß nicht hinreicht, so stehlen sie Wild, auch wohl was anderes, und finden im Gefängnisse oft bessere Nahrung und Wohnung, und munterere Gesellschaft, als sie als ehrliche Leute mit der größten Betriebsamkeit gefunden haben würden. Dieß ist die Ursache, warum in England allein das gemeine Volk auf dem Lande schlechter ist als der Pöbel in der Stadt — auch werden uns ohne Zweifel die bevorstehenden Parlamentswahlen einen unläugbaren Beweis davon geben.

Die Radikalreform-Wuth ist zwar vorüber, aber es scheint eine andere an ihre Stelle treten zu wollen, der man den Namen, Herrschaft des Protestantismus (Protestant Ascendancy) gegeben hat, und welche allen denen Verderben droht, oder doch wenigstens sie aus dem Parlamente zu entfernen droht, die da meynen, die Herrschaft des Protestantismus würde um desto eher gesichert werden, wenn man den Katholiken jeden Beweggrund nähme, der sie als Landesbewohner, welche ihres Glaubens wegen von einem Theil der bürgerlichen Rechte und Genüsse ausgeschlossen sind, geneigt machen könnte, diese Herrschaft zu zerstören. Es ist merkwürdig, daß die protestantischen Sektirer, welche doch selbst von einigen Vorrechten ausgeschlossen sind, und sich deßwegen beschweren, die eifrigsten Gegner der katholischen Ansprüche sind. Die anglikanische Kirche bedient sich zwar jezt des Eifers dieser Sektirer, um die Gegner noch etwas länger darnieder zu halten, aber sie kann auch nicht umhin zu bemerken, welches Schicksal ihr selbst bevorstehen müßte, wenn diese frommen Seelen „mit so vieler Galle“ je das Uebergewicht erlangen sollten; welches nur zu wahrscheinlich ist, wenn die Geistlichkeit der herrschenden Kirche fortfährt, mehr auf ihren eigenen zeitlichen Vortheil, als auf das Seelenheil

ihrer Untergebenen zu achten, sich selbst ausschließlich als **die Kirche** zu betrachten, und ihre Herden einzig als Schafe, die da sind, um von ihnen geschoren zu werden.

Hr. Irving verkündigt in einer seiner neulichen Predigten, daß das tausendjährige Reich im Jahre 1847 beginnen werde!

Man scheint in Amerika auch den im hiesigen Parlamente herrschenden Unsinn nachahmen zu wollen, wornach man einen Mann im **parlamentarischen Sinn** nennen kann, ohne daß derselbe genöthigt wäre, Genugthuung zu verlangen. Denn die dortigen Blätter erzählen uns, daß, da Hr. Randolph den Hrn. Clay im öffentlichen Senate einen falschen Spieler genannt, dieser gefragt habe, ob er einen politischen Spieler meyne, oder diese schändliche Beschuldigung seinem Privatcharakter anzuhängen gedächte; und dann erst, als Hr. R. sich nicht näher erklären wollte, ihn herausforderte. Der Zweykampf lief harmlos ab, und die beyden Hrn. versöhnten sich. Dieser Randolph scheint überhaupt ein närrischer Kauz zu seyn, oder man genirt sich im amerikanischen Senat noch weniger als im hiesigen Unterhause. Neulich soll er, z. B. mit einem rothen flanellen Jagdhemde auf dem Arme, im Senate erschienen seyn, und einen Vorschlag gemacht haben. Während man sich über denselben berieth, sagte er: „Ich denke, ich werde mein Hemd anziehen.“ Dieß that er auch wirklich, und blieb bis zur Entscheidung der Frage in demselben sitzen. —

Folgendes Beyspiel von dem rohen Zustande der Negersklaven wird von einem Augenzeugen erzählt. „Es hatte seit einiger Zeit eine böse Krankheit in Jamaika geherrscht; und hatte unter andern mehrere von den Enkeln einer alten Afrikanerin hinweggerafft, welche viel zur Vermehrung der Unterthanen ihres Herrn beygetragen. Eines Abends sah ich sie, von ihrer noch gesunden Nachkommenschaft umgeben, am Grabe der Todten. Zwey waren bettlägerig, und um diesen ihre Gesundheit wieder zu verschaffen, betete die alte Beneba zu den Duppies oder Geistern ihrer verstorbenen Kinder, ihres Bruders und Mannes. Sie hatte eine reichliche Mahlzeit bereitet, wovon sie den größten Theil auf die Gräber hinstreute, während sie in ihrem Neger-Englisch die Geister folgendermaßen anrief: Kuba, Quameina! Kubenha! Djuba! Mimba! mich ruf' euch bey eurn lebtag Namen, um euch zu gefallen! Seht! mich geb' euch Hühner — mich geb' euch Jams, und Cocos und Plantanen, noch mehr, mich geb' euch Brod, Zucker und Wasser; und was meynt ihr? hier mich geb' euch Rum! (mit lauterer Stimme, indem sie die genannten Dinge hinstreute und goß'). aber mich geb' euch kein Salz, denn die Duppies haben Salz nicht gern: nun seht, mich geb' dieß all, daß ihr macht meine arme Pickeninnies (pequenno, ninnos, Kinderchen) Quascheba und Cudjoe, leben. Mich bitt' euch auf die Kniee. Ja Kubenha, du war mein Mann, wenn du war leben; ja, Quameina, du war mein Bruder; ja, Kuba, du war mein eigen Pickeninnie — und ja, Djuba und Mimba war ihre mein Pickinnie Pickeninnies (Enkel). Wenn ihr mach gesund Quascheba und Cudjoe, mich geb' euch all Jahr, Hühner und Jams, Cocos und Plantan und Zucker, und Wasser und Brod, und mehr noch (mit Nachdruck), und mehr noch, mich geb' euch Grog, (Rum und Wasser) gefällt will euch das? Aber mich geb' euch kein Salz, denn Duppies lieben nicht Salz. Wenn ihr aber nehm mein arm Pickeninnies zu und leben mit euch in diesem kaltes, kalt Koth — so sag euch was! du, Kubenha, du, Quname! du, Kuba, du, Djuba! du, Mimba, — aber mich will nicht mit euch zanken, mich hab euch zu gern — mich bitte euch bring mich nit um mein Pickininnies. Wenn ihr hungrig, hier Essen, wenn ihr durstig, hier Trink, hier Zucker, hier Wasser, und mehr, hier Grog! gut, stark Grog! wie gefällt euch das? Ach, nehm doch mein Pickininnies nit! Cubengha, du war mein Mann vor Zeit, du hatt viel Weiber ohne mich, mich hat nimmer Mann als du seit mich kam von Guinea, bis du todt, ußer Creol Kuffy und Coromontie Cudjoe — all mein Pickininnies war für dich — macht mich fray — mich je was dir gestohlen? Cudjoe! du war gut Mann, ach mach mein Pickininnies leben! Und mein gut Bruder, und ihr, mein ander Pickininnies, mach die arme, krank Pickininnies gesund — mach sie nit todt! Hier fing sie auf's Neue an ihr Opfer auszustreuen.“ —

(Der Beschluß fogt.)

Genf, im Mai.

(Beschluß.)

Die Genfer Literatur hat in Bonstettens neuester Schrift; La Scandinavie et les Alpes, einen neuen Beweis erhalten, daß der würdige Greis nicht alt wird. Es ist in dem Büchlein, dem Sie im Literaturblatt gewiß einen eigenen Artikel widmen werden, so viel Geist als Gemüth ausgesprochen. Die Vorrede muß jedes deutsche Herz freudig rühren. Der Nachtrag, welcher die skandinavischen Artikel enthält, ist für Frankreich von großem Interesse, weil dort nur sehr wenige von Island, seiner Geschichte, Literatur ꝛc. etwas wissen. Diese Abschnitte sind aber auch für Deutsche interessant. Bonstetten war vorigen Winter einige Mal recht unpäßlich, und man vermißte ihn ungern in den Soirées, die er durch seine jugendliche Munterkeit, und seinen liebenswürdigen Humor belebt. Es ist wirklich rührend zu sehen, wie unsere jüngsten und schönsten Frauen ihm den Hof machen, den er mit der ihm eigenen, nie alternden Grazie empfängt. —

Ueber unser Journalwesen waltet ein eigener Kakodämon. Lange hatte Genf gar kein Zeitblatt, während in dem unbedeutenden Lausanne zwey politische Blätter herauskamen, wovon das eine, die Gazette de Lausanne, selbst im Auslande gelesen wird. Nun erschien seit dem neuen Jahr, unter Dürands Redaktion ein Journal de Geneve, das gleich im Anfang gewaltige Böcke schoß. Dürand trat nach einigen Monaten von der Redaktion ab, und in der neuern Zeit hatte sich die Zeitschrift sichtlich gehoben, als der Prospektus eines neuen Courier du Leman, ebenfalls unter Dürands Redaktion, mit einer Emphase auftrat, die den das Einfache liebenden Genfern sehr unangenehm auffiel. Männern wie Dumont, Rossi, Bonstetten, de Candolle, Genviere ꝛc. war es peinlich sich in diesem Prospektus fast namentlich als große Lichter aufgeführt zu sehen, und Jedermann lachte über die Behauptung, daß Genf — die großen Hauptstädte Europa's ausgenommen — allen andern Städten dieses Welttheils, hinsichtlich der Zahl berühmter Namen, zur Seite gesezt zu werden verdiene. Der Franzmann hat wahrscheinlich alle Universitäten, außerhalb Frankreich, vergessen! Ich kann Sie versichern, daß jeder Gebildete in Genf solch' lächerliche Weise sich hinaufzuschrauben höchlich mißbilligt. Jene wahren Literatoren haben sich auch laut gegen die Dürand'sche Anmaßung erklärt. Von diesem Courier wird nächsten Monat das erste Blatt erscheinen. Wahrscheinlich wird nun zwischen beyden Journalen offene Fehde entstehen, die das Journal de Geneve eigentlich schon mit einer beißenden Kritik jenes schwülstigen Courier-Prospektus begonnen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Juni 1826.

Lerne Ruhe mit Kraft, mit Vernunft den Glauben
vereinen.
Muth verlasse dich nie, und nie beym Muthe die
Demuth.

Lavater.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

6.

Da verbreitete sich das Gerücht: der Kanzler des Kaisers sey zu Straßburg eingetroffen mit vielem Kriegsvolke: Heinrich habe dem Stift Hohenburg unerbittliche Rache wegen der Aebtissin Widersetzlichkeit geschworen und seinem Abgesandten geboten, es mit stürmender Hand zu nehmen, sollte man nicht gehorsam die Pforten öffnen. Die edeln Geschlechter, Klöster und Landleute des Gaus boten der Oberin ihren kräftigsten Schutz gegen die Unterdrücker an, und viele bewaffnete Haufen sammelten sich im Angesicht der beobachtenden Waffenleute des Kaisers. — Herrad aber besänftigte durch friedliebende Rede ihren empörten Sinn, bat sie, ruhig zu ihrem Heerde zurückzukehren, und erlaubte ihnen endlich, da sie das Leztere standhaft verweigerten, den Begebenheiten, die sich auf Hohenburg ereignen würden, als ruhige Zeugen beyzuwohnen.

Dem Kanzler ließ sein Durst nach vollwichtiger Genugthuung keine Rast noch Ruhe zu Straßburg. Er spottete der Ermahnungen des Bischofs Konrad von Hüneburg, der in schwerer Krankheit darniederlag, und den Ungeduldigen beschwor, Aufschub zu geben, nicht zum Aeußersten zu schreiten. Taub für die Stimme der Milde zog der Kanzler mit seinem Heerhaufen, aus rohen wendischen Kriegern bestehend, gegen den Berg an. Wie staunte er aber, als die ausgestellten Wachen ihm berichteten, die Höhe wimmele von freywillig herbeygeeilten Vertheidigern, . . . als er nun selbst an den Schaaren vorüberzog, die die Kaiserlichen ruhig, aber in mißbilligendem Schweigen vorüberließen, und sich wie eine drohende Wetterwolke ihrem Zuge anschlossen? . . . Eine unzählige Menschenmenge erfüllte den Raum, der, von der Heidenmauer eingeschlossen, das Hofgebiet des Stifts bildete, und erwartete in kühner Stellung, was sich begeben würde. Vergebens ermahnte der Kanzler das Volk, sich zu zerstreuen . . . vergebens drohte er mit kaiserlichem Unwillen. Unbeweglich stand die Masse, Schmeichelrede und zwingherrische Drohung verachtend. Der Kanzler ließ endlich ab von seinem fruchtlosen Bemühen. Seine Knechte machten ihm Bahn durch die Menge, und er näherte sich dem Gebäude.

Was aber erblickt er? Kirchenthüre und Klosterpforte fest verschlossen, nicht ein neugieriges Auge lauscht an den Fenstern. In Todesstille ruht das gewaltige Haus wie ein Felsen, unerschüttert in dem wilden Wechselsturme der empörten Wogen.

„Verdammtes Gaukelspiel!“ murrt der Kanzler zwischen den Zähnen, zieht aber mit hoher Fassung des Kaisers Brief hervor, der ihm unbegränzte Gewalt verleiht, liest ihn vernehmlich ab und fordert dann mit lauter Stimme die Oeffnung der Pforte. Keine Antwort. — Die zweyte Aufforderung bleibt eben so fruchtlos. — Auf die dritte und lezte Mahnung antwortet Hohn und Spott des harrenden Volkes.

Nun kennt des Kanzlers Wuth keine Gränzen. Mit fürchterlichen Schmähungen befiehlt er seinen Trabanten, mit ihren Lanzenbeilen die Pforten gewaltsam einzuschlagen. Mit Jubelruf bereiten sich die Wenden zu dem willkommnen Geschäft. Ein Hieb geschieht gegen die Thüre; ... da kann das Volk sich nicht länger halten. Brausend durchbricht es seine Schranken, und obwohl größtentheils unbewaffnet oder schlecht gerüstet, decken hundert Leiber gleich einem Bollwerk den Eingang in das Gotteshaus. Von allen Seiten bedrängt und bedroht, gibt der Kanzler das Zeichen zum Gemetzel.

„Schlagt sie nieder, die Hunde!“ ruft er mit donnernder Stimme, und schon drohen blanke Klingen, schon blitzen geschwungene Hellebarten in der Luft, schon starren mörderische Spieße gegen das erbitterte Volk ... das Entsetzliche soll geschehen ... unerbittliches Würgen an geweihter Stätte beginnen, als plötzlich gleichsam mit Donnergekrach die Pfortenflügel aufspringen, und blendende Helle aus der Oeffnung strahlt!

Ueberraschend wirkt der Anblick auf die gereizten Kämpfer. Die Vertheidiger weichen betroffen, geblendet fahren die Angreifer zurück, und vor den Eingangsstufen wird eine weite Fläche leer. Der Kanzler, von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, blickt nach der Pforte hin, und kaum traut er seinen Augen: denn umgeben von der ganzen Jungfrauengemeinde, umstrahlt von zahlloser Kerzen und Fackeln Schein, umflattert von geweihten Panieren, steht Herrad, die heldenmüthige Landbergerin, im Festgewande ihrer Würde, den goldnen Hirtenstab in der Hand, auf des Klosters unentweihter Schwelle. Sie kömmt, den Wüthenden ihre eigene Brust darzubieten, um das Vergießen unschuldigen Blutes zu verhüten. Verklärt leuchten ihre Züge, und ihr edler Blick scheucht die rohen wendischen Banden in die Schranken der tiefsten Ehrfurcht zurück. Die erhabne Größe dieses Schauspiels macht ihre nimmer verjährende Herrschaft auf die Gemüther der Krieger geltend. Scheu fliegen ihre Blicke zu Boden; die mordgewohnte Waffe entsinkt der gelähmten Faust; Haupt und Knie folgen unwillkürlich, und in wenigen Augenblicken liegen vor Herrad, gleich wie vor einem Heiligenbilde, die im Staube, die noch vor Kurzem trotzig aufgerichtet Wuth und Rache schnaubten. Versteinert sizt der Kanzler zu Pferde, als er gewahrt, wie mißlich seine Sache steht. Herrad aber beginnt mit fester Stimme die Knieenden anzureden: „Was wollt ihr von mir? Hier bin ich! — spricht sie — mich befremdet jedoch die Stellung, in der ich euch vor mir sehe. Höheren, nicht mir geschehe diese Ehre. Steht auf!“

Es geschieht. Herrad fährt nach kurzer Weile fort: „Ihr seyd gekommen, um Rache auszuüben an dieser Freystätte der Unschuld. Thut es; vollstreckt euer Geschäft, aber fordert nicht, daß ich meinen Muth verläugne. Nimmer dürft ihr hoffen, die Auslieferung der bedauernswerthen Frauen in Güte zu erhalten, denn der Himmel will nicht, daß sie, in schweres Joch gebeugt, der Laune eures übermüthigen Gebieters zum Spiele dienen sollen. Nachgiebigkeit ... Schwäche ... ist meiner Seele fremd. Es bleibt euch also noch der Weg der Gewalt, und ein leichter Sieg wird euch werden. Hier sind nur schwache Weiber zu bekämpfen, aber nur über meine Leiche dringt des ersten Frevlers kecker Fuß in des Heiligthumes Innere, und unsere Schmach wird euch angerechnet werden an jenem Tage!“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

Diese Eröffnungen von Seiten eines Mannes, den ich gar nicht kannte, und die Worte, die er über den Finanzzustand hatte einfließen lassen, erregte die Furcht in mir, er möchte, meiner, der Schatzkammer geleisteten, Dienste eingedenk, mir das Finanzministerium antragen wollen. Bald blieb mir kein Zweifel darüber, als ich, mich bey dem Direktor zur Tafel einstellend, in dem Speisesaal seinen vertrauten Freund, Herrn Regnier — nach dem achtzehnten Brumaire zum Senator ernannt — ganz allein antraf. Ich war diesem Mann ehedem mehrmals in der Gesellschaft begegnet; er hatte einen gewandten Verstand, und ohne ihn genauer gekannt zu haben, machte mir sein Wiedersehen Vergnügen. Er lud mich zu einem Spaziergang in den Garten ein, lenkte das Gespräch auf eben den Gegenstand, über welchen Sieyes am Morgen gesprochen, und sagte zulezt: der jetzige Minister könne den Verfall der Finanzen nicht abwenden, das Direktorium bedürfe eines Mannes von anerkanntem Ruf und einer so bekannten Redlichkeit, daß sie das gänzlich verlorne öffentliche Zutrauen wiederherstellen könnte. Ich verstand sehr gut, wohin er wolle, that aber nicht desgleichen, und beharrte bey der Aeußerung, daß sich kein vernünftiger Mensch unter den gegenwärtigen Umständen mit einer solchen Verantwortlichkeit beladen könne.

Die Glocke, welche das Diner ankündigte, unterbrach zu meiner Zufriedenheit dieses Gespräch und ich glaubte genug gesagt zu haben, um jeder nähern Erörterung zu entgehen. Darin irrte ich mich aber; nach wenigen Tagen erhielt ich eine neue Einladung; im Luxemburg angekommen, ward ich auf eine geheimnißvolle Art über einen besondern Gang in ein, an den Sitzungssaal des Direktoriums stoßendes, Kabinet geführt. Bald darauf trat Sieyes mit sehr belebtem Gesichte herein; er mochte sich mit seinen Kollegen gestritten haben, denn er rief: „Was das

für Leute sind! — Guten Morgen, fuhr er auf mich zutretend fort, ich habe Sie gebeten, mich zu besuchen, um Ihnen zu sagen, daß Sie das Finanzministerium annehmen müssen." — „Das ist unmöglich," antwortete ich. „Und warum?" — „Weil da, wo es weder Finanzen noch Mittel, welche herbeyzuschaffen, gibt, ein Finanzminister nichts nützen kann." Ich fand den Direktorialpräsidenten viel leichter zu behandeln, als ich mir's vorgestellt hatte; er gestand ein, daß ein solcher Posten bey der Lage, in der sich die Regierung befand, und bey der Art, wie sie ihre Minister behandelte, nicht leicht angenommen werden könnte. „Wenn Sie aber den Auftrag ausschlagen, werden Sie den Kummer haben, die Wahl des Direktoriums auf einen zu diesem Amt durchaus untüchtigen Mann fallen zu sehen." Er bezeichnete Karl Lindet. „Gut, sagte ich, auch diesen noch; vielleicht trägt sich bis dahin irgend etwas zu, was es möglich macht, sich der Sache mit einiger Hoffnung glücklichen Erfolgs zu widmen — denn so, wie sie jezt steht, kann sie nicht dauern." — „Nun wohl! wir wollen warten und geduldig seyn," antwortete Sieyes, und ich verließ ihn, sehr froh über diesen Ausgang unserer Unterredung, den ich nicht so günstig für mich erwartet hatte.

Auf diese Weise gingen noch sieben Monate bis zu dem merkwürdigen achtzehnten Brumaire hin. Nach den Vorgängen, die damals stattfanden, legte ich mir selbst die Frage vor: was ich thun würde, wenn man mir das Finanzministerium nun abermals antrüge? Frankreich, sagte ich mir, liegt in den lezten Zügen; die Anarchie droht uns zu verschlingen, wenn der außerordentliche Mensch, den der Himmel mit unserer Rettung beauftragte, in seinem Unternehmen scheitert, wird sich die Zeit von Robespierre's blutiger Herrschaft erneuen. — Und scheitern muß er, wenn nicht alle Menschen, die ihm beyzustehen fähig sind, sich um ihn versammeln. Er hat sich schon als Krieger, als Gesetzgeber erwiesen; man kann von seinem Muth, von seinem Genie für die allgemeine Verwaltung alles erwarten, allein er muß Mitarbeiter haben, die, ein jeder in seinem Fach, ihm bey den Details behülflich sind, die er nicht kennen kann, und die mit den Mitteln der Ausführung vertraut sind. Ohne Zweifel ist er von Gefahren umgeben und der Erfolg ist ungewiß; allein Alles berechnet, ist es doch besser, ehrenvoll im Kampfe für sein Land zu sterben, als vertheidigungs- und ehrlos unter den Dolchen der Mörder — und diesem Schicksal würden wir, im Fall jene Horde die Oberhand behalten hätte, nicht entgangen seyn."

Mit diesen Gedanken beschäftigt, brachte ich die Nacht zu, und am nächsten Morgen erhielt ich von Sieyes, welcher den vorigen Tag vom gesetzgebenden Rath zu einem der provisorischen Konsuln ernannt worden war, die Einladung, mich zu ihm zu begeben. Ich zweifelte nicht, daß er mir seinen früheren Vorschlag wiederholen würde, und trat mit dem Entschluß, ihn anzunehmen, bey ihm ein.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Wahrscheinlich wissen die meisten Ihrer Leser, daß alle Parlamentsmitglieder, Lords sowohl als Gemeine, das Recht haben, täglich zwanzig Briefe portofrey zu empfangen, und ebenso zehn wegzuschicken, und die Peers allezeit, die Deputirten aber während der Sitzungen des Parlaments, und vierzig Tage nachher von Schuldenhaft frey sind. Sobald aber das Parlament, wie eben jezt, aufgelöst ist, hören die Rechte auf einmal auf, selbst für die Peers, bis die Wahl des ersten Deputirten dem Ministerium angekündigt ist, welches gewöhnlich schon zehn bis vierzehn Tage nach der Auflösung stattfindet. Sie können sich denken, daß während dieses Zwischenraums mancher Gläubiger besonders thätig, und mancher Schuldner in großer Verlegenheit ist. Ja man will behaupten, daß manche nur darum sich zu Parlamentsgliedern erwählen lassen, um sechs bis acht Monat lang im Jahre vor ihren Gläubigern sicher zu seyn. Vor ungefähr dreyßig Jahren noch durfte jedes Parlamentsglied so viele Briefe in einem Tage wegsenden und empfangen als ihm gefiel, er brauchte dann nichts weiter zu beobachten als seinen Namen auf ein Convert zu schreiben; und es gab Leute, die den ganzen Tag nichts anders thaten als Namen schreiben, und wo ein Parlamentsmitglied sich sehen ließ, war das Erste, daß man ihm einen Haufen Briefe zum Aufschreiben seines Namens gab. Auch konnte man damals in jedem Kaffeehause um jede Kleinigkeit frankirte Converts kaufen, und manche Kaufleute und Banquiers wurden blos um dieses Vorrechtes willen Mitglieder, und schickten jeden Abend Schubkarren voll frankirter Briefe auf die Post. Da unter diesem System nun nothwendig das Postamt leiden mußte, so wurde die Anzahl der Briefe, wie oben gemeldet, beschränkt, und das Mitglied muß nicht nur auf einen abzusendenden Brief seinen Namen, sondern auch die ganze Adresse, und das Datum der Absendung eigenhändig schreiben, und wenn es in einem Tage nicht seine volle Anzahl sendet oder empfängt, so darf es sich nicht an einem folgenden dafür entschädigen. Indessen ist auch dieses Vorrecht für ein Handelshaus noch jährlich seine 5 bis 600 Pfund werth, und verdient allein schon, daß ein Kaufmann oder Banquier ein paar Tausend daran wage, um ins Parlament zu kommen, da er hoffen darf, seinen Sitz sechs Jahre lang zu behalten; auch versichert man, daß dieser Umstand bey manchen mit in Anschlag komme.

Es ist eine allgemeine Klage in der alten und neuen Welt, daß die Rechtsgelehrten zu großen Einfluß haben. Der folgende Umstand möge zum Belege dienen, wie schwer diesen Herren beyzukommen ist. Es ereignete sich oft, daß, um Zeit zu gewinnen, oder blos aus Chicane, wenn ein Prozeß entschieden war, der Advokat der verlierenden Parthey, um ein sogenanntes Writ of error bat, das heißt, um einen Befehl, eines Irrthums im Prozesse wegen, die Entscheidung nicht stattfinden zu lassen, bis es bewiesen würde, daß ein neuer Prozeß stattfinden sollte. Nach dem damals bestehenden Gesetze konnte ein solcher Befehl nicht leicht verweigert werden, und der Gegner war genöthigt, oft mit schweren Unkosten, sich zu einem neuen Prozeß

vorzubereiten, obgleich dadurch unter fünfundzwanzig Fällen selten einmal die Sache eine andere Wendung erhielt, und der, welcher den Prozeß gewonnen hatte, blos seine Zeit und neue Unkosten verlor. Diesem Uebel abzuhelfen, ward verordnet, daß, wer um einen Writ of error anhielt, gehörige Bürgschaft leisten sollte, daß er die Sache weiter verfolgen wolle, weil er dann, im Fall einer Entscheidung gegen ihn, zum Kostenersaz der andern Parthey verurtheilt werden könnte. Nun aber halten die Advokaten nicht mehr darum an, aber sie erlangen ihren Zweck, indem ein halbes Duzend von ihnen mehrere Tage hinter einander vor dem Richter spricht, und somit nicht nur den Gegner in Verlust von Zeit und Unkosten bringt, sondern noch dazu den Richter seiner noch kostbarern Zeit beraubt.

Es ist so eben eine Uebersezung von deutschen Erzählungen in drey Bänden, mit Holzschnitten, von Cruikshank erschienen, worunter auch die Patrizier und Meister Floh; in welcher leztern der Teleskopkampf zu einem vortrefflichen Holzschnitt Veranlassung gegeben. Eine Erzählung, der blinde Passagier genannt, hat, sonderbar genug, im Englischen denselben Titel; da aber in dieser Sprache diese beyden Wörter nur in ihrer eigenen Bedeutung gebraucht werden, so muß sich der mit dem Deutschen unbekannte Leser freylich wundern, wenn er nirgends etwas von einem wirklich Blinden findet. Ob sie sonst richtig übersezt sind, habe ich keine Zeit gehabt zu untersuchen; ebensowenig als im Lorenz Stark, wovon die Uebersezung so eben herausgekommen ist.

Ein vortreffliches Werk: Memoirs of the Court of Henry VIII., von Mrs Themson, zwey dicke Octavbände, verdient Erwähnung. Es gibt uns eine klare unpartheyische Ansicht von der Geschichte und den Zeiten dieses Frauenmörders, mit kritischem Hinblick auf alle ältere und neuere Werke, welche sich auf dieselbe beziehen; und der Fleiß, womit die Verfasserin den gegenseitigen Werth und die Glaubwürdigkeit derselben erwogen zu haben scheint, verdient das höchste Lob.

Auch muß ich Ihre geehrten Leser auf ein zweytes Werk des Hrn. Frazer aufmerksam machen, von dessen Reise in Khorasan ich Ihnen Auszüge gab. Es heißt Travels and Adventures etc., d. h. Reisen und Abentheuer in den persischen Provinzen auf dem südlichen Ufer des caspischen Meeres, ein Quartband, welches eigentlich eine Fortsezung der obigen Reise ist.

Ein neues Wörterbuch der englischen Sprache, von Themson, verdient wegen der grossen Menge der etymologischen Quellen, welches es bey der geflissentlichsten Kürze und Gedrängtheit darbietet, die Beachtung des Sprachforschers; besonders beweist die Vorrede, daß die Belesenheit des Verfassers, ehemals Sekretär des Lord Hastings in Indien, nicht von gemeiner Art war.

Reynold's Memoiren kennen Sie vielleicht schon; sie sind voll herrlicher Anekdoten. Die folgende, die er von einem Amerikaner haben will, ist sehr artig: Eine indische Königin, von bedeutender Korpulenz, fand einen grossen Gefallen am öffentlichen Baden, und zwar im Angesicht ihrer getreuen Unterthanen, die vom Ufer her ihre schwarzen Reize bewunderten. Einmal, als sie sich, wie gewöhnlich, hatte in's Meer hinausrudern lassen, sprang sie in Gegenwart ihres ganzen Hofes in's Wasser, tummelte sich eine Zeit lang darin herum, und wollte eben zum Boote zurück schwimmen, als sich ein Hay blicken ließ, und sie auf dem Fuße verfolgte. Vergebens strengte sie ihre lezten Kräfte an, um das Boot zu erreichen, der Hay war ihr auf den Fersen, und wollte eben nach ihr schnappen — da faßte der Hofmarschall einen Pagen und warf ihn, wie er stand und ging, zwischen die Königin und den Hay. In einem Augenblick hatte ihn das Unthier im Rachen, aber dieser Augenblick reichte hin, um die Königin an Bord zu heben. Es läßt sich denken, daß der Hofmarschall zu den höchsten Ehrenstellen erhoben ward; und um die Familie des armen Pagen auch einigermaßen zu entschädigen, erhielt sein Bruder seine Stelle, mit der Erlaubniß, die Königin nicht zum Bade begleiten zu dürfen.

Ich habe nur noch eben Raum, Ihnen zu melden, daß gestern (den 5ten) Hr. von Weber mit Tode abgegangen ist. Noch am 26sten vorigen Monats war er bey einem Konzerte zugegen, und begleitete Miß Stephens auf dem Flügel zu einem Lied aus Moores Lallah Rook, wozu er nur erst die Melodie komponirt hatte. Er hatte diese Woche sein Benefiz in Coventgarden haben sollen, wozu er seinen Freyschüz bestimmt hat. Der Tod dieses großen Komponisten wird allgemein bedauert.

Genf, im Mai.

(Beschluß.)

Einen Aufsaz, der neulich in Ihrem Literaturblatt über Professor Genevières Schrift gegen die Mömier-Sekte stand, habe ich in's Französische übersezt, und er hat hier allen denen gefallen, die nicht von dem häßlichen Sektengeist ergriffen sind. Leider ist er hier so arg, daß man sich kaum in irgend einem Haus davor bergen kann. Sie begreifen, wie viel der gesellige Verkehr und alles Zutrauen dabey leiden! — Aber nicht nur die Mömiers treiben ihr Unwesen, auch die Katholiken fangen es an, so gering an Zahl sie auch sind.

Seit Genfs Restauration und seiner Anschliessung an die Schweiz hat sich hier kein so großer und inniger Enthusiasmus gezeigt, als der für die armen verlassenen Griechen. Der Genfer Eynard in Florenz ging darin mit trefflichem Beyspiel voran. Alle Stände folgten, Reiche, Bemittelte und Arme. Die Kinder sogar brachten ihr Spielzeug dar, um es zu verkaufen, so z. B. trug der Knabe des Banquiers Hentsch, nachdem er schon mehrere Louisd'or in der Schule gegeben, eine metallene Kanone, die ihm sehr am Herzen lag, in's Sammelbüreau, und bat mit kaum unterdrückten Thränen, sie nach Griechenland zu schicken. Viele andere Kinder brachten heimlich ihre Sparbüchsen dar. Ein großes Konzert ward gegeben, wo mehrere 50—100 Billets bezahlten, aber nur Eines benuzten, eine Lotterie von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen hiesiger Künstler brachte viel ein, ebenso ein Verein hiesiger Literatoren, Vorstellungen im Theater ꝛc. Im Ganzen muß man auch dießmal auf Genf 100,000 Franken rechnen, nachdem schon zweymal früher mehr als diese Summe nach Griechenland geschickt worden. In allen Kirchen, Straßen, und in den größern Magazinen sind Sammelbüchsen aufgestellt, wo man auch wenige Sols mit Dank empfängt. — Gleiche Mildthätigkeit zeigt sich zu Lausanne und im Kanton Waadtland überhaupt, wo jede kleine Gemeinde, jede Kirche, jede Pension, jede Gesellschaft beygesteuert hat. Selbst in den rauhen Thälern des Jura, um die Furka, und am Fuß der Gletscher regte die Mildthätigkeit ihre balsamduftenden Hände. Die Schweizer, eingedenk ihrer Geschichte, fühlen den doppelten Beruf, den Griechen zu helfen: und wenn die hohe Pforte und Ibrahim-Pascha dieß rächen wollen: so laden wir sie mit all' ihrer Macht in unsere Berge und Thäler ein. Dieß wäre das sicherste und kürzeste Mittel ihrer loszuwerden. — Der Plan, seiner Zeit eine Schweizerkolonie in Griechenland zu gründen, ging von Genf aus, und wird wahrscheinlich zu Stande kommen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 155.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. Juni 1826.

Wohl reizend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln;
Vergöttert da zu stehen vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.

Tiedge.

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Beschluß.)

Man führte mich wieder auf den geheimen Weg in dasselbe Kabinet, wo ich Sieyes vor sieben Monaten gesprochen hatte. Gleich nach meinem Eintritt eilte er, aus dem Sitzungssaal kommend, auf mich zu und rief: „Nun, vor einem halben Jahr haben Sie meinen Antrag abgeschlagen." — „Und heute nehme ich ihn an," erwiederte ich schnell. „Das sieht Ihnen ähnlich, sagte er, mir die Hand reichend; treten Sie dort ein, Sie finden den General."

Wirklich fand ich dort den Mann, der mir bis dahin nur durch seinen großen Ruf bekannt gewesen war. Er war klein, in einen grauen Ueberrock gekleidet, sehr mager, von gelber Gesichtsfarbe, mit Adlersblicken und sehr lebhaft und schnell in seinen Bewegungen. Er gab bey meinem Eintritt dem Gardekapitän einige Befehle; sobald sich dieser entfernt hatte, kam er äußerst gütig auf mich zu. „Sie haben, sagte er, lange im Finanzfach gearbeitet?" — „Seit zwanzig Jahren, General." — „Wir bedürfen Ihrer Hülfe, ich rechne darauf. Gehen Sie, Ihren Amtseid zu leisten, wir haben Eile."

Sobald dieses geschehen war, sagte er: „Der bisherige Direktorialminister soll sogleich mit Ihrer Ernennung bekannt gemacht werden, begeben Sie sich nach Verlauf von zwey Stunden in das Ministerium, um Besitz davon zu nehmen, und machen Sie uns sobald möglich einen Bericht von unserer Lage und den Mitteln, den überall stockenden Dienst wieder in Thätigkeit zu bringen. Heute Abend kommen Sie zu mir, in der Straße Delavictoire, so wollen wir über unsere Geschäfte sprechen."

Ich begab mich hinweg, um die empfangenen Befehle zu vollziehen.

Herr Gaudin, der von Napoleon zum Herzog von Gaëta ernannt ward, behielt das Finanzministerium bis zur Restauration, in den Jahren 1815, 1816, 1817, 1818 saß er in der Deputirtenkammer, 1820 ward er Gouverneur der französischen Bank, bey welcher er nach dem Schluß des kurzen Abrisses seiner Lebensumstände im Februar 1826 noch thätig zu seyn scheint.

Der Herzog von Gaëte fügt noch am Schluß des ersten Theils seiner Berichte und finanzieller Aktenstücke unter dem Titel: Note anecdotique, die Darstellung eines Zeitpunktes seiner Verwaltung hinzu, welche als charakteristischer Zug Napoleons und seines Verhältnisses zu seinen Ministern einiges Interesse hat. Er sagt zum Eingange, daß dieses Verhältniß, so weit es ihn betroffen, unerachtet einiger Beweise von Beyfall, deren er im Laufe seiner Berichterstattung erwähnt, nicht immer das genügendste gewesen sey. Dennoch, setzt er hinzu, war der Grund seines Charakters von Natur gerecht und gut. Es war, sagt er, bey dem Andrang seiner Geschäfte so schwer, daß er ununterbrochen gegen die Ränke der Hoffreunde auf seiner Hut seyn konnte. Der Werth, den er meiner Finanzverwaltung die ersten beyden Jahre beyzulegen schien,

seine mir verschiedene Male öffentlich bezeigte Zufriedenheit hatte einige Eifersucht erweckt; allein sobald ich die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte und die Geschäfte einen geregelten Gang nahmen, griff man Operationen, welche durchaus nur durch die sie übermächtig fordernden Umstände gerechtfertigt werden konnten, anfangs bescheiden, bald aber ganz bestimmt an. Ich erfuhr auch von sicherer Hand, daß man, immer mit dem Anschein mich zu schonen, bemüht war, mich bey dem ersten Konsul — der bey Männern vor allem Festigkeit liebte, — als einen, von der Natur dieser Eigenschaft beraubten Menschen darzustellen; sie behaupteten, ich gestatte den Einnehmern zu große Vortheile, ihre Verantwortlichkeit sey nicht hinlänglich strenge beleuchtet, ja sogar mein Aeußeres ward beschuldigt, die Schwäche meines Charakters zu verrathen.

Ich nahm bald wahr, daß es gelungen war, den ersten Konsul, wenn auch mir nicht ganz abwendig zu machen, doch sehr gegen mich zu erkälten. Er behandelte mich bey weitem nicht mehr mit seinem ehemaligen Wohlwollen. Dieß betrübte mich, denn ich hatte es nicht verdient, und ich beschloß, ihm schriftlich zu sagen, daß ich, wenn sein Zutrauen in mich, auf welchem allein meine Kraft in der öffentlichen Meynung beruhe, im geringsten abgenommen habe, es meine Pflicht sey, ihm zu melden, daß ich nicht mehr zu meinem Posten geschickt sey.

Dieser Schritt führte eine Erklärung zwischen uns herbey, die mir die Ueberzeugung gewährte, daß es meinen Feinden noch nicht gelungen sey, mich so vollständig, wie sie es hoffen mochten, bey ihm zu verkleinern; dennoch nahm sein Betragen gegen mich nicht wieder seinen ehemaligen Charakter an. Ich ergab mich nun darein aus einer Eigenliebe, die ich gar nicht verhehlen will, auf eine Zeit lang diesen Kaltsinn, der mir sehr weh that, stillschweigend zu ertragen.

Wir befanden uns im Jahr zehn, wo alle Spuren der revolutionären Zerrüttung verschwunden waren, und ich hoffen konnte, daß mein Bericht im Jahr eilf einen sehr günstigen Eindruck machen müsse. Ich hoffte auch, daß dieser Beyfall eine sehr vortheilhafte Wirkung auf den ersten Konsul hervorbringen würde, und schlüge dieses fehl, so blieb mir doch die Sicherheit, eine günstige Spur meiner Thätigkeit zu hinterlassen, da hingegen die Rechnungen, die ich bisher hatte ablegen müssen, die insgemein das Bild der größten Verwirrung darstellten, nur dazu hatten dienen können, meine Zurücksetzung zu rechtfertigen.

Während der Arbeit des Jahres eilf überzeugte ich mich immer mehr von der Ansicht, die ich mir über sie gemacht hatte, und überreichte sie nach ihrer Beendigung, dem Gebrauch nach vor dem Druck, dem ersten Konsul zum Durchsehen. Nach ein Paar Tagen gab er mir das Manuscript sehr kaltsinnig mit den Worten zurück: „Ich habe Ihren Rechnungsbericht gelesen; er scheint mir nicht übel; lassen Sie die für dessen Vorlesen im Staatsrath nöthigen Exemplare davon drucken.“

Am Tage, wo dieses Vorlesen stattfand, hörte der erste Konsul die drey Stunden, welche es dauerte, ohne die geringste Zerstreuung zu, wobey er Zeile für Zeile in seinem ihm vorgelegten Exemplare folgte. Keine Bemerkung unterbrach es, aber sobald es beendigt war, hörte ich ein allgemeines Beyfallsmurmeln und empfing die Glückwünsche meiner Freunde. Der erste Konsul sagte nichts, und hob die Sitzung auf. Es war Gebrauch, daß die zwey andern Konsuln nach beendigtem Staatsrath Bonaparte in seine Zimmer begleiteten, und ich schloß mich ihnen an. Er ging immer sehr schnell, und im Winter hatte er die seltsame Gewohnheit, am Kamin stehend die glühenden Brände mit dem Absatz seiner Stiefel zu zerstoßen. Sobald er in das Zimmer getreten war, that er das auch jezt, sich seinen Gedanken überlassend; nach einer Weile sagte er, ohne daran zu denken, daß ich im Zimmer seyn könnte: „Man muß gestehen, des Finanzministers Rechnungsbericht ist eine schöne Arbeit; sie erträgt die genaueste Aufmerksamkeit der Details.“ Bey diesen Worten wendete er sich um und ich sagte nicht ohne einige Bewegung: „General, das ist mein süßester Lohn und der Ersatz für vielen Kummer.“ — „Ah! Sie sind hier? — nun es freut mich, daß Sie mich gehört haben. Uebergeben Sie morgen dem Minister des Auswärtigen (Talleyrand) vierzig Exemplare, daß er sie sogleich nach England sende; — die Leute, die unsere Angelegenheiten für so verzweifelt halten, müssen doch erfahren, wie sie stehen, und wie weit wir in drey Jahren, troz des Kriegs und des Zustandes, in dem wir Frankreich fanden, gekommen sind.“

Von diesem Tage an behandelte mich Napoleon wieder, wie er es in den ersten beyden Jahren gethan hatte, und bis zum lezten Augenblick zu thun beharrte.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

Beschämt murren die rauhen Waffenmänner; da benutzt der Kanzler die Stille, um auf's Neue ihren Eifer zu entflammen. „Wie! ruft er ihnen zu, Weibergeschwätz kann Euch zu Boden schmettern? Ihr duldet es, daß euch die Gleißnerin verhöhnt? Ihr, des Herrschers Diener, schwankt in eurer Pflicht, von dieser Mummenschanz erschüttert? Ist eine Wahl zwischen dem ohnmächtigen Bannspruch eines frömmelnden Weibes und der Ungnade unsers Herrn und Kaisers? Sie lohnt euch mit glatten Worten, und ihr Zorn krümmt Euch kein Haar. Heinrich VI. zahlt mit blankem Golde, und straft mit heißem Blute! Wählt!“

Die kurze Rede, alle Triebräder des Eigennutzes in Bewegung setzend, ändert plötzlich Alles. Die kaum beschwornen Geister des Hasses und der Rachgier steigen wieder auf in den wilden Augen der Söldner. Eine Bewegung, und die gesenkten Waffen drohen wieder, und die Luft erzittert von dem Rufe: Es lebe der Kaiser! Es lebe Heinrich! Nieder mit Hohenburg. Die rasende Schaar dringt mit zerstörender Wuth gegen die Pforte. Ein Schrey des Entsetzens wird gehört, aber Herrad, in dem entscheidenden Augenblicke von Begeisterung entflammt, streckt majestätisch den Angreifern den Hirtenstab entgegen. — „Zurück!“ ruft sie mit überkräftiger Stimme. Ihre Augen blitzen, und ihre Gestalt erhebt sich in der Haltung einer Seherin. — „Zurück! wiederholt sie . . . zurück verblendeter Pöbel!“

Noch einmal gehorchen die Stürmenden, magischer Kraft nachgebend. „Rasendes Volk!“ fährt Herrad fort, und heiliger Zorn flügelt ihre Worte — „welchen Götzen rufst du an? . . . Zittre! . . . Dagon stürzt in den Staub vor der Bundeslade . . . auch des Tyrannen Tage sind gezählt . . . auch seine! . . . Er wälzt sich im lezten Kampfe. Purpur und Krone vergehen vor seinem brechenden Auge . . . jezt tritt der Todesengel zu seinem Lager . . . fürchterlich und unerbittlich . . . Umsonst des Frevlers Widerstreben . . . der strenge Bote weicht nicht . . . jezt berührt er mit dem eisigen Finger sein Herz . . . Heinrich VI. ist nicht mehr!“ —

Mit einem dumpfen Schrey weichen des Kaisers Knechte zurück, denn der Weissagenden Rede und ein Donnerschlag, der gleich himmlischer Bekräftigung durch die heitern Lüfte brüllt, feyerlich im Waldgebirg verhallend, geben der Prophezeihung eine so schauerliche Kraft, daß jede Brust von unsäglicher Angst sich bewegt fühlt.

„Darum eilt! . . . fährt in großer Bewegung Herrad fort — häuft nicht ein großes Verbrechen auf euch! Flieht! . . . zu den Füßen Philipps von Schwaben ist eure Stelle, denn er ist euer Kaiser! Hinweg! sonst trifft des Himmels Strafgericht auch euch. Jezt regiert hier noch das Leben; in Kurzem droht euch der Tod an dieser Stätte!“ —

Der Donner brüllt auf's Neue und grimmige Blitze spalten die Luft. Panischer Schrecken bemeistert sich der Gewaffneten. Vor ihnen die warnende Gestalt Herrads in überirdischer Hoheit, hinter ihnen das wuthentflammte Volk, über ihnen des erzürnten Himmels gewitterschwangere Wolken! . . . Unaufhaltsam reißt sie's dahin zur Flucht.

Lästernd läßt sich der Kanzler, als er sein Spiel verloren sieht, von dem Strome dahin reißen. Hohn und Verwünschung folgt ihnen aus dem Munde der Menge und der Himmel öffnet seine Schleußen und schüttet das furchtbarste Unwetter über sie aus. Athemlos erreichen die Flüchtlinge den Fuß des Berges; da aber auch hier der Donner der Höhen sie verfolgt, so rasten sie nicht eher, bis sie das unheilbringende Hohenburg ganz aus den Blicken verlieren, schiffen mit Lebensgefahr über den angeschwollenen Rheinstrom, und erst am jenseitigen Ufer begrüßt sie die Sonne wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Goldperlen.

Trübe Regentropfen fielen draußen in dein Lockenhaar.
Schüttle sie mir in die Hände, Perlen sind es, goldenklar.

Amor's Scheere.

Amor schleicht mit einer Scheere
Um dein Lockenhaupt verstohlen.
Nimm in Acht dich vor dem Gotte,
Denn er will das Haar dir scheeren,
Weil er sieht, daß alle Herzen
Nur in deinen Locken hängen.
Will er für ein andres Plätzchen
Auch einmal ein Herzchen haben,
Muß er es aus deinen Locken
Erst mit schwerer Mühe lösen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Demoiselle Sonntag, die gefeyerte, ist vor einigen Tagen nach Paris, um Gastrollen zu geben, abgereist, so daß jezt das Königstädter Theater, wenigstens der Kassier, wird feyern müssen. Denn jezt wird nicht mehr die wienerische Fee aus Frankreich, „sondern „die Fee in Frankreich“ aufgeführt werden; eine Tragödie für Liebhaber. Diese hatten ihrer Angebeteten einen glänzenden Abzug bereitet. Die Jüngeren kauften beym Galanteriehändler gemachte Verse, die Aelteren und Alten gemachte Blumen, mit beyden, nämlich den Versen und Blumen, ward die beliebte und geliebte Sängerin überschüttet und überworfen, so daß ihr Dank beynahe erstickt wäre. Dann fuhr die neue Armide im Triumph, von der Schaar der Getreuen begleitet, als neupatentirte Kammersängerin nach Potsdam, wo sie dem Publikum ein Konzertfest gab, und ihr ein Abschiedsfest mit Rosenkronen und anderweitigen obligaten Lieblichkeiten gegeben ward. In Treuenbriezen schieden die Treuen, oder vielmehr Ungetreuen, denn kaum war Dem. Sonntag gen Westen fortgeflogen, als Madame Neumann vom Westen her vorfuhr, und sich nun plötzlich die Abschiedsklage in Wiedersehnsjubel verwandelte. Im Triumph ward sie nach Berlin geführt. Herr Haizinger hatte dadurch ein volles Konzert, die Berliner Vergnügen, Mad. Neumann Ruhm und Freude, und in den „Wienern in Berlin, und Strudelköpfchen,“ den rauschendsten Beyfall, so daß es des „lezten Mittels“ kaum bedurft hätte. Auch Herr Wild feyert Triumphe; als Othello hat sein Spiel wie sein Gesang zur Bewunderung hingerissen, die sich bey der Darstellung des Telasko im Cortez wiederholte. Denn zum ersten Male trat die Gestalt wieder deutlich hervor; Herrn Blume's erstorbene Stimme hatte sie nicht zu verlebendigen vermocht. Telasko ist ein schönes

Mittelglied zwischen der niedergedrückten klagenden Verzagtheit Montezuma's, der still und ohne Widerstand der Gewalt eines mächtigeren Geschickes weicht, und der klaren, entschlossenen Tapferkeit Cortez, der für Montezuma dieß Geschick ist. Im ersten Akt ist Telasko der Held, der alle zum Kampfe anreizt, dessen Recitative den Klang einer widerstandleistenden muthigen Entschlossenheit ertönen lassen, und der nur schmerzlich bewegt wird, als er die liebende Schwester auf der Seite des Feindes stehn sieht. Im zweyten Akt aber hat sich Cortez zum siegenden Helden herausgearbeitet, die mächtigen, klaren Töne seines Muthes haben die Zaghaftigkeit seiner Krieger besiegt, er steht da als das siegende Geschick, das Amerika's Loos bestimmt, und Mexiko sich unterwirft. So zieht sich denn jetzt im dritten Akt durch Telasko's Recitativ und Arie der Klang einer tiefen Heldentrauer über die Vergeblichkeit seines Muthes, Montezuma's Weichheit ertönt auch hier, aber ebensosehr erhebt sich der muthige Held des ersten Aktes, und der Zusammenklang jener stillen Klage mit diesem jetzt dadurch unterdrückten, aber hiedurch glänzenden Heldenmuth weist dem Telasko seine Stelle zwischen Cortez und Montezuma an. In diesem Sinne gab Herr Wild die Rolle, so daß wir nichts zu erinnern wüßten, als daß der Künstler sich nicht verleiten lassen möchte, auch während der Arien, der Lebhaftigkeit des Spiels wegen, stets die Stellung zu ändern, und Hände, Arme und Füße zu bewegen. Denn oft geschehen die Bewegungen gegen den Rhythmus des Gesanges, und indem auf diese Weise Ohr und Auge in Widerspruch gerathen, stört der Genuß des Einen den Genuß des Andern. Ueberhaupt tritt es noch zu häufig hervor, daß Herr Wild auch Schauspieler seyn will, wie lobenswürdig sonst auch dieß seltene Bestreben seyn mag. Die Darstellung dieser Oper aber gehörte zu den vorzüglichsten des ganzen Jahres. Herr Haizinger (Alvarez) ließ zum ersten Male die Töne des frischsten, lebendigsten Muthes erklingen, welche der Stimme Herrn Stümers, des früheren Darstellers, versagt sind, und gewährte hiedurch einen neuen Genuß. Herr Bader sang seit lange nicht mit solcher Reinheit und Kraft. Sein Gesang war vollendet. Und Amazily stand ihm nicht nach, zumal in ihren stillen Klagen und ihrer innigsten leidenschaftlichsten Hingebung, deren reine Gluth durch die Töne eines unterdrückten Schmerzes gemildert sind. Im Spiel wollten unsere einheimischen Künstler mit dem Gaste wetteifern. — Die neuen Scenen des dritten Aktes gefallen vielen Freunden des Komponisten nicht, wir müssen aber gestehn, daß sie uns eine wesentliche Verbesserung scheinen, indem erst durch sie sich die Oper zu einem Ganzen rundet. Denn wenn im ersten Akt sich das mexikanische Reich mit seiner strengen, mitleidlosen Priestergewalt als die herrschende Macht bewiesen hat, deren betäubende Töne Cortez Heer entmuthigen, so daß der Held nun die ganze Kraft seiner Tapferkeit aufzubieten hat, um diese Feigheit zu überwinden, und dadurch als das siegende Geschick der Gewalt jenes Priesters gegenüberzutreten vermag, so vollendet sich das Tongemälde erst dadurch, wenn sich nun auch die Macht des Priesters unmittelbar der Tapferkeit und dem Muthe des Helden entgegenstellt. Dieß geschieht in dem Terzett (Scene vier), als Moralez den Bericht bringt, daß Alvarez doch solle geopfert werden. Amazily bietet in den innigsten, und zugleich schmerzlichsten, hingebendsten Tönen dem Geliebten an durch ihren Tod seinen Bruder zu retten, Moralez ruft ihm in's Ohr; die Stunde des Opfers nahe, alles stürmt auf Cortez ein, sein Muth ist geschwächt, und vermag sich nicht wieder zu der glänzenden Klarheit des zweyten Aktes zu erheben. Die ganze Scene ist vortrefflich gearbeitet, und gehört zu den gelungensten der Oper, denn die Ineinanderarbeitung des fröhlichen Kriegerchor's mit dem Unglücklichen des Moralez und dem schmerzlichen Hingeben Amazily's und Cortez betäubtem Muthe ist von höchst dramatischer Wirkung. Dergleichen Effekte gelingen unserem Komponisten ganz besonders, schade nur, daß er immer Effekt auf Effekt häuft und dadurch den Effekt verfehlt. Rembrandt läßt nur einen Lichtblick über seine Gestalten hinfliegen, Terburg hat nur immer ein Atlasgewand, beyde machen immer Effekt; in so weit der Effekt Effekt machen kann.

Von älteren Lustspielen sind die Shakspear'schen „lustigen Weiber von Windsor“ zum ersten Mal dem Gelächter des Publikums preisgegeben, aber so durchgehends ist die Prellerey der Charakter dieses Nachmittagslaunenstücks des großen Britten, daß dießmal Bearbeiter, Schauspieler und Publikum geprellt sind. Das Unternehmen ist im Ganzen mißrathen, und mit Recht. Denn für die Gelehrten, die Freunde und nahen Bekannten des Dichters bleibt eine Darstellung, wie wir sie hier sahen, nothwendig leer, kalt, todt und frostig, die vertrautesten Gestalten werden fremd, und das Publikum, dem sie fremd sind, kann damit nicht vertraut werden. Wie ergötzlich auch für sich diese allgemeine Prellerey seyn mag, der keine dieser Gestalten entgeht, so ist doch gerade diese Prellerey so sehr die Hauptsache, daß dadurch die einzelnen Gestalten jede für sich nur schwach bedacht sind, und für uns alle Bestimmtheit und Lebendigkeit verlieren, da eben ihre Bestimmtheit und Lebendigkeit nur in der lokalen Farbe, den Wortspielen, den Zeitanklängen und anderen Partikularitäten bestehn, die uns auf keine Weise zu interessiren vermögen. Wir sind in Windsor nicht zu Hause; wir kennen weder das Feld bey Frogmore, noch die Bleiche bey der Themse, wo der Waschkorb mit seinem ritterlichen Inhalt soll in's Wasser geworfen werden; die Sage des Jägers Herne und seine Eiche sind uns unbekannt; wo sich der Engländer heimisch fühlte, fühlen wir uns fremd und unbehaglich, da eben die Lokalität eine Hauptseite des Stückes ausmacht. Ohne diese Bestimmtheit sind die Gestalten für uns kahl. Der Walisische Priester mit seinen gelehrten Anmerkungen und seiner Käseliebe und all den Lieblingsweisen und Provinzialismen geht uns ganz verloren, und der französische Doktor interessirt den Engländer auf ganz andere Weise als den Deutschen. Auch der eifersüchtige Ehemann Ford ist leer, und vermag kein Interesse einzuflößen. Wenn solche Gestalten, solche Interessen neu sind, wie zu Zeiten des Dichters, interessiren und ergötzen sie schon für sich auch ohne breitere und tiefere Ausführung, für uns aber ist der Witz mit den Hörnern schon so verbraucht, leer und frostig, daß uns die stete Wiederholung dieser Anspielung statt zum Lachen nur zum Gähnen reitzen kann. Am schlimmsten aber ist es mit den schon aus den beyden Theilen des 4ten der bekannten Gestalten Falstaffs, Bardolphs, Pistols, Nyms, Shallows. Denn einerseits setzt unser Stück die genaue Bekanntschaft mit ihnen voraus, und anderseits ist aber gerade diese genaue Bekanntschaft das Störende, denn in Gesellschaft dieser lustigen Weiber sind jene Herren der Komik nur noch Schatten ihrer früheren Heldengröße. Dieß ist aber auch der Sinn des ganzen Stücks. Denn mit der Thronbesteigung jenes liebenswürdigsten Prinzen, der in die Heldengestalt seines Vaters und in die leichtsinnige Ueppigkeit Richard des zweyten auseinanderfällt, und beyde doch so vortrefflich in sich vereinigt, indem er um seinen Leichtsinn weiß, und diese Thorheit zum Scherz und zum Spiel eines müßigen Heldenherzens herabsetzt, — mit der Thronbesteigung dieses Prinzen ist Falstaff von seinem Thron gefallen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Juli 1826.

Die Eule sinnt,
Was Sonn' ist zu ergründen, und ist blind.

Herder.

Die Meneen.

Es ist sehr betrübt, daß sich die gebildeten Stände so wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntschaft mit demselben ist so groß, daß nur wenige Leser des Morgenblattes wissen dürften, was Meneen bedeute, und daß die meisten glauben möchten, es werde ihnen unter dieser Ueberschrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja manche werden vielleicht, selbst nachdem sie diese gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, sie hätten einen Roman gelesen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit schelten, dürfen wir uns über diese Ungewißheit wundern? Nein. Es ist nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten so ungelehrig sind. Die deutsche Gelehrsamkeit hat eine Sprache, die sehr unverständlich ist, und die verständlich zu machen, man sich so wenig bemüht. Die Werke aller todten und lebenden Sprachen werden übersezt, aber eine Uebersetzung aus dem Deutschen in's Deutliche suchen wir vergebens. Ich trete mit einem ersten Versuche hierin schüchtern hervor und ich bitte um Nachsicht. Ich will die Leser des Morgenblattes mit einer Abhandlung über den Mond in einer getreuen Uebersetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erstaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfasser ist der Herr Professor Franz von Paula Gruithuisen in München, und sie stand vor einiger Zeit in Nasse's Zeitschrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond in eine Zeitschrift für die Anthropologie gerathen; doch er lese sie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müssen, daß Herr Gruithuisen in München einen merkwürdigen Beytrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung ist bezeichnet: „Philosophische Reflexionen über die naturgesetzlichen Mutabilitätsverhältnisse verständiger Wesen auf dem Monde.“ Das heißt: Philosophische Betrachtungen über die verständigen Wesen auf dem Monde, und wie sie nach den Naturgesetzen waren, sind und seyn werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich bemerken, daß ich die Ansichten des gelehrten Herrn Verfassers nicht immer theile. Ich darf mir schmeicheln, mit dem Monde gut bekannt zu seyn, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmüthigem Erstaunen betrachtet, ich habe Manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuisen entgangen, ich habe Manches anders gesehen als er. Indem ich daher ihm für seine vielen wichtigen und neuen Entdeckungen die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freyheit nehmen, ihn in einigen Punkten zu berichtigen oder zu ergänzen. Doch werde ich dieses immer mit gehöriger Bescheidenheit thun, und ich werde ein nachahmungswürdiges Beyspiel von derjenigen Artigkeit aufstellen, die deutsche Gelehrte immer gegen einander beobachten sollten.

Herr von Gruithuisen beginnt mit den Worten: „Was ich hier vorzutragen Willens bin, ist eine Reihe von Mög-

lichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht.“ Die europäischen Gelehrten mögen diese herrlichen Worte lesen und wieder lesen, und sich schämen und wieder schämen. Während sie so oft ihre Träumereyen für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären. — Was thut Herr von Gruithuisen? Gerade das Gegentheil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltene Bescheidenheit und die zu bewundern wäre, würde sie nicht von der größeren, welche folgt, überboten und verdunkelt. Herr von Gruithuisen bemerkt nämlich ferner: So gewiß er auch seiner Sache sey, denn er habe sein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforscht und Versuche angestellt, so hoffe er doch nur Solchen seine Ueberzeugung mitzutheilen, die mit ihm gleiche Gesinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuisen theilt also nicht die kecke Zuversicht anderer Schriftsteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leser zu ihrer Meynung herüberzuführen; er weiß vielmehr, daß er dieses nicht vermag, und daß er nur solchen Lesern seine Gesinnung einflößen werde, welche diese Gesinnung schon früher gehabt. Aber auf diese Gleichgesinnten baut Herr von Gruithuisen fest; für diese, sagt er, werde seine Mondgeschichte, mit der von Moses vorgetragenen Genesis, gleichen Werth haben. Zwar weiche er in mehreren Punkten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeschichte weiter zurückgehe, von Moses ab, doch in andern Punkten stimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moses, den Lesern keine Langweile zu machen, sich wie Moses kurz fassen.

Welches war der Urstand der Natur im Allgemeinen, und der des Mondes im Besondern? Die Frage ist etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter; löscht sie die alten Handschriften der Schöpfung aus, um neue Worte darüber zu schreiben — so ahmen die Gelehrten den Bibliothekar May in Rom nach: sie kratzen die neuen Handschriften wieder ab, um die alten verloschenen darunter zu lesen. Herr von Gruithuisen sagt: die Entstehung eines großen, unorganischen Körpers werde nur dadurch möglich, daß er durch Ansammlung von außen sich bilde. Es habe sich den Naturforschern unserer Zeit mit einer eisernen Gewalt die Ansicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper die Ergebniß eines Niederschlags aus dem Aether seyen, und daß man sich den Akt dieser Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweise die neue Lehre vom Sonnenstaube und die ältere von dem Meteormesser als kosmische Körper. Wir wollen uns von keiner eisernen Gewalt abschrecken lassen, sondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, so stimme ich mit den Herren Naturforschern nicht darin überein, daß die großen unorganischen Körper durch Ansetzung von außen entstünden. Nicht etwa als leugnete ich den Niederschlag aus dem Aether — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganischen Körper diesem Niederschlage ihr Daseyn zu verdanken haben; ich sehe und erkenne nirgends in der Natur unorganische Körper. Der Mensch nennt diejenigen Wesen unorganisch, die zu weit unter oder zu hoch über ihm stehen, zu welchen er mit seinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen, oder nicht hinaufreichen kann. Aber Alles ist belebt, Alles lebt. Sonne, Mond und Sterne sind Thiere wie wir; die Erde ist auch eins. Das zeigen ihre organischen und sentimentalen Verrichtungen, ihr Einsaugen und Ausscheiden, Ebbe und Flut, Elektricität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten sogar. Es ist nur ein aristokratischer Stolz, der dem Menschen den Wahn einflößt, er sey der Herr der Schöpfung und die Erde seine Wohnung. Der Mensch ist nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen, mag er ihr edelstes Organ, das Gehirn des Erdkörpers seyn. Einiges spricht für diese Vermuthung. Wenn wir Menschen aufrichtig seyn wollen, müssen wir gestehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geschöpfen die verrücktesten sind — Beweis, daß wir den Verstand vorstellen. Wir sind der Verstand und haben ihn für den Erdkörper. Wollen wir uns auch erbitten lassen, und aus Gutmüthigkeit zugeben, daß der Mensch nicht blos ein Organ des Erdkörpers, sondern ein selbstständiges Wesen sey, so können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß sich der Mensch für das vollkommenste Geschöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung, aber der Himmel steht zu hoch über der Erde, der Mensch steht vom Engel gar zu weit ab — es muß Zwischengeschöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er seinem Herrn folgt, er glaubt mit Freyheit zu handeln. So ergeht es dem Menschen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenschaften, Grundsätze nennt, das sind seine Herren, welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir sehen einen Menschen ertrinken, aber wir sehen nicht, daß er ertränkt worden, wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organischen Körper erklären, geschieht dem Niederschlage aus dem Aether durchaus kein Abbruch. Dieser Niederschlag ist die Nahrung der Erde, die von dieser assimilirt und so zu Ernährung wird. Aber die Erde wächst von innen heraus, wie ein Thier. Auch auf den Menschen sehen wir Luft, Wasser, Wein Brod, Ochsenzungen und Rebhühner niederschlagen, und wir sagen darum doch nicht, er sey ein unorganischer Körper, der von außen anwachse, sondern wir nennen jene gutgemeynten Niederschläge und den freundlichen Empfang derselben essen und trinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Herrad von Landsperg.

(Beschluß.)

7.

Auch auf Hohenburg schien die Sonne, aber sie beleuchtete Herrads Krankenlager. Die Begebenheit des Tages hatte ihre Kräfte zu sehr erschöpft, und leise fühlte sie sich an Odilia's Verheißung gemahnt. Doch nur Edelinden von Landsperg, ihrer geliebten Verwandten und künftigen Nachfolgerin, vertraute sie ihr Geheimniß, und daß sie bald hinübergehen werde, wo keine Trennung mehr ist. Ihr heißer Wunsch wurde jedoch nicht so schnell erfüllt, als sie es gehofft. Bey zunehmender Entkräftung verlebte sie noch Wochen auf dem Siechbette. Edelinde, die Königin Sybille und Jukunda waren ihre eifrigsten Wärterinnen, und in ihrer Sorgfalt erntete die edle Herrad schon hienieden den Lohn ihrer hohen Tugend.

Die Zeit hatte sich indessen geändert. Heinrich VI. war zu der Stunde, in der Herrad seinen Tod verkündigte, verschieden, Philipp von Schwaben an seinen Platz getreten. Viele Kerker sprangen auf, und auch Sybille mit den Ihrigen erhielt auf Verwendung des päpstlichen Stuhls ihren Freybrief. Edelinde sandte Boten an den Grafen von Brienne, und ungesäumt erschien Walter mit seiner Gattin an dem Sterbelager der Wohlthäterin. Mit himmlischem Lächeln empfing sie das Paar, dem sie das höchste Erdenglück bereiten durfte, und überreichte ihnen mit der lezten Anstrengung das Pergament, das die Fesseln der Unschuldigen brach.

„Dieß mein Vermächtniß — lispelte sie — ich habe gethan, was ich gekonnt. Dem Himmel befehle ich fürder eure Wege. Mein Gang auf Erden ist zu Ende . . . mich ruft es hinauf, wo die Seligkeit meiner wartet. Keine Thränen, meine Lieben; . . . hier kniet deine Mutter, Constantia. Richte sie auf in ihrem Schmerz. Ich gehe ja zu meinem Glücke, und ist es mir vergönnt, so werden die Augen einer zweyten Mutter herniederschauen aus den Wolken auf eure Bahn durch's Leben, und freundlich, sehnsüchtig werden sie herniederschauen, bis wir uns dort wiedersehen. Lebt wohl . . . beneidet mich!“ . . .

Es waren ihre lezten Worte zu Constantien und ihren Lieben. Das Abendroth verklärte ihre erstarrten Züge. Vorgefühl ewiger Freude lag deutlich in denselben. Ihr Auge war noch nicht gebrochen, und sah hell und sehnend hinauf in Herrads Vaterland, als beneide es der ahnenden Seele Glück, die endlich nach vielem Umherirren den Pfad wiedergefunden hatte zur süßen, langentbehrten Heimath!

Anekdote.

Es ist ein Gebrauch zu Pera, der bekannten Vorstadt von Konstantinopel, wenn die Frau eines Papa (Priesters) nach dem Tode ihres Mannes erklärt, daß sie unverehlicht bleiben wolle, dem Leichnam die Ehre zu bezeigen, ihn sitzend zu Grabe zu tragen. Einer dieser Priester, welcher eine äußerst liebenswürdige Frau besaß, und das vollkommenste eheliche Glück genoß, starb plötzlich am Schlagflusse, und sollte, der morgenländischen Gewohnheit nach, schon nach ein paar Stunden begraben werden. Als man die Frau fragte, ob sie sich entschließen wolle, ihre Tage im ehelosen Stande zuzubringen, weigerte sie sich ein solches Versprechen zu geben, und der gute Mann wurde auf gewöhnliche Art der stillen Behausung zugetragen, die seine lezte seyn sollte. Auf dem Wege dahin aber kam er zum Leben zurück, und bewies bey seiner Rückkehr seiner erschrockenen Frau durch eine tüchtige Tracht Schläge die Nothwendigkeit, einem Ehemanne auch noch nach dem Tode treu zu bleiben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Junl.

(Beschluß.)

Nachdem der Held nur Held geworden ist, sinkt der prahlerische Heldenmuth der Feigheit in Nichts zusammen; wenn der Prinz nicht mehr stiehlt, und das Erworbene lustig verthut, wird der Stehlende nur ein gemeiner Dieb, und der eigentliche Humor flieht ihn. Indem dem Falstaff die Folie seines Heinz fehlt, ist er eine, zwar noch lächerliche, aber leere Gestalt, und es bleibt nichts übrig als ihn lächerlich zu machen. Dieß, daß er nur das Mittel wird zum Gelächter für andere, ist das Trauerspiel Falstaffs, sein Zugrundegehn an seiner eigenen Nichtigkeit. Kann er noch mit seinem Muthe großthun? Der Held hat ihn verabschiedet. Kann er noch lieben? Sein Dortchen ist dahin. Alle diese Zustände liegen hinter ihm, und die leeren Schatten dieses seines früheren Reichthums, Pistol, diesen phantastischen feigen Prahler und Großsprecher, diesen Löwenrachen mit einem Mauseschwanz, Nym den Korporal, der vom Humor nichts hat als das Wort „Humor,“ diese seine Diener, die Schatten seines Ich, muß Falstaff verabschieden, und nur Bardolphe, dieses Kelchglas, diese Sektflasche, bleibt um ihn als Kellner des Wirths zum Hosenbande. Der lezte Heldenstreich Falstaffs ist eine bloße Geldprellerey, aber gerade weil er so leer, so nichtig geworden ist, wird er der Gegenstand der Prellerey; über ihn soll gelacht werden, und dieser Hauptzweck verbreitet sich nun auch über alle andern Gestalten. Diese gehören alle der Familie und ihren Verhältnissen an, denn der Staat und seine Angelegenheiten sind der Boden nicht mehr, auf welchem Falstaff sich bewegen kann; aber schon dadurch verliert seine Gestalt an Wichtigkeit, Lebendigkeit und Ergötzlichkeit. So ist denn auch das

lezte Mittel, dessen Falstaff sich bedient, aus seinem jezigen Kreise genommen: er stellt sich verliebt, um Geld zu erhalten. Aber die lustigen Weiber prellen ihn auf die köstlichste Weise, auf wahrhaft Shakspearsche, denn Falstaff wird ganz und gar durch sich selber lächerlich gemacht. Zunächst durch seine Körperlichkeit; sie packen den Unglücklichen in einen Waschkorb, und lassen den Bratenden in die Themse werfen. Die eigene Beschreibung, die Falstaff davon macht, ist das Prachtvollste, was je zum Lachen gereizt hat. Dann fassen sie ihn an dem Aberglauben seiner Gottlosigkeit; als alte Hexe verkleidet, wird er durchgeprügelt, und zulezt wird ihm sein eigener Plan durch und durch verdreht, und in's Gegentheil herumgekehrt: er wollte zum Hahnrey machen und um Geld betrügen; jezt hat er selber die Hörner auf und soll zahlen. Mit dem Spaß dieser Prellerey sind die übrigen Situationen eng verbunden. Sie haben alle die Familien zum Boden, deren Gegenstände schon früher einzeln Gegenstand des Shakspearschen Lustspiels gewesen waren, doch jezt in ihrer Gesammtheit auftreten, aber nur überhaupt als komische Situationen, aller Poesie entnommen, ganz einfach schmucklos, unausgeführt, aber in meisterhafter Vollständigkeit. Wir sehn den eifersüchtigen horntollen Ford, der glaubt, es sollen ihm Hörner aufgesezt werden, den dummen Liebhaber Slender, dessen Oheim für ihn beym Vater Page wirbt, den Doktor Cajus, für den die Mutter stimmt, und die Tochter, die sich ihren eigenen Geliebten Fenton wählt. Einer betrügt den Andern, alle haben in ihren Zwecken eine Seite der Haltungslosigkeit, und bedienen sich verkehrter Mittel, wodurch ihre Prellerey auf sie zurückprallt. Auch die ritterliche Tapferkeit des Doktors, da er lezlich die Geliebte doch nicht zum Preis erhält, wird genarrt, aber den närrenden Wirth zum Hosenbande sehn wir wiedergenarrt. Keiner geht leer aus als die Liebenden, denn Fenton ist ein alter Gefährte des „wilden Prinzen,“ obgleich seine Gestalt die leerste ist. Denn er soll nicht geprellt werden, und das sämmtliche Sichvernichten aller einzelnen Zwecke ist hier der Gegenstand. So sind die Weiber von Windsor das eigentlichste Lustspiel, aber für uns zu situationsvoll und inhaltsleer, da wir im bestimmten Inhalt der Situationen nicht können heimisch werden.

Was die Darstellung anbetrifft, so ist vor allem über die lustigen Weiber selber zu klagen. Denn solche triste Lustigkeit, solche philisterhafte Trockenheit, solche Pedanterie und launische Launelosigkeit hat sich wohl noch nie den Weiberrock dieser Heldinnen von Windsor angezogen. Dadurch ist einem gleich von Anfang an aller Spaß vergellt. Wäre nicht der französische Doktor (Herr Beschort), so könnte man sagen, keine Rolle wäre richtig aufgefaßt und vortrefflich ausgeführt. Aber dieser Doktor ward auch mit Vollendung gegeben, in Tracht, Geberden, Ton der Stimme, Bewegung; diese Leichtigkeit, Beweglichkeit des Geistes und Körpers, diese Courtoisie und Tapferkeit, bey der steten Unbehülflichkeit sich auszudrücken und verständlich zu machen, geben das ergözlichste Bild eines Franzosen in England. Dem Falstaff fehlt zu seiner „feisten Schlingelhaftigkeit“ der Sir John, der stete Schein von Vornehmheit, Ritterlichkeit, Courtoisie ꝛc. Er muß sich behaben wie ein Hoffmann, denn nur erst dadurch, indem ihn seine Feistigkeit des Leibes und der Seele überall hindert, indem sein Thun seiner Geberde immer widerspricht, und er so schon stets an sich selbst die Verkehrtheit ist, stets das Mittel zu seinem Zwecke zu verfehlen, wird er wahrhaft komisch. Ein feister Schlingel, nur als feister Schlingel ist nichts als eine ganz ordinäre Gestalt. Falstaff muß eine Seite haben, die ihn mit dem Prinzen in Gemeinschaft bringen konnte. Don Quixote wird nur durch die Ernsthaftigkeit komisch, mit welcher er die Mühle für eine Burg ansieht. Diese Seite fehlt Herrn Devrient ganz, und in allen Scenen, wo sie hervortreten muß, trat daher das Komische des Falstaff zurück. Vortrefflich dagegen stellt Herr Devrient den Zug der Trauer im Falstaff dar, der Verzagtheit, Gebeugtheit, da über ihn das Schicksal seiner Nichtigkeit hereinbricht. — Die Selbstironie, deren Mangel Herrn Devrient vorgeworfen ist, muß hier fortfallen, oder nur hin und wieder beyherspielen: wenn über ihn gelacht werden soll, darf er nicht selber über sich lachen. Es verlöre durchaus an Komik, wenn er in der Erzählung seines Wasserbades in der Themse schon so weit wäre, in sich selber darüber in Jubel zu seyn; das Lächerliche besteht gerade darin, daß er wider Willen gezwungen wird, den Fall so zu erzählen, daß er darüber muß ausgelacht werden. Er muß die Prügel wirklich fühlen, die auf seinen Rücken ein Regenbogenspiel getrieben haben. Wenn er dagegen bey Frau Ford ist, und statt zu courtoisiren, nur den feisten und nicht den feisten Ritter gibt, so fehlt wieder alles Komische. Es ist dasselbe, wie wenn Mercutio in Julie und Romeo nur über die Ehrenritter lacht, ohne sich selbst wie sie zu benehmen. — Nym, Pistol und der Walliser waren unter aller Kritik; der Wirth zum Hosenbande muß keine phantastische Karikatur, und Slender (Schmächtig) weder ein dummer märkischer Bauernjunge, noch voll mondsüchtiger Sentimentalität seyn.

Der Bearbeiter, Herr Wilibald Alexis, scheint die Dippold'sche Uebersezung mit wenigen Veränderungen zu Grunde gelegt zu haben. Auch scheint es uns, als sey aus diesem Stücke, das er vor allem liebt, seine Theorie der lumpigen Charaktere hervorgegangen. Doch dann hat er vergessen, was für ein Unterschied zwischen einem Charakter ist, der in seinem Zweck eine Seite der Nichtigkeit hat, und um diesen Zweck zu vollführen, ein falsches Mittel wählt, und einem Charakter, der als edel auftritt, und sich in Nichts auflöst. Der Unterschied zwischen Lumpen und komischen Figuren zeigt sich am besten im Unterschied der lustigen Weiber und des Prinzen von Pisa.

Auflösung des Räthsels in Nr. 150.

Steckenpferd.

Mehr Räthsel als Charade.

Zwey schlichte abgekürzte Namen,
— Vornamen nur, zwar vielbekannt.
Apostel trugen sie, und Kön'ge, Kaiser — Damen
Von großem Rang und Ruf sind selbst durch sie gekannt;
Doch viel vom Dienervolk noch mehr.
Zwey solche Namen machten einen Dichter,
— O nie vergeßt den seltnen Geist! — noch eh'r
Vorm Namen seines Stamms berühmt, der auch ein schlichter
Doch würd'ger Name war. Im deutschen Vaterland,
Wie mancher, der einst lang den lezten nicht gekannt,
Hat mit Entzücken doch die Ersten oft genannt.

— 𝔳 —

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 20. u. Monatsreg. Juni.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. Juli 1826.

Trink und iß,
Gott nicht vergiß;
Bewahr dein' Ehr;
Dir wird nicht mehr
Von all deiner Hab,
Als bloß ein Tuch in's Grab.
Altdeutscher Spruch.

Ein neues A, B, C, nach altdeutscher Art.

A. Am Anfang einer jeden Sach',
Denk' ihrem Ende reiflich nach.
Vernunft der sichre Grundstein sey,
Doch aber Glaube auch dabey.

B. Beugt oft die Last des Lebens dich,
Dein Aug' erheb zum Himmel sich,
Des reinen Herzens stilles Flehn,
Und seine Thrän' hat Gott gesehn.

C. Ceremonien leerer Schall
Verfliegt wie Spreu im weiten All.
Ein tief gefühltes herzlich's Wort,
Das lebt in gleichen Herzen fort.

D. Dieß Leben — wie Chamäleon,
Entzückt begonnen, schon entflohn.
Wer treu benuzt den schnellen Flug,
Wenn kurz auch, lebt er doch genug.

E. Eins lerne: recht dich selbst zu schaun,
Auf deine Kraft allein vertraun;
Schaust du nur klar in dich hinein,
Wird dir die Welt verklärter seyn.

F. Fühl' fröhlich, wie von Gottes Hand
Sich manches Trübe hat gewandt,
So wie aus Nacht der Morgen kehrt,
Gibt Gott dir oft, was du begehrt.

G. Glück wohnt in eigner tiefer Brust,
Wie Mancher ist sich's nicht bewußt:
Wer's außen suchet irr und bang,
Thut manchen bittern, leeren Gang.

H. Halt still, wenn Gottes Hand dich beugt,
Geduld macht größte Qualen leicht,
Geduld geprüft in Einer Stund',
Macht erst die größten Kräfte kund.

J. In allen sieh der Kräfte Geist,
Der aus dem Staub zur Sonne kreis't.
Ein steter Fortschritt, ew'ge Kraft,
Die aus Vernichtung Leben schafft.

K. Klug sind die Kinder dieser Welt,
Ein Glück, das steigend wieder fällt;
Einfach und edel, fromm und rein,
So müssen Gottes Kinder seyn.

L. Lust sey dir, tüchtig das zu seyn,
Was dir dein eigner Geist giebt ein.
Ein fremdes Werk nur halb geräth,
Hat oft den besten Kopf verdreht.

M. Müh' ist der Freude goldnes Thor,
Durch dieses trittst du siegreich vor.
Freud' ohne Müh', Blüth' ohne Frucht;
Wer mühevoll, hat recht gesucht.

N. Nimm! ist des Schöpfers Segensspruch,
In seiner Schöpfung weitem Buch;
Gib! ruft die eigne Kraft in dir,
Empfangen werde geben hier.

O. Ohn' Eines Werkes stillem Seyn,
Vergeh' kein Tag, sey's noch so klein.
Zum Segen wird dir's jeden Tag,
Das dich veredeln, trösten mag.

P. Prophet wer rück- und vorwärts schaut,
Und dieses auf das Erste baut,
Ihm ordnet sich der Gang der Welt,
Der sich verworren dargestellt.

Q. Qual nähre nicht! ermanne dich!
Kraft folgt dem Entschluß sicherlich.
Qual gibt des Menschen harte Hand,
Gott hat im Schmerz auch Trost gesandt.

R. Reiß dich von Eitelkeiten los! —
Einfalt, Natur macht stark und groß.
Hier strahlt das Licht: Religion! —
Sie führt dich zu des Vaters Thron.

S. Säum' nimmer, wo zu handeln ist;
Der Tropfen schnell zum Strome fließt.
Wie Perlen sich zu Perlen reih'n,
Soll That auf That gedränget seyn.

T. Tief ruht der Weisheit goldner Kern,
Gleichwie ein nachtumhüllter Stern,
Schrick nicht zurück vor Finsterniß,
Wer recht ihn sucht, find't ihn gewiß.

U. Unglücklich der, wer niemand liebt,
Sich Kält' und Ehrgeiz nur ergiebt.
Er wird sich nie des Lebens freun,
In Freud' und Schmerz steht er allein.

V. Vergieb, selbst wenn der Freund dich schmäht,
Du stehest doppelt dann erhöht.
Wer sich und seinen Schmerz besiegt,
Wohl keiner Erdenmacht erliegt.

W. Die Wahrheit sey dir Lebensschild,
Sie macht das Leben leicht und mild.
Vor ihrem Strahlen-Angesicht,
Besteht der feige Lügner nicht.

X. X wandle nie zu einem U,
Das Rechte nur erkenn' und thu'.
Ein frommer, einfach-edler Sinn,
Schreibt so auch seine Thaten hin.

Y. Ysop so klein, die Ceder groß,
Ein jedes blüht in Gottes Schooß.
Sey's wo es sey; da wo es steht,
Für ew'ge Früchte ist's gesäet.

Z. Zum Ende eilet jedes Ding,
Doch jener höhern Kräfte Ring,
Schlingt Leben sich zum Leben ein —
D'rum gib auch dich veredelt d'rein.

Die Meneen.

(Fortsetzung.)

Was die neue Lehre vom Sonnenstaube betrifft, so war diese Lehre auch mir ganz neu, und indem ich mich dieses Zuwachses meiner Kenntnisse freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht, nur wenige Tage früher, diese Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erst in der vorigen Woche schalt ich mein Stubenmädchen aus, weil sie zum hundertsten Male übertreten, was ich ihr schon hundert Mal befohlen, nämlich: das Fenster zu öffnen, so oft sie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hause und roch den Staub, ich schmeckte ihn dick auf der Zunge, ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenster sey offen gewesen, und sie sähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub, hell von der Sonne beschienen; sie verstummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der besonnte Staub war nichts als Sonnenstaub, ein Niederschlag aus dem Aether, und die kosmischen Körperchen hätten doch unmöglich in das Zimmer kommen können, wäre das Fenster nicht geöffnet gewesen.

Es sind aber nicht blos solche kleine leichte Körperchen, welche die Erde zart bepudern, sondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derselben fallen auf die Erde herab. So sind, wie Herr von Gruithuisen behauptet, einst die Inseln Ceylon, Neu-Holland, Neu-Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß sagen, das ist ein harter Niederschlag, das ist eine sehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es ist doch gewiß sehr traurig, wenn wir nicht mehr spazieren gehen können, ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was soll uns dagegen schützen? Erfinde einer Böhmen-Schirme! Da hält kein Taffet und kein Fischbein Stich. Zwar sagt Herr von Gruithuisen, die Sache wäre nicht so gefährlich, wie sie aussehe. Nicht blos die Geschöpfe jener aus der Luft gestürzten Weltkörper blieben beym Leben, sondern auch die Erdbewohner solcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften sie nicht so unglücklich oder so ungeschickt seyn, gerade in die Versenkungsstufen zu gerathen. Herr von Gruithuisen, wie man sieht, spottet unserer Angst. Nicht jeder ist ein Seiltänzer oder Springer, und welcher Springer ist flink genug, einer Insel Ceylon, einem breiten Neu-Holland mit seinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen, mit seinen derben Gebirgsknochen auszuweichen? Herr von Gruithuisen hätte wahrlich besser gethan, seine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Ist das nicht ein unverzeihlich grausamer Scherz, wenn er uns tröstet: nach einem solchen Länderregen würde jeder Mensch fortdauern, „sofern er nicht überhaupt in der Katastrophe selbst den Tod gefunden?“ Ein schöner Trost, wenn mir einer sagt: du wirst beym Leben bleiben, wenn du nicht stirbst. Herr von Gruithuisen behauptet ferner: „Nur die reinweißen Menschen sind Ureinwohner der Erde; Alles, was um den Aequator und den Wendekreisen wohnt, ist der Erde fremdartig.“ Welch ein Glück für Herrn Villele, daß die französischen Gelehrten dieses nicht wissen! Eben jezt wird dieser Minister wegen der Emancipation von Haiti in der Deputirtenkammer auf's heftigste bestritten; Alles wird hervorgesucht, diese Maßregel als verderblich darzustellen, aber auf den schlagendsten Einspruch ist keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haiter keine Menschen, sondern ein Niederschlag aus dem Aether seyen.

Wo kommen die Menschen her? Wo ist ihr Vaterland? Ach, die Unglücklichen! Sie haben kein Vaterland, sie haben nur ein Vaterwasser. Die Menschen stammen aus dem Meere, sie und alle Landthiere sind einst Seethiere gewesen, und sind erst nach und nach trocken geworden. Warmes Blut und warme Schmerzen, das ist alles, was wir gewonnen nach so vielen, vielen Jahrtausenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menschen herkommen, sagt man ihnen, sie kämen aus den Brunnen, oder der Storch bringe sie. Die Kinder sind glücklich: sie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachsenen aber reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Gibt es etwas Betrübteres, als die Vorstellung: die Menschheit sey mit Salzwasser statt Ammenmilch gestillt worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menschen schmeicheln, nicht von den Bürgersleuten Adam und Eva, sondern von einem Wallfische herzustammen; die Familie wird dadurch um viele Jahrtausende älter, sie wird edler. Aber guter Gott, welch ein Adel! Eine Auster zur Urmutter, einen Stockfisch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuisen wenigstens, was er behauptet, nicht auch bewiesen, hätte er uns den Trost des Zweifels gelassen. Aber nein, er beweist, daß wir einst Seethiere gewesen, und versperrt uns jeden Weg, wo wir vor diesem Gedanken entfliehen könnten. Er sagt: „Zwey Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig.“ (Wieder zu bescheiden! Es gibt hienieden wenigstens drey merkwürdige Dinge.) Die erste Merkwürdigkeit des Herrn von Gruithuisen hienieden übergebe ich, um das Erstaunen des Lesers auf eine wichtigere Sache zu schonen. Die zweyte Merkwürdigkeit ist, mit Herrn von Gruithuisens eigenen Worten, folgende: „Die Liebe der Menschen und vieler Thiere zum Meersalze und zum Wasser. Die Liebe zum Meersalze deutet auf das Urmedium, auf die amnische Urflüssigkeit der ganzen Thierheit hin. Meerthiere sind in Landthiere verwandelt worden. Menschen und Vögel baden sich gern. Warum ist der Appetit der Menschen nach Fischen so groß?“ Mit dem Satze hat es seine Richtigkeit. Der Mensch lag einst im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt sich auch die Erscheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe versalzen. In solchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menschen zum Salze hinführt, durch die erotische verstärkt, und die Salzlust muß dadurch größer werden. Zwar werden die Kontinentalsuppen mit Quellsalz gesalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten Recht haben, wenn sie glauben, daß die Menschen aus dem Brunnen kommen. Doch das beweist nichts gegen Herrn von Gruithuisen. Ist Quellsalz etwas Anderes als civilisirtes Meersalz? Was das Baden betrifft, so könnte man zwar glauben, daß die Menschen Bäder gebrauchen, weil sie Hufeland in seiner Makrobiotik empfohlen; doch vergesse man nicht, daß sich die Menschheit schon mehrere Jahrtausende vor Hufeland gebadet. Es bleibt also nichts anderes übrig, als sich diese Wassersucht zu erklären, wie Herr von Gruithuisen gethan: es ist eine Art Heimweh, die Menschen baden sich aus Patriotismus. Der Ansicht des Herrn von Gruithuisen über den großen Fischappetit der Menschen, so geistreich sie auch ist, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beystimmen. Daraus, daß der Mensch gern Fische ißt, möchte man wohl eher das Gegentheil schließen, nämlich daß der Mensch nicht aus dem Wasser herstamme, denn kein Thiergeschlecht verzehrt seine eigenen Geschwister. Uebrigens ißt ja der Mensch nicht blos Fische, er ißt gar Mancherley gern. Der Mensch steckt, wie ein Kind, alles in den Mund, und, wenn es nicht gar zu hart ist, verzehrt er es. Aus Kronen und Eyern, aus Völkern und Hasen, aus Ländern und Spargeln, bereitet sich der Mensch seinen Chylus. Eben so gern, ja oft lieber als Fische, ißt der Mensch Rindfleisch; dürfte man daraus folgern, daß der Mensch von Ochsen herstamme? Daraus wenigstens gewiß nicht. Uebrigens, wäre der Appetit nach Fischen wirklich so groß, wie Herr von Gruithuisen behauptet? Es gibt viele Menschen, welche die Fische nicht lieben, und ausgezeichnete Naturforscher haben beobachtet, daß die Neigung zu Fischen gar nicht von diesen selbst, sondern von der Brühe angeregt werde, mit welcher die Fische zubereitet sind. Auch bedarf es der Fische gar nicht, um zu beweisen, daß die Menschen einst Fische gewesen, Herr von Gruithuisen hat dieses schon durch andere Gründe hinlänglich dargethan, und wenn er sagt: „daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich ist, sehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich“ — wird ihm jeder vernünftige Leser darin beystimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. Mai.

Auf die egyptischen Alterthümer ist Europa, besonders seit der Bekanntmachung des großen französischen Prachtwerks über Egypten, so aufmerksam geworden, daß jezt beynahe jede bedeutende Hauptstadt ihr egyptisches Museum haben will. Zur Anschaffung der Materialien dazu, ist gerade die beste Zeit. Die europäischen Reisenden sind nie in Egypten so begünstigt worden, als von dem jetzigen Pascha, so despotisch er sonst auch seyn mag. Man reiset auf dem Nil mit eben so vieler Sicherheit als auf dem Rheine oder der Donau. Dazu kömmt, daß sich zwey kunstverständige und gewandte Generalkonsulen zweyer europäischen Hauptmächte in Egypten befinden, nämlich Salt der englische, und Drovetti der französische Generalkonsul. Bekanntlich haben die beyden Herren, ihrer artistischen Nebenbuhlerschaft müde, das Gebiet der Ptolemäer und Cleopatras unter sich getheilt; jedweder besizt eine Hälfte Egyptens, und gräbt dort nach Alterthümern, oder läßt von seinen Leuten ausgraben, und die gefundenen Alterthümer wegschaffen. Jede Parthey wacht eifersüchtig auf die Integrität ihres Gebietes, und es hat sich einige Mal ereignet, daß die Drovettischen Kerls einen der Salt'schen Parthey, der auf einem Flecke des Gebietes ihres Herrn Nachforschungen anstellen wollte, weggeprügelt haben, und umgekehrt, daß die Salter einen Drovettier von den alten Denkmälern, die er messen, zeichnen oder modelliren wollte, gesammt haben. Da hilft kein berufen auf Völker und Naturrecht, die Theilung ist geschehen; der Pascha hat dieselbe gewissermaßen anerkannt, da er lieber mit den beyden Ge-

neralkonsulen, als mit einer Menge von Unbekannten, die sich Anfangs um die Antiquitäten stritten, zu thun haben will. Die beyden Herren sind geübte Alterthumsforscher; so kann es dann nicht fehlen, daß sie eine Menge Stücke zu Tage fördern. Auch die Araber wissen nun, was alte egyptische Sachen bey den Europäern werth sind, und verkaufen ihnen deren von allerley Gattung; finden sie keine, so machen sie welche; ächtes und falsches wird eine Menge abgesezt, und so werden alle Länder mit guten Sachen, und noch mehr mit schlechtem Zeuge versehen; denn auch schlechtes Zeug, das zwey Jahrtausende alt ist, hat Interesse für die heutige Welt. Amerika scheint sich damit so gut zu versorgen, als Europa; in einem Blatte des Philadelphier National Intelligencer vom lezten Februar, sah ich unter den Anzeigen von frischem Stockfische und neuen Damenhüten, auch „eben angekommene Menschen- und Thiermumien aus Egypten" zum Verkaufe angekündigt. Den Schiffern auf dem mittelländischen Meere scheint dieser Leichnamhandel kein rechtliches Geschäft zu seyn, und sie wähnen, es könne einen Sturm verursachen. Didot erzählt in seiner neulich erschienenen Reisebeschreibung, Notes sur le Levant, daß, als bey seiner Rückkunft das Schiff in den Gewässern der Insel Rhodus einen Sturm erlitt, der Schiffer ihn unruhig gefragt habe, ob er nicht etwa eine egyptische Mumie bey sich führe. Der Pariser Buchdrucker hatte nun freylich in Egypten nichts anders erhaschen können als eine alte Hand, allein obschon dieß schwache Bruchstück eines alten Egyptiers unmöglich das Meer in Bewegung gesezt haben konnte, so hütete er sich doch wohl sein Besitzthum anzugeben, weil sonst wahrscheinlich die antike Hand dem Neptun zu seiner Besänftigung hätte aufgeopfert werden müssen. Dieß verhindert nun jedoch die Spekulation nicht, häufige Bestellungen und Versendungen von einbalsamirten Leichnamen und andern egyptischen Alterthümern zu veranstalten. So war dann auch eine beträchtliche Sammlung, die von Salt herrührt, zu Livorno angekommen, da sich überhaupt die Italiener am besten auf diesen Handel verstehen. Diese wurde der französischen Regierung angeboten; man hat derselben so oft Vorwürfe darüber gemacht, daß sie die schöne Drovettische, jezt zu Turin befindliche, Sammlung, die sie um einen sehr billigen Preis hätte ankaufen können, hatte fahren lassen, daß sie endlich auch eine Sammlung ankaufen zu müssen glaubte; zumal da man sie vor einigen Jahren außerordentlich in den Zeitungen darüber gelobt hatte, daß sie den berüchtigten großen Sandstein mit dem Zodiakus aus Denderah angekauft hatte; dieses Stück mochte höchstens 40 bis 50 tausend Franken werth seyn; die Regierung mußte 120 tausend dafür bezahlen; denn alles schrie in Paris: kauft um Gotteswillen, sonst geht das Stück nach England! Dieß nach Englandfahren ist nun aber in der Meynung eines Stockfranzosen das ärgste Loos, was einem Kunstwerke widerfahren kann; er stellt sich die Engländer so vor, als ob sie beständig auf der Lauer ständen, um den Franzosen alle Kunstwerke aus der Hand wegzuschnappen. An englischen Spekulanten fehlt es freylich nicht, welche beständig auf die Gelegenheit harren, ein, auf dem Kontinente wohlfeil angekauftes, Kunstwerk zu einem hohen Preise in England wieder abzusezen. Seitdem einer dieser Agenten, der bekannte Dibdin, die Unverschämtheit gehabt hat, den Bibliothekaufsehern in Frankreich und Deutschland seltne Bücher gegen Gold ablocken zu wollen, und einige derselben wirklich bestochen hat, und zwar seinem eigenen gedruckten Geständnisse nach, hat man ein Pröbchen ihres Verfahrens bekommen. Als vor einigen Jahren die schöne, aber leider verstümmelte Venus von parischem Marmor auf der Insel Milo aufgefunden worden war, ging dieselbe sogleich durch die Hände der Papas, Agas, und sollte von da in diejenige eines englischen Agenten gelangen; der französische Konsul, der schwitzend umherlief, um seinem Vaterlande das Meisterstück zuzusichern, wußte keinen andern Rath, als daß er eine französische Fregatte herbeyrief, die Venus einschiffen ließ, um sie vor der Hand in Sicherheit zu bringen; alsdann schloß er den Handel ab. Die schöne griechische Göttin prangt nun auf einem hohen Fußgestelle mitten in einem der neuen Säle des königlichen Museums, und kann sich mit den vorzüglichsten alten Meisterwerken desselben messen; leider aber fehlen ihr die beyden Vorderarme. Für eben dieses Museum ist auch die Durand'sche Antikensammlung angekauft worden, und zwar zu dem ungeheuren Preise von 425,000 Franken, wiewohl Durand die Münzsammlung bereits nach England für ungefähr hunderttausend Franken verkauft hatte. Die Regierung bezahlt immer theurer als Privatpersonen, und dann pflegt von dem Gelde ein Theil zwischen den Fingern derjenigen hängen zu bleiben, welche den Handel eingeleitet haben, und die manchmal bey solchen Gelegenheiten eine außerordentliche Gewandtheit zeigen. Freylich war die Durand'sche Sammlung überaus reichhaltig an etruskischen Vasen, egyptischen und andern Alterthümern; zu diesen wird sich dann nun die zu Livorno angekaufte Sammlung gesellen, die zu 250,000 Franken angekauft worden ist. Alle die hier erwähnten Ankäufe sind nicht auf Kosten des Staates, sondern auf Kosten der Civilliste, also des königlichen Hofhaltes, geschehen, und die angekauften Sammlungen können als Geschenke betrachtet werden, die der König dem Staate macht, weßhalb man auch in den Kammern hierüber nichts zu verhandeln gebraucht hat. An solche Freygebigkeit ist Frankreich gewohnt; Geiz ist eben der Fehler der herrschenden Dynastie nicht. Wie reichhaltig aber die neulich angekaufte Sammlung sey, ersieht man aus dem Berichte Champollions des Jüngern, welcher in Italien, wo er überall hat die in den Kabinetten vorhandenen egyptischen Alterthümer in Ordnung bringen müssen, jene Sammlung auch genau untersucht hat. An Mumien, Skarabäen, Schmuck, Hausgeräthe, Papyrus, Inschriften, Handschriften, Bildsäulen, Figuren und Götzenbildern u. s. w. besizt sie eine Menge, und zwar in großer Mannichfaltigkeit. Die merkwürdigsten Stücke sind: der Sarkophag des Pharaonen Ramses Mejamun, Großvaters des Sesostris, dessen Grabhöhle im Thale Beben-el-Malul zu Theben entdeckt und eröffnet worden ist; wie dieser Sarkophag, der, wenn ich nicht irre, bereits in England gezeigt wurde, wieder nach Livorno gekommen ist, indeß der Deckel auf der Universität Cambridge aufbewahrt wird, weiß ich nicht; ferner eine Mauer aus dem Pallaste zu Karnak, auf welcher in vierzig Kolumnen die Einkünfte des Reiches, der dem Könige gebührende Zoll an Gold, Silber, Wohlgerüchen u. s. w., dann die Beamten in den Provinzen u. s. w. verzeichnet stehen. Diese aus siebzehn Sandsteinen bestehende Wand soll beynahe eine ganze Reichsstatistik enthalten, und wird also gewiß für die alte Geschichte und Erdbeschreibung sehr merkwürdig seyn. Es ist gut, daß diese alte Wandfibel nach Europa gekommen ist, weil sie nirgends besser studirt werden könnte; allein man sieht doch aus diesem Umstande, mit welchem Eifer die Alterthümer aus Egypten weggeführt werden, da man sogar die Wände aushebt und einschifft. Alle diese Antiquitäten werden nun eine neue Abtheilung des königlichen Museums ausmachen, und in einem Theile des großen, bisher noch ziemlich unbenuzt gebliebenen Louvre's ausgestellt werden. Champollion ist zum Aufseher derselben ernannt worden, und hat die Verpflichtung bekommen, Vorlesungen darüber zu halten. An Materialien dazu würde diese Sammlung schon hinreichen, wenn auch keine andern vorhanden wären, nun strömen aber die Materialien auch von andern Seiten herbey.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 158.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 4. Juli 1826.

Unser Rohr reicht nicht zu Euch; reicht eures bis zu den Menschen,
Gebt es uns ab, denn, gewiß! einmal nur habt Ihr's gebraucht.

Erich Au.

Die Neueen.

(Fortsezung.)

Jezt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nöthig, daß wir zuerst die Erde, unsere Wohnstätte, von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beschäftigten. Wie die Erde beschaffen, das wissen wir jezt, es frägt sich nun: wie ist der Mond, wie war er beschaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhorchen, was Herr von Gruithuisen hierauf antwortet, müssen wir zuvor die Frage mittheilen, wie er sie stellt. Er frägt nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falsch, sondern er frägt mit beißender Ironie. Dadurch bekömmt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem Herrn von Gruithuisen mit seiner ganzen Mondgeschichte nur Scherz gewesen. Er wollte sich nur über die Naturforscher lustig machen. Diese nämlich öffnen nicht die Augen, um zu sehen, wie eine Sache ist, sondern sie beschließen vorher, wie sie seyn soll, und sehen dann so lange an der Sache herum, bis sie ihnen so erscheint, wie sie es wünschen. Die Natur ist die arme Inquisition, gegen welche sich die Naturforscher, als die Inquisitoren, verbotene Suggestionen erlauben. Um diese Weise zu verspotten, frägt Herr von Gruithuisen nicht: wie ist der Mond beschaffen? — er frägt: wie muß der Mond beschaffen seyn, damit er so beschaffen sey, wie wir glauben, daß er beschaffen sey? Das Geheimniß dieser herrlichen Ironie sey aber den Lesern nur im Vertrauen mitgetheilt, sie dürfen es nicht ausplaudern; man muß keinem seinen Spaß verderben, und wir wollen uns ferner anstellen, als sey es dem Herrn von Gruithuisen mit allem, was er sagte, völliger Ernst gewesen. Seine Frage lautet wörtlich wie folgt: „Was konnten, nach den Naturgesetzen, auf dem Monde für Ereignisse stattgefunden haben, damit sie mit den Beobachtungsresultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?“ Als Antwort auf diese Frage erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten, und uns mehr und länger mit dem Grandiosen beschäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, ist die Erde ein aus verschiedenen kosmischen Stiften gebildetes Mosaik, und die Menschheit ein Lumpengesindel, das aus dem Abfall ausländischer Himmelskörper zusammengerafft worden. Neuholland, Böhmen und andere Erdtheile sind aus verschiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob diese Kolonisten herabgefallen sind, oder herabgestürzt worden, ob sie ausgewandert, oder ob man sie verbannt hat, darüber hat sich Herr von Gruithuisen nicht geäußert. Es ist aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk, wie das böhmische, nicht blos mit Haus und Hof, sondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof stehen, ihre Heimath verlassen; ja wie wir später erfahren werden, nehmen solche Auswanderer sogar die heimathliche Luft mit,

so daß sie nichts verändern als den astronomischen Platz im Himmelsraume. Durch diese Lehre von dem Niederschlage aus dem Aether wird freylich eine gänzliche Umgestaltung der irdischen Jurisprudenz nothwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Faustpfändern und Hypotheken, hat gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nachdem er gesehen, daß Neuholland sich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr gestiftet werden, und das neue Erstgeburtrecht in Frankreich wird in der Geburt sterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter scheint man schon früher geahnet zu haben; denn man findet in der ältern deutschen Geschichte viele Beyspiele von verpfändeten Provinzen und Völkerschaften, welches nicht hätte geschehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angesehen. Einige frühere, hierhergehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuisen, die wir anzuführen vergessen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, diesem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, sagt er: „Hier findet man wieder negerartige Menschen, woran die kometarisch-ursprünglich erweiterte Brust noch nicht ganz verschwunden ist.“ Wir verstehen nicht recht, was damit hat gesagt werden sollen; doch der Ausdruck kometarische Brust ist so wahr als dichterisch, und auch auf jede weiße Brust anzuwenden. Das Herz des Menschen ist ein Komet, furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bey Erwähnung Ceylons, dieser „kleinen in die Erde versenkten kosmischen Weltkugel,“ bemerkte Herr von Gruithuisen: „Dieses Beyspiel gibt schon zu erkennen, daß fast der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, sich retten kann vom Untergange, und daß Thiere und Pflanzen noch immer auf ihrem heimischen Boden verbleiben, ja sogar, daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ-schiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen.“ Jezt erklärt sich das Räthsel von den bekannten schiefen Thürmen zu Bologna. Die Reisebeschreiber haben sich lächerlich darum gestritten, ob der Baumeister sie vorsätzlich schief gebaut, oder ob sie im Verlauf der Zeit sich geneigt haben; es ist aber weder das Eine noch das Andere geschehen. Die Bologneser Thürme sind gar nicht von Menschenhänden gebaut worden, sie sind ein Niederschlag aus dem Aether, und haben durch den Fall eine relativ-schiefe Stellung erhalten. . . . Doch wir sind ja vom Monde wieder abgekommen! Man ist freylich zu entschuldigen, wenn man, so zwischen Himmel und Erde schwebend, etwas Schwindel bekömmt und hinschwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jezt dem Monde fest anklammern und ihn nicht eher wieder loslassen, bis wir ihn rundum genau untersucht haben. — Der Mond ist bewohnt, und zwar, wie die Griechen sagen, von Meneen, und wie der Deutsche spricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt ist, von Mondbewohnern bewohnt ist, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuisen streitig machen. Eher möchten manche andere seiner Behauptungen Bedenklichkeiten erregen. Der Mond soll entstanden seyn wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entstanden sind, nämlich durch Zusammensetzung mehrerer kleinern Himmelskörper, „daß fremde Weltkörper, die in den Mond stürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahllose Beyspiele.“ Gegen Beyspiele läßt sich nichts einwenden, besonders wenn sie zahllos sind. Nach Herrn von Gruithuisen zu urtheilen, hat die Natur kein Genie; sie verfährt bey ihren Bildungen immer auf gleiche Weise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vulkan in Owyhee.

William Ellis, ein Missionär, gibt in seinem Berichte von einer Wanderung in der durch Cooks Ermordung bekannten Insel Owyhee die Beschreibung eines Vulkans von besonderer Art, woraus wir einige auffallende Züge für unsere Leser wählen. Herr Ellis ging über einen beträchtlichen Strich vulkanischen Landes mit brennenden Klüften und Höhen, welche dem Ansehen nach Krater gewesen waren. Die Ebene, worüber der Weg führte, war eine weite Wüste alter Lava, die er auf folgende Weise beschreibt.

„Dieser Strich Lava hat das Ansehen eines von entfernten Bergen umgebenen Landsee's. Die Lava war gewiß einst flüssig und scheint plötzlich verhärtet oder in glasigen Stein verwandelt worden zu seyn, während die bewegten Wogen hin und her rollten. Nicht allein sieht man deutlich das Anschwellen und Fallen derselben, sondern man bemerkt auch an manchen Orten die nur so eben gekräuselte Oberfläche, wie die Oberfläche des Meeres beym ersten Aufspringen eines frischen Windes, oder eines vorübergehenden Lufthauches.

Ungefähr um zwey Uhr Nachmittags erblickten wir den Krater von Kiranea. Wir erwarteten einen Berg mit breitem Fuße und rauhen, eingeschnittenen Seiten, aus losen Schlacken oder verhärteten Lavaströmen bestehend, zu erblicken, und einen Gipfel mit rauhen Wänden von ausgebrannter Lava, die den Rand eines mächtigen Kessels bildeten. Allein statt dessen befanden wir uns am Rande eines steilen Abgrundes, eine weite Ebene vor uns, die fünfzehn bis sechszehn englische Meilen im Umkreis hatte, und zwey- oder vierhundert Fuß unter ihrer ursprünglichen Höhe herabgesunken war. Die Oberfläche dieser Ebene

war ungleich, mit großen Steinen und vulkanischen Felsstücken überstreut, und in der Mitte war der große Krater ungefähr anderthalb Meilen von dem Platze entfernt, wo wir jezt standen. Wir gingen nach dem nördlichen Ende des Rückens, wo der Abgrund weniger steil und das Herabsteigen ausführbar schien. Mit aller Behutsamkeit konnten wir doch nicht den Boden erreichen, ohne mehrmals zu fallen. Nachdem wir eine Strecke über die eingesunkene Ebene gegangen, die an vielen Stellen hohl unter unsern Füßen klang, kamen wir endlich an den Rand eines großen Kraters, wo sich uns ein erhabnes und fast schreckliches Schauspiel darstellte. Unmittelbar vor uns gähnte ein unermeßlicher Schlund in der Form eines Halbmondes ungefähr zwey Meilen lang, von Nordost zu Südwest fast eine Meile breit und dem Anscheine nach vielleicht 800 Fuß tief. Der Boden war mit Lava bedeckt und die südwest- und nördlichen Theile waren eine weite Flut von brennender Materie im Zustande des heftigsten Siedens, ihre feurige Brandung und flammenden Wogen auf- und niederrollend, ein-und-fünfzig kegelförmige Inseln von verschiedener Form und Größe, jede mit einem Krater, erhoben sich um den Rand, oder über die Oberfläche des brennenden See's; von zwey-und-zwanzig derselben stiegen graue Rauchsäulen oder glänzend flammende Pyramiden auf, und mehrere warfen zugleich aus ihrem brennenden Rachen Lavaströme aus, die sich brennend über die schwarzen Seiten in die kochende Masse zu unsern Füßen stürzten. Diese kegelförmigen Krater leiteten uns zu dem Schlusse, daß der siedende Kessel voll Lava vor uns nicht der eigentliche Brennpunkt des Vulkans und diese geschmolzene Lavamasse verhältnißmäßig seicht und das Becken, in welchem sie enthalten, durch ein Lager von einer festen Masse von dem großen vulkanischen Schlunde getrennt sey, der unaufhörlich seine geschmolzenen Theile durch jene zahlreichen Krater in das obere Behälter ergoß.

Die Seiten des Schlundes vor uns bestanden aus verschiedenen Schichten alter Lava; sie waren senkrecht, ungefähr 400 Fuß hoch, und stiegen von einem Lager dichter Lava von unregelmäßiger Breite auf, das sich aber in der ganzen Rundung hin erstreckte; unter diesem Lager senkten sich die Seiten allmählig gegen den brennenden See hin, der, so viel wir aus dem Anscheine urtheilen konnten, 3 oder 400 Fuß tiefer lag. Es war auch wahrscheinlich, daß der weite Krater neulich mit flüssiger Lava bis an den schwarzen Rand gefüllt gewesen, und sich durch unterirdische Kanäle entweder in das Meer oder unter das niedere Küstenland ergossen hatte. Die grauen, und auch anscheinlich verkalkten Seiten des größten Kraters vor uns — die Spalten, welche die Ebene, auf der wir standen, durchschnitten — die langen Schwefelbänke auf der entgegengesetzten Seite des Abgrundes — die starke Bewegung in den zahlreichen kleinen Kratern, an dessen Rande — die dichten Rauch- und Dampfsäulen, die sich am N.- und S.-Ende der Ebene erheben — der steile Felsrücken, der sie umgab, und wahrscheinlich an mehreren Stellen 3 bis 400 Fuß in senkrechter Höhe aufstieg — Alles dieß erschien als ein unermeßliches, vulkanisches Panorama, dessen Wirkung durch das unaufhörliche Brüllen der großen Schmelzofen unten noch vermehrt ward.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Zwiefaches Gold.

Was will der goldne Reif in deinem Haar?
Sieh, sieh, er möchte sich so gern verstecken,
Und sich mit deinem Golde überdecken,
Denn seines ist nicht halb so hell und klar.
Mit feinem Gold wird grobes überzogen,
So zieh' dein Haar um diesen armen Bogen!

Amor, ein Seiler.

Amor ist ein Seiler worden,
Drehet Seile, Schnür' und Ketten
Aus den sammetweichen Fäden
Deiner goldnen Lockenkrone.
Und so groß sind seine Künste,
Daß er aus den kleinen, feinen,
Dünnen, zarten Ringelhärchen
Diamantenfeste Bande
Für die armen Herzen windet.
Und zu hunderten zusammen
Knüpft er sie an einem Seile,
Hängt sie dann vor Schlafengehen
An den Riegel deiner Kammer,
An des Ladens Schraubenspitze,
Und die frömmsten jeden Sonntag
An das Kreuz auf deinem Busen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. Mai.

(Beschluß.)

Noch befindet sich in Paris eine bedeutende Sammlung, nämlich diejenige des Passalacqua, die für Geld gezeigt wird, seitdem der Besitzer bey seinen allzu hohen Forderungen, und vermuthlich auch bey Mangel an Unterstützung unter den Hofleuten, sie nicht hat an die Regierung verkaufen können; ein andres Kabinet, das Thedenat'sche, ist stückweise verkauft worden, und eben nicht zu hohen Preisen, ein Beweis, daß bey der Konkurrenz die egyptischen Alterthümer bereits im Preise sinken. Ueberhaupt fehlt es dieses Jahr weder den Privatleuten noch der Regierung an Gelegenheit, Kunstsammlungen zu bereichern, denn eine Versteigerung von Curiositäten folgt auf die andere. Die Reihe fing mit Salé's Sammlung chinesischer Sachen an. Dieser Hr. Salé hatte seit vielen Jahren von allen Seiten dergleichen Curiositäten aufgekauft, und daher

manche sonderbare Stücke zusammengebracht; allein wie es dann mit dergleichen Liebhabern zu gehen pflegt, zulezt hatte das Kabinet sein Vermögen aufgezehrt, und war ihm nur zur Last. So wurden dann die mit so vieler Mühe zusammengesuchten Stücke wieder einzeln losgeschlagen, und in manche andre Privatkabinette zerstreuet, denen wahrscheinlich ein ähnliches Schicksal bevorsteht. Manche kleinere Curiosa wurden sehr hoch hinaufgetrieben; so war da z. B. eine chinesische Tasse, deren Untertasse als Deckel, und sogar als Löffel oder Schöpfgefäß dienen konnte; dieses blos niedliche Stück ward von den Liebhabern hitzig verfolgt, wogegen ein elfenbeinerner Hängeleuchter in schöner durchbrochener Arbeit, welcher dem Besitzer 1200 Franken gekostet hatte, um die Hälfte zugeschlagen wurde. Weit merkwürdiger aber war das berühmte Denon'sche Kabinett, das nun auch in alle Welt wieder zerstreut wird, nachdem fast alle Welttheile dazu beygetragen haben, um es zu bereichern. Hätte Denon nicht ein großes Vergnügen gehabt, seine Sammlung zu zeigen, so sollte man fast glauben, er sey aus Ermüdung über das viele Vorzeigen gestorben. Die Engländer schienen es sich besonders in den Kopf gesezt zu haben, alle Denons Kabinett sehen zu wollen, und so wie ganz London um einen Schilling per Kopf durch die Napoleon'sche Kutsche gekrochen war, als dieselbe nach der Schlacht bey Waterloo öffentlich ausgestellt wurde, so wollten auch alle Engländer, die nach Paris kamen, durch die Denonschen Säle wandern. Sobald ein Engländer oder eine Engländerin in Paris abgestiegen war, so war sein oder ihr erster Gang zum Museum, und der zweyte zu Denon, oder eigentlich zu seiner Kunstsammlung. Dibdin erzählt in seiner Reisebeschreibung, er sey einmal mit zwey-und-zwanzig Landsleuten in dieß Kabinett hinein gebrochen, welches doch den gefälligen Besitzer veranlaßt habe zu äußern, Dibdin möge doch ein andermal nicht an der Spitze einer Phalange bey ihm erscheinen. Dem galanten Denon mißfiel es zwar gar nicht, schönen Damen seine Raritäten und Kunstwerke sehen zu lassen; indessen wurde durch die Zudringlichkeit neugieriger Fremden seine Geduld und seine Gefälligkeit oft auf eine harte Probe gestellt. Nicht wenig aber hat man sich in Paris darüber verwundert, daß ein Mann, der einen großen Theil seines Lebens mit Sammeln zugebracht hatte, und in diesem Sammeln sein Vergnügen und sein Glück fand, und dem es gelungen war, eine vortreffliche Auswahl von Gemälden, Zeichnungen, Alterthümern, besonders von egyptischen, und andern Curiositäten zusammenzubringen, nichts gethan hat, um die Sammlung beysammenzuhalten, und aus der Welt geschieden ist, ohne die geringste Verfügung über die fernere Bestimmung derselben zu treffen. So werden dann jezt alle die Porträte Napoleons, Friedrichs II. Dintenfaß, womit Napoleon dem Denon ein Geschenk gemacht hatte, und der kuriose „Reliquienkasten“ mit den Gebeinen Cids, Abelards und Heloisens, mit dem Schnurrbarte Heinrichs IV. und dem Stückchen vom Todtenhemde Napoleons an die Meistbietenden verkauft werden. Uebrigens findet sich in dieser großen Sammlung eigentlich nichts Vollständiges; von allem trifft man etwas an, aber an eine vollkommene Suite ist nicht zu denken. So z. B. besaß Denon eine prächtige Kupferstichsammlung, und hatte eine Menge Rembrandt'sche Stücke; aber um sein Rembrandt'sches Oeuvre zu vervollständigen, scheint er sich nie die geringste Mühe gegeben zu haben; von den neuern Kupferstichen der französischen Schule hat sich bey ihm sehr wenig vorgefunden, obschon fast alle Künstler sich beeiferten, ihm die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes zum Geschenk zu machen. Denons Liebhaberey scheint eine besondere Richtung gehabt zu haben. — Für die Kunstliebhaber war neulich auch die Versteigerung der David'schen Gemälde und Zeichnungen ein hoher Genuß. Hier kamen denn die berüchtigten Skizzen und Gemälde aus der Revolutionszeit; der Tod Lepelletiers, die Ermordung Marats, und die schöne Skizze: der Schwur der Volksfreunde im Ballspielhause zu Versailles, zum Vorschein, von der Jedermann in den Memoiren und Zeitschriften aus jener Zeit gelesen, die aber wenige Personen gesehen hatten. Indessen fanden sich hier keine solche freygebige oder enthusiastische Kunstliebhaber ein, als man sie erwartet hatte; wenigstens zu mehreren Stücken wollten sich bey dem hohen Preise, zu welchem die Familie sie ausgesezt hatte, keine Käufer melden. Die Hauptgemälde Davids, welche er schon lange vorher an die Regierung verkauft hatte, sind nun in der großen Gemäldegallerie des königlichen Museums im Louvre ausgehängt; nur das große Gemälde der Krönung Napoleons fehlt darunter; ich höre man habe es nach der Rückkehr der königlichen Familie in Stücken geschnitten, und die Streifen um ein rundes Holz gewunden, und in irgend ein Magazin des Museums versteckt; dieß Schicksal sollen mehrere Gemälde, die auf die Napoleon'sche Regierung Bezug hatten, erlitten haben. Um das schöne David'sche Gemälde ist es jammerschade; indessen meynt man doch, daß sich die Gemälde wieder herstellen ließen, und daß sie wenigstens auf diese Art nicht am Kolorit verlieren. Vielleicht kömmt einmal eine Zeit, da man sich des verübten Vandalismus und Ultraroyalismus schämen, und die so mißhandelten Kunstwerke wieder herzustellen trachten wird. Einige Gemälde der Napoleon'schen Regierung, denen eine ähnliche Verstümmelung drohte, sind dadurch gerettet worden, daß man sie den Künstlern, die sie verfertigt hatten, und denen die Regierung sie sehr großmüthig bezahlt hatte, z. B. Gérard, Gros u. a., unentgeldlich zurückgegeben hat, um ihrer nur schnell los zu werden. Heut zu Tage würde man nicht so unbedachtsam verfahren; allein in den ersten Jahren nach der Wiederherstellung des königlichen Thrones ging der blinde Eifer der Ultraroyalisten unglaublich weit; hätten sie damals alles, was auf die Napoleon'sche Regierung Bezug hatte, zerstören können, sie hätten mit Freuden die Axt und den Feuerbrand herbeygebracht. Als einen sonderbaren Umstand merke ich noch an, daß das schönste Porträt, welches der Pinsel Davids, des ehemaligen Erzjakobiners, hervorgebracht hat, dasjenige des Papstes ist, das er während des Aufenthaltes Pius VII. in Paris malte. Er hatte auch ein Porträt der durch ihre Schönheit so berühmten Madame Recamier angefangen, die ihm wenigstens zwanzig Mal gesessen hatte, und oft, wenn es dem Künstler nicht behagte zu arbeiten, unverrichteter Sache wieder nach Hause fahren mußte, ohne daß sich die gutmüthige Frau dadurch hätte abschrecken lassen wiederzukommen. Endlich aber hatte ihr David gestanden, er wäre mit seinem Werk nicht zufrieden, und entschlossen, von der Arbeit abzustehen, und er rathe ihr, sich von Gérard malen zu lassen, was sie dann auch that. Ich glaube, das unvollendete David'sche Porträt der schönen Recamier befand sich unter seinem Nachlasse. Wie haben sich die Sachen geändert, seitdem dieß Porträt angefangen wurde! Der Künstler, damals kaiserlicher Hofmaler, ist zu Brüssel in der Verbannung gestorben, und die Schönheit der Mad. Recamier ist abgeblüht; die reizende Frau, der sonst ganz Paris zu Füßen lag, lebt in der tiefen Verborgenheit eines Klosters, nicht fern von einem andern Halbkloster, in welchem die sonst so gefeyerte Belle Limonadière auch über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge Betrachtungen anstellt!

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 159.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Juli 1826.

Ach! wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach! wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Goethe.

Romanze.

„Wenn die Mädchen und die Knaben
Auf der bunten Wiese spielten,
Und die Knaben über'n Graben
Nach den hübschen Mädchen schielten:
Schielt' auch ich nach meiner Lise
Auf der Wiese.“

„Nun ich aus der Fremde kehre,
Auf der Wiese welche Trauer!
Zähr' entrollet mir auf Zähre,
Und mich faßt ein frost'ger Schauer;
Denn es schlummert meine Lise
Auf der Wiese.“

Ach, sie lag in tiefem Schlummer
Auf der Wiese, und nicht lange,
Lag auch ich, gebeugt von Kummer,
Lebenssatt, mit bleicher Wange
Auf dem Grabe meiner Lise
Auf der Wiese.“

J. B. Bresl.

Die Havana und Cuba.

Erster Eindruck.

Ich stieg an's Land. Es war noch früh am Morgen und um diese Stunde haben alle, auch die schönsten Städte ein unordentliches Aussehen. Es hatte die Nacht etwas geregnet und der Koth in den Straßen war furchtbar. Mit großer Mühe mußte ich mich zwischen den Schaaren von Negern durchwinden, welche nach allen Richtungen Fässer, Kisten und Ballen rollen und tragen. Das fremdartige Geschrey der Neger, der Geruch, den sie verbreiten, die ungewohnten afrikanischen und spanischen Gesichtszüge, eine drückende Luft, die Haufen von zerlumpten Matrosen und Arbeitern, welche vor den Bodegas und Pulpireas Rum tranken, einige Wilde von Florida, beynahe so nackt, wie sie aus dem Mutterleibe gekommen, mit steifen, schmutzigen Haaren, das Gesicht mit rother Farbe beschmiert, und mehr Thieren als Menschen ähnlich — Alles dieses machte einen unangenehmen Eindruck auf mich, den auch der Anblick der plaza de armas und des Regierungspallastes nicht aufheben konnte. Vom Lande herein kamen lange Züge von Maulthieren, von einem einzigen weißen oder schwarzen Arriero geleitet, herein; dieser sitzt zu Pferde, einen großen Strohhut auf dem Kopf, ein langes Messer (machete) an der Seite, in einen weiten Mantel von leichtem Tuch gewickelt; er selbst so gut als seine Maulthiere sind mit einem rothen Kothe überzogen, der die Landstraßen bedeckt. Die Häuser sind meistens mit

grellen Farben bemalt, haben Gitterfenster und schwerfällige Balkons, alles von Holz — sie haben das Ansehen von großen Klöstern. Mein Weg führt mich nach der Plaza vieja — von da verscheucht mich bald wieder der Anblick und der Geruch der Vorräthe von tasajo und tocino, von Rindfleisch und Schweinefleisch, halb getrocknet, halb gesalzen, halb verfault. Alte Negerinnen, welche Eier und Fleisch verkaufen, erregten mein Erstaunen durch ihre ungeheure Dicke und Fett, welches durch ihre leichte Bekleidung noch ekelhafter hervortrat. Uebrigens ging es auf dem Markte ziemlich friedfertig zu: kein Streit, kein Zank zwischen Käufern und Verkäufern. Die Früchte der heißen Zone liegen mit den Gartengemüsen Europa's in Haufen beysammen und unser Geflügel zeigt sich neben bunten Papageyen. Schmutzige Mönche reichen das Bild ihres Heiligen von künstlichen Rosen umgeben, zum Kusse herum und empfangen dagegen Kupfermünzen, Früchte, Rüben u. s. w. Wenig zufrieden mit dem ersten Eindruck, den die Havana auf mich gemacht hatte, kehrte ich an Bord zurück.

Die Kirchen.

Der nächste Tag war ein Sonntag, es war trocken, schönes Wetter, ich hatte einige angenehme Bekanntschaften gemacht — bald gewann Alles in meinen Augen ein angenehmeres Aussehen. Die Kirchen der Havana haben wenig Kunstverdienst, und besonders ist das Innere mit Altären, Nischen und geschmacklosen aber kostbaren Verzierungen überladen. Eine Ausnahme macht jedoch die Kirche de la concepcion, seit 1795 zur Kathedrale erhoben; die Kirchen sind meistens niedrig und eng, und man wird von der Masse von Heiligenbildern und Altären erdrückt. In der Karmeliterkirche sieht man papierne Engel, Schilde mit Devisen, natürliche und künstliche Blumen, silberne Vögelchen, Schafe, Kaninchen, alles durcheinander. Die guten Nonnen schienen eine besondere Verehrung für ein Paar schöne erwachsene Erzengel zu haben, deren Helme mit Edelsteinen geschmückt sind. In derselben Kirche ist das Grabmal des Diaz Evelino de Compostella, Bischof von Cuba und Gründer des Klosters. Die Inschrift besagt, daß der würdige Prälat habe ruhen wollen:

Inter ipsa Carmeli lilia, virgineosque choros.

In den Kirchen sind keine Stühle oder Bänke, man wird nicht jeden Augenblick durch Kollekten gestört, und anmaßende Thürsteher lassen nicht in dem Heiligthum die Stöße ihrer Hellebarden gegen das Pflaster erschallen. Ein silbernes Becken auf einem rothen Teppich am Eingang der Kirche empfängt die frommen Gaben. Alles geschieht in tiefer Stille, zwey Geistliche sitzen daneben, ohne die Eintretenden mit weinerlich frommem Geschrey einzuladen und ohne mit einem „Gott vergelt es!" zu antworten; sie reichen dem Geber stillschweigend das Bild des Heiligen, dessen Fest gefeyert wird. In dieser Hinsicht muß man zugeben, daß die Havanesischen Sitten viel mehr Anstand und Würde haben als die französischen. Rings um die Kirchen läuft eine Reihe von Sitzen, die bey feyerlichen Gelegenheiten für die Behörden bestimmt sind. Außerdem ruht Jeder darauf, der Lust hat. Der Bettler sitzt hier neben dem Vornehmen, der Neger neben dem Weißen. Wenn die Damen zur Messe gehen, so trägt ein kleiner Neger in Livree einen Teppich vor ihnen her, der dann in der Kirche ausgebreitet wird, um darauf zu knieen. Doch haben nur weiße Frauen dieß Recht. Man sieht zuweilen allerliebste Gruppen auf diesen Teppichen. Kleine Kinder und Mädchen knieen ganz vornen, dann die erwachsenen Töchter, endlich die Mutter. An der Ecke des Teppichs der kleine Neger mit dem aufgeweckten Wesen, was den Negerkindern eigen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Meneen.

(Fortsetzung.)

Leser, welche natürlich sind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können sich Mond und Erde nicht anschaulicher machen, als wenn sie sie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verschiedenen Farben bunt zusammengesezt ist, nur mit dem Unterschiede, daß, während die Buntheit des Spielballes durch die verschiedenen Lichtgrade seiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verschiedenen Wärmegrade seiner Stücke entsteht. Nämlich die kleinern Himmelskörper, die auf die größern herabfallen, bringen nicht blos ihre eigenen Organismen mit, sondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgestimmt wird. Daher die verschiedenen Klimaten auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man schon mit freyem Auge sehen kann, haben ihre graue Farbe, von dem von mir erwiesenen — nicht von mir dem Uebersetzer, sondern von Herrn von Gruithuisen erwiesenen — Ueberzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuisen hätte noch mehreres von der Mond-Botanik mittheilen sollen. Die lunarischen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltsame, daß sie keine Staubfäden haben, so daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu seyn scheint. Daß die Meneen den „Kummer um Luft" nicht kennen, darum wollen wir sie nicht beneiden. Haben sie einen Kummer weniger als wir Menschen, so werden sie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es ist nichts ganz in dieser zusammengeflickten Welt, und was auch aus dem Aether niederschlage, es ist immer mit Kummer vermischt.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein

Komet, dann ward er ein Planet, und endlich ein Sattelit der Erde, was er noch ist. Als Komet lebte der Mond im rohen Zustande der Natur, streifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befahl und gehorchte keinem, und that was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntniß, und verdarb sich den Magen; da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte sich seiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizey. Die Censur leitete seinen Verstand, die Finanzkammer verwaltete sein Vermögen, und die Justiz züchtigte gut gemeynt den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menschheit, und er hat gar nicht Ursache, sich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuisen, Rousseau's grämlicher Lebensansicht huldigend, behauptet, den Mond habe seine Bildung unglücklich gemacht. Er sagt: „Die Meneen hatten es, als sie Bürger des freyen Kometen waren, besser, als nachdem der Mond Sattelit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Wärme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Theiles seines Wassers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht seyn, sich vor dem großen Wechsel der Hitze und Kälte zu sichern." So ungern ich auch den Angeber mache, kann ich es doch nicht verschweigen, daß ich in diesen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionäre Gesinnungen erkenne. Zu sagen, daß es die Meneen als Bürger des freyen Kometen besser gehabt, als unter dem sanften Scepter der Erde — heißt das nicht offenbar, die Insurrektion der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, ist denn das so sehr zu bejammern? Wenn jeder Mensch auf der Welt durch sein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine schöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um sich für die Erziehungs- und Regierungskosten zu entschädigen, die ihnen der Mond verursacht, einen Wasserzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuisen berauben. Nur ein Liberaler kann so sprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt besteuern. Auch die Menschen müssen Abgaben entrichten, so gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Wasser nicht besteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Köllnische, aber der Wein wird besteuert, das Obst, das Getraide, Häuser, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reisen, das Nichtreisen, Kaufen, Verkaufen, das Heirathen, der Junggesellenstand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faullenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer, und noch viele andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne ist je in den Sinn gekommen, dieses berauben zu nennen. Herr von Gruithuisen selbst bemerkt, daß die Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht seyn müssen, sich künstlich gegen die Kälte zu schützen; er verkennt also die heilsamen Wirkungen der Abgaben nicht, er weiß, daß sie den Gewerbfleiß befördern, er weiß, daß das Steuersystem eine Hungerkur ist, die alle Organe des Menschen zu größerer Thätigkeit antreibt — er weiß dieses alle, und dennoch klagt er! Wenn sogar die Astromen anfangen, die Preßfreyheit zu mißbrauchen, dann ist es wirklich hohe Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun, und auch den Himmel zu censiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuigkeiten aus Paris.

Donnerstag den 15. Juni drängte ich mich in das hiesige Theater der italienischen Oper; nicht um den heiteren, anmuthigen Saal zu sehen, nicht um den Rossinischen Barbier von Sevilla zu hören, sondern weil mich mein deutsches Herz dorthin zog. Mehrere Landsleute mochten mein Gefühl getheilt haben; denn noch nie hatte ich in Paris so viel, so laut und so eifrig deutsch sprechen hören, als an diesem Tage vor und in dem Theater. Mamselle Sonntag, königl. preußische Kammersängerin, und Mitglied des Königsstädtischen Theaters zu Berlin, sollte dort auftreten. Man muß wissen, daß eine Pasta, eine Frau, die mit großer Schönheit vollkommenste Ausübung des Gesangs, und hiemit vollendete Kunst scenischer Darstellung verbindet, dieser Bühne gehört, und mit Sehnsucht von einer Reise zurückerwartet wird; man muß das Vorurtheil der Franzosen kennen, dessen sie sich gegen Alles was von Kunst, und besonders von darstellender, aus Deutschland kommt, kaum erwehren können; man muß dazu rechnen, daß unlängst auf denselben Brettern eine deutsche Sängerin nichts weniger als jenes Vorurtheil besiegte — um die Beklommenheit zu entschuldigen, die gewiß mehrere meiner Landsleute mit mir getheilt haben, als wir nun in dem glänzenden, vollgedrängten Saale dasaßen, weniger auf die Erscheinung und die Kunst unserer Landsmännin gespannt, als wie das weltstädtische Publikum Sie, die in Deutschland Gefeverte, und also uns in ihr, aufnehmen und beurtheilen würde. — Gewiß gibt es unter den Lesern dieser Blätter einige, die das Kunsturtheil der Franzosen so tief herabstellen, daß sie nicht begreifen werden, wie ich bey dieser Gelegenheit in die schwächliche Empfindung der Beklommenheit gerathen konnte. Aber ohne hier darlegen zu wollen, wie hoch ich das Urtheil der Pariser über die verschiedenen Künste der Bühne anschlage, stelle ich mich vielmehr auf den Standpunkt jener Deutschen, die es nicht hochstellen, und bin dennoch überzeugt, daß sie das beklemmende Gefühl der Erwartung mit mir empfunden hätten; denn, wahrlich! kein Mensch ist wohl so entartet, daß er jenen nationalen, heimathlichen Herzensantheil, von dem die Goethe'sche Iphigenia so einzig schön spricht, gänzlich in sich ausgerottet hätte, kein deutscher Mensch so eitel überhebend, daß er ein großes glänzendes Publikum, die kunstrichtenden Abgesandten einer fremden gebildeten Nation, feyerlich versammelt sehen, und doch ihr auszusprechendes Urtheil wie nichts achten sollte. Dieser Ueberzeugung zufolge, glaube ich, daß es den Lesern des Morgenblatts, selbst denen, welche, mit mir, die neueste italienische Gesangsmode nicht für das höchste der Singekunst halten, eine freudige Genugthuung seyn wird, zu erfahren, daß die junge deutsche Sängerin den vollkommensten Sieg davon getragen und sich — es ist dieses kein Bulletins-Ausdruck — mit Ehre und Ruhm bedeckt hat. Von dem allerersten Beweis ihrer Kunstfertigkeit, bis zu den lezten Tönen des lezten Akts riß sie das feurige französische Publikum so hin,

daß auch der Neid gestehen mußte, daß dieser Jubel kein vorbereiteter, sondern der überlaute Ausdruck des Enthusiasmus sey. Jede Stelle, wo die Sängerin entweder Geläufigkeit ihrer Nachtigallenkehle, oder Feinheit des Geschmacks, oder Anmuth in den Abstufungen, oder Ausdruck der Empfindung zeigte, wurde, mit dreyfacher Wiederholung in den dazwischen eintretenden effektvollen Pausen, beklatscht, und durch alle Interjektionen des Beyfalls und Entzückens begleitet. Sehr weise war es von der jungen Sängerin berechnet, nachdem sie die vielfältigen Ruladen ihrer Partie mit halber Stimme anmuthig vorgetragen hatte, daß sie nun im Finale des ersten Akts mit ganzer Kraft sang, und Orchester und Mitsänger beherrschte. Die Deutschen mögen es mir glauben, daß keine künstlerische Absicht in einem Pariser Theater unbemerkt zu Boden fällt; das Parterre faßt jede, auch die feinste Nüance auf; und so wurden die starken einzelnen ausgehaltenen Töne der Sängerin eben so lebhaft applaudirt, als ihre geperlte Künstlichkeiten, indem ich rund um mich her von vielen Stimmen sagen hörte: Ah nous l'avons attendu là! zu deutsch: Mit halber Stimme sang sie vortrefflich, nun zeigt sie uns aber auch, daß sie mit voller ganzer singen kann, und nun erst verdient sie den Namen einer Sängerin. Mein individuelles Urtheil über Dem. Sonntag wird man hier nicht erwarten; auch wäre es höchst überflüßig von Paris aus den Deutschen etwas sagen zu wollen, was sie selbst schon, von allen Seiten beleuchtet, festgestellt haben. Es bleibt daher nur übrig zu beweisen, daß kein Vorurtheil mich bey meinem Berichte geleitet hat, und zu diesem Zwecke ziehe ich einiges aus einem hier geschätzten Journale: la Pandore, über das Debüt der deutschen Sängerin aus; obgleich ich eben sowohl eine andere Tagesschrift hätte wählen können, da alle Blätter von allen Farben übereinstimmend nur Lob über sie aussprechen. — „Wir haben," so beginnt die Pandora, „Wir haben über einen der „glänzendsten Debüts, welche dieses Theater (théatre italien) je „gesehen hat, Bericht zu erstatten. Mamselle Sonntag, ob„gleich jung (man sagt, sie sey 18 Jahr alt) hat bereits in „Deutschland einen vollendeten Ruf als Sängerin." Nachdem „nun der Kritiker die liebliche Gestalt der jungen Sängerin vom Haupt bis zu den Füßen mit Wärme gezeichnet und versichert hat, daß seine Ausdrücke keine romanhafte Metaphern wären, fährt er, die bekannte Fabel Lafontaine's anführend, folgendermaßen nicht unwitzig fort: „Schon sagte sich das günstig eingenommene Parterre:

„„Sans mentir, si votre ramage
„„Se rapporte à votre plumage
„„vous êtes le Phénix des hôtes de l'Opera-Buffa" "

„„Wenn deine Töne deine Lieder
„„Gleichkommen deinem Prunkgefieder
„„so bist du der Phönix unter den Bewohnern der Opera„„Buffa." "

„Die Gastspielerin erschien als Rosine im Barbier von Sevilla; „endlich sang sie, und ungeachtet jener unwillkürlichen Gemüths„bewegung, welche selbst das Bewußtseyn früheren Erfolgs „niemals gänzlich bewältigt, gewahrte man dennoch ihre Ver„wirrung nicht. Schon bey den ersten Takten ihrer Cavatine, „erkannte man eine reine Stimme, eine klangreiche und vor„züglich biegsame; ihre eminente Eigenschaft ist eine wunder„same Leichtigkeit; mit der Kopfstimme gibt sie uns eine wahre „Verschwendung der zärtesten Verzierungen, der blumenreich„sten Eleganz. Auch brachen die Beyfallsbezeigungen, ohne „die Arie: una voce poco fa abzuwarten, mit einer Art Trun„kenheit aus. Mlle. Sonntag genoß desselben Er„folgs bey dem Duo mit Galli, und im Finale, wo einige „emporgetragene glänzend ausgehaltenen Töne (quelque jets „de sa voix brillante) die lärmenden Akkorde des Orchesters und „der Chöre durchdrangen. Im zweyten Akt, in der Unterrichts„Scene sang Mlle. Sonntag eine Arie aus der Rossinischen „Oper: „Sigismund," die Mad. Pasta schon theilweise in „Romeo eingelegt hatte, und der Beyfall erneuete sich mit „dem nämlichen Enthusiasmus."

Darauf fährt der Kritiker mit ächt französischer, mit (nachahmungswürdiger) feiner Urbanität also fort: „Um diesen Tag des Triumphs nicht zu trüben, verschieben „wir auf ein anderes Mal unsere Bemerkungen über jene Ue„berfülle von Verzierungen und kleinen Noten, die hier und „da Mißbrauch werden. Wir hoffen, daß sie darin nichts an„deres sehen wird, als Rathschläge, die just von der Theil„nahme eingeflößt wurden, welche ein so merkwürdiges Ta„lent erregt, ein Talent, das schon genugsam ausgebildet ist, „um die Kritik ertragen zu können, und das uns eine der „ausgezeichnetesten Sängerinnen unseres Zeitalters verspricht.

„Was das Spiel betrifft, so hat Mlle. Sonntag Proben „der Verständigkeit abgelegt; sie hat Grazie, und es fehlt „ihrem Spiel nicht an Feinheit. Vielleicht würde sie wohl „thun, einige etwas gesuchte Gesten zu bewachen, hauptsächlich „ein, ein wenig zu oft wiederholtes Wiegen des Hauptes. „Unter den Rollen, in welchen sie noch auftreten soll, nennt „man Donna Anna im Don Juan, eine Rolle, die in „Paris noch nie gut gegeben wurde; ohne Zweifel wird man „nicht ermangeln, sie uns hierin hören zu lassen; das ist „eine Ehrenrettung (reparation), die man Mozart „schuldig ist. (NB. NB. !!!)" Und darauf lautet der Schluß dieses Berichts also: „Man sagt, sie sey nur auf zwölf „Vorstellungen engagirt; möge die Aufnahme, die ihr zu „Theil wird, sie bewegen länger hier zu verweilen!" —

Wenn uns Deutsche diese Aufnahme freut, so sind wir zuerst der Dlle. Sonntag Dank dafür schuldig; doch müssen wir auch dem französischen Publikum und den Pariser Zeitschriften Gerechtigkeit für Gerechtigkeit wiederfahren lassen; bedenkend, daß hier ein National-Vorurtheil zu besiegen war. Ob dieses Vorurtheil von Haus aus ungerecht ist, thut nichts zur Sache; genug es war da, und — es wurde besiegt. Selbst hierüber spricht ein hiesiges Journal, die Etoile, nicht ohne anmuthige Ironie. Man sagt, daß von Seiten der Herrn gentilhommes de la chambre Dlle. Sonntag sehr glänzende Anträge, um sie hier zu fixiren, erhalten habe. Sollte dieses wirklich schon wahr seyn, wie es denn kaum zu bezweifeln ist, daß es geschehen wird, so möge sie Folgendes dabey bedenken: erstlich hat sie bey dieser Gelegenheit das vaterländische Nationalgefühl zu vertreten; eine Künstlerin ersten Ranges hat kaum das Recht ihr Vaterland zu vertauschen, besonders wenn sie, wie Mlle. Sonntag, dasselbe keiner Undankbarkeit zu zeihen hat; sie würde also, entweder eine Abtrünnige seyn, oder durch diesen Schritt öffentlich aussprechen, daß Deutschland seine Künstler weder zu würdigen noch zu belohnen wüßte, welcher Vorwurf um so schmerzlicher wäre, da er buchstäblich wahr ist. Zweytens möge sie wissen, daß — wie und was sie auch thun oder lassen möge hinsichtlich ihres Kunst- und Privatlebens — sie doch immer und immer hier in Paris eine actrice bleiben wird; d. h. nie und nimmer wird sie sich hier die ebenbürtige Stellung in den geselligen Kreisen des Lebens erobern, die man in Berlin dem ausgezeichneten Talente zuvorkommend bereitet und einräumt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Juli 1826.

Selten belehrt die Geschichte die Gewaltigen, welche die Geschichte selber regieren und erzeugen helfen; sie finden in der fremden, aber ihnen entlegenen keine Vergleichpunkte mit dem neuen, aber ihren Leidenschaften und Blicken zu nahe gerückten.

Jean Paul.

Geschichte der Ereignisse, welche sich auf dem Bellérophon zugetragen, nachdem sich Napoleon Buonaparte auf denselben begeben hatte, und während seines Aufenthalts auf diesem Schiffe vom 24sten Mai bis zum 8ten August des Jahres 1815.

Von dem Kapitän J. E. Maitland.

Das Interesse des Gegenstandes, der beste Styl und ein Charakter von Wahrhaftigkeit, der jede Erfindung ausschließt, geben diesem historischen Dokument mit Recht eine wichtige Stelle unter den Büchern, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregen müssen.

Allem Anscheine nach ist es schon seit mehr als zehn Jahren niedergeschrieben und nur besondere Ansichten der englischen Regierung konnten Kapitän Maitland vermögen, sein Erscheinen so lange zu verschieben. Einzelne der beschriebenen Begebenheiten sind im Allgemeinen schon bekannt geworden, aber nicht mit authentischer, der Geschichte würdiger Gewißheit; die Erzählung Maitland's weiß ihnen dieselbe erst zu verleihen.

Das Werk beginnt mit einer Auseinandersetzung der Maßregeln, welche der Admiral Keith (kommandirender der englischen Station) und der unter seinen Befehlen stehende Kapitän Maitland ergriffen hatten, um sich Napoleon's ganz sicher zu bemächtigen. Man vermuthete nämlich englischer Seits, daß er Versuche machen würde, über Bordeaux, Rochefort, die Insel Aix, oder von irgend einem andern benachbarten Hafen aus zu entkommen. Hierauf folgen die am Bord eines Parlamentairschiffes begonnenen Unterhandlungen, geführt durch die Herren de las Cases, Bertrand, Savary, und Lallemand. Was aber von dem allergrößten Interesse, das ist die Haltung, die Handlungsweise und selbst die Worte Napoleon's in einer der peinlichsten Lagen seines Lebens. Bey seiner Ankunft auf dem Bellerophon erwies man ihm die Ehrenbezeugung nicht, welche sonst Personen von so hohem Rang erwiesen werden. Man befand sich nämlich über diesen Punkt ohne Vorschriften, welche nur dahin gingen, ihn für den Fall, daß man seiner Person habhaft werden könne, an Bord eines Schiffes S. M. des Königs von Großbritannien zu bringen. Kapitän Maitland entschuldigte sich jedoch, über diesen Empfang mit dem Beysatz, daß es noch zu früh gewesen, um ihn anders empfangen zu können. In der That werden auf einem englischen Schiffe die militärischen Ehrenbezeugungen nur von Morgens acht Uhr bis zu Sonnenuntergang erwiesen.

„Der Exkaiser, so drückt sich Kapitän Maitland aus, hatte die französische Brick l'Epervier verlassen, um sich an Bord des Bellerophon zu begeben.“ So lange als die Schaluppe, welche er bestiegen, noch im Auge jener Brick war, hörte die Mannschaft derselben nicht auf, ihm ihr Lebewohl zuzurufen. Mein erster Lieutenant, Herr Mott, versicherte mich, daß in den Augen aller Zuschauer Thränen gestanden hätten. Offiziere und Soldaten, alle konnten eine gewisse Rührung nicht unterdrücken.

„General Bertrand betrat zuerst den Bord des Belle-

rophon, um mir anzuzeigen, daß sich der Kaiser in der Schaluppe befände. Napoleon folgte ihm unmittelbar, und als er das Schiff betreten, sagte er mit lauter und fester Stimme: Je suis venu me mettre sous la protection de votre prince et de vos lois. Als ich ihn in mein Zimmer geführt, sagte er, nachdem er es genau untersucht hatte, das ist ein recht hübsches Zimmer. Ich erwiederte: so lange Sie auf dem Schiff seyn werden, welches ich kommandire, so steht es zu Ihren Diensten, mein Herr. Wer ist die junge Dame, fragte er nun, indem er das Bild meiner Frau betrachtete; sie ist sehr hübsch. Ich nannte sie ihm, worauf er sich nach ihrem Geburtsort, so wie nach dem meinigen erkundigte, und wissen wollte, wie viel ich Kinder hätte und wie lange ich schon diente.

Ich erwähnte des Umstandes mit dem Bilde meiner Frau, um zu bedeuten, wie sehr Napoleon darauf bedacht war, einen günstigen Eindruck auf diejenigen zu machen, mit welchen er zu sprechen hatte. Später, als wir uns vor Plimouth befanden, hatte ich noch mehr Veranlassung, dieß zu bemerken. Herr und Frau Stracham kamen nämlich mit meiner Frau an unser Schiff gefahren. Als ich ihm sagte, daß dieß meine Frau sey, begrüßte er sie, indem er den Hut abnahm, und lud sie ein, an Bord zu kommen. Allein ich mußte ihm bemerken, daß ich Befehle erhalten hätte, denen zufolge Niemand, selbst meine Frau nicht, das Schiff betreten dürfte. „Das ist aber sehr hart," erwiederte er, und indem er gegen meine Frau sprach: „nicht wahr, Lord Keith ist gar zu strenge?" dann wandte er sich nochmals gegen mich mit den Worten: „Wahrhaftig, ihr Bild ist nicht geschmeichelt, sie ist noch viel hübscher."

Kurze Zeit nach seiner Ankunft auf dem Bellerophon wünschte er die Offiziere desselben kennen zu lernen. Ich stellte sie ihm daher nach der Ordnung ihres Ranges vor, wobey er jedem einige Fragen über sein Vaterland, seine Dienstjahre, seine Funktionen auf dem Schiffe oder die Schlachten machte, denen er beygewohnt hätte. Hierauf verlangte er das Schiff zu besichtigen. Aber da es noch nicht gereinigt worden war, so sagte ich, daß der Gebrauch es mit sich brächte, das Schiff nur erst nach dem Frühstück der Mannschaft zu reinigen, was in diesem Augenblick eingenommen würde, und daß er also von diesem Besuch mehr befriedigt seyn dürfte, wenn er noch einige Augenblicke warten wollte.

Anfangs zeigte Napoleon fortgesezt die größte Ruhe und selbst einige Heiterkeit. Er lebte der sichern Hoffnung, daß man ihm erlauben würde, als bloßer Privatmann in England zu leben. Nur erst, als wir uns der Küste näherten und er durch die Zeitungen erfuhr, daß davon die Rede sey, ihn nach St. Helena zu schicken, nur erst dann konnte ich bemerken, daß er etwas Unruhe fühlte. Demungeachtet zeigte er eine überraschende Festigkeit, als ihm diese schreckliche Gewißheit amtlich angezeigt wurde.

Ich war überzeugt, daß Napoleon sich durch eine solche Mittheilung zu niedergeschlagen fühlen müßte, um an diesem Tag auf das Verdeck kommen zu können. Ja ich hatte dieß für so bestimmt angenommen, daß ich einige meiner Freunde, welche mich diesen Tag hatten besuchen wollen, in der Absicht ihn zu sehen, hievon unterrichten ließ. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich ihn mit einem Male an meiner Seite erblickte! Ich konnte mir diese scheinbare Ruhe nur somit erklären, daß er, zu ewiger Gefangenschaft und Abgeschiedenheit von der Welt verurtheilt, dieses sein Schicksal sich weniger fürchterlich vorstellte, als ich, wenn ich in seiner Lage gewesen, und daß er immer noch Hoffnung hegte, daß Großbritannien ihm die Achtung und Aufmerksamkeit erweisen würde, welche eine Stellung, wie diejenige, die er inne gehabt, erwarten ließ.

Während des Mittagessens war seine Unterhaltung ganz wie gewöhnlich. Der fürchterliche Streich, welcher ihn getroffen, hatte seine gewöhnliche Heiterkeit so wenig gestört, daß er uns durchaus nicht verändert erschien. Nie gab mir Buonaparte Veranlassung zu der Vermuthung, daß er den Entschluß fassen könne, freywillig dem Leben zu entsagen. Ja ich glaube sogar, daß er unter keinerley Umständen und in keiner Lage eine solche Absicht durchblicken ließ; und so lange ich in seiner Nähe war, hörte ich ihn nur einmal ein Paar Worte sagen, die dahin gedeutet werden könnten. Er sagte mir nämlich einstens: „Ich werde nicht nach St. Helena gehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Meneen.

(Fortsetzung.)

Wie haben es die Meneen angefangen, um sich gegen den großen Wechsel von Kälte und Wärme, den das Budget der Erde über den Mond gebracht, zu schützen? „Sie wurden Troglodyten, und dieses scheinen sie nach allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutiges Tages zu seyn." Die Leser werden mit Wohlgefallen bemerken, daß sich Herr von Gruithuisen bey Aufzählung seiner Merkmale und Spuren des altehrwürdigen Duodezimal- und nicht des revolutionären Dezimalsystems bedient. In der That, Natur und Kunst, die zwölf Himmelszeichen, die zwölf Monate, die zwölf Söhne Jakobs, die zwölf Apostel, die zwölf Pairs Karls des Großen, die zwölf Spielhäuser in Paris und die zwölf Bände des Conversationslexikons empfehlen das Dutzendwesen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt gesehen. Herr von Gruithuisen will dieses nicht absprechen, doch hat er seine Gründe, zu glauben, daß von diesen Gebäuden nur die troglodytisch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen, und die andern zur heißen Tageszeit von Reisenden benuzt werden, um Schatten und Ruhe darin zu fin-

den.“ Bey Gelegenheit der Reisen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den Pässen gehalten wird. Zwar ist gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reisen Pässe brauchen — dieses ist ein Urgesetz der Natur, und gehört zum Aggregationssystem. — Die Frage ist nur, ob den Meneen die Pässe der Mondsbehörden hinreichen, oder ob sie, da der Mond ein Satellit der Erde ist, von der irdischen Oberregierung die Pässe fordern müssen? Freylich hat man auf der Erde von solchen Pässen nach dem Monde nie etwas gehört, doch kann es immer seyn, daß dieses zum Wirkungskreise der geheimen Polizey gehört. Auch hat Herr von Gruithuisen Sommergebäude im Monde gesehen; auch hat er dreyzehn Gebäude gezählt, die nicht größer sind „als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde;“ auch hat er den Schatten von Gassen gesehen. Ueberhaupt unterschied Herr von Gruithuisen drey verschiedene Baustyle im Monde; doch da wir nicht blos für Architekten schreiben, sondern für gebildete Stände überhaupt, so wollen wir dieses nicht ausführlicher abhandeln. Endlich entdeckte Herr von Gruithuisen Ruinen der Ureinwohner des Mondes. Die Ruinen habe ich auch gesehen; doch daß sie von den Ureinwohnern des Mondes herrühren, widerspricht meinen Beobachtungen. Diese Ruinen sind künstliche Ruinen, wie wir sie in unsern englischen Gärten haben.

Sind die Meneen Menschen? frägt Herr von Gruithuisen. Hat gut fragen, wer die Antwort schon in der Tasche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was ist der Mensch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Also, Frage: sind die Meneen Menschen? Antwort: „Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, stimmen für das Ja. Sie führen zu einer Kontrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwischen Beyden, nämlich die Zweyhändigkeit und Zweyfüßigkeit zu lösen ist.“ Lieber Leser, jetzt müssen wir uns zusammennehmen, um dem Herrn von Gruithuisen nachzukommen; er ist sehr rasch. Wir können wie der Mohr im Fiesko sagen: unsere Füße haben alle Hände voll zu thun. Herr von Gruithuisen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände noch vier Füße hätten, müßten sie Menschen seyn. Aber besteht denn das Wesen nichtmenschlicher Geschöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Thiere gibt es ja gar nicht auf der Erde, das garstige Thier mit zwey Rücken im Othello ausgenommen; und auf der andern Seite gibt es sehr viele Thiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menschen sind: wie die Vögel, die Fische, die Insekten und andere, die man in Raffs Naturgeschichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig sind, müssen sie darum zwey Hände und zwey Füße haben? Man könnte eben so gut den Schluß machen: dieser Mann ist weder eine Million reich, noch ist er ein Bettler; also ist er eine halbe Million reich. Aber mit nichten! Er kann tausend Gulden im Vermögen haben, zweytausend Gulden, zehntausend Gulden, hunderttausend Gulden; zwischen einer Million und einer halben Million liegen 999,998 Fälle, die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen, weil sie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweyhändig und zweyfüßig zu seyn. Sie können eine Hand und drey Füße haben, oder einen Fuß und drey Hände, oder fünfzig Hände und gar keine Füße, oder tausend Füße und gar keine Hände. Und woraus schließt Herr von Gruithuisen, daß die Meneen weder vier Füße noch vier Hände haben? Man höre. „Gegen die Annahme, daß die verständigen Wesen auf dem Monde vierfüßer seyen, stehen die regelmäßigen Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkommenen Widerspruch, da deren Erbauung ohne geometrische Kenntniß gar nicht möglich ist.“ Aber liegt denn die Kenntniß in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunstfertigkeit, und nicht in diesen allein. Der Biber baut seine unterirdische Wohnung, der Vogel sein Nest, die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die Natur selbst, welche die vollendetsten Kunstwerke bildet, hat auch keine Hände. Ferner: „Gegen die Vierhändigkeit streiten, die, auf dem Monde sichtbaren, 60 bis 70 geographischen Meilen lange Straßen, und der erst neulich von mir entdeckte, 30 Meilen lange, äußerst reguläre Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden rathen läßt.“ Auch die Gültigkeit dieses Beweises können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mond-Chausseen seine vollkommene Richtigkeit, ja man kann sogar mit guten Fernröhren die Inschriften auf den Meilenzeigern lesen; aber daraus auf die Füße der Meneen zu schließen, ist sehr übereilt. Vielleicht kriechen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht benutzen sie die Landstraßen blos zum Fahren und Reiten, vielleicht werden die Chausseen gar nicht von verständigen Wesen befahren, sondern blos von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweisen eben so wenig. Vielleicht sind es keine Wandergewölbe, sondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen sie weder zum Gehen noch zum Kriechen, sondern zu Wasserleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt sich durchaus nichts mit Bestimmtheit sagen.

Doch ganz anders verhält es sich mit dem Kopfe; den haben die Meneen und zwar von der vorzüglichsten Qualität. Herr von Gruithuisen meynt: „unser Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verstandeskultur höher zu setzen, als wir stehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß so etwas zu vermuthen stände.“ Ich weiß in der That nicht, wie die andern Menschen

in diesem Punkte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht stolz, die Meneen geniren mich nicht im Mindesten, und ich räume ihnen überall den ersten Platz ein, mich gern mit dem zweyten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? „Ich will hierüber — sagt Herr von Gruithuisen — nur Andeutungen zu Konsequenzen geben, die auf die Vermuthung führen müssen, die Meneen stünden auf einer hohen Stufe von Kultur, sowohl der Kunst als der Wissenschaft.“ Es ist ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuisen hier, gerade hier, wo er die stärksten Beweise hat und gibt, sich so behutsam ausdrückt, warum er, statt zu sagen: so ist es, nur von Andeutungen zu Konsequenzen spricht, die zu Vermuthungen führen? Doch lassen wir das gut seyn, und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Konsequenzen, und von den Konsequenzen zu den Vermuthungen führen zu lassen. Haben wir einmal die Vermuthungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Missolunghi.

Von Dr. Maßmann.

Die Frühlingsblumen.

Ihr duft'gen Blumen grüßt mich lieb wie gestern,
Doch meine Freud und Lust ist gänzlich todt,
Denn eure weiß und blauen *) Frühlingsschwestern
Sie färbten sich auf Missolunghi roth!

Sie sind mit heil'gem Heldenblut begossen,
Der Boden ist mit Christenblut getränkt.
O daß sie jeden Frühling blutig sprossen,
Damit der Brüder man dabey gedenkt!

Mit jedem Abendroth wird's in mir trüber,
Es mahnt wie Missolunghi's Wiederschein:
In jedes Morgenroth schau' ich hinüber,
Ob nicht von Süden fliegt ein Phönix drein.

*) Farbe der Griechen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. Juni.

(Beschluß.)

Während die Dilletanti (so nennt man hier die Lieb-
haber der italienischen Oper) sich drängen, um die deutsche
Sängerin zu hören, strömen die Liebhaber des Melodrams
nach der Porte St. Martin, um dort einen englischen Schau-
spieler zu sehen (denn er spricht nicht). Bären, Affen und
Pferde werden sich vermuthlich über das Alterthum ihres wohl-
erworbenen Bühnenrechts streiten; auch wird es kaum zu
entscheiden seyn, welcher dieser Thiergattungen der älteste Bret-
teradel zukommt, oder vielmehr der älterere; denn der älteste
gebührt unstreitig den Vögeln, die schon zu Aristophanes Zei-
ten eine historische Familie waren. Dem sey nun aber wie
ihm wolle, so ist doch heute kein wesentlicher Standesunter-
schied mehr unter den Thieren; denn vom Elephanten bis
zum Hund, von der diebischen Elster bis zur naiven gebrate-
nen Martinsgans haben sie alle sich, als Helden, Bösewichter
oder Narren gezeigt, und sind auf solche Weise zu einem Na-
men gekommen. Was bleibt dem heutigen Theaterdichter nun
übrig, der absolut neu seyn muß, um die Menge anzulocken,
zu reitzen, zu erschüttern?! Menschen sind abgedroschen,
Thiere haben ihr Mögliches gethan, der Teufel zieht nicht
mehr, Götter kommen nicht mehr herab. Dem gewöhnlichen
Verstande muß es scheinen, als sey es aus mit der dramati-
schen Kunst, rein aus! — Aber das Genie findet immer neue
Wege. Ich sage das Genie; denn ich gebe es selbst dem aus-
gezeichneten Talente auf, zu errathen, was uns der englische
Melodramatiker, in diesem erschöpften Zeitalter, für ein ganz
nagelneues Wesen auf die Bühne gebracht hat? Kein Thier,
kein Mensch, keinen heidnischen Gott, keinen Samiel, keinen
Policinello, keinen großen Unbekannten! Nun, und das
wäre? — Einen halbbackten Menschen! Ein Un-
glücklicher, der sich der Magie ergeben hat, arbeitet an einem
Menschengebilde, das ihm ein dienstbarer Geist werden soll;
er übereilt sich das Ding zu beleben und es wird nun ein
halbbackter erdgrauer Mensch daraus, der zwar nicht spre-
chen, aber zaubern kann und aus Rache seinen Urheber drey
Akte lang verfolgt, um ihn erst im dritten zu tödten. Wir
empfehlen diese neueste englische Waare den deutschen Ueber-
setzungsfabriken; die Uebersetzung ist kinderleicht, man kann sie
einem Schulknaben auftragen, und doch darf man an dem Ef-
fekte nicht zweifeln, denn es brennt erst ein Laboratorium,
dann eine halbe Stadt ab; dann kommt ein Schiff im Sturm
zur See bis an die Lampen hergewogt und brennt ebenfalls
auf; dann kommt der halbbackte Held des Stücks auf aller-
hand kuriose Weisen, von oben, von unten und von der Seite,
auf Gebälke und brennenden Baumästen zum Vorschein und
verschwindet eben so wunderbar durch die Wand und durch
den Fußboden. Auch wird ein Kind sehr angenehm geäng-
stigt und herumgezerrt und quikt sehr rührend, während sein
Vater pathetisch rast; kurz das Stück wird großes Glück in
Deutschland machen und ich erbiete mich sehr gern, dasselbe
einzusenden, entweder um in Kur- oder in Helgoland über-
sezt zu werden. Es heißt le monstre et le magicien, das
Ungeheuer und der Zauberer, ein wahrer Zieh-Titel!

Mars und Venus, oder die Netze des Vulkans ist das
neueste Ballet, das hier an der Tagesordnung ist und in der
großen Königl. Oper gegeben wird. Ich behalte mir vor
über das Ballet wie es heute ist, im Allgemeinen meine An-
sicht zu geben. Von diesem sage ich nur, daß die Pariser
selbst sagen, daß sie nichts Aehnliches an Pracht der Costüme
und Dekorationen gesehen haben. Ich schwieg — aber einem
deutschen Blatte darf ich es wohl vertrauen, daß die Ber-
liner Darstellung der Olympia eine prächtigere ist als
diese, um wie viel mehr also die alles in dieser Art erschö-
pfende Vorstellung des Alzidors — Dekorationen, besonders
aber die Costüme, sind in Berlin reicher, glänzender, schöner —
das Maschinenwesen ist aber hier vollkommener.

Im Odeon — so kündigen es die hiesigen Blätter an —
wird man bald eine Darstellung des Freyschützen geben,
zum Besten der Wittwen und Kinder des unsterblichen C. M.
von Weber. Zwar hat dieses Theater große Einnahmen
von dem genannten Stücke gehabt; aber werden wir
Deutschen uns in Dankbarkeit gegen einen ver-
storbenen deutschen Künstler von England und
Frankreich zuvorkommen lassen? Oder werden wir
sogar dieses Beyspiel, diese Aufforderung un-
beachtet lassen? Man wünscht, daß Dlle. Sonntag
in dieser Benefiz-Vorstellung auftrete. Leider wird der Frey-
schütz in französischer Sprache gegeben. Bey demselben Thea-
ter studirt man nächstens die Schweizerfamilie von Weigl ein.

Beylage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 161.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 7. Juli 1826.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Die Sterne singen seinen Ruhm;
Ihn preist der Erdkreis, ihm rauschen die Meere;
Das Weltall ist sein Heiligthum.

Die Meneen.

(Fortsetzung.)

„Im Jahre 1796 entdeckte Schröter in einer gewissen Provinz des Mondes ein aus hellen, vollkommen graden Streifen bestehendes Gebilde, welches einem Kometenschweif ähnlich ist. Da Schröter vor 1788 dieses Gebilde nicht wahrgenommen, so muß es erst um jene Zeit zwischen den Jahren 1788 — 96 entstanden seyn. Solche regelmäßige zwanzig Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, sie müssen ein Werk der Kunst seyn. Was konnte der Zweck der Meneen bey Anlegung eines solchen ungeheuern Kunstwerks seyn? Es lassen sich hier nur zweyerley Zwecke denken, welche auf gleiche Weise auf einen hohen Grad von Verstandeskultur schließen lassen. Entweder die Meneen haben mit uns eine Zeichensprache anbinden, oder sie haben die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darstellen wollen. Sie haben es darauf abgesehen, uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetarischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben. Wäre dieses so, so müßten die Meneen gar keine Begriffe von der Agilität unserer Verstandeskräfte haben; wenn sie wüßten, daß wir Erdbewohner erst im laufenden Jahrhundert angefangen haben, in allem Ernste an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Physiker einen weitern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenschweifähnlichen Gebildes auffinden, der nicht matt, unpassend, ungereimt oder wohl gar lächerlich ist.“

„Wenn nun auch dieses wahrscheinliche Kunstgebilde der Meneen nicht absolut darauf hindeutet, daß dieselben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darstellen wollen, so hat es dennoch sehr viel für sich; gleichwie dieselben Gedanken entstehen müssen, wenn man aufmerksam die Erscheinung zerlegt, die Eysenhard am 25sten Juli 1774 um Mitternacht im mare cristum bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir scheint, die Mondbewohner die dortige, von ihnen ohne Zweifel schon voraus berechnete Pracht eines nordlichtähnlichen Phänomens auch mit einer vierfachen künstlichen Beleuchtung verbunden haben. Oder hat sich damals ein Kaiser oder König im Mond krönen lassen oder vermählt? Die Illumination im mare cristum geschah auch, wie bey uns, nach Untergang der Sonne.“

Es ist sehr zu loben, daß Herr von Gruithuisen als ein ehrlicher Mann überall seine Meynung frey heraussagt; aber die Freyheit, die er sich selbst nimmt, sollte er auch Andern verstatten. Es ist daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illuminationen im Monde naturphilosophisch erklärt, er jede andere, von der seinigen verschiedene, Erklärungsart zum Voraus verdammt, und sie matt, unpassend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unschuld muß viel leiden in diesem Jammer-

thale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir schmeichle, alle Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuisen umzustoßen scheint mir ein leichtes, da sie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerst wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden, um eine Zeichensprache mit uns anzubinden. In den betrübten taubstummen Verhältnissen, worin Meneen und Menschen gegeneinander stehen, bliebe ihnen freylich nichts anderes übrig, als sich durch Zeichen verständlich zu machen, so oft sie sich miteinander unterhalten wollten; aber wie kann dieses geschehen, wenn sie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen sind nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenstriche, wobey jeder sich denken kann, was er will. Oder es sind Notenlinien mit Feuerdinte gezogen; aber wo sind die Noten, wo ist die Melodie, wo der Text? Es ist also nichts, es ist gar nichts mit dieser Zeichensprache!

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Ereignisse, welche sich auf dem Bellérophon zugetragen, nachdem sich Napoleon Buonaparte auf denselben begeben hatte rc.

(Fortsetzung.)

Es war ein erbärmlicher Uebermuth, welcher befahl, Buonaparte wieder General zu betiteln. „Anstatt General, sagte er, hätte man mich eben so gut Erzbischof nennen lassen können, weil ich eben so gut das Oberhaupt der französischen Kirche als der französischen Armee gewesen bin.“ So lange der Bellerophon im Gesichtskreis der englischen Küste war und ehe ein anderes Schiff den hohen Gefangenen aufgenommen hatte, durfte Niemand an Bord desselben kommen, und es war dieser Befehl mit Ausnahme des Admirals und einer kleinen Zahl von Flottenbeamten mit solcher Strenge zu nehmen, daß, wie vorher gesagt, selbst die Frau des Kapitäns denselben nicht überschreiten durfte, so daß sie nur durch das Sprachrohr mit ihrem Mann sprechen, und ihn nur durch ein Fernglas sehen konnte. Es war nicht der Gefangene allein, den man so zu bewachen besorgt war, sondern vielmehr die Annäherung einer andern Person, die man so sehr fürchtete und die man nur zu nennen brauchte, um die ganze Flotte in Angst und Schrecken zu jagen. Dieß war aber nichts anderes als ein Rechtsgelehrter oder Advokat. Da nämlich die englische Regierung nicht geneigt war, Buonaparte zu gestatten, daß er sich an's Land begäbe, so hatten einige übelwollende Menschen, um ihm Gelegenheit zu geben an das Land zu kommen, und allen Besseren zum Trotz, den Gedanken gefaßt, ihn von Gerichtswegen vorrufen zu lassen, um als Zeuge in einer Sache vernommen werden zu können, welche eben bey der Kings bench anhängig war. Sobald die Flotte von diesem Plan unterrichtet ward, so waren auch unsere Seeoffiziere bey Annäherung des kleinen Fahrzeugs nicht weniger in Schrecken versezt als die kleineren Fische bey Annäherung eines Hay. Der Admiral besonders war bey dieser Gelegenheit in heftigerer Bewegung als wohl je in der ganzen Zeit seiner Seekarriere.

Ich hatte mich zwischen sieben und acht zu dem Admiral begeben, und erfuhr von S. H., daß man ein habeas corpus erhalten hätte, um Buonaparte an's Land zu bringen, und daß ein Advokat mit den nöthigen Vollmachten versehen, sich zu diesem Ende eingeschifft habe, um das weitere auszuführen. Ich sollte mich deßhalb bereit halten, um bey dem ersten Signal die Segel zu lichten und in die hohe See zu stechen. —

Um neun Uhr erhielt ich wirklich diesen Befehl; allein der Wind, obwohl er nicht stark war, war uns entgegen wie die Ebbe. Wir sezten also Boote aus, um das Schiff mit Seilen fortzuziehen. Zu gleicher Zeit sah ich eine Barke auf uns zurudern, welche eine Person trug, deren Aeußeres mir einigermaßen verdächtig schien: ich beorderte demnach ein Boot an das Hintertheil des Schiffes, um jede Annäherung, unter welchem Vorwand immer diese geschehen wolle, zu verhindern.

Die gefürchtete Barke näherte sich auch wirklich, wurde aber an den Admiral gewiesen, der sich jedoch, von einem seiner Schiffe auf das andere entfliehend, von derselben vergeblich suchen ließ. Später erfuhren wir, daß sie den gefürchteten Rechtsfreund mit der habeas corpus Akte und andern nothwendigen Papieren versehen, getragen habe, vermöge derer wir gezwungen gewesen wären, unsern Gefangenen auszuliefern, um ihn vor dem Gerichtshof der Kings bench erscheinen zu lassen.

Während wir nun immer weiter in die See gingen, näherte sich eine andere Barke, und zwar so weit, als die Wachtboote es immer nur gestatteten. Sie führte zwey sehr gepuzte Damen, welche ihre Sacktücher in der Luft schwenkten, so oft sich Buonaparte an den Fenstern zeigte.

Den 4ten August begab ich mich Nachmittags an Bord des Prometheus und des Rambead, auf welchen die Admiralsflagge wehte. Ich erhielt dort folgenden Brief S. H.:

„Ich bin den ganzen Tag über von einem Advokaten verfolgt worden, der mit einem habeas corpus versehen ist; er hat zu Cawsand gelandet; allein es wäre möglich, daß er sich in der Nacht an Bord eines Segelschiffes wieder in Bewegung sezte. Sorgen sie daher, daß ihnen kein Schiff nahe komme. Ich für meinen Theil werde die nämlichen Vorsichtsmaßregeln gebrauchen, auf welchem Schiff ich mich auch befinde.“

Keith.

Den nämlichen Abend schrieb Buonaparte zum zweyten Male an den Prinz-Regenten. Ich mußte diesen Brief meinem Admiral überbringen, wobey ich von demselben wieder erfuhr, daß er den ganzen Tag über von dem hartnäckigen Advokaten verfolgt worden sey. Zu einer ordentlichen Flucht genöthigt, habe er sich auf den Tonnant zurückgezogen. Allein der Feind habe ihn auch hier verfolgt und er sey auf der einen Seite des Schiffes davongegangen, während daß es jener von der andern bestiegen habe. Der Advokat habe seine Jagd unermüdet fortgesetzt, aber da er, der Admiral, durch zwölf gute Ruder bedient gewesen, sey er ihm bald aus dem Gesicht gekommen.

Nachdem sich Napoleon überzeugt hatte, daß das englische Ministerium auf dem Entschluß, ihn nach St. Helena zu schicken, beharrte, verfaßte er eine feyerliche Protestation gegen die Art und Weise, auf welche man mit seiner Person verfahre, und verlangte von dem Kapitän Maitland ein schriftliches Zeugniß: daß man ihn gegen seinen Willen und seines Widerspruchs ungeachtet das von diesem Offizier befehligte Schiff zu verlassen gezwungen habe.

Um halb zehn Uhr kam General Bertrand zu mir, um mir zu sagen, daß Buonaparte mich zu sprechen verlange, worauf ich mich sogleich zu ihm begab. — „Bertrand, sagte er, meldet mir, daß Sie Befehl erhalten haben, mich an Bord des Northumberland zu bringen.“ Nachdem ich dieß bejaht hatte, fragte er mich, ob ich mich dazu verstehen könnte, an Bertrand einen Brief zu schreiben, um ihn officiell von diesem Befehl in Kenntniß zu setzen? weil es ihm angenehm seyn würde, ein Dokument zu besitzen, mit welchem er beweisen könnte, daß er gegen seinen Willen und ohne gehört worden zu seyn, den Bellerophon habe verlassen müssen. — Ich erwiederte, daß ich kein Hinderniß sähe, ihm diesen Wunsch zu erfüllen, und daß ich einen solchen Brief noch diesen Abend schreiben würde. Ich wollte mich hierauf zurückziehen, allein Buonaparte behielt mich zurück. „Ihre Regierung behandelt mich unbillig streng, sagte er, ich habe ein anderes Verfahren von ihr erwartet und von ihr gehofft, und zwar nach der guten Meynung, die mir der Charakter der Engländer im Allgemeinen eingeflößt hat. Es ist zwar wahr, ich bin stets mit England im Krieg gewesen, aber auch immer in offenem, unverhehltem Kriege. Ich konnte daher ihrem Könige keinen größeren Beweis von Achtung und Zutrauen geben, als indem ich mich gerade seinem Edelmuth anvertraute. Oder kann es einen größern Beweis von Achtung geben? Uebrigens weiß ich, daß man die Nationen nicht nach ihren Regierungen beurtheilen darf. . . . . Man erwiedert, ich habe mich unbedingt ergeben, aber war ich denn in der Lage Bedingungen zu machen? Kann ein Individuum mit einer ganzen Nation unterhandeln? Ich hatte nur die Gastfreundschaft angesprochen, oder wie die Alten zu sagen pflegten, freyen Gebrauch des Wassers und der Luft. Alle meine Wünsche gingen nur dahin, in England ein kleines Eigenthum zu kaufen, um dort mein Leben in Frieden zu beschließen. Was Sie betrifft, Kapitän, so kann ich mich über sie gar nicht beklagen; Sie haben sich immer wie ein Mann von Ehre gegen mich betragen. Fürwahr ich kann mich nicht erwehren, das Unglück auf eine verlassene Insel verbannt zu seyn, und dort mein Leben beschließen zu müssen, auf das Schmerzlichste zu empfinden. — Er fuhr hierauf mit Nachdruck und Würde also fort: Wenn Ihre Regierung im Stande wäre, Savary und Lallemand dem Könige von Frankreich auszuliefern, so würde sie durch diese Handlung auf den englischen Namen einen Schandfleck bringen, den keine Zeit mehr auslöschen könnte. — Ich versicherte ihn, daß gewiß die Minister des Königs, meines Herrn, dieß nicht im Sinne hätten. — Ich hoffe es, sagte er, und schwieg.

Ehe der Gefangene an Bord des Schiffes gebracht wurde, das ihn nach St. Helena zu bringen befehligt war, wurde die auffallende Formalität, seine Effekten zu durchsuchen, noch vorgenommen; so schwer es auch ist, irgend einen vernünftigen Grund dieser Vorsichtsmaßregel zu erdenken.

Sir Georges Cockburn kam mit seinem Sekretär Byng an Bord unseres Schiffes, um dieses Geschäft auszuführen. Seine Instruktion verlangte, daß Jemand von dem Gefolge Buonaparte's dabey zugezogen werden sollte. Man machte dem General Bertrand deßhalb den Vorschlag, allein dieser fand sich über ein solches Benehmen so indignirt, daß er davon gar nicht sprechen hören wollte, und sich weigerte, Jemanden zu bezeichnen, der dabey seine Stelle zu vertreten hätte. Endlich verstanden sich Savary und Marchand dazu. Das Gepäck wurde nun Alles geöffnet; Herr Byng untersuchte es mit der Hand, ohne jedoch die einzelnen Paquets aufzumachen oder in Unordnung zu bringen. Buonaparte, der von einem anstoßenden Zimmer aus, dessen Thüre während dieses Geschäftes mehrere Male geöffnet ward, zusehen konnte was vorging, grüßte Herr Byng von dort, um ihm seine Dankbarkeit für die Art und Weise zu verstehen zu geben, mit welcher er sich seines Auftrags entledigte. Als man das Verzeichniß der beyden Cassetten vornahm, welche das Geld enthielten, erlaubte der englische Beauftragte Marchand, davon so viel zurückzubehalten als nothwendig wäre, um den Lohn der Bedienstefen zu bestreiten, welche den Gefangenen nicht begleiten würden, so wie um andere unvorgesehene Ausgaben zu decken. Ein Koffre von 4tausend Napoleons war unter meiner Aufsicht auf die Seite gestellt. Bey meiner nachmaligen Ankunft zu London stellte ich ihn zu Handen Sir Hudson Lowe's, um seinem Eigenthümer wieder übergeben zu werden.

Die Seelenstärke und Heiterkeit meines Gefangenen verließ ihn auch in dem Augenblick nicht, als er das Fahr-

zeug bestieg, welches ihn für immer dem Welttheil entführen sollte, in welchem er Alles zurückließ, was ihm theuer war. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

Einem unverbürgten Gerüchte zufolge soll das weibliche Erziehungsinstitut am Anger, und das Cadettencorps nach Nymphenburg verlegt werden. Für den Augenblick finden die Bewohner dieses Lustschlosses einigen Ersaz in den interessanten Anlagen der neuen Eisenbahnen, welche seit ein paar Monaten täglich zahlreiche Gesellschaften aus der Stadt, und selbst viele Fremde dahin ziehen. Bey der wichtigen Rolle, welche dieses neue Fortschaffungsmittel in allen Ländern einzunehmen anfängt, wo man auf die möglichste Erleichterung des inneren Verkehrs ernstlich bedacht ist, bey den großen und ausgedehnten Anwendungen, welche davon in England gemacht werden, wo man jezt von den Vorzügen der Eisenbahnen so überzeugt ist, daß man solche neben schon vorhandnen und stark befahrnen Kanälen anlegt, wie z. B. zwischen Manchester und Liverpool, wo eine Aktien-Gesellschaft sich vorläufig verbindlich gemacht hat, den Transport zwischen beyden Städten um die Hälfte der auf dem Kanal bezahlten Fracht, und dreymal schneller zu übernehmen, ist es für jeden Deutschen eine erfreuliche Erscheinung, diesen Gegenstand, welcher in Gegenden, wo ein großer steter Verkehr statt findet, von sehr wohlthätigen Folgen ist, von unsrer weisen Regierung nach Verdienst gewürdigt, und eine englische Erfindung von einem Bayern verbessert und vervollkommt zu sehen. Der Oberbergrath und Akademiker, Ritter Joseph von Baader, dessen Ruf als Gelehrter und praktischer Mechaniker, als Erfinder und Schriftsteller, durch zahlreiche und glücklich ausgeführte Werke seit langer Zeit begründet ist, und dessen rastlose Bemühungen um die Verbesserung der fortschaffenden Mechanik bekannt sind, hat sich durch diese Anlage ein neues Verdienst um die Wissenschaft und um sein Vaterland erworben. Nachdem er sich seit 18 Jahren mit diesem Gegenstand vorzüglich beschäftigt, und zu diesem Behufe im Jahre 1815 eine zweyte Reise nach England unternommen hatte, ward er nicht müde, der Wichtigkeit der Eisenbahnen und ihre Vorzüge vor den schiffbaren Kanälen bey jeder Gelegenheit das Wort zu sprechen, bis er es dahin brachte, seine Beharrlichkeit mit glücklichem Erfolge gekrönt zu sehen. Unserm jezt regierenden Könige, dessen heller Blick und lebhafte Theilnahme an Allem was gut, nüzlich und groß ist, die Wichtigkeit dieser Erfindung längst erkannt und ergriffen hatte, und der schon als Thronerbe die Bemühungen des Hrn. von Baader nachdrücklichst unterstüzte und ermunterte, haben wir es zu verdanken, daß der seit vielen Jahren von diesem Gelehrten vorgeschlagene Versuch zur Entscheidung über die vortheilhafteste Bauart von Eisenbahnen und Wagen nunmehr im Großen ausgeführt, und ihm hiezu im Sommer des vergangenen Jahres eine Summe von 8000 fl. bewilligt worden ist. Da es Hrn. von Baader hiebey überlassen ward, in den Umgebungen der Hauptstadt eine Lokalität auszusuchen, wo alle bey dem Baue einer Eisenbahn im Großen vorkommenden Schwierigkeiten des Terrains, soviel möglich, vereint zu finden wären, so wählte er hiezu eine abgelegne Stelle im königlichen Garten zu Nymphenburg, wo er eine tiefe, weite und lange Kiesgrube zur Darstellung zweyer ziemlich steilen Anhöhen benuzen konnte. Hier ward nun zur Vergleichung eine Eisenbahn nach englischer Bauart, und darneben eine Andre nach dem verbesserten Prinzip des Hrn. von Baader so vorgerichtet, daß jede, durch Wendungen in sich selbst zurückkehrend, eine gleichsam ohne Ende fortlaufende, durch die Sandgrube ab- und aufwärts geführte Straße von bedeutender Länge bildet. Diese Anlage, an welcher den ganzen Winter hindurch unausgesezt gearbeitet wurde, ist seit zwey und einem halben Monat vollendet, und das gelungne Resultat des ersten öffentlichen Versuches, welcher daselbst am 18. April in Gegenwart Sr. Majestät des Königs vorgenommen ward, ist bereits in der Allgemeinen Zeitung vom 21. April, Nr. 111, angezeigt worden. Seit dieser Zeit hat Hr. von Baader noch einige Verbesserungen und Zusäze an seiner Eisenbahn angebracht, und noch mehrere öffentliche Versuche nacheinander veranstaltet, welchen Se. königliche Hoheit der Prinz Carl, Ihre Hoheiten der Herzog Max von Bayern, und Prinz August von Leuchtenberg, der Kriegsminister, sämmtliche auswärtige Herren Minister und Geschäftsträger, eine von dem königlichen Finanzministerium ernannte Kommission, und eine andere, vom General-Komité des landwirthschaftlichen Vereins, und vom Central-Verwaltungs Ausschuß des polytechnischen Vereins abgeordnete Kommission, nebst einer zahlreichen Menge der angesehensten Staatsbeamten und Personen aus allen Klassen beywohnten; und alle diese wiederholte Versuche geben der Ueberzeugung immer mehr Raum, daß die von Hrn. von Baader erfundene Konstruktion von Eisenbahnen und Wagen der englischen vorzuziehen sey. Das Wesentliche, worin beyde Vorrichtungen sich von einander unterscheiden, besteht in folgendem: 1) auf den englischen Eisenbahnen werden die ganz flach am Boden liegenden Schienen von dem Hufschlage der zwischen denselben gehenden Pferde unaufhörlich mit Kies oder Koth beworfen, und hiedurch, und durch die beständige Seitenreibung der Räder an den Schienen wird der Widerstand des Fuhrwerkes bedeutend vermehrt. 2) Die sehr kurz gebauten englischen Wagen können, da ihre Achsen ohne Reibnagel unbeweglich befestigt sind, nur gerade ausgehen, und gestatten ohne außerordentlichen Zwang, oder besondere künstliche Vorrichtung keine auch noch so geringe Wendung. Diese Wagen können daher die Eisenbahn nie verlassen, und die darauf gepackten Waaren müssen an jeder Stelle, wo die Eisenbahn unterbrochen wird, oder am Ende derselben auf andere gewöhnliche Fuhrwerke umgeladen und so weiter geschafft werden, was jedesmal mit großem Zeitverlust, Kosten, und zum Theil auch mit Gefahr von Beschädigung verbunden ist. Bey der Baader'schen Eisenbahn hingegen liegen die Schienen auf einem erhöhten Damme; das Pferd, welches die darauf gehenden Wagen zieht, läuft nicht zwischen den Schienen, oder auf diesem Damme, sondern neben demselben, und kann also diese Schienen durch aufgeworfnen Sand oder Koth nicht verstopfen oder verderben. Die Wagen, welche dem Außen nach wie gewöhnliche Fuhrwagen gebaut sind, wenden sich mit der größten Leichtigkeit über die kürzesten Krümmungen; das Anstreifen der Räder an die Seitengewände der Schienen ist durch einen besondern Mechanismus verhütet, und da jeder Wagen außer den auf die Eisenbahn passenden kleinen Rädern noch vier größere Räder an denselben Achsen hat, welche auf gewöhnlichen Straßen zu gehen bestimmt sind, so können diese Wagen die Eisenbahn überall, wo diese aufhört, ohne alle Veränderung augenblicklich verlassen, und, wie jedes andere Fuhrwerk, über gewöhnliche Landstraßen oder Straßenpflaster fortgebracht werden. Durch diese sinnreiche und ganz neue Anordnung, wobey immer nur vier Räder in Thätigkeit sind, während die vier andern frey über dem Boden hangen, ohne diesen zu berühren, wird das auf den englischen Eisenbahnen unvermeidliche Umladen erspart, und so die Unvollkommenheit dieser Kunststraßen beseitigt, und das vorzüglichste Hinderniß gehoben, welches bis jezt ihre allgemeine Einführung auf sehr lange Strecken erschwert oder unmöglich gemacht hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 162.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Juli 1826.

Doch unzählige Leser erfreut der gefeyerte Namen,
Den nachlebenden Ruhm sichert mein kleines Geschenk.

M. V. Martialis.

Geschichte der Ereignisse, welche sich auf dem Bellerophon zugetragen, nachdem sich Napoleon Buonaparte auf denselben begeben hatte ꝛc.

(Beschluß.)

Morgens um eilf Uhr erschien Lord Keith, um Buonaparte vom Bellerophon auf den Northumberland zu begleiten. Graf Bertrand begab sich in das Zimmer des Gefangenen, um ihm die Ankunft S. H. anzuzeigen. Allein es verflossen fast zwey Stunden, ehe er uns sagen ließ, daß er bereitet sey, dem Admiral zu folgen. Als wir Nachricht erhalten hatten, daß Buonaparte bald kommen würde, wurde Alles vorbereitet, um ihn in der Barke des Admirals zu empfangen, und in dem Augenblick, wo er über das Verdeck ging, trat die Mannschaft unter die Waffen und erzeigte ihm auf den Befehl des Admirals die gewöhnlichen militairischen Ehrenbezeugungen.

Als er sein Zimmer verließ, kam er eben so ruhig und mit so freyer, unumwölkter Stirne auf mich zu, als gewöhnlich. — „Kapitän Maitland, sagte er, indem er mich grüßte, ich will Ihnen nun zum lezten Mal für die Behandlung danken, die ich, so lang ich mich an Bord Ihres Schiffes befand, erfahren habe: auch bitte ich Sie, den Offizieren und der Mannschaft in meinem Namen zu danken.“ Sofort sich gegen die ihn umgebenden Offiziere wendend sagte er: „Meine Herren, ich habe ihren Kapitän beauftragt, Ihnen meine Erkenntlichkeit für die Aufmerksamkeit auszudrücken, welche Sie mir und den übrigen Personen erzeigt haben, welche mein Schicksal mit mir haben theilen wollen.“ — Nach diesen Worten wandte Buonaparte sich gegen die Schiffstreppe, grüßte die Mannschaft wiederholt und verließ nun das Schiff. Ihm folgten unmittelbar die Damen, dann seine Begleitung und zulezt der Admiral. Die Schaluppe mochte sich ungefähr dreyßig Toisen entfernt haben, als Buonaparte sich nochmals gegen den Bellerophon wandte, aufstund, die Mannschaft meines Schiffes zum lezten Mal grüßte, sich dann wieder niederließ und die mit dem Admiral angefangene Unterhaltung mit der nämlichen (scheinbaren) Ruhe fortsezte, als ob seine Fahrt keinen andern Zweck hätte als den, ein anderes Schiff zu besuchen.

Kapitän Maitland beschreibt seinen Gefangenen und dessen Lebensweise am Bord seines Schiffes auf die interessanteste Art.

Von seinem Aeußern sagt er, daß Buonaparte einen robusten, wohlgebauten Körper gehabt, dessen einzelne Theile in gutem Verhältniß und Ebenmaß zu einander gestanden. Er habe einen kleinen Fuß gehabt, und, wie es geschienen, hierauf auch einigen Werth gelegt, indem man ihn immer nur in Schuhen und seidenen Strümpfen gesehen habe. Seine Hände seyen ganz rund und fein gewesen und hätten eher an die Hände einer Dame als an die eines thatenreichen Generals erinnert. Seine Augen seyen hellgrau, seine Zähne sehr schön gewesen. Sein Lächeln und den damit verbundenen Ausdruck seiner Gesichtszüge beschreibt er als sehr einnehmend, jedoch mit dem Beysatz, daß derselbe sehr streng und finster geworden, sobald er eine

unangenehme Empfindung irgend einer Art gehabt habe. Buonaparte's Haare seyen fast ganz schwarz gewesen, hätten durchaus keine Beymischung von Grau gehabt, aber den obern Theil der Stirne nur sparsam bedeckt. Die gelbliche Farbe seines Teint's weiß Kapitän Maitland mit keiner andern zu vergleichen, weil er nie eine ihr ähnliche gesehen zu haben behauptet. In dem Maßstab als Buonaparte dicker geworden, habe er auch von seiner körperlichen Thätigkeit verloren, und wie seine Umgebungen sich ausdrückten, auch an moralischer Energie beträchtlich nachgelassen. In der That schienen seine Lebensgewohnheiten auch immer mehr eine Art Apathie auszusprechen: er legte sich schon zwischen acht und neun Uhr schlafen und stand auch nur erst um dieselbe Morgenstunde wieder auf. Trotz dieses langen Schlafes schlummerte er aber auch noch mehrere Male des Tages auf seinem Sopha. Im Allgemeinen sprach seine Lebensweise ein höheres Alter aus als sein wirkliches war. Seine Manieren waren äußerst freundlich und zuvorkommend. Er nahm immer an der Unterhaltung Theil, belebte sie stets durch eine Menge Anekdoten, die er darein mischte und suchte überhaupt die gute Laune möglichst unter seiner Umgebung zu verbreiten. Selbst eine gewisse Vertraulichkeit ließ er sich gefallen und duldete auch, daß man ihm widersprach, obwohl seine Begleiter ihm unausgesezt eine unbegränzte Verehrung bezeigten. Er besaß überhaupt, wie schon bemerkt worden, im höchsten Grade die Fähigkeit, auf diejenigen, mit welchen er sich unterhielt, einen günstigen Eindruck zu machen, der nicht blos von kurzer Dauer war. Viel mochte er dieß durch eine äußerst geschickte Wahl der Gegenstände bewirken, auf welche er die Unterhaltung zu lenken wußte. Seine Geschicklichkeit hierin war auf Jedermann berechnet, und die Eigenliebe eines Jeden dabey so bedacht, daß sie stets befriedigt wurde. Lord Keith hatte eine so große Meynung von der einnehmenden, fast verführenden Wirkung von Buonaparte's Konversation, daß, als er eines Tages den Wunsch desselben, mit dem Prinz-Regenten eine Zusammenkunft zu haben, berührte, er sich nicht enthalten konnte, in die etwas militairische Bemerkung auszubrechen: „Der Teufel hol' diesen Mann! wenn der eine Unterredung mit S. K. H. dem Prinz-Regenten erhielte, in weniger als einer halben Stunde wären sie die zwey besten Freunde, die es in ganz England gibt.“

Obgleich all das Unglück, was ihn innerhalb so kurzer Tage und während seines Aufenthalts am Bord des Bellerophon's traf, so sehr das gewöhnliche Maß desjenigen überschritt, was das menschliche Herz sonst zu ertragen vermag, so hörte man ihn doch auch nicht ein einziges Wort der Klage ausstoßen, so sehr war er seiner selbst Meister. Ja selbst den Tag, wo er die schauderhafte Nachricht seiner Verbannung nach St. Helena erhielt, konnte man, wie schon gesagt, keine Spur von Niedergeschlagenheit bey ihm bemerken. — Die folgende Anekdote dürfte so manche Verläumdung Lügen strafen und wird jedenfalls eine bessere Meynung von dem Charakter des außerordentlichen Mannes geben, welchem Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die Zeit endlich gekommen seyn dürfte. Sie kann zu gleicher Zeit einen Beweis für die Freyheit geben, welche Buonaparte denjenigen zugestand, die einmal sein Vertrauen besaßen.

Es war von dem englischen Landbau die Rede, welchen man mit dem französischen verglich. Um meine Meynung befragt, sagte ich, daß das Klima Frankreichs gewiß weit günstiger sey, als das von England, daß ich aber der Ueberzeugung sey, daß wir in dem Ackerbau weiter vorgeschritten wären als die Franzosen. Alle Umstehende fanden diese Anmaßung übertrieben. — Ich berief mich auf den Grafen las Cases, als welcher eine geraume Zeit in England zugebracht habe. — „Sie haben Recht, urtheilte dieser und ganz gewiß steht ihre Kultur auf einem höhern Grade von Vollkommenheit als die unsrige. Was ich aber am meisten bewundere, sind, so fuhr er fort, die Landhäuser der englischen Großen, Frankreich hat nichts Aehnliches aufzuweisen.“ General Bertrand mischte sich nun in die Unterhaltung mit der Versicherung, daß die Unterhaltung des Parks von Blenheim jährlich an 30,000 Pfund Sterling koste. — Buonaparte reducirte diese Summe sogleich in Franken und sagte, daß dieß nicht möglich sey, indem die Engländer nicht so närrisch wären und so sehr aller Werthschätzung des Geldes ermangelten, daß irgend einer von ihnen eine solche Anwendung von einer so großen Summe machen würde. Diese Bemerkung belegte er mit Details der Unterhaltungskosten von Malmaison, welche er im Ganzen auf 9000 Pfund anschlug. Bertrand wiederholte aber seine Behauptung, indem er mich zum Schiedsrichter aufrufen wollte. Ich erwiederte, daß ich das Vermögen des Herzogs von Marlborough nicht für so groß hielte, um eine so große Ausgabe alljährlich bestreiten zu können. — „Nein, nein, sagte Buonaparte, was Sie da sagten, kann unmöglich wahr seyn.“ Bertrand erwiederte etwas beleidigt: „Wenn Sie auf diese Art antworten, so können wir eben so gut unsere Unterhaltung ganz abbrechen.“ Buonaparte, weit entfernt, hierüber erzürnt zu scheinen, suchte auf jede Art die gute Laune seines treuen Gefährten wieder herzustellen und erreichte diesen Zweck auch bald.

Napoleon soll, nach folgender von Kapitän Maitland erzählten Begebenheit, bey weitem nicht so ohne alles Gefühl gewesen seyn, als schon öfters behauptet wurde.

Es war eines Morgens, als wir von seiner Frau und von seinem Sohne sprachen, worauf er Marchand befehligte, ihm ihre Portraits zu bringen, um sie mir zu zeigen. Alle seine Aeußerungen während dieser Unterhaltung zeugten von den zärtlichsten Empfindungen. „In dieser Beziehung, sagte er, sind die Maßregeln der alliir-

ten Souverains gegen mich von der höchsten Grausamkeit. Welches Recht haben sie, mich aller Freuden des Familienvaters zu berauben, mir das Theuerste zu nehmen, was das Menschenherz kennt, meinen Sohn und seine Mutter?"

Ich beobachtete, während er dieses sprach, seine Gesichtszüge auf das aufmerksamste und fand seine Augen in Thränen schwimmend und den Ausdruck einer tiefen Rührung über sein ganzes Wesen verbreitet.

Außer einer Menge ähnlicher interessanter Erzählungen findet man in dem Buche des Kapitän Maitland viele Anekdoten, welche des Griffels der Geschichte würdig sind. Der Verfasser beschäftigt sich in demselben auch mit seiner eigenen Rechtfertigung, indem man ihm seiner Zeit den ungegründeten Vorwurf gemacht habe, den Exkaiser unter Bedingungen auf seinem Schiff aufgenommen zu haben, die nachher nicht gehalten worden seyen.

Die Meneen.

(Fortsetzung.)

Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminirt, um die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzustellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zusammentrifft, so mag dieses einen gräulichen Lärm verursachen, und solche Schrecken zu versinnlichen, wären akustische Zeichen, Pauken und Posaunen, Kanonendonner, Jammergeschrey viel geeigneter, als lange, helle, vollkommen gerade Streifen, die keine andere Vorstellung als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man sich gar denken, daß die Meneen mit so großem Kostenaufwande einen zwanzig Meilen langen Weg illuminirt haben sollten, blos um uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung des planetarischen Weltkörpers durch Aggregation die rechte Ansicht haben? Wie kann den Meneen so viel daran gelegen seyn, was wir von ihren astronomischen Kenntnissen halten? Aber Herr von Gruithuisen meynt, sie hätten sich über die Agilität unserer Verstandeskräfte lustig machen wollen. Wie! Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und wären sie es ja, fänden sie keinen bessern und reichern Stoff für ihre Satyre? Ist es denn unsere größte Dummheit, daß wir erst im laufenden Jahrhundert angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Eben so unzuläßig als obige Erklärung der zwanzig Meilen langen Illumination, ist die Weise, wie eine andere ähnliche Erscheinung, die Eysenhard im Jahre 1774 beobachtete, gedeutet wird. Damals sollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer vierfachen Illumination verkündet haben! Wahrlich, wäre dieß geschehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuisen in der Bildung so hoch stellt, sehr wenig ästhetisches Gefühl, dann müssen sie sich auf optische Vergnügungen sehr schlecht verstehen. Ein Nordlicht durch eine Illumination verherrlichen wollen, wäre eben so lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf diese Weise hatte sich einst Raynal abgeschmackt gezeigt, als er, das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen, von Riesenalpen umschlossenen Schweizerthale, einen lächerlichen Zahnstocher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eysenhard'schen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination zur Krönungsfeyer eines Kaisers oder Königs veranstaltet worden wäre, hätte zwar in sich nichts Verwerfliches, doch hat sie den Fehler, daß sie mit meiner eigenen Erklärung, mit welcher ich jezt hervortreten will, im graden Widerspruche steht — und das ist ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geschah zur Feyer der amerikanischen Revolution. In diesem Jahre föderirten sich die dreyzehn Provinzen Amerika's, und fielen von England ab. Zwar geschah dieß erst am 5ten September, und die Illumination fand schon am 25sten Juli statt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieses merkwürdige Ereigniß einige Wochen vorher zu sehen. Die andere Illumination, die Schröter vom Jahre 1788 an bemerkte, ward zur Feyer der französischen Revolution veranstaltet. Sie begann gleich nach der Zusammenberufung der Generalstaaten, und dauerte ununterbrochen bis 1796. Diese meine Auslegung lobt sich selbst, und ich habe nicht nöthig, viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die Religion der Meneen betrifft, so war Herr von Gruithuisen früher der Meynung gewesen, daß die Meneen dem Sterndienste ergeben wären, und er hatte jenes oben besprochene kometenschweifartige Gebilde damit in Bezug gesezt. Er ist aber nachher, aus guten Gründen, von dieser Meynung wieder abgekommen. Herr von Gruithuisen sagt, mit lobenswerther Bedächtigkeit: „Ueberhaupt würde die Ausmittlung der den Meneen eigenthümlichen Religionsform, mit einiger Gewißheit vorerst schon darum ganz unmöglich seyn, weil wir nicht wissen, ob es nicht bey ihnen eine eben so auffallende Verschiedenheit von Völkern gibt wie auf der Erde, bey welchen man doch meist völlig von einander abweichende Religionsformen antrifft, die vielleicht deren Urväter aus dem Universum mit auf die Erde herabgebracht haben." Herr von Gruithuisen glaubt also, die Religionen wären auch ein Niederschlag aus dem Aether, sie wären zugleich mit den Priestern, die sie lehren, aus verschiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Doch dieses zu untersuchen, ist jezt nicht Zeit; es warten unserer noch einige sehr wichtige Kapitel.

„**Sind die Meneen im Stande, dereinst Erdenwohner zu werden?**" — frägt Herr von Gruithuisen, und er antwortet: „Ja. Da wir sie mit den Menschen vergleichen, müssen wir annehmen, daß die Lungen der Meneen gleich der der Menschen organisirt seyen. Hätten sie aber auch einen eigenen Lungenbau, können sie immerhin mit einer sonst starken Körperkonstitution auf der Erde fortleben." Frage und Antwort sind gleich überraschend.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Fortsetzung.)

Auffallend zeigt sich auch der Unterschied in der Wirkung beyder Konstruktionen. Dasselbe Pferd, welches auf der englischen Bahn vier aneinander gehängte kleine Wagen, zusammen mit 90 Centner beladen, zieht, vermag mit gleicher Anstrengung auf der verbesserten Bahn einen Zug von fünf großen Wagen fortzuziehen, welche gegenwärtig zusammen mit 201 Centnern beladen, und mit ihrem eigenen Gewichte 266 Centner schwer sind. Die sinnreiche Anwendung einer einfachen Vorrichtung, mittelst derer Hr. von Baader das Aufwärtsfahren beladener Wagen so erleichtert hat, daß zwey aneinander gehängte, über 106 Centner schwere Wagen, von einem Pferde, ohne sich mehr als auf der Ebene anzustrengen, über die steilsten Anhöhen hinaufgebracht werden können, hat den Beyfall aller Zuschauer erregt. Dem Vernehmen nach werden die Resultate der von der Kommission des landwirthschaftlichen und des polytechnischen Vereins am 2ten dieses Monats zu Nymphenburg vorgenommenen Untersuchung und Versuche in den Wochenblättern dieser beyden Vereine nächstens ausführlich bekannt gemacht werden, und wir werden dann daraus entnehmen können, ob die Baader'sche Einrichtung nicht zu complicirt und zu kostbar, und in wie weit die Ausführung da räthlich ist, wo ein bedeutender Waarentransport statt findet, oder dadurch zu bewirken wäre. Hr. Professor Gerstner der Jüngere aus Wien, welcher gegenwärtig die Ausführung einer siebzehn deutsche Meilen langen Eisenbahn zur Verbindung der Donau mit der Moldau leitet, hat vor einigen Wochen mit seinen beyden ersten Ingenieuren Hrn. von Baader besucht, um die Anlage in Nymphenburg zu sehen, und aus seinem eignen Geständnisse, so wie aus einem amtlichen Berichte „über den Stand der Eisenbahn-Unternehmung zwischen Budweis und Mauthausen," welchen die Direktion dieser Unternehmung bekannt gemacht hat, geht hervor, daß auf der fertig gewordenen Strecke dieser, nach englischer Art gebauten, Bahn ein Pferd nur ungefähr die Hälfte der Ladung zieht, welche auf der Baader'schen Eisenbahn fortgeschafft wird.

An unserm wissenschaftlichen Horizonte sind seit meinem letzten Berichte mehrere Sterne verblichen, deren Verlöschen, da sie nicht unserm Sehkreise allein sichtbar waren, auch das Ausland mit Trauer erfüllen muß. Zuerst erlitt unsre Akademie einen empfindlichen Verlust durch den Tod ihres Mitgliedes Joh. v. Spix; er war Conservator der zoologischen Sammlungen, und machte sich früher durch seine Ευκεφαλογενεσις in der gelehrten Welt bekannt, später wurde er bekannter durch die Reise, die er mit seinem gelehrten Freunde v. Martius auf Kosten der Regierung unternommen, und als Mitverfasser des bekannten Werkes über diese Reise, von dem der erste Band allenthalben eine sehr beyfällige Aufnahme fand. Möge durch Spixens Tod die Fortsetzung jenes Werkes nicht unterbrochen werden! wir wünschen dieß einmal zum Frommen der Wissenschaft, dann aber hauptsächlich darum, weil wir dasselbe als ein Denkmal betrachten, das der verewigte König Maximilian der Naturforschung gegründet, denn er selbst hatte die beyden Gelehrten zur Herausgabe des Werkes aufgefordert, und die Erscheinung desselben in seiner würdigen Ausstattung durch sehr bedeutende Zuschüsse möglich gemacht.

Einen noch empfindlicheren Verlust erlitt unser Vaterland und die Wissenschaft durch den Hintritt Reichenbachs (geboren 1772). Sie erlassen mir wohl die Aufzählung seiner Titel und Orden. Reichenbach war mit Fraunhofer unstreitig der erste mechanische Künstler unsrer Zeit. Wer erinnert sich hier nicht an Benedictbeuren und an die Meisterwerke, die das dortige Institut dieser beyden Männer geliefert hat. Die großen dreyfüßigen Meridiankreise, die zwölfzolligen Repetitionskreise, die Theodoliten, die aus jener bewundrungswürdigen Werkstätte hervorgegangen, sind in Einfachheit und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, in Schärfe und Feinheit der Theilung, so wie überhaupt in der ganzen Anordnung unübertreffbar. Reichenbachs Denkmal aber, das den Nachkommen seinen Ruhm verkündet, ist die Solenleitung bey Berchtesgaden, oder vielmehr das Hebewerk zu Jlsang, unläugbar eine der ersten mechanischen Schöpfungen unsers Jahrhunderts, ein Werk, das an Kühnheit und Großheit der Idee und Ausführung mit jeder englischen Unternehmung der Art in die Schranken tritt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 156.

Jean Paul Richter.

Charade.

Erste Hälfte.

Mich zeugt ein nützliches und fast verachtet Thier;
Doch Menschenkunst und Fleiß bereitet erst mich dir,
Zu mancher Leckerkost diensam in Küch' und Keller;
Ja selbst als einzelnes Gericht
Zu Brod und Salz verschmähn mich wohl auch Leckre nicht;
Und bey Kartoffeln auf des Armen irdnem Teller,
Ein Festschmaus bin ich da.

Zweyte Sylbe.

An den Federn kennt man mich,
Wie schon das Sprichwort sagt.

Das Ganze.

Jetzt nun besinne dich,
Wie heißt der kleine Flatterwicht?
Er ist ein Vogel und auch nicht.

— s —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 163.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 10. Juli 1826.

So unermeßlich ist, so unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab.
Schiller.

Die Meneen.

(Beschluß.)

Nachdem Herr von Gruithuisen die Meneen hoch über die Menschen gestellt, und das mit allem Rechte, denn sie veranstalten Illuminationen, die zwanzig Meilen weit gehen, sie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon hatten, und sie sind, was „ausgemacht" ist, „größer als wir, vielleicht wahre Riesen" — nach dem allen bereitet er ihnen keine schönere Zukunft, als daß sie auf unsere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Prytaneum des Verdienstes ist, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, so werden Künste und Wissenschaften aufgemuntert, so wird es den Meneen gedankt, daß sie die Aggregationstheorie entdeckt! Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über solche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine sehr einfache Art: der Mond bringt sie herab. „Bis sich der Mondkörper in die Erde versenkt, können 25 bis 30,000 Jahre vergehen," — sagt Herr von Gruithuisen, und dann spricht er wie folgt: „Es haben die Meneen auf verschiedene Mittel bedacht seyn müssen, um zu schützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten, und der Planet zum Monde geworden war, und sich allmählig die kometarische Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch alles erfinden müssen, um die 25,000 Jahre auf einem immer kälter und wasserleerer gewordenen Weltkörper in derselben Gemächlichkeit fortleben zu können! . . . Wenn der Mond sich nun in die Erde versenkt, wird er einen etwas kleineren Platz einnehmen, als der Komet Neu-Hollands einnimmt. Der Ort, wo er sich an seinem Aequator versenkt, wird auf den Aequator der Erde oder nicht weit von ihm treffen. Alle organischen Wesen vom Monde und von der Erde werden abgespült, und was sich nicht abspülen läßt, geräth in die Einsenkungsfugen und wird zermalmt. Was sich aus der Katastrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieser Begebenheit in den Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsformationen deponirt, die sich dortherum neu bilden." Daß der Mond einst zur Erde herabkommen wird, hat Ossian schon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem seiner Gesänge sagt er: „. . . auch du wirst fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlassen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor — sie, die noch jezt deine Gegenwart beschämt, sie werden frohlocken!" Ob aber die Menschen frohlocken werden, ist sehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, so bin ich ruhig; ich habe eine schwächliche Konstitution, und fürchte nicht das schreckliche Ereigniß zu erleben. Aber die starken und gesunden Leser des Morgenblattes bedaure ich von ganzem Herzen. Welches Schicksal steht ihnen bevor, wenn der Mond kömmt? Entweder sie dauern fort, weil sie eine kräftige Natur haben, und dann wer-

den sie von den Meneen, die ausgemachte Riesen sind, wie Kinder mit Geringschätzung behandelt werden; oder sie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde. Sie werden abgespült oder sie gerathen in die Versenkungsfugen und werden zermalmt, oder sie werden in die ständigen Archive der Flötzgebirge als Aktenstücke niedergelegt, oder müssen als Wachssiegel in dunkeln Kapseln zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigste diplomatische Loos, das sich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuisen malt den Mondfall anders und schöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: „Was werden die Geen und Meneen bey dieser Katastrophe thun und leiden?" weiter erzählt.

Die Fluten werden größer werden, die Ebben kleiner, die Mondsmonate kürzer, die Meeresströmungen heftiger, das Meer steigt. Das rothe Meer bricht periodisch in das mittelländische, das mexikanische zum großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müssen wohl von dem bevorstehenden Mondfalle noch nichts wissen, denn wie man gehört, haben sie den Plan gefaßt, die Meerenge von Panama mit großer Mühe und vielen Kosten zu durchstechen.) Die Molucken und Sundinseln werden immer mehr zerfressen und die meisten zwischen den Tropen gelegenen Inseln des stillen und indischen und atlantischen Meeres unter Wasser gesezt. Man wird sich von den Inseln auf die Kontinente, von den Niederungen in die höhern Gegenden flüchten. . . . Nun wird man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin ist, wo sich der Mond in die Erde senkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß diese Begebenheit nicht möglich sey, während die Aequatorsbewohner sich allmählig immer näher gegen die gemäßigten Zonen flüchten müssen, und so wird es fortgehen, bis die Inseln und niedrigen Tropenländer menschenleer seyn werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, später auch Auswanderungen aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegerisch, weil nur die Klügern fortgehen und die minder Klugen bleiben werden. . . . Nun wird man mit gewöhnlichen Taschenfernröhren schon die Kunstwerke der Meneen eben so sehen und bewundern, wie ich sie mit starken Achromaten sah und bewunderte; aber man wird sie leer finden (die Kunstwerke?), denn die Meneen sind allmählig aus Mangel an Wasser und aus dem Besitze der Kunde von dem, was da kommen soll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte desselben eingenommen. . . . Endlich erwartet man mit bangem Herzen die Katastrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einsinken des kleinern in den größern, und sieht sich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kömmt und geht. Sobald die Unruhen und Oscillationen der Gewässer alle vorüber sind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographischen Handbücher und Landkarten werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu stark zu machen. Gleditsch Erben in Leipzig werden die Vorsicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß sie sich mit der Encyklopädie nicht übereilt; es wird nur nöthig werden, diese bis zum Buchstaben L umzuarbeiten.)

Große Erschütterungen haben die Meneen während der Katastrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, stets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechsel rafft Tausende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpassende Generation der Gemeneen entsteht. . . . Mittlerweile bekommen die Gemeneen Besuch von den Geen (das wäre gegen alle Etikette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erste Visite machen). Austausch der Geschichte, Begriffe, Naturalien und Kunstwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht sich geschwinder (wie wird der Offenbacher Staatsmann jammern — er, der neulich in einer sehr geistreichen Abhandlung gezeigt, daß das kopernikanische System alle die heillosen Revolutionen unserer Zeit herbeygeführt: denn, bemerkte er sehr richtig, da die Erde sich bewege, wäre es den Geschöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn sie dem gegebenen Beyspiele folgten und keine Ruhe hätten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde sich einst noch schneller drehen, und was noch stabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!), die Witterung wird regelmäßiger, die Atmosphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde seyn. Selbst die Natur der Geen wird veredelt werden in ihrer Organisation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlasse ich jedem Andern zur Untersuchung. „Solche Ergebnisse konnten nur durch philosophische Reflexionen gewonnen werden. Sie waren bestimmt, der Erfahrung vorauszueilen; aber ob sie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Ueberzeugung richten."

Das Programm der Feyerlichkeiten bey der bevorstehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, ist umständlich genug, und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte Mancher noch Manches gern erfahren, wovon das Programm schweigt; aber das müßte ein sehr ungelehriger Schüler seyn, der nicht in der Prophetenschule des Herrn von Gruithuisen gelernt, die Zukunft voraus zu sehen und sie sich selbst zu denken.

Dr. B.

Die Havana und Cuba.

(Fortsetzung.)

Lebensweise der Fremden.

Das Leben ist in der Havana sehr theuer für einen Fremden. Es gibt daselbst nur zwey anständige Gasthäuser, die fonda del correo und fonda de Madrid; alle andern sind unsäglich schmutzig. Bekanntschaften aller Art kann man in den Speisehäusern der Franzosen machen, wo man für einen Piaster zuweilen erträglich ißt. Die Gesellschaft ist immer sehr gemischt und von der Art, daß man in jeder Hinsicht auf seiner Hut seyn muß, da Abenteurer von allen Nationen beständig in dieser Kolonie zusammenströmen. Unter der Menge von Menschen, welche mit mehr oder weniger Sicherheit ihre Rolle spielen, erkennt man auf den ersten Blick einen Neuangekommenen an der Unruhe, welche ihm nicht allein seine Geschäfte, deren Einleitung er vielleicht noch nicht einmal gefunden hat, geben, sondern auch die Furcht vor dem Klima, besonders wenn er in der gefährlichen Jahrszeit angekommen ist. Dann verrathen ihn seine ängstlichen Fragen, die vorsichtige Auswahl der Speisen, das Andenken, das er seinem Vaterlande, seinen Freunden und Verwandten weiht — alle jene Gedanken von der andern Seite des Oceans, die ihn verfolgen und ihm oft gefährlich werden.

Die Stadt. Die Vorstädte.

Die Straßen der Havana durchschneiden sich meistens in rechten Winkeln und führen unfehlbar entweder nach den Wällen oder nach dem Hafen; allein sie haben keinen hinreichenden Abzug, wenig fließendes Wasser und sind entweder gar nicht oder sehr schlecht gepflastert. Die meisten sind nur mit Kies bestreut. Nach starken Regengüssen ist es, als wenn ein Strom sich plötzlich in die Straßen ergossen hätte. Dann kann man nur auf einigen wackelnden Steinen von einer Seite der Straße zur andern gelangen. Die meisten Straßen haben Trottoirs, allein diese sind so schmal, daß man einer dem andern kaum ausweichen kann und jeden Augenblick in Gefahr ist, im Koth zu ersticken. Die Neger verdrängen einen oft von der Häuserseite, und scheinen im Ganzen nicht sehr viel Ehrfurcht vor den Weißen zu haben. Wenn es trocken ist, so wandert man durch eine permanente Wolke von feinem Staub, der für sehr schädlich gehalten wird. Doch ist dieß nichts gegen den Staub auf den Landstraßen; er ist ganz roth und die Leute, welche damit bedeckt sind, sehen aus wie Krebse. Todte Hunde, Katzen, Geflügel bleiben auf den Straßen liegen und beleidigen das Auge und den Geruch der Vorübergehenden. Ich habe sogar einige Tage lang ein todtes Pferd, wenige Schritte von dem Thor, was zum öffentlichen Spaziergang führt, liegen sehen, dicht neben einer schönen Bildsäule Karl's II. Der Paseo (Spaziergang) ist mit mehreren Reihen von Bäumen bepflanzt und hat die Aussicht auf das Meer. Am Ende desselben befindet sich der botanische Garten oder vielmehr der dazu bestimmte Platz. Längs der einen Seite sind die barracones oder Negerställe (negrières) errichtet, wohin die Neger von den Schiffen aus gebracht und zum Verkauf ausgestellt werden. Jenseits der barracones fangen die Vorstädte an. Bebaute Felder, Steinbrüche, halbausgebaute und vollendete Häuser von gutem Aussehen wechseln mit Hütten, welche kaum für Wilde bewohnbar zu seyn scheinen, und mit bloßen Schutzdächern (ajupas) von Palmblättern versehen sind.

Noch weiter hin am Ufer des Meers bietet sich ein eckelhafter Anblick dar. Hierhin werden alle Unreinlichkeiten aus der Stadt, der Kehricht aus den Häusern u. s. w. gebracht; hier haben sich große Lachen von grünlichem, stinkendem Schlamm gebildet, worin Hunderte von Schweinen sich wälzen. Am Rande und sogar mitten in diesem scheußlichen Moraste sind kleine Hütten erbaut, worin die Schweinehirten wohnen. Ein anderer Spaziergang ist die Alameda, längs der Bai, auf der andern Seite der Stadt; der Weg dahin führt am Arsenal vorbey, wo sechs bis sieben Linienschiffe und Fregatten verfaulen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Juni.

Die dießjährigen Basel'schen, bey Anlaß der öffentlichen Prüfungen ausgegebnen Schul- und Gymnasialschriften bieten ein mehrfaches Interesse dar. Der Rektor, Hr. Hanhart, nahm dießmal die Gelegenheit, von dem, was Bürgerschulen dem Zeitbedürfnisse nach leisten sollen, und von ihrer zweckmäßigen Einrichtung zu sprechen. „Die Einführung der Wissenschaften in's Leben und in die Berufskreise, wo bisher mehr die Hand als der Kopf gebraucht wurde (sagt er), ist die Hauptaufgabe der Bürgerschule, wenn sie den dringenden Ansprüchen unsrer Zeit Genüge leisten soll. Schreib- und Rechenschulen mochten ehemals diejenigen befriedigen, deren Blick sich einzig auf die Werkstätte oder auf das Comptoir zu richten pflegte. Die schöne Handschrift galt ja schon als vollwichtige Empfehlung. In unsern Tagen macht man aber solche Forderungen an gewöhnliche Dienstboten und reihet die Knaben, welche sich nur mit diesen Kenntnissen versehen, dem Kaufmann anbieten, unter die Ausläufer und Packknechte. Den schweizerischen Handwerker, der blos mechanisch lesen, schreiben und rechnen gelernt, sieht der in den bessern Volks- und Mittelschulen Deutschlands Gebildete über die Achsel an, und die Werkstätte des höher stehenden Meisters wird dem nicht leicht geöffnet, der das Mahlzeichen der Unwissenheit an der Stirne trägt. Dem Gebildeten öffnet man hingegen nicht ungern Thüre und Haus, und der gebildete Meister freut sich des

Digitized by Google

also erzogenen Gesellen, in welchem er einen Hausfreund erhalten hat. Der Zimmermeister macht einen großen Unterschied zwischen den Gesellen, die nach dem Aufriß eine Arbeit verfertigen können, und zwischen den bloßen Holzhauern. Selbst der Gärtner sieht bald ein, was ein Gehülfe ihm leisten könne, der sich mit Geometrie und Zeichnen beschäftigt hat. Und wo ist heutzutag das Gewerbe, das Handwerk, welches zu seinem bessern Betrieb der Kenntnisse entbehren könnte, welche die in's Leben eingeführte Wissenschaft verleiht? In England und Frankreich sucht man durch Schulen, die von Erwachsenen, Meistern sowohl als Gesellen und Lehrlingen, gestiftet und unterhalten werden, die Lücke auszufüllen, welche die frühere Schulbildung hinsichtlich solcher nothwendiger und nützlicher Kenntnisse gelassen hat, und der Menschenfreund vernimmt mit Vergnügen die immer weiter um sich greifende Vermehrung solcher Anstalten. In der Schweiz und in Deutschland sind wir glücklicherweise nicht im Falle, das Unglück von Tausenden bejammern zu müssen, denen zur Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten, deren Mangel sie als Männer schmerzlich empfinden, die Grundlage, die früheste Schulbildung fehlt. Die Fürsorge einer landesväterlichen Regierung hat hier dem Aermsten wie dem Reichen dieselben Bildungsanstalten eröffnet, und durch Unterstützungen für gesittete und fleißige Schüler in Basel auch den Fremdling bedacht. Die Gemeindeschulen für Knaben und Töchter, die allgemeine Töchterschule, das Gymnasium, die Realschule, das Pädagogium nehmen Alle ohne Unterschied auf, die sich den gesetzlichen Anforderungen unterziehen. Die Furcht vor Ueberbildung irgend einer Volksklasse hat sich hier noch niemals geäußert, wohl eher die Besorgniß, wegen Ueberfüllung der Schulklassen dem allgemeinen Bedürfniß nicht hinreichend entsprechen zu können." — Zu seiner eigentlichen Aufgabe übergehend, weiset Hr. Professor Hanhart den Zweck der Real- oder Bürgerschulen darin nach, daß sie den Schülern, welche der höhern Bildung, die in Gymnasien erstrebt werden soll, nicht theilhaft werden können, Gelegenheit verschaffen, sich in der Schule für ihren Menschenberuf und für ihr bürgerliches Gewerbe vorzubereiten. Es hat (sagt er) der Abt Resewitz auf diesen Zweck schon vor einem halben Jahrhundert hingewiesen, indem er denselben also bezeichnet: „Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit." Das Leztere wird nun allerdings am besten, das Erstere am wenigsten bedacht, obschon ich nicht weiß, wie Brauchbarkeit im Geschäftsleben ohne jene Anleitung zum Gebrauch des gesunden Verstandes erzielt werden könne. Aber jene früheste Anleitung gerade für diejenigen, welchen die Mittel fehlen, später das Versäumte nachzuholen, auf mechanische Anleitung zum Lesen, Schreiben, Rechnen beschränken, heißt den Menschen über dem Handwerker vergessen, und das Fundament des Hauses über der Verzierung der Hausthüre vernachlässigen. Wo dieser die Entwicklung der Geisteskräfte hemmende Mechanismus noch statt findet, da wird das Kind wohl eine ellenlange Rechnung, die ein Erwachsener vielleicht nicht ohne Fehler durchführen könnte, auf dem Papier zum glücklichen Ende bringen, aber auf dem Markte von jedem Höckerweibe beschämt werden; es wird seine Vorlage sauber kopiren, und das Diktirte ziemlich fehlerfrey wieder geben, aber nicht im Stande seyn, was es auf einem Spaziergange gesehen, zu Hause in der gehörigen Ordnung aufzuschreiben, oder einen Bericht schriftlich abzufassen, den es mündlich sehr gut erstatten kann. Und doch ist die schriftliche Darstellung von der mündlichen so wenig verschieden." In die Einzelnheiten der Entwicklungen dessen, was in der Bürgerschule geleistet werden soll, mögen wir dem Verfasser hier nicht folgen.

(Der Beschluß folgt.)

München, Juni.

(Beschluß.)

Seitdem ist, wie Sie wissen, auch Fraunhofer gestorben, und zwar nur wenige Tage nach seinem Freunde und Kollegen Reichenbach. Er starb an einer Lungenkrankheit, Folge der giftigen Ausdünstungen, die er bey seinen chemischen Operationen eingeathmet hat, sohin ein eigentliches Opfer wissenschaftlicher Forschung, im 39sten Jahre seines Alters. Was die höhere Mathematik, die Mechanik, die Optik und mittelbar die Astronomie durch den Tod dieses Mannes verliert, mag ein Gauß, ein Littrow und Struve berichten. Doch eine solche Erörterung ist überaus trostlos. Tröstend hingegen und erfreulich ist die Versicherung, die ich Ihnen geben kann, daß die Geheimnisse Fraunhofers zur Bereitung seines Flintglases nicht verloren sind, und daß er diese mit gewissenhafter Umständlichkeit schriftlich hinterlegt hat. Freylich bestehen diese Geheimnisse, wie er oft seinen Freunden erklärt hat, größtentheils nur in Kunstgriffen und Handvortheilen, die sich nur durch die gespannteste Aufmerksamkeit während der chemischen Prozesse und durch lange Uebung ergeben, doch ist hierin von seinem talentvollen und fleißigen Schüler Pauli das Beste zu erwarten, und somit zu hoffen, daß der Verewigte in seiner Eigenschaft als Optiker vielleicht in der Folge ersezt werden kann. So ward uns auch die tröstende Versicherung, daß das Objektiv von zwölf Zoll Oeffnung zu dem großen Refraktor, für unsre Sternwarte bestimmt, der nach Art jenes, den Dorpat aus Fraunhofers Werkstätte zu besitzen das Glück hat, parallaktisch aufgestellt wird, und durch ein Uhrwerk der Bewegung der Sterne folgt, bereits vollendet sey.

Fraunhofer war der Sohn eines Glasmachers aus Straubing im Unterdonaukreise, wurde aber schon in früher Jugend nach München gesandt, und zu einem Spiegelmacher in die Lehre gethan. Hier geschah es, daß er als ein zwölfjähriger Knabe bey dem Einsturze des Hauses seines Lehrherrn im Schutte begraben, und mit mehrern andern Personen für todt hervorgezogen ward. Aber so göttliche Anlagen wie in dem Knaben schliefen, durften nicht untergehen, die Blüthen seines Geistes sollten reifen und Früchte tragen, er sollte den Menschen den Wunderbau der Werke Gottes erklären, damit sie aber nicht zu viel erführen, und dem Meister Oben am Ende vorwitzig in die Werkstatt schauten, rief ihn dieser wieder zu sich in Mitten seines Strebens, und er ward zum zweyten Male begraben um — nicht mehr zu erstehen. — Fraunhofers Leichenbegängniß ist eines der merkwürdigsten, dem ich je beygewohnt habe. Tausende von Personen aus allen Ständen bedeckten den Kirchhof, und wenn alle den Verlust des großen Gelehrten und Künstlers betrauerten, so beweinten auch viele den edlen, stillbescheidnen, anspruchlosen Menschen, den jeder lieben mußte, der ihn nur einmal gesprochen hatte. Wäre er in London gestorben, und ein Engländer gewesen, so würde Westmünster seinen Körper aufgenommen haben, in Paris hätten vier oder noch mehr seiner Kollegen an seinem Grabe Reden gehalten. — Wir Deutsche sind nicht so redselig, auch möchte es weniger an Sprechern als an Hörern fehlen; aber auch ohne akademische Reden und ohne ein Westmünster wird er fortleben, und der Name Fraunhofer wird, wie der Name Herschel genannt werden überall, wo Kunst und Wissenschaft besteht, so lange Kunst und Wissenschaft besteht.

— h.

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. Juli 1826.

Wisset, ein erhabener Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darinn.

Schiller.

Aphorismen aus Paris.

Die Franzosen nennen Paris un pays (ein Land). Dieser gang und gäbe Ausdruck sagt mehr als er soll. Ein Thier, das kein Thier mehr ist, ist ein Unthier; ein Mensch, der aufhört Mensch zu seyn, ist ein Unmensch; aus gleicher Ursache ist Paris eine Unstadt, und wäre es auch nur einzig wegen seiner Unübersehbarkeit. Das Gefühl des Ungeheuren dringt sich Jedem auf; aber höflich, wie der Franzose ist, und sich selbst hätschelnd, wie es ihm eine nicht zu umgehende Vaterlandsliebelei gebeut, sagt er nicht, Paris ist eine Unstadt, sondern c'est un pays. Wo aber die Hauptstadt ein Land genannt wird, da wird das Land zur Provinz im verächtlichen Sinne des Worts, gerade so, wie es der Pariser gebraucht und wie es sich die Provinzleute gefallen lassen, die sich aber mit einem andern Worte trösten, welches pays étrangers heißt (das Ausland), und worunter mehr oder weniger ein rohes Barbarenland verstanden wird, selbst England nicht ausgenommen, obgleich dessen Konstitution und Lord Byron, dessen Dampfmaschinen und Walter Scotts Romane hie und da imponiren.

Eine Stadt, die nicht kleinstädtisch ist, darf sich eine Groß-stadt nennen. Sie ist es, wenn sie eine bedeutende Klasse von Menschen zählt, die weder vom Staate noch vom Hofe abhängig sind; wenn sie wohlhabend genug ist, um großartige, gemeinnützige Anstalten zu gründen und zu unterhalten; wenn sie einen ansehnlichen Theil ihrer Einwohner in den Stand setzt, sich den Wissenschaften und Künsten zu widmen; wann der Verkehr so groß ist, daß er keiner künstlichen Nachhülfe, sondern nur die Basis der freyen Konkurrenz bedarf; wenn die geselligen Kreise so vielfältig, so gebildet und so opulent sind, daß es lächerlich seyn würde, wann sich einer dieser Kreise für die ausschließliche Gesellschaft ausgeben wollte u. s. w. — Daß eine solche Stadt der Mittelpunkt eines gebildeten Landes seyn muß, geht aus dem Gesagten hervor; aber mehr als höchstens drey-mal-hundert-tausend Einwohner bedarf sie dazu nicht. Städte wie Paris und London, die etwas mehr oder weniger als eine Million Einwohner zählen, werden zu verderblichen Ungeheuern. Das Ueberschwengliche der Kraft kann für den Moment imponiren, bald wird uns das Unübersehbare ein unheimliches Gefühl furchtbarer Einsamkeit inmitten des Gewühls erregen, und endlich wird uns das Verderbliche des Unzubändigenden in schauderhaften Gestalten entgegentreten. Die Moralität muß in solchen Riesenstädten leiden. Schon die Bibel eifert gegen dieselbe. Gewiß gibt es in Paris mehr als zehn Gerechte; gewiß haben die Franzosen eine angeborne Gutmüthigkeit, eine anerzogene Lieblichkeit — aber wir Deutsche sollten in Paris einsehen lernen, welch ein glückliches Verhältniß der Größe unsere bedeutenden Städte haben, und wie unglücklich es für die Bildung des gesammten Vaterlandes wäre, wenn es in Deutschland eine einzige große Haupt-

stadt und rund herum nur Provinz (im Sinne der Franzosen) gäbe.

Aus einem kleinen Haine können einzelne Bäume hervorragen; die hervorragenden Bäume eines großen Waldes bilden selbst wieder einen Wald, stellen wieder Gleichheit her; jedoch nur vom nahen Hügel betrachtet, zeichnen sie sich aus — im Walde selbst bemerkt man ihre Höhe nicht. So Paris: Vom Auslande betrachtet ragt Dieß und Das, Dieser und Jener hervor. In Paris selbst verschwindet Alles rein in der Größe der Stadt, in dem Strudel der Begebnisse, in der unübersehbaren Verzweigung des Verkehrs. Nichts wird bemerkt, oder doch nur augenblicklich, nichts erregt ein bleibendes Interesse. Vornehmheit wie Reichthum, der berühmteste Namen, die großartigste Anstalt, der historische Salon, das Kunstwerk nach der Mode, Alles, Alles geht rasch wie im Schattenspiele vorüber, um neuen eben so schnell vorüberfliegenden Gruppen Platz zu machen. Ein Kammerherr am deutschen Hofe zu Flarenfingen wird es nicht glauben; und doch ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß selbst der Hof in dieser Riesenstadt nicht bemerkt wird. Was weder der Revolution, noch ihrem Sohne Napoleon gelungen ist: das Nivelliren und Gleichmachen, das bringt die Selbstsucht des gewerbtreibenden Verkehrs gewissermaßen zu Stande. In dieser erwerbsüchtigen Thätigkeit ist und erscheint hier Alles gleichartig. Der Lumpensammler, der Kohlenträger und der Banquier; der Wasserträger und Vaudevilledichter; der Blinde mit dem Hund, der politische Schriftsteller, und von dem lezten Commis bis zum großen Beamten, der für den Minister stimmt, ja dieser selbst — Alle wollen erwerben, und Alle gehen oder fahren unbeachtend und unbeachtet an einander vorüber, Jeder seinem momentanen Zwecke folgend, der Jedem gleich wichtig ist, Jeden ganz einnimmt und beschäftigt. So nämlich erscheint Paris äußerlich. Dieser Anblick hat etwas Großartiges, und, im Gegensatz einer kleinen kleinlichen Hofstadt, sogar etwas Erhebendes — aber es liegt auch wieder etwas tief Trauriges in diesem verwirrten, wüsten, selbstsüchtigen Getreibe. — Es dürften in diesen Aphorismen über Paris viele Widersprüche vorkommen; das würde nun nicht der Fall seyn, wenn Paris nicht eine kleine Welt wäre — die Welt aber ist voller Widersprüche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Havana und Cuba.

(Fortsetzung.)

Vor der Ankunft des gegenwärtigen Gouverneurs, Don John Cienfuegos (später durch den General Vives abgelöst), wurden in der Havana viele Mordthaten begangen. Auf dem Platz der Augustiner, der Kirche gegenüber, ist eine kleine Kapelle de nuestro sennor de la buena muerte (unser Herr zum guten Tode); vor dieser Kapelle sind schon viele hundert Messerstiche ausgetheilt worden. Man hat bemerkt, daß in den spanischen Kolonien die Mordthaten um so häufiger geworden sind, je mehr Andalusier sich daselbst niedergelassen haben. Raub, noch häufiger Eifersucht und Rechtshändel sind die Motive dieser Verbrechen. Auch gibt es gedungene Mörder. Im Jahr 1816 wurde ein Mulatte, Jose Florentino Ybarra, hingerichtet, der mit eigner Hand siebenzehn Personen ermordet hatte, sowohl in der Havana selbst als an der Cuesta firme und in Spanien. Er hatte unter andern den französischen Konsul in Malaga und den Marquis de la Solana bey dem Auflauf von Kadix (1809) ermordet. Er war nur siebenundzwanzig Jahre alt, als er starb; ein Verwandter von ihm, der eine bedeutende Stelle bey der Marine bekleidete, hatte ihn schon mehrere Male den Händen der Gerechtigkeit entzogen. Durch weise Verordnungen und große Strenge hat der Gouverneur Cienfuegos diesen Unordnungen ein Ende gemacht. Besonders gute Wirkung hatte der Befehl, daß kein Schwarzer oder Farbiger, frey oder Sklave, sich nach dem Ave Maria ohne Laterne oder Fackel auf der Straße dürfe sehen lassen. Jede Nacht hat abwechselnd ein bewaffneter Bürger die Wache rings um das Häuserviereck (cuadra in Spanien manzana), wozu er gehört; besonders müssen sie darauf sehen, daß die Schwarzen ihre Leuchte tragen; eine Auszeichnung, welche diese sich sehr ungern gefallen lassen, da viele reiche Leute darunter sind. Die Weißen dürfen bis eilf Uhr ungehindert und sogar bewaffnet in den Straßen seyn. Die Beleuchtung sowohl als die Wachsamkeit wird in den Vorstädten sehr vernachlässigt. Es läßt sich vielleicht gegen eine Maßregel, welche die Erbitterung der farbigen gegen die weiße Bevölkerung vermehrt, Manches einwenden; allein so viel ist gewiß, daß sie ihren Zweck, die Verminderung der Mordthaten, erreicht hat.

Die Leute auf den Straßen — Bettler — Buden — die Weiber.

Im Ganzen sieht man den Tag über wenig Leute auf den Straßen. Es sind meistens Karrenführer und Schubkärner und andere, welche mit dem Transport von Waaren beschäftigt sind. Ferner Wasserträger, welche aber nicht schreien, da die Häuser alle sehr niedrig sind, Fruchthändler und Trödler, dazwischen weiße und schwarze Bettler und einige Mönche. Die Bettler sind gar nicht lästig, sie grüßen gewöhnlich mit einem Ave Maria purissima: worauf man antwortet: sin pecado mortal concebida. Wenn man nichts zu geben hat, oder geben will, so sagt man: „Verzeiht um Gotteswillen, Bruder,“ — oder: „Gott steh' euch bey, Bruder.“ (perdone usted, por dios, hermano. — Dios le ampare a usted, hermano.) und der Bett-

ler geht ruhig seines Wegs. Die besuchteste Straße ist die von Miela oder de la Muralla; zu beyden Seiten hat sie viele Kaufläden (tiendas de ropa); diese sind klein, aber reinlich und elegant. Alle sind mit Inschriften und einem entsprechenden Schilde geziert, als z. B. el buen amigo — el navio — la torre de oro — el general Ballesteros — el general Cuestas — el sitio de Zaragoza — Paris cerrado, wo eine spanische Armee Paris belagert u. s. w. Das Trottoir der Straße ist beständig von Pferden besezt, deren Herren in den Kaufläden zu thun haben, was sehr unangenehm für die Fußgänger ist. Die schönsten Tiendas werden am frühen Morgen von Damen besucht, welche reich genug sind, um im Cabriolet ausfahren zu können und Abends von denjenigen Schönen, welche zu Fuß gehen müssen. Die Zeuge und andere Waaren werden den Damen oft zur Ansicht hinaus an das Cabriolet getragen. Die Kaufleute versichern sogar, daß sie dieß lieber thun, als die Damen hereinkommen zu lassen, da dieselben gewissen Mißgriffen auf fremdes Gut ausgesezt sind, welche der Eigenthümer nicht einmal zu bemerken scheinen darf (?). Abends bietet die Straße de la Muralla einen angenehmen Anblick dar, wegen der großen Menge schöner Frauen, welche um diese Zeit dieselbe besuchen, um Einkäufe zu machen, zu sehen und gesehen zu werden. Die Tracht der Weiber ist die spanische Mantilla und Basquiña von dunkler Farbe; sie tragen sich mit einer bezaubernden Anmuth und Würde zugleich. Diese findet sich auch bey den spanischen Negerinnen, es ist eine charakteristische Eigenschaft der Nation. Die französischen Negerinnen sind lebhafter, zuthätiger, aber nachlässiger in ihrer Haltung. Die Porzellan- und Glasboutiken (almacenes) geben an Reichthum und geschmackvoller Einrichtung den ersten in Paris wenig nach, und ziehen die Schönen an wie Blumen die Schmetterlinge.

Am meisten Menschen sieht man den Tag über auf den Märkten. Die Bauern (monteros), welche die Märkte besuchen, sind weniger bäurisch, ihre Gesichtszüge weniger hart, weniger abgearbeitet (fatigués), als die der Bauern in Frankreich gewöhnlich sind. Außer der Plaza vieja ist die Plaza de Santo Cristo der besuchteste Markt, auf lezterem werden besonders Früchte verkauft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Juni.

(Beschluß.)

Der Professor, Hr. Peter Merian gibt in seiner Einladungsschrift die „Uebersicht des Zustandes unserer Kenntniß der Naturkunde des Kantons Basel.“ und damit eine an sich selbst schon, weil sie mit gründlicher Sachkenntniß abgefaßt ist, werthvolle Arbeit, die aber auch zur Nachweisung und Aufmunterung zweckmäßiger Studien ungemein passend gewählt ward. — Der Naturforscher (sagt Hr. Merian), welcher durch eigene Ansicht, nicht blos durch die Beschreibung Anderer mit den Erscheinungen der Natur vertraut zu werden wünscht, wird sich vorzugsweise durch seine nächsten Umgebungen angezogen fühlen. Das Merkwürdige und Beachtungswerthe seiner heimathlichen Gegend wird er am leichtesten auffinden, mit der meisten Muße und aus den mannichfaltigsten Gesichtspunkten untersuchen, und in seinen Beziehungen zum Ganzen am vollständigsten auffassen können. Wenn irgend eine erhebliche Entdeckung, irgend eine folgenreiche Zusammenstellung bekannter Thatsachen, die Natur aus einem neuen Gesichtspunkte zu betrachten auffordert, wird ihm das Naheliegende zuerst vor Augen treten. Das treue Bild der Verhältnisse seines Vaterlandes wird den zuverlässigsten Anhaltpunkt darbieten zur Anreihung der Beobachtungen in entferntern Gegenden und der Wahrnehmungen anderer Naturforscher. Die Richtung, welche die Naturkunde in neuern Zeiten genommen hat, gibt genauen Lokalbeschreibungen einen erhöhten Werth, auch in allgemein wissenschaftlicher Hinsicht. Es genügt nicht mehr, die Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen gesondert aufzufassen, man sucht die Verhältnisse zu erforschen, in welchen die Einzelnheiten zu einander und zum großen Ganzen stehen. Um dieses Ziel zu erreichen, wird es aber nothwendig, die Natur in der Gesammtheit kennen zu lernen, wie sie sich in einzelnen Gegenden darstellt. Hiezu sind lange Zeit hindurch fortgesezte Forschungen und die Mitwirkung vereinigter Kräfte erforderlich, wenn die wünschenswerthe Vollständigkeit erzielt werden soll. Nur einheimische Naturforscher werden mit andauernder Beharrlichkeit dieses Ziel verfolgen können; sie werden aber eben damit Wesentliches für die Förderung der Wissenschaft im Allgemeinen leisten. . Für den Unterricht in den Naturwissenschaften hat die genaue Kenntniß der unmittelbaren Umgebungen noch einen besondern Vorzug. Der Schüler soll nicht blos durch Beschreibungen mit der Natur bekannt werden, er soll durch Selbstanschauung ein lebendiges Bild derselben sich aneignen, die Erscheinungen selbst deuten, und sich frey in denselben bewegen lernen. Durch naturhistorische Sammlungen, durch Anstellung physikalischer und chemischer Versuche kann in dieser Beziehung allerdings vieles geleistet werden; Sammlungen können aber die Gegenstände nur aus ihrem natürlichen Zusammenhange herausgerissen, nach einer mehr oder minder willkürlichen Anordnung dem Auge vorführen. Es wird zu einer lebendigen Kenntniß ungleich mehr beytragen, den Schüler in die freye Natur herauszuführen, und sich seine Kräfte selbst versuchen zu lassen. So wie aber in einer ungeordneten Sammlung naturhistorischer Gegenstände der Geist keinen Anhaltpunkt findet, und in der Mannichfaltigkeit sich verliert, so wird der Schüler ohne Leitfaden sich in der freyen Natur nicht selbst den Weg bahnen können. Ein solcher Leitfaden ist aber eben das Ergebniß einer genauen Erforschung der Umgegend. Wie soll der Schüler sich helfen, wenn der Lehrer selbst die Erscheinungen, die ihm vorliegen, in das Gebäude unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse nicht einzuordnen vermag, oder sich der Mühe dieser Einordnung nicht hat unterziehen wollen. Mit Hülfe einer guten Lokalbeschreibung wird sich aber der Schüler zurechtfinden können, er wird bey fortgeseztem Fleiße von sich aus mehr oder minder erhebliche Beyträge zur genauen Kenntniß der Umgegend zu liefern im Stande seyn, und auf diese Weise durch Uebung seiner Kräfte am zweckmäßigsten zu selbstständiger Thätigkeit sich vorbereiten. Je vollkommener die Leistungen sind, die er bereits ausgeführt findet, desto strenger werden die Forderungen seyn, die er an sich selbst zu machen sich gewöhnt. Es scheint daher in den Pflichten eines jeden Lehrers der Na-

turwissenschaften zu liegen, das Seinige zur Vermehrung einer vollständigen Kenntniß der Umgebungen beyzutragen." — Solcher Beyträge hat Hr. Professor Merian bereits selbst auch manche geliefert, voraus durch seine Uebersicht der Gebirgsbildungen von Basel. Was nun aber von älteren und neueren Naturforschern, meist einheimischen, in den verschiedenen Fächern für Basels Naturkenntniß mit mehr und minder Glück ist gethan worden, und gegenwärtig noch brauchbar erscheinen kann, das wird von ihm in sorgfältigen Nachweisungen, und jeglichem Verdienst die gebührende Ehre erweisend, aufgezählt. „Je enger die Grenzen sind, die wir uns vorstecken (sagt er am Schlusse), je vollständiger die Vorarbeiten sind, denen wir unsre Untersuchungen anreihen können, desto dringender werden die Forderungen, auch das Unsrige zur Vervollkommnung des Begonnenen beyzutragen. Hoffen wir, daß wenn in einigen Jahren eine ähnliche Zusammenstellung versucht werden sollte, manche bis jezt unbeachtete Idee Berücksichtigung, und manches gefühlte Bedürfniß Abhülfe wird gefunden haben."

Von den zwey Reden, die beym Promotionsfeste durch Schüler, die diese Auszeichnung verdient hatten, öffentlich vorgetragen und nachher gedruckt worden, hat die lateinische die Vorzüge und Annehmlichkeiten der Stadt Basel, die französische hinwieder, die Vertheidigung von Missolonghi, und die Klage um den Fall dieser Heldenstadt. Der Ruf um die Hülfreichungen christlicher Liebe ertönt auch hier, und die Gymnasialrede schließt mit dieser Stelle: Oh quelle honte ne seroit-ce pas pour nous, Suisses, pour nous dont les ancêtres ont defendu la même cause, si nous restions en arrière des autres nations de l'Europe! Ne tardons point à secourir les héros de la Grèce; car la Grèce n'est point tombée avec Missolonghi; la Grèce est encore debout, les armes à la main; et à des dons empressés joignons des prières ferventes à ce Dieu compatissant auquel ils se confient et au nom duquel ils combattent, pour qu'il leur donne de la consolation et du courage, qu'il termine bientôt, cette guerre sanglante, qu'il leur rende la liberté, et qu'il portège à jamais leur foi!"

Unter den verschiedenen Städten Deutschlands und der Schweiz, welche milde Sammlungen für die Griechen veranstaltet haben, darf wohl Basel nicht zulezt genannt werden. Nachdem bereits in wenigen Tagen durch freywillige Beyträge 5000 franz. Franken waren zusammengebracht und an Hrn. Eynard abgesendet worden, fanden sich, um auch die schüchternern und unbemittelteren Geber aufzumuntern, in einigen Kaufläden und gangbaren Straßen Kistchen aufgestellt, in welche vom 1sten bis zum 20sten Mai 500 Schweizerfranken (333 fl.) gefallen sind. Von einem Beytrag aus mehrern Goldstücken ging es durch eine Menge Abstufungen bis zu Batzen, Groschen, Sols, Kreuzer und Rappen; ein Zeichen, daß kein Stand von der Pflicht sich ausgeschlossen hatte, den Bedrängten zu helfen.

Den 31sten Mai wurde ein Konzert gegeben, zu dem sich die ausgezeichnetsten musikalischen Talente, unter der uneigennützigen und trefflichen Leitung des Hrn. Musikdirektors Tollmann vereinigten. Nach einer passenden, zu ernsten Gedanken stimmenden Einleitung durch die Ouvertüre von Vogel und ein Adagio von Mozart, wurde von mehrern Liebhabern und Liebhaberinnen die Trauerkantate von Zumsteeg: „hier wo sich Staub mit Staub vereint," nach einem veränderten Text, als „am Grabe der gefallenen Helden Missolunghis," gesungen. Ein Klavierrondo von Hummel, gespielt von der fertigen Künstlershand einer geschickten Dilettantin, unterbrach die ernstere Stimmung, die leicht durch bloße Trauermusik hätte zu einförmig werden mögen, und erhob den Geist in das freyere Gebiet der Kunst; worauf alsdann ein ausgesuchter Frauenchor durch seine „Fürbitte für Griechenland," nach Spontinis Hymne aus der Vestalin: „Allo du ciel" wieder in die frühere Stimmung einleitete, und die erste Abtheilung schloß.

Das erste Allegro einer Beethovenschen Sinfonie eröffnete die zweyte Abtheilung, die durch ihre mehr aufregenden und volltönigen Weisen die frühere Stimmung ernst-trauernder Wehmuth allmählig zu dem Siegesgefühl begeisterter Hoffnung heranhob. Dieß fand sich ausgesprochen in dem Gedichte: „die alten und die neuen Griechen," verfaßt vom Prof. Hagenbach, und mit zarter Kunst als Quartett komponirt von dem in Basel als Violoncellist angestellten geschickten Tonkünstler, Fr. Burgmüller:

Was singet, ihr Sänger, der Alten Streit,
Und lobet die kühne, vergangene Zeit,
Als wären die Helden entschwunden;
Noch leben die Helden, noch lebet der Muth,
Dieß lehrt Missolunghi's Kampfesgluth.

Wohl strahlt in der ewigen Sterne Chor
Leonidas Stamm gar herrlich hervor,
Und lebet in Klios Munde;
Doch größer und herrlicher glänzen fürwahr
Bozzaris und seiner Getreuen Schaar.

Wohl kämpfeten für der Götter Ehr',
Und jagten den Perser über's Meer,
Platääs und Salamis Streiter;
Doch heiliger noch und rühmlich ist
Der Kampf für den Herrn und seinen Christ.

Drum wer sich Christi Namen nennt,
Wem menschlicher Funken im Herzen brennt,
Der segne das griechische Panner,
Und ob es auch wanket und ob es auch sinkt,
Dort grünet die Palme, die Frieden euch winkt.

Zwey junge Männer entwickelten darauf in einem Flötenkonzertante von Berbiguier eine bey Dilettanten nicht immer so zu erwartende Fertigkeit, und nachdem noch der Männerchor: „die Schweizer an die Griechen," nach der Komposition von Berton, verhallt war, krönte das Ganze ein Marsch, nach einem griechischen Nationalthema, welcher von Hrn. Burgmüller mit vieler Genialität für das Orchester bearbeitet, ganz geeignet war, neue Funken der Begeisterung für den Freyheitskampf und der Hoffnung für das Gelingen in die entmuthigten Seelen zu werfen. — Die Einnahme des Konzerts, das in dem geräumigen Lokal der französischen Kirche statt fand, belief sich mit Einschluß der außer den Eintrittspreisen eingelegten milden Gaben auf 1400 Schweizerfranken, oder 900 rhein. fl.

Zu gleichem Zwecke wird nun auch eine Gemälde-Ausstellung veranstaltet, wovon man sich bey den vielen reichen und seltenen Kunstschätzen, die Basels Privatkabinette besitzen, und welche zu diesem Zwecke mit vieler Liberalität hingegeben werden sollen, nicht nur eine erkleckliche Einnahme, sondern auch einen unbezahlbaren Kunstgenuß verspricht.

Beylage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 165.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Juli 1826.

Nimmt der Völker Toben zu;
Laß sie toben;
Leide Du,
Leide mit Geduld und Muth!
Blute! fruchtbar ist dein Blut!

Gesangbuch.

Lieder von Missolunghi.

Von Dr. Maßmann.

Nach Stambul! *)

Abends, wenn ich niederliege,
Hör' ich nur, wie schaurig kracht
Missolunghi's Todtenwiege,
Und in tiefer Mitternacht
Träum' ich nur die Opferschlacht.

Mit des Tages frühstem Grauen,
Mit dem ersten Morgenroth,
Furcht sich's über meinen Brauen,
Denn die Heldenstadt ist todt
Und der Halbmond Hellas droht!

Aber ewig hochverkläret
In des Ruhmes Morgenroth
Stehst du Stadt, die sich bewähret,
Die für's Kreuz sich redlich bot
In den reinsten Opfertod!

Missolunghi, heil'ge Mauern,
Christlich's Saragossa neu!
Nein ich will nicht länger trauern,
Will dich singen, immer neu
Sagen nur von deiner Treu!

Wenn der Freyheit Morgen röthet,
Wenn des Friedens Bogen scheint,
Hellas kommt zu dir und betet,
Feyert, danket, jubelt — weint,
Denn du hast es treu gemeynt.

*) Εἰς σὰν πολιν.

Und auf deinem Hünengrabe
Sich der Freyheit Arche baut! —
Sagt, wie lange fliegt der Rabe?
Bis die Taube kündet laut,
Daß nicht Blut mehr niederthaut!

Darum, Hellas, hell erwache!
Knabe, Jüngling, Mann und Greis!
Missolunghi ruft um Rache,
Missolunghi mahnet heiß!
Stambul heißt der hohe Preis!

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

Nach Chateaubriand.

Als Boabdil, der lezte König von Granada, gezwungen ward, das Reich seiner Väter zu verlassen, hielt er auf der Spitze des Berges Padul ein leztes Mal still. Von dieser Stelle konnte er auf der einen Seite das Meer erblicken, auf welchem er sich nach Afrika einzuschiffen gedachte, in seinem Rücken aber sah er das herrliche Granada, die Vega und den Xenil, und an dessen Ufer die Zelte Ferdinands und Isabellens mit ihren flatternden Pannern.

Bey dem Anblick des schönen Landes und der vielfach zerstreuten Cypressen, welche muselmannsche Gräber bezeichneten, brach Boabdil in bittere Thränen aus. Aber Aixa, seine Mutter, welche ihm mit den Großen seines ehemals glänzenden Hofes in das Elend folgte, unterbrach diese Schmerzensäußerung mit den harten Worten: „Was

weinst du jezt wie ein Weib über den Verlust eines Königreichs, das du als Mann nicht zu vertheidigen wußtest." — Aber sie zogen weiter den Berg hinunter und Granada verschwand ihren Augen für immer.

Die spanischen Mauren folgten großen Theils ihrem König, sie wollten sein Loos theilen und zerstreuten sich in das Land Afrika. Die Zegri und die Gomeles ließen sich in dem Königreich Fez nieder, aus welchem sie in früheren Jahrhunderten einst ausgewandert waren. Die Vanegas und die Alabes wählten ihre neuen Wohnsitze längs der Küste von Oran bis gegen Algier hin, die Familie der Abenceragen aber blieb in den Umgebungen von Tunis. Sie gründete in der Nähe von Karthago eine Kolonie, welche sich noch jezt von den übrigen Mauren Afrika's durch die Eleganz ihrer Sitten und durch mildere Gesetze unterscheidet.

Mit sich brachten diese eingewanderten Familien in das neue Vaterland die lebhafteste Erinnerung an das alte, jenseits des Meeres gelegene. Unauslöschlich lebte in ihrem Gedächtniß das paradiesische Granada, mit der Milch ihrer Brust theilten die Mütter ihren Kindern diesen Namen mit. Sie wiegten sie mit den bekannten Romanzen der Zegri und der Abenceragen in Schlummer. Von fünf zu fünf Tagen wurden in der Moschee Gebete verrichtet, während deren man sich gegen Granada wandte. Allah's Hülfe ward angerufen, auf daß er seinen Erwählten dieses glückliche Land wieder schenken möchte. Zu vergeblich bot das Land der Lothophagen diesen Vertriebenen seine Früchte, seine Wasser, seine grünenden Ebenen und sein glänzendes Sonnenlicht, denn ferne von den goldenen Thürmen *) gab es für sie keine schmackhaften Früchte, kein frisches, erquickendes Wasser, ferne von ihrem Vaterland grünte für sie keine Ebene, lachte ihnen keine Sonne.

Zeigte man einem dieser Unglücklichen die Ebenen der Bagrada, so schüttelte er den Kopf und sprach seufzend: o Granada, mein Vaterland!

Vor allen andern aber bewahrten die Abenceragen die treueste, lebhafteste Anhänglichkeit an die Heimath. Fast tödtlichen Schmerz hatte ihnen der Abschied von jenen Gefilden verursacht, die so lange der Schauplatz ihrer ruhmvollen Thaten gewesen, in denen so oft ihr Waffenruf „für Ehre und Liebe" gehört worden war.

Aber der todte Sand der Wüste verlangte nicht fürder mehr den Gebrauch der freudigen Lanze und des ritterlichen Helmes, und so widmeten sie sich dem Studium der Kräuter und deren heilenden Kräfte, eine Bestimmung, welche die Araber gleich hoch schätzen als das Gewerbe der Waffen. Diese kriegerische Familie, die ehemals nur Wunden schlug, war jezt nur mit der Kunst beschäftigt, Wunden zu heilen. Hierin hatte sie also ihre erste Bestimmung nicht so ganz verlassen, denn wie oft sah man die alten Ritter nicht die Wunden des Feindes verbinden, den sie eben besiegt hatten. Die Hütte dieser Familie, welche früher nur in Pallästen gewohnt hatte, lag nicht in dem Umkreis derjenigen ihrer andern Landsleute am Fuße des Berges Mamelife, sondern sie hatten sich auf den Trümmern der Stadt Karthago selbst, in der Nähe des Meeres, gerade an der Stelle angebaut, wo Ludwig der Heilige einst den Athem ausgehaucht und wo jezt eine muhamedanische Einsiedeley steht. Die Wände ihrer Hütte waren mit ihren Schilden geschmückt, auf denen man zwey Wilde im blauen Felde abgebildet sah, welche mit Keulen eine Stadt zertrümmern. Um dieses Wappenschild der Abenceragen standen als ihr Wahlspruch die Worte: „das ist leichte Sache." Lanzen mit weiß und blauen Fähnchen, Panzerhemde und Reitröcke von Seide hingen neben den Schilden und bildeten mit Schwertern und Dolchen eine glänzende Wandverzierung. Zwischen denselben hingen in schöner Ordnung Panzerhandschuhe, mit Steinen verzierte Pferdegebisse, breite silberne Steigbügel, kurze Schwerter, deren Scheiden einst von Prinzessinnen gestickt worden waren, und goldne Sporen, die sie an den Fuß tapferer Ritter geschnallt hatten.

Auf den Tischen aber stunden die Wahrzeichen eines friedlichern Lebens; Pflanzen, auf den höchsten Gipfeln des Atlas oder in der Wüste Saara gepflückt. Die einen sollten die Kraft haben, körperliche Schmerzen zu mildern, die anderen sollten eine heilende Kraft selbst auf die Leiden der Seele ausüben. Die Abenceragen schätzten und suchten besonders diejenigen Kräuter, welche vergeblichen Kummer und Sehnsucht beruhigten und welche trügerische Täuschungen, und immer neu erstehende immer von Neuem betrogene Hoffnungen auf irdisches Glück, zu zerstreuen vermochten. Unglücklicher Weise hatten diese Kräuter für sie öfters eine ganz entgegengesezte Wirkung, wenn der Geruch einer vaterländischen Blume in dem Herzen unserer trauernden Flüchtlinge den herben Schmerz um das verlorne Vaterland auf's Neue erweckte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Thürme eines der schönsten Palläste von Granada.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Gewiß wird der Engländer anders als der Italiener, der Russe anders als der Amerikaner über Paris urtheilen, der junge Neuling anders als der gereifte erfahrne Mann. Die beyden disparatesten Ultra-Urtheile vernimmt man nur von hier neu-angelangten Deutschen. Dem Einen ist Paris das irdische, ja das himmlische Paradies; hier dünkt ihn Alles noch weit mehr denn unendlich besser als im plumpen deutschen Vaterlande; der Gaukler auf dem boulevard du temple ist ihm ein größerer Künstler als unser Iffland und Schröder; die gewöhnlichste Grisette hat mehr Tour-

nüre als die gebildetste deutsche Frau; eine Promenade, wie der Garten der Tuilerien, eine Brücke, wie die von Jena; einen Pallast, wie der Louvre, einen Salon, wie bey der Gräfin X oder Y gibt es in der Welt nicht wieder; so schneidet kein Schneider, wie Monsieur Triche, kein weibliches Wesen hüpft mit dieser Anmuth über die Unsauberkeit des Straßendamms als jede Pariserin; aus der Seine muß man trinken, um zu wissen, was Wasser, Eis bey Tortoni essen, um zu begreifen, was Eis ist, und überhaupt in Paris gewesen seyn, um gelebt zu haben. Der Deutsche, der so spricht, ist an Jahren jung — hat ein großes Einkommen, gar nichts zu thun, keine Frau, kein Amt, glaubt es gewissen Damen, die ihm sagen, daß er aimable sey und ohne allen Accent Französisch spräche; in der Tragödie schläft er ein, spricht aber nachher enthusiastisch von Talma und der Duschenois; dagegen lacht er ungemein nach jedem Vaudeville. Obgleich ihm die pointe der couplets meistens entgeht; so lebt er in Paris sechs bis acht Wochen, und wenn er dann nach Deutschland zurückkommt, wird es dem vernünftigen Manne sehr schwer, mit ihm umzugehen. Der Andere, dem nichts, gar nichts in Paris gefällt, der überall hier zu tadeln findet, zählt eher über als unter fünfzig Jahren; deßhalb scheinen ihm die Frauen in Paris nicht besonders schön, das Straßenpflaster aber so schlecht, daß er einen Tag um den andern zu Hause bleiben muß, um seine alternden Füße zu restauriren, wo er dann hoch und theuer schwört, daß nur ein Millionär, der theuern Wagen halber, in Paris leben könne. Er schimpft auf sein hartes Bett mit leichter Decke, auf sein gepflastertes Zimmer, auf das nicht wärmende Kaminfeuer, auf den störenden Straßenlärm, auf die allzugewürzige erhitzende Küche, auf den pestilenzialischen Rauchtabak, auf die späte Eßstunde, kurz auf Alles, was seinen langgewohnten Bequemlichkeiten zuwider ist. Der Umgang mit Franzosen ist ihm eine wahre Marter, denn er gehört zu jenen Deutschen, die sich ausschließlich nur mit dem Innerlichen des Menschen, eigentlich nur mit sich selbst, systematisch beschäftigt haben, ohne jemals darauf zu achten, was äußerlich, selbst dicht neben ihnen, vorgeht; dabey schreibt er zwar Französisch ohne grammatikalische Fehler, aber er spricht es mit großer Schwierigkeit, und versteht auch nicht Alles, wenn schnell gesprochen wird. Er hat es versucht, mit einigen Parisern über seine zwey oder drey Lieblingsgegenstände zu sprechen; aber da sie weder ihn noch er sie begriffen, so gibt er allen Umgang mit einem Volke auf, das ihm das oberflächlichste der Welt und jedes tiefern Gedankens unfähig erscheint; er sieht noch rasch Alles an, was man doch in Paris gesehen haben muß; aber Alles mißfällt ihm, und er kann die Zeit nicht erwarten, wo er endlich wieder in dem Wagen sitzt, um diesem unreinlichen Sündenneste, diesem Sodom und Gomorra zu entfliehen. — Das Sonderbarste bey diesen heterogenen Urtheilen ist die nicht zu läugnende Thatsache, daß beyde Theile Recht haben. — So groß, so verschiedenartig ist die Anhäufung von tausend und tausend Widersprüchen, die man unter dem Einen Namen Paris begreift.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

In ein paar Tagen wird bey Hrn. Treuttel und Comp. ein interessantes Originalwerk (obgleich in englischer Sprache) von Hrn. Dr. Epurzheim unter dem Titel: Phrenologie, in Verbindung mit dem Studium der Physiognomie, erscheinen. Das Werk bildet einen Band in gr. 8, mit vier-und-dreyßig guten Kupferplatten geziert. Hrn. Spurzheim's Systeme nach ist es nicht genug, um die Gemüthsart, Meynungen und Fähigkeiten des Menschen zu erkennen, daß man entweder sein Gesicht, oder seinen Schädel betrachte oder untersuche, sondern man muß, um dazu zu gelangen, beyde zusammen, und noch obendrein die Gestaltung und Verfassung des ganzen Körpers in Augenschein nehmen, um zu einem, einigermaßen zuverlässigen Schluß über das Wesen des innern Menschen zu kommen. Doch sind die geschichtlichen Charakterbelege, womit dieses Buch sich vorzüglich beschäftigt, hauptsächlich von der Gestaltung des Schädels abgeleitet, und es ist überhaupt die Absicht des Verfassers, in demselben einen geschichtlichen Beweis für seine Lieblingswissenschaft zu führen. Ohne darüber absprechen zu wollen, ob ihm diese Absicht gelungen oder nicht, darf man das Werk schon um seiner eigenthümlichen Zusammen- und Darstellung bekannter Thatsachen willen als lesenswerth empfehlen; auch sind die gelungenen Nachbildungen der Köpfe von so vielen berühmten und berüchtigten Personen, mit den Hinweisungen auf die phrenologische Bildung derselben schon an und für sich interessant. In Hinsicht der Sittlichkeit stehen neben und gegen einander: Caracalla und Zeno, Nero und Seneca, Richelieu und Walsingham, Alexander VI. und Fr. Oberlin, der Friedensfürst Godoi und Peter Jeanin, Danton und Mallefherbes, Gregor VII. und Pius VII.; religiöse Charaktere: der Dechant Paris und Aug. Hachler, Cajetanus und Jean Crasset, J. Priestley und R. Price, Martin V. und der Jesuit Lejeune; freysinnige Charaktere: der Prinz von Oranien, Begründer der holländischen Freyheit und Ramus, Stubbs und Gr. Schlaberndorf; ehrgeizige: Philipp II., und Catharina II., Lalande und Vanieres; lustige Charaktere: Piron und Carlin; schüchterne und kühne: Luther und Melanchthon, Cicero und der Gladiator, Karl XII. und Sully. Als Muster der Behandlungsart und des Styls möge folgende Schilderung Oberlins, des würdigen Seelenhirten der fünf Dörfer in den Vogesen dienen:" Dieß ist ein außerordentlicher Kopf, eine Bildung, die ein Phrenolog mit Freude betrachtet. Im unteren Theil ist wenig Gehirn, während alle obere und vordere Gegenden ungemein ausgedehnt sind. Und da der hintere sinciptische Theil in hohem Grade zeigt, Geistesunabhängigkeit, so wird auch Festigkeit und Beharrlichkeit in jedem Geschäft und Unternehmen in dem durch den übrigen Kopf angedeuteten hohen sittlichen und religiösen Charakter Hauptzüge bilden. Selbstschätzung wird hier Würde, Wohlwollen und Verehrung mit Weisheit vermischt, und von derselben unzertrennlich gemacht werden. Kurz eine solche ausgezeichnete Bildung nähert sich in Vortrefflichkeit dem Begriff, welchen Phrenologen geneigt sind, sich von Christo zu machen. Dieser Edle, ein Muster christlicher Frömmigkeit, fand die Einwohner seines Kirchspiels in fünf einzelnen Dörfern zerstreut, arm, unwissend, von schändlichen Leidenschaften bewegt, und ohne die unentbehrlichsten Mittel zu einem bequemen Lebensgenuß. Aber durch seine unermüdliche Thätigkeit gelang es ihm zuletzt, ihren elenden Zustand zu verändern. Er lehrte sie Kartoffeln, Flachs

und solche Gemüse bauen, welche in einem sandigen Boden leicht fortkommen. Er legte eine Baumschule an, um die Bauern mit verschiedenartigen Bäumen versehen zu können, und zeigte ihnen die Vortheile, die ihnen aus der Zucht derselben erwachsen müßten. Er gab den Kindern selbst Unterricht, und lehrte sie Lesen, Schreiben und Rechnen; während er den älteren Vorlesungen über die Behandlung der Obstbäume, die Grundzüge des Ackerbaues, und die nützlichen und schädlichen Eigenschaften der in der Gegend wachsenden Pflanzen gab. Besonders gewöhnte er sie an Ordnung und Reinlichkeit. Der gute Pfarrer arbeitete sogar selbst an der Spitze seiner Pfarrkinder an der Verfertigung von guten Wegen von einem Dorfe zum andern, und einem bequemen Verbindungswege mit der nach Straßburg führenden Landstraße. Nach dieser Stadt schickte er Kinder in die Lehre, und ließ sie das Schneider-, Schuhmacher-, Schmidt- und Tischlerhandwerk lernen, auch ließ er eine Weibsperson dort als Hebamme unterrichten, und einen hoffnungsvollen Jüngling die Arzney und Wundarzney studiren. Er selbst hatte einige Kenntniß von der Heilkunde, gebrauchte im Nothfall die Lanzette, und hatte die unentbehrlichsten Heilmittel im Hause, die er anwandte, wo er sie nöthig glaubte. Er widmete seine Gaben, Zeit und Mühe, ja sein ganzes Leben seiner Gemeinde. Er wußte eine wohlhabende Familie, Namens Legrand, dahin zu bereden, daß sie in seine menschenfreundlichen Ansichten einging, und ihre Bänderfabrik von Basel in sein Kirchspiel verlegte, um den Bewohnern Beschäftigung zu gewähren. Aber seine ungemeinen Bemühungen waren nicht allein auf's Weltliche gerichtet, er sorgte ebenfalls auf's Geflissentlichste für die sittliche und religiöse Bildung seiner Untergebenen, und lehrte sie durch Wort und That. Er brachte einen Rechtsstreit zu Ende, in den die Gemeinde seit vielen Jahren verwickelt gewesen, und führte Freundlichkeit und gegenseitiges Wohlwollen in die Wohnungen ein, in welchen sonst die Zwietracht gewohnt. Wohl verdient er den Namen Vater, den ihm seine Pfarrkinder gegeben; auch wird die Liebe und Dankbarkeit derselben gewiß nicht mit seinem Daseyn endigen, und das Gute, das er gestiftet, wird noch lange fortleben, wenn er schon in der Erde ruhen wird."

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, im Juni.

Gern möchte ich Ihnen über die Anwesenheit der gefeyerten Mad. Neumann aus Karlsruhe recht viel berichten: Allein ich war während der ersten Zeit ihrer Anwesenheit, d. i. in der Zeit des Pfingstfestes, in dem gesegneten „Elbflorenz," wo ich die jezt zu freyerer Benutzung an bestimmten Tagen geöffneten Sammlungen der herrlichen Gemälde (über welche nächstens ein neues Verzeichniß erscheinen wird) und der Antiken (über welche der kenntnißreiche Inspektor Dr. Hase einen sehr instruktiven Katalog gefertigt hat, der eben bey Walther erschienen ist.) ferner die Quandt'schen Kunstsammlungen mit großem Ergötzen wieder sah; des Kunsthändler Weiß's treffliche Bilder (besonders aus italienischer Schule) kennen lernte; den aus seinem reichen Geiste das Schöne ruhig fördernden Tieck auf's Neue begrüßte, ihn eine herrliche Fortsetzung seiner noch im Manuscript vorhandenen Cevennen, in welcher die Repräsentanten fast aller im Christenthum entwickelten religiösen Denkarten auftreten, und mit welcher das leben- und handlungsvolle Gemälde immer bedeutender und klarer wird, lesen hörte, und im kurzen Wiedersehn vieler geistreicher Freunde und hochgeehrtester Gönner die genußreichsten Stunden verlebte. Die lezte Zeit während des Aufenthaltes jener Gefeyerten in Leipzig nahmen mich viele rückständige Arbeiten, und die damals sich aufheiternde Natur in Anspruch, die mir in dem herrlichen Dresden so wenige freundliche Blicke zugeworfen hatte. — Daher kommt es, daß ich nur wenige Darstellungen der Gastspielerin gesehen habe. Die Leser dieser Blätter werden sich darüber leicht trösten, da ich nur das alte Lied hätte wiederholen und variiren müssen, daß Mad. Neumann jedem Theaterpublikum eine willkommene Erscheinung ist, daß man aber in ihren Darstellungen nicht alles unter das Mikroskop der Kritik nehmen, oder um in einem andern Gleichnisse zu reden, an das Licht der Kritik halten darf. Ueber die ihr gewidmeten Fêten und Feyerlichkeiten aber werden schon andere sich genauer verbreiten, die mit diesem Feyern sich selbst feyern. Es bleibt mir nur übrig, einige Bemerkungen über die Wahl der Rollen, und die Ausführung der von mir gesehenen zu machen.

So viel ich weiß, hat Mad. Neumann hier folgende Rollen ausgeführt: Susette in den Rosen des Hrn. von Malesherbes, Margarethe in den Hagestolzen, und Suschen in dem Bräutigam von Mexiko; dann Frau von Schlingen (in den Wienern in Berlin zweymal), die Schauspielerin in vielen Verkleidungen (in den neuen Proberollen von L. Robert; ebenfalls zweymal) und Preziosa; ferner das Strudelköpfchen (zweymal), die Widerspenstige, (in dem von Holbein bearbeiteten Stücke), und Isabella (in den Quälgeistern); dann die Baronin von Waldhüll (im lezten Mittel), die Baronin Wiburg (in: stille Wasser sind tief) und die Nachtwandlerin (in dem gedehnten Opernvaudeville gleiches Namens); ferner Käthchen von Heilbronn; endlich Maria Stuart. Aus diesem Verzeichniß ergibt sich, daß Mad. Neumann mehrere weibliche Charaktere zu ihrer Darstellung gewählt hat, welche würdige Aufgaben einer Künstlerin sind; so kann man andere ihr nachsehen, welche ohne innere Bedeutung, blos auf das Gefallen berechnet sind, z. B. Frau von Schlingen. Aber gerade in dieser Rolle, so wie in der Rolle der Preziosa, hat trotz gelungener Einzelnheiten, welche bey einem so begabten Talente nicht fehlen können, Mad. Neumann am wenigsten gefallen. Warum? weil sie sichtbar zu sehr gefallen wollte. Um billig zu seyn, will ich, was die lezte Rolle betrifft, hinzusetzen, daß vielleicht auch ein Grund dieses mindern Gefallens in der Gewöhnung des Publikums an eine andere — ich lasse unentschieden, ob bessere, Darstellung liegt. Allein daß Mad. Neumann, von der man doch eigentlich fast glauben sollte, daß sie vom gewöhnlichen Beyfalle gesättigt wäre, jezt viel stärker, als früher aufträgt, um denselben zu gewinnen, dieß habe ich in einer übrigens vortrefflichen Darstellung, nämlich im Strudelköpfchen, doch auch wahrgenommen; von den Proberollen will ich nicht sprechen, da diese, wie dergleichen Aufgaben, meistentheils auf starke Kontraste berechnet sind, wobey dem Schauspieler hauptsächlich nur das zugerechnet wird, daß er sie übernimmt, wenn anders seine künstlerische Individualität ein solches Herausgehen aus den Schranken des Natürlichen oder Anmuthigen nicht gestattet. Vielleicht kann man aus dem allzueifrigen Bestreben zu gefallen auch die Exkurse erklären, welche jezt Mad. Neumann in die Oper macht. Ihre Stimme und Manieren im Gesang sind zwar an sich nicht unangenehm; aber die Töne stehen meist nicht fest, die höhern sind schon etwas gedrückt und gezwungen, und wenn gleich ihr Vortrag ebenfalls die ihr zustehende Gewandtheit des Talents verräth, indem sie die jezt herrschenden und gangbaren wälschen Manieren mit Leichtigkeit im Kleinen nachmacht, so gewährt derselbe doch nur Erinnerung an Bedeutenderes, was man gehört hat, und kann höchstens durch den vergleichenden Rückblick auf den Umfang der Talente der Mad. Neumann eine größere Schätzung erlangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Juli 1826.

Der erste Grundzug des Volks-Sinn's ist die Natur des Landes.

J. Douglas.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Der Deutsche, der vor zwanzig Jahren nach Paris kam, er mußte sich in einem Zauberlande oder doch in einer Zauberstadt wähnen, wenn er das elegante Gewühl der boulevards, der Tuilerien, der champs elisées sah, den Glanz der Kaufläden, Speisesäle und Kaffeehäuser, die Pracht der großen Oper mit ihrem Ballette, die Würde des théâtre français, die anmuthigen Scherze der kleineren Bühnen, die großen Anstalten für die Wissenschaften, die Kunstschätze der halben Welt im Museum Napoleon und die tausend und tausend bequemen Gelegenheiten, jeden Wunsch nach Lebensgenuß sogleich befriedigt zu finden. Er kam ja — wenn auch nicht, wie die Franzosen noch heute wähnen, aus den alten teutonischen Wäldern — doch aus einem Lande, das, hinsichtlich der Vorsorge für allgemeinen Lebensgenuß, für allgemeine Behaglichkeit, in einem schneidenden Kontraste mit Paris (auch wohl mit Frankreich) stand; aus einem Lande, wo man sich dergleichen nur mit Mühe verschaffen konnte, wo sich der Handwerker und der Gastwirth verwunderten, wenn man eine gewohnte Bequemlichkeit, oder gar eine Eleganz forderte, von der sie sich in ihrer kleinstädtischen Spießbürgerlichkeit nichts träumen ließen; aus einem Lande, wo nur Fürsten und Grafen bequem reisten und mit Unterwürfigkeit von den Postbeamten, Thorschreibern, Zollbedienten rc. behandelt wurden, während das große Publikum gerade das Gegentheil einer solchen Behandlung erfuhr. Das Alles hat sich aber seitdem in Deutschland sehr zu seinem Vortheil geändert. Die Wege sind gut, oft besser als in Frankreich, nicht minder die Gasthäuser und die öffentlichen Wagen, die Fortschaffung auf den Poststationen geht rasch vor sich und überall wird man mit Artigkeit, und selbst von den lustigen Mauthbedienten wenigstens nicht grob behandelt. Auf diese Weise wird schon auf der Reise, wenn man die Gränze überschreitet, der Kontrast beyder Länder nicht mehr so schneidend, als noch vor zwanzig Jahren. Eben so wenig ist er es in Paris. Es gibt jezt in Frankfurt und Hamburg, in Wien und Dresden Gärten und Kaufläden und Speisesäle, die so glänzend wie die hiesigen sind. Die Theater von München, Berlin und Wien stehen in architektonischer Hinsicht den Pariser nicht nach; Kostüme und Dekorationen dürfte man in Deutschland hin und wieder noch vorzüglicher, noch prächtiger finden; selbst von dem alten geizigen Vorurtheil, daß es im Auditorium recht hübsch dunkel seyn müsse, scheint man ja da und dort zurückzukommen. Das Museum Napoleon hat mit dem Manne selbst aufgehört zu seyn, und München, Dresden und Wien zeigen Kunstsammlungen auf, die — um bescheiden zu sprechen — den hiesigen nichts nachgeben. Selbst die Kleidung der Männer und Frauen findet man nicht mehr so auffallend und den Parisern zum Vortheil verschieden, weil die Mode — wie Reisende und Briefe und Alles — jezt rascher befördert wird, und weil der Wohlstand und mit ihm die Zierlichkeit und die Anmuth der

Tracht weit verbreiteter sind. Sonst war die deutsche Landstadt um zwanzig Jahre hinter der Residenz in Kleidung zurück; jezt bemerkt nur ein geübtes Auge den Unterschied zwischen Beyden und auch dieses dürfte kaum die Toiletten-Differenz eines Pariser oder Wiener Salons bemerken — besonders da die Grazie der Pariserinnen in den neuesten steifen Nuanzen der Mode, die, wie so manches Andere, zu Ludwig XIV. hinneigt, unterzugehen droht. Die Männer aber kleiden sich schon längst in England und jezt auch in Hamburg und Frankfurt besser, ja moderner als in Paris. Kurz, der Kontrast zwischen der Hauptstadt Frankreichs und den deutschen Wäldern ist wahrlich nicht mehr so auffallend als sonst. Um so auffallender sind aber die jungen in Paris gewesenen kleinen Herrn, die nicht aufhören können von diesem himmelweiten Unterschied zu sprechen und zu sagen, daß keine Idee davon zu machen sey, welches leztere sie auch wirklich nicht vermögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Fortsezung.)

Vier-und-zwanzig Jahre waren seit der Eroberung Granada's verflossen, und in diesem kurzen Zeitraum waren vierzehn Abenceragen gestorben, theils in Folge des nachtheiligen Einflusses des Klima's und ihres unstäten Umherirrens, theils von Kummer und Sorgen dahingerafft, die im Stillen zwar aber gewiß nicht minder die Kräfte der Menschen verzehren. Ein einziger war am Leben geblieben, die lezte Hoffnung, der einzige Sprößling des einst so blühenden, mächtigen Geschlechtes. Wie jener Abencerage, der einst von den Zegris angeklagt worden, die Sultanin Alfaima verführt zu haben, hieß auch er Aben-Hamet. Wie jener vereinigte auch er die Schönheit, den Muth, die ritterlichen Sitten und den Edelmuth seiner Vorfahren mit dem anziehenden und sanften Ausdruck, welchen würdig ertragenes Unglück verleiht. Er war zwey-und zwanzig Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Da beschloß er eine Reise in das Land seiner Vorfahren zu machen, um dem mächtigsten Drang seines Herzens zu folgen und einen Plan ausführen zu können, den er seiner Mutter sorgfältig verbarg.

Er schifft sich zu Tunis ein, von wo ihn ein günstiger Wind nach Karthagena führt. Kaum hat er den Boden Spaniens betreten, so schlägt er die Straße von Granada ein, sich für einen arabischen Arzt ausgebend, und unter dem Vorwand als komme er heilsame Kräuter in den Felsen der Sierra-Nevada aufzusuchen.

Langsamer als er wünschte, trug ihn ein friedfertiges Maulthier in das Land, welches die Abenceragen, seine Vorfahren, einst auf muthigen, kriegerischen Rossen durchzogen, vor ihm her ein Führer, welcher zwey andere mit Glöcklein, Bändern und anderem Schmuck gezierte Maulesel lenkte. Aben-Hamet gelangte zuerst an unabsehbare Heiden, dann an die Palmwälder des Königreichs Murzia. Bey dem Alter dieser stolzen Bäume vermuthete er, daß sie von seinen Ahnen gepflanzt worden seyn müßten und sein Herz ward bey diesem Gedanken von Trauer erfüllt. Hier erblickte er eine Warte, von der in den Zeiten des Christen- und Maurenkrieges der Späher seine sorglichen Blicke ausgesandt hatte; dort zeigte sich eine Ruine, deren Bauart maurischen Ursprung verrieth; ꝛ überall anderer, überall neuer Kummer für das Herz des lezten Abenceragen. Ueberwältigt von so niederdrückenden Gefühlen stieg er von seinem Thiere, unter dem Vorwand Pflanzen zu suchen, in der That aber, um sich hinter den Trümmern und Bäumen zu verbergen und seinen Thränen freyen Lauf zu lassen. Aber die Glöcklein seiner Thiere erweckten ihn aus seinen schwermüthigen Träumereyen und bald verfolgte er wieder seinen Weg bey dem einförmigen Gesang seines Führers.

Armeen gleich kamen Heerden von Schafen, welche der Hirte in die fahlen unbebauten Gefilde führte; still und einsam zog hie und da ein Reisender des Weges; aber alle diese Erscheinungen dienten nur dazu, die Landschaft noch trauriger und öder erscheinen zu lassen. Alle Begegnenden trugen das Schwert an der Seite, waren in finstere Mäntel gehüllt und breite herunterhängende Hüte bedeckten ihnen zumeist das Gesicht. Doch grüßten sie im Vorübergehen Aben-Hamet mit einem Gruß, in welchem er stets die Worte: Gott, Herr und Ritter unterschied. Abends in der Herberge nahm der Abencerage seinen Platz mitten unter den Fremden des Hauses, aber keiner beleidigte ihn durch zudringliche Neugierde. Man richtete keine Fragen an ihn; man verlangte nicht zu wissen, woher und wohin; weder sein Turban, noch sein Gewand, noch seine Waffen erregten jemals geschwätzige Neugierde, lästige Verwunderung. Und da es der große Allah einmal so gewollt hatte, daß die Mauren Spaniens aus ihrem schönen Vaterlande hatten vertrieben werden sollen, so konnte Aben-Hamet nicht umhin, die ernsten Eroberer desselben mit einer gewissen Achtung zu betrachten.

Aber noch lebhafter sollten die Gefühle Aben-Hamets an dem Ziel seiner Reise aufgeregt werden. Die Stadt Granada ist am Fuß der Sierra Nevada auf zwey Hügeln erbaut, welche ein tiefes Thal von einander trennt. Die Häuser, welche auf den Abhängen beyder Hügel und bis in die Thalesschlucht hinunter stehen, geben der Stadt das Aussehen und die Form eines aufgesprungenen Granatapfels, woher sie denn ihren Namen erhalten haben soll. Zwey Flüsse, der Xenil und der Douro, von denen der eine Gold, der andere Silber führt, spülen den Fuß bey-

der Hügel, vereinigen sich sodann und schlängeln sich durch die herrlichste Ebene, Véga genannt. Diese Ebene, welche von der Stadt beherrscht wird, ist mit Weinstöcken, Granatbäumen, Feigen, Maulbeer- und Orangenbäumen bepflanzt und von Gebirgen umgeben, deren grüne, wellenartige Umrisse sich auf das reizendste auf dem blauen Grund des Himmels zeichnen. Die reinste, köstlichste Luft dringt bezaubernd in jede Brust und erfüllt die Seele mit schmachtender Sehnsucht. Gewiß würden in diesem paradisischen Lande die zärtlichen Leidenschaften bald allen Heldenmuth und Kampfeslust verdrängen, wenn ritterliche Liebe, um wahrhaft und dauernd zu seyn, nicht immer von Ruhm und Ehre begleitet seyn müßte.

Wie nun Aben-Hamet zum erstenmal die Giebel und Thürme von Granada's Pallästen erblickte, da schlug sein Herz so heftig und es bemächtigte sich seiner ein so unnennbares Gefühl, daß er unwillkürlich sein Thier anhielt und in den Anblick der schönen Stadt versunken, stumm und unbeweglich verweilte. Auch seinem Führer schienen sich dieselben Empfindungen mitzutheilen, (der Spanier ist so leicht der Begeisterung fähig) und von dem Ausdruck von Aben-Hamet's ganzem Wesen gerührt, schien ihm eine ahnende Stimme gesagt zu haben, daß der Mann, den er geleite, sein Vaterland wiedersehe. Nach langem Verstummen brach endlich der Abencerage das Stillschweigen mit den Worten: „Führer, mögest du glücklich werden. Sprich die Wahrheit, denn die Meeresfluth war ruhig an dem Tag deiner Geburt und der Mond war im Zunehmen, was sind dieß für Thürme, die wie Sterne über einem dunklen Walde glänzen?“

„Es ist der Pallast Alhambra antwortete der Führer.“ „Und jenes andere Schloß, auf dem anderen Hügel, wie nennt man dieses?“

„Das Generalif, antwortete der Spanier. Die Mauren dieses Schlosses schließen einen Garten von Irrgängen mit Myrthen ein, in welchen der Sage nach, einst der Abencerage und die Sultanin Alfaïma in zu großer Vertraulichkeit überrascht worden sind. Weiter hin seht ihr den Albaizyn, und näher gegen uns her die goldenen Thürme.“

Kein Wort des Führers, das nicht Aben-Hamet's Herz getroffen hätte. Wie schmerzhaft muß es aber auch seyn, die Denkmale seiner Vorfahren durch fremde Menschen kennen zu lernen, von solchen die Geschichte seiner Familie und seiner Verwandten zu erfahren!

Endlich aber unterbrach der Führer gewaltsam die nur immer finsterer werdenden Gedanken Aben-Hamet's mit Folgendem: „Laßt uns weiter ziehen, Herr; faßt Muth „und denket, daß Gott es so beschlossen! Weilt nicht in „dieser Zeit selbst Franz I. Frankreichs König in schmäh„licher Gefangenschaft zu Madrid, denn so hatt' es Gott „gewollt!“ Hiebey entblößte er mit ernstem Anstand sein Haupt, machte das Zeichen des Kreuzes und trieb seine Thiere an. Der Abencerage deßgleichen sezte die Sporen in die Seiten des seinigen und mit dem Ausruf: „so war es geschrieben *)“ zogen sie weiter den Berg hinunter und Granada zu.

Ihr Weg führte sie an der großen Esche vorbey, berühmt durch den Zweykampf Muça's mit dem Großmeister von Calatrava, der unter dem lezten König von Granada Statt gefunden; sofort über den Spaziergang Alamalda und endlich durch das Elvirathor in die Stadt. Die Straße Rambla entlang, gelangten sie endlich auf einen mit Häusern im Maurischen Styl umgebenen Platz, auf welchem sich ein Kan (oder Gasthaus) für die afrikanischen Mauren befindet, welche der Seidenhandel nach Granada führt. Ein Fremdling in dem Land seiner Väter ward Aben-Hamet von seinem spanischen Führer vor diese Herberge geleitet, um hier sein Absteigquartier zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diesen Ausdruck führen die Muselmänner immer im Munde und wenden ihn auf jedes Ereigniß an.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Beschluß.)

Ich habe in meinem Lezten Frazers Reise in Persien erwähnt; da ich eben das Werk vor mir liegen habe, füge ich ein Paar Auszüge bey, welche besser als allgemeine Beschreibungen im Stande sind, ein Bild vom morgenländischen Despotismus zu geben. „Ehe Mahomet Kuhlin Mirza zur Regierung von Mazunderan kam, war Ramzahn Bey ein Mann von großem Ansehen und Vermögen an Land, Dörfern, Reis, Vieh, Pferden und anderen Kostbarkeiten, welche er in der Stille genoß, und dabey nur dann bey Hofe erschein, wenn er ein Geschäft übernahm, das ihm der König oder Statthalter auftragen mochte. Als der Prinz an die Statthalterschaft kam, machte er sich ihm so nüzlich, daß er bald dessen Rathgeber, Schazmeister, kurz alles in Allem wurde. Mit der Zeit aber drängten sich andere Personen in des Prinzen Gunst, und Ramzahn Bey's Glück fing eben so schnell an wieder zu sinken. Die königliche Familie in Persien hat den löblichen Gebrauch, sich jedes Frauenzimmer zuzueignen das ihr gefällt, oder von dessen Schönheit ein Prinz durch einen der Späher gehört, die in dieser Absicht immer von ihnen besoldet werden; und nachdem sie die armen Unglücklichen ein paar Wochen lang bey sich gehalten, schenken sie sie irgend einem von ihren Dienern zur Frau. Dieses Verschenken von Frauen überhebt sie von der Nothwendigkeit zu viele Weiber zu erhalten, und gibt ihnen, da es als eine große Gunst angesehen werden muß, eine Gelegenheit sich auf eine wohlfeile Art ihrer Dankbarkeit gegen ihre Untergebenen zu entladen. Auch gibt es oft Gelegenheit dem Begünstigten ein Geschenk auszupressen, oder ihn, so lange er lebt, oder doch sein Vermögen hält, zinsbar zu machen. Eine solche Gna-

denbezeugung widerfuhr auch Ramzahn Bey von Seiten des Prinzen; da er aber schon eine Gattin hatte, eine Frau von guter Familie und guten Gesinnungen, die es sich durchaus nicht wollte gefallen lassen von der Ex-Sultanin in den Schatten gestellt zu werden, oder auch nur den Tisch ihres Gatten mit ihr zu theilen, so erregte dieß einen solchen fortdauernden Streit im Hause, daß der arme Mann keinen Augenblick Ruhe mehr hatte. Dieß ertrug er indessen mit Geduld, bis eine von den Weibern in einem Anfalle von eifersüchtiger Wuth einen Versuch machte, ihn zu vergiften, und er sich auf einmal kurz faßte, und die ehemalige fürstliche Gemahlin zum Hause hinaus warf. Ob sich der Prinz hierdurch wirklich beleidigt fühlte, oder, was wahrscheinlicher, es zum Vorwande der Feindseligkeiten gebrauchte, die er gegen den Bey beschlossen, ist noch unausgemacht; aber die Veränderung in seinen Gesinnungen zeigte sich sehr bald. Das erste Anzeichen davon war eine Forderung von 200 Tomahns, welcher schnell hinter einander eine Menge anderer Erpressungen folgten; man plünderte seine Meierhöfe, und führte das Vieh weg; belegte sein Haus mit Einquartierung, sowohl Dienern als Gästen des Prinzen, in solcher Menge, daß er, aus Mangel an Raum, Gezelte für sie aufschlagen mußte. Zulezt forderte man ihm seine Rechnungen über die Ländereyen und Dörfer, die er inne hatte, ab, und drang auf augenblickliche Zahlung eines seyn sollenden Rückstandes von 6000 Tomahns. Er hatte so viele Baarschaft nicht, brachte sie aber durch Verkaufen und Borgen bis auf 1500 zusammen, für welche man mehrere tausend Stück seines Viehs zum Pfand nahm. Diese behielt der Prinz eine geraume Zeit, und gab sie endlich zurück, da der Bey sich dazu verstand, einen gewissen Theil der Stadtmauer herzustellen, welches ihm, wie er sagte, weit mehr kostete als man Anfangs von ihm gefordert — kurz der gequälte Greis schätzt das, was man ihm zu verschiedenen Zeiten ausgesaugt, auf 10000 Tomahns; und er ist jezt entweder wirklich verarmt, oder stellt sich doch so, um die Ueberbleibsel seines Vermögens zu retten." Zu diesem diene das Folgende als Seitenstück: „Muschedie Alie Akbar, welcher als eines der Opfer der Cholera morbus fiel, war von niedriger Herkunft, und hatte ehemals bey einem englischen Offizier am Hofe des Abbas Mirza als Koch gedient, und später sich als Garkoch im Bazaar ernährt. Unglücklicher Weise hatte er eine hübsche Tochter, welche, da sie von einem von den elenden Mäcklern für den fürstlichen Harem gesehen worden, hinweggelockt, und in's Serail gebracht, wo sie, wie gewöhnlich, eine von des Prinzen Sultanin wurde. Der arme Vater freute sich keineswegs über die Erhebung seiner Tochter, und beschloß, Alles anzuwenden, um sie zurück zu bekommen. Da er wohl wußte, daß dieß ohne ein besänftigendes Geschenk unmöglich war, so fing er an eine Zeit lang auf's Härteste zu arbeiten, und ließ sich dabey fast verhungern, um nur jeden Pfennig zu ersparen; durch welche Mittel, so wie durch den Verkauf all seines Eigenthums, es ihm gelang, siebenzig Tomahns zusammenzubringen, womit er sich in's Serail begab, um sein Kind auszulösen. „Mit Mühe gelang es ihm, vorgelassen zu werden; als aber der Schach seine Absicht vernahm, gerieth er in die heftigste Wuth: „Was," schrie er, du alter Schurke; ist es dir nicht Ehre genug, daß der König der Könige deine Tochter zu seiner Gemahlin genommen, daß du sie zurückverlangen mußt? Ich muß dich Mores lernen lassen. Hier, ergreift den alten Spitzbuben, und gebt ihm eine tüchtige Tracht Prügel. Der arme Schelm wurde sogleich niedergeworfen, und erhielt eine Anzahl Streiche auf die Fußsohlen. Dieser grausamen Behandlung sah der Fürst gelassen zu, ließ ihm dann sein Geld abnehmen, und ihn aus dem Pallaste stoßen, mit den Worten: „Nimm das zur Strafe für deine Thorheit; du hast alles verkauft, um deine Tochter aus einer Stelle zu nehmen, wo sie es gut hat, und du bist doch nur um dein Geld und deine Mühe gekommen — pack dich nach Hause an deine Arbeit, und laß dir für die Zukunft deine Narrheit vergehen."

Vergangenen Mittwoch wurden die Ueberreste des verewigten Weber in der katholischen Kapelle von Moorfields beygesezt. Der Leichenzug war bey weitem nicht so glänzend als man zu erwarten berechtigt war, und als man anfangs geglaubt. Es waren nur sechszehn Trauerwagen und vier Privatwagen, die den Zug bildeten, welcher dadurch dem Zug eines Peers glich, daß man das Wappen des Verstorbenen an den Leichenwagen befestigt hatte. Ohne Zweifel würden ihm inzwischen mehr Personen beygewohnt haben, wenn die Vorgesezten jener Kapelle dieselbe hätten ganz für die Gelegenheit hergeben wollen, damit der Ausschuß, welcher es übernommen, den Künstler, der hier fern von allen Verwandten gestorben, zu beerdigen, die Sitze hätte vermiethen können, um für den Ertrag ein Denkmal zu errichten. Aber da dieses verweigert, und die Geistlichkeit nur eine gewisse Anzahl Sitze verwilligen konnte, indem die Uebrigen alle für's ganze Jahr vermiethet, und also bey jedem Gottesdienst für ihre Inhaber offen seyn müssen, so mußte man sich natürlicher Weise auf eine geringere Anzahl beschränken; und deßwegen auch das Todtenamt mit weniger Pomp feyern als man es sonst gekonnt hätte. Doch wurde das Mozart'sche Requeium aufgeführt, und zwar von einigen unserer besten Musiker und Sänger, größtentheils Protestanten, welches also das Gerücht vollkommen widerlegt, daß die katholische Geistlichkeit keine Protestanten zur Theilnahme an den heiligen Gesängen zulassen wollte. Es ist zu bemerken, daß unter denen, welche der Leiche folgten, nicht alle hier anwesenden deutschen Tonkünstler zugegen waren; auch der Wagen des sächsischen Gesandten wurde vermißt.

Die Parlamentswahlen gehen im ganzen Lande rasch von Statten, und sind an vielen Orten bereits geendigt. Das Merkwürdigste, das sich bis jezt dabey gezeigt, ist der Mangel an heftigem Partheygeist, besonders in den größeren Städten; ob dieß eine Folge des freysinnigen, und dem Zeitgeist gemäßen Verfahren der Regierung, einer vermehrten, sittenmildernden Bildung des Volkes, oder einer von der Ueberzeugung, daß die Reichen und Vornehmen, von welcher Parthie sie auch seyn mögen, immer nur herrschen wollen, und ihren eigenen Vortheil suchen, herrührenden Gleichgültigkeit, mag ich nicht entscheiden. Daß die Aufklärung seit 1806 große Fortschritte gemacht haben müsse, erhellt schon aus dem Geist der Duldung, welcher das Volk beseelt, indem alle Bemühungen der Klerisey und anderer es gegen die Freunde der Nachgiebigkeit gegen die Katholiken in Bewegung zu sezen, beynahe allenthalben ohne Wirkung geblieben sind, und es zum wenigsten doch nirgends zu Gewaltthätigkeiten kam. An vielen Orten hatten die Wähler gar nichts gegen diejenigen Kandidaten, welche sich der sogenannten Emancipation der Katholischen günstig erklärten; und an anderen war man zufrieden, wenn sie sagten, sie wollten sich in dieser wichtigen Frage durch kein Versprechen binden, und sich im vorkommenden Fall durch ihre Ueberzeugung leiten lassen. Ja selbst die Universität Cambridge hat in der Person des Lord Palmerstone einen Begünstiger dieser Sache erwählt, obgleich ihm ein anderes Mitglied der Regierung, welches derselben entgegen, die Wahl streitig machte.

Beylage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. Juli 1826.

Leib bricht die Zeiten und der Ruhe Stunden,
Schafft Nacht zum Morgen, und aus Mittag Nacht.
Shakspeare.

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Fortsetzung.)

Wie ermüdend aber des Tages Hitze und Beschwerden für Aben-Hamet gewesen, beschäftigte doch das Vaterland seine Seele so lebhaft und ausschließend, daß kein Schlummer sich auf seine müden Augen senkte. Unaufhörlich quälte ihn der Gedanke an den herben Verlust, und selbst mitten in der Nacht vermochte er nicht dem Drange des vollen Herzens zu widerstehen, der ihn hinauszog in die menschenleeren Straßen Granada's. Des nächtlichen Dunkels unerachtet bemühte er sich, die vaterländischen Denkmale aufzufinden und zu erkennen, welche ihm die greisen Häupter seines Stammes von seiner frühen Jugend an beschrieben hatten. Vielleicht waren diese Mauren, die er jezt kaum zu unterscheiden vermochte, einst die Wohnung der Abenceragen; vielleicht waren diese Räume einst der Schauplatz der ritterlichen Spiele und Feste, voll Ernst und Anstand, welche der Ruhm seiner Ahnen verherrlichte! Aber ach! für ihn wohnte hier fürder weder Freude noch Ehre, und nur das Schweigen der Nacht umgab ihn, während traurig seine einsamen Schritte in den leeren Straßen wiederhallten. O Aben-Hamet, diese Stadt hat ihre Bewohner gewechselt und die Sieger ruhen auf dem Lager der Besiegten! „Sie schlafen, die trägen und stolzen Spa„nier, rief unwillig der junge Maure, sie schlafen in die„sen Pallästen, aus welchen sie meine Voreltern vertrieben „haben, und ich, der Abencerage, ich wandle hier unbe„kannt, einsam und verlassen an der Schwelle des Hauses „meiner Väter!"

Unwillkürlich führte der Gang seiner Gedanken den schwermüthigen Aben-Hamet auf die Betrachtung der Vergänglichkeit alles Menschlichen, des schnellen Wechsels des Glückes, des Untergangs der Reiche und endlich auf dieses herrliche Granada, das inmitten seiner freudvollen Lust von dem Feinde überrascht worden war, und für Blumenkränze schmachvolle Ketten eingetauscht hatte. Es schien ihm, als sähe er seine Mitbürger in Festkleidern ihre Wohnungen verlassen, wie die Gäste eines Festes, welche ein plötzlich ausgebrochenes Feuer aus dem Freudensaal verjagt.

Bilder dieser Art und so schwarze Gedanken folgten sich unaufhörlich in Aben-Hamets traurender Seele, und das Herz voll Kummer dachte er nur den Plan auszuführen, der ihn nach Granada gerufen hatte, als es in Osten zu tagen begann. Da gewahrte er, daß er sich verirrt habe, und sich ferne von seinem Kan in einem entlegenen Theil der Stadt befinde. Alles lag noch im Schlafe; kein Geräusch störte die überall herrschende Ruhe; Thüren und Fenster waren noch geschlossen und nur die Stimme des Hahnes verkündete in der niedrigen Hütte des Armen die baldige Wiederkehr der Arbeiten und Lasten des Tages.

Schon geraume Zeit war Aben-Hamet in den leeren Straßen umhergeirrt, um den Rückweg wieder zu suchen, als er eine Thüre sich öffnen hörte, aus welcher ein junges Frauenzimmer trat. Sie war ungefähr so gekleidet,

wie jene gothischen Königinnen, welche man an alten Kirchen und Denkmalen in Stein ausgehauen sehen kann. Ein schwarzes mit Schmelz verziertes Mieder umschloß ihren schlanken Leib; ihr kurzer und anschließender Rock ohne Falten ließ ihr gut gebildetes feines Bein, ihren schönen Fuß erblicken; über den Kopf hatte sie eine schwarze Mantille geschlagen, welche sie mit der linken Hand unter dem Kinn zusammenhielt, so daß man von ihrem ganzen Gesicht nur zwey schöne große Augen und einen rosigen Mund sehen konnte. Eine Duenna begleitete sie, ihr Kirchenbuch trug ein Page, der voraus ging und zwey Diener in ihre Farben gekleidet, folgten der schönen Unbekannten in einiger Entfernung. Jetzt ertönten auch die Glocken eines benachbarten Klosters, in dessen Kirche sie ihr Morgengebet zu verrichten ging.

Aben-Hamet glaubte den Engel Israfil oder die jüngste der Huris zu erblicken. Die Spanierin ihrer Seits betrachtete unsern Abenceragen nicht weniger überrascht, sein Turban sein fremdartiges Gewand, seine eigenthümlichen Waffen machten sein Erscheinen zu dieser frühen Stunde noch seltsamer. Doch kaum hatte sich das erste Erstaunen der Schönen verloren, so machte sie dem Fremden mit einer dem weiblichen Geschlechte jenes Landes ganz eigenthümlichen Grazie und Freyheit ein Zeichen, sich zu nähern, worauf sie ihn also anredete: „Herr Maure, Ihr scheint in Granada neu angekommen und des Weges unkundig; solltet Ihr Euch verirrt haben?“

„Sultanin der Blumen, erwiederte Aben-Hamet, Freude und Lust meiner Augen, christliche Sklavin, schöner als georgische Mädchen, du hast es errathen! ich bin ein Fremdling in dieser Stadt und verirrt in diesen Reihen von Pallästen, konnte ich den Kan der Mauren nicht wiederfinden. Möge Mahomet dein Herz rühren und deine gastfreundliche Rede belohnen!“

„Die Mauren sind für ihre Galanterie berühmt, antwortete die Spanierin mit dem süßesten Lächeln, allein ich bin weder eine Sultanin der Blumen, noch eine Sklavin, noch zufrieden, Eurem Mahomet empfohlen worden zu seyn. Indessen folgt mir, Herr Ritter, ich werde Euch zu dem maurischen Kan zurückführen.“

Dieß gesagt, schritt sie behenden Fußes vor dem erstaunten Abenceragen hin bis vor die Thüre des Kan's, welche sie ihm mit dem Finger zeigte, und dann eben so schnell hinter einem großen Pallast wieder verschwand.

An wie zarten Fäden hängt doch die Ruhe unsers Lebens! Schon erfüllt das Vaterland nicht mehr einzig und allein Aben-Hamets Herz. Schon ist Granada für ihn nicht mehr einsam und verlassen; sie ist ihm noch theurer geworden, die verlorne Stadt; ein neuer Zauber verschönert sie noch mehr in seinen Augen als die Erinnerungen seines Geschlechtes und der vergangenen Zeiten es thun. Aber Aben-Hamet hat die Ruhestätte entdeckt, wo die Gebeine der Abenceragen, seiner Voreltern ruhen; doch indem er in heißem Gebet auf diesen theuren Gräbern niederkniet, indem er sie mit seinen kindlichen Thränen benezt, hofft er, daß die junge Spanierin wohl schon mehrere Male über dieselben hingegangen sey, und nicht mehr so ganz unglücklich erscheinen ihm seine Voreltern. Umsonst versucht er es, sich nur mit dem Zweck seiner Reise in dieses Land zu beschäftigen; vergeblich besucht er beym Aufgang der Sonne die Ufer des Doura und des Xenil, um dort Kräuter zu suchen; die Blume, die er jezt denkt und sucht, ist die schöne Christin! Wie oft hat er sich vergeblich bemüht, den Pallast dieser Zauberin aufzufinden! Wie oft, indem er es versuchte, die Straßen wieder zurückzugehen, welche ihn seine unvergeßliche Führerin geleitet hatte! Wie oft hatte es ihm nicht geschienen als höre er den Hahn, den er in der Nähe ihrer Wohnung hatte schreyen hören, als vernehme er das Geläute, das sie zur Mette gerufen! Aehnliche Töne hatten ihn so häufig schon hierhin und dorthin gezogen, aber noch hatte er nicht gefunden, was er suchte! Oft auch hatte ihm die gleichförmige Kleidung der Frauen Granada's eine augenblickliche Hoffnung gegeben, aber in der Entfernung glichen alle Christinnen der Angebeteten seines Herzens, in der Nähe kam ihr keine an Schönheit und Grazie gleich. Aben-Hamet hatte schon alle Kirchen Granada's besucht, um die Unbekannte zu finden, er war bis zu dem Grabe Ferdinands und Isabellens gedrungen; aber dieß war auch das größte Opfer, was er bis jezt seiner Liebe gebracht hatte.

Eines Tages war er auf seinen Wanderungen, um Kräuter zu suchen, in das Thal des Douro gekommen, wo den mittäglichen Abhang des Hügels die Mauren des Alhambra und die Gärten des Generalif bedecken und auf dem nördlichen der Albaizyn und seine lachenden Gärten thronen. Gegen das westliche Ende dieses Thales entdeckte er die Thürme Granada's, welche sich stolz und blendend aus dem Dunkelgrün der Eichen und Cypressen erhoben, gegen Osten begegneten seinen Blicken auf Felsenspitzen ruhende Klöster, Einsiedeleyen und Ruinen und in der Ferne die höchsten Firsten der Sierra Nevada. Zu seinen Füßen floß der Douro hier in ruhigem ernstem Lauf, dort in schäumenden Fällen über Felsen und Stein; Mühlen, von Riesenbäumen beschattet, lagen längs seines Ufers und kühn durchschnitten das Thal die Bogentrümmer einer römischen Wasserleitung.

Aben-Hamet war weder unglücklich noch glücklich genug, um den Reiz dieser entzückenden Einsamkeit genießen zu können. Zerstreut und gleichgültig durchwanderte er die herrliche Landschaft, und indem er so die Richtung seiner Schritte dem Zufall überließ, befand er sich mit einem Mal in einer künstlich gepflanzten Reihe von Bäumen, welche sich den Hügel hinanzog. Bald gewahrte er ein Landhaus, von Orangenbäumen umgeben, und indem er sich immer

mehr näherte, vernahm er bald die Töne einer weiblichen Stimme und die Begleitung einer Guitarre. Zwischen der Stimme, den Zügen und dem Blick einer Frau herrscht eine gewisse Aehnlichkeit, welche den Liebenden nie täuscht. Aben-Hamet's Ohr hatte den süßen Laut nicht so bald vernommen, als er mit zitterndem Herzen sich sagte, sie ist es! Bey dem Namen der Abenceragen schlägt sein Herz immer lebhafter: die Unbekannte sang nämlich eine kastilische Romanze von der Geschichte der Abenceragen und der Zegri. Jezt kann er seiner Ungeduld nicht länger Herr bleiben, er dringt durch das Myrthengebüsch und in einen Kreis junger Mädchen, welche bey seiner Erscheinung nach allen Seiten entfliehen. Aber die Spanierin, deren Stimme es gewesen, die er vernommen, und welche noch die Guitarre in der Hand hält, ruft freudig: es ist der maurische Ritter! und ihre Gespielinnen kehren zurück. „Schoßkind der Götter, redet sie den Maure an, ich habe dich gesucht, wie der Araber in der brennenden Hitze des Mittags eine Quelle sucht; da hörte ich, wie du die Helden meines Vaterlandes sangst; ich erkannte dich an dem Laut deiner Stimme und siehe, hier lege ich zu deinen Füßen das Herz Aben-Hamet's nieder."

„Und ich, erwiederte Blanca, dachte an Euch, indem ich das Lied von den Abenceragen sang. Seit ich Euch gesehen habe, bilde ich mir ein, daß Ihr diesen maurischen Rittern gleichen müßt."

Als Blanca so zu Aben-Hamet sprach, stieg eine leichte Röthe in ihr Gesicht. Der Abencerage aber war nahe daran, ihr zu Füßen zu sinken und ihr zu sagen, daß er der lezte dieses Geschlechtes sey. Indessen blieb ihm noch so viel Klugheit, daß er hievon schwieg. Sein in Granada nur zu berühmter Name würde dem Statthalter Furcht eingejagt und ihn aus der Nähe der Geliebten vertrieben haben. Kaum war der Vertreibungskrieg der Mauren beendigt, die Gegenwart eines Abenceragen konnte also gerechten Verdacht erwecken. Nicht, daß Aben-Hamet vor irgend einer Gefahr sich gefürchtet hätte, aber er schauderte vor dem Gedanken, sich von der Tochter Don Rodrigo's entfernen zu müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen meines Aufenthalts in Paris erlebte ich zwey bemerkenswerthe Ereignisse. Das eine war eine Feuersbrunst, von der ich erst, nachdem sie gelöscht war, in Kenntniß gesezt wurde, obgleich sie nicht nur in meinem Hotel, sondern in einem Schornstein ausbrach, der mit dem meines Schlafzimmers korrespondirte. So rasch, so geräuschlos war Hülfe da! Ich glaube nicht, daß es eine deutsche Stadt gibt, in welcher mir dieses hätte begegnen können. Das andre war ein Straßenraub Nachts halb zwey Uhr vor meinem Fenster in einem der besuchtesten, ja berühmtesten und vornehmsten Quartiere der großen Hauptstadt. Ich dachte, als ich den Lärm hörte, es sey eine Rauferey, um so mehr, da es in der Nacht vom Sonntag auf den Montag war; als aber endlich der Lärm zu groß wurde und ich nach der Wacht und Mörder rufen hörte, stand ich auf. Die ganze Nachbarschaft war beym hellsten Vollmondschein am Fenster, aber keiner war dem Unglücklichen zu Hülfe gekommen, der sich jezt vom Boden aufraffte, inwährend Leute in bloßen Hemdärmeln und mit Knitteln bewaffnet, entflohen. Der Lärm hatte eine halbe Stunde gedauert und eine Stunde nachher kam erst polizeyliche Hülfe. Am andern Tage erfuhr ich, daß der Beraubte eine große Summe im Spielhause gewonnen habe und deßhalb angegriffen wurde, daß Einer geblieben sey, einer der Mörder aber festgenommen. Ich bin überzeugt, daß dieser Vorfall mit diesen Umständen in keiner deutschen Stadt möglich ist. Es müßte denn in Badeorten seyn, wo man nicht allein das unerlaubteste aller Hazardspiele, die spitzbübische Roulette, drehen läßt, sondern auch erlaubt, daß die Einsätze gering seyen, und daß der Handwerksbursche, der Ackersmann und der Bediente ohne Livree spielen und ausgezogen und zur Verzweiflung gebracht werden. Möchten wir doch lieber den Franzosen ihre trefflichen Löschanstalten und sonst so manches Nützliche und Gute nachahmen, als ihre ringsum demoralisirenden Spielbanken! —

In jeder großen, nicht allzu regelmäßig gebauten Stadt gibt es, um den Weg abzuschneiden, Durchgänge; sie sind dem Fußgänger willkommen, bieten aber dem Auge und wohl noch einem andern Sinne nichts weniger als Erfreuliches dar. In Paris gehörten die Passagen seit langer Zeit zu den Zierden der Stadt; es waren bedeckte Gänge, zu beyden Seiten Kaufläden, Tages zwar spärlich, aber um so heller Abends erleuchtet. Zu den schönsten dieser Gänge gehörte sonst passage feydeau; aber so sehr hat der Luxus hier seit zehn Jahren zugenommen, daß jener sonst gerühmte Durchgang einer niedern düstern Spelunke gleicht, während die neuerbauten passages de l'opéra, de la rue vivienne u. a. wahrlich zauberartig und so freundlich, reich und glänzend sind, daß selbst das bekannte Palais royal dagegen zurücktritt. Der prächtigste Gesellschaftssaal kann nicht glänzender seyn, als der passage de la rue vivienne. Der Gang ist breit, bequem, und bildet einen rechten Winkel, dessen einer Schenkel länger als der andere ist; auch liegt der längere höher, doch nur um wenige Stufen, die eine breite Treppe bilden und von behauenen Steinen gleich dem Fußboden der beyden Gänge sind. Tages fällt das Licht durch ein Dach von gegeneinander stehenden Glasfenstern, das ohne Unterbrechung längs dem ganzen Gebäude fortläuft; Abends wird er von Kronenleuchtern erhellt, die von zwölf zu zwölf Schrit-

ten inmitten des Ganges herabhangen, von einer Form sind, die jeden Gesellschaftssaal zieren dürfte, und mit ihren hellen, jedoch durch Milchglas gedämpften Gasflammen schon allein genügen würden, um mehr als ein nöthiges Licht zu verbreiten. Man denke sich aber von beyden Seiten des Ganges eine ununterbrochene Reihe von Kaufläden, die sich in heller Gasbeleuchtung überbieten, und wo bey geöffneten Thüren, und hinter großen Glasscheiben, die glänzendsten Erzeugnisse des Luxus und der Mode, in erfreulicher Ordnung und mit lockender Pracht ausgelegt sind: hier die frischesten Blumen und Früchte, die apetitlichsten Gaben des Meeres, die seltene Beute der Jagd, Alles so reinlich bereitet, daß der Koch nur die lezte Hand anzulegen braucht; dort indische Stoffe und Tücher, die eben neu erfundenen Hüte, Hauben und Kleider für Frauen, Gold-, Silber- und Demant-Schmuck, Krystall, Bronzen, Uhren, Vasen, bunte Fußdecken, und was zu dem schönsten und reichsten Haushalt gehört. Alles dieses zeigt sich doppelt und mehrfach, da es überall aus sinnig angebrachten Spiegeln widerstrahlt; so wie sich die hin- und herwogende Menge selbst vielfach in jenen andern Spiegelwänden sieht, welche die Pfeiler, die Zwischenwände von einem Laden zum andern bilden. Ein Kaffeehaus, d. h. ein prachtvoll verzierter Saal voll kleiner, runder und in schicklicher Entfernung stehender Marmortische zeigt sich durch die hellerleuchteten Glasfenster; Frauen und Männer sitzen da, allerley Erfrischungen zu sich nehmend und die Tagesblätter lesend. Unter andern goldenen Inschriften ladet auch eine zu einem Portal, eine breite, bequeme Treppe hinauf zu einem der beliebtesten Restaurateurs der Stadt — kurz der Fremde, der Fußgeher, der Abends sich aus dem Gedränge der Wagen und des Volks herauswindet und aus der engen schmuzigen Straße plözlich in dieses Lichtmeer, in dieses Prunkgebäude eintritt, er muß sich in einen Zauberpallast versezt glauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Juni.

(Fortsetzung.)

Als Maria Stuart hat Mad. Neumann, wie ich aus gründlichen Mittheilungen weiß, durch ihre schöne Sprache und edle Erscheinung zwar vielfach Interesse erregt, aber doch die Kenner nicht befriedigt, im Käthchen ist vieles, was ihrer Natur zusagt, obwohl die Darstellung nicht ganz ohne Affektation ist, und — die Erscheinung der Mad. Neumann nicht jungfräulich ist. Auch die Rolle der Susette in den Rosen scheint sich darum nicht mehr recht für diese Darstellerin zu eignen. Ich wenigstens vermißte hier die Frische des ersten sich hingebenden Gefühls, welche mit der Derbheit ländlicher Sitten einen so angenehmen Kontrast bildet. Nicht nur der Aerger, wegen der von dem Bräutigam angegriffenen Ehre mußte ernstlicher seyn; der ihr gemachte Vorwurf länger in ihren Ohren wiederklingen; sondern auch das schnelle Zurückwerfen zu dem geliebten Peter in dem Momente, wo sich jener Aerger schon in leichtes Schmollen verloren hat, und der Herr, der sie scherzhaft auf die Probe stellt, ihr einen andern Bräutigam anbietet. Das Hinfliegen in Peters Arme, und der Ausdruck in den Worten: „nun so will ich doch lieber den da nehmen,“ welche darauf folgen können, muß die versöhnliche Herzlichkeit, die sich nicht weiter verbergen läßt, verrathen, und damit zugleich das Gemisch von weiblicher Schaam und leichtem Trotz zerstreuen, welches der völligen und offnen Versöhnung noch im Wege stand. Mad. Devrient weiß solche prägnante Momente in Charakteren aus der ländlichen Welt weit lebendiger und treffender wiederzugeben. Von ihr ist man auch gewohnt die genannte Margarethe in den Hagestolzen, und Suschen im Bräutigam zu sehen; vielleicht darum machten diese Darstellungen der Mad. Neumann eine außerordentliche Wirkung nicht. —

Am meisten bedaure ich, die Darstellung der Baronin Waldhüll und der Baronin Wiburg nicht gesehen zu haben, weil ich aus Aehnlichem ersehen, wie viel Vorzügliches Mad. Neumann in diesem Gebiete leistet. Von ihrer Isabelle in den Quälgeistern habe ich schon früher in diesen Blättern (S. 194, 1824) gesprochen. In diesen lezten Rollen, so wie in den noch anzuführenden hat Mad. Neumann hier die allgemeinste Anerkennung ihres Talents gefunden.

Das Strudelköpfchen stelle ich unter den Darstellungen der Mad. Neumann, die ich überhaupt gesehen, oben an. Ich kann mich nicht erinnern, etwas Reizenderes und Vollendeteres in dieser Art gesehen zu haben. Die Schwäche eines leicht aufbrausenden, durch Nachgiebigkeit verwöhnten jungen Weibes, bey der die schnelle Aufwallung des Aergers sich in geräuschvollen und stürmenden Aeußerungen entladet, womit der Reiz der jugendlichen Erscheinung und Bewegung, so wie das Gute, nach solchen Stürmen bald wieder auftauchende Herz in einem tröstenden Kontraste steht, — ist hier die Aufgabe der Schilderung. Hier kann eine mit den Reizen der Weiblichkeit und mit dem Talent, die Schwächen ihres Geschlechts aufzufassen, begabte Schauspielerin ihre Kunst zeigen. Mad. Neumann zeigte diese Kunst in großer Vollendung; und wenn ich auch nicht läugnen will, daß sie in einigen Momenten die scherzhafte Aeußerung des Ehemanns allzu streng nehmend, ein wenig über die Schranken der Anmuth, durch welche gehalten, dieser Charakter erst wahrhaft erfreulich wirkt, hinausgegangen — ich meyne nämlich z. B. die etwas übertriebenen Bewegungen bey dem Zerreißen der Kleider, die wohl etwas zu sehr auf den schreyenden Effekt berechnet waren, und fast die Hoffnung einer Milderung dieses Temperaments verbieten müßte — so konnte ich mich doch nicht genug über die Leichtigkeit in den Uebergängen, und den Reichthum in den Schattirungen dieser Charakterdarstellung freuen. Und da dieser Charakter ein solcher ist, der immer durch Aeußeres angeregt ist, und überall von andern kleine Hemmungen erfährt, die er unangenehm empfindet, und mit leichtem Aufbrausen zu vermindern sucht; so konnte man die Leichtigkeit des Zuspiels und Zusammenspiels im konversationsmäßigen Gebiete in dieser Rolle als eine ganz besonders ausgezeichnete Eigenschaft der Künstlerin bemerken. Hier steht ihr Vortrag und Mimik vollkommen zu Gebote; und wir haben nirgends eine Lücke im Spiele wahrgenommen. Einzelnes ist bey solchem Reichthum kaum herauszuheben. Doch will ich diejenigen, welche Mad. Neumann irgendwo in dieser Rolle gesehen haben, an die ununterbrochen durch mehrere Augenblicke sich verändernde Geberde des Gesichts erinnern, in den Momenten nämlich, wo die junge Ehefrau aus Freundlichkeit durch Ungeduld in den Zustand des erst verbissenen, dann aber laut ausbrechenden Aergers übergeht, da wo der Ehemann in ihre Meynung nicht ganz einstimmt; und umgekehrt, an den äußerst treffenden Uebergang von dieser ärgerlichen Laune zur kindlichbittenden Freundlichkeit in dem Momente, wo sie dem geliebten Manne die Worte zu sagen hat: „ich will nicht mehr böse seyn!“ Und so war Mad. Neumann im Ganzen dieser Rolle das, was der Name Strudelköpfchen sehr bezeichnend sagt. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Juli 1826.

Auf den Geist der Zeit ließe sich aus den Moden, so wie über den Menschen aus der Physiognomie schließen.

U.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

In ganz Paris — nur wenige Straßen und einzelne Palläste ausgenommen — gibt es keine Wohnung gleicher Erde. Ueberall sieht man da Kaffeehäuser, Kaufläden und Buden. Man kann stundenlang in jeder Richtung der Windrose geradeaus gehen und wird rechts und links zwischen mehr oder minder prächtigen Boutiken fortwandeln. Es ist sehr schwer, sich einen Begriff zu machen von den Bedürfnissen einer Stadt, die achtmal-hundert-tausend Einwohner zählt, in welcher an Fremden nur allein zwanzig-tausend Engländer leben, und wo alle Tage drey-tausend Menschen ankommen und eben so viele abreisen — daher kann man es auch schwer glauben, daß alle diese unzähligen Verkäufer Nahrung finden, und muß es doch wieder glauben, wenn man die sauber gekleideten Frauen in den meist kostbaren Gewölben hinter ihrem Ladentische sieht und bedenkt, wie wohlgemuth sie ausschauen und wie theuer doch das Leben in Paris ist. Gesezt aber, sie lebten Alle so wohl als sie aussehen, gesezt, man wüßte nicht, wie diese Handelswuth, diese Begierde, schnell reich zu werden, hier in den lezten Jahren so verhältnißwidrig zugenommen hat, daß kein Tag vergeht, wo nicht mehrere dieser Kaufläden in Beschlag genommen werden — wo dann der Gläubiger in den verschlossenen Kasten mit prunkenden Aufschriften Heu und Stroh findet, während der ganze Reichthum des Ladens an den Fenstern zur Schau hängt — gesezt, man wüßte dieses nicht und glaubte an die allgemeine Aechtheit dieses Verkehrs, so gewährt er dennoch (wenigstens mir) keinen großartigen Anblick. Wie glänzend auch rings Alles winkt und blinkt, so sehe ich doch nur Krämer, die auf den Erlös weniger Franken begierig warten, meist müßig in ihren Gewölben stehen und die Börse des Vorübergehenden nach seiner Kleidung beurtheilen. Wie groß auch die Summe seyn mag, die jährlich in diesen Buden ausgegeben wird; sie spaltet sich in so viele Theile, daß der Verkehr kleinlich und widrige Krämerey wird. Welch ein anderer Anblick ist dagegen das großartige Handlungswesen einer Seestadt, die mannigfaltige Bewegung und Beschäftigung in einem Hafen, das Gewühl einer großen Börse, wo man nicht nur mit Staatspapieren spielt, sondern Waarengeschäfte von so großer Art macht, daß sie das Band zwischen den entferntesten Welttheilen werden. Der nur städtische, ja selbst der binnenländische Verkehr bleibt immer Krämerey gegen Seehandel. Deßhalb steht Paris auch in dieser Hinsicht so zu London, wie Frankfurt am Main zu Hamburg.

Die Franzosen bringen gar zu gern und überall Spiegel an. Nicht allein in ihren Zimmern, Kaufgewölben und Theatern; auch in ihren Werken — die lezteren müssen Zauberspiegel seyn, in welchen sie sich ungemein schön, ungemein edelmüthig erblicken, und dann beklatschen sie sich nach Herzenslust. Ein kluger Theaterdichter vergißt nie, einen solchen Spiegel anzubringen und ist dann des lauten Beyfalls gewiß.

Ganz wie bey uns! Auch hier klagt die Gesellschaft, und besonders die schönere Hälfte derselben, über den Jugendmangel der jungen Leute, die sich im zwanzigsten Jahre so betragen, wie man es nur einem Geschäftsmanne von fünfzig gestattet. Wie ihr schwarzer Anzug eben nur farblos ist, ohne Trauer zu seyn, obgleich traurig genug anzusehen; eben so ist ihr Betragen leid- und freudlos, durchaus negativ und ein sehr trauriger Anblick. Die Damen zu unterhalten ist eine gesellschaftliche Kunst, von deren Existenz selbst unsere heutige Jugend nichts zu wissen scheint. Mit fünf-und-zwanzig Jahren tanzt man nicht mehr, mit achtzehn ein- oder zweymal; man kann es nicht erwarten, an den Spieltisch zu kommen; ja man sieht dem Spiele lieber zu als daß man spricht, und zwingt so selbst jüngere Damen zu, demselben geistertödtenden Vertreib der Zeit. Es soll vielleicht wie Sittigkeit aussehen, und ist doch nur Abgestumpftheit und eigensüchtige Gemächlichkeit, daß man weder gereizt noch gerührt wird, daß man weder reizen noch rühren will; und daß auf diese Weise die schöne geheimnißvolle Bewegkraft einer beziehungsreichen, zarten und lebendigen Geselligkeit . . . . doch wozu soll ich aus Paris schreiben, was Jedermann bey sich zu Hause mit eigenen Augen sehen kann, und was hier ist — ganz wie bey uns!

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Fortsetzung.)

Die Familie Donna Blanca's stammte in gerader Linie von dem edeln Ritter Don Rodrigo Diaz, dem Cid Campeador von Bivar in Altkastilien, und von Ximene, der Tochter des Grafen Gomez von Gormas. Aber die Undankbarkeit des Hofes von Kastilien ließ die Nachkommen des kühnen Eroberers von Valença in die bitterste Armuth versinken, ja so sehr war dieses ritterliche Geschlecht in Niedrigkeit und Dunkelheit zurückgetreten, daß man es mehrere Jahrhunderte hindurch für ganz erloschen hielt. Aber zur Zeit der Eroberung Granada's machte sich ein Sprößling des edeln Stammes von Bivar, der Großvater der schönen Blanca, wieder ruhmvoll bekannt, und zwar nicht sowohl durch seine alten Ansprüche und Titel als durch seine männliche Tapferkeit. Nach Vertreibung der Mauren verlieh König Ferdinand diesem Urenkel des Helden Cid die Besitzungen mehrerer der vertriebenen maurischen Familien und ernannte ihn zugleich zum Herzog von Santa-Fé. Er hatte sich zu Granada niedergelassen, war aber mit Hinterlassung seines einzigen schon verheiratheten Sohnes, Rodrigo, des Vaters von Donna Blanca, in nicht hohem Alter gestorben.

Donna Therese von Xeres, Don Rodrigo's Gemahlin, gebar einen Sohn, der, wie alle seine Vorfahren männlicher Seits, Rodrigo genannt wurde, den man aber, um ihn von seinem Vater zu unterscheiden, Don Carlos nannte. Die großen Ereignisse, welche Don Carlos von seiner frühesten Jugend an selbst mit angesehen, und die Gefahren, denen er gleichfalls schon in seiner Kindheit ausgesezt war, vermehrten den natürlichen Ernst seines Charakters. Kaum vierzehn Jahre alt, begleitete er Cortez nach Mexiko, wo er mit demselben alle Gefahren theilte, und Zeuge der dort verübten Greuelthaten ward, indem er dem Sturz des lezten rechtmäßigen Königs einer bisher unbekannten Welt mit eigenen Augen zusah. Drey Jahre nachher wohnte Don Carlos der Schlacht von Pavia bey, wo Ehre und Tapferkeit selbst in einem gekrönten Haupt vereinigt, dem Schicksal unterliegen mußte. So hatte denn der Anblick einer neuen Welt voll Wunder, lange Seereisen und das fortwährende Schauspiel von Revolutionen und von wechselndem Glück der religiösen und finstern Phantasie des jungen Santa-Fé eine entschiedene Richtung für sein ganzes Leben gegeben. Er war in den Ritterorden von Calatrava getreten, und indem er somit gegen den Willen seines Vaters der Ehe und der Hoffnung, Nachkommenschaft zu bekommen, entsagt hatte, bestimmte er alle seine Besitzungen dereinst für seine Schwester.

Blanca von Bivar, Don Carlos einzige Schwester, war viel jünger als ihr Bruder und der Abgott ihres Vaters, der seine Frau schon verloren hatte. Als Aben-Hamet nach Granada kam, war sie eben in ihr achtzehntes Jahr getreten. Alles an dieser schönen Jungfrau war bezaubernd; ihre Stimme entzückte alle Männer, ihr Tanz war leicht wie das Wehen des Zephyr's. Bald sah man sie wie Armida den Wagen lenken, bald auf dem Rücken eines edeln andalusischen Rosses dahin fliegen, wie jene Feen, welche Tristan und Galaor in den Wäldern erschienen. Athen hätte sie für Aspasia gehalten und Paris für Diana von Poitiers, als dieser glänzende Stern weiblicher Schönheit an dem Horizont des dortigen Hofes aufzusteigen begann. Allein mit den Reizen einer Französin vereinigte sie die Leidenschaft einer Spanierin, und ihre natürliche Gefallsucht war einer Kraft und Beständigkeit der Gefühle, einer Reinheit und Erhabenheit der Gesinnungen untergeordnet, wie man sie selten verbunden findet.

Bey dem Geschrey, welches der Kreis von Blanca's Gespielinnen erhoben hatte, als Aben-Hamet wie vom Himmel gefallen in ihrer Mitte erschienen war, eilte Don Rodrigo herbey. „Vater, sprach Blanca zu ihm, hier ist der maurische Ritter, von welchem ich Euch gesagt habe. Er hat mich singen hören und hat mich an meiner Stimme wieder erkannt; darauf ist er in unsern Garten gekommen, um mir dafür zu danken, daß ich ihm an jenem Morgen den Weg nach seinem Kan gewiesen habe."

Der Herzog von Santa-Fé empfing den jungen Aben-

ceragen mit der gravitätisch ernsten, aber doch naiven Höflichkeit des Spaniers. Man findet bey dieser Nation weder irgend eine Art von knechtischer Haltung, noch hört man je eine Redensart, welche Wegwerfung oder Seelenerniedrigung verräth. Die Sprache des Grande und die des Bauern ist dieselbe; der Gruß, die Gewohnheiten und die Formen sind bey Beyden dieselben. Eben so wie das Zutrauen und der Edelmuth dieses Volkes gegen Fremde keine Gränzen kennt, eben so ist seine Rache fürchterlich und unersättlich, wenn es Betrug oder Verrath erfahren hat. Sein Muth ist so heldenartig, seine Geduld so über alle Widerwärtigkeiten erhaben, daß es einem feindlichen Schicksal nie weichen, sondern dasselbe entweder überwinden oder ihm unterliegen wird. Was man im gemeinen Leben Verstand heißt, besitzt der Spanier nicht in hohem Grade, aber große Leidenschaften vertreten bey ihm die Stelle dieses Wegweisers, welcher das Produkt der Feinheit und eines größeren Ideenreichthums ist. Er mag wohl den ganzen Tag zubringen, ohne ein Wort zu sprechen, aber gleichwohl, ohne viel gesehen zu haben, ohne die Begierde viel zu sehen, ohne zu lesen, zu studiren, zu beobachten und zu vergleichen, wird er doch im Augenblick der Noth stets die nöthige Hülfe und Kraft gegen die Unbilden der Zeit in einem großartigen Willen und in seinen heldenmüthigen Entschließungen finden.

Es war heute Don Rodrigo's Geburtsfest und Blanca damit beschäftigt, ihrem Vater in diesem einsamen kühlen Garten eine tertullia (kleines Fest) zu geben. Der Herzog von Santa-Fé lud demnach Aben-Hamet ein, mit ihm in dem Kreise der Gespielinnen seiner Tochter Platz zu nehmen, welche der Turban und die fremdartige Kleidung des Mauren nicht wenig beschäftigte. Man brachte viereckige Kissen von Sammt und der schöne Abencerage ließ sich auf orientalische Art auf denselben nieder. Nun wurden ihm Fragen über sein Land und die Abenteuer seiner Reise gemacht, welche er mit Heiterkeit, Laune und Witz beantwortete. Er sprach das reinste Kastilianisch und man hätte ihn für einen Spanier halten müssen, wenn er sich nicht anstatt „Euch" zu sagen, fast immer des Ausdrucks „Du" bedient hätte. Aber dieses „Du" hatte in seinem Munde einen so eigenthümlichen Reiz, daß Blanca einen stillen Unwillen nicht unterdrücken konnte, wenn er mit demselben eine ihrer Gespielinnen anredete.

Eine zahlreiche Dienerschaft in die Farben des Hauses gekleidet, bot Chokolate, eingemachte Früchte und das beliebte Zuckerwerk von Malaga umher, das weiß wie Schnee, leicht und luftig wie Schwamm ist. Nach eingenommenen Erfrischungen ward Blanca ersucht, einen der Nationaltänze zu tanzen, in deren Ausführung sie die geschicktesten Tänzerinnen übertraf. Sie mußte endlich den langen Bitten ihrer Freundinnen nachgeben, welche Aben-Hamets Augen sprechender begleitet hatten als sein Mund. Blanca wählte den ausdrucksvollen Zambra-Tanz, welchen die Spanier von den Mauren entlehnt haben.

Eine ihrer Gespielinnen beginnt auf der Guitarre die Melodie dieses Tanzes zu spielen, während die Tochter Don Rodrigo's ihren Schleyer ablegt, und an ihre schneeweißen Hände die aus Ebenholz geschnittenen Kastagnetten befestigt. Ihre schwarzen Haare fallen in reichen Locken auf ihren Alabasterhals, Augen und Mund strahlen von himmlischem Lächeln, und ihre Farbe belebt sich zunehmend mit der immer steigenden Bewegung ihres Herzens. Jetzt läßt sie das lärmende Holz ertönen, dreymal schlägt sie den Takt, stimmt den Gesang der Zambra an, und wie ein Blitz durch die Luft, fliegt sie dahin und beginnt den Tanz.

Welche Abwechslung der Schritte und Bewegungen! Welche Eleganz der Stellungen! Bald hebt sie die Arme hoch auf, bald läßt sie sie sanft heruntergleiten. Jetzt schwingt sie sich fort wie von Freude trunken, jetzt kehrt sie wieder zurück wie von Kummer gebeugt. Sie sieht sich mit der lieblichsten Wendung des Kopfes um, als rufe sie Jemand, der ihr nicht folgt, neigt sittsam die rosigen Wangen zum bräutlichen Kuß, flieht dann wieder in schamhafter Eile, kehrt strahlend und getröstet zurück, edel und stolz, fast wie mit Schritten des Kriegers einhergehend, aber eben so schnell schwebt sie auch wieder tanzend auf dem blumigten Rasen. Die Harmonie ihrer Schritte, ihres Gesanges und der sie begleitenden Guitarre ist vollkommen. Blanca's sanfte Stimme hatte jenen ansprechenden Ton, der bis in das innerste Herz dringt, und es in Liebe entzündet. Die maurische Musik, deren Wesen in Seufzern, Läufen, traurigen Refrains, und mit einem Mal abgebrochenem Gesang besteht, ist das sonderbarste Gemisch von Heiterkeit und Melankolie. Aber diese Musik, dieser Gesang und Tanz Blanca's entschieden unwiderruflich das Schicksal des letzten Abenceragen. Sie hätten jedes auch weniger kranke Herz als das seinige mit dem süßen Gift der Liebe erfüllen müssen.

Spät Abends erst kehrte die Gesellschaft durch das Thal des Douro nach Granada zurück. Don Rodrigo, eingenommen von dem edlen Anstand und der vornehmen Haltung Aben-Hamets, wollte sich nicht von ihm trennen, ohne daß er ihm versprochen hatte, öfter wieder zu kommen, um Blanca mit den wunderbaren Erzählungen des Morgenlandes zu unterhalten. Der Maure nahm, wie man sich denken kann, diese Einladung des Herzogs, welche seine höchsten Wünsche zu erfüllen versprach, mit freudigem Herzen an, und schon des andern Tages sehen wir ihn auf dem Wege nach dem Pallast, wo diejenige athmete, welche er schon mehr liebte als das Licht des Tages.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Juni.

(Beschluß.)

Die neuen Proberollen, die wir durch Mad. Neumann zuerst sahen, sind eine pieçe a tiroir, für Mad. Neumann, wie uns angekündigt wurde, eigens geschrieben. Die Gelegenheit ist von dem Verfasser geschickt benuzt worden, manches Treffende über das Verhältniß der Theaterdirektionen zum Publikum und zum Schauspieler, so wie dessen zu jenem, anzubringen. Indessen kann es nicht fehlen, daß wegen der Menge der Monologen, welche die zum Verkleiden nöthige Zeit ausfüllen müssen, alle Stücke der Art sich dehnen, und wenn die Proberollen zu viel oder nicht sehr interessant sind, auch ermüden; denn die Aufmerksamkeit wird dann auf eine mehr äußerliche Virtuosität des Schauspielers hingewiesen, welche in Erstaunen sezen soll. Die Figur der Gouvernante sprach sich von Seiten der Darstellerin am wenigsten eigenthümlich aus; — mir schien die hofmeisternde Grandezza zu fehlen — mehr wirkte die der Schriftstellerin; — die in ihrem gemeinen Dialekt auf vornehme Bildung Anspruch machende gemeine Berlinerin war sehr stark aufgetragen, und dem Publikum schien es fast wehzuthun, daß die anmuthige Weiblichkeit der Schauspielerin in dieser Maske untergehen mußte; fast dasselbe gilt von dem renomistischen Recensenten; desto mehr gefiel der feine, sich einschmeichelnde Troubadour, und am Schlusse die entkleidete Tochter in ihrer wahren Gestalt, oder Mad. Neumann selbst als liebliche und gebildete Schauspielerin.

Das lezte, was ich nur noch anführen muß, ist die Darstellung der Nachtwandlerin. Auf dieses Stück läßt sich der alte Spruch anwenden, die Hälfte ist besser als das Ganze. Nicht nur, daß alle Personen nur um der einen Rolle der Nachtwandlerin willen vorhanden sind; auch die Musik, welche zwey gefällige Stücke etwa ausgenommen, ziemlich ordinär ist, könnte ganz fehlen, ohne daß etwas fehlte, ja der Gang des durch dieselbe gedehnten Stückes würde ohne sie weit rascher seyn. In der Hauptscene, d. i. derjenigen, in welcher die Braut als Nachtwandlerin in den Pavillon kommt, wo der im Herzen noch Geliebte sich befindet, entwickelte sich wieder die überraschendste Leichtigkeit dieser Künstlerin, die feinsten Regungen des Innern in Sprache und Geberde anzudeuten. Das Selbstgespräch, in welchem jene das Vergangene, was einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, noch einmal durchlebt, und damit dem Geliebten bewußtlos ihr Inneres entdeckt, schilderte so leicht und sprechend das Vorgefallene, und zeigte innerhalb der Gränzen des Halblauten einen solchen Reichthum bezeichnender Wendungen im Sprechen, daß man mit dieser Scene sich für den übrigen Theil des Stückes entschädigt halten konnte, der — obwohl Hr. Devrient besonders den vorgeblichen Bräutigam mit leichtem Humor darstellte — dem Publikum nicht zusagen wollte und konnte.

Soll ich meine Meynung nun zusammenfassen, so möchte ich sagen, die Darstellung des Weibes in dem Kreise der feinern Konversationswelt, und zwar mit allen Reizen, Vorzügen und Fertigkeiten, Launen und Schwächen, die sich hier entwickeln und geltend machen, ist das Gebiet, in welchem Mad. Neumann gegenwärtig ihre meisten Lorbeere pflückt, und für welches sie durch den einschmeichelnden Zauber der Vornehmheit, der sie umkleidet, so geeignet ist, daß ich keine Schauspielerin wüßte, welche ihr darin den Vorrang streitig machen könnte.

Am Schlusse ihrer Darstellungen trat mit ihr nochmals Hr. Fehringer aus Frankfurt — als Wetter von Strahl — und ein Hr. von Massow als Don Pedro in Wolffs Preciosa, und als Theobald im Kätbchen auf, welche beyde den Beyfall des Publikums theilten. Einige Tage nach dem gefeyerten Weggange der Mad. Neumann wurde die Bühne für einen Monat geschlossen, während dessen sie ein neues schöngearbeitetes Podium und Maschinenwerk, eine neue Dekoration des Plafonds, der Gallerien und Logen, einen neuen Lüstre, und manche andere neue Einrichtung erhalten wird. Die meisten Mitglieder benuzen diesen Monat zu Gastspielen an fremden Orten, z. B. die Familie Genast, Mad. Miedke und der Tenorist Wetter. Kurz vor dem Schlusse der Bühne wurde noch zum ersten Male ein kleines Stück von Holbein, das Wiedersehn genannt, oder richtiger eine kleine Reihe ländlicher Scenen gegeben, denen man Frische und Treue der Schilderung nicht absprechen kann. Die treue Liebe eines weiblichen Herzens, welches das Eigene eben so mächtig anzieht, und sich ihm ohne Rückhalt hingibt, wie es das Fremde mit den leichten Dornen der Eifersucht abwehrt, welches Sorge und Noth mit dem Geliebten theilt, und sein Wohlwollen auch auf die Thierwelt ausbreitet (die Handlung dreht sich um das Schlachten des einzigen Huhn's), schilderte Mad. Devrient mit vieler Wahrheit in der ihr übertragenen Rolle, von ihrem Manne gut unterstüzt. Am glänzendsten aber traten in dieser Schilderung die Züge heiterer Naivetät hervor, und der Schluß, in welchem die junge Bäurin dem Manne mit verschämter Freude ankündigt, daß sie Mutter ist, mußte allgemeine Wirkung hervorbringen. —

In der unterhaltenden Literatur scheint jezt ebenfalls eine Pause eingetreten zu seyn. Die Uebersezungen gehen zwar immer fort (eine der neuesten ist die von: the Story ofalife, unter dem Titel: buntes Leben, von Hell herausgegeben), aber mit den Originalwerken stockt es ein wenig. Die Bruchstücke aus Bertholds Tagebuche (Berl. 1826) verdienen wegen ihrer Frische, und wegen manches auf tiefe Gedanken führenden Fragments gelesen zu werden. Von Musikalien, welche mir neulich bekannt geworden sind, zeichne ich drey Sonaten à quatre mains von Aloys Schmitt aus, welche in Augsburg bey Gombert erschienen sind; die Stimmen des Frühlings nach Gedichten, von H. Stieglitz, komponirt von Lerche, verrathen, ungeachtet aller Inkorrektheit, einen Frühlingssänger, welcher mit Glück auf der Bahn C. Kreuzers fortgeht.

M.

Auflösung der Charade in Nr. 162.

Buttervogel.

Charade.

Kannst du gut rathen, Freund? Wohlan!
So laß mich eine Probe seh'n,
Und nenne mir den Dichter, den
Thalia dir einsylbig sagen kann.
Ein Sylbchen mehr, dann hast du ein Gericht,
Das traun! weit besser schmeckt, als Moses Osterfladen.
Nur tauschte Mendelssohn — wär' er dazu geladen,
Und lebt' er noch — dafür die Osterfladen nicht.

Eccard.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. Juli 1826.

Sollst du die Göttliche besitzen nimmer,
Gibt's keine Macht, die dir den Tempel bauet
Für Liebes-Glück, hast du umsonst vertrauet
Des Herzens Stimme, bist verwaist auf immer?

J. Döring.

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Fortsezung.)

Blanca hatte es bis jezt noch für unmöglich gehalten, daß die Liebe als Leidenschaft sich je ihres Herzens bemeistern könnte, aber eben dieser Glaube, diese Sorglosigkeit führten sie nur um so sicherer in Amors Bande. Einen Unglaubigen, einen Mauren und noch dazu einen Unbekannten zu lieben, schien ihr etwas so Fernliegendes, daß sie keine Vorsichtsmaßregeln gegen das Uebel gebrauchte, das sich still und unvermerkt in ihr Herz schlich. Indessen sobald sie sich einmal von der Gegenwart des Uebels überzeugt hatte, war der Entschluß, es anzunehmen, von ihr als wahrhafter Spanierin, auch schnell und unabänderlich gefaßt. So viel der Gefahren und des Kummers als sie auch voraussehen mochte, sie schreckten sie weder von dem Abgrund ab, dem sie zueilte, noch versezten sie ihr Herz in ein langes Schwanken. „Aben-Hamet werde Christ, sagte sie, er liebe mich und ich bin die Seinige bis an das Ende der Welt.“

Der schöne Abencerage empfand gleichfalls die Macht der unwiderstehlichsten aller Leidenschaften: er athmete nur für Blanca. Die Ausführung des Planes, der ihn nach Granada gebracht hatte, beschäftigte ihn nicht mehr. Zwar wäre es ihm so leicht geworden, die Nachrichten jezt einzuziehen und die Untersuchungen anzustellen, die er sich vorgenommen hatte, aber jedes andere Interesse war für ihn verschwunden, er lebte nur seiner Liebe. Ja es war, als fürchte er Dasjenige zu erfahren, was seinem Leben eine andere Wendung hätte geben können. Er wollte nichts wissen und nichts erfahren und sagte sich immer nur: „Möge Blanca sich zum Koran bekennen und mich lieben, so werde ich ihr dienen bis zum lezten Hauche meiner Brust.“

So waren denn Beyde mit sich und ihrem Entschlusse in's Reine gekommen und erwarteten nur noch den schicklichen Augenblick, um sich gegenseitig ihre Gefühle auszusprechen. Man befand sich damals eben in der schönsten Jahreszeit. „Ihr habt den Alhambra noch nicht gesehen? fragte Blanca den Abenceragen. Einigen Worten nach zu schließen, die Euch entfallen sind, stammt aber Eure Familie aus Granada, und es muß Euch also angenehm seyn, den Pallast Eurer alten Könige kennen zu lernen. Ich selbst will Euch diesen Abend dahin führen.“

Aben-Hamet schwur bey dem Propheten, daß kein Spaziergang ihm mehr Vergnügen machen könne.

Als die bestimmte Stunde des Spazierganges gekommen war, bestieg die Tochter Don Rodrigo's einen weißen Zelter, der gewohnt war, wie ein Reh Berge und Felsen hinanzusteigen. Aben-Hamet begleitete sie auf einem andalusischen Pferde, jedoch auf maurische Art gesattelt und gezäumt. Bey dem energisch schnellen Lauf seines Thieres schwellte sich sein rothes Gewand, vom Winde gehoben, hinter seinem Rücken, sein gekrümmter Säbel schlug tönend an dem erhöhten Sattel an und stolz wiegte sich in der Luft der weiße Reiherbusch seines Turbans. Das Volk und besonders die Frauen, von dem edeln Anstand seiner

Haltung überrascht, wiederholten, als er vorbeyritt, den Ausruf: „Seht her, das ist der ungläubige Prinz, den Donna Blanca bekehren wird.“

Zuerst ritten sie eine lange Straße hindurch, welche an den äußersten Mauern des Alhambra ausläuft und die noch den Namen einer großen maurischen Familie führte. Dann gelangten sie durch einen Ulmenwald an einen plätschernden Brunnen zunächst des innern Thores von Boabdil's Pallast. Durch eine mit Thürmen besetzte Zinnenmauer führte ein Thor, das Thor „des Urtheils“ genannt. Sie ritten durch dasselbe und auf einem engen Wege fort, der sich zwischen hohen halbverfallenen Mauern in fortwährenden Wendungen dahinzieht. Sofort gelangten sie auf den Platz der Algiben, neben dem nun Karl V. einen Pallast erbauen ließ. Jetzt lenkten sie nordwärts und hielten in einem verlassenen Hofe vor einer hohen, Jahrhunderte alten, Riesenmauer still. Leicht und schnell sprang Aben-Hamet aus dem Sattel und bot Blanca die Hand, um sie von ihrem Thiere zu heben. Die Diener klopften nun an ein verlassenes Thor, dessen Schwelle mit Gras überwachsen war, und bey dessen Eröffnung man die geheimnißvollen Irrgänge des Alhambra mit einem Mal erblickte.

Alle Reize, alle Erinnerungen des Vaterlandes, vermischt mit dem Zauber der ersten Liebe — wirkten in diesem Augenblick und an diesem Orte auf das Herz des letzten Abenceragen. Fast unbeweglich und verstummt blickte er mit staunendem Aug in diese schattendunkeln Geisterwohnungen. Er glaubte vor einem jener Palläste zu stehen, deren Beschreibung wir in den morgenländischen Erzählungen lesen. Auf allen Seiten erblickte er Bogengänge, deren gewölbte Decken auf schlanken Säulen ruhten, klare Wasser in Rinnen von weißem Marmor dahinrieselnd und mit blühenden Citronen- und Orangenbäumen eingefaßt, sprudelnde Brunnen, trauliche, stille Räume, und durch den Wald von Säulen und Bäumen entdeckte Aben-Hamet immer wieder andere neue Lauben und neue Irrgänge. Zwischen den dunkeln gothischen Spitzbogen und dem sanften Grün des reichsten Baumwuchses glänzte das Dunkelblau des schönsten Himmels. Die Wände mit Arabesken in den herrlichsten Farben bemalt, glichen jenen orientalischen Stoffen, welche von den Sklavinnen des Serails gewirkt werden. Der Eindruck, den dieser zauberartige Ort auf Aben-Hamet hervorbrachte, war zu gleicher Zeit wollüstig, religiös und kriegerisch. In diesem Garten der Liebe, dieser geheimnißvollen Einsamkeit genossen die maurischen Könige alle Lust, alles Vergnügen dieser Erde, aber hier war es auch, wo sie alle Pflichten ihres Königamtes vergaßen.

Nach einigen Augenblicken der Ueberraschung und des Stillschweigens traten die beyden Liebenden in diesen ehemaligen Aufenthalt einer nun gebrochenen Macht und verschwundenen Erdenglücks. Zuerst besuchten sie den Saal der Mesucar, den der herrlichste Wohlgeruch der Blumen erfüllte und in welchem laufende Wasser eine immer frische Kühlung unterhielten. Nach diesem kamen sie in den Löwensaal. Mit jedem Schritt nahm Aben-Hamets Gemüthsbewegung zu, und sich zu Blanca wendend sagte er: „Wenn du nicht mein Herz mit Wonne erfülltest, welchen Kummer müßte es mir verursachen, dich, die Spanierin, um die Geschichte dieses Ortes zu befragen, der ein Aufenthalt ununterbrochenen Glückes seyn sollte! aber ich . . .“

Da gewahrte Aben-Hamet den Namen Boabdil's in tausendfache Mosaiken geschrieben, und „o mein König, war sein Ausruf, was ist aus dir geworden? warum darf ich dich nicht in deinem Alhambra wiederfinden?“ Thränen treuer ritterlicher Anhänglichkeit und Ergebenheit rollten aus den Augen des jungen Mauren. „Eure alten Herren, sagte Blanca, oder vielmehr die Könige Eurer Väter waren Undankbare.“ — „Gleichviel, erwiederte der Abencerage, sie waren unglücklich.“

Nach diesen Worten führte ihn Blanca in einen verborgenen Raum, welcher das Heiligthum des Liebestempels zu seyn schien. Nichts kam der Zierlichkeit dieses Geheimzimmers gleich. Die Decke war in Gold und Azur gemalt und bestand aus durchbrochenen Arabesken, durch deren Zwischenräume das Tageslicht nur wie durch ein Blumengewebe durchdrang. Ein Springbrunnen plätscherte in dieser lockenden Verborgenheit, dessen staubregnende Wasser in eine Alabasterschaale fielen. „Aben-Hamet, sagte die Tochter des Herzogs von Santa-Fé, betrachtet diesen Brunnen genau. Einst wurden in dieses reine Becken die noch zuckenden Köpfe jener unglücklichen Abenceragen geworfen, welche der unmännliche Boabdil seinem Verdacht zum Opfer brachte. Noch könnt ihr die Blutflecken der Geschlachteten auf dem weißen Marmor erkennen. So werden nach maurischer Sitte die Männer bestraft, welche liebende und leichtgläubige Frauen zu verführen vermögen.“

Aber Aben-Hamet hörte nicht auf Blanca's Worte. Er hatte sich auf die Erde geworfen und küßte in Rührung das Blut seiner Ahnen. Jetzt erhebt er sich wieder und indem er vor Blanca niederkniet, sagt er voll Feuer: „O Blanca! ich schwöre dir bey dem Blut dieser unglücklichen Ritter, daß ich dich ewig mit der Beständigkeit, mit der Treue und Wärme eines Abenceragen lieben werde.“

„Ihr liebt mich also?“ erwiederte Blanca hoch erfreut, indem sie ihre Hände auf der Brust faltete und ihre schönen Augen gen Himmel erhob. „Aber bedenkt Ihr auch, daß Ihr ein Ungläubiger, ein Maure, ein Feind seyd, und daß ich eine Christin und Spanierin bin?“

„O heiliger Prophet, sprach Aben-Hamet, sey du Zeuge meiner Schwüre! . . .“ Hier unterbrach ihn Blanca mit den Worten: „Aber wie wollt ihr denn, daß ich den Schwüren eines Feindes meines Gottes glauben soll? wißt Ihr

denn, ob ich Euch liebe? und wer hat Euch erlaubt, mit mir diese Sprache zu reden?"

Aben-Hamet überrascht und bestürzt, erwiederte ihr: „Es ist wahr, ich bin nur dein Sklave, du hast mich nicht zu deinem Ritter erwählt."

„O weg mit deiner Verstellung, Maure, fuhr Blanca sanfter fort, du hast in meinen Blicken gelesen, daß ich dich liebe; meine Leidenschaft für dich übersteigt alle Gränzen; werd' ein Christ und nichts wird mich hindern können, die Deinige zu seyn. Aber wenn die Tochter des Herzogs von Santa-Fé so offen mit dir spricht, so magst du aus dieser Offenheit schließen, daß sie sich im entgegengesetzten Fall zu überwinden wissen wird, und daß ein Feind meines Glaubens nie einen Anspruch an mich zu machen haben kann."

Aben-Hamet, von Leidenschaft hingerissen, ergriff Blanca's Hände, legte sie auf seinen Turban und dann auf sein Herz mit den Worten: „Allah ist mächtig und Aben-Hamet ist glücklich! O Mahomed! lehre diese Christin deinen Glauben kennen und nichts wird mich . . ." „Lästere nicht, sprach Blanca drohend, und erhebe dich, auf daß wir schnell diesen Ort verlassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Durchaus nicht wie bey uns — in Wien und Berlin — wird hier in Paris so ausschließlich und so beständig vom Theater gesprochen. Solches wird man in Deutschland nicht glauben, und doch ist es buchstäblich wahr, daß man hier in den Salons entweder gar nicht über diesen Gegenstand spricht, oder doch sehr rasch darüber hinweggleitet. Diese Erscheinung ist sehr auffallend bey einem Volke, von dem man nicht ganz mit Unrecht sagt, daß ihm ein Schauspiel den höchsten Genuß gewährt, nach jenem allerhöchsten nämlich, selbst auf irgend einer Bühne des öffentlichen Lebens Mitspieler zu seyn. Doch finden sich für diese anscheinend sonderbare Erscheinung sehr bald zwey Ursachen, die sie völlig erklären und deren eine in der Sache selbst gegründet ist, die andere aber von außen hinzukommt. — Was ist noch über die französische Tragödie zu sprechen, zu sagen? Es ist da nichts hinwegzuthun noch hinzuzufügen; sie ist völlig abgeschlossen, abgerundet, fertig. Besser als Racine kann man es in alle Ewigkeit nicht machen, davon ist nicht nur das ganze Publikum — und zwar mit vollem Recht — sondern der Dichter selbst, der heute ein Trauerspiel schreibt, überzeugt. Das Neue also, was in dieser Sphäre erscheinen kann, kann nicht neu, kann nur ein blasser Abglanz des alten unerreichbar-Vortrefflichen seyn; und da man nun hierüber Alles gesagt hat, was nur zu sagen ist, wie soll man sich noch über ganz dasselbe und doch bey weitem minder Gute besprechen? Die französische Tragödie gleicht einer todten Sprache; gesezt, es schriebe ein heutiger Dichter ein lateinisches Epos, etwa die Thaten Alexanders, er würde sich gerade in dem Fall eines französischen Tragöden befinden, und so zu Virgil und dem Leser, wie Jener zu Racine und dem Publikum stehen. Mit dem, was die Franzosen die höhere Komödie nennen, mit der Komödie des théâtre français, hat es dieselbe Bewandtniß; für sie kein neuer Stoff, keine neue Formen mehr; hier ist Molière das Unerreichbar-Vollendete! —

Da aber die Komödie den Zauber der poetischen Ferne, den Farbenglanz der Rhethorik und das großartige Interesse der Geschichte entbehrt, da sie die nahe Umgebung ergreifen, idealisiren und lebendig darstellen muß; so ist das Erstorbene in jenen alten und ihnen neu nachgebildeten Lustspielen um so fühlbarer, und Molière selbst (bey der Darstellung) nur da in lebendiger Auffassung verständlich, wo er das allgemein-Menschliche, das zu allen Zeiten wiederkehrende, behandelt; obwohl man auch hier sich gestehen muß, daß er uns heute einen andern Scheinheiligen, einen andern Geitzigen, einen andern Menschenfeind würde gezeigt haben. Troß dem ist es ein unangreifbar-ausgemachter Autoritäts-Glaube, daß auch hier, in Stoff und Form, das Höchste erreicht ist, und so kann auch diese höhere Komödie keinen Stoff zu lebhafter und neuer Unterhaltung geben. Von den Darstellenden in diesen beyden Gattungen kann eben so wenig die Rede seyn, denn auch die Darstellung hat man, durch traditionelle Fortpflanzung, fix und fertig, bis zu dem geringsten Detail, aus der goldenen Zeit erhalten, und auch hier ist nichts zu ändern, nichts zu bessern, und nur mehr oder minder gut nachzuahmen. Zwar stehen Talma in der Tragödie, die Mars in der Komödie einzig da; aber theils ist auch dieses so oft gesagt worden, daß es ein Gemeinplatz wäre, es zu wiederholen, theils dürfen es sich die Franzosen nicht deutlich auseinandersetzen, weßhalb diese Künstler, so einzig, man möchte sagen so einsam, in dem Gebiete ihrer Kunst dastehen, indem dieses den alten Bau der konventionellen Darstellungsweise bis in den Grund erschüttern würde; und so wird auch dieses schöpferische Künstlerpaar nur mit kurzen Interjektionen als Gipfelpunkt und Krone der heutigen Darstellungskunst gepriesen, ohne sich über das Wie und Warum näher zu besprechen. — Nun könnte man noch von dem Melodram und von jenen oft niedlichen Kleinigkeiten in einem Aufzuge sprechen, die auf den Nebentheatern gegeben werden. Doch bedenke man folgendes: Die Entstehung des Melodrams hat ihren Grund in der Vollendung der französischen Tragödie. Diese Vollendung ist allgemein anerkannt, allgemein ausgesprochen — nicht aber die Konsequenz: daß Vollendung = Erstorbenheit ist. Solches wird in diesem Falle zwar dunkel gefühlt, aber hartnäckig geläugnet. Inmitten dieses Widerspruchs entstand und steht noch das französische Melodram, und bildet sich ein, das phantastische Lustspiel und die romantische Tragödie zu seyn, inwährend es, mit naivem Unverstande, nur das grelle Zerrbild dieser Gattungen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 2. Jul.

Nach dem Beyspiele mehrerer Städte Deutschlands, welche darin wetteifern, den Kampf des Kreuzes mit dem Halbmonde, welchem die Regierungen müssig zusehen, wenigstens dadurch ihrerseits für das erstre günstiger zu gestalten, daß sie dem Geldmangel in Morea möglichst abzuhelfen, und für Verarmte und Unglückliche, deren Menge in jenen seit vier Jahren den Furien des Krieges preis gegebnen Gegenden zahllos seyn muß, Unterstützung zu verschaffen suchen, hat sich auch hier ein Komité, aus mehreren der angesehensten Handelshäusern und einigen hochgeachteten Privatpersonen, unter denen die Namen Ammon, Tiedge und Weigel stehen, gebildet, um — die hülfsbedürftigen Christen in der Levante — so ward der Ausdruck gestimmelt — zu unterstützen, und dieses menschenfreundliche Vortreten gab der königlichen musikalischen Kapelle die Veranlassung, ihrerseits etwas zu unternehmen, welches für jene heilige Sache Früchte trage. Mit regem Eifer wirkte an ihrer Spitze der Kapellmeister und bekannte Tonsetzer Morlacchi, alle hiesigen Singanstalten und Chöre schlossen sich für den Gesang, andre für die Instrumentalpartien an, und so bildete sich denn ein Verein zu Aufführung einer großen geistlichen Musik, wie er noch nie in Dresden statt gefunden hat.

Die Kirche zu Neustadt, welche akustisch sehr vortheilhaft gebaut ist, ward von der Behörde bewilligt, und ein großes, an das Orgelchor sich anlehnendes, sehr anständig verziertes Gerüste erbaut, um Musiker und Sänger zu fassen. Es nahm die ganze Breite der Kirche, und beynahe ein Drittheil der Tiefe derselben ein, und war bis zu den ersten Emporkirchen erhöht.

Man konnte annehmen, daß die Gesammtanzahl der Theilnehmer gegen vierhundert und fünfzig Personen betrug. Die Violinen waren mit 65 Musikern besezt, und so verhältnißmäßig die andern Saiteninstrumente. Sämmtliche Blasinstrumente dreyfach. Die Zahl der Sänger und Sängerinnen betrug über 200. Die leztern waren sämmtlich weiß gekleidet mit blauen Bändern — die Farben der Griechen — und standen vorn an der Balustrade des Chors, welches einen köstlichen Anblick bildete. Hocherhöht der Kapellmeister Morlacchi vor einem Pulte, der mit Feuer und sichtbarer Freude dirigirte.

Zuerst ward das Requiem von Mozart aufgeführt. Ich glaubte es zum ersten Male zu hören, als ich es mit diesen Tonmassen vernahm. Es war eine Kraft und Herrlichkeit, eine überflutende Gewalt darin, welche die Seele mit sich fortriß, und bald sie durchdrang mit Schauer und Entsetzen, bald mit Wehmuth und Schmerz, aber dann auch wieder mit glücklicher Erhebung. Die Damen Palazzesi und Seconda, so wie die Herren Benfigli, Muschietti, Sassaroli und Zezi sangen die Solostimmen, und vor allen zeichnete sich der erstre durch seinen volltönenden Tenor, der lezte durch seinen edlen, die männlichste Kraft mit der lieblichsten Milde vereinenden Baß aus. Nie werde ich manche einzelne Stellen vergessen, nie den Gesammteindruck. Mag auch an dem Meisterwerke jezt durch Kritik gerüttelt werden, wie da wolle, es bleibt ein wahrhaft klassisches, und bringt, so vorgetragen wie hier, eine Wirkung hervor, welcher ich die von keiner andern Musik gleich zu stellen wüßte. Die Chöre, welche in ihm wesentlich sind, wurden mit einer Präzision und Diskretion, einer Fülle und Gediegenheit vorgetragen, daß Alles nur Einer Lippe zu entströmen schien, was doch aus hunderten floß. Gleiches war von der Instrumentalpartie zu sagen, wo man auch nicht das mindeste Schwanken bemerkte, sondern Alles in der schönsten und geregeltsten Ordnung sich gestaltete. Große Virtuosität zeigte namentlich der Posaunist — ein Fremder aus Leipzig, wie ich hörte, welcher die so ungemein schwierige Parthie auf diesem Instrumente, bey der ergreifenden Stelle: Tuba mirum spargens sonum vortrug.

Mit dem Requiem schloß sich der erste Theil. Der zweyte gab zuerst das Vaterunser in Klopstocks Paraphrase mit der Komposition von Naumann. Auch dieses treffliche Musikwerk ist bereits bekannt, und auch in Dresden mehrere Mal aufgeführt worden. Doppelt ergriff es heute unter solchen vortheilhaften Bedingungen. Die Solopartien sangen uns die Damen Funk, Seconda und Veltheim, und die Herren Bergmann und Hauser. Jedes beeiferte sich dem Werke Ehre zu machen, und leistete Vorzügliches, den tiefsten Eindruck aber machte die Arie der Dem. Veltheim mit obligater Violine, von dem Konzertmeister Rolla gespielt. Die Künstlerin überwand darin Schwierigkeiten, welche Staunen erregten, und sang mit einem Wohllaute, einer Festigkeit und Kraft, die nichts zu wünschen übrig ließen. Auch wußten die Zuhörer kaum den Beyfallssturm zu zügeln, der nach dem Schlusse dieses anziehenden Musikstücks auszubrechen im Begriffe stand. Als einen, mich vorzüglich ansprechenden, und mit einer ungemeinen Wärme, Kraft und Präzision vorgetragenen Theil dieses Vaterunsers nenne ich noch das lezte Chor mit dem Amen, welches den Zuhörer in staunender Bewunderung und schwelgender Gemüthserhebung zurück läßt. Naumann löste unstreitig durch die Komposition dieser so höchst prosaischen Paraphrase eine sehr schwierige Aufgabe, denn kaum ist es zu begreifen, wie die Musik Zeilen in Tönen wiedergeben kann, wie die sind:

„Wohnen Geister, an Kräften ungleich, und an Leibern,

oder

„Er der allein ganz sich denken kann
Machte den tiefen Entwurf u. s. w.

Wie viel trefflicher und dem Gesang angemeßner ist nicht seitdem dieses einzige Gebet, das uns Christus selbst lehrte, dichterisch behandelt worden, aber es fehlt ein Naumann, um vielleicht noch höhere Wirkung hervorzubringen. Da ich einmal bey dem Texte verweile, möchte ich auch wünschen, daß die Anordner des herrlichen Tonfestes nicht die freye unpoetische Uebertragung des Requiem, sondern eine der weit vorzüglichern von Kind, Fouqué und andern hätten abdrucken lassen.

Den Beschluß machte das Halleluja von Händel. Ein in seiner Art ebenfalls ungemein vortreffliches Werk, von den beyden vorhergegebenen wieder merkwürdig kontrastirend, und so gleichsam den Cyklus der geistlichen Musik, von der streng einfachen, zu der wahrhaft großartigen bis zu der schon an das Verzierte anstreifenden, in Händel, Mozart und Naumann, bildend.

Mit allgemeinem Danke für zwey Stunden voll des ausgezeichnetsten und edelsten Genusses verließen nach 7 Uhr alle Anwesende die Kirche. Die innere Anordnung auch war musterhaft gewesen, kein störendes Drängen, kein Mangel an Raum, kein barsches Zurückweisen. Die große Masse von mehr als 4000 Menschen nahm sich in den hohen heitern Räumen vortrefflich aus, die tiefste Stille, die größte Aufmerksamkeit herrschte. Die Pläze waren von drey Thaler bis zu acht Groschen herab zu bekommen, und für alle hatten sich zahlreiche Theilnehmer gefunden, so daß die Einnahme bey dieser geistlichen Musik bis zu beynahe dreytausend Thaler angestiegen war, Eine Summe, die um so unverminderter den bedürfenden Christen in der Levante zu Theil werden wird, als auch alle andre, nicht unmittelbar bey der Musik beschäftigten Theilnehmer es sich zur Pflicht gemacht haben, alles, was sie für diese schöne Unternehmung lieferten und thaten, unentgeldlich zu thun.

Guido.

Beylage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 170.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 18. Juli 1826.

Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen
Probirt ein jeder was er mag.

Goethe.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Wenn deutsche Geschmacklosigkeit auf denselben Brettern, zwischen Shakspear, Calderon und Schiller, das Urtheil Salomonis, die beyden Sergeanten, den Mörder und die Waise einschiebt, und, nach der wahren die mißverstandene Romantik mit gleichem Jubel beklatscht und beschwazt, so muß es den Franzosen zur Ehre nachgesagt werden, daß sie, ohne die ächte Romantik in lebendiger Darstellung zu kennen, diese falsche doch so gründlich verachten, daß man in gebildeter Gesellschaft so wenig davon spricht als von einem Taschenspieler, einem Kunstpferde, oder einer Hinrichtung. — Wie aus der Erstorbenheit der Tragödie das Melodram, so ist aus der Erstorbenheit der größeren Komödie das Heer der kleinen Lustspiele in einem Akte entstanden, die durch die Lebendigkeit des lokalen Interesses und durch eine, der französischen Nation ganz eigene, höchst geschickte Behandlung hoch über dem Melodram stehen und noch höher über gewisse deutsche wörtliche Schnellübersetzungen, die, nach Schlegel, nur die linke Seite der gewirkten Tapete zeigen. — Aber auch über diese niedlichen Kleinigkeiten gleitet man in dem gesellschaftlichen Gespräche hinweg, wie über ein bon-mot, indem sie im Gebiete der Kunst auch wirklich nicht mehr als ein solches sind. — Bleiben nun noch die drey Operngattungen. — Von der großen königlichen Oper schweigen die Kenner und Liebhaber der Musik, und nur zu Fremden wird von diesem Theater, von seinem Ballette, seinen Dekorationen, Maschinen und Kostümen als von einer Prunkanstalt gesprochen, auf deren großartigen Aufwand man um so stolzer ist, als man nicht weiß, daß man in London, Wien und Berlin noch weit mehr überladet, noch verschwenderischer einer kunstertödtenden und müßigen Schausucht fröhnt. — Von der reizenden französischen Oper, von den Brettern, wo Gretry, Mehul, Boyeldieu, Cherubini bewundert wurden, wo Elevion und Martin glänzten, ist es ebenfalls still, weil von dem Alten nicht mehr Neues gesagt werden kann, das Vortreffliche ausgestorben, die jetzigen Direktoren nicht thätig sind, und das wenige Neue, das sie geben, sich von der Nationalmusik entfernt und nur mit mittelmäßigem Glücke, die neue italienische, oder vielmehr Rossinische Weise nachahmt. Im Verhältniß der Einwohnerzahl ist gewiß in Berlin der Schnee zehnmal mehr als in Paris besprochen worden; und von der Dame blanche, die der Komponist kürzlich auf diplomatischem Wege nach jener Hauptstadt des nördlichen Deutschlands geschickt hat, kann man mit Gewißheit vorhersagen, daß diese Oper dort ein Nationalstück werden wird, erstlich von wegen der bekannten weißen Frau und zweytens, weil es das Werk eines Ausländers ist. — Die italienische Oper endlich, obgleich der Sammelplatz der schönen Modewelt, bleibt den sich selbst achtenden Franzosen doch immer eine ausländische, eine nicht nationale Kunstanstalt; und wenn es auch Zirkel gibt, wo hierüber mit ausschließender Vorliebe, mit Rossinomanie verhan-

delt wird, so hat doch die Gesammtheit der Franzosen einen zu gerechten und edeln Nationalstolz, um sich so frivol dem Fremden hinzugeben, wie man es dort thut, wo ein Mozart lebte, lehrte und starb! — ! Dieß die in der Sache selbst gegründete Ursache, weßhalb man hier weniger als in Deutschland vom Theater spricht. Hiezu kommt aber noch eine äußere, welche erst erklärt, wie dieß bey einem Volke möglich sey, dem ein Schauspiel so viel, so Alles ist. Die Franzosen nämlich haben jezt ein Schauspiel, dessen Wurzel frischer und vollsäftiger, dessen Scene großartiger, dessen Darstellung lebendiger ist als Alles, was ihnen die Theater an altem Erstorbenen, an neuem, spärlich Keimenden bieten können. Es ist das Schauspiel der politischen Verhandlungen auf der Scene der öffentlichen Tribune. Diese politische Vorstellungen verschlingen jedes andere Interesse, jedes andere Gespräch. Jeden Mittag wird ein neues Lust- oder Trauerspiel aufgeführt, jeden Morgen ein neues gedruckt, gelesen und besprochen. Man kann sagen, daß sich die französische Schauspielkunst in die Politik geflüchtet hat, wenn man nämlich nicht sagen will, daß die französische Politik in der Schauspielkunst ein Asyl sucht. —

In Deutschland ist beständig die Rede vom Theater und die Schauspielhäuser bleiben vielfältig leer; in Paris sind sie alle stets gefüllt, aber ein ästhetisch-gelehrtes Gespräch wird nicht darüber geführt. Die Franzosen sind überhaupt ein experimentirendes, wir ein meditirendes Volk; sie bilden sich ein, Experimentiren sey Denken, wir aber denken, Denken sey Handeln; wir kennen, sie können Alles besser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Fortsetzung.)

Auf den Arm Aben-Hamets gestüzt, näherte Blanca sich jezt dem Zwölf-Löwen Brunnen, nach welchem einer der zahllosen Hofräume des Alhambra benannt wird. „Fremdling, sprach da die kindlich freymüthige Spanierin zu ihm, wenn ich dein seltsames Gewand, deinen Turban, und deine Waffen betrachte und zugleich an unsere Liebe denke, so ist mir, als sehe ich den Schatten jenes schönen Abenceragen, wie er mit seiner unglücklichen, aber liebenden Alfaima sich in diesen Gärten ergehet. — Sieh diese arabische Inschrift auf dem Stein dieses Brunnens kannst du sie mir erklären." — Aben-Hamet las:

Wenn die schöne Prinzessin mit Perlen bedeckt in ihrem Garten einher geht, so vermehrt sie die vielen Schönheiten desselben so sehr . . .*)

das Uebrige war verwischt.

*) Diese und andere Inschriften sind noch vorhanden. Ueberhaupt werde ich meine Leser nicht zu versichern brauchen, daß diese Beschreibung des Alhambra an Ort und Stelle entworfen ist.

„Diese Inschrift, sagte Aben-Hamet, ist auf dich gemacht, geliebte Sultanin; noch nie, selbst nicht in ihrem höchsten Glanz waren diese Gärten so schön als sie es heute sind, wo sie wieder zerfallen. Hörst du das Gemurmel der moosbewachsenen Brunnen? betrachte diese Gärten durch die Arkaden, und siehe dort den glanzvollen tausendfach gebrochenen Strahl der untergehenden Sonne, welche sich in ruhiger Pracht hinter jenen Portiken niedersenkt. O wie süß ist es, diese Räume in deiner Gesellschaft zu durchwandern! Wie Hymens Rosen durchduften deine Worte diesen Ort, und mit Freuden erkenne ich in deiner Aussprache den Tonfall der Sprache meines Geschlechtes! Höre ich das Rauschen deines Kleides auf diesem Marmorboden, so zuckt mein Herz in freudigem Entzücken. Die Luft ist nur mit Wohlgeruch erfüllt, weil sie deine Haare berührt hat. Du erscheinst mir, mitten in dieser verschwundenen Herrlichkeit, schön und erhebend wie der Genius meines Vaterlandes. Aber kann Aben-Hamet hoffen, dein Herz zu fesseln? Was ist er neben dir? Wohl hat er mit seinem Vater die Berge durchwandert und die Kräuter der Wüste kennen lernen . . . aber ach! es wächst keines, welches die Wunde heilen könnte, die du ihm geschlagen! ich trage zwar Waffen, aber ich bin kein Ritter. Ehemals sagte ich zu mir: die Meereswoge, welche in geschütztem Felsenbecken ruht, ist still und stumm, während daß ganz nahe, stolz und stürmisch, die hohe See ihre Wellen treibt; so, Aben-Hamet wird auch dein Leben seyn, still und friedlich, aber ungekannt in einem unbekannten Winkel, während Sturm und Bewegung den Hof des Sultans erschüttern. So sprach ich zu mir, aber junge Christin, dem ist nicht also, und du hast mich erfahren lassen, daß der Sturm auch den Wassertropfen des Felsen in Bewegung setzen kann."

Mit Entzücken hörte Blanca dieser ihr ganz neuen Sprache zu, deren morgenländische Wendung dem Feenpallaste so angemessen war, in welchem sie sich mit ihrem Geliebten befand. Von allen Seiten drang die Liebe auf ihr Herz ein, sie fühlte ihre Kniee zittern und fester mußte sie sich auf Aben-Hamets Arm stützen. Aber Aben-Hamet fühlte mit pochendem Herzen die geliebte Last, und häufig wiederholte er im Gehen: „O warum bin ich kein glänzender, kein ruhmgekrönter Abencerage!"

„Du würdest mir dann viel weniger gefallen, erwiederte ihm Blanca, denn mein Herz würde die Qualen der Folter erdulden; bleibe verborgen, aber lebe für mich: so oft haben tapfere Ritter ihres Ruhmes wegen ihre Liebe vergessen."

„Diese Gefahr hättest du nicht zu befürchten," fiel rasch Aben-Hamet ein."

„Aber wie wolltest du mich denn lieben, wenn du ein Abencerage wärest?" versezte forschend die Enkeltochter Ximenes.

„Wie ich dich lieben würde? antwortete der Maure: mehr als den Ruhm, aber weniger als die Ehre."

Unterdessen war die Sonne am Himmel hinuntergesunken und unsere Liebenden hatten die Hallen und Gärten des Alhambra durchwandert. Welche Erinnerungen hatten sich da nicht Aben-Hamet's Geist und Herz aufgedrungen!

In diesen Gemächern und durch diese Luftlöcher ließ die Sultanin sich mit Wohlgerüchen durchräuchern, welche man unter ihr verbrannte. Hier, in diesem verborgenen Zimmer, schmückte sie sich mit dem Edelgestein des Morgenlandes. Aber von wem erfuhr der schöne Jüngling alle diese Eigenthümlichkeiten? von Blanca, die er anbetete, von Blanca, die ihn vergötterte.

Schon fiel des aufgehenden Mondes sanftes Silberlicht in dieses verlassene Heiligthum, nur halb erhellte er mit seinem Schein die Bogenhallen des Alhambra und warf die zitternden Schatten der springenden Wasser, der vom lauen Abendwind gewiegten Bäume und der gezackten Spitzen jener luftigen maurischen Architektur, auf die grünen Rasenbeete und den weißschimmernden Marmorboden. Die Nachtigall sang ihren melodischen Gesang in dem Dunkel einer aus den Trümmern einer Moschee aufgewachsenen Cypresse und Echo wiederholte ihre Klagen. Da schrieb Aben-Hamet bey immer hellerem Licht des aufgegangenen Mondes den Namen Blanca auf den Marmor des Saales der zwey Schwestern; aber er schrieb ihn arabisch, auf daß der Wanderer durch diesen geheimnißvollen Garten ein Geheimniß weiter zu enträthseln haben sollte.

„Maure, sagte Blanca, dieses Spiel ist grausam; komm, laß uns diesen Ort verlassen. Das Schicksal meines Lebens ist für immer entschieden. Aber behalte diese Worte: so lange du Muselmann bist, bin ich deine hoffnungslose Geliebte; werde Christ, und ich bin deine glückliche Gattin."

Aben-Hamet antwortete: „Christin, noch bin ich nur dein trostloser Sklave; aber erkenne das Gesetz des Propheten, und ich bin dein glücklicher Gemahl."

Nach dieser Unterhaltung verließen die edelmüthigen Liebenden diesen gefährlichen Zauberort.

Indessen nahm Blanca's Liebe von Tag zu Tag zu und Aben-Hamet's Leidenschaft wuchs mit fortschreitender Heftigkeit. Es entzückte ihn, nur wegen seines Selbst geliebt zu werden, da er das Geheimniß seiner Geburt der Tochter des Herzogs von Santa-Fé noch nicht eröffnet hatte. Das Vergnügen, Blanca seinen berühmten Namen zu entdecken, wollte er nämlich auf den Tag aufsparen, an welchem sie ihm ihre Hand reichen würde. Doch mitten in seinem Glück überraschte ihn ein Eilbote von seiner Mutter, der ihn eiligst nach Tunis zurückrief; sie lag ohne Rettung danieder und wünschte noch einmal in diesem Leben das geliebte Haupt ihres Sohnes an ihr Herz zu drücken und es zu segnen. Schnell eilt Aben-Hamet in den Pallast von Blanca's Vater und sagt: „Sultanin, meine Mutter ist dem Tode nahe. Sie verlangt mein, um ihr die Augen zu schließen. Wirst du mir deine Liebe erhalten?"

„Du kannst mich verlassen, fragte die erblassende Blanca? und werde ich dich auch je wiedersehen?"

„Folge mir, sagte Aben-Hamet, ich will einen Schwur von dir verlangen, und will dir einen Schwur schwören, den nur der Tod soll brechen können."

Blanca folgt ihm, und Aben-Hamet führt sie an den alten Begräbnißplatz der Mauren. Noch erblickte man einzelne Grabmäler, und auf denselben in Stein ausgehauene Turbane, an deren Stelle aber die Christen schon mehren Theils Kreuze gesezt hatten. An eines dieser Gräber geleitete Aben-Hamet seine Geliebte. „Hier Blanca, ruhen meine Vorfahren, bey ihrer Asche schwöre ich dir, dich zu lieben bis an den Tag, wo der Engel des Gerichtes mich vor Allah's Richterstuhl fordern wird. Ich verspreche dir, mein Herz nie einer anderen Frau zu geben, und dich zur Gemahlin zu nehmen, sobald du das Gesetz des heiligen Propheten erkannt haben wirst. Jedes Jahr, und um diese Zeit will ich nach Granada kommen, um zu sehen, ob du mir deine Liebe erhalten hast, und ob du deinem falschen Glauben entsagen willst."

Und ich, erwiederte Blanca, in Thränen fast vergehend, ich will dir bis zu meinem lezten Seufzer die Treue halten, die ich dir hier schwöre, und will dir als Gemahlin die Hand reichen, sobald der Gott der Christen, der mächtiger ist als deine schwache Geliebte, dein unglaubiges Herz gerührt haben wird."

Nach diesem Schwur reißt sich Aben-Hamet los. Günstige Winde bringen ihn bald an das afrikanische Ufer, aber zu spät, denn seine Mutter war gestorben. Er beweint sie mit all dem Schmerz eines kindlichen Herzens, tausendmal und täglich ruht er in Trauer versunken auf dem Grabe derjenigen, die seine Klagen nicht mehr vernimmt. Aber die Trauer der Verstorbenen wirkt lindernd auf das menschliche Herz und die Zeit geht darüber hin. Der verwaiste, der vertriebene Abencerage sehnt sich nun nach dem Tag, den er zur Abreise nach Granada festgesezt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 21. Juni.

Königliches Opernhaus. Joseph in Egypten, von Mehül; der Wasserträger, von Cherubini.

Wenn besonders in den Gluck'schen Opern die allgemeinen sittlichen Mächte, die Liebe für's Vaterland, die Heiligkeit der Ehe, der Freundestreue, der Schwesterliebe, die Macht des Heldenthums und der romantischen Liebe, ihren musikalischen Ausdruck finden, so geschieht es hier auf die Weise, daß eine solche Macht sich nach allen ihren Seiten hin ausspricht, und diese sich im engsten Zusammenhange zu einem untrennbaren Ganzen verbinden läßt. Was könnte z. B. Alceste ihrem In-

stande gemäß noch für Gefühle äußern? Der Kreis der Empfindungen, welche die sittliche Macht, die sie verlebendigt, ausdrücken, ist in sich selbst abgeschlossen und erschöpft, und diese Vollständigkeit, so wie der innere Zusammenhang geben jenen Opern das plastische Ansehn des Klassischen, wie es kein anderer Komponist je wieder hat erreichen können und wollen. Das gerade Entgegengesezte hievon zeigen uns die kleineren französischen Opern. Hier nämlich tritt uns der ganze breite Inhalt des menschlichen Thuns, und was nur immer die Menschenbrust bewegen mag, in zufälligem Zusammenhange und in Begebenheiten entgegen, die in sich selbst alles nothwendigen Zusammenhanges entbehren. Daß im Wasserträger der Offizier den verkleideten Präsidenten im Bette seines Retters nicht erkennt, daß der Graf aus der Tonne kriechen kann, dieß sind alles Begebenheiten, die eben so gut geschehn als nicht geschehn können. Die Nothwendigkeit der Sache selbst führt sie nicht herbey. Und dieser Zufälligkeit des Inhalts wegen wird es auch schlechthin zufällig, welche Theile dieses Inhalts musikalisch behandelt werden. Ein Haupttheil der Handlung wird immer sprechend ausgeführt, das eigentlich Dramatische der Musik entrissen, die sich damit begnügt, aus diesem breiten Inhalt sich das Allgemeine jener zufällig einander folgenden Empfindungen herauszunehmen, und sie in Romanzen, Arien, Arietten, Duetten, Terzetten und so fort zu bearbeiten. Auch Chöre haben hier noch ihren Platz, aber alles in zufälliger Folge; solche Oper ist nie ein in sich selbst nothwendiges Musikganze; es kann immer noch vieles fehlen, und alles mögliche hinzugethan werden. Und weil nun eben nicht eine sittliche Macht und ihre nothwendige Kollision das Treibende des Ganzen ist, so haben auch die einzelnen Handelnden zufälligen Inhalt, einzelne besondere Zwecke. Dadurch kommt der zweyte Hauptcharakter dieser Musik herein, nämlich *charakteristisch* in dem Sinne zu seyn, daß sie nicht die ganz allgemein menschlichen Empfindungen ehelicher Liebe ꝛc. ausdrückt, sondern die ganz besonderen einzelnen, treue Ehrlichkeit, Biederkeit, Laune, Tücke, Geiz, Verliebtheit; alles Beste und Schändlichste in jeder Abstufung und Schattirung, jeder einzelne Zug des menschlichen Thuns kann hier hervorgehoben werden. Anderseits aber wird auch aus diesem zufälligen Thun das nur ganz Allgemeine herausgenommen, und weil dieses nicht in seiner innern Nothwendigkeit sich auseinanderbreitet, wird es desto leerer, einfacher und charakterloser, je bestimmter und einzelner der Zustand ist, als dessen Grundton es erklingt. So finden wir in diesen Opern einerseits die einfachsten, ersten Musikverhältnisse in oft leerer Naivität, anderseits schon weit vorgeschrittene Anwendung der besondersten Verhältnisse des Taktes, der Instrumente, so wie aller Verhältnisse der Harmonie und Melodie, ohne daß jedoch diese Ausbildung bis zu ihrer äußersten lezten Verbildung sollte übergeschritten seyn. Wie die darzustellenden Verhältnisse selbst ist alles klar, leicht übersehbar. Diese Töne sind wie ihr Inhalt, jedem verständlich, jeder hat ihre Bedeutung schon selbst durchlebt, oder sie ist ihm im täglichen Leben aufgestoßen. Und er erkennt sie leicht, denn es ist ein dritter Hauptcharakter dieser Musik ihrem Inhalt durchgängig *angemessen* zu seyn, und ganz seiner Zufälligkeit zu folgen, wodurch sie sich von der italienischen Operettenmusik unterscheidet, in welcher sich die Melodie schon mehr frey für sich selbst entwickelt, und sich mehr in ihrem eigenen als im Gebiete ihres Inhaltes ergeht. Denn die italienische Operette hat noch die ganz nur persönlichen Empfindungen, die noch von keiner allgemein sittlichen Macht durchdrungen sind, zum Inhalte; der Ernst solcher Macht hat die Melodie noch nicht gebändigt und geadelt; fessellos schweift sie noch freundlich, lieblich, immer ergözlich, in spielender Willkür umher.

Die Angemessenheit des musikalischen Ausdrucks kann nun in den französischen kleinern Opern sich so zeigen, daß entweder der Klang eines bestimmten Charakters die ganze Oper durchzieht, oder daß nur einzelne Theile ohne diesen allgemeinen Zusammenhang zufällig sich aneinanderreihn. Von der ersten Art ist der Mehül'sche Joseph in Egypten. Der stille Ton der Frömmigkeit, der Ergebenheit, der patriarchalischen Ruhe klingt durch die ganze Musik, die daher leicht ermüdet. Denn auch Simeons Reue ermangelt dieses Grundtons nicht. Es ist kein Gegensaz in dieser Musik, kein Kampf, kein tiefster Schmerz. Alle Empfindungen bleiben in dieser Ruhe, und das ganze Chor der Brüder strebt nur immer dahin, auch Simeon zu dieser Ruhe zu bewegen. Der kindliche Benjamin kommt aus dieser Ruhe nicht heraus; der gottergebene Jakob beklagt seit fünfzehn Jahren denselben Schmerz, durch Josephs Töne zieht nur der Klang einer gleichfalls ruhigen Sehnsucht. Die ganze Entwicklung geht nur darauf hinaus, die Sehnsucht zu befriedigen, die Klage Jakobs verstummen zu lassen, dem reuigen Simeon den verlornen Frieden wiederzugeben; und wie der Hauptcharakter eine stille Frömmigkeit ist, schließt auch die Oper mit Gebet und gottpreisenden Chören. Jakobs Fluch donnert nur einmal die Söhne nieder, aber auch dadurch kommt es zu keinem Kampf, keinem Zwiespalt, alle bitten: Frieden, Vergebung, Versöhnung, die denn auch nicht ausbleibt.

Bey aller Schönheit wird dadurch diese Musik langweilig, aber sie ist charakteristisch, und ganz im Sinne dessen, was sie darstellt. Auffallend ist es, daß Simeon, der einzige Gegensaz in dem Stück, obgleich seine That, wodurch er es ist, in ferne Vergangenheit zurücktritt, musikalisch so wenig hervorgehoben ist, und nur immer deklamirt statt zu singen. Hier zeigt sich recht, wie zufällig die Musik sich ihren Inhalt auf diesem Gebiete wählt. — Herr Wild sang vor übervollem Hause den Joseph mit meisterhafter Vollkommenheit. Gerade für diese Töne paßt seine Stimme, denn sie hat durchgehends denselben Klang, sie zerfällt nicht wie die meisten jezigen Tenorstimmen in zwey oder gar drey ganz verschiedene Stimmen, was besonders bey Herrn Haizinger der Fall ist. Wir gestehen, fast noch keinen angenehmern Sänger als Herrn Wild gehört zu haben. Nur wenige Töne mißlangen, die übrigen waren alle voll, klar, gerundet, schwellend, lebendig, weder kalt noch trocken, weder gestoßen noch leidenschaftlich hastig. Jedem einzelnen Ton läßt Herr Wild sein Recht widerfahren. Falsett und Brust sind auf's geschickteste verbunden, nirgend tönt eine reflektirende Ueberlegung hindurch, die Kunst ist dem Künstler schon zu seiner wahren Natur geworden; nirgend zeigte sich ein Streben nach Effekt, und dieß bewirkte den anerkennendsten Beyfall.

Gegen die stille eintönige, egyptisch-israelitische Ruhe bildete das bewegte Leben im Wasserträger den erfreulichsten Kontrast. Hier ist der Hauptcharakter des ganzen Stückes, dieser Kampf des ehrlichen Micheli gegen die staatskluge Grausamkeit, glücklicher Weise nicht ausgedrückt, sondern nur einzelne Zustände, die aus solchem Kampfe hervorgehn, einzelne Begebenheiten, immer wechselnd, mannichfach und lebendig, stellen sich dar um zu überraschen, ängstlich zu spannen, zu erfreuen und zu beruhigen. Es ist dieß eine Mittelstufe in der Kunst; die Treppe, die zum Tempel herauf- und von ihm herabführt. Herr Wauer gab den Wasserträger, bieder, fröhlich, voll ehrlicher Pfiffigkeit, beweglich und treuherzig. Mad. Schulz strengte sich besonders im Finale des ersten Aktes an, und Herr Wild sang den Armand so gut es die unbedeutendere Partie verlangt und möglich macht.

Beylage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Juli 1826.

Glück und Recht
Gehn selten Hand in Hand, das leztere steht
Zu fest, das erstere ist zu flüchtig.

Houwald.

Lieder von Missolunghi.

Von Dr. Maßmann.

Auf dem Heidelberger Schlosse.

Zu dem Schlosse stieg ich ungesäumt,
Das zertrümmert haben wälsche Geyer,
Wo dann ward im matten Ton gereimt
Schweigend in der Abenddämm'rung Schleyer,
Wo zulezt der edle Max *) geträumt
Hohen Traum von deutscher Kaiserfeyer:
Auf dem alten Heidelberger Schlosse
Flog mein Geist zum Rhodischen Kolosse;

Schwang sich fort zur Küsten Jtbakas,
Wo man betet für die Christenbrüder,
Die das Schwert auf Wassiladi fraß,
Und als Anatoliko sank nieder,
Und für die — wie jüngst die Chronik las —
Hielten Missolunghi Helden bieder,
Drum die Muselmänner heiß geworden,
Bis für's Kreuz die Griechen all' gestorben.

Wieder auf dem Schloß zu Heidelberg
Sah' ich nichts als Trümmerherrlichkeiten,
Und am hohen heil'gen Hämusberg
Sah ich auch Vernichtung nur bereiten:
Und das christlich-europäische Gezwerg
Mag nicht Herz und Hand zum Kreuzzug leiten —
Pfort' und Kabinet sich ganz verstehen:
Will die Welt aus ihren Angeln gehen? —

Doch am Königsstuhl zu Heidelberg
Zwischen Trümmern — keimt der Frühling wieder!
Und auf Missolunghi's Heldensarg
Glüht ein heißer Thränenregen nieder.
Drum getrost vertraut! — Noch Kind, noch Zwerg
Baut der Geist sich endlich Riesenglieder.
Aus dem Winterschlaf zu Frühlingsleben
Wird der Phönixgeist der Welt sich heben!

*) Max von Schenkendorf. Siehe seine Gedichte. Stuttgart J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1815. 8.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Wie in den hiesigen Kaufladen Jedweder seine Waare aushängt, wie, vom Küchengeräth bis zum kostbarsten Demantschmuck, Alles offen da liegt, in zierlicher Ordnung und günstiger Beleuchtung, und wie vielleicht nichts, gewiß aber nicht das Schönste und Beste in den Kisten und Kasten zurückbleibt — so auch die Stoffe, das Geräth und die Erzeugnisse des politischen Verkehrs; sie liegen offen da in den mannigfachen Journalen und Denkschriften des Tages, hinter dem klaren Krystall der Preßfreyheit mit publicistischer Kunst geordnet, und bald in dieser, bald in jener Beleuchtung, je nach der Hausfarbe der Redaktoren; die geheimen Truhen und Schränke sind ausgeräumt, denn auch das Feinste und Kostbarste, die edeln Metalle und Steine der Krone, die kostspieligen auswärtigen Gespinnste, die türkischen Shawle der Diplomatik werden zur Schau ausgehängt. Und wie man nun in der Gesellschaft dieselben Geräthe und Möbel, dieselben Stoffe und Kleidungs-

stücke, gerade wie sie in den Kaufläden ausliegen, wiederfindet; eben so in den Gesprächen der mannigfachen Kotterien, die Ansichten und Data der verschiedenen Tagesschriften, je nach der Hausfarbe des Wirthes. Wer sich also in den Salons zu unterrichten bemüht, müht sich vergeblich. Wenn er recht glücklich ist, kann er irgend eine Thatsache um vier-und-zwanzig Stunden — was freylich für den aktiven Diplomaten wichtig seyn kann — früher erfahren; aber eine neue Ansicht, eine neue Kenntniß der Dinge, oder der Menschen wird ihm nicht werden; er wird nur hören, hier, was ihm dieses, dort, was ihm jenes Journal, oft klarer und gedrängter, sagt; und es wird ihm Abends im Salon, wie Morgens bey Lesung der Tagblätter, dasselbe nicht unschwere Geschäft bleiben, nämlich: die Dinge, die Menschen und die Ereignisse von willkürlicher Färbung zu reinigen, um sie in dem ungebrochenen reinen Lichte der Wahrheit zu schauen.

Daß jene oberwähnten Färbungen keine identischen, keine wesentlichen Eigenschaften der Dinge seyen, geht schon aus der mannigfachen Färbung eines und desselben Dinges hervor; auch ist dieses nicht allein eine ausgemachte, sondern auch hier allgemein-anerkannte Wahrheit. Trotz dem wird man diese oder jene Farbe nicht so leicht los, so wenig als man aufhört, dieses oder jenes Individuum zu seyn. Aber es gibt gewisse Grundprinzipe der Staatseinrichtung, die so sehr in Umlauf gekommen, so allgemein von Hand in Hand (von Kopf in Kopf) gegangen sind, daß sich die außen aufgetragene Farbe völlig verwischt hat. Sie gleichen jenen gutgehaltigen Münzen, deren unwesentliches Gepräge durch langjährigen Umlauf abgegriffen ist — sie werden aber von All und Jedem erkannt und angenommen, ob der unverfälschten Reinheit des Metalls. — Vieles und höchst Wichtiges, was hier in Frankreich unter dieser Form des alten Gebrauchs erscheint, und als allgemein anerkannte Münze im ganzen Lande gilt, das liegt in Deutschland noch da, in Form roher Erzstufen, die man zu läutern verspricht; sobald die Gelehrten einig seyn werden, ob diese Massen-Produkte unserer alten heimischen Erde, oder aus Mond gefallene Fremdartigkeiten sind.

Einer unserer tiefsten und verkanntesten Denker sagt, über die französische Revolution sprechend: „So lange die Menschen nicht weiser und gerechter werden, sind ihre Bemühungen, glücklich zu werden, vergeblich.“ Bedenkt man dieses Wort hier in Paris, indem man die unverholene Jaad nach Ehrenstellen und Wohlleben, die vollgedrängten Schleichwege der Geld- und Herrschbegierde sieht, so wird man von einem Gefühl der Bangigkeit befallen, das jede Aussicht in die Zukunft verhüllt und an dem möglichen Weiterschreiten der Menschheit verzweifeln läßt. Diese Empfindung verläßt uns nicht, ja sie steigert sich, wenn man, etwas näher unterrichtet, dem erfolglosen Schauspiele der öffentlichen Kammer zusieht und sich sagen muß (was man auch höre, wohin man auch den Blick wende, nach der rechten, der linken Seite oder dem Centrum): die Rollen sind vertheilt, und werden, mit wenigen Ausnahmen, nur zur allgemeinen Ergötzlichkeit und zu irgend einem selbstischen Nebenzwecke abgespielt. Gesezt, diese hier im Lande allgemein ausgesprochene Anschuldigung sey nicht durchaus anwendbar, sey übertrieben; so werden doch in einer Kammer, wie sie seyn soll, keine zum Voraus entschiedene ministerielle, keine zum Voraus entschiedene Oppositionsmitglieder sitzen, sondern Jeder wird, nach seiner innigsten moralischen Ueberzeugung, heute den Vorschlag der Regierung bekämpfen und morgen einen andern vertheidigen; vorausgesezt, daß auch die Regierung keinen andern Zweck hat, als das Wohl (nicht das Wohlleben) des gesammten Volkes. Der redliche Minister in einer solchen Kammer muß nicht allein eine Opposition wünschen, sondern auch, wo sie recht hat, ihren Sieg. In einer Kammer mit zum Voraus entschiedener Opposition ist selbst der redliche Minister gezwungen, unredlich zu seyn; er muß entweder seine Stelle niederlegen, oder sich ein (eben vorherbestimmtes) ministerielles Centrum bilden, und dazu alle jene Mittel anwenden, die, weil sie kein Geheimniß sind, nicht brauchen näher bezeichnet zu werden. Hiedurch wird nun eine moralische und erhabene Einrichtung der Staatskunst nicht allein zu einem nichtigen, sondern sogar zu einem losen Schauspiel herabgewürdigt, das auf die allgemeine Sittlichkeit von dem übelsten Einfluß ist. Es bleibt in Ländern, wo dieses Spektakel aufgeführt wird, nur der einzige Trost, daß es dort doch eine geeignete Form gibt, in die vielleicht späterhin das Bessere gegossen wird. In deutschen Landen aber, wo diese Form, die ein wesentliches ist, vermißt wird, wird sie vielleicht zu früh vermißt. Was hätten wir an der leeren oder wohl gar bösartig ausgefüllten Form? Begnügen wir uns indessen mit der Milde unserer Regierungen, mit jener Milde, die selbst das Drückende leicht macht, und die sich organisch aus einer allgemein verbreiteten Moralität (deutsche Biederkeit), aus einer ächten individuellen Bildung (deutscher Tiefsinn) erzeugt; schreiten wir, ohne Nachäffung, auf nationale Weise gemessen fort; das ächte, einfache und tiefsinnige Wort bedenkend: „So lange die Menschen nicht weiser und gerechter werden, sind ihre Bemühungen, glücklich zu werden, vergeblich!“ —

Und was, sagte ich zu einem Franzosen, der mich und meinen Volksstamm bemitleiden wollte, weil wir keinen Pariser Regierungsaparat haben, was hilft Ihnen denn Ihre Kammer? Man hält große Reden, man schreit, man lärmt! Endlich aber muß man doch stimmen? Nun, und da wird angenommen, was das Ministerium vorschlug. Man wußte dieses Resultat sogar vorher; wozu also die unnütze Mühe, wozu überhaupt eine Kammer die nicht

zuwege bringt? — Der Nutzen der Kammer, erwiederte der Franzose viel ruhiger, als ich Deutscher ihn angefahren hatte, der Nutzen der Kammer erstreckt sich durchaus nicht auf das, was das Ministerium ihr vorschlägt, sondern auf unendlich mehr als dieses, nämlich auf jenes Alles, was es ihr nicht vorzuschlagen wagt.

Derselbe Franzose sagte mir bey einer anderen Gelegenheit: Glauben Sie nur nicht, daß ernstes Studium und tiefe Gelehrsamkeit bey uns so weit verbreitet sind, als in Deutschland! Bey weitem die Meisten studiren hier, um ihr nothdürftiges Examen zu machen und angestellt zu werden. Hat man nun eine Stelle, so studirt man noch ein wenig, um eine einträglichere zu bekommen; dann aber läßt man seine Wissenschaft oder Kunst liegen und lebt und genießt. Ein großer Name, ein glänzender Ruf gehört auch zu den einträglichen Stellen. Aber nur selten gelangt das ächte Verdienst dazu; man muß, um hier gekannt und genannt zu seyn, von einer Kotterie beschützt, gehoben und getragen werden. Es gibt keinen andern Weg zu Ruhm und Ehre. Ja, es gehört schon Gunst und Protektion dazu, um daß nur ein Werk in irgend einem bedeutenden öffentlichen Blatte angezeigt werde. Und nun verbreitete er sich über die Verderblichkeit der Alles verschlingenden Centralstadt, über das weithin Alles ertödtende Paris, wovon noch später in diesen Aphorismen die Rede seyn soll. — Aus diesen und ähnlichen Aeußerungen, die man hier nicht selten hört, geht hervor, daß die Franzosen so eben beginnen, auf sich selbst zu reflektiren, sich selbst kennen zu lernen. Zu einer solchen Selbstkenntniß gehören aber Vergleichungspunkte, Gegenbilder. Sie sind nur in fremden Volks-Individualitäten zu finden; und dieß ist ein Studium, welches die französische Nation bisher nicht gründlich und noch weniger allgemein betrieben hat.

Die Franzosen nennen Deutschland den Norden. — Wir hätten mehr Recht, Frankreich so zu nennen. Alles, was bey uns siedet und wallt, und strömt und wogt, wenn auch vielleicht noch allzu chaotisch, Philosophie und Dichtkunst, Moral und Theologie — das ist hier zu festen Formen gefroren. Ja, Großmuth selbst und Vaterlandsliebe, die Bande der Freundschaft und der Natur bilden hier regelmäßige, inmitten der Bewegung erstarrte, Krystallisationen. Wie jener Normaleiszapfen, so müssen die Thränen des Mitleids aussehen; nicht anders darf eine Herzensergießung seyn, als jener gefrorne Wasserfall und nicht anders ein edles leidenschaftliches Aufbrausen, als jener zu Eis erstarrter Springbrunnen. Die Liebe selbst, obgleich sie in keine regelrechte Form zu zwängen ist, muß doch die Eisblumen an den gefrornen Fenstern des Salons zum Muster nehmen. Kurz Alles, was eigenthümlich ist, ist nicht comme il faut. Dieses comme il faut ist aber der Gefrierpunkt des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft; und da nichts sich über diesen Gefrierpunkt erheben darf, so kann man Frankreich mit Recht den Norden nennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 4. 11. und 18. Juni.

In den Bädern des Caracalla werden schon seit einiger Zeit auf Kosten eines gewissen Grafen aus Vicenza, dem der jezige Grundeigenthümer die Erlaubniß dazu verkauft hat, Nachgrabungen angestellt. Was gefunden wird, gehört dem Grafen, und kann demnach von demselben außer Landes geschafft, oder sonst nach Gutdünken veräußert werden. Man muß sich billig wundern, daß die hiesige Alterthümerkommission zu diesem Handel ihre Einwilligung gegeben hat. Darf sie es mit Gleichgültigkeit ansehen, daß eine oder die andere Antike von Werth, wenn deren ja aufgefunden werden sollte, außer Landes geschafft werde, und also für Rom verloren gehe? Bis jezt ist freylich noch nichts gefunden, was der Mühe verlohnte; aber die Möglichkeit, daß die Nachgrabungen für die Folge glücklicher ausfallen können, ist doch vorhanden. Die nähere Untersuchung dieser Bäder bietet eine Sonderbarkeit dar, welche sich auch an andern antiken Gebäuden mehr oder weniger bemerkbar macht, nämlich die geringe Anzahl und ungemeine Schmalheit und Unbequemlichkeit der Treppen. In der ganzen ungeheuern Anzahl der noch vorhandenen, mehr oder mindern verfallenen Gebäude der besagten Bäder werden jezt nur noch drey Treppen gefunden, und diese (durchgängig sogenannte Schneckentreppen) sind so schmal, daß jedesmal nur eine einzige Person hinauf- oder heruntersteigen kann. Man sollte fast glauben, es wären geheime Treppen, wenn ihnen nicht im Innern, dadurch, daß sie an der Mauer weglaufen, ohne sich um einen in der Mitte stehenden Pfeiler zu schlängeln, ein zu großer Raum angewiesen wäre. Eine vierte gerade, etwa zehn Stufen enthaltende Treppe führt in ein's jener runden Zimmer, wie wir sie häufig in den Bädern, auch im kaiserlichen Pallaste auf dem palatinischen Berge, finden. Treppe und Zimmer sind gleich sehr merkwürdig. Erstere ist noch schmäler, und durchaus nur für eine Person, auch die Stufen noch höher, so daß man fast glauben sollte, die Römer hätten kleine Riesen seyn müssen, um so hohe Stufen ohne Unbequemlichkeit auf- und abzusteigen. Das Zimmer hat eine runde Oeffnung in der Decke. Was bedeutet diese? Der geistvolle Alterthumskenner, Hr. Fea, hat sie zwar, so viel mir bekannt ist, nicht gedruckt, aber doch mündlich für einen Rauchfang erklärt. Gott segne Herrn Fea seine Studien! Wenn die nordamerikanischen Wilden den Rauch zu Thür und Fenster hinausgehen lassen, ohne einen Schornstein zu bauen; so begreifen wir das Warum. Aber die üppigen, luxuriösen Römer sollten, selbst in der Epoche ihres höchsten Glanzes, an Geist und Nase dergestalt abgestumpft gewesen seyn, um eines Theils keinen Rauchfang bauen zu können, und andern Theils sich vom Rauche ersticken zu lassen, ohne incommodirt zu werden? Diese Oeffnungen sind, meines Dafürhaltens, nichts anders als Löcher, zu welchen das Licht in die Zimmer herabfiel. Denn da die Wohnzimmer der Römer so gebaut waren, daß sie nicht unmittelbar durch Fenster von außen her, sondern vom Corridore, der innerhalb des Hofes vor den Gemächern herlief, durch die Thür erhellt wurden, mithin dem Blicke der Neugierigen mehr, als unsere modernen Wohnungen, ausgesezt waren; so bedurften sie, wenn sie ungesehen seyn wollten,

Gemächer, welche ihr Licht nicht durch die Thüre, sondern von der Decke herab, erhielten. Ich glaube daher, daß alle dergleichen Zimmer nichts weiter als Absonderungsgemächer sind, in welche der Herr des Hauses, von seinen Sklaven unbelauscht, sich zurückziehen konnte. Ich wiederhole bey dieser Gelegenheit, daß die Römer in ihren Zimmern durchaus keine Vorrichtungen zur Heizung derselben hatten, sondern nothfalls sich im Corridore, oder vielleicht auch im Hofe bey einer Feuerpfanne (Focus) erwärmten. Wer weiß, ob jene Zimmer mit der runden Oeffnung in der Decke nicht auch Badezimmer gewesen sind? Daß sie zu einem besondern Gebrauche bestimmt waren, ergibt sich ohne allen Widerspruch nicht allein aus der erwähnten Oeffnung (denn diese könnte vielleicht, wie schon gesagt, durch die Lage bedingt worden seyn), sondern aus der geringen Höhe und Größe: sie haben, rund oder viereckig, kaum dreyßig mittlere Fuß im Durchmesser, und ungefähr halb so viel in der Höhe. Es ist häufig die Frage aufgeworfen, warum die Römer, statt ihre Zimmer nach heutiger Art von außen her unmittelbar durch Fenster zu leuchten, das Licht vielmehr vom Corridore her durch die Thür eingelassen, und somit jene ohne Noth mehr oder weniger verdunkelt hätten? Man hat darauf geantwortet, es sey geschehen, um die Lage der Zimmer desto kühler zu machen. Mich dünkt diese Erklärung durchaus grundlos, denn die Zimmer waren schon durch ihre ungemeine Höhe und Größe vor der Hitze geschüzt. Ein anderer Grund könnte die Abneigung vor zu hellem Sonnenlicht seyn, welche noch heutiges Tages bey den Römern so groß, daß sie, selbst wenn die Sonne nicht scheint, und sogar im Winter, meistens ein bloßes Helldunkel im Zimmer erhalten, worin sie (die Männer lesend und schreibend, und die Weiber mit der feinsten Nätherey beschäftigt) sehr gut sehen, welches aber den Nordländer, ehe er sich daran gewöhnt, in eine absolute Unthätigkeit versezt. Mich dünkt dieser Widerwille gegen das Licht, welchen die Römer mit allen Orientalen und Südländern theilen, weniger in einer physischen als moralischen Ursache zu liegen: der Mensch sucht sich dem, was er besizt, durch die Gewohnheit des Genusses abgestumpft, zu entziehen, und den entgegengesezten Genuß zu verschaffen. Es ist eine bekannte Erscheinung, von der sich jeder, der in Rom lebt, überzeugen kann, daß die Römer, in Verzweiflung und wie auf den Kopf geschlagen, wenn der Himmel auch nur mit dem leichtesten Gewölk bedeckt ist, sich jedoch gegen die Sonne so hermetisch als möglich verwahren. Daß es nicht die Hitze, sondern das Licht ist, welches ihnen jene unerträglich macht, ergibt sich daraus, daß sie sie selbst in den kühlsten Wintertagen von den Zimmern abzuhalten suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, 13. Juni.

Unter der Menge der vornehmen Gäste des Auslandes, die hier jezt in unsrer Kaiserstadt, wegen der schon ganz nah festgesezt gewesenen, und des unvermuthet eingetretenen Trauerfalls wegen wieder auf einige Monate ausgesezten Krönungsfeyer weilen, zeichnen wir in wissenschaftlicher Rücksicht Herrn Ancelot, Bibliothekar Sr. Majestät des Königs Karls des X., Ritters der Ehrenlegion, einen der ersten jezt lebenden Literaten und Dichter Frankreichs, vor allen andern aus. Durch seine Trauerspiele, Ludwig der Neunte, Fiesco, Ebroin, le maire du Palais, und sein herrliches Gedicht: Maria von Brabant, erwarb er sich bekanntlich einen rühmlichen Platz in der neuern klassischen Literatur Frankreichs.

Zu den jezt dastehenden schönsten Denkmälern, mit denen Alexanders lezte Regierungsjahre seine geliebte Geburts- und Residenzstadt so reichlich zierten, gehört unstreitig die wenige Wochen vor seiner Abreise nach Taganrog erst vollendete neue Brücke über den Newastrom, die vom Suwarowsplatze zur Festung führt, über sie wurde seine irdische Hülle an diesem 25sten März ihrer lezten Ruhestätte zugeführt. Die Brücke zieht durch ihre, in der That äußerst schöne und elegante Bauart die Blicke aller Bewohner auf sich, und vergleicht man sie erst mit den ältern hier vorhandnen, so gewahrt man die außerordentlichen Fortschritte, die dieser Theil der Ingenieursbaukunst in den lezten Jahren bey uns gemacht hat. Sie hat eine ungewöhnliche Länge, und ist breiter denn alle übrigen, dabey aber von unvergleichlicher Gleichartigkeit in allen Theilen. Von den beyden entgegengesezten Ufern gewährt sie dem Zuschauer einen imposant schönen Anblick.

Endlich haben wir wiederum nach einer vieljährigen Suspension eine feyerliche Jahresversammlung der hiesigen Universität erlebt. Sie fand am ersten dieses, im Beyseyn des Ministers des öffentlichen Unterrichts, Admirals Schischkow, und einer zahlreichen Versammlung statt. Sie wurde mit einer, von dem Professor Butyrski verlesenen Abhandlung, in der das Universitätskonseil Rechenschaft von seinen bisher geleisteten Arbeiten gab, eröffnet; doch da diese bis jezt noch nicht durch den Druck zur offiziellen allgemeinen Kunde gekommen ist, erfahren wir immer nur wenig von ihrer innern Organisation und ihren bisher zurückgelegten scientifischen Fortschritten. Darauf hielt Professor Degoure *) in französischer Sprache einen Vortrag, der zum Gegenstande den Einfluß wissenschaftlicher Bildung auf die Lage der Völker hatte. Professor Polmatschew hielt in russischer Sprache eine Rede, die ganz dem Andenken des verewigten Kaisers Alexander geweiht war. Sie rührte alle Anwesende tief, denn die in derselben ausgesprochenen Wehklagen, der gerechte Zoll der Dankbarkeit, den alle vaterländischen Lehranstalten seinem Namen darbringen müssen, hallen in den Gefühlen aller Gebildeten nach. Es darf hier nicht unbemerkt gelassen werden, daß gleiche Gedächtnißfeste dankbarer Rückerinnerung an Alexanders pflegende Vaterliebe, auch die Universitäten zu Dorpat und Moskau begingen; erstre an seinem einstigen Lebensfeste, am 24sten December 1825, leztre an ihrem Stiftungstage, am 24sten Januar dieses Jahrs. Die Sitzung der hiesigen Universität beschloß der obengedachte Professor Butyrski durch einen Vortrag, den er über die Poesie im Allgemeinen gab.

Am ersten April hielt die im vergangenen Jahre bey dem Bergwerksdepartement etablirte gelehrte Komität im Konferenzsaale des Bergkorps eine außerordentliche Versammlung unter dem Vorsitze ihres Präsidenten, des wirklichen Staatsraths Karnejew. Leztrer eröffnete sie mit einer Rede, in der er dem Andenken des verewigten Kaisers Alexander, auch für das Emporblühn der verschiedenen, im Reiche bestehenden Bergwerks-Institute, den gerechten Tribut der Dankbarkeit brachte, von den der Komität zum Grunde gelegten nützlichen Zwecken und von den in dieser Hinsicht durch ihre Mitglieder im verlaufenen Jahre geleisteten Arbeiten sprach. Die von dieser Komität im vorigen Jahre begonnene Redaktion des Journals für Bergwerkskunde, (im Cyclus der russischen Journalistik eines der bessern und vorzüglichern) zählte im Jahr 1825 1093 Pränumeranten, die Redaktion nahm für dasselbe an Beyträgen 25,640 Rubel ein, und behielt nach Bestreitung aller Ausgaben baar in Kassa 13,500 Rubel.

(Der Beschluß folgt.)

*) Gegenwärtiger Rektor der Universität.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 172.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 20. Juli 1826.

Wenn du willst in Menschenherzen
Alle Saiten rühren an,
Stimme an den Ton der Schmerzen,
Nicht der Freude Klang stimm' an.

Rückert.

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Fortsetzung.)

Endlich bricht der Tag an, welchen Aben-Hamet zu seiner Abreise bestimmt hat, und er besteigt das Schiff, welches ihn nach Malaga tragen soll. Mit welcher Freude und zugleich mit welcher Furcht erblickt er die ersten Vorgebirge Spaniens! Wird Blanca an diesen Ufern seiner harren? Wird sie sich noch des armen Arabers erinnern, der, auch in der Entfernung, nicht aufgehört hat, sie anzubeten und den Palmbäumen der Wüste ihren Namen tausendmal wiederholt hat?

Doch wie hätte die Tochter des Herzogs von Santa-Fé, wie hätte die Spanierin ihren Schwüren untreu werden sollen! Sie hatte im Gegentheil ihren Vater ersucht, sie nach Malaga zu führen; von der Höhe jener Küste suchten ihre Augen die fernen Schiffe und die flüchtigen Segel; nicht Gefahren und unwegsame Klippen fürchtend, freute es sie, sich dem Regen der schäumenden Brandung auszusetzen, sich in denselben Wellen zu baden, mit demselben Winde zu kämpfen, mit denen Aben-Hamets Schiff zu ringen hatte. Sah sie die klagende Mewe mit ihren großen gekrümmten Flügeln die Oberfläche des Meeres berühren, indem sie, das Land fliehend, gegen Afrika hinzog, so trugen ihr ihre Gedanken das innige Wort der Liebe und die kühnsten Wünsche auf, die aus einem von Sehnsucht verzehrten Herzen kommen, um sie dem Geliebten zu hinterbringen.

Eines Tages irrte sie, ihrer Gewohnheit gemäß, auf dem Sand des Ufers umher, da gewahrte sie eine lange Barke mit hochgebautem Vordertheil, die schiefe Segelstange mit dem lateinischen Segel verrieth den eleganten Geist maurischer Sitte. Schnell richtet jezt Blanca ihre Schritte zum Hafen und bald sieht sie das Schiff ankommen, unter dessen eilendem Kiel sich die Wellen schäumend kräuseln. Ein prächtig gekleideter Maure stand auf dem Vordertheil und hinter ihm zwey schwarze Sklaven, welche ein muthig wieherndes arabisches Pferd kaum zu bändigen vermochten, das mit sprühenden Augen und aufgerissener Nase seine Furcht vor dem Wasser und seine Sehnsucht nach dem festen Boden zu erkennen gab, den sein flüchtiger Huf zu betreten schon bereit war. Jezt nähert sich die Barke, sie zieht die Segel ein und stößt an das Land. In Sprüngen und Sätzen freut sich der Renner des festen Landes, während Sklaven einen Korb sanft zur Erde niedersetzen, in welchem auf Palmblättern eine Gazelle ruht. Ihre zartgebildeten Beine waren in dem Korbe festgebunden, in der Furcht, daß zu heftige Bewegungen des Schiffes ihnen sonst Schaden bringen möchten. Ein Halsband von Aloegranaten trug sie um den Hals, und auf einer Goldplatte, welche beyde Enden desselben vereinigte, war ein Name und ein Spruch eingegraben.

Blanca erkennt Aben-Hamet, aber um sich und ihre Gefühle vor der Menge nicht zu verrathen, entfernt sie sich schnell und schickt eine ihrer Frauen, um dem Geliebten zu sagen, daß sie ihn in dem Kan der Mauren er-

wartet. In diesem Augenblick befand sich Aben-Hamet in dem Hause des Gouverneurs, um ihm seinen Ferman vorzulegen, der in himmelblauen Buchstaben auf köstliches Pergament geschrieben und in ein seidenes Futter eingeschlossen war.

Nicht sobald war diese Feyerlichkeit beseitigt, so gibt sich Blanca's Zofe zu erkennen, und Aben-Hamet folgt ihr in freudiger Hast, um zu den Füßen der Geliebten seines Herzens zu eilen. Die Feder vermag weder ihre Freude zu beschreiben, als sie sich Beyde in Treue wiederfanden, noch viel weniger aber vermag sie die neuen Versicherungen ewiger Liebe in Worten auszusprechen!

Ihrem Gebieter folgen nun die schwarzen Sklaven, an der Hand das flüchtige numidische Roß führend, dessen Rücken anstatt des Sattels eine Löwenhaut trägt. Auch die zarte, leichtfüßige Gazelle wird hergebracht. „Sultanin, spricht Aben-Hamet, siehe hier das Reh meines Landes, fast ist es so leicht wie du.“ Blanca selbst beeilt sich nun, das niedliche Thier loszubinden, das ihr dafür mit dem freundlichen Blick seiner sanften Augen zu danken scheint. Die Tochter des Herzogs von Santa-Fé hatte während der Abwesenheit des Abenceragen das Arabische gelernt; wie überrascht und gerührt ward sie nun, als sie auf dem Halsband der Gazelle ihren eigenen Namen eingegraben fand. Von dem langen unwillkürlichen Lager geschwächt, konnte sich das zarte Thier nicht auf seinen Beinen aufrechthalten; aber es fand zu den Füßen der schönen Spanierin und den Kopf in ihrem Schooß eine lockende Ruhestätte. Blanca hörte nicht auf, es zu liebkosen und ihm frische Datteln zu reichen. Der fremdartige Geruch des Aloeholzes und der Rose von Tunis hatte sich noch nicht aus dem feinen Felle dieses Kindes der Wüste verloren.

Bald begab sich der Herzog von Santa-Fé mit seiner Tochter und dem Abenceragen auf den Weg nach Granada. Dort vergingen dem glücklichen Paare die Tage gleich heiter und schnell wie das vergangene Jahr. Dieselben Spaziergänge, derselbe Kummer beym Anblick des verlornen Vaterlandes, dieselbe Liebe, oder vielmehr immer zunehmende, immer getheilte Liebe und immer gleich feste Anhänglichkeit beyder Liebenden an die Religion ihrer Väter. „Erkenne Christ den Heiland,“ sagte Blanca, „lerne das Gesetz des Propheten kennen,“ sprach Aben-Hamet; und noch Einmal trennten sie sich, ohne daß die Leidenschaft, welche Beyde aneinander fesselte, ihren Glauben überwunden hätte.

Zum dritten Mal kehrte Aben-Hamet nach Spanien zurück, ähnlich jenen Zugvögeln, welche der Frühling immer wieder in unsere Gegenden zurückführt. Dieses Mal fand er aber nur einen Brief von Blanca, der den treuen Araber unterrichtete, daß ihr Vater nach Madrid abgereist, ihr Bruder Carlos aber in Begleitung eines gefangenen Franzosen, seines Freundes, in Granada angekommen sey. Beym Lesen dieses Briefes fühlte der Maure sein Herz sich krampfhaft zusammenziehen, und die traurigsten Ahnungen verfolgten ihn auf dem ganzen Weg von Malaga nach Granada. Die Berge hatten ihm nie so einsam und abschreckend geschienen, und mehrere Male wandte er sich, um nach der Meeresfläche zu schauen, deren ruhigen Spiegel er durchsegelt hatte.

Während der Abwesenheit ihres Vaters hätte aber Blanca ihren Bruder, ihren geliebten Bruder unmöglich verlassen können, welcher sich zu ihren Gunsten aller Güter beraubt hatte, und den sie seit sieben Jahren zum ersten Mal wieder im väterlichen Hause bewirthen durfte. Don Carlos besaß all den Muth und den Stolz, der seiner Nation eigenthümlich ist; er hatte seine ersten Waffenthaten im Heere jener Eroberer der neuen Welt verrichtet, und konnte furchtbar genannt werden wie sie; überdieß war er übertrieben religiös, und wie alle geistlichen Ritter nährte er, seinem Ordensgelübde getreu, unauslöschlichen Haß gegen die Ungläubigen, ein Haß, den der Urenkel Cid's vielleicht auch mit dem Blut jenes Helden geerbt hatte.

Thomas von Lautree, aus dem Hause Foix, in welchem die Schönheit der Frauen und die Tapferkeit der Männer für erbliche Eigenschaften gehalten wurden, war der jüngere Bruder der Gräfin von Foix und des braven, aber unglücklichen Odet von Foix, Herrn von Lautrec. Schon in einem Alter von achtzehn Jahren war dieser Thomas von dem berühmten Bayard bey jenem schrecklichen Rückzug, der dem Ritter ohne Furcht und Tadel das Leben kostete, zum Ritter geschlagen worden. Kurze Zeit nachher war Thomas mit Wunden besäet zu Pavia gefangen genommen worden, als er eben den ritterlichen König vertheidigte, der dort Alles verlor, fors l'honneur.

Carlos von Bivar, der Zeuge von Lautrec's Tapferkeit gewesen, hatte sich des verwundeten jungen Franzosen angenommen, und bald hatte sich zwischen Beyden eine ritterliche Freundschaft entwickelt, gestützt auf gegenseitige Achtung und Tugend. Franz I war zwar wieder nach Frankreich zurückgekehrt, aber noch hielt Karl V. die übrigen gefangenen Franzosen zurück. Lautrec hatte die Ehre gehabt, die Gefangenschaft seines Königs zu theilen und während dieser Zeit zu dessen Füßen zu schlafen. Nach des Königs Abreise war ihm auf sein Ehrenwort erlaubt worden, bey Don Carlos zu verweilen, welcher ihn mit sich nach Granada geführt hatte.

In dem Augenblick, wo Aben-Hamet im Pallast des Herzogs von Santa Fé angekommen, in den Saal eingeführt wurde, in welchem sich Blanca aufzuhalten pflegte, empfand er ein drückendes Gefühl, das er bis daher nicht gekannt hatte.

Er fand aber neben Donna Blanca einen jungen Mann, der mit der Haltung eines Liebenden und in eine Art von Entzücken versunken, sie unaufhörlich anblickte. Die Kleidung desselben bestund in Beinkleidern von Büffelleder, einem Reiterwamms von gleicher Farbe, welches durch eine Leibbinde festgehalten war, an der sein Schwert hing. Ein seidner Mantel war um seine Schultern geschlagen und seine Kopfbedeckung war ein Hut mit schmalem Rande. Eine auf die Brust herntergeschlagene Spitzenkrause ließ seinen bloßen Hals sehen. Der schwarze Schnauzbart gab seinen sanften Zügen einen männlichen, kriegerischen Ausdruck. Auf weitem in Falten herunterfallendem Stiefel trug er den goldenen Sporn als Zeichen der Ritterschaft.

In einiger Entfernung erblickte Aben-Hamet einen andern ernstern Ritter, stehend und gestüzt auf den mit dem Kreuze versehenen Griff seines langen Schwerdtes. Seine Kleidung war von gleichem Schnitt wie die des ersten Ritters, aber er schien älter als dieser. Strenge Züge, verbunden mit einem herrischen, leidenschaftlichen Ausdruck, erweckten Achtung und Furcht. Das rothe Kreuz des Ritterordens von Calatrava trug er auf dem Wammis mit der bekannten Umschrift: „Für sie und meinen König."

Als Blanca Aben-Hamet erblickte, entfuhr ein unwillkürlicher Ausruf ihrem schönen Munde. „Ritter, sagte sie, seht hier den Ungläubigen, von welchem ich Euch schon so Vieles erzählt habe. Auch zweifelt nicht, daß er siegbaft sey. Die Abenceragen waren wie er, und kein Ritter hat diese je an Muth, ritterlichem Sinn und feiner Lebensart übertroffen."

Don Carlos trat Aben-Hamet entgegen: „Herr Maure, sprach er, mein Vater und meine Schwester haben mir Euren Namen genannt und mir gesagt, daß man Euer Geschlecht für edel und tapfer zu halten alle Ursache habe. Ihr selbst zeichnet Euch durch ritterliche Höflichkeit und edle Sitten aus. Wohlan, mein Herr, Karl V. wird bald mit mächtigem Kriegeszug nach Tunis schiffen, dort, hoffe ich, begegnen wir uns dann auf dem Felde der Ehre."

Aben-Hamet aber, anstatt aller Antwort, legte die Hand auf sein Herz und ließ sich nach morgenländischer Art und schweigend auf den Teppich nieder, die Augen unverrückt auf Blanca und Lautrec gerichtet. Lezterer betrachtete bewundernd und mit der seinem Volke eigenthümlichen Neugierde, die prachtvolle Kleidung, die glänzenden Waffen und die einnehmende Schönheit des Mauren. Blanca schien am ruhigsten von allen und keineswegs verlegen; der ganze Ausdruck ihrer Seele lag in ihren Augen, denn die freymüthige und wahre Spanierin hatte keinen Grund, das Geheimniß ihres Herzens zu verbergen. Nach einigem Stillschweigen erhob sich Aben-Hamet, neigte sich vor der Tochter Don Rodrigo's und entfernte sich wieder. Ueberrascht von der edeln Haltung des Mauren ebensowohl als von den zärtlichen Blicken Blanca's entfernte auch Lautrec sich, nicht ohne schmerzhafte Vermuthungen, welche bald zur schrecklichsten Gewißheit wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 4. 11. und 18. Juni.

(Fortsezung.)

Das recitirende Schauspiel hat in den lezten Wochen mehrere Stücke gegeben, welche an sich selbst, besonders aber durch ihr eigenthümliches Spiel, für das deutsche Publikum Interesse haben dürften, weßwegen ich mich auch ausführlicher als gewöhnlich bey ähnlichen Gegenständen, dabey verweilen will. Zuerst bemerke ich, daß die vollendetste schauspielkünstlerische Darstellung, welche mir in irgend einem Lande, und in irgend einer der verschiedenen dramatischen Gattungen vorgekommen ist, vor einigen Tagen auf dem Theater von der Rastopuloschen Truppe stattgefunden hat. Darüber werden sich meine Leser wundern. Nichts destoweniger sage ich noch einmal, daß diese Vorstellung die vollendetste gewesen ist, welche ich je gesehen, daß sie vollendeter gewesen ist, als ich je geglaubt habe, daß es dergleichen geben könnte. Das Stück war Gli Amanti, von Goldoni. Bekanntlich dreht sich diese Komödie um die Eifersüchteley eines Liebespaars, ohne alle und jede weitere Intrigue, in drey lange Akte ausgesponnen, deren sechs Hauptscenen nichts weiter als Wiederholungen einer der andern, das heißt, Streit und wieder Streit und abermals Streit zwischen den beyden Verliebten sind. Dieser Umstand allein erweist die große Meisterschaft Goldoni's, denn nur ein Meister, der die Natur in der Natur, und nicht in hyperboräischen Kunsttheorien, oder gar auf die Tortur gespannt, beobachtet, nur ein solcher vermag einer einzigen Leidenschaft, ohne alle äußere Hülfsmittel, als da sind, Sentimentalität, oder grausende Verbrechen, oder Deklamationen gegen oder für eine oder die andere Zeitsitte, oder Zeitmeynung, oder Schicksalsspuk u. s. w.; dergestalt in ihren innersten Zügen nachzuspüren, um ein ganzes Stück bloß mit den unmittelbarsten Aeußerungen derselben anzufüllen. Daß das genannte, so wie eine Menge anderer Goldonischen Stücke derselben Gattung, das Glück, welches sie fortwährend, ja man sollte fast sagen, von Tag zu Tage immer mehr auf den italienischen Bühnen machen, nicht bloß einem vortrefflichen Spiele zu verdanken haben, davon zeigt der Beyfall, welchen sie, selbst von mittelmäßigen Schauspielern dargestellt, erhalten. Ich wünschte, daß es thunlich und hier an Ort und Stelle wäre, eine vollständige Analyse der merkwürdigen Darstellung dieser Amanti auf dem hiesigen Theater zu liefern. Indessen mögen einige wenige Andeutungen genügen. Die Grundlage des Spiels war die höchste denkbarste Natürlichkeit, eine Natürlichkeit, welche ich, um ihren himmelweiten Abstand von dem, was man in Deutschland und Frankreich so nennt, zu bezeichnen, recht trivial die natürliche Natürlichkeit, im Gegensatze mit der gesellschaftlichen der Franzosen, und mit der eingetrichterten der Deutschen, nennen möchte, eine Natürlichkeit, von welcher man im Auslande, wo die Menschen, der wirklichen Natur mehr oder weniger entfremdet, bloß Gebilde der gesellschaftlichen Angewöhnungen sind, gar keinen Begriff hat, und welche daselbst auch nicht gefallen würde, wenn nicht das ursprünglich und unbedingt Wahre, in den menschlichen Wahrnehmungen allenthalben unter dersel-

den Form erscheinend, allenthalben dasselbe Wohlgefallen erwecken, und also dort auch jene unmittelbare Natürlichkeit ansprechen müßte. Ich will einige Beyspiele anführen, um die Sache wenigstens materiell deutlich zu machen. Der Jüngling, von der Eifersüchteley seiner Geliebten und den daraus entspringenden Beleidigungen bis in's innerste Mark gepeinigt, sizt, während der Vorwürfe und dem Hohne und Spott, mit welchen sie ihn überhäuft, in stiller, innerlicher Verzweiflung da, von Liebe und Gutmüthigkeit zugleich abgehalten, Hand an sie zu legen, aber der inneren Wuth vergebens gebietend. Seine Hand wühlt im Busen, wo er, statt des Herzens, welches er sich zerfleischen möchte, Anfangs den Busenstreif, dann das Halstuch packt, und sie zerreißt, dann nach der Kehle faßt, und sie sich zusammenzuschnüren sucht, endlich aber, gleichsam wie vom Zufalle geleitet, ein Messer in seiner Westentasche findet, es öffnet, und eben im Begriffe steht, es sich heimlich in's Herz zu bohren, als die Geliebte, durch das lange dumpfe Schweigen des Jünglings aufmerksam gemacht, und seine Geberden verfolgend, mit einem Schrey des Entsetzens aufspringt, ihm das Messer entreißt, und es weit weg in die entgegengesezte Ecke des Zimmers werfend, ihm um den Hals fällt, und unter Thränen und Schluchzen verspricht, ihn nie wieder durch ihre Eifersucht zu quälen. Ihr armseligen deutschen Schauspieler, denen, statt des wahren Feuers der Leidenschaft, nur das Strohfeuer durch Kunstspekulation erdrechselter Gefühle zu Gebote steht, kommt und seht diese Scene, die allerwirksamste, welche mir je in meinem Leben vorgekommen ist, und gesteht, daß eure Leistungen, in Vergleich mit diesem Spiele, nur mechanische Geberden, nur Puppenspiel sind! Niemand glaube, daß hier vom Ueberbieten physischer, ja nicht einmal moralischer Mittel die Rede ist: Alles wird durch die Intensivität der Leidenschaft, und ohne alle andere, als die allernothwendigste accessorische äußere und innere Geberde dargestellt. Eine zweyte Scene, welche sich dieser in der Bedeutung anschließt, ist nicht minder effektvoll: Die Geliebte, vom Scheine und ihrem Hange zur Eifersucht getäuscht, ihren Geliebten von Neuem untreu glaubend, stürzt wüthend im Zimmer umher, das Messer suchend, welches sie ihm vorher entrissen hat, jezt aber zurückgeben will, damit er von seinen eigenen Händen den Lohn seiner Treulosigkeit empfange. Des Gegenstandes nicht ganz unkundig, und ihm von meiner frühesten Jugend auf zugethan, habe ich, wie schon gesagt, bis zu dieser Vorstellung nicht geglaubt, daß die Schauspielkunst ähnlicher Wirkungen fähig sey.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, 13. Juni.

(Beschluß.)

Die projektirte Organisation der verschiedenen gelehrten Sektionen in den innern Bergwerksstädten, die alle mit der hiesigen Central-Komität in ununterbrochenem wissenschaftlichen Schriftwechsel stehn, ist nun vollzogen, und hat den erwünschtesten Fortgang. Von ihnen wurden der Redaktion des Journals für Bergwerkskunde mehr denn hunderte die Tendenz desselben einschlagende Artikel mitgetheilt, und der Aufnahme würdig befunden. Bey gegenwärtiger Versammlung wurde der Komität Bericht von der Arbeit abgestattet, mit denen sich die Sektionen für Bergwerkkunde, zu Jekaterinenburg, Goroblagodat, Slatoust, Olonez, Kamsko-Wotkinsk, und die bey den Salzwerks-Administrationen von Staraja-Rußa, Deduchin und in der Krimm errichtet, im vorigen Jahre beschäftigt hatten. Die erstern hatten sich bey ihren Arbeiten vorzüglich mit einer Untersuchung der verschiedenen Hypothesen und Theorien, über den Ursprung des Goldsandes am Ural, der Mittel zur leichtern Gewinnung dieses Metalls, und einer allgemeinern Vervollkommnung der dahin einschlagenden Arbeiten beschäftigt. Die Versammlung endete gegenwärtige Sizung durch die Vorlesung zweyer Artikel, die deren Mitglieder aus dem Innern eingesandt hatten; über den Bernstein, und über die im chemischen System der Mineralogie eingetretenen Veränderungen von H. de Calvais. Viel Gutes läßt sich mit Recht bald von diesen, erst seit einem Jahr hier und in den innern Provinzen bestehenden Berg- und Salzwerks-Gesellschaften erwarten, da dieser Fächer kundige und umsichtige Männer an ihrer Spize stehn. Sie werden vorzüglich bald eine bessere Reform dem Berg- und Minenbau bey uns in Rußland geben, die bisher von Unkundigen betrieben und verwaltet, nie der Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen, sondern größtentheils die Sache des Mechanismus waren, und also oft große Verwahrlosungen herbeyführen mußten; dennoch verdient gerade dieser Zweig der Staatsökonomie eine der größten Beherzigungen, da die Regierung gerade ihm, wie die neuesten Data der Zeit uns beweisen, ihre reichhaltigste Einnahme verdankt. — Eine ganz neue Verordnung unsrer Regierung vom 2ten April dieses Jahrs wird unstreitig auch viel zum höhern Emporkommen des Bergwerks-Wesens und seiner Administration beytragen. Ihr zufolge soll künftig das Dienstavancement der bey den Behörden des Berg- und Salzwesens attaschirten Beamten nicht mehr von der Protektion der Obern, nicht mehr von der festgesezten Zahl der Dienstjahre, auch nicht mehr von der Vorzeigung inländischer Universitätszeugnisse, wie dieß für die übrigen Zweige des Civildienstes vorgeschrieben ist, sondern lediglich von der Distinktion, von den bewährten Talenten der Dienenden in spezieller Beziehung auf ihr Fach, abhängen, und in solchen Fällen durch das Ballottement aller übrigen Dienstkollegen, mit Bestätigung des Finanzministers entschieden werden. Nach eben dieser Verordnung werden die den Zöglingen der Pensionnate der hiesigen, der moskau'schen Universität, und des Zarskoeselo'schen Lyceums früher verliehenen Rangsprärogative, auch auf die Zöglinge des hiesigen Bergkorps ausgedehnt; leztre sollen bey allen künftig zu besezenden Vakanzen in den Verwaltungszweigen des Berg- und Salzwesens vor allen Staatsdienern den Vorrang haben, was gewiß nicht mehr denn billig ist, da die Regierung jene Jünglinge mit Darbringung großer Opfer ausschließlich für diese Fächer erziehen läßt. — Alle diese heilsamen Einrichtungen der neuesten Zeit verdanken wir dem für das Beste des Staatsintresses unermüdet thätig besorgten Finanzminister, Herrn von Cankrin, der mit weiser Umsicht und Energie in allen Zweigen seines ausgebreiteten Ministeriums, statt der frühern mechanischen Verwaltungsformen ein geist- und nuzvolleres Verwaltungssystem eintreten läßt, das in harmonischer Tendenz sein unverrücktes Ziel verfolgt, und bey dem entschlossenen Muthe des Hrn. von Cankrin gewiß erreichen wird. Bey möglichster Schonung der Staatsökonomie, alle bisher schlummernden Staatskräfte zu wecken, in's Leben zu fördern, sie für's öffentliche Wohl nuzbar zu machen, und dadurch die Staats- und Nationalwohlfahrt zu einem möglichst hohen Flor selbstständiger Existenz zu bringen, wie es die Konjunkturen unsers Zeitalters gestatten wollen, ist sein unveränderliches Augenmerk.

B***g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 21. Juli 1826.

Und wäre dieß
Das Paradies,
Sollt' ich darin gefangen seyn,
Wär's wohler mir in Wüsteney'n.

A.

Die Havana und Cuba.

(Fortsetzung von N. 164.)

Das Innere der Häuser.

Der unangenehme Eindruck, den die Häuser der Havana beym ersten Anblick auf mich gemacht haben, hat sich nach und nach verloren; das Innere derselben ist im Ganzen sehr bequem und freundlich eingerichtet; besonders sieht man darauf, dasselbe kühl und luftig zu halten. Viele Häuser haben nur ein Stockwerk, alle aber haben einen Hof (patio) und einen Vorplatz (vestibule-zaguan). Rings um den Hof sind bedeckte Gänge, oft von sehr zierlichen Säulen getragen; in vielen Häusern bildet der Hof einen Blumengarten, wo die Wohlgerüche und die Farbenpracht der Blumen beyder Welttheile miteinander wetteifern. Sehr schlechte Freskogemälde entstellen oft diese lieblichen Orte. Die Gemächer der Häuser haben keine Tapeten, die Wände sind oft sehr geschmackvoll mit Arabesken bemalt und mit einigen Gemälden, meist Familienportraits, oder englischen Kupferstichen geschmückt. Die Möbeln sind sehr einfach: hölzerne Stühle und Kanape's und leichte Feldbetten — wenn es hoch kommt, einige englische Spiegel, Lüstres und Fußteppiche. Dazu ein calvario oder eine navidad*) mit Blumen geschmückt. Die Straßen der Havana haben zwar alle ihre Namen, allein derselbe ist nicht an den Ecken angeschrieben, und da die Häuser sich sehr ähnlich sind, so wird es einem Fremden oft sehr schwer, sich zurecht zu finden.

*) Darstellungen der Geburt Christi, oder Christus am Oelberg aus Wachs, Elfenbein u. s. w.

Die Baracones.

Diese Gebäude wurden einst für die königlichen Truppen bestimmt und haben ungeheure Summen gekostet. Jetzt werden, wie schon gesagt ist, daselbst die Neger zum Verkauf aufbewahrt. Die großen Säle sind in verschiedene Abtheilungen getheilt, die erste ist für die Wärter bestimmt, die zweyte für die Negerinnen, die hinterste für die Neger; diese Abtheilungen öffnen sich auch auf einen großen Hof, an dessen einem Ende die Küche und andere Haushaltbedürfnisse angebracht sind. Rings um diese Schlafsäle der Sklaven sind Feldbetten für sie aufgestellt, den Tag über halten sie sich im Hofe auf, wo sie durch Zelte vor der Sonne geschützt sind, und auf Bänken längs der Mauer ausruhen können. So unmenschlich die Behandlung der Neger bey der Einschiffung und auf der Ueberfahrt ist, so muß man es den spanischen Behörden zur Ehre nachsagen, daß von dem Augenblick ihrer Ankunft in der Havana die Sklaven mit vieler Menschlichkeit behandelt werden, was sich leider nicht von den Behörden anderer Nationen sagen läßt. Die Nahrung, welche die Sklaven in den Baracones erhalten, ist gesund und reichlich, man läßt ihnen volle Freyheit, sich zu bewegen, zu tanzen und zu singen. Jeden Morgen baden sie sich im Meere, an dessen Ufer die Baracones erbaut sind. Obgleich beyde Geschlechter nackt sind, so geht doch Alles ohne Unanständigkeit ab; bis die

Neger verkauft sind, haben sie meistens keine andere Kleidung als einen Schurz um die Hüften. Solche Neger, die eben aus Afrika kommen, und noch nichts von der Sprache ihres Herrn verstehen, werden bosales genannt. Wenn die Neger sich einige Kenntniß der spanischen Sprache oder des gewöhnlichen Sklavendialekts erworben haben, so nennt man sie ladinos, worauf sie sich sehr viel einbilden. Wenn ein Neger nicht sehr krank ist, so darf er sich nicht von den Tänzen seiner Gefährten ausschließen, die indessen oft blos aus einem einförmigen Zuge um den Hof bestehen. Die Negerinnen dagegen tanzen mit einer wahren Wuth, und da beyde Geschlechter abgesondert sind, so vertheilen sie die männlichen Rollen unter sich. Es fehlt ihnen nicht an Gefallsucht, und obgleich fast nackt, wissen sie doch durch irgend einen Putz die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zu ziehen. Besonders suchen sie ihre krausen Haare in hundert verschiedene Formen zu wickeln, was ihnen viele Zeit und Mühe kosten muß. Das größte Vergnügen, was man den Negern, Weibern und Männern machen kann, ist, ihnen Taback zu schenken. Das erste spanische Wort, was man ihnen lehrt, ist Habana, das zweyte, tabaco, lernen sie von selbst. Die Neger sehnen sich meistens nach dem Augenblick, wo jemand sie kauft, und wenn einer von den Fremden, welche die Baracones besuchen, ihnen Zutrauen einflößt, so bitten sie ihn oft sehr ernstlich, ihn zu kaufen. Doch ist der Augenblick, wo frische Ladungen verkauft werden, oft herzzerreißend, indem die Neuangekommenen den Glauben, daß man sie nach Westindien führt, um sie zu verzehren, zuweilen noch nicht abgelegt haben. Auch könnten sie durch die Art, wie die Käufer über sie herfallen, um eine größere Zahl zur Auswahl zu haben, leicht in diesem Wahn bestärkt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Fortsetzung.)

Don Carlos blieb allein mit seiner Schwester Blanca, und sagte ihr: „Erkläre dich! Woher die Unruhe, welche dir der Anblick dieses Fremdlings verursacht hat?“ — „Mein Bruder, antwortete Blanca, ich liebe Aben-Hamet, und wenn er Christ werden will, so ist meine Hand sein.“ — „Wie? schrie Don Carlos, du liebst Aben-Hamet! Die Tochter der Bivar liebt einen Mauren, einen Ungläubigen, einen Feind, den wir aus diesen Pallästen vertrieben haben!“ — „Don Carlos, erwiederte Blanca, ich liebe Aben-Hamet, Aben-Hamet liebt mich; seit drey Jahren entsagt er lieber mir als der Religion seiner Väter. Adel, Ehre, Ritterthum sind bey ihm, bis zu meinem lezten Seufzer werde ich ihn anbeten.“

Don Carlos vermochte das Edle in diesem Entschlusse Aben-Hamets zu fühlen, obgleich er die Verblendung des Ungläubigen beweinte. „Unglückliche Blanca, sagte er, wohin wird dich diese Liebe führen? Ich hatte gehofft, daß Lautrec mein Freund, mein Bruder werden würde.“ — „Du hast dich getäuscht, erwiederte Blanca, ich kann diesen Fremdling nicht lieben. Was meine Gefühle für Aben-Hamet betrifft, so habe ich darüber Niemand Rechenschaft zu geben. Bewahre deinen Ritterschwur, wie ich meine Liebesschwüre bewahren werde. Nur das sollst du zum Troste wissen, daß Blanca nie die Gemahlin eines Ungläubigen wird.“ — Unsere Familie wird also von der Erde verschwinden!“ schrie Don Carlos. — „Dir gebührt es, sie wieder aufleben zu machen, sagte Blanca. Was sollen übrigens Söhne, die du nicht sehen wirst, und die von deiner Tugend entarten? Don Carlos, ich fühle es, daß wir die lezten unseres Stammes sind. Wir gehen zu sehr von der gewöhnlichen Ordnung ab, als daß unser Blut nach uns noch blühen sollte; der Cid war unser Ahnherr, er wird unsere Nachkommenschaft seyn.“ Blanca entfernte sich. — Don Carlos fliegt zu dem Abenceragen: „Maure, spricht er zu ihm, entsage meiner Schwester, oder nimm den Kampf an.“ — „Bist du von deiner Schwester beauftragt, erwiederte Aben-Hamet, die Schwüre zurückzufordern, die sie mir geleistet hat?“ — „Nein, sagte Don Carlos, sie liebt dich mehr als jemals.“ — „Ach! würdiger Bruder Blanca's! rief Aben-Hamet ihn unterbrechend, ich soll mein ganzes Glück deinem Blute verdanken! O beglückter Aben-Hamet! O glücklicher Tag! Ich glaubte Blanca ungetreu wegen dieses französischen Ritters . . .“ — „Das ist eben dein Unglück, schrie hierauf Don Carlos außer sich, Lautrec ist mein Freund, ohne dich wäre er mein Bruder. Gib mir Rechenschaft wegen der Thränen, die in meiner Familie um deinetwillen fließen.“ — „Das will ich wohl, antwortete Aben-Hamet, aber obgleich entsprossen aus einem Stamme, der vielleicht den deinigen bekämpft hat, bin ich doch nicht Ritter. Ich sehe hier Niemand, der mich in diesen Stand aufnehmen könnte, der dir gestattet, dich mit mir zu messen, ohne deinem Range zu vergeben.“ Don Carlos, betroffen durch die Bemerkung des Mauren, betrachtete ihn mit einer Mischung von Bewunderung und Wuth. Dann rief er auf einmal: „Ich selbst schlage dich zum Ritter, du bist es werth.“ Aben-Hamet beugte ein Knie vor Don Carlos, der ihm den Ritterschlag gab, indem er ihm dreymal die Schulter mit dem flachen Degen berührte; dann gürtete ihm Don Carlos dasselbe Schwert um, das der Abencerage vielleicht in seine Brust versenken sollte; so war die alte Ehre.

Beyde schwingen sich auf ihre Renner, verlassen die Mauern von Granada, und fliegen der Fichtenquelle zu. Die Zweykämpfe der Mauren und Christen hatten schon lange diese Quelle berühmt gemacht. Hier hatte sich Malek Alabes gegen Ponce de Leon geschlagen, und der Groß-

meister von Calatrava dem tapfern Abavados den Tod gegeben. Man sah noch die Trümmer der Waffen dieses maurischen Ritters an den Zweigen einer Fichte aufgehängt, und man bemerkte auf der Rinde des Baumes einige Buchstaben von einer Grabschrift. Don Carlos zeigte dem Abenceragen mit der Hand das Grab des Abavados, und rief ihm zu: „Ahme diesem tapfern Ungläubigen nach; empfange die Taufe und den Tod von meiner Hand!“ — „Den Tod vielleicht, erwiederte Aben-Hamet, aber es lebe Allah und der Prophet!“

Sie stellten sich sogleich und rannten mit Wuth auf einander los. Sie hatten nichts als ihre Schwerter. Aben-Hamet war weniger geschickt im Kampfe als Don Carlos, aber die Güte seiner zu Damaskus gehärteten Waffen und die Leichtigkeit seines arabischen Pferdes gaben ihm einen Vortheil über seinen Gegner. Er warf sein Pferd herum, wie die Mauren, und durchschnitt mit seinem breiten, scharfen Steigbügel das rechte Bein des Pferdes seines Gegners unter dem Knie. Das verwundete Pferd stürzte, und Don Carlos, durch diesen glücklichen Streich desselben beraubt, ging den Degen hoch auf Aben-Hamet los. Dieser springt zur Erde und empfängt Don Carlos unerschrocken. Er parirt die ersten Hiebe des Spaniers, dessen Degen an der Damascenerklinge zerbricht. Zweymal vom Glück betrogen, vergießt Don Carlos Thränen der Wuth und ruft seinem Feinde zu: „Stoß zu, Maure, stoß zu; der entwaffnete Don Carlos trozt dir, dir und deinem ganzen ungläubigen Stamm.“ — „Du konntest mich tödten, antwortet der Abencerage, aber ich habe nie daran gedacht, dir die geringste Wunde beyzubringen; ich wollte dir nur beweisen, daß ich würdig sey, dein Bruder zu seyn, und deine Verachtung von mir abwenden.“ — In diesem Augenblick bemerkt man eine Wolke Staub, Lautrec und Blanca treiben ihre Rosse aus Fez an, die leichter sind als der Wind. Sie kommen zur Fichtenquelle und sehen den Kampf ausgesezt. — „Ich bin besiegt, sagt Don Carlos, dieser Ritter hat mir das Leben geschenkt. Lautrec, Ihr seyd vielleicht glücklicher als ich.“ — „Meine Wunden, sagte Lautrec mit einer edeln und angenehmen Stimme, gestatten mir, den Kampf gegen diesen höflichen Ritter abzulehnen. Ich will nicht, sagte er erröthend, den Grund eures Streites kennen, und in ein Geheimniß eindringen, das vielleicht den Tod in meine Brust brächte. Bald wird meine Abwesenheit den Frieden unter euch zurückführen, wenn Blanca mir nicht gebietet, zu ihren Füßen zurückzubleiben.“ — „Ritter, sagte Blanca, ihr werdet bey meinem Bruder bleiben, und mich als Eure Schwester betrachten. Alle Herzen, die hier sind, fühlen Kummer; ihr werdet von uns lernen, die Uebel des Lebens zu ertragen.“ Blanca wollte die drey Ritter nöthigen, sich die Hand zu geben; alle drey aber verweigerten es. „Ich hasse Aben-Hamet,“ rief Don Carlos. „Ich beneide ihn,“ sagte Lautrec. „Und ich, sagte der Abencerage, ich achte Don Carlos und beklage Lautrec, aber ich kann sie nicht lieben.“ — „Wenn wir uns immer wieder sehen, sagte Blanca, so wird früh oder spät Freundschaft der Achtung folgen. Das unglückliche Ereigniß, das uns hier versammelt, soll aber in Granada stets unbekannt bleiben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Eines unserer guten Blätter spricht in einem kritischen Artikel über Rossini die Meynung aus, die man jezt so ziemlich für die allgemeine annehmen darf; dieser Fremdling hat in Paris die nöthige Feinheit nicht gehabt, mit welcher Crescentini und Paer sich so beliebt machten; durch seine Unthätigkeit hat Rossini die so neuheitslustigen Franzosen müde gemacht, und durch seinen Neid gegen alles, was nicht Er ist, hat er die öffentliche Achtung verloren. Nur die paar Dilettanti sind ihm treu geblieben, und davon sagt das benannte Blatt:

„O des gutmüthigen Dilettantengeschlechts! Abwechslung ist ihm Devise nicht; immer dieselbe Note, dieselben Sylben, dieselben Stimmen, nichts kann sie überdrüssig machen; anfänglich hörten sie, dann studirten sie, dann wußten sie, endlich führten sie aus die Musiken von il Barbière, von der Gazza, von der Italiana, von der Cenerentola; sie können alles auswendig hersingen; kein Takt, kein Seufzer des Maestro ist ihnen entwischt; tausendmal haben sie die schönen Verse wiederholt:

Si più tu mormori,
Solo una sillaba
Un cimitério
Qui si farà.

Herr Rossini verläßt sich auf die vier harmonischen Sylben là, là, womit er auf Italien, lì, lì, auf England, no, no, auf Deutschland, und si, si, womit er auf Frankreich zählen kann. Man hat seit dem 1sten Jänner im italienischen Theater 59 Vorstellungen gegeben, davon hat Rossini für Mozart vier, für Zingarelli eine, und für Paesiello eine aufgeopfert, und die übrigen 53 für sich behalten. Der Barbier wurde in diesem Jahr bereits sieben Mal, Semiramis zehn Mal, und die Elster dreyzehn Mal gegeben. Von jezt an bis auf den 31sten December haben wir noch sieben Monate, und da können wir Herrn Rossini noch ein sechzig Mal anhören. Mozart hat nichts einzuwenden, wenn man ihn noch drey oder vier Mal singt, Paesiello muß sich mit einem, und Zingarelli mit einem Mal begnügen. Neuerer, Unbeständige hatten von einer Giulietta e Romeo von dem Maestro Vanaj, von Tebaldo und Isolina, von Morlacchi, welche mit Beyfall in Genua und Mayland gegeben worden waren, und von einigen andern berühmten Kompositionen, jenseits der Alpen und des Rheins sprechen hören, und sie auf unserm königlichen italienischen Theater zu hören gewünscht; aber das heißt auch gar zu viel gefordert, der Dichter sagt: „Wer mag den braven Mann bey Tische stören!“ Außer den mit Schlafen zugebrachten Stunden ißt Rossini den lieben, langen Tag. Wer mag ihn zwingen, die Nachtstunden abzukürzen, später zu Tische zu sitzen, die Serviette früher als gewöhnlich abzulegen? Nicht einmal der Herr Vicomte la Rochefoucault, der oberste Direktor der Künste! Essen Sie, schlafen Sie immer drauf los, Herr Ros-

fini; machen Sie aus Ihrer Verwaltung ein einziges langes Mal, und eine lange Siesta, darum sind Sie ja zu uns gekommen, und deßhalb haben Sie die Stelle des Herrn Paer weggenommen. Sie kosten uns 20,000 Franken mehr als Er, aber wir denken an die Kleinigkeit nicht. Der Mensch wird auf so mancherley Arten reich. Sie werden es im Schlafe; auch Herr Sosthene (Larochefaucault) kömmt ja immer zu Ihnen mit vollen Händen. Sie haben Recht, wenn man von Ihnen neue Stücke, neue Sänger verlangt, zu antworten: „Ich muß jezt zu Bette gehen; gehen Sie spazieren.“ (allez vous promener heißt auch, geht zum T.....)

Ein neues Buch von einem Herrn Alexander Dumas, das rührende, merkwürdige Erzählungen in einem vortrefflichen Style enthält, sind die gleichzeitigen Novellen, in einem Duodezbande; einige darunter sind wahre Geschichten, wie folgende: „Während des Vendeekriegs zog einst auf einem der mancherley Wege, die von St. Laurent-des-Autels nach la Renaudière führen, an einem stürmischen Abend des Monats Juni 1793 eine beträchtliche Kolonne Infanterie und Reiterey heran; der Nationalkonvent in Paris hatte sie der republikanischen Armee zu Hülfe geschickt, welche damals General Westermann kommandirte. Den Soldaten ging das Wasser bis über die Knöchel; sie kannten das Land nicht; der Krieg, welchen man hier führte, war für sie ein ganz ungewohnter, und in jedem Busche stak ein Feind. Ihre patriotischen Gesänge wechselten von Zeit zu Zeit, mit einigen Flüchen, bisweilen auch mit lautem Gelächter, wenn einer von ihnen in den schmierigen Koth fiel, oder an einen Stein stieß, und das Gleichgewicht verlor. Am Ende aber, da die Strapaze nicht mehr auszuhalten war, ging die Lustigkeit dahin, und nun hörte man nichts mehr als Murren. Der General Sverin saß auf einem prächtigen, kraftvollen Pferde, und ritt voran, hielt an, und suchte den Soldaten den verlornen Muth wieder einzusprechen. „Bey Gott! General, sagte einer, der etwas kühner war als seine Kameraden, Sie mögen sich wenig aus unserm Elend machen; Sie haben ein gutes Pferd, Sie werden nicht müde, Sie stolpern nicht, und wir arme Teufel marschiren nun acht Stunden lang mit leerem Magen.“ „Je nun, mein Freund, da, ich steige ab, nehme meinen Platz ein, ich trete an den deinigen.“ — Der Grenadier glaubte, sein General wolle spaßen; aber dieser bot es ihm abermal an, seine Kameraden machten sich über ihn lustig, und nun besteigt er rasch das Pferd, das man ihm vorführt, und reitet an der Spize der Kolonne, die weiter marschirt. Aber kaum hat er ein Hundert Schritte vorwärts gethan, da geht ein Flintenschuß aus dem Gebüsche an dem Wege los, streckt ihn entseelt zu den Füßen des Generals, und dieser ist nun durch die sonderbare Wechslung seines Platzes beym Leben geblieben. Er nimmt sein Roß wieder, das ihn kannte und stehen geblieben war. „Bürger, sagte er mit lächelndem Ernste, wer von Euch will meine Pflicht jezt?“ Niemand antwortete. Er stieg wieder auf, man begibt sich nun wieder auf den Marsch, und auch nicht der geringste Laut läßt sich mehr in den Linien hören. Der Zug ist historisch wahr, und leider sind es mehrere, die in der Erzählung: Blanche de Beaulieu, vorkommen.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 4. 11. und 18. Juni.

(Beschluß.)

Eine dritte Scene, obgleich durch sich selbst minder ergreifend, bietet in Hinsicht des Spiels eine solche Schwierigkeit dar, daß sie fast nicht weniger Erstaunen erregt, als die obigen beyden: der Jüngling, im Entzücken darüber, Frieden mit seiner Geliebten geschlossen zu haben, zieht eine Bonbonnière hervor, nimmt einen Bonbon heraus, beißt diesen zur Hälfte ab und steckt die obere Hälfte der Geliebten in den Mund. Wagt es, ihr deutschen und französischen Schauspieler, ein ähnliches Spiel zu machen, ohne in Deutschland von der pedantischen und in Frankreich von der gesellschaftlichen Konvenienz mit faulen Aepfeln geworfen zu werden! Hier in Rom brachte dieß Spiel die allerfreudigste Stimmung hervor. Um den beyden Künstlern, welche diese Rollen spielen, in Deutschland wenigstens die bloße Namensreputation zu verschaffen, will ich sie nennen: sie heißt Polvaro, und er Modena. Beyde sind im Tragischen, das heißt da, wo die Leidenschaftlichkeit nicht durch die unmittelbaren Gefühle des Naturmenschen, sondern durch die Narrentheidungen der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, in Thätigkeit gesezt wird, höchst mittelmäßig, um nicht zu sagen, völlig unerträglich, besonders die Polvaro, ganz so, wie ich schon früher in meinem Aufsatze über die italienische Schauspielkunst weiter auseinandergesezt habe. Unter den übrigen Vorstellungen, welche das deutsche Publikum interessiren möchten, zeichnen sich die Spieler von Iffland und Menschenhaß und Reue aus. Leider muß ich gestehen, daß, da dergleichen Uebertragungen aus fremden Sprachen, besonders wenn es sogenannte Schauspiele sind, nie ein gutes Vorurtheil bey mir erwecken, und überdem die lästerliche Sitte, daß das Schauspiel in dieser Jahreszeit erst gegen Mitternacht beginnt, einem Nichtrömer, das heißt, einem solchen, welcher nicht ein halbes Dutzend der Nachmittagsstunden zu verschlafen vermag, den Besuch des Schauspiels verleidet, ich den beyden Vorstellungen, obgleich die Spieler wiederholt worden sind, nicht beygewohnt habe. Leztere sollen ehemals, besonders in der französischen Zeit, als die Hasardspiele in Oberitalien erlaubt worden waren, eine große Sensation erregt haben; ja, Modena ist es noch jezt in Rom gelungen, eine ungemeine Wirkung darin hervorzubringen, doch nur unter den oberen Klassen, weil den mittleren und niedern Ständen in Unteritalien die Leidenschaft des Spiels noch völlig unbekannt ist. Ja, wenn es das Lottospiel wäre! Eine Eigenthümlichkeit dieser, in's Italiänische übersezten Spieler ist, daß Bevert darin zu einer bloßen Flickrolle herabgewürdigt ist, eine Folge des Mangels an Schauspielern, welche diesen Charakter, der in kein italiänisches Rollenfach passen will, am wenigsten in das der sogenannten Caratteristi (komischen Alten), von welchen doch in Deutschland diese Rolle dargestellt zu werden pflegt, zu spielen haben. Die Wirkung von Menschenhaß und Reue scheint nicht bedeutend gewesen zu seyn, da man das Stück nicht wiederholt hat. Auch diesem ist in der Uebersetzung die Sonderbarkeit eigen, daß Meinau nicht vom ersten gesezten Liebhaber, oder Charakterrollespieler (welcher hier der genannte Modena gewesen seyn würde), sondern vom zärtlichen Vater gespielt wird.

Es geht eine Sage im Publikum, welche alle Klassen, hohe und niedere, in Bewegung sezt. Ich glaube sie als Tagesgespräch melden zu müssen, ohne sie übrigens als Thatsache verbürgen zu können. Es heißt, einige Franzosen, denen von einem in Rom, während der französischen Occupation verborgenen Schatze, so wie von dem Orte, wo derselbe läge, Kunde geworden wäre, hätten eine Gesellschaft gebildet, und die hiesige Regierung um die Erlaubniß, ihn ausgraben zu dürfen, angegangen. Man sagt weiter, die Gesellschaft sey, jedoch unter Gewährleistung des Ersatzes für den, dem Gebäude zuzufügenden Schaden, zum Nachsuchen ermächtigt worden. Der Schatz soll nicht weniger denn achtzehn Millionen Franken betragen. Man nennt den hiesigen Einwohner mit Namen, welcher Namens der Franzosen die Bürgschaft geleistet haben soll. In meinem Nächsten nähere Aufschlüsse über dieses Gerücht, wenn sich die Wahrheit desselben bestätigen sollte.

L. G. P. Sievers.

Beylage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Juli 1826.

Unser Glauben ist verschieden.
Doch die Herzen sind sich gleich.

Kotzebue.

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Fortsetzung.)

Aben-Hamet wurde von diesem Augenblicke an der Tochter des Herzogs von Santa-Fé noch tausend Mal theurer; die Liebe liebt die Tapferkeit; nichts fehlte mehr dem Abenceragen, weil er tapfer war, und Don Carlos ihm das Leben verdankte. Auf den Rath Blanca's vermied Aben-Hamet während einiger Tage sich im Pallast zu zeigen, damit Don Carlos Zorn sich beruhige. Eine Mischung von süßen und bittern Empfindungen erfüllte die Seele des Abenceragen; wenn auf der einen Seite die Gewißheit, mit solcher Treue und Glut geliebt zu seyn, für ihn eine unerschöpfliche Quelle von Entzücken war, so schlug auf der andern Seite der Gedanke, daß er nie glücklich seyn könne, ohne der Religion seiner Väter zu entsagen, den Muth Aben-Hamet's nieder. Schon mehrere Jahre waren verflossen, ohne ein Mittel gegen sein Unglück herbeyzuführen: sollte er den übrigen Theil seines Lebens eben so verfließen sehen? Er war in einen Abgrund der ernsthaftesten und zärtlichsten Gedanken versenkt, als er eines Abends die christliche Gebetglocke läuten hörte, die das Ende des Tages ankündigt. Ihm kam zu Sinne, in den Tempel von Blanca's Gott einzutreten, und den Herrn der Natur um Rath zu fragen. Er geht weg und gelangt zur Pforte einer alten Moschee, welche durch die Gläubigen in eine Kirche umgewandelt worden ist. Das Herz ergriffen von Traurigkeit und Religion geht er in den Tempel, der einst der seines Gottes und seines Vaterlandes gewesen war. Das Gebet war zu Ende, Niemand war mehr in der Kirche. Eine heilige Dunkelheit herrschte durch die Menge der Säulen, welche den Baumstämmen eines regelmäßig gepflanzten Waldes glichen. Die leichte Architektur der Araber hatte sich mit der gothischen vermählt, und, ohne etwas von ihrer Eleganz zu verlieren, einen gewissen Ernst angenommen, der dem Nachdenken mehr zusagte. Einige Lampen erleuchteten kaum die dunkeln Wölbungen, aber bey der Klarheit mehrerer angezündeten Kerzen sah man den Altar des Heiligthums glänzen: er prangte von Gold und Edelsteinen. Die Spanier setzen ihren Ruhm darein, sich ihrer Reichthümer zu berauben, um die Gegenstände ihrer Verehrung damit zu schmücken; und das Bildniß des lebenden Gottes mitten unter Spitzendecken, Perlenkränzen und Rubinsträußen wird von einem halbnackten Volke angebetet.

Man bemerkte keinen Sitz in dem ganzen ungeheuern Umfange: ein Marmorpflaster, das die Särge bedeckte, diente den Großen wie den Kleinen, um sich vor dem Herrn niederzuwerfen. Aben-Hamet schritt langsam vor in dem öden Schiff des Tempels, das nur von dem Geräusche seiner eigenen Schritte widertönte. Sein Gemüth war getheilt zwischen dem Andenken, das dieß alte Gebäude der maurischen Religion in seinem Gedächtniß erregte, und den Gesinnungen, welche die Religion der Christen in seinem Herzen erzeugte. Am Fuße einer Säule sah er eine unbewegliche Gestalt, die er anfangs für eine Statue auf

einem Grabmal hielt. Er näherte sich, er unterschied einen jungen Ritter auf den Knieen, die Stirne ehrfurchtsvoll gebeugt und die beyden Arme über die Brust gekreuzt. Dieser Ritter machte eine Bewegung bey dem Geräusch der Schritte Aben-Hamets; keine Zerstreuung, kein äußeres Lebenszeichen störte sein tiefes Gebet. Er hatte sein Schwert vor sich auf die Erde gelegt, und sein mit Federn bedeckter Hut lag auf dem Marmor an seiner Seite: es schien als wäre er durch einen Zauber an diese Stellung gebannt. Dieß war Lautrec: „Ach! sagte der Abencerage zu sich selbst, dieser junge und schöne Franzose bittet vom Himmel irgend eine ausgezeichnete Gunst; dieser Krieger, so berühmt durch seinen Muth, breitet hier sein Herz vor dem Herrn des Himmels aus, wie der niedrigste und unbekannteste aller Menschen. Laßt uns also auch zu dem Gott der Ritter und des Ruhmes beten!“

Aben-Hamet stürzte nieder auf den Marmor, als er beym Schein einer Lampe arabische Schriftzüge und einen Vers des Korans bemerkte, welche auf einem halbversunkenen Gypssteine erschienen. Gewissensbisse kehren in sein Herz zurück, und er beeilt sich, das Gebäude zu verlassen, wo er daran gedacht hatte, seiner Religion und seinem Vaterlande ungetreu zu werden.

Der Todtenacker, der diese alte Moschee umgab, war eine Art Garten mit Orangen, Cypressen und Palmbäumen bepflanzt und durch zwey Quellen bewässert; ein Klostergang umschloß das Ganze. Als Aben-Hamet unter einem dieser Säulengänge hindurchging, bemerkte er eine Frau, die eben in die Kirche treten wollte. Obgleich sie in einen Schleyer sich gewickelt hatte, erkannte der Abencerage doch die Tochter des Herzogs von Santa-Fé; er hält sie auf und sagt zu ihr: „Suchst du Lautrec in diesem Tempel?“

„Lasse hier diese gemeine Eifersucht, antwortete Blanca; wenn ich dich nicht mehr liebte, ich würde es dir sagen: ich würde es verschmähen, dich zu betrügen. Ich komme hieher, um für dich zu beten; du allein bist jezt der Gegenstand meiner Wünsche. Ich vergesse meine Seele für die Deinige. Du hättest mich nicht durch das Gift deiner Liebe berauschen sollen, wenn du nicht auch dem Gotte dienen wolltest, dem ich diene. Du versetzest meine ganze Familie in Unruhe; mein Bruder haßt dich; mein Vater ist von Kummer niedergedrückt, weil ich mich weigere, einen Gatten zu wählen. Bemerkst du nicht, daß meine Gesundheit leidet? Siehe diesen Zufluchtsort des Todes, er ist nicht bezaubernd; bald werde ich hier ruhen, wenn du dich nicht beeilst, meine Treue am Fuße des Altars der Christen zu empfangen. Die Kämpfe, die ich erdulde, untergraben nach und nach mein Leben; die Leidenschaft, die du mir einflößest, wird nicht immer mein schwaches Daseyn unterstützen: denke daran, o Maure, um in deiner Sprache zu reden, daß das Feuer, welches die Fackel anzündet, eben das Feuer ist, welches sie verzehrt.“

Blanca tritt in die Kirche und läßt Aben-Hamet zurück, niedergedrückt von ihren lezten Worten. Es ist geschehen: der Abencerage ist besiegt; er will den Irrthümern seiner Gottesverehrung entsagen. Lange genug hat er gekämpft. Die Furcht, Blanca sterben zu sehen, überwiegt jede andere Empfindung im Herzen Aben-Hamets. Nach allem dem, sagt er sich, ist vielleicht der Gott der Christen der wahre Gott? Er ist stets der Gott der edeln Seelen, weil er der Gott Blanca's, Don Carlos und Lautrec's ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Havana und Cuba.

(Fortsetzung.)

Die Monteros oder Bauern.

Im Ganzen herrscht unter den Bewohnern des Landes große Armuth, indem Nichtsthun der größte Genuß für die Creolen ist *). Man findet schwerlich einen heiligen Einsiedler, der ein mäßigeres Leben führte, als diese Monteros, und man begreift kaum, daß dieß die Nachkommen jener wilden Eroberer seyn sollen, deren unersättliche Leidenschaften die neue Welt mit Feuer und Schwert verwüsteten. Wer ein Paar Kühe und einen kleinen Acker, eine Hütte, von einigen Bananenbäumen und Reißpflanzungen umgeben, besizt, gilt für einen wohlhabenden Mann; wer überdieß noch einen Sklaven hat, der ihn mit Fischen versorgt und ihm Zeit läßt, den ganzen Tag mit der Cigarre im Mund in seinem Hamac zu liegen, der hat keinen Wunsch mehr. Ihre Kleidung bildet ein weites Beinkleid von bunter Leinwand, ein Paar Sandalen, ein Hemd von derselben Farbe wie die Beinkleider, und über dieselben angezogen ein langes Messer (machete), das der Montero nie ablegt, ein buntes Tuch um den Kopf gebunden und darauf ein Hut mit breitem Rande und einem schwarzen Bande, und endlich ein weiter Mantel, den der Montero mit vieler Anmuth trägt. Die Weiber tragen Hüte von Palmblättern verfertigt und mit bunten Bändern von allen Farben geziert. Wenn sie zur Messe gehen, tragen sie zuweilen Schuhe mit silbernen Schnallen; die Reichern führen goldene Ketten oft von großem Werthe. Das Hausgeräth besteht aus einigen Hamacs, einigen Lehnstühlen (?), Schemeln, Calabassen und groben irdenen Gefäßen; früher waren Glasflaschen so selten, daß der Vater sie als eine Kostbarkeit seinem geliebtesten Sohne vermachte. Auch die Weiber arbeiten wenig oder nichts, die Hausarbeiten werden von Sklaven verrichtet, und nur die ärmsten geben sich selbst damit ab. Bey dieser Unthätigkeit

*) Die Spanier nennen criollos eigentlich die in Amerika gebornen Abkömmlinge europäischer Eltern.

und anscheinenden Ruhe haben die Monteros doch sehr heftige Leidenschaften. Sie unterbrechen ihre Ruhe oft durch gewaltsame Anstrengungen. Besonders sind sie sehr kühne Streiter. Man sieht sie oft im wildesten Reiten mit der größten Nachlässigkeit zu Pferde sitzen, mit untergeschlagenen Armen und die Cigarre im Munde, ohne die Zügel zu halten, welche am Sattel befestigt sind. Auch die Weiber geben hierin den Männern nichts nach. Den Tanz lieben sie ebenfalls leidenschaftlich. Wer einen Ball geben will, läßt es im ganzen Bezirk ansagen, und die Tänzer und Tänzerinnen finden sich zu Hunderten ein. Die, welche besonders eingeladen worden sind, setzen sich bey ihrer Ankunft vor der Schwelle der Hütte nieder, und singen bey dem Klange von Trommeln, Hörnern und allerley mißtönenden Instrumenten gewisse Lieder dem Wirthe zu Ehren. Dieser tritt dann heraus, begrüßt die Gäste und nöthigt sie herein. Die Weiber setzen sich auf kleine Säcke oder zusammengelegte Hamacs; die Männer bleiben stehen, oder kauern sich nieder, oder bleiben auch vor der Hütte. Nie tanzt mehr als ein Paar auf einmal, jeder Tänzer wählt seine Tänzerin; wenn diese, was oft der Fall ist, keine Schuhe hat, so leiht ihr eine Freundin die ihrigen. Die Tänzerin dreht sich, den Hut auf dem Kopfe, mit der größten Schnelligkeit im Zimmer herum, während der Tänzer an einem Ende desselben an einer Stelle bleibt, und nur die Füße bewegt, jedoch mit großer Geschicklichkeit und Kraft. Den macheto hält er dabey mit beyden Händen hinter dem Nacken. Wer der Tänzerin seine Zufriedenheit bezeigen will, gibt ihr seinen Hut, und oft ist sie so mit Hüten beladen, daß sie sie kaum zu bergen weiß. Wenn sie ausgetanzt hat, so gibt sie jedem mit vieler Anmuth seinen Hut zurück und erhält dagegen einen halben Real. Dieß nennt man la gala. Wenn Jemand mit einer Tänzerin tanzen will, so muß er den ersten Tänzer um Erlaubniß fragen, und da diese nicht immer ertheilt wird, so geht selten eine solche Festlichkeit ohne blutigen Streit ab, da die Männer immer bewaffnet sind. Noch leidenschaftlicher sind diese Menschen für die Hahnengefechte, welche im ganzen südlichen Amerika üblich sind. Mancher Montero arbeitet ein ganzes Jahr, um vier- bis fünfhundert Piaster zu verdienen, die er bey dem Hahnenfest (ferea de gallos) verspielt, während er vielleicht zu Hause kein Gefäß hat, woraus er einem Freunde zu trinken anbieten könnte, während seine Frau und Kinder halb nackt herumlaufen. Die Weiber, die Kinder aber selbst nehmen denselben Antheil an diesem Spiel, und sehen ohne Sorge die Mittel ihres Unterhalts in einem Tage verschlendert. Die wohlhabendern Landleute bringen, wenn sie nicht ganz müßig zu Hause liegen, den Tag damit zu, daß sie in der Gegend umherreiten und ihre Nachbarn besuchen. — Diese Art von Müßiggang wird besonders durch die groß- Achtung befördert, worin hier das Verhältniß der Gevatterschaft steht, indem Gevattersleute sich fast näher zu stehen glauben als leibliche Geschwister, und bey jeder Taufe deren sehr viele gebeten werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Juni.

Das Käthchen von Heilbronn; Ritterschauspiel in fünf Aufzügen, von Heinrich von Kleist.

Worauf dieß Schauspiel sonst auch immer Anspruch machen darf, daß es ein Drama sey, kann nicht behauptet werden, wenn man nicht überhaupt dieselbe Verkehrung, die es darstellt, auch auf alles, was Geist ist, übertragen will. Denn es ist der Inhalt dieses Kunstwerks: den lichten Tag des bewußten Geistes als die eigentliche wissenlose Nacht auszusprechen, und die bewußtlose Nacht träumender Geistlosigkeit auf den Kaiserthron des Geistes zu setzen, als die höchste, lezte, einzige, wahre Weise vom Wahren zu wissen. Nur die Greisesschwäche des Geistes, der nach den Mannesthaten seines reichen Lebens zur kindischen Bewußtlosigkeit wieder herabsinkt, kann solchen Aberglauben für das wahre Credo halten, nur die Faustische Verzweiflung an allem Wissen, Wollen und Erkennen kann sich solcher Magie ergeben, und nur der Nervenkrampf unseres somnambülen Zeitalters vermag sich daran zu ergötzen und sich zu solchem Afterglauben herunternagnetisiren zu lassen. Dieser neue Mysticismus der Aufklärung stellte sich zuerst im Uebergange des alten Jahrhunderts zu dem frischeren geheimnißvoll in dem jugendlichen, früh erblichenen Morgenroth eines neuen Dichtergeistes dar, der zum ersten Mal aussprach: Alles ist Poesie; die Poesie ist das Einzige, Lezte. Aber diese Poesie wußte nur ein Mährchen von sich zu erzählen, ihre Offenbarung blieb das dunkle, unerkannte Geheimniß. Nun gilt kein Wissen als dieses geheime Unbewußte; Himmel und Erde, Mensch und Gott sind so eng verbrüdert, in so ungetrennter Verschlingung, so unmittelbar eins, daß nur gewußt wird, diese unbewußte Vereinigung, dieses wieder herabschwebende und in jedes Menschenbrust lebende Himmelreich sey das wahre Leben der Poesie, und alles andere Wissen sey eitel Irrthum und Lüge. Bewußtlos treibt den Menschen dieser ihm unbewußt inwohnende Gott zu allem Thun; nur wenn der Geist die Augen schließt, nur wenn er nicht weiß, beginnt sein wahres Wissen, der Traum ist das wahre Leben, und was wir wachend beschließen, zeigt sich als Narrheit, Wahn und Aberwitz. Aus solchen Vorstellungen ist das Käthchen von Heilbronn hervorgegangen. Das Himmelreich hat die beyden Liebenden für einander bestimmt, und beyden hat es der Traum offenbart, denn der Traum ist nach diesem Glaubensbekenntniß das Erwachtseyn im Himmel. Damit dieß anerkannt werde, muß sich eben alles andere Wissen, und das bewußte sinnvolle Handeln als das sinnlose, thörichte beweisen. Dieß gibt das Verhältniß der beyden Liebenden zu einander. Käthchen folgt willenlos, wissenlos dem innern Zuge ihres Herzens, sie lebt nur in der Bewußtlosigkeit ihres träumenden Zustandes, und handelt in diesem Zustande stets für den Geliebten; der Himmel schützt sie. Doch dem Grafen Wetter von Strahl hat die bewußte Welt die Züge seines Traumes verwischt, er treibt das süße, stille, stumme Käthchen von sich, das kein Gefühl hat als das, dem Geliebten zu gehören, ihm weit durch die ganze Welt zu folgen, von ihm Alles zu erdulden, für ihn zu jedem Opfer bereit zu seyn. Käthchen hat keinen Willen und kein Wissen, keinen Entschluß, ja sie weiß nicht

einmal, daß sie in diesem Zustande ist, von sich selbst weiß sie nicht zu sprechen, nur in träumendem Zustande vermag sie das Rechte zu treffen, nur sie, die keinen Zweck hat, erreicht das Ziel, während sich alle übrigen gewußten und gewollten Zwecke zerstören. Es wäre eine entzückende Unschuld in dem Mädchen, wenn diese Unschuld, die hier für das Höchste gelten soll, wenn dieser bewußtlose Adel nicht die tiefste Erniedrigung und die ärgste Schmach des Geistes wäre. Dieß Paradies, wo Adam noch nicht weiß, daß er nackt sey, ist der Untergang alles Dramatischen, denn nur die gewollte und gewußte Handlung ist dramatisch, das Ungewollte und unbewußte Thun ist ein bloßes Geschehen, ein bloßer Casus, und wir kehren zur indischen Sacontala zurück, deren Schuld es wird, den Braminen, den sie nicht gesehen hat, nicht gegrüßt zu haben. — Ist nun aber diese Kinderunschuld des träumenden Geistes, ist die Geistlosigkeit und die Willenlosigkeit als das Gute, Rechte, Göttliche, von Engeln Beschirmte ausgesprochen, so wird das Gewollte und Gewußte zum Bösen, Schändlichen, Schmählichen, wenn es bewußt nur aus sich selbst handelt; zum Thörichten, wenn es unbewußt nicht dem Gott in ihm, sondern dem wachenden Bewußtseyn folgt. Daher steht die Turneck dem Käthchen als das Böse gegenüber; sie ist die Buhlerin, denn nur die träumende Liebe soll das Wahre und Gute seyn. Und mit dieser Buhlerin muß Graf Friedrich, wenn er bewußt handelt, in Berührung kommen; er muß sie zu lieben wähnen, und so thöricht seyn, sie heirathen zu wollen, weil sein bewußtes Thun die Thorheit ist nicht zu träumen oder dem bewußtlosen Geist seines Traumes zu folgen. — Die ganze Entwicklung des Stücks hat nun kein anderes Interesse, als daß sich eben jene bewußte Liebe als das Schuldige, Betrügende, Schändliche und Häßliche, die träumende aber als das Wahrhafte und Eigentliche zeige, und damit dieß geschehe, wird Kaiser und Reich in Bewegung gesezt. Die Liebe Käthchens wird erst für Thorheit und Zauberey angesehen, diese Thorheit und Zauberey verkehrt sich dann aber zu dem einzig Vernünftigen und göttlich Geoffenbarten, das verständige, bewußte Thun dagegen, das jene Liebe für Thorheit und Zauberey ansah, verdreht sich in Thorheit und Unverständigkeit. Und wenn Käthchen ihrem innern Drange folgend, alle sittlichen Verhältnisse verlezte, so wird dieß gerade ihr Recht und Glück, und nur in dem einzigen wachen Augenblicke, als sie diese Verlezung einsieht, und nun dem Vater um den Hals fällt, und zurück nach Heilbronn will, um dort zu heirathen, wen der Vater nur wünschen mag, hat sie im Sinne des Stückes Unrecht. Denn sie ist eigentlich die Kaisertochter, die Auserwählte, die poetische Figur, die mit dem Himmel unmittelbar eins ist. Dadurch wird das Stück das originellste, was je gedichtet ward. Denn das Eigene ist gerade, daß nichts unbestimmt und nebelhaft, sondern alles unmittelbar wirklich, bestimmt und lebendig da ist. Der vollendete Irrthum besteht nur darin, auszusprechen, daß alles Wahrhafte das Bewußtlose sey, und dieser Irrthum steigert sich bis zum Unendlichen, indem einerseits alles seine verständige Stellung behält, anderseits aber durch jene Verkehrtheit als verkehrt erscheint. Der Glanzpunkt wird daher Käthchens Traumscene unter dem Hollunderbusch. Dieser träumende Zustand ist ihr wahrhaftes Wachseyn, in welchem sie von ihrem Schicksal weiß. Und hier erhält auch der Graf zum ersten Mal gleichfalls sein wahrhaftes Wissen, er hat bisher die Geliebte seines Traums verkannt, und nichts als Thorheiten begangen, und alle Uebrigen mit ihm; jezt aber beginnt auch er zu träumen, sein Geist wird hell (d. h. dunkel), nun weiß er von seinem Geschick und verfolgt es; Käthchen wird Kaisertochter und Prinzessin von Schwaben, und er ihr glücklicher Bräutigam.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Es ist bey den neuerlichen Prozessen gegen die kleinen Journale in Paris viel von sogenannten Strohmännern die Rede gewesen, die hier gewöhnlich bey gewissen Unternehmungen den Namen herleihen, wenn man nicht selber zu figuriren gewisse Gründe hat. Folgendes ist das Geständniß eines Mannes, der sich selber Strohmann unterzeichnet: „Ich bin das Kind zweyer Personen, die nicht das Recht dazu hatten, meine Eltern zu seyn, und deren Namen ich nicht einmal erfahren habe. Man legte mich in eine Schürze und trug mich in's Findelhaus, und da fing meine Laufbahn an, die nachher nicht ohne Bedeutung war. Ich war kaum einige Wochen da, als man mich borgte, um mich in eine Familie hinzuwerfen, die eines Erben bedurfte. Ich galt für den Sohn des Hauses, und ein Testament wurde zu meinen Gunsten gemacht. Ich wurde groß und erbte; bey schlechter Gesellschaft führte ich mich schlecht auf, und verpraßte bald das sauer erworbene Gut. Zum Glück wandte sich ein Lieferant an mich, der meiner in einer Operation bedurfte; er hatte Gründe dazu, seine Engagemens nicht selber zu unterzeichnen, und ich that es für ihn. Ich behielt einen Theil des Gewinns, der beträchtlich war, indem wir die Angestellten in unser Interesse zogen. Man bezahlte uns die Lieferungen doppelt so gut, als das Gelieferte werth gewesen wäre, und wir lieferten nur schlechte Waare. Wir fürchteten jedoch die Justiz, und so entfernten wir uns aus dem Lande. In einem Küstenlande, wo viel Mauthabgabe bezahlt wurde, gab ich den Namen zu einem Handel her, der wie Schmuggeley aussah; ein bedeutender Mann gab das Kapital dazu her; alltäglich hatte ich Geldsäcke und Goldrollen abzugeben an die Visitatoren, Inspektoren und Aufpasser. Zum Unglück mischte sich auch hier die Polizey in meine Geschäfte; meine Hauptpersonen ließen mich im Stiche, und ich kam in's Gefängniß. Nach zehn Monaten war ich der Sache müde, ich verrieth alle meine Geheimnisse, und nun ließ man mich los. Ein reicher Holländer war verliebt; er wollte durchaus seine Geliebte für verheirathet ausgeben; er schlug mir vor, den Namen dazu herzugeben, und ich wurde nun auch hier, was ich nie wirklich gewesen war. Ich lebte auf einem großen Fuß; aber mein Leben war qualvoll; ich verliebte mich in meine Frau, die mich verachtete. Ich lief davon und kam nach Frankreich. Ein Buchhändler bemächtigte sich hier meiner; er brauchte Jemand, der jene kleine verbotene Schrift auf seine Rechnung nahm, über welche nicht Jedermann lacht, und die mich in große Gefahr sezt. Nun erwarte ich mein neues Schicksal.

Knapp.

Auflösung der Charade in Nr. 168.

Schink. Schinken.

Charade.

Erste Sylbe.

Licht fang' ich ein; aus mir strahlt Licht.
Wär' ich nicht Licht, könnt' ich des Lichtes trinken?

Folgendes Sylbenpaar.

Vom Baume seht ihr mich dort gülden winken:
Greift zu, es ist ja der verbotne nicht.

Das Ganze.

Habt ihr das Zweyt' errathen, Schmuck und Preis
Der ersten Sylbe ist's, so nenn' es, wer es weiß.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 175.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 24. Juli 1826.

Man kann eher ein Schwein am eingeseiften Schwänzchen fest halten, als einen Advokaten am Fuß.

Jean Paul.

Die Havana und Cuba.

(Fortsetzung.)

Das Innere der Insel.

Die größte Stadt der Insel Cuba nach der Havana ist Santa Maria del Puerto Principe. Sie liegt im Innern des Landes in einer hohen Ebene. Die Stadt ist gut gebaut, aber schlecht bevölkert; es zirkulirt daselbst sehr wenig Geld, daher die Lebensbedürfnisse verhältnißmäßig wohlfeil sind. Doch ist nicht sowohl Geldmangel da, als daß das vorhandene Geld durch keine Art von Kunstfleiß oder Luxus in Umlauf gesezt wird. In dieser Hinsicht ist Puerto-Principe um zwey Jahrhunderte zurück. Die Einkünfte der Einwohner entstehen meistens von den zahlreichen Heerden, welche sie in der Ebene und in den Thälern besitzen, und nach der Havana verkaufen. In der weiten Ebene, welche die Stadt umgibt, trifft man nur hin und wieder eine kleine Zuckersiederey von etwa zwanzig Negern (trapiche). Alles andere ist für die Viehheerden bestimmt, welche hier unter der Aufsicht einiger Neger weiden. Die Eigenthümer haben durchaus nichts zu thun, als von ihrem Mayordom den Erlös der Heerden zu empfangen und in ihre Geldkasten zu verschließen, woraus sie selten etwas nehmen, als um zu spielen oder um Prozesse zu führen. Es gibt hier Prozesse, welche durch viele Generationen geführt werden: der Vater übermacht ihn ausdrücklich dem Sohn zur Fortsetzung. Die Prozeßkosten wegen eines Maulthiers sollen sich einst auf 42,000 Piaster belaufen haben. Deßhalb ist das Gewerbe eines Advokaten und Schreibers (escribano) das einträglichste von allen, es darf auch von Geistlichen ausgeübt werden. Im Jahr 1792 zählte man auf der ganzen Insel 106 Advokaten, darunter 72 in der Havana, während die Bevölkerung der Insel 254,000 Seelen betrug. Gegenwärtig, wo die Zahl der Einwohner sich auf 600,000 beläuft, zählt man 150 Advokaten, davon 75 in der Havana, und ungefähr eben so viele Schreiber, welche dasselbe Geschäft betreiben; hienach sollte man glauben, daß die Prozeßsucht seit 1792 eher ab- als zugenommen hat — wenigstens in der Hauptstadt. Um dieselbe Zeit wurde in Puerto-Principe ein oberer Gerichtshof (audiencia real) errichtet, der zwar mehr Thätigkeit in die Stadt gebracht, aber auch die Sitten sehr verschlimmert hat. Die Einwohner waren früher wegen ihrer patriarchalischen Tugenden berühmt; diese wurden durch das Heer von Angestellten und Advokaten bey dem Gerichtshof bald verdrängt, und Puerto-Principe hat jezt in Hinsicht der Sittenlosigkeit der Havana wenig vorzuwerfen. Baares Geld ist bey den untern Volksklassen noch so selten, daß auf den Märkten noch sehr oft ein Tauschhandel getrieben wird, vorzüglich gegen Lichtkerzen, welche gleichsam als Münze zirkuliren. Die Bevölkerung des Distrikts von Puerto-Principe beträgt etwa 50,000 Seelen, und sie würde sich sehr bald vermehren, wenn die Verbindung mit der Küste nicht so schwierig wäre. Man hat deßhalb den Plan entworfen, an der Bay von Regla im Kanal von la Providencia eine Stadt zu errichten und sie durch gute Straßen mit Puerto-

Principe in Verbindung zu sezen. Die Entfernung beträgt nur zwanzig Leguas, dagegen die Havana gegen 150 Leguas entfernt ist. Diese neue Stadt soll den Namen San Fernando de Nuevitas erhalten und an der Stelle des kleinen Dorfes Nuevitas erbaut werden; die Lage ist in jeder Hinsicht vortrefflich. Den Kolonisten werden große Vortheile versprochen, und die ersten und nothwendigsten Bauten und Arbeiten sollen durch Subscriptionen bestritten werden, wozu in Puerto Principe schon gegen 7000 Piaster unterschrieben sind. Ich habe jedoch später erfahren, daß die ersten Versuche einer Niederlassung an dieser Stelle gänzlich verunglückt sind. Uebrigens haben sich seit einigen Jahren viele Ansiedler aus Nordamerika auf der Insel Cuba niedergelassen, was dereinst von großer Wichtigkeit für den Ackerbau der Insel werden kann. Uebrigens darf man nicht darauf rechnen, daß die Regierung den Ansiedlern Land vertheile. Die sogenannten realengos oder königlichen Ländereyen liegen zwischen den verschiedenen Weideplätzen und sind Gegenstände von ewigen Prozessen, weßhalb ihr Besitz sehr unsicher ist. Der Preis des Landes ist sehr verschieden, im östlichen Theil der Insel ist er sehr niedrig, im südwestlichen dagegen sehr hoch. In der Nähe der Havana ist die caballeria*) 2000 Piaster werth, bey Matenzas höchstens 500. Die Zahlung geschieht selten baar, sondern meistens mit fünf Prozent vom jährlichen Ertrag. Seit einiger Zeit wird der Baumwollenbau mehr betrieben als früher, und er scheint nach und nach der einträglichste werden zu können — besonders da er keine so großen Auslagen erfordert, wie z. B. der Zuckerbau. Der Indigobau kann mit der Zeit noch sehr wichtig werden, da die Pflanze in der Gegend der Havana wild wächst; gegenwärtig ist er ganz vernachlässigt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Insel Cuba hat ungefähr 906,458 caballerias, oder 6764 Quadratmeilen, Flächeninhalt, wovon nur der hundertste Theil bebaut ist.

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Fortsezung.)

In diesen Gedanken erwartete Aben-Hamet mit Ungeduld den andern Tag, um Blanca seinen Entschluß bekannt zu machen und ein Leben voll Traurigkeit und Thränen in ein Leben der Freude und des Glücks umzuwandeln. Er konnte sich erst am Abend in den Pallast des Herzogs von Santa-Fé begeben, und erfährt, daß Blanca mit ihrem Bruder in das Lustschloß gegangen ist, wo Lautrec ein Fest gab. Aben-Hamet, von neuem Verdacht ergriffen, folgt eilends den Spuren Blanca's. Lautrec erröthet, wie er den Abenceragen erscheinen sieht, und Don Carlos empfängt den Mauren mit einer kalten Höflichkeit, durch welche jedoch Achtung hervorschimmerte. Lautrec hatte die schönsten Früchte Spaniens und Afrika's in einem der Säle des Lustschlosses, der Rittersaal genannt, auftragen lassen. Rund um diesen Saal her waren die Bildnisse der gegen die Mauren siegreichen Fürsten und Ritter aufgehängt, des Pelayo, des Cid und Gonsalvo von Cordova. Das Schwert des lezten Königs von Granada war unter diesen Bildnissen angebracht. Aben-Hamet verschloß seinen Schmerz in sich selbst und sagte nur gleich dem Löwen beym Blick auf diese Gemälde: „Wir verstehen uns nicht auf die Malerey.“

Der edle Lautrec, welcher bemerkte, daß sich die Augen des Abenceragen wider Willen nach dem Schwert Boabdils wandten, sagte zu ihm: „Maurenritter, wenn ich vorausgesehen hätte, daß Ihr mir die Ehre anthun würdet, zu diesem Fest zu kommen, ich hätte Euch nicht hier empfangen. Man verliert alle Tage ein Schwert, und ich habe den tapfersten der Könige das Seinige seinem glücklichen Feinde übergeben sehen.“

„Ach! rief der Maure, indem er sich das Gesicht mit seinem Kleide bedeckte, man kann es verlieren, wie Franz I.; aber wie Boabdil! . . .“

Die Nacht kam; man brachte Fackeln, das Gespräch wandte sich. Man bat Don Carlos, die Entdeckung Mexiko's zu erzählen. Er sprach von dieser unbekannten Welt mit der pomphaften Beredtsamkeit, die der spanischen Nation natürlich ist. Er erzählte von dem Unglück Montezuma's, den Sitten der Amerikaner, den Wundern der kastilianischen Tapferkeit und selbst von den Grausamkeiten seiner Landsleute, die ihm weder Tadel noch Lob zu verdienen schienen. Diese Berichte bezauberten Aben-Hamet, dessen Leidenschaft für wunderbare Erzählungen das arabische Blut verrieth. Er entwarf sodann das Gemälde des neuerdings auf den Ruinen Konstantinopels errichteten ottomanischen Reichs, nicht ohne bedauernde Rückblicke auf das erste Reich Muhameds; glückliche Zeit, wo der Beherrscher der Gläubigen Zobeide, die Blume der Schönheit, um sich glänzen sah, und jenen edeln Ganem, der aus Liebe Sklave wurde. Lautrec malte sodann den galanten Hof Franz I., die aus dem Schooß der Barbarey wiederauflebenden Künste, die Ehre, die Redlichkeit, das Ritterthum der alten Zeiten, vereint mit der Feinheit gebildeter Jahrhunderte, die gothischen Thürmchen, geschmückt nach Art der Griechen, und die gallischen Frauen, die den Reichthum ihres Putzes durch attische Eleganz erhöhen.

Nach diesen Gesprächen nahm Lautrec, der die Göttin des Festes unterhalten wollte, eine Guitarre, und sang folgende Romanze, die er nach einer in den Bergen seines Landes gewöhnlichen Melodie gedichtet hatte.

Wie denk' ich oft mit süßen Wonnen
Der Heimath, wo mein Tag begonnen.
In Frankreich ist er mir so rein
Verronnen.
Du Land sollst meine Liebe seyn
Allein.

Siehst du die Mutter mit Entzücken
Am kleinen Heerd sich nach uns bücken,
An's frohe Herz das Kinderpaar
Zu drücken.
Wir küßten ihr das weiße Haar
So klar.

Siehst du auch noch des Schlosses Thore,
O Schwester, an dem Strom der Dore,
Und noch den Thurm so schwarz und bang
Des Mohren,
Woher das Erz im Morgensang
Erklang.

Siehst du den See, so still gelegen,
Wo sich die flücht'gen Schwalben regen,
Siehst du den Wind die Rose mild
Bewegen,
Und in dem See der Sonne Bild
Enthüllt.

Wer gibt Helenen mir zurücke,
Den Berg, die Eiche, all mein Glücke,
Das ich im Traume nur mit Pein
Erblicke.
Du Land sollst meine Liebe seyn
Allein.

Als Lautrec den lezten Vers vollendet hatte, wischte er sich mit seinem Handschuh eine Thräne aus dem Auge, die ihm das Andenken an das liebliche Frankreich erpreßte. Aben-Hamet, der wie Lautrec den Verlust seines Vaterlandes beweinte, fühlte lebhaft den Kummer des schönen Gefangenen. Aufgefordert, gleichfalls die Guitarre zu ergreifen, entschuldigte er sich, indem er sagte, daß er nur eine Romanze wüßte, und diese sey den Christen wenig angenehm.

„Wenn es Ungläubige sind, die über unsere Siege seufzen, erwiederte höhnisch Don Carlos, so könnt Ihr singen; die Thränen sind den Besiegten gestattet.“ — „Ja, sagte Blanca, darum haben auch unsere Väter, einst dem Joch der Mauren unterworfen, und so viele Klagen hinterlassen.

Aben-Hamet sang dann folgende Ballade, welche er von einem Dichter aus dem Stamme der Abenceragen gelernt hatte.

Der König Don Juan
Ritt aus zum Streiten,
Vom Berg im Weiten,
Granada sah er an,
Und sprach galant:
Stadt minniglich,
Bestimmt für dich
Ist Herz und Hand.

Ich will dich heirathen
Und bringe dir da
Zur Morgengabe
Cordova und Sevilla,
Und Putz und Gold,
Und Perlen fein,
Ist alles dein
Bist du mir hold.

Granada spricht:
O König von Leon,
Dem Mauren schon
Bin ich verpflicht.
Behalt' den Schmuck.
Mich ziert genung
Mein Gürtel reich,
Manch Kind zugleich.

So sagtest du,
So logest du,
Granada schwört
Falsch unerhört.
Geschrieben ist:
Des Abenceragen
Erbe tragen
Wird einst ein Christ.

Nimmer trage
Zum heil'gen Grabe
Das Kameel den Pilger
Von Medina.
Geschrieben ist:
Des Abenceragen,
Erbe tragen
Wird einst ein Christ.

O schönes Alhambra,
O Schloß des Allah,
Stadt der Quellen,
Im Grünen ihr Wellen,
Geschrieben ist:
Des Abenceragen
Erbe tragen
Wird einst ein Christ.

Die Naivität dieser Klagen hatte selbst den stolzen Don Carlos gerührt, troz der gegen die Christen enthaltenen Verwünschungen. Er hätte wohl gewünscht, daß man ihn vom Singen freyspräche, aber aus Gefälligkeit für Lautrec glaubte er, seinen Bitten nachgeben zu müssen. Aben-Hamet gab die Guitarre an den Bruder Blanca's, der die Thaten des Cid seines berühmten Ahnherrn verherrlichte.

Bereit die Küsten Afrika's zu grüßen,
Ließ sich der Cid in voller Rüstung hören
Zur Zither, sitzend vor Chimenens Füßen,
Und sang das Lied, das ihm befahl die Ehre.

Chimene sprach: die Mauren du zerstiebe,
Und aus dem Streite siegreich wiederkehre!
Dann glaub' ich erst, daß Rodrigo mich liebe,
Wenn seine Lieb' er opfert für die Ehre.

Gieb, gieb den Helm mir, reiche mir die Lanze,
Daß Rodrigo sein Heldenherz bewähre,
Wenn stolz er stürmt im wilden Waffentanze,
So gilts für seine Dam' und für die Ehre.

Du Maure, so berühmt in süßen Dingen,
Dein Lied besiegen meines Liedes Töne,
Die einst das weite Spanien durchklingen,
Weil sie die Liebe zeigten in der Ehre.

In Andalusiens Thälern werden oft
Die alten Christen meine Thaten hören,
Und rühmen, der sein Leben gab für Gott,
Den König, und Chimenen und die Ehre.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Juni.

(Beschluß.)

Die Bearbeitung, da sie von Herrn von Holbein ist, hat wieder aus dem Stücke allen Hauch der Poesie verwischt, und die zarte und kraftvolle Malerey mit dicken Pinselstrichen überfahren, so daß nur noch ein lezter Schimmer davon durchleuchtet. Mit dem armen Grafen von Strahl ist entsezlich umgegangen. Herr von Holbein hat ihn in einen Streit mit sich selbst verwickelt, indem der Ritter sich gestehen muß, Käthchen zu lieben, und doch die Turneck heirathen will. An solchen Streit hat aber der Dichter im Geringsten nicht gedacht. Denn der Graf darf sich gerade auf bewußte Weise nicht seiner Liebe zu Käthchen erinnern, er muß im Gegentheil glauben, die Turneck sey die ihm bestimmte Braut seines Traumes, die Kaisertochter der Sylvesternacht. Erst als Käthchen träumend ihm sagt, daß sie ihn, und daß er sie liebe, geräth auch er in stilles Sinnen und Träumen, die Welt des wachenden Bewußtseyns verschwindet ihm, er ist wieder in Heilbronn, in dem kleinen Stübchen, er sieht das holde Kind, das härene Kissen, die rothe Decke und Käthchen ist ihm plötzlich die Kaisertochter. Wie platt wird es dagegen, wenn nach des Herrn von Holbein Appretirung Gottschalk, der Knecht, dem Ritter immer sagt: er liebe ja doch das Käthchen und müsse sie heirathen. Eben so ganz gegen die Absicht des Dichters verdreht sind die Gestalten des Kaisers und des Waffenschmidts. Denn wenn der Kaiser am Schlusse sagt: er habe seit früher Jugend dem Theobald dieß süße Kind seiner eigenen Liebe anvertraut, so haben der Kaiser und der Schmidt von Anfang an um Käthchens hohe Geburt gewußt. Dadurch wird einerseits die von dem Dichter brav gezeichnete Gestalt des Waffenschmidts lächerlich, kahl, leer und kalt, ein bloßer Komödiant väterlichen Schmerzes, und dann fällt auch die Hauptintention des Dichters fort, daß alle Personen ihrem wachen Bewußtseyn nach sich irren sollen, während, was die Träumenden gewußt, als das Wahre herauskömmt. Im Stücke selbst erinnert sich der Kaiser erst ganz am Schluß, nachdem der Graf den Schmidt im Zweykampf vor des Kaisers Majestät mit unbewaffneter Hand und unbehelmtem Haupt besiegt hat, daß Käthchen seine Tochter seyn könne und müsse. Auch daß Käthchen anscheinend zufällig entdeckt, daß die arge Kunigunde häßlich, von falschen Zähnen, falschen Hüften und anderweitigen Falschheiten sey, und daß Kunigunde sie deßhalb will vergiften lassen, ist dahin verändert, daß der Graf die Turneckerin behorcht, als sie ohne eigentlichen Grund ihrer Kammerfrau Käthchen zu vergiften gebietet. Der Dichter hat aber gewollt, daß Käthchen willenlos, von innerm Geist getrieben, überall sich als der gute Engel Friedrichs zeige, und daß ihr, von Engeln beschüzt, jede dieser Thaten gelinge. — Wenn aber mit nur äußerlicher Theaterkenntniß, und nach dem Grundsaz der Theaterwahrscheinlichkeit, Dichterwerke bearbeitet werden, so bringt solche Geschicklichkeit gewiß jedesmal das geradezu Ungeschickte zuwege. Durch solche Bearbeitung ist dieß Drama um seine einzige, wenn auch falsche, Bedeutung gekommen, und dadurch zur Plattheit und Unbedeutenheit herabgesunken, während es sonst wohl einer genaueren Betrachtung werth ist. Der bleibende Werth besteht in dieser Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher das sonst Unbestimmte des Träumens in das Reich der Wirklichkeit, Klarheit und Bestimmtheit herübergezogen ist. Man wird hier in dem Unheimlichsten ganz heimisch, und in dem Traume Käthchens liegt solche meisterhafte Naivetät, so wie sie überhaupt sich stets ganz ohne alle Sentimentalität benimmt, daß man sich herzlich daran erfreuen könnte, wenn es nicht eben die Spize der ausgebildetesten Sentimentalität wäre, zu meynen, daß im Träumen alles Wahre liege, und daß nur die Gefühle, die solcher Zustand gibt, zu befolgen seyen. Hätte doch Käthchen lieber bedacht, daß „Frau Mab“ sie besucht, und auf Mercutios Stimme geachtet.

Das Käthchen ist gewiß für die Schauspielerin eine der schwierigsten Aufgaben, denn einmal muß dargestellt werden, daß Käthchen eben fern von aller Sentimentalität sey, dann aber ist wieder ihr ganzer Zustand so sentimental, daß die Darstellerin in steten Widerspruch geräth. Die Sentimentalität weiß um ihr Gefühl, und weiß es als das Höchste und Beste, sie hegt es und pflegt es, sie hätschelt sich damit herum, und läßt alle feste Wirklichkeit durch dieß Feuer in Rauch aufgehen. Dieß thut Käthchen nie, und das ist eben das Liebliche dieser Gestalt. Sie handelt so unmittelbar, sie ist so wenig von der Welt ihres Gefühls getrennt, daß sie derselben nie gegenüber zu treten und zum Bewußtseyn darüber zu gelangen im Stande ist. In den ersten Scenen vor dem heimlichen Gericht verfehlte Mad. Neumann, die heutige Darstellerin, in etwas den ächten Ton dieses fehlenden Bewußtseyns, und auch in ihrer zweyten Scene wußte sie nicht ganz diese nervenschwache Mattigkeit wiederzugeben, die das Käthchen ergreift, als sie von ihrem Geliebten und der Welt ihres Träumens getrennt, die Blume wird, welcher der lichte Strahl der heimathlichen Sonne fehlt. Nur als sie dem Vater an's Herz sinkt, als sie ein schwaches Bewußtseyn ihres Zustandes erhält, und nun nach diesem verständigen wirklichen Bewußtseyn handeln will, aber nun im Schmerz lebt, sich ihrem tiefsten Wesen nach selber zu zerstören, begann der beste Theil der Darstellung. Nur gab Mad. Neumann überhaupt zu sehr das bewußte Käthchen, besonders in der Scene mit dem Brief. Käthchen weiß dort freylich von dem ganzen Zustand, von dem Rheingrafen, seinem Ueberfall u. s. f., aber all dieß Wissen geht nur immer von dem träumenden Zustand aus; ohne ihn hätte sie sich nicht darum bekümmert. Und dieß muß hindurch scheinen. Sie ist nicht nur liebend besorgt, hastig, eilend, nicht im Bewußtseyn der verständigen Wirklichkeit überhaupt, sondern sie weiß nur von den Dingen, die sich auf den Geliebten beziehen, alles Uebrige ist für sie nicht vorhanden. Und dieß ist darzustellen. Desto lieblicher waren einzelne Stellen des Traumes unter dem Hollunderbusch. Leider sind alle schönen Züge der jungfräulichen Unantastbarkeit und Reinheit, die der Dichter mit vielem Fleiß überall eingestreut hat, durch die Bearbeitung abhanden gekommen. — Von den übrigen Schauspielern müssen wir die vortreffliche Gestalt des Herrn Mattausch und die gänzlich verfehlte des Herrn Rebenstein hervorheben. Herr Mauer gibt den Knecht ein Bissel gar zu natürlich.

Beylage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 176.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. Juli 1826.

Eine Kunst muß ich erheben,
Eine trägt den Preis davon,
Welcher du dich hast ergeben,
Seliger Pygmalion.
Was die andern schaffen, weben,
Wird ein Traumbild immer seyn.
Du nur führst in's warme Leben
Aus dem kalten Marmorstein.

M.

Die Bildhauer.

1825.

Wenn ich ein Künstler wäre, so möcht' ich am liebsten ein Bildner
Seyn, und des Meißels Griff führen in fertiger Hand.
Zwar ich liebe Gemälde wie Keiner, ich liebe die Tonkunst;
Aber ich möchte doch nicht Maler und Musiker seyn.
Denn kaum thäte die Fläche genug mir, viel zu gestaltlos
Ist die Musik, ich bedarf einer entschiedenen Form.
Dann auch würden die mancherley Töne, die mancherley Farben
Irre mich machen, sie sind gar so gehäuft und gemischt;
Aber die Werke der Bildner, wie rings vollendet und einfach,
Ach und ihr Werkzeug ist nur ein geringer Bedarf!
Nichts als ein Stückchen Metall und ein Stein blos, Gyps oder Marmor,
Aber sie bilden daraus einen unsterblichen Gott.
Sinnlich wäre mein Auge genug, ich würde den Umriß
Scharf auffassen, die Welt bietet des Schönen genug:
Liebliche Knaben und Mädchen, ich würde zu Göttergestalten
Euch ausbilden, um mich sammeln den ganzen Olymp!
Zwar auch die Dichtkunst ist an Bedarf und Bedingungen einfach,
Ohne mechanische Kraft bringt sie die Seele hervor.
Doch nun gilt es zu fesseln die schwebenden, leichten Gedanken,
Festzubannen des Lieds glatten, entschlüpfenden Vers.
Ja — nun gilt es zu schreiben! O sagt mir, gibt es noch eine
Lästigere Auskunft, eine prosaischere?
Schreiben gehört fürwahr in die Staatskanzleyen, die Dichtkunst,
Was hat sie mit Papier, Feder und Dinte zu thun?
Hätt' ich den Meißel zu führen gelernt, so wär' ich der Thor nicht,
Der mit dem Schulhandwerk pfuscht in die schöne Gestalt.

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Beschluß.)

Als Don Carlos diese Worte mit einer männlichen und wohlklingenden Stimme sang, erschien er so stolz, daß man ihn selbst für den Cid hätte halten können. Lautrec theilte die kriegerische Begeisterung seines Freundes, aber der Abencerage war bey dem Namen Cid's erbleicht. — „Dieser Ritter, sagte er, den die Christen die Blume der Schlachten nennen, führt bey uns den Namen des Grausamen. Wenn sein Edelmuth seiner Tapferkeit gleichgekommen wäre! . . .“ — „Sein Edelmuth, erwiederte lebhaft Don Carlos, Aben-Hamet unterbrechend, übertraf noch

seinen Muth, und nur Mauren können den Helden schmähen, dem meine Familie ihr Daseyn verdankt." — „Was sagst du?" schrie Aben-Hamet, indem er von dem Sitze aufsprang, auf dem er sich halb niedergelegt hatte: „du rechnest den Cid unter deine Ahnen?" — „Sein Blut fließt in meinen Adern, erwiederte Don Carlos, und ich erkenne dieß edle Blut an dem Hasse, der in meinem Herzen gegen die Feinde meines Gottes brennt." — „Also, sagte Aben-Hamet, Blanca betrachtend, also seyd Ihr von dem Hause jener Bivar, welche nach der Eroberung von Granada die Heimath der unglücklichen Abenceragen verwüsteten und einem alten Ritter dieses Namens den Tod gaben, der das Grab seiner Ahnen vertheidigen wollte!" — „Maure, schrie Don Carlos entflammt vor Zorn, wisse, daß ich mich nicht ausfragen lasse. Wenn ich jezt die Beute der Abenceragen besitze, so haben meine Ahnherrn sie mit ihrem Blut erworben, und danke sie nur ihrem Schwerte." — „Noch ein Wort, sagte Aben-Hamet immer bewegter, wir haben in unserm Exil nicht gewußt, daß die Bivar die Titel der Herzoge von Santa-Fé trugen; dieß hat meinen Irrthum veranlaßt." — „Dem nämlichen Bivar, erwiederte Don Carlos, dem Sieger der Abenceragen, wurde dieser Titel von Ferdinand dem Katholischen ertheilt."

Der Kopf Aben-Hamets sank auf seine Brust: Er blieb aufrecht stehen, mitten unter den Erstaunten. Zwey Thränenströme stürzten aus seinen Augen auf den Dolch, den er in seinem Gürtel trug. „Verzeiht, sagte er, der Mann, ich weiß es, soll keine Thränen vergießen. Von jezt an sollen die meinigen nicht mehr fließen, obgleich mir viel zu beweinen übrig bleibt; hört mich."

„Blanca, meine Liebe zu dir gleicht der Glut der sengenden Winde Arabiens. Ich wurde besiegt; ich konnte nicht mehr leben ohne dich. Gestern haben der Anblick des französischen Ritters im Gebet, deine Worte auf dem Begräbnißplatze des Tempels mich zu dem Entschlusse gebracht, deinen Gott kennen zu lernen, und dir meine Treue anzubieten."

Eine freudige Bewegung Blanca's und das Erstaunen des Don Carlos unterbrachen Aben-Hamet; Lautrec verbarg sein Gesicht in seine beyden Hände. Der Maure errieth seinen Gedanken und schüttelte mit einem zerreißenden Lächeln das Haupt. „Ritter, sagte er, verliere nicht alle Hoffnung, und du, Blanca, beweine auf ewig den l e z t e n A b e n c e r a g e n!" Blanca, Don Carlos und Lautrec hoben alle drey die Hände zum Himmel und riefen: „Den lezten Abenceragen!"

Schweigen herrscht, Furcht, Hoffnung, Haß, Liebe, Erstaunen und Eifersucht bewegen alle Herzen; Blanca fällt alsbald auf die Kniee: „Gott der Güte, spricht sie, du rechtfertigst meine Wahl! Ich konnte nur den Abkömmling von Helden lieben!" — „Meine Schwester, rief Don Carlos gereizt, bedenke doch, daß du vor Lautrec stehst!" — „Don Carlos, sagte Aben-Hamet, bezähme deinen Zorn; an mir ist es, Euch die Ruhe zurückzugeben. Dann wandte er sich an Blanca, die sich wieder gesezt hatte: „Houri des Himmels, Genius der Liebe und der Schönheit, Aben-Hamet wird dein Sklave seyn bis zu seinem lezten Hauche; aber lerne die ganze Ausdehnung seines Unglücks kennen. Der von deinem Großvater bey Vertheidigung seines Heerdes geopferte Greis war der Vater meines Vaters; vernehme noch ein Geheimniß, das ich dir verborgen habe, oder vielmehr, was du mich hast vergessen machen. Als ich das erste Mal dieses unglückliche Vaterland zu besuchen kam, hatte ich hauptsächlich die Absicht, irgend einen Sohn der Bivar aufzusuchen, der mir Rechenschaft geben könnte von dem Blut, das seine Väter vergossen hatten." — „Wie nun," sagte Blanca mit einer schmerzhaften, aber durch den Anklang einer großen Seele gehaltenen Stimme, „was ist dein Entschluß?" — „Der einzige, der deiner würdig seyn mag, erwiederte Aben-Hamet: dir deine Schwüre zurückzugeben, und durch meine ewige Entfernung und durch meinen Tod dem Genüge zu leisten, was wir Beyde der Feindschaft unserer Götter, unserer Heimathländer und unsern Familien schuldig sind. Wenn jemals mein Bild in deinem Herzen verlöscht, wenn die Zeit, die Alles zerstört, das Andenken an den Abenceragen aus deinem Gedächtnisse hinwegnimmt — so wird dieser französische Ritter — — — du bist dieses Opfer deinem Bruder schuldig."

Lautrec erhob sich mit Ungestüm, warf sich in die Arme des Mauren und rief aus: „Aben-Hamet! Glaube nicht, mich an Großmuth zu besiegen: ich bin ein Franzose; Bayard schlug mich zum Ritter; ich habe mein Blut für meinen König vergossen; ich werde wie mein Taufzeuge und wie mein Fürst ohne Furcht und ohne Tadel seyn. Wenn du unter uns bleibst, so bitte ich Don Carlos, dir die Hand seiner Schwester zu bewilligen; wenn du Granada verläßst, so soll nie ein Wort meiner Liebe deine Geliebte beunruhigen. Du wirst in deiner Verbannung nicht den traurigen Gedanken mitnehmen, daß Lautrec unempfindlich gegen deine Tugend, aus deinem Unglück Vortheil zu ziehen suche." — Und der junge Ritter drückte mit der Wärme und Lebhaftigkeit eines Franzosen den Mauren an seine Brust.

„Ritter, sagte sodann Don Carlos, von Männern aus so berühmten Geschlechtern erwartete ich nicht weniger. Aben-Hamet, an welchem Zeichen soll ich Euch als den lezten Abenceragen erkennen?" — „An meinem Benehmen, erwiederte Aben-Hamet. „Ich bewundere es, sagte der Spanier; aber ehe ich mich erkläre, weiset mir irgend ein Zeichen Eurer Geburt vor."

Aben Hamet zog aus seinem Busen den Erbring der Abenceragen, den er an einer goldenen Kette trug. Bey diesem Zeichen bot Don Carlos dem unglücklichen Aben-Ha-

ner die Hand. „Herr Ritter," sagte er, ich halte Euch für einen Biedermann und wahrhaften Königssohn. Ihr ehrt mich durch Eure Anschläge auf meine Familie. Ich nehme den Kampf an, den Ihr im Geheim zu suchen gekommen seyd. Wenn ich besiegt werde, sollen alle meine Güter, nicht die Eurigen, Euch getreu zurückgegeben werden. Wenn Ihr auf den vorgehabten Kampf verzichtet, so nehmt dagegen an, was ich Euch biete: werdet ein Christ und empfangt die Hand meiner Schwester, welche Lautrec für Euch erbeten hat."

Die Versuchung war groß, aber sie war nicht über die Kräfte Aben-Hamets. Wenn die Liebe mit ihrer ganzen Stärke zum Herzen des Abenceragen sprach, dachte er auf der andern Seite nur mit Schrecken daran, das Blut der Verfolger und Verfolgten zu vereinen. Er glaubte den Schatten seines Großvaters aus dem Grabe steigen zu sehen, um ihm diese ruchlose Verbindung vorzuwerfen. Durchdrungen von Schmerz rief Aben-Hamet aus: „Ach, mußte ich so viele erhabene Seelen finden, so viele edle Charaktere, nur um meinen Verlust desto stärker zu fühlen! Blanca soll sprechen, sie soll sagen, was ich thun muß, um ihrer Liebe am würdigsten zu seyn!" Blanca rief aus: „Kehre zurück in die Wüste!" und sank in Ohnmacht.

Aben-Hamet warf sich nieder, betete an vor Blanca mehr als vor dem Himmel, und entfernte sich, ohne ein Wort vorzubringen. In der Nacht noch reiste er ab nach Malaga und bestieg ein Schiff, das nach Oran bestimmt war. Er fand nahe bey dieser Stadt eine Karavane gelagert, welche alle drey Jahre von Marokko ausgeht, Afrika und Egypten durchzieht und in Yemen mit der Karavane von Mekka sich vereinigt. Aben-Hamet mischte sich unter die Pilger.

Blanca kehrte in's Leben zurück, das anfangs bedroht gewesen war. Lautrec, getreu dem Worte, das er dem Abenceragen gegeben hatte, entfernte sich, und nie störte ein Wort von seiner Liebe oder seinem Schmerz die Melancholie der Tochter des Herzogs von Santa-Fé. Jedes Jahr irrte Blanca auf den Bergen von Malaga umher, zur Zeit, wo ihr Geliebter gewöhnlich von Afrika gekommen war; sie sezte sich auf die Felsen, betrachtete das Meer, die fernen Schiffe, und kehrte dann nach Granada zurück: sie brachte den Rest ihrer Tage unter den Ruinen von Alhambra zu. Sie klagte nicht, sie weinte nicht, sie sprach niemals von Aben-Hamet. Ein Fremder hätte sie für glücklich gehalten. Sie blieb allein von ihrer Familie übrig. Ihr Vater starb vor Gram, und Don Carlos fiel in einem Zweykampf, in welchem Lautrec ihm zur Seite stand. Niemals hat man das Schicksal Aben-Hamets erfahren.

Wenn man vor Tunis hinausgeht durch das Thor, das nach den Ruinen von Karthago führt, findet man einen Todtenacker. Unter einem Palmbaum in einer Ecke des Todtenackers hat man mir ein Grab gezeigt, das man das Grab des lezten Abenceragen nannte. Es hat nichts Ausgezeichnetes; der Grabstein ist ganz einfach: nur hat man nach der Sitte der Mauren mit dem Meißel in der Mitte des Steines eine leichte Vertiefung eingegraben. Das Regenwasser sammelt sich auf dem Grunde dieses Todtenbechers, und dient in dem glühenden Klima, um den Vögeln des Himmels den Durst zu löschen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Juni.

Am vorlezten Freytage mußten die beyden Italiener, welche vor zwey oder drey Monaten den Wechsler Joseph im Palais royal hatten ermorden wollen, und ihm eine beträchtliche Geldsumme gestohlen hatten, die ihnen vom Assisenhofe zuerkannte Todesstrafe leiden. Es hatte in ihrem Schicksale eine sonderbare Fügung vorgewaltet, wie sie sich zuweilen nach begangenen Verbrechen zu erkennen gibt. Gegen Anfang des vorigen Frühjahrs wurde an einem Abende der Wechsler Joseph von zwey Fremden in seinem Laden angesprochen, die fremdes Geld zu wechseln hatten, der eine ließ ein Geldstück neben dem Wechsler fallen, und als dieser sich bückte, durchbohrten sie ihn mit Stiletten, nach ächter italienischer Banditenweise. Alsbald füllten sie sich die Taschen mit den Gold- und Silberstücken, die sich im Laden vorfanden, und entwischten, ehe noch der in seinem Blute schwimmende, aber glücklicherweise nicht umgekommene Wechsler bis zur Thüre kriechen und um Hülfe rufen konnte. Es war etwas Unerhörtes in Paris, daß Jemand in einem der Kaufläden des Palais royal, wo, gegen Abend besonders, so viele Leute unter den Bögen auf- und abgehen, ermordet wurde, ohne daß Jemand Zeuge der That gewesen war, oder die Mörder erblickt hatte, zumal da die Buden alle mit großen Fenstern versehen sind, und man also leicht sehen kann, was in denselben vorgeht. Die unabhängigen Zeitungen beschuldigten die Polizey, daß sie sich zu viel mit Nebendingen abgebe, und darüber die Hauptsache, nämlich die Sicherheit der Bürger dieser Hauptstadt, vernachlässige. Wozu, fragten sie, dient es, daß die Nation eine Legion von Polizeybeamten besolden muß, wenn diese nicht über die allgemeine Sicherheit wachen, besonders an Orten wie im Palais royal, wo beständig ein großer Zulauf von Menschen ist, und wo so Manches zu Verbrechen reizt, als Ausstellung von Gold- und Silberwaaren, Spielbänke, Bordelle u. s. w. Vielleicht fehlte es im Palais royal gerade zu der Stunde an gehöriger Wachsamkeit; wie soll aber die Polizey an allen Orten Wächter haben, und zwar in eben dem Augenblicke, in welchem ein Verbrechen begangen wird? hunderttausend Wächter und Polizeydiener würden dazu nicht hinreichen. Das Publikum hatte freylich einige Ursache zu klagen, denn wenige Monate zuvor war auch der Sohn des berühmten Lascases von Mördern überfallen und verwundet worden, ohne daß die Polizey die Mörder hat ausfindig machen können. Das gesammte Publikum bezeichnete einstimmig als den Urheber der That einen bekannten englischen Beamten, der Lascases Sohn mit seiner

Rache bedroht hatte. Vielleicht irrte sich das Publikum, allein die Sache war doch auf jeden Fall zu untersuchen; der englische Beamte reiste aber einige Tage nach der That ab, ohne daß man ihm von Seiten der Polizey das geringste Hinderniß in den Weg legte, und bis auf den heutigen Tag ist der mörderische Anfall auf den jungen Lascases ungeahndet geblieben. Wahrscheinlich würde dieß auch mit dem Mordanschlage auf das Leben des Wechslers Joseph der Fall gewesen seyn, wenn hier nicht der Zufall der Polizey zu Hülfe gekommen wäre. Wie manche Verbrechen bleiben nicht ungeahndet, weil es in einer so ungeheuren Stadt äußerst leicht ist, den Erfolg eines Vergehens zu verbergen! Meistens ist es der Zufall oder die Unvorsichtigkeit, die den Thäter verräth. Glücklicherweise herrscht auch sogar bey gewissenlosen Menschen nach begangenem Verbrechen eine Geistesverwirrung, die sich durch irgend einen Umstand kund thut, und manchmal hinreicht, um ihre That zu offenbaren. Wahrscheinlich wäre man nie auf den Verdacht gefallen, daß Josephs Mörder zwey italiänische Jünglinge wären, die bisher ruhig in Paris gelebt hatten, und sich von ihren Handthierungen zu nähren schienen, einer als Mechaniker, der andere als Setzer in einer Druckerey. Allein als die beyden Jünglinge (die, beyläufig gesagt, aus den päpstlichen Staaten gebürtig waren, wo es um die Volkserziehung schlecht bestellt ist, und wo man aus dem Stiletführen keine ernsthafte Sache macht) sich im Besitze eines geraubten Schatzes von 30tausend Franken sahen, überfiel sie die Angst, sie möchten als Räuber und Mörder entdeckt und überfallen werden. Auf ihrer Kammer glaubten sie keine Sicherheit mehr für ihren Schatz zu haben; sie wollten ihm vorerst einen bessern Verwahrungsort anweisen; die Wahl desselben machte ihnen mehr Besorgniß als die Begehung des Verbrechens, wodurch sie ihn erlangt hatten. Da sie sich Niemand anvertrauen konnten, und vermuthlich, als Fremde, keine Freunde hatten, geriethen sie auf den Einfall, ihn außerhalb der Stadt, neben einem Dorfe zu vergraben. Dieß geschah, und nun arbeitete der Mechaniker an einem Rade, das er aushöhlte, um das Gold darin zu verstecken, und das er als vorgeblicher Scheerenschleifer auf den Rücken nehmen wollte, um so mit seinem Mitschuldigen unvermerkt Italien zu erreichen, wo sie dann, ihrem Vorsatze nach, als ehrliche Kerls leben wollten. Das Rad war nun fertig. So geschickt war das Aushöhlen und Wiederverstopfen desselben bewerkstelligt worden, daß schwerlich Jemand den Betrug würde haben entdecken können. Nun kam es darauf an, den Schatz wieder in die Stadt zu bringen und in das Rad zu verstecken. Die Verbrecher hatten nicht daran gedacht, daß an den Barrièren von Paris beständig einige Commis aufpassen, daß Niemand steuerpflichtige Lebensmittel in die Stadt einschwärze, und daß sie daher alle Bündel und Pakete, die hineingebracht werden, beschauen. Um diesem Ungemache auszuweichen, beschlossen die beyden Italiäner, den Schatz theilweise hineinzutragen. Allein an der Barrière war ihre Angst und Verlegenheit so sichtbar, daß die Commis, welche glaubten, jene Fremden wollten Eßwaaren einschwärzen, sie anhielten, und sie in ihr Wachthaus führten, um da den Bündel, den sie trugen, zu untersuchen; die Angst der beyden Verbrecher stieg auf's Höchste; schon dieses flößte den Commis Argwohn ein; man fand in dem Bündel nun zwar keine besteuerte Lebensmittel, sondern einen Haufen Goldstücke. Augenscheinlich waren die Kerls nicht auf rechtem Wege zu diesem Schatze gelangt; sie wurden ausgefragt, antworteten stotternd, erregten noch mehr Verdacht, und wurden zur Polizey gebracht, wo ihr Verbrechen dann bald herauskam. Der Kriminalprozeß wurde eingeleitet, und da Joseph unterdessen von seinen Wunden ziemlich wieder geheilt worden war, so konnte er selbst als Ankläger erscheinen. Der arme Joseph erzählte die Sache wie sie vorgefallen war, besonders hatte er das verruchte Picci (Stich zu!), das der Aeltere dem Jüngern zugerufen hatte, nicht überhört; es läßt sich denken, daß ihm dieses Picci noch in den Ohren gellte. Joseph war jedoch so edelmüthig, daß er zuletzt die Richter bat, sie möchten seine Mörder begnadigen. Die beyden Kerls hatten durch ihre Advokaten nichts besseres zu ihrer Vertheidigung zu sagen, als daß sie den Wechsler nicht hätten ermorden, sondern blos verwunden wollen, um ihn desto leichter berauben zu können. Es ergab sich aus den Verhören, daß sie beyde die Frechheit gehabt hatten, sich am Tage nach begangenem Verbrechen unter die Leute zu mischen, die sich vor der Wechslerbude versammelt hatten, und sich über den traurigen Vorfall unterhielten; sie horchten da, was man über ihr Verbrechen sagte, und wie man sich die Umstände desselben erzählte. Die zwey Verbrecher wurden zum Tode verurtheilt; sie sollen an die Herzogin von Berry, als einer gebornen Italiänerin, eine Bittschrift um Gnade gerichtet haben; allein es ist einmal in Frankreich ein Grundsatz, daß Mörder keine Gnade erhalten. Als sie zum Richtplatze geführt wurden, waren sie schon halbtodt vor Angst und Schrecken. Wahrscheinlich waren diese beyden Italiäner, von denen der eine 25, und der andere 19 Jahre alt war, keine im Laster verhärtete Bösewichter; allein vernachlässigte Erziehung und die in den päpstlichen Staaten so häufigen Beyspiele von Mordthaten vermittelst des Stilets mochten sie unempfindlich gegen die bösen Mittel zur Erreichung eines so habsüchtigen Zweckes gemacht haben; unter einer bessern Leitung wäre Melagutti vielleicht ein geachteter Mechaniker geworden; so aber hat er sein Leben auf dem Schaffotte geendigt. Ein sonderbarer Umstand war es, daß der Wechsler Joseph, der von seinen Wunden ganz wieder geheilt worden war, aber sich beym Goldschmelzen erhitzt und darauf durch unvorsichtiges Eiswassertrinken eine plötzliche Erkältung zugezogen hatte, an demselben Tage starb, an welchem seine Mörder hingerichtet wurden. Zwar haben die Aerzte, die seinen Leichnam eröffneten, ausgesagt, sein Tod sey keineswegs die Folge seiner Verwundungen gewesen; indessen wäre es doch möglich, daß er sich den Vorfall, der natürlich sein Innerstes tief erschüttert hatte, heftig zu Gemüthe geführt hätte, und daß dadurch sein Tod beschleunigt worden wäre. Uebrigens ist es nicht zu billigen, daß die Wechsler im Palais royal hinter den Fensterscheiben ihrer Buden Haufen von Gold- und Silbermünzen zur Schau stellen; nichts reizt die Gierigkeit von Leuten, die Anlagen zum Bösen haben, so sehr, als der Anblick dieses gemünzten Goldes und Silbers; vor den Läden, die mit Juwelen, Goldschmiedewaaren, Krystallen, kostbaren Stoffen prangen, bleiben sie aus bloßer Neugierde oder aus Verwunderung stehen, aber vor den Wechslerbuden kommen ihnen andere Empfindungen an; hier sehen sie in einem Haufen mehr Gold beysammen, als sie durch das arbeitsamste Leben erwerben könnten, und von diesem Geldhaufen sind sie nur durch eine Glasscheibe getrennt! Es sind daher auch schon mehrere Versuche gemacht worden, die Wechsler zu berauben oder gar zu ermorden; zwar suchen dieselben sich dadurch zu verwahren, daß sie mit den Kunden nur durch ein Gegitter, hinter welchem sie mit ihrem Gelde sitzen, Verkehr treiben; allein der Vorfall mit den beyden Italiänern hat gezeigt, daß diese Vorsichtsmaßregel zu ihrer Sicherheit nicht hinreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Juli 1826.

Was hilft's in Rom zu seyn, wenn man kein Römer ist?

Lessing.

Stephano Porkari *).

Das Beyspiel des wunderbaren Colas di Rienzo **), welcher im vierzehnten Jahrhundert die kühne Idee vieler patriotischen Italiener, die römische Republik wiederherzustellen — für eine Zeit lang zum Erstaunen von ganz Europa verwirklicht hatte, bis zum Theil die Macht der Umstände und der Geist der Zeit, zum Theil aber auch eigene Schuld und unzeitige Großmuth gegen die Häupter der erniedrigten Aristokratie das Riesenwerk wiederum zertrümmerten — hatte lange nachher in vielen Männern und Jünglingen die Begierde nach ähnlichen Unternehmungen rege erhalten. Allein von allen denselben gelangte keine mehr auch nur zu irgend einiger Bedeutung, und die Urheber mehr als einer Verschwörung stürzten nur sich selbst und ihre Freunde in's Unglück. In der Reihe derselben muß besonders Stephano Porkari aufgeführt werden, welcher noch im fünfzehnten Jahrhundert, unter der Regierung des Papstes Nikolaus V., den Versuch wagte, Rom zu befreyen.

Durch eine edle Geburt, durch wissenschaftliche Bildung und viele große Verdienste unter seinen Mitbürgern ausgezeichnet, empfand er frühe schon in sich ein heftiges Verlangen, etwas zu vollführen, das würdig wäre, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Voll dieses edeln Ehrgeizes glaubte er keine größere Aufgabe sich setzen zu können, als wenn er sein unglückliches Vaterland aus den Händen der Priester errettete und in den Zustand seiner alten Freyheit es zurückversezte. In diesem Falle mochte er gewiß seyn, den Titel „des neuen Gründers und zweyten Vaters von Rom" sich zu erwerben. Die Verderbniß unter den Priestern und das wechselseitige Mißvergnügen zwischen dem Adel und dem römischen Volke gab ihm Hoffnung des erwünschten Erfolges. Vor allem aber begeisterten ihn des großen Petrarka Klagen über die Schicksale Italiens und die, einst zu Ehren des Befreyers Rienzo gesungene, sechste Kanzone *), welche noch jezt für einer der herrlichsten Edelsteine im reichen Kranze dieses Dichters und Patrioten angesehen wird.

Porkari wußte, daß Dichter oft von einem Weissagungsgeiste erfüllt sind, und war in dieser Hinsicht so ganz überzeugt, daß er sich durchaus für berufen hielt, jene Prophezeihung zu erfüllen, welche Petrarka in erwähnter Kanzone ausgesprochen, um so mehr, wenn er mit den übrigen Römern sich verglich, denn keiner von ihnen allen durfte mit ihm sich messen, sowohl wenn man ihn von Seite des Rednertalentes und der wissenschaftlichen Kenntnisse, die er besaß, als von Seite des großen Kredites und der zahlreichen Freunde, welche ihm zu Diensten standen, betrachtete.

*) Nach Raynaldi, Machiavelli und Infessura.

**) Eine Geschichte des Lebens und der Revolution des N. Rienzo erscheint nach einiger Zeit von dem Verfasser, aus allen vorhandenen Quellen kritisch bearbeitet.

*) Spirto gentil, che quelle membra reggi.

Indem er mit jenem Gedanken also schwanger ging, versäumte er gleichwohl die so äußerst nothwendige Klugheit so sehr, daß man aus seinen Reden, Unterhaltungen und aus seiner Handlungsweise gar bald die herrschende Idee seines Lebens kennen lernte, und er daher selbst dem Papste verdächtig wurde, welcher, um sich seiner zu versichern, und dem Uebel, das durch Porkari entstehen könnte, zuvorzukommen, nach Bologna ihn verbannte, woselbst er bey dem Gouverneur, welcher hierüber strenge Befehle erhalten hatte, täglich in Person sich stellen mußte.

Dieses erste Hinderniß entmuthigte Porkari keineswegs. Im Gegentheil wurde er dadurch nur um so heißer entflammt, seinen Plan auszuführen. Er wendete hiezu alle nur in seiner Gewalt stehenden Mittel an, unterhielt Briefwechsel mit seinen Freunden; ja er unternahm sogar von Zeit zu Zeit Reisen nach Rom, jedoch mit solcher wunderbaren Schnelligkeit, daß er stets um die bezeichnete Zeit wiederum zu Bologna anwesend war, in welcher er vor dem Statthalter sich stellen mußte.

Als er seine Wagestücke nun gereift und die Zahl seiner Anhänger für hinlänglich hielt, beschloß er, die Ausführung nicht länger zu verschieben. Zu dem Ende empfingen seine Freunde in Rom den Auftrag, an einem festgesezten Tage und zur genau bestimmten Stunde ein prachtvolles Gastmahl zu geben, bey welchem alle Verschwornen eingeladen werden sollten, und jeder derselben seine besondern Anhänger noch mitzubringen hatte. Noch ehe das Mahl beendigt seyn würde, versprach Stephano sodann die Versammelten zu treffen und das Schauspiel zu eröffnen.

Alle seine Aufträge wurden in der That pünktlich vollzogen. Porkari selbst befand sich bereits in dem Hause, worin man ihn glaubte, und gegen Ende des Festes erschien er plötzlich in Mitte der Verschwornen, geziert mit golddurchwirktem Gewande und mit kostbaren Ketten und Geschmeiden, was alles ihm ein ehrwürdiges und majestätisches Ansehen gab. Nachdem er alle Brüder herzlich umarmt hatte, hielt er an sie eine lange Rede und begeisterte sie, mit Entschlossenheit nunmehr ein so glorreiches Wagniß ohne Zögern in's Werk zu setzen. Endlich schaarte er sie in zwey Abtheilungen und befahl, daß die eine derselben künftigen Tages mit dem Frühesten vor dem Pallaste des Papstes sich aufpflanze, während die andere durch die Stadt zu stürmen hatte, um das Volk zu allgemeiner Bewaffnung aufzumahnen.

Allein noch in derselbigen Nacht erhielt Nikolaus V. Nachricht von dem Vorhaben der Verschwornen, sey es nun, daß einer dieser leztern selbst es ihm geoffenbart, oder daß man durch Porkari's Anwesenheit in Rom, die nicht unbekannt war, Verdacht geschöpft hatte. Kurz, der Befehl kam aus dem päpstlichen Kabinete, denselben alsbald zu verhaften. Porkari mit den meisten Mitverschwornen wurde durch die Wachen des Senators ergriffen, welche die Wohnung umringt und von allen Seiten die Ausgänge besezt hatten. Nur sein Neffe bahnte sich mit gezücktem Dolch einen Ausweg durch die Menge. Stephano selbst war aus einer Kiste, darein er sich verborgen, hervorgezogen worden. Vor dem Richter bekannte er unter lauten Klagen, daß nur um drey Stunden seine Feinde ihm zuvorgekommen, sein politisches Verbrechen. Da dasselbe klar am Tage lag, so ward er nebst neun der vornehmsten Häupter des Bundes zum Strange verurtheilt, und dieses Urtheil, ohne daß ihnen die heiligen Sakramente nur dargereicht worden wären, auf der Stelle vollzogen. Sie starben nicht ohne die größte Begeisterung für die Idee, der sie zum mindesten einen kräftigen Willen und unerschütterliche Grundsätze dargebracht hatten, und nicht ohne tiefe Trauer, welche in den Gemüthern vieler edeln Römer, beynahe vor den Augen der Richter, auf eine mehr als fühlbare Weise sich kund gab. Von der Zeit erstand in der Stadt der Siebenhügel Niemand mehr, welcher an die alten Zeiten und deren Herrlichkeit und Rechte zu erinnern wagte, und alle Bewegungen des Pöbels wie der Barone dienten nur dazu, die absolute Herrschaft über das Gebiet der Stadt auf den Trümmern der Aristokratie und der Volksgewalt, welche bis in's fünfzehnte Jahrhundert doch bisweilen in bedeutenden Punkten noch wirksam sich gezeigt hatte, für immer zu befestigen.

Münch.

Die Havana und Cuba.

(Beschluß.)

Die Sklaven.

Was das Schicksal der Sklaven auf der Insel Cuba betrifft, so ist es zwar nicht so hart als in den Kolonien anderer Nationen; dennoch aber ist das Loos derjenigen Sklaven, welche auf den Zuckerplantagen gebraucht werden, sehr hart, und obgleich die Geseße in den spanischen Kolonien die Sklaven sehr vor der Willkür der Herren schützen, so werden sie nur zu leicht umgangen, zu sehr vernachlässigt. Nach den Gesetzen darf der Sklave, wenn er den geringsten Grund zur Unzufriedenheit hat, sich einen andern Herrn wählen, wenn er einen findet, der den Kaufpreis für ihn bezahlen will. Kein Herr darf nach eigener Willkür dem Sklaven eine Strafe auferlegen, woraus ein Blutverlust entstehen könnte, und es sind eigene Advokaten für die Armen und Sklaven angestellt. Die Alkalden sind gehalten, alljährlich die Pflanzungen zu besuchen, um sich über den Zustand der Sklaven zu unterrichten, ob sie nicht mißhandelt werden, ob sie in Krankheiten die nöthige Pflege haben, ob auf den größeren Pflanzungen ein Arzt und eine Apotheke ist, ob der moralische und religiöse Unterricht der Sklaven nicht vernachlässigt wird, u. s. w. Alle diese vortrefflichen Gesetze werden jedoch wenig befolgt,

und wenn die Spanier ihre Sklaven besser behandeln als andere Nationen, so liegt dieß mehr in ihrem Charakter, zum Theil in ihrer Indolenz, als in den Gesetzen. Besonders muß man gestehen, daß sie sich den religiösen Unterricht der Sklaven sehr angelegen seyn lassen, was immer ein Band mehr zwischen ihnen ist. Jeden Abend beten die Sklaven mit dem Herrn und empfangen seinen Segen. Was die sogenannten Haussklaven in der Havana und in andern Städten betrifft, so ist ihre Lage ungleich besser als die der Sklaven auf den Pflanzungen, besonders den Zuckerpflanzungen; auch werden sie häufig zur Strafe dahin verbannt, was sie sehr fürchten. In großen Häusern sucht man einen Luxus darin, viele Sklaven in Livree zu haben, und diese sind oft eben so unverschämt und faul, als die Livreebedienten in Europa. Ueberhaupt zeigen die Neger in der Havana keineswegs eine knechtische Unterwürfigkeit gegen die Weißen; es scheint hier dieselbe Gleichheit und Freyheit im Umgang zu herrschen, welche auch im Mutterlande den Unterschied der Stände so unmerklich macht, und besonders den untern Volksklassen eine Haltung gibt, die man in keinem andern Lande findet. Ich habe einen Streit zwischen einem schwarzen Fischer und einem Weißen angehört, worin ersterer weder seinen Gegner, noch dessen Landsleute, noch den König von Spanien selbst im Geringsten schonte; die Neger nennen sich untereinander sennor und caballero. Die Leidenschaft der Neger für den Tanz und für alle starken Töne ist unbeschreiblich. Die Sonn- und Festtage versammeln sie sich in den Häusern zu beyden Seiten des Hauptthors der Havana, um die chica zu tanzen. Jeder Stamm hat seine eigene Versammlung, Kapitel (cabildo) genannt. Das Getöse des tam tam und der bambula ist furchtbar; Jung und Alt, Männer und Weiber, sogar die Zuschauer und die, welche vor dem Hause versammelt sind, folgen den Bewegungen des Tanzes. Ihre Freude ist übrigens sehr unschuldig und selten entstehen Streitigkeiten unter ihnen; auch erlauben ihnen die Herren gerne, in's cabildo zu gehen, wenn sie nur nicht trinken. Die weiblichen Sklaven verdanken ihre Freylassung oft der Leidenschaft, die sie ihren Herren einflößen. Den männlichen ist es nicht sehr schwer, sich loszukaufen, da sie außer den Sonntagen auch die vielen Feyertage zur Arbeit für ihre eigene Rechnung freyhaben, und da nicht, wie z. B. in den englischen Kolonien, eine Geldstrafe auf die Freylassung eines Sklaven gesetzt ist. Die Zahl der freyen Schwarzen ist deßhalb auch sehr groß in der Havana, und manche von ihnen erwerben große Reichthümer; sie wohnen besonders in den Vorstädten, und man hat berechnet, daß sie sich von 1800 bis 1810 im Verhältniß von 295 auf's Hundert vermehrt haben. Nur die Sklaven werden je nach ihrer Farbe negros oder mulatros genannt, die Freyen heißen dagegen morenos und pardos. Der Stolz der freyen Neger ist sehr groß, und ihre Eitelkeit noch größer. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Vermehrung dieser Klasse von Menschen unter Umständen zu gerechten Besorgnissen Anlaß geben könne, und bey dem gegenwärtigen aufgeregten Zustand der Insel fehlt es nicht an beunruhigenden Gerüchten in dieser Hinsicht. Man erinnert sich dabey einer Verschwörung, welche 1812 entdeckt wurde. Ein freyer Neger, Namens Aponte, der ein Vermögen von 40,000 Piastern besaß, stand an der Spitze derselben, und sollte zum König erhoben werden, alle Minister und Beamte waren schon ernannt und alles vorbereitet; es sollten zugleich alle weißen Männer und alle schwarzen Frauen ermordet werden, und dann wollten die Neger sich mit den weißen Frauen verbinden. Diesen Theil der Verschwörung erfuhr Aponte's Weib, und aufgebracht darüber, verrieth sie Alles. Aponte nebst acht seiner Genossen wurde hingerichtet.

Die Cigarren. Sie spielen eine sehr große Rolle in der Havana. Alles raucht Cigarren, Priester, Nonnen, Weiber, Kinder, Mädchen, Weiße, Schwarze, Freye und Sklaven. In der Kirche, im Theater, überall wird geraucht. Ein Neger, der weiter nichts zu schenken hat, schenkt seiner Herrin eine Cigarre. Ein kleiner Dienst, den uns ein fremder Neger leistet, wird mit einer Cigarre belohnt. Eine Negerin geht nicht auf die Straße, ohne eine Cigarre im Mund, oder hinter dem Ohr, oder in den Haaren stecken zu haben. Ein zierliches Mädchen zieht eine Cigarre aus dem Busen, und bietet sie ihren Gespielinnen an. Die Cigarre verbindet und nähert alle Stände. Der Sklave hält den Grand von Spanien auf der Straße an, und ersucht ihn um candela (Feuer), und dieser läßt ihn geduldig eine Cigarre an der Seinigen anstecken, und erbittet sich bey dem nächsten Vorübergehenden denselben Dienst. Ich habe nur einmal Jemanden die candela abschlagen sehen, es war ein negro ladino, der sie einem bosal verweigerte. Wie der Fächer, so dient die Cigarre zur Zeichensprache. Rendezvous werden damit bestimmt und angenommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Juni.

(Beschluß.)

Die Pariser Gerichte hatten es in der letzten Zeit noch mit mehreren merkwürdigen Justiz- und Kriminalsachen zu thun. Da war ein gewisser Grieche, Namens Zaffiropoulo, welcher der Bigamie von seiner Frau angeklagt worden war. Der Mann war als ein fremder Graf nach Paris gekommen, hatte seine Rolle gut gespielt, und, wie es zuweilen zu geschehen pflegt, das Herz eines ziemlich begüterten Mädchens erobert, welches keinen Anstand nahm, den Herrn Grafen Zaffiropoulo zu ehelichen, der sie so zärtlich zu lieben schien, und bereit stand ihr seine unermeßlichen Güter zum Wittwengut zu ver-

schreiben. In dem Heirathskontrakte wurden die Zaffiropoulo'schen Güter namentlich angeführt, sie lagen in Siebenbürgen, Podolien, Wlodomerien, und wie die Gegenden alle heißen. Für den künftigen Wittwensiz der Frau Gräfin war also nun hinlänglich gesorgt, sie hatte die Wahl, ob sie ihren Siz in Podolien oder Wlodomerien aufschlagen wollte; überall stand ein Landhaus bereit, um die künftige trauernde Gräfin aufzunehmen. Die Heirath ging mit aller, gräflichen Leuten gebührenden Pracht vor sich, und der Honigmonat war lauter Wonne, aber hernach trafen die Wehen ein; aus Podolien und Wlodomerien kam kein Heller Geldes an, das Heirathsgut der Frau Gräfin mußte angegriffen werden, denn der Herr Graf ließ es flott hergehen im Hause. Darin glich die Frau Gräfin auf ein Haar andern Damen, daß sie erst recht nachdachte, als es mit dem Nachdenken zu spät war. Der Gemahl gab sich auch nicht die geringste Mühe, um die Täuschung länger bey seiner Allerliebsten dauern zu lassen. Es fiel ihr steinschwer auf das Herz, daß sie einen Abenteurer geheirathet habe; sie ließ, was sie vor der Heirath hätte thun sollen, Erkundigungen nach dem Podolischen Wittwensize einziehen, und erfuhr zu ihrem Schrecken, daß sie sich zwar in Podolien, wie Jedermann, an der Landstraße niedersezen könne, aber an Gütern dort noch weniger besize, als was man auf den Daumen legen kann. Sie erfuhr, daß ihr Mann zwar keinen Zoll breit liegenden Gutes, aber dagegen ein stehendes, nämlich eine Frau, besize. Das war nun gar zu arg für die neue Madam Zaffiropoulo; sie floh von ihrem Mann, und verklagte ihn als einen Betrüger, einen Abenteurer, einen Bigamen. Aus den eingeholten Nachrichten ergab sich, daß Zaffiropoulo in den jonischen Inseln verheirathet gewesen, und von seiner Frau fortgelaufen war; die Frau, anstatt ihm nachzulaufen, wie es in den Romanen üblich ist, hatte einen andern Mann genommen. Diese Heirathsgeschichte muß dem Pariser Tribunale, dem wahrscheinlich die Matrimonialsachen auf den jonischen Inseln nicht sehr geläufig sind, etwas unklar geschienen haben; es fand die Klage über Bigamie nicht gegründet, und sprach den Zaffiropoulo frey. Dieß versezte die Zuhörer in nicht geringes Erstaunen; die Damen hätten, wie es scheint, recht gern gesehen, wenn die Richter dem Versprecher Podolischer Wittwensize eine derbe Lektion gegeben hätten; allein der Ausspruch war geschehen, der Präsident hob die Sizung auf, das Volk zerstreute sich, und hatte bald Zaffiropoulo und Podolien wieder vergessen. — Gegenwärtig wird bey einem andern Tribunale eine Angelegenheit verhandelt, die zwar nur Geldsachen betrifft, worin aber auch wieder ein armes Mädchenherz gewaltig in's Gedränge kömmt. Die hiebey figurirende Heldin wird gewiß noch mehr Theilnahme erwecken als die neue Gräfin Zaffiropoulo, wenn man erst die ganze Geschichte wird zu Ende gelesen und gehörig beherzigt haben. Sie betrifft eine Familie, die zu allerley Abenteuern bestimmt zu seyn scheint. Die Wittwe von St. Morys wurde während der Revolution auf die Emigrantenliste gesezt, wiewohl sie Frankreich nicht verlassen hatte; man zog ihr ihre Güter ein, und behandelte sie, als ob sie wirklich emigrirt sey. Als die bürgerliche Ruhe und Ordnung wiederhergestellt war, that sie Einspruch wider die Behandlung, die sie erfahren hatte. Ein Haus in Paris, das ihr zugehört hatte, war das einzige, was von ihren Gütern noch nicht in fremde Hände gelangt war, wiewohl man es auch bereits verkauft hatte. In der Grundlage dieses Hauses fand Hr. v. St. Morys, der Sohn, in der Folge einige Alterthümer aus der römischen Zeit. Dieser, ihr Sohn, war wieder zu Gütern gelangt, und zur Zeit der Wiederherstellung des königlichen Throns ein entschiedener Royalist, vielleicht gar ein Ultraroyalist; er bekam Händel mit einem eben so entschiedenen Bonapartisten, dem schlagfertigen Obersten Dufay, und wurde von diesem in einem Zweykampfe umgebracht. Derselbe Hr. v. St. Morys, welcher Graf oder Vicomte, oder so etwas war, hinterließ eine Tochter, die man vermuthlich in eine ächt royalistische oder aristokratische Familie unterzubringen gedachte. Allein so wie die Liebe so manche Pläne der Ehrsucht vereitelt, so geschah es auch hier, daß die Dem. v. St. Morys ihr Herz ganz anderswo hinwandte. Um nämlich die Wiederherstellung des königlichen Throns zu bewirken, die dem Hrn. von St. Morys so erwünscht gewesen war, hatte das Schicksal eine halbe Million bewaffneter Fremden in Frankreich einrücken lassen; unter dieser halben Million befand sich ein preußischer Offizier, der gerade in das Haus einquartirt wurde, welches die junge Demoiselle, oder, wie man in Deutschland sagen würde, Fräulein v. St. Morys zu besizen das Glück hatte. Einquartirte Offiziere und die Mädchen vom Hause pflegen keinen Dollmetscher zu bedürfen, um sich einander zu verstehen. Dem. v. St. Morys fand den Offizier recht hübsch, vielleicht weil er zu der halben Million gehörte, die ihres Vaters Wünsche befriedigt hatte, vielleicht auch aus andern Ursachen, worüber sie sich nicht ausgesprochen hat. Genug, der Offizier war ganz nach ihrem Wunsche, und seinerseits fand der Offizier, daß ein reiches, junges und hübsches Mädchen auch ihm sehr wohl anstehe. Geständnisse, Schwüre und Betheurungen wurden abgelegt und angenommen, wie's der Gebrauch mit sich bringt. Es scheint, als ob herrliche Pläne auf die Zukunft unter den beyden Liebenden verabredet wurden. Die halbe Million bewaffneter Menschen wurde unterdessen beordert, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, nachdem sie sich zuvor eine tüchtige Schadloshaltung für ihren geleisteten Dienst hatte zusichern lassen. Der preußische Offizier rechnete aber auf eine Schadloshaltung, die ihm mehr werth war als eine Krone, wie man zu sagen pflegt, nämlich auf Dem. v. St. Morys Hand und Herz, nebst Aussteuer. Unterdessen ging es etwas bunt in Deutschland; zu revolutionäre Umtriebe, verdrehte den Staatsmännern und andern Leuten die Köpfe; Dem. St. Morys Bräutigam wurde auch darein verwickelt, wiewohl er ganz andere Umtriebe im Sinne hatte. Seine Braut erfuhr, daß er, anstatt ihr auf den Flügeln der Liebe entgegenzueilen, in einem schwarzen Kerker size. Das holde Kind raffte ihr Geld zusammen, eilte nach Deutschland, eröffnete mit goldnem Schlüssel ihres Bräutigams Kerker, gerade als ob die Handlung in einem Romane oder auf dem Theater vorgehe, und nun gings flugs mit dem Geliebten nach Frankreich. Hier scheinen sich Hindernisse ihrer Heirath entgegengestellt zu haben. Guter Rath war theuer, allein was überwindet die Liebe nicht alles? Die beyden Liebenden hatten, wie Jedermann, von dem berüchtigten Gretna Green, auf den Gränzen Schottlands gehört, wohin so manche englische Liebende mit Extrapost wallfahrten, wenn hartherzige, oder allzuvorsichtige Eltern und Vormünder nicht sogleich in eine Heirath einwilligen wollen. Wenn sich der preußische Offizier mit der französischen Demoiselle zu diesem Zufluchtsorte unglücklicher Liebe begäbe! gedacht, gethan. Gretna Green sah das liebende Paar in vollem Galopp ankommen, und Schmidt Elliot, der schon die Fesseln so manches andern Paares leicht geschmiedet hatte, nahm nicht den geringsten Anstand, auch das zulezt angekommene ohne Ceremonie zusammenzufügen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 178.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 27. Juli 1826.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg.
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis.
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis.

Schiller.

Die Schweiz in der Urzeit.

Rhapsodie und erstes Bruchstück eines größern Gedichts.

Geist meiner Heimath, Geist des Alpenlandes,
O blick' herab vom Duft des Wolkenrandes,
Du, den zum Hüter uns der Herr gesezt!
All unsre Gau'n und unser Volk zu preisen
Mit meines besten Hochgesanges Weisen
Erhebt sich mir die Seele jezt.
Mög' ich sie dein und Gottes würdig loben,
Entflammt durch reinern Hauch von oben!

Des Erdballs erster Morgen taget hehr.
Rings breitet allwärts sich ein ödes Meer,
Und Nebel wogen drüber — dunkel, schwer; —
Nur seltner Gipfel Eiland raget auf.
So war die Erd' im Schwall der Weltflut dort,
Als Sonnen — nach Allvaters Schöpferwort —
Dem Nichts entrollten zu beschwingtem Lauf.

Der Engel Hallelujah klangen:
Gelobt sey Gott! Gelobt sey Gott!
Von seiner Huld ist ausgegangen,
Was Kraft und Regung hat empfangen;
Gelobt sey Gott!

Und in den Weltraum flogen Heere
Von ordnenden Seraphen aus.
Sie walteten, daß sich des Heil'gen Ehre
Von Stern zu Stern unendlich mehre,
Und jeder leucht' als Gotteshaus.

Damals, in Gewässers Tiefen,
Wo des Lebens Keime schliefen,
Braus't und gährt' es ahnungsvoll,
Und des Erdballs Rinde schwoll.
Inn'res Kochen wilder Gluten
Hob den Meergrund durch die Fluten
Wölbig hier und dort hervor.
Und die Blase, starrend, ward zur Bergesspitze,
Barst, und ward im Bersten Felsenritze,
Streckte Horn und Zahn empor.
Schründe klafften,
Ströme rafften
In der rings erschlossnen Höhlung Grab
Trümmerschutt und Grand hinab.
Kühn geschmettert von Titanenhänden
Flog des Kerngranites Felsenkloß,
Jezt von himmelhoch gemau'rten Wänden,
Jetzo von der Gipfel Riesenschloß,
Auf die weit entlegnen Höhen
An der niedern Hügel Rain,
Dort zum Schaudermahl zu stehen
Von der Urzeit grausen Wehen,
Als sie auf sich rafft' aus Todesschein,
Mutter von Lebendigen zu seyn. —
Zwar nur schüchtern mit Korallenthieren
Hub sie an, geheim ihn aufzuführen
Der Geschöpfe langen Wunderreih'n. —
Fort indeß bewegt's die Wellen,
Und sie sinken, wirbeln, schwellen
Her und hin, und branden an,
Ebnend ihres Abgrunds Plan.
Denn so war's der Allmacht Wille,
Daß auf Höhen Licht und Aether frey,
Daß in Tiefen Erd' und Wasserfülle,
Daß Gebirg und Thal und Hügel sey.

Doch die geschwommen in den Wogen
Mit reger Lust vieltausendfach,
Des Ammonshorns gewundner Bogen,
Der Riesenmuschel wölbig Dach,
Geschlechter ohne Zahl und Namen,
Jahrhunderte hindurch gemehrt,
Zu Bergeslast sich wälzend, kamen
Hinan, wo Flut in Land sich kehrt.

Dort schichten jezt sich Panopäen,
Hier Venuliten, Archen sich;
Und Cardien und Tellinen stehen
In breiten Ranken mächtiglich.
Es baut Natur den Atlantiden,
Was Königen die Menschenhand;
Den Wurm bedecken Pyramiden,
Wie Pharaonen keine stand.

Zum Himmel starren Austerbänke;
Des Meeres Sand bedeckt sie hoch,
Und ringsum biegen Thalgesenke
Sich an das neue Felsenjoch.
In Nacht versiegelt ward das Leben,
Der abgeschiednen Urwelt Stein;
Denn andrer Trieb will kund sich geben,
Und Edleres an's Wilde reih'n.

Hinauf zu lichten Daseynsstufen
Ergießt der Kräfte Springquell sich,
Zernichtend was sie Niedres schufen,
Und Höh'res bildend freudiglich.
Es flammt ein Bliz vom offnen Himmel,
Wie Regenbogen spannt sich's aus;
Da füllt ein seltsames Gewimmel
Zuerst das Land mit seinem Graus.

Lindwürmer ringelten sich traurig,
Das öde Thal stand ohne Lied,
Und schwarze Molchenbrust glitt schaurig
Durch's freudenlose Feldgebiet.
Mit Donnerwolken um die Wette
Flog tausend junge Drachenzucht,
Und in der Seen weitem Bette
Verbarg sich kaum des Mammuths Wucht.

Denn erstlich mußte sie verschäumen,
Die überreiche Schöpfungskraft,
Entsprudelnd in verworrnen Träumen,
Wie Phantasie nur jung sie schafft.
Das Ungeheure ward geboren
Aus roher Mächte frühstem Schwung;
Selbst Hellas hat sie spät erkohren,
Des Ideals Verherrlichung.

Doch bald, erfüllt im Lauf der Jahre,
Den Gottes Allkraft leitete,
Rang sich die Zeit empor in's Klare,
Die er gewollt von je und je.
Verbrauset hatten Meer und Erde,
Sie sehnten sich nach Wohlgestalt;
Da trieb der Schöpfung zweytes Werde
Hinweg der Mißform Urgewalt.

Sanftes Säuseln,
Leichtes Kräuseln
Webt' in lauer Himmelsluft;
Dünste schwanden,
Nebel banden
Sich zu milden Thaues Duft.

Und die Gipfel
Und die Wipfel
Küßte warmer Sonnenglanz.
Stilles Beben,
Leises Weben
Rieselt um den Gletscherkranz.

Wo zersplittert
Und verwittert
Todter Schutt im Staube lag,
Hob sich freudig
Und geschmeidig
Halm an Halm zu heitrem Tag.

Moos und Eppich
Wob den Teppich
Auf des Felses rauhe Wand;
Büsch' und Bäume
Deckten Räume,
Wo der See zu Moor gestand.

Wer spricht sie aus, die Wunder dieser Zeiten,
Wie steile Bergeshalden, endlich grün,
Sich dicht beraset allwärts niederbreiten,
Und tausend Blumen schön sie überblühn!
Wie Murmelbäche sich in Ufern fangen,
Befreundlicher in's Thal zu zieh'n,
Und sonnenfroh die Eichen prangen
Als Götterhallen, stolz und kühn!
Wie der Gewässer Schwall verdampfet
Vor eines freyern Strahles Glüh'n,
Und festen Grund das Wallroß stampfet,
Verzweifelnd ob der Woge Flieh'n!

Da schwebten erdwärts fern aus Schöpfungsräumen,
Wo höhere Planeten sie bedacht
Mit Gaben ihrer gottentlehnten Macht,
Die Geister, die der Mensch nur sieht in Träumen,
Das stille Volk, herab zur Bergesschluft.
Betriebsam höhlt sich's weite Gänge,
Thurmhoch in ungemessner Länge,
Von Felsengruft zu Felsengruft.
Des Goldes Fülle, schwer gediegen,
Muß in den harten Stein sich schmiegen,
Und Silber quillt,
Und stockt und füllt,
Am dunkeln, tiefgeheimen Orte,
Des Berges Ader mit dem reichen Horte.
Dann wölkt Achat,
Und ballt Granat, —
Der Elfen neue Wunderspenden. —
Sich unter ihren kunstgewandten Händen.
Zulezt den Quell,
Der wonnighell
Vom ew'gen Eise niederrinnet,
Erfassen sie mit Zauberkraft,
Die fest ihn preßt, und formt und schafft.

Und der Gebilde herrlichstes beginnt.
In Pyramiden, blendend, bebt,
Von aller Farben Licht durchbebt,
Ein Feenschloß sich aus Krystallen,
Palast dem unterirdischen Reich,
Und heitrer Freudensaal zugleich,
Wo Fürsten und Fürstinnen wallen
In leiser Genien Dienerchor.
Oft zieh'n, bey Mondes blassen Glänzen,
Zum Ringelreih'n und krausen Tänzen
Am Bergeshange sie hervor.
Wohl manch Jahrtausend mag noch fort sich schwingen,
Bevor der Menschenfuß hinab wird dringen,
Von nimmersatter Gier gelenkt,
Und Menschenaug' ihn schaut, den Sitz der Geister,
Und Menschenlist sich hebt zu ihrem Meister,
Bis jeden ihrer Schätze sie geschenkt.

Doch, Gott, Allmächtiger, du wirkest wieder!
Und neues Leben, neuer Drang,
Wie Frühlingshauch durch starre Glieder,
Zuckt des Gebirges Labyrinth entlang.
Noch wandelte kein froher Tritt auf Erden,
Kein muntrer Flug durchschwamm der Lüfte Raum;
Da muß der Au'n Bevölk'rung werden
Aus Stein und Staub, aus Glut und Schaum.
Apollo fliegt zur Gentiane,
Die Biene schwirrt der Linde zu,
Ein Wald gewährt dem Auerhahne,
Der Eul' ein Schlund die erste Ruh',
Und eine Lerche heckt im Plane,
Und eine Lerch' auf nackter Fluh. *)
Unendliches Leben
Und Regen und Streben
Durchwimmelt die Weiten mit seliger Spur.
Von Tönen und Klängen
Und süßen Gesängen
Erdröhnet die reiche, bewegte Natur.

Allüberall Necken
Und grüßendes Wecken,
Und kosiger Paare beglückend Gefühl,
Bis tief in die Wellen
Hinab, wo die hellen,
Geschmeidigen Fische sich tummeln im Kühl.

Majestätisch, wie der Windsbraut Sausen,
Schwingt der Adler sich zum Felsenhaupt.
Auf dem hehren Sitze will er hausen,
Wo kein Sturm ihm je die Sonne raubt.
Und Europa's Condor, **) mit der Mähne
Goldenen Gefieders, theilt das Reich
Ewig schneebedeckter Klippenzähne
Mit dem Königsaare gleich und gleich.
Rückwärts brüllt des Waldes Stier,
Brüllt der Ur aus Schilfe hier,
Bis der Fels im Nachhall zittert;
Und des Elends *) grause Last
Dort durchbricht den Wald mit Hast,
Daß der Buchen junger Wuchs zersplittert.
Und der grause Bär,
Ein Entsetzlicher, schreitet daher,
Mit den Klauen furcht er die Gründe.
Und die schwindelnden Höh'n am Wolkenrevier
Erklettert das zagende Murmelthier,
Daß im hohlen Gestein es die Zuflucht finde.
Und ein leicht, ein ätherisch, ein schüchtern Gebild,
Die Gemse, der Alpen unschuldiges Wild,
Entschlüpft, von ewiger Angst getrieben,
Der niedern Bahn,
Wo die Nebel geblieben,
Zu fristen das Leben durch Klippen hinan.
Und der Steinbock, mit dem steinernen Baue
Gewaltiger Knochen, dringt höher hinauf,
Daß die frühste und späteste Sonn' er sich schaue,
In der Morgen und Abende wechselndem Lauf.

Joh. Rud. Wyß.

*) Die sogenannte Fluhlerche.

**) Der Lämmergeyer, mit goldgelbem Halsgefieder.

*) Des Elendthieres, das man aber richtiger Ellendthier oder Ellenthier heißen würde.

Rom, 25. Juni und 2. Juli.

Am vorigen Sonntage haben die Kapuziner die, schon im December vorigen Jahres stattgefundene Seligsprechung des Paters Angelo, aus demselben Orden, mit einem Pompe gefeyert, in welchem sie selbst neulich von den Jesuiten, bey einer ähnlichen Gelegenheit, nicht übertroffen worden sind. Daß den Schülern des Loyola Mittel und Wege zu Gebote stehen, die bedeutenden Summen, welche eine Beatification erforderte, herbeyzuschaffen, wird Niemanden wundern, der die Verbindungen kennt, welche dieser Orden von Neuem anzuknüpfen gewußt hat; überraschender ist es, daß selbst die armen Kapuziner, bey ihrem geringern Verkehr mit der Welt, im Stande gewesen sind, die Kosten einer solchen Seligsprechung herbeyzuschaffen. Es dürfte nicht allgemein bekannt seyn, worin eigentlich die Procedur eines solchen Akts der römisch-katholischen Kirche besteht. Daher mögen hier einige Worte zu deren Erklärung stehen. Nach dem Lehrbegriffe dieser Kirche muß stillschweigend der Satz als aufgestellt betrachtet werden (wenn er nicht wirklich aufgestellt worden ist, was ich nicht weiß), daß jeder katholische Christ, wenn ihn sein Lebenswandel dazu qualificirt, das Recht hat, sich die einst von Gott durch Christus Fürsprache zu hoffende Seligkeit schon hier auf Erden vor dessen Stellvertreter feyerlich versprechen, oder, eigentlicher gesagt, im voraus ertheilen zu lassen. Diesen Grundsatz in's Auge gefaßt, begreift sich's, wie, im höhern Sinne genommen, ein solcher Anspruch auf die Seligkeit wie ein gewöhnlicher Rechtsstreit, wo die eine Parthey etwas begehrt, die eine etwas verweigert, behandelt und dem zu Folge entschieden werden kann. Sobald irgend Jemand, (gleichgültig wer, ob es gleich meistens geistliche Orden sind, welche den Antrag dazu machen, weil in der Regel nur Ordensgeistliche, aus leicht begreiflichen und wirklich überzeugenden Gründen, zu der Ehre der Beatification gelangen können) das Leben eines seit funfzig Jahren verstorbenen Klostergeistlichen (diese gesetzmäßig erforderliche Epoche, um die Urtheile über den Kandidaten zu sammeln und gehörig auszugleichen) als tugendhaft genug zu erkennen glaubt, um für ihn die

Seligsprechung fordern zu können; wendet er sich mit seinem Gesuche an das Tribunal der h. Gebräuche (Congregazione de' Riti). Dieses besteht aus einer unbestimmten Anzahl Oberrichter (in den lezten drey Jahren über und unter zwanzig), sämmtlich Kardinäle, mit einem Präsidenten (Prefetto) an ihrer Spize, und Unterrichter (in den lezten drey Jahren über und unter sechs), leztere Prälaten, und aus einer noch größern Anzahl Räthen (Consultori) meistens Ordensgeistlichen, welche gleichfalls Siz und Stimme im Gerichte haben. Nachdem sich der Kläger im Tribunale selbst einen vortragenden Richter (Ponente), welches, so viel ich weiß, stets einer der Kardinäle seyn muß, gewählt hat, geht die Sache den Weg Rechtens, das heißt, das Tribunal ernennt zwey Anwälte, einen für und einen gegen den Kläger, läßt leztern Kaution leisten, und spricht am Ende das Urtheil, das heißt, es entscheidet, ob die Person der Seligsprechung würdig ist, oder nicht. Lezteres wird dem Papste vorgelegt, welcher demselben, nach einigen Formalitäten, die Bestätigung ertheilt. In Folge des Prozesses, welcher oft mehrere Jahre dauert, wird das Leben des zur Beatification vorgeschlagenen Kandidaten der strengsten Prüfung unterworfen, und besonders aber darauf gesehen, ob die Wunder (denn ohne diese kann Niemand auf Seligsprechung Anspruch machen), welche er, nach des Klägers Versicherung, mit Gottes Hülfe, verrichtet haben soll, wirklich stattgefunden haben, oder nicht. Daß ein solcher Prozeß nicht so gleichgültig oder gewissenlos geführt wird, wie es mit weltlichen Rechtshändeln zu geschehen pflegt, davon will ich zwey Beyspiele anführen. Vor einigen und zwanzig Jahren ward einem Kandidaten, dessen Leben alle Erfordernisse, selbst die Wunder, zur Erlangung der Beatification dargeboten hatte, leztere blos aus dem Grunde versagt, weil er, ein Weltpriester, in einer andern Kirche, als der seiner Pfarre, zu beichten und das Abendmahl zu nehmen, mitunter gewohnt gewesen war, eine Handlung, welche die römischkatholische Kirche nicht gut heißt, weil mit dem Beichtvater, eben weil er über seine Beichtkinder eine geheime Gewissenskontrolle zu führen, und, von dieser geleitet, allein die Absolution auszusprechen hat, nicht gewechselt werden darf. Ein anderer Kandidat war deßhalb abgewiesen worden, weil ihm gegen einen verstockten Missethäter, der sich selbst Angesichts des Schaffots, auf welchem er seine Strafe zu leiden hatte, nicht bekehren lassen wollte, die Worte entgangen waren: „So fahre denn hin, verruchte Seele in den Pfuhl der Verdammten! Es kann dem allmächtigen Gotte einerley seyn, ob sich solch ein Ungeheuer, wie du bist, zu ihm kehrt, oder nicht!“ Ob bey diesen Prozessen der Gegenadvokat im Curialstyle je Teufelsadvokat genannt worden ist, habe ich nicht erfahren können; jezt kennt diesen Ausdruck sogar in Rom Niemand mehr. Wahr aber ist, daß sich der Advokat aller Rechtsmittel, in der Form oder in der Sache liegend, ja nicht selten offenbarer Kniffe und Verdrehungen, bedient, um dem Kandidaten die, von ihm nachgesuchte Ehre der Beatification streitig zu machen. Daß es außer der Seligsprechung auch eine Heiligsprechung (Canonisation) gibt, ist bekannt: leztre dient gleichsam zur Vervollständigung der erstern, und kann auch ohne dieselbe überall nicht stattfinden. Heiligsprechungen sind in den lezten zwanzig Jahren nicht vorgenommen worden. Die Beatification führt keine andere Ehre mit sich, als daß dem Seliggesprochenen ein jährlich zu feyerndes Hochamt eingesezt wird. Des Canonisirten Name erhält dagegen einen Plaz in der Liturgie und Litaney; auch können ihm Altäre errichtet werden. Schon oben habe ich gesagt, daß eine Seligsprechung große Kosten verursacht: man versichert, daß es deren gegeben hat, welche auf hunderttausend Scudi zu stehen gekommen sind. Das ist eine wahre Wohlthat für die Klöster, oder für sonstige fromme Körperschaften; denn wie viele Seligkeitsprozesse würden, ohne diesen Umstand, nicht anhängig gemacht werden! Es verhält sich damit, wie mit den weltlichen Prozessen; je theurer die Rechtspflege in einem Lande ist, je weniger Prozesse gibt es in demselben, wobey am Ende Niemand verliert als die Advokaten.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, 4. Juni.

(Beschluß.)

Bey der Rückkunft des Paares und ihrem Aufenthalte in London stiegen doch einige Zweifel bey der jungen Frau über die Gültigkeit dieser Schmiedetrauung auf, und um die Gewissensscrupel zu heben, mußte der Geistliche der baierischen Legation die Trauung nach katholischem Ritus erneuern. Nun meynte die junge Frau wäre alles in Richtigkeit, und kehrte getrost mit dem lieben Gatten nach ihrem Vaterlande zurück. Aber hier ging das Trübsal erst an. Die Familie wollte weder von der Schmiedetrauung, noch auch von der baierischen etwas wissen und den preußischen Ehemann anerkennen. Ueber dem Familienzwist trat nun die Angelegenheit der Emigrantenentschädigung ein, und sobald das Gesez durchgegangen war, trat der preußische Ehemann auf, und forderte im Namen seiner Gattin, die ihr von ihrem Vater oder ihrer Großmutter zukommende Entschädigung; aber das hieß ein Wespennest aufstören; denn es erschienen sogleich die Verwandten der Frau, forderten die Entschädigung für sich, und machten dem preußischen Offizier seine Eigenschaft als Ehemann streitig. So begann dann der Prozeß, der schon einige Zeit fortdauert, aber, wie es scheint, seiner Entscheidung nahe ist. Die eine Partey, die am meisten darunter leidet, ist die junge Frau, denn man sucht nichts anders zu beweisen, als daß sie nicht verheirathet ist. Die französischen Geseze erkennen keine Trauung eines Schmiedes von Gretna Green, auch wann eine bairische Geistlichkeit die Sache hat wieder gut zu machen gesucht. Dazu kömmt nun noch, daß der preußische Offizier nicht so heißt, als wofür er sich ausgegeben hat. Die Advokaten der Gegenparthey haben arge Dinge von ihm erzählt; er aber besteht nicht minder auf sein erworbenes Recht, und will der Erbe eines französischen Emigranten werden. Die arme Frau aber, der es nicht um Geld, sondern um Ehre und Heirath zu thun ist, bittet um Gotteswillen, man möge doch ihre Ehe für gültig anerkennen, auf alles andere wolle sie ja gern Verzicht leisten; darauf antwortete man zu ihrem Schrecken, was nicht rechtmäßig sey, könne auch nicht dafür anerkannt werden; das Gericht habe keinen Auftrag eine gesezwidrig geschlossene Ehe zu legitimiren; auch habe man hier mit der Heirath nichts zu schaffen, sondern nur mit der Frage über den Entschädigungsantheil. Vergebens ruft die bedrängte Frau Himmel und Erde an, damit man sie als eine wahre Ehefrau anerkenne; leider steht zu befürchten, daß kein Richter in Frankreich Respekt vor dem Trauungsakte des Schmiedes Elliot haben werde; vielleicht wird dieß künftig die französischen Mädchen von einer Reise nach Gretna Green, wo man so mitleidig gegen unglückliche Liebende ist, abschrecken, und die englischen Mädchen allein werden die Freude behalten, einen so hülfreichen Schmidt in ihrer Nähe zu haben.

D. G.

Beylage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 179.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 28. Juli 1826.

Mögt ihr in den alten Gleisen
Vor dem alten Karren traben,
Doch die Narren und die Weisen
Wollen ihre Freyheit haben.

M.

Die Maka'men des Hari'ri *).

In freyer Nachbildung von Friedrich Rückert.

Fünfte Makame.

Hareth Ben Hemmam berichtet:

Ich besuchte in Mera'ghet die Staatskanzley; — zwar war ich in Staatsgeschäften ganz Lay, — doch fand sich dort immer eine Konsession — von Leuten von allerley Konfession — und Profession, — die sich besprachen über allerhand, — was ich verstand und nicht verstand. — Heute nun ergoß sich der Rede Brunst — über die Redekunst; — und einmüthig, einmündig, stammelten — alle die hier versammelten — Ritter des Federkieles, — und Meister des Zungenspieles, — zum Lobe der Zeit, der vergangenen, — und zur Schmach der neuangefangenen: — daß der alten Meister scharfem Witze — kein neuer dürfe bieten die Spitze, — und keiner jezt im Ost und West — sey so zügel- und bügelfest, — dem sein Roß nie bäume, — und der den Sattel nie räume. — Wer breche noch neue Bahnen, — und steche nach neuen Fahnen? — wer könne sich mit eigenen Federn schmücken, — und brauche nicht fremde auszupflücken? — Jeder, und ob er ein Goldkleid hab' an, — stelle sich nur wie ein Bettelknab' an — gegen den Redner Sahban, — der, mit der Wortkraft Rüstigkeit, — einst scheidend zweyer Stämme Zwistigkeit, — stand und sprach, seit der Morgen hauchte, — bis die Sonne gen Abend tauchte, — und dabey ein Wort nicht zweymal brauchte. — — Es hatte sich aber unserm Kreis — angeschlossen ein Greis, — der an der Reihen äußerstem Anfang — dasaß als wie ein Anhang; — und wie nun die Reden sprudelten, — die Kugeln trafen und pudelten, — wie Jeder seine Münzen gelten machte — und seine Waaren zu Markte brachte, — Trauben und Herlinge, — Tauben und Sperlinge; — zeigte jener mit einem Blinzen, — oder einem Grinsen, — einem Nasenrümpfen — oder Lippenstümpfen, — daß er einer sey, der da hält hinterm Busch, — bis er ersieht seinen Husch; — der den Bogen schnizt — und Pfeile spizt, — bis das Glück ihm zuruft: Izt! — Und als nun jene verschossen ihre Bolzen, — und ihr Vermögen eingeschmolzen, — als die Wo-

*) Der Gesezgeber der arabischen Sprachlehre, Baron Silvestre de Sacy, hat im Jahre 1822 ein in der orientalischen Literatur Europa's Epoche machendes Buch herausgegeben, das, außer einer französischen Zugabe von 19 Seiten, auf 660 Folioseiten keinen andern als arabischen Buchstaben enthält. Es sind die Maka'men des Hari'ri. Maka'me bedeutet einen Ort, wo man sich aufhält und sich unterhält, dann eine Unterhaltung selbst, einen unterhaltenden Vortrag oder Aufsaz, nach unserer Art eine Erzählung oder Novelle. Als ich dieses Werk nicht ohne Anstrengung durcharbeitete, und oft in den Irrgängen der sprach- und sachgelehrten Scholien den poetischen Faden des Textes aus den Augen verlor, versuchte ich, zur Sammlung und Erholung, zwischendurch einzelne Maka'men, die mir dazu am tauglichsten schienen, deutsch nachzubilden, mit Hauptrücksicht auf die eigenthümliche, und völlig neue, Form, und mit Unterdrückung aller in der Uebertragung störenden Einzelnheiten; und ich kann sagen, daß erst durch diese Ausscheidung das Kunstgebilde des arabischen Dich-

gen sich geglättet, — und die Stürme sich gebettet, — wendete er mit Sammlung — sich zur Versammlung, — und sprach: Ihr spinnet wirren Faden, — und rennet auf irren Pfaden; — die ihr Todtengebeine — stellet im Heiligenschreine, — und sie umgebt mit Heiligenscheine, — verachtend eure Lebendigen, — näher euch zuständigen, — mit denen ihr doch allein euch könnt verständigen! — O ihr Präger und Wäger ächter Gewichte, — o ihr Heger und Pfleger gerechter Gerichte! — vergesset ihr über das Hadern — um die alten Hadern, — die frische Lebensfülle junger Adern? — daraus jezt zu Tage wird gefördert, — was nie vor diesem ward erörtert: — Gedanken stark, — und Worte voll Mark, — hochfarbige Schilderey, — tiefe Sinnbilderey, — Reime wie Blütenkeime, — und Prosa wie Honigseime. — Was findet ihr bey den Alten, — wenn ihr es an's Licht wollt halten, — als erloschne Farben, — und ausgedroschne Garben? — Sie haben der Zeit nach den Vorgang, — nicht der Trefflichkeit nach den Vorrang. — Und ich weiß noch jezt den Mann; was er macht, das lacht; — was er schmückt, das glückt; — was er beginnt, das gewinnt; — wo er haucht, das raucht; — wo er spricht, das bricht, — was er schafft, das rafft; — was er dichtet, das vernichtet: — der, wo er rühmet, blümet, — und wo er tadelt, entadelt; — der, wo er lang ist, — wie eines Stromes Gang ist, — und wo kurz, — wie ein Wassersturz. — Da sprach der Kanzleyvorstand, — der als Wortführer im Chor stand: — Und wer ist der so schwer gerüstete, — hehr gebrüstete? — Jener sprach: hier dein Gespann, — dein Gegenmann. — Frag', ich stehe zur Rede; — fordere nur, ich stehe zur Fehde. — Da sprach jener: Höre du! Bey uns zu Lande verkauft der Habicht sich nicht für einen Falken, — noch der Rohrstab für einen Balken; — wir unterscheiden Spelt von Spelzen, — hohe Beine von Stelzen. — Wer sich unnütz macht, macht sich Verdruß; — Wer zur Scheibe sich aufstellt, den trifft der Schuß. — Rege den Staub nicht im Kampfesfeld, — oder klage nicht, wenn er dir in's Auge fällt. — Wo man früh nicht nimmt Freundesrath an, — da kommt Feindesspott spat an. — Doch jener sprach: Ein Mann kennt sein Hemde — besser als jeder Fremde. — — Da berathschlagten sie sich untereinander, — in welches Feuer der Prüfung man solle bringen den Salamander. — Einer von ihnen sprach: Gebt mir ihn her! — ich roll einen Stein in den Weg ihm queer; — ich habe für seine Backen — eine derbe Nuß zu knacken. — Da übertrug die gesammte Mannschaft — für diesen Krieg ihm die Oberkommandantschaft; — und, sich wendend zum muntern Alten, — sprach er: Laß meine Geschichte dir entfalten! — Ich lebte von hier in ferner Gegend, — frisch und wacker mich regend, — und fand, weil klein war meine Schaar, — daß groß genug mein Einkommen war. — Doch als sich mir mehrten die Zehrer, — und des Haushalts Bürde ward schwerer, — blieb ich kein träger Lastträger, — sondern wandte als ein rascher Hoffnungsjäger, — meinen Blick hieher auf den Landpfleger; — und durch meiner Redegaben Nützung — fand ich bey ihm Beschützung — und Unterstützung. — Auch konnte meinen Muth nicht beugen, — noch mir meines Gönners Ungunst erzeugen, — ein Fehler in meinen Sprachwerkzeugen, — den mir deine Ohren bezeugen, — daß das R ist eine Klippe, — an der sich brechen die Ströme meiner Lippe. — Nun, satt getränkt von seinem Gnadenregen, — und bekümmert der Meinigen wegen, — bin ich bittend ihm angelegen, — mich zu den heimathlichen Gehegen — zu entlassen mit seinem Segen; — doch er sprach dagegen: — Versagt ist deine Bitte; — dir wird kein Roß zum Ritte, — zum Abschied keine Verehrung, — und zur Reise keine Zehrung, — bis du schriftlich mir vorlegst, — und mündlich selbst mir vorträgst — ein Bittgesuch, wohlgestellt, — das an Sinn und Spruch sich wohlverhält, — und an Wohlgeruch mir wohlgefällt, — und in welchem ganz der Buchstab ist vermieden.

ters sich vor meinen Blicken abklärte, indem ich es frey von der Umhüllung des gelehrten Dunstkreises betrachtete. Der wunderliche Held der Maka'men, Ebu Seid von Seru'g, fing an mir immer lebendiger zu werden, und ich dachte bald, wenn ich ihn nur in einer hinlänglichen Anzahl von einzelnen Lagen, in eben so viel nachzubildenden Maka'men, auf seine charakteristische Art sich zeigen lassen könnte, daß er gar wohl die flüchtige Aufmerksamkeit deutscher Unterhaltungsleser auf sich zu ziehen verdiente, so gut als irgend einer der vielen andern wildfremden Helden, die bey uns von einer Messe zur andern laufen.

Meine Arbeit gibt sich für keine Uebersetzung, sondern für eine Nachbildung. Die Grundsätze, nach denen man Homer und Shakspeare verdeutscht, sind, wie jezt noch die Sachen stehen, auf einen arabischen Dichter kaum anwendbar. Dazu gehört eine nähere Verwandtschaft oder eine innigere Aneignung eines fremden Bildungskreises, als deren wir bis jezt uns in Bezug auf den Orient rühmen können. Hoffentlich wird auch für die größeren orientalischen Kunstwerke einmal die Zeit kommen, wo sie in treuer Uebertragung in unsere, jeder Erweiterung empfängliche, Sprache aufgenommen werden können; ob aber sobald oder überhaupt jemals für Hari'ri, zweifle ich.

Ueber den Geist des Buches sage ich nichts; wenn es einen hat, wird er sich dem Leser am Ende von selbst darstellen. Vielleicht aber sollte ich noch ein Wort sagen zur Entschuldigung der unendlichen Wort- und Klangspiele, der gereimten Prosa, der übertriebenen Bilder, des spitzfündigen überkünstlichen Ausdrucks, kurz alles dessen, was man den falschen orientalischen Geschmack nennen kann. Doch deutsche Leser sind schon an so viele Geschmäcke gewöhnt, daß ich ihnen auch diesen bieten zu dürfen glaubte, und zwar in seiner ganzen Schärfe, ohne Milderung und Abstumpfung. Die Aufgabe war zu zeigen, daß auch in dieser ausschweifenden Form ein Geist wohne, und zwar ein solcher, der eben nur in dieser Form sichtbar werden konnte. Am wenigsten ist zu befürchten, daß das hier gegebene Beyspiel dem herrschenden guten Geschmack verderblich werde. Unsere Roman- und Novellenschreiber werden sich nicht einfallen lassen, ihre für sie und für ihre Leser so bequeme Weise gegen diese hari'rische, die ihre Schwierigkeiten hat, vertauschen zu wollen.

— den auszusprechen dir nicht ist beschieden. — Nun hab' ich mich gemüht ein Jahr lang, — und das Werk ist gerückt kein Haar lang; — ich rüttle meine Gedanken aus dem Schlummer, — und sie werden nur immer dummer. — Und auch die Gelehrten, — die hochverehrten, — die ich anruf' um Hülfe, ducken — sich alle mit Achselzucken. — Nun, wenn du der Mann bist, der du dich rühmest, — und dein Garten, wie du ihn blümest, — wenn dein Schimmer ist keine Blendung, — so bekräftige durch ein Zeichen deine Sendung! — Jener sprach: Zum Brunnen ist gekommen dein Schlauch, — und zur frischen Kohle dein Hauch, — dein Pferd zu seinem Beschläger, — und dein Schwert zu seinem Feger. — Drauf sann er ein Weilchen verschlossen, — bis die Wasser zusammengeflossen, — die Milch in's Euter eingeschossen; — dann rief er: Rüttle am Dintenfasse, — und die Feder fasse, — daß sie bringe das schwarze Nasse — auf das trockne Blasse! — und schreib also:

Milde ist eine Tugend, — ewig jung sey deine Jugend! — Geiz ist ein Schandflecken; — deines Neidenden Auge müsse Nacht decken! — Edle Hand gibt Spenden, — unedle läßt abziehen mit hohlen Händen. — Den Gebenden schmückt, — was den Empfangenden beglückt; — und das Gold, das Dank aufwägt, — ist wohl an- und ausgelegt. — Zufließts von innen dem Quelle, — wenn außen abfließt die Welle; — und Ausfluß des Sonnenlichts — gibt uns, und benimmt dem Himmel nichts. — Wessen Gemüth ist aus edeln Stoffen, — hält sein Haus dem Gaste offen, — seinen Schutz dem Flehenden, — und seinen Schatz dem Gehenden. — So lange dein Gast weilt, heiß ihn nicht eilen, — noch weilen, wenn du ihn flehest eilen; — und laß ihn zieh'n mit Tasch' und Stabe — nicht ohne Lab' und nicht ohne Gabe. — So sey von Lust dein Pallast bewohnt, — mit des Glückes Besuch belohnt, — von des Unglücks Fuß gemieden, — vom anklopfenden Leid geschieden! — Dein Dach sey luftig, — dein Gemach sey duftig, — deine Matten weich, — deine Schatten denen von Eden gleich! — Dein Wipfel sey vom entlaubenden Hauch geschont, — und ewig sey im Wachsen dein Mond! — Dein Lampendocht sey gesättigt vom Oele, — und von Wunschfülle deine Augenhöhle! — Was du beschauest, das lenz' und maie; — was du bethauest, das glänz' und gedeihe! — Was du stützest, schwanke nie, — und wen du beschützest, wanke nie! — Sey geliebt von den Gemeinden, — und gelobt von den Feinden; — schaltend mit Macht, — waltend mit Bedacht, — Unmilde zähmend, — Unbilde lähmend! — Dein Stab sey weidend, — deine Klinge schneidend, — und dein Wille entscheidend! — — Dich flehet an dessen Mund, — dessen Odem schloß mit deinem Befehl einen Bund; — dessen Fuß steht, wo du ihn stellest, — dessen Stolz fällt, wo du ihn fällest. — Deine Huld hat ihn satt gemacht, — deine Sonne hat bezwungen seine Nacht. — Du nahmest an seines Lobes Huldigung, — mit seines Fehls Entschuldigung. — Deine Begleitung blieb sein Gnadenkleid; — und die Geschmeidigkeit sein Halsgeschmeid; — deine Befehl — seine Seele, — und dein Gebot — sein Leben und Tod. — In deinem Dienst ist beschneit sein Haupt, — seines Kinnes Wald ist dünn gelaubt; — und ihn ziehet ein Gelüste — aus deinem Lustgeheg in seine Wüste, — aus dem Gnadenlicht, das ihn umflammt, — in das Dunkel, das ihm ist angestammt, — von wo eine Heimathluft ihn anweht, — von wo ein Sehnsuchtsduft ihn angeht; — wo jetzt sein Haus steht ungebaut, — und sein Feld liegt unbebaut, — wo sein Hauswesen öd' ist, — das Loos seines Häufleins schnöd' ist, — ohne Halt und Haupt sein Gesind, — und ohne Heil und Hülfe sein Weib und Kind. — So entlasse du den Dankenden, — seinem Glück Entwankenden! — Halte die fliehende Seele nicht, — und mit Wohlthaten quäle nicht! — Laß mich auf meines Stammes Hütten — den Abglanz deines Pallastes schütten, — daß dein Lob, wie in diesen Hallen, — mög' in den einsamen Wüsten schallen. — Dein eigen sey Gottes Wohlgefallen, — und sein Segen gemeinsam uns allen! —

So schloß er den Brief, — und das Wort im Munde seiner Tadler schlief; — seines Beyfalls Gemurmel lief — durch die Versammlung, und sie rief: — Auf welchen Bergen ist dein Stamm entsprossen? — aus welchem Thal kommt dein Strom geflossen? — aus welchem Köcher ist dein Pfeil geschossen? — Da hub er an:

Von Ghassans Wurzeln bin ich geboren,
Mir war zur Wohnung Seru'g erkohren.
Ein Haus, an Schimmer der Sonne gleich,
Ein Erdenhimmel mit goldnen Thoren.
O welches Leben, das ich gelebt,
O welches Eden, das ich verloren!
Wo ich gewandelt in Füll' und Lust,
Vom Most der Jugend und Rausch durchgohren,
Des Wohlbehagens Gewand geschleift
Durch Gärten, dicht wie das Haar des Mohren,
Bereit zu duften auf meinen Wink,
Und auf mein Lächeln sich zu beflooren.
Wenn Kummer hätte zu tödten Macht,
Er müßte tödtlich dieß Herz durchbohren.
Und ließ' ein Glück sich zurückbeschwören,
Mein Seufzen hätt' es zurück beschworen.
Der Tod ist besser für einen Mann,
Als so zu leben, wie Vieh geschoren!
Vom Nasenringe der Schmach geführt,
In wunder Seite des Schicksals Sporen.
Den edeln Löwen (verkehrte Welt)
Zaust die Hyäne bey Mähn' und Ohren.
Wenn eine Thörin das Glück nicht wäre,
Würd' es mit Huld nicht beglücken Thoren;
Und wenn's die Kleider nach Manneswerth
Vertheilte, hätt' ich nie nackt gefroren.

Nun ward der Ruhm von seinen Proben — vor des Landpflegers Ohren erhoben; — der gebot ihm den Mund zu füllen mit Gold, — und bot ihm an, zu treten in seinen Sold. — Doch er ließ sich am Geschenke genügen, — und

wollte sich nicht zu dem Amte fügen. — Der Erzähler spricht: — ich, aus alter Freundespflicht, — da ich also sah leuchten seines Glückes Licht, — und ihn stehn vor der hehren Stufe, — wollt' ihm rathen, zu folgen dem Ehrenrufe. — Laut wollt' ich verkünden seine Würdigkeit, — seines Geistes Ebenbürtigkeit. — Doch er gab mir einen Wink, mich zu bescheiden, — und das Schwert zu lassen in der Scheiden. — Und als er mit der Beute nun abgezogen, — mit dem Fang zufrieden abgeflogen, — folgt' ich ihm nach, um ihn zu verklagen, — daß er die Bestallung ausgeschlagen. — Doch er lächelte stiller, — dann stimmte er an mit Getriller:

Eine Stell' in dem Stall ist besser
Als Bestallung zur Ehrenstelle.
So unsicher ist dieser Boden,
Als beweglichen Sandes Welle.
Knecht zu seyn beym Herrn ist beschwerlich,
Und gefährlicher sein Geselle.
Wankelmüthig ist stets ein Herr,
Schnell ergriffenes läßt er schnelle;
Bäume pflanzt er, und schält den Stamm,
Baut ein Haus und zerbricht die Schwelle.
Besser, daß du durch Wüsten fahrest,
Oder flüchtest in eine Zelle,
Als zu träumen von Hoheit, daß
Nackt dich wecke des Morgens Helle.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 25. Jun. und 2. Jul.

(Fortsetzung.)

Um einen Begriff von den Unkosten zu geben, will ich blos bemerken, daß das Kapitel der Peterskirche, wo, zu Ehren des Seliggesprochenen, die erste feyerliche Messe, nebst Vesper, gefeyert wird, für beydes und für die, mit lezterer verbundene Illumination, sechstausend Scudi berechnet. Es werden, wie ich vom Architekten selbst weiß, sechstausend Lichter, nach vorher entworfener und gebilligter Zeichnung geordnet, angezündet, und der hintere Altar (la Cattedra di s. Pietro, oder la Tribuna) nebst dem großen Schiffe der Kirche künstlich drappirt. Ueber hundert Arbeitsleute sollen dabey beschäftigt seyn. Nachdem das Tribunal der h. Gebräuche den Prozeß zu Gunsten des Seligzusprechenden entschieden, und der Papst das Urtheil desselben bestätigt hat, beginnt die Feyer der Beatification mit der besagten Messe in der Peterskirche. Vorher sind über der Kirchthüre das Portrait des Seliggesprochenen, mit Angabe seines Standes, Vaterlandes und Alters, und der, unter demselben hinzugefügten Erklärung seiner Seligsprechung durch den Papst, so wie mehrere andere Gemälde, welche die hauptsächlichsten, besonders auf die verrichteten Wunder Bezug habenden Facta seines Lebens enthalten, theils im Porticus, theils in der Kirche selbst, aufgehangen worden. Nach der Messe, welcher der Papst nicht beywohnt, werden die auf dem Altare ausgestellten Reliquien des Seliggesprochenen von jedem einzelnen Mitgliede des Kapitels verehrt (venerare). Zwey Stunden vor Untergang der Sonne findet die gesungene Vesper (ohne Instrumentalmusik) nebst der Illumination und Verzierung der Kirche statt. Dieß die feyerliche Ehre, welche dem Seliggesprochenen von Seiten der öffentlichen Kirchenverwaltung erzeigt wird. Unmittelbar nach der Vesper erscheint der Papst, von den Kardinälen (von so vielen, als eben kommen wollen) und von seinem unmittelbaren Hofstaate (famiglia) begleitet, nachdem zuvor (was als eine Eigenthümlichkeit bemerkt zu werden verdient) sämmtliche Lichter ausgelöscht worden sind, damit es nicht scheine, als wolle der Papst von der Illumination, welche nur zu Ehren des Seliggesprochenen stattgefunden hat, auch zu seiner eigenen Ehre gedeutet wissen. Die ihn begleitende Guardia Nobile trägt brennende Fackeln. Der Papst knieet auf einer, in einiger Entfernung vor dem Hauptaltare (la Confessione di s. Pietro) stehenden Betbank nieder, und verehrt die auf jenem ausgestellten Reliquien des Seliggesprochenen. Nachdem er aufgestanden ist, wird ihm von Seiten der Parthey desselben ein großer Blumenstrauß überreicht. Ob dieser Ceremonie, außer der allgemeinen, noch eine besondere Bedeutung zum Grunde liegt, habe ich nicht erfahren können. Die Reliquienanbetung ist, mit Ausnahme des Blumenstraußes, ganz derjenigen gleich, welche jedes Jahr am grünen Donnerstage in der Peterskirche stattfindet, an welchem Tage die hier aufbewahrten Reliquien, nach Einbruch der Nacht, dem Papste zur Verehrung vorgezeigt werden. Vor dem Kardinalskollegium und dem Kapitel findet sie am Morgen statt. Es ist, meinem Gefühle nach, eine der erhebendsten Feyerlichkeiten, welche der Papst verrichtet: eben ihrer Einfachheit und Schmucklosigkeit wegen imponirt sie mehr, als die übrigen. Die Kirche ist finster, und wird nur von den wenigen Fackeln erhellt, das anwesende Publikum klein, folglich still, das sämmtliche Militär liegt betend auf den Knieen, die Nobelgarde und die Schweizer ausgenommen, welche stehen, ja selbst bedeckt bleiben, und endlich kniet der Papst vor der Betbank in völlig unbeweglicher Stellung, hinter ihm sein Hofstaat. Man hat bemerkt, daß der jezige Papst, troz seiner Körperschwäche, ungemein lange kniet, und dadurch mehreren Personen seines Gefolges, welche, troz ihrer Gesundheit, nicht so stark, als er sind, eine große Unbequemlichkeit verursacht. Mit der Reliquienanbetung sind die Ceremonien, welche der Staat (nämlich der kirchliche oder geistliche) dem Seliggesprochenen erweist, geschlossen. Dann findet das Fest statt, welches der Orden, zu welchem derselbe gehört hat, veranstaltet. Gewöhnlich verfließen darüber mehrere Monate, und zwar, wie es scheint, aus keinem andern Grunde, als um Zeit zu Zusammenbringung der abermaligen Kosten zu gewinnen, welche es verursacht. Es ist entweder ein eintägiges, dreytägiges, oder gar achttägiges Fest. Am Tage vor demselben wird die erste Vesper (primi vespri), dann an jedem der folgenden Tage Messe und Vesper zugleich gesungen. Die Sänger werden dazu von den andern Kirchen, besonders aus der päpstlichen und der Kapelle der Peterskirche, genommen. Die Quantität und Qualität derselben, so wie der Instrumentalisten, wenn mit Begleitung gesungen werden soll, hängt natürlich von den Kosten ab, welche der Orden aufzuwenden hat; eben so die Ausschmückung und Erleuchtung der Kirche während der Vesper. Auf dem Altare werden die Reliquien des Seliggesprochenen ausgestellt, und in der Kirche die früher für die Peterskirche gemalten Bilder von neuem aufgehangen. Am lezten Tage des Festes erscheint der Papst nach der Vesper, um die Reliquien des Seliggesprochenen noch einmal anzubeten. Mit Einbruch der Nacht beginnt die Illumination der Façade der Kirche; zugleich hebt die Musik an, welche die beyden, auf einem hohen, an derselben errichteten Gerüste stehenden Orchester, von denen ein's aus bloßer Harmonie besteht, abwechselnd während dreyer Stunden ertönen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 180.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. Juli 1826.

Die Schatten sind viel greller,
So ist das Licht auch heller.

G.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Man lobt die Polizey in Paris; die politische verdient das gewiß; sie weiß Alles, was sie wissen muß, ohne daß man sie gewahr wird. Noch viel weniger belästigt sie den Reisenden und Fremden, wie in so manchen Städtchen unsrer deutschen Vaterländchen, mit unaufhörlichen, durchaus unnützen Fragen. Z. B. welches Glaubens man sey? wodurch sie doch nicht erfährt, ob der Fremde, der im goldnen Engel wohnt, ein Freygeist oder ein Supernaturalist, ein Mystiker oder ein Atheist ist; was auch, wenn sie ausnahmsweise aufrichtig seyn will, ganz und gar kein Interesse für sie hat. Die Frage aber, in welchen Geschäften man reise, ist, milde gesprochen, albern, weil man eben darauf antworten kann, was man Lust hat, z. B. zur Lust. Ich kenne eine deutsche Stadt, worin Einem, gleich nachdem man aus dem Wagen gestiegen ist, der Gastwirth einen großen gedruckten Bogen vorlegt, mit fünfzehn bis zwanzig ähnlichen weisen Fragen versehen, die man unmöglich alle gewissenhaft beantworten kann. Mit dergleichen höchst nutzlosen Quängeleyen wird man hier von der politischen Polizey durchaus nicht behelligt, weil sie auf andere Weise sich über den Fremden zu unterrichten versteht, als ihn selbst naiverweise zu fragen, ob er ein staatgefährlicher Mensch, ein Gauner, ein Vagabund oder dergleichen sey, worauf sie von keinem schlechten Kerl eine aufrichtige Antwort erwartet. — Die Sicherheits-Polizey in Paris ist gewiß vortrefflich in Aufspürung begangener Verbrechen; es dürfte beyspiellos seyn, daß Raub, Diebstahl oder Mord unentdeckt geblieben — bey weitem nicht so sehr zu loben ist sie in Verhütung so großer Verbrechen; und besonders für die nächtliche Sicherheit ist in den meisten deutschen Städten mehr vorgesorgt als hier, wo nur sparsame Patrouillen und in großen Zwischenräumen durch die Straßen ziehen, wo es weder Nacht- noch Feuerwächter (wie in Hamburg) gibt, und wo Mord und Todtschlag geschehen und der Schuldige entfliehen kann, bevor auf Hülferuf Hülfe erscheint. Lässiger noch versieht ihr Amt die Reinlichkeit- und Straßen-Polizey. Es ist nicht wahr, daß das große Drängen und Fahren die Sauberkeit der Gassen unmöglich macht; wenn jeder Hauseigenthümer vor seiner Thür fegen müßte, wäre es wenigstens reinlicher; da aber gar nicht gefegt wird, so denke man sich, wie es in der Lutetia aussieht. Für den Fußgänger ist gar nicht gesorgt, er wird ganz rücksichtslos behandelt. In den meisten und in den engsten Gassen läuft der Rinnstein in der Mitte; die Wagen vermeiden ihn entweder und drängen dann die wandernde Masse hin und her fahrend so dicht an die Häuser, als es ihnen eben beliebt, oder sie fahren mit einem Rade in den Rinnstein, daß der Straßenschlamm hoch aufspritzt und als unangenehmer Regen auf die Fußgänger herabfällt; dabey halten andere Wagen ganz dicht an den Häusern, allerhand Bedarf abladend, oder ihre Herrschaft erwartend, und zwingen, um in die Mitte der schmutzigen

Gasse und durch rasche Kadriolets, durch saumselige Frachtwagen mit fünf Pferden, eins hinter dem andern gespannt, und durch Fiakres und Luxuswagen und galoppirende Postillons und Ordonnanz-Kavalleristen durchzuspringen. Für den französischen Bürger gibt es nur in wenigen einzelnen und zu zählenden Straßen einen Bürgersteg, auf dem er, sicher vor Wagen und Reiter, fortwandeln kann. Hier ist es reinlicher und gefahrlos, und um so mehr ist es zu verwundern, daß man diese einfache und nothwendige Einrichtung nicht überall einführt. Ginge es in deutschen Städten so her, liefe dort der Rinnstein mitten in den schmutzigen Straßen, und wäre man bey uns so rücksichtslos gegen den Fußgänger wie hier, die Franzosen würden nicht aufhören, von der Barbarey des Auslandes zu sprechen. Wir Deutsche wollen den Franzosen gern einräumen, daß Vieles gut und schön bey ihnen eingerichtet ist, wir bemühen uns auch, hie und da ihr Gutes und Schönes bey uns einzuführen. Aber bey mancher Gelegenheit dürfen wir, wie bey dieser, ihnen zurufen: ein Jeder fege vor seiner Thüre.

Die Armenanstalten sollen hier vortrefflich seyn. Da man unmöglich Alles mit eigenen Augen ansehen kann, so will ich es glauben, um so mehr, als es wohl keine Stadt auf dem Festlande gibt, die so ungeheure Einnahmen hat, als Paris. Auch sieht man im Verhältniß zu der Größe der Stadt wenige Bettler. Aber die wenigen, die man sieht und die an den besuchtesten Straßen und Promenaden liegen, kriechen und knieen, sind ekelhaft und grausenerregend, und — schon um der schwangern Weiber willen — polizeywidrig. Auch dieses ist Barbarey!

Es ist hier dreymal so theuer als in den deutschen Rheinlanden. Und doch ist Frankreich ein mannigfaltig fruchtbareres Land, und hat unzählige Fabriken und Manufakturen und überhaupt größere Industrie. Woher also diese Theurung? Die großen Abgaben, sagt man, die gegen zwey Drittel der Produktion verschlingen. Und wozu diese Abgaben? Der größte Theil wird, um die Zinsen der Staatsschuld zu bezahlen, andere werden zu Besoldung des Heers und der Beamten verwendet. Ist nun ein Volk reich, weil es so viel seinen müßigen Rentiers und seinen nöthigen oder unnöthigen Staatsdienern zu zahlen hat? Man sagt: Ja, denn all dieses Geld kommt wieder in Umlauf, und je größer dieser ist, je rascher, um so reicher das Land. Die Staatsschulden selbst sind ein Beweis dieses Reichthums; denn kurz vor der Revolution war es der Regierung nicht möglich, ein Deficit von sechzig Millionen zu decken; wir aber geben jetzt gegen siebenhundert Millionen mehr aus, als damals — wir können dieß aber nur deßhalb, weil die großen Landbesitze getheilt, mehr Ertrag bringen und nicht mehr frey von Abgaben sind. Aber ihr zahlt jetzt mit drey Franken, was ihr sonst mit einem bezahltet! bleibt da nicht das Verhältniß des Metalls zu dem Bedürfnisse dasselbe? Wohl, antwortet man, aber hierauf beruht der Nationalreichthum gar nicht, der nur in der lebendigen Bewegung des Verkehrs besteht. Wir sind jetzt reicher als sonst, weil sich die Produktion, Konsumtion und Lebensgenuß vermehrt haben. — Abgerechnet, daß diese Antworten (wie viel Richtiges sie auch enthalten mögen) dennoch nicht genügen, indem bey der bisherigen selbst nur materiellen Lösung höherer finanzieller Fragen noch ein tiefer geheimnißvoller Quell unaufgeklärt bleibt — dieses abgerechnet, sage ich, bleibt die höhere sittliche Frage zurück: Ist Lebensgenuß (und überdieß neben dem abstechendsten bittersten Mangel) Nationalreichthum? — Einer der größten deutschen Philosophen sagt: Nationalreichthum ist richtig vertheilte Muße.

Es gibt mehr Geizige in Paris als Verschwender. Die Ursache davon ist (es mag paradox klingen), weil nach dem encyklopädischen Zeitalter das industriöse folgen muß. Die Leute sind besonnene, weltkluge Egoisten geworden, und wenn nun der besonnene, weltkluge Egoismus sich selbst überbietet und zur rechnenden Leidenschaft steigert, so wird er Geiz.

Man fühlt die dicke Luft und den grauen Himmel des industriösen Zeitalters nirgends, wenigstens nicht auf dem Festlande, so drückend als hier. Mitten in der heutigen mechanischen Menschenwelt, deren erste Treibkraft der Dampf ist, so daß, von ihm getrieben, sie selbst zu unzähligen Automaten wird, die mit Gaslichtern in Händen und auf Merinosböcken reitend ämsig den Weg zum Heil suchen — mitten unter diesen Spinnen, Ameisen, Seidenwürmern, Biber und Bienen, kann man sich kaum des wehmüthigen Wunsches erwehren, daß doch endlich alle nöthige und nützliche Maschinen, selbst diejenige, die man den Staat nennt, erfunden seyn möchten; damit doch auch wieder etwas Unnöthiges, Unnützliches, Ueberflüssiges und Zweckloses an die Tagesordnung komme: Kunst und Wissen ohne äußeren Zweck, überflüssige Lust und Laune, unnütze Offenheit und Natur, und was es sonst noch Schönes und Gutes gibt, das für ein mechanisch-industriöses Zeitalter wirklich unnöthig ist.

Was Paris zum Gipfelpunkt des europäischen Kontinents macht, ist — daß Alles, was an andern Orten theils nur erst in dem Keim der Theorie liegt, theils sich eben erst aus demselben entfaltet, hier schon praktisch ausgebildet ist. Daher die qualitative Aehnlichkeit dieser Hauptstadt Europa's mit andern größeren unserer Städte, daher auch die quantitative Unähnlichkeit. So praktisch ist der Franzose, daß er von Theorie gar nichts wissen will; systematisch und pedantisch sind ihm gleichbedeutende Bezeichnungen eines Werkes, oder eines Menschen; daher meynen wir, die Franzosen

seyen ohne Wurzel in die Höhe geschossen, hätten keine Tiefe; sie aber meynen, wir hätten uns in den Schacht der Theorie eingegraben, wüchsen nicht empor, blieben niedrig.

Der Gelehrte, der sich hier irgend eines bestimmten Zweckes wegen, sey es, in welcher exakten Wissenschaft es wolle, aufhält, kann sich nirgend besser, bequemer, erleichterter befinden als in Paris. Manuscripte und Bücher seltener Art, neue und alte, prächtige Kupferwerke, Naturaliensammlungen, Maschinen, und was er sonst zu seinem Studium nur wünschen und begehren kann, sind da, und so da, als wären sie nur einzig zu seinem Gebrauche. — Und das Alles unentgeldlich, ohne daß man nöthig hat, hier dem Aufseher einer Bibliothek, dort dem Kustos irgend eines Naturalienkabinets, oder wohl gar dem Direktor einer Gemäldesammlung, mit dem man Abends vorher in Gesellschaft war, schamroth einen Decem in die Hand zu drücken. Diese wissenschaftliche Liberalität geht so weit, daß man für die Bücher, welche die große Bibliothek jedem anständigen Menschen mit der größten Bereitwilligkeit leihet, nicht einmal nöthig hat, einen Empfangschein auszustellen. Es ist wahr, daß die Anstalt dadurch genöthigt wird, jährlich drey- bis viertausend Franken (mehr beträgt es nicht!!) für Anschaffung verlorner Bücher zu verwenden. Doch es besteht das Prinzip, daß der große wissenschaftliche Nutzen, den die allgemeine liberale Verleihung der Bücher gewährt, diesen Schaden deckt und von einer zum allgemeinen Besten bestehenden literarischen Anstalt getragen werden soll. Der Fremde aber wird doppelt artig, doppelt zuvorkommend behandelt. Hier zeigt sich der Franzose ganz in seiner alten wohlerworbenen und nicht genug zu rühmenden Liebenswürdigkeit. Selbst an den Tagen, wo die öffentlichen Anstalten und Sammlungen nicht für das Publikum geöffnet sind, ist der Fremdenpaß eine Eintrittskarte. Mehr noch! Man braucht nur zu sagen, daß man ein Fremder sey, um daß sich die verschlossenen Thüren der Kabinette, Museen u. a. sogleich öffnen. So z. B. war ich in dem Garten der Tuilerien, als der König in Prozession, von mehr als tausend hohen und niedern Geistlichen, von den Pairs, den Gerichtshöfen und seinem ganzen Hofstaat begleitet, nach dem place Louis XV. zog, um dort Gottesdienst zu halten und dann den Grundstein zu einem Denkmal zu legen, auf einer Stelle, wo, in Form einer Bluthat, das schauderhafteste Ereigniß der neuern Geschichte stattfand. Ich konnte keinen Platz finden, denn alle Gerüste, selbst die, wo man zehn und zwanzig Franken bezahlte, waren dicht besezt; da gewahrte ich die linke Terrasse, die im rechten Winkel eine Seite nach dem Platz, die andere nach dem Kai an der Seine zukehrt, noch sehr sparsam von Menschen besezt. Es war unstreitig der beste Punkt, um Alles bequem und gut zu sehen; daher eilte ich hin, fand aber die Eisengitter verschlossen, mit Garden umstellt und von einem Haufen Menschen umwogt, die vergebens den Eintritt erbaten, weil dazu eine Eintrittskarte nöthig war, ich weiß nicht, von welcher hohen Hofcharge unterzeichnet. Einige vornehme Herren und Damen zeigten ihre Billette vor und wurden eingelassen. Ob ich nun gleich meinen Paß nicht bey mir hatte, so drängte ich mich doch zu dem wachhabenden Chef d'Eskadron durch, sagte nichts weiter, als daß ich ein Fremder sey, und, ohne das Ende meiner Rede abzuwarten, machte er mir höflich Platz und ließ mich durch. — Was mag der Offizier wohl für eine Instruktion gehabt haben? — Gewiß keine deutsche — aber noch viel, viel weniger eine englische; denn in England ist das Wort: „Fremder" ein Schimpfwort, in Frankreich dagegen ein titre, d. h. ein Vorrecht. Dieses einzige Faktum charakterisirt schon beyde Nationen in gesellschaftlicher Hinsicht. Man sagt, wenn man die Engländer bey sich zu Hause näher kennen lerne, wären sie sehr liebenswürdig. In deutschen Badeorten (das muß jeder, das müssen besonders die Frauen bezeugen) sind sie das Gegentheil.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 14. Juni.

Jessonda, von Spohr.

Herr Wild trat als Nadori auf, ein schwieriges Unternehmen, da sich besonders mit dieser Parthie Herr Bader immer viel Mühe gegeben hatte. Aber der Gast, schien es uns, übertraf seinen Vorgänger in der Auffassung der Rolle. Herr Bader nämlich hebt mehr das Heldenhafte, Muthige heraus, was in dieser Rolle liegen soll, aber in der That auch nur soll, denn in der ganzen Oper kommt es nirgend zur Herzhaftigkeit und Tapferkeit. Daher gibt Herr Wild den Nadori durchgängig weicher, von Hause aus mehr wehmüthig und klagend über ein versagtes Glück, als in widerstrebendem Muth. Dieß zeigt sich gleich im ersten Duett mit dem Oberpriester, dem sich Herr Bader, wenn auch nur abseits, sogleich als Held, der sein Joch abwerfen will, entgegenstellt. In dem Schlußterzett desselben Aktes singt Herr Wild gleichfalls mehreres durchaus anders. Nach der Todesbotschaft, als er die Frauen zum ersten Mal erblickt, ist er nicht so sehr nur erstaunt, überrascht, und ihnen gleich mit Leib und Seele freudig geeignet, wie Herr Bader, sondern er läßt zugleich mit dieser Freude den wehmüthigen Schmerz ertönen, daß diese Güter für ihn doch ewig unerreichbar seyen. Ebensosehr, als er seine Todesbotschaft zu wiederholen beginnt, und dann plötzlich auf Amazily blickend ausruft: „Sind das Lippen oder Rosen?" ist er nicht nur in freudigtrunkenes Anschaun versenkt, sondern er singt diese Worte ebenfalls mit dem Anklange kraftloser Wehmuth und Sehnsucht, den kein Komponist so ermattet und entmuthigend zu treffen weiß wie Herr Louis Spohr. Auch die Arie des zweyten Aktes, troz ihres versuchten Aufschwunges zur Tapferkeit, hat denselben Klang, den Herr Bader eher zu unterdrücken als herauszuheben sucht, denn er ist ein ächter Heldensänger, ein vortrefflicher Cortez. Aber die Kraftlosigkeit der Spohr'schen Helden ist auch natürlich. Für was kämpfen sie denn? Für Jessonda und Amazily, für diese kraftlosen Septimen und

Ronen, für diese chromatischen Wehmuths- und Lieblichkeits-schwestern, diese stetsfließenden Thränenquellen und Seufzerpassatwinde. Doch diese Musik hat auch zum Schmerze kaum Kraft, sondern bleibt das selbstgefällige tändelnde Spiel mit dieser entnervten Wehmuth. Was steht ferner den Helden entgegen? Brama? Man höre nur die Chöre, die Brama loben, um gleich aller Furcht entledigt zu werden. Es möchte eine interessante Vergleichung geben, zu sehen, wie Spontini im Gegensatz Spohrs den Schmerz seiner Gestalten musikalisch ausdrückt. Es würde derselbe Unterschied seyn, eines starken, kühnen, zu allem Lezten entschlossenen kräftigen Jünglings, der einem harten Geschick gegenüber seine liebsten Wünsche aufgeben soll, und doch es weder will noch vermag, und eines nervensiechen Mädchens, das mit thränendem Auge in den Mond sieht, und deklamirt: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" – oder es ist auch der Unterschied zwischen einer Guitarre und einem Violoncell.

Rom, 25. Juni und 2. Jul.

(Beschluß.)

So lange das Fest dauert, werden die Häuser der nächstgelegenen Straßen den ganzen Tag hindurch mit farbigen Tapeten geschmückt und am Abend erleuchtet. Auch die armseligste Hütte hängt einen oder ein paar Lappen aus, welche sich stets, sonderbar genug, durch eine gewisse Reinlichkeit, ja Eleganz auszeichnen, und steckt ein halbes Duzend Papierlaternen an, wovon das Stück mit dem nöthigen Fette und Dochten um den geringen Preis eines halben Bajocco (zwey Pfennige) zu Kaufe steht. Natürlich wird weder die Ausschmückung noch die Illumination der Häuser von irgend Jemanden anbefohlen. Eben diese Bereitwilligkeit von Seiten des Publikums, der, man sage was man wolle, stets ein religiöses Gefühl zum Grunde liegt, ist es, welche der Feyer, besonders in den Augen der Fremden (denn die Römer selbst machen sich kein Verdienst daraus) ein so hohes Interesse ertheilt. Mit Beginn der Illumination strömen die Einwohner aus den entferntern Stadtvierteln hinzu, ergötzen sich, oft mit sehr vieler Erbauung (wie ich davon mehr als einmal Zeuge gewesen bin), an den, auf dem Bilde dargestellten, Wunderthaten des Seliggesprochenen, an der Illumination der Façade und in den Gassen, oder an der Musik; die Freude wird allgemein, ja oft sehr laut, bleibt aber stets in den Grenzen der Schicklichkeit, nicht minder eine Folge des religiösen Gefühls der hiesigen Einwohner, als der Furcht vor den Gensd'armen, deren stets eine große Menge vorhanden sind. Gegen Mitternacht erlöschen die Lichter, und die Musik verstummt, und das Volk begibt sich nach Haus, und bittet, in seinem Abendsegen, den neugeschaffenen Seligen, ihm in der nächst zu ziehenden Lotterie eine Ambe oder Terne zu bescheeren.

Neuestes aus Rom. Nach der Versicherung eines Reisenden, welcher Rom am 25. Juni verlassen hat, war daselbst von nichts als von dem großen Schatze gesprochen worden, welcher, wie es schon seit mehreren Wochen hieß, in Rom verborgen liegen, und von einer Gesellschaft Franzosen, denen Kunde davon geworden, gehoben werden sollte. Die ganze Stadt war von dem Schatze voll gewesen, obgleich Niemand eine bestimmte Nachricht davon zu geben gewußt hatte. Er betrage, hieß es, achtzig Millionen Franken, und sey, nach einigen schon während der Triumviratskriege, nach andern, zur Zeit des Einfalls der Gothen, wieder nach andern, vor der lezten Occupation der Franzosen verscharrt worden; in den lezten Tagen hatte man sogar das Gebäude (neben der Kirche S. Salvatorello, in der Nähe des Navonaplatzes) namhaft gemacht, auch wäre, hieß es, nicht allein die Einwilligung der Regierung zum Nachgraben bereits erfolgt, sondern sogar schon der Anfang mit lezterm gemacht worden. Außerdem hatte man wissen wollen, die Regierung habe sich die Hälfte des Schatzes, und die Erstattung der Unkosten für den am Gebäude verursachten Schaden vorbehalten, und für leztre die Bürgschaft eines gewissen Cartoni, eines Gewürzkrämers (derselbe, welcher das Theater Argentina auf zwölf Jahre gepachtet hat) angenommen. Troz allen diesen, so sehr in's Detail gehenden Gerüchten hatte sich bis zum genannten Tage Niemand vom Grunde oder Ungrunde des vermutheten Schatzes überzeugen können; ja viele waren geneigt gewesen, das Ganze für eine Fabel zu halten. Bey dieser Gelegenheit waren zugleich die Gerüchte von dem berühmten, goldenen, von Titus aus dem Tempel zu Jerusalem entführten, und nachher in die Tiber geworfenen Candelaber, so wie von vielen andern darin versenkten Schätzen und Antiquitäten, aufgewärmt worden. Ganz Rom hatte, mit einem Worte gesagt, von Schatzgräberey geträumt, dabey jedoch die, so zu sagen stereotypen, Neuigkeiten nicht außer Acht gelassen. Auch der päpstliche Censor (Maestro del sacro Palazzo) hatte einen Gegenstand der öffentlichen Unterhaltung ausgemacht. Daß er, seiner Widersetzlichkeit wegen, Hausarrest vom Papste erhalten haben sollte, war nicht gegründet gewesen; dagegen war er von demselben heftig reprimandirt worden. Auch hatte es geheißen, er werde seine Stelle verlieren, und ein Jesuit statt seiner erwählt werden. Sonderbar genug, hatten sich die Schriftsteller und Drucker mit einer solchen Wahl schon im Voraus sehr zufrieden gezeigt. Auch war eine abermalige scheußliche Mordthat begangen worden: ein Mensch aus dem Pöbel hatte einen Mann und seine schwangere Ehefrau, mit welchen er sich, weniger Bajocchi wegen, im Streit befand, auf der Stelle mit einem Messer niedergestochen. Von Tagesneuigkeiten war die wichtigste der Brand der Drapperien gewesen, womit die Façade der Kapucinerkirche, bey Gelegenheit des dreytägigen Festes zu Ehren des seliggesprochenen Angelo von Acri, geschmückt gewesen, und welche von der, an derselben stattgefundenen Illumination angezündet, aber glücklicherweise gelöscht worden war, ehe sich das Feuer dem Dache der Kirche hatte mittheilen können. Endlich hatte sich bey der Abreise des Fremden die traurige Nachricht im Publikum verbreitet, im Golfo von Spezia sey das gelbe Fieber ausgebrochen, und erwecke daselbst so große Besorgniß, daß die Regierung, obgleich es ihr darum zu thun sey, das Gerücht geheim zu halten, oder doch wenigstens zu mildern, unter der Hand die ernstlichsten Sanitätsmaßregeln habe ergreifen lassen.

Auflösung der Charade in Nr. 174.

Augapfel.

Charade.

Zwey Sylben hab' ich nur. – Es hat,
Was ich bezeichne, jede Stadt,
Doch bin ich Eines Eigenthum,
Der, ach! zu bald ging nach Elysium.
Es war des Auslands Neid – und Deutschlands Stolz und Ruhm.

Eccard.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 181.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 31. Juli 1826.

Das Leben gilt nichts, wo die Freyheit fällt:
Was gibt uns die weite unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden? –
Frey woll'n wir das Vaterland wiedersehn
Oder frey zu den glücklichen Vätern gehn,
Ja, glücklich und frey sind die Todten!

Theodor Körner.

Missolonghi.

Verhängnißvoller Urne Nacht entfallen,
Entwickelt vor Europa's Blicken liegt
Dein schwarzes Loos, und Hellas Klagen schallen;
Dem Kreuze hat der Halbmond obgesiegt!
Ein Strom von Blut fließt langsam durch Ruinen,
Und färbt den Schutt zerstörter Wälle roth;
Die Menschheit seufzt! – kein Retter ist erschienen,
Kein Ohr vernahm das Hülfsgeschrey der Noth.

Dein Grablied, Missolonghi, kreischt der Geyer,
Schwebt, reiche Beute witternd, durch die Luft,
Und zur Begehung deiner Todtenfeyer,
Verläßt das Raubthier seine dunkle Kluft.
Dein Volk hat Schwert und Hunger aufgerieben,
Verwüstung traf der Tempel Heiligthum;
Nichts ist, du Stadt des Jammers, dir geblieben,
Als nur des langen Kampfes hoher Ruhm!

Die Streiter, die für dich so muthvoll starben,
Bewundert und betraurt von ihrer Zeit,
Von später Zukunft noch verehrt, erwarben
Die Strahlenkrone der Unsterblichkeit,
Zwar schmückt ihr Grab nicht goldner Inschrift Schimmer,
Kein Standbild aus Carrara's Marmorstein;
Doch zu dem fremden Pilger sprechen Trümmer:
„Hier ruht der Helden schlummerndes Gebein!“

W. v. S . . . r.

Die Schleichhändler.

Will Brockmann (so erzählt der Pfarrer von St. Alphage, einem Dorfe der Grafschaft Kent) war zu meiner Zeit der schönste und rüstigste Jüngling im Dorfe. Er hatte seinen Vater frühzeitig auf dem Meere verloren, und war seitdem der einzige Trost einer liebevollen redlichen Mutter. Ihr Mann hatte ihr ein hübsches Vermögen hinterlassen, und es läßt sich also wohl denken, daß es ihr nicht an Werbern um ihre Hand fehlte; aber sie hatte alle ihre Liebe auf ihr einziges Kind übertragen, und sie blieb Wittwe bis an ihr Ende.

Zur Zeit, von der ich jezt rede, war Will drey-und-zwanzig Jahre alt. Schon in seinem dreyzehnten Jahre war er in den kaufmännischen Seedienst getreten und hatte sich so gut darin benommen, daß ihm die Handelsgesellschaft, welcher er diente, den Befehl über ein Schiff übertragen hatte, welches eben jezt zur Fahrt ausgerüstet wurde, und inzwischen war er auf unbestimmten Urlaub nach Hause gekommen. Wie glücklich war doch die Mutter, die ihren Liebling in fünf Jahren nicht gesehen hatte, als er Samstag Abends plözlich zu ihr in die Stube trat, und wie stolz ging sie am folgenden Sonntag Morgen, auf seinen kräftigen Arm gelehnt, in die Kirche!

Damals lebte auch im Kirchsprengel eine Familie, Namens Petley, von welcher Niemand etwas Gutes hielt.

Der Vater, ein Wittwer, war ein Gärtner, trieb aber sein Geschäft so fahrlässig, daß Jedermann wohl einsah, daß er davon nicht leben könnte. Er hatte drey Söhne, von denen der älteste ungefähr dreyßig, und eine Tochter, Namens Harriet, welche gegen neunzehn Jahr alt war. Die Jünglinge hatten ein Boot und trieben zum Scheine das Fischerhandwerk; aber die ganze Gegend wußte ihr wahres Gewerbe — sie waren kühne, unternehmende, gewissenlose Schleichhändler, welche auf ihren Wagefahrten immer Waffen bey sich führten, und die eben so bereit waren, das eigene Leben als das Leben Anderer auf's Spiel zu setzen. Dabey waren sie in ihrer Lebensart von Jugend auf verschwenderisch, stolz und frech in ihrem Benehmen, und, was mehr als Alles, sie besaßen nicht einen Funken von Ehre und hatten mehr als einmal Andere, die mit ihnen im Schleichhandel verwickelt gewesen waren, an die Obrigkeit verrathen; der Hauptgrund, warum sie ein Jeder scheute und verachtete und sich von ihrem Umgang entfernt hielt.

Harriet, die Schwester dieser verworfenen Menschen, war eine vollkommne Schönheit, aber, obgleich unentweiht, ein böses Mädchen. Von Jugend auf gewöhnt, jeden Blick und jede Handlung nach dem Vortheil zu ermessen, der damit zu erlangen wäre, war sie herzlos und falsch. Fast alle Bursche im Dorf hatten ein oder das andere Mal ihre Liebe gesucht, aber sie hatten sie auch alle wieder aufgegeben, wenn sie fanden, daß sie sich ihrer Gewalt über sie nur dazu zu bedienen suchte, um sie in einen verderblichen Bund mit ihren Brüdern zu ziehen.

Der junge Brockmann war zu lange entfernt gewesen, um etwas von dem übeln Ruf zu wissen, den diese Familie sich seit seiner Abreise erworben; er war mit den jungen Leuten in die Schule gegangen, einer von ihnen war in gleichem Alter mit ihm; kein Wunder also, daß er die freundlichen Begrüßungen der alten Spielgefährten eben so freundlich erwiederte, und ohne Bedenken ihrer Einladung, sie in ihrem Hause zu besuchen, Folge leistete.

Harriet sehen, und auf ewig in ihr Netz verstrickt seyn, war bey dem jungen Manne eins, er konnte nicht mehr von ihr lassen und war von nun an ein beständiger Gast bey den Petley's. Die Mutter, welche nur zu bald die unglückliche Leidenschaft ihres Sohnes bemerkte, that ihr Mögliches, um ihn davon zu heilen: sie sagte ihm bey jeder Gelegenheit alles Böse, das sie von dem Mädchen wußte; aber je mehr sie sprach, desto heftiger wurde die Liebe des Jünglings zu der Dirne, so daß am Ende die arme Mutter herzlich zu wünschen anfing, daß der Befehl doch bald kommen möchte, der ihr ihren geliebten Sohn wieder entreißen sollte; denn sie fühlte es tief im Herzen, daß der Umgang mit dieser bösen Familie ihn unglücklich machen würde.

Bald zeigten sich auch die Folgen, die sie mit Recht befürchtet hatte. Ganze Tage lang lag der junge Mensch nun in Petley's Haus, die schlechtesten Menschen an der Küste waren seine Gefährten, und wenn er oft spät nach Mitternacht zur harrenden Mutter zurückkehrte, so war es in einem Zustande viehischer Trunkenheit. Sein Geld nahm ab, Karten wurden seine Lieblingsunterhaltung, und es ging das Gerücht, daß er einen großen Theil davon im Spiel verloren habe. Des Sonntags hatte er immer eine Entschuldigung, warum er die Mutter nicht in die Kirche begleiten sollte — kurz Brockmann war ein anderer Mensch geworden, sein Glanz, seine Kleidung, seine Gesichtszüge waren jetzt die eines wilden, zügellosen Menschen, und der armen Mutter brach das Herz.

Inzwischen waren tausenderley Gerüchte über ihn im Umlauf. Es hieß, der Befehl, der ihn zu seinem Schiffe rief, wäre angekommen, er hätte denselben aber ausgeschlagen und dagegen ein Fahrzeug, woran seine Mutter den größten Antheil hatte, Niemand wußte, zu welchem Zweck, herbeybefehligt; man wußte, daß er oft vier-und-zwanzig Stunden lang abwesend war, und Manche wollten ihn in tiefer Nacht am Strande gesehen haben — kurz, es zweifelte Niemand mehr, daß er sich in ein Netz verwickelt, aus dem er sich nicht mehr herauswinden würde. Zwar würde man ihm an der Küste von Kent den Schleichhandel selbst nicht übel genommen haben, denn manche der einflußreichsten Familien der dortigen Gegend haben dem sogenannten freyen Handel ihren Wohlstand zu verdanken, und ein gewöhnlicher Schleichhändler gilt dort so viel als ein anderer Mann; aber es war die Verbindung, in die er sich eingelassen, welche die Leute reden machte, denn Niemand zweifelte, daß seine schlimmen Gefährten ihn verrathen würden, sobald sie es nur der Mühe werth hielten. Die Mutter, welche von allem diesem unterrichtet war, machte ihm einige Vorstellungen, die aber den jungen Menschen so sehr erbitterten, daß er sie fast gänzlich verließ, und, um sein Gewissen zu betäuben, zu der Sirene flog, die ihn umstrickt hielt. Dieß trieb die arme Frau zur Verzweiflung: sie beschloß selbst Angeberin zu werden. Anfangs wollte sie eine Gelegenheit ablauern, wo die Petley's ohne ihren Sohn in einem Schleichhandel begriffen seyn würden; aber da ihr Sohn Tag und Nacht bey ihnen blieb, so schloß sie ihn, in der Hoffnung, größeres Unglück zu verhüten, in ihrer Angabe mit ein, und da sie erfuhr, daß ihr Sohn nebst den Petley's eines Nachts mit ihrem eigenen Schiffe eine Menge verbotener Waaren an's Land bringen sollte, meldete sie solches in einem unterschriftslosen Briefe an die Accisbeamten, die auch sogleich von der Nachricht Gebrauch machten.

Es war im Monat August. Ich war früh zu Bette gegangen, konnte aber nicht schlafen. Lange warf ich mich

hin und her, endlich stand ich auf und trat an's Fenster. Es war eine schöne mondhelle Nacht: ich vernahm das Schlagen der Meereswellen an das nahe Ufer, welches ein Hügel vor mir verdeckte, aber sonst war Alles stille wie das Grab. Auf einmal vernahm ich in dem nahen Hohlweg den Tritt zweyer Männer und bald darauf ein leises Gespräch; ich horchte: „Um ein Uhr, hieß es, sollten sie hier seyn; es ist wohl nicht mehr weit davon?“ sprach eine Stimme. „Nein, erwiederte die andere, aber es ist doch schade um den Burschen; ein hübscher Kerl, ist aber seit einiger Zeit ein wilder Gesell — nun, für uns soll's einen guten Fang geben — sollten sie wohl Waffen bey sich tragen?“ — „Weiß nicht.“ — „Nun, ich hab' meine Böller bey mir, und hol' mich der Gukuk, wenn ich sie nicht gebrauche. — Beym Teufel, da sind sie! nun drauf!“ In diesem Augenblick hörte ich ein anderes Geräusch vom Hügel her. Ich sah in die Höhe, und drey Männer unter schweren Lasten gekrümmt, standen zwischen mir und dem Monde. Sie hielten stille, schienen sich umzusehen, warfen ihre Lasten zu Boden und sezten sich dabey nieder. Nach ungefähr fünf Minuten hoben sie ihre Lasten wieder auf und gingen weiter. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, als zwey andere Männer hinter einer Erdbank hervorsprangen und auf sie zueilten. Sogleich warfen die Drey ihre Säcke weg, und rannten in verschiedenen Richtungen davon, während die Andern ihre Beute zusammenrafften. Ich wußte nun, was die Glocke geschlagen: die Drey waren Schleichhändler, und die Zwey Accisbediente; und da es eine Sache war, mit der ich nichts zu thun zu haben wünschte, so machte ich leise das Fenster zu und begab mich wieder zu Bette.

Eben hatte ich die Augen zum ersten Schlummer geschlossen, als mich ein Schuß weckte. Ein lauter Schrey und dann ein Schmerzensruf folgten. Ich sprang auf und eilte an's Fenster. Auf der Stelle, wo die Schleichhändler überfallen worden waren, erblickte ich jezt drey Personen, von denen einer am Boden lag und die zwey andern über ihm standen, während ein Vierter vom Hügel herab auf sie zueilte. Als dieser zu ihnen gekommen war, erhob sich ein heftiger Wortwechsel unter ihnen, von dem ich aber nichts unterscheiden konnte, und endlich packten sie den auf dem Boden liegenden an und warfen ihn über die Bank. — Nun wußte ich auf einmal, was geschehen — einer der Accisbedienten war ermordet worden, und dieß waren seine Mörder. Ein kalter Schauer überlief mich, und ich zog den Kopf herein, um mich zu erholen, und als ich wieder hinausblickte, waren alle fort.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen ich die Nacht zubrachte; mein Kopf war verwirrt, ich sah schreckliche Gesichter, aber mitten unter allen verfolgte mich eine Ahnung, daß der junge Brockmann mit in diesem bösen Handel verwickelt wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Juni.

Als im vorigen Jahre das Tivoli von den Parisern Abschied nahm, das heißt, als die Unternehmer der Lustbarkeiten im sogenannten Tivoligarten dem Publikum ankündigten, mit Ende des Sommers werde der Garten geschlossen werden, weil auf dem Boden Häuser und Straßen gebaut werden sollten, jammerten die Zeitungen, daß es nun um die Pariser Lustgärten geschehen sey, weil, bey der immer sich vermehrenden Bauwuth, kein Fleck in Paris mehr leer bleiben, und man sich alle Gärten verbauen werde. In der That sah es so aus, als ob man eine halbe Million Menschen in Paris erwartete, und für derselben Unterbringen durch 50tausend neue Häuser sorgen wolle; hätte man mit eben dem Eifer fortgefahren, wie man begonnen hatte, so würde man wahrlich bald haben eine Meile gehen müssen, um einen Baum zu sehen, und die Lustgärten hätten dann auch Lustreisen von Seiten der Pariser erfordert; man wäre nach Tivoli gereiset, wie man nach St. Cloud oder St. Denis, oder Versailles fährt. Aber glücklicherweise hat das Uebermaß des Uebels dem Uebel selbst Schranken gesezt. Die Leute baueten in den Tag hinein, ohne zu bedenken, was aus allen diesen Bauten werden sollte, oder woher sie das Geld zu den ungeheuren Unternehmungen bekommen sollten; Anfangs ging Alles recht gut. Paris ist rings umher mit Stein- und Gypsgruben reichlich versehen, die Baumaterialien stehen den Parisern zur Hand; an Arbeitern fehlt es auch nicht, denn jedes Frühjahr kommt ein Schwarm von Maurern aus dem Limousin, wo, wie es scheint, die Leute alle zum Mauren geboren werden, wie anderswo zum Fischen oder zum Hirtenleben. Dieser Schwarm von 15 bis 20tausend rüstigen Leuten fördert ein gutes Stück Arbeit, und bauet rasch darauf los, worauf er gegen den Winter wieder in die Heimath zieht, und dort von dem in Paris ersparten Gelde zehrt, bis der kommende Frühling wieder zu einer neuen Wanderung lockt. Bey dem Ueberflusse an Baumaterialien, Arbeitern, Gelde und zu bebauendem Grunde wurde also fleißig gearbeitet, um Paris mit neuen Gebäuden und neuen Straßen zu versehen; in einigen Stadtrevieren stiegen die Preise der Grundstücke auf's Doppelte und Dreyfache, die Miethen und Preise der Häuser stiegen ebenfalls; nicht allein die eigentlichen Bauunternehmer, sondern auch Leute aus allen andern Ständen nahmen an den Bauten Antheil, weil kein Anlegen von Kapitalien reichlichern Gewinn versprach als dieses. Allein als am Ende vorigen Jahres die Handelsgeschäfte in England plötzlich zu stocken anfingen, und die darauf folgende Geldverlegenheit auch auf dem Festlande sichtbar wurde, so geriethen die Pariser Bauunternehmungen in Verwirrung, das Geld wurde rar, manche Bauunternehmer wurden bankrott und mußten ihre Bauten unvollendet stehen lassen, oder sie unter dem Kostenbetrage verkaufen, andre Theilnehmer büßten beträchtliche Summen ein, und verloren einstweilen die Lust, Paris mit neuen Gebäuden zu versorgen. Da nun ein Unglück immer zu etwas gut ist, so ereignete es sich dann auch durch das Einstellen mancher Bauten, daß wenigstens nicht alle Spur von Vegetation in Paris ausgerottet wird, und daß sich noch ein ungeheurer Garten von achtzehn bis zwanzig Morgen Landes vorgefunden

hat, woraus dann ein Spekulant, anstatt ihn mit Bauten zu überdecken, ein neues Tivoli gemacht hat. Unter diesem Namen ist der Garten leztes Frühjahr dem Publikum geöffnet worden; und alle Sonntage und Donnerstage werden hier wie im alten Tivoli Lustbarkeiten aller Art zum Besten gegeben. Der Garten liegt am Ende von Paris, nach dem Montmartre zu, in der Clichy-Straße, also in der Gegend des vorigen Tivoli. Tänze, Spiele, Feuerwerk, kurz alles, was im alten Tivoli zu schauen oder zu genießen war, findet man in dem neuen wieder; auch werden Luftballons versprochen, und noch andere Ergözlichkeiten, die nach der Regel zu einem Pariser Lustgarten gehören. Der Garten liegt an dem Abhange des Montmartre-Hügels, und man hat von hier aus eine schöne Aussicht auf einen Theil von Paris. Allein solch ein großer Lustgarten ist schwer im Stande zu halten. Dem Eintrittspreise zufolge (sechs Franken) ist er für die Reichen bestimmt; aber die reiche Welt, wenn sie sich irgendwo versammeln soll, will gewiß seyn, daß sie Alles in großer Vollkommenheit und in einem glänzenden Styl antreffe; der Unternehmer muß also großen Aufwand machen; die Fêtes in einem so großen Garten und unter freyem Himmel, wo man nicht, wie beym Lampenscheine des Theaters, durch Flittergeld das Auge täuschen kann, sondern wo die Pracht reell seyn muß, erfordern ungeheure Summen; nun kann aber ein Regenguß oder ein kalter Wind die ganze Spekulation eines lang vorbereiteten Festes verderben; viel wird also hiebey gewagt und wenig gewonnen. In dem alten Tivoli war man zulezt so weit heruntergekommen, daß man überall in Paris Eintrittsbillette herumschickte, die nur ein Drittel des gewöhnlichen Eintrittspreises zahlten. Man brauchte dazu den Vorwand, man wolle der Nationalgarde eine Ehre beweisen; da nun aber fast alle Bürger zur Nationalgarde gehören, so war die Ehre beynahe der ganzen Stadt zugedacht, und es war ungefähr so, als ob man, um mehr Leute zu bekommen, die Preise herabgesezt hätte. Wenn das Publikum so etwas merkt, so hegt es Mißtrauen, und geht gar nicht mehr hin. Die kleinern Lustgärten in den Vorstädten und außerhalb der Barrièren von Paris halten sich weit besser; diese haben wenig Aufwand, nehmen wenig Eintrittsgeld, und sind für eine Klasse, nämlich die Mittelklasse, berechnet. Für die untern Klassen stehen Hundert von Kneipen außerhalb der Stadt bereit, die meistens mit einem kümmerlichen Gärtchen, zuweilen nur einem nackten Hofe, mit ein paar Bäumchen zwischen vier Mauern versehen sind. Hier labt man sich mit schlechtem Weine, Salat, und, wenn's hoch geht, mit einem Ragout, das unter dem Namen civet de lapin oder Kaninchenpfeffer verkauft wird, aber großentheils Kazenfleisch seyn soll, wiewohl Kaninchen eben keine seltene Waare in der Umgegend von Paris sind. Man erzählt arge Dinge von den Unterschleifen mit Eßwaaren, die in den Schenken um Paris begangen werden. In einem interessanten Aufsaze des neuen Dictionnaire technologique über den großen Thieranger Montfaucon wird behauptet, daß, nachdem den Hunden und Kazen, welche die Chiffoniers in den Gassen von Paris aufgreifen, umbringen und an den Anger verkaufen, die Haut abgezogen worden, das Fleisch, sonderbar aufgestuzt, an die elenden Schenken um Paris verkauft werde, wo es, künstlich zugerichtet, bald unkennbar werde, und den Parisern unter andern Namen vorgesezt werde. Sogar Pferdefleisch von jenem Anger soll in die armseligsten jener Kneipen abgesezt werden. Dieß scheint aber das Pariser Volk, das am Sonntage zu den Schenken in Menge hinströmt, nicht sehr zu beunruhigen; wenn die Männer nur zu trinken und die Mädchen zu tanzen finden, so lassen sie sich das Uebrige wohl gefallen, und kommen doch wohl am Montage wieder, um eine Fortsezung zu der Schwelgerey des Sonntags zu liefern, weßhalb es an diesem Tage auch in manchen großen Werkstätten ziemlich leer, aber desto voller in den Schenken um Paris herum aussieht. Ein Fabrikant, der 200 Arbeiter beschäftigt, versicherte mich, daß er am Montage kaum auf 50 rechnen könne. Ein geschickter und mäßig lebender Arbeiter kann in einigen Tagen den Unterhalt für die ganze Woche erwerben, daher es auch einige gibt, die nur drey oder vier Tage in der Woche arbeiten; sie mögen denken, wie jener Buchdruckergeselle, welcher auf die Vorstellung Franklins, warum er nicht unaufhörlich arbeite und spare, um sich am Ende seiner Tage ausruhen und den Herrn spielen zu können, antwortete, er möge lieber sein ganzes Leben hindurch von Zeit zu Zeit den Herrn spielen, und seine Ruhe en detail genießen. Bey manchen Gewerben in Paris werden die Arbeiter auch nicht tagweise, sondern stückweise bezahlt, was ihnen dann verstattet, an einem Tage wieder nachzuholen, was sie an einem vorigen versäumt haben. Zur Feyer des Montags in den Schenken mag diese Gewohnheit freylich wohl beytragen, allein anderseits hat sie für Meister und Gesellen mehrere Vortheile. Der Geselle oder Arbeiter fühlt sich freyer in seinem Leben, hat keine Zänkereyen mit dem Meister wegen versäumter Tagesarbeit, der Meister verliert keinen Taglohn, und weiß genau, wie hoch er die Waare dem Publikum anzuschlagen hat, da er die Kosten jedes Stücks auf's Richtigste berechnen kann. Das Besuchen der Schenken scheint übrigens der Jesuitenparthey eben nicht sehr zu mißfallen; denn sie hat bisher nichts gethan, um das Volk, an den Werktagen wenigstens, davon abzubringen, und der Baron v. Puymaurin hat in der jezt zu Ende gehenden Session der beyden gesezgebenden Kammern eine unsinnige Rede gehalten, worin er bedauert, daß das Theetrinken überhand nehme, und man nicht mehr in den Schenken saufe wie ehemals. „Die Natur, sagte dieser Hr. Baron, hat uns Franzosen zu reichlich begabt, als daß wir andre Getränke verlangen sollten; unser vortrefflicher Branntwein, dreyßig verschiedene Sorten Weine, und angenehme Liköre sollten uns genügen: Allein die Anglomanie hat sich unsrer bemächtigt; den Getränken, welche die Natur uns mit verschwenderischer Hand zugetheilt hat, zieht man ein warmes, scharfes Getränk vor, welches auf den fröhlichen Charakter der französischen Nation nachtheilig wirkt; Chaulieu, Chapelle, Vadé, Panard und die andern lustigen Sänger des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hatten niemals Thee getrunken; sie waren von dem göttlichen Safte des Bacchus begeistert, und besangen Liebe und Fröhlichkeit; ihre lustigen Lieder vertrieben die Langeweile, ihre heitern Vaudevilles verbreiteten Glück und Vergnügen; damals gab es noch keine politischen Sänger!" Der Redner zieht aus seiner langen Rede den Schluß, daß man, da Frankreich Wein und Branntwein in Fülle habe, so starke Auflagen auf den Thee der Engländer legen müsse, daß dem Franzosen die Lust darnach verginge. Ein andrer Schluß, den man daraus ziehen könnte, und den man wirklich daraus ziehen muß, da ihn Baron Puymaurin bereits angedeutet hat, ist dieser: Die Ultraparthey, zu welcher Baron Puymaurin gehört, ist gar nicht abgeneigt, das Saufen und Betrinken in den Schenken zu begünstigen, weil ein Volk, das im Wein und Branntwein seine Nüchternheit verliert, nicht politisirt, und folglich leichter zu handhaben ist, als ein andres, das beym Thee nüchtern bleibt, und fähig ist, das Betragen seiner Obern zu beobachten und zu beurtheilen. Das wäre also eine der Staatsmaximen dieser Parthey!

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. August 1826.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze.

Schiller.

Von Entsalzung des Meerwassers, von Reinigung und Erhaltung des Süßwassers auf Seereisen.

Vom Freyherrn von Zach.

Der Mangel des Süßwassers, dieses ersten Bedürfnisses vom Thierleben, gehört unter die grausamsten Plagen, welche den Seemann auf langen Reisen treffen können. Schon die Besorgniß dieses Mangels reicht allein hin, um auch den kühnsten Seefahrer zu schrecken. Wer könnte ungerührt und mit trocknem Auge die Qualen, die Angst und die Verzweiflung der unglücklichen Schlachtopfer lesen, die jene gräuliche Plage erlitten haben! Gleich einem mitten auf der See in Flammen gerathenen Schiffe brennen auch sie und werden vom quälenden Durste verzehrt, in Mitte der ringsumher schlagenden Wasserwellen. Ein wahrhafter Todeskampf des Tantalus.

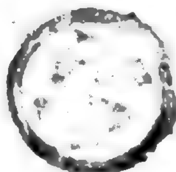
Darum wird sich auch Niemand wundern, daß die Seefahrer so großen Werth darauf legten, das Seewasser trinkbar zu machen, und daß so manche Aufmunterungspreise zum Behuf der gewünschten Entdeckung ausgesezt wurden. Merkwürdig und minder bekannt ist hingegen, daß früher als andere, bereits schon im sechszehnten Jahrhundert, spanische Seefahrer ein Verfahren hiefür gekannt und angewandt haben. Es war Ferdinand Quiros, des Alvares Mendana berühmter Pilote, welcher auf seiner, mit zwey Schiffen und einer Korvette im Jahr 1605 von Lima aus unternommenen Entdeckungsreise das Seewasser entsalzt hat *). Ein Jahrhundert später erst ward durch Robert Boyle **), den berühmten brittischen Naturforscher, die Destillation des Meerwassers, um solches trinkbar zu machen, vorgeschlagen; das Verfahren von Boyle ist durch Hales, den berühmten Erfinder der Ventilatoren für Erneuerung der Luft in den Zwischendecken der Schiffe, und hinwieder durch den brittischen Scheidekünstler Appleby vervollkommnet worden; dieser Leztere empfing dafür von seiner Regierung eine ansehnliche Belohnung.

Was seither und bis dahin der allgemeinen Einführung des Destillirens auf den Schiffen im Wege stund, war theils die Besorgniß von Feuersgefahr, theils der große Aufwand von Brennmaterial. Die erstere jedoch vermindert sich wesentlich, wenn Steinkohlen gebraucht werden, die zugleich den Vorzug haben, daß sie weniger Raum einnehmen als das Holz, indem erwiesen ist, daß vier Pfund von hartem Eichenholz einem Pfund Steinkohlen in der Wirkung kaum die Wage halten.

Die Vorrichtungen für's Destilliren des Meerwassers sind neuerlich durch die Britten vervollkommnet worden. Die berühmteste der dazu angewandten Geräthschaften ist

*) Es melden dieß D. Franz Ciscar, in einer Note zu seinem 1791 angegebenen Tratado de las maquinas et maniobras de á bordo; und hinwieder der Doktor D. Ignaz von Lazuriaga, in einer Abhandlung, die im ersten Band der Memoiren der Akademie der Heilkunst in Madrid abgedruckt ist.

**) Geboren im Jahr 1627; gestorben im Jahr 1691.



die im Jahr 1807 durch Lamb erfundene Maschine. Man erhält durch sie 20 bis 25 Gallonen *) süßen Wassers in der Stunde; sie erheischt einen Viertheil weniger Steinkohlen, als die andern gebräuchlichen Maschinen, und sie wird auf dem Küchenheerd errichtet.

Nochmals hat Archibald im Jahr 1810 eine Geräthschaft erfunden, die anfänglich destillirt und nachher filtrirt. Sie bedarf weniger Brennmaterial, und sie liefert eine größere Menge Wasser.

In Frankreich ward von Poissonier ein neues Verfahren beym Destilliren vorgeschlagen, wobey die Besorgniß wegen Feuersgefahr fast ganz wegfällt und vollends der Bedarf von Brennstoff höchst unbedeutend wird; es ist dieß die Destillation im leeren Raum. Meusnier, ein ausgezeichneter Offizier beym französischen Geniekorps, hatte ein vollkommen sicheres und unkostbares Verfahren zum Destilliren im leeren Raum vorgeschlagen, wofür die bloße Wärme des Schiffsgrundes gebraucht werden sollte. Die Regierung hatte den nöthigen Vorschuß für die Einrichtung bewilligt, die mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden, jedoch schon ziemlich vorgerückt war, als Meusnier beym Kommando der Belagerung von Kassel nächst Mainz den Tod fand. Alles gerieth nun zu jener stürmischen Zeit in Vergessenheit, und man hat nicht weiter davon reden gehört.

Immerhin beschränkt sich die wahrhafte Nutzbarkeit dieser Vorkehrungen auf Umstände, die bey Seereisen nicht eben häufig vorkommen.

Man glaubte bemerkt zu haben, daß die Natur zuweilen selbst auch und ohne künstliche Vorkehrungen die Entsalzung des Meerwassers veranstaltet. Es geschieht dieß in dem Meteor, welches unter dem Namen der Seehose oder Wassertrompete bekannt ist. Wenn diese Wasserhose sich über dem Meere bildet, so sieht man, wie, bald in Gestalt eines Kegels, bald in der eines Cylinders, eine Wassermasse über der Seefläche sich erhebt. Dieß Wasser steigt spiralförmig mit großer Gewalt empor, es wird zersetzt und fällt nachher in reichlichem Süßwasserregen, der zuweilen mit Hagelkörnern begleitet ist, nieder.

Der Doktor Gregory hat in seinem „Haushalt der Natur (Economy of nature)“ diese Erscheinung folgendermaßen zu erklären versucht. Das Seewasser, sagt er, steigt anfänglich durch den Druck der Atmosphäre empor, wie in einer gewöhnlichen Luftpumpe; weil aber der leere Raum nicht vollständig ist, zertheilt es sich in Tropfen, und da der leere Raum durch Wärme erzeugt ward, so geht eine Art Destillation mit dem Wasser vor, bey der es seine gröberen und salzigen Theile verliert.

Zur Bekräftigung seiner Theorie erzählt er die nachfolgende, ihm von Doktor Perkins gemeldete Thatsache, die diesem durch einen Augenzeugen, den Kapitän Melling, war mitgetheilt worden. Auf einer Ueberfahrt des Leztern von den Inseln unter dem Winde nach Boston ging eine Wasserhose über den Vordertheil seines Schiffes, wo er sich gerade befand. Er ward von einem niederstürzenden Schlagregen betroffen, dessen Heftigkeit ihn beynahe zu Boden warf. Der Uebergang des Meteors war von einem Geräusche begleitet, das dem des stürmischen Meeres glich und das niedergeschlagene Wasser war vollkommen süß.

Ein anderer brittischer Schiffskapitän, welcher vor Toulon kreuzte, hatte innerhalb weniger Stunden acht kegelförmige Wasserhosen beobachtet, von denen eine zwischen seinem und einem andern zur Eskadre gehörigen Schiffe in der Entfernung einer Kabellänge durchgezogen war. Er sah das Wasser mit ausnehmend großer Schnelligkeit sich emporheben, der Himmel verdunkelte sich, es bildeten sich dichte Wolken, die, so wie sie der sehr hohen und felsigten Küste westwärts von Toulon sich näherten, zertheilt wurden und stromweise ihr Wasser ergossen, das nun in's Meer zurückstürzte. Der Kapitän beobachtete dieß alles durch sein Fernglas, und er war gleichfalls der Meynung, es sey das aus diesen Wolken niedergeschlagene Wasser süß geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ungefähr 160 bis 200 Pariser Pinten.

Die Schleichhändler.

(Fortsetzung.)

Sobald es zu tagen anfing, eilte ich hinaus an die Unglücksstelle. Das zertretene Gras und die Blutflecken umher zeigten nur zu klar, daß ich nicht geträumt, wie ich mich oft zu meiner eigenen Beruhigung hatte überreden wollen. Die Spuren führten zur Bank; jenseits in dem tiefen Hohlweg standen die Trümmer eines alten Hauses. Ich konnte deutlich sehen, daß man nicht lange vorher unter demselben gestört hatte. Ich stieg also hinab, die blutige Spur zum Leitfaden nehmend, und entdeckte bald unter einem Haufen frisch zusammengetragener Steine den Leichnam eines Mannes. Der Hals war ihm durchschnitten und neben ihm lag ein Matrosenmesser. Es war gleichfalls mit Blut bedeckt, und auf dem Griff waren die Buchstaben W. B. eingegraben. „O Gott! rief ich laut, so ist Will Brockmann der Mörder!“ Kaum hatte ich diese Worte geendet, als ich mich von einem Haufen Menschen umgeben fand, und unter diesen mehrere Polizeydiener und ein Friedensrichter. Diesem theilte ich alles mit, was ich gehört und gesehen, so wie meinen Verdacht, wer der Mörder gewesen. Sogleich wurden Polizeydiener abgeschickt, die Personen zu verhaften, während der Beamte mich in's Pfarrhaus begleitete und man den Leichnam in

die Kirchenvorsteherstube trug. — Es vergingen an zwey Stunden, ehe man die Gefangenen herbeybrachte, nämlich die drey Brüder Petley und Brockmann. Der Unterschied zwischen diesen und jenem war auffallend. Mit Ausnahme einer kleinen Röthe, welche dann und wann beym Verhör ihr Gesicht überzog, waren sie so gelassen und ruhig, als nur die Unschuld oder das abgehärtete Verbrechen es seyn konnte. In Brockmanns Gesicht aber herrschte der tiefste Jammer. Sein Gesicht war todtenblaß, sein Auge roth und wild, und war entweder fest an den Boden gewurzelt oder wanderte in anscheinender Gedankenlosigkeit im Zimmer umher. Die Verschiedenheit in ihrer Kleidung war nicht minder auffallend. Die Brüder waren im Bette verhaftet worden. Sie waren ruhig aufgestanden, hatten sich rein angezogen und benahmen sich allerwege, als wüßten sie nicht, warum man sie angehalten. Brockmann hatte man am Ufer gefunden. Seine Kleider, so wie seine Hände, waren mit Blut bedeckt. Als die Polizeydiener ihn fanden, schien er mehr wie ein Mensch, der auf Selbstmord als einer, der zu entfliehen dachte; und als er jezt vor uns stand, glaubte ein Jeder den Mörder in ihm zu erkennen.

Das Verhör ging jezt vor sich. Aus diesem erhellte, daß, da die Accisbedienten die Päcke zu schwer gefunden, einer derselben nach Folkestone gegangen, um Gehülfen zu holen, während der andere dabey zurückblieb. Nach einer Stunde kam er wieder, fand aber weder die Waaren noch seinen Gefährten. An der Stelle fand man eine Pistole, welche kurz vorher abgebrannt worden zu seyn schien, die er aber nicht als seinem Kameraden gehörig erkannte, und endlich fand man, wie oben gemeldet, die Leiche selbst. Das Messer erkannten mehrere Zeugen für Brockmanns. Man hatte die vier Gefangenen am Abend vorher nach der französischen Küste zu abfahren sehen, in der erklärten Absicht, in der Nacht Waaren einzuschwärzen, und Niemand konnte sagen, wann sie wieder gekommen. Man zeigte auch den Brief vor, durch welchen die Accisbedienten geleitet worden waren, und worin ich augenblicklich seiner Mutter Hand erkannte. Er war folgenden Inhalts:

„Jemand, welcher einen verführten Jüngling vom „Verderben zu retten wünscht, benachrichtigt die Herren „Kommissarien, daß ungefähr um Mitternacht am fünfzehnten dieses ein mit Spitzen und Seidenzeugen beladenes Boot unterhalb Folkstone landen wird. Man „vermuthet, daß es von vier Personen bemannt seyn, „und die Waaren über den Hügel nach Johann Petley's „Haus werden gebracht werden.“

Die Beweise gegen die Gefangenen schienen klar. Die Petley's aber behaupteten steif und fest ihre Unschuld, während Brockmann, als man ihn dem Gebrauche nach um seine Vertheidigung befragte, stumm und bewegungslos da stand, als wüßte er gar nicht, was um ihn her vorging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Juni.

(Fortsetzung.)

Obschon das Dutzend Theater in Paris große Mühe hat, wider die starke Sommerhitze anzukämpfen, und ein Besuch im Theater beynahe die Wirkung eines Schwitzbades hat, so stehen sie doch nicht leer, und einige haben es durch große Anstrengung dahin gebracht, sogar bey 26° Hitze beträchtlichen Zuspruch herbeyzuziehen. Die große Oper, wo dieß Geschäft am schwierigsten ist, hat es versucht, das Publikum mit Vulkansnetzen zu fangen. So heißt nämlich ein Ballet von Blache, worin das Abenteuer Vulkans, der Venus und Mars in einem Netze fängt, mit aller zur Oper gehörigen Pracht dargestellt wird. Die Hochzeit im Olymp, der Anblick der Schmiedeessen, das goldne Netz, Dlle. Noblet, welche sich auf dem großen Zeh herumdreht, als ob sie auf einer Thürangel stände, der unerwartete Ausgang des Stückes, da sich, statt Venus, Minerva im Tête à tête mit Mars unter dem Netze befindet, und dann die gutgewählte Musik, von Sneitzhoefer arrangirt, alles dieses hat dem Publikum sehr gefallen, und das neue Ballet ist ein Lieblingsstück des Publikums geworden, was man nicht vorhergesehen hatte, indem die mythologischen Gegenstände seit anderthalb Jahrhunderten an der großen Oper ganz abgenützt zu seyn schienen. Blache hat bewiesen, daß ein geschickter Künstler auch alte abgedroschene Dinge auf eine anzügliche Art wieder verjüngen kann. Ueber den Ausgang der Handlung, wie ihn Blache wahrscheinlich selbst erfunden hat, denn die alten Mythographen gaben ihn gewiß nicht so an, haben die Pariser Tagesblätter viel gescherzt; sie lassen nämlich verlauten, man sehe hier die eingreifende Hand und den erbaulichen Sinn des Vicomte de la Roche foucauld, der bekanntlich einmal verordnet hat, es sollten nur moralische und monarchische Stücke gesungen und getanzt werden; der Herr Vicomte habe wohl Aergerniß an der alten Fabel genommen, nach welcher Mars dem häßlichen Volcain Hörner aufgesezt habe; nach Blache's Lesart gehe die Sache ganz in Ehren zu, und jeder Ehemann könne aus dem Ballette die moralische Lehre mit nach Hause nehmen, daß man keinem Scheine trauen, und in der Ehe ruhig schlafen und sich um nichts weiter bekümmern müsse, weil man im Falle der Eifersucht, leicht wie Vulkan, der den ganzen Himmel zum Zeugen seines Schimpfes aufrief, beschämt davon gehen müsse. Allerdings ist dieß eine sehr liebliche, beruhigende Moral für die Vulkans, die Marsse und besonders die Venusse, die es gewiß dem Herrn Vicomte Dank wissen werden, daß er den Parisern Ehemännern durch die Operntänze ihre Pflicht ans Herz legt. Indessen möchte ich nicht gut dafür stehen, daß nicht beym Anblick einer so lieblichen Göttinnenschaar, welche so reizende Tänze aufführt, bey manchem Ehemanne der geheime Wunsch entsteht, sich in den Opernolymp versezt zu seyn, und wie Vulkan mit einer Göttin aus diesem Himmel versehen zu werden, was dann freylich die erbauliche Moral des Directeur des Beaux arts ein wenig über den Haufen stoßen würde. Auf jeden Fall wird es schwer halten, bey der großen Pariser Oper Moral und Monarchie zum Blühen zu bringen; an keinem Orte wird beydes weniger gesucht als gerade dort: das erbauliche Programm über Moral

und Monarchie bey Opern und Balletten war also ein unglücklicher Einfall, über welchen die Pariser Blätter nun schon seit Jahr und Tag spaßen. Es ist nun einmal so die Gewohnheit in Paris, daß, wenn ein angesehener Mann mit einem lächerlichen Einfall angestiegen kömmt, er von allen Seiten mit Witzpfeilen beschossen wird, und sich beschämt zurückziehen muß. So z. B. hat ein den Ministern blindlings ergebener Deputirter der Professor Pardessus an der Rechtsschule, bey einer der Debatten über die Journalfreyheit, neuerlich die Worte entschlüpfen lassen, ein Journal müsse sich nicht um das Privatleben eines Deputirten bekümmern, und man dürfe nicht wissen, wo ein Deputirter zu Mittag speise. Dieß Heimlichthun mit dem Mittagessen der Deputirten, von denen manche ihre guten Gründe haben mögen, dem Publikum nicht wissen zu lassen, daß sie so oft bey den Ministern speisen, ist seitdem täglich in den kleinern Pariser Blättern eine Zielscheibe des Witzes; eines derselben erzählt, jemand sey dem Herrn Pardessus auf der Gasse begegnet, und habe ihn gebeten, mit der Suppe bey ihm vorlieb zu nehmen; allein Pardessus sey bleich geworden, habe ihn feyerlich an einen abgelegenen Ort geführt, und ihm die Worte ins Ohr geraunt: Freund! von solchen Dingen redet man nimmer an öffentlichen Orten! Ein anderes Blatt will wissen, Pardessus habe seine Magd verabschiedet, weil sie ihn gefragt habe, um wie viel Uhr er speisen wolle; ein drittes behauptet, er habe seine Papagayen in einem Anfalle von Zorn erdrosselt, weil sie ihm die gemeine Papagayenfloskel: as tu déjeuné, Jacquot? hergesagt haben. Eben so schalkhaft verfolgen dieselben Blätter seit einigen Tagen den berühmten Advokaten Dupin, welcher, nachdem er in einer sehr freysinnigen Rede vor Gericht die Zeitung le Constitutionnel gegen die Jesuitenparthey vertheidigt hatte, nach St. Acheul ging, und dort hinter einer Jesuitenprozession einhermarschirte, und, wie die Ultrablätter melden, die Schnur des Thronhimmels andächtig in den Händen gehalten hatte. Ueber diese Schnur haben schon die Journale eine unsägliche Menge von Witzeleyen ausgebracht, und werden vermuthlich damit fortfahren, bis die Aufmerksamkeit des Publikums auf andere Gegenstände wird gelenkt seyn.

Das Theater der Porte St. Martin hat zwar keine Vulkansnetze, um die Schaulustigen damit zu fangen; dagegen hat es ein Ungeheuer auf die Beine gebracht, das dieselbe Wirkung hervorbringt, das heißt, die Theaterkasse füllt. Dieses Ungeheuer ist nach einem englischen Romane, Frankenstein, der Mistriß Shelley gebildet, und wird auch von einem englischen Mimiker, Cooke vom Coventgardentheater, dargestellt. Es war keine leichte Aufgabe, ein ächt englisches Produkt durch einen Engländer vor den Parisern darstellen zu lassen, ohne daß die Nationalvorurtheile dabey laut würden. So wenig Mazurier vom Porte St. Martintheater auf der Coventgardenbühne in London behagt hatte, obschon er wirklich ein vortrefflicher Mimiker ist, so wenig konnte man hoffen, daß auch Cooke auf der Bühne der Porte St. Martin behagen würde; denn obschon sich die Nationalabneigung der Franzosen gegen Engländer, und der Engländer gegen Franzosen, seit dem Frieden bedeutend vermindert hat, so bleibt doch leider noch genug davon hangen, um sie zuweilen, wenn sie zufällig zusammengerathen, ungerecht gegen einander zu machen. Indessen ist dießmal alles gut abgelaufen; zwar machen die Pariser Journalisten, die so gut ihre Vorurtheile haben, als das Volk, eben nicht viel Rühmens von dem englischen Künstler; es ist aber gewiß, daß er in das Stück, worin er spielt, großen Zulauf erregt, und ganz Paris das Ungeheuer der Porte St. Martin sehen will. Wer den Roman Frankenstein gelesen hat, wozu vermuthlich der deutsche Faust Anlaß gegeben hat, wird wissen, daß darin von einem Alchimiker oder Hexenmeister die Rede ist, der nichts besseres zur Welt schaffen kann, als ein unvollkommenes Wesen, ein Ungeheuer, das seiner schlechten Natur zufolge überall, wo es hinkömmt, Böses stiften muß, sogar bey seinen Wohlthätern, und zwar wider seinen Willen. Dieses sonderbare Wesen nun, das unvollkommen erschaffen, sich und andere unglücklich macht, ist der Held des pantomimischen Stückes auf der Bühne der Porte St. Martin. Cooke als solcher sieht furchtbar aus und gebehrdet sich schrecklich; bey der ersten Vorstellung war ihm jedoch, wie es scheint, vor dem Pariser Publikum bänger als den Parisern vor ihm; da er aber wohl aufgenommen wurde, so verschwand bey den folgenden Vorstellungen seine eigne Furcht, und er konnte alle seine Mittel anwenden, den Andern Furcht und Schrecken einzujagen. Grausend sieht es aus, wenn am Ende des Stückes das Ungeheuer sich auf das Schiff schwingt, welches die Familie seiner Wohlthäter in sich faßt, und sich mit demselben unter einem Sturme in den Abgrund des Meeres stürzt. Dieses Ende wäre schon genug, um die Schaulustigen herbeyzuziehen; denn hier hat man alles angewandt, um das Auge zu täuschen; die ganze Bühne ist in ein Meer verwandelt, auf welchem sich die Wogen schrecklich übereinanderstürzen. Ein solches Meer war für die Pariser etwas neues, wiewohl schon vor mehreren Jahren etwas ähnliches in einem Melodrama: der Schiffbruch, dargestellt worden war. Glücklicherweise sind die Pariser vergeßliche Leute, und man kann ihnen manchmal etwas aus dem Alten Hervorgezogenes wieder als eine Neuigkeit vorsetzen. Die dramatischen Dichter wissen das recht gut, und wärmen daher sehr oft alte Gedichte wieder auf. Manchmal läßt sich das Publikum täuschen; zuweilen riecht es aber auch den Braten und pfeift dann gewaltig, oder läßt die neuen Gerichte stehen, ohne sie anzurühren. Picard, dessen bessere Dichtungszeit vorbey zu seyn scheint, und der nur noch dann und wann mit einem Gehülfen neue Theaterstücke aufführen läßt, hatte mit seinem Anscheine keinen großen Erfolg gehabt; etwas besser ist es mit seiner Erbschaft und Heirath gegangen, einem Lustspiele in 3 Aufzügen, welches seit einiger Zeit auf der Schaubühne gegeben wird. Aber die Lustspiele bringen dieser Bühne nicht so viel ein, als die aus Deutschland und Italien übertragenen Opern. Der Freyschütz oder Robin des Bois muß jetzt nicht fern von der 200sten Vorstellung seyn; auch die Rossinischen Opern mit französischem Texte werden häufig auf dieser Bühne gegeben, eben so einige französische Stücke, wozu man Singstücke gedichtet, und denselben die Musik fremder Meister untergelegt hat; das zuletzt erschienene dieser Stücke heißt la fausse Agnès, nach dem alten Lustspiele Regnards, mit Singstücken von Rossini, Mozart, Meyerbeer u. a.; fast alle diese Opern sind von Castilblaze arrangirt; er mag dabey mehr gewonnen haben, als Mozart mit dem Komponiren. Die Zeitungen haben angekündigt, Castilblaze veranstalte eine Vorstellung zum Benefiz der Familie C. M. v. Webers; der Freyschütz solle dazu in seiner ursprünglichen Gestalt gegeben werden, das heißt mit den Singstücken, welche Castilblaze unterdrückt oder versezt, oder anders eingerichtet hatte. Ein Journal bemerkt darüber, daß Castilblaze es ungefähr mache wie jener Herr, welcher ein Hospital stiftete, nachdem er sich in den Hospitälern bereichert hatte. Rossini muß beständig Vorwürfe über die Saumseligkeit seiner Verwaltung der italienischen Oper hören, welche ihm in den Journalen gemacht werden; einige treiben den Muthwillen so weit, daß sie ihn beschuldigen, er treibe mit Macaroni und Salami Handel, anstatt sich mit der Leitung seiner Oper abzugeben; es kann seyn, daß er gern Macaronis und Salami ißt, und er mag auch wohl einen Vorrath davon aus Italien verschrieben haben; allein was hat dieß mit seiner Direktion zu schaffen, und was kümmert es das Publikum?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 183.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. August 1826.

Das Gebackne
Vom Leichenschmauß gibt kalte Hochzeitschüsseln.

Shakspeare.

Die Makamen des Hariri.

In freyer Nachbildung von Friedrich Rückert.

Neunte Makame.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Ich spürte, da ich am Wanderstabe — kam nach Sawe *) — an mir Herzenshärtigkeit — und Unbußfertigkeit; — und ich befolgte den Rath des besten der Rathgeber, — der den Gläubigen dagegen empfahl den Besuch der Gräber. — Als ich nun gekommen war zur Einkehr der Särge, — und der Todtengebeine Herberge, — um mein Herz zu heilen von der Verstockung, — und meine Sinne von der weltlichen Lockung; — sah ich eine Versammlung um ein Grab, das man grub, — und einen Aufgebahrten, den man begrub. — Und ich gesellte mich zu ihnen, der Heimkehr denkend, — und Thränen den Heimgegangenen meines Stammes schenkend. — Als nun der Todte bestattet war, — und die Klag' um ihn ermattet war, — bestieg eine Erhöhung am Grab — ein Scheich mit Pilgertasch' und Stab, — sein Haupt mit dem Mantel verhüllend, — und sprach mit Eifer erfüllt, und mit Andacht erfüllend:

Sehet und handelt danach, o ihr Handelnden! — und wendet euch, o ihr sorglos Wandelnden! — Raffet euch auf, o ihr Vergessenden, — und ermesset recht, o ihr Ermessenden! — Was ist euch? Fühlet ihr keine Betrübniß — bey Freundesbegräbniß? — könnet ihr sehn ohne hellen Jammer — euern Kameraden eingehn in die dunkle Kammer? — und erwachet euch im Herzen kein kurzer Kummer, — wenn ihr euren Freund übergebt dem langen Schlummer? — Athmet ihr ohne Schaudern die Moderlüfte, — und schaut ohne Furcht die Furchen der Grüfte? — Vergesset ihr eurer Vorfahren, — oder denket nicht, daß ihr ihnen müsset nachfahren? — Lasset ihr nicht die Schicksale eurer Gespielen — euch geschickt seyn zu Beyspielen? — und gewahret nicht das Loos eurer Gefährten, — um euch zu wahren vor Gefährden? — Doch weinende Augen mögt ihr nicht schauen, — und euer Ohr mag nicht hören die Klagefrauen. — Ihr geleitet die Bahre, — und denkt dabey an das Baare; — ihr legt den Todten zur Ruhe, — und im Sinne liegt euch die Truhe; — ihr senkt in's Grab sein Gedächtniß, — und denkt nur an sein Vermächtniß. — Euren Gesellen gesellt ihr dem stummen Wurme zum Schmaus, — und schmauset bey Lautenklang in eurem Haus. — Ihr verschmerzt den Verlust eines Genossen — leichter als den Verlust eines Groschen, — und beklagt einen zerbrochenen Hausscherben — schwerer als eurer Verwandtschaft Aussterben. — Ihr fürchtet eurer Gewerbe Fall, — aber keinen Erb- und Sterbefall. — Ihr schreitet zwischen Gräberreihen — lustig wie zum Reihen, — und wandelt auf den harten Betten — wie in Gartenbeeten; — lacht auf Schädel und Leichensteine, — als lachten euch an reiche Edelsteine, — und denkt bey einem Todtenbein — nicht an die Todespein, — noch an die Todtenpein; — gleich als hättet ihr einen Gewährmann — gegen

*) Eine Stadt zwischen Rei und Hemedan.

des Grabes Fährmann, — oder eine Sicherschreibung — gegen des Schicksals Schuldeintreibung. — Habt ihr etwa gestellt einen Bürgen, — der sich für euch läßt würgen? — oder gedungen einen Beschwörer — gegen den alten Zerstörer? — Nein, sondern Thorheit ist euer Wahn, — und die Augen werden euch aufgethan, — einst, wann ihr die Augen zugethan. — Drauf hub er an:

Der du dich nennst verständig,
Wie lange rennst unbändig,
Und deinem Herrn abwendig,
Du deinen Thorenlauf?
Verachtest die Belehrung,
Verweigerst die Bekehrung,
Und scheuest die Beschwerung
Der Pflicht, die dir liegt auf.
Und mahnt dich nicht die Bahre,
Und nicht die grauen Haare,
Und nicht die Flucht der Jahre?
Ist denn dein Ohr schon taub?
Du stehest vor der Krippe,
Und siehst, wie das Gerippe
Schwingt hinter dir die Hippe,
Und zitterst nicht wie Laub?
Gesäugt an Thorheits Brüsten,
Gegängelt von den Lüsten,
Irrgehend in den Wüsten,
Wirst du des Todes Raub.
O horch, der Löwe brüllet,
Der seinen Schlund nie füllet!
Doch du, von Wahn umhüllet,
Willst füllen deinen Bauch.
Wie lange willst du irren,
Wie wilde Tauben girren,
Wie Nachtgevögel schwirren
In jedem dunkeln Strauch?
Wie lang in Frevel scherzen,
Und nicht bereu'n von Herzen?
Wie lang dein Antlitz schwärzen
Mit ecklem Sündenrauch?
Vor deines Herren Strafen
Willst du nur sorglos schlafen;
Und dann, wann sie dich trafen,
Wachst du mit Winseln auf.
Der Wahrheit ein Empörer,
Der Mahnung trotz'ger Hörer,
Bereit mit dem Bethörer
Zu schließen jeden Kauf;
Wie lange willst du schnaufen,
Und Herzeleid dir kaufen?
Zusammenscharren Haufen,
Bis man dich scharrt zu Hauf!
Wie lange wird es währen,
So wird es dir sich klären;
Dann weinst du blut'ge Zähren,
Und seufzest Flammenrauch.
Mir ist, als ob ich sähe,
Wie ein dich schlingt die Jähe
Des Grab's, und deine Zähe
Wird mürb' an seinem Hauch.
Da muß der Leib sich strecken,
Daß ihn die Würmer schmecken;
Dann wird man dich erwecken,
Und sammeln deinen Staub.
O schaue nicht zurücke!
Dort vor dir steht die Brücke *),
Als ob ein Schwert sich zücke;
Darüber geht dein Lauf.
Und hier ist das Gefilde,
Wo Gilde nicht der Gilde,
Und Blutsfreund nicht zum Schilde
Dem Blutsfreund dienet auch.
O rüste dich bey Zeiten!
Dort werden für dich streiten
Nur deine Frömmigkeiten
Und der Gebete Hauch.
Verwende du, zum Frommen
Dir selbst und allen Frommen,
Das Gut, das zugekommen
Von Gott dir zum Gebrauch.
Sey aller Schwachen Steuer,
Und aller Armen Scheuer,
Und aller Kalten Feuer,
Und aller Durst'gen Schlauch.
Sey gegen Güt'ge gütig,
Nicht gegen Wüth'ge wüthig,
Und wiege übermüthig
Im Glücke nicht dein Haupt.
Nicht fahre hoch in Lüften,
Und schwelge nicht in Düften,
Bedenke, daß in Grüften
Der Erde Lust verstaubt.
Gib, was du hast, zum Troste,
Und sammle nicht dem Roste.
Schatte, bevor vom Froste
Wird dein Gezweig entlaubt!
O stapple nicht und speichre,
Versage nicht noch weigre,
O gib, und dich bereichre
Mit Segen, den nichts raubt.
Gewöhne deine Hände,
Zu geben Spend' um Spende,
So gibst du leicht am Ende
Dein Leben selber auf.
Dieß sind, die ich dir gebe,
Die Lehren, darnach lebe,
Und dann vor'm Tod nicht bebe;
Heil dem, der hört und glaubt!

Dann streckte er aus seine Hände, — und empfing der Gläubigen Spende; — und als die milden Gaben nicht mehr rannen, — begnügte er sich und zog von dannen. —

Der Erzähler spricht: Seines Vortrags reiche Zierde — erweckte in mir neben der Andacht die Neugierde, — daß ich ihm nachfolgte auf den Fuß, — bis außer der Menschen Zusammenfluß; — da zog ich, um ihn anzuhalten, — von hinten an seines Mantels Falten. — Er wandte sich um dienstfertig, — und grüßte, wie eines Geschenks gewärtig; — ich aber sah, es war Ebu Seid, — und es that mir leid. — Ich sprach:

O Ebu Seid, wie lange
Willst du noch seyn die Schlange,
Stets lauernd neuem Fange,
Und wechselnd Haut um Haut?

*) Die Brücke Sira't, feiner als ein Haar, und schärfer als ein Schwert.

Er aber antwortete ohne Bangen, — und unbefangen:

Mach' dir mit Gottes Schutze
Des Pred'gers Wort zu Nutze;
Ihm unter die Kaputze
Zu schau'n ist unerlaubt.

So ließ er mich stehn betroffen, — und ging, wo ihm die Welt stand offen.

Die Schleichhändler.

(Fortsetzung.)

Eben hatte der Friedensrichter ihren weiteren Verhaftsbefehl unterzeichnet, als Brockmanns Mutter in's Zimmer stürzte: „O was hab' ich gethan? schrie sie mit gellendem Tone, welcher durch alle Herzen drang; und was hast du gethan, mein unglückliches Kind? Warum stehst du hier, mein Sohn, und was ist das für Blut auf deinem Gesichte? — Er ist unschuldig, mein Herr, fuhr sie, wild gegen den Friedensrichter gewandt, fort, gewiß er ist unschuldig! Er einen Mord begeben? er, den ich so mild erzogen, und der immer so mild gegen mich war, bis — aber nein, ich mag nicht davon reden. Es ist nun vorbey damit, die Verbindung ist zu Ende, und er wird mit mir gehen und wieder der Trost seiner verlassenen Mutter werden. — Wirst du nicht mit mir gehen, Wilhelm? nicht wahr, mein Sohn, du kömmst?" Brockmann seufzte tief. „Ich kann nicht mit Euch gehen, Mutter, jammerte er, ich muß fort in's Gefängniß und dann zum Tode." — „In's Gefängniß und in den Tod, sagst du? nein, nein, unmöglich, das kann nicht seyn. Darum that ich's ja nicht, dich gab ich ja nicht an; diese waren's, diese gottlosen, blutgierigen Ungeheuer, die dich verrathen haben. O möge einer Mutter Fluch sie verzehren!" — „Stille, stille, Mutter, fluchet Niemand, oder wenn ihr ja fluchen wollt, so fluchet mir. — Nun ich bin bereit," setzte er, gegen die Polizeydiener gewandt, hinzu.

Als man ihm die Handschellen anlegen wollte, bemerkte man zum ersten Mal, daß er einen tiefen Schnitt in der rechten Hand hatte, welcher noch blutete. „Wo habt Ihr diese Wunde her?" fragte ich ihn, in der Hoffnung, daß seine Antwort seiner Sache eine bessere Wendung geben würde; aber er blieb stumm, und hielt mit einer verzweifelnden Entschlossenheit seine Hände den Fesseln dar. Es würde ein vergeblicher Versuch seyn, den namenlosen Jammer der unglücklichen Mutter beschreiben zu wollen. Sie beschwor seine Unschuld auf's Theuerste, erklärte sich für seine Mörderin, flehte bald zu dem Beamten, bald zu mir, bald zu den Umstehenden, ihren Sohn retten zu helfen, und man mußte sie mit sanfter Gewalt von der Thüre hinwegziehen, um den jungen Menschen abführen zu können. Der Zug mit den Gefangenen ging fort, und die unglückliche Frau, von ihren Schmerzen erschöpft, sank in eine tiefe Ohnmacht, die sie eine Zeit lang dem Gefühle ihres Elendes entzog.

Die Gefangenen wurden nach Maidstone abgeführt, wo ihnen nach einer kurzen Frist der Prozeß gemacht wurde. Der große Antheil, den ich an dem Schicksale der Mutter und des Sohnes nahm, erlaubte mir nicht, den Ausgang desselben in unthätigem Bedauern abzuwarten. Da ich ohnehin als Zeuge zu erscheinen hatte, so begab ich mich einige Tage früher dahin, und suchte Brockmann zu bereden, durch eine aufrichtige Erklärung gegen seine nichtswürdigen Gefährten sich selbst von einem schmählichen Tode und seine Mutter von der Verzweiflung zu retten; denn da kein Zeuge bey dem Morde zugegen gewesen, so war es durchaus nothwendig, daß einer von den wahrscheinlichen Thätern selbst als Zeuge gegen die Uebrigen auftrete, wenn ein Urtheil gegen sie erlangt werden sollte. Auch war ich um so dringender, weil ich aus manchen Umständen voraussehen konnte, daß einer der Petley's dieses Amt übernehmen, und ihn aufopfern werde. Aber alle meine Vorstellungen deßwegen blieben bey dem jungen Manne fruchtlos, denn Harriet hatte mir vorgearbeitet, und ihm durch falsche Versprechungen im Namen ihrer Brüder das Versprechen abgelockt, um keinen Preis zum Verräther seiner Gefährten zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 26. Juni.

Gastspiele der Madame Neumann.

Seit fünf Jahren beehrt uns Madame Neumann mit ihren Sommerbesuchen, und noch jedesmal ist sie mit freudiger Dankbarkeit, ehrender Anerkennung und wahrhaftiger Theilnahme begrüßt worden. Bey ihrem Scheiden nahmen diese Empfindungen immer den wehmüthigeren Charakter eines auf unserer Bühne gefühlten Mangels an, und das Erscheinen und Verschwinden der Madame Neumann läßt das verdrüßliche Geständniß zurück, daß Norddeutschland das Vaterland einer Naivität, und edlerer Sentimentalität nicht eben zu seyn scheint. Diese beyden mächtigen Provinzen liegen hier öde und brach, man hat zwar im Gefühl dieser Armuth einige Anfängerinnen acquirirt, oder auch Stellvertreterinnen aus benachbarten Fächern herübergenommen; aber diese Surrogate finden nur in sonstiger Schiefheit der Administration ihre Entschuldigung. Deßwegen ist der Eindruck, den Madame Neumann hervorbringt, ein um so stärkerer, als die eilf mageren Monate eines Jahres den zwölften des Gastspiels mit in die nothdürftige Einnahme aufzehren lassen. In diesem Sinne ist denn auch häufig die Täuschung hervorgetreten, daß die liebenswürdige Gastspielerin während ihres Hierseyns so betrachtet worden ist, als gehöre sie unserer Bühne ursprünglich zu, und als sey ihr nur ausnahmsweise gestattet, den bey weitem größten Theil des Jahrs auswärts zuzubringen. Denn wie ließe sich wohl sonst eine Entschuldigung dafür herbeybringen, daß Autoren, Compositeure und Regisseure ein ganzes Jahr lang auf die Ankunft der Madame Neumann harren, um ihrer Gunst und Sicherheit Stücke anzuvertrauen, die, der eigenen Meynung der Verfasser zufolge, lediglich durch diese Persönlichkeit getragen, einem sofort erklärten Schiffbruche entgehen können. Es ist bloß die Fiction ihres Einheimischseyns bey uns, welche die Impertinenz der Anerbietung mildert, denn daß Madame Neumann so gültig ist

darin einzuwilligen, kann der Anmaßung einer Initiative doch auf keine Weise zur Entschuldigung dienen. Die Wiener in Berlin wären vor zwey Jahren von der bey uns etwas strengen Kunstpolizey ganz unerbittlich als Vagabunden, und zwar per Schub über die Gränze gebracht worden, wenn nicht die Verwendung der Madame Neumann den verlegenen Oesterreichern einen ganz unbedenklichen Paß hätte ausstellen lassen, mit welchem sie auch späterhin, nach ihrer Abreise ihre Künste haben produciren dürfen. Was Wunder, wenn auch dießmal die arme Molly, eine Französin, geführt und entrissen von ihrem unehelichen Vater, dem Baron von Lichtenstein, auf gleiche Protection Anspruch machen zu können geglaubt hat; das Raisonnement des Vaters war eines der bündigsten. Hat einmal das arme Wesen, soll er gesagt haben, durch den Hauch einer ihm selbst fremden Liebenswürdigkeit eine dreymalige Existenz erhalten, so ist sein Glück gemacht; es wird in der Zeitung recensirt, das Honorar wird gern ausgezahlt, und die arme Molly hat alsdann Geduld genug, um ein ganzes Jahr die Rückkunft der Madame Neumann zu erwarten, die sich einem bis dahin sicherlich groß gewordenen Pflegkinde auf keine Weise mehr wird entziehen dürfen. Doch wir wollen Madame Neumann nicht in den Rollen beurtheilen, in denen sie als Mitglied unserer Bühne sich ihren Collegen gefällig zeigte. Wenn hier ihre Güte die lobendste Anerkennung verdient, so ist es doch ein anderes Gebiet, wo ihre Kunst herrscht.

Die Töne, die als die eigenthümlichen der Madame Neumann betrachtet werden können, sind, wie schon gesagt worden, die Naivität und Sentimentalität: der Umfang ihres Gebiets hat mit dem der Mad. Mars in Paris große Aehnlichkeit: Wenn die Kunst wesentlich ein Gemachtes und Gebildetes ist, so ist doch der Stoff, aus dem sie bildet und schafft, die Natur. Naivität und Sentimentalität aber sind wesentlich die Natur des Weibes; da, wo ein Weib als Weib auftritt, ist es schlechterdings naiv oder sentimental. Naiv ist das Weib, wo es, sich selbst unerkannt, auftritt, und den Reichthum seines Herzens als noch werthlose Gabe mit sich führt, dem erst der Andere den Stempel des Geltenden aufzudrücken hat: sentimental aber wird es, wenn es sein Herz als sein Eigenthum weiß, die Anerkennung dieses Reichthums fordert, und im bewußten Besitze eines Schatzes unglücklich ist, weil er Gefahr läuft in der Anerkennung und im Gelten zu verlieren. Das Weib, das es endlich unternimmt die Werthbestimmung ihres Wesens und dessen Anerkennung keinem Anderen zu überlassen, sondern sie selbst zu handhaben, und sich somit selbstständig zu bestimmen, ist coquet, je nachdem es überhaupt noch heuchelt ein Weib zu seyn, und so bald die naive, bald die sentimentale Seite hervorthut, und in der Einheit von Beyden Beyde aufhebt, oder es ist über das Gebiet des Weibes überhaupt hinausgegangen, und somit fremden Einflüssen und Anstrengungen anheim gefallen, denen es unterliegt, oder die es in den Kreis seiner Heimath endlich zurücktreten lassen. Es liegt daher in der Natur der naiven und sentimentalen Rollen, mehr wie in irgend Anderen, die Forderung, daß die Künstlerin das sey, was sie spielt, denn wie wollte sie hier im Gebiete des Nichtgemachten mit blos Angenommenem einhergehen? Wie wollte das Weib, das Weib als solches geben, wenn sie sich nicht selbst in dieser Sphäre wahrhaft bewegt, und schon von Hause aus drüber hinaus gewesen wäre, da eben das, das Wesen der Sache ist, daß man drin zu Hause sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 20. Juni.

(Fortsetzung.)

Rossinis längst versprochene französische Oper le Siège de Corinthe, freye Nachbildung seines Mahomeds, soll nun bestimmt in diesem Monate aufgeführt werden, und an der italienischen Oper hat das Erscheinen der Dlle. Sonntag auch das Publikum zufrieden gestellt. Die allerliebste Sängerinn hat dem Pariser Publikum sehr behagt, und obwohl sie keine Fodor und Pasta ist, so ist sie doch in Abwesenheit beyder sehr angenehm anzuhören; einige Kunstkenner meynen, sie habe sich die Fodor gemein zum Muster genommen, und man betrachtet sie also wie eine getreue Kopie dieser großen Künstlerin; andere finden sie etwas verwegen in der Art, wie sie mit ihrer Stimme umgeht, und die Bravourarien angreift, gestehen aber, daß diese Verwogenheit einem jungen hübschen Mädchen, wie sie, nicht übel anstehe. Auch tadelt man an ihr einige affektirte Gebehrden und unklassische Zierungen des Gesanges; dergleichen Fehler übersieht man jedoch bey so schönen Anlagen, und hofft, daß es sich verbessern werde. Als Elena in Rossinis Donna del Lago fand sie großen Beyfall; auch im Don Juan spielte und sang sie ihre Rolle recht gut, und befriedigte die ziemlich strengen Kunstrichter und Dilettanti der holländischen Oper. Da sie nur auf 8 oder 10 Vorstellungen engagirt ist, so wird Rossini sich bald wieder nach einer andern Prima Donna umsehen müssen, bis er die Pasta oder die Fodor wieder bekommt, die doch immer noch die vortrefflichsten Sängerinnen bleiben. Die Melodramentheater, die nicht so sehr ausgezeichnete Schauspieler, als vielmehr romanhafte, grausende Stücke bedürfen, haben das schaulustige Volk mit einer verschleierten Donna und andern dergleichen geheimnißvollen Melodramen bedient, indeß die Vaudevilletheater auch mehrere Neuigkeiten gegeben haben, unter andern eine Nachahmung von Kotzebues Stricknadeln, unter dem Titel les comptes de tutelle. Da die Mädchen in Frankreich nicht stricken, weil man lauter gewebte Strümpfe trägt, so befinden sich in dem Kästchen, das der Vormünder seiner Mündel überreicht, keine Stricknadeln, wie in dem deutschen Stücke, sondern Nähnadeln und Zwirn. Beym Theatre français ist die Hauptneuigkeit ein Lustspiel in 5 Aufzügen: le Speculateur, von Riboutè, einem reichen Manne, der mehrere Lustspiele auf diesem Theater gegeben hat, worin aber das Publikum nicht viel Lustiges findet. Sein neuestes Stück hat Interesse, weil es auf die Spekulationssucht an der Börse Anspielungen enthält, und einen ziemlich gut gehaltenen Gegensatz zwischen einer Familie, die sich durch gewagte Spekulationen plötzlich bereichern will, und einer anderen Familie darstellt, die sich langsamer, aber sicherer, durch ihren Gewerbfleiß Vermögen erwirbt. Es hat immer sein Gutes, wenn die Bühne eine herrschende Sucht in ihrer Blöße darstellt, und vor den Folgen derselben warnt, nur muß mit der Molière'schen Geisel, nicht mit langen Predigten gezüchtigt werden. Auch hätte Riboutè nicht eine einzelne Art von Spekulation, sondern die mannigfaltige Verzweigung der Geldspekulationen schildern sollen, wie sie sich seit einigen Jahren in Paris dem Beobachter dargestellt haben, als Buchhändlers, Baumeisters, und andere Entrepreneurs: und viele andere Spekulationen, die alle noch vor 18 Monaten in größter Thätigkeit waren, aber jetzt größtentheils darnieder liegen, nachdem sie eine Menge Bankrotte veranlaßt haben. Obschon der Unternehmungsgeist in Paris nicht so tolle Streiche gemacht hat als in London, so hat er leider doch zu oft fehl geschossen, und die Unternehmer müssen nun dafür büßen. Das St. Pelagiegebäude steckt voll von insolvablen Schuldnern, die Bankerotte folgen schnell auf einander, und der Buchhandel war eine Zeit lang fast ganz darniedergeschlagen. Daher begnügt er sich auch mit Büchelchen zu 5 Sous im 32r Format.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 184.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. August 1826.

Die Unschuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verläumdung mächtig niederblitzt.

Schiller.

Die Schleichhändler.

(Fortsetzung.)

Endlich kam der Gerichtstag heran: vom frühesten Morgen schon war der Gerichtshof gedrängt voller Menschen, und auch ich begab mich, der Vorladung gemäß, dahin, und nahm meinen Sitz auf der Advokatenbank. Ich sah mich um, und erblickte der Wittwe Sohn zwischen zweyen seiner gleichfalls gefesselten Gefährten; und nicht weit davon, aber ohne Fesseln, der dritte, bereit, als Zeuge hervorzutreten. Mir schauderte bey dem Anblick, und ich glaube ein unwillkürlicher Fluch über den Bösewicht stieg in meinem Herzen empor.

Jezt befahl der Gerichtsdiener Stille, und in einem Augenblick hörte alles Geflüster auf, und man hätte eine Nadel fallen hören können, während die Anklageakte vorgelesen wurde. Sie beschuldigte Zacharias, Thomas und Eduard Petley und Wilhelm Brockmann des Mordes eines Mauthdieners und eines Versuches, verbotene Waaren einzuführen. Auf die gewöhnliche Anfrage *) erklärten die Petley's sich für ganz unschuldig, aber Brockmann rief mit fester Stimme: „Unschuldig hinsichtlich der ersten Anklage, aber schuldig hinsichtlich der zweyten!“ — „Nicht schuldig, nicht schuldig des Mordes!? kreischte eine Stimme von der Gallerie herab, hören Sie das, Herr Richter! mein Sohn ist unschuldig! O laßt ihn gehen, laßt ihn gehen!“ Der Ton, in welchem diese Worte erschollen, schien alle Gegenwärtigen versteinert zu haben. Ich hob die Augen empor, und da stand die unselige Mutter mit gefalteten Händen und erhobenen Armen und starrte nach ihrem Sohne hin. Ihr Anzug war ganz in Unordnung, ihre Haube verschoben, ihr halbgraues Haar wild auf die Schulter herabhängend und ihr großes dunkles Auge unbeweglich.

Inzwischen hatte sich der Richter von seinem Erstaunen erholt. „Mein gutes Weib, sprach er, ihr müßt stille seyn, und Ihr thätet wohl besser, ihr ginget weg.“ — „Ja wohl, ja wohl, rief sie, aber haben Sie's denn nicht gehört, er ist unschuldig, ich will es beschwören.“ —

*) Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß, ehe man in England zu einem Criminalprozeß schreitet, der Angeklagte von dem Richter gefragt wird, ob er schuldig oder unschuldig; bekennt er sich für schuldig, so ist die Sache auf einmal entschieden, und das Urtheil wird ohne weiteres Zeugenverhör über ihn ausgesprochen; erklärt er sich aber für unschuldig, so geht der Prozeß seinen Gang, und der Angeklagte wird im Fall der Schuldigerkennung wegen seines Leugnens nicht im geringsten härter bestraft, als derjenige, welcher den von ihm beleidigten Gesetzen das Opfer gebracht hat, daß er seine Schuld erkannt; ja die Richter halten es aus mißverstandener Menschlichkeit für ihre Pflicht denjenigen, welcher sein Verbrechen anerkannt, aufs Dringendste zu ermahnen, sein Bekenntniß zurückzunehmen, und läßt er sich dann wirklich zum Leugnen bereden, so schlagen sich Richter und Geschworene die frühere Erklärung ganz aus dem Sinne und entscheiden einzig und allein nach der Zeugenaussage. Auch sind die Fälle gar nicht selten, daß solche Leute aus Mangel an hinlänglichem Zeugniß, oder in Folge eines Versehens in der Anklageakte, selbst von den gröbsten Verbrechen freygesprochen worden sind! A. d. U.

— „Dieß darf nicht geduldet werden, versezte der Richter. Konstabels, thut eure Pflicht und erhaltet Ruhe!“ Aber selbst die Gerichtsdiener behandelten sie mit Güte und bewogen sie, sich still niederzusetzen. Und nun erklärte der Ankläger, daß Thomas Petley von der Mauthdirektion als Zeuge angenommen, und deßwegen die Anklage gegen ihn zurückgenommen worden wäre. Hierauf sprach die Jury, nach der Weisung des Richters, diesen Menschen als unschuldig aus, und er verließ das Verbrechergerüst. Jezt wurden die Zeugen verhört, und ich unter andern; aber nichts kam an den Tag, was der Jury gegen irgend einen der Angeklagten hätte eine gesetzliche Gewißheit geben können, bis die Reihe an den Mitschuldigen kam. Dieser erzählte seine Geschichte gelassen und im vollkommensten Zusammenhang. Er gestand, daß sie alle vier mit dem Einschwärzen verbotener Waaren beschäftigt gewesen, und er selbst, sein Bruder Eduard und Brockmann hätten sie auf der Schulter gehabt, als die Mauthbedienten sie überraschten und sie die Flucht ergriffen. „Zacharias, sezte er hinzu, war zur Bewachung des Bootes zurückgeblieben und kam nicht wieder zu uns, bis Alles vorüber war.“ Bey diesen Worten wandte sich Brockmann und sah dem Zeugen voll in's Gesicht; er erröthete für einen Augenblick, faßte sich aber schnell und fuhr fort: „Obgleich wir anfangs nach verschiedenen Richtungen geflohen waren, so trafen wir doch gleich darauf in einer nahen Vertiefung wieder zusammen und fingen an uns zu berathen, was zu thun wäre. Was zu thun? rief Brockmann, der etwas zu viel getrunken hatte; ihr habt Pistolen, ich hab' ein Messer; wir sind unser Drey gegen zwey, laßt uns die Waaren zurücknehmen. Wir wollten dieß nicht eingehen; aber er riß mir eine Pistole aus dem Gürtel und rannte davon. Wir liefen ihm nach, blos um ihn an der That zu verhindern; aber ehe wir ihn noch einholen konnten, hatte er und der Getödtete schon Schüsse gewechselt. Dieser war verwundet und suchte zu entfliehen, aber Brockmann rannte ihm nach, faßte ihn wie ein Tiger, warf ihn nieder und schnitt ihm den Hals ab. Ich wand ihm das Messer aus der Hand und verwundete ihn im Kampfe. Wir waren um den Leichnam her versammelt, ungewiß, was wir thun sollten, als mein Bruder herbeykam und uns meldete, daß er den Mauthbedienten nach der Stadt zueilen gesehen und wir daher keine Zeit zu verlieren hätten. Wir warfen also den Leichnam in den Hohlweg hinunter, stiegen ihm dann nach und verscharrten ihn auf der Stelle, wo man ihn gefunden.“

Während dieser Mensch sein Zeugniß ablegte, schienen alle Zuhörer den Athem eingehalten zu haben, und jezt, als er geendigt, fuhr es wie ein langer Seufzer durch die Versammlung. Eine fürchterliche Stille erfolgte, während alle Augen auf Brockmann gerichtet waren. Bis hierher hatte der Jüngling das Haupt sinken lassen, als schäme er sich, Jemand anzusehen; jezt aber hob er es stolz in die Höhe, sah sich um und rief langsam und fest: „Mylord, dieser Zeuge hat ein Gewebe von Lügen vorgebracht. Ich habe geschworen, den Schuldigen nicht zu verrathen, ich aber bin's nicht.“ — „Gefangener, erwiederte der Richter, Ihr müßt stille seyn, Ihr seyd in den Händen Eures Advokaten.“ Dieser that sein Aeußerstes, um diesen Zeugen durch Kreuzfragen zum Widerspruch zu bringen, aber er hatte sich zu gut vorbereitet und seine Aussage blieb unerschüttert. So schien sie auch dem Richter in seiner Auseinandersetzung des Falles für die Beachtung der Jury. Und diese schien ebenfalls wenig Zweifel zu hegen, denn sie entfernte sich nicht einmal von ihren Sitzen, um zu berathschlagen. Während dieser Zeit herrschte eine Stille, als wenn das Leben eines Jeden auf dem Spiele stände, und man hörte deutlich das Geflüster der Geschwornen untereinander, indem sie mit tiefem Ernst das endliche Geschick dreyer Mitmenschen erwogen, deren Leben und Tod ihrem Urtheil und Eid anvertraut waren. Einmal nur rasselte die Kette an Brockmann's Bein. Er war blaß, blaß wie der Tod, aber es war nicht die Blässe der Schuld, die sein Gesicht bedeckte, denn seine Züge blieben fest und unverändert. Endlich sprach der Oberste der Geschwornen das Erkenntniß aus; es lautete, daß die beyden Petley's nicht der ersten Klage, aber wohl der zweyten, Brockmann aber beyder Klagen schuldig befunden wäre. „Er ist nicht schuldig!“ schrie die Mutter auf's Neue, indem sie sich wild von ihrem Sitze erhob. „O Gnade, Gnade, Herr Richter! schonen Sie das Leben des Sohnes der Wittwe — ihres unschuldigen, guten Sohnes! O Gnade, Gnade!“ Mehr vermochte sie nicht zu sagen; die Sinne entschwanden ihr, und sie ward ohnmächtig aus dem Gerichtshofe hinausgetragen.

(Der Beschluß folgt.)

Von Entsalzung des Meerwassers, von Reinigung und Erhaltung des Süßwassers auf Seereisen.

(Fortsetzung.)

Verschiedene Naturforscher reihen die Wasserhosen unter die elektrischen Erscheinungen. Wie sich's damit auch verhalten mag, sie sollten die Natur in ihrer Arbeit überraschen und wahrnehmen, was dabey vorgeht; sie sollten einen sehr alten und allen Naturlehrern wohlbekannten Versuch im Großen wiederholen. Ein kleines Metallgefäß wird mit Wasser gefüllt, und über demselben wird in der Entfernung von etlichen Zollen eine mittelst Reiben elektrisirte Röhre gehalten. Das Wasser in dem Gefäße erhebt sich alsbald in Gestalt einer Säule, die bis zum Augenblick der Erscheinung eines Funkens stehen bleibt, welcher das Signal zum Niederfallen der Säule wird. Während das

Wasser emporgehoben ist, wird ein schwaches Geräusch gehört und die dem Gefäß zunächst befindliche Seite der Röhre ist mit kleinen Wassertheilchen überdeckt. In diesem Versuche glaubte man eine vollständige Wiederholung der die Wasserhosen begleitenden Erscheinungen zu erblicken. Somit darf man denselben nur mit Meerwasser wiederholen und sehen, ob das Wasser der Säule zersezt, destillirt und süß geworden ist. Alsdann mag die Elektricität für die Erhaltung der Seeleute nutzbar werden, wie auch der Galvanism für die Erhaltung ihrer Schiffe angewandt worden ist *).

Mariti erzählt in seinen Reisen nach der Levante **), es befinde sich in der Gegend von Tyro ein Brunnen von merkwürdiger Beschaffenheit. Alljährlich in den ersten Tagen des Oktobers geräth sein Wasser in Bewegung, hebt den Sandgrund empor und wird schlammicht, so daß davon Gebrauch zu machen unmöglich ist. Man hilft sich durch das Zugießen von fünf bis sechs Krügen Meerwasser, welches die Quelle in weniger als zwey Stunden klar macht, so daß ihr Wasser wieder nutzbar wie zuvor ist.

Woher, sagt Mariti, dieß Aufbrausen des Wassers? Wie mag das Meerwasser süßes Wasser klar machen? Wie ist man auf den Gedanken gekommen, dieß zu versuchen? Niemand wußte mir hierauf zu antworten. Die Einwohner von Sour sagen lediglich, sie hätten ihre Vorfahren dieß thun sehen und sie folgen ihrem Beyspiele, indem sie Seewasser der Brunnquelle zugießen. Ihr Aberglaube hat den Tag dieser Brunnenreinigung zu einem Feste gemacht, und die Krüge zu tragen wird für eine ehrenvolle Auszeichnung gehalten. Man hat auch wohl den König Salomon zum Erbauer dieses Brunnens gemacht, und die Stelle der Schrift auf ihn angewandt: Presens aquarum viventium quae fluunt impetu de Libano.

Aus den Briefen des deutschen Reisenden, Hrn. Rüppell (Corresp. astron. Vol. 8. p. 454.), erinnert man sich, was er vom Süßwasser am Gestade des Busens Akaba im rothen Meere meldet. „Im Schlosse Akaba (sagt er) befindet sich ein guter Brunnen mit vortrefflichem Wasser; „trinkbares Wasser trifft man inzwischen hier überall an. „Ich habe mich davon selbst überzeugt. Wenn zur Zeit der „Ebbe in den Sand, von dem das Meer sich zurückgezogen „hat, auch nur einen Fuß tief gegraben wird, so füllt das „Loch sich alsbald mit vortrefflichem Wasser, das mich „manchmal auf meinen Wanderungen erquickt hat.“ Damals schon ward in einer Note zu dieser Briefstelle bemerkt: Verborgnes Wasser möge durch Filtrirung mittelst Sand oder Holzkohlen gereinigt werden, hingegen sey die Entsalzung des Meerwassers auf diesem Wege nie gelungen, und es müßten Sand und Boden dieses Küstenlandes eine außerordentliche Eigenschaft besitzen, wenn das Wasser durch sie trinkbar würde; Herr Rüppel hätte darum unstreitig eine so bedeutsame Thatsache sorgfältiger untersuchen und prüfen sollen.

Wenn die Seeleute inzwischen immer noch weniger Gewicht auf die Mittel legen, wodurch das Seewasser trinkbar werden soll, als die Naturforscher thun, so ist jenen hingegen das Reinigungsverfahren des Trinkwassers, welches sie mit sich führen, um so wichtiger. Bekanntlich verdirbt dieß Wasser leicht in den Fässern, besonders in heißen Erdstrichen. Für seine Reinigung werden alsdann verschiedene Mittel angewandt. Es wird dasselbe in großen Schiffskrügen eine Zeit lang geschüttelt, worauf ein Bodensatz sich niederschlägt und es besser wird; oder man läßt es durch einen mit kleinen Löchern wie eine Gießkanne durchbrochenen Cylinder laufen, wodurch dasselbe seinen widrigen Geruch und Geschmack schneller verliert; es wird dabey mit Luft geschwängert, und je höher es niederfällt, desto schneller erfolgt seine Reinigung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Juni.

(Beschluß.)

Die Ultrablätter ereifern sich nicht wenig darüber, daß jezt so manche freysinnige Schriften zu 5 Sous unters Volk kommen; allein dieß Ereifern hilft zu nichts, und wann die Missionäre in den Provinzen die Leute dazu bereden, die Bücher zu verbrennen, so sind die Pariser Pressen sogleich wieder mit neuen Auflagen da; daher die klugen Jesuiten schon auf den Einfall gerathen sind, ebenfalls Büchelchen zu 5 Sous zu verfertigen, und zwar im Mönchsgeiste, wie es sich von selbst versteht, und diese unters Volk auszustreuen. Bey diesen kleinlichen Buchhändler-Spekulationen kömmt es sonderbar vor, von einer Ausgabe von Chateaubriands Schriften zu lesen, die in 30 Bänden bestehen soll, und wofür man dem Verfasser über eine halbe Million Franken bezahlt haben will. Vielleicht ist Leztere nur eine Aufschneiderey, wie so manches Andre, das von dem berüchtigten Buchhändler Ladvocat herrührt, denn Leztrerer steht an der Spitze der Buchhändler, welche jene Sammlung veranstalten; sollte aber wirklich über eine halbe Million bezahlt worden seyn, so ist dieß ein gewiß äußerst gewagtes Unternehmen; denn erstlich hat Chateaubriand sehr wenig Ungedrucktes zu geben, und zweytens sind von seinen besten Werken manche Auflagen vorhanden. Chateaubriand soll von dem Honorar nichts für sich behalten, sondern das gesammte seinen Gläubigern überlassen haben; denn so wie mancher andre Musensohn hat er nie zu sparen verstanden, und das Zünglein der Haushaltungswage immer mehr zur Seite der Ausgaben, als zur Seite der Einnahmen neigen lassen. Man hat ihm in den Zeitungen das verdiente Lob ertheilt, daß er wenigstens bey seiner zuweilen sonderbaren Handlungsweise nicht aus Eigennutz, sondern mit wahrem Gefühle und inniger Ueberzeugung verfahren habe. Natürlich wäre es ihm eben so leicht gewesen als manchem andern, sich ein einträgliches Einkommen zu verschaffen; er hätte ja nur, wie sie, alles billigen und loben dürfen, was von Ministern und andern Machthabern geschieht; dagegen hat er sich mehr als einmal mit ihnen überworfen, und nach eigener Ueberzeugung gehandelt, weßhalb man ihn auch hübsch bey Seite gesezt hat, anstatt ihn, wie andre, biegsamer und leichter zu behandeln, zu erhöhen, und mit Gnaden zu

---

*) Damit ist die Entdeckung des Ritter Davy zum Schutz der Kupferbedeckung der Schiffe gegen Oxidirung gemeynt, deren Anwendung inzwischen einstweilen wieder mußte aufgegeben werden, weil sie anderweitige größere Nachtheile mit sich führte.

**) Viaggi per l'isola di Cipro, e per la Siria, e Palestina, fatti (da Giovanni Mariti) dall anno 1760 — 68. Lucca, 1769 — 76. 9 Vol. 8. Im Auszuge deutsch übersezt von Hase. Altenburg 1777. 8.

überschütten. An lobenden und herausstreichenden Artikeln über die Sammlung der Chateaubriand'schen Schriften in den Hauptzeitungen von Paris hat es nicht gefehlt, da die Buchhändler, welche diese Zeitungen besorgen, auch Theilnehmer an jener Ausgabe sind. Gerade als die Sammlung beginnen sollte, reiste der Verfasser nach Lausanne; die lobenden Zeitungen behaupteten, dieß geschehe, damit der Verfasser desto besser die Ausgabe seiner Schriften besorgen könne. So macht man dem gutmüthigen Publikum immer etwas weiß! Die ministeriellen Blätter haben in den lobenden Ton der andern Blätter nicht eingestimmt. Wenn ein Mann bey den Ministern übel angeschrieben steht, so erlaubt sich keine der besoldeten Zeitungen ihn zu loben; geräth er aber wieder in Gunst, so wissen sie auch allerley Schönes von ihm zu erzählen. Indeß genießen solche Blätter keines Ansehens beym Publikum; ihr Lob und ihr Tadel hat also nichts auf sich. Da eben von Spekulationen die Rede war, so mögen hier noch einige neuere erwähnt werden, die zwar eben nicht so sehr wichtig sind, aber doch einige Aufmerksamkeit verdienen. Es ist eine Anzeige einer Eisfabrik ausgegeben worden, welche so viel Eis, als man verlangt, verfertigt, und den Leuten ins Haus schafft. Dieß Eis will sie in allerley Formen zubereiten, sogar in Gestalt von Möbeln, Kronleuchtern, Springbrunnen u. dergl. Wollte nun Jemand bey der schwülen Sommerhitze ein Fest geben, und einen Ball veranstalten, so brauchte er nur ein Ameublement seines Salons bey der Eisfabrik zu bestellen, er hätte dann am Abende einen wie Diamanten glänzenden Eispallast; die diamantnen Verzierungen würden nach und nach in Wasser zerrinnen, und eine liebliche Kühle hervorbringen, etwa wie die Springbrunnen in den maurischen Pallästen Granadas oder Cordovas. Indessen weiß ich nicht, ob die Unternehmer auch bedacht haben, daß die zarten Schönen den Schnupfen oder gar eine Brustkrankheit mitten in dem zerrinnenden Eispallaste bekommen könnten. Ein andrer spekulirender Kopf hat seine Aufmerksamkeit auf die Anschlagzettel an den Mauern und Häusern gewendet, und eine Handelskompagnie errichtet, welche sich damit abgeben will, solche Anschlagszettel zu besorgen. Bisher bedurfte es keiner Kompagnie dazu, ein jeder ließ anschlagen, wann und wo er wollte. Allein bald verschwand ein Zettel oder Blatt unter einem darauf folgenden, und somit waren die Kosten des Druckens und Anheftens verloren. Die Affichenkompagnie hat deßhalb an allen öffentlichen Orten von ganz Paris eiserne Platten an die Mauern anbringen lassen, die bey Tage auseinandergeschlagen und mit Anschlagzetteln beklebt werden. Am Abende werden die Platten zusammengeschlagen und verschlossen bis zum folgenden Morgen. Wer nun auf eine bestimmte Anzahl von Tagen einen Anschlagzettel will setzen lassen, bezahlt der Kompagnie zwey oder drey Franken per Tag. Ueber den Platten sind Rubriken angebracht, nach welchen die Anschlagblätter geschieden werden; so liest man „Häuser oder andere liegende Güter zu verkaufen." Anzeigen von Büchern und Musikalien, gerichtliche oder amtliche Bekanntmachungen, vermischte Anzeigen u. s. w. Dazu gibt die Kompagnie ein Intelligenzblatt heraus, worin die in den Anschlagzetteln enthaltenen Ankündigungen in der Kürze angezeigt werden. Es ist Schade, daß eine solche Anstalt nicht seit dem Anfange der Revolution vorhanden ist, denn damals sprach man zum Volke vermittelst der Anschlagzettel. Es hat sogar Zeitungen gegeben, welche blos an die Mauern angeheftet wurden; damals konnte man also auf den Gassen sehr interessante Dinge zu lesen bekommen, und wer ein getreues Register der damaligen Anschlagzettel gehalten hätte, würde Materialien zur Tagsgeschichte haben sammeln können. Jezt aber beschränkt sich das Affichenwesen auf bloße Ankündigungen, und höchstens ist die Aufschneiderey, die in einigen derselben herrscht, noch merkwürdig. Unter den neuen Spekulationen befindet sich auch ein musikalischer Friseur, welcher die Leute frisirt und mit Musik ergözt, gegen Erlegung eines Franken. Jedoch nicht er, sondern irgend ein Instrument, vermuthlich eine musikalische Tafeluhr, oder eine Drehorgel, spielt 14 Stücke Rossinis, Mozarts u. a., während er, der Frisirer, die Haare zurecht stuzt; wahrscheinlich richtet er sich so ein, daß mit den lezten Noten des 14ten Stücks auch die lezte Bewegung seines Armes geschieht, und Friseur und Tafeluhr oder Drehorgel zu gleicher Zeit in Ruhe seyen. Bey manchen geschwätzigen Barbiers und Friseurs wäre solch eine musikalische Nebenunterhaltung, wofern sie nur leidlich ist, sehr wünschenswerth.

Berlin, 26. Juni.

(Fortsetzung.)

Die Lady Macbeth, die Königin Elisabeth als in dem außerweiblichen Gebiete sich herumtummelnd, werden den Maßstab ihres Spiels nicht aus sich zu nehmen brauchen, aber was sollte man von einer Fürstin Eboli, oder Käthchen von Heilbronn denken, das seinem Zustande auch als wirkliche Person eben so fremd wäre, wie die Elisabeth dem englischen Throne, oder die Lady Macbeth dem Morde des Duncan. Es ist freylich nicht möglich, daß die Künstlerin, die eine naive Rolle spielt, noch naiv sey, und nicht nothwendig, daß sie sich in sentimentalen Zuständen gerade zur Zeit einer sentimentalen Rolle herumbewege. Aber gewesen muß sie einmal seyn, was sie jezt in künstlerischer Darstellung hervorzuzaubern berufen ist. Das Weib kann mit einem Worte sich nicht spielen, ohne Weib zu seyn. Wir haben jezt auf unserer Bühne an einer sonst mit Recht in anderen Rollen geschäzten Schauspielerin ein lebendiges Beyspiel des eben Gesagten, indem dieselbe bey unverkennbarem Talent für heftige leidenschaftliche Ausbrüche sowohl, als auch für Weiber in ihren verkleideten Zuständen, durchaus fehlgreift, wo schöne weibliche Sinnlichkeit und Sittlichkeit auszudrücken ist, weil ihr unter der Hand, und ohne daß sie es sicherlich will, das Natürlich-weibliche zu einem Vermittelten und Gemachten wird, somit die Unschuld und das Herz des Weibes erst in dem Studium zum Vorschein kommen, wo beyde aufgehört haben es zu seyn.

Mad. Neumann hat ein so glückliches Naturell für die angegebenen Fächer, wo Naturell durchaus Bedingung ist, daß wir mit dem größten Bedauern zu bemerken haben, daß die Intendanz sie in keiner ihrer eigentlichen Hauptrollen hat auftreten lassen. Nicht Mad. Neumann allein, sondern viele andere Künstler haben schon oft darüber Klage führen müssen, daß hier niemals ein großer Vorrath von aufführbaren Stücken sich vorfindet, daß bey jedem Vorgeschlagenen theils fremde Rücksichten, theils unübersehbare kleine Schwierigkeiten und Hindernisse sich erheben, die zuerst den Künstler stutzig machen, dann entmuthigen, und endlich in die erste beste Proposition eingehen lassen, die er als Bedingung seiner Ankunft sicherlich verworfen hätte. So haben wir Mad. Neumann in den Quälgeistern, in den Hagestolzen, in der Schule der Alten und in vielen andern Rollen entbehrt, die sie jezt allein in Deutschland auszufüllen vermag, während die Wiener in Berlin und die arme Molly, wie dieß schon oben mit Bedauern gesagt worden, nicht von ihr lassen wollten. Wir wollen das Spiel der verehrten Künstlerin in den fünf Rollen, die sie uns vorführte, im Strudelköpfchen, im lezten Mittel, in der Donna Diana, im Käthchen von Heilbronn, und in Preciosa mit wenigen Worten charakterisiren. (Der Beschluß folgt.)

Druckfehler.

In Nro. 175. im Motto Z. 2. Jus st. Fuß.

Beylage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. August 1826.

Für alles hat ein Mittel die Natur,
Doch nur der Geist vermag's ihr abzukaufen.

H.

Von Entsalzung des Meerwassers, von Reinigung und Erhaltung des Süßwassers auf Seereisen.

(Fortsetzung.)

Der unglückliche la Perouse sagt in seiner Reisebeschreibung, er habe sich überzeugt, das unverdorbene süße Wasser, möge es alt oder frisch seyn, sey allzeit gesund und heilsam. Es ist, sezt er hinzu, erwiesene Thatsache, daß auf langen Reisen die Offiziere für ihren Gebrauch das Wasser, welches in dem Absahrtshafen geladen worden ist, demjenigen, das auf den Landungsplätzen eingenommen ward, vorziehen, und sich des erstern während der ganzen Reise zum Trinken bedienen.

Die Vorkehrungen zum Filtriren und Reinigen des verdorbenen Wassers sind heut zu Tage sehr allgemein bekannt, und wo ein Bedarf dafür vorhanden ist, gebraucht man sie fast in jedem Haushalt. Das Verdienst ihrer Erfindung gebührt dem deutschen Naturforscher Lowitz, welcher, als pensionirtes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, in den Denkschriften derselben zuerst von seiner nutzbaren Erfindung Nachricht gab. Sein Filtrum besteht aus Holzkohlenpulver, das sattsam geschwemmt ward, um das Wasser nicht weiter zu färben; durch einen Zusatz von Schwefelsäure wird die zu dieser Reinigung erforderliche Menge des Kohlenstaubs vermindert; ohne diese Säure aber sind fünf Unzen Kohle zur Reinigung von vierthalb Pinten verdorbenen Wassers erforderlich.

Ein Irländer, Namens Smith, der zu Anstellung von Versuchen mit einem von ihm neu erfundenen Filtrum in den Hafen von Brest gekommen war, hatte in der That deren sehr gelungene gemacht. Sein anfangs geheim gehaltenes Filtrum aber war, wie sich nachher zeigte, von dem Lowitzischen einzig dadurch verschieden, daß das zu reinigende Wasser noch durch ein zweytes aus geschlemmtem und pulverisirtem Tuff bestehendes Seihmittel geführt ward.

Es sind diese Vorrichtungen auf hundertfältige Weise verbessert, verändert und umgeschaffen worden. Peacock, Deveux, Harman, Dearn und andere mehr, haben vervollkommnete Maschinen dargeboten, denen allen aber die Lowitzische Idee zum Grunde liegt. Auf jeden Fall ist man heut zu Tage im Stande und versichert, sich auf dem Meere, und wo es immer seyn mag, aus Süßwasser, wenn dasselbe auch noch so verdorben seyn möchte, trinkbares und gesundes Wasser verschaffen zu können.

Allein nicht blos die Besserung des verdorbenen, sondern vorzüglich auch die gute Erhaltung des einzuschiffenden Wassers ist ein Gegenstand gelungener Forschungen gewesen. Nochmals werden hiefür mancherley Mittel angewandt. Das reinste und hellste Süßwasser kann in Verderbniß übergehen. An den innern Wänden der Fässer bildet sich allmählig eine faulichte Schleimdecke, die dem Wasser ihren ekelhaften Geruch und Geschmack mittheilt. Es rührt dieß jedoch grossentheils von der Beschaffenheit des Holzes her, woraus die Fässer verfertigt sind.

In ganz neuen Fässern wird das Wasser schneller verderben als in alten, die wohl durchlüftet und durchnäßt sind; um ihnen diese Eigenschaft zu verschaffen, darf man sie nur mit Meerwasser füllen und dieses einige Zeit darin stehen lassen, so wird hernach das süße Wasser länger unversehrt darin bleiben.

In England werden auf mehreren dem Staat zugehörigen Schiffen keine Fässer weiter gebraucht, sondern das Wasser wird in großen, langwürfelförmigen Kufen aus gegossenem Eisen (Cast-iron Water tanks) aufbewahrt, deren eine jede viertausend Pfund Wasser faßt. Dabey wird nicht allein nur die gute Erhaltung des Wassers, sondern zugleich auch eine Raumersparniß beabsichtigt, indem die Fässer, um der zwischen ihnen befindlichen leeren Zwischenräume willen, ungleich mehr Platz erheischen.

Ein anderes, noch einfacheres Mittel, um das Wasser vor Fäulniß zu schützen, ist durch den berühmten Oberarzt der königlichen Marine, Doktor Blane, empfohlen worden. Er schlägt die Beymischung von ungelöschtem Kalk, eine Pinte auf die Tonne, vor; dieß Wasser wird sich allzeit frisch und gut erhalten. Das Wasser von Bristol, sagt der Doktor Blane, verdankt seine Vortrefflichkeit und seinen großen wohlverdienten Ruf *) allein nur dem darin aufgelösten Kalk. Einige Kalkbeymischung zum Wasser macht dieses nicht blos zu einem guten und angenehmen Trinkwasser, sondern es ist solches alsdann auch ein sehr gesundes und den Verrichtungen des Speisekanals wohl zusagendes Getränk. Zu Bestätigung dieser Behauptung erzählt der Doktor Blane folgende Thatsache. Im Jahr 1779 trafen mehrere Kriegsschiffe aus England in Westindien ein. Die Mannschaft aller dieser Schiffe litt an Durchfällen mit Ausnahme derjenigen vom Stirling Castle, dem einzigen Schiffe, das ein mit Kalk versetztes Wasser an Bord hatte.

Die faulichte Verderbniß des Wassers rührt größtentheils von kleinen Thierchen her, die sich darin erzeugen, und von der stinkenden Schleimdecke, die sich an der innern Wand der Fässer bildet; die leztere ist eine Art Algen-Vegetation und der Kalk zerstört beyde. Diese bewundernswerthe Eigenschaft des Kalks ist so außer Zweifel gesezt, daß ihre unterlassene Benutzung bey der Marine fast unverzeihlich ist. Das Mittel verdient hinwieder auch für Landarmeen im Felde, die so oft an Durchfällen und Dysenterien leiden, beachtet zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

*) Es ist dieß Wasser so geschäzt, und es erhält sich dasselbe so gut, daß es, gleich den Mineralwassern, bis nach Holland verführt wird.

Die Schleichhändler.

(Beschluß.)

Brockmann hörte die Entscheidung unerschüttert. Nur als er seine Mutter sinken sah, sprang er vorwärts, um sie zu halten, und schien den Ketten zu fluchen, die ihn zurückhielten. Als man sie aber hinausgetragen, schien er sich wieder zu erholen und wartete mit Ruhe auf den Ausspruch seines Urtheils. Ich selbst sprang auf, und alle Förmlichkeiten vergessend, flehte ich den Richter um Gnade für den unglücklichen Jüngling an, für dessen Unschuld ich mein ganzes Ansehen verbürgen wollte. Der Richter hörte mich gelassen an, und sagte, ich könnte alles dieses in einer Bittschrift an den Monarchen vorbringen, die er gern einreichen wollte, obgleich er selbst nicht einsehe, auf welchen Grund eine Begnadigung erfolgen könnte; für jezt aber bleibe ihm nichts übrig, als das Urtheil auszusprechen, welches das Gesetz über solche Verbrechen verhängt. Dieß sprach er mit der gewöhnlichen Feyerlichkeit, und bestimmte, daß Zacharias Petley auf sieben Jahre und Eduard auf immer verbannt würden, Brockmann aber am folgenden Mittwoch gehenkt werden sollte. Diese längere Frist hatte er dem Unglücklichen bestimmt, damit seine Freunde Zeit haben möchten, sich für ihn zu verwenden.

Während alle Uebrigen vor Entsetzen wie angewurzelt saßen, schien Brockmann allein unerschüttert. „Mylord, sagte er, ich danke Ihnen für Ihren guten Willen, habe aber keine Hoffnung, daß er mir nützen könne, ja ich wünsche es kaum. Mein guter Name ist dahin, und ich mag ihn nicht überleben. Ich bin durch eine unselige Leidenschaft mißgeleitet und von falschen Freunden verrathen worden. Der Mann, der die That begangen hat, steht hier," indem er die Hand auf Eduard Petley's Schulter legte, der unter der Berührung sichtbarlich zusammenfuhr. „Und jener, fuhr er, auf Thomas deutend, fort, ist es, der ihm half. Diese Wunde empfing ich in meine Hand von der Wuth des einen Bruders, indem ich den Unglücklichen beschützen wollte, den der andere niedergeschlagen; und was das Messer betrifft, das man bey dem Erschlagenen gefunden, so ist es freylich mein; wir hatten auf dem Meere getauscht, und hier ist dasjenige, für welches ich das meinige gegeben. Aber es ist nun alles eins, ich muß sterben; und so wie ich hoffe die Vergebung Gottes zu erhalten, wenn ich vor seinem Throne stehe, so vergebe ich meinen Mördern."

Es ist unmöglich, die Wirkung, die diese Rede und der Anblick des Matrosenmessers in der Hand des Gefangenen hervorbrachte, auf dessen Heft die Buchstaben E. P. eingegraben waren. „Er ist unschuldig, riefen alle Advokaten einstimmig; der Mensch ist aufgeopfert." — „Stille, meine Herren!" rief der Richter, und befahl, daß man die Gefangenen entfernen sollte, was auch sogleich geschah.

Ich verlor keine Zeit, und suchte mit Hülfe eines Advokaten Alles auf, was Licht auf die Sache unsers Klienten werfen, und unserer Fürbitte am Thron mehr Nachdruck geben konnte; aber alle unsere Bemühungen blieben fruchtlos, und es blieb uns nichts übrig, als die Erklärung des jungen Menschen selbst und unsere eigene Ueberzeugung. Unterdessen vergingen Stunden und Tage und brachten den fürchterlichen Mittwoch immer näher. Ich besuchte bald die Mutter, bald den Sohn. Jener war mit gläubigem Muthe auf seinen Tod gefaßt, und jammerte nur über die Schmach und das Elend, das er auf seine Mutter bringen mußte. Diese hatte sich durch ein Mißverständniß beredet, daß ihr Sohn nur zur Verbannung verurtheilt worden, und da wir sie in diesem Irrthum ließen, und sie sich beredete, daß sie ihn würde begleiten können, so sammelte sie Kräfte genug, um ihn im Gefängnisse zu besuchen, in der Meynung, nur einen kurzen Abschied von ihm zu nehmen, während er, so wie wir alle, glaubten, daß er sie zum lezten Mal in die Arme schlösse. Dieß geschah am Abend vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tag, und als die Mutter uns verlassen, ließ ich mich mit dem Jüngling einschließen, und brachte die Nacht im ernsthaften Gespräch und Gebete mit ihm zu. Gegen Morgen legten wir uns beyde nieder, und zu meiner Freude fand ich, daß Brockmann schlief, ehe ich selbst die Augen schließen konnte.

Ein Rasseln an der Thüre weckte uns Beyde. Brockmann erwartete, den Nachrichter eintreten zu sehen, und ich sah offenbar in seinem Gesichte, daß Muth und Schwäche in einem heftigen Kampf in ihm begriffen waren. Aber wer hereintrat, war der Sheriff, und zwar mit einem Gesichte, womit man nicht eine Todesnachricht anzukündigen pflegt. Er meldete, daß auf königlichem Befehl die Hinrichtung verschoben, und, als Brockmann sich von seinem freudigen Schrecken etwas erholt, daß seine Unschuld anerkannt und er begnadigt wäre.

Von dem Augenblicke, wo Brockmann die Hand auf Eduard Petley's Schulter gelegt, hatte diesen ein kaltes Fieber befallen, und man hatte ihn ins Gefängniß zurück unterstützen müssen. Während der ersten Paar Tage hatte er seine Krankheit in hartnäckigem Stillschweigen ertragen; als er aber die Herannäherung des Todes empfand, da erwachte auch sein Gewissen, und am Morgen des Tages, welcher zur Hinrichtung bestimmt gewesen, ließ er, nach einem heftigen Kampfe, den Kaplan kommen, und machte ihm ein volles Bekenntniß, welches Brockmann's Unschuld auf's Klarste bewies, und seine Aussage in jedem Punkt bestätigte. Nach diesem mußte die Begnadigung des jungen Mannes natürlich folgen.

Er verließ sogleich das Gefängniß, und begab sich zu seiner überschwenglich glücklichen Mutter, der er bis an ihr Ende, welches diese unglückliche Begebenheit leider zu früh herbeyführte, nichts anders als Freude machte. Auch erhielt er die Befehlshaberstelle über dasselbe Schiff, welches für ihn gebaut worden war, und ist nun seit mehreren Jahren im Handel auf dem Baltischen Meere beschäftigt, welcher ihm nur selten die Gelegenheit läßt unser Dorf zu besuchen, wo er, der sich von allen den Lastern freygemacht, die ihn ehemals an Harriet und ihre Brüder fesselten, in meinem Hause immer ein willkommener Gast ist.

Von den Petley's bleibt mir nicht viel zu sagen übrig. Eduard starb einige Stunden, nachdem er sein Bekenntniß unterzeichnet; Zacharias wurde seinem Urtheil gemäß nach Botany-Bay geschickt; aber von dem Vater, der Tochter und dem Schurken, der sich als Zeugen aufgeworfen, hat man in unserer Gegend nie wieder etwas gehört.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

O und I.

Schön sind die Ringel deiner Haare,
Doch ach, so oft ich sie gewahre,
Les' ich in ihnen nur ein O!
Nach einem I steht mein Verlangen,
Ein süßes Jawort anzufangen,
Das nach dem O mich mache froh.
Laß mich vor deiner Kammer stehen
Und durch des Schlüssels Fenster sehen,
Wann sich entrollt das krause O.
Es löst' sich auf in lange Strahlen,
Die mir das I der Liebe mahlen,
Dann les' ich morgen A für O.

Gewalt der Ringe.

Kann ein kleiner goldner Ring um den Finger Liebe binden?
Wenn die Ringe deines Goldes sich in tausend Irrgewinden
Schlingen um mein ganzes Herz, wer will dieses Band zerreißen?
Und mit solcher Ringe Band willst du nicht die meine heißen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 27. Juni.

Ein neues Modevergnügen sind die Fahrten von Paris nach St. Cloud im Dampfschiff. Gerade über von den Tuilerien, unterhalb des Pontroyal fährt dasselbe alltäglich Morgens zwischen acht und neun Uhr ab, und kömmt Abends um acht Uhr wieder zurück. Die Spekulation ist ganz richtig berechnet. St. Cloud ist ein königlicher Sitz, und hat auch im Winter, wo der Hof in Paris ist, seine täglichen Verbindungen mit der Stadt; das Schloß in St. Cloud nebst Garten und Park und Bewachung erfordert ein ziemlich zahlreiches Personal. Außerdem ist St. Cloud bey seiner Nachbarschaft von Paris, den beyde nur zwey kleine Stunden zu Wasser, ungeachtet aller Krümmungen des Flusses, von einander entfernt sind, der einzige Punkt, auf welchem unsere Städter aus den reicheren Quartieren die [illegible] aller Gaben einer Stadt, nämlich den

Luft genießen können. Freylich mangeln in der ersten Hälfte der Fahrt nach St. Cloud die grünen Baumgruppen nahe am Ufer, deren man sich in den Inseln und an den Gestaden bey Wien, und auf dem Mayn und Rhein zwischen Mainz und Würzburg erfreuet, aber unsere großen Pariser Kinder begnügen sich mit dem imposanten Anblicke der großen Häusermassen und der stolzen Gebäude, die sie in der Herunterfahrt neben sich zurücklassen. Bald entdecken sie die manchfaltigen Anlagen von Passy und Auteuil, deren Terrassenform ein Mittel zwischen Garten und Landschaft darstellt, und nun begrüßt sie auf einmal auf der linken Seite die malerische Ansicht der Gehölze von Meudon und der Insel, nebst der Brücke von Sevres. Und dann stehen die Bäume und die Gebüsche und die grünen Rasen, welche ein so fröhlicher Genuß für den in ewigen Mauern eingeschlossenen Städter sind, auf beyden Seiten am Lande, und die durch Wasser und Blätter erfrischte Luft betäubt die an die neue Lust ihrer Augen und Lungen ungewöhnten Sinne in unbekanntem Rausche. In dem kindlichen Taumel sprechen sie von dem Paradiese, das so nahe bey Paris liegt, und von dem Glücke, das in dem Reisen liegt; sie begreifen jezt, wie die Länder mit den Ländern zusammenhängen, und dann erweiterte sich schon unterwegs ihre Kenntniß von dem Unterschiede zwischen dem Leinpfade und der Wasserstraße, welche die Räder durchschneiden, zwischen dem Zwange des Einen und der freyen Wahl des Andern. Ein hochgelahrter Kleinmeister erzählt dem Steuermann, daß schon im Jahre 1543 ein spanischer Schiffskapitän, Blasco de Garay, Carl V. vorgeschlagen habe Schiffe zu bauen, welche ohne Ruder und Segel gingen; daß der Kaiser den Versuch zu machen befohlen hat, obschon seine Minister dagegen waren, und daß Garay in der That vermöge zweyer Räder, die auf der Seite des Fahrzeugs angebracht waren, und durch Dampf aus einem Kessel getrieben worden, gefahren sey. Das Pariser Dampfschiff nach St. Cloud entbehrt des Zwangs, den die bisherigen kleinen zweyrädrigen, plumpen und von rohen Menschen geführten Fuhrwerke, genannt Nachttöpfe, worein sie die Liebhaber der frischen Luft wie Häringe in die Tonne zusammendrängten, dem Publikum auferlegt hatte. Der Unternehmer hat etwa 100,000 Franken Kapital für Schiffbau und Einrichtung aller Art aufgewandt; seine Preise sind mäßig, so daß er alltäglich auf 200 Franken Einnahme bey 100 Franken Ausgaben zählen kann, ohne die außerordentlichen Tage, wo die Kirchweihen in den Umgebungen, die Wasserwerke von St. Cloud, die Festtage und die Märkte das Schiff füllen, zu rechnen. Wer unterwegs sich nicht mit dem Schauspiele der Natur zu erfreuen weiß, spielt im Schach, oder Trictrac oder in Karten.

Berlin, 16. Juni.

(Beschluß.)

Referent hat Mad. Mars im Strudelköpfchen (la jeune femme colère) gesehen, und kann versichern, daß Mad. Neumann in dieser Rolle etwas Unübertreffliches leistet. Ohne an Mad. Mars einen Augenblick zu erinnern, ohne einen Zug von Nachahmung in dem selbstständigen Bilde, trifft das Spiel beyder wunderbar zusammen, etwa so wie zwey liebenswürdige Frauen auf die verschiedenste Art liebenswürdig sind. Alle Nüancirungen von lebensfroher liebenswürdiger Eitelkeit, Flitterwochenliebe einer Neuvermählten, jugendliches Aufbrausen bey kleinen Verletzungen, weibliche Furchtsamkeit, Selbstständigmachen, und Anschmiegen an männliche Kraft, Reue und augenblickliches Vergessen derselben, dabey aber auch das kräftig hervorbrechende leidenschaftliche Gefühl bey vermeyntlicher Gefahr des Gatten sind so zu einem Ganzen in dieser Darstellung gerundet und verarbeitet, daß es eben so frevelhaft wäre Einzelnes loben, als Einzelnes tadeln zu wollen. Ein Versuch, die Rolle besser spielen zu wollen, müßte die traurige Folge haben, daß eine Einzelheit auf Kosten des Ganzen hervorgehoben würde. Im lezten Mittel gab Mad. Neumann die Baronin von Waldhüll. Sie legte den Accent nicht auf die Kokette, sondern auf das liebende Weib, das nebenbey gefallen will: wie wir glauben ganz zum Vortheil weiblicher Liebenswürdigkeit. Bey dieser Rolle kommt es darauf an, daß uns eine wirkliche schöne weibliche Gestalt vorgeführt werde, der wir das glauben und zutrauen, was sie vor unsern Augen unternimmt: gleichviel übrigens, was das sey, denn die Dichterin hat mit dem, was sie eigentlich wollte, bey einem solchen Stücke nicht weiter mitzureden. Als Donna Diana ist Mad. Neumann nicht mehr ganz auf dem Boden, wo ihr Naturell ihre Kunst unterstüzt; doch lösete sie die Aufgabe eben so geistreich als originell. Mad. Stich, die übrigens eine ganz ausgezeichnete Donna Diana genannt werden darf, gibt diese Rolle mit großer spröder Härte, und selbstbewußtem Stolze, und wenn dieses allerdings höchst angemessen scheint, so wird der Uebergang zur wahrhaften Liebe, von der sie am Ende ergriffen ist, kaum glaublich: man weiß nicht, in welchem Augenblick sie zu spielen aufgehört hat, um selbst die Ergriffene zu seyn. Mad. Neumann zeigt uns die Prinzessin von Hause aus mehr hochmüthig, als der Liebe unzugänglich; das eitle Spiel entzündet sie selbst, und sie endigt zerrissen und verzehrt von der Leidenschaft, die sie zu verspotten nur immer vergaß. Im Käthchen von Heilbronn lösete Mad. Neumann die magnetische Scene im Hollunderbusch mit so wunderbarer Fertigkeit, und so tiefer Einsicht, daß die bis dahin still verhaltene Aufmerksamkeit in den lautesten Jubel ausbrach. Diese Scene ist aber die Hauptscene im ganzen Stück und gibt somit die beste Bürgschaft für die Auffassung des Charakters durch unsere Künstlerin. Als Preciosa schloß Mad. Neumann ihre Darstellungen. Es ist bekannt, daß der Dichter dieses Stückes auf eine kaum glaubliche Weise die schönsten Anlagen, die er in der zu Grunde liegenden Novelle des Cervantes vorfand, unbenuzt gelassen, und uns aus einer Heldin ein sentimentales Mädchen geschaffen hat, das ihre Künste zeigt. Diese Rolle ist somit wiederum dem Reitz irgend einer Persönlichkeit anheimgefallen, und muß sich jedesmal über die Maßen freuen, wenn eine Künstlerin, wie Madame Neumann, das, was ihr sonst zu Gebot steht, an dieses Zigeunermädchen verschwenden will. Preciosa ist nicht viel mehr, wie eine spanische arme Molly.

Madame Neumann ist, seitdem wir sie zum lezten Male sahen, in jedem Sinne, dem großen Ziele der Vervollkommnung um ein Bedeutendes näher gekommen. Es ist erfreulich zu sehen, welche Freude diese Künstlerin an ihrer Kunst hat, und solche Liebe ist immer gegenseitig. Um so unangenehmer mußte es dem besseren Theile des Publikums seyn, daß ein hiesiger stehender Zeitungskritiker, der, seitdem ihn Goethe günstig beurtheilt hat, niemals verfehlt, das Publikum in langen Aufsäzen von seiner Persönlichkeit zu unterhalten, der liebenswürdigen Künstlerin, (ob in Auftrag oder nicht, können wir nicht sagen) als sie schon abgereist war, einen so durchaus feindlich abgefaßten Artikel nachsandte. Wenn Recensent nicht bestimmt wüßte, daß die Spener'sche Zeitung über Weimar hinaus nicht mehr gelesen wird, und daß so die stehenden Artikel dieser Zeitung ohnehin abgestandene werden, so würde er sich mit weiteren Auseinandersezungen befassen. Die Direktion und das Publikum haben übrigens diese Meynung am bündigsten widerlegt. Mad. Neumann ist schon im Voraus für das künftige Jahr zu einer Anzahl von Gastrollen engagirt worden.

Beylagen: Literaturbl. Nr. 62. u. Monatsreg. Juli.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. August 1826.

Bey Menschen ist der Mensch am menschlichsten.
Allein kann er nur Gott seyn oder Thier.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Was ungemein für die Franzosen einnimmt, was überrascht und einen zauberischen, reizenden Eindruck macht, wenn auch auf keinen Teutonen, doch auf jeden Deutschen — Das ist die, selbst in den untersten Klassen des Volks, allgemein verbreitete Feinheit einer durchgebildeten Sprachweise. Man kaufe bey einem Obstweibe eine Frucht, man spreche mit dem Aufwärter einer Vorstadtschenke, man frage den Tagelöhner an der Ecke, oder einen schwerbelasteten Kohlenträger nach dem Wege, den man zu nehmen hat; und man wird staunen über die gewählten Ausdrücke, über die Richtigkeit und höfliche Feinheit der Sprachformen. Mit eben dieser Courtoisie des Redeausdrucks behandelt sich das Volk gegenseitig, wenn auch nicht immer Mann zu Mann, doch stets, wenn Frauen zugegen sind. Es ist die für die Konversation (das Konversationslexikon selbst hat kein deutsches Wort für Konversation) — also: Es ist die für die Konversation durch und durch gebildete Sprache, die dem Volke wohlgefügte, zierliche Phrasen der Artigkeit überliefert hat, und in Kraft grammatischer Machtvollkommenheit zu brauchen befahl. — Diese so ausgebildete Sprache, die man überbildet nennen könnte, weil sie ein für alle Mal feststehende Phrasen statt Wörter überliefert, usurpirend das Recht des Selbstdenkens und Selbstempfindens, diese Sprache übt eine Macht, ja eine Gewalt aus, die so manche Erscheinung erklärt; z. B. geht daraus hervor, weßhalb der Sohn eines deutschen Barons oder Banquiers, oder auch ein junger Mensch, der beydes zusammen ist, entschuldigt werden muß, wenn er, von Paris nach Hause kommend, behauptet, daß er hier bey seinem Lohnbedienten, bey seinem Portier und bey seiner Wäscherin mehr Geschmack, Urtheil, Weltkenntniß, Geist und überhaupt Bildung gefunden habe, als bey dem deutschen General-Ober-Haupt-Kassen Verwaltungs-Rath, Assessor und bey deren respektiven Gemahlinnen. Der junge Mann irrt sich, das Pariser Volk ist blos artiger in den Formen, und durchaus nicht so gebildet, als unsre deutschen Honoratioren, der junge Mann irrt sich; aber, wie gesagt, er ist zu entschuldigen.

Der eben erwähnte konventionelle Phrasengebrauch, dieses eigentliche Konversationslexikon, das alle Franzosen auswendig (sie nennen es im Gegentheil par coeur) wissen, verleitet uns oft, diesen oder jenen Menschen für ein Individuum zu halten, während er doch nur ein Exemplar ist. Dasselbe begegnet uns bey Werken der redenden Künste, wo wir die Geschöpfe der Schule für Originale halten. Doch davon später! —

Was das Volk einmal ergriffen (wie z. B. jene urbane Höflichkeitsformen), hält es fester als die höheren Stände, die in mannigfaltigeren Lebensberührungen, und schon um müßige Zeit auszufüllen, um sich auszuzeichnen u. dgl., den Wechsel lieben. Aus dieser Ursache läßt es sich erklären, weßhalb das Volk jene alte lobenswerthe französische

Civilität strenger beybehalten — ich will nicht sagen als die Gesellschaft der Salons — aber doch als die mittlern modisch und kostspielig gekleideten Stände. Was man in dieser Art von Mangel an Sittlichkeit sieht, sah ich vor zwanzig Jahren hier nicht. Es würde damals kein junger, elegant gekleideter Franzose in eine elegante Restauration gekommen seyn und sich dicht neben Damen hingepflanzt, und, mit dem Hut auf dem Kopfe, sein Mittagsmahl verzehrt haben. Eben so wenig würde man die Balkons des théâtre français in Trödelbuden verwandelt haben, Schawls und Hüte dort aushängend. Noch weniger hätten sich die Herren dort und in den ersten Logen vornehin placirt, und mehr als bequem aufgelehnt, während geputzte Damen wie Dienerinnen hätten hinter ihnen sitzen müssen. Das Parterre würde solche Unziemlichkeit nicht gelitten und so lange gelärmt haben, bis man sich artiger betragen hätte. Heute geschieht alles dieses und Aehnliches ohne Rüge und täglich. Wird nun eine solche Sittenänderung hinlänglich aus der Lust am Wechsel erklärt, oder ist der langjährige Krieg daran Schuld, aus dem man nicht eben feine Sitten zu Hause bringt, oder ist, seit der Restauration, mit so mancher englischen Mode auch diese über den Kanal gekommen? — Eine Mode ist es unläugbar, aber eine falsche, eine Pseudomode sonntäglicher Stutzer, die mit unglücklichem Erfolg den Mann von gutem Ton nachäffen. Diese unglücklichen Karikaturen, von denen es auch auf deutschen Spaziergängen, in deutschen Konzerten und Theatern wimmelt, nannte man vor einiger Zeit und mit großem Rechte incroyables, weil sie just das, was den Mann von feiner Welt charakterisirt, gar nicht verstehen: nämlich Maaß zu halten. Wenn es Mode ist, die Schöße des Fracks kurz zu tragen, sieht man sie in Jacken einhergehen; trägt man sie lang, so reichen die ihrigen bis an die Fersen; steift man die Halstücher, so binden sie sich weiße Pappe um, und trägt man Brustnadeln, so stecken sie sich ihrer vier an, um nach buchstäblich-falscher Uebersetzung à quatre épingles zu seyn. Wie sie nun in ihrer Kleidung übertreiben, so auch in ihrer Art sich zu benehmen: es ist ihnen zu Ohren gekommen, daß man in der feinen Gesellschaft gewisse Steifheiten aufgehoben und sich ungezwungener und natürlicher beträgt; nun wollen sie zeigen, daß sie auch zu dieser Gesellschaft gehören, und dehnen und strecken und recken sich höchst kneipenmäßig; man belästigt dort die Damen nicht mit übermäßiger Galanterie, um dem freyern Beysammenseyn keine Fesseln anzulegen, das wollen sie nachäffen und es geht ihnen wie dem Esel, der die Laute schlägt, sie setzen allen Anstand bey Seite und werden mehr als unhöflich, werden grob gegen Frauen. Nichts ist roher als die schuldige Zuvorkommenheit gegen Frauen mit eitelm Stolz zu vernachlässigen, nichts kann weniger feiner Ton seyn als diese Rohheit; das sollte diesen Stutzern in Paris und London, in Wien und Berlin, jedesmal von ihrem Schneider gesagt werden, wann er ihnen den Sonntagsrock anmißt. —

„Nun, wie gefällt es Ihnen in Paris?" — „Recht gut." — „Nicht wahr, es ist ein deliziöser Aufenthalt! Auch bin ich jetzt fest entschlossen, nicht wieder über den Rhein zurückzukehren; ich würde es in Deutschland nicht mehr aushalten!" — „In dieser Hinsicht bin ich nicht so deutsch als Sie, ich bin französischer gesinnt." — „Was wollen Sie damit sagen?" — „Daß ich mein Vaterland liebe, daß ich mich nicht von Deutschland trennen möchte, und daß es mir ein peinlicher Gedanke wäre, für immer in Paris leben zu müssen." — „Sie kennen Paris nicht." — „Ich habe doch so ziemlich alles Merkwürdige gesehen." — „Alles Oeffentliche, aber nicht die Salons. Ja wenn Sie die Salons gesehen hätten!!" — „Nun die Salons sind wohl überall dieselben, indem sie ja überall das sind, was das Land am wenigsten charakterisirt." — „Sie würden das nicht sagen, wenn Sie die hiesigen gesehen hätten." — „Ich habe sie aber gesehen." — „Sie! hätten ...?" — „Ja, Herr Baron, ich war nicht allein bey dem Banquier R., sondern auch sogar bey dem Grafen B. und sogar bey dem Herzog C. in der Soirée." — „So?!" — „Weßhalb befremdet Sie das? Ich war dort vorgestellt. Wenn Sie aber Lust haben, sich zu verwundern, so erfahren Sie, daß ich auch in eine Abendgesellschaft ging, in ein Haus, wo ich weder vorgestellt noch eingeladen war, in den höchst brillanten Salon des ..." — „Wie ist das möglich?" — „Das werden Sie am besten wissen, da Sie am nämlichen Abend, oder vielmehr in der nämlichen Nacht dort waren, und mich eben so wenig als Wirth und Wirthin in dem Gedränge bemerkten. Zum Wortzeichen kann ich Ihnen sagen, daß ich, der Ungeladene, sogar glücklicher war, als Sie, der Gebetene. Mich hatte die Masse wenigstens in den Vorsaal getragen, während Sie, wenn ich nicht irre, nicht einmal ganz die Stiege hinauf gelangten." — „Nun, und Sie finden keinen Unterschied zwischen diesen glänzenden Versammlungen und unsern deutschen Gesellschaften?" — „Nein, außer dieser englischen Mode, außer dieser so großen Ueberladung an Gästen, daß selbst ungeladene kommen können, keinen bedeutenden Unterschied." — „Wirklich, keinen bedeutenden Unterschied?" — „Nein! die große Welt, die sich mit manchem Recht und mit manchem Unrecht die gute Gesellschaft nennt, ist in Neapel und in Petersburg, in Deutschland und in Frankreich, vielleicht mit Ausnahme unbedeutender Lokal-Sitten, ganz dieselbe. Doch nein! Um gerecht zu seyn; es gibt etwas in der französischen Gesellschaft, was ihr eine durchgreifende und charakteristische Verschiedenheit von der der deutschen gibt." — „Sehen Sie wohl! das finde ich auch." — „Wir meynen wohl nicht dasselbe. Ich spreche nämlich von der totalen Gleichheit, die in der französischen Gesellschaft stattfindet. So wie die Militär- und Civil-Uniformen, so läßt man

Rang, Stand und Titel zu Hause, und so wie der junge Maler und der Professor eben so gekleidet sind, als der Garde-Kapitän und sein Vater, der Pair von Frankreich, so sind sie sich auch im französischen Salon gleich, reden ohne Hochmuth und ohne Kriecherey mit einander, werden von der Wirthin mit gleich artiger Zuvorkommenheit behandelt und schlechtweg Monsieur A., Monsieur B., Monsieur C. genannt. In Deutschland wissen wir das Alles ganz anders einzurichten; und dort wäre es wohl nicht möglich gewesen, was mir ein bürgerlicher Landsmann erzählte: daß er nämlich einen interessanten Mann in der Gesellschaft viele Wochen lang kannte, und erst, als er zu ihm geladen wurde, erfuhr, daß er Graf und Staatsminister sey." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Von Entsalzung des Meerwassers, von Reinigung und Erhaltung des Süßwassers auf Seereisen.

(Beschluß.)

Wenn man auf dem Meere in der größten Noth sich befindet, wenn bey einem Schiffbruch aus den untersinkenden Schiffen die Mannschaft sich in Eile und Verwirrung in die Boote rettet, ohne Lebensmittel und Wasservorrath, zuweilen ohne Boussole, wie man davon viele Beyspiele hat, so ist bekanntlich ein Mittel übrig, das erfahrne Seeleute ergreifen, um die durch Durst mitten in den Wellen drohende Todesqual abzuwenden. Wenn ein von heftigem Durst gequälter Mensch sich in's Wasser taucht, sey dasselbe Salzwasser oder Süßwasser, kalt oder warm, so wird sein Durst alsbald gestillt, ohne daß er auch nur einen Tropfen Wasser verschluckt hätte. Die schwammigen Theile seines Körpers haben durch die Hautdecke alle für die Stillung des Verlangens nach Getränk erforderliche Feuchtigkeit eingesogen und aufgenommen. Hippocrates wußte dieß schon, indem er sagt: So wie der Mensch durch Mund und Nase die Luft ein- und ausathmet, eben so werden Feuchtigkeiten durch seine Arterien und Venen eingesogen und ausgedünstet; die Haut oder das Oberhäutchen leisten dabey die Dienste eines Siebes. Deßhalb empfahl auch dieser Vater der Arzneykunst warme Bäder im Sommer zur Abkühlung und kalte Bäder im Winter zur Erwärmung des Körpers.

In Moka, Mascate und andern arabischen Seehäfen mehr, wo die Hitze ausnehmend groß und der Durst mächtig und quälend ist, tauchen die Einwohner sich in's Meer, und bringen einen guten Theil des Tages darin zu. Des Nachts schlafen sie im Freyen, auf den Dächern oder Terrassen ihrer Häuser und nur mit einem einfachen Tuche bedeckt, das bald vom Thaue durchnäßt wird, der hinwieder den stark ausdünstenden Körper ohne Gefahr oder Nachtheil erfrischt, was in unsern Klimaten keineswegs möglich wäre.

Dieses Vermögen der menschlichen Haut, das Süßwasser aus dem Salzwasser einzusaugen, hat bey einigen Physiologen *) die Vermuthung erzeugt, die Salztheilchen im Seewasser dürften größere Durchmesser haben als die Mündungen der Gefäße, welche das reinere Wasser einsaugen, und wie in einem Haarsieb möchten auch hier die gröberen und salzichten Theile, welche dem Meerwasser den widrigen Geschmack geben, keinen Durchgang finden.

Mit Erstaunen hat man die Schicksale von Seeleuten vernommen, die auf offener See, in unbedeckten Booten, ohne Lebensmittel und Wasser, unter einem brennenden Himmel, von Hunger und Durst verfolgt, unglaublich lange Zeit, einzig nur durch die Haupteinsaugung einer nährenden Feuchtigkeit, ihr Leben erhalten mochten. **)

Der Naval Guardian des Dr. Fletcher, von Sevel herausgegeben, ein vortreffliches Buch, das allen Seeleuten zu empfehlen ist, erzählt die Geschichte eines Kapitäns, der mit achtzehn bis zwanzig Mann in einem offenen Boote mehrere Tage auf dem Meere herumgetrieben ward, an allem Mangel litt, und besonders vom quälendsten Durste geplagt ward: derjenige Theil der Mannschaft, welcher, in Hoffnung seine Qual zu mindern, Seewasser getrunken hatte, unterlag dem Jammer und starb, während die, welche wie der Kapitän sich öfters im Meere badeten, beym Leben blieben.

Der Kapitän Bligh (nachheriger Admiral), ein Zögling und Reisegefährte des berühmten Cook, hat im Jahr 1789 ein Beyspiel geliefert, wie kein ähnliches in den Jahrbüchern der Schiffahrt eines Seefahrervolkes zu finden ist. In einem Boote von 52 Fuß Länge hat er mit achtzehn Gefährten 3000 Seemeilen des großen Weltmeeres zurückgelegt, ohne anderes Mißgeschick, als welches das allerdings entsetzliche Elend brachte, das vom Mangel der nothwendigsten Lebensmittel herrührte. Seine Erhaltung verdankte er zunächst der moralischen Stärke und Kraft seines Charakters, und hernach dem öfteren Eintauchen und Durchnässen der Kleidungsstücke im Seewasser. Den Seefahrern bleibt also immer noch ein Rettungsmittel gegen einen so furchtbaren Tod übrig. Was sollen

*) Man lese insbesondere eine vortreffliche Abhandlung des Doktor Wilkinson im Medical Museum von 1763: on the power of the external absorption of the human body.

**) Die Einsaugung animalischer und nährender Theilchen oder Stoffe durch Lungen und Hautdecke wird hinwieder auch für eine Ursache der bey Fleischern und Köchen gewöhnlichen Wohlbeleibtheit angesehen, so daß die Erzählung von gewissen fabelhaften Geschöpfen, welche vom bloßen Geruche der Speisen leben, nicht völlig grundlos erscheint.

aber die Wanderer durch brennende Sandwüsten thun, wenn sie Wassermangel leiden, und wenn vollends noch ihr Durst durch Täuschungen der Luftspiegelung aufgeweckt, gereizt und gesteigert wird?! Die Fabel vom Tantalus kann somit recht gut ihren Ursprung in der afrikanischen Wüste erhalten haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Juli.

Eine längere Reise, welche ich in einige Gegenden von Deutschland unternahm, beraubte mich in den lezten beyden Monaten des Vergnügens, meine Briefe für das Morgenblatt fortzusetzen. Ich werde das Interessanteste aus dieser Zeit gelegentlich einflechten können, ohne dem Neuesten Eintrag zu thun.

Ich fange dieses Mal unsere Wissenswürdigkeiten wieder mit Madame Neumann an, welche uns in diesen Tagen auf der Rückreise noch einen Abend schenkte. Nur einen – denn sie mußte schleunig nach Karlsruhe zurück, und konnte nur noch einen anderen Abend zu einer Darstellung in Wiesbaden benutzen (Käthchen von Heilbronn), die sie der Mainzer Gesellschaft, welche im Sommer dort spielt, versprochen hatte. Leider ließen beyde Orte bey der Künstlerin dieses Mal eine unangenehme Empfindung zurück, denn hier hatte sie die Fatalität, bey der sehr mäßigen Einnahme ihrer Benefizvorstellung ein paar Brillant-Ohrringe zu verlieren, und beym Hinausfahren von Wiesbaden traf sie das Unglück, daß ihr Wagen umwarf, wobey sie mit einer Contusion am Kopfe noch glücklich davonkam – Madame Neumann hatte zu ihrer hiesigen Benefizvorstellung Shakspeares bezähmte Widerbellerin nach der von Holbein renovirten Schenkischen Bearbeitung unter dem Titel: Liebe kann Alles, gewählt, ein Stück, bey dessen vergröberten Derbheiten die Feinheit ihres Spiels in desto reizenderem Licht, und man möchte sagen durch die Schmähungen die Würde des Weibes und die Macht der Schönheit rührend erschien, aber auch in einer Art, wie es vielleicht nur bey Madame Neumann der Fall seyn wird, welche mit so viel Schönheit so große gesellige Anmuth und Würde verbindet. Es beleidigte das Gefühl, dieses Bild der Schönheit in Lagen zu sehen, die dem Apportiren eines Pudels wenig nachgeben, aber grade in dem Empörenden des Eindruckes lag ein gewisses Etwas, dessen Wirkung Madame Neumann, so vertraut mit der Kunst zu gefallen, wohl voraus empfunden haben mag. Hr. Fehringer, ihr glücklicher Begleiter in Leipzig und in Halle, spielte con amore, aber wem wäre es an seiner Stelle nicht eben so gegangen, wem hätte dieser Zauber der Anmuth nicht weit sanftere, ja besänftigende Kommandoworte entlockt, als Hrn. Fehringer, der an den Glanz dieser Sonne schon mehr gewöhnt war. Die Künstlerin wußte durch die Wahl dieses Stückes die Erwartung besonders zu reizen, denn man sieht von der Widerbellerin Hand zuerst nur ein Kaffeeservice in's Zimmer fliegen, dann hört man sie alles im Nebenzimmer, Singen, Schelten und den Musiklehrer zur Thüre hinaus expediren. Endlich tritt die Keiferin selbst auf, sie ist im Begriff, alle, die ihr in den Weg kommen, in demselben Ton zu bewillkommnen – aber siehe, da fällt von des Altans Rand ein Blumenkranz von feiner Hand – mehrere folgen von derselben Stelle, stumm und verwundert sieht das Publikum auf das ungewohnte Schauspiel, von einigen Verehrern bereitet – aber wie schön wußte die Künstlerin den Dank in die Rolle zu verflechten – – „ich wollte recht zanken – aber nun muß ich auf einmal wieder gut seyn,“ und so steckte sie mit Anmuth eine Rose an den Busen. Das Haus erschallte von Beyfall. Die erste Rolle machte indessen weniger Glück als die Schauspielerin Amalie in den von Robert für sie gedichteten neuen Proberollen, womit sie uns zum Abschied erfreute. Die Gabe, sich im Nu in die verschiedensten Charaktere zu verwandeln, und sich fast jedes Idiom in hohem Grade anzueignen, dabey die große Lebendigkeit und kecke Zeichnung, wie wir sie an unserer Lindner bewundern, steht Mad. Neumann freylich nicht zu Gebote, aber für das, was sie Schönes leistete, fand sie volle, ehrende Anerkennung. Einen besondern Reiz lieh dieser Piece à tiroir das anmuthige Singen der Künstlerin, als Troubadour oder Romanzier, oder vielmehr als Muse des Gesanges selbst, welche vom naiven Wiener Liedchen zum Ernst der opera seria aufsteigt. Den Berliner Dialekt haben wir von Dem. Lindner, nach ihrem ersten, ganz kurzen Aufenthalt in Berlin, unvergleichlich gehört; Mad. Neumann bewegte sich in einer entfernten Aehnlichkeit, und ihre Wienerin ist weit getreuer. In diesem Felde, wie im Naiven überhaupt, wird die berühmte Künstlerin der unsrigen den Rang wohl schwerlich streitig machen wollen, und ich höre auch, daß sie sich in dieser Hinsicht hier sehr bescheiden geäußert habe. Das Fach, worin sie stets und überall ganz ausgezeichnet, vielleicht gegenwärtig unübertroffen dasteht, ist das feine Conversationsstück, wo alle gefälligen Künste sich vereinigen müssen, um Eindruck zu machen; hier weiß Mad. Neumann mit den feinsten Schattirungen nach Belieben zu schalten, und sie bleibt auch noch dann reizend, wenn sie die verführerische Koketterie jener Weltdamen in Selbstbespiegelungen auf die Spitze treibt, was ihrer großen Anmuth und lieblichen Erscheinung so leicht verziehen wird. – Indem ich von der schnellen, kurzen Begrüßung des ausgezeichneten Gastes einigermaßen geblendet zurückkehrte, fand ich, bey aller neckischen Laune der Künstlerin in den neuen Proberollen, ihre erste Leistung unbedingt allein kunstwürdig – sie hatte grade den hohen Reiz der feinen Koketterie, die oft einen unerklärlichen Zauber übt. Nicht genug bewundern konnte ich aber die Künstlerin in den kleinen Bosheiten, in den halb unterdrückten kleinen Bosheiten, womit sie dem auffahrenden Tyrannen anfangs in den Weg tritt und immer schwächer, bis endlich die Liebe ein so gewaltiger Anwalt wird, daß ihr der Starrsinn in so kurzer Frist von Minuten, Viertelstunden, am Ende dennoch weichen muß – diese Wendung, vielleicht der schwerste Theil der Rolle, war meisterhaft, das Ganze unnachahmlich reizend – rührend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 180.

Bürger.

Charade.

Ein nicht beliebtes Fleischesübermaaß
Vorn an dem Hals ist meine erste Sylbe;
Die zweyt' ein dummes Thierlein, das
Sich glücklich wähnt, wenn man die erst' ihm füllt,
Das schmackhafter es bald des Menschen Eßlust stillt;
Das Ganz ein Vogel, der im Oeden einsam traurig weilt,
Und mit der Sümpfe Brut der Oeden Sümpfe theilt.

– 8 –

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. August 1826.

Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre und ernste.

Schiller.

Das vergebliche Opfer.

Erzählung von Talvj.

„Was ist es anders als Menschenschicksal, sein Maß aus-
„zuladen, seinen Becher auszutrinken?

Goethe.

Traurig, mit aufgestüztem Arm saß Hilbert, ein junger Arzt, eines Abends in seinem einsamen Zimmer, als die Thür sich plözlich öffnete und sein Freund Viktor ihn mit lautem Jubel begrüßte.

Auch Hilberts Züge erheiterten sich. „Bist du einmal wieder da, lieber Herumschwärmer? und immer frisch und fröhlich? und blühender und kräftiger als je?“

„Gesund und wohl und erfreut, dich wieder zu sehn,“ antwortete jener. „Aber du? was ist aus dir geworden? Du sitzest hier in deiner Zelle wie ein Klausner, hängst den Kopf und brütest. Wie ist's dir ergangen?“

„Das Erzählen ist an dir, guter Freund, erwiederte Hilbert. Während ich mich in dem engen Kreise unserer Stadt langweilig und mühselig hin- und herbewegte, hast du die Welt durchflogen, und in einem Monat mehr erlebt und gesehen als ich in den vier Jahren, seitdem wir in Heidelberg von einander Abschied nahmen.“

Viktor sah seinem Freund tief in das Auge. „Sey es! sagte er endlich. Die erste Stunde unseres Wiedersehens soll der Freude gewidmet seyn, und da, wie es scheint, ich Froheres mitzutheilen habe als du, so will ich den Anfang machen. Du siehst indessen, fuhr er fort, während Hilbert schellte und einige kleine Anstalten zur Bewirthung des lieben Gastes machte, du siehst, es kommt nichts dabey heraus, wenn man hinter dem Ofen hockt und nur an's liebe Brod denkt und an morgen und übermorgen. Wärst du mir gefolgt, hättest in Nord und Süd ein Weilchen das tolle Treiben der Menschen mit angesehen, du hättest dir Kräfte geschöpft aus dem großen Strome der Begebenheiten, in dem ewig frisch und neu eine Welle wechselnd die andere treibt, Kräfte, der Noth des Tages zu steuern, oder sie mit leichtem Muthe zu tragen.“

„Ey, lachte Hilbert, indem er den Freund zum gedeckten Tische führte und sich neben ihn sezte: ich glaube wir haben die Rollen gewechselt: wie kommst du zu dem didaktischen Tone? ich bitte, vertausch' ihn mit dem epischen und sage mir: bliebst du deinem Vorsatz getreu und war das schöne Neapel das erste Ziel deiner Wanderschaft?“

Viktor gab dem Fragenden einen kurzen Abriß seiner Reise. Er hatte die bedeutendsten Länder Europa's durchstreift, in den merkwürdigsten Städten verweilt. In der angebornen, fröhlichen Weisheit seines Herzens hatte er beynahe nur die Früchte des Lebens gekostet; und wo ja hier oder da ein Dorn ihn rizte, war die Wunde leicht zu heilen. Ueberall hatte dem schönen, reichen, kräftigen Jüngling das Glück gelächelt. Die Achtung der Männer, die Gunst der Frauen war ihm ungesucht entgegengekommen. Die Bekanntschaft mit der großen Welt hatte seine Sitten nicht verderbt, aber sie hatte ihm die Hälfte des frischen, jugendlichen Enthusiasmus geraubt. Sie hatte ihm die

reine Ansicht menschlicher Verhältnisse getrübt. Seine Phantasie war leichtfertig geworden, während sein Herz treu geblieben war. Mit Pietät hatte er fest gehalten an den Erinnerungen seiner frühesten Jugend; mit dankbarer Wärme gedachte er als Mann der kleinsten Wohlthat, die der Knabe empfangen; er hatte nicht aufgehört, ein lebhafter, uneigennütziger Freund, ein guter, ehrerbietiger Sohn zu seyn. Ja, im allmählichen Ersterben gewisser anderer Gefühle seiner Jugend hatten jene doppelt Kraft gewonnen. Allein indem er sich daran gewöhnte, mit dem Heiligen spielen zu sehen, hatte er die Scheu verloren, selbst damit zu spielen. Kirchliche Frömmigkeit war ihm ein Scherz, die Ehe eine Konvenienz geworden. Unterdessen hatten sich seine Geisteskräfte bedeutend geschärft, und die edle Mäßigung der Gesinnung kleidete ihn wohl.

Aus dem weichen, reizbaren Knaben, aus dem schwärmerischen haltlosen Jünglinge hatte ein heiterer entschlossener Mann sich gebildet. Auf der Schule hatte der fleißigere und ausdauerndere Hilbert den Vorrang behauptet. Während der akademischen Jahre war er innerlich viel beschäftigt, seinen stillen Weg fortgegangen, unterdessen jener eine der bedeutendsten Rollen spielte. So hatte er sich von Kindheit an daran gewöhnt, den Freund hoch zu achten, so wie die liebende Anhänglichkeit an ihn einen nothwendigen Bestandtheil seines Herzens auszumachen schien.

Auch jener hörte anfänglich mit warmer Theilnahme auf Viktors gedrungene Erzählung, die unverkennbar das Gepräge seines innersten Wesens trug.

Aber allmählich verlor sich seine Aufmerksamkeit. Er ward trüb und zerstreut, und schien nur mit Mühe sich zusammen zu nehmen.

Viktor bemerkte es und endete kurz. „Jezt gilt es, Hilbert, sagte er, mit bewegtem Gefühl ein Glas ergreifend, unsere Freundschaft!“

Hilbert stieß an. „Nun, fuhr jener fort, Vertrauen ist zur Freundschaft so nothwendig als die Luft zum Leben. Ist dir das heilige Wort nicht bloß ein Wort — und es ist's nicht, das hast du mir unwidersprechlich bewiesen in jener nie zu vergessenden Stunde, als du mir nachsprangst in die Fluten des Rheines und dem Tode seine sichre Beute entrissest — ist sie dir, dem Manne, noch wie sie's dem Jünglinge war — das heiligste, göttlichste Gefühl der Menschenbrust — so sprich! welch ein Kummer drückt dich nieder? Du bist bleich, abgemagert, und selbst die lieben Augenblicke des Wiedersehens können dir nur ein flüchtiges Lächeln abgewinnen.

„Guter Mensch, sagte Hilbert weich: die Freundschaft ist mir mehr als ein Wort, obwohl du auf jene zufällige Rettung allzuviel Werth legst. Ich — ein geübter Schwimmer, du damals ein Anfänger in der Kunst. Ich habe es dir schon oft wiederholt. Aber läugnen will ich dir nicht, was ich dir doch nicht verhehlen könnte: ja, du siehst einen der unglücklichsten Menschen vor dir, den es gibt.“ Er fuhr sich mit der Hand über die umwölkte Stirn. „Ich liebe.“ —

„Armer Freund, entgegnete Viktor: jezt weiß ich Alles, du liebst und bist nicht wieder geliebt.“

„Nicht doch, erwiederte Hilbert: ich werde geliebt mit der ganzen unbewußten Kraft eines jugendlichen, neuen Herzens; ein himmlisches reines Gemüth, das in dem Geliebten Vater und Mutter liebt, deren das Schicksal es beraubte.

„Nun? — aha! aber die schöne Waise wird von einem Drachen von Oheim bewacht? oder eine alte geizige Tante will sie verkuppeln? nicht? — aber wäre es möglich, daß dieß dich so niederschlüge?“

„Höre mich an, versezte Hilbert: laß mich weit ausholen. Du weißt, als wir, uns trennend, verschiedene Wege einschlugen, ging ich mit ernstem Sinne nur meinem Berufe nach. Ich ehrte meine Wissenschaft an sich, um ihrer umfassenden, geistreichen Tiefe willen; ich liebte sie wegen ihrer menschenfreundlichen Zwecke. So bereit' ich mich treu und emsig zur öffentlichen Prüfung vor — ich schlage mich durch, sammle mannigfaltige Erfahrungen ein, und Alles geht erträglich, bis ich hieher zurückkomme, wo der alte Medizinalrath, wie du dich erinnerst, meinem seeligen Vater längst gelobt hatte, mich einzuführen, durch die dornenvolle, gewundene Bahn der anfänglichen Praxis in das goldne Reich des Sicherstehens, des gegründeten Rufs, der ausgebreiteten Kundschaft. Denn du mußt wissen: während der berühmte Hohepriester des Aeskulap ungestraft jeglicher Laune fröhnen darf, die Freyheit hat, grob zu seyn, unverschämt, geldgierig, sogar nachlässig, spielt der Priesterjünger, der im Vorhof des Tempels weilend, noch nicht in das innere Heiligthum, nicht des Gottes, nein eines Götzen, welches das Glück mit der Charlatanerie erzeugte, gedrungen ist, die demüthigste Rolle von der Welt. So kannst du schließen, wie die Noth jezt erst recht anging. Du ahnest nicht die Mühe, die es kostet, sich in all die Thorheiten des Volks zu schicken, die Selbstverläugnung, sich zu fügen in die albernen Vorurtheile der hochgebornen Herren, die Geduld, sich zu schmiegen in die Launen der vornehmen Damen, besonders der alten. Doch ward ich mit ihnen noch am besten fertig.“

Viktor zog die Stirne kraus. „Armer Hilbert! sind das die Resultate dieser vier Jahre? Bist du derselbe noch, der den strengsten Befehlen der Obrigkeit mit kühnem Muthe zu trotzen wußte, der dem ganzen akademischen Senat ein Schnippchen schlug, und es mit seinen verhöhnenden Possen mit einem versammelten hohen Adel und einer ehrsamen Bürgerschaft aufnahm. Bist du derselbe noch? *schicken* — ja! nur ein Thor trozt der Nothwendigkeit — *fügen* — zu Zeiten allenfalls, z. B. wenn das Herz es befiehlt; aber *schmiegen*? — nie!

„Schon gut, erwiederte Hilbert; wir wollen nicht um Worte streiten. Du bist frey, reich, unabhängig; — du brauchst dich um die ganze Welt nicht zu kümmern. Was aber mich anbelangt, so sind die tollen Zeiten der Renommisterey längst vorüber. Ey, es ist etwas ganz anders, wenn wir noch einen Herrn Papa im Hinterhalt haben, der allenfalls unsre Schulden bezahlt, oder uns durch Fürsprache und vornehme Connexionen vom dreymonatlichen Festungsarrest befreyt; oder wenn wenigstens noch ein Paar Jahre vor uns liegen, in uns zu gehen! Aber hat uns die Prosa des Lebens mit all ihren Sorgen und Bedenklichkeiten erst einmal gepackt, müssen wir erst an's Fortkommen denken, — dann fahre hin froher Uebermuth der Jugend! dann brich, stolzer Sinn! — Du weißt auch, wie solide ich im letzten Universitätsjahre schon ward."

Viktors Stirn runzelte sich mehr und mehr. „Laß das jetzt, sagte er, ein andermal mehr darüber. Erzähle nur weiter."

„Mit meinem Alten selber, fuhr Hilbert fort, ging es gut. Aber ein böser Geist hatte ihm eingeflüstert, daß seine Tochter Antonie gerade mich und keinen Andern zum Manne haben müsse. Hinter allem, was er für mich that, seinen Belehrungen, seinen Empfehlungen schielte der Gedanke vor, daß er für seinen Schwiegersohn handle."

„Nun, und das Mädchen gefiel dir nicht?"

„Antonie ist hübsch, gefeyert, nicht ohne Bildung, aber voller Koketterie und lächerlicher Ansprüche. Dennoch — ich wohne im Hause, war täglich ihr Gesellschafter, ihr Führer auf der Promenade, ihr Tänzer auf den Bällen — so hätte ich mich vielleicht an den Gedanken gewöhnt, wenn nicht" —

„Aha! rückst du endlich heraus?" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

So wie uns Columbus Amerika, so hat Frau von Staël den Franzosen das ihnen bis dahin unbekannte literarische Deutschland entdeckt. Von der Entdeckung bis zur genauen Kenntniß dieses geistigen Welttheils dürfte, wie solches hinsichtlich der neuen Welt der Fall war, ebenfalls eine geraume Zeit verfließen. Columbus selbst kannte nur einzelne Inseln, nur einzelne Küstentheile Amerika's; was das Tief-Innere des Landes betraf, so mußte er sich auf die Erzählungen weniger Eingebornen verlassen, mit denen er sich nicht einmal völlig verständigen konnte. In gleichem Verhältnisse stand Frau von Staël zu Deutschland, zu ihrem bekannten gelehrten Freunde und andern einzelnen bedeutenden Männern unsers Vaterlandes. Dieses offenbart sich uns am deutlichsten da, wo sie eben über das Innere, über das Innerste, über unsere Philosophie spricht. Es begegnet ihr da wohl, daß sie Landstriche aneinander gränzen läßt, die durch breite himmelhohe Gebirge geschieden sind; daß sie Ströme mit Bächen verwechselt und sie mit gleichem Namen nennt, obgleich sie zu verschiedenen Wasserscheiden gehören; ja oft scheint sie, wenn auch nicht mit unumwundenen Worten, zu sagen: Jenes neblichte Blau dort in der Ferne halten die Eingebornen für ein Gebirge, behauptend, daß es reich und schön angebaut sey, voll freundlicher Dorfschaften und bildungsreicher Städte; aber wir Andern wissen wohl, daß es nur erdaufsteigende Nebel, nur Wolken sind, die ein phantastischer Aberglaube bevölkert. Kurz der Deutsche kann aus diesem höchst merkwürdigen Buche der genialen französischen Frau wenig ersehen, und am allerwenigsten an den vielen vielen Stellen, wo sie eben nicht selbst gesehen hat, nicht eigenthümlich ist, und nur dasselbe minder gut sagt, was uns schon von andern Seiten gesagt wurde. Dennoch bleibt ihr das entschieden-große Verdienst der Entdeckung: sie hat es doch dahin gebracht, daß der Franzose an der Existenz wenigstens eines literarischen Deutschlands nicht mehr zweifelt. Die große Masse des gelehrten Frankreichs läßt bis jetzt diese Thatsache auf sich beruhen, und bekümmert sich nicht weiter darum, denn zu beschwerlich wäre es ihr, aus den Urwäldern deutscher Dichtkunst ein köstliches Holz zu Schmuck und Zier, aus dem tiefen Schacht unseres philosophischen Wissens ein edeles Erz zu fördern. Wie in der ersten Zeit zur fernen neuen Welt, so wagen es nur einzelne kühne Abenteurer, und meist auf leichtem zerbrechlichen Fahrzeuge, mit den ihnen widrigen Stürmen einer heterogenen Sprache zu kämpfen, und über jenen Ocean zu schiffen, der sich so weit zwischen den beyden Nationen hindehnt, daß er sie fast zu Antipoden macht. Will man diesen Vergleich weiter ausführen, so fehlt es auch nicht an mährchenhaften Berichten der neuen Ankömmlinge; auch nicht an Raub, Verstümmlung, Mord und andern Grausamkeiten, welche die französischen Uebersetzer (das „Ueber" lang und kurz gesprochen) an Werken unserer Denk-, Dicht- und Tonkunst verüben. Kurz ihren Columbus (für die neuentdeckte deutsche Literatur) haben die Franzosen erhalten; es wäre ihnen auch nun ein Humboldt zu gönnen. A. W. Schlegel hätte es seyn können, oder auch — er selbst.

Wessen Nerven es ertragen können — man muß wirklich diese Warnung, der Verantwortlichkeit wegen, voranschicken! — wessen Nerven es ertragen können, der Verstümmelung eines schönen und geistvollen organischen Gebildes beyzuwohnen, der sehe hier les mystères d'Isis, das ist die gemarterte, verrenkte, auf die Folter gespannte, mit glühenden Zangen zerrissene Oper, der gerechte Stolz deutscher Tonkunst: die Zauberflöte. „Erst geköpft und dann gehangen, dann gespießt auf heiße Stangen" sagt Osmin in der Entführung aus dem Serail; und man weiß nicht, ob man den Türken für dummer als grausam,

oder für grausamer als dumm halten soll. Gerade so geht es uns hier, nur mit dem Unterschiede, daß dort die Drohung uns ein Lächeln abzwingt, weil sie nur eben eine Drohung ist, hier aber, wo wir der scheußlichen Exekution selbst mit beywohnen, wir Eckel, Grausen und Entrüstung fühlen. Statt uns die Zauberflöte zu geben wie sie ist, d. h. so wie sie einzig und allein seyn soll und kann, weil sie sonst nicht eines der herrlichsten Meisterstücke des Raphaels der Tonkunst wäre — statt dessen zeigt man uns ein anatomisches Theater, oder vielmehr die Werkstätte eines Abdeckers, und dort die disjecta membra, die blutig abgeschnittenen, verstümmelten und chaotisch zerstreuten Glieder der verschiedenartigsten Gebilde des großen Tondichters. Die Königin der Nacht singt aus Figaro irgend einen mehrstimmigen Satz, der durch Daumenschrauben zu einer Arie zusammengepreßt ist; Papageno, ein höchst ernsthafter Bursche aus der egyptischen bonne société, singt heroische Stellen aus Titus; des bösen Mohrs bekanntes: „Alles fühlt der Liebe Freude," ist auf dem, nichts weniger als musikalischen, Folterinstrument, die Leiter, zu einem mehrstimmigen Satz, zu einem Finale ausgedehnt, welches Sarastro, Pamina, die Königin der Nacht und ihre vertraute Kammerjungfer Mademoiselle Papagena abschreyen u. s. w. u. s. w. Von dem Zauber, der in dieser Mährchenwelt der Töne waltet, von der mystischen Beleuchtung, die aus den fernen geheimnißreichen Pyramiden sich über das Ganze zu ergießen scheint, keine Spur, keine Ahnung! Und doch bilden sich nun die Franzosen ein — und wie sollten sie nicht! — ein Meisterwerk Mozarts zu kennen. Man sagt, daß diese eitele und gewissenlose, diese grausame und stupide Verstümmlung die Unthat eines Deutschen sey. Aus Furcht, daß es wahr seyn möchte, habe ich nicht näher nachgefragt; ich mag es gar nicht wissen, daß es in Deutschland einen Menschen geben kann, der, wenn er auch nur Noten schreiben könnte, aus Stupidität so frech, aus Frechheit so stupide seyn kann. Sollte es aber wirklich wahr seyn, und sollte er diese Zeilen lesen, so möge er, um seine Greuelthat im Gebiet der Kunst zu würdigen, so möge er wissen, daß er eben so gehandelt hat, als ob ein Anstreicher der Raphael'schen Madonna della sedia die Beine seines heiligen Michaels, die Arme eines Apostels angesetzt, den Mund und die Augen des Besessenen in das Götterantlitz geschmiert, die Hörner des Gott sey bey uns aufgesetzt, und dabey behauptet hätte, den großen Italiener, nach dem Geschmacke der Franzosen, verbessert zu haben. Noch mehr aber, als über diesem Gräul, bin ich darüber betroffen, daß noch keiner der Deutschen, die uns so vielfältig über Paris berichten, mit Schimpf und Spott und Entrüstung über dieses elende und impertinente Machwerk sprach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Juli.

(Fortsetzung.)

Neue Lustspiele waren auf unserem Theater seit dem Mai: Raupachs Lasset die Todten ruhen, welches man zu derb finden wollte. Holbeins Geniren Sie Sich nicht, ein Original-Lustspiel, wie er selbst am Schluß bekennt, nicht weil es viel Originelles enthalte, sondern weil die Idee original, sein Eigenthum sey, womit dem alten Streit über seine Originalien ein glimpfliches Ende bereitet seyn möge — denn Holbein ist, bey allen Fehlern und Versündigungen gegen den guten Geschmack, doch eigentlich jezt das Faktotum der Kassen, nachdem Clauren mit seinem effektreichen Grünmantel von Venedig nicht einmal den Zutritt auf die Bühne erwirken konnte. Die Nachschrift, nach Heigels Perückenstock, von demselben, gefiel eigentlich nur durch das fein nüancirte Spiel der Dem. Lindner.

Da unser thätiger Kapellmeister Guhr in dieser Zeit eine Reise nach Paris unternommen hatte, bekamen wir außer Salieris Palmira nichts Neues. Diese berühmte alte Oper war seit fast zwanzig Jahren bey uns nicht aufgeführt worden, und die schönen, durch Kupferstiche bekannten und berühmten Dekorationen des Malers Fuentes waren sehr abgeblichen, aber die scenische Anordnung verdiente sonst alles Lob. Die Einfachheit dieser Oper schien indessen unserer Zeit nicht mehr zuzusagen, denn nach zweymaliger Aufführung ruht sie jezt wieder.

Gäste waren in dieser Zeit mehrere anwesend, zuerst Hr. Toussaint von Dessau, ein Baritonist, der bereits engagirt ist. Fräulein von Langer von Amsterdam wollte als Pamina und Agathe im Freyschütz nicht recht ansprechen, da wir an die trefflichen Leistungen der Dem. Bamberger und Heinefetter gewöhnt sind. Hr. Barlow, Heldenspieler vom Petersburger deutschen Theater, erwarb sich als Tell, Hugo von Orindur, Carl Moor, Major Lindeneck in des Königs Befehl, die Achtung des hiesigen Publikums, sein Spiel ist frey von Deklamation, und sein Aeußeres, der Figur Eßlairs ähnlich, ist seinem Fach sehr günstig. Ein Gast im Lustspiel, Hr. Dobriz, kann füglich übergangen werden. — Im Juni kehrte Hr. Fehringer, und in diesem Monat Hr. Rottmayer von ihren Gastdarstellungen im Auslande zurück; die Zeitungen haben von beyden schon Vortheilhaftes berichtet. Beyde haben Gelegenheit gehabt, sich in der Schule Weidners und Otto's, und im Zusammenspiel mit Dem. Lindner und anderen braven weiblichen Mitgliedern unserer Bühne zu ihrem Vortheil auszubilden. Unser Lustspiel gehört immer noch zu den besten von Deutschlands Bühnen.

Dem. Sonntag reißt nur durch, hat aber in den Zeitungen das Versprechen hinterlassen, daß sie uns bey ihrer Rückreise mit ihrem Talent bekannt machen wird. Sie ist eine geborne Mainzerin, und hat hier mehrere Anverwandte, welche sie hoffentlich beym Wort halten werden.

Der Cäcilienverein gab am 5ten Mai sein leztes öffentliches Konzert unter der Leitung seines tüchtigen Direktors Schelble, womit die Winterkonzerte schlossen. Es war Musica sacra von Cherubini und Grauns Tod Jesu, welche mit vieler Präcision und wahrer Virtuosität von unsern Dilettanten gegeben wurden. — Das Museum hat seine öffentlichen Aufführungen wegen Bauveränderungen schon früher einstellen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. August 1826.

Gewohnheit macht den Fehler schön.

Gellert.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Die hiesigen Kunstblätter bemerken es und beklagen sich darüber, daß, so oft Talma nicht im Trauer-, die Mars nicht im Lustspiel auftritt, das alte klassische théâtre français leer bleibt. Nur diese Heroen der Schauspielkunst können in die Abgestorbenheit jener Bühne noch einiges Leben durch die Gewalt ihrer Darstellung bringen; das spricht sich faktisch aus, und doch schieben die Kunstrichter alle Schuld, bey neuen dramatischen Erscheinungen auf den Mangel an Talenten, bey den alten authentischen Meisterwerken auf die schlechte Darstellung und auf den verführten und verderbten Geschmack des Publikums, und läugnen standhaft die Abgestorbenheit ihres Theaters par excellence. Wir glauben in diesen Aphorismen nicht allein diese Abgestorbenheit nachgewiesen, sondern auch ihre Ursache angezeigt zu haben.

Bey Talma's und der Mars Darstellungen berühren sich Leben und Tod auf der französischen großen Bühne, und nicht allein bey ihren Darstellungen, sondern wohl zuweilen auch in denselben. Dieses soll, so weit es aphoristisch thunlich ist, später dargethan werden.

Auf eine in die Augen springende komische Weise berühren sich auf dem théâtre français (wenigstens für den Nichtfranzosen) das Alte, Verwitterte und das Junge und Frische, wenn sie Komödien von Molière, Marivaux, Destouche, Piron, ja selbst von neuern Dichtern geben. Die Liebhaberin nicht nur und die Zofe, sondern wo möglich auch Mutter und Tante sind nach der neuesten Mode, wie die Damen im ersten Range, die Kokette sogar noch modischer, als Modell zum nächsten Balle, gekleidet; dagegen ist nicht nur der Vormund, der Vater und der Verschmähte, sondern auch der Geliebte, der Jüngling (d. h. der sogenannte, denn der süßlispelnde Herr Armand ist überhaupt wenig, am allerwenigsten aber ein Jüngling), kurz auch der geliebte Jüngling erscheint in altfränkischer Kleidung, Steinschnallen, großmächtige, in den Schuhen, die kurzen Hosen und die lange Schooßweste mit Flittern, den Rock mit Rosenguirlanden gestickt, eine hohe, schneeweiß gepuderte Frisur, einen weißen Degen mit Stahlknauf an der einen Seite und drüber den dreykantigen Federhut unter dem Arm. So gekleidet und mit den wohleingebökelten Manieren eines Chevalier's aus den Zeiten der Regentschaft macht er als graziöse Marionette seiner Herzdame die Liebeserklärung, die nun aber nicht wie Herzdame, sondern nach neuestem Geschmack gekleidet ist, sich auch ziemlich wie heute benimmt, so daß man immer meynt, sie würde ihm nun sagen: cher ami, geh' doch zu Hause und kleide dich an wie andere ordentliche Leute; so können wir doch nicht zusammen ausgehen, oder im Theater erscheinen. Und sie erscheinen doch so im Theater, und die Franzosen, die sonst Alles gleich ridikül finden, bleiben ernsthaft dabey, ja ehrfurchtsvoll. Warum? Weil es d'usage ist.

Das dramatisch-komische Leben hat sich hier in die kleinern Theater geflüchtet, die auch immer gefüllt sind. Hier

wird der Augenblick und die nächste Umgebung ergriffen, geformt, dargestellt und lebendig aufgefaßt; die heutige Thorheit und die heutige Schlechtigkeit ausgestellt und verspottet und lustig bestraft. Tieck hat das Wesen dieser Theater und ihren künstlerischen Standpunkt erschöpfend bezeichnet, indem er alle die dort gegebenen Stückchen ein einziges großes Lustspiel nennt, woran die Franzosen fortwährend arbeiten. Dieses ist so wahr, daß vielleicht kein einziges dieser Lustspielchen den Namen eines Kunstwerks verdient, oder auch nur darauf Anspruch macht; denn an Exposition, an steigende Verwicklung und befriedigende Auflösung ist dabey nicht zu denken; eben so wenig sieht man einen Charakter sich entfalten und selten (wie bey dem Bär und dem Bassa) eine tiefe ironische Idee durchschimmern. Und doch ist fast keines dieser Stückchen ohne Feinheit in der Erfindung, ohne Kunst in der Anlage, ohne Witz im Gespräch und ohne pikante komische Charakterzüge. Shakespeare würde so manches der bessern dieser Produktchen zu einer komischen Scene, oder höchstens Episode in einem großen Werke haben gebrauchen können. Und so sieht denn Tieck auch mit vollem Recht in allen diesen vereinzelten Hervorbringungen ein einziges großes komisches Charaktergemälde der Zeit und des Ortes. So aber vermögen französische Kunstrichter dieses Beste, was sie jezt in dramatischer Hinsicht besitzen, nicht zu beurtheilen; zu dieser Höhe romantischer Kunstansicht können sich diese Alexandriner, oder auch diese Römer der neuern Kunst nicht erheben. Während das Publikum seinem natürlichen gesunden Kunstverstande folgt, und sich zu diesen Stücken drängt, setzen sie sie tief unter die regelrechte gereimte Komödie, die ihnen selbst selten ein Lächeln abzwingt, und die, wenn es ihnen nicht frevelhaft schiene, gegen sich selbst aufrichtig zu seyn, sie höchst langweilig finden würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

„Noch weiß ich nicht, fing Hilbert wieder an, ob es mein guter oder mein böser Genius war, der meinen Alten im Krankenzimmer gefangen hielt, als ein bejahrter, wegen seines Hochmuths verrufner Domherr schickte, mit der dringenden Bitte: er möchte eilig kommen; seine Enkelin, ein siebzehnjähriges Mädchen, sey plötzlich vom Fieber befallen. Ungern folgte ich dem Auftrage des Alten, an seiner Statt hinzugehen. Zwar behandelt selbst der adelstolzeste Edelmann den Arzt, den Herrn über Tod und Leben, mit mehr Auszeichnung als andere Bürgerliche; aber ich habe hier am Ort die Connexionen mit den reichen Kaufleuten stets vortheilhafter gefunden als mit dem ahnenreichen, aber meist geldarmen Volke. Genug, ich gehe hin, finde den Domherrn und die Großmutter, wie ich sie mir vorgestellt, einfältig und dünkelhaft, aber die Enkelin! das holdeste, duftigste Rosenknöspchen, die weichste, schönste Seele! das lieblichste Bild meiner Phantasie war plötzlich verwirklicht, als ich eintrat und das reizende junge Geschöpf mich aus den schneeweißen Kissen heraus flüchtig anschaute, und doch erröthend, bebend die schönsten aller Augen niederschlug, vor dem Anblick des fremden Mannes! Meine Fragen beantwortete sie stammelnd, kaum hörbar; — den andern Tag schon ging es etwas besser, den dritten noch besser und so fort. Sie hatte ein langwieriges, aber nicht sehr bedenkliches Uebel. Glücklicher Weise zog sich auch die Krankheit meines Alten in die Länge: so blieb mir das süße Kind ganz allein überlassen, und im eigentlichsten Sinne ganz allein. Es war eine Möglichkeit der Ansteckung da; dieß war genug, den Großvater, der sie sonst lieb hatte, zu entfernen. Und die Großmutter nun gar — die hatte Morgens genug zu thun, ihren Mops zu kämmen und Abends ihr Geld im trictrac zu verlieren. Selbst die Dienstboten durften der Kranken nicht nahen, aus Furcht, daß sie das Gift in sich aufnehmen, und nachher durch ihre Gegenwart der Hausfrau und dem Hausherrn Gefahr bringen könnten. Eine gedungene Wärterin saß der armen Kleinen zur Seite. Du kannst denken, daß ich sie zu rechter Zeit zu entfernen wußte. So saß ich Stundenlang dem bezaubernden Wesen gegenüber, und bald glitt das süße Geheimniß über die Lippen, nachdem meine Augen es ihr schon tausendmal verrathen hatten. Viktor! ich lebte nun die köstlichsten, reichsten Stunden des Lebens. Oft zwar fiel mir ein: was daraus werden solle? aber wenn ich bey ihr war, vergaß ich Alles, und sprach ich ja ein ängstliches, sorgliches Wort aus, so hatte sie selbst Muth, allen Gefahren zu trotzen.

Als sie endlich genesen war, ward mir ein so armseliges Honorar zugetheilt, daß ich es gern auf der Stelle zurückgesendet hätte, wenn ich nicht gefürchtet hätte, Verdacht zu erwecken oder zu beleidigen. Dafür hatte ich die Ehre, zum Hausfreund angenommen zu werden, und da ich bey dieser Gelegenheit meine Meta sah, ward mir diese Gnade unschätzbar. Sie mußte auf meinen Rath noch manchmal kleine Rückfälle haben, die mir den Besuch auf ihrem einsamen Zimmer verstatteten. Diese süße Stunden und ein Briefwechsel, welchen wir führten, erhielt mich beynahe ein Jahr lang in dem Taumel des Glückes, bis vor ungefähr acht Wochen durch eine Unvorsichtigkeit des lieben Mädchens einer meiner Briefe in der Großmutter Hände fiel. Sie tobte vor Zorn; eben so wüthend war der Alte, und es kam zu den entsetzlichsten Scenen. Daß mir das Haus verboten ward, versteht sich von selbst, und leider weigert sich Meta, mich außer demselben zu sehen, was doch, wenigstens bisweilen geschehen könnte, wenn wir List und Verstellung zu Hülfe nehmen. Du hast keinen Begriff

davon; was ich die Zeit her gelitten habe; sie nicht mehr sehen, die Sonne meiner Tage! dazu kommt, daß der Medizinalrath deutlicher spricht wie je, und Antonie mit ihren falschen, halbverborgten Reizen, mit ihren Launen, ihrer Unnatur im Vergleich mit der himmlisch-unschuldigen Meta mir fast widerlich ist. Und doch sollte die Qual meines Herzens noch höher steigen. Vor acht Tagen erhalte ich einen Brief, den ersten nach unserer Trennung von meiner Geliebten. Sie schreibt mir, ihre Großeltern wären entschlossen, aller Fortsetzung dessen, was sie eine kindische Liebeley nennten, durch eine schnelle Verheirathung ihrer Enkelin vorzubeugen. Man sey im Begriff, sie einem verhaßten Freyer, dem alten Domdechanten, dessen du dich erinnerst, dem armseligsten Menschen von der gemeinsten Gesinnung aufzuopfern, weil grade kein Anderer bey der Hand sey. Nur ihr Großvater verweigere noch seine Einwilligung, aus Mitleiden mit ihrer Jugend. Doch werde ihre hartherzige Großmutter siegen. Dieß Weib, nur die Stiefmutter von Meta's Vater, hat kein Gefühl der Liebe für das holdselige Kind — ich kenne sie. Sie beschwört mich, sie zu retten, sie ist in Verzweiflung, sie bittet mich, sie zu meinen Verwandten zu bringen — aber lies selbst — fühle, wie mir zu Muth seyn muß, nachdem ich diese Zeilen gelesen."

Er zog ein von frischen Thränen befeuchtetes Blatt hervor, das er auf der Brust trug. Viktor übersah stillschweigend die zitternden Züge einer feinen weiblichen Handschrift, halb ausgelöscht von den vereinigten Thränen der schönen Schreiberin und des unglücklichen Empfängers. Der innigste Schmerz, die hingebendste Liebe, die zerreißendste Angst klagte ihm aus jedem Worte des Briefes entgegen. Viktor las ihn mit inniger Rührung.

„Nun, sagte er, und du zweifelst doch nicht, was du zu thun hast?"

„Was soll ich thun! rief Hilbert unmuthig, sie entführen, sie um ihren Ruf, mich um Brod und Ehre bringen? ich habe keine Verwandten, zu denen ich sie führen könnte, und hätte ich sie, was sollte daraus werden?"

„Nun, eine Heirath, Mensch! fiel Viktor noch unmuthiger ein: eine Heirath in bester Form! Was sonst hast du mit dem armen Dinge gespielt?"

„Der Himmel strafe mich, wenn ich es that, versezte Hilbert; nicht mit ihr habe ich gespielt, wohl aber mit mir, mit meinem Herzen. Ich, ich hätte Alles vorher sehen, Alles bedenken sollen. Sie ist jung, unerfahren. Hätte ich sie nie kennen gelernt! o wäre nur wenigstens die Entdeckung nicht geschehen, dann könnte noch Alles gut werden!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Juli.

(Fortsetzung.)

Von der naturforschenden Gesellschaft habe ich ausführlicher zu berichten. Die neuesten Briefe von Rüppel melden, daß dieser kühne Reisende gegenwärtig in der Nähe von Mekka ist, und nach einem längeren Aufenthalt in Arabien zum persischen Meerbusen verbringen, von da aber in sein Vaterland und in seine Vaterstadt vorerst zurückkehren wird. Die von ihm hier aufgehäuften naturhistorischen Schätze gehen in's Unglaubliche an Zahl, Seltenheit und Neuheit der Gegenstände. Sein Freund, der Direktor des naturhistorischen Museums, Med. Dr. Cretzschmar, widmet sich diesem belohnenden Zweige der Wissenschaften mit der größten Aufopferung. Er leitet alles bis in's Kleinste, und das Kabinet wächst zusehends unter seinen Händen. Die größte Zierde desselben sind ein Paar Giraffen, aus der neuesten Sendung Rüppels, wovon ein Exemplar bey der Jahresfeyer am 1sten Mai schon vollständig in Balg und Skelet aufgestellt war, nebst dem einige Monate früher angekommenen kolossalen Nilpferde nebst Skelet. Hr. Dr. Cretzschmar hat durch Beyfügung der Skelete von den meisten und seltensten Thieren dem hiesigen Kabinet einen großen Vorzug vor vielen anderen gegeben, und die Belehrung wird hierdurch dem Naturforscher wie dem Laien äußerst erleichtert. Dr. Cretzschmar widmet sich vorzugsweise dem Studium der vierfüßigen Thiere. die Vögel ordnet ein neues Mitglied, Hr. Jost, die Fische Hr. Dr. Römer; die Amphibien und Insekten stehen unter der Leitung eines verdienten Mitgliedes, Herrn von Heyden, die Pflanzen unter der Aufsicht des Senkenbergischen Stiftsbotanikus Dr. Becker, und die Mineralien hat ein neues Mitglied, Hr. H. v. Meyer, durch mehrere Aufsätze in Kastners und anderen Journalen bekannt, nach den neuesten Systemen geordnet. — Die lezte Jahresfeyer wurde durch folgende Vorträge begangen. Der erste Direktor, Hr. Dr. Neuburg, eröffnete die Versammlung mit einer interessanten Abhandlung über Pflanzengeographie, worin die neuesten Entdeckungen mit dem größten Fleiße zusammengetragen und mit Scharfsinn verglichen werden. Hr. Direktor Dr. Cretzschmar folgte mit einer Erörterung über die verschiedenen Menschenrassen, und machte davon den Uebergang auf eine vom Professor Schweigger in Halle gefaßte schöne Idee, naturwissenschaftliche Missionen in fremden Welttheilen zu stiften. Gleichzeitig hatten Mitglieder der Gesellschaft in fernen Landen dieselbe Idee; auch Rüppel, den man brieflich über die Möglichkeit der Realisirung dieses Planes in Nord-Afrika befragte. Seine Antwort benahm der Gesellschaft alle Hoffnung. Sie ist zu merkwürdig, um nicht hier (da sie noch nicht gedruckt ist) eine Stelle zu verdienen. Rüppel schrieb, er habe sich leider zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß überall, wo der mohamedanische Kultus herrsche, vorzüglich aber in Nordafrika, an ein Eindringen europäischer wissenschaftlicher Kultur nicht zu denken sey. Er könne sich selbst als lebendiges Beyspiel anführen, da seine Reise ein ewiger Kampf, ein ewiges persönliches Abringen von Gunst und Gnade bey diesen Muselmännern sey, selbst den aufgeklärtesten und menschlichsten, wie der Statthalter von Dongola Abdein Bey und der Vicekönig von Egypten. Er habe auf seinen gefahrvollen Reisen, bey allen Expeditionen, die er unternommen, in allen, auch den günstigsten Lagen mit der größten Selbstverläugnung auftreten und handeln müssen. Auf diese Weise sey er als ein gutmüthiger Narr überall geduldet worden, für den er in diesen Ländern allenthalben gelte,

und für welchen gehalten zu werden er sich selbst zum Glück schäzen müsse, da die Christenhunde sich in der Regel der härtesten Behandlung zu gewärtigen hätten, und da man sich dort nicht einbilden lasse, von „Hunden,“ sich irgend in Kultur-Einrichtungen etwas sagen zu lassen — (wenn es, wie sich von selbst versteht, nicht auf den unmittelbaren merkantilischen Gewinn des Landes hinarbeitet, worin sich, wie wir wissen, der Vicekönig von Egypten recht gern von Europäern rathen läßt). Muß man nicht den edlen großen Sinn unseres Landsmannes bewundern, der alle Erniedrigungen, von denen wir kaum einen Begriff haben, erträgt, sich in den Volksglauben, in die Launen, Rohheit und Barbarey jener Uebermüthigen willig fügt, und mit großer Selbstüberwindung erträgt, um das Reich der Wissenschaften zu fördern, um mitten unter Verrath und Gefahren Kleinode in allen Fächern der Natur- und Alterthumskunde zu Tage zu fördern. — Die Idee des Professor Schweiger, die also in diesem wichtigen Theile der Erde keine Aufnahme finden kann, war auf die Erfahrung gegründet, daß allenthalben, wo geistliche Missionen Eingang fänden, diese zuerst oder doch zugleich mit ärztlicher Hülfe und naturwissenschaftlichen Kenntnissen vereint wirken mußten. Es ist eine bekannte Sache, daß, wer im Orient als Reisender oder Ansiedler sein Glück machen will, nur die Rolle des Arztes übernehmen darf, um Fortkommen, und oft ein glänzendes Loos zu finden. Sogar in Nordamerika haben sich viele Europäer, die nichts weniger als Mediciner waren, als Aerzte den Weg zu Reichthümern und Ehrenstellen gebahnt, nachdem sie manchen Kirchhof gefüllt, und zufällig auch manche glückliche Kur vollbracht hatten. — Vielleicht findet jene Idee doch in anderen fremden Ländern eine bessere Aufnahme. Wirklich berichtete ein korrespondirendes Mitglied der Gesellschaft, welches früher von Java aus das hiesige Kabinet bereicherte, und nunmehr in Japan lebt, der holländische Marinearzt Dr. von Siebold, dem man gleichfalls von dem Projekt Nachricht gab, daß er im Begriffe stehe, eine wissenschaftliche Pflanzenschule dort zu etabliren, und daß er viel Vertrauen genieße, so daß er in's Innere des Landes Excursionen mache, und mehrere eingeborne Japaner sich unter seinen Zöglingen befänden. — Gleichartige Schreiben der hiesigen Gesellschaft an andere in fernen Welttheilen lebende Mitglieder erwarten noch nähere Beantwortung. — An diese wichtigen Mittheilungen, womit eine Erzählung von Rüppels Reiseprojekten verknüpft wurde, schloß sich eine Abhandlung des berühmten Ornithologen Hofrath Dr. Meyer von Offenbach, über Reptilien, wobey er die Naturgeschichte zweyer Eidechsen aus der Schweiz, die er mehrere Jahre beobachtet, beschrieb. Diese öffentliche Sitzung endete mit zwey Vorträgen des Sekretärs der Gesellschaft, Hrn. Dr. Med. Mappes, nämlich eine biographische Skizze von dem Frankfurter Freireis, Naturforscher des Königs von Brasilien, der im vorigen Jahre, in diesem seinem neuen Vaterlande — für die Wissenschaft und die Menschheit leider zu früh, mit Tod abgegangen. Er hatte das hiesige Kabinet mit einer Menge brasilianischer Thiere, besonders aus der Klasse der Vögel bereichert. Zum Glück lebt daselbst noch ein anderer Frankfurter, Hr. Mohrhard, ein Freund und Begleiter von Freireis, der mit der hiesigen Gesellschaft in Engagement getreten, und ein thätiger Freund der Wissenschaft ist. Der zweyte Vortrag des Hrn. Dr. Mappes hatte die inneren Verhältnisse der Gesellschaft zum Gegenstande. Den noch schwachen finanziellen Mitteln wurde unlängst durch eine sehr liberale Unterstützung von Seiten der Obrigkeit, mit 1500 fl. jährlich, aufgeholfen, die, nach Tilgung mehrerer angewachsenen Kosten, hauptsächlich für den Lehrstuhl der Naturgeschichte bestimmt ist, welcher in diesen lezten Wochen eröffnet wurde. In dieser Jahressizung, welcher viele Fremden beywohnten, wurde zulezt noch die Subscription auf ein neues Werk eröffnet, welches aus der Gesellschaft hervorgeht, und auf ihre eigne Kosten unternommen wird. Es ist der Atlas der Reisen Rüppels im nördlichen Afrika, herausgegeben von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft. Durch zahlreiche Subscription wurden die Kosten fast allein schon in unserer Stadt gedeckt, wodurch sich auf's Neue der wissenschaftliche und dem Gemeinwohl zuverwandte Sinn der Bewohner Frankfurts bewährt.

Von der am ersten Osterfeyertage gehaltenen Jahressizung der hiesigen Bibelgesellschaft wurde das gedruckte Programm wie gewöhnlich viel später vertheilt. Ich nehme daraus nur folgende kurze, aber interessante Notizen. „Von unserem Verein sind in den nunmehr verflossenen zehn Jahren seines Bestandes 63.584 Bibeln und neue Testamente nebst 234 Psaltern vertheilt worden. — Die Ausgaben in diesem Zeitraum betrugen 57.489 fl., wozu die hiesigen und auswärtigen Mitglieder und Wohlthäter der Gesellschaft 14.754 fl. beygetragen haben. Die eingegangenen Vergütungen für abgegebene Bücher betragen 13.210 fl., und Unterstützungen der englischen Muttergesellschaft belaufen sich auf die hohe Summe von 29.597 fl. — Ein Beyspiel der allgemeinen Menschenliebe, wie es diese große Muttergesellschaft im Ganzen aufstellt, hat, man darf es kühn behaupten, seit der Erscheinung Christi auf Erden die Weltgeschichte nicht aufzuweisen. Welcher Segen sie aber auch begleitet, liegt in ihrer fortwährenden immer größeren Ausbreitung vor Augen. Nach ihrem vorjährigen 20sten Berichte zählt sie jezt in den brittischen Landen 859 Hülfs- und Zweiggesellschaften, mit etwa 2000 Bibelvereinen, worunter an 500 von Frauenzimmern geleitet werden. Im Laufe des lezten Jahres sind allein von ihr 280.655 Bibeln und neue Testamente aus allen Sprachen in Umlauf gesezt werden, und die Anzahl der in 21 Jahren durch sie vertheilten Exemplare der heil. Schrift beläuft sich auf 3.752.987 Exemplare. Die Einnahme des lezten Jahres war 93.285 Pfd. Sterling, oder 1.119.420 Gulden, und seit ihrer lezten Jahresversammlung sind 71 neue Hülfs- und Zweiggesellschaften und Bibelvereine gestiftet worden.“

In den hiesigen Buchhandlungen ist es während dieser Monate etwas still gewesen. Brönner hat Scotts poetische Werke unter der Presse, und bey dem bereits gesezten billigen Preis wird sein sorgfältiger eleganter Abdruck eine Konkurrenz nicht zu scheuen haben; Schlossers (Geh. Hofr. zu Heidelberg) Universalgeschichte, 1. Bd., welche unlängst bey Varrentrapp erschien, macht großes Aufsehen hier, wo seine christlichen Gesinnungen bey seinen vielen Zöglingen und Schülern bekannt und verehrt waren — er hat sich in diesem Werke ganz zu den Ansichten seines verewigten Freundes bekannt und weiß nicht genug von Pfaffen- und Adelstyranney in der alten Welt zu erzählen. Was wird seine Universalhistorie erst von unseren Tagen zu berichten haben. Der geistreiche und gelehrte Mann scheint leider nicht genug beachtet zu haben, in welche Schule er gekommen ist, und mit welchen Gelehrten er sich nun auf gleiche Linie sezen lassen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. August 1826.

Man geht aus Schmerz in Wonne,
Man geht aus Nacht in Sonne
Man geht aus Tod in Leben ein.

Fouqué.

Lieder von Missolunghi.

Von Dr. Maßmann.

Laurentii Rost.

„O liebster heiligster Laurentius mein,
Der auf dem Rost zum Heil'gen bist gebraten,
Zu dir will ich in meinen Nöthen schrey'n,
Wie mir die heil'ge Kirche hat gerathen."

— Was kniest du hier mit deinem Rosenkranz
Vor diesem todten tauben Zerrgebilde?
O schau doch auf! Es wogt ein Todtentanz
Von Missolunghi her auf dich so wilde.

Und willst du beten für der Seelen Heil,
O schau' nicht erst in ferne graue Zeiten!
Schau' nicht zurück, du wirst zur Salzessäul' —
O — bete nicht: es ist nur Zeit zum Streiten!

Den Patriarchen hat der Muselmann
Gebraten dort *) mit Qualen — teuflisch lange.
Willst dennoch beten — bete diesen an
Und laß die alten Heiligenbilder hangen!

Willst, Christenheit, du beten gern zum Rost
So wärme dir das Herz an diesem neuen,
Und aus dem Märt'rerblut wird frischer Most
Durch deine Glieder glühend sich verstreuen!

*) Den Geistlichen auf Wassilabi.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Viktor sah ihn finster an. „Hilbert! sagte er, diese Klagen sind feige und unmännliche. Hast du den Muth gehabt, dich hinter dem Rücken der Eltern in das Herz eines Mädchens zu stehlen, so habe auch den, es vor aller Welt zu bekennen, daß sie dein sey. Sprich mit dem erbärmlichen Wichte von Bräutigam. Steck' ein Paar Pistolen zu dir. Ich kenn' ihn von sonst her. Ich will Tausend gegen Eins wetten, er steht zurück."

„Du bist von Sinnen. Solche Studentenstreiche würden mich lächerlich machen, ohne mir zu nützen. Und thät ich, was sie in ihrer Unerfahrenheit, und wahrscheinlich auch nur in einem Augenblicke der Verzweiflung begehrt, entführt' ich sie — nun gut, wär' ich mit ihr getraut, so müßten die Alten wohl Ja sagen — aber — wovon soll ich sie ernähren? mein Vermögen ist bey dem tollen Leben auf der Universität drauf gegangen. Ich verdiene so viel wie nichts, und bring' ich mich um des Medizinalraths Schutz, so bin ich hier verloren. Ich kenne dieß Kliquenwesen. Zehn andere, neidisch über mein Glück, lauern mir auf, und werden begierig diesen Schritt benutzen, mich zu verdrängen. Die Häuser des ganzen Doms, ja des ganzen Adels sind dann ohnedem mir verschlossen."

„O weh! fuhr Viktor auf: über die verwünschte Kleinstädterey! nun so versuche dein Glück wo anders — einem

Menschen von deinem Kopf und Kenntnissen kann es nirgends fehlen."

„Das sagt sich leicht. Du ahnest nichts von den Schwierigkeiten, die sich hier zu Lande dem praktischen Arzte, dem Anfänger in den Weg thürmen. Konnexionen machen bey uns Alles. Ich habe sie nirgends."

„So geht nach Amerika. Da bist du frey, bist dort willkommen, denn man braucht dort Menschen."

„Arbeiter — ja! bin ich dazu erzogen, das Feld zu bauen? soll Meta die Kühe melken? Kartoffeln pflanzen? nein, beym Himmel! ich liebe sie zu sehr, um sie, die Verwöhnte, Zarte dem Drucke der Armuth, dem Schmutz unwürdiger Beschäftigungen Preis zu geben. Das Leben fristen, ihr und mir, das wollt' ich zur Noth hier wie dort. Aber heißt das Liebe, wenn ich um des eigenen Vortheils ihres Besitzes willen sie erst um Ehre und Ruf, dann um alle Behaglichkeiten des Daseyns bringe, auf deren gemächlichen Genuß sich allein ein dauerhaftes Glück gründen läßt? nein, Eigennutz, Selbstsucht wäre es!"

„Hier hast du Recht, wenn auch nicht ganz, versezte Viktor nach kurzem Bedenken, und sein Ton war weicher, seine Miene sanfter wie früher: aber wenn du wirklich mein Freund bist, so wirst du ein Darlehn einer ansehnlichen Summe von mir nicht verschmähen. Du gehst nach Amerika. In zehn, zwanzig Jahren hast du fünfmal so viel erworben als der ganze Bettel beträgt. Dann bezahlst du mich, und, beruhigt es dein Gewissen, mit Zinsen bey Heller und Pfenning."

„Du bist der alte treue, edle Viktor, sagte Hilbert, nicht ohne Verwirrung. Aber — es widerspricht meinen Begriffen von Ehre, Geld von einem Freunde zu nehmen. Weiß ich doch, wie du selbst über diesen Punkt denkst."

„Nun wahrhaftig, versezte Viktor mit einiger Bitterkeit, du bist eben so gewissenhaft als Freund, wie gewissenlos als Liebhaber."

Eine lange Pause erfolgte. Endlich begann Hilbert: „Freund! ich will ganz aufrichtig seyn. Ich kann jezt nicht von hier fort, kann jezt nicht mein Verhältniß zu Meta erklären, ohne für den undankbarsten Menschen zu gelten. Meine Ehre ist dabey im Spiel. Der alte Medicinalrath, mein Freund, mein Gönner, mein Wohlthäter hofft sicherer als je, daß ich Antonien — Antonie selbst" —

Viktor sah ihn fest und durchdringend an.

„Es wird sich, muß sich lösen, fuhr Hilbert fort, aber käm' es grade jezt zur Sprache, daß ich schon so lange, ohn' ihr Wissen dieß Verständniß unterhalten, sie würden sehr — sie würden glauben, sie seyen hintergangen, betrogen."

„Du Unschuldiger!" sagte Viktor mit mißfälligem Gefühl.

„Verkenne mich nicht, Viktor, erwiederte Hilbert erröthend: Antonie ist eine eitle Närrin; sie selbst hat sich betrogen, nicht ich sie. Die kleinste meiner Aufmerksamkeiten, die gewöhnlichste Galanterie war ihr von Bedeutung — bey Gott! ich habe nichts gethan, als sie nicht gradezu aus ihrem Irrthum gerissen. Und der Vater — nun der glaubt, was er wünscht. Ich ertrüg' es nicht, vor dem Manne, den ich als Mensch wie als Gelehrten wahrhaft verehre, als Heuchler, als Betrüger zu stehn. Ich bin furchtbar verwickelt. Die Zeit wird alles sanfter lösen. Ich ziehe das Verhältniß so hin, ermüde Antonien, bis ein neuer Gegenstand mich verdrängt. Nur vor gewaltsamem Ausbruch muß ich mich hüten. Bedaure mich, Freund, verdamme mich nicht!" —

„Nun, und Meta, — du gibst sie also auf?" — „Ich vermags nicht. Sie füllt des Tags all' meine Gedanken, des Nachts meine Träume aus. Ich kann nicht leben ohne sie. O wäre nur die Entdeckung nicht — alles wär gut."

„Seltsamer Mensch! rief ungeduldig der Freund. Einmal mußt' es doch herauskommen. Jezt oder künftig."

„Mein Plan war gemacht, entgegnete Hilbert. Ich habe die besten Aussichten. Meine Verbindungen, meine Kenntnisse geben mir die Hoffnung auf ein glänzendes Ziel. Unterdessen bleibt Meta im großelterlichen Hause. Ich genieße ihres Umgangs, und unsere Liebe bleibt ein Geheimniß. Die Alten können nicht ewig leben. Sie sind beyde hochbejahrt und schwächlich. Bis zu diesem Punkte hat mich Glück und Fleiß der Geliebten um Vieles näher gebracht; der angesehene berühmte Mann ist nicht mehr wie der blöde Anfänger zu behandeln. Die Großeltern sind todt. Die entferntern Verwandten — wünschen werden sie die Verbindung nicht, aber auch nicht sich ihr entschieden widersetzen."

„Oho! rief Viktor, welch ein weitläufiger Plan! nun ist sie damit zufrieden, so laß sie sich wehren, so gut sie kann. Schleppen werden sie sie doch nicht zum Altare, und thun sie's, so kann sie noch immer nein sagen."

„Sie hat den Muth nicht, seufzte der Bedrängte. Ich kenne dieß süße, weiche, willenlose Wesen. Sie zittert vor des Großvaters Zorn, und wird bleich, wenn der Großmutter krächzende Eulenstimme lauter als gewöhnlich tönt. Sie wird gehorchen, langsam hinwelken und — sterben."

Und nun begann er von Neuem sich in stürmischen Klagen zu ergießen. Thränen strömten über sein Gesicht, und laute Seufzer erstickten seine Stimme. Viktorn ergriff es seltsam, seinen Freund so bewegt zu sehen. Er vergaß, was er in dessen Betragen mißbilligte, und hörte nur auf die Stimme seines Herzens. Könnt' ich Dir helfen! ließe sich etwas thun! rief er tausendmal — aber

alle Rathschläge hatte er bereits erschöpft, und der Klagende hatte alle verworfen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Scribe, der fruchtbarste der lebenden französischen Romantiker, hat eine so große Menge von täglich gegebenen Stücken geschrieben, daß sein Autor-Antheil von dem théâtre de Madame allein dreytausend Franken monatlich beträgt. Bedenkt man dabey, daß es Tage gibt, wo auf vier verschiedenen Bühnen Stücke von ihm gegeben werden, daß jezt die Vorstellungen seiner Oper (der Operndichter theilt in Frankreich mit dem Komponisten Ehre und Einnahme; in Deutschland weiß man das besser einzurichten; daher wir auch so berühmte Operndichter haben) la dame blanche die Zahl achtzig überschritten haben, so kann man sich eine Vorstellung von seinen Einnahmen machen *). Indessen muß man nicht glauben, daß Alles, was den Autornamen Scribe führt, auch von ihm sey. Jüngere und ältere Leute ohne Namen bringen ihre Arbeiten; was ihm gefällt, verändert und verbessert er, und bringt es unter seiner Flagge an — nnd durch. Daher manche seiner leztern Produkte etwas Fabrikmäßiges haben, worauf denn in unsern vaterländischen Uebersetzungsmanufakturen noch der deutsche handgreifliche Stempel geschlagen wird, hören wir, wie der Frondeur, ein hiesiges gelesenes Kunstblatt, sich hierüber ausdrückt: „Die Vaudevillisten theilen sich in zwey Klassen, die alten waren lustig, jovial, Epikuräer, die neuen sind ernsthafte Leute, die es nur mit dem Kassirer zu thun haben, Spekulanten u. s. w. — Sie haben „Plan-Lieferanten, Coupletmacher, Calembourjäger, die „sie Morgens beym Frühstück in ihrem Kabinet-Salon em„pfangen; sie untersuchen das Süjet, beurtheilen die Ef„fektscenen, verstärken die Intrigue, geben dem Ding ei„nen Locknamen, lassen es dann durch einen Dritten ko„piren, der die orthographischen Schnitzer ausmerzt, und „begeben sich darauf zu den Theaterdirektoren. Meistens „ist der Handel schon praenumerando geschlossen, so daß sie „monatlich drey bis vier Stücke von bestimmter Länge lie„fern müssen und von bestimmtem Wechsel der Gattung: „das Heitere folgt dem Traurigen und Pathetisches dem „Burlesken. Die Einen wollen etwas Affektation, die An„dern ein Bischen Obscönität. Die Mischkunst weiß es „so einzurichten, daß Eines das Andere mit durchgehen „läßt . . . u. s. w. — Man hat keine andere Absicht, als „da in einer Equipage herauszufahren, wo man bescheid„nerweise zu Fuß mit Kamaschen hineinging. Es ist ein „Handel wie mit Staatspapieren oder Gewürzen. Man „verkauft nach der Elle; es gibt Vaudevillehäuser, wie es „Handlungs-, Kaffee- und Spielhäuser gibt, und litera„rische Mäkler wie an der Börse. Im Fabrikhause wer„den die Stücke stückweise verfertigt, draußen sorgen andere „Arbeiter für die gute Aufnahme. Der Tempel des Apol„lons ist zu dem des Plutus und Thalias Wohnsitz eine „Wechselbank geworden."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der General-Direktor Iffland forderte Schiller zu einem Operngedicht auf, der deutsche große arme Poet wollte den Triumphzug des Bacchus schreiben, aber er forderte hundert Friedrichsd'or für seine Arbeit . . . . u. s. w.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juni.

Am Morgen des 18ten Juni sahen die Bewohner plözlich die Statue Blüchers enthüllt dastehn; sie drängten sich in Haufen herbey, und es war seit dem Einzuge der Kronprinzessin zum ersten Mal wieder bemerkbar, daß die weitläuftige Stadt auch zahlreiche Einwohner nicht entbehre. Desto erfreulicher war es, die Kommenden, Gehenden, und in weiten Kreisen Umstehenden, alle einmal von einem allgemeinen Interesse bewegt zu sehn, wenn es auch nur die Vergangenheit war, welche die leere Gegenwart zu einiger Lebendigkeit aufregte. Denn unser Stadtleben ist so unlebendig und trocken, daß die Durstenden sich am fernen Quell des Auslandes und fremder Verhältnisse erlaben müssen, wenn sie sich nicht gewöhnen können an den Theaterquellen diesseits und jenseits der Spree ihren ganzen Durst zu löschen. — Nur selten vermögen Begebenheiten, einheimische oder fremde bey uns allgemeines Interesse zu erwecken. Endlich sind aber die lauten Töne des Griechenkrieges auch zu uns mitleiderregend herübergeklungen, und es wird durch Privatvereine für griechische Wittwen und Waisen, für Kranke und Verwundete thätig gesammelt; wir haben Konzerte zur Unterstützung der griechischen Hülfsbedürftigkeit geben hören, und es ward dem Ritter Spontini erlaubt seine Festoper „Nurmahal" als Benefizvorstellung zum Besten der nothleidenden Griechen im königlichen Opernhause am 16ten aufführen zu lassen. Diese Vorstellung war für die wahren Kunstfreunde eines der liebsten Feste, indem Mad. Milder, diese ächtgeborene Königin des deutschen Gesanges, nach langer Krankheit zum ersten Male wieder als „Namuna" auftrat. Der rauschendste Jubel empfing sie, und es wurden ihr weder Blumen noch Gedichte gestreut, weil ihr, der Gluckischen Priesterin, Blumen nicht ziemen, und sie nur Kunstverehrer hat, die seit lange schon um ihre Schläfe den immerfrischen Lorbeer sehen, und ihr das Alltägliche nicht wiederholen wollten. Mit gleich rauschendem Beyfall ward sie nach einigen Tagen als Oberpriesterin in der „Vestalin" begrüßt, und gewährte, obgleich noch nicht ganz wieder hergestellt, dennoch den gewohnten und langentbehrten Genuß. Das Gold ihrer reinen, vollen Metallstimme hat an Klang nicht verloren, und von seiner Gediegenheit nichts eingebüßt; es vermag zwar nicht in Quecksilberperlen zu zerstieben, aber fließt in zusammenhängendem Strome, leicht schmelzbar, doch in sich selbst immer fest, klingend dahin. Die Oberpriesterin ist eine der erfreulichsten Gestalten in den Spontinischen Opern. In diesen Tönen herrscht zwar auch einer der Grundklänge der Spontinischen Musik, nämlich der harte Ton strenger, mäßigen Ge-

setze, welche die Aufgebung der liebsten, innigsten Wünsche fordern, aber sie ist nicht nur diese melodielose Härte des Oberpriesters, dieses nur harmonische kalte, befehlende Recitativ, sondern sie neigt sich ebensosehr zu Julia hin, und so zieht sich durch die Töne ihrer Strenge auch der milde Klang eines klagenden Mitleidens, das jener Strenge nichts von ihrer Würde entzieht, aber ihre männliche starre Kälte zweiblich erwärmt. — Mad. Schulz ist als Julia in einigen Scenen ganz unübertrefflich. Julia nämlich ist den Forderungen jener kalten, strengen, befehlenden, fordernden Mächte gegenüber der Schmerz vergeblich unterdrückter Wünsche, die sich still und klagend, aber gewaltsam Luft machen, und an das Licht des Tages, wenn es ihnen auch Tod bringen sollte, hervorbrechen. Den Ton dieser zurückgezwängten, aber dennoch sich aussprechenden Leidenschaft, dieses innersten, geheimsten, gewaltsamsten Leidens, das die befehlenden Gesetze anerkennt, und ihnen dennoch widerstreben muß, den Ton dieses schmerzvollsten Kampfes weiß Mad. Schulz meisterhaft zu treffen. Denn um ihn hervorzubringen, muß sie die Gewalt ihrer eigenen machtvollen Stimme gleichfalls zurückdrängen, ihre Stimme hat denselben Kampf zu bestehn, den sie erklingen lassen soll, und dadurch eben wird der Klang dieses Streites so meisterhaft und ergreifend. Wie die Gewalt der Leidenschaft bricht auch plötzlich die natürliche Gewalt der Stimme hindurch, während diese gewaltsam zurückgedrängte Kraft auf's Rührendste das unterdrückte Leiden malt. Auch Amalzily und Olimpia sind solche Gestalten, obgleich hier schon die Leidenschaft und ihr Schmerz wie ihre Freude lauter und offener ertönen. Weniger kann deßhalb Mad. Schulz als Zelia in Nurmahal gefallen, wo dieß Leiden ganz verklungen ist; und auch als Jessonda in der Spohrschen Oper vermag sie nicht hinzureißen, weil dort der Schmerz weder unterdrückt noch von gewaltsamer Leidenschaftlichkeit, sondern nur von siecher Schwächlichkeit ist, bis zu welcher die Lebenskraft dieser machtvollen Stimme nicht zu ermatten vermag, so daß ihr nichts anderes übrig bleibt, als sich, so viel sie es kann, zu versüßlichen. — Der Licinius ist die am wenigsten dankbare Tenorpartbie der Spontinischen Opern. Denn was den Cortez auszeichnet, dieser Heldenklang der kraftvollsten Tapferkeit, die schon die gleiche Gewalt jener strengen Schicksalsharmonien errungen hat, diese Macht des Widerstrebens belebt die Töne des Licinius noch nicht. Licinius ist als Mann, was Julie als Weib ist; er lehnt sich wohl schon tapfer gegen die Kraft des Gesetzes auf, welches sich seinen Wünschen entgegensezt, und das Duett, im ersten Akt mit Alma: „Steht solch ein Freund beschützend mir zur Seite,“ hat wohl den Klang höchsten Muthes, aber es ist nur erst der Muth einer gegen Unterdrückung ankämpfenden Tapferkeit, und der Schmerz dieser Unterdrückung tönt ebenso mächtig hindurch, weil das verbietende Gesetz hier zugleich noch als gültig anerkannt ist. Nur die wenigen Töne des Duetts mit Julia im zweyten Akt; „Vor Vesta's heiligem Thron empfange Herz und Hand!“ die sich am Schlusse des dritten Aktes wiederholen und dort als bewährter Sieg erklingen, sind von solchem schmerzlosen Muthe, daß sie dieselbe Kraft als die des Cortez haben. Denn die Kraft des Cortez ist schon mächtiger als die ihm gegenüberstehende Gefahr, die Töne des Oberpriesters und der Chöre vermögen daher ohne innere Gewalt hier nur zu betäuben und zu überraschen. Anders ist es mit dem Oberpriester in der Vestalin. Seine Recitative haben noch alle melodielose Kraft eines gerechten Gebotes göttlicher und menschlicher Gesetze, wenn sie auch den Wünschen des Herzens widerstreben, was hier ihre Stellung ist, dadurch ist alles, was der Oberpriester im zweyten Akt gegen Julia, und im dritten gegen Licinius sagt, so mächtig und eindringlich, und nur dadurch können die Wünsche Julia's so unterdrückt und so gewaltsam zurückgedrängt erscheinen. Herr Wild, der Gast, sang und spielte den Licinius mit gewohnter Virtuosität, Herrn Sieber macht die für seine Stimme unbequeme Partbie immer heiser. Herr Devrient trug den treuen muthigen Alma deutlich und mit anzuerkennendem Fleiß vor. Der Muth dieses kraftvollen, schmerzlosen Freundes, so wie der Muth der Liebenden in dem oben erwähnten Duett geben die Grundzüge für den allgemeinen Charakter der Cortez.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. im Juni.

(Beschluß.)

Fr. Willmanns ist, ungeachtet des lithographirten Nachdrucks seines Panorama's vom Rheinlauf in sieben aneinanderhängenden Blättern von Delkeskamp, mit einer zweyten Auflage dieser wirklich reizenden Kärtchen beschäftigt, und es ist erfreulich, daß hier der gute Sinn des Publikums einem Verleger ein so theures Unternehmen gegen räuberische Eingriffe gesichert hat, und zugleich dem fleißigen Zeichner und Kupferstecher der gebührende Lohn und Ruhm zu Theil wird.

Die bey Sauerländer erscheinende Gesammtausgabe von Uebersetzungen der Amerikaner Irving und Cooper hat einen guten Fortgang — denn schon sind die zwey ersten Bändchen von Irvings Skizzenbuch und von Coopers Spion vergriffen. Das dritte Bändchen von beyden hat an sorgfältiger Ausarbeitung und an Eleganz des Styls noch gewonnen, und die Uebersetzung ist auch, hinsichtlich der poetischen Einleitungsverse, der Kapitel, so wie der eingestreuten Gedichte, in gewandten Händen.

Der Maler Peroux hat eine Suite von Porträts verdienter Frankfurter unternommen, welche er in Paris lithographiren läßt; der Direktor des Cäcilienvereins, Schelble, ist das erste, wohlgelungene Porträt.

Von drey belletristischen Blättern, welche hier geschrieben werden, halten sich zwey fortwährend in gebildetem Geschmack und demzufolge in der Achtung des Publikums; es sind die von H. Willmanns übernommenen Unterhaltungsblätter für gebildete Stände, denen nur ein Reiz, die Besprechung des Theaters, abgeht, damit aber auch eine Plage, wie die besonnene Redaktion wohl vorausgesehen haben mag — und die Iris des Herrn Wenner, welche sich in naturhistorischer Hinsicht als Organ der Frankfurter naturforschenden Gesellschaft schon einen vorzüglichen Ruf erworben hat. Die Iris bestrebt sich auch in ihrem eigentlichen Felde, der schönen Literatur, hinter andern Blättern nicht zurückzubleiben, und mit jener edlen Mäßigung und gebildeten Auswahl aufzutreten, welche dem Schwall der Gemeinheit und Trivialität, womit andere Blätter sich ein Publikum machen (wir besitzen ein solches, das in allen Bierhäusern und ach! sogar auf dem Lande als üppiges Unkraut wuchert), entgegenarbeitet. Das Blatt steht jezt unter der Leitung eines geistreichen Weimaraners, mit Goethe befreundet, selbst mit poetischem Talent, gründlicher Gelehrsamkeit und feinem Witz begabt.

Der neue Kai am Main, welcher die Brücke mit den unteren Mainstraßen auf eine Weise verbindet, wodurch der Verkehr sehr erleichtert wird, ist schon längere Zeit für die Fußgänger geöffnet. Seine Vollendung mit dem neuen Zwischenthor, und für Fuhrwerke erhält er erst in dem nächsten Monat. Die Arbeit ist sehr solid, einfach und gefällig. Die vier Bogenwölbungen, welche den Kai tragen, sind im Innern zu einem geräumigen Winterhalt der Fahrzeuge der in der Nähe wohnenden Fischer bestimmt.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. August 1826.

Zwar soll und kann wahre und redliche Freundschaft keinen Argwohn nähren, doch ist die Ehre eines Ehemanns so empfindlich, daß es scheint, selbst Brüder könnten sie beleidigen.

Cervantes.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Nach Mitternacht trennten sie sich endlich. Viktor warf sich auf das Bett; aber er konnte nicht schlafen. Er verglich den kecken, übermüthigen Jüngling, den er in Heidelberg verlassen, mit dem fügsamen, muth- und rathlosen Mann, den er wiedergefunden. Während zunehmendes Alter und erweiterte Lebenserfahrung seinem eigenen, empfänglichen, weichen, rasch auflodernden Gemüthe Mäßigung, Haltung und Festigkeit verliehen, hatten sie den Sinn des Freundes gebeugt, seinen Stolz geschmeidigt, und an den Ecken und Klippen des Lebens war ihm die freudige Kraft zum Handeln wie zum Dulden zerschellt. Armer Hilbert! sagte er gerührt, und vor seiner Seele stand lebhaft das Bild seines nahen Todes in den Wellen des Rheines, und die Gestalt des rettenden Freundes. Ein Gefühl drängte das andere in seiner mächtig aufgeregten Brust; ein Gedanke fuhr ihm wie ein Lichtstrahl plötzlich durch den Kopf, und, ohne lange zu prüfen, war sein großmüthiger Entschluß gefaßt.

Den andern Morgen war Hilbert kaum aufgestanden, als Viktor schon zu ihm eintrat. „Nun, sagte er, hast du etwas ausgesonnen?“

Hilberts Blässe, sein verstörtes Ansehen antworteten für ihn. „Es ist vorbey, rief er schmerzlich; ich bin verloren.“

„Freund! versezte Viktor schnell und freudig, ich weiß ein Mittel: ich will sie heirathen.“

„Es ist keine Zeit zum Scherzen,“ entgegnete Hilbert finster.

„Es ist auch kein Scherz. Höre mich! Heirathen soll sie durchaus; nun, ich werde ihr Gemahl, d. h. ich leih' ihr meinen Namen, du aber bleibst ihr Geliebter und wahrhafter Gatte. Nun?“ —

„Du schwärmst, Viktor!“

„Nicht doch; vernimm meinen Plan! ich mache in des Domherrn Hause Besuch. Man ladet mich ein und ich sehe das Mädchen. Zweymal höchstens, dann werb' ich um sie. Da sie einmal heirathen soll, so darf ich ohne Eitelkeit voraussetzen, daß man mich annimmt. Mein Adel ist fleckenlos, und mein Vermögen wenigstens nicht geringer als das jenes alten, erbärmlichen Wüstlings, der, wie du sagst, ja noch des Großvaters Wort nicht hat. Du schreibst unterdessen deiner Meta: sie solle Vertrauen zu mir fassen und getrost einwilligen; so und so ständen die Sachen. Ich dringe nun auf baldige Hochzeit. Vier Wochen leb' ich, des Anstandes wegen, an ihrer Seite. Feste, Gesellschaften, des neuen Paares wegen angestellt, verschlingen diese Zeit; allein bin ich höchstens Stunden lang mit ihr; du aber hast mein Ehrenwort, daß ich nur deine Gattin, dein Eigenthum in ihr sehe. Dann ruft plötzlich ein Geschäft mich in die Ferne. Ich verreise — meine Abwesenheit dehnt sich zu Monden, zu einem halben Jahre aus. Endlich kommt ein Brief an, von dem wankelmü-

thigen Gatten. Die Fesseln drücken ihn. Er verlangt Scheidung. Meta's Ehre bleibt ungekränkt: ich selbst nehme alle Schuld auf mich. Zur billigen Schadloshaltung setze ich der wider Willen und Wunsch Geschiedenen ein Ansehnliches aus. Hast du erst Brod für dich und sie, so verabreden wir weiter, wie's damit werden soll. Du magst es meinerhalben als ein Darlehn betrachten. Und es wird dieß kaum nöthig seyn; denn Meta ist reich und ihre Vermählung macht sie mündig. Geschieden ist sie Herrin ihrer Hand. Drey Vierteljahr Geduld, und du bist glücklich."

Hilbert stand in freudiger Bestürzung da.

„Nun, fuhr jener fort: sagst du nichts? kommt Zeit, kommt Rath! unterdessen fahren die Alten vielleicht ab, oder sind sie so gefällig nicht — nun, das Hauptband, das der Anhängigkeit Meta's, ist bereits von meinem kecken Muthe zerrissen, und so viel Herz werdet ihr am Ende doch Beyde haben, ihnen in einem höflichen Billet eine Heirathsannonce zu machen? auf jeden Fall ist Meta für jezt dir gerettet."

Der Freund lag an seinem Halse.

„Bruder, rief er innigst bewegt: Gott lohne dir deine Großmuth, deine Freundschaft! aber bedenke wohl, was du thust. Es sind doch immer Ketten, die du dir anlegst, wenn auch nur auf Monden. Gesezt, du würdest früher selbst geneigt, ein Herzensband zu knüpfen." — —

„Dann laß ich mich desto eher scheiden, erwiederte Viktor lachend. Fürchte übrigens nichts. Ich bin nicht so entzündbar! Der geschiedene Ehemann wird wahrscheinlich die wieder gewonnene Freyheit nie benutzen. Das Lebenslängliche eines solchen Verhältnisses eckelt mich an, und zweymal kann man sich doch anständiger Weise nicht scheiden lassen. Zwar heg' ich selbst ganz vernünftige Ansichten, aber erstens bin ich so ein Stück von einem bon homme; meine verwünschte Ehrlichkeit ist mir überall im Wege; und zweytens würd' ich es nicht gut ertragen, wenn meine Frau eben so liberal und v e r n ü n f t i g dächte. Aber jezt — an's Werk! in ein Paar Tagen ist hoffentlich Alles abgemacht. Dann magst du Meta unterrichten. Leb wohl! ich eile jezt einige alte Bekannte wieder zu sehen. Noch heute muß ich mich dem Domherrn vorstellen lassen."

Unter tausend Danksagungen und Segenswünschen entließ ihn Hilbert. Aber seine Brust war beklemmt, und trüben Blickes sah er dem Freunde nach, der diesem Abenteuer, wie jedem, mit frohem Muthe und dem besten Willen entgegen ging.

An einem Vorwande, sich, ohne zudringlich zu scheinen, in des Domherrn Hause einzuführen, konnte es dem reichen und liebenswürdigen Ankömmling nicht fehlen. Als ein Stadtkind war er überdem mit dem halben Adel des Ortes verwandt; wie leicht ließ sich auch ein gewisser Zusammenhang zwischen seinem Stammbaume und dem von Meta's Familie auffinden! Der Domherr nahm den neuen Vetter mit gutmüthiger Höflichkeit auf, kam auf Viktors Eltern und die guten alten Zeiten zu sprechen, und die musterhafte Geduld, mit welcher der lebhafte Jüngling ihm zuhörte, ließ ihn sehr vortheilhafte Schlüsse auf seinen Verstand und Charakter machen.

Als endlich die Hausfrau erschien, einen trägen dicken Mops auf den Armen, fand Viktor das Thier allerliebst, hatte bonbons für dasselbe in der Tasche, und gestand, sie eigen für ihn gekauft zu haben, da er, den heutigen Besuch im Sinn, ihn gestern beym Vorbeygehen im Fenster hätte sitzen sehen. Die Dame war gerührt von des jungen Mannes Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit. Während sie nun, sich in Lobeserhebungen ergießend, ihm des Mopses Eigenschaften entwickelte, und der Gemahl sie nicht zu unterbrechen wagte, kam diesem der Gedanke, daß Viktor wohl eine passendere Parthie für das arme Ding, die Meta, sey, wie der alte zahnlose Domdechant. Diesen Betrachtungen zufolge wollte er gerade den Fremden bitten, heute Mittag mit ihnen fürlieb zu nehmen, als seine Gemahlin eben ihre Einladung für den folgenden Tag vortrug. Viktor nahm sie an, empfahl sich und eilte zu seinem Freunde.

Er fand dessen Thüre verschlossen. Während er noch pochte und am Schlosse drehte, kam ein junges, sehr modisch gekleidetes Frauenzimmer die Treppe herauf, und schien sich nach dem obern Stockwerk begeben zu wollen. Hut und Shawl bezeugten, daß sie ausgewesen war. Im Vorübergehen blickten ein Paar schöne Augen den grüßenden Viktor forschend an. Sie ging mit Anmuth einige Schritte weiter; dann blieb sie stehen und sagte, den Kopf halb zurück wendend:

„Sie finden den Doktor Hilbert oben bey uns."

„Wenn ich nicht fürchtete, ihn so angenehmer Gesellschaft zu entziehen, versezte Viktor höflich, so würde ich ihn rufen lassen."

„Irr' ich nicht, erwiederte die Dame, die jener leicht für Antonien erkannte, lächelnd, so sind Sie der neuangekommene, angebetete Freund unsers Hausgenossen?"

„Neu angekommen bin ich, antwortete er leicht, aber unter lezterer Bezeichnung erkenne ich mein Verhältniß zu Freund Hilbert nicht wieder."

„Nun, sagte Antonie freundlich, sind Sie nur der, den ich meyne, so darf ich es schon wagen, selbst Ihre Führerin zu seyn. Sie finden meinen Vater in gelehrten Debatten mit Ihrem Freund. Sie waren es, die mich aus dem Hause trieben, aber kaum darf ich hoffen, sie schon beendigt zu sehen. Ich werde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Ihr Eintritt die trockne Verhandlung unterbricht."

Mit diesen Worten flog sie leichtfüßig die Treppe hinauf. Viktor sah sich gedrungen, ihr zu folgen. Er war etwas verwundert über das zuvorkommende Betragen der

Schönen, doch war er, bey aller Bescheidenheit, doch zu sehr Mann, um es nicht damit zu entschuldigen, daß es seiner eignen Person galt.

„Was bring' ich Ihnen mit? rief Antonie neckend Hilbert zu: Sie wären der undankbarste Mensch unter der Sonne, wenn Sie die Großmuth nicht anerkennten, mit welcher ich selbst den Gegenstand herbeyführe, der, all Ihre Empfindungen in Anspruch nehmend, uns andere Freunde in Schatten und Dunkel stellt.“

Hilbert erwiederte die Galanterie nicht, welche die Schöne wahrscheinlich erwartete. Viktors unvorhergesehene Erscheinung machte ihn bestürzt. Er scheute des Freundes redliches Auge und behauptete mit einiger Aengstlichkeit seine zweydeutige Stellung. Antonie unterbrach das ernstere Gespräch, welches sich bald zwischen dem würdigen Hausherrn und dem vielgeliebten jungen Fremdling entspann, durch eine Aufforderung, zu Tische zu gehen, und so sah sich Viktor in diesem Familienkreise eingeführt, ehe er es selbst wollte und ahnete. Die Unterhaltung rollte schnell und leicht dahin; der Medizinalrath ward munter beym Glase Wein, Antonie war lebhaft und gesprächig, Viktor gewandt und geistreich, Hilbert sammelte sich, so gut er konnte; so ging der Mittag rasch vorüber. Viktorn entging indessen die Spannung des Freundes nicht. Er nahm eine Gelegenheit wahr, das Gespräch auf den Domherrn zu lenken, und sagte gleichgültig: „Ich werde morgen dort speisen.“

„So bereiten Sie sich nur auf einen recht langweiligen Mittag vor,“ sagte Antonie.

„Was sprichst du! fiel der Vater ein, der Anblick der schönen Meta ist wohl ein Paar Stunden langer Weile werth.“

Antonie warf den rothen Mund etwas auf. „Darüber sind die Stimmen verschieden, meynte sie. Ich für meine Person bin zwar ganz entzückt, wenn ich sie nur sehe, aber allgemein wird sie doch nicht schön gefunden. Zu mager find' ich sie selbst, und Sie zum Beyspiel, Hilbert, sagten Sie nicht noch neulich, es wäre eine fade Blondine?“

„Sie gilt für ein wenig zu blond,“ erwiederte der Gefragte.

Antonie steckte sich eine herabgefallene Locke ihres schwarzen Haares zurecht. „Es ist wahr, sagte sie, indem sie die großen dunklen Augen weit aufschlug: Geist spricht wenigstens nicht aus ihrem schönen Gesichte. Aber wo sollte der auch in ihre Augen kommen? mit dem Ansehen muß man sich genügen lassen. Nie habe ich eine langweiligere einsylbigere Person gekannt. Indessen soll sie doch nicht gerade sehr einfältig seyn, aber leider ein wenig schläfrig. Ohne alle Lebhaftigkeit! in der Gesellschaft solcher Großeltern freylich, fügte sie lachend hinzu, und eines solchen Mopses muß auch wohl jede angeborne Fähigkeit zu Grunde gehen.“

„Ist das Fräulein dort erzogen?“ fragte Viktor.

„Nein, berichtete Antonie, in einer Pensionsanstalt in der Nachbarschaft, deren Vorsteherin die lächerlichste, pedantischste Närrin war, die ich je gesehen. Hoch in den vierzigen, aber noch so sentimental, daß sie die ihr anvertrauten Pflänzchen täglich mit Thränen begoß. Ich habe einmal, als ich, zufällig auf einer Reise begriffen, in ihrem Dorfe ein Rad brach, einen halben Tag lang bey ihr zubringen müssen, aber ich bin fast gestorben vor langer Weile.“

Der Medizinalrath meynte, Meta sey vielleicht nur blöde, übrigens brauchten die Mädchen keinen Verstand zu haben. Wenn sie das Herz am rechten Fleck hätten, und besonders, wenn sie hübsch wären, so sey es genug. Antonie, welche sich sehr viel Geist zutraute, ward ernstlich böse und rief den fremden Gast zum Schiedsrichter auf. Natürlich fiel Viktors Urtheil ganz zu ihren Gunsten aus; dabey war es ihm lieb, daß ein Gespräch, welches seinem Freunde nicht anders als peinlich seyn konnte, eine allgemeine Wendung nahm. Nach dem Kaffee mußten die beyden Herren Krankenbesuche machen, und Viktor empfahl sich, nachdem er vom Hausherrn freundlich zur Wiederholung seiner Besuche aufgefordert war. Antonie fragte ihn noch, ob er musikalisch sey, und ob er sie nicht zuweilen mit der Violine begleiten wolle? auch, ob er gern tanze, und ob er die hiesigen Bälle besuchen werde. Dann fügte sie auch hinzu, daß sie den Tanz leidenschaftlich, besonders aber den Cotillon liebe. —

Viktor wußte nicht recht, ob sie durch ihr zuvorkommendes Betragen bloß bezwecke, den träumerischen Hilbert zu strafen und eifersüchtig zu machen; oder ob sie es im Ernste darauf angelegt habe, ihn einzunehmen. Auf jeden Fall aber verließ er sie mit keiner unvortheilhaften Meynung, war es nun, daß sie als eine Getäuschte sein Mitleid, oder durch ihre schmeichelnde Freundlichkeit seine Eitelkeit rege gemacht hatte. Er bedauerte zugleich seinen Freund, der, mit befangnem Herzen, in die Netze seiner schönen Wirthin gefallen sey. Denn seine Liebe zu Hilbert wollte gern das für geschmeichelte Eigenliebe halten, was kalte Berechnung war. So hinterging er sich selbst, da ein schärfrer und unbefangenerer Blick ihn leicht hätte überzeugen können, Antonie sey mehr gefallsüchtig als kokett, mehr unzart und eitel, als listig und absichtlich. Ueberhaupt irren die Männer leicht, wenn sie da künstlich gelegte Schlingen vermuthen, wo gerade die so ungeschminkte, wie unveredelte, rohe Natur des Weibes durchbricht.

Pläne, Berechnungen, schlaue Vorsätze, gelte es nun einen Liebhaber, oder einen Mann, gehören meist nur den Aeltern des Geschlechts an. Einige Triumphe ihrer kleinen Eitelkeit zu erleben, Königin der Bälle zu seyn, angenehm mit Huldigungen und Galanterien unterhalten zu werden, den Neid der Gespielinnen zu erwecken —

dieses Glück befriedigt die ehrgeizigsten Wünsche der Jüngern. Antonie aber war noch nicht über die Zwanzig hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juni.

(Fortsetzung.)

Macht nun aber der unversöhnliche Kampf jener unerbittlichen Strenge mit den Wünschen des Herzens, und das Leiden und der ankämpfende Schmerz dieser Unterdrückung den Inhalt all dieser Töne aus, und ist das Mitleiden der Oberpriesterin und der Vestalinnen die einzige schwache Verbindung beyder Seiten, so wird ihre kampflose Vereinigung das plözliche Werk eines unmusikalischen Deus ex machina, und der heitere Schlußchor tritt so plözlich, so unvermittelt und unerwartet ein, wie der Bliz, der den Schleyer Julia's und das Feuer der Vesta anzündet; er steht mit allen übrigen Tönen der Oper in solchem Widerspruche, daß erst dadurch recht grell der Inhalt des Kampfes und Widerstreites hervortritt.

Auf dem schlechthin entgegengesezten Gebiet stehen wir in Nurmahal. Denn hier wird gerade der Klang der Freude und des Friedens, der pomphaftesten Festlichkeit der Grundton des Ganzen, alle frühere Gewalt des Kampfes ist jezt auf den Ausdruck dieser Friedensherrlichkeit verwandt, und die frühere innerliche Tiefe des Schmerzes wird zur äußerlichen Breite eines festlichen Jubels. Dieser Jubel vermag aber seine Herkunft nicht zu verläugnen, er scheint sich oft gewaltsam jenen Tönen des lautesten Kampfes in Olympia und Cortez zu entringen, bis er sich dann bis zur lezten betäubendsten und maßlosesten Ausgelassenheit hinaufsteigert. Auf diesem Boden sehen wir den ganzen früheren Inhalt, aber in veränderter Gestalt auftreten. Die Gewalt und Wahrheit des Kampfes ist verklungen, der ganze Widerstreit ist nur scheinbar. Die Liebenden sind vereinigt, und meynen sich nur untreu. Dadurch sinkt die sonst so wichtige Gestalt des Oberpriesters zu gänzlicher Machtlosigkeit herab; auch der Kampf widerstrebender Tapferkeit, hier der Vater Nurmahals, Akar, wird untergeordnet, und nur rauschend ohne innere Kraft; das Geheimniß des unterdrückten Schmerzes wird offenbar, und drückt sich in rücksichtloser Klage aus, da ihm nichts entgegensteht, und er nur mit scheinbarem Unglück zu kämpfen hat; die Tapferkeit des Liebenden ist hin, und er hat entweder zu klagen oder gibt Anlaß zu schmerzlicher Klage; geheim und unterdrückt sind nur die Gestalten, welche den scheinbaren Kampf und Streit hervorbringen, Celia und ihr Bruder Bahar. Die wichtigste Gestalt aber wird die, welche diesen Kampf löst, die Zauberin Namuna. Das Mitleiden der Oberpriesterin in der Vestalinn ist jezt die zaubernde Macht, welche allen Widerstreit endet, sie hat dieselbe Würde und Kraft, doch ohne Strenge, sondern voll melodievoller Lieblichkeit. Und wenn Nurmahal bisher im tiefsten lautesten Schmerz verkannter Zärtlichkeit geweint hatte, so werden die Töne ihrer treuen Innigkeit die Besiegerinnen alles scheinbaren Zwiespalts. Der Streit und Kampf kann überhaupt auf diesem Boden des Friedenpompes nicht zu wahrer Gestaltung kommen, die Klänge des Jubels ersticken und übertäuben ihn, denn dieser geräuschvolle, gehaltlosere Taumel eines erkünstelten festlichen Gepränges ist der eigentliche Inhalt der neuesten Spontinischen Musik, nach den reinen tiefen Klängen seines ersten Kampfes in der Vestalinn, und des rauschenderen, tobenderen Widerstreites in den folgenden Opern.

Es war zu vermuthen, daß Mad. Milder nach ihrer Genesung nicht lange das Vergnügen, in einer Gluck'schen Oper aufzutreten, versagen würde, und durch welche Oper hätte sie genügender dieser Freude genießen und dem Publikum einen besseren Genuß verschaffen können als durch die Iphigenia in Tauris, zumal da Herr Wild als Orest von uns scheiden wollte, und Herr Stümer so eben von einer Kunstreise heimgekehrt war, um als Pylades den gewohnten Beyfall einzuärnten. Durch die Bemühungen dieses Künstlerkleeblatts hätte die Aufführung zu einer der gediegensten gehören können, wenn nicht das Orchester bey der Schläfrigkeit und Machtlosigkeit seines königlichen Dirigenten in eine feudalistische Vasallenherrschaft gerathen wäre, welche es nicht immer genau mit den Sängern zusammenstimmen, sondern dem Feuer derselben bisweilen langsamer und gemächlicher nachfolgen ließ. Es ist nichts seltsamer als ein Dirigent, der selber dirigirt wird, und Takt schlägt, wie die erste Violine spielt, oder wie der Chor singt. Er sieht aus wie ein Reiter, der gern zum Thor hinausmöchte, aber fein sachte in der Stadt bleibt, weil es seinem Schimmel drinnen besser gefällt. So blieb denn im ersten Akte vieles zu wünschen übrig; Herr Blume Thoas zeigte sich auch im Gesange, außer seinem Tigerfell und schwarzem Barte, als Barbar, und sang den Scythen etwas zu natürlich scythisch. Der Abstich gegen die reinen Töne der griechischen Priesterin wurde zu grell, obgleich dieser Abstich der Hauptinhalt dieses Aktes ist. Denn Iphigenie, dieser sittliche Geist der Familie, der kindlichen, der schwesterlichen Liebe ist hier auf den Boden der Wildheit und Grausamkeit versezt, deren nächtliche Töne den hellen Tag jenes lichten Geistes gebären sollen. So ist das Erste, was uns entgegentönt, die Wildheit und der Schrecken der Natur mit dem rauschenden Durcheinanderrollen ihrer tobenden Klänge; nur leise klingt der klagende Chor der Priesterinnen hindurch, immer in stiller gemessener, großartiger Klage. Denn diese Ruhe und Hoheit des Schmerzes bey aller sittlichen Innigkeit ist ein Hauptzug in Iphigeniens musikalischem Charakter. Was sie zunächst zu durchdulden hat, ist der Schmerz über die verlorene Heimath und über die wilde Barbarey, in welche sie hineingerathen; der fernere Schmerz ist die Ahnung des Verlustes all ihrer Lieben, welche durch Schuld in's Grab sinken, und deren Bild sie uns im ersten Recitative, das ihren Traum erzählt, vorführt. Dann folgt die neue Klage der Priesterinnen, still, ernst, einfach, ohne bis zu tiefstem Schmerze fortzugehen, eine allgemeine Trauer Heimathloser, Verlassener, die sich nur in der lebendigen Gegenwart des Familiengeistes heimisch fühlen, und wo seine Geseze nicht herrschen, nur den großartigen Verlust großartig und schmerzlich, ohne je zu jammern, beklagen können. — Denn das ist eben der große Unterschied Glucks von den jezigen Komponisten, daß er zwar klagt, und den höchsten und tiefsten Schmerz schildert, doch ohne je zur Kläglichkeit und modernem Jammer fortzugehen. Und dieß kommt daher, daß er für seine Gestalten noch den vollen Inhalt sittlicher Mächte hat, so daß nur die Klage und der Schmerz dieser Mächte erklingt, die es nicht zu dem winselnden Jammer reiner inhaltloser Persönlichkeit kommen lassen, wie er uns wohl in Jessonda ermattend entgegenweint. Dadurch fehlt aber auch der Gluck'schen Musik die lezte Spize der Innerlichkeit und tiefsten eigensten Innigkeit, die nur da erst eintritt, wo nicht jene Mächte, wenn zwar individuell genug, sich darstellen, sondern der innern, eigenen Persönlichkeit ein größeres Recht im musikalischen Ausdruck zugestanden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 11. August 1826.

Des Wilden Herz ist grausam.

Herder.

Einiges über die Turkomanen.

(Aus Fraser's Reise in Khorasan.)

Die Hauptstämme der Turkomanen, von welchen der Verfasser einige Nachricht gesammelt, sind die Goklans, die Jamuts und die Tukehs. Sie wohnen hinter dem Elbruzgebirge am kaspischen Meere und in der Steppe Khaurezm oder Chiwa, aus welchen Wildnissen sie hervorbrechen, Dörfer und Karavanen überfallen, rauben, brennen, morden, und die Alten und Schwachen, Junge und Gesunde, in die Gefangenschaft schleppen, und so die Gegenden umher verwüsten und zur Wildniß umwandeln, die ohne sie reich und blühend seyn würden. Das menschliche Leben hat keinen Werth in ihrem blutdürstigen Gemüthe, und ein Wort, ein kleines Versehen ist genug für einen Turkomanen, um nicht nur einen Fremden, sondern sogar Weib, Kind oder Diener zu ermorden. Uebrigens gibt es noch andere Stämme, welche in dem wilden Gebirgsland Hazarah und Balai Murghab, östlich von Musched bis nach Balkh hinauf wohnen; weiterhin an den Ufern des Oxus der Aersaniestamm, den man auf 40,000 Familien schätzt, und noch weiter an demselben Flusse hinauf die Sullur Ghazun, oder Salera- und Suhawabstämme, welche noch weit zahlreicher sind und sich mit ihren vielfältigen Unterabtheilungen, oder Tiers (eigentlich Pfeile) über die ganze Landschaft von Mawer-a-ul-nehr (d. h. jenseits des Stromes Oxus, worin Buchara, Kokan u. s. w. begriffen sind) bis nach Kathai erstrecken.

Der Tukehstamm wird auf 40,000 Familien geschätzt. Sie wandern vorzüglich in der Wüste von Chiwa, dessen Chan sie sich gewissermaßen unterwürfig bekennen, dem sie sich aber auch oft in Gemeinschaft mit den Kurden widersezt haben. Es ist ein grausames treuloses Geschlecht, und nur die Furcht vor der Uebermacht des Herrschers von Chiwa, Mohamed Rahiem Chan, verhindert sie, die Karavanen von Chiwa und Buchara zu plündern, oder in sein Gebiet einzufallen.

Der Goklanstamm war einst eben so mächtig, hat aber durch eine Reihe von Angriffen von Seiten der Perser, Chiwaer und der ihnen feindseligen Tukehs so sehr gelitten, daß sie, im politischen Sinn, fast kein Daseyn mehr haben. Seit einigen Jahren haben sie sich unter die Hoheit der Perser geflüchtet, und nun hat sie der Chan von Chiwa für Ketzer erklärt (die Perser und Chiwaer sind bekanntlich von verschiedenen Sekten) und ängstigt sie in Gemeinschaft mit den Tukehs und Jamuts auf's Aeußerste, und diese leztern fangen so viele von ihnen, als sie können, und verkaufen sie nach Chiwa. Sie nomadisiren zwischen den Flüssen Chunder und Kurmulu, und vom Fuße des Gebirges bis über den Attruk, wagen sich aber nicht in die Sandwüste.

Der Jamutstamm erkennt zum Theil die Herrschaft von Chiwa, zum Theil die Herrschaft von Persien; jener wandert von der Bucht Balkan längs dem Meere bis nach Chiwa, und der andere in der Nähe von Astrabad, vom Kurmulu bis zum Meere, und nördlich bis über den At-

trak. Beyde Stämme pflegen im Frühling den Fuß des Gebirges mit Getreide zu besäen, und nachdem sie es ausgedroschen, mit ihren Heerden nach Norden zuziehen, um den verpesteten Ausdünstungen zu entgehen, die sich im Sommer von den Sümpfen und Wäldern der dortigen Gegend erheben. Derjenige Theil des Stammes, welcher Persien unterthan, wird auf 15,000 Familien, und der Chiwa'sche auf 10,000 geschätzt. Beyde sind in Feindschaft mit den andern Stämmen, und ihre Unterwürfigkeit gegen ihre Oberherrn ist nicht viel mehr als der Name der Sache.

Die Sitten und Gebräuche dieser Stämme sind vollkommen gleich. Sie bleiben selten über fünf bis sechs Tage an einem Orte, und ihre Lager bestehen gewöhnlich aus dreyßig bis hundert und selbst zweyhundert Familien. Jedes hat seinen Reisch-Suffies oder Oberrichter, welcher ein großes Ansehen in seiner Horde genießt. Aber sie haben weder Adel noch Herrscher, und wenn sie sich ja dann und wann unter ein Oberhaupt vereinigen, so geschieht es nur auf kurze Zeit, es wäre denn ein Mann von außerordentlichem Genie, wie ein Timur oder Gengis, der alle diese feindseligen Theile auf längere Zeit zusammenzuhalten vermochte. Aber dieser Trennung unter den Tiers hat Persien die wenige Ruhe zu verdanken, die es noch genießt. Selbst im Privatleben bemerkt man diesen Sinn für Gleichheit, und weder Verwandtschaft noch Alter empfangen bey ihnen die Achtung, die sie bey andern Völkern des Morgenlandes genießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Als Viktor den folgenden Mittag sich bey dem Domherrn einstellte, fand er eine kleine Gesellschaft versammelt, die man, wenn sie auch aus lauter sehr vornehmen Personen bestand, doch eben nicht eine auserwählte nennen konnte. Die prächtigen Engländer, mit welchen Viktor angefahren kam, und der Mops der gnädigen Frau, der, behaglich auf seinem sammtnen Polster liegend, jeden, der sich ihm näherte, grimmig ankaurrte, machten die Hauptgegenstände des Gesprächs aus. Erst als man eben zu Tische gehen wollte, erschien Meta. Viktor war beynahe bestürzt über die außerordentliche Schönheit des Mädchens; eine hohe, lustige, fast allzuschlanke Gestalt, das lieblichste Oval des Gesichtes, die reinste, jungfräulichste Stirn, eine edle Nase, ein feiner zarter Mund, eine weiße glänzende Haut, aber leider kaum einen schwachen Hauch des Lebens auf den bleichen Wangen, und die schönen, stets auf den Boden gerichteten Augen dick von Thränen verschwollen. Der alte Dombechant setzte sich breit und dreist ihr zur Seite, aber Meta verbarg kaum den Widerwillen, den er ihr einflößte. Sie rückte so nah, als es immer der Anstand erlaubte, an ihren andern Nachbar an, und beantwortete mit unverständlicher, halber Stimme seine zudringlichen Fragen. Viktor, dem der Ehrenplatz neben der Großmutter angewiesen war, glaubte den Schritt, den er sich vorgenommen, durch einige Aufmerksamkeiten vorbereiten zu müssen. Aber auch auf seine Anrede antwortete sie so kurz als möglich und die allerunbedeutendsten Worte. Als er aufgefordert ward, von seinen Reisen zu erzählen, richtete er sich mehrere Male an das arme blöde Kind, und suchte sie mit all der verbindlichen Gewandtheit, die ihm eigen war, in das Gespräch zu ziehen. Alle seine Mühe war vergebens. Denn wenn sie sich ja in die Nothwendigkeit versezt sah, mehr als ja oder nein zu antworten, so redete sie so unzusammenhängend und stammelnd, was sie sagte, war so bedeutungslos und verkehrt, daß Viktor sich überzeugte, Antonie habe Recht. Wie verblendet muß Hilbert durch ihr reizendes Aeußere seyn! dachte er. Die Bemerkung befremdete ihn aber nicht, da er nur zu gut wußte, wie häufig die Neigung der gescheitesten Männer auf schöne, aber geist- und seelenlose Geschöpfe fällt.

Er gab endlich seine vergeblichen Versuche ganz auf. Die seltsame Rolle, die er hier spielte, kam ihm selbst langweilig genug vor, und da er sich vor der bösen Laune, in welche er zu gerathen fürchtete, vor Allem hüten mußte, so zwang er sich anfänglich gewaltsam in eine scherzhafte hinein. Die gute Wirkung, die dieß hervorbrachte, gab ihm bald seine alte Heiterkeit zurück, und als die Hausfrau die Tafel aufhob, war keiner unter den Gästen, der nicht von des Fremden Unterhaltungsgabe höchlich erbaut war. Während die schöne Meta den Kaffee einschenkte, zog der Domherr ihn vertraulich in eine Ecke. Mit Vergnügen hatte er Viktors Aufmerksamkeit auf seine Enkelin bemerkt, und es kam ihm nicht in den Sinn, daß das einfältig schüchterne Betragen derselben ihn könnte zurückgeschreckt haben. Er begann damit, von dem glücklichen Zustand seines Vermögens zu reden, und fügte mit ziemlich unzweydeutiger Miene hinzu: „Alles das kriegt einmal die Meta. Aber das kleine Ding hat noch ein ansehnliches Mütterliches: ein Gut in der Lausitz, das ganz schuldenfrey ist, und 15,000 Thaler in der Bank. Und gutherzig und wirthschaftlich ist sie auch."

Wie günstig der Augenblick schien, Viktors Zartgefühl duldete nicht, daß er ihn benuzte. Doch wünschte er, die Sache so bald als möglich zu beendigen; daher leistete er schon den zweyten Tag darauf des Domherrn dringender Einladung, ihn bisweilen Abends beym Spiel zu besuchen, Folge. Einige Tage lang ließ er vergehen, dann ging er wieder hin. Alle diese Stunden brachte er äußerst langweilig zu, und er sagte halb ernst, halb scherzhaft zu seinem Freund: „Das größte Opfer, welches ich dir bey der

Sache bringe, ist, daß ich mich diesen langweiligen Abenden jezt, und nachher den tödtlich-steifen Familien-Fêten unterziehe. — Aber laß nur! es wird ja auch vorübergehen, und du bist glücklich!"

Hilbert war allmählig ruhiger geworden. Die schöne Meta blieb sich gleich; in unbezwinglicher hocherröthender Schüchternheit beantwortete sie kaum nothdürftig Viktors Fragen, und er verschonte sie endlich so viel wie möglich damit. Ueberdem sah er sie nie anders als in der Gesellsellschaft ihrer Eltern, wo ohnehin jedes herzlichere Gespräch unmöglich war.

Sie ist schön, sagte Viktor freymüthig, aber m e i n e Schönheit ist's nicht. Die bloße todte Form genügt mir nicht. Ich liebe die pikanten, geistreichen Gesichter. — Hilbert hütete sich weislich vor dem Versuch, ihm eine andere Meynung beybringen zu wollen.

„Nun wird es wohl Zeit, sagte eines Abends der Freund: morgen geh' ich hin und halte um ihre Hand an; schreib' ihr heute Abend Alles, daß sie sich nicht etwa weigert, und aus der Komödie ein Thränenspiel wird."

Hilbert versprach es. Im Verlauf des Abends ward er nachdenklich und still. Er ging wenig auf Viktors heitere Unterhaltungsweise ein, und das Gespräch stockte endlich ganz.

Viktor brach auf. „Ich will dich begleiten, sagte der Doktor. Der Abend ist schön: laß uns noch ein wenig auf den Wall und durch die Straßen gehen, da wir einmal zu dieser Zeit aus dem verwünschten Neste nicht mehr hinaus können."

Er griff dem Freund unter den Arm. Beyde gingen schweigend zwischen den hohen Häusern hin, die langen, dunkeln Gassen hinunter. Als sie auf den freyern Wall traten, sahen sie den Mond bleich und heimlich sich in dem breiten Strome spiegeln, der unter ihren Füßen dahin floß. Dunkle Wolken, abenteuerlich und bedeutungsvoll gestaltet, beschatteten von Zeit zu Zeit das Gestirn und den matteren Abglanz. Beyde Freunde standen betrachtend still.

Auf einmal fühlte Viktor ein heftiges Zittern an seinem Arm. Er blickte auf Hilbert und sah im hervorbrechenden Schimmer des Mondes betroffen des Freundes Wangen mit Todtenblässe überzogen, mit Thränen befeuchtet. „Hilbert! rief er bestürzt, wie ist dir!" —

„Befremdet es dich, entgegnete Hilbert mit schmerzlichem Lächeln, daß der verzweiflungsvolle Spieler bebt, wenn er sein Leztes, sein Alles auf eine Karte gesezt hat?" —

„Was ist das!" fuhr Viktor finster auf.

„Ich mißtraue dir nicht, erwiederte jener: ich traue keines Mannes Ehre so unbedingt wie der deinen: aber — du bist ein Mensch!"

„Noch ist's Zeit, Hilbert, versezte Viktor: fürchtest du, so tret' ich willig zurück!"

„Ich wäre von Neuem rathlos, sagte der Doktor: aber ich beschwöre dich, mein Viktor! werde nicht an mir zum Verräther!"

„Hilbert!" rief Viktor erschüttert.

„Meta ist schön — du kennst nicht ihre unwiderstehliche Liebenswürdigkeit. Sie wird sich dir entfalten, in all ihrer Gewalt — aber, Viktor, hintergehe den Freund nicht, der dir traut!"

„Welche Bürgschaft verlangst Du, seltsamer Mensch! entgegnete Viktor. Deine Zweifel sind beleidigend — dennoch zürn' ich dir nicht. Sag mir den furchtbarsten der Eide vor; ich will ihn wörtlich dir nachschwören."

Hilbert faßte seinen Arm von Neuem, zog ihn mit sich fort, durch einige Gassen, bis sie vor dem erhabenen, geisterhaft vom gebrochenen Mondlicht beleuchteten Dome standen. Ein Geschäft hatte spät Abends den Küster hineingeführt. Die Thür war nur angelehnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Juli.

Von der Ausstellung und Versteigerung des neulich erwähnten künstlerischen Nachlasses des berühmten Malers David habe ich noch einiges nachzuholen. Was David gemalt oder entworfen hat, ist nicht allein der Kunst halber merkwürdig, sondern auch der Zeitumstände, die ihn zum Malen oder Entwerfen bewogen haben. David war mit einer lebhaften und weitumfassenden Phantasie begabt, ihn reizten die wichtigen Zeitbegebenheiten, die unter seinen Augen vorfielen; die Gefühle, die sie in seiner Seele aufregten, warf er mit glühendem Pinsel auf die Leinwand, oder er entwarf sie mit einigen Kreidezügen auf dem Papier. Die meisten seiner Entwürfe zeugen daher v o m ersten Eindrucke, den sein bürgerliches Gemüth von den Zeitbegebenheiten oder von andern wichtigen Umständen erhalten hatte. Solch ein phantasiereicher Künstler war ganz in seiner Werkstatt zu Hause, nicht aber in einer gesezgebenden Versammlung, wo er nie hätte aufgenommen werden sollen, denn hier konnte seine erhizte Phantasie nur schaden, besonders zu einer Revolutionszeit; in der Werkstatt des Künstlers mußte sie Meisterstücke hervorbringen. Schon durch die Vorliebe zur klassischen Vorzeit war David ein Republikaner; mit welchem Feuer mußte sich der Mann nicht in die Staatsumwälzung hineinstürzen, welche aus Frankreich eine Republik zu machen schien? Als in der Folge Bonaparte sich durch große Thaten ankündigte, vergaß David seinen Republikanismus, und ward eben so lebhaft für den Konsul und den Kaiser eingenommen, als zuvor für den Freystaat. Der Künstler war nur in so fern konsequent, als er immer dem Impuls einer erhizten Einbildungskraft folgte, da die Phantasie seinen Verstand selten unbefangen ließ. Aber gerade diesem Umstande sind die schönen Entwürfe und Gemälde in seinem Nachlasse zu verdanken. Seine Skizze des Eidschwures der Deputirten im Ballspielsaale zu Versailles ist der Gedanke einer enthusiastischen Seele. Bailly steht auf einem Tische und hebt die rechte Hand auf, um zu schwören, daß das Vaterland eine bessere Regierungsform bekommen solle; das Gesicht des patriotischen Maire von Paris ist nicht entworfen, und der Kopf ist nur im Umrisse da; unter ihm befindet sich eine Gruppe von drey Geistlichen, Gregoire, Don Gerbe (ein Benediktinermönch) und Rabaud der protestantische Pastor; diese drey schwören auch, wahrscheinlich, daß aufgeklärtere Ansichten über den Gottesdienst in Frankreich herrschen sollen; dann erblickt man den von Leidenschaften beseelten Mirabeau, der schon anzukündigen scheint, daß er sich diese beginnende Revolution zu Nutzen machen will; und Robespierre, in dessen abscheulichem Gesichte der Eidschwur der Edlen heftige Zuckungen verursacht. Diese merkwürdige Skizze soll von den Schülern Davids und andern Kunstliebhabern angekauft worden seyn, damit sie in der Kunstschule als ein Muster verbleiben möge. Die Ermordung Pelletier St. Fargeau's, und Marat, nach seiner Ermordung im Bade, sind jenen Gemälde, die David in der ersten Aufwallung seines [illegible]

nischen Gemüths entworfen hatte, um gleichsam da dem Drange seiner Gefühle Luft zu verschaffen. Bekanntlich schenkte er sie dem Staate, und sie trugen nicht wenig dazu bey, die damals nur allzu sehr gespannten Gefühle noch zu erhöhen. Marat, der noch ein Abgott für David und andre Republikaner war, hängt mit halbem Leibe aus einer grob gearbeiteten, und mit einem schlechten Teppiche bedeckten Badewanne heraus; auf der Wunde ist das Blut zusammengeronnen, mit der einen Hand hält er noch die Bittschrift Charlotte Cordays, und mit der andern läßt er die Feder entfallen, die eben die verlangte Gnade bewilligen wollte. Charlotte Corday ist nicht mehr da. Der Künstler hat die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers auf Marat hinziehen wollen, den er mit Fleiß in einem ärmlichen Zimmer dargestellt hat, um die Uneigennützigkeit des furchtbaren Republikaners zu erkennen zu geben. Für die Skizzen der beyden Mordgeschichten sollen 150tausend Franken geboten worden seyn. Die Ermordung Lepelletier's wurde mit 100,000 Franken zugeschlagen, man weiß nicht wem; die andre gräßliche Skizze wurde nicht zum Verkaufe ausgestellt, vielleicht ist sie unter der Hand verkauft worden. Das Porträt der Mad. Recamier, welches der Maler nicht hatte hergeben wollen, weil er nicht damit zufrieden war, wie ich in einem vorigen Schreiben bereits erwähnt habe, wurde für sechstausend Franken zugeschlagen. Ferner befand sich unter dem Nachlasse eine Kopie des Gemäldes, das sonst in der Bibliothek des Invalidenhotels hing, und Bonaparte, wie er über den großen St. Bernard zieht, vorstellte. Es herrscht etwas phantastisches in diesem Zuge, zu Pferde über den mit Schnee und Eis bedeckten Berg, mitten unter Stürmen, welche die Gewänder des kühnen Generals wie Flügel erheben. Diese Kopie ist jedoch nicht vom Meister selbst; er hat nur einige Theile retouchirt. Von dem Gemälde, welches Mars vorstellt, wie er von Venus entwaffnet wird, erzählt man, die Anlage desselben gehöre nicht David an; sondern er habe den Entwurf bey einem seiner Schüler gesehen, und gesagt: verkaufe mir diesen Entwurf für hundert Louisd'or, ich will mich einmal belustigen; worauf er das Gemälde soll ausgeführt haben. Man rechnet dieses Gemälde jedoch nicht zu den besten Davids, hier leitete ihn keine Begeisterung, sondern eine bloße Kopie. Es wurden noch eine Menge Zeichnungen, Entwürfe und unvollständig gebliebene Gemälde zum Verkaufe ausgeboten, und sehr hoch aufgetrieben. Manche sollen gar nicht einmal von David herrühren, sondern von seinen Schülern; alles ging aber unter dem Namen des berühmten Meisters durch, weßhalb einige Tagesblätter auch über den „Skandal" dieser Versteigerung klagen. Noch steht eine Sammlung zu verkaufen, die einer der Schüler Davids veranstaltet hat, und welche eine getreue Nachzeichnung von mehr als 700 David'schen Zeichnungen enthält; es sollen ihm 15,000 Franken dafür geboten worden seyn, er aber meynt, sie sey mehr werth. Seit dieser Versteigerung ist auch eins der David'schen Gemälde bey der zum Besten der unglücklichen Griechen veranstalteten Kunstausstellung bewundert worden, bey welcher eine Menge Gemälde lebender Künstler gesehen werden. Es war dieß ein sinnreicher Einfall der zahlreichen Griechenfreunde in Paris, die alles Mögliche gethan haben, um dem bedrängten Volke Linderung in ihrem Elende zu verschaffen, und die jezt die Freude haben, ihr edles Beyspiel nicht allein in den meisten Städten Frankreichs, sondern auch in denjenigen Ländern Europas, in welchen die Volksgesinnung sich frey äußern darf, nachgeahmt zu sehen.

D g.

Berlin, Ende Juni.

(Fortsetzung.)

Je leerer, je weniger erfreut durch den Klang des sittlichen Geistes ein Publikum ist, je mehr es wahren Inhalt haßt, desto langweiliger wird es die Gluck'schen Opern finden, und desto weniger kann es sich durch Mad. Milders Stimme befriedigen lassen. Denn solche Stimme ist den Gluck'schen Opern unerläßlich. Auch ihr fehlt jene lezte Spitze der Innerlichkeit, sie ist die allgemeine Macht, die sich nie bis zur reinen Persönlichkeit und inhaltlosen Innigkeit zu concentriren vermag, sie ist der Glockenklang, der zum Gebet ruft, doch nie sich zur Intensität des Violinentons zusammenzufassen im Stande ist; sie ist eine byzantinische Kuppel, die sich nicht zur gothischen Spitze verflüchtigen kann; eine plastische Raphaelische Gestalt, die noch nicht zur Dolce'schen Sentimentalität fortgegangen ist. Die Innigkeit von Mad. Milders Stimme geht nur so weit als die Persönlichkeit, die von einem allgemeinen Pathos durch und durch erfüllt ist; ihr Klang ist der der Schwester- und Gattenliebe, gegen die innerlicheren Töne einer romantisch Liebenden. Die Hoheit und der Adel dieser Stimme kann sich zu keiner Zersplitterung ihrer Töne herablassen, doch eine Schnur dieser großen königlichen Perlen hat dafür auch mehr Werth, als zehn chromatische Perlenreihen, die nur der Flitterstaat des Gefühls sind, wie lieblich und erfreulich sie auch immer funkeln mögen. Ebensowenig vermag sich aber die gediegene Gewalt dieser Stimme in sich zu concentriren und zusammenzuziehen, wie es nöthig wäre, wenn sie die Leiden einer, in sich von jedem Inhalte entblößten Persönlichkeit darzustellen hätte, und will sie also einen rührenden, innerlichen Schmerz ausdrücken, so bleibt ihr außer dem meisterhaften Schwellen des Tons nur noch ein Herüberziehen und Verschmelzen der Töne übrig, das eben ihre feste Gediegenheit flüssig macht. Dieß Ziehen, das bey der innerlichen Stimme der Mad. Schulz oft geziert klingt, und bis zu widerlicher Süßlichkeit fortgehen kann, bleibt, wie Mad. Milder davon Gebrauch macht, immer von reinster Wirkung; es ist dieß erste und einzige Subjektive, das einzige Gemachte, was diese Stimme hat, und wo also ein persönliches Gefühl soll ausgesprochen werden, das tiefer in das Herz des Hörers eindringen soll, erhält dieß gemachte Subjektive seine richtige Stelle. — In der ersten Arie benuzte daher Mad. Milder diese Mittel nicht, denn diese Arie ist nur erst der allgemeine Schmerz der Heimathlosigkeit der Trennung von allen Geliebten, eine leidenschaftlose, oft schon wiederholte Klage eines starken, inhaltlosen Gemüths, das nicht die Wünsche eines leeren Herzens befriedigen will, sondern nur schmerzlich bewegt ist im Lande der Barbaren alles zu vermissen, was zur Heimath seiner wahren Gefühle gehört. Und so dringen denn jezt auch die Töne barbarischer Wildheit auf uns ein. Aber durch die Klagen des unterdrückten sittlichen Geistes ist dieser Geist schon hervorgetreten, die barbarischen Klänge sind schon überwunden, heruntergesezt, als das Ungehörige, Unsittliche, sich selbst durch seine eigene Wildheit zerstörende. So tritt Thoas in höchster Wuth und im ungeheuern Schrecken vor sich selber auf, er sieht das Grab zu seinen Füßen, das Entsetzen dringt in seine Brust, er fühlt sich zerschmettert, unheimliche Klänge umrauschen ihn, Geister stürzen auf ihn ein, er weiß sich in seiner Angst, in der Wuth seiner Wildheit nicht zu fassen, und wie die Töne seiner Arie all dieß Entsetzen, diese Angst, diese Wildheit ausdrücken, sind sie die unübertrefflichste Darstellung vor sich selbst erschreckender, und an sich selbst sich verzehrender ungezähmter Leidenschaft. Aber diese Leidenschaft ist hier die eigentliche Heimath, und so jubeln denn ihre Chöre in wilder Pauken- und Cimbeln-Fröhlichkeit, kurz in sich selbst abgeschlossen, rauschend, mehr in Klängen als in Tönen zum Himmel auf.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 192.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. August 1826.

Geneva's See, so prächtig
Ein Matthisson dich malt,
So mild, so segenträchtig
Dein freyer Himmel strahlt;
So gern auf dich hinüber
Ich von den Alpen seh';
Ich weile doch viel lieber
Am stillen Bodensee.

v. Wessenberg.

Der Bodensee*).

Von Gustav Schwab.

Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt,
Und zu dem schöpf'rischen Geschäfte
Die Wasser und den Grund bewegt,
Und als sich nun die Tiefen senkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen sich mit Bächen tränkten,
In See'n sich schloß der Wasser Schatz:

Da schuf sich auch die Riesenkette
Der Alpen ihrer Thäler Schooß,
Da brach der Strom [1]) im Felsenbette
Aus seinem Eispallaste los;
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er wallet hell in's offne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort von Gottes Geist getrieben
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch ist sein Ruhesitz geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her;

Und über ihm hoch ausgebreitet
Spannt sich der heitern Lüfte Zelt,
Es spiegelt sich, indem sie schreitet
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Fluren
Des ersten Sabbaths Ruhe lag,
Und sich lebendige Naturen
Schon sonnten in dem heitern Tag:
Da scholl, gleich donnernden Posaunen,
Des Herren Stimme durch den Ort,
Es horchten Erd' und Flut mit Staunen,
Und sie vernahmen Gottes Wort:

„Ich segne dich, du stille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja rieselt fröhlich nur, ihr Bäche,
Ja ströme, Fluß! nur stolz einher,
Ihr füllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn er, der meiner Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn, der Mensch erscheint.

Erst lebt ein dumpf Geschlecht, vergessen
Sein selbst, im Walde mit dem Thier [1]),
Dann herrscht ein Fremdling [2]), stolz, vermessen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert sich den Wald zu Schiffen,
Er öffnet Straßen, baut das Haus [3]),
Dann hat ihn meine Hand ergriffen
Und schleudert ihn zum Land hinaus.

*) Einladung zu der im September d. J. erscheinenden Schrift: der Bodensee nebst dem Rheinthale, von St. Luzienstieg bis zum See. Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie, von G. Schwab. Mit zwey Karten. Stuttgart und Tübingen, Cotta. – (Die Anmerkungen, die das obige Gedicht hier fordert, wird der historische Theil des Werkes in diesem selbst überflüssig machen.)

1) Der Rhein.

1) Rhätier und Vindelicier.

2) Die Römer.

3) Brigantia, Arbor Felix, Constantia.

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug', an's Ufer her [1]);
Der hat noch nichts von mir erfahren,
Sein Gott ist Eiche, Fluß und Meer.
Doch schläft im tüchtigen Gemüthe
Noch unerweckt von mir ein Bild,
Ein Strom von meiner Kraft und Güte
In seinen vollen Adern quillt.

Des Heiles Boten [2]) werd' ich senden,
Die sagen ihm von meinem Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern meinen Thron [3]).
Dort wird das Licht des Geistes leuchten,
Von dorther der Erkenntniß Quell [4])
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibt's im tiefen Dunkel hell.

Dann werden sich die Wälder lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt;
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segenreiches Feld;
Die Rebe strecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwerbeladne Schiffe schwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die von mir die Krone tragen,
Statthalter meiner Königsmacht,
An diesen Ufern aufgeschlagen
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht [5]).
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir [6])!
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Länder Zier!

Drum will ich dir auch Sänger geben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob.
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang,
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang [7]).

Wohl ahnst du deinen Ruhm, du wallest
Mit hochgehobner Brust, o See!
Doch daß du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh:

1) Alemannen und Sueven.

2) Columbanus, Gallus, Priminius.

3) Sanct Gallen; die Reichenau.

4) St. Gallen war im 9ten und 10ten Jahrhunderte der Mittelpunkt aller europäischen Bildung.

5) Karl der Große und seine Nachfolger; Friedrich der Rothbart, Friedrich II., Conradin und fast alle deutsche Kaiser hielten in Constanz, St. Gallen, Ueberlingen, später auch in Lindau Hof.

6) Die Gesandtschaft des Königs Athelstan von England zu St. Gallen. — Die Italiener zu Constanz vor Barbarossa.

7) Die Minnesänger, deren Burgen den See noch jetzt in hohen Trümmern umgeben.

Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Flut [1]),
Und deine grünen Ufer traufen
Von lang vergoßnem Bürgerblut [2])!

Sey nur getrost! du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, süße Lieder,
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar dich verlässet die Geschichte,
Sie hält nicht mehr am Ufersand
Mit Schwert und Waage Weltgerichte,
Doch stilles Gnügen wohnt am Rand.

Mein Athem treibet deine Boote,
Dein Netz soll voll von Fischen seyn,
Dein Volk nährt sich vom eignen Brote
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein;
Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen,
Wohlan, vollende dein Geschick!" —

So sprach der Herr, der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt sich an,
Es rauscht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nah'n.
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm an's Licht herauf,
Der Strom hat Mühe sich zu münden,
Und sucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der schwerarbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeschriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Wasser, sein das Land;
Und was verheißen war, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Flut und Strand.

1) Johann Huß und Hieronymus von Prag.

2) Der Bauernkrieg und der dreyßigjährige Krieg; beyde haben am Bodensee getobt.

Einiges über die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

Die Turkomanen machen auf den Charakter der Gastfreyheit Anspruch, obgleich bey den wilderen Stämmen selbst auf die wärmsten Versicherungen nicht zu trauen ist. Indessen kömmt ein nicht feindlicher Fremde in ein Lager, so laufen ihm die Einwohner des ersten Zeltes sogleich mit dem gewöhnlichen Salam Alechum entgegen, erfassen den Zügel seines Pferdes, und bestehen darauf, daß er bey ihnen absteige und das Gastrecht genieße, und wäre es auch nur ein einzelnes Weib, das das Zelt bewohnte. Eine Weigerung, oder das Vorziehen eines andern Zeltes, würde Schimpfreden und wohl noch etwas Schlimmeres nach sich ziehen. Wohin er geht, schallt ihm der Friedensgruß entgegen, und man überreicht ihm das Kallium und

setzt ihm die gewöhnlichen Speisen, saure Dickmilch, Buttermilch, Brod und Käse vor. Ist dieses geschehen, so hat er keine offene Gewalt und vielleicht nicht einmal heimliche Bestehlung zu befürchten, und er erhält oft einen Wegweiser bis zur nächsten Horde. Doch scheint es, daß es bey allem diesen für irgend einen Andern als einen Sunnie-Muselmann höchst ungerathen seyn würde, auf Treu und Glauben sich in ihr Gebiet zu wagen.

In ihren Räubereyen scheint es nicht ihre Absicht, Geld anzuhäufen, sondern sie wenden es gewöhnlich dazu an, sich dafür Pferde, Brut, Mähren, Kameele, kostbare Waffen und Rüstungen und Zierathen und Kleider für ihre Weiber anzuschaffen. Einige unter ihnen werden für sehr reich gehalten, besonders Einer, welcher sieben- bis acht hundert Kameele und zwey Kameelladungen von Geld, Juwelen und kostbare Kleider und Möbeln besitzen soll. Der Handel wird meistentheils durch Tausch bey ihnen betrieben.

Die Weiber gehen frey und unverschleyert, mit Ausnahme von einem seidenen Schürzchen, welches sie über das Gesicht binden, und Alles von unterhalb der Nase bis zur Brust bedeckt. Sie bleiben beym Eintritt eines Fremden ungestört bey ihrer Arbeit im Zelte; ja sie sollen sogar gegen dieselben nicht grausam seyn; doch versichert man, daß sie solche manchmal bis zu gewissen Freyheiten verlocken, dann den Männern ein Zeichen geben, die hierauf herbeystürzen, ihn der Verletzung des Gastrechts beschuldigen und ihn entweder auf der Stelle ermorden, oder in die Sklaverey verkaufen, und sich aller seiner Habe bemächtigen.

Der Kopfputz der Frauen gleicht dem Czako's der europäischen Soldaten. Diese Mütze sitzt am hintern Theil des Kopfes, und ein seidnes Tuch von glänzenden Farben liegt darüber her und fällt auf beyden Seiten herab. Das Vordere derselben ist mit goldenen und silbernen Münzen, Glöckchen und andern Dingen behangen, welche den reichen Verzierungen eines Pferdes gleichen. Diese ungeheuren Mützen selbst werden aus leichtem Holze oder Rohr verfertigt und mit Tuch bedeckt. Zuweilen wickeln sie ein Tuch in derselben Gestalt um den Kopf, und werfen ein anderes wie einen Schleyer darüber. Sie tragen Ohrringe, und das Haar wird in Zöpfen geflochten, wovon zwey auf jeder Seite, einer vor und der andere hinter der Schulter herabhangen und mit einer Menge goldner Zierathen und kostbaren Steinen, je nach dem Vermögen der Person, bedeckt sind. Ihre Kleidung besteht aus einem langen Hemde mit Aermeln, welches die ganze Person bedeckt, bis zu den Füßen herabfällt, und von der Brust bis zum Halse zugeknöpft ist. Dieß besteht aus Seide oder Baumwolle von irgend einer Farbe. Darunter tragen sie seidne oder baumwollne Beinkleider, Zierab-djameh, und manche ein kurzes Pierahn oder Hemde. Im Winter tragen sie oft einen halbseidenen Rock, Djubbas genannt, wie die Männer. An den Füßen haben sie Pantoffeln wie die Pariserinnen.

Die Kleidung der Männer ist nach ihrem Stande verschieden. Viele der ärmeren tragen blos ein kurzes wollenes Hemd, und wollene Unterhosen; andere eine lange, braune wollene Hülle. Einige tragen die Nationaltracht der Turkomanen und Usbeken, nämlich mehrere kurze halbseidne gestreifte Djubbas, welche bis unter die Knie hinabreichen und mit einem Gürtel um den Leib befestigt sind, ein Hemd und Unterhosen von Seide oder Baumwolle; die Vornehmern ahmen meistentheils die persische Tracht nach, doch nicht so sehr bey den Tukehs als bey den andern Stämmen, indem jene meistentheils kamelharne Djubbas über ihre Unterkleider tragen. Auf dem Kopf tragen die Männer Mützen von rothen, schwarzen oder grauen Schaffellen, rund und enge, oder mit breitem Obertheil, die gemeine persische Mütze, oder die gesteppte baumwollene Mütze der Kurden. An den Füßen tragen sie persische Pantoffeln, die kurdischen ledernen Socken und Tuchwickel um die Beine. Die Tukehs tragen Stiefel nach Art der Usbeken.

Es herrscht viele Verschiedenheit der Züge unter den Einzelnen sowohl als den verschiedenen Stämmen, indem manche ganz das Ansehen von Tartaren, und andere wieder den schönen Ausdruck der kaukasischen Völker hatten; unter den Gocklans und Jamuts indessen sah man weniger von der ersten Art als bey den Tukehs, obgleich alle von den Persern verschieden schienen. Die älteren Weiber sind ungemein häßlich, hager und verschrumpft; aber unter den Jungen gibt es viele hübsche nußbraune Gesichter, mit schönen schwarzen Augen. In manchen von den Jamuts bemerkte man die Gesichtsfarbe, Augen und Züge der Russen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juni.

(Beschluß.)

Im zweyten Akt dagegen tönt uns der Geist der Familie aufs Reinste und Ausdruckvollste entgegen. Wie er früher aus dem Gegensatze des Barbarischen seine Gestalt klar hervortreten ließ, so zeigt er sich hier dadurch, daß der Muttermörder umhergetrieben von den Furien seiner That, durch die Qual dieser Furien jenen reinen Geist der Familienliebe als das Eigentliche und Wahrhaftige ausspricht. Orestens Töne beben den zweyfachen Inhalt der Wuth gegen sich selbst, und die Klage über den Tod des Freundes, den wieder nur er selbst verschuldet. Den Wechsel dieses Gehalts zeigt schon seine erste Arie. Den ersten Theil derselben: „die ihr mich stets verfolgt," sprach Herr Wild, mehr als er ihn sang, und behielt diese Art des Vortrags auch für alle übrigen Stellen bey, wo Orest von den Furien ergriffen, außer sich, für Gluck fast an die Grenze

des musikalischen Ausdrucks hinstreift, so daß die Bedeutung dieser Töne schon beginnt, nicht ganz mehr als reiner Ton, sondern als Bedeutung hervorzutreten, die den Ton schon anfängt zur bloßen Bezeichnung herabzusetzen. Der Familiengeist, der Inhalt der übrigen Töne, ist in Orest außer sich selber, von Furien gequält; für den Schrey dieser Qual scheint der Ton hier nicht auszureichen. Desto klangvoller sang Herr Wild alle Klagen Orests, und besonders gelang ihm der Schmerz der Ermattung vor seinem Entschlummern, der immer an ein und demselben Gegenstande haftet, immer in demselben Tonkreise verweilt, immer verschieden, doch nur dasselbe ausspricht, und so auch durch die ausgedehnte Dauer dieser Qual ihre Tiefe ausdrückt. Herr Stümer sang die Arie des Pylades mit aller Zärtlichkeit und inniger Rührung seiner weichen Stimme, fast zu weich, obgleich Pylades nirgend Held ist, und die Töne der Tapferkeit und des Muthes als reinen Muthes seinen Arien fremd bleiben. Ihr Inhalt ist die reinste Liebe für den Freund, die schmerzliche Seligkeit, daß ein Aschenkrug ihre Asche umschließen werde, die stille Ruhe und Entschlossenheit zum Tode. Schön war das Zusammenflammen beyder Stimmen, als sie auseinangerissen werden sollten. Auch der Furienchor verfehlte seine Wirkung nicht; wie anders ist der tiefe eindringliche Schrecken dieser Töne, als durch Furcht und Wildheit in Thoas Arie. Im Furienchor bricht auf Orest der Schrecken des rächenden Familiengeistes ein, nicht der Schrecken der Wildheit vor sich selber, und die klagenden Töne Orests: „schonet mein," der Ausdruck des tiefsten innersten Leiden sind von höchstem Eindruck gegen die stille, großartige Ruhe, mit welcher Iphigenie eintritt. Vollendet gelang die Scene, wo Iphigenie das Geschick ihrer Familie erfährt. Den zweymaligen Ausruf: „Agamemnon." sang Herr Wild meisterhaft, und nicht wie früher Herr Rebenstein, der die Worte mit steigendem Entsetzen halbsprechend herausstieß, sondern mit dem tiefsten Leiden schmerzlicher Erinnerung. Denn das Entsetzen muß Orest für die Erinnerung seiner eigenen Thaten aufsparen, der Tod des Vaters kann in ihm nur den Schmerz kindlicher Liebe erregen. Aber es ist ein Meisterwurf von Gluck, daß er bey den Worten des Orest: „der Sohn gab Rache seinem Vater!" sowohl Schmerz als Entsetzen entfernt hat, und hier dem rächenden Sohn den Ausdruck des Rechts dieser Rache gibt, dem wieder, als Iphigenie nach Orest fragt, der tiefste innerste Schmerz folgt. Dieser Schmerz über sich selber, mit welchem Orest von sich als gestorben spricht, diese tiefe Rührung über sein Geschick gehört nur dem modernen Orest an, und machen ihn ganz zu dem unsrigen. — „Es ist geschehen! All die Meinen deckt nun das Grab!" sang Iphigenie mit der ganzen Größe eines unendlichen Schmerzes, aber mit der Ruhe eines Gemüthes, das plötzlich den vollen sittlichen Inhalt seines Lebens zusammensinken, und die lebendigen Gestalten in Schatten verwandelt sieht. Es war keine Klage, kein verdrießlicher Jammer über das Fehlschlagen persönlicher Wünsche, die Familie ist in's Grab gesunken; es ist die Klage des Familiengeistes, der an seinem Todtenhügel trauert. In diese Klagen stimmt der Chor ein, der jezt nicht nur die Heimathlosigkeit, sondern tiefer und ernster den bestimmten Verlust beweint; und diese Trauer dauert fort und fort; es ist die endlose Klage der Weiber im Virgil, die in langen Reihen am fernen Gestade des Meeres sitzen, und Ilion und die gefallenen Söhne und Gatten und Väter beweinen.

Iphigeniens Arie im zweyten Akt haucht den Schmerz der eben frisch geschlagenen Wunde aus; im dritten Akt ist dieser Schmerz milder geworden, aber in die neue Arie kommt der Klang einer stillen Sehnsucht, nach Vereinigung im Reiche der Schatten, und die schmerzliche Freude dieses nahen Glückes hinzu. Doch der Bruder lebt, und das Geheimniß des verwandten Blutes erklingt uns in dem Sorgen und Schwanken, in der Angst und der plötzlichen Klarheit, mit welcher Iphigenie Orest zum Leben und Pylades zum Tode bestimmt. Hieraus entwickelt sich der Streit der Liebe, mit welcher die Freunde nun in ihrem Duett immer gesteigert, sich immer übersteigend und überbietend auf einander einstürmen, beyde im Schmerz, daß keiner weichen will, beyde flehend, bis die Furien wieder den Mörder ergreifen, die höchste, lezte Qual und Zerrissenheit ihn außer sich versezt, und nun für Pylades nichts bleibt als die rührendste, zärtlichste, aber ebenso vergebliche Bitte. Orest muß sterben, wie sehr auch Iphigeniens Liebestöne seinem Wunsche widerstreben. Nun will Pylades ihn retten, aber seine Arie ist nicht so sehr die entschlossene Tapferkeit oder der Muth, der allen Gefahren trozt, als vielmehr der freudige Ton des beseligenden Gefühls den Freund, wenn auch mit Gefahr des Lebens, allen Gefahren entreißen zu wollen.

Die erste Arie Iphigeniens im lezten Akt will die Wildheit der scytischen Göttin in ihrer Brust anfachen, aber die Töne dieser Wildheit werden in ihr nur zum bittersten Schmerz, der ganze Inhalt des ersten Aktes ist jezt in ihr eigenes Herz verlegt, und erst dadurch, daß sie diese Wildheit nicht in sich zu erregen vermag, daß sie ihr zur Qual wird, wie in Orest der Muttermord zur Furienmarter, erlangen ihre Töne den Sieg. Der Chor hat sich von aller Klage und jedem Schmerz gereinigt, dessen lezte Töne in der frommen Hymne, im Preise der Göttin, verklingen. Auch aus Orests Brust sind die Furien entflohen, er ist ruhig und mild, voll stiller Trauer. Aller Schmerz, alle Angst, alle Qual ist auf Iphigenien übergetragen, bis sie den Bruder erkennt, und nun in ihrer lezten Arie zum ersten Mal die freudigen, beseligten Klänge der befriedigten Schwesterliebe ertönen. An der Gewalt dieser Freude scheitert Thoas Wildheit; Diana selbst will den barbarischen Küsten enteilen, und der freudige Schlußchor strebt nun nach der Heimath des sittlichen Geistes hinüber, deren Ferne so lange und tief war beklagt worden.

Auflösung der Charade in Nr. 186.

Kropfgans. (onocrotalus Linn.)

Charade und Räthsel.

Erstes Sylbenpaar.

Wir zwey ersten Sylben bedeuten euch wandernde Vögel,
Stets willkommen im Lenz, nur nicht dem Volke des Sumpfs.

Zweytes Sylbenpaar.

Jeglicher Vogel hat uns; doch besizt der unsre die schönste
Zierde daran, wenn's schon auch die gefürchtetste ist.
Für das Völklein des Sumpfs. Leicht habt ihr errathen das Ganze;
Doch auch ein Künstlergeräth zeiget es an und ein Kranz;
Und so bleibt doch jezt ein Räthsel noch selbst die Charade.
Was von den dreyen wohl eigentlich werde bezweckt?

— s —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. August 1826.

Die sichern Stützen schwanken,
Kein Halt der Zuversicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Novalis.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Viktor folgte dem Freunde, der in heftiger Gemüthsbewegung mit stillen, raschen Schritten voranging. Der Fußtritt hallte schauerlich in dem weiten Gewölbe. Eine bange Ahnung durchzuckte Viktor, als sein Führer vor einer abgetheilten Vertiefung still stand, welche die Grabstätte von Viktors Vorfahren war, wo auch die theuern Leichen seiner Eltern ruhten.

Hier an dieser Stelle, deren Anblick zu dieser Stunde des liebenden Sohnes Herz auf das furchtbarste erschütterte, nahm Hilbert ihm einen feyerlichen Eid ab. Bey der heiligen Asche seiner Eltern, bey dem Frieden ihrer Seelen, bey der Hoffnung seiner einstigen Wiedervereinigung mit ihnen, mußte er schwören, daß er Meta als seines Freundes Gattin und Eigenthum, als angeborne Schwester ehren wolle. Ein kalter Schweiß lag auf Beyder Stirnen, als sie die Kirche verließen, und gerade von ihren mächtigen Thürmen die grausigen Schläge der Mitternacht tönten. Hilbert wendete den Ueberrest der Nacht zu einem rührenden, herzerschütternden Briefe an Meta an. Viktors aufgeregtes Gemüth fand Ruhe in den Armen des Schlafes.

Den folgenden Morgen ging er zu Meta's Großeltern. Der erfreute Domherr bat sich und seiner Enkelin, der Form wegen, drey Tage Bedenkzeit aus, und der Freyer benutzte diese Frist zu einem Ausflug auf das Land.

Als er wieder zu Hause anlangte, fand er einen Brief vor, der ihm die Braut zusagte. Er ließ sich für den Abend bey dem Domherrn melden, ward angenommen und ging mit einiger Aengstlichkeit hin.

Meta war ihm bedeutender geworden seit jenem Abend. Hatte er früher sie mit vollkommner Gleichgültigkeit betrachtet, so fühlte er jezt wenigstens, daß er sich hüten, daß er über sich wachen müsse. Das Mädchen selbst that Alles, um ihm die strengste Zurückhaltung zu erleichtern. Als er sie mit verlegen-liebreicher Miene heute als seine Braut begrüßte, und auf der Großeltern Ermahnung sie umarmte, schien sie einer Ohnmacht nahe zu seyn. Er küßte sie leise auf die Stirn und flüsterte ihr tröstende, freundliche Worte zu. Umsonst wiederholte er im Verlauf des Tages ihr, so oft er es unbemerkt konnte, die Versicherung seiner uneigennützigen Freundschaft und die Bitte um Vertrauen; umsonst warf ihr die Großmutter zürnend-strafende Blicke zu; vergebens forderte sie der Alte zum Frohseyn auf, sie mit Geschenken überhäufend: die Beschämung über ihre Rolle schien sie fast zu Boden zu drücken. Sie litt unendlich und Viktor litt theilnehmend mit.

Er bat dringend, den Hochzeittag so sehr wie möglich zu beschleunigen; aber da Meta's Aussteuer noch nicht fertig war, so waren zwey Monate die kürzeste Zeit, die er erlangen konnte. Die Braut selbst schwieg ganz dazu.

Theils sie zu schonen, theils sich selbst langweilig-peinliche Stunden zu ersparen, mußte er es einzurichten, daß er während der acht Wochen des Bräutigamstandes die

Hälfte der Tage zu kleinen Reisen, Ausfahrten auf das Land oder in benachbarte Städte benutzte. Die übrige Zeit mußte er natürlich viel im Hause des Domherrn seyn. Aber sowohl dieser wie seine Gemahlin sorgten dafür, daß er nicht länger als auf kurze Minuten mit seiner Braut allein war; denn der trostlose Herzenszustand derselben ließ sie fürchten, sie möchte eine unbewachte Stunde anwenden, sich ihrem Verlobten zu entdecken, der dann, ohnehin wie es schien, ziemlich lau gesinnt, leicht sich geneigt finden könnte, zurückzutreten. Mit eben der Strenge bewachten sie auch die Korrespondenz des armen Mädchens. Meta selbst schien indessen mehrere Male ein Alleinseyn mit ihm zu suchen; gelang es ihr aber, so ward sie so von Verwirrung und Scham bewältigt, daß alle die Vorsätze zu reden und sich zu erklären, die sie etwa haben mochte, dadurch unwiderruflich vereitelt wurden. Sie öffnete die zuckenden Lippen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Thränen drängten sich schwer und langsam aus ihren Augen. Nicht das schüchterne Erröthen einer jungen Braut färbte ihre Wangen: ein flammendes Roth, das mit leichenhafter Blässe fieberisch wechselte.

Auch Viktor verlor so den Muth, offenherzig mit ihr zu sprechen, denn er brauchte nur durch irgend eine heimlichere Annäherung, durch einige doppelsinnige Worte, durch einen bedeutungsvollen Wink auf die Zukunft zu erkennen zu geben, daß er an ihr Verhältniß zu Hilbert denke, um ihre Verlegenheit bis zu dem peinlichsten Zustand zu steigern. So endete er gewöhnlich selbst aus Mitleiden sobald als möglich diese seltnen einsamen Augenblicke.

Nie hatte sich ein Mann bescheidener gegen ein junges schönes Frauenzimmer betragen. Die weiche, liebreiche, gütige Gesinnung, welche er ihr fortwährend zeigte, war die eines überlegenen, ältern Freundes. Er fragte theilnehmend nach ihrer Gesundheit, empfahl ihr ein Buch zum Lesen, freute sich an der Zahmheit ihres Vogels, an dem Gelingen ihrer kleinen Arbeiten. Die Neckereyen, denen ein Brautpaar nie entgeht, wußte er mit Feinheit, so viel wie es sich immer, ohne aufzufallen, thun ließ, abzuwenden. Die reichen Geschenke, welche er ihr, des Anstandes wegen, machte, ließ er ihr durch die Großeltern überreichen. Den Vorabend der Hochzeit, der gewöhnlich so beziehungsreichen Scherzen zur Beschämung der Braut gewidmet ist, erklärte er im Voraus, eines wichtigen Geschäftes wegen, abwesend seyn zu müssen. So löste er mit Herzensgüte und Klugheit die schwierige Aufgabe seiner Rolle auf das Beste.

Unterdessen war es ihm ebenfalls keine kleine Mühe, den verlassenen Freund zu trösten, welcher schmerzlich betroffen von der Geliebten gänzlichem Schweigen war. Die Strenge der Großeltern, die Schonung, welche sie der Ehre ihres Verlobten schuldig war, mußten ihr zur gerechten Entschuldigung dienen. Antonie war anfangs nicht wenig empfindlich, als sie von des glänzenden jungen Fremden Verlöbniß mit Meta hörte. Da jener aber vor wie nach noch manchen Abend vergnügt bey ihr zubrachte, mit ihr schwatzte, mit ihr sang, und bey einigen Freundinnen, die ihn in der Loge hinter ihr hatten stehen und auf dem Ball dreymal mit ihr tanzen sehen, für ihren Anbeter galt, gab sie sich zufrieden und bedauerte ihn um der Konvenienzheirath willen.

Mittlerweile kam der Hochzeitmorgen heran.

Als nun Viktor an diesem entscheidenden Tage, ungefähr eine Stunde vor der zur Trauung festgesetzten Zeit, in die Wohnung seiner Braut trat, kam ihm der Domherr, noch unangekleidet, entgegen und sagte:

„Nun, junger Herr! daß Sie doch heute einmal ein bischen ungeduldig sind, die Meta ist auch schon fertig, wie ich höre, und Zeit ist's nun wohl, daß Sie sie einmal allein haben. Kommen Sie, fuhr er fort, den Bräutigam am Arm nehmend und ihn in einen Korridor hinauf, in Meta's entlegenes Zimmer ziehend, wir wollen das Mädchen überraschen."

Er öffnete schnell die Thüre. Meta stand völlig angekleidet in der Mitte des Gemaches, ihr zur Seite das Kammermädchen, das noch manches zurecht zu ziehen und zu putzen hatte, hinter ihr eine Freundin derselben, die gekommen war, die schöne Braut zu sehen, und nun der sorglichen Zofe hülfreiche Hand leistete.

„Fort, ihr Jungfern, rief der eintretende Domherr, und scheuchte die Mädchen aus dem Zimmer fort, der Bräutigam kommt! Und Viktorn dicht vor die Braut führend: nun, junger Herr! da haben Sie das kleine Ding! und nun haben Sie sie einmal recht lieb, und dann Ihr ganzes Leben lang so fort!" —

Und die eigne Rührung fürchtend eilte er aus der Thüre.

Die bezaubernde Schönheit der jungen, hocherröthenden Braut traf Viktorn wie ein elektrischer Strahl. Nie hatte sein Auge ein so liebliches Wesen erblickt. Glänzend umfloß der schimmerndste Atlaß die zarte Gestalt bis zu dem zierlichen silbernen Füßchen hinab. Kostbare Blonden schmückten Brust und Aermel. In reichen, künstlichen Flechten wand sich das blonde Haar um das schön geformte Haupt, einige Perlenschnüre waren durch die bedeutsamen Myrthen geschlungen, die es kränzten. Unbeweglich, einem Marmorbilde gleich, stand sie vor dem im Entzücken Erbebenden, aber die rosige Glut ihrer Wangen, ihr tiefer, ängstlicher Athem bezeugten, sie lebe.

Sprachlos hatte Viktor, auf des Alten Geheiß, seine Arme um sie geschlungen. Jetzt drückte er sie fest an sich, labte das Aug' an ihrer Schönheit, küßte sie mit Inbrunst mehrere Male, betrachtete sie wieder und küßte sie von Neuem. Geduldig ließ sie Alles geschehen, aber ein leises Zittern bebte durch ihre Glieder. So schien es nur von dem bezauberten Jüngling abzuhangen, diese Stunde der

Alleinseyns den zärtlichsten Liebkosungen zu widmen. Aber jezt zuckte wie ein zündender Blitz vom heitern Himmel der Gedanke an den verrathenen Freund durch seine Sinne. Er fuhr entsezt zurück, ein flammendes Roth bedeckte sein Gesicht und gleich darauf tödtliche Blässe. So gedemüthigt vor sich selbst, so niedergeworfen aus dem festen Standpunkte seiner Tugend, stand er ein Paar Sekunden wie zu Boden geschmettert da.

Er fuhr sich mit der Hand über das bleiche Gesicht. „Vergeben Sie mir, Meta! sagte er stammelnd, die Gewalt Ihrer Schönheit — aber nie, nie wieder — ich schwör' es Ihnen. — Zürnen Sie mir nicht! ich selbst, ich selbst will dem Freund den augenblicklichen, willenlosen Verrath gestehen." —

Sie stand schweigend, regungslos, die Blicke fest an den Boden geheftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

Ihre Waffen sind die Lanze und der Säbel. Wenn sie sich der ersten bedienen, so halten sie sie unter dem linken Arme, mit dem Schaft auf dem hintern Theil des Sattels oder auf des Pferdes Hals, und lenken sie mit der rechten Hand. Des Pferdes Zügel halten sie in der linken; aber die meisten ihrer Thiere folgen dem bloßen Druck des Knies. Manchmal stoßen sie die Lanze mit beyden Händen, und ihr Angriff geschieht immer in gestrecktem Galopp. Sie sind ziemlich geschickt im Gebrauch des Säbels, und einige bedienen sich zuweilen eines Dolches, den sie am Gürtel tragen. Das Feuergewehr benutzen sie noch wenig, aber die Goklans und Jamuts bedienen sich des Bogens, obgleich weniger geschickt als ihre Vorfahren, von denen man in diesem Fache Wunder erzählt.

Die Turkomanen sind vortreffliche Reiter, und die Güte ihrer Pferde, welche durch arabische Pferde sehr gebessert worden, ist bekannt. Sie haben große, starke Viertel, wie die englischen Pferde, oft schöne Schultern, reine Füße und starkes, obgleich weniges, Fleisch ohne Fett. Indessen kann man nur wenige darunter schön nennen, welches jedoch mehr dem Mangel an Fleisch und der Vernachlässigung ihres Aeußern als ihrer eignen Gestalt zuzuschreiben zu seyn scheint. Es ist zum Erstaunen, welche Ermüdung sie ertragen können, und es ist eine in Persien allgemein anerkannte Thatsache, daß sie oft auf einem Raubzuge mit ihrem Reiter und Lebensmitteln beladen, sieben bis acht Tage hintereinander, jeden Tag sechszehn bis zwanzig deutsche Meilen laufen. Zu solchen Zügen werden sie regelmäßig vorbereitet. Man läßt sie täglich eine lange Strecke laufen, füttert sie sparsam mit Gerste allein, und läßt sie des Nachts unter Decken schwitzen, bis sich alles Fett verloren, und das Fleisch fest und zäh geworden ist, welches sie an den Muskeln fühlen können, und sie sagen dann zum Lobe des Thieres, sein Fleisch sey Marmor. Ein Turkoman erbot sich gegen den Verfasser, in höchstens sechs Tagen von Musched nach Tehran oder Buchara, beydes nicht weniger als hundert deutsche Meilen, zu reiten, und Hunderte von Turkomanen und Persern bestätigten die Ausführbarkeit des Unternehmens. Sie haben noch eine kleinere Art von Pferden, die zwar nicht das feine Blut der größeren Rasse haben, aber noch ausdauernder zu seyn scheinen. Diese sind am zahlreichsten. Die Turkomanen lehren ihre Pferde im Kampfe ausschlagen und nach Menschen und Thieren beißen, welches sie für Fremde gefährlich macht. Diese Pferde sind keineswegs wohlfeil, und man bezahlt für Thiere von der besseren Zucht von 150 bis 200, ja selbst 350 und 400 Caroline, und wenn ein Pferd nur einigermaßen stark und gut ist, so kostet es von 50 bis 100 Caroline; und selbst gute Jabus (die kleinere Zucht), die in der Wüste erzogen, verkaufen sich für 30 bis 40 Caroline. Die Ursache des gegenwärtigen hohen Preises ist theils die vermehrte Ausfuhr dieser Pferde in die benachbarten Länder, und theils die Kriege, welche die Gegenden, wo die besseren Pferde gezogen werden, beunruhigt haben.

Die Turkomanen ziehen Kameele und Dromedare; von denen die ersteren, als die stärkeren Thiere, mehr gelten als die lezteren, welche schneller sind. Jene tragen Lasten von 450 bis 700 englische Pfund, und gelten von 120 bis 140 persische Rupien. Eine dritte Gattung aber, welche aus jenen beyden hervorgeht, ist die beste und theuerste. Diese Thiere sind geduldig, gelehrig und stark, sehr groß, und niedrig für ihre Größe, mit kurzen, starken, knochichten Beinen, und einer Menge buschigtes Haar am Halse, den Schultern, Hüften und oberen Theile des Kopfes. Sie tragen Lasten von 7 bis 1100 Pfund, und gelten von 160 bis 200 Rupien das Stück. Man läßt diese Thiere nicht sich unter einander begatten, da ihre Abkömmlinge, statt die Gemüthsart der Alten zu erben, wilde und gefährliche Thiere werden.

Die Turkomanen halten eine Art großer, beißiger Hunde zur Bewachung ihrer Heerden und Zelte. Auch haben sie mehrere Arten von Hühnerhunden, mit deren Hülfe sie das Wild auffinden. Einige der Reichern halten eine Gattung von Windhunden, mit denen sie die Gemsen und Hasen jagen, obgleich kein ächter Muselmann von den leztern ißt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 11. Juli.

Man ist nirgends mehr in der Welt dazu geneigt, von Andern übel zu sprechen, als in Paris; jedoch hat die böse Zunge bisweilen auch ihren Nutzen; wenigstens erfährt man

durch sie, was aus den Leuten geworden ist. Schon vor langen Monaten war hier eine deutsche Sängerin, Madame Schüz, erschienen; wir Deutschen, aus landsmännischer Gutmüthigkeit, wollten uns darüber ärgern, daß man etwas lustig von ihr sprach, und wir glaubten, sie sey längst im Gefühl ihrer eigenen Kunst und Würde wieder nach Hause gefahren. Aber keineswegs! Da kömmt sie nun plözlich wieder zum Vorschein in unserer skandalösen Kronik; diese sagt, sie sey noch hier, habe sich Feinde gemacht, wo sie Freunde hätte finden sollen, und erst jezt sey es wahrscheinlich, daß sie eine Reise antreten könne. Von der berühmten, so beliebten italienischen Sängerin, Demoiselle Mombelli, wird noch geheimnißvoller gesprochen; sie sey krank, aber nicht der ärztlichen Hülfe bedürfe sie; sie habe unbekannten Kummer; eine neue Bestimmung rufe sie, und sogar die geistliche auswärtige Macht arbeite daran, daß ihr Kontrakt mit der italienischen Oper gebrochen werde. Neben diesem düstern Bilde gefällt natürlich weit besser, was von der einzigen, unvergänglichen, aber auch unersezlichen Dem. Mars gesagt wird; sie macht jezt ihre alljährliche Benefizreise. Es ist in der That merkwürdig in der Kunstgeschichte, daß die Schauspielerin zu einer Zeit, wo die dramatische Literatur in Frankreich im tragischen Fache auf ihren Ruhm der klassischen Reinheit Verzicht geleistet zu haben scheint, und wo besonders die Aussicht auf die Erhaltung des alten Ruhms der Schauspielkunst auf der einen Seite nur noch auf Talma sich stüzt, auch im komischen Fache als die lezte Hoffnung auf der andern Seite da steht. So wie Talma, so auch Mars gehören der ganzen Nation an; und die Provinzialstädte würden sich für undankbar halten, sie würden sich selber zu entehren glauben, wenn sie dieser leztern, welcher sie besonders den von den großen Potentaten Europens, von den geistvollsten Damen des höchsten Ranges eingeräumten Ruhm zu gute schreiben, ihren eigenen Dank nicht ganz außerordentlich zollten. In der Stadt Angers, die man kaum unter die Städte vom fünften oder sechsten Range zählen kann, hat Dem. Mars so eben in fünf Gastvorstellungen 15,500 Franken, und der Schauspieldirektor in diesen fünf Tagen ebenfalls für seinen Antheil 15,500 erworben; die Beschreibung dieses eigentlichen dramatischen Festes stellt einige sehr anziehende Züge dar: „das Theater in Angers war zu klein, man wäre auch schon deßhalb beynahe erstickt, wenn nicht außerdem 26 Grade Hize und der Eifer des Publikums mitgewirkt hätten. Eine Dame wurde ohnmächtig, man mußte sie draußen wieder zurecht bringen, und die, die an ihre Stelle einrückten, frohlockten über den Glücksfall. Als Mars erschien, da sprach kein leises Wörtchen mehr das aus, was so eben vorher allgemein ausgelärmt wurde, daß sie die einzige Künstlerin sey, an welche sich die Theaterkritik nicht wage, weil sie selber die Lehrerin der Kritik ist. Man hörte sie gleichsam wie eine Heilige an. Man wollte es in ihrer Anerkennung allen andern Städten Frankreichs zuvorthun. Der Kern der Provinz (Dep. Maine und Loire) und die Blume der guten Gesellschaft kamen jedesmal. Sie fühlte es, vor wem sie spielte, und man fand sie in Angers noch besser als in Paris, wo sie doch Manche schon gesehen hatten. Noch jezt zeichnet sie sich in jedem Worte, in jeder Stellung, in jeder Gebärde, durch ihren berühmten Geschmack, durch ihre Grazie, durch die im komischen Fache so schwere Wahrheit der Darstellung, durch ihren geistvollen Blick und ihr noch immer reizendes Gesicht aus. Die Verwunderung drückte sich wie überall aus, aber besonders weil man sich leise aussprechen mußte, so begnügte man sich damit, daß man einander ansah, und so in sich selber und in den andern genoß. Die Stücke waren: Ecole des Vieillards, les fausses Confidences, Tartufe, Valerie, la Fille d'honneur, les Jeux de l'Amour et du hasard, Edouard en Ecosse, le Secret du Menage, la jeune femme colère, la jeunesse de Henri V. Durch diese Freuden wurde eine ganze Woche lang das Ernste des Jubiläums unterbrochen; wer sich vorher schüchtern ein Gewissen daraus machte, wagte die Sünde in's Theater zu gehen, sobald Dem. Mars angekommen war; man vergaß bald sogar die Missionarien. Und man glaube nicht, daß das moralische Gefühl dabey nichts gewonnen habe; als sie als Valeria auftrat, da war man zu tief gerührt, als daß der Eindruck auch jezt, lange nach ihrer Abreise, ausgelöscht wäre, als sie sich auf die Kniee warf, da wollte jeder Zuschauer, jede Zuschauerin ebenfalls niederknieen. — Man ehrt gegenwärtig das Andenken des Dichters Parny, den man am besten durch den ihm von der französischen Literatur beygelegten Namen des französischen Tibulls bezeichnet, durch einige Ausgaben seiner Werke, worunter eine besonders glänzende bey den Herren Roux-Dufort, unter der Leitung eines jungen Mannes, Herrn Fayot. Man erfährt dabey einige unbekannte biographische Züge von Parny, die um so auffallender sind, als seine Werke das reizendste, das geschmackvollste Produkt der französischen erotischen Dichtkunst sind; mit Recht sagt man übrigens, daß bey Parny der Reiz der Dichtung und des Gedichts die Verführung selber unschädlich macht. Parny ist 1753 auf der Insel Bourbon geboren, und 1814 in Paris gestorben. In seiner Jugend war Parny ein religiöser Schwärmer; er hatte den Gedanken, in den Orden de la Trappe einzutreten, um sich da im einsamen Nachdenken das Glück zu verschaffen, was seine tieffühlende Seele suchte. Plözlich änderte er seinen Entschluß, und nahm Militärdienste; schon vor der Revolution hatte das St. Ludwigskreuz seine Verdienste jener Zeiten anerkannt. Die Heldin seiner Gedichte ist Eleonore, und die schönen Verse, die er auf sie dichtete, sind in Frankreich zur geistreicheren Sprache der Liebe geworden; man sagt, sie selber lebe noch jezt in einer Ecke Bretagne's, reich an Erinnerungen, und noch reicher an dem Ruhme des großen Dichters. Parny hatte den edelsten Charakter. Im Jahr 1801 sezte Lucian Bonaparte, als Minister des Innern, Parny auf die Liste der Kandidaten für die Bibliothekarsstelle bey den Invaliden; der erste Konsul strich seinen Namen aus; das Gedicht, der Krieg der Götter, hatte der Geistlichkeit mißfallen, mit welcher damals Napoleons Politik sich aussöhnen wollte. Uebrigens weiß man, daß Napoleon selber mitten in seinen wichtigsten Planen sich an dem reizenden Talente, und besonders an den Elegien Parnys ergözte. Und doch wurde Parny hintangesezt oder vergessen. Parny hatte ein leichtes Mittel, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, er durfte nur das Talent seines Gegners, den er selber nicht einmal haßte, in Gedichten rühmen, aber dazu war er zu stolz; seine Stimme war stumm für den Ruhm; er verehrte Napoleon, aber er wollte ihn nicht bey seinen Festen besingen. Diesen Gesinnungen blieb er treu; er blieb ihrer würdig; er ersparte sich die Schande, bey den Staatsveränderungen andere Töne erschallen zu lassen, und bis an sein Ende blieb er der Freyheit seines Vaterlandes getreu; ein's seiner lieblichsten Lieder ist das, wo er den Nordamerikanern grollt, daß sie allein frey seyn wollen, und ohne König und Königin bey dem Klirren der Ketten anderer Sterblichen tanzen. Eine sehr auffallende Erscheinung ist, daß Schillers Götter Griechenlands, die er lange nach Parnys Krieg der Götter dichtete, in ernster Darstellung, obgleich im lieblichen ironischen Tone eben so vielen Reichthum an Bildern enthalten, als Parnys Krieg, und daß doch beyde keiner dem andern ein Bild ablehnte; beyde sind neu, und so groß ist der Reichthum des Genies, daß, was Parny in Handlung gebracht hat, Schiller im Liede singt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 194.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. August 1826.

Ja, grausam ist's, von guten Christen fern
Ben Heid' und Türke Sclave seyn.

Wieland.

Einiges über die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

Räuberey ist das eigentliche Handwerk des Turkomanen, und wenn auch seine Heerden ihm und seiner Familie Beschäftigung und Nahrung geben, so ist es doch nur Raub, wovon er Reichthum und größere Bequemlichkeiten erwartet; und weit entfernt, das Rauben als ein Verbrechen zu betrachten, sieht er es als das ehrenvollste und lobenswertheste Geschäft an. Sie vereinigen sich in kleinerer oder größerer Anzahl unter der Leitung eines Führers, der ihr Zutrauen erworben, und dessen Gewalt für die Dauer eines Zuges unbeschränkt ist; und mit einem kargen Vorrath von Gerste für ihre Pferde und Brod für sich selbst auf sieben bis acht Tage versehen, streifen sie hinaus in die Wüste, oft fünfzig deutsche Meilen jenseits aller menschlichen Wohnungen, und dringen dann mit unglaublicher Schnelligkeit durch die Gebirgspässe bis nach Schahrud, Subzawar, Nischapore, ja bis nach Caschan und Ispahan, hundert bis hundert fünfzig deutsche Meilen von ihrer Heimath jenseits des Attok. Gilt der Angriff einem Dorfe, so legen sie sich während der Nacht vor dem Thore im Hinterhalt, und wenn die Einwohner des Morgens zur Feldarbeit hervorkommen, stürzen sie auf einmal hervor, ergreifen alle, die sich fangen lassen; machen Alles nieder, was Widerstand leistet, plündern das Dorf, laden den Raub auf die etwan erbeuteten Lastthiere, und ehe man in der Umgegend ihr Daseyn ahnen kann, sind sie auf und davon. Gilt es einer Karavane, so verstecken sie sich in einem Hohlwege, wo sie hindurch muß, und sobald sie von ihren Spähern, die ungesehen auf den Hügeln umher Wache halten, von der Annäherung derselben benachrichtigt werden, brechen sie mit einer Schnelligkeit und Gewalt auf dieselbe hervor, welche sowohl Widerstand als Flucht unmöglich macht, binden ihre Gefangenen und fallen dann über die Beute her. Greise und sonstige Reisende, die zur Arbeit untauglich scheinen, werden niedergehauen, eben so die Thiere, welche nicht gut fortkönnen; die übrigen werden dann mit den besten Habseligkeiten beladen, und nun geht es schnell zu ihren Lagern zurück. Die Gefangenen, mit den Händen auf den Rücken geknebelt, werden an die Pferde gebunden und mit Peitschenhieben angetrieben; dabey entkleiden sie sie, wie kalt auch die Witterung seyn möge, bis auf die Unterkleider, und lassen ihnen oft nicht einmal die Schuhe an den Füßen. Nur wenn sie verfolgt werden und also schneller reiten müssen, als ein Mensch möglicher Weise laufen kann, nimmt ein Jeder einen Gefangenen hinter sich auf's Pferd; finden sie sich aber so hart gedrängt, daß die Thiere mit der doppelten Last nicht fortkönnen, oder haben sie der Gefangenen zu viel, um sie alle auf Pferde nehmen zu können, so ermorden sie alle, die sie zurücklassen müssen. Haben sie ihre unglückliche Beute aber so weit gebracht, daß sie vor Nachsetzung sicher zu seyn glauben, so läßt diese Strenge nach; die Reise geht dann langsamer von

Statten, und die armen Leute erhalten etwas mehr Nahrung. Erreicht der Raubzug endlich die Heimath, so werden die Gefangenen entweder an einen abgelegenen Ort geschickt und müssen dort bey schlechter Kost abwarten, bis sie ihr Herr nach Chiwa oder Buchara zum Verkaufe treiben kann, wohin fast alle von den Turkomanen erbeutete Sklaven zuletzt kommen, oder er läßt sie bis zu einer solchen Gelegenheit, oder bis sich ein Sklavenhändler einfindet, bey sich im Lager arbeiten. Dergleichen Händler gibt es in genannten Städten mehrere, und diese besuchen jährlich ein Paar Mal die Lager der Turkomanen, um ihnen ihre Sklaven abzukaufen.

(Der Beschluß folgt.)

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

„Ja, fuhr Viktor gesammelter fort, ich will es in der Stunde, die bald nun erscheint, wo ich selbst Ihnen den Freund wieder zuführe. Ungestört freuen Sie sich seines freundschaftlichen Umganges, und lassen Sie mich so lange in Ihrem Bunde der Dritte seyn, bis die Sicherheit Ihres Verhältnisses mir erlaubt, in die Ferne zu treten. Dann, liebe Meta, sind Sie ganz sein. Sehnsüchtig, ungeduldig harrt der Liebende dieses köstlichen Augenblicks!“

Meta zuckte zusammen. . . „Nie, nimmermehr!“ rief sie plötzlich emporfahrend.

Viktor sah sie mit starrem Staunen an. „Meta!“ rief er.

„Nie, nie will ich ihn wiedersehen,“ sprach sie leiser.

Viktor traute seinen Sinnen nicht: „Wie ist mir denn! sagte er verwirrt: empfingen Sie Hilberts Brief nicht?“

„Um dieses Briefes willen veracht' ich ihn doppelt,“ rief sie, all ihren Muth zusammen nehmend.

„Sie lieben ihn nicht mehr?“ —

„Ich veracht' ihn.“ —

Viktorn trat schnell das Bild des verrathenen, betrogenen Freundes vor die Seele. Edelmüthig empfand er in diesem Augenblicke, nur für ihn, seinen Schmerz, seine Verzweiflung.

„Treulose!“ rief er zürnend: „was ist das? nach solcher Hingebung, nach solchen Versicherungen! nach einem Jahre langen heimlichen Verständniß, wagen Sie zu sagen, Sie lieben ihn nicht?“

„Und warum,“ antwortete sie schmerzlich, „warum soll ich ewig fehlen, weil ich einmal gefehlt? warum soll der rechte Weg mir verschlossen seyn, weil ich mich einmal verirrt? — ja, ich hab' ihn geliebt, und oft ist mir, als hätt' ich es nie! er überraschte mein Gefühl, er betrog mich um mein Herz! jetzt aber, jetzt weiß ichs — ich lieb' ihn nicht mehr, ich veracht' ihn!“

„Wankelmüthige!“ rief Viktor mit einer Donnerstimme; denn des Freundes klagender, vorwurfsvoller Blick sah ihn drohend an, und schraubte ihn in einen unnatürlichen Zorn hinauf. „Tauschen Sie Ihre Gefühle, wie ihre Kleider? auf welches Weibes Liebe darf der Mann rechnen, wenn nicht auf die Beständigkeit derer, die das großelterliche Haus heimlich verlassen will, um seinetwillen!“ — Und als fühlte er, der Vorwurf sey zu stark, fügte er sanfter hinzu: „aber Sie sind nur beleidigt, empfindlich gegen ihn, aufgebracht. Sie werden zu sich kommen, und, was er auch gegen Sie verbrochen hat, dem zärtlich, leidenschaftlich Liebenden verzeihen!“

„Ich sehe, erwiederte die Gekränkte mit zitternder Stimme, wie schonungslos der Unwürdige mit meiner Ehre umgegangen. Ja, als ich jenen unseligen Brief schrieb, lenkte die Verzweiflung meine Hand. Alles wollte ich thun, zum Entsetzlichsten war ich bereit, um dem Unglück einer, dem Auge Gottes mißfälligen Ehe zu entgehen. Ich fühlte, einem Menschen, den ich mit Ekel erblickte, den ich sittlich verachtete, gegenüber, die heiligen Pflichten einer Ehefrau nicht erfüllen zu können — und o! ich zitterte vor der Nichterfüllung meiner Pflichten, ich zitterte vor meinem strafenden Gewissen und betete: führe mich nicht in Versuchung!“

Sie war im höchsten Grade bewegt. Viktor wußte nichts zu thun, nichts zu sagen; die widersprechendsten Gefühle bestürmten sein Herz, und nie hatte er sich so ganz rathlos gesehen.

Meta fuhr fort: „War das wirklich Liebe, was ich einst für Hilbert empfand, nun so liebt' ich ihn doch nur so lange, als ich ihn achten zu dürfen glaubte. Was aber sollte ich von seiner Ehre denken, als ich ihn mit kriechender Geschmeidigkeit um die Gunst der armseligsten Menschen buhlen sah? was von seiner Liebe, als er das siebenzehnjährige Mädchen zu niedrigen Künsten und listiger Verstellung abrichtete, die zu hintergehen, denen er Gehorsam und Ehrfurcht schuldig war? Was endlich von seiner Ehre und seiner Liebe, wenn er, nachdem er mit feiger Selbstsucht die Geliebte vierzehn gräßliche Tage und Nächte der Verzweiflung Preis gegeben hat, sie endlich der Diskretion eines Dritten übergibt und sie in das beschämendste Verhältniß zwingt?“

War es die Kraft der Wahrheit, war es die Bestürzung über den Geist, der sich plötzlich vor seinen Augen in dem schüchternen, blöden Mädchen entwickelte, was jetzt Viktors Blick niederschlug und seine Seele erschütterte? Schweigend duldete er es, daß sie weiter sprach.

„Und wie, sagen Sie mir, mein Herr! wie verträgt es sich mit Ihrer eignen Ehre, Ihren hochberühmten Namen zu verleihen? Die einem Andern abzutreten, die

Sie für Ihr Eigenthum erklärt haben? die zu verschleudern, der Sie vor Gottes Altare Schutz und Obhut zuschwören wollen?"

Scharf verlezt fuhr Viktor auf. „Meta, rief er unwillig, wo es eines Mannes Ehre gilt, sind Frauen und Mädchen nicht Richterinnen! Aber, fuhr er schneidend fort, wollen Sie einmal den Ton des Vorwurfs und der strengen Gewissenhaftigkeit anstimmen; warum erst heute diese Erörterungen? warum erklärten Sie sich nicht gleich meinem Freunde? warum jezt, da es zu spät ist, und keiner mehr zurück kann?"

„Zu spät?" rief Meta, und der edelste Stolz überzog ihre Wangen mit höherm Roth, ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen und ihre Stimme bebte stärker: „zu spät? noch nicht, mein Herr! noch sind Sie frey — es kostet Sie ein herzhaftes Wort und unsere Verbindung ist aufgelöst. Sprechen Sie es, ich will das zweyte sagen. Ja, ja, fuhr sie in leidenschaftlicher Aufregung fort, sprechen Sie es, erklären Sie, daß ich Ihnen zuwider sey, vernichten Sie meinen Ruf, vernichten Sie mich selbst, wenn ich Ihnen verhaßt bin!"

„Sie mir verhaßt! rief Viktor athemlos: Meta! — ich hasse mich selber, — Hilbert, wie! soll ich ihn betrügen! soll ich als ein Meineidiger vor seinen trauernden Blicken erscheinen! ich — ich meinen Freund verrathen!"

Es war, als ob die Weinende Muth aus seinen Worten schöpfe, denn gefaßter fuhr sie fort: „Er ist dieses Namens nicht würdig. O verkennen Sie mich nicht! Haben Sie nicht das unglückliche Geständniß tausendmal auf meinen zitternden Lippen schweben sehen? Ihm antwortete ich deutlich durch das Schweigen der Verachtung, und glauben Sie mir, er hat diese Stimme verstanden. Ich habe ihm keine Rechenschaft mehr zu geben. Aber Ihnen — ich sah Sie nicht allein — und geschah es ja — o wie oft! — und durfte ich selbst — das Wort erstarb mir, ehe es gesprochen war. Ich hatte den Muth nicht — o ich hoffte — ich fürchtete — ach! lassen Sie mich!" fuhr sie fort, mit den kleinen Händen das lieblich erröthende Gesicht deckend, vor dem forschenden, durchdringenden Blick seiner Augen.

Sie war reizender als je in diesem Moment der Verwirrung. Zum ersten Male durchfuhr Viktorn eine Ahnung, daß sie ihn liebe. Ein seliges Gefühl zog in sein Herz ein. Aber ehe er sich noch dessen deutlich bewußt ward, lieben schon die angeborne Großmuth seiner Seele, seine Ehre und die verrathne Freundschaft ihm Waffen, es zu bekämpfen. Er feindete sich selbst an, um der Treulosigkeit seiner Gefühle willen; dunkel empfand er, daß nur ein kräftiger Entschluß seine Tugend retten könne. So rief er mit lauter Stimme:

„Nein, Meta, nein! ich liebe Sie nicht, ich habe Sie nie geliebt — Sie wußten es, meines Freundes willen, dem Retter meines Lebens zu vergelten, bot ich Ihnen Hand und Namen an. Nein, ich liebe Sie nicht — ich bin kein Verräther. Sie sind Herrin Ihrer Handlungen — aber ich — hören Sie mein Gelübde: nie, nie sollen Sie mir mehr seyn, als Gattin des Freundes — als solche will ich Sie, als Schwester Sie ehren."

„Wohlan, rief Meta heftig, so hören Sie auch das meinige! Sie hob feyerlich die Rechte empor: ich schwöre hiemit, Hilbert nie wieder zu sehen, nie wieder nur seinen geheimsten Händedruck zu dulden, ihn zu fliehen, wie die tödtende Pest, ihn, der meines jungen Lebens Glück auf ewig vergiftete. Ich will die Augen zudrücken, wenn er sich meinem Anblicke aufdrängt, ich will abwehrend die Hände vorhalten, wenn er sich mir naht. Jede meiner Bewegungen soll ihm zeigen, daß ich ihn verachte!"

Sie sank erschöpft auf einen Stuhl. Nach einer Weile sagte sie gesammelter: „nun, mein Herr! thun Sie jezt, was Sie nicht lassen können. Sie haben meinen Schwur gehört. Noch sind Sie frey: verreisen Sie eiligst; schreiben Sie meinem Großvater. Noch ist es Zeit."

Aber Viktor stand noch immer in dumpfer Betäubung da. Eine lange schmerzliche Stille folgte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 11. Juli.

(Beschluß.)

Folgende zwey Sittengemälde bilden zwey Pendanten; das eine stellt die Tuilerien dar, wie sie gerade in diesem Monate aussehen, und das andere eine der besuchtesten Kirchweihen in der Nähe von Paris. Die Tuilerien. Die Damen, welche für ganz elegant passiren wollen, und das Wort: Elegantine ist jezt in die Sprache aufgenommen, so gut als ein Maskulinum, bleiben in dem Theile des Gartenspaziergangs, den man die Orangenallee nennt, wo jezt diese herrlichen Bäume in ihrem kräftigen Grün und in ihrer berauschenden Blüthe prangen, und den wollüstigsten Genuß gewähren; aber nur die eine Linie der Damen sizt bey den Orangenbäumen. Die andere Reihe sizt in der Linie und unter dem Schatten der Lindenbäume und wilden Kastanien. Man sezt sich nach einer gewissen Regel; wenn fünf Personen, nämlich drey Damen und zwey junge Herren sind, so sitzen die Damen in der Mitte und die Herren auf jedem Flügel einer, und zwar so, daß die Linie etwas gebogen ist, damit alle fünf einander sehen. Viele junge Herren tragen bis zwey, ja bis vier Uhr einen grünen oder blauen Ueberrock, und darunter ein gelbes Gilé von Piqué, eine lange Hose von russischem Leinengewebe, in Schuhen und Gamaschen. Von vier Uhr bis acht, ein wenig vor oder unmittelbar nach dem Mittagessen, nehmen die jungen Leute statt des Oberrocks den Rock, legen ein anderes Halstuch an, und begleiten die Damen, welche hier lustwandeln, oder von hier in's Theater gehen wollen. Man trägt leichte lange Stöcke; sie sind nicht einmal gut dazu, um auch nur einen Hund wegzujagen oder Jemand durchzuprügeln; aber sie geben die Haltung, und im Nothfall kann man damit die Fliegen wehren; das beweißt, in welchen Tagen der Ruhe wir leben; sonst in den Tagen der Unruhe trugen die Männer kurze Knüppel, womit man sich vertheidigen oder seinem Gegner den Garaus machen konnte. Aber unsere jetzigen Männer tragen Redingotten in Form von Weiberröcken; Shawlgilets; sorgfältig ge-

lockte Haare; zierliche und zarte Schuhe; Guckgläser wegen ihrer schwachen Augen, und Ringe an zwey oder drey Fingern, vermuthlich damit man errathen solle, wie viel zärtliche Liebeshändel sie haben. Die Frauenzimmer sind außerordentlich fein gekleidet. Auch wenn eine Dame geflissentlich einfach sich kleidet, so kostet es sie nur um so mehr Geld; es gibt einfache Roben zu fünfzig Louisd'oren. An drey oder vier fliegenden Gebrämen ist es nicht genug; sie müssen auch noch festonnirt oder wenigstens flache, viele Blumen darauf gestickt seyn. Man zeigt zwey Damen, die Mutter und die Tochter, die alle Wochen einen neuen Hut und zwey neue Kleider haben, nichts als indische Kaschemire tragen wollen, und doch hat der Vater einen Platz von nicht mehr als 6000 Franken Gehalts. Ein junger Mensch hält Bogey und Jockey, frühstückt, und ißt zu Mittag im Café de Paris, wohnt allen Vorstellungen in der italienischen Oper bey, und doch schickt ihm sein Vater zu seinen Studien als Jurist nicht mehr als 2.500 Franken. Man thut wohl daran, wenn man das Geheimniß nicht zu erfahren sucht, wie dergleichen Leute so viel Geld oder Kredit finden. Vor zwanzig Jahren konnte man sich noch verheirathen, und ein Kaschemir war noch keine Nothsache; die Morgenkleidung kostete zwölf bis fünfzehn Franken; die Roben waren beynahe gar nicht garnirt. Mit vier bis fünf Louisd'oren war eine Elegante gekleidet von Kopf bis zu den Füßen. Ein oder zwey vollkommene Anzüge dauerten für eine Jahreszeit. In dem Wohnzimmer forderte man keinen Teppich, im Salon keine alabasterne Lampe, im Speisesaal keine Stukaborarbeit; zwey Mädchen, bisweilen eine einzige, waren als Köchin und Kammerjungfer hinlänglich. Die allervornehmsten Damen waren sparsam, und die Haushaltungen zufrieden. Aber jezt? der Luxus ist furchtbar, die Dame will den langen Shall, den viereckigen Shall, den weißen Shall, den Shall mit Blumen, die Foulards und Fichus zu Duzenden. Die geringsten Hüte kosten dreyßig bis vierzig Franken; alles will einen Simon, einen Guerin. Alle Magazine sind Lockfallen für Alte und Junge. Die Wohnungen sind kleine Tempel, wo alles ist, nur der Gott nicht, der Amor kann sich bey dem Zwange, unter welchen die Haushaltungen sich beschränken, nicht zeigen. Man sehe in den Tuilerien den Herrn und seine Frau, wie reizend sie angekleidet sind, aber unterwegs und zu Hause zanken sie sich; man wirft einander die unnützen Ausgaben vor, und so oft die Miethe verfallen ist, oder die Wechsel beym Kaufmann, so sieht man nichts als Verlegenheit. Bey einem solchen Verhältniß erkühnt sich Niemand zu heirathen; die jungen Leute sind selbstsüchtig, verschwenden für ihre eigene Rechnung, und wollen sich nicht auch noch eine Frau auf den Hals schaffen; sie sprechen von 100,000 Franken, von 100,000 Thalern, und da dergleichen Summen sich nicht überall finden, so bleiben gar viele Töchter einsam in dem mütterlichen Hause; die Herren ließen die Welt aussterben, wenn die Damen dächten wie sie.

Die Kirchweihe von Passy. Sie dauert zwey Sonntage durch, aber die Pariser-Mode will, daß man nur am zweyten Sonntage dahin gehe. Da sieht man endlich die tausend hübschen Gesichter wieder in der Maysonne und im Schatten des Wäldchens von Boulogne; sie waren den Winter über nur bey Lampen- und Lichterschein vergnügt und freundlich gewesen. Die Kirchweihe von Passy ist eine der ersten des Frühlings in der Nähe von Paris; man müßte ganz besonders für den Koth von Paris eingenommen seyn, wenn man dem Rufe der Frühlingsvögel und dem Geruche der ersten Blumen nicht folgte. Im Ranelagh, dem berühmten Vergnügungsorte, sieht und hört man im Innern die Kommandoworte des Kontretanzes, und die fröhlichen Bewegungen und die leichten Kleidungen, und äußerlich stehen in allerley Linien unzählige Schoppen, und da verkauft man auf sein Gewissen ganz vortreffliche Lebkuchen von Rheims, worauf jedoch ein ganz dicker Staub wie auf klassischen Büchern ruht, vom feinsten weißen Mehl, wie die Händlerinnen sagen, gemachte Hippen, genannt Plaisirs, und Düten mit feinen darauf gedruckten Sprüchen über die Vergänglichkeit des Lebens, oder Aufrufe zu einem lustigen Leben. Aber im Wäldchen ist es noch weit mehr auf reinen Genuß angelegt; da findet man erst die Gefühle, die man im Tempel selber nicht suchte. Da riecht es zugleich nach Blumen und nach geschmorten Bratwürsten, da zittern die Bäume von den Zephyrs und von den Schaukeln, da hört man links die Grasmücke, und rechts die Krätsche; die Beine erfreuen sich des frischen Rasens, und das Auge und die Nase der Staubwolken; der Parfum der Blüthe des Hollunder mit seinen hohen Zweigen berauscht, und die aus feinem Holze gemachten Mirlitons betäuben; man muß der Natur den Dank zollen für alle die Wohlthaten auf Einmal.

Rom, 8. Juli.

Die komische Oper hat im Theater Valle ihre Frühlingsvorstellungen mit einem, von einem jungen Neapolitaner gesezten, gänzlich unwürdigen Machwerke, le due Civette supposte (die beyden vermeynten Koketten) auf eine, wahrhaft schmähliche Weise geendet. Ich will die Leser mit keiner Zergliederung eines Produkts unterhalten, welches sich von der einen Seite ebensowohl durch einen gänzlichen Mangel an aller Erfindung, als von der andern durch die geistloseste Nachahmung der bekannten Formen auf eine höchst ärgerliche Weise bemerkbar macht. Wenn nichts desto weniger die genannte Musik in einem hiesigen Blatte einen Lobredner mit vollen Backen, wenn gleich mit leerem Kopfe, gefunden hat; so erinnere man sich, daß dasselbe Blatt Inserenda aller Arten für die bestimmten Gebühren abdruckt. Desto glänzendern Beyfall hat bis zum Ende das recitirte Schauspiel gefunden. Der Direkteur desselben, Rastrepulo, ist daher auch bewogen worden, in Rom zu bleiben und noch für einige Zeit auf eigne Kosten fortzuspielen. Das mag einen Beweis geben, daß die Römer, wie überhaupt die Italiener, dem recitirten Schauspiele nicht so entfremdet sind, als man im Auslande zu glauben scheint. Der Erfolg ist gleich bey den ersten Vorstellungen über alle Erwartung glücklich gewesen; besonders hat ein Schauspiel (im deutschen Sinne), aus vier Abtheilungen bestehend, Heinrich IV. nach der Schlacht bey Ivry, ganz Rom angezogen, eine Mißgeburt, welche zur Gnüge zeigt, wie nach und nach auch die sonst so sehr natürlichen und einfachen Süditaliener, ihre heimische Komödie und Posse verlassend, zu jenen monstruösen Produkten, in welchen der Geist nichts, die Materie alles ist, ihre Zuflucht nehmen. Am meisten sind dabey die armen Schauspieler zu beklagen, welche, auf italienischem Grund und Boden geboren und erzogen, und nur für die Komödie gebildet, in sich vergeblich einen Anklang von jenem erbärmlichen, ernsten Firlefanz, welcher die Leidenschaftlichkeit weder komisch, noch tragisch erregt, suchen, und dann, in Ermangelung desselben, sich abmartern müssen, um Dinge zu sagen und zu agiren, welche sie nicht verstehen. Niemand verarge es mir, wenn ich von diesem dramatischen Monstrum nichts weiter sage, denn ich habe keiner einzigen der vier Abtheilungen beygewohnt, um so weniger, da in dieser Jahreszeit, wie gewöhnlich, um zwey Uhr Nachts (das heißt, auf europäische Weise, um zehn Uhr Abends) angefangen wird, und jede Vorstellung vier Stunden, also bis drey Uhr in der Nacht und darüber zu dauern pflegt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 195.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. August 1826.

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Und laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.

Goethe.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Endlich öffnete die Großmutter die Thüre. Sie trat mit feyerlichem Anstand ein, und hatte, dem nöthigen Pathos zu gefallen, sogar den Mops heute in eine entfernte Kammer sperren lassen, wo er während der Ceremonie bleiben sollte, nicht aber ohne ihm die Einsamkeit durch allerley der beliebtesten Leckerbissen zu versüßen.

„Meine Kinder, sagte sie, das Brautpaar bey den Händen nehmend: „die Gäste sind da, der Prediger wartet.“

Und nachdem sie ihrer Enkelin eine ziemlich lange, erbauliche Rede gehalten, in welcher sie sie an die Pflichten mahnte, welche ihr neuer Stand ihr auferlegte, forderte sie den Bräutigam kurz auf, seine Gattin lieb zu behalten und Nachsicht mit ihrer Jugend zu haben, und führte sie in den Gesellschaftssaal.

Eine große, glänzende Versammlung, meist aus der ausgebreiteten Familie Meta's, zum Theil auch aus des Bräutigams entfernten Verwandten bestehend, harrte ihrer hier. Die Damen strahlten von Edelsteinen und rauschten in kostbaren Stoffen; die Herren prangten mit Ordensbändern, Sternen und Kreuzen. Ein leises, feyerliches Flüstern ging durch den steifen Halbkreis. Viktor hatte Muth und Entschlossenheit, wie irgend ein Mann; aber der Muth, vor dieser Versammlung hinzutreten, und seine veränderte Gesinnung zu erklären, gebrach ihm. In schweigender Verwirrung nahm das schöne Brautpaar die förmlichen Glückwünsche der Menge auf. Sie wurden getraut. Düster, mit erzwungener Fassung stand der Bräutigam da; geisterbleich und kalt, zur Bildsäule erstarrt die Braut. Keine Thräne füllte ihr gleichgültig vor sich hinblickendes Auge. Die Gäste, die von ihrem weichen Herzen mit Recht eine höchst lamentable Scene gefürchtet, schüttelten bedenklich den Kopf.

Bey der Tafel ward die Spannung noch merklicher. Ohne ein Wort mit einander zu sprechen, saßen die Neuvermählten einander zur Seite. Bebend fuhr Viktor zurück, wenn er zufällig die Hand berührte, die er gestern noch mit liebreicher Unbefangenheit an seine Lippen gedrückt. Wäre es möglich gewesen, daß die Scheu von Meta's bisherigem Betragen gegen ihn noch vermehrt hätte werden können, so hätte dieser Tag es bewirkt. Aber es war nicht mehr die ängstliche Schüchternheit eines Herzens, das schamhaft sich in sich selbst verbirgt. Es war eine spröde, kalte, abstoßende Zurückhaltung. Das tiefsinnige Wesen der Braut wußte die Gesellschaft jedoch leicht zu Gunsten ihrer Sittsamkeit auszulegen und durch ihre strenge Erziehung zu entschuldigen. Desto mehr aber wurde dem Bräutigam seine dumpfe Gefühllosigkeit verdacht. Viktor sammelte sich, so gut er es vermochte. Gleichgültige Gespräche wurden angeknüpft; erlebte Begebenheiten wurden mitgetheilt, politische Streitfragen aufgestellt, und mit Wärme und Einseitigkeit, wie immer,

beantwortet. So ging der Mittag vorüber, zu dem die reiche Bewirthung einen Theil des Abends gezogen. Für die andere Hälfte hatte Meta sich schon früher den Ball verbeten; die peinliche Langeweile des Tages voraussehend, freylich aber ohne Ahnung seiner schmerzlichen Erschütterungen, hatte Viktor einen durchreisenden Taschenspieler hierher beschieden, der durch seine Geschicklichkeiten und losen Künste die Gesellschaft erträglich unterhielt, und sogar die Neuvermählten augenblicklich zu beschäftigen schien. So kam die Stunde des Scheidens herbey. Halb ohnmächtig lag Meta in ihres gerührten Großvaters Armen; mit stammelnden Lippen bat sie die Großmutter um ihren Segen. Fast besinnungslos saß sie endlich im Wagen, dem Bräutigam zur Seite, der, fest in eine Ecke gedrückt, im düstersten Schweigen verharrte.

In der neuen Wohnung angelangt, führte er sie mit steifem Ceremoniell die Treppe hinauf, durch das Vorzimmer, in die ihr bestimmten Gemächer. Seine Miene sprach eine zornige Kälte aus, seine Bewegungen waren gezwungen. Schroff war der Ton seiner Stimme, abstoßender noch seine Worte, als er sie an der Thür ihres Cabinets mit einer frostigen Verbeugung verließ.

„Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, Madame, sagte er, eine bessere, als Ihr eigensinniger Wankelmuth mir zubereitet hat.“

Meta antwortete keine Sylbe. Sie konnte nicht bleicher werden, als sie war. Ihr Kammermädchen wußte nicht, was sie denken sollte. „Am Hochzeittage schon Zank? sagte sie: das ist arg!“

In seinem Zimmer warf sich Viktor mit Ungestüm auf einen Stuhl. Der lang verhaltene Sturm seines Herzens brauste fürchterlich los. Zorn und Schmerz bewegten heftig seine Brust, und kämpften mit Gewalt die neu erwachten, kaum in ihrer Schüchternheit anerkannten, Empfindungen nieder. Konnte, ja mußte der unglückliche Freund nicht die veränderte Stimmung der Geliebten seinem verrätherischen Einflusse zuschreiben? er sah, innerlich erbebend, Hilberts bleiche, gramvolle Gestalt, er sah sich noch einmal mit ihm auf dem Grabe seiner Eltern, und mit gepreßtem Busen wiederholte er sein Gelübde.

„Sie wird zu ihm zurückkehren, sagte er; sie ist verletzt, empfindlich; sie wird seinem Flehn, seinen Thränen verzeihen! Er wollte es glauben, und glaubte es doch nicht, und wußte nicht, daß auch sein innerstes Herz es zu glauben sich sträubte. Und wenn sie fest blieb, wenn er für einige Augenblicke den Freund vergaß: was war aus ihm geworden? welche unerwartete Wendung hatte sein eignes Schicksal genommen? er sah sich plötzlich an eine Frau gekettet, die er nicht liebte, die er nicht gewählt hatte; sah sich gebunden in den Jahren der Freyheit, ehe er noch einmal daran gedacht hatte, sich auf die häusliche Ruhe des ehelichen Lebens, auf sein langweiliges Einerley, auf seine strengen Pflichten vorzubereiten. Große Pläne lagen noch vor ihm. Noch hatte er erst den kleinsten Theil der cultivirten Welt gesehen, und die Lust am Neuen und der jugendliche Muth seines Geistes trugen ihn weit über dieselbe hinaus. Er schauderte vor dem Bilde einer verlaßnen, ihrem Gatten nachweinenden Frau; ein inniges Mitleid mit der schönen Meta ergriff ihn, wenn er daran dachte, daß dieß ihr Loos seyn solle und müsse. Sein Zorn wendete sich gegen sich selbst, gegen seinen Freund. Er verwünschte seine Unbesonnenheit, verwünschte seinen Einfall, die Vaterstadt wieder zu sehen; er verwünschte die feige Engherzigkeit Hilberts. So, abwechselnd tobendem Ungestüm und schmerzlichster Wehmuth hingegeben, brachte er schlaflos die Nacht zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über die Turkomanen.

(Beschluß.)

Diejenigen der Sklaven, die sich auslösen können, führen sie hierauf an die Orte, die solche selbst angeben, und lassen sie dort gegen die Erlegung des Lösegeldes los, oder sie lassen sie zu Buchara oder Chiwa, und begeben sich, mit Anweisungen von den Gefangenen versehen, in die Heimath derselben, und lassen sich dort bezahlen, ehe sie sie frey geben; diejenigen aber, welche sich nicht auszulösen vermögen, verkaufen sie auf den Sklavenmärkten von Buchara und Chiwa. Das Loos dieser leztern wird dann um vieles besser; denn man versichert, daß sie im Allgemeinen in der Stadt sowohl wie auf dem Lande gut und menschlich behandelt werden, und ihre Herren ihnen nicht selten die Gelegenheit geben, sich innerhalb 10 bis 20 Jahren durch einen kleinen Handel so viel zu erwerben, daß sie sich loskaufen können; ja man hat Beyspiele, daß dergleichen Leute reiche Kaufleute geworden sind, und oft sich dem Geschäft ergaben, das sie in ihr neues Vaterland geführt. Auch kann ein Mann, der sich einmal seine Freyheit erworben, nicht wieder zum Sklaven gemacht werden, es wäre denn, er würde auf einer Reise aufs neue gefangen. Indessen soll die Lage der Sklaven in Buchara weit besser seyn, als in dem roheren Chiwa, obgleich sie auch dort meistentheils menschlich behandelt werden. Diese Plünderungen finden indessen nicht nur gegen Fremde statt, sondern auch unter den verschiedenen Stämmen selbst, entweder durch offene Gewalt, oder durch Ueberfall. Die Gefangenen (Menschen oder Thiere) werden

indessen gewöhnlich ausgelöst, und zwar zu einem höheren Preis, als sie auf dem Sklavenmarkte zu Chiwa gelten würden; aber seitdem der Chan dieses Landes den Verkauf der Gocklans auf diesem Markte gestattet, werden diejenigen dieses Stammes, welche den andern Stämmen in die Hände fallen, oft dahin geschleppt, während jene, wenn sie einen aus den feindseligen Stämmen erhaschen, da es ihnen an einem Markte fehlt, ihren Gefangenen umbringen, wenn er nicht ausgelöst wird. Einige von den Turkomanen haben sich in Dörfern häuslich niedergelassen, besonders unter den Gocklans an der persischen Grenze; aber diese sind besonders den Räubereyen der Uebrigen ausgesezt. Auch die Perser, welche in der unmittelbaren Nähe dieses Räubervolkes wohnen, sind Räuber geworden und üben oft Rache an ihren Peinigern; sie sind aber nicht so geschickt im Handwerke als jene Nomaden; indessen beschränken sich doch diese nachbarlichen Diebstähle fast einzig auf Waaren und Vieh.

Die Weiber werden, wie oben gesagt, gekauft. Sie werden als Dienstboten geschäzt und verrichten nicht blos alle Hausarbeit, sondern verfertigen auch mancherley Dinge zum Verkauf; indem die Männer sich mit wenig mehr beschäftigen als mit dem größeren Vieh und dem Raube. Eine junge Wittwe, die einige Jahre verheirathet gewesen, gilt daher auch weit mehr als ein Mädchen, indem man für eine solche, besonders wenn man sie als eine geschickte Arbeiterin kennt, von fünfzig bis hundert Kameele, und für ein Mädchen nur fünfe gibt.

Die Weiber sind sehr fruchtbar, und der Verfasser selbst sah in allen Lagern eine solche Menge Kinder, daß seine Begleiter oft mit Erstaunen ausriefen: „*Ein Ameisenhaufen!*“ Die Kleinen hatten alle ein gesundes und kernigtes Ansehen, beynahe ganz nackend, und Alles an ihnen zeigte, daß man sie frühzeitig an die harte Lebensart gewöhnte, die ihrer später wartete.

Wenn ein Turkoman stirbt, so wird er auf der Stelle begraben, wo er den Geist ausgehaucht. Sie machen einen zwey bis drey Fuß tiefen kreisförmigen Graben, aus welcher sie die Erde in der Mitte aufwerfen und darin einen Baum oder Pfahl als Merkzeichen pflanzen, und in manchen Gegenden sieht man sehr viele solcher Todeszeichen. Der Leichnam wird weiterhin in der Ebene begraben, und man sieht sehr häufig Begräbnißplätze, welche auf eine ehemals sehr starke Bevölkerung hindeuten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 8. Juli.

(Beschluß.)

Die verdammliche Sitte des späten Theateranfanges liegt so sehr in der Lebensart des Adels begründet, daß das Volk, so demokratisch dasselbe auch gesinnt seyn mag, dagegen bis jezt nichts hat ausrichten können; ja selbst die Sorge der Regierung, Sittlichkeit und Häuslichkeit unter lezterm zu befördern, scheitert an der Macht dieser, tief in's gesellschaftliche Leben eingreifenden Gewohnheit. Der Schlaf Nachmittags ist hier nicht allein eine durchgängig herrschende Mode, sondern scheint sogar, besonders in den heißen Sommermonaten, wegen der, durch die Hize erzeugten Abspannung, ein Bedürfniß zu seyn. Doch findet er nicht unmittelbar, sondern zwey Stunden nach dem Essen statt, und dauert wenigstens zwey Stunden. Nimmt man an, daß der Adel, welcher früher, als der in den übrigen großen Hauptstädten Europa's, speist, in der Regel etwa um fünf Uhr Nachmittags von Tisch kömmt, dann um sieben Uhr zu Bett geht, und etwa um neun Uhr wieder aufsteht: so begreift sich's, daß die Damen, da sie erst wieder Toilette machen müssen, und mit ihnen auch die Männer, vor zehn Uhr (europäisch) nicht in's Theater kommen können. Die Theaterkommission, aus lauter Adlichen bestehend, streitet natürlich für ihre eigne Sache, und somit ist an keine Aenderung einer Gewohnheit, welche zugleich eine Aenderung im höhern häuslichen und gesellschaftlichen Leben nach sich ziehen würde, zu denken.

Am vorigen Sonntage haben die Feuerwerke (fuochetti) im Mausoleum des August (vom Volke gewöhnlich Amphitheater Correa (vom Pallaste Correa, zu dem es gehört) genannt, wieder ihren Anfang genommen. Dieses wahrhaft reizende Vergnügen, von dem es in keiner Hauptstadt Europa's etwas Aehnliches gibt, ist für das erste Mal in Rauch aufgegangen, doch nicht auf die Weise, wie es die Unternehmer gewünscht hätten. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Bekanntlich war der Eintrittspreis bisher sehr mäßig, zehn Bajocchi (3 gr. 4½ gr. Sächs.) für das Parterre und so verhältnißmäßig für die Logen. Dabey hatten sich die Unternehmer wohl befunden. Auf einmal aber fällt es ihnen ein, nach Art jener berühmten Hauptpersonnage, welche in der Aesopischen Fabel die Dümmlinge spielt, auf das Eis zu gehen und das Bein zu brechen. Es war ihnen natürlich darum zu thun, die Preise nicht allein zu erhöhen, sondern sogar zu verdoppeln. Um aber dieß ungescheut thun zu können, mußte ein Vorwand ersonnen werden; dieser fand sich, ein wahres argumentum ad hominem; er war so schlau, daß man hätte sagen sollen, die Personen wären aus dem Charakter gefallen. Aber aller Tage Abend, besonders der Sonntagabend, war noch nicht gekommen. Bleibe ich bey der Stange. Sie faßten nämlich das Publikum bey seiner schwachen Seite, das heißt, bey seiner Furcht vor der feuchten Luft und sprachen also: „Wenn wir dir das Amphitheater mit einem Zelte beziehen, und dann den Eintrittspreis verdoppeln; so wirst du nicht sagen, daß wir dich *bezogen* haben, denn nicht für unsern Beutel, sondern für deine Gesundheit ist dabey gesorgt.“ Und das Publikum antwortete kein Wort, das heißt, es bezeigte sich höchlich zufrieden; denn im entgegengesezten Falle, wie würde es geschrieen haben! Auch die Kommission der öffentlichen Lustbarkeiten sagte nichts, denn Physik wird hier zwar getrieben, aber, ohne Theorie, auf die naturalistische Weise; selbst der Architekt, mit der Verrichtung beauftragt (einige geben ihn auch für den Erfinder aus), sagte nichts. Somit kam der Sonntagabend heran, aber das Publikum, dem über Nacht besserer, das heißt ökonomischerer Rath gekommen

war, blieb größtentheils zu Hause. Der anwesende Theil ergözte sich zwar am bunten Zelte, doch unstreitig in böser Stimmung. Die beyden Orchester begannen, wurden aber, obgleich sie die tausendmal abgeleyerten Rossinischen Sinfonien in derselben Vollkommenheit ableyerten, und die große Trommel stärker als gewöhnlich darein schlug, ausgezischt. Endlich begann das Feuerwerk, und mit ihm beurkundete sich das größte wissenschaftliche Skandal, das irgend auf der Welt stattgefunden haben mag; es ergab sich nämlich, daß keinem von der Heerde von Menschen, welche mittel- und unmittelbar dabey ihre Hände mit im Spiele gehabt, nur der allermindeste Elementarbegriff vom Drucke der Luft innegewohnt hatte; denn der Rauch, statt, wie man sich geschmeichelt, in gerader Linie aufzusteigen, und durch die Oeffnung des Zeltes abzuziehen, ward von der, durch diese verdichtere Luftsäule um so gewaltsamer niedergedrückt, in's Theater zurückgeschlagen, und drohte alles zu ersticken. Ein Theil des Publikums entfloh. Was blieb, suchte sich, hustend und in Thränen gebadet, durch Pfeifen und Zischen Luft zu machen; nur wenige ließen ein: Bricconi, hören: im Ganzen lief alles ruhig ab. Wie würde es in Paris, London, ja selbst in Madrid, ergangen seyn? Nun ist vor einigen Tagen eine, von der Regierung ernannte Kommission in's Theater gesandt, um an Ort und Stelle Rath zu schaffen. Man sagt, sie habe beschlossen, nicht, wie man glauben durfte, das Zelt ganz wegschaffen, sondern nur die Oeffnung in derselben vergrößern zu lassen. Eine halbe Maßregel, welche, wenn die Vergrößerung nicht sehr bedeutend ist (aber wozu in diesem Falle das Zelt?), ein neues Skandal verursachen wird. Würde die Decke ganz weggenommen; so müßten die Preise wieder herabgesezt werden. Dann aber verlören die Unternehmer nicht allein ihre Auslagen, sondern sie könnten auch den erhöhten Pachtzins nicht bezahlen, wobey natürlich auch die Regierung zu kurz käme. Somit bietet sich alles gegenseitig die Hände, um — das Zelt bestehen zu lassen; es wäre denn (was nicht unwahrscheinlich ist), das Publikum bliebe zu Hause. Hat doch schon das erste Mal der Reiz der Neuheit nicht mehr, als gerade die Hälfte der sonstigen Zuschauer, herbeyziehen können!

Paris, 15. Juli.

Das Sittensystem der Pariser läßt sich wegen der neuen Ausdehnung nicht in ein Ganzes zusammenfassen, aber am Ende würden die einzelnen Sittenzüge doch ein gewisses Ganze bilden; vielleicht sind auch die einzelnen Gemälde merkwürdiger und anziehender als eine zusammenhängende Sammlung. Vorigen Mittwoch kam vor dem Zuchtpolizeytribunal von Paris auf die Klage der öffentlichen Behörde eine Dame vor, deren ganzes Aeußerliche ein gewisses Zeichen des Wohlstandes und deren Sprache und Benehmen eine sehr feinerzogene, an die große Welt gewöhnte Person auswiesen; es war die Hebamme, Madame D . . . Sie war angeklagt, ohne gehörige Erlaubniß öffentliche Vorlesungen über die Hebammenkunst zu halten, wobey sie aber keine weibliche Zöglinge, sondern nur junge Studiosen der Medizin zulasse, und zweytens solle sie ein neugebornes Kind, dessen Mutter sie in ihrer Wohnung entbunden hatte, erst am fünften Tage nach der Geburt, beym Geburtsregister angezeigt haben. Mad. D . . . antwortete, sie habe sowohl die Bewilligung der Fakultät, als die Erlaubniß von Seiten der Universität nachgesucht, beyde seyen ihr versprochen worden, und nun im Vertrauen auf diese Zusage habe sie das Professorat fortgesezt, um so mehr, als die öffentlichen Ankündigungen ihrer Reden ungestört im Umlauf seyen. Dann sezte sie hinzu, sie lasse eben so gut die männlichen als die weiblichen Lehrlinge in der Hebammenkunst zu. In Rücksicht des bey ihr gebornen Kindes erklärte sie folgendes: „Ich habe das Kind deßwegen zu spät angegeben, weil ich bey der Entbindung sehr krank war, und ich konnte einige Tage lang nicht aus dem Hause gehen. Auch hatte ich die Mutter gar nicht in meinem Hause entbinden wollen, weil ich besonders nur solche Damen aufnehme, bey welchen Verschwiegenheit nöthig ist; allein sie hatte mich so dringend gebeten, und ich sah, daß ihre Lage so traurig war, daß ich es ihr nicht abschlagen konnte." Nur der Theil der Anklage, daß sie das Kind nicht innerhalb 24 Stunden angegeben hatte, wurde für statthaft anerkannt, und nun wurde die Frau Hebamme dem Strafgesezbuche gemäß auf sechs Tage in's Gefängniß, und in sechszehn Franken Geldstrafe verurtheilt. — Folgender andere Zug von Pariser Gutmüthigkeit und Kindsköpferey liegt in einer, von einem unserer bekannten Literatoren herrührenden Anzeige in einem guten öffentlichen Blatte: „Ihr ehrlichen Seelen, die Ihr nie daran dachtet, euch fremdes Gut zuzueignen, wenn Ihr auf Eurem Balcon, in Eurem Garten oder auf dem Dache einen grünen Psittich gefunden habt, der auf das Wort Cocotte antwortet, seyd mitleidig gegen den verzweifelten Kummer einer Dame, die selber gefühlvoll war ihr ganzes Leben durch, nämlich der Madame Millet, einer der besuchtesten Modehändlerinnen der Straße Vivienne, deren Kopfputz allen Damen so gut steht; gebt Ihr ihren grünen Psittich zurück; gebt Ihr ihre geliebte Cocotte zurück, um die sie nun seit drey Tagen weint; gebt ihr das Leben zurück, und der Himmel wird euch dafür belohnen. Ihr jungen Leute oder alte Hagestolze, die ihr öfters in das Magazin der Madame Millet kommt, wo ihr Cocotte gesehen haben müßt; ihr, die ihr jenem wechselseitigen Unterricht im Plaudern, den man diesem liebenswürdigen Gefieder ertheilte, beygewohnt habt, und also wißt, wie gerne er die lieblichen Namen, Stephani, Flora, Louise u. s. w. hersagte; ihr alle, die, wenn ihr vorüber gingt, es so gerne hörtet, wenn Cocotte sagte: „Da geht das Vetterchen! (voilà le petit cousin!) seyd doch dankbar dafür; erkundigt euch, sucht selber nach dem Psittich, welchem die hübschen Modejungfern schmeichelten, denen ihr selber schmeichelt; bringt die Cocotte diesen Demoisellen zurück; stillt diese zahllosen Thränen, die gleich einer Sündfluth die Straße Vivienne überschwemmen, in welcher ihr so oft hin und her geht; und der schönste Lohn wartet eurer. Und ihr andern, mit dem unzarten, leichten Gewissen, die ihr euch keinen Vorwurf darüber macht, wenn ihr die Hunde zusammenrafft, die sich von ihren Herrn verlaufen, um sie ihnen gegen ein honorables Trinkgeld zurückzugeben, gebt der Madame Millet ihren Psittich zurück, wenn ihr ihn ihr etwa abgelistet habt; ihr sollt fünfzig Franken bekommen; ihr könnt nirgends so viel dafür bekommen, wenn ihr ihn verkauft, denn der Psittich der Madame Millet ist nicht mehr in seinem ersten Jugendalter." Man hat übrigens fast allgemein einen unrichtigen Begriff von den Modearbeiterinnen in Paris. Sie arbeiten alle unter den Augen des Publikums; die Arbeit wird nur selten außerhalb des Magazins verfertigt, weil an jedem einzelnen Stücke verschiedene Hände, je nach ihrer Geschicklichkeit, und verschiedene Augen je nach dem Grade des Geschmacks mitwirken; auch werden die Vorhänge nur selten vorgezogen, weil sich die fertige Arbeit hinter den großen Spiegelscheiben der Fenster ganz vorzüglich empfiehlt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. August 1826.

Sie sind zu groß noch, diese Räume,
Für meiner Sehnsucht Flammenqual;
Empfanget ihr mich, milde Träume,
Und zeigt mir das ersehnte Thal.

Uhland.

Rheinische Lieder.

Von Adelheid von Stolterfoth.

Am Lurleyfelsen.

(An Alwina.)

Durch Abendwolken seh' ich Sterne flimmern,
Leis' rauschend schlägt die Welle an den Strand,
Und von des Lurley's raubverworrnen Trümmern
Weht sanft bewegt ein grünendes Gewand,
Des lezten Purpurs bleiche Lichter schimmern
Um jene Schiffe vor der Uferwand,
Wo Fischer ihre weißen Netze ziehen,
Ob nächtlich auch die stillen Stunden fliehen.

Einsamer Ort! wo tönten Liebesklagen
Wohl ungestörter zu der Laute Klang,
Wo fände sich voll geisterhafter Sagen
Ein Thal wie du des Rheines Strom entlang;
Hier soll Begeistrung in die Saiten schlagen,
Hier oder nirgends ein erhabner Sang
Von alter oder neuer Zeiten Kunde
Entströmen dem geweihten Dichtermunde.

Doch halt — was kümmert mich der Zeiten Schnelle,
Die Schatten nur auf's Meer des Lebens streut,
Und bald auch mir in einer wilden Welle
Ein Grab, vielleicht ein frühvergeßnes, beut. —
Dieß Thal besing' ich, diese stille Quelle
Und jene Burg aus grauer Ritterzeit,
Die wie ein Geist auf schroffen Felsenstücken
Herüberragt vom dunkeln Bergesrücken.

Und dort — was seh' ich — unter jenen Linden,
Ein halbversunknes Grab, ein Kreuz von Stein —
O! möchtest so du einst den Hügel finden,
Der still bedeckt mein schlummerndes Gebein.
Mag dann mein Name von der Erde schwinden,
Mag jedes Lied von mir vergessen seyn,
Wenn eine nur von deinen theuren Thränen
Die Stelle nezt, wo endlich schwieg mein Sehnen.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Gratulationsbesuche füllten den folgenden Morgen aus. Einladungen zu Mittags- und Abendfesten bey der zahlreichen Verwandtschaft halfen die Zeit hinbringen. Drey Tage waren vergangen, und Viktor hatte seine Gemahlin nicht allein gesehen, als während des Hin- und Herfahrens von einer Gesellschaft in die andere. Düster und gespannt saßen sie nebeneinander. Keine Berührung der Hand, kaum ein gegenseitiges Anblicken fand statt; der Gemahl war schroff und kalt, die Gemahlin feyerlich und steif. Während der Morgenstunden verschloß sich ersterer sorgfältig in seinem Zimmer, aus Furcht, auf der Straße Hilbert zu begegnen. Denn was sollte er ihm sagen? was hatte er ihm mitzutheilen? Als er aber einst zu einem Mittagsmahle fuhr, zu welchem seine Gemahlin, die das Alleinseyn mit ihm jezt gern auf diese Weise vermied, sich schon voraus begeben hatte, begegnete er dem lang geflohenen Freund, der eilig in Geschäften zu seyn schien. Rasch donnerten die Wagen an

einander vorüber, aber der schneidende, vorwurfsvolle Blick, das farblose, abgehärmte Gesicht Hilberts warf einen neuen scharfen Stachel in Viktors Herz. Schnell war er entschlossen. So wie der Wagen anhielt, schickte er, mit einem auf dem Knie geschriebenen Billet, seinen Bedienten zu Hilbert und ersuchte ihn, morgen in aller Frühe für ihn zu Hause zu seyn.

Den folgenden Tag begab er sich zu ihm. Hilbert sah ernst und schwermüthig aus. Schweigend bot er dem Freund einen Stuhl. Der angebornen Redlichkeit Viktors war der Zwang, die Zurückhaltung, die auch diesem Verhältnisse drohte, ganz unerträglich. Und doch war er verwirrt wie nie sonst, Hilbert gegenüber. Er sagte sich selbst: Du hast dir nichts vorzuwerfen! und fühlte sich dennoch wie ein Schwerschuldiger.

„Bruder! begann er endlich: laß uns aufrichtig seyn! Die Sachen stehen nicht, wie sie sollen. Meta ist beleidigt; sie ist höchst aufgebracht auf dich."

„In der That?" fragte Hilbert gezwungen.

„Und gesteh' es: sie hat Ursache. Die Tage der Angst und Qual, während dem du sie sich selbst überlassen, ohne ihr nur den Trost deines Zuspruchs zu geben — verdenk' es ihr nicht, wenn sie darüber empfindlich ist."

„Was sollt' ich thun?" rief jener aufgeregt.

„Sie sah es als einen Mangel an Liebe an, fuhr Viktor fort, sie glaubte sich verschmäht. Es wird keine leichte Arbeit seyn, sie zu versöhnen."

„Und wie, fuhr Hilbert auf: wie sollte mir das gelingen? Ich sehe sie, spreche sie nicht, ich bin fern von ihr, entfremde ihr ganz!" Und nun ergoß er sich von Neuem in einen Strom der schmerzlichsten Klagen. Dem Freunde, obwohl er ihm keine Vorwürfe machte, entging doch die gegen ihn gerichtete Bitterkeit derselben nicht. Lebhaft gekränkt, erbot er sich selbst, Alles zu thun, was in seinen Kräften stünde, Meta zu einer Unterredung mit ihm zu bewegen. Dieß war sogar über die frühere Abrede hinaus, großmüthig, da nach derselben, so lange Viktor anwesend war, die Liebenden zur Schonung seiner Ehre sich nicht wieder sehen sollten. Auch schien es Hilbert innig zu empfinden. Viktorn übermannte fast die Wehmuth, als der Freund sich an seine Brust warf, und knabenhaft weinte. Er erkannte in dieser Unfähigkeit, den männlichen Anstand zu behaupten, die ganze Tiefe seines Gefühles. Er sprach ihm zu und tröstete ihn, indem er ihm ausführlich erzählte, welche fremde, steife Stellung er der ihm Anvermählten gegenüber behauptete. Er ahnete nicht, daß er dadurch von Neuem den glimmenden Funken des Verdachtes, der die wunde Brust des Freundes zehrte, zur hellen Flamme anblies. Denn scharfsichtig und mißtrauisch von Natur, wußte Hilbert leicht in dieser gezwungenen Zurückhaltung das ängstliche Bewachen der keimenden Liebe zu erkennen.

Zu Hause angekommen, ließ Viktor, all seinen Muth zusammen nehmend, sich sogleich bey seiner Gemahlin melden. Die arme Meta schien diesen so ungewohnten Besuch in so einsamer Stunde zu ihres Herzens Gunsten gedeutet zu haben. Ein holder Strahl der Freude erleuchtete, halb von geheimer innerer Angst überschattet, das schöne Gesicht, als er hereintrat, und sie, langsamen Schrittes, mit leisem Beben ihm entgegen kam. Viktors Entschluß zerschmolz fast vor diesem lieblich-verwirrten Blick, vor dieser rührenden Gestalt. Gewaltsam nahm er sich zusammen und setzte sich stumm neben sie auf den Sopha, wo sie ihm schweigend einen Platz angewiesen hatte.

Nach einer langen Pause fragte endlich Meta mit freundlicher Bescheidenheit, wie es schien, nur um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Sie waren heute so früh schon aus?"

Die Frage half Viktorn auf die Bahn. „Ja, sagte er herzhaft, aber mit niedergeschlagenem Blick, ich war bey einem der unglücklichsten und trostlosesten Menschen unter der Sonne. Ich war bey Hilbert. Ich sah ihn in Verzweiflung, Ihren Zorn auf sich geladen zu haben. Er trägt es nicht. Nur einmal müssen Sie ihn sehen, anhören, was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat. Einem Verbrecher wären Sie diese Genugthuung schuldig. Wie dürften Sie sie einem liebenden Manne verweigern, welcher blos aus Furcht, Sie zu verlieren, Sie verloren zu haben scheint."

Eine neue ängstliche Stille erfolgte, in welcher die grausam Getäuschte sich mühsam erholte.

„Ist es möglich, begann sie nach einigen Sekunden, und ihre Stimme zitterte merklich: ist es möglich, daß Sie noch jetzt mir diesen Vorschlag machen können? ist es möglich, daß Sie es mir jemals zumuthen konnten? daß Sie wünschen konnten, eine Frau, welche Sie der Ehre Ihres Namens gewürdigt, welche Ihnen feyerlich vor Gott von ihren Angehörigen übergeben worden, könne sich zu einem demüthigenden, erniedrigenden Liebeshandel herablassen? Und Sie selbst können eine solche Ehrlosigkeit einem unerfahrnen jungen Geschöpfe rathen, zu deren Schützer und Vormund die Gesetze und die Kirche Sie ernannt haben?"

Finster und nicht ohne innere Beschämung erwiederte Viktor: „Der Fall, in welchem wir uns befinden, ist so einzig, wie neu. Es ist Spitzfindigkeit, Sophisterey ist's, ihn nach allgemeinen Grundsätzen beurtheilen zu wollen. Meine Ehre ist mir heilig, und in jedem andern Verhältniß bin ich bereit, sie mit meinem Blute zu vertheidigen; hier aber — — —

„Sie meynen, fiel ihm Meta mit sanfter Verbindlichkeit in's Wort, in einem Verhältniß, in welchem Ihre Gattin Ihnen theuer wäre. Aber — o! verkennen Sie mich nicht: nicht Ihre Liebe will ich Ihnen abdrin-

gen — nur das fordre ich von Ihnen, nur darum bitte ich Sie flehentlich — quälen, beschimpfen Sie mich nie wieder mit einem ähnlichen Antrage. Wenn Sie als Mann, wenn Sie als Kavalier ihn mit Ihrer Ehre versöhnen können: dürfen Sie als Mensch mir diese Bitte verweigern?"

„Meta! rief Viktor heftig, Sie wissen nicht, was Sie von mir fordern! soll ich wortbrüchig werden? soll ich mich dem gerechten Vorwurfe aussetzen, lau und lässig des Freundes Sache geführt zu haben? soll ich vor seinen Blicken erröthen?"

„Und um ein großmüthiger Freund Hilberts zu seyn, wollen Sie mir ein falscher, irreleitender Freund werden? Denn haben Sie nicht auch mir Freundschaft versprochen, mir nicht mehr als einmal gesagt: ich solle Vertrauen zu Ihnen fassen, ich solle bauen auf Sie als auf meinen Bruder? Nicht als Gatten, als Freund ruf' ich Sie auf: ist es recht, ist es billig, daß Sie ein leichtsinniges Weib aus mir machen wollen, um ein unüberlegtes, ja frevelhaftes Wort zu lösen? ist es nicht Selbstsucht, daß Sie meinen sittlichen Ruf opfern wollen, um sich den Namen eines gewissenhaften Freundes zu retten?"

„Sie, Meta, rief Viktor erhitzt. Sie sind es, die ungerecht ist, aus unreif-tugendhafter Ueberspannung. Ihren Ruf opfern? ist es etwas Ehrenrühriges, was ich von Ihnen begehre? Verständigen sollen Sie sich mit Hilbert, erst nach der Scheidung ihm angehören. Ist Ihnen eine Geschiedene eine Ehrlose, nun so wähnen Sie wenigstens nicht, daß die Welt Ihre altmodisch-romanhafte, kleinstädtisch-beschränkte Ansicht theile. Und haben Sie nicht selbst schon manche getrennte, treffliche Frau gekannt?"

„Meine Erfahrung ist gering, entgegnete Meta, aber fern sey es von mir, einen Stein aufzuheben. Ja, ich kann mir deutlich Verhältnisse denken, die einen solchen Schritt entschuldigen, andere, welche ihn rechtfertigen. Wo Mißhandlungen stattfinden, wo die Gefahr moralischer Entwürdigung droht, da wird er eine Pflicht gegen sich selbst. Aber mißverstehen Sie mich nicht, Viktor! in die Scheidung werde ich willigen, wenn Sie unwiderruflich Ihres Sinnes bleiben. Aber nie, um keinen Preis um eines andern Mannes willen! Dieser frivole Tausch ist's, vor dem mein besseres Selbst zurückbeben würde, und wäre mir Hilbert noch, was er mir einst in jugendlich-phantastischer Verblendung war; dieses frevelhafte Spiel mit dem Heiligen! knüpfen und lösen und wieder knüpfen, als wär' es ein Gürtelband meines Kleides! — Viktor! möge meine Ansicht die richtige seyn, möge sie es nicht — sie ist die meines innersten Herzens. Die Ruhe meines Gewissens hängt davon ab. Wollen Sie mir meinen Frieden rauben? Viktor! Viktor! wollen Sie das Heil der Seele eines armen jungen Geschöpfes gefährden, dem Sie geschworen haben, Freund und Führer zu seyn?"

„Es ist genug, sagte Viktor. Kein Wort mehr aus meinem Munde, das Sie kränke! Sie sind streng — mögen Sie es! nur Eins, Eins nur versagen Sie mir nicht. Sprechen Sie ihn selbst! sagen Sie ihm selbst, wie Sie gesinnt sind."

„Ich darf es nicht, versetzte Meta, sanft, aber fest: ich will es nicht. Fürchten Sie nicht, daß er unser Verhältniß verkenne. Er ist scharfsichtig. Ueberdem — Ihr Gewissen spricht Sie frey."

„Aber er wird verzweifeln! der Gram wird ihn verzehren! hätten Sie ihn gesehen, die bleichen trostlosen Züge!"

„Er wird sich beruhigen. Wenn er bis jetzt unglücklicher, zerrissener war als ein anderer Mann in seiner Lage, so war er es, weil der Konflikt der verschiedensten Empfindungen ihn peinigte: Das, was er Liebe zu mir nannte, und ungezähmte Geldgier, kleinliche, aber leidenschaftliche Ehrsucht, und die Scham sein Wort zu brechen. Aber eben weil sein Herz von jeher die Beute vieler heftig einander bestreitenden Begierden war, wird keine einzige es überwältigen. Der Zwiespalt dieser Empfindungen wird ihn stets quälen, aber er wird auch beständig in Befriedigung der einen ein Gegengewicht für die Verletzung der andern finden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 3. Juli.

Königliches Opernhaus. Zum ersten Male: das Majorat, oder das Verbrechen und das Gewissen, nach der Erzählung: „das Majorat," von Th. Hoffmann, bearbeitet von W. Vogel.

Man würde von einer ehrliebenden Kritik verlangen müssen, solch Erbschaftsstück der Mondsüchtigkeit, das durch die neuen Anbauer zur somnambülen Schicksalstragödie verschuldet ist, solch einaktiges bewußtes Verbrechen, und vieraktiges magnetisches Gewissen, mit Späßen abzufertigen, oder, da es unter aller Kritik ist, dem moralischen Assisengericht zu überlassen, wenn sich nicht bey dem Fleiß der Darstellung, beym Aufwande ihrer Ausstattung, beym Beyfall des Parterre, das Gelächter sogleich in Indignation über diesen Fleiß, diesen Aufwand, diesen Beyfall und jene Nichtsnutzigkeit verkehrte. Ueber das durch und durch Ungehörige zu lachen wird selber ungehörig. Herr Vogel scheint einer von den jüngeren enterbten Geistessöhnen zu seyn, und er hat im Haß gegen das angeborne unparcelirbare Majorat ächten Kunstgenies in seinem romantischen Gebiet ein poetisches Verbrechen begangen ohne poetisches Gewissen, und das einzige Mittel, nicht vogelfrey erklärt zu werden, wäre gewesen, daß, wie in seinem Stück ein ächtgeborener Sohn den nachtwandelnden Verbrecher bey Namen gerufen und gefragt: Daniel, was machst du da? und den erschreckten Erwachenden dadurch sammt seinem Stück und poetischen Sünden in den verfallenen Thurm zu ewiger Vergessenheit hinabgestürzt hätte.

Denn schon der Titel: „das Majorat," ist so ungeschickt, daß gar nicht eingesehen werden kann, warum nach dieser Ana-

logie König Johann ohne Land nicht „England und Frankreich“ heißt, oder „Iphigenie in Tauris“ das „Rich in Uulis,“ und die „Schuld“ das Bad von Berege, oder Zigeunerweib und Kindertausch. Es stirbt nämlich Anno 1520 ein alter Herr von Hunnitten beym Einstürzen eines Thurmes; seine Güter hat er als Majorat dem ältesten Sohne vermacht, der habgierig dem Jüngeren jedes Besitzthum so wie jede Geldentschädigung verweigert, den alten Kastellan seines Vaters in einem Wortstreit über diese Unbilligkeit nicht vor den Kopf, sondern vor den Bauch stößt, und nun von diesem rachelschnaubenden Knechte, oder, wie er sich selbst nennt, „räudigem Hunde“ in denselben verfallenen Thurm gestoßen wird. Dieß ist das einzige Verbrechen, ein Stück, wie es nicht unnützer und zweckwidriger aus einer Erzählung herauserzählt und gespielt zu werden vermag. Es ist ein Hauptzug der Hoffmann'schen Schriften, daß die verständige Wirklichkeit, die dargestellt wird, nicht mehr für sich selbst gilt, sondern verknüpft ist mit einer zweyten Wirklichkeit, als ihrer wahren eigentlichen Bedeutung, die aber als geheime, fremde, oft feindliche und oft gütige Macht, erschreckend, verwirrend, geisterseherisch, mährchenhaft, magnetisch, träumerisch, wundervoll, nebelhaft hereinbricht, jene verständigen Gestalten zu ihrer geheimen, ihnen inwohnenden Bedeutung verzerrt, die Welt der Wirklichkeit in eine andere fremde gewaltsam verkehrt, und eben so gewaltsam diese Fremde in die Heimath verständiger Wirklichkeit entsetzenerregend und gespenstig hinüberzwingt. Von dem Schrecken dieses erschütternden Widerspruchs, von der Furcht dieser unheimlichen, geheimnißvollen Verkehrung ist in dem Vogel'schen Verbrechen nur der Glockenschlag der Geisterstunde, das Heulen des Sturms, das blutige Angesicht des Mondes, und also überhaupt nur die allgemeine Unheimlichkeit der ersten Müllnerischen Schuld- und Yngurdsakte, und das Pochen und Thürklappen abgeschmackter Gräulichkeit geblieben. Dieser Grundton erklingt zu allen-breiten Erzählungen vom Tode des alten Herrn von Hunnitten, und zu den breiteren Entwicklungen der Verhältnisse beyder Brüder, aus denen man unmöglich auch nur im entferntesten ahnen kann, daß die Auseinanderbreitung eines so weitläufigen Hintergrundes auf dem Vorgrunde nichts zeigen solle, als einen Fußtritt, den der Majoratsherr in der Aufwallung des Zorns dem Bauch des Kastellan Daniel applicirt, als dieser zu Gunsten des jüngern Bruders spricht. Sogleich erkennt der erzürnte Herr sein Unrecht, und bittet es ab; aber der Knecht Daniel ist ein niedriger, rachsüchtiger Knecht, er verschwört sich mit dem jüngern Bruder, und läßt sich von demselben die lebenslängliche Kastellanschaft im Schlosse versprechen, wofür er den leutseligen jüngern Herrn will zum Majoratsherrn machen. Deßhalb stößt er denn den älteren Herrn, als dieser am Rande des verfallenen Thurmes betet, in den Abgrund hinein. Dieß ist das Verbrechen, ein Meuchelmord verübt aus gemeiner Habsucht und knechtischer Rache. Der Schurke in der Schuld ist doch noch wenigstens ein liebender Ehebrecher, und schon im Mutterleibe verwünscht, aber unser Daniel schmeißt seinen Herrn wegen einer Kastellanstelle und eines Fußtritts in die Mördergrube. Soll ihn die Entehrung erzürnen, so muß er uns als der Ehre würdig dargestellt werden. Solch ein Kerl aber, wie dieser Daniel, verdient Fußtritte, und der einzige Schade ist, daß der junge Majoratsherr nicht lieber der Schlange gleich den Kopf zertreten hat, dann wären wir doch wenigstens der Qual des nichtswürdigen Gewissens entgangen.

Hier ist nun einerseits das gänzlich uninteressante Interesse, die Entdeckung des Mörders, den wir doch alle zum Ueberdruß kennen, so daß auch das Letzte, die melodramatische Spannung der Enthüllung einer geheimnißvollen, unbekannten Person, verloren geht. Man sieht gar nicht ein, warum uns Herr Vogel das Verbrechen gezeigt hat, da es doch gleich zu Anfang des Gewissens wiederum des breitesten erzählt wird. Kennten wir den Daniel gar nicht, so könnten wir doch vielleicht noch hin und wieder neugierig werden, wer denn nun eigentlich der niederträchtige Mörder sey. Aber Herr Vogel hat uns andere Freuden aufgespart, denn wir sollen die große Lehre bekommen: es wird nichts so fein gesponnen, das nicht käme an die Sonnen. Gott mache das Verbrechen offenbar, und hier ist es denn, daß die fremde zweyte Hoffmann'sche Welt durch Traum und Nachtwandlerey und Magnetismus gespenstig hereinscheint.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 15. Juli.

(Beschluß.)

Wir wollen gerade nicht behaupten, daß in den Modebuden die Moral: Müssiggang ist eine Wurzel alles Uebels, in goldenen Buchstaben angeschrieben sey, aber sie gilt da in der That. Es herrscht da eine beständige Thätigkeit; die sogenannte erste Demoiselle erreicht diesen Grad erst nach langen, mühevollen Jahren, und durch ein wirkliches Modegenie, das in zwey verschiedenen, seltenen Eigenschaften besteht, nämlich jeder einzelnen Person den individuell besten Rath über ihre Toilette zu ertheilen zu wissen, und zweytens, jedem einzelnen Stück des Putzes eine geschmackvolle Tournüre zu geben, oder durch die Unterarbeiterinnen geben zu lassen, welche mit dem einfachen Worte Geschmack etwas unendlich Ausgebreitetes, aber Unbeschreibliches ausdrückt. Die erste Demoiselle ist bisweilen die Eigenthümerin des Magazins selber; für die Vorübergehenden ist es immer etwas Anziehendes, die beständige Bewegung durch die Glasscheiben mit anzusehen, wie die erste Demoiselle auf ihrem abgesonderten Stühlchen wie die Herrscherin auf dem Throne sizt, den Hut unter der Konsultation der zweyten vollendet; wie eine dritte oder vierte, entweder eine Blonde oder Brünette, die in der Arbeit begriffenen Stücke an sich versuchen lassen muß, und wie der große Probierspiegel, worin die ganze Person von Kopf bis auf die Beine sichtbar ist, unaufhörlich zu Rathe gezogen wird; bekanntlich heißt dieses heut zu Tage, sowohl bey den Damen als bey den Herren, unentbehrliche Möbel die Psyché, und der Name kommt von einem berühmten Ballette, worin Psyché in einem von Amor möblirten Hayne einen prächtigen Spiegel findet. Man glaubt gewöhnlich, unter den Modistinnen in Paris herrsche viel Unsittlichkeit; diese Meynung reimt sich nicht mit ihrer Arbeitsamkeit; ein hübsches Mädchen in dieser Stadt, das verdorbene Sitten hat, arbeitet nicht; und die meisten arbeiten von Morgens bis tief in die Nacht; was diesen armen Teufelinnen in ihrem guten Leumund schadet, ist ihre beständige ausgesuchte Toilette, ihr freundliches, unbefangenes Wesen, und die immer thätige Großthuerey der jungen Herren und der alten Jünglinge, die sich immer der Siege rühmen, die sie in dieser oder jener Bude errungen zu haben sich rühmen. Uebrigens sind die Modemagazine der Straße Vivienne in der That ein wichtiger Artikel in der Handlungsbalanz von Frankreich; ganz Europa, und ein großer Theil der großen Städte der andern Welttheile haben die Oberherrschaft des Pariser-Geschmacks in Sachen des Frauenputzes anerkannt; es ist sogar in diesem Besitzstande, welchen Paris für sich hat, ein Vortheil, der in keinem andern Gewerbe der Welt stattfindet; man kann Alles ausführen und verpflanzen, von einem Land in das andere, aber der Geschmack und der Erfindungsgeist der Straße Vivienne ist ihr eigen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. August 1826.

O, thöricht, wer sein Glück verscherzt, es nicht
Festhält in unauflöslicher Umarmung,
Wenn es ein Gott in seine Hand gegeben.

Schiller.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Die jugendliche Weisheit tönte, obwohl mit Einfachheit ausgesprochen, wie ein Orakelspruch von Meta's schönen Lippen in Ohr und Seele des Hörers. Die beruhigende Ueberzeugung mußte in seinen milder werdenden Gesichtszügen zu lesen seyn; denn mit erneutem Muthe fuhr die reizende Sprecherin fort:

„Verdenken Sie es mir nicht, wenn ich diesen Augenblick zu meiner eignen Rechtfertigung zu benutzen suche. Bey Gott, der mich sieht und hört, meine Seele ist frey von jedem niedrigen Vorsatz, frey von jedem eigennützigen Plane. Wenn ich fehlte — und o ich fühle, ich that es, als ich in schweigender schüchterner Zurückhaltung um einen Schritt breit abwich von der geraden Bahn der Ehrlichkeit und Offenheit — und schon seh' ich die Strafe mich einholen; wenn ich fehlte, so war es Muthlosigkeit, die mich verleitete, mädchenhafte Schwäche, unbezwingliche Blödigkeit. Sie fragen, was mich jetzt stark macht, was mir jetzt Kühnheit und Muth gibt? o wissen Sie nicht, daß die Flut unaufhaltsam ausströmt, wenn der Damm einmal zerbrochen ist? was das Element rastlos treibt, ist die innere Nothwendigkeit, die Bedingung seines Daseyns; es ist die des Meinen, die mich" —

Sie unterbrach sich erröthend: „Hören Sie mich in Geduld an, fuhr sie fort. Vielleicht entschuldigt meine Geschichte meinen Irrthum am besten. Ich hatte das Unglück, beyde liebende Eltern früh zu verlieren. Meines Vaters erinnere ich mich kaum; meine Mutter überlebte ihn. Ihre Tage waren seitdem zwischen ihrem Grame und meiner Erziehung getheilt. In diesem leztern Geschäfte stand ihr eine Jugendfreundin bey, die unverheirathet und ganz ohne Vermögen in ihrem Hause lebte, und den gewöhnlichen Namen einer Gouvernante führte. Es war eins der trefflichsten und gebildetsten Frauenzimmer, die je gelebt haben mögen. Die zärtlichste Liebe leitete mich, und führte mich in's Leben ein. Als ich acht Jahr alt war, starb auch meine theure Mutter. Während ihres langen und schmerzlichen Krankenlagers, wo sie mir früh ein Muster erhabener christlicher Geduld ward, entwarf sie den Plan, und sprach die Ausführung desselben als ihren lezten Willen aus, daß ihre Freundin meine Erziehung vollenden sollte. Um sie vor einer peinlichen Abhängigkeit von meinen Großeltern zu sichern, sezte sie ihr ein beträchtliches Legat aus, und verabredete mit ihr, daß sie sich auf dem Lande ankaufen, und dort ein, wenig Glieder umfassendes Erziehungsinstitut gründen solle. In dieser Anstalt sollte ich bis zu meinem achtzehnten Jahre bleiben. Die Eltern meines Vaters — sie selbst hatte weder Eltern, noch nähere Verwandte mehr — waren ganz zufrieden mit diesem Plane, da die Pflege eines so jungen Kindes ihnen nur Beschwerde gemacht hätte. Meine Großmutter, die Stiefmutter meines Vaters, liebte überdem weder mich, noch meine Mutter. Sie hatte den Stiefsohn mit einer ihrer eignen Verwandten zu verheirathen

gewünscht — so strafte sie die Gattin seiner Wahl, wie deren arme Tochter, mit eisiger Kälte. Mein Großvater besuchte mich bisweilen in unserm friedlichen Dörfchen, und freute sich stets über meine, damals sehr blühende Gesundheit und über mein Glück. Wir waren zehn junge Mädchen, von denen ich einige wie Schwestern liebte, und keine einzige mir gleichgültig war. Die liebevollste, weiseste Sorgfalt wachte über uns. So wuchsen wir auf in klösterlicher Einsamkeit, aber in einer heitern idyllischen Landschaft, arbeitsam, harmlos und glücklich. Das Andenken meiner Mutter blieb mir lebendig und stets wußte meine Pflegerin mein Herz mit der Seligen in einem frommen Zusammenhang zu erhalten. Fünfzehn Jahr war ich erst alt, als auch sie mir der Tod raubte. Eine frühe unglückliche Liebe hatte die Blüthe ihrer jugendlichen Kraft geknickt. Weinend gingen ihre Zöglinginnen, ihre Töchter auseinander: einige fanden Trost in den Armen liebender Eltern; andere verheiratheten sich — ach! ich habe keine wiedergesehen!

Der fürchterliche Kontrast vernichtete mich fast, als ich nun in das Haus meiner Großeltern kam, und die frostigste Gleichgültigkeit mich empfing. Mein Großvater liebte mich zwar ein wenig, aber immer kam es mir vor, nur wo es galt, mit mir zu tändeln, mich zu hätscheln wie ein Kind; er verstand keine meiner Empfindungen, mein wahres Wohl war ihm gleichgültig, mein ganzes Wesen war ihm fremd. Er that nichts, mich glücklich zu machen, aber wenn ich traurig war, ward er böse und sagte: er könnte einmal keine verweinten Gesichter sehen; meine Klagen langweilten ihn, mein Schmerz war ihm lästig. So lernt' ich es bald, mich tief in mich selbst zu verschließen; aber mein Herz ward liebebedürftiger wie je. Bisweilen bat ich meine Großeltern, sie möchten mir erlauben, eine von meinen Gespielinnen auf einige Monate zu mir einzuladen; aber sie waren meist bürgerlich, ich sollte nicht mehr vertraulich mit ihnen umgehen; andere waren zu fern, und die Kosten der Reise zu beträchtlich — ich getraute mich nicht vorzuschlagen, daß sie es von dem Erbe meiner theuern Mutter bezahlen möchten.

Zwey Jahre vergingen. Die Sehnsucht nach einer Herzensfreundin war fast Leidenschaft in mir geworden. In dieser weichen, krankhaft-sehnsüchtigen, Mittheilung begehrenden Stimmung befiel mich ein Nervenfieber, vielleicht eine Folge derselben. Mein Uebel war ansteckend und entfernte alle Hausgenossen von mir. Nur eine gemiethete Wärterin war bey mir. Ich lag einsam, verlassen. Hilbert allein kam zu mir, brachte mir Erquickung, Labsal; nur er unterhielt mich, pflegte mich — liebte mich. Dumpfer Langeweile hingegeben, ohne Beschäftigung — brachte mir nur sein Kommen Leben, seine Gegenwart Freude. Er erzählte mir, er las mir vor, er scherzte mit mir; er sah mich gerührt an, als ich ihm von meinen Müttern, von meinen Freundinnen erzählte. O war es ein Wunder, daß mein armes verstoßenes Herz sich an die einzige Seele schmiegte, die es zu verstehen schien; daß ich die Hand faßte, die in dieser traurigen Nacht meines Daseyns er mir liebreich entgegen streckte? war ich leichtsinnig, daß ich nachsichtig des erfahrenern, überlegenen Mannes wachsende Kühnheit duldete? O ich glaubte, ihn mit allen Kräften der Seele zu lieben. Ich war ihm dankbar als dem Retter meines Lebens, ich bewunderte ihn als den gebildetsten, klügsten Mann, den ich je gekannt. Meine Einbildungskraft beherrschte mein Herz. Ich war stolz auf meine Liebe. Ich erwartete mit Ungeduld, meinen Freund doppelt glänzen zu sehen im Kreise der mittelmäßigen, oberflächlichen, leeren Menschen, welche die Gesellschaft meiner Großeltern bildeten. So freute ich mich auf meine Wiederherstellung.

Aber mit der Genesung des Leibes sollte ich die Krankheit der Seele erkennen. Ich sah den unabhängigen, geistvollen, allem Vorurtheil spottenden Mann sich beugen vor den hochadlichen Tröpfen, kriechen vor den vornehmen Gönnern, hörte ihn unterwürfig den jämmerlichen Thorheiten schmeicheln, die er heimlich verlachte. Und dieß alles, um sich eine Karriere zu machen! sich zu poussiren! aus Liebe zu mir! — und o ich erlebt' es, daß er in meine junge Seele das Gift der Verstellung und der Falschheit träufelte; ich mußte Krankheiten erdichten, Listen gebrauchen, mich durch feige Lügen erniedrigen vor mir selbst. Lang war ich mir des innern Zwiespaltes nur dunkel bewußt: ich folgte ihm, ich that, was er wollte, aber ich war nicht glücklich mehr!

Da änderte sich die Lage der Dinge: meine Großmutter war bereits der Verirrung ihrer Enkelin auf der Spur; ein verlorner Brief gab ihr vollkommne Gewißheit. Welch eine Scene gab es da! wie einen auf der That ertappten Schulknaben sah ich den, ihm geistig so weit überlegenen Mann meinem tobenden Großvater gegenüber stehen, da er schon durch das Uebermaß, die Uebertreibung in dessen Vorwürfen unwidersprechlich zur Rechtfertigung hätte aufgefordert werden müssen. Zitternd und erbleichend stand ich dabey; aber ich zitterte nicht vor dem Zürnenden, ich erblaßte vor des Freundes Feigheit. Hier, glaub' ich, lösete sich das Band gänzlich, das mein Herz an das seine knüpfte. Und doch wähnt' ich, fest an ihm halten zu müssen, an ihn, dessen Briefe ihn mir als einen Unglücklichen, Verzweifelnden schilderten. Ich erschien mir wie eine Verrätherin an der heiligen Treue, ich betrog mich selbst, als ich ihn mit Beständigkeit meiner Gefühle täuschte. Doch zog ich mich mehr und mehr zurück, verweigert' es, ihn zu sehen, und gelangte allmählig zur Klarheit über den Zustand meines Innern. Zweifeln Sie nicht, daß ich mich dabey höchst unglücklich fühlte!

Da bewarb sich ein armseliger, verächtlicher Mensch

um meine Hand. Von Jugend auf hatten mir meine Erzieherinnen eine mißgeformte ungleiche Ehe als das höchste Elend, als moralisch verderblich, als sündhaft vorgestellt. Meiner Großmutter Befehl brachte mich der Verzweiflung nahe. Mein ganzes Wesen empörte sich. Ich glaubte in einem Augenblick aufgeregtester Phantasie mich an dem Freund vergangen zu haben, dem ich, um viel geringerer Schwächen willen, als der Domdechant offen vor sich hertrug, meine Achtung entzogen. Ich war zu Allem entschlossen, einer gezwungenen Heirath zu entgehen. Sie wissen, was ich that, welchen Brief ich schrieb. O Sie verachteten mich wohl schon darum, ehe Sie mich kannten! Sie verdammten mich, ehe Sie mich hörten!"

„Nein, Meta! entgegnete Viktor lebhaft, bey Gott, Sie thun mir Unrecht! aber ich glaubte die innigste, rücksichtloseste Liebe darin zu erkennen, und dieser Irrthum führte mich weiter und weiter."

„Ich erhielt keine Antwort, fuhr Meta fort. Mein Großvater verweigerte noch seine Einwilligung: dieß rettete mich. Da erschienen Sie. Ich hatte Sie noch nicht gesehen, als schon mein Großvater — er meynte es gut. Ich sahe Sie nun öfters, und Sie schienen dem armen schüchternen Mädchen liebreich gesinnt zu seyn. Täglich hörte ich, welch ein Glück es für mich seyn würde, — — Der Domdechant — — —"

(Die Fortsetzung folgt.)

Das amerikanische Krokodil.

(Aus Stevenson's Reise in Südamerika.)

Der Fluß Guyaquil, so wie die Bäche, welche sich in denselben ergießen, sind voller Alligatoren, Lagartos, oder Caimans, deren Menge so groß ist, daß sie an den Ufern wie Klötze umherliegen, welche die Flut angespült, und sie sind so furchtlos, daß ihnen ein Boot ganz nahe kommen darf, ohne daß es sie im geringsten beunruhigt. Wenn sie sich auf diese Weise sonnen, so haben sie ihre ungeheuren Rachen weit offen, und durch die Farbe des fleischigen Theils der Unterkinnlade sowohl als den Moschusgeruch ihres Athems angelockt, setzen sich eine Menge Fliegen an demselben an und werden durch das plötzliche Herabfallen der Oberkinnlade gefangen.

Der Caiman ist ein Eier legendes Thier; das Weibchen legt seine Eier von achtzig bis hundert auf einmal, und zwar innerhalb zweyer Tage in den Sand; sie sind viel größer als ein Gänseei, mit einer sehr zähen Haut bedeckt, und werden oft von den Indianern gegessen. Diese machen nämlich ein kleines Loch in dem größern Ende und stecken das Ei, mit dem Loche niederwärts gekehrt, in den Sand, wodurch sich ein unangenehmer Moschusgeruch, den sie an sich haben, verliert; nachher kochen sie sie wie andere Eier. Sie sind sehr zäh, nicht unangenehm von Geschmack.

Wenn das Weibchen seine Eier gelegt, bedeckt es sie mit Sand, und rollt sich dann über dieselbe und nach dem Wasser zu, als ob es jede Spur davon verwischen wollte; aber die Gallinasos sind um diese Zeit immer auf der Lauer und zerstören alle Eier, die sie finden können. Ja die benachbarten Indianer halten sogar Hunde, die sie zum Aufsuchen und Zerstören der Eier abrichten, wodurch dann jährlich viele Tausende zu Grunde gehen.

Zur gehörigen Zeit geht das Männchen und Weibchen an's Land, und das leztere zerbricht sorgfältig ein Ei nach dem andern; die Jungen laufen sogleich umher, und die Gallinasos verzehren so viele, als sie deren habhaft werden können; eben dieß thut das Männchen, das in keiner anderen Absicht zu kommen scheint. Die sich auf den Hals und Rücken der Mutter flüchten können, sind gerettet, fallen sie aber ab, oder können sie nicht schwimmen, so verschlingt sie sie selbst. So hat die Natur selbst für die Verminderung dieser Ungeheuer gesorgt, die sonst die einzigen Besitzer des Landes werden würden, und so schon unglaublich zahlreich sind. Ich habe deren oft gesehen, die achtzehn bis zwanzig Fuß lang waren. Sie nähren sich vorzüglich von Fischen, und man sieht sie zuweilen zehn bis zwölf zusammen an die Mündung der kleineren Flüsse vereinigen, wo zwey oder drey während der Flut hinaufschwimmen, und dann beym Eintritt der Ebbe zurückkehren, und durch das Schlagen ihres Schwanzes die Fische den Zurückgebliebenen in die Rachen treiben, die dann die Köpfe über's Wasser erheben, und ihre Beute verschlingen. Finden sie aber nicht Fische genug, um ihre nimmersatten Magen zu füllen, so schleichen sie sich auf die Savanas, und ergreifen des Nachts Füllen und Kälber im Schlafe, schleppen sie an's Ufer und verschlingen sie. Das Vieh und die Hunde scheinen auch ihre Gefahr zu kennen, wenn sie an den Fluß gehen müssen, um zu trinken, indem sie heulen und bellen, bis sie die Lagartos nach einer Stelle gezogen haben, und dann schnell zu einer anderen laufen, schnell saufen, und sich sogleich entfernen; sonst geschieht es, daß eines dieser Unthiere sie bey der Nase faßt, unter's Wasser zieht, ersäuft und dann frißt. Hat ein Lagarto einmal Fleisch gekostet, so gibt er die Fische beynahe gänzlich auf, und bleibt beynahe beständig auf dem Lande.

Wenn die Flüsse austreten, so begeben sie sich weit in die Savanas hinein, um das Vieh aufzusuchen, das sich auf die Inseln geflüchtet, die sich dann zu bilden pflegen. Beym Zurücktreten des Wassers bleiben deren dann oft im Schlamme stecken, bis sie eine neue Ueberschwemmung der Gegend aus ihrem Gefängnisse befreyet. Sie

nähren sich sodann auf die eben beschriebene Art von Fliegen, und dieses sechs bis sieben Monate lang. Wenn die Einwohner sie so finden, so rennen sie ihnen entweder zwischen den Vorderfüßen, die einzige sichtbare, verletzbare Stelle, in den Leib, oder sie machen ein Feuer vor dem Rachen an, und brennen sie zu Tode.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 5. August.

Das helvetische Musikfest, welches in diesem Jahre zu Genf gefeyert worden ist, gehört unstreitig zu den interessantesten und glänzendsten. Schon lange vorher waren die zweckmäßigsten Maßregeln und Vorkehrungen getroffen worden, um den zu erwartenden harmonischen und harmonirenden Eidsgenossen und Eidsgenossinnen einen ihrer würdigen Empfang zu bereiten. Argentinus, der Sohn der Göttin Pecunia, der eigentliche Baal der alten Allobrogenstadt, hatte dazu mit huldreicher Miene gelächelt; folglich war alles Uebrige leicht: Herzlichkeit, Gastfreundschaft und Uneigennützigkeit, diese drey Grazien der rohen Wilden, die es vorziehen, vielmehr im Schoße der Wälder, als in der Gesellschaft moralischer Mörder zu leben, wagten es, durch dieses Lächeln ermuthigt, auf einige Tage im welschen Athen sich einzufinden, und in die Pentesyringa der konventionellen Formen sich einzwängen zu lassen.

Seit dem 29sten Juli trafen die Mitglieder der Musikgesellschaft, und zwar zuerst die der Nachbarstadt Lausanne (die, nebenbey sey es gesagt, en fait de blague gegen Genf eine pauvre honteuse ist) ein. Unter diesem musikalischen Kontingent zeichneten sich vorzüglich Frau von Seigneur und Madame Bacon de Seigneur aus. An demselben Tage Abends brachte der Wilhelm Tell ebenfalls einige Hundert Musiker und Musikfreunde. Der Plebs drängte sich ihnen entgegen, nicht, um sie mit alter helvetischer Treuherzigkeit zu bewillkommnen, sie pour l'amour du Suisse zu umarmen, und bras dessus und bras dessous zu seinen Penaten zu führen, sondern um, dem Accoutrement der très-chers Confédérés zufolge, dem interessanten Studium sich zu überlassen, was wohl an ihnen zu verdienen seyn möchte, denn zu Genf, mehr als irgendwo, weiß man, daß die fortuna juvata nur am Vorderkopf ertappt werden kann, und heuer weder Haarbeutel noch ailes de pigeon trägt.

Die Mitglieder der Gesellschaft wurden nach Stand und Würden geordnet, mit Billetten versehen, und militärisch, oder, wenn man lieber will, musikalisch einquartirt. Sie wurden bey der Landung zuvor harangnirt, man wehete ihnen mit einer roth und gelben, ganz neuen und schönen Fahne, en guise eines Fächers einige Kühle und einigen — Duft zu, und ließ sie sodann in Prozession, durch die rue de derrière le Rhone, de la Cité und Grand' Rue bis zur Cour de Saint-Pierre, den Rücken des Hügels erklimmen, auf dessen Höhe die Pentacosiomedimnen wohnen; auf welchem Wege sie zugleich einen Blick in die Herrlichkeit von Ninive thun, und ihre Organe wieder versöhnen konnten, die beym Eintritt in den sogenannten Hafen, durch den Anblick und Geschmack — wie wir deutschen Schweizer sagen — der Kloake, einigermaßen beleidigt worden waren.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, 15. Juli.

(Beschluß.)

Sonst wurden Verbrechen durch das Gericht offenbar, und die Ehre des Verbrechers war das Schaffot. Unser Daniel aber hat eine höchst moralische Angst vor dem Schaffot. Zwanzig Jahr hat er sein Verbrechen verborgen, er weiß sich immer zu verstellen, aber was er wachend verschweigt, verräth er im Traum als Mondsüchtiger und Somnambüler; er ist das Käthchen von Heilbronn als niederträchtiger, feiger Meuchelmörder. Die bewußte Welt ist für nichts geachtet, und die Vorsehung muß ihre Wege und Rathschlüsse durch Nachtwandeln und Magnetismus offenbaren. Hier kommen dann die gräßlichsten Scenen zum Vorschein. Der alte achtzigjährige Greis tritt im Schlaf in den Saal, von dem aus er einst seinen Herrn in den Thurm gestürzt; die Thür ist vermauert; dort steht er nun und ruft Gnade! Gnade! indeß er sich die alten Knochen an der Mauer wund reibt, und die Finger blutig krazt; man sieht die Spuren des frischen Blutes, man sieht ihn sich wund reiben, man hört sein Gejammer, und die Folter dieses gräßlichen Anblicks dauert Minuten. Man kann nicht lachen, denn man sieht das Gräulichste vor Augen; es bleibt nichts übrig, als über Verfasser, Darsteller, Direktion und Publikum in vergeblichen Zorn zu gerathen. Wachend hört man von diesem Meuchelmörder nichts als die feige Angst vor dem Schaffot, als die quälenden Erinnerungen der That oder erschreckende Träume, und Hinterlisten zur Fristung solchen jammervollen, erbärmlichen Lebens; träumend gesteht er im lezten Akt sein Verbrechen, dann geht er nachtwandelnd an die Thür des verhängnißvollen Saales; ein Gewitter hat sie zerschmettert; sein Ziehsohn, der Sohn seines eigentlichen Herrn, sieht ihn stehen, er ruft ihn bey Namen, Daniel erwacht und stürzt in den Abgrund. Schade, daß er mit diesem Ende nicht anfängt.

Denn auch die Darstellung des Herrn Devrient, je kunstreicher, je richtiger sie ist, desto widerlicher und abstoßender wird sie. Denn im ersten Stück weiß er nicht, was er eigentlich aus dem Kastellan machen soll, Herr Vogel hat ihn so unbestimmt, so schwankend gezeichnet, daß es schwer wird darauf zu kommen, er sey nichts als ein moralischer gemeiner Schuft; im zweyten Stück sind die früher reichen, weitläufigen Verhältnisse so in die Leere des nachtwandelnden magnetische mondsüchtigen Gewissens zusammengeschrumpft, und nur mit Feigheit und Todesangst und Lebensjammer ausstaffirt, daß diese erbärmlichste aller Gestalten nicht einmal zum Mitleiden, sondern höchstens nur zum Widerwillen reizen kann. Die übrigen Figuren sind nur Drathpuppen in den Händen des Dichters, Zuschauer für seine Entdeckungsscenen und Verwunderungsposaunen der göttlichen Weisheit, die so mächtig sey, jedes Verbrechen zu offenbaren.

Aber mit diesen Verbrechen gegen den poetischen Inhalt war Herr Vogel noch nicht zufrieden, sondern häufte seine Schuld noch dadurch, daß er das Sündergerippe dieses Stücks in das Festkleid der pomphaftesten Verse und Beschreibungen hüllte, und so ein Kunstwerk geliefert zu haben prätendirte, wo er eine gemeine psychologische Kriminalgeschichte darstellte. Aus dem Lear blizt auch noch in den Bettlerlumpen der prosaischen Uebersezung der königliche Geist hervor, aber ein Betteldube im Königsmantel wird nicht einmal ein Lumpenkönig, sondern sieht erst recht aus wie ein Betteldube.

Beylage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 198.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 19. August 1826.

Wie der Geist dich auch hebt; er fliegt vergebens,
Wenn das Wort ihm nicht folgt. Der Ungeweihte
In der Sprache Geheimniß
Tödtet das lebendste Bild.

Klopstock.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu läugnen, daß jezt in Frankreich ein löblich-reges Streben stattfindet, die deutsche Literatur kennen zu lernen; wie bekannt, wird sogar in den öffentlichen Militärschulen Deutsch gelehrt; junge Gelehrte befleißigen sich unserer Sprache, und es dürfte in Frankreich bald dahin kommen, daß es für ein Zeichen der Unwissenheit gilt, die Deutschen, wie noch ganz kürzlich, für ungebildet, geschmacklos, pedantisch u. dgl. zu halten, wenn gleich noch mancher ignorante und dummdreiste Skribler über unsere Sprache aburtheilt, ohne die alleroberflächlichste Kenntniß von ihr zu haben, ohne sich ein Waschbecken auf Deutsch fordern zu können, um sich von dem Schmutz anklebender Vorurtheile zu säubern, wie z. B. der Vieles, aber nicht deutsch wissende Bory de Saint-Vincent *), der mit stupider Arroganz von der deutschen Sprache sagt: le langage (des Teutons) dur et plus verbeux que riche. Der Teutonen harte Sprechart, weniger reich als geschwätzigen Wortschwalls voll. Dergleichen unwissende Aburtheiler werden aber, wie gesagt, sehr bald lächerlich in Frankreich werden; und schon gibt es unter der unterrichteten Jugend ihrer nicht mehr viele. Dessen ungeachtet gibt es ebenfalls nicht nur nicht Viele, sondern äußerst selten nur Einzelne, die so viel Deutsch wissen, als fast Jedermann bey uns Französisch weiß. Selbst so manche von denen, die aus unserer Sprache übersetzen, vernehmen sie nicht

*) In dem von ihm redigirten Dictionnaire classique (?!?) d'histoire naturelle 1825 (!), wo er in seinem geschwätzigen Artikel „Mensch" (den er besser gethan hätte Vieh zu überschreiben, da er die Affen zu seiner Gattung rechnet) von der germanischen Race sagt: Sie hätten schlechte Zähne, sie würden meist sehr dick, sie wären viehisch tollkühn (brutalement braves), ertrügen die großen Beschwerden, selbst die Schmerzen schlechter Behandlung mit Geduld, und da sie eine leidenschaftliche Gier nach starken Getränken hätten, so machte man, vermittelst eines Stocks und Branntweins oder Rhums, ziemlich gute Soldaten aus ihnen. Die Frauen wären bemerkenswerth wegen ihrer Größe, wegen der Frische ihrer Karnation und der Ueberfülle ihrer Formen, die Rubens sich ausschließlich zum Vorbild scheint gewählt zu haben. Die meisten von ihnen röchen nach frisch geschlachtetem Fleische, und weil . . . . . . so kämen sie sehr leicht nieder. Der Herr Bory ist sehr weit umhergereist, aber wenn er nirgends besser bemerkt hat als in Deutschland, so hätte er können zu Hause bleiben. Eben so hätte er den Ursprung der Stamm-Benennung Allemannen besser nachschlagen sollen. Aus dem ganzen Artikel geht aber hervor, daß man sehr Vieles und doch nicht viel wissen kann, z. B.: Man kann wissen, wie alle Menschen-Racen aussehen, und doch nicht wissen, was der Mensch ist. Denn da, wo er von dem intellektuellen Menschen spricht, heißt es: „der Mensch, der sich „selbst erkennen will, muß in seiner eigenen Natur sich suchen, „eindringen in seine Organisation und in die der Thiere. „Alle Metaphysik, die nicht die Anatomie und Physiologie als „Fackeln gebraucht, verdient nicht den Namen Wissenschaft." Welche bestialische Menschheit aus diesen Prämissen deduzirt wird, läßt sich an den Fingern abzählen. Uebrigens ist diese gang und gäbe Ansicht diejenige, welche von der Mehrzahl der Franzosen für Philosophie gehalten wird; und nur deßhalb ward ihrer hier erwähnt. —

in ihrer Lebendigkeit, können sich selbst nichts vorlesen, verstehen nicht, wenn man sie spricht, so daß ihnen die Sprache der Deutschen nur ein System algebraischer Zeichen für das Auge bleibt, keineswegs aber eine charakteristische Einheit organischer Schallbilder, d. h. eine lebendige Sprache wird. Zum Verständniß und zur Uebertragung exakter Wissenschaften reicht diese, wenn wir so sagen dürfen todte, Kenntniß der Sprache hin; denn die exakteste aller Wissenschaften, und die sich deßhalb im alleinigen Besitz der Wahrheit glaubt, bedarf eben gar keiner Sprache, nur willkürlicher und konventioneller Zeichen für abstrakte Verhältnisse. Wo aber die Form zum Wesen gehört, d. h. wo nur in der Form das Wesen sich klar machen kann, welches schon in jeder Wissenschaft der Fall ist, sobald sie sich über sich selbst besinnt, sobald sie, wie man sagt, philosophisch wird, da reicht jene todte Kenntniß der Sprache schon nicht mehr zum völligen Verständniß hin. Ganz unzulänglich aber wird sie bey Werken der Kunst, wo alles Charakteristische und vornehmlich alles Musikalische so wenig für das Auge da ist, als ein Gemälde für die Betastung. — Eine Einwendung, die mir gegen das, was ich so eben gesagt habe, gemacht wurde, ist so individuell-original, daß ich mich nicht erwehren kann, sie hier anzuführen. Sie rührt von einem Italiener her, von dem berühmten Improvisator Sgricci. Nachdem er mir mit Bewunderung von Goethe gesprochen, und nachdem ich erfahren hatte, daß er nicht Deutsch weiß, und mich darüber, gewissermaßen vorwurfsvoll, verwunderte, sagte er mir: „die Sprachen, die ich weiß, die beyden klassischen und die französische, habe ich in zarter Jugend gelernt, eine neue mir jezt anzueignen, bin ich nicht mehr fähig. Und wahrlich, es ist mir sogar lieb, daß ich nicht Deutsch weiß, vielleicht empfinde ich gerade deßhalb den Dichter um so tiefer, um so unbestochener. Ich lese nämlich irgend eine schlechte Uebersetzung, oder lasse mir den nakten Sinn eines Gedichts vortragen; da habe ich denn das Wesen, was immer die poetische Grundlage, das eigentlich Künstlerische seyn muß, ohne welches ein Gedicht nur pomphafter Wortschwall, eigentlich Nichts ist. Was die Form, die Anmuth, den Reitz, das Naive oder Rhetorische betrifft, so bin ich Dichter genug, um es zu ergänzen und mir ein vollkommenes Bild davon zu machen; ohne zum Voraus von einer bestechenden Form verführt zu werden." So der Italiener, der feurige Improvisator. Franzosen, zu welchen ich in eben dem Sinne sprach und die ich um die Ursache fragte, weßhalb selbst diejenigen ihrer Landsleute, die von deutscher Literatur doch Kunde hätten, sich der Sprache nicht bemeisterten, gaben mir als Grund davon an: weil bey uns kein öffentlich-politisches Leben wäre; sobald wir Tribunen, wie die Engländer, haben würden, werde auch die deutsche Sprache so vielfältig, wie die englische, in Frankreich getrieben werden. Mich dünkt diese Antwort sehr charakteristisch. Die Politik verschlingt jezt hier jede ruhige Betrachtung; so daß, wenn ein neuer Flecken in der Sonne erscheint, sie dem Ministerium die Schuld geben. Doch müssen wir, um billig zu seyn, es denjenigen Franzosen doch anrechnen, die Deutsch lernen; denn sie haben dabey ein Doppeltes zu besiegen, ein National-Vorurtheil à la Bory de Saint Vincent, und dann die Schwierigkeit, mit welcher dieses Volk überhaupt sich zu Erlernung einer fremden Sprache entschließt, und worin ihm ganz Europa, durch die allgemein verbreitete Kenntniß der französischen Mundart, mehr als redlich und räthlich Vorschub leistet. Wir wollen es ihnen also Dank wissen, daß sie hier und da unsere Sprache erlernen, ruhig erwartend, daß sie dahin kommen, uns dafür zu danken.

Von allen lebenden europäischen Sprachen, so weit ich selbst sie kenne, oder doch, historisch und durch Nachbildungen, ihren Geist, dürfte es wohl keine geben, die sich weniger zu Uebersetzungen eignete, als die französische, keine mehr als die deutsche. Davon sind nun diese beyden Sprachen, weniger in ihren wesentlichen Grundlagen, die Ursache, als vielmehr in ihrer nationalen Ausbildung. Die Franzosen haben sich zu einer Volks-Individualität gebildet, gewissermaßen zu einer bestimmten kollektiven Person, die so und so denkt, so und so empfindet und so und so sich ausdrückt; und da sie Alles in Gesellschaft thun, so thut eben Einer wie der Andere; rein unschicklich wäre es und anmaßend, ein selbsteigenes Wesen zu haben, ein Individuum zu seyn; daher denn auch der Ausdruck: c'est un original, so viel sagt als: das ist ein lächerlicher Mensch. Wie sehr eine solche in Gesellschaft bearbeitete Sprache für die feinsten Abstufungen gesellschaftlicher Verhältnisse und Beziehungen, für Gespräch und Redekunst aus- und durchgebildet seyn muß, ist eben so einleuchtend, als es sich thatsächlich vorfindet. Gerade deßhalb aber wird sie sich auch weniger für den Ausdruck des individuellen Gedankens, des persönlichen frischen Gefühls eignen, und in ihrer einseitigen Nationalität nicht im Stande seyn, eine fremde Volkseigenthümlichkeit in sich aufzunehmen und wiederzugeben. Die Sprache der Deutschen steht gerade im umgekehrten Verhältniß; sie ist in der Einsamkeit Einzelner ausgebildet, und daher zu jeder subjektiven Bezeichnung geschickt, vielleicht nur allzuleicht sich in jede Form fügend, vielseitig und farbenreich, aber arm an Ausdrücken für das gesellschaftliche Leben, unbehülflich in der Unterhaltung, und für die Redekunst noch kaum in den ersten Anfängen bearbeitet. Man kann wohl sagen, Jedermann spricht und schreibt bey uns auf andere, auf seine Weise, so wie man von der französischen Sprache sagen kann, daß sie eine konventionelle Phraseologie sey.

Nur in der Prosa gewahrt man es noch, daß die französische Sprache eine lebendige ist; hier haben in neuer

Zeit das Vorschreiten der Wissenschaften und besonders das rege und öffentliche politische Leben mächtig eingewirkt und Neues und Frisches entwickelt; dagegen erscheint die auf wenige Formen sich beschränkende Sprache der Poesie fast gänzlich abgestorben; hie und da nur keimt ein rhetorisches Pflänzchen bey Delavigne, ein romantisches Vergiß-mein-nicht bey Lamartine (welches aber die Mauthbedienten des Parnasses als Konterbande zurückweisen), ein heimisches, frisches Doldengewächs, wie Lieder von Beranger. Hätten die Franzosen Griechen Griechen, Römer Römer seyn lassen, und sich an ihre National-Poesie gehalten, wie Lafontaine und Molière es doch so erfolgreich thaten, so würden sie nicht so wehmüthig nach der vergangenen goldenen Zeit ihrer Dichtkunst zurücksehen müssen; und mehr noch als ihre Prosa, wäre ihre Poesie lebendig, und könnte sich mit der Kunst romantischer Völker zu neuen Geburten vermählen, welches jezt ohne eine völlige Kunstumwälzung nicht mehr möglich ist.

Man glaube nicht, daß die voranschreitenden Geister der französischen Nation die Abgeschlossenheit und Unzulänglichkeit ihrer Dichtkunst nicht empfinden. Klagte doch bereits Voltaire darüber. Vielverbreiteter ist heut zu Tage diese Empfindung des Unmuths, und würde bald allgemein und laut werden, ohne die französisch-religiöse Ehrfurcht vor allem, was Autorität ist, und ohne den lobenswerthen Nationalstolz auf ihre anerkannten Künstler. Es sind sogar schon Versuche von jungen Dichtern gemacht worden, um sich neue Bahnen zu brechen; aber so groß ist die Scheu vor der bestehenden Meynung, daß man es nicht wagt, sie bekannt zu machen. Vielleicht erhalte ich Gelegenheit und Erlaubniß, über eine dieser Hervorbringungen in dramatischer Form einen Bericht zu geben. Als nun hierüber gesprochen wurde, hieß es: „Wir Franzosen sind, wenn „wir eine neue Tragödie erhalten wollen, für's erste genöthigt, sie in Prosa zu schreiben, um späterhin eine genügendere Form für dieselbe in gebundener Sprache zu erzielen.“ Ich glaube, daß diese Aeußerung aus dem Munde eines Franzosen, und als die Ueberzeugung einer kritischen Schule ausgesprochen, bemerkenswerther ist als ein neues Stückchen, das man vielleicht heute zum ersten Male auf dem Theater des Variétés und vierzehn Tage nachher auf irgend einer deutschen königlichen Bühne gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das amerikanische Krokodil.

(Beschluß.)

Diese Thiere ergreifen manchmal Menschen beym Baden, oder schleppen wohl gar Kinder vom Ufer weg. Ist ihnen dieß ein- oder zweymal gelungen, so wagen sie sich an erwachsene Personen auf den Balsas, wenn sie sie schlafend erwischen können, denn sonst sind sie sehr schüchtern und das geringste Geräusch verscheucht sie. Man hat auch Beyspiele, daß sie neben einem kleinen Boote hergeschwommen, dasselbe dann plötzlich mit einer Pfote umgeschlagen und den sorglosen Schiffer sogleich ergriffen. Sobald es indessen bekannt wird, daß ein Cebado, d. h. eines, welches einen Menschen oder ein Stück Vieh verschlungen, sich in einer Gegend aufhält, so vereinigen sich alle Einwohner sogleich, um es zu tödten; dieß gelingt ihnen oft mittelst einer Schlinge von einem starken Hautseil, an dessen Ende man ein Stück Fleisch als Lockspeise befestigt; sobald der Lagarto das Fleisch ergreift, verwickelt sich seine Oberkinnlade in den Strick und das Volk greift ihn mit den Lanzen an, womit es ihn auch gewöhnlich erlegt.

Zuweilen fängt man sie zum Zeitvertreibe lebendig, und zwar auf zweyerley Art, welche den Zuschauer zum ersten Male gleich sehr erschrecken.

Ein Mann nimmt in seiner Rechten einen Knüttel, Tolete genannt, welcher von hartem Holze gemacht, ungefähr zwey Fuß lang ist, und eine Kugel an jedem Ende hat, an welchen eine eiserne Harpune, und in der Mitte ein geflochtener Riemen befestigt ist. Mit diesem springt er in den Fluß, und hält es flach an die Oberfläche des Wassers, zugleich mit einer todten Henne, während er mit der anderen schwimmt. Er hält sich dem Lagarto gegenüber, welcher meistentheils auf die Henne losstürzt. Wenn dieß geschieht, so hält man ihm dem Knebel senkrecht entgegen, und sobald er den Rachen öffnet, stößt man ihm denselben hin, so daß, wenn die Kinnlade wieder herabfällt, die beyden Widerhaken sich festsetzen, und das Unthier nun leicht an's Ufer gezogen wird.

Es ist ein entsetzlicher Anblick! der ungeheuere Rachen weit aufgesperrt, die großen scharfen Zähne, die blaßrothe Farbe des Rachens, die weit hervorspringenden Augen, der bepanzerte Körper, die ungeheueren Pfoten und der mächtige Schweif geben ihm ein gräßliches Ansehen; und obgleich man überzeugt ist, daß das Thier in diesem Zustande nicht zu schaden vermag, so ist es doch unmöglich, es ohne eine Regung von Furcht anzusehen. Das Volk umgibt den Lagarto jezt, und hezt ihn wie einen Ochsen, indem sie ihm rothe Gegenstände entgegenhalten, denen er nachstürzt, wann der Hetzer auf die Seite springt, um seinem Schlage zu entgehen, während das Thier vorwärts läuft, bis es sich durch den Riemen, der an dem Toleter befestigt ist, angehalten fühlt. Am Ende tödtet man es mit einem Lanzenstoß in den Rachen, oder zwischen dem Vorderbeine und dem Leibe; es wäre denn, daß es zufällig auf den Rücken fiele, und den Bauch blos gebe, welcher weich und allenthalben verletzbar ist.

Die andere Art ist einen Vogel in der einen, und ein starkes scharfes Messer in die andere zu nehmen. Der Jäger schwimmt damit, bis ihm ein Lagarto entgegen kommt,

und in dem Augenblick, wo dieser nach dem Vogel schnappt, taucht er unter und läßt den Vogel auf der Oberfläche zurück, und sogleich schlizt er dem Thiere den Bauch auf, das sogleich überschlägt und von dem Strome davon geführt wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 15. Juli.

Ist nicht die Sonne die Seele der Natur? dann aber muß der Norden, der organische, wie der anorganische, weniger Leben haben, als der Süden. Vielleicht ist dieß nie bezweifelt werden. Wenn der Süden ursprünglich schafft; so bildet der Norden blos aus, verbildet auch wohl. Dieß ist alles, was sich ihm zugestehen läßt. Wo aber die Sonne scheint, fliehen die Nebel, eine Wahrheit, die nicht schwer zu begreifen ist, und dennoch nur von Wenigen verstanden wird. So hat der Süden das positive Wissen, der Norden die Nebeley geschaffen. Unter dieser steht der thierische Magnetismus oben an. Ist es möglich, daß wir uns nur darum mit einigen Duzenden alter und neuer philosophischer Systeme den Kopf zerbrochen haben, um, als Frucht davon, die albernste aller albernen Waschweiber-Ideen auszuhecken? Entehrt es nicht den gesunden Menschenverstand, an eine geistige Einwirkung ohne materielles Medium zu glauben? Die Narren pflegen den Magnet, ja selbst den Wind anzuführen, als Wirkungen, deren Medium wir ebenfalls nicht kennen. Aber der Magnet zieht, da wo er ist, unter jeder Voraussezung, an, und zwar durch ein Medium, welches um nichts desto weniger vorhanden ist, ob wir es gleich nicht sehen, wie wir den Geruch der Pflanzen vernehmen, ob wir ihn gleich ebenfalls nicht sehen. Alle Wirkungen, welche im Wege der, bey nervenkranken Personen stärker gereizten Sensibilität zu erklären sind, lassen sich zugeben, durchaus aber nur, ohne den Einfluß des Magnetiseurs auf sie zu gestatten. Ich will davon ein Beyspiel anführen. Vor fünfzehn Jahren ward in Sachsen eine hysterische junge Frau magnetisch behandelt. Sie befand sich in einem Gartenhause, welches nicht unmittelbar an der Landstraße, sondern tief in den Garten hinein lag, so daß man erst eine ziemlich lange Allee durchschreiten mußte, ehe man zu der Wohnung gelangte. Einsmals erklärt der Magnetiseur, er werde, von Geschäften abgehalten, am folgenden Tage nicht kommen; man möge ihn also nicht erwarten. Nichts desto weniger ruft die kranke Frau andern Tages, und zwar zu derselben Stunde, wo er gewöhnlich seine Visite zu machen pflegte: „Der Doktor, der Doktor!" Die Familie bedeutet ihr, sie irre sich: „Der Doktor werde heute nicht kommen. Aber die Kranke versichert wiederholt, er komme eben. Da öffnet sich die Thür, und der Doktor tritt wirklich ein. Als man ihm den Vorfall hinterbringt, erklärt er ihn für die Folge des Rapports, in welchen er sich mit der Kranken versezt habe; diese aber gesteht späterhin, sie habe die Glocke der Gartenthür klingen hören. Leztere hatte bis dahin Niemand, selbst die Kranke im gesunden Zustande nicht vernommen, weil sie zu weit entfernt war. Es muß Jedermann befremdet haben, daß neulich zu Paris bey einem, vor dem dortigen Polizeykorrections-Tribunale verhandelten Prozesse, die unbefugte Ausübung der Heilkunst, von Seiten einer Frau, durch Anwendung des thierischen Magnetismus betreffend, der Präsident denjenigen unter den als Sachkundigen citirten Aerzten, welcher sich in öffentlicher Sizung vermaß, zu behaupten, die Einschläferung durch den Magnetismus sey so gewiß möglich, daß er (der Arzt) ihn selbst (den Präsidenten) auf der Stelle einschläfern könne, diesen Charlatan nicht beym Worte genommen, und somit nicht Angesichts des ganzen versammelten Publikums die Sache des gesunden Menschenverstandes gegen die betrogene, oder betrügende Anmaßung der Schwindeley zu vertheidigen gewußt hat. Wir haben in der medicinischen Welt nicht nöthig, uns von jämmerlichen Neblern auf die gäng' und geben Erscheinungen, daß kranke, besonders nervöse Personen (und diese sind gerade die Auserwählten des Magnetiseurs) im Uebermaße ihrer gesteigerten Phantasie die örtliche materielle Ursache ihres Leidens mit großer Bestimmtheit entdeckt, sich dagegen Mittel verordnet, und durch deren Gebrauch Erleichterung zu verspüren geglaubt haben; alles dieß, als rein dem blos thierischen Instinkte gemäß, vermöge dessen selbst die Thiere, bey gestörten Lebensfunktionen, gewisse Kräuter vorzugsweise aufsuchen, ja sich selbst die Adern öffnen, ist höchst natürlich. Von dieser Einleitung komme ich zu der Anwendung, welche der besprochene Gegenstand in Rom findet. Werden es mir die Leser auf's Wort glauben, wenn ich sie versichere, daß der größte Theil der hiesigen blos ausübenden, das heißt, weder als Professoren angestellten, noch sonst sich mit der medicinischen Schriftstellerey befassenden, Aerzte den animalischen Magnetismus nicht einmal dem Namen nach kennen? Ich darf dreist sagen, der größte Theil, da mir wenigstens ein halbes Duzend der renommirtesten unter ihnen aufgestoßen sind, welche sich im genannten Falle befanden. Was läßt sich daraus schließen? Etwa, daß die Heilkunde in Rom auf schwächern Füßen steht, als im ersten besten deutschen Krähwinkel, wo bereits, wie mir geschrieben wird, die Bartputzerburschen zu manipuliren beginnen? So dürfte allerdings die deutsche Vermessenheit schließen, die deutsche Vermessenheit, welche sich allein für originell hält, und es auch in so fern wirklich ist, als sie in Erfindung von Hirngespinnsten die größte Originalität unter allen Völkern der neueren Zeit besizt; aber jedem, mit gesunden Sinnen begabten Beobachter wird darin die höchst achtbare Hinneigung zum Praktischen, zum Positiven, welche überhaupt die italiänische wissenschaftliche Kultur bezeichnet, sichtbar werden. Dagegen hat bekanntlich das Brownische System, außer England, zuerst in Italien, besonders in Rom, und zwar schon um 1782, Aufsehen gemacht und Eingang gefunden. Was läßt sich wiederum daraus schließen? Etwa, daß die Römer inconsequent sind? Nein, sondern nur, daß das Brownische System auf einem vernunftgemäßen positiven Princip beruht, dagegen dem thierischen Magnetismus nichts als Wahnwiz, oder wirklicher materieller Betrug zum Grunde liegt.

Auflösung der Charade und Räthsel in Nr. 192:
Storchenschnabel.

Räthsel.

Wir reisen ohne Kopf durch Land und See zuerst.
Was oft noch jezt der Brauch, in deutsch- und wälsche Staaten;
Doch dürft ihr eben nicht auf Menschen rathen.
Zur Fastenzeit vertreten wir die Braten,
Wiewohl der Protestant promiscue uns speist.
Und was am meisten uns verdreußt,
Wer nicht gesegnet ist an Wiz und Schick und Geist,
Dem müssen wir — so ist der Weltdank insgemein —
Zum Abernamen noch den eignen Namen leihn.

— s —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 199.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. August 1826.

Der Zufall weilt, wo Liebe weilt,
Und wirkt und schafft, und führt zum Ziel.
Und von der Liebe Macht ereilt
Ist auch der Held ein Kinderspiel.

B.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Meta holte tief Athem und sprach dann leise weiter: „Eines Tages sagte mir mein Großvater: Sie hätten um meine Hand angehalten. Als ich gleich darauf in mein Zimmer gehe, um mich zu sammeln und zu fassen, find' ich einen Brief auf meinem Nähtisch liegen und erkenne Hilberts Hand. Ein Zittern überfällt mich. Ich öffne widerstrebend. Ich lese und traue meinen Sinnen kaum. Ich war empört, auf das Aeußerste gekränkt. O! ich hatte den schmeichelnden Gedanken genährt, die freundliche Aufmerksamkeit, welche Sie — nun war ich grausam getäuscht. Ich weinte, ich zürnte. Mehrere Male nahm ich die Feder zur Hand, Hilbert mit Vorwürfen zu überschütten, daß er es wage, mit solchem Antrag mich zu beleidigen. Ich sollte spielen mit Gottes heiligem Wort! mich vermählen und scheiden lassen, wie ich mich anzog und auszog! — ich vermochte es nicht vor Zorn und Verachtung. Dazu kam, daß meine Großmutter mich strenger als je bewachte. Ich glaubte endlich, keine Antwort sey auch eine Antwort. Nach drey Tagen forderte mein Großvater mein Ja. Es war eine Form; denn hätt' ich es nicht gegeben, er hätt' es mir entrissen. Der Domdechant stand drohend im Hintergrund. — O Viktor! jezt werden Sie mich verdammen! ich hatte gekämpft und gerungen; ich hoffte, es würde meinem herzlichen Bestreben, der treuen Erfüllung meiner Pflichten gelingen — endlich Ihre Achtung, Ihre Neigung zu gewinnen. Er forderte mein Ja — und ich gab es ihm!"

Ein lang verhaltener Thränenstrom brach hier aus den schönen Augen der Sprecherin. Sie verbarg das Gesicht in ihr Tuch. Viktor ergriff sprachlos ihre Hand, drückte sie an sein Herz, an seine Lippen.

Nach einer Weile sezte sie ihre Erzählung unter Thränen fort.

„O ich hatte gefehlt, und kaum war das Wort gesprochen, so war ich mir's lebhaft, schmerzlich bewußt. Sie müssen es bemerkt haben, daß ein Geheimniß lastend auf meinem Herzen lag, ein Geständniß auf meinen Lippen zitterte. Aber Sie deuteten es anders. Großmüthig wollten Sie mich schonen, mir jede Erklärung ersparen. So vereitelten Sie es selbst, wenn ich mühselig einmal den Muth gefunden, eine geheime Unterredung einzuleiten. Sie waren häufig abwesend — ach! Sie vermieden mich. Am Hochzeittage endlich — o Sie wissen nun Alles!" —

Viktor sprang unruhig auf. Ja, er wußte nun Alles, und mehr, als ihr furchtsamer Mund deutlich auszusprechen gewagt. Er sah sich geliebt mit der innigsten, heftigsten Empfindung und mußte herzlos diese Liebe zurückweisen. Er konnte der beglückteste, beglückendste Mann seyn, und mußte sich und die süße Freundin zu grausamer Entsagung verdammen!

Aber es sollten Stunden noch härterer Prüfung kommen. Geringe Achtsamkeit auf seine Gesundheit und die heftige Gemüthsbewegung der lezten Tage hatten ein lang

verjährtes Uebel von Neuem geweckt: eine an sich unbedeutende Wunde im Arm, die er sich in früher Jugend einmal im Zweykampf zugezogen hatte, brach auf. In der Nacht, welche den Unterredungen mit Hilbert und Meta folgte, befiel ihn plötzlich ein Fieber, und den Morgen raffte er sich mühsam empor und sah sich außer Stande, sich in eine andere als in eine häusliche Morgenkleidung zu werfen. Die Einsamkeit des heutigen Tages fürchtend, hoffte er anfänglich noch immer, der Einladung zum Mittagessen und Abends zum Spiel Folge leisten zu können. Allein der Wundarzt, den er endlich rufen ließ, verbot ihm das Ausgehen bestimmt; so sah er sich genöthigt, abzusagen zu lassen.

Als er den Bedienten hinaussendete, dieß Geschäft zu verrichten, blieb zufällig die Thür seines Zimmers halb offen. So hörte er deutlich Meta eilig aus ihrem Gemache kommen und den Bedienten beauftragen, auch sie zu entschuldigen. Er trat in die Thüre.

„Ich bitte Sie, Meta, fahren Sie allein hin," sagte er mit gerunzelter Stirn.

„Sie werden mir doch nicht zumuthen, Sie in diesem fieberhaften Zustande allein zu lassen?" entgegnete sie, indem sie sorglich die Fenster des Vorzimmers schloß.

„Sie werden die Leute beleidigen. Das Diner ist unsertwegen veranstaltet."

„Noch mehr würden sie mir es verdenken, wenn ich allein käme, erwiederte sie bescheiden. Erlauben Sie mir, immer bey Ihnen zu bleiben. Ich will Sie nicht hindern, wenn sie etwa durch Lesen sich zerstreuen wollen, oder durch Schlummer erquicken." Sie winkte dem Bedienten, zu gehen.

Der Gemahl hatte den Muth nicht, ihn zurückzurufen.

Zum ersten Mal sollte er einen Tag allein mit ihr zubringen, und nach solchen Erklärungen, nach solchem Geständniß! Sie saß ihm bey Tisch gegenüber; er sah sie in lieblich-stiller Geschäftigkeit walten als ordnende Hausfrau; die sorgsame Thätigkeit ihres Geistes machte ihre schönen Augen heller und freudiger strahlen. Anfangs war sie furchtsam und schüchtern. Doch verriethen ihre umständlichern, ausführlichen Antworten, wenn er sie anredete, daß sie geneigt war, ein unbefangenes Gespräch zu unterhalten. Nach und nach ward sie dreister; das Bestreben, ihn zu erheitern, zu zerstreuen, besiegte ihre Blödigkeit; sie fragte selbst, sie erzählte, sie theilte mit Bescheidenheit ihre Ansichten mit. Eine holde Anmuth des Geistes, ein reicher Verstand, ein fester Blick entfalteten sich vor Viktors bewundernder Seele. Alle weitere Erklärungen, alle wiederholten Herzenserschütterungen schien sie sorgfältig vermeiden zu wollen. Ihr Mädchen mußte arbeitend in der offen stehenden Nebenstube sitzen; der Bediente sich häufig ein Geschäft im Vorzimmer machen.

Den Nachmittag kam der Chirurgus wieder, die Wunde von Neuem zu verbinden. „Ich muß auf das Land, sagte er, es wäre möglich, daß ich auf den Abend nicht wieder kommen könnte. Sie übernehmen dann wohl mein Geschäft, gnädige Frau! der Verband ist ganz einfach."

Meta erröthete. „Der Kammerdiener, sagte sie verlegen — sein Herr ist an seine Bedienung gewöhnt."

„Aha! wahrscheinlich können Sie kein Blut sehen, versetzte der Arzt. Ja, ja, das ist so zarter Damen Art!"

„Das nicht, erwiederte Meta schnell, ich fürchte nur..."

Viktor errieth sie leicht. „Wollen Sie mir nicht diesen freundlichen Dienst erzeigen, Meta?" fragte er sanft.

„Gern, wenn Sie es wünschen," entgegnete leise die noch höher Erröthende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Wenn die Formen veraltet sind (d. h. wenn sie inhaltslos, leer und nichtig, obgleich vielleicht noch gebieterisch dastehen, während sich die Idee, das Wesen gereinigt, entfaltet und andern Orts hingeflüchtet hat), dann entsteht, sey es nun in Kirche oder Staat, in Wissenschaft oder Kunst, die dunkle Ahnung nach dem noch unbestimmten Neuen, die, bis zur Affektion gesteigert, dem Durst vergleichbar wird. Auf dem Felde der dramatischen Kunst zeigt sich dieser Durst in Deutschland dadurch, daß wir mit leidenschaftlicher Gier sogleich bey der Hand sind, Alles zu übersehen und darzustellen, was uns das komische französische Theater an kleinen Artigkeiten beut. Hierin spricht sich die Ahnung aus, daß (auf den Inhalt gesehen) wir noch nicht genug selbstständige Nation sind, um eine eigene deutsche Komödie zu besitzen — (auf die Form gesehen) daß wir geschickter sind, ein dramatisches Gedicht zu schreiben, als ein darstellbares und wirksames Stück für die Bühne, und daß wir in dieser Hinsicht noch manches von den Franzosen (wenn auch nicht, wie jetzt, durch buchstäblich krasse Nachäffung) erlernen können. — In Frankreich zeigt sich die Ahnung von der Unzulänglichkeit ihrer ersten Bühne, wenn auch nicht in dem Durst, doch in der Ueberwindung ihres Nationalvorurtheils, deutsche Dramen und Tragödien zu bearbeiten und selbst auf ihre ersten Bühnen zu bringen, worüber freylich das Journal des débats sich in höchst unanständigen Ausdrücken gegen die deutsche, barbarisch-geschimpfte Muse sich erbost; denn dieses Tageblatt macht es sich zur eiteln Pflicht, das Antike und Klassische zu vertheidigen, hält aber in hochmüthiger Unkenntniß den Haarbeutelgeschmack aus den Zeiten des vierzehnten Ludwigs für klassisch und den altfränkischen Reifrock und den Menuettschritt des steifen Alexandriners für antik. Das hilft aber Alles nichts! die Zeit ist so mächtig, daß jüngst in eben diesem Journale ein ausführlicher kritischer Aufsatz stand,

der ungefähr dasselbe enthielt, was wir so eben gesagt haben, zeigend, daß es in französischer Sprache unmöglich sey, die Tiefe und Schönheit Shakespear'scher Dramen wiederzugeben. Und dieser Aufsatz (hört! hört!) ist geschrieben von einem Deutschen!

Ein fremdes dramatisches Werk in seiner Integrität stehen lassen und es unverändert auf die Bühne bringen, ist dem französischen Uebersetzer rein unmöglich gemacht. Auch wenn er den besten Willen hätte, er dürfte es nicht. Denn Alles ist vorherbestimmt, wie es also und nicht anders seyn soll und muß, kraft der unbestreitbaren Herrschergewalt der Konvention. So und so muß die Jungfrau, so und so die Wittwe lieben; nicht um ein Haar böser als vorschriftsmäßig, darf der Bösewicht bös seyn; ja er muß immer noch eine gewisse Theatergroßmuth besitzen, wenn er nicht stürmisch ausgepocht seyn will; wie edelmüthig nun der Held seyn muß, kann man sich denken; um nichts und wieder nichts muß er sich aufopfern können, und wenn es ihm auch zu schreyen und zu toben erlaubt ist, so muß er doch zum Tode mit eben dem Anstand wie zum Ball gehen — kurz es gibt eine Theaternatur und eine wirkliche, die nicht verwechselt werden dürfen. Das wäre nun schon ganz recht, denn die Kunst soll sich über das Gemein-Natürliche erheben, wenn nur nicht die Kunst, absolut von der Natur getrennt, aufhörte, Kunst zu seyn, und zu einem willkürlichen, oft unnatürlichen Uebereinkommen würde. Dieses Uebereinkommen ist aber, wie gesagt, so mächtig, daß sich der französische Uebersetzer nie von demselben trennen darf, und gezwungen ist, das fremde dramatische Werk in ein französisches umzugestalten. So wird denn hier ein französischer Hamlet und Makbeth, eine französische Jungfrau von Orleans und Maria Stuart gegeben, die weder ein Engländer für ein Shakespear'sches, noch ein Deutscher für ein Schiller'sches Werk erkennen dürfte. Und nach diesen Metamorphosen — um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen — beurtheilt nun die Nation die Meisterwerke ihrer nächsten Nachbarn; ja, und würde sie noch ungünstiger beurtheilen, wenn sie ihnen nicht also nach Landesart zubereitet wären. Unglaublich ist es, daß eine so leichtbewegliche und geistreiche Nation, die schon bey dem Klange des Wortes Freyheit beseelt erscheint, so unfrey, so regungslos und so geistig angefesselt in dem engen Behälter ihrer tragischen Kunst ausdauern kann. Vergleicht man ihre dramatischen Dichterwerke mit denen der Spanier, der Engländer und der Deutschen, so möchte man fast glauben, daß es ihnen an Phantasie gebricht; aber nein, sie wird nur von zwey bösen Dämonen fest in Ketten gehalten, von dem herkömmlichen Gout, welcher ruft: das ist nicht erlaubt! und von dem sogenannten ésprit, welcher gleich alles ridicule oder bête findet. Ist eine dieser drey furchtbaren Machtphrasen einmal ausgesprochen, so ist es um das Werk, um den Dichter geschehen. Man könnte den Stand der heutigen französischen Kunst satirisch, ja dramatisch darstellen, wenn man es aufschriebe, bey welchen Stellen das französische Parterre unruhig wird, und entweder sein diktatorisches: das ist nicht erlaubt, oder das ist ridikül, oder das ist bête, ausruft — im Gegensatz derjenigen Stellen, ja derjenigen Wörter, wie nature (nämliche Stimme des verwandten Bluts), un français, patrie u. a., bey denen es in lauten Jubel ausbricht.

Einem Franzosen, der vortrefflich Deutsch weiß, hatte ich Hoffmanns Kater Murr geliehen. Als er mir das Buch wiederbrachte, es recht artig und geistreich fand, aber doch bey weitem nicht so davon eingenommen war, als ich es vermuthet hatte, fragte ich ihn, ob diese Gattung von Humoristik bey seinen Landsleuten Eingang finden würde? — Nein, sagte er mir, das wäre nicht erlaubt; bey uns dürfen Thiere nur in der Fabel sprechen. Und sich verbessernd setzte er hinzu: Dem NN. (er nannte mir einen Autornamen, der mir entfallen ist) — dem NN. würde man dennoch dergleichen gestatten. Auf diese Weise ist nicht nur alles in Schiebladen und Büchsen, wie in einer Dichtkunst-Apotheke, regelrecht geordnet, sondern die Ausnahmen von der Regel, die Lizenzen sind das Besitzthum bestimmter Personen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Stierkampf.

Im Jahre 1792 wurden bey einem Feste zu Lissabon auch Stierkämpfe angeordnet. Ein Neger hatte wenige Tage zuvor zum ersten Mal in seinem Leben einem derselben zugesehen, und machte sich verbindlich, das wüthendste und furchtbarste dieser Thiere eher zu ermüden als zu tödten; überdieß wollte er, während des ganzen Kampfes, nur einen Dolch als Waffe haben, den er erst beym Schluß benutzen würde.

Allgemeines Gelächter erfolgte auf diesen Vorschlag, man gestattete aber den Versuch, um nur das Vergnügen zu genießen, einen Neger von einem wüthenden Stiere todtstampfen zu sehen. Der Schwarze erschien in der Arena, und verneigte sich gegen die Zuschauer, die ihm durch Zischen und Verwünschungen antworteten.

Als man den Stier einließ, versuchte der Neger erst dessen Aufmerksamkeit durch Zusammenklatschen der Hände und nachahmendes Gebrüll auf sich zu ziehen; es glückte ihm auch vortrefflich, und das schnell wüthend gemachte Thier rannte mehrmals auf ihn los. Sein geschicktes Ausweichen mußte es natürlich nur noch mehr aufbringen.

Nachdem er die Anwesenden eine Zeit lang so unterhalten hatte, empfing er den vollen Anlauf des Stiers auf seiner Brust, wand die Arme um dessen Hörner, und, indem er sich überschlug, saß er im Nu auf des Thieres Rücken, das mit verzweifelten Sätzen hin und her sprang. —

So sehr nun aber vorher das Publikum gegen ihn gestimmt war, so sehr ward es jezt für ihn eingenommen, und von allen Seiten ertönten nur Vivas und Bravo's.

Der Stier, wie der Neger versprochen hatte, ermüdete, viele Stimmen begannen schon „basta" zu rufen, und

der Siegende streckte seinen Gegner mit einem einzigen Dolchstoß zu Boden, und sprang von seinem Sitze herab.

Jezt regnete ein dichter Goldhagel in die Arena, und eines überbot das andere an Freygebigkeit. Der Neger aber, der vor dem Stier saß, hatte eine Hand ruhig über eines von dessen Hörnern gelegt, und schien nicht zu wissen, was um ihn vorging. Indem sprang das todtgeglaubte Thier von neuem und zum lezten Male auf! — Es zeigte sein Ende an, aber auch das des kühnen Siegers, denn mit von dem Horne, worauf seine Hand lag, durchbohrtem Herzen sank er neben dem hinstürzenden Thiere nieder.

Uranio.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 5. August.

(Beschluß.)

Der 30ste Juli glich vollkommen dem 29sten, ausgenommen daß, weil es ein Sonntag war, die ganze Cohue der Cabinotiers und Pommoenx und Polisseuses und Ravaudes von Saint-Gervais sich eingefunden hatte, und sehr malerisch die Holzstöße, das Schlachthaus und einige andere Baracken am Bassin, am Molard und bey der Justerie überdeckte. Um 6 Uhr Abends fanden sich die Mitglieder, Kandidaten und Aspiranten der Gesellschaft im Pflanzengarten ein, um mit einander zu fraternisiren. Der diesjährige Präsident, de Constant, hielt eine kurze Rede, nach welcher ein Sänger, Namens Prevost, auf einen Schemel stieg, und einen Empfangsgruß absang, in welchem man den Gästen sagte, daß man sie beständig mit dem Hurrah: Soyez les bienvenus, enfans de Tell, soyez les bienvenus! empfangen wolle. Das Volk wogte außerhalb dem Pflanzengarten, der von Gensd'armen bewacht wurde, in bunten Fluten auf und ab, und schien ein nicht geringes Schlückchen aus dem Apousbrunnen genommen zu haben.

Am 31sten fand Vormittags die Versammlung der Centralkommission der Gesellschaft und ihrer korrespondirenden Mitglieder im General-Büreau, rez-de-chaussée No. 103. Cour de Saint-Pierre, und etwas später die allgemeine Versammlung in demselben Lokal statt. Mittags wurde im Kasino gespeist. Um 2 Uhr Nachmittags wurde Konzertprobe in der Kathedralkirche zu S. Peter gehalten. Am Abend gab der Präsident den Mitgliedern, Kandidaten und Aspiranten beyderley Geschlechts den Thee, nebst einem Feuerwerk und einer Lampen-Illumination, auf der Terrasse seines ganz nahe bey der Stadt, hoch über der Rhone gelegenen Landhauses.

Am 1sten August um 2 Uhr Nachmittags großes Konzert in der Kathedralkirche die, mit einer Ausgabe von 12,000 Franken, in ein großes hölzernes Amphitheater verwandelt worden war, auf welchem mehr als 4000 Personen bequem Platz finden konnten. Die Damen befanden sich in der Mitte auf einer grün beschlagenen Estrade, das Männerchor unmittelbar hinter ihnen. Das Orchester erhob sich stufenweise, bis zu den gothischen Fenstern, die den Halbkreis umschlossen. Das Konzert begann mit einer Symphonie von Beethoven, in der sich das Orchester auszeichnete. Darauf folgte das Requiem von Mozart, und das Oratorio von Debora und Sisara, Musik von Guglielmi, von dem man nur einige Bruchstücke sang, in denen jedoch mehrere Stimmen Gelegenheit fanden, ihre Kraft und Reinheit zu zeigen. Die zweyte Abtheilung begann ebenfalls durch eine Symphonie, darauf folgte ein prachtvolles Stück von Beethoven, „Christus am Oelberg.“ Außer dem Verdienst der Solosänger ist man durch die Präzision, mit welcher die Chöre der Soldaten und der Seraphinen gesungen wurden, vollkommen befriedigt worden. Das Konzert war um 6 Uhr beendigt. Im Zwischenakt erschallte eine Trompetenfanfare, die in der hohen Wölbung der Kirche eine große Wirkung hervorbrachte. Um 8 Uhr begann im Kasino ein Abendessen, zu welchem die Damen eingeladen waren, und bey dem man deutsche und französische Freyheits-, Trink- und Klinglieder sang. Ein sogenannter Philosoph, mein Nachbar, murmelte mir den Vers des Horaz, aus dem zweyten Buche seiner dritten Satyre, in's Ohr: Hunc propius me, dum doceo insanire omnes, vos ordine adite; worauf ich ihm aus der achten Ecloge Virgils entgegnete: Ipsi sibi somnia fingunt.

Am 2ten war um acht Uhr Morgens Probe des kleinen Konzerts im Theater, welches um zwey Uhr Nachmittags in demselben Lokal gegeben wurde. Ungeachtet der großen Hitze war der Saal doch übervoll. Die Eleganz der Dekoration und die Pracht der Toiletten standen in vollkommener Harmonie. Dagegen schienen die Kehlen und Instrumente ein wenig verstimmt zu seyn; obgleich mehrere ausgezeichnete Talente zu beweisen sich bemüheten, wessen sie fähig seyen. Vorzüglich zeichnete sich die Aria und der Chor von Essemio, die Aria der Semiramis, eine liebliche Romanze und ein Hautbois-Solo aus. Um 9 Uhr Abends begann der große Ball im Theater, auf dem dieselbe Menge und Hitze, wie beym Konzert, vorherrschend waren. Ein Theil der bürgerlichen Bastey, neben dem Theater, war illuminirt, und diente den Tänzern und Tänzerinnen zum Erfrischungsspaziergange. Wein, Eis, Limonade, Punsch und die übrigen Reizmittel verwöhnter Magen wurden in großer Menge vertheilt. Das Volk (le peuple) morfondirte sich, von den Gensd'armen in einer respektvollen Ferne gehalten, außerhalb dem eisernen Gitter und der Mauer bey Papons Kaffeehaus.

Am 3ten besuchten die Mitglieder der Musikgesellschaft die Gemäldeausstellung — über welche wir eine besondere Mittheilung liefern wollen — in dem neuen Musée-Rath, die Sammlung der physischen und chemischen Instrumente des verstorbenen Professors Pictet, das Naturalienkabinet und die übrigen ausgezeichneten Merkwürdigkeiten der Stadt. Nach dem Mittagessen begaben sich die Männer in Prozession vom Büreau der Gesellschaft zum Hafen des Molard, wo sich die Damen bereits auf den zierlich ausgeschmückten Schiffen eingefunden hatten. Um drey Uhr sezte sich die Flotte in der vollkommensten Ordnung in Bewegung, zuerst die Barken der Gesellschaft, sodann die kleineren Böte und Nachen, über Hundert an der Zahl, sodann die vier Dampfschiffe der Léman-Lemorgner, der Léman-Vaudois, der Winkelried und der Wilhelm Tell, endlich eine Menge anderer Barken und Fahrzeuge. Ueberall erschallte Musik und Kanonendonner, und das Ganze, von den schnellen Dampfschiffen in allen Richtungen durchschnitten, bewegte sich langsam auf den offenen Seearm hinaus, der das glückliche Hügelland bespült. Nach einer ziemlich langen Spazierfahrt, um den Reiz des glücklichen, klaren Himmels, den Anblick der zauberischen Landschaft, und das Gewimmel der nähern Umgebung ganz zu genießen und zu durchmustern, landete man bey der Campagne Bartholoni, wo Erfrischungen gereicht wurden. Mit anbrechender Nacht kehrte man in den Hafen zurück, während ein prächtiges Feuerwerk losgelassen wurde. So endete ein Fest, das einen wirklich eigenthümlichen und höchst anziehenden Charakter hatte, und dessen man noch lange Zeit in den Annalen der helvetischen Musikgesellschaft Meldung thun wird.

Als Supplemente gaben Herr Boissier und Herr Eynard, der thätige Philhellene, noch besondere Feste, der Erstere am 4ten in seinem Landhause am Ende der Eaux-vives und am Ufer des See's, der Andere am 5ten einen großen Ball, zu welchen beyden sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft eingeladen waren.

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 200.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 22. August 1826.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden;
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist;
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden.
Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Schiller.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Die Regeln des Her- und Uebereinkommens, in welche die dramatische Kunst der Franzosen sich seit ihrer goldenen Zeit gefügt hat, haben unbestreitbar ihren grossen Nachtheil; dieß ist in Deutschland bekannt, ja vielleicht allzusehr zum Gemeinplatz geworden. — Eine Menge unserer jungen Leute nämlich, selbst Kunstjünger, haben die ganze dramatische Literatur der Franzosen, ohne sie zu prüfen, ja ohne sie zu kennen, bey Seite geschoben, und begnügen sich mit dem Wissen des auf Autoritäts-Glauben angenommenen Spruchs von der Beschränktheit und Einseitigkeit der französischen Bühne. Gegenüber dieser leichtfertigen, nachberenden und höchst undeutschen Art zu urtheilen, haben die Franzosen ganz Recht, unsere Bühne eine barbarische zu nennen, und sich ihrer Regeln, ihres strengen Geschmacks, ihrer Keuschheit, wie sie es nennen, zu rühmen. Und wirklich gewähren ihnen die Gränzen, die sie sich hier, sey es aus Mißverstand der Alten, sey es willkürlich, gezogen haben, einen bedeutenden Vortheil. „Wenn doch die Bühne so schmal als ein Seil wäre, damit sich kein Ungeschickter hinauf wagte," heißt es in Wilhelm Meisters Lehrjahre; dieß Wort trifft dort den Schauspieler, aber wahrlich, man kann es auch auf die Dichter anwenden. Eben weil die französische Bühne wirklich ein schmales Seil ist, das der Dichter zuerst betreten muß, und zwar mit so gebundenen Händen und Füßen, daß ihm nur bestimmte regelrechte Bewegungen erlaubt sind, eben deßhalb sind auch auf dieser Bühne gewisse, bey uns gar nicht seltene, Dinge rein unmöglich. Eine gewisse breite zerflossene Lyrik, deren Gegensatz ein Durcheinander zahlloser Begebenheiten und bey den Haaren herbeygezogener Situationen ist, gewisse geschmacklose Bocksprünge bey allzu familiärer Vertrautheit mit dem Publikum, gewisse Unkenntniß gesellschaftlicher Rücksichten, gewisse alberne abgedroschene Späße und hochtrabende Plattheiten und stupide oder unverschämte Naivitäten würde das französische Parterre durchaus nicht dulden. Am allerwenigsten aber würde man hier ertragen das Untereinanderrühren aller Gattungen, welches bey uns zu so chaotischer Verwirrung in Dicht- und Darstellungskunst, im Geschmack und Urtheil des Publikums den Anlaß gab, und welches der Quell ist, daß unsere besseren Dichter und Zuschauer sich immer mehr von der Bühne lossagen, und diese ihrem gänzlichen Verfall entgegeneilt, sich in Oper, Tanz und — auch hier das Höhere verlassend — in leere Augenlust und Ohrenkitzel auflöst. Man wird mich nicht so mißverstehen, als wenn ich in der Tragödie die Ironie, die komische Rückseite der ernsten Weltansicht, oder in der Komödie das tragisch Rührende, ihr humoristisches Element, verketzern wollte. Was ich meyne, ist die strenge Geschiedenheit der hiesigen Bühnen. Eine jede derselben hat ihr bestimmtes Stamm-Publikum; man findet auf gewissen Plätzen dieselben Menschen wieder; diese haben für die Gattung ihrer Bühne eine bestimmte Vorliebe, sie ist nichts

anders als die Anlage zum Urtheil über diese Gattung, und diese Anlage haben sie durch fortgesetztes Besuchen ihres Lieblingstheaters so ausgebildet, daß sie nun ein wirkliches und bestimmtes Urtheil über diese Art von Dramen und ihrer Darstellung haben. Ob dieses Urtheil das absolut richtige sey, darauf kommt es nicht an; genug, es ist ein festbestimmtes, aus gemeinsamer und fleißiger Anschauung, aus bestimmten Prinzipien hervorgegangen, und beugt jeder Verwirrung, jeder Anarchie vor. Diese Stammhalter eines jeglichen, auch des kleinsten Theaters sind von ihren Vorgängern erzogen worden, so wie sie ihre Nachfolger erziehen; von ihnen aus theilte sich immer und theilt sich stets der Masse des Publikums ein (wenn ich so sagen darf) äußerst reger Kunstinstinkt mit; und so hat sich in jedem Parterre der verschiedenen dramatischen Gattungen ein Urtheil gebildet, das, wäre es auch aus ganz falschen Prinzipien hervorgegangen (welches doch wahrlich nicht so absolut der Fall ist, als man es in Deutschland glaubt), doch ein einiges und bestimmtes Urtheil ist. Es spricht sich in den Tagesblättern in der Form analysirender Beurtheilung aus, im Schauspielhause durch die scharfsichtigste Auffassung des Gehörigen und Ungehörigen, indem die feinsten Beziehungen und die zartesten Abstufungen in frischer, lebendiger Aeußerung gefühlt werden. Auch diejenigen, die heute das strenge théâtre français und morgen das vaudeville, heute die große und morgen die italienische oder die opera comique besuchen, verlangen nicht, daß Scribe wie Racine dichte, daß Potier wie Talma spiele, Mazurier wie Vestris sich geberde, und das kleine Orchester des théâtre des variétés es dem der großen Oper gleich thue. Sie betrachten jedes dieser Theater als ein besonderes Kunstgebiet, und vorauswissend, was sie zu erwarten haben, richten sie sich nach den Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten der dort Einheimischen und sind sogleich akklimatisirt. Dieses sind die einfachen Ursachen, weßhalb das Größte wie das Geringste der französischen Schauspiele so sinnig für die Darstellung erdacht, so geschickt bearbeitet, so treffend ausgeführt, und hauptsächlich so durchgehends gehörig ist, wie wir es kaum von den ersten unserer dramatischen Meisterwerke rühmen können. Weiß doch der französische Dichter, schon bevor er Stoff und Form wählt, ganz genau, was dieses oder jenes Parterre wünscht und erwartet, was er in diesem oder jenem Theater wagen oder nicht wagen darf, welche Beziehung, welche Farbengebung dort unverstanden bleiben, hier lebendig aufgefaßt werden wird. Hat der deutsche Dramatiker, bey der heutigen völligen Verwirrung des Urtheils, bey der totalen Anarchie der vielköpfigen Theaterpöbelschaft, oder bey dem türkischen Despotismus so mancher Hofbühnen auch nur den geringsten dieser Vortheile? Kann, ja wird es ihm nicht begegnen, daß seine gelungene Nachbildung der antiken Tragödie zum ersten Mal vor einem Melodrampublikum dargestellt wird, welches die erhabensten Reden und Gegenreden seiner Helden für langweilig erklärt, weil es, an Folter und Brandmarken gewöhnt, nur durch glühende Zangen kann ergriffen werden? Wird sein Lustspiel, welches die höhere Gesellschaft darstellt und die geheimen Triebfedern ihrer feinsten Konflikte auf komische Weise an's Tageslicht bringt, wird es nicht vielleicht vor Zuschauern gegeben, die den Schneider Fips oder den Rochus Pumpernikel erwarten, oder auch ... nun ich will kein neueres unserer sogenannten feinen Lustspiele nennen. Kurz, der deutsche Dichter weiß nicht, für wen er schreibt, und ist also gezwungen, in's Blaue hineinzuschreiben. Er wird aber nie zu dieser Kenntniß gelangen, d. h. es wird sich nie ein deutsches Theaterpublikum bilden, so lange auf unsern Tespiskarren, wie auf unsern Hof- und Nationaltheatern, Wallenstein und die Galeerensklaven, Minna von Barnhelm und Staberl's Reiseabenteuer, die Geschwister und Gurli und Armide und die sieben Mädchen bunt durcheinander gegeben und eben so bunt beurtheilt werden in unsern bunten Tagesblättern, davon kein einziges eine bestimmte ästhetische Grundfarbe hat. Oder gibt es vielleicht ein, die dramatische Kunst beurtheilendes Blatt, das von gleichgesinnten Kennern geschrieben wäre, von bestimmten Kunstprinzipien ausginge und nicht heute dieß und morgen sein absolutes Gegentheil behauptete? Mir ist wenigstens ein solches Blatt nicht bekannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Der Chirurgus ging. Die Vermählten blieben allein.

Wir sind nicht gesonnen, dem Leser alle einzelnen wenig hervorstechenden Züge eines häuslichen Stilllebens vor die Augen zu führen. Edlere Frauen erscheinen, der innersten Natur ihrer Stellung zum Manne nach, nie liebenswürdiger als im engen Kreise des Hauses. So konnte es nicht fehlen, daß das Band sich enger und enger um Viktors widerstrebendes Herz zog, daß er der süßen Gewalt unterlag, gegen die er so muthig, so ritterlich angekämpft hatte. Und nie war eine Liebe edler, nie fester begründet gewesen. In dem gefährlichsten Verhältniß der Berechtigung durch äußere Gesetze hatte er jung und feurig Meta's unvergleichlichen Reizen widerstanden, und in der bewunderten Schönen die Erwählte des Freundes geehrt; er hatte in seinem heldenmüthigen Herzen die Kraft zur Entsagung gefunden, auch als der stammelnde Mund der Liebenden ihm verrieth, daß ihm selbst das seltne Glück einer freyen weiblichen Neigung entgegenblühe. Was nicht der Schönheit, was nicht der Liebe gelungen war, das bewirkte Meta's sittliche Grazie, der innere Adel ihres Wesens, die stille Harmonie ihrer Seele. Wie er mehr und mehr

sie innig verehren mußte, wie er im klaren Spiegel ihres unbefangenen Betragens das edelste Bild eines lilienreinen jungfräulichen Sinnes erkannte, zog eine gewaltige, heiße, unbezwingliche Leidenschaft in sein Herz ein. Noch wußte er nur halb, was er fühlte; noch blieben seine Aeußerungen, seine Worte im Gleichmaß ruhig-freundlichen Wohlgefallens. Meta empfand den Eindruck auf sein Gemüth, und begnügte sich damit. Es stand in ihrer Macht, das Hervorbrechen der Blüthe durch einen einzigen unschuldigen Kunstgriff zu beschleunigen. Aber in zarter Sittsamkeit verschmähte sie es, die Waffen zu gebrauchen, die auch dem gewöhnlichsten Weibe zu Gebote stehen, das die Natur mit äußern Reizen geschmückt hat. Sie verbarg es nicht, daß sie ihm zu gefallen wünsche. Es war eine gewisse sittliche Koketterie in ihrem Wesen, eine sanfte Gefälligkeit, die ihn wunderbar rührte. Aber höher als je schien der strengste Anstand die Schranken zwischen ihr und dem Gemahl gethürmt zu haben. Sie sezte sich ihm nicht zur Seite, sie berührte seine Hand nicht, sie wäre vor sich selbst erröthet, seine Liebe einer unedlern Regung verdanken zu müssen.

Abends blieb der Chirurgus aus. „Wollen Sie wohl nun Ihr Amt antreten, Meta?“ fragte Viktor lächelnd. Sie fand sich sogleich bereitwillig. Mit Geschicklichkeit löste sie den Verband, und zeigte in der ganzen Behandlung so viel Umsicht und Klugheit, daß es des Freundes lebhafteste Verwunderung erregte. Kein Zittern verrieth, daß es der Geliebte war, den sie pflegte. Ihre Hand war so fest als zart, und ihre Bescheidenheit that ihrer Genauigkeit keinen Eintrag.

„Es befremdet Sie, sagte sie lächelnd, daß ich mich dabey nicht ein wenig ziere? ich habe Uebung in diesem barmherzigen Schwestergeschäfte. Meine gute Pflegemutter hielt es für ein ächt weibliches. Ihre eigene Jugend fiel in die Zeiten des siebenjährigen Krieges, wo sie ihrem Vater, einem Wundarzt, oft hatte hülfreiche Hand leisten müssen. So führte sie auch uns an das Lager der Kranken unsers Dorfs. Wenn ein wilder Knabe den Fuß verrenkt oder den Arm gebrochen, wenn ein Zimmermann verunglückt war, oder sonst ein Unfall einen Armen in unserm Kreise getroffen, mußten wir Mädchen abwechselnd Krankenpflegerinnen seyn, und uns in menschenfreundlichen Pflichten üben. Wir mußten dem Wundarzt zur Hand gehen und die leichtern Dienste selbst übernehmen. Sie schalt uns, wenn wir in sinnbetäubendem Mitleiden in Thränen dahin schmolzen, wo wir ein thätliches beweisen konnten. Sie suchte uns zu überzeugen, daß Weichlichkeit nicht Weichheit sey, und schäzte nichts höher als die stete Gegenwart des Geistes, den klug entschlossenen Sinn, der handelt, wo der sich selbstsüchtig Schonende weint.“

Unter solchen Gesprächen, unter solchen Gefühlen war ein Tag und ein folgender vorüber gegangen, und der Abend des zweyten fand Viktors Uebel eher schlimmer als besser. Seine Seele arbeitete heftig und heftiger. Was anfänglich ein heimliches, beklemmendes, und doch fast süßes Leiden gewesen war, das war allmählig ein herbes, schneidendes Weh geworden, das zerriß jezt als ein unendlicher, wüthender Schmerz seine Brust. Nah und näher war er der Geliebten gekommen, und noch gähnte ihn die Kluft an, in ihrer unübersteigbaren Breite, die schreckliche Kluft, die ihn auf ewig von ihr trennte. Er mußte es sehen, wie sie liebend, flehend die schöne Hand nach ihm ausstreckte, und durfte ihr die seine nicht reichen! In fieberhaft verträumter, entsezlicher Nacht sah er die drohende Gestalt des hintergangnen Freundes, sah er, aufgeschreckt aus ihrer friedlichen Gruft durch das gebrochne Wort die bleichen Schatten seiner verehrten Eltern ihn zurückscheuchen, wenn die Stimme seines Herzens ihm zurief: überspringe mit keckem Muthe die trennende Kluft! Sie war sein vor der Welt, sein durch ihren eignen, innersten Willen; alle Kräfte seines Wesens nannten sie sein, und er sollte sie lassen! es kam ihm in den aufgeregten Sinn, des Freundes Großmuth aufzurufen, ihn anzuflehen um die Zurückgabe seines Wortes. Aber seine eigne Großmuth bebte vor dem Schritte zurück, ein verstecktes, von Zorn und Scham gemischtes Gefühl unterstüzte sie. Er gestand sich es selbst nicht, daß seine liebende Empfindung für ihn sich in halben Haß verwandelt hatte; er tobte gegen das Geschick, das mit Menschenherzen spielt, gegen sich selbst, der in frevelhaftem, übermüthigem Leichtsinn sich und die Geliebte in solches unabsehbares Elend gestürzt.

Wie wechselnde und quälende Leidenschaften während dieser entsezlichen Nacht sein Herz durchströmt hatten, die freudlose Helle des Morgens fand den einen Gedanken in ihm fest: „es kann nicht so bleiben. Du mußt entsagen, so thu' es als ein Mann!“

Er fühlte nicht den Schmerz der erhizten Wunde vor dem, seines grausamen Entschlusses. Aber er schritt an das Werk wie ein Held. Das Betragen, welches er von jezt an seiner zerrissenen Brust gegen die arme, bestürzte Meta abzwang, möchte schwer und verlezend zu schildern seyn. Er war nicht schroff und kalt, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe. Er war hart, bitter und lieblos: er vermied sie, er schloß sich ein, er trozte der Gefahr der Wunde, ging aus und ließ sie Tagelang in schmerzlicher Einsamkeit allein. Mit sanfter Geduld, mit stillem Leiden ertrug sie den grausamen Wechsel. Sie war nicht mehr liebevoll andringlich, nicht mehr dienstbeflissen und beredt; aber sie war gütig, milde, und all ihr Thun von freundlicher Würde beseelt. Viktor konnte sie nicht sehen, ohne sich von bittern Vorwürfen zerrissen zu fühlen. Ich will fort! rief er jeden Abend, und vermocht es nicht am Morgen. Geflissentlicher noch vermied er den Freund zu sehen, dem er keinen Trost, keine Rechenschaft zu geben wußte. Er hatte ihm kurz gemeldet, daß Meta auf ihrem Entschlusse beharre, ihn nicht wieder zu sprechen. Auf ein-

mal erhielt er einen Brief von ihm, der ihn mit eben so kurzen Worten bat, morgen früh um sieben Uhr sich bey ihm einzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 22. Juli.

Wie der Wind, ob man ihn gleich nicht sieht, noch sonst weiß, weder von wannen er kömmt, noch wohin er fährt, Verwüstungen aller Art anrichten kann; so schwindelt den Römern der Kopf von dem Schatze, der gehoben werden soll, ohne daß Jemand zu sagen weiß, was es für eine Bewandniß damit hat, noch wo er eigentlich liegt. Bekanntlich soll es ein deutscher Sprachmeister seyn, welcher die Nachricht von der Vergrabung desselben in einer, von einem in der Nähe Roms verstorbenen französischen Offiziere nachgelassenen Schrift entdeckt hat. Jezt, heißt es, ist der Schatzgräber mit der Person, welche sich anheischig gemacht hatte, die von der Regierung verlangte Bürgschaft zu leisten (einem gewissen Gewürzhändler Cartoni, demselben, welcher das Theater Argentina, nebst dem Privilegium, darin jeden Carneval große Oper nebst Maskeraden geben zu dürfen, auf Lebenszeit gepachtet hat), wegen übertrieben gesteigerter Forderungen zerfallen, und sucht nun einen andern Bürgen. Wie dem auch sey, so will man bemerkt haben, daß der preußische Sprachmeister jezt in einem glänzendern Aufzuge einhergeht, denn zuvor. Bey dieser Gelegenheit werden alle älteren und neueren Geschichten von vergrabenen Schätzen, besonders von solchen, welche in der Tiber liegen sollen, angefrischt. Unter leztern nimmt der berüchtigte goldene Candelaber, welchen Titus, nebst vieler anderer Beute, nach der Eroberung von Jerusalem, aus dem dortigen Tempel nach Rom gebracht haben soll, den ersten Platz ein. Bekanntlich ward dieser Leuchter, will man sonst den Volkssagen der damaligen und nachfolgenden Zeit Glauben beymessen, beym Einfall der Barbaren in Rom, in die Tiber geworfen. Zu welcher Zeit, von wem und unter welchen besondern Umständen, weiß freylich Niemand. Wird dadurch von der einen Seite die historische Gewißheit dieses Faktums freylich zweifelhaft gemacht; so ist es von der andern nur einem Manne, wie dem spaßhaften Hrn. Advokaten Fea, dem Antiquitätenkommissär, der aber auch alle andere Dinge, von den Verhältnissen der Inquilinen zu den Hausbesitzern bis zum „Dominio indiretto della Santa Sede Apostolica sul Temporale de' Sovrani" in schriftstellerische Kommission genommen zu haben scheint, gegeben, es aus dem Grunde geradezu für unmöglich zu erklären, weil der Leuchter sich ohne die geringste Unbequemlichkeit auf tausend andere Arten verbergen ließ." Auf welche? Doch nur, entweder an einem Privatorte, oder im Freyen? Aber in beyden Fällen war die Vergrabung oder Versteckung, die nachgelassenen Spuren und der mehr oder mindere Zeitaufwand abgerechnet, für den, der darüber ertappt, oder bey dem der Leuchter gefunden worden wäre, mit Lebensgefahr verbunden; denn wo einmal ein versteckter Gegenstand von Werth angetroffen ward, da suchte man nach neuen und zwang die Leute durch Grausamkeiten aller Art, was sie etwa versteckt oder nicht versteckt hatten, herauszugeben. Führt doch Hr. Fea selbst an, daß, wie der heil. Augustin erzählt, den Menschen nicht selten die Kaldaunen aus dem Leibe geschnitten wurden, um darin nach den von ihnen verschluckten Edelgesteinen *) zu suchen. Sollte einmal der Leuchter versteckt werden; so war auf jede Weise keine bequemere und sicherere Art dazu vorhanden, als ihn in den Fluß zu werfen; denn die Sache war augenblicklich geschehen und ließ keine Spur nach sich; überdem war der Gegenstand so groß und schwer, daß er augenblicklich in den Schlamm versinken mußte, folglich vom Strome nicht fortgeführt, und folglich zu seiner Zeit mit Sicherheit wieder aufgefunden werden konnte. Die von Hrn. Fea angeführten Gründe widerstreben daher der Möglichkeit, daß der besagte Candelaber in die Tiber geworfen worden seyn könne, keineswegs, ob ich gleich darum noch nicht behaupte, daß er wirklich darin liegt. Aber, wenn nicht in der Tiber, wo ist er denn? Daß Titus diesen Candelaber nebst dem goldenen Tische und den silbernen Trompeten in Triumph mit nach Rom gebracht, berichtet nicht allein Joseph Flavius, sondern wie sehen diese Gegenstände auch klar und deutlich im Innern des Triumphbogens des genannten Kaisers in Basrelief ausgedrückt. Eben so weiß man mit Bestimmtheit, daß alle diese Dinge, nebst vielen andern, als Beute heimgebrachter Kostbarkeiten im neu von Vespasian erbauten Tempel des Friedens aufgestellt wurden, gerade wie sie vorhin im Tempel von Jerusalem (welches Wort, wie man jezt wissen will, Frieden bedeutet) gestanden hatten. Der Friedenstempel aber brannte im Jahre 192 unter Commodus ab, und mit ihm wurden, wie Herodian versichert, alle darin aufgestellten Kostbarkeiten, also auch der Candelaber, ein Raub der Flammen. Das läugnen andere, besonders Relandus in seinem Werke über den Triumphbogen des Titus; der eine, nach Procopius, behauptet, diese jerusalemischen Trophäen seyen von Alarich nach Carcassona in Frankreich, der andere, von Genserich nach Carthago, ein dritter, von Belisar nach Konstantinopel, und endlich ein vierter, von einem (den aber Niemand kennt) nach Jerusalem zurückgebracht worden. Der Candelaber stände also wieder an seinem vorigen Platze! Und das wüßten wir blos von einem Schriftsteller, aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts, ohne daß irgend eine spätere Nachricht, bey dem großen und stets dauernden Verkehr, welcher seit den Kreuzzügen zwischen Europa und Jerusalem geherrscht hat, die bestimmte Anwesenheit des Leuchters in Jerusalem aussagte? Ist das glaublich? Sollte man nicht lieber annehmen können, er sey im Brande des Friedenstempels in Feuer aufgegangen, oder er liege wirklich noch im Schlamme der Tiber vergraben?

Daß übrigens in der Tiber Schätze oder andere Kostbarkeiten, besonders Kunstdenkmäler, verschüttet liegen, ist eine Sage, welche von jeher nicht allein unter den Römern, sondern auch unter den daselbst sich aufhaltenden Fremden geherrscht hat. Es soll sich sogar im Talmud eine Stelle befinden, in welcher versichert wird, das Bett der Tiber sey von Rom bis nach Ostia, durch Augustus und seine Nachfolger ganz mit Erz gepflastert, und diese ungeheuern Unkosten von dem in Judäa erhobenen Tribut bestritten worden. Besonders sind die hiesigen Juden von der Anwesenheit von Schätzen und Kunstwerken in der Tiber so fest überzeugt, daß sie, wie noch fortwährend die allgemeine Volkssage (die aber Hr. Fea wiederum schlechtweg für eine Fabel erklärt) geht, unter Benedikt XIV. (1740–1758) sich erboten haben, auf ihre Kosten das Bett derselben zu reinigen und zu ebnen, wenn man ihnen den Besitz aller der darin zu findenden Kostbarkeiten oder sonstige Gegenstände von Werth zusicherte; daß aber die Regierung, obgleich eine solche Operation den so häufigen Ueberschwemmungen der Tiber wo nicht ganz vorgebeugt, wenigstens ihnen bedeutend gesteuert haben würde, den Vorschlag abgelehnt hätte, weil man befürchtet habe, der ausgegrabene Schlamm möge die Luft verpesten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Daß dieß Edelsteine, und keine Goldmünzen, wie Hr. Fea sagt, gewesen sind, bin ich geneigt, zu glauben. Denn, um so viele Goldmünzen zu verschlingen, daß es der Mühe verlohnt hätte, dazu würde ein starker Magen gehört haben.

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. August 1826.

Was eine Gottheit diesem frey gewährt,
Und jenem streng versagt, ein solches Gut
Erreicht nicht jeder, wie er will und mag.
Goethe.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Viktors erster Gedanke war an eine Ausforderung, und es war fast, als empfinde er eine Art Freude darüber. „Es ist das kürzeste Mittel, es zu enden!" rief er; allein ein reiflicheres Nachdenken verscheuchte den Gedanken bald ganz. Hilbert war nicht der Mann, sich ohne offene Nothwendigkeit auf eine Unternehmung dieser Art einzulassen. Er selbst schämte sich des Gefühles, das ihn überrascht hatte. Zu der bestimmten Stunde begab er sich zu Hilbert.

Er ging hin mit dem festen, edelmüthigen Vorsatz der vollkommensten Offenheit, aber die finstere Zurückhaltung, die gezwungene Höflichkeit, mit welcher ihn jener empfing, verschloß auch sein Herz krampfhaft wieder. Mit schweigendem Ernst, in gemessener Haltung standen sie einander gegenüber. Auf Beyder Stirnen war Kummer und Unschlüssigkeit deutlich zu lesen, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, welcher von den Freunden der unglücklichste war.

„Viktor! hob jezt Hilbert an, du hast mir mit großmüthigem Herzen ein vergebliches Opfer gebracht. Es scheint, ich habe Meta verloren."

„Du hast ihr Herz verloren," erwiederte Viktor mit beklemmter Brust.

„So ist es," entgegnete Hilbert finster, „aber nicht durch irgend eine Beleidigung, eine Vernachläßigung. Es ist eine alte Geschichte, in allen ihren Kapiteln: „„der Wankelmuth der Weiber"" überschrieben. Sie liebt mich nicht mehr, weil — sie dich liebt."

Der Freund heftete sprachlos den Blick an den Boden.

„Jezt habe ich noch eine Bitte an dich, fuhr jener mit schlecht erkünstelter Kälte fort, und du kannst, du wirst sie mir nicht versagen. Du bist schöner, liebenswürdiger als ich. So lang sie dich sieht, so lang sie noch hofft, dich gewinnen zu können, ist sie mir unwiederbringlich verloren. Dem neuen Gegenstande ihrer treulosen Leidenschaft fern, wird die alte Neigung, die so lange ihr Herz beherrscht, wiederkehren. Vier Wochen wolltest du an ihrer Seite leben? seit zehn Tagen bist du vermählt — wenn du wirklich mein Freund bist — laß es bey diesen Tagen bewenden!"

Viktor fühlte, wie das Blut ihm aus den Wangen trat, wie die düstre Stirn sich mehr und mehr umwölkte. Der Doktor schien es absichtlich nicht bemerken zu wollen; denn schneidend fuhr er fort: „Nicht, mein Freund! als ob ich das mindeste Mißtrauen gegen dich hegte. Wie könntest du je unredlich an deinem Hilbert handeln, wie vermöchtest du es, sein blindes Vertrauen zu verrathen, wie je die Nacht zu vergessen, wo du mir auf dem Grabe Deiner Eltern einen unwiderruflichen Schwur thatest! Nein, Viktor, ich wiederhole es, ich habe nicht den geringsten Verdacht gegen deine Ehre: allein — laß mir das Feld frey! es kann nicht fehlen, eine so rasch aufgeloderte Flamme muß, nicht mehr genährt, schnell wieder in Asche zusam-

men sinken! sie ist's, welche die frühere Glut überstrahlt. Laß mich von Neuem um ihr Herz ringen!"

Viktor stand ein Paar Sekunden unbeweglich, und der gewaltigste Schmerz drohte, seine kämpfende Brust zu zersprengen.

„Wohlan! rief er endlich: es sey! so nimm auch das noch von meiner Hand! ich will fort! du hast Recht: es kann nicht so bleiben! ja du hast Recht: ich bin kein Meineidiger! — so nimm sie denn hin! — versuche noch einmal dein Heil! flehe sie an! wirf dich vor ihr nieder! sey glücklich, daß doch Einer es sey! — ich will fliehen, ich will dich und sie niemals wieder sehen."

Der Freund schien nur zerstreut diesen wilden Ausbruch seines Schmerzes mit angehört zu haben. „Die Rolle, welche du zu spielen hast, sagte er, muß dir ohnehin höchst lästig und beschwerlich seyn. Du hast lange im Haven gelegen. Bald wirst du die gebundnen Schwingen wieder frey bewegen können im neuen Ausflug in irgend eine unbekannte Weltgegend. Aber auf jeden Fall dank' ich dir. Wann denkst du zu reisen?"

„Heute," entgegnete Viktor gereizt, aber gesammelter, fast bis zum Scheine der Kälte: „heute, jetzt gleich. Ich gehe für's erste nach Wien: dort werden deine Briefe mich treffen. Schreib' mir doch, wie weit du gelangst. Möge sie dir verzeihen, daß nicht Alles vergeblich gewesen sey."

Er wendete sich rasch und wich des Freundes Umarmung aus. Hilbert ergriff seine Hand: er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Seine Miene ward weicher. Er wollte sprechen, aber mit verändertem Entschlusse ließ er plötzlich die Hand des ihn finster zweifelnd Anblickenden fahren, und Viktor eilte ohne weitern Abschied zur Thür. Rasch wendete er sich noch einmal hier um. Der in sein Innerstes zurückgedrängte Zorn suchte irgend einen Ausweg, die schwere Brust zu erleichtern. Mit strengem, gebieterischen Tone sprach er:

„Noch eins, Hilbert! Meta zu bereden, sie anzuflehen, sie zu gewinnen, ist dir erlaubt. Aber daß sie mein ist, so lange sie meinen Namen führt, dessen sey wohl eingedenk! die kleinste Beleidigung meiner Ehre räch' ich gleich, ob an Freund oder Feind! Du bist der Retter meines Lebens, und ich denke, ich habe dir vergolten. Wenn Meta's Herz sich dir von Neuem zugewendet, melde es mir, dann sey sie frey: bis dahin, Hilbert!" . . .

Seine Stimme war fast drohend geworden während des Redens.

Hilbert erwiederte kalt: „Halte du dein Wort; ich werde die Bedingungen halten!"

Zu Hause befahl Viktor seinem Kammerdiener, ohne Säumniß Postpferde zu bestellen und sogleich in aller Stille Koffer und Mantelsack zu packen. Während dessen schrieb er an seinen Geschäftsführer, gab ihm mehrere Aufträge und sorgte auf das Großmüthigste für die zurückbleibende Gemahlin; auch ein Paar flüchtige Zeilen an den Domherrn nöthigte er sich ab, seine plötzliche Abreise mit einer dringenden Angelegenheit entschuldigend. Dann warf er sich in Reisekleider. In einer Stunde war Alles abgemacht. Mit Entschlossenheit ging er nach Meta's Zimmer, denn noch einmal wollt' er und mußt' er sie sehen.

Schmerzlich klagende Akkorde tönten ihm aus dem innern Gemache entgegen. Er hörte den Klang eines Fortepiano's; es schien das Vorspiel eines zu beginnenden Gesanges zu seyn. Unwillkürlich blieb er stehen. Da erhob sich leise anschwellend eine reine, jugendliche Stimme, und in einfacher, melodischer Weise drangen liebliche, weiche Töne einer tief bewegten Brust in das Herz des Lauschenden. Klar und bestimmt glitten die Worte über der Sängerin Lippen:

So ist der Traum zerronnen,
Und du bist schon erwacht!
Kaum hat die Nacht begonnen,
Ach! deines Daseyns Nacht!

Wie bang in heißen Thränen
Bereuizet und verklagt,
Wird Stund' auf Stund' sich dehnen,
Eh's deiner Seele tagt!

Weh mir! was Nacht ihr nennet,
Ist mir des Morgens Schein!
Was ihr als Tod erkennet,
Das muß mir Leben seyn.

An meiner Kindheit Stätte,
Bereitet mir ein Haus!
Ein Haus, ein enges Bette,
Mein Herz! — da ruhst du aus!

Der Gesang löste sich in stilles herzliches Weinen auf. Viktors Festigkeit zerschmolz in dem rührenden, trostlosen Klagelaut. Er selbst, während er eine kleine Weile regungslos stand, fand sich in sanften Thränen wieder. Schon erhob er die Hand, leise die Thüre zu öffnen, als plötzlich in veränderter, muthigerer Weise, Spiel und Gesang von Neuem begannen:

Gönn', o gönne mir die Stunde,
Laß mich öffnen diese Wunde,
Stille Thränen träufeln drein!
Einmal noch laß mich genießen,
Laß sie fließen!
Dann bin ich auf ewig dein!

Streng ach! tönen deine Worte,
Scheuchen aus des Herzens Pforte
Alle Frühlingsträume mir!
Noch die scheidenden zu grüßen,
Laß sie fließen,
Dann gehör' ich ewig dir!

Monden, Jahre werden fliehen,
Mahnend mir vorüber ziehen,

An die nothgedrungne Wahl.
Wohl, ich hab es dir verhießen,
Laß sie fließen,
Ach, nur noch ein einzig Mal!

Und von Neuem schienen der Sängerin Thränen zu stürmen. Aber Viktors Entschluß war gehemmt. Er wußte nicht deutlich, an wen die leztern Verse gerichtet waren, ob an Gott, ob an den Schatten ihrer Erzieherin, ob an die eigene Vernunft, oder sonst eine höhere Kraft des Menschen selbst: allein was er klar erkannte, das war eine starke, muthige Seele, im Kampfe mit einer überwältigenden, hoffnungslosen Neigung. Mit dem festen Vorsatz, sie zu verlassen, im Herzen, war er, wie schmerzlich ihm auch die Vorstellung, daß sie ihn vergessen könne, seyn mochte, doch zu edelmüthig, um durch seine verzweiflungsvolle Gegenwart sie noch einmal erschüttern zu wollen. Mit raschem, männlichen Schritt war er der Thür genaht, — leisen, zagenden Fußes kehrte er nach seinem Zimmer zurück. Aber kaum hatte er es betreten, als schon der Klang des Posthorns ihn schmetternd zum Aufbruch mahnte.

„Ich komme!" rief er dem Kammerdiener zu. Als er durch das Vorzimmer ging, trat gerade Meta's Mädchen herein. Sie erschrak und ward blaß, als sie die Reiseanstalten erblickte. Viktor erkannte, daß es in der Seele ihrer Gebieterin war. Er ging rasch, stumm an ihr vorüber — aber eilig kam die schnell Gesammelte hinter ihm drein gestürzt.

„Gnäd'ger Herr! rief sie athemlos: Sie verreisen ohne Abschied? was soll denn aus meiner armen gnäd'gen Frau werden?"

„Viktor warf sich verzweifelnd in den Wagen: „Bring ihr mein Lebewohl, Lisette! rief er außer sich, und wenn du sie weinen siehst, dann gib ihr den Trost, daß ich noch tausendmal unglücklicher bin wie sie."

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Modetrachten der Damen zur Zeit der Königin Elisabeth.

Der Kopfputz der Damen bestand des Morgens in einer einfachen Haube; nur daß die wohlhabendern Bürgerfrauen in der Regel Mützen von Sammet und oben darauf einen Turban oder ähnlichen Auffatz trugen. Der Auffatz war weiß, die Mütze buntfarbig und wie ein Dreyeck geformt.

Sobald die Toilette beendigt war, erschienen prunkvollere Kopfzierden. Einige trugen die sogenannte Schiffshaube, einen prangenden Kopfputz mit Flügeln und Bändern, die wie Schiffswimpel in der Luft flatterten. Andere eine Haube, die man Flügelhaube nannte, und deren Flügel von noch größerm Umfange wie die an jener waren. Noch andere die französische Haube, die an sich einfach, aus Gaze oder Mousselin verfertigt war, und vorn spitz zulief, so daß an beyden Seiten das Haar unbedeckt blieb. Sie ist heut zu Tage unter dem Namen Stuartshaube bekannt. Bey Manchen war der Kopf ohne Bedeckung, und das Haar dagegen mit Federn, Juwelen und Zierathen von Gold und Silber, wie unter andern mit goldenen Erbsenschooten, die offen standen, und worin statt der Erbsen Perlen lagen, durchflochten; oder man trug auch wohl ein einfaches goldenes Netz. Junge, unverheirathete Damen trugen das Haar labyrinthisch durcheinander gewunden, oberhalb der Stirn aufrecht, und bedeckten es bey kaltem Wetter mit einer Tour. Falsche Locken wurden sehr häufig getragen und fast durchgängig in der Farbe verschieden von der des eignen Haares. Das leztere pflegten die Damen auch wohl zu färben, und es erhielt in der Regel eine röthliche Farbe, aus Artigkeit gegen die Königin Elisabeth, deren Haare bekanntlich röthlich waren.

Zunächst auf den Kopfputz folgte eine sehr steife, vom feinsten Cambrick verfertigte Halskrause, die von einem so enormen Umfange war, daß sie hinten die Höhe des Kopfes erreichte. Die Halskrausen gaben Anlaß zur Erfindung des Wäschesteifens, in welcher Kunst man für den Preis von fünf Guineen Unterricht erhalten konnte. Man legte die Falten mit Hülfe kleiner eiserner, stählerner oder silberner Stäbe, die beym Feuer vorher erhitzt worden.

Bey der übrigen Kleidung nahm der Reifrock die Hauptstelle ein; und da er sich sehr in die Breite dehnte, so suchte man damit den oberen Theil des Körpers auf die Weise in Einklang zu bringen, daß man bey den Schultern die Aermel ausstopfte. Die Taillen wurden gegen alle Proportion lang getragen, und den Leib preßte man durch das Schnürleib dergestalt ein, daß derselbe oberhalb des Reifrockes die Gestalt eines Trichters erhielt. Vorn am Schnürleibe befand sich eine Tasche für Geld, Briefe und kleine Handarbeit. Die Oberkleider waren von den reichsten Stoffen verfertigt, und mit sammtnen, durch Korallen verzierten Kappen versehen. Die Absätze an den Schuhen trug man von ungemeiner Höhe. Die Armbänder, Halsbänder und Handschuhe wurden parfümirt; und die Taschentücher reich mit Gold und Silber gestickt getragen. Das Ganze des Anzugs vollendete ein Mantel, Wamms genannt, der über die Achseln geworfen wurde, von Sammet oder Seide, und reich mit Tressen besezt war.

Ging eine Dame aus, und besonders wenn sie das Theater besuchte, so nahm sie eine Maske vor. Selbst das Kinn wurde verhüllt mit einer eigens dazu verfertigten Binde. Ob diese Mode der jungfräulichen Schüchternheit oder der Eifersucht der Männer ihre Entstehung verdankte, davon schweigt die Geschichte.

Auch Fächer trug man, nur nicht in der Art, wie man sie heutigestages etwa bey den Spanierinnen erblickt, sondern sie bestanden aus Federn, meistentheils Straußfedern, und die Griffe waren von Silber oder Elfenbein und mit Diamanten oder anderen Edelsteinen besezt. Der Admiral Franz Drake überreichte am Neujahrstage 1589 der Königin Elisabeth einen Fächer von weißen und rothen Federn. Der Griff war von Gold, emaillirt mit einem halben Monde von Perlenmutter, in diesem Halbmonde war wiederum ein kleinerer befindlich, der mit Diamanten besezt war. Auf der einen Seite befand sich außerdem ein Kranz von Perlen, der das Portrait der Königin umgab, und auf der andern eine Krone mit einer Devise.

Die Kleider wurden nicht in Kommoden verschlossen, oder, sobald sie aus der Mode gekommen, weggegeben, sondern in einem Zimmer, welches eigens zu den Kleidern bestimmt war, an hölzernen Pflöcken aufgehängt. Hier ließ man sie an der Wand hängen, bis der Zahn der Zeit oder die Motten sie vernichtet hatten. Als Elisabeth starb, hinterließ sie auf diese Art 3000 verschiedene Kleidungen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 22. Juli.

(Fortsetzung.)

Wenn sich Hr. Fea begnügte, die Sage vom bronzenen Bette der Tiber für eine Fabel zu erklären; so würde dagegen Niemand etwas einzuwenden haben; daß ihm aber jede Möglichkeit, als könnte die Tiber irgend Gegenstände von Werth in sich schließen, als eine Thorheit erscheint, welche er nicht begreifen kann, ist eine Skepsis, welche ihrerseits zur Thorheit wird. Wie, bey dem sich tausend- und wiederum tausendfältig ergebenen Wechsel der Dinge in Rom, bey den oftmaligen Zerstörungen, welche es erlitten, sollten nicht irgend zufällig oder absichtlich Gegenstände von Werth in die Tiber gerathen seyn? Während wir täglich sehen, daß in irgend volkreichen Städten von armen Leuten in den Gassenrinnen nach Geld oder Geldeswerth gesucht wird, weil die Erfahrung lehrt, daß, bey dem Verkehr der Menschen auf den Straßen, dergleichen hinein zu fallen pflegt, sollten nicht in die Tiber zu Rom, wo seit Jahrtausenden, so zu sagen, der Verkehr der ganzen Welt und ein mehrmaliger Umsturz fast aller Dinge geherrscht hat, Sachen aller Art gerathen seyn? Ob, wie von Schriftstellern aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert gemeldet wird, der Papst Gregor der Große (590—604) die alten Götterstatuen hat in den Fluß werfen lassen, um den Anblick derselben den, nach Rom pilgernden, Christen zu entziehen, ist eine Frage, welche deßhalb noch immer nicht verneint ist, weil sie von Hrn. Fea in seiner beliebten burlesken Manier für eine unverschämte Verläumdung erklärt wird. Aber zugegeben, daß der genannte Papst sich einer solchen Barbarey nicht schuldig gemacht habe, folgt denn, daß nicht vor oder nach ihm der christliche Fanatismus dergleichen Handlungen eines übelverstandenen Religionseifers begangen haben sollte? Freylich übertreibt Hr. Fea seinerseits die Dinge, wenn es ihn dünkt, oder zu dünken scheint, der hineingeworfenen Statuen seyen eine so große Menge gewesen, daß, wie er meynt, die Fahrt auf der Tiber dadurch gestört oder, bei niederem Wasserstande, die Spur von ihnen sichtbar werden müßte. Wenn, nach seinem eignen Eingeständnisse, das Bett des Flusses sich um achtzehn Palmen (zwölf Fuß) erhöht hat, kann da nicht eine große Menge Statuen neben einander unter einem so hohen Schlamm verborgen liegen, ohne daß sie selbst an den seichtesten Stellen zum Vorschein kommen? Muß man Hrn. Fea ein noch frisches, unglückliches Ereigniß in's Andenken zurückrufen, um ihm zu beweisen, daß das schlammige Bett des Flusses selbst Gegenstände, welche, mit einer Statue verglichen, von gar keiner Schwere sind, Monate lang verschlungen halten, und, obgleich emsig durchsucht, verbergen kann? Aber Hr. Fea will durchaus nicht, daß irgend Gegenstände von Werth in der Tiber befindlich seyn sollen, und erklärt alle Schriftsteller, welche die Möglichkeit, daß dem so seyn könne, anerkennen, zum Beyspiele Flaminius Vacca, Montfaucon u. s. w., für Narren oder Visionäre. Nichts desto weniger führt er aus den Denkwürdigkeiten *) des ersten jene bekannte Sage von einem gewissen Paolo Bianchini an, welcher, im Ausfischen von versunkenen Barken, Mühlen oder anderer Gegenstände geübt, einstens, bey'm Herausziehen eines dergleichen Fahrzeugs, auf eine Statue stieß und sie glücklich an's Land zu schaffen wußte. Es war ein sitzender Konsul mit einem Papiere in der Hand, von vortrefflicher Arbeit.

Aber Hr. Fea erklärt sich nicht geradezu und überall gegen das Vorhandenseyn von vergrabenen Schätzen; er will nur nicht, daß sie in der Tiber liegen: in den Häusern sollen sie verscharrt seyn. Daß dem so sey, das zu glauben, genügt ihm ein einziges Exempel. Er führt es an: im Jahre 1793 ist hinter der Kirche der Paoliner-Nonnen unter dem Esquilinus in vermauerten Zimmern („ch'io bene osservai", setzte er hinzu) eine Quantität Silberzeug nebst andern werthvollen Effekten, welche einem gewissen Secundus Apronianus (von der Familie Turcia) und seiner Gattin Projecta gehört haben sollen, gefunden worden. In vermauerten Zimmern! Wie? Hr. Fea, dem schon das Verscharren oder Versenken von Schätzen darum eine Narrheit zu seyn scheint und der ironisch fragt, ob es am Tage oder bey der Nacht geschehen sey, weil es Mühe und Aufsehen verursachen müßte, spricht nun gar von vermauerten Schätzen!

So viel für heute über das Kapitel von den in Rom vergrabenen oder sonst verborgenen Schätzen.

Wie es heißt, haben die Herren Champollion und Seyfarth gegenseitig eine Herausforderung an einander ergehen lassen und die Stadt Rom zum Kampfplatze erwählt, um daselbst ihre Sache der Hieroglyphen auszufechten. Trotz dem gibt es Leute, welche behaupten, es werde nichts entschieden werden; andere dagegen wollen wissen, beyde wären, um die guten Römer nicht ferner bey der Nase herumzuführen, dieß Mal fest entschlossen, wenigstens einen der verschiedenen Obelisken zu erklären, und zwar nicht bloß zur Zufriedenheit der sogenannten Gläubigen, sondern auch derjenigen, welche erst sehen, und dann glauben wollen. Uebrigens ist das Kämpferpaar in Rom angekommen und hat sich, versichern einige, wie tapfere und großmüthige Campionen zu thun pflegen, wenn sie in die Schranken treten, höflich begrüßt; nach andern sind sie racheschnaubend an einander vorüber gegangen, ohne sich eines Blickes zu würdigen. Wie es scheint, ist über diese Sache noch ein tiefer Schleyer verbreitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es muß Wunder nehmen, daß, trotz der üblen Meynung, welche Hr. Fea von diesem Schriftsteller hegt, er ihn doch vor einigen Jahren von Neuem hat wieder auflegen lassen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. August 1826.

So viele Völker sehen Rom entstehen und herrschen, so viele mit neidischer Bewunderung seine Größe; aber Rom wurde nicht nachgeahmt.

Joh. v. Müller.

Der albanische See und dessen Kanal.

Von G. L. P. Sievers.

Je öfterer man Gelegenheit hat, gehörte oder gelesene Beschreibungen mit der beschriebenen Sache selbst zu vergleichen, je mehr überzeugt man sich, daß in ihnen die Liebe zur Uebertreibung, weil Jeder gern mehr gesehen, das heißt mehr Beobachtungsgabe gehabt haben, will, als sein Vorgänger, in der Regel einen größern Antheil haben als die nackte Wahrheit. Poetisch zu seyn ist überall leichter, als die Wirklichkeit zu schildern. So kostet es, um ein sehr gewöhnliches Beyspiel anzuführen, wenig Mühe, von einer Mauer zu sagen, sie sey ungeheuer hoch; aber ihre Höhe zu bestimmen, ist schon schwieriger, denn dazu muß man hinaufsteigen und sie messen. Unter den Gegenständen, welche mir früher durch mündliche oder gedruckte Nachrichten bekannt gewesen waren, bey näherer persönlich angestellter Untersuchung aber sich mit dem dadurch in mir erzeugten Begriffe mehr oder minder im Widerspruche fanden, nimmt der berühmte Abzugskanal, emissario *), des albanischen **) See's bey Rom, einen der ersten Plätze ein. Ehe ich von dem Kanal spreche, sollen hier einige Worte von dem See selbst und dessen Umgebungen gesagt, dabey aber, um der Mittheilung keine zu große Ausdehnung zu geben, alle übrigen alterthümlichen Gegenstände dieser Gegend unberührt bleiben. Albano ist mit Castel Gandolfo durch die Villa Barberini, welche in leztern Orte ihren Haupteingang nebst dem Schlosse, und in jenem ihre äußerste Hinterthür hat, verbunden. Da sie dem Publikum nur für ein, dem Thürsteher zu entrich-

*) Dieß der italienische Ausdruck für dergleichen Abzugskanäle, welcher dem lateinischen Worte emissarius (Bote, Zuchthengst) keineswegs nachgebildet ist, ob er gleich diese beyden Bedeutungen ebenfalls hat: Im Livius (wenigstens im fünften Kapitel, wo der hier in Anregung gebrachte Gegenstand besprochen wird) findet sich keine Benennung dafür.

**) Da das heutige Albano nicht, wie das alte Alba Longa östlich über dem See, sondern südlich, eine gute Viertelstunde von demselben entfernt, daneben liegt; so heißt lezterer auch jezt gewöhnlich nicht mehr Lago di Albano, sondern Lago di Castel Gandolfo, einem Städtchen von etwa sechshundert Einwohnern, welches seiner hohen Lage wegen (gerade da westlich über dem See, wo ehemals Alba Longa östlich gelegen haben dürfte) die beste Luft hat, und wohin deßhalb die Römer im Mai und Oktober in ganzen Karavanen wandern, um eine Luftveränderung zu machen (per mutar aria). Das Schloß, ehemals fest, und ein Hinterhalt, von welchem herab aufrührische Große (wahrscheinlich zuerst der berüchtigte Pandolfus aus der Suburra, von welchem es auch seinen Namen erhalten haben mag) gegen die Päpste und das Volk ihr Wesen trieben, ist seither der einzige ländliche Aufenthalt gewesen, welchen erstere besessen. Pius VII. hat daselbst im Jahre 1816 oder 1817 einige Monate zugebracht, ist dann aber, eines Falles wegen, den er aus dem Bette gethan, bey welchem ihm lange Niemand zu Hülfe eilen konnte, weil er, wie gewöhnlich, sich eingeschlossen hatte, (oder weil, wie die Sage geht, seine ganze Dienerschaft, außer einem einzigen Stallknechte, eben nach dem nahgelegenen Marino auf die Kirchweihe gegangen war) des Aufenthalts daselbst für immer entleidet worden.

tendes, Trinkgeld zugänglich ist (weßwegen sich die Einwohner beyder Oerter der Familie Barberini nichts weniger denn gewogen zeigen), so führt die gewöhnliche Straße von Albano nach Castel Gandolfo links neben oder vielmehr unter der Villa weg, und bildet einen der herrlichsten Spaziergänge, welche es geben kann. Hier stehen die majestätischsten, malerischsten immer grünen Eichen, welche ich je gesehen habe, an der einen Seite über die Mauer der Villa hervorragend, an der andern die Seitenwand bildend, gegen den Abhang des Berges. Die Freude an den himmelhohen, dickbelaubten Bäumen, der immer kühle Schatten, dessen erfrischende Wirkung sich selbst in den heißesten Monaten des Jahres wohlthätig zeigt, besonders aber links die Aussicht auf Rom und auf die, an und nächst dem Gestade des tyrrhenischen Meeres liegenden Ortschaften, z. B. Pratica (ehemals Lavinium), Tor Paterno (ehemals Laurentum) u. s. w., versetzen das Gemüth des Fremden (denn die Einwohner sind längst gegen diese Eindrücke abgestumpft) in eine so sehnsuchtsvolle Stimmung, daß einem das Herz, von Freude und Schmerz zugleich erfüllt, den Busen zersprengen möchte. Wie oft habe ich hier stundenlang gestanden, den unverwandten Blick auf die beyden Oerter und auf Rom gerichtet und die europäische Weltgeschichte, von der Landung des Aeneas und dessen Kampfe mit dem eifersüchtigen Turnus (das Schlachtfeld liegt zwischen den genannten beyden Städtchen) an, bis auf die neuesten Zeiten, wie in einem Schattenspiele vor mir vorüberschreiten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Der Wagen rollte davon. Noch einmal tönte das Horn; Viktor sah auf zu Meta's geschlossenen Fenstern. Aber stark bewohnt war das Haus, die Straße lebendig, und tief in dem Hintergrunde des Gemaches hielt ihr bewegtes Gefühl die Ahnungslose zurück.

Mehrere Monate lang durchstrich unser armer Flüchtling in verschiedenen Richtungen Deutschland, ehe er den Muth hatte, Wien zu berühren. Ihn auf seiner Reise zu begleiten, würde dem Leser eine traurige Mühe seyn. Zum zweyten Male sah er das behagliche, selbstgefällige Sachsen, zum zweyten Male den herrlichen Rhein mit seinen alten stattlichen Städten. Er sah die blühenden Fluren Schwabens wieder und deren wackre Bewohner, die, während die Natur ihnen des physischen Lebens Vollgenuß beut, doch unablässig den klug bedenklichen Sinn auf den Ernst der Zeiten gerichtet halten und das Eine, was Noth ist. Aber wie ganz anders gestaltete sich die Welt vor seinem düstern Blicke! In die Ecke des Wagens gedrückt, über schmerzlichen Erinnerungen brütend, oder bangen Zweifeln hingegeben, durchflog er unaufhaltsam das Land, dessen Schöne in üppiger Sommerfülle aufgeblüht, anfänglich den Kontrast seines umschatteten, zerrissenen Innern herber und schneidender machte, dann in seinem herbstlichen Verwelken und Hinsterben seiner Schwermuth neue Nahrung reichte. In den Städten suchte er keinen seiner Bekannten auf; die er zufällig traf, erschienen ihm langweilig und kalt; der Männer frivole Jagd nach Genuß verlezte sein höher gestimmtes Gemüth; von den Frauen war keine so schön wie die verlaßne Meta.

In Bayern wollte er verweilen: manche liebe Erinnerung knüpfte ihn an München, aber es zog ihn gewaltsam nach Wien. Es war, als harrte dort seiner Entscheidung seines Schicksals. War es Hilbert gelungen, sich von Neuem Gunst zu erwerben? es konnte nicht, durfte nicht seyn! seine weltmännischen Ansichten von dem Wankelmuth der Frauen scheiterten an der Vorstellung von Meta's edelm, reinem, festem Sinne. Dennoch quälte ihn rastlos der Gedanke daran, und wenn Hoffnung und Begierde nach endlicher Nachricht ihn vorwärts trieben, so hielt ihn wiederum Furcht vor einer Entscheidung zurück, die sein Herz zu zerschmettern drohte.

Es war im Spätherbst, als er so gespaltenen Sinnes in der Kaiserstadt einfuhr. Mehrere Male hatte er schon längere Zeit hier verweilt. Sie war ihm eine zweyte Heimath geworden; in vielen würdigen Häusern konnte er den besten Empfang, von mehreren bedeutenden und interessanten Personen ein freudiges Wiedersehen erwarten. Aber alle diese Gefühle wurden von dem einen Gedanken an Meta und Hilbert verdrängt. Er sendete sogleich nach der Post: keine Briefe waren da. „Sie ist mir treu!“ rief er und athmete freyer auf. So lange er abwesend war, hatte er keine Nachricht von seiner Vaterstadt. Sorgfältig sah er die Zeitungen und das Intelligenzblatt seiner Provinz durch. Sparsam ward in erstern der Name seiner Heimath genannt, niemals im leztern Hilberts oder Meta's erwähnt. Regelmäßig sendete er posttäglich nach Briefen, und unter Herzklopfen erwartete er jedesmal den Boten.

Aber während dem Ausbleiben der schlimmen Nachricht war er dennoch zuversichtlicher, im Verlauf der Zeit allmählig ruhiger geworden. Der vorschreitende Winter lockte ihn mehr und mehr zur Geselligkeit. Er sah sich, ehe er sich es bewußt ward, in neuen Verbindungen, während auch die alten sich fester geschlungen hatten. Aber keinen Augenblick verließ ihn das lebendige, erwärmende Gefühl seiner Liebe. Indem er hoffte, fing er an, dem Leben wieder einen dürftigen Genuß abzugewinnen. „Sie ist mir treu, sagte er sich wiederholt: Hilbert muß ermüden, endlich abstehen und zurücktreten. Dann ist sie mein und ich bin glücklich!“ —

Solchen tröstlichen Gedanken überließ er sich eben, als ihm ein Brief überreicht ward, in dessen Aufschrift er mit Schreck des Freundes Hand erkannte. Das Blut stieg ihm glühend in das Gesicht, aber bleich und bleicher ward er, indem er las, bis das sprachlose Entsetzen einem tobenden Zorne wich. Der Brief lautete:

Mein theurer Viktor!

„Um deine Großmuth zu vollenden, mußtest du den Schritt thun, der allein mir wieder zu hoffen vergönnte. Es ist gelungen. Meta ist von Neuem mein und bereit, es vor der Welt zu werden. Es hat mir Mühe und Seufzer genug gekostet. Sie zürnte mir sehr und hatte aus ächter Frauenrachsucht, die sie mir jezt tausendmal abbittet, ihr liebes kleines Herz mit wahrem Eigensinn dir zugewendet, der sie verschmähte und verschmähen mußte. Ich habe ihr vergeben und sie mir. Reiche nun je eher je lieber die Klage wegen der Scheidung ein. Meta wird in Alles willigen. Sie sagt mir, sie würde nur höchst ungern sich darüber in eine Korrespondenz mit dir einlassen. Du kennst ihr holdes, verschämtes Gemüth und wirst billige Rücksicht darauf nehmen. Lebe wohl, mein theurer, großmüthiger Viktor! und habe tausend Dank von mir und meiner Meta, daß du uns rettetest.

Dein Hilbert."

Wir wollen es nicht unternehmen, Viktors Gefühle zu schildern. „Es ist nicht wahr," rief er außer sich und trat das Blatt wüthend mit den Füßen, „er betrügt mich, der Bube!"

Aber war ein Betrug denkbar, dem die schleunigste Entdeckung drohte? Konnte dem Freund irgend eine Frucht daraus erwachsen? Er nahm den Brief auf, er las ihn zum zweyten Male: da stand es in klaren deutlichen Worten: Meta ist mein; sie willigt in die Scheidung.

Und in welchen hämisch-vertrauten Ausdrücken sprach er von ihr! er wußte nicht, ob er den glücklichen Freund heftiger haßte, oder die geliebte Unbeständige tiefer verachtete. Er machte sich selbst Vorwürfe, daß er sie unklug verlassen, und sich so um ihr Herz betrogen hätte. Dann wieder zürnte er schamroth bey der Vorstellung, daß das Seine ein Opfer eines albernen, verliebten Verdrusses geworden seyn sollte. Er rief sich Meta's liebliches, edles Bild zurück, er wiederholte sich seine Unterredungen mit ihr, ihre feste, deutliche Erklärung über Hilberts Gesinnung. Das war nicht die empfindliche Laune einer Liebenden, das war der klare tiefgewurzelte Unwille, der aus dem innersten Mißfallen am Unedeln und Gemeinen erwächst. „Es kann nicht seyn," rief er noch einmal.

Und doch — was hätte Hilbert mit einer solchen Täuschung beabsichtigen können? Der Neid seines Herzens schärfte seinen Verdacht gegen den Freund. Wie dem auch sey, sagte er endlich, ich muß der Sache auf den Grund kommen. Er faßte seinen Entschluß und schrieb:

„Wie ungern auch Meta aus „„holder Verschämtheit"" sich über die bewußte Sache in einen Briefwechsel mit mir einlassen mag: ich verlange durchaus, es von ihr selbst zu hören, daß sie die Scheidung wünscht. Sie entschließe sich daher, mir in einem Paar Zeilen von ihrer eignen Hand ihre Gesinnung zu melden. So wie ich sie erhalte, werde ich meine Maßregeln nehmen, und falls sie dir günstig sind, sogleich die Scheidungsklage einreichen.

Viktor."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 15. Juli.

(Beschluß.)

Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke. Dieses Sprichwort bewährt sich bey den Unternehmern der Feuerwerke im Mausoleum des August in seinem ganzen Umfange. Bekanntlich macht dieses Schauspiel das angenehmste unter den öffentlichen Vergnügungen Roms aus, und eben so bekanntlich hat Rom keinen Ueberfluß an leztern. Die reizendste Seite desselben besteht darin, daß die Damen hier in der gesuchtesten Toilette erscheinen, weil das Lokale bis vor Anfang des Feuerwerks vortrefflich erleuchtet ist, ein Umstand, welcher, wie überall in Italien, so auch in Rom, in keinem Schauspiel- oder Konzertsaale stattfindet, wo gewöhnlich eine chaotische Finsterniß herrscht. Man denke sich ein völlig rundes und völlig offenes Gebäude, von Mauer zu Mauer vielleicht zweyhundert Fuß im Durchmesser, mit fünf über einander laufenden, amphitheatralisch geordneten, steinernen Sizbänken, darüber einen Rang geschlossener Logen, achtzig an der Zahl, in deren jeder vorn drey Personen bequem sizen können, in der Mitte eine große Loge, und hierüber wieder eine offene Gallerie. Auf den Bänken und der Gallerie zahlte ehemals die Person zehn Bajocchi (drey Gr. fünftehalb Pf.), der numerirte Siz in der großen Loge kostete zwanzig, der Eintritt in dieselbe fünfzehn Bajocchi, und eine einzelne Loge, für die ganze Feuerwerkszeit gemiethet, jeden Abend anderthalb Scudi. Doch mußte in lezterer der Eintrittspreis, nämlich zehn Bajocchi von jeder Person, noch obendrein bezahlt werden. Dieser Gebrauch, welcher durch ganz Italien herrscht, hält die Unternehmer für die Freyheit schadlos, welche die Logenbesizer haben, nach Gefallen so vielen Personen, als sie wollen, den Zutritt in ihre Logen zu gestatten. Für diese mäßigen Preise geben die Unternehmer dem Publikum folgende Unterhaltung. Vorerst wird, wie schon gesagt, das Lokale vortrefflich erleuchtet, zwar nur einem Viertheile nach mit argandischen Lampen, und drey Viertel mit Talgfackeln, so daß die Zuschauer, welche sich im Bereiche des Qualmes von leztern befanden, nicht selten zu ersticken drohten; aber man sah doch, und das ist heut zu Tage schon viel. Vor Anfang des Feuerwerks führen zwey Orchester, eins aus bloßer Harmonie bestehend, etwa eine kleine Stunde lang, die beliebtesten italienischen Opernstücke auf, während welcher Zeit das Publikum sich entweder sizend mit Sehen und Gespräch unterhält, oder auch im inneren leeren Raume, insofern es die dort gemachten Vorkehrungen zum Feuerwerke gestatteten, spazieren geht. Hier ist es, wo das Auge in einem Grade befriedigt werden

kann, wie vielleicht nirgends auf der Erde. Es gehört nämlich zum guten Tone, daß jedes Frauenzimmer, von der Herzogin an bis zur Kohlenbrennerin herab, wenigstens einen Umgang im Parterre machen muß, und zwar, wie schon gesagt, im höchsten Puze. Da die Jahreszeit (die heißeste im Jahre) und die Sitte, überall in Italien weniger verhüllend, als im übrigen Europa, eine leichte Hals- und Körperbedeckung nicht allein möglich, sondern sogar nöthig machten; so erschienen hier, wie vom hellsten Tage beleuchtet, die Reize der Römerinnen, besonders ihre wunderschöne Büste in einem Glanze, vor welchem der Fremde wie verblüfft da steht, und sich in den muhamedanischen Himmel versezt glaubte. Nachdem diese Promenade, nach Eröffnung der Thüren, etwa anderthalb Stunden gedauert hat, begibt sich jeder auf seine Stelle, oder bleibt auch wohl, wenn er beherzt ist, nach Maßgabe des Raumes, im Parterre, und das Feuerwerk beginnt. Daß hier von keinen großen Kunststücken, von keinen Helden- und Staatsaktionen die Rede seyn kann, versteht sich von selbst: einer solchen Ausführung widersezte sich sowohl der beschränkte, eingeschlossene Raum, als der geringe Eintrittspreis. Was aber die eigentliche, ich möchte sagen geistige Feuerwerkskunst, ihre Grazie, ihre Zeichnung, mit einem Worte, die Genialität derselben anbetraf; so stimmte das Urtheil aller Fremden darin überein, daß keine andere Stadt Europa's etwas Aehnliches aufzuweisen hätte, besonders wußten Kenner den Werth dieser Feuerwerke in sofern zu schäzen, als, troz des höchst beschränkten Lokals, die Abbrennung derselben dann und wann ein versengtes Kleidungsstück abgerechnet, nie irgend ein bedeutendes Unglück verursacht hat, ein Verdienst, welches die Kunst der römischen Feuerwerker, die Masse des Pulvers möglichst kompakt zu machen, im eigentlichsten Verstande in's helle Licht sezte. Die Fremden wurden freylich mehr oder weniger vom Rauche gequält, da man diesem, wegen der zu raschen Eile, womit das Feuerwerk abgebrannt wird, nicht Zeit zum Abziehen ließ. Aber die Römer, besonders die Römerinnen, troz dem, daß leztere, wenn sie hysterisch oder Schwächnerinnen sind, vom Geruche einer Rose Convulsionen, ja, selbst den Tod bekommen können *), ertrugen denselben ohne Widerwillen. So machen, wie gesagt, diese Feuerwerke die angenehmste Lustbarkeit Roms aus. Schon in meinem lezten Berichte habe ich gemeldet, daß die jezigen Unternehmer, um ihren Plan, die Preise zu erhöhen, auszuführen, und ihm wenigstens einen Schein des Rechtens geben zu können, auf die unglückliche Idee verfallen waren, das Theater, bis hierher völlig offen, mit einem Zelte zu bedecken, daß aber dieses Experiment gleich bey dem ersten Feuerwerke auf die allerschmählichste Weise mißlungen war, weil die Luftsäule, welche durch die enge, im Zelte angebrachte Oeffnung von oben herab in das Theater drang, dergestalt den Abzug des Rauches verhinderte, daß das Publikum, fast erstickt, noch lange vor Beendigung des Feuerwerks davonlief. Seit der Zeit sind nicht allein die Preise, vorhin auf's Doppelte erhöht, um ein Viertheil wieder herabgesezt worden, sondern das Zelt wird auch vor Anfang des Feuerwerks gänzlich herabgelassen. Nichts desto weniger ist das zweyte Feuerwerk noch leerer gewesen, als das erste und das dritte und vierte wiederum leerer, als das zweyte; die Logen allein haben sich einigermaßen im Kredit erhalten. Da außerdem auch die Unternehmer am Feuerwerke selbst abgezwackt, ja sogar die Orchester verringert und verschlechtert haben, um wenigstens einen geringen Theil der Ausgaben für das Zelt wieder zu erschwingen; so ist das vierte Feuerwerk am vergangenen Sonntage unter fortwährendem Pfeifen und Zischen abgebrannt worden. Das Zelt soll, wie bestimmt versichert wird, nahe an sechstausend Thaler sächs. gekostet haben, ein Preis, der nicht übertrieben zu seyn scheint, weil es hier nicht allein auf die große Quantität Leinen, sondern auch auf die Verrichtung ankam, welche, um die Mauern des Mausoleums nicht zu beschädigen, so leicht und dennoch so solide, als möglich, ausgeführt werden mußte. In demselben Lokale werden, außer dem Feuerwerke, wie gewöhnlich, zweymal in der Woche die sogenannten Giostre (Thierhezen) gegeben, das allerabgeschmackteste Schauspiel, was sich, außer Rom, auf der Welt denken läßt. Ein halbes Duzend alter, abgemagerter Ochsen, Stiere oder Büffel, welche so furchtsam sind, daß sie mit Knitteln auf den Kampfplaz geprügelt werden müssen, werden hier einzeln von vier Kerlen geneckt, welche, bey der geringsten Bewegung, welche das Vieh nur mit dem Schweife macht, davon laufen, und sich oben auf die Schranken in Sicherheit schwingen. Sind diese müde, was bereits in den ersten fünf Minuten zutrifft; so werden einige Bullenbeißer losgelassen. Diese zeigen sich anfangs beherzter, indem sie den Ochsen tüchtig anbellen. Nachdem sie aber von diesem auf die Hörner genommen und Kopf über und drüber einige zwanzig Fuß in die Höhe geschleudert worden sind, laufen sie heulend davon. Muth hat von der ganzen Heze nur ein einziger, nämlich der ausgestopfte Popanz, der in der Mitte des Plazes aufgehangen ist: dieser wenigstens hält Stand, so viel Stöße und Schläge ihm auch die Ochsen versezen mögen. Die Römer pfeifen und zischen freylich aus Leibeskräften, ergözen sich aber an den forcirten Luftsprüngen der Hunde über die Maßen, und drängen sich in Menge zu diesem unschuldigen Schauspiele, bey welchem sich nie ein Unglück ereignet, es sey denn, daß dann und wann ein Hund ein zerbrochenes Bein davon trüge. Da diese Hezen am Tage gehalten werden; so leistet das Zelt, indem es gegen die Sonne schüzt, hier wenigstens einige Dienste.

Für die Herbstoperstagione werden hier schon Vorbereitungen getroffen. Der Opern werden es, wie gewöhnlich zwey seyn, eine neue und eine alte. Erstere kennt man noch in keinem Sinne, sie müßte denn, wie nicht unmöglich, aus Rossinischen Reminiscenzen bestehen. Die alte ist die Rossinische Semiramide, welche das Theater Valle nicht allein mit neuem Glanze, sondern auch, was die Chöre anbetrifft, mit neuer Besezung zu geben gedenkt. Bekanntlich wurde in dieser Oper im vorigen Karneval der Weiberchor zu Anfange des zweyten Akts von Männern gesungen, ein Uebelstand, welcher mehr als einen Pasquino und Marforio in satyrischem Humor versezte. Die Unternehmer des Theaters Valle haben ein Einsehn in diesen Scandal genommen: aus allen vier Himmelsgegenden Roms sind Schaaren von Mädchen angeworben, welchen man, außer jenem Chore, auch noch die Finale und übrigen reciproken Stücke einzutrichtern strebt. Außerdem ist die Pesaroni für die Rolle des Arsaces engagirt, welche, wie bekannt, im vorigen Karneval die einäugige Mariani mit so vielem Glücke sang. Da sich beyde Sängerinnen in der Häßlichkeit vollkommen ähnlich sind; so wird es sich jezt zeigen, welche das größte Talent hat, oder welche, mit andern Worten, den meisten Beyfall erhalten wird: das Publikum, dessen Augen nicht werden bestochen werden, wird um desto größere Ohren haben. Freylich lesen wir in französischen Blättern, daß die Pesaroni auch in Paris engagirt ist. Sollte dieß wirklich gegründet seyn; so kann sie dort höchstens zu Anfang des zukünftigen Jahres auftreten. Ihre hiesige Anstellung für die Herbstzeit, welche mit dem lezten Tage des Novembers endigt, ist außer allem Zweifel.

*) Eine allgemeine, durchgängig gemachte Behauptung aller hiesigen Aerzte.

Beylage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. August 1826.

Leben mag verletzen.
Kunst soll nur ergötzen.
Frd. Rückert.

Künstler-Frohsinn*).

Von J. M. Usteri.

Wer sich Blumen streuen will
Auf des Lebens Pfade,
Blinzle oft und schweige still,
Und laß fünf gerade!
Freudig kreis't der Zeiten Lauf,
Sezt man Rosenbrillen auf.

Täglich, Freunde! pinseln wir
Eine große Lehre:
Daß wenn Lebensnoth nicht wär',
Lebensfreud' nicht wäre:
Kraftlos bleibt ein Bild und matt,
Wenn es keine Schatten hat.

Wie beym Gift der Schmetterling
Find't gesunde Beute,
Finden wir bey jedem Ding
Eine helle Seite;
Drum den Toast ausgebracht:
Es ist Alles gut gemacht!

Schwäche und Stupidität
Laßt uns nicht bewinseln,
Wenn es keine Pinsel hätt',
Gäb's nicht viel zu pinseln:
Ohne Menscheneitelkeit
Käme Künstlers Glück nicht weit.

Sey's im Philosophen-Staat
Trüber oder heller;
Wo es fette Klöster hat,
Hat's auch fette Keller.
Füllt der Wucherer sein Haus,
Leert's sein Erbe wiedrum aus.

Zieren unser Tischchen auch
Keine Aalpasteten;
Pfuschen dann an unserm Bauch
Keine Fakultäten:
Hunger ist der beste Koch;
Tiefgesessen fällt nicht hoch.

Wir sind keine Waterloos,
Keine Raphaele,
Claudes und Correggios; —
Drob sich Keiner quäle!
Auch dem Mindersevn gebricht —
Scheint's gleich dunkel — nicht das Licht.

Ständen wir schon oben auf
Auf der Künstlerleiter,
Dort erlahmte unser Lauf,
Denn man kann nicht weiter.
Ach, und Alles in der Welt,
Was nicht höher kann, das fällt.

Kommen wir dann immerhin
Nicht zur höchsten Sprosse,
Bleibe nur ein froher Sinn
Unser Reis'genosse!
Leichter Sinn und froher Muth
Sind des Künstlers höchstes Gut!

*) Vergl. Kunstblatt Nro. 56.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Unter schwerer Herzensbeklemmung verlebte unser junger Freund einige Wochen, bis die Antwort eintraf. Aber wie viel seine Seele auch in den lezten Monden gelitten, der Moment war der bitterste seines Lebens, als endlich ein neuer Brief Hilberts anlangte und er folgende Worte las:

„Wärst du minder welterfahren, liebster Freund, so würde ich dir es weniger verdenken, daß du Beständigkeit und Konsequenz bey einer von Evens schönen Töchtern suchst. Meta ist ein holdes, liebes Geschöpf, aber sie ist ein Weib. — Selbst an dich zu schreiben kann sie sich nicht entschließen, und ohne unbillig zu seyn, kannst du es auch nicht verlangen. Allein sie erlaubt mir, dir inliegendes Blatt zu senden, welches ich vor einiger Zeit von ihr erhielt. Es ist unverkennbar Meta's Hand. Es muß dich überzeugen, wenn du nicht verblendet seyn willst.

Daß du mir nicht traust, verzeihe ich Dir, obwohl ich dir traute.

Hilbert."

Das Blatt, von welchem ihm in gräßlicher, unläugbarer Deutlichkeit die schönen Schriftzüge Meta's entgegen starrten, lautete:

„Weil sie zu Ihrem Glücke nothwendig ist, so willige ich in die Scheidung; denn Ihr Wohl wird stets eines der heiligsten Bedürfnisse meines Herzens seyn. Ich mache nur eine Bedingung: die, daß schlechterdings nicht von einer Geldentschädigung die Rede seyn darf. Ich bin reich und bedarf ihrer nicht. Ein einziges Wort solcher Art wird Alles rückgängig machen.

Ehe die Klage eingereicht ist, schreiben Sie nicht an meinen Großvater. Er würde Sie nur in Ihrem schnellen Gange zu hemmen suchen, sey es auf diese oder auf jene Art, und Sie würden so wenigstens später an das Ziel Ihres lebhaften Wunsches gelangen.

Meta."

Es war etwas seltsam Kaltes in diesem Briefe. Hilbert zu beglücken, seinen lebhaften Wunsch zu befriedigen — nicht ihren eignen! aber er war ja zum Vorzeigen geschrieben! und die Besorgniß, daß ihr Großvater die schnelle Wiederverheirathung zu hindern suchen würde! es blieb ihm kein Zweifel! es war unwidersprechlich bewiesen: Meta war zum zweyten Mal treulos.

Er schrieb an seinen Geschäftsführer, beauftragte ihn kurz, aber bestimmt mit der ganzen Sache, gab ihm unbeschränkte Vollmacht, mit dem ausdrücklichen Verlangen, daß er ohne Säumniß zu Werke schreite. Obwohl im höchsten Grade gegen die Wankelmüthige aufgeregt, war er doch seines frühern Wortes eingedenk, vor Gericht alle Schuld auf sich zu nehmen. Er gab demnach in seinem Privatbriefe seinen Wunsch, sich anderweitig zu verbinden, als Grund an, versicherte, seiner Gemahlin Einwilligung gewiß zu seyn, und bat den Sachwalter, den er als einen sehr klugen und feinen Mann kannte, die Sache nach Gutdünken, aber so schonend wie möglich für jene einzurichten.

Sein Herz, der krankhaftesten Bitterkeit voll, schien zu Eis erstarrt, nachdem er diesen lezten Schritt zur gänzlichen Tödtung seiner Hoffnung gethan hatte. Er fühlte, in dieser fürchterlichen Stimmung nicht ausdauern zu können. Er wollte sich zerstreuen. Er durchreiste Ungarn, sah Italien wieder. Aber seine Seele schien unheilbar verwundet. Die sehnende Stimme seines Herzens zu betäuben, stürzte er sich in Vergnügungen, die ihn langweilten. Das unreine Bild, welches die Welt frühe schon in seinem Gemüthe abspiegelte, verzerrte sich bis zur Karrikatur, wo es ihm Frauengestalten zeigte. Er wähnte, das Geschlecht gering schätzen zu müssen, weil die Edelste, ächt Weiblichste, die er gekannt, sich wetterwendisch und charakterlos gezeigt. So gefährlich gestimmt, gab er sich Versuchungen hin, die ihn ehemals angeekelt hatten, und die ihn jetzo nicht reizten. Ein verwöhnter Sohn des Glückes, hatte ihn dieser lezte Schlag zu einer Art von Rachsucht gestimmt gegen das Geschick, welches ihn mit allen Gaben des Lebens überhäuft hatte, aber die eine Einzige, von deren Besitz sein Wohl und Weh abhing, nur an seine Seele kettend, um sie grausam und hämisch wieder von ihm loszureißen.

So war der Winter vorübergezogen und das Geschäft der Scheidung unterdessen langsam vorwärts geschritten. Der Bevollmächtigte konnte es mit aller Gewandtheit nicht in schnellern Gang bringen. Es war kein eigentlicher Grund zur Klage vorhanden. Zwar erklärte sich Viktor bereit, die Schuld einer Untreue auf sich zu nehmen; auch konnte seine schnelle Abreise leicht für „bösliche Verlassung" gelten; aber in beyden Fällen hätte Meta die Klagende seyn müssen, und dazu war sie auf keine Weise zu bringen. „Unüberwindlicher Widerwille" blieb daher das einzige Motiv, welches vor Gericht anerkannt werden konnte. Und obwohl das Geschäft durch den Umstand, daß beyde Eheleute durchaus keinen weitern Anspruch an einander machten, als den, geschieden zu seyn, sehr vereinfacht ward, und keine Auseinandersetzung des Vermögens nöthig war, da nie gemeinschaftlicher Besitz stattgefunden hatte, so lag es doch wiederum in der Natur der Sache, daß es sowohl um jenes unstatthaften und unerklärlichen Grundes willen, verweigert wurde, als auch wegen Viktors großer Entfernung schwieriger werden mußte.

Das Frühjahr war schon weit vorgerückt, als ein Brief des Sachwalters in Venedig Viktorn aufsuchte. Er meldete ihm, daß endlich das Geschäft sich seinem Ausgang nahe und daß er hoffe, ihn schon in wenigen Wochen in Ve-

sich der Papiere setzen zu können, die ihn für gänzlich frey erklärten. Er setzte hinzu: „Binnen kurzer Zeit also sind Sie von Neuem Herr Ihrer Hand! Ihren Freund, Herrn Dr. Hilbert, hatte ich zeither öfters die Ehre zu sehen, da er sich stets sehr eifrig nach dem Verlauf unsers Geschäftes bey mir zu erkundigen pflegte. Auch er rüstet sich, wie ich vernehme, zur Hochzeit — doch wissen Sie dieses ohne Zweifel bereits durch ihn selbst." —

So war denn Alles vorbey. „Die Elende! die Schamlose! rief Viktor verächtlich: noch nicht einmal vollständig geschieden und schon voller Gedanken an die neue Hochzeit! am besten wäre es, sie wäre Wittwe geworden; dann ließe sich Leichen- und Hochzeitmahl schön ökonomisch vereinigen! ein Thor wäre ich, wenn mich das kränkte! — nein, ich bin gänzlich geheilt! ich will zurück! ich will sie sehen, ich will wissen, ob sie die Stirn hat, mir frey in das Gesicht zu schauen. Und wie sollte sie nicht, die Betrügerin! sie hatte den Muth, mein Herz zu zerschmettern, sie wird den haben, sich an meinen bleichen Wangen, an meiner zerrütteten Kraft zu erfreuen! —

Vielleicht hätte Viktor diesen Entschluß rasch ausgeführt, wenn nicht in seinem von Natur sanften und besonnenen Gemüthe sich solche Rachegedanken jedesmal schnell in herzliche Wehmuth aufgelöst hätten, in welcher er vor der Vorstellung zurückschauderte, sie als Hilberts Gattin wieder zu sehen. Seine Gesundheit war aber in der That unter solchen heftigen Gefühlen und bey der unbesonnenen und ungeregelten Lebensart, welche er führte, sehr angegriffen. Ein deutscher Arzt, welcher ihn behandelte, hatte bereits wiederholt gerathen, das nahende Frühjahr zu einer Reise in ein rheinisches Bad, welches er ihm namhaft machte, zu benutzen. Als er ihn den Tag, nachdem er jene Nachricht erhalten, kränker als je traf, drang er lebhafter in ihn, und machte ihm endlich den Gebrauch der berühmten Heilquelle zur unerläßlichen Bedingung der Gesundheit. So entschloß sich Viktor zuletzt, in sein Vaterland zurückzukehren, und erreichte in Kurzem das dringend empfohlene Reiseziel.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend. Mancher frühere Bekannte gesellte sich zu dem neuen Ankömmling; die Feinheit und Anmuth seiner Sitten erleichterte auch Fremden ein schnelles Anschließen. Den Tag nach seiner Ankunft ging er, von andern jungen Männern umgeben, in der Allee auf und nieder. Da sagte ein Offizier, mit dem er schon oft auf seinen Reisen zusammengetroffen, zu ihm:

„Wahrhaftig, Sie sind überall ein Glückskind. Kaum erschienen, und schon eine Eroberung gemacht! sehen Sie nur, wie die junge Schöne dort Ihnen die prächtigen Augen nachsendet. Sie verläßt Sie mit keinem Blicke! jetzt biegt sie sogar das Köpfchen zurück!" und Sie bleiben so gleichgültig, als müßte es nur so seyn! —"

Viktor lächelte ablehnend. Als aber mehrere seiner Begleiter die Bemerkung bestätigten, konnte er doch nicht umhin, indem ihr Weg sie wieder an dem Platze vorbeyführte, wo die Damen sich niedergelassen hatten, auf die beobachtende Schöne einen nähern Blick zu richten. Zwey feurige schwarze Augen begegneten ihm; ein angenehmes Lächeln ladete ihn zum Herzutreten ein. Er erkannte Antonien!

Zum ersten Mal sah er einen Zeugen seiner Verhältnisse wieder. Alle die Nachrichten, die er zu gewärtigen hatte, drangen plötzlich quälend auf ihn ein. Voller Bestürzung trat er zurück. Er erröthete, und mit düstrer Miene grüßend, ging er vorüber.

Die Begleiter lächelten sich einander an.

„Eine alte Bekannte also?"

„Ja."

„Sie sind grausam. Schon hob sich ihr Fuß, Ihnen entgegen zu treten, als Sie kalt und stolz an ihr vorbeyschritten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. Juli.

Wenn in Paris einmal etwas im Gange ist und Zulauf erregt, oder wie man hier zu sagen pflegt, die Vogue hat, so finden sich sogleich Hunderte von Menschen ein, welche diese Vogue zu ihrem Vortheil zu wenden suchen, und das Publikum mit Nachahmungen des begünstigten Gegenstandes heimsuchen, bis zuletzt der Mißbrauch dem Publikum gegen den Favoritgegenstand sowohl als gegen die Nachahmungen Eckel einflößt, und alles insgesammt verlassen und vergessen wird. So hatte Jemand den Einfall gehabt, ein biographisches Lexikon, im Formate eines Taschenbuches, zum Behufe derjenigen herauszugeben, die kein großes biographisches Werk ankaufen, oder mit sich schleppen wollen; alsbald erschienen Biographien aller Art, in eben der Zwerggestalt; Biographien der Deputirten, der Prälaten, der Akademiker, der lebenden Regenten, der Journalisten, der Pariser Autoren, der Minister, der Schauspieler, und zuletzt gar, der Hofdamen. Die Ultrablätter schreyen gewaltig wider diese Taschenbiographien, und sehen darin schon Vorboten eines gänzlichen Verfalls der menschlichen Gesellschaft, wie denn überhaupt diese Blätter bey jeder neuen Aeußerung des Zeitgeistes in Schrecken gerathen, oder den Machthabern Schrecken einzujagen suchen, um sie dadurch zu gewaltsamen Maßregeln und zu Machtstreichen zu bewegen. Das Privatleben der Staatsbürger, behaupten sie, gehöre nicht vor den Richterstuhl des Publikums, und es sey Niemanden erlaubt es aufzudecken. Ich glaube aber nicht, daß dieß völlig richtig sey. In einem Staate, welcher nach dem Repräsentativsystem regiert wird, kann jedweder Bürger berufen werden, an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen, und auf der öffentlichen Staatsbühne zu erscheinen; folglich liegt seinen Mitbürgern daran zu erfahren, was für ein Mann er ist, wie er lebt, welche Grundsätze er bisher befolgt hat. Zudem ist ja in einem solchen Staate Publizität der Geist der Verfassung; jedweder muß es sich also gewärtigen, daß man auch ihn beobachtet und zu erkennen gibt. In England erzählen sogar die Zeitungen, was in den Familien vor-

geht; es vergeht fast keine Woche, ohne daß das Publikum durch die Tagesblätter erfährt, was Mad. Coutts treibt, oder welche Paare aus der älterlichen Zucht nach Gretna Green entflohen sind u. s. w. In Frankreich können sich noch viele Leute an diese Publizität, die so ganz im Geist der alten Freystaaten ist, nicht gewöhnen, und es entsteht immer ein Zetergeschrey, so oft Memoiren und Biographien die Privatangelegenheiten der Staatsbürger aufdecken. Die kleine Deputirtenbiographie wurde vor's Polizeygericht gebracht, und zur Vernichtung verurtheilt, weil der Verfasser frey ausgesagt hatte, dieser oder jener Deputirte des Centrums habe sein Gewissen, seine Stimme an das Ministerium verkauft, und habe eine einträgliche Stelle dafür bekommen; er habe immer geschwiegen, und nur wenn's an's Abstimmen gekommen sey, eine weiße Kugel zu Gunsten der Ministerialgesetzentwürfe abgegeben. Das Meiste von diesen Aussagen war völlig gegründet; allein es war noch zu früh es auszusagen; die Herren Deputirten wollen noch nicht so getreu geschildert werden; vielleicht nach Verlauf von einigen Jahren werden sich dergleichen Wahrheiten eben so ungestraft in Frankreich sagen lassen, als es in England geschieht. Warum sollten auch die Volksdeputirten sich bestechen lassen können, ohne daß es erlaubt wäre zu sagen, daß sie bestochen sind? Die Hofdamenbiographie ist in diesen Tagen nun auch verklagt worden, und soll vor's Polizeygericht kommen. Mit einer Damenbiographie hat es eine andere Bewandtniß als mit einer Männerbiographie; Damen sind nicht wie Männer zum öffentlichen Leben bestimmt; es ist schon sehr unbescheiden, sie aus ihrem häuslichen Leben herauszuziehen, und vor's Publikum zu stellen; wenn nun vollends der Biograph arge Anekdoten aus dem Privatleben der Damen anführt, die er doch nur aus Hörensagen kennt, und unmöglich bekräftigen kann, so ist er gewiß strafbar. In Frankreich sollten die Damen jedoch schon mit dieser Publizität etwas vertraut seyn, denn sie selbst lesen mit unendlichem Vergnügen die vielen Memoires, in welchen lauter Anekdoten aus dem Privatleben ihrer Vorgängerinnen und sogar ihrer Zeitgenossinnen, zum Besten gegeben werden. Sicher würden solche Memoiren nicht so großen Absatz finden, wenn sich nicht die noch lebenden Damen an denselben so sehr ergözten; wie können sie also im Ernste böse werden, wenn man auch ihr Leben einmal näher beleuchtet, und dem Publikum etwas davon erzählt? Mit dem Verfasser der Biographie des Dames de la Cour et du Faubourg St. Germain haben sie allerdings keine Ursache sehr zufrieden zu seyn; auf dem Titelblatte steht, er sey ein verabschiedeter Kammerdiener; allein man braucht nur einige Seiten zu lesen, um sich zu überzeugen, daß es ein gewandter Schriftsteller, der nicht ohne Wiz ist, und der besonders einen großen Hang zum Satyrischen und Skandalösen zu haben scheint, auch hat er die Hofdamen so ganz sans façon behandelt; er erzählt Anekdoten aus ihrem Privatleben, als ob er bey ihnen gewohnt hätte. Ein Tageblatt behauptet, einige Ehemänner seyen über die auf Kosten ihrer Ehehälften erzählten Anekdoten so erboßt geworden, daß sie den Herausgeber aufgesucht hätten, um ihn zu prügeln; nun steht aber auf dem Titelblatte kein andrer Verleger als chez tous les marchands de nouveautés au Palais royal, so daß sie wenigstens zwanzig Buchhändler im Palais royal hätten durchprügeln müssen, was dann ein noch größeres Skandal wäre als das Büchelchen selbst. Obschon ich kein Richter bin, so bin ich doch im Voraus überzeugt, daß die Hofdamenbiographie zur Vernichtung wird verdammt werden; sie kostete nur fünfzehn Sous; aber seitdem der königl. Gerichtsprokurator Beschlag darauf gelegt hat, wird das Exemplar schon mit sechs Franken bezahlt; wahrscheinlich wird das Büchlein also bald zu den libri rariores gehören. Aus dieser Ursache, und weil es doch ein Beytrag zur Sitten- und Tagesgeschichte ist, will ich einige Züge ausheben, natürlich mit Beseitigung alles Skandalösen.

Vicomtesse d'Arlincourt, Frau des Verfassers des Solitaire, des Renegaten, Ipsiboé, des epischen Gedichtes Caroléide und des Trauerspiels: die Belagerung von Paris. Sie liebt ihren Mann so zärtlich, daß sie ihm zu Gefallen, ihr Gedächtniß mit seinen Geistesprodukten beschwert, und seine Schriften auswendig gelernt hat. Die arme Frau wäre fast ein Opfer ihrer Gefälligkeit geworden, denn sie hat sich dadurch eine Krankheit zugezogen. Ihr Fortepiano, ihre Harfe lassen nur Lieder aus den Schriften des Hrn. Vicomte ertönen. Man hat behauptet, der Hr. Vicomte kaufe seine eignen Schriften beym Verleger, um den Absaz zu vermehren; das ist eine schreckliche Verläumdung; die Frau Vicomtesse weiß am besten, was an der Sache ist, denn sie hat sich mit dem Ankaufe der d'Arlincourt'schen Schriften fast zu Grunde gerichtet. Dafür hat sich der Ruhm ihres Mannes aber auch in ganz Europa verbreitet, und die Großen der Erde wallfahrten zu seinem Schlosse Saint-Paër, wie man sonst nach Ermenonville wallfahrtete. Die Herzogin von Berry besuchte dieses reizende Lustschloß im Jahr 1825. Hier wurde ihr ein Fest veranstaltet. In den reizenden Gebüschen des Lustgartens, um welchen sich ein Bach schlängelt, empfing ein reichlich ausgeschmückter Kahn die Prinzessin. Die Damen aus Gisors und Andelys waren als Schäferinnen gekleidet, und führten sie mit Blumengewinden auf einen Rasen, wo in einem griechischen Tempel die Büste der erlauchten Reisenden aufgestellt war. Unter diese Büste hatte der Vicomte Verse sezen lassen, die aus seiner Feder geflossen waren. Auch wurden von seiner Tochter recht schöne Strophen gesungen, während 600 (?) Schäfer am Ufer standen, und ihre mit fleurs de Lys besezten Fahnen umherschwenkten. Dann kam Feldmusik, ein prunkendes Gastmahl, Illumination, Ball, Feuerwerk, kurz alles was zu einem solchen Feste gehört. Die Prinzessin war entzückt, und hinterließ bey ihrer Abreise der Vicomtesse eine prächtige Dose mit ihrem Porträt.

Madame Benoist, geborene Delaville-Larour, Tochter eines Ministers Ludwigs XVI., und Frau eines Staatsrathes und Generaldirektors, demnach besizt sie auch nicht den kleinsten Titel, das geringste Vorwörtchen, um ihrem bürgerlichen Namen irgend ein Relief zu geben. Der galante Demoustier hatte sie in ihrer Jugend besungen: sie ist die Emilie, an welche seine Briefe über die Mythologie gerichtet sind. Armer Demoustier! Gleichgültigkeit war die Belohnung deiner Galanterie. Sie lernte die Malerey in Davids Schule, als H. Benoist sie heirathete; die beyden Eheleute waren damals eben nicht in den glänzendsten Umständen; er übersezte Romane aus dem Englischen, sie malte. Ihr Glücksstern versezte den Mann als Chef de Division in's Ministerium des Innern, nun wurde sie auch als Malerin bekannt; sie begann Napoleon zu malen, und zulezt kam es dahin, daß jedweder Beamte, der am Ministerium des Innern um etwas anhielt, so klug war, erst bey Mad. Benoist ein Porträt Napoleons zu bestellen. Der Malerin Beschäftigung wurde sehr einträglich, es mußten Gehülfen angenommen und eine große Werkstatt eingerichtet werden, um die vielen bestellten Napoleone zu verfertigen; fast alle Departemente versahen sich mit einem Porträt aus der Benoist'schen Fabrik. Mit dem Sturze des Kaiserthrones ging auch die Porträtspekulation zu Grunde, aber nun kam das Glück von einer andern Seite her. Benoist wurde Staatsrath und Generaldirektor; seitdem erscheint kein Gemälde der Mad. Benoist mehr im Publikum.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. August 1826.

Freundschaft ist glaubenfest in Allem sonst,
Nur nicht in Liebesangelegenheit.
Drum, liebend Herz, brauch' eigner Zunge stets;
Und jedes Aug' arbeite selbst für sich;
Traut keinem Anwald. Schönheit ist die Here,
Die zaubernd Treu' umschmilzt in wallend Blut.

Shakspeare.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Aehnliche Neckereyen, scherzhafte Anspielungen wiederholten sich. Viktor wies alles leicht zurück; doch fürchtete er endlich, Antonien zu kompromittiren, wenn er sie nicht anredete, und glaubte, sein gleichgültiges Verhältniß zu ihr durch nichts besser, als durch ein öffentliches, kalthöfliches Gespräch beurkunden zu können.

Er ging also mit gewohnter Artigkeit auf Antonien zu. Den vorigen flüchtigen Gruß suchte er mit der Ueberraschung, sie hier zu treffen, zu entschuldigen. Antonie war nicht wenig empfindlich; doch schmeichelte ihr die Bekanntschaft eines so glänzenden jungen Mannes zu sehr, um sich es eben viel merken zu lassen. Sie begrüßte ihn holdselig und sezte hinzu: „Haben Sie Ihren Freund schon gesehen?"

„Meinen Freund?" wiederholte Viktor bestürzt.

„Nun ja — Hilbert, wie wird er sich freuen, Sie zu finden!"

„Hilbert ist auch hier?"

„Allerdings! halten Sie ihn für so ungalant, seine junge Frau allein reisen zu lassen?"

„Seine junge Frau?"

„Lieber Baron! Sie sind wie ein Träumender! Wissen Sie denn nicht, daß wir seit drey Wochen schon verheirathet sind?"

„Sie — Sie sind Hilberts Gattin?"

Seine Stimme erstarb fast, indem er diese Frage that. Todtenblässe überzog sein Gesicht. Antonie hatte bis jezt sehr laut und munter, wie sie pflegte, gesprochen. Der Eindruck, welchen die Nachricht auf ihn machte, erschreckte sie halb, halb schmeichelte er ihr. Etwas leiser erwiederte sie: „Ja doch — wußten Sie das nicht?" und sezte wie entschuldigend und vorwurfsvoll hinzu: „daß er mich liebte, war Ihnen ja damals schon bekannt, als Sie sich vermählten."

Viktor hatte in sprachloser Verwirrung die Hand an die Stirn gelegt. Die Umstehenden lächelten zum Theil verlegen, zum Theil schadenfroh-zufrieden, daß eine solche Scene einmal das langweilige Einerley des Hin- und Herschlenderns unterbrach.

„Wo ist Hilbert?" fragte plötzlich der sich mühsam Fassende.

„Da tritt er eben in die Allee. — Aber ich bitte Sie — was haben Sie vor?"

Viktor sah die Allee hinauf. Mit finsterm Schweigen zog er den Hut, und ihn fester in die Stirn drückend, eilte er mit großen, heftigen Schritten dem Kommenden entgegen. Die Damen sendeten neugierige Blicke nach. Die Männer waren zu diskret, um zu folgen. Antonie ließ ihre Aengstlichkeit wegen der Zusammenkunft laut werden. Man war zu gespannt, um Zeit zu haben, sie zu trösten. Aller Augen waren in die Ferne auf die einander Begegnenden gerichtet.

Als Hilbert den auf ihn zueilenden erkannte, schien

er heftig zu erschrecken. Er hemmte unwillkürlich den Schritt; auf einmal bog er rasch in einen Seitenweg, der zu jeder Tageszeit ganz menschenleer zu seyn pflegte. Viktor folgte ihm. So waren Beyde den forschenden Blicken der Menge entzogen.

Hilbert fing jezt an, langsamer zu gehen, und der Freund erreichte ihn bald. Der rasche Gang hatte ihn noch mehr erhizt; eine dunkle Glut deckte sein Gesicht; seine Augen funkelten, während jener bleich und beklommen den Blick auf den Boden heftete. Viktors erste Bewegung war, ihn bey der Brust zu packen. Aber die schon erhobne Hand sank unwillkürlich: des Freundes Anblick entwaffnete ihn bald. Er sah ihn mit verächtlichem, durchbohrendem Blicke an.

„Betrüger! Elender Lügner! rief er, du wagst es, mir zu flehen!“ —

Hilbert blickte finster auf: „Ich bin gerächt, sagte er, das wollte ich. Sie war treulos; ich mußte sie hassen.“

„Bube! rief Viktor noch heftiger: niederträchtiger Schurke — und um die Rachsucht deines feigen Herzens zu befriedigen, konntest du das Glück deines ältesten, treuesten Freundes untergraben, sein Herz brechen!“

Hilbert war nichts weniger wie furchtsam. Auf der Universität hatte er für viel geringere Beleidigungen sein Leben gewagt. Aber er war Staatsbürger und Ehemann; er blickte umher, und als er sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe war, der jene Schmähworte hören konnte, fand er für gerathen, sie hinzunehmen.

„Viktor! erwiederte er beruhigend: daß ich auch dein Herz traf, wußt' ich nicht. Ich glaubte nicht, daß du sie liebtest. Sie wollte ich strafen, an ihr mußt' ich gerächt seyn. Sie durfte die Frucht ihrer Treulosigkeit nicht genießen; sie durfte dich nicht besitzen.“

„Du lügst; du wußtest, daß ich sie anbetete, daß das Leben mir eine Last war ohne sie! und hättest du es nicht gewußt — gerechter Gott! — du konntest dem Engel ein Henker werden wollen — du martertest, die du einmal geliebt! Unmensch! sprich, was ist aus Meta geworden? und durch welchen unerhörten Betrug bewogst du sie zur Scheidung?“

Hilbert schwieg einige Sekunden. Er konnte des Freundes Blick nicht ertragen.

„Es ist geschehen, sagte er. Ich bin gestraft. Die fürchterlichste Leidenschaft hat meines Herzens Kräfte aufgezehrt. Besonnen, planmäßig ging ich zu Werke: dennoch kann ich sagen — ich wußte nicht, was ich that. Du nicht bist zu beklagen — ich, ich selbst bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne!“

Viktor sah ihn an. Der Sturm der Gefühle hatte tiefe Furchen über des Jugendfreundes Antlitz gezogen; ein langer, heftiger Gram sprach aus seinem erloschenen Auge; er war auffallend gealtert: es lag etwas Herzerschütterndes in seinem Anblick, das Viktorn die Worte eingab:

„Sage mir Alles! wollte Gott, daß ich dir vergeben könnte.“

„Wozu sollt' es frommen? entgegnete Hilbert. Vergiß sie! sie ist nicht mehr dein. Du solltest und durftest der Ihre nicht seyn.“

Viktors Zorn loderte von Neuem auf: „Elender! du irrst! noch ist sie mein, und beym allmächtigen Gott, sie soll es bleiben! Sprich, wie betrogst du sie und mich?“

„Du weißt es von ihr selbst. Sie willigte in die Scheidung. Das Blatt war wahrhaftig ächt.“

„Es war ihre Hand — aber nur teuflische Ränke konnten es ihr entreißen. Wagst du noch jezt, mir die Wahrheit zu verläugnen? — Die Strafe soll dich finden, verrätherischer Bube! heute noch werfe ich mich in den Wagen: zu ihren Füßen will ich erfahren, wie du mich, wie du sie hintergingst. Zittre, Betrüger! vor den strafenden Gerichten!“

„Verweile noch, Viktor! sagte Hilbert, und komm, sezte er entschlossen hinzu, ich will dir es nicht läugnen: ich warb umsonst um sie; sie blieb kalt, eiskalt bey meinem Flehen; sie stieß mich zurück, sie verachtete mich, sie ließ mich nicht vor sich. Ich liebte sie glühend, ich hatte wie ein Rasender das gefährlichste Spiel gespielt um ihres Besitzes willen, und sollte es verloren haben! sie war mein Geschöpf — ich hatte sie die Liebe gelehrt, und es sollte für einen andern gewesen seyn. Ihr hintergingt mich, im innersten Herzen warst du meineidig und spieltest den Kalten, und ich hätte dich nicht hassen sollen. Ja, ich verabscheute dich und sie — ich verabscheue Euch jetzo!“

Eine furchtbare Leidenschaft sprach aus seinen Mienen. „Haß und Liebe ist eins, fuhr er düster fort: es ist die Eine, höchste Kraft der Seele auf einen einzigen Punkt gerichtet. Die Begegnung, die sie findet, ist's allein, die sie verschieden gestaltet; wir lieben, was uns die Hoffnung des Besitzes gewährt; wir hassen, was uns reizt und zu gleicher Zeit unbezwinglich abstößt. Ich mußte sie hassen, hassen, daß sie mich also verrathen, also betrogen hatte. Ihr Verrath rechtfertigte den meinen; ihr Betrug adelte meine Arglist.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der albanische See und dessen Kanal.

(Fortsetzung.)

Sobald man von der innern Begeisterung zurückgekommen, auf die äußeren materiellen Gegenstände zu merken beginnt, bietet diese Allee, wie überhaupt der ganze albanische Berg, besonders auf der Straße von Albano nach Ariccia, eine Bemerkung dar, welche in forstwissenschaft-

licher Hinsicht von der höchsten Wichtigkeit seyn dürfte. Es zeigt sich nämlich hier, daß die ältesten, höchsten und gesundesten Bäume allemal diejenigen sind, deren Wurzeln mehr oder weniger entblößt über der Erde liegen. Ich habe die Wurzel eines solchen Baumes gemessen, welcher in der Nähe des sogenannten Pompejischen Grabmals steht, und gefunden, daß sie zehn mittlere Fuß über der Erde lag und zwey-und-zwanzig lang und zwölf breit war. Andere dergleichen Bäume, zum Exempel auf der Villa Doria in Albano (ehemals Villa des Pompejus), dem Anscheine wenigstens hundert Fuß hoch, stehen auf ganz nackten Ruinen von Wasserleitungen, von Basalt oder albanischen Steinfelsen, durch deren Spalten oder auch an den Seiten herab sich ein Theil der Wurzel einen gewaltsamen Weg gebahnt hat, um eben nur mit den Spitzen in die äusserste Oberfläche des Bodens zu reichen. Somit dürfte die schon längst gewagte Behauptung, daß keine Pflanze unmittelbar zu ihrem Wachsthume des Erdreichs bedürfe, sondern daß dieses ihr nur als Stütze diene, vollkommen erwiesen seyn. Hier in Rom scheint man die Sache, wenigstens in Anwendung auf die Orangeriekultur, besser zu verstehen. Die Gärtner pflanzen diese nicht allein so wenig tief als möglich, sondern man sieht sie, beym geringsten Merkmale von Krankheit, welches sich am Baum zeigt, sogleich dessen Wurzeln entblößen.

Da, wo die Mauer der Villa Barberini zu Ende geht, führt rechts ein hoher, steiler, höchst unbequemer Weg in Castel Gandolfo ein. Wer sich diesen zu steigen scheut, geht gerade aus vor der, ehemals vom Grafen von Blacas besessenen, Villa Cibo vorbey, unter dem Orte weg und von der entgegengesetzten Seite, wo der Aufgang weniger steil ist, hinein. Das Städtchen liegt, wie bereits oben gesagt, über und längs der westlichen Seite des Kraters, in dessen Tiefe das Becken des See's. Die Stelle, von welcher aus dieser am vortheilhaftesten übersehen werden kann, ist auf dem Markte hinter der Hauptkirche. Hier genießt man die Aussicht des ganzen See's mit allen seinen untern, mittlern und höchsten Umgebungen. Nach meinem ersten Anblicke des Meers zu Calais und dem zweyten, späteren desselben zu Triest, hat mich kein Schauspiel mehr ergözt, als das, welches dieser See, zum ersten Mal gesehen, gewährt. Der Trichter des Kraters, welcher sein Becken bildet, senkt sich amphitheatralisch und in sanfter Abschüssigkeit bis zum See herab, welcher, von oben gesehen, absolut cirkelrund erscheint, ein Umstand, welcher die Gestalt desselben um so anziehender macht. Die Wände sind theils mit Bäumen und Gesträuchen aller Art, theils (wo sie aus albanischem Steine und Basalt bestehen) mit den mannigfaltigsten Blumen, welche in den Ritzen derselben in der üppigsten Vegetation blühen, geschmückt. Darunter zeichnet sich das sogenannte Reiskraut (erba riso) durch seine schönen dunkelrothen, mit Weiß verbrämten Blüthen aus, welche in Gestalt von Reiskörnern (aber bey weitem größer) an fingerlangen Stielen, deren es an einer einzigen Pflanze oft von zwanzig bis zu dreyßig gibt, herabhängen. Dieses Kraut wächst auch auf den Dächern. Seinen botanischen Namen habe ich nicht erfahren können. Unten am See ist das Ufer hin und wieder mit Wein, Korn, meistens aber mit Küchengewächsen bepflanzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. Juli.

(Beschluß.)

Duchesse de Broglie, Tochter der Frau von Staël; sie verheirathete sich in Italien mit dem Herzoge v. Broglie, einem Sohne jenes Viktors de Broglie, welcher Mitglied der konstituirenden Versammlung war; der Sohn ist jezt eine der festesten Stüzen der Volksfreyheit in der Pairskammer. Seine Frau ist seiner würdig. Sie mag 25—26 Jahre alt seyn; sie ist klein, bräunlich, liebenswürdig und geistreich. Die heilige Sache der Griechen hat sie beseelt, und sie zeichnet sich unter den französischen Philhellenen aus, deren schöner Eifer dasjenige wieder ersezt, was die Gleichgültigkeit der Beherrscher der Erde geschadet hat. Man erzählt, daß sie einst mitten in den Schmerzen einer Niederkunft ihren Mann bat, doch ja nicht die Sizung des Pairshofes zu versäumen, in welchem gerade über einen Beklagten das Urtheil gesprochen werden sollte.

Vicomtesse de Chateaubriand, Frau des Exministers, ist schon lange weder jung noch schön mehr; aber sie hat ein gutes Herz, ist mitleidig und wohlthätig. Sie gehört zu den meisten philanthropischen Gesellschaften, und jedes Elend hat an ihre Barmherzigkeit gerechten Anspruch. Sie sucht nicht, wie gewisse andere Damen, zu ihren Andachtsübungen den Ort aus, wo sie am besten kann gesehen werden, sondern betet in der Stille, und in der Reinheit ihres Herzens.

Duchesse de Dalberg, stammt von der Genfer Familie Brignolles ab, und vermählte sich im Jahre 1808 mit Hrn. v. Dalberg, damaligen badischen Gesandten am französischen Hofe. Der Kaiser gab ihr zum Heirathsgute die Stelle einer Pallastdame, und ein Einkommen von zehn bis zwölftausend Franken. Sie ist es, welche zuerst der französischen Nation, und besonders den höhern Ständen die edelmüthigen Gesinnungen zu Gunsten der verfolgten Christen im Oriente eingeflößt hat. Nach ihrem Beyspiele hat das schöne Geschlecht es gewagt, von Haus zu Haus zu gehen, und das allgemeine Mitleiden für die Nachkommen des Leonidas anzusprechen. Sie hatte das merkwürdige Konzert veranstaltet, welches in Paris zu Gunsten der Griechen gegeben wurde, und mit solchem Eifer daran gearbeitet, daß ihre Gesundheit davon angegriffen wurde. Bey diesem Feste suchten daher auch aller Augen die edelmüthige Herzogin von Dalberg.

Die Duchesse de Dino macht die Honneurs im Talleyrand'schen Hotel. Als nämlich die Prinzessin von Talleyrand ihren Mann verließ, mit dem sie in keinem guten Einverständnisse lebte, und als sich Talleyrands Neffe, der Herzog von Dino, Maréchal de camp, durch seine Verschwendung zu Grunde richtete, nahm Talleyrand die Herzogin zu sich, und übergab ihr sein Hauswesen. Es gibt wenig Frauen in Paris, die in einem so hohen Grade wie sie, die Kunst besitzen, einen gesellschaftlichen Kreis zu ermuntern, und durch geist-

reiche Kleinigkeiten zu fesseln. Sie mag 28 Jahre alt seyn; sie ist so schön, und kleidet sich so geschmackvoll, daß man ihr manchmal nur die Hälfte ihres Alters beylegen möchte. Bey der lezten Ausstellung erregte ihr, von Isabey gemaltes Porträt die Aufmerksamkeit aller Zuschauer, und Jedermann beneidete den glücklichen Herzog von Dino.

Demoiselle Delphine Gay gehört zwar noch nicht zum Hofe, aber vielleicht gelangt sie vor der zweyten Auflage der Biographie schon dahin. Geht der König nach der Notre-Dame-Kirche, nach St. Cloud, nach dem königlichen Institute, so kann man sicher darauf rechnen, daß Delphine Gay die erste Person ist, die sich seinen Blicken darbietet; sie sizt da, mit ihrem schön geringelten blonden Haare, Lilien- und Rosenteint, ihrem wohlgebildeten Körper, und ihrem Kleide bleu-Haïti. Wer ist diese junge Dame, fragt der Monarch: es ist Delphine Gay, antwortet der erste Gentilhomme. Wird in der Chaussée d'Antin ein Ball gegeben; so steigt man auf die Stühle und fragt, wie die Tänzerin heiße, die so schön chassirt; die Antwort ist wieder: Delphine Gay. Hat der Baron Gros die Kuppel in der Genovefenkirche bemalt, so besteigt Delphine Gay diese Kuppel, um den Maler und die Kirche und die Heilige zu besingen. Wird der General Foy seinem Vaterlande durch den Tod entrissen, so ist Delphine Gay sogleich bereit, den allgemeinen Schmerz auszudrücken. Werden die Griechen von den Monarchen verlassen, so fleht Delphine Gay die Völker um Beystand an. Verliert die andächtige Congregation den Herzog von Montmorency, so tröstet Delphine Gay durch ihre Verse Altar und Thron. Ihre Versefabrik ist in beständiger Thätigkeit.

Duchesse de Reggio, Frau des Marschalls, hieß als Mädchen Eugenie de Coucy, sie ist 34 Jahr alt, hat schöne Augen und ausgezeichnete Gesichtszüge. Sie ist die Räthin, die Sekretärin, kurz sie ist Alles bey der Herzogin von Berry, und man hat mit Vergnügen bemerkt, daß sie ihr Ansehen dazu benuzt, um die Herzogin zum Guten zu lenken, und sie beym Volke beliebt zu machen. Es gibt im Finanzministerium keinen geradsinnigern, fleißigern und ordentlichern Beamten als die Herzogin von Reggio; Feder, Papier und Dinte stehen ihr immer zur Hand; auf allen Zimmern ihres Schlosses Jon d'heures bey Bar le Duc steht dergleichen bereit.

Comtesse de la Roche-jacquelein, Frau des Maréchal de camp von der königlichen Garde, ist hager, schlägt die Augen beständig nieder, und, ist ohne Zweifel die andächtigste Frau bey Hofe. Sie kennt fast keinen andern Weg, als denjenigen, der zu den Kirchen Missions-etrangères, St. Thomas d'Aquin und Abbaye-aux-bois führt, diese drey Kirchen sind stolz auf ihre Gaben, und alle Kinder des Herrn, vom Pfarrer an bis zum Küster, bücken sich tief vor ihr, sobald sie sich zeigt. Man erkennt sie von weitem an ihren abgemessenen Schritten, ihrem breiten gestickten Schleyer, und ihrem rothsaffianen Psalmenbuche. Sie war zur Gesellschaftsdame der Herzogin von Berry ernannt worden; allein wegen ihrer Andacht hat sie sich genöthigt gesehen, ihre Stelle zu verlassen. Die Prinzessin liebt das Schauspiel außerordentlich; die Gräfin verabscheuet es; die eine ergözt sich an Scribes Vaudevilles, die andere an Erbauungsbüchern; die Prinzessin unterstüzt das Théâtre de Madame, die Gräfin stiftet Oratorien.

Auch den Ministerfrauen wird ein kleines biographisches Denkmal errichtet; es ist aber unbedeutend; der Verfasser weiß von ihnen nicht viel zu erzählen, und spricht weniger von ihnen selbst als von ihren Männern, was den Frauen lieb seyn muß. Im Artikel über die Marschallin Marmont, Herzogin von Ragusa, einer Tochter des Banquiers Perregaux, wird auch des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen des Marschalls Familie und dem Dichter Ancelot Erwähnung gethan. Ancelot und seine Frau sollen die Honneurs im Hotel des Marschalls machen, und durch Literatur und Kunst das Leben der Militärfamilie verschönern. Bey der Kunstausstellung zum Besten der Griechen befindet sich ein Gemälde der Madame Ancelot, welches eine Scene aus diesem künstlerischen und literarischen Treiben in des Marschalls Hotel darstellt. Nämlich der Akademiker Parceval liest in einer Versammlung von Dichtern und Freunden bey der Madame Ancelot sein Gedicht über Philipp August, König von Frankreich vor, das er über fünfzehn Jahre als Manuscript behalten und nur den Freunden vorgelesen hatte, bis er sich im vorigen Jahre entschloß, es endlich vor's große Publikum zu bringen, welches nun dieß Gedicht eben nicht so nachsichtig behandelte, als es die Freunde gethan hatten. So pflegt es in Paris häufig mit den Gedichten zu gehen, welche die Verfasser von Gesellschaft zu Gesellschaft tragen, und die von dienstfertigen Freunden als Meisterstücke ausgerufen werden, und so lange dafür gelten, als sie nicht durch den Druck bekannt werden. Ein solches Vorlesen in einer Gesellschaft von Gelehrten hat dann Mad. Ancelot dargestellt. Da die Handlung in dem Hause des Marschalls vorgeht, so ist der Marschall auch dabey; er sizt aber etwas im Dunkeln, vielleicht weil er es nicht recht wagt, sich unter die gelehrten Kunstrichter zu sezen, obschon in seinem eignen Hause gekunstrichtert wird. Als eine Sammlung von Porträten mancher Gelehrten, die einigen Ruf in der französischen Literaturwelt haben, oder erst anfangen einigen Ruf zu bekommen, ist das Gemälde interessant; vermuthlich hat ein bekanntes Gemälde von Lemonnier, welches eine Vorlesung bey Mad. Geoffrin in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts darstellt, Anlaß dazu gegeben; aber die Zuhörer bey Mad. Geoffrin waren andre Leute als diejenigen, die sich bey Mad. Ancelot versammeln; Dalembert, Marmontel, und fast alle berühmten Gelehrten aus jener Zeit gehörten zu der Gesellschaft der erstern. Bey der Mad. Ancelot kommen zum Theile diejenigen, der französischen romantischen Schule huldigenden Dichter zusammen, weßhalb auch ein Pariser Blatt bemerkt, man werde wohl thun, Mad. Ancelots Gemälde für die Nachwelt aufzubewahren, damit dieselbe erfahre, wie die Pariser Romantiker vom Jahr 1826 ausgesehen haben.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 198.

Stockfisch.

Charade.

Drey Sylben sind's. Die ersten zwey,
Wo ist, den nicht ihr Glanz verblendet?
Mehr Unheil haben sie als Segen oft gespendet,
Verlockt die Menschen oft zu Raub und Wütherey,
Und manchen schufen sie statt Glückes bittre Reu';
Die lezt' — ein weiches Kraut, auf den in Waldesschatten,
Zumal wenn Weste sich mit Bachgemurmel gatten,
Ja unter welchen auch und seines Obdachs Hut
Sich's friedlicher als in dem Glanz der ersten ruht.
Das Ganze,
In Art verschieden nur ist wieder eine Pflanze.

— 9 —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. August 1826.

An dem Geburtsbrief hängt des Todesurtheils Siegel.

v. Creuz.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

„Der grimmigste Neid ist's, der dich verblendet, versezte Viktor: sie mußte dich verachten, wie ich dich jezt verachte. Aber sage mir Alles!"

„Was verlangst du? erwiederte Hilbert mit erzwungener Kälte: hasse mich, verachte mich! ich bin gerächt. Wozu soll ich das schwarze Gewebe vor deinen erhabenen Blicken entrollen? Die Liebe gab mir es in die Hand, die verschmähte, beleidigte Liebe. Meta zog nach dem einsamen Landsitz, den sie von ihrer Erzieherin geerbt hatte. Ich folgte ihr. Mein Gram, meine Liebe, mein Zorn rührten sie nicht. Sie *sollte* und *durfte* sich deiner Liebe nicht freuen. Und dir entzog ich ja nichts: du durftest sie doch nicht dein nennen: ein furchtbarer Eid band dich und bindet dich noch."

„Willst du mich wie ein Kind mit Gespenstern schrecken?" fragte Viktor verächtlich.

„Ich schrieb dir. Du wolltest Beweise. Du selbst zwangst mich zur List. Ihr Landgut liegt fern von der Poststraße: dieß war mir günstig. Der wöchentliche Bote war leicht zu gewinnen. Ich schrieb in deinem Namen: ich verlangte, um einer neuen Vermählung willen, in deinem Namen die Scheidung. An dich, nicht an mich war der Brief, den ich dir sendete. Ich fing ihn auf. Jezt weißt du Alles! — Zürne mir nun, Viktor — du darfst mich hassen, nicht sie! — sie allein ist die Schuldige! — und o! mir ist die Strafe auf dem Fuße gefolgt — ich habe meine Seele mit einem fruchtlosen Verrathe belastet — ich wähnte dich tief in Italien, ich hoffte, du werdest sie vergessen, bey Gott! ich kannte nicht die Stärke deiner Liebe! Du eilst zu ihr, und ich — ich bin an eine alberne Närrin geschmiedet — ein eitles, flaches Weib wird Mutter meiner Kinder werden! ihre Vergnügungslust ist's, die mich acht Tage nach der Hochzeit hierher treibt, wo ich dich — dich treffen muß — und so mein eigner Verräther werde! Alles ist fruchtlos!"

Als Hilbert halb verworren in der heftigsten Leidenschaft solche wechselnde Gefühle aussprach, mischte sich in Viktors verächtliche und zürnende Empfindung gegen ihn ein tiefes Mitleid. Er sah ihn lange ernsthaft an; plözlich aber kam ihm der Gedanke ein, daß der geringste Verzug bedenklich seyn könnte. Ohne Abschied eilte er davon. Seinen Kammerdiener ließ er zurück, Alles zu berichtigen. Er selbst befand sich schon binnen wenigen Minuten auf der dem Norden zuführenden Heerstraße.

Tag und Nacht, unaufhaltsam jagte Viktor seiner Vaterstadt zu. Er stürzte aus dem Reisewagen in des Sachwalters Haus. Noch war der lezte Bescheid nicht erfolgt. Mit furchtbarer Heftigkeit beschwor er ihn, die Sache rückgängig zu machen. Der Mann zuckte die Achseln. „Die herzzerreißendsten Mißverständnisse, der ungeheuerste Betrug — rief Viktor athemlos. Schonen Sie kein Geld, mein halbes Vermögen geb' ich willig."

Der Jurist versprach alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, und gab ihm zuletzt noch den Trost: wenn Alles umsonst sey, könne er sich ja leicht von Neuem trauen lassen. Viktor verließ ihn. Ohne Säumniß flog er Meta's Wohnorte zu.

Zum ersten Male, seitdem er Antonien und Hilbert wiedergesehen, genoß er jezt einige Momente der Ruhe. Dem Ziele so nahe, fing er an, sich liebenden Träumereyen zu überlassen. Meta's reizende Gestalt trat ihm klar in all ihrer Schöne vor die tiefbewegte Seele. Er dachte sich die kaum erblühte Knospe zur vollen jungen Rose entfaltet, ihre zarte Anmuth erhöht durch liebliche Fülle, die schönste Seele in der vollkommensten Form. Er dachte Meta sein, sich an ihrer Seite, in ihrer Liebe lebend, beglückt und beglückend, und eine unnennbare Seligkeit machte sein Herz bänger und stärker schlagen.

Unter solchen süßen Phantasien hatte er sich einem einfachen Landhause genaht, das weiß und freundlich aus dunkeln Linden hervorleuchtete. Schnell erkannte er es für die Wohnung der Freundin. Er stieg aus, sendete den Wagen in's Wirthshaus, und schlich sich durch eine Hinterpforte in den angränzenden Garten.

Eine klösterliche Stille lag über den regelrechten, reinlich abgetheilten Blumenbeeten verbreitet; weiße steinerne Bänkchen an den Ecken gaben dem kleinen Bezirk, den Wanderer zur Ruhe ladend, ein frommes, kirchhöfliches Ansehen. Viktors Herz zog sich eng und enger zusammen. In schmerzlicher Beklemmung stand er jezt vor einem dichten Gebüsch, das sich um das Haus hinzog. Ein schmaler Weg führte ihn durch; er hörte deutlich Kinderstimmchen traulich unter einander plaudern. Eine dicke, hohe Hecke begränzte das Bosket und bildete einen Halbkreis um einen freyen Platz vor dem Hause. Viktor stand still und schaute unvermerkt durch eine Oeffnung des Gesträuches. Er war grün gekleidet, und keine Farbe konnte schimmernd den Lauschenden verrathen.

Rund an der Hecke hin saßen kleine, reinlich gekleidete Bauernmädchen, alle mit leichten Handarbeiten beschäftigt und harmlos unter einander schwatzend. Dicht vor dem Hause, ihnen im Angesicht, stand eine Gartenbank, auf der zwey junge Frauenzimmer, ebenfalls arbeitend saßen. Sie waren einfach in hellfarbige Zeuge gekleidet. Ein großer ländlicher Hut verbarg das Gesicht der Einen; die Andere, ein hübsches, blühendes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, hatte den Strohhut neben sich gelegt. Die Kinder brachten wechselnd ihre Arbeit zu den Damen, und empfingen mit Freuden Lob, mit Ehrerbietung sanft ausgesprochenen Tadel.

„Nun, sagte endlich die Dame im Hut, und Viktors Herz bebte vor der Stimme. Unverkennbar war es Meta's weicher lieblicher Ton, aber ein leises Zittern schien ihm beygesellt, der Viktors Rührung zur heftigen Erschütterung werden ließ.

„Nun, meine Kleinen, ihr seyd fleißig heute und mögt wohl gern wieder einmal ein Geschichtchen hören?"

Ein freudiges Ja schallte durch den Halbkreis und die Lehrerin begann lächelnd. Es war eine einfache häusliche Erzählung, die Moral darin klar und verständlich, aber nicht dick aufgetragen und in grell hervorstechenden Zügen. Andächtig hörte Viktor ihr zu; ein kurzer Husten, der sie oft unterbrach, fing an, ihn zu ängstigen; als aber einmal zufällig die Sprecherin das Gesicht zu ihm umwandte, und er deutlich der geliebten Freundin Züge erkannte, da war es, als ob der Schreck ihm die Sinne raubte. Lange, lange schaute er sie an. Eine eiskalte Hand legte sich auf sein glühendes Herz. Die Kniee brachen ihm; er mußte sich auf einen Baumstamm setzen und durch die Hände, mit denen er sein Gesicht bedeckte, drangen brennende Thränen.

Kaum neunzehn Jahr alt — und längst herbstlich verblüht, längst abgestorben die Rosen ihrer Jugend! nicht die einstige Lilienreinheit und Weiße leuchtete ihm aus ihrem Antlitz entgegen. Ueber eingefallene Wangen zog sich schlaff und welk eine krankhaft gelbliche Haut. Herrlich wölbte sich die Stirn, lieblich rundete sich das Kinn, aber wie edel die Formen waren, scharf traten sie jezt hervor in ihrer strengen Regelrechtigkeit. Ernst und groß sahen die schönen Augen aus dunkeln Höhlungen heraus; ein schmerzlicher Zug des tiefsten Seelenleidens spielte um die feinen, bleichen Lippen. Wer nie die reizende Meta gesehen, hätte dieß Gesicht nicht ohne Erbarmen betrachtet. Wer sie gekannt und geliebt, dem mußte es den innersten Busen zerreißen. Es war die Blüthe, die, ehe sie zur Frucht gedieh, der giftige Wurm des Todes gestochen; es war die Knospe, welche, bevor sie in balsamischer Fülle ihren Duft erschloß, der Sturm einer Nacht vom lebenspendenden Stocke geknickt.

Weibliches Gesinde ging inzwischen ab und zu, leise die Gebieterin um dieß und jenes befragend, oder ihr Bericht erstattend von erfüllten Aufträgen. Alles deutete auf häusliche Thätigkeit hin, auf stilles Schaffen und Wirken, und während der Freundin körperliche Kräfte ermatteten, schienen die edlern ihres Geistes erhöht und vervielfältigt. Sie war nicht versunken in dumpfem Gram, nicht träg untergegangen in feigen Thränen: ihre starke Seele schien den Schmerz besiegt zu haben, der ohne Widerstand den zarten Leib bewältigt hatte.

Die Lehrstunde war geendigt und die Kinder zerstreuten sich. Viktor scheute sich, sie durch Ueberraschung zu erschüttern. Fest angelehnt stand er regungslos und hoffte einen günstigen Moment zu erspähen. Das Gespräch, welches sie mit ihrer Gefährtin begann, stimmte seine Seele noch weicher.

„Weißt du noch, Amalie, hob Meta an, als wir noch kleine Mädchen waren, wie ich da die Kinder des Dorfs zusammenzuschleppen pflegte? und nie genug hatte, und keine Freude kannte ohne Kinder?“

Ja wohl, erwiederte jene, du warst immer das Mütterchen. Wenn wir Andern herumsprangen und tobten, dann saßest du und strickest Strümpfchen für die kleinen Barfüßchen, oder wiegtest die Kinder, deren Eltern auf dem Felde waren.“

„Ihr necktet mich, fuhr Meta fort, und wurdet roth, wenn ich davon sprach, wie ich's machen wollte, wenn ich erst Kinder hätte; aber gewiß und wahrhaftig, ich dachte an nichts Anderes, als die kleinen Lieblinge zu pflegen. Gott hat es anders gefügt.“

„Gute Meta, alle Armen, alle Bedürftige sind deine Kinder!“

„Es ist doch das nicht! Und warte nur, Malchen! laß mich nur erst wieder gesund und bey Kräften seyn, dann such' ich mir zwey kleine freundliche Mädchen aus, die will ich erziehen und lieb haben. Ich will ihre Mutter seyn und Gott wird ihr Vater seyn. Nächsten Frühling, denk' ich, bin ich so weit. Die kleine Marie ist ganz verwaist, und eine Gefährtin will ich ihr auch schon finden. Ich will Alles daran setzen, daß sie mich liebgewinnen; denn je älter man wird, je härter muß es seyn, ganz einsam zu stehen.“

Sie redete mit ruhiger, klarer Stimme: kein kläglicher Jammerton traf Viktors Ohr; dennoch ergriff ihre Rede ihn tief. Auch Amalie schien mühsam ihre Rührung zu verbergen. Meta erhob sich. Die Freundin begleitete sie bis zur Thür des Hauses. „Ich habe etwas vergessen,“ sagte sie hier, und kehrte zurück. Als sie aber allein war, kniete sie auf Meta's Fußschemelchen nieder, legte das Gesicht auf den Sitz, welchen sie eben verlassen, und weinte einige Augenblicke heftig. Dann richtete sie sich empor; sie schien sich sammeln und nach dem Hause begeben zu wollen. Jezt trat Viktor rasch hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Lieder von Missolunghi.

Von Dr. Maßmann.

Auf Missolunghis Trümmern.

Kann denn von den Kühnen Keiner
  Mir genaue Kunde sagen,
  Wie die Christen sich geschlagen
  In den heißen Todestagen?
Nimmer! nimmer! auch nicht Einer
  Von den Helden ist entronnen,
  Als der Feind die Stadt gewonnen —
  Zeuge war allein das Licht der Sonnen!

Nur der Blutstrom gibt dir Kunde,
  Der nach Corfu überschießet,
  Wo darein die Thräne fließet,
  Die der Bruderschmerz vergießet;
Strom, der bis zum Hafenmunde
  Bey Marseille widerspület,
  Wo der Christ die Schiffe kielet
  Türken, die im Christenblut gewühlet.

Ströme fort, o Blut der Helden,
  Ströme bis zu Londons Thoren,
  An des Parlamentes Ohren,
  Brande, bis die That geboren. —
Sollst dich an der Newa melden,
  Bis das Kaiserwort gesprochen,
  Bis des Pruthes Bann gebrochen
  Und an Stambul Hellas ist gerochen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 11. Aug.

Gastdarstellungen der Mad. Schulz aus Berlin.

Seit zwey Monaten habe ich eine Pause in meinen Berichten gemacht. Den Grund werden Sie leicht errathen. Nicht als ob sich gar nichts Bemerkenswerthes zugetragen hätte, was ein größeres Publikum interessiren könnte. Aber ich hätte Ihnen von Dingen schreiben müssen, von denen ich nur gehört, oder von denen Sie durch andere öffentliche Blätter leicht genauere Kenntniß, als durch mich erhalten können, z. B. von dem schlechten Wollmarkt im Juni, der die Hoffnungen der Schafzüchter, Oekonomen und Wollverkäufer nicht täuschte, sondern im Sinken erhielt; von den bey dem Dorfe Konnewitz ausgegrabnen alten Urnen, unter welchen sich jedoch nichts gefunden, was man nicht anderwärts häufig gesehen hat; von der Kunstreitergesellschaft des Hrn. Blondin, welche dem schaulustigen Publikum die Lücke ausfüllen wollte, welche durch Verschließung der Bühne während des Monats Juni entstand, und durch die Bravour des Hrn. Golz, so wie die Grazie der Mad. Battist-Loisset, welche auch in den heißesten Sommertagen ein zahlreiches Publikum in ihrem sogenannten Cirkus versammelt haben soll, u. s. w. — Aber Sie wissen es schon, daß ich es am zweckmäßigsten finde, in diesen Blättern meine Betrachtungen über die Erscheinungen der Künste, vorzüglich der darstellenden, von Zeit zu Zeit mitzutheilen. Darum beginne ich diese Mittheilung jezt wieder mit der Wiedereröffnung der Bühne, welche unterdessen ein neues, durch die Länge der Zeit sehr nothwendig gewordenes Podium, und eine ebenfalls neue, sehr heitere und glänzende Ausschmückung des inneren Hauses erhalten hat. Die Sorge der Direktion, die in Hinsicht des ersteren Bedürfnisses von dem Magistrate thätig unterstützt ward, welcher Eigenthümer des Hauses ist, leistet in Hinsicht des Aeußern überhaupt gewiß weit mehr, als billige Beurtheiler der Unternehmung fordern; in Hinsicht des Innern aber liegt die Schuld nicht immer an der Sorge, wohl aber häufiger an den Gebrechen der deutschen Bühne überhaupt, deren Podium ebenfalls sehr morsch geworden ist, aber freylich besonders dadurch, daß man zu viel auf das Aeußere gesehen hat, und das Auge hat befriedigen wollen, welches aber immer unersättlich ist. — Eine Veränderung der Verzierung war in Hinsicht des Platfonds wünschenswerth, da derselben schon ursprünglich durch Weinbrenners An-

erbnung zu dunkle Farben gegeben worden waren, welche seitdem immer düsterer wurden, und den Schauplaz unfreundlich machten. Man hat jezt mit Recht hellere Farben dazu gewählt, aber dieselben scheinen in Hinsicht des Roths doch nicht recht mit der übrigen Dekoration des Hauses zu stimmen, und die Figuren an der Decke erscheinen etwas schwerfällig. Aber eine höchst erfreuliche Wirkung machen jezt die Wände der Gallerien, einfach und doch elegant, mit weißen Blätterarabesken, mit Gold auf blauem Grunde verziert, und die von schlanken eisernen Säulen getragenen Logenreihen, welche ebenfalls den blauen Hintergrund erhalten haben; glänzend heben sich aus denselben die Mittellogen und die Logen des Prosceniums mit ihren goldig cannelirten Säulen zur Seite, und mit ihrem Karmoisingold hervor. Die Dekoration der Cortine war unstreitig mißlungen; sie hielt, indem sie ein goldenes Gitterwerk auf hellblauem Grunde bildete, auf allzuglänzende Weise dem Auge seine Beschränkung vor. Da man sie seit einiger Zeit nicht wieder gesehen hat, so wird sie vermuthlich nicht wieder erscheinen. Mit Vergnügen bemerkten wir aber, daß die Musik nach den neuen Veränderungen, die im Hause vorgegangen sind, um vieles besser klingt als früher.

Die Wiedereröffnung der Bühne wurde am 1sten Juli — wenigstens von Seiten des Theaters — sehr feyerlich begangen. Goethes Tasso wurde gegeben; vorher ein Prolog des Hrn. Legationsraths Gerhard gesprochen, den man auch in der Zeitung f. d. elegante Welt gelesen hat. Ich muß diese Darstellung übergehen, da ich nicht in Leipzig anwesend war. Darauf trat Dem. Lauber als neues Mitglied unserer Bühne auf — und zwar als Guschen in Claurens Bräutigam. Da ich nur diese einzige Rolle von ihr bisher gesehen, und einige kleine Ungeschicklichkeiten bey der Ausführung derselben, auf Rechnung einer hier natürlichen Befangenheit kommen, die etwas breite Aussprache mir vorzüglich aus Mangel an Gewöhnung an ihr Organ störend vorgekommen seyn könnte, so will ich über ihr Spiel noch mein Urtheil aussetzen. Daß sie aber vieles in dieser Rolle zu affektirt pathetisch vorgetragen, ist unläugbar. Vielleicht hat sie eben deßhalb mehr als Luise (in Kabale und Liebe) gefallen. — Die Bühne blieb in dieser Zeit, ungeachtet der neuen Ausschmückung, doch fast immer leer, woran die große Hize viel Antheil hatte.

Einige sehr besuchte Vorstellungen aber wurden durch zwey bedeutende Gäste, welche auf einander folgten: die Bravoursängerin (im guten Sinne des Worts) Mad. Schulz und die treffliche Schauspielerin, Dem. Lindner aus Frankfurt herbeygeführt, welche unser Theaterpublikum hier zum ersten Male die Bühne betreten sah.

Mad. Schulz ist unstreitig eine Sängerin, wie sie jede große Oper zu besizen sich Glück wünschen kann; eine Sängerin, die mit einer kräftigen und umfassenden Stimme ausgerüstet, das Großartige, Charakteristische zum Gegenstand ihres Strebens gemacht, und für diesen Zweck ihr Spiel und ihren Vortrag auf eigenthümliche Weise ausgebildet hat. Bey solcher Bestrebung, solchen Mitteln und solcher Uebung unter dem Einflusse des Größten, was man auf den Bühnen hören kann, und eines sehr gebildeten Publikums, muß etwas Beyfallswerthes hervorgehen. Und dieses Beyfallswerthe ist so groß, daß es mir kleinlich scheinen würde, dasjenige im Einzelnen hervorzuheben, woran man den Mangel einer eigentlich gründlichen Gesangsschule hier und da in ihrem Gesange zu erkennen vermag. Nur etwas, wodurch ein Ohr sich immer verlezt findet, im Gesang und im Violinspiel, kann ich nicht verschweigen, das ist das Gleiten der Stimme von höhern zu entfernten niedern Tönen, womit bey Mad. Schulz, besonders im Affekt, gewöhnlich ein sforzando verbunden ist; denn dieß ist eine Manier, welche in ihrer Wiederkehr dem charakteristischen Gesange entgegenwirkt. Damit hängt zusammen, daß Mad. Schulz sich zuweilen der Gemüthsbewegung so sehr hingibt, daß sie über den Zügel ihre Stimme verliert, wodurch Ungleichheit der Töne entsteht. Diesem Affekt widerspricht nun wieder der mit kalter Absicht und mit bewundernswürdiger Kraft der Lunge Minuten lang fortgesezte Triller, den ich mir als Bravourstück in einem dramatischen Konzert, wie gerade Mozarts Titus, dem größten Theile seiner Stücke nach ist, noch gefallen lassen will, den ich aber in einer mehr charakteristisch und dramatisch ausgeführten Oper für eine lästige Prätension der Virtuosität ansehen muß. Dieß im Allgemeinen. Nun von den besondern Darstellungen. Die Partie der Donna Anna war die erste Leistung, durch welche Mad. Schulz ihr Verdienst zu erkennen gab. Dieser großartige Gang der Melodie, die nicht durch kleinliche Figuren durchschnitten und zerstückelt wird, eignet sich ganz für diese Stimme und diesen Vortrag; auch läßt die Sängerin jedem Theile dieser Partie ihr Recht widerfahren. Am glänzendsten als Sängerin erschien sie in der großen Arie des zweyten Akts, wo auch bey Mozart die Bravour zum Nachtheil des Charakters etwas hervorsticht; sie führte die hier vorkommenden Läufe mit kräftiger, voller Stimme sicher aus, ohne irgend angestrengt zu seyn. So sehr dieß in seiner Art beyfallswerth ist, so sehr hätte auch der Schluß des großen, schildernden Recitativs im ersten Akte Beyfall verdient, da hier der Charakter in seiner vollen Bedeutung erscheint, und eine solche Ausführung des dramatischen Recitativs noch weit seltener, als jene Fertigkeit ist. Doch muß ich bemerken, daß Mad. Schulz beydes zu einem ausgezeichneten Ganzen verband. Auch in den Leistungen der übrigen Personen war viel Eifer und Feuer. Hr. Genast hat sich den Ruf erworben, einer der vorzüglichsten Darsteller des Don Juan zu seyn, welche gegenwärtig die deutsche Oper besizt. Durch zwey Stücke, glaube ich, könnte seine Darstellung noch größere Vollkommenheit gewinnen. Erstres von Seiten des Gesangs dadurch, daß er die Stimme minder gewaltsam anstrengte, da nämlich, wo nicht Anstrengung, sondern Leichtigkeit genialer Kraftäußerung sich zeigen soll. Ich meyne damit namentlich den Vortrag des in Lust und Freude aufsprudelnden Weinliedes. Wenn ich dabey meine Augen von der Bühne abwende, und Hrn. Genast nur höre, so glaube ich immer die Freude eines Verzweifelnden zu vernehmen, der sich in den Rausch der Lust hineinstürzt, um die Qualen seines Gewissens zu übertäuben; allein so weit ist es hier mit Don Juan noch gar nicht, und seine Jovialität hat hier einen ganz andern Charakter, als sie im zweyten Akt annimmt. Uebrigens halte ich jene Anstrengung der Stimme, welche ihn zu einem solchen Ausdrucke, wenn ich nicht irre, hintreibt, nicht einmal für physisch-nothwendig, da das Orchester bey jenem Liede nach Mozarts eigner Vorschrift untergeordnet bleiben soll. Von Seiten des Spiels dagegen würde die Darstellung, besonders in dieser Scene gewinnen, wenn Hr. Genast die zu raschen Bewegungen und Sprünge vermiede. Denn für's erste kleiden sie eine sehr lange Person nie gut, und behalten durch die Länge der Figur immer einen Schein der Steifheit oder Schwerfälligkeit; zweytens kommt es beym Don Juan vielmehr auf die edle Leichtigkeit und Gewandheit der Bewegungen an, die ihm alle Augen gewinnt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. August 1826.

Endlich bleibt nicht ewig aus;
Endlich wird der Trost erscheinen.
Endlich grünt der Hoffnungsstrauß;
Endlich hört man auf zu weinen;
Endlich bricht der Thränenkrug;
Endlich spricht der Tod: Genug!

C. Günther.

Das vergebliche Opfer.

(Beschluß.)

Viktor kündigte sich mit fliegenden Worten dem erstaunten Mädchen als ein Verwandter, als ein Freund Meta's an. Eine Ahnung überfiel sie. Er säumte nicht lange, ihr zu gestehen, wer er sey: „ein entsetzlicher Betrug hat mich von ihr losgerissen, sagte er; die zärtlichste Liebe führt mich von Neuem zu ihr. Ich bin schuldlos wie sie. Nie hat meine Seele den frevelnden Gedanken einer neuen Verbindung gefaßt — ich wähnte sie treulos. Sagen Sie ihr dieß, sagen Sie ihr Alles! Bereiten Sie sie vor, mich zu sehen, daß sie nicht vor meinem Anblick erschrecke. Ich warte hier!" —

Er warf sich auf Meta's Sitz. „Hier will ich Ihres Wiederkommens harren — o eilen Sie, Freundin meiner Meta! eilen Sie, daß ich mich ihr zu Füßen werfen, daß ich die Geliebte, Verrathene knieend um Vergebung flehen kann für den schmähenden Zweifel!"

Die Bestürzte ging in das Haus. Die Viertelstunde, während welcher sie ausblieb, dehnte sich ihm zum halben Tage aus. Vorübergehende Dienstboten sahen ihn verwundert an. Mit einem stummen Wink nach dem Hause beantwortete er ihre Fragen. Endlich erschien Amalie wieder. Sie sah froh aus und schien erst jezt sich von ihrem Schreck erholt und das Glück der geliebten Freundin ganz begriffen zu haben.

„Sie will Sie sehen — sie weiß Alles," sagte sie, und, ihn bey der Hand ergreifend, führte sie ihn über den Hausflur in das Gemach der zitternd-harrenden Meta.

Sie saß im Lehnstuhl; als er eintrat, wollte sie sich schnell erheben, aber sie sank kraftlos zurück. Er stürzte zu ihren Füßen. „Konnten Sie dieß von mir glauben, Viktor," fragte sie leise. Fieberische Röthe deckte ihre Wangen. Ihre Augen glänzten. Sie war von Neuem schön. Aber sie zitterte heftig.

Als sie seine tiefe Erschütterung sah, sagte sie: „O glauben Sie nicht, daß ich so krank sey. Ich bin bloß erschrocken, freudig erschrocken vor meinem Glücke. Ich bin nur angegriffen! o ich werde mich erholen. Ich werde aufblühen an Ihrer Seite, mein Freund!"

„An meinem Herzen," rief er, sie fest an sich drückend. Amalie warnte, bat sich zu mäßigen, aber lange währte es, ehe Beyde genugsam gesammelt waren, um sich durch gegenseitige Mittheilungen aufzuklären.

„Ist es wahr, rief Meta wiederholt, ist es kein Traum — ich werde noch glücklich seyn auf Erden. Hier soll ich's seyn, an derselben Stelle, wo ich einstens es war in bewußtloser Kindheit; hier soll mir die ganze Fülle des Erdenglücks, der Liebe zu Theil werden!"

Tage gehörten dazu, ehe sich die beyden liebenden Gatten finden lernten in das neue Verhältniß; Tage der innigsten Seligkeit. Wir schweigen davon. Denn was ließe

sich erzählen von einem Leben, das zwey harmlos Glückliche leben? Der stille Frieden ihres Daseyns langweilt den Dritten; der Strebende interessirt, der Genießende erregt Ueberdruß und Neid; wer den Hafen erreicht hat, geht unserer Theilnahme verlustig. Aber daß er sich doch im sichersten Porte selbst nicht geborgen wähne! Nicht Stürme drohen ihm mehr Gefahr, nicht Klippen sind ihm mehr verderblich: aber wer sagt dem gelandeten Schiffer, ob nicht die heutige Nacht noch erhellt werde vom Brande seiner Habe? von seinem in raschen Flammen auflodernden Gute? Wozu hat er täglich und nächtlich behutsam das Fahrzeug gelenkt, ängstlich spähend vor den Karten gesessen und drohende Bänke klüglich umgangen — mit gebundenen Händen, unthätig und kraftlos soll er es nun vor eigenen Augen untergehen sehen! —

Schon mehrere Wochen waren die Liebenden vereint, als endlich bedeutende Summen Geldes, die Viktor freudig aufopferte, den Scheidungsprozeß rückgängig gemacht hatten. Er lächelte schmerzlich, als er die Papiere hierüber empfing. Denn es war ihm kein Geheimniß mehr, und mit zerrissenem Herzen sah er das Unabänderliche kommen; langsam, rettungslos welkte Meta einem sichern, leidensvollen Tode entgegen. Die berühmtesten Aerzte der Umgegend kamen nach der Reihe. Keiner gab Hoffnung. Pünktlich befolgte Meta ihre Vorschriften, ängstlich die Rathschläge Jedes, der Erfahrung zu haben meynte. Ja, ihr armes Herz gab im Eifer des Verlangens süß hoffend sich dunkelm Wahne hin. Erröthend verschmähte sie es nicht, geheimnißvolle sympathetische Kuren zu gebrauchen. „Die Liebe ist's, die mich abergläubisch macht," sagte sie lächelnd. Sehnsüchtig wünschte sie zu leben, und oft lag sie in brünstigem Gebet vor Gott und flehte ihn unter heißen Thränen an, ihres jungen Lebens zu schonen.

Viktor ertrug es kaum. Seine Verzweiflung, ihr Flehen erschütterten nicht den Rathschluß des Herrn. Als die letzten Astern zu welken begannen, als die Erde sich mit gelben Blättern deckte, der Herbstwind rauh und trüb durch die entlaubten Bäume blies — da fühlte auch sie klar und unwiderruflich, daß sie am Ziele sey, daß wenige Tage sie scheiden würden von dem Geliebten ihrer Seele.

Als ihr zum ersten Mal dieß schwere Bewußtseyn ward und der Arzt ihr nicht zu widersprechen wagte, weinte sie eine Stunde lang einsam und innig. Bald aber faßte sich ihr Geist, und sie sah dem Unabwendbaren von da an mit frommer Ergebung entgegen. Sie tröstete Viktor, bat ihn, zu leben, und zu versuchen glücklich zu seyn. Dann nahm sie ihm ein Versprechen ab, ihr das zu bewilligen, was sie von ihm verlangen würde. Sie gebot ihm, sich nicht an Hilbert zu rächen; denn oft hatte sie plötzlich die Glut des Zornes in seinen Augen auflodern sehen, wenn er, in Schmerz fast aufgelöst, ihr gegenüber saß, und leicht hatte sie den Zug seiner innern Gedanken errathen.

„Ich erkenn' es jezt klar, sagte sie, nicht er allein war der Schuldige. Auch du fehltest, mein Viktor, als du leichtsinnig mit Ernstem und Heiligem spieltest. Und ich auch, o ich auch verging mich, als ich zu feige war, das Rechte zu thun. Nicht der Irrthum, der mich an Hilbert knüpfte, machte mich rettungslos elend; der Schritt war es allein, den ich abwich von der offenen Bahn der Redlichkeit. Wer den Muth nicht hat, zu sprechen und zu handeln, wo das Gewissen zu sprechen und zu handeln gebietet, der sündigt vor den Augen des Herrn, den trifft seine strafende Hand. Und war es auch allein jungfräuliche Schüchternheit, die mich abhielt, Alles offen zur Erklärung zu fördern? lauerte nicht vielleicht auch im Hintergrunde meines Herzens die eigennützige Furcht, dich zu verlieren, wenn ich spräche! — Bey meinem Gott, vor dessen Augen ich bald stehen werde! ich weiß es nicht! aber unser Herz ist ein dunkler Abgrund, und eng neben einander gesäet sind die Keime des Bösen und Guten. Wechselnd treiben sie Früchte hervor; wir unterscheiden nicht, ob Dieses, ob Jenes sie zeugte. Drum richte milde, mein Viktor, und verzeihe auch Hilbert!"

Erweicht, wie er war, versprach er, was sie begehrte.

Sie ward ruhig und ruhiger. Die lezten Stunden waren schmerzenlos. Sie starb mit Bewußtseyn, Viktors Hand krampfhaft in die ihre gedrückt. An der Stätte ihres Glückes ward sie in die stille Gruft hinabgesenkt; und nie hat die Erde ein schöneres und reineres Herz bedeckt.

Als nach zwey Jahren Viktor einmal wieder aus weiter Ferne nach seiner Heimath und dem geliebten Dörfchen zurückkehrte, fand er auf dem Grabe der theuren Verblichenen einen Mann in der gebückten Stellung eines Trauernden. Er schien den kalten Stein mit heißen Thränen zu benetzen, und seine Mienen sprachen ein tiefes Leiden aus. Viktor trat näher; er erkannte Hilbert. Zürnend wandte er das Gesicht ab und winkte ihm schweigend mit der Hand, zu gehen.

„Viktor!" begann Hilbert ernst.

Der Freund winkte noch einmal.

„Viktor, rief jener, zürne mir nicht mehr. Du bist gerächt. Ein unglücklicher, kinderloser Vater steht vor dir. Noch ungeboren tödtete meinen Knaben der Leichtsinn meines Weibes — ein zartes Mädchen die Unvernunft der Amme, der unmütterlich die Mutter es überließ. Ehr' und Ruhm ward mir zu Theil, während mein Herz darbt und umsonst nach häuslichem Glücke seufzt. Nimm deinen Zorn von meiner schwer belasteten Brust!"

Viktor sah ihn an. „Leb wohl!" sagte er endlich

und reichte ihm die Hand. Hilbert drückte sie fest. Dann verließ er langsam den Garten. Viktor saß auf dem Grabe der Gattin. Er blickte ihm nicht nach, und nie wollte sein Auge ihn wiedersehen.

* * *

Ob er sich getröstet? — ob er vergessen? — wir wissen es nicht; doch glauben wir es fast. Denn die Gewalt der Zeit ist groß; größer noch die Gebrechlichkeit des Menschenherzens, das sich nicht finden kann, weder in die Fülle der Freude, noch des Leides. Ruhig ist er gewiß; zufrieden vielleicht, heiter auch, glücklich aber wohl nie wieder geworden. Denn die Wunden der Seele heilen wohl, aber sie vernarben nie ganz; nach langen Jahren gewahrst du die Spur der Stellen, die einstens bluteten. Wenn du einmal dich versenktest in die Tiefe des Schmerzes, nicht in der Stunde aufgeregter Leidenschaft, nein, Jahre lang, mit der ganzen Kraft deines Wesens: ein unbezwingliches Weh bleibt dir zurück, und den süßen Freudenkelch gegenwärtiger Tage wird der Erinnerung Wermuth dir verbittern. Lang gepflegt und geliebkost ist sie, eng verwachsen, ein Theil deines Herzens geworden. Du kannst dich ihrer nicht mehr entäußern. Rein genießest du nur, wenn du die Vergänglichkeit des Genusses vergißt; sie aber legt unwiderruflich schmerzliches Zeugniß ab, daß kein Erdenglück bestehet.

Die Seeschlange.

(Aus einem Briefe von New-York.)

Kapitain Holdredge, der hier gestern (20. Juni) mit dem Schiffe Silas Richards von Liverpool ankam, sagt, daß er im Vorübersegeln bey Georgesbank vor fünf Tagen die Seeschlange sehr deutlich sah. Sie war vielleicht zehn Ruthen vom Schiffe entfernt, das Meer ganz still, und der Theil, der außer dem Wasser erschien, war ungefähr sechzig Fuß lang; der Kopf und die Form der Auswüchse waren den Beschreibungen gleich, welche Personen, die sie am Vorgebirge Ana gesehen hatten, von ihr gaben. Sie bewegte sich sehr langsam und schien das Schiff nicht zu bemerken. Die Matrosen und Reisenden, die auf dem Verdecke waren, sahen sie während sieben Minuten. Ein Zeugniß, welches sogleich aufgesezt und von den Reisenden unterschrieben wurde, nebst einer, durch einen derselben verfertigten Zeichnung, gibt eine genaue Beschreibung des Thieres, wie es ihnen erschienen. Die Anzahl und Glaubwürdigkeit der Anwesenden sezen das Daseyn der Seeschlange ganz außer Zweifel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. Juli.

Die Krönungsgesandtschaft, welche gegenwärtig in St. Petersburg neben der französischen gewöhnlichen Ambassade ist, hat mehrere junge Männer von höherem Range in ihrem Gefolge, sie sind mit ihren, ihnen eigenen Ansichten in der Hauptstadt des Nordens aufgetreten; was sie in Frankreich Norden heißen, ist eigentlich in Frankreich selber kein ganz bestimmter Begriff. Ganz besonders merkwürdig wird das, was ein Franzose im Norden selber vom Norden sagt; wir erfahren das selten, weil die Herren Diplomaten nicht oft an's Publikum schreiben; auch sind sie zwar immer Männer von feinem Tone, aber nicht immer Männer von Geist, und die Ritter d'Obsson oder Bourgoin oder Bignon erscheinen nur alle Vierteljahrhunderte; auch haben diese gleichsam nur im Vorbeygehen den Norden berührt, weil sie vielmehr das südliche Europa und das südliche Deutschland in Anspruch genommen hatten. — In den nachstehenden, im Fluge hingeworfenen Noten ist vielmehr die Darstellung als das Dargestellte anziehend; Alles, was hier der junge Pariser sagt, hat seinen Werth nur in der leichten Sprache, gleichsam wie das Bild, was mit lieblichen Farben gemalt, aber nicht sorgsam genug gezeichnet ist. „In dem Salon der Frau Gesandtin, Mad. de Laferronaye, habe ich Gelegenheit zu sehen, was der Hof und die Stadt an eleganten Herrn und an ausgezeichneten Militärpersonen Vorzügliches besize. All das zusammen bildet allerdings eine imposante Masse, aber in diesem Kerne der guten Gesellschaft läßt sich doch noch manches sichten. Ueberhaupt nehme ich hier 300,000 Seelen Bevölkerung an, darunter sind 20,000, die Luxus und Glanz haben, aber fast bey dem ganzen Rest sind die Sitten beynahe wild, und der Anblick schon von Menschen in Schaafspelzen, in Fuchsbälgen und Bärenhäuten hat etwas Unfeines. Die Pläze in der Stadt sind unermeßlich groß, und man kann kaum mit den Augen von einem Ende zum andern die Gesichter, die Kleider, die Farben unterscheiden. Die beynahe allgemein sehr breiten Straßen scheinen mir weniger bevölkert zu seyn, je weiter man sich vom Flusse entfernt. Die Theater, in Vergleichung mit denen in Frankreich und Italien, sind ziemlich kleinlich bestellt. Die zwey vorzüglichen sind: Das kaiserliche Theater, wo man russische und französische Stücke spielt, und das fremde Theater, wo man deutsche gibt. Der Fremden sind in Petersburg 50 bis 80,000, Deutsche, Italiener, Engländer. Engländer sind die Roßkämme und die Sattler; die Deutschen treiben die schweren Handwerke der Tischler, der Schlosser und der Bauleute; die Italiener halten Kafferhäuser, und spielen in den Orchestern; die Franzosen sind Köche, und handeln mit Modegegenständen und neuen Puzartikeln. Es versteht sich, daß Ausnahmen statthaben, aber so vertheilen sich wenigstens die Arten im Großen. Jede Nation macht eine Art von Kolonie aus, welche ihre Regeln, ihre Gewohnheit, ihre Ansprüche, ihre Schwäzereyen hat. Alles wird ausgeplaudert, kein Abenteuer, kein Liebeshandel bleibt geheim, und man ist am Ufer der Newa wie in einem Städtchen in der Bretagne oder im Lande Perigord. Während eines Winters von acht Monaten denkt man an nichts als sich gegen den Winter zu verwahren; die Kunst kämpft gegen die Natur und durch Feuer, durch Kohle, durch Dampf, durch Rauch, durch Pelzwerk sucht man seine Nase, seine Ohren, und sein Leben zu retten. Kommt nun der Frühling, kommen nun die Tage des Reichs der Sonne, das ist dann ein Fest, ein Zauber; plözlich ist die Erde geschmückt mit reichem Rasen, mit den schönsten Blumen, und sogar mit schönem Obst (?) Nun lassen alle großen Herrn (denn in Rußland hat man Seigneurs wie man in England Lords hat), alle reichen Leute der Hauptstadt ihre Pavillons und ihre Palläste in den Inseln bauen, die längs des

[illegible]es liegen. Diese Bauten sind wahre Zauberwerke; man errichtet sie in wenigen Tagen, und bricht sie in wenigen Stunden wieder ab; die Mauern und Verschläge sind von Holz, roth, gelb, blau angemalt, und man verpflanzt sie wohin man will, je nach den Umständen und wie es Einem einfällt. Man hat von dem leichten Wesen der Franzosen gesprochen, aber das ist Ernst gegen die Unbeständigkeit der Russen. In diesem Lande hat man keinen andern Leiter als seine Einbildungskraft; ja dadurch werden gerade diejenigen glänzend, welche Erziehung genossen haben; in den höhern Klassen ist das die größere Zahl, alle Frauenzimmer sprechen französisch, und Manche so gut als die Pariserinnen; aber in Rücksicht auf Grazie und den guten Geschmack stehen sie den Nymphen der Seine nach. In Cronstadt, acht bis zehn Stunden weiter, treiben Seeleute, Handelsleute, und mitunter einige Edelleute ein sehr thätiges Leben; bisweilen bey ihren Mittagsmahlen trinkt jeder Gast seine drey bis vier Flaschen Champagner. Dann fahren sie in's Schauspiel nach Petersburg in anderthalb Stunden, kommen wieder zurück schlafend, und haben zwanzig Stunden Post gefahren, tüchtig zu Nacht gegessen, und wiederum den Tag mit einer tüchtigen Ladung Champagner geendigt. Die Kirchen sind prächtig, und man glaube nicht, daß sie nackt seyen, wie gewöhnlich bey uns. Hier hat man keine reich bezahlten Pfarrer, sondern dagegen verziert man Säulen, Altäre und Plafonds; überall hängt man Halsbänder, Rosenkränze, Vergoldungen und kostbare Steine aller Art auf. In Moskau, vor dem Brande, war es noch mehr, und noch jezt ist das, und zwar noch bedeutender in St. Novogorod in dem großen, von allen griechischen Christen verehrten Tempel. Je weiter man sich von den europäischen Provinzen entfernt, je mehr sieht man den Hang zu jener Frömmigkeit, die sich im Verzieren des Bethauses ausspricht. Je mehr man der Wolga und dem Uralgebirge und Asien sich nähert, desto mehr trifft man den Aberglauben an. Gerade diese russischen Sitten sind es, die dem türkischen Reiche gefährlich werden, und dieser Sturm, wenn er auch langsam herbeynaht, muß nur um so stärker und so heftiger ausbrechen."

Leipzig, 11. Aug.

(Beschluß.)

Wenn jene Scene dennoch immer sehr anspricht, und Hr. Genast sogar zur Wiederholung der Weinarie aufgefordert wurde, bey welcher er, wie man auch erwartete, die bekannte Parodie zu Ehren Mozarts sang, so muß man nicht vergessen, daß in jener Musik ein unwiderstehlicher Aufruf zur Freude liegt. — In den beyden Finales finde ich die Darstellung des Hrn. Genast am ausgezeichnetsten, und ziehe sie der des Hrn. Wild weit vor. Die Poesie des Kommandanten, von Hrn. Köckert gesungen, gehört zu dem in seiner Art Vollendeten. Hr. Höfler (Ottavio) und Dem. Schulz (Elvire) strebten beyde mit beyfallswerthem Eifer ihrer Aufgabe nahe zu kommen. Hr. Höfler ersezte durch verständigen Vortrag, was ihm an Stimme abgeht. Zerline (Mad. Devrient) schien mir nicht so frey und leichtsinnig unbefangen wie sonst; das „es könnte mich gereuen" erhielt fast einen Ton von Sentimentalität. Hoffentlich wird diese Stimmung vorübergehen.

Mad. Schulz trat [illegible] als Jessonda auf. Die Gattung des Zarten und [illegible] scheint sich, wie aus dem Obigen hervorgeht, minder für sie zu eignen. Wenn wir daher auch dem Fleiße und der Sicherheit und dem Streben nach Ausdruck gern Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so müssen wir doch diese Gastdarstellung ihren übrigen als Ganzes nachsetzen. Hienach waren aber die kräftigsten Stellen in dieser Partie auch die gelungensten, und wir gestehen mit Vergnügen, daß wir das schöne zweyte Finale von Seiten der Jessonda noch nie so kräftig und lebendig haben darstellen sehen und vortragen hören, — denn beydes war hier in Ein's verschmolzen, ja wir sagen gern, daß wir die Partie hier erst genau kennen lernten. Hr. Vetter, von seinen Gastdarstellungen in Frankfurt zurückgekehrt, trat zum ersten Male wieder in der Rolle des Nadori auf; eine seiner schönsten Partien. Möchte er nur, um uns die Fülle seiner Stimme zu zeigen, sie in der Höhe nicht zu sehr übernehmen, und durch Abstufungen der Stärke und Schwäche in seinen Vortrag mehr Licht und Schatten bringen. Dieß gilt auch von der Beobachtung der aparte's in dieser Partie, z. B. „soll ewig wie des Donners Stimme." Hr. Köckert trägt die Partie des Nadori mit seinem angenehmen Basse ernst und würdig vor.

Die dritte Gastdarstellung der Mad. Schulz war Vitellia in Mozarts Titus, wo sie als Virtuosin betrachtet, unstreitig im größten Glanze erschien. Bey einer solchen Oper müssen, wie in allen großen italienischen Opern, die Hauptpartien von lauter Virtuosen vorgetragen werden, wenn sie, bey Ermangelung einer interessanten Handlung, ein Gefallen erwecken soll. Mad. Schulz füllte hier ihren Platz so vollkommen aus, daß sich kaum etwas weiter hinzufügen läßt. Dem. Erhart führte die Partie des Sextus mit rühmlichem Wetteifer aus. Schade daß ihr nicht mehr Stärke und Umfang der Töne gegeben ist. Hr. Höfler zeigte als Titus das Verdienst seines Vortrags; aber im Eifer des Guten recht viel zu thun, überlud er uns mit Arien, deren Anhäufung die lahme und triviale Handlung dieser Oper noch langweiliger macht.

Die lezte Gastrolle dieser Künstlerin war Eglantine in Webers Euryanthe; die beste Darstellung, die ich überhaupt von dieser Rolle gesehen habe. Mad. Schulz besizt alles, was zu derselben erfordert wird, und führt dieselbe singend und spielend gehalten durch. Die Stelle: „nur einen einzigen Augenblick, ich wollt' ihn mit Vernichtung zahlen," welche die Sängerin mit der gebührenden Bedeutung vortrug, war gleichsam der Grundton ihrer Darstellung. Der Kulminationspunkt ihrer Empfindung war im ersten Akte die große Arie, in welcher Eglantine sich ihrer Leidenschaft frey entladet, und welche sie mit einer Frische der Stimme vortrug, als ob sie noch keinen Ton gesungen hätte, obgleich schon lange Recitative und ein Duett vorhergegangen sind. Einen Mißgriff jedoch kann ich nicht verhehlen, deßhalb, weil ihn das Publikum mit großem Beyfall belohnte. Euryanthe durch Eglantines Vorstellung bethört, sagt: Freundin, komm' an meine Brust, wie konnt' ich solche Lieb' ermessen. Darauf fragt Eglantine, du liebst mich? und ruft aus: Alles ist vergessen! Bey diesen lezten Worten nun, auf welche eine Formale fällt, nahm die Sängerin einen solchen Kraftanlauf, als wollte sie ihr ganzes Gefühl entladen; und die Explosion der Kraft riß die Zuhörer gewaltig mit fort. Gleichwohl spricht Eglantine in jenen Worten nicht ihr wahres Gefühl aus; es ist nur verstellte Zärtlichkeit und Anhänglichkeit. Erst nach der Entdeckung des Geheimnisses, und bey dem Ausruf: gewicht'ge Kunde, der auch im Texte durch die Worte: „mit unverhehltem Triumphe" bezeichnet wird, spricht sich ihr wahres Gefühl so aus, daß Euryanthe davor erschrickt, — und noch freyer dann in der genannten Scene, welche dem Duette folgt. — Im zweyten Akte schien die Kraft der Künstlerin noch gesteigert, und in dem dritten erhob sie Spiel und Vortrag zu der Höhe einer Shakespear'schen Seelenschilderung, die der geniale Komponist hineingelegt. Die Wirkung war allgemeine Erschütterung und Anerkennung ihres großen Verdienstes, — das in guter Erinnerung bey uns bleiben wird. Nächstens über Dem. Lindner.

W.

Beylage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. August 1826.

Alles, was da ist,
Ruhet in mir, wie die Luft im weiten unendlichen Aether,
Und kehrt wieder zurück nach seinem vollendeten Zeitlauf,
In die Quelle des Seyn's, aus welcher es wieder hervortritt.

Wyasa.

Die Kometen.*)

Die ersten Benennungen der Dinge, besonders solcher, die in der Folge wissenschaftliche Gegenstände geworden sind, zeigen gewöhnlich höchst auffallend den damaligen Zustand und die nachherigen Fortschritte der Kultur; und der Astronomie fehlt es nicht an Beyspielen hievon. Der Name Planet (Irrstern) beweist, wie wenig die ersten Beobachter des Himmels sich in die verwickelten Bewegungen dieser Hauptkörper unsers Systems finden konnten, und wie wenig Hoffnung sie hatten, Ordnung in dieses Chaos zu bringen; und noch jezt lehrt uns die Benennung der Kometen (Behaarten oder Bartkörper, von dem griechischen Worte Koma, Haar), daß die ältesten Astronomen, weit entfernt, sie für Weltkörper gleich den Planeten zu halten, oder sich mit der Untersuchung ihrer Bahnen zu beschäftigen, nichts Merkwürdiges an ihnen fanden, als ihre sonderbare Gestalt, ihren Bart oder ihren Schweif. Es ist billig, daß man diese Benennung beybehält; sie verkündigt den Triumph der neuern Astronomie über die ältere: denn welche Fortschritte hat die Sternkunde machen müssen, um zu der Kenntniß zu gelangen, daß diese verachteten oder gefürchteten haarigen Körper so sehr den ganzen Raum unsers Sonnen-Systems einnehmen und dessen eigentlichen Reichthum und Bevölkerung ausmachen, daß die Erde und die übrigen Planeten, die man bisher für die Hauptsache ansah, ganz dagegen verschwinden und nur als Splitter zu betrachten sind, mit denen einige leere Fugen ausgeflickt wurden, oder als Sprößlinge des Spätjahres, die durch eine neuere Revolution aus der Ur-Sonne hervorschossen, um den Hauptpflanzen dieses unermeßlichen Gartens, den Kometen, freyern Raum zu geben, umherzustreifen.

*) Aus dem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung so eben erschienenen vierten Band von Schuberts vermischten Schriften.

Um meine Leser zu überzeugen, daß dieses der wahre Gesichtspunkt ist, aus dem man die Kometen betrachten muß, werde ich zuerst von ihrer Menge, dann von ihren Bahnen und endlich von ihrer physischen Beschaffenheit reden. Die ersten zwey Gegenstände, da sie zum Gebiete der Mathematik gehören, lassen sich theils zu völliger Gewißheit, theils zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit bringen. Bey dem leztern dürfen wir, wegen der seltenen Erscheinung der Kometen und wegen des undurchdringlichen Nebels, der sie unsern besten Fernröhren verhüllt, nur dürftige Resultate erwarten, welche desto mehr Anlaß zu physischen Spekulationen oder Träumen geben, die, wenn sie gleich dem Verstande keine Befriedigung gewähren, doch die Phantasie auf eine angenehme und unschuldige Art beschäftigen.

Ihre Anzahl.

Es gibt nur sieben, oder wenn man die in diesem Jahrhundert entdeckten kleinen Körper dazu rechnet, eilf Hauptplaneten und achtzehn Nebenplaneten unsers Sonnensystems, indeß schon über hundert Planetenbahnen berechnet

..e hundert Kometen nur einen sehr kleinen Th.. ausmachen, davon wird man sich leicht über... sind. Daß ab der ganzen Zahl derer, die wir noch nicht ..wenn man weiß, daß jene hundert nur etwa ein ..tes Jahrhundert einschließen. Damit aber die Leser im Stande sind, über die wahrscheinliche Anzahl der Kometen zu urtheilen, muß eine kurze Erzählung der Entdeckung und der Beobachtungen dieser Weltkörper vorausgeschickt werden.

Wollte man in das Verzeichniß der beobachteten Kometen alle diejenigen aufnehmen, die in den Chroniken als solche erwähnt werden, so würde man leicht tausend Kometen zusammenbringen, die seit den ältesten Zeiten den Bewohnern unsers Planeten erschienen sind. Allein man darf nur einen Blick in diese Chroniken werfen, um sich durch die Art, wie sie davon reden, zu überzeugen, daß vielleicht die Hälfte dieser Erscheinungen keine Kometen waren und zum Theil in die Klasse der Mährchen vom feurigen Drachen gehören, der in den Schornstein ein- oder auszieht, oder von den Hexen, die in der Walpurgis-Nacht auf brennenden Besenstielen ihren Ritt antreten, um auf dem Blocksberge dem Satan ihre Huldigungen darzubringen. Was sagen meine Leser z. B. zu solchen Nachrichten wie folgende, die ich ihnen aus dem Hauptwerke über die Geschichte der Kometen *) zum besten gebe?

„Wien vom 2ten Mai 1665. Es ist sonsten aus „Spanien anhero avisiret worden, das man in Castilia „in den Gebürgen, daselbst ein Monstrum gefunden von „dreyßig Schuhe lang und vier hoch, dessen Gestalt wie „ein halber Mensch, Crocodil und Satyr" (eine sonderbare Zusammenstellung) „mit Hörner gewesen, mit „einem Comet und 4 Buchstaben, als A. B. G. I. gezeichnetes, wovon mit nächsten ein Abriß erfolgen solle. So „melden auch die extra-ordinarii eingeloffenen Briefe von „Grätz, daß den 24sten April daselbsten ein schöner Sabel „im hellen Tage am Himmel gesehen worden."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Stanislai de Lubienietz Theatrum Cometicum, 1666. 2 Bände in Folio.

Der albanische See und dessen Kanal.

(Fortsetzung.)

Der Umfang des See's, unmittelbar am untersten Ufer desselben, wird von einigen auf acht römische, oder auf mehr denn anderthalb deutsche, Meilen angegeben. Der Canalaufseher hat mich jedoch wiederholt versichert, daß man ihn in starkem Schritte in anderthalb Stunden umgehen könne. Somit dürfte sein unterer Umfang also eine gute deutsche Meile, der obere fast noch einmal so viel betragen. Ueber die Tiefe des See's in der Mitte desselben herrschen noch widersprechendere und offenbar übertriebene Gerüchte: einige erklären sie geradezu für unmeßbar, andere geben sie auf mehr oder weniger denn fünfhundert Fuß an. Höchst sonderbar und für die Geologie merkwürdig ist, daß der See, obgleich der Ursprung desselben ohne allen Zweifel als Folge einer vulkanischen Eruption betrachtet werden muß, jezt süßes Wasser enthält, weßhalb sich auch nur Fische, diesem eigen, und darunter besonders eine Art von vortrefflich schmeckenden Gründlingen, welche man hier Latterine nennt, darin befinden. Die Tiefe des Kraters bis zum Spiegel des See's wird auf zweyhundert und fünfzig, bis dreyhundert, ja, von einigen sogar auf dreyhundert und fünfzig Fuß angegeben, wahrscheinlich ebenfalls übertrieben, obgleich zum Hinuntersteigen stets fünf Viertelstunden erfordert werden, ein Umstand, der freylich nichts Bestimmtes aussagt, weil der gänzlich ungebahnte Weg, an mehreren Orten wahrhaft lebensgefährlich, über Busch und Gestripp, über Stock und Stein, geht.

Die natürliche Anmuth des See's, vom malerischen Grün seiner Bäume und Gesträuche hervorgebracht, gewinnt durch die einzelnen größeren oder kleineren Gebäude, welche in und über, so wie durch die Ortschaften und Berge, welche hinter dem Krater liegen. Gegenüber vom erwähnten Platz hinter der Kirche aus gesehen, stellt sich Pallazzuola dar, ein Franziskanerkloster von beträchtlichem Umfange, in der reizendsten Lage, welche sich auf der Erde denken läßt. Die guten Patres üben die Gastfreundschaft bis zu einem Grade aus, daß man nicht begreift, wie ein Bettlerorden dabey bestehen könne. Nicht allein wird Jeder, auf sein Verlangen, mit der liebenswürdigsten Beritwilligkeit gespeist und getränkt, sondern es gibt sogar einen besondern Saal (forosteria), worin vorzugsweise die Fremden bewirthet und sogar Frauen zugelassen werden. Leztere erhalten jedoch keinen Zutritt weder im Kloster noch in den Gärten, sondern müssen sich unter demselben durch und von hinten in den Fremdensaal begeben, welcher abgesondert am andern Ende des Gebäudes liegt. Freylich läßt jeder wohlhabende Fremde eine beliebige Gabe zurück, aber der Armen, welche hier umsonst zehren, gibt es nichts destoweniger eine große Anzahl. Wer übrigens diese guten Mönche der Schwelgerey beschuldigen wollte, thäte sehr unrecht. Ich habe zweymal bey ihnen gespeist, und beyde Male gefunden, daß höchstens das Nothwendige, keineswegs das Ueberflüssige, bey ihnen zu Hause ist; besonders gehört ihr Wein sicher nicht zum besten, der um Albano wächst. Nur den Layenbrüdern liegt die Pflicht ob, mit den Fremden zu verkehren; die Mönche selbst halten sich fast mit affektirter Sorgfalt entfernt von ihnen. Pallazzuola steht übrigens, wo nicht gerade auf derselben Stelle, doch sicher nicht viel weiter unterhalb, wo ehemals Alba Longa gelegen. Von lezterm ist keine Spur mehr vorhanden. Links davon erscheint

in einiger Entfernung und bey weitem über dem Krater eine Kirche, la Madonna del Tufo genannt, wie ein weißer Flecken, welcher im übrigen unermeßlichen Grün des Felsens eine besondere Wirkung macht. Darüber ragt die höchste Spitze des Berges, der Reihe nach der dritte aller umliegenden mit seinem Passionistenkloster hervor, von den alten Römern im engeren Sinne der albanische Berg, jezt Monte Cavo genannt. Im Garten des genannten Klosters sind noch Ueberreste vom uralten Tempel des Jupiter Latiaris vorhanden, von Tarquinius Superbus erbaut, wo das römische Volk alljährlich das sogenannte lateinische Fest (Latinae) feyerte, und wo zugleich die Triumphatoren einige Tage nach ihrem Triumphe dem erwähnten Gotte Dank für denselben abstatteten, und auch die Konsulen Besitz von ihrem Amte nahmen. Links von Monte Cavo, doch minder hoch, liegt Rocca di Papa, amphitheatralisch in den Berg gebaut, ein Städtchen, wie es heißt, von fünfzehnhundert Einwohnern, welches nach Rocca Priora (auf der andern [der Nordost] Seite des Berges) die höchste Lage auf dem albanischen Berge hat. Der Sage des Volkes nach ist die Luft in beyden Oertern, besonders in lezterm so dünn und fein, daß hektische Personen, deren Uebel sich schon ausgebildet hat, entweder in den ersten drey Tagen sterben, oder, haben sie die Krisis einmal überstanden, genesen. Daß dieß Vorgeben einen Widerspruch in sich faßt, scheint weder der große Haufe, noch selbst mancher Arzt zu begreifen. Rechts vom Zuschauer liegt, fast in seinem Rücken, höchst malerisch ein Kapuzinerkloster, gleichfalls von bedeutendem Umfange, mit weitläuftigen Gärten. Sonderbar, daß dieses, so wie das eben genannte Franciskanerkloster, obgleich Bettelmönchen gehörig, zu den weitläufigsten Gebäuden der Art in der umliegenden Gegend gehört.

Der Genuß der Herrlichkeit dieses See's ist fast allein auf den Anblick beschränkt; Spaziergänge gibt es an demselben nur einen einzigen. Dieser führt rechts, ungefähr in der Mitte des Abhanges schlängelnd, von Albano nach Palazzuola, und von dort nach Rocca di Papa und zum Monte Cavo hinauf. Das ganze Maß von stumpfsinniger Gleichgültigkeit für gemeinnützige Anlagen zum öffentlichen Vergnügen, welche die Einwohner der Gegend charakterisirt, ist erforderlich, um diesen Weg nicht allein nicht zu unterhalten, sondern alles Mögliche zu seinem Ruine zu thun: ellenhohe Steinhaufen, durch den Regen vom Felsen herabgespült, und gefällte Bäume den Weg versperrend, sind Schuld, daß man höchstens den achten Theil des Weges ohne große Unbequemlichkeit zurücklegen kann; ja die Kohlenbrenner haben sich sogar erlaubt, alle links nach dem Krater zu am Wege stehenden Bäume umzuhauen und somit allen Schatten von daher geraubt. Freylich hatten sie das Recht dazu; aber der Ortsobrigkeit hätte die Pflicht obgelegen, in den mit ihnen abgeschlossenen Kontrakten, diese Bäume vom Schlagen auszunehmen, was bey dem ungemeinen Reichthum an Holz in dieser Gegend, wo die in der Höhe stehenden Bäume der Schwierigkeit des Hinaufgelangens wegen, ohnehin meistens unangetastet bleiben, kein Gegenstand von Bedeutung gewesen wäre. Ein zweyter Weg führt von Albano oberhalb des Kraters weg, die antike Via Triumphalis, auf welcher die Römer zum latiarischen Tempel hinaufstiegen, nicht minder herrlich als der vorige, und minder unbequem, weil er eine größere Breite hat. Obgleich hier, wegen der vielen umliegenden, zum Theil ziemlich bedeutenden, Ortschaften und Städte, zu jeder Zeit des Tages eine frequente Passage herrscht, so soll dieser Weg doch nicht selten von Schnapphähnen, welche im undurchdringlichen Dickig der Waldung ihre Schlupfwinkel haben, unsicher gemacht werden, besonders in der Gegend über Pallazzuola, wo sich fünf bis sechs Wege, einen Zirkel bildend, durchschneiden, und der deßhalb auch la Stelletta heißt. Ich bin diese Straße sehr oft gegangen und von Rocca di Papa, oder vom Monte Cavo kommend, meistens gegen Abend nach Albano zurückgekehrt, habe aber nie eine Spur von malviventi oder grassatori (wie hier die Straßenräuber genannt werden) gefunden, ein einziges Mal ausgenommen, wo mir plötzlich drey höchst zerlumpte Kerle begegneten, von denen mir der eine, fast ironisch, seine Verwunderung zu erkennen gab, daß ich mich so spät und allein in dieser Gegend, wo es stets genti di macchia (Walddiebe) gäbe, betreten ließe. Ich antwortete ihm, ich sey keineswegs allein, sondern habe einen guten Freund bey mir, welcher mich nöthigenfalls schon zu vertheidigen wissen würde. Dieß sagend ließ ich ihm, von der Hand bedeckt, das Ende eines kleinen Teleskops aus der Brusttasche hervorgucken; die Kerle nahmen es, eben wie ich gewünscht hatte, für ein Pistol und gingen, mir eine gute Nacht wünschend, ihres Weges. Endlich gibt es noch in der untersten Tiefe des Kraters unmittelbar um den See herum einen Weg, der vielleicht der gangbarste von allen ist, und deßhalb in den heißesten Sommermonaten den herrlichsten Spaziergang gewähren würde, wenn der Zugang zu demselben nicht so abscheulich wäre. Daß die antiken Umwohner des See's hier herunterzusteigen pflegten, um der Kühle zu genießen, beweisen die Rudera, welche hier stehen, ein großes Gewölbe, eine Grotte mit mehreren Nischen bildend, von merkwürdiger Bauart und in jenem Style, den man netzförmig (reticolare, reticulato) nennt. Man hält diese Rudera für den Ueberrest eines Nymphaeum's (Dianenbades), dessen sich die Alten, wenn sie im See baden wollten, zum Aus- und Ankleiden, oder auch sonst zum Ausruhen bedienten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Aug.

Heute muß ich schon einmal um Erlaubniß bitten, über Quedlinburg nach Berlin kommen zu dürfen; nicht weil dort Heinrich der Städteerbauer — den unsere Historiker nicht mehr nach den glücklichsten Thieren genannt wissen wollen — Finken über Finken erwischte; auch nicht, weil dort mein großer Landsmann, Klopstock, geboren wurde, um das erste deutsche Heldengedicht zu schreiben; am allerwenigsten aber, weil daselbst um diese Jahreszeit ein seltenes Vogelschießen gehalten zu werden pflegt; — denn das Alles gibt auch nicht die leidlichste Ideenassociation mit der drückenden Hundstagshitze, unter welcher wir gegenwärtig Tag und Nacht schmachten, sondern weil der Rektor der dasigen gelehrten Schule vor Zeiten das Onus auf sich hatte, alljährlich den Kalender für die nächsten Umgegenden der Abtey, so wie für die leztern selbst zu verfertigen. Einer dieser Rektoren, unter welchen es bekanntlich in neuern Zeiten Männer, wie Rambach und Stroth, gegeben hat, soll auf den naiven Gedanken gekommen seyn, sich diese Verfertigung dadurch zu erleichtern, daß er blos den astronomischen Theil des Kalenders ausarbeitete, das Wetter aber von den Schülern der ersten Klasse mit dem Bedeuten hinzufügen ließ, daß sie darüber völlig frey disponiren könnten, wenn sie nur um Weihnachten keine Gewitter, und in den Hundstagen keinen Schnee verkündigten.

Dieß Anekdötchen mußte mir nach einer sehr natürlichen Ideenverbindung in diesen Tagen nothwendig wieder beyfallen, da uns — mindestens habe ich für meine Person nicht anders vernommen — für die gegenwärtige Hundstagszeit eine empfindlich kühle Witterung vorhergesagt worden ist. Es scheint also, als ob sich auf rationellen Wegen in Hinsicht der leztern fast noch weniger ausmitteln lassen wollte, als auf dem, welchen der ungenannte Quedlinburger Rektor durch seine Schüler beliebte.

Das Schlimmste bey dieser verunglückten Weissagung ist nun offenbar dieß: daß, wenn man in dem Menschen mit Plato zwey Seelen annimmt, die bessere bey einem Thermometer-Stande von 23° — 26° R. in der That keine taube Nuß werth zu seyn scheint. Und wenn sie nur bloß zum Schaffen übel aufgelegt wäre, so ginge es noch immer; allein sie hat auch schlechterdings keine Lust, nur einmal die geistigen Augen zu öffnen. Alles, und wären es die brillantesten Festins, geht wie im tiefen Schlafe vor ihr vorüber.

Billige Leser und Leserinnen des Morgenblattes werden sich also weiter nicht wundern, wenn wir mit den obern Erkenntnißkräften der menschlichen Seele — wie sie weiland in der Leibnitzisch-wolfischen Schule genannt wurden, — für dießmal im eigentlichsten Sinne des Wortes feyern, und Sie blos allein mit dem unterhalten, was die körperlichen Augen gleichsam als Privatpersonen, während der lezten Wochen in der Hauptstadt beobachteten. — Wer, wie Unterzeichneter, jezt um die Mittagszeit seinen Weg durch die Linden zu nehmen pflegt, weil er es mit dem weisen Sokrates für nöthig hält, sich mannhaft an die Hitze zu gewöhnen, der wird, — vorausgesezt, daß er selbst die Augen offen behält — nicht blos manchen wackern Leuten begegnen, die sämmtlich so aussehen, als ob sie im Gehen einschlafen wollten; sondern auch Rechts und Links auf den seitwärts angebrachten Bänken lauter selig, mitunter aber auch sehr unselig Entschlafene erblicken. Um dieß Leztere zu bemerken, darf man freylich während seiner irdischen Laufbahn den Himmel nicht immer voller Geigen gehabt haben; denn in diesem glücklichen Falle sieht man leicht über dergleichen hinweg. Wer aber oft merkte, daß und wo ihm der Schuh drückte, der bekommt — versteht sich bey den gehörigen psychologischen und physiognomischen Anlagen — die eben nicht beneidenswerthe Fertigkeit, einem Schlummernden die halbe Lebensgeschichte aus den Augen, und noch dazu aus den verschlossenen heraus zu lesen. Mir gehts mit diesen öffentlich Schlafenden nicht selten, wie Rabnern in seiner Kirche mit den Frommen; ich glaube etwas mehr zu bemerken, als sie vielleicht sehen lassen wollen.

Wie anziehend aber der Anblick eines Glücklichen in seinem sorglosen Schlummer ist, davon habe ich in diesen Tagen unter den Linden einen höchst malerischen Beweis erlebt. Ein junger Mensch von blühender Gesundheit und einnehmender Gesichtsbildung, dem die Etikette der großen Hauptstadt wenige Skrupel zu machen schien, hatte sich nämlich seiner natürlichen Freyheit bedient, und saß nicht, sondern lag eingeschlafen auf einer Seitenbank: neben ihm aber stand ein ziemlich betagtes Mütterchen mit offenen Augen so zu sagen Wache. Sie lächelte wohlgefällig dem Schlummernden in's Gesicht; allein ihr Lächeln verrieth nicht blos die höchste Decenz, sondern war zugleich mit einem Beysatze gemischt, der in der That mit der Andacht verschwistert zu nennen war. Ich verließ beyde mit der berühmten Devise eines wohlbekannten englischen Ordens: Honny soit, qui mal y pense:

Daß jedoch, wenn alles in der Welt schläft, die halbgehaßte, halbgeliebte Satyre immer auf den Füßen zu seyn pflegt, verkündigte nicht weit von jener Scene ein leichtfertiger Bube, der jeden vorüber Wandelnden durch ein farbiges Glas anblickte, und dabey lachend ausrief: „Mein Himmel, wie schön sind Sie!“ Man that rechts und links vornehm, als ob man nichts gehört hätte; und das war allerdings das Klügste, denn diese Berlinischen Straßenbuben besitzen eine dermaßen routinirte Keckheit, daß sie höchstens der Polizeysäbel zum Schweigen bringen kann.

Da ich einmal à la Lavater im Physiognomisiren begriffen war, und die Sonne bereits über den Kulminationspunkt hinaus, auf der nördlichen Seite der Häuser den erquickenden Schatten eintreten ließ; so konnte ich nicht umhin, einen kleinen Abstecher an den Weißischen Bilderladen zu machen. Das Erste, was mir höchst angenehm auffiel, war ein Kupferstich von der Prinzessin Friederich, der Tochter des Herzogs von Bernburg. Ich weiß nicht, was unsere beredten Kunstphilosophen darüber urtheilen mögen; meiner Wenigkeit schien aber bey diesen überaus einnehmenden Gesichtszügen der große Beklagte des Anytus mit seiner Meynung: „daß in jedem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne,“ ganz unwiderlegbar zu seyn.

Einige Tage nachher war dieses freundliche Bild schon wieder verschwunden; dafür aber hatte sich der unlängst entschlafene Phönix, der Berliner Jean Paul Friedrich Richter, eingefunden, dem sich bald darauf mein ehrlicher, nun auch schon geschiedener Voß zugesellte. Wenn sich ein gebildeter Weltmann von physiognomischem Blicke vor diese beyden Kupferstiche hinstellte, und sich fragte: Wer hat beym Büchermachen und Bücherlesen wohl noch am glücklichsten gelebt, dieser Jean Paul, dem es schwer fiel selbst seinen Namen unjeanpaulisirt zu lassen, oder jener Johann Heinrich, dem die Nachwelt wegen seinen schönen Originalgedichten eine Menge schwerfälliger Uebersetzungen verzeihen muß? So würde die Antwort wahrscheinlich zu Gunsten des Leztern ausfallen. Voß hat nämlich eben so viel Offenes, Heiteres und Frohes in seiner Physiognomie, als der von Charakter gewiß nicht minder liebenswürdige Richter in der seinigen Gespanntes, Verziertes und Melancholischdüsteres hat. Selten behalten übrigens Männer, die in Wissenschaften und Künsten etwas Vorzügliches leisten, so einnehmende Gesichtszüge, wie man an Händel und Winckelmann noch nebenher bewundern muß.

Ernst Woldemar.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 31. August 1826.

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.
Goethe.

Baderegeln.

Wildbad 1826.

Wenn du dich ermuntert hast
  Aus des Schlafes Schwere,
Merk' als frommer Badegast
  Meine treue Lehre!
Alles Denkens dich entschlagen,
Sorg' und Grille wegzujagen,
  Sey die erste Regel!

Trink' ein Gläschen oder zwey
  An der Quelle Sprudel!
Spreng' des Nichtsthuns Gott dabey!
  In den heißen Strudel
Stürze dich dann unverdrossen
Ganz vom Leibeshauch umflossen
  Seiner Glutnajade!

Lieblich, wenn vom Hof herein
  Durch der Wölbung Hallen
Mit den Wellen im Verein
  Saitentöne schallen!
Auch Gesang und Scherz erfreuen
Aus der Badgesellen Reihen
  Und der Nachbarinnen!

Nach dem Bade kurzer Ruh'
  Pfleg' auf weichem Bette!
Eile dann dem Schatten zu
  Zur gewohnten Stätte!
Wo gesprächig Wellen gehen
Durch die dämmernden Alleen
  Kosend mit den Schatten.

Wen die Sohle rascher trägt,
  Auf der Berge Gipfel
Steig' er, wo der Kulm sich hegt
  Alte Tannenwipfel,
Durch den Duft sich zu erfrischen,
Dem sich Hauch und Klänge mischen
  Zarter Quellengeister.

Mittags im gefüllten Saal
  Labe dich des Mahles
Mäßig doch, mit kluger Wahl;
  Mäßig des Pokales!
Die gesell'ge Freude munter
Schlinge Blumen bunt und bunter
  Um den Rest des Tages!

So von Sorg' und Runzel frey
  Deine Badkur übe,
Sonder andere Arzney.
  Auch der Gott der Liebe
Ferne seine schärfern Pfeile,
Nur mit flatterhafter Eile,
  Mög' er dich besuchen!

Conz.

Die Kometen.

(Fortsetzung.)

Nach der damals beliebten Denkungsart mußte jeder Komet auf der Erde Unheil anrichten oder verkündigen, und sollte es auch nur in irgend einem Krähwinkel seyn. Es ist in der That lästig, die verschiedenen Ansichten zu betrachten, aus welchen die Menschen jener Zeit, die sich

das Leben dadurch verbitterten, daß sie alles von der ernsthaften und traurigen Seite nahmen, dem Kometen von 1665 sein Prognostikon stellten. Der eine sieht darin lauter politische oder physische Revolutionen; unter jenen findet sich folgende des Datums wegen merkwürdige Weissagung: „den 19. Oktober wird ein neu Gesetz und Regiment herfürbrechen.“ Unter diesen spielen die Erdbeben eine große Rolle, und der patriotische Prophet fügt folgende Warnung hinzu: „rathen demnach Ew. Kais. Maj. für Dero Vorsorge, Sie wolten sich nach einem wohl gebauten starken Palast oder Residenz umbthun, in einem finstern Thal gelegen, allenthalben mit Bergen umgeben, etwa 20 Tage aldar sich zu enthalten“ (wovon?). Ein anderer sieht darin die Gefahren, welche die protestantische Kirche bedrohen, wie aus folgendem Schreiben erhellt. „Wißmar vom 8. Mai 1665. Es geht eine Rede, daß zu Colberg Fewer vom Himmel gefallen wäre, und darauf eine Stimme Wehe schreyende, gehört worden sey. Gott ist es bekand, was es wil bedeuten. In der Mark sollen zwischen den Evangelischen und Reformirten Predigern viel Wiederwärtigkeiten fürlaufen. Es scheint leyder, die Operationen der Kometen lassen sich handgreiflich spüren.“ Ein dritter nimmt zwar anfangs den Ton eines philosophischen Skeptikers an, kann sich aber doch nicht ganz von den Vorurtheilen seines Zeitalters losreißen, und äußert sich über diesen Kometen folgendermaßen: „Regensburg den 28. May 1665. Daß der newer Wahrsager oder Astrologorum Prophezeyungen so just zutreffen, fundament haben, oder zu fürchten seyen sollten, glaube ich nicht, und weiß mein hochgeehrter Herr voran, was ich von dergleichen Dingen, und wie ich mich darin halte. Sehe unterdeß, daß die Pohlnische Sachen je länger je mehr involviret, und gleichsam inextricabel worden, also daß nichts davon zu schließen. Ich aber beständig bin und verbleibe meines hochgeehrten Herren dienstwilligster Diener Von Rautenstein.“

Ueberhaupt ist dieses Werk ein wahrer Karl von Karlsberg, ein schwarzes Gemälde des menschlichen Elends. Fast kein Jahr vergeht ohne Kometen, die mehrentheils nichts anders als Meteore waren, und kein Komet erscheint, der nicht neues Elend über die Erde bringt, wie die Leser aus folgenden Beyspielen ersehen werden. — „Im Jahr Chr. 1200 erschien ein Komet von der Art derjenigen, die nach Schwefel riechende Steine herabwerfen.“ „Im Jahr 1230 ließ sich ein Komet sehen, der allerley Unglück andeutete, unter andern das traurige Ende des Fürsten Mesco in Polen, der von Mäusen, welchen keine menschliche Kraft, selbst nicht das Wasser und Flüsse widerstehen konnte, aufgefressen ward.“ — „Im Jahr 1254 ward ein Komet einige Monate in Deutschland gesehen. In der Gegend von Verona warf eine Stute ein Ungeheuer, welches ein vierfüßiges Thier mit Menschen-Kopf vorstellte. Da es undeutliche menschliche Töne von sich gab, ward es von einem Bauer mit einem großen Degen umgebracht.“ Ein gemeiner Bauer war also hinlänglich, die Welt von dem großen Unglücke zu befreyen, welches dieser Komet verkündigt hatte. Uebrigens muß dieser Veronische Bauer vor der menschlichen Stimme einen Abscheu gehabt haben, der seinen Landsleuten sonst nicht sehr gewöhnlich ist. — „A. 1303 erschien ein Komet wie eine Feuer-Säule, die sich herabließ, bald aber wieder emporstieg.“ — „A. 1314 erschienen am Himmel zugleich 3 Monde, und ein Komet, der sich 2 Monate sehen ließ.“ (Wahrscheinlich eine Verwechselung der Monate und Monde.) — „A. 1341 erschien ein Komet und in Nürnberg brannten 400 Häuser ab.“ — „A. 1510 erschien ein Komet, von dem Steine herabfielen, die stark nach Schwefel rochen.“ Der zweyte Aerolith. — „A. 1532 ließ sich nicht nur ein Komet mit sehr langem Schweife sehen, sondern an vielen Orten unzählige Drachen, die heerdenweise herumzogen, mit Kronen auf dem Haupte und Schweins-Rüsseln. In der Gegend von Babylon ward von einer gemeinen Frau ein Kind geboren, das sehr schön war, und unnatürlich glänzende Augen und Zähne hatte. In seiner Geburtsstunde zeigten sich fürchterliche Dinge am Himmel. Um Mitternacht aber erschien plötzlich die Sonne so hell wie am Mittage, worauf eine Finsterniß folgte, die den ganzen Tag dauerte.“ Eine wunderreiche Zusammenstellung einer ganz alltäglichen Begebenheit, nämlich eines schönen Kindes von gemeinen Eltern: das Merkwürdigste dabey ist die Korrespondenz zwischen den chaldäischen und europäischen Astronomen des sechszehnten Jahrhunderts. — „A. 1541 den 21. August ließ sich ein Komet in Gestalt eines Drachen mit langem feurigen Schweife sehen.“ — „A. 1572 zeigte sich ein neuer Stern in der Kassioveja (der berühmte von Tycho entdeckte Fixstern), den man für einen Kometen hielt. In demselben Jahr ward die Pariser Hochzeit gefeyert, bey welcher mehr Blut als Wein vergossen ward.“ —

Wenn der Pole Lubienietz zu unserer Zeit gelebt hätte, welchen Stoff würden ihm die zwey großen Kometen, die wir erlebt haben, gegeben haben, sein langes Verzeichniß astrologischer Deutungen noch mit einer wirklich merkwürdigen zu vermehren! Keiner meiner Leser wird sich erinnern, in seinem Leben mehr als zwey große Kometen gesehen zu haben: einen, der im Anfange des Augusts 1769 zuerst erschien, und mit seinem Schweife, der sich über den vierten Theil des Himmels ausstreckte, der Erde Gräuel und Elend verkündigte; und dann den, welchen wir alle gesehen haben. Dieser leztere erschien im Jahr 1811 in seinem schönsten Glanze; in dem merkwürdigen Jahre 1812 zeigte er sich noch einmal in Rußland (denn nur hier allein ward er beobachtet, und die französischen Astronomen, die wegen ihres günstigeren Himmels größere Ansprüche an

seine Erscheinung hatten, erwarteten ihn vergebens), erlosch aber so schnell wie er erschienen war, und verschwand nach einigen Wochen ganz, aber ohne Schweif, vielleicht auch ohne Kopf. Schon ist er, gleich so vielen großen Kometen, der Vergessenheit übergeben, und die Astronomen oder Politiker beschäftigen sich jezt nur noch damit, seine vorübergehenden Querzüge, die in den Zeiten des Aberglaubens den Untergang großer Reiche gedroht haben würden, und diese Wirkung vielleicht auch jezt auf manche furchtsame Seele hatten, durch ihre Rechnungen oder Verträge in Ordnung zu bringen, und dann wieder den alten ruhigen Gang des Himmels oder der Erde zu beobachten. Hier hätte der gute Lubienietz nicht nöthig gehabt, ein Kind mit scharfen Zähnen, von geringer Herkunft, in Babylon aufzusuchen: er hätte es weit näher haben können.

Die Leser werden durch die hier mitgetheilten Proben hinlänglich überzeugt seyn, wie wenig man sich auf diese älteren Angaben verlassen kann, wenn nicht zugleich die Dauer der Sichtbarkeit und die Bewegung solcher Erscheinungen angegeben ist. Jedes leuchtende Phänomen, das nicht genau so aussah wie die Sterne oder die Planeten, hieß damals ein Komet; und nur durch die Fortschritte der neuern Sternkunde war es möglich, die wahren Kometen vom Zodiacal-Licht, von Nebelsternen, neuen oder veränderlichen Sternen, Nordlichtern, Aerolithen, und andern Meteoren zu unterscheiden. Im Alterthume wurden solche Erscheinungen nur begafft, nicht astronomisch beobachtet, nur als Gegenstand der Neugierde, nicht der wissenschaftlichen Untersuchung angesehen. Der schärfsten Nachsuchungen unerachtet, die man zu unsern Zeiten angestellt hat, ist es nicht möglich gewesen, vor dem sechszehnten Jahrhundert mehr als zehn aufzufinden, die den Namen eines Kometen mit Recht verdienen, oder deren Stellung und Bewegung genau genug angegeben ist, um ihre Bahnen darnach zu berechnen. Die Geschichte der Beobachtung der Kometen läßt sich hauptsächlich in drey Perioden eintheilen, die scharf genug von einander abgeschnitten sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Während Rousseau's Anwesenheit in England spielte Garrik ihm zu Gefallen zwey Rollen: Lusignan und Lord Chalkstone, und da man wußte, daß Jean Jaques zugegen seyn würde, so war das Haus zum Ersticken voll. Rousseau war mit seiner Aufnahme sehr zufrieden, aber Mistriß Garrik sagte, sie hätte nie in ihrem Leben einen so unangenehmen Abend zugebracht, denn der einsiedlerische Philosoph habe sich, in seiner Begierde sich zu zeigen, so weit über seine Loge hinausgelehnt, daß sie ihn habe beym Rockschoß halten müssen, aus Furcht, er möchte in's Parterre hinabfallen. Er sagte nachher zu Garrik: „Ich habe Ihr ganzes Trauerspiel hindurch geweint, und Ihr ganzes Lustspiel hindurch gelacht, ohne irgend etwas von Ihrer Sprache zu verstehen."

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 10. August.

Unser herrliches Fest, unser großes Konzert des helvetischen Musikvereins ist nun vorüber, und ich eile, Ihnen darüber ausführliche Kunde zu geben. Sie wissen, daß dieser Verein mehr noch ein nationeller, als ein musikalischer ist, und daß bey seiner Stiftung vor vierzehn Jahren die Idee zum Grunde lag, dieß festlich heitere Zusammenkommen der Schweizer aus allen Kantonen solle ein Bundes- und Brüderfest werden, dem die Harmonie nur den rechten Charakter gäbe. In solcher Hoffnung hat man sich auch nicht betrogen. Das Fest ist ein wahres Bundesfest geworden, und hat die Schweizer aus Norden und Süden, aus Ost und West, besonders aber die deutschen den französischen genähert, so daß es jezt wirklich dahin gekommen ist, daß der einfache Appenzeller und Urner aus seinem Gebirg, und der elegante Genfer an Frankreichs Thor, sich als rechte Brüder betrachten und begrüßen. Selbst die katholischen Kantone haben angefangen Vertrauen zu den Reformirten zu fassen . . . Man muß den Genfern lassen, daß sie diesen Sinn des Fests sehr gut aufgefaßt haben. Es war schon seit langer Zeit ein Freuen auf dieses Fest und auf die bundesgenossischen Gäste, dem man ansah, daß es nicht Affektation war. Sie wissen, daß bey jedem helvetischen Konzert die verbündeten Mitglieder des schweizerischen Musikvereins in Privathäusern einquartiert werden. Das sollte nun auch dießmal geschehen. Schon mehrere Wochen vor dem Fest hatten sich dreymal mehr Personen mit Bitten um solche Einquartierung gemeldet, als musikalische Genossen angekündigt waren: und um den Bitten so guter Leute genug zu thun, trennte man oft die, welche zusammen gekommen waren, um nur mehrere Einquartierungen machen zu können.

Sonntags den 30. Julius gegen Mittag nahte das kolossale prächtige Dampfschiff der Leman von Ouchy. Große bunt- und goldgestickte Fahnen kündigten die nachbarlichen Waadtländer an. Als das Schiff pfeilschnell und mit unzähligem Wogenschwall in den Hafen brausete, vernahm man das fröhliche Hurrarufen und den Gesang der unzähligen Menge, und die Fahnen grüßten unter Kanonendonner die Stadt. Tausende, Männer und Frauen, festlich geputzt, füllten die Rhonstraße. Der Präsident der hiesigen musikalischen Gesellschaft, und eine Deputation der Stadt Genf zogen den Gästen entgegen, um sie zu bewillkommnen. Das war wirklich ein Gruß, der aus dem Herzen kommet, zum Herzen ging. So zogen denn die lieben Gäste in dem wirthlichen Genf ein. Die Fahnen wurden vorangetragen bis zu dem Haus bey St. Peter, wo die musikalische Gesellschaft ihren Sitz gewählt hatte. Da hing man sie mit denen, die am Abend hinzugekommen, in malerischen Gruppen auf dem Balcon auf. Um 5 und um 6 Uhr Abends wiederholte sich dieselbe Scene, als mit unsren drey Genfer Dampfbööten, Wilhelm Tell, Winkelried und Remorqueur die fernern Gäste aus den Kantonen Freyburg, Bern, Solothurn, Zürich u. s. w. mit ihren Fahnen anlangten. Jedem Fremden ward ein Portefeuille übergeben, worin er außer seiner Einquartierungskarte auch ein rothes Band mit weißer Lyra fand, das während des Festes zur Auszeichnung vor den vielen andern Fremden getragen werden sollte. Ferner enthält es zwey schöne Gedichte; eine französische Dithyrambe von Galloix und den deutschen Schweizergruß von Dr. Chr. Müller. Als

jeder Gast in seine neue Wohnung geführt, und da mit aller Herzlichkeit von Wirth und Wirthin aufgenommen worden war, zog man in den botanischen Garten, wo in den geräumigen Salons der Treibhäuser, unter den Blüthen des hesperischen Südens und der Tropenländer ein geschmackvolles Mahl für die Damen bereit stand. Es war nur ein Klang der Freude und der Brüderlichkeit; man war vertraut, als wenn man sich seit lange gesehen hätte. Selbst die, welche nur wenig französisch sprechen konnten, führten lange Unterhaltungen, man half sich, errieth sich, und die Sprecher hörten auf, sich fremd zu seyn, weil die Gemüther schon Ein's geworden waren. Vor dem Gewächshaus stehen sechs schöne Marmorbüsten, darstellend die Genfer, welche sich in der Naturkunde ausgezeichnet haben. Diese trugen jezt Rosenkränze: und feyernd ihrer alten Geneva Fest schienen die Marmorköpfe unter Rosenglanz wie aus einem frohen Geisterreich herüber zu schauen und Theil zu nehmen an dem Jubel der Enkel. In den Gängen des Grabens und in der schönen Allee daneben, bey Lynords Haus, wimmelte es von geputzten Damen und Herren. Man trennte sich erst am späten Abend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. im August.

Kaum hat ein Stern erster Größe am Theaterhimmel uns verlassen, als schon ein anderer erscheint — Madame Schulze, der Stolz Berlin's, und eine Hauptstütze einer trefflichen großen Oper. Hatte uns die unvergleichliche Milder voriges Jahr durch den hohen Ernst ihrer Töne, und durch einfache Naivetät des kunstlosen Liedes in hohem Grade entzückt, so ward dieser Künstlerin dagegen ein desto rauschenderer, allgemeinerer Beyfall zu Theil, da ihr umfassendes Talent außer der Würde der ernsten Oper, Fähigkeit und Bildung in einem Grade besizt, wie sie nur immer den Geschmack der Zeit befriedigen können. Madame Schulze ist Meisterin im italienischen Vortrag, und dieses will in dieser Beziehung schon Alles sagen. Dazu kommt, daß ihre Stimme eine unverwüstliche Kraft und einen mächtigen, das Orchester beherrschenden Klang hat; die Biegsamkeit ihres Organs hat in allen Kunstfiguren den höchsten Grad erreicht — auf eine schwindelnde Höhe führte die Künstlerin in der bey ihrem ersten Benefiz eingelegten Arie aus Nurmahal, welche Spontini ganz auf ihre vollendete Individualität berechnet hat, und die hier einen Beyfall erhielt, wie die Annalen unseres Theaters nichts ähnliches aufzuweisen haben. — Zufällig blätterte ich an demselben Abend, als ich aus dem Theater kam, in Kleists seelenvollem Schauspiel, Käthchen von Heilbronn. Das erste, was ich aufschlug, war die Stelle: „Ich will meine Muttersprache durchblättern, und das „ganze reiche Kapitel, das die Ueberschrift Empfindung „führt, so plündern, daß kein noch so fertiger Minnesinger auf „eine neue Art soll sagen können: ich bin betrübt. Alles, „was die Wehmuth Rührendes hat, will ich aufbieten. Lust „und Betrübniß zum Tode sollen sich abwechseln, und meine „Stimme gleich einem holden Tänzer durch alle Beugungen, „welche die Seele bezaubern können, hindurch führen; und „wenn die Bäume nicht in der That bewegt werden und ihren „milden Thau wie Regen herabträufeln lassen; so sind sie todtes, regungsloses Holz und alles was die Dichter von ihnen „erzählen, nur kurzweilige Mährchen.“ — — Sonderbar, Madame Schulze wirkte fast noch größere Wunder bey dem großen Publikum — sie war es, welche „ihre Stimme gleich einem holden Tänzer durch alle Bewegungen, welche die Seele bezaubern können, hindurch führte“ — aber bezauberte sie die Seele auch wirklich? „plünderte sie das ganze Kapitel, das die Ueberschrift: Empfindung führt.“ so, daß „alles was die Wehmuth nur Rührendes hat“ in ihren Gesängen lag? — Viele stritten der großen Künstlerin nicht blos Reichthum der Empfindung, sondern Empfindung ganz ab — man schob es auf das reifere Alter, auf die Eigenthümlichkeit der kräftigen Stimme, man sprach in Blättern fein und derb darüber, hin und her — als die Künstlerin in ihrer Julia plötzlich den Gegnern Stillschweigen aufzuerlegen schien. Hier sah man vor allen Dingen, welchen Einfluß das Einstudieren unter der Direction des Komponisteurs selbst auf den Geist der Darstellung übt. Madame Schulze sang wahrhaft feyerlich begeistert, und hob die Oper dadurch in ein Licht, in welchem wir sie hier, so theuer sie uns ist, noch nicht betrachtet haben. Die strengeren Kunstfreunde nahmen es hier sehr übel, daß sie in Mozarts Entführung und in seinem Titus (Constanze Vitellia) gekünstelt, und ihren herrlichen Triller und manche Koloraturen und Cadenzen zu viel und oft am unrechten Ort angebracht. Madame Schulze thut dieses vielleicht in Berlin nicht, wenigstens nicht so — sie wollte sich dem Auslande zeigen, und konnte es hier nur in wenigen, nicht ihren ersten Partien. — Ungerechter fand ich bemerkt, was man an ihrem Spiel auszusetzen hatte. Man schob die Extravaganz der Bewegungen, die weitausgreifende Aktion geradezu auf Berlin, und doch ist Berlin die Hauptstadt, wo jezo die ersten dramatischen Talente vereinigt sind — warum schob man es nicht vielmehr auf die französisch-italienische Weise, endlich und eigentlich auf die Forderungen Spontini's, dem man diese Nationalrichtung bey so großen Eigenschaften schon nachsehen muß. Madame Milder machte bey ihrer vorjährigen Anwesenheit, mit dadurch weniger Glück; indessen war bey ihr das Imposante der königlichen Gestalt auf der andern Seite der großen abgemessenen Aktion wieder günstig, und man besprach das Ungehörige nicht so stark. Nur bey dem zweyten Gast von Berlin kam es zum vollen Ausbruch; dagegen behaupteten hier anwesende Berliner, daß man zu Frankfurt eigentlich gar keine Aktion — in der Oper jedenfalls zu wenig habe. Sicher ist dieses leztere richtig, besonders in Bezug auf Gluckische und andere ernste Opern, Cherubini's Medea, die im Süden spielen, wo hier am Ort die leidenschaftlichen Bewegungen unter eine zu strenge Kritik genommen zu werden pflegen. Das Wahre und Gute an der Sache ist, daß man hier von Alters her im Schauspiel und im Lustspiel sehr an Mäßigung und Einfachheit gewöhnt ist — gewiß kein Vorwurf, wenn man sich in Deutschland nach manchen ehemaligen Frankfurter Bühnenmitgliedern umsieht: Merdy, Becker, Henckel und Andere, die zum Theil nicht mehr am Leben sind, und unsere gegenwärtigen Mitglieder: Dem. Lindner, die Mad. Schulze und Ellmenreich, Herrn Otto, Weidner, Leißring, Rottmayer, Fehringer, Hassel, in der Oper Dem. Bamberger, Herrn Rieser und Herrn Dobler betrachtet. — Selbst der berühmte Komiker Lux, der vor geraumer Zeit, ein beliebter Buffo, gestorben ist, bleibt den Frankfurtern stets noch in gutem Andenken. Dafür steht aber auch seine Büste in unserem Theater der Ifflandischen gegenüber; und sein Licht (lux) leuchtet in einem trefflichen Nachfolger, Hrn. Hassel wieder auf, den sich Frankfurt selbst gebildet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die unterzeichnete bemerkt hiemit, daß sie den, von unbekannter Hand von München eingesandten, Nekrolog für ihr Blatt nicht geeignet gefunden und ihn daher an die bestimmte Adresse überschickt hat.

Die Redaktion.

Beylage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. September 1826.

Der Himmel prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, Du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Gesangbuch.

Die Kometen.

(Fortsetzung.)

In der ersten Periode, die von den frühesten Zeiten der Geschichte bis zur Herstellung der Wissenschaften im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert fortläuft, findet man nur diejenigen Kometen aufgezeichnet, die durch ihr fürchterliches Ansehen die Welt, nach damaliger Denkungsart, in Angst und Erstaunen sezten, und selten etwas anders bemerkt, als ihre Gestalt und die Größe ihres Schweifes. Dieses ist das fabelhafte Zeitalter, wo man vergebens Nachrichten von den unzähligen Kometen sucht, die nur von dem Auge des Astronomen bemerkt, am Himmel umherirren, und wo oft die schärfste Kritik nicht im Stande ist, die ächten Kometen von anderen ganz heterogenen Erscheinungen zu unterscheiden. Obgleich diese Periode, wie jedes fabelhafte Zeitalter, für die eigentliche Geschichte von geringem Nutzen ist, so lehrt sie uns doch, daß, so wie auf der Erde, es damals auch am Himmel eben so zuging als jezt, und daß jene Zeit an Kometen nicht ärmer war als die unsrige.

Die zweyte Periode fängt mit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts an, und erstreckt sich bis in die Mitte des achtzehnten. In diesem Zeitraume behandelte man zuerst die Kometen wie Weltkörper: Männer wie Tycho, Kepler, Newton, Halley u. s. w. beobachteten ihre Bewegung, um ihre Bahnen zu berechnen; und die Sorgfalt, womit man den Himmel mit guten Fernröhren durchmusterte, um genaue Sternkarten zu entwerfen, veranlaßte die Entdeckung mancher Kometen, die sich sonst, wie in den früheren Zeiten, unbemerkt davon geschlichen haben würden. Die Beobachtungskunst machte große Fortschritte, und die Zahl der entdeckten Kometen nahm mit jedem Decennium zu, bis sie in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vielleicht ihr Maximum erreichte.

In der dritten Periode, die noch jezt fortdauert, wurden die Kometen mit den vollkommensten Fernröhren und unermüdetem Fleiß nicht nur beobachtet, sondern aufgesucht; und eine reiche Ernte belohnte die Arbeit vieler durchwachten Nächte.

Eine oberflächliche Vergleichung dieser Perioden zeigt auf eine auffallende Art, wie mit der größeren Aufmerksamkeit, die man auf die Beobachtung des Himmels wandte, mit der größeren Menge von Beobachtern, mit der Verbesserung der Instrumente und der Methoden, zugleich die Zahl der Kometen von Jahr zu Jahr ununterbrochen zunimmt; und der jetzige Zustand dieser Wissenschaft, besonders ihres praktischen Theils, läßt erwarten, daß dieses noch in größerem Verhältnisse fortdauern werde. Es wäre wohl sehr überflüssig, zu bemerken, daß die Ursache hievon nicht eine wirkliche Vermehrung der Kometen ist: die Natur bleibt sich immer gleich, und einzelne unfruchtbare Jahre abgerechnet, die auch in der neuern Kometengeschichte vorkommen, würde die Ernte immer gleich ergiebig ausgefallen seyn, wenn es nicht an Schnittern gefehlt hätte.

In der ersten langen Periode von vier- oder fünftausend Jahren bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, finden sich nur zehn oder eilf wirklich beobachtete Kometen, deren Bahnen man einigermaßen hat berechnen können. Im sechszehnten Jahrhundert sind so viele wie in jener ganzen Periode beobachtet, nämlich zehn; im siebzehnten Jahrhundert zweymal so viele; in den ersten vierzig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts achte; so daß in dieser zweyten Periode ungefähr alle fünf Jahre ein Komet beobachtet ist. In den sieben Jahren von 1742 bis 1748 sind sieben beobachtet. Nun erfolgte ein achtjähriger Mißwachs bis 1757, der in der Geschichte der neueren Astronomie wirklich ein sonderbares und nicht leicht zu erklärendes Phänomen ist. Vom Jahre 1757 aber bis 1814 sind 58 Kometen beobachtet, welches die Zahl der Jahre noch übertrifft. In dieser lezten Periode ist also im Durchschnitte wenigstens ein neuer Komet in jedem Jahr entdeckt, und aller Wahrscheinlichkeit nach wäre in jeder andern Periode die Zahl der entdeckten Kometen nicht geringer gewesen, wenn man den Himmel, wie jezt, in der Absicht, diese Weltkörper zu suchen, mit eben dem Fleiße, und mit so vollkommnen Instrumenten beobachtet hätte. In den lezten zehn bis zwanzig Jahren sind sogar jährlich zwey, auch wohl drey Kometen beobachtet und berechnet worden.

Das erste Faktum, welches bey der Berechnung der Anzahl der Kometen zum Grunde gelegt werden kann, wäre demnach, daß jedes Jahr ein neuer Komet erscheint. Diese Hypothese würde freylich eine Menge von Kometen geben, die bis in das Unendliche ginge, wenn die Periode, in welcher neue Kometen erscheinen, durch nichts eingeschränkt, oder mit dem Weltall von gleicher Dauer wäre; allein die Natur der Sache selbst sezt ihr Gränzen. Da hier nur von den Kometen unsers Sonnensystems die Rede seyn kann, und nicht etwa von Fremdlingen, die im Weltraum umherirren, oder einer andern Sonne entflohen, sich in das Gebiet der unsrigen verloren haben, so hat jeder dieser Weltkörper seine bestimmte Umlaufszeit, nach deren Verlauf er sich zum zweyten Male der Sonne nähert, und in dem Verzeichnisse der beobachteten Kometen aufgenommen wird, ohne ihre wirkliche Anzahl zu vermehren. Zwar ist es sehr schwer, die Umlaufszeiten der Kometen, in denen ohne Zweifel eine große Verschiedenheit stattfindet, im Allgemeinen zu bestimmen; doch wird sich auch hier ein gewisses Mittel angeben lassen.

In der ganzen Reihe beobachteter Kometen gibt es nur vier, von denen es wahrscheinlich ist, daß sie schon mehrmals beobachtet sind, und eine Periode von 76, 128, 292 und 575 Jahren haben; wozu man noch den großen Kometen von 1811 setzen kann, der seinen Umlauf in 3000 Jahren zu verrichten scheint. Der Komet von 1819, der seinen Umlauf um die Sonne in drey bis vier Jahren macht, ist eine einzelne Ausnahme, auf die wir bey dieser Rechnung um so weniger Rücksicht nehmen können, da er vielleicht ein Glied der Familie der vier neuen Planeten ist. Nach diesen wenigen Thatsachen darf man annehmen, daß im Durchschnitte die Kometen nur erst nach fünfhundert Jahren zur Sonne zurückkehren. Rechnet man also einen Kometen auf jedes Jahr, so folgt, daß überhaupt wenigstens fünfhundert wirklich verschiedene Kometen auf der Erde sichtbar gewesen sind; und dieses ist auch in der That die Zahl der beobachteten Kometen, die in den historischen Nachrichten aller Völker und Zeitalter, nachdem die Kritik alle Phänomene, die etwas anders als Kometen gewesen zu seyn scheinen, ausgeschlossen hat, überbleiben. Um indessen allem Zweifel zuvorzukommen, wollen wir nur vierhundert annehmen, die auf der Erde wirklich gesehen sind; dieß ist die Basis, aus der die Anzahl aller Kometen hergeleitet werden soll, nämlich mit Einschließung derjenigen, die auf der Erde nicht beobachtet sind, oder nicht beobachtet werden können, obgleich sie eben sowohl zu unserm Sonnensystem gehören, wie die Erde. Um diese Rechnung zu führen, muß man untersuchen, was für Umstände dazu gehören, daß ein Komet auf der Erde wirklich gesehen wird, und unter welchen Umständen er den Erdbewohnern unsichtbar bleiben muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

R e s e d a.

„Wie du lockst und blendest, glänzende Sonne;" wie „du lächelst in deiner Strahlenpracht, als sollte der Frühling wiederkehren, ehe denn Winter gewesen ist. Aber „Frühling wird nicht wieder, es sey denn erst jeglicher Blumenglanz von der Erde hinweggenommen, der sie jezt „noch verschönert."

„Blumenglanz? — Ja, in lebhaften, leuchtenden „Farben prangen deine Blumen, reicher Herbst; aber ich „gedenke dennoch sehnend der Frühlingsblüthen, die den „süßesten Wohlgeruch streuten, und nicht blos, wie die „deinigen, mit ihren eiteln Farben den Blick auf sich „zogen."

„Doch wie? Thät ich dir unrecht, schöner Herbst? „Wie von fernher durchdringt plözlich milder Balsam die „Luft, und ich blicke umher nach der Blume, die ihn „spendet. — Stürbe nicht, noch vor dem Scheiden des „Frühlings, das stille blaue Veilchen, ich dächte, ich „müßte das Bescheidene suchen. — Rose kann's auch nicht „seyn; ihr herrliches Roth verkündet sie ja schon von weitem, und ihr reizender Athem durchdringt siegender die „Luft als der, welcher mich liebevoll umweht. — Lilie, „reine Lilie, ach du bist's auch nicht; deine Blüthenzeit

„ist so kurz; deine weißen zarten Blätter, dein goldener „Kelch, sie sind längst hinabgesunken in's frühe Blumen„grab. — Auch du bist's nicht, edle, kräftige Nelke; blei„che Narzisse, schöne Hyazinthe, freundliche Viola matro„nalis. — Nein/ ihr Alle, die ich liebe, ihr seyd's nicht!"

So sprach das blühende Mädchen, blickte um sich und suchte, bis sie mit freudig zärtlichem Ausruf sich niederbog zur anspruchlosen Reseda.

„Ach du bist's, rief sie aus, liebe, glanzlose, zarte Reseda! du bist's, die wenig gesehen und wenig beachtet, fast mit unter den ersten Blumen, deinen süßen Mund öffnest und erst, wenn der starre Frost dich ergreift, dein stilles Blumenleben endest!"

Sinnender fuhr sie dann fort: „Ihr schönen Kinder des Frühlings, wie oft nannte man euch Bilder der Schönheit und Liebe. Wie oft mußtet ihr Bescheidenheit, Anmuth und Reiz durch eure zarte Sprache verherrlichen. Ach, und wie oft trieb Schmeicheley gehässigen Mißbrauch mit Euch! Dich aber, liebe Reseda, dich nennt man so selten, und dennoch blühst du gleich freundlich fort! So sollst du, holde Blume, mir fortan das Bild reiner, wahrer Herzensgüte seyn, die unbeachtet, unerkannt, erfreut und wohlthut; und ohne welche aller Reiz und alle Anmuth werthlos ist, Glanz und Hoheit kalt und ungerührt lassen."

Sprach's — wandte dann ihr klares Auge hinauf zum klaren Himmel; und in dem reinen Blicke schwamm das stille Gelübde: werth zu seyn und bleiben zu wollen des lieben Reseda-Blümchens.

Sonett am Grabe eines Freundes.

Wie ist, mein armer Freund, dein Grab so stille,
Ist denn so ganz verstummt dein holdes Wesen,
Bist du zu ew'gem Schweigen denn erlesen,
Dringt gar kein Laut aus deiner Grabeshülle?
Ach nein, vergeblich ist der fromme Wille
Mit dir zu plaudern, daß du möcht'st genesen
Vom harten Schlafe, nein, du bist gewesen,
Und denkst nicht mehr der holden Lebensfülle.
Du Rosenschimmer liebender Gedanken,
Du Sonnenblitz erhabener Gefühle,
Was kommt ihr in die todgeweihten Herzen?
Wir sind nur Schatten, die auf Erden wanken,
Vergeblich jagend nach erhabnem Ziele,
Bis wir erkalten und entfliehn den Schmerzen.

C. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 10. August.

(Fortsetzung.)

Montags den 31. Julius. Der Morgen verging mit Sitzungen und Berathungen der Centralkommission und der Generalversammlung. Um 2 Uhr begann die Hauptprobe des großen Konzerts in St. Peter. Man vernahm bald an Gesang und Orchester, was für den folgenden Tag zu erwarten stand. Die Kirche war schon heute fast gefüllt mit Menschen. Nach der Probe fuhr man nach St. Jean, dem herrlichen Landsitz des Musik-Präsidenten Constant. Es war gerade gegen Sonnenuntergang. Die Gletscher der nördlichen Chamouniwand glänzten in röthlichem Krystallgold, aber die nähern Berge, die ganze üppige Natur um Genf, der reichen Fläche Smaragd war mit Glanzduft überzogen, worein sich in der Tiefe schon violette Schatten mischten. Am Fuß der Terrasse eilt die Rhone dem wilden Gletschermädchen, der Arve zu, er umarmt's schäumend und brausend, aber versöhnt strömen sie zusammen gen Frankreich. So herrlich ist St. Jean gelegen. Im Innern des Gartens fehlt nichts, was anmuthig und reizend ist: dichte Alleen und Gebüsche jedem Sonnenstrahl unzugänglich. Kastanien, die ihre üppigen Aeste bis zur Erde neigen und reizende Lauben bilden, ausländische Blumen und Blüthen in Menge mit mächtigen Kelchen, Kolben und Dolden, so daß die Farben mit den Düften zu streiten schienen. Ein reiches Mahl war in einer der schönsten Alleen bereitet, und als es dunkel geworden, begann am jenseitigen Rhoneufer ein Feuerwerk, das auf dem dunkeln Wasserspiegel eine herrliche Wirkung machte. Während das Auge Aller dahin gewendet war, hatte man sich beeilt, den Garten und das Haus feenartig zu beleuchten. Neben und unter und über den tausend Farbenkronen, zwischen den reichen Blätternischen und Baumkuppeln glänzten Tausende von Lampen, und aus einem schönen Wiesengrund tönte eine volle Musik in reichen Tönen und Akkorden herauf. Wer wäre da nicht entzückt gewesen, und voll Dank gegen den einfachen Wirth und seine Gattin, die zu dem Schönen überall das Liebe fügten. Selbst die späte Nachhausefahrt in der herrlichen Nacht war reizend.

Dienstag den 1. August. Um 10 Uhr Morgens wurden die Flügel und Thüren von St. Peter geöffnet. Diese Kirche ist das älteste gothische Gebäude in Genf. Allerdings eine große schöne Kirche — mit einer neuen Marmorfaçade nach dem römischen Pantheon — aber nicht mit unsern Domen in Wien, Köln, Freyburg, nicht mit dem Berner Münster in Vergleich zu setzen. Im Mittelalter wurden da oft die in Turnieren gewonnenen Preise durch schöne Hand ausgetheilt. Diesen Umstand hat Galloix — der einzige Genfer Dichter, die andern machen Verse — recht glücklich in seiner Dithyrambe benuzt. Um 12 Uhr hatten schon fast viertausend Menschen Platz gefunden, wiewohl das Konzert erst um 2 Uhr beginnen sollte, und als es begonnen, horchten fast ebensoviel mäuschenstill vor den Thüren, auf dem Platze und hinter der Kirche. Im Innern wartete man gern, denn es war auf allen Punkten anziehend, die vielen geputzten Menschen zu überschauen, und sie in heiteren Bewegungen und Gesprächen zu sehen. Hinten am Chor schauten die grünen Bäume des Kirchhofs durch die bunten gothischen Fenster dem fröhlichen Treiben zu, und später schienen sie ordentlich zu horchen wie wir Andern, denn keine Bewegung war mehr in ihrem Laube sichtbar. Endlich versammelte sich das Orchester, ungefähr vierhundert Köpfe stark. Ich, der ich die schwache Seite unseres hiesigen Orchesters — die Blasinstrumente kenne, war bang dieselben so erde

fernt, in die ganze Tiefe des Chors vertheilt zu sehen. Der Einklang, das Zusammengreifen mußte dadurch noch mehr erschwert werden, wie's auch in der Folge bisweilen zu bemerken war. In der Mitte zeigte sich ein erhabener Platz, allen sichtbar, für den Direktor, Herrn Blumenthal aus Zürich; ein geborner Wiener, der schon seit Monaten hier die Proben geleitet hatte. Bald darauf erschienen die Sängerinnen, ungefähr hundert und fünfzig an der Zahl, ganz weiß gekleidet, mit langen weißen Schleyern auf den bloßen Köpfen befestigt und mit Locken durchflochten. Sie traten langsam und würdig, wie ein geschmückter Nonnenchor aus dem Hintergrunde auf, wandten sich dann rechts und links nach ihren Sitzen, die von allen Punkten der Kirche gesehen werden konnten. Der Anblick hatte wirklich etwas ergreifend Reizendes. So mag man sich an des Ganges Ufern die Huri des Paradieses denken, mir fielen dabey Fiesoles herrliche Engelsgestalten an des Himmels goldenen Pforten ein . . Den Sängerinnen folgten ungefähr ebensoviel Herren, auf die Niemand Acht gab, und die kurzweg hinter den Damen Platz nahmen. Das Konzert begann mit einer der schönsten, aber auch schwersten Symphonien unseres Beethoven. Man ward durch ihre gute Ausführung zu den besten Hoffnungen für die folgenden Konzertstücke berechtigt. Zusammenklang, Kraft und Zartheit in den einzelnen Partien verdienten Auszeichnung. Darauf folgte das Schwerste, der erste Theil von Mozarts Requiem, das er sich bekanntlich selbst zum Grabgesang schuf. Es wäre unbillig, bey dieser Musik hart zu tadeln, daß das Orchester nicht überall die erforderliche Kraft anwandte, daß die fernen Blasinstrumente nicht Einklang genug zeigten, und daß auch der Gesang einigemal wankte, besonders in der Fuge des Kyrie Eleison, Christi Eleison. Im Ganzen aber wurde das Meisterwerk so gut ausgeführt, daß es selbst in dem fremden lateinischen Gewande diejenigen bezauberte, welche in französischem Tongeschmack versunken, bisher nicht für Musik hielten, was nicht an die klingelnden Vorbilder erinnerte. Es ist vielleicht nicht uninteressant zu wissen, daß das Lateinische nach deutscher Aussprache gesungen wurde, da man endlich begreifen lernte, daß das volle deutsche u in dieser Musik einen ganz andern Effekt hervorbringe als das französische ü, was bey diesen herrlichen, mächtig erschütternden Kraftworten, auf die Mozart seine Musik baute, erbärmlich klingen würde. Es war aber ungemein mühsam die französischen Sprachwerkzeuge an die fast fremden Töne zu gewöhnen. Ich selbst habe mit einigen Sängerinnen, die ihr Vertrauen auf mich sezten, meine liebe Noth gehabt, und ich weiß am besten, was es gekostet hat, bis sie ordentlich sprachen und sangen:

Quantus Tremor est futurus,
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus.

Auf Mozart folgte — Guglielmi, nämlich Fragmente aus seinem Oratorium von Debora und Sisara. Welchen Sprung in die Tiefe, recht gemacht, um unsern Koloß in seiner ganzen Tonhoheit erscheinen zu lassen! Es war ein großer Mißgriff, diese Musik zu wählen, zumal nach der, welche vorausging. Guglielmi klingt nach Mozart und Beethoven ordentlich trivial. Auch ist mancherseits davon abgerathen worden, man blieb aber doch dabey, weil die zahlreich darin vorkommenden Duetten, Terzetten und Solos Gelegenheit darbieten, manche Individuen glänzen zu lassen. Solche Ideen sollten doch bey der Kirchenmusik nicht aufkommen! Auch muß man den Sängern lassen, daß sie durch zahlreiche, überdieß französisch gedrechselte Rouladen, Cadenzen und sonstige Verzierungen redlich dazu beygetragen haben, daß man vergaß, heilige Musik zu hören. Man glaubte, es wäre eine Oper. Wie weit steht doch dieser Guglielmi gegen den Riesen Allegri, und selbst gegen die neuern Flügelmänner: Bai und Baini zurück, deren Miserere man in Rom selbst nach dem von Allegri noch gerne hört. Nur Frau Blumenthal stand mit ihrer schönen, reinen Stimme, mit ihrer trefflichen Intonation und Methode tadellos da, und ließ durch ihr Talent den Unwerth des Tonstückes vergessen. Der zweyte Theil des Konzerts sollte nach dem Programm mit der Ouvertüre von Spontini's Olympia beginnen. Man hatte lange das Unpassende der Wahl für die Musik in einer Kirche nicht einsehen wollen, wiewohl Hr. Blumenthal es oft genug wiederholte. Als aber die Musikverständigen aus den deutschen Kantonen ankamen, und sich höchlich über diese Wahl verwunderten, da war man doch so klug die Ouvertüre wegzulassen, und an ihre Stelle den zweyten Theil von Beethovens obiger Symphonie zu geben. Er wurde so gut und lobenswerth ausgeführt als der erste. . . Zulezt kamen Fragmente von Christus am Oelberg, Oratorium von Beethoven. Der Text war vom Pfarrer Roux in Murten in's Französische übersezt. Das Orchester that seine Schuldigkeit, auch die Sängerinnen, von denen einige, z. B. Mad. Seigneur, welche die Partie des Seraphs sang, selbst Ausgezeichnetes leisteten. Die Männerchöre aber, die Jünger und Soldaten griffen nicht gehörig ein, ja viele sogar sangen gar nicht. Den Männerchören gebührt überhaupt das ganze Konzert hindurch einiger Vorwurf. Die Partie des Jesus war hier aus kirchlicher Schüchternheit dem Erzengel zugetheilt, in den sich die Herren Prevost, Hochreittiner und Chavanes theilten, deren Gesang man alles Gute nachsagen muß, so wie dem des Hrn. Dr. Carro als Petrus. Damit endigte dieses im Ganzen treffliche Konzert. Alles Lob der Oberleitung Blumenthals, der sich hier als einen geübten Direktor bewies, was bey einem so zahlreichen Orchester nichts Kleines ist. Die erste Violine dirigirte Herr Häusel, die zweyte unser genialer Späth in Morges, den Gesang aber dirigirte am Piano Herr Niedermaier. Es war nicht unerfreulich, in den Konzertstücken fast nur die Deutschen: Beethoven und Mozart, so wie bey der Ausführung so viel deutsche Namen sich Auszeichnung verdienen zu sehen. Man stimmt darin überein, daß kein Genfer das Konzert hätte dirigiren können. Es endigte um 6 Uhr. Nach einigen Stunden Ruhe versammelten sich Alle die daran Theil genommen hatten, so wie alle schweizerischen Musikmitglieder und mehrere eingeladene Personen im großen Saal des Kasinos. Da standen unter den aufgehangenen Schweizerfahnen neun große Tafeln, jede ungefähr zu sechszig Gedecken, alle reichlich mit kalten Speisen, Weinen aller Art versehen. Als Alle da saßen in bunter Reihe, unter angenehmer Musik, dauerte es nicht lange, so ward der heiterste Geist entbunden. Die Gläser klangen zuerst unter Benachbarten und Befreundeten, man wurde laut und immer lauter, bis der Musikpräsident Constant den Toast auf's Wohl und die Ehre der Schweizergenossen ausbrachte. Viel andere ähnliche folgten von den Schweizern, den Genfern, der musikalischen Gesellschaft, ihren Präsidenten, den Damen, dem Direktor Blumenthal u. s. w. dargebracht. In engerem Kreise wurden noch manche andere getrunken, und dabey auch der deutschen Dichter des Schweizergrußes und des Adlerkinds nicht vergessen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 210.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 2. September 1826.

Und die Saite lockt nur Klänge,
Wo sie eine Schwester trifft.

J. A. Henne.

Die Freundinnen.

Der Freundin zum Abschiede.

Wildbad 1826.

Der lieblichen Guitarre holde Töne,
Von deiner Finger weichem Druck belebt,
Wie deiner Lieder Kläng' in reiner Schöne,
Die du zum Abschied sangest, sind verschwebt;
Doch werden sie in unsern Herzen leben,
Und, wie dein Bild, uns lange noch umschweben.

So fahre wohl denn, Freundin! — Wer dem Musen-
Und Liedergeist wie du, so zart vertraut
Durch's Leben geht, der trägt sein Glück im Busen.
O wenn dein Aug' in das Vergangne schaut,
Denk' unser oft, und, was so schnell verschwunden,
Durch Lieb' und Freundschaft bleib' es uns gebunden.

E.

Die Kometen.

(Beschluß.)

Ohne Zweifel gibt es eine Menge Kometen, die der Sonne niemals nahe genug kommen, um auf der Erde, die einer der nächsten Planeten ist, sichtbar werden zu können; und hierher kann man alle diejenigen rechnen, die sich der Sonne nicht so weit nähern wie Mars: denn unter den hundert Kometenbahnen, die bis zum Jahr 1812 berechnet sind, gibt es nur vier, deren Sonnennähen zwischen den Bahnen des Mars und des Jupiters liegen; die übrigen 96 kamen der Sonne näher als Mars. Alle Körper unsers Systems lassen sich demnach in zwey Hauptklassen eintheilen, nämlich in solche, deren Sichtbarkeit auf der Erde möglich oder unmöglich ist, in die sichtbaren und die unsichtbaren. Allein nicht alle Kometen, deren Sichtbarkeit möglich ist, sind deßwegen auch wirklich gesehen; und die zur Basis angenommene Zahl 400 begreift blos die wirklich auf der Erde beobachteten: hiezu werden noch folgende günstige Umstände erfordert.

1) Der Komet muß um die Zeit seines Periheliums, welches die einzige mögliche Epoche seiner Sichtbarkeit ist, eine solche Lage gegen die Erde haben, daß er nicht durch die Sonnenstrahlen unsern Augen entzogen wird, das heißt, daß er nicht mit der Erde und der Sonne in gerader Linie steht, oder mit andern Worten, er uns nicht bey Tage, sondern bey Nacht über dem Horizonte stehe. 2) Die Nächte, in denen er erscheint, müssen nicht trübe seyn. 3) Er muß so weit vom Süd-Pol entfernt seyn, daß er auf der nördlichen Halbkugel der Erde, wo bis jezt allein solche Beobachtungen, mit wenigen Ausnahmen, angestellt wurden, sich wirklich über den Horizont erhebt, und zwar hoch genug, um nicht von den Dünsten des Horizonts bedeckt zu werden. Da durch das ganze Jahr die Tage mit der Dämmerung einen beträchtlich größern Zeitraum einnehmen als die Nächte, da es ferner, wenigstens

in dem Theile von Europa, wo es Sternwarten gibt, der trüben Nächte mehr gibt als der heitern, so müßte man sowohl wegen der ersten als der zweyten Bedingung die Zahl der beobachteten Kometen verdoppeln, also in allem viermal so groß nehmen, um die Zahl derer zu finden, die sich zwar der Erde zeigten, aber unbemerkt vorübergingen. Verbindet man mit der dritten Bedingung noch die Bemerkung, daß die Kometen mehrentheils so klein sind, daß wahrscheinlich die größere Hälfte, ungeachtet des großen Fleißes der Astronomen, doch unbemerkt geblieben ist, weil das Fernrohr nicht gerade auf die Stelle gerichtet ward, wo ein Komet sich befand, oder weil sein Licht sich zu wenig von den ihn umgebenden kleinen Sternen unterschied; so wird man obige Zahl noch einmal verdoppeln, also mit 8 multipliciren müssen. Wir wollen sie aber, um ganz sicher zu gehen, nur mit 5 multipliciren, so daß die Zahl aller auf der Erde *sichtbaren* Kometen 5 mal 400 oder *zweytausend* beträgt.

Um nun hieraus die ganze Anzahl aller Kometen unsers Sonnensystems herzuleiten, müßte man das Verhältniß der zweytausend Kometen, die der Sonne näher als Mars kommen, zu denjenigen, deren Sonnennähen außerhalb der Marsbahn liegen, bestimmen; und hiezu ist kein anderes Mittel, als zu untersuchen, was die Erfahrung uns über die Vertheilung der Kometenbahnen überhaupt lehrt. Wir werden in der Folge sehen, daß die Richtung, nach welcher diese Weltkörper sich bewegen, so wie die Größe, Figur und Lage ihrer Bahnen, auf keine Art, wie es bey den Planeten der Fall ist, eingeschränkt ist, sondern daß sie das Sonnensystem in allen seinen Theilen, nach allen denkbaren Richtungen, und mit allen möglichen Geschwindigkeiten durchkreuzen, so daß ihre Bahnen vollkommen gleichförmig vertheilt, oder jeder Theil des Raumes in gleichem Grade benuzt zu seyn scheint. Legt man diesen Erfahrungssatz, der der Oekonomie der Natur vollkommen gemäß ist, zum Grunde, so darf man nur den Raum, in dem eine bekannte Anzahl Kometen ihre Sonnennähen hat, mit dem ganzen Raum unsers Planetensystems vergleichen, um sich eine richtige Vorstellung von der Menge dieser Weltkörper zu machen.

Unter den hundert berechneten Kometenbahnen gibt es ein-und-zwanzig, oder den fünften Theil, deren Sonnennähen innerhalb der Merkursbahn liegen: unter zweytausend wird es also vierhundert geben. Nun lehrt die Geometrie, daß, wenn die Perihelien der Bahnen gleichförmig vertheilt sind, in der doppelten Entfernung von der Sonne viermal, in der dreyfachen Entfernung neunmal so viele Raum haben, als in der einfachen Entfernung, oder überhaupt, daß ihre Menge in verschiedenen sphärischen Räumen um die Sonne sich verhält, wie die Quadrate der Halbmesser dieser Räume; und dieß kömmt auch in der That mit dem überein, was die Erfahrung uns über die Vertheilung der Sonnennähen der Kometen innerhalb der Bahnen des Merkurs, der Venus, der Erde und des Mars lehrt. Zwar kennen wir die Gränzen unsers Sonnensystems nicht; um aber nichts in unserer Rechnung zu übertreiben, wollen wir die Sonnennähen der Kometen nicht über die Gränzen der uns bekannten Planeten ausdehnen. Der fernste dieser Planeten, Uranus, ist fünfzigmal so weit von der Sonne entfernt als Merkur, wovon die Quadratzahl 2500 ist. Dieses mit der Anzahl der Perihelien innerhalb der Merkursbahn (400) multiplicirt, gibt *eine Million Kometen*, die der Sonne näher kommen, als der äußerste uns bekannte Planet.

So groß diese Anzahl beym ersten Anblick scheinen mag, so ist sie doch vielleicht noch weit von der wahren Anzahl der Weltkörper entfernt, welche die unbekannten Gränzen des ungeheuren Raums erfüllen, den wir unser Sonnensystem nennen: denn was für Grund haben wir, zu glauben, daß alle Kometen sich der Sonne mehr nähern als Uranus? Der Grundsatz, auf den die ganze obige Rechnung gebaut ward, ist der, daß die Natur keinen Raum unbenuzt gelassen hat, oder vielmehr, daß der Raum, wohin unser Auge nicht dringen kann, in eben dem Verhältniß angefüllt ist, wie der, den wir vor uns sehen: ein Grundsatz, für dessen Wahrheit die äußern Sinne nicht weniger bürgen als der innere Sinn des Geistes, der in uns wohnt. Zwischen unsrer und der nächsten Sonne, die wir *Sirius* oder *Arktur* nennen, ist eine Entfernung von zwey- oder dreyhundert Tausend Halbmessern der Erdbahn: um also weder uns noch unsern Nachbarn zu nahe zu treten, müssen wir annehmen, daß unser Sonnensystem einen sphärischen Raum einnimmt, dessen Halbmesser wenigstens hunderttausend Mal so groß ist als die Entfernung der Erde von der Sonne. Es läßt sich freylich vermuthen, daß die Natur, mit einer Weisheit, welche vielleicht die verfeinerte Staatskunst auf unserm Planeten einst nachahmen wird, an der Gränze des Reiches einer jeden Sonne, so wie jeder kleineren und größeren Systeme, einen großen Strich wüst oder leer gelassen hat, um ewigen Frieden und Ruhe zwischen den benachbarten Reichen zu erhalten, deren Fürsten sich sonst zu nahe kommen, und durch ihre Begierde, Alles an sich zu reißen (vulgo Attraktion genannt), gegenseitige Neckungen anfangen würden, welche unabsehbare Unordnungen zur Folge haben könnten. Wenn aber auch die Natur so freygebig gewesen wäre, die Hälfte des sphärischen Raums von jedem Sonnensystem diesem Zweck aufzuopfern, so würde doch noch für unser System eine Sphäre von 80,000 Halbmessern der Erdbahn überbleiben, die von Weltkörpern bewohnt seyn könnte, ohne daß man befürchten dürfte, daß einer davon in das Gebiet einer andern Sonne ent-

weichen, oder in seinem Lauf um unsere Sonne gestört würde. Die Entfernung der äußern Planeten, auf welche wir die Sonnennähen der Kometen beschränkt haben, beträgt nur neunzehn Halbmesser der Erdbahn, also noch nicht den viertausendsten Theil jener Gränze. Ein Komet, der zu einer Reise um die Sonne dreytausend Jahre gebraucht, und dabey eine äußerst eccentrische Bahn hat, würde sich doch nur um vierhundert Halbmesser der Erdbahn, oder ein-und-zwanzig Mal weiter als Uranus von der Sonne entfernen, und ein Umlauf von zehntausend Jahren würde etwa die doppelte Entfernung erfordern. Ein Weltkörper, der wirklich die äußerste Gränze des bewohnten Theils unsers Sonnensystems (80,000 Halbmesser der Erdbahn) erreichen sollte, würde, wenn seine Bahn dem Kreise sehr nahe käme, zwey-und-zwanzig Millionen Jahre zu einem Umlauf um die Sonne gebrauchen, aber nur acht Millionen, wenn seine Bahn im hohen Grade eccentrisch wäre.

Solche Betrachtungen, die sich auf die ewigen Gesetze der Natur, auf die durch unzählige Erfahrungen bestätigten Keplerschen Gesetze gründen, machen es wahrscheinlich, daß es in unserm Sonnensystem unzählige Körper gibt, die zum Theil mehrere Millionen unserer Jahre gebrauchen, um ein einziges ihrer Jahre zu vollenden; sie werden uns aber zugleich von der Wahrheit der Bemerkung überzeugen, womit dieser Artikel angefangen ward, daß die Kometen die eigentliche Bevölkerung unsers Sonnensystems ausmachen, gegen welche das ganze Gefolge unserer Planeten mit ihren Trabanten nur als ein Sandkorn anzusehen ist, das sich in dieses Räderwerk eingedrängt hat. Sie, und nicht die Planeten sind die vornehmsten Körper unsers Systems und verdienen es daher wohl, daß wir ihre Bewegung und Alles, was sich an ihnen beobachten läßt, genauer untersuchen.

Anekdote.

Ein Herr bat seinen Freund, er möchte ihm irgend ein unterhaltendes Buch leihen; dieser schickte ihm den Hermes, ein tiefgedachtes philologisches Werk von Harris. Der Herr schloß aus dem Titel, es müsse irgend ein Roman seyn; da er aber nach vielem Hin- und Herblättern keinen Sinn herauszubringen wußte, so gab er es mit einer kalten Danksagung wieder zurück. Da ihn sein Freund fragte, wie es ihm gefallen, erwiederte er: „Nicht sonderlich — alle diese Nachahmungen von Tristram Schandy bleiben weit hinter dem Original zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 10. Aug.

(Beschluß.)

Nun gings an's Singen. Die französischen Lieder begannen. Es war aber Alles in Worten und Tönen rechtes Mitteigut, zwar mit Apoll und den Musen, ja sogar mit politischen Ideen, Nymphen (!) der Harmonie, auch feinen Komplimenten für das Pine charmant und das Sexe adoré gehörig verbrämt und aufgestuzt, aber herzlich gut gemeynt. Darauf kamen die deutschen Lieder. Besonders gefiel der Freunde Tonlied, oder — wie man's nannte — das Adlerlied von Dr. Müller, in Musik gesezt von Späth. Bey der lezten Strophe wurde der Enthusiasmus sehr laut, darum seze ich Ihnen das kleine Lied her:

Laßt die vollen Gläser klingen
In der Gäste frohem Reihn,
Laßt uns Freunde, Brüder seyn!
Wie die Brudertöne klingen,
Wie sich Saiten tönend schwingen,
So, so laßt uns Brüder seyn!

Wohl der Ton Verwandtes findet
In dem Melodienland,
In der Klänge süßem Band:
Und ein fest Gesez verbindet,
Und ein ew'ges Band umwindet,
Was harmonisch sich erkannt.

Solch' ein Band uns soll umweben
In dem freyen Alpenreich,
Wo die Brüder sich sind gleich:
Wo die freyen Männer leben,
Wo die freyen Adler schweben
In dem freyen Gletscherreich.

Alle die in der Nähe des Verfassers waren, wandten sich nach ihm hin, händedrückend, Glückwünschend. Die Freyburger sangen noch einige sehr hübsche vierstimmige deutsche Lieder zu diesem Zweck gedichtet und komponirt. Lange nach Mitternacht, nachdem sich die Damen schon zurückgezogen, tönte noch der Jubelgesang, und die aufgehende Sonne leuchtete den lustigen Leuten heim.

Mittwochs den 2. August war das kleine Konzert im Theater. Es versteht sich, daß dabey die Musik einen ganz andern Charakter haben konnte und haben mußte, als gestern in der Kirche. Zuerst vom Gesang. Ausgezeichnet vor Allen war wieder Frau Blumenthal, die ein deutsches Lied, die Sehnsucht nach dem Rigi, von Liste in Zürich, mit einer Seele vortrug, die selbst diejenigen, welche die Sprache nicht verstanden, zur Rührung und Bewunderung zwang. Die Stimme dieser anspruchslosen Sängerin — eines ächten Schweizerkindes — hat schon an sich viel Umfang und Wohlklang. Aber durch ihren schönen einfachen Vortrag ohne alle Verzierung, und durch ihre reine Intonation gewinnt sie unendlich. Sie ist unsere Sonntag von Genf in der Beziehung, daß sie den französischen Leuten hier eine andere, eine hohe Meynung von unserem deutschen Gesange beygebracht hat. Sonst aber glaube ich steht dieß musikalische Sonntagskind künstlerisch höher als das schöne Kind des Hrn. Sonntag in Prag . . Als Sängerin zeichneten sich in diesem Konzert noch aus Mad. Bacorn, die eine Arie aus der Italiana in Algeri, und Mad. Saladin, die eine Scene aus der Semiramis von Portogallo recht gut vortrugen; unter den Sängern hörten wir mit Vergnügen Hrn. Prevost in einer Arie von Caraffa mit Chor. Schade nur, daß die schöne Stimme sich nicht von der französischen Gesangmanier losmachen kann! In der Instrumentalmusik zeichneten sich vorzüglich Hr. Niedermaier mit einem Andante und Rondo von

seiner Komposition auf dem Flügel aus. Komposition und Spiel waren vortrefflich, das muß man sagen, wenn man auch Hummel und Moscheles oft gehört hat. Niedermaiers Komposition und Spiel haben Aehnlichkeit mit dem Fieldischen. Mad. Henri spielte auf der Harfe Variationen von Pixis mit dem Geschmack und der Fertigkeit, welche wir an ihr zu rühmen gewohnt sind. Hr. Ott im Hof aus Zürich trug auf der Clarinette ein Adagio und Rondo von C. M. v. Weber gut und mit zarter Ausführung vor. Er hat einen sehr sanften schönen Ton, und einen angemessenen soliden Vortrag. Ein Konzertante für Flöte, Hoboe, Horn und Fagot von Dälon wurde sehr brav ausgeführt, besonders zeichnete sich das Hoboe aus, das am Schluß des Konzerts noch ein Rondo allein zum allgemeinen Vergnügen der Genfer vortrug, die das Instrument in dieser Vollkommenheit noch nicht gehört hatten. Das wäre die Lichtseite des Konzerts. Es gab aber auch eine Schattenseite; in diese gehörten Variationen auf der Violine, bey denen Komposition und Vortrag gleich mittelmäßig waren. In Deutschland würde man so etwas nur in ganz kleinen Städten hören. Auch ein Violoncell ließ sich mit Danzis veralteter Musik mittelmäßig vernehmen. Abends 9 Uhr begann in demselben Lokal ein schöner Ball. Das Theater himmelblau drapirt und ausgeziert mit allen Schweizerfahnen behangen, und mit Gas beleuchtet, strahlte in blendendem Licht und Schmuck. Aus dem rauschenden Toben und Glänzen trat man in den mit tausend Lampen erleuchteten Garten, wo die schönen Laubgänge Erfrischung und Ruhe gewährten, hier und da aber auch Unruhe, denn manches Herzchen mag zwischen den grünen Blättern und den flimmernden Lichtern verloren gegangen seyn.

Donnerstags den 3. August. Dieser Tag war ein reiner Fest- und Feyertag, voll unendlicher mannichfacher Schönheit. Genf und der ganze Leman hat seines gleichen nie vorher gesehen. Ich möchte diesen Tag das große Fest Undinens nennen, weil es nur auf dem Wasser und am Gestade gefeyert wurde. Um 2 Uhr versammelten sich die Herren oben bey St. Peter. Von da wurde Paarweis ausgegangen. Vorher die sämmtlichen Schweizerfahnen und vollständige Militärmusik, der Kapellmeister Deodati an der Spitze. Der lange Zug ging durch die obere Stadt, durch den untern Theil, den Molard, nach dem Hafen. Es war eine angenehme Mühe, durch die tausend und tausend freundlich grüßenden Menschen durchzukommen. Im Hafen lagen ganz vorn zwey große Schiffe festlich geschmückt; eines weiß und blau, das andere rosenroth und weiß, mit reichen Blumenguirlanden, Fahnen und Bändern umhangen und umwunden. Darauf waren die geputzten Frauen und Mädchen schon versammelt. Jeder Herr wandte sich nun zu dem Schiffe, wo irgend eine freundliche Flagge winkte. Auf jedem stand ein großer Baldachin zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Durch eine kleine Treppe gelangte man auf dessen Decke, und hier war die Aussicht wirklich unbeschreiblich schön. Artilleriesalven verkündigten den Moment, wo die Festschiffe den Hafen verließen. Nun folgten die vier Dampfschiffe, das Pferdeschiff und zwölf große Barken, alle gedrückt voll Menschen. Dazwischen gleiteten tausend kleine Kähne und Schiffchen mit buntgeschmückten Segeln, Baldachinen und Wimpeln. Ungefähr einen Kanonenschuß weit vom Hafen, da wo die Stadt, die grünen, blühenden reichen Ufer und die savoyischen Berge so schön daliegen, und der Jura ernst, die Gletscher und der Montblanc gegenüber aber leuchtend herüberschauen, da war vielleicht der umfassendste Punkt. Am tiefblauen Himmel ließ sich kein Wölkchen blicken, und nur sanfte Luft wehte Erfrischung von den weißen Bergen herüber. Da wo der See breiter wird, konnten sich die Schiffe freyer bewegen. Unsere Festbarken zogen in weiten Bögen daher, und nun zeigte sich ein neuer, imposanter Anblick. Vier Dampfschiffe, alle herrlich mit rothen und weißen großen Flaggen und Wimpeln geschmückt, viele Hundert geputzte Menschen mit weithin schallender Musik tragend, begannen ihre Kreise und Bahnen um unsere Schiffe. Es war wirklich ein magischer Anblick, wie die schönen großen Schiffe ohne alle sichtbare äußere Gewalt uns umschäumten und umbrausten, und lange hohe Wellen um uns zogen! Besonders zeichnete sich der kolossale Leman von Ouchy aus, der mich an das homerische Bild erinnerte:

Gleich dem Rosse des Meers durchgeh'nd die gewaltigen Wasser.

Er ließ alle seine Dampfbrüder hinter sich, so wacker sie auch daher schwammen. Bisweilen traf sich's, daß alle vier in unserer Nähe auf kleinem Raum waren, geschickt an einander vorüber fuhren, und sich schnell entfernten, um schnell umzukehren wie ein geübtes Pferd. Als gegen 5 Uhr die Zeit des Festmahls herangekommen war, nahmen der Remorqueur und der Winkelried unsere Schiffe in's Schlepptau und führten uns zum Lande. Es ward in dem Garten Bartholoni ausgestiegen. Eine Anhöhe unter schattenden Bäumen gewährte wieder einen ganz neuen Anblick. Wir sahen nun von fester kühlender Stelle zu dem Gewühl auf den blauen Wogen nieder, und so viel freudiges, buntes lautes Leben lag hier wie im Schooße einer paradiesischen Natur! An vielen Tischen fanden Damen und Herren Platz. In der Mitte, hoch, selbst auf dem See sichtbar, stand eine mit weißen Draperieen geschmückte Säule, an der die Fahnen aller zwey-und-zwanzig Schweizerkantons malerisch aufgehängt waren. Rings umher war gute volle Musik. Auch hier wurde bald, wie vorgestern am Föderal-Souper, ein lauter, heller, langer Klang der Freude mit Echo-Wiederhall vernehmbar. Man war voller Lust und Jubel, ohne daß auch nur Ein Mißton oder Eine kleine Unanständigkeit störend eingefallen wäre, und doch waren hier auf kleinem Raum mehr denn Sechshundert Menschen um unzählige Weinbouteillen versammelt. Es war bey dem Fest ein vornehmer Ueberfluß zu bemerken. Toasts für die Damen, und einige artige französische Lieder von Cougniard gingen dem Augenblick voran, wo man von den Tafeln aufstieg, um die Damen nach einem reizenden Rasenabhang zu führen, der eine freye Aussicht auf den See gewährte. Um die Berge zog schon Purpur und Gold, als man sich zurück nach den Schiffen wandte. Die Lustfahrt begann nun von Neuem in den Strahlen der untergehenden Sonne, die heute ungern und zögernd hinter die Juramauer zurückzugehen schien, denn Schöneres hatte sie auf dieser Stelle noch nie gesehen.

Bemerkung der Redaktion.

Die Redaktion hofft und wünscht, daß die Aufnahme dieser, von ganz anderer Seite herrührenden zweyten und umfassenderen Beschreibung des Genfer Musikfestes, welche sie wegen der dortigen Freunde ihres Blattes unmöglich zurücklegen konnte, ihr von den übrigen Lesern desselben keinen Tadel zuziehen möchte.

Auflösung der Charade in Nr. 204:
Silbermoos.

Charade.

Mein Erstes deutet auf ein lästiges Gefühl,
Das Manchen, naht' er sich den Rosen, oft befiel.
Zwey Sylben folgen nach. Hoch in die Lüfte steiget
Ein Baum, der Orient bezeuget
Des Stolzen Pracht. Das Ganze ist ein Strauch.
Der Norden kennt ihn auch.
Manch schlichten Stab, aus ihm geschnitzt,
Durch rauh Gebirg zumal den Wandrer stützt und schützt.

-- 9 --

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 211.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. September 1826.

Ach, eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.

v. Haller.

Der albanische See und dessen Kanal.

(Fortsetzung.)

Komme ich jezt zum Kanale des See's. Schon oben habe ich bemerkt, daß das Hinuntersteigen zu demselben beschwerlich, an manchen Stellen sogar lebensgefährlich ist. Der stupide Gleichmuth der Einwohner von Castel Gandolfo, von denen ein großer Theil hier Garten- und Weinbau und Fischfang treibt und Holz fällt, und folglich täglich ein- oder mehrere Male in die Tiefe hinabsteigen muß, zeigt sich hier in seinem hellsten Glanze: statt einen gebahnten Fußsteig zu unterhalten, fallen und kriechen sie die Tiefe über Stock und Block hinunter, zerreißen sich Kleider und Beine, und bringen fünf Viertelstunden auf einem Wege zu, welcher, wäre er nur einigermaßen gehbar, in einer halben Stunde zurückgelegt werden könnte. Und was soll man von der Ortsbehörde sagen, welche den Zugang des Kanals in Pacht gegeben hat und davon jährlich eine bedeutende Summe zieht, von der wahrscheinlich wenig oder gar nichts in die apostolische Kammer fließt; daß sie den Fremden, welche doch allein jenen Pacht bestreiten müssen, den Besuch des Kanals nicht erleichtert, und somit leztern nicht noch einträglicher macht? Der Eingang zu diesem ist eine kleine Thür, kaum mannshoch, welche sich in der Mauer befindet, durch welche das Wasser seinen ersten Ausfluß aus dem See in den Kanal nimmt. Dieß geschieht jezt durch eine runde, etwa fünf Fuß hohe und halb so breite Oeffnung; aber offenbar modern, denn ursprünglich ist das Wasser durch vier in der Mauer befindliche Löcher, jedes etwa einen halben Quadratfuß groß, geflossen. Zwey von diesen sind noch sichtbar, die übrigen bey der Ausbesserung der Mauer, welche in Ruinen zerfallen war, verschwunden. Daß früher statt einer einzigen großen vier kleinere Oeffnungen angebracht waren, geschah, um den Kanal vor Verschlämmung zu bewahren. Freylich hätte ein eiserner Rost aus der Verlegenheit helfen können, aber dieser wäre mit der Zeit der Zerstörung unterworfen gewesen, und die Alten kannten bey ihren Bauten keine halbe Maßregel, noch weniger die belobte Manier der Neuern, nur für sich, oder ihre nächste Nachkommenschaft zu bauen. Die neuere größere Oeffnung ist unstreitig zu dem Behufe gemacht worden, den Fischfang zu erleichtern, welchen man vermöge der, im Innern des viereckigen, die eigentliche Oeffnung des Kanals umschließenden, Gemachs aufgespannten Netze mit größerer Bequemlichkeit als auf dem See selbst treibt. Dieß Gemach, von welchem die erwähnte Mauer die vordere, nach dem See zu liegende, Wand ausmacht, ohne Dach und etwa vierzig Fuß lang, sechszehn breit und achtzehn hoch, aus großen viereckigen Blöcken des bekannten albanischen Steins (einer Gattung Lava, Peperino genannt) gebaut, welcher hier an Ort und Stelle gebrochen wird, und woraus mehr oder weniger der ganze Berg besteht, wird von den hiesigen Antiquaren für ein Nympheum erklärt und davon behauptet, es habe den Umwohnern gedient, um kühle Luft darin zu schöpfen. Es ist fast unbegreiflich, wie man in

einen so groben Irrthum hat verfallen können. Um die Durchbohrung des Bergs anfangen und vollenden zu können, mußte man sich natürlich vor dem Wasser schützen. Zu dem Ende ward das Gemach erbaut und in diesem, trockenen Fußes, nicht allein der Kanal gegraben, sondern auch die übrige Arbeit, das heißt, vorzüglich das Fortraumen des ausgebrochenen Steins, bewerkstelligt. Nach Beendigung des Kanals brachte man in der vordern Wand die oben erwähnten vier Löcher an, und nun strömte das Wasser durch diese zuerst in den kleinen offenen Kanal des Gemachs und aus diesem in den eigentlichen Kanal des Bergs, dessen Oeffnung sich in der Hinterwand befand. Ehe ich hier weiter in der Beschreibung des Kanals fortfahre, will ich eine kurze Erzählung der historischen Entstehung desselben vorausschicken.

Die Römer belagerten (so erzählt Livius im fünften Buche*) die Stadt Veji bereits in's neunte Jahr, ohne Hoffnung dieselbe zur Uebergabe zwingen zu können. Die trübe Stimmung, welche sich dadurch der Gemüther bemächtigte, war auf den höchsten Gipfel gestiegen, als auch die Götter, theils durch öffentliche Plagen, theils durch Wunder, ihren Zorn zu äußern begannen. Denn nicht allein hatte im vorigen Jahre der ungewöhnlich strenge Winter und der darauf folgende zu plötzliche Wechsel der Temperatur unter Menschen und Thieren eine tödtliche Pest erzeugt, sondern es ließen sich auch am Himmel und auf Erden Zeichen vernehmen, welche offenbar den Zorn der Götter zu verkündigen schienen. Unter lezten zog besonders das plötzliche und weder durch häufige Regen noch durch irgend eine andere bemerkbare Ursache erfolgte Anschwellen des albanischen See's die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Um zu erfahren, was die Götter durch dieses Wunder andeuten wollten, sandte man Boten an das Delphische Orakel ab. Kaum waren diese abgegangen, als das Schicksal in der Person eines alten Aruspex aus Veji, der zwischen den Vorposten beyder Nationen (denn schon war durch die langjährige Belagerung eine Art von freundschaftlichem Verkehr unter ihnen entstanden) nach Art der Wahrsager Deutungen von Wunderdingen absang, einen vorläufigen Erklärer des besagten Wunders herbeyführte: Veji werde, so verkündigte er, nicht eher erobert werden, als bis die Römer das Wasser aus dem albanischen See abgeleitet hätten. Als die Kunde von dieser Prophezeihung in das römische Lager gekommen war, lockte ein Soldat, unter dem Vorwande, er wolle den Aruspex um die Deutung eines, ihm persönlich begegneten wunderbaren Vorfalls befragen, diesen in's Freye, packte den alten schwachen Greis und trug ihn zu den Seinigen. Von hier nach Rom vor den Senat geführt, wiederholte der Aruspex seine Erklärung. Dennoch schien es leztern gerathen, bevor man irgend einen Entschluß faßte, die Rückkehr der nach Delphi gesandten Boten abzuwarten. Als diese erfolgt war und die Antwort des Orakels mit der Prophezeihung des Vejentischen Aruspex wörtlich übereinstimmte, begann der Senat, leztern in großen Ehren zu halten. Das Wasser aus dem albanischen See ward abgeleitet und Veji unmittelbar darauf vermittelst einer Mine erobert. Dieß die schlichte Erzählung, welche Livius vom Baue des albanischen Kanals liefert.

*) In der vor mir liegenden Ausgabe (Venetiis 1706) sind keine Kapitel angegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein weiblicher Phidias und ein aufgeklärter Indianer-Fürst.

Lady Anna Seymur Damer gehört einer der ersten Familien des englischen hohen Adels an, deren Haupt von väterlicher Seite der Herzog von Somerset, und von mütterlicher der Herzog von Argyle ist. Sie war an Lord Milton verheirathet gewesen, der später den Titel Lord Dorchester annahm.

Von ihrer ersten Jugend an zeigte sie große Anlagen für die Zeichenkunst so wie für die Bildhauerey, in welcher sie sich seither so rühmlich auszeichnete. Ihr erster Lehrer in dieser Kunst war der geschickte Bildhauer Ceracchi. Allein um sich in derselben möglichst zu vervollkommnen, benuzte sie nicht nur alle den Künstlern dieses Faches in ihrem Vaterland zu Gebot stehenden Mittel, sondern sie reiste auch verschiedene Male nach Italien, wo sie sich geraume Zeit aufhielt.

Nachdem sie Wittwe geworden und nicht mehr genöthigt war, auf eine ihrer Geburt angemessene Weise in der großen Welt zu erscheinen, folgte sie ganz ihrem natürlichen Beruf und ward im vollen Sinne des Wortes Künstlerin. Eine ihrer bedeutendsten Arbeiten ist eine Statue Georg's III. von acht Fuß Höhe, welche in einem Saal des Gerichtshofes von Edinburg aufgestellt ist.

Einst hatte Buonaparte die lebhafte Phantasie der Lady Damer mächtig angesprochen. Während einer Reise, welche sie nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich machte, verschafften ihr ihre hohe Geburt, ihr ausgezeichnetes Talent, vorzüglich aber auch ihre ungeheuchelte Bewunderung für den ersten Konsul, eine Unterredung mit diesem seltenen Mann. Im Verlauf derselben versprach sie ihm, eine Büste von Fox auszuarbeiten. Aber nur erst dreyzehn Jahre nachher, den 1sten Mai 1815 war sie im Stande dieselbe abzugeben und überbrachte sie auch wirklich selbst in den Pallast Elysée.

Lady Damers Meißel ist mit der Ausführung von Statuen, Büsten und von Thiergesichtern, hauptsächlich mit solchen von Hunden beschäftigt.

In der Gallerie von Florenz befindet sich ihre eigene, von ihrer Hand ausgeführte Büste.

Einige Zeit nach der Schlacht von Abukir vollendete sie die Büste Nelson's in Marmor und machte damit der Stadt London ein Geschenk. Nach diesem Modell hat sie nun die Büste dieses großen Seehelden in Bronze ausgeführt, welche sie dem König von Tanjore geschenkt hat, einem Fürsten, dessen Weisheit und menschenfreundliche Plane Indien in gleichem Maß zu würdigen lernen muß, als es über seine wahren Interessen aufgeklärt werden wird.

Dieser Fürst hat eine Art europäischer Erziehung genossen. Der Lehrer seiner Jugend war Herr Swartz, ein in Indien hochverehrter Missionär. Seit er den Thron bestiegen, ist er nur damit beschäftigt, seine Macht und seine Schätze zu Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu verwenden. Das Königreich Tanjore ist aber bey weitem der bewohnteste und best kultivirteste Theil Indiens, und der Muhamedismus hat dort nicht so tiefe Wurzeln geschlagen als in den nördlichen Provinzen der Halbinsel.

Um aber das Werk so vieler Jahrhunderte anzugreifen, so alte Gewohnheiten und Vorurtheile umzustoßen, mußte mit vieler Klugheit zu Werk gegangen werden, und der König von Tanjore fühlte, daß er darin mit den höhern Klassen beginnen müßte. Er fing daher an, denselben Geschmack für europäische Kunst beyzubringen, sie an unsere administrative und richterliche Formen zu gewöhnen, damit ihr Beyspiel auf die Nation wirken und dieselbe nach und nach der neuen Veränderungen fähig machen sollte, welche er vorzunehmen gedachte.

Diese großmüthigen Absichten des indischen Königs hat die Königlich-Großbritannisch-Asiatische Gesellschaft dadurch zu würdigen gesucht, daß sie diesen guten und großen Fürsten, der alle Klassen seiner Unterthanen eines guten Schulunterrichts theilhaftig zu machen sucht, der alte Vorurtheile durch wohlthätige Wahrheiten zu verdrängen, und die unglücklichen Hindu's durch verbesserte Gesetze und bürgerliche Institutionen zu beglücken sucht, daß sie ihn unter ihre Ehrenmitglieder aufgenommen und ihm das betreffende Diplom mit der ihm von Lady Damer als Geschenk dargebotenen Büste Nelsons zugesandt hat.

Während des hartnäckigen Kampfes zwischen Frankreich und England zeigte nämlich der Rajah von Tanjore immer das größte Interesse für Großbritannien, und ließ in seiner Hauptstadt den berühmten Sieg von Abukir, welcher die englische Oberherrschaft über die Ufer des Ganges befestigte, feyerlichst begehen; ja er ließ sogar den in diesem Kampf für die See-Oberherrschaft ihres Vaterlandes gefallenen Engländern ein prachtvolles Monument errichten.

Distichen.

Wellengespräch.

Was die kommende Welle wohl sagt, der fliehenden Schwester,
Nimm den flüchtigen Kuß! Eil' und genieße wie ich.
Ob wir in Schaum auch zerrinnen, wir lebten, und schöner in uns doch
Spiegelt die Sonne des Tags, spiegelt der Mond sich des Nachts.

Conz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Juli.

Man spricht jezt häufiger von dem kleinen Herzog von Bordeaux, Sohne der Frau Herzogin von Berry, und einst König von Frankreich; er ist nun bald sechs Jahre alt, und man sucht bereits seinen Geist aus den Kinderspielen auf künftige, dem königlichen Erben nöthige Kenntnisse zu leiten; man erweckt die erste Leidenschaft zu dem ehrenvollen Gewerbe, in welchem allein die französischen Monarchen von jeher ihrer Nation gefielen. Man hat dem Prinzen einige Gespielen gegeben, mit welchen er die ersten Kriegsübungen versucht, und es versteht sich, daß dabey die Absicht ist, ihn zugleich zu belustigen. Darum wechselt man die ernsthaften Spiele immer mit Kinderspielen, und bey diesen ist dann immer auch bis jezt noch seine Schwester, die kaum ein Jahr älter ist als er, zugelassen. Man läßt sie zusammen in kleinen Gesellschaften speisen, goutiren, lustwandeln, mit Zuckerwerk spielen, mit kleinen Pfeilen nach einem Ziele schießen. Das Gefolge des Prinzen hat kürzlich einen wichtigen Zuwachs erhalten; man gab ihm nämlich einen gut unterrichteten Tambeur aus einem Regimente. Auch an Schauspielen fehlt es für die kleine, muntere Gesellschaft nicht, bald läßt man die kleinen Schauspieler des Taschenspielers Comte holen, und nach den kleinen Künstlern, welche deßhalb kleine Komödien für die Jugend und niedliche Operetten einstudirt haben, macht dann Herr Comte selber seinen mancherley Hokus Pokus. Die Hofleute mischen sich dann um so mehr in das niedliche kleine Vergnügen, als dabey immer der große Gegenstand der Wunsch ist, den königlichen Kindern gefällig zu werden, und die großen Hofkinder haschen auf diese Art nach der kleinsten Gnade, in der Hoffnung, dabey ein großes Glück für sich oder für ihre Kinder zu erhaschen; Glück ist es schon, wenn man nur seinen Knaben oder sein Töchterchen unter die Zahl der Eingeladenen aufnehmen lassen kann. Eine wichtige Rolle hat schon ein paar Mal der auf den italienischen Boulevards so hochberühmte Jean Bonhomme gespielt; man läßt ihn nebst seinem Führer ganz eigens nach Hofe einladen; die Geschichte des Jean Bonhomme ist ganz kurz folgende: Ein armer Savoyarde hat vor zwey Jahren den Einfall gemacht, einen Affen von mittlerer Größe besonders abzurichten, um damit sein Brod zu verdienen, ohne der Gefahr ausgesezt zu seyn, für einen Bettler gehalten zu werden. Der Affe hat allerdings etwas Empfehlendes an sich; er weiß Einem mit seinem gutherzigen, bescheidenen, und doch geistvollen Blicke die kleine Scheidemünze aus der Tasche herauszulocken; er hat nicht jenes wilde, leidenschaftliche Wesen der Affen an sich, sondern guckt den Leuten mit gefälliger Sorge in's Gesicht, gleichsam um zu fragen, ob er sich erlauben dürfe, seine Dienste anzubieten; und nun ist er dabey sehr reinlich, ja bisweilen kostbar und

ein Hofbedienter angekleidet; er fängt damit an, daß er den Platz, wo man sich mit ihm zusammenfindet, mit seinem kleinen Besen reinlich kehrt. Er sieht immer nach seinem Zuschauer, ob er gefalle, und scheint um eine neue Erlaubniß zu bitten; nun greift er nach seiner Schuhbürste, und puzt Einem die Schuhe, wenigstens den einen, wenn man ihm nicht beyde hinstreckt. Gewöhnlich hat er zu seinem schottischen Kostüme einen Federhut, oder wenigstens einen Hut mit einer Feder; er zieht ihn ab, wenn man ankömmt, sezt ihn auf, während er arbeitet, und nimmt ihn wieder ab, wenn er fertig ist. Dann kann man ihm freylich nicht vorwerfen, daß er ein Straßenbettler sey, wenn er seinen kleinen Becher hinreicht, und mit seinem durchdringenden, aber so ganz besonders zutraulichem Blicke sagt, man möchte ihn bezahlen nach Belieben. Sein Name Jean Bonhomme ist ihm von den jungen und alten französischen Herren Belletristen gegeben worden; sie wollten ihn nicht mit dem gewöhnlichen Namen des amerikanischen Viehs belegen; denn ob er gleich Affe ist, so sieht man ihm doch den Quasimenschen in Allem an, und daß es nicht seine Schuld ist, wenn er nicht spricht. Mit einem solchen guten, ja großen Namen ist es also gar nicht zu verwundern, wenn Jean Bonhomme auch bey Hof genannt wurde, und bey den unschuldigen Vergnügungen der königlichen Familie seinen Theil Freude gewährte. Die Herren Literatoren können also bisweilen auch Gutes stiften, dadurch daß sie die Biographien von Jedermann abfassen, und wenn sie nicht immer das Glück der gelehrten Männer machen, so machen sie doch das Glück der gelehrten Thiere, nur mit dem Unterschiede, daß jene sich oft mit dem gelehrten Namen begnügen, und diese das leidige physische Bedürfniß vor dem geistigen beherrscht. Diese Lehre liegt besonders in der kurzen Geschichte der Minet, der bekannten Katze des Herrn von Chateaubriand. Am Tage, da Herr von Villele diesen Minister der auswärtigen Angelegenheiten aus dem Ministerialpallast fortschickte, und ihm kaum ein paar Stunden Zeit ließ, um sein Päckchen zusammen zu machen, und seinem Nachfolger die Schlüssel zu übergeben, sagte Herr von Chateaubriand zu Minet die berühmten Worte, an die man sich gerade jezt wieder mit Stolz für ihn erinnert: „Nun, mein kleiner Freund, mit dem Nichtsthun hat es nun ein Ende; künftig wird dein kleines Mahl nicht mehr so lecker seyn; wir sind nicht mehr Minister; künftig müssen wir Mäuse fangen.“ Es scheint, diese guten Thiere werden nicht so leicht vergessen, je nachdem sie ein unschuldiges Leben führten, oder in einer verehrlichen Gesellschaft lebten; an gewisse Menschen, die noch vor wenigen Tagen viel Lärmen machten, denkt man bereits nicht mehr, zum Beyspiel an den König der Irokesen.

K.

Frankfurt a. M. im August.

(Fortsetzung.)

Indem ich auf Madame Schulze zurückkomme, bemerke ich, daß sie sich sogleich hat bereit finden lassen, zwey Cyklen auf unserem Theater zu geben. Den ersten bildeten die Partien Vitellia, Constanze, Eglantine in Webers Euryanthe und Rosa in Fioravanti's Dorfsängerinnen, wo sie zu ihrem Benefiz außer der besprochenen Aria aus Nurmahal im zweyten Akt eine von Mercadante einlegte; im zweyten Cyklus ist die Künstlerin noch begriffen; sie fing mit Vitellia wieder an und gab darauf Julia und kürzlich Rosa zum zweyten Mal. In dieser Partie wurde ihr wegen der Spontinischen Aria der allergrößte Beyfall zu Theil, das Zuklatschen war einem heftigen, einige Minuten anhaltenden Platzregen zu vergleichen. Mehr Ruhm als in der Partie der Constanze, trug sie als Vitellia davon. Der Part der Eglantine war unserem Publikum zu mächtig; doch gelang der Künstlerin ein vollkommener Sieg über ein junges hoffnungsvolles Talent — Dem. Madler aus Darmstadt, die wie eine Zaubererscheinung als Euryanthe aufgetreten und sogleich wieder verschwunden ist. Dem. Bamberger geht mit ihrer Schwester von unserer Bühne ab. Sie hat mit ihrer Familie ein sehr vortheilhaftes Engagement in Dresden gefunden, und wird uns im December schon verlassen. Ist es bey Dem. Heinefetter, die uns auch verläßt, die aufsteigende Kunstblüthe, der wir erwartungsvoll entgegen sahen, so haben wir hier den Verlust ausgezeichneter Anmuth des Gesanges und Spiels in der älteren Dem. Bamberger, und in der jüngeren die Entbehrung eines in der guten Schule der Mutter sicher entwickelten hoffnungsvollen jungen Talentes zu bedauern. Sie wird einmal mit ihrer liebenswürdigen Schwester, auch neben einer Devrient, die Zierde der Dresdner Bühne werden. So steht denn bey uns die Oper in den weiblichen, jugendlichen Fächern jezt ganz verwaist; die leichte komische Oper wird durch den Abgang von Dem. Bamberger einen empfindlichen Stoß erleiden.

Das Schauspiel, und mehr noch das Lustspiel, hat durch das Engagement des Herrn Rottmayer auf weitere sechs Jahre sich in mehreren jugendlichen Rollenfächern sehr wünschenswerth consolidirt. Herr Rottmayer hat günstige Anerbietungen des Auslandes dem Gewinn vorgezogen, in der Mitte eines guten Schauspielpersonals, dem er einen großen Theil seiner Ausbildung verdankt, mit Lust und Liebe und steigender Vervollkommnung zu wirken. Ihm ist die Kunst wahrhafter Beruf, und sein Privatleben eben so achtungswerth als seine Bühnenwirksamkeit. Wird Herrn Fehringer derselbe Eifer zur Kunst beseelen, so kann er bald mit Auszeichnung dem Liebhaber- und Heldenfache vorstehen, wozu ihn manche schöne Eigenschaften berufen und dem Publikum schon werth gemacht haben. Im Schauspiel und noch mehr im Lustspiel fehlt jezt eine jugendliche Künstlerin; Dem. Esser vom Mannheimer Theater ist mehr für kindliche Rollen und Naivetät. Im lezteren Fach und in Soubretten-Rollen verspricht eine Dem. Gutmann (von Hanau) unter der Leitung der Dem. Lindner bedeutend zu werden.

Die Bauten in unserer Stadt vermehren sich zusehends. Der Wall vom Eschenheimer zum Neuen Thor hat in kurzer Zeit eine Reihe schöner Gebäude mit Gärten erhalten, da der gegenüberliegende Kirchhof jezt aus den Ringmauern der Stadt, gegen die Friedberger Warte hin, auf ein geräumiges, hochliegendes Feld verlegt wird. Die Kirchhofskommission, auf Veranlassung des Senats allein aus der Mitte der Bürgerschaft erwählt, erwirbt sich große Verdienste um die Stadt. Hierzu gehört, daß sie die bisher sehr bedeutenden Beerdigungskosten sehr einschränken wird. Eine feyerliche Bestattung, die den armen Einwohnern stets über hundert Gulden zu stehen kam, soll künftig nur auf etwa dreyßig Gulden ermäßigt werden, sowohl für Arme als Wohlhabende, und dabey der alte löbliche Gebrauch wieder hergestellt werden, daß ein Geistlicher mit dem Zuge geht. Die Ruhestätten der Familien werden jezt übertragen und eingetheilt, und das Ganze ist auf einfache Würde und mäßige Kosten berechnet. Unter den Bauplänen verschiedener Architekten ist noch keine Wahl getroffen, indessen stehen die großen Mauern schon fast vollendet, und es fragt sich nur, ob man einen Porticus um das Ganze ziehen, oder die Familiengräber wie bisher freystehen lassen soll. Eine Kapelle und ein Todtenhaus werden den Bedürfnissen der Entfernung und der fortschreitenden Zeit entsprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. September 1826.

Trüb und heiter
Fliegt die Welt vor uns vorbey,
Wir wandeln weiter
Bald trüb bald heiter.

L. Tiek.

Ein Ausflug von Paris nach der Nordküste.

Fragment aus einem Tagebuche.

Samstag den 27sten Mai stiegen wir zu drey in den Coupé des öffentlichen Wagens *), und ehe wir uns noch recht eingesessen hatten, rollten wir durch St. Denis, dem irdischen Endziel der französischen Könige, dem Friedort unbestreitbarer Gleichheit vorüber. Der köstliche Teppich der Saaten, die liebliche Hebung und Senkung der hügligten Landschaft, le beau mouvement de terrain, wie es die Franzosen ausdrucksvoll nennen, wurde bald von Unwetter und Regengüssen verhüllt und dem Auge entrückt. Sie hielten noch am folgenden Tage an, und wie unangenehm ich auch diese Entbehrung empfand, so überhebt sie mich doch jezt der meist unglücklichen und langweiligen Bemühung, ein Landschaftsgemälde mit alles-, das heißt mit nichts-sagenden Worten zu entwerfen, oder wohl gar ausführen zu wollen. Nach einer Fahrt von zwölf Stunden waren wir in Rouen. Nur ein Tragiker, Corneille, konnte hier das Licht der Welt erblicken; die finstern Straßen flößen keine Heiterkeit ein. Doch wie die Tragödie außerhalb ihres irdischen Treibens einen heitern, versöhnenden Himmel besizt, so auch die dunkle, gewerkthätige und rührige Geburtsstadt des großen Tragikers, außerhalb ihrer Ringmauern, anmuthige Gänge, heitere Aussichten, reizende Anlagen. Der Fluß, vielfältig von Fahrzeugen durchglitten und schon vom Meere angeschwellt, bildet ein wasserreiches Becken in bezaubernder Umgebung üppiger Fluren und Höhen, bis weit abwärts, wo nun, ihrer Mündung näher, die Seine den Spiegel eines prachtvollen See's bildet, in welchem sich die wahrhaft schweizerischen Landschaften von Jvetot, Caudebec und Bolbec abbilden.

Von den neuesten Auftritten zu Rouen, die dort durch jesuitische Missionarien herbeygeführt wurden und durch die öffentlichen Blätter einigermaßen bekannt sind, war noch einige Gährung zurück, die sich unaufgefordert im Hafen und in Handelsläden äußerte, während gute Freunde der Missionarien entweder schwiegen, oder wohl auch gar nicht da waren. Die stärksten Aeußerungen gegen dieselben scheue ich mich in mein Tagebuch einzutragen, die gemäßigteren waren schon charakteristisch genug. Nächstdem richtete sich der Haß und die Verachtung gegen die Gensd'armen, die man mit allen erdenklichen Schimpfnamen beehrte und von welchen behauptet wurde, daß sie dieselben Frohn- und Soldknechte seyen, die während der Gräuelzeit der Revolution so manches schuldlose Schlachtopfer zum Blutgerüst geschleppt hätten, und die heute dasselbe thun würden, wenn sie dafür bezahlt würden. Der Linientruppen wurde dabey in Ehren gedacht. Die Ausdrücke aber, die, aus Reaktion gegen die Staatsreligion

*) Der Coupé ist der Vordertheil des Wagens, ein abgesonderter Raum, in welchem drey Personen vorwärts wie in einem eigenen Wagen bequem und allein sitzen.

selbst erschollen, wage ich nicht, der Schrift zu vertrauen, obgleich sie den Beweis liefern könnten, daß vielleicht des Muhameds Lehre, nicht aber die Religion Christi mit dem Schwert einzuführen sey. Denn vor dem Hause des Erzbischofs stand, während des pomphaften Missionsgeschäfts doppelte Schildwacht, und um die Kathedrale her lagerten Soldaten in Rotten vertheilt, und was dennoch geschah, haben die öffentlichen Blätter erzählt. Die Gewalt, in welcher Form sie auch erscheine, die Gewalt bringt so wenig den Glauben hervor als der Dornstrauch Feigen — die Gewalt in Glaubenssachen erzeugt entweder Heuchler oder Aufrührer; mit den ersten ist nicht dem Himmel, mit den andern nicht dem Staate gedient. Das sollten die ächten edeln Priester, die wahrhaft geschickten Staatsmänner bedenken. — Bis nach Havre de Grace hin erstreckte sich dieser gährende Mißmuth gegen die Jesuiten.

Havre de Grace liegt sehr lieblich, von Gartenhäusern freundlich umringt, und an der Mündung des zwey bis drey Stunden breiten Flusses, von welchem es durch eine Ebene getrennt ist. Der Hafen hat, rechts die Rhede mit ihren Leuchtthürmen, vor sich den Ocean und links die in's Weite sich hinziehenden Küsten von Calvados. Unter Napoleon haben die Bassins, so wie die Befestigungen viel an Umfang gewonnen; damals aber schwebte Todesstille über den Gewässern: englische Fregatten sperrten die Schifffahrt. Jetzt erhebt sich ein dichter Wald bewimpelter Masten aus den Behältern, in denen Leben und Weben sich regt. Bald würde es an Raum fehlen, die Schiffe zu fassen, wenn nicht glücklicherweise eben so viele täglich aus- als einliefen. Havre macht, nach Versicherung sachkundiger Männer, dermalen mehr Geschäfte als Bordeaux und Nantes zusammengenommen. Da lagen denn auch zwey Handelsschiffe im Hafen mit haitischer Flagge, und mein Herz jauchzte auf, als ich sie erblickte; ja selbst die schwarzen Gedanken freuten mich, die sich wohl so mancher großer und kleiner Seelenhändler über die Menschwerdung der Neger jetzt macht. — Der Anblick des besegelten Meers war zum Entzücken; bey jeder Flut bewegten sich hin und her eine zahllose Menge Fahrzeuge aller Art: Dreymaster, Briggs, Fischerboote u. s. w. Ich habe nie so viel weiße Wäsche über dem Ocean flattern gesehen; und zwischen durch thun die ziegelrothen Segel der Bretagner eine seltsame Wirkung. Plötzlich sieht man an dem äußersten Rande des Meers, dort, wo die Wellen den Horizont berühren, ein Cigarorauchen — ein Dampfschiff ist es, das auftaucht, es kommt aus England; augenblicklich schnell rückt es näher, und in zwey bis drey Stunden schießt es mit Pfeilesflug in den Hafen. Nothwendig wird der Gebrauch der Dampfschiffe täglich allgemeiner. Da sie unabhängiger von Wind und Wetter sind und einer geringern Wassertiefe bedürfen als Segelschiffe, so ist der Vortheil entschieden auf ihrer Seite. Die Marine wird dabey einen wesentlichen Theil ihrer malerischen Schönheit verlieren. Man opfert die Anmuth dem Nutzen.

(Der Beschluß folgt.)

Der albanische See und dessen Kanal.

(Fortsetzung.)

Welche übertriebene Fabeleyen haben dagegen die neueren Schriftsteller, besonders die römischen Antiquare in ihren Beschreibungen Roms und mehrere, ihnen ohne alle Kritik nachbetende deutsche Schriftsteller von dieser Begebenheit ersonnen? Sie sagen, der See sey dermaßen angeschwollen, daß er Rom zu überschwemmen gedroht habe. Diese lächerliche Aufschneiderey (Livius sagt blos: In altitudinem insolitam crevit, ohne irgend einer Befürchtung vor Ueberschwemmung zu gedenken) fällt in ihr Nichts zurück, wenn man (was auch dem Kurzsichtigsten hätte einleuchten müssen) erwägt, daß der albanische See ein sehr Geringes weniger denn drey deutsche Meilen von Rom entfernt liegt, besonders aber, daß die Fluten desselben (was noch in die Augen fallender ist), im Falle einer Ueberschwemmung nicht nach Rom, sondern nach der, weit tiefer und näher gelegenen Tiber, oder vielmehr geradezu in's Meer ihre Richtung genommen haben würden. Ueberdem muß man fragen, ob denn der See, wenn er wirklich drohte, seine Ufer zu übersteigen, im Verlaufe von beynahe zwey Jahren (denn so lange dauerte es ungefähr, ehe die, nach Delphi gesandten Boten von dort zurückkehrten, und die hierauf unternommene Grabung des Kanals zu Stande kam) nicht Zeit genug hatte, alle Ueberschwemmungen anzurichten, deren er fähig war? Aber dieß Mährchen erscheint noch um so läppischer, wenn man die Antwort des Orakels näher betrachtet, in welcher die ausdrücklichen Worte befindlich sind: Cave, in mare manare suo flumine sinas („Siehe wohl zu, daß er nicht in seinem eigenen Bette in's Meer abfließe"), wodurch das Orakel, welches die Ortslage besser kannte als die heutigen Antiquare, offenbar zu verstehen gab, der See könne sich einen Weg in's Meer bahnen. Dieß die erste Uebertreibung, welche sich die neueren Schriftsteller von diesem Ereignisse haben zu Schulden kommen lassen. Die zweyte ist noch wichtiger und bey weitem unverständiger. Alle sprechen vom Durchgraben des Bergs als von einem der größten Wunderwerke der Wasserbaukunst, welche je unternommen worden sind. Worin aber besteht, beym Lichte besehen, diese Arbeit? Es ist ein Loch, drey und ein Drittel Fuß breit, fünf und einen halben hoch und nicht ganz voll zwey Fünftel deutsche Meilen lang, in den Lavafelsen des albanischen Bergs gehauen. Was die Breite und Höhe anbetrifft, welche ich mehrere Male in meiner Gegenwart vom Kanalaufseher

habe messen lassen, so kann ich sie mit meinem Worte verbürgen und somit die Angaben der Antiquare, in der Regel beträchtlicher, für übertrieben erklären. So wie die Höhe, bey der Verschlämmung des Kanals, jezt ist, beträgt sie gar nur im Eingange desselben drey und eine halbe Elle. Zwanzig Fuß weiter hin soll sie, nach der Versicherung des Aufsehers, gar so niedrig werden, daß ein Mensch nur in der gebücktesten Stellung darin zu stehen vermag. Einer natürlichen Voraussetzung zufolge läßt sich die ursprüngliche Höhe zum wenigsten als mannshoch annehmen, weil nicht glaubbar ist, daß die Arbeiter auf den Vieren kriechend (welches hier eine ganz unnütz angewandte Unbequemlichkeit seyn würde) gegraben haben werden. Die Länge, von welcher man gleichfalls vermuthen kann, daß sie von den Antiquaren übertrieben worden ist, muß ich auf sich selbst beruhen lassen, da mir keine Mittel, sie messen zu lassen, zu Gebote gestanden sind. Nun frage ich: Wo liegt hier die so sehr gepriesene Schwierigkeit der Unternehmung? Zwey Arbeiter (wenn nicht gar nur einer, da bey der geringen Oeffnung sich zwey wahrscheinlich hinderlich gewesen wären) backten den Felsen aus und ein Dritter schaffte die ausgebrochenen Steine fort. Da der Felsen, seiner Festigkeit wegen, weder unterstüzt noch ausgemauert zu werden brauchte (ein Umstand, der die Arbeit der Kloaken, besonders der Marima, welche in völlig lockere Erde gebaut werden mußten, so bewundernswürdig macht), so frage ich: Wo ist hier der Grund, in so ungemessene Bewunderung auszubrechen? In der Fea'schen Déscription de Rome heißt es: Cet ouvrage étonnant fut construit avec tant de solidité et de soin, qu'il sert encore aujourd'hui au même objet, sans qu'il ait jamais eu besoin d'être restauré. Die Solidität des Kanals liegt aber in der Härte des Felsens und nicht in der Vortrefflichkeit der Arbeit, und ehe jener der Reparatur hätte bedürftig werden können, müßte dieser eingestürzt seyn, was aber bis jezt nicht der Fall gewesen ist und nie seyn wird.

Wenn einerseits diese höchst unstatthaften Lobeserhebungen einen wenig erfreulichen Beweis vom ganz gewöhnlichen gesunden Menschenverstande aller derer geben, welche über den Kanal geschrieben haben, so muß man andererseits zum Höchsten erstaunen, daß ihnen der einzige Umstand, welcher dabey bemerkt zu werden verdient, ganz und gar entgangen zu seyn scheint, weil keiner desselben auch mit einer Sylbe Erwähnung thut. Dieß ist die Kunst des Nivellirens, welche nothwendigerweise bey dem Durchgraben des Felsens angewandt worden seyn muß, weil ohne dieß das Unternehmen eine Thorheit gewesen seyn würde. Unter den gegebenen Umständen dürfte dieß Erdnivellement größere Schwierigkeit dargeboten haben, als wenn es einen Wasserstand zu messen gegolten hätte. Angenommen sogar, daß man sich dabey eines hetruskischen Geometers bedient hat, verdient es dennoch bemerkt zu werden, daß man schon zu einer Zeit, wo noch, so viel mir bekannt ist, keine große Kanalisirung stattgefunden hatte, das Erd- und Wassernivellement in so vollkommenem Grade verstand.

In der materiellen, oder vielmehr politischen Erklärung dieser Begebenheit haben mehrere neuere Schriftsteller, unter andern der erwähnte Herr Sickler, sich hinreichend versucht.

(Der Beschluß folgt.)

E l e g i e.

Ach, ihr flüstert umsonst in der wölbenden Decke des Baumes
Lüftchen von Lieb' und bringt Träume der vorigen Zeit.
Was mir raubte der Sturm, nicht bringen die Lüfte es wieder,
Wie auch über dem Haupt linde mit Schmeicheln sie weh'n.
Eins nur bitt' ich von euch, nur weniges, einzige Gabe,
Webt mit lindem Geschwirr labenden Schlummer mir zu.
Und kommt dann mir ein Traum mit flüchtigem Troste mich täuschend,
Haltet Geräusch entfernt, stille gelagert umher.
Doch schon hebt sich hinwieder der Sturm in dem Wipfel des Baumes,
Nun denn, so fahr' auch du Traum von dem Traume mir wohl.

C. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Der König von Tanjore *), auf der südlichen Spitze der indischen Halbinsel, ein Zögling des bekannten Missionärs Schwartz, macht seinem Lehrer die höchste Ehre. Er ist ein Hindu von Geburt, und ist dem Glauben seiner Väter treu geblieben; doch hat er vieles von den Vorurtheilen seiner Nation auf die Seite gelegt, und betreibt die europäischen Künste und Wissenschaften nicht nur selbst, sondern hat auch viele seiner Staatsbeamten und andern Vornehmen dazu bewogen denselben obzuliegen, so daß man in diesem blühenden Staate bald einer geistigen Umwälzung entgegensieht. Der jezige Oberrichter von Ceylon, Sir Johnston, besuchte diesen Fürsten auf seiner Reise in's südliche Indien, die er in der löblichen Absicht unternahm, die gesetzlichen Gebräuche der dortigen Bewohner kennen zu lernen, um auf diese Kenntniß ein System von Gerichtsbarkeit durch Geschworene einzuführen, das den Gesinnungen der Hindus am angemessensten wäre; und war ganz von Bewunderungen für den Monarchen durchdrungen. Daß die geschworenen Gerichte fast in ganz Indien eingeführt werden sollen, ist im lezten Parlamente entschieden worden; und man zweifelt nicht, daß die dortigen Hindus sowohl als Mahomedaner diese Theilnahme an der Rechtsverwaltung mit Dank aufnehmen werden. In Ceylon, wo dieselbe schon seit

*) Es ist derselbe merkwürdige indianische Fürst, von welchem wir in unserem Blatte von gestern einige Nachricht gegeben haben.

d. Red.

Digitized by Google

einiger Zeit eingeführt worden, hat die Einrichtung die besten Folgen gehabt. besonders wird folgendes Beyspiel von dem Oberrichter mit Stolz auf sein gelungenes Werk erzählt. Bald nach der Einführung dieser Anstalt wurde ein vornehmer des Mordes angeklagter Mann vor Gericht gestellt. Die Zeugenaussage hatte so viel anscheinend Ueberführendes, daß die Geschwornen bis auf Einen, den Beklagten für schuldig erkennen wollten; dieser eine aber wußte so triftige Gründe wider das Zeugniß einzuwenden, daß sie vor den Richter zurückkehrten, mit der Bitte, ihnen zu erlauben, die Zeugen auf's Neue zu befragen. Dieß ward ihnen gestattet; und nun fing dieser Mann an dieselben auf eine einfache und ungekünstelte, aber dabey so durchgreifende Weise zu befragen, daß er einem jeden den Beweis lieferte, daß der Angeklagte unschuldig, und das Opfer einer schändlichen Verschwörung wäre. Die Folge davon war, daß dieser Mann, welcher ohne diesen Scharfsinn eines seiner Landsleute für schuldig erkannt und binnen 24 Stunden hingerichtet worden wäre, mit Ehren freygesprochen ward. Nachdem der Prozeß vorüber war, ließ der Richter den Geschworenen, welcher so sehr seine Verwunderung erregt, zu sich kommen, um zu ergründen, durch welche Art von Erziehung derselbe eine solch ungemeine Gabe erworben; aber er erfuhr, daß er nicht anders als die meisten jungen Leute von gutem Stande erzogen worden; daß er aber von Natur wißbegierig, mancherley Bücher gelesen, und unter anderen eine persische Uebersetzung von Aristoteles Dialektik. Dieses hatte ihn so angezogen, daß er es in Sanskrit übertragen, und dadurch eine, unter seinen Landsleuten fast beyspiellose Gewalt in der Zergliederung des Geistes erlangte. Der Beweis, sagte er, den ihm der Erfolg dieses Tages von dem Nutzen der Wissenschaft gegeben, würde für ihn ein neuer Beweggrund seyn, in der Weisheit anderer Völker und Zeiten weitere Forschungen anzustellen. Daß indessen die Rechtspflege in Indien großer Verbesserungen bedürfe, ist unstreitig, wenn man weiß, daß zu Bombay zum Beyspiel ein Polizeylieutenant die Gewalt hat, Personen zu Stockschlägen und zur Verbannung zu verurtheilen; und das Prügeln mit dem Rohr auf dem bloßen Rücken so allgemein seyn soll, daß man Beyspiele haben will, wo englische Damen ihre Dienstboten so abstrafen ließen. Die größere Aufmerksamkeit aber, welche jezt den indischen Angelegenheiten geschenkt wird, läßt hoffen, daß diese Ueberbleibsel einer veralteten Tyranney mit der Zeit gänzlich abgeschafft werden. Daß eine größere Aufmerksamkeit auf ostindische Angelegenheiten in England nothwendig, wird keiner leugnen, der weiß, welche Gräuel diese Nation in Indien zugelassen; und nur der kann über das leztere erstaunen, der die Unwissenheit nicht kennt, die im Allgemeinen über dieses interessante Land hier herrscht. Das Sonderbarste ist, daß man sich nicht über diesen Punkt belehren lassen will: wenn im Parlamente Jemand etwas von Indien vorbringt, so läuft alles davon; die Zeitschriften, die sich mit indischen Sachen beschäftigen, so wie das asiatische Journal, der orientalische Herold, die Verhandlungen der asiatischen Gesellschaft u. s. w., werden in England selten von anderen Personen gelesen, als von ein paar Gelehrten und denjenigen welche unmittelbar mit jenem Lande in Verbindung stehen; und unter diesen sehen viele nur nach den Promotions- und Todeslisten, um zu erfahren, wie es vor sechs Monaten um ihre dortigen Verwandten gestanden.

Ein Reisender macht folgende Bemerkungen über die Handelsgeseze und Gerechtigkeitspflege der Türken, die vielleicht in diesem Augenblick willkommen seyn dürften. „Die türkischen Geseze erkennen keinen Kontrakt, und erlauben daher auch keine Entschädigung für einen Bruch derselben. Nichts als das öffentliche Wägen bestimmt den Verkauf; denn selbst wenn der Verkäufer schon den Preis seiner Waaren empfangen hätte, so kann er doch, ehe dieselbe gewogen ist, durch die Zurückgabe desselben den Verkauf vernichten. Im Allgemeinen begünstigen die Geseze in der Türkey den Meistbietenden, und wer dem Richter am meisten gibt, hat immer Recht. Wann Jemand eine Schuld eingehet, so unterschreibt und besiegelt er die Handschrift in Gegenwart zweyer türkischen Zeugen; sollte zur bestimmten Zeit der Zahlung der Schuldner leugnen, so werden die beyden Zeugen berufen; oft aber wird diesen durch ein Geschenk vom Schuldner der Mund verschlossen, und dann ist es unmöglich, das Geld zu erlangen. In den türkischen Gerichtshöfen wird wenig gesprochen — nichts geschrieben. Der Kläger bringt seine Sache vor, der Beklagte erwiedert, und das Urtheil wird beynahe augenblicklich zu Gunsten desjenigen ausgesprochen, der am meisten gegeben oder versprochen hat. Wer den Prozeß gewinnt, bezahlt immer die Unkosten, die sich für einen Raja, oder christlichen Unterthan der Pforte auf fünfzehn bis zwanzig Proc. belaufen, für Europäer aber nur auf fünf, besonders wenn sie den Konsul oder Gesandten desselben zu fürchten haben. In Streitigkeiten über Erbschaften, besonders über liegende Gründe, belaufen sich die Unkosten oft bis auf die Hälfte des Werthes des streitigen Gegenstandes. Wer mit dem Urtheil eines Mollah nicht zufrieden ist, mag von dem Divan zu Konstantinopel einen Befehl an den Mollah erkaufen, daß er ihm nach den Gesezen Gerechtigkeit wiederfahren lassen soll; aber wenn er von diesem Befehl einen Vortheil haben will, so muß er auch den Mollah bestechen, daß er ihn vollziehe. Weder die Türken noch andere Levantiner, die nicht Franken sind, halten Buch, so daß man im Handel sich vorzüglich auf ihre Redlichkeit verlassen muß. Liegt ein Streit zwischen einem Türken und Franken, so entscheidet der Mollah darüber, wobey der Europäer durch den Mollah seiner Nation vertreten wird; ist aber der Streit zwischen zweyen Franken, so entscheidet ihr Konsul, unter der Genehmhaltung des Gesandten in der Hauptstadt. Dieser Ungewißheit in der Gerichtsverwaltung wegen, verfahren Europäer selten gerichtlich, und überlassen es dem Schuldner zu bezahlen, wann er Lust hat.

Frankfurt a. M. im August.

(Fortsezung.)

Unterdessen ist ein passendes kleines Portal an dem Sachsenhäuser Kirchhof, auf welchem manche Familien sich statt auf dem neuerrichteten Begräbnißplaze angekauft haben, durch den Architekten Hübsch, Professor am Städelischen Kunstinstitut, aufgeführt worden. Dieser talentvolle, durch seine Reisen in Italien und Griechenland vielseitig gebildete junge Künstler hat einen Ruf an die Dresdner Akademie erhalten, und da das Städelische Institut seiner Prozeßbanden leider noch immer nicht entledigt ist, so werden wir Herrn Hübsch sehr wahrscheinlich dadurch verlieren. — Es ist in der That im Allgemeinen beklagenswerth, wie advokatische Gewinnsucht und die Verblendung von entfernteren Verwandten ein Institut von so großen Mitteln — bey der Stiftung schon 1,300,000 Gulden — in seiner bedeutenden Wirksamkeit, die ihm für Bildung einheimischer junger Künstler, für Bereicherung unserer Stadt durch Kunstschäze, und für Anstellung ausgezeichneter Meister schon seit Jahren erblühen sollte, auf so delusorische Weise hemmen muß. Das Urtheil in der Sache der Städelischen Vettern ist auf dem Punkt, in lezter Instanz gesprochen zu werden, zwey Entscheidungen sind bereits gegen dieselben ausgefallen, die zweyte hat sie sogar in die Kosten verurtheilt — doch wer steht dafür, daß sich die Sache nicht noch Monate lang verzögert, und unterdessen manches schöne Talent auswärts Hülfe und Brod suchen muß, und noch manche vortheilhafte Gelegenheit für den Ankauf bedeutender Kunstschäze wie bisher unbenuzt vorübergeht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Litteraturblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. September 1826.

Das Leben, Brüder, ist nur Reise,
Die Heimath das verschwieg'ne Grab.
Der Thor murrt unterwegs, der Weise
Geht froh an seinem Wanderstab.

v. Köpken.

Ein Ausflug von Paris nach der Nordküste.

(Beschluß.)

Wir gingen an Bord des Bayard, eines dreymastigen amerikanischen Paketboots. Das sind Musterschiffe! Es läßt sich zu einer Seereise keine verführerische Einladung denken. Reinlichkeit und Behaglichkeit vereinigen sich, um den innern Raum zu einem höchst behaglichen Aufenthalte zu machen. Alles Möbel und Geräth war aus Mahagonyholz gefertigt. Die Gemächer der Reisenden haben keine Fenster, sondern werden durch ein Krystall erleuchtet, das ihnen ein sehr helles Mondlicht zusendet, bey welchem man lesen und schreiben kann. Das Krystall, drey Zoll lang und einen Zoll dick und breit, ist so fester Beschaffenheit, daß es allen Zufällen trozt, die ihm auf dem Verdecke begegnen können. Für Beköstigung und Ueberfahrt nach New-York werden 600 Franks bezahlt. In einem Theile der Stadt stießen wir auf eine Art von Kosakenlager; die Karren waren vollgepfropft mit Kindern; unser Führer behauptete, es seyen Schweitzer. Als ich selbst die Menschen befragte, fand sich's, daß es Bauern aus dem Ober-Elsaß waren, fünfzig Familien, die auswanderten, um sich am Ohio anzusiedeln. Natürlich wünschte ich zu erfahren, was den wichtigen Schritt veranlaßte? Es wären, hieß es, zu viel Leute im Lande, am Ende würde man sich untereinander auffressen, denn es fehle an Arbeit und Feld; in Amerika sey man doch sicher, Ackerboden zu finden, den man bestellen könne. Die Auswanderer schienen nicht ohne Mittel. Da sie sich selbst beköstigen, so bezahlen sie für die Ueberfahrt: Erwachsene 110 Franken, Kinder von sieben bis vierzehn Jahren die Hälfte, während Kinder unter sieben Jahren frey ausgehen. An den Männern ist nichts auszusetzen; es ist ein derber Schlag und sie sprechen recht verständig; nur in der Wahl ihrer Weiber schienen sie nicht sehr heikel: häßlichere und zugleich schmutzigere Stallbrödel sind mir nicht leicht vorgekommen. Was wird das junge Amerika von dem alten großsprecherischen Europa denken, wenn es diese Weibspersonen ausschiffen sieht, deren Eine immer häßlicher, immer schmutziger als die Andere ist, und die doch aus dem koketten Vaterlande der Mode und des einzigen guten Geschmacks kommen und französische Madames sind: Zeitgenossen der Talien und Recamier, der George, Mars, Barente, u. a.

Weislich legt die Regierung dem Auswandern kein Hinderniß in den Weg. Eine besondere Klasse Auswanderer sind die Anabaptisten; dieser Sekte hat sich die Furcht bemeistert, wegen ihres Glaubens beunruhigt zu werden. Viele von ihnen, sehr wohlhabende Leute, verkaufen ihre Güter, um in den nordamerikanischen Freystaaten einer, vielleicht eiteln Besorgniß überhoben zu seyn.

Bey den Herrn Cyries, Rue Dauphine au Havre, sah ich die vollständigste Zeichnungs-Sammlung von Leuchtthürmen, die es vielleicht in der Welt gibt. Eine Geschichte der Leuchtthürme würde in mehreren Beziehungen nicht ohne Interesse seyn. Wer sie zu schreiben Lust hätte, müßte sich an die Herren Cyries wenden, welche zu diesem

Zwecke die mannigfaltigsten historischen Materialien besitzen. Unter Napoleon hatte dieses Haus die Versorgung aller französischen Leuchtthürme ohne Ausnahme, von Antwerpen bis Ragusa. Diese Thatsache ist, glaube ich, das eminenteste Beyspiel, das non plus ultra von Centralisirung. Oel und Docht von Havre in die Mündungen des Cattaro zu senden! Das Handelshaus stand sich gut dabey. Auch sind die Gebrüder des berühmten Geographen Eyries sehr heitere und wohlaufgeklärte Männer, in deren Umgang man sich nicht anders als gefallen kann. Wohl täglich sendet man Modelle von Hüten, Hauben, Kleidern u. s. w. von Paris nach Deutschland. Man sollte sich doch auch von Havre das Modell nachahmungswerther Schubkarren verschreiben, die durch äußerst lange Hebel das Gewicht so erleichtern, daß ein nicht starker Mann mühlos sehr schwere Lasten fortschafft.

Mit dem schönsten Wetter gingen wir nicht unter Segel; auch bedurfte es dessen nicht, denn es war ein Dampfschiff, das uns nach Honfleur brachte, wo ebenfalls nicht unbedeutende Schifffahrt ist. Den Einwohnern von Honfleur ist noch mehr als denen von Havre der Gedanke ein Gräuel, Paris mittelst eines Kanals zum Seehafen zu machen. Denn die Flut würde, wenn der Kanal zu Stande käme (was aber vermuthlich, trotz aller Anstalten, nie geschehen wird), den Hafen von Honfleur versanden und verschlämmen.

In Honfleur begegneten wir einer feyerlichen Prozession. Drey sehr hübsche Mädchen eröffneten voranschreitend den Zug, Gotteslämmer vorstellend und in Schafspelze gekleidet. Es war eine Hitze zum Ersticken! Mit blauem Auge sah der himmlische Schöpfer der Natur vom heitern Firmamente herab, gleichsam als freute er sich über den Schönheitssinn, über die geschmackvolle Wahl der Gottesdiener. In Ermangelung von Gensd'armen, die heut zu Tage bey Feyerlichkeiten aller Art, bey öffentlichen und privaten, freudigen und traurigen, um Polizey zu halten, figuriren müssen, ein Amt, was vor Zeiten in Deutschland bey öffentlichen Festen einer minder ernsthaften, einer lustigern Person anvertraut wurde, statt der fehlenden Gensd'armerie sage ich wurde die Prozession von Douaniers begleitet, vermuthlich, damit man keine fremde Naturgefühle, keine fremde Industrie-Gedanken einschmuggele. Die Aeußerung des Innigsten und Heiligsten der Menschheit, die festliche Darstellung des religiösen Glaubens an die Offenbarung der göttlichen Liebe, begleitet und bewacht von äußerer Gewalt, von den Grenzmilitzen der Handels- und Schacherwelt, von überall verhaßten bewaffneten Mauthbedienten, war mir ein empörender und zugleich ein erbarmenswerther niederschlagender Anblick; besonders da ringsumher die große schöne Natur Gottes, so ungestört, so freundlich und doch so wehmüthig in diese Inconsequenz der Menschen hineinblickte.

Mehr Genugthuung gewährten mir die Normännischen Bauernhöfe; es ist eine Lust zu sehen, wie die gehalten sind. Ein Wall, mit doppelter Reihe von Bäumen bepflanzt, umgibt den Wohnsitz, die Ställe und den Obstgarten. Die Gebäude sind wohl eingerichtet und von festem dauerhaften Ansehen, das wohlbeleibte Vieh ist reinlich und mit Sorgfalt gepflegt. Schlanker Wuchs, tüchtige Kleidung und ein Anstand, der gefällt, zeichnen den Normann vor andern Landbewohnern Frankreichs aus. Da ist kein Bauer, der nicht einen oder ein paar Klepper besäße und, wenn er ausreitet, seinen Mantel umzuschlagen hätte. Einer, um den zwey rüstige Knaben standen, aus denen die Zeit vielleicht Generale, Marschälle, Pairs von Frankreich macht, fragte mich über die Pachthöfe aus, die ich in England und andern Orten beschaut habe. Als die Vergleichung sehr oft zum Vortheil der Normandie ausfiel, erwiederte er, wie der Großmeister in den Tempelherren: Je le savais. Also hatte er nur seine Ueberzeugung zu bekräftigen gesucht.

Schöneres junges Blut ist mir nirgends vorgekommen, als in Pont-Audemer; aus diesem Städtchen möchte ich mir ein Mädchen freyen. Aber die Mädchen spazierten niedergeschlagen am Bach und an der Straße; sie durften nicht tanzen, und doch war es Sonntag; oder, wie ihr junger kopfhängerischer Pfarrer sagte: es ist Sonntag und deßhalb dürft ihr nicht tanzen. Keiner wagte es, sein Verbot zu übertreten, Niemand tanzte; aber Niemand auch sang sein Loblied. — Gegen Evreux hin wird das fette Land platt und gewöhnlich; erst bey Mantes gewinnt es wieder an Mannigfaltigkeit und Anmuth. Navarre hat schon dadurch viel verloren, daß der dazu gehörige Wald, den Bonaparte seiner Gemahlin blos zum lebenslänglichen Genusse überlassen hatte, an den Prinzen von Mont-Pazon gekommen, der sein Eigenthumsrecht durch gänzliche Ausrottung desselben geltend macht. Schloß und Gebäude verdienen keiner Erwähnung; aber der Park mit seinem Reichthum an lebendigem Wasser und majestätischen Bäumen wäre sehenswerth, wenn er nicht durchaus verwilderte. Wenn es schon überall wehe thut, Zeichen des Verfalls anzutreffen, so ist es um so trauriger, ein Werk, das Kunst und ungeheurer Aufwand geschaffen haben, als zwecklose Einöde zu erblicken. Die Pförtnerin erzählte mir die, von ihrem Vater vernommenen Wunder, als der Herzog von Bouillon Ludwig XIV. in Navarre zu bewirthen die Ehre hatte, und war in ihrem Berichte so historisch genau und so romantisch breit, daß sie mich inmitten eines Walter Scott'schen Romans versetzte. Es schreiben noch viel zu wenig Menschen Moderomane. — Es ist unbegreiflich, daß die Familie Beauharnois diese Ländereyen nicht verkauft; besser würde die bande-noire*) damit hausen; dann siedelten sich

*) Eine Gesellschaft von meistens Handwerkern, die viele

gewiß hundert Familien hier an. Rosny dagegen, das jedesmal an Sylli erinnert, hat das Glück, einer Eigenthümerin zu gehören, die diesen Aufenthalt liebt, belebt und verschönert; es ist ein Besitzthum der Herzogin von Berry. Das Missionskreuz vor der Hauptkirche in Nantes umfaßt gewissermaßen den ganzen Platz. Etwas der Art, ein so gigantisches — oder wahrscheinlich noch größeres — Kreuz soll auf dem Platze Louis XV. zu Paris errichtet werden, zum Sühndenkmal einer schauderhaft blutigen Seite in den Annalen der französischen Geschichte. Man kann sich hiebey des Gedankens an Lady Makbeth nicht erwehren.

Grundbesitzungen gekauft, sogleich parcelirt wieder verkauft, und ein sehr großes Vermögen erworben haben.

Den Zweifelnden.

Wie klagt ihr und wie tragt ihr
Ein also schwer Bedenken? —
Wie zagt ihr und wie fragt ihr:
Wohin sich mögen lenken
Die sparsam kargen Gaben,
So wir gesteuert haben
In jenem großen Streit
Bedrängter Christenheit.

Und weint ihr auch und scheint ihr
Von Mitleid tief beweget,
Was meynt ihr, daß vereint ihr
Wohl Großes stiften möget
Mit Splittern und mit Lumpen,
Als wären's Goldesklumpen
Aus Peru's reichstem Schacht
Durch euch an's Licht gebracht.

Gott speist euch und erweis't euch
Des Friedens milde Gaben.
Heißt ihr beglückt, so preis't euch,
So doppelt das zu haben,
Was, ohne zu entbehren,
Ihr jetzt zu Gottes Ehren
Von ferner Noth erweicht
Zur fernen Hülfe reicht.

Ob's landet oder strandet —
Wie mögt darnach ihr fragen? —
Verbrannt wird, ob's versandet —
Ob nach dem Nil verschlagen? —
Habt ihr doch eure Herzen
Befreyt von müß'gen Schmerzen,
Die lang den Sinn bedrückt,
Den Geber heut beglückt.

Ein Bild dien' hier, glich'n wir,
Den Fall euch zu erklären:
Verzieh'n wir oder flieh'n wir? —
Wenn am Gestad wir wären,
Wo von gewalt'gen Wogen
Des Meeres fortgezogen,
Ein Mensch in höchster Noth
Räng' mit dem nassen Tod.

Wer blickt nicht und wer schickt nicht
Vom Ufer ihm die Planke?
Glückt dir der Wurf und knickt nicht
Im Strom das Brett, das schwanke —
Wohl dir! — doch ob's erreichet
Den Armen — ob's entweichet
Der matt gewordnen Hand —
Genüg, daß du's gesandt! —

Amalie von Helwig,
geborne Freyin von Imhoff.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, August.

Die herrliche Witterung, die uns dieses Jahr begünstigt, bringt in unsere gesellschaftliche Zirkel eine empfindliche Leere. Ein großer Theil der vornehmen und gebildeten Welt hat die Stadt verlassen, und ist in die Bäder gezogen, denn der Besuch eines Badeorts gehört in unsern Tagen zum guten Ton. Die Kurzeit in Gastein ist für die Meisten vorüber, und die dortige Heilquelle hat auch dieses Jahr Wunder gewirkt. Wir sehen mehrere alte Herren, die von da zurückgekehrt, wieder rüstig einherschreiten. Auch unsre fränkischen Bäder sind stark besucht. Das benachbarte Rosenheim kann die Zahl der Gäste kaum fassen, und in Kreith saßen noch gestern 120 Personen an der Gasttafel. Wer nun keines Bades bedarf, macht Partien nach den reitzenden Ufern des Würmsee's, nach dem gastlichen Wessobrunn, oder durchwandelt den Zaubergarten der Jachenau, oder ergeht sich in den romantischen Thälern unsers Hochlands, dessen grandiose Formationen den Bewohner des flachen Landes mit Staunen füllen. Wen aber Geschäfte an die Stadt halten, oder wer, wie ihr Korrespondent, der sengenden Hitze abhold, seine Ausflüge dem Herbste vorbehält, will wenigstens die Abende im Freyen hinbringen, in dem freundlichen Tivoli, in dem wirthlichen Bogenhausen oder in Birnböcks gemüthlichen Keller. So ist es denn natürlich, daß unser großes Schauspielhaus, zumal bey alten und oft wiederholten Stücken, wenig besucht ist, ja selbst der Versuch, das Publikum durch neue Stücke anzulocken, dürfte vielleicht weniger als man denkt, gelingen, eine Meynung, die auch die Direktion zu theilen scheint, indem sie alles Neue den künftigen Monaten vorbehält, wo wohl auch die Anwesenheit des allerhöchsten Hofes unserm Bühnenwesen den nöthigen Impuls geben wird. Vielleicht wäre es gut, das Haus July und August zu schließen, und den Herren und Damen Ferien zu geben, wo dann die übrigen zehn Monate das Personal zusammengehalten, und der Uebelstand des ewigen Kunstreisens — für die Intendanz eben so lästig als das Gedeihen der An-

statt hemmend — gehoben würde. Ich sage: **Vielleicht** wäre es gut, denn ich weiß recht wohl, daß gegen diesen Vorschlag Manches eingewendet werden dürfte.

Neu war uns während zwey Monaten **allein: Faust** romantische Oper, Musik von Herrn Kapellmeister Louis Spohr. (Warum schreibt der deutsche Spohr nicht lieber Ludwig?) Das Buch dieser Oper ist unter aller Kritik, und der alte Faust, wie er noch hie und da in den Marionettenbuden gegeben wird, ist bey weitem besser. Macht man aus Faust nichts als einen Sklaven der Sinne, einen rohen Wollüstling, so fallen die vielen interessanten Beziehungen und Lagen weg, zu denen dieser Charakter Gelegenheit gibt, der geniale Mann sinkt zum gemeinen Menschen herab und wird zur faden, gehaltlosen Nachahmung des früher schon auf der Bühne erschienenen Don Juan. Faust aber unterscheidet sich von dem gemeinen Wollüstling durch die Verblendung, den Ehrgeiz und den Stolz, welche ihn, den Hochgebildeten, in die Arme der Wollust und endlich in's Verderben treiben. Er soll, so will es die Dichtung — zur Warnung dienen, nicht vermessen zu seyn und Gott zu versuchen, in welchem Streben der Mensch sein Verderben bereitet. Diese Seite wird zwar in der Oper, aber auf eine ungeschickte und langweilige Art, in **Monologen** berührt, statt daß sie dramatisch aus den dargestellten Charakteren der Personen hervorgehen sollte. Die Scene des Hochzeitfestes ist jener in Don Juan nachgeahmt, nur daß sie noch anstößiger ist. Zerlinens Einwilligung zur Verführung ist doch noch wenigstens in Zweifel gelassen, gibt es aber etwas verletzenderes, als wenn die Gräfin am Brauttage selbst freywillig die Untreue begeht, und Faust das Glück und die Wollust dieser Nacht mit noch berauschten Sinnen vor dem Publikum schamlos anrühmt? Ich frage, wie weit soll es noch mit unsrer Bühne kommen, und doch wird noch von Sittenschulen geträumt! — Wenn nun auch der Textschreiber dem Musikdichter viele glückliche Momente, wodurch die Tondichtung an Interesse und Kontrasten hätte gewinnen können, entzogen hat, so halten wir leztere doch für vorzüglich, ja unbedingt für Spohrs gelungenste Schöpfung. Die Ouvertüre wollte nicht sehr ansprechen, sie ist eine Musterkarte aller im Werke enthaltenen Gedanken, ein Kommentar aller vorkommenden Motive — muß das seyn? Ungemein lieblich und zart ist das Duett zwischen Faust und Röschen — der darauf folgende Chor ist sehr schön, so wie Hugo's Cavatine: „Die Ehre winkt ꝛc. Das Finale des ersten Akts ist kräftig gehalten, wenn auch nicht die Gewalt der Tonmassen aufgewandt ist, die Weber und Winter entwickeln. Der zweyte Akt ist lebendiger als der erste, das Sextett und der Hexenchor hat uns vorzugsweise angesprochen, ausgezeichnet schön aber, ja wirklich klassisch erscheint uns das Finale. Was Spohrs Arbeiten überhaupt auszeichnet: Verstand, Nüchternheit, Beachtung des Wortes, Korrektheit, das findet sich auch hier. Wir möchten seine Musik — lache man immerhin über den Ausdruck — eine **protestantische** nennen. Wie Beethoven Jean Paulen verglichen wird, so könnte man den Komponisten des Faust **Vossen** vergleichen, wo sich's auch trifft, daß Spohr, gleich dem alten Hofrath, allem Ultramontanismus, mehr als vielleicht Noth thut, feind ist.

Die Darstellung der Oper war von Seite der Sänger größtentheils, und von Seite des Orchesters heute **durchaus** gelungen. Herr Staudacher hatte am Tage der ersten Darstellung (der zweyten habe ich nicht beygewohnt) wegen seiner noch nicht vollkommenen Herstellung von einer Unpäßlichkeit um Nachsicht gebeten, es würde also unbillig seyn, seine Leistung streng zu zergliedern, die übrigens sehr verdienstlich war. Ob es nicht besser wäre, wenn Mad. Vespermann und Dem. Sigl ihre Rollen umtauschten, steht dahin. Die Oper, zumal die Zauberoper, bedingt die größte Sinnentäuschung. Nun ist Röschen als ein schmachtendes, schwärmerisches Mädchen hingestellt, als welches aber Mad. Vespermann nicht erscheint. Kunigunde hingegen wird ein „kraftvolles, herrliches Weib" genannt. Dem. Sigl aber — ist **lieblich**. Die Tonlage beyder Partien scheint überdieß so ziemlich dieselbe zu seyn. Beyde Damen waren übrigens im Gesang und Spiel ausgezeichnet. Ihre Kunst und Virtuosität, so wie der glänzenden Ausstattung, die der Intendanz zu aller Ehre gereicht, verdankt das düstre Tongemälde die beyfällige Aufnahme, die ihm zu Theil geworden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M. im August.

(Beschluß.)

Nachdem der neue Kai von der Brücke nach den unteren Mainstraßen fast vollendet ist — ein Werk, das durch den Gemeinsinn unserer Bürgerschaft, großentheils durch Subscription zu Stande gekommen ist — wird von anderen öffentlichen Bauten, die schon früher im Projekt waren, lebhaft gesprochen. Die große Barfüßer Kirche, eine Rotunde in neuerem, nicht besonders zu lobenden Styl, aber durch die Größe imponirend, welche in den Kriegsjahren unter Napoleon zum Heumagazin und zum Douanenbehälter entwürdigt worden, dann aber zu kaufmännischen Gewölben benuzt wurde, damit die Miethe dereinst dem großen Kostenaufwande der Reparatur des Aeußeren und der inneren Einrichtung zu Hülfe käme, soll nun, da die Miethgelder diese Einrichtungen (bis auf den Bau des Thurmes) decken, wirklich ausgebaut werden. Sie wird die Kathedrale der evangelischen Gemeinde. — Am Obermainthor sind in kurzer Zeit zwey bis drey neue Straßen entstanden, die Fronte am Main bis zum Thor ist nun vollendet, und eine schöne breite Straße führt zwischen dem lezten Haus und dem brillanten Bibliothekgebäude nach dem allerheiligen Thor, und hinüber auf die anstoßende Wallstraße zwischen diesem und dem Neuenthor.

Leider theilt Frankfurt aber auch immer mehr die Nachtheile großer Städte, wiewohl hier noch Häuslichkeit und Bürgertugend so schön als irgendwo blühen. Betrübend ist die große, meist durch verfehlte Finanzspekulationen herbeygeführte Zahl der Selbstmorde, deren man im Verlauf von wenigen Monaten in die zwanzige zählt. — Ganz jüngst erschoß sich ein Mädchen aus unglücklicher Liebe; das Erschießen eines Frauenzimmers ist schon an sich ein seltner Fall, aber noch mehr das, von einem sehr festen Entschluß zeugende **Erschießen mit Wasser**, welches bekanntlich in die Flinte oder Pistole statt der Kugel zwischen zwey Pfropfe gesezt wird, und durch die Entwicklung des Gazes ganz unfehlbar tödtet. — Ein noch betrübenderer neuer Todesfall wurde durch Mordangriff eines verwahrlosten jungen Schwärmers herbeygeführt, der als Theologe noch nicht lange von der Universität zurück ist, und seinen Bruder, einen Schreinerlehrling, als dieser krank zu Hause im Bett lag, mit einem Scheit Holz erschlug. Man vermuthet, daß eine Anwandlung von Wahnsinn dabey mit im Spiele ist, da der Unglückliche nach der That von einem Spaz sprach, den er todtgeschlagen habe. Das Verhör, in welchem er verwirrte, seltsame Dinge ausgesagt, und wobey er nach der Hülfe eines geachteten Geistlichen verlangt hat, ist noch nicht ganz beendigt, aber vermuthlich wird der Delinquent der Todesstrafe entgehen. Ich werde bey der Interessantheit des Gegenstandes auf die Verwirrung dieses jungen Mannes wieder zurückkommen.

Beylage: Monatsregister August.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 214.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. September 1826.

Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu seyn, die Vollmacht seh'n in ihren Launen,
Zu brechen in des Lebens blut'ges Haus.

Shakspeare.

Begebenheiten des Grafen von Sommerset, Günstling's Jakobs I., Königs von England und Schottland.

Die Schwäche Jakobs I. von England, des Sohnes der unglücklichen Marie Stuart, für seine Günstlinge ist von der Geschichte zu treu der Nachwelt überliefert worden und ein zu häßlicher Flecken seines Charakters, um einer weitläufigen Erörterung hier zu bedürfen. Da diese Blätter aber den Hauptereignissen des Lebens eines seiner frühesten Günstlinge gewidmet seyn sollen, wird ein leichter Umriß des Charakters dieses Königs wohl hier an seinem Platze seyn.

Jakob, der Sohn Mariens von Schottland von ihrem zweyten Gemahl, Heinrich Grafen von Darnley, kam nach der Absetzung seiner Mutter noch als unmündiges Kind auf den Thron seiner Vorfahren. Eine lange Minderjährigkeit unterwarf ihn der strengen Zucht der Geistlichkeit und der stolzen schottischen Großen, der man, genau betrachtet, viele seiner Fehler zuschreiben könnte; aber eine solche Untersuchung wäre hier zweckwidrig; wir wollen nur mit leichten Zügen die Haupteigenschaften seines Geistes und Gemüthes berühren, da sie großen Einfluß auf die Schicksale seines Lieblings hatten. Obgleich es diesem Könige nicht an Kenntnissen fehlte, da er eine gelehrte Bildung erhalten hatte, und er auch oft Beyspiele von Scharfsinn, richtiger Beurtheilung und einem guten Gedächtniß gab, so kann man ihn doch keineswegs zu den weisen Regenten rechnen: sein Geist hatte nichts Großartiges, darum ließ er sich von Vorurtheilen und partheyischer Vorliebe verblenden; er hatte eine kleinliche Eitelkeit und ließ sich gern loben, nicht allein wegen seiner schriftstellerischen Arbeiten oder seiner Großmuth, sondern auch über alles, was er besaß; seine Pracht in der Kleidung, seine Pferde, alles mußte bemerkt werden, ja er nahm es sogar unfreundlich auf, wenn man nicht seine neuen Steigbügel und Sporen gewahr ward. Seine Günstlinge, mit denen er oft wechselte, beherrschten ihn, und er ließ sich durch eine schöne Gestalt, gute Haltung, geschmackvolle und zierliche Kleidung bestechen. Er war freygebig bis zur Verschwendung gegen seine Lieblinge, gegen sich aber sparsam, auch war er überhaupt gutmüthig. In den Glaubenslehren der Religion war er streng und fest; doch konnte man ihn nicht fromm nennen; er war mäßig, nüchtern, freundlich und sanft im Umgange; es fehlte ihm aber an Kraft des Charakters und selbst seine Thätigkeit gerieth auf Irrwege. Er bestrebte sich, die königliche Gewalt zu erweitern und ließ sich doch von Andern beherrschen. Der berühmte Sully, erster Minister und Vertrauter Heinrichs IV. von Frankreich, wurde nach England gesandt, um Jakob zu seiner Besteigung des brittischen Thrones Glück zu wünschen; dieser äußerte sich bey dieser Gelegenheit unter andern folgendermaßen über ihn: „Dieser Fürst war aufrichtig und gewissenhaft; er sprach gut und hatte mannichfache Kenntnisse, aber noch mehr Scharfsinn, daher wußte er sich das

Ansehen der Gelehrsamkeit zu geben. Er hörte gern Gespräche über Staatsangelegenheiten, und ließ sich gern große Unternehmungen vortragen, die er systematisch und methodisch abhandelte, allein ohne alle Absicht sie auszuführen, denn er haßte das Kriegführen und vorzüglich persönlich daran Theil zu nehmen; er war zu träge zum Handeln, ausgenommen bey der Jagd und saumselig in Geschäften — alles Anzeigen eines schüchternen, leicht zu beherrschenden Gemüths.'

(Die Fortsetzung folgt.)

Der albanische See und dessen Kanal.

(Beschluß.)

Schließe ich mit einigen Nebenumständen, welche den See und dessen Kanal betreffen. Daß ersterer das Erzeugniß einer vulkanischen Eruption ist, kann nicht bezweifelt werden; eben so wenig, daß dieser, so alt sie immer seyn möge, eine andere vorausgegangen, durch welche die ganze ungeheure, den großen albanischen Berg bildende, Felsmasse erzeugt worden ist. Dieß ergibt sich aus dem Umstande, daß die verschiedenen Lavaschichten, aus welchen der Berg besteht, von oben in die Tiefe gehen. Es muß hier also in der Urzeit einen Vulkan gegeben haben, der bey weitem höher gelegen, als der, aus welchem der albaneser See entstanden. Der innere Zufluß des Kanals ist gänzlich unbekannt; doch glaubt man so viel zu wissen, daß dieser durch keinen eigentlichen Fluß, oder Bach, bewerkstelligt werde. Mich dünkt wahrscheinlich, daß hier sowohl, wie in mehrern andern Seen dieser Art, der sie einschließende, aus vulkanischer, also poröser, Erde bestehende Fels wie ein Schwamm, oder, besser gesagt, nach Art eines Saugwerks handelt, das heißt, alle in demselben befindliche Feuchtigkeit verschlingt und, nach Ueberfüllung, in den See von sich gibt. In dieser Meynung bestärkt mich der Umstand, daß der Fels, wenn er gebrochen wird, sich im Innern feucht, ja an einigen Stellen fast tröpfelnd zeigt. In diesem Zustande bleibt der Stein, der Luft ausgesetzt, eine lange Reihe von Jahren. Ich möchte die stete Ernährung, dieses so wie vieler andern Seen auf eine völlig organische, physiologische Weise erklären: wie derjenige Theil am menschlichen Körper, welcher in Entzündung gerathen ist, oder welchen man durch Hitze überreizt hat, vorzugsweise das Blut und die übrigen Säfte anzieht; so scheint ein solcher See eine entzündete Stelle zu seyn, welche die Feuchtigkeiten des umgebenden Felsen an sich zieht. Was hier die Entzündung hervorgebracht hat, dürfte nicht schwer aufzufinden seyn: es ist die atmosphärische, von der Sonne erwärmte Luft, in Vereinigung mit der Prädisposition des porösen Felsen, die Feuchtigkeiten anzuziehen, bis zu einem gewissen Grade aufzubewahren und sich dann, von Ueberfüllung gereizt, ihrer zu entladen.

Daß der albanische See weder mit dem adriatischen noch tyrrhenischen (toskanischen) Meere in Verbindung stehen könne, ergibt sich nicht allein aus seiner Lage, welche, so tief sie immer seyn möge, doch über der Oberfläche dieser beyden Meere liegt, sondern auch daraus, daß das Wasser desselben, wie schon oben gesagt, süß ist. Es müßte das höchste physikalische Interesse gewähren, die Untersuchung anzustellen (wenn die Möglichkeit derselben im Bereiche der menschlichen Nachforschung läge), ob vielleicht dieser See erst nach der Grabung des Kanals, das heißt, erst, nachdem er gewissermaßen zum fließenden Strome geworden, seine vulkanische Natur verloren und den süßen Geschmack des Flußwassers angenommen habe.

Die Veränderung des Standes des See's in den verschiedenen Jahreszeiten beträgt, nach Versicherung des Kanalaufsehers, jetzt nie mehr als höchstens sechs Fuß, in der Regel sogar nur die Hälfte, auch noch weniger. Dabey ist zu bemerken (und dieser Umstand hätte bereits oben angeführt werden sollen), daß selbst die berühmte Anschwellung desselben zur Zeit der Belagerung von Veji nicht mehr als zwanzig Fuß betragen haben kann, weil das oben erwähnte viereckige Gemach, in dessen Hinterwand, wie schon gesagt, eine Art von Nische bildend, der eigentliche bedeckte Kanal seinen Anfang nimmt, und in welchem die Arbeiter gegen das Wasser des See's geschützt standen, nicht mehr als jene Höhe hat. Freylich ließe sich annehmen, das Gemach sey, nach Vollendung des Kanals, bis zu seiner jetzigen Höhe wieder abgetragen worden; aber einmal ist davon oben auf der Mauer durchaus keine Spur und nebenbey auch kein Grund vorhanden, warum man das Gemach nicht hätte in seiner ursprünglichen Gestalt fortbestehen lassen sollen. Vielleicht vermögen Wasserbaukünstler diesen Umstand anders zu erklären und dadurch die alte Sage von der Anschwellung des See's (welche, wenn dieser seine Ufer hätte übersteigen sollen, vielleicht mehr denn viertehalbhundert Fuß [die von Einigen angenommene Tiefe des Kraters unter Castel Gandolfo] hätte betragen müssen), zu retten. Die Oertlichkeit habe ich so genau geschildert, wie sie irgend durch persönliche Anschauung eingesehen werden kann.

Der gewöhnliche Abfluß des See's durch den Kanal beträgt, im Durchschnitte gerechnet, während des Tages (von zwölf Stunden) nicht mehr als einen halben Fuß. Diese Quantität Wasser ist hinlänglich, die am Ausflusse desselben, jenseits des albanischen Berges, nach dem Meere zu gelegene Mühle zu treiben. Während der Nacht wird die Schleuse zugesetzt. Zur Ergötzlichkeit der Personen, welche den Kanal besuchen (deren es, wenn, wie

schon oben gesagt, das Hinabsteigen zu demselben nicht so abscheulich wäre, zehn statt jezt einen gäbe), hat der Aufseher desselben ein artiges Spiel ersonnen: er zündet einige, auf leichte Holzspäne geklebte Wachslichter an und sezt sie auf das Wasser des Kanals. Von diesem fortgetrieben, gleiten sie mehr oder minder weit in denselben hinein, und bringen, je nachdem sie früher oder später erlöschen, einen höchst angenehmen Effekt hervor.

Hier bietet sich von selbst die Frage dar, ob es noch Niemand versucht habe, durch den Kanal zu gehen und auf der andern Seite des Berges wieder hervorzukommen? Der Aufseher hat mich versichert, so lange er denken könne, sey weder je ein solcher Versuch gemacht worden, noch unter den ältern Personen je davon die Rede gewesen. Ich habe keine Ursache, in diese Aussage eines Mannes, in Castel Gandolfo geboren, erzogen und zum Manne gereift, überdem auch schon seit fünf-und-zwanzig Jahren bey dem Kanale angestellt, den geringsten Zweifel zu sezen. Um so mehr muß ich mich wundern, daß selbst keiner der vielen Wagehälse von der Themse her, welche doch sonst den Tod nicht scheuen, wenn es auf klassische Gefährlichkeiten ankömmt, das Abenteuer bestanden habe. Der Aufseher meynt, der im Kanal enthaltene Stickstoff würde das Durchgehen durch denselben lebensgefährlich machen. Ich habe mehrere Gründe, diese Meynung nicht zu theilen. Es befinden sich drey Oeffnungen darin, welche ursprünglich eben sowohl den Arbeitern zum Luftschöpfen als zur Hinausschaffung der ausgebrochenen Steine gedient haben mögen. Diese sind, wie mich der Aufseher versichert hat, ohne alle Bedeckung und liegen oben auf dem Berg an der Oberfläche, der freyen Luft vollkommen zugänglich. Ueberdem herrscht im Kanale selbst eine immerwährende Zugluft, welche nicht allein durch den Fluß des Wassers, sondern auch durch diese Oeffnungen vermehrt und stets erneuert wird; nicht minder würde das Wasser, um so mehr, da es fließend ist, jeden Stickstoff, wenn es dessen darin gäbe, verschlingen. Ich bin daher vollkommen der Meynung, daß man, bey beygesezter Schleuse, den Kanal ohne allen Nachtheil für die Gesundheit durchwaten könnte, wenn nicht, wie oben gesagt, in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritt vom Eingange, da wo die Höhle ursprünglich etwa fünf und einen halben Fuß betragen haben mag, die Verschlämmung dergestalt überhand genommen hätte, daß die jetzige Höhe nur noch drey und einen halben Fuß betrüge, der Durchgang folglich nur in gebückter Stellung bewerkstelligt werden könnte, eine Unbequemlichkeit, welche natürlich für eine so lange Strecke Weges vielleicht unerträglich fallen würde.

Distichen.

Der Genesene.

Hier an dem Lerchenbaum häng' ich die Krücke, Herakles *),
Weihend dir auf, dein Bad hat mich erledigt von ihr.

Conz.

*) Herakles, Beschüzer der Warmbäder.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, August.

(Beschluß.)

Als neu, der Form nach, erwähne ich des alten Hamlets, er schritt dießmal nicht im bürgerlichen Kleide, sondern zum ersten Male in der Würde seiner Hoheit an uns vorüber. Ich schweige von Schlegels trefflicher Uebertragung, auch eine Zergliederung der Darstellung würde mich zu weit führen. Es sey genug, hier zu erwähnen, daß Hr. Urban auch als Hamlet den einsichtsvollen und denkenden Künstler bewährte, den wir längst in ihm schätzen gelernt haben. Er hat seine schwierige Aufgabe mit vielem Glücke zu voller Zufriedenheit des Publikums gelöst. Herr Urban hat sicher alles über Hamlet gelesen, was ihm zu Gebote stand, er hat die Aufschlüsse und Winke benüzt, die in der neuesten Zeit von den einsichtsvollsten Männern zum Verständnisse dieses räthselhaften Charakters und zu seiner Darstellung gegeben wurden, und hat so ein Bild vor uns entwickelt, das seinem Verstande wie seiner Phantasie alle Ehre bringt. Wenn wir nun auch bemerkten, daß uns mancher Zug dieses Bildes nicht ganz psychisch wahr und naturgemäß erschien, so würde sich Hr. Urban beredt zu vertheidigen wissen, und er würde Recht behalten, wie auch wir Recht zu haben glauben. Die Meynungen und Ansichten der Kunstfreunde über die Auffassung einer Rolle, ja selbst die Aussprüche der berufensten Richter, eines Lessing, eines Goethe, können vom Schauspieler nach Belieben anerkannt oder verworfen werden, wenn diese Urtheile nicht vom ganzen Publikum sanktionirt sind; nur die Uebereinstimmung der Gesammtmasse der Gebildeten gibt hier eine Autorität, die respektirt werden muß, eine solche fehlt uns aber in Deutschland. In Frankreich ist es anders, der Kunstgeschmack der Franzosen hat für die Darstellung der (tragischen) Charaktere feste Normen, ja einen stehenden Typus festgestellt, von dem nie abgegangen werden darf. Die Phädra, der Brittanicus werden noch heute gerade so gespielt und gesprochen, wie sie vor 100 Jahren gespielt und gesprochen wurden, und wie einst die Clairon und der Lecain diese und jene Stelle sprach, so muß sie heute Talma und die Duchenois sprechen. Bey der Freyheit unserer deutschen Kunst aber, die keine Regel, kein Gesez anerkennt, ist dem Schauspieler ein großer Spielraum gelassen. Der heutige Hamlet darf ein ganz anderer seyn, als der längst vergessene Brockmann'sche vor dreyßig Jahren war, und jeder Schauspieler hat Recht, wenn er mit sich selbst eins ist, und — dem Publikum gefällt. Ferne sey es von mir, der Beschränktheit der französischen Kunst das Wort zu reden, aber ich bin der Meynung, daß wir bey der Ungebundenheit der Deutschen nie ein klassisches Theater haben werden.

Von fremden Künstlern sahen wir in den lezten drey Monaten: Einen Herrn Wacker vom (glaube ich) Stettin'schen Theater, der in der Rolle des Major Lindeneck in „des Königs Befehl" auftrat. Das Stück, welches sich hier ohnedieß keiner besondern Theilnahme des Publikums zu erfreuen hat, wurde durch den Gast nicht gehoben. Herr Wacker ist ein

Schauspieler, wie es unzählige gibt, doch wollen wir ihm die Note der Brauchbarkeit gern zuerkennen.

Weitere Gäste waren Herr und Madame Meck vom Braunschweiger Hoftheater. Hr. Meck zeigte sich in den Rollen des Oberförsters in den „Jägern“ und als Amtsrath Herbert „im Hotel de Wibourg“ als erfahrener, achtbarer Schauspieler, dessen Leistungen durch ungekünstelte Natürlichkeit und anspruchlose Einfachheit ihren Werth erhalten. Seine Gattin steht auf etwa gleicher Kunststufe. In der vielgestaltigen Rolle der Elsbeth in den „drey Wahrzeichen“ entwickelte sie eine glückliche Nuancirung der Charaktere, wobey sie nie die Gränzen des Schicklichen überschritt. Beyde erhielten eine günstige Aufnahme. Herr Keller aus Hannover trat in der Rolle des „Geizigen,“ Langsalm,“ „Hippeltanz,“ „Franz Moor“ und „Steppanof“ auf, und entsprach ganz dem günstigen Ruf der ihm vorangegangen ist. Seine Verdienste als feiner Charakteristiker, dem es um den Beyfall der Verständigen zu thun ist, wurden ehrend anerkannt. In „Benjowsky“ betrat zum ersten Male eine talentvolle junge Anfängerin, Dem. Hagn, aus hiesiger Stadt, als Afanasia die Bühne. Sie hat den Vortheil einer schönen Körperbildung und eines wohltönenden Sprachorgans voraus, und befriedigte auch in Spiel und Haltung; das Publikum rief sie ermunternd vor. Wir wünschen Dem. Hagn recht oft auf der Bühne beschäftigt zu sehen, denn nur durch stete Uebung werden Schwierigkeiten überwunden, Routine thut hier Alles. — Auch zwey wackere fremde Sänger bekamen wir in diesen Monaten zu hören: Herrn Beils aus Hamburg und Herrn Pezold aus Stuttgart. Ersterer besitzt eine sehr schöne, wenn auch etwas schwache Tenorstimme. Sein Othello war im Ganzen sehr verdienstlich, nur hätten wir weniger Verzierungen, und dafür mehr Deutlichkeit der Aussprache gewünscht, diese ist aber die erste Bedingung und die Basis jeder guten Gesangschule. Herr Pezold ist ein sehr angenehmer Sänger, der mit einer mäßigen, aber überaus sonoren Baßstimme einen trefflichen Vortrag verbindet. Seine Sphäre scheint uns vorzugsweise die französische Operette zu seyn, wie er denn auch in Auber's „Schnee“ alle Stimmen für sich gewonnen, und vorzüglich durch sein ausgezeichnet gutes Spiel im eigentlichen Sinne Furore gemacht hat. Bey weitem weniger gefiel er als Don Juan, zu dem ihm Anstand und Haltung mangeln. Die (in Summa) nicht gelungene Darstellung dieser Opern gab Veranlassung zu einem Aufsatz in der hiesigen „Flora“ über unser Hoforchester, der zwar etwas hart und bitter klang, aber leider! viel Wahres enthielt. Wir müssen dem Verfasser jenes Aufsatzes Recht geben, wenn er sagt: „Unbegreifliche, sinnstörende Uebertreibungen der Tempo's (ganz unerhörte sind eben bey der Darstellung des „Don Juan“ vorgekommen), Mißtöne, zu frühes und zu spätes Einfallen einzelner Instrumente, Differenzen zwischen dem Orchester und den Sängern auf der Bühne, das so widerliche Vorschlagen des Klaviers sind Dinge, welche man, häufig in reichlichem Maße, beynahe in jeder Oper zu hören bekömmt.“ Alles das ist wahr, und jeder Unpartheyische wird es eingestehen, aber gewagt scheint mir die Behauptung des Verfassers jenes Artikels: „Daß dem hiesigen Orchester, welches noch vor nicht langer Zeit den Ruhm des Ersten in Deutschland genoß, nun der Rang nach den Hoforchestern in Dresden, Wien, Berlin, und vielleicht manchen andern (?) angewiesen werden müsse.“ Wir unsers Orts sind der Meynung, daß unser Hoforchester immer gleich ausgezeichnet trefflich ist, und mit jedem in Europa in die Schranken treten kann, wenn es nämlich gut dirigirt wird. Hat die Exekution des „Faust“ einen Wunsch übrig gelassen, oder hat das Orchester der italienischen Oper, das aus denselben Musikern bestand, je zu einer Klage Anlaß gegeben? — Daß übrigens die Auflösung des italienischen Instituts nachtheilig auf die deutsche Oper wirken muß, unterliegt wohl keinem Zweifel. Der italienischen Oper — man darf es jezt ungescheut sagen, denn livor post fata quiescit — verdankt die deutsche den ehrenvollen Rang, den sie noch behauptet, unsre Sängerinnen und Sänger hätten nie den Grad der Trefflichkeit erreicht, wenn sie nicht mit den Fremden in die Schranken getreten wären. Es ist sehr wohlthätig wenn ein feindliches Prinzip regiert, dadurch wird der Kampf hervorgerufen, und wo sich die Kräfte messen, da ist volles Leben. Im Halben aber liegt der Tod, und wer nicht vorwärts geht, der geht zurück. Bey mangelnder Energie, in der Schwäche in der Mittelmäßigkeit erstirbt Alles. Wir sprechen hier im Allgemeinen, und nicht etwa in Bezug auf die Führung unserer Bühne, dessen einsichtsvollem und würdigen Vorstand wir aufrichtige und verdiente Achtung zollen.

Einen empfindlichen Verlust erleidet unsre Kunstanstalt durch den Abgang dreyer ausgezeichneter Individuen. Herr Molique mit Gattin und Herr Wermuth folgen, ersterer als Konzertmeister, einem ehrenden und vortheilhaften Rufe nach Stuttgart. Molique ist einer der ersten Violinspieler Deutschlands, aus Spohrs trefflicher Schule hervorgegangen. Richtiger Vortrag, Intonation, kräftiger Bogenstrich, und eine unendliche Sicherheit in Ueberwindung aller Schwierigkeiten stempeln ihn zum wirklichen Meister. Als Komponist ist er recht wacker, seine Arbeiten beurkunden Phantasie und Einsicht in den Kontrapunkt. Wir erlauben uns übrigens, ihm hier den Rath zu geben, sich nie durch Partheylichkeit und Leidenschaftlichkeit hinreißen zu lassen, und dadurch, wie manch andrer Dirigent, einseitig zu werden, sondern die Tonwerke aller Nationen zu studiren, vor Allem aber nie zu vergessen, daß, in der Oper wenigstens, der Gesang die Hauptsache ist. Molique's Gattin, eine geborene Wanney aus Mannheim, erste Liebhaberin im Schau- und Lustspiel, muß durch ihre angenehme Persönlichkeit, durch ihr richtiges Spiel und angenehmes Organ jedem Publikum willkommen seyn. — Empfindlicher noch als Molique's Verlust, ist für unsre Kapelle und Orchester der Abgang des Hrn. Wermuth, denn der trefflichen Oboespieler gibt es sehr wenige. Möge uns für Alle Ersatz werden.

— b.

Frankfurt a. M.

Alle Bauprojekte der Theateraktionäre sind gescheitert, so daß nur noch von einem Flickwerke die Rede ist, aber auch darüber kann man nicht einig werden! Man scheut, der Oberdirektion ernstliche Einreden zu machen, und man läßt sie in ihrem absoluten Regiment ungestört fortwalten; unterdessen fliegt eine Nachtigall nach der andern in die Fremde, und wir behalten allein das, was uns das Entbehrlichste ist!!!

Unbegreiflich ist, daß im Jahr 1824 von sämmtlichen Aktionären der Beschluß gefaßt, und durch ihre Unterschrift rechtskräftig geworden ist — daß eine Komité von fünf Aktionärs die artistische und ökonomische Leitung des Theaters reguliren, und die jedesmalige Dauer der Oberdirektion bestimmen soll, eben so die Gränzen der Oberdirektion, die nicht aus Einem allein bestehen darf — und daß demohnerachtet noch immer ein alleiniger Direktor Alles leitet. — Ist das wohlgethan? ist es erlaubt, ertheilte Versprechungen auf sich beruhen zu lassen? Das Ende wird das Werk krönen.

Beylagen: Kunstbl. Nr. 72. u. Intelligenzbl. Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. September 1826.

Weise, wer der Zukunft Schleyer
Nur bekränzt, und nie durchspäht.

v. Salis.

Die Heimonskinder und Roß Bayart.

Probe einer dichterischen Behandlung dieser Sage, nach dem Volksbuche und den altdeutschen Gedichten.

Von A. A. L. Follen.

Erster Gesang.

1.

Zu Paris auf goldnem Stuhle
Sizt der stolze König Karl;
Unter dreyfach goldner Krone
Gegenüber sizt der Papst;
Um den König die Genossen,
Zwölfe sind es an der Zahl;
Dann die Herzoge, die Grafen
Aus dem deutschen, welschen Land.

Mit dem Zepter winkt der König:
Plötzlich tönt Drommetenschall,
Plötzlich ab den Purpursesseln
Stehn die Herren allzumahl.
Und es waltet tiefes Schweigen
In dem hochgebühnten Saal.
Sich bekreuzend, spricht der König,
Also spricht der König Karl:

„Im Namen heiliger Dreyfaltigkeit,
Seyd mir gegrüßt und allzumahl willkommen!
Du, heil'ger Vater, Herz der Christenheit!
Ihr, Streiter Christi, Hort und Stab der Frommen!
Ihr zwölf Genossen auch vom Frankenland!
Herzoge, Grafen, Herrn vom Ritterstand!

Ich hab' Euch hergeboten und berufen,
Euch meinen Wunsch und Willen kund zu geben.
Vergunter schreitet Karl des Lebens Stufen,
Indeß stets neue Kriege sich erheben.
Wer hält fortan das Kreuz, den Thron in Huth?
Wer schlägt zugleich der Heiden Uebermuth?

Drum hab' ich einen Helfer mir erlesen,
An meiner Statt zum Feldherrn ihn erkühret;
Und will ich selbst allhie das Reich verwesen,
Derweil sein tapfrer Arm die Banner führet.
Derselbe steht zur Rechten meinem Thron:
Herr Karlomann, mein erstgeborner Sohn.

Und nun sich Muth und Kraft in ihm vermählen,
Wie Euch, Getreue, kund aus kühnem Streit:
So wollet ihn zu Eurem König wählen!
Deßgleichen fleh' ich Euer Heiligkeit,
Ihr wollt als Ersten von der Kirche Söhnen
Dann den Erwählten salben und bekrönen."

Nieder saß der König wieder
Und die Herren allzumahl;
Und ein Flüstern, leises Fragen
Sich erhebet überall;
Irre schweifen alle Augen,
Und wie suchend, auf und ab: —
Wieder, tiefer waltet Schweigen
In dem hochgebühnten Saal. —

Bis der Erzbischof Tulpin
Schreitet zu des Königs Throne;
Würdig, milde grüßt er Alle,
Spricht mit feyerlichem Tone:

„Herr Karl! es fehlet Karlomann zum Kranz
Hier ein Juwel, das suchen alle Augen,
Von erster Härte zwar, doch erstem Glanz;
Nie mag der Kranz für Karlmanns Stirne taugen,

Eh' Euch gelingt den Edelstein zu fassen;
Leicht könnten selbst die andern Euch erblassen.

Auf einen Ritter zielen diese Reden,
Der nur vom Herrn der Herrn die Lehen trägt;
Den Ritter, der ergraut in hohen Fehden,
Noch wie der Hammer Karl die Heiden schlägt;
Euch, Manchem hier befreundet kraft des Blutes,
Und unserm Ahn, kraft eignen Heldenmuthes." —

In die Rede fällt ihm Karl,
Hebt im Zorne sich vom Throne:
„Den ihr suchet, kenn' ich wohl,
Das ist Heimon von Dordone!
Der mehr Leid mir that als alle
Christenkind' und wilde Mohren;
Der mich haßte, seit ich athme,
Haßt, so lang mir scheint die Sonne.
Dreyßig Jahre sind es heut,
Als allhier ich unter Krone
Ging vor Euch zum ersten Mal,
Daß ich ihm in raschem Zorne
Seinen Vetter Hugo schlug;
Welcher also kühn und hohnvoll
Mich geschmähet vor Euch Allen,
Weil ich anstund, meinem Todfeind,
Seinem Vetter, Lehn zu geben.
Ha, was ist dann Bluts geflossen!
Tausend Freunde, für den Einen,
Schlug der wilde Graf zu Boden
Uns in allererster Schlacht.
Drauf in Acht und Bann gestoßen,
Lauernd in der Wälder Nacht,
Brach er vor und schlug zu Tode
Geist- und Weltlich bis Paris;
Ihm zur Seite der gottlose
Negromante Malegys.
Schonte Kirche nicht noch Kloster,
Sengend, brennend, raubend Alles,
Ließ die Hufe seiner Rosse
Mit geweihtem Gold beschlagen,
Gott und aller Welt zum Hohne! —
Nicht nach meinem Wunsch, nach Eurem
Ward der Friede dann geschlossen,
Und des Räubers letzte Beute
Aja, Pipin's schönste Tochter. —
Zwanzig Jahre sind es heut,
Daß ich von der Schwester Hochzeit
Mit dem Todfeind, schied in Unmuth:
Drob er (deß ich inne worden!)
Mir und allen meines Blutes
Ew'ge Rach' und Tod geschworen.
Also hat die Schwester Aja
Keine Kinder ihm geboren,
Sey's aus Furcht, aus Gottesstrafe,
Daß er nicht dem Schwur sie opfre.
Dennoch mag ich frey bekennen,
Daß bey Christen und bey Mohren
Kaum ein Ritter wird erfunden
Gleich dem Grafen von Dordone,
Der im Streit erwarb die Nägel
Und des Heilands Dornenkrone. —
Auf denn, wenn's Euch besser dünkt
Und zum Besten meinem Sohne,
So vertagen wir das Fest,
Bis wir Botschaft dort geworben.
Wer von Euch ist kühn genug,
Zu gelüsten Botenbrodes
Aus der Hand des grauen Löwen
In dem Zwinger Pierlamonte?"

„Ich!" erscholls im weiten Saal;
Aufrecht stund der stolze Roland.
Nach ihm haben ab den Sitzen
Sich von Dänemark Herr Holger,
Oliver, der Genueser,
Und Graf Bertrand sich erhoben.

Wieder winkt der König Karl:
Sich erhub der Papst vom Throne;
Sich erhub das Parlament
Bey Drommetenschall und Hornklang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Begebenheiten des Grafen von Sommerset rc.

(Fortsetzung.)

Ungefähr drey Jahre nach der englischen Thronbesteigung erschien ein schöner Jüngling am Hofe Jakobs I., der durch ein scheinbares Unglück zum höchsten Glück gelangte. Dieser Jüngling hieß Robert Carre *) und war der Sohn eines Edelmanns in der Nähe von Edinburg. Er war in Frankreich erzogen, indem man damals den französischen Hof und die französischen Sitten als Muster der feinsten Lebensart und des vollkommensten Hoftons anerkannte. Carre war höchst unwissend in allen ernsten Studien und Sprachkenntnissen, so daß er nicht einmal den breiten schottischen Accent abgelegt hatte: allein er hatte den Anstand eines Hofmanns angenommen und seine schöne Gestalt wurde noch gehoben durch seine gute Haltung und durch seine geschmackvolle Kleidung. Ein Schotte, Sir James Hay, wählte ihn zu seinem Edelknaben oder Schildknappen bey einem Turnier, das bey der Jahresfeyer der Krönung, den 25sten Juli des Jahres 1606 gehalten ward. Nach dem damaligen Gebrauch war es seines Amtes, bey dieser Feyerlichkeit dem König den Schild und den Wahlspruch seines Herrn zu überreichen; indem Carre in dieser Absicht vom Pferde steigen wollte, wurde dieses scheu und warf ihn zu den Füßen des Monarchen; doch war dieser beschämende Zufall nicht sein einziges Mißgeschick, sondern er hatte den Fuß gebrochen, und der schöne Jüngling lag bleich hingestreckt, ohne Kraft sich zu bewegen. Der König, auf den seine Anmuth und seine körperlichen Reize bereits einen tiefen Eindruck gemacht hatten, empfand die größte Betrübniß über dieses Ereigniß und gab sie laut zu erkennen: er gebot augenblicklich seine Leibärzte holen zu lassen, empfahl den Jüngling ihrer Sorgfalt, und sobald das Turnier geendigt war, besuchte er ihn selbst. Nie erscheint die blühende Jugend anziehender, als wenn sie

*) So schreibt Hume diesen Namen.

plötzlich ihrer Kraft und ihres Glanzes beraubt, hinfällig, doch noch reizend vor uns liegt und uns um Hülfe anzusprechen scheint. Von diesem Augenblicke an war das Schicksal des jungen Carre durch seinen glückbringenden Sturz entschieden. Der König besuchte ihn täglich bis zu seiner Wiederherstellung, nahm die Sorge für sein künftiges Geschick gänzlich auf sich und sorgte auch für seine Bildung, die auf eine klägliche Weise versäumt worden war; er beschäftigte sich selbst mit seinem Unterricht und gab ihm alle Morgen eine Stunde in der lateinischen Sprache, eine Kenntniß, die an seinem Hofe nicht entbehrt werden konnte. Indessen war es doch Carre's persönliche Annehmlichkeit, die den König angezogen; seine Unwissenheit wurde übersehen; der junge Mensch war schlau genug, seinen Beschützer bald zu durchschauen, und bestrebte sich, sein Ansehen durch kostbare Kleidung zu heben, auch nach dem Geschmack seines hohen Gönners, sie oft zu wechseln und in den buntesten Farben zu prangen; denn der König war so eigen in dieser Rücksicht, daß er einmal in sehr kurzer Zeit achtzehn seiner Diener verabschiedete, weil ihr äußeres Ansehen und ihre Kleidung ihm nicht gefielen. Die Neigung des Königs nahm sehr schnell zu und äußerte sich unverholen: er erschien bey Hofe auf Carre's Arm gelehnt, kniff ihn in die Wangen, glättete die Falten seiner Kleidung und seine Blicke ruhten wohlgefällig nur auf ihm, indessen er mit andern sprach. Er überhäufte seinen Liebling mit Gunstbezeigungen; bereits im ersten Jahr der Erscheinung Carre's bey Hofe wurde er zum Ritter geschlagen und zum Kammerherrn ernannt, und sehr bald betrachtete man ihn als den Einzigen Spender der königlichen Huld. Die aufblühende männliche Schönheit des jungen Mannes, der Glanz, der ihn umgab, und die Stelle, die er am Hofe einnahm, erwarben ihm auch die Gunst der Frauen, er trat sogar als Nebenbuhler des Prinzen Heinrich, ältesten Sohn des Königs, auf; dieser Prinz war sehr liebenswürdig und der Liebling der Nation; gewandt in allen ritterlichen Uebungen, so wie in allen Spielen, die körperliche Anstrengung forderten, war er besonders ein Freund aller Waffenübungen, beydes zu Scherz und zu Ernst; doch liebte er auch die Wissenschaften und bezeigte eine große Verehrung der Religion und Achtung für ihre Diener; er selbst war ein strenger Beobachter der religiösen Pflichten und der Sittlichkeit: sein Abscheu alles ruchlosen Fluchens ging so weit, daß er in jedem seiner drey Wohnungen Sparbüchsen anordnete zur Aufbewahrung der Strafgelder für die Uebertretung dieses Gebotes, die er mit großer Strenge bey seiner Dienerschaft einziehen ließ. Dieses Benehmen stand in auffallendem Gegensatz mit dem des Königs, der die Sitte im höchsten Grade durch diese lasterhafte Gewohnheit verlezte; auch hat man einen schönen Zug des Prinzen in dieser Beziehung aufbewahrt. Als Heinrich sich einst auf der Jagd befand, stürzte ein erschöpfter Hirsch über die Landstraße, wo zufällig ein Schlächter mit seinem Hunde wanderte. Der Hund fiel den Hirsch an und riß ihn nieder; doch konnte der Schlächter ihn nicht fortbringen, weil er zu groß war; die Jagdgesellschaft traf bald ein; die Jäger, sehr entrüstet über den Schlächter, versuchten den Prinzen gegen ihn aufzubringen, allein dieser erwiederte besonnen: „Hat der Hund des Schlächters den Hirsch getödtet, wie ist es denn seine Schuld?“ und als sie bemerkten, wenn dieß seinem Vater begegnet wäre, würde er solche Flüche ausgestoßen haben, daß es grausend gewesen seyn würde, es anzuhören, rief der königliche Jüngling unwillig: „Stille, stille, alle Freuden der Welt sind nicht eines Fluches werth!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. 31. August.

Ich säume nicht, Ihnen von einer Art Wunder zu schreiben, welches Frankfurt nun im dritten Tage besizt — es ist die kaum mehr erwartete Erscheinung der aus Paris zurückkehrenden Sonntag. — Ich komme so eben von ihrer zweyten Gastdarstellung, wo sie innen und außen, auf der Bühne und auf den Straßen unerhörten Jubel erntete. Der Eingangspreis war verdoppelt worden. Diese Erhöhung war das Signal zum Sturm auf die Vorstellung des Johann von Paris, worin sie am Dienstag zum ersten Mal auftrat. Die Direktion konnte aber bey der hohen Forderung der Künstlerin es nicht anders möglich machen, Frankfurt den Genuß zu verschaffen, als daß sie auch das Abonnement an diesem Tage nicht gelten ließ — kein Murren wie sonst, sondern ein wahrer Sturm auf Logen und Pläze, ein Wettrennen begann von Logenbesizern und Nichtbesizern. Die Meisten behielten ihre Logen, und jezt mußten sich die vielen Fremden, welche der große Ruf der Sängerin herangezogen, und eine Menge Damen mit dem Parterre und den beyden Gallerien begnügen. Dasselbe war (27. Aug.) in Mainz, ihrer Vaterstadt geschehen, von wo man Folgendes schrieb: Schon um vier Uhr mußten sich die, welche keine Logenpläze mehr bekommen hatten, in's Schauspielhaus begeben, um dort zwey Stunden auf die Vorstellung zu harren. Da die Künstlerin ohne alles Interesse, d. h. ohne Geld für sich zu nehmen, hier sang, vielmehr wie sie sich ausdrückte „aus Achtung für ihre Vaterstadt, und aus Anhänglichkeit an ihre Verwandte,“ und den Ertrag dem hiesigen Theater und dem Armenfonds schenkte, so wünschte sie: „damit das Haus nicht überfüllt werde und keine Unordnung entstehe,“ daß die Eintrittspreise verdoppelt würden. Der Direktion wurde dieses übel genommen, indessen erklärte sie öffentlich, daß sie selber den Preis gar nicht zu erhöhen gewünscht, daß aber die Künstlerin die Verdopplung bestimmt verlangt habe. Das Haus war überfüllt. Da die Verhältnisse der Bühne nicht gestatteten, die Künstlerin in einer vollständigen Oper zu sehen, so wurden die vorzüglichsten Stellen aus Rossini's Barbier von Sevilla aneinander gereiht, und sie sang die große Cavatina, das Duett mit Figaro, und zulezt Variationen für die Violine, von Rhode. — Soviel von Mainz, welches sich über die Kürze des jezigen Aufenthaltes mit dem Versprechen der Künstlerin tröstet, im künftigen Jahr, bevor sie ihr Engagement in Paris antritt (welches mit dem 15. De

ember 1827 beginnt), die Vaterstadt auf längere Zeit mit ihrem Talent zu erfreuen.

Von Mainz wurde Dem. Sonntag gleichsam von den hiesigen Kunstfreunden entführt; ihre Spaziergänge, denen sich ein Spazierritt zugesellte, glichen Triumphzügen. Man führte sie gestern in unsern Vauxhall, wo bey Transparenten und Gartenillumination stets zahlreiche Gäste versammelt sind. Kaum verbreitete sich die Nachricht, Dem. Sonntag sey eingetreten, als ein großer Tumult entstand, und Bouteillen, Gläser, Teller, Speisen sammt Personen bey dem Andrang der Neugierigen in ein allgemeines Bouleversement geriethen. Je weiter Dem. Sonntag kam, desto gefährlicher wurde die Passage, die Leute stellten sich auf die Tische, diese fielen mit Lichtern und Geräthschaften um, andere umflammerten die Bäume, und rissen im Gedränge die farbigen Gläser mit Oel herab; zum Glück ereignete sich kein bedeutender Unfall, aber Dem. Sonntag war gezwungen, ehe sie noch die Hälfte des Gartens erreichte, wieder umzukehren. — Was die Neugierde und Theilnahme in hiesiger Stadt noch vermehrt, ist, daß diese gepriesene Mainzerin als kleines Kind öfters aus ihrer Vaterstadt hierher berufen wurde, um in den Wiener Zauberopern die Lilli und andere Genien darzustellen, worin sie schon früh viel Talent und Lieblichkeit zeigte; aber Niemand ahnete, daß sie einmal auf einem solchen Siegeszuge von Paris begriffen, die alten theuern Umgebungen wieder begrüßen werde.

Schon bey der ersten Probe war der Komödienplatz mit Schaaren von Neugierigen besezt, nach der Vorstellung am Abend war der Andrang außerordentlich, man applaudirte, schrie und rief Vivat, als sie in den Wagen stieg, und das Vivat hallte ihr durch mehrere Straßen nach. Das Gedränge des heutigen Abends war noch stärker, der ganze, nicht unbeträchtliche Platz wimmelte von Menschen, und die Hälfte der Polizeydiener unserer Stadt hatte große Mühe, die Equipagen und Fußgänger auseinander zu halten, und sonstige Unordnungen zu verhüten. — Ihre Prinzessin von Navarra am ersten Abend, ihre Donna Anna des Don Juan am heutigen, wurden mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen, und die Künstlerin mit stürmischem Applaus gerufen. Im Johann von Paris legte sie nach der berühmten Romanze ein italienisches Thema mit Variationen ein, bey welchem ihre äußerste Gewandtheit und Lieblichkeit das Publikum zu einem unglaublichen Jubel und Dacapo-Rufen hinriß, welchem sie mit Freundlichkeit entsprach. Unsre Künstler, der Senechal und Johann von Paris, überboten sich in Artigkeiten, welche das Publikum mit dem lebhaftesten Applaus aufnahm. Die Noten zu dem Thema mit Variationen wurden ihr auf einem schönen Kissen überreicht. — Für morgen ist während der Vorstellung, welche die lezte hatte seyn sollen, auf vielfältiges Begehren eine dritte Darstellung angekündigt worden — Susanne in Figaro's Hochzeit.

Alles was von ihrer Kunst, von der Anmuth und Reinheit ihrer Koloraturen, von dem trefflichen, vollendeten Staccato, und von dem herrlichen Klang ihres tragenden Gesangs, ihrer gehaltenen Töne gerühmt wird, übertrifft noch weit die persönliche Liebenswürdigkeit der zwanzigjährigen Künstlerin, die ihre Umgebungen in wahres Entzücken versezt, und wenn sich die alte Fabel vom Orpheus hier wieder bestätigt, so haben wir nun auch erfahren, was ein Korrespondent in einer politischen Zeitung von ihrem Abschied aus Berlin schreibt: „daß Liebenswürdigkeit eine Puissance unserer Zeit geworden ist — mögen gewisse Leute auch sagen was sie wollen.“

Ein Artikel im Moniteur erwähnt, daß Dem. Sonntag schon im fünften Jahr auf dem hiesigen Theater in der Oper, das Donauweibchen, aufgetreten sey — Coblenz wäre ihre Vaterstadt. Bald werden sich noch andere Städte am Rhein melden. Mainz und Coblenz die Ehre streitig zu machen, und damit es nicht zu dem Fall Homers komme, möge Dem. Sonntag dann selbst den Ausspruch thun. — Indem ich die Nachrichten über diese bewunderte Künstlerin schließe, kommt mir eine artige Parodie von Schillers Theilung der Erde zu Gesicht, welche den Sturm auf die erhöhten Pläze im Theater zum Gegenstand hat, und „die Theilung des Musentempels“ betitelt ist. — „Erst spät betrat auch der Poet die Schwelle ꝛc.“

„Weh mir, klagt er, nur ich bin ausgeschlossen
Hier von Euterpens Fest, nicht Raum, Apoll,
Hast du für deinen Sohn, der unverdrossen
Nur dir gelebt vertrauensvoll?

Sie, die dein Sonnentag zur Welt geboren,
Soll ich nicht sehn, nicht ihres Siegs mich freu'n?
Gerührt sprach drauf der Gott: was du verloren,
Kann ich für dich nicht mehr erneu'n.

Doch, scheust du Licht und Wärme nicht, wähl' oben
Du einen Siz dir aus: — und voll Vertrau'n
Ging der Poet, in's Paradies erhoben,
Der Engel schönsten zu erschau'n.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, 26. Juli.

Bey der heißen Jahrszeit ist der Hof in St. Cloud, die Deputirten und die Pairs eilen auf ihre Landgüter oder in ihre Departements, die reichen Kranken oder Kränklichen, oder krank seyn wollenden begeben sich in die Bäder, deren Frankreich eine Menge besizt, und die Pariser, die nicht krank sind noch seyn wollen, und in der Provinz nichts zu thun haben, belustigen sich in der Umgegend von Paris so gut sie können. Die meisten Dörfer, besonders auf den großen Heerstraßen um Paris, sind voll von kleinen Landhäusern, die Pariser Bürgern zugehören, und in der schönsten Jahrszeit, wenigstens einige Tage in der Woche, bewohnt werden. Landkutschen rollen beständig hin und her, und fahren eine Menge Menschen nach allen Richtungen und mit großer Schnelligkeit ab und zu. Zwar geht die Fahrt durch dicke Staubwolken, und meistens über wenig beschattete Landstraßen; allein die Pariser schöpfen doch frische Luft, sehen etwas Grünes, und entziehen sich eine Weile dem lärmenden Wirrwarr der Stadt. In dieser Zeit geht es daher auch sehr lebhaft zu in der Umgebung der Hauptstadt; es fehlt nicht an Dorffesten, an Sonntagsbällen im Freyen, an gekrönten Rosenmädchen, sogar auch nicht an Schauspielen; so besteht zu Choisy ein Liebhabertheater, das sehr besucht wird, und worauf sich manche angehende Schauspieler aus Paris versuchen und üben. Nach dem Beyspiel der Pariser machte dann auch Ihr Korrespondent einige Ausflüge in die Umgegend, und zwar einen nordwärts nach Montmorency, und einen südwärts, in die Gegend um Arpajon. Bekanntlich führt der Weg nach Montmorency über St. Denis; wenigstens sechs Landkutschen fahren täglich hin und her; außerdem sind noch eine Menge kleiner, mit einem Pferde bespannter Fuhrwerke auf dieser Landstraße in beständiger Bewegung. Bis St. Denis hat man fast zur Hälfte des Weges Häuser auf beyden Seiten, dann gelangt man in die weite Ebene, worin St. Denis liegt, und die mit Korn und Gemüse bedeckt ist. Die alten Bäume auf beyden Seiten der Landstraße waren beym Anrücken der fremden Heere im Jahr 1814 alle niedergehauen worden; allein es sind kurz nach dem Kriege junge Bäume gepflanzt worden, und diese fangen schon an groß zu werden; vielleicht werden auch sie einmal in einem Kriege der Nachkommenschaft niedergehauen werden, nachdem sie mehreren Geschlechtern Schatten werden gegeben haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. September 1826.

Alle Fehler, die nur Namen haben, die nur in der Hölle bekannt sind. Alle sind der Weiber, ganz oder zum Theil; oder vielmehr ganz! Ich will wider sie schreiben, sie verabscheuen, sie verfluchen! — Und doch ist es von einem, der sie herzlich haßt, am besten gethan zu wünschen, daß sie immer ihren Willen bekommen: die Teufel selber können sie nicht ärger plagen!

Shakspeare.

Begebenheiten des Grafen von Sommerset ꝛc.

(Fortsetzung.)

Prinz Heinrich hatte sehr schöne Anlagen und beschäftigte sich bereits auf eine zweckmäßige Art in Beziehung auf sein künftiges Loos; er war ein Bewunderer seines Zeitgenossen Heinrich IV. von Frankreich und wählte ihn zu seinem Vorbilde. Bey solchen Gesinnungen war es natürlich, daß die Vorliebe seines Vaters für einen so unbedeutenden Gegenstand, wie sein Liebling Sir Robert Carre, ihm kränkend seyn mußte, so wie die Verschwendung, mit der ihn der König mit Wohlthaten überhäufte, ihn schmerzen, und die Würden, die er ihm ertheilte, (denn er verlieh ihm den Titel eines Viscounts von Rochester und bekleidete ihn mit dem Amt eines Staatsministers) seinen edeln Stolz empören mußten. Auch äußerte er seine Verachtung des königlichen Lieblings unverholen, und in der That mußte es sein Gefühl verletzen, diesen Emporkömmling zwischen ihn und den Gegenstand seiner kindlichen Liebe treten zu sehen.

Um diese Zeit erschien bey Hofe eine sehr schöne Frau, die junge Gräfin von Essex, die alle Blicke durch ihre Reize auf sich zog und der selbst Prinz Heinrich huldigte. Allein unfähig, die edeln Eigenschaften des jungen Fürsten zu schätzen, ohne Sinn für eine reine lautere Neigung, ließ sich die Gräfin durch die lockende Gestalt Rochesters, seine zierliche Manieren und schimmernde Kleidung bethören und bot alle Künste auf, um den übermüthigen Günstling zu ihrem Sklaven zu machen. Unter diesen Umständen hätte eine wachsende Leidenschaft sehr ernste Folgen für den Prinzen haben können, hätte ihn nicht eine höhere Macht allen Einwirkungen derselben überhoben, indem ein tödtliches Fieber ihn plötzlich in seinem neunzehnten Jahre hinwegraffte: mit ihm wurden die schwachen Hoffnungen eines großen Volkes zerstört, eine tiefe Trauer herrschte im ganzen brittischen Reich, nur seines Vaters abgestumpftes Gefühl vergaß den eignen Sohn über den unwürdigen Liebling, der ein Gegenstand des Hasses oder der Verachtung aller Bessern durch seinen Uebermuth und seine üppige Verschwendung geworden war.

Die Vermählung der Tochter des Königs mit dem Pfalzgrafen Friedrich, nachmaligen König von Böhmen, zerstreute die Trauer, die über die Nation durch den frühen Tod ihres Bruders verbreitet worden war. Es herrschte ein Glanz bey dieser Festlichkeit, der beydes, die damalige Prachtliebe und die unüberlegte Vergeudung bey Hofe, bezeichnete. Die Prinzessin Elisabeth befand sich in der ersten Blüthe der Jugend, nur sechszehn Jahre alt, und die Regelmäßigkeit ihrer Züge wurde durch die Mischung von Lebhaftigkeit und Sanftheit erhöht, die der weiblichen Schönheit den mächtigsten Zauber verleiht. Indem die Geschichte diese reizende junge Fürstin schildert, scheint sie die Farben der Dichtung entlehnt zu haben, und verweilt mit Wohlgefallen bey der Erzählung, „wie sie am Morgen ihrer Vermählung in aller Lieblichkeit und Hoheit über die prachtvolle Gallerie nach der Kapelle sich begab, im weißen

Gewand, ihr dunkles Haar auf den Schultern wallend und eine Krone vom feinsten Gold auf dem Haupt; umgeben von der Reihe ihrer schönen Hoffräulein, alle weiß gekleidet und so reich mit Edelsteinen geschmückt, daß ihr Pfad wie die Milchstraße am Firmamente schimmerte." Wer hätte in dieser von Lust, Anmuth und Glanz strahlenden jungen Fürstin die einst so unglückliche, flüchtige und von aller Welt verlassene Königin geahnet! Es herrschte eine, noch nie in England gesehene, Pracht bey diesem Feste: eine der Damen trug ein Kleid, von dem nur die Stickerey allein jede Elle fünfzig Pfund Sterling gekostet hatte; der Putz zweyer Schwestern betrug fünfzehnhundert Pfund. Gold und Silber war nur der geringste Aufwand; Perlen, kostbare Stickereyen und gewirkte Stoffe waren noch allgemeiner; den Schmuck des Königs, der Königin und des Prinzen schätzte man auf hunderttausend Pfund. Und nun erwäge man die Kosten des Schaugepränges, scherzhafte Kämpfe auf der Themse, eine prachtvolle Maskerade und Feuerwerke. Bey dieser Festlichkeit gelang es der Gräfin von Essex, den Viscount von Rochester durch ihre buhlerischen Künste und Reize gänzlich zu besiegen. Rochesters Selbstgefälligkeit und Schlaffheit hatten ihn lange gleichgültig gegen die nur zu sichtbare Neigung der Gräfin gemacht: verwöhnt durch die Schmeicheleyen seines königlichen Gönners und der unterthänigen Höflinge, waren ihm Huldigungen jeder Art nichts Neues, und seine schöne Gestalt, seine anmuthigen Züge verfehlten ihre Gewalt über die weibliche leichtsinnige Jugend nicht; also spielte er lange den Spröden, bis endlich bey diesem Hoffeste sich jede Art der Sinneslust, der Ueppigkeit und der höchste Aufwand von Kunst auf das Vortheilhafteste zur Schaustellung der Schönheit sich vereinigte, um ihn zu unterjochen, und einmal von einer so geübten Künstlerin gefangen, war er zu weichlich, zu träge, um sich aus ihren Schlingen zu befreyen. Doch nicht allein auf die Macht ihrer Reize hatte sich die Gräfin verlassen, um den Geliebten zu fesseln, sondern sie hatte zu den schrecklichsten Mitteln, welche die Menschheit entehren, ihre Zuflucht genommen: nach dem Aberglauben der damaligen Zeiten vermeinte man durch Zaubermittel, Beschwörungen und Liebestränke die Zuneigung eines geliebten Gegenstandes erlangen zu können, und sie hatte sich einer schändlichen Mittelsperson bedient, um auf diese Weise den Viscount nicht nur zu bethören, sondern ihn auch zu einer Heirath mit ihr zu vermögen. Die Gräfin war aber nicht frey, sie war die Gemahlin des jungen Grafen von Essex, dem sie vor mehr als drey Jahren, der herrschenden Sitte gemäß, kaum aus den Kinderjahren getreten, angetraut worden war. Den jungen Gemahl schickte man auf Reisen und die Gräfin wurde an den Hof geführt, wo sie bald die erste Rolle spielte. Als der Graf von seinen Reisen zurückkehrte, war seine Gemahlin bereits in diese entehrende Verbindung verwickelt und darauf sinnend, ihre ehelichen Bande durch eine Scheidung aufzulösen. Die Gräfin wandte sich wieder an die Schwarzkünstlerin, um durch ihren Beystand und ihren Rath zu dem gewünschten Zweck zu gelangen; allein es entstanden Hindernisse, die den wirklich schon eingeleiteten Scheidungsprozeß auf einige Zeit hinaussetzten. Die Vermittlerin nämlich, eine Mistreß Turner, hatte nicht nur die Gräfin um vieles Geld gebracht, sondern sie auch endlich um ein Kleinod von großem Werthe betrogen, weßwegen sie festgesezt wurde; vor Gericht beschuldigte sie die Gräfin, ihr seltsame Fragen und Pläne vorgelegt, und endlich ihr zugemuthet zu haben, den Grafen, ihren Gemahl, der ihren Absichten im Wege stehe, bey Seite zu schaffen. Der Prozeß gegen Mistreß Turner wurde niedergeschlagen, aber die Ehescheidung wollte man ebenfalls nicht betreiben. Dennoch hatte die Gräfin ihren schändlichen Absichten nicht entsagt; einmal im Strudel der Leidenschaften versenkt, eilte sie schnell auf dem Wege des Verderbens weiter, bis selbst ein Meuchelmord sie nicht mehr zurückzuschrecken vermochte. Ihr schwacher Geliebter, verblendet durch ihre Reize und befangen von der Uebermacht ihres kräftigen Willens, hatte sich in ihre Plane gefügt; er machte seinen Freund, Sir Thomas Overbury, zum Vertrauten seiner unwürdigen Liebe, und dieser hatte die Niederträchtigkeit, ihm seine Feder zur Verfertigung der Liebesbriefe zu leihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Fest der Inchinata zu Tivoli.

Nur wenige Reisende sehen das Fest der Verneigungen, welches zu Tivoli am Tage der Himmelfahrt Mariä, den 15ten August stattfindet. Wer um diese Zeit sich in Rom aufhält, fürchtet sich gewöhnlich vor Hitze, Staub und Ungemach in schlechten Gasthöfen. Der Weg nach Tivoli ist zu jeder Jahrszeit unerfreulich; die Hitze dieses Sommers hat ihn so ausgebrannt, daß man von Tivoli aus jeden ankommenden Wagen auf drey gute Stunden Weges am aufwirbelnden Staube erkennen konnte. Dieses schreckte mich jedoch nicht ab, der Einladung werther Freunde, sie in ihrer Villeggiatura zu besuchen, zu folgen, und ich traf am Vorabende des Festes glücklich ein.

Aus dem Dom zog eine Prozession mit großen Umwegen erst zu den Klosterfrauen, dann in die Kirche S. Francesco. Die verschiedenen Brüderschaften, größtentheils Landleute mit schwarzgebrannten Gesichtern, in Talaren von rother, schwarzer oder weißer Leinwand, eröffneten den Zug. Die Häuser waren mit Teppichen behangen, die Straßen gefegt und mit Myrthen bestreut. In vornehmen Häusern erquickte Sorbet die Zuschauer. Die Anordnung des Zugs ist die gewöhnliche, nur waren viele Knaben im Bru-

derschaftsgewande darunter, manche an der Hand des Vaters. Hierauf folgten Seminaristen, die zahlreiche Weltgeistlichkeit und endlich der Salvatore, umgeben vom Magistrate, Polizeysoldaten und Livreedienern. Der Salvatore ist ein Christusbild im byzantinischen Style, wohl aus dem dreyzehnten Jahrhundert. Der Kopf ist gemalt, das Gewand in Metall getrieben, die zwey Halbthüren sind mit künstlichen Bassirilievi verziert. Er wird, wie alle Prozessionsbilder, von Männern getragen, welche eine Art weißen Schlafrocks anhaben.

Es war bereits ganz dunkel, als der Zug auf dem Platze vor der Villa Este anlangte, neben welcher das Kloster und die Kirche S. Francesco liegen. Hier waren zwey Ehrenpforten, mit frischem Grün geschmückt, errichtet. Sobald die Prozession des Salvatore heran war, zog die der Madonna aus der Kirche heraus, ein erst voriges Jahr köstlich geschmücktes Madonnengemälde auf einem Gerüste tragend. Beyde Prozessionen durchkreuzten sich auf wunderbare Weise. In demselben Augenblicke hielten beyde Bilder, jedes unter seinem Bogen. Die vorderen Träger bücken sich dreymal, so daß die Bilder sich eben so oft zunicken. Alles Volk liegt auf den Knieen. Die Prozession der Madonna zieht sich nun seitwärts, dem Salvatore die Ehrenseite lassend; dieser zieht voran in die Kirche, wohin auch einige unscheinbare Heiligenstatuen, welche von den Obermännern der Zünfte im Arme getragen werden, folgen. Die Madonna mit ihrer Prozession, welche von den Franziskanern in schönen Meßgewändern geschlossen wird, schließt sich unter dem Geschmetter der Böller, welche keinem italienischen Feste fehlen dürfen, an.

Den folgenden Tag wird der Salvatore, welcher die Nacht auf dem Altare der Madonna aufgestellt gewesen, in derselben Ordnung wieder abgeholt. Hierauf werden mit ihm und der Madonna die Verbeugungen unter den Ehrenbogen wiederholt, und leztere begleitet ihn hierauf bis zum Dome. Die Heiligenstatuen werden hierauf in die Häuser der durch's Loos gewählten Obmänner gebracht. Daß weder türkische Musik noch Feuerwerk, weder Beleuchtung noch Geläute fehlen, versteht sich.

Ehemals war das Fest durch die fromme Inbrunst der Tiburtiner noch interessanter. Sie forderten von den Bildern allerley Gnaden. Besonders ergözt das Malerische der Prozessionen und der Kleidung der Frauen, welche einen farbigen Rock über den Kopf gestülpt tragen; zwar sieht nicht immer eine Venus aus dieser Muschel hervor, aber das Alterthümliche dieser Tracht paßt sehr gut zum ganzen Feste. Denn das antike, an örtliche Schutzgötter und ihre allverehrte Bilder Erinnernde ist es, was dieses Fest in hohem Grad bezeichnet. Wer es auffallend findet, kann am Pfingstfeste in Orvieto eine lebendige Taube mitten in einem Feuerwerke im berühmten Dome herabschweben, kann sogar zu Tasinara in Sicilien sehen, wie Josua die Sonne stillstehen macht. In lezterem Königreiche ist beynahe kein Ort, welcher die Inchinata von Tivoli nicht noch überböte, aber in der Nähe Roms möchte dieses das alterthümlichste Kirchenfest seyn.

Schließlich wünsche ich, daß einer der zahllosen Schreibreisenden, mit welchen Italien heimgesucht ist (ohne darum in seinem eigentlichen Wesen vom Auslande gekannt zu seyn) — auf Kirchenfeste reisen, und diese mit Geist und Wahrhaftigkeit beschreiben möge. Das Portiuncula-Fest zu Assisi, die Santa Rosa zu Viterbo, die Luminara zu Pisa verdienen nicht nur gesehen, sondern selbst von dem Altmeister beschrieben zu werden, welcher den Fasching Roms und das Rochusfest bey Bingen mit gleicher Lebendigkeit erfaßt hat!

M.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Juli.

(Fortsetzung.)

Die langweilig anzuschauenden Gemüsepflanzungen haben während der lezten Zeit in der St. Denis-Ebene sehr zugenommen; vormals waren die Pariser Vorstädte voll von Gemüsegärten, die man in Paris mit dem Namen Marais, Sümpfe, zu benennen pflegt, weil sie sehr niedrig angelegt sind, und vermuthlich zuerst wirkliche Sümpfe waren. Durch das viele Bauen sind die Gemüsegärtner aber großentheils aus der Stadt vertrieben worden, und haben sich in der Umgegend nach einem tauglichen Grunde zu Gemüsen umsehen müssen. Ein solcher Marais in einer Pariser Vorstadt hat ein besonderes Ansehen. Ein niedriger Erdwall oder gar nichts trennt den vertieften Garten von dem Straßenpflaster. In einer Ecke des Gartens, oder in der Mitte steht eine elende Hütte, worin der Gärtner mit seiner Familie wohnt; daneben ein Brunnen mit einer hölzernen Maschine, um vermittelst eines Pferdes Wasser zu schöpfen; um sich die Mühe des Hereintragens zu ersparen, pflegt der Gärtner Rinnen aus Gyps anzulegen, die von dem Brunnen aus durch die Hauptpfade des Gartens gehen, und das Wasser überall hinleiten. Das Bewässern ist eine sehr mühsame Arbeit auf einem so trockenen Boden, als es hier der Fall ist, und von diesem hängt gerade das Gedeihen der Gemüse ab. Uebrigens hat der Garten weder Baum noch Gesträuch; höchstens stehen zwey oder drey Bäume neben der Hütte, und fast kein Gewächs des Gartens erhebt sich über zwey Schuh vom Boden; denn meistens wird nur Salat, Spargel, Spinat und dergleichen kleines Gemüse angebaut; das größere wächst auf den Feldern außerhalb der Stadt; in der St. Denis-Ebene hat man nun auch ganze Felder mit kleinem Gemüse bepflanzt, ohne sie durch Hecken von der Landstraße zu trennen und gegen den Staub zu bewahren; vermuthlich eignet sich der niedrige Boden zu dieser Gewächsart. Der kleine Kanal, den man durch die Ebene gegraben hat, um von Paris aus mit der Seine in näherer Verbindung zu bleiben, ist in dieser Jahrszeit fast ausgetrocknet: er verdient also

das viele Rühmen nicht, das in den Blättern der Regierung davon gemacht worden ist. St. Denis ist noch immer ein sehr nahrhafter Ort, der in der lezten Zeit auch manche Verschönerungen erhalten hat, besonders an Privatgebäuden. Die alte Abteykirche ist nun wieder ausgebessert, und die Grabmäler der Könige hergestellt. Da noch manche dergleichen Monumente vorräthig sind, die sonst andern Kirchen zugehörten, so hatte man vorgeschlagen, an der St. Deniskirche einen Kreuzgang zu bauen, wie sonst einer vorhanden war, und in diesem dann die Denkmäler aufzustellen; allein für solche Anlagen zur Erhaltung der Kunstwerke aus dem Mittelalter hat die französische Regierung wenig Sinn, wie hätte sie sonst das merkwürdige Musée des Monumens français eingehen lassen? Die überflüssigen Denkmäler werden also in irgend einem Hofe verwittern, oder in einem Magazin mit Staub bedeckt werden. Es ist schon viel, daß die Regierung zu dem Entschlusse gekommen ist, dem Mittelalter zwey Säle im großen Museum zu widmen; sonderbar wäre es allerdings gewesen, wenn in dem großen Louvre, wo die griechische, die römische und die egyptische Kunst jezt so prächtige Säle bekömmt, auch nicht ein einziges Pläzchen der altfränkischen Kunst angewiesen worden wäre. Man muß nun sehen, wie diese Säle werden besezt werden. St. Denis treibt Korn- und Wollenhandel, und hat auch einige ziemlich ansehnliche Fabriken, unter andern eine Kattunfabrik mit Dampfmaschinen. Hinter St. Denis fängt das Montmorencythal allmählig an sich auszubreiten, Obstbäume und Gärten nehmen die Stelle der Felder ein; die Dörfer liegen einander sehr nahe, und diese Dörfer bestehen zum Theil aus niedlichen Lusthäusern der Pariser. Diese Lusthäuser nehmen besonders neben dem Dorfe Montmorency sehr zu; einige derselben sind wahre Schlösser; allein die meisten gehören dem Mittelstande zu, und zeichnen sich nicht so sehr durch Größe, als durch Eleganz und Bequemlichkeit aus. Das ist das Charakteristische der jezigen Zeit in Frankreich, daß man wenig Imposantes und Grandioses mehr hervorbringt, aber dagegen viel Elegantes, und dem allgemeinen Bedürfnisse Angemessneres. Ich hatte Gelegenheit, die Einrichtung eines überaus eleganten, aber kleinen Landhauses zu sehen, das sich eine Pariserin aus dem Mittelstande hatte nach dem neuesten Geschmacke einrichten lassen. Durch eine kleine Vorhalle gelangte man zu dem Empfangzimmer, das eben nichts Besonderes hatte, als eine schöne Aussicht auf einen grünen Rasen mit einem Wasserbassin, und über den kleinen englischen Garten hinaus auf einen Theil des reizenden Thals. Das Gemach der Frau vom Hause war über dem Erdgeschosse angebracht. Durch ein Vorzimmer ohne Verzierung kam man in einen kleinen, mit hellem Papier tapezirten länglichten Speisesaal, der zwey Reihen von den leichten, mit rothem Saffian überzogenen Stühlen oder Stühlchen hatte; denn diese Stühle sind so ökonomisch eingerichtet, daß leicht einige Duzend in einen kleinen Saal hineingehen. ein runder, in der Mitte stehender Tisch war mit einem weißlichten kasimirnen feinen Teppich behangen, worauf Arabesken in Grün gestickt waren. An dieses Zimmer stieß der eigentliche Salon, dessen Meublen und Tapeten gelblich waren. Längs der hintern Wand erstreckte sich ein Divan nach orientalischer Art, nämlich zwey Schichten verbrämter Polster, mit einer Draperie dahinter. Solche Divans, die so niedrig wie bey den Türken zu seyn pflegen, werden jezt in den meisten reichen Häusern angebracht. In einem größeren, von einer englischen Familie bewohnten Landhause zu Montmorency sah ich die Seiten eines geräumigen Salons mit einem ununterbrochen fortlaufenden Divan versehen. Der ganze Rath der erhabenen Pforte hätte hier bequem aufhocken und Sizung halten können. Auf den Salon folgte das Schlafzimmer der Frau vom Hause; hier stand unter einem eleganten Mousselinzelte ein Schiff aus stark vergoldetem Mahagoniholze; dieß war das Bett; zur Seite das Fußgestell einer Säule, mit einem großen vergoldetem Blumenkorbe voll von nachgemachten Blumen; dieß war der Nachttisch. Dem Zelte gegenüber war ein Kamin von grauem Marmor, fast in Gestalt eines Backofens angebracht, und über dem Kamine, auf welchem Vasen in antiker Form standen, befand sich ein Fenster von einem einzigen Spiegelglase, durch welches man in's Thal schauen konnte. Die Rauchfänge waren zu beyden Seiten des Fensters der Mauer verborgen. (Ein ähnlicher Kamin befindet sich im Hotel des Herzogs v. Dalberg zu Paris; diesen hat, wenn ich nicht irre, Graf Rumford angelegt, und zwar so, daß der Rauch anstatt durch das Dach hinauszugehen, in den Keller hinabsteigen mußte.) Die Wände des Schlafzimmers waren mit einem feinen Ziz ausgeschlagen und mit bunten seidnen Schnüren besezt, die je drey und drey über den Ziz von unten nach oben gezogen, und unter der Decke an dünne goldne Leisten befestigt waren. Aus diesem Schlafzimmer trat man in das Boudoir, worin aber blos die Zeichnungen und Gemälde merkwürdig waren. Und dieß war doch nur das Gemach der Frau eines Beamten, der einen Gehalt von sieben bis zehntausend Franken hat. Wie manche weit kostbarer eingerichtete Landhäuser besizt das Montmorencythal! Hätte jedoch das Häuserbauen so fortgedauert, wie es begonnen hatte, so würde dem Thale dadurch viel von seiner ländlichen Anmuth benommen worden seyn; schon jezt fängt es an daselbst zu städtisch auszusehen. Es fehlt bekanntlich an einem Flusse in diesem großen Thale, daher auch ein Spekulant den Einfall gehabt hat, daselbst eine Niederlage von Flußwasser zu errichten, um damit die Reichern zu versehen, die hier sonst mehr Wein als Wasser besäßen. Bisher findet man noch bey dem Schlosse St. Gratien einen schönen Teich, der sich in der Ferne wie ein kleiner See ausnimmt, und doch wenigstens den Anblick einer Wasserfläche verschafft. Seitdem das Schloß mit den Anlagen dazu verkauft worden ist, geht man mit dem Plan um, diesen Teich ganz, oder doch wenigstens zum Theil auszutrocknen und Pflanzungen darauf anzulegen, oder gar Häuser darauf zu bauen; welches dann ein wahrer Verlust für das ganze Thal seyn würde. Was es jedoch durch das Austrocknen des See's verlieren wird, hat es durch die Anlage der Mineralbäder bereits wieder gewonnen. Erst seit einigen Jahren sind die Gesundbrunnen im Montmorencythal entdeckt und benuzt worden. Bäder und Hotels zum Aufnehmen der Gäste sind schnell errichtet worden, und die Pariser finden hier, vier Stündchen von Paris, alle Bequemlichkeit, die sie sonst in weit entfernten Bädern suchen müßten. Zwar sind jene Quellen nicht sehr wirksam; indessen können sie doch bey einigen Unpäßlichkeiten gute Dienste leisten, und eine lange Badreise überflüssig machen; daher es dann auch an Zuspruch nicht fehlt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 210:

Stechpalme.

Räthsel.

Lies mich von hinten, ich bin ein heilig Gebirge der Vorzeit.
Lies mich von vorn, du hasts, oben ja stehst du darauf.

— 9 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 217.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. September 1826.

Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit,
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos, weil sie sich zeigt.
Schiller.

Die Heimonskinder und Roß Bayart.

Probe einer dichterischen Behandlung dieser Sage, nach dem Volksbuche und den altdeutschen Gedichten.

Von A. A. L. Follen.

Erster Gesang.

2. Heimon und Aja.

An des Saales Fenster stand
Aja, Gräfin von Dordone,
Als auf reichgezierten Zeltern,
Ganz in ritterlichem Festschmuck,
Sie vier Ritter lenken sieht
Nach dem Thor von Pierlamonte.
Statt des Helmes tragen sie
Schönbefiederte Barette,
Statt des Panzers Seidenmäntel,
Statt des Schildes, statt der Lanze
Einen Oelzweig in der Hand.

„Nun behüt' euch, liebe Vetter,
Michael und Sant-Marie!
Daß die grünen Zweiglein nicht
Dorn und rothe Knospen tragen;“
Sprach die Gräfin tiefbewegt.

Eilig nahm sie dann vier Schleifen,
Reichbesteint, von ihrer Farbe,
Apfelgrün und golddurchstickt;
Gab dem Thorwart sie und sagte:
„Nimm, und bring' sie hin, und sprich:
Diese Schleifen schickt euch Aja,
Eure Muhme, zum Willkomm!“

Auf dem Platz der alten Hofburg
Hielt gerad der alte Heimon
Ueber dreymal tausend Krieger,
Frey' und eigne, Waffenschau:
Als des Königs Wappenherold
Vor ihn trat, Gehör zu bitten
Für des Königes Gesandtschaft.

Seltsam dünkt dem Grafen dieß,
Denn in vollen zwanzig Jahren
Hatten König Karl und er
Sich gewahrt, ein Wort zu wechseln,
Noch zu Schimpfe, noch zu Glimpf.
Streichelnd seinen langen Bart,
Und mit einem seltsam schmalen
Lächeln, sah er auf den Herold,
Doch gewährt ihm sein Begehr.

Eingetreten in den Saal,
Hieß er dann die Herrn willkommen,
Nannte Vetter, Freunde sie.
Drauf begann der kühne Roland:

„Von Eurem Vetter Karl begrüßen wir,
Von Karlmann auch, dem königlichen Sohne,
Euch, hoher Herr, und Eure Wirthin hier,
Die edle schöne Gräfin von Dordone;
So grüßt Euch Turpin sammt den zwölf Genossen.
Nun höret, was die Tafelrund beschlossen:

Karl und die Fürsten wünschen allzumahl
In ächter Treu herzinnige Versöhnung;
Drum laden Euch und Euer werth Gemahl
Sie gen Paris zur Königswahl und Krönung.
So harr'n sie Euer vierzig Tage dort;
Schenkt Freundesbitten jetzt ein Freundeswort!“

Während Roland also redet,
Wird des Grafen Braue düster,

Und er spricht kein Wort dazu.
In sich ist sein Blick gekehret,
Finstrer Gram betritt die Stirne,
Drückt die greise Braue nieder:
Während Flammen, Zorns und Stolzes,
Wechseln durch die Wangen, manchmal
Wetterleuchtend aus dem Blick. —
Wie wenn stiller Frost das Ufer
Eines heitern See's umspannt;
Dann die Fläche; dann von oben
In die Tiefe niederdrückend:
Also war des Ritters Schweigen;
Daß je länger stets je bänger
Jede Brust, und selbst des kühnen
Rolands, sich beklommen fühlt. —
Bis die Gräfin, bang erkennend
Dieses grause Spiel der Wangen,
Dieses stummen Blicks Bedeutung,
Gottvertrauend, sich ermannt.
Wie vor dem beschneiten Hekla,
Wann durch seines Odems Nebel
Flämmchen zucken, ohne Laut,
Freundlich tritt die Morgensonne; —
Also trat sie vor den Herrn.

„Mein herzliebster Ehgemahl!
Sprach das tiefbewegte Weib;
Ach! erbarmt Euch meiner Angst,
Gebet Antwort Euren Vettern,
Huldreich, wie sie freundlich baten!"

Von sich stößt der Graf die Gattin,
Daß von Schrecken und Entsetzen
Ueberwältigt, sie bewußtlos
In den Arm der Zofe sank.
Als sie wieder hebt das Auge,
Wähnt sie auf des Grafen Wimper
Etwas zu entdecken, das ihr
Fast wie Dämmerschein der Hoffnung
Tröstlich in die Seele blickt.
Und sie rafft sich auf und tritt
Vor den Grafen, seine Rechte
Kühn ergreifend, und mit jenem
Tiefen Blick der Frauenmilde,
Den kein edel Männerherz
Je zurückstieß spricht sie wieder:
„Gebet Antwort, lieber Herr!"

Tiefer senkt der Graf die Wimper,
Wie von Gram und Reu, und spricht
Also mit gedämpfter Stimme:

„Mein herzliebster Ehgemahl! und soll ich
Ja hier Antwort geben, muß ich sagen,
Daß ich selber bin von allen Männern
Der unseligste, wie unter Frauen
Du die allerunglückseligste!
Denn in zwanzig Jahren unsrer Ehe
Hat uns nie so werth erkannt der Himmel
Uns mit einem lieben Sohn zu segnen,
Der die Erde, so uns heimgenommen,
Ehr' und schütze; noch mit einer Tochter,
So den Eltern einst die Augen schließt.
Und ich sollte, ich, der Kinderlose,
Unsers Feindes Sohne, der schon lauert
Auf dieß Erb' und Gut, das mit dem Herzblut
Ich im Heidenkrieg — für liebe Kinder! —
Theur erkauft: zum Thron die Stufe seyn?
Nein! Ich bin ihm feinder als dem Vater;
Denn ich weiß, was Jeder weiß, er hätte,
Wär' er nur so kühn, als schlau und neidig
Könnt' er nur mich zwingen, wie er nicht kann,
Jeder Fahrt hienieden mich befreyt. —
Grüßet, liebe Vetter! meine Freunde;
Danket herzlich ihrer Huld und Treue!
Doch dem Karle meldet: daß ich seiner
Vetterschaft und Ehren nicht begehre;
Daß ich hasse seinen Sohn; — und warnt ihn,
Daß er Heimons stillen Gram nicht stört!"

Als der Held so mächtig klagte,
Den noch Keiner klagen hörte,
Haben jene hochgemuthen
Ritter tief geseufzt: ermessend,
Welche Schmerzensglut geheim
Hier gelodert, eh zu Tropfen
Einmal sich erweichte dieser
Graue Damascenerstahl.
Aber in Frau Aja's Herzen
Stund es anders. Ihres Gatten
Zorn und Zähre waren ihr
Sturzbach vom geschmolznen Gletscher,
Ein Aprilsturm, deß Posaune
Der bedrängten Mutter Erde
Meldet: daß sie bald die Kinder
In das Freye führen darf!

Zitternd vor dem nahen Glücke,
Tritt sie vor den Grambeladnen:
„Sprecht, begannt sie, werther Herr!
Wenn wir Kinder hätten, würdet
Ihr sie tödten, wie Ihr schwurt?
Ach, sie wären ja des Blutes
Wie der König und sein Sohn!"

Achtlos bald und seinem Grame
Hingegeben, sprach der Graf:
„Nimmer, nimmer meynt' ich's also, Fraue!
Aber hätt' ich je so argen Frevel
Wider Gott und die Natur geschworen:
Wollt' ich brechen diesen Schwur! den Unbill
Und des Zornes Raserey erzwungen,
Den der gute Vater nie gehört.
Wahrlich, wahrlich, hätt' ich Kinder, wollt' ich
Ihnen holder seyn als je ein Vater,
Wollt' ich — froher seyn als jezt ich bin."

„Auf! sprach feyerlich die Gräfin;
Schwört mir so vor diesen Zeugen,
Als vor Gottes Angesicht!"

„Ja bey Gott dem Eingebornen
Und der benedeyten Jungfrau!"
Rief der Graf, dem, wie der Strahl
Durch die Schöpfungsnacht, es zündend,
Wärmend durch die Seele zuckt. —

Wohl zum Erker führt Frau Aja
Dann den Grafen, und vertraut ihm,
Leise, daß es Keiner hört:
Wie sie, bang vor seinem Eidschwur,
Nichts zu schonen, was vom Blute
Ihres Bruders sey, des Königs;
Während er im Krieg, gar heimlich
Richart's, seines ältsten Sohnes

Dort im Frauenstift genesen;
Dann im andern Jahr des Andern,
Den sie Richart taufen lassen;
Dann im dritten Jahr des Dritten,
Der geheißen Adelhart.
Als hierauf nach dreyen Jahren,
Reich an Ländern, reich an Beute,
Reich an sieben Christenwunden,
Reicher durch die schwer erkämpfte
Dornenkrone des Erlösers,
Heimon endlich heimgekehrt:
Habe sie im nächsten Lenzen,
(Wohl durch sondre Gnade Gottes)
Stärker, schöner, denn die andern
(Als ein Goldfalk über Sperber)
Ihren vierten Sohn geboren,
Den sie Reinold zubenamt.
Heimlich habe sie die Söhne,
Zwar nicht wissend wer ihr Vater,
Doch zu jeder Rittertugend
Auferzogen fleißiglich,
Fern dort im Ardennenwalde.
Und weil heute grad der Graf
In das Feld zu ziehn beschlossen,
Hab' aus mütterlicher Sehnsucht
Sie die Söhn' in's nahe Kloster
Herbeschieden gestern Nacht. —

Heimon lauschte diesen Reden,
Wie das durst'ge Volk in Saara,
Als vom Felsen sprang der Quell.
Neugeboren, freundlicher
Als in seinem ganzen Leben,
Eilt er zu den Herrn und sprach:
„Segne Gott euch und der Engel,
Der euch brachte, liebe Vetter!
Will euch freundlichen Bescheid auch
Geben, Vetter! doch für jezt
Gebt mir Urlaub, ich muß eilen
Meine Söhne zu beschaun!"

(Der Beschluß folgt.)

Begebenheiten des Grafen von Sommerset rc.

(Fortsetzung.)

Overbury war ein Mann von Talent und Fähigkeiten; eine kühne Haltung und ein ehrgeiziges Gemüth schienen ihn vom Schicksal zu einem großen Ansehen in der politischen Welt bestimmt zu haben. Nachdem er seine Studien zu Betretung dieser Laufbahn auf dem festen Lande vollendet hatte, erschien er am brittischen Hofe, wo er die Aufmerksamkeit des Viscount von Rochester auf sich zog; Rochester hatte seine Unwissenheit in allen Kenntnissen eines Staatsministers empfunden, deßhalb diesen Overbury zu seinem geheimen Sekretär ernannt, und ihm bald sein unbegränztes Vertrauen geschenkt und zog ihn in allen Angelegenheiten als ein Orakel zu Rathe. Der König verlieh Overbury die ritterliche Würde und der ganze Troß der Bittenden und der Hofexspektanten huldigte ihm als dem Günstling des Günstlings. Doch leicht lösen sich die Verbindungen der Lasterhaften, und unter den schmeichlerischsten Aussichten sollte Overbury plötzlich den Wankelmuth des Glückes erfahren. Die Liebschaft seines Gönners und Freundes (wenn sich diese Verhältnisse vereinigen lassen) mit der Gräfin Essex hatte Overbury nicht mißbilligt, sondern im Gegentheil er beförderte sie durch seinen schriftlichen Beystand des unwissenden Viscount; allein sobald Overbury merkte, daß eine Heirath mit seinem Gönner das Ziel der Gräfin war, zu dem sie nur durch eine schimpfliche Ehescheidung, auf Meineid und Verrath gegründet, gelangen konnte, so empörte sich sein gesunder Verstand, wo nicht sein Gewissen gegen diese Maßregel. Mit großem Eifer und in Ausdrücken einer tiefen Verachtung der Dame stellte er ihm die entsetzliche Thorheit vor, eine Frau, die mit öffentlicher Schande und Vorwurf befleckt wäre, zu seiner Gemahlin zu wählen. Rochester wiederholte mit der gewöhnlichen Schwatzhaftigkeit eines verblendeten Schwächlings bey der ersten Zusammenkunft seiner furienhaften Geliebten die verwegnen Reden seines Freundes. Sie schwur ihm Rache, und nachdem es ihr gelungen war, den Zorn des Viscount zu erregen, bewog sie ihn, die kräftigsten Mittel zur Entfernung eines so lästigen Zeugen ihres Betragens anzuwenden.

In dieser Absicht klagte der Günstling dem schwachen Monarchen, den er beherrschte, daß Overbury sich auf die Vertraulichkeit stützend, die er ihm unvorsichtiger Weise geschenkt habe, unausstehlich, unverschämt und starrköpfig geworden sey, und ließ sich merken, daß eine Gesandtschaft in's Ausland das beste Mittel seyn würde, ihn zu entfernen.

Ohne alle vorläufige Erwähnung seiner Absicht schickte also der König dem Sir Thomas Overbury zwey seiner Räthe, mit dem Vorschlag als Gesandter nach Rußland zu gehen. Ueberrascht und betreten durch dieses Anerbieten, welches Overbury als eine absichtliche Verbannung von dem Schauplatz seiner Wichtigkeit und aller seiner Hoffnungen betrachtete, lehnte er es unter dem Vorwand seiner schwachen Gesundheit ab, und als man ferner in ihn drang, ward er so gereizt, daß er sich äußerte, der König könne ihn weder gesetzmäßig noch gerechter Weise zwingen, sein Vaterland zu verlassen. Diese Antwort wurde als eine Verhöhnung der königlichen Macht angesehen; und Jakob höchst aufgebracht, befahl ihn sogleich in den Tower, das Gefängniß der Staatsverbrecher, zu setzen. Rochester ward damals durch Krankheit an sein Haus gefesselt, doch munterte er verrätherischerweise diesen Unglücklichen auf, in seiner Verweigerung der angebotenen Mission zu beharren, indem er ihm versprach, den König bald zu besänftigen, und seine Befreyung zu bewirken.

Indessen zog sich Overburys Gefangenschaft in die Länge; vielleicht den Grund ahnend, wurde er sehr unmuthig darüber, und auf die Wichtigkeit der schändlichen Geheimnisse, die man ihm anvertraut hatte, trotzend, wagte er es, sich an seinen Gönner mehr in vorwurfsvol-

lem als bittendem Tone zu wenden, und seine Loslassung mit Drohungen der Entdeckung begleitet, zu verlangen. Die Rache der Gräfin über diese Drohungen war unerbittlich, und sie bediente sich aller Künste, um den schwachen Northester zu bereden, die wirksamsten Mittel, Overbury zum ewigen Schweigen zu bringen, zu ergreifen. Anfänglich sträubte sich die weichliche Natur dieses Mannes gegen die Grausamkeit der Gräfin, allein dieses ausgeartete Weib überwand alle Einwendungen der sich aufregenden Menschlichkeit, durch die Bemerkung, daß man zu weit gegangen sey, um ungestraft zurückkehren, und Overbury zu tief gekränkt sey, um aufrichtig verzeihen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, 26. Juli.

(Beschluß.)

Einen andern Abstecher machte ich südwärts von Paris, nach der Gegend von Arpajon. Dieß ist die Landstraße nach Orleans und dem mittäglichen Frankreich; eine der befahrendsten im ganzen Reiche; der Wirthshäuser trifft man daher auch eine außerordentliche Menge an, und die Städtchen und Dörfer, wodurch man kömmt, bestehen meistens aus einer sehr langen Straße, mit vielen Bädern und Wirthshäusern zu beyden Seiten. Es ist auch ein beständiger Durchzug von Kutschen, Diligencen, Karren und Frachtwagen. Hinter Arpajon liegt Etampes eine der großen Korn- und Mehlniederlagen für die Hauptstadt. Von hier aus wird das Mehl auf hohen schwerbelasteten Wagen zur Pariser Mehlhalle gebracht; Müller und Kornhändler spielen zu Etampes eine glänzende Rolle; es soll dort Müller geben mit einem Einkommen von zwanzig bis dreyßigtausend Franken. Sie besitzen beträchtliche Ländereyen, Gehölze u. s. w. in der Umgegend. Sollte jedoch der Vorschlag, zwanzig Dampfmühlen in der Gonnelle-Ebene neben Paris, wie auch eine große Bäckerey zur Ausführung kommen, wie es wahrscheinlich geschehen wird, da bereits eine Gesellschaft von Unternehmern deßhalb zusammen getreten ist, so wird dadurch den Müllern von Etampes ein großer Abbruch geschehen. Nur der Kornhandel wird wahrscheinlich nach wie vor fortgehen. Indessen könnten die Müller zu Etampes ja ebenfalls Dampfmaschinen anlegen. Auch hörte ich schon von einem reichen Müller sprechen, der seinen Sohn nach England geschickt hatte, um dort in einer vollkommen eingerichteten Mühle als bloßer Knecht sein Handwerk zu erlernen, und der nach dessen Rückkunft bereits in seiner Mühle die besten englischen Verfahrungsarten eingeführt hatte; natürlich werden es ihm die andern nachzumachen suchen, und so wird sich nach und nach alles anders und besser gestalten. Der Privatvortheil zieht die Leute mit sich fort, sie müssen die Verbesserungen, die der Zeitgeist mit sich bringt, annehmen, sogar wenn sie denselben abgeneigt sind; denn sonst bleiben sie hinter ihren Mitbrüdern zurück, und gewinnen weniger als sie. Aus eben diesem Grunde läßt sich hoffen, daß auch diejenigen Völker und Regierungen, die so gewaltig böse scheinen wider den Zeitgeist, sich doch nach und nach dazu bequemen werden, diejenigen Verbesserungen in den Staatseinrichtungen anzunehmen, wider welche sie Anfangs mit außerordentlichen Maßregeln zu Felde gezogen sind. In der Gegend von Longjumeau, einem wohlgebauten, sehr nahrhaften Städtchen, unterhielt man sich eben von einem großen Feste, das auf dem Schlosse der Gräfin von Labriche gegeben werden sollte. Diese Gräfin besizt ein Einkommen von 250,000 Franken, und ein großes Schloß, das gegen hundert Fremde empfangen kann. Hier sollte am Sonntage Abends eine Oper und ein Ballet aufgeführt werden; es war ein Theater errichtet worden, die Dekorationen hatte man aus den königlichen menus Plaisirs entlehnt. Wagen voll von Lebensmitteln, die man auf dem großen Pariser Markte eingekauft hatte, waren durch Longjumeau gezogen; es wurden eine unzählige Menge von Herrschaften aus der Hauptstadt erwartet, und aus der ganzen Umgegend waren Zuschauer zu der Oper eingeladen worden. Solche prachtvolle Feste auf den Schlössern sind jezt selten in Frankreich, und erinnern an die Zeit, als der französische Adel im ausschließlichen Besitze der großen Güter, des Geldes, der Ehrenstellen und aller Privilegien war. Uebrigens gibt es in dieser Gegend eine Menge reicher Gutsbesitzer, und daneben eine Menge kleiner, die von den, seit der Revolution verkauften großen Grundstücken kleine Theile gekauft haben, die sie sehr wohl bebauen, und worauf sie glücklich leben. Es war gewiß ein höchst unangemessenes Unternehmen der jezigen Minister, daß sie bey der lezten Session der Kammern diese für Frankreich so ersprießliche, und der Natur so angemessene Ordnung über den Haufen werfen, und dagegen das Recht, oder vielmehr das Unrecht der Vorzüge der Erstgeburt wieder herstellen wollten, unter dem Vorwande, die Grundstücke würden sonst zum Nachtheile des Ackerbaues und der bürgerlichen Ordnung allzusehr zerstückelt werden. Erstlich vereinigen die Reichen schon mehr Grundstücke, als es vielleicht gut ist, indem ein großer Theil dieser Grundstücke blos zu ihrem Vergnügen dient, und folglich nichts hervorbringt, sondern dem Ackerbau entzogen wird. Zweitens ist es gerade die Theilung der Grundstücke, was den Wohlstand der Bürger und Landleute seit der Revolution in Frankreich so sehr befördert, und den Ackerbau empor hebt. In der Gegend von Arpajon ist der Boden sehr fruchtbar. Auf den Kornfeldern stehen Obstbäume, meistens Apfel- und Birnbäume, aus deren Früchten man Most bereitet. Die kleinern Bauern besitzen ein kleines Kornfeld mit solchen Obstbäumen, und auch wohl einen Gemüse- und Weingarten; dieß verschafft ihnen dann die nöthigsten Nahrungsmittel; das andere suchen sie sich durch ihre Arbeit zu verschaffen, da ihnen das Bestellen ihres Feldes nur einen Theil ihrer Zeit raubt. Man zeigte mir in jener Gegend die ehemaligen Güter eines Generalpächters, Namens Ordy de Soucy; dieser Mann hatte Alles angekauft, was in der Gegend anzukaufen war, Schlösser, Gehölze, Felder, Teiche und Steingruben; und hatte einen Weg nach Versailles auf seine Kosten pflastern lassen, um gemächlich nach Hofe fahren zu können. Seine Nachkommen haben aber das große Vermögen zersplittert; die Güter sind zum Theil veräußert worden, und zwar zum großen Vortheile der Gegend, indem mehrere Landleute dadurch kleine Gutsbesitzer geworden sind. Der jezige Odry de Soucy, der den Ueberrest der Güter seines Großvaters besizt, ist ein Mitglied der Deputirtenkammer, wo er aber nimmer den Mund aufthut, stillschweigend zu Gunsten der Minister stimmt, und zum Lohne dafür vor einiger Zeit zum königlichen Kommissär bey den neuaufgefundenen Salzgräben zu Vic in Lothringen mit einem Gehalte von fünf-und-zwanzigtausend Franken angestellt worden ist. Für manche Personen ist es eine gute Spekulation, stillschweigend sein Votum abzugeben, und nie zu widersprechen; gewiß würde Odry de Soucy kein Salzkommissär mit fünf-und-zwanzigtausend Franken Gehalt geworden seyn, wenn er mit dem Salz der Beredtsamkeit und der aufgeklärten Freymüthigkeit eines Casimir Périer oder eines Benjamin Constant gesprochen hätte.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. September 1826.

Man lispelt leichte Liedchen, man spizt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht.
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Uhland.

Die Heimonskinder und Roß Bayart.

Probe einer dichterischen Behandlung dieser Sage, nach dem Volksbuche und den altdeutschen Gedichten.

Von A. A. L. Follen.

Erster Gesang.

3.

Als Herr Heimon und Frau Aja
Traten in des Klosters Kreuzgang,
Hörten sie von weitem schon
Eine Stimme, die das ganze
Haus posaunenartig füllt.

Näher tritt der Graf, zu lauschen
Durch die Ritze in der Saalthür —
Und mit einem Mal erblickt er
Seine vier kernhaften Söhne,
Söhne, wie er keine sah.

Oben an der Tafel saß
Ritbart, als der Brüder Aeltster;
Nicht gar freundlich anzuschauen,
Fast noch trutziger als Heimon.
Auch das Vollmaß seiner Schultern
Zeugte von des Vaters Schlag,
Der geschmeidig war wie Demant.

Rechts saß Einer, mit des Künstlers
Stets in sich gezognem Blick,
Der da sinnet, Menschenseele
Aufzuprägen dem Naturreich,
Aus der Welt des Steins und Erzes
Eine schönere zu heben
Mit der breitgewölbten Stirn.
Richart war's, der feinste Wehrschmied,
Selbst der fest'ste Schild im Streit.

Gegenüber mit dem großen,
Schwärmerischen, blauen Auge,
Weiß und roth, wie Milch und Blut,
Ihm zur Seite Harf und Schachbrett,
Saß der schlanke Adelhart.
Bild der Mutter! seine Lippen
Halbgeöffnet, schwellend stets
Wie zum Liede oder Kusse.

Doch dem Aeltsten gegenüber,
Wie der morgenrothe Schneeberg
Vor dem düstern Felsgebirg:
Hat das jüngste Heimonskind,
Reinold, sich vom Platz erhoben.
Kaum noch mächtig, kaum bewußt
Dieser Gliederkraft und Fülle,
Stand er da. Ihn hätte, schien's,
Kein Erdbeben weggeschoben
Von der Stelle, wo er stand.
Ob der schöngehobnen Schulter,
Eine weiße Marmelsäule,
Reich geziert mit goldnem Knauf:
Steigt des Knaben Hals vom Nacken
Zum gewundnen Busch des Goldhaars.
Lachen diese Glutrubinen
Auf dem blanken Perlengrund?
Zürnen diese klaren Mienen,
Diese Stern' im blauen Rund?
Ob er zürne, ob er scherze,
Wagst du nie genau zu scheiden:
Denn sein Ernst und Scherz erscheint
Wie der Duft und Schmelz der vollen
Goldorang' in Eins verschmolzen,

Stets als Flammenspiel der Kraft.
Bild der Mutter, Bild des Vaters!
Wie die duftig zarte Blüthe
Zur gewürzten Traub' erstarkt,
Wie des Mostes Brausefeuer
Sich verklärt zum Firnewein.
Wenn er redet, strömt sein Wort
Aus der Brust gedehnter Wölbung:
Wie, von schmetternder Drommeten
Kühnem Scherz durchklungen, tönet
Der Posaune stolzer Donner
Aus des Domes Bogengang.

Dieses war dieselbe Stimme,
So der Graf vernahm, sobald er
Eingetreten in das Kloster;
Also sprach der starke Knab:

„Traun, ich weiß dem Speisemeister
Wenig Dank, vielwerthe Brüder!
Der allhier uns speis't und tränkt;
Sintemalen die Gerichte,
Die er uns bringt, überblieben,
Als Brosamen von dem Tische
Eines andern Herrn; zu dem
Nicht die angemeßne Fülle,
In Erwägung unsers Hungers.
Gleichermaßen fließt der Wein,
Dieses Labsal edler Herzen,
Weder reichlich noch erquicklich,
Sondern äußerst schmal und leicht.
Derohalben: hätt' ich nur
Diesen Speisemeister, wollt' ich
Dergestalt ihn zierlich, reichlich
Hier mit Hand und Fuß bedienen,
Daß er seinen Durst und Hunger
Stillen möcht' auf lange Zeit."

„Bitt' dich, laß' von solcher Rede,
Sprach ihm Adelhart entgegen.
Zwar, wir mögen unter uns
Reden, wie der Mund gewachsen:
Doch auch deß gedenke Bruder,
Was die treue Mutter uns
Auf die Seele festgebunden,
Daß wir still uns halten sollen,
Ihr zu Lieb' und uns zu Gute.
Denn wir kennen zwar die Mutter,
Aber unsern Vater nicht;
Und das sag' ich dir: erschlügst du
Heimons Hof- und Speisemeister —
Traun, er ist so frech und muthig! —
Er ließ uns in aller Eile
Niedermachen alle Vier.
Denn der alte Herr hat allzeit
Viel gewaffnet Volk mit sich;
Darum halte dich geruhig."

Drauf versezt der stolze Knab:
„Heia hei! uns tödten lassen,
Heimon uns, der graue Hund?
Brüder, glaubt mir: käm' er her,
Seine Speiser, seine Spießer,
Noch ihn selber säh' ich an,
Funkelt' ihm auch unterm Helmdach
Aus der Asche seines Bartes
Eine Nase, wie ein Flammberg
Unterm Schmiedehammer funkt!
Wohl, ich sollt' ihn treulich streicheln,
Bis er still mir halten wollte.
Denn von je her war mir nichts
So beliebt als alte Knauser."

So gefiel's dem Grafen Heimon;
Und mit ganzer Vaterfreude
Sprach er: „Hausfrau, sonder Stammbaum,
Dieser ist mein ächter Sohn!
Doch jezt muß ich noch die Andern
Untersuchen, ob sie auch
Also kühn sind, wie sie drein schaun."

Hiemit stieß er an die Thür,
Mit dem Fuße, daß die Angeln
Dröhnten und die Flügel flogen
Aus dem Riegel, aus dem Schloß:
Und im Saal mit einem Sprung
Stand — das Schreckbild von Dordone!

Wie die Pilger in der Wüste,
Die beym Mahl sich sorglos lagern,
Wenn sich, mit gerecktem Nacken,
Zischend mit geschuppten Ringeln,
Zeigt ein ungebetner Gast:
Also starrten die drey Brüder.
Selbst der Reinold stuzt ein wenig,
Gleich dem Waidmann, wenn vor ihm
Aus dem Lager, unversehen,
Steht ein Vier-und-zwanzigender!
Doch auch rascher fliegt kein Jagdspieß,
Als der Reinold, über Tisch:
Packt den hohen Herrn beym Halsberg,
Zwingt ihn über eine Bank,
Also redend: „Was hast du
Hier zu suchen, alter Grauer?
Dieses sag' ich dir: wir haben
Eben Mahlzeit abgehalten,
Wärst du hier gewesen, hättst du's
Just so gut gehabt als wir."

Indem kamen auch die Andern.
Deß erschrak der alte Hammer,
Der noch nie als Ambos lag;
Also rief er: „O ihr jungen
Helden, schlagt mich nicht! ich bin ja
Heimon, euer lieber Vater!
Und ich will euch heute Abend
Alle vier zu Rittern schlagen."

Wie dieß Wort der Knab' vernahm,
Sprüht' ihm Scham aus Wang' und Auge.
Froh dann rief er: „Gott sey Dank,
Liebster Vater! daß ich Euch
Nicht geschlagen und erdrückt hab'!"
Hub mit Zärtlichkeit und Ehrfurcht
Dann ihn leicht empor vom Boden;
Dieser hub die Hand und rief:

„Gott sey Dank und Sankt Marien,
Der gebenedeyten Mutter!
Die mir, sondern all mein Hoffen,
Euch zu meinen alten Tagen
Also kräftiglich gespart.
Keck nun, ohne Scham und Gram,
Darf mit euch zu Hof ich reiten,
Unsern Vettern in's Gesicht."

Jezt umhalſ't er ſeine Söhne:
Erſt den Ritbart, dann den Richart,
Dann den Adelhart, ſich wundernd
Seiner und der Mutter Schönheit,
Der er lange nicht gedacht.
Als den Reinold er umfangen,
Zwang er ihn an Bruſt und Mund
Alſo herzlich, daß dem Knaben
Aus der Naſe ſprang das Blut:
„Vater, ſprach er, helf' mir Gott!
Wärt Ihr nicht mein lieber Vater,
Wollt' ich Euch dermaßen drücken,
Daß Euch Sehn und Hören wich'!" —
Denn vor Schmerz und Scham und Freude
Wußt' er nimmer, was er ſprach.

Hochauf lachte da der Graf,
Und Frau Aja, die ſeit ihrer
Hochzeit nie den Ehgemahl
Weder lachen ſah noch weinen.
Heiter ſprach die treue Frau:

„Vater, gehn wir mit den Kindern
Nun zum Saale, wo die Vetter,
Oliver, der Genueſer,
Holger von der Dänen Mark,
Bertrand und der ſtolze Roland
Unſer harrn mit Freundes Neugier.
In Betreff der Hofefahrt,
Hab' ich euch, herzliebſte Söhne,
Wohl geſorgt für Feſtgewänder,
Würdig eures Stands und Leibes.
Nämlich: Gold- und Silberſtoffe,
Hermeline, Zobelpelze,
Sammetjacken, Wappenhemden,
Apfelgrün und goldburchſtickt,
Meine Farben, mir zur Freude.
Auch vier reichbeperlte Schärpen,
Auch vier fröhliche Barette,
Bunt in funkelndem Geſtein,
Hoch auch, breit und ſchwank befiedert:
Alſo, daß ihr mögt erſcheinen
Vor dem König, Eurem Oehme,
Neben Karlmann ſeinem Sohn."

Dazu ſprach kein Wort der Alte,
Sondern ging, am Arm die Gräfin;
Doch ihm ſtunden ſeine Söhne
Wohl an: wie dem grauen Eichbaum
Hochgeſchoßnes Frühlingslaub.

Begebenheiten des Grafen von Sommerſet ꝛc.

(Fortſetzung.)

Zur Einleitung ſeiner Abſichten verlangte Rocheſter vom König die Verabſchiedung des damaligen Aufſehers des Towers und die Ernennung einer ſeiner Kreaturen, des Sir Gervais Elveyn an deſſen Stelle. Hierauf mußte ſich die Gräſin erniedrigen, Miſtreß Turner abermals anzuſprechen, die ſie bereits in ihren ſtrafbaren Anſchlägen wider das Leben ihres Gemahls gebraucht hatte und ſie durch Beſtechung bewegen, die wirkſamſte ihrer ſchwarzen Künſte gegen das Leben des hülfloſen Gefangenen anzuwenden. Vorſichtig ging ſie mit ihrer Gehülfin zu Werke, indem ſie einſah, es wäre weniger gewagt, die Lebenskraft ihres geweihten Opfers unter dem Anſcheine einer natürlichen Krankheit zu untergraben, als es plötzlich auf eine verdächtige Art vom Schauplatze zu entfernen. Allein wiederholte Verſuche überzeugten ſie von der Unwirkſamkeit des langſamen Giftmittels, und da die Anſtifter dieſer Schandthat ungeduldig wurden, weil Overbury's Befreyung nicht viel länger aufgeſchoben werden konnte, nahmen ſie ihre Zuflucht zu kräftigern Maßregeln, und im Herbſte des Jahres 1613 endigte ein qualvoller Tod die Leiden dieſes unglücklichen Mannes, nachdem er ein halbes Jahr von ſeinem Freunde getrennt, und ohne alle Hülfe den wiederholten grauſamen Verſuchen der Elenden überlaſſen, die ſein Verderben beſchloſſen hatten, hingeſchmachtet hatte.

Indeſſen erregte dieſes Ereigniß einen gerechten Verdacht, beſonders da es kund ward, daß man den Körper des Verblichnen am Todestage ſelbſt, nachläſſig in ein Bettuch gehüllt, ohne die Gegenwart eines ſeiner Freunde noch die gerichtliche Leichenſchau abzuwarten, zu Grabe gebracht hatte. Man bewog einen Verwandten des Verblichnen, in Erwägung dieſer Umſtände, Schritte zu einer genauen Unterſuchung zu thun: aber der Stand und die Macht der Verbrecher vernichteten jeden Verſuch, der in dieſer Abſicht gemacht wurde, und ungeachtet der dunkeln Gerüchte, die im Umlauf waren, ließ man die Sache ruhen, und die ſchändlichen Thäter des Mordes, mit ihren noch ruchloſern Anſtiftern ſchmeichelten ſich, daß ihr Verbrechen der Kenntniß der menſchlichen Gerechtigkeit entzogen wäre. Unterdeſſen erreichte dieſes ſtrafbare Paar die Erfüllung aller ihrer Wünſche. Sie hatten ſich an den König ſelbſt gewendet, und dieſer ſchwache Monarch, gleichgültig gegen Schuld und Schande, wenn es die Begünſtigung der Wünſche ſeiner Lieblinge galt, geſtattete nicht nur die Einreichung der Eheſcheidungsklage der Gräſin von Eſſex, ſondern beförderte ſie mit dem größten Eifer. Doch der Erzbiſchof von Canterbury, und vier der Mitglieder der dazu ernannten Kommiſſion wollten dieſe Ehe nicht löſen, und vertheidigten ihre Gründe dagegen mit allem Ernſt und unerſchrocknem Muth, und als die übrigen, um ſich bey dem König und ſeinem Günſtling einzuſchmeicheln, das Scheidungsurtheil ausſprachen, behaupteten ſie dennoch ihre Proteſtation.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im August.

Die Mitglieder der französischen Bühne zu Warschau spielen nun schon seit einigen Monaten wöchentlich dreymal, theils in Charlottenburg, theils in Berlin, und es scheint ein gutes Zeichen, daß sich der im Anfange kleine Kreis der Zuschauer mehr und mehr vergrößert hat. Ein Berliner Kritiker wirft diesen Schauspielern, wie allen Franzosen vor: sie wüßten keine Menschen darzustellen. Wenn ein Franzose dieß Urtheil hörte, würde er den geehrten Herrn entweder auslachen, oder wenn er die deutsche Bühne kennen gelernt hätte, würde er antworten: „und ihr Deutschen, — mein Herr, verstehet nicht, was Leidenschaft ist.“ Der deutsche Herr nämlich meynt ganz richtig, daß die Franzosen nur Leidenschaften überhaupt darstellen, ohne die partikuläre Manier, in welcher sie sich bey diesem oder jenem Menschen vorfinden; der Franzose dagegen hat richtig eingesehen, daß die Deutschen meist zu sehr auf den Hans oder Kunz, und nicht auf die Darstellung der Leidenschaft das Hauptgewicht legen. Daher ist es so leicht ein deutscher Schauspieler zu seyn; jeder geht, steht, spricht und geberdet sich nach regellosem Belieben; jeder macht aus ein und demselben Helden ein anderes Individuum, denn jeder hat über jeden Helden wieder eine andere Ansicht, und man kann ein und dieselbe Rolle, ja ein und dasselbe Stück auf die entgegengeseztesten Weisen in Deutschland spielen sehen. Und hieran ist nur der extreme Hans und Kunz Schuld, den jener gelehrte Herr gegen den Franzosen vertheidigen will. Die Franzosen spielen ihre Trauerspiele und ihre Komödien (nicht Vaudevilles) durchgängig auf dieselbe Weise, der Gang ihrer Schauspielkunst ist nur der: für die allgemeinen Leidenschaften, für alles, was die Menschenbrust hebt und bewegt, für Schmerz und Freude, für Zorn, Liebe und Mitleid, für Mißtrauen, Geiz, Haß, Neid, Abscheu und aufopferndes Hingeben, den gemäßen, richtigen Ausdruck zu finden. Dieser Ausdruck ist jezt gefunden, die Meister sind da, und die ganze Schauspielkunst besteht darin, jenen Meistern ähnlich, oder gar ihnen gleich zu seyn. Diese Meister sind Talma und Mad. Mars, bekannt, berühmt in ganz Frankreich, nachgeahmt in allen Provinzen wie in der Centralstadt, der sie selber angehören. Außer der festgewordenen Darstellung der Leidenschaften ist auch alles Traditionelle zu typischer Festigkeit geworden. Der Mann im habit français läßt sich nur auf dieselbe Weise darstellen, jede Bewegung ist durch dieses Kleid bedingt, alles ist Convention, gegen welche nicht darf gesündigt werden. Ein Deutscher im habit français ist dadurch meist schon, wie ernsthaft er auch einherschreiten mag, eine lächerliche Gestalt, wenn er sich jenen Conventionen, die keine bloße Willkür sind, nicht zu fügen und darin lebendig zu bewegen versteht. Daher ist denn auch jede kleinere französische Bühne ein Abdruck der großen; der Unterschied wird nur der eines avant la lettre und eines andern von retouchirter Platte genommenen Abdruckes; es bleibt ein quantitatives Mehr oder Weniger innerhalb ein und derselben Sphäre. — Der Abdruck nun, der uns von Warschau her überschickt ist, kann freylich die Retouche nicht ganz verleugnen, aber der noch Unbefangene erhält doch immer ein klares Bild, und dem genauern Bekannten verlebendigen sich wieder die so oft gesehenen und liebgewordenen Züge. Und ein weiterer Vorzug aller französischen Schauspiele ist noch der, entweder mit voller Liebe und Leidenschaft zu spielen oder durch die hohe Achtung, die kein Franzose dem Publikum versagt, stets zu Fleiß und Mühe und Anstrengung aufgefordert zu werden. Von dem Vornehmthun und der Nachlässigkeit vieler deutschen Schauspieler hat kein Franzose eine Vorstellung. Freylich sind die Deutschen auch kein Publikum. Das französische Publikum hat meist nur eine Stimme, und wenn es zum Zwiespalt kommt, wird der Hans und Kunz zum Saal hinaus befördert; bey uns klatscht und schreyt und pocht Hans und Kunz durcheinander, keiner weiß weder was er will, noch was er soll; wir haben keine deutsche Aesthetik, wenn es nicht etwa deutsche Aesthetik genannt werden könnte, daß Jedweder, wie ihm der Mund gewachsen ist, oder wie es sich eben in seinem Herzchen regt, in die Welt hineintadelt und lobt; wir geben unsere deutschen Stücke nicht, sondern sind solche kosmopolitische Theoretiker, daß wir uns lieber spanische Ehrenstreite und slavische Sklavenverhältnisse vorspielen lassen, oder dieß Aesthetische soweit fortsetzen, uns selbst den französischen Affen und Bären zu verschreiben; wir sind so kleinstädtisch, diese Pariser Vorstädtereyen zu großen Bühnenaktionen heraufzucostümiren, und so soldatisch gesinnt, die sieben Mädchen in Uniform als ein Nationalstück einzuexerciren.

Um nun schließlich den Kreis anzugeben, in welchem unsere Warschauer Franzosen sich bewegen, so ist es der kleinerer Stücke des Théâtre français, deren Darstellung ihnen besonders gelingt, denn hier haben sie nur das Bekannte, Hergebrachte, was sie von Jugend auf gesehen, gehört, worin sie geboren, worin sie erzogen, zu wiederholen. Weniger gelingen die Vaudevilles, wo eben die ganze Breite der Partikularitäten, wo das, was jener Kritiker Menschendarstellung nennt, für sich heraustritt, wo das Kleinste durch den Schauspieler zum Größten werden muß, wo der Inhalt gar nichts, und die Darstellung alles gilt, und die zu übersehen und zu kleinen Operetten durch eingelegte größere Arien, Terzette ꝛc. emporzuarbeiten, um so thörichter ist, je augenblicklicher, nationeller, schnell verschwindender diese Stücke seyn wollen und müssen. Wie mag es uns interessiren im „schönsten Tag des Lebens“ dargestellt zu sehen, was ein Pariser Hochzeittag Komisches haben kann? Zu diesen Vaudevillen gehören außerdem die besten Schauspieler, und das sind weder diese Warschauer noch unsere eigenen Lustspieler.

Herr Maurer vom Stuttgarter Theater hat nicht angesprochen. Lieber möchten wir Herrn Marr's aus Hannover erwähnen, dessen Talent aus jedem Worte und jeder Bewegung sprach. Als Franz Moor gab der junge Schauspieler das Beyspiel einer meisterhaften Nachahmung; alle Geberden und Gestikulationen waren Herrn Devrient nachgespielt, nur fehlte hin und wieder die ächte Energie des Bösen, während Herr Marr das Extreme, in welches unsere Künstler bisweilen ausschweifen, geschickt zu vermeiden wußte, und dadurch bewies, daß er nicht mechanisch, sondern selbstthätig nachahme. Um Geistvolles nachahmen zu können, muß man selber geistvoll seyn, und es gebührt Herrn Marr formell dasselbe Lob als den neuern Malern, wenn sie sich in die klassischen Gestalten zu vertiefen und sie treu wiederzugebähren im Stande sind.

Auch das Wolffische Ehepaar ist in unsere Mauern nach langer Abwesenheit zurückgekehrt, und es fehlte nicht an dem jubelvollsten Empfange. Der Tieckische Grundsaz, daß der ächte Schauspieler sich am besten in mittelmäßigen Stücken zeigen könne, schien sich dießmal zufällig bewähren zu wollen. Doch wir hoffen Herr Wolff sey nur in Herrmann und Dorothea aufgetreten, um mit seiner Gattin gemeinschaftlich zu spielen, und als Gesundender die Anstrengung gewichtigerer Rollen zu vermeiden. Es möchte uns leid thun, wenn Herr Wolff jenen Grundsaz, der zum Jocko führt, und in diesem Affen seine konsequenteste Darstellung findet, wollte zu dem seinigen machen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. September 1826.

Ja das verdorbene Herz ist unser ärgster Feind.

A. Müller.

Begebenheiten des Grafen von Sommerset ꝛc.

(Fortsetzung.)

Sobald dieser wesentliche Punkt errungen worden war, ernannte Jakob den Viscount Rochester zu einem Grafen von Sommerset, um der Braut die Kränkung zu ersparen, von ihrem Rang herabzusteigen: und nur wenige Monate nach dem schauderhaften Tode des unglücklichen Overbury wurde die Vermählung der frevelhaften Anstifter desselben am Hofe selbst gefeyert, mit einer Pracht und einer Ueppigkeit, kaum geringer als diejenige, die bey der Vermählung der Prinzessin Elisabeth geherrscht hatte. Strahlend im festlichen Glanz wurde die Braut vom König selbst an den Altar geführt. Doch wer diese freche Schönheit mit der lieblichen Königstochter verglich, die vor nicht langer Zeit mit aller Anmuth und Würde an derselben Stelle erschien, wünschte der Unschuld den Sieg über die geliebenen Reize der Buhlerin. Große Feyerlichkeiten folgten nach und die Stadt London gab dem ganzen Hofe ein glänzendes Fest; aber das Volk schaute mit Unwillen und Entsetzen auf diesen Triumph der schamlosesten Verworfenheit. Auch waren dieses die lezten öffentlichen Gunstbezeigungen, die der Graf Sommerset vom König erhielt. Vor der Welt hatte er sich durch seine Vermählung mit einem so schändlichen Weibe erniedrigt; und selbst die angebliche Großmuth, mit der er dem König, wie von Seite der Nation eine freywillige Schenkung beabsichtigt worden war, fünf-und-zwanzig-tausend Pfund als seinen Beytrag lieferte, konnte ihm nicht die Gunst des Volks erhalten; es erkannte nur in der Größe der Summe, welche Reichthümer der König an Sommerset verschwendet haben mußte. Die Gunst dieses Monarchen neigte sich auch zu ihrem Ende. Auf einem Besuch, den der Monarch der Universität Cambridge machte, begleitete ihn zwar der Graf und seine Gemahlin; allein keine Dame außer ihrer Mutter und Schwester wollte im Gefolge der Gräfin von Sommerset auftreten, und in der äußern Erscheinung des Grafen las man seinen nahen Fall. Das geheime Bewußtseyn seiner schauderhaften Schuld hatte ihn aller Anmuth der Jugend und Schönheit beraubt: er suchte die Einsamkeit; er vernachlässigte seine Gestalt, seinen Anzug und sein ganzes Wesen; seine Schwermuth verscheuchte den fröhlichen Scherz, den der König in seiner nächsten Umgebung liebte, und da er nicht mehr die Reize, die ihn ehemals geblendet hatten, in seinem Liebling wahrnahm, wandte er bald seine Gunst auf einen neuen Gegenstand, der sich bereits seit zwei Jahren in seinem Dienste befand. Der nachmals so bekannte Herzog von Bukingham fing an, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Als der jüngere Sohn eines Landedelmanns, hatte Georg Villiers die Blicke des Monarchen durch seine Schönheit und edle Haltung auf sich gezogen. Dieser Jüngling kehrte eben von Frankreich zurück; geübt in der Tanz- und Fechtkunst; und reichlich ausgestattet mit kostbaren Gewändern, erschien er am Hofe, um sein Glück zu machen. Auch ward er bey seinem ersten Auftreten zum Mundschenk ernannt, und bald darauf wurde ihm die tägliche Auf-

wartung bey der Tafel des Königs übertragen, wodurch er Gelegenheit fand, die Laune seines Gebieters zu belauschen und sich in dieselbe einzuschmeicheln. Sommersets unverschämte Raubsucht, die keine Bitte ohne übermäßige Bestechung gewährte, hatte ihm einen allgemeinen Haß zugezogen und viele Hände waren bereit den schwankenden Günstling zu stürzen, und dem neüen Götzen empor zu helfen. Nach vielen Intriguen, in welche man die Königin verwickelt hatte, gelang es dem schwachen Monarchen seiner neuen Thorheit zu fröhnen, und ungeachtet alles Widerstandes von Seite Sommersets wurde Villiers zum Ritter geschlagen, und zum Kammerherrn ernannt.

Je mehr Villiers in der königlichen Gunst stieg, je drohender erhoben sich Sommersets Besorgnisse: seine Gemahlin, die mehr Festigkeit des Charakters besaß, spottete dieser und begann den schwachen Sommerset zu verachten. Sie war klug genug zu merken, daß er nicht mehr die Gunst seines Gebieters ungetheilt genoß, und es kränkte ihre Eitelkeit, dadurch selbst am Ansehn bey Hofe zu verlieren; aber noch lachte sie der Furcht, daß man ihre Schuld entdecken könnte; oder sie stürzte sich in einen Taumel von rauschenden Vergnügungen, um sich zu betäuben. Graf Sommerset, alles persönlichen oder angeerbten Verdienstes entblößt, ohne einen treuen Freund oder Berather, empfand, daß die Gunst des Königs die einzige Schutzwehr zwischen ihm und dem Verderben und der Schande war, die er so vollkommen verdient hatte. Diese einzige Stütze schien nun zu schwanken, und er griff noch einmal darnach, um sie zum Werkzeug seiner Sicherheit zu machen. In dieser Absicht stellte er seinem Herren vor, daß, bey Verwaltung seiner hohen Aemter und bey den geheimen und wichtigen Geschäften, die ihm anvertraut gewesen wären, es nicht unwahrscheinlich sey, daß er aus Unvorsichtigkeit Irrthümer, die streng gesetzlich getadelt werden könnten, begangen habe, daher flehe er unterthänig, ihm einen Gnadenbrief unter seinem großen Siegel, für alle vorgegangenen Uebertretungen ausfertigen zu lassen. Der König bewilligte diese Bitte mit seiner gewöhnlichen Nachgiebigkeit, und dieser Gnadenbrief war so gestellt, daß Sommerset hätte völlig beruhigt seyn können; allein der Kanzler verweigerte durchaus das Siegel aufzudrücken, indem er sich dadurch selbst der Strafe aussetze, und diese Einwendung erkannte man als unwiderleglich. Sommerset mußte also in banger Furcht den Erfolg der tausend Zufälle erwarten, die entweder seine geheimen Verhältnisse mit Spanien, oder die schwarze That von Overburys Mord verrathen könnten — und das letztere Verbrechen war bereits nicht weniger als acht oder zehn Personen, die mehr oder weniger darein verwickelt gewesen waren, bekannt. — Ungeachtet seiner gegründeten Gewissensangst vermochte der stolze Emporkömmling dennoch nicht, seinen hoch fahrenden Sinn zu beugen und zog dadurch die Entdeckung, vor der er zitterte, herbey. Es gab bey Hofe zwey bestimmte Partheien, für Villiers oder Sommerset; denn noch hatte Sommerset Anhänger, die heimlich hofften, ihn wieder in der Gunst steigen zu sehen. Der König, dieser Fehden müde, und in der Absicht, sie zu beseitigen, befahl dem Villiers seinem alten Günstling aufzuwarten und sich ihm als seine Kreatur anzuschließen; zugleich ließ er dem Sommerset wissen: es wäre sein Wille, daß er Villiers Annäherung freundlich aufnehmen sollte. Allein der hochmüthige Graf verachtete diesen Befehl und stieß Villiers Entgegenkommen mit den hastigen, kurzen Worten zurück: „ich verlange eure Dienste nicht, und ihr sollt meine Gunst nicht erhalten; wenn ich kann, breche ich euch den Hals; darauf könnt ihr euch verlassen.“ Diese trotzige Antwort verlezte den König und reizte Villiers. Auch fehlte es nicht an Personen, die diese Stimmung benuzten, sie regten den Verdacht wegen Overburys plötzlichem Verschwinden von Neuem auf und bewogen endlich durch ihre Einflüsterungen den König, die Sache gerichtlich untersuchen zu lassen. Einer der ersten Schritte hiezu war, daß der König den Kommandanten des Towers, Elveyn, den Sommerset ausdrücklich zum Beförderer von Overburys Mord hatte ernennen lassen, vor sich kommen ließ, um ihn auszuforschen; er führte die Untersuchung so meisterhaft, daß der geängstete Mann folgendes Geständniß ablegte: „Bald nachdem Sir Thomas Overbury ihm überliefert worden, begegnete er Weston, dem Gefangenwärter, mit dessen Abendbrod und einer kleinen Flasche in der Hand. Weston fragte ihn: „Soll ich es ihm jezt geben?“ Elveyn verlangte eine Erklärung dieser Worte, und Weston endlich bekannte, das Fläschchen wäre ihm von der Gräfin Esser zugeschickt, und enthalte Gift. Der Kommandant erzählte weiter: er habe ihm sein Vorhaben streng verwiesen und verboten das Leben des Gefangenen durch solche Mittel anzugreifen: doch habe er es nicht nöthig erachtet, ihn abzusetzen; auch habe ihm derselbe Mann nachgehends gesagt: die Ursache von Overburys Tod wäre ein Arzneymittel gewesen, das ihm ein Apotheker eingegeben, der von der Gräfin Esser dafür bezahlt worden wäre.“ — Auf dieses Geständniß wurde Weston eingezogen, und mit Mühe vermocht, die erwähnten Umstände zu bestätigen, doch läugnete er, dem Overbury den in jenem Fläschchen enthaltenen Trank gereicht zu haben; aber er gestand, ihm öfter Pastetchen und Gelée von der Gräfin gebracht zu haben, die wahrscheinlich vergiftet waren, indem man ihn gewarnt habe, sie nicht zu kosten. Ferner sagte er aus: Sommerset habe Overbury ein weißes Pulver geschickt, und ihm zugleich geschrieben, das Pulver einzunehmen, sich auch nicht zu ängstigen, wenn er krank darauf würde; denn diese Krankheit sollte ihm zum Vorwand dienen, um ihn aus dem Gefängniß zu befreyen. Es wurden noch mehrere Theilnehmer einge-

zogen, strenge untersucht und auf diese verschiedenen Zeugnisse fand es der König nöthig, einen Verhaftbefehl gegen den Grafen und die Gräfin Sommerset ausfertigen zu lassen; doch entschloß er sich vorläufig, seinen einst so geliebten Carre noch einmal zu sehen. Diese Abschieds-Scene stellte die Falschheit des Monarchen in ein helles Licht, denn nie hatte er den, kein Arges ahnenden, Grafen so mit Liebkosungen überhäuft. Obgleich er sich dem Anscheine nach nur auf wenige Tage von ihm trennte, hing er an Sommersets Hals, bedeckte ihn mit Küssen, schien nicht von ihm scheiden zu können, sprach von baldigem Wiedersehn, und wußte dennoch, daß der Unglückliche dem Gericht überliefert werden und nie wieder vor seine Augen kommen sollte. Jakob trug ihm sogar auf, seiner Gemahlin einen Kuß von ihm zu bringen, und begleitete ihn bis an die Treppe.

Doch kaum war Sommerset in seinen Wagen gestiegen, als der König ausrief: „Nun sehe ich ihn nie wieder" *)! — Höchst überraschend war dem Grafen und seiner Gemahlin der königliche Befehl, sie nach dem Tower zu bringen; doch so lange die Criminal-Untersuchung ihrer Mitschuldigen dauerte, hegten sie noch Hoffnung, sich zu rechtfertigen; allein, Elveyn, Weston und die übrigen wurden alle überwiesen und mußten die Strafe ihres Verbrechens erdulden. Die gerichtliche Untersuchung der verworfenen Mistreß Turner war höchst merkwürdig, und erregte allgemeinen Abscheu, weil ihrer Zauberkünste dabey erwähnt wurde. Der königliche Advokat sagt in seiner Anklage: die Gräfin Esser und Mistreß Turner hätten oft zusammen einen gewissen, schon verstorbenen Doktor Formann besucht, um durch ihn magische Mittel zu erlangen, die dem damaligen Viscount von Rochester eine Liebe zur Gräfin einflößen sollten, so wie einem andern Mann für Mistreß Turner selbst. Mehrere magische Werkzeuge, Bilder und Figuren wurden vor Gericht gezeigt, und indem man sie betrachtete, hörte man das für die Zuschauer errichtete Gerüst heftig krachen, welches bey der angstvollen Aufregung aller Gemüther ein allgemeines Schrecken verursachte, und für eine schlimme Vorbedeutung gehalten wurde. Mistreß Turner's thätige Theilnahme an der Vergiftung Overburys wurde hinlänglich erwiesen und das Todesurtheil über sie ausgesprochen.

Viele Männer und Frauen von Stande fuhren nach dem Gerichtsplatz, um den Tod dieser Person zu sehen, und man sagte: sie hätte eine aufrichtige Reue bezeigt. — Doch konnte sie ihrer Eitelkeit nicht die Befriedigung versagen: in einem Kragen mit gelber Stärke gesteift, als einer Mode, die sie selbst von Frankreich eingeführt hatte, auf dem Blutgerüst zu erscheinen. Allein durch diesen Umstand nahm die beliebte Mode ein plötzliches Ende.

(Der Beschluß folgt.)

*) In fürchterlicher Uebereinstimmung steht dieser Zug mit den Worten, die Ludwig XIII. in der Stunde sprach, wo sein Günstling, der junge Cinqmars, auf dem Blutgerüste starb. Der König sagte kaltblütig: „der Freund wird jezt ein erbärmliches Gesicht machen" — so erzählen mehrere Memoiren jener Zeit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. August.

Unter den vielen literarischen Prozessen, die im gegenwärtigen Zeitpunkt über Preßfreyheit, literarisches Eigenthum und über literarische Kontrakte anhängig werden, zeichnete sich vor dem Tribunal von Paris am 2ten August einer aus, dessen Ursache der große Voltaire war; das Schicksal wollte, daß auch hier, so wie über Alles, was von Voltaire herrührt, der Geist der Laune und des beißenden Witzes sich verbreitete; wenn auch die beyden Partheyen dabey nichts zu lachen hatten, so lachten doch die Zuhörer, und sogar die beyderseitigen Advokaten, es lächelten sogar die Richter. Bekanntlich war Voltaire eben so schwächlich an Körper, als er ein Riese war an Geist; in seinen fünfzehn lezten Lebensjahren lebte er beynahe nur allein von Kaffee, und wurde dabey 84 Jahre alt. Aber dabey war ein Geheimniß, oder wenigstens hatte Herr von Voltaire während seines Lebens es nicht für der Mühe werth gehalten, von der Art zu sprechen, wie er seinen Kaffee zubereitete. Mercier allein, Mercier, der berühmte Verfasser des Gemäldes von Paris, war oft gegenwärtig, wenn Voltaire frühstückte, und so erfuhr er von ihm, wie er seinen Kaffee als das Mittel ansah, sich bey guter Gesundheit zu erhalten. Dieser Kaffee war nichts anders als ein Gemische von Kaffee und Chokolat. Mercier war in genauer Verbindung mit einem Herrn von St. Leger, der am Hofe des Grafen von Artois, jezigen Königs, lebte; diesem vertraute Mercier das Kaffeegeheimniß. Herr von St. Leger legte darauf einen großen Werth, und sein Sohn, Herr Ferdinand von St. Leger, der das Recept zu dem Wunderkaffee von seinem Vater erhalten hatte, suchte dasselbe als ein Familienerbgut zu benutzen. Er machte mit einem Herrn Dumont, Chokolatfabrikanten, einen Kontrakt, vermöge dessen Dumont für jedes Pfund Kaffeechokolat, das er verkaufen würde, fünfzehn Sols an Herrn von St. Leger abgeben sollte; ein geringes Draufgeld von 500 Franken wurde dabey auch noch bedungen. Aber in der Voraussetzung, daß Voltaires Frühstück eben so allgemein bekannt werden würde, als sein unsterblicher Name, hatten sich beyde Theile bereits für Millionäre gehalten. Nun kam es vor allen Dingen darauf an, daß die Anzeige des Chokolats allgemein bekannt gemacht würde, und auch hier versprach sich Herr von St. Leger sehr viel davon, daß er selber Literator war, und also die hochtrabenden Bekanntmachungen selber aufzusetzen verstand, und außerdem war er mit vielen Journalisten von Paris in Verbindung. Aber in Paris ist seit dem berühmten Kritiker Geoffroy die schon alte Kunst, sich durch literarisches Anzeigen emporzuschwingen, dahin verfeinert worden, nicht nur daß die Redaktion bezahlt wird, sondern auch daß man in den Zeitungen nichts aufnimmt, wovon man nicht die Probe vor sich hat. Die Frage bey dem Kaffeechokolat von Voltaire war, wie man mit den Journalisten wohlfeil abkäme, weil Herr Ferdinand von St. Leger selber Gelehrter war, und also ihrer Feder nicht bedurfte; er war so glücklich, mit einigen übereinzukommen, daß sie für die Einrückung der von ihm selber abgefaßten sich damit begnügten, daß sie die Probe selber machten. Jeder Journalist, der eine Anzeige einrückte,

oder jeder Redakteur, der eine Einrückung verschaffte, erhielt also ein halb Pfund Voltaire-Kaffeechokolat. Alle diese lächerlichen Umstände, und die Erzählungen, wie Herr Dumont bisweilen einen Redakteur zu einem wohlbesezten Mittagstische einlud, und die Anspielungen des Advokaten des Herrn Ferdinand von St. Leger auf die jezige Sitte, wie, nach einem bekannten Verse des Herrn Casimir Delavigne, jezt Alles sich bey reichlichen Gastmahlen stipulirt, und wie das Weinglas nebst der Gabel jezt die Welt regiert; und wie dagegen Herr Dumont, troz des unermeßlichen Glücks, das er mit der neuen Erfindung gemacht haben sollte, dem Herrn St. Leger weder die Anzeigen, vermöge der 75 Centimen vom Pfund, noch die 500 Franken, noch eine Zeichnung auf dem Papier, worin der Kaffee verkauft wurde, welche zugleich das Porträt von Voltaire und die Anzeige seiner unsterblichen Werke enthält, bezahlt habe; all dieß wurde noch weit komischer dadurch, daß nun der Advokat des Herrn St. Leger die Mittheilung der Handelsbücher des Herrn Dumont verlangte, damit er berechnen könnte, wie viel tausendmaltausend Pfunde verkauft worden seyen, und wie oftmal 75 Centimen Herr St. Leger zu fordern habe, und wie nun dagegen der Advokat des Fabrikanten auftrat, und anzeigte, daß die ganze Spekulation ein Schwindel gewesen sey. Die Sache hatte in der That nur in den Zeitungen und bey den Gastmahlen Lärmen gemacht, allein das Publikum war für den neuen Ruhm des großen Mannes, insofern er sich auf Chokolat und Kaffee gründete, gleichgültig geblieben; der größte Theil des Fabrikats, nebst der Anzeige und Porträt liegt noch im Magazine des Herrn Dumont. Der Richter verwies die beyden Gegner mit ihrer Berechnung vor einen Schiedsrichter.

Es werden jezt in Paris viele Bücher und Büchlein gedruckt, deren Hauptverdienst in den Personalitäten besteht, mit welchen das Publikum am meisten bekannt ist. Die meisten dieser Produkte gleichen der tadelnswürdigen Unternehmung der Engländerin Wilson, die seit einigen Jahren die wahren und die erdichteten Skandanekdoten des Londonerpublikums bekannt macht; in diesem Fall werden sie von der strengen Pariser Polizey in Beschlag genommen, und da dieses oft schon in den ersten Tagen geschieht, da ein Buch kaum bekannt zu werden die Zeit hatte, so ist es schwer, Auszüge daraus zu machen, wenn auch keine Gefahr dabey wäre, verbotene Bücher in den Händen zu haben, da die Strafen gewöhnlich hart sind, und beym ersten Betretungsfall wenigstens in sechs Monaten Gefängniß- und einigen hundert Franken Geldstrafe bestehen, so kann man schließen, daß von dergleichen Ausgaben gewöhnlich eine große Anzahl Exemplarien abgesezt werden muß, um alle Kosten und Gefahr zu decken, und der Gewinn wird um so größer, da der Preis eines Bandes oder Bändchens, der anfänglich einen halben oder höchstens einen ganzen Frank ausmacht, bald bis auf fünf, und sogar zwanzig Franken steigt. Oft ist der ganze Werth eines solchen Machwerks nur in dem Verbote; leider ist die Zahl der Liebhaber groß, die sich mit Anekdoten begnügen, wenn sie nur schlüpfrig oder boshaft sind. Kaum findet man aber auch in einem solchen Wuste bisweilen eine Perle, ein Wort ächten Geistes. Die Spur alter Bekanntschaften von Bedeutung, die man längst aus dem Gesichte verloren hat, und die man sonst mit dem größten Vergnügen endlich einmal wieder antrifft, findet sich wohl auch bisweilen, aber in demselben Bändchen steht das Verehrungswürdige neben dem Verächtlichen. So findet man hier den Namen der hochberühmten Madame Tallien wieder, die einst an der Rettung der Menschheit von der Bluttyranney einen so wesentlichen Antheil hatte, und welche auch mit einigen der edelsten Männer Deutschlands in wohlthätiger Verbindung stund; noch lebt sie als glückliche Gattin eines vortrefflichen Mannes, als Prinzessin von Chimay, als Gattin des Prinzen von Chimay, der sie heirathete, als er noch Graf war; der Name, der ihr ihr wohlthätiges Herz und ihre unerschöpfliche Dienstfertigkeit verschaffte, wird ihr auch als Prinzessin bleiben; sie nennt man noch notre Dame de Bon Secour, wie man einst Josephinen Bonaparte, als sie diesen großen Kriegsmann heirathete, Notre Dame des Victoires nannte. – Der jezige fromme Geist, der sowohl am Hofe als in der ganzen Verwaltung Frankreichs herrscht, wird vor allen andern Zeichen unserer Zeit in jenen flüchtigen Werken bezeichnet; einzelne Züge davon, welche man jedoch allgemein als wahr angeben will, sind jedoch wohl nichts anders als die Erfindung der bösen Nachsage; so behauptet man zum Beyspiele, daß seit kurzer Zeit die Tänzerinnen der Oper den Befehl erhalten haben, ihre Röcke etwas länger zu machen. – Eine Anekdote, die wenig bekannt seyn mag, ist zwischen der Gattin des Herrn Marschalls Soult und der Schauspielerin Bourgoin vorgegangen: in einem gewissen öffentlichen Vergnügungsorte, wo man zugelassen wird, wenn man sich auf einen hohen Ton kleiden und mit Anstand präsentiren kann, wurden durch Zufall zwey Shawls von hohem Werthe verwechselt, der eine gehörte der Frau Herzogin von Dalmatien, der andere der Dem. Bourgoin. Die Frau Marschallin schrieb an die Schauspielerin, und unterzeichnete: Die Marschallin, Herzogin von Dalmatien; die Dem. Bourgoin antwortete, und unterzeichnete: Bourgoin, Iphigenia von Taurien.

Ueber die historisch bekannte Gabrielle ist so eben die Anekdote erzählt worden, daß Ludwig XV. einst seinem Hofstaat ganz genealogisch richtig bewies: daß er von einem Prokurator Griffet abstammte, der als ein reicher Edelmann eine reiche Edelfrau geheirathet habe, deren Tochter der Marquis de Creuvres geheirathet, dieser war Vater der Gabrielle, ihr Sohn war ein Herzog von Vendome, die Tochter dieses heirathete den Herzog von Nemours, seine Tochter einen Herzog von Savoyen, und seine Tochter Adelaide von Savoyen war die Mutter Ludwigs XV.

Vor einigen Wochen wurde in Paris das Stück gegeben: Der Eifersüchtige ohne Liebe. Es ist darin eine Stelle, wo d'Orsan im Eifer ausruft: „ich will ihm die Ohren abschneiden!“ und der Marquis fragt dann: „Wem? Dem Minister?“ das Publikum vergaß sich so weit, daß es unter einem heftigen Gelächter einige Minuten lang klatschte. Dieser Auftritt ging auf dem großen Nationaltheater, Théâtre français vor.

Der berühmte Vidoq, der jezt so viel Lärmen in der Polizey macht, als einst Herr Sartine, ob er gleich ein bloßer Agent und ehemaliger Galeerensklave ist, erhielt kürzlich einen Besuch von einer Dame, der ein kostbarer Shawl von Handen gekommen war, er antwortete ihr auf ihre Bitte um Hülfe: „Madame, wenn Sie gewiß sind, daß er Ihnen gestohlen worden ist, so sollen Sie ihn wieder haben, aber ich kann Ihnen nicht helfen, wenn er in die Hände eines ehrlichen Manns gefallen ist.“

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. September 1826.

Ich weiß wie dem Glücklichen eine bloße Farbenfläche das Herz erschüttern und zerschmelzen kann, denn ich war ein solcher Glücklicher.

Jean Paul.

Die Farben.

Jeder sichtbare Körper erscheint uns mit einer gewissen Farbe: selbst die Flamme des Feuers ist weiß, gelb, roth, grün oder blau, nach dem verschiedenen Stoff, der sie unterhält; nur das Sonnenlicht ändert seine Farbe nie, woraus allein folgt, daß es keine Flamme ist. Die Menge der verschiedenen Farben ist so groß, daß unsere Sprachen nur für den kleinsten Theil derselben Namen haben, und täglich neue Namen erfunden werden; und so vermischt ist das Farbenspiel, welches sich uns zugleich zeigt, daß wir mehrentheils verlegen sind, welchen Namen wir der Farbe eines Körpers geben sollen.

Dieser Mischung der Farben verdanken wir die größten Schönheiten der Natur und der Kunst, von der bemalten Leinwand bis zum Bogen der Iris. Mit Vergnügen weilt das Auge auf einer Landschaft, die mit dem bunten Schmelz der Blumen, dem sanften Grün der Wiesen, dem dunkeln Grün der Wälder, dem Golde reifer Kornfelder, dem Blau sich schlängelnder Bäche gefärbt ist: das Gesicht einer Venus verliert im Sarge den Reiz, den ihm das sanfte Gemisch rother, weißer, brauner und bläulicher Farben im Leben gab; und selbst der gestirnte Himmel erhält seine Schönheit durch das dunkle Blau des Bogens, der jenen Diamanten, die in alle Farben spielen, zum Grunde liegt.

Welche magische Kraft bringt diesen Zauber der Farben hervor? Worin besteht der so verschiedene Eindruck, den die blaue oder rothe Farbe auf unsere Seele macht? Was gibt der Lilie ihr blendendes Weiß, der Rose ihr sanftes Roth, dem Veilchen das schöne Blau? Was färbt den Rubin blutroth, den Saphir himmelblau, den Smaragd grasgrün? Nicht die größere oder geringere Stärke des Lichtes, oder die Brechung der Strahlen macht den Unterschied der Farben: denn selbst im Feuer der Sterne und unserer Feuerwerke unterscheiden wir roth, gelb, grün und blau; und der rothe oder blaue Strahl kann durch Glas in jede Richtung gebrochen werden, ohne seine Farbe zu ändern. Das Licht muß also außer seiner schnellen Bewegung, außer seiner Kraft die Körper sichtbar zu machen, noch andere Eigenschaften haben, wodurch die bloße Zeichnung der Gegenstände ihr Colorit erhält, und wodurch blaues Licht vom rothen oder gelben wirklich verschieden ist. Allein worin besteht dieser Unterschied? oder vielmehr, da der Begriff der Farben zu den einfachen sinnlichen Begriffen gehört, die sich nur empfinden, aber nicht erklären lassen, welches ist die physische Ursache dieses Unterschiedes?

Nach Euler besteht das Licht überhaupt in den Schwingungen des Aethers, so wie der Schall in den Schwingungen der Luft; und die Farben unterscheiden sich von einander durch die schnellern oder langsamern Schwingungen, eben so wie die höhern von den tiefern Tönen in der Musik, auf welche die Stärke oder die Richtung des Schalls eben so wenig Einfluß hat wie die Stärke oder

die Brechung des Lichtes auf die Farben. Man kann demnach die sieben Farben des Regenbogens mit der Tonleiter (Gamme) vergleichen, die innere oder unterste Farbe, Violet, wie das untere C (Ut), die mittlere, Grün, wie die Quinte (Sol), und die äußere oder oberste, Roth, wie die obere Oktave C ansehen; und in der That findet zwischen dem Violet und dem Purpurroth eine genaue Verwandtschaft statt, wie zwischen jedem Ton und seiner Oktave. Nach dieser Hypothese unterscheiden sich die Spiegelflächen oder die durchsichtigen Körper von den dunkeln dadurch, daß jene die Schwingungen des Lichts, so wie sie auf sie stoßen, zurück oder weiter schicken, die Oberfläche der dunkeln Körper aber, selbst durch das Licht in ein Zittern geräth, und dem Aether Schwingungen mittheilt, die den Körper dem Auge sichtbar machen, und ihn z. B. grün erscheinen lassen, wenn seine Oberfläche nur im Stande ist, Vibrationen von der Schnelligkeit der grünen Farbe anzunehmen, obgleich er von gelbem Lichte erleuchtet wird, so wie eine Saite immer denselben Ton angibt, der ihrer Länge, Dicke und Spannung gemäß ist, sie mag mit dem Finger gerissen, oder mit dem Bogen langsam oder schnell gestrichen werden. Die Spiegel kommen also mit dem Echo, die durchsichtigen Körper mit dem Sprachrohr oder der den Schall fortpflanzenden Luft überein, und dunkle, von fremdem Licht erleuchtete Körper sind die Saiten einer Violine, die durch den starken Ton eines andern Instruments von selbst in Bewegung gesezt werden, und den nämlichen oder einen harmonischen Ton angeben. Schwarze Körper sind solche, deren Oberfläche gar keine Schwingungen machen kann; die weiße Farbe, die alle andere in sich vereint, ist ein bloßes verworrenes Geräusch, ohne bestimmten Ton. — Diese Erklärung ist so genialisch, daß man sich wirklich ungern durch die geometrischen Schwierigkeiten, die ihr entgegenstehen, gezwungen sieht, sich von ihr zu trennen.

Nach Newton strömt die Lichtmaterie wirklich aus den leuchtenden Körpern aus. Diese äußerst feine Materie ist aus Theilchen von verschiedener Größe zusammengesezt, wovon die kleinsten die violetten, die größten die rothen Strahlen bilden. Auch dieser Erklärung fehlt es nicht an Schwierigkeiten, und es scheint wohl, daß es dem Menschen nie gelingen wird, in das Wesen der Dinge einzudringen. Ohne daher die Erklärung eines Geheimnisses, das die Natur sich vorbehalten zu haben scheint, zu suchen, wollen wir die Entdeckungen über die Farben, die größtentheils von Newton gemacht sind, kennen lernen.

Wenn man die Sonnenstrahlen, die durch eine kleine Oeffnung in ein dunkles Zimmer fallen, mit dem bekannten gläsernen Prisma, das horizontal gehalten wird, auffängt, so entwirft sich auf einer weißen Fläche ein Farbenbild, (Spectrum oder Gespenst genannt), das fünfmal so hoch als breit ist, und in dem man von unten nach oben sehr deutlich roth, orange, gelb, grün, blau, indigo, violet unterscheidet, so daß das rothe Licht am wenigsten, das violette am meisten von seinem ersten Wege durch das Prisma abgelenkt oder gebrochen ist. Wenn man diese durch das Prisma getrennten farbigen Strahlen wieder durch eine Linse sammelt, so zeigt sich auf einem weißen Papier, welches im Vereinigungspunkt der Strahlen gehalten wird, nur weißes Licht; näher am Glase aber, wo die Strahlen sich noch nicht vereinigt haben, zeigt sich eben jenes Farbenbild, nur näher zusammengebracht, und jenseits des Glases, wo sich alle Strahlen durchkreuzt haben, erscheint das Farbenbild in verkehrter Ordnung, roth oben, violet unten. Was aus diesem Versuche gefolgert werden kann, ist so in die Augen fallend, daß daraus von selbst eine der größten Entdeckungen gemacht ward, nämlich: der ungefärbte weiße Lichtstrahl ist nicht einfach, sondern aus unzähligen verschiedenen Strahlen zusammengesezt, deren jeder eine eigenthümliche Farbe hat, und wovon das Auge besonders sieben deutlich unterscheidet. Alle Lichtstrahlen werden zwar bey ihrem Eintritt in einen andern Körper gebrochen, aber nicht auf gleiche Art: die rothen Strahlen am wenigsten, gelbe, blaue mehr, und am stärksten die violetten. Wenn man also den Lichtstrahl durch die Refraktion zerspaltet, so erscheinen diese Farben einzeln neben einander; und durch eine Linse vereinigt, bringen sie wieder die weiße Farbe hervor, die nichts anders als eine innige Verbindung, ein gleichförmiges Gemisch aller möglichen Farben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Begebenheiten des Grafen von Sommerset ꝛc.

(Beschluß.)

Man hätte glauben sollen, daß, nachdem so viele Gehülfen dieser That der Finsterniß nicht verschont worden waren, die Hauptthäter nicht der verdienten Strafe entgehen würden, aber die Untersuchung wurde absichtlich in die Länge gezogen, um den allgemeinen Unwillen zu mäßigen, und das Publikum auf die Nachsicht vorzubereiten, die erfolgen sollte. Die Richter gaben sich alle erdenkliche Mühe, das verbrecherische Ehepaar zum Geständniß ihrer Schuld zu bewegen; allein lange beharrte die Gräfin in der Abläugnung der That; sie hoffte dadurch der Strafe zu entgehen. Doch endlich, erschüttert durch die ernsten Vorstellungen, durch das Bekenntniß der Mitschuldigen und das an ihnen vollzogene Todesurtheil, schien eine späte Reue sie zu ergreifen, und sie bekannte ihre Schuld. Der Graf aber blieb unbeweglich und weder Versprechungen noch Drohungen vermochten ihn, die entfernteste Kenntniß der That einzuräumen. Bey seinem schwachen, feigen Charakter wäre dieß unerklärlich gewesen, wenn man nicht den Verdacht gehegt hätte, daß er im Besitz eines wichtigen

Staatsgeheimnisses sey. Darum verlangte er eine Audienz bey dem König. Doch diese ward ihm nicht gestattet, denn selbst Jakob befand sich in einer seltsamen Stimmung. Während der gerichtlichen Untersuchung des Grafen war der König äußerst unruhig und ließ ihm noch vor dem Anfang derselben seine Gnade anbieten, wenn er das Verbrechen eingestehen wollte; aber Sommerset beharrte in trotziger Widerspenstigkeit und drohte ein Geheimniß des Königs zu verrathen, wodurch er der Untersuchung zu entgehen und des Monarchen Verzeihung zu erhalten hoffte. Dieses Geheimniß, das wahrscheinlich höchst sträflicher Natur war, mochte das nämliche seyn, welches auch Overbury wußte und dem Grafen drohte, es zu verrathen. Dieser Unglückliche mußte aber mit dem Leben dafür büßen; seinem schändlichen Gebieter aber ward verziehen und obendrein ein Gnadengehalt verliehen. Die Gräfin erschien vor dem Gericht der Pairs und legte das Geständniß ihrer Schuld ab. Darauf ward ihr das Urtheil gesprochen; sie schien mehr erbittert als zerknirscht, weßwegen sie nicht das Mitleiden erregte, das man auch dem schwärzesten Verbrecher, sobald er reumüthig und erweicht sich darstellt, nicht versagt, noch weniger einer Frau, und einer so schönen Frau wie sie war. Allein das natürliche unverdorbene Gefühl empört sich gegen alle Aeußerung der Härte in weiblicher blühender Jugend. Der Graf vertheidigte sich zwar hartnäckig von acht Uhr des Morgens bis sieben Uhr Abends, doch vergebens; denn die Pairs erklärten ihn einstimmig des Mordes schuldig. Hierauf führte man die Gefangene nach dem Tower zurück und bald darauf erhielt die Gräfin die königliche Begnadigung; allein sie blieb noch einige Tage in dem Gefängniß. Die Hinrichtung des Grafen wurde von Zeit zu Zeit aufgeschoben, aber sie schwebte über seinem Haupt bis zu dem lezten Jahre von Jakobs Regierung; wo endlich das Todesurtheil vernichtet ward. Es konnte kein Erstaunen erregen, daß ein Regent, der sich so völlig von seinen Neigungen und Vorurtheilen leiten ließ, einen unüberwindlichen Abscheu empfand, den Mann, den er einst so übermäßig geliebt hatte, auf dem Blutgerüst sterben zu lassen; aber wie schon erwähnt worden ist, es war mehr Furcht als Liebe, was den König bewog, das Leben seines strafbaren Günstlings zu schonen. Dieses Geschenk verlor aber einen großen Theil seines Werthes durch die Beschränkung der Freyheit: denn der Graf und seine Gemahlin wurden vom Hofe verbannt und angewiesen, sich auf ein Landgut zu begeben und es nicht zu verlassen; doch erhielten sie aus dem Ertrag von Sommersets eingezogenen Gütern jährlich viertausend Pfund zu ihrem Unterhalt. Der Umstand, daß sie beysammen leben mußten, war ihnen vorzüglich drückend. Längst war die strafbare Leidenschaft, die Quelle ihrer Verbrechen erloschen; so wie sie die Folgen ihrer Laster zu empfinden begannen, erschöpften sie sich in gegenseitigen Vorwürfen, und da Jedes in dem Andern die Ursache seines Unglücks zu sehen glaubte, faßten sie gegeneinander einen unversöhnlichen Haß. Aller Gesellschaft beraubt, wechselte dennoch dieses Ehepaar im Verlauf vieler Jahre kein Wort miteinander. In ihrer Einsamkeit wurden sie von dem Stachel des aufgeregten Gewissens verfolgt, und gewöhnt an üppige Vergnügungen schlich ihnen das Leben langsam und freudenlos hin. Sie waren so völlig von der Welt vergessen, daß man es nicht der Mühe werth geachtet hat, die Jahrzahl ihres Todes aufzuzeichnen.

So verschwanden Schönheit, Macht und Reichthum von der Erde, wie ein Meteor, aus Dünsten erzeugt, bald in seinen ursprünglichen Sumpf zurücksinkt, und wie sein Leuchten nur dazu diente, den Wanderer auf Irrwege zu locken, so hatte der Glanz dieser beneideten Gaben nur schwache Gemüther verleitet, Gehülfen ihrer Laster zu werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Es ist eine neue Zählung der gegenwärtigen Bevölkerung von Paris, auf Befehl des Hrn. Präfekten des Departements gemacht worden. Im Jahr 1821 betrug sie 713,000 Einwohner, gegenwärtig beläuft sie sich auf 894,000; sie hat also in fünf Jahren um 181,000 Einwohner zugenommen. Die Progression war in lezten Jahren am stärksten; in dem Quartier Poissonniere ist die Zunahme 38 Procent. Diese Zählungslisten werden nächstens bekannt gemacht werden, und dann wird man sich nicht mehr darüber wundern, daß für eine neue Bevölkerung auch eine neue Stadt gebaut werden muß.

Allein ein panischer Schrecken hat plözlich die Unternehmer der Bauten ergriffen; die Arbeiten wurden unterbrochen, beunruhigende Gerüchte verbreiteten sich, das Zutrauen ward geschwächt, und große Unfälle sind daraus entstanden.

Wir meynen jedoch, diese Besorgnisse seyen ungegründet; denn bisher hat der Preis der Häuser und der Läden nicht abgenommen; eine gewisse Thatsache ist, und was alltäglich alle diejenigen erfahren, welche in den schönen Quartieren von Paris Wohnungen suchen, nämlich es ist unmöglich, eine zu finden, ohne sie sehr theuer zu bezahlen. Es ist eine Art von Glücksbegünstigung, wenn man in den privilegirten, modischen Quartieren sich einwohnen kann. Seit langer Zeit hat die Mode das Quartier vom Marais verlassen; sie hat sich ganz von demselben entfernt, und nach und nach die Meynung aufgebracht, als wäre es gegen den guten Geschmack, in dem sogenannten Centrum von Paris zu wohnen. Dann griff sie die Vorstadt St. Germain an; aber diese Vorstadt erhält sich durch ihren bloßen Namen, und die Ehre, dort zu wohnen, ist beynahe schon ein Adelsbrief.

Der neue Boulevard, begränzt von prächtigen Hotels, hatte vor fünf-und-zwanzig Jahren die Hoffnung, das Modequartier, das Vorzugsquartier zu werden; allein dieses Quartier mußte dem glänzenden Geschicke der Vorstadt St. Honoré und der Chaussée d'Antin weichen. Jezt versteht man unter Chaussée d'Antin alles, was innerhalb der Vorstadt Montmartre bis an die Straße Surrènes eingeschlossen ist; diese stößt nun selber an die Vorstadt St. Honoré, und die Straße dieses Namens

ist unstreitig, sowohl wegen ihrer Länge und Breite, als wegen der Pracht ihres Hotels, vermöge der Nachbarschaft des Boulevard, und wegen der Verbindung mit den Elisäischen Feldern, die schönste in ganz Paris. Die Lage dieser schönen, gegen Mittag beschatteten Wohnungen ist gewiß die allerlieblichste die man sich vorstellen kann. Rom, Florenz, Neapel, London, Berlin, Wien, kurz keine Stadt in Europa kann der Lage des Pallastes Elysée-Bourbon und der ganzen Linie der Hotels bis an den Platz Ludwigs XVI. etwas an die Seite stellen.

Geht man herunter in der Vorstadt St. Honoré, so hat man die Straße Verte, die Straße Neuve Epine, die Straße la Pepiniere; alle diese Straßen, sonst verlassen, sind jezt bewohnt. Geht man von da ab, so kömmt man in die Straße St. Lazare, Clichy, Blanche, Pigale, La Rochefoucault; hier sind überall eine große Menge neuer und schöner Häuser; diese haben größtentheils Gärten. In der That gibt es nichts so Trauriges als den Anblick des Pflasters und der Mauern, wenn er nicht durch den Anblick einer grünen Anlage gemildert ist. In Paris sollten überall Bäume gepflanzt werden, wo sie wachsen können, ohne hinderlich zu seyn. Außer dem Vergnügen, das sie gewähren, sind sie auch noch gut dazu, die Luft zu reinigen; und ein berühmter Arzt hat hierüber merkwürdige Versuche angestellt.

Man sieht, daß die Mode hier nicht sehr eigensinnig war; sie ist Allem nachgegangen, was gut, nützlich und lieblich ist, indem sie zugleich entschied, daß die Quartiere, wo man am meisten grüne Anlagen, und wo man am meisten Luft hat, auch die gesuchtesten sind.

Die Oper, dieses tägliche Fest der glücklichen Pariser, hat sich über die Boulevards hinübergezogen, und dadurch der Chaussée d'Antin einen neuen Werth gegeben. Seit dieser Zeit haben alle unbebauten Terrains in der Nähe der Oper einen großen Werth bekommen. Zwischen der Straße Blanche und la Rochefoucault war eine Straße, genannt la Tour des Dames; sie war noch vor wenigen Tagen ein wahrer Behälter von Unrath, und ist jezt so umgeschaffen, daß man dabey an Rom und Athen denkt; eine Menge eleganter Gebäude sehen dort gerade so aus als wären sie zu Wohnungen für einen Apelles, Roscius und eine Aspasia bestimmt. Dort wohnen nun Horazius Vernet, Talma und Dem. Mars.

Man spricht von einer ganz neuerlichen Zählung der Einwohner von London, die noch riesenhafter ausfallen soll als die von Paris, diese Stadt mit ihren Boulevards, Eingangsstraßen, nebst Alleen, was beleuchtet und mit Wasser besprüzt wird, soll eine Masse von vier Millionen enthalten.

Frankfurt a. M. 31. August.

(Fortsetzung.)

Ich komme von der Kunst zur Natur — zu einer in voriger Woche hier angelangten neuen, äußerst merkwürdigen und reichhaltigen Sendung naturhistorischer Gegenstände aus Nordafrika, von unserem unermüdlichen und kühnen Rüppel. Sie enthält außer den eigentlichen Naturgegenständen auch Seltenheiten aus dem Alterthum und Waffenstücke der Nubier. Unter ersteren zeichnen sich mehrere vorzüglich conservirte Mumien aus, und zwar von Menschen und Thieren, aus den Gräbern von Thebe. Die schönste menschliche Mumie ist eine solche, die noch ihren Ueberzug von bemalter Gypsleinwand besizt und das Ansehen eines engen Mumiensarges dadurch erhält, daß der Gyps von einer dicken geglätteten Masse in geraden Flächen aufliegt, welche sich der Gestalt anschließen. Dieser feste Ueberzug ist ganz bemalt mit Figuren, Flügeln, Hieroglyphen, welche alle wohl erhalten sind. Das Gesicht ist vergoldet, welches auf den Leichnam einer vornehmen Person schließen läßt. Eine Art baumwollner Schleier umgibt das Ganze. — Wir besitzen auf diese Art jezt eine vollständige Mumieneinkleidung; einen äußeren Kasten oder eigentlichen Sarg von Sykomorusholz hatte Rüppell nämlich schon das erste Mal aus Egypten mitgebracht, und ihn der hiesigen Stadtbibliothek verehrt. Die schönen lebhaften Farben dieser, einige tausend Jahre alten Malerey sind mit Recht ein Gegenstand der Bewunderung. Das Colorit der Figuren dieses neulich angekommenen Gypsüberzuges ist nicht so schön und scheint von dem Einfluß der Witterung etwas gelitten zu haben; deutlich und dick aufgetragen sind die verschiedenen Hieroglyphen und Figuren, worunter man den Falken oder Habicht mit ausgebreiteten Flügeln, menschliche Figuren mit den nämlichen Flügeln, den Apis, den Anubis, den Ibis, ja sogar eine kleine Fuchsart mit langen Ohren (canis zerda oder eine andre Species, canis famelicus) deutlich abgebildet sieht. Die Reichhaltigkeit und Deutlichkeit dieser Bilderschrift verdiente eine eigene Abbildung. — Zwey andre Mumien sind ohne solchen Ueberzug in gelbliche Tücher gewickelt. Eine dritte ist dadurch merkwürdig, daß sie die Arme ins Kreuz über die Brust gelegt hat; die rechte Hand liegt flach auf, die linke macht eine Faust mit ausgeschlagenem Daumen. Ob dieses leztere eine besondere Bedeutung hat, wird schwer zu sagen seyn, aus den gekreuzten Armen möchte sich ergeben, daß es die Mumie eines alten koptischen Christen ist, wenn nicht die Schädelbildung, welche etwas von den anderen Mumienköpfen abweicht, auf einen anderen Ursprung schließen ließe. Diese Mumie, welche auch aus den Gräbern der Thebais seyn soll, hat durch ungünstige Lage oder den Zutritt der Witterung schon sehr gelitten. Zwey Kindermumien und ein Mumienkopf beschließen die Reihe der menschlichen Ueberreste. — Merkwürdig sind zwey Katzen-Mumien; sie stellen sich als ein gelber, länglicher, leinener Sack, mit einem eben so überzogenen Katzenkopf mit Ohren obenauf dem Auge dar; sodann acht Ibis-Mumien, welche die Form eines dicken Kegels haben und mit Bastoder Papyrusstreifen umwickelt sind.

Die naturhistorische Sendung besteht aus vielen, seltenen und mehreren neuen Arten von allen Thierclassen, mit häufigen Doubletten. Zuerst nenne ich das Skelet eines nordafrikanischen Büffels nebst dem Balg von einem Weibchen desselben, mehrere Affen-, Ziegen-, Katzen-, Ratten- und Mäuse-Arten, Fledermäuse in vielen Varietäten, und darunter eine, vielleicht die kleinste welche existirt, nur ein Daumenglied lang, durch den völlig bezahnten Rachen als ausgewachsen kenntlich. — Vögel, größere und kleinere, mit vielen Doubletten. — Eine große Anzahl von Amphibien in Weingeist. Bis jezt die reichhaltigste Sendung derselben von Rüppell; darunter sind mehrere seltene Schlangen, auch die von den Alten beschriebene kleine Giftschlange, welche über den beyden Augen kleine Hörner trägt. Einige Fische; — endlich mehrere Insektenarten, besonders Käfer.

Die übersandten Waffenstücke der Nubier und Anwohner des Kordofan bestehen in mehreren Speeren, einem wunderlich gezackten Säbel, einem länglichten Schild aus Nilpferdhaut, einem Reiterhelm mit gesteppter Decke über dem Nacken, einer Armschiene nebst Handschuhen von Eisen und Eisendrath.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. September 1826.

Wer vergangne Ding betracht,
Gegenwärt'ges hält in Acht
Und Zukünftiges ermessen kann,
Der ist gewiß ein kluger Mann.

Alter Denkspruch.

Einzelnes*).

Es gibt im Menschen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevalerie der Franzosen eine Servage.

*

„Im Theater wird durch die Belustigung des Gesichts und Gehörs die Reflexion sehr eingeschränkt."

*

Erfahrung kann sich in's Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne reinigen und vollkommner werden. Jener steht das Universum nach allen Richtungen offen, diese bleibt innerhalb der Gränze der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen. Deßhalb müssen alle Vorstellungsarten wiederkehren und der wunderliche Fall tritt ein, daß bey erweiterter Erfahrung eine bornirte Theorie wieder Gunst erwerben kann.

*

Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben, im lezten bequemer als im ersten.

*

Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde; die Wahrheit fordert, daß wir uns für beschränkt erkennen sollen, der Irrthum schmeichelt uns, wir seyen auf ein oder die andere Weise unbegränzt.

*

Es ist nun schon bald zwanzig Jahre, daß die Deutschen sämmtlich transcendiren. Wenn sie es einmal gewahr werden, müssen sie sich wunderlich vorkommen.

*

Daß Menschen dasjenige noch zu können glauben, was sie gekonnt haben, ist natürlich genug; daß andere zu vermögen glauben, was sie nie vermochten, ist wohl seltsam, aber nicht selten.

*

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben.

*

Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendige, augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.

*

Alles Ideelle, sobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieses und sich selbst auf. So der Kredit (Papiergeld) das Silber und sich selbst.

*

*) Aus dem nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden fünften Bande drittes Heft, „über Kunst und Alterthum, von Goethe."

Die Meisterschaft gilt oft für Egoismus.

*

Sobald die guten Werke und das Verdienstliche derselben aufhören, sogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bey den Protestanten.

*

Es ist eben, als ob man es selbst vermöchte, wenn man sich guten Raths erholen kann.

*

Die Wahlsprüche deuten auf das, was man nicht hat, wornach man strebt. Man stellt sich solches wie billig immer vor Augen.

*

„Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der soll ihn auch selbander liegen lassen.“

*

Der Despotismus fördert die Autokratie eines Jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumuthet und so den höchsten Grad von Thätigkeit hervorbringt.

*

Alles Spinozistische in der poetischen Produktion wird in der Reflexion Machiavellismus.

*

Man muß seine Irrthümer theuer bezahlen, wenn man sie los werden will, und dann hat man noch von Glück zu sagen.

*

Wenn ein deutscher Literator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen, es sey einer da, der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich so verschüchtert, daß sie sich, von wem es auch wäre, gern beherrschen ließen.

*

„Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa.“

*

„Es gibt auch After-Künstler, Dilettanten und Spekulanten: jene treiben die Kunst um des Vergnügens, diese um des Nutzens willen.“

*

Geselligkeit lag in meiner Natur, deßwegen ich bey vielfachem Unternehmen mir Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete, und so das Glück erreichte, mich in ihnen und sie in mir fortleben zu sehen.

*

Mein ganzes inneres Wirken erwies sich als eine lebendige Heuristik, welche eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

*

Es gibt eine enthusiastische Reflexion, die von dem größten Werth ist, wenn man sich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

*

Nur in der Schule selbst ist die eigentliche Vorschule.

*

Der Irrthum verhält sich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren sich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

*

Ein jeder leidet, der nicht für sich selbst handelt. Man handelt für Andere, um mit ihnen zu genießen.

*

Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande. Hieran schließt sich das Gehörige, welches verwandt ist mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch ist ein Verhältniß zu einer besondern Zeit und entschiedenen Umständen.

*

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buch's, das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Farben.

(Fortsetzung.)

Wenn man das Farbenbild oder Spectrum mit einem Brett auffängt, in dem eine kleine Oeffnung befindlich ist, durch welche nur Strahlen von einer Farbe, z. B. grüne fallen, so ändern diese Strahlen ihre eigenthümliche Farbe weder durch die Brechung eines Prisma noch durch die Reflexion, sondern bleiben immer grün; hingegen solche grüne Strahlen, die nicht natürlich, sondern aus der künstlichen Vermischung von Gelb und Blau entstanden sind, werden durch das Prisma wieder in ihre einfachen Bestandtheile, gelb und blau, aufgelöst. Es ist also ein wesentlicher Unterschied zwischen den einfachen oder Grundfarben, die durch die Brechung, und den zusammengesetzten, die durch die Mischung mehrerer Farben, durch Färbung hervorgebracht werden: letztere sind nur eine Täuschung des Auges, das in der That zwey Farben zugleich sieht und eine mittlere zu sehen glaubt, wovon man sich deutlich überzeugen kann, wenn man blaues und gelbes Pulver untereinander mischt, welches dem Auge grün scheint, obgleich es seine Farben nicht geändert hat, die man durch das Mikroskop auch deutlich unterscheidet. Diese Vermischung findet auch bey den prismatischen Farben Statt, und es ist merkwürdig, daß nur sehr nahe bey einander liegende Farben, nicht aber die weiter von einander entfernten, die zwischen ihnen liegende Farbe hervorbringen; so bildet Himmelblau und Gelb, aber

nicht Indigo und Orange, das zwischen beyden liegende Grün.

Die natürlichen Farben der Körper, z. B. der Blumen, entstehen aus der besondern Beschaffenheit ihrer Oberfläche, wodurch sie nur im Stande sind, blaue oder rothe Strahlen entweder allein, oder doch so viel stärker als die übrigen zurückzuwerfen, daß diese Farbe die herrschende wird, weil die übrigen wegen ihrer größern oder geringern Brechung nicht reflektirt werden können, sondern sich im Innern des Körpers verlieren. Dieß beweisen folgende Versuche. Wenn man im dunkeln Zimmer ein rothes oder blaues Papier blos durch rothe oder blaue Strahlen erleuchten läßt, so erscheint es in weit stärkerm Lichte, als wenn man Strahlen von anderer Farbe darauf fallen läßt, von denen es nur wenige zurückwerfen kann. — Wenn man zwey Prismen, deren eins mit rothem, das andere mit blauem Liqueur angefüllt ist und die beyde einzeln vollkommen durchsichtig sind, zusammenhält, so werden sie undurchsichtig: denn das hintere blaue Glas erhält die einzigen Strahlen, die es durchläßt, die blauen nicht, sondern empfängt von dem vordern nur rothe Strahlen, die es nicht durchläßt; beyde verbunden lassen also gar keine Strahlen durch.

Der Regenbogen.

Bey dem Regenbogen vertritt jeder einzelne Regentropfen, den man als ein Wasserkügelchen ansehen kann, die Stelle des Prisma. Wenn der Beobachter die Sonne hinter sich und eine Regenwolke vor sich hat, so wird der Sonnenstrahl, bey dem Eintritt in jeden Regentropfen, an der vordern Fläche desselben gebrochen: jeder so gebrochene Strahl wird zum Theil von der hintern Fläche auf die vordere reflektirt; einige dieser reflektirten Strahlen fallen auf die vordere oder innere Fläche unter einem solchen Winkel, daß sie wirklich austreten und in das Auge gelangen, nachdem sie bey diesem Austritt eine zweyte Brechung gelitten haben; andere aber fallen so schief auf, daß sie nicht gebrochen werden können, sondern zum zweyten Male nach innen zurückgeworfen werden, und denn erst nach einer zweyten Brechung in die Luft und durch sie in das Auge treten. Hieraus entstehen zweyerley Strahlen: beyde sind zweymal gebrochen, die erstern aber sind nur einmal, die andern zweymal reflektirt. Man sieht leicht, daß beyde in ganz verschiedenen Richtungen in das Auge gelangen, mithin die Bilder, die sie in unserm Auge erregen, weit von einander entfernt seyn müssen; daß ferner die leztern viel schwächer als die erstern seyn werden, weil sie einmal mehr reflektirt sind, und bey jeder solchen Operation Licht verloren geht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. 31. August.

(Beschluß.)

Sehr wichtig für unsere Naturforscher, welche mit der Herausgabe des Rüppellischen Atlasses, worin die neuentdeckten Thiere Nordafrika's beschrieben werden, beschäftigt sind, ist die Uebersendung des Notizenbuchs von Rüppell, über die vorgefundenen und übersandten Thiere, so wie über solche, die ihm nur beschrieben wurden. Unter lezteren kommt auch das Einhorn vor. Es ist unserem Reisenden von verschiednen Bewohnern der nubischen und benachbarten Gegenden, von einem und dem andern, ohne daß er danach fragte, ein Thier mit Einem Horn beschrieben worden, welches rothhaarig, von schönem Wuchs, scheu und flüchtig seyn, und sich aus dem Innern Afrika's zuweilen an den Gränzen von Kordofan sehen lassen soll. Nach der Beschreibung des einen hat das Thier Hufe, nach anderen gespaltne Klauen, gleich den Antilopen und Gazellen. Es ist recht Schade, daß Rüppell die Existenz dieses Thieres, womit schon die Fabel der Alten sich so vielfältig beschäftigt hat, nicht mehr zur Gewißheit bringen konnte; denn in den arabischen Wüsten, welche er gegenwärtig durchwandert, wird dieses Thier nicht gesehen, sondern einzig und allein im Inneren Afrika's, wie die Neger versichern. Wenn späteren Reisenden es wirklich gelänge, dieses Einhorn aufzufinden, so wäre es das erste fabelhaft geglaubte Thier nicht, von welchem das Alterthum berichtet.

Während Rüppell also in den heißen Wüsten Arabiens und an den für Naturforschung so überaus reichen Küsten am rothen Meer, und weiter hinaus nach dem persischen Meerbusen sich allen Mühseligkeiten eines großen Forscherlebens unterziehe, sind seine Freunde hier nicht müßig, das von ihm Gesammelte zu ordnen und der Welt mitzutheilen. Das zweyte Heft des Atlasses der Reisen Rüppells, dessen Kosten durch Subscription in hiesiger Stadt allein schon gedeckt sind, ist in der Arbeit und die kolorirten Steindruck-Zeichnungen, welche für den Anfang dieser Kunst hier am Ort schon so beyfallswürdig ausfielen, versprechen an fleißiger Ausführung und lithographischer Vollendung bald das Mögliche zu leisten. In dieser Hinsicht ist eines jungen Künstlers, Herrn Vogel, welcher unter der Leitung der Doktoren Cretzschmar und Sömmering jun. sich fast ausschließlich diesen Abbildungen widmet, für Fleiß und Ausdauer ehrend und aufmunternd zu gedenken. Es ist überhaupt erfreulich, wie diese Anstalt sich in verschiednen Fächern sehr brave Zöglinge gebildet hat. Michael Hey aus Rüdesheim, der muthige Begleiter unseres Rüppell, ist ein Zögling der anatomischen Schule des Hrn. Dr. Cretzschmar; ein geschickter Ausstopfer ist von demselben gebildet worden; ein Gewerbsmann aus hiesiger Stadt, Herr Fritz, hält Sonntags Nachmittags Lehrstunden für viele Knaben, welche sich von der Naturwissenschaft besonders angezogen fühlen. Hier schlummert denn vielleicht manches Talent, das einmal durch Entdeckungen in fernen Weltgegenden, auf Reisen, wozu schon eine Welthandelstadt wie Frankfurt tausend Gelegenheiten bietet, oder an dem Kabinet seiner Vaterstadt das Reich der Naturkunde, und mit ihm noch manchen andern edlen Zweig des Wissens fördern hilft. Vielleicht ist dieß Beyspiel des Gemeinsinnes und der regen Liebe für Naturkunde, wie es sich in dieser emporstrebenden Senkenbergischen Gesellschaft ausspricht, einzig in seiner Art. Was in dem Mittelalter von reichen Städten, besonders für die Künste gethan wurde, ist hiermit nicht in Vergleich zu setzen, weil dort der Liebe, Begeisterung und dem

großen Treibrade der Religiosität auch große Hülfsquellen an Geld und sonstiger Art entgegen kamen. Hier ist es fast allein die Liebe einzelner eminenten Köpfe, und das Scherflein der Bemittelten, was in so kurzer Zeit schon so Bedeutendes vorwärts gebracht hat.

London, Anfangs August.

Der allgemeine Gegenstand der Unterredung und der öffentlichen Aufmerksamkeit überhaupt, ist die beyspiellose Noth eines großen Theiles der Fabrikarbeiter in England und Schottland, welches nicht nur noch immer fortdauert, sondern auch immer drohender wird. Viele Arbeiter sind nur einen Theil der Woche beschäftigt, andere die ganze Woche mit unbedeutendem Lohn, und weit mehrere ohne alle Beschäftigung, werden von den Armensteuern oder den öffentlichenn Sammlungen erhalten. Um Ihnen aber einen Begriff davon zu geben, wie sie erhalten werden, darf ich Ihnen nur sagen, daß man zu Manchester denjenigen keine Unterstützung gibt, welche mit ihrer Familie zwey Schillinge, oder 1 fl. 12 kr. die Woche verdienen; und dieß in einem Lande, wo das Pfund mittelmäßiges Brod über 6 Kreuzer kostet! Auch sind viele wirklich dem Verschmachten nahe, indem sie höchstens einmal des Tages eine Mahlzeit von Kartoffeln oder Hafermehlbrey haben, und manche kaum dieses. Und denkt man sich hinzu, daß die meisten kaum ihre Blöße zu bedecken haben, und daß im Winter diese sowohl als eine wetterdichte Wohnung und Feurung in diesem Lande zum Leben unentbehrlich sind, und daß durchaus keine Hoffnung vorhanden ist, daß die Lage dieser Unglücklichen bis dahin gebessert werden könnte, so kann man nicht umhin vor den Folgen zu schaudern. Schon hat sich in den Vorstädten Edinburgs ein seuchenartiges Fieber eingestellt, das zwar unter dieser unglücklichen Volksklasse seinen Ursprung gehabt zu haben scheint, doch aber auch manche aus den wohlhabenden Ständen befallen hat. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Regierung sowohl als das Publikum täglich mit Vorschlägen bestürmt werden, welche dem Uebel abhelfen sollen, das der eine in diesem, der andere in jenem Umstande findet; unter allen politischen Marktschreyern steht Cobbet an der Spitze. Er allein, sagt er, habe das Mittel, welches die Nation retten könne, in der Gestalt einer Parlamentsakte rein abgeschrieben, in der Tasche; aber wenn man ihn nicht in's Unterhaus lasse, so solle es Niemand erfahren, und solle sein geliebtes Vaterland inzwischen zu Grunde gehen, welches es ohne ihn müsse, denn er sey wirklich der geschickteste Mann im Lande. Doch hat er die Güte gehabt uns so eben einen Theil von seinem Plane in einer von ihm bekannt gemachten Bittschrift an den König mitzutheilen, und dieser bestehet in der freyen Zulassung auswärtigen Getreides, ein Vorschlag der gar nichts Neues an sich hat, aber so oft von den Landeigenthümern mit Verachtung abgewiesen worden ist. Dieses Monopol der Landeigenthümer ist freylich ein Uebel; die übergroße Menge armer Leute ist ein noch größeres: aber das größte von allen sind die Gesetze, welche die Erhaltung der Armen dem Lande zur Pflicht machen, und welche nicht nur die Folge haben, daß sie den Armen wegen der Zukunft unbesorgt machen, und ihn zu unbedachtsamer Ehe verleiten, sondern auch den Spekulanten, der auf's Gerathewohl einen Haufen Menschen dieses Jahr in eine Fabrik zieht, um sie das nächste mit Weib und Kinder als Bettler in die Welt zu stoßen, von allen Gewissensbissen befreyen. Die Erfindung der Maschinen that denn auch das ihrige, die Menschen entbehrlich zu machen, so wie ein langer Friede — und die Kuhpocken, sie auf eine furchtbare Art zu vermehren. Unstreitig tragen auch die strengen Gesetze welche der Reiche so gern um sein Eigenthum herzieht, um es gegen die geringste Verletzung zu sichern, und die in Ländern, wo die Aristokratie herrscht, immer strenger zu seyn pflegen als in absoluten Monarchien, dazu bey, die Sittlichkeit der Armen zu zerstören. Ich habe oft der Gesetze gegen den Wilddiebstahl erwähnt — diese halten im Durchschnitte im ganzen Land nicht weniger als 1500 Personen beständig im Gefängnisse, und daß diese fast allenthalben eine Schule des Lasters sind, ist allgemein anerkannt. Man sucht zwar, wo es nur immer angeht, die Gefangenen nach den Graden der Vergehungen und dem Alter zu trennen, und sie während des größten Theils des Tages zu beschäftigen. Aber was hilft das? es bleibt denselben doch noch so viel Muße zur unbeschränkten Vertraulichkeit übrig, daß selten ein Wilddieb aus dem Gefängnisse gekommen ist, der nicht als wirklicher Verbrecher gegen den Frieden der Gesellschaft dahin zurückgekehrt wäre. Der Wilddiebstahl ist es aber nicht allein, was den Armen so oft ins Gefängniß bringt; man scheint ihm die Armuth selbst zum Verbrechen zu machen; bettelt einer, oder hat er kein Mittel ein Nachtquartier zu bezahlen, oder ist er überhaupt heimathlos, so macht man ihm das Gefängniß zur Heimath. Kann er eine Schuld nicht bezahlen, und betrüge sie auch nur einen Schilling, so wandert er in's Gefängniß. Will ein Taglöhner ein Stück unternommener Arbeit nicht vollenden, so muß er wieder in's Gefängniß. Ja man darf es sagen, daß der gesetzmäßigen Bedrückungen, welche in England auf den unteren Ständen haften, so schwer sind, daß sie die Last gewiß nicht tragen würden, wäre die Aristokratie nicht so stark. Und was ihr ihre Stärke gibt, ist nicht Rang und Stand, sondern Reichthum. Wer sich hier ein Mal mehr Vermögen oder (was gleichbedeutend ist) Kredit erworben hat, als wie man zu sagen pflegt, von Hand zu Munde geht, der hört auf einmal auf beherrscht zu werden, er hilft mit herrschen, und so wie sich sein Vermögen vermehrt, so vergrößert sich auch seine Macht. Dieß ist es auch, was das Volk einigermaßen tröstet und es seine Bürde geduldig tragen hilft; ein jeder kann hoffen, durch Fleiß oder Glück einst zu der herrschenden Geldaristokratie emporzusteigen; und dieses Bewußtseyn, nebst dem in allen Ständen verbreiteten Luxus, sind es auch, die den Engländern zu den kühnsten und gewagtesten Spekulationen anspornen, und selbst den Gelehrten und Künstler, den Geistlichen und den Edelmann auf den Wechselmarkt treiben, und diese Punkte muß man beständig im Auge behalten, wenn man sich Englands Wohlstand, und Englands Schwierigkeiten erklären will. Selbst die meisten unserer wohlthätigen Anstalten sind das Resultat der Habsucht, ein Verein wird gestiftet, nicht so sehr weil die leidende Menschheit in irgend einem Punkte geistigen oder körperlichen Beystand bedarf, sondern weil irgend ein paar Männer Sekretärstellen haben wollen, die ihnen einige hundert Pfund des Jahres eintragen mögen. So empfangen die drey Sekretäre der Bibelgesellschaft sogar jeder 300 Pfund des Jahres, und die Nebenausgaben dieser Gesellschaft für Besoldungen, Reisekosten u. s. w. sollen sich auf mehr als 8000 Pfund jährlich belaufen. Dieß ist mehr oder minder mit allen solchen Vereinen der Fall, obgleich die Absicht derjenigen, welche dieselben durch ihre Beyträge erhalten, die Wohlfahrt der Menschheit bezwecken möge.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. September 1826.

Der Erscheinungen Grund und Erhalter.
Licht in der Sonn' und im Mond, des Weltalls ewiger Samen!

W.

Die Farben.

(Beschluß.)

Die meisten Strahlen von beyden Arten, die von einem Punkt der Sonne ausgegangen sind, erhalten durch die doppelte Brechung und die Reflexion eine solche Lage, daß sie bey ihrem endlichen Austritt in die Luft sich von einander entfernen (divergiren); daher nur einer oder sehr wenige von ihnen in das Auge fallen können, wodurch ein ganz unmerkliches Bild von dem Punkt der Sonne entsteht, aus dem sie ursprünglich herkommen. Da aber die Wolke aus unzähligen Tropfen besteht, so wird es eine Schichte geben, die eine solche Lage gegen die Sonne und das Auge haben, daß die Strahlen aus einem Punkt der Sonne, nach der doppelten Brechung, parallel in das Auge gelangen, mithin jeder Tropfen in dieser Schichte von jedem Punkte der Sonne ein deutliches Bild, d. i. einen hellen lebhaften Punkt bildet. Da nun alle Tropfen dieselbe Lage gegen die Sonne und das Auge haben müssen, welche hiezu erfordert wird, so liegen sie nothwendig in einem Kreise, dessen Mittelpunkt der Sonne gerade gegenüber liegt: folglich macht die ganze Reihe der Bilder von einem einzigen Punkt der Sonne einen kreisförmigen Lichtbogen. Da es nun mit jedem andern Punkt der Sonne eben die Bewandniß hat, so geben die Bilder der ganzen Sonne einen kreisförmigen Streifen, dessen Breite dem Durchmesser der Sonne gleich ist. Dieser Streifen würde die gelbe Farbe der Sonne haben, wenn nicht die Sonnenstrahlen nach ihrer Farbe auf verschiedene Art gebrochen würden, so daß ihre Bilder nicht zusammenfallen, sondern sich neben einander legen, wodurch die Breite des Regenbogens viermal größer, oder viermal so groß wird, als die Sonnenscheibe. Damit nämlich die rothen Strahlen ein deutliches Bild im Auge erhalten, müssen die Tropfen oder der von ihnen gebildete Kreis eine andere Lage haben, als bey den gelben und violetten Strahlen, so daß jede Art von Strahlen aus andern Schichten von Regentropfen in das Auge gelangen und einen besondern Kreis bilden. So entstehen so viele koncentrische Kreise als es Farben gibt, und man unterscheidet deutlich von innen nach außen, oder von unten nach oben, den violetten, indigo, hellblauen, grünen, gelben, orange und rothen Bogen: der ganze schöne Gürtel umgibt den der Sonne entgegengesetzten Punkt in einer Entfernung von vierzig Grad, und ist ungefähr viermal so breit als die Sonne.

Dieß ist der Hauptregenbogen, der zu unterst steht, und sich durch die Lebhaftigkeit seiner Farben auszeichnet: er entsteht aus den Strahlen der ersten Art, die nur einmal reflektirt sind. Die übrigen Strahlen, die, wie wir gesehen haben, zum zweyten Mal zurückgeworfen wurden, ehe sie nach der zweyten Brechung aus dem Regentropfen in die Luft treten, bringen dieselbe Wirkung hervor, woraus oberhalb ein zweyter Regenbogen entsteht, der den ersten einschließt, aber aus dem oben angeführten Grund weit schwächer ist, und in dem die Farben, wegen der zweyten Reflexion, eine umgekehrte

Lage erhalten, so daß der rothe Bogen unten, der violette oben steht: er ist beynahe zweymal so breit als der Hauptregenbogen, und um mehr als seine doppelte Breite, neuntehalb Grad, von ihm entfernt.

Wenn man nach der durch das Prisma bekannten Theorie der Brechung der verschiedenen Farben eine genaue Rechnung anstellt, so findet man alle bisher mitgetheilten Resultate vollkommen so, wie die Beobachtungen sie zeigen: wodurch die Richtigkeit dieser Erklärung außer allen Zweifel gesezt wird. Es ist dieß ein merkwürdiges Beyspiel, wie die Natur die erhabensten Wirkungen und größten Schönheiten durch die kleinsten Mittel bewerkstelligt: den schönen Bogen der Iris bildet sie durch die Brechung und Zurückwerfung des Lichts auf den innern Wänden eines Regentropfens; eine Phantasmagorie im größten Maßstabe. Als Kontrast können die wichtigen Entdeckungen über die Natur des Lichts dienen, welche Newtons Genie aus einem bekannten Kinderspiel, nämlich aus den Farben der Seifenblasen herleitete.

Da jeder Tropfen, um den rothen oder blauen Theil des Regenbogens zu bilden, eine bestimmte Lage gegen das Auge haben muß, so ist es gewiß, daß jeder Mensch seinen eigenen Regenbogen sieht, das heißt, daß der Regenbogen, den er sieht, durch andere Tropfen gebildet wird. Allein auch der einzelne Mensch sieht, wegen des niederfallenden Regens, in jedem Augenblick den Regenbogen im Spiegel anderer Tropfen, so daß jeder niederfallende Tropfen dem Auge zuerst rothes, dann gelbes, grünes, blaues Licht zuschickt, aber beständig durch neue Tropfen ersezt wird, wodurch der Regenbogen unverändert bleibt, so lange der Regen anhält. Ist die Regenwolke aber unterbrochen, so besteht auch der Regenbogen aus getrennten Theilen.

Steht man auf einem etwas erhabenen Orte, so daß ein Theil des Regens das Land bis zum äußersten Horizonte bedeckt, so werden die Schenkel des Regenbogens, die sich in diesen Tropfen spiegeln, auch einen Theil des Landes zu bedecken scheinen, und man sieht die Felder oder Wiesen durch die Farben des Regenbogens. Es herrschte ehedem der Aberglaube, daß da, wo die Schenkel des Bogens auf der Erde ruhen, goldene Schüsseln vergraben wären; es ging aber denen, welche diese Schüsseln suchten, wie allen Schatzgräbern: anstatt Gold zu finden, verloren sie ihre Zeit; denn sie konnten die Schenkel, die immer vor ihnen flohen, nie einholen, weil bey dem Fortrücken des Auges auch der Regenbogen seine Stelle ändert.

Je höher die Sonne über dem Horizonte steht, desto tiefer fällt der ihr gegenüberstehende Punkt oder der Mittelpunkt des Bogens unter den Horizont, folglich bey einer beträchtlichen Höhe der Sonne (von einem halben rechten Winkel) auch der ganze Regenbogen, da dann nur der schwächere obere Bogen sichtbar ist, der bey einer noch größern Höhe der Sonne ebenfalls verschwindet. Dieß ist der Grund, warum wir des Sommers in den Mittagsstunden nie Regenbogen haben. Bey dem Auf- oder Untergang der Sonne steht der Mittelpunkt, also auch der entgegengesezte Punkt, im Horizont, und der Regenbogen bildet einen vollkommnen Halbkreis. Ist die Sonne nahe unter dem Horizonte, so sieht man sogar mehr als einen Halbkreis, der aber bey größerer Tiefe der Sonne verschwindet, weil wegen des Schattens der Erde die Sonnenstrahlen nicht mehr auf die Regenwolke fallen können.

Wenn die Sonne niedrig, der Beobachter hoch steht, und der Regen sehr nahe ist, so kann der Mittelpunkt so hoch liegen, daß der untere Theil des Regenbogens auch über den Horizont fällt, und man einen ganzen farbigen Kreis sieht. Dieß ist der Fall bey Fontänen und Wasserfällen; etwas ähnliches zeigt sich auf einem stürmischen Meere, wenn die Wellen sich in Tropfen in der Luft zertheilen.

Auch der Mond bildet zuweilen Regenbogen, die auf derselben Theorie beruhen, aber an Lebhaftigkeit der Farben dem eigentlichen Bogen der Iris so weit nachstehen, wie das Mondlicht dem Sonnenlichte. Dieses schöne Nachtstück war schon den Alten bekannt, ist aber so selten, daß ich mich nur erinnere, es einmal in meinem Leben deutlich gesehen zu haben.

E i n z e l n e s.

(Beschluß.)

Deßhalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil, so lange die Welt steht, Niemand auftreten und sagen wird: Ich begreife es im Ganzen und verstehe es im Einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: Im Ganzen ist es ehrwürdig, und im Einzelnen anwendbar.

*

Alle Mystik ist ein Transscendiren und ein Ablösen von irgend einem Gegenstande, den man hinter sich zu lassen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man absagt, desto reicher sind die Produktionen des Mystikers.

*

Die orientalische mystische Poesie hat deßwegen den großen Vorzug, daß der Reichthum der Welt, den der Adepte wegweist, ihm noch jederzeit zu Gebote steht. Er befindet sich also noch immer mitten in der Fülle, die er verläßt und schwelgt in dem, was er gern los seyn möchte.

*

Christliche Mystiker sollte es gar nicht geben, da die Religion selbst Mysterien darbietet. Auch gehen sie immer gleich in's Abstruse, in den Abgrund des Subjekts.

*

Ein geistreicher Mann sagte, die neuere Mystik sey

die Dialektik des Herzens und deßwegen mitunter so erstaunenswerth und verführerisch, weil sie Dinge zur Sprache bringe, zu denen der Mensch auf dem gewöhnlichen Verstands-, Vernunfts- und Religionswege nicht gelangen würde. Wer sich Muth und Kraft glaube, sie zu studiren, ohne sich betäuben zu lassen, der möge sich in diese Höhle des Trophonios versenken, jedoch auf seine eigene Gefahr.

*

Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von dreyßig Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen; jezt heißt es nur: Nachsicht mit Schwächen, eignen und fremden.

*

Die Vorurtheile der Menschen beruhen auf dem jedesmaligen Charakter der Menschen, daher sind sie, mit dem Zustand innig vereinigt, ganz unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verstand, noch Vernunft haben den mindesten Einfluß darauf.

*

Charaktere machen oft die Schwäche zum Gesetz. Weltkenner haben gesagt: „die Klugheit ist unüberwindlich, hinter welcher sich die Furcht versteckt." Schwache Menschen haben oft revolutionäre Gesinnungen: sie meynen, es wäre ihnen wohl, wenn sie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß sie weder sich noch andere regieren können.

*

In eben dem Falle sind die neuern deutschen Künstler: den Zweig der Kunst, den sie nicht besitzen, erklären sie für schädlich und daher wegzuhauen.

*

Der Menschenverstand wird mit dem gesunden Menschen rein geboren, entwickelt sich aus sich selbst und offenbart sich durch ein entschiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Nothwendigen und Nützlichen. Praktische Männer und Frauen bedienen sich dessen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beyde Geschlechter, was sie begehren, für nothwendig, und für nützlich, was ihnen gefällt.

*

Alle Menschen, wie sie zur Freyheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachlässigen.

*

Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zulezt Pedanterie, um diese los zu werden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. Classicismus und Romanticismus, Innungszwang und Gewerbsfreyheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer derselbe Konflikt, der zulezt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand des Regierenden wäre daher, diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich in's Gleiche stellte; dieß ist aber den Menschen nicht gegeben und Gott scheint es auch nicht zu wollen.

*

Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten. Aus einer solchen Masse können dann freylich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern.

*

Alles Vortreffliche beschränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demselben nicht gewachsen fühlen; nur insofern wir es nachher in unsere Kultur aufnehmen, es unsern Geist- und Gemüthskräften aneignen, wird es uns lieb und werth.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. August.

Es ist Schade, daß das Theater, welches in Paris so manche zur Tagesordnung gehörende Thorheit in ihrer Blöße darstellt und züchtigt, noch nicht den Partheystreit über die Jesuiten auf der Bühne darstellen kann, denn es ließen sich hier durch die Beobachtung manche komische Züge sammeln. In Zeitungen, Tagesschriften, gesellschaftlichen Gesprächen u. s. w. erscheint beständig der Name Jesuite, und eben verklagt sie der aristokratische Schriftsteller, Graf Montlosier, bey den Gerichten, und verlangt, die Richter sollen sich über die Jesuiten aussprechen, und den Leuten ihr Handwerk legen, da sie nach den alten Gesetzen geächtet seyen. Die Loyolas-Brüder haben noch keinen ärgern Feind in Frankreich gehabt als diesen Adelsvertheidiger, welcher, wie es scheint, nur hauptsächlich deßhalb der Mönchszunft einen so gewaltigen Krieg erklärt, weil diese Zunft der aristokratischen Zunft in den Weg tritt, und Ansehen und Macht ihr wegschnappen will. Somit ficht die erzaristokratische Parthey jezt auf der Seite der Liberalen, obschon sie den Liberalismus wie einen Popanz fürchtet, und die Mönchszunft hat dadurch einen Feind mehr, der desto erbitterter ist, da er aus Privatvortheil zum Kampfe angetrieben wird. Die kleinen Tagesblätter rathen dem Grafen Montlosier, sich mit einem Panzer unter dem Rocke zu versehen, da die Jesuiten, wenn sie mit ihren Argumenten zu Ende seyen, ihre Beweise schon mit einem Dolche in der Hand geführt haben. Auch in den größern Tagesblättern, als dem Journal des Débats, dem Constitutionel, dem Courrier français wird ihrer nie als mit dem Zusatze Königsmörder und Unruhstifter Meldung gethan, und es ist eine Menge kleiner, für's Volk bestimmten Broschüren erschienen, worin die Verbrechen ehemaliger Jesuiten erzählt und zusammengestellt werden. Natürlich brennert derjenige

Theil der Geistlichkeit, welcher dem Jesuitismus ergeben ist, gegen dergleichen Schriften, welche in der That den Jesuiten keine Freunde unter dem unabhängigen Publikum verschaffen. Indessen hat sich auch ein kleiner Theil der Liberalen ausgesondert, welche sich wider die Verfolgung gegen die Jesuiten erheben, und behaupten, Jedweder müsse in Frankreich völlige Freyheit haben, demjenigen religiösen Glauben anzuhängen, der ihm der beste dünke; und wenn man heute den Jesuitismus und den Ultramontanismus verfolge, so könnte man morgen in eben der Absicht auch dem Protestantismus und andern Glaubenssystemen den Krieg erklären, und dieselben ächten. Dieß läugnet die liberale Parthey eben nicht, bemerkt aber, daß, wenn man nicht schleunig den Jesuitismus aufhebe, derselbe die Oberhand bekommen, und daß alsdann gar keine Denk- noch Preßfreyheit vorhanden seyn werde. Sonderbar ist es jedoch, daß, wiewohl unaufhörlich jezt in Frankreich von Jesuiten die Rede ist, dennoch Niemand einen sieht und Niemand weiß, wo sie stecken. Zwar beruft man sich auf die Rede des Ministers der geistlichen Angelegenheiten, welcher in der Deputirtenkammer gestanden hat, die Jesuiten hätten Seminarien in der Provinz. Allein nicht als Jesuiten haben sie diese Kollegien oder Seminarien, sondern als Weltgeistliche. Woran soll man sie erkennen? welche Leute gehören dazu, welche nicht? Die Unsichtbaren überall und nirgends. Deßhalb meynt auch der Globe, ein Blatt, welches Toleranz wider die Jesuiten empfiehlt, man thue Unrecht daran, sich wie Kinder vor einem Popanz zu fürchten; die herrschende Aufklärung und Geistesfreyheit werden sie schon bey Seite schaffen, ohne daß es gewaltsamer Mittel dazu bedürfe. Nicht ohne Interesse ist es, zu sehen, mit welcher Eifersucht das unabhängige Publikum darüber wacht, daß kein ausgezeichneter Mann gemeine Sache mit ihnen mache. Deßhalb ward der Besuch des Advokaten Dupin im Jesuiteninstitute zu St. Acheul, so unbedeutend die Sache an sich war, etwas Wichtiges in den Tagesblättern, wo beynahe einen Monat lang darüber geschrieben, gestritten und gewitzelt wurde. Die Sache ging so weit, daß Dupin zulezt nicht umhin konnte, sich über seinen Schritt zu erklären, und eine Rechtfertigung zu versuchen; diese gelang ihm freylich nicht zum besten; er beklagte sich in den Tagesblättern darüber, daß man so intolerant sey, und sich ereifere, weil er zu St. Acheul höflich empfangen worden, und dort hinter einer Prozession einhergegangen sey. Allein die unabhängigen Blätter riefen dem berühmten Advokaten von neuem zu: Was hattest du, der geschickte Vertheidiger des Constitutionel wider die Jesuiten in dem Hauptlager derselben zu thun; geschah es nicht, weil dich der Ehrgeiz antrieb, auch die Gunst eines mächtigwerdenden, und bey der Regierung vielvermögenden Ordens zu gewinnen zu suchen, damit du durch seine Hülfe dich zu wichtigen Posten emporschwängest? Dieß ist wenigstens die Meynung, welche dem Publikum über den Vorfall geblieben ist, nachdem man endlich müde geworden war, sich mit denselben zu beschäftigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Anfangs August.

(Beschluß.)

Zu Dorset wurden die vorige Woche sechs Knaben zur Tretmühle verurtheilt, weil sie ihrem Pfarrer einige Aepfel gestohlen! und diese Knaben waren vier von sechs bis neun, und die beyden ältesten nicht über zehn Jahre alt! Dieß nehme man noch zum Belege des Obengesagten. Aber das ist noch nicht Alles, die Friedensrichter haben in ihren Verurtheilungen einen solchen Spielraum, daß ein anderer Beamter in jener Gegend, einen Mann, welcher einige Aepfel gestohlen — nur zu einer Buße von fünfzehn Schillinge, dem dreyfachen Werthe des Gestohlenen verdammte. Die Knaben wurden aber, wie die Zeitungen sagen, um deßwillen so hart bestraft, weil einige davon die Sonntagsschule nicht besuchen wollten, wie ihr würdiger Seelenhirt es wünschte. Wohl möchte man mit Boileau ausrufen: „Tant de fiel entre-t-il dans l'ame des devôts?"

Ein hiesiger Geistlicher, Namens Owen, gibt uns seit einiger Zeit fast jeden Monat etwas zu lachen. Dieser Herr ist Pfarrer einer Gemeinde der Altstadt, welche ihm die Pfründe vor ungefähr 40 Jahren aus freyen Stücken geschenkt. Die Einkünfte derselben waren damals ungefähr 250 Pfund, und der ehrwürdige Herr versprach, er wolle das Zehntgeld von den Häusern nicht erhöhen, welches alsdann ungefähr einen Schilling vom Pfund Grundzins betrug. Seitdem aber hat man in der Altstadt ein altes Gesetz hervorgesucht, welches den dortigen Geistlichen zwey Schillinge neun Pfennige vom Pfund zuerkennt, und da die meisten Geistlichen auf diesem Recht bestanden, so hat es seit einigen Jahren zu vielen Streitigkeiten und Rechtshändeln Anlaß gegeben, welche der Anglicanischen Kirche mehr Herzen entzogen, als der Geistlichkeit Schillinge gebracht. Besonders ist der Streit sehr heftig in dem Kirchspiel dieses Doktor Owen, der sein Einkommen bis auf 2000 Pfund vermehrt hat, und sich jezt sogar weigert, seinen Antheil an der Armensteuer zu entrichten, obgleich er, wie er selbst gestanden, im vorigen Jahre nicht mehr als sechsundzwanzig Mal den Gottesdienst gefeyert, und sein Amt von einem elend bezahlten Kaplan verrichten läßt. Nun haben die Pfarrkinder häufige Versammlungen, bey welchen die bittersten Klagen gegen den Mann geführt werden, welcher aber dennoch nie verfehlt sich dabey einzufinden, und troz aller Gegenrede, den Vorsiz zu führen, den ihm das Gesez zuerkennt. Sie können sich so leicht denken, zu welchen lächerlichen Auftritten es Anlaß gibt, wenn der Mann die Erklärungen, welche gegen ihn selbst gemacht werden, zur Abstimmung bringt, und sie immer angenommen findet; und alles dieses mit der äußersten Kaltblütigkeit. Das Schlimmste bey der Sache ist, daß der Bischof von London die habsüchtigen Geistlichen unterstüzt, und z. B. den Vorschlag der Bewohner jenes Kirchsprengels nicht eingehen will, welche, um den Streit zu endigen, sich erboten haben, dem jezigen Pfarrer jährlich 1800 Pfund, und allen künftigen 1200 Pfund zu geben. Er dürfe, sagt das ehrwürdige Kirchenhaupt der Kirche, ihr Eigenthum nicht vergeben — als wenn die Leute, die man so grausam mitnehmen will, nicht auch zur Kirche gehörten!

Auflösung des Räthsels in Nr. 116.

Nebo, der Berg, wo Mose begraben ward.

Räthsel.

Eine große Schwester
Führ ich vier kleine;
Reißt mich von ihnen,
So bleibt euch nur eine.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 223.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 18. September 1826.

Pilgrime sind wir alle, die wir Italien suchen;
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

Goethe.

Italia.

(Fortsetzung von N. 39.)

V. Der Markusplatz.

Wem's verwehrt ist vom Loos nach Ostens Gefilden zu pilgern
An den Bospor, und Nil, oder nach Ißfahan hin,
Steure getrost nach Venedig, er findet in selbem beysammen
Wunder des Ostens verpflanzt an's adriatische Meer.
Auf dem Markusplatz wähnt er sich auf Ißfahans Platze,
Welchen Schah Abbas, diesen nachahmend, gebaut.
Dorten schaut man, wie hier, den hohen stattlichen Thurm,
Hohen Säulengang und die Palläste des Herrn;
In der Markuskirch' ist Aja Sofia zu sehen
Und Topchana's Damm ist der slavonische Quai.
Türken wohnten sonst beysammen im Fondaco dorten,
Und zu Istambol nennet der Ort sich Fündük,
Haselnüsse (Fündük) sind in der Herberg' zu haben,
Avellanische Nuß, Knaben und Mädchen dazu.
Mehr als persischer Hof und als osmanische Herberg'
Stellt Venedig euch Cairo die, große, vor's Aug':
Dort sind die Gassen so schmal und so belebet die Buden,
So geheimnißvoll dorten das Haus am Kanal,
Ein amphibisches Thier mit der Stirne gekehrt nach dem Lande
Mit dem hinteren Theile steigend in's Wasser hinab.
Dorten feyert, wie hier, den Triumph die arabische Bahne,
Auf den Plätzen hier Mährchenerzähler wie dort:
Wundern darf euch nicht mit dem Osten die große Verwandtschaft,
Freundlich und feindlich war selbem Venedig nie fern.
Aus Egypten holt' Ostindiens Schätze dasselbe
Und es zollte Tribut an den Mamlucken-Sultan
Für der Insel Besitz, dem übel erworbnen von Cypern,
Welches die Republik ihrer Erzeugten entriß.
Weil sie das Heirathsgut entriß der eigenen Tochter,
Fruchtete Cyperns Besitz der Signoria nur kurz.
Edelsteine drey vom östlichen Feuer und Schmelze
Waren der schönste Schmuck in dem Diademe Sankt Mark's,
Cypern und Creta zuerst und dann der Peloponesos
Standen dreygescheint im Horoscope des Staats.
Jede derselben hat unsterblichen Namen gegeben
Ihrem Eroberer nicht, ihrem Vertheidiger nur.
Henker und Schlächter war der Osman' als Erobrer von Cypern,
Wo der Treue Bund wurde gekittet mit Blut;
Weil er vertheidigte sich, ward lebendig geschunden der Tapfre
Bragadino's Blut ruft noch um Rache des Gräuls.
Mehr als zu Ilion ward in Candia rühmlich gefochten,
Fünfzig Jahre lang währte der blutige Kampf.

Bis daß Candia's Stadt, durchwühlt von Gräben und Minen,
Nur Schutthaufe war, qualmend von Rauch und von Staub,
Bis Contarini, der Held von unbezwinglichem Muthe,
Mit dem Bollwerk sank und mit der Insel zugleich.
Morosini nahm vom Peloponesos den Namen,
Les't die Inschrift dort ober der Thür des Pallast's:
„Morosini dem Peloponesischen sezt der Senat dieß.“
Welcher Thatenkreis liegt in dem einzigen Wort!
Welch' Erinnerungen ruft auf dem Platz die Trippelstandart auf!
Die drey Stangen dort, jede auf eh'rnem Gestell.
Dorten wehten einst hoch schwellend in Lüften des Sieges
Dreyer Königreich' Fahnen als Wimpel vom Mast.
Ihrer Wimpel beraubt stehen nackt und traurig die Maste,
Ein horazisch Bild sturmbewegeter Zeit.
O Venedig! du bist längst deiner Herrschaft entblößet,
Ein dreymastiges Schiff, welches von Stürmen gepeitscht.
Ohne Segel und Fahn' Preis gibt die Seiten den Wogen,
So daß ohne Strick kaum sich erhält noch der Kiel *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hor. I. XII.

Charakter der Chilier.

Obgleich man dem Chilier keine einzige Tugend zuschreiben kann, so gebührt ihnen doch das Lob, daß sie weniger Laster besitzen als andere Creolen; es zeichnet eine Gelassenheit, eine Gleichmuth aus, der sie den Chinesen ähnlich macht, denen sie auch in manchen andern Stücken gleichen; im Aeußern sogar haben sie die niedrige Stirne und kleine Augen derselben; sie haben dieselbe Listigkeit, dieselbe Selbstsucht und dieselbe Neigung zu kleinen Diebereyen. Sie besitzen ferner außerordentliche Geduld und Ausdauer im Mangel; selten ist es möglich, ihren Zorn zu erregen und ihre Gefühllosigkeit ist ganz empörend. Ein Fremder mag einen Chilier bey den schändlichsten Namen nennen, einen Lügner, einen Betrüger heißen, über das Betragen desselben wüthend werden, während dieser unbeweglich bleibt und selbst Schläge mit einem spöttischen Lächeln erträgt.

Die Gattin ist sehr aufmerksam gegen den Mann, und es würde einen Gatten auf ewig beschimpfen, der seine Frau schlüge; derselbe Gleichmuth, der sich bey allen Gelegenheiten unter ihnen zeigt, beherrscht auch ihre Ehen, aber von der Wärme der Neigung, die man bey andern Völkern zwischen beyden Geschlechtern bemerkt, findet man hier nichts. Doch sind die Gatten einander treu. Die Gesetze machen die Ehescheidungen sehr leicht, und die Frau kann sich nach Belieben von dem Manne trennen, und dabey auf die Hälfte des Erworbenen Anspruch machen. Unter den höhern Ständen ist dieß gewöhnlich, besonders wenn die Ehen kinderlos sind, haben sie aber eine zahlreiche Familie, so geschieht dieß nie. Bey den Landleuten ist es dasselbe — sie sind sorgsam in der Pflege ihrer Kinder, besonders der Mädchen, obgleich man keine besondere Liebe für dieselben bey ihnen bemerkt. Die Mütter beobachten diese sehr genau, geben sich aber keine Mühe, ihnen sittliche Grundsätze beyzubringen und sie über Dinge unwissend zu erhalten, welche die Leidenschaft erregen können. Ich habe unter den ärmern Klassen Kinder bemerkt, welche für ihre alten Eltern, die nicht mehr zu arbeiten vermochten, die größte Sorgfalt trugen; doch konnte dieß eben so sehr aus Gehorsam gegen das Gesetz als aus Liebe geschehen: denn nach jenem sind unverheirathete Söhne verpflichtet, ihren alten Eltern die Hälfte ihres Verdienstes mitzutheilen, und ich habe Beyspiele gekannt, wo Bauernsöhne ihre Heimath verlassen hatten und in die Ferne gewandert waren, um sich dieser Verbindlichkeit zu entziehen. Bettler trifft man selten im Lande, und es herrscht unter den Bauern eine wahrhaft bewunderswürdige Gastfreyheit gegeneinander, welche aber auch die einzige liebenswürdige Eigenschaft ist, die man bey dem gemeinen Volke in Chili trifft.

Die Ehrlichkeit, die sie in Handelsgeschäften zeigen, ist gezwungen; denn der vornehmste Handelsmann in den bedeutendsten Geschäften trägt kein Bedenken, eine Kleinigkeit zu stehlen, wenn er sich nicht beobachtet sieht. Mehrere englische Kaufleute haben mich versichert, daß dieses ein gewöhnliches Ereigniß ist. Ich war neulich in einem Lagerhaus, wo ein Handelsmann für zweytausend Thaler Waaren gekauft hatte, für die er baar bezahlte und sie dann nach Hause tragen ließ, im Packen aber wußte er ein baumwollenes Halstuch, von ungefähr anderthalb Thaler Werth, von einem andern Haufen zu nehmen und unter die gekauften wollenen Tücher zu mischen: und doch versicherte mich der Kaufmann, daß er keinen Anstand nehmen würde, demselben Manne für zehntausend Thaler Werth zu borgen. Diese kleinlichen Diebereyen lassen sich Chilier vom besten Rufe und höchstem Stande zu Schulden kommen. Lady Cochrane hatte zwey Erfahrungen dieser Art gemacht. Die erste war bey einem Balle, im Hause des amerikanischen Konsuls, wo ihr beym Eintreten drey vornehme Chilierinnen entgegen kamen und sie nach einander umarmten; gleich darauf vermißte sie eine diamantne Nadel, die in demselben Augenblicke mit einem Theil ihres Kleides abgerissen worden war. Man suchte allenthalben, aber die Nadel war verloren. Ungefähr ein Jahr nachher ließ sich ein Geistlicher bey ihr melden, und bat sie, insgeheim zu sprechen; und

hier überlieferte er ihr das verlorne Kleinod, mit den Worten: eine Dame habe ihm gebeichtet, daß sie es bey jener Gelegenheit gestohlen, und er habe auf der Wiedererstattung desselben bestanden. Bey einer andern Gelegenheit erhielt Lady Cochrane einen Besuch von drey Frauenzimmern, welche sie baten, ihnen ihr Kinderzeug zum Muster zu zeigen. Dieses wurde herbeygeholt und gemustert. Beym Zurechtlegen vermißte Lady Cochrane drey Spitzenmützchen und einige andere Spitzen, welche in ein Papier gewickelt gewesen. Sie sagte dieses den Damen, und als diese aufstanden, um auf dem Kanapee nachsehen zu lassen, fiel das Vermißte, in das Sacktuch einer dieser Damen gewickelt, zur Erde. Noch ein anderer sehr verdächtiger Umstand ereignete sich im Hause des Lord Cochrane. Er hatte in seinem Gesellschaftssaal ein Schränkchen von Rosenholz stehen, welches mehrere Kostbarkeiten und Familienandenken enthielt, welche der Eigenthümer sehr schätzte. Dieses ward während eines seiner Kreuzfahrten entwendet, und alle Bemühungen, es wieder zu finden, waren vergebens, obgleich auch der Gouverneur von dem Diebstahl unterrichtet worden. Einige Monate nachher besuchte Lady Cochrane die Tochter des leztern, und sah in einem Nebenzimmer, das man zufällig offen gelassen, das verlorne Schränkchen stehen. Sie nahm es sogleich als ihr Eigenthum in Anspruch, und erst als man es ihr lange streitig gemacht und man den Gouverneur gerufen, gestand dieser, seine Tochter hätte es von einem Soldaten gekauft, wo es ganz leer gewesen, und weder er noch sie hätten je gedacht, daß es dasselbe wäre, welches ihnen gestohlen. Es wurde zurückgegeben; aber es ist zu bemerken, daß dieses das einzige Schränkchen der Art war, welches man je in Chili gesehen, und daß es dem Gouverneur und seiner Tochter bey ihren häufigen Besuchen bey Lord Cochrane nicht so ganz fremd seyn konnte.

Kraft der Sonnenstrahlen.

Herr Mackintosch, ein angesehener und unterrichteter Mann und Unternehmer der Werke, welche die Regierung an Stonehouse-point, nahe bey Plymouth, errichten läßt, stieg in der Taucherglocke mit den Arbeitsleuten in's Meer herunter, um den Bau einer Mauer zu beginnen. Als die Maschine, welche konvexe Gläser an dem obern Theile hat, 25 Fuß unter dem Wasser war, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß der Hut von einem der Arbeitsleute rauchte. Er untersuchte die Sache und fand, daß die Sonnenstrahlen durch die Gläser konvergirten, und ein Loch in den Hut gebrannt hatten. Eine ähnliche Wirkung hatte sich während des heißen Wetters auf ihre Kleider geäußert, so daß die Arbeitsleute, welche nun die Ursache kennen, sich nicht mehr unter den Brennpunkt stellen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. August.

(Fortsezung.)

Nach den Jesuiten sind es die Börsespekulationen, Börsefallissemente und Börsevergehen, welche eben jezt die öffentliche Aufmerksamkeit erregen. Der Kriminalprozeß des Kassiers Reymond im Rothschild'schen Hause hat einen auffallenden Beweis von den Folgen der Börsespekulationen geliefert. Die unabhängigen Tagesblätter beschuldigen den Finanzminister, daß er die Spielwuth an der Börse anfache und unterhalte; allein es liegt schon in der Habsucht mancher Menschen, daß sie jede Gelegenheit ergreifen, sich schnell zu bereichern, und welche Gelegenheit kann ihnen tauglicher dazu scheinen, als das Börsenspiel? Sonderbar ist es jedoch, daß nie mit solcher Wuth gespielt worden ist, als seitdem es in den Preisen der Staatspapiere ruhig geworden ist. Man sollte glauben, die Leute hätten mehr zum Spielen und Wagen zu jener Zeit gereizt werden müssen, als das Sinken und Steigen der Staatspapiere schnell auf einander folgten, und bedeutende Differenzen darboten; damals konnte man zum Millionär oder zum Bettler werden, ehe man Zeit hatte, sich umzusehen; jezt geht das Ding nicht so leicht mehr, ausgenommen wenn man sehr im Großen spielt. Dieß scheinen dann auch alle diejenigen zu thun, die jezt noch Millionäre oder Bettler werden wollen. Dazu aber gehören beträchtliche Summen, die sie nicht besizen. Was bleibt ihnen also zu thun übrig, als daß sie Gelder angreifen, die ihnen blos anvertraut worden sind? So haben es mehrere Wechselagenten gemacht, die sich nach einer kurzen glänzenden Rolle in Paris haben aus dem Staube machen müssen, um nicht an den Pranger gestellt und zur Kettenstrafe verurtheilt zu werden. So hatte es dann auch der Rothschild'sche Kassier gemacht, den das Gericht so eben zum Pranger und zu achtjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt hat. Beynahe anderthalb Millionen gesteht er selbst, der ihm anvertrauten Kasse allmählig entzogen zu haben; wahrscheinlich beläuft sich die Summe noch weit höher, und von diesem vielen Gelde hat der Mensch nicht das Geringste für sich behalten, sondern Alles zu seinen unsinnigen Börsespekulationen angewendet, und bis auf den lezten Heller durchgebracht, worauf er dann verschwunden, aber bald darauf entdeckt und verhaftet worden war. Die Zeitungen haben gemeldet, der Mann wäre noch zu retten gewesen, wenn er seinem Prinzipalen den Betrag der gestohlenen Summe aufrichtig hätte entdecken wollen, was er aber standhaft verweigert hätte. Vor Gericht gestand er jedoch seinen Diebstahl unverhehlen, wenigstens die Hauptthat, und sein Advokat wußte keine andere Ausflucht, als daß er zu beweisen suchte, Reymond wäre kein Kommiß, sondern ein Associé des Rothschild'schen Hauses gewesen, was dann freylich die Lage der Dinge geändert haben würde. Die Associirung suchte er darauf zu gründen, daß Reymond ein gewisses Prozent von den Summen bekam, die ihm durch die Hände gingen. Das wäre aber ein sonderbarer Associé gewesen! Die Jury nahm keine Rücksicht auf die Vertheidigung, indessen müssen doch einige mildernde Umstände in Betracht gekommen seyn, indem der Delinquent nicht zur Kettenstrafe, sondern zum bloßen Gefangensizen verurtheilt worden ist. Vielleicht geschah es aus Rücksicht gegen seine unschuldige Familie, wiewohl dergleichen Rücksichten auf die Richter nie Einfluß haben sollten. Uebrigens verdient die Frau des Kassiers Reymond Mitleiden wegen des Zusammentreffens allerley Widerwärtigkeiten in ihrer Familie. Zu gleicher Zeit, als der von ihrem Mann begangne ungeheure Diebstahl entdeckt und ein Kriminalprozeß gegen ihn eingeleitet wurde, trafen andre Unglücksfälle ihr elterliches Haus; sie ist die Tochter des Bu-

händlers Masson, der in wohlhabenden Umständen war, und auch Achtung im Buchhandel genoß. Vor wenig Jahren gerieth dieser Mann aber auf den Einfall, eine Spekulation, und zwar auf den Handel in den neuen amerikanischen Freystaaten einzuleiten. Er brachte eine Ladung nicht allein von Büchern, sondern auch von andern Waaren zusammen, die einen Werth von einer halben Million Franken hatte, und mit dieser kostbaren Ladung sandte er seinen Sohn nach Mexiko; zuvor hatte er genau berechnet, wie lange die Reise dauern, und wie viel Zeit zum Absetzen der Waaren erforderlich seyn würde. Die Wirklichkeit traf aber mit der Berechnung nicht zusammen. Als nämlich die bestimmte Frist abgelaufen war, hatte man weder Nachricht von der Ladung noch von dem Sohne; da alle Waaren auf Kredit genommen worden waren, so stürmten die Gläubiger auf den Spekulanten los; mit den Buchhändlern, seinen Mitbrüdern, wäre er noch wohl fertig geworden; allein die andern Kaufleute, die sonst keine Geschäfte mit ihm gemacht hatten, hielten sich nicht für verbunden, länger zu warten. Masson wurde bankerot, und hat einen zweyten Sohn abgeschickt, um den ersten nebst der Ladung aufzusuchen. So leidet also Reymonds Frau zugleich durch die verunglückte Spekulation ihres Vaters, und durch die strafbare Spekulation ihres Mannes; der eine ist bankerot, der andre entehrt und verhaftet. So kommen die Thorheiten der Männer auf die armen Frauen zurück. Das unsinnige Spekulationswesen hat mehrere dramatische Dichter veranlaßt, es auf der Bühne zu schildern. Ribouté hat seinen Speculateur, und Picard mit einem andern Dichter seine Agiotage hervorgebracht; in lezterem Stücke ist eine Familie dargestellt, wo Jedweder von der Spiel- und Spekulationssucht ergriffen ist, und seine Habe beständig auf's Spiel sezt. Sogar ein fremder Mann, ein Marchese Fugaccis, der darin vorkömmt, spielt und spekulirt; man vermuthet, Picard habe den Mann einer in Europa berühmten italienischen Sängerin dadurch andeuten wollen. Indessen hat man ihm in den Tagesblättern gerathen, diese Karikatur oder Satyre bey Seite zu lassen, da sie zur Handlung nichts beytrage, und auch keinen ästhetischen Werth habe. Sehr gelobt hat man dagegen eine Person des Stücks, die heftig gegen die Spielwuth predigt und eifert, und ziemlich bedeutende Summen in Börsenspekulationen wagt. Solche Personen sind nicht selten in Paris. Natürlich muß aber das Börsespiel unendlichen Reiz für Leute haben, die sich auf einmal bereichern wollen, und die auf andern Seiten überall Hindernisse gegen ihre Handelsspekulationen antreffen. Zwar hat der Bankier Lafitte in einer, bey der Handelsakademie gehaltenen Rede behauptet, Alles liege nur am Mangel an Zutrauen; allein woher dieser Mangel? doch wohl daher, daß keine hinlängliche Sicherheit zu den Unternehmungen da ist, daß die Politik der Kabinette mit dem Interesse der Völker im Streit liegt, daß die Staaten einander feindselig ihre Grenzen verschließen und wohl ausführen, aber nichts dagegen empfangen und ankaufen wollen? Die eben erwähnte Handelsakademie ist eine Privatanstalt, wie es deren in Hamburg und andern Handelsstädten gibt. Der erste Unternehmer scheiterte in derselben, aber unter seinem Nachfolger, und mit Hülfe der Hauptbankiers geht die Sache besser, und es befinden sich gegenwärtig in der Anstalt über hundert Jünglinge, meistens aus reichen Handelsfamilien, die hier ihre Söhne zu ihrem künftigen Stande vorbereiten lassen. Die öffentliche Sitzung, bey welcher der Bankier Lafitte den Vorsitz führte, hatte zum Zwecke, dem Publikum einen anschaulichen Begriff von der jetzigen Lage der Anstalt zu geben, und den ausgezeichnetsten Schülern ein Brevet de capacité oder Fähigkeitsdiplom zu ertheilen. Die englischen Blätter haben sich ein wenig über Lafitte's Rede, über die Handelsakademie und über die Fähigkeitsdiplome lustig gemacht. Bey ihnen, meynen sie, bedürfe es dergleichen Dinge nicht. Ihre Handelsakademien seyen die Komptoire der Kaufleute, ihre Brevets de capacité seye die Zufriedenheit der Prinzipale mit den Kommis. Freylich wohl mag in einem Lande, wo Alles dem Handel ergeben ist, eine Handelsakademie nicht so nützlich seyn als in andern Ländern, wo die Komptoire nicht so häufige Gelegenheit zum Erlernen des Handels darbieten; und auch selbst in England würden theoretische Handelsschulen eben nicht unnütz seyn. Hätten diejenigen englischen Kaufleute, die eine Ladung Schlittschuhe nach dem heißen Brasilien, und eine Ladung Särge den Hindus zuschickten, die ihre Todten verbrennen, zuvor in einem Institute die Handelsgeographie erlernt, so würden sie keine solche Böcke geschossen haben, und ohne Zweifel rühren manche der unsinnigen mißglückten Spekulationen des englischen Handels in der lezten Zeit von einem gänzlichen Mangel theoretischer Kenntnisse her; aber so sind die Engländer; bey ihnen tritt der Jüngling sogleich in's praktische Leben ein; der Jurist bildet sich in der Arbeitsstube eines Sollicitors, der Mediciner bey einem Arzte oder Wundarzte, und der Kaufmann im Komptoir; dieß hat seine Vortheile; aber deßhalb ist der theoretische Weg nicht zu tadeln.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 30. August.

Das Legat, welches Kardinal Consalvi hinterlassen hat, um die Facciaten der Kirchen Araceli, Consolazione und S. Andrea delle Fratte auszubauen, wird bereits an der zulezt genannten ausgeführt. Auf dem spanischen Platze haben die elenden Häuser an der Ecke der Via Condotti einem kleinen, aber zierlichen Hotel Platz gemacht. Das Haus des Grafen Cucopiero [sic?], in der Straße Monte Catino [sic?], ist von dem Baumeister Paoletti in ungleich besserem Style, als man sonst an neuen Bauten zu sehen gewohnt ist, wieder hergestellt worden. Manche Straßen der Stadt sind durch Wegnehmen der Schirmdächer auffallend heiterer geworden.

Wir hatten im Laufe des Sommers uns des Besuchs der HH. Champollion d. j. und Seyffarth zu gleicher Zeit zu erfreuen. Sie betrugen sich, wie zu erwarten war, wie aber bey Antiquaren leider oft nicht geschieht, höflich und freundlich gegen einander. Hr. Champollion ist mit seinem Begleiter, Professor Rosselin [sic?], von Pisa nach Neapel abgereist.

Die Druckerey des Vaticans soll wieder hergestellt und reichlich mit schönen Lettern und guten Arbeitern versehen werden. Wir wünschen von Herzen, daß hierdurch die Schätze der Bibliotheca Vaticana, welche von Msgr. Mai so eifersüchtig bewacht, und so langsam herausgegeben werden, schneller der gelehrten Welt mitgetheilt werden mögen.

Das deutsche, von den Jesuiten geleitete Kollegium hat bereits gegen dreyßig Alumnen, welche hier wegen ihrer rothen Talare Gambari cotti, (gekochte Krebse) genannt werden. Die meisten sollen Schweizer seyn. Dieses Kollegium hat sein früheres schönes Lokal in S. Apollinare noch nicht zurück erhalten, und befindet sich vorläufig noch in einem Flügel des Profeßhauses al Gesù.

Die Erziehungsanstalt zu S. Michele a ripa hat ein Privilegium zu ausschließlichem Verkaufe aller Schulbücher erhalten, dagegen läßt sich nichts einwenden, wohl aber dagegen, daß die besten lateinischen Schriftsteller, Cicero, Cäsar, Tacitus und Sallustius darunter begriffen sind. Hoffentlich wird auch auf dieses Gesetz nicht strenge gehalten werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. September 1826.

Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel.

Jean Paul.

Gallerie merkwürdiger Menschen, die ich selbst gekannt habe.

1.

Das Interessanteste für den Menschen bleibt ewig der Mensch. Wäre er auch nicht die weiseste Kreatur unsers Planeten, schon sein Egoismus würde ihn dazu machen. Wenn ich aber hier eine Gallerie merkwürdiger Menschen verspreche, so muß ich freylich zugestehen, daß das Wörtchen merkwürdig relativ ist, und daß ich Manchen dafür gehalten haben kann, der meinen geneigten Lesern anders erscheint. Mögen mich dann alle Grazien und Musen nur vor dem häßlichsten Schriftstellerlaster — der Langweiligkeit bewahren!

2.

Wie viel wollte ich darum geben, wenn ich diese Gallerie mit zwey so außerordentlichen Sterblichen eröffnen dürfte, als Friedrich der Einzige und Mozart der Unvergleichliche waren! Jenen konnte ich in frühester Jugend noch bey seiner lezten Revue vor Magdeburg sehen und diesen noch bey seinem Schwanenkonzerte in Leipzig hören; aber ich vergaß das Horazische „Quod adest, memento componere aequus" (benutze weislich den Augenblick), und so sahe ich sie Beyde leider nicht! Da ich mich also hier nur auf selbst beobachtete Merkwürdige beschränken will, so bleibt mir nichts weiter übrig, als den gütigen Gestirnen meinen innigsten Dank dafür zu zollen, daß sie meine schönste Zeit in die lezten Tage zweyer Männer fallen ließen, davon der Eine eben so vortheilhaft auf die Richtung meines Geistes als der Andere wohlthätig auf die Bildung meines Herzens gewirkt hat.

3.

Neben der majestätischen Eiche entzückt uns das niedliche Maienblümchen; warum sollte man also nicht von dem Antonin und dem Orpheus des verflossenen Jahrhunderts unmittelbar auf ein Paar ausgezeichnete Bewohner des lezten Mansfeldischen Dörfchens kommen dürfen? In diesem Ulubrä des Harzes geboren, lernte ich früher durch das Leben, was Witz und Verstand, Tugend und Geschicklichkeit sey, als mich's die ewig besuchten Tempel des Ruhmes aus dem klassischen Alterthume lehrten. Versteht der Zeichner seine Kunst nicht allzuschlecht, so werden ein Paar flüchtig hingeworfene Skizzen von wackern Landleuten die freundlichen und humanen Leser und Leserinnen mindestens nicht langweilen.

4.

Ehre dem Ehre gebührt! Der treffliche Förster des Mansfeldischen Ulubrä — das, wohl zu merken, die Herren der Erde im Schilde führt, denn es heißt eigentlich Königerode! — mag uns zuerst ein wenig sitzen. — Der stattliche Mann besaß so gut sein Sabinum, wie einst Horaz, lebte mit seinen ehrlichen Nachbaren ganz auf dem nämlichen Fuß und machte, wenn er zur Bergstadt Eisleben ritt, auf seinem muthigen Rosse gewiß eine ungleich imposantere Figur, als der Günstling Mäcens, wenn er

sich auf seinen Stuppschwanz von Maulthier nach Tarent leierte. (Sat. Buch I. VI. V. 105.) Dabey hatte er ein Herz, wie man es Königen wünschen muß, wenn ihre Unterthanen beglückt heißen sollen, denn nie wandten Noth und Armuth sich vergebens an ihn. Und was für ein zärtlicher Freund war der joviale Mann seinen vertrauteren Freunden! Wahrlich, wenn er uns Magnaten des Dörfchens zum Forellen- und Krebsfange auf die wunderschönen Wiesen an der Wipper einladete, wir hatten Wochen lang davon zu rühmen und zu erzählen!

Will man auch ein Pröbchen seines natürlichen Witzes? Hier ist es, und ich hoffe, treffender als tausend Wortwitzeleyen unserer dermaligen unbefangenen Buchmacher. Dem Wohlhabenden fehlte einst, nach einem harten Winter, das Brodkorn zugleich mit dem Seilstroh. Er ließ also wider seine Gewohnheit schon in den ersten Tagen der Ernte dreschen. Als sich Ernsts Mutter darüber verwunderte, und ihn nach der Ursache fragte, gab er lächelnd diese naive Antwort: „Ich habe Stricke nöthig, um den Hunger daran zu binden!“

5.

Michel Angelo war bekanntlich in drey schönen Künsten Meister; allein es fragt sich, ob er bey aller seiner Größe für Rom mehr gewesen ist, als ein Tausendkünstler von Korporal nach dem Hubertsburger Frieden für mein stilles Dörfchen wurde? Wagner, Tischler und Drechsler in einer Person, gewann er die Achtung der Hausväter, die Freundschaft der Hausmütter und die Liebe der Kinder im ganzen Kirchspiele.

Seine kleine Bibliothek bestand aus Bibel, Gesangbuch und Kalender, mit welchen sich Gellerts und Rabeners Schriften nachbarlich paarten. Von dem Ersteren hatte er sich alle Gutmüthigkeit und von dem Leztern nicht wenig satyrischen Geist angeeignet. Einen drolligen Beweis davon lieferte er bald nach dem Frieden einer Bäurin, die in dem Gerüchte stand, mit der Xantipe näher verwandt zu seyn, als ihr Kreuzträger von Eheher es mit dem Sokrates war. Sie hatte sich nämlich bey dem Korporal eine Elle bestellt, die ihr der Schalk auch nach wenigen Tagen, mit folgender Inschrift brachte:

Böse Weiber soll man zwingen
Mit der Elle vor allen Dingen!

Um es indessen mit den Bessern des Geschlechtes nicht zu verderben, hatte er auf der Kehrseite weislich hinzugefügt:

Eine Jungfrau, schön und tugendreich,
Ist dem feinsten Golde gleich!

Ich bin gewiß, daß dieser gutmüthigste aller Satyriker in seinem Geburtsdörfchen so gut fortlebt als Alexander der Große in der Weltgeschichte; denn für ihn schlägt noch heute mehr als ein Herz, das von der innigsten Dankbarkeit beseelt, sich gern wieder hingern mittheilt.

6.

Ist es zu verwundern, wenn der Erzähler, dem solche verführerische Beyspiele schon in der frühesten Kindheit vorleuchteten, sich bald in ähnlichen Künsten zu versuchen anfing? Doch hatte die schöne Natur des Vorharzes noch ein Paar andere poetische Geister in seinem kleinen Ulubrä geweckt, die wahrscheinlich auch das Ihrige reichlich dazu beytrugen. Der Eine war so eine Art von Hans Sachs; der Andere ein vir doctissimus von Kantor. Beyde klimperten von Zeit zu Zeit ihre Stückchen auf der Leyer; doch würde ich ihrer nicht erwähnen, wären sie nicht auch außerdem als wackere Ehrenmänner im Dörfchen bekannt gewesen.

Von dem Schuhmacher war folgende poetische Reliquie, an den Sohn eines frühern Predigers gerichtet, so zu sagen publici juris geworden, denn alle Erwachsene der Kommun wußten sie auswendig:

„Mr. N* thut mir zu wissen,
Wie er in den Haselnüssen
Sich das Fußwerk ganz zerrissen.
Darum will ich ihm nur schreiben:
Er kann fein zu Hause bleiben,
Braucht nicht in das Holz zu gehn,
Sich nach Nüssen umzusehn.
Will er haben, mag er kaufen,
Soll das Leder nicht zerlaufen;
Doch — ich geb's Ihm ferner zu,
Mach' Ihm wieder neue Schuh'!“

Leser, welche mit Hans Sachsens Schriften bekannt sind, sollen, hoffe ich, eingestehen, daß sie oft Sächelchen darin gefunden haben, die mindestens nicht viel mehr Salz verrathen als diese Reliquie.

Das größte Verdienst des Mannes bestand aber, nächst der geprüftesten deutschen Redlichkeit, darin: daß er sich nicht blos meisterlich auf sein Handwerk verstand, sondern dabey auch der unterrichtetste und geschickteste Bienenwirth war, der mir noch im Leben vorgekommen ist. Uebrigens gehörte er zu den seltenen Menschen, welche sich diesen bestachelten und zornmüthigen Thierchen nähern dürfen, ohne von ihnen gestochen zu werden. Auch stand längst in seinem Katechism ein Kapitel mit der Ueberschrift: Von den Pflichten des Menschen gegen die Thiere.

(Die Fortsetzung folgt.)

I t a l i a.

(Fortsetzung.)

VI. Der Markuspallast.

„Auf der Seufzerbrück' in Venedig bin ich gestanden,
„Rechts und links sich vor mir thürmten Gefängniß, Pallast“ *)

*) Childe Harold IV.

Ein Pallast das Gefängniß, der festeste stattlichste Kerker,
Kerker war der Pallast Dogen, so lang sie regiert.
Diese Seufzerbrück' war Scheidung der Freyheit des Lebens,
Und so wandelten sie stets die Gerichteten nur.
Hatten die Grauen des Staats vielleicht aus Osten vernommen,
Mähr' der Scheidungsbrück', wie sie der Koran erzählt?
Die Gerichteten nur gehn über die Brücke der Scheidung,
In des Feuers Pfuhl stürzen Verdammte hinab.
Oder sollt' im hehren Pallast Nothwendigkeit wohnen,
Sie die wilde Fee mit dem bekannten Geleit? . . .
„Einzuschlagen den Keil und Nägel in ehernen Händen,"
„Mit dem Haken gekrümmt und dem geschmolzenen Bley *)."
Wahrlich, ich glaub's, denn unten senken hinab sich die Brunnen,
Wo Schlachtopfer des Staats lagen an Haken gebannt,
Oben unter dem Dach sind die bleyernen Kerkerbehälter,
Wo der Sonne Glut drohet zu schmelzen das Bley.
Dank der Menschlichkeit, nun sind die Brunnen geleeret,
Nicht Schlachtopfer schwert nieder das bleyerne Dach.
Von der Brücke tönt in finsterer Nacht noch Gestöhne,
Schatten der Republik seufzt von derselben herab.
Hier im Pallast war der Sitz der Signoria der alten,
Welche den Päpsten getrozt, welcher die Kaiser geflebt,
Dort im großen Saal vereinten sich alle die Edlen
Zu der Dogenwahl oder zu anderm Geschäft;
Statt der Edlen sind heut' Edlere dorten beherbergt,
In dem Versammlungssaal thronet die Bibliothek,
In dem Saal des Senats und der Inquisitoren des Staats,
Welche ohne Kontroll' sprachen in lezter Instanz,
Richtet nun nach besserem Recht der deutsche Gerichtshof,
Welcher in zweyter Instanz läßt noch zur höh'ren den Lauf.
Bilder voriger Zeit, Denkmale rühmlicher Thaten
Schmücken aus die Säl' allen Besuchern zur Schau,
Meisterstücke der Kunst der venetianischen Schule,
Tintoretto's Natur und Veronese's Gepräng.
In dem Saale, wo der Doge Gesandten Gehör gab,
Setz' ich nieder mich auf den gepolsterten Thron.
Sieh' es treten herein die Gesandten des Westens und Ostens,
Bietend zum Bündniß die Hand oder zum Schlage die Faust.
Auf dem Thron sitz' ich wie dort im Gemälde der Doge,
Vier der Perser sind's, welchen er schenket Gehör;
Vier der Perser sind's, Hülf' suchend wider die Türken,
Denen der Löwe Sankt Marks, damals ein grimmiger Löw'.
Dorten steht er zwar noch auf granitener Säul' in dem Hafen,
Aber entfallen ist längstens den Klauen das Schwert.
Ist er entwaffnet, so ist dafür auch geschlossen der Rachen
Jener Löwen dort, welcher gefüttert sonst war
Mit verschwärzendem Gift von Lüg' und heimlicher Angab,
Der Orakelschlund schlechten Spionengezüchts;
Aber noch pranget die goldene Stieg' und die Stiege der Riesen,
Wo der Götter Paar riesig erscheinet zu höchst,
Wo die Körbe stehen gefüllet mit steinernen Mispeln:
„Mittelst Zeit und Stroh werden die Mispeln gereift."
Endlich bestehen noch am Fuß des Pallasts die Latrinen,
Als Cloacinen's Altär' öffentlich jedem zum Brauch.
Cynische Freyheit genoß hier in dem Pallaste der Pöbel,
Aber tieferer Sinn lag in dem quiren Verein
Von Latrin und Pallast, wie's lehrt die Geschichte des Ostens.
Jener Chalife sprach: Werd' ich genennet mit Recht
Vom moslimischen Volk Vollzieher der Nöthen der Menschen,
Muß ich bewähren ganz, was mir der Titel empfiehlt,
Wohl kann ich vollziehen der Völker Noth in Geschäften,
Aber es muß vollziehen jeder die eigene Noth.
Daß dieß möglich sey am Hofe wurden Latrinen
Am Pallaste Bagdad's wie zu Venedig gebaut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Großmuth eines Mahomedaners in Indien.

Ahmud Bukhsch-Khan, obgleich von guter Familie, ward durch die Unruhen, welche in seinen früheren Jahren Mittelindien verheerten, und viele aus ihrem Eigenthum vertrieben, genöthigt als ein Miethling-Krieger zu dienen. Sein erster Gebieter war Ulwa Raja; später aber vereinigte er sich mit den Engländern, und begleitete den Lord Lake auf vielen seiner Züge. Er hatte sich so oft ausgezeichnet, daß der General sich bewogen fühlte, ihn auf eine auffallende Weise zu belohnen. Als er demnach eines Tages in großer Gesellschaft mit ihm speiste, forderte ihn der Feldherr auf, sich eine Belohnung auszubitten, und gab ihm zu verstehen, daß man eine unabhängige Herrschaft nicht für zu groß ansehen würde. Gerade um diese Zeit traf man Anstalten den Ulwa Raja, welcher die Engländer beleidigt hatte, zu züchtigen. Ahmud, welcher wohl wußte, was eine solche Züchtigung zu bedeuten hatte, bat zur Belohnung seiner langen Dienste — nicht um Rang und Ehrenstellen, nicht um Geld und Gut, nicht um Land und Leute, nein, er bat — um Gnade für seinen alten

*) Hor. I. 30.

Herrn! Der General und alle seine Offiziere, überrascht durch eine so großmüthige Bitte, standen auf einmal auf und jauchzten dem edlen Krieger Beyfall — aber noch mehr — Lord Lake gewährt ihm die Bitte; der Raja blieb verschont, und der brave Ahmud ward zum Nabob von Ferosepore ernannt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. August.

(Beschluß.)

Die Pariser Handelsakademie bringt mich auf eine, erst eben entstandene Akademie eigener Art, nämlich auf das egyptische Institut. Vor nicht gar langer Zeit fiel es dem Pascha von Egypten, dem es doch Ernst mit der Bildung seines Volkes zu seyn scheint, ein, die jungen Studierenden in seinen Kollegien zu fragen: Welche von Euch wollen nach Frankreich reisen, um sich mit der Gelehrsamkeit der Franken vertraut zu machen? Man sah, daß der Pascha es wünschte, und deßhalb meldeten sich Jünglinge genug. Sie wurden mit einigen Führern eingeschifft; und so kam denn zum ersten Male eine Truppe afrikanischer junger Muselmänner nach Paris, um sich daselbst in den Wissenschaften und Künsten zu bilden. Sie sind bereits in ihrer Wohnung angekommen, und scheinen ganz verdutzt in der fremden Welt, worein sie versezt worden sind. Einige haben interessante orientalische Physiognomien, andere würden vortrefflich Franz Moors Gefährten abgeben können, und eben kein großes Zutrauen einflößen, wenn man ihnen allein in einem Hohlwege begegnete. Einige sollen so gelehrt seyn, daß sie den ganzen Koran auswendig wissen; vielleicht wissen sie aber auch nichts anders. Bis jezt hat man sie nicht aus ihrer Wohnung herausbringen können, aber in dieser Wohnung zieht alles ihre Aufmerksamkeit auf sich. Diese Jünglinge, wovon einige schon dem Mannesalter nahe stehen, sind, seit sie in Paris angekommen, sanft und gelehrig und gehorsam wie die Kinder, sie scheinen ihren türkischen Charakter zu verstellen; vielleicht wird ihn die französische Bildung ganz abreiben. Auf jeden Fall muß dieser Aufenthalt junger, nach türkischer Weise bereits gebildeten Jünglinge in Frankreich gewiß einigen Einfluß auf die Bildung der Egyptier haben, besonders wenn einmal der alles verdorrende Despotismus nachlassen und dem Volke auch ein Bischen Freyheit zuerkennen wollte. Aber bis jezt wird sogar die Bildung despotisch betrieben, was denn eben kein Mittel zur schnellen Beförderung derselben ist. Etwas früher als die Egyptier in Paris ankamen, hatte man daselbst auf den Gassen einige fremde Weiber und Mädchen erblickt, deren Anzug eben so unbekannt war, als derjenige der Egyptier, und die allenfalls selbst hätten für Egyptierinnen gelten können. In Paris, wo man in der Unterscheidung der fremden Anzüge nicht sehr bewandert ist, und wo sich zuweilen verkleidete Abenteurer für Wilde ausgeben, behauptete man, es seyen Elsäßerinnen; ich aber glaube, es waren Weiber aus der Gegend von Koblenz; wie man dergleichen in ganz Deutschland mit Steingut umherstreifen sieht. Diese kurzröckigen Weiber hatten es, wie es scheint, auf eine Besenspekulation nach Paris angelegt; vermuthlich hatten sie einen Wagen voll ihrer Waare aufgepackt, und waren damit getrost zur Hauptstadt Frankreichs gewandert, wo sie dann ihre Besen in den Gassen mit eben der unermüdlichen Zuversicht anboten, als sie es in ihrem Vaterlande thun. Ob bey dieser Besenspekulation viel herausgekommen ist, weiß ich nicht, vielleicht haben die Besen sie hier blos freygehalten, und ihnen die Gelegenheit verschafft, Paris zu sehen. Einige lustige Vaudevilledichter haben von der Gegenwart der kurzröckigen Fremden Anlaß genommen, um eine Posse zu dichten, unter dem Titel: die Elsäßerinnen, worin denn die Besenverkäuferinnen als Helden eines närrischen Lebensabenteuers aufgeführt werden. Die Schauspielerinnen des Varjetéstheaters nahmen sich mit den kurzen Röckchen, runden Käppchen, und lang herunterhängenden Haarflechten recht hübsch aus; die Posse ist mehrmals gegeben worden; aber wahrscheinlich wird sie bald mit der Tagesbegebenheit, die Anlaß dazu gegeben hat, in die Vergessenheit versinken. Eine Tagesbegebenheit, die aber nicht sobald wird vergessen werden, wenigstens von den Dilettanti nicht, ist das Auftreten der Dem. Sonntag auf der Bühne der hiesigen italienischen Oper. Die hier anwesenden Deutschen haben sich ihrer Landsmännin mit patriotischer Wärme angenommen, und kaum war sie hier, so wurden auch pompöse Lobeserhebungen von Paris in die deutschen Journale eingesandt. So oft sie auftrat, erschallte in dem Schauspielsaale das göttlich, jöttlich und chöttlich der deutschen Provinzen mit dem charmant der Franzosen, und dem Brava und Bravissimo der Italiener zusammen, mancher Deutsche trat bey dieser Gelegenheit sogar aus seinem phlegmatischen Charakter heraus, wurde begeistert, und hätte gern die Superlativa der Bewunderung ausgerufen, wenn sie ihm die Sprache so dargeboten hätte, wie den Italienern. Auch den Franzosen sprach solch ein blühendes Mädchen, mit einem schönen gefühlvollen Gesange herzlich an, und das öffentliche Urtheil über dasselbe war so einstimmig, daß die Direktion es sogleich für gut hielt, der lieblichen Sängerin ein Engagement vorzuschlagen. Indessen gab es doch kältere Dilettanti, welche über den schönen Gesang die Fehler desselben nicht übersehen, und in einigen Blättern angaben. Diese waren mit ihren Rollen der Mozart'schen und Cimarosa'schen Opern nicht zufrieden; man beschuldigte sie, den Gesang dieser großen Meister ohne Geschmack verbrämt zu haben; man fand, daß sie allzuhäufig Gebrauch von ihrer Kopfstimme mache, anstatt die Bruststimme hören zu lassen, daß sie es allzusehr darauf anlege, die Stimme als ein musikalisches Instrument zu behandeln; daß sie das Italienische allzuhart und unangenehm ausspreche, daß sie die Fodor etwas sklavisch zum Muster genommen habe u. s. w. Jedoch meynte man, könnten bey der Jugend der Sängerin und ihren unverkennbar großen Anlagen zur Musik, mehrere dieser Fehler verbessert werden. Es war eine große Galanterie der Direktion, daß man ihr noch ein Dutzend Vorstellungen, auch eine Benefizvorstellung bewilligte, die sonst nur nach einem oder zwey Jahren zugestanden wird. Dießmal trat sie im großen Opernhause auf, und es wurde, nebst der Oper, noch das beliebte Ballet Vulcans Netz gegeben. Dann vereinigte sie sich noch mit vier österreichischen Tonkünstlern, um ein Konzert zum Besten der Griechen zu geben, wobey ihr jugendliches Feuer gegen das Phlegma der Künstler von der Donau sehr sonderbar abstach. Indessen haben sie alle redlich und brav zur Linderung des Elends der Griechen beygetragen, und verdienen deßhalb Lob und Ehre. Das Beysteuern zu Gunsten der Griechen ist so allgemein in Paris geworden, daß es fast nicht mehr auffällt, und die Parthey, die beständig gegen den Zeitgeist schreyet, und ihm Fesseln anzulegen droht, kann es wenigstens nicht verhehlen, daß dieser Zeitgeist sich außerordentlich mildthätig äußert, und der Angelegenheit der Menschheit große Opfer bringt. Dg.

Edinburg, 2. Sept.

Obgleich von vielen Seiten Zweifel erhoben worden, ob das längst angekündigte Leben Napoleons von Walter Scott erscheinen werde, so können wir jezt doch mit Gewißheit versichern, daß die ersten Bogen desselben schon gedruckt sind. Das Werk führt den Titel: „Die Geschichte der französischen Revolution und des Lebens Napoleons, und wird 5 — 6 Bände enthalten.“

Beylage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. September 1826.

Denen, welche keine Lust haben zum Lernen, entfalte ich meine Grundsätze nicht. Mit denen, welche nicht selbst forschen, gebe ich mir keine Mühe. Wenn ich eine Seite beschreibe, und der Lehrling versteht nicht die andern drey, so wiederhole ich meine Lehre nicht.

Chines. Spruch.

Parabase *).

Wißt ihr etwa, liebe Christen, was man Parabase heißt,
Und was hier der Dichter seiner Akte jedem angeschweißt?
Sollt' es Keiner wissen, jetzo kann es lernen jeder Thor:
Dieß ist eine Parabase, was ich eben trage vor.
Scheint sie auch geschwätzig, laßt sie; denn es ist ein alter Brauch,
Gerne plaudern ja die Basen, und die Parabasen auch.
Doch sie wissen, daß in Deutschland, wo nur Gänse werden fett,
Nichts die Bretter darf betreten, was nicht hat vor'm Kopf ein Brett;
Wissen also, daß ich nie vor euch sie recitiren darf,
Darum sind sie um so kecker, um so mehr bestimmt und scharf.
Ja, sie wagen euch zu tadeln, wie ihr seyd mit Sack und Pack,
Euer ungewisses Urtheil, euern ledernen Geschmack!
Mittelmäß'gem klatscht ihr Beyfall, duldet das Erhabne blos,
Und verbannet fast schon alles, was nicht ganz gedankenlos.
Ja, in einer Stadt des Nordens, die so manches Uebels Quell,
Gibt man Claurens Albernheiten und verbietet Schiller's Tell!
Schreibe nur, o Freund, das beste, das gediegenste Gedicht,
Biet' es aber nie der Bühne, denn das Beste will sie nicht.
O verstündet ihr, von bloßen Redenarten überhäuft,
Geistigern Genuß zu schlürfen, der aus ew'gen Rhythmen träuft!
O ihr würdet bald empfinden, daß man lieber hört von dort,
Wo ihr jezt das Leerste höret, ein mit Sinn begabtes Wort!
Aber hoff' ich, daß ihr jemals an ein Lustspiel euch gewöhnt,
Das ein freyes Spiel des Geistes, das der Zeit Gebrechen höhnt?
Nun zu euch, ihr Bühnendichter, sprech' ich, wend' ich mich fortan:
Wollt ihr etwas Großes leisten, setzet euer Leben dran!
Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzley mit Akten, Abends auf den Helikon:
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt,
Der den Hunger wen'ger fürchtet, als er seine Freyheit liebt.

*) Aus dem alsbald erscheinenden Lustspiel: „Die verhängnißvolle Gabel, von August Grafen v. Platen Hallermünde.“

Die Geburt verleiht Talente, rühmt ihr euch, so sey es — ja —
Doch die Kunst gehört dem Leben, sie zu lernen seyd ihr da!
Mündig sey, wer spricht vor Allen; wird er's nie, so sprech' er nie,
Denn was ist ein Dichter ohne jene tiefe Harmonie,
Welche dem berauschten Hörer, dessen Ohr und Sinn sie füllt,
Eines reingestimmten Busens innerste Musik enthüllt?
Selten zeigt sich Einer, welchem jeder Puls wie Feuer schlägt,
Weil ihn die Natur als ihren Liebling auf den Händen trägt:
Soll's auch Diesem nicht mißlingen, hab' er viel und tief gedacht,
Aber ferne von Scholastik, die die Welt zur Formel macht!
Wäre mit so leichten Griffen zu enträthseln die Natur,
Hätte sie auf euch gewartet, ihr zu kommen auf die Spur?
Auch das Beste, was ihr bildet, ist ein ewiger Versuch,
Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp im Zeitenbuch.
Schönheit ist das Weltgeheimniß, das uns lockt in Bild und Wort,
Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort;
Was noch athmet zuckt vor Abscheu; Alles sinkt in Nacht und Graus,
Und des Himmels Lampen löschen mit dem lezten Dichter aus!

Gallerie merkwürdiger Menschen, die ich selbst gekannt habe.

(Fortsetzung.)

7.

Der andere Schwan gehörte aber, wie schon gesagt, unter die Kathegorie der sieben freyen Künste. Darum athmeten seine Gedichte reichlich den Thau aus Latium, wie folgender Anfang eines Hochzeitsgedichts beweist, das mehr als einen Herrn Magister aus dem Amte Kammelburg unter seine Bewunderer zählte:

„Herr Hauptmann über Hundert,
Latein'sch Centurio,
Ich weiß, daß er sich wundert,
Wenn ich in jubilo
An seinem Hochzeitsfeste,
Verquam humillime,
Beschenk' Ihn und die Gäste
Mit einem Carmine."

Wenn man erwägt, daß dieser poetische Torso in der Zeit entstand, wo der Universitätsreimer Lisius in Halle jedesmal das Datum quaestionis mit einversificirte, wie z. B.

„Dieß Gedicht hat gemacht,
Und zu Papiere gebracht
Der Doktor Lisius
Am zehnten Januarius."

so darf man ihm noch heute sein Körnchen Schulwitz nicht absprechen. Sollte aber auch der Verfasser in den elysäischen Feldern nicht gerade neben Homer und Pindar placirt worden seyn, so hat er doch ganz gewiß sein Plätzchen unter den verdientesten Dorfschulmeistern gefunden. Denn er kam schon lange vor Rousseau auf die beliebte Versinnlichungsmethode, welche der Genfer Bürger in seinem Emil vorschlug, und wenn er seine ABC Schüler nach dem Buchstaben mit dem krausen Köpfchen fragte, so hatte es zuverlässig auch der jüngste nicht vergessen, daß er K heiße.

8.

Für den mehr als oberflächlichen Beobachter ist an dem Menschen Alles charakteristisch, sein Mienenspiel, sein Gang, der Ton seiner Stimme, die Bewegung seiner Hände, ja selbst die größten Kleinigkeiten, die Art, wie er Athem schöpft, wie er um sich blickt, wie er stöhnt, wie er weint, wie er lacht, gähnt oder nießt. Ich darf also hier dreist den Versuch wagen, einige Sterbliche, die mir aus der unvergeßlichen Kindheit vorschweben, ohne daß ich Umständliches von ihnen zu erzählen wüßte, mit einem oder höchstens ein Paar Zügen zu schildern.

So steht in diesem Augenblick ein achtzigjähriger Greis vor mir, der alle Särge in meinem Dörfchen verfertigte, und zwar in der Nähe seines eigenen, den er wenigstens vierzig Jahre vor seinem Tode bereit hielt. Desgleichen das Bild eines Bergmanns, der im hundert und vierzehnten die nicht kleinen sechs Meilen von Ballenstädt bis Vätenburg in einem Tage zu Fuße zurücklegte und der noch kein graues Haar auf dem Kopfe hatte. — So lernte ich früh einen Lügner à la Münchhausen kennen, der im ganzen Ernste nicht blos erzählte, sondern es selbst glaubte, daß ihn zwey Pfunde Pulver, die er eines Tages im Busen trug, und die durch ein Fünkchen aus seiner Tabakspfeife zur Explosion kamen, über das große Thal des Mägdesprungs hinweggeschleudert hätten; ein Geschichtchen, wodurch er sich und Andern seinen permanenten Husten erklärte. — Ferner sah ich einst bey einer Festivität im Walde eine gnädige Frau mit dem sämmtlichen Korps der Forstbedienten nach der Scheibe schießen, während ein kleiner Doctor juris daneben bey jedem Schusse vor Schrecken in die Höhe fuhr; sie gefielen mir aber alle sehr schlecht. — Desgleichen ist mir ein Zärtling gegenwärtig geblieben (doch war

er von Geburt kein Sohn des Harzes), der sich während der Hundstage noch in einem Pelze zu erkälten fürchtete; nicht minder ein Säufer, der, wenn er gehörig getrunken hatte, sich hinter die erste, die beste Hecke von dem Dörfchen lagerte, und dann überlaut schrie: „Wer mich kennt, der kauft mich nicht, ich bin der alte G*!“ Endlich ein lustiger Bruder, der Niemand anders begrüßte als mit den Worten: „Es freut mich, wenn Ihr gesund seyd, aber Ihr müßt mir's nicht übel nehmen, daß ich's auch bin!“

Campe ist in seinem väterlichen Rathe der Meynung: Die Redensart, „es freut mich unendlich, wenn Sie sich wohl befinden,“ heiße in ehrliches Deutsch übersezt, eigentlich nichts weiter, als: „es ist mir ganz einerley, wie Sie sich befinden!“ Diese Naivetät paßt aber auf den eben Geschilderten gewiß sehr schlecht, denn er war die unverstellteste Seele, die man finden konnte, und meynte es mit seinem Gruße genau so, wie er sagte.

Schließlich darf ich hier noch zwey Originale meines Dörfchens nicht vergessen, weil sie gewiß nicht alle Tage vorkommen. Der eine war ein Fleischer, der zu den ländlichen Hochzeiten nicht blos die Braten, sondern auch die Musik und den Witz lieferte. Die Natur selbst hatte ihn zu einem jener Komiker ausgeprägt, über die man schon lachen muß, bevor sie den Mund öffnen. — Die andere aber war eine Hebamme, welche auf ein Härchen der ehrenwerthen Frau glich, die uns Sterne so naiv im Tristram Shandy beschrieben hat. Ihr Ruf ging über die Gränzen der Grafschaft; und ich habe nie an einer Bäuerin einen zarteren Nervenbau und freundlicheres Gesicht bemerkt.

9.

Wenn die geneigten Leser bedenken, daß alle vorstehenden Beobachtungen vor meinem zehnten Jahre gemacht sind, so werden sie dieselben hoffentlich mit Nachsicht beurtheilen. In dem genannten Jahre mußte ich das väterliche Haus mit dem großmütterlichen, und meinen Geburtsort mit der ehemaligen Residenz des Bischofs Heinrich Julius, Gröningen bey Halberstadt vertauschen. Hier wäre also der Ort, zunächst die merkwürdigsten Originale aus der Woldemar'schen Familie zu schildern. Da dieß aber bereits in einem Aufsatze des Gesellschafters geschehen ist, so muß ich mich nur auf solche beschränken, die ich außer dem Kreise meiner Lieben selbst zu beobachten Gelegenheit hatte.

Schade, daß man mit der Feder nicht wie mit einem Pinsel malen kann! sonst würde ich es vorziehen, den Rektor der berühmten Bischofsstadt, welcher außer dem gutmüthigen Vater erster Lehrer wurde, statt vor die Phantasie, lieber gleich vor das Auge zu bringen. Es mag, seit man Griechisch und Lateinisch lernt, unter dem Monde viele Pedanten gegeben haben; allein einen, den die Geistesarmuth so originell zum Gimpel gestempelt hatte, gab es sicher noch niemals.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 15. August.

Der Tod der von der ganzen russischen Nation so unendlich geliebten Kaiserin Elisabeth, dieser menschenliebenden Fürstin, die im Purpur nur den Geist der Huld und Demuth athmete, Wohlthun und Beglücken für ihre höchsten und schönsten Pflichten erkannte, hat gewiß ganz Rußland in eine lange und tiefe Trauer versenkt. Sie endete gleich ihrem erhabenen Gemahle, entfernt von der von ihr so zärtlich geliebten kaiserlichen Familie, entfernt von der Residenz, die sie über dreyßig Jahre durch ihre Gegenwart zierte und beglückte. Die Bewohner Petersburgs begleiteten die Verewigte am 1sten September 1825, als sie sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit verließ, und sich nach Taganrog begab, mit ihren herzlichsten Gebeten und Wünschen um eine bald mögliche Genesung. Doch es war anders beschlossen. Am 26sten Juni d. J. sahen wir ihre entseelte Hülle, unter feyerlichem Trauergepränge in unsre Mauern bringen, und am 3ten Juli, früh Morgens in der St. Peter-Pauls Kathedrale, woselbst Sie eine ganze Woche öffentlich ausgesezt gestanden hatte, ihr Leichenbegängniß vollziehn. Das Andenken an die Tugenden der Verewigten — die Züge ihres überaus menschenliebenden, wohlthuenden Charakters bleiben auf immer unsern Herzen eingeprägt. Auch waren wir in diesen Tagen so glücklich von der Meisterhand Dowes ein Gemälde, das uns die lieblich milden Gesichtszüge dieser hochverehrten Monarchin treffend ähnlich wiedergibt, zu erhalten. Ein glückliches Ungefähr — vielleicht aber auch das Gefühl einer traurigen Vorahnung bewog die Kaiserin, diesem Künstler wenige Tage vor ihrer Abreise nach Taganrog einige Sitzungen zu gewähren. Es gelang ihm, das erlauchte Original in treffender Aehnlichkeit wieder zu geben. Das Gemälde stellt die Monarchin auf einem Spaziergang im Schloßgarten von Zarskoje-Selo dar, welchen Aufenthalt sie immer jedem andern vorgezogen hatte. Aus ihrem Blick strahlen Sanftmuth und Gutherzigkeit, die steten Gefährtinnen ihres ganzen Lebens. Ihr Gesicht verkündet Ruhe und fromme Hingebung in den Willen Gottes. — Man sieht sie allein lustwandeln in einem der spätherbstlichen Jahrzeit entsprechendem Gewande; in der linken Hand hält sie den Shwal. Im Hintergrund sieht man den von der Gallerie sich absinkenden Gang, von wo die Verewigte gewöhnlich den Garten betrat. Hier war es, wo auch Zarskoje-Selos Bewohner am Morgen des 15ten Septembers 1825 ihre abreisende Wohlthäterin zum lezten Male sahen. Hinter diesem abschüßigen Gange erblickt man die Kolonnade und den See, in noch etwas weiterer Ferne andre Stellen des Gartens, dem Lieblingsspaziergange der verstorbenen Kaiserin.

Das Leben dieser erlauchten Fürstin, nur der steten Ausübung menschenliebender Tugenden geweiht, bietet uns in seinem ganzen Zusammenhange ein fortlaufendes Gemälde des reinsten Edelmuths, der thätigsten Beyhülfe für das Unglück

in allen seinen Gestaltungen dar. Welche reichhaltige Sammlung von trefflichen Zügen der Menschenliebe ließe sich nicht aus demselben aufstellen. Die wenigsten derselben kamen bis jezt, weil die Monarchin bekanntlich ihre meisten Edelthaten in der größten Stille verübte, und prunkvolle Eitelkeit mehr denn alles haßte und floh, zur Kunde der Welt. Jezt aber, wo diese hohe Menschenfreundin für immer geschieden, wo Niemand mehr befürchten darf, ihrer zu großen Bescheidenheit zu nahe zu treten, oder gar des Lobes der Schmeicheley gegen sie beschuldigt zu werden, jezt wäre es heilige Pflicht für einen der Männer, die das Schicksal in die unmittelbare Umgebung der Verewigten gestellt hatte, die dieses schöne Tugendleben von seiner Jugendepoche bis zum Scheidepunkt in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, uns dasselbe in seinem ganzen hehren würdevollen Gepräge, seine kleinsten Nüancen mit einbegriffen (wie strenghistorische Wahrheit dieß gebietet) darzustellen.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, 21. August.

Königliches Opernhaus. Phaedra, Trauerspiel von Racine, übersezt von Schiller.

Die Phaedra des Euripides hat den Sinn, die Macht der Aphrodite zu verherrlichen, und das Tragische des Pathos, welches sie in der Brust des Menschen zu entzünden weiß, darzustellen. Der Grieche gebraucht zu dieser Darstellung Personen eines Stammes, der seit lange schon zum Beweise gedient, was die mächtige Göttin vermöge; Phaedra, aus dem Geschlechte des Minos, die Gattin des Theseus, dessen Sagenkreis von ebensoviel bezwungenen Ungeheuern als Jungfraun erzählt. Will aber die Liebesgöttin ihre Macht beweisen, so kann dieß nur in einer rücksichtslosen Liebe geschehen, welche wider Willen, aber widerstandslos, oder in vergeblichem Kampf alle sonstigen Bande zerreißt, weder durch Mutterliebe noch Liebe zum Gatten sich fesseln läßt, sondern ganz von der Flamme, welche die Göttin entzündet, durchlodert, dem Zuge dieser Flamme, wenn auch in vorausgesehenes und gewolltes Verderben, folgt. Von solcher Liebe ist Phaedra verzehrt. Ein ebenso kräftiger Beweis der bewältigenden Macht der Göttin, der alles weichen muß, wird Hippolyt, der liebeverschmähende Sohn der Amazone, denn dieß hartnäckige, barbarische Verschmähn ist im Euripides der gerechte Grund seines Todes, der die Gewalt der Allesvermögenden in nicht weniger glänzendem Lichte zeigt, als das willenlose Hingeben Phaedras. Der Widerstrebende sieht entweder seine Gegenwehr, oder sich selbst durch seine Gegenwehr vernichtet. — Wie sehr nun auch Racine glaubte, dem antiken Dichter gefolgt zu seyn, so ist er ihm dennoch unbewußt, so ungleich wie Hamlet dem Herkules, und der naivste Ausdruck dieser Verschiedenheit liegt im habit français, in welchem die antiken Stücke des modernen Dichters zur Darstellung kamen. Denn alles Griechische ist aus der französischen Phaedra verschwunden, zwar wird noch die Macht der Liebe dargestellt, aber nicht mehr die Macht der schaumgeborenen, paphischen Göttin, nicht mehr der Weg der griechischen Aphrodite, der Liebesgöttin, die selber ein Individuum, eine Gestalt und nicht nur eine leere Leidenschaft oder die Abstraktion eines allgemeinmächtigen Gefühls ist. Dadurch wird die Anrufung der Venus, ihre Beziehung auf das Geschlecht des Minos, ja der ganze übrig gebliebene griechische Apparat so hohl, leer und kalt, daß es in der That erfreulicher wäre das habit français zu sehn, weil dann doch in der That diese breite griechische Lokalität zu Antiquitäten herabgesezt wird, die keinen andern Sinn erhalten, als daß der gelehrte Mann sich an diesem Echo seiner eigenen Gelehrsamkeit ergözen, und befriedigt zu sich sagen könne: siehe, das Alles weißt du doch auch. Die Befriedigung ist dann gedoppelt: wir sehen moderne Interessen, vertragen in gebildeter Sprache, bekleidet mit wohlfrisirter gelehrter Perrücke. Racine hatte für einen gebildeten Hof zu schreiben, und es ist nicht zu sagen, warum das Stück „Phaedra“ nicht ebenso gut könnte am französischen Hofe selber, statt in Trözene und am Hofe des Theseus, wie Racine sagt, spielen. Nur würde das habit français für uns vielleicht die falsche Vorstellung herein bringen, als hätten wir ganze Menschen, vielseitig bewegte individuelle Gestalten vor uns, da wir doch nur Repräsentanten allgemeiner Leidenschaften darstellen sehen; und diesen steht das allgemeine antike Kleid besser.

Daß aber die Racinischen Gestalten durch und durch modern seyen, beweißt sich schon dadurch, daß sie uns gefallen, daß wir uns darin zu befriedigen vermögen. Die Phaedra des Euripides würden wir nicht ertragen können, obgleich sie uns schon näher liegt als andere griechische Gestalten. Besonders nach der Rückkehr des Theseus, (oder vielmehr ihres Gatten) ist die Racinische Phaedra modern, denn statt daß sie nach der kalten Verschmähung, die sie von Hippolyt erfahren, jezt rachesinnend, plözlich von der Liebe zum Hasse herübergeschleudert, ihn und sich zu verderben trachten sollte, ist sie um nichts bemüht als ihren guten Ruf zu retten, und sucht sich so gut es geht mit ihrem Gewissen abzufinden, während sie zu gleicher Zeit, statt selbst zu handeln, der Amme die That, die jezt dadurch zur Hofintrigue heruntersinkt, überläßt, und unterdessen doch ihre Liebe im Herzen bewahrt. Die frühere Gewalt der Leidenschaft gibt jezt, statt einer Heroengestalt das Miniaturbild einer kleinlichen Eifersucht, die damit endet, die Amme auf recht ächt französische Weise als Schmeichlerin, als Beyspiel dieses ewigen Fluches der Großen der Erde, zu schelten und zu verwünschen.

Noch weniger als Phaedra konnte der französische Dichter den antiken Hippolyt in seiner ursprünglichen Gestalt uns vorführen. Wie hätte uns sein Tod, den er erleidet, weil er der Macht der Venus widersteht, interessiren können? Als Liebhaber weiß er sich unsere Theilnahme in viel höherem Grade zu erwerben. Schade nur, daß einerseits auf diese Weise seine antike Bedeutung verschwindet, (denn um im zwanzigsten Jahr zum ersten Male zu lieben, braucht man von keiner Amazone geboren zu seyn), während anderseits von dieser Muttermilch dem Helden gerade soviel in Fleisch und Blut übergegangen ist, als hinreicht das Feuer seiner Liebe zu erkälten, und bis zum Uebermaß zu mäßigen. Aber dadurch, daß Hippolyt liebt, geht überhaupt der Gegensaz gegen Phaedra verloren, es wiederholt sich in ihm nur, was wir in ihr schon in kräftigeren Zügen gesehen haben, der vergebliche Widerstand gegen die Macht der unbezwinglichen Liebe: Phaedra liebt gegen die Sittlichkeit, indem sie den Gatten verräth, Hippolyt, indem er dem Willen des Vaters widerstrebt. Vor allem aber wird sein Tod in ein anderes Verhältniß gerückt; er wird nur rührend in modernem Sinn, mitleiderregend, zumal da wir nicht, wie Virgil, einen Aeskulap haben, der den geschleiften Helden wieder aufweckt, und mit Aricia verbindet. Wir können nichts thun als ausrufen: armer Hippolyt! und allenfalls mit thränendem Blick auf zu den Sternen blicken. Ein Held aber, der durch ein solches Ende unsere Theilnahme erweckt, ist sicher von modernstem Schlage.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. September 1826.

Dieser Garten ist die Welt,
Die im Frühling junger Jahre
Uns mit ihrer bunten Waare
So ausnehmend wohl gefällt.

Lichtwehr.

Gallerie merkwürdiger Menschen, die ich selbst gekannt habe.

(Fortsetzung.)

Ein Paar Züge werden hinreichen, das Original aller Originale in Lebensgröße zu zeigen. In der Universalhistorie, wie er es nannte, erzählte er uns gemeiniglich lustige Schwänke von Cartouche, Käsebier und andern berühmten Spitzbuben, schloß aber den Unterricht jedesmal mit der pedantischen Frage: „Was traktiren wir für eine Historie?“ — Worauf denn der sämmtliche Cötus, welcher im Sommer zur Hälfte aus Barfüßern bestand, wie aus einem Munde schrie: „Die Universalhistorie?“ — An dem Lohntage — so hieß er jeden Sonnabend — bekamen die Avancirenden für ihre Striche in der Conduitenliste eben so viele Schläge; die Herunterkommenden aber gingen frey durch, weil sie, seiner Meynung nach, schon durch die Degradation hinlänglich bestraft würden. — Alle hohe Festtage hatte er einmal zu predigen; um seine klassische Gelehrsamkeit zu beurkunden, verglich er in jeder dieser Predigten den David mit Orestes und den Jonathan mit Pylades, wobey der Kantor auf dem Chore stets unwillig ausrief: „Jezt gebt Acht! ihr Jungen, denn jezt kommen die Mährchen.“ — Seine Furcht vor den Spinnen war mehr als kindisch; und so oft sich ein Thierchen dieser Art in der Klasse blicken ließ, würgte er es eigenhändig mit dem Schulzepter. Weil er nun im höchsten Grade kurzsichtig war, so kamen eines Tages mehrere lustige Vögel auf den Einfall, eine Menge Spinnen aus Wachs zu bilden, und sie rings an den Wänden mit Haaren aufzuhängen. Der Spaß gelang trefflich; er ward von einer zur andern gejagt, ohne bey dem Würgeramte die Entdeckung zu machen, daß er — Wachs durchbohre. Man kann sich leicht vorstellen, welches laute Gelächter die vierzig sogenannten Primaner der Bischofsstadt während dieser Scene erhoben!

Es ist mir in spätern Jahren oft räthselhaft vorgekommen, wie ich aus dem halbgelehrten Dunstkreise eines solchen Ludimagisters mein Fünkchen gesunden Menschenverstand noch leidlich unversehrt davon bringen konnte. Auf jeden Fall war es ein Glück für mich, daß ich in dieser Verbildungsanstalt nicht eben lange verweilte.

10.

Der Tertius der Gröningischen Schule ist mir wegen einer ganz eigenen Ideenassociation merkwürdig geblieben. Ich konnte nämlich den Ehrenmann nie sehen, ohne bey ihm zugleich an das große Weinfaß des Bischofs und das Hirschzimmer und die schöne Kirche seines Schlosses zu denken. Die Sache ging übrigens sehr natürlich so zu: da der Herr Tertius ein ziemlich geschickter Organist war, so ließen ihn durchreisende Fremde nicht selten rufen, um sich von ihm auf dem schönen Orgelwerke der Schloßkirche etwas vorspielen zu lassen. Mir, als einem auf dem Harze gebornen Knaben schienen aber unter allen bischöflichen Herrlichkeiten ein Zimmer, in welchem mehr als ein Dutzend

Hirsche ihre Köpfe mit prächtigen Geweihen aus den Wänden hervorstreckten, und ein Faß, in dessen mächtig großem Bauche ich oft in eigener kleiner Person umhersprang, bey weitem die interessantesten; so fielen mir also bey dem Tertius nicht blos Kirche und Orgel, sondern auch stets die leztern wieder ein. Meine lieben Hirsche sind unterdessen, wie das ganze Schloß, längst ein Raub der Zeit geworden; allein das Riesenfaß ist, so viel ich weiß, noch heute auf dem Spiegelschen Bergen bey Halberstadt, so wie die Orgel in der dortigen St. Martinikirche zu sehen.

Man nennt die Leute, welche sich zur Noth mit dem Degen zu vertheidigen wissen, ohne die Fechtkunst ordentlich und gründlich erlernt zu haben, Naturalisten; eine ähnliche Naturalistin war die Frau jenes Organisten auf — der Baßgeige. Bisweilen versammelten sich nämlich seine Musikschüler blos in der Absicht bey ihm, um durch ihre erlernten Künste dem Vergnügen zu huldigen; dann legte sie das Instrument quer vor sich auf den Tisch, und strich, ohne sich um das Griffbrett weiter zu kümmern, die Grundharmonie zu den aufzuführenden Stücken in lauter Quintengängen allein mit dem Bogen. Man weiß, daß es beym Basse gewöhnlicher Dorfmusikanten gemeiniglich eben so gehalten wird; die Lage des Instruments gab aber, nebst ein Paar schielenden Augen dieser Naturvirtuosin ein so drolliges Relief, daß ich noch heute nicht ohne Lachen an sie zurückdenken kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der taubstumme Dieb vor Gericht.

Der Fall eines von einem Taubstummen begangenen Diebstahls kam vor einiger Zeit vor das Pariser Assisengericht. Der Präsident des Gerichtshofs war Herr von Monmerqué, der Beklagte hieß Nadau, und hatte nie einen Unterricht als Taubstummer erhalten; sein Vertheidiger war Herr Charles Ledru. Nadau war im Jahr 1815 wegen Diebstahls verurtheilt (auf ein Jahr), nachher als Mitangeklagter wegen eines Diebstahls im Jahr 1823 freygesprochen worden. Für dießmal war er angeklagt, in einem Magazin, wo er in Strohhüten arbeitete, Strohhüte entwendet zu haben. Der Beklagte hatte den Diebstahl gar nicht geläugnet; die Nebenumstände der Handlung sind gar nicht bedeutend; das zahlreiche Publikum war aber vorzüglich wegen der Sonderbarkeit der Handlung und wegen der Neuheit des Phänomens zusammen gekommen; der Präsident mußte es sehr schwer finden, sich einem Taubstummen verständlich zu machen, der keinen Taubstummenunterricht bekommen hatte und kaum einige jener Handzeichen kennt, womit diese unglücklichen Geschöpfe einander ihre Ideen mittheilen. Herr Paulmier, Taubstummenlehrer, war von dem Gerichtshofe zum Dollmetscher angenommen worden; er erprobte bey dieser Gelegenheit das wichtige Talent, durch Geberden zu sprechen, die Hände und Augen gleichsam zum Sprachwerkzeug zu machen, und Ideen, ja sogar ganze Phrasen durch eine belebte und lebendige Pantomime zu übertragen. Unmöglich kann ein solches Verhör niedergeschrieben werden, denn Beklagter und Dollmetscher sprachen nur durch Zeichen. Hier brauchte man keinen Geschwindschreiber. Der Leser muß sich begnügen, wenn man ihm nur das Mittel darstellt, durch welches eine der Hauptfragen des Prozesses in's Klare gebracht wurde. Der Präsident trug dem Herrn Paulmier auf, die Frage zu versuchen, ob er einigen Begriff von Eigenthum, ob er einiges Gefühl des Unrechts, das ein Mensch dem Menschen thut, wenn er etwas nimmt, was ihm nicht gehört, und von der Schande habe, welche eine solche Handlung begleitet. Herr Paulmier that durch Geberden, als ob er dem Beklagten sein Wams, seine Halsbinde wegnähme. Nadau gab nicht besonders zu verstehen als ob er verstünde; er begnügte sich, durch Zeichen zu wiederholen, daß er den angeschuldigten Diebstahl bekenne. Der Herr Präsident trug dem Herrn Paulmier auf, er sollte die Probe noch werkthätiger machen. Herr Paulmier nahm dem Nadau sein Taschentuch und fragte ihn durch ein Zeichen, wem das Taschentuch gehöre. Der Beschuldigte drückte durch eine Geberde aus, das Taschentuch sey das seinige und machte eine Bewegung, um es wieder zu nehmen. Herr Paulmier weist nun auf die Gensd'armen, stellt einen Menschen vor, der die Hände gebunden hat, der eingesperrt ist; nun zeigt er ihm die Strohhüte, er deutet auf die Hüte, auf das Publikum, und drückt durch die Geberde die Schande und Erniedrigung aus. Nadau neigt das Haupt und sieht auf den Boden. — Das Zeugenverhör ist nunmehr nicht an sich selber, sondern durch die wunderbare Kunst merkwürdig, womit Herr Paulmier dem Nadau dasselbe bis auf die kleinsten Umstände begreiflich macht. Kömmt es darauf an, den Beklagten zu fragen, wie er den Diebstahl begangen habe, so bückt er sich gleich einem Menschen, der im Dunkeln geht; er macht die Geberde des Diebs, der rasch eine Uhr, eine Börse, einen Hut wegnimmt und damit wegläuft. Nadau versichert durch ein Zeichen, daß er nicht auf diese Art gehandelt habe. Dann macht Herr Paulmier das Zeichen eines Menschen, der mehrere Strohhüte nimmt, einen Pack daraus macht, ihn unter seine Kleider versteckt und in der Nacht davon geht, um sie an Händlerinnen zu verkaufen. Nadau antwortet mit einer bejahenden Geberde, so habe er es gemacht, und so die Hüte unter seinen Kleidern in den Keller des Hauses gelegt. — Der öffentliche Amtankläger, Herr von Vaufreland, gab zu, daß man unwillkürlich an dem Angeklagten einigermaßen Antheil nehmen müsse, wenn man seine unglückliche Lage betrachte; jedoch dürfe man deßhalb die besondern Umstände des Prozesses, welche die Strafbarkeit des Nadau mit Evidenz beweisen, nicht aus den Augen verlieren. In der That, und ohne sich auf unbestimmte Theorien einzulassen, welche zu der

Verhandlung nicht gehören, sey es offenbar nach den Zeugenaussagen und dem Verhöre des Beklagten durch Herrn Paulmier, daß derselbe ganz deutliche Begriffe habe vom Guten und Bösen, daß Nadau sich versteckte, um zu stehlen, daß er sich versteckte, um die entwandten Gegenstände zu verkaufen, und endlich daß er mit Beschämung seinen begangenen Fehler eingestehe. Außerdem, wenn man auch voraussetze, daß die Taubstummen die moralischen Begriffe nicht eben so bestimmt besitzen als andere Menschen, so sey Nadau bereits durch vorhergehende Verurtheilungen gewarnt, daß dem Bösen die Strafe folge, er sey also in einer weit ungünstigern Stellung, er könne die Unwissenheit nicht mehr vorwenden. — Herr Charles Ledru als Vertheidiger sprach folgendermaßen: „Meine Herren, während Sie mit einer feyerlichen Aufmerksamkeit den Antrag des Staatsprokurators anhörten; während diese ganze Versammlung, geschreckt durch seine strengen Worte, mit Bangigkeit erwartet, ob nicht eine andere Stimme zu Gunsten einer Sache sich erheben werde, die ihr wichtig schien, weil sie die Sache des Unglücklichen ist. . . . Da schien ein einziger Mensch, ruhig unter so mancherley lebhaften Gefühlen, und nur durch den ihm ungewöhnlichen Zusammenfluß des Publikums aufmerksam gemacht, sich selber zu fragen, was all diese Vorkehrungen und all diese Feyerlichkeiten, die er nicht versteht, zu besagen haben. Gerade in diesem Augenblick sehen sie ihn da auf der Bank der Angeklagten, er ist ruhig! und doch die Frage ist, ob er in einigen Augenblicken frey oder in schwerer Haft seyn werde. Sonderbare Lage! neues Schauspiel in den Jahrbüchern der Völker aufzuzeichnen. Ein Geschöpf, das an die Menschheit nur durch seine Leiden angeknüpft zu seyn scheint, wird plötzlich in's Gefängniß geworfen. Hier steht er lange Angst aus, nun schleppt man ihn vor die Richter, weil sein Betragen dem Gesetz zuwider gewesen seyn solle. Und er, da er zugleich weder weiß, was die Richter sind noch die Gesetze, wohnt furchtlos der Vorstellung eines Schauspiels bey, dessen Entwicklung der Gefängnißwärter geben solle. Bey diesen Thatsachen, meine Herren, wozu soll da mein Amt dienen? Ich sollte die Vertheidigung, die Aufklärung dieses Unglücklichen Ihnen vorlegen, wenigstens seine Absicht entschuldigen. Allein diese Umstände, die so wichtig wären, ich konnte sie nicht von ihm erfahren. Umsonst fragte ich meinen Klienten; meine Stimme konnte nicht bis zu ihm reichen; meine Gedanken konnten seine Gedanken nicht erreichen. . . . Zwischen ihm und mir liegt eine Welt. Ich muß also damit beginnen, daß ich Alles zugebe, was der öffentliche Ankläger behauptet. Ich muß, anstatt zu untersuchen, zu bekämpfen, alles ohne Untersuchung annehmen, statt Vertheidiger zu seyn, mich mit der Anklage vereinigen. Aber ich rufe die Anklage auf, sich mit mir auf einem andern Felde zu schlagen. Nicht ein System, das die Kunst des Advokaten beweisen, aber durch sein Bewußtseyn widerlegt würde, nicht eine Theorie, gefährlich für die Gesellschaft will ich zur Entschuldigung des Verbrechens aufstellen, als sey es unvermeidlich, und darum nur noch furchtbarer. Ich frage nur: „Ist der Taubstumme, ohne Unterricht, fähig, ein Verbrecher zu seyn? In dem Menschen ist das Gefühl, die Einbildungskraft, der Verstand. Zu dieser lezten Seelenkraft gehören die moralischen Begriffe, die nicht durch die Sinne in dem Menschen entstehen, die nur durch Eindrücke von außen, durch das gehörte oder gelesene Wort in die Seele kommen, und die wir durch die organische oder geschriebene Sprache wieder äußerlich von uns geben. Was dem Taubstummen durch die äußerliche Natur in die Seele kömmt, wird er, wie alle andere Menschen, wahrnehmen, aber es ist unmöglich, daß er das Gute und das Böse erkennen, das nur unter dem Gewande der Sprache verwirklicht und dem Verstande begreiflich wird." Der Advokat fordert hier die Geschworenen auf, sie sollen sich vorstellen, als hätten sie keine moralischen Ideen, keine Sprache, eine leere Stelle in ihrer Seele, und er fragt sie nun, wie sie die Begriffe von Recht und Unrecht erhalten wollten? Herr Ledru sezt hinzu, das Gesetz sey seinem Klienten nie kund geworden; er sey taubstumm, man könne es ihm nicht anführen. Der Herr Staatankläger antwortete, die Präsumption sey, jeder wisse das Gesetz. Herr Ledru erwiederte: „Ich übersetze das Nemo legem ignorare censetur durch: Wenn die Sonne scheint so scheint sie für alle, nur nicht für die Blinden." Nun sagt er weiter, da die Gesellschaft nichts für seinen unglücklichen Klienten gethan habe, indem er nicht unterrichtet sey; indem von 15,000 Taubstummen in Frankreich nur 500 Unterricht erhalten, so sey die Gesellschaft noch strafbarer als er selber. Der höchste Richter, sezte er hinzu, legt in die eine Schaale die Verirrungen der Menschen, in die andere ihre Thränen. Wenn auch, Sie, meine Richter, sagen wollten, der Beklagte habe das Böse gekannt, konnten sie wagen zu behaupten, er habe es nicht bereits gebüßt? Im Eintritt in die Welt hat er gelitten; er hatte den Vater und die Mutter verloren, er mußte wie ein Thier seine Nahrung suchen, man verachtete ihn, man entwürdigte ihn, was hat er nicht schon gelitten? Unsere Seele schwingt sich empor gegen den Höchsten, aber der unglückliche Taubstumme, verworfen von den Menschen, Auswurf von der Welt, ist gleichfalls, wenn ich es wagen kann so zu sagen, von Gott selber verlassen, da er seinem Verständnisse unbekannt blieb. Auch daß er schon vormals gefehlt hatte, ist eben so wenig seine Schuld als jezt. Die Gesellschaft bedarf des Beyspiels seiner Strafe nicht." Die Geschworenen sprachen den Ledru frey. Der Präsident wünschte dem Advokaten Glück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 21. August.

(Beschluß.)

Madame Schröder, die heutige Darstellerin, erneute ihren bewährten Ruhm. Gewiß gelingt es unter allen Deutschen dieser Künstlerin am besten, französische Gestalten uns anzueignen, denn sie hat von allen Deutschen unstreitig das meiste Pathos, dessen das französische Trauerspiel, will es

nicht ganz kahl und trocken werden, auf keine Weise entbehren kann. Denn, wenn sich Haß, Liebe, Zorn, Neid, Schmerz, Wuth nicht als Leidenschaft irgend einer individuellen Gestalt, die, ein Ineinander aller dieser Gefühle, eine ganze volle Menschenbrust in sich trägt, darstellen, sondern für sich rein als Leidenschaften hervortreten, und die ganze übrige Kraft der Individualität verzehren, um nur sich als Zorn, als Liebe, als Eifersucht rc. ausdrücken zu lassen, dann werden alle Gegensäze der Stimme, Höhe und Tiefe, Schnelle und Langsamkeit, Stärke und Schwäche, die sonst durch die Individualität gebunden und vereinigt waren, frey, sie stellen sich schroff nebeneinander, wechseln übergangslos ab, und wissen, selbst von Leidenschaft hingerissen, zur Leidenschaft hinzureißen. Diese französische Darstellungsweise vermeidet die deutsche Künstlerin mit Recht, ohne dagegen die Gewalt der Leidenschaft zu ersticken. Aber eben weil diese Gewalt die eigentliche Sphäre für Mad. Schröder ist, (denn das Weiche, Schmelzende, Schmachtende, Liebliche gelingt ihr nur im Gegensaze der auflodernden Leidenschaft) gefiel sie weniger in den Scenen ruhiger Betrachtung im vierten Akt, als sie die Liebe Hippolyts zur Aricia erfährt, und trug diese Ruhe auch auf die Leidenschaft der Eifersucht über, die der Dichter überhaupt schon kühl behandelt hat. Erst als sie vor ihrem richtenden Vater in der Unterwelt zu stehen meynt, und nun ihr Loos und das seine beklagt, zeigte sich die Künstlerin in ihrer ganzen Größe. Nur wünschten wir, daß Mad. Schröder in ihren Bewegungen das Breite vermeiden möchte; bey mäßiger Größe sollte sie die Arme nicht zu gleicher Zeit zu beyden Seiten gerade ausstrecken, indem dadurch die Linie, die sich um die ganze Gestalt beschreiben läßt, sich zu sehr dem Kreise nähert. In dergleichen das schöne Maß zu treffen, ist ein besonderer Vorzug der Madame Stich. Ueberhaupt rundet sich der Arm der Mad. Schröder selten; sie streckt ihn entweder gerade von sich, oder läßt ihn zum Winkel zusammenfallen. Auch das g t möchten wir weniger bis zum c h t geschärft, und das eu weniger zum e i gebreitet hören. Ob ferner Mad. Schröder den ganzen Sinn der berühmten Antwort: „c'est toi qui l'a nommé!“ wiedergibt, möchten wir bezweifeln. Phaedra hat den unseligen Namen des Geliebten nicht auszusprechen vermocht, das innere Entsezen über die oftbekämpfte, tief im Innersten verschlossene Leidenschaft verschließt ihr die Lippen; Oenone nennt den Namen; jezt hat Phaedra das Graunvolle gehört, das sie ewig verbergen wollte, ihr Entsezen muß die Spitze erreichen, da ihr Verbrechen ihren eignen Ohren kund geworden, sie ist die Woge, die vor dem Ungeheuer, das sie trug, zurückbebt; aber zu gleicher Zeit ist ihre Brust von der erstickenden Last befreyt, ohne daß ihre eigenen Lippen durch das Geständniß befleckt sind, ihr Entsezen, ihr Schreck ist ebenso Freude und augenblickliche Beruhigung. Und dieß Leztere schien Mad. Schröder nicht mit hindurch klingen zu lassen. Denn sie ruft der Amme die Antwort laut und in einfachem, nicht in jenem doppelten Gefühle zu, das im Uebergange des Grauns zur Freude könnte ausgedrückt werden.

Von Herrn Kunst, Theseus, wollen wir nicht sprechen, da er bis jezt von der Kunst nur die natürliche Seite, Gestalt und Stimme zeigte, und seinem Namen wenig entsprach.

Petersburg, 15. August.

(Fortsezung.)

Fast sogleich nach ihrem erfolgten Hintritt ward folgender Zug des Edelmuths aus Elisabeths Privatleben bekannt, für dessen Authenticität sich eines unsrer ältesten periodischen Blätter, das Journal der neuesten Zeitgeschichte, Geographie und Statistik verbürgt: „der Kronbeamte **, der zu ** einen bedeutenden, ziemlich lukrativen Posten bekleidete, ward eines leichten Versehns wegen, das nicht so sehr sein Verschulden, als Folge widerwärtig wirkender Umstände war, von seinen Feinden denuncirt, von seinen Obern in Anklagestand gesezt, einer langwierigen Kriminaluntersuchung unterworfen, und von seinem Posten entlassen worden. Während dieser Untersuchung, die bey dem bisherigen langsamen Gange unsrer Justiz oft erst mit dem Tode des Betheiligten aufhörte, unterlag ** mit seiner Familie einem sehr harten Verhängnisse. Um sich, seine Gattin und seinen kleinen Sohn zu ernähren, mußte nach und nach seine ganze Habe verkauft werden, deren mäßiger Ertrag auch in Kurzem verzehrt war. Nun ging die Familie in Lumpen bekleidet einher, mußte ihren Hunger mit trocknem Brode stillen, das sie oft von den Bettlern erkaufte. Ihre Noth gerieth zulezt zu einer solchen Extremität, daß sie auch kein Geld mehr hatten, um lezteres zu erhalten, da die Frau des **, geschickt in manchen Handarbeiten, erkrankte, und aus Mangel an stärkenden Nahrungsmitteln, einer völligen Erschöpfung aller Lebenskräfte beynahe unterlag. — In einer solchen hoffnungslosen, an Gott und der Menschheit verzweifelnden Stimmung sagte endlich eines Tages der Mann zur Frau: „Wir haben nichts, um dir Labung zu verschaffen, laß mich um Almosen bitten.“ Sich ihrer Würde bewußt, erwiederte diese aber mit edlem Stolz: „Ich ziehe den Tod einer solchen Beschimpfung vor!“ der Gatte wiederholt verzweiflungsvoll, ja laß uns sterben. Die Mutter blickt auf ihr Kind, weint heftig, und hatte kaum noch die Kräfte zu bemerken: „soll denn auch dieses das Opfer so namenlosen Elends werden?“ — Der Vater weist gen Himmel, und ohne nachzudenken, ruft er aus, auch ihn nehmen wir mit uns hinauf. In dieser entscheidenden Minute erschien den namenlos Unglücklichen der rettende Lebensengel. Hr. von L**, im persönlichen Dienst der Kaiserin Elisabeth, genoß ihres größten Zutrauens, kannte genau die Familie **, und das ihr betroffene Leid. Als leztres seinen höchsten Grad erreicht hatte, hielt L** es, den wohlthätigen Charakter seiner edlen Gebieterin kennend, für heilige Pflicht, sie davon, ohne die mindeste Verleugnung der Wahrheit, in Kenntniß zu sezen. Elisabeth hörte seiner Erzählung mit der innigsten Rührung zu und als er geendet hatte, rief sie mit thränenvollem Blicke aus: „Hier muß wohl die Grenze menschlichen Elends seyn!“ Sie händigte darauf Herrn von L** ein Päckchen mit 300 Rubel Bankozettel ein, befahl ihm, es unverzüglich den Unglücklichen zu überbringen. „In jedem Monate sollen sie, (lautet ihr eigner Trostesspruch an sie) eine gleiche Summe erhalten, sagen Sie ihnen dabey, daß für die Wiedergenesung der Frau alle mögliche Hülfe wird geleistet, ihr Sohn ohne Zeitverlust in einem guten Erziehungsinstitute untergebracht werden. Für die Sache des Mannes werde ich mich gehörigen Ortes zu verwenden suchen.“ — L** erfüllt auf's eiligste diesen Auftrag, die Unglücklichen vernehmen ihn, fallen im stummen Entzücken vor dem Bildnisse ihrer Retterin nieder, wollen den ihre Herzen pressenden Dankgefühlen durch ein inniges Gebet zu Gott, der sie ihnen gesandt hatte, Luft machen; doch der plözliche Uebergang von dem namenlosesten Elend zur höchsten Freude äußert gewöhnlich die nachtheiligsten Folgen auf die Gesundheit, dieß war auch hier der Fall, beyde wurden bedenklich krank. Indessen wurden sie wieder hergestellt, und allmählich für die ihrer harrende glücklichere Zukunft vorbereitet. — Die menschenfreundliche Monarchin hielt getreu ihr gegebenes Wort. Ihrer beharrlichen nachdrücklichen Verwendung verdankte ** seine schnelle Freysprechung, völlige Rechtfertigung und baldige Wiederanstellung. Seine Gattin genaß in kurzem völlig, ihr Sohn wurde unter dem fürsorgenden Schuze der Kaiserin erzogen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. September 1826.

Dreyfach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Schiller.

Raum und Zeit*).

Raum und Zeit sind zwey Begriffe, die, obgleich beyde nicht zu den klarsten gehören, doch gegenseitig Licht über einander verbreiten. Ohne Raum kann man sich keinen Körper, ohne Zeit keine Veränderung, ohne beyde keine Bewegung denken. Bewegung ist Veränderung des Orts, oder Versetzung aus einem festen Punkt in den andern: die Veränderung erfordert Zeit, die festen Punkte setzen einen Raum voraus, und Veränderung findet statt, wenn der Zustand eines Dinges in verschiedenen Augenblicken nicht derselbe ist. So wie sich also entfernte Punkte zum Raum verhalten, so verhalten sich die verschiedenen Augenblicke zur Zeit: sie sind die Punkte der Zeit. Raum ist der Canevas, auf dem unsere Einbildungskraft jeden Ort, alle noch so entfernten Punkte stickt; die ausgespannte Leinwand, auf der sie die verschiedenen Augenblicke oder Begebenheiten, jede in ihrer gehörigen Ordnung zeichnet: und da die Natur uns keine Gränzen vorgeschrieben hat, außerhalb welcher es keine Punkte oder keine Veränderungen mehr gäbe, so kann die Einbildungskraft auch Raum und Zeit nicht anders als unendlich denken. Beyde sind eine Ausdehnung ohne Gränzen; jene denken wir uns als fest und unbeweglich, in dieser findet eine ununterbrochene Bewegung statt. Der Raum ist ein unermeßliches, von keinem Winde bewegtes Meer, aus dem alle Körper gleich Felsen hervorragen; die Zeit ist der unendliche Strom, auf dem die Weltbegebenheiten aus der Zukunft, durch die Gegenwart, in die Vergangenheit hinüberfließen. Niemand vermag die Quelle des Stroms der Zeiten zu bestimmen, oder die Mündung, durch die er sich in das Meer der Ewigkeit ergießt. Nur die einzelnen Theile dieses Stroms, die einzelnen Perioden können wir miteinander vergleichen; und hiezu dienen uns nicht die Tropfen dieses Wassers, die nur in unserer Phantasie ihr Daseyn haben, sondern die Begebenheiten, die gleich fremden Körpern auf dem Strome der Zeiten vor unsern Augen dahinfließen. So wie aber die Theile des absoluten Raumes sich durch die Menge der darin enthaltenen Körper oder Punkte nur dann messen lassen, wenn alle Punkte gleiche Entfernung von einander haben, so läßt sich auch die Zeit, durch die in ihr vorgefallenen Begebenheiten, nur dann messen, wenn diese *gleichförmig* aufeinander folgen; so wie der Beobachter am Ufer die Geschwindigkeit des Stromes durch die Menge der darauf schwimmenden Strohhalmen, wenn er von ihrer gleichförmigen Vertheilung auf der Oberfläche überzeugt ist, eben sowohl messen kann, als wenn er die vorüberfließenden Wassertropfen selbst zählte.

So bekannt dieses alles zu seyn scheint, so häufig handeln die Menschen doch, als wenn es ihnen ganz unbekannt wäre. Der Mensch gebraucht Raum, um zu existiren, und Zeit, um zu handeln; das heißt, er kann nicht leben, ohne

*) Aus dem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung so eben erschienenen vierten Bande von Schuberts vermischten Schriften.

einen Theil des unermeßlichen Raums und der unendlichen Zeit als Eigenthum zu besitzen: man tödtet also den Menschen, sowohl wenn man ihm seinen Raum nimmt, ihn einsperrt oder vernichtet, als wenn man ihm seine Zeit raubt; und gütiger Himmel, wie oft und auf wie mancherley Art wird dieser Diebstahl oder Todtschlag begangen, ohne daß es erkannt wird! Der Sklave, dem sein unbarmherziger Herr keinen Augenblick läßt, über den er frey schalten kann, darf sich mit eben dem Rechte beklagen, als wenn er auf sein ganzes Leben in den Kerker gesperrt wird. Der Mächtige, der sich ein Gewissen daraus machen würde, seinen Untergebenen einen Theil ihrer Häuser oder ihrer Felder zu rauben, läßt sie, ohne sich Vorwürfe zu machen, Tage lang in seinem Vorzimmer warten; und der Zudringliche, der mich mit seinem nur für ihn unterhaltenden Geschwätz auf die Folter spannt, und mir mein Eigenthum der Zeit eigenmächtig raubt, ist eben so straffällig, als wenn er sich einen Theil meines Hauses ohne meine Erlaubniß zu seinem Gebrauch anmaßt; das Unrecht, das er begeht, ist im Grunde noch größer, da die Zeit nicht, wie der Raum, mein ausschließendes Eigenthum, nicht impenetrabel ist, sondern von mehreren zugleich benuzt werden kann, und er sie sich doch ausschließend zueignet. Dieser Begriff des Eigenthums der Zeit liegt offenbar bey dem quälenden Gefühle der Langeweile, die uns Andere machen, zum Grunde, einem Gefühl, das uns eben so empört, als wenn wir unsers wohl erworbenen Vermögens gewaltsam beraubt werden.

Es scheint sogar offenbar, daß die Freyheit mehr in dem ungekränkten Besitze der Zeit als des Raumes besteht, und daß die Zeit überhaupt etwas Edlerers als der Raum ist. So wie es Menschen gibt, denen das Recht des Stärkern Raum und Zeit, und damit ihre ganze Freyheit geraubt hat, so gibt es auch solche, denen nur das eine geraubt ist, ohne daß ihnen der freye Gebrauch des andern geschmälert wird; und hier können wir am deutlichsten den Unterschied zwischen dem Eigenthum des Raums und der Zeit an zwey Klassen von Menschen sehen, welche die Straßen großer Städte durchziehen. Die glücklichen Herumtreiber, die, ohne einen Fuß breit Landes ihr Eigenthum nennen zu können, den nicht occupirten Theil des absoluten Raumes, gewöhnlich freye Luft genannt, genießen dürfen, wie es ihnen gut dünkt, weil sie unumschränkte Herren ihrer Zeit sind, dürfen sich nicht über ihr Schicksal beklagen: denn diese wahren Weltbürger haben den Genuß ihrer Freyheit gegen den Namen von Bettlern, Lazaroni oder Müssiggängern wohlfeil genug eingetauscht. Der Unglückliche aber, der nicht Herr seiner Zeit ist, fühlt den Mangel der Freyheit, wenn er gleich in Ansehung des Raums unumschränkt ist, und heute und morgen vielleicht die Straßen in den entgegengesezten Theilen der Stadt fegt. Wer sich am meisten zu beklagen hat, ist der Sklave seines Amtes, der jede Zeit seines Lebens zu seinen Berufsgeschäften verwenden muß, ohne sich dadurch den kleinsten Theil des von glücklicheren Müssiggängern occupirten Raums als Eigenthum erwerben zu können.

Der Strom der Zeiten endet nie, aber er fließt unaufhaltsam in das Meer der Ewigkeit: nie ändert er seine Richtung, nie fließt er zur Quelle zurück, und keiner der Strohhalmen, die auf ihm herabgeschwommen sind, kehrt jemals wieder. — Keine Handlung läßt sich ändern oder ungeschehen machen, und keine verlorne Zeit läßt sich ersetzen. Welche Betrachtungen erweckt der kleinste Bach, eine Rinne, die sich der Regen oder der geschmolzene Schnee grub, um sich in einen unterirdischen Kanal zu stürzen, durch den er sich mit dem nächsten Strome, und endlich mit dem unermeßlichen Weltmeere vereinigt! Alles, was mit ihm herabfließt, scheint nun gleichsam aus der Reihe der Dinge vertilgt und ewiger Vergessenheit übergeben zu seyn. Allein der geringfügigste Gegenstand wird von den mütterlichen Armen der Natur aufgenommen, von Neuem verarbeitet und benuzt; und die geringste unserer Handlungen, die wir gern der Vergessenheit übergeben möchten, wird irgendwo niedergeschrieben, und ihre Folgen erstrecken sich in die Ewigkeit.

Auch diese Wahrheiten, so allgemein anerkannt und so reich an Folgen sie sind, werden doch wenig benuzt. Alles läßt sich ersetzen, Verlust des Vermögens, der Ehre, der Gesundheit, nur verlorne Zeit nicht. Wenn daher ein Dieb desto strafbarer ist, je kostbarer, je unersetzlicher die gestohlene Sache ist, so gibt es keine ärgeren Diebe als die Tagediebe, zu deren Entschuldigung man blos das sagen kann, daß sie mit dem Selbstmörder in eine Klasse gehören, weil sie sich selbst bestehlen.

Es ist nicht zu läugnen, daß sich noch eine andere ganz entgegengesezte Folgerung aus der Unersetzlichkeit der Zeit ziehen läßt, die von der Art ist, daß sie wahrscheinlich mehr Glück machen wird als jene, und aus der allein man sich den Eifer erklären kann, mit dem so manche Menschen durch die Straßen rennen, von denen man nicht begreift, was sie zu eilen oder zu versäumen haben. Auch bey den meisten, die so viel auf genaue Uhren halten, liegt dieses Motiv zum Grunde, und sie erinnern an die alte griechische Komödie, in der von einem Schmarotzer gesagt wird, daß er aus Eifer, nicht zu spät zu einem Gastmahle zu kommen, auf der Sonnenuhr den Schatten des Mondes für den Schatten der Sonne ansieht. „Wenn die Zeit nie „zurück kehrt, so muß man sie nicht unbenuzt vorbeylas„sen. Der Mensch, der nur einmal lebt, nur einmal jung „ist, muß seine Jugend genießen, nur an die Gegenwart, „nicht an die Zukunft denken; muß nie vergessen, daß jede

„Stunde seines Lebens, die ohne Genuß dahin fließt, für „die Ewigkeit verloren ist.“

Der lezte Briefwechsel zwischen Jefferson und Adams.

Um auf die Neuigkeiten des Tages zu kommen, so scheint es, daß die Kannibalen in Europa wieder anfangen werden, einander aufzufressen. Ein Krieg in dessen Osten scheint unvermeidlich. Diese Mordlust der Menschen scheint in ihrer Natur zu liegen und eines der Hindernisse zu seyn, welche der zu großen Vermehrung des Geschlechtes einen Damm entgegensetzen.... Ich hoffe, wir werden ihnen beweisen, wie viel beglückender für die Menschheit die Politik der Quäker ist, und daß das Leben eines Ernährers mehr werth ist als das eines Kriegers, und es ist einiger Trost, zu bedenken, daß die Verwüstung, welche diese Rasenden auf einer Hälfte der Erde verbreiten, dazu beytragen, die andere zu bevölkern und zu bereichern. Während die Russen die Kuh bey den Hörnern und die Türken sie beym Schwanz halten, wollen wir sie melken. Gott segne Sie und gebe Ihnen Gesundheit, Frohsinn, Kräfte und so viel Leben, als Sie der Mühe werth denken zu haben!

Th. Jefferson.

Adams Antwort.

Montezillo, 11. Juni 1822.

Lieber Herr! — vor einer halben Stunde habe ich Ihren Brief empfangen und mir ihn nun zum vierten Mal vorlesen lassen; der beste Brief, der je von einem Achtziger geschrieben worden.... Meine Hand habe ich nicht verstaucht, aber meine Arme sind beyde so steif, daß ich nicht eine Zeile schreiben kann. Der arme Starke hatte das Gedächtniß ganz verloren und wußte von nichts mehr zu sprechen als von der Schlacht bey Bennington. N. ist nicht ganz so herunter. Ich kann nicht zu Pferde steigen, aber ich kann drey Meilen über einen felsigen Berg gehen und habe es diesen Monat gethan. Dennoch ist es mir, wenn ich in meinem Stuhl sitze, als wenn ich nicht wieder aufstehen könnte, und wenn ich aufstehe, als wenn ich nicht an's andere Ende der Stube gehen könnte. Mein Gesicht ist sehr schwach, Gehör ziemlich gut, Gedächtniß schwach genug. In Antwort auf ihre Frage: ist der Tod ein Uebel? — Er ist kein Uebel. Er ist eine Wohlthat für den Einzelnen und für die Welt. Doch sollten wir ihn nicht wünschen, ehe das Leben unerträglich wird. Wir müssen den Willen und den Ruf des großen Lehrers abwarten. Winter ist für mich so schrecklich als für Sie. Ich bin während desselben beynahe auf das Leben eines Bären oder einer erstarrten Schwalbe reduzirt. Ich kann nicht lesen, aber meine Freude ist Andere lesen zu hören; und ich zwinge meine Freunde ohne Gnade dazu. — Der Esel hat vergebens ausgeschlagen, Jedermann sagt, daß er sein Ziel verfehlt hat. — Diese Erde ist ein Kriegsschauplatz und ihre Bewohner sind alle Helden. Die kleinen waden im Essig und die Infusionsthierchen sind, glaube ich, streitsüchtig. Die Bienen sind so kriegerisch wie Römer, Russen, Britten und Franzosen. Ameisen, Raupen und Holzwürmer sind die einzigen Thiere, die ich nicht habe sichtbar kämpfen sehen; und der Himmel selbst, wenn wir Hindus, Juden, Christen und Türken glauben, ist durch Bürgerkrieg erschüttert worden. Wir brauchen uns dieser Dinge wegen nicht zu grämen, noch wegen des Bösen, was geschient, zu hadern, sondern ruhig dem „Herrscher über den Wolken“ vertrauen. Auch brauchen wir kein kindisches Alter zu fürchten. N. erfreut sich noch immer, wie es scheint, an seinen vier Geschichten, und Starke erinnerte sich bis zum lezten Augenblick an Bennington und freute sich seiner Thaten. Das Schlimmste dabey ist, daß unsere Freunde mehr durch unsere Schwächen leiden als wir selbst....

Indem ich Ihnen Gesundheit und Zufriedenheit wünsche, bin ich sehr eigennützig, denn ich erwarte noch mehr Briefe von Ihnen; dieser lezte ist mir mehr als 500 Dollars werth, denn er hat mir mehr Vergnügen gemacht als tausende. Herr Jay, der ungefähr Ihr Alter hat, ist schwächer als Sie.

Ich bin Ihr alter Freund

J. Adams.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 15. August.

(Beschluß.)

Welche herrliche, menschenliebende Gesinnung spricht sich nicht in einer der lezten Verfügungen der verewigten Kaiserin aus, durch welche sie, ihrem irdischen Ziele sich schon nahe fühlend, dem Vaterherzen des jezt regierenden Monarchen noch einen ihrer Lieblingsentwürfe zur Ausführung überträgt: Es sollten von den ihr im Leben ausgesezt gewesenen Summen 300,000 Rubel separirt, und als Pensionsfond für die nachgebliebenen Wittwen und Waisen solcher Civilbeamten formirt werden, denen nach der Grundlage unsrer Gesezgebung keine Leibrente gebührt, die aber dennoch, ihrer erwiesenen außerordentlichen Armuth wegen, eine menschenliebende Unterstützung der Regierung verdienen. Der Kaiser hat schon die nöthigen Verfügungen zur Vollziehung eben so nüzlicher als allgemein heilsamer Zwecke gegeben. — Die von der Verewigten bisher dirigirten zwey weiblichen Erziehungsinstitute, das der patriotischen Damen und die Industrieschule, geruhte in diesen Tagen die Kaiserin Alexandra, nach zuvor an sie ergangener unterthäniger Bitte von Seiten des sie gründenden und verwaltenden Frauenvereins, unter ihre unmittelbare administrative Leitung zu nehmen. Wenige Tage vor ihrer Abreise nach Moskau besuchte Ihre Majestät beyde Etablissements, zog genaue Nachrichten über ihren Bestand ein, besah alle ihre Sektionen mit der größten Aufmerksamkeit, würdigte das ganze Personal, von den sie dirigirenden Damen an bis zu den Zöglingen hinunter, huldvoller Anreden, ließ sich selbst die jungen

Mädchen vorstellen, die in der vorzüglichsten Huld der verewigten Kaiserin gestanden hatten, verfügte sich in die Speisesäle, wohnte hier der ganzen Mahlzeit der Jugend bey, und kostete von jeder ihr aufgetragenen Speisen.

Vor einigen Wochen fand hier ein schauderhafter Auftritt statt, von dem man einen ähnlichen in vielen Jahren hier nicht erlebt hatte. Ein Kleinkrämer, von russischer Nation, überfällt eines Abends, nach aufgehobenem Abendbrod, seinen betagten Vater, und ermordet ihn durch mehrere schnell auf einander versezte Stiche in die Brust, so daß er nach Verlauf einer Stunde unter den größten Martern verscheiden muß. Der Mörder will nach gelungener That sogleich mit demselben Mordinstrumente seinem eignen Leben ein Ende machen, wird aber daran durch die herbeygesprungenen Hausgenossen verhindert, und der Polizeywache übergeben. — Einem mehrjährigen, höchst liederlichen und ausschweifenden Leben ergeben, vergeudete und verpraßte er sein Eigenthum. Bey ernstlichen Vorstellungen unterstüzte ihn der Vater wiederholt im Gewerbe, doch in Kurzem war er mit seinen Fonds wieder im Reinen, während seine beyden Brüder bey ordentlichem Wandel und thätigem Fleiße sehr gut fortkamen. Endlich associrt ihn der Vater seiner eignen Handlung, hält ihn aber nun unter strenger väterlicher Autorität, und gestattet seinen ausschweifenden Lüsten nicht mehr die zügellose frühere Freyheit. Er findet dennoch versteckte Mittel, ihnen zu Zeiten Befriedigung zu gewähren, diese entdeckte der Vater mit Hülfe seiner zweyten Gattin, die (wie das Gerücht sagt) den steten Unfrieden zwischen Mann und Stiefsohn zu erhalten bemüht war. Er wird nun noch strenger gegen den ungerathenen Sohn. Dieß facht des leztern langgenährten Haß gegen den Vater zum unversöhnlichsten Grimm an. Er faßt den Entschluß ihn zu morden, will diesen zu verschiednen Zeitpunkten vollführen, wird aber immer durch eine unsichtbare Hand — durch ungünstig eintretende Umstände von dieser Unthat zurückgehalten, bis er sie an jenem Abende, wahrscheinlich in einem seiner selbst nicht mehr deutlich bewußten Zustande momentaner Verrücktheit, wirklich vollzieht. Bey den gerichtlichen Inquisitionen soll er dennoch seinen vollen Verstand gezeigt haben, denn der wiederholt an ihn gerichteten ernsten Frage der Richter: ob er dieses namenlos schreckliche Verbrechen nicht herzlich bereue, entgegnete er jedesmal ein deutliches Nein, mit dem Beysaz, es sey sein längst gefaßter reifer Entschluß gewesen. — Bey der Bestattung der Leiche mußte die Trauerprozession den Ort seiner Haft passiren. Auf höhern Befehl ward der gefesselte Verbrecher in diesem Moment vor den Sarg des so schrecklich gemordeten Vaters geführt, seiner Hülle ein leztes Lebewohl nachzurufen. Diese Scene soll ihn, wiewohl nur auf Augenblicke, in die erschütterndste Zerknirschung gebracht haben. Mit ungewöhnlicher Schnelle ward der Kriminalprozeß eingeleitet, fortgesezt und vollendet. Er ward zu 101 Knuthieben — und, im Fall er diese überstände, zu lebenslänglichen Bergwerks-Arbeiten nach Sibirien verurtheilt. Er kam vom Exekutionsplaze wirklich noch lebend zur Haft zurück.

B***g.

Paris, 7. August.

Heute wird Dem. Sonntag in dem großen Opernsaal zum lezten Mal, und zwar zu ihrem eigenen Benefiz singen; sie hat die Donna del Lago gewählt. Ihre ganze Pariserlaufbahn war ein ununterbrochener Triumph. Es war freylich physisch unmöglich, daß sie in allen Stücken mit derselben Vollkommenheit sang und spielte; aber gleich einem Glückskinde wurde ihr alles, was sie unternahm, zum neuen Siege. Die Eifersucht der Kunstverwandten versuchte es umsonst, einige Journalisten zu Hülfe zu rufen; die Artikel, worin man sie wegen Don Juan's tadeln wollte, waren ungerecht, und wurden also für das angesehen, was sie waren. Im Matrimonio secreto wollte man einige ihr nachtheilige Vergleichungen mit ihren Vorgängerinnen in diesem Stücke anstellen, aber sie wurden nicht gelesen. Sie war nun einmal der Liebling, und da sie es in so manchen Rücksichten verdiente zu seyn, so hat sich, was besonders ein Pariser Wunder ist, die Vorliebe für sie, der man unter den Franzosen so selten lange genießt, bis auf heute, den Vorabend ihrer morgenden Abreise, erhalten. Diesen Abend ist also ihr Schwanengesang; man kündigt ihn gleichsam mit Schmerzen an; wir kennen Leute, sogar vom zweyten Geschlecht, die in allem Ernste sagen, daß ihre Erscheinung dem italienischen Theater insofern nachtheilig werden müsse, weil man künftig ihre Abwesenheit zu sehr fühlen werde; sie haben an ihr das liebliche, junge Mädchen, und die kühne Schauspielerin, die nichts in Verlegenheit brachte, auch das Schwerste nicht, und die in ihrer Art einzige Künstlerin so sehr liebgewonnen, daß sie auf lange, lange Zeit eine große Leere zurücklassen muß. Schon sind auch einige andere Umstände eingetreten, die das Andenken an sie nur noch länger erhalten werden. Dem. Mombelli ist während des Aufenthalts der Dem. Sonntag auf immer vom Theater geschieden. Madame Fodor, anstatt einzutreten, ist abermal, auf unbestimmte Zeit, aus Paris abgegangen; man sagt, sie gehe nach Dieppe in's Bad; es scheint, es sey dabey eine gewisse feine Rechnung der Eigenliebe im Spiel; sie will vielleicht den allmächtigen Eindruck der unvergleichlichen Sonntag ein wenig schwächer werden lassen, ehe sie selber wieder auftritt, und in der That gehört auch ein gewisser mehr als weiblicher Muth dazu, nach einer solchen Rivalin in die Schranken zu treten. Am schlimmsten kömmt dabey die arme Dem. Canzi weg; sie hat seit einigen Tagen angefangen die Ninette in der Gazza Ladra zu spielen; das erste Mal, aus lauter Schonung für ihre deutsche Herkunft, die man nun zu Ehren der unvergeßlichen Sonntag eben so ehren wird, als man sie sonst hämisch zu beurtheilen sich erkühnt, entschuldigte man ihre Schwäche durch ihre Bangigkeit des ersten Erscheinens; aber auch das zweyte Mal konnte man an ihr nicht eine Spur von einer Sonntag finden, und nun fängt man bereits an, das arme Geschöpf zu kränken; außerdem war die Ninette auf eine allerliebste Art von Dem. Cinti, und ganz glänzend von Mombelli gegeben worden. Das Glück der Dem. Sonntag hat der italienischen Oper auch noch ein anderes Unglück gebracht; die Cinti ist übler Laune geworden, man weiß nicht warum; sie will weder in der französischen Oper und bey den Italienern wieder singen. Was aus der Canzi werden wird, das mag der Genius der Kunst wissen; nur nehme sie sich in Acht, in der eigentlichen Opera seria den Todessprung zu wagen; das Unglück wollte, daß es ihr an einigen Zollen in der Höhe des Wuchses fehlt; und bey dem hiesigen, unbarmherzigen Volke würde man sie als einen Heros lächerlich finden, wenn sie nach einer Pasta, die doch auch noch keine Riesin ist, beurtheilt würde. Die Dilettantinnen trösten sich mit der Hoffnung, daß Dem. Sonntag in einem Jahr nach Paris zurückkommen werde; ein Gerücht sagt, sie habe darüber einen Kontrakt abgeschlossen, welcher aber der Bedingung unterworfen sey, wenn sie sich nicht vorher verheirathe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. September 1826.

Staaten zertrümmern, es sinkt der Könige Macht und der Völker,
Aber des Weisen Wort tönt noch der spätesten Zeit.

K.

Italia.

(Fortsetzung.)

VII. Die Markusbibliothek.

Nicht umsonst hat das Buch in den Klau'n der Löwe des Markus,
Seine Bibliothek machet des Buches ihn werth,
Lange führt' er's allein, bis man ihm das Schwert in die Klau'n gab,
Das denselben längst in dem Getümmel entsank,
In dem Getümmel der Zeit, der thronumwälzenden schweren,
Nahm das verrostete Schwert siegend der Adler ihm ab;
Aber es blieb ihm das Buch, sich Rath's zu erholen darinnen,
Und die Bibliothek blühet und grünt wie zuvor.
Dorten sucht' ich sie, wo vor Jahren sieben-und-zwanzig
Mich Morelli's Hand führte mit Liebe herum.
Leer fand ich den Saal von Büchern, doch nicht von Gemälden,
Jene wanderten aus, diese bewahrte die Wand.
Wieder sah ich mit Lust die dreymal sieben Gemälde
Auf der Decke des Saal's voll allegorischen Sinn's,
Alle Wettstreitwerke der venetianischen Schule,
Deren Siegespreis ward Veronese'n gewährt.
Aus der Prokuratie nach dem großen Pallaste des Doge
Zog die Bibliothek, besser zu wohnen, hinweg.
Dort im großen Saal der Versammlung der Edeln Venedigs
Und der Dogenwahl fand ich sie stattlicher viel.
Aller Zugang leicht, ich wanderte wieder mit Freuden
Zu dem Handschriftschatz unter Bettio's Geleit.
Zu dem Handschriftschatz Bessarion's und Petrarca's,
Deren Namen zuerst adelten dieses Gestift.
In der Stifter Geist und seines Meisters Morelli
Reicht Bettio gern, was ihm der Leser begehrt,
Ganz unähnlich hierin manch anderem Hüter von Sälen,
Der sich als Drache wähnt über die Schätze gesetzt,
Der ruhmgeizig für sich bewahret den Stein und das Büchlein,
Dessen, was er nicht kennt, Keinem vergönnend Gebrauch.
Eunuchen sind's, bestellt als Wächter Haremen,
Anderen neidend Genuß, dessen unfähig sie selbst.
Anderer Geist herrscht hier im Büchersaale des Markus,
Wo so Stein als Buch offen zu freyem Gebrauch.
Zeugniß könnt ihr deß, ihr nördlichen Reisenden, geben,
Thiersch und Rink, wie viel zeichnetet, schriebet ihr ab! —
Keine Klag' erhöb' hier Gerlach oder Sestini
Ueber verwehrtes Buch oder verweigerten Stein.
Zahlreich sind sie nicht, doch sehenswerth die Antiken,
Die im großen Saal wechseln mit Büchern und Bild.

An den Wänden sind durch den Pinsel der Meister der großen
Thaten der Republik künftigen Zeiten bewahrt;
Als Geländer steh'n Brustbilder rings in dem Saale,
Gruppen von Statuen auch, welche schon Winkelmann pries.
Sehet den Bachus, den Faun, auch dorten die Büste der Faunin,
Kleopatra's Rumpf und den gehörnten Altar.
Dann Buhlschaften des Zevs, der, zweymal verwandelt zum Vogel,
Leden und Ganymed raubet als Adler und Schwan.
Solche Gelüste verschmäh'n die hohen attischen Musen,
Die vom Theater Athens wurden verpflanzet hieher.
Hier Thalia und dort Melpomene's tragische Würde
Durch den Faltenwurf kündend schon höhere Kunst.
Lange verweil' ich mit Lieb' auf diesen Gebilden der Griechen,
Doch von Gemälden des Saals hält mich nur Eines gebannt.
An der Pforte des Siegs dem peloponnesischen Sieger,
Vom Senate gesezt, ewig zu ehren den Mann,
Fleht, gesenkt auf das Knie, von Venedig Rettung Morea,
Eine Griechin sie, voll von bezauberndem Reiz,
Abgelegt hat sie die strahlende Krone des Turbans,
Und um christlichen Schutz fleht sie mit weinendem Aug'.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gallerie merkwürdiger Menschen, die ich selbst gekannt habe.

(Fortsetzung.)

11.

Jezt erlauben mir die freundlichen Leser, auf einen Mann zu kommen, dessen Name in Betracht der vielen Verdienste, welche er sich um die Erziehung und Bildung der Jugend erworben hat, leider zu früh verschollen ist. Ich habe wenig Schulmänner von so vielseitigen und doch so gründlichen Kenntnissen, und auch nicht einen von edlerem und liebenswürdigerem Herzen gekannt, als den ehmaligen Konsistorialrath und Rektor der Halberstädtischen Domschule, Gottlob Nathanael Fischer, den ich nicht blos als meinen vorzüglichsten Lehrer, sondern wirklich als meinen zweyten Vater verehren muß.

Dem trefflichen Funk ist von seinen dankbaren Schülern in Magdeburg ein eignes Denkmal errichtet worden; und wie sehr der Verewigte dieser Ehre würdig war, werde ich auch meiner Seits zu bestätigen nicht ermangeln, wenn ich in der Folge wieder auf ihn zu sprechen käme. Allein ich darf hier dreist die Frage aufwerfen: wer hat unsern unvergeßlichen Fischer persönlich gekannt, ohne ihn einer gleichen Auszeichnung werth zu achten?

Rastlose ununterbrochene Thätigkeit war neben der kindlichsten Gutmüthigkeit der hervorstechendste Zug seines Charakters; man kann mit Recht sagen, daß er dieser frischen männlichen Tugend nicht blos Lebensgenuß und Bequemlichkeit, sondern ganz eigentlich das Leben selbst aufgeopfert hat. In den ersten dreyßigen verrieth er noch eine Konstitution, welche auf das höchste Greisenalter berechnet schien; aber schon beym Eintritt der fünfzige waren seine Kräfte erschöpft, weil er neben seinen überhäuften Berufsgeschäften, theils aus Eifer zu nützen, theils um sich aller Welt gefällig zu beweisen, noch ein Heer von anderweitigen Arbeiten übernahm, die ihn vor der Zeit in's Grab stürzten.

Dabey war seine Gelehrsamkeit so vielseitig und wahrhaft gründlich, daß, hätte er Basedows Talent zu glänzen nur zur Hälfte besessen, er selbst in jener klassischen Zeit für einen Stern erster Größe darin gegolten haben würde. Allein weil er sich in allem Andern eher als in der Bescheidenheit übertreffen lassen wollte; so erfuhr er auch das Schicksal so manchen vorzüglichen Kopfes, der sich, wie Lessing, nie selbst genug thun kann, in der Stille beneidet, und öffentlich theils verkannt, theils verkleinert zu werden.

Die erste Periode seiner pädagogischen Wirksamkeit fiel in die Tage, wo der Abt Resewitz mit seinen neuen Ideen über die Erziehung des Bürgers durch ganz Deutschland die größte Sensation zu machen wußte. Diese Ideen griffen viel zu tief in Fischers eigenes Lehrsystem ein, als daß er sie nicht mit Liebe und Wärme überall hätte verbreiten helfen sollen. Vorzüglich drang er mit dem berühmten Abt auf ein sorgfältigeres Studium der edeln Muttersprache, die er schon als enthusiastischer Verehrer Luthers und seiner unsterblichen Verdienste um dieselbe für das erste und wirksamste Bildungsmittel der deutschen Jugend hielt. Allein statt seinem patriotischen Eifer von dieser Seite die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, fing man an, die Gründlichkeit seiner Latinität in Zweifel zu ziehen. Um sich von einem so völlig grundlosen Verdachte zu reinigen, ergriff er eine Parthie, deren sich seine kleinlichen und neidischen Gegner schwerlich versehen hatten. Er gab nämlich einen lateinischen Musenalmanach heraus, worin er der gesammten gelehrten Welt durch die That bewies, daß er nicht blos in ungebundener, sondern auch in gebundener Rede ächt klassisches Latein zu schreiben wisse. Dieses ganz originelle Unternehmen hatte unter andern die Folge, daß bald darauf eine eigene lateinische Jugendzeitung zum Vorschein kam, die mehrere Jahre fortgesezt wurde.

War Fischer vielleicht auch kein so vollendeter Grieche, als er sich nach diesem glücklichen Versuche Lateiner

zu seyn rühmen konnte, so würde man ihm doch wahrlich das größte Unrecht thun, wenn man seine Kenntnisse in dieser gelehrten Sprache nicht gleichfalls weit über das Mittelmäßige hinaussetzen wollte. Nimmt man hierzu, daß er die Propheten und Psalmen eben so fertig in der Ursprache las, wie seinen Pindar und Homer; daß er ferner die vorzüglichsten Werke der Engländer, Franzosen und Italiener nicht minder in ihren eigenthümlichen Idiomen zu genießen pflegte; so darf man, denke ich, dreist fragen: wann und wo hat ein deutscher Schulmann gelebt, der einen größern Umfang von Sprachgelehrsamkeit aufzuweisen hatte, als Fischer?

Eben so reich war er an Schätzen wissenschaftlicher Kenntnisse; davon gab er schon an der St. Martinischule zu Halberstadt den glänzendsten Beweis, indem er hier mehrere Jahre seine erste Klasse ganz allein unterrichtete. Er trug darin Religion, Mathematik, Naturlehre, Logik, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte, alles in eigener Person vor; doch besaß er den ächt deutschen Geist der Gründlichkeit allzusehr, als daß er nicht über diese traurige Nothwendigkeit von Zeit zu Zeit selbst hätte seufzen sollen. Nichts desto weniger war er in mehreren der genannten Fächer weiter, als nöthig seyn mochte, um bey uns damit einen tüchtigen Grund zu legen; so möchten unter andern viele von den bequemen Herren, welche sich heutiges Tages ausschließend der Geographie widmen, alle mögliche Mühe gehabt haben, in seiner Nähe nicht ein wenig von ihm verdunkelt zu werden. Auch gebe ich selbst blos der Wahrheit die Ehre, wenn ich versichere, durch diesen Anspruchlosesten aller Sterblichen einen weit anschaulichern und richtigern Begriff von der Logik bekommen zu haben, als ich auf der Universität durch den ungleich berühmteren Philosophen Eberhard erhalten hatte, indem letzterer doch in der That fast nichts weiter darüber zum Besten zu geben hatte, als was man zu Hause in seinem Meierschen Kompendio auch ohne ihn fand.

Bey aller dieser gründlichen Vielseitigkeit der Wort- und Sachkenntnisse ist wohl noch selten ein Schulmann vom Pedantism so gänzlich frey geblieben, als unser Fischer; er galt vielmehr sonderlich in früheren Jahren, und ehe ihn die Centnerlasten der heterogensten Arbeiten zu Boden drückten, für einen der geistreichsten, heitersten, launigsten und angenehmsten Gesellschafter. Nie habe ich mich des Gedankens erwehren können, daß, hätte ihn das Schicksal in das deutsche Athen, Weimar, geführt, die Welt höchst wahrscheinlich mindestens einen zweyten Musäus an ihm erlebt haben würde. Seine Laune war in fröhlichen Familienzirkeln eben so originell als unerschöpflich.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 2. August.

(Beschluß.)

Die unermüdeten Sammler von Sittengemälden, die sich seit einem Jahre in Lithographien und literarischen Skizzen versuchen und bereits eine reiche Ernte zu Hause gebracht haben würden, wenn sie nicht zu rasch arbeiteten, verlieren für sich und für das Publikum ihre Mühe dadurch, daß sie diese Bilder nur in zerstreuten Blättern mittheilen. Wir zeichnen hier eine der Sitten nach, die in der Picardie und Anjou bekannt sind. Ein junges Mädchen, das wissen möchte, welchem ihrer Liebhaber sie bestimmt ist, steht den ersten Mai vor Tagesanbruch auf, sie nimmt einen Wassereimer, spült ihn mit einem Rosmarinzweige aus, und geht damit nach einer einsamen Quelle. Hier kniet sie nieder, betet, pflanzt den Rosmarinzweig in einem nahen Gebüsche, und füllt den Eimer mit Wasser aus der Quelle. Nun wartet sie, bis sie die Sonne aufgehen sieht. Sobald diese anfängt sichtbar zu werden, geht sie nach dem Eimer, rührt das Wasser mit der linken Hand um, und sagt dabey die geheimnißvollen Worte: ami, rabi, roche; sie muß das neun Mal wiederholen und damit fertig seyn, wenn die Sonnenscheibe ganz sichtbar ist; wenn sie dann von Niemand gesehen worden ist, weder im Heimgehen, noch während sie die Ceremonien machte, so sieht sie, oder wenigstens glaubt sie unten im Eimer das Gesicht dessen zu sehen, den sie heirathen soll. Man sollte nicht glauben, und doch ist es wahr, daß wenige Mädchen aus jener Gegend sich anders verheirathen. Wenn ein junger Mann in derselben Gegend ein junges Mädchen auf dem Korn hat, sucht er sie allein anzutreffen in irgend einer Ecke, und man hat daraus ein Zeitwort gemacht; es heißt: Coincher une fille von Coin, Ecke; nun spricht er mit ihr von unbedeutenden Dingen, sucht aber während des Gesprächs ihr die Schurzbänder loszumachen. Wenn der Junge dem Mädchen behagt, so läßt sie die Bänder hängen; gefällt er ihr aber nicht, so bindet sie die Schürze wieder zurecht. Damit läßt sich aber der junge Mann noch nicht abtreiben; er macht denselben Versuch dreymal, und erst nach dem dritten vergeblichen Male geht er weiter. Dabey wird kein Wort von Liebe gesprochen; die beyden Theile verstehen die andere Sprache ganz gut, so stumm sie ist. Bleiben aber die Bänder hängen, so wird sogleich der Heirathsverspruch geschlossen, und bey der Ceremonie müssen beyde aus einem Glase trinken. Ist das einmal geschehen, so ist die Heirath für geschlossen angesehen und das Pärchen hat nicht einmal nöthig, die kirchliche Bestätigung abzuwarten.

Unsere Pariserfitten, unbeständig wie das Volk selbst, welches das ganze Frankreich bewohnt, stellen seit zwey Sonntagen eine neue Art sich zu vergnügen dar. Die ländlichen Tänze waren schon seit vielen Jahren für alle Klassen ein Bedürfniß geworden; was heitere Laune und leichte Beine hatte, wollte vorzüglich nur auf dem Lande tanzen. Man sah seit einigen Jahren auch in den Dörfern um Paris vornehme Leute oder gutgekleidete Personen beyderley Geschlechts, sogar Petitmaitres und Petitesmaitressen, auf den Sonntagsbällen erscheinen. Nun ist plötzlich das neue Bellevue aufgetreten. Bellevue ist eine Prachtanlage in der Nähe von Meudon und St. Cloud; zu den Zeiten der ersten Revolution gehörte es der Nation, das heißt zum Staatsdomän; die Nationalversammlung dekretirte einst, es sollte nicht verkauft, sondern zu Volksfesten und zu Versuchen im Ackerbau beybehalten werden. Von Bellevue, das die einzige schöne, reine Aussicht auf Paris hat, hörte man damals auf der unten vorüberführenden Landstraße den Marseillermarsch bey patriotischen Gelagen erschallen; aber ringsumher um das Schloß hatte man, um die künftigen Hungersnöthen in Paris zu verhüten, einige Jauchert Felder mit Kar=

toffeln, mit Erbsen und Mais angepflanzt. Aeltere Erinnerungen sind, daß die berühmte Maitresse Pompadour Bellevue im Jahr 1748 an sich gekauft hatte; sie verschwendete dort Hunderttausende in Anlagen von Gärten und Bädern und Bassins, mit Statuen und Gemälden; Ludwig XV. kaufte es ihr ab. Ludwig XVI. schenkte Bellevue seiner nachher so unglücklichen Tante; auch sie verwandte viel Geld darauf; der Architekt d'Isles leitete mehr Wasser herbey, und legte Seen und Cascaden an; man spricht von einem Thurm, der zwey Millionen kostete, die Zeichnung davon, von Herrn Professor Baltard, ist bekannt. Die Prinzessin hatte dort auch einen Landbau und eine Schweizerey. Als das königliche Gut endlich verkauft wurde als Nationalgut, erstund es der berühmte Postmeister von Paris und Lieferant Lanchère; von da kam es wieder in andere Hände. Man glaubte einst, der verstorbene Herzog von Richelieu, nachher die Frau Dauphine würde es kaufen, aber endlich kam es in die Hände des Herrn Guillaume, Maître des Requêtes. Dieser verkaufte die Materialien der meisten Anlagen, die er abtragen und zusammenhauen ließ, so daß jezt nichts mehr davon steht als der englische Park und seine kleinen Bauten. Nun wurde der Plan zu einem neuen Dörfchen gemacht, und allerdings wollte anfänglich Jedermann in der herrlichen Aussicht und in den Schatten von den vielen umliegenden Wäldchen und Promenaden wohnen. Das Terrain wurde zu ungeheuren Preisen verkauft; zwar hatte die Wuth einigermassen sich gestillt, aber nun vergißt man auf einmal den Ball von Montmorency, von Sceaux und von St. Cloud. Gestern sah man dort alle elegante, alle hübsche Frauenzimmer von Paris. Hier wird nicht bezahlt, sondern eine Gesellschaft reicher Einwohner aus der ganzen Nachbarschaft hat den Gedanken gehabt, die gute Gesellschaft durch das Vergnügen des Tanzes und der Promenade herbeyzuziehen, durch die Unentgeldlichkeit des Eintritts, den sie selber durch eigene Kommissarien gestattet oder verweigert, jede zweydeutige oder etwas freye Nachbarschaft zu entfernen, und so ein neues Vergnügen zu schaffen, was Paris bisher nicht kannte. Der erste Tanzmusiker, Herr Tolbeque, ist hier mit seinem Orchester. Man sieht nur die allereleganteſten, frischesten Toiletten; die prächtigsten Wagen kreuzen hier herum; es wird endlich einmal auf Einem Punkt das gefunden, was man die ganz gute, die ganz elegante Gesellschaft nennt. Es ist zu erwarten, daß hier die neueste, die klassische Schule der Mode sich eröffnen wird; und man kann sich leicht vorstellen, daß künftig ein Frauenzimmer sich um die Ehre bestreben wird, in der neuen Bellevue zugelassen zu werden; vielleicht wird dabey am Ende auch ein moralischer Zweck erreicht, wo nicht absichtlich, doch zufällig.

Edinburg, August.

Dem Fremden, der Edinburg in dieser Jahreszeit sieht, muß der Mangel an Leben und Bewegung in den wunderschönen breiten Straßen der Neustadt auffallen. Vom Anfange Juli, wo die Ferien der Gerichtshöfe beginnen, bis Anfang August, wo alle Schulen schließen, wird die Stadt mit jedem Augenblicke leerer, und von Mitte August bis Anfang Sept. ist Niemand hier, dem Geschäfte oder Verhältnisse vergönnen anderwärts zu seyn. Natürlich ist die Leere und Stille, von der ich hier rede, nur in dem Theile der Stadt sichtbar, welcher von jenen Klassen der Gesellschaft bewohnt wird, die Vermögen genug haben, um wenigstens für eine Weile den Sorgen und Aengsten des Lebens auf einem Dampfboote oder einem Postwagen zu entfliehen; und in der That ist hier das Reisen durch die große Mannichfaltigkeit in den Mitteln, sich von einem Orte zum andern zu begeben, so sehr erleichtert, und manche derselben sind sogar im Verhältniß zu andern Dingen so wenig kostbar, daß die Zahl derjenigen, welche dieses Vorrechts genießen können, größer ist, als man es bey der ersten Ansicht glauben möchte. Zwischen dem mit vier Postpferden bespannten zierlichen Reisewagen, der die reichen Inhaber mit Windesschnelle zum Ziele führt, und dem Kanalboote, auf welchem man von hier nach Glasgow (vierzig englische Meilen) in zwölf Stunden für fünf Sch. fährt, hat man die Wahl zwischen einer großen Zahl verschiedener Mittel, sich zu Lande oder zu Wasser fort zu bewegen. Den drey Dampfbooten, welche regelmäßig die Reise zwischen hier und London machen, hat man in diesem Augenblicke ein viertes zugesellt, welches an Größe, Pracht und Bequemlichkeit Alles übertrifft, was man bis jezt in dieser Art gesehen hat. — Ich setze einen Auszug der hier in den öffentlichen Blättern erschienenen Beschreibung her, welche einem meiner Freunde den Wunsch einflößte, sich ein für allemal darauf niederzulassen, überzeugt, daß es unmöglich sey, in irgend einer andern Wohnung eine größere Vereinigung der Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu finden.

„Das neue Dampfboot, the united kingdom genannt, übertrifft unbezweifelt Alles, was man bisher in dieser Art gesehen. An Größe, Kraft der Maschinen, Zierlichkeit des Baues und Pracht in den Einrichtungen steht es ohne Vergleich da, und wird die Wogen gleich einem mächtigen Leviathan durchschneiden, ohne einen Nebenbuhler zu finden.

„Dieses erstaunenswürdige Schiff mißt auf dem Verdecke 175 Fuß in der Länge, und 45 Fuß 6 Zoll in der Breite — die Ruder halten mehr als 20 Fuß im Durchmesser, und es hat zwey Maschinen, jede 100 Pferde stark. Es hat den Bau einer Fregatte. In dem Hauptverdeck befindet sich in der Mitte ein offener Flur mit einem Eisengitter eingefaßt. Man steigt eine Treppe herunter, und findet diesen Flur mit einer Reihe zierlicher Schlafgemächer umgeben, die alle Bequemlichkeiten zum Anzuge enthalten, und besonders zu Sommerreisen eingerichtet sind.

„Von hier geht man in den geräumigen Saal, dessen blendende Pracht mit allen unsern Vorstellungen von morgenländischem Luxus wetteifern. Korinthische Säulen von kostbarem und zierlich gearbeitetem Holze unterstützen ihn auf beyden Seiten, und in der Mitte läuft eine Reihe Säulen von Bronze von derselben Ordnung. Er ist 46 Fuß lang und 36 breit. Zehn prächtige Spiegel werfen von allen Seiten ihren glänzenden Widerschein auf die umgebenden Gegenstände, gleich dem zitternden Lichte des Sonnenstrahls. Drey Reihen Tische bieten einen bequemen Platz zum Mittagessen für 130 Personen dar. Modische Sofa's und Stühle sind keine der kleinsten Zierden dieses herrlichen Saals.“

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 122.

Kein, K, ein.

Charade.

Mein erstes Sylbenpaar erkennt
Man in bewegtem Element.

Mein zweytes war im Römerland
Und bey den Schotten unbekannt.

Das Ganze schreitet zwischen Meer
Und Himmel wildzerstörend her.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 229.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 25. September 1826.

Durch das Labyrinth von Inseln, Kanälen, Lagunen
Zeige mir Muse nun als Ariadne den Weg.

Italia.

(Fortsetzung.)

VIII. Die Bildersäle Venedigs.

Wollt ihr Gemälde besehn der venetianischen Schule;
Geht in die Akademie, geht zu Pisani, Manfrin;
Wie der Edle gehaus't, seht ihr in beyden Pallästen,
Beyd' ein schönes Maal dessen, was ehedem war.
In des ersten Hof steh'n sich gegenüber die Bilder
Aus der Römerzeit, würdig erhaltenes Werk;
Cäsar August's und deß', der die Seeherrschaft ihm gegeben,
Marcus Agrippa's Bild mit dem Delphine zu Fuß.
Ehrt in des Redners Bild das Werk des griechischen Meißels,
In der Gallerie venetianische Schul'.
In Manfrin's Pallast ist mannigfaltiger Reichthum
Und den Kenner beglückt mehrerer Schulen Verein.
Auf der Guitarre spielt das liebeschmachtende Mädchen,
In die Zukunft schaut jener Sybille Gesicht.
„Wieder wirst du mich schau'n die Sybille Guercino's zu Roma,"
Gibt weissagend mir froheste Kunde das Bild.
Die Grablegung bewundr' ich mehr als andere Bilder,
Aber Rafael freylich ist Tizian nicht.
Zu geviert erscheint das theuere Haupt des Erlösers,
Und das Viereck formt inneren Rahmen des Bild's.
Aufgehaucht aus Duft sind Liberi's beyde Gemälde,
Der an Rubens sich und an Correggio hielt.
Zwey sind Säl' und eben so viele sind Zimmer zu schauen
In der Akademie dort an dem großen Kanal;
Saal der Modelle zuerst, des römischen griechischen Kunstwerks,
All' Ideale der Kunst Roma's, Neapels, Athens;
Alle freylich nur Gyps — doch wem's verwehrt ist zu schauen
Die Urbilder selbst, mag sich entschädigen hier.
Zu Venedig dienet die Sammlung gar freundlich dem Pilger,
Der von Italien kömmt, der nach Italien geht.
Diesem als Vorgeschmack des hohen Genusses des Urbilds,
Jenem als ein Maal süßer Erinn'rung daran.
Von der Geliebten getrennt, ist Liebendem theuer ihr Bildniß,
Welches die Sehnsucht weckt, oder befriedigte nährt.
So durchwandl' ich indessen den Saal, wo die Götter von Gyps nur,
Selber Ihn zu sehn wird mir bescheret vom Gott.
Gottgeweiht sind auch die Schätze des anderen Saales,
Alle fast nur Bild für die Altäre gemalt.
Nimm mich auf zu dir, Gott Vater, wie dorten die Jungfrau,
Wie die Jungfrau dort golden im Lichte verklärt!
Tizians Höchstes vielleicht ist diese Verklärung der Jungfrau,
Die Gott Vater zu sich nimmt in den Himmel empor.

Nach dem Saal' der Altär' empfängt mich das Zimmer, das schöne,
Wo Canova's Herz würdig der Marmor verschließt.
Ausgelegt ist die Wand mit Stücken von farbigem Marmor,
Breccia Serpentin mit Alabaster Porphyr;
Vom Gesimse schau'n viel allerliebste Gesichter,
Welche Tizians Kunst fast rafaelisch gemalt.
Eine Brüderschaft ließ sich ausschmücken das Zimmer,
Einen Andachtsort heiligem Zwecke geweiht;
Bruderschaft der Kunst besitzet heute das Zimmer,
Welches nur anders heut heiligem Zwecke geweiht.
Heiligem Zweck der Erinn'rung an große Thaten und Werke,
Wie's die Inschrift sagt auf belehrender Wand;
Hieher hat das Herz Canova's gesetzt Cicognara
Und die Absicht spricht klar und vernehmlich vom Stein:
„Daß es den Freunden dien' als Stoff zu nähren die Sehnsucht,
„Daß Anregung es sey Künstlern zu ringen wie er.“
Auch drey Bilder stehn gegossen aus dunkelem Erz,
Drey Heroen der Zeit alten venetischen Ruhms,
Morosini, Venier und Bragadino der dritte,
Alle drey aus der Zeit blutigen cyprischen Kriegs.
Morosini starb den Heldentod zu Lepanto,
Bragadino's Ruhm spricht die geschundene Haut,
Die abzieh'n ihm ließ lebendig der türkische Wütherich,
Weil Famagosta's Wall sich auf den Wink nicht ergab.
Glücklicher war Venier als die beyden Waffengefährten,
Denn im Triumph zog er von Lepanto zurück;
Mit einhelliger Stimme der Väter ernennet zum Dogen,
Daß er regiere den Staat, den er erhalten mit Sieg.
So begeistert hier zu Thaten das eherne Brustbild
Wenn zu Thaten nicht mehr, — doch noch zu Werken der Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gallerie merkwürdiger Menschen, die ich selbst gekannt habe.

(Beschluß.)

„Jeder Mensch muß wenigstens etwas in seiner Gewalt haben,“ sagte er einst zu einer geistreichen Frau, „worauf er mit Recht stolz seyn darf;“ und dann machte er ihr mit seinen nicht übel geformten Händen ein Geräusch vor, wie es bisweilen die Kaninchen hören lassen. „Sehen Sie, meine Beste, fügte er darauf lächelnd hinzu, dieß ist die schöne Kunst, worauf ich mir etwas zu Gute thue!“

Wenn er gerade auf seinem Steckenpferdchen saß, das heißt in Gesellschaft über eine von seinen Lieblingsideen laut geworden war, so schloß er nicht selten mit folgendem satyrischen Zuge: „Dieß könnte ich Ihnen alles weit gelehrter zum Besten geben, wenn ich mich, wie unsere Philosophen, auf die Kunst verstände, eine Sache in die gehörige Dunkelheit zu setzen.“

Um seine Schüler, die etwas poetische Ader verriethen, vor leidigem Bombast zu bewahren, deklamirte er ihnen bisweilen mit ganz unnachahmlicher Ironie in Auge und Mienen diese salbungsreiche Stanze:

„Taucht Diamanten in die Sonne!
Schleift sie am Fittich eines Seraphs ab;
Borgt Sonnen ab von tausend Welten,
Ist's möglich, pflanzt sie einstens um mein Grab.
Wenn Engel sich dazu gesellten,
So bleibt es dennoch Nacht in meinem Grab!“

Wenn die Aristarchen Deutschlands in den poetischen und prosaischen Kleinigkeiten, die sie bisher von dieser Hand lasen, den Geist nicht ganz vermißten, der sich das Horazische Sit, quodvis, simplex duntaxat et unum zum ersten und höchsten Gesetz machte, so dürfen sie sicher darauf rechnen, daß der edle Fischer durch vorstehendes Bröckchen und durch die ächt satyrische Laune, womit er es zu deklamiren pflegte, das Seinige reichlich dazu beygetragen hat. Auch zolle ich ihm meinen herzlichsten Dank noch im Grabe dafür, daß er mich so früh in dem vorzüglichsten und geistreichsten römischen Dichter nicht blos den Dichter, sondern ungleich mehr den praktischen Philosophen für das Leben kennen lehrte. Da ich das, was die Welt Glück nennt, hier unter den Sternen durchaus nicht machen sollte, so wüßte ich in der That nicht, wie ich mir ohne jenen Meister in der Philosophie des Lebens die Zufriedenheit des Herzens hätte erhalten wollen, die für tausend Entbehrungen den einzigen Ersatz liefert, und bey der man zuletzt gern mit ausruft:

Fuge magna! licet sub paupere tecto
Reges et regum vita praecurrere amicos.

12.

Unter die merkwürdigsten Menschen, welche ich während meiner frühesten Jugend in Halberstadt persönlich kennen lernte, zähle ich mit Recht den edeln Herzog von Braunschweig, den bekanntlich 1806 bey Jena und Auerstädt ein Loos traf, auf welches ihn seine schöne Rosenzeit wenig vorbereitet hatte. Er war damals noch Erbprinz und als Chef des Halberstädtischen Infanterie-Regiments mehr als nur blos geliebt, man kann sagen allgemein angebetet. Auch verdiente er das; denn nie haben sich in eines Fürsten Blicken und Mienen die einnehmenden Züge der Humanität und Freundlichkeit tiefer, wahrer und sprechender ausgedrückt als in den seinigen. Seine Ankunft in Halberstadt wurde daher jedesmal als ein gemeinschaftliches Familienfest gefeyert. Alt und Jung freute sich, nicht blos einen feinen Weltmann, sondern einen wirklich edeln Menschen in der Stadt mehr zu wissen.

So wie auf alle Prinzen des braunschweigischen Hau-

fes hatte der treffliche Abt Jerusalem besonders auf ihn, den künftigen Besitzer des herzoglichen Stuhles den entschiedensten und vortheilhaftesten Einfluß gehabt. Geist und Herz des Prinzen sprachen gleich sehr für den berühmten Erzieher, wie für die ausgezeichneten Naturanlagen des Erzogenen. Männer von Wissenschaft versicherten, stets den Cäsar oder einen andern Klassiker gefunden zu haben, und rühmten seine Belesenheit wie seine Einsichten. Geschäftsleute, die mit ihm zu thun hatten, waren von seiner strengen Rechtlichkeit wie von seiner zuvorkommenden Güte bezaubert; besonders innig verehrten ihn die jüngern Offiziere des Regiments, und wohl hatten sie alle mögliche Ursache dazu; denn sie führten nicht blos auf seine Rechnung die beste Tafel, sondern er hielt ihnen auch aus eigenen Mitteln die geistreichsten Lehrer, um ihren Geist zu bilden. Ueber seine Gutherzigkeit und Menschlichkeit war nur eine Stimme; und es war ihm schon damals ganz unmöglich, Zeuge von den härtern Strafen der Gemeinen, sonderlich des schrecklichen Gassenlaufens, zu seyn. Kam er von ungefähr dazu, so erhielt der Delinquent gewiß jedesmal entweder gänzlich Pardon, oder doch große Milderung seines Schicksals.

So und nicht anders hat Halberstadt diesen wahrhaft edeln Fürsten gekannt, und dort ist gewiß auch nicht eine krittelnde Stimme über ihn laut geworden, als ihn zulezt nicht allein das Krieges-, sondern überhaupt alles Erden-Glück so schrecklich verließ.

Ernst Woldemar.

Ueber die Abnahme der Kapital-Verbrechen in Frankreich.

Nach einem Bericht des Herrn Vingtrimer hätte die Zahl der Kapital-Verbrechen sich in dem Departement der Seine-inférieure in den lezten fünf und zwanzig Jahren bey außerordentlich zunehmender Volksmenge unglaublich vermindert, und zwar nach folgendem Maßstab von fünf zu fünf Jahren:

von 1800	bis 1805	wurden	85		
— 1805	— 1810	—	82		
— 1810	— 1815	—	28	}	Personen zum Tod verurtheilt.
— 1815	— 1820	—	24		
— 1820	— 1825	—	12		

Herr Vingtrimer schreibt die Hauptursache dieses bedeutenden Unterschiedes zwischen den zwey ersten und den drey leztern Perioden der veränderten Gesetzgebung zu. Nähere Nachweisung über diesen günstigen Einfluß der Gesetze wäre von der höchsten Wichtigkeit.

Uebrigens spricht sich dieses Verhältniß der abnehmenden Todesurtheile im übrigen Frankreich nicht ganz eben so günstig aus, und zumal in Paris ist es immer das Gleiche der Zahl nach. Jedoch ist zu bedenken, daß bey der bedeutenden Zunahme der Bevölkerung diese Zahl nicht mehr dieselbe ist und also auch hier merkliche Verminderung eingetreten. Das numerische Verhältniß der Verurtheilungen zu Paris und in den oben angeführten Perioden ist nämlich folgendes:

von 1801	— 1806	wurden	27		
— 1806	— 1811	—	21		
— 1811	— 1816	—	20	}	Personen zum Tod verurtheilt.
— 1816	— 1821	—	24		
— 1821	— 1826	—	24		

im Ganzen 116, worunter 108 Männer und 8 Weiber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Edinburg, August.

(Beschluß.)

„Außer dem Lichte, welches von oben hereinfällt, hat der Saal noch sechszehn Fenster, alle mit Vorhängen von carmoisinrothem Damast verziert. Eine andere Treppe führt vom Verdecke in das Zimmer der Damen hinab, dessen Einrichtung Geschmack und Pracht vereinigt. Die Vorhänge sind ebenfalls von carmoisinrothem Damast, womit auch die Stühle und Sofa's überzogen sind. Jonische Säulen unterstützen es auf beyden Seiten, und es ist mit zwey großen Spiegeln, Brüsseler Fußteppichen ꝛc. versehen. — Das Ganze gleicht wegen seinen kostbaren Verzierungen und Vergoldungen mehr einem romantischen Feengemache als der Kajüte eines Dampfschiffes. Man muß noch bemerken, daß dieses Zimmer so nahe dem Mittelpunkte des Schiffes liegt, daß die Bewegung desselben kaum fühlbar ist. Das Schlafgemach der Männer ist mit ähnlichem Luxus verziert. Außerdem sind noch sechs Zimmer mit zwey bis zehn Betten für Familien vorhanden; und an dem Steuer ein andres Gemach mit vierzehn Betten, fast so gut wie die übrigen. Die ganze Zahl der Betten auf dem Schiffe ist 176.

Auch in der Küche findet man Alles auf's Bequemste und Vortheilhafteste eingerichtet, und man sagt, daß zwey französische Köche die Aufsicht darüber erhalten werden. Höher läßt Luxus sich schwerlich treiben.

Wenn wir einen Augenblick den Unterschied zwischen dem so eben beschriebenen Schiffe und dem kleinen Nachen betrachten, der unter dem Namen Komet zuerst mit kühnem Muthe seine Räder in der Clyde bewegte, und der Stammvater einer zahlreichen Familie von Dampfböten in Europa war, so fühlen wir keinen geringen Stolz über die schnelle Annäherung zur Vollkommenheit, zu welcher, neben dem Nordamerikaner, vorzüglich brittisches Talent und brittisches Kapital diese schätzbare Erfindung gebracht. Der Komet war, wenn unser Gedächtniß uns nicht trügt, 28 Fuß lang, die Maschine war 3 oder 4 Pferde stark, und er ward 1811 erbaut. So waren fünfzehn Jahre hinlänglich, die Dampfschiffahrt zu jener Höhe der Vollendung zu bringen, welche wir in dem United kingdom erblicken. Zu welchen neuen Vervollkommnungen die Dampfschiffahrt noch geführt werden mag, ist unmöglich zu bestimmen; allein es ist nicht wahrscheinlich daß wir in unsern Tagen ein prächtigeres Fahrzeug für den öffentlichen Gebrauch sehen werden, und man kann hinzusetzen, daß es in der That nichts zu wünschen übrig läßt. Selbst der weichliche Sybarite, dessen Schlummer durch die Falte in einem Rosenblatte gestört ward, würde gestehen müssen, daß hier alle seine Wünsche völlig erfüllt sind. Was die Kosten betrifft, so werden, wenn man der allgemeinen Meynung trauen darf, die ersten Ruderschläge des United kingdom ein Kapital von nicht viel weniger als 40.000 Pfd. St. in Umlauf setzen.

Dieser Monat ist die günstigste Zeit, um die romantischen

Hochlande mit ihren Seen zu besuchen, und die Lust für diese Reise scheint sich auf dem Kontinente auch mehr zu verbreiten. Wenigstens waren mehr Fremde in den lezten Jahren hier als früher. Da die Stadt aus den oben angeführten Ursachen in dieser Jahrszeit wenig Anziehendes hat (sogar das Theater ist geschlossen) und solche Merkwürdigkeiten, wie man auf Durchflügen sehen kann, bald gesehen sind, so eilen alle schnell den Bergen zu. Wäre ein Dampfboot von hier nach Rotterdam, jezt da die Dampfschiffahrt auf dem Rhein im Gange ist, so würden noch viel mehr Reisende aus den Rheingegenden herüber kommen und von hier dorthin gehen, da alsdann die Reise mit so grosser Schnelle und geringen Kosten zu machen wäre. Allein jezt segelt zwischen hier und Rotterdam nur ein Smack, welches die Ueberfahrt ungewiß macht, so daß fast Jedermann vorzieht über London zu gehen, obgleich es die Kosten der Reise bedeutend vermehrt.

Sismondi brachte ein paar Tage hier zu, seine beschränkte Zeit erlaubte ihm nicht, dem Verlangen aller derer nachzugeben, die eine Verlängerung seines Aufenthaltes wünschten. Erfreulich war es uns, ihn von dem thätigen Eifer reden zu hören, der sich in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz für Griechenlands heilige Sache zeigt.

Viele Engländer kommen in diesem Augenblicke nach Schottland, um Grouse (eine Art Haselhühner), ein den hiesigen Hochländern eigenthümliches Wildbret, zu schießen. Da es keine in England oder Schottland außer in den Haiden der Hochländer gibt, so versenden die glücklichen Schützen ihre Beute nach allen Gegenden. Sehr gastfrey ist man hier; ganze Familien gehen für mehrere Wochen zum Besuche zu ihren Freunden auf das Land, und manche bringen den Sommer mit Reisen von einem Landsize zum andern zu. Die meisten Landhäuser sind so geräumig, die Zahl der Bedienten so groß, daß solche Besuche für wohlhabende Besitzer mit keiner Beschwerlichkeit verknüpft sind, und die Gäste sich von dem Bewußtseyn, dergleichen zu verursachen, völlig frey fühlen. Für Fremde bedarf es keiner langen Bekanntschaft, um Einladungen auf das Land zu erhalten, und man sagt, daß in den abgelegenen Gegenden der Hochländer noch die Gastfreyheit der alten Zeiten herrscht, und ganz unbekannte Reisende eine freundliche Aufnahme in den weit von den Städten entfernten Schlössern und Landsizen finden.

Das Elend der Fabrikstädte ist leider noch nicht im Abnehmen. Die hiesigen Damen haben einen vierten öffentlichen Verkauf der von ihnen verfertigten Arbeiten angestellt, und die in zwey Tagen für Puppen, Nadelkissen und dergl. gelöste Summe beläuft sich auf 470 Pfd. St. — doch diese und alle ähnliche Summen vom Einzelnen mit dem großmüthigsten Eifer zusammengebracht, verschwinden in wenigen Tagen in Nichts, wo Tausende verschmachten. Das Traurigste ist, daß sich noch gar kein wahrscheinliches Ende absehen läßt. Hier in der Stadt sieht man wenig von der Noth, da fast keine Fabriken in der Nähe sind, allein aus allen umliegenden Gegenden hört man herzerschütternde Berichte von den Leiden der unglücklichen Arbeiter. Meines Bedünkens gibt es wenig Dinge, die ein so tiefes Mitleid einflößen, als Menschen die Kraft und Fähigkeit zum Arbeiten haben, von ganzer Seele Arbeit wünschen — und Hungers sterben, weil sie keine zu finden vermögen. Es läßt sich wahrlich nicht berechnen, zu welchem Grade die Verzweiflung in einem solchen Zustande steigen kann, wenn Weiber und Kinder noch das Leiden theilen und vergrößern.

Berlin, 23. August.

Medea, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Grillparzer.

Madame Schröder ist es seit lange gewohnt uns nicht zu besuchen, ohne ein freundliches Gastgeschenk mitzubringen; vor mehreren Jahren führte sie uns die Raupach'schen Fürsten Chawansky zu, dießmal lehrte uns die Künstlerin die Grillparzersche Medea kennen. Aber es sind dieß zweydeutige Geschenke; ihr ganzer Glanz und Werth verschwindet mit der Gegenwart ihrer Geberin, und die Dankbarkeit erstirbt in dem Beyfall, welcher der Darstellerin und nicht jenen Werken gezollt wird. Herr Ludwig Tiek nennt diese sonst uns fremden Gestalten seltsame Ungeheuer, ohne zu bedenken, daß er, wie ungerathen ihm die Söhne auch scheinen mögen, die Großvaterschaft doch nicht verläugnen kann. Denn dieß sind alles Kinder der Ironie, deren Schicksal es ist, daß ihre Söhne sie, und sie ihre Söhne nicht gern anerkennen wollen; es sind mißrathene Kinder einer mißrathenen Mutter. Hat nicht die Ironie den Königspallast und Familienheerd alles tragischen Inhalts zerstört, und die Toga und den Kaisermantel und das Ritterkleid zu Lumpen verbraucht, um sich darauf gedruckt zu sehen? Hat sie nicht selber undarstellbar, die Darstellung überhaupt über den Haufen geworfen, als der gestiefelte Kater den moralischen Edelmuth und die ministerielle Weisheit spielen ließ? Ihre Kunstsünde ist die Staatssünde der französischen Revolution, nichts geachtet, und alles umgestürzt zu haben, was als das Heiligste galt und zu gelten ein ewiges Recht hat. Sie hat Königsmord begangen, und darf sich nicht wundern, wenn neuere Konstitutionen sie zu ächten und zu verbannen beginnen. Sie schreit über die Verkehrtheit vergangener und jetziger Poesie, und sieht nicht ein, daß der Staatsbankerott nur Folge ihrer Verschwendung und Maitressen-Regierung ist. Denn eben weil sie allen sonstigen tragischen Inhalt zerstört, alle wahrhaften Kollisionen aufgelöst, weil ihr Spaß mit dem Ernste Unzucht getrieben, und sie die keusche Melpomene zur erniedrigenden Umarmung mit dem Satyr gezwungen hat, blieb den neueren Poeten nichts übrig, als an die Stelle wahrhafter und nothwendiger Kollisionen erdichtete und zufällige zu setzen, und diesen Meuchelmördern und Ehebrechern als Nothwendigkeit ihrer That den Aberglauben zufälliger Träume unterzuschieben oder Ahnweiber zum delphischen Orakel und zur Stimme der christlichen Vorsehung zu erhöhen. — Von der ersten Bekehrung und Umkehr aus dieser Verkehrtheit ist die Grillparzersche Medea ein Beweis; aber sie kann ihr Muttermahl nicht verbergen, und gesteht mit dem ersten Wort, daß sie aus dem Colchis der Poesie herüberkomme. Was der eigentliche Inhalt des Stückes sey, lernen wir am Besten durch Jasons eigene Worte kennen. Im zweyten Akte nämlich, als er sich mit Creusa vergangener glücklicherer Jugendtage erinnert, fügt er hinzu, welche die rechte Art zu freyen sey, nach tapfer bestandenen Jugendkämpfen in der Geliebten eines und alles zu finden, treu um ihre Liebe zu werben, zum Vater und zur Mutter zu treten, von ihnen die Bewilligung des schönsten, einzigen Lebensglückes zu erflehen, und von ihrem Segen beschirmt nun allen ferneren Lebensstürmen zu trotzen. So aber hat Jason nicht gefreyt; mit dem Blut des Vaters und des Bruders hat er die Braut von den barbarischen colchischen Göttern erkauft, und die verfluchte Ehe kann ihm keinen Segen bringen. Kaum hat er die Erbeutete sein genannt, so ist er ihrer auch schon überdrüßig, und da sie im Vaterlande die Quelle all seines Unglücks wird, sucht er sich ihrer, wie einer Last, so schnell als möglich zu entledigen, und die ersten jungfräulichen Augen, die in die seinen blicken, entführen den Gatten seiner Gattin, die nun verlassen von allem, was ihr werth ist, in fremdem Lande einsam, beschimpft, vertrieben, bis auf's Aeußerste gebracht, das Aeußerste begeht, und ihre Kinder ermordet.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. September 1826.

Unter den Menschen wird man nicht besser, wenn man nicht schon gut unter sie kommt.

Jean Paul.

Bruchstücke
aus den Moeurs administratives von Ymbert.

Einfluß der Frauen.

Groß ist der Einfluß, den die Frauen auf die Administration ausüben; doch nie war er größer als zur Zeit Ludwigs XIV. und XV. Die Liebe hatte die Herzen dieser Monarchen von allen Seiten offen gefunden. Die Herrschaft der la Vallière, der Montespan, Fontange, Dubarry wird lange berühmt bleiben. Ihre Maulereyen bewirkten die Zurückberufung der Marschälle von Frankreich, und zwangen die Generalpächter, ihre Beutel zu leeren. Ihre Liebkosungen gaben einem Dummkopf den Oberbefehl über die Heere und einem Zierbengel die Herrschaft der Provinz. Die Minister arbeiteten mit der Favoritin und die großen Staatsmaßregeln, wovon das Schicksal der Nation abhing, wurden im Boudoir verhandelt. Ein frischer Wind, ein feuchter Nebel, Kopfschmerz und Nervenzufälle entschieden über Wohl und Weh der Völker. Bey den Römern waren es die Auguren, welche den Staat beherrschten, unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. stand Frankreich unter der Herrschaft der Weiber.

Man weiß, wie ansteckend das Beyspiel der Fürsten ist. Die Minister, die Intendanten, die Commis hatten Schönen, die in ihrem kleinern Wirkungskreis auf dieselbe unumschränkte Herrschaft Anspruch machten, wie sie die Favoritin des Monarchen in dem ihrigen ausübte. Glücklich waren damals die Völker, wenn Zufall oder Laune ihre Herrscher einer Frau in die Arme warfen, die im Stande war, die Verantwortlichkeit ihrer Stellung zu fühlen. Eine solche war eine Zeit lang Frau von Maintenon.

Während der Revolution hat man keine Frauen, sondern Furien einen Theil des anarchischen Despotismus an sich reißen, den Volksversammlungen Beschlüsse und den ausübenden Kommittees Befehle vorschreiben sehen. Das Konsulat und noch mehr das Kaiserthum, wies die Frauen wieder in den Kreis ihres Hauswesens zurück, so daß ihnen bald nichts mehr blieb als Nadel und Spindel.

Napoleons Denkart war dem Einfluß der Frauen sehr ungünstig. Zwar war er den süßen Gefühlen, die ihnen die Herrschaft der Herzen sichern, nicht fremd, wie Manche behauptet haben; allein er weihte ihnen nur sehr kurze Augenblicke. Die Gegenwart der Weiber in den Arbeitszimmern der Männer war ihm unausstehlich; sie waren in seinen Augen nur zur Bequemlichkeit und zur Zier des Haushaltes geschaffen. Niemals besaßen sie unter seiner Herrschaft den geringsten Einfluß, nie hatten sie Antheil an der Ernennung eines Marschalls, eines Bischofs, eines Generaleinnehmers oder eines Präfekten; ja die Unterpräfekturen selbst entgingen ihren zärtlichen Bemühungen, und kaum hat vielleicht ein Auditor ihnen die Erlangung seiner bescheidenen Stelle zu danken gehabt.

Auch war die Gewalt der Reaktion in der folgenden Periode diesem Druck angemessen. Die Enkel Heinrichs IV., der den Ruhm und die Liebe zu vereinigen wußte, wurden

von den Frauen mit Enthusiasmus aufgenommen. Die weißen Tücher, von schönen Händen bewegt, ersezten die weißen Fahnen, die ihr Freudentaumel vermißte. Noch haben sie zwar nicht die verlorne Gewalt in ihrem ganzen Umfange wieder erhalten; allein sie haben die vortheilhaftesten Stellungen besezt.

Man kann mit Recht annehmen, daß bey weitem der größte Theil der Staatsbeamten verheirathet ist. Ihre Zahl beläuft sich auf 60,000; wer kann den Einfluß von 60,000 Frauen berechnen, die heut zu Tage Blumen auf das trockne Feld der Bureaukratie streuen, die Grazie in die Rekrutirung, Zärtlichkeit in die Finanzen, Liebe in die Lieferungskontrakte einführen. Mit tiefer Verehrung sehen wir an der Spitze dieses mächtigen Heeres die sieben Frauen unserer sieben Minister, und unter ihnen die drey Dutzend Frauen von drey Dutzend Staatsräthen, die sechsundachtzig Frauen von sechs und achtzig Präfekten u. s. w. Dieser Einfluß ist süß, freundlich, einschmeichelnd, er wirkt ohne offiziellen Charakter, ohne Diplom, ohne Stempel oder Siegel.

Die Cirkulare.

Das Cirkulare ist der Liebling der Ministerialkommis und der Schrecken der Departementalbehörden. Sie keimen in den Gesetzentwürfen, entwickeln sich und blühen in dem weiten Felde der Instruktionen und Reglements; zuweilen jedoch entspringen sie ganz von selbst in den Köpfen gewisser Kommis, die darauf zu spekuliren scheinen, alles Papier aus der Provinz nach der Hauptstadt zu ziehen. Die Cirkulare sind zwar nothwendig, um eine allgemeine Maßregel in Ausübung zu setzen, allein es gibt auch Fälle, wo sie die Quelle großer Unordnungen und Verwirrungen werden. Der Minister hat z. B. irgend einen Beschluß über diesen oder jenen Administrations-Gegenstand gefaßt. Dieser Beschluß wird durch ein erstes Cirkular den Behörden der verschiedenen Departements mitgetheilt und entwickelt. Das ist ganz in der Ordnung; allein die Ausführung dieses Beschlusses findet bald unübersteigliche Hindernisse in einer Menge von Lokalitäten, so daß ein Paragraph, der in Paris sehr vernünftig zu seyn schien, in Perpignan ein Unsinn wird, oder jener, der im Ministerium vortrefflich schien, in Marseille unausführbar ist. Sogleich werden im Departement der östlichen Pyrenäen und der Rhonemündungen Berichte aufgesezt, welche die Unmöglichkeit der Ausführung anzeigen und beweisen. Fünf bis sechs solcher Reklamationen bringen ein neues Cirkular hervor, das in dem Departement der Rhonemündungen und der Ostpyrenäen vortreffliche Wirkungen thut, aber die Ausführung des ersten Cirkulars in den Vogesen und dem Finisterre stört und alles Angefangene durcheinander wirft. Neue Reklamationen, neue Cirkulare. In weniger als drey Monaten erscheinen ihrer zwanzig über denselben Gegenstand, welche in Verbindung mit einer grossen Zahl von einzelnen Verordnungen einen Kodex bilden, den zu erläutern sich die Bartul und Baldi des Ministeriums vergebens die Köpfe zerbrechen. Die Präfekten und Unterpräfekten wagen es in diesem Labyrinth administrativer Verordnungen nicht, sich von der Stelle zu bewegen, aus Furcht, daß jede Bewegung einen neuen Anstoß, eine neue Anfrage, ein neues Cirkular veranlassen werde. Indessen hängen sich in dem Kopfe dieses oder jenes Direktors, Vaters von zwanzig Cirkularen, eine Menge von Paragraphen fest, und bilden dann seine administrative Gelehrsamkeit. Da alles dieß voll von Widersprüchen und Dunkelheiten ist, so bildet es in diesen administrativen Köpfen ein Gemisch, eine Masse, die selten einem Lichtstrahl den Durchgang verstattet; da er aber der Schöpfer dieses Wustes ist, so läßt er keine Gelegenheit vorbeygehen, um dem Minister seine Sektionen und Artikel zu citiren. Thut Sr. Excellenz eine vernünftige Frage an ihn, so findet der Administrator beständig irgend einen Artikel aus einem alten Cirkular in seinem Kopf, und mit diesem muß sich der Minister begnügen statt einer vernünftigen Antwort.

Das Cirkularsystem ist eine organische Krankheit in unserer Administration. Man bildet Bibliotheken von ihnen, und je mehr die Sammlung wächst, desto schwerfälliger wird der Gang der Administration. Zu einer Zeit, wo man noch nicht so freygebig mit Cirkularen war, wie jezt, fand sich ein Präfekt doch einmal in dem Fall, folgenden Brief zu schreiben.

Monseigneur!

„Ich ersuche Ew. Excellenz mir anzuzeigen, ob der Paragraph 3. des Cirkulars Nro. 7. nicht wesentlich aufgehoben ist durch den Paragraph 9. des Cirkulars Nro. 20? Ich bin geneigt, es zu glauben, wenn ich den Inhalt des Paragraph 15. der Cirkulare Nro. 24. überlege; allein das gleich darauf erlassene Cirkular Nro. 25. enthält Paragraph 13. eine Weisung, wonach ich vermuthen möchte, daß Paragraph 3. des Cirkulars Nro. 7. fernerhin in Wirksamkeit bleiben soll.“

Eine so klare Frage erforderte eine deutliche Antwort. Folgendes ist die, welche der Präfekt erhielt.

Herr Präfekt!

„Die Frage, welche Sie mir die Ehre erwiesen haben, an mich zu richten, ist hinlänglich beantwortet im Artikel 7. der Instruktion Nro 4.; sollten Ihnen aber dennoch einige Zweifel bleiben, so bitte ich Sie, Ihre Aufmerksamkeit dem Paragraph 9. des Cirkulars Nro. 17. zu schenken, welcher in Verbindung mit dem Paragraph 16. des Cirkulars Nro. 12., welches vierzehn Tage nach dem von Ihnen citirten Nro. 7. erlassen worden ist, keinen Zweifel mehr bestehen läßt. Haben Sie die Güte, in diesem

Sinne die HH. Unterpräfekten und Maires anzuweisen." u. s. w.

Es läßt sich bezweifeln, ob die Unterpräfekten und Maires, die der Präfekt in diesem Sinne anwies, sehr deutlich eingesehen haben werden, wie sie sich eigentlich zu verhalten hätten.

Wenn die Administration in einen solchen Zustand gerathen ist, so erscheint sie den Administrirten wie die Sphynx des Alterthums, mit Kopf und Händen eines Mädchens, dem Leib eines Hundes, dem Schweif eines Drachen, den Vorüberwandernden barbarische Räthsel aufgebend und diejenigen zerreißend, welche sie nicht aufzulösen vermögen.

Nepotismus.

Unsere Administration hat dem Egoismus eine neue Ausdehnung gegeben oder vielmehr eine neue Gattung von Egoismus erzeugt. Der Zufall oder die Gunst hat mich in den Besitz einer Stelle gesezt. Kaum habe ich zweymal meinen Gehalt bezogen, so fange ich an, der Sache so viel Geschmack abzugewinnen, daß ich mich umsehe, ob nicht auch für die übrigen Mitglieder meiner Familie auf irgend eine Art ein Platz an der großen Krippe des Budgets zu finden wäre. Die kindliche, die brüderliche Liebe, die vetterliche Zuneigung verhindert mich zu fühlen, zu welchen Erniedrigungen ein solches Streben führen muß. Von dem Augenblicke an erscheinen mir alle Auflagen gerecht und billig, seyen sie noch so drückend, das Gefühl der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, die bürgerliche Unabhängigkeit verschwindet vor der lockenden Aussicht, 50,000 Franken jährlich mit meinem Bruder, meinem Vater, meinem Oheim, Vetter u. s. w. zu theilen! In diesem verwandtschaftlichen Eifer habe ich keine Ruhe, so lang ich nicht auch meinen lezten entferntesten Verwandten in irgend einem Winkel des Budgets angebracht habe. Daß die Wirkung dieses administrativen Nepotismus desto weiter um sich greift, je höher wir in der administrativen Hierarchie steigen, ist leicht einzusehen. So entstand bey uns eine wirkliche Budgets-Aristokratie, die sich durch alle Zweige der Administration erstreckt. In den Finanzen, im Krieg, in der Marine, in der Kirche, in der Justiz, treffen wir überall denselben Namen, als Brüder, Vetter, Neffen, Oheime u. s. w. Derselbe Name macht als Minister den Gesetzvorschlag, vertheidigt ihn als Staatsrath, votirt ihn als Deputirter, sezt ein Amendement hinzu als Pair von Frankreich, bringt ihn in Ausführung als Präfekt und ist unter keinem Titel dafür verantwortlich. Wie kann man ohne Schrecken ein Dutzend Familien sehen, die sich, wie weiland zur Eroberung des heiligen Grabes, in Masse erheben und jede einen vom Kopf bis zu den Füßen bewaffneten Führer an ihrer Spitze, militärisch das Budget und die Plätze belagern, in den Salons manövriren, in den Audienzen tirailliren und in den Vorzimmern aufmarschiren? — Sobald eine solche Familie alle ihre Mitglieder in der Administration angestellt sieht, wird eine Art von gegenseitiger Gewährleistung geschlossen, wie die gegen Feuer- und Hagelschaden. Alle stehen für einen, und einer für alle. Besonders aber sind alle verpflichtet, das Haupt der Familie aus allen Kräften zu unterstützen. Die entferntern Vettern haben den Auftrag, seine Talente zu preisen; die Cousins germains heben seine Ergebenheit zum Himmel, die Onkel à la Mode de Bretagne seine Rechtlichkeit und sein Zartgefühl. Dieser bezahlt sie dafür mit Empfehlungen und Diplomen. Sobald einer in seiner Stelle wankt, eilen alle andern zu seiner Hülfe herbey, und aus allen Zweigen der Administration erhebt sich das Feldgeschrey des Nepotismus, bis sie ihn im Triumphe an die Stelle zurückgetragen haben, wovon er vertrieben worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 23. August.

(Beschluß.)

Diese ganz moderne Ehestandsgeschichte, welche den Inhalt der Tragödie ausmacht, sucht nun ihre Bewährung nicht in ihr selbst und in ihrer eigenen Darstellung, wie in früheren Zeiten der Poesie, aber eben so wenig liegt die Nothwendigkeit der Handlungen, wie in jüngst vergangener Zeit in Flüchen, Zigeunerprophezeihungen und anderen Zufälligkeiten der Ahnung und des Traumes, sondern der Dichter nimmt die Rechtfertigung seines Inhaltes aus Darstellungen der antiken Welt, deren Kunstwerke, was der Geist der Familie in Wahrheit sey, zur Erscheinung zu bringen wußten. Insofern aber ganz moderner Inhalt sich in jene antiken Gestalten hinflüchtet, und daher ebensosehr aus diesen Masken mit modernsten Liebesblicken hervorguckt, und mit Wienerischen Lippen herausspricht, entsteht der seltsamste Kontrast, und die sonderbarste Verkehrung. Denn man könnte zwar meynen, es handle sich hier nur um dieß liebende Weib, um ihre Kränkungen, ihre Bitten, ihre Verzweiflung, ihre Hoheit, um den Schmerz der Mutterliebe, um die Rache der Verstoßenen, überhaupt um den Charakter der Medea, gleichgültig in welchem Kleide er sich darstelle, aber man irrt; — es handelt sich ebensosehr um jene antike Fabel des goldenen Vließes als um griechische Sitten, wir sollen in Korinth heimisch zu seyn glauben, die Amphyctionen ehren, wir sollen Medea als Colcherin erkennen und verstoßen. Dadurch geräth der Dichter in fortwährende Widersprüche. In der antiken Medea ist es eine Hauptschuld der Medea Barbarin zu seyn, und von dieser Seite her ist Jasons neue Ehe mit Kreusa eher ein Akt der griechischen Sittlichkeit, als ein Verbrechen gegen dieselbe. Daß Medea Barbarin sey, sucht auch unser Dichter hervorleuchten zu lassen, und zu einem Hauptpunkte zu erheben, aber für unsere Zeit ist dieser Unterschied von Barbaren und Griechen so leer geworden, daß der Dichter, statt ihn darzustellen, gerade in's Gegentheil verfallen ist, und unseren Gefühlen nach Jason und alle Griechen Medeen gegenüber als die härtesten, grausamsten Barbaren gezeichnet hat. Denn gerade Medea ist es, welche von Anfang an dem sittlichen Geiste folgt: sie vergräbt ihr Zaubergeräth, sie sezt der Härte ihres Gatten die sanfteste Liebe und eine desto tiefere Selbstverläugnung entgegen, je weniger Jason sie anerkennt, und bey ihrer vermehrten Liebe und Treue

nur seine Grausamkeit und Untreue mehrt; sie gelobt ihm bis in den Tod zu folgen, sie wendet Alles an, was Milde, Ruhe, Freundlichkeit, Sicherheit, Klarheit und Verständigkeit vermögen. Vergebens; Jason entfernt sich nur immer weiter von ihr, und wenn er seinen launischen Wechsel, seinen Ueberdruß, seine Selbstsucht mit Medeens Barbarey entschuldigen will, müssen wir ihn als barbarisch schelten, und Medeen rechtfertigen. Was als Ausbrüche der Barbarey bey ihr gelten soll, ist uns nichts als nothwendige Folgen unleidlicher Beleidigungen; wir müßten Medeen, wenn sie nicht aufgährte, ebenso wie Jason verachten, der sie so bis zu diesem Punkte zu reizen im Stande ist. Seine verpflogene Liebe macht ihn uns nicht zum Griechen, sondern zum modernsten Großstädter, der nach dem ersten Kinde, das ihm die Gattin geboren, gesättigt, und voll Ueberdruß sich zu einer zweyten Schönheit wendet, und ein launischer Prinz nach der Gräfin Orsina die frischere Emilia liebt. Wenn daher Kreon diesen Jason gegen Medea in Schutz nimmt, wenn Kreusa ihre Neigung in höchst verfänglicher und zweydeutiger Unschuld vor ihm entfaltet, erst Medeen beherbergt, mit Liebe überschüttet, und dann doch in die Verstoßung und die neue Ehe willigt, ja selbst daß der Mutter die Kinder geraubt werden, duldet, und plötzlich, eine Königin an Liebe und Glück, der verstoßenen Bettlerin das lezte Kleinod zu rauben vermag, wie können wir dann solchen Schurkenthaten als griechischen den Vorzug gegen die edle Barbarin einräumen? Alle Klagen, alle Vorwürfe Medeens sind gerecht, jedes ihrer Worte müßte Jason, wenn er nicht schamlos wäre, beschämt zu ihren Füßen niederwerfen, er müßte mit ihr in die Verbannung gehen und büßen, da er mit ihr gefehlt, und Medea nur seinetwegen das frühere Unrecht begangen hat. So ist denn auch Medeens lezte That kein Akt der Wildheit, sondern nur die Folge des Kränkungsystems, mit welchem Jason, Kreon und Kreusa, ja selbst die eigenen Kinder, sie quälen und ihre geängstete Seele auf die Folter spannen. Dieß Alles erleidet sie als Colcherin, und weil sie dem Jason traute, aber sie mordet die Kinder nicht als Colcherin, obgleich sie der Dichter so darstellt. Deßhalb ist diese Darstellung im vierten Akt auch so ermüdend; daß sie ihr Zaubergeräth wieder erhält, ist für uns nur von der Bedeutung, daß sie die Mittel zur Rache erhält, sie wird uns dadurch nicht wieder zur Barbarin, denn sie handelt jezt nicht einmal in unmittelbarer Wildheit, nicht im Ausbruch der Leidenschaft, sondern was sie dem Jason schon dreymal vorgeworfen, sagt sie sich noch zum vierten Male vor, sie steigert sich zum Entschluß des Mordes dadurch, daß sie sich die Schuld aller gegen sie vorführt. Die griechische Medea wird als Barbarin verstoßen, und zwar mit Recht, dadurch ist der Kindermord gleichfalls barbarisch, und rechtfertigt die Verstoßung, obgleich er sie straft; die moderne Medea aber wird mit Unrecht verstoßen, daß sie die Kinder ermordet, ist daher gegen die Andere gerecht, und für sie selber nur die Spitze ihres Unglücks, dem Jason, dieser glänzenden verführerischen Schlange, gefolgt, so wie ihres Unrechts Schuld am Tode des Vaters und Bruders geworden zu seyn. So ist auch von dieser Seite her das Antike durch das Moderne verdreht, und das Moderne auf verkehrte Weise in dem Antiken dargestellt. — Zur vollendeten Leerheit sinkt deßhalb auch der fünfte Akt herab, da alles vollendet ist, und nur die Reflexion übrig bleibt, wie Unrecht Kreon gehandelt, den schwächlichen, verderblichen, selbstsüchtigen Jason aufzunehmen, welch ein erbärmlicher Held dieser Jason sey, und wie nur Medea zu allem diesem Elend, zu allen diesen Greueln gebracht. Daß sie schließlich zum Tempel des Apollo wandern will, macht sie zur Büßerin, die in langem griechischen Gewande nach Rom wallfahrtet; doch wären wir ein Kunstpapst, wir würden ihr die Absolution sicher verweigern.

Die Medea ist für die Schauspielerin gewiß eine dankbare Rolle, aber wie jedes verfehlte Kunstwerk auch ebenso undankbar; Scenen, worauf die Schauspielerin den höchsten Fleiß, die angestrengteste Aufmerksamkeit verwenden muß, lassen kalt. So z. B. die lezte des dritten Aufzuges, als Medea wählen soll, welches der Kinder sie mit sich nehmen wolle, aber keins der Kinder in ihre Arme eilt. Die Situation ist an sich so widerlich, daß die Schauspielerin sich vergeblich nach allen Effektkünsten umsehen muß, um nicht ganz leer auszugehen. Denn daß die Kinder nicht zur Mutter eilen, erscheint uns um so mehr als ein widernatürlicher Zufall, da wir Medea so wild, so barbarisch nicht finden können, und bey wohlorganisirtem Geschmack bey weitem der blassen Kreusa vorziehen, wie freundlich sie auch blicken möge. Es gibt gewiß keinen Zuschauer, der die Kinder nicht mit Gewalt zur Mutter hinstoßen möchte. Als sie aber den Schoß verschmähen, der sie geboren, fühlt sich Medea zum ersten Mal ganz vernichtet, und um den Effekt dieses Defekt-Gefühls war es dem Dichter zu thun. Und Mad. Schröder stand ihm wacker im Effektmachen bey. Mit dem Jammer der Verzweiflung stürzt sie mit den Worten: „ich bin vernichtet! Meine Kinder, meine Kinder!“ nieder. Wer aber mit solcher Gewalt des Schmerzes sagt: „ich bin vernichtet,“ der straft mit dieser Gewalt die Vernichtung, und mit der Vernichtung jene Gewalt Lügen. Bey den „Kindern“ gehörte der Jammer, auch ein gewaltiger, hin, aber bey der Vernichtung nicht, wie viel Effekt diese gewaltsam vernichtete Vernichtung auch machen mochte. Die Liebe zu falschen Effekten wäre das Einzige, was wir Madame Schröder als Medea vorwerfen möchten, denn diese Effekte sind Claude-Lorrainsche gemalte Sonnen, die troz alles Lichteffekts doch nicht glänzen. — Die größte Stütze dagegen findet Mad. Schröder in ihrer Stimme, deren Gewalt und Kraft sie bis zum Ausdruck des intensivsten Gefühls zusammenzuziehen vermag, und ebenso darum die tiefste Innerlichkeit mit solcher hinreißenden unwiderstehlichen Gewalt ausspricht. Schade, daß die Künstlerin sich an die schlechteren Kunstwerke wegwirft, und ihren Adel nicht dem Edlen aufbewahrt.

Vorgestern wurde nach dem Trauerspiel Phaedra dem Publikum noch ein heiterer Genuß gewährt. Mad. Scheberlechner, geborne Dal Occa aus Petersburg, sang die Cavatine aus dem Rossinischen Barbier. Ein Anflug von Aengstlichkeit konnte beym Auftreten für die Künstlerin einige Besorgnisse erregen, aber gleich die ersten meisterhaften Töne des Recitativs beruhigten vollkommen, und machten der Freude Platz. Die Künstlerin spielte mit den willkürlichen Tönen der Cavatine auf die liebenswürdigste Weise, und wußte durch Zögern und Eilen, durch einfachen naiven Vortrag und Künstlichkeit, durch höchste Kraft des Tones, und die süßeste Lieblichkeit solche Mannichfaltigkeit in die einfache Melodie hineinzubringen, daß eine ganze Welt von Empfindungen in so kurzer Zeit, und in so wenigen Tönen erklungen war. Der rauschendste Beyfall belohnte die Künstlerin. Besonders hatte die Kraft der Höhe und Tiefe erfreut, und das sichre Ansprechen jedes Tones, der gleich in festester Bestimmtheit, und doch ohne Schärfe angefangen ward, Bewunderung erregt, zumal da bey dieser Fülle und Gewalt des Tones, bey dieser durchdringenden italienischen Kraft auch Unschuld und Lieblichkeit, Heiterkeit und liebenswürdiger Uebermuth nicht fehlte. Die zweyte Arie mit Chor (aus der Cenerentola) sollte die Beweise der Kunstfertigkeit geben, von deren chromatischen Läufen die Cavatine nur erst eine Perlenreihe dargereicht hatte, aber die lezten Töne dieser Arie erstickten unter dem lauteren Beyfall, der nicht länger zurückzuhalten war.

Beylage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. September 1826.

Liebt einer so, wie ich,
Der sage mir,
Wie er gehabe sich
Bey solcher Lieb'sbegier.

Bruchstücke aus den Moeurs administratives.

(Fortsetzung.)

Jn's Unendliche vermehrt sich in allen Winkeln des Budgets das Geschlecht der Vettern, und es dürfte dem Finanzminister hart ankommen, wenn er gestehen sollte, wie innig er seine Vettern liebt, und wie viel die Vettern dem Staate jährlich kosten.

Oft entsteht aus der beständigen Wiederholung desselben Namens in allen Zweigen der Administration eine Verwirrung, welche die Neugierde zu groben Verwechslungen verleitet. Man gibt dem Bruder Paul die Ehre der schönen Rede, die der Bruder Jerome gehalten und der Neffe Jerome wird gepriesen wegen des weisen Urtheils, was der Onkel Garguille gefällt hat. Um diese qui pro quo zu vermeiden, ist die Aristokratie des Budgets auf den Einfall gekommen, anstatt der Ortsnamen die Gutsnamen zu gebrauchen. Z. B. haben wir den Staatsrath D., den Generalsekretär D., den Finanzeinnehmer D., in D., de Suréne, D. de Chaillot D., d'Anteuil und D. d'Asnière verwandelt.

Wenn übrigens dieses System einem Angestellten oft die Ehre erzeigen läßt, die einem Verwandten gleichen Namens gebührt, so treten auch Fälle ein, wo andere Dinge an den ungerechten Mann kommen. So ging es z. B. 1815 zweyen von den obengenannten D's. Der eine, Generalsekretär, war ein billiger, gemäßigter Mann, der alle Angebereyen in's Feuer warf und glaubte, man könne dem Staate dienen, ohne seine Collegen zu verläumden, und ein guter Bürger seyn, ohne in Gent gewesen zu seyn. Der andere Direktor im Gegentheil hatte beständig offene Listen, um anonyme Angebereyen aufzunehmen und darnach Epurationen und Purifikationen vorzunehmen. Unter der Zahl seiner Opfer befand sich auch ein wackerer Beamter in der Provinz, der, als er sich ohne Ursache entlassen sah, auf den Einfall kam, sich in der damaligen Verwirrung selbst Rath zu verschaffen. Er kommt in Paris an und eilt nach dem Ministerium, statt einer Bittschrift einen jener tüchtigen Sprößlinge des Waldes in der Hand, womit die Cadis Gerechtigkeit zu handhaben pflegen. Es schlägt vier Uhr, der Direktor ist noch mit Purifikationen beschäftigt, der unschuldige Generalsekretär tritt friedlich aus dem Hotel, als er von dem unglücklichen Purifizirten empfangen wird, der mit kräftiger Hand auf seinen Schultern die Schuld der Rache abträgt, indem er wie Orestes dazu ausruft: „Nimm das als Lohn für die Purifikation!" — „Halten Sie ein; schreit der Generalsekretär, Sie irren sich, ich bin D. de Chaillot. Mein Bruder ist es, der purifizirt, ich aber administrire." Es war zu spät, der Nepotismus hatte seine Früchte getragen.

Von den Ministern, welche die Industrie des Nepotismus ausüben, gibt es einige, die mit vorsichtigem Blick in die Zukunft schauend, ihr verwandtschaftliches Heer so aufstellen, daß, auch wenn sie selbst fallen sollten, doch der

Nepotismus sich in seinen Stellungen erhält; andere aber sehen nicht weiter als ihre Nase; diese stellen alle ihre Verwandten in ihrer Nähe auf, jene vertheilen sie in den Provinzen und im Auslande als Gesandte u. s. w. Die Folge ist, daß, wenn diese einmal fallen, sie ihre ganze Sippschaft unter ihrer Last erdrücken und nach sich ziehen, dagegen jene unvertilgbar sind, wie die weitverbreiteten Schößlinge der königlichen Eiche.

Es gibt auch Fälle, wo der Nepotismus den Minister nöthigt, einen entfernten Verwandten in den demüthigsten Posten unterzubringen und wo er sogar den Familienstolz zum Schweigen bringt. Hier ein Beyspiel. Alles war untergebracht; die Verwandten in aufsteigender und absteigender Linie, die Collateralen von Seiten des Mannes und der Frau hatten ihre Stellen. Plötzlich erscheint einer von diesen Leztern aus irgend einem Thal der Cevennen, an den Niemand gedacht hatte, in Paris und sein erster Weg ist zum Hotel des Ministeriums. Er reklamirt und beweist die Ansprüche, die er als Vetter an das Budget hat. Sr. Excellenz antwortet, daß ihm die Vettern aus der Erde hervorspingen; daß er ihm anständiger Weise nicht die Stelle eines Bureaudieners anbieten könne, welches doch die einzige sey, die sich in diesem Augenblick erledigt finde. Der Vetter, eben nicht sehr stolz, nimmt ihn beym Wort und verlangt diese Stelle. Er erhält sie auch wirklich, allein unter der Bedingung, seinen Namen zu ändern und nie zu verrathen, daß er der Vetter des Ministers sey. Drey Monate vergehen und der neue Bureaudiener bewahrt sein Geheimniß unverletzlich und gehorcht pünktlich der Klingel eines hochfahrenden Direktors. Eines Tages aber, als er diesen über die Gebühr hat auf sich warten lassen, wird er mit einem: wo bleibt denn der Schlingel? empfangen. — „Ich bin kein Schlingel, mein Herr.“ — „Er ist ein Schlingel, und ich werde ihn zur Thür hinauswerfen.“ — „Zur Thür hinaus? mich?“ ruft der Bureaudiener, dessen vetterlicher Stolz erwacht. „Sie werden es nicht wagen!“ — „Was, Unverschämter, nicht wagen? ich bin der Vertraute des Ministers.“ — „Und ich, mein Herr, bin sein Vetter!“ — sagt der Bureaudiener, indem er mit dem Fuße stampft. Sogleich aber bittet er den erstaunten Direktor, sein Geheimniß nicht zu verrathen; allein der Hofmann hatte von dem Augenblicke an so viele Aufmerksamkeiten für seinen Diener, daß das Geheimniß bald ruchbar wurde. Die Niederträchtigkeit verrieth, was die Eitelkeit so lange verschwiegen hatte. Die Seuche des Nepotismus ist ansteckend, und geht durch alle Glieder der administrativen Hierarchie. Der Bureauchef, der Unterchef, der Kommis selbst, alle schleppen ein Heer von angehenden Administratoren hinter sich her, führen sie unter der Hand in die Bureaus ein, um sie bey der ersten Gelegenheit in's Supernumerarpersonal einrücken zu lassen. So wie der Tod, die Entlassung oder Versetzung eine Lücke macht, schlüpft ein Vetter hinein, und wie auf dem Schlachtfelde, hört man in dem Heere des Nepotismus den Ruf erschallen: die Glieder geschlossen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der lezte Briefwechsel zwischen Jefferson und Adams 1).

Durch ein Versehen des Korrektors ist dieser Anfang des Jefferson'schen Schreibens in Nr. 227 weggelassen, und nur der Schluß desselben gegeben worden. Der Vollständigkeit wegen tragen wir das Ausgelassene hier nach.

Die Red.

Jefferson an Adams.

Monticello, 1. Juni 1822.

Es ist sehr lange her, lieber Herr, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe. Meine Hand ist jezt so steif, daß ich nur langsam und mit Schmerzen schreibe und es deßhalb so selten thue als möglich. Doch sind wir es gegenseitiger Freundschaft schuldig, von Zeit zu Zeit uns zu erkundigen, wie es mit uns steht? Die Zeitungen sagen, daß General Starke auch hinüber ist in seinem drey und neunzigsten Jahre. N. lebt noch, ungefähr in selbem Alter, munter, mager, wie eine Heuschrecke, und so vergeßlich, daß er kaum seine Hausgenossen erkennt. Ein vertrauter Freund von ihm besuchte ihn leztlin; allein er konnte ihm nur mit Mühe begreiflich machen, wer er sey und in einer Stunde erzählte N. dieselbe Geschichte viermal. Ist das Leben? — „Mit mühsamen Schritten unsere früheren Schritte wiederholen? den ewigen Kreislauf zu wiederholen? — den längst betretenen Weg von Neuem zu betreten? — zu sehen, was wir längst gesehen — was wir gefühlt, von Neuem zu fühlen?“ 2) — Das ist denn doch höchstens das Leben eines Kohlkopfes, und wahrlich keines Wunsches werth. Wenn also unsere Lebensfähigkeiten uns nach und nach verlassen, Gesicht, Gehör, Gedächtniß, jeder Zugang angenehmer Eindrücke geschlossen ist, und Stumpfsinn, Schwäche und Schmerz an ihre Stelle treten; wenn die Freunde unserer Jugend uns vorangegan-

---

1) Diese beyden ausgezeichneten Männer gehörten bekanntlich zu den Stiftern der Nordamerikanischen Freyheit, hatten beyde die erste Stelle im Staat bekleidet, und starben beyde dieses Jahr am gleichen Tage — am Jahrestag der Amerikanischen Freyheit. Adams Sohn, der jezige Präsident der vereinten Staaten, hat den Segen seines sterbenden Vaters empfangen.

2) Worte eines Dichters.

gen sind und um uns ein Geschlecht sich erhebt, das wir nicht kennen, ist dann der Tod ein Uebel? Wenn nacheinander alle Bande zerreißen, wenn von dem Freund der Freund getrennt wird, wenn der Mensch allein ist, um zu trauern, o dann, wie süß ist es zu sterben! — Wenn zitternde Glieder ihren Dienst versagen und düstre Nebel unsere Blicke trüben, wenn Wolken unsern Geist beschatten, dann ist der Tod die Wohlthat der Natur. — Ich glaube wirklich, es ist so. Ich habe immer ein kindisches Alter gefürchtet und meine Gesundheit war immer so gut und ist es noch, daß ich es noch fürchte. Die schnelle Abnahme meiner Kräfte während des lezten Winters hat zuweilen die Hoffnung in mir erregt, daß ich Land sehe! — Während des Sommers genieße ich die Wärme, aber ich schaudere vor dem Winter, und wollte, ich könnte ihn verschlafen, wie der Siebenschläfer, und nur im Frühjahr erwachen oder nie. Man sagt, Starke habe noch in seinem Zimmer umhergehen können. Ich höre, Sie gehen noch gut und kräftig. Ich kann nur bis zu meinem Garten gelangen, und das nicht ohne große Ermüdung. Doch fahre ich täglich spazieren und Lesen ist meine größte Freude. Ich wollte, ich brauchte nie die Feder auf's Papier zu setzen und um so mehr wegen der treulosen Art, womit man seit einiger Zeit Briefe ohne Erlaubniß bekannt macht. Die Geseze sollten einen solchen Mißbrauch des Vertrauens bestrafen. Sie werden gesehen haben, daß auch ich gezwungen worden bin, kürzlich in den Journalen aufzutreten. Obgleich ich weiß, daß es zu spät für mich ist, die Waffen der Jugend zu ergreifen, so war ich doch zu empört, um geduldig den Fußtritt des Esels hinzunehmen.

Indische Sprüche.

Wie Stolz die schönste Eigenschaft des Elephanten; der Mond die schönste Zierde der Nacht; die Sonne die schönste Zierde des Tages; Bescheidenheit die schönste Eigenschaft des Weibes; Lebendigkeit die schönste Eigenschaft des Pferdes; Sanftmuth in den Worten die schönste Zierde der Rede; tugendhafte Kinder die größte Zierde der Familien sind: eben so ist die Gerechtigkeit die schönste Eigenschaft der Könige.

*

Ach! in dem verdorbenen Zeitalter, worin wir jezt leben, ist ihr Gott das Geld; ihr Lehrer das Geld, ihr Stand, ihre Verwandtschaft das Geld und nichts als das Geld! Ein Mensch ohne Geld ist für diese Welt todt. Dieß Wort Geld übt heut zu Tage eine solche Wunderkraft über die Menschen aus, daß, wenn man es einem Todten ins Ohr riefe, er augenblicklich wieder aufstünde und sagte: ich will auch welches. Legte man auch das Geld auf den eckelhaftesten Schmutz, so viele würden sich nicht schämen, es mit der Zunge aufzulecken.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Eine Calkutta'sche Zeitung meldet den glücklichen Fortgang der in jener Stadt gestifteten Schule für Hindu'sche Mädchen, welche, obgleich erst vor vier Jahren angefangen, bey dem lezten Examen bereits 500 Schülerinnen zählte. Die Kinder bestanden sehr gut in den an sie gestellten Fragen über die Schöpfung, den Fall des Menschen, Erdbeschreibung u. s. w., und zeigten sehr gute Nadelarbeit. Von dem Verkauf von Dingen, welche die Calkutta'schen Damen zum Besten dieser Schule gemacht, und den Beyträgen der Anwesenden, wurde eine Summe von 21,300 Rupien gesammelt, wozu ein Radja, Namens Bidenauh, allein 20,000 gab. Dieses leztere ist nicht das einzige Beyspiel von der Bereitwilligkeit Hindu'scher Großen, europäische Kenntnisse unter ihren Landsleuten verbreiten zu helfen. Der Radja Kalisanker Gosal gab vor nicht langer Zeit eine ähnliche Summe an den Erziehungsverein, und 60,000 Rupien zum Bau eines Blindenhospitals zu Benares.

Die Fortschritte der Kolonie von N. S. Wales, in Bildung, Wohlstand und Sittlichkeit sind so weit gediehen, daß ein Geistlicher, Namens Halloran, der, wo ich nicht irre, vor ein paar Jahren, wegen der Fälschung des Namens eines Pair's auf einem Briefe (um Porto zu ersparen) dahin verbannt worden, sie für reif genug hält, die Stiftung eines freyen Seminariums vorschlagen zu können, aus welchem alle Jahre drey Jünglinge nach Oxford oder Cambridge geschickt werden sollen, um nach vollendeten Studien als Geistliche für die Kolonie ordinirt zu werden.

Man will zu Madras gefunden haben, daß Sämereyen mit Hafergrütze gemischt, und in auf zwey Drittel gefüllte Flaschen eingepfropft, sich Monate, ja Jahre lang erhalten, besonders wenn sie verschickt werden, und dadurch in Bewegung bleiben.

In einem Tempel zu Bhurtpore befanden sich vor der lezten Einnahme dieser Stadt durch die Engländer, eine Reihe von Gemälden, welche den früheren Angriff auf diese Festung durch Lord Lake, und den schändlichen Rückzug dieses Generals ziemlich karrikaturmäßig vorstellten. Beim Angriff erscheinen die Engländer mit aufgehobenen Säbeln in der einen, und Branntweinflaschen in der anderen Hand; das Geschütz der Festung donnert sie zu Duzenden nieder, auf allen Seiten fliegen Köpfe, aber selbst die kopflosen Rumpfe machen noch fruchtlose Versuche — zu trinken — ein etwas derber Hieb auf die europäische Tapferkeit. Ja es war jener unglückliche Versuch auf Bhurtpore, welcher die Hoffnung der Hindus noch immer aufrecht hielt, einst die Herrschaft der Europäer abschütteln zu können; die endliche Einnahme dieser Stadt hat demnach mehr dazu gedient, diesen ihre Eroberungen zu sichern, als vielleicht sonst hätte durch zehn Schlachten geschehen können. Wie schwer es den Engländern fällt, in manchen Gegenden jenes großen Landes Ordnung zu erhalten, erhellt aus der Nachricht, daß ein Radjput Zemindar am hellen Tage mit 300 Pferden und zwey Elephanten, in ein Dorf eingefallen, zwey Men-

schen, einen Mahomedaner und einen Hindus getödtet, und große Beute mitgenommen. Der Verbrecher wurde später verhaftet; aber ein anderer Zemindar ließ sich verlauten, daß, wenn dieser Mann, wegen des Mordes von zwey Personen gehangen werden sollte, so wolle er deren vier umbringen. — Es gibt jezt in Indien, nebst den Durbars oder Hofzeitungen der noch herrschenden Prinzen, vier Zeitungen in Hindu'scher, und zwey in Persischer Sprache. Von diesen soll das Sumachar Durpan, das zu Serampore erscheint, die aufgeklärteste und gemeinnüzigste seyn; indem einige der andern sich eher befleißen, Vorurtheile auszustreuen als auszurotten. Auch sollen alle zusammen nicht über 4 bis 5000 Leser haben, welche geringe Anzahl sich vielleicht dadurch erklären läßt, daß sehr viele der Eingebornen jezt englisch verstehen und englische Blätter lesen. Das erste dieser Blätter wurde inzwischen erst im Jahr 1818 angefangen.

Zu Dublin, wie anderwärts in diesem Inselreich, herrscht sehr große Noth unter den Fabrikarbeitern und anderen Personen, welche unmittelbar oder mittelbar ihre Nahrung durch die Fabriken fanden; und da in Irland die Erhaltung der Armen nicht wie in England, dem Kirchspiel gesezlich obliegt, so ward eine öffentliche Sammlung um so nothwendiger. Leider aber war der Ertrag derselben bis jezt so unbedeutend, daß der Ausschuß, welcher die Vertheilung derselben übernahm, sich gleich Anfangs darauf beschränken mußte, keinem unbeschäftigten Armen, selbst wenn er eine zahlreiche Familie hätte, mehr als einen Schilling des Tages zu geben, und ihn dafür auf der Landstraße arbeiten zu lassen. Dieß ließen sich die brodlosen Menschen gefallen, obgleich es für manche sehr schmerzhaft seyn mußte, sich auf eine solche Weise beschäftigt zu sehen, und die Bezahlung für eine nur etwas zahlreiche Familie kaum hinreichte, um sich das liebe Brod zu verschaffen. Als sich aber vor Kurzem der Ausschuß gezwungen sah, diesen armseligen Taglohn bis zur Hälfte herabzusezen, da verging ihnen die Geduld; sie fingen an, etliche Tausend an der Zahl, manche mit ihren zerlumpten, abgemergelten Kindern an der Hand, die Straßen der Hauptstadt zu durchziehen, und zwar in der größten Ordnung, bis sie zur Börse kamen, wo sie dem Ausschuß eine Bittschrift überreichten. Während sie auf die Antwort warteten, vertheilten sie gedruckte Zettel, worin sie um Arbeit und Brod anhielten, aber auch im Verweigerungsfall droheten, „ihre Kinder da einzuquartieren, wo sie wüßten, daß es zu finden;" und als man ihnen zulezt eine befriedigende Antwort gab, da zerstreuten sie sich; fingen aber an einige Bäckerladen zu plündern. Solch ein ernsthaftes Verfahren muß wohl ihre reicheren Mitbürger etwas milder gegen sie machen, oder die Sache dürfte eine noch ernsthaftere Wendung nehmen.

Die Irländer sind ein sonderbares, äußerst reizbares Volk, und eben so leicht zum Guten als zum Bösen zu lenken. Vor Kurzem z. B. erschien im Hafen von Dublin eine Jagd, welche ober dem Wimpel einen oranienfarbenen Merkur, auf einer Wolke stehend, als Wetterfahne hatte. Einige vom Volk erklärten die Figur für einen Oranienmann, der, zum Hohn der Katholiken und des Vaterlandes, die Nationalflagge, das Kleeblatt mit Füßen trete; dieses brachte den Pöbel zusammen, der das Schiff mit Steinwürfen angriff; und da die auf dem Schiffe unter den Pöbel mit Schrot feuerten, so wurden mehrere verwundet, und die Sache würde weit ernsthafter geworden seyn, wenn die Polizey nicht die Personen auf dem Schiffe verhaftet hätte. Die Sache wird nächstens zur gerichtlichen Untersuchung kommen.

(Der Beschluß folgt.)

Hannover, 18. Sept.

Mit dem ersten Aufgehen der Gardine, welche während der Sommerferien eine Scheidewand zwischen Zuschauer und Darsteller bildete, erschien zu unserer allgemeinen Freude Mad. Gehlhaar (ein Schoßkind unsers Publikums) — zuerst wieder als „Elisabeth" in „Maria Stuart." Im August 1825 hatte sie uns verlassen, und damals gab es stürmische Auftritte im Hause; das Publikum forderte mit stentorischem Getöse die Beybehaltung dieser Favoritin. Die Komité wollte erst nicht darauf eingehen. — Groß war daher der Jubel bey dem ersten Wiedererscheinen dieser trefflichen Schauspielerin; und ein Deutschfranzose rief unter den Begrüßenden recht triumphirend: „A nous la victoire!" Ehrenwerth war Mad. Arteur an diesem Abend als „Maria." Ein wackerer „Mortimer," Herr Wolkmar, besonders in seiner Erzählung: „Ich zählte zwanzig Jahre, Königin ꝛc.!" Daß Herr Wolkmar übrigens bey seinem Abgange in der sechsten Scene des zweyten Akts stets im Hintergrunde, mit dem Gesichte dem Kabinette zugewendet, hinter der Königin drein tobt, und das, was ihr nicht mehr angehörte, in gleicher Stellung hineindonnerte, erregte Mißbehagen. „Treten Sie doch näher heran!" hätten wir ihm gern zugerufen, wenn wir nicht gefürchtet hätten, seinen Zorn noch mehr anzufachen. Ein kühner „Leicester" war unser Regisseur, Hr. Kapianer; hatte aber das Kniebänd des Hosenbands-Ordens anzulegen vergessen. Bey dem feinen Hofmann, und vor seiner Monarchin mußte dieser Verstoß der Etikette uns auffallen. Der fünfte Akt war zu kurz abgeschnitten. Selbst den Monolog Leicester's hörten wir nicht. Das Orchester hatte zur heutigen Wiedereröffnung der Bühne eine matte Symphonie gewählt; etwas Brillantes, mit Pauken und Trompeten, würde uns feyerlicher empfangen haben. „Joseph in Egypten" gab unserm neu engagirten Hrn. Grill Gelegenheit, in der Partie des „Simon" sein dramatisches Spiel zu entwickeln, und er benuzte sie auf das Zweckmäßigste. Die Herren Rauscher und Uey als „Joseph" und „Jakob," so wie Mad. Nicola als „Benjamin," sind ein schönes Dreygestirn. Der Chor hat neben unserm kräftigen Hrn. Spitzeder eine gute Acquisition an dem Hrn. Börner gemacht. In den Kleinigkeiten an einem folgenden Abende, erstlich: „Das zugemauerte Fenster," war das Brüderpaar „Lindner" durch die Herren Weidner und Ludwig gut besezt. Herr Müller war anfangs als „Maurer Küper" zu weichherzig für einen Mann, der Wände und Häuser einreißt; jedoch machte der Schluß Alles wieder gut. Zweytens: „Die Beichte" ging wie am Schnürchen. Hr. Kraßianer, „Baron," war eben so köstlich als seine „Baronin." Mad. Gehlhaar unvergleichlich war. Schade, daß das Ganze durch die Schlußscene verdorben wurde; da hätte die muntere Schlaue nicht im tragi-komischen Bombast den Richterspruch harangiren sollen. Dieses klang gezwungen, nicht harmonisch, und das um so mehr; da sie doch nur eine verkappte Nemesis seyn will. Den Beschluß für diesen Abend machte: „Die Nacht im Walde," und wurde durch die liebliche Polonaise des Hrn. Grill verschönert. Nur etwas mehr Elasticität in den Bewegungen des Hrn. Grill wird uns allen willkommen seyn. Dem. Huber legte viel Beredsames in die reiche Mimik. Aber nicht artig war es, daß man dem Gast das Licht vor der Nase wegnahm; in einem solchen Wirthshause ist es doppelt gefährlich im Dunkeln zu sizen. Zwar nur eine Kleinigkeit, die jedoch zu den gewaltig störenden gehört.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 232.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 28. September 1826.

So in eigenster Vollendung
Bildet' Ihn ein hold Geschick
Und es ward des Hohen Sendung
Seinem Volke Ruhm und Glück.

Riemer.

Prolog
zu Goethe's Geburtstagsfeyer.
Weimar den 28sten August 1826.

Und abermals, geliebte, werthe Freunde!
Hat uns ein schönster Feyertag des Jahres
Am wohlbekannten, heit'ren Ort versammelt. —

Der reichbegabten Tafel munt're Zier,
Gedrängte Reih'n der Gäste, bunte Kränze,
Lautwogender Gesang, das edle Haupt,
Das aus der Blumen Farbenfülle leuchtet,
Vor Allem euer Antlitz, eure Blicke,
Die freudestrahlend jubeln durch den Saal;
Dieß Alles kündet uns die Wiederkehr
Des vielwillkomm'nen, vielgepries'nen Tags,
Der unser Hoffen, unser Wünschen krönt. —

Ein Jahr ist, seit wir uns zu gleichem Fest
Beysammen sah'n, in's Meer der Zeit entschwunden.
Doch welch ein Jahr! Laßt euch gefallen, Freunde,
Von all' dem Selt'nen, Großen, Herrlichen,
Das es Ihm bot, nur einzelne Gebilde
Vor euren Blicken schüchtern aufzurollen. —

So zeig' ich denn zuerst euch seine Wohnung,
Am Jubeltag des Fürsten reich bekränzt,
Geschmückt mit sinnig deutungsvollen Bildern.
Ein ganzes Fürstenleben war in acht
Schweigsamen Hieroglyphen, dem Beschauer
Zur Lust, dem Denker zur Erforschung aufgeschlossen. —

Wir seh'n ihn dann, der fürstlichen Vermählung
Am frühsten Jubelmorgen eingedenk,
Das wohlgetroffne Bildniß einer hohen
Erlauchten Herrin, golden ausgeprägt,
Mit Eichenschmuck und Sternenglanz umwoben,
Still in der Ferne von ihm vorbereitet,
Zu gnadenreichen Händen übergeben. —

Nun aber naht die flammendste der Sonnen,
Die jemals über Sterblichen geleuchtet.
Den siebenten November nenn' ich euch,
Und tausend Wonnen, tausend Hochgefühle
Weckt dieses eine Wort in eurer Brust.
Vergebens unternähm' ich, die Momente
Euch jenes Tags der Tage vorzuführen:
Wie, schon im Morgenlicht, holdsel'ge Nymphen
Der Ilm mit sanften Tönen ihn begrüßt, —
Wie die Gemächer sich mit Widmungen,
Mit zierlich werthen Weihgeschenken füllten, —
Wie drauf ein hochbegabter Freund in unsers
Einheim'schen Mediceers Büchersaal,
In jenem weiten, stillen, heil'gen Raum,
Im Angesicht verehrter Mit- und Vorwelt,
Die einzig theuren mütterlichen Züge
Zusammt dem Urbild höchster Weiblichkeit,

Mit Iphigenien, der Ewigkeit vertraut, —
Wie nun die Schöpfungen des reichsten Geistes,
Als soviel Himmelsgenien, vom Fries
Des festlich-sinnigsten Tricliniums
Hinab auf zahllos Feyernde geschau't, —
Wie sich am Abend reinste Schwesterpflicht
Auf kunstgeweihter, kunstgewohnter Stätte,
An einem irren Bruder, rauhen König,
Dämonisch, doch unnennbar mild verklärte, —
Wie denn bey Kerzenschein die Zimmer sich,
Die Säle sich des neidlos frohsten Hauses,
Wie ein Olymp, mit Gästen angefüllt,
Indeß der ruhig, mächtig Waltende
Durch seine munt're Welt ein Gott hindurchschritt,
Bis zu dem leisen Spruch: So träume fort! — —

Doch jezt ein and'res Bild. Nach wenig Tagen
Schmückt einem würdig hochgeehrten Freunde,
Dort wo die Saale strömt, sich Schwell' und Haus.
Es ist der Edle, der den Unsrigen
Einst in der Stadt, der kaiserkrönenden,
Dem Hof, dem Herzen Carl August's gewonnen;
Und eilends kommt ihm ein geflügelt Wort
Des Dichterfürsten glückverkündend zu,
Mit frischem Lebensmuth die Bahn erheiternd. —

Indessen wagt ein kühner Prinz, des Namens
Vollwürdig den er trägt, sich durch die Wüste
Des Oceans, betritt das freye Land,
Wo eine groß gigantische Natur
Zu Wundern der Gesittung sich gesellt,
Und in den neuen Staaten, jungen Städten,
Tönt ihm der Name Goethe; Goethe hallt
Aus blauen wie aus grünen Bergen wieder,
Und ein Verein im Neuen York erklärt
Den Stolz von Weimar zu dem seinigen. —

Doch wozu schweifen über's ferne Meer,
Da in Europa's näherm Horizonte
Sein Wort und Ruhm von allen Lippen quillt!
Hört' er nicht erst vor wenig kurzen Monden
Die Reihe seiner Bühnenschöpfungen
In gallisch reinem Laut herüberklingen?
Ward eine Schaar der kleinern Phantasieen,
In zierlich fremdem Reim und Sylbentanz
Treu nachgebildet, nicht ihm dargezaubert?
Hat nicht der Arno der geschäft'gen Themse
Von seines Geistes Macht und Schwung erzählt? —

So fand ihn Winter, Lenz und Sommer stets
Im Hochgenuß des Schaffens, des Geschaff'nen.
Ein reicher Vater, wollt er seine Werke
Allsämmtlich vor dem Wonneblick vereinigt,
In bestem Schmuck sinnreich geordnet schau'n,
Und sieh', ein unabsehbar langer Zug
Von ernsten, heit'ren, kühnen, lieblichen,
Von tiefen, ungeheuren Kunstgestalten
Sezt sich in langsam feyerlichem Schritt
Vor den erstaunten Blicken in Bewegung,
Und wird, ein stattlich sieggekröntes Heer,
Deutschland, Europa, ihm die Welt erobern. —

Wir seh'n ihn nun, wie er, ein Hochgebirg,
Das ewig klare Haupt im Aether sonnt,
Indeß von seinen Seiten sich der Fels,
Sich die Lawine in den Abgrund reißt,
Und unter seiner Scheitel tief hinab
Das wolkenfinst're Wetter donnernd dröhnt.
Wohl mögen, neidvoll, irdische Gewalten,
Unbilden sinnend, Göttliches bedroh'n;
Wohl mögen sie, in Trugerscheinungen,
Dem heiligen Bezirk umschwirrend nah'n:
Doch Dank den Göttern! Herkules erwürgt
Die Schlange in der Hand, und steht als Sieger! —

So sah vor wenig Wochen ihn sein Fürst
Inmitten seiner häuslich stillen Laren.
Ein blumenreicher Festkranz, lag bedeutsam
Zierlich gewunden mit zwey lieben Enkeln,
Auf einer Tafel vor dem Forschenden;
Und in des Kranzes Mitte ruht' ein Blatt,
Der Fürst entrollt es, und es tritt die Stunde,
Geschrieben ihm entgegen, wo den Jüngling,
Geschmückt mit allen Gaben hoher Einsicht,
Er eingeführt in seiner Räthe Kreis.
Wer malt die Freude, die den selt'nen Diener,
Die ein erlauchtes Antlitz still verklärte,
In so erhaben traulichem Moment! —

Nun dürfen wir der Zukunft gern vertrau'n,
Dem reichen Wirken seiner Heroskraft,
Und jenen Lieblingen des Aesculap,
Die seiner Nähe, seiner Gunst sich freu'n,
Die uns beglücken als Mitfeyernde.
Wir aber wollen diesen Tag noch oft,
Den edlen Sohn, den trefflichen, umringend,
Mit Opferdank und Weihgebühr begehn,
Und jezt und immer tön' aus voller Brust:
Leben und Heil dem Hochbegnadeten.

Peucer.

Bruchstücke
aus den Moeurs administratives.
(Fortsetzung.)

Ankunft des neuen Ministers.

Wir sahen oben, auf welche Art und Weise der abgedankte Minister das Hotel verläßt; wenden wir uns nun

von der Excellenz, die geht, zu der Exzellenz, die kommt.

Der Moniteur hat verkündet, daß die Zügel der Regierung einem andern Staatsmann anvertraut worden sind. Alle Ehrgeize, alle Interessen fragen die Zukunft, was sie von dem neuen Herrn zu erwarten haben. Sein Name fliegt von Mund zu Mund. Die Salons des Faubourg St. Germain verlangen schon von ihm Anstellungen und Religion, Moral und Indemnisationen, die der Chaussee d'Antin verlangen Finanzprojekte, Anleihen und Rückzahlung. In den Departements verbreitet die Post schnell die Nachricht und das bureaukratische Heer ist in Bewegung, um Glückwünschungsschreiben aufzusetzen.

In den Bureaus der Ministerien wird in den nächsten acht Tagen allein an der Biographie des neuen Ministers gearbeitet; vom Direktor bis zum Thürsteher trägt jeder seinen Theil dazu bey. Man untersucht seine frühere Laufbahn während der folgenden Epochen: vor der Revolution — während der Revolution — unter dem Konsulat und dem Kaiserthum — im Jahr 1814 — während der hundert Tage — seit den hundert Tagen. — Selten gelingt es den Lobrednern der neuen Excellenz, ihn unverlezt durch alle jene schweren Prüfungen zu bringen, ohne einen oder den andern jener großen Flecken an ihm zu finden, womit die Revolution unsere gestickten Kleider bespritzt hat.

Folgendes sind zunächst die Fragen, die man sich gegenseitig macht: ist er barsch? — ist er heftig? — ist er ein Arbeiter (*fêseur*)? — Die wichtigste Frage vor allen ist aber: wird er eine Organisation machen? — und ehe sie noch beantwortet ist, stäuben die 400 Bureaukraten nach allen Seiten auseinander, um sich durch Empfehlungen und Protektionen gegen die gefürchtete Organisation zu rüsten.

Folgende Scene fiel bey einer der lezten Ernennungen zum Ministerium in einer Sektion des Staatsrathes vor. Es waren bey der Sitzung vier Staatsräthe, ein Generalsekretär und ein *maitre de requêtes*. Die vier erstern berathschlagten sehr ernsthaft über einen, noch von dem lezten Minister herrührenden, Vorschlag. Einer von ihnen bemerkte, daß während der Zeit eine sehr fleißige Korrespondenz zwischen dem *maitre de requêtes*, einem unruhigen ehrgeizigen Menschen, und dem Generalsekretär im Gange war. Nachdem die Sitzung aufgehoben ist, bemächtigt er sich des Stückchen Papier, worauf mit Bleistift die Korrespondenz geführt worden war, und findet folgende Fragen und Antworten. Der *maitre de requêtes*: was für eine Art von Mann ist der neue Minister? — General-Sekretär — ein guter Mann. — Frage: Was sind seine politischen Meynungen? — Antwort: Hat keine. — F. Seine Gewohnheiten? — A. bürgerlich. — F. Sein Charakter? — A. eigensinnig. — F. Seine Leidenschaften? — A. Faulheit. — F. Seine Talente? — A. Gar keine. — Seine Liebhabereyen? — A. der Taback. — Seine Umgebungen? — A. Das will ich Ihnen nachher sagen.

Der würdige Staatsrath hat diese Korrespondenz als ein Monument unserer administrativen Sitten aufbewahrt. Was ihn besonders empörte, war die Frage nach den Umgebungen des Ministers; er fand darin einen Beweis jenes niedrigen Ehrgeizes, der kein Mittel verschmäht, um den kleinlichsten Egoismus zu befriedigen, der kriecht und schleicht und sich anhäckelt; er nannte diesen Ausdruck, in dem Sinne gebraucht, eines Bedienten-Lexikons würdig.

Der Vorgänger ist bey Nacht und Nebel entwichen, der Generalsekretär erwartet sorgenvoll die Ankunft des neuen Herrn: den folgenden Tag wird er mit Frau und Kindern und Laquaien erwartet. Der Büreauchef des Innern hat eilig eine Schaar von Besen und Bürsten aufgeboten, das Hotel wird von oben bis unten gekehrt und gescheuert. Schon diese Reinigung, und das Kratzen der Besen an den Thüren sezt durch gewisse Ideenverbindungen das büreaukratische Personal in Angstschweiß.

Alles ist bereit. Der Wagen donnert zum Thore herein, der Jäger öffnet den Schlag, der neue Minister springt heraus, und wird von dem Generalsekretär und dem Büreauchef des Innern empfangen. Sie sind es auch, die ihn begleiten, wenn er das Hotel durchgeht: wie bequem und prachtvoll es auch eingerichtet sey, nichts genügt den Bedürfnissen oder den Gewohnheiten Sr. Excellenz und seiner Familie. Die Tapeten und Vorhänge sind nicht nach dem Geschmack der Gräfin. Die Meubels sind altmodig, alles muß verändert und neu angeschafft werden. Triumphirend zeigt der Büreauchef des Innern Sr. Excellenz ein Papier, was überschrieben ist: Ausgaben für den Haushalt des Ministerium. Dieß Kapitel beläuft sich auf 6,085,000 Franken, es besteht aus acht Artikeln. Auf alle Fragen Sr. Excellenz hat der Büreauchef eine Antwort auf seinem Papiere bereit: nichts leichter, wir werden das auf die Artikel 6, 7, 8 beziehen. — Aber größere Spiegel? — Artikel 6, 7, 8. — Neue Teppiche? — Artikel 6, 7, 8. — Prachtvollere Kandelaber? — Artikel 6, 7, 8. — Was sind denn ihre Artikel 6, 7, 8? — Hier sind sie:

Artikel 6. Büreaubedarf, Papier, Feder, Register, Tinte, Siegellack, Oblaten u. s. w. . . 250,000 Fr.

Artikel 7. Holz, Licht, außerordentliche Illumination. . . . . 135,000 Fr.

Artikel 8. Erhaltung und Reparatur des Mobiliars u. s. w. . . . . 60,000 Fr.

Der Minister wendet dagegen ein, daß jede von diesen Summen schon ihre bestimmte Verwendung habe. O nein, Monseigneur! wir haben keine Specialitäten, Gott sey Dank! das würde uns nicht den nöthigen Spielraum lass-

fen. Es ist viel bequemer, aus diesen 445,000 Fr. ein Ganzes zu machen und sie nach Umständen zu verwenden. — Allein die Bureaus müssen doch versorgt seyn. — Ew. Excellenz wird fühlen, daß man eine große Menge Oblaten aufbrauchen müßte, um 250,000 Fr. daran zu wenden. Es steht uns ganz frey, diese Oblaten in Meubels, das Holz in Vorhänge, das Siegellack in Teppiche zu verwandeln, wenn wir nur am Ende der Rechnung die geheiligte Zahl 445,000 Fr. nicht übertreten. — Dieß leuchtet Sr. Excellenz vollkommen ein. In wenig Tagen ist das Hotel, das Mobiliar, der Minister, alles neu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, 18. Sept.

(Fortsetzung.)

Die für unsere Bühne neu engagirte Dem. Kobelka trat am 3ten September als „Agathe“ im „Freyschützen“ zum ersten Male auf. Die schöne Pragerin soll noch Novizin in dem Tempel Amphions seyn; daher auch ihre deutlich wahrnehmbare Angst, und das fast hörbare Herzklopfen, welches natürlicherweise die bessern Eigenschaften dieser Sängerin, welche wir hervorschimmern sahen, nicht recht zu Tag kommen ließen. Darum hier auch vor der Hand nichts weiter von ihr als: Klang und Gesang scheint da zu seyn; Gestalt und Spiel sind wirklich da. Unser gutes Publikum ermunterte die Geängstigte auf das gastfreundlichste, und ihr ward schon ein Emulations-Applaus zu Theil, als sie kaum ein paar Takte gesungen hatte. Wahrlich unser Publikum benahm sich an diesem Abend so gastfreundlich, daß es wohl verdient hätte, hervorgerufen zu werden. Hr. Rauscher strahlte wieder in seiner Partie als „Max“ in voller Glorie. Wie viel Erfreuliches unser Direktor, Hr. von Holbein, für die Bühnenanordnung schafft, empfinden wir mit jedem Tage lebhafter. Auch diese Jubelover (ich glaube die Darstellung am heutigen Abende war ihre fünfzigste, war mit neuen Erscheinungen und Anordnungen von ihm ausgeschmückt. Daß der Balcon mit seinem Sternenhimmel bisher immer im Zwielichte dämmernd, verschwunden ist, und „Agathe“ nun ihre Seufzer zu einem Seitenfenster hinaus verhallen läßt, ist gut ersonnen, und dadurch nun auch für die Abgänge gesorgt, die früher schnurstracks durch die Wände genommen wurden. „Correggio“ gehört zu den Paradevorstellungen unserer Bühne. Hr. Volkmar, als „Antonio Allegri,“ und Hr. Kaylaner als „Michel Angelo,“ waren das Ausgezeichnetste. Dem. Hanf die jüngere gab die „Maria“ mit vieler Zartheit, so wie Hr. Kaibel den „Giulio Romano,“ und Hr. Weidner den „Battista“ höchst befriedigend. „Preciosa“ war auch ohne Maulthier und Zelter (welche sonst mitagirten) eine gute Darstellung. Unser fröhlicher Hr. Kaibel würzte als „Schloßvoigt Pedro,“ durch einen fast durchgängig neuen Text seine Rolle, und mischte manche treffende Lokalität ein, als z. B. in Beziehung auf die jezt eben bey uns eingeführte Gasbeleuchtung, die Bärenmützen unserer Grenadiere, das Bajonettier-Exercitium unserer Armee 2c. Laut applaudirt wurde das Impromptü, wo er zu sagen hat:

„Und ich dieses Bein verlor“

und er hinzufügte:

„Verloren? — nein! das war gefehlt.
„Ich weiß, man hat es mir erzählt. —
„Dieß Bein hat ein Chirurgigus
„Gut conversirt in Spiritus.“

und ein anderes Impromptü, wo er zu den „Bauern“ spricht:

„Die Zigeuner-Dämagogen,
„Nachdem ich's genau erwogen,
„Sind vermummte Türkenhunde,
„Werdet's an den Kleidern riechen;
„Dampfend von dem Blut' der Griechen. —
„Bey dem Bein im Spiritus!
„Diese Brut, — sie soll, sie muß — 2c. 2c.“

und mehrere andere solche Späße wurden beyfällig aufgenommen.

(Der Beschluß folgt.)

London, August.

(Beschluß.)

Vor Kurzem wurde zu Dublin eine Frau vor Gericht gebracht, die ein Kind gestohlen, und zwar aus Liebe. Das Kind war ihr nämlich von den Waisenhausvorstehern bis in's siebente Jahr zur Pflege anvertraut, und dann einer anderen Amme übergeben. Zuerst ging sie mit ihrem Manne eine Tagreise weit, um das Kind zu besuchen; und als sie ihm bald darauf in Dublin mit seiner neuen Amme begegnete, riß sie es ihr mit Gewalt weg, und versteckte sich damit auf dem Dache eines Hauses, wo die Polizey sie am Ende mit Mühe fand. Die Geschworenen waren von dieser außerordentlichen Liebe zu einem Pflegekind so sehr gerührt, daß sie, obgleich der Richter sie versicherte, daß, im Fall der Schuldigerkennung ihre Strafe sehr leicht seyn würde, sie gegen das unwidersprechlichste Zeugniß und gegen ihren Eid freysprachen! Ein barbarisches Gesetz kann oft lange in einem Lande bestehen, ehe, durch eine besondere Begebenheit, die Barbarey desselben recht klar an den Tag kömmt. So ist zum Beyspiel in England eine, im Lande selbst von einem katholischen Priester eingesegnete Ehe, und wären auch beyde Theile Katholiken, dem Gesetze nach ungültig, das Weib, das mit einer solchen Einsegnung zufrieden, ist eine Metze, und ihre Kinder Bastarde, während eine solche Ehe in einem anderen Lande, und sey es in Irland oder Canada eingesegnet, in England gesetzlich ist. Vor ein paar Tagen erschien demnach eine hübsche junge Irländerin vor dem Lord Mayor, und beklagte sich, daß ihr Mann, ein hiesiger Wundarzt, und Katholike wie sie, der sie vor drey Jahren nach den Formeln ihres Glaubens geehlicht, sie aus dem Haus gestoßen, und sich auf das Landesrecht berufend, sie für eine Metze erklärt, und ihr sowohl alle Unterstützung als den Zutritt zu ihren Kindern verweigert! Der Beamte bedauerte, daß die Ungerechtigkeit des Gesetzes ihm nicht gestattete, sie in ihrem Recht zu schützen, erbot sich aber seinen persönlichen Einfluß zu gebrauchen, um ihren Mann zu billigen Gesinnungen zurückzubringen.

Ein englischer Befehlshaber eines Handelsschiffes ist von einigen seiner Seeleute beschuldigt worden, an der Westküste von Afrika vier Negerinnen an ein spanisches Sklavenschiff verkauft zu haben. Die Matrosen haben offenbar eine Feindschaft gegen ihn; doch weiß der Kapitän sich nicht anders zu vertheidigen als durch die Behauptung, die Weiber wären ihm von einem der Landesfürsten für eine Schuld als Unterpfand gegeben worden, und der Spanier habe ihm diese Schuld entrichtet, und es über sich genommen, die Weiber in ihr Vaterland zurückzubringen, und sie gegen die Wiedererstattung seiner Auslage wieder auszuliefern. Die Sache ist sehr ernsthaft für den Kapitän, indem auf den Sklavenhandel die Todesstrafe stehet, und soll von dem Admiralitätsgericht untersucht werden. Indessen ist sein Schiff, auf Angabe der Matrosen, von den königlichen Schiffen, die gegen den Sklavenhandel kreuzen, bereits sammt der Ladung, 10,000 Pfund Sterling an Werth, in Beschlag genommen worden.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 233.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. September 1826.

Was geschieht, das wird Geschichte.
Thierisch und menschlich. Laßt uns Menschen seyn.
Der Menschheit Schwingen sind Verstand und Herz,
Und ihre Schwungkraft Reiz und Grazie.

Herder.

Rana und Padmani.

Die Geschichte orientalischer Völker bietet manche Züge dar, welche eher dem Roman als der Geschichte anzugehören scheinen. Die Pracht asiatischer Höfe, die unumschränkte Macht der Fürsten, ihre Laster, Leidenschaften und Tugenden und die ungeheuern Kräfte, welche oft zur Befriedigung ihrer Launen in Bewegung gesezt werden, beschäftigen die Phantasie, wenn auch der Verstand sie verdammt. Wir entlehnen aus der Geschichte des Moguls Akbar folgenden Zug, der wenig bekannt ist.

Der Fürst eines Stammes der Rajputen, Namens Rana, dessen Vorfahre gleichen Namens sich schon durch seinen Widerstand gegen Tamerlan ausgezeichnet hatte, und der sich der Abstammung von Porus, dem edeln Gegner Alexanders rühmte, hatte sich immer noch in einiger Unabhängigkeit von der mongolischen Herrschaft erhalten, aber Akabar beschloß ihn sich zu unterwerfen; zugleich soll ihn auch eine heftige Leidenschaft zu Rana's Gemahlin Padmani vermocht haben, diesem den Krieg zu erklären und Chitor, die Hauptstadt seines kleinen Reiches, zu belagern. Chitor liegt nur zwölf Meilen von Delhi auf einem steilen Berge, der sich einzeln mitten aus einer Ebene erhebt, der Gipfel ist ganz eben und hat ungefähr anderthalb Meilen im Umfang, der Fuß des Berges wird von dem breiten und tiefen Flusse Rug bespült, in welchen sich ein Bach ergießt, der in der Stadt selbst entspringt und in mehreren Wasserfällen den Berg herabstürzt. Die Mauern der Festung schließen fruchtbare Reisfelder ein und alle Umstände vereinten sich, um sie für die indische Kriegskunst unüberwindlich zu machen. Ehe Akabar die Belagerung unternahm, ließ er dem Rana durch eine Gesandtschaft wissen, daß sein Zweck bey diesem Krieg nicht der Besitz seines Reiches sey, daß Rana das Unglück des Krieges von seinen Unterthanen abwenden könne, wenn er ihm die Fürstin Padmani überlasse. Dieser Vorschlag war nach indischen Sitten nicht so empörend und außerordentlich, als er in Europa scheinen würde, allein Rana liebte seine Gemahlin zu sehr, als daß er um diesen Preis den Frieden hätte erkaufen wollen, und Padmani selbst flößte ihm durch ihre Thränen und ihre Ermahnungen Muth ein, um sie und sein Reich gegen den mächtigsten Fürsten des Orients zu vertheidigen. Er antwortete den Gesandten, daß, wenn ihr Herr es wagen sollte, vor Chitor zu erscheinen, er in ihm einen ächten Rajputen finden würde, der sein Recht zu vertheidigen wisse, und nie seine Treue gegen Padmani verletzen werde. Der Kaiser ward durch eine solche Antwort entrüstet, er war es nicht gewohnt, Widerstand gegen seinen Willen oder Hindernisse in seinen Vergnügen zu finden, und führte bald sein sieggewohntes Heer vor Chitor, was Rana indessen in den besten Vertheidigungszustand gesezt hatte. Nie zuvor hatte man in Hindostan ein so zahlreiches und wohlgerüstetes Heer gesehen als das, womit Akabar sich vor Chitor lagerte. Seine Zelte glänzten von Gold, Silber und Edelsteinen,

und er schien eben so bemüht zu seyn, durch diese Pracht das Herz Padmani's zu gewinnen als, durch die Waffen ihren tapfern Gemahl zu bezwingen. Im Anfange führte er jedoch den Krieg mehr als ritterlicher Liebhaber, denn als Eroberer. Er schoß Pfeile in die Stadt, woran Briefe befestigt waren, in denen er seine Leidenschaft zu Padmani erklärte. Allein diese blieb unbeweglich und Akabar entschloß sich bald die Belagerung mit allem Nachdruck zu führen, allein alle seine Bemühungen waren vergebens, und sein Geschütz, obgleich zahlreich und wohlbedient, konnte der Festung nur wenig schaden, während diese von oben herab alle Stellungen der Belagerer bestrich. Nach zwey Jahren endete die Belagerung durch eine Begebenheit, die einzig in ihrer Art ist. Akabar beschloß durch List zu erhalten, was er mit Gewalt zu erringen verzweifelte. Er schrieb an Rana einen Brief, worin er ihm die größte Bewunderung wegen seiner Tapferkeit äußerte und eingestand, daß er an dem Gelingen seiner Unternehmung verzweifle; allein ehe er dieselbe aufgebe, verlangte er zwey Dinge als eine Gunst von Rana, die darin bestunden, daß dieser ihm gestatten möge, die Fürstin Padmani zu sehen und mit einem kleinen Gefolge Chitor zu besuchen, um die einzige Stadt kennen zu lernen, welche im Stande gewesen sey, seinen Waffen zu widerstehen. Rana schlug die erste Bitte ab, bewilligte aber mit Freuden die zweyte und erklärte dem Mogul, daß es ihm frey stehe, mit fünfzig Gefährten in Chitor einzuziehen. Nachdem Akabar Geißeln für seine Sicherheit empfangen hatte, begab er sich mit einem kleinen Gefolge in die Stadt, wo ihn Rana mit der größten Gastfreyheit und Ehrfurcht aufnahm. Bey dem Gastmahl, was nach indischer Sitte gegeben wurde, gelang es dem Mogul, so sehr allen Argwohn bey Rana zu zerstreuen, daß dieser endlich einwilligte, ihn seine Gemahlin sehen zu lassen; Padmani war jedoch nur mit großer Mühe zu bewegen, einen Augenblick vor dem Mogul zu erscheinen und entfernte sich sogleich wieder. Akabars Leidenschaft ward durch ihren Anblick noch erhöht, allein er verbarg seine Bewegung und versicherte Rana, daß er entschlossen sey, die Belagerung aufzuheben, und überzeugte ihn, daß er alle fernere Absichten auf eine Frau, die ihn zu verabscheuen scheine, aufgebe. Beyde Fürsten wechselten kostbare Geschenke und Rana begleitete den Mogul bey seiner Rückkehr bis zum lezten Thore der Festung; als er sich hier beurlauben wollte, warf ihm Akabar, zum Schein als neuen Beweis seines Wohlwollens, eine Perlenschnur um den Hals, wie sie Männer und Weiber in Ostindien tragen. An dieser Schnur, welcher er die nöthige Stärke hatte geben lassen, riß er nun den getäuschten, überraschten Rana zum Thor hinaus, während seine Begleiter die Rajputen einen Augenblick zurückdrängten und hinderten, ihrem Fürsten zu Hülfe zu kommen. Dieser ward sogleich auf ein Pferd geworfen und troz des Feuers von den Wällen der Festung in das mongolische Lager entführt. Dieses unerwartete Ereigniß verbreitete den größten Schrecken und Verwirrung in Chitor, allein sobald Padmani erfahren hatte, was geschehen war, sezte sie sich zu Pferde, durchritt bewaffnet die Straßen und rief das Volk zur Rache an dem Verräther Akabar auf. Sie traf alle Anstalten zur Sicherheit der Stadt und zeigte sich den Männern eben so überlegen an Muth und Besonnenheit, als sie alle Frauen an Schönheit übertraf.

(Der Beschluß folgt.)

Vernunft bey Thieren.

Ein Elephant, der vor einigen Jahren in der Menagerie des Herrn Croß in Exeter-Change (in London) zu sehen war, konnte unter andern Kunststücken, womit diese Thiere gewöhnlich die Zuschauer belustigen, auch dasjenige, eine kleine Münze vom Boden aufzuheben. Einst geschah es, daß ein Sixpence, der ihm zugeworfen wurde, außerhalb des Bereiches seines Rüssels und seitwärts dicht an die Mauer fiel. Er machte allerley vergebliche Versuche ihn zu fassen und hielt sich dann einen Augenblick ruhig, offenbar um zu überlegen, was zu thun sey. Hierauf streckte er den Rüssel in gerader Linie aus, bis das Ende desselben dem Geldstücke gegenüber war, und nun blies er mit der größten Gewalt seitwärts gegen die Wand, woran das Geldstück lag, und gerade in einer solchen Höhe über diesem, daß der gebrochene Luftstoß es von der Wand entfernte und allmählig in den Bereich seines Rüssels brachte, so daß er es bequem aufheben konnte.

Einige junge Kameele, welche bey dem englischen Heere in Ostindien gebraucht wurden, sollten in einem flachen Boote über den Jumna gesezt werden, allein sie fürchteten sich so sehr vor dem Wasser, daß es unmöglich schien, sie in das Boot zu bringen, worauf einer der Mohauts oder Elephantentreiber seinem Elephanten zurief, er solle die Kameele in's Boot treiben. Der Elephant rannte sogleich auf die Thiere los, als wenn er in der größten Wuth wäre, trompetete mit seinem Rüssel, stampfte mit den Füßen, schüttelte seine Ohren, brüllte und stieß links und rechts in den Boden. Hiedurch geriethen die Kameele in einen solchen Schreck, daß sie eiligst in's Boot liefen und sich ruhig übersetzen ließen, indem die geringere Furcht der größern nachgab. Sobald der Elephant sie im Boote sah, kehrte er ganz ruhig wieder an seinen Plaz zurück. Derselbe Elephant wurde einst von seinem Führer aufgefordert, den Zweig eines Baumes aus dem Wege zu räumen, der so tief herabhing, daß er die Errichtung der Zeltpfähle hinderte. Der Elephant betrachtete zuerst den Pfahl, als wenn er seine Länge mäße und hierauf den Ast, den er nach einiger Ueberlegung mit dem Rüssel ergriff und eine Stelle

zu suchen schien, wo er am leichtesten abbrechen würde; sobald er diese in der nöthigen Höhe gefunden hatte, faßte er ihn mit aller Gewalt und riß ihn durch wiederholte Schwingungen los. Als sein Führer hierauf verlangte, er solle noch einen andern Ast abbrechen, der höher hing, versuchte er diesen mit seinem Rüssel zu erreichen, allein es gelang ihm nur, einige Blätter zu fassen, die sogleich abrissen; der Führer ermahnte ihn nochmals, diesen Ast abzubrechen; allein der Elephant schüttelte die Ohren und gab einen unwilligen, pfeifenden Ton von sich. Der Mohaut ließ jedoch nicht ab, und nach einem zweyten vergeblichen Versuche, den Ast zu erreichen, ergriff der Elephant plötzlich einen neben ihm stehenden Palankin und schüttelte ihn so heftig, daß die darin Sitzenden im größten Schreck heraussprangen. Der Mohaut ließ sich dieß zur Warnung dienen und merkte, daß der Elephant keine Lust habe, sich zum Narren halten zu lassen. — Bey der Belagerung von Bhurpoore im Jahr 1805 fing das englische Heer an, sehr durch Wassermangel zu leiden, indem alle Quellen vertrocknet waren, und nur die ungeheuren Cisternen, welche man dort findet, noch Wasser enthielten. Um diese her war das Gedränge von Menschen und Vieh immer außerordentlich groß und der Schwächere wurde häufig vom Stärkern verdrängt. Eines Tags geschah es, daß zwey Elephanten zugleich Wasser holen sollten, wovon der eine ausgezeichnet groß und stark, der andere verhältnißmäßig klein und schwach schien. Dieser leztere trug einen Eimer, mit dem er eben Wasser schöpfen wollte, als der andere, entweder aus eigenem Antriebe oder auf Befehl seines Führers ihm denselben entriß und sich seiner zum Schöpfen bediente. Es entstand sogleich ein heftiger Streit zwischen den beyden Führern. Der kleine Elephant aber ersah sich einen Augenblick, wo sein großer Beleidiger mit der Seite gegen den Brunnen stand, trat ganz ruhig und unbefangen einige Schritte zurück und rannte hierauf mit einer solchen Heftigkeit gegen den großen, daß er ihn Hals über Kopf in den Brunnen hineinwarf. Es entstand nun eine große Verlegenheit über die Art, wie man das schwerfällige Thier aus dem Brunnen, der wenigstens zwanzig Fuß tief war, herausbringen sollte, da wenn es darin bliebe, für das ganze Heer sehr ernsthafte Folgen aus der Verunreinigung des Wassers entstehen konnten. Der Elephant schien indessen mit seiner Lage in dem kühlen Elemente sehr zufrieden zu seyn und zeigte nicht die geringste Lust, selbst zu seiner Befreyung beyzutragen. Endlich fiel es einem der Wärter ein, daß man die Faschinen, deren eine große Menge für die Werke der Belagerung umherlagen, benutzen könne, um in dem Brunnen eine Terrasse zu bilden, von der Höhe, daß das Thier leicht vollends heraussteigen oder gehoben werden könne. Wirklich gelang es ihm auch bald, den Elephanten zu überreden, daß er selbst die Faschinen, die man ihm zuwarf, ergriff, und auf dem Grunde des Brunnens ordentlich zurecht legte, bis er im Stande war selbst darauf zu stehen; allein als das kluge Thier merkte, daß es auf diese Art nach und nach aus dem Wasser, was ihm bey dem heißen Wetter so wohl behagte, heraus und in's Trockne gehoben werde, wollte er durchaus keine Faschinen mehr zulegen, wie sehr der Wärter auch drohte. Er mußte endlich zu Schmeicheleyen und Versprechungen seine Zuflucht nehmen, und die Aussicht auf eine große Menge Rack, der ihm verheißen ward, vermochte endlich den Elephanten seine Arbeit fortzusetzen, bis er die Faschinen so regelmäßig und zu einer solchen Höhe unter sich aufgehäuft hatte, daß er aus dem Brunnen heraussteigen konnte. Die ganze Operation dauerte vierzehn Stunden. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, 18. Sept.

(Beschluß.)

„Blind geladen!" ging rasch und lebendig. Hr. Donus (von Blum), dem seither mehrere junge Liebhaberrollen anvertraut worden, macht sich dieses Vertrauens würdig; spricht jedoch noch zu schnell, so daß wir oft nicht wissen, wie es mit seinem Herzen bestellt ist, wenn er seine Gefühle aussprechen soll. In: „Die Wiener in Berlin" legte Mad. Nicola, „als Frau von Schlingen," gar liebliche Sächelchen ein, welche sie mit glockenreiner Stimme vortrug, und wofür sie reichen Beyfall erntete. Hr. Sedlmayr ist ein höchst gemüthlicher „Hubert" und Hr. Grill als „Franz" ganz in seinem Elemente. Im Schlußgesange entstand eine Pause, die, wenn gleich kurz, doch störend war. „Der Bräutigam auf der Probe" macht bey uns besonders Glück durch die joviale Darstellung des „Generals," unsers Hrn. Hauff und den biedern „Fleischer," welchen Hr. Kaibel ehrenwerth repräsentirt. Ein Ballet: „Das Milchmädchen," von unserm Hoftanzlehrer, Hrn. Bolange arrangirt, worin er und seine Gattin mit vieler Grazie und Kunstfertigkeit mitwirken, wird mit Wohlgefallen gesehen. Unsere Mittel zu solchen Tanzdivertissements sind noch zu beschränkt; dennoch wird schon viel Erfreuliches geleistet. „Don Gutière." Kein Sonntagsstück für unser bedes Publikum dort oben auf den Gallerien; dieß ist solch' hoher Sprache und solch' strengem Ernste nicht sehr gewogen, weßhalb auch von dorther während der Vorstellung mehr Lachen als Weinen gehört wurde. Hr. Marr als „König" war wahrhaft königlich, und Hr. Kayianer als „Don Gutière" imponirend. Mad. Artour, „Mencia," die fromme Dulderin in vollendeter Nachbildung. Bey der Steigerung in der Angstscene, wo sie ihren gewissen Tod herannahen sieht, erschütterte sie alle Gemüther. Hr. Wolkmar, „Infant," war ganz an seinem Platze. Dem. Huber war als „Sclavin" zu phantastisch gekleidet. Kotzebue's „Lasarilla" ward nach langer Pause gern nochmals wieder gesehen, und „die kleine Zigeunerin" von Dem. Huber brav dargestellt. Wenige Bühnen möchten aber wohl einen „Großinquisitor" aufzuweisen haben, wie ihn uns Hr. Marr mit all' seinen Tücken und seiner ganzen Scheinheiligkeit entwickelt. Sein Lieblingsfragewort: „Wie?" nüancirte er mit seltener Kunstfertigkeit. Ein bisher verborgenes Blümchen zog unser Hr. Direktor an diesem Abend an's Licht. Er machte den Versuch, einer jungen Choristin, Dem. Therese Retzmann, die nicht unbedeutende Rolle der „Coelestina" anzuvertrauen und — siehe da! das Blümchen, dem es an Reiz und Jugendfrische nicht mangelt, machte sich dieses Vertrauens so

würdig, daß es Alle zum gerechtesten Beyfall und wiederholtem rauschenden Applaus ansteuerte. Dem. Reimann's süß tönendes Organ, reine Sprache, richtige Betonung, und namentlich ihre liebliche Gestalt geben die erfreulichste Hoffnung für ihren Beruf. Mad. Huber, „Barbara,“ und Hr. Weidner, „Gawacko,“ Beyde sehr ergötzlich. Rossini's „Barbier von Sevilla“ zog abermals ein großes Publikum herbey, da diese Oper hier vorzüglich gut executirt wird. Zwar mußten wir unsern Hrn. Rauscher, als „Graf Almaviva,“ wegen Unpäßlichkeit vermissen; aber Hr. Grill füllte diese bedeutsame Lücke nicht unbefriedigend aus. Blieb auch Dieß und Jenes noch zu wünschen übrig; so dürfen wir doch froh seyn, in der Zeit der Noth uns solcher guten Aushülfe erfreuen zu dürfen. Wenn nur nicht die alte Krankheit, daß unsere Operisten zu oft krank werden, wie einst in frühern Zeiten eine solche Epidemie herrschte, auf's neue um sich greift. Hr. Uey darf mit jedem „Figaro“ deutscher Bühnen eine Lanze brechen; wir haben ihn, mit Inbegriff aller hier gesehener Gäste, noch niemals vollkommner gehabt. Dem. Kobelka erschien uns heute zum zweyten Mal, und zwar als „Rosine,“ und wir dürfen sagen, wenn auch zu Anfang noch immer befangen, gegen den Schluß jedoch ermuthigter und gesangfertiger als vorhin. Den Rossinischen Kolleraturen ist sie gewachsen; wenn sie nur kräftiger hervortreten wollten. Es ist Vieles noch zu leise und im Hinterhalt verborgen. Jedenfalls war das Ganze ansprechender. Das Taktiren mit dem ganzen Oberleibe muß die junge Sängerin weglassen; es schwindelt dem Zuschauer bey solch' einem Perpetuum mobile. Warum übrigens Dem. Kobelka mit ihrer Umgebung das spanische Kostüm nicht theilte, und als spanisches Mädchen das Kostüm aus dem Wiener Modejournal gewählt hat, wird sie wohl nicht zu rechtfertigen wissen. Vergessen wir ja nicht den humoristischen Hrn. Sedlmayr, der als Bartholo kein geringes Relief dieser Oper ertheilt, und dessen reiche Laune und anständiger Scherz uns beständig im Lachen erhielt. Seine große Arie, wo er seinem Mündel den Text liest, den er mit so vielem Scherzhaften würzte, erschütterte das Haus von Beyfallsbezeigungen. Hr. Uey ward gerechter Weise gerufen; sehr artig war es von ihm daß er mit Dem. Kobelka an der Hand hervortrat; zu bescheiden blieb er, der Gefeyerte, im Hintergrunde stehen, während Dem. Kobelka ein paar Worte zum Publikum redete. Damit für heute genug von der Theaterwelt; und nun noch einen Blick in das Leben diesseits der Bühne.

Mit großem Wohlgefallen beschauen wir hier seit wenigen Tagen ein werthvolles Gemälde von den Gebrüdern Riepenhausen (welche unser Gouvernement zu ihrer Ausbildung nach Rom geschickt hat), dort mit vielem Fleiße ausgearbeitet. Es stellt das Zurücktreiben der rebellischen Römer durch Heinrich den Löwen dar, der dem Kaiser Friedrich Barbarossa und dem Papste Hadrian IV. vor der Peterskirche zu Hülfe geeilt war. Der Augenblick, wie gerade Herzog Heinrich siegreich die Macht der Meuter gebrochen, ist so sinnreich gewählt als ausgeführt. Man erblickt das ganze Schlachtgetümmel, den Kaiser im feyerlichen Ornate, ihm zur Linken seine getreuen Kampfgenossen, Otto von Wittelsbach, den siegreichen Herzog Heinrich, im Hintergrunde den Obelisk der Peterskirche, das Pantheon, das Lateiner Gebirge, den Lauf der Tiber, die Engelsburg mit der Brücke, die Stadt Rom 2c. 2c. Alles mit Virtuosität ausgeführt.

An literarischen Novitäten von einheimischen Autoren sind nunmehr im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung erschienen: „Beschreibung der Insel Helgoland,“ mit Kupfern und Karten, von unserm königlichen General-Feldzengmeister von der Decken; durch sein Werk: „Ueber Englands Nationalreichthum,“ welches mehrere Auflagen erlebte, längst als klassischer Schriftsteller bekannt. Ferner ein Bändchen „Erzählungen von Dr. Fr. Pauli.“ — In der Helwing'schen Hofbuchhandlung: das zweyte Heft von der „Zeitschrift für die Civil- Kriminal-Rechtspflege für das Königreich Hannover, von G. P. Gans,“ das „Taschenbuch dramatischer Blüthen, für das Jahr 1827,“ vom unterzeichneten Referenten herausgegeben, mit einem Anhange: „Bestand der königlichen Hofbühne zu Hannover“ bereichert, der vielleicht Mehreren, namentlich den ausübenden dramatischen Künstlern eine willkommene Zugabe seyn möchte.

Unsere Gasbeleuchtung erfreut sich des ungetheilten Beyfalls; da wir nun nicht mehr, wie früher, mit der Handleuchte die Straßenlaternen aufzusuchen brauchen.

Der Tod eines der ausgezeichnetsten Lehrer an unserm Lyceum, des Konrektor Boedeker, welcher ein trefflicher Redner, braver Dichter und ausgezeichneter Mann war, wird von sämmtlichen Einwohnern Hannovers innig betrauert. Doppelt schmerzhaft wird dieser frühzeitige Verlust durch die seltene Veranlassung zu demselben empfunden. Bey dem Beschneiden eines Stachelbeeren-Strauchs stieß B. sich nämlich einen Dorn in's Auge; dasselbe erblindete, und alsbald gesellte sich zu diesem örtlichen Uebel noch ein allgemeines inneres, welches ihn nach kurzem Krankenlager in der Blüthe seiner Jahre seiner zahlreichen Familie und seinen vielen Freunden und Verehrern entriß.

Georg Harrys.

Weimar, 19. Sept.

Den 17ten September Morgens wurde auf der Großherzogl. Bibliothek ein feyerlicher, obgleich stiller Akt, von ganz eigenthümlicher Art vollzogen. Es war die ergreifendste Gedächtnißfeyer unseres unvergeßlichen Schillers, verbunden mit der Aufstellung seiner Marmorbüste, ihres Danneckers, seines Freundes Meisterwerk. Schillers irdische Ueberreste waren nach seinem Tode in einer für ausgezeichnete Personen bestimmten Gruft beygesetzt worden, bis ruhigere Zeiten die Ausführung eines seiner würdigen Denkmals gestatten würden. Nachdem nun die großherzogliche Familiengruft auf den erhabensten Punkt des neu angelegten Gottesackers verlegt und die Särge der verstorbenen ruhmwürdigen Ahnen unseres Fürstenhauses dahin gebracht worden waren, wurde der Platz zur Rechten dieser Fürstengruft als die würdigste Ruhestätte für die Gebeine des Unsterblichen ausersehen. Indessen blieb der Wunsch, den Schädel des deutschen Dichterfürsten der Verwesung nicht hinzugeben, die Werkstätte unvergänglichen Gesanges aufzubewahren der Huldigung der Nachwelt. Des Verewigten würdige Kinder entsprachen voll kindlicher Liebe für den ruhmgekrönten Vater und so ward denn durch Schillers jüngeren Sohn, Ernst, die heilige Reliquie an jenem Tage mit Würde und ernstem Anstand in die Bibliothek gebracht und in dem verschlossenen Postament niedergelegt, auf welchem die marmorne Büste des Entschlafenen aufgestellt worden. Ein ergreifender Augenblick für alle anwesenden Verehrer, doppelt ergreifend für den Sohn. Die Büste selbst, Goethe's Büste gegenüber stehend, ward mit einem frischen Lorbeer bekränzt, der sie unverwelklich schmückt. Als erster Vorstand der Bibliothek hatte Goethe erst die Absicht, bey dieser Handlung persönlich gegenwärtig zu seyn. Aber wäre des Freundes Herz für solch einen mächtigen Moment stark genug gewesen? Genug, er entschloß sich am Morgen dieses Tages auf das Land zu fahren und übertrug seinem Sohne, was er nicht vermocht hätte. Die Söhne Schiller's und Goethe's sprachen recht angemessene Worte, und unser Kanzler von Müller beschloß die feyerliche Handlung mit einem Nachwort.

Beylage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 234.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. September 1826.

Wie glücklich ist der Mann,
Der fern von Purpur, fern von Wechsel-Bänken
In eignem Schatten, durch den West gekühlt,
sein Leben fühlt.

Kleist.

Bruchstücke
aus den Moeurs administratives.

(Fortsetzung.)

Die ersten acht Tage beschäftigt sich der neue Minister damit, sich mit den einzelnen Theilen seines Reiches bekannt zu machen. Der alte Generalsekretär ist dabey sein Führer, und vergißt beynahe, daß sein Zögling ihm demnächst die Thüre weisen wird. Kaum hat sich Se. Excellenz hinlänglich orientirt, kaum getraut er sich allein gehen zu können, so jagt er seinen Führer fort und setzt einen neuen Generalsekretär, den er schon längst in petto hatte, an seine Stelle. Nun ist die Stunde gekommen, wo Sr. Excellenz in vollen Zügen die Eitelkeit dieser Welt genießen und den süßen Klang: Monseigneur! von hundert Lippen vernehmen will. Der Tag zur feyerlichen Vorstellung seiner bureaukratischen Sklaven ist angesagt. Die Vorzimmer, die Säle füllen sich, dem Rufe der Huissiers: die erste Direktion! die zweyte Direktion! gehorchend, setzen sich die bureaukratischen Schaaren in Bewegung. Eine Direktion nach der andern drängt und schiebt sich, gleich einer Heerde von Schafen, durch die geöffneten Flügelthüren. Sehr vergeblicher Weise haben sich die guten Leute geängstigt wegen dessen, was sie der neuen Excellenz sagen oder antworten sollen. Der Minister ist nicht weniger in Verlegenheit, was er mit so vielen sonderbaren Gestalten beginnen soll, als diese Gestalten es vor ihm sind. Jedoch versucht er einige Redensarten und Ermahnungen zusammenzubringen, worauf der Direkteur im Namen seiner ganzen Schaar sein: ganz gewiß, Monseigneur! erwiedert. Hierauf zieht sich diese Direktion zurück, um der nächstfolgenden Platz zu machen.

Alles dieß ist so eitel, so wesentlich unnütz, Sr. Excellenz gibt auf die Physiognomien der ihm Vorgestellten so wenig Achtung, daß man statt ihrer dreist ein Bataillon Infanterie in Schwarz gekleidet, vor ihm vorbey defiliren lassen könnte, ohne daß er weniger überzeugt seyn und bleiben würde, seine Bureauchefs und Kommis gesehen zu haben.

Auf diese kleine Komödie im Innern folgen Scenen von einer höhern Gattung: der Minister empfängt die Behörden und auswärtigen Agenten seines Departements. Diese Gepränge haben meistens einen schlimmen Einfluß auf den Minister; die Schaar von hinten und vorne gestickter Röcke, die sich in dem Hotel und auf den nächsten Straßen und Plätzen drängen, geben ihm eine ganz neue, übermäßige Meynung von seiner Macht, seiner Wichtigkeit. Bevor er sie angenommen hatte, war er geneigt, zu hören, zu lernen, zu arbeiten; nachdem er sie angenommen hat, befiehlt und desorganisirt er.

Ein Ministerwechsel zieht noch eine andere Klasse von Menschen nach dem Hotel und in die Nähe des neuen Ministers, die Intriganten und Projektenmacher. Wenn ein Minister erst einige Zeit im Amte war, so haben ihn seine Bureaux schon über diese Klasse von Menschen zurecht-

gewiesen, und er weist sie ab. Die Ankunft eines neuen Ministers gibt ihnen aber neue Hoffnungen, sie drängen sich herzu mit bittern Klagen über die Ungerechtigkeit des Vorgängers, die Hände voll Bittschriften und Projekte. Man kann diese Menschen die Gespenster (les revenans) der Ministerien nennen. Kaum ist ein Minister gefallen, so sieht man sie wie Schattenbilder die Corridors entlang schleichen. Ihre Erscheinung verkündet den Sturz Sr. Excellenz oft vor den offiziellen Blättern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rani und Padmani.

(Beschluß.)

Akabar hatte gehofft, daß sein Verrath ihm auch den Besitz der Festung sichern werde, und ließ den Belagerten sagen, daß, wenn sie sich nicht unterwürfen und die Fürstin auslieferten, Rana ihren Widerstand mit seinem Haupt bezahlen solle. Padmani erwiederte, daß nach der abscheulichen Treulosigkeit, deren Opfer ihr Gemahl geworden sey, sie nicht daran zweifle, daß Akabar ihn schon ermordet habe, daß aber unter den Rajputen noch genug tapfere Männer übrig seyen, um ihren Fürsten zu rächen, und sie selbst werde alle Mittel anwenden, die ihr zu Gebote stünden, um dem Mogul noch gefährlichere Feinde zu erwecken als Rana gewesen sey, und die angesehensten Führer der Rajputen hätten geschworen, eher zu sterben als die Stadt zu übergeben. Akabar kannte die Standhaftigkeit dieses Stammes in seinen Entschlüssen und hob bald die Belagerung wirklich auf, indem er hoffte, durch Unterhandlungen seine Absicht zu erreichen. Er schickte Gesandte an Padmani, welche ihr prachtvolle Geschenke überreichten und Alles aufboten, um diese Fürstin zu überreden, um ihres eigenen Vortheils und um Rana selbst zu retten, den Wünschen des Moguls nachzugeben; sie zeigten ihr sogar Briefe von dem gefangenen Fürsten, worin er sie aufforderte, durch ihr eignes Glück ihm seine Freyheit zu verschaffen. Sie merkte wohl, daß diese Aufforderung erzwungen war, allein sie beschloß diesen Umstand zu benutzen, um durch List ihren mächtigen Feind und Anbeter der Früchte seiner Treulosigkeit zu berauben und ihren Gemahl zu befreyen. Sie schien den Gründen und der Ueberredung der Gesandten nachzugeben, und erklärte, daß sie bereit sey, sich mit dem Mogul zu verbinden, wenn dieser ihr gestatten wolle, ihren Gemahl noch einmal zu sehen, damit sie aus seinem eigenen Munde die Gewißheit erhalte, daß er sie von dem Eide der ehelichen Treue entbinde. Sie überlasse es dem Mogul, ob er den Gefangenen nach Chitor senden wolle, oder ob sie selbst ihn an dem Orte, wo er eingeschlossen war, einer kleinen Feste in der Nähe von Agra besuchen solle, um von ihm die Erklärung ihrer Scheidung zu erhalten. Akabar stimmte mit Freuden für den leztern Vorschlag und bereitete in seiner Hauptstadt schon alles zu ihrem Empfang vor, während er ihr täglich kostbare Geschenke und sinnvolle Blumensträuße nach morgenländischer Sitte zusandte. Die Fürstin bereitete alles zu ihrer Reise vor; statt aber die bedeckten Palanquins, welche für sie und ihre Frauen bestimmt waren, selbst zu besteigen, ließ sie einige ihrer tapfersten Krieger dieselben besteigen, und die Rolle der Träger von andern eben so zuverlässigen Männern übernehmen. Diese machten sich mit einem kleinen, aber auserlesenen Gefolge, unter der Leitung eines alten Verschnittenen, auf den Weg, der in dem einen Palanquin tief verschleyert die Rolle der Fürstin übernahm. Die Fürstin selbst hielt sich verborgen in ihrem Pallast, während das Wehklagen der Einwohner von Chitor den Zug der Abreisenden begleitete, worunter sie ihre geliebte Herrscherin wähnten, die sie auf immer verlasse. Unterwegs begegnete der Zug mehreren Botschaften des Moguls mit kostbaren Geschenken und Betheurungen seiner Liebe und seines Entzückens über das ihm bevorstehende Glück. Der Verschnittene beantwortete alle diese Botschaften in Padmani's Namen, erklärte aber, daß sie einen Dolch bey sich führe, den sie sich in die Brust stoßen würde, sobald Akabar einen Versuch machen sollte, sie vor ihrer Zusammenkunft mit Rana zu sehen. Akabar kannte den Charakter der Fürstin zu gut, als daß er es gewagt hätte, ihrem Willen in diesem Punkte nicht nachzugeben und seine Ungeduld nicht zu bezähmen. Die Reisenden langten daher glücklich vor der kleinen Festung, worin Rana gefangen gehalten wurde, an, und wurden vom Befehlshaber derselben mit der größten Ehrfurcht empfangen. Allein kaum waren die Palanquine innerhalb der Thore, als die Krieger, welche darin saßen, hervorsprangen, sich an die Spitze ihrer Gefährten stellten, und nach kurzem Widerstande sich der Feste bemächtigten und ihren Fürsten befreyten. Dieser bestieg sogleich ein Pferd, was für ihn bereit gehalten war, und erreichte, da auf dem ganzen Wege frische Pferde für ihn bereit gehalten waren, Chitor, ehe Akabar Anstalten zu seiner Verfolgung treffen konnte. Die kühnen Rajputen, welche ihn befreyt hatten, erreichten ebenfalls glücklich das Gebiet eines befreundeten Raja's, der ihnen für den Augenblick eine Zuflucht gewährte, von wo aus sie bald darauf nach Chitor zurückkehrten. Sobald Rana sich in Sicherheit sah, schrieb er an Akabar, warf ihm mit bitterm Hohn seine Verrätherey vor und verhöhnte ihn wegen seiner getäuschten Hoffnungen. Er sezte hinzu, daß, nachdem Akabar von der List eines Weibes besiegt worden sey, ihm nichts übrig bleibe als seine Schande durch eine Niederlage, welche ihm die Rajputen bereiteten, zu vollenden. Rana ließ zugleich in Chitor eine Säule errichten mit der Inschrift: „Traut nie mehr den Mongolen, von

deren Treulosigkeit ihr so bittere Erfahrungen gemacht habt." Akabar ward durch das Mißlingen seines Planes und durch den Hohn seines Feindes in die größte Wuth gesezt und rückte bald mit einem mächtigern Heer als das erste Mal vor Chitor. Er ließ rings um die Stadt Terrassen für sein Geschütz aufführen, welche beynahe die Höhe der Mauern erreichten. Rana von seiner Seite vertheidigte sich mit dem größten Heldenmuthe und war Tag und Nacht auf den Wällen, wo die Gefahr am größten war. Eines Tages bemerkte Akabar, der eine jener Terrassen bestiegen hatte, auf den Wällen von Chitor einen Führer, der sich vor allen auszeichnete; er ergriff seine Büchse und schoß ihn selbst nieder. Bald darauf erfuhr man, daß Rana selbst es gewesen, der durch seines Gegners Hand gefallen war. Sein Leichnam ward feyerlich verbrannt und die edle Padmani endete ihr Leben freywillig auf dem Scheiterhaufen, der die Leiche ihres Gatten verzehrte. Chitor ergab sich bald darauf an den Mogul.

Zahmes Krokodill.

Die Alligators in dem Flusse Assaban in Sumatra sind besonders kühn und gefräßig, und die Eingebornen werden häufig die Opfer dieser gefährlichen Thiere. Sie erheben den Kopf hoch aus dem Wasser, und reißen die Menschen aus den Booten heraus; wovon während unserer Anwesenheit zwey Beyspiele vorfielen. Eine Fuhre, worauf Ziegen und Pferde übergesezt wurden, schlug um, und in einem Augenblick waren alle verschwunden, und von den Alligators hinabgezogen. An der Mündung des Flusses, in der Nähe einer Fischerhütte, hielt sich ein Alligator von ungeheurer Größe auf, sein Rücken, wenn er über dem Wasser erschien, glich einem großen Felsen. Er blieb immer in dieser Gegend, und nährte sich von den Eingeweiden und den Köpfen der großen Paris, welche man hier fängt. Ich sah ihn selbst, und die Malayen riefen ihn zum Mahle; er war wenigstens zwanzig Fuß lang. Die Fischer, welche ihm seine Nahrung zuwarfen, wagten es sogar, seinen Kopf mit den Händen zu klopfen und versicherten, er sey ganz zahm. Er duldete keine andern Alligators in dieser Gegend des Flusses, und deßhalb beteten ihn die Malayen beynahe an, und versorgten ihn täglich mit hinreichendem Futter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 3. Sept.

Schon mehrere Male habe ich des großen Zeltes erwähnt, welches die Unternehmer der hiesigen Feuerwerke über den Schauplatz derselben, das Mausoleum des Augustus, haben ziehen lassen, um dadurch einen Grund zur Erhöhung der Preise um das Doppelte zu erhalten. Seitdem scheinen Hohn und Spott, ja selbst das entschiedenste Unglück über diese Unternehmung gekommen zu seyn. Vergangenen Montag Nachmittags, zwischen drey und vier Uhr wurde das Zelt von einem heftigen Sturme, mit seinem ganzen Zubehör von oben herab in die Tiefe geschleudert; und im Herabstürzen nicht allein die Vorderseite der Logen, und die im Parterre befindlichen amphitheatralischen Sitze gänzlich ruinirt, sondern auch zwey Arbeitsleute auf der Stelle erschlagen, und drey andere gefährlich verwundet. Ereignete sich dieses Unglück eine Stunde später, wo die Thierhetze (Giostra) beginnen sollte, wer weiß wie viele Hunderte von Menschen dann auf eine eben so elende als schmählige Weise ihr Leben verloren hätten? Wie es heißt, hat der Papst einstweilen für dieses Jahr sowohl die Feuerwerke als die Thierhetzen gänzlich verbieten lassen. Somit kann man von dieser eben so unklugen als unheilbringenden Spekulation mit Recht sagen: Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke.

Ueber den oft besagten Schatz, der hier gehoben werden soll, habe ich mir an der Quelle selbst, das heißt bey dem nämlichen Herrn Cartoni, welcher die Kosten zum Nachgraben vorschießen will, Auskunft zu verschaffen gesucht. Da es nicht zu glauben steht, daß dieser Mann die Wahrheit verschweigen, oder eine Lüge zum Besten geben sollte, so erzähle ich, was er mir mittheilte. Ein Sprachmeister (aber kein Deutscher, und noch weniger ein Preuße, wie es Anfangs geheißen hatte) mit Namen de'Nobili, ist wirklich der erste gewesen, welcher die Sache in Anregung gebracht hat. Nach seiner Versicherung sind ihm die Papiere, in welchen der Ort und die Natur des Schatzes bezeichnet stehen, von einem seiner Freunde und Tischgenossen in einem öffentlichen Traiteurhause beym Absterben desselben vermacht worden. Lezterer soll Bedienter bey einem französischen Obristen, welcher schon vor zwölf Jahren in einem Treffen gegen die Oesterreicher gefallen ist, gewesen seyn, und unter dessen nachgelassenen Effekten jene Papiere gefunden haben. Man könnte fragen, warum der Bediente nicht selbst, und schon früher Anstalt zur Hebung des Schatzes getroffen habe? Darauf wird geantwortet, er sey in Rom fremd gewesen, habe sich nicht getraut, die Sache ruchbar werden zu lassen, und ohnedem an einer unheilbaren Krankheit gelitten, und sein nahes Ende vor Augen gesehen. Der Boden, wo der Schatz vergraben liegt, gehört nicht dem Staate, sondern der Giustinianischen Familie. Da die Güter derselben sich in Konkurs befinden, so hat nicht allein die Liquidationskommission, sondern auch die ganze, ziemlich zerstreute Familie um die Erlaubniß, den Schatz heben zu dürfen, und zur Bestimmung des Antheils, den sie sich vorbehalten dürfte, angegangen werden müssen. Dadurch ist die Sache natürlich sehr verzögert worden. Uebrigens ist es nicht wahr, daß der Sprachmeister von Hrn. Cartoni einen Vorschuß verlangt, noch viel weniger einen solchen, so gering er immer seyn möchte, erhalten hat.

Das recitirende Schauspiel, welches, ohne von der Oper unterstützt zu werden, die Lücke zwischen der Sommer- und Herbststagione ausgefüllt hat, ist mitunter für den deutschen Theaterliebhaber von der größten Wichtigkeit gewesen. Lezterer hat hier sowohl den Geschmack des Publikums kennen lernen, als überhaupt von der Natur der italienischen Schauspielkunst, besonders von ihrer Verschiedenheit von der deutschen, einen deutlichen Begriff bekommen können. Worin diese besteht? Der Deutsche, eingeengt in die Fesseln, welche ihm das Klima, der Ofenqualm, seine Einschachtelung in das häusliche Familienleben, die schweren oder betäubenden Getränke, und endlich seine, an tausend Fäden geleitete Marionettenerziehung auferlegt hat, weiß keinen Fuß vor den andern zu setzen, ohne dabey zu reflekti-

ren. Was ist die Folge davon? Daß ihm jede unbewußte Naturumgebung bis auf den lezten Hauch unbekannt geworden ist. Ein miserabel zusammenaddirtes Stückwerk im Leben, das nirgends die Probe hält, weil es die freche Anmaßung hat, troz seiner unendlichen Zersplitterung sich als ein Ganzes geriren und schäzen lassen zu wollen, treten die Deutschen auch auf dem Theater auf, wie schwerfällige Maschinen, um und hinter welchen die daran hängenden Gewichte herknarren, daß man taub dabey werden möchte. Wie der italienische Schauspieler? Ohne alle Erziehung, als die, welche die Natur an die Hand gibt, weder aus Oekonomie, noch aus hochlangweiliger Divertirungssucht mit freyer, unbeeinträchtigter Disposition aller seiner Naturgaben tritt er auf die Bühne, und gebietet über seine Menschheit in ihrem ganzen Umfange. Freylich ist seine Darstellung oft roh, aber sie hat Kraft und Saft, ist frisch, und riecht nicht nach dem faulen Hautgout abgestandener Künstlichkeit. Diesen grellen Kontrast zwischen der deutschen und italienischen Darstellung hat der Schauspielkenner besonders an den beyden vortrefflichen Künstlern, der Polvaro und dem ersten Liebhaber, Modena, deren ich schon mehrere Male erwähnt habe, abnehmen können. Schon früher habe ich des vollendeten Spiels beyder in dem Goldonischen Stücke, Gli Inamorati und den Risse di un Matrimonico, von Federici gedacht. In der lezten Zeit ist es Modena gelungen, dem hiesigen Publikum ein Stück genießbar zu machen, welches ohne sein vollendetes Spiel vielleicht ungehört über die Bühne gegangen wäre. Es war dieß der arme Poet von Kozebue. Zur Zeit ist der Inhalt dieses Stücks noch von der Art, daß die Italiener, besonders die des südlichen Italiens, ihn nicht verstehen. Die Liebe, selbst die Sehnsucht danach, kennen sie, aber nicht in der sentimentalen Vergangenheit oder Zukunft, sondern in der materiellen Gegenwart; mit dem Hunger sind sie auch vertraut, aber es ist kein Leiden für sie, denn sie können ihn, wo sie gehen und stehen, befriedigen, ohne daran zu sterben; endlich wohlthätig sind sie auch, aber aus bloßem Naturalismus, ohne daraus eine Kunst oder gar ein Handwerk zu machen. Wenn dessen ungeachtet das Stück die allergrößte Sensation hervorgebracht hat, wenn Niemand, selbst nicht vor Vergnügen gelacht, wenn man sogar allenthalben (ein unerhörter Fall) Thränen in den Augen gesehen, ja schluchzen vernommen hat, wenn das Stück wenigstens die Rolle des Poeten mit einem, ich möchte sagen religiösen Stillschweigen gehört worden ist, so bewirkte Modena allein dieß Wunder, indem er das unverständliche Stück durch sein Spiel verständlich machte. Da ich keine Abhandlung schreibe, so mögen hier von leztern nur einige wenige Andeutungen Plaz finden. Sein Anzug war vollkommen, eine wahre Charaktermaske; nie ist mir ein Fall vorgekommen, wo dadurch die Person in ihren mannichfaltigen Zügen so verdeutlicht worden wäre als hier; man sah darin Genialität, Gemüth, Mitleid, Geduld, Verzweiflung, und endlich Hunger und Armuth. So wie im Anzuge, spiegelten sich diese verschiedenen Züge auch im Spiele. Ueber der ganzen Darstellung war eine gewisse Melankolie, ich möchte sagen, ein Anstrich von Wahnsinn verbreitet, welche das Interesse derselben erhöhte. Der Ton der Rolle, die Haltung war weder süßlich noch weichlich, noch sentimental; sie war innig, innig möchte ich sagen bis in jede Fingerspize, aber oft mit dem Ausbruche einer Kraft, die dem Vulkane glich. Die Erzählung seiner Schicksale war tragisch, aber so daß die ungemeine Wahrheit derselben, die Reflexion beschäftigend und ergözend, den materiellen Eindruck schwächte, und allein den Geist, dem ästhetischen Kohol übrig ließ. Außer dem allgemeinen Interesse, welches diese Vorstellung bey mir erweckte, nahm ich noch einen persönlichen Antheil daran: es war mir darum zu thun, zu sehen, wie Modena die Esserey behandeln würde. Ich habe in meinen Schauspielerstudien das wirkliche Essen und das wirkliche Trinken verworfen. Dagegen ist mir eingeworfen worden, daß es Rollen gebe, wo gegessen werden müsse, zum Beyspiel eben diesen Lorenz Kindlein. Wie benahm sich Modena? Meine Leser werden, im Andenken an die Uebertreibung, deren sich die Italiener, besonders in dergleichen leiblichen Dingen schuldig zu machen pflegen, vermuthen, er habe nicht allein gegessen, sondern sogar verschlungen. Sie irren: dieser vortreffliche Künstler führte Gabel und Glas kaum zum Munde, verschluckte nichts, sondern bewegte blos die Kinnladen; damit war die Sache geschehen. Wie war aber sein Spiel beschaffen, während die Speise aufgetragen, ja schon von dem Augenblicke an, wo zuerst davon gesprochen wurde? Das mit Worten zu schildern, ist nicht möglich. Nur so viel: ich glaube dem Gegenstande, wovon hier die Rede ist, nicht ganz entfremdet zu seyn; aber ich versichre unverholen, daß mir keine Idee von der Möglichkeit, einen bloßen körperlichen Naturtrieb auf eine so geistige, und doch so höchst verständliche und konsequente Weise auszudrücken, vorgeschwebt hat.

Die Vorstellungen der Herbststagion, welche wie gewöhnlich, mit dem 9. Sept., wenn dieser auf keinen Freitag oder grossen Festtag fällt, das heißt am Tage nach Mariä Geburt beginnen werden, sind schon angekündigt; Oper und Schauspiel. Lezteres von derselben Gesellschaft welche bisher gespielt hat. Auch die Operntruppe ist dieselbe, mit Ausnahme der ersten Sängerin, der berühmten Boccabadati und dem ersten Tenoristen, einem bisher unbekannten Subjekte. Während vier und vierzig Vorstellungen werden zwey Opern, eine neue, eigends von Graziani komponirte, und eine alte, welche noch bestimmt werden wird (da destinarisi, wie der Kunstausdruck heißt), aufgeführt werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 229:
Wasserhose.

Doppel-Charade.

Hoch steht mein Erstes auf dem Erdengrund,
Ein Riese oft um's Haupt den grünen Kranz;
Doch öfter noch die Felsenstirn umschlevert,
Und weinet laut hinab die Silberthränen.

Das Zweyte quillet mild aus herber Frucht,
Vermählt der Flammenbraut, erzeugt es Licht,
Doch heilig aufbewahrt im krummen Horne,
Entströmt es duftend auf den Gottgeweihten.

Der Erde tiefer Schoß gebiert das Ganze,
Aus Felsenspalten klimmt das bleiche Kind;
Doch kehr' es um, und steig auf seinen Scheitel,
So kannst du Sion sehn und Davids Stadt.

Frdrch. Helms.

Beylage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Oktober 1826.

Den Frevler bindet nicht der allerstärkste Eid;
Der Eid des Biedermanns ist seine Redlichkeit.

Tscherning.

Bruchstücke aus den Moeurs administratives.

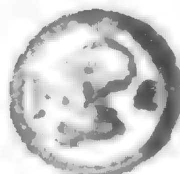
(Fortsezung.)

Feilheit.

Einer der charakteristischen Züge in unsern administrativen Sitten, der dem aufmerksamen Beobachter nur zu sehr auffällt, ist die Käuflichkeit, die Feilheit, die sich unter allen möglichen Formen und Namen verbirgt. Sie ist eine nothwendige Folge des überhandnehmenden Luxus, der ungeheuern Besoldungen der höheren Beamten und des ganzen Systems, welches den Staat und die Administration des Staates zu einem bloßen Gegenstand der Spekulation für die Bureaukraten macht. Bey einem solchen System darf man sich nicht wundern, daß gewisse Beamten für die Gnaden- und Ehrenbezeigungen, die Verzögerung oder Förderung der Geschäfte, die Verkäufe, Lieferungen, Liquidationen und Anleihen ein bestimmtes Tarif angesezt haben!

Wenn man dem, was öffentliche Blätter gesagt haben, Glauben beymessen darf, scheint es, daß die Ludwigskreuze und die Ehrenlegion ihren Cours haben, wie der Zucker und Zimmt. Menschen, welche den Auftrag haben, die Wunden und Narben zu zählen, und das Blut zu messen, was unsere Krieger auf dem Schlachtfelde vergossen haben, ziehen aus Banknoten die Gründe zu ihren Anträgen. Die Kunst der Verzögerung ist jedoch eine der reichsten Quellen der Einnahme für viele Beamten. Wer ein Anliegen, ein Geschäft, einen Prozeß hat, der sehnt sich nach dem Ende, nach der Entscheidung; auch wenn sie ungünstig seyn sollte, ist sie immer erwünscht. In den Händen der Bureaukraten aber liegt es, diesen ersehnten Moment mehr oder weniger zu verzögern. Sie haben ihre eigene Nomenklatur, um diesen Verrath zu rechtfertigen. Sie sind zu beschäftigt — die wichtigsten Arbeiten drängen — der Minister arbeitet heute nicht — er ist in der Sitzung — man hat Erkundigungen eingezogen — man erwartet sie — die befragte Behörde antwortet nicht — man wird von Neuem anfragen — es bedarf einer Untersuchung — es fehlt ein Dokument u. s. w. — Man könnte ein Buch von solchen Phrasen machen, wovon jede jährlich eine Million eintragen kann, wenn sie gehörig angebracht wird. Welcher ungeduldige, nach dem Ende seiner Angelegenheit sich sehnende Privatmann hat, wenn er einige Zeit mit der Bureaukratie zu thun gehabt hat, nicht gemerkt, daß die Verzögerungen sich diskontiren lassen, wie Wechsel und Staatspapiere. Sie hat ihre Wechselagenten, ihre Coulissiers, welche ihr Steigen und Fallen leiten.

Noch einträglicher sind die öffentlichen Versteigerungen für die Bureaukraten. Sie wissen, wie viel den Bietenden daran liegt, einen ungefähren Maßstab zu haben, von wo sie ausgeben können, ohne die Konkurrenz zu fürchten. Die Gebote werden zwar versiegelt eingegeben, allein es gibt mehr wie ein Mittel für die Bureaukraten, um sich die nöthige Auskunft zu verschaffen. Noch kürzlich hat-



ten wir ein solches Beyspiel bey einer Lieferung. Der Chef der Administration, ein Mann von strenger Rechtlichkeit, hatte befohlen, daß ungesiegelte Gebote in einem Kasten niedergelegt werden sollten, wozu er allein die Schlüssel besaß. Einer seiner Untergebenen aber und ein Bieter gewannen den Tischler, der den Kasten verfertigen sollte, und dieser brachte einen doppelten Boden dabey an, und verrieth ihnen das Geheimniß, so daß sie alle Gebote so wie sie in den Kasten niedergelegt wurden, lesen konnten, ohne diesen zu öffnen. Am Tage der Versteigerung legten die associrten Betrüger ein Gebot hinein, was das bisherige höchste Gebot nur um wenige Centimes überstieg. Die vortheilhafte Lieferung wurde ihnen zugeschlagen, allein spätere Streitigkeiten zwischen den Theilnehmern führten zur Entdeckung ihres Betruges, und sie wurden streng bestraft. Der treulose Beamte hatte sich außer einem beträchtlichen „Trinkgelde“ einen jährlichen Gehalt für die ganze Dauer der Lieferung ausbedungen.

Bey vielen Käufen, bey vielen Lieferungen sind gewisse Primen und Retributionen für die betheiligten Beamten, stillschweigend im Voraus stipulirt. Hier erscheint die Bestechung unter dem Namen usage. Diese traurige Seite unserer administrativen Sitten gibt uns Gelegenheit, einen eben so schönen als seltenen Zug zu erwähnen. Ein General, dessen Bescheidenheit wir nicht durch Nennung seines Namens beleidigen wollen, war beauftragt, den Ankauf von 6000 Pferden abzuschließen. Nachdem alles berichtigt, die Quittung ausgestellt und nur der Preis noch en blanc gelassen ist, legt der Pferdehändler ein Paquet Banknoten auf den Tisch. — Was ist das? fragt der General. — Die gewöhnliche Retribution, die gebräuchliche Vergütung, mein General. — Welche Vergütung? — „Von fünf-und-zwanzig Franken für jedes Pferd, also 150,000 Fr.“ — „Was, Sie wagen es!“ — „Mein General, es ist der Gebrauch.“ — „Sie haben mir also Ihre Pferde um 150,000 Fr. zu theuer verkauft, welche ich von dem Kaufgelde abziehen werde.“ Wirklich verminderte der General den Kaufpreis um 150,000 Fr. und der Pferdehändler mußte seine Banknoten wieder einstecken.

Das Ungeheuer der Feilheit, was in gewöhnlichen Zeiten in den Bureaux umherschleicht, schreitet mit erhabenem Haupte einher, sobald irgend eine große militärische, finanzielle oder politische Unternehmung bevorsteht. Das Ungeheuer spekulirt auf die Thronrede, auf die Gesetzvorschläge, die Anleihen, die Vorbereitungen zu einem Kriege. Die Umgebungen und Vertrauten der Kabinette werden dann mit in die Spekulationen gezogen, und nehmen ganze, halbe und viertels Antheile. Die Verhandlungen werden im Opernhaus, auf dem Ball, in den Salons eröffnet. Da suchen die administrativen Aufschlüsse (les révélations administratives) Käufer unter den französischen, jüdischen und englischen Banquiers. Eine gelegene Mittheilung kann ein Landhaus, eine telegraphische Nachricht ein Hotel in der Chaussee d'Antin einbringen. Zwischen einer Contredanse und einer Parthie écarté negozirt man eine vertraute Mittheilung und verkauft eine diplomatische Note.

Ein künstliches Steigen oder Fallen von einigen Franken wird auf der Börse auf Kosten des Vermögens von Tausenden die ungeheuren Preise dieser Courtage der Veruntreuung (courtage d'indiscretion) abwerfen. Nach der Ausführung der großen Maßregeln, welche die Regierungen unternehmen und die Völker bezahlen, findet sich gewöhnlich ein bedeutender Rückstand, dessen Liquidation nur nach gewissen Regeln, nach einer gewissen Ordnung vor sich geht, welche sie ganz der Willkür der Bureaukratie in die Hände liefert. Der mit diesem Geschäft beauftragte Beamte ist ein unumschränkter Herr; es steht bey ihm, durch eine Unzahl von künstlichen Hindernissen das ministerielle Thema der Liquidation in tausend Phantasieen und Variationen umzusetzen. Er kann nach Belieben und in's Unendliche Beweise, Certifikate, Legelisationen und Bescheinigungen verlangen; er kann Zweifel über Namen und Vornamen haben; er kann Formeln, Schemata und Tabellen vorschreiben; er wird mit einem Wort der Pascha der Gläubiger. Diese haben nun keine größere Sorge, als auf die Unterschrift des Liquidateurs und die Verwendungen aller derer, die etwas bey ihm vermögen, zu bieten. Sein Name ist kurz und besteht nur aus fünf Buchstaben, aber jeder von diesen hat seinen Preis, seinen Courszettel. Seine Kinder, seine Frau, seine Bedienten nehmen an diesem Handel Theil, alle helfen liquidiren. Der Thürsteher selbst erwartet seinen Antheil und der Gläubiger darf nicht hoffen, seine Liquidation zu erobern, ohne auch mit diesem abzurechnen.

Man lobt unser Finanzsystem und wenn blos von der Ordnung und Genauigkeit in den Zahlungen und in der Verantwortlichkeit gegen den Staat die Rede ist, so verdient es dieses Lob. Auf der andern Seite aber hat dieß System die Feilheit nur in bestimmte Regeln gebracht. Die Generaleinnehmer, der Schatz selbst hält Bank. Jene beeilen sich, durch die größte Strenge in der Beytreibung der Steuern ihre Kasten zu füllen, und genießen dann die Zinsen der Summen, die ohne Nachtheil für den Staat noch längere Zeit dem Handel, der Industrie und dem Ackerbau nützlich geworden wären, statt daß sie nun, in den Kästen von sechs-und-achtzig Generaleinnehmern konzentrirt, diesen die Zinsen abwerfen, welche billiger Weise den Steuerpflichtigen zukämen. Wenn dann endlich alle diese Kapitale in den königlichen Schatz geflossen sind, so weiß der geschickte Einnehmer den Ueberschuß von den lau-

fenden Ausgaben in dem Börsenspiele zu seinem Vortheil anzulegen. So ist es erklärlich, wie die Strenge und Genauigkeit, womit das Volk gezwungen ist, die Abgaben beyzubringen, vielen jener Herren Mittel an die Hand gibt, Häuser, Wagen, Pferde und Laquayen zu halten.

Man möchte vielleicht unserer Zeit ihre Feilheit verzeihen, wenn sie sich nicht bis auf die Gewissen, die Meynungen erstreckte; wenn man nicht seine Meynung, seine Stimme, seine Reden, seine Predigten verkaufen sähe.

Es ist hier der Ort, den Provinzen einen Irrthum zu benehmen, in welchen sie durch den Spott einiger der leichtfertigen Tagblätter der Hauptstadt verleitet worden sind; nämlich daß in Paris Alles um ein Diner zu bekommen sey. Wahrlich, wir sind hier nicht so dumm, uns so wohlfeil zu verkaufen. Man glaube ja nicht, daß ein Amt um eine Schnepfenpastete feil sey, oder daß ein Votum den kräftigen Dampf eines gebratenen Fasanen nachziehe. Diese prachtvollen Gastmähler, wovon man so viel spricht, sind nichts weiter als die Börse, die Bazars, wo die Käufe geschlossen werden. Unsere Diners sind für den Verkauf der Gewissen und der Stimmen das, was die Wirthshäuser der Provinzen bey Viehmärkten für den Verkauf der Ochsen und Pferde. Die Preise sind freylich bey uns höher als man glaubt. Man könnte Stimmen nennen, die sich keineswegs durch ihren Wohlklang auszeichnen und doch dem Staate mehr kosten als die der Garcia und der Pasta.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Orang-Outang.

Eines dieser seltenen Thiere ward von Herrn Forrestier in Batavia an Herrn Karl Thatcher in Boston durch die Oktavia, Kapitän Blanchard, geschickt. Es starb aber in der Nacht des 1sten Juni, die erste nach seiner Ankunft. An Bord der Oktavia hatte der Orang-Outang ein eigenes Haus und war mit Reiß und Geflügel für die Reise versehen. Kapitän Blanchard sah ihn zuerst bey Herrn Forrestier in Batavia. Während er beym Frühstück saß, hörte er Jemand leise in's Zimmer treten und fühlte gleich darauf einen vertraulichen Schlag auf die Schulter. Als er sich umsah, wunderte er sich, daß der kleine häßliche behaarte Neger, den er vor sich zu sehen glaubte, sich solche Freyheiten herauszunehmen wage. George, so hieß der Affe, sezte sich mit zu Tische und nachdem er Kaffee u. s. w. zu sich genommen hatte, entfernte er sich wieder. An Bord hielt er sein Haus sehr rein, und wusch es häufig mit einem Tuch und Wasser, was er sich dazu geben ließ. Auch seine Person hielt er immer sehr reinlich und wusch sich zweymal des Tages Hände und Gesicht. Er war freundlich und gehorsam und spielte sehr gern; dabey war er aber zuweilen so derb, daß ihn Kapitän Blanchard strafen mußte. Dann legte er sich nieder und weinte bitterlich wie ein Kind, dem es leid thut, etwas Unrechtes gethan zu haben. Er aß Alles, was man ihm gab, sein gewöhnliches Gericht war Reißbrey, doch liebte er besonders Thee, Kaffee und Früchte; auch pflegte er gewöhnlich zu Tische zu kommen, um Wein zu trinken.

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

Ihre Leser erinnern sich vielleicht aus einer meiner früheren Mittheilungen einer Erfindung, einen Wagen in einer Röhre oder einem Kanal, vermittelst Aussaugung der Luft vor demselben, und dem Einlassen derselben hinter demselben, mit einer Schnelligkeit von 100 englischen Meilen und mehr in einer Stunde fortzuschnellen. Ich höre jezt, daß man zu Brighton in einem kleinen Maßstabe einen Versuch darnach gemacht, welcher, wenn man den Angaben des Erfinders trauen darf, so weit gelungen ist, daß er sich, wo nicht gleich Anfangs, doch durch allmählig verbessertes Maschinenwerk den vollkommensten Erfolg verspricht. — Wahrscheinlich haben Sie auch schon gehört, daß im westlichen England ein Mann sich über 100 Meilen von zwey papiernen Drachen vor ein leichtes Wägelchen gespannt, hat ziehen lassen, eine Art zu reisen, an die gewiß Niemand vorher je gedacht, und die zu viele Unbequemlichkeiten hat, um allgemein zu werden. Ich zweifle aber nicht, daß man bald ein Mittel zum Reisen in Anwendung bringen werde, welcher einen sehr großen Theil der Pferde, welche jezt den Menschen das Brod vertheuern, entbehrlich machen wird. — Browns Luft- oder Gasmaschine nähert sich immer mehr ihrer Vollkommenheit, und wird ihrer größeren Sicherheit und Leichtigkeit wegen zu diesem Behufe wenigstens der Dampfmaschine vorgezogen werden.

In der Grafschaft Warwick wurde vor Kurzem ein Sohn nach einer Schlägerey mit seinem Vater, von diesem im Zorne erschossen, und der Thäter hat sich selbst den Gerichten überliefert. Eben dieses hat auch ein Mann zu Carlisle gethan, der eine Weibsperson ermordet und sich geflüchtet hatte; aber vom Gewissen gepeinigt zurückkam, und den Mord und die Gemordete entdeckte!

Zu Manchester hatte vor einiger Zeit das Militär bey der Parade eine viel besuchte Straße versperrt: da dieß zu vielen Klagen Veranlassung gab, schickte der Magistrat drey Polizeydiener — um die Truppen in Schranken zu halten, welches jene sich auch gefallen lassen mußten!

Rom, 3. Sept.

(Fortsetzung.)

Troz der Hunderte von besondern Werken, und der Tausenden von einzelnen Notizen, welche seit Jahrhunderten über Rom geschrieben worden sind, wette ich doch, daß wenige mei

ner Leser wissen, was das Wasserfest auf dem Navonaplatze zu bedeuten hat. Dennoch ist dieses Fest ein's der originellsten und zugleich interessantesten, welche irgendwo stattfinden dürfen. Auf dem genannten Platze, dem größten in Rom, befand sich ehemals der sogenannte Cirkus Agonalis, von Alexander Severus erbaut, oder doch wieder hergestellt; er führte seinen Namen von den agonalischen Festen, die in demselben gefeyert wurden. Aus dem alten Namen soll, durch Versetzung der Buchstaben, also Navona aus Agona entstanden seyn. Es ist freylich eine Eigenthümlichkeit der italienischen oder römischen Sprache, um einen Eigennamen zu einem Diminutive zu machen, den Anfangskonsonanten der lezten Sylbe vor den vorlezten zu setzen, und dann die andern Sylben, welche dieser vorausgehen, wegzuwerfen. So wird aus Carolina Nina, aus Anna Nana, und aus Francesko Checco u. s. w., wobey freylich dann und wann, wie der lezte Name zeigt, noch andere Veränderungen gemacht werden. Auf diese Weise kann die obenerwähnte Namensveränderung sehr wohl entstanden seyn; schwieriger bleibt die Verwandlung des g in v. Um den alten lateinischen Namen vom griechischen, welcher Streit bedeutet, abzuleiten, sagt man, es hätten im agonalischen Cirkus, außer dem Wagenrennen, auch noch Faust- und andere Kämpfe stattgefunden. Aber das war der Fall bey allen andern dergleichen Spielen der Art, ohne daß diese davon einen besondern Namen erhalten hätten. Bekanntlich wurden bey den Circensischen Festen auch Seegefechte (Naumachien) gegeben, zu welchem Ende die Circus unter Wasser gesezt werden konnten. Der heutige Navonaplatz soll dieselbe Gestalt des alten Cirkus haben, und seine vier Reihen Häuser auf die Grundmauern seiner antiken amphitheatralischen Gradinaten erbaut worden seyn. Er ist demnach, wie alle Circus, ein regelmäßiges längliches Viereck. Wahrscheinlich haben die hier ehemals stattgefundenen Naumachien zu dem Feste Veranlassung gegeben, welches jezt an jedem Sonnabende und Sonntage des Monats August daselbst gefeyert, und gewöhnlich Lago di Piazza Navona genannt wird. Es besteht in Folgendem. Mit anbrechendem Morgen wird an den genannten Tagen, vermittelst der auf demselben befindlichen Fontäne, die größere Hälfte des Platzes, das heißt, der tiefste Theil desselben dergestalt unter Wasser gesezt, daß nur noch an den Seiten ein Weg von etwa zwölf oder sechzehn Fuß trocken bleibt, um die Kommunikation mit den Häusern zu erhalten. Somit entsteht in der Mitte des Platzes eine Tiefe von vier bis fünf Fuß Wasser. Dann eilt aus ganz Rom, und sogar von außen her, alles herbey, was ein Pferd, einen Esel oder dergleichen hat, gleichviel von welcher Qualität, spannt das Thier vor einen Karren, Leiterwagen oder Karosse, packt sich und die Seinigen, im größten Staate darauf, und fährt wie das wilde Heer in dem See herum. Dieß dauert so lange, bis etwa das Gespann vor Mattigkeit in die Kniee sinkt, oder die Gesellschaft bis auf die Haut durchnäßt, aus Furcht, sich zu erkälten, abzieht, um die Kleider zu wechseln. Wer kein Fuhrwerk hat, reitet. Dann ist zwar die Freude von kürzerer Dauer, aber sie gewinnt an innerem Gehalte, denn je leichter der Reiter durchnäßt wird, desto ärger kann er auch andere durchnässen. Die Esel allein spielen dabey eine leidende Rolle: über sie geht alles her, Wasser, Prügel und Fußtritte, ohne daß sie wieder etwas austheilen könnten. Zuweilen freylich rächen sie sich, man weiß nicht, ob mit oder gegen ihren Willen; sie werfen sich platt in's Wasser. Dann stürzt der Reiter ebenfalls hinein, und hat Mühe sich und sein Thier wieder auf's Trockene zu haspeln. Daher sind die Esel bey diesem Feste meistens aus der Mode gekommen, selbst unter den Abruzzern. Leztere geben meistens auf eine Pferdefleisch-Bank, wo sie unter einer Menge von Gäulen, welche hier täglich, Behufs der Katzen, geschlachtet werden, für einen mäßigen Miethpreis das Aussuchen haben. Entweder setzen sie sich in Kompagnie, oder auch einzeln darauf, in welchem leztern Falle sie wechseln. Daß sie übervortheilt werden sollten, hat keine Noth, denn da dem Pferdeschlächter die Pflicht obliegt, das Thier, falls es im See liegen bleibt, auf eigne Kosten nach Hause zu schaffen, so können jene versichert seyn, nur solche Pferde zu bekommen, welche unter vier-und-zwanzig Stunden nicht krepiren. Bis Nachmittags um zwey Uhr herrscht Freyheit und Gleichheit unter dem Viehe; der einspännige Kothwagen kann neben der vierspännigen herzoglichen Karosse einherfahren. Von da an aber werden nur Fuhrwerke mit zwey Pferden zugelassen. Nun erscheint vorzugsweise die elegante Welt aus allen Ständen, das heißt aus dem Adel, dem Handel, der arbeitenden Klasse, den Winzern, den Fuhrleuten und den Birbaccioni, alles kunterbunt zwischen einander durch; alles bespritzt, und wieder bespritzend, ohne danach zu sehen, woher das Wasser kömmt, noch wohin es fährt. Die Eminenten und Eminentinnen zeichnen sich am meisten aus. Was das für Leute sind, habe ich schon öfters gesagt; sie lassen sich an den silbernen Fußschnallen, wie ein mäßiger Suppenteller groß, erkennen. Die Birbaccioni erscheinen auf Karren mit zwey Rädern, nicht etwa aus Oekonomie, sondern weil dieß das Fuhrwerk ihrer Ahnherren gewesen ist. Während sich die Leute zu Wagen im See herumtummeln, steht das übrige Publikum im Kreise herum, oder hat sich in die Fenster und die Balcons der Häuser gelagert. Die Untenstehenden haben nicht allein das Zusehn, sondern auch, obgleich meistens wider ihren Willen, Antheil an dem Vergnügen. Denn wo irgend einer ihrer Bekannten vorüberfährt, da werden sie von ihm bis über den Kopf bespritzt. Retiriren sie sich, so fällt der eine auf den andern, und alle auf den hintersten, worüber die im See sich todt lachen wollen, ohne daß die am Boden darüber weinten; denn hier erträgt Jedermann Spaß, weil Jedermann welchen ausübt. Aus den Fenstern und von den Balkons herab sehen meistens Weiber, und zwar lauter bildschöne, aus dem Grunde, weil es keine andern in Rom gibt. Toilette wird hier nicht gemacht, überhaupt ist die Bekleidung, der Hitze wegen, nur sehr spärlich. Dabey entgelt Niemanden etwas als dem Kaufmann. Bey der Mäßigkeit der Römer wird hier nichts gegessen und getrunken, als was sich zu demselben paßt, nämlich Wassermelonen und Limonade. Von erstern stehen auf der entgegengesezten Seite hohe Berge aufgeschichtet, theils ganze, theils aufgeschnittene, und all' um den dritten Mann stößt man auf einen Limonadenverkäufer. Aber der Handel mit beyden geht flau, denn bey der Einfalt und Natürlichkeit des hiesigen Volks ist es ihm eben so unmöglich sich geistig zu divertiren, und zugleich körperlich zu schmausen, als zum Beyspiele Butter und Käse zusammen zu essen. Punkt drey-und-zwanzig und ein halb Uhr (das heißt eine halbe Stunde vor Nacht) schwingen sich zwey Brunnengehülfen auf die Schleuse des Platzes, ziehen dieselben auf, und in weniger denn einer Viertelstunde ist der Platz so trocken, als wenn er nie Wasser gesehen hätte. Die Menschen verlieren sich eben so schnell; denn so angenehm dem Römer das Leben im Freyen am Tage ist, eben so sehr haßt er es bey Nacht: die Nacht ist Niemandes Freund, ist sein Wahlspruch. Furcht vor Gespenstern ist dieß nicht, aber doch Furcht vor der Aria cattiva, welche bey ihm die Stelle des furchtbarsten Gespenstes vertritt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Oktober 1826.

Gestürzt ist Alles, ist gefallen, fällt.

Schwab nach Lamartine.

Italia.

(Fortsetzung.)

IX. Rialto.

„Auf der Seufzerbrück' in Venedig bin ich gestanden,
Rechts und links von mir thürmten Gefängniß, Palast,"
Aber ich bin auch auf der Brücke Rialto gestanden,
Rechts und links von mir wogten die Stadt und das Meer.
Wenn der Egypter den Nil vergrößernd immer das Meer nennt,
Nennt der Venediger so richtiger seinen Kanal,
Er, der große mit Recht vor allen andern geheißen,
Der die Stadt entzwey, krümmend als Schlange sich, theilt.
Wie des Bospors Flut von Asien scheidet Europa,
Scheidet der große Kanal wirklich Venedig als Meer;
Was für kurze Zeit gelang nur dem Herrscher der Perser
Ueberbrückend das Meer dort an des Bospors Gestad,
Hat der Venediger hier vollführt in dauerndem Werke,
Ueberbrückend das Meer mit des Rialto's Gebäu.
Hoch auf steigt der Bau, als wollt' er den Himmel erstürmen,
Gählings wie der Falk stürzet derselbe herab;
Ein Triumphthor ist er Neptuns und der Göttin der Fluten,
Und die Wogen zieh'n luftigen Ganges hindurch.
Ueber den großen Kanal, Rialto die einzige Brücke,
Um den Arm des Meers kreisend als einziges Band.
In zwey Hälften getheilt ist die große Libelle Venedig,
Und Rialto das Glied, welches die beyden vereint,
Rechts und links seht ihr vom Rialto nur Meer und Palläste,
Die senkrecht emporsteigen aus salziger Flut,
Diese schlottern zum Grund, es zerrollen allmählig die Steine,
Und die Säle stehn ihrer Bewohner entblößt,
Aber noch ist der Kanal belebt mit Schiffen und Gondeln,
Und als feste Burg trotzet Rialto der Flut,
Alles ist Uebergang, las ich auf Brücken als Inschrift,
Und auch Rialto vergeht, spricht die zerrinnende Flut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus den Moeurs administratives.

(Fortsetzung.)

Unsere alten Könige führten, als sie einst Gelder brauchten, die Käuflichkeit der Aemter ein. Das ist freylich jetzt anders; der König ernennt uns gratis und der Minister schickt uns umsonst wieder weg. Um diese Un-

annehmlichkeit zu vermeiden, ist es sehr natürlich, daß man in der That wieder eingeführt hat, was früher von Rechtswegen stattfand, die Käuflichkeit der Aemter. Z. B. ein Generaleinnehmer fängt an zu merken, daß der gegenwärtige Minister, von dessen Schutz er abhängt, bald einem andern Platz machen werde, unter dem er seine Stelle verlieren würde; sogleich reist er nach Paris und gibt zu verstehen, daß er seine Stelle freywillig aufzugeben wünsche, gegen eine angemessene Entschädigung. Sogleich finden sich zehn, zwölf Käufer, und er verschafft demjenigen die Stelle, der ihn am besten bezahlt. Solche Verhandlungen sind sehr häufig und um ihnen ein anständiges Ansehen zu geben, braucht man blos den berichterstattenden Divisionschef zu gewinnen, der dann den Käufer als vollkommen gesund und tüchtig für die Stelle, den Verkäufer dagegen als sehr kränklich, schwachsinnig darzustellen weiß. Hat dieser das Geld einmal bezogen, so geht er wieder auf die Jagd, so viel er will, und hat so viel Geist als er kann.

Es gibt manche bureaukratische Gewissen, welche zu zart sind, um sich durch geprägtes Gold oder durch Bankzettel beschwichtigen zu lassen. Dagegen aber lieben sie die Kunst, die Wissenschaften. Bey diesen wird die Bestechung nie fehl gehen, wenn sie nur in Gestalt von Kunstgegenständen, von Geschmeiden u. s. w. erscheint. Diese Art von Feilheit zeigt sich oft mit einer gutmüthigen Offenheit, einer Naivetät, die wirklich erstaunlich ist. Gewöhnlich geht dieselbe liebenswürdige Zugänglichkeit auch auf die Frau, die Kinder, die Diener des Bureaukraten über. Es gibt Bureaukraten, die allen andern als Muster aufgestellt zu werden verdienten, wegen des Schutzes, den sie den schönen Künsten angedeihen lassen. Bey ihnen wird nichts gekauft: die schönsten Lüstre, die prachtvollsten Trümeaux scheinen sich von selbst einzufinden und sich mit der größten Grazie in ihren Zimmern zu ordnen. Prächtige Shawls fallen wie durch Zauberey auf die Schultern der Damen und unbekannte Schneider versehen den Herrn mit Kleidern vom feinsten Tuche. Uhren, die er nicht bestellt hat, schlagen für ihn die Bureaustunde, und wenn er zurückkehrt, findet er zu Hause Leckerbissen von unbekannter Hand in silbernen Schüsseln, nach deren Gewicht er gar nicht fragt. Auf diese Glückskinder läßt sich der Vers Virgils anwenden:

Nocte domum dapibus mensas ornabat inemptis.

Der wackere Mann versichert überdieß, daß alle diese Gaben unbekannter Freunde ihn in seinem eigenen Hause beständig an die Arbeiten seines Bureaus erinnern, an diesen Bericht, an jenes Cirkular, an einen Brief, eine Unterschrift u. s. w. Indem er nach seiner Uhr sieht, fällt ihm eine rückständige Liquidation ein, die er morgen expediren soll; indem er die Tasten eines prächtigen Piano's von Erard berührt, erinnert ihn seine liebenswürdige Tochter Amalie allegorisch: „Papa, Sie haben doch die Reklamation von vorgestern nicht vergessen?" Seine Bibliothek, seine Gemälde, seine Teppiche, alles erinnert ihn an seine Pflichten, seine Verbindlichkeiten, die er wirklich mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllt. Bey seinem Tode hört man seine Gattin sich beklagen, daß die Begräbnißkosten die ersten Ausgaben seyen, die sie gehabt, seit ihr Mann im Amte war.

Klassifikation der Bureaukraten.

Unsere Bureaukraten lassen sich füglich in drey Klassen theilen. Zur ersten und zahlreichsten gehören die Schreibesüchtigen (écrivassier). Dieß ist eine epidemische oder vielmehr endemische Krankheit in bureaukratischen Lagern, in den Provinzen. Die, welche damit behaftet sind, lassen den Bureaus in den Ministerien keine Ruhe, ihre Namen finden sich überall, sie sind unvermeidlich, in allen Cartons, auf Registern, auf allen Tischen trifft man sie an. Jeder Commis denkt dieser ewigen Schreiber mit bittern Rachegefühlen, und wehe ihnen, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, sie anszulassen. — Zur zweyten Klasse gehören die Neuerungssüchtigen; sie schicken beständig Vorschläge, Memoires ein; sie sind der Schrecken, der Abscheu der Direktoren, welche nur zwey Dinge wollen: ihren Schlendrian und ihren Gehalt. — Die dritte Klasse bilden die Epilogisten; sie verschieben die Ausübung der erhaltenen Cirkulare und Befehle, bis man ihnen genau auseinander gesezt hat, ob nicht hinter der vorlezten Phrase des dritten Artikels ein Komma stehen müsse. — Diese verschiedenen Eigenschaften oder Krankheiten empfehlen die Provinzialbureaukraten schlecht in den Ministerien und sind die Veranlassung von vielen Entsetzungen. Der Beamte, der seine Stelle behalten will, muß sich zum unabänderlichen Gesetz machen, so wenig wie möglich zu schreiben, sich nicht mit Einwendungen abzugeben, sondern blos passiv die Cirkulare auszuüben und die Tabellen, Berichte und Berechnungen, die man von ihm verlangt, einzuschicken, ohne eine Bemerkung, auch wenn sie noch so absurd wären. Es gibt einen Präfekten, der seit der ersten Organisation der Präfekturen im Dienst ist, der allen Normen, allen Organisationen getrozt hat; sein Präservativ ist ganz einfach; seine Korrespondenz von zwanzig Jahren mit den Ministerien beschränkte sich auf eine einzige Formel:

Monseigneur!

Ew. Excellenz hat durch Ihren Brief vom .... mir die Ehre erzeigt, von mir zu verlangen, daß .... Ich beeile mich, hiermit Ihnen anzuzeigen, daß ich Ihre Befehle genau befolgt habe u. s. w.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Dieser einfache protokollarische Briefstyl sichert ihm seine Stelle auf Lebzeiten.

Geschäftsgang.

Alle Tage kommen von allen Provinzen Tausende von mehr oder weniger wichtigen Depeschen in den Ministerien an. Man bildet sich vielleicht ein, daß die erste Sorge nur sey, sie zu lesen und die dringendsten zu beantworten; weit gefehlt! — Das erste, was mit den Depeschen vorgenommen wird, ist, sie mit einer Registrationsnummer zu versehen. Ein Präfekt, ein General meldet z. B., daß in seinem Departement Unruhen ausgebrochen sind, er bittet dringend um Verhaltungsbefehle, um Verstärkung und erwartet angstvoll beyde. Die Depesche aber geht indessen langsam ihren bureaukratischen Gang. Die Commis haben ihr das sogenannte numero d'ordre aufgesezt und sie wird mit einem Haufen anderer dem Bureauchef übergeben. Dieser liest sie mit der größten Ruhe und Gleichgültigkeit, sie ist für ihn nichts als ein Papier, was anfängt: „Monseigneur!“ und was mit: „Ich habe die Ehre u. s. w.“ schließt. Nachdem er seine Feder geschnitten, registrirt er ruhig die 999 Depeschen, welche dieser vorhergehen, so wie die Commis sie bezeichnet haben, und dann zulezt auch jene in ihrer Reihe, weder früher noch später. Indessen gehen die Unruhen ihren Gang: Thouars wird genommen und wenn die Depesche einige Nummern später zur Registration kommt, so kann auch Saumur genommen werden. Eine etwas warme Einbildungskraft könnte wirklich das Gelingen der Rückkehr von der Insel Elba den Commis zur Last legen, welche die Depesche des Maires von Cannes in ihrer Reihenfolge bezeichneten, oder dem unerschütterlichen Bureauchef, der sie in ihrer Reihenfolge registrirte, während der Usurpator Frankreich eroberte. Nach einem Aufenthalt von zwey bis drey Tagen gelangt die Depesche zum Direktor der Sektion, der sie endlich liest, nachdem sich in vier Tagen niemand um ihren Inhalt bekümmert hat. Während Tausende von bureaukratischen oder andern Herzen angstvoll auf die Entscheidung warten, liegt der Direktor bequem in seinem Lehnsessel und sortirt unter heftigem Gähnen die verschiedenen Depeschen nach ihrem Inhalte. Nichts kann ihn aus seiner gleichmüthigen Ruhe bringen, als wenn ihm etwa ein Name in die Augen fällt, an den auf irgend eine Art sein Privatinteresse gebunden ist; solche Briefe oder Depeschen begünstigt er mit einer befördernden Anmerkung. Für alle solche Depeschen dagegen, welche die Unterschrift dessen tragen, was man in den Bureaus ein Individuum nennt, d. h. einen Bürger, von dem der Bureaukrate nichts zu hoffen oder nichts zu fürchten hat, gilt die unabänderliche Regel, sie ganz unbeachtet zu lassen; der Minister hat keine Zeit, sich um die Individuen zu bekümmern; nicht dafür bezieht er jährlich 150,000 Fr.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 4. Sept.

Die lange Trockene, welche fast allenthalben auf diesen Inseln, während dieses Sommers stattgefunden, hat uns zwar eine Menge vortreffliches Obst verschafft, aber auch fast alles Gras, Kräuter und Wurzeln für's Vieh, so wie alle leichte Getreidearten, wie Haser, Roggen, Gerste, in den meisten Gegenden aufgezehrt, so daß die Regierung, um einer Hungersnoth unter dem gemeinen Volke, dem besonders in Irland und nördlichen Schottland der Waitzen allzeit unerreichbar ist, zuvorzukommen, es auf sich genommen hat, dem Geseze zum Troz die Einfuhr aller Getreidearten, außer Weitzen, Spelz und Gerste zuzulassen. In Irland fehlt es besonders an dem Lebensstabe, den Kartoffeln; und es herrscht allenthalben, dort und hier, ein solcher Mangel an Fütterung für's Vieh, daß Pächter ein Schaaf, für die Erhaltung eines Schaafes, während des kommenden Winters geboten haben sollen, und der Preis des Fleisches, der Butter und des Käses zu einer Höhe gestiegen ist, welche die Lage der unbeschäftigten, oder übel bezahlten Fabrikarbeiter noch schlimmer macht. So vereinigt sich die Natur mit anderen Umständen, um der Regierung ihren Plan zur Beschränkung des Monopols der Gutsbesizer durchsezen zu helfen; und da das Parlament schon für den 14ten November berufen ist, so darf man erwarten, daß es in dieser, für Deutschland so wichtigen Sache, mit Anfang des künftigen Jahres zur Entscheidung kommen werde. Indessen steht zu hoffen, daß die Oeffnung der Häfen für fremdes Getreide, welche die Ausländer in Stand sezen wird, mehr englische Waaren zu kaufen, dem hiesigen Fabrik- und Handelswesen einen neuen günstigen Anstoß geben werde.

Wakefield, welcher gegen eine schwere Bürgschaft auf freyen Fuß gesezt worden war, ist entflohen, und da hier keine Contumazprozesse stattfinden, so konnte für jezt nichts geschehen. Indessen ist seine Bürgschaft verfallen; und sollte er vor den nächsten Assisen nicht verhaftet werden, oder sich nicht stellen, so würde seine Aechtung erfolgen, wozu er, wie man glaubt, es doch nicht wird kommen lassen.

Das unterbrochene Opferfest ist viele Abende hinter einander mit dem größten Beyfall aufgeführt worden; und ist jezt nur deßwegen auf zwey Abende in der Woche beschränkt, weil Mathews, der berühmte Komiker, im englischen Opernhause spielt, und die Eigenthümer gern den größten Vortheil von seiner Beliebtheit ziehen wollen. Er zeichnet sich besonders in einem neuen Lustspiel, Before Breakfast (vor dem Frühstück) genannt, aus, welches zwar keine besondere Planmäßigkeit der Anlage empfiehlt, das aber reich an Späßen ist, und besonders Mathews als Bedienten dreyer Herrn viele Gelegenheiten gibt, sein Mimentalent zu äußern. Sonst liefert die Bühne nichts Erwähnenswerthes. Vauxhall ist für diesen Sommer geschlossen. Die Eigenthümer hatten sich zwar auf's Aeußerste bemüht den Ort anziehender als je zu machen, aber die Einnahmen sollen kaum hingereicht haben, sie für ihre großen Ausgaben zu entschädigen — der Ort hat aufgehört fashionable zu seyn.

Das Unwesen der deutschen Besenhändlerinnen, welche mit dem Ausruf buy a broom die Straßen Londons durchziehen, geht immer fort. Indessen sind einige derselben von der Polizey als Landstreicherinnen aufgegriffen, aber gegen das Versprechen sich nicht wieder betreten zu lassen, wieder in ihre

Heimath entlassen worden. Keine derselben soll indessen, ob aus Ehrgefühl oder andern Gründen, vor der Polizey ihren wahren Familien-Namen angegeben haben. Wie ich höre, sind diese Besenhändlerinnen alle aus dem Nassau'schen, in der Gegend des Taunus zu Hause, wo sie den Winter über die Besen für verschiedene Herrn machen, die sie sie im Frühjahr hierher bringen lassen, und während ihrer Anwesenheit in England einer jeden, nebst Kost und Wohnung, einen Gulden die Woche geben. Anfangs September gehen sie alle nach Deutschland zurück.

Heute hat eine Versammlung der Actieninhaber der zwey griechischen Anleihen stattgefunden, wobey Dinge an den Tag gekommen, welche viele Personen, Engländer sowohl als Griechen mit Schande bedecken. „Ueber die erste Anleihe von 800,000 Pfund wurde zwar nicht viel gesagt, aber eben deßwegen ist zu vermuthen, daß das Geld nicht alles zum Vortheil der Sache, für die es die Leihenden wenigstens bestimmt hatten, verwendet worden ist. Das zweyte aber, von 1,150,000 Pfund, ist mit Ausnahme von 2 bis 300,000 Pfund, die entweder in Geld oder Waffen wirklich nach Griechenland geschickt worden, sind auf's Schändlichste verschleudert, oder zwischen den englischen Agenten, Hrn. Ricardo und Comp., und den griechischen Abgeordneten, Hrn. Orlando und Luriottis, noch schändlicher getheilt worden. Diese große Summe, scheint es, wurde aufgenommen, ohne daß irgend Jemand verantwortlich dafür gemacht worden wäre, und eben so verschwendet — der einzige bemerkbare Plan ist Habsucht, Nachlässigkeit und Begünstigung. Sir Francis Burdett, Hobhouse und Ellis riethen zur Ausrüstung von Kriegsschiffen und Dampfböten, welche Lord Cochrane befehligen sollte; es scheint, daß man die Einwilligung Cochranes erhalten, welchen Vertrag er aber geschlossen, und mit wem, hat sich noch nicht gezeigt; man bestellte zwey Fregatten in den vereinigten Staaten von Amerika, und schickte 155,000 Pfund für den Bau derselben hinüber, aber noch sind die Fregatten nicht abgesegelt; man bestellte vier Dampfschiffe in London, und diese (sagt man) werden erst in sechs Wochen abgeben können, ja es soll nur der Mangel an Geld Schuld daran seyn, daß beyde Schiffsgattungen nicht schon in den griechischen Gewässern sind. Das Merkwürdigste bey der ganzen Sache ist, daß Niemand bey der Versammlung erschien, der mit der Sache zu thun gehabt, und daher im Stande gewesen wäre, eine befriedigende Erklärung zu geben. Man ernannte also einen Ausschuß von unpartheyischen Männern, (worunter der Obrist Stanhope und Hr. Bowring) um dieselbe zu untersuchen, zu retten was zu retten ist, und die Absendung der Schiffe zu beschleunigen, indem die Gläubiger Griechenlands nur von der Befreyung dieses Landes die Wiedererstattung ihrer Anleihe erwarten können; aber es ist noch eine große Frage, ob das befreyte Griechenland sich dazu bekennen werde, wenigstens zu dem, was ihm nie zu Gute gekommen.

Die Bauten im Windsor Schloß gehen schnell von Statten, und werden dasselbe, wenn vollendet, gewiß zu einem der edelsten in Europa machen. In der St. Georgenkapelle überraschte mich Wyats Denkmal der Prinzessin Charlotte. Der unter einem Tuche ruhende Leichnam, und die vier verhüllten Gestalten um denselben her geben eines der rührendsten Bilder der Vergänglichkeit und des Jammers, das ich je gesehen; auch ist die Gestalt der Prinzessin, die als Psyche über dem Leichnam empor zu fliegen scheint, gelungen, die beyden Engel zur Seite aber, besonders der eine, mit einem häßlichen Kinde im Arme, bilden einen Uebelstand, der sich in allegorischen Gestalten in Marmor fast nie vermeiden läßt.

Rom, 3. Sept.

(Beschluß.)

Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Wasserfestes geben die Römer eine Erklärung nach ihrer Art. Bald soll der Zweck derselben seyn, die Fuhrwerke zu benetzen, damit sie sich nicht von selbst entzünden, bald den Menschen Kühlung gegen die Hitze zu verschaffen, welche im Monate August ihren höchsten Grad zu erreichen pflegt. Mich dünkt, es ist, wie schon oben gesagt, ein Ueberbleibsel der ehemaligen Naumachien. Gekämpft wird jezt freylich nicht, und statt Blut fließt nur Wasser. Doch soll es vor einigen Jahrhunderten weniger ruhig zugegangen seyn. In jenen Zeiten, so erzählen die hiesigen Einwohner, dauerte die Lustbarkeit auch in der Nacht vom Sonnabende auf den Sonntag fort, weil das Wasser nicht abgelassen ward, sondern vom Aufgange der Sonne am Sonnabende an bis zum Niedergange am Sonntage auf dem Platze stehen blieb. Die Wasserpromenaden fanden alsdann bey Fackelschein statt. Da fügte es sich einstens, daß ein Savelli und ein Santacroce (aus den beyden, damals sehr mächtigen und sehr unruhigen Familien gleiches Namens, von denen die lezte noch jezt existirt) an einander geriethen (mit den Wagen nämlich) und vom Leder zogen, wobey lezterer, wenn auch nicht in's Gras, doch in's Wasser beißen mußte. Dieses Ereigniß ward Veranlassung, daß fortan das Fest in der Nacht nicht mehr stattfinden durfte. Uebrigens hat das Fest dieses Jahr einen Reiz erhalten, den es ehemals entbehrte: eine zahlreiche Harmoniemusik hat in den Nachmittagsstunden das Publikum mit Rossinischen Symphonien und Opernarien unterhalten. Da die Musik aus der päpstlichen Schatzkammer bezahlt worden ist; so gibt dieser Umstand einen Beweis, daß die Regierung, weit entfernt, wie der hiesige boshafte Pöbel zu sagen pflegt, die Volksvergnügungen zu stören, sie auch befördert.

Wie in andern Ländern, ist die Hitze dieses Jahr auch in Rom stärker und anhaltender gewesen als in den vorigen Jahren. Wir haben oft vier Tage anhaltend Mittags sechs-und-zwanzig Grad Reaumür gehabt, und fast während der ganzen zwey Monate Julius und August ist das Thermometer nicht unter vier-und-zwanzig gefallen. Es ist bekannt, daß die Hitze in Rom wohl lähmt, oder sonst untauglich zu körperlichen oder geistigen Geschäften macht, aber übrigens der Gesundheit nicht schadet. Der Hitze angemessen, ist die Quantität des sogenannten Eises (gelato) gewesen, welches in den hiesigen Kaffeehäusern verbraucht worden ist. Bekanntlich ist dieses Eis nichts weiter als ein verkälteter, mit Zucker versezter, Fruchtgallert, worin das Fleisch des jedesmaligen Obstes eine bedeutendere Rolle spielt als der Saft. Es hat durchaus mit dem, was man in Frankreich und in Deutschland (glace, Eis) nennt, gar nichts gemein. Freylich ist auch der Preis danach: dieselbe Qualität, welche in Paris zwanzig Sous kostet, wird hier (die beste Sorte) um den fünften Theil (3½ Bajocco) gegeben. Diese Wohlfeilheit vermehrt natürlich die Konsumtion: so ist es eine Freude gewesen, zu sehen, wie viele halbe, ja ganze Portionen (leztre kosten sieben Bajocchi) die Römer in einem einzigen Abend verschlungen haben. Die hiesigen Einwohner hören auf genau zu seyn, wenn es auf zwey Dinge ankömmt; diese sind, bey dem Wohlhabenden das Gefrorene, und bey den Aermern die Wassermelone (cocumero).

G. L. P. S.

Beylage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 237.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Oktober 1826.

Ernst ist das Geheimniß einer sich auf Meynung gründenden Macht.

Joh. v. Müller.

Bruchstücke
aus den Moeurs administratives.

(Beschluß.)

Nach drey bis vier Tagen hat der Direktor die Depeschen geordnet, und die Bureaudiener tragen sie nach den betreffenden Bureaus. Zu Bureauchefs sollten nur sehr tüchtige Männer verwendet werden, denn sie sind eigentlich die einzigen, die wirklich etwas zu thun haben. Tüchtige Männer sind aber leider selten, besonders wenn man außer der Tüchtigkeit auch noch ein bestimmtes politisches oder religiöses Glaubensbekenntniß verlangt. Diese Chefs, tüchtig oder nicht, bemerken diejenigen Depeschen, welche ihnen wichtig oder Arbeit erfordernd scheinen, und übergeben sie einem Commis Redakteur, um eine summarische Antwort abzufassen. Auf den größten Theil der übrigen wird das Todesurtheil classé geschrieben und es ist nicht wieder die Rede von ihnen.

Der Bureauchef hält die Depeschen selten über zwey Tage auf. Der Commis-Redakteur dagegen glaubt in seinen summarischen Antworten sein ganzes Genie aufbieten zu müssen, und gibt sich die größte Mühe, seinen kleinen bureaukratischen Willen mit dem Willen des Königs und des Ministers, in deren Namen er spricht, zu vermengen. Alle Wochen werden diese Arbeiten dem Unterchef übergeben, der sie durchsieht und das Nöthige abändert. Dieß gibt wieder acht Tage zu den zwölfen, während welcher der Präfekt die Antwort auf seine Depesche erwartet. Glücklich kann er sich preisen, wenn nicht zwischen dem Commis-Redakteur und dem Unterchef Controversen über die Abfassung der ihm bestimmten Antwort entstehen. Man hat es erlebt, daß als einst eine telegraphische Nachricht den Ausbruch von Unruhen in Flandern meldete, ein heftiger Streit zwischen diesen beyden Bureaukraten entstand, welche zu einem wahren Schisma in den Bureaus führte; es kam nämlich darauf an, ob es in der Antwort auf jene Depesche heißen müsse: il en est résulté, oder Il en a résulté. Die Sache war noch nicht entschieden, als die Nachricht ankam, daß die Nationalgarde in Flandern die Ruhe wieder hergestellt habe.

Wir können indessen rechnen, daß die Korrekturen des Unterchefs vier bis fünf Tage wegnehmen. Nun erhalten die sogenannten Commis-Expeditionärs den Auftrag, diese Bescheide in's Reine zu schreiben und nach den bureaukratischen Regeln auszufertigen. Diese Herren haben auf der Welt keinen vernünftigen Grund, mit ihrer Arbeit sehr zu eilen und nehmen sich eine volle Woche Zeit dazu. Nun werden endlich nach Verfluß eines Monates seit der Ankunft der Depeschen diese nebst den Antworten darauf in zwey verschiedene Abtheilungen geordnet, von welcher jeder auf dem Umschlag eine kurze Analyse des Inhalts beygefügt wird. Diese Arbeit hat ein einziger Commis zu besorgen, neuer Verzug.

Indessen gelangen die sogeordneten Depeschen und ihre Antworten wieder in die Hände des Bureauchefs zur Durchsicht. Dieser hat entweder während der Zeit über

anderen Geschäfte und anderen Depeschen längst vergessen, was es mit diesen für eine Bewandtniß habe: oder (was in unsern Zeiten nicht selten der Fall ist) die Umstände haben sich indessen ganz geändert, andere Menschen, andere Grundsätze sind an der Tagsordnung. Ungeduldig bemerkt der Bureauchef die Absurditäten, die dadurch in manchen Antworten entstanden sind, welche vor drey Wochen noch sehr vernünftig waren; und bezeichnet sie mit einem: Ce n'est plus cela. — Diese omineuse Phrase: ce n'est plus cela, hat in unsern Zeiten häufige und sonderbare Anwendung gefunden, besonders im Anfang und am Ende der hundert Tage und bey der ersten Restauration. Das ce n'est plus cela hat nothwendig die Folge, daß die ganze Arbeit wieder von vorne angefangen werden muß. — Nehmen wir jedoch an, daß der Chef die Arbeit billigt und sie dem Direktor vorlegt. Dieser glaubt Beweise seiner Wichtigkeit, seiner Talente und Arbeitsamkeit geben zu müssen, er sieht die Arbeiten noch einmal durch und fügt gewöhnlich jeder Antwort noch einige Bemerkungen bey, welche ganz dasselbe sagen, was schon drinnen steht. Wir sind im zweyten Monat seit der Ankunft der Depeschen, auch ist die Arbeit wirklich weit vorgerückt. Der Direktor wird sie morgen dem Minister zur Unterschrift vorlegen. Unglücklicher Weise aber a r b e i t e t der Minister nur zweymal die Woche; morgen ist zwar der Arbeitstag; allein eine wichtige Sitzung verhindert ihn und er bescheidet den Direktor auf die nächste Woche. — Die nächste Woche und mit ihr der wichtige Tag ist gekommen: d e r M i n i s t e r a r b e i t e t.

Auch hier sehen wir uns genöthigt eine Illusion zu zerstören, welche die Departements zu vielen unnöthigen Schritten, vergeblichen Sorgen und falschen Aussichten verleitet. Da sie immer in dem Wahn sind, daß das, was für sie wichtig ist, wovon das Wohl und Wehe der Provinzen oder einzelner Individuen abhängt, auch für uns Bureaukraten der Ministerien wichtig seyn müsse; so stellen sie sich bey dem Ausdruck: Der Minister arbeitet, etwas sehr Feyerliches vor. Sie bilden sich ein, daß die Stunde, wo der Minister mit einem Federstrich über das Schicksal von so vielen Familien, über so viele Interessen entscheidet, auch von Sr. Excellenz zu reiflicher Untersuchung, Berathschlagung und Erwägung verwandt wird. Sonderbarer Wahn! — Die Provinz sollte endlich lernen, daß uns hier in der Hauptstadt alles, was die Provinz angeht, ganz vollkommen gleichgültig ist, bis auf die richtige Bezahlung der Abgaben.

Was aber die Arbeit des Ministers mit dem Direktor betrifft, so ist dieß ein Gegenstand, der unserer komischen Muse noch ein schönes Feld darbietet. Ich selbst habe mit mehr wie einem Minister gearbeitet, und weiß, was ich davon zu halten habe. Es geschieht z. B. wohl, daß der Huissier versichert, Se. Excellenz scheine heute so beschäftigt, daß sehr zu zweifeln sey, ob er mit dem Direktor arbeiten könne. Dieser wagt es jedoch, er hat einen Gesetzvorschlag, vier Berichte und 250 Depeschen, welche die Excellenz unterzeichnen soll. Er läßt sich anmelden: „Verdammte Störungen! hört man den Minister in seinem hintersten Cabinette rufen, keinen Augenblick Ruhe! wer ist's schon wieder?“ — Indem er den Direktor erblickt, beschäftigt er sich jedoch wieder und weiht diesen sogar in seine geheimnißvolle Beschäftigung ein. Die Gemahlin Sr. Excellenz hat nämlich von der Gattin eines Deputirten vom Centrum einen Papagey erhalten, der die seltensten Talente besitzen soll. Se. Excellenz waren den ganzen Morgen bemüht, das artige Thier zum Sprechen zu bringen. Alles umsonst! — Auch die Schmeicheleyen und Bemühungen des Direktors sind umsonst und in der Verzweiflung beginnen beyde zu arbeiten. Es ist die Rede von einem Gesetzvorschlag. Se. Excellenz fürchtet, daß Art. 2 und 3 der Opposition ein zu weites Feld eröffnen werden. — Die Deputirten des Centrums, Monseigneur, sind da, um sie zu vertheidigen. — Ey was! Phrasenmacher, denen es an Argumenten fehlt. Wir müssen der Opposition ein tüchtiges, unwiderlegliches Argument entgegensetzen. — „Da erschallt eine Stimme aus dem Cabinette: Die Abstimmung! Die Abstimmung!“ — Es ist der Papagey, der nun plötzlich seine Talente glänzen läßt: „zur Ordnung! zur Ordnung!“ schreyt er noch lauter. Se. Excellenz sind eben so erstaunt als entzückt über das Thier, das die Diskussion eines Gesetzvorschlags aus dem Grunde zu verstehen scheint. Bedächte Se. Excellenz, daß der kluge Papagey bey seinem vorigen Herrn, dem Deputirten vom Centrum, in demselben Zimmer hing, wo dieser sich auf die Sitzungen der Kammer vorzubereiten pflegte, so würde ihre Verwunderung ein Ende haben. Kaum hat die Freude über diese unerwartete Lösung seiner Zweifel dem Minister erlaubt die Arbeit fortzusetzen, so stürzt Ernst, sein jüngster Sohn, weinend herein. Sein Hanswurst ist zerbrochen, mit Mühe gelingt es dem liebenden Vater und dem gefälligen Direktor den Schaden wiederherzustellen und das Kind zu besänftigen. Se. Excellenz hat indessen trotz so vieler Störungen zwey Berichte und ein halbes Dutzend Depeschen unterzeichnet. Da tritt seine Gemahlin herein, um ihm anzuzeigen, welche Stücke sie diese Woche auf den Theatern, die sie besuchen wird, gespielt zu haben wünscht.

Vergebens sucht der Direktor während dieser wichtigen Diskussion noch einige Depeschen oder einen Bericht unterzuschieben. Se. Excellenz gähnt, sieht nach der Uhr, wird von seiner Gemahlin erinnert, daß es Zeit sey nach dem Diorama zu fahren, um einen N e b e l e f f e k t zu sehen. Der Direktor ist entlassen, die übrigen 244 Depeschen auf die nächste Woche verlegt und — d e r M i n i s t e r h a t g e a r b e i t e t.

Ein jüdischer Sopher oder Schreiber.

Während meines Aufenthalts zu Dubnow äußerte ich den Wunsch, hebräische Manuscripte zu erhalten und mein jüdischer Führer begleitete mich eine enge Straße hinab nach dem Hause eines Sopher oder Schreibers, dessen Beschäftigung darin besteht, Abschriften des Gesetzes zu verfertigen nach den Regeln der hebräischen Kalligraphie. Sein kleines Gemach bot einen mir neuen und sonderbaren Anblick dar. Auf dem Tisch vor ihm lag ein genaues Exemplar, von welchem er seine Copie nahm, Rollen von Pergament lagen rings um ihn her, an den Wänden waren Zirkel, Tintenflaschen und andere Geräthschaften aufgehängt; und in einer Ecke des düstern Gemaches lagen Häute, welche zu Pergament verarbeitet werden sollten. Als ich eintrat, sah der Sopher von seiner Arbeit auf mit dem Ausdruck eines Mannes, der in einer angestrengten Beschäftigung seines Geistes und seiner Aufmerksamkeit gestört wird, einige Worte jedoch, die ich ihm über seine Beschäftigung sagte und einige hebräische Kunstausdrücke, die ich einfließen ließ, brachten ihn bald in die Wirklichkeit zurück und erregten seine Neugierde, so daß er sich bereitwillig mit mir in ein Gespräch über sein Geschäft und die Schwierigkeiten einließ, welche mit einer gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten verbunden seyen. Das Amt eines jüdischen Abschreibers schließt strenge alle Verbesserungen aus, er hat die religiöse Pflicht, alles ohne Ausnahme genau so zu kopiren, wie es vor zwölf bis dreyzehn Jahrhunderten zur Zeit der Entstehung des Talmuds geschrieben worden, bis zu den geringsten Kleinigkeiten. Die Felle zu den für diese Abschriften dienenden Pergamenten müssen von reinen Thieren und von jüdischen Händen bereitet seyn. Sollte es sich finden, daß ein solches Pergament von einem Christen bereitet worden wäre, so wird es sogleich als unrein zerstört. Die Pergamente werden so gefaltet, daß die Breite einer Spalte immer die Hälfte der Länge beträgt. Die Tinte, deren sich der Sopher bedient, besteht aus einer Mischung von Pech, Kohle und Honig in eine Art von Paste zusammengekocht und dann für den Gebrauch in Galläpfeltinktur aufgelöst. Ehe der Sopher sein Amt beginnt, und nach jeder Unterbrechung muß er seinen Geist sammeln, um mit der nöthigen Salbung die heiligen Worte nachzubilden. Er muß eine besondere Aufmerksamkeit darauf wenden, daß alle Buchstaben genau denen des Originals nachgebildet werden, und wenn in diesem ein Buchstabe größer oder kleiner als die übrigen ist, oder schief liegt oder über oder unter der Zeile, oder wenn ein Endbuchstaben aus Versehen in der Mitte des Wortes steht, so muß er diese Fehler mit der größten Genauigkeit nachahmen. Es haben übrigens auch christliche Herausgeber der Bibel diese ängstliche Sorgfalt nachgeahmt. Es ist bekannt, welche Wichtigkeit die Lehren der Rabbiner auf diese zufälligen Anomalien legen, und manche von ihnen werden auf eine dem Christenthume sehr feindselige Art ausgelegt. Zum Beyspiel Fehler, welche sich während des Abschreibens einschleichen, dürfen korrigirt werden, aber es muß innerhalb dreyßig Tagen geschehen. Ist mehr Zeit verflossen, so wird die Abschrift „Posel" oder „verboten" erklärt. Sollte ein Aleph=Lamod oder Jod=He falsch geschrieben werden, so ist es nicht erlaubt, sie zu verbessern oder auszukratzen, weil sie die heiligen Namen bilden; es ist ferner verboten, die Namen der Gottheit zu korrigiren, außer wenn sie in einem untergeordneten Sinn gebraucht worden. Ein solcher Fall findet sich Genesis III. 5., wo der Name „Elohim" zwey Mal vorkommt. Da die Rabbiner ihn das zweyte Mal als die falschen Götter bezeichnend ansehen, so erlauben sie, ihn an dieser Stelle zu korrigiren, allein sie verbieten es im Anfang der Zeile, wo offenbar von dem wahren Gott die Rede ist. Wenn der Sopher den unaussprechlichen Namen „Jehovah" schreibt, so darf er nicht aufhören zu schreiben, bis er damit fertig ist, und wenn auch ein König in die Stube träte; aber wenn er zwey oder drey der Namen der Gottheit hinter einander zu schreiben hat, z. B. „Jehovah, Herr der Heerschaaren," so darf er, nachdem er den ersten vollendet hat, aufstehen und den Eintretenden bewillkommnen. Er darf den unaussprechlichen Namen auch nicht anfangen zu schreiben gleich nachdem er die Feder in die Tinte getaucht hat, sondern wenn er sich ihm nähert, muß er von Neuem eintauchen beym ersten Buchstaben des vorhergehenden Wortes.

Es wunderte mich nicht, daß der Sopher von Dubnow, durch so viele Regeln und Pflichten gebunden, ein mageres und abgearbeitetes Aeußere hatte, und einen sehr hohen Preis für seine Arbeiten forderte u. s. w."

Korrespondenz=Nachrichten.

Alexandria.

Um dem französischen Handel mit Alexandrien und Egypten mehr Lebhaftigkeit zu geben, war kein Umstand von so glücklichen Folgen, als die entschiedene Vorliebe Mohammed=Ali's für Frankreich, welche ihren Grund in dem Plane dieses Fürsten hat, das alte klassische Land zu regeneriren, welches er beherrscht. Um aber dieß zu bewerkstelligen, sucht er jenem unternehmenden Geist, der mit den Siegern der Pyramiden den Nil aufwärts gezogen ist, die Thore seines Reiches zu öffnen. Betrachten wir Mohammed=Ali als den obersten Verwalter Egyptens und Beschützer des Handels, so erscheint er uns als ein, von jenem Christenfeind ganz verschiedener Mensch, welcher von ehrgeizigen, aber unpolitischen Ansichten, die dem Fortschreiten der europäischen Kultur so zuwiderlaufen, sich hat verleiten lassen, die Wiederunterjochung Griechenlands im Namen der Pforte für sich zu versuchen. Eine reifere Ueberlegung wird diesen kräftigen und kühnen Mann wohl am Ende von der Wahrheit überzeugen, daß Egypten, Nubien, nebst einem Theile Arabiens ein Reich bilden können, welches bey hinlänglicher Ausdehnung ihm ein ruhmvolles Feld darbietet, um sich in allen Richtungen der Re-

gierungskunst thätig und menschlich, klug und aufgeklärt zu beweisen.

Was heißt es aber anders als der Sache der Griechen, zwar nur indirekt, aber doch wesentlich dienen, wenn Mohammed-Ali europäische Kultur und Thätigkeit in sein Land verpflanzt. Ohnedieß wird der Pascha es bald müde werden, für diesen Kampf, in welchem er nur als Werkzeug betrachtet wird, seine besten Kräfte aufzuopfern. Schon genießen die in Egypten domicilirten Griechen dort alle mögliche Sicherheit. In den Inseln Cypern und Candia erlaubt die Mäßigung und das gute Benehmen der egyptischen Truppen vollends gar nicht ihren Herren als den persönlichen Feind der Christen zu betrachten. Ist er doch der erste Muselmann, der von dem durch den Islamismus begünstigten geistigen Stillstand seines Volkes überzeugt, darauf bedacht gewesen ist, eine Zahl junger Muhamedaner nach Paris zu schicken, um sie in den Künsten und Wissenschaften Europa's unterrichten zu lassen. Gewiß werden diese, wenn sie dereinst in ihre Heimath zurückkehren, wo sie nicht den lezten Platz in der Gesellschaft ihrer Landsleute einzunehmen suchen dürften, den Kampf gegen Griechenland nicht begünstigen. Wollte Mohammed-Ali aber, daß sie dennoch in solchen Gesinnungen erzogen würden, so hätte sein hellsehender Blick sie nicht nach Frankreich geschickt, wo die heroischen Thaten der Griechen so große und lebhafte Theilnahme erregen. Man kann im Gegentheil hoffen, daß die Berührungen Frankreich's mit Egypten den besten Erfolg nicht allein für die Regeneration dieses Landes, sondern auch für Griechenland haben werden.

Weit entfernt, alle Maßregeln eines türkischen Pascha's gut zu heißen, welche derselbe in einem Lande ausführt, auf dem sein schwerer, obwohl in mancher Rücksicht wohlthätiger Arm ruht, kann man doch nicht umhin in Mohammed-Ali das lebhafte Bemühen zu loben, alle Künste und Einrichtungen des neunzehnten Jahrhunderts für den Wohlstand und die Verbesserung des Zustandes der Dinge in Egypten dahin zu verpflanzen. So sucht er die Keime der Gesittung zu pflegen und zur Reife zu bringen, welche die französische Armee mit den sie begleitenden Gelehrten und Künstlern in jenem Lande ausgestreut hat, das zwanzig Jahrhunderte vor der europäischen Kultur schon blühte. Er läßt Kanäle graben, sie mittelst Maschinen mit Wasser versehen, er legt Straßen an, verbessert den Landbau, und sucht fremde Pflanzen einheimisch zu machen. Gegen alle Grundsäze des dem Muhamedaner gleichsam angebornen blinden Glaubens an ein unabwendbares Fatum, legt er Spitäler an, befördert die Kuhpockenimpfung, schafft er Bibliotheken, Buchdruckereyen und Telegraphen. Er hat die Beduinen verjagt, und die Anwendung der Triebkräfte des Dampfes durch Dampfmaschinen mit Lebhaftigkeit aufgenommen und eingeführt. Selbst öffentliche Schulen hat er gestiftet, und sucht er zu vermehren. Schon bestehen zwey Kollegien, wo neben Egyptern auch Griechen, Syrier, Araber und Armenier unentgeldlichen Unterricht erhalten. Ja es ist geschehen, daß der Pascha die Eltern der Eleven mit Unterstüzungen aus seiner Kasse für die ihrer Arbeit entzogenen, den Studien gewidmeten Kinder entschädigte. Er hat ein Lyceum für 1200 junge Leute eröffnet, und schon zählt es 700 Schüler. Man lehrt in demselben mehrere lebende Sprachen, dann Anatomie, Medicin, Mathematik und Zeichnen. Französische, englische und italienische Werke werden dort in's Arabische und Türkische übersezt, und in demselben Institute gedruckt.

Das Resultat dieser seiner ersten Erziehungsversuche bestimmte Mohammed-Ali, vierzig junge Egypter nach Frankreich zu schicken, um dort eine möglichst gute Erziehung zu erhalten. Sein Wunsch und seine Absicht ist es, daß diese junge Leute die erworbenen Kenntnisse einst in ihr Vaterland zurückbringen, dort ihren Landsleuten mittheilen, und somit Kultur und Unterricht verbreiten möchten. In wenigen Jahren werden sie den Barbaren abgelegt haben, und fähig werden, die Absicht des Pascha zu erfüllen. Grundsäze von Recht und Billigkeit, von Menschlichkeit und wahrer Moral werden sie zurück begleiten, nachdem sie durch die Geschichte werden erfahren haben, was ihre Vorfahren, was die der Griechen gewesen. Sie werden lernen, was der rationelle Landbau, Industrie und Handel für das Wohl und das Glück eines Landes leisten können, wenn angemessene Geseze sie beschüzen. Wohl werden sie dann auch ihre gewonnenen Ideen mit dem noch jezt in Egypten herrschenden System schwer in Einklang zu bringen wissen; es wird des Widerspruchs nur zu vielen geben; allein die Zeit wird hülfreich dazwischen treten, und der Erfolg kann nur gut seyn. Gewiß ist, daß diese jungen Leute an den Ufern des Nils einst zu Leitung des Unterrichts werden berufen werden, die Gewalt der Dinge wird es so fügen, und somit wird der Islamismus von dort aus einen harten Stoß erhalten, der selbst für die Griechen, wenn sie auch jezt unterliegen sollten, nur wohlthätige Folgen haben kann.

Arnstadt.

Wir reisten über Rudolstadt, Ludwigstadt, Cronach, lauter Nebenwege, zurück. Paradiesische Thäler eines nördlichen Landes! Eisenhütten, Schieferbrüche, Erlenbäche, Obstbäume, Wiesen bis zum Gipfel der wenig hohen Vorderberge, deren abgerundete Höhen mit Wald bedeckt sind. In Cronach sah ich mit großem Interesse die Tretmühle, welche im dasigen Zwangsarbeithaus eingeführt ist. Sie mahlt für das, 400 Menschen starke, Personal das tägliche Mehl. Jeder Arbeiter macht 600 Schritt, dann lösen ihn andre ab, so daß er acht Minuten ruht, und acht Minuten arbeitet. Der Arzt besucht sie wöchentlich, und bey dem geringsten Anschein von Brustschwäche wird ihnen eine andre Arbeit gegeben. Ein jeder tritt nur einen halben Tag, wobey die Zahl Schritte einer deutschen Meile herauskommt. Also eine Meile bergauf, ohne *Bergluft*, in einem großen, gewölbten Lokal, mit steter Unterbrechung, *doppelter* Portion Nahrung — der Anblick hatte etwas von Dantes Hölle — ein immenses Gewölbe von einer roth flammenden Lampe erleuchtet, bey der eine Wache mit entblößtem Säbel steht, dessen Eisen in der Dunkelheit blinkte; die Züchtlinge, (fast ohne Ausnahme schlanke, jugendliche Gestalten!) in weißtuchenen Pantalons und Hemdermel, von hinten gesehen, in der rastlosen Bewegung des Hinansteigens, und nie Emporgelangens, bis die 600 Schritte gemacht sind; dann ertönt eine Glocke, die Tretenden lassen sich an eisernen Stäben herab, und neue winden sich an diesen Stäben hinan, so daß das Rad gar nicht aus dem Tempo kommt, und ehe sie es sich versehen, steht dasselbe Schauspiel des stets vergeblichen Klimmens wieder vor Ihnen! — 300 Männer und 100 Weiber waren als Arbeiter da (unter diesen Tretern Jünglinge von Bildung!) — Keine Menschenstimme tönt in diesem Mühlgewölbe, noch in irgend einem der Säle. Die Arbeiter müssen alle schweigen. Neben diesem Zwang, dieser Verstummung haben die Arbeiter von dem herrlichen Gebäude, aus den hohen, gesunden Zimmern die Aussicht auf die lieblichste Natur! — Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß eine Gattung Missionarien in solchen Häusern das schönste Bestreben üben könnte. Männer, Frauen, welche einige Stunden des Tages — nur *eine Stunde!* — vor der *schweigenden* Arbeit mit ihnen über Gott, Natur, Bürgerpflicht sprächen, ihnen einen menschlichen Gedanken, *ein menschliches Interesse für den Tag in die Seele gäben!*

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Oktober 1826.

Gleich mit jedem Regengusse
Aendert sich dein holdes Thal,
Ach! und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweyten Mal.

Goethe.

Die Floßfahrt.

Wildbad 1826.

Setzt euch sittig auf's Gebälk,
Jeder seiner Schönen
Fromm als Schützer zugesellt,
Laßt die Hörner tönen!
Kühn vertraut den kundigen
Kräft'gen Wäldersöhnen!

Wie die Wogen rauschend gehen,
Laßt Gesang erklingen
Zu der Hörner Melodien,
Und die Gläser klingen,
Daß die wohlgefügte Fahrt
Möge wohl gelingen!

Nimmt der Köpfe wohl in Acht
Vor der Wehresstelle!
Ferjen *) sorgt, daß die Flut
Nicht herüberschwelle,
Und der zarten Damen Fuß
Unsanft überquelle.

Eja wie so lustig zieht
Unterm Klang der Wellen
Hin der Floß, wie flieh'n zurück
Wies' und Berg im schnellen
Laufe, wo im Sonnenglanz
Hoch die Wogen schwellen.

Ist mir nicht, als säh' ich klar
Vorm Gebälke schweben
Munterer Tritonen Schaar,
Nymphen schön daneben!
Der Najaden frommer Chor
Ja er soll uns leben!

Sprecht von bösen Nixen nichts
Und von ihren Tücken,
Wie sie feine Knaben und
Männer selbst berücken,
Wenn zu schnödem Untergang
Sie oft die verstricken.

Ammenstuben lassen wir
Solches, wohl geborgen
In der Frau'n und Mädchen Hut;
Arges nichts besorgen
Läßt ihr Huldblick, führen wir
Fort auch bis zum Morgen.

Conz.

*) Für Schiffer, Ruderer noch da und dort gebraucht. In der ältern Schriftsprache in den Nibelungen z. B. auch bey Luther noch in der Bibelübersetzung so vorkommend. Hier für die Floßmänner.

Olivia Garcias.

(Aus Reynolds Memoiren.)

Sogleich nach dem Tode ihrer Eltern, die sie in ihrer frühen Jugend verlor, war die Portugiesin, Olivia Garcias, der Vormundschaft und Leitung des Herrn Macey, eines Oheims meines Vaters anvertraut worden. Sie war sehr schön und einen ganz besondern Reitz verlieh ihr der Ausdruck tiefer Melancholie, welcher ihre himmlischen Züge beschattete. Für die Ursache derselben hielt man allgemein einen

geheimen Kummer. Je häufiger Herr Macey über das Schicksal seiner Pflegbefohlnen befragt wurde, je geheimnißvoller und verschlossener fand man ihr, um so größer ward aber auch die allgemeine Theilnahme und Neugierde und um so verschiedenartiger die Gerüchte, welche über die schöne Olivia in Umlauf kamen.

Um diese Zeit hatte mein Vater, der Advokat war, einen Klienten, mit welchem ihn zugleich die innigste Freundschaft verband und der mit dem einnehmendsten Aeußeren die mannigfaltigsten Kenntnisse und ein sehr beträchtliches Vermögen verband, das er vor kurzer Zeit geerbt hatte; sein Name war Eduard B... Eines Tages hielt der Wagen des Herrn B. vor dem Hause, mein Vater stieg mit seinem Freunde aus und stellte ihn meinem Großoheim in Gegenwart meiner Tante Macey, Oliviens und meiner vor. Als Herr B., dessen liebenswürdige und angenehme Formen auf den ersten Blick für ihn einnahmen, näher zu uns trat, standen wir auf, um ihn zu begrüßen. Aber kaum hatte er Olivia erblickt, als sich eine merkliche Gemüthsbewegung seiner bemächtigte und wir ihn auf sie zustürzen und ihre Hand mit Heftigkeit ergreifen sahen. Olivia ihrer Seits schien uns gleichfalls lebhaft ergriffen, ihr Auge hatte, als sie Herrn B. erblickte, einen leidenschaftlichen Ausdruck, allein sie verließ das Zimmer mit sichtbar unterdrücktem Seufzen. Eduard wollte ihr nacheilen, allein Herr Macey hielt ihn ganz ernstlich davon ab.

Dieses Ereigniß verschaffte uns die Mittheilung von Oliviens Geschichte. Wir erfuhren, daß als mein Oheim Macey noch zu Lissabon gewohnt habe, Herr B. durch einen Bekannten bey ihm eingeführt und wegen seines gewinnenden liebenswürdigen Benehmens eingeladen worden sey, wieder zu kommen. Seine häufig wiederholten Besuche hätten bald keinen Zweifel mehr gelassen, daß die Schönheit, der Geist und die Liebenswürdigkeit Oliviens auf den jungen Engländer lebhaften Eindruck gemacht haben, und in kurzer Zeit hätte es sich gezeigt, daß auch die junge Portugiesin für den Fremden gleiche Neigung empfunden, wie er für sie.

Herr Macey, welcher an der rechtschaffenen Denkungsart und den guten Absichten des Herrn B. nicht zweifelte, habe der entstehenden Neigung beyder jungen Leute nichts in den Weg gelegt, weßhalb er sich denn aber nach Verlauf von einigen Monaten für verpflichtet gehalten habe, eine bestimmte Erklärung herbeyzuführen. Er habe also eines Tages zu Eduard gesagt, daß es gewiß seine Absicht sey, das, was er für Olivia fühle, laut auszusprechen. — In der That, habe der junge Mann geantwortet, ich kann es nicht verhehlen, daß ich Ihre Mündel anbete. — Worauf Herr Macey erwiedert habe, „so kann ich Ihnen sagen, daß Olivia demjenigen, der schon ihr Herz besizt, auch gerne ihre Hand geben wird.“ — Bey diesen Worten habe Eduard einigermaßen verlegen geschienen und sey im Zweifel gewesen, wie er antworten solle.

Der gute Greis habe das Befremdende dieses Betragens ganz auf Rechnung der Wirkung, welche ein solches Geständniß auf den Liebenden machen konnte, geschrieben und habe fortgefahren: „Fürchten Sie von meiner Seite keine Verweigerung, nein, Alles soll abgeschlossen werden, sobald wir nur die für ihre Heirath nothwendigen Anordnungen getroffen haben werden.“

„Für unsere Heirath!“ rief Eduard erblassend und wie vom Donner gerührt. „Nun ja, mein Herr, rief Macey mit Ernst, oder sollten Sie gewagt haben? . . . Antworten Sie mir mit einem Wort: „soll meine Mündel das Opfer schändlicher Umwege werden, oder ist sie das Ziel einer aufrichtigen wahren Liebe?“ — „Mitleid, Mitleid,“ rief der unglückliche junge Mann, indem er vergeblich die erforderliche Geistesgegenwart zu gewinnen suchte. — „Sie hätten sie also wirklich nicht heirathen wollen?“ . . . „Wenn der Himmel es zugeben wollte, so würde sie für ewig mein seyn! Allein beendigen wir diese Unterhaltung, die mich zu Tode martert, morgen will ich ihnen die Ursachen auseinandersetzen, welche mir eine glückliche Zukunft rauben.“

Mit diesen Worten habe sich B. entfernt und den erstaunten Herr Macey den schmerzlichsten Betrachtungen überlassen. Bald kam ein Brief an, welcher das unglückliche Räthsel lösen sollte. Er sagte, daß B. schon verheirathet sey. Alsbald ließ der würdige Vormund dem Herrn B. nun sein Haus verbieten. Aber das Gift der Liebe hatte Olivia Garcias empfindsames Herz zu tief ergriffen, als daß sie die verlorne Ruhe je hätte wieder finden können. Sie schien ganz tiefsinnig geworden zu seyn und man fing an, für ihr Leben zu fürchten. Die Aerzte verordneten eine Luftveränderung und Olivia ward in das Haus eines Freundes ihres Vormundes geführt, der bey Cintra wohnte, und dessen zahlreicher Familienkreis ihren Kummer zerstreuen und sie vor allen Nachstellungen sicher stellen sollte.

Eines Tages beschloß die Familie nach einem Fest, das sie ihren Bekannten gegeben hatte, einen Ausflug in die Gebirge zu machen. Olivia, zu schwach, um ihr zu folgen, wurde zu Hause zurückgelassen. Einsam wie sie war, ging sie, ein Buch in der Hand, an den Ufern des Tajo spazieren, als mit einem Male eine prachtvolle Jacht ihre Aufmerksamkeit erregte. Als sie aber mit Erstaunen wahrnahm, daß sich das Schiff gegen das Ufer hinwandte, wo sie spazieren ging, wollte sie sich eben entfernen, als sie schon mehrere Personen das Ufer betreten und ihr nachfolgen hörte. Sie beschleunigte darum ihre Schritte möglichst, allein sie wird eingeholt und die Hand des Nacheilenden ergreift sie beym Arm, sie wendet sich um und erkennt — Eduard! — „Olivia, sagte er zu ihr, hören Sie mich, denn wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Seit lan-

ger Zeit suchte ich die Gelegenheit, die mir endlich heute geworden ist. Vielleicht ist es aber auch heute der lezte Tag, an dem ich Sie befreyen kann. Folgen Sie mir und lassen Sie uns mit Umgehung aller eiteln Formalitäten nach Italien reisen, wo wir das Glück einer reinen, nie vergänglichen Liebe genießen können." — Olivia antwortete nicht. — „Ich beschwöre Sie, rief Eduard, kommen Sie, eilen Sie, denn ich höre Schritte und man könnte uns entdecken." Mit diesen Worten ergriff er ihre Hand und versuchte es, sie mit sich fortzuziehen.

Zwischen Liebe und Furcht schwebend schwamm Olivia in Thränen, ohne Widerstand leisten zu können. Eduard an den vollständigsten Sieg seiner Liebe glaubend, drückte Olivia an seine Brust und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Aber nur wenige Schritte waren sie gegangen, als in Olivien der Muth der Tugend mit aller Kraft erwachte und sie sich mit den Worten aus seinen Armen wand: „Verlassen Sie mich und erscheinen Sie nicht wieder vor meinen Augen; stören Sie die Ruhe einer unglücklichen Waise nicht länger mehr und widmen Sie Ihre Liebe derjenigen, welche heiligere Rechte an dieselbe hat. Bis jezt haben Sie nur meine Seele verführt, lassen Sie mich sterben, ohne meine Ehre verlezt zu haben." Heftiger als vorher erneuerte Eduard seine Bitten, aber Olivia blieb unerbittlich und eilte davon. Einige Zeit nach diesem Vorfall wurde Herr Macey genöthigt, Portugall zu verlassen; da seine Mündel Olivia aber keine Verwandte mehr in diesem Lande hatte, so begleitete auch sie ihn nach England.

Diese Geschichte rührte uns bis zu Thränen und wir theilten, in Schmerz aufgelößt, den Kummer der unglücklichen Olivia. Mein Vater, den wir unterdessen gleichfalls in schmerzhafte Theilnahme und ernstes Nachsinnen versunken gesehen hatten, erhob sich jezt mit einem Male in rascher Bewegung, und richtete an Olivia folgende Worte: „Fassen Sie Muth, schöne Olivia, ich bin der Rechtsfreund Ihres Geliebten, aber sollte er Ihnen nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so werde ich gerichtlich gegen ihn auftreten. Ja, lieber Oncle, Eduard wird Olivia heirathen, und ich gehe von hier aus, ihn dazu zu bewegen." — „Wie magst du sie so bitter beleidigen, sagte Herr Macey zu meinem Vater, vergißt du, daß Eduard geheirathet ist?" — „Ich werde aber seine Ehe auflösen," antwortete mein Vater, der davon eilte und uns im größten Staunen zurückließ.

Bald kam er aber wieder zurück und erzählte: „ich habe mich in B. nicht getäuscht, er ist ein Ehrenmann und wird Olivia heirathen, so bald die gerichtliche Scheidung zwischen ihm und seiner Frau ausgesprochen seyn wird. Ja, fuhr er fort, schon lange wußte ich, daß Eduard's Frau seiner unwürdig ist, und daß sie ihn längst verlassen hat. Hätte ich schon länger um Oliviens Geschichte gewußt, so wäre Alles schon heute im Reinen. Indessen muß man die verlorene Zeit wieder hereinzubringen suchen."

Mein Vater war ein guter schneller Arbeiter, und entschieden in seiner Handlungsweise. Er verlangte vor Allem, daß Herr B. wieder Zutritt in dem Hause meines Oheims erhalten sollte. Das Glück schien Olivien wieder zu lächeln, allein aller Bemühungen meines Vaters ungeachtet zog sich die Sache doch in die Länge, und Herr Macey und B. waren nicht ohne Angst und Sorgen.

Eines Abends, als man eben von den Mitteln sprach, die zu ergreifen wären, um beyde Liebenden endlich vereinigen zu können, wurde mein Vater zu einer kranken Dame gerufen, die ihr Testament aufsetzen lassen wollte. Allein mein Vater, mit der Sache beschäftigt, die seinen Geist und sein Herz gleich ansprach, schickte an seiner Stelle einen Notar. Dieser kehrte auch bald mit dem versiegelten Testamente zurück, welches nur erst nach dem Tode der Dame zu eröffnen war. Dieser Todesfall ereignete sich aber den anderen Tag und mein Vater schritt mit aller Form zu Eröffnung dieses lezten Willens, während dessen wir ihn aufmerksam beobachteten, weil seine Züge auffallend bewegt waren. „Olivia, rief er, hören Sie: „ich vermache meine Güter in . . . meinem unglücklichen Gemahl Eduard B . . ., indem ich ihn flehentlich bitte, mich in seinem gerechten Unwillen nicht bis jenseits des Grabes zu verfolgen."

Eleonore B . . .

Das folgende Jahr folgte Olivia ihrem geliebten Eduard willig zum Altare, vor welchem die glücklichste Ehe eingesegnet wurde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dieppe, 14. August.

Es ist etwas Seltenes, wenn man die Beschreibung eines französischen Badeorts findet; bisher hatte man die Bäder in Frankreich noch nicht zu den Modevergnügungen gezählt, und erst seit dem vorigen Jahre wird das Publikum auf diese Anstalten aufmerksam, insofern sie vielmehr dem Luxus als der Heilkunst angehören. Ein's der wichtigsten Bäder wird Dieppe werden, nicht nur weil es Seebad ist, als weil es so ganz nahe bey Paris liegt; man fährt dahin ganz leicht in 24 Stunden. Einen besondern Werth gab im vorigen Jahr dem Bade in Dieppe die Frau Herzogin von Berry; die Aerzte hatten ihr das dortige Seebad angerathen, und die liebenswürdige Königstochter fand dort nicht nur die Gesundheit, sondern auch, was ein eben so köstliches Gut ist, die fröhliche Laune, die Zufriedenheit der Seele in den Wohlthaten, die sie so gerne austheilt, und deren das in seinem Wohlstande sehr heruntergekommene Städtchen gar sehr bedurfte, und endlich auch die Befriedigung des Bedürfnisses, einige Tage des Jahres, entfernt vom Zwange des Hofes, im Anblicke des freyen Meeres zu-

zubringen. Die Aussichten sind in Dieppe reich und reizend. Der Kanal des Meeres zwischen Frankreich und England, la Manche genannt, gewährt eine bezaubernde Abwechslung von großen Naturscenen; bald wogt das wilde Meer, und man beobachtet die furchtbare Erscheinung unter dem schützenden Dache der wirthlichen Wohnung am Gestade; bald zieht der friedliche Fischer aus, um die gefährliche Ernte zu holen, die er nicht gesäet hat, und die bisweilen seine Gattin, nebst ihrem Kinde lange, oft leider umsonst, am Ufer erwartet; bald bildet das heuchlerische Meer eine Spiegelfläche, und lockt durch seine majestätische Ruhe die Uferbewohner hinaus auf die reizende Ebene, auf welcher nicht einmal ein Grabeshügel sichtbar ist, um zu warnen, wie viele sie bereits in ihrem tiefen Schlunde begraben hat. Von der Höhe aus, welche die aufsteigende Sonne erwärmt, sehnt man sich hinunter in die kühlende Flut, und die Kraft der Gesundheit, die man in dieser fühlt, macht bald die Bilder des Todes vergessen. Das Leben ist mächtig überall, aber mächtiger als auf dem Lande ergreift es den Menschen auf dem Meere, und dieselbe Sonne, die Morgens vom Lande her kam, ist noch reicher an Freude für den Lebenslustigen, wenn sie Abends selber hinunter taucht, und seinen Kahn noch mit ihren lezten Strahlen beleuchtet. Das Leben für die Badegäste in Dieppe ist doppelt; sie freuen sich mit dem freudenreichen Lande, und leben mit dem ewigen Meere. — Einst war Dieppe eine bedeutende Handelsstadt; seine Seeleute waren vor einem Jahrhundert außerordentlich berühmt; einst hatte hier der erste Seeheld Frankreichs, Duguesne, seine erste Bildung bekommen; aber mit dem allgemeinen Zerfall des Seehandels in Frankreich verlor auch Dieppe seinen Verkehr mit den Kolonien, den größten Theil seiner Spitzenfabriken und den Absatz seiner Elfenbein- und Beindrechsler-Waaren. Das jezige Seebad wird wahrscheinlich dem Wohlstande wieder aufhelfen; den ersten Anfang zur Anstalt machte ein Pariser Herr und unter dem Beystande einiger Kapitalisten und des ehemaligen Mairs der Stadt, Herrn Quenouille, kam sie bald vollkommen zu Stande. Die Frau Herzogin von Berry sorgte im vorigen Jahre für die noch fehlenden Anstalten; auch dem Lokalkunstfleiße sucht sie wieder aufzuhelfen, und gewiß wird es ihr gelingen. Dieppe hatte kein Theater, nun ist seit einem Jahr ein ganz neues gebaut, nicht weit vom Meere, gerade über von dem warmen Bade; es ist so eben zum ersten Male darin gespielt worden; für dieses Jahr ist das Schauspiel dem berühmten Volksdichter, Herrn Desaugiers, der jezt zum zweyten Mal zum Direktor des Vaudevilletheaters in Paris ernannt worden, übertragen; der Vaudevillesaal wird jezt hier ausgebessert, und deßhalb berief man das Vaudeville nach Dieppe. — Die warmen und kalten Bäder sind in Dieppe äußerst bequem eingerichtet; das Lokal ist sehr geräumig, eine vortreffliche Promenade ist auch auf dem Lande eingerichtet. Der Badeaufenthalt in Dieppe kömmt eben nicht theuer zu stehen; die möblirten Wohnungen sind zahlreich, sehr gut bestellt, und mit allem Nöthigen versehen. Auch die möblirten Hotels sind groß und sehr bequem. Eine einzelne Person kann für monatliche dreyßig bis sechzig Franken wohnen; das Frühstück kömmt von 10 bis 20 Sols, das Mittagessen, das spät genug servirt wird, um das Abendessen entbehrlich zu machen, kostet an der Table d'Hote 40 bis 50 Sols (der Cours zu 28 Kreuzer für 20 Sols oder einen Frank). Wer Aufwand machen will, findet auch andere Gelegenheiten. Eine Badehütte kostet 15 Sols, aber nur Eine Person kann darin baden, um die Bequemlichkeit des Bades nicht zu beschränken. Das Städtchen ist artig, die Straßen sind breit, gerade, die Häuser gut gebaut. Die Luft in Dieppe ist rein. Die Einwohner sind gastfrey, gutmüthig, gefällig; in den Sitten herrscht Gutmüthigkeit und Ordnung, und wenn Fremde sich bisweilen beklagen, daß man sie in andern Städten der Normandie übernommen hat, so ist das der Fall nicht in Dieppe. Schon vor etwa acht Tagen waren 1800 Badegäste da, und man erwartete noch viele, weil jezt gerade das Theater geöffnet wurde, und man die Frau Herzogin erwartete. Sie kam gerade am 8ten August Morgens an; man hatte sie nicht so frühe erwartet, aber sie selber, die das Gedränge der Ceremonien nicht liebt, und sich lieber unter die allgemeine Gesellschaft zwanglos mischt, war bereits in die Stadt eingefahren, ehe nur die Behörden Zeit gehabt hatten, sich zu ihrem Empfange zu versammeln; noch trommelte man die Nationalgarde zusammen, als die Prinzessin schon abgestiegen war, und einige Minuten nachher sah man sie auf dem Wege nach ihrem Seebade. Da war keine Wache, die die Gesellschaft abgehalten hätte; mitten unter den Badegästen kam sie herbey ohne alle Pracht, gekleidet in ihre Badepantalons und in das wollene Frauenkleid; plözlich lief sie mit jugendlicher Leichtigkeit dem Meere zu, in Begleitung des geschwornen Baders, eines allbeliebten Ehrenmannes, der sie, nach der vorgeschriebenen Regel, in ihrem Badebehälter in seinen Armen sanft in die Flut tauchte. In diesem Augenblick gaben vier königliche Kriegsfahrzeuge, die gerade über vor dem Bade ankern, ihre Salven und die Flaggen wehten bald überall, sogar in den geringsten Fischernachen. Für Dieppe ist die Gegenwart der Herzogin von Berry ein Fest, und in der That ist sie auch so sehr und so allgemein in Frankreich geliebt, so oft sie irgendwo erscheint, daß die Städte und Gegenden, wo sie bisweilen hinkommt, von den andern Nachbarstädten und Dörfern allen beneidet werden. Die Prinzessin hat mehrere Liebhabereyen, die ganz beweisen, wie vortrefflich ihr Charakter seyn muß; sie liebt die Kinder, die Zeichnungen und Gemälde, die Thiere, die Landwirthschaft und die Musik.

Paris.

Unsere Belletristen und Künstler, die nun endlich eingesehen haben, welche wichtige Ernte sie in der deutschen Literatur finden können, geben uns von Zeit zu Zeit die Proben ihrer Auswahl. Ein sehr schönes, ganz neu ausgestelltes Gemälde ist ein Faust nebst der Margaretha aus Goethen; der Maler ist Herr Colin; die Bilder sind vortrefflich gerathen, die Margaretha scheint aus dem Pinsel des Alban auf die Leinwand gestossen zu seyn, eine süße, wollüstige und doch fromme Gestalt. Auch eine unserer jungen Virtuosinnen, eine Dem. Louise B. hat die lezte Scene des Faust zu Musikscenen eingerichtet, und die Musik selber komponirt; die Begleitung ist für das Piano geschrieben. — All unsere Schöngeister haben der Dem. Sonntag ihren Abschiedsgruß nachgerufen. Ihre Verehrung erstreckt sich nicht blos auf ihre Kunst, sie rühmen auch ihren bescheidenen, tadellosen Lebenswandel. Aber weil sie dann nichts auf die Heldin zu sagen wissen, so greifen sie sich untereinander selber wegen des allgemeinen Beyfalls an, den sie Alle der liebenswürdigen Deutschen zollten, und nun hat Einer sich vorgenommen, sich über sie Alle lustig zu machen; er behauptet, sie haben Alle an die Demoiselle Sonntag während ihres Aufenthalts in Paris Liebeserklärungen eingeschickt, aber kein Einziger habe eine Antwort bekommen; also droht er, eine Sammlung dieser Briefe im Druck herauszugeben. Ein Deutscher, Hr. Nehrling, hat eine gute Lithographie, das Portrait der Dem. Sonntag herausgegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Oktober 1826.

Der Freyheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf!

Uhland.

Skizzen aus Griechenland.

Konstantin Bozari ist der Abgott seiner Waffengefährten. In dem Gefecht vom 19ten April retteten sie ihn um den Preis ihres Blutes. Ein egyptischer Offizier hatte ihn vom Pferde geworfen, und war im Begriff, ihn zum Gefangenen zu machen. Seine Verwandten und Soldaten, beschämt ihren Feldherrn zu verlieren, entschlossen sich, ihn zu retten, es möchte kosten was es wolle. Sie schlossen einen Kreis um ihn und machten einen Wall aus ihren Körpern, und indem sie sich fechtend zurückzogen, schleppten sie ihn fast eine Meile mit sich fort; wenn der Feind sie drängte, so stellten sie sich ihm entgegen; sie fechten, sie fallen; Einer nimmt die Stelle des Andern ein und auf diese Weise retten sie ihn, indem sie siebzehn Todte auf dem Platze lassen; sie erkämpfen nicht allein sein Pferd wieder, sondern nehmen noch den Feinden zwölf der übrigen weg. In diesem Kampfe, in dem man die Schlachten der Ilias erneuert zu sehen glaubt, fielen sechs Brüder, Bozari's Verwandte, um sein Leben und die Ehre der Sulioten zu retten.

Ich glaubte früher, daß die italienischen Maler in ihren Darstellungen von Kriegern die Färbung und Gestalt derselben übertrieben. Jene strengen Gesichter, jene athletischen Glieder, die dunkle Farbe schienen mir Karrikatur; allein jezt, nachdem ich die Rumelier und Sulioten gesehen, bin ich überzeugt, daß nichts Unnatürliches in jenen Gemälden ist. Dieser Völkerstamm ist der schönste und kräftigste, den ich je gesehen. Ihre stets der Sonne ausgesezte Haut ist buchstäblich bronzefarbig. Ihre Brust breit wie ein Harnisch. Die Natur hat ihnen ein reiches Haar geschenkt, das sie frey um das Haupt herumfliegen lassen, und welches noch weit schöner seyn würde, wenn sie nicht die Gewohnheit hätten, es an den Schläfen abzuscheeren. Sie werden als Krieger geboren und sterben als solche. Von ihrer Kindheit an tragen sie Pistolen und einen Säbel, welche sie nimmer ablegen. Gleich den andern griechischen Kriegern müssen sie sich selber Waffen und Kleidung verschaffen. Ihr Sold besteht in einer Portion Brod und zwölf Paras täglich für ihren Mundvorrath, und fünf und zwanzig Piaster monatlich für ihre übrigen Bedürfnisse. Sie haben weder Zelte noch Betten, noch irgend einen andern Schutz gegen die Witterung. Ihr Bett ist ein Mantel — ein Stein ihr Pfühl — und die Decke über ihrem Haupte ein stets heiterer Himmel. Während eines ganzen Feldzuges kleiden sie sich niemals aus, weßhalb sie natürlich sehr schmutzig sind, allein ihre Waffen sind stets rein und glänzend. Ihr erster Gedanke beym Erwachen ist sie zu putzen und in gutem Stand zu erhalten. Sie haben eine ausschweifende Vorliebe für schöne und reiche Waffen, die einen auffallenden Kontrast mit ihren schmutzigen Hemden bilden. Sie haben keine Tornister, noch irgend eine Art von Sack. Sie sind wohlgebaut, stark wie Löwen und leicht wie Ziegen. Ihr Anstand ist theatralisch. Sie fechten stets einzeln und ein

Jeder wählt seinen Platz. Gleich den Alten, die sich mit einem Schilde bedeckten, legen sie sich flach auf die Erde hinter einen Stein nieder, sie wissen sich so gut dahinter zu verstecken, daß sie unverwundbar sind, und von dort aus ihre Schüsse richten. Um die Feinde zu betrügen, stellen sie gewöhnlich in einiger Entfernung von ihrem Verstecke eine rothe Mütze auf. Sie machen keine Verschanzungen, wenn sie zusammen fechten wollen, so bilden sie sich in eine Trommel, wie sie es nennen, dieß ist ein Platz mit einem Wall von Steinen umgeben, die sie rund herum aufstellen, und hinter welchem sie ein für den Feind gewöhnlich sehr zerstörendes Feuer unterhalten, da sie meistentheils sehr gut zielen. Man sagt, die Salioten feuern niemals mehr als dreymal und dieß sehr nahe, dann werfen sie ihre Musketen und Mäntel ab und fallen mit gezogenem Säbel auf den Feind, denn sie bedienen sich des Säbels statt des Atagan, womit die Soldaten in Morea bewaffnet sind.

Die Rumelier und noch mehr die Sulioten halten es für ein großes Mißgeschick, ihren Anführer zu verlieren, auf welche Weise es auch seyn mag — so daß sie ihm zuweilen im Gefecht nicht erlauben, sich zu sehr auszusetzen. Sie folgen ihren Anführern und verlassen sie, wie es ihnen gefällt: keine Strafe oder Ehrlosigkeit ist hiermit verbunden, da sie nur eine Fahne verlassen, um unter einer andern zu dienen. Wenn man diese Truppen mit den altitalienischen Condottieri oder den spanischen Guerillas vergleichen wollte, so würde man keine sehr richtige Idee von ihnen erhalten. Die Aehnlichkeit mit den alten schottischen Clans ist größer: die starken Glieder und die der schottischen ähnliche Tracht machen diesen Vergleich noch vollkommner. In Rumelien gehört das Recht, den Truppen Anführer zu geben, gewöhnlich besondern Familien an, die es durch ihre Tapferkeit erworben, und geht meistens vom Vater auf den Sohn über. Die Sulioten haben den Türken ewigen Krieg geschworen und diesen Eid länger als die Maltheserritter erfüllt. Mehr als fünfzig dieser tapfern Männer fielen in der Schlacht vom 19ten April. Dieß war kostbares Blut, das vergossen wurde, denn seit die Sulioten ihr Vaterland verloren, sind nur noch ungefähr tausend von ihnen übrig, die in Griechenland und den jonischen Inseln zerstreut sind. Doch sind ihre Truppen immer zahlreich, weil viele Rumelier, durch ihren Kriegsruhm angezogen, sich unter ihre Fahnen stellen und in ihrer Schule vortreffliche Krieger werden. Gleich den alten Spartanern folgt ihnen beständig eine große Zahl Griechen, die unter ihren Befehlen fechten.

Wir erreichten um ein Uhr nach Mitternacht den Hafen von Hydra. An einem Sommerabend bey Mondlicht ist dieß eine der herrlichsten Scenen, die sich denken läßt. Die bloß aus weißen Häusern bestehende Stadt hängt in Form eines Amphitheaters über einem steilen Gebirge und erscheint in der Nacht gleich einer glänzenden Schneemasse, und die in der Ferne aus den Fenstern schimmernden Lichter scheinen gleich goldenen Sternen auf silbernem Grunde. Als wir in den Hafen einliefen, ertönte er von Hammerstreichen und dem Geschrey der Matrosen, welche die Anker lichteten. Dieses Geräusch kam von drey Brandern, die man für Miauli's Geschwader bereitete. Früh am folgenden Morgen ging ich an Bord dieser Höllenmaschinen, die sehr einfach sind. Die inwendige Seite dieser Schiffe ist wie eine Mine beschaffen und mit Pulverfässern, Pech und andern brennbaren Materialien gefüllt. Wenn der Brander ein feindliches Schiff geentert hat, so besteigt die Mannschaft ein Boot und der letzte Matrose, der ihn verläßt, setzt ihn durch zwey Oeffnungen in Feuer. Das Boot eilt davon, um dem Ausbruche zu entfliehen. Jeder Matrose erhält hundert Dollars als eine außerordentliche Belohnung. Miaulis gab denen, die ihr Leben in dem Hafen von Modon wagten, zweyhundert. Jeder Brander kostet die Regierung zwischen drey bis viertausend Dollars. Die Hydrioten bereiteten diese Fahrzeuge, welche vielleicht ihr Grab werden mochten, mit demselben Eifer, als ob sie einen Ballsaal schmückten. Sie sind kräftig und ernst und haben den Charakter der Albaneser bewahrt, von denen sie abstammen. Sie verachten die Heiterkeit und Geschwätzigkeit der Bewohner von Morea: wenige von ihnen können lesen oder schreiben, allein mehrere sprechen zwey oder drey Sprachen — Italienisch, Französisch und Türkisch.

(Der Beschluß folgt.)

Hindostanischer Zeitungsstyl.

Folgender Bericht eines Streites findet sich in dem Spiegel der Neuigkeiten (Mirat-ol-Akbar), einer Hindu-Zeitung, die in Calkutta herauskommt. „Am 6ten Oktober in der Muchoa-Bazaarstraße unter dem Schatten der Nacht fuhr ein Europäer südwärts in einem Buggy, und indem ein Hindu in entgegengesetzter Richtung fuhr, wollte es der Zufall, daß die beyden Buggy's zusammenstießen. Aus dieser unerwarteten Berührung entbrannte in der Brust des Europäers das Feuer des Zorns und er streckte die Hand der Gewalt gegen das Haupt des Hindu aus und gab ihm unterschiedliche Hiebe. Als dieser unglückliche und unterdrückte Hindu keine andere Rettung sah als in der Flucht, machte er sich auf die Beine. Trotz des ihm schon zugefügten Schadens, war der Europäer so ganz unter der Herrschaft der Leidenschaft, daß das Feuer des Zornes noch nicht verlöschte, also daß er seinem Saces befahl, den Hindu zu verfolgen und zurückzubringen. Allein der Saces kehrte unverrichteter Sache zurück, denn der Hindu mit weißer Leber bewegte sich vor ihm gleich dem eilenden Winde, der Europäer aber griff nun den Saces an und

gab ihm einige Hiebe. Der Sarés, nicht im Stande diese Hiebe länger zu ertragen, erhob mit seinem angebornen Muthe die Hand der Rache und versuchte, diesen rücksichtslosen Europäer niederzuwerfen; er zog ihn aus dem Buggy heraus und wünschte ihm die Behandlung, die er erfahren, zu vergelten nach dem Spruch: „Beleidigung für Beleidigung ist gerecht,“ oder: „wer mit dem Schwert gibt, wird mit der Scheide kriegen.“ Allein da indessen die Räder des Buggys auseinander gebracht waren, so bestieg der Europäer ohne Zeitverlust seinen Buggy und fuhr davon.

Moral. Die Vorsicht gebietet, daß in unserm Betragen gegen Andere wir uns nicht der Uebereilung hingeben sollen, welche meistens aus Mangel an Ueberlegung entsteht; daß der Mensch nicht den Anstand vergessen soll, nach dem Spruch Mahammud: „Vorsicht ist von Gott und Uebereilung vom Teufel.“ Und es ist nöthig, daß die anständigen Personen, deren Umstände ihnen erlauben, sich eines Fuhrwerks zu bedienen, niemals vergessen, welches Betragen sie ihrem Range schuldig sind. Und in der Nacht sollten sie Lichter aufstecken, damit sie eines guten Rufes genießen und nicht unangenehmen Vorfällen ausgesezt seyn und die Frucht der Reue kosten mögen.

Sonderbare Rache.

Pater Catrou erwähnt in seiner Geschichte der Mongolen eines sonderbaren Gebrauches, den die Fürstin Cande von ihrem Geschütz machte, als der Mogul Akebar ihre Hauptstadt Amanadegar belagerte. „Als sie nämlich nach einer zweymonatlichen Vertheidigung sich gezwungen sah, der Uebermacht nachzugeben, ersann sie folgendes Mittel, um den Sieger zu hintergehen und sich an ihm zu rächen. Sie ließ aus dem Gold und Silber, was sie besaß, Kugeln gießen, worauf sie in der Landessprache Verwünschungen gegen Akebar eingrub. Diese Kugeln wurden in einige Feldschlangen geladen, welche dieselben eine Stunde weit tragen konnten, und auf diese Art über das feindliche Lager weg in die Wälder und Gebüsche verschossen, welche die Stadt umgeben. Nachdem sie auf diese Art alle ihre Reichthümer verschleudert hatte, übergab die Prinzessin die Stadt dem Mogul. Einige dieser goldnen und silbernen Kugeln werden noch von Zeit zu Zeit in der Gegend von Amanadegar gefunden, und noch vor kurzer Zeit fand ein Bauer eine goldene, welche acht Pfund wog; Herr Manouchy hat sie gesehen und die Inschrift, die sie trug, gelesen.“ —

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Ich besuchte vor Kurzem das Londoner Handwerker-Institut (London Mechanic's Institution), das erste, welches in England gebildet worden, und hörte eine Vorlesung von Dr. Birbeck, über Browns Gas- oder Luftmaschine. Der Doktor hatte eine solche Maschine nebst Zeichnungen und mehreren Vorrichtungen zur Hand, womit er nicht nur das Prinzip dieser Maschine, sondern auch die Schnellkraft und andere Eigenschaften der Luft, so viel wie möglich zu versinnlichen suchte; auch war sein Vortrag höchst einfach, faßlich und befriedigend für die, welche mit einigen Vorkenntnissen versehen seyn mochten, und durch sein heiteres Wesen sowohl als durch die Art seiner Experimente für alle unterhaltend. Die Versammlung, welche fast ausschließlich aus Handwerksgesellen zu bestehen schien, war zahlreich, äußerst anständig in ihrem Benehmen, und größtentheils sehr aufmerksam. Doch war es offenbar, daß nur sehr wenige etwas von der Sache verstanden, und wirklich Belehrung darin suchten und erzielten. Worauf jedoch zu antworten wäre, daß es besser ist die Menge so zu unterhalten, als in den Wirthshäusern vertheilt zu sehen. Auch kann Niemand in Abrede seyn, daß die mit dieser und anderen ähnlichen Anstalten verbundenen Schulen, in welchen die Mitglieder an den Abenden, wo keine Vorlesungen stattfinden, um ein Geringes im Schreiben, Rechnen, Zeichnen und Französischen Unterricht erhalten, sehr nützlich seyn können; und es wundert mich auch deßwegen gar nicht, daß fast alle Ausländer davon bezaubert sind. Die Einwendungen dagegen aber, die ich schon anderwärts zusammengestellt habe, bleiben immer dieselben, und scheinen mir die Erwägung derer zu verdienen, welche so sehr geneigt sind diese brittische Erfindung auch in's deutsche Vaterland zu übertragen. Erstens finden die Handwerker zwar die Gelegenheit, von Allem etwas zu lernen, aber die Natur ihrer früheren Erziehung, oder vielmehr der Mangel an Erziehung, welcher in England diese Klasse bezeichnet, so wie der Mangel an gehöriger Muße, macht es unwahrscheinlich, daß viele es in irgend einem Fache zu einer solchen Vollkommenheit bringen sollten, daß sie sich dadurch vom Gesellen zum Meister emporschwingen können; und können sie dieses nicht, so muß — zweytens der vermeintliche Besitz mannichfaltiger Kenntnisse, das Vermögen etwas Französisch zu plappern, und über Dampf, Druck und Gegendruck, Planeten und Fixsterne, und anderen dergleichen Dingen im Bier- oder Kaffeehaus *) zu schwatzen, wodurch sie sich für geschickter halten lernen als ihre Meister, sie mit ihrem Stande unzufrieden, und zu allen Verbindungen und Umtrieben geneigt machen, wozu die Zeitumstände Gelegenheit geben mögen, um sich aus einer Sphäre heraus zu arbeiten, die ihnen ihre Aufklärer zu enge machen; denn es fehlt diesen Anstalten — drittens: der Grund aller guten Erziehung, das Mittel, wodurch jede Art von Unterricht für den Menschen selbst, für die Gesellschaft und den Staat wohlthätig gemacht werden kann — religiöser und sittlicher Unterricht! Diesen überlassen die Aufklärer der Handwerker dem Zufall; oder sie halten ihn für überflüssig — ob sie hierin richtig urtheilen, wird die Zeit lehren.

Man hat bereits angefangen die Materialien zum Bau der hiesigen hohen Schule herzuführen, und es heißt den künftigen

---

*) Es gibt in London viele wohlfeile Kaffee- und Theehäuser, in denen man fast alle Zeitungen und Monatschriften hält, und welche von dieser Klasse Leute häufig besucht werden.

Monat werde der erste Stein zum Gebäude gelegt werden. Neben anderen Lehrstühlen wird auch einer für die deutsche Literatur creiret werden. In dem lezten Stück des Edinburger Review erschien von der Feder des Hrn. Sidney Smith, eines Geistlichen und alten Mitarbeiters an dieser Zeitschrift, ein ziemlich langer Aufsaz zum Lobe des sogenannten Hamiltonischen Lehrsystems für Sprachen-Erlernung, welches vorzüglich darin besteht, daß man, statt mit der Grammatik anzufangen, mit dem Lesen der Schriftsteller, mit Hülfe von wörtlichen Uebersezungen anfängt, und die Grammatik später nachfolgen läßt. Man glaubt, daß dieser Aufsaz deßwegen erschienen ist, um das Publikum auf die Annahme dieses heterodoxen Systems in der neuen Universität vorzubereiten. Dieses System hat wirklich sehr viel Empfehlenswerthes; und ich selbst habe durch die Erfahrung erprobt, daß es im Allgemeinen dem Fassungsvermögen am angemessensten, und daß mit weit geringerer Arbeit für Lehrer und Schüler, der leztere weit geschwinder eine Sprache dadurch lernt; und Hamilton, obgleich durch seinen Mangel an Sprachkenntniß selbst unfähig zum Lehren, hat das Verdienst durch seine Beharrlichkeit, und man darf es kühn sagen, marktschreyerischen Anzeigen und Vorlesungen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Fehlerhafte der alten Lehrmethode gezogen zu haben, wenn auch das neue, oder vielmehr erneuerte System, so wie er sich desselben bedient, nicht blindlings angenommen werden kann. So fängt er z. B. in allen Sprachen den Unterricht mit dem Evangelium Johannis an, einem Buche, dessen Styl freylich wegen seiner Einfachheit und der öfteren Wiederkehr derselben Wörter und Ausdrücke zu empfehlen wäre, aber wegen seiner Unklassicität in den alten, und wegen seiner fremdartigen Idiomen und alterthümlichen Form in den neuern Sprachen, für Anfänger ein schlechtes Muster ist. Auch macht er sich und sein System bey vielen dadurch verächtlich, daß er die Abgeschmacktheit begeht, und allen Personen, wessen Alters und welcher Geistesgaben sie auch seyen, gleiche Fortschritte, und die Erlernung einer Sprache, je nachdem solche schwer oder leicht, innerhalb eines Zeitraumes von 48 bis 60 Stunden verspricht. Die Londoner Universität würde sich nach jenem Aufsaz ein wahres Verdienst dadurch erwerben, wenn sie dieses System mit den gehörigen Veränderungen wirklich zu dem ihrigen machen sollte.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris.

(Beschluß.)

Wie die Lithographie, besonders in Porträten, immer weiter emporkömmt, davon ist ein Beweis das Bild des oben benannten großen französischen General-Lieutenants der Seemacht, Abraham Duquesne; es wird das einzige Porträt von diesem großen Manne seyn, man hat von ihm nichts als seine marmorne Statue von Coustac, in einem der Säle des Louvre. Die Lithographie wird von den ersten Künstlern Frankreichs besorgt; nur fünf-und-zwanzig Exemplarien werden davon vor dem Buchstaben auf Chinapapier abgedruckt. Man spricht nie von dem großen Duquesne, ohne von seiner geistvollen Gattin zu sprechen. Duquesne war Protestant, und konnte darum, vermöge eines der Dekrete, die die Politik des Königs Ludwigs XIV. bezeichnen, nicht Großadmiral werden. Einst erzählte er seiner Gattin, wie er in Versailles gewesen sey, und ihm der König gesagt habe: „Ich möchte gar zu gern die Dienste, die Sie mir geleistet haben, nach Verdienst belohnen, aber Sie sind Protestant, und wissen deßhalb meinen Entschluß.“ Madame Duquesne erwiederte hierauf: „Darauf gehörte die Antwort: „Ja, Sire, ich bin Protestant, aber meine geleisteten Dienste sind katholisch.“ Duquesne hatte die spanischen, holländischen, tripolitanischen, algierischen und genuesischen Seemächte alle gedemüthigt.

Eine der literarischen Merkwürdigkeiten Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert waren die gelehrten Klubs, unter dem Vorsiz einer, durch ihren Namen oder ihre Talente berühmten Frau; sie waren eigentlich nur belletristischer Art; nur Belletristen wurden zu ihren Gastmahlen, die damals noch um Mittagszeit statthatten, eingeladen. Der Zweck der Versammlung war, Urtheile über das Jahrhundert und die Zeitgenossen zu fällen. Die bekanntesten davon sind folgende: Klub der Madame Lambert, deren Gatte Gouverneur des Luxemburg war. Das Mittagmahl war alle Freytage, bey ihr wurden die Mitglieder der Akademie zum Voraus gewählt; Fenelen war einer von den Gästen der Madame Lambert. Klub der Madame Verrue; sie hatte viel Geschmack für Künste, aber auch für den Genuß, darum hieß man sie Dame der Wollust; sie war Tochter des Herzogs von Luyars; ihre Schönheit hatte nicht ihres gleichen; der König von Sicilien hatte sich sterblich in sie verliebt, und lange widerstand sie ihm. Man hat von ihr die Anekdote, daß sie, nachdem sie den Nachstellungen dieses königlichen Liebhabers unterlegen war, sie sich von ihm trennte, und mit ihrem Bruder, dem Ritter von Luyars, die Flucht ergriff. Sie hatte einen kleinen Vogel, den sie sehr liebte; schon war sie mit ihrem Bruder seit fünf Stunden unterwegs, als sie bemerkte, daß ihr der Vogel fehlte. Die Gefahr sowohl für sie als für ihren Bruder schreckte sie nicht; er mußte zurückreisen und ihn holen. Ihr Lieblingsdichter war Lafaye. Klub der Madame Guerin de Tencin; ihr Intrikengeist hob ihren Bruder zum Kardinal, dann zum Minister. Ehe die Belletristen bey ihr aufgenommen waren, hatte sie mit den Jesuiten zu thun. Sie machte den Belletristen ein Neujahrsgeschenk von rothen Sammethosen; sie soll an dem einzigen Tage 4000 Paar ausgetheilt haben; unter denen, die ein Paar bekamen, waren Montesquieu, Helvetius, Mably. Marmontel spricht gerne und viel von dem Saale der Madame Guerin de Tencin. Klub der Madame Geoffrin, sie gab wöchentlich zwey Gastmahle, Montags den Künstlern, Mittwochs den Belletristen. Hier war Dalembert, Marivaux, Morellet, der Abbé Galliani, Thomas, Raynal, Caylus. Sie starb 1777, und war kindisch geworden. Nachher kamen die Abendessen der Mademoiselle Quinault; es ging dabey sparsam her, und man machte mehr Geistesaufwand dabey. Hier kam Voltaire, Rousseau, Piron, St. Lambert vor. Jeder Gast hatte seinen Extynamen. Die Zirkel der Mademoiselle Lespinasse enthielten Gelehrte aller Art, Condillac, Turgot. Sie selber gehörte zu den Ekonomisten; ihr Liebling war Hr. de la Harpe; sie hatte viel Einfluß bey der Akademie. Madame Doublet, Tante des Herzogs von Choiseul, hatte vierzig Jahr einen Gelehrtenklub; man mußte da geheime Nachrichten erzählen; ein Sekretär hielt zwey Register, für die ächten und eins für die zweifelhaften Neuigkeiten; sie kam darüber bey der Regierung in Verdacht; einst wurde ihr Sekretär auf drey Tage lang in die Bastille gesperrt. Die Versammlungen bey Madame Buffant sind merkwürdig durch ihre Verbindungen mit Madame Dubarry. In dem Klub der Madame Fonrayeur beschäftigte man sich lange mit der Geschlechtsfrage des Chevalier d'Eon.

— p.

Beylage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 240.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Oktober 1826.

Trauet dem ächten Genie! Es veredelt und stärkt die Empfindung.

v. Brinkmann.

Die Pasta.

. . . .
. . . Apropos von schöner Natur! Ich habe in Paris das größte Wunder der Kunst gesehen. (Dieses Apropos soll kein Witz seyn: Natur und Kunst sind mir keine Gegensätze.) Jenes Naturwunder der Kunst, jenes Kunstwunder der Natur ist die lange, lange, lange nicht genug berühmte Pasta!! — Aber wie soll ich beschreiben? Sie ist durch und durch und ganz und ungetheilt Kunstwerk; und zwar eines jener unendlich eminenten, das uns die unwiderlegbarste Ueberzeugung aufdrängt, daß es das vollkommenste seiner Art ist. Ja ich weiß es, wie ich von meiner Existenz weiß, daß die Pasta nicht allein die größte tragische Schauspielerin unserer Zeit ist, sondern daß es auch vor ihr keine größere gegeben hat. Die Raucour, die Duchénois und die George; die Bethmann, Hendel-Schütz, Schröder, Wolff und Stich, sie verschwinden — obgleich Sterne erster Größe — vor dieser Sonne; und ich glaube allen den genannten Damen eine Ehre erwiesen zu haben, sie nur neben dieser vollendeten und gottbegabten Tragikerin zu nennen. Ihre Stimme gehört nicht zu den tadellosen; denn obgleich sie den Schmelz und das große Volumen ihres südlichen Vaterlandes hat, obgleich sie in den höhern Tönen äußerst weich und klangreich ist, so sind doch die tiefen und selbst einige Mitteltöne umschleyert. Allein auch diesen Mangel weiß sie so geschickt anzuwenden, daß dadurch der tragische Ausdruck verstärkt wird. Ich weiß dir keinen lebendigeren Begriff ihrer Gesangsweise zu geben, als wenn ich sie mit der Marchetti vergleiche. Eben dieses ergreifende Recitativ, eben dieser Tiefsinn, dieser Gedankenreichthum, diese Nothwendigkeit in jeder Verzierung, oder vielmehr nicht eben so, denn Alles ist noch gesteigerter, noch schöner, noch kunstreich-harmonischer. Ihre vollendete Catalan'sche Kehlenfertigkeit, ihre Sonntag'schen Nachtigallenwirbel und Flötengelispel sind nur Nebendinge, nur Mittel, keineswegs der Zweck selbst. Kurz, um Alles mit einem Worte zu sagen — sie hat im Othello, und nicht nur im dritten, doch etwas charakteristischen Akte, sondern gleich vom Anfang, die frivolsten, tanzartigen und jodelnden Stellen in eine so tief-tragische Musik verwandelt, daß man sich der Thränen nicht erwehren konnte. Und dieß lediglich durch den tiefschmerzlichen Ausdruck, den sie selbst in jede Verzierung, in jede Roulade hineinzulegen wußte, so daß Rossini von Rechtswegen über seine eigne niegehörte Musik erstaunen müßte. Und doch bey alle dem! . . . verschwindet die Sängerin durchaus vor der übergroßen und unbeschreiblichen tragischen Schauspielerin!!! — Die schönste Gestalt, das edelste Gesicht, jedes Ausdrucks fähig, immer beweglich, immer schön, in Lust und Schmerz, in Zorn und Verachtung, in Stolz u.. Unschuld, in bitteren Thränen und in Todesangst und Todeskrampf. Keine Miene darf man verlieren, denn jede ist ein Theil eines Kunstwerks, eben so jede Bewegung — und in jeglicher Stellung ist sie die

tragische Muse selbst. Dabey keine Spur hergebrachter Konvention, alles neu, selbst und im Augenblick erfunden; und doch wieder, als wäre es das Resultat kritischen Nachdenkens; kurz ächte Kunst. — So wenig hergebracht sind ihre Stellungen, daß sie oft eckigt sind; sie zeigt das Innere der länglichen Hand mit ausgestreckten Fingern — es ist wunderschön! sie hockt sich nieder!! — es ist der erhabenste Ausdruck des Schmerzes und Unglücks, und das Haus erbebt vor Mitleid und Schrecken! Sie stellt sich im dritten Akt, in der Mordscene, dicht an Othello, seitwärts auf die Zehen, drängt sich an den Abgewendeten und will mit erhobenem Haupte auf ihn herabsehen — es ist der eindringlichste Ausdruck des höchsten Unschuldgefühls und der Indignation zugleich, so verkannt zu werden! Mir kommen die Thränen in's Auge, während ich dieses schreibe und mir den Eindruck dieser Stellung vergegenwärtige. Im zweyten Akte, wo nach dem Zweykampfe der Chor eintritt, treibt die ängstliche unruhige Sorge um den Geliebten sie vom Vorgrunde bis tief in den Hintergrund, der Reihe nach jeden Krieger um das Schicksal Othello's befragend — man athmet kaum, so theilt sich uns ihre Angst mit — nun erfährt sie, daß der Geliebte Sieger ist, und eilt mit einem so von Freude und Dank verklärten und leuchtenden Gesicht in den Vorgrund, daß das ganze Haus in frohen und lauten Jubel ausbricht, lediglich des Ausdrucks der verklärten Miene wegen! Aber in demselben Augenblick tritt der Vater ein, und, wie vom Blitz getroffen, sinkt sie zusammen, und die ganze Last des alten Unglücks drückt sie zu Boden, und alles künftige Unheil schaut aus der dunkeln Nacht des tragischen Antlitzes. Das Bindungsmittel, wodurch sie alle die einzelnen herrlichen Momente zu einen weiß, und diesen (nicht den Shakespear'schen) Charakter motivirt, ist dieses: So oft der Vater zu ihr oder sie zu ihm sich wendet, ist sie die vom Unglück gebeugte, doch ehrfurchtsvolle, um Verzeihung und Schonung flehende Tochter; so oft aber der Mann, der ihr aufgedrungen werden soll, ihr zu nahe tritt, oder auch nur, ohne daß sie ihn anblickt, seine Stimme erhebt, sieht man ihr den körperlichen Abscheu an, den er ihr erregt. Erst zieht sie sich, durch Gesichts- und Körperausdruck, gleichsam vor ihm zusammen, wie vor einem eckeln widerwärtigen Insekt; bey größerer Zudringlichkeit wird sie entrüstet und bis zur Tragik empört. Wunderbar schön und kunstreich macht sich dieses in den Ensemblestücken, wo sie zwischen Beyden steht, jetzt voll Schmerz und kindlicher Ehrfurcht den Vater um Mitleid anfleht, und nun, noch zu ihm hingewendet, vor innerm Abscheu zusammenschaudert, da sie nur die Stimme des Widerwärtigen hört, drauf sich nothgedrungen zu ihm kehrt, wo sich dann, bey seiner wiederholten Liebesbetheuerung, ihr Gefühl bis zu Entrüstung, Zorn und Verachtung steigert, bis daß der Vater die Stimme erhebt und sie wieder zu diesem demuthsvoll bittend sich neigt. Ich fühle das Manierirte in meiner Beschreibung sehr wohl; aber der edle grandiose Styl dieser vollendeten Tragikerin ist eben unbeschreiblich. Unbeschreiblich ist es, wie sie die Harfe spielt, wie angemessen gerade dieser Situation! wie total verschieden und antik schön sie zweymal auf dem Ruhebett daliegt, ein Mal schlafend, das andere Mal todt, nein! nicht todt — ermordet! Schlafend: den vom Auditorium abgewendeten Arm über das Haupt geschlagen, so daß man die Hand sieht, den andern sanft und ruhig herabhangend — ermordet: das Haupt mit wallendem Haar rücklings am Boden, neben dem Haupt der Arm, inwährend der Körper auf dem Bette ruht. Schaudervoll zugleich und anziehend! Zwey Bilder, wie sie vielleicht noch nie so schön gemalt wurden. Man muß das Alles sehen und hören; denn könnte man es beschreiben, so wäre es nicht was es ist. — Eine gute Satisfaktion habe ich aber gehabt, auf die ich mir etwas einbilde. Ich ging nämlich in's Theater, lediglich in der Erwartung, eine große italienische Sängerin im neuesten Sinne des Worts zu hören; von ihrer Schönheit hatte man mir auch, von ihrem guten Spiele jedoch nur beyläufig gesprochen; kein Wort aber von ihrer genialen Tragik. Und nun, wie ich mit Enthusiasmus von der gewaltigen Schauspielerin rede, höre ich, daß Talma sie für das erste tragische Genie erklärt und geäußert habe, daß es entzückend und zugleich niederschlagend für ihn sey, zu sehen, wie das, worüber er zehn und zwanzig Jahr studirt habe, und dennoch nicht erreicht, von dieser Italienerin augenblicks errathen und vollkommen ausgeführt werde. Kurz du siehst, daß wie Fleck von der Marchetti, Talma von der Pasta denkt. Auch ist die Pasta eine wiedererstandene Marchetti, aber in jeder Hinsicht steht sie höher als diese, als Sängerin wie als Musengestalt; als Schauspielerin aber höher, erhabener als Alle! Sie verläßt Paris im November, um nach Neapel zu gehen. Ich nehme es für eine Gunst des Schicksals, sie gesehen zu haben. . . .

Skizzen aus Griechenland.

(Beschluß.)

Colocotroni in der Gefangenschaft.

Ich fand Colocotroni in der Mitte von zehn seiner Gefährten, die wie er Staatsgefangene waren; seine Wachen behandelten ihn mit Ehrfurcht. Seine lang vernachlässigten grauen Haare fielen über seine breiten Schultern herab und vermischten sich mit seinem rauhen Barte, den er hatte wachsen lassen, seit er im Gefängnisse war, zum Zeichen des Grams und der Rache. Seine Gestalt ist erhaben und kräftig, seine Augen voll Feuer und seine ganze kriegerische und wilde Erscheinung glich einem der schroffen, grauen Felsen, die im Archipelagus zerstreut liegen. Ich erzählte ihm, daß die Egypter bald Besitz von Navarino nehmen würden, und daß sie nicht allein wegen ihrer per-

sönlichen Tapferkeit, sondern auch wegen ihrer Kriegskunst und Reiterey zu fürchten seyen. Er bemerkte, daß es, um die Egypter zu überwinden, nur nöthig sey, Truppen zu werben und zu feuern; er begleitete diese Worte mit einer Bewegung der Hand. „Ich kenne, sagte er, die Stellung, in welcher ihre Kriegskunst und Reiterey nutzlos seyn würden. Wißt Ihr, was den Egyptern den Sieg verlieh?" — „Die Einheit in dem Befehlen, während die Griechen von der Sucht besessen sind, daß ein Jeder ohne Erfahrung befehlen soll." Während er seinen Arm aufhob, sah ich eine Säbelwunde und fragte ihn, wo er dieses Ehrenzeichen erhalten. „Es ist nicht die einzige," antwortete er, und zeigte mir eine andere von einem Schusse am linken Arm, eine andere auf der rechten Seite der Brust und eine vierte an der Lende.

Im Sprechen zählte er hastig die Kugeln eines Rosenkranzes ab, und statt des türkischen Ernstes, den so viele Griechen angenommen, rollte er seine Augen wild und feurig herum, sezte sich, stand wieder auf und schien noch wie ein Klepht sich nach den Verstecken und Angriffen des Feindes umzuschauen. Colocotroni ist sicher kein Mann von gemeinem Gepräge. Nach wenigen Tagen ward er in Freyheit gesezt und in Napoli di Romania mit aller gebührenden Ehre empfangen. Er antwortete in dem Augenblick, wo er sich mit der Regierung aussöhnte, ohne Vorbereitung auf die Rede, die ihm einer der Gesetzgeber hielt. In seiner ungekünstelten Antwort kam folgende merkwürdige Stelle vor: „Indem ich von Hydra hierher kam, habe ich allen Groll in's Meer versenkt; thut Ihr dasselbe — begrabt im Meer alle eure Zwistigkeiten, all euern Haß; dieß wird der Schatz seyn, den ihr gewinnen könnt." Er sprach von einem Platze in Napoli, wo die Einwohner während mehreren Tagen die Erde aufgegraben, in der, in Griechenland oft gehegten Hoffnung, einen verborgenen Schatz zu finden.

(Der Verfasser sezt seine Reise nach Aegina fort.) Bey Sonnenaufgang kamen wir vor Aegina an. Wir gingen an's Land, um auf frischen Wind zu warten. Ich eilte, eine einzeln stehende Säule (wahrscheinlich ein Bruchstück eines Tempels) zu besuchen und von dort durch die Ruinen des alten Hafens von Aegina, die noch im Meere sichtbar sind, nach der Stadt selbst, welche sich in wenigen Jahren erhoben. Die Bewohner hatten in einer von den Venetianern auf einem Berge im Innern der Insel erbauten Stadt gelebt; aus Liebe zum Handel zogen sie die Küste vor und wählten die Stelle des alten Aegina. Die durch die Revolution verursachten Auswanderungen haben hier wandernde Griechen aus verschiedenen Theilen versammelt: aus Scio, Natolien, Zaituni, Livadien rc.; die verschiedene Kleidung der Weiber zeigt dem Reisenden eine beständige Maskerade. Die Bevölkerung beläuft sich ungefähr auf 10,000 Seelen, worunter 1000 Ipsarioten, die nach der Katastrophe in ihrem Lande hier eine Freystatt gesucht. Die Tracht ihrer Weiber ist auffallend wegen den verschiedenen Farben und gleicht manchen Schweizerbauertrachten. Doch waren jezt viele in Trauer für ihre von den Türken erschlagenen Männer und Verwandten. Sie tragen einen Turban, von welchem ein Tuch herabhängt, das ihr ganzes Gesicht, ausgenommen die Augen bedeckt. Ich kann nicht bestimmen, ob diese Gewohnheit, das Gesicht zu bedecken, eine Nachahmung des türkischen Kostüms ist, oder noch von dem der Athenerinnen herstammt. Die Weiber von Ipsara sind sehr schön, muthig und der heldenmüthigsten Handlungen fähig. Fast alle können schwimmen. Kapitän Canaris Tante, eine starke Frau von sechzig Jahren, rettete ihr Leben bey der Einnahme von Ipsara, indem sie drey Meilen schwamm. Die wohlhabendsten Familien aus Ipsara haben sich nach Aegina geflüchtet und fahren fort, sich dem Seeleben zu widmen. Ipsara ist ein wüster, unfruchtbarer Felsen. Aegina ist fruchtbar und liegt unter dem schönsten sonnigen Himmel, und dennoch seufzen die Ipsarioten stets nach ihrem öden Eilande. Die Regierung hat ihnen den Piräus zum Ersatz für den Verlust ihrer Insel angeboten und sie wünschen den Namen desselben in Neu-Ipsara zu verwandeln. So ist der bloße Name des Vaterlandes denen noch eine werthe Täuschung, welche die Wirklichkeit verloren haben.

Ich fragte nach der Wohnung von Konstantin Canaris, da ich die Bekanntschaft dieses kühnen Führers der Brander wünschte. Ich fand ihn an der Seite seines Weibes, mit seinem Sohne Miltiades, einem Knaben von drey Jahren spielend. Er empfing mich freundlich, und ließ mir durch seinen ältern Sohn Nikolas eine halb aufgeblühte Rose reichen, welches ein Freundschaftszeichen im Morgenlande ist. Canaris ist ungefähr 32 Jahre alt, offen, heiter, und äußerst bescheiden. Seine Waffen und sein Heldenmuth sind der ganze Reichthum dieses unerschrocknen Mannes. Voriges Jahr, nachdem er die Zerstörung seines Landes durch das Verbrennen eines feindlichen Schiffes gerächt, kam er nach Napoli di Romania, arm und an allem Mangel leidend. Alle Einwohner eilten ihm Gaben darzubringen, und er sagte vor dem gesetzgebenden Körper: „ich möchte lieber einen andern Brander für den Dienst meines Vaterlandes haben, als alle diese Gaben." Seine Frau hielt während wir sprachen, ein andres Kind von drey Monaten an ihrer Brust. Sie ist aus Ipsara, eine große Schönheit, ernst und bescheiden — eine wahre Minerva.

Korrespondenz-Nachrichten.

Heilbronn.

Eine Reihe von Tagesblättern, besonders des Auslandes, von französischen: die Revue encyclopédique, le Globe, le Drapeau blanc, das Journal des Débats, le Pilote, la Gazette de Lausanne, die Pariser Zeitung, le Frondeur, la Pandore u. s. w., von englischen: the Monthly Magazine and Review, the London Litherary Gazette, the Examiner u. s. w., von deutschen: die Zeitung für die elegante Welt, der Hesperus u. s. w., gaben uns schon längst von dem Beyfall Kunde, mit dem unser Landsmann, Herr Eulenstein, hauptsächlich zu London und Paris, mit seinem Spiel auf der Maultrommel aufgenommen wurde.

In Panoramic Miscellany, Vol. I. Juni 1826, p. 844, drückt sich ein Engländer über dieses Spiel sehr treffend also aus: „Herr Eulenstein, der die Ehre hatte an Sr. Majestät einen Gönner zu gewinnen, und der auch am französischen Hofe in Gegenwart Carls X. mit sehr großem Beyfalle auftrat, spielt

auf sechszehn Maultrommeln von verschiedener Größe und Ton, die nach Belieben in einem Augenblicke gewechselt, und von denen entweder eine oder zwey zugleich an den Mund gesezt werden, so wie die Tonart es erfordert. Dadurch, und durch die zarte Behandlung des Hauches, wird ein Gesang geflüsterter Harmonie hervorgebracht, gleich Stimmen aus der Heimath der Feyen, nicht viel lauter als das Gesumse der Bienen: und könnte man sich die Stimmen eines Chors dieser kleinen Insekten, nach den Abstufungen der harmonischen Tonleiter gestimmt, vorstellen, so möchte man gerade ein solches Konzert, wie Hr. Eulenstein hervorbringt, von diesen durch Thau genährten Sängern, in luftiger Laube aufgeführt, erwarten.“ —

Im lezten Monate kam Hr. Eulenstein, nach einer Abwesenheit von einigen Jahren, wieder hier in seiner Vaterstadt an. Ein Konzert, das er am 28sten v. M. im Braunhardtischen Gartensaale gab, überzeugte uns: daß die Lobeserhebungen, die das Ausland von Hrn. Eulensteins Spiel machte, nicht übertrieben waren.

Durch die Anwendung von sechszehn Maultrommeln, die in chromatischer Ordnung gestimmt sind, erreicht Hr. Eulenstein in seinem Spiele nicht weniger als vier Octaven, aber auch nur auf einer einzigen Maultrommel bringt er die ganze Tonleiter hervor, und er hat vor allen andern Künstlern auf diesem Instrumente den gelungenen Versuch gemacht, sogar mit vier Maultrommeln zugleich zu spielen.

Dadurch, und durch eine ganz eigenthümliche Benuzung der Zunge und Mundhöhle, und einen meisterhaften Fingerschlag, wobey der Künstler mit unbegreiflicher Schnelle die kleinen Instrumente je nach Erforderniß der Tonart wechselt, brachte er es nach Jahre langer Uebung dahin: mit einem sonst sehr verachteten Instrumente die schwierigsten Musik-Stücke Italiens oder Deutschlands in größter Vollkommenheit auszuführen. Eine solche Vollkommenheit konnte der sonst so sehr berühmte Maultrommelspieler Koch (s. Jean Paul, Hesperus und Morgenblatt 1809, Nr. 59) mit nur zwey Maultrommeln natürlich nicht erreichen, und nur noch ein Künstler auf diesem Instrument, Hr. Kunert aus Böhmen, der uns im Verlaufe dieses Sommers ebenfalls mit einem Konzerte erfreute, möchte in Hinsicht der gewandten Manipulation auch verschiedener Maultrommeln Hrn. Eulenstein gleich kommen.

Die Nachricht, die sich in einigen Zeitblättern befindet; Hr. Kunert sey der Lehrer Eulensteins, ist ungegründet.

Hr. Eulenstein hatte auf diesem Instrumente keinen Lehrer, wie es überhaupt sehr schwierig ist, Andern kunstgerechten Unterricht auf diesem subtilen Instrumente zu ertheilen. Die Manipulation dieses Instrumentes, so wie sie sich Hr. Eulenstein jezt zu eigen machte, erfand er sich nach und nach selbst, nachdem er in frühern Jahren nur einen Freund, Dr. Justinus Kerner, und den alten Meister Koch, und erst ganz spät den Hrn. Kunert, dieses Instrument auf eine mehr ausgezeichnete Weise behandeln hörte.

Einzig durch das ihm angeborene Musiktalent, und durch unermüdete Uebung brachte Hr. Eulenstein das Spiel auf diesem Instrumente zu einer solchen Virtuosität, zu der er allerdings auch, eben wegen des ihm angeborenen Talents zur Musik überhaupt, das Spiel auf jedem andern Instrumente gebracht hätte. Aber die sonst so sehr undankbare Maultrommel war die Wahl seiner frühern Jugend, und ist ihm jezt nur die Helferin zu Mitteln, durch die er sein ausgezeichnetes musikalisches Genie auch auf andere Instrumente, (wie er es bereits auf der Guitarre auf eine sehr gelungene Weise that) und auf die eigne musikalische Komposition will anwenden lernen. Hr. Eulenstein hat im Sinne, nach einer Reise nach München und Stuttgart wieder nach London zurückzukehren, um sich daselbst durch den Gewinn, den ihm sein Spiel und der Unterricht auf der Guitarre verschafft, zum völligen Tonkünstler ausbilden zu können. Bey seinem reichen Talente zur Tonkunst, bey seiner Jugend, (Hr. Eulenstein ist erst 21 Jahre alt) und bey seiner Sparsamkeit ist zu erwarten, daß Hr. Eulenstein dieses Unternehmen gelingen werde, zu dem ihm alle Freunde der Tonkunst, besonders die unter seinen hiesigen Mitbürgern, von Herzen Glück wünschen.

London, September.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Mittel, welches auf das schnelle geistige Fortschreiten der unteren Klassen berechnet ist, sind die sogenannten Infants Schools, oder Schulen für Kinder von zwey bis sechs Jahren, wo man denselben Lesen, Rechnen und christliche Sittenlehre beybringt, und überhaupt ihre Aufmerksamkeit und ihren Scharfsinn zu erwecken sucht; ein System, welches den Kleinen die Grundlage der Erziehung zur Entfaltung des Genies gibt, wenn sie dessen besitzen, und wenn nicht, sie nicht aus ihrem Stande emporreißt. Der Erziehungsplan hat mit dem Pestalozzischen viel ähnliches, er ist aber besonders deßwegen selbst für die höheren Klassen empfehlenswerth, weil man darin, durch eine fast beständige Körperbewegung, dem singenden Tone, womit alle zugleich bald laut, bald leise, alles Vorgesagte wiederholen, der steten Abwechselung der Gegenstände, die Kinder gegen Langeweile und Schläfrigkeit bewahrt, und die Abwesenheit alles Zwangs und körperlicher Strafen dieselben immer munter und fröhlich erhält. Da es Kinder der allerärmsten Leute sind, die diese Schule besuchen, und die meisten von einem Alter, in welchem Vernunftgründe wenig Eindruck machen, so dürfte wohl mancher glauben, daß, ohne Stock und Ruthe, nichts als Lärm und Unordnung in denselben herrschen müsse; ich habe aber in einer Schule von beynahe 300 Kindern, worin die Hälfte wenigstens unter drey Jahren alt war, bey einer ungezwungenen Heiterkeit alle die Ordnung gefunden, welche man nur immer einer Kinderschule wünschen könnte, und da das laute Hersagen beym Rechnen und Buchstabiren ihren Lungen Gelegenheit gibt, sich auszubreiten, so begeben sie sich gern des Kinderhangs, auf eine andere Weise zu lärmen — und ich wünsche herzlich, daß alle Eltern und Erzieher, die da glauben, man könne Kinder nur durch Schläge zum Lernen bringen, dergleichen Schulen besuchten, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Diese Schule, welche ich besuchte, und worin ich an zwey Stunden mit dem größten Vergnügen zubrachte, und mich an der offenen Heiterkeit der Kleinen, und den liebevollen Blicken, womit sie der Lehrerin in allen ihren Bewegungen folgten, ergözte, besteht nur erst seit acht Monaten, und ich fand, daß die meisten Schüler und Schülerinnen mehr Fortschritte gemacht hatten, als man in gewöhnlichen Schulen in anderthalb Jahren machen sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Doppel-Charade in Nr. 234.
Bergöl. Oelberg.

Charade.

Thiere mit gekrümmten Klauen
Nennt das erste Sylbenpaar
Die mit Augen groß und klar
Oft aus dritter Sylbe schauen.

Wandrer ihre Stimme fliehen,
Die dämonisch tönt aus Nacht,
Aber in des Ganzen Macht
Schweben Engelsmelodien.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. Oktober 1826.

Glänzend sah ich das Meer, und blinken die liebliche Welle;
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.
Goethe.

Italia.

(Fortsetzung.)

X. Der Glockenthurm des Markusplatzes.

Auf dem Markusplatz steigt auf als Ries' aus der Erde,
Himmelsstürmern gleich, der Campanile der Stadt;
Aller Gemeinschaft entrückt mit der Kirch' und mit dem Pallaste,
Eine Macht für sich, stehet vereinzelt er da.
Seinen Eingang formt ein säulengeschmücktes Triumphthor,
Erz und Marmor hat bildender Meißel belebt.
Pallas, Merkur und Apoll sammt der Göttin der milden des Friedens,
Alle hauchendes Erz, halten die Wache beym Thor.
In dem marmornen Bild sieh! thront das gerechte Venedig
Ueber zwey Flüssen erhöht, welche die Brenta, der Po.
Zu der rechten Hand steht Venus als Herrin von Cypern,
Und als Creta's Symbol stellet sich Jupiter dar.
Nicht auf Stufen führt der Weg hinauf zu dem Gipfel,
Sondern als schiefe Fläch' laufend herum um den Thurm;
Zehnmal im Viereck läuft die sanft aufsteigende Bergstraß',
Vierzig Bahnen sind's, welche geleiten hinauf.
Bis zum Glockenköschk, von wo unendlich die Aussicht
Ueber Lagunen und Stadt, über den Lido, das Land.
Unten woget als Meer das Gedränge von Domen und Kuppeln,
Und die Thürme stehn gleichsam als Stangen hervor,
Noch die meisten gerad, doch andre gesenkt nach der Seite,
Wie Sankt Georgs Thurm und von der schönen Marie.
Während ich versenkt in's Gewühl der Gebäude hinabschau',
Schreckt der Glockenschlag mich aus Betrachtungen auf.
Kennt ihr den Glockenschlag des Campanile San Marco's? *)
Pindemonte's Geist weckt damit Schläfrige auf.
Mit dem Glockenschlag tönt mir das Lied in den Ohren,
Hohen ethischen Sinns, dem sich politischer eint:
„Deine Stunde hat, Venedig, längstens geschlagen,"
Spricht's mit eherner Zung' vom Campanile herab.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Il colpo di Martello del Campanile di San Marco in Venezia. Poemetto del Cav. Ippolito Pindemonte.

Ueber den Zweykampf und dessen Ursprung.

Was auch gegen den Zweykampf in so manchen Zeiten und Formen geschrieben und gesagt worden ist, so wird dieser Ehrenkampf dennoch bey den kultivirten Nationen schwerlich so bald aufgehoben werden. — Das Duell, welches gegenwärtig im südlichen Europa am meisten heimisch geworden ist, nahm seinen Ursprung unter dem gerade entgegengesezten Himmelsstriche; Dänemark, Norwegen und Schweden sind das Vaterland der Duelle. Die Bewohner dieser Länder, welche in der grauen Vorzeit ohne Gesetze, zügellos und ohne gesellige Verbindungen lebten, kannten kein anderes Recht und keinen andern Richter als ihr Schwert. Mit dem Degen in der Faust entschieden sie ihre Streitigkeiten; wer den Sieg davon trug, der übte jede Gewalt gegen den Besiegten aus. — Nachdem diese Völkerschaften Italien, Spanien und Gallien, einem Strome gleich, der seine Ufer übertreten, überschwemmt hatten, wurden die Duelle auch bald in diesen Ländern eingeführt und unter den Großen zur allgemeinen Sitte. — Frankreich sah sie zuerst unter Chlodovaeus Nachfolger, und zu Karls des Großen Zeiten wurde der Zweykampf als ein sicheres Mittel, den Unschuldigen von dem Schuldigen zu unterscheiden, betrachtet. Man nannte das Duell deßhalb „den Beweis durch den Zweykampf." Das Duell zwischen Guido Chabot de Jarnac und dem Francois Vivonne de la Chataigneraie ist das lezte aller dort autorisirten Duelle gewesen und wurde auf dem Hofe des Schlosses Saint-Germain en Laye, am 10. Juli 1547 unter Heinrichs II. Regierung vollzogen. Jarnac hatte de la Chataigneraie einen Lügner geschimpft, worauf ihn dieser zum Duell herausforderte. Der König gab seine Einwilligung dazu, wollte aber selbst dabey gegenwärtig seyn. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sein Günstling de la Chataigneraie den Sieg davon tragen werde. Aber seine Erwartung wurde getäuscht; Jarnac, obgleich schwach an Körperkräften, und obendrein an einem Auszehrungsfieber leidend, siegte und warf seinen Gegner zu Boden, nachdem er ihm einen Stich in's Kniegelenke beygebracht hatte. Man riß die Streitenden auseinander, der Ueberwundene, welcher erklärte, den Schimpf, in Gegenwart des Königs besiegt worden zu seyn, nicht überleben zu können, wollte sich von keinem Wundarzte verbinden lassen und starb einige Tage später an einer Verblutung, die in Folge seiner Verwundung entstanden war. Dieses traurige Ereigniß machte einen so tiefen Eindruck auf König Heinrich und derselbe wurde so sehr davon gerührt, daß er das feyerliche und mit einem Eidschwur bekräftigte Gelübde ablegte, ein solches Duell niemals wieder zu gestatten. — Unter den Anhängen, welche den Memoiren des Castilnau beygefügt sind, finden wir die Cartels jener beyden Kämpfer und unter andern auch die Briefe, von welchen wir, wie von den erwähnten Cartels, hier wörtliche Uebersetzungen mittheilen:

1) Cartel des François de Vivonne de la Chataigneraie.

„Sire! Da ich in Erfahrung gebracht, daß Guido Chabot de Jarnac neulich zu Compiegne gewesen, wo er gesagt hat, daß wer gesagt hätte, er habe sich gerühmt, mit „seiner Stiefmutter sträflichen Umgang gehabt zu haben, „ein Lügner und Bösewicht wäre, so antwortete ich, Sire! „nach dero gnädigem Willen und Wohlgefallen, daß er „als ein Bösewicht gelogen habe, was er nicht gesagt hat: „denn er hat mir es vielmal gesagt und sich gerühmt, daß „er mit seiner Stiefmutter in unerlaubten Verbindungen „gelebt habe.

(Unterz.) Francois de Vivonne."

2) Cartel des Guido Chabot de Jarnac.

„Sire! Mit Eurem gnädigen Wohlgefallen und Erlaubniß sage ich, daß Francois de Vivonne, in Ansehung „der Beschuldigung, die er gegen mich vorbringt, und wovon ich mit Euch zu Compiegne gesprochen habe, gelogen „hat. Dieserwegen, Sire, bitte ich unterthänigst, Ihr „wollet uns das Feld öffnen und uns Schutz und Sicherheit zum Zweykampfe gewähren.

(Unterz.) Guido de Chabot."

3) Schwur des Francois de Vivonne.

„Ich, Francois de Vivonne, schwöre bey dem heiligen „Evangelio, beym wahren Kreuze und bey dem Glauben, „den ich durch die Taufe erhalten habe, daß ich aus guten „und gerechten Ursachen auf dieses Feld kommen bin, mit „dem Guido Chabot zu kämpfen, welcher eine böse und „ungerechte Sache gegen mich vertheidigt, und daß ich weder an meinen Waffen noch in Worten etwas von Zauberey und Beschwörungen weiß, womit ich meinen Feind „zu überwinden hoffe, und deren ich mich gegen ihn bedienen wolle." —

Chabot leistete denselben Schwur an dem Tage des Zweykampfs. — La Chataigneraie, ein wahrer Windbeutel, hatte mehr als einhundert und fünfzig vom Hofe auf den Abend zu sich eingeladen, um in dem Zelte, welches neben jenem Kampfplatze aufgestellt war, ein Souper mit ihm zu sich zu nehmen. Es war aber vom Schicksal anders bestimmt; die sämmtlichen Schüsseln auf der reichbesezten Tafel wurden von den Vögeln geleert.

Die Neapolitaner hatten eine Art Herausforderung ersonnen, welche eher eine Schlacht als ein Duell zur Folge hatte. Derjenige, welcher sich von einem Andern beleidigt glaubte, wählte sich einen Sekundanten und forderte sei-

nen Gegner auf, ein Gleiches zu thun, um sich mit dem-
selben an einem abgelegenen Orte einzufinden, wo man
sich gegenseitig mit dem Degen oder der Keule vertheidigte,
denn jede andere Waffe war untersagt — weßwegen man
ein solches Gefecht auch einen Kampf alla massa zu nen-
nen pflegte. — Diese Art Raserey kam ebenfalls nach Frank-
reich und erhielt sich hier bis zu Ludwigs XIV. Zeiten, wel-
cher durch ein Edikt die Duelle abschaffte. — Die Anzahl
der Sekundanten war nicht festgesezt, man sah deren zehn,
zwölf, ja zwanzig gegen zwanzig streiten. Derjenige, wel-
cher zum Sekundiren aufgefordert wurde, betrachtete diese
Einladung als den sichersten Beweis der Freundschaft. Oft
erboten sich auch zu solchen Dienstleistungen Edelleute, die
nicht selten dem Duellanten völlig fremd waren. Einen
Fall der Art erzählt der Graf de Bussy in seinen Memoi-
ren mit folgenden Worten: „Eines Tages, als ich aus dem
Theater kam, wurde ich von einem Edelmann, Namens
Brüc, vertraulich angeredet, und nachdem ich mit ihm
bey Seite getreten war, fragte er mich: ob es gegründet
sey, daß ihn der Graf de Thianges einen Säufer geschimpft
habe? — Ich antwortete, daß ich diesen Herrn selten sähe,
daher auch nicht wisse, ob er sich eine solche Aeußerung
über ihn erlaubt habe. — Es ist Euer Oheim, entgegnete
mir Brüc, und da ich ihn nicht selbst zur Rede stellen kann,
weil er seine Provinz niemals verläßt, so wende ich mich
an Euch. — Nun, wenn Ihr denn verlanget, daß ich an
seiner Stelle reden soll, antwortete ich ihm, so erkläre ich
denjenigen für einen Lügner, der ihn eines solchen Frevels
beschuldigt. — Nun, so wisset denn, erwiederte Brüc,
es ist mein Bruder, und der ist noch ein Kind! worauf
de Bussy erzürnt ausrief: So muß man ihm die Ruthe
geben und zog seinen Degen. So auch Brüc; aber kaum
hatten sie sich zum Zweykampf in Positur gesezt, als meh-
rere andere hinzutraten und sie von einander entfernten.
De Bussy ging seines Weges; aber bald wurde er auf's
Neue von einem ihm Unbekannten angehalten, der zu ihm
sagte: Er habe gehört, daß er den Brüc aufsuche, mit dem
er in Streit gerathen sey. Unter der Bedingung, daß er
ihn zum Sekundanten wähle, wolle er ihm anzeigen, wo
er ihn antreffe. Dann fügte er noch hinzu, daß er weder
ihn, de Bussy, noch Brüc weiter als blos dem Namen
nach kenne, aber seine Neigung ziehe ihn zu ihm, dem
Grafen, hin, und er wolle ihm lieber Beystand leisten als
seinem Gegner. Der Graf dankte ihm für sein freundli-
ches Erbieten, indem er keinen Gebrauch davon machen
könne und fügte hinzu, daß er bereits vier seiner Freunde
eingeladen hätte; bey einer größern Anzahl Kämpfer möchte
am Ende eine wahre Schlacht daraus werden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Theaterliebhaber schreien um bessere Künstler, und
unsere Theaterdirektionen um einige Grad weniger im Ther-
mometer; diesen lezten ist nun geholfen, aber wie wird
den ersten zu helfen seyn? Wenn auch Talma, der jezt
auf seinem Landgute ist, wieder ganz hergestellt wird, so
ist seine lezte Krankheit dennoch ein böses Zeichen; und die
Aussicht für die Zukunft ist immer verzweifelt, weil sich seit
so vielen Jahren kein neues Talent im tragischen Fache ent-
wickelt hat; auch Dem. Duchesnois ist nur einzeln; ihre schöne,
mächtige Rivalin Georges hat offenbar das theatralische Nomas
denleben für immer zur künftigen Lebensweise angenommen,
seit vielen Monaten hat sie sich nicht herabgelassen, den Pari-
sern auch nur in einer Durchreise von Bordeaux nach Brüs-
sel, oder von da nach Marseille eine Gastrolle zukommen zu
lassen. Der geheime Grund, warum Georges, trotz aller
Gerechtigkeit, die man ihrer theatralischen Schönheit in Pa-
ris wiederfahren läßt, die Hauptstadt vermeidet, liegt ge-
wiß nicht mehr in ihrer politischen Meynung; freylich hatte
sie dieselbe bey ihrem festen, männlichen, eigensinnigen Cha-
rakter etwas länger beybehalten, als der größte Theil des mit
ihr vormals einstimmigen Publikums; allein die vorherrschende
Ursache ihrer Antipathie gegen die Bühnen der Hauptstadt
liegt in ihrer Liebhaberey, in ihrer unersättlichen Gierde nach
rauschendem Beyfall, in ihrem tiefen Gefühle des Genusses, der
in der lärmenden, enthusiastischen Anerkennung ihrer pracht-
vollen, königlichen Gestalt, und der damit in hinreißender Har-
monie stehenden Kraft ihres Organs liegt; die Pariser klat-
schen nicht heftig genug für diesen Ehrgeiz, weil sie vormals
zu viel und zu stark für sie geklatscht hatten, dagegen erscheint
Georges in den großen und mittelmäßigen Städten der Pro-
vinzen immer gleich einer außerordentlichen Erscheinung. Dem.
Duchesnois ist und bleibt also immer ausschließlich das einzige
weibliche Muster der tragischen Zöglinge ihres Geschlechts; aber
gerade wie die tragischen männlichen Erben des dereinstigen
Nachlasses von Talma selten sind, und unter den Seltenen auch
nicht ein einziger Würdiger einst in die Fußstapfen seiner Größe
zu treten verspricht, so ruht auch auf den wenigen Prä-
tendentinnen der französischen Melpomene weder der Geist der
tieffühlenden Duchesnois, noch hat ihnen irgend ein Pygma-
lion das himmlische Feuer eingehaucht, das Talma seinen bey-
den Zöglingen, Duchesnois und Georges, entweder durch sein
Beyspiel oder durch seinen Unterricht mitgetheilt hat. Die Da-
men Paradol, Valmonzey, Charton sind schöne Gestalten, aber
sie würden eher dazu taugen, schöne Statuen einer Clytemne-
stra oder einer Semiramis darzustellen. Das französische Na-
tionaltheater hat durchaus keine Hoffnung auf irgend eine wür-
dige Nachzucht; was vom geistigen Talente der beyden tragi-
schen Heldinnen so ganz wahr ist, läßt sich noch ganz beson-
ders von dem physischen Vortheile derselben sagen; wir reden
hier nicht von der Schönheit, sondern von der Stimme; Dem.
Duchesnois ist nichts weniger als eine reizende Schönheit,
aber sobald sie den Mund geöffnet hat, vergißt man über den
hinreißenden Tönen die Forderungen der Augen, und vergißt
sich, oder vielmehr man überläßt sich dem vollen Genusse der
Empfindungen, welche ihr durchdringendes Organ erregt; sie
besizt im höchsten Grade die Gabe, Thränen zu entlocken, und
die Thränen sind, wie der französische Ausdruck sagt, schon in
ihrer Stimme; die majestätische Georges besizt dagegen die
hinreißende Gabe einer durchdringenden, überwältigenden, mäch-
tigen Sprache; wäre sie ein Mann, so würde sie furchtbar wie
Ajax seyn, und als Weib glaubt man die Minerva zu hören,
wenn sie im Homer die Helden ermuntert und die Feigen des

dreht. Es fehlt in Paris an einem praktischen Theater für den Unterricht; alle Kunstkenner, alle unabhängigen Kritiker haben längst entschieden, daß die Deklamationsschule im Conservatorium zwecklos ist; auch nicht ein einziges taugliches Subjekt ist daraus für die tragische Dramatik hervorgegangen. Die bessere Meynung ist, daß ein Schauspieler nur auf der Bühne selber gebildet wird; nur da lernt er so manches, was zur Kunst gehört, nämlich aufzutreten, abzutreten, sich zu kleiden, zu sprechen, zu schweigen, sich nach den Launen seines Publikums zu richten, elegante Manieren und einen feinen Ton anzunehmen. Aber auch zu einer solchen Musterschule fordern unsere strengen Tadler etwas mehr als eine bloße Anstalt; sie verlangen, daß daben auf keinen Geldgewinn spekulirt werde; daß man den Zögling nur dann aufnehme, wenn er wirkliches Talent, wenn er einen förmlichen Ruf hat; und daß man ihn nicht bald als Germanikus, bald als Almaviva oder gar zum Kameel in der Oper gebrauche. Die Pariser gehen hier als Pariser noch weiter, und haben vielleicht nicht ganz Unrecht. Sie sagen, nur in Paris, wo der Sitz der schönen Künste ist, kann die Theaterschule errichtet werden, nur hier hat man Geschmack genug, um Andere zu leiten; nicht die Lehren, nicht die Reglements, nicht die Direktoren und Gouverneurs bilden die Künstler, sondern das Publikum.

Die mancherley Beyspiele von strenger Bestrafung der Personalitäten, die seit einiger Zeit, vermöge der Preßfreyheit, vor das Publikum gebracht worden waren, haben ihren Zweck nicht verfehlt; das Gesez wird jezt in Ehren gehalten, und die Familien haben Ruhe. Weil dann aber doch der verdorbene Geschmack des Publikums an diesen Auswüchsen des Wizes befriedigt werden muß, so hält man sich an literarische Kritiken. Vor einigen Tagen wurden die Entscheidungen über die Stiftungen des Herrn Baron von Montyon, der die Zinsen von vielen hunderttausend Franken zu Preisen und Spitälern ausgesezt hat, und deren Austheilung, was die Preise betrifft, der Akademie übertragen ist, in der großen öffentlichen Sizung bekannt gemacht. In einem Blatte wird hierüber bemerkt, eine bekannte Person sey bey der Austheilung gegenwärtig gewesen, und habe lange gewartet, ob dann bey der Vorlesung der Preise für die Tugend nicht auch ihr Name ausgerufen werde; allein es habe sich kein Tugendpreis für sie vorgefunden; diese Person sey Frau von Genlis.

London, September.

(Fortsezung.)

Es hat sich hier vor ungefähr anderthalb Jahren unter der Handwerksklasse, unter der Benennung Cooperative Society, ein Verein gebildet, dessen Zweck es ist, wenn innerhalb drey Jahren 20,000 Pfund Sterling zusammen gebracht sind, in einer Entfernung von fünfzig englischen Meilen von London, ein Dorf nach dem Owen'schen Plan zu erbauen, und in Zukunft von dem Ertrag des gemeinschaftlichen Fleißes der Mitglieder zu leben. Wer 100 Pfund bezahlt, braucht nicht eher einzutreten, als bis alle Gebäude errichtet sind, und hat nicht nöthig, wenn er noch ferner eine noch zu bestimmende jährliche Summe entrichtet, an den Arbeiten der Gesellschaft Theil zu nehmen, wogegen er aber auch keine Stimme im öffentlichen Rathe hat. Wer 40 Pfund gibt, braucht nicht eher einzutreten, als bis die erste Ernte eingebracht ist. Diejenigen aber, welche nur 10 Pfund geben, müssen die Gebäude und die erste Ernte vorbereiten, worin sie von einer vierten Klasse unterstüzt werden sollen, welche aus denen besteht, die nicht mehr als ein Pfund entrichten, aber dafür irgend eine Kunst oder Wissenschaft besizen, die der Gesellschaft besonders zu statten kommen könnte. Kinder unter zehn Jahren zahlen die Hälfte. Nach der ersten Einrichtung sind alle (außer genannten Kostgängern) gleich, und es wird erwartet, daß ein jeder seinen täglichen Antheil von Arbeit liefere, der zur bequemen Erhaltung der Kolonie erforderlich, entweder zum unmittelbaren Gebrauch, oder als Mittel zum Eintausch von Dingen diene, die nicht bequem innerhalb der Kolonie hervorgebracht werden können. Da jedoch eine Person mehrere Aktien besizen, und entweder 5 Proc. Zinsen dafür verlangen, oder solche an neue Mitglieder übertragen kann, so haben diejenigen, welche für ihren Antheil verschuldet sind, in den Nebenstunden, deren man sehr viele zu haben hofft, da der größte Theil der Arbeit durch Maschinen verrichtet werden soll, zur Abbezahlung ihrer Schuld für sich selbst zu arbeiten, und die Gesellschaft verpflichtet sich, ihnen die Stoffe zum Anschaffungspreis zu überlassen. Ueberhaupt entsagt die Gesellschaft allem Profit in ihren Käufen und Verkäufen, indem sie den Grundsaz der Anhäufung bey Personen sowohl als Gesellschaften als eine der Quellen des jezigen menschlichen Elendes verdammt, und unter sich keine andere Anhäufung zulassen will, als solche, die zur Vermehrung der Bequemlichkeiten der Mitglieder, und zur Bildung neuer Kolonien für ihre Nachkommenschaft erforderlich seyn sollte — ein Grundsaz, nach dem wohl Menschen und Gesellschaften verfahren, und wobey doch wohl nur das Mehr oder Minder den Unterschied macht. Die Verwaltung soll in der ganzen Gemeinde, oder in den von derselben hierzu ernannten Personen ruhen; und die Weiber nicht nur gleiche und unabhängige Rechte mit den Männern zu genießen haben; sondern auch, (nach den Worten des Vertrags) „um der Gemeinde die vollkommenste Mitarbeitung der einen Hälfte ihrer erwachsenen Mitglieder, der Weiber, zu versichern; und um diesen die Gelegenheit zu geben, durch gleiche Nüzlichkeit, wie die der Männer, ähnliche Achtung und Theilnahme zu erlangen; und um ihnen gleiche Leichtigkeit zum geselligen Umgang und der Erlangung von Kenntnissen zu gewähren, bewilligen wir ihnen Freyheit von der häuslichen Plackerey des Kochens, Waschens und Einheizens, welche nach wissenschaftlichen Grundsäzen, in einem großen Maßstabe für die ganze Gemeinde besorgt werden.“ Zu diesem Ende, und auch zur Ersparung von Arbeit und Unkosten sollen alle Mitglieder beysammen speisen, die Kinder beysammen erzogen und unterrichtet, und die Alten und Kranken in einer einzigen Anstalt verpflegt werden; jedoch, da Freyheit des Denkens und Handelns einem jeden zugesichert ist, mag, wer Lust dazu hat, allein in seiner Stube essen, seine Kinder erziehen und lehren, und seine Kranken verpflegen; vor Allem aber soll in Glaubenssachen die vollkommenste Freyheit herrschen, und einer jeden besonderen Gesellschaft, von dreyßig und darüber, sollen nach Verlangen, die öffentlichen Säle drey Stunden die Woche zum gottesdienstlichen oder anderen Gebrauch, ausschließlich eingeräumt werden. Dabey soll jedes Mitglied mit der Zeit zwey Stuben zum eigenen Gebrauch erhalten, und man erwartet, daß man durch Ordnung, vervollkommnete Maschinen und zweckmäßige Vertheilung der Arbeit es dahin bringen werde, daß kein Mitglied werde über zwey bis drey Stunden des Tages zu arbeiten haben, um sich und allen in der Gemeinde den reichlichsten Genuß aller Bequemlichkeiten des Lebens, die Mittel zu gelehrten und wissenschaftlichen Studien aller Art, zur gastlichen Aufnahme besuchender Freunde, ja zum gelegentlichen Reisen zu verschaffen!!! Wie herrlich und wünschenswerth, und wie ausführbar — wenn man Menschen zu Engeln umschaffen könnte, zu reinen Geistern, ohne Hab- und Herrschsucht, ohne Ehrgeiz, ohne Neid, ohne Zanksucht und Bosheit, ohne irgend einen Hang zum Bösen, und vor Allem, ohne — Trägheit.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Kunstbl. Nr. 81. u. Monatsreg. September.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Oktober 1826.

Das Urtheil des Volks mißt das Große wie das Kleine.

Antonio Perez.

Italia.

(Fortsetzung.)

XI. Die Kirchen Venedigs.

Hundert Inseln hat der Peloponesos Venedig,
Hundert Kirchen nennt euch zum Besuche das Buch.
Alle besuchend vermag ich nicht Hekatombe zu opfern,
Aber ich bin davon Zehent zu geben bereit.
Vierthalbhundert Jahre saß in dem Castelle Sankt Peters
Der Patriarch der Stadt auf dem arabischen Stuhl,
Welcher den Gläubigen galt als apostolischer Sessel,
Dem sich Peter in Arm zu Antiochia warf.
Dieß ist vorbey, — nun sind sie bekannt die Verse des Korans,
Deren kufische Schrift lang die Enträthsler betrog.
Korans Vers war also der Stein, auf dem zu Venedig
Lang gegründet war patriarchalischer Sitz.
Besser gegründet war die Seeherrschaft des alten Venedig
Auf dem Denkmalstein, welcher den Helden gebührt.
Sieben Dogen ruh'n zu San Francesco vom Weinberg,
In der Pleias strahlt Gritti vor andern hervor.
Vierzehn Dogen ruh'n in der Kirche Giovanni und Paolo's,
Viele mit Palmenzweig türkischer Siege geschmückt.
Bragadino's Haut wird dort den Besuchern gezeiget
Als die höchste Schmach cyprischen Sklavengeschicks.
Ausgewaschen hernach in Lepanto's blutigen Fluthen
Durch Don Juan, den sein Oesterreich nennet mit Stolz.
In der Kapelle des Rosenkranzes ist er verherrlicht
Jener heilige Bund wider osmanische Macht;
Die ihn schlossen, der Papst, der König, der Doge Venedigs,
Sind dort conterfeyt mit den Gewalt'gen der Schlacht.
Hinter dem Papst' Antonio Colonna der römische Feldherr,
Veniero, Don Juan bilden die heilige Drey,
Deren Heldenruhm verherrlicht im Bild' Tintoretto
Und Vittoria's Kunst durch das Gebilde des Steins.
Bragadino's Schand' und Cyperns Verlust ward gerächt zu Lepanto,
Aber das Eiland war so wie gewonnen verscherzt.
Angenommen an Tochter Statt von der Mutter Republik
Wurdest du deines Reichs schändlich Cornara beraubt!
Gehet doch hin und schauet die Maale, die beyden Cornara's,
So ihr Tizian's Kunst und die Republik gesezt.
Im Pallaste Manfrin, dem reichsten an köstlichen Bildern,
Schaut ihr Sie gemalt königlich, duldend und schön.

In Salvator's Kirch erhebt sich ihr stattliches Denkmal,
Wo dem Dogen Sie bringet die Kron' zum Geschenk';
Daß sie gezwungen es that, ist freylich im Bild nicht zu sehen,
Und es spricht ihr Schmerz sich in dem Steine nicht aus
Wie in Tizian's Bild; — ein Stein kann diesem genügen
Als Denkmal des Ruhms, welchen verspendet sein Werk.
„Hier liegt Tizian von Vercelli der Große,"
„Nebenbuhler sind Zeuris, Apelles und er."
Bey den Frari les't ihr dieß immitten von Maalen,
So die Republik Dogen und Helden gesezt.
Von den Pferden schau'n die Generäle herunter
Und aus dem Todespallast Pesaro's grimmet der Tod,
Schwarz ist der Tod und schwarz abessinische Sklaven,
Schwarz wie Pesaro's That eines der Lezten des Stamm's,
Welcher aus Geldgeiz nicht, aus Ehrgeiz ward zum Verräther
Und die Signorie ihren Bezwingern empfahl.
Sein unrühmliches Grab mag treten der Bürger Venedigs,
Treten sollt' er nicht heut' zu Sankt Stefano noch
Morosini's Grab des peloponesischen Helden,
Dessen ehernen Schild wetzet als Pflaster der Fuß.
Auf Sankt Georgs Insel und auf der Insel Giudecca
Leuchtet Palladio's Dom anderen Tempeln voraus.
Wollt ihr Marmor schau'n, geht zu den Jesuiten und Scalzi.
Bey den lezten allein lieget ein Bergwerk zu Tag:
Sieben Kapellen sind's von sieben Stiftern erbauet,
Welche verschwendeten dort Summen von Gold in dem Stein
Fünf Mal hunderttausend Dukaten sind Summen, zu große
Für den üblen Geschmack, welcher verwandte den Schatz.
So viel kosteten nicht die Meisterwerke zusammen,
Welche fast überall sind in den Kirchen zerstreut
Von den Meistern der Schule der venezianischen Maler:
Tizian's, Tintorett's des Veroneser's Gemäld';
Von den Meistern der Schule der venezianischen Bildner:
Sansovino's Gebild, oder Vittoria's Werk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Zweykampf und dessen Ursprung.

(Beschluß.)

Es ist aus allen Registraturen und Archiven erwiesen worden, daß in Frankreich von dem Zeitpunkte an, wie Heinrich II. zum Thron gelangte, bis in das zwanzigste Jahr seiner Regierung nicht weniger als sieben tausend Gnadenbriefe ausgefertigt worden sind. Rechnet man dazu noch die Duelle, bey welchen man sich um keine Begnadigung bemühet hatte: so wird es leicht begreiflich, daß durch diese neue Art von Duellen mancher französische Edelmann sein Leben eingebüßt haben müsse. Heinrich III. und seine Regierungsnachfolger erließen die strengsten Edikte wider die Duelle, und da Ludwig XIV. die fürchterlichsten Drohungen gegen die Uebertreter der Duellgesetze aussprach: so hielt man den Zweykampf in Frankreich für gänzlich abgeschafft, und in Prosa, wie in Versen, in öffentlichen Reden, wie in Privatunterhaltungen wurden die weisen Verbote des Zweykampfs hochgepriesen. Unter diesen Umständen geschah es, daß der Herzog von Noailles sich mit dem Grafen von Soissons nicht schlagen wollte. Die Gemahlin des Letztern, die Haushofmeisterin der Königin Mutter war, gerieth mit der Herzogin, Ehrendame derselben Königin, über gewisse, zu ihrem Amte gehörende, Dinge in Streit. Der König erließ einen Ausspruch, welcher der Herzogin günstig zu seyn schien. Darüber härmte sich die Gräfin so sehr, daß ihr Gemahl den Herzog zum Zweykampf herausforderte; dieser nahm aber die Herausforderung nicht an. Sogar die Prediger mischten sich in die Streitigkeiten für und wider die Duldung der Duelle und redeten mit Nachdruck gegen diese Art Kämpfe. Eines Tages, als der Marschall de la Force eine solche Predigt angehört hatte, war er so sehr von der Schädlichkeit der Duelle durchdrungen, daß er bey der Rückkehr aus dem Gotteshause das Gelübde ablegte, sich nicht zu stellen, wenn ihn Jemand herausfordern sollte. Manches Interessante über diesen Gegenstand ist nachzulesen in dem Werke: „L'Honneur considéré en lui-même, et relativement au Duel."

Niemals pflegten die größten Männer des Alterthums ihre persönlichen Beleidigungen durch Privatkämpfe zu schlichten oder zu rächen. Plutarch erzählt, daß Antonius, der von der Last seines Unglücks zu Boden gedrückt wurde, den Augustus herausgefordert habe. Augustus erwiederte aber auf diese Herausforderung blos: er habe wohl andere Mittel zum Sterben in Händen, ohne dieses noch zu bedürfen.

Scipio Africanus und Metellus, diese beyden großen Feldherren, verwarfen diesen seltsamen Kampf auf gleiche Weise, weil, wie Theophrast sagt, ein General

als ein General, und nicht als ein gemeiner Soldat sterben müsse.

Ein Pascha sagte einst zu einem Türken, der sich mit einem Andern schlagen wollte: „Du hast einen Muselmann zum Zweykampf herausgefordert? gibt es denn nicht noch andere Feinde zu bekämpfen und zu überwinden? Du bist sehr verwegen, ein Leben auf's Spiel zu setzen, welches dir nicht gehört.“ —

Karl, König von Schweden, schickte im Jahr 1611 einen Herold mit einer Herausforderung an den König Christian von Dänemark, welche in ganz Europa Aufsehen erregte. Nach einigen ziemlich derben Vorwürfen, die König Karl seinem Feinde darin machte, bot er ihm den Zweykampf an und fügte dann noch hinzu: „Wenn Ihr den Zweykampf ausschlaget, so werde ich Euch weder als einen Mann von Ehre, noch als einen tapfern Soldaten fernerhin ansehen können.“ — Der König von Dänemark ertheilte ihm eine Antwort, welche noch anzüglichere Ausdrücke als jener Brief enthielt. Alle Vorwürfe, die ihm Karl in diesem gemacht hatte, erklärte er für unverschämte Lügen und schloß seine schriftliche Erwiederung mit den Worten: „Was nun die Herausforderung anbetrifft, die Ihr an mich habt ergehen lassen, so ersehe ich daraus, daß Ihr Nieswurz zur Reinigung Eures Gehirns bedürft.“

Gustav Adolph, dieser nordische Eroberer, sah eben so wie Ludwig XIV. die Privatkämpfe als den Ruin aller Kriegszucht an. Um diese barbarische Gewohnheit in seiner Armee auszurotten, untersagte er das Duell bey Lebensstrafe. Zwey Generale, die mit einander in Streit gerathen waren, kamen bald, nachdem dieß Gesetz erlassen war, zum Könige und baten ihn, es zu gestatten, daß sie ihre Sache mit dem Degen ausmachen dürften. Dieses Anliegen verdroß den König Gustav Adolph sehr; jedoch gab er seine Einwilligung, allein nur mit dem Zusatze, daß er selbst gegenwärtig bey dem Zweykampfe seyn, wie auch Zeit und Stunde, wann und den Ort, wo er vollzogen werden solle, selbst festsetzen wolle. Nachdem sich die Duellanten nebst ihren Sekundanten zur bestimmten Zeit auf dem Kampfplatze eingefunden hatten, ließ auch der König nicht lange mehr auf sich warten; aber er erschien nicht allein, sondern mit einem ungewöhnlich starken Gefolge, nämlich einem Regimente Infanterie, dessen Mannschaft einen Kreis bilden und den Kampfplatz einschließen mußte. Dann rief er den ebenfalls dahin beschiedenen Scharfrichter in den Kreis und sagte diesem: „Höre! Du siehst hier zwey Herren, „die ihres Lebens überdrüssig sind. Sobald Du also „wahrnimmst, daß einer derselben getödtet worden ist, so „ergreifst Du den andern, seinen Mörder, und schlägst „ihm den Kopf ab!“ Das hatten die Duellanten nicht erwartet, so groß auch bis dahin ihre Kampflust gewesen war, so schien sie nach Anhörung jenes Kampf-Befehls dennoch völlig erstarrt. Einige Minuten lang sahen sie sich sprachlos an, dann aber stürzten sie sich Beyde, als wäre es verabredet, zugleich dem Könige zu Füßen, erkannten ihr Unrecht und erhielten von demselben die Zusicherung, daß alles Geschehene vergessen und vergeben seyn solle, wenn sie auch ihren gegenseitigen Groll vergessen und sich mit einander wieder aussöhnen würden; welches dann auch auf der Stelle geschah.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Beschluß.)

Daß es Hrn. Owen gelungen, unter seinen Fabrikarbeitern zu Neu-Lanark einen diesem ähnlichen gesellschaftlichen Zustand einzuführen, ist kein Beweis für die Ausführbarkeit seiner Pläne in einer gemischten Gesellschaft, worin ein jeder sein eigenes Gewerbe hat, und wo man nicht geneigt seyn würde, der lenkenden Hand eines Meisters zu folgen — auch soll Hr. Owen in seinen menschenfreundlichen Bemühungen, eine solche Kolonie in Amerika zu stiften, weit größere Schwierigkeiten finden, als er erwartet, besonders sollen ihm die lauten Zungen, der mit den Männern gleich berechtigten Mitarbeiterinnen viel zu schaffen machen.

In der Nähe von Exeter hat man eine Kolonie, „wie die beabsichtigte, gegründet, aber, wie ich höre, haben die Unternehmer keine Hoffnung, sie ohne große Modifikation im Grundplan beysammen zu halten. Bey dem hiesigen Verein hat man den Vorschlag gemacht, daß, bis ihr großes Vorhaben ausgeführt werden könnte, mehrere Familien ihren wöchentlichen Verdienst in gleiche Theile zusammen legen, und in großen Häusern gemeinschaftlich leben sollten; ein Mittel, wodurch man für alle mehr Bequemlichkeit erwartet, als sie einzeln haben könnten, und welches wohl ausführbar seyn dürfte, wenn — die Weiber sich mit einander vertragen könnten.

Der wohlfeile Preis der in Manchester verfertigten Waaren ist in diesem Augenblicke in der That erstaunlich. Ein Stück Cambric, 12 Yard haltend, kann jezt für drey Schilling sechs Pence eingekauft werden; 1814 und 15 kostete dieselbe Waare dreyzehn bis vierzehn Schilling. Die nächst dieser folgenden Waaren, die damals achtzehn Schilling kosteten, kann man jezt für fünf Schilling haben; und die feinste Art für achtzehn Schilling, die damals sieben-und-zwanzig kostete; jene Preise waren schon niedrig im Vergleich mit denen vor 20 Jahren. Zu der Zeit wurden viele Cambric-Musseline zu fünfzehn Schilling neun Pence der Yard verfertigt, anstatt daß nun der bestmöglichste Artikel von dieser Art nicht mehr als ein Schilling acht Pence oder ein Schilling neun Pence der Yard werth ist. In dem ganzen Manufakturwesen herrscht ein ähnlicher Fall in den Preisen.

Man hört oft von den sonderbaren Wetten der Britten als Probe eines excentrischen Charakters reden; die folgende, welche jezt nach öffentlichen Blättern von einem Schotten gemacht worden, läßt sich wohl in der Reihe derselben aufzäh-

ren. Er wettete Pf. St. 1000, als ein wandernder Spielmann während sechs Monaten herumzuziehen, und in dieser Zeit Pf. St. 100 zu sammeln, nachdem er alle seine Ausgaben bezahlt. Ein Wanderer, der sich als jenen Schotten darstellte, erschien in diesen Tagen in Durham, und spielte mehrere Lieder auf dem schottischen und irländischen Dudelsacke, und auf beyden zeigte er viele Geschicklichkeit, indem er durch die verschiedenen Straßen der Stadt zog. Er war von gutem Ansehen, und von einem Mann begleitet, der als ein Bedienter erschien und die milden Beyträge empfing. Der Minstrel und sein Gefährte brachten die Nacht in einer sehr geringen Schenke zu, welches eine der Bedingungen der Wette ist.

Paris, 15. September.

In der lezten Zeit haben, außer den Jesuiten, auch noch die Biographen dem Publikum und der Justiz viel zu schaffen gemacht. Ein Biograph war sonst ein Schriftsteller, der es nur mit den Todten zu thun hatte, und um welchen sich die Lebenden nicht sehr bekümmerten; aber heut zu Tage geht es anders zu. Die Biographie erstreckt sich auch über lebende Personen; so lange als diese gelobt werden, lassen sie das Biographiren wohl hingehen; werden sie aber getadelt, oder deckt der Biograph einen Zug ihres Privatlebens oder ihres öffentlichen Verhaltens auf, den sie gern der öffentlichen Aufmerksamkeit entziehen möchten, so erheben sie ein Zetergeschrey, und lassen ihre Klagen und ihren Zorn überall erschallen. In Frankreich insbesondere, wo die Eigenliebe so reizbar ist, haben die Biographien der Lebenden einen gewaltigen Lärm hervorgebracht, und eine Menge schlafloser Nächte verursacht. Als nach der Wiederherstellung des Königthums das erste wichtige Werk dieser Art erschien, nämlich die Biographie des Vivans, in fünf Bänden, schrien die Leute, die sich in der Revolutionszeit übel hervorgethan, oder sich unter der kaiserlichen Regierung kriechend benommen hatten, und alle deren Betragen hier von ultraroyalistischen Händen unbarmherzig aufgedeckt war, gewaltig wider die Zügellosigkeit der Biographen, und als die Biographie deßhalb nicht minder, oder vielleicht gar noch mehr Absaz fand, so hielten sie es für rathsam, eine noch weit beträchtlichere Biographie des Contemporains in einem ganz entgegengesezten Sinne abzufassen, so daß fast alle diejenigen, die in der Biographie des Vivans heruntergemacht waren, in der Biographie des Contemporains bis in die Wolken erhoben, und dagegen die in der vorigen Biographie gelobten, hier in's schwarze Brett geschrieben wurden. Dadurch war dann das biographische Gleichgewicht so ziemlich wieder hergestellt; Ultras und Bonapartisten hatten Satisfaktion erhalten; wenn sie einerseits schwarz gemalt waren, so waren sie anderseits weiß und hübsch, und so etwas thut der Eigenliebe immer wohl. Aber nun kömmt ein Völkchen von Scharfschützen, das auf alle Partheyen losziehet, die Leute Stäuberweise, und zwar in Büchelchen vom 32 Formate vornimmt, ihre Heimlichkeiten aufdeckt, Wahres mit Falschem vermischt, und ganz unerwartete, meistens häßliche Porträte hervorbringt. Ein Stock in ein Wespennest geschoben, könnte keinen ärgern Aufruhr erregen, als diese plözliche Sündfluth von Zwergbiographien, daher dann auch Alles wider sie schreiet, Jesuiten, Liberale, Ministerielle, königliche Anwälde, und sogar die Geistlichen auf den Kanzeln und in ihren Zeitschriften. Die kleinen Biographien wuchsen auf einmal wie Pilze hervor; jedweder Stand bekam seinen Antheil, und während die Polizey auf mehrere Beschlag legte, erschien eine Biographie der Polizeybeamten. Nun liefen sie hinter diese her; der Verfasser, der selbst zur Polizey gehört zu haben scheint, war aber so pfiffig als sie; sie konnten der Auflage nicht habhaft werden, sondern erhaschten nur hier und da einige Exemplare, es wurde sogar erzählt, die Polizey, als sie vernommen habe, es sollte eine Polizeybiographie gedruckt werden, habe dem Verfasser für sein Manuscript eine bedeutende Summe anbieten lassen, die der Verfasser dann auch versprochen habe anzunehmen; dadurch habe er sie eingeschläfert, nichts desto weniger sey kurz darauf, zum großen Schrecken der Polizey, die Zwergbiographie erschienen. Die Zeitungen haben dieses Gerücht angegeben, und es ist demselben, von Seiten der Polizey, nicht widersprochen worden. Die Procureurs du Roi sind außerordentlich aufgebracht gegen die kleinen Biographien in 32mo. Sie verfolgen mehrere Verfasser derselben vor Gericht, haben auch bereits schon die Verurtheilung einiger zu Geldbußen und Verhaftung bewirkt, und drohen in ihren Requisitorien allen denjenigen mit der Verfolgung, die in der Folge noch solche Zwergbiographien wie Brandraketen aufsteigen lassen wollen. Allein im Grunde geht dieß die Procureurs du Roi nichts an; finden sich Privatpersonen durch jene Schriften beleidigt, so mögen diese die Verfasser als Verläumder angreifen; was kümmert dieß aber die Regierung? Als Vorwand geben die Procureurs du Roi an, die morale publique wäre durch die Biographen beleidigt und angetastet worden; die Regierung hätte die Pflicht über die Aufrechthaltung dieser morale publique zu wachen. Der eigentliche Grund ihres Eingreifens aber ist dieser: Unter den Personen, die sich über die Biographen zu beklagen haben, befinden sich manche angesehene Staatsmänner, Hofdamen u. s. w. Wenn diese nun alle ihre Klagen vorbrächten, einer weil man ihn beschuldigt, er habe sich bestechen lassen, ein anderer, seine Frau lebe etwas locker, und er sehe ihr durch die Finger, ein dritter, er versehe schlecht sein Amt, und ziehe mehr Gehalt ein als er verdiene, und wenn ihre Klagen öffentlich vor Gericht verhandelt würden, so würde eben dadurch das Publikum erst recht erfahren, worin ihre schwache Seite besteht, oder was für saubere Sachen sie sich haben zu Schulden kommen lassen, oder ihnen aufgebürdet werden. Besonders würden die Hofdamen mit ihren Klagen erst recht die Aufmerksamkeit des Publikums auf die kleinen Biographien und die Damenhistorien gezogen haben, oder die Männer hätten an ihrer Statt erscheinen, und die Ehre ihrer Ehehälften vertheidigen müssen, welches dann auch wieder seine komische Seite gehabt haben würde, wenigstens in Paris, wo man über die unglücklichen Ehemänner immer zu scherzen pflegt. Um nun den vornehmen Leuten dieses Skandal und Gespötte zu vermeiden, haben die Procureurs du Roi es für rathsam erachtet, ihnen zuvorzukommen, und die Biographen wegen Beleidigung der morale publique gerichtlich zu verfolgen. Bey dem Kriminalprozesse wegen der Biographie der Hofdamen haben sie sogar darauf gedrungen, die Sache sollte der Decenz wegen bey verschlossenen Thüren verhandelt werden; so sorgfältig wollten sie es vermeiden, dem Publikum wissen zu lassen, was dann in jenem Büchelchen wider oder über die Hofdamen gesagt werde. Die Männer der verunglimpften Damen scheinen zwar sehr erboßt gewesen zu seyn, aber sich doch sehr ruhig verhalten zu haben, vermuthlich in der Erwartung der vom Procureur du Roi verheißenen gerichtlichen Verfolgung.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 243.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Oktober 1826.

Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen an's Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend.

Hochzeitsfeyerlichkeiten im Kuhländchen *).

Die Bewohner des Kuhländchens (wovon man die Kunewälder gleichsam als den Mittelpunkt ansehen kann) zeichnen sich in Rücksicht ihrer Sitten und Gebräuche in mancherley Stücken aus. Merkwürdig sind z.B. nebst der ausgezeichneten weiblichen Tracht die ganz eigene Form ihrer Hochzeitsgebräuche.

Das Auffallendste bey der Einrichtung ihrer Hochzeiten ist: daß Braut und Bräutigam nicht, wie fast überall sonst, ihre Gäste gemeinschaftlich laden und bewirthen und sich zusammen beym Hochzeitmahle freuen, sondern jeder Theil seine Verwandten und Nachbaren abgesondert einladet und eine besondere Hochzeitgesellschaft ausmacht, welches allerley Sonderbarkeiten hervorbringt. — Der Gang des Ganzen ist folgender: Wenn der förmliche Heirathsantrag gemacht werden soll, so begibt sich der Bräutigam in Begleitung von einem Paar älterer Männer aus seinen Verwandten oder Freunden zu den Eltern der Braut, wo er bereits erwartet wird und alle Vorbereitungen gemacht worden sind. Die Begleitsmänner machen den Antrag; dieser wird genehmigt, auch wohl schon manche vorläufige Verabredung in Absicht auf den künftigen Ehevertrag, so wie auf den Zeitpunkt der Abschließung desselben getroffen. Dann wird die Braut gerufen und befragt: ob sie mit freyem Willen ihr Jawort gibt? Bey Bejahung dieser Frage geben sie einander die Hand, und der Bräutigam gibt ihr ein Goldstück oder einige Thaler als Wahlschatz und Einigungspfand. Nun wird die Branntweinflasche herumgeboten und dann ein kleines Mahl von Braten, Kuchen u. dgl. verzehrt. — Dieß heißt das Gewißmachen oder auf's gewisse Wort gehen. Bey der feyerlichen Eheberedung oder Zusage versammeln sich die Verwandten und Freunde von beyden Seiten im Ortsgerichte, dessen Mitglieder ebenfalls gegenwärtig sind. Da wird alles Nöthige verhandelt und berathschlagt und darauf der Ehevertrag aufgesetzt. Wenn dieses Geschäft berichtiget ist, so wird von Seiten der Braut, Essen, Rinderbraten mit einer großen Brühe und Kuchen, für die Geschwornen und die nächsten Theilnehmer der Verhandlung gebracht. Zerschlägt sich zufällig die Heirathsunterhandlung, so wird das Essen wieder nach Hause getragen und Niemanden etwas davon gereicht. Gewöhnlich wird die Zusage acht, höchstens vierzehn Tage vor der Hochzeit gehalten. Am Vorabend des Hochzeitsfestes geht der Bräutigam in Begleitung des Brautführers und des sogenannten Vorsprechers (d. h. des bestimmten Sprechers und Vertreters, der bey allen Verhandlungen, sowohl beym Oberamte und Seelsorger als bey allen Hochzeitsfeyerlichkeiten das Wort führt) zu den künftigen Schwiegereltern, um die Braut zu bitten. Diese Verhandlung ist dem weiblichen Theil der Familie eine ganz köstliche Unterhaltung, welche, ob sie sich gleich bey jeder dergleichen Gelegenheit

*) Aus Büschings Sammlungen der Sitten, Gebräuche und Feste der Deutschen.

ganz genau und wörtlich in derselben Form und Einkleidung wiederholt, ihnen doch immer neu und höchst anziehend dünkt. Ehe nun also das vorgeschriebene Schauspiel beginnt, d. h. gegen die Zeit der Abenddämmerung werden alle Thüren verschlossen. Die Anwerber kommen gemeiniglich an die Hinterthür des Hauses, pochen an, werden mit rauhen Worten abgewiesen, fahren fort zu pochen, zu rufen und bey fortwährender Abweisung beginnen sie, gegen die Thür mit alten Töpfen zu werfen *). Endlich wird Gehör gegeben. Die Thür geht auf, und der zweyte Aufzug des Schauspiels beginnt. Die Brautwerber bleiben an der Thür stehen und bitten „als arme Reisende" um gütige Beherbergung. Sie werden bedeutet: „Hier sey keine Herberge; sie möchten zum Richter des Orts gehen u. s. w." Sie halten mit Bitten an; man wendet ein: „Sie möchten wohl Landstreicher und verdächtiges Gesindel seyn, man könne nicht trauen," und so geht das Wörteln eine Zeit lang hin und her. Endlich geben sie sich zu erkennen, werden bewillkommt, und nun werden aus allen Kräften Reden gehalten. Zuerst von dem Brautführer, der eine sehr lange, zierliche und mit allerley Blümchen ausgeschmückte Anrede hält. Deßwegen sieht man bey der Wahl desselben immer auch darauf, einen solchen auszusuchen, der viel auswendig zu lernen und mit hinlänglicher Dreistigkeit herzusagen im Stande ist. Dann kömmt eine zweyte Rede des Vorsprechers, welche allenfalls bey der Stiftung des Ehestandes im Paradiese anfängt, bey der Hochzeit in Kanaan in Galiläa verweilt, sich so allmählig in mancherley Wendungen bis zu dem gegenwärtigen Brautpaare hinspielt, und endlich die geziemende Bitte vorträgt: „daß morgen die ehrsame Jungfer Braut, mit Tugend geziert, möge werden in die Kirche geführt ꝛc." Dann empfiehlt er den Bräutigam und die Seinigen, den Schwiegereltern, Freunden und Verwandten zur Gewogenheit und Freundschaft, welches durch den Vorsprecher von Seiten der Braut gegenseitig geschieht. — Nun ist die Feyerlichkeit zu Ende, und es folgt ein kleines freundschaftliches Mahl.

Am Hochzeitmorgen erscheinen zuerst die von Seiten der Braut geladenen Gäste im Hause derselben zum Frühstücke, welches aus Butterbrod, Branntwein und Kuchen besteht. Wenn aber der Bräutigam mit dem Gefolge seiner Gäste erscheint, so müssen jene der Braut, sie mögen schon gefrühstückt haben oder nicht, den Kommenden Platz machen und aus der Stube weichen, worin nun von jenen das Frühstück eingenommen wird. — Wenn das väterliche Haus des Bräutigams am Wege zur Kirche liegt, so geht die Braut hinein, die Eltern zu herzen und ihren Segen zu erbitten, welches im entgegengesetzten Falle unterbleibt. Nach der Trauung begibt sich die ganze beyderseitige Hochzeitgesellschaft in's Wirthshaus, und daselbst wird nun bis zur Essenszeit, welche im Winter um drey oder vier Uhr Nachmittags, im Sommer auch noch später eintritt, getanzt. Jezt begibt sich jeder Theil mit seiner besondern Gesellschaft in sein Haus.

Sind der Musikanten nur drey, so folgen sie dem Bräutigam dahin; sind ihrer vier, so hat die Braut und ihre Gesellschaft ein Recht auf Einen davon, doch muß der Bräutigam darum ersucht und angesprochen werden. Das Hochzeitmahl besteht in der Regel aus Sauerkraut, Graupensuppe, eingemachtem Kalbfleisch — das um seiner gelben, gewürzten Brühe willen Gelbfleisch genannt wird — Rindfleisch mit Milchkrehn *), Honiggries, d. h. Gries mit Milch gekocht und Honigkuchen (Lebzelten) mit Butter und Honig reichlich übergossen, Rinderbraten und für die Verheiratheten noch ein Schmackessen, Füllsel genannt (bereitet aus Eyern, Käse und etwas Grieskuchen), machen den Beschluß. Nach geendetem Essen nimmt die Braut von ihren Eltern Abschied, welches gemeiniglich mit vielen Thränen und Schluchzen geschieht.

Wenn sie nun aus dem elterlichen Hause fortgehen soll, schließen ihre Gespielinnen im Hausflur um sie einen Kreis und singen ein bestimmtes altes Lied **); gegen Ende desselben geht der Zug singend über die Straße in das Haus des Richters als dem Wirthshause, wo zuerst der Ehevertrag noch einmal abgelesen, dann auf's Neue getanzt wird. Der Bräutigam begibt sich seinerseits mit seinen Begleitern eben dahin; nur wenn die Wohnung der Braut auf seinem Wege gelegen ist, spricht er mit seiner Gesellschaft und Musikanten da ein und führt sie dann mit sich. Wenn nun das Brautpaar und die nächsten Verwandten beym Richter versammelt sind, dann wird der Ehevertrag vorgelesen und alle nähere und entferntere Interessenten befragt, ob sie noch irgend etwas dabey zu erinnern oder einzuwenden haben? — Wenn dieses verneint wird und also der Inhalt als berichtigt und abgethan anzusehen ist, dann folgt die Feyerlichkeit des Aufwerfens. Diese hat folgende Gestalt: Die Braut, Kranzjungfer und das Brautweib setzen sich an einen Tisch, der um dieser Bestimmung willen den Namen Brauttisch behält. Nun treten Bräutigam und Brautführer vor den Tisch; der leztere aber führt das Wort. Das Brautweib fordert den Bräutigam zu Geschenken für die Braut auf. Der Brautführer wirft in dessen Namen einige Groschen auf den Tisch hin. Diese werden nicht angenommen und über die Armseligkeit und

*) Hier zeigt sich wohl der höchst merkwürdige Ursprung des, auch in andern Gegenden so bekannten, Polterabends und des dabey gewöhnlichen Zerwerfens alter Töpfe, welches nun an den meisten Orten ganz von seiner ursprünglichen Einrichtung, die wir hier zu finden meynen, abweicht.

*) Meerrettig mit Milch.

**) Leider nicht mitgetheilt. Auch Meinert in seinen Volksliedern des Kuhländchens gedenkt desselben nicht.

Knickerey bey dieser Gabe wird weidlich geschimpft. Er gibt dann in mancherley Abstufungen immer etwas mehr, und es folgt verhältnißmäßig dieselbe zurückweisende Erwiederung. Endlich, wenn dieses Markten und Streiten lange genug gedauert hat, so erfolgt nun das eigentliche, der Braut bestimmte Geschenk, welches gemeiniglich in fünf Thalern besteht. Nun werfen die nächsten und entfernteren Verwandten, die angesehensten Gäste, dann die Gespielinnen der Braut, Jedes ein Stück Geld auf den Tisch, und dieser gesammte, durch das Aufwerfen eingekommene Schatz macht ihren Schatz aus. Nun geht das Tanzen wieder an und dauert bis in die Nacht. Der Bräutigam darf aber, nach der bestehenden Sitte, keinen Antheil daran nehmen, sondern sitzt mit den Männern hinter dem Tische, die Braut hingegen tummelt sich wacker herum. Wenn nun die Zeit des Weggehens kömmt, so geht die Braut von einem Gaste zum andern herum, schlägt um jeden ihren bräutlichen Mantel, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und erhält von demselben ein Stück Geld. Diese Form des Einhebens des Geldes heißt „herzen geben.“ — Anzuführen ist auch noch, daß fast alle Verwandtinnen des Hauses bey dieser Gelegenheit Köchinnen, oder wie man es, um des wichtigen Hauptgeschäftes, des Kuchenbackens willen nennt, Bäckerinnen sind, bey großen Hochzeiten zumal, wohl zehn bis zwölf oder noch mehr an der Zahl. — Im Sommer wird dazu im Garten ein Zelt von umgehängten Tüchern aufgeschlagen und dort eine Garküche gemacht. Bey Bauern sind wohl zehn oder mehr Tische besezt, und zwar gewöhnlich jeder mit zwölf Personen. Zu Kuchen und Gries werden dann wohl zehn Metzen Weizen verbraucht. Zuweilen schlachtet man auch ein selbst gezogenes Stück Rind. Bey dem Bräutigam ist in Rücksicht der Kleidung (die in einem licht- oder dunkelblauen, zuweilen bey Angesehenern auch violetten Kleide von ziemlich feinem Tuche besteht) nichts besonderes anzuführen. Bauernsöhne tragen dabey gewöhnlich über die Schultern ein mit Rosen von Bändern und Messingdrath geziertes Gehänge, einen bloßen Degen und einen Stock.

Auszeichnend sind bey dem Anzuge der Braut und der Kranzjungfer erstens: der Kopfputz, welcher darin besteht, daß über dem gewöhnlichen rothen Bande, welches die Vorderhaare umgürtet, eine halbzirkelförmige messingene übersilberte Krone, hier Bärtel genannt, angebracht wird; hinter dieser ein von grüner Seide geflochtener, breiter Zopf; an diesen werden über das ganze Hinterhaupt hin und her gewundene rothe Bänder, welche dasselbe ganz bedecken und keine Haare sehen lassen, befestigt. Diese Kopfzurichtung heißt geschnürt. In der Mitte des Bändergeflechtes sizt bey der Braut ein Rosmarinkranz, bey ihrer Gespielin ein Flitterkranz mit buntem Glase verziert. Ferner das Hemd, welches lange bis an die Knöchel reichende, ungestärkte Aermel haben muß, da doch sonst ein steif und blau gestärktes Hemd einen wichtigen Theil des dasigen Staates ausmacht. Endlich ein mit Pelzwerk ausgeschlagener und gefütterter Mantel von schwarzem Zeug, Schaub *) genannt, den außer diesen Beyden auch noch das Brautweib, selbst wenn es auch noch so warm ist, trägt, und der überhaupt das Ehren- und Feyerkleid ist, welches bey jeder wichtigen und feyerlichen Gelegenheit erscheint, indem die Gevatterin, von der das Kind zur Taufe getragen wird, so wie die Wöchnerin bey der Kirchfahrt damit bekleidet seyn müssen.

---

*) Ist die alte deutsche Benennung. So kommt in den Reichsstädten, besonders in Nürnberg, die frühere Benennung Schaubenbraut vor.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. Sept.

(Beschluß.)

Nicht so haben es die Schriftsteller gemacht; denn als der Dichter Armand Gouffé in der Biographie des gens des Lettres gelesen hatte, er sey ein Trunkenbold, und treibe sich in den Kneipen umher, eilte er stracks zum Verleger, und verlangte den Namen des Verfassers, oder im Weigerungsfalle einen Duell; der Verleger, der lieber einen Namen hergeben, als sein theures Leben auf's Spiel setzen wollte, trug kein Bedenken, den Autor zu nennen, und seine Wohnung zu bezeichnen. Flugs läuft Armand Gouffé zu diesem; er findet einen jungen Mann: Sind Sie der schändliche Verläumder, der u. s. w.“ Der junge Mann, im Beyseyn seiner Mutter, verneinte und behauptet, er wisse nichts von der besagten Biographie. — Nun so soll mir der Verleger Rede stehen, ruft A. Gouffé und eilt die Treppe hinunter. Auf der Gasse läuft ihm der junge Mann nach. Er habe, sagt er, geläugnet, weil er seiner Mutter keine Unruhe habe verursachen wollen; nun müsse er aber doch gestehen, er sey der Verfasser der biographischen Notiz über Armand Gouffé; es solle ihm leid thun, wenn er etwas Unrichtiges und Beleidigendes gesagt habe. Armand Gouffé verlangt auf der Stelle einen Widerruf seiner verläumderischen Behauptungen. Der junge Mensch stellt diesen Widerruf aus, und Armand Gouffé bringt denselben sogleich nach den Zeitungsbureaux, die ihn dann auch einrückten. Es heißt darin, der Verfasser sey durch einen liederlichen Mann getäuscht worden, der sich fälschlich für Armand Gouffé ausgegeben, und den Namen dieses geschäzten Dichters durch sein gemeines Betragen entehrt habe. Man hat wirklich noch von einem andern Schriftsteller erzählt, der von dem jungen Mann einen Widerruf verlangt habe, weil der Biograph ausgesagt habe, der dümmste Streich, den jener Schriftsteller in seinem Leben gethan, sey derjenige gewesen, daß er sich verheirathet habe. Allein von diesem Widerrufe, falls er ausgestellt worden, ist nichts in den Zeitungen erschienen; es würde auch sonderbar gelautet haben: der Biograph habe sich geirrt und Hr. N.N.°° habe durch seine Heirath einen recht klugen Streich begangen. Bey diesen Vorfällen hat man doch erfahren, daß die Verfasser der meisten jener Zwergbiographien armselige unbekannte Schriftsteller sind, die von eben so armseligen gierigen Buchhändlern in Bewegung gesetzt worden waren. Skandal zu erregen, um Geld zu gewinnen, scheint beyderseits Hauptzweck gewesen zu seyn. Freylich muntert das lüsterne pariser Publikum zu solchen Unternehmungen auf; und so gern gewisse Leute auch den biographischen Skandal auf Rechnung der jetzigen Preßfreyheit schieben möch-

ten, um dadurch wieder neue Unterdrückung zu befördern, so können sie doch nicht läugnen, daß auch schon lange vor der Revolution ganze Sammlungen von Anekdoten aus dem Privatleben bekannter Personen in Frankreich im Umlauf waren. Man kennt allgemein die Anecdotes à la main, die Memoires de Bachaumont, und die Grimmsche Korrespondenz, womit sogar deutsche Fürsten und Fürstinnen ergözt wurden. Würde also die Presse auf lange Zeit wieder eingezwängt, so würde man wahrscheinlich auch wieder solche Anecdotes à la main umhergeben sehen, die dann im Geheimen verläumden könnten, ohne daß manchmal die beschuldigten Personen etwas davon erführen, und im Stande wären, die Verläumder zur Rechenschaft zu ziehen, und sich vor dem Publikum zu vertheidigen. Da nun das Erscheinen der Biographien eine Tagesbegebenheit gewesen ist, so haben die Vaudeville-Dichter die Gelegenheit vom Zaune gegriffen, und auf die Bühne des Variétés-theaters ein kleines Stück gebracht, das den Titel die kleinen Biographien führt, und eine Familie guter Menschen darstellt, die durch das Erscheinen der kleinen Biographien in die größte Verwirrung und Uneinigkeit gebracht werden. Die Tochter vom Hause soll nämlich einen jungen Advokaten heirathen; allein aus der eben erschienenen Advokatenbiographie erfährt sie, daß der Bräutigam ein leidenschaftlicher Spieler ist; die Ehe wird also rückgängig gemacht, und die Verbindung mit dem Freyer abgebrochen. Weiter erfährt man aus einer Künstlerbiographie, daß der Klaviermeister seine Schülerinnen zu verführen pflegt: also wird diesem der Abschied gegeben. Zulezt finden auch der Herr und die Frau vom Hause arge Noten über sich selbst in andern kleinen Biographien; indessen hat der abgewiesene Bräutigam, der um einer Zwergbiographie willen nicht geneigt ist, seine Braut zu verlieren, den Biographen aufgesucht, und ihn nach Armand Gouffés Beyspiel zum Widerrufe genöthigt: es ergibt sich, daß ein verabschiedeter Kammerdiener alle diese Verläumdungen in die neuen Biographien gestreuet hat. Die Familie hält es fürs Beste, die Biographien zu vergessen: Ruhe und Friede kehren wieder heim. Das kleine Vaudeville hat, obschon es nur ein Gelegenheitsstück ist, und beynahe von der Polizey bestellt worden zu seyn scheint, sehr gefallen, weil es mit Wiz angelegt und durchgeführt und nicht ohne dramatisches Interesse ist. Die Biographienseuche hat sich bereits von der Hauptstadt aus in die Provinzen verbreitet. So ist nach dem Muster der pariser Lebensnotizen eine ähnliche zu Lyon erschienen, worin sich ein Schriftsteller dieser Stadt gewaltig angegriffen fühlt; denn er hat in einem lyoner Tagesblatte: l'Indépendant angekündigt, daß wofern der Biograph binnen 8 Tagen seine Verläumdungen nicht widerrufe, er ihn für einen Ly—t hielte. Ich habe die darauf folgenden Blätter durchgesehen, aber keinen Widerruf darin gefunden. Der Biograph scheint also den Ly und Of—t auf sich haben sitzen lassen; vermuthlich hat er gedacht, daß man im Grunde daran doch nicht stirbt.

Dg.

Dresden, 30. Sept.

Die vergangene Woche zeichnete sich durch die hier gehaltene Versammlung der Naturforscher und Aerzte Deutschlands aus. Es war die fünfte seit der durch den genialen Oken geschehenen Stiftung dieser Gesellschaft. Mit der größten Liberalität war von der sächsischen Regierung, wie bereits früher in Leipzig, so auch dieses Mal hier Alles geschehen, was zu Beförderung und Anmuth gereichen konnte. Der große Versammlungssaal in dem vor Kurzem erst auch im Aeußern sehr anständig wieder ausgeschmückten Landhause (dem Versammlungsorte der Stände) nebst den angränzenden Zimmern war für die Sizungen der Gesellschaft überlassen, und von den hiesigen Ordnern derselben mit den schönsten fremden Bäumen und Pflanzen auf's reizendste und passendste ausgeschmückt worden. Diese Ordner waren der Hofrath Seiler als Präses und der Prof. Carus als Sekretär, und man kann nicht rühmlich genug die Aufmerksamkeit und Sorgfalt erwähnen, womit auch von ihrer Seite Alles für diese Vereinigung geschah. Am 18ten September früh um 9 Uhr nahmen die Sizungen ihren Anfang. Um eine ungeheure Tafel saßen die Aerzte und Naturforscher, und hinter ihnen standen und saßen die in großer Anzahl bey geöffneten Thüren zuströmenden Zuhörer. Der erstern Fremden, welche aus allen Gegenden Deutschlands, ja selbst aus Leyden, herbeygeströmt waren, zählte man 53, wozu noch eine sehr reiche Zahl der hiesigen kamen, welche sich sehr fleißig einfanden, und nicht wenige köstliche Gaben mitbrachten. Nach einigen Vorbereitungen begannen die Vorlesungen, welche der Professor Treviranus aus Breslau eröffnete. Es würde zu weitläuftig werden, Ihnen hier ein Verzeichniß aller der Mannichfaltigkeiten, anziehenden, belehrenden und gründlichen Vorträge mitzutheilen, welche in diesen Tagen (denn die Sizungen währten die ganze Woche hindurch bis zum 23. Septbr. und es trat nicht die kleinste Pause ein) mitgetheilt wurden, späterhin wird das Nähere darüber, wie bisher die Isis mittheilen. Ich kann hier nur kürzlich erwähnen, daß besonders die Vorträge Okens, Wilbrands, Lampadius, Breithaupts, Carus, Reichenbachs u. s. w. anzogen, auch sprach der Hofr. Böttiger sehr beherzigenswerthe Worte über eine neue Uebersezung der Naturgeschichte des Plinius, als für unser encyklopädisches Jahrhundert ganz geeignet.

Sämmtliche hiesige königl. Sammlungen waren den Fremden mit der größten Bereitwilligkeit geöffnet und es bildeten sich in den Früh- und Nachmittagsstunden einzelne Kreise, welche sie besuchten und gern darin verweilten. Vor allen aber erwähne ich des Festes, welches die hiesigen beyden Gesellschaften für Mineralogie und Naturforschung im Verein den lieben Gästen auf dem Linkeschen Bade an der Elbe veranstaltet hatten. Es war ein Mittagsmahl von 120 Personen, indem auch noch mehrere ausgezeichnete Einheimische, z. B. der durch die oberste Leitung der Heil-Anstalt auf dem Sonnenstein hochverdiente Konferenz-Minister von Nostiz, sämmtliche Inspektoren der Sammlungen, einige Professoren der hiesigen Akademien u. s. w. geladen waren. Um 1 Uhr fuhren Gäste und Wirthe von dem Elbufer an der Brücke aus in 12 segelgerüsteten Gondeln mit einer zahlreich besezten Musik dem gastlichen Orte zu, wo sie ebenfalls von bereits dort Versammelten mit Kanonendonner, Musik und einem lauten Hurrah begrüßt wurden. Der schönste Herbsttag begünstigte die Fahrt und der fröhliche Empfang bestimmte gleich die Heiterkeit für das ganze Mittagsmahl. Wirthe und Gäste paarten sich, das Gespräch war allgemein und lebendig, geistreich und belebt, und die drey Gedichte, welche Tiedge, Th. Hell und Karl Förster — welche sämmtlich mit zugegen waren — dazu beygetragen hatten, erhöhten Freude und herzliche Mittheilung nicht wenig. Doktor Hedenus recitirte ein schönes lateinisches Gedicht, welches dann gedruckt vertheilt wurde, heitere und innige Toasts flogen hin und her, rauschendes Lebehoch ward dem Könige, den wohlwollenden Behörden, den Gästen, den Wirthen, der Wissenschaft, allem Schönen und Guten gebracht, und erst spät gegen Abend trennten sich die auch mit Speise und Trank wohlgelezten Gastgenossen. Andre Mittags- und Abendessen waren bey den hiesigen angesehensten Aerzten und Freunden der Natur veranstaltet gewesen, und so durfte man hoffen, daß den Versammelten die verlebte Woche in jeder Art des edlern geistigen und leiblichen Genusses recht erfreulich verstrichen sey.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Oktober 1826.

Was ist der edlen Seele größte Qual?
Sich würdiger zu fühlen, als das Leben.

Das Gottesurtheil.

Geschichtliche Novelle von Fr. Laun.

I.

Bis tief in die Nacht dauerte schon das Bankett, welches Graf Peter von Alençon auf seinem geräumigen Schlosse veranstaltet hatte. Es galt hauptsächlich einigen durch mächtige Waffenthaten weit und breit berühmt gewordenen Rittern, zu denen auch die Herren von Boucicaut und Robinet von Boulogne, ein Ehrenritter des Königs von Frankreich, gehörten. Herrlich glänzte das Gold und Silber des Tafelgeschirrs im Scheine der zahllosen Kerzen, aber viel anmuthiger noch strahlten die blühenden Frauen, welche den reichen Schmuck, worin sie prangten, durch die süße Glut ihrer Wangen und Augen weit überboten. Wenn die fremden Gäste die Anwesenden mit Erzählung der ihnen auf ihren Ritterfahrten vorgekommenen Abenteuer schon ergözten, so erhöhten sie gewöhnlich das allgemeine Vergnügen noch besonders dadurch, daß sie die Vorzüge der Frauen an dieser Tafel vor denen an mancher weit größern, ja wohl königlichen, auf feine Weise in's Licht zu stellen suchten. Gern bezahlte der stolze Graf die ihm schmeichelhaft erscheinenden Lobsprüche mit den köstlichsten Weinen und es würde den lustigen Zechern vielleicht kein einziger unerfüllter Wunsch für diese Festnacht übrig geblieben seyn, hätten auch die anwesenden Frauen und Jungfrauen die Freuden des Bechers minder gescheut, in denen jene sich immer mehr berauschten. Eleonore, die zwanzigjährige Gemahlin des Ritters Johann von Carouges, die reizendste unter allen, war durch die eifrigsten Bitten ihres jungen schönen Nachbars, Jakob le Gris, und des fröhlichen Wirthes selbst lange nicht zu bewegen, auch nur die Lippen mit Weine zu netzen. Da wendete sich endlich der Graf von Alençon an den Ritter Johann mit den Worten: „Allerdings ist Enthaltsamkeit eine treffliche Tugend, zumal bey den Frauen. Zu viel aber wird ewig zu viel bleiben. Helft daher der Schmach ab, welche meinem Keller von Eurer Ehegenossin wiederfährt und laßt sehen, lieber Carouges, ob sie Euch besser zu Willen lebt als uns Andern."

Da bezwang der Ritter mit einem einzigen bittenden Blicke den zeitherigen Widerstand seiner Gemahlin. Das Frohlocken darüber war allgemein.

„Auf Euer glückliches Hausregiment, Herr Ritter!" rief Boucicaut. Mit lautem Jubel leerten alle Männer die Becher und Carouges, durch manchen zu sich genommenen Trunk in eine erhöhte Stimmung versezt, konnte sich des Rühmens der Tugenden seiner Gattin so wenig enthalten, daß das Gesicht der bescheidenen Dame mehr als einmal in Flammen auflodern zu wollen schien und ihre dunkelbraunen brennenden Augen gar nicht mehr zum Vorschein kamen.

„Und solch einer trefflichen Gemahlin, hub jezt Ritter Robinet an, konntet Ihr so lange schon die Genugthuung versagen, ihres Namens Ruhm auch in andern Gegenden verbreitet zu sehen? Im ledigen Stande nahmet Ihr Euch

galanter, lieber Carouges. Damals brachen wir zusammen manche Lanze für Fräulein, die nicht halb so viel werth waren. Drum dünkt es mich ein wahres Unrecht an dieser Frau, daß Ihr nicht wenigstens dasselbe thut für sie."

„Nein, nein, sprach Robinet zur Frau von Carouges, als diese seine Vertheidigung übernehmen wollte, entschuldigt ihn nicht. Ein Ritter, wie er, darf nicht waffenfaul werden in diesen Jahren, wenn es dem Ruhme seiner Gemahlin gilt."

„Das denke ich auch, versezte Boycicaut. Und weil ein wackrer Mann seine Schulden lieber heute als morgen abzutragen pflegt, so thue ich Euch den Vorschlag, noch in dieser Nacht mit uns heimzuziehen nach Navarra, Arragonien und vielleicht noch weiter. An Gelegenheit zu Uebung unserer Ritterschaft soll es, denke ich, nicht fehlen."

„Wohlan, rief Carouges mit Begeisterung, hier meine Hand," daß ich Euch begleite zum Ruhme meiner Eleonore. Und weil die Schönheit in vielen Fällen ein gar schwankendes, zweydeutiges Ding ist, höchst selten von Allen anerkannt, die ächte Tugend aber wie die Sonne der allgemeinsten Anerkennung entgegensehen kann, so soll ihre Schönheit dießmal ganz bey Seite bleiben und nur die Tugend meiner Eleonore der Denkspruch meines Schildes werden, wie er auch in meinem Herzen steht. Ihr erlaubt mir solches doch, gnädiger Herr?" fügte er hinzu, nach dem Grafen von Alençon gerichtet.

„Wie möchte ich, antwortete dieser galant, dem wackern Carouges die Verbreitung meines eigenen Glanzes verweigern? denn gereicht es nicht mir ebenfalls zum Ruhme, wenn der Tugend Eurer Dame auch in fernen Landen der Preis errungen wird."

Aber der Entschluß des Ritters, seine Heimath zu verlassen, die Anstalten, welche wegen Nachsendung seiner Bedürfnisse zu dieser Fahrt und zu Sicherung seiner Gemahlin in seiner Abwesenheit getroffen wurden, damit er sogleich die fremden Reisenden begleiten könne, verwundeten die schöne Eleonore um so tiefer und schmerzlicher, je weniger sie auf das Alles vorbereitet gewesen war. Als es darauf zur wirklichen Trennung kam, da konnte sie ihrer Wehmuth nicht gebieten und schlug die schönen Arme um die Schultern ihres Gemahls und sprach: „Ach, mein theurer Herr, wie mochtet Ihr also mich betrüben?"

„Betrüben!" rief er unwillig und vom starken Genuß des Weines der Bekümmernisse enthoben, die sonst wohl selbst in ihm emporgestiegen seyn würden; „Als ob einer Rittersfrau dieses Landes der Ruhm nicht ebenfalls das Höchste seyn sollte!"

„Der höchste Ruhm der Frauen, antwortete sie, ist die tiefste Ruhe ihres Gewissens."

„Und gesezt es wäre so, was habt Ihr für diese Ruhe von meiner Reise zu fürchten?" fragte der Ritter. Dabey funkelte unter den zusammengezogenen buschigen Augenbrauen sein Zorn so mächtig hervor, daß sie heftig erschreckend zurücktrat und mit Demuth antwortete: „Nichts."

Doch als er drauf sich anschickte, sie ohne weitern Abschied zu verlassen, da holte sie ihn wieder zurück und sprach: „Sobald als möglich aber kehret mir heim und bedenkt, daß jeder Augenblick Eurer Abwesenheit ein Augenblick der Todesangst für mich seyn wird, daß all die mannigfachen Gefahren, die Euer Leben bedrohen können, auf das meinige wirklich einstürmen müssen! O mein Johann, möchte dieser Gedanke wenigstens zuweilen mein Vertreter seyn bey Euch!"

Und der Ton und Blick ging dem Ritter mächtig an's Herz. Mit Innigkeit preßte er die Tiefbetrübte an sich und eröffnete ihr, daß er seinem treuen Knappen Raimund von Douai die Aufsicht über ihren Wohnsitz, das Schloß Argenteil, anzuvertrauen denke. Drauf fuhr er fort: Um dir, mein Herz, auch Gelegenheit zu munterm Scherze zu verschaffen, will ich meinem Freunde le Gris eine Art von Oberaufsicht über das Schloß ertheilen. Sein ewig froher Muth, seine glücklichen Einfälle werden dir dann gewiß manche Stunde erheitern. Auf mein Bitten versteht er sich sicher dazu."

Aber Eleonore lehnte das mit solch einem Ernste ab, daß Ritter Carouges Auge unwillkürlich nach dem in der Ferne stehenden le Gris aufschaute. In der offenbaren Verwirrung, mit der dieser die, der schönen Frau zugekehrten glühenden Blicke zur Seite wendete, glaubte er auch den Aufschluß über seiner Gemahlin Widerwillen gegen ihren vorigen Tischnachbar zu erblicken, küßte sie mit dankbarer Inbrunst, nahm dann Abschied vom Grafen und gesellte sich zu den seiner unten bereits harrenden Rittern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Zweykampfs.

Griechisches Duell.

(Aus der griechischen Zeitung der Gesetzesfreund.)

Zwey junge Sulioten von der Garnison von Missolunghi geriethen bey Tisch in Streit und waren eben im Begriff in's Freye zu gehen, um sich zu schlagen. Mit einem Mal aber begann der jüngere von Beyden, der einige Zeit nachdenkend dagestanden, den andern mit folgenden Worten anzureden: „Bruder, ich halte dich für tapfer „und meyne daher, daß wir nicht im Kampfe gegeneinander schimpflichen Tod suchen sollten. Das Vaterland hat „der Feinde genug; laß uns gegen diese ausziehen, und auf „dem Felde der Ehre zeigen, wer von uns der tapferste sey." Ich bin es zufrieden, erwiederte der andere, und alsbald

sah man die beyden Gegner die Stadt verlassen und mit gezogenem Säbel gegen das Lager der Türken ausziehen. Der ältere von ihnen fiel, von einer Kugel getroffen, nachdem er mit eigner Hand fünf Feinde niedergemacht hatte. Der jüngere, der schon zehn Feinde niedergeworfen hatte, sieht nicht sobald seinen Gegner sinken, als er zu ihm hineilt, ihn auf seine Schultern lád't und mit der traurigen Bürde in die Trancheen zurückeilt, von vielen ihm nachgesandten Schüssen nur von einer Pistolenkugel gestreift.

* * *

Grundsätze Kaiser Joseph's über den Zweykampf.

„Herr General! den Grafen von K. und den Haubtmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend und eingenommen von seiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen; der Haubtmann ist ein alter Kriegsknecht, welcher jede Sache mit Degen oder Pistolen berichtigen will, und das Kartel des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte. Ich will und dulde aber keinen Zweykampf bey meinem Heere, verachte die Grundsätze derjenigen, welche ihn zu rechtfertigen suchen und ihren Gegner mit kaltem Blute durchboren.

Wenn ich Officiers habe, welche sich mit bravour jeder feindlichen Gefahr blos geben, bei jedem Falle Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriffe und in der Vertheidigung zeigen, so schätze ich sie doch: die Gleichgiltigkeit, welche sie bei solchen Gelegenheiten gegen den Tod äußern, dienet ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich. Wenn aber darunter Männer sind, welche Alles der Rache und dem Hasse gegen ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben. Ich halte einen solchen Menschen für nichts besseres, als einen Römischen gladiator. – Veranstalten Sie ein Kriegsgericht über diese zwei Officiers; untersuchen Sie mit derjenigen Unpartheylichkeit, welche ich von jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streites; und wer hiervon am meisten Schuldtragend ist, der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze! Eine solche barbarsche Gewohnheit, welche dem Jahrhunderte der Tamerlan's und Bajazeth's angemessen ist, und oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt hat, will ich unterdrückt und bestraft wissen, sollte es mir auch die Hälfte meiner Officiers rauben! Noch gibt es Menschen, welche mit dem Charakter von Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthanen vereinpaaren; und das kann nur der seyn, welcher die Staatsgesetze und Religion verehrt!“

Ioseph.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 30. Sept.

(Beschluß.)

Auch die Bühne hatte in dieser Woche ein Paar ihrer ausgezeichneten Darstellungen bereitet. Wir sahen Wallenstein und Alexander und Darius, welchem leztern der jezt hier anwesende Dichter des Trauerspiels beywohnte. Eben so ward auch Rossini's Matilde di Schabran gegeben, und der Palazzesi jugendlich frische Stimme, Zezi's schöner Baß, Pesadori's mild sich einschmeichelnder Tenor, und Benincasa's herrliches komisches Talent erfreuten alle Zuhörer. Auch hat die italienische Oper in dieser Zeit eine sehr schätzbare Acquisition an der aus Paris hieher gekommenen Sängerin Sgra. Schiasetti gemacht. Sie ist zwar bis jezt nur ein Mal, nämlich als Isabella in der Italiana in Algeri aufgetreten, aber mit Vergnügen sieht man ihrem fernern Spiel entgegen. Ihre Stimme ist ein sehr angenehmer Alt, der Kraft genug für bedeutende Tiefe, aber auch eine sehr liebliche Höhe hat. Der Wohllaut derselben ist ansprechend, vor Allem aber ist die treffliche Methode ihres Gesanges zu rühmen, welche Neuheit mit Gründlichkeit, Gewandtheit mit Solidität verbindet. Die kleinen Kunstgriffe des Mezza voce hat sie so schön in ihrer Gewalt, daß Dem. Sonntag kaum etwas lieblicheres würde vorzaubern können. Hierzu kommt ein sehr belebtes, aber ungemein anständiges Spiel, welches durch ein sprechendes Auge und regelmäßige Gesichtsbildung noch gehoben wird. Dem Vernehmen nach sollen wir bald mit ihr den Crociato von Mayer Beer zu erwarten haben.

Im deutschen Theater machte die Darstellung der bezauberten Rose, Oper von Gehe, Musik von Wolfram, großes Aufsehen. Der Tonsetzer leitete die Aufführung selbst, und ward nach derselben mit allgemeinem Beyfalle gerufen. Der Text ist nach Schulze's bekanntem Gedichte, jedoch unter den Modifikationen, welche die Oper nothwendig machte, mit Bühnenkenntniß und Anmuth gearbeitet. Die Musik zeichnet sich durch Klarheit, Einfachheit, Melodienreichthum und Benutzung der dramatischen Effekte, weniger jedoch durch Kühnheit der Gedanken und Harmonieverkettungen aus. Am meisten scheint sie mir sich dem Style in Winters trefflichem Opferfeste zu nähern, und besizt mithin so viele Vorzüge, daß sie zu den gelungensten Tonsetzungen der neuern Zeit gerechnet werden kann. Dieß bewährte sich auch bey der dreymaligen Wiederholung derselben, welche stets ein gefülltes Haus, troz der großen Sommerhitze und fortgesezten Beyfall gab. Die Arbeit des Maschinisten und Dekorationsmalers — man nannte uns als den leztern Herrn Arrigoni — bewährte sich aber auch darin, und hatte manche überraschende Wirkung hervorgebracht. Die Damen Veltheim und Devrient, so wie Herr Bergmann, welche die Hauptpartien darin vortrugen, erwarben sich wiederholten Beyfall. Die Oper wird sich gewiß auf dem Repertoir halten.

Ein sonderbarer Vorfall beschäftigt in dieser Woche die Neugierde. Am Sonntage in der Nacht hat ein kecker Dieb in der hiesigen Frauenkirche die festesten Behältnisse gesprengt, und silberne Gefäße und Geräthschaften daraus entnommen, die er bereits eingepackt, um sie mit sich zu nehmen. Unstreitig hat ihn das Anbrechen des Tags in seinem nächtlichen Werke gestört. Als nämlich am Sonntage früh der Kirchner, um das Innere derselben einem Fremden zu zeigen, zur ungewöhnlichen Zeit in die Kirche will, kann er die gewöhnliche Eintrittsthüre nicht öffnen. Er geht also zu einer entgegengesezten herein, riegelt sie aber sogleich wieder zu. In der Kirche vorschreitend, findet er nun den Diebstahl, und die erstre Thür von innen angebunden. Er eilt fort, um Anzeige zu machen, bemerkt aber

daber noch, daß der Riegel der zweyten Thür noch vorgeschoben ist, folglich Niemand während dieser Zeit aus der Kirche entwischt seyn konnte. Man trifft nun sogleich alle Anstalten, indem man vermuthen mußte, daß sonach der Dieb nur gestört worden, und noch in der Kirche irgendwo verborgen sey. Die Polizeybehörde untersucht die ersten beyden Tage Alles auf's Genauste, läßt während der Nacht in der Kirche wachen u. s. w., es findet sich aber nichts, und zeigt sich vom Diebe keine Spur. Nun rücken am Mittwoche 24 Mann Soldaten in die Kirche, zur gemeinschaftlichen Untersuchung, eine Schaar Essenkehrer befährt die vielen Essen der Betstuben darin; vergebens! Und doch hört man in der Nacht, wo mehrere Wächter darin wachen, ein Schlürfen in den obern Gängen, findet auch einige dort aufgestellte Schemel aus ihrer wohlbemerkten Lage verrückt. Es wird daher am Donnerstage mit mehr als 100 Mann Soldaten die Kirche von Neuem auf's genauste durchsucht, aber nirgends etwas gefunden. Nun trat gestern das Michaelisfest, und mit ihm die Nothwendigkeit ein, Gottesdienst in der Kirche zu halten. Da es nun immer noch ungewiß blieb, ob der Dieb nicht dennoch bereits früher wieder sich aus der Kirche begeben habe, als der Kirchner eingetreten war, so hielt man es mit Recht für das Beste, den Gottesdienst nicht zu stören, und gestern strömte die Menge wieder in die Kirche und aus derselben, wodurch denn nun freylich die Entdeckung auf diese Art unmöglich geworden. Doch hat der Thäter nichts mit sich hinweggebracht, der Diebstahl ist also nicht eigentlich als vollzogen anzusehen. Ein wahres Volksschauspiel war es aber, während dieser vier Tage die Gruppen der Neugierigen zu betrachten, die sich von früh bis Abends schaarenweis um die Kirche aufgestellt hatten, und erwartungsvoll von den Schwellen bis zur Thurmspitze hinaufblickten, wo etwa der Kopf des Thäters hervorschauen möchte.

Guido.

Rom, 16. Sept.

Nach einer beynahe dreymonatlichen, ununterbrochenen Hitze von stets vier-und-zwanzig bis sechs-und-zwanzig Grad Reaumür, während welcher auch nicht ein einziger Tropfen Wasser gefallen ist, hat sich endlich mit dem Anfange dieses Monats das Wetter umgesetzt. Nun regnet es fast alle Tage, und meistens unter sehr heftigen Gewittern. Trotz dem hat sich die Luft noch immer nicht abgekühlt, denn das Thermometer steht fortwährend von zwanzig bis zu vier-und-zwanzig Grad. Bisher hatte man, ungeachtet der vielen Hagelschläge, welche strichweise ganze Weinberge ruinirt haben, gute Hoffnung vom Weinstocke gefaßt; jezt läßt sich befürchten, daß die fortwährende Nässe eine endliche Reife verzögern, oder gar unmöglich machen werde. Ob es gleich nicht an Wein fehlt; so wäre dennoch, unter den jezigen Umständen, der dießjährige Mißwachs ein Landesunglück. Die Bosheit würde sich dieses Umstandes bedienen, um Besorgniß unter dem Pöbel zu erregen, da ohnehin, Troz aller Verordnungen der Regierung, das Brod aufgeschlagen, auch das Oel theuer geworden ist. Lezteres sieht man als Folge des lezten päpstlichen Edikts an, durch welches dieses nothwendige Lebensbedürfniß wohlfeiler gemacht werden sollte, von der Habgierde aber dergestalt umgangen worden ist, daß es gerade die entgegengesezte Wirkung hervorgebracht hat. Derselbe Fall ereignete sich vor zwey Jahren mit der Fleischtaxe. So reicht sich die Schlechtigkeit gegenseitig die Hände, um selbst die wohlthätigsten und edelsten Bestrebungen der Regierung zu vereiteln. Dahin gehört die Aufmerksamkeit, welche sie auf die Reinigung der Gassen verwendet hat, und die in den ersten beyden Jahren der Thronbesteigung des jezigen Papstes eine heilsame Wirkung hervorgebracht hatte. Es ward nicht nur reiner und allgemeiner gefegt, sondern auch vor dem Fegen gesprengt, was nie vorher geschehen war. Dieses Jahr sieht man wieder die alte Saumseligkeit eintreten. Die Hauptgassen und Hauptpläze werden freylich so ziemlich rein gehalten, obgleich auch diese, in Vergleichung mit Turin, Mailand, Venedig, besonders mit Wien u. s. w. noch immer schmuzig zu nennen sind; dagegen bieten die kleineren Gassen (Vicoli) ein solches Bild des Unraths dar, daß es jeden Begriff übersteigt. Wird man nicht endlich einsehen lernen, daß zwischen der körperlichen und moralischen Reinigkeit die innigste Wechselwirkung herrscht? Wie kann ein Pöbel, der den ganzen Tag bis über den Knöchel in Staub und Pferdemist herumwaten muß, und dessen Körper Sommers von Ungeziefer aller Art dergestalt zerfressen wird, daß er wie mit Ruthen gepeitscht aussieht, edler Gesinnungen fähig seyn, wenn er sich stets von diesem Ungemach gequält fühlt? Im grellsten Widerspruche damit steht die musterhafte Kleiderreinlichkeit des hiesigen Volks, eine Reinlichkeit, in welcher es den Pöbel aller übrigen Länder übertrifft. Aber des Ungeziefers kann sich, bey dem Schmutze der Gassen, bey der Hitze und langanhaltenden Trockenheit, und besonders bey der Scheu vor jedem Wassersprengen, wodurch, wie man glaubt, Feuchtigkeit und mit ihr die Aria cattiva erzeugt wird, Niemand erwehren; ja das Volk scheint dagegen gänzlich abgehärtet zu seyn. So kömmt es, daß, troz der eben erwähnten Kleider-, besonders Hemdenreinlichkeit, sich nicht allein auf dem Leibe des Pöbels, sondern selbst rechtlicher, wohlhabender Handwerker, ein gewisses Ungeziefer befindet, und von ihnen, wenn auch nicht vorn auf der Gasse, doch auf den Balconen der Hinterhäuser öffentlich und Angesichts aller Nachbaren abgesucht und getödtet wird, welches in Deutschland jedem, der damit behaftet ist, zur Schande gereicht. Die Kopfreinigung ist gar eine Handlung, aus welcher Niemand öffentlich ein Hehl macht. Der Schmutz der Gassen wird nicht eher aufhören, als bis die Regierung die Reinigung derselben den Einwohnern auferlegt, übrigens aber den Unrath von den Gefangenen fortschaffen läßt, statt daß man, wie bisher, diesem über alle Beschreibung frechen und faulen Geschmeiße dazu die Karren nachführt. Auch müßte verboten werden, den Hauskehricht nicht auf die Gasse zu werfen, sondern bis zur Erscheinung der Karren im Hause zu behalten. Freylich würde diese Neuerung so sehr in die Gewohnheiten des Pöbels eingreifen, und besonders der Indolenz desselben, welcher wiederum vom Klima Vorschub geleistet wird, dergestalt widerstreben, daß ihr wahrscheinlich tausend Hindernisse in den Weg gelegt werden dürften. Es gibt eine Menge kleiner Gassen, welche entweder ihrer Enge oder sonstigen Lage wegen nicht befahren werden. Hier sitzen sämmtliche Bewohner, Männer, Weiber und Kinder, nicht etwa vor der Thür, sondern mitten in der Gasse, arbeiten, essen, trinken u. s. w., ja man schlägt hier sogar oft Krankenbetten auf. Wer wird nun glauben, daß diese Gäßchen schmuziger als alle übrigen sind, daß ellenhohe Staub- und Misthaufen darin liegen, auf welchen die Einwohner, in Ermanglung der Tische und Stühle sizen, arbeiten; ja essen und trinken, daß die Kinder Versteckens darin spielen, besonders aber, daß zugleich Jung und Alt seine natürlichen Bedürfnisse darauf verrichtet? Ueberhaupt ist die Offenheit, mit welcher man leztere am nächsten besten Orte (ohne weit gehen zu dürfen) abthut, von der Art, daß ein Nordländer stumm vor Erstaunen dabey wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Oktober 1826.

Stehet o Musen mir bey als treue Gefährten des Weges,
Musen, die ihr mit mir habet den Bospor beschifft,
Und vor Allen du Mnemosyne's älteste Tochter
Polyhymnia, die gerne mit Klio verweilt,
Laßt mich der Gegenwart nicht über Vergangenem vergessen.

v. Hammer.

Konstantinopel.

(Aus dem ersten Theile der Reisen in Europa und den Morgenländern, von J. Berggren, vormaligem Gesandschaftsprediger in Konstantinopel. Aus dem Schwedischen übersezt von Dr. F. H. Ungewitter *).

Konstantinopel ist von ältern sowohl wie neuern Schriftstellern als eine der trefflichst gelegenen Städte auf der Erde beschrieben worden. Denkt man an die Vergangenheit, wie schön muß sich die Stadt, gleich dem mächtigen Rom, auf ihren sieben Hügeln über das Land und Meer erhoben haben; wie glanzvoll durch erhabene Vorzüge, durch Künste und Wissenschaften, durch Gold, Reichthum und Pracht muß sie dagestanden seyn. Dort schimmerte die Goldstadt (Chrysopolis), dort bog sich das Goldhorn (Chrysokeras), dort floß der Goldfluß (Chrysorrhoas), dort murmelte die Goldquelle (Chrysopege), dort erhob sich die Goldpforte (Chrysoporta), dort klang die goldene Harfe, dort saß die lobredende Clio und zeichnete mit ihrem goldenen Griffel für die Nachwelt das Gute und Wahre, welches durch Laster und Verbrechen noch nicht ausgelöscht ist, auf — und dort schwebten zwey Engel vom Himmel mit dem goldenen Kreuze, welches auf dem Tempel der ewigen Weisheit thront, herab. Sieht man auf das Gegenwärtige, ach! gewiß wölbt sich hier derselbe herrliche Himmel, gewiß sind hier die spiegelhellen Fluten, und in diesen Hainen singt noch die Nachtigall, klagt noch die Turteltaube; dort murmelt die Quelle des himmlischen Wassers (Göks su), dort erhebt sich die goldene Burg des Serails, dort duften Rosengärten (Güll chane), dort grünt des Frühlings Zelt (Beharabad), dort erhebt sich der Pallast der Sicherheit (Emnabad), dort strahlt die Pforte der Glückseligkeit (Bad Seadet), dort schwebt der Prophet auf El-Borak herab und befestigt den Halbmond auf die Hagia Sophia. Aber gesprungen sind die Saiten der Harfe, mit Blut wird die Geschichte gezeichnet, mit Blut wird die Quelle des himmlischen Wassers gefärbt und von jener goldenen Burg des Serails hört man nur die Säbelhiebe der Henker knirschen und das Aufnageln der Köpfe, in jenem Rosengarten weinen die Jungfrauen Circassiens, in diesem Frühlingszelte ist der Zephyr ein Pestwind, in diesem Sicherheitspallaste bebt der Tyrann, jene Pforte der Glückseligkeit führt zum Jammer der Schönheit, und jener Halbmond geht blutroth auf über das vom Blut rauchende Kreuz.

Zu dem außerordentlich Schönen und Ueberraschenden

*) Der bis jezt erschienene erste Theil des schwedischen Originals wird binnen Kurzem in der deutschen Uebersezung herauskommen. Der Verfasser machte von Konstantinopel aus, hauptsächlich für Rechnung der schwedischen Regierung, mehrere bedeutende Reisen nach Syrien, Arabien, Egypten, und außerdem nach Frankreich, England, Holland, Deutschland, Dänemark und Rußland, die jedoch fast alle erst in den nächsten, bald nachfolgenden Theilen enthalten seyn werden.

A. d. U.

Digitized by Google

tritt bey der Stadt noch das Bequeme und Vortheilhafte der Lage hinzu. Die Produkte und die Reichthümer des äußersten Nordens, der Mongoley und Indiens, von China und Japan, von Arabien und Egypten, von dem Innern Afrika's, von Europa und Amerika strömen vom Norden und Süden durch den Pontus und Propontus dahin — unzählige Karavanen kommen von Osten und Westen herbey. Vermöge der Festungskette des Hellespont und des Bosporus, die Asien und Europa trennt und zugleich vereinigt, müßte der Tyrann eben so ruhig in seinem Harem weilen können, wie der Olymp beym Donnergetöne unbeweglich dasteht; aber der Himmel blitzt und der Olymp erbleicht — die Zeit raset und sein Thron erbebt.

Was das Klima betrifft, so beginnt bereits mit dem Februar der Frühling, aber er ist weniger behaglich und erfreulich, als man vermöge der südlichen Lage glauben sollte, indem die Milde des bithynischen Himmels der Strenge des thracischen Himmelstriches nachgeben muß. Hierzu kommt ein plötzlicher Wechsel der Nord- und Südwinde, der diese Jahrszeit für die Gesundheit sehr gefährlich macht. Aber mit dem ersten Mai der Griechen, nämlich mit der Mitte unsers Maimonats, ist der Frühling überall herrschend und die erfreulichste Zeit für die Genüsse des Landlebens beginnt. Die ersten Tage des Blumenmonates feyern die Griechen mit Tanz und Gesang, mit Spiel und Belustigungen im Grünen, und sind bereits vor Anbruch der Morgenröthe fertig, um mit den Schönen die mit Thau getränkten Rosen zu Guirlanden und Blumenverzierungen für ihre Festkleider zu pflücken. Die Hitze des Sommers wird durch die regelmäßigen Nordwinde gemildert, während des Nachts der Thau die Pflanzen erfrischt und zugleich der glänzende Mond den Genuß des Herrlichen und Schönen für die Menschen erhöhet. Der Mitsommer- (Johannis) Abend wird mit Feuern auf den Bergen und die Ufer entlang, wo sie in den blauen dunkeln Räumen und in den stillen, klaren Fluten, wie der ferne Wiederschein der alten religiösen Gebräuche, der Illuminationsfeste der römischen Diana, der egyptischen Neith und Dagurs Indiens sich spiegeln. Der Herbst beginnt mit Stürmen und Regen, welches gewöhnlich vom September bis zur Mitte Oktobers anhält, worauf eine schöne Zwischenjahrszeit, der kleine Frühling genannt, einzutreten pflegt, die bis zur Winter-Sonnenwende dauert. Der eigentliche Winter beginnt gewöhnlich mit dem Januar und hält mit Schnee und Regen ungefähr fünf bis sechs Wochen an. Oft trifft es sich, daß während dieser Zeit der Nord und Süd in heftigen Streit mit einander gerathen, worein nicht selten die Gewitter mit siegenden Blitzen sich mischen, vor deren Glut die Schneewolken hastig entfliehen, aber eben so hastig mit Verstärkung vom Kaukasus zurückkehren, um die verlornen Posten wieder einzunehmen. Ein solches Wetter erfuhren die Gallier, als sie unter Brennus Delphi's Heiligthum stürmten, die Kreuzfahrer vor Damaskus und die englische Flotte im Propontus.

In Betreff der Naturprodukte haben alle Reiche der Natur über diese reichbegabte Stadt ihr Füllhorn ausgegossen. Das Land und das Meer scheinen gleichsam zu wetteifern, um mit ihrem Segen dem Menschen jeden möglichen Lebensgenuß zu bereiten. Fasanen, Beckassinen, Rebhühner, Trappen, Wachteln, Rothwild, Hasen und wilde Schweine sind in großer Menge vorhanden — vorzüglich die Wachteln, die, sobald sie vom nördlichen Europa und der Krimm herabkommen, sowohl die Ufer um Kila und Fanaraki, als auch um den Bosporus bedecken. Sie werden mit Reis zubereitet und sind besonders in dieser Zeit sehr wohlschmeckend. Kein Wunder, daß die Kinder Israels sie so lecker fanden! An den Fasttagen werden diese schmackhaften Gerichte des Erdreiches gegen diejenigen vertauscht, welche das Meer und die Flüsse darbieten. Der Bosporus wimmelt von allerhand Fischarten, und mit Recht nennt ihn Homer fischreich. Der allgemeine Zugfisch ist eine Art Makrele, die die Griechen ungesalzen und getrocknet essen; Pelamedes, Liche und Stauridia, Thunfischarten; Sardellen und Milusen, die im Herbste, wann sie aus dem schwarzen Meer fortziehen, bey Fackelschein gefangen werden, welches den Griechinnen viel Vergnügen macht; der Schildfisch (eine Art Scholle, Pleuronectes maximus), wie die Türken ihn nennen, und endlich die Krone von allen, der Schwertfisch, zu dessen Fang man an den Ufern hohe hölzerne Wachthäuser (Talian) erbauet hat, worin die Fischer Wache halten, um, sobald die Fische sich nähern, in langen Linien die Netze herumzuziehen. Außerdem findet man Austern und Hummer in großer Anzahl und zu geringen Preisen. Heere von Delphinen (Buluk Junar oder Jonasfisch) schließen sich den übrigen Wasserbewohnern an, gleichsam um mit ihren Sprüngen und Spielen die Freude zu erhalten, welche so häufig in den Fluten zu herrschen scheint, wenn dieß gleich oft auf Kosten der Spielgenossen geschehen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

2.

Am offenen Fenster stand Graf Alençon mit seinem Lieblinge le Gris, hinausschauend in die Klarheit der herrlichen Sommernacht, die im Zauber des Vollmonds vor Lust zu zittern schien. Zuerst ritt der größte Theil der einheimischen Gäste unter frohen Aeußerungen gemächlich hinweg. Dann sprengten wild und lärmend die fremden Rit-

ter mit Carouges davon und zulezt erschien Eleonore nebst zweyen Frauen, dem Knappen Raimund und mehreren Knechten auf ihren Rossen langsam, in tiefem Schweigen, wie die Trauer, die ganz entgegengesezte Straße einschlagend.

„Euern Puls, le Gris! — sprach der Graf lächelnd und faßte den Gefährten bey der Hand. Ich wüßte wohl, wem Ihr jezt lieber Gesellschaft leisten würdet als mir!“

„Das läßt sich allerdings nicht läugnen, erwiederte der Ritter. Und seht nur, edler Herr, wie das hohe, weiße Roß unter ihr noch einmal so stolz thut, daß es solch ein Kleinod tragen darf. Seht, wie dort oben der kalte Mond sogar den Scharlach ihres Kleides durch Liebesküsse belebt, wie durstig sein Blick den weißen Lilienschleyer von ihr hinwegsaugen möchte, um sich an der Fülle des schwarzen Rabenhaares in seinem ganzen Glanze zu laben; wie er sich gewiß noch tausendmal lieber in die Süßigkeit der braunen Augen versenkte, die düster nach dem Busen herabschauen, dessen Schönheit auch das dichte Gewebe des Tuches nicht verbergen kann!“

„Le Gris, lachte der Graf, glaubt mir, weder das Roß der reizenden Frau, noch auch der gute Mond dort oben theilen Eure Gefühle für sie. Aber über Tische machtet Ihr es offenbar zu arg damit. Wäre Carouges nicht allzutief in die Reize meines Kellers verstrickt gewesen, so hätte ihm die mit Euch vorgegangene Veränderung schwerlich entgehen können. Eure ganze lustige Art hatte sich in einen anbetenden Schwindel verwandelt, den wir Ehemänner nicht gehörig zu würdigen wissen. Zum Glück war, wie gesagt, unser Carouges mit einer Blindheit geschlagen, die so weit ging, daß er Euch zu bitten dachte, die schöne Eleonore über seine Abwesenheit zu trösten.“

Der Ernst des Grafen bey dieser Bemerkung versteinerte le Gris. Drauf erzählte der Graf von Alençon umständlich, wie er in der Nähe des Ritters von Carouges gestanden, und es selbst mit angehört habe.

„Gleichwohl, versezte le Gris, hat er keinen Laut darüber geäußert gegen mich.“

Auch deßhalb gab der Graf ihm Aufschluß. Als nun le Gris wie vernichtet vor ihm stand, weil die schönste Hoffnung seines Lebens gerade von dieser Seite durchkreuzt worden, da sagte der Graf: „Mit gutem Bedacht, lieber le Gris, reichte ich Euch diesen bittern Kelch. Eleonore von Carouges ist die höchste Schönheit und Tugend in meinem Lande. Die muß keiner, auch nur mit buhlerischen Blicken, verletzen wollen. Als väterlicher Freund glaubte ich Euch diese Warnung nicht ersparen zu dürfen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Eine grosse Kunstmerkwürdigkeit sieht man seit kurzer Zeit in dem großen Saale der Börse, es ist bisher noch wenig davon gesprochen worden, weil man erst vor wenigen Tagen die Gerüste vollends abgenommen hat, welche verhinderten den Plafonds und die Wände zu beschauen. Man sieht an denselben mehrere Basreliefs von mehr oder weniger Höhe und Breite, die geringsten etwa von zwölf Schuhen in der Breite, und etwa acht bis neun Höhe; die Farbe davon ist grau; wahrscheinlich ist diese Farbe, die ganz einen gräulichen Marmor darstellt, die vortheilhafteste zu dieser Art von Täuschung; auch würden andere Farben ganz der Idee von Basreliefs zuwider seyn. Der Beobachter sieht hier in dem mehr als sechszig Schuhe hohen, und an einigen Stellen noch höhern Saale, und glaubt die Plafonds und die Seiten des obern Gewölbes, das von oben herunter das Licht erhält, mit marmornen erhabenen Bildern verziert; er bewundert die Kühnheit, mit welcher die Figuren herausgehoben sind, und die Täuschung ist um so stärker, als die Werke mit dem Meisel außerordentlich zart und sorgfältig behandelt zu seyn scheinen. Man muß den Trug voraus wissen, um nicht ein falsches Urtheil über diese Verschwendung des Fleißes in der Austheilung der Schatten zu fällen, und um nicht den Künstler zu tadeln, daß er seinen Geist an dem graulichen Steine vergeudet habe, da die Meisterwerke doch wohl des carrarischen Reichthums werth gewesen wären. Aber es ist hier kein Basrelief. Nicht der Meisel, sondern der Pinsel der Herrn Meynier und Abel hat hier gearbeitet.

Wir haben jezt ein gutes Buch von einem Herrn Duchesne über die sogenannten Niellen, gestochene Werke der Silberarbeiter von Florenz im 15ten Jahrhundert; bekanntlich sind diese Werke der Ursprung der Kupferstecherkunst. In den allerersten Zeiten der Wiedererscheinung der Künste in Italien, nach der Barbarey waren die Silberarbeiter zugleich Zeichner, Ciseliere und Künstler in gegrabener Arbeit. Wenn sie, anstatt erhabene Figuren zu bilden, sie auf der silbernen Platte verziert anbringen wollten, stachen sie ihre Zeichnung mit dem Stichel in das Metall. Um die Figuren herauszuheben, machten sie Kreuzstriche im Grunde, bezeichneten die Schatten durch Einschnitte, und belegten sie bisweilen mit einem schwarzen Schmelz, um die bloßen Silbertheile mehr in Glanz zu sezen. Man hieß die Arbeit Nielle wegen der schwarzen Farbe; man verzierte auf diese Art Kelche, Reliquienkästchen, Evangelien und Kirchenbücher, Degengriffe, Möbeln u. s. w. Sie waren vom siebenten bis in's zwölfte Jahrhundert Mode, verloren sich alsdann, kamen im fünfzehnten wieder empor, und dann verloren sie sich wieder. Gegenwärtig sind sie wieder in Paris aufgekommen; man sieht Niellen auf Tabaksdosen, auf Uhren und an schlangenförmigen Tuchnadeln. Sie sind jezt in Gold statt Silbers. Man bemerkt auch unter den religiösen Gefäßen kleine metallene Plättchen, drey bis vier Zoll hoch und etwas schmäler; man heißt sie Paix, man küßt sie während feyerlicher Messen, so lang das Agnus dei gesungen wird. Unter den alten Paix findet man einige, die niellirt sind; eine solche sehr berühmte Paix ist von 1452 von dem berühmten Maso-Finiguerra, und befindet sich seit einigen Jahren im Museum von Florenz. Das Nielliren ist etwa eine Arbeit wie das Emailliren; die schwarze Farbe ist eine Mischung von Silber, Kupfer, Blei, Schwefel und Borax im Tiegel geschmelzt und verglast, dann gegossen und erkaltet. Man stößt sie fein, und beym Gebrauch wird sie in die gegrabenen Vertiefungen und am Feuer in Fluß gebracht, so daß sie darin hält, und nachher gefeilt wird. Einst kam zu Maso-Finiguerra eine Frau, und legte

ein feuchtes Tuch auf den Tisch; sie wußte nicht, daß eine Platte, die niellirt werden sollte, mit dem Schmelz versehen, darauf lag; als sie das Tuch wegnahm, hatte sich das Bild der Platte darauf abgedrückt. Finiguerra bemerkte das; wiederholte das mit einem Tuche, dann mit Papier, zuerst druckte er nur mit der Hand, der Erfindungsgeist that das Uebrige, und so entstand die Kupferstecherey. Eine große Anzahl von Niellen findet man in verschiedenen Kabinetten Europens; eine prächtige Paix ist im Museum auf der königlichen Bibliothek in Paris; der Herr Abbé Zani fand sie einst dort und bewies, daß sie von Finiguerra vom Jahre 1452 ist.

— p.

Rom, 16. Sept.

(Beschluß.)

Vor dem Edikte gegen die Verunreinigung der Kirchenmauern sezten Weiber aus allen Ständen, und wahrlich nicht immer aus den untersten, beym Herausgehen aus der Peterskirche, ihre kleinen Kinder unmittelbar an dem Haupteingang unter den Porticus nieder. Abzugskanäle für Urinirende, kirchenpolizeylich, und zu Jedermanns Gebrauche angelegt, gab es vor Leo XII., sowohl unter diesem Porticus als oben auf der königlichen (Constantinischen) Treppe, ja sogar in den Raphaelschen Logen, an welchem lezten Orte, wenn mich nicht Alles trügt, sie noch jezt vorhanden sind. Bedenkt man, welch eine Quantität pestilenzialischen Miasmas, sowohl aus den Staubhaufen und den stehenden Pfützen, welche niemals abfließen noch ausgefegt werden, als aus den verpestenden Fettboken-Butiken aufsteigend, der Pöbel, stets auf der Gasse sizend, im Sommer einathmen muß; rechnet man dazu das Ungemach des Ungeziefers, dann das nicht einmal halbreife Obst, welches er in ungeheurer Menge ißt, und das viele Wasser, welches er, um seinen Durst zu löschen, in Ermanglung des Weins trinkt, braucht man dann noch den Popanz der Aria cattiva zu ersinnen, um die vielen Fieber zu erklären, welche hier am Ende der jedesmaligen heißen Jahreszeit unter den untersten Volksklassen zu grassiren pflegen? Die wahre Aria cattiva heißt Staub, Schmuz und Ungeziefer. Werden diese fortgeschafft, so wird die Aria cattiva von selbst aufhören.

Der, wie oben gesagt, häufig gefallene Regen hat übrigens in den umliegenden Gegenden Felder und Wälder, welche von der Sonne wie verbrannt waren, dergestalt erquickt, daß ich mich nie erinnere, ein herrlicheres Wiesen- und Baumgrün gesehen zu haben, als was in den lezten acht Tagen in und um Albano und Frascati angetroffen worden ist. Besonders bietet der Wald über dem albanischen See einen Anblick dar, welcher sich mit nichts als mit der Idee des Paradieses vergleichen läßt. In nicht minderer Pracht stehen die Wiesen. So kömmt es, daß sich, Troz des Regens, schon viele Familien nach Albano u. s. w. zur Herbstvilleggiatur begeben haben, obgleich diese eigentlich erst mit dem ersten Oktober anhebt.

Heut vor acht Tagen haben, wie ich in meinem lezten Schreiben meldete, die Herbstvorstellungen auf dem Theater Valle ihren Anfang genommen. Freuen sich die deutschen musikalischen Stoßgeyer, welche über den musikalischen Schlachtbänken schweben und auf Atzung Jagd machen, freuen sie sich! Ihr übrigen deutschen Patrioten aber, welche ihr gern eure lieben Landsleute aus stehlenden oder bettelnden Notenschmarotzern zu eigner Opernproduktivität erhoben sehen möchtet, weint! Denn die Fedeltà ne' Boschi, ossia i Taglialegna di Dombra (die Treue in den Wäldern, oder die Holzhauer von Dombra), Musik von Graziolì, hat gefallen, und verdient zu gefallen. Ich sage mit den Römern: Non c'è male. Das ist schon genug bey einer Komposition, in welcher der Rossinianismen so wenige sind, daß man sie zählen kann. Verstand herrscht auch darin, zwar kein tiefer, aber auch keiner, der blos oben auf schwimmt, wie ein Bläschen Butter auf einer Schüssel voll Wassersuppe. Ihr größtes Verdienst besteht aber darin, daß sie weder unter Ach und Weh aus den spanischen Stiefeln hervorgegangen, noch im Cretinenschlafe aus dem Ermel geschüttelt ist. Wie gesagt: Non c'è male. Also nur gleich auf der Stelle nach Rom geschrieben und die Partitur kommen lassen, wenn sich nicht ein verhungerter Geyer von einem andern den fetten Bissen vor'm Munde wegnehmen lassen will. Freylich kömmt es immer noch auf eine Kleinigkeit an, nämlich auf ein paar Sänger; aber diese sind, wie gesagt, eine Kleinigkeit, da Deutschland so viele Sänger, wenigstens Sängerinnen besizt, daß es deren in andere Länder schicken kann. Denn es wird doch nicht, statt des Ueberflusses, den Nothbedarf ausgeführt haben, um am Ende selbst Hungers zu sterben? Was Dem. Sonntag anbetrifft (denn diese fällt mir hier unwillkürlich bey), so ist Gott Apollo sehr mächtig; wenn ich bedenke, wie schwach sie war (ich meyne nicht an physischen Mitteln), als ich sie vor vier Jahren in Wien die Pamina singen hörte. Auch die Boccabadati ist schwach (aber gerade an physischen Mitteln); folglich hat der erwähnte Gott um so mehr Gelegenheit gehabt, seine Macht an ihr zu zeigen. In der That ist es unmöglich, mit wenigerem Aufwande von äußeren Mitteln mehr geistige Wirkung hervorzubringen als diese Frau, oder vielmehr Fräuchen. Ein braver Oesterreicher sagte bey der ersten Vorstellung zu seinem Kameraden: Sie ist holder sehr lieb! Maschine ist zwar Alles, was singt und agirt, und folglich auch die Boccabadati; aber es ist ihr Oden eingeblasen; das ist die Hauptsache. Nur recht viel Oden, und solche Maschinen gerathen nie in's Stocken. Dergleichen mit Oden begabter Singmaschinen kenne ich zwey, in der Quantität freylich nicht viel, aber viel in der Qualität, die Boccabadati und die Pasta. Könnte leztere ersterer von ihrem dramatischen, erstere aber lezterer von ihrem musikalischen Hauche etwas abgeben, es würden die zwey größten Sängerinnen daraus werden. Vom Texte der Treue in den Wäldern nur zwey Worte. Eine schottische Königin (ihr Name ist mir nicht bekannt, da ich den Text nicht gelesen habe) hat zwey Generäle oder Minister, einen guten und einen bösen; ersterer ist der Liebhaber, lezterer der Tyrann des Stücks. Der Hof befindet sich auf der Jagd. Da fällt es den Holzhauern von Dombra ein, sich der Königin vorzustellen, und um Abhülfe von einer Menge Beschwerden zu bitten, welche sie über ihnen genommene Gerechtsame vorzubringen haben. Ihr Wortführer ist eine Art von Dorfschulz, die komische Person. Die Königin weiß von dem Drucke der Leute nichts: er ist das Werk des bösen Ministers, welcher deshalb hart angelassen wird. Jezt entdeckt sich's, daß die Königin den guten Minister und dieser die Königin liebt. Da auch der böse Minister die Königin, oder vielmehr ihren Thron liebt; so entsteht unter den drey Leuten ein Hickhack, dem es Jedermann an der Nase ansieht, daß der böse Minister den Kürzeren haben ziehen muß. Solches geschieht auch. Doch sträubt er sich vorher weidlich. Denn auf seine Veranlassung wird nicht allein der gute Minister als des Hochverraths verdächtig, arretirt; sondern es gelingt ihm sogar, die Königin in sein Schloß zu locken, wo er ihr, versteht sich, im politischen Sinne, eben Gewalt anthun will, als die guten Holzhacker, denen Kunde von der Sache geworden ist, herbeyeilen, das Schloß stürmen und sie befreyen. Die Königin heirathet den guten Minister und verzeiht dem bösen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Oktober 1826.

Alles wird durch Lust gerühret,
Wir nur gönnen unsre Zeit
Der verstoß'nen Einsamkeit.

P. Flemming.

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

3.

Über die Reize der schönen Eleonore wirkten mächtiger auf Jakob le Gris, als die besonnene Rede des Grafen. Tag und Nacht stahlen sie ihm, sogar aus der Ferne, die Ruhe. Dabey kam ihm immer der Gedanke des Unrechts, das ihr Gemahl an der Dame begehe, daß er, sey es auch ihres Ruhmes wegen, von ihr hinwegziehe und sie in die Einsamkeit eines abgelegenen Schlosses verweise. Er konnte sich auch nicht enthalten, mehr als einmal in die Nähe desselben zu reiten, um, wo möglich, sie wenigstens zu sehen. Doch da lag das alte, von der Zeit ergraute Gebäude mit seinen Thürmen und der aufgezogenen Brücke öde und ausgestorben. Kein Fenster durch ein Menschengesicht belebt. Alles schien sich dem Hofraume zugewendet zu haben. Denn sogar Abends war kein Lichtschein darin zu sehen, und in dem Dörfchen, wo Herr Jakob zuletzt ausführliche Erkundigung einzog, sagte man ihm, daß die schöne Edelfrau seit ihres Herrn Abreise noch kein einziges Mal die Burg verlassen habe. Sogar den Namenstag des Abwesenden, der sonst immer zu einem kleinen Feste im Dörfchen Veranlassung gegeben, habe sie dießmal ganz in der Stille mit ihrem Söhnlein und der kleinen Tochter im Garten gefeyert.

Je weniger le Gris solch eine freywillige Entsagung der Welt und der Freyheit aus der eigenen Natur sich erklären konnte, desto überzeugender ward allmählig die Vorstellung in ihm, daß für das Opfer, welches die Dame brachte, unstreitig eine Entschädigung im Innern ihrer Burg sich darbiete. Der junge Raimund von Douai fiel ihm sogleich ein. Bey den glänzenden Farben, mit denen seine Eifersucht so eben den wohlgestalteten Jüngling mit blondem Haar und blauem Auge ausschmückte, ward ihm der aufsteigende Argwohn schon zur halben Gewißheit. Endlich konnte ihn nichts mehr von dem Vorsatze zurückhalten, sich, wo möglich, durch die eigenen Augen von der Sache zu überzeugen. So schwang er sich denn eines Morgens auf das schönste seiner Rosse und durchflog den weiten Raum zwischen Alençon und Argenteil in unglaublich kurzer Zeit.

Immer muthloser geworden durch die Besorgniß, daß ihm der Einlaß in die Burg verweigert werden würde, langte er daselbst an. Um so größer war aber nun seine Freude, als Eleonore dem Freunde ihres Gemahls, dem nämlichen, dem dieser die Obhut ihres Wohnschlosses hatte anvertrauen wollen, der wohl gar in Auftrag des Grafen von Alençon zu ihr kam, die Aufnahme durchaus nicht versagen zu können glaubte, und kaum, daß seine Bitte ihr Ohr erreichte, so rasselte auch schon die Zugbrücke herunter.

Das anziehendste Bild der Mutterliebe trat Eleonore, an jeder Hand eines ihrer beyden Kinder, dem Ritter an der Thür ihres Wohngemaches entgegen. Der Schnee des ganz einfachen weißen Kleides und Tuches war

die würdigste Hülle für einen Körper von so vollendetem Ebenmaße. Es war, als ob die zitternden Rosen, woran er sich schloß, an Glanz durch ihn noch gewonnen hätten. Dabey flößte die ganze Gestalt bey allem Wohlwollen solch eine Ehrfurcht ein, daß der Gast vor seinen frühern Gedanken von dieser Dame erröthen mußte, und sich in eine Demuth zurückzog, zu welcher der Adel der Tugend oft sogar diejenigen zu zwingen weiß, die unvermögend sind, sich zu dem Glauben an sie zu erheben. Wie alle schöne Gemüther, wenn Jemand Unrecht geschehen ist durch sie, so fühlte sich auch Frau von Carouges recht schmerzlich verlezt, daß sie ihrem Gemahle am Trennungsabende auf dem Schlosse zu Alençon Verdacht gegen le Gris eingeflößt hatte. Sie legte jezt die damalige Zudringlichkeit seiner Blicke dem zu fleißig zur Hand genommenen Becher zur Last und glaubte als Vergütung jenes Unrechts dem Freunde ihres Gemahls und dessen Gesellen im Dienste bey dem Grafen von Alençon eine besondere Aufmerksamkeit schuldig zu seyn. Ihr Gefühl war übrigens zart genug, um auch in dieser die Linie nie zu überschreiten, welche ihm zum Wagniß irgend einer ungewöhnlichen Vertraulichkeit den mindesten Anlaß hätte geben können.

Mit ausgezeichneter Freundlichkeit machte sie den willkommnen Gast auf sein Bitten mit dem Sehenswerthesten des Schlosses bekannt, bis die Zeit der Tafel dieß unterbrach. Ueber Tische aber entzündete sich das unter der Asche schlummernde Feuer von le Gris Leidenschaft von Neuem beym Anblicke Raimunds, welcher an der Tafel Theil nahm. Es dünkte dem Gaste immer weniger wahrscheinlich, daß zwischen einem so wohlgebildeten Jünglinge wie diesem und einer Dame gleich Eleonoren in solcher Abgeschiedenheit von der übrigen Welt kein Bündniß stattfinden sollte, das den Rechten des abwesenden Gemahls zuwiderliefe. Und je mehr dieser in ihm aufgestiegene Gedanke seinen Blick blendete, desto mehr veränderten sich auch seine Ansichten von Eleonorens Wesen.

Seiner Nachbarin entging die in ihm vorgegangene Veränderung, desto deutlicher aber nahm der ihm gegenübersitzende Raimund sie wahr, und weil deßhalb des leztern Augen auf ihn nunmehr bisweilen recht stechend hafteten, so maß er das vermuthlich der Eifersucht des Jünglings bey und fing an im Stillen die Zurückhaltung, zu welcher die Hoheit der Tugend ihn seither bewogen hatte, als eine lächerliche Thorheit zu betrachten. Um jedoch seinen Absichten nicht selbst in den Weg zu treten, blieb er dem seitherigen Benehmen treu und die Burgfrau fuhr nach aufgehobener Tafel fort, ihn mit den besondern Eigenthümlichkeiten des Schlosses bekannt zu machen.

Nichts blieb zulezt noch übrig, als ein Thurm, den der abwesende Ritter neu angelegt hatte, und dessen Vollendung nur durch seine Reise unterbrochen war. Gerade dieser aber dünkte dem Gaste am günstigsten für seine Pläne, weil der noch nicht ganz ausgebaute Weg dahin mit Vorsicht wollte betreten seyn, und daher die sorgsame Mutter ihren Kleinen, welche sie fast überall zu umhüpfen pflegten, schwerlich gestattete, ihr dahin zu folgen.

Als Frau von Carouges, der Unbequemlichkeit des Pfades zu diesem Thurme gedenkend, ihn dem Ritter ein ander Mal zu zeigen sich vorbehielt, äußerte er jedoch, daß nächst dem Wunsche, sich von dem Wohlseyn seiner heutigen verehrten Wirthin zu überzeugen, der neue Thurm die Hauptveranlassung zu seinem Besuche gegeben, und daß auch der Graf von Alençon, durch ihren Gemahl früher auf den Bau aufmerksam gemacht, einen Bericht über die innere Einrichtung desselben von ihm erwarte.

Frau von Carouges versuchte, ihm einen Begriff davon beyzubringen. Darauf bemerkte er, daß ihm damit völlig Genüge geschehen sey. „Nur, fügte er bedauernd hinzu, dem Auftrage meines Herrn, des Grafen, noch nicht, welcher dahin ging, daß ich den Thurm selbst in Augenschein nehmen sollte.“

Bey diesen Umständen glaubte die Edelfrau sich seiner Führung dahin unterziehen zu müssen. Und wie der schlaue le Gris vorausgesehen, übergab sie die Kinder zuvor der Obhut der Wärterin, mit dem strengsten Befehle, Acht zu haben, daß sie ja nicht etwa nachkommen möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

K o n s t a n t i n o p e l.

(Fortsetzung.)

Die Flora des Bosporus ist keineswegs so reichhaltig, wie manche wohl glauben möchten. Beyde Ufer sind unterdessen mit den schönsten Bäumen besezt, worunter besonders die Platanen und Cypressen von den Morgenländern — jene wegen des Schattens, wegen der weit ausgebreiteten Krone und des Schutzes, den sie gegen die Hitze des Sommers gewähren; diese wegen der lieblichen Senkung vom Himmel zur Erde und wiederum wegen des Aufstrebens von der Erde zum Himmel, wobey die Zweige stets empor und nach oben gerichtet sind, und indem die Bäume auf Gottesäcker gepflanzt werden, sie gleichsam ein Bild des Strebens der Menschen nach dem Höheren und Himmlischen geben — geschäzt werden. Die Palme ist der Baum des Glücks und des Heils; war aber bey den Griechen und Römern das Sinnbild der Kraft und des Muthes, indem deren Stamm sich gewöhnlich nicht beugt. In Konstantinopel wächst blos die trapezuntische Palme (Diospyros Lotos). Außerdem findet man den persischen Seidenbaum und die Mimose des Nils, zwey Arten der Acazien, Kastanienbäume, Terebinthen, zehn verschiedene Arten von Feigenbäumen und eben so viele von Kirschbäumen, Apfelbäume, Nußbäume, Mandel-, Aprikosen-, Pfirschen-,

Granat-, Oliven-, Maulbeerbäume, Pinien und die köstlichsten Weintrauben. — Unter den Gartengewächsen bemerkt man besonders: Melonen und Kürbisse, welche leztere die Form großer weiter Flaschen annehmen; Artischocken, Spargel und Sesam, dessen Saame als ein angenehmes Gewürz auf Brod und bisweilen auch auf geronnene Milch gestreut wird, die die Türken unter dem Namen Jaurt meisterhaft zu bereiten wissen. Das Sesamöl wird zu Confituren und anderem Zuckerbackwerk gebraucht. Unter den Blumen lieben die Türken besonders die Tulpe, die zugleich mit dem spanischen Flieder aus dem Orient nach Europa gebracht wurde; die Lilie ist das Sinnbild der Freyheit und der Beredtsamkeit wegen ihrer frey aufrechtstehenden und zungenförmigen Blätter; die Hyazinthe das Symbol der Liebe; das Geranium macrorhizum wird das Auge der Reinheit genannt, Cyclamen Europæum ist das Räucherwerk der Maria der Christen, und Alcea rosea Fatimas Lieblingsblume; der Gartenrittersporn (Delphinium Ajacis) wird Serailsblume genannt; und die Bienenblume (Orchis mellifera) von den Griechinnen zum Kopfputz gebraucht u. s. w.

Was die Erdarten und Mineralien betrifft, so bestehen die Hügel beym Bosporus aus blauartigem Kalkstein ohne Muscheln. Bey Sarijari enthalten die Felsen Quarz mit schwefelreichem Eisen. In der Nähe des schwarzen Meeres erblickt man in ihnen Adern von Chalcedon, die durch die Wellen so hart geschliffen sind, daß der schärfste Stahl sie nicht angreift. Man findet sie auch in den hiesigen Gegenden auf einer Grundschicht von Feldspat, die im Uebergange zum Basalt steht. Von der Art sind die Cyaneischen Inseln. Auf Kap Jumburnu sind die Felsen von Basaltprismen, die stets in einem rechten Winkel aufrecht stehen, und demnach völlig den türkischen Grabsteinen ähnlich sehen, durchschnitten. Der alleinstehende Felsen Cromyon mitten in der Bucht zwischen Kap Jumburnu und Riva besteht aus sehr hartem Phonolith. Die Felsen um Kap Riva sind Basalt. Der Graf Andreossy *) hat eine vollständige Beschreibung von Allem geliefert, was für einen Mineralogen von Interesse seyn kann. Seine Sammlung befindet sich im Pariser Mineralienkabinet. Zufolge der Angabe des berühmten Reisebeschreibers Ewlia, enthält der Berg bey Sarijari Golderz, und der Felsen, worauf das Galata-Serail aufgeführt ist, Eisenerz, woraus zur Zeit Ewlia's, unter dem Sultane Murad IV. die berühmten Damascenerklingen verfertigt wurden. Eine Fabrik war damals, sagt er, in voller Thätigkeit, und sie lieferte Klingen, welche an Güte mit den persischen wetteiferten; aber die Grube gerieth in Verfall und wird späterhin zugeworfen seyn, indem gegenwärtig eine Pagenschule daselbst errichtet ist. Derselbe Ewlia theilt die Mineralien in zwölf Klassen, und macht aus den Menschen eine dreyzehnte, in Folge eines Ausdruckes im Koran: Die Menschen sind Erzstufen, gleichsam Stufen von Gold und Silber — und diese Verwandtschaft zwischen Stein und Blut veranlaßt mich, mit wenigen Worten dieser Mineral-Menschen, der Einwohner, zu erwähnen.

*) Voyage de l'embouchure de la Mer Morte.

An einem Juni-Abende saß ich bey einem Kaffeehause auf einer Anhöhe am Bosporus, von wo aus ich die Herrlichkeit und den Glanz, die Unordnung und den Wirrwarr, den Himmel und Erde hier darbieten, übersah. Ich richtete mein Augenmerk hauptsächlich auf den Menschen, der mir höchst sonderbar und als völliges Gegenstück des Europäers vorkam. Ich schwizte in den leichtesten Kleidern, und ein barfüßiger Türke ging mit einem Pelze und doppelten Shawls um den rasierten Kopf bey mir vorüber. Am Strande saßen die verschleyerten Schönheiten des Harems als zusammengeschrumpfte Morcheln, und bliesen den Tabacksrauch über den Bosporus, wo der eifersüchtige Mann sich in dem kleinen, pfeilscharfen Boote, worin er mit untergeschlagenen Beinen zu den Füßen seines Eunuchen saß, auf den Wellen schaukeln ließ. Alsbald kommt ein kleiner Esel mit einem Kuriere herangetrabt, und sezt sich beym Pfeifen des Reiters in Galopp — und hinterher knarret mit lautem Getöne *) auf dem holprigen Wege ein vierrädriger Wagen (Araba), der von weißen Ochsen mit vergoldeten Hörnern und rothgemaltem Flecke an der Stirn gezogen, und von schwarzen Verschnittenen, als Leibwache für die weißen, blendenden Circassierinnen, die hinter den blauen Umhängen eingepackt lagen, escortirt wurde. Dort sehe ich im Winkel des Kaffeehauses einen mit untergeschlagenen Beinen sitzenden Kopisten aus der kaiserlichen Kanzley, mit dem pistolenartigen Tintenfasse, wie er mit einer dicken Holzfeder von der Rechten zur Linken, wobey die eine Zeile schiefer wird wie die andere, ein calligraphisches Diplom ausfertigt — und um ihn her geht in bloßen Strümpfen ein berauschter Opium-Esser mit schallendem Gelächter, welches durch tiefe Seufzer unterbrochen wird. Bald darauf kommt eine Leichenprocession, wobey der Leichnam ohne Sarg, mit dem Kopfe nach vorn, und im Galopp getragen wird, so daß Mustapha, der nahe daran ist, seine Fischbeinhosen zu verlieren, emsig mit unserem Zeichen des Winkens Winke erhält — und hinterher hüpft ein unkluger, nackender Dervisch, der als ein Weiser verehrt wird. Hier läßt sich ein Brautpaar blicken, wovon der Bräutigam

*) Die Wagenräder laufen nämlich nicht, wie bey uns, auf Achsen, sondern umgekehrt, die Achsen sind am Rade, und sind in Löcher, die sich am Wagen befinden, gesteckt; woraus ein sehr starkes Knarren entsteht.

Anm. d. Uebers.

noch nicht die Braut gesehen hat, und in dem Gefolge befinden sich Dutzende von Weibern, die auf Stelzen (galensi) einhergehen. Ich fordere eine Tasse Kaffee, und man reicht mir einen Fingerhut voll bloßen klaren — Satz, und eine Pfeife, die etwas verlängert, man an der andern Seite des Bosporus ausklopfen könnte. Die Sonne ist im Sinken begriffen, es ist zwey Uhr, und Ramadsans Tag beginnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Weinen und Lächeln.

Als ich, am Tag der Geburt, die Welt anweinte, da nickten
Vater und Mutter und Freund lächelnd dem Weinenden zu.
Nun ich ihn ausgekämpft, den Ihr noch kämpfet, den Weltkampf,
Lächl' ich am Ziel', und Ihr weinet dem Lächelnden nach?!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. September.

Nach altem Brauche hielt die Académie française am St. Ludwigstage ihre öffentliche Sitzung, nachdem sie vorher einem Panegyricus des heil. Ludwigs in der St. Germainkirche beygewohnt hatte, das heißt, nachdem einige wenige Mitglieder der Akademie diese Predigt, die wohl hundert Mal wiederholt worden seyn mag, mit angehört hatten; denn der größte Theil der Akademiker geht nicht zur Predigt, obschon dieselbe gleichsam zu den literarischen Uebungen jenes Tages gehört. Die Zeitungen behandeln sie auch als solche, und kritisiren am folgenden Tage den Prediger. Seitdem dieser alte Panegyricus wieder eingeführt ist, muß er jedes Jahr zum Zankapfel der beyden Hauptpartheyen dienen. An dem Könige Ludwig IX. ist zu loben und zu tadeln; er widersezte sich den Anmaßungen des römischen Stuhls, aber verfolgte grausam die Ketzerey; er gab weise Geseze, und hemmte die Eingriffe des Adels, aber er richtete sich und das Land durch Kreuzzüge zu Grunde. Lobt nun der Prediger an ihm ein's und tadelt das entgegengesezte, so verdirbt er es unfehlbar mit derjenigen Parthey, welche dieß eine in Schutz nimmt, und das andere verdammt. Vor zwey Jahren hielt der Abbé de la Bouderie eine recht vernünftige Predigt, worin er an dem heil. Könige lobte, was zu allen Zeiten an ihm gelobt werden kann, und freymüthig dasjenige tadelte, was jedem aufgeklärten Manne tadelnswerth scheinen muß. Dafür mußte der Prediger sich auch von den Ultrablättern tüchtig den Text lesen lassen. Im vorigen Jahre trat ein Prediger andern Sinnes auf, der ganz im Geiste der Ultras den heil. König lobte; mit diesem waren sie zufrieden, aber nun wurde der Mann von der andern Parthey hart mitgenommen. Dießmal hatte sich an dem alten Thema ein junger, erst halbweg ausgebildeter Prediger geübt. Dieser hatte einen eigenen Weg eingeschlagen; er lobte nämlich Alles durch einander, Freyheit und Sklaverey, Aufklärung und Finsterniß, römische Anmaßungen und unabhängige Kirchen. Natürlich machte er es dadurch keiner Parthey recht. Am besten wäre es vielleicht, wenn der Panegyrikus unterbliebe; denn erstlich weiß man besser aus der Geschichte als aus den Predigten, was Ludwig IX. Gutes und nicht Gutes gestiftet; und zweytens ist dieß Thema so abgebroschen, und erweckt so wenig Erbauung, daß gar kein Nutzen daraus hervorgeht, wofern man nicht dieß in Anschlag bringen will, daß ein angehender Kanzelredner dadurch Gelegenheit bekömmt, sich zu üben, und daß die Journale das Publikum mit einer Predigtkritik unterhalten können. Nachmittags war dann, wie gewöhnlich, die öffentliche Sitzung der Akademie zur Vertheilung ihrer Preise, nämlich der sogenannten Tugend- und der literarischen Preise. Durch die mildthätigen Stiftungen Montyons haben bekanntlich die Preise der Académie française einige Wichtigkeit erhalten; denn er ist es, welcher Belohnungen auf ausgezeichnet tugendhafte Handlungen und ächt moralische Schriften ausgesezt hat; die Akademie hatte zuvor blos Preise für Gedichte und Reden. Allein diese neuen Preise setzen sie fast jährlich in Verlegenheit, und ziehen ihr eben so viel Unannehmlichkeit zu, als sie dem Stifter Ehre machen. Mit den sogenannten Tugendpreisen ist es zwar bald abgethan. Die Akademie läßt durch die Obrigkeiten Erkundigungen über löbliche Handlungen unter dem Volke einziehen, und wenn diese Erkundigungen eingegangen sind, so wählt sie einige aus, indem sie sich vorzüglich an solche hält, die von hülfsbedürftigen Leuten begangen worden sind, und theilt unter diese die von Montyon ausgesezte Rente aus. Sonst erkannte sie nur einen Preis zu, und diesen pflegte ein hülfsbedürftiger Pariser zu bekommen; allein jezt erkundigt man sich in ganz Frankreich nach guten Thaten, und vertheilt löblich und weise das Geld unter mehrere. Mit dem Preise für das sittlichste, im Laufe des Jahrs erschienene Buch hatte die Akademie es dießmal auch so machen wollen. Sie hatte nämlich in dem ganzen Kataloge der seit einem Jahre im Buchhandel erschienenen Schriften kein einziges durch Sittlichkeit oder durch Einfluß auf die Sitten vorzüglich ausgezeichnetes Buch gefunden, und sich daher zu einigen, freylich recht moralischen Schriften, aber ohne ästhetisches Verdienst herablassen müssen. Dieß waren dann: eine von der Gesellschaft der christlichen Moral belohnte Schrift zur Bildung des Herzens der Soldaten, eine romanhafte erbauliche Erzählung von einer Dame, und dann Bouillys Erzählungen für die Enfans de france, prinzliche Erzählungen im Hofmannstone, und eins der schwächsten Werke des erzählenden und dramatisirenden Bouillys.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 240.
Eulenstein.

Charade.

Neues Schaffen, neues Leben
Bringt mein erstes Sylbenpaar,
Bange Schatten fern' entschweben,
Frey zum Himmel steigt der Aar.
Auch die dritte Sylbe heben
Will sich jezt zur Sonne klar.
Rath'! — Mein Ganzes bringt so eben
Deine Hand dem Auge dar.

— t —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 247.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. Oktober 1826.

Wir sind nicht um zu seyn; wir werden um zu werden.
Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die Erden
Sie geh'n nach ewigen Gesetzen ihren Pfad.
Kein Wollen dort — sie sind. Im Menschen lebt ein Wille;
Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen Fülle,
Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That. —

Tiedge.

Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Andreossy gibt die Volksmenge der Stadt und der Vorstädte auf 630,000 an, welche Rechnung nach dem Verbrauche des Mehls und des Wassers aufgestellt ist. Mit Ausnahme der europäischen Missionäre und der sogenannten Franken, die eine eigene Vorstadt bewohnen, bestehen die eigentlichen Eingebornen blos aus Morgenländern, die in Mahomedaner, Christen und Juden eingetheilt werden können. Die erstern begreifen die drey großen Hauptstämme, die Türken, die Araber und Perser in sich; die Christen, Griechen und Armenier — und die Juden machen hier, wie überall, blos Juden aus. — Die Türken, von ächter tartarischer Herkunft, lassen deutliche Spuren der Steppenlebensart blicken, die sie vergebens seit einem halben Jahrtausende gegen die Kultur umzutauschen gesucht haben. Von der Natur keineswegs in Hinsicht des Herzens und des Verstandes vernachlässigt, sind sie es desto mehr rücksichtlich des Geschmackes, so daß die schönen Blumen der persischen und arabischen Poesie verdorren und aussterben, sobald sie von ihren stiefmütterlichen Händen berührt oder verpflanzt werden. Im übrigen einfach und ungekünstelt, aufrichtig und ohne Hehl, mäßig und dankbar bey Wohlthaten, aber auf der andern Seite roh, ungeschliffen, gewinnsüchtig und bis zum Aeußersten träge, vereinigen sie die guten Eigenschaften der Nomadenmenschen mit unentwickelten Vorzügen halber Kultur und sind im Ganzen gut — und blos in dem Maße böse, als sie mehr oder minder im eigentlichen Sinne der Regierung angehören oder von dieser Regierung verdorben werden. Sie nehmen fast zwey Drittheile der Bevölkerung Konstantinopels ein und sind in Kasten und Zünfte getheilt, von denen jede ihren Schutzheiligen hat, zufolge der Tradition, daß Adam der erste Ackermann, Seth der erste Knopfmacher, Enoch der erste Schneider, Noah der erste Zimmermann, Hul der erste Kaufmann, Salah der erste Kameeltreiber, Abraham der erste Maurer, Ismael der erste Jäger, Isaak der erste Hirte war u. s. w. Die Araber, größtentheils aus Egypten und in geringer Anzahl, suchen gewöhnlich ihr Brod als Stallknechte, Hamalen (Lastträger) und Sorbetverfertiger zu verdienen. Vermöge ihres schmächtigen, mageren Körperbaues, vermöge der Lebendigkeit in ihren Bewegungen, welche Feuer und Wärme in jeder Muskel verräth, und endlich vermöge ihrer Guttural-Sprache sind sie leicht als die Kinder der Wüste zu erkennen. Sie sind sehr redselig, und während sie sprechen, gestikuliren sie sehr heftig mit den Händen, so daß sie, obgleich in der Regel freundlich in den Worten, doch oft das Ansehen von Zorn und Bitterkeit haben. Von den drey Haupttugenden der Araber — Gastfreyheit, Heldenmuth und Beredtsamkeit — behält sich jederzeit die leztere bey, während die beyden andern sich oft mit den Wohnorten ändern. In den Augen der Türken sind sie, was der Italiener dem Bewohner des Nordens scheint — eine bloße Karrikatur. Die Perser sind in so geringer Menge da, daß

sie sich in dem großen Gewimmel verlieren, und daß eine Charakterschilderung der ganzen Nation, nach den wenigen hier ansässigen Individuen festgestellt, nur einseitig und individuell seyn könnte. Sie sind in der Regel blos Kaufleute und Dervische, von denen jene sich durch Handel erwerben, wozu diese durch Betteley — recht häufig zu großen Reichthümern — gelangen. Als Shiiten oder Ketzer werden sie von den fanatischen Sunniten oder Anhängern der reinen Lehre Muhameds, wie dieß in gewissen Ländern die Protestanten von den Katholiken und in anderen die Katholiken von den Protestanten erdulden müssen — gehaßt und verabscheut, sogar mehr wie die Juden, denen die Perser, der Volksmeynung nach, am jüngsten Tage die Eselspost einrichten müssen. Die Verachtung, der mehr oder minder in der ganzen Welt die Juden ausgesezt sind, trifft sie nirgends stärker als in den Morgenländern, wo sie nicht allein beständig der Gegenstand der Mißhandlung und Grausamkeit der Türken, sondern auch dem Spott und Hohn der christlichen Sklaven Preis gegeben sind. Ein Jude, der zur muhamedanischen Religion übertreten will, oder dazu gezwungen wird, muß sich vorher taufen lassen und ein Christ werden, ehe er die Moschee betreten darf. Die konstantinopolitanischen Juden sind größtentheils Caraiten. — Die Nationaltugenden der Armenier sind Fleiß, Betriebsamkeit, Nüchternheit und eine bewunderungswürdige Schaffungskraft; aber diese guten Eigenschaften werden auf der andern Seite wieder durch Grobheit, Unverschämtheit und Geschmacklosigkeit verdunkelt. Die Sprachverwandtschaft, die sich zwischen dem Juden und Araber, dem Griechen und dem Perser findet, tritt in einem noch größern Maße zwischen dem Türken und dem Armenier hervor, troz dem, daß sowohl dem Innern wie Aeußern nach die Sprache der leztern sehr abzuweichen scheint — und keine der andern Nationen spricht so vollkommen türkisch wie der Armenier. — Die Griechen tragen in Allem unverkennbare Züge eines klassischen Ursprungs an sich. Ungeachtet der Schwere der Ketten, ungeachtet der Bedrängnisse und der Verfolgungen von Jahrhunderten haben sie doch stets, gleich dem heiligen Feuer der Vesta, welches noch jezt aus dem Schutte von Hella's Erde emporflammt, den Geist und die Freyheitsliebe ihrer Vorfahren genährt und bewahrt. Ihr Charakter ist noch gegenwärtig ein Gemisch der großen Tugenden und Fehler, noch jezt tritt bey ihnen die Vereinigung und Trennung der Kräfte, die gegenseitige Liebe und der gegenseitige Haß der Eingebornen ein, wie uns die Geschichte dieß von den Hellenen erzählt. Ein schöner, einnehmender Körperbau, Liebe zur Aufklärung, Sinn für Künste und Wissenschaften, Kraft und Ausdauer da, wo es die Vertheidigung der Freyheit gilt, Abscheu gegen die schimpflichen Fesseln, eine lebendige Erinnerung an das Dahingeschwundene, Kampf und kriegerisches Feuer gegen das Gegenwärtige und ein unruhiges Jagen nach einem zukünftigen Bessern — dieses alles ist das von den gefeyerten Vorfahren ihnen hinterlassene und in den Stürmen der Jahrhunderte unversehrt gebliebene Erbtheil; dieß ist der Stein des Anstoßes, der gegen dieses Volk einen unauslöschlichen Haß, Neid und schmählichen Druck bey seinen barbarischen Beherrschern und gefühllosen **Mitchristen** *) aufgeregt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Je le demande au nom de Némésis, pour qui donc seraient-ils, ces Grecs, reconnaissans? Quel est l'être à qui un Grec ait jamais été redevable d'un bienfait? Sans doute il faudra qu'ils doivent de la reconnaissance aux Turcs qui les chargent de fers, aux Francs qui violent leurs promesses et qui les égarent par leurs conseils trompeurs! Veut-on qu'ils remercient l'artiste qui démolit les ruines de leurs édifices, et l'antiquaire qui les emporte? le voyageur qui les fait battre par son janissaire, l'écrivain qui les insulte dans son journal? Voilà le montant des obligations des Grecs envers les étrangers!

Byron.

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

„Der Sturm haust ja furchtbar! sprach die schöne Frau auf dem Wege nach dem Thurm zu dem sie begleitenden Ritter. Nehmt die Federn auf Euerm Baret in Acht; sie sind von einer zu seltenen Schönheit. Es würde mir leid thun, wenn mein Haus Ursach wäre, daß sie Schaden litten."

„Und für mich, edle Frau, antwortete er, würden sie gerade dadurch erst Werth erhalten. In meiner Rüstkammer aufbewahrt, gäben sie dann ein um so lebendigeres Zeugniß von dem klaren Frühlingshimmel, der mir mitten durch den finstern Sturm aus Eurem milden Auge leuchtet."

Dieses Wort würde die Dame vielleicht an des Ritters Benehmen an jenem Abende bey dem Grafen von Alençon erinnert haben, wäre solches nicht mit einer Zurückhaltung und Demuth ausgesprochen worden, die nur von Achtung und Ehrfurcht zu zeugen schienen.

„Ein schrecklicher Sturm!" rief le Gris, als sie bereits im Thurme angelangt waren, und er selbst die Thür hinter ihnen heimlich zugeschlagen hatte.

„Man wird ganz ängstlich!" entgegnete Frau von Carouges, und ging, den Riegel wieder aufzuschieben.

„Laßt es doch indessen! sprach er, sie davon zurückhaltend. Es ist so besser. Unstreitig risse das Wetter die Thüre sonst von Neuem auf und der heftige Zugwind könnte Eurer Gesundheit Nachtheil bringen. Nimmer verziehe ich mir's, wenn ich die Veranlassung dazu gewesen wäre."

Aengstlich blieb jezt die Dame stehen, in Zweifel, ob sie es wagen dürfe, durch Hinabsteigen der Thurmtreppe mit ihrem Gefährten sich noch weiter vom Ausgange zu entfernen. Nicht der draußen durch die Bäume sausende Sturm, der so eben den neuen Wetterhahn vom Thurme

warf, war es, was ihr bange machte, sondern der Sturm, welcher plötzlich dem Gesichte ihres Gastes eine hohe Glut, seinen Augen ein wildes Feuer und allen seinen Muskeln eine ganz eigene Beweglichkeit gegeben, mit einem Worte, den seitherigen Deckmantel der Hochachtung und Ehrfurcht ganz abgeworfen hatte.

„Eleonore, rief le Gris aus, vor ihr niedersinkend, Tag und Nacht verfolgt mich Euer Bild. Der Zauber Eurer Schönheit hat mich zu dem unterwürfigsten Eurer Knechte gemacht. Sperrt mich ein in diesen Thurm, laßt mich durch die furchtbarsten Qualen Eure Gunst erkaufen und ich achte mich für den glücklichsten Sterblichen."

„Nicht doch, mein Freund, versezte Frau von Carouges, die all ihre Fassung zusammenraffte und wohl einsah, daß allein mit solch einer Leidenschaft einzig mildes Zureden von heilsamen Folgen seyn könne, wie möchtet Ihr Qualen von mir erwarten, Ihr, der Vertraute meines Eheherrn? Ermannet Euch, werther Herr. Meine Gunst! dürft Ihr an dieser wohl zweifeln? Der Sturm nur in der hiesigen Absonderung von den Menschen, diese unheimliche Einsamkeit hat Eure Einbildungskraft auf die seltsamste Weise aufgeregt. Laßt uns einen Ort meiden, der so gefährlich auf Euch einwirkte."

Und mit einer geschickten Wendung hatte sie dabey schon wirklich die Thür gewonnen. Aber ehe ihr noch das Aufschieben des Riegels gelang, erfaßte er sie mit Wuth und rief: „Mein Sirene, so arg soll dein süßer Gesang mich nicht bethören. Keinen Schritt aus diesem Thurme, bevor du dich mir zu eigen ergeben hast, mein bestes, herrlichstes Eigenthum, der einzige Besitz, den ich noch des Lebens werth achte!"

Kaum aber hatte die also Geängstete, die er hier mit wahrhaft ehernem, unwiderstehlichem Arme an sich riß, einen heftigen Hülferuf ausgestoßen, als auch schon von Außen die Thüre durch einen gewaltigen Fußtritt eingeschlagen wurde und Raimund von Donai den unwürdigen Gast mächtig bey der Brust ergriff.

„Bube, du bist meiner Rache verfallen!" rief der Knappe. Aber die Dame sprach: „Still, wackerer Raimund. Gott sandte Euch mir als Rettungsengel; doch die Rache ist nicht Eures Amtes. Laßt ihn ziehen, dessen heimliche Tücke meine freundliche Aufnahme so schändlich vergelten wollte. Mein Gemahl soll ihn zur Rede stellen wegen des Schimpfes, den er der Hausfrau seines Freundes zu bereiten dachte."

„Versucht es nur, drohte der wüthende le Gris, versucht es, Eurem Gemahl davon zu sagen! Ich werde dann auch zu sprechen wissen. Nur Eifersucht, brennende Eifersucht war es, welche diesen mir nachgetrieben. Merkte ich doch schon über Tische, wie sehr sein Auge mich hütete."

„Allerdings! antwortete Raimund. Der jetzige Vorfall ist meine beste Rechtfertigung, wenn ich Euern Blicken nichts Gutes zutraute gegen unsere Herrin. Die Pflicht rief mich auf zum Wächter ihrer Ehre. Gott sey gepriesen, der mein Vorhaben gelingen ließ."

„Genug, so fügte der hinweggehende Gast hinzu, wenn ihr je so frech seyn solltet, dieses Vorfalls zu gedenken gegen irgend Jemand, so macht euch gefaßt auf eine förmliche Anklage von meiner Seite. Auf der eurigen ist die entschiedenste Schuld, während ich wohl gar nur der Prüfung der Gemahlin meines abwesenden Freundes mich könnte unterzogen haben!"

„Der Prüfung! rief die Hausfrau mit dem Ausdruck des gerechten Stolzes und der höchsten Empörung. Schamloser, eher vielleicht mögt ihr euch jedes Bubenstücks erdreisten, als des Gedankens einer Prüfung der Hausfrau Johanns von Carouges!" —

In die ganze Tiefe ihres Schmerzes versunken stand Eleonore, während le Gris davoneilte.

Raimund tröstete: „Fasset Euch, edle Frau! Hat doch der Himmel Alles zum Besten gekehrt."

„Durch eure Sorgfalt und Wachsamkeit, wackerer Knappe. Wahrlich, Raimund, das werde ich, das wird euch mein theurer Herr nimmer vergessen! Bewahrt übrigens, wie ich, die mir zugedachte Schmach in eurer Brust, bis zu seiner, Gott gebe, baldigen Heimkehr. Denn die Scham will mich schon vernichten, wenn ich denke, daß einer auf den Gedanken kommen konnte, sich eines Liebesantrags gegen mich zu erkühnen."

So blieb denn das Ansinnen des undankbaren Gastes Jedermann verborgen. Doch ward von diesem Tage an Frau von Carouges häufig sehr nachdenklich und in sich gekehrt. Die Heiterkeit, mit der sie früher der Wirthschaft vorgestanden, fehlte ihr ganz. Dazu zog sie sich noch mehr von allen Menschen zurück, ihre Kinder ausgenommen. Man schrieb dieses dem Kummer über das lange Ausbleiben ihres Gemahls zu, und sezte noch die einzige Hoffnung auf eine Veränderung dieser allgemein beklagten Umstände in die Rückkehr des abwesenden Ritters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Wallfischjagd mit Congreveschen Raketen.

Künste, Wissenschaften und Industrie haben tausend Berührungspunkte, und dienen gegenseitig eines dem anderen. Ihr Fortschreiten geht Hand in Hand, mit einander vervollkommnen sie sich, und mit einander erweitern sie die Gränzen ihrer Herrschaft. Selbst die Kunst Krieg zu führen, diese Geissel der Menschheit, dieses immer wiederkehrende Uebel, welches Menschen und Dinge zerstört, die Freyheit beeinträchtigt und der Civilisation entgegenarbeitet, selbst diese Kunst sehen wir dießmal dem Handel und der Industrie neue Hülfsmittel an die Hand geben, und zwar durch die Anwendung der Congreveschen Raketen beym Wallfischfang. Kapitän Kay, Kommandant des englischen Schiffes la Marguerite, hatte sich mit diesem Geschoß versehen, um es zu dem angezeigten Zwecke zu gebrauchen. Es war den

8ten Juni, als sich ein ungeheurer Wallfisch in der Nähe seines Schiffes sehen ließ, und bald auf Schußweite erreicht war. Kapitän Kay richtete nun eine solche Rakete gegen die Seitentheile des Riesenfisches, welche auch wirklich seine Decke durchdrang, und dem Thiere während einigen Sekunden die fürchterlichsten Convulsionen verursachte. Bald nachher aber drehte sich der unermeßliche Körper des Thieres, sein Bauch stand über dem Wasser, es war todt. Die Rakete war durch eine gewaltige Specklage und zwischen die Rippen durchgedrungen und im Innern des Thieres geplazt.

Ein zweyter Fisch war im Lauf des nächstfolgenden Monats auf dieselbe Art angegriffen worden. Allein seine schnelle Bewegung und die Unruhe der hochgehenden See verursachten, daß er nicht gut getroffen ward, und die Rakete nur den untersten Theil des Leibes traf, wo ihre Wirkung nicht tödtlich seyn konnte. Dennoch gab die Explosion dem Fisch einen fürchterlichen Stoß, nach welchem er untertauchte. Allein er zeigte sich bald wieder auf der Fläche des Wassers, indem er eine große Menge Blutes aussprizte. Die Jäger näherten sich jezt, und fingen das Thier auf die gewöhnliche Art mit Harpunen und Wurfspießen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. Sept.

(Beschluß.)

Einige Akademiker hatten sich jedoch geschämt, daß sie dießmal nichts besseres zu krönen hätten, und hatten ein wichtigeres Werk: Dunoyers Abhandlung über das Verhältniß der Freyheit zur Moral, zum Belohnen in Vorschlag gebracht. Solche Werke, meynten sie, müsse man in einem konstitutionell regierten Staate, wo die Freyheit wirklich kein leeres Wort, sondern gesezmäßig anerkannt ist, berücksichtigen, und ihnen schien in jener Abhandlung eine der wichtigsten Fragen, die jezt in Frankreich, und überhaupt in dem gesammten, verfassungsmäßig regierten Europa aufgeworfen werden können, erörtert worden zu seyn. Aber von diesem Werke hatten manche Akademiker, die in den Tag hineinleben, und ruhig ihre Pension verzehren, nichts gehört; also um dasselbe zur Kenntniß der Akademie zu bringen, wurde weislich beschlossen, so viele Exemplare anzuschaffen, als Akademiker da sind, das heißt vierzig, und erst nach ruhigem Durchlesen der Schrift eine Meynung abzulegen. Als es dazu kam, entstanden lebhafte Debatten; Dunoyer, ehemaliger Mitherausgeber des Censeur Européen, ist als einer der Hauptliberalen bekannt; seine Schrift ist von diesem Geiste durchweht; wie sollten sich diejenigen Akademiker, die nichts besser zu thun verstehen, als daß sie sich alles Nachdenkens über Staatssachen entschlagen, und in Gottes Namen die Staatsmänner schalten lassen, wie es diesen beliebt und einfällt, wofern sie, die Akademiker, nur ihre Pensionen behalten, wie sollten diese Leute sich so weit verirren können, daß sie einen übel angeschriebenen Schriftsteller, wäre er auch der sittlichste Autor des Jahres, krönen sollten? Da sie sich hiezu nicht verstehen mochten, so fanden sie einen ächt diplomatischen Ausweg, um Dunoyers Schrift vom Konkurs zu entfernen. Sie bemerkten nämlich, dieses Werk sey noch nicht vollendet, da blos der erste Theil im Drucke erschienen sey; folglich könne es auch dießmal nicht in Betracht gezogen werden. Natürlich sprach die liberale Seite der Akademie gegen diesen Einwurf; allein die Ultras oder Pensionirten, was manchmal auf ein's hinaus läuft, bestanden auf ihrer Einwendung, und da sie die Mehrzahl ausmachten, so trugen sie den Sieg davon. Alle diese Verhandlungen wurden natürlich sogleich durch die Zeitungen bekannt gemacht, und das Publikum erfuhr gar bald, welche kleinliche Intrigue Schuld sey, daß man dießmal so unbedeutende Schriften krönte. Die akademischen Preise dieser Art verlieren außerdem noch an ihrem Werthe, durch die Vergleichung mit den Preisen über Gegenstände, die in das gesellschaftliche Leben und die bürgerlichen Verhältnisse eingreifen, und die von reichen und geschäzten Bürgern, meistens Banquiers und Kaufleuten, ausgesezt werden. Diese Preise, die wirklich sehr bedeutend sind, liefern wieder einen Beweis von der patriotischen Tendenz des Wirkens und Treibens der unabhängigen Staatsbürger. Es verhält sich damit so. Ein unternehmender Mann, Namens Coste, hat den Plan zu einer weitumfassenden Encyclopädie entworfen, wozu die ausgezeichnetesten Schriftsteller der unabhängigen Parthey Beyträge zu liefern versprochen haben. Wie diese Encyclopädie sich endigen wird, sehe ich nicht ein, denn ein bereits als Muster erschienener Band enthält blos fünf Aufsäze; berechnet man nun, daß in einer allgemeinen Encyclopädie ungefähr fünftausend Artikel abzuhandeln sind, und nimmt man an, daß jeder Band sogar zwanzig Aufsäze statt fünf enthalten wird, so würden doch noch 250 Bände erforderlich seyn; dazu kommt dann, daß nach dem besondern Plane, den diese Encyclopädie vor allen andern auszeichnen soll, jeder Aufsaz, oder eigentlich jede Abhandlung (denn es werden vielmehr Abhandlungen als Aufsäze geliefert werden), die nicht mehr im Einklange mit den Fortschritten der Wissenschaft stehen wird, durch einen neuen ersezt werden soll, so daß also diese Encyclopädie beständig mit den Wissenschaften und menschlichen Kenntnissen fortschreiten muß, und eigentlich kein Ende haben kann, so lange die Wissenschaft selbst nicht stille stehen bleibt, welches wahrscheinlich vor Ende der Welt nicht statthaben wird. Neben dieser riesenhaften Encyclopädie soll noch ein kleineres Unternehmen, nämlich die Herausgabe eines encyclopädischen Handbuchs in's Werk gesezt werden, das sich allenfalls auf 20 – 25 Bände wird beschränken müssen. Beydes ist bereits im Gange, und Hr. Coste versammelt wöchentlich die Gelehrten um sich, damit er sich Raths mit ihnen erholen könne. Da dieses Institut nun ein neuer Vereinigungspunkt von aufgeklärten Männern ist, so haben ächt patriotisch gesinnte Männer, als Ternaux, Casimir Périer und andere, dasselbe dazu benuzen wollen, um gemeinnüzige Preisfragen aufzugeben, deren Lösung jezt dem französischen Staate wichtig ist, z. B. über die beste Einrichtung eines den Handel nicht drückenden Mauthsystems, über die Ursachen des jezigen Stockens im Handel, Vorschlag einer guten Gesezgebung über Erfindungspatente u. s. w. Die meisten Preise belaufen sich auf zwey bis dreytausend Franken, also höher als sie, außer Frankreich und England, von den meisten Regierungen versprochen werden. Und dieß thun einzelne Bürger, ohne irgend einen andern Antrieb, als den Wunsch, das gemeine Beste zu befördern! Bekannt ist es, was sie zur Errichtung von Volksschulen gethan, welche große Aufopferungen sie zu Gunsten der Griechen gebracht; welche wichtige Unternehmen in Hinsicht von Kanälen und Landstraßen sie noch vorhaben. Darf man sich nach allem diesem noch wundern, daß die industrielle Klasse jezt einen so hohen Standpunkt in Frankreich einnimmt, und daß sie die eigentliche Aristokratie des Reichs ausmacht, so sehr auch die alte streben mag, wieder zu ihrem vorigen Ansehen zu gelangen! Hätte Frankreich so viel Munizipalfreyheit als England, so würden hier wahrscheinlich eben so große Dinge von bloßen Bürgern ohne Beyhülfe der Regierung gethan werden, als deren in England geschehen sind; denn schon bey allen Hindernissen, die ihnen im Wege liegen, verrichten sie Außerordentliches, und gehen ihrer Nation mit einem glänzenden Beyspiele vor!

Dz.

Beylage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. Oktober 1826.

Ein Kämpfen und Streiten
Ist auf Erden das Loos der Sterblichen!

L. Pyrker.

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

4.

Die kühle erquickende Luft eines eben vorübergezogenen Gewitters am offnen Fenster einathmend, liebkosete Eleonore die kleine Adele auf ihrem Arme, während Hans, ihr Söhnchen, an ihrer Hand in die Höhe hüpfte und den Ton des nur noch in der Ferne surrenden Donners nachzuahmen suchte.

„Sieh, meine Adele, sprach Eleonore, mit dem Finger hinausdeutend, sieh, wie schön es wieder geworden ist! Wie die Schatten der schwarzen Wolken dort an den hellerleuchteten Bergen hinfliegen! Und die Nacht, die kurz zuvor den ganzen Himmel verdüstert hatte, weißt du noch? der Regen, welcher in Strömen herunter rauschte! Und was dazwischen die Blitze hin und her fuhren und das Krachen des Donners euch bange machte! das hat nun Alles wieder weichen müssen. So geht das recht oft im Leben, meine Kinder, und wie jezt, wo die erfrischten Blumen und Bäume weit stärker und lieblicher duften als zuvor, ruft das vorübergegangene Leiden den Menschen gewöhnlich desto kräftiger zur Zufriedenheit und Freude auf.“

„Ja, sprach Hans, ich freue mich auch recht darüber. Nur du, gute Mutter, kannst gar nicht mehr so recht fröhlich seyn, wie vormals. Sogar jezt, da du uns das sagst, ist deine Miene so trübe.“

Das wird ebenfalls vorübergehen!“ sagte sie mit einem recht tiefen Athemzuge und dem Kleinen die Wange streichelnd.

„Wenn der Vater wiederkommt, nicht wahr? fragte er. Niklas wenigstens und die alte Hanne sagen das. Ich glaube es selber. Denn wenn ich nur dran denke, so möchte ich gleich fort und ihm entgegen laufen, so weit ich kommen könnte, um mich recht bald wieder von seiner Hand drücken zu lassen. Denn treten mir dabey auch allemal die Thränen in's Auge, so weiß ich mich doch zu halten, daß ich nicht mehr aufschreye vor Schmerz wie sonst. Und das gefällt dem Vater immer recht. Dann nimmt er mich gewöhnlich auf den Schooß und ich darf spielen mit der goldenen Ehrenkette an seinem Halse. Ach, Mutter, wenn ich auch einmal so eine Kette bekäme, ich glaube, ich könnte dann sterben vor lauter Lust.“

„Trachte vor Allem nur dahin, mein Kind, der Ehre immer recht nachzuleben, die Kette findet sich dann vielleicht von selbst. Und wäre es nicht, so würde das kein Unglück seyn. Der ächte Glanz des Menschen ist immer nur in seinem Innern, der äußere ist immer nur leerer Schein.“

„Der Vater; Gott im Himmel! das ist er, da kommt er!“ jauchzte sie jezt auf, sezte die Kleine nieder und eilte, an jeder Hand eines ihrer Kinder dem Ersehnten entgegen.

Aber dem ersten innigsten Umfassen des Heimgekehrten, der einen lange vermißten Himmel im Auge seiner treuen Hausfrau wiederfand, folgte in Eleonorens Brust sogleich die trostloseste der Betrachtungen. Das freye Geständniß des ihr von le Gris geschehenen Ansinnens mußte,

wie sie meynte, jeder fernern Annäherung an den geliebten Gatten vorausgehen. Ohne dasselbe blieb eine Scheidewand aufgerichtet zwischen ihrem und seinem Herzen, welche das Entzücken des Wiedersehens nur auf Augenblicke hatte überspringen können.

Wie aber sollte sie ihren Bericht anfangen? Konnte nicht wenigstens der Verdacht auf ihr haften bleiben, daß sie durch zu große Freundlichkeit gegen den undankbaren Gast seiner Keckheit Nahrung gegeben hätte?

Des Ritters außerordentliche Freude an seinen Kindern und die fortdauernden Scherze mit ihnen ließen ihn einige Zeit lang nicht im mindesten zur Beobachtung der Schwermuth kommen, welcher seine Gemahlin durchaus nicht Meisterin zu werden wußte. Nun aber wendete er sich zu ihr und sprach, ihr einen goldenen mit Perlen reich verzierten Hauptschmuck überreichend: „Theure Eleonore, nimm hiermit die Krone derselben Tugend, welche meine Waffen im Kampf beseelte. Aus der Hand des schönsten Fräuleins im Königreiche Arragonien empfing ich sie nach einem Turniere, dem der höchste Schmuck der dortigen Ritterschaft beywohnte. Ein würdigeres Haupt dafür als das deinige fände ich nirgend, das ist auch allenthalben mein lautes Bekenntniß gewesen. Ach, mein liebes Herz, die Zeit ist mir gar lange geworden, seit ich nicht bey dir war. An jenem Abend, wo man mir das Verkünden deiner Tugend im Ausland so nahe legte, da trafen deine Bemerkungen über meinen Entschluß mich mächtiger als ich solches eingestand. Und der Unmuth, den ich dir zeigte, rührte weit weniger von ihnen als davon her, daß das gegebene Wort mich hinderte, mit dir heimzukehren. Nun die Zeit der Trennung vorübergegangen, kannst du ja wohl mit mir sogar die Ausführung jenes Vorsatzes segnen."

Da traten Thränen der schönen Frau in die Augen und ehrerbietig drückte sie seine Hand an ihren Mund, was der Heimgekehrte für eine stillschweigende Anerkennung der Wahrheit seiner Bemerkungen hielt.

Als aber beym Abendtische der Trübsinn noch immer nicht von ihr weichen wollte, und sie, statt die Zärtlichkeit des so lange entbehrten Gemahls zu erwiedern, sich auf eine gar befremdliche Weise ihm entzog, da begann die in seiner Brust erwachte Unruhe immer mehr des Argwohns finstere Gestalt anzunehmen.

Kaum war er endlich allein mit Eleonoren, so flog ein Blick aus seinen zusammengezogenen Augenbraunen nach ihr hin und er sprach: „Eure Freude an meiner Rückkehr hat so schnell allen Schein verloren, wie das unächte Gold eines Feyerkleides in bösen Dünsten. Sie war eine Lüge, vermuthlich in recht genauem Zusammenhange mit derjenigen, für die ich jene Krone im Kampfe erstritt. Eleonore, was ging in so kurzer Zeit mit Eurem Herzen vor, dem ich mich sicherer vertrauen zu können glaubte, als selbst meinem eigenen?"

Jezt stürzte die Dame ihm zu Füßen. Doch vor Schluchzen vermochte sie nur einzelne Worte hervorzubringen und bat, daß er Raimund möchte kommen lassen.

Und als spalte ein Blitzstrahl plötzlich den Kern seines Lebens, so rief er mit einer vor Schrecken heiser gewordenen Stimme: „Der also?" Dabey starrte sein weitgeöffnetes Auge den Boden so wild und schrecklich an, als wolle er sagen: Verschlinge mich denn, heillose Erde, wenn die beyden Treuesten mir mein volles Zutrauen mit schändlichem Verrathe lohnen konnten!

Da kam jedoch Eleonoren die Sprache wieder. „Raimund, rief sie, war mein Rettungsengel, als Jakob le Gris sein lüsternes Auge auf mich geworfen hatte! Gott sey Dank, der mir endlich die Zunge löste. Denn nun kann ich Euch auch wieder getrost in's Angesicht schauen, mein theurer Herr, und sagen, daß es wahrlich meine Schuld nicht war, wenn er mich durch die freche Erklärung seiner Liebe erniedrigte. Doch erfüllt nur meine Bitte; laßt Raimund kommen, daß er Euch die nähern Umstände mittheile."

Und als der auf des Ritters Geheiß erschienene wackere Knappe seinen Bericht abgestattet hatte, da schloß Carouges erst ihn und dann seine Gemahlin in die Arme und sprach:

„Es ist traurig, nach der Heimkehr, statt den gehofften süßen Frieden im Hause zu finden, einen Schimpf rächen zu müssen, den der geliebten Lebensgenossin ein schamloser Mensch angethan, aber der Ausgang, den das böse Beginnen durch eure Treue und des Himmels Beystand genommen, gewährt dafür tausendfache Entschädigung."

(Die Fortsetzung folgt.)

K o n s t a n t i n o p e l.

(Fortsetzung.)

Der Hafen ist einer der schönsten der Welt, 500 Faden am Eingange und an einigen Stellen fast 4000 breit. Der Meerstrom, der am Vorsprunge beym Serail*) mit Gewalt hereinbricht, läuft kreisförmig durch den ganzen Hafen, bis er bey Topchana sich wieder mit dem Strome des Bosporus vereinigt. Hierdurch und vermöge der Ströme und Bäche, die in den Hafen laufen, bleibt dieser jederzeit rein. Die Alten nannten ihn wegen seiner reichen Zufuhr das g o l d e n e H o r n, und hier, erzählt die Mythe, beym Vorgebirge Semistra, wo die Flüsse Cydaris und Barbyses ihre Fluten vereinigen, hier wurde Io, als sie vor der eifersüchtigen Juno floh, von den Geburtswehen überfallen und gebar eine Tochter, die an der Stirn das Zeichen der Hörner ihrer Mutter trug und des-

*) Es ist hier das neue Serail gemeynt, welches die Fronte gegen den Hafen und Skutari bildet und unmittelbar am Ufer steht und mit demselben parallel läuft.

A. d. U.

wegen Keroessa oder die Gehörnte genannt wurde. Diese Keroessa gebar nun Byzas, den Gründer des alten Byzanz. Sein Vater war Neptun, des Meeres mächtiger Gott, und seine Gemahlin Barbyies. An einer Bucht des Hafens liegt das Arsenal (Tersana) mit seinen Werften und Quais. Schwedische Ingenieure, welche 1795 Erlaubniß erhielten, in türkische Dienste zu treten, haben sich sehr verdient darum gemacht. Das Arsenal der Alten, Neorium, lag dem neuen gerade gegenüber auf der andern Seite des Hafens. Ein anderes lag am Vorsprunge des Serails und wurde Bosporion genannt, indem ein Ochse soll in's Meer gesprungen und nach den Bergen bey Skutari, die man das Kalb nannte, geschwommen seyn. Der Name Bosporos oder Ochsenpassage wurde in Phosphorius (der Leuchtende) nach dem glücklich beendigten Kriege gegen Philipp von Macedonien umgeändert. Als Philipp von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, die Mauern von Byzanz zu untergraben anfing, wurde sein Vorhaben durch das plötzliche Erscheinen eines Nordlichtes und durch ein ungewöhnliches Hundegeheul verrathen. Die Byzantiner, welche Hekate Phosphora oder Lampadiphora dieses Wunderwerk, wodurch die Stadt gerettet wurde, zuschrieben, errichteten der Göttin eine Statue mit einem Hunde als Sinnbild der Wachsamkeit, und legten dem Bosporus den Beynamen der Schutzgöttin bey. Auf alten byzantinischen Münzen findet man auch die Attribute der Hekate oder Diana Phosphora einen Stern und einen gehörnten Mond, und noch heutigen Tages in dem osmanischen Reichswappen.

* * *

Konstantinopel, von den Türken theils Stambul, theils richtiger Islambol genannt, faßt, im weitesten Sinne genommen, nicht blos die eigentliche Stadt und die an beyden Seiten des Hafens gelegenen Vorstädte, sondern auch Skutari (Chrysopolis) und Kasiköi (Chalcedon) auf der asiatischen Seite, und die an beyden Ufern des Bosporus innerhalb des Raumes von dessen südlicher bis zur nördlichen Mündung belegenen Dörfer und Flecken in sich. Die beyden Strecken auf der thracischen und bithynischen Küste dehnen sich auf jeder Seite bis zur Länge von neun Stunden oder einer starken morgenländischen Tagereise aus. Die eigentliche Stadt an sich betrachtet, bildet fast ein gleichseitiges Dreyeck, wovon zwey Seiten, von Wasser umgeben, die Ausdehnung haben, daß ein Einzelner zu jeder eine Stunde braucht, um ihr entlang zu rudern. Die dritte, die Landseite, hat ungefähr denselben Umfang, so daß man theils zu Wasser, theils zu Lande in drey Stunden um die Stadt kommen kann. Dieses Territorium, wovon das frühere Byzanz blos einen Theil einnahm, machte auch den Umfang der von Konstantin erneuerten und erweiterten Stadt mit Inbegriff der Mauern, womit er sie umgab, und mit Ausnahme einer unbedeutenden Erweiterung durch Theodosius den jüngern 413 aus. Seitdem ist keine Erweiterung geschehen, so daß das gegenwärtige eigentliche Islambol weder größer noch kleiner als das frühere Konstantinopolis ist. Der türkische Geschichtschreiber Sead-ed Din muß die Stadt durch ein ungewöhnliches Vergrößerungsglas betrachtet haben, indem er sagt, daß man deren Umfang mit dem der Sonnenstrahlen vergleichen könne, und daß es eine Unmöglichkeit sey, sie zu durchwandern. Das Wasser hier, heißt es weiter, ist Wein, die Luft ein Ambrastrom, die Morgenstunde ist das Zusammentreffen der Liebenden, da die Schönen sich im Cypressenhaine einfinden.

(Der Beschluß folgt.)

Rechnungs-Exempel.

Wenn man die englische Staatsschuld auf siebenhundert Millionen Pfund Sterling berechnet, *) so würde diese Summe in englischen Bankbillets von einem Pfund Betrag einen Raum von 4516 englischen Quadratmeilen und 558 Yards einnehmen.

In Gold würde diese Summe 14,981,272 Pfund, in Silber 325,805,451 Pfund wägen, und in Kupfer würde sie 4,687,500 Tonnen (die Tonne zu 2,024 Pfund) füllen.

Um diese Summe in Guineen zu zählen, würde man, (hundert Stücke auf eine Minute, und den Tag zu zwölf Stunden gerechnet) sieben-und-zwanzig Jahre, sechs Monate, zwey Wochen, fünf Tage und sechs Stunden brauchen; in Schillingen aber fünfhundert acht-und-siebenzig Jahre, acht Monate, zwey Wochen, zwey Tage und vier Stunden; in Kupfermünze aber würde man, von Erschaffung der Welt an daran gezählt, noch tausend einhundert und zwey-und-dreyßig Jahre zu zählen haben. Endlich um die ganze Schuld in Kupfergeld zu transportiren, würde man neuntausend dreyhundert und fünf-und-siebenzig Schiffe, jedes von fünfhundert Tonnen nöthig haben.

*) Ungefähr viermal so viel als das öffentliche Jahrs-Einkommen aller europäischen Staaten zusammengenommen, an welchem das Staatseinkommen des brittischen Reiches beynahe ein Drittheil beträgt. M. S. Statistik und Staatenkunde vom Freyh. v. Malchus. Stuttgardt 1826.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 6. Okt.

Königliches Hof- und National-Theater. Zum ersten Male: Clemence Isaure, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Pannasch.

Das Stück war als Manuscript angekündigt, was, wie es schien, zu seinem Ruhme beytragen sollte. Und will man der Erfahrung trauen, hat es freylich Grund, von einer neuen noch ungedruckten Tragödie, eben darum weil sie noch neu und ungedruckt ist, zu vermuthen, sie könne unmöglich schlechter seyn als das bisher Bekannte. Leider spricht aber die neueste Erfahrung bey dem gegenwärtigen Stücke diese Vermuthung als Irrthum aus. Daß es an den Erbsünden der jetzigen deutschen dramatischen

Poesie überhaupt leide, und der Schlange nicht würde den Kopf zertreten haben, war zu erwarten, jedoch nicht zu fürchten, daß eine allgemeine Schwächlichkeit jenen Erbsünden auch nicht die geringste Gegenwehr leisten, sondern sich ihnen sogar freundlich in die Arme werfen möchte. Um kurz diese Erbsünden auch ohne ihren Adam zu nennen, so besteht die Eine darin, daß zufällige Begebenheiten, Wünsche, Neigungen, Handlungen, Zwecke nicht mehr, wie es z. B. bey Shakspear oft geschieht, nur das Organ für eine tiefere und innere Nothwendigkeit sind, die sich ihrer als gleichgültiger Mittel bedient, sondern daß jezt solche reine interesselose Zufälligkeiten, solche ganz bedeutungsarme Begebenheiten den ganzen nachherigen Reichthum der Kollisionen, Verwicklungen und Entwicklungen zu bestimmen anfangen. Der Zufall hat den Unterthan zum König erhoben. Dieser Lumpenkönig, dieser Claudius hat den wahren König, den ächten alten Hamlet meuchelmörderisch vergiftet, und der ehrwürdige Geist wandert jezt einsam umher, sich einen Sohn zu suchen, der ihn räche. Aber die neuen Poeten sind „Hans der Träumer“ wie Hamlet, und schwatzen statt zu handeln. — Die andere Erbsünde, die erst recht ist Mode geworden, seitdem die Poesie aus ihrem Paradiese vertrieben ward, zeigt sich auf die Weise, daß zum Gegenstande nicht mehr ein Inhalt genommen wird, dessen Interessen noch gegenwärtig in der ganzen Nation leben, und ein Spiegel ihres wahren Geistes seyn könnten, indem sie aussprechen, was sie denkt und will, was sie ausführt, und welche Vorstellung sie von ihrem eigenen innern Wesen hat, sondern daß uns längstvergangene Interessen vorgeführt werden, welche nie die unsrigen waren, und woran wir nur theoretisch und kritisirend Theil nehmen können. Und dennoch prätendiren diese Herren, solche Poesie stehe auf freyen Füßen, während sie gerade im Gegentheil nur ein Dienstmann, sey es des Vergnügens oder überhaupt der Rührung, Spannung, des Zeitvertreibs, der Kurzweil und Langenweile geworden ist. Wenn nun nicht mehr der allgemeine Nationalgeist den Dichter treibt, was dieser Geist sey zur Darstellung zu bringen, und nun hinaus in die Ferne geschaut wird, dann kommt es leider auf die Zufälligkeit des guten Auges des Poeten an, ob er die weitliegenden Gegenstände in dieser Vogelperspektive auch deutlich und richtig zu erkennen im Stande ist. Doch weder die jezt so oft gebrauchte Reflexionsbrille, noch die moderne Sentimentalitätsthräne, durch welche in die dämmernde Ferne geblickt wird, sind fähig, die blassen Gestalten lebendig und wirksam aus dem nebelhaften Hintergrund in den frischen, hellbeleuchteten Vorgrund zu rücken. So sehen wir die Mumien der Vergangenheit mit falscher Schminke und eingehauchtem Athem das Fest einer lügenhaften Auferstehung feyern, und sollen, statt der ächtgeborenen Söhne unseres eigenen Lebens, diese Bastarde für die ehelichen Kinder unseres Geistes anerkennen. Daher läßt sich denn leicht der gerechte Unwille des besseren Publikums bey jeder dieser neuen Geburten erklären, und es ist keinem Redlichen zu verargen, nicht Taufzeuge seyn zu wollen. — Eine dritte Sünde, die mit diesen beyden ersten zusammenhängt, ist, daß bey der Gleichgültigkeit des Inhaltes das ganze Gewicht auf den Ausdruck gelegt wird, der für sich selbst schon soll Eindruck machen, aber als Abdruck eines leeren, inhaltlosen Geistes nur mit gemachten Blumen zu spielen weiß, und den Mondschein einer abendlichen Poesie, die nur den Duft und Nebel liebt, für das helle Tageslicht der Sonne eingetauscht hat. Die sogenannte schöne Diction ist das Fräulein in Kleists Käthchen, das im Bade belauscht, lahm, verkrüppelt, bleich, zahnlos und kahlköpfig erschien. Das wahre Dichterwerk bleibt auch in der prosaischsten Uebersetzung noch poetisch.

Wenn nun andere neuere Versuche nur an einem der genannten Uebel kränkeln, so ist diese Clemence Isaure merkwürdig, weil sie an allen dreyen danieder liegt. Und deßhalb mag es uns vergönnt seyn, dieser romantischen Schönen näher in's Auge zu sehen. Beym Aufrollen des Vorhanges erblicken wir sie im Blumengarten ihres Stammschlosses; wir hören sie ein Lied zur Harfe singen, denn sie ist Dichterin, ein Lied vom Kampf der Liebe und Pflicht. Der Troubadour, Raoul von Toulouse, beantwortet über die Mauer herüber gleichfalls mit Harfenklang das Gedicht der Angebeteten. Dann tritt er zu ihr und erklärt ihr nach und nach seine Liebe. Sie antwortet mit drey Blumen, die er nach der Blumensprache seines Herzens deutet, und dann den alten romantischen Schwur wiederholt: „die Seele Gott, der Arm dem König; mein Herz sey dein, die Ehre mein.“ Die Ausführung dieses Schwurs, als Inhalts der romantischen Welt, ist nun der Gegenstand unserer Tragödie, der in seiner ganzen persönlichkeitslosen Leerheit festgehalten, allenfalls einen mittelmäßigen Operntext hätte abgeben können, aber keinen tragischen Knoten zu knüpfen im Stande ist. Ein Liebesunglück und einen Ehrenzwist als Gegenstand eines neusten Drama darzustellen, könnte nur einem Lustspieldichter einfallen, der sich in Calderon verliebt hat, und es würde ihm die Darstellung nur gelingen, wenn er die Calderonische Armuth, wie Calderon selber, durch den ganzen vollen Reichthum interessanter Verwicklungen, scharfsinniger Unterscheidungen, mit all den feinen Nuancirungen der Liebe, der Ehre, der Treue, wüßte vergessen zu machen. Von alle dieser Weisheit weiß aber unser Dichter nichts. Er hat jenem Ritterschwur nichts entgegen zu setzen als die triste Unglückseligkeit eines zweyten oder vielmehr eines ersten Schwurs. Damit aber verhält es sich folgendermaßen. Isaurens Mutter starb, wie es wohl zu geschehen pflegt, und bestimmte, was schon seltner ist, sterbend die Tochter für's Kloster. Ihr Bruder, Graf Lodovic, hat diesen Schwur auch geschworen, und wenn er gehalten werden soll, kann freylich Clemence den Raoul nicht heirathen. So ist die ganze Kollision an die Zufälligkeit eines gleichgültigen Schwures geknüpft. Was geht uns dieser Schwur an? Wir kennen weder die Mutter noch ihre sittlichen und religiösen Gründe; wie kann dieß bloße Faktum, daß der Mutter eingefallen ist zu schwören, und daß ihr Sohn gutwillig nachgeschworen hat, der Grund werden zu tragischen Verhältnissen? Dieß Unglück kann uns allenfalls in Betreff des guten Mädchens leid thun, wir können höchstens verdrießlich darüber werden, und in unserem Aerger schwören, es sey Unrecht von der Mutter gewesen, so zu schwören; aber tragisch ergriffen werden wir nicht. Hier ertappten wir also den Verfasser bey der ersten Sünde. Wenn nun diese Zufälligkeit des Schwurs Verwicklungen herbeyführt, die uns entweder als Verwicklungen oder durch den Inhalt, der durch sie dargestellt wird, interessiren könnten, dann möchten wir dem Dichter, wenn er nun einmal rein romantisch seyn will, seine Zufälligkeit vergeben, aber daß durch das Unglück dieses Schwurs nichts herauskommt, als daß sich Raoul als ein junger Mann zeigt, welcher der Ehre, der Liebe und dem Vaterlande treu ist, und wir sehen, daß der Dichter die Mutter nur der Darstellung solcher, für unsere Welt leer gewordenen Interessen wegen absichtlich hat schwören lassen, so daß uns das Zufällige so ganz nackt als Absicht erscheint, dann können wir den Dichter nicht freysprechen. — Der Bruder kommt so eben von Paris zurück, und bringt Clemencen eine Ernennung zur Kampfrichterin am Liebeshofe. Da sie die Würde mit Freuden annimmt, erräth er ihre Liebe, und droht und schwört, daß sein Schwur kein Meineid werden solle. So weit der erste Eingangsakt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Oktober 1826.

In Gott ruht die Natur — der Ew'ge wirkt durch sie:
Denn seine Schöpferkraft erstirbt und altert nie!
Er, der unendliche, nie rastende Gedanke,
Schuf uns nur zum Beweis, daß seine Huld nie wanke.
In ihm lebt, athmet, wirkt unendlich, ungetheilt
Der Seraph, wie der Mensch, der hier im Staube weilt.

Krug von Nidda.

Konstantinopel.

(Beschluß.)

Die ersten Mauern baute Phidalia, die Tochter von Barbyses. Der erste, der sie erweiterte, war Pausanias von Sparta und seitdem Severus, Konstantin, Theodosius und Arkadius, unter welchem leztern sie den Umfang erhielten, den sie noch heutiges Tages haben. Es war Apokaukus, der Mitbewerber um den Thron mit Kantakuzen, der nach dem furchtbaren Erdbeben 1344 neben der alten Mauer auf der propontischen Seite die Doppelmauer aufführen ließ, die noch jezt als Schutzwehr für die Stadt dasteht. Die Stadtmauern auf der Landseite sind ebenfalls doppelt und daneben ein 25 Fuß breiter Wallgraben. Die äußere Mauer, zwey Faden hoch, ist mit 250 niedern Thürmen, denen eine gleiche Anzahl auf einer innern, 20 Fuß hohen Mauer entspricht, gespickt. Dieß ist zum Theil ein Werk Mahomeds II. und einiger seiner Nachfolger. Die lezte Verbesserung geschah unter Achmet III. 1721. Man erblickt in diesen Mauern nicht blos Spuren der Barbarey und des Zerstörungsgeistes der Zeit, sondern mehr noch des Menschen. Bereits der byzantinische Feldherr Leo füllte mit Grabsteinen die Breschen, welche Philipp, als er die Stadt belagerte, gemacht; Konstantin und Theodosius nahmen die Baumaterialien aus den alten Göttertempeln; die Paläologen rissen Kirchen nieder, um Redouten und Verschanzungen zu bauen, die wiederum von andern Barbaren zerstört wurden — und die Türken endlich haben auf Kosten der lezten Heiligthümer des Kreuzes sich befestigt. Eine Menge griechischer, so wie lateinischer und türkischer Inschriften erinnern an die Ebbe und Flut der Zeit, womit die Werke der Menschen steigen und fallen. Der Thore gibt es acht-und-zwanzig, von denen vierzehn nach dem Hafen, sieben nach der Landseite und ebenfalls sieben nach dem Propontus hinausgehen. Durch das sogenannte Sigmathor, jezt Psamatia Kapussi genannt, führte Helena das in Jerusalem wiedergefundene heilige Kreuz herein. — Der erste Feind, der sich der Stadt näherte, war der König Philipp von Macedonien, außerdem wurde sie einmal von den Griechen, dreymal von den Römern, einmal von den Kreuzfahrern, Persern, Avaren, Slavonen und rebellischen Unterthanen, zweymal von den Bulgaren, siebenmal von den Arabern und dreymal von den Osmanen belagert — und sah während dieser Zeit, was keine andere Stadt gesehen, alte griechische Feldherrn, römische Kaiser und Cäsarn, neugriechische Autokraten, persische Chosroes und arabische Chalifen, bulgarische Kralen und slavische Despoten, venetianische Dogen und französische Grafen, avarische Chakanen und osmanische Sultane vor ihren Mauern — und vier-und-zwanzig Mal belagert, wurde sie nur sechsmal eingenommen, von Alcibiades, Severus, Konstantin, Dandolo, Michael Paläologus und Mahomed II. Außerdem enthält die Geschichte kein Beyspiel, daß eine Stadt durch die Feindseligkeit der Elemente so viel gelitten als Konstantinopel. Von Ueberschwemmungen, Stürmen, Feuersbrünsten und Erdbeben der

furchtbarsten Art ist diese Stadt heimgesucht worden und sie nehmen einen bedeutenden Raum in den Annalen Konstantinopels ein. Sead-ed-Din beschreibt auf folgende Weise das Erdbeben, welches 1511 einen großen Theil von Thrazien und Bithynien erschütterte: „im genannten Jahre, am ersten Tage in dem Monate Dschemasi-elaval, in einer furchtbaren Nacht, als der Herr der vierten Sphäre (der Mond), als die Lichter des Himmels ihren Glanz über die Bewohner der irdischen Räume ausbreiteten, und der Augenmann im menschlichen Auge eingeschlossen ruhete, als der Herold der Nacht von der Höhe des Firmaments sich zum Untergange anschickte, und die Augen der Sterne über die Angelegenheiten der Welt wachten — gab der Erschaffer, der die Felsen und Gebirge wie Erdpfeiler aufgestellt hat, seine Größe und Macht durch ein erschreckliches Erdbeben, durch dessen Stöße die Welt erschüttert wurde und die Elemente in Verwirrung geriethen, kund. Die mit diesen Schrecknissen schwangere Nacht gebar aus dem Schooße des Nichts ungeheure Gestalten; Zeit und Raum, Ort und Stunde bebten, der Grund der Erde zitterte und die herrlichen Gebäude der Stadt stürzten zusammen. Mancher Pallast, der an Höhe und Festigkeit sich mit dem Himmel maß, wurde der Erde gleich gemacht, die Mauern barsten, die Thürme und die größten Bollwerke stürzten mit Geprassel über den Haufen; das alte Weib selbst, die Welt, schrumpfte vor Schrecken über diesen furchtbaren Austritt zusammen, und die Menschen flohen ihre Wohnungen, und suchten auf dem Felde ihre Rettung, während die schreckenvollen Worte des Korans: „„Ein kleines Erdbeben, eine große Sache,““ jedes Herz zerschnitten.“

Unter den jetzigen öffentlichen Plätzen Konstantinopels, die größtentheils denselben Platz einnehmen, den die sogenannten Fora der alten Stadt inne hatten, zeichnen sich hauptsächlich folgende aus: I. Der Hippodromus, von den Türken Atmeidan oder Roßplatz genannt, wo die Wettrennen statthatten, im Südosten von der Sophienmoschee gelegen, ist jezt nur noch 250 Schritt lang und 150 breit. Früherhin gehörte hierzu auch der Platz, den jezt die Moschee des Sultans Achmet einnimmt. Der Hippodromus wurde vom Kaiser Sever angelegt, in der Nähe des Tempels der Hekate. Der Theil, den er zu vollenden im Stande war, wurde den Dioscuren geheiligt, und die Zielpfeiler der Rennbahn wurden mit dem Ey der Leda bezeichnet. Ein Theil der terrassenförmigen Sitze, von wo aus die vier Partheyen, die Grünen und Rothen, so wie die Blauen und Weißen, dem Wettlaufe zusahen, blieb unvollendet. Die Marmorpfeiler, die hierzu gebraucht wurden, kann man hin und wieder in den nahgelegenen Prachtgebäuden wiederfinden. Von den Eingängen wird besonders der Todtenpforte und der Decimuspforte in den byzantinischen Annalen sehr häufig erwähnt. Durch jene brachen die wildgesinnten Aufruhrstifter bey Spaltungen im Staate zum Tumulte und Blutvergießen herein — durch die leztere, die oft mit edelm Blute gefärbt wurde, ging der Kaiser unmittelbar von seinem Pallaste nach dem Hippodromus. Die Idee, die bey den Alten diesem Schauspiele zum Grunde lag, war die sinnliche Vorstellung der Weltregierung durch die Bewegung der Sonne und der sieben Planeten.

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

5.

Am folgenden Morgen schickte der Ritter Carouges Boten aus an alle seine und seiner Gemahlin Verwandten, sie auf einen festgesezten Tag nach Argenteil zu laden. Als sie nun dort beysammen waren, trug er ihnen das Ansinnen vor, welches der Tugend seiner Ehefrau geschehen, während er in fremden Landen den Preis für sie erstritten. Die Versammlung gab einstimmig den Rath, daß Carouges zunächst bey seinem Herrn die Klage über den Schimpf, den Jakob le Gris ihm und seiner Ehefrau zugefügt, anzubringen hätte.

Aber als der Ritter diesen Rath befolgte, so befremdete ihn der frostige Empfang und noch mehr die gleichgültige Art, mit welcher der Graf von Alençon die, zwar ohne Verletzung des Anstands, doch auch im gerechten Gefühle der ihm wiederfahrnen Beleidigung vorgetragene Begebenheit aufnahm, als sey sie ein bekanntes, unbedeutendes Mährchen.

„Lieber Carouges, sagte endlich der Graf, das Histörchen ist mir schon früher, aber in einer sehr abweichenden Gestalt erzählt worden. Ich bedaure Euch herzlich. Denn der Verfall ist, in allem Ernste, viel schlimmer für Euch als Ihr glaubt. Eure Frau treibt Wucher mit dem Pfunde ihrer Schönheit. Vielleicht mag auch mein wackerer le Gris nicht ganz frey gewesen seyn von einiger Begierde danach. Wenigstens billige ich keinesweges seinen Besuch auf Argenteil in Eurer Abwesenheit. Allein der Knappe, dem Ihr Eure Frau anvertrautet, besaß ihre Gunst bereits in solchem Grade, daß meinem le Gris vermuthlich gar nichts davon zu hoffen blieb. Und weil er Zeuge geworden der Schuld Eurer Frau, so hat diese und ihr Gesell für das Klügste geachtet, seinem Berichte mit einer Anklage gegen ihn zuvorzukommen.“

„Gnädiger Herr, rief da der Ritter hochentflammt, der Bösewicht täuschte Euch auf das Heilloseste.“

„Guter Carouges, versezte achselzuckend der Graf, auch angenommen, daß Ihr Recht hättet mit dieser Behauptung und le Gris Unrecht, wie wolltet Ihr einen gültigen Beweis gegen ihn führen? Folgt meinem Rathe,

alter Freund, laßt die Sache auf sich beruhen. Straft Raimund von Douai mit dem Tode, oder wenn Ihr, wie wohl rathsam seyn möchte, das Aufsehen scheut, so schickt ihn in der Stille fort. Für die Frau gibt es ebenfalls zwey Wege. Haben Euch ihre, allerdings seltenen Reize noch zu fest umstrickt, ei, so nehmt den treulosen Knappen für einen Verführer an, der nur erst durch die boshafteste Verschlagenheit sie Euch abtrünnig machen konnte und verzeiht, oder — schickt sie ohne Weiteres in das erste beste Nonnenkloster. Letzteres würde der Sache eine Abhülfe geben, die Euch zwar im Augenblicke sehr schmerzlich wäre, aber dafür auch desto gewisser zu dauerhaftem Frieden gereichte."

„Edler Herr, erwiederte Carouges, aus Achtung vor Eurem Rathe enthalte ich mich der nochmaligen Versicherung, daß le Gris Euch auf das Schamloseste betrogen. Gewährt mir jedoch die Bitte, ihn hier mit meiner Hausfrau in Euerm Beyseyn zusammenzustellen."

„Kann Euch das zur Beruhigung dienen, sprach der Graf, so bin ich bereit dazu."

6.

So viel aber auch der Ritter Carouges von diesem Auftritte erwartet hatte, so scheiterten doch alle seine Hoffnungen an der Frechheit Jakobs le Gris.

„Frau von Carouges, sagte dieser, als sie ihm sein Benehmen vorgehalten, mit scheinbar ganz unerschütterlicher Ruhe, ohne alle Noth handelt Ihr höchst feindselig gegen mich. Weil Eure Drohungen mich dergleichen besorgen ließen, glaubte ich die Sache, zu meiner Sicherung auf diesen Fall, meinem hier gegenwärtigen gnädigen Herrn anvertrauen zu müssen. Durch ihn hätte gewiß so wenig irgend Jemand etwas davon erfahren, als durch mich. Schon darum würde ich Alles bey mir behalten haben, weil meinen alten Freund Carouges die Entdeckung nur beunruhigen mußte, welche mein Schweigen ihm erspart hätte."

„Nicht mehr von Freundschaft zwischen uns, du giftige Schlange! rief Ritter Carouges so außer sich, daß der Graf sein Verhältniß zu ihm in Erinnerung bringen mußte. Aber obschon auch Raimund noch herbeygerufen, dem Ritter le Gris die Umstände vorhielt, so behauptete dieser doch mit einer ganz den Schein der Wahrheit an sich tragenden Keckheit, daß die Uebereinstimmung, mit welcher er und Frau von Carouges ihre gegen ihn ausgesonnene Fabel vortrügen, nichts beweise, als eine ihrem bösen Zwecke gemäße, schlaue Verabredung, die aber doch das Auge eines Herrn, scharfsichtig, wie der Graf von Alençon, nicht blenden werde.

Und wirklich konnte sogar der hinreißende Schmerz der Klägerin, die mächtige Stimme der Wahrheit im Munde ihres schuldlosen Beystands, den für le Gris außerordentlich eingenommenen Grafen nicht von der Schuld seines Günstlings überzeugen.

Zuletzt, als er mit Carouges nur noch allein war, sagte er zu diesem: Allerdings kann ich mir die Last eures Herzens bey dem euch treffenden Uebel vorstellen, mir vorstellen wie eine Schönheit, gleich der, welche euere Hausfrau auszeichnet, von euch für die Wahrheit selbst angenommen wird. Solltet ihr aber nie von der fast unglaublichen Größe weiblicher Schlauheit und Tücke gehört haben? Abgesehen indeß hiervon, und von Recht und Unrecht in diesem Falle überhaupt, erwäget nur, daß das Recht, wie ich schon früher euch bemerkte, bey solchem Mangel an Zeugen, schwerlich auszumitteln, und ein Ausgleichen oder Niederschlagen der Sache das einzige ist, wozu ein so verständiger Mann, wie ihr sich entschließen sollte.

Im äußersten Unmuthe verließ der Ritter mit seiner Gemahlin das Schloß des Grafen, und beyde legten den langen Weg bis nach Argenteil in so tiefem Schweigen zurück, daß auch ihr Gefolge nur selten den Mund zu öffnen wagte, und nichts zu hören war, als die Hufe der Rosse, welche von Niemand angetrieben, an der Trauer, die das Paar, und den dem Ritter zur Linken reitenden Raimund beherrschte, durch die Langsamkeit ihrer Bewegung Theil zu nehmen schienen.

Kaum aber auf Argenteil angelangt, und allein mit seiner Gemahlin, sagte Carouges: „Eleonore, wie ich, so vernahmet auch ihr, mit welchem Rathe der Graf mich entließ. Seyd ihr auch der Meynung, daß die Sache auf sich beruhen könne."

Geliebter Herr und Gemahl, eher den Tod als dieses! Mit Freuden will ich ihn dulden, und schuldig erscheinen vor aller Welt, weil dabey wenigstens eure Ehre bestehen kann. Die Befolgung jenes Rathes aber richtete eure und meine Ehre zugleich zu Grunde.

„Wohl, edles Weib, — rief Carouges — das nur wollte ich noch wissen. Und möchte unser ganzes zeitliches Heil darüber untergehen, die Pflicht gebeut mir unser beyderseitiges Recht bis an's Ende meines Lebens zu verfolgen."

(Die Fortsetzung folgt.)

An den Eroberer.

Wilder Erob'rer! Was suchst du durch Sieg' auf Siege. dir? — Nachruhm? . . .
Eh' du im Staube verstiebst, nennet dich kaum noch — der Fluch!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 6. Okt.

(Fortsetzung.)

Im zweyten soll nun die Charakteristik der Personen folgen. Schade nur, daß diese Charakteristik den romantischen Helden des Stücks noch ihr einzig mögliches Verdienst nimmt, nämlich das: romantisch zu seyn. Der Graf, der uns schon als Held, als unbeugsam und etwas unbändig geschildert ist, kommt so eben von der Jagd zurück; ein Bauer hat sich dem wilden Vergnügen, das seines Nachbars Acker zerstören sollte, widersezt, und da will ihn denn der Graf deßhalb gleichfalls seyen lassen. Dieß hört ein normännischer Ritter, Rollo, Raouls Freund; er gährt auf, beleidigt den Grafen, und sie gerathen in Streit. Das ist alles in der Ordnung. Was thut aber der beleidigte Graf? Er sagt dem Ritter: er sey trunken! Was thut der Ritter? Er meynt, er wolle am Morgen wiederkommen, wo jeder nüchtern sey. Ist dieß nun, da Rollo in der That nicht trunken ist, die Darstellung eines romantischen Ritterstreits oder einer Studentenrauferey, wo die Gegner sich eigentlich lieber vertragen möchten? — Dann folgt die Charakteristik des Troubadours, der sich von sich mit Rollo unterhält, und dem tapfern Normannen so viel von der Welt der Träume, von dem inneren Gemüthsleben, von Zartheit und Minne vorschwazt, und auch die rohe Wirklichkeit schmäht, daß sich der Troubadour urplözlich in einen unserer süßen, sehnsüchtigen, gemüthlichen, träumenden Poeten verkehrt, und das Gegenbild zu dem Studentenzwist liefert. Man ist froh, wenn Rollo versichert, daß alles, was im Raoul zu Geist, in ihm dem starken Normann, zu Knochen würde. Doch wenigstens ein kräftiges Wort. Wenn Herrn Pannaschs verschwebende Duftigkeit sich auch mitunter zu Knochen verdichten könnte, würde er statt Schatten vielleicht Menschen darstellen. — Auch Clemencens Bild zerstört er uns dadurch, daß er sie für eine Dichterin ausgibt, und von ihren Versen eine Beschreibung macht, wie wir sie eben bey Raoul tadelten. Gerade die tiefe, aber lautlose Innigkeit, die sich in sich verschließt, statt stets von sich plaudern, ist der schöne Charakter der deutschen romantischen Liebe, die sich nur in einzelnen Accenten ausspricht, und in ihrer Ausdrucklosigkeit ihre Tiefe darstellt. Die Mariane in Goethes Geschwistern, Gretchen im Faust, sind solche Charaktere. Wenn wir, statt dessen viertelstundenlangem Selbstgespräche mit Blumen, und Mond und Sternen hören, und die Tiefe des Gefühls nach der Breite solcher interesselosen Geschwätzigkeit messen sollen, welche die Leere ihres Inhalts unter dem Schmuck wechselnder Versmaßen, klingender Reime, Bilder, Ausrufungen und Gedankenstriche verbergen will, dann erhalten wir nur die Vorstellung neumodischer, markloser Sehnsüchtigkeit, aber nicht das Bild romantischer Innigkeit. — Wie nur den Freunden die Nachricht kommt, der Feind bedrohe den König, wie Raoul zur Geliebten schleicht, um von ihr Abschied zu nehmen, wie ihn der Graf behorchte, und ihn will einsperren lassen, wie Rollo dazukommt, und alle sich streiten, bis alle zum Heer des Königs müssen, davon sey uns die Erzählung erlassen. Nach diesen Liebeshändeln soll nun der dritte Akt, die Treue Raouls für den König, und sein Ehrgefühl zum Vorschein bringen.

Der Feind ist besiegt, der Friede hergestellt, Clemence zum Sängerfest geschmückt, und in der Meynung, daß bey der allgemeinen Freude und Liebe nicht der Bruder allein werde nur dem Hasse Raum geben, sondern sich bewegen lassen, einen Meineid geschworen zu haben. Doch ihre Hoffnungen sind eitel Thorheit. Denn als Raoul beym Feste als Meistersänger die Romanze seines eigenen Unglücks singt: wie der treue Sänger von der Geliebten drey Blumen empfangen habe, wie er den König zu retten hinausgeeilt sey in Kampf und Streit, wie er den König wirklich befreyt, doch im Augenblicke des Sieges ihn die Nachricht betroffen, sein Vater sey zum Tode wund; wie er zu ihm geflogen, um ihm das lezte ewige Lebewohl zu sagen, — da sey ein Ritter hinzugetreten, und habe schändlich den Schmuck seines Helmes, die drey Blumen, das Geschenk der Geliebten, in den Staub getreten, und dieser Ritter sey Lodoic, der Graf von Isaure. Und plözlich wird der Sänger zum Streiter, er wirft dem Grafen den Fehdehandschuh hin, und erhält zur Antwort die Anklage der Feigheit. Da blitzen die Schwerdter, Clemence wirft sich zwischen die Streitenden, bekennt ihre Liebe. — vergebens — die Streitenden sind nicht zu trennen, schon hofft man sie werden sich wechselseitig tödten, und so der Sache ein Ende machen, doch so gütig ist der Dichter nicht — der Kanzler des Liebeshofes tritt vor, und bescheidet die Gegner auf den folgenden Tag, d. h. auf den fünften Akt. Der Vorhang fällt.

Hatte man nun bisher gemeynt, der Graf sey ein wenig ein schlechter Geselle, indem er allen Zweykämpfen ausgewichen, Rollo und Raoul hatte wollen in den Kerker werfen lassen, und jezt dem armen Sänger, der an der Leiche seines Vaters kniete, die holde Liebesgabe mit Füßen trat, und dann noch der Feigheit beschuldigte, so findet man natürlich, daß Rollo in geheimem Zwiegespräche und dann vor einigen Zeugen den Grafen einen schändlichen Verläumder schilt. Da wird denn Rollo endlich gefordert, und soll als zweyter Gegner nach Raoul fechten. Aber der tapfere Rollo und der Zuschauer irren: der Graf ist plözlich kein schlechter Geselle, sondern ein höchst edler Mann, denn wir erfahren durch seinen folgenden Monolog, daß er den Sänger wirklich für feig gehalten. Der in den Staub getretnen Blumen aber erwähnt er nicht. Der Dichter will nun einmal, daß er edel seyn soll, und läßt ihn deßhalb wegen Lebens und Sterbens eine Schrift aufsezen, in welcher er erklärt, der Sänger sey nicht feig. Diese Schrift soll, wenn er selber bliebe, nach dem Zweykampf vorgelesen werden. Ja er läßt sogar den Schreiber, der sich erbietet, ihm Raoul gefangen zu liefern, in Ketten legen. Man sollte diesem geharnischtem Edelmuth einen neuen gestiefelten Kater auf den Hals hezen. Wie benehmen sich nun die Liebenden? Sie nehmen einen ewigen Abschied. Vorher aber klagt Raoul noch die Welt an, daß sie ihm keinen seiner Wünsche erfüllt, daß sie seine Liebesseligkeit in Schmerz, seinen Ruhm in Schimpf verwandelt habe, und wird so weich und schwach, daß man merkt, es gehe mit ihm zu Ende. Den ärgsten Kampf aber bereitet ihm die Geliebte. Sie weiß, die Ehre seines ganzen Lebens hänge von dem Zweykampf ab, sie weiß entehrt könne er nicht leben, und dennoch verlangt sie, er solle abstehen von dem Kampf. Kann es einer romantischen Dame einfallen, den Ritter vom Kampfe für seine Ehre abzuhalten? Muß sie ihn nicht im Gegentheil zur Tapferkeit anfeuern? Kann sie einen Entehrten lieben? Corneille läßt seine Heldin im Cid zum Geliebten, der ihr der Ehre wegen den Vater erschlagen hat, sagen: ich könnte dich nicht lieben, wenn du ihn nicht erschlagen. Und ist wohl zu behaupten, daß Clemence liebe, wenn sie eigensüchtig, nur sich selber und ihre kleinen schwachen Mädchenwünsche bedenkend, den Geliebten zu dem bereden will, was ihn durchs ganze Leben muß unglücklich machen. Sie ist weder eine romantische Figur noch eine liebende. — Nach diesem Abschiede wird Raoul von Vermummten überfallen, man hört, als er verschwindet, fernes Schwerdtergeklirr; der Vorhang fällt wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Oktober 1826.

Wer entrinnt dem Geschick? – ich war zum Jammer geboren!

Joseph Gritti, der Akrobat.

Gedicht in drey Balladen von G. W. O. v. Ried.

An die Fr. Frin. v W. geborne Gräfin von St.

Was aus noch ungestimmten Saiten klang –
Des Jünglings erstes Phantasiegebilde,
Du nahmst es auf mit nachsichtsvoller Milde *);
Jezt weiht der Greis dir seinen Schwanensang.

* * *

(Bembo ist mit seinen Seiltänzern und Springern im Schiffbruche umgekommen und nur Gritti gerettet. Dieser, jezt erster Hochsteiger und Saltu mortal bey einer andern Gesellschaft, hält seine im Meer verlorene Geliebte für ein überirdisches Wesen, er sieht sie in den Wolken, und hofft sich dort mit ihr zu vereinen.)

Erste Ballade.

(Garten, nahe dem Cirkus der Seiltänzer. Gritti allein spricht zu einem Gebilde seiner Phantasie.)

Du sehnst, gleich mir, dich nach Einsamkeit,
Du machst dich vom störenden Haufen los,
Du labest dich an der Vergangenheit;
Sie ruht, die du liebst, in der Erde Schooß? –
Die Meine lebet, doch fern, ja fern,
Nicht ganz so weit wie der Abendstern;
Da will sie für uns eine Hütte bauen.
Du liebst – dir kann ich mein Herz vertrauen.

Hier saß sie, hier bey den Blumen, oft
Von Bembo, dem Herrn, vor mir bewacht;
Was sie gefühlt, was sie gehofft,
Hat mir das Vergiß-mein-nicht zugebracht.
Und wenn sie hoch wie auf Lüften ging,
Und wenn mein Aug' an dem ihren hing,
Dann konnt' es ihr grausamer Herr nicht verhüten,
Daß mir ihre Stern' in Lieb' erglühten.

Und wagt' ich, bey ihm um die Braut zu werben,
Mich höher als einer gestiegen war,
Als sey sie errungen durch mein Verderben,
Daß allen vor Schrecken sich sträubte das Haar!
Dann sprach sein Spott: Wie die Spinne doch leicht,
Auf dem Fädchen, zum Hahn auf der Thurmspitze steigt!
Kannst du ihn erreichen, herab auf ihm reiten,
So will ich euch selbst zur Trauung begleiten. – –

Mein jetziger Herr ist geizig und strenge,
Doch neidisch, wie Bembo, das ist er nicht;
Er säh' es gern, wenn mir es gelänge,
Ich holt' sie herab aus dem himmlischen Licht.
Er lobet mich, wenn ich zur Höhe steige,
Und wenn ich ihr Bild in den Wolken ihm zeige,
So spannt er immer höher die Bahn,
Und treibt mich selbst, sie zu suchen, an.

Du siehst, wie ein lebender Funke verstiebt –
Und wenn er dir todt und vernichtet scheint,
Dann sucht er das Element, das er liebt,
Dann ist er wieder mit ihm vereint:
Dir sey es heimlich, dir sey es vertraut:
Bald steig' ich empor und kehre nicht wieder:
Hat Sie mir mein Grab in den Wolken erbaut,
Dann senket ihr strahlender Blick sich hernieder. –

*) Des Verfassers erste Ballade, 1783, der Gräfin Stolberg gewidmet.

Wie Freudenboten des Himmels hin schweben,
Enteil' ich auf immer der Erde Nacht —
Dann schlaf' ich in Wolken, von Ihr bewacht —
Dann wecket sie mich zum ewigen Leben! —
Aus Sehnsucht und Schmerz ist die Liebe geboren,
Im Himmel erst reift sie zu seligem Glück;
Sie läßt den Schmerz auf der Erde zurück;
Drum bin ich in Schmerzen der Sehnsucht verloren.

Wie düstern westliche Wolken sich einen
Und sich erleichternd in Thränen ergießen,
So möcht' ich mich an den Traurenden schließen,
Mein Leid an Freundes Busen ausweinen;
Wohl haben sie freundlich mich angezogen,
Mich spottend dann um das Mitleid betrogen —
Dir trau' ich, als hätte mein Herz dich geboren:
Hör', wie ich den Engel auf Erden verloren:

Wir schifften mit Bembo zum fernen Land,
Die Großmutter ließ er böslich zurück.
Da stand sie auf hohem Riff an dem Strand —
Auf dreyzehn Meilen reichet ihr Blick! —
Da stand sie und schrieb mit der Hand in die Luft,
Und haucht' ihren Fluch in der Erde Kluft.
Sie warf eine hohle Nuß in die See,
Befrachtet von ihr mit Fluch und mit Weh.

Umtanzet sie erst, mit wildem Gesang —
Das pfiff, wie wenn Wind durch Felsenkluft drang:
„Laß, Bembo, mich nun deine Künste schauen
Auf Stangen, auf Segeln, auf morschen Tauen,
Auf Sandbank, auf Wog', auf der Klippen Spitze!
Dir leuchten zum Sprunge zackige Blitze!
Der Donner schlägt dir den Takt dazu!
Des Abgrundes Welle wiegt dich zur Ruh!

Ich senk' einen weißen Rosenstab,
Dir, Bembo, hinein in dein Wassergrab!
Dir, Bembo, schwer auf das Herz gepflanzt,
Von Hayfisch und Meeresschlang' froh umtanzt! —
Der Rosenstab ist der hohe Mast,
Die Rosen daran sind des Schiffes Last. —
Mein kleiner Segler *), duck unter, duck unter!
Ereil' ihn, duck unter sein Fahrzeug, hinunter!" —

Sie geifert in's Wasser, da schäumt es zu Schnee
Da wuchsen thurmhoch die Wellen der See,
Und kreisende Wirbel in Grabes Gestalt,
Die stritten sich um das Schiff mit Gewalt.
Und wie sich der Alten Stimme erhob,
Der heulende Sturm durch die Segel hinschnob,
Und Bembo drohet ihr Auge vom Riff,
Das schleudert Blitze herab auf das Schiff.

Und mit dem Gebrülle des Donners erscholl
Das Wasser, das zu dem Leck hereinquoll.
Da durchschnitt den Sturm ein Jammergeschrey,
Sie stürzen zum rettenden Boote herbey —
Es wird um das Boot mit den Schiffern gerungen,
Und Drängende werden blutig verlezt —
Da scheidet das Boot, mit Schiffern besezt —
Und sieh! — da hat es der Wirbel verschlungen!

*) Die Nuß.

Nun klimmen die Springer den Mast hinan —
Hangend an Stricken, an Segeln, an Stangen,
Und einer verenget dem andern die Bahn,
Das Ende von einem Tau zu erlangen —
Wie Raben, die flatternd im Baume schweben! —
Ich halte mich fest an dem unteren Mast —
Ach! mir entsprießet ein seliges Leben:
Sie hält mich mit beyden Armen umfaßt!

Wie wenn von nächtlichem Tau belebet,
Der Epheu den Ulmenbaum fester umwebet,
Hat, wenn über uns sich die Well' ergossen,
Sie fester mich an ihr Herz geschlossen.
Wie der Lilie Haupt im finsteren Thal
Sich hebt in der Sonne belebendem Strahl,
War holder ihr Aug', wenn der Blitz gezücket,
War bräutlich schöner ihr Antlitz geschmücket. —

Da hob es das Schiff aus des Meeres Grund —
Da zündet's ein Strahl — da regnet' es Funken —
Und flammend, bis es in den Abgrund gesunken
Und kreiselnd verschlang es der wirbelnde Schlund. —
Wir, sprangen durch Gluten — lang sind wir geschwommen,
Und enger von ihren Armen umstrickt,
Hat sie mir noch einmal in's Auge geblickt —
Dann ward in den Himmel sie aufgenommen.

Sie nahm mich mit bis an's Himmelsthor.
Da klang so schön der Seligen Chor!
Doch mußt' ich zurück — muß weilen auf Erden;
Sie rufet mir, wenn wir vereiniget werden. — —
Mich sollen Fischer gefunden haben,
Sie sagen: von Ihren Armen umschlungen —
Mich zu beleben wär ihnen gelungen;
Sie sey von ihnen am Ufer begraben;

Doch weiß ich es besser — glaub' ihnen nicht! —
Sie wandert dort oben im himmlischen Licht.
Und ist sie von mir auch noch so fern,
Erscheint sie mir klar, wie der Abendstern!
Noch heute werd' ich in Wolken sie sehen — —
Da kommt die Alte — so mußt du gehen;
Sie hasset die Menschen und mag es nicht,
Daß Jemand mit mir von der Himmlischen spricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

7.

Hierauf wendete sich der Ritter mit seiner Klage gegen le Gris an das Parlament zu Paris. Aber da es an gültigen Zeugen durchaus fehlte, so dauerte der Prozeß schon anderthalb Jahr, ohne im mindesten der Entscheidung näher zu rücken und der Graf von Alençon, im blinden Vertrauen auf das Wort seines Günstlings le Gris, war außerordentlich erzürnt über den Ritter Carouges, welcher dem Beschimpfer seiner Gemahlin den Tod geschworen hatte.

Endlich faßte das Parlament den Beschluß, daß ein gerichtlicher Todeskampf zwischen Carouges und le Gris ô-

fentlich in Paris stattfinden sollte. Als dieser Bescheid nach Argenteil kam, da dankte der Ritter mit Inbrunst Gott, daß er sein Gebet erhört habe.

Seine Hausfrau aber wollte in Thränen zerfließen und sprach: „Nein, Herr, nein! Wie wenn Ihr fielet in diesem Kampfe und sonach die Schande Euer Loos würde? Als Ihr abreisetet von Alençon mit Boucicaut und Robinet, Eure Lanze meinem geringen Verdienste zu widmen, da quälte mich schon der Gedanke der Gefahr, welche über Eurem Haupt schwebte. Aber selbst im schlimmsten, traurigsten Fall blieb dabey doch Eure Ehre ungekränkt. Hier ist es anders. Nein, Herr, lieber will ich mich schuldig erklären und losgesprochen von meinem Gewissen, den Tod erleiden, als Eure Ehre der Unsicherheit von Lanze und Schwert auch in der kräftigsten, geübtesten Hand anvertrauen."

„Mein Herz, unterbrach sie der Ritter, du vergissest, daß bey einem Kampfe, wie diesem, die ewige Gerechtigkeit unsichtbar waltet!"

„Und doch, antwortete sie mit tiefem Seufzer, doch erinnere ich mich leider aus früherer Zeit, daß Ihr selbst Zweifel hegtet gegen die Sicherheit solcher Entscheidungen, daß Ihr meyntet, es heiße Gott versuchen, wenn auf diese Weise verfahren würde. Ausdrücklich sagtet Ihr, der gerichtliche Zweykampf habe gewiß gar manchmal schon dem Laster den Triumph verschafft und den Tugendhaften um Ehre und Leben gebracht!"

„Ich kann damit auch wohl im Irrthum gewesen seyn, entgegnete der Ritter, und fügte dann in einem Tone hinzu, der keine Einwendung gestattete, übrigens bleibt hier nichts zu thun, als der Entscheidung des Parlaments Folge zu leisten."

Als Raimund davon hörte, beschwor er den Ritter, doch ihn, den Beschuldigten, an seiner Stelle den Kampf mit le Gris unternehmen zu lassen. Doch ein kurzes, finsteres Nein! war die ganze Antwort. Wie nun darauf seine Gemahlin sich ebenfalls recht angelegentlich für dieses Erbieten verwendete, erwiederte Carouges: „Wenn der Himmel auf diesem Wege dem Rechte den Sieg verleiht, was habe ich da zu fürchten? Wenn es aber nicht der Fall wäre, würde es denn gut und mit meiner Vernunft verträglich seyn, meine und Eure und des Knappen Ehre einer nicht schwächern zwar, aber doch ungeübtern Hand anzuvertrauen? Le Gris ist ein vielfach erprobter Kämpe und selten ohne Dank von einem Turniere heimgekehrt. Meinen Kampf mit ihm einem Andern überlassen, hieße wahrlich Verrath ausüben an uns Allen!

8.

Der König von Frankreich hielt sich eben in Sluis mit seinem Hofe auf, um von da nach England zu reisen. Bey der Nachricht von dem Beschlusse dieses Zweykampfs aber setzte er sein Vorhaben aus und damit er und sein ganzer Hof der Feyerlichkeit beywohnen könne, befahl er einen Aufschub derselben.

Es war am Montag nach Weihnachten im Jahr 1387, als solcher vor sich ging. Hinter dem Tempel auf dem Katharinenplatze zu Paris waren die Schranken aufgerichtet. Ein unermeßliches Volksgewühl wogte rastlos um sie her. Auf der einen Seite standen Schaugerüste und in deren Mitte saß der König auf seinem Thron, von sämmtlichen Prinzen von Geblüt und dem ganzen Hofe umgeben.

Die Mittagsstunde nahte. Da trat der Herold auf den Kampfplatz, das bevorstehende Ereigniß laut auszurufen.

Dann erschien der Ritter Carouges in schwarzer, ganz einfacher Rüstung und auf einem schwarzen Rosse an den Schranken. Als Kläger für den Ausforderer genommen, mußte er, den Gesetzen gemäß, Lanze und Schwert selbst, auch den Schild am Halse tragen, dazu die Panzerhandschuh an den Händen und das Visir herabgelassen haben. Jakob le Gris hingegen, welcher unmittelbar nach ihm herantritt, war, wie sein schönes weißes Roß, köstlich geschmückt. Sein spiegelblanker Harnisch und das darauf künstlich eingelegte Gold und Silber erregte ein allgemeines Staunen und die weißen Federn auf seinem Helme waren von ganz ungemeiner Größe und Schönheit. Von dem Rechte des Beklagten den vollen Gebrauch machend, ließ er sich Lanze und Schild durch den Knappen tragen, der hinter ihm ritt, hatte auch das Visir aufgethan und blickte so munter und fröhlich die ihm Platz machende Menge an, als ob es ein Freudenfest sey, das eben beginnen sollte. Wohl manches weibliche Herz unter den Anwesenden mochte, von dem Muthe, den er vor seinem tiefgebeugten Gegner voraus hatte, auf sein Recht schließend, ihm den Sieg wünschen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. Sept.

Mit den Angelegenheiten der Académie française bin ich in meinem vorigen Schreiben nicht fertig geworden, und habe daher noch einiges darüber nachzuholen. Bekanntlich ist die Ernennung eines Akademikers immer eine wichtige Angelegenheit in Paris, und wiewohl ohne Aufhören Epigramme auf die vierzig Sessel der Académie française zugespitzt werden, so fehlt es doch nimmer an Bewerbern, sobald einer dieser Sessel leer wird. Dieß ereignete sich dann auch neulich wieder bey dem Tode des H. St. Lemontey. Dieser Gelehrte war ein Mann ganz eigner Art. Erstlich hat wohl Niemand in ganz Frankreich so oft außer Hause gespeist. Er war beständig eingeladen, und ging mit seiner schwarzen Kleidung und gepuderten Haaren regelmäßig zur Essenszeit zu seinen Freunden und Bekannten, wie ein Beamter zur bestimmten Stunde an seine Geschäfte geht. Während seiner sechzig Lebensjahre mochte Lemontey wohl zwanzigtausend fremde Mahlzeiten eingenommen haben. Freylich war er ein angenehmer, geistreicher Gesellschafter, nur in der lezten Zeit war er etwas schwerfällig geworden. Dabey besaß er eine so große Gewandtheit in seinem Betragen, daß er mit allen Partheyen gut stand, und daher unter zwey oder drey verschiedenen Regierungen, die in Frankreich auf einander gefolgt waren, Mitglied der Theaterkommission geblieben war, ohne, wie tausend andere Beamte, bald angestellt, bald abgesezt zu werden. Lemontey war bey allen Staatsumwälzungen unbeweglich auf seinem Posten stehen geblieben, und hatte bald in diesem, bald in jenem Sinne die Theaterstücke censurirt, je nachdem der Geist der Regierungen war. Im Grunde war

er aber doch ein freysinniger Mann; als Frau v. Genlis einen Auszug aus des geschwätzigen Dengeaus Hofjournale verfertigt und herausgegeben hatte, worin aber nur solche Züge aufgenommen waren, die zur Verherrlichung des Hofes Ludwigs XIV. dienen konnten, nahm Lemontey die ungeheure Papiermasse nochmals vor, und hob eine Menge pikanter Züge aus, die auch Schwächen und Jämmerlichkeiten jenes Hofes zu erkennen geben konnten; er gab dieselben, nebst einem Versuche über die Regierungsgeschichte des vielbesprochenen Königs heraus, wozu er während der Napoleon'schen Regierung aufgefordert worden war. Man hatte ihm damals die dazu nöthigen Papiere aus dem Archiv der auswärtigen Angelegenheiten verabfolgen lassen. Lemontey hat hieraus großen Nutzen gezogen. Für Deutschland ist sein Versuch in einer besondern Hinsicht merkwürdig, da er nämlich aus den Aktenstücken beweiset, welche Mühe sich während einer gewissen Zeit die französische Regierung gab, um die Ernennung Ludwigs XIV. zum deutschen Kaiser zu bewirken. Es ist interessant zu sehen, welche Triebfedern in Bewegung gesezt, welche Ränke geschmiedet wurden, um Deutschland dem allgewaltigen Beherrscher Frankreichs zu unterwerfen, und mit welcher Aemsigkeit sich bereits einige kleine deutsche Fürsten für Geld und gute Worte dazu hergaben, um diese Projekte zu befördern. Noch eine andere Thatsache sezt Lemontey in ein helles Licht, daß nämlich Ludwig XIV. aus Geistesbeschränktheit, aus Stolz, und durch die vielen Schmeicheleyen, womit man ihn überhäuft hatte, dahin gekommen war, daß er sich, wie ein türkischer Großsultan, als den Eigenthümer des Bodens seines Reiches ansah, und mehrmals eigenmächtig über Grundstücke verfügte, die ihm gar nicht angehörten, und worüber er nicht das mindeste Recht besaß. Es scheint, daß Lemontey erst unter der königlichen Regierung mit dem unter der kaiserl. begonnenen historischen Werke fertig ward. Napoleon, so hold er dem Despotismus Ludwigs XIV. war, hörte doch ungern diesen König so übermäßig loben, wie es in Frankreich oft geschieht; und vermuthlich, um dieses Lob herabzustimmen, hatte Lemontey den Auftrag erhalten, die Geschichte der Regierung jenes Königs nach den Aktenstücken zu schreiben; allein als die Geschichte geschrieben war, hatte Frankreich schon die Nachfolger Ludwigs XIV. wieder zu Regenten bekommen; nun war es fast gefährlich, den großen König allzusehr zu tadeln, und da Lemontey allzu klug war, als daß er sich hätte der Gefahr aussetzen sollen seine Stelle zu verlieren, und mit den Staatsmännern der jetzigen Regierung zu zerfallen, so ließ er weislich sein Manuscript im Pulte liegen, und fuhr fort nach wie vor, außer Hause zu speisen, und die Salons der Ministeriellen und Ultras so gut als diejenigen der Liberalen zu besuchen, ohne von seinem Manuscripte weiter zu reden; man wußte blos, daß es in seinem Pulte stecke. Nach seinem Tode nun kömmt unerwartet das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und fordert nicht allein die Staatspapiere zurück, die Lemonteyen während der Napoleon'schen Regierung anvertraut worden waren, sondern verlangt auch noch sein eignes Manuscript, oder wie es in dem Requisitorium heißt, die von Lemontey gemachten *Auszüge* aus seinen Papieren, unter dem Vorwande, daß seine Arbeit eine geheime sey, die von der Regierung bestellt worden wäre, und folglich auch der Regierung anheim fallen müsse. Natürlich widersezten sich Lemonteys Erben dieser unerwarteten Forderung, und alle diejenigen, die eine freye Erörterung geschichtlicher Thatsachen lieben, das heißt alle freysinnigen Menschen nahmen lebhaften Antheil an dieser Angelegenheit. Fände die Forderung des Ministeriums Gehör, so würde es wahrscheinlich um Lemonteys Ausarbeitung auf immer geschehen seyn; denn gewiß würde das Ministerium eine Herausgabe eines so freymüthig geschriebenen Geschichtwerkes nicht befördern, und das Manuscript mit den Aktenstücken unter den Staub der Archive verbergen, wo nicht gar zernichten, damit die Nachwelt ja keine üble Meynung von dem „großen Könige" und seiner Staatsverwaltung bekomme. Die Erben erwiederten, das Ministerium habe nicht das mindeste Recht auf die Arbeit eines Gelehrten, der zwar von der kaiserlichen Regierung zum Unternehmen derselben aufgemuntert, aber keineswegs besoldet worden sey, die Ausarbeitung sey die Frucht seines Geistes, und sein Eigenthum. Das Gericht hat sich damit begnügt, daß es einstweilen die Versiegelung der Handschrift, und ihre Niederlage bey einem Notar verordnet hat, bis die Streitigkeit über das Eigenthum wird beygelegt seyn.

(Der Beschluß folgt.)

München, 6. Okt.

(Beschluß.)

Der fünfte Akt gewährt nach dem Aerger über die vier ersten, wenigstens die Genugthuung der Verwundrung und des Lachens. Nachdem Clemence nämlich auch bey ihrem Bruder vergeblich versucht hat, den Kampf zu verhindern, nachdem man zu ihrem Klagemonologe die Trommeten hat dreymal schmettern und dann die Schwerdter wacker hat klappen hören, sieht man endlich bey veränderter Scene beyde Kämpfer auf der Bahre liegen. Aber man traut seinen Augen kaum — der tapfre Rollo liegt statt des Sängers da. Dieser edle Normann nämlich hat Raoul durch die Vermummten fangen, und bis nach entschiedenem Zweykampf festhalten lassen. Welch ritterlicher, oder vielmehr *unritterlicher* Edelmuth! Denn Rollo hat von der Schrift, die der Graf verfaßte, nichts erfahren. Er weiß daher nur, daß sich sein Freund einzig und allein durch einen Zweykampf von der Schande rein waschen kann. Raubt er ihm nun die Gelegenheit zu diesem Zweykampfe, so raubt er ihm die Gelegenheit, sich vom Schimpfe zu befreyen, und beschimpft ihn dadurch noch einmal. Daß eine Ehrenerklärung dem Publico werde vorgelesen werden, davon ahnt Rollo nichts und kann dadurch seine Handlung nicht bestimmen lassen, er handelt aus unüberlegter, unritterlicher, unfreundlicher, unverständiger Gutmüthigkeit, und so müssen wir denn diese bisher noch so ziemlich ritterliche Gestalt noch im Tode anklagen. Doch damit ist es noch nicht genug. Denn jezt stürzt Raoul herbey, und bejammert und versteht den Edelmuth des Freundes, während Clemence aus dem Burgthor kommt, aus der Entfernung die Leichen verwechselt, Rollo für Raoul ansieht, und sich nun auch gleich ohne Monolog und Bedenkzeit in den Festungsgraben wirft. Raoul natürlich nach, rettet sie, versinkt aber, o Jammer, noch ehe er erfährt, daß der König ihn zum Grafen von Toulouse ernannt. Da bedarf denn Clemence keines Hamlet, der ihr sage: geh' in ein Kloster. Sie thut es von selber. So endet das Stück, wie es aus der Zufälligkeit eines Schwures hervorgegangen war, durch die Zufälligkeit, daß Clemence im wichtigsten Augenblick, was Liebenden sonst nicht eigen ist, die Personen verwechselt, um das Leichen-Duo zum Trio zu vermehren. Der Dichter aber hat erreicht, was er nicht wollte, er hat einen Sänger dargestellt, dem wir das Dichtertalent absprechen müssen, einen Ehrenhelden, der nie dazukommt für seine Ehre zu fechten, sondern sie vom Dichter durch Stellvertreter vertreten läßt; einen Liebeshelden endlich, der für seine Geliebte in's Wasser springt, und elendiglich — ersäuft. Wie leicht wäre es Herrn Pannasch geworden, sich alle diese Mühe zu ersparen, wenn er's hätte über's Herz bringen können, die alte Mutter nicht schwören zu lassen, und der Tochter statt so *schöner*, lieber *bessere* Augen zu geben, oder ihr wenigstens eine auch nur mittelmäßig scharfe Brille zu schenken.

Beylage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. Oktober 1826.

Furchtbar sind die Gerichte des Herrn! Zuweilen ereilet
Schon auf irdischer Bahn den Sünder entsetzliche Strafe;
Oft erhebt er das Haupt, und schaut Hohnlächelnden Blickes
Auf den Frommen herab! — Unglücklicher! schon ist des Todes
Stunde dir nah'. Vor den Richterstuhl des Ewigen ruft sie
Dich, mit erschütterndem Laut'! —

Lad. Pyrker.

Das Gottesurtheil.

(Beschluß.)

Vor den Schranken stiegen beyde Ritter von ihren Rossen, erst der Kläger, dann der Beklagte, und gingen zu Fuß hinein. Und als die beyderseitigen Waffen untersucht und die Schwüre der Kämpfer für ihr Recht geschehen waren und jeder von ihnen zulezt noch das Bild des Gekreuzigten, worauf sie geschworen, geküßt, der Herold auch schon den dritten Aufruf mit der Warnung geschlossen hatte, daß Niemand aus dem versammelten Volke die Schranken berühre, bey Verlust der rechten Hand, so ging Carouges zu seiner Gemahlin, welche auf einem mit Schwarz überhangenen Wagen stand, in Trauerkleider gehüllt und einen dichten schwarzen Schleyer über dem Gesichte.

„Dame, sprach er zu ihr, im festen Vertrauen auf Euch setze ich mein Leben jezt daran, den Jakob le Gris zu bekämpfen. Ihr wißt, ob meine Sache gerecht und löblich ist.“

Da schlug Frau von Carouges den Schleyer zurück und ein Laut des innigsten Antheils durchbebte die zahllose Versammlung beym Anblick des von der Macht des Unglücks gebleichten Gesichts, dessen Schönheit alle Herzen an sich zog.

„Edler Herr, antwortete sie, meine Sache ist gerecht. Gott wird sie schützen durch Euren Arm.“

Darauf nahm der Ritter die Dame bey der Hand, küßte ihren Mund und begab sich nach dem Kampfplatze. Eleonore aber ließ wieder den Schleyer über ihr Gesicht fallen und sank auf die Kniee, Gott und die heilige Jungfrau inbrünstig anrufend, daß sie dem Rechte den Sieg verleihen möchten.

Und die meisten, selbst von denjenigen Anwesenden, die zuvor der kräftigen Schönheit und Ritterart des le Gris sich zugekehrt fühlten, schienen nunmehr im Stillen zu der leidenden Dame übergehen zu müssen, ohne daß sie es wollten. Ihr Gesicht und ihre ganze Weise trug das Gepräge der Unschuld zu überzeugend an sich. Und welche furchtbare Gefühle mußten ihre Brust zerreißen, da nach dem unabänderlichen Beschlusse des Parlaments, auf den Fall, daß le Gris den Sieg davontrug in diesem Kampfe, ihr Gemahl entweder lebend oder todt an den Galgen geknüpft wurde, ihr jugendlich blühendes Leben aber die Flammen des Scheiterhaufens erwarteten, der, nebst dem Galgen, jenseits der Schranken bereits errichtet vor ihren Augen stand.

Als nun die Rosse den Kämpfern vorgeführt und jedem gesagt worden, was er zu beobachten hatte, bestiegen sie solche und rannten hierauf mit den Lanzen gegeneinander.

Aber je länger die Kraft und Gewandtheit beyder Gegner den Sieg unentschieden ließ, desto banger und schrecklicher stieg auch die Sorge in der trauernden Dame auf. Denn der Gedanke an ihre Kinder fiel ihr nun besonders auf's Herz, und sie klagte sich, falls ihr Gemahl unterliegen sollte, des Raubes der Ehre dieser so innig geliebten, harmlosen Seelen an. Sie schalt sich thöricht, ja gott-

los, daß sie von dem, doch glücklicher Weise mißlungenen, Frevel des le Gris gegen ihre Person, ihren Gemahl unterrichtet hatte, in diesem trostlosen Augenblicke ganz vergessend, wie eine Verheimlichung des Vorfalls gegen ihn ihrer treuen, liebenden Seele ganz unmöglich würde gewesen seyn.

Gewiß vereinigte sich manches Gebet mit dem ihrigen, wenn ihre Verzweiflung die Hände unter dem Schleyer so hoch als möglich zum Himmel hinaufhob.

Als nun die Kämpfer, keiner dem andern weichend, nach langem, fruchtlosen Bemühen, sich des Sieges zu versichern, abstiegen von ihren Rossen, um den Streit zu Fuße mit den Schwertern fortzusetzen, da wollte Eleonore schon, durch das Uebermaß ihrer Angst getrieben, vom Wagen herunter, vor dem Könige niederfallen und sich lieber für schuldig erklären, um nur wenigstens ihrem Gemahle das Leben und ihren Kindern den Vater zu erhalten. Aber ein Ritter, der zu Pferde in der Nähe hielt, ritt heran, bey der Bewegung, die sie hierzu machte, sie nach ihren Wünschen zu fragen. Als sie nun solche zu erkennen gab, beschwor er sie, den Schritt nicht zu thun, der sie nur entehren und ihren Gemahl dazu demselben Tode überliefern würde, den er im schlimmsten Falle zu erleiden habe. Das Einzige sey, sich auf Gott zu verlassen, der dem Rechte seinen Beystand gewiß nicht verweigern werde.

Inzwischen erklangen schon die schrecklichen Hiebe, welche die beyden Kämpfer mit ihren Schwertern auf einander führten. Lange jedoch blieb der Kampf noch gerade so unentschieden, wie beym Lanzenbrechen.

Jetzt aber erhielt Carouges eine Wunde in den rechten Schenkel und ein lauter Schreckensruf erscholl aus jeder, dem Ritter freundlich gesinnten, Brust, während seine Gemahlin mit dem Verluste ihres Bewußtseyns niedersank.

Doch eben der Gedanke der Möglichkeit des Unterliegens und des damit verknüpften Verlustes seiner Ehre ertheilte dem Verwundeten mit einem Male die Stärke eines auf's Höchste gereizten Löwen. Ein Schlag seines Schwertes spaltete den Helm des Gegners in zwey Theile und warf diesen selbst betäubt zur Erde. Von dem Zujauchzen, welches trotz dem strengen Gebote, jeden Beyfall oder Tadel zurückzuhalten, den Namen des Siegers jetzt verherrlichte, wieder zurück in's Leben gerufen, starrte Eleonore nach der Stelle hin, wo die Hand und das Knie ihres Gemahls seinen Feind wie mit eisernen Banden am Boden festhielt.

Da sank sie auf ihre Kniee, und die Hände erhoben, dankte sie laut für den Beystand, wodurch der Himmel alle Schmach mit einem Male von ihr genommen hatte.

Und der halsstarrige Frevler, durchzittert von der schauervollen Nähe der Ewigkeit und des Blitzes aus dem Auge, welches auch das Verborgenste erschauet, richtete das bleichgewordene Gesicht empor zu dem blauen Himmelsgewölbe und rief: „Gott, du bist gerecht!" Dann sprach er zu dem Ritter: „Verzeihe mir, Carouges, deine Hausfrau ist ein Edelstein, über jeden Anhauch giftiger Verläumdung erhaben."

„Ich verzeihe dir, auch in ihrem Namen!" und fragte dann, ob er noch etwas auf dem Herzen habe.

„Nichts als die Bitte, mein Leben wenigstens von der Hand des Henkers zu erlösen durch einen Stoß Eures Dolches!"

Als nun dieser geschehen war, so wendete der Sieger sich hinweg von dem Entseelten nach den Richtern des Kampfes, den Grafen von St. Paul und von Alençon und fragte: ob er seine Schuldigkeit gethan habe. Und mit Einer Stimme riefen Beyde ihm ein lautes Ja zu.

Während drauf der Henker den Leichnam des Getödteten ergriff, ihn sogleich zum Galgen zu schleifen, wo er nachher aufgeknüpft wurde, nahte der Sieger unter abermaligem Zujauchzen des Volkes dem Könige, vor ihm niederknieend, und der König hieß ihn aufstehen und sicherte ihm nebst einem überaus reichen Geschenke seine besondere Huld und einen Ehrengehalt auf Lebenszeit zu.

Dann begab sich der Ritter zu seiner Gemahlin, welche, den Schleyer zurückgeschlagen, seiner harrte. Durch die vom Entzücken auf ihr Gesicht zurück gerufenen Rosen in den höchsten Glanz ihrer Schönheit wieder versezt, erwiederte sie mit Inbrunst den Kuß, den er ihr auf die Lippen drückte. Drauf hob er sie herab vom Wagen, und Arm in Arm gingen sie, dem gerechten Richter im Himmel ihren Dank abzutragen, nach der Kirche Notre-Dame, von den lauten Freudenrufen einer zahllosen Volksmenge begleitet.

9.

Bey einem Gastmahle, welches bald nachher der Graf von Alençon dem allenthalben hochgefeyerten Paare zu Ehren anstellte, und dem jene Herren auch wieder beywohnten, welche den Ritter Carouges zum Lanzenbrechen für seine Hausfrau in fremden Landen angereizt hatten, saß Eleonore dem Hausherrn zur Rechten und Carouges zu seiner Linken. Nachdem der Graf die Härte, womit er, im festen Vertrauen auf die Aussagen des nun zu Schanden gewordenen le Gris das Paar behandelt, durch die größte Auszeichnung zu vergüten unablässig bemüht gewesen war, sagte er zu seiner schönen Nachbarin: „Edle Frau, als damals Euer Gemahl sich zu einer Ritterfahrt für Euren Namen verleiten ließ, hielt ich in meinem Herzen das Unternehmen — — wenigstens für überflüssig. Die nachher eingetretenen schlimmen Umstände konnten ihm eben so wenig das Wort reden. Und doch hat nun der Himmel aus einer sehr zweifelhaften Saat die köstlichste Ernte hervorgerufen. Denn was möchte Euern Ruhm höher heben als das Zeugniß, welches jenem halsstarrigen

Verläumder der Augenblick des Todes abpreßte, und was hätte wohl seiner eisernen Stirn die Maske vollständiger abgenommen als das Schwert, lieber Carouges, das der Himmel Eurer Hand anvertraute. Schon dadurch, Ritter, fühle ich mich Euch und Eurer Hausfrau auf mein ganzes Leben besonders verpflichtet. Ach, zu welchen Freveln hätte mein unbegränztes Vertrauen in den Rath dieses gleisnerischen Bösewichts mich noch künftig verleiten können!" —

Joseph Gritti, der Akrobat.

Von G. W. D. v. Ries.

Zweyte Ballade.

(Gritti. die Alte.)

„Was sitzest du wieder einsam im Garte,
Un treimst un guckst in die blaue Luft!
Weißt du nit, daß se all uf dich warte?
Bajatz hat sich schon heischer geruft!
Der Jung iß uf die Altan' geklettert,
Un hat die Fahn' schon ufgeplanzt *),
Sie habe all schon abgetanzt:
Der Prinzipal sucht dich un wettert!"

„Großmutter, lass' mich — ich komme nicht eher,
Bis die Sonne dort unter sinkt,
Bis mein Strahl von oben mir winkt —
Dann pflanzet die Fahne höher und höher!"
„Ach, geh mir heim mit deinem Strahl!
Der Böse iß es, der verführet
Dich un den geitzige Prinzipal,
Daß ihr das Prallseil stets höher schniret.

Du sollst den Reichthum ihm erwerbe,
Für dich un mich falle Brocke nur ab!
Du wirst, wie dei Vater, fliege un sterbe;
Was bleibt mir dann als der Bettelstab!
Seit dir Theres' im Meer verkomme,
Un seit du mit ihr im Wasser geschwomme,
Iß dir der Verstand ersäuft un vergange:
Was thust em ertrunkene Mädel noch hange?"

„Ihr habt sie in ihrer Demuth gesehen;
O Mutter, saht Ihr den Engel nicht?
Wenn Himmlische irdisch gekleidet gehen,
Verräth sie der Augen himmlisches Licht!"
„Wie sollt' ich das fromme Mädel nit kenne!
Ich kann dir ihre Eltre doch nenne!
Der Bembo hat Se von ihne gekauft,
Un Se nach seinem Nahme getauft."

„Wenn Menschen und eure Sinne euch triegen;
Mir, mir ist ihre Heimath bekannt:
Sie nahm mich mit in ihr Vaterland,
Da unsere Seelen dem Wasser entfliegen;

Doch nur bis hinauf an das Himmelsthor
Durft' ich sie begleiten, sie seelig umschlingen;
Doch blickt sie herab, ihre Strahlen dringen
Zu mir aus des Abends Wolken hervor.

Wenn dort sich das dunkle Gewölke verzogen,
Entfaltet sich strahlend ihr himmlisch Gewand — —
O seht! — mit Farben vom Regenbogen,
Den schimmernden Gürtel: ein Sternenband! —
Wie auf dem Wasser Mondenschein schwebet,
Ist lichtdurchstrahlet ihr Kleid gewebet!
In Azur des Himmels ward es getauchet
Und um die unsterblichen Glieder gehauchet!

Noch bist du, Himmelsbewohnerin, fern —
Noch weilet dein Geist in der Seligen Schaar —
Noch ruhet dein Blick auf dem Heimathstern —
Durch Wolken schimmert dein lockiges Haar.
O senk es hernieder, so goldig umlaubt,
Das liebe, das engelmild strahlende Haupt! —
Nun wölbt ihre Hand mit dem Lilienstab
Zur Himmelslaube mein Wolkengrab.

Sie hat es mit Edens Blumen geziert.
Es knospen die Blumen von ihr berührt. —
O zeitige bald der Vereinigung Glück!
Ich rufe dich nicht auf die Erde zurück;
Ich schmachte, ich sehne nach dir mich hinauf! —
Jezt winkt mir ihr Aug' — meine Sonne geht auf!
Dein liebender Blick erhellt mir die Bahn! —
Sprich, Mutter, den Segen; ich eile hinan! —"

„Im Feyer, im Wasser, in der Erde Kluft,
Seit, böse Geister, kettegebunde!
Dem Himmel gehört sie die freye Luft.
Behüt di Gott vor Fall un vor Wunde!
Wie di' Engel, die Jakob im Traum geseh,
Sollst durch die gefeidte Luft du geh,
Maria zur Ehr, dem Böse zum Spott! —
I kreitze di ein — behüt di Gott!"

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Die Fahne, zu welcher der Akrobat auf dem von der Erde zur Altane gespannten Seile (dem Prallseile) aufsteigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. September.

(Beschluß.)

Lemontey hat durch das Hinterlassen dieser Papiere den Ministeriellen einen wahren Streich gespielt; denn er hat sein Lebenlang friedlich und munter mit ihnen gespeist, als ob er nichts Arges im Sinne habe, und siehe da, es findet sich nun, daß er eine Geschichte geschrieben hat, deren Bekanntmachung die Ministeriellen auf jedem Wege hintertreiben zu müssen glauben; solch eine Schalkheit hatten sie dem pünktlichen Tischgenossen wohl nicht zugetraut. Bis jezt ist Lemonteys Stelle in der Académie française noch nicht wieder besezt. Sie hat angekündigt, sie wolle bis zum November warten. Die kleineren Tagesblätter scherzen über diesen Aufschub, indem sie behaupten, die Akademie könne Niemand finden, der sich als Mitglied wolle aufnehmen lassen. Sie habe daher den Akademielustigen eine Frist von einigen Monaten anberaumt, und solle sich binnen derselben Niemand darstellen, so werde sie wohl gezwungen seyn, eine Akademikerpresse zu verordnen, wie man in England eine Matrossenpresse veranstaltete, wenn's an Schiffsvolk mangelt. Der wahre Grund des Aufschubs ist aber dieser:

Die Akademie, die schon lange von kleinlichen Intriguen umhergetrieben wird, möchte gern den vom Ministerium begünstigten und sehr regsamen Arzt Pariset zum Mitgliede ernennen; da derselbe aber bisher nichts geschrieben hat, was sich für die Académie française paßt, und ihm also Anspruch auf den akademischen Sessel geben kann, so wartet sie geduldig, bis Pariset mit etwas Akademischem zum Vorschein kommen wird. Nun soll er so etwas in der Presse haben, und sobald dieses dann wird vom Stapel gelaufen seyn, wollen sie ihn in ihre gelehrte Gesellschaft als ein würdiges Mitglied aufnehmen. Wenn man solche Kleinlichkeiten hört, möchte man zweifeln, ob in jezigen Zeiten eine Académie française nicht eben so vielen Schaden als Nuzen stiftete. Manche Schriftsteller, die, wenn's keine solche Akademie gäbe, einen freyen, unabhängigen Sinn beybehalten würden, werden kriechend, unterwürfig, ehrgeizig, intrigant, sobald sie in der Akademie sizen, und Gelegenheit haben dem Ministerium näher zu kommen; dann laufen sie den Stellen nach, werden nimmer satt, und wollen desto mehr erhalten, je mehr sie schon besizen. Dann wandelt ihnen die Lust an, auch eine Rolle in der großen Welt spielen zu wollen; ein großes Haus, ein Kabriolet, ein Landgut, ein Baronstitel, alles dieses würde in kurzer Zeit, meistens mit Aufopferung ihrer Selbstständigkeit erworben, und das Schlimmste ist, daß gerade die mittelmäßigsten Schriftsteller sich um alles dieses am meisten die Beine ablaufen, und zuweilen durch ihre unerschütterliche Zudringlichkeit am weitesten gelangen. Die Unruhen und Bewegungen im Innern der Académie française müssen sehr stark gewesen seyn, da sich der Generalsekretär Raynouard dadurch veranlaßt gesehen hat, seine Stelle niederzulegen. So lange als die Akademie steht, war solch ein Fall noch nicht eingetreten, denn da der Generalsekretär 6000 Franken Gehalt bekömmt und viele Ehre genießt, so hatte sich noch kein solcher akademischer Beamte berufen gefühlt, auf diese Vortheile freywillig Verzicht zu leisten. Wahrscheinlich hat Raynouard, der aus dem mittäglichen Frankreich gebürtig, also lebhaften Temperaments ist, es wegen der verschiedenen Intriguen nicht länger aushalten können. Auch muß ein solcher Posten wegen der vielen Reibungen der Partheyen manche Unannehmlichkeit haben. Die Akademie, wie alle Versammlungen in Frankreich, besteht aus Freunden der alten und der neuen Ordnung der Dinge, aus Freysinnigen und ihren Gegnern, aus Liberalen und Ultras. Es bedarf eben keiner Politik, um die beyden Partheyen gegen einander zu bringen. Eine akademische Wahl, das Vorlesen eines Aufsazes, die Entscheidung über eingesandte Preisschriften genügt oft schon, um das unter der Asche glimmende Feuer zum Auflodern zu bringen. Dieser Streit wird wahrscheinlich so lange dauern, bis einmal der Zeitgeist entschieden über die ihm in den Weg gelegten Hindernisse wird gesiegt haben. Bis dahin wird der Generalsekretär es mit beyden Partheyen zu thun haben, und seinen Unmuth verbeißen, oder sich wie Raynouard durch einen entschiedenen Schritt aus dieser unangenehmen Lage losreißen müssen.

Dg.

Leipzig, Sept.

Kurz auf die Darstellungen des Hrn. Devrient folgten die Gastdarstellungen des Hrn. Stawinsky, Regisseurs des deutschen Schauspiels in Breslau. Schon früher trat er in der zum Vortheil des hiesigen Pensionfonds gegebnen Vorstellung, nämlich in dem wieder einstudirten Brezner'schen Lustspiel: der mißtrauische Liebhaber, als Dr. Fleppert auf, und lieferte eine sehr beyfallswerthe komische Charakteristik, wie sie gegenwärtig nicht gar häufig gesehen wird, mit aller Haltung und Konsequenz, welche ein Schauspieler, der ganz bey der Sache ist, und sich eine große Bühnengewandtheit erworben hat, derselben geben kann. Daher die Wirksamkeit seines kleinen Spiels bey der sorgsamen Behandlung der von den Clienten gespendeten Gaben, und die Lüsternheit des alten Gutschmeckers. Einen besonders komischen Kontrast machte damit der strenge Ton der Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit, ja der Darstellende verleitete vielleicht den mit diesem Stücke unbekannten, durch seine strenge Haltung dem Doktor eine ganz entgegengesezte Handlungsweise zuzutrauen. — Die Wirksamkeit dieses sonst gern gesehenen Lustspiels hängt zum großen Theil von einer sehr lebendigen Charakteristik des mißtrauischen Kommerzienraths ab, der sich durch die Stärke seines Fehlers um das Zutrauen der Frauenzimmer bringt. Hr. Stein schien sich damit nicht gar zu viel Mühe zu geben. In der Rolle des Einfallspinsels Baldrian ist Hrn. Koch nicht viel Gelegenheit gegeben, sein Talent zu entwickeln; sie ist zu breit und ohne Wiz vom Dichter behandelt, auch ein wenig außer der jezigen Zeit.

Von desselben Künstlers Darstellung des Oberförsters in Ifflands Jägern, konnte ich nur den ersten Akt sehen. Die äußere Erscheinung war diesem Charakter recht wohl angemessen. In der Scene mit dem wiederauftretenden Malchen vermißte ich die Herzlichkeit etwas, die mit dem sonst barschen Wesen des Alten in einen so wahren Kontrast tritt; auch kann diesem Charakter, besonders in dem Verhältnisse zum Amtmann, noch mehr Edles gegeben werden, was mit der Schlichtheit desselben gar nicht streitet. Dieses konnte schon in der Scene mit dem Schulzen zu Tage kommen. Lebendiger und mehr in das Einzelne gehend war das Spiel am Schlusse des Akts, wo das Verhältniß gegen die alte, geschwäzige Hausfrau, ohne diese zu erniedrigen, doch sehr launig aufgefaßt war.

Die zwey lezten Darstellungen dieses braven Gastspielers Marinelli in Lessing's Emilie und Klingsberg der Aeltere habe ich nicht gesehen; es ist mir aber Gutes davon mitgetheilt worden.

Die Oper hat jezt einige Zeit geruht. Eine Aufführung des Berggeistes von Spohr war sehr lobenswerth. Dem. Schulz (neuerdings Mad. Streit) sang besonders die meisterhafte Scene im ersten Aufzug äußerst beyfallswerth. An der Aufführung des sonst so sehr beliebten Winzerfestes von Kunzen habe ich mich, was die lieblichen, frohen und neckenden Melodien anlangt, noch immer ergözt. Träfe sich die Besezung einiger Hauptpartieen glücklicher, und schnitte man ein einziges weg, was mit dem Bravourgesang, der vor ungefähr 20 Jahren noch herrschend war, veraltet ist, so würde diese Oper noch größeres Vergnügen machen. Herr Fischer hat die Mittel, den Schulmeister Barthel gut darzustellen; aber es würde ihm nach meiner Ansicht noch mehr gelingen, wenn er ihn mehr als wohlhabenden, auf Ansehn haltenden, wiewohl dem Genusse des Weins ein wenig nachgebenden Schulherrn darstellte. —

Um dieselbe Zeit hörten wir noch eines der größten Mitglieder der Berliner königl. Bühne. Mad. Milder, welche ein leider wenig besuchtes Konzert veranstaltete. Ihre unvergleichliche Stimme macht in ihrer einfachen, großartigen Bewegung gerade die entgegengesezte Wirkung von der verbrämten welschen Gesangsweise; während beyde sich doch darin begegnen, daß sie den Naturgehalt der Empfindungen ausdrücken. Am meisten hat mich der Vortrag von Wolfram's Liede: „Mir ist so weh," ergözt, indem hier das vollkommenste Anschließen der Stimme an den aufzunehmenden Stoff stattfand.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Oktober 1826.

Ergötzen ist der Musen erste Pflicht.

Doch spielend geben sie den besten Unterricht.

Wieland.

Der Alte bekömmt einen Sohn.

Chinesisches Lustspiel.

Man ist jezt in Paris auf nichts Literärisches gespannter als auf die deux Cousines, einen chinesischen Roman, welchen Abel-Remusat, der gelehrteste und geistreichste Kenner dieser Sprache in Europa, in einer französischen Bearbeitung bekannt machen wird. Denn man freut sich im Voraus, in vier Bändchen die getreuesten Familiengemälde und Sittenzeichnungen einer Nation zu finden, die sich durchaus nicht will kennen lernen lassen; und kömmt es nicht täglich vor, daß wir grade die Bekanntschaft von solchen Leuten verfolgen, die sich am wenigsten zugänglich zeigen? Herr Abel-Remusat hat einzelne Stücke seines Romans in mehreren gelehrten Gesellschaften vorgelesen, und es dauert nicht lange, so wird zu Paris jeder Bewunderer Walter Scott's und unseres Van der Velde die angenehme Bekanntschaft mit den beyden Basen gemacht haben.

Wir verdanken Herrn Remusat außer seinen rein-wissenschaftlichen Werken, schon manche auch für ein grösseres Publikum zugängliche Schrift. Wer sich einen Begriff von der Religion, der Wissenschaft, den abenteuerlichen Sitten eines Chinesen machen will, lese einstweilen seine in diesem Jahr bey Dondey-Dupré erschienenen Mélanges asiatiques. Er wird dann mit desto grösserer Sachkenntniß den Roman der Chinesen beurtheilen können, wenn er schon eine Idee von verwandten Schriften desselben Volkes gewonnen hat; und schon dieser Umstand würde uns bewegen, folgende interessante Stelle im Auszuge aus den Mélanges asiatiques mitzutheilen:

Im vorigen Jahrhundert suchte ein berühmter Schriftsteller einen Hauptruhm der Chinesen darin, daß sie vor mehr als dreytausend Jahren schon die etwas später von den Griechen erfundene dramatische Kunst besessen hätten. Wäre dieß auch wirklich der Fall — was schwer zu beweisen ist — so müßte man sich doch hüten, für die damalige Bildungsstufe der Chinesen eine zu kühne Folgerung zu ziehen. Hat man doch auf Java und Sumatra und auf allen Inseln des großen Oceans Schauspiele vorgefunden! Uebrigens hat auch das Theater in China niemals in Ehren gestanden; und weil man es dort durchaus nicht als Tugendschule, sondern für eine höchst ungeziemende und sogar gefährliche Belustigung ansieht, so haben von jeher die Gelehrten jenes Landes nicht weniger gegen Schauspieler als gegen Taschenspieler gepredigt, ja sie bezeichnen beyde mit einem und demselben Wort. Nichts desto weniger gibt es dort überall Komödiantentruppen, welche, auf Verlangen, in den Häusern Possen und Tragödien spielen, es ist sogar Ton, bey festlichen Mahlzeiten die Gäste durch dieselben belustigen zu lassen, und sie kommen sogar in den kaiserlichen Pallast, wo sie sammt Marionetten, Schattenspiel und Seiltänzern dem Hofe und den fremden Gesandten zur Belustigung dienen. Denn man ist auch in China nicht immer seinen Grundsätzen getreu und ist dort, wie überall, weit strenger in der Theorie als in der Wirklichkeit.

Wo aber nicht Oeffentlichkeit und der Beyfall eines ganzen Publikums das Talent des Schauspielers spornt, was soll da für Vortreffliches in der dramatischen Kunst geleistet werden? Zollte man aber einem Komödianten eine solche Aufmunterung, alle Staatsordnung wäre in China von Grund aus umgestürzt. Doch nicht blos die Spieler haben solch ein hartes Loos, auch den Dichtern weis't man wie den Verfassern von Romanen und denen, welche sich mit leichter Poesie abgeben, den untersten Rang in der Literatur an. Macht in China ein Gelehrter schöne Verse, sagt Pater Cibot, so ist dieß, als ob bey uns ein Infanteriehauptmann gut Violin spielt.

Es ist daher noch ein großes Wunder, wenn sich bey allem dem jene Kunst dort einigermaßen ausgebildet hat und sogar einen Augenblick unsere Kritik besteht. Bis jezt konnte man nach weiter nichts urtheilen als nach der Waise vom Hause Tschao, welche Tragödie Pater Prémare nach einer Sammlung von hundert Theaterstücken französisch bearbeitet hat. Vor Kurzem hat Davis, Sohn des Direktors der ostindischen Kompagnie zu Kanton, aus derselben Sammlung ein Lustspiel entnommen und in's Englische übersezt. Aus jenem Trauerspiel hat Voltaire — nachsichtiger hierin als andere Kritiker — den Stoff zu einer Tragödie entlehnt; er hat allerdings ein ganz anderes Stück daraus gemacht, aber l'Orphelin de Tchao ist auch keineswegs der beste Theil der erwähnten Sammlung. Viel besser ist das von Davis bearbeitete Lustspiel.

Davis hat Bemerkungen über das Drama und die theatralische Darstellung in China vorausgeschickt. In diesem Lande kostet der Theaterbau sehr wenig, gewöhnlich ist derselbe das Geschäft der Truppe selbst: es dauert keine zwey Stunden, so stehen Pfeiler von Bambus da und auf diesen ruht, sechs, sieben Fuß über der Erde, ein Dach von Matten; auf drey Seiten ist die Scene von bemalter Leinwand eingeschlossen, die vierte Seite bleibt offen und davor sitzen die Zuschauer. Verwandlungen werden gar nicht vorgenommen: erhält ein Feldherr den Befehl, sich in eine entfernte Provinz zu begeben, so sezt er sich auf einen Stock, läßt mit einer Peitsche knallen, oder nimmt einen Zaum in die Hand und macht unter lautem Trommelschlag und dem Schalle der Trompeten drey, vier Mal die Runde um die Bühne, hält dann auf einmal inne und nennt den Zuschauern den Ort, wohin er gelangt ist. Soll eine Stadt mit Sturm genommen werden, so legen sich drey, vier Soldaten aufeinander und stellen die Mauer vor. Aber auch in England war es vor zweyhundert Jahren nicht viel anders, ehe nämlich Inigo Jones 1605 zu Oxford die Dekorationen erfand.

Residirt der Hof in Peking, so halten sich, sagt man, mehrere Hundert Truppen daselbst auf, die sonst in den Provinzen umherziehen. Jede Truppe besteht aus acht oder zehn Mann, welche eigentlich Bedienten oder Sklaven des Herrn und Lehrers sind. Sie reisen in bedeckten Barken die Kanäle und Flüsse entlang, an deren Ufer die meisten großen Städte liegen. Die Barken sind ihre Wohnung, hier übt sie der Herr in der Deklamation und studirt die Rollen mit ihnen ein. Die weiblichen Personen werden von Männern vorgestellt; dieß, seitdem der selige Kaiser Chian-lung troz des Verbots, nach welchem keiner, der eine Stelle bekleidet, in eine nähere Verbindung mit einer Schauspielerin gehen darf, eine Komödiantin zur zweyten Frau nahm. Kaiser, Kaiserinnen, Fürsten, Minister und Feldherrn aus alten Zeiten dürfen nicht auf die Bühne gebracht werden; — daher der Satzung nach kein aus der Geschichte genommenes Drama bey einer Nation, die ebendasselbe am meisten in Ehren halten sollte, nach dem Willen einer Regierung, deren ganzes Thun und Treiben doch sonst gleichsam nur ein beständiges Auf die Bühne bringen alter Handlungen und Grundsätze ist. Dieß Verbot wird aber in einem fort übertreten, ja diese Art von Vorstellungen ist die gewöhnlichste, und wird am besten aufgenommen. Merkwürdig ist noch der Umstand, daß, je höher der Rang der Zuschauer, desto kindischer und unbedeutender die Theatervorstellungen sind. Bey Hofe und vor den Gesandtschaften gibt man den Possenreißern, Seiltänzern, den Marionetten sogar, den Vorzug vor den besten Schauspielern. So lief zur Zeit der Königin Anna die hohe Gesellschaft zu London nach den Puppetshows, und überließ es dem Pöbel Shakespear's und Otway's Tragödien zu beklatschen.

Die chinesischen Stücke, bemerkt ferner Davis, sind großentheils in unregelmäßigen Versen geschrieben, die in Musik gesezt sind und gesungen werden. Der Sinn ist oft dunkel; man will besonders dem Ohre schmeicheln, und opfert nicht selten dafür den Sinn auf. In solchen Fällen hat Davis den von Chinesen selbst als den wahrscheinlichsten angegebenen Sinn befolgt: Andre Stellen hat er unterdrückt, weil sie gar zu sehr gegen allen Anstand oder zu langweilig waren, ohne freylich zu bedenken, daß der erste Zweck bey solchen Beobachtungen der seyn sollte, Geschmack und Geist des fremden Volkes treu zu schildern. Fast ein Drittel des Werkes ist leider auf diese Weise weggelassen worden.

Um zu beurtheilen, welchen Grad von Interesse ein Drama oder ein Roman für eine weit von uns entlegene Nation haben könne, müssen wir ihre Sitten und Gebräuche kennen. In dem unlängst übersezten Lustspiele z. B. ist die Hauptperson ein alter Mann, der sein Ende vor Augen sieht, ohne männliche Erben zu hinterlassen; ohne Nachkommenschaft zu seyn, ist freylich überall unangenehm, aber man muß die chinesischen Vorstellungen hierüber genau kennen, um die Wichtigkeit, welche der Alte hineinlegt, einen Sohn zu haben, — seine Verzweiflung, weil

er dieses Trostes entbehren zu müssen glaubt, — seine unmäßige Freude, sobald er erfährt, daß ihm der Himmel das Ziel seiner Wünsche vergönnt habe, gehörig zu würdigen. Man muß wissen, daß ein Chinese, der ohne männliche Kinder seinem Ende entgegensieht, sein Loos so betrachtet wie ein Europäer, welcher dächte, daß er unbestattet bleiben werde: er ist entehrt, seine Familie erloschen, Niemand erbt seinen Namen, seine Töchter verlieren diesen Namen bey ihrer Verheirathung; ihm werden nicht tägliche Ehrenbräuche zu Theil, welche Confucius zufolge den Verblichenen stets in die Gegenwart der Lebenden bringen; man wird sich nicht des Morgens und Abends vor der Tafel, worauf sein Name steht, niederwerfen, wird ihm kein Rauchopfer darbringen, keine Schüsseln, nicht seine Kleider zurechtlegen, nicht seinen Platz in der Familie leer lassen; auch nicht die Erde auf seinem Grabe umwühlen, nicht die daran gepflanzten Bäume pflegen; nicht weinen, nicht jammern wird man an seinem Grabe am Jahrstage seines Todes.

(Der Beschluß folgt.)

Joseph Gritti, der Akrobat.

Von G. W. D. von Ries.

Dritte Ballade.

(Circus der Künstler.)

Und hoch in geöffneter Blende
Von ihr wie von düsteren Wolken umschränket,
Als ob der Himmel ihn sende,
Steht der kühne Jüngling, erdwärts gesenket,
Von Seiden umstricket die Glieder,
Weiß glänzend, wie in der Sonne der Schwan.
Die Schärpe, geschmückt mit goldenem Lahn,
Wallt, saphirblau, flatternd hernieder.

Ein Diadem von Krystallen
Hält strahlend die herrliche Stirn ihm umzingelt,
Und hohe Federn umwallen
Das blonde Haar, das lockig sich ringelt.
Den Leib umgürtet ein Bügel,
Von Stahl, der die Wölbung der Brust erhebt.
Der Abendwind, wenn er die Luft durchschwebt,
Bewegt ihm die goldenen Flügel.

Und wie er so herrlich sich zeiget,
Hoch über den Häuptern der lärmenden Menge,
Staunt Alles ihn an und schweiget —
Dann schallet von Dächern und aus dem Gedränge,
Vereint mit dem Klang der Trompete,
Mit dem Dampf, der empor aus dem Böller rollt,
Der Beyfall von Kindern und Greisen gezollt,
In lautem Getön um die Wette.

Und schwebend hernieder, im Bogen,
Auf zwey Säulen, die mitten im Kreise ragen,
Kommt er aus den Wolken geflogen,
Als hätten ihren Liebling die Lüfte getragen.
Wie aus gegoßnem Metalle,
Steht fest auf den Säulen er anmuthsvoll,
Wie Herkules stark und schön wie Apoll,
Gleich dem Standbild in Künstlerhalle.

Und wie ein frommer Gedanke
Sich, leichtgefiedert, zum Himmel erhebet,
Der Jüngling schon über der Schranke
Auf schmaler Bahn in den Lüften schwebet.
Und wie der Schütze blicket
Fest zielend, unverwandt auf sein Mal,
So haftet des Kühnen Aug' auf dem Strahl,
Der feurig die Seel' ihm entzücket. — —

Und wenn es zum Himmel dich zöge —
Wenn der Wille mit Muth und Gewandtheit sich paaret —
Was der Mensch aus sich selber vermöge,
Wird durch den Menschen dir offenbaret.
Der Pflanze Sinn ist beschränket,
Und vorgeschrieben den Sternen die Bahn;
Der Mensch ist der Form nicht unterthan:
Er erhebt sich so hoch als er denket. — —

Und Mancher, von Schwindel befangen,
Weil mit dem Gemüth er den Jüngling begleitet,
Fühlt sich im Innern erbangen,
Ueber Tausende hat sich Stille verbreitet;
Nur leise Seufzer entsteigen
Manchem schönen Mund — vor den Augen die Hand,
Hat die Zarte den Blick von ihm abgewandt;
Sie will ihre Rührung nicht zeigen. —

Die scheidende Sonne geht unter.
Bald hat der Kühne die Bahn vollendet —
Da fallen Tropfen herunter —
Ein Blitz die Augen der Schauenden blendet.
Und bangend Alles erschweiget —
Da schwanket der Jüngling, dicht vor dem Ziel —
Gott! wenn er hinab in die Tiefe fiel! —
Und Alles starrt schreckengebleichet.

Da künden von oben Raketen:
Es hat die Gefahr mit dem Muth sich versöhnet!
Der freudige Ruf der Trompeten:
Es hat der Erfolg das Wag'stück gekrönet! —
Lebendiger wogt das Gedränge,
Und Alles empor nach dem Jünglinge schaut —
Und bis in die Wolken erschallet der Laut
Der Beyfall jauchzenden Menge. — —

Was jammern sie von dem Altane? —
Horch! — Töne, die die Freude verwunden!
„Der Jüngling sinkt mit der Fahne! —
Beym Ziel ist dem Holden das Leben entschwunden!"
Sie fanden ihn knieend, den Frommen,
Verkläret, wie wenn in dem Vollgenuß
Der Wiedervereinung, ein Engel im Kuß
Die Seele mit sich genommen. — — —

Sie weinen um ihn und sagen,
Ein Blitzstrahl sey aus den Wolken gedrungen,
Der hab' ihren Liebling erschlagen,
Ihn ringsum, wie mit Armen umschlungen;

Wenn mich die Ahnung nicht trüget,
Die Ahnung, die mir ein Vergiß-mein-nicht gab,
Ich hab' es gepflückt auf des Jünglings Grab:
Es hat die Liebe gesieget.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Sept.

(Beschluß.)

Die Italiener in Algier, bekannt als eine der frühsten Musiken Rossinis, die auch ihre jugendliche Frische nicht verläugnen kann, wiewohl sie manches unbedeutende und nachher reichlich wiederholte enthält; diese Farce wurde im Ganzen so gut als sie nur von Deutschen gesungen und dargestellt werden kann, gegeben. Aber eine Farce, die von sechs Uhr bis dreyviertel auf neun Uhr dauert – muthet doch wahrlich der Aufmerksamkeit zu viel zu. Ueberhaupt ist es eine üble Angewohnheit unserer Bühne, die Vorstellungen allzusehr zu verlängern. Dieß geschieht häufig durch überflüssiges Umkleiden, Erscheinen in glänzender parure; häufig aber auch durch Darbietung zu vieles Stoffs, z. B. neulich, wo die arme Post, die gefährliche Wette, und der gerade Weg ist der beste, an einem Abende gegeben wurden. Ich glaube nicht, daß unser Publikum im Ganzen so unersättlich ist, daß es nicht den Multis das Multum vorzöge, besonders an schönen Sommertagen, wo man gern wieder zur freyen Natur zurückkehrt. Doch ich will nur von dem anliegenden Falle sprechen. Ich zweifle, daß irgend ein italienisches Theater die genannte Italiana vollständig nach allen ihren Nummern geben wird, ich behaupte selbst, dem Komponisten würde die Zeit zu lang werden, und er würde unsere deutsche Genauigkeit in einer Farce auslachen, wenn er seine vollständige Oper mit anhören würde. Man vergißt dabey auch ganz, daß die Italiener nie eine ganze Oper mit Aufmerksamkeit anhören. Aber nicht genug – hier wurde von Mad. Streit noch eine große Arie eingelegt! Ich frage, ist es einem vernünftigen Menschen wohl möglich, so lange Zeit bey einem Gegenstande der Art, der nichts als Farce seyn will, ohne Ungeduld auszuharren. Bey solchen Produkten, wo von organischem Zusammenhang nicht die Rede ist, da kann und darf man kürzen, so wie die Beschaffenheit der Sänger, ihre Eigenheiten rc. es verlangen. Dem. Erhart war als Isabella im Spiel nicht lebendig genug, um ihre Macht über den einfältigen Barbaren darzustellen. Hr. Vetter, obwohl unpäßlich, sang doch mit ungemeinem Ausdruck und Weichheit der Stimme. Hr. Genast belustigt als Thaddäus allerdings in vielen Momenten. Ich hoffe, daß bey mehrern Aufführungen sein Spiel noch sicherer und weniger furchtsam erscheinen wird. Er gibt der Rolle, nach meiner Meynung, fast zu viel Unterthänigkeit, Furcht und Demuth, und noch nicht die rechte Mischung von Feigheit, Geckenhaftigkeit und Keckheit. –

Bald nach der Erscheinung dieser Oper auf unserer Bühne hatten wir das Vergnügen Dem. Canzi, welche für den nächsten Winter auf's Neue bey unserer Oper angestellt ist, als Sängerin im Konzert am Hofe auftreten zu sehen. Sie ist in dieser Partie mit Recht beliebt, und ergänzt das Personale der Oper sehr gut, besonders was die italienischen und französischen Opern anlangt. Ihr Vortrag wird einstimmig sehr geschäzt.

Zulezt gastirte noch Hr. Wallbach in mehrern Rollen, z. B. Don Carlos, Gluthen im lezten Mittel, Baron Wiburg in stille Wasser. Für das Tragische ist sein Organ zu gepreßt, und ohne jugendlichen Klang, sein Vortrag zu eintönig; in der Conversation haben wir manches recht lobenswerthe von ihm gesehen, obwohl seine Haltung etwas einseitig ist.

In der unterhaltenden und in der musikalischen Literatur scheint jezt gleich viel Bewegung. Für die erstere bietet sich in Tieks Cevennen (Berlin bey Reimer), nach meinem Urtheil die größte epische Dichtung, welche dieser Meister geliefert hat; und Arnims Landhausleben, eine Sammlung im originellen Novellen (eben bey Hartmann erschienen). Was die leztere anlangt, so vermehren sich die Journale seit Kurzem. Die in Weimar (bey Hofmann) erscheinende „musikalische Eilpost“ oder Uebersicht des Neuesten im Gebiete der Musik, ist doch von dem, seit dem Juli d. J. in Frankfurt erscheinenden musikalischen Anzeiger, nebst Beyblatt Minerva (redigirt von Dr. Stöpel) eingeholt worden. Dieser Anzeiger ist auch eine Uebersicht, welche in kurzen Anzeigen und Urtheilen das Neueste beschreibt, und wenn dieselbe in dieser Kürze und Vollständigkeit fortfährt, so befriedigt sie ein längst empfundenes Bedürfniß. Das erstgenannte Blatt dagegen schreitet nicht so schnell mit dem Erscheinen fort, und enthält zu viel Entlehntes. Eine sehr interessante Erscheinung ist A. B. Marx's (Redakteur der ausgezeichneten Berliner musikalischen Zeitung) „Kunst des Gesanges, theoretisch und praktisch behandelt, welche eben in Berlin erschienen ist. Der Verfasser geht darauf aus, eine deutsche, d. h. eine gründliche, auf wissenschaftliche Betrachtung gebaute, und dem Charakter der deutschen Musik angemessene Gesanglehre zu liefern, und er hat dieß, so weit es jezt schon möglich, geleistet, und dieses Gebiet durch manche neue Ansicht bereichert, welche dieser Kunst aus vielseitigerer Betrachtung der Dinge in dieser Zeit zufließt. Es ist gewiß, daß zu gleicher Zeit Logier, der kürzlich Berlin verlassen hat, und wieder nach England gereist ist, mit Bekanntmachung seiner Methode in englischer und deutscher Sprache beschäftigt ist. Einer unserer besten Musiklehrer, Hr. Baophiel, hat uns verlassen, und die Leitung seiner Akademie in Berlin übernommen.

Die durch schöne Unternehmung in der fremden Literatur ausgezeichnete Verlagshandlung des Hrn. Ernst Fleischer hat uns nun eine äußerst saubere und korrekte Ausgabe des Ariost (als erste Lieferung des Parnasso Italiano) gegeben. Ein schönes Kupfer, von Schwertgeburth nach Raph. Morghen gestochen, steht an der Spize, darauf weiht A. Wagner, der Herausgeber, diesen Dichterkranz dem Dichtervater Goethe in italienischen Terzinen, die wohl wenig Deutsche zu schreiben im Stande seyn möchten. Das Ganze, mit den kurzen Anmerkungen beträgt 41 Bogen, und greift doch das Auge nicht an; denn der Druck ist scharf und schwarz auf gutem Papiere.

Auflösung der Charade in Nr. 246.
Morgenblatt.

Räthsel.

Nur eine Sylbe nimmt mein Ganzes ein.
Oft war ich blutbeträuft, wie Manches ach!
Mußt' schon durch mich dem ernsten Tod sich weih'n,
Es fiel das Mächtigste durch mich mit Schmach.
Längst hab ich Fürsten, Könige entthront,
Die Unschuld schrie zum Himmel hoffnunglos,
Den Frevler hab' ich nach Verdienst belohnt,
Und doch bin ich durch Eines Arm nur groß.
Jezt schnell mein Ganzes, Lieber! umgekehrt
Und mahnend ruft ein kleines Wort dir zu,
Zu thun was stets ein gutes Herz begehrt,
Kannst du es nicht, – so flieh der Hölle zu.

– e –

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Oktober 1826.

Denn die Ahnung höhern Lebens
Wird in solcher Stille wach.
So wird auch in ihm es stille,
Es verstummt die Leidenschaft.

K. L. Meth. Müller.

Antonio Viterbi's freywilliger Hungertod.

Durch politische Meynungen war zur Zeit der französischen Revolution die Familie Viterbi mit der Familie Frediani in Zwiespalt gerathen. Ein an Andrea Frediani begangener Mord, für dessen Urheber die Viterbi's, und namentlich Antonio, gehalten wurde, ein Verdacht, an welchen sich zum Theil auch die öffentliche Meynung anschloß, entzweite die beyden Familien noch stärker und artete zulezt in einen unversöhnlichen Haß aus. Eine zweyte ähnliche Freveltbat, von welcher Donato Frediani im Jahr 1814 unter der Thüre seines eigenen Hauses das Opfer ward, und als deren Urheber Antonio's Sohn angegeben wurde, indeß man den Vater selbst für mitschuldig hielt, gab zu neuen Prozessen und Kriminalanklagen Anlaß: allein wegen der, durch die politischen Unruhen auch in Corsika entstandenen Gährungen konnte auch diese Streitsache, zu welcher unterdessen noch eine andere mit der Familie Cecaldi gekommen war, gar lange nicht beseitigt werden. Früherhin war hinwieder ein Meuchelmord an Antonio Viterbi's Vater, Simon, begangen und hierauf mehrere der angesehensten Frediani theils landesflüchtig, theils als Mitschuldige des Mordes zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilt worden. Erst im Jahre 1821, als Antonio Viterbi, der bis jezt beharrlich seine Unschuld verfochten hatte, von nun an den Rest seiner Tage in Ruhe verbringen zu können glaubte, wurde gegen ihn und seinen Sohn ein neuer Prozeß wegen der Ermordung des Donato Frediani eingeleitet. Der Sohn rettete sich auf das feste Land; der Vater ward in Verhaft genommen. Seine Verwandten und Freunde wollten ihn befreyen; er aber erklärte, daß er sich nichts vorzuwerfen habe und rief sie zur Achtung des Gesetzes zurück. Inzwischen führte man ihn in die Gefängnisse von Bastia. Sein Bruder Peter starb, nachdem er umsonst um seine Freylassung angesucht hatte, vor Gram, und erklärte noch in seinen lezten Augenblicken, daß Ränke und Bosheit über die Unschuld seines Bruders siegen würden. Wirklich wurde Antonio von dem königlichen Gerichtshofe, in Folge einer vierzehn Tage nach einander fortgesezten Berathung, am 16. September 1821 zum Tode verurtheilt. Er vertheidigte sich mit einer, allgemeines Erstaunen erregenden, Geistesgegenwart und Muth, und behauptete seine Standhaftigkeit, auch nachdem das Urtheil gesprochen war; von nun an aber war er einzig darauf bedacht, die Schande einer öffentlichen Hinrichtung von sich abzuwenden. Zu dem Ende hin appellirte er von dem Urtheilsspruche seiner Richter, einzig in der Absicht, zur Ausführung seines Vorhabens Zeit zu gewinnen. Er faßte nämlich den Entschluß, eines freywilligen Hungertodes zu sterben, und diesem Entschlusse unterlag er am 27. December, nach einem achtzehntägigen, entsetzlichen Todeskampf. Viterbi hatte den Wunsch geäußert, zu Penta, seinem Geburtsorte, feyerlich bestattet zu werden. Sein Tod war nicht so bald

bekannt geworden, als ungefähr sechshundert Bauern sich nach Bastia begaben, um seinen Leichnam daselbst abzuholen. Unterwegs vernahmen sie, man habe ihn auf Verfügung der Ortsbehörde in ungelöschten Kalk begraben, und seine Grabstätte werde von Soldaten bewacht. Gleichwohl drangen ihrer etwa hundert in die Stadt, um das Faktum zu bewähren und wo möglich den Leichnam wegzunehmen. Viterbi's außerordentlicher Tod machte zu Bastia großes Aufsehen. In allen Kirchen ward die Todtenglocke für ihn angezogen und die Brüderschaften, bevor sie wußten, was vorgegangen war, schickten sich an, seinen Ueberresten eine Strecke weit das Geleite zu geben. Dieser sonderbare Mann maß etwa 5'6'' englischen Maßes, und hatte eine ausdrucksvolle, dabey aber düstere Physiognomie. Sein Charakter war aus guten und schlechten Eigenschaften zusammengesetzt. Untadelhaft als Gatte und Vater, bezeigte er sich äußerst anhänglich und großmüthig gegen seine Freunde, hinwieder aber unversöhnlich in seinem Hasse. Er glaubte an das Daseyn Gottes, nicht aber an die Offenbarung. Seiner körperlichen Stärke glich die Kraft seines Geistes. Sein Gedächtniß war so ungeheuer, daß er neunzig lateinische, in keinem Zusammenhang stehende, Wörter, nachdem er sie zweymal gelesen, nach einander hersagen konnte. Während seiner Gefangenschaft verfertigte er Gedichte und führte das Tagebuch, von dem wir hier unsern Lesern einige Bruchstücke mittheilen und dessen genaue Richtigkeit diejenigen, welchen in seinen letzten Augenblicken der Zutritt zu ihm gestattet war, bezeugen. Viterbi wollte erst seinem Leben durch Opium ein Ende machen. In seiner Erwartung getäuscht, nahm er nach einem mehrtägigen Fasten ein übermäßiges Quantum von Speisen zu sich, in der Hoffnung, daß hierauf der Tod erfolgen würde. Auch diese Hoffnung blieb unerfüllt und dann erst nahm er zu dem Hungertode, als leztes Mittel, seine Zuflucht. Kein Fieber — so schreibt er unterm 6. Dec. — und doch habe ich vier Tage lang nichts von Speise oder Trank zu mir genommen. Ich verdiene keine Vorwürfe, sondern Erbarmen und Mitleid. Ich habe mit dem Muthe eines Cato begonnen; auch in der Folge soll dieser Muth sich nicht verläugnen. Ich ertrage brennenden Durst, einen verzehrenden Hunger mit unerschütterlicher Beharrlichkeit. Um 10 Uhr: der Puls ist schwach und regelmäßig; der Kopf fängt an sich zu verwirren. Um 3 Uhr früh: der Puls äußerst schwach; doch nicht mehr intermittirend; der Blick unsicher.... Am 7ten. Seit halb sieben Uhr über vier Stunden ruhig geschlafen; Schwindel beym Erwachen, ein brennender Durst; der Puls in unruhiger Bewegung u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Der Alte bekömmt einen Sohn.

(Beschluß.)

Lao seng öl: der Alte bekömmt einen Sohn — bey uns ein Glück wie ein anderes, in China eine Schickung vom Himmel.

Ein alter Mann aus Tungphingfu, sein Name ist Lieuzungschen, hat als Kaufmann ein großes Vermögen zusammengebracht; sein Gewissen macht ihm Vorwürfe über die Weise, wie er dazu gekommen; der Himmel straft ihn hart. Er ist sechszig Jahr alt, seine Frau, Li, acht-und-fünfzig; er hat nur eine Tochter, welche verheirathet ist, und einen Neffen von Bruders Seite, der denselben Familiennamen führt; aber das ganze Haus ist gegen diesen Neffen verschworen: seine Frau, seine Tochter, und besonders sein Eidam. Man fürchtet, der Alte habe im Sinne, dem Erben des Familiennamens sein Vermögen zu hinterlassen. Die Frau nöthigt ihren Mann, den Neffen aus dem Hause zu jagen; der Schwiegersohn, welcher seinem Vetter eine Summe Geldes auszahlen soll, stiehlt ihm einen Theil davon; der arme Neffe muß ohne Gnade weg. Auf Bitten seiner Frau gibt der Alte dem Eidam alle Schlüssel und läßt ihm die Aufsicht über die Kasse. Alle sind zufrieden, nur der arme Neffe nicht. Ehe der Greis auf's Land geht, theilt er seiner Frau mit, Siaomei, seine zweyte Frau, sey guter Hoffnung und bittet inständigst, man solle ihm ohne Verzug anzeigen, ob das Kind, das sie ihm schenken werde, ein Knabe oder ein Mädchen sey. Diese naive Neugierde; der Haß der Frau Li gegen ihren Neffen; der schmutzigbabsüchtige Charakter des Eidams; die Freude, die der Alte zum Voraus in Erwartung eines Sohnes hat; die Ungeduld seiner Frau, welche seine Freude nicht theilt, alles dieß ist mit Wärme, Witz und vieler Komik im Prolog gezeichnet.

Im ersten Akt beklagt der Eidam sein Unglück, daß er um die Erbschaft komme, worauf er erzählt. „Nie hätte ich dich geheirathet, sagt er zu seiner Frau, hätt' ich dieß ahnen können. Bringt Siaomei ein Mädchen zur Welt, so muß ich die Hälfte von deines Vaters Vermögen abtreten, und wenn einen Sohn, das ganze." Die junge Frau tröstet ihn; sie schlägt ihm vor, man solle vorgeben, Siaomei sey mit einem andern Manne davon gegangen; darüber wird auch mit Frau Li gesprochen und alle drey gehen auf's Land zu Lieuzungschen. Anfangs will dieser es nicht glauben und meynt, es sey ein Betrug im Spiel; endlich aber wird er überzeugt, überläßt sich der Verzweiflung und nimmt sich vor, Almosen zu vertheilen, um den Zorn des Himmels zu versöhnen. Die Scene ist zu Anfang in der Stadt im Hause Lieuzungschen's, dann auf dem Lande; Einheit des Orts darf man in chinesischen Stücken nicht erwarten.

Zweyter Akt. Almosen werden im Tempel Chai-

zuan's vertheilt; beauftragt mit diesem Geschäfte ist der Eidam. Die Bettlerscene wird durch die Schelmstreiche der Empfangenden lustig. Drauf kömmt des Alten Neffe, um auch seinen Theil zu haben, wird vom Eidam mit Härte abgewiesen, vom Oheim mit Zärtlichkeit aufgenommen, aber auf inständiges Bitten seiner Tante wieder abgewiesen. Der Greis beurlaubt ihn, nachdem er ihm anempfohlen, genau die Pflichten auf den Gräbern seiner Vorfahren zu erfüllen.

Die Grabstätte sieht man im dritten Akt. Lieuzungschen's Tochter will für die Vorfahren aus ihrer eignen Familie heilige Bräuche verrichten, aber ihr Gemahl führt sie weg und heißt sie für seine Familie bedacht seyn. Nun kömmt der Neffe und drückt in rührendem Selbstgespräch den Schatten seiner Vorfahren seine Gefühle aus und wie sehr er bedaure, seiner Armuth halber ihr Grab nicht nach Wunsch schmücken zu können. Nachdem er sich entfernt, kömmt der Greis mit seiner Frau. Sie wissen, daß ihre Tochter und der Eidam vor ihnen weggegangen sind, mit Kuchen, Schlachtopfern und Glühwein zum Darbringen: aber alles dieß war nach den Gräbern der Familie des Eidams gebracht worden. Die kleine Gabe des Neffen wird nicht bemerkt. Der Greis beklagt die Verlassenheit der Gräber, sein Schmerz verdoppelt sich bey dem Gedanken an das Loos, welches seines Grabes und des Grabes seiner Frau warte. Auch seine Frau wird immer mehr durch ihr Loos gerührt — und das Resultat der vortrefflich durchgeführten Scene ist, daß sie ihren Neffen, der zurückkömmt, um die begonnenen Bräuche zu vollenden, mit Freude aufnimmt. Die Aussöhnung ist mit großer Geschicklichkeit herbeygeführt und die Nebenumstände dieses Auftritts machen dem Dichter Ehre. Der Eidam und die Tochter aber, welche hierauf kommen, werden von Frau Li schlecht aufgenommen, ihrerseits verabschiedet und müssen die Schlüssel herausgeben.

Im vierten Akt feyert man den Geburtstag Lieuzungschen's. Der Neffe, welcher Hausverwalter geworden, nimmt seinen Vetter gerade so und mit denselben Ausdrücken auf, wie dieser ihn zuvor empfangen hatte. Der Greis will lange den Glückwunsch von Eidam und Tochter nicht annehmen. Keinen Verwandten, sagt er, wolle er vorlassen, der ihm näher stehe als sein Neffe. Er glaubt mit dieser Antwort seinen Eidam und sogar seine Tochter auszuschließen, welche in eine andre Familie getreten war. Diese hat aber ein sicheres Mittel, sich mit ihrem Vater zu versöhnen. Sie heißt Siaomei eintreten, welche sie seit drey Jahren versteckt gehalten hatte, wie auch den Sohn der lezteren, und gibt eine nicht sehr genügende Rechenschaft über die Gründe, wodurch sie dazu bewogen worden sey. Aber der Greis achtet vor Freude beim Anblick seines Sohnes auf keine Unwahrscheinlichkeit in diesem Benehmen; fühlt sich glücklich mit Tochter, Neffe und Sohn zu seyn und theilt sein Vermögen in drey gleiche Theile: „Der Himmel hat mir für die Almosen, die ich ausgetheilt, Dank gewußt, sagt er zum Schluß, und zum Lohne hat er mir einen Sohn in meinem Alter geschenkt.

Das Stück spielt, sieht man, wenigstens drey Jahre, der Ort wechselt mehrmals. Aber dergleichen geringe Abweichungen von der Regel, worauf unsere Nachbarn kaum achten würden, heben das Verdienst eines Stückes nicht auf, das sich durch Einfachheit des Plans, glückliche Wahl der Nebenvorfälle, richtige Zeichnung der Charaktere, die Komik einzelner Theile, und durch einen, bey der Prosa natürlichen und einfachen, bey der von Musik begleiteten Dichtung, aber edlen und erhabenen Styl auszeichnet. *)

*) Das chinesische Lustspiel ist auf Hrn. Abel-Remusat's Anzeige unter dem Titel: Le vieillard qui obtient un fils, von Sorsum aus dem Englischen in's Französische übertragen worden, und zu Paris bey Rey und Gravier erschienen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfang September.

Es ist eine allgemeine Klage in England, daß die Anzahl der jugendlichen Verbrecher mit jedem Jahre zunimmt. Die erste Ursache dieser traurigen Erscheinung ist unstreitig in der bitteren Armuth zu suchen, worin so viele tausend Menschen schmachten, und wozu täglich immer mehr verdammt werden, so wie kunstreiche Erfindungen es den Einzelnen immer mehr erleichtern, sich auf Unkosten der Menge zu bereichern; die zweyte in der Strenge der Gesetze, welche so viele kleine Vergehungen, die der sehr Arme kaum zu vermeiden vermag, mit Gefängnißstrafe belegen; und drittens der schlechte Zustand dieser Gefängnisse selbst, wo so wenig für die nützliche Erziehung der jungen Gefangenen, und so viel zum gänzlichen Verderbniß derselben gethan wird. Zu Neu-York hingegen besteht seit einiger Zeit ein Gefängniß für junge Personen, die irgend eines unbedeutenden Vergehens überführt worden, welches zugleich dem Zwecke, die Gefangenen zu bessern, weit besser zu entsprechen scheint, als irgend etwas der Art, das wir hier in England haben. Es enthält ungefähr sechzig Knaben und fünfzehn Mädchen, welche leztere von den Knaben abgesondert wohnen. Das Gebäude ist von einem großen ummauerten Raum umgeben, welcher zum Theil als Garten dient, in dem die Knaben ihr Gemüse selbst pflanzen. Fünf-und-zwanzig machen Schuhe, und verdienen ein jeder im ersten Jahre einen Schilling die Woche, und im zweyten anderthalb; fünf-und-zwanzig andere weben; einer bäckt Brod für die ganze Anstalt, und das Kochen, Waschen u. s. w. wird von den Mädchen besorgt, von denen einige auch sehr artige Strohhüte flechten. Wohnung und Kleidung sollen sehr reinlich und bequem seyn, und das gesunde heitere Aussehen der Kinder, die Heilsamkeit der mit Unterhaltung und Leibesübungen untermischten Arbeit und einfacher Nahrung bewähren. Die Kinder erhalten auch Schulunterricht. Im Ganzen arbeiten die Knaben neun Stunden des Tages. Das einzige, was an dem Plane auszusetzen ist, daß man die Kinder einzeln, jedes in einer besonderen Zelle schlafen läßt; gemeinschaftliche Schlafzimmer unter strenger Aufsicht würden gewiß für die Sittlichkeit der Kinder nützlicher befunden werden.

Das bekannte Steindruckerhaus Engelmann und Comp. von Paris, hat seit Kurzem auch hier eine, der Pariser ähnliche, Anstalt eröffnet, welche den besten Erfolg verspricht. Nur Lane hat bisher in der Figur Erzeugnisse hervorgebracht, die den Engelmann'schen gleich kommen, in den Landschaftszeichnungen aber, und im Schreiben auf Stein, besonders aber im reinen Abdruck, hat diese Anstalt hier keine Nebenbuhler, von denen sie etwas zu fürchten hätte. Es ist so eben die erste Lieferung von vierundzwanzig Ansichten von Schottland, nach Zeichnungen von F. Nicholson erschienen, das gelungenste, was mir noch im Steindruck vorgekommen.

Das Quarterly Review ist erschienen, ohne irgend eine Nachricht über die Fortschritte unserer Reisenden in Afrika zu enthalten, obgleich man versicherte, Kapitän Clapperton hätte sein Tagebuch, das seine Reise bis jenseits des hohen Gebirges, das den Niger entweder nach Osten wendet, oder durch welchem er sich einen Weg gen Westen bahnt, enthält, nach Hause geschickt. Möglich aber, daß die eingegangenen Berichte nicht mit der Theorie einiger einflußreichen Herrn übereinstimmen, und man deßwegen die schlimme Botschaft so lange zurückhält, als sich füglich thun läßt; es ist aber auch möglich, daß Hr. Murray nicht willens ist, durch zu frühe Mittheilungen des Haupterfolges in seiner Zeitschrift der Neuheit des Buches, welches ohne Zweifel bey ihm verlegt werden wird, Eintrag zu thun. Wir haben mehrere neue Flugschriften, hinsichtlich der Zulassung auswärtigen Getreides, ein Gegenstand, welcher nicht nur alle Politiker, sondern auch das Publikum überhaupt, besonders aber die Grundeigenthümer und Pächter beschäftigt; und gewiß auch für's deutsche Publikum sehr wichtig ist, obgleich es nicht, wie das hiesige, einen Einfluß auf die Entscheidung derselben haben kann.

Ich weiß nicht, ob ich der Herausgabe von Kapitän Parrys dritter Entdeckungsreise erwähnt habe; wenn es nicht geschehen, so rührte es einzig daher, daß dieselbe fast gar nichts allgemein Interessantes, in Hinsicht auf Länder- und Völkerkunde hat. Obgleich sie sehr reich an wissenschaftlichen und naturgeschichtlichen Beobachtungen ist, welche sehr gut in einigen Bogen einer wissenschaftlichen Zeitschrift hätten angebracht werden können, hätte sie doch keinen theueren Quartoband verdient, und wird auch wirklich keine andern Käufer finden, als unter denen, welche alle früheren bey Murray erschienenen Reisen in diesem Prachtformat besitzen, und gerne alles vollkommen haben.

Darmstadt, Oktober.

Der Genius der Zeit, der jezt größere Eile nöthig hat, um in den engen Raum weniger Jahrzehnde die Ereignisse von Jahrhunderten zu drängen, scheint endlich der Zerstörung und der Errichtung von Staatsgebäuden müde zu seyn, und durchzieht daher, als ein zweyter Orpheus, die Welt, damit Steine und Holz in neue Formen sich fügen. In unserm weichen vaterländischen Sande, welcher, gleich einer allzu zärtlichen Mutter, den Kindern dieses Bodens bey jedem Schritte schier um den Hals zu fallen droht, hat der Gang der Zeit um so deutlichere Spuren hinterlassen, denn in wenigen Jahren ist eine neue Stadt entstanden. Hier zieht sich jezt, wie eine freundliche Oase im dürren Boden, eine neue Promenade um einen Theil derselben. Dort prangt in ihrer Mitte ein Brunnen mit vier steinernen Löwen, welche sämmtlich mit offenem Rachen ihren guten Willen bezeigen, den Durstigen zu laben, obgleich einige derselben öfters selbst trockenen Mundes lechzen, seitdem ein vaterstädtischer Dichter den Born, welchen sie Anfangs reichlich ergossen, als kastalischen Quell verbraucht hat. Hier nähert sich eine neue Cavallerie-Kaserne ihrer Vollendung, wo unter dem Schutz der Verträge, friedlich fressende Pferde den Werth von Haber und Stroh nicht ganz werden sinken lassen. Dort erhebt sich ein neues Kanzleygebäude, welches für die Verwaltung der Finanzen bestimmt, mit seiner Solidität diesen selbst hoffentlich zum wahren Symbole dienen wird; dagegen soll das alte Gebäude in Zukunft ausschließlich den Regierungs- und Justizbehörden eingeräumt werden, und in einer bequemeren Wohnung werden alsdann die Prozesse ihr oft langes Leben zubringen können. Welcher Spielraum für staatsdienerische Thätigkeit, und wie kann das Glück des Landes mit den Nummern der Aktenstücke noch lange wachsen, ehe diese die weiten Säle erfüllen! Und endlich das Theater, dieser seit mehreren Jahren den Musen geweihte Tempel! Aber statt Nektar und Ambrosia mußten sich Melpomene und Thalia seit längerer Zeit mit literarischer Hausmannskost begnügen, und außer zwey Calderon'schen Stücken und Raupachs Isidor und Olga ist seit mehreren Wochen kein geharnischter Geist über die Bühne geschritten. Nicht einmal von den Mädchen in Uniform kann ich Ihnen berichten, welche doch anderswo den ganzen disponiblen Witz unserer Theaterkorrespondenten in's Feuer brachten, und dennoch würde auch bey manchen unserer Schauspielerinnen die Liebe zu den Uniformen, der Liebe zur Kunst einen mächtigen Vorschub gethan haben. Unsere Oper dagegen erfreut sich mit Recht noch immer ihres alten Ruhms, troz des bedeutenden Verlustes durch den Abgang des Sängers Wild, und zeichnet sich vorzüglich durch ihre vollständigen, wohleingeübten Chöre und durch die Präcision ihres Orchesters vortheilhaft aus. Ueberhaupt schlägt die Neigung für Musik und Gesang immer mehr Wurzel, und schon seit längerer Zeit haben sich hier verschiedene Musik- und Singvereine gebildet, von welchen der Eine unter der Leitung unsers berühmten Gottfried Weber steht. Diese Vorliebe für die Tonkunst scheint jedoch auch hier, wie anderswo, jedes andere Interesse zu verschlingen, und wenn sich erst einmal so viel Begeisterung für die Politik in Deutschland zeigte, als für Musik sich zeigt, so müßten wir bald das stärkste Volk der Erde seyn. Ehe es jedoch unsern sonst kühnen Komponisten gelingen wird, die deutschen Verfassungen selbst in Musik zu sezen, damit sie, wie einst das XII. Tafelgesez von den römischen Knaben ut carmina necessaria, abgesungen werden, möchte sich sogar das Daseyn einer öffentlichen Meynung in gegründeten Zweifel ziehen lassen. Dennoch ist es unsern jezigen Landständen gelungen, das Interesse auf eine Zeit lang in Anspruch zu nehmen, und sie halten jezt in demselben Saale, bey nicht immer ganz leeren Gallerien, ihre Sizungen, wo sonst, nach den Tönen jüdischer Musikanten, unsere vaterstädtische Jugend — sehr deutsch und symbolisch — im deutschen Walzer sich um sich selber dreht, um am Ende zu stehen, wo sie früher gestanden hat. Aber eine andere Harmonie dringt jezt aus diesem Saale in unser Ohr, die Harmonie von Fürst und Volk, in welche endlich überall die Dissonanzen sich auflösen, womit seit 30 Jahren der Donner der Kanonen und endlich gar demagogische Umtriebe und ihr Widerspiel unser Ohr zerrissen haben. Um so mehr läßt sich erwarten, daß auch die jezige Parthie, ohne einen brummenden Kontrebaß, in einem fortwährenden Adagio sich zu Ende spielt, da man in benachbarten Ländern den rechten Ton so trefflich anzugeben wußte. Und wenn es wahr ist, daß kein Volk verloren ist, welches nicht selbst sich aufgibt, und darum die Landstände schon als bloße Hoffnungs-Assekuranzanstalten eine volle Bedeutung haben, so wird es doch nicht einzig bey aufgefrischten Hoffnungen bleiben, sondern gewiß werden einige Früchte auch aus diesem Landtage wieder hervorgehen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Oktober 1826.

Wohl reizend ist es, hoch im Licht einherzuwandeln,
Vergöttert da zu steh'n vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.

Tiedge.

Der Bandit.

Die Bewohner von Drappo, einem Dorfe in der Nähe von Nizza, waren eben auf dem Heimwege von einem benachbarten Kirchenfeste begriffen, als eines von den Mädchen in den Paglione hinabglitt und von dem durch einen Wolkenbruch angeschwollenen Bergstrom mit reißender Gewalt davon geführt wurde. Ein Angstgeschrey entfuhr allen Lippen, aber nur ein einziger sechszehnjähriger Jüngling wagte es, ihr nachzuspringen, und sie mit eigener Lebensgefahr zu retten. Das Mädchen, welches der Jüngling so den Wellen entrissen, hieß Klara, eine aufblühende Schönheit von kaum fünfzehn Jahren, elternlos von einer armen Großmutter erzogen, gutmüthig und liebevoll, aber eigensinnig wie die meisten verzogenen Kinder. Der Jüngling hieß Giuseppe und war der Sohn des Schulzen Adrian, eines ziemlich bemittelten Mannes, welcher beym Edelmann des Dorfes, dem Marquis Malwi, in hoher Gunst stand, denn er hatte einst des Marquisen Gemahlin vom augenscheinlichen Tode gerettet, indem er den wilden Rennern in die Zügel gefallen, die mit ihrem Wagen durchgegangen waren, und sie einem Abgrunde zuführten; und seine Frau hatte nach dem Tode dieser geliebten Gemahlin ihre Tochter Blanka gesäugt und erzogen. Giuseppe war ein schöner, muthiger Jüngling, aber von wilder unruhiger Gemüthsart. Seine liebste Beschäftigung war die Wolfsjagd, auf der er oft mehrere Tage zubrachte, mit seinem großen zottigen Hunde das rauhe Gebirge durchkletternd und nicht eher zur Heimkehr geneigt als bis er seinen verzagteren Gefährten im Dorfe den Kopf eines Wolfes, oder obgleich seltener, den eines Ebers, als Beweis seiner Beharrlichkeit und seines Muthes vorzeigen konnte. Leblos hatte er die junge Klara aus dem brüllenden Strome gezogen und leblos war sie nach Hause und zu Bette gebracht worden, aber schon am andern Morgen hatte sie sich erholt; und als sie früh nach Adrians Wohnung hineilte, um ihrem Retter zu danken, fand sie, daß er schon mehrere Stunden zuvor auf die Wolfsjagd hinausgezogen war, so daß das gute Mädchen, gekränkt, sie wußte nicht warum, unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte.

Giuseppe wanderte inzwischen durch Schlünde und über Abgründe durch das unwirthbare Gebirge, bis er gegen Abend am Fuße des Col di Tende, früherer Verabredung gemäß, zu einem Haufen wandernder Gebirgsleute stieß, welche sich hier in der einzigen Hütte befanden, die das Thal enthielt. Sie wohnten irgendwo an der Seeküste und waren ihrem Aussehen nach rauh und wild, wie das Gebirge, das sie durchstreiften, und Niemand schien ihrem eigenen Vorgeben zu glauben, daß sie blos in diese Gegend kämen, um den wandernden Krämern, welche hier durchzogen, ihre Bedürfnisse abzukaufen; ja Adrian und der Marquis hatten sogar Giuseppe gegen den Umgang mit diesen verdächtigen Leuten gewarnt, und nur diese Warnungen hatten ihn verhindert, ihre öftern Einladungen, sie auf ihren Wanderungen zu begleiten, anzunehmen, denn ihre wilde, abenteuerliche Lebensart reizte die

rege Einbildungskraft des thätigen Jünglings. Jezt fand er sie emsig mit dem Lesen eines gedruckten Papiers beschäftigt, in welchem man die Piemonteser im Namen der Freyheit und Gleichheit aufrief, das Joch der Priesterschaft und des Adels abzuschütteln, und sich an die französische Republik anzuschließen. Giuseppe hatte dergleichen schon seit einiger Zeit vernommen, aber wenig beachtet; doch dieser wilden Männer Gespräche und Vorspieglungen von künftiger Gleichheit aller Stände, von dem Rechte des Landmanns, auf die Hand der vornehmsten Fräulein im Lande Anspruch machen zu dürfen, erhizten seine Einbildungskraft: er dachte an Blanka, des Marquis Tochter, an die schöne, sanfte, zarte Blanka, seine Milchschwester, die er lange im Stillen geliebt, ohne es sich selbst gestanden zu haben (denn seine That für Klara war blos das Werk seines muthigen unternehmenden Geistes und von aller Nebenabsicht frey gewesen), und der Gedanke an die Möglichkeit, das holde Fräulein einst als seine Gattin an seine Brust drücken zu dürfen, sezte sein ganzes Blut in Wallung und öffnete sein Ohr und Herz den bösen Rathschlägen seiner wilden Gefährten. Ja, was noch mehr dazu beytrug, ihm ihre Anschläge willkommen zu machen, war ein Groll, den er seit einiger Zeit gegen den Marquis und seine Tochter hegte, weil ihn diese um eines Kusses, den er ihr mit Gewalt geraubt, bey ihrem Vater verklagt, und dieser ihm, da er auf einmal den Mißgriff erkannte, die zwey jungen Leute zusammen aufwachsen zu lassen, für den Augenblick das Schloß verboten hatte, das er künftig nur zu bestimmten Zeiten besuchen sollte. Unter dem Einfluß dieser Gefühle wußte der Hauptmann der Gesellschaft ihn zu vermögen, der neuen Freyheit zuzuschwören, welche allen Tyrannen Tod bringen sollte. Nur zu spät erfuhr er hier, daß der Marquis, dessen Güte gegen seine Untergebenen sie Heucheley nannten, um das Volk noch länger in Sklaverey zu halten, in dem Todesverzeichniß obenan stand, und vergebens bemühte er sich, sie eines andern zu bereden, denn troz seinem Groll gegen den Marquis behielt doch die Dankbarkeit die Oberhand, und da er bey den Barbaren, an die er sich so unvorsichtiger Weise gefesselt hatte, nichts auszurichten vermochte, so beschloß er eben so dankbar als heftig, die Kenntniß des Vorhabens dazu zu benutzen, um seinen bisherigen Wohlthäter zu retten.

Nur zu bald zeigte sich hiezu die Gelegenheit. Es war Nacht, und Einige von der Gesellschaft lagen schon im tiefen Schlafe, als ein Mann gerannt kam und verkündigte, „der verfluchte Marquis und seine Tochter" kämen nächsten Morgen auf dem Wege von Turin über's Gebirge. Alle jauchzten auf und schworen, daß er ihnen dießmal nicht lebendig aus den Händen kommen sollte; Giuseppe allein erblaßte und zitterte: „Erinnere dich deines Eides!" rief der Führer ihm zu und befahl sogleich einem der Bande, mit geladener Flinte die Thüre zu bewachen, damit er ihnen nicht entginge. Der Schurke hatte in des Jünglings Seele gelesen, denn es war allerdings sein Entschluß, zu entfliehen und den Edelmann zu warnen. Lange lauerte er vergebens auf einen günstigen Augenblick; endlich schien er gekommen zu seyn; alle waren in tiefen Schlaf versunken, die Schildwache stand, auf die Flinte gelehnt, mit dem Gesicht gegen die Thür gewendet, welche halb offen stand. Giuseppe wagte den kühnen Sprung — die Gewalt desselben warf die Schildwache nieder und in einem Nu war er draußen und zwischen den Felsen auf und davon. Sein Hund war ihm nachgeeilt, und mit diesem treuen Thiere an der Seite kletterte er so schnell den Berg hinan, daß er in wenigen Minuten schon das Geschrey und die Flüche des ihn verfolgenden Gesindels aus den Ohren verlor. Aber nicht lange, so stellte sich ihm eine neue Gefahr entgegen; er näherte sich dem damals einzigen Wirthshause auf dem Col, in welchem der Marquis, dem Berichte nach sich aufhielt, als plözlich aus dem Schlunde, an dessen Seite er hinkletterte, ein fürchterlicher Sturmwind hervorbrach, welcher jene Gebirgsgegenden öfter heimzusuchen pflegt, und von den Landleuten la tourmente genannt wird. Giuseppe war glücklicher Weise in dem Augenblicke gerade hinter einem Felsen, welcher ihn gegen den Wind schüzte, der in seinem wüthenden Laufe Bäume entwurzelt und ungeheure Steinmassen mit fortreißt. Einen Augenblick lang dachte der Jüngling an seine eigene Gefahr, aber schnell erinnerte er sich der Gefahr, welche in diesem Augenblick auch Blanka drohte. Ohne auf sich selbst zu achten, kletterte er also immer weiter, und erreichte nach vielen Beschwerden immer gegen den Wind kämpfend, endlich das Wirthshaus, in welchem er Blanka und ihren Vater fand und sie bewog, zahlreiche Begleitung bis nach Tende, das nächste Städtchen, mitzunehmen, ohne daß er ihnen gerade den Plan der Verschwornen entdeckt hätte. Der eben geleistete Eid hielt ihn davon ab, und ihm genügte vorerst, Blanka gerettet zu haben. (Die Fortsetzung folgt.)

Antonio Viterbi's freywilliger Hungertod.

(Beschluß.)

Auf ähnliche Weise geht es fort, bis es vom 9. December (nun nicht mehr von Viterbi's eigener Hand geschrieben, wohl aber von ihm in die Feder diktirt, anerkannt und unterzeichnet) heißt: Abends um acht Uhr, der Puls stark und regelmäßig, der Kopf frey, Magen und Eingeweide in einem guten Zustande, das Gehör gut, der Blick hell, ein schrecklicher Durst, der Körper bey voller Kraft. „Einzig die Furcht vor Schande und keineswegs die Todesfurcht ist es, die mich zu dem außerordentlichen, aber unwiderruflichen Entschlusse vermocht hat, welchen ich in diesen Tagen unter den schrecklichsten Martern und einem schauervollen Todeskampf ausführe. Ich ver-

gebe denjenigen von meinen Richtern, welche mich aus Ueberzeugung verurtheilt haben; aber als ein Vermächtniß übertrage ich auf die spätesten meiner Abkömmlinge einen ewigen und unversöhnlichen Haß gegen den abscheulichen, fluchwürdigen Bluthund V . . .; gegen diesen Elenden, der einzig von persönlicher Erbitterung und dem Geist der Rache getrieben, die Aufopferung einer ganzen, unschuldigen und achtungswürdigen Familie vollbracht hat. Vom 10. December. Früh um acht Uhr der Puls regelmäßig — (diese Regelmäßigkeit dauerte mit wenigen Unterbrechungen fort, bis nahe an sein Ende; Verlangen nach Speisen verspürte er selten, dagegen quälte ihn fortwährend ein unerträglicher Durst, dem er ein Paar Male, troß aller Festigkeit seines Entschlusses, nicht zu widerstehen vermochte) — ein brennender Durst bis sechs, der sich aber bis gegen acht Uhr bedeutend verminderte. Zwey Stunden zweymal unterbrochenen, übrigens ruhigen Schlafes. Leichte Anwandlungen von Schwindel beym Erwachen, der Puls sehr schwach, aber gleichmäßig. Wenn es Grund hat, daß wir in den elysäischen Feldern eine getreue Erinnerung an das, was dieser Welt angehört, beybehalten sollen, so wird mir das Bild des ehrwürdigen Rathes Abatucci, als eines Beschützers der Unschuld und Wahrheit jederzeit vor Augen schweben. Mögen der Himmel und das Glück ihn und seine Nachkommen mit allen ihren Segnungen überschütten! Dieser Wunsch entquillt einem mit der aufrichtigsten Dankbarkeit erfüllten Herzen. Mit Vergnügen fahre ich fort, Tabak zu nehmen, von Appetit keine Spur. Vom 11. December. Vormittags ordentlicher Schlaf, der Durst ganz unerträglich. Eine äußerste Schwäche des Pulses verkündet mein herannahendes Ende. Der Plan, den ich entworfen habe und vollführe, ist vielleicht der seltsamste, den je das Gehirn eines Menschen erzeugt hat; ich vollführe ihn mitten unter unerhörten und furchtbaren Leiden, um meine Verwandten und Freunde vor Schmach und Schande zu retten, um meinen Feinden die Freude nicht werden zu lassen, meinen Kopf unter dem Henkerbeile fallen zu sehen, und um meinem einzigen, blutdürstigen und verabscheuungswürdigen Mörder zu zeigen, was ein wahrer Corse für einen Charakter und für eine Seele hat. Müsse er, wenn er vernehmen wird, auf was Weise ich habe sterben wollen, erzittern bey dem Gedanken, daß vielleicht irgend ein Verwandter es unternehmen könnte, das unschuldige Opfer seiner Höllenanschläge zu rächen. . . Um zehn Uhr der Puls schwach und regelmäßig, der Durst schrecklich, kein Verlangen nach Speise; die ganze übrige physische und moralische Organisation in einem Zustande, der weder auf Zerrüttung noch Abnahme schließen läßt. . . Deus in nomine tuo salvum fac me et in virtute tua libera me! Diese wenige lateinische Worte enthalten alle meine religiösen Grundsätze ihrem ganzen Umfange nach. Von meinem siebzehnten Jahre an habe ich jederzeit an einen seligmachenden Gott geglaubt und dieser Glaube hat mich in allen Prüfungen aufrecht erhalten. . . . Vom 12. Dec. Lethargischer Schlummer von fünfthalb Stunden. Beym Erwachen boten die Bewegungen des Pulses und mein ganzer Zustand nichts dar, als Vorzeichen des Todes, alle meine Sinne in einer völligen Erschlaffung. Am 13. Dec. ward Viterbi seinem Entschlusse, doch nur auf kurze Zeit, ungetreu. Um Mitternacht, heißt es in seinem Tagebuche, wurde der Puls außerordentlich schwach und intermittirend, der Durst ungemein stark, die Erschöpfung der Kräfte allgemein. In dieser Krise verließ mich die Vernunft, und in Folge einer maschinenmäßigen Bewegung ergriff ich den Wasserkrug, und schlürfte mit langen Zügen daraus. Nun erfolgte eine allgemeine Erkältung in allen Theilen meines Körpers, und wenige Augenblicke, nachdem ich getrunken, wurden meine Hände, Füße, Nase und Ohren wie Eis: der Puls hörte auf zu schlagen, und alle Symptome deuteten auf Tod. Unter konvulsivischen Bewegungen, während welcher ich den Gebrauch der Vernunft verloren hatte, war der Arzt eingetreten. Er fragte mich, ob ich etwas verlange, und schlug mir ein wenig Wein vor. Vier bis fünf Löffel davon verschafften mir Leben und Kräfte wieder; alsdann trank ich zum zweyten Mal eine bedeutende Portion Wasser. Seit dem 2. December, schreibt denn Viterbi unterm 11, nach öfterer wiederholter Anführung derselben Symptome und Zustände, bin ich aller Tröstungen beraubt. Keine Nachrichten von meiner Familie; meinen Freunden in der Stadt ist verboten, sich diesem Gefängnisse zu nähern. Sieben hartherzige Soldaten sind in das kleine Gemach, in welches ich eingeschlossen bin, postirt, und spioniren mit Inquisitorblicken auf meine unbedeutendsten Bewegungen, auf alle meine Gebehrden und Worte. Sie möchten gar meinen Tod hindern, aber ich hoffe und glaube alle ihre Anstrengungen und Maßregeln zu vereiteln. . . . Vom 16. December. Früh um ein Uhr ruhiger Schlaf; um zwey Uhr verliert sich der Puls, um drey Uhr schlägt er wieder, aber ungemein schwach. Um sieben Uhr: meine Schwäche hat in solchem Grade überhand genommen, daß ich hoffen darf, dem Ende meiner Leiden und Drangsale nicht mehr fern zu seyn. Nach meinem Tode soll dieses Tagebuch meinem Neffen Giovese Girolamo Guarino zugestellt, und von diesem für die Herrn Präsidenten Mezaud, Pergualint und Suzzoni, so wie auch für den Hrn. Rigoud kopirt werden, welche leztere ich hiermit beschwöre, meinen ihm vorläufig mündlich mitgetheilten Willen in Erfüllung zu bringen. Vom 17. Dec. Der ganze gestrige Tag war ruhig, der Durst erträglich, der Puls regelmäßig, der Blick hell, der Kopf frey, Magen und Eingeweide in vollkommner Ruhe. Heute befinde ich mich in demselben Zustande, nur der Puls ist über die Maßen schwach. Die ganze Welt verläßt mich, aber meinen Muth werde ich behaupten bis an's Ende. Ich sterbe nach einem reinen, unschuldigen Leben und sehe dasselbe mit eben so viel Ruhe erlöschen wie Sokrates, Petronius und Seneca. Vom 18. Ich nähere mich dem Ziel meines Daseyns mit der Heiterkeit des Gerechten. Der Hunger peinigt mich nicht mehr; der Durst hat gänzlich nachgelassen, Magen und Gedärme sind ruhig, das Auge hell, der Kopf ohne Wolken. Kurz, eine allgemeine Ruhe herrscht nicht allein in meinem Herzen und Gewissen, sondern auch in meiner ganzen Organisation. Die wenigen Augenblicke, die mir noch übrig sind, verfließen ganz sanft wie das Wasser eines Bächleins durch eine schöne und anmuthige Wiese. Die Lampe will erlöschen aus Mangel an Oel. . . .

(Unterz.) Antonio Viterbi.

Digitized by Google

Hier schließt sich das Tagebuch: Viterbi starb aber erst am 20sten. Im Augenblicke des Sterbens dehnte er sich noch einmal auf seinem Lager, sagte noch: „Ich bin bereit, diese Welt zu verlassen," und verschied.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. Sept.

Deutschland versorgt jezt Paris mit unerwarteten Dingen. Vor Kurzem schickte es den Parisern eine Sängerin für die italienische Oper zu, und jezt erscheint sogar ein deutscher Läufer, der allen laufenden Franzosen den Rang abläuft, in Zeit von 48 Minuten sechs Mal ums Marsfeld rennt, und mit 4000 Franken Einnahme nach Hause eilt. Sonst hieß es, deutsche Sänger und Sängerin besäßen keine Anmuth, keine Grazie, und dennoch hat Dem. Sonntag die schwer zu befriedigenden Dilettanten der italienischen Oper entzückt. Sonst behauptete man, die Deutschen seyen schwerfällig, und dennoch konnte Rummel es fast mit einem gewöhnlichen Rennpferde aufnehmen. Aber hier ist seine Schnellfüßigkeit doch immer nur ein bloßer Gegenstand der Neugierde; warum ist er nicht schon längst nach England gegangen, wo man Wetten auf sein Laufen anstellen, und seinetwegen große Summen Geldes auf's Spiel sezen würde? Im vorigen Winter hatten wir auch einen deutschen Mundtrommelspieler, Namens Eulenstein, der mit seinem Talente großen Beyfall einerntete. An deutschen Tonkünstlern fehlt es in Paris nie, allein wenige wagen es, sich in einem großen Konzerte hören zu lassen; die meisten begnügen sich damit an sogenannten Matinées oder Soirées musicales Theil zu nehmen, die viel weniger einbringen, aber womit auch wenig gewagt wird, wogegen die Kosten eines großen Konzerts so bedeutend sind, daß nicht leicht ein Fremder Lust hat, sie zu bestreiten. Da hat es Rummel besser; er braucht nichts als seine beyden Beine in gutem Stande zu halten; er sezt einen Einnehmer am Eingange des Marsfeldes nieder, läuft einige Mal umher, und hüpft mit der beträchtlichen Einnahme davon. Noch andre Dinge werden aus Deutschland jezt eingeführt, besonders Erzählungen, da die Franzosen mit ihren Erzählungen zu Ende sind, und Deutschland jezt an diesem Produkte weit fruchtbarer ist als andre Länder. Sonst erkundigte man sich in Frankreich nur nach Kozebue und Lafontaine, man kennt keinen andern deutschen Erzähler; jezt wird der ganze Van der Velde in's Französische übertragen, auch ist die Reihe an Musäus gekommen; wahrscheinlich werden Hoffmann, Schilling, Clauren folgen; zu bemerken ist es, daß zu gleicher Zeit England und Frankreich diese bisher fast unbekannten Fundgruben ausbeuten; bald wird man sich gewöhnen deutsche Erzählungen wie deutsche Musik über den Rhein herüberkommen zu sehen. Eine Londoner Zeitschrift, das Monthly Review wundert sich nicht wenig über den eignen Schwung, den die Erzählung in Deutschland genommen. „Ein sonderbarer und höchst merkwürdiger Widerspruch, sagt diese Zeitschrift, ist es im Nationalcharakter der Deuschen, daß ein im wirklichen Leben bis zur Lächerlichkeit ruhiges Volk den wildesten Aufflug nimmt, so bald als es in die Region der Phantasie tritt, und daß ein Menschenschlag, der allgemein wegen seines abgemessenen, phlegmatischen Benehmens, und seines geregelten Gespräches bekannt ist, in seiner Literatur die glühendsten und wollüstigsten Schilderungen der Leidenschaften bilden kann." Vielleicht werden auch die Franzosen dergleichen Verwunderung an den Tag legen, wann einmal die deutsche erzählende Literatur sich vor ihren Blicken wird entfaltet haben. Uebrigens ist es nicht mehr als billig, daß die Deutschen gegen die vielen Theaterstücke, die sie aus Frankreich holen, Erzählungen dahin abliefern. Zum Dichten der Theaterstücke scheint sich die Anlage der Pariser Schriftsteller immerfort mehr und mehr zu entwickeln; oder vielmehr, es scheint eine fast mechanische Fertigkeit im Anlegen und Ausführen dramatischer Stücke bey den Dichtern entstanden zu seyn. Allen Stoffen neue Gestalten zu geben, aus Kleinigkeiten eine niedliche Darstellung zu schaffen, jede Tagesbegebenheit, jedes tragische oder sonst interessante Ereigniß zu einem Theatergegenstand zu benuzen. Alles dieses gehört zu der Gewandtheit, die sich die Pariser Dichter durch viele Uebung erworben haben, und wovon sie unaufhörlich Proben ablegen. Auch sogar während der großen Hize lezten Sommers ist keins der vielen Theater in Paris unthätig geblieben; nur das Vaudevilletheater ist verschlossen gewesen, weil der Schauspielsaal wieder hergestellt werden mußte; die Truppe hat unterdessen zu Dieppe gespielt, wo sich die Herzogin von Berry aufhielt. Diese Prinzessin, die jüngste und munterste Person am Hofe, scheint daselbst etwas Langeweile zu haben, und macht daher jährlich eine Reise nach Dieppe oder nach Auvergne, wo sie sich ihrer natürlichen Munterkeit ungestört überlassen kann. Die Stadt Dieppe, welche durch diesen Aufenthalt sehr gewinnt, sorgt alsdann dafür, daß während ihres Aufenthalts eine Truppe dort spiele. Dieses Jahr ist nun die ganze Vaudevilletruppe dahin gewandert, und seit mehreren Monaten besizt die Hauptstadt kein Vaudeville; allein diese, dem französischen Geiste so angemessene Schauspielgattung, wird auch auf dem Théâtre de Madame gespielt, eben so auf dem Théâtre des Variétés und das Théâtre des Nouveautés, welches man eben jezt erbaut, soll ihr noch gewidmet werden, so daß Paris also das eigentliche Théâtre du Vaudeville, das älteste dieser Art füglich entbehren könnte. Ursprünglich hatte dasselbe das Monopol der Vaudevilles; allein in Frankreich sind Nationalgewohnheiten und Bedürfnisse oft mächtiger als obrigkeitliche Verfügungen; so ist dann die Gattung des Vaudevilles auf mehrere Theater übergegangen, und sobald nur das Théâtre des Nouveautés fertig seyn wird, so werden unaufhörlich drey Theater Vaudevilles aufführen; also werden die Dichter Arbeit haben; denn natürlich muß oft Neues gegeben werden, das Alte kann auf solchen Bühnen nicht behagen, die Vaudevilles verwelken wie die Blumen gar schnell, weil sie aus einem vergänglichen Stoffe gewebt sind; man hat hiervon neulich eine auffallende Erfahrung gemacht. Ein Vaudeville Dupaty's die botanische Lektion, hatte vor 35 Jahren außerordentlichen Beyfall gefunden, und war wohl fünfzig Mal hinter einander gegeben worden. Neulich nahm das Théâtre de Madame dieses Stück wieder vor, und nun wurde es äußerst kalt aufgenommen, und die Journale bezeigten ihr Erstaunen, wie solch ein geschraubtes Stück sonst so vielen Beyfall habe erhalten können. Vielleicht werden sich die Scribeschen Stücke länger halten, weil sie reich an Wiz sind, und der Wiz zu allen Zeiten gefällt. Außer seinem Gesandten, worin eine Anekdote aus den Memoiren der Mad. d'Hausset, Kammerfrau der Mad. de Pompadour dramatisirt worden ist, glaube ich nicht, daß Scribe in der lezten Zeit etwas Neues verfertigt hat. Er hat eine Schweizerreise gemacht; vielleicht hat ihm die Bergluft den Verstand wieder geschärft, und sein Erfindungs- oder Dramatisirvermögen wieder in Bewegung gesezt. An seiner Dame blanche kann sich das Publikum noch nicht satt sehen, oder eigentlich an Boyeldieus Musik dazu, kann es sich nicht satt hören, und die komische Oper gibt dieses Stück unaufhörlich. Auch eine neue Operette Herolds, nämlich Marie, wurde mit einigem Beyfall gegeben; diese Oper ist sentimentalen Inhalts, eine Gattung, welche von einigen strengen französischen Kunstrichtern als der komischen Oper unangemessen verworfen wird. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Oktober 1826.

Vergiß dein Ich; Dich selbst verliere nie.

Herder.

Dem glücklich-bereichert Wiederkehrenden, ihrem Durchlauchtigsten Bruder

Herren Karl Bernhard,

Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach Hoheit

die verbundenen Brüder der Loge Amalia zu Weimar.

Das Segel steigt, das Segel schwillt!
Der Jüngling hat's geträumt;
Nun ist des Mannes Wunsch erfüllt,
Noch ist ihm nichts versäumt.
So geht es in die Weite fort
Durch Wellenschaum und Straus;
Kaum sieht er sich am fremden Ort,
Und gleich ist er zu Haus.

Da summt es wie ein Bienenschwarm,
Man baut, man trägt herein,
Des Morgens war es leer und arm,
Um Abends reich zu seyn.
Geregelt wird der Flüsse Lauf
Durch kaum bewohntes Land,
Der Felsen steigt zur Wohnung auf,
Als Garten blüht's im Sand.

Der Reisefürst begrüßt sodann,
Entschlossen und gelind,
Als Bruder jeden Ehrenmann,
Als Vater jedes Kind;
Empfindet wie so schön es sey
Im frischen Gottesreich;
Er fühlt sich mit dem Wackern frey,
Und sich dem Besten gleich.

Scharfsichtig, Land und Städte so
Weiß er sich zu beschaun;
Gesellig auch, im Tanze froh,
Willkommen schönen Frau'n;
Den Kriegern ist er zugewöhnt,
Mit Schlacht und Sieg vertraut;
Und ernst und ehrenvoll ertönt
Kanonendonner laut.

Er fühlt des edlen Landes Glück,
Ihm eignet er sich an,
Und hat bis heute manchen Blick
Hinüberwärts gethan.
Dem aber sey nun wie's auch sey,
Er wohnt in unserm Schooß! —
Die Erde wird durch Liebe frey,
Durch Thaten wird sie groß.

Goethe.

Der Bandit.

(Fortsetzung.)

Da der Leser vermuthlich zu wissen verlangt, warum der Marquis nach Turin gegangen, so diene ihm folgendes zur Erklärung. Der sardinische Hof, welchen die Umtriebe der französischen Freyheitsprediger beunruhigte, ließ den vornehmsten Adel nach Turin berufen, um von demselben die wahre Lage der Provinzen zu erfahren. Unter diesem befand sich nun auch der Marquis, und das Resultat seiner Reise war der gemessene Befehl, eine Bande verdächtiger Männer, die seit einiger Zeit im Gebirge um-

herstreifte, und die keine andere war, als Giuseppens neue Eidgenossen verhaften zu lassen. Was ihn aber vermocht hatte, seine Tochter mitzunehmen, war eine Bekanntschaft, welche dieselbe mit einem jungen Gardeoffizier gemacht, und die er, da derselbe reich und vornehm war, zu befördern wünschte. Die jungen Leute schienen einander durch nähern Umgang noch mehr zu gefallen, und der junge Graf erhielt eine Einladung auf des Marquis Landsitz, die er um so eher annehmen zu können glaubte, weil die Rede war, daß sein Regiment bald in die Gegend von Nice zu liegen kommen würde, da man damit umging, gegen die Gränze von Frankreich hin ein starkes — Cordon sanitaire zu ziehen. Von dieser Reise nun war, wie wir gesehen, der Edelmann mit seiner Tochter auf dem Rückwege begriffen und befand sich jezt in dem Städtchen Tende, welches jenem Spitzberge den Namen gibt, von dessen Gipfel man auf einmal in die fruchtbare Lombardey hinabsieht. Es war schon spät am Nachmittage, und der Marquis beschloß, die Nacht hier zuzubringen. Da es ihm aber, bey all seiner Dankbarkeit, nicht rathsam schien, den Jüngling Giuseppe, der sie hieher begleitet hatte, länger in der Gesellschaft seiner Tochter zu lassen, so beredete er ihn inzwischen, nach Hause zu gehen und seinen Vater wegen seines langen Wegbleibens zu beruhigen; und um ihn desto eher fortzubringen, versprach er ihm Bianka zur Tänzerin beym nächsten Dorffeste.

Halb freudig und halb gekränkt eilte der junge Mann nach Drappo und verkündigte des Gutsherrn Ankunft. Das ganze Dorf gerieth in freudigen Aufruhr, und ein Tag ward festgesezt, um die glückliche Begebenheit festlich zu begehen, besonders glücklich für Giuseppen, weil sie ihm desto eher Bianka zur Tänzerin geben sollte.

Am folgenden Morgen eilte er also auf's Schloß, Bianka seine Erwartung mitzutheilen, aber er sah sie nicht. Ihr Vater empfing ihn zwar sehr freundlich, wollte ihn aber nicht zu seiner Tochter lassen: sie würde ihr Versprechen erfüllen, sagte er, aber er hoffe, Giuseppe würde auch auf seiner Seite nicht vergessen, was eben so heilig als irgend ein Versprechen, nämlich die Achtung, die er seinen Vorgesezten schuldig sey. Störrig wandte sich der Jüngling weg und gehorchte mit Unwillen, als der Marquis ihm befahl, dem alten Pfarrer, welcher mit ihm heraufgekommen war, wieder den steilen Pfad hinab zu unterstützen. Auf dem Wege hinunter erzählte des Geistlichen Haushälterin viel von dem, was sie von des Grafen Bedienten über Turin gehört hatte, unter andern auch, was man sich dort von dem Fortgange der französischen Revolution in's Ohr raunte, und daß ein Heer in die Gegend kommen sollte. „Fräulein Bianka, höre ich, soll es gar nicht ungern sehen, fuhr die Alte in ihrem Geschwätz fort, daß wir Militär in den Ort kriegen, denn ihr Liebster soll auch dabey seyn." — „Wer?" schrie der Jüngling wie aus einem Traume auffahrend. „Je nun, der schöne, junge Offizier, dem sie ihr Vater versprochen hat." — „So bin ich verloren!" rief Giuseppe im Tone der Verzweiflung, ließ den Geistlichen stehen, und rannte wie wahnsinnig davon.

Wie ein angeschossenes Vieh trieb sich der Jüngling über Berg und Thal, durch Wald und über Fels, bis er mitten unter Trümmern einer alten Wasserleitung stille stand, und hier den ganzen Umfang seines ihm drohenden Verlustes überdachte. Seine Liebe zu seiner Milchschwester, die stille und sanft mit ihm aufgewachsen und, wie der Athem in seiner Brust, unbeachtet in ihm gelebt hatte, mußte durch den plötzlichen Widerstand, den sie mit jedem Schritte erfuhr, in einem heftigen Gemüthe wie Giuseppens, bis zur wüthendsten Leidenschaft steigen, welche ihn zu den verzweifelndsten Schritten geneigt machte, wenn sie ihm nur den Weg zu Bianka's Hand zeigten. Mit Freude begrüßte er nun den Genuesen, welchen wir oben als den Anführer der Verschwornen kennen gelernt und der jezt aus dem Gemäuer hervor zu ihm trat und ihn fragte, ob er sich nun eines Bessern besonnen habe und bereit sey, den Eid zu erneuern und kräftig für die Befreyung seines Vaterlandes mitzuarbeiten, oder die Geliebte in den Armen eines Anderen zu sehen? Mehr bedurfte es nicht, um den entflammten Jüngling zu reizen: entschlossen folgte er dem listigen Führer in eine geheime Höhle, welche eine Geistersage vor dem gemeinen Mann verborgen hielt, und wo er fünf von seinen vorigen Eidgenossen versammelt fand. Unter den aufgehobenen Dolchen dieser Wütheriche schwor er, was man von ihm verlangte und ward dann unter der Versicherung, daß ein französisches Heer im Anzuge sey, und unter Empfehlung der größten Vorsicht und Verschwiegenheit entlassen, worauf er mit erkünstelter Ruhe zu seines Vaters Wohnung zurückkehrte.

Der folgende Tag war Sonntag und der Marquis und seine Tochter wurden von dem Schulzen und der Gemeinde feyerlich in der Kirche begrüßt. Es war heute ein zweyter Priester da, der dem alten Pfarrer die Messe feyern half, und von Nizza aus geschickt worden war, um nebst andern Missionaren unter dem Landvolke gegen die neuen Lehren zu predigen, und zugleich der Obrigkeit diejenigen Personen anzudeuten, die als die verdächtigsten bezeichnet waren. Die Rede, welche der fromme Mönch hielt, war voller Kraft und Salbung; aber nicht auf alle machte sie gleichen Eindruck, denn Giuseppe bemerkte, daß, während Manche jedes Wort des Priesters mit gläubiger Andacht zu verschlingen schienen, viele sich bedeutende Seitenblicke zuwarfen, und einander höhnisch zulächelten, als der Prediger am Schlusse mit drohenden Worten gegen die Rebellen herausfuhr. Er sah hieraus deutlich, daß noch viele andere von den neuen Gesinnungen angesteckt waren, und diese Entdeckung diente dazu, die Hoffnungen des bethörten Jünglings zu vermehren. Auch der Marquis

und der Geistliche bemerkten es, und besonders waren diesem Giuseppens wildes Wesen und seine unruhige Blicke nicht entgangen, weßhalb er ihn der Aufsicht des Edelmannes als einen gefährlichen Menschen empfahl.

Noch an demselben Tage kamen die erwarteten Truppen in's Thal, und der Gardehauptmann, Graf Rivoli, ward als ein willkommner Gast im Schlosse des Marquis aufgenommen. Giuseppe sah ihn und knirschte, aber er wußte seine Wuth noch zu zügeln; Niemand entging es indessen, daß er ein veränderter Mensch geworden und der Marquis hielt es um so nothwendiger, ihn vom Schlosse entfernt zu halten. Unter diesen Umständen kam der Morgen zu dem bestimmten Feste heran, für welches ihm Bianka zur Tänzerin versprochen war. Das ganze Dorf war versammelt, auch der Marquis und seine Tochter erschienen, aber wer die leztere führte, war der verhaßte Graf Rivoli. Giuseppens Blut kochte: aber troß dem Grafen sollte sie seine Tänzerin werden, und sobald die Musik aufzuspielen angefangen, ging er entschlossen auf das Fräulein zu, welches, in tiefem Gespräch mit ihrem Liebhaber begriffen, auf nichts Anderes zu achten schien. Bey diesem Anblicke regten sich eine solche Menge widriger Gefühle in des Jünglings Brust, daß sein Gesicht ganz davon verzerrt ward. „Wer ist der junge Wahnsinnige?“ fragte der Graf. „O es ist einer von den Bauern — mein Milchbruder; aber er ist seit einiger Zeit so sonderbar geworden, daß ich anfange, mich vor ihm zu fürchten. Ich versprach ihm, mit ihm zu tanzen, aber“ — „Mit ihm tanzen? nein, das sollen Sie nicht; Sie tanzen mit mir, nicht wahr?“ und Bianka ließ sich bereden; sie stand auf und trat, ohne auf Giuseppen zu merken, mit dem Grafen zum Tanze. „Spielt auf!“ rief er den Musikanten zu, und zu Giuseppen: „Geh aus dem Wege, junger Mensch!“ Der junge that es mit einem fürchterlichen Blicke, welchen der andere zum Glücke nicht bemerkte. Bey der nächsten Pause aber trat er plötzlich vor Bianka hin und rief mit feuersprühenden Augen: „Sie haben Ihr Versprechen nicht gehalten, Sie sollens bereuen!“ — „Geh zum Teufel, du grober Schurke, schrie der Graf mit aufgehobener Hand, oder du wirst deine Frechheit zuerst bereuen.“ Giuseppens Zorn wollte eben in seiner ganzen Stärke losbrechen, als er mitten unter dem Haufen den Genueser erblickte, welcher ihm leise zuwinkte. Giuseppe faßte sich, unterdrückte seine unzeitige Wuth und schlich sich sachte aus dem Dorfe in's Gebüsch hinauf, worin er hatte den Genueser verschwinden sehen. Bald fand er ihn und erhielt einen kleinen Verweis für sein rasches Verfahren. „Aber komm, tröstete er ihn, die Zeit ist nicht mehr weit entfernt, wo wir uns werden alle an unseren Feinden rächen können. Savoyen ist schon unser, und von den Franzosen besezt. Jezt ist es an dir, zu handeln: ein Heer von hundert tausend Franzosen steht im Gebirge zwischen hier und Grasse, diese mußt du auf Nebenwegen unseren schurkischen Truppen in den Rücken führen, und zwar noch heute Nacht.“ Giuseppe stuzte. Bisher hatte seine Verrätherey blos in Worten bestanden; jezt aber, wo er wirklich anfangen sollte, was er im wilden Taumel der Leidenschaften versprochen, fühlte er sich von einem geheimen Schauder durchdrungen. Er wollte Einwendungen machen; aber in demselben Augenblick vernahmen sie Stimmen, und sahen Gewehre zwischen den Bäumen hindurch blitzen. „Folge mir, oder du bist verloren!“ rief der Genueser, und sprang den Felsen hinauf. Giuseppe eilte ihm nach; es fielen Schüsse, und mehrere Kugeln pfiffen hinter ihnen her; aber beyde entkamen. Ein Soldat hatte beyde in's Gebüsch schlüpfen sehen, und sie belauscht, und als er den Inhalt ihres Gesprächs erkannt, einige von seinen Kameraden herbeygeholt, um sie ihm verhaften zu helfen. Wir haben gesehen, wie dieß fehlgeschlagen. Da Giuseppe aber sich als Verräther erkannt und verfolgt sah, so blieb ihm keine Wahl mehr; er ließ sich von dem Genueser die gehörige Weisung geben, und ging noch denselben Abend in's französische Hauptquartier ab.

Zwey Tage später hallten schon die Gebirge um seinen Geburtsort von dem Donner des Geschützes, und dem Getümmel einer Schlacht wieder. Die Piemonteser waren an dem hohen Ufer des jezt beynahe ausgetrockneten Paglione aufgestellt, von welchem die Franzosen sie zu vertreiben suchten. Drey Mal schon waren sie Sturm gelaufen, und immer mit großem Verluste von dem Geschütze auf den Bergen, und besonders auf der hohen Feste Montalbano, welche den Piemontesern den Rücken deckte, zurückgetrieben worden. Sie rückten zum vierten Male an; die Angegriffenen erwarteten sie auch dießmal geworfen zu sehen, als plötzlich die Batterien auf Montalbano schwiegen, und gleich darauf auf dessen Zinnen, statt ihrer eigenen Fahne — die Flagge der Neufranken wehete. Giuseppe hatte sie auf einem verborgenen Paß, den er auf seinen Wanderungen entdeckt unvermerkt hinaufgeführt, und die Ueberraschung ihnen die keineswegs starke Feste in die Hände geliefert. — Dieß entschied den Tag: die Piemonteser zogen sich in's Gebirge zurück — und so wie sie einen Ort verließen, erklärte sich auch der größte Theil der Bewohner für die neue Freyheit. Jezt erschien Giuseppe auch wieder in seiner Heimath, aber weder sein Vater noch der alte Pfarrer, welche ihren Pflichten treu geblieben, wollten mit dem Verräther Gemeinschaft halten, der, als er fand, daß auch Bianka, für deren Besitz er so viel geopfert, mit ihrem Vater entkommen war, anfangs über seine getäuschte Erwartung wüthete; bald aber, als er zu überdenken anfing, was er einst gewesen, und was er jezt war, bemächtigte sich seiner der Schmerz der Reue — doch zu spät zur Rückkehr.

Die Franzosen, welche sich inzwischen der Stadt Nizza

bemächtigt hatten, spielten die Herrn in der Gegend, und glaubten sich in vollkommener Sicherheit, als sie sich plötzlich von der ganzen sardinischen Macht angegriffen fanden. Anfangs behaupteten sie ihre Posten mit großer Standhaftigkeit, und als sie die Uebermacht endlich zum Weichen gebracht, vertheidigten sie jeden Fuß breit Landes mit beyspielloser Tapferkeit, aber dennoch wurden sie zulezt in das Thal hinabgetrieben. Während der Schlacht wüthete ein furchtbarer Sturm, der Regen ergoß sich in Strömen: und als die Franzosen jezt wieder über den Paglione hinüber mußten, verloren sie eine Menge Menschen in dem wilden Strome.

Giuseppe hatte natürlicher Weise auf der Seite seiner Bundesgenossen gefochten; aber er dachte nur, sich an dem Grafen Rivoli zu rächen; er suchte ihn im ganzen Heere, und griff ihn, als er ihn gefunden, wie ein wildes Thier an; aber ein Trupp sardinischer Reiter, welche eben dazu gekommen waren, retteten ihren Obristen, und führten den verrätherischen Landsmann gefangen davon.

(Der Beschluß folgt.)

Nach der griechischen Anthologie.

Als in das Feuer der Hagere blies, schnell faßt' ihn der Rauchdampf,
Und durch's Kamin mit sich rafft er den Schneider hinweg.

C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. September.

(Beschluß.)

Die große Oper zieht noch immer mit ihrem Ballet: Vulkans Netze Einheimische und Fremde an, in der Erwartung des von Rossini umgearbeiteten Mahomets, der schon lange versprochen wird, aber doch im Herbste unfehlbar auftreten soll. Da nun einmal Rossini der Beherrscher des gegenwärtigen Geschmacks in der Musik ist, so hat man sich auch an ihn gewendet, um die Musik zu einer, dem englischen nachgebildeten Oper für's Odeon zu bekommen; er hat also zwar keine neue Komposition geliefert, denn dieß wäre ein Wunder, sondern aus denjenigen seiner Partituren, die in Frankreich wenig bekannt sind, die seiner Meynung nach am besten passenden Singstücke ausgezogen, und sie dem Texte der Oper Ivanhoe angepaßt. Weil man doch nun einmal nichts als Rossinische Musik will, so mag der Maestro gedacht haben, es sey eben so gut den Parisern seine ältern und weniger bekannten Stücke vorzuführen, als ihnen etwas Neues zu komponiren, das vielleicht doch auch nur eine Reminiszenz des älteren seyn würde. Solcher zusammengesezten Opern besizt das Odeon jezt eine Menge, sie machen nicht den Eindruck, den eine Oper aus einem Gusse zu machen pflegt; allein sie gewähren den Musikliebhabern den Vortheil, daß sie ihnen manche vortreffliche Singstücke vorführen, die ihnen sonst unbekannt geblieben wären, weil man doch unmöglich alle guten Opern kennen oder aufführen kann, und sich auch in manchen, bereits vergessenen und des Aufführens nicht mehr werthen Opern hie und da ein vortreffliches Singstück vorfindet, welches wohl verdient an einen besseren Ort versezt zu werden. Schlimmer ist das Théâtre français berathen, das sich ohne Talma behelfen muß, schon seit einigen Monaten liegt der große Tragiker sehr krank danieder, und es steht zu befürchten, daß er nie mehr die Bühne wird betreten können.*) Während dieser Krankheit hat man gesehen, welche große Achtung ein Kunstgenie, wie das seinige, in Paris genießt. Dreymal im Tage schickte das Theaterkomité zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und Abends verlangte das Publikum das Vorlesen der Bulletins der Aerzte, gerade als ob es die Krankheit eines Monarchen betroffen habe. Ganz Paris nahm Antheil an seinem Zustande, und die Aerzte hatten nicht wenig Mühe, es durch die Bekanntmachung ihrer Kur zu befriedigen. Es hieß, sie hätten einige Fehlgriffe gethan, und die Krankheit des grossen Schauspielers einmal durch eine falsche Vorschrift eher verschlimmert als gebessert. Das tragische Fach leidet durch Talmas Abwesenheit um so mehr, da auch Dem. Duchesnois abwesend ist, um Gastrollen in den Provinzstädten zu spielen, welches dann für die Pariser Schauspieler ersten Ranges so viel heißt, als ihre Ernte halten, denn aus der Provinz kommen sie immer mit einer beträchtlichen Geldsumme, vielen Kronen, und einer Ladung schlechter Verse zu ihrem Lobe zurück. Unterdessen werden neue Lustspiele gegeben. Auch das Odeon hat einige derselben neu aufgeführt, unter andern die Schule der Wittwen, die zum Zwecke hat, die Wittwen vor der Thorheit zu warnen, sich mit Männern zu verheirathen, die weit jünger sind als sie, und deren Liebe folglich mehr ihrem Vermögen als ihrer Person gilt. Die Hauptperson des Stückes ist eine solche thörichte Wittwe, die einen beträchtlichen Handel führt, und die zweyte Ehe mit einem jungen Ladendiener eingeht. Dieser verschlingt in kurzer Zeit das Vermögen der Frau, bringt ihre Geschäfte in Unordnung, fällt in die Netze einer Buhlerin u. s. w. Es würde der armen betrogenen Wittwe nichts übrig bleiben als Augen zum Weinen, wenn nicht ein Onkel, wie's deren in so vielen Lustspielen gibt, zu ihrer Hülfe herbey käme, auf eine Scheidung anhielte, und dadurch die Trümmer des Vermögens rettete. Zu der Scheidung kann sich die junge Frau nur mit schwerem Herzen entschließen; auch wird sie derselben durch die Reue und plözliche Bekehrung des Mannes überhoben, welcher verspricht, daß er hinführo ein besserer Ehemann seyn werde. Dieß unwahrscheinliche Ende des Stücks ist nicht gebilligt worden, und die Wittwenschule würde in der That lehrreicher seyn, wenn sie mit einer derben Bestrafung des Taugenichts, oder mit der gänzlichen Zugrunderichtung der Wittwe endigte; denn erstlich sind die plözlichen Bekehrungen der Taugenichtse etwas sehr Seltenes in der Welt; und wenn sie es nicht wären, so hätte eine betrogene Wittwe eben nicht viele Ursache sich zu grämen; sie brauchte ja nur ihr Bekehrungsvermögen in Ausübung zu setzen. Allein das Lustspiel soll nun einmal ein gutes Ende haben, und dazu ist nun Bekehrung das leichteste Mittel.

D g.

---

*) Talma ist bekanntlich den 19ten dieses Monats gestorben.

Die Red.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Oktober 1826.

Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauspiel' bey,
Dem lezten, gräßlichsten, das ihr bereitet!

Aus Iphigenie auf Tauris.

Der Bandit.

(Beschluß.)

Während die Franzosen sich zurückzogen, und die Sardinier wieder von der ihnen entrissenen Gegend Besitz nahmen, wurde Giuseppe nach Montalbano gebracht, welches eine kurze Zeit vorher kapitulirt hatte. Dort in dem finstern Kerker traf er seinen Verführer, den Genueser, welcher ihn durch die Hoffnung, zu entkommen, aufzuheitern suchte. Aber dem unglücklichen Jüngling war das Leben so verhaßt, daß es ihn zu freuen schien, als man ihm sein Todesurtheil verkündigte, das der Marquis und selbst Graf Rivoli vergebens von ihm abzuwenden gesucht hatten — er war mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, — und der König war unerbittlich.

Während er sich also selbst und jeder andere ihn für verloren gab, beschloß die unschuldige Klara, — deren Liebe zu dem wilden Jüngling in dem Grade zu steigen schien, als er sie von sich stieß und die jezt hoffen durfte ihn durch Dankbarkeit an sich zu fesseln, besonders da er an Bianka nicht mehr denken konnte, — ihn zu retten. Sie hatte gehört, daß unter der Besatzung der Feste sich ein Soldat befand, der einst bey ihrem Vater im Quartiere gelegen, und ihr besonders gewogen gewesen — und auf diesen Mann baute sie ihre Hoffnung. Sie verrieth ihren Vorsatz Niemand, obgleich Adrians Jammer sie beynah bewogen hätte, sich dem unglücklichen Greise anzuvertrauen, sondern schlich sich des Morgens in aller Stille aus dem Dorfe, und eilte den steilen Pfad zu der Feste hinauf. Ihr glücklicher Stern wollte es, daß der Soldat, den sie suchte, gerade an dem Thore Wache stand. Sie ging gerade auf ihn los, gab sich ihm zu erkennen und bat ihn mit Thränen, er möchte sie doch zu ihrem Bruder lassen (denn so nannte sie den Gefangenen). Der Soldat versicherte sie, dieß sey unmöglich. „Doch, sezte er hinzu, diesen Abend kömmt der Priester zu ihm; haltet Euch am Wege und bittet ihn, daß er ein gutes Wort für Euch einlegt; ich werde wieder den Posten haben, und sagt er, ich solle Euch mit durchlassen, so drücke ich wohl ein Auge zu.“ Dieser Wink war für Klara genug: sie erschien zur bestimmten Stunde wieder vor der Feste, und als sie im Dunkeln zwey Priester herannahen sah, warf sie sich ihnen zu Füßen und bat sie flehentlich, daß sie sie zu ihrem armen Bruder mitnehmen wollten, der sterben müsse und zu dem man sie nicht hineinlassen wolle. Der Jammer des Mädchens rührte die beyden Mönche und einer von ihnen gewährte ihre Bitte, indem der andere ihr seine Kutte lieh, was sie ihm mit Geld belohnte.

Inzwischen war Giuseppe die Nachricht zu Ohren gekommen, daß diesen Abend noch Graf Rivoli die schöne Bianka zum Altare führen sollte, und diese Nachricht hatte wieder alle verderbliche Leidenschaften in seinem Busen aufgeregt, welche der Bösewicht, der mit ihm eingekerkert war, und der noch immer nicht die Hoffnung, zu entkommen und sich an seinen Feinden zu rächen, aufgegeben hatte, zur wüthenden Flamme anfachte, welche den verblendeten

Jüngling zu jedem Verbrechen reif machte, wozu sein herzloser Verführer ihn leiten mochte. „Ich liebe sie noch, die Falsche! ich liebe sie bis zum Wahnsinn — aber wäre ich nur frey — ehe ich sie in den Armen eines Andern sehen wollte, lieber stieß' ich ihr selbst den Dolch in's Herz!" In diesem Augenblick rasselten die Schlösser und die beyden Priester traten herein, hinter denen man wieder abschloß. Klara näherte sich sogleich ihrem Geliebten und flüsterte ihm in's Ohr: „Giuseppe, ich bin gekommen, dich zu retten; sie werden mir nichts thun — geschwind hülle dich in diese Kutte und entfliehe, und wenn du in Sicherheit bist, laß mich's wissen, damit ich zu dir kommen kann." Giuseppe war wie vom Donner gerührt, und wußte in dem ersten Augenblick nicht, was er thun oder sagen sollte. Aber der Genueser, welcher das Mädchen in der Verkleidung erkannt hatte, war augenblicklich gefaßt und schritt sogleich zur Ausführung seines schnellen Planes. Der Mönch hatte sich ihm genähert, um seine Beichte zu vernehmen, als er ihm plötzlich mit der Hand auf den Mund fuhr, um ihn am Schreyen zu verhindern, ihn zu Boden warf, ihm mit einem Tuche verstopfte und ihn mit einem Stricke, den man zufällig dagelassen, knebelte. Alles dieses war das Werk eines Augenblicks, und nun, da er sich des Priesters versichert, zog er eine Feile aus seinem Busen hervor, befreyte sich von seiner Kette und that dann dasselbe für Giuseppen, ehe dieser und Klara sich noch von ihrem Erstaunen hatten erholen können. „Nun sind wir frey!" flüsterte er, indem er sich in des Priesters Kutte hüllte und sich der Thüre näherte. Giuseppe zögerte ihm zu folgen: er blickte bald Klara, bald den Genueser an. Doch dieser, der nur zu gut des Jünglings Schwäche kannte, rief ihm in's Ohr: „Mach geschwind, sonst kommen wir zu spät zur Hochzeit." Diese Worte wirkten wie ein elektrischer Schlag; er faßte Klarens Kutte, wickelte sich darein, während diese sich in den fernsten Winkel des Gefängnisses zurückzog.

Ein heftiger Sturm heulte über die Stadt Nizza, als die beyden falschen Priester durch eines der Thore in dieselbe einschritten und sich unter das Volk mischten, welches in gedrängten Haufen nach der Domkirche hinströmte, wo, wie sie aus den Reden desselben vernahmen, so eben der Graf Rivoli mit seiner schönen Braut getraut werden sollte. Diese Nachricht beflügelte ihren Schritt; sie warfen die Kutten ab und erreichten die Kirche, als der Gottesdienst schon angefangen und Braut und Bräutigam neben einander vor dem Altare knieten. Giuseppe sah Bianka: nie hatte sie ihm so schön geschienen, und als der Graf ihr den Ring an den Finger steckte, faßte es ihn mit einer solchen Gewalt, daß er hervorgesprungen seyn und sich verrathen haben würde, hätte ihn der Genueser nicht zurückgehalten. „Bist du toll?" flüsterte dieser ihm zu; „noch ist es nicht Zeit — komm mit mir." Mit diesen Worten zog er ihn nach der Thür zu, durch welche sich das Volk hinausdrängte. Viele aber blieben dort stehen, begierig die Braut in der Nähe zu sehen. Giuseppe und der Genueser standen mitten unter ihnen — er zitterte, denn er wußte wohl, warum dieser Elende ihn hatte hier still stehen heißen, aber ein böser Geist hatte von seiner Seele Besitz genommen und ließ ihm nicht mehr die Herrschaft über seine Entschließungen. Doch wankte er noch, als er den Grafen mit Bianka herankommen sah — er hielt sie mit einem Arm umschlungen — das Volk pries die Schönheit der Braut und das Glück des Bräutigams, und drängte sich dicht um den Brautzug her. Aber auf einmal erhob sich ein durchdringender Schrey, und die Braut sank, von dem Messer eines Meuchelmörders getroffen, eine Leiche in die Arme der Ihrigen. In der Verwirrung entflohen die Mörder, die man nur zu gut errieth, als am folgenden Morgen die Flucht der beyden Verräther von Montalbano kund ward.

Die arme Klara hörte bald die schrecklichen Folgen ihrer großmüthigen Befreyung eines verzweifelten Menschen — sie hörte sie im Gefängnisse, wo man sie eingesperrt; doch da der Mönch erhärtete, daß der Genueser Gewalt gebraucht, so setzte man sie nach einiger Zeit wieder in Freyheit, wo sie bald darauf verschwand, Niemand wußte wohin. Adrian, der unglückliche Vater, überlebte nicht lange sein Elend, und die Begebenheiten, welche bald darauf erfolgten, trieben viele der in dieser Erzählung genannten Personen in die Verbannung, wo sie nach und nach starben.

Mehrere Jahre gingen vorüber, ohne daß man je etwas von Giuseppen oder dem Genueser gehört, und Nizza, welches inzwischen nach langen, blutigen Kämpfen mit dem französischen Reich vereinigt worden, war zur Ruhe zurückgekehrt. Diese Ruhe ward aber dann und wann durch das Unheil unterbrochen, welches eine furchtbare Räuberbande, die in dem Waldgebirge von Estrelle ihren Sitz aufgeschlagen, der Gegend zufügte. Ihr Anführer war das Schrecken der Bewohner; man sagte, daß er manchmal Anfälle von Wahnsinn gehabt hätte, und daß er während eines solchen sich den Beynamen Jesus gegeben, den er immer nachher geführt. Alle Bemühungen, ihn zu fangen und seine Bande zu zersprengen, die aus allen den unruhigen Köpfen des Landes bestand, die nicht zur Ordnung zurückzukehren vermochten, waren lange vergebens gewesen. Endlich hatte man erfahren, daß der Anführer mit einem großen Theil seiner Bande sich in seinem gewöhnlichen Schlupfwinkel befände. Das Gebirg ward nun umzingelt und die Gensdarmen arbeiteten sich muthig die steilen Pfade hinan, auf die sie ein Mann führte, der die Schlupfwinkel der Räuber wohl zu kennen schien, als sich auf einmal ein Rauch erhob, und gleich darauf der ganze Wald um

sie her in Flammen ausbrach. Mit vieler Mühe hatten sie sich ein wenig aus dem Flammenlabyrinth herausgearbeitet, als sie auf den ganzen Haufen der Banditen stießen, welche schon mit einem Theil der Truppen handgemein geworden waren. Beyde Theile waren ziemlich gleich an Anzahl, und nun begann ein fürchterlicher Kampf auf Leben und Tod. Aber nicht lange, so ward es offenbar, daß die Kämpfenden alle ein gleiches Schicksal haben sollten; denn das Feuer, welches durch einen Hohlweg nur wenig aufgehalten worden war, brach mit erneuerter Wuth auf sie los, und in einem Augenblick waren Alle in ein Flammenmeer gehüllt, welches beyden Theilen die Flucht unmöglich machte. Unter der Bande zeichnete sich der fürchterliche Hauptmann durch die Dornenkrone aus, die er beständig um seinen Hut zu tragen pflegte, und er schien jezt wieder einen von seinen Anfällen der Raserey zu haben, denn sein Geschrey war schrecklich. „Wo ist der verdammte Graf, der mir meine Geliebte geraubt? Wo ist der Teufel? Komm mit mir zur Hölle!“ Mit diesen Worten faßte er den Anführer der Gensdarmen und schleppte ihn dahin, wo das Feuer am dicksten brannte. Ein jeder von den Banditen that ein Gleiches und das Gewürge dauerte fort mitten unter dem rasenden Elemente, bis es alle die Streiter umhüllt und durch einen qualvollen Tod ihrer unmenschlichen Wuth ein Ende gemacht.

Erst am dritten Tage hatte das Feuer ausgebrannt, und am vierten ward es möglich, die Wahlstatt zu besichtigen. Man erlasse mir die Beschreibung des schauderhaften Anblicks, welcher sich hier darbot. Nur das Schicksal des Hauptmanns darf ich nicht übergehen. Man fand ihn aufrecht zwischen zwey Bäumen eingeklemmt, wovon einer gegen den andern gefallen war, der Offizier, mit welchem er gekämpft, lag zerfezt und blutig zu seinen Füßen und nicht weit von ihnen der versengte Leichnam eines großen zottigen Hundes. Die Füße des Banditen waren von dem Feuer, das an der Erde hin zu ihm gelaufen war, abgebrannt, aber der obere Theil des Körpers war beynahe unversehrt. Sein Todesschmerz mußte gräßlich gewesen seyn, denn er hatte in der Bemühung sich los zu machen, einen dicken Ast abgerissen.

Man sammelte die Ueberreste der Erschlagenen, und führte sie nach Cannes, wo mehrere Personen von Nice in dem gefürchteten Banditen Jesus — den einst glücklichen, aber leichtsinnigen Giuseppe erkannten. Nur wenige der Gensdarmen waren entkommen, und diese waren es, welche die Begebenheiten des schrecklichen Kampfes mitgetheilt. Nicht lange nachher erschien auch Klara wieder in ihrer Heimath; sie schien zum wenigsten zehn Jahre älter als sie wirklich war, so daß man sie fast nicht wieder erkannte. Wo sie so lange gewesen, hatte Niemand erfahren, denn sie wollte Niemanden darüber Rede stehen. Aber es war offenbar, daß ein tiefer Gram und gräßliche Erinnerungen ihr am Herzen nagten. Sie schleppte ein elendes Daseyn hin, bis auch endlich das Grab sich über sie schloß — die lezte Person dieses jammervollen Drama's, das ich in dieser Erzählung mit schwacher Feder darzustellen versucht habe.

Das Eiduranion; eine Planetenmaschine.

Auf keine Weise kann die erhabene Wissenschaft der Sternkunde so faßlich vorgetragen werden, als es Herr Walker in England mit seinem Eiduranion zu thun vermag.

In seinen Vorlesungen, welche diese Maschine begleiten, gibt er zuerst eine kurze Geschichte der Wissenschaft, und die ersten Begriffe über die wahre Gestalt und Bewegung der Erde. Vermittelst einer, sechs Fuß im Durchmesser haltenden, durchscheinenden Kugel beweist er sodann die runde Gestalt der Erde, und das Daseyn der Gegenfüßler. Auf einmal verändert sich die Scene; und während die Cölestine eine Idee von der Musik der Sphären gibt, bricht die Sonne mit ihren Strahlen hervor, und beleuchtet die eine Hälfte einer prächtigen, zwey Fuß im Durchmesser haltenden, durchsichtigen und sich drehenden Kugel, während die andere Hälfte in Nacht gehüllt ist. Diese Vorstellung zeigt zugleich zu einer Zeit den Nordpol beleuchtet, und nach und nach die ganze kalte Zone erhellt, und zu einer andern in Dunkelheit gehüllt, sobald die Sonne gegen Süden herunter tritt.

Die anscheinende Bewegung der Sonne, und wahre Bewegung der Erde, durch die verschiedenen Zeichen des Thierkreises, und der Wechsel der Jahreszeiten, sind sehr schön in einem durchsichtigen Gemälde dieser Zeichen dargestellt, welches die Maschine umgibt, und einen zwanzig Fuß im Durchmesser haltenden Kreis bildet.

Nach einigen faßlichen Erklärungen über die Erscheinungen des Mondes kommt eine neue Scene zum Vorschein. Zwey durchscheinende Kugeln, welche die Erde und den Mond, nebst seinen Lichtgestalten und Finsternissen vorstellen, sind im Vordergrunde mit einem vorzüglichen durchscheinenden Gemälde versehen, worauf alle hohe und feuerspeiende Berge der Welt vorgestellt sind. Eben so sieht man zur rechten und linken Hand dieses Gemäldes transparente Zeichnungen von dem teleskopischen Anblicke des Mondes mit seinen Meeren, Flüssen und Bergen.

Die dritte Scene ist eine große Vorstellung des Sonnensystemes. Zuerst sieht man die untergehende Sonne hinter einem großen See, dessen Wasser an einer Stelle von den Strahlen der Sonne vergoldet, und an der an-

Digitized by Google

dern himmelblau gefärbt erscheinen. Dann folgen Merkur, Venus, Mars, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter mit seinen Gürteln und vier Monden, Saturn mit seinen Ringen und sieben Monden, und Uranus mit seinen sechs Monden; die alle in voller Pracht um die Sonne laufen, und zugleich die eigene Umdrehung um ihre Achse und jene ihrer Trabanten zeigen.

In der vierten Scene sieht man eine bewunderswürdige Vorstellung der Nacht, mit dem gestirnten Firmament, und der mit Sternen besäeten Milchstraße; und der ohnehin erhabene Anblick wird noch durch einen sich nähernden und wieder entfernenden Irrstern, in seiner excentrischen Bahn um die Sonne, vermehrt.

Auf diese Weise bekommt man eine richtige Vorstellung von den astronomischen Erscheinungen, deren leblose Beschreibung im Eiduranion anschaulich gemacht wird.

An den Morgenländer.

Als dich, Nomade, von Hügel zu Hügel die Sonne noch wärmte,
Glühte die Freyheit in dir, Himmel und Erde war dein.
Seit du, in Städte geengt, dich am Golde zu sonnen begannest,
Starrst du in Fesseln, und hast Himmel und Erde nicht mehr!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, 3. Okt.

Mitten unter den Segnungen des goldenen Friedens gestaltet sich unsere Hauptstadt und die Umgegend auf zehn Stunden weit zum kriegerischen Schauplatz. Die Hälfte unserer Armee, zu einem Herbstmanöver zusammengezogen, rückte am 30. Sept. in der Gegend von Stöcken und Marienwerder, ein paar Stunden von hier, in der Nähe der Bremer Heerstraße, in ein Lager und Kantonnirungsquartiere. Diese militärischen Uebungen haben eine Menge fürstlicher und hoher Personen in unsere Residenz concentrirt. Wir besitzen noch gegenwärtig in unsern Mauern Se. K. H. den Herzog von Cumberland, Se. K. H. den Prinzen Wilhelm, Sohn Sr. königl. Majestät von Preußen; Se. Hoheit den Prinzen Friedrich, Sohn des Prinzen Paul von Würtemberg, königl. Hoheit, und eine bedeutende Anzahl fremder Generale und andere Staabsoffiziere. Am Sonntage, den 1sten Okt. strömte eine unabsehbare Volksmenge zu den Thoren hinaus, um auf der Desbrocksheide dem unter freyem Himmel abgehaltenen feyerlichen Gottesdienste beyzuwohnen, welcher vom schönsten Wetter begünstigt wurde. Vom 2ten bis 4ten Okt. fanden daselbst die verschiedenen Divisions-Exercitien statt, und am 5ten brach die Armee auf, um in der Gegend von Springe und Hameln die Feldmanöver zu executiren. Se. königl. Hoheit, unser Hr. General-Gouverneur, Herzog von Cambridge, sind beständig, in Begleitung sämmtlicher oben erwähnter höchster und hoher Herrschaften an der Spitze der Truppen.

Unser Theater war, wie zu erwarten stand, durch die Anwesenheit so vieler Fremden in den lezten Tagen stets überfüllt. Neues sahen wir indeß nichts, als das Lustspielchen von Kotzebue: „Die Großmama;" eine artige Kleinigkeit, worin Mad. Gehlhaar uns zuerst im Silberhaar und altfränkischer Mode erschien. Der wackern Frau gelang dieses Probestückchen und der Uebergang in das Fach der Alten vollkommen. Ebenso versuchte sich unser Hr. Ludwig, durch die Krankheit des Hrn. Marr genöthigt, mit überaus vielem Glücke in der Rolle des „Pfeffer" sowohl in „Nr. 777," als in der Fortsetzung dieses Lustspiels: „Die Verstorbene." Der unzweydeutigste Beyfall lohnte diese gelungenen Leistungen. Der Darstellung des „Freyschützen" muß ich erwähnen, um unserer Dem. Hanff einer öffentlichen Anerkennung angedeihen zu lassen. Diese junge Sängerin übernahm die Rolle des „Aennchen," (eine Paraderolle unserer Mad. Nicola, welche wegen Unpäßlichkeit die Bühne nicht betreten konnte,) und leistete so viel Befriedigendes, daß der rauschendste Beyfall sie oft mitten im Spiele unterbrach. Eine der vorzüglichsten Darstellungen jüngster Tage war die des „Wallas," worin Hr. Kaziamer, „Anführer der Schotten," und Hr. Marr, „König Eduard," die leuchtenden Gestirne dieser heroischen Tragödie waren. Mit einem neuen Mitgliede, Hrn. Grähn, ist unserm Bühnenpersonal in diesen Tagen eine werthvolle Ausdehnung geworden. Dem jungen Manne fehlt es nicht an vortheilhafter Gestalt und Organ, so wie an sinniger Auffassung der Charaktere, wovon er bereits einige mit Glück dargestellt hat. „Der Geitzige," nach Molliere, gab unserm Hrn. Keller, welcher so eben von einer Kunstreise zurückgekehrt ist, Gelegenheit, sein, auch im Auslande so laut anerkanntes, Talent von Neuem zu entwickeln. Möchte übrigens bald einmal ein tüchtiger Theaterautor diesem klassischen Lustspiele ein moderneres Gewand anziehen. Wir meynen nämlich, den Dialog in eine edlere Sprache kleiden; die Charaktere, welche selbst unserm Jahrhunderte angehören, sind zu korrekt gezeichnet, als daß es nicht der Mühe werth seyn sollte, ihnen auch die Sprache desselben zu leihen. Der Reichthum dieses Stückes, welchen so viele spätere Dichter sich zu Nutzen machten, würde dann besser zu Tage kommen. In: „Preciosa" gab Hr. Kaibel als „Schloßvoigt Pedro" seiner burlesken Rolle fast ganz neue Worte, die wegen ihrer treffenden lokalen Anspielungen Beyfall ernteten. In diesem Augenblick beschäftigt sich der seit ein paar Monaten hier angestellte Virtuos, Hr. Aloys Schmidt, der musikalischen Welt längst als ausgezeichneter Tondichter und vortrefflicher Klavierspieler rühmlichst bekannt, mit der Komposition einer neuen dreyaktigen komischen Oper, betitelt: „Der Doppel-Prozeß." Die Dichtung gehört dem Verfasser des lieblichen Lustspielchens: „Komm her!" Es sollte diese, sich ihrer Vollendung nahende Oper, das Werk von zwey so erprobten Kunstverständigen, gewiß allen Bühnendirektoren und jedem Musikfreunde eine willkommene Spende seyn.

Unsere vaterländische Zeitschrift: „das Mittagsblatt" hat seit acht Tagen in der Person des Hrn. Professors Dr. Schütz zu Hamburg einen neuen Redakteur bekommen, wodurch diesem literarischen Unternehmen nur Gewinn erkeimen kann.

H.

Beylage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Oktober 1826.

Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

Goethe.

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826 *).

Von dem Herzog von Koburg kann man in einem gewissen Sinne sagen: er sey auf dem Weg, sein Land in einen Lustgarten zu verwandeln, da der Umfang seiner Rosenau allmählig mit dem Herzogthum Koburg fast in ein Mißverhältniß zu treten beginnt. Man versicherte mich, daß der Plan im Werke sey, die ganze Strecke zwischen diesem Lustort und der Festung, Citadelle genannt, durch Anpflanzungen und Wege in den Park hineinzuziehen. Wahr ist es, daß die höchst günstige Gegend dazu einladet und daß der Anbau, größtentheils in Wiesengrund bestehend, die Sache erleichtert. Der Herzog soll, ohne den Boden zu kaufen, gegen eine gewisse Summe und Obliegenheiten die kleinen Güter nur in die Anlagen einschließen, wogegen er das Recht erhält, Wege durch diesen Boden zu führen und einige Bäume zu pflanzen.

Der Zugang zu Koburg ist von der Süd-Ostseite, nach den schlechten Feldern und dürren Schafweiden, die größtentheils den Weg begränzen, höchst anmuthig. Ein Thalgrund, den waldbewachsene Hügel einschließen, von einem Wiesengrün geschmückt, das dem Auge bey der allgemeinen Dürre dieses Jahres auf das Wohlthätigste schmeichelte, von der Itsch durchströmt, die überall mit Gebüsch, oft mit den herrlichsten Bäumen beschattet ist. Einzelne Gruppen solcher Bäume sind auf dem Wiesengrunde zerstreut; meistens beschatten sie Häuserchen, die, wenigstens von fern, die Aussicht verschönern. Diese Wiesen, Baumgruppen und beschatteten Gewässer bilden auch den Vordergrund der Aussicht vom Rosenberg herab, und machen sie so reizend, daß ich auf alle die fernen Herrlichkeiten, die meine kranken Augen doch nicht erreichen konnten, mit Freuden verzichtete. Die nähern Umgebungen des Rosenbergs haben das Verdienst der größten Einfachheit und kluger Benutzung des Lokals. Ueberall hat man Raum zu schönen Durchsichten gelassen und die alten schönen Bäume geschont; da sind keine hölzernen Tempel über der Erde, noch Popanzlöcher unter dem Namen von Grotten unter der Erde, der Grasboden ist gut unterhalten, das niedere Gebüsch mit Blüthensträuchen untermischt; auf einem schönen hohen Punkte hat das Mittelalter in einem monstranzförmigen Denkstein gespuckt, aus dem sich mit der Zeit leicht ein Taubenhaus wird machen lassen. Ich sah ehedem auf der Besitzung eines polnischen Großen ein solches in der Gestalt eines Obelisken, aus dessen Hieroglyphen die Vög-

*) Wir wünschen durch die Mittheilung dieser wenigen, anspruchlosen Blätter Reisende, die sich von Nordwesten her in die böhmischen und fränkischen Bäder begeben, zum Besuch dieser Berggegend zu ermuntern. Wenn sie einen für die Natur empfänglichen Sinn mitbringen, wird diese Abweichung von der Heerstraße eine heilsame Vorbereitung zu ihrer Kur seyn, und wenn sie ihn schon an den Mineralquellen durch wiedererlangte Gesundheit beleben, findet sie hier reichliche Nahrung. Doch sollen sie nicht den hier angedeuteten Weg genau nachfolgen — es gibt deren zahlreiche und viel schönere, die es aber dem Verfasser der Erinnerungen nicht frey stand zu wählen.

leins herein und heraus spazierten, warum sollten sie es nicht aus einem gothischen Tabernakel? Den Namen Rosenberg hat diese Anlage von der steilen Seite des Hügels, auf dem das Schlößchen steht, der ganz mit Rosen bedeckt ist. Das Schlößchen ist ein altes, allerliebst benuztes Gebäude; Einfachheit und Geschmack geben ihm ein so wohnliches Ansehen, daß ich ohne das mindeste Mißbehagen sogleich dort eingezogen wäre. Doch hätte ich vorher in die noch gänzlich leeren Schränke des Bibliothekzimmers einige Bücher einräumen und ein Dutzend Büchschen und Schächtelchen von der Toilette des Schlafzimmers abräumen lassen. Die Stadt ist gar nicht hübsch! holprige Straßen, kleinliches Häuserwerk, häufig Gras in dem Pflaster, zerbrochene Läden und verschobene Steinstufen sehen nicht nach bürgerlicher Wohlhabenheit aus. Dahingegen gewährt ein neugebauter Flügel des herzoglichen Schlosses einen ganz besonders angenehmen Anblick! Er muß sehr reine Proportionen haben, sonst hätte er auf mich unwissenden Layen nicht so starken Eindruck gemacht; er ist ganz einfach, nur an der Fronte mit einigen sehr geschmackvollen gothischen Fenstern verziert. Habe ich recht verstanden, so soll ein zweyter Flügel, mit diesem übereinstimmend, ihm gegenüber erbaut werden. Koburg war des Philosophen Feders Vaterstadt — unsere Zeit hatte genialere Philosophen, aber ihn hatte seine Philosophie zu einem praktisch guten Menschen gemacht. Koburg war auch Forkels Vaterstadt oder Wiege — ein Musiker, der mit seiner Gelehrsamkeit unter günstigeren Umständen der deutsche Burney oder Rameau geworden wäre — unter uns fand er nicht einmal Aufmunterung genug, um seine „Geschichte der Musik," ein Werk, das eine Welt von Gelehrsamkeit enthält, zu vollenden, und von dem Schicksal seiner reichen, in historischer Rücksicht gemachten Sammlung von Musikalien habe ich nach seinem Tode nie etwas erfahren können.

Auf dem Wege nach Hildburghausen sahen wir die Wirkung des trockenen Sommers auf die Schafweiden. Nichts ist weniger gemacht, an Arkadien zu erinnern, wie eine nordische Schafheerde mit ihren Damötas. Ich besuchte Hildburghausen vor einigen Jahren im Frühsommer, wo das Hoffnungsgrün noch alles umwob; da war es recht anmuthig; jezt kam es mir — wenn auch nicht garstig wie Koburg — doch trübselig vor.

Wir hatten über Schleusingen auf die Gebirgshöhe nach Frauenwalde gewollt als den wenigst holprigen Weg. Der Hildburghauser Gastwirth versicherte uns, daß wir über Waldau, links von Schleusingen ab, einen mehrstündig kürzern, und um nichts rauhern Weg finden würden. Mir galt das Alles gleich; wo es keine Abgründe und reißende Ströme gibt, ist das Aergste, was den Reisenden droht, eine zerbrochene Achse, und die kann er sich bey hellem Tag und schönem Wetter wohl gefallen lassen, um eine neue Gegend zu sehen. Wir machten uns also nicht sehr früh nach Waldau auf. Der beste Weg ist dieses gewiß nicht. — Er hatte aber die negativen Eigenschaften, ohne Ströme und Abgründe zu seyn; dagegen ist aber diese Seite des Thüringer Waldes ohne alles Landschaftsinteresse und Romantik. So weit man vom Wege aus sieht, erblickt man nichts als leichtes, struppiges Tannengehölz, niemals einen hochstämmigen Forst, breite Berghöhen mit dürren Waldwiesen und an ihrem Rande steigen aus jenseitigen Thälern neue lange Bergrücken mit Tannenwäldern empor. Die Auffahrt des Gebirgs war nicht besonders beschwerlich und von Bergabsätzen unterbrochen, aber die Niederfahrt nach Waldau zu wirklich bis zum Unbegreiflichen steil und ungebahnt. Von rauhem Weg war gar nicht mehr die Rede, sondern es galt eine Kluft, wo die Feldgeschiebe ein und zwey Fuß hohe Stufen bildeten, die der Wagen herabpoltern mußte. Oben auf der Höhe kamen uns ein Paar wackere Bauern entgegen, die uns zu warten riethen, bis eine Reihe Holzwägen den Holzweg herauf sey. Der Kutscher meynte aber einen Vorsprung gewinnen zu können, fuhr weiter und mußte bald die Pferde hinter den Wagen spannen, um ihn zurückzuziehen. Nach meiner alten Gewohnheit, Dinge und Vorgänge symbolisch zu betrachten, ward mir diese Fahrt sehr belehrend. Wie oft gedenken wir dem Schicksal einen Vorsprung abzugewinnen und nach kurzer Zeit gäben wir viel darum, die Pferde hinten anspannen zu können — aber dann reißt uns das Schicksal auf den Punkt, zu dem wir vorwitzig strebten, mit sich fort. — Wir ließen den Wagen seine Niederfahrt allein machen und zu Fuße herabklimmend begegneten wir bald den Holzwägen, und mußten — so enge war die Schlucht — an den Felsen hinaufsteigen, um, die Absätze zwischen das Gestein gestemmt, den armen Ochsen Platz zu machen. Keuchend zogen sie ihre Last und die Bauern keuchten hinterdrein und halfen mit Hebeln den Wagen die Felsstufen hinauf. Die Bauern in dieser Gegend haben freundliche Stimmen, gute, aber nicht erfreuliche Gesichter; niedere Stirn, ein schwaches Kinn — wirklich sie kennen nur die Mühen der Bergvölker, schlechten Boden, rauhe Wege, kalte Winde; nichts von der Größe der Alpen, keine strömenden Gewässer, keine blendenden Schneekoppen, keine donnernden Lauwinen, keine Freyheit.

Der Himmel lag azurblau und glänzend über der Schlucht, und nachdem sie endlich zurückgelegt war, gelangten wir in ein ziemlich flaches, grünes Thal, von einem krystallklaren Bache bewässert, längs dessen Ufern eine Menge zerstreute Häuser ein großes Dorf bildeten. Still und herbstlich, obschon im August, hatte kaum ein Sommer begonnen. Es hatte Obstbäume, aber sogar heuer kein Obst. Und nun ging es wieder bergauf und wieder bergunter, und jedes Mal durch ein neues Thälchen mit einem neuen Dörfchen — still und menschenleer. Wo die Men-

schen steckten, begreife ich nicht! nicht auf dem Feld, nicht vor den Häusern — nicht einmal Kinder konnte ich erblicken. Nachdem wir mehrere Male bergauf und bergunter gekommen waren, wobey mir wehmüthig zu Muthe ward, als sähe ich meinen Lebensweg zurück, gelangten wir auf eine breite Bergebne, wo dünnstehende Stoppelfelder die Kargheit des Bodens verriethen, elende Wiesen mit geschwärzten Bretterabschlägen das Eigenthum bezeichneten, und hier erblickten wir von fern her die schwarzen Hütten von Frauenwalde. Mir thut es immer in der Seele weh, wenn Etwas in unserm Deutschlande mich an Polen erinnert — und Frauenwalde ist nicht der erste Fleck diesseits des Mayns, wo das geschah! — Es besteht aus hölzernen, kahl, ohne Hof und Garten dastehenden Häusern mit Schindeln bedeckt; kleine, geflickte Fenster, garstige, schmutzige Menschen, ein wahrhaft schrecklicher Gasthof, wo neben dem permanenten Schmutz zahlreiche Spuren der lezten Gäste, auch von dem Zeitlichen und Zufälligen zeugten. Unser Mittagessen war angemessen schlecht und widrig durch feuchtes, gelbliches Tischzeug und eine unangenehme, langsame, nachlässige Magd. —

Wo ist der Punkt der Kultur, von dem an Reinlichkeit zum Lebensgenuß gerechnet wird? — Und scheint sie nicht immer eine Begleiterin der Sittlichkeit zu seyn? Was anders als sittliche Rohheit hindert diese Menschen in den dunkeln Räumen ihrer häßlichen Häuser ihr weniges Geräth zu ordnen, die ungeheuern leeren Räume rein zu halten, die Betten aufzuschichten, Tische und Fensterbretter abzuwaschen? — Nicht Mangel an Zeit. — Man sieht deren Einige immer müßig an allen Wänden sitzen und sich bey ihrem Hausgeschäft mit drückender Langsamkeit bewegen. — Es ist Unempfänglichkeit für das Wohlthuende der Reinlichkeit, es ist eine Rohheit, die überall den Beobachter peinlich verlezt, aber viel peinlicher in einem Klima, wo der Mensch den größten Theil des Jahrs in seine vier Mauern verwiesen ist, und aus der kalten Luft — das, was die Leute ihre Kirschen nennen, reift erst im September — von dem Morast der Wege, dem feuchten Duft der Wälder, lauter Schmutz in diese Wände mit hineinbringt. Malen wir uns so eine Hütte — und wenn die Gasthöfe solche unreine Höhlen sind, können die Hütten besser seyn? — Malen wir sie uns und bedenken die Möglichkeit, ob dort, wenn der Landmann des Abends nach Hause kehrt, Grays Darstellung in seinem tief ergreifenden Gedicht: der Dorfkirchhof, Raum findet *). In diesen dunkeln Höhlen kann das Familienverhältniß nur Jungenliebe seyn — zierlicher Naturtrieb genannt, oder Märtyrerthum — denn wie schmerzvoll ist die Elternliebe, welche ihre Kinder unter dem Druck solcher Umstände aufwachsen sieht?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Nicht mehr wird nun für sie des Heerdes Flamme lodern,
„Kein Weib am Abend sie mit Angst zurücke fordern,
„Und keine Kinder mehr nach ihrem Vater schreyn;
„Still lauschend, wenn er kömmt, sich ihm entgegen drängen,
„Und sich um seinen Kuß beneidend an ihn hängen.“ — —

Der Wasserspiegel des kaspischen Meeres.

Die Meynung, daß das kaspische Meer durch einen unterirdischen Kanal mit dem persischen Meerbusen zusammenhänge, rührt aus den ältesten Zeiten. Noch heutiges Tages versichert man, daß um die Zeit des Winteranfanges, auf der Oberfläche des dem kaspischen Meere am nächsten liegenden Theiles des persischen Meerbusens, todte Blätter und Zweige schwimmend gefunden werden, welche von Bäumen und Pflanzen herrühren, die im mittäglichen Persien nicht einheimisch sind.

Wie dem aber sey, so ist ein anderes Faktum, das nicht weniger merkwürdig ist, historisch gewiß, ich meyne das Abnehmen des Wassers im kaspischen Meere, welches abwechselnd mit seinem Wachsen, von Zeit zu Zeit eintritt, während es doch die Gewässer des Ural, der Wolga und anderer Ströme in sein Becken aufnimmt.

In diesem Augenblick ist der Wasserspiegel des kaspischen Meeres im Abnehmen, und zwar so bedeutend, daß man es nur mit Schiffen befahren kann, welche höchstens fünfzehn Fuß tief im Wasser gehen, während man es früher mit Schiffen befuhr, die achtzehn Fuß tief gingen.

Früher ging das Wasser bis unter die Mauern von Bakou, jezt ist es ziemlich weit davon entfernt, und die russischen Kriegsfahrzeuge liegen deßwegen nicht mehr in der Bucht von Bakou, sondern in dem Hafen der Insel Sara.

Dieses Sinken des Wasserspiegels hat auch zuerst die Spitzen, und nachher selbst die unteren Theile eines großen Caravanserails zu Tage kommen lassen, welches ungefähr zwey Wersten vom Ufer entfernt im Wasser liegt.

Nach einer allgemein verbreiteten Landessage ging der Weg ehemals längs des Ufers von Lankara bis Salian, eine Straße, welche heut zu Tage vom Wasser bedeckt ist.

Dagegen sind ferner einige neue Inseln zu Tage gekommen, von denen eine mehrere Wersten Umfang hat. Ihr Grund und Boden ist fest, und gewiß wird sie, wie die anderen Inseln des kaspischen Meeres, in wenigen Jahren von Fischern bewohnt seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Mit dem Monat November beginnt der öffentliche Verkauf der reichhaltigen Büchersammlung des verstorbenen Grafen von Schlabberndorf, der in Deutschland so viele Verehrer und Freunde zählt. Wer unter unsern Landsleuten hätte nicht die Bekanntschaft des interessanten deutschen Einsiedlers

Grafen der französischen Weltstadt gemacht, und wer von Allen, die ihn, seine Denkungsart und seine Handlungsweise kennen gelernt, widmete nicht seinen Manen die verdiente Verehrung. Die Fächer seiner Büchersammlung sprechen den Geist des Sammlers aus. Er war der treue, der nimmer ermattende Freund der Menschheit bis zu seinem lezten Hauch: hätte er sie überleben können, er wäre es bis zu dem ihrigen geblieben. Aber er beschäftigte sich nicht allein mit der Theorie des Guten und Wahren; er übte sie aus werkthätig, so viel er vermochte. Wie viele ärmere Künstler und Gelehrte hat seine milde Hand nicht in ihrer Laufbahn unterstüzt, wie viele nüzliche Unternehmungen hat er nicht mit eigenen Mitteln zur Ausführung gebracht. In diesem Sinne umgab er sich denn auch hauptsächlich mit solchen Schriften und Büchern, die ihn von dem Bedürfnisse seiner Nebenmenschen und seiner Zeit unterrichten, und ihn über die Mittel belehren konnten, durch welche dieselben besser zu machen wären.

Schöne Wissenschaften, Geschichte im engeren und weiteren Sinne, und Zeitschriften sind die Hauptabtheilung seiner, nicht sowohl bändereichen als inhaltvollen Bibliothek.

Eine Menge Wörterbücher und Grammatiken der vorzüglichsten Sprachen zeugen von seinem lebhaften Bemühen, sich in direkten Verkehr mit den Ländern und Menschen aller Zonen zu setzen, um so die Kenntnisse zu schöpfen, nach denen sein Geist wie seine Seele dürstete.

Vor allem anderen sind es die Geschichtsbücher der französischen Revolution, in welcher Schlabberndorf zu studieren vorzog. Hier war es ihm um die feinsten Schattirungen der Bilder einzelner Personen, ja wenn möglich, um die Kenntniß ihres Inneren selbst zu thun. Er scheute darum auch keine Kosten bis zu den kleinsten Pamphlets Alles zu sammeln, was die handelnden Personen jener Zeit betraf. Man kann sagen, daß seine Sammlung von Werken über diese neueste Episode der französischen Geschichte, und über die Ereignisse bis in's Jahr 1823 eine der allervollständigsten ist, die existirt. Seine bibliothèque historique de la révolution française faßt allein 892 Portefeuilles; sein Recueil de pièces relatives à diverses personnes qui ont figuré dans la revolution füllt 73 Cartons; seine affaires du temps depuis 1787 bis 1815 bestehen in 241 Bänden; ein recueil de pièces diverses relatives à la revolution française, classés chronologiquement ist in 62 Cartons enthalten, ein anderes wieder in 45 Cartons, und ein leztes in 99 Cartons. Alle aber sind voll von vortreflich und systematisch geordneten Notizen und Schäzen aller Art.

Frankfurt a. M. Oktober.

Zur Messe brachte das Theater dieses Mal nur eine Oper: la dame blanche, von Boieldieu, in einer vierten oder fünften Uebersezung von Madame Ellmenreich, Mitglied unserer Bühne; die gewandteste ihrer bisherigen Arbeiten. Das weiße Fräulein wurde am 3. September zum ersten Male aufgeführt, und ist bey gedrängt vollem Hause öfter wiederholt worden. Es vereinen sich hier wetteifernd die Talente eines trefflichen Tondichters und eines unerschöpflichen Textschreibers Scribe. Der alte würdige Kompositeur des Rothkäppchens, des Kalifen von Bagdad, des Johann von Paris, drängt sich nach langem Schweigen durch den Schwarm der Lärmschlagenden an die Seite eines der glücklichsten Modekomponisten, der seinen Ruhm fast in Schatten zu stellen schien, und raunt ihm das anch'io in's Ohr, gleich dem italienischen Maler. - Und er ist wirklich ein Maler, wie jener, dessen Melodien in allen Salons, auf allen Bällen ertönen, aber er ist ein besserer; seine Zeichnung ist sicherer, nationaler, das Kolorit frischer, die Farben mehr verarbeitet, man erkennt den Meister der leichten Operette, der Operette, welche durch Romanzen und Liedchen das Ohr schmeichelnd besticht, und wieder in der Harmonie so große Schönheiten entwickelt, und mit einer Instrumentation, gegen welche das Tongeriesel jenes eitel Schneeflocken sind. Kein Wunder also, daß sie in Paris so großes Aufsehen gemacht hat; dazu nun der Stoff, worin aus Wenigem Vieles gemacht ist. Scribe hat die Geschichte des schottischen Hauses Avenel, welches man in Walter Scotts Kloster und Abt kennen lernt, bis in's Jahr 1759 hinaufgesponnen, zu einer noch ungläubigeren Zeit als die, welche im Abt die spuckende Fee aller gesunden Wahrnehmung entzieht, denn man erlaubt sich hier sogar eine Mummerey mit ihrer Gestalt, indeß das Landvolk noch den alten Aberglauben bewahrt. Ein größeres Unrecht trifft den Verfasser des Textes, doch nicht für seine Nation, darin, daß er die Schotten in Paris civilisirt hat, denn die Personen reden das beste Französisch in Sprichwörtern, Scherzen und galanten Anspielungen, man höre z. B. nur, wie der Prätendent von Avenel mit der hübschen Pächtersfrau so artig scherzt, als ob er in ihrer Gunst noch einen höheren als den Gevattergrad anspreche; ja was wird man dazu sagen, daß der Dichter das weiße Fräulein, eine züchtige Jungfrau, eine Zweydeutigkeit sagen läßt, die auf ein schallendes Gelächter berechnet ist; doch ist es immer gut, daß Scribe einen Geist von Fleisch und Blut das Bonmot sagen läßt, und nicht etwa die ernste, wenn auch neckische White Lady im Kloster von Walter Scott, welche ihren Scherz eigentlich nur mit den runden Pfäfflein des Marienklosters von Kennaquhair, und nicht mit gutgearteten Jünglingen treibt. — Wer wollte mit dem Vielschreiber Scribe (nomen et omen) über die Erfindung rechten, die vielleicht das Werk einer flüchtigen Stunde, über die Ausführung, die nur das Werk einiger Tage seyn konnte. Genug er hat die ziemlich schwache Erfindung mit Wiz, mit leichtem französischem Wiz behandelt, und darin die Lebendigkeit der Musik noch überflügelt. Die Oper unterhält auch als Stück, doch ist das Lob jenes Beurtheilers zu stark gegriffen, welcher sagt: Scribe habe schon zehn Bonmots gesagt, bis Boieldieu nur zu einem komme. Dieses charakterisirt indessen die Genußsucht unserer Tage, und die Befriedigung selbst im Politischen mit Bonmots, wo es auf ernstere Dinge ankommt. Von den musikalischen Theilen ist die Ouvertüre offenbar das schwächste, ohne rechte Bindung und Durchführung. Wer die etwas dünne Harmonie tadeln wollte, würde theils den Gegenstand aus den Augen sezen, theils den Dichter in Eigenthümlichkeiten ungerecht angreifen. Doch ist einiges allerdings flüchtig gearbeitet; dafür bieten aber die originellen, ansprechenden Melodien Ersaz. Das schottische Thema mit den Hörnern ist gar anziehend, an der schönen Romanze vom weißen Fräulein wird Jedermann den Romanzier erkennen, und die Harfenbegleitung ist von guter Wirkung. Das Terzett, welches den ersten Akt schließt, das Spinnerlied der Amme, das Lied: Komm, o holde Dame, das Duett des jungen Grafen und der weißen Dame, endlich neben andern trefflichen Einzelnheiten das Kriegslied der Avenel, welches auch den Schluß bildet, beurkunden den Meister in diesem leichteren Genre. Wenn in das Lied der Avenel, der junge Krieger mit seinem da la la der prüfenden Erinnerung, aus den Tagen der Kindheit einfällt, und es später selbstständig wiederholt, so ist dieses eine der glücklichsten Stellen der Oper, welche über den Schluß eine ungemeine Lieblichkeit verbreitet. — Bey den trefflichen Leistungen unseres rühmlich bekannten Sänger- und Orchesterpersonales, und einer reichen und geschmackvollen scenischen Ausstattung wird diese schöne Oper eine Zierde unseres Repertoirs bleiben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Oktober 1826.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebauet, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere.
Du nur Genius mehrst in der Natur die Natur.

Schiller.

Talma.

Die Schauspieler, wie ausgezeichnet auch ihr Talent seyn mag, lassen höchstens nur Erinnerungen an ihre Leistungen zurück. Denn die Kunst, welche sie üben, beruht auf wandelbaren Prinzipien und welche zumeist von ihren persönlichen Fähigkeiten und Eigenschaften abhängen. Der menschliche Geist geht seinen Weg mit so schnellen Schritten, daß die Bühnenkunst, besonders die tragische, von heute durchaus nicht mehr dieselbe ist, wie die zur Zeit Ludwig XIV., wo Baron mit Deklamation der erhabenen Verse Racine's entzückte. Die Kunst Lekain's würde heute nicht mehr ansprechen, und doch sind es erst fünfzig Jahre, seit er gestorben. Allein auch von ihm blieb nichts als sein Name. Talma aber, von dem wir sprechen wollen, wird dieses Schicksal, das alle seine Vorgänger auf der französischen Bühne erfahren haben, nicht theilen; und diese Ausnahme wird er einzig und allein seinem Genie, der Zeit in der er gelebt, seinem ehrenhaften Benehmen während der Revolution, besonders aber auch seinen Verbindungen verdanken, die ihn mit allen großen und ausgezeichneten Männern seines Vaterlandes in Berührung brachten. Talma's Ruhm ist darum ein europäischer geworden, er ist über das Meer gedrungen und bleibt der Zeitgeschichte seines Jahrhunderts einverleibt.

Franz Joseph Talma wurde 1760 zu Paris geboren, er trat in seinem siebzehnten Jahre auf dem théâtre français zum ersten Mal auf und starb in seinem sechsundsechszigsten. Noch ganz jung begleitete er seinen Vater nach England, wurde aber von demselben bald wieder nach Paris zurückgeschickt, wo er nunmehr seine Studien begann. Diese Reise gab die Veranlassung zu einem Streit zwischen französischen und englischen Journalisten, indem leztere die Ehre reklamirten, den berühmten Mann ein Kind ihres Landes nennen zu dürfen. Jedenfalls ist dieser Streit nur ehrenvoll für das große Genie, welches in der Kunst, die menschlichen Leidenschaften darzustellen, Lekain und Garrik bey weitem übertroffen hat.

Noch in der Pension und erst zehn Jahre alt, erwachte in Talma der Beruf für die Bühne. Der Vorsteher der Anstalt hatte ein Trauerspiel „Tamerlan" geschrieben, das er durch die Schüler aufführen ließ. Talma hatte am Schlusse des Stückes eine Beschreibung des Todes des Helden zu deklamiren, und hier war es, wo er sich so ganz in die Person, die er vorstellte, hineingedacht hatte, daß er im Augenblick des höchsten Pathos seine Thränen nicht zurückhalten konnte und von Schluchzen überwältigt nicht weiter fortzufahren im Stande war. Man war genöthigt, ihn von der Bühne wegzubringen, aber sein Spiel hatte alle seine Zuhörer in die gleiche Stimmung versezt. Dieser erste glückliche Erfolg war für seine Laufbahn entscheidend.

Einige Zeit nachher begab sich Talma zu seinem Vater nach London, um dort seine Studien zu vollenden. Sein glückliches Spiel bey der Aufführung Tamerlan's hatte Aufsehen erregt, und war selbst in England schon be-

kannt geworden, weßwegen er denn veranlaßt wurde, in mehreren großen Häusern, sogar auch vor Sr. Majestät dem jezt regierenden König von England mit einigen seiner Landsleute kleine französische Stücke aufzuführen. Auch hier verrieth sein Auftreten fortgesezt ungemeine Originalität, und da er das Englische eben so gut sprach als das Französische, wurden ihm Engagementsvorschläge für eines der dortigen Theater gemacht. Allein er ging darauf nicht ein, kehrte nach Paris zurück und überließ sich nun ganz seiner vorherrschenden Neigung für das Studium der Bühne.

Der Herzog von Duras hatte im Jahr 1768, und zwar auf Anrathen der Madam Vestris, dem Könige vorgeschlagen, eine Deklamationsschule zu errichten, welche genehmigt ward und an welcher Molé, Dugazon und Fleury als Professoren angestellt wurden. Der Unterricht und die Leitung dieser erfahrnen Lehrer wurde von Talma eifrig benuzt und mag für seine Ausbildung zum Schauspieler von der folgereichsten Wirkung geworden seyn.

Sein erstes Auftreten auf dem théâtre françois, und zwar in dem Trauerspiel „Mahomed," in der Rolle des Séïde, fällt in diese Zeit, es erwarb ihm die allgemeine Aufmerksamkeit. Er spielte nunmehr abwechselnd im Trauerspiel und im Lustspiel, wie z. B. in der Rolle des Liebhabers, in Fabre's „intrigue épistolaire," und es fehlte ihm nur eine Gelegenheit, seinen wachsenden und bestens begründeten Ruhm vollends nach allen Seiten hin auszudehnen. Indessen studirte Talma eifrigst alle Theile der Kunst, der er sich mit Jugendliebe gewidmet; er besuchte die Künstler und besonders die Maler. Eines Tages, als er in dem Trauerspiel „Brutus" eine zweyte Rolle übernommen, sah man ihn in einem so vortrefflichen Kostüme eines römischen Senators aus seinem Ankleidezimmer treten, daß die anderen Schauspieler, von Staunen ergriffen, einstimmig erklärten: „er sehe aus wie eine römische Statue." Die römische Statue, welche der angehende Schauspieler mit allem Feuer seines jugendlichen Talentes belebte, wurde von dem Publikum mit Entzücken aufgenommen, und auf diesem Wege hat Talma jene nothwendige Umgestaltung des Kostüms bewirkt, welche Lekain und die Clairon, auf Marmontel's Rath, schon vor ihm, aber vergeblich versucht hatten. Seit ihm erscheint Achilles im antiken griechischen Haarschnitt und seit dieser Zeit trägt Zaire den Reifrock nicht mehr. Talma arbeitete nunmehr unausgesezt daran, diesem wesentlichen Theil der Schauspielkunst den höchsten Grad historischer Wahrheit zu geben.

Von dieser Zeit an datirt es sich aber auch, daß nicht allein das Publikum, sondern selbst dramatische Schriftsteller ihre Blicke und ihre Hoffnungen auf Talma richteten. Die Rollen Karl IX., und Egiste im Agamemnon wurden nun von ihm einstudirt und mit einer solchen Kunstfertigkeit und tiefer Wahrheit gegeben, daß seine Stellung als erster tragischer Schauspieler Frankreichs schon ein für allemal ausgesprochen ward und blieb.

Aber unerachtet dieses glänzenden Erfolgs, unerachtet seines riesenhaft wachsenden Rufes, sezte Talma seine Studien mit solcher Emsigkeit und Fleiß fort, als sehe er sich für einen eben erst debutirenden Schüler an. Man warf ihm noch Schwere und Langsamkeit in der Deklamation vor, welche seine zahlreichen und erhabenen Inspirationen nicht immer zu verstecken vermochten. Die Schwierigkeiten seiner Kunst waren der fortwährende Gegenstand seines Nachdenkens und führten ihn endlich auf einen Punkt, der ihn so lange beschäftigt hat. Von den mehr als menschlichen Verhältnissen der Größe der Trauerspielhelden erfüllt, ward Talma nämlich auf die Nothwendigkeit geführt, für dieselben, um sie auf eine ihrem Wesen entsprechende Art sprechen zu lassen, eine eigene künstliche Sprache zu erfinden, ein Resultat, das er jedoch nur erst nach dreyßigjähriger Anstrengung erreichte. Den physischen Anstrengungen in Erwerbung dieser Fertigkeit ist aber wohl leider auch der Keim der Krankheit zuzuschreiben, der er unterlegen ist.

Jedermann, der Talma auf der Bühne und im Gesellschaftszimmer hatte sprechen hören, konnte die Bemerkung machen, daß sein Organ in beyden Fällen ganz verschieden gewesen, aber die höchste Vollkommenheit hierin hatte er erst in den lezten zehn Jahren seines Lebens erreicht. Mit der von ihm erfundenen Stimme deklamirte er nicht, sondern sprach er nur im Trauerspiel; anstatt dieses einen Schritt weiter vom Natürlichen zu entfernen, hat er es vielmehr demselben näher gebracht und somit nicht allein die Schauspielkunst vervollkommt, sondern sogar dem Trauerspiel überhaupt einen wichtigen Dienst geleistet.

Talma besaß die glücklichste Körperbildung: sein edles, schönes Gesicht verherrlichte ein majestätisches Auge, sein Blick war durchdringend, sein Geist, sein Urtheil unübertrefflich, kurz Kunst und Natur hatten Alles gethan, um ihn für die Bühne vollkommen zu machen. Nie werden die Rollen des Oreste, Joad, Brutus, Néron, Manlius, Nicomède, Hamlet, Auguste, Ladislas, Vendôme, Oedipe, Sylla, Charles VII., einen Dolmetscher finden, wie es Talma gewesen.

Frau von Staël sagt in ihrem Werke de l'Allemagne von Talma: „daß er wegen seiner mit dem höchsten Grade von Takt verbundenen Kühnheit, so wie wegen seiner angebornen Naturanlagen und erworbenen Würde für ein unübertreffliches Muster gelten könne. Er besitze die Geheimnisse aller Künste. Seine Stellungen erinnern an die Statuen des klassischen Alterthums und der Ausdruck seines Gesichtes, sein gebildeter Blick verdienen von den Malern studirt zu werden. Seine Stimme habe einen so ansprechenden, magischen Wohlklang, daß sie unwidersteh-

lich zum Herzen dringe. Die Mittel, welche Talma zu Gebote stehen, um auf seine Zuhörer zu wirken, vereinigen also die verschiedenen Künste der Malerey, der Bildhauerkunst, der Poesie, und vor Allem werden sie durch die seelenvollste Sprache erhöht. Die Art, wie er seine Rollen auffasse, beweise eine vollkommene Kenntniß des menschlichen Herzens, und durch sein Mienenspiel wie durch seine Rede werde er gleichsam ein anderer Schauspieldichter."

Talma lebte beständig in der Gesellschaft der ersten Geister seiner Zeit, er kannte General Bonaparte vor der Expedition nach Egypten, ein Verhältniß, das dieser nachher als Konsul und Kaiser fortgesezt hat, indem er den Künstler in den Tuillerien wie in seinen Landhäusern empfing.

Talma schrieb mit einer Eleganz und einer Reinheit, die man selten findet. Seine Privatkorrespondenz ist davon ein sprechendes Zeugniß. Allein auch seine dem Publikum mitgetheilten Schriften mögen dieß bethätigen, wie z. B. seine Vorrede zu Lekain's Memoiren *). Noch vor zwey Jahren erst hat er gediegene, tiefdringende Reflexionen über die Schauspielkunst herausgegeben, welche allgemeinen Beyfall geerntet haben.

Talma für sich allein war die Säule des französischen Trauerspiels; er wird nicht erreicht werden von allen denen, die in seiner Schule lernten, unter welchen auch der berühmteste spanische Tragiker, Maiquez, nicht vergessen werden darf, da er ihm vielleicht am nächsten kam.

Alle, welche Talma näher kannten, geben seinem Charakter das ehrenvollste Lob, und stimmen in gleichem Urtheil über die Liebenswürdigkeit seines Umganges überein. Er war guter Bürger, der beste Familienvater, seine Seele groß und rein, und sein Ruf der unbescholtenste. Man weiß nicht, daß er Uebles gethan hätte, aber selten verging ein Tag, der ihm nicht Gelegenheit gegeben, irgend eine gute Handlung zu verrichten. Bis zu seinem lezten Augenblick behielt er den Gebrauch aller seiner Geisteskräfte, und sein endliches Herannahen fand ihn gefaßt und zuversichtsvoll, wie der Gerechte stirbt. Talma starb arm, aber schon ist eine Subscription eröffnet, um ihm ein Denkmal zu errichten.

G. C.

*) Eine Uebersezung derselben haben wir in den Nummern 81 und d. folg. des Morgenblatts von diesem Jahr, unseren Lesern mitgetheilt.

Die Red.

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826.

(Fortsezung.)

Frauenwalde soll ursprünglich ein, im dreyzehnten Jahrhundert gestiftetes, Nonnenkloster gewesen seyn. Die frommen Jungfrauen müssen recht viel verschuldet gehabt haben, um auf dieser öden Berghalde ihre Versöhnung zu suchen. Ich habe nicht gehört, daß jezt noch eine Spur dieses Gotteshauses vorhanden sey, das wahrscheinlich so, wie viele Gebäude waldiger Gegenden oft ein Paar Menschenalter hindurch von Holz gebaut stand, bis es in günstigen Zeiten mit Steinmauern ersezt ward. Traf ein solches während seines hölzernen Daseyns die Zerstörung, so konnte nur die Sage sein Andenken erhalten. Ein Theil der Gelübde, welche die heiligen Jungfrauen übernahmen, wird von den Umständen den jetzigen Bewohnern dieser Einnöde auch aufgelegt: Armuth, weil ihnen die Natur ihre Güter versagte; Gehorsam — nun wahrlich, wem obliegt dieser nicht? er wird Freyheit in dem Starken und Sklavensinn in dem Schwachen. — Das dritte Gelübde ist hier leicht zu halten, wenn das alte Lied wahr ist: „Durch die Augen kommt die Sünde . . . ." denn das Auge erblickt nur häßliche Gestalten um sich her.

Vermöge meiner Bemühung, die Leute zum Sprechen zu bringen, erfuhr ich, daß dieser arme Boden sehr ungleich unter seine Bewohner ausgetheilt ist. Er gehört nur einem halben Dutzend der Bürger, unter welche der Gastwirth unsrer schmutzigen Herberge gezählt wird; die übrigen nähren sich von Holzarbeit, vom Fällen der Bäume bis zum Löffelschneiden. Dennoch scheint Frauenwalde eine Pariaskaste wie Malabar zu besitzen; diejenigen, welche sich mit der Bereitung des Feuerschwamms beschäftigen, werden von ihren Mitbürgern mit Verachtung behandelt, warum ist dieser Erwerbszweig ehrenrührig? gefährlich kann es seyn Zunder zu bereiten, aber ehrenrührig doch nicht. Darauf will ich doch meine Symbolik nicht anwenden. — Es ist auch ein Pfarrer und eine Kirche hier. Wenn man im wirklichen Leben wie im Roman thun könnte, hätte ich sogleich den Pfarrer besucht. Welch ein Märtyrerthum, hier Pfarrer zu seyn! Und welche Krone dem der sie erringt! Diese Betrachtung schneidet meinen Spott ab und meinen Scherz.

Von Frauenwalde bis zum Abhange des Gebirgs nach Ilmenau zu bleibt das Gebirg, vom Wege aus gesehen, kleinlich und rauh; die Wälder struppig und verwüstet, der Boden dürr. Erst am Abhange werden die Tannen hoch, und stehen im Schlusse, und endlich schimmern die Häuser von Ilmenau durch die lichtern Gipfel der Bäume.

Ilmenau hat das Ansehen eines vornehmern, aber betriebsamen Landstädtchens. Die Wollarbeit und das Spitzenklöppeln hat hier allmählig den Bergbau nothdürftig ersezt. Das heißt, die Poesie mit der Prosa; wobey ich jedoch bemerke, daß die Poesie des Bergbaus nicht mehr für unsre Zeiten paßt, und unpoetisch betrachtet, ist der Bergbau nichts anders wie jedes „Schaufeln und Graben," so lange man lebt. — Schreitet die Mechanik in ihrer Vervollkommnung fort, so wird der Bergbau sehr bald etwas so gemeines seyn wie Pflügen und Schmieden, oder

er bedarf nur eines Maschinenmeisters, der sich oben an die Kure sezt, um das verschieden gestaltete Erz als Eisenplatten oder Goldstangen und dergleichen aus den Formen zu nehmen, unten im Schacht schürt indeß ein Invaliden-Soldat oder anderer pensionirter Staatsdiener das Feuer, und eine Dampfmaschine thut das Uebrige. Nacht und Lebensgefahr gab dem Bergbau seine poetische Seite, je mehr diese schwinden, je gemeiner wird der Beruf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Okt.

(Fortsetzung.)

Die beyden neuen Schauspielgaben der Messe waren Adelma, Trauerspiel nach dem Englischen, von Vogel, ein gänzlich verunglücktes Sujet aus der byzantinischen Zeit, wo die Unnatur mit den heiligen Blutverwandtschaften wieder in der längst verpönten Art ihr Wesen treibt. Besser aufgenommen wurde Raupachs neues Lustspiel: die Gelehrten, über welches ich mir noch kein Urtheil erlaube. Die kleine dramatische Aufgabe: Komm her, von Elsholz, welche durch unsere gewandte Lindner einen nicht geringen Reiz erhält, ist als Dreingabe zu betrachten.

Die Messe war sehr lebendig, ohne deßwegen besonders gut ausgefallen zu seyn. Eine erstaunliche Menge von Durchreisenden erfüllte die Gasthöfe, Märkte und Straßen, theils von den benachbarten Taunusbädern zur schönen Jahrszeit hereilend, theils auf den Reisen in die nördlicheren Gegenden begriffen. Die Anzahl der Fremden nimmt jährlich zu, der Fortgang der Messe nicht in gleichem Maße, doch hörte man dieses Mal wenig klagen. — Die große Anzahl der Merkwürdigkeiten und Meßungeheuer verdrängte derselben mehrere auf benachbarte Pläze. Die Menagerie des Herrn von Aken nimmt unter den Sehenswürdigkeiten unbezweifelt den ersten Rang ein. Das schöne Löwenpaar mit drey Jungen, die zu Utrecht das Licht erblickten, und dem kleinsten, einem sechswöchentlichen männlichen Löwen, der zu Coblenz auf die Welt kam, sind der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Es ist wohl das erste Mal, daß eine Menagerie eine solche Löwenfamilie von Ort zu Ort führt. Drey schöne Tiegerarten, Bären, Schakal, Wolf, Ichneumon, Ameisenbär, seltne Hasen, schöne und seltne Affen bereichern das Kabinet der vierfüßigen Thiere. Die Vögelabtheilung enthält zwey neuentdeckte Emeoos-Männchen und Weibchen, ein Thier, welches den Uebergang vom Casuar zum Strauß macht, von Gestalt wie dieser, von Federn wie der Casuar, von Farbe grau. Mehrere Casuare, ein schöner Pelican, ein brasilianischer schwarzer Adler mit rothen Füßen und rothem Schnabel, ein Lämmergeyer, viele Papagayen, Aras und kleine brasilianische Vögel reihen sich diesen an. Sehr merkwürdig ist eine junge Boa Constrictor oder Riesenschlange aus Brasilien, welche nicht buntschillernd in Farben, aber durch die eigne Zeichnung der Schilder, und durch die schon beträchtliche Größe eine bedeutende Seltenheit ist, wofür sie, wie Hr. von Aken versichert, selbst der Prinz Maximilian von Neuwied erklärt hat. Um sie in dem kälteren Klima zu erhalten, liegt sie in einem Kasten, der beständig durch ein blechernes Behälter mit heißem Wasser geheizt wird, in wollenen Tüchern verhüllt.

Auf dem Komödienplaz war ein schöner, großer männlicher Elephant zu sehen, der Fangzähne von ziemlich beträchtlicher Länge hat. Er kommt als „elephant gastronome“ von Paris, wo er während sechs Monaten, wie die Eigenthümerin verkündet, im olympischen Cirkus des Herrn Franconi die ganze Hauptstadt durch seine Uebungen in Erstaunen gesezt hat. Diese Uebungen bestehen in der sogenannten Gastronomie, dem Ziehen einer Schelle nach dem Essen, und dem Verschlingen von Brot, Salat und Rum an einem Tisch, wozu das Thier sich indessen nicht sezt, wie es auf dem Zettel abgebildet ist; diese und ähnliche Künste erläßt man dem edlen Thiere gern, welches die Natur zum Herrscher der Wüste, und nicht zum apportirenden Pudel bestimmt hat. Die Freude, welche der Elephant bekanntlich an der Musik hat, wird nicht weiter als bis zu dem ziemlich mißtönenden Spiele eines Flageolets mit der Zunge verfolgt. Der arme, enge eingeschlossene Coloß macht continuirlich seinen Spaziergang in der Runde zwischen den drey Wänden und vordern zwey Balken seines Kerkers. Seine Größe erregt Erstaunen, und erinnert an Hallers Gedicht von der Allmacht: „die diesen Knochenberg beseelt.“

Außerdem sahen wir ein Panorama von Altona und Hamburg — eine Reihe „poleographischer Darstellungen, oder Reise im Zimmer durch die Welt,“ Ansichten von Sachsen, Italien, der Schweiz, England ꝛc. dreyzehn an der Zahl — ferner eine Katerlake, die weiße Dame genannt, zusammen mit optischen Belustigungen. — ein Mensch ohne Arme, und ein großer männlicher Waldmensch — ein Bauchredner Namens Schremser — Basreliefs von merkwürdigen Gegenden in der Schweiz, und noch andere kleine Sachen. Auch Hr. Thieme bezog diese Messe wieder mit seinem Marionettentheater von Leipzig.

Mehr als diese Merkwürdigkeiten interessirte mich ein merkwürdiger Schild, vielleicht von Benvenuto Cellini, oder doch aus seiner Schule, den der Antiquar Scheibner von Cöln den ihn besuchenden Kunstfreunden zeigte. Er ist von Eisen, und hat eine cirkelrunde, gewölbte Form; die Figuren von getriebener Arbeit sind Kämpfende in antikem Kostüme, zu Pferd und zu Fuß, mit zum Theil vergoldeten Rüstungen. Das Ganze ist von einer außerordentlichen Kraft und Lebendigkeit, die Stellungen hie und da vielleicht zu künstlich, die Gruppen schön verbunden — es ist eins der trefflichsten Bildwerke jener Zeit. Der Besizer fordert, wenn ich nicht irre, dreytausend Gulden dafür. Noch andre seltne Alterthümer sind bey Herrn Scheibner anzutreffen, viele alte und neue Münzen, alte Pokale, Waffenstücke und Gefäße aller Art, eine sehr merkwürdige Sammlung.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 252.

Beil. Lieb.

Räthsel.

Nicht dem Ird'schen bin ich zugekehrt;
Aufwärts, nach dem Himmel, geht mein Streben
Und, in höh're Sphären mich zu heben,
Gern verlaß ich meines Vaters Heerd.

Thöricht wär' es, mich zurückzuweisen,
Weil ich dann dir schaffe bittre Qualen,
Ja, mit Thränen mußt du mir's bezahlen,
Denn auch zahnlos weiß ich dich zu beißen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Oktober 1826.

Das Leben, Brüder, ist nur Reise,
Die Heimath das verschwieg'ne Grab.
Der Thor murrt unterwegs, der Weise
Geht froh an seinem Wanderstab.

Fr. v. Köpken.

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Von einigen Burgen, die vor Jahrhunderten hier gestanden haben sollen, wollte ein zierlicher Postbeamter, den ich aus dem Kaffee-Haus mußte holen lassen, um Pferde zu erhalten — gewiß einer der Beaux des Städtchens — gar nichts wissen, obgleich ich ihn auf einen alten Thorweg in einer hohen Mauer, der Post gegenüber, über den er mir die seltsamsten Dinge hätte weiß machen können, aufmerksam machte. Von hier aus geht der Weg durch Felder und Wiesen im Gerathal fort, dessen Hügel mit Gebüsch gekrönt, sich nach Arnstadt hin annähernd, links zu Felsen erheben, auf deren halben Höhe die Hochstraße hinführt. Im Sonnenstrahle eines schönen Augustabends war die Annäherung zur Stadt wahrhaft entzückend! Links auf der an die Straße anstoßenden Felsterrasse Gärten mit artigen Lusthäusern, rechts der tiefe, grüne Grund mit seinem Gerabache und Gebüsch und Bäumen, und dann die laubbedeckte Höhe, auf deren mittlern Abhang ein hübsches Wirthshausgebäude die angenehmste Wirkung hervorbrachte. Das Städtchen ist eines der schönsten, die ich kenne, weil in ihm nirgend abgefallne Mauerbekleidungen, verklebte Fensterscheiben, halbe Fensterläden, verschobene, mit Gras verwachsene Hausstufen an Verarmung erinnern. Ungewöhnliche Betriebsamkeit läßt sich mit hämmern, zimmern, schnurren und knarren in allen Häusern vernehmen; Seiler, Kupferschmiede, Seckler, Zeugmacher und alle andern gewöhnlichen Handwerker bieten in wohlversehenen Läden ihre Arbeiten dar. Das hiesige Bier soll sehr gut seyn, einige Handelshäuser haben ausgebreitete Verbindungen, der Gartenbau empfiehlt sich durch die vorzüglichen Sämereyen, mit denen Arnstadt in weiter Entfernung Handel treibt. An Wochenmärkten ist die Lebendigkeit auffallend! Die Bewohner der Ebene bringen hier ihre Feldfrüchte her, und die des Gebirgs kommen herab, sich mit ihren Bedürfnissen zu versehen. Dabey bringen sie die Erzeugnisse ihres Fleißes, Holzarbeiten, Kienruß, Feuerschwamm u. s. w. herab, ja sogar den gesponnenen und ungesponnenen Flachs, der in einigen Bergthälern wächst, weil es vielen der Walddörfer an Webstühlen fehlt. Der hiesige Marktplatz ist geräumig, die anstoßenden Straßen licht und breit. — Die Kopftücher und Schürzen der Weiber, die Brustlatze der Männer hochfarbig, dabey strahlte die Sonne und die warme Luft wiegte die Weinranken, die mehrere der saubern Häuser bis zum zweyten Stockwerk umzogen. Zwey der fürstlichen Familien von Sondershausen wohnen in Arnstadt, auch eine fürstliche Regierung und einiger Adel; da aber keines dieser Elemente auf die Masse zu drücken scheint, können sie nur Gutes wirken durch gebildetere Haltung, größere Nachfrage bey Handwerkern und Kaufleuten, so wie durch ein lebendiges Unterhalten der zur Herzensgewohnheit gewordenen Liebe zu dem alten Fürstenstamm. Eine schöne alte Kirche mit zwey zierlichen Thürmen, welche die Ansicht

der Stadt von vielen Seiten verschönt, wird leider nicht mehr besucht und ist also im Innern völlig verfallen. Das ist betrübt! Bedenkt man wohl, daß weder Arnstadt noch irgend ein anderer Ort in jetziger Zeit fähig wäre, eine solche Kirche zu bauen? Was sind unsere neuen Kirchen, da wo man sich einfallen ließ, deren zu errichten? Nach wunderlichen Rezepten der Deutschheit und Griechheit gemischte oder geschiedene Massen, bey denen man sich fast freut, daß sie nirgend fest genug aussehen, um bey der Nachwelt gegen uns zeugen zu können. Diese schöne Kirche, über die ein hiesiger Staatsbeamter, Herr H. von Hellbach, eine sehr unterrichtende Broschüre herausgab, hat übertünchte Wandmalereyen, alte Grabmäler und Baphometgestalten, bey denen das garstige Männchen, welches unter seinen Beinen durchsieht, nicht vergessen ist, noch ein gewisser liegender Seehund, den ich in Brenz, in Donauwörth, und in dem schönen Münster von Regensburg auch schon gefunden, und der bey den religiösen Geheimnissen des Mittelalters nothwendig eine bestimmte Rolle gespielt haben muß. Von jenem Männchen geht hier, wie in so vielen alten Kirchen in Deutschland, die Sage, es stelle den Altgesellen des Baumeisters dar, der eifersüchtig über das ihm vom Publikum seiner Geschicklichkeit wegen gezollte Lob diesen Gesellen vom Thurme herabstürzte. Seltsam ist es, daß die abgeschmackte Stellung dieser Fratze derjenigen ähnlich ist, welche die Schwere des Kopfs beym Herabstürzen verunglückter Wanderer, im Hochgebirg der Alpen z. B., dem Körper gibt. Einige Spaziergänge um die Stadt, besonders an den Ufern der schnellströmenden Gera, sind mit Buchen und Linden beschattet, die unter die schönsten, riesenmäßigsten gehören, die ich jemals gesehen. An Gasthöfen, Harmonien, Tanzsaal, Biergärten fehlt es diesem wackern Städtchen auch nicht, und seine Bewohner schienen mir dessen angenehme Umgebungen in Gärten und auf den umgebenden Hügeln zu genießen. Auf einem dieser Hügel sah ich einen Sonnenuntergang, der sich nie aus meiner Erinnerung verlieren wird. Wir befanden uns auf der Höhe, wo ehedem das Schloß Kefernburg gestanden haben soll; kaum erkennt man noch die ehemaligen Gräben, in denen jezt Schafheerden treiben; ein ansehnlicher Pachthof, der tiefer am Abhange liegt, trägt noch seinen Namen. Der mildeste Abend folgte einem heißen Sommertag und färbte die Dünste, in denen die Sonne niedersank mit glühendem Roth. Die strahlenlose Kugel stieg genau zwischen den Thürmen der alten Wachsenburg, eines auf der entgegengesezten Seite des Thals liegenden Schlosses langsam herab, das alte Gemäuer malte sich dunkel und riesig auf dem feurigen Gewölk, Kühle duftete aus dem Thal, Ruhe verbreitete sich auf den Fluren, hinter uns rauschte die Luft in den Gipfeln des Waldes; links zu unsern Füßen lag ein Dorf halb in Bäumen versteckt, dessen Gottesacker an eine noch tiefere Ruhe erinnerte; vor uns das Städtchen mit seinen prächtigen Buchenalleen und schönen Kirchthürmen. Wir saßen — ein kleiner Freundeskreis — an dem Rand des Hügels, wo ihn ehemals Mauern begränzten und erblickten auf einem der ehemaligen Wälle eine andere Menschengruppe, die sich schweigend wie wir an dem erhabnen Anblick ergözte. Ich weiß nicht, wer diese Menschen waren, ich möchte es nicht wissen — es ist eine erhabene Empfindung, mit unbekannten Mitmenschen in einem schönen Einklang gestanden zu haben. Es ist vielleicht ein Samenkorn für ein Bündniß in der Ewigkeit; wenn dort wir uns begegnen sollten, sind wir einander nicht fremd: wir sahen einst mit gleicher Andacht die Erdsonne sinken.

Unsere Gastfreunde führten uns auf einen andern entlegnern, viel höhern Punkt, wo das alte Schloß Reinsberg ehedem die Thäler beherrschte. Meine Gefährten sahen da oben durch ihren Dollond Wunderdinge! Am Schloß in Gotha zählten sie die Fenster ab, die Erfurter Citadelle lag ihnen vor der Nase, der Brocken war nicht zu verkennen, der hessische Meißner stand deutlich am Horizonte. Ich brauche wenig hoch zu steigen, um daß mir die Erde entschwinde — von all diesen Fernen sah ich nichts, nur die nächsten Hügel mit Wald bedeckt und kleine Weiler mit Obstbäumen umkränzt, und an den unebnen Abhängen des hohen Kegels, auf dem wir saßen, zahlreiche Schafheerden, die nahrhafte Speise fanden, wo ich kaum sichtbare Blättерchen und Halme dem dürren Boden entkeimen sah. Ach in Arkadien muß es doch anders gewesen seyn! Alles, was bey uns Hirt und Heerde heißt, schlägt alle Poesie aus dem Feld. Auch eine Porzellainfabrik besahen wir in der Nähe der Stadt; sie scheint sich auf Töpfe, Tassen und — Pfeifenköpfe zu beschränken; von leztern waren große Haufen, besonders einer kleinen Sorte vorräthig, die häufig nach Amerika versendet wird; auf der bessern Gattung sind Alexanders, Napoleons und Blüchers Köpfe zu sehen, die sich nicht wenig wundern werden, von den Missuris und Delawaren ohne Ansehen der Person zum Blauendunstmachen gebraucht zu werden. Die Vervielfältigung der Porzellainfabriken ist einer der handgreiflichen Beweise, wie die Bequemlichkeitsbedürfnisse seit fünfzig Jahren zunahmen. Damals sah man in Bürgershäusern neben etwas Zinngeschirr höchstens eine grobe Fayence mit dem Umriß eines Vogels und einem frommen oder losen Spruch rund umher. Der Taglöhner kannte kein anderes als gemeines irdenes Geschirr. Jezt hat manche Handwerkerjungfer eine Tasse, mit der sie „auf Rosen und Vergiß mein-nicht wandelt" und das wirkliche oder nachgeahmte englische Steingut ist allgemein. Nur der Bauer blieb bey dem Grad der Beschränkung, der bey anderweitigen Fortschritten der Kultur als Armseligkeit erscheint. — Ich habe in Franken und Oberschwaben in manchem Bauernhaus weder Glas noch Teller gefunden.

Von Arnstadt führt der nächste Weg nach Rudolstadt über Stadt Ilm. Auf einer breiten Bergebne sahen wir ärmliche Felder, deren einzelne kurze Halme unmöglich die Mühe des Schneidens lohnen konnten. Der heiße, trockene Sommer hatte den Boden ausgebrannt! Dagegen hatte man lange zur Rechten das ziemlich breite fruchtbare Angstthal — ein alberner Name, und ein abscheulicher, wenn er in diesen grünen Gründen eine Bedeutung hatte. Ilm ist ein niedliches Städtchen, in dem man viele gute wollne Zeuge macht, das eine hübsche Kirche hat, die sich jenseits des Ortes sehr vortheilhaft darstellt. Die Natur hat nichts für die Stadt-Ilmer gethan, und diese hinwiederum nichts für die Natur. Lange geht es in diesem Ton fort, bis man bey der Annäherung von Rudolstadt in ein Thal kommt, grün und angebaut mit waldigen Höhen, goldenen Saatfeldern und Wiesen bis an den kleinen Bach, der es durchfließt, die Häuser hinter Obstbäumen versteckt und drollige Ziegen, die an den bebuschten Abhängen umhernaschten. Vor vierzig Jahren hätte mich so ein Bauernhaus glücklich gemacht! Damals träumte man von einem Bauernstande, aus dem die Nation sich entwickeln solle — und warum sollte sie es in diesen lieblichen Thälern auf andern Wegen nicht auch jetzt? —

Rudolstadt ist, meines Bedünkens, die niedlichste dieser kleinern sächsischen Residenzen. Die Lage des Städtchens, an dem besonnten Abhang eines Hügels, der eine von vielen Thalausgängen gebildete schmale Ebene beherrscht. Höhere Berge, mit historischer, oder auf Volkssagen gegründeten Namen rund umher, ein sehr hübsches Schloß mit seinen Gärten hinter sich, dem Berg aufwärts — das Alles ist wahrhaft anmuthig! Etwas steil und mühselig muß der Herrscher auf seine Höhe hinan steigen — nach meiner beliebten Symbolik ist das ja recht natürlich und heilsam. Wohl ihm, wenn er oben angelangt, mit frohem Bewußtseyn ein so allerliebstes Städtchen, so lachende Fluren übersieht! Eine Menge Gärten mit Obstbäumen umgeben die Stadt, Alleen von wunderschönen Bäumen zieren die Ufer der Saale, die hier recht ansehnlich, und doch ruhig die Gegend verschönert. Jenseits liegen Wiesen und Dörfer, und ein wohlgebautes Schlößchen, wo ein schönes Gewächshaus befindlich seyn soll, das ich aber nicht besuchte, weil mir die ungekünstelte Natur Freude genug machte. In der Stadt steht ein zweytes fürstliches Schloß, und hübsche Häuser kann sie genug aufweisen. Es gibt hier eine Regierung, Schulen, Amateurs, Dilettanten, Virtuosen, Alles was eine kultivirte Gesellschaft hervorbringt und versammelt, einen guten Gasthof, ein Theater, eine Art Harmonie oder Restauration an einem herrlich beschatteten Baumplatz in der Nähe des Schießplatzes, auf welchem die jährlichen großen, in dieser Gegend berühmten Freyschießen gehalten werden. Diese sind die Freude der jungen Damen, die Tugendprobe der jungen Herren, bey ihnen sehen die wackern Hausfrau'n oft etwas sorglich, die Hausväter etwas straffällig aus. Wirklich scheint mir die Ergötzlichkeit etwas zu lang — man sagte mir von vier Wochen! — zu dauern. Gegen eine Lustbarkeit von vier Wochen hält keine frohe Laune, kein Beutel und keine Philosophie aus.

Von hier bis Saalfeld folgen sich Wiesen, Felder und Dörfer, die immer am Abhange, meist beym Ausgang eines Nebenthals liegen, in steter Abwechslung. In manchen dieser Dörfer deuten große schwarze Schlackenhaufen, und in ihrer Nähe die Farbe des Wegs, die Beschäftigung ihrer Bewohner an. Diese Bergwerksbeschäftigung setzt sich in allen Thälern dieses Theils des Thüringer Gebirgs, bis zu seinem Ausgang nach Franken zu, fort. Bey Grün und Sonnenschein heben sich diese schwarzen Schlackenhaufen artig auf dem Rasen heraus, und die schwarzen hölzernen Hütten liegen malerisch zwischen Laubwerk und Obstbäumen versteckt; allein an einem Novembertag, wo ich einst einen andern Theil eben dieses Gebirgs bereiste, hatte die gleiche Scenerey einen Ausdruck unsäglicher Schwermuth. In kleinen Bergbuchten lagen die schwarzen Hütten an stillschleichenden Bächen, aus dem Hintergrunde der Bucht schwebte ein dunkler dichter Nebel her, mit welchem der aufsteigende braune Rauch der Schornsteine zusammenfloß. Heute war Alles glänzend und froh. Saalfeld selbst erschien vortheilhaft mit seinem hohen Schlosse und alten Stadtthürmen und anderweitigen alten Gebäuden. Vor mehr wie vierzig Jahren kam ich von Jena her, einen Weg her, Rudolstadt umgehend, eine halbe Stunde von hier, mit dem Saalfelder zusammentrifft. Damals war es eine arge, ungebahnte Straße, auf der wir um zehn Uhr, an einem regnerischen Frühlingsabend, eine Viertelstunde von der Stadt, umgeworfen wurden, und den zerbrochenen Wagen Bedienten und Postillion überlassend, zu Fuß nach Saalfeld hineingingen. Wie haben sich in diesen fünfzig Jahren Wege und Gasthöfe verbessert! Damals kannte man in Norddeutschland noch keine Hauderer oder Miethkutscher; ein hannoverischer Rath würde geglaubt haben um Ehr und Reputation zu kommen, wäre er ohne Bedienten und mit Miethpferden gereist. „Das thut man im Reich" sagte man sich vornehm, damals bedurften vier Personen vier Postpferde, mit denen man überdieß in vielen Gegenden in den bodenlosen Wegen nicht fortkam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bienen in Egypten.

Da Oberegypten sein Grün nur während vier oder fünf Monaten behält, und die Blumen- und Erntezeit dort früher eintritt, so benutzen die Bewohner von Unteregypten diese Zeit auf eine sehr sinnreiche Art. Sie sammeln die Bienenstöcke der verschiedenen Dörfer in große Boote, wobey jeder Eigenthümer den seinigen nur durch ein eigenes Zeichen unterscheidet. Dieses Boot wird von einigen Männern den Nil hinaufgeführt. An jedem Orte, wo sie Blumen und Kräuter finden, halten sie an. Die Bienen verlassen mit Tagesanbruch zu Tausenden ihre Zellen, sammeln den Honig am Ufer ein, und kehren damit mehrere Male täglich zurück; am Abend finden sich alle wieder ein, ohne je ihre Stöcke zu verfehlen. Nachdem sie auf diese Art drey Monate auf dem Nil zugebracht, und die Orangenblüthen von Said, die Rosen von Faium, den Jasmin Arabiens genossen haben, werden die Bienen wieder in ihre Heimath zurückgebracht, wo indessen ebenfalls die Blüthezeit eingetreten ist, und eine neue Ernte beginnt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Oktober.

(Beschluß.)

Eine, in öffentlichen Blättern angekündigte, längst gewünschte Kunst- und Gewerbsausstellung hatte während der Messe, vom 6ten bis 10ten September statt und fiel über Erwarten reich und mannichfaltig aus. Das Verdienst dieser Ausstellung gebührt der thätigen polytechnischen Gesellschaft und ihrem verdienstvollen Direktor, Herrn Stallmeister Dr. Wöhler. Die Gegenstände durften sämmtlich nur von hiesigen Künstlern und Handwerkern verfertigt seyn. Von den Malern (welche hier einheimisch sind) nenne ich nach dem Verzeichniß: Pühler, Riese, Ramadier, Peroux, Mannskirsch, Reinheimer, Ackermann, Radl, Passavant, Thomas, Gauff, Grünbaum, Hausmann, Stricker, Schulz, Scheel, Wußlich, Juncker, Dayerath — unter diesen haben mehrere sehr verdienstliche und bedeutende Arbeiten geliefert, wie zum Theil schon aus rühmlich bekannten Namen hervorgeht. Die übrigen Kunst- und Gewerbsgegenstände (von Nr. 46 bis 103 des Verzeichnisses) enthielten viel Merkwürdiges, wovon ich indessen nur das allgemeiner Interessirende anßheben kann: ein Theodolith von Hrn. Olff; eine Centralmaschine mit vollständigem Apparat, zur Darstellung der Versuche über Centripedal- und Centrifugal-Kraft von Hrn. Albert; eine Guitarre von Hrn. Rüdger; ein Flügel von Hrn. Lady; mehrere schön gearbeitete Vorlegteppiche von Hrn. Baconius; ein paar Herrenstiefel, deren Sohlen ohne Naht und nur mit kupfernen Stiften befestigt sind, von Herrn Stieritz; andre künstliche Schuhe und Stiefel, Figuren von Papier-Maché, gemachte Blumen, Buchbinderarbeiten, Tischler- und andere Meisterstücke; als Kuriosität ist zu nennen ein Patent-Regenschirm ohne Draht, mit Voltaires Büste in Elfenbein, ein deßgleichen zum Verkürzen, einer mit Pfefferrohr-Stock und Rauch-Utensilien, und ein Regenschirm, in dessen Stock ein Sonnenschirm und ein Degen von Hrn. Hoigné. — Wenn diese Ausstellung für den Anfang schon vieles Sehenswürdige und Nachahmenswerthe lieferte, so hoffen wir de[illegible] bald von dem Kunst- und Bildungseifer der Frankfurter noch viel reichere Gaben in allen möglichen Fächern aufgestellt zu sehen, und gewiß ist nichts so sehr geeignet, den Trieb zu vervollkommneter Thätigkeit zu wecken und rege zu erhalten, als solche gemeinsame Gunstbewerbungen und öffentliche Rechtfertigung sinnigen Fleißes; viele haben hier die beste Gelegenheit, das mühsame Werk mancher Monate und Jahre zu einem aufmunternden Preise loszuschlagen, so wie Bestellungen zu erhalten, wobey die Messe die Konkurrenz, auch mannichfaltige Belehrung und Erweiterung der Kenntnisse und Geschicklichkeit sehr erhöht.

Der Ausbildung der Gewerbe in hiesiger Stadt tritt nur ein großes Hinderniß entgegen, der Luxus, nicht der höhern Stände, denn dieser könnte ihr eher förderlich seyn, sondern der unter den Handwerksleuten selber einreißende Geist der Verschwendung. Man darf nur die Ankündigungen der auf Wohlleben, und besonders auf's Essen berechneten Vergnügungsorte und Lustbarkeiten lesen, man darf nur hineinblicken in eine derselben, um zu finden, wie der alte einfache und bescheidne Sinn, der vor Alters eine Zierde unseres Handwerksstandes war, und es noch in kunstgeübten Städten ist, entschwindet, und vom Wohlleben verdrängt wird. In einer Stadt wie London, auch Paris, mögen andere Bedingungen der Aemulation eintreten, und doch wird man schwerlich die fleißigsten und talentvollsten Arbeiter unter den stets Schwärmenden treffen. Es ist noch nicht lange, daß zu jenem Verderb ein neuer Grund in der Errichtung eines beständigen Vauxhalls gelegt wurde, der größtentheils von Handwerksleuten besucht wird, die en famille den Abend einen, zwey, bis drey Louisdors verzehren, und sich dafür an immer höheren Rechnungen für ihre Arbeiten zu entschädigen wissen! Dabey ist die Insolenz dieser Leute auf einen hohen Grad gestiegen, seit sie Gesetzgeber werden können, wie sich mehrere komischer Weise auch nennen lassen, d. h. Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung. Man kann im eigentlichen Sinn sagen, daß die freyen Bürger nur die Handwerksleute mit ihrem Zunftzwang und ihren Anmaßungen sind; der Kaufmannstand bewegt sich bescheiden in seiner ruhigeren Wirksamkeit; der Stand der Gelehrten ist gering geachtet, bis auf solche, welche von eigener Gewinnsucht und unruhigem Wesen getrieben, dem verwöhnten Volkshaufen zu schmeicheln, und ihn in seine Ueppigkeit einzuwiegen verstehen. Nachdem der Vauxhall auf der Zeil einige Monate bestanden, regten sich rivalisirende Wirthe dann und wann zu irgend einer Festlichkeit. Gegenwärtig sind die Anzeigerlätter angefüllt von mannichfaltigen Annoncen trefflicher Volksbelustigungen, welche Frankfurt bald den Ruf erwerben werden, daß hier alle Tage Sonntag sey. Dort ist der Vauxhall mit stets neuen Gartendekorationen und Harmoniemusik zu lesen, hier preißt einer sein Tivoli mit türkischer Musik und Gartenillumination an, da ein anderer seine Harmoniemusik mit Kaleidoskop-Erleuchtung, wieder ein anderer macht die Anzeige von seinen Sanssouci, mit brillanten Dekorationen, Friedrich den Großen mit seinem Schloß Sanssouci vorstellend, ein dritter läßt sich Virtuosen auf Blechinstrumenten zwölf Stunden Weges aus Wezlar kommen, um Gäste anzuziehen; ein Monrepos und Monplaisir sind auf dem Wege; der Wirth eines Vergnügungsortes, in der Nähe von Frankfurt, hatte neulich sogar die ganz tolle Idee, die bey solchen Anlässen auch beliebten Luftballons mit einem zu vermehren, welcher den hiesigen Pfarrthurm vorstellte, und auf ein gegebenes Zeichen mit türkischer Musik in die Luft flog.

Beylage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. Oktober 1826.

Als das Verzeichniß der Dichter besah das richtende Schicksal,
Riß es der Namen gar viel aus dem Register heraus;
Während es jene verwarf, bestätigt' es diesen für immer,
Schrieb in der Zeiten Buch: Dauernd ist Baki fürwahr!

Tschelebi.

An Goethe.

Zum zweyten Oktober 1826.

Es lebe hoch, was Leben schafft,
Und neues Glück bescheert,
Des Rosenweines Wunderkraft
Treu hat sie sich bewährt.
Dort schmückte unsrer Wünsche Kranz
Der Freunde theures Haupt,
Neu in der Stunden heiterm Tanz
Sehn wir es frisch umlaubt.

Und über Alpen fliegt der Blick,
Der Gruß in's Wunderland,
Wo heute liebendes Geschick
Den Freund uns neu verband;
Ihn, dem die froh verjüngte Brust
Hesperiens Hauch durchglüht!
Und nun in der Erinnrung Lust
Ein Tempe auferblüht.

Schon schlingt zum festlichen Verein
Sich traulich Hand zu Hand,
Da tritt der Sänger zu uns ein
Vom fernen Donaustrand;
Und schnell hat seines Blickes Gruß
Das Herz ihm zugewandt,
Ein jeder fühlt im Frohgenuß
Sich längst schon ihm verwandt.

Hat er nicht Sappho's Liebesglut
Und lebenswarm gemahlt,
Auf düstrem Grund Medeens Wuth
Mit Flammenblitz umstrahlt?
Doch blieb die Sehnsucht ungestillt;
Mehr als des Ruhmes Glück,
Mehr als das goldne Vließ selbst gilt
Ihm unsres Meisters Blick.

Und in des Herzens tiefstem Grund
Wird ihm sein Glaube wahr,
Neu liebend gibt der Meister kund,
Wie werth er stets ihm war.
So lebe hoch, was Leben schafft,
Und jedes Glück uns mehrt:
Des Meisters alte Zauberkraft,
Die neu sich stets bewährt.

v. Müller.

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

In der Nähe von Lichtenfels in Franken half ein zufällig zurückreitender Postillon unsern Wagen im Gleichgewicht halten, weil er bey den tiefen Gleisen eine Strecke lang umzustürzen drohte. Damals kamen wir in Saalfeld in einen Gasthof, wo in einem mächtig großen Zimmer mit abhängigem Fußboden und runden Fensterscheiben drey unermeßliche Betten mit dunkeln wollnen Umhängen standen, furchtbare Federbetten mit einer dunkelblauen großblumigen gedruckten Leinwand überzogen, mit eben solchen Kopfkissen, flößten mir Schauder ein, ich versuchte, das mir bestimmte Bett davon zu befreyen, aber indem

ich es über das Zimmer tragen wollte, riß mich seine Schwere zu Boden. Meine Reisegefährtin, welche die gänzliche Entbehrung eines Deckbetts fürchtete, stöhnte unter dem ihrigen, wie die Titanen unter dem Oeta und Aetna. Jezt fanden wir in eben diesem Saalfeld einen anständigen Gasthof, helle große Scheiben, weiße Bettüberwürfe und sogar baumwollne Decken. Gern hätte ich das Schloß wieder besucht, das mich damals durch seinen altväterischen Aufputz sehr unterhielt. Der lezte Saalfeldische Herzog — mich dünkt er hieß Peter? — hatte in ihm eine seltsame Dekorationsveränderung veranlaßt: der gute Herr war fromm — seine Regierung fiel in die Zeit, in welcher Frank und Sinzendorf auf mehrere der kleinen sächsischen Fürsten wesentlich wirkten. Dieser Herzog soll seine christliche Bruderliebe so weit getrieben haben, daß er Sonntags mit eignen hohen Händen einige fromme Schwestern in die Kirche kutschirte. Dabey ließ er es aber nicht bewenden, sondern theilte armen Brüdern so reichlich mit, daß er selbst allmählig verarmte. Nun befanden sich aber im Prunksaal des Saalfelder Schlosses Pfeilertische, Gueridons, Kronleuchter und Spiegelrahmen von eitel gediegenem Silber, diese wurden nach und nach zum Besten der pilgernden Brüder in die Münze geschickt und jenes gediegene Geräth mit versilbertem hölzernen Schnitzwerk ersezt. In dem dunkeln weiten Saal umhergaukelnd, bemerkte ich — damals! — diese trügerische Pracht, und erlaubte mir einige muthwillige Bemerkungen. Der alte Kastellan, dem der gesunkene Glanz seines Hauses zu Herzen gehen mochte, entdeckte meinen Reisegefährten mit behutsamen Worten die rückgängige Verwandlung des ehemals kostbaren Geräths.

Saalfeld soll eine wunderalte Stadt seyn, schon im siebenten Jahrhundert zur Vertheidigung gegen die Sorben gebaut. Deßhalb hat sie auch die Sorbenburg geheißen, auch aus besondern Gründen der hohe Schwarm. Es sind nämlich noch jezt zwey Thürme in der Stadtmauer vorhanden, da wo der Sage nach ehedem ihrer viere gestanden, und zwischen ihnen ein Haus in eisernen Ketten aufgehangen gewesen seyn soll. Die Art, wie sich die wendischen Priester — denn damals sollen Wenden hier gewohnt haben — bey der Wahl dieses Bauplatzes leiten ließen, führt uns auf die ältesten griechischen Sagen zurück. Sie ließen eine weiße Taube fliegen und bauten an dem Ort, wo sie sich auf einer Eiche niederließ. Zugleich senkte sich aber auch ein Bienenschwarm auf diesen Baum. — Daher der Name „der hohe Schwarm,“ der mir dennoch viel moderner klingt, wie der Flug jener Taube. Nachdem die Sorben gezähmt waren, ward diese Burg ein Raubschloß, und damit die Mittelaltersherrlichkeit vollendet sey, erbauten sich neben ihm Benediktiner eine reiche Abtey und um sie her bildete sich die Stadt. Sie hatte ihre Blüthezeit; der Bergbau beschäftigte im sechszehnten Jahrhundert 1500 Männer, jezt ist ihre Zahl auf 150 geschmolzen; ihr Gemeingeist verschwamm in den andern Gewerben, und es blieben ihnen nur noch einige charakteristische Sprüche und grauenhafte Sagen, die bey der Aufklärung kein Gehör mehr finden. Der Sinn des Bergmanns muß durch seinen Beruf zur Frömmigkeit hingelenkt werden. Sein unterirdisches, von Dunkel umgebenes Leben muß die Einbildungskraft in Thätigkeit halten, und da er zugleich von Gefahren umgeben, auf einen Raum eingeschränkt ist, der ihm weder Gegenwehr noch Flucht gestattet, mußte sich in ihm Ergebung gegen Gott und Befreundung mit der Geisterwelt entwickeln. Statt des Bergbaues sind hier, wie allenthalben in den Bergstädtchen, Webstühle eingeführt. Hier bringen sie den Meistern noch wenig Vortheil, da sie nicht selbst Handel damit treiben, sondern ihre Stücke einzeln den Kaufleuten der benachbarten Städte zutragen, die ihnen das Mögliche abdingen und den Vortheil für sich behalten. Doch sagte man mir, daß sie sich allmählig von diesem Monopol befreyten und selbst die Märkte bezögen.

Eine Viertelstunde über der Stadt liegt bey Wilsdorf am Ufer der Saale das Denkmal, welches dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, der am zehnten Oktober 1806 hier fiel, errichtet ward. Ein alter Invalide ist ihm als Wächter bestellt; wir fragten ihn um sein Alter, um seine Dienstzeit, er war ein Achtziger und rühmte sich mit selbstbewußter Zuversicht: er habe noch mit dem alten Fritz **gearbeitet**. Dieser Graukopf war sich unbewußt selbst Denkmal einer andern Vergangenheit als die der neue Stein zurückruft — doch Friede sey mit der Asche, die er deckt! Dem Deutschen, der hier steht und die Gegend überblickt, in der einer der Hauptmomente der neuern Geschichte seines Vaterlandes entschieden ward, bewegt ein hohes Gefühl die Brust.

Nachdem wir über Aresgerent bis Hoheneichen sehr ansehnlich bergan gestiegen waren, verließen wir die Hochstraße nach Gräfenthal, die jezt durch ihren dauerhaften Bau den ehemals halsbrechenden Weg sehr bequem macht, und fuhren links über eine weite Bergebne auf Nebenwegen weiter. Rund um uns lagen schlechte Felder, schlechte Weiden. Am Rande der Ebne gewahrte man schwarze Tannenwälder, welche höhere Hügel, jenseits eines dazwischen liegenden Thales emporsteigend, krönten. Hie und da lagen einsame **Gehöfte** mit wunderlichen Namen zerstreut. So hatte man uns einen: die Hühnerschenke, als einen Wegweiser nach Probstzell, wohin wir steuerten, bezeichnet. Diese Menschenstätten sahen alle, trotz der herrlichen Sonne, die sie bestrahlte, etwas verdächtig aus; an einem Novemberabend hätte sie meine Phantasie leicht von der Art Leuten bewohnt geglaubt, die im nächsten Wald eine freye Kunst zu üben sich befleißigten. Wie wir endlich

einen steilen Abhang vor uns sahen und nicht wußten, wohin uns zu wenden, trat unser Reisegefährte in ein solches Gehöft, um nach dem Wege zu fragen. Nach einer Weile kam er mit einem Manne zurück, der einen Ranzen auf dem Rücken, sonneverbraunt und in sehr abgetragenem Anzug, wenn er eine Flinte geführt hätte, einem funktionirenden Forstmann gleichgekommen wäre. Er hatte sich, da auch sein Weg ihn nach Probstzell führte, sehr höflich erboten, uns den Weg dahin zu zeigen und begann damit, unserm Kutscher einen Fahrweg rechter Hand anzudeuten, und bezeichnete ihm eine Stelle, wo er ihn, uns zu erwarten, anwies; uns Reisende aber führte er einen steilen Fußpfad links durch den Wald, der uns angenehme Aussichten in kleine Nebenthäler gewährte. Während des Gehens fanden zwischen unserm Reisegefährten und unserm dienstwilligen Wegweiser, dessen Ausdruck mehr Bildung wie sein Aufzug verrieth, Entdeckungen statt — fast wie in Lafontaineschen Romanen! Es fand sich, daß der wackere Mann mit K's Bruder studirt hatte – jenen hat die Glücksgöttin auf eine glänzende Höhe geführt, indeß unser Waldmann auf rauhen, niedern Pfaden ein ziemlich dunkles Daseyn dahin schlich. Das ist der Weltlauf, wie er sich tausendmal wiederholt, allein stellt er sich in einzelner Erscheinung unserm Auge dar, so hat ein solcher Kontrast etwas Ergreifendes, und mir fielen des jüdischen Weisen Worte dabey ein: „Darum hat Gott, dein Gott dich gesalbt mit Freudenöl, mehr wie deine Gesellen!" Sonderbarer Weise hatte ich eben diese Worte bey einem ganz ähnlichen Anlaß, in eben dieser Berggegend in jugendlichem Muth vor mehr wie vierzig Jahren schon einmal gesagt. Ich kam damals mit einem lieben Oheim, nachdem mich in Saalfeld mein Deckbett umgeworfen, nach Gräfenthal; hier suchte er den Stadtphysikus auf, mit dem er in Jena studirt hatte, und brachte ihn zu uns in den Gasthof. Eine hektische Gestalt in einem altväterischen Rock, dessen Kragen tief unter einer drey fingerbreiten, in schmalen Fältchen festgenähten Halsbinde herabhing. Der Mann war von des ehemaligen Duzbruders Ehren und Ruhm so niedergedrückt, daß er gar zu keiner vertikalen Stellung gelangen konnte, und meines vortrefflichen Oheims treuherzige Bitte, im Ton alter Herzlichkeit zu sprechen, durch ein schüchtern gestammeltes: Hochwerther Herr Bruder, erwiederte. Wie er uns verlassen hatte, rief ich, lebhaft ergriffen, jene Worte, doch frageweise meinem väterlichen Freund zu, dessen redliches Auge mit einem Blick zum Himmel die strenge Frage zurückwies. Demüthig war der Physikus in Gräfenthal, war unser Waldmann nicht geworden, er schien mit dem Schicksal zu grollen, doch sprach er wiederholt von einer Tochter, die bey ihm lebe, als von dem Gegenstand seiner weichern Empfindung. — Wir folgten ihm auf angenehmen Pfaden Hügel auf, und neben einem Dorfe vorbey, das — mir däucht Ober-Gölitz hieß — und mit Obstbäumen und kleinen Gemüsegärten umgeben, einen ruhigen, fröhlichen Anblick gewährte. Der Wagen war, nach der Bauerweiber Aussage, schon durchgefahren; wir gingen ihm deßhalb nach in ein kleines Thal hinab, still, wie die lezte Zuflucht im Alter seyn sollte, grün wie die Hoffnung der Zukunft; in seiner Mitte floß ein kleiner Bach, hie und da mit Gesträuch umwölbt, und tränkte die sich spiegelnden Halme. Wir gingen unbekümmert um den Wagen, dieses Ruhethal entlang, als unser Führer endlich sein Befremden über das Ausbleiben desselben bezeigend, nach Weidmanns Art zu rufen begann. Nach langer Zeit erschallte rechter Hand von der steilen Höhe her eine Antwort durch den Wald. Die beyden Männer verließen uns, um den Wagen aufzusuchen, und an einen uns bequemen Ort zu bringen, und — da saßen wir nun in dem einsamen, gänzlich menschenleeren Thal! Halb scherzend, halb aus langer Weile, und wenn eine dritte Hälfte erlaubt ist, halb aus Besorgniß, theilten wir uns allerley abentheuerliche Bemerkungen über unsre Lage mit. Die Gestalt unsers Führers hätte jeder von uns allein, mitten im Wald, kein großes Sicherheitsgefühl eingeflößt, nun hatten wir aber alle drey, durch die seltsamste Unvorsichtigkeit, unsere Arbeitsbeutel mit unserm Geld, um leichter zu gehen, im Wagen gelassen, und weil wir bis nach Hause den Koffer nicht zu öffnen gedachten, mehr wie gewöhnlich in Arbeitsäcke gehört. Möglich war vieles, wahrscheinlich nichts, und keine von uns hinderte die Besorgniß, die himmlische Stille dieses Waldthälchens zu genießen. Nach dreyviertel Stunden kamen die beyden Männer zurück; sie hatten den Wagen auf einem ziemlich weiten Abwege gefunden, ihn um die Bucht, welche hier die Berghöhen bildeten, zurückgeführt, und wir mußten ebenfalls rückwärts gehen, um zu ihm zu gelangen. Hier dankten wir unserm Führer für seine Mühe, und er ging auf Fußwegen seinen Geschäften nach.

Nun ging unser Weg immer den Thälern entlang, immer von Bächen begleitet, durch mehrere Dörfer, deren bedeutungsvolle Namen nur durch täglichen Gebrauch gleichgültig werden können. Zufällig Glück, frohe Hoffnung, Gabe Gottes. — Bey manchen Gelegenheiten werden hergebrachte Namen und Ausdrücke, ohne daß wir es merken, zur bittern Ironie. In einem der Bergdörfer — mir däucht es hieße Reichmannsdorf, lag aber nicht auf unserm Wege, sondern nach Westen hin — ward im achtzehnten Jahrhundert eine Goldgrube eröffnet; wie der Erfolg zeigte, hätte sie „des Sohnes Grab" heißen sollen. Der Herzog ließ zweyhundert Dukaten aus dem gewonnenen Golde schlagen, von denen ihm jeder, wie man sagt, auf zehn Thaler gekommen seyn soll. Doch plötzlich war die Goldquelle erschöpft, der

Fluch einer Mutter, deren einziger Sohn in dieser Grube das Leben verlor, soll sie verschüttet haben. Die Wohnungen dieser Bergwerksmenschen erinnern mich an die der Tyroler, der Schweizer und der Lithauer Bauern. Das ihnen nahe liegende Material bestimmt die Art ihres Baues. Der Gebrauch der Kienspäne, zur Erleuchtung des Zimmers, ist hier so wie in Polen gemein. Hier ist man aber so weit vorgeschritten, den Span auf einen eisernen Leuchter mitten im Zimmer zu stecken; in Lithauen klemmt man ihn in eine Spalte der Wand. Ein Theil der weiblichen Kleidung in der Gegend um Saalfeld zog der Vergleichung wegen auch meine Aufmerksamkeit auf sich. Beym Kirchgang hängen hier die Weiber ein weißes leinenes Laken über sich, wie in alten Bilderbibeln die heiligen Weiber abgebildet werden; ich erinnere mich, vor fast sechszig Jahren diese Tracht im Grubenhagischen noch an einigen sehr alten Frauen gesehen zu haben, vor achtzehn Jahren sah ich im Dom zu Kölln viele Weiber in ähnliche, aber schwarze Tücher gehüllt, und vordem trugen die gemeinen Jüdinnen in Lithauen ebenfalls allgemein ein weißes Laken, aber also, daß der eine Zipfel hinten herab auf die Erde hing, der andere um den Kopf geschlagen, das Gesicht zu verhüllen geschickt war, indeß die beyden andern die Arme verhüllten. Sollte diese Sitte, vom Orient hergekommen, sich nicht durch Umstände modifizirt haben?

(Die Fortsetzung folgt.)

Dunkelhübsch.

Die Wissenschaft, die Dunkelhübsch docirt,
Gleich als in dunkeln Kasematten,
In seinen Heften lebt sie einquartirt,
Dort stets bedroht von Motten und von Blatten.

E.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. September.

Paris wird in wenigen Tagen vielleicht die reichste Stadt Europas an egyptischen Alterthümern seyn. Die große Sammlung, welche der König in Livorno ankaufen ließ, und die Sammlung des Herrn Joseph Passalacqua in Triest, welche vielleicht ebenfalls angekauft werden wird, und welche man seit einiger Zeit in Paris in der Straße und Gal'erie Bivienne sehen läßt, werden wahrscheinlich in eine einzige Sammlung vereinigt werden. Ueber die Sammlung, die aus Livorno bereits im Havre angekommen, ist noch nicht so viel gesprochen worden als über die des Herrn Passalacqua; über diese leztere haben wir bereits mineralogische, zoologische, botanische und chymische u. s. w. Abhandlungen von den Meistern Brogniart, C. Kunth, Geoffroy St. Hilaire, Latreille, Isidore Geoffroy St. Hilaire, Vangelin, Darcet, Levaillant, Julia Fontenelle, Jomard, Marunde, Letronne, Reinaud, de Verneuil, Delaitre, Champollion-Figeac, L. J. J. Dubois und Herrn Joseph Passalacqua selber. Das merkwürdigste Stück der Gallerie der Straße Vivienne ist das Ganze einer Todtenkammer, welche in der unterirdischen Necropolis von Theben unversehrt gefunden worden; sie ist ganz vollkommen erhalten, wie man es von der wissenschaftlichen Vorsorge Passalacquas erwarten konnte. Es war am 4ten December 1823, als seine Arbeiter mit vieler Mühe endlich auf den obern Theil einer vermauerten Thüre stießen; sie kamen so weit, die Hälfte derselben vor sich zu sehen, aber man mußte nun die ganze Grube, die wahrscheinlich einen kostbaren Fund enthielt, ausräumen. Der besonders ergebene Bediente des Herrn Passalacqua, Mohammed, stieg alsdann hinunter; er machte ein Loch in die Mauer und leuchtete mit einer Fackel hinein; er steckte den Kopf durch und schrie nun aus Erstaunen und Freude, wie ein Besessener, „Herbey, herbey, rief er, hier sind Dinge, wie man sie nie in unsern Ruinen gefunden hat.“ Dieser Mensch hatte eine lange Erfahrung, er kannte die Traditionen der Aeltesten seines Dorfs, und urtheilte also mit Sachkenntniß. Herr Passalacqua war außerordentlich begierig; es war dabey noch immer Gefahr, in dem Schutte begraben zu werden; er ließ den Eingang der Todtenkammer erweitern; er trat hinein, und eine erstickende Hitze drohte, ihn zu asphyxiren. — In dem ersten Ausbruch der Freude wollte er den ersten Gegenstand, der sich ihm darstellte, wegnehmen; allein ein Gefühl frommer Ehrfurcht ergriff ihn und hielt ihn zurück. „Ich wagte es nicht, sagte er, diese theuren Reliquien anzufassen; durch sie knüpfte das Schicksal die Gegenwart unter meiner Mitwirkung an die vergessene Vergangenheit von wenigstens dreytausend Jahren. Ich kann die süße, tiefe Empfindung des köstlichen Augenblicks nicht beschreiben, wo die Fackel, mit der ich das Grab beleuchtete, die lange Nacht der Geschichtsbücher und der Katastrophen der Völker, seit den Zeiten des Busiris bis auf unsere Tage erhellte. Wie viel Nationen, wie viel Reiche waren dahin gegangen. Wie viel Völker hatten um die Herrschaft der Welt gekämpft, und waren in das Nichts zurückgegangen, beynahe an dieser Thüre eines alten Heiligthums vorüber! Diese Typen unserer eigenen Kenntnisse, diese schwachen Werke der ersten menschlichen Civilisation sind jedoch durch die Jahrhunderte hindurch gedrungen, und haben sich bis auf uns, troz der Zeit, troz der Verheerung und der Zerstörungen erhalten. Welch ein auffallender Kontrast zwischen den ungeheuren riesenmäßigen Ruinen in Granit auf der Erde, und der Unverserhrtheit dieser Gegenstände von Holz unter der Erde, welche mir mein Geschick in der entfernten, am Horizont der Geschichte sich verlierenden Nacht der Zeiten durch ein Vermächtniß aufbewahrt hat!“ Diese Worte sind aus dem Buche gezogen, das Hr. Passalacqua unter dem Namen: Räsonnirender Katalog der von Passalacqua entdeckten egyptischen Alterthümer, herausgegeben hat; es sind dabey zwey Lithographien, und es enthält die Beschreibung der Todtenkammer und seiner andern Schäze des Alterthums, in Noten und Anmerkungen über die Stellungen und der mancherley Hüllen der egyptischen und griechischen Mumien, über die mancherley Necropolis und Gräber der Könige und Familien, und über die darin enthaltenen ganzen Reste von Völkerschaften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. November 1826.

Denn Gleiches nur gedeiht mit Gleichem.

A. v. Helwig.

Gleich und Gleich gesellt sich.

Eduard Halwyl und Baron Tungern hatten sich im Winter 18 . . in Hamburg hie und da in Gesellschaft getroffen. Eduard war der Sohn eines Deutschen, der sich in Baltimore niedergelassen und sehr reich geworden war, ein Paar Söhne als Landeigenthümer etablirt, und Eduard, den jüngsten, einen blühenden, geradsinnigen Jüngling, nach Europa geschickt hatte, mit einem Auftrage, nach dessen Erfolg er es ihm anheimstellte, sich in der alten Welt niederzulassen oder zurück in die neue zu kehren. Eduard hatte sich, des Vaters Wunsche gemäß, in London, in Paris, zuletzt in Hamburg aufgehalten und reiste nun, mit einer mehr zur Ueberzeugung gereiften Liebe zu seinem Vaterlande jenseits der Atlantis, nach Franken, um den alten Jugendfreund seines Vaters, den Kammerrath Seidel, einen reichen Fabrik- und Wechselherrn, an den eigentlich seines Vaters Auftrag gerichtet war, aufzusuchen.

Es war Nacht, als Beyde die Diligence bestiegen, ohne sich einer um den andern zu bekümmern, suchte ein jeder die bequemste Stellung, um des Schlafes zu genießen, und erst wie bey Tagesanbruch frische Pferde vorgespannt wurden, erwachten die Schläfer und sahen sich ein Jeder nach seinem Nachbar um. Tungerns erster Blick fiel auf einen Neger, sogleich suchte er dessen Herrn, denn er erkannte ihn als denselben, der bey mehreren Diners hinter dem Stuhle des jungen Amerikaners gestanden hatte. Vergnüglich überrascht über die Begegnung eines halben Bekannten rief er: „Ey, mein Herr Amerikaner, Sie ziehen auch nach Süden?“ — „Für's erste, ja,“ antwortete ziemlich trocken der trotzige Jüngling. „Weit hinauf in Deutschland?“—„Das hängt von Umständen ab.“—„Ey ja, thun Sie's! ich muß Gott weiß wohin! Vielleicht in die Schweiz, suchte Reisegesellschaft, fand keine, und um nicht allein zu seyn, nahm ich lieber die Diligence.“ — „So ging mir's auch,“ sagte Eduard ironisch und überblickte den azurblauen Himmel, der über einer so erbärmlichen Erdfläche hing, daß ihm selbst der Alles belebende Maimonat nichts wie Ginst und Haidekraut zu entlocken vermochte. Eduard Halwyl war in Denken und Bestreben Tungerns Gegenfüßler, aber zu human und männlich, um diesen unschädlichen Baron durch seine Launen zu verletzen; er kämpfte also seinen Widerwillen nieder und fand bald, daß jener ein sehr gutwilliger, bequemer Reisegefährte sey. Man konnte mit ihm und über ihn lachen, er war neugierig genug, um seines Mitreisenden Wißbegier nie im Wege zu stehen und ward immer behaglicher, je mehr er sah, daß dieser den Leuten auf dem ganzen Wege durch reiche Trinkgelder und zurückhaltenden Ernst mehr wie ein Ebenbürtiger imponirte.

In Hannover fragte Tungern nochmals — denn schon oft war Eduard der Antwort ausgewichen: „Nun, lieber Halwyl, wo reisen Sie denn hin? Ich frage ja wahrhaftig nicht aus Neugier — denn Sie sind so verschlossen wie

ein Diplomat — aber ich bin gerne in Ihrer Gesellschaft, und wenn Sie auch in die Schweiz gingen, so kauften wir hier gemeinschaftlich eine Chaise und reisten recht bequem weiter.“ — „Ich gehe nicht in die Schweiz, mache Ihnen auch gar kein Geheimniß daraus, daß ich für's Erste nach Goldmühl bey Bamberg reise zu einem Jugendfreund meines Vaters.“ — „Was? Goldmühl? zum Kammerrath Seidel in Goldmühl?“ Eduard sah ihn groß an — „zu dem geh' ich ja auch, er war ja auch ein Freund meines Vaters.“ — „Nun, desto besser. Da bleiben wir Gefährten, aber nur, wenn Sie mit der Diligence reisen. So ein Chaisenfahren in einem Lande, das ich so viel möglich kennen lernen will, ist mir verhaßt. Mir machen die vielerley Passagiergesichter Freude und in der Diligence erfährt man hundert Denkarten von hundert Leuten, die man in der Chaise nie erblickt hätte.“ — „Nun meinentwegen, sagte der Baron, und fügte sogleich halb forschend hinzu: also auch nach Goldmühl? von Baltimore nach Goldmühl? das ist seltsam!“ — „Von Baltimore nach Goldmühl, wenn nicht unmittelbar, doch endlich.“ — „Hm, hm, kennen Sie die Familie? ich nicht. Mein Vater — ey den hat Ihr Vater vielleicht auch gekannt, wenn er des Kammerraths Jugendfreund war.“ — „Ist möglich. Ihren Namen hat er mir zwar nie genannt.“ — „Der alte Herr ist wohl noch am Leben?“ — „Gott sey Dank! er ist es.“ — „Das nenne ich einen guten Sohn. Meinen Alten hatte ich schon lieb, aber er hat mir auf seinem Todtbette einen erzdummen Auftrag gegeben, der mich wie einen Don Quixotte umherschickt.“ — „Erfüllen Sie ihn getreu, wie er auch seyn mag. Wenn ich bedenke, wie willig ich meinem lebenden Vater gehorche, so muß die Erinnerung an einen sterbenden, verblichenen keine Ruhe lassen, bis seine Befehle erfüllt sind.“ — „Jemine! Sie sprechen wie ein Pastor! aber wahrhaftig, Sie haben Recht; ich fühle selbst eine Art Unruhe, bis die Sache abgethan ist.“ Eduard hatte eine sonderbare Abneigung gegen die Anvertraunisse von Leuten, die er nicht hoch schätzte, deßhalb lenkte er das Gespräch hier ab und vermied, den Gegenstand wieder zu berühren.

Sie setzten ihre Reise fröhlich fort, unterhielten sich über die Menschen, die sie aufsuchen wollten, und Tungern beschuldigte seinen Reisegefährten der abenteuerlichsten, plattesten Absichten und diplomatischer Zurückhaltung, weil er nichts von ihm weiter erfahren konnte, als daß der Kammerrath außer ein Paar Söhnen auch eine Tochter habe: — ob sie schön, gebildet, liebenswürdig sey, wollte er nicht wissen. „Nun, sagte Tungern, reich ist sie, und das wäre mir genug, wenn es sich sonst thun ließ! recht reich! denn was die Bildung anbetrifft — lieber Gott! was will dann an so einer fränkischen Jungfer gebildet seyn! das bleibt bey Papa und Mama von Kindesbeinen, hilft Haushalt führen und Strümpfe stricken. Bey uns in Norddeutschland ist die Bildung viel weiter vorgeschritten.“ — Eduard sah seinen Reisegefährten mit etwas spöttischer Neugierde an. „Nun? sagte er, und bey Papa, Mama bleiben und dem Haushalt vorstehen, hindert die Bildung eines hübschen Mädchens?“ — „Ah da kommen Sie wieder mit Ihren republikanischen Bürgertugenden angezogen. Das ist in der Wirthschaft recht gut, aber um uns jungen Burschen zu gefallen, gehört doch mehr dazu. Indeß wenn sie Geld hat“ — Eduard brachte ein anderes Gespräch auf die Bahn und verweilte zum Erstenmal ohne Unbehaglichkeit bey dem Gedanken an Fräulein Antonie Seidel, die er sich nun im Licht eines häuslichen Mädchens dachte.

Unsere Reisenden hatten Jena und die Diligence an einem schönen Sommermorgen verlassen, und setzten ihren Weg, um den Thüringer Wald zu durchkreuzen, in einer eigenen Chaise fort. Im Saalethal waren die Abhänge der Hügel mit dem smaragdgrünen Laube der Buchen umsponnen und die Wiesenplätze mit den Silberblüthen des Weißdornes geschmückt, die Hütten waren unter blühenden Obstbäumen versteckt und die Quellen, welche von den Höhen durch die Grasgärten herabrollten, benetzten allenthalben goldgelbe Butterblumen, die aus der hüpfenden Welle emportauchend in der Sonne glänzten, wie frohe Kindergesichtchen, die im Bade triefend, emportauchen, und lächelnd sich schütteln. Doch gegen Abend umzog sich der Himmel. Nach eingebrochner Nacht kamen sie bey schon fern rollendem Donner nach Gräfenthal, und da ihnen der Postillon jenseits dieser trübseligen Station sehr schlechte Wege ankündigte, beschlossen sie hier das Gewitter vorüberziehen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Bey der Gabe Gottes trafen wir auf die Loquitz, ein Flüßchen, das, wie alle Bäche dieser Bergseite, der Saale zufließt; von nun an folgten wir ihrem Lauf durch ein angenehmes Thal, dessen herrliches Grün in diesem trockenen Sommer doppelt erquickend war. Bald treten Felsenecken von beyden Seiten nahe zusammen und lassen nur wenig Raum neben dem rauschenden Bach, bald geht der Weg auf der Höhe neben einem steilen Abhange hin, der jedoch mit einem Geländer versehen und mit Tannen bewachsen, niemals ängstigend ist. In der Nähe von Probstzell ward er freylich so holprig, daß er nichts weiter als ein bloßes leeres Flußbett zu seyn schien, da ihm

aber unser Wagen widerstand, konnten wir's uns gefallen lassen, und das alte Mauerwerk, auf dem die Häuser von Probstzell zum Theil gebaut sind, ungestört besehen. Der Name Probstzell beweist schon, daß es ehedem Mönchlein gegeben, welche die Annehmlichkeit dieses grünen Thales zu schätzen gewußt; wirklich war es ehedem eine reiche Benediktinerabtey, welcher die Gegend umher zinsbar war. Sogar das nahgelegene Ludwigsstadt mußte ihr eine Abgabe, der Gutshafer genannt, zollen. Ob von jener Abtey noch Ueberreste vorhanden sind, ob die alten Mauern, die jezt Bauerhütten zur Grundmauer dienten, dazu gehören, ist mir nicht bekannt.

Noch immer im Loquitzthal aufsteigend, gewannen wir plötzlich eine Aussicht gegen die linke Seite hin, indem der bisher fortlaufende Bergrücken sich senkt, jenseits sich eben so wieder emporhebt, immer mit Wiesen und Feldern bedeckt, mit Wäldern gekrönt — und im Vorgrund der Durchsicht, welche dadurch entsteht, zeigt sich hinter einem angebauten Feld auf einem kegelförmigen Hügel das Schloß Lauenstein. In dieser Jahrszeit, in dem Lichte, in dem wir es sahen, bot es ein wahrhaft zauberisches Bild, und der Gedanke, wie in grauer Vorzeit, wenn der Wanderer einsam und furchtsam diese Thäler durchzog — in denen wir in müßiger Fröhlichkeit umherschweiften — wie ihm da nach langen menschenleeren Stegen, dieser unerwartete Anblick erfreut haben mochte, ergriff mich zuerst. Von der Seite, wo man hier das Schloß sieht, scheint der Erbauer gar nichts wie ein festes Steinnest beabsichtigt zu haben, denn die kleine Kegelplatte ist gänzlich mit Gemauer (das jezt noch benuzt und bewohnt ist) bedeckt; besonders steigen rechter Seite Mauern und Hügel im steilsten Abhang in's Thal hinab, indeß ein Schneckenweg mit Bäumen beschattet, den Kegel umwindend, in das unten gelegene Dorf führt. Von beyden Seiten öffnen sich dem erfreuten Auge neue grünende Thäler, indem der Weg, immer dem Laufe der Loquiz folgend, durch nicht weniger anmuthige Gründe nach Ludwigsstadt führt.

Schwerlich kann ein andrer Weg von sechs Stunden mehr Freude gewähren. Nicht erhabene große Bilder, auffallende Naturerscheinungen, wichtige historische Erinnerungen machen ihn anziehend, er gewinnt gerade durch das Gegentheil von dem Allen. Er ließ in mir unendlich liebe, wehmüthige, und doch halb muthwillige Eindrücke, wie die Erinnerung an Kinder, Freunde zurück. Ueberall bietet hier die Natur der Phantasie ein anmuthiges Netz, um ihre Gestalten darauf zu malen. In jede Hütte kann sie sich eine frohe Familie, in jede Kirche eine fromme Gemeinde, unter jedes Laubgewölbe sich ein glückliches Paar denken.

Ludwigsstadt gewährte uns in seinem reinlichen Gasthof einen angenehmern Ruheplatz, als mancher glänzende Gasthof großer Städte nicht anbietet. Der Ort selbst ist ein bloßes Bergdorf mit hölzernen Häusern, vielem Obstbau, und in dem, sich erweiternden Thal, von Feldern umgeben. Man braut hier Bier, arbeitet in Holz, und gewinnt viele Aepfel, wodurch in der Blüthezeit dieses liebe Dörfchen ein wahres Eden seyn muß. Das Zimmer unsres Gasthofs, wo wir gute Forellen und vortreffliche frische Butter speißten, war sonnig, reinlich, und von der jungen Wirthstochter mit Wohlgefallen aufgepuzt. Bilderchen und Kränzchen von Immortellen schmückten die Wände, die Wandleuchter mit Spiegeln belegt, warfen das Bild der um den Tisch sitzenden Gäste in drolligen Verzerrungen zurück, und in dem anstoßenden Zimmer, in dem ein schneeweißes Bett stand, fand ich die Abschrift eines Gedichtes, das wie viele andre hätte gelobt werden können. Für den übrigen halben Tag war Ludwigsstadt für mich der Inbegriff aller Annehmlichkeit, und unser darauf folgendes Nachtlager in Kronach hob diese Erinnerung noch heraus.

In dieses Kronach brachte ich schon eine fatale Ahnung mit mir. Die lieben Leute versprachen mir dort Wunderdinge von einem Gasthof, wo königliche Majestät schon übernachtet habe, wo mit oder auf Silber gespeist werde, wo seidne Bettdecken und köstliche Zimmer seyen. In einer Hauptstadt sind solche Dinge an ihrem Platz, der Reisende, der sie nicht verlangt, sucht sich eine Wohnung, die seinem Bedürfniß genügt; aber in einem kleinen Städtchen, wo derselbe Gasthof in Miethwagen die Reisenden wie die Majestät aufnehmen muß, tragen solche Ueppigkeiten keineswegs zu seiner Bequemlichkeit bey. Der Wirth macht sich bey ihm für die Ausrüstung der fürstlichen Zimmer bezahlt, und hat darum nicht gelernt ein besserer Wirth zu seyn, denn jene Fürstlichkeiten, und dgl. bringen ihre Bedienung selbst mit, und diese schieben das Wirthshauspersonal zur Seite. Alle diese Bemerkungen fand ich auch in Kronach bestätigt, und obendrein einen eigenthümlichen Fehler, den keine Herrlichkeit der Welt übertünchen kann. Einen ganz angreifend furchtbaren Gestank, der mich unverzüglich an Salzmanns Carl von Carlsberg oder das menschliche Elend erinnerte, wo der erwähnte Held in eine Stadt kommt, die mit dem Geruch des Gasthofs zu Kronach dergestalt angefüllt ist, daß derselbe — und mit dem größten Recht — unter dem menschlichen Elend mitgezählt wird. O wie viel lieber hätte ich meinen Thee in dem reinlichen Ludwigsstadt in einem irdnen Töpfchen getrunken als in dem Silbergeschirr dieses Kronachs! wie viel lieber dort in dem Kämmerchen geschlafen, wo grüne Ranken das Fenster umzogen, und die Loquiz mir ein Schlaflied gerauscht hätte, als hier unter den grünseidnen Decken auf den reich gar-

nirten Kissen und Leintüchern! Und diesem furchtbaren Geruch ist hier der größte Monarch wie der fahrende Schüler ausgesezt, denn wie viele Bagagewägen dem ersten nachfahren, seinen Dunstkreis kann er nicht mit sich führen. Wäre ich ein bischen Donquixot oder ein frommer Bruder gewesen, ich hätte den Wirth zur Besserung seiner Cloake ermahnt, wie zum Wohle seiner Seele; da mir aber diese beyden Berufe fehlten, eilte ich gleich nach dem Frühstück diesen mephitischen Dunstkreis zu verlassen, und begleitete meinen Gefährten, um von der Höhe der Festung — die der Rosenberg heißt — die Gegend zu besehen.

Dieser Gang lohnt der Mühe. Dieses feste, noch unterhaltene Schloß, das man nur mit besonderer Erlaubniß des dort wohnenden Kommandanten betreten darf, liegt mit seinen mächtig hohen Mauern auf einem, weit in das Kronachthal tretenden Vorsprung des Gebirgs nord östlich von der Stadt. Die Aussicht gegen das Mainthal zu, dem das Flüßchen Kronach zueilt, ist höchst anmuthig. Doch fast noch mehr zog mich der Rückblick in den Frankenwald, dem von uns so eben durchzogenen Theil des Thüringer Gebirgs an. Von der Höhe der Festung blickt man in die drey Ausgänge dieses Gebirgs, die des Haßlach, des Kronach und des Rodachthals, deren jedes ein Flüßchen in den erweiterten Thälern dem Mayn zuschickt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Religion und Vernunft.

Religion und Vernunft! Licht woll't ihr und Freyheit auf Erden . . .
Seyd ihr so nahe verwandt? Eins und dasselbe vielleicht?

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. September.

(Fortsezung.)

Die in Havre angekommene, bereits zum Parisermuseum gehörige egyptische Sammlung enthält, nach einem Berichte der Herrn Brüder Champollion, wovon der eine an den Herrn Herzog von Doubeauville und der andere von Herrn Champollion-Figeac an das Publikum gerichtet ist, acht-und-zwanzig Manuscripte auf Papyrus oder auf Leinwand; die Herrn Champollion behaupteten, die Manuscripte seyen wegen ihrer Länge, Formats und vollkommenen Erhaltung die schönsten egyptischen Manuscripte in ganz Europa; mehrere davon sind fünfzehn bis zwanzig Fuß lang; ein's hat beynahe vierzig Fuß. Die griechischen Papyrus sind ebenfalls sehr wichtig für Geschichte und Alterthumskunde; zwey davon sind astrologischen Inhalts; ein Stück von einem Manuskript, wovon das andere Stück in London ist, enthält schöne Bruchstücke der Iliade; ein Blättchen von einem griechisch-lateinischen Wörterbuch beweißt gegen die fehlige Meynung, daß die Alten ebenfalls Wörterbücher verfertigten, um eine Sprache durch die Wörter einer andern zu erklären. Der Gegenstände aus Bronze sind über 400 an der Zahl, und manche davon sind schöner als Alles, was man bisher von egyptischer Bronze kannte. Es sind darunter manche Figuren von mehr als ein Fuß Höhe; einige haben goldene oder silberne Augen; das Halsband und die andern Zierrathen des Kostüms sind incrustirtes Silber, vergoldetes Silber und sogar Gold; ein Osiris von zwey Fuß sieben Zoll hoch, und eine weibliche Statue von drey Fuß; bekanntlich sind in den europäischen Kabineten die bronzene Antiken von dieser Größe selten. Auch bronzene Geräthe sind dabey zahlreich, und man bemerkt ein Rauchfaß, Vasen von allerley Formen, Spiegel und verschiedenes Handwerkzeug aus Bronze. Die egyptischen Bildner arbeiteten häufig in Holz; die Sammlung enthält über 200 Denkmäler aus Holz, unter andern eine Statue von vier Fuß vier Zoll, mehrere andere kleinen Figuren, und eine Menge andere Gegenstände, z. B. Kämme, Löffel, Stöcke und Stäbe mit Knöpfen darauf, nebst hieroglyphischen Inschriften; eine Harfe von drey Fuß acht Zoll in der Höhe, die noch einen Theil ihrer Darmsaiten hat, und deren ertönender Boden mit grünem Saffian überzogen ist; ein Sessel, dessen Lehne mit Ebenholz und Elfenbein eingelegt; eine Trommel, wie die unsrigen; ein Tambour de Basque; zwey angemalte Barken mit Ruder und Steuer, und eine Menge Vasen von allen Formen. Zu dieser Sammlung von häuslichen Geräthen gehören einige Stücke aus Elfenbein, Körbe aus Schilf oder Palmblättern, worin Früchte des Landes, Haarlocken, Spielbälle, Brod, Farben in Tafeln oder zerrieben, und fünf Paar Schuhe. Auch lederne Schuhe, saffianene, sehr verzierte Pantoffeln, und verschiedene andere lederne, sehr niedlich gearbeitete Gegenstände zum Schmucke. Dieses egyptische Mobiliargeräthe wird noch vollständiger durch seine große Zahl irdener, porzellanener, kalksteiner, Brecchia-Granit und Basalt-Vasen, u. s. w., meistens mit Malereyen oder Inschriften. — Der Kleinode und anderen Schmuck's aus kostbarem Stoffe sind es über 1400. Mehrere Figuren sind aus massivem Gold oder Silber, und die Arbeit daran ist im Verhältniß eben so kostbar. Die Fingerringe und Ohrgehänge von demselben Metall, worunter einige gefaßte Käfer, (heilige Scarabäen) enthalten, sind zahlreich in der Sammlung, und ganz außerordentlich reich sind die Halsbänder von massivem Gold oder Silber mit eingefaßten Carniolen, Amethyste, Jaspis, Agathen, Hematiten und Smaragden. Eine gewisse Art von Luxusgegenständen sind aus eben diesen Materien verfertigt, und dieser Theil der Sammlung enthält endlich noch etwa tausend Käferarten oder Figuren, die eben so merkwürdig für den Naturkundigen als den Steinhändler und den Archäologen sind. Unter den Glasstücken zeichnet sich eine sehr niedlich geformte Platte von sechszehn bis achtzehn Zoll im Durchmesser aus, sie liegt in einem artigen Körbchen, und ist ganz gewiß das schönste bekannte Stück Glas aus dem Alterthum.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 262.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. November 1826.

Wir erzählen uns dann Beyde,
Ich vom heimisch innern Lande,
Ihr vom fernen, fremden Strande,
Den zu küssen ich euch neide.

L. Robert.

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Der Kronach folgt das Auge durch Felder und Wiesen neben Dörfern und Mühlen das Thal entlang, rückwärts schweift es über die Schluchten, Spalten und Waldkuppen des Gebirgs. In frühern Zeiten mochte dieser Punkt von hoher Wichtigkeit gewesen seyn, jezt gibt es ja keine unüberwindliche Festung mehr für Beharrlichkeit und freudigen Muth. Es ist recht schade! dieser Rotenberg lad't ganz zum Kriegführen ein. Ich sah im Geist die schwerfälligen Häuflein der Ritterzeit aus den Schluchten herausziehen, ihre Pickelhauben im Abendstrahl glänzen; sah ihren Herold heranschreiten und unten am Eck seinen windigen Aufruf herauf krähen; sah dann oben auf der Mauer einen Kriegsobersten mit weit gespreizten Beinen eine pausbackige Antwort ertheilen. Die Scenerey bot sich der Täuschung so vollkommen, daß ich kaum weiß, ob ich es nicht wirklich erlebt habe.

Von hier aü beginnt das Holzflößen bis nach Holland hinab, welches den Mayn für diese Landschaft so wohlthätig und die an seinem Flußbett liegenden Orte so lebhaft macht. Die rüstige Arbeit und der Verkehr in die Ferne gibt dem Volk ein aufgeweckteres Ansehen, eine gelenkigere Gestalt. Die Landleute müssen sich um so besser dabey stehen, da der fruchtbare Boden rings umher noch außerdem Nahrungsfülle verspricht. Der Weg nach Kulmbach führt durch hübsche Dörfer der Kronach entlang, in welchen, so wie weiter vom Wege entfernt, viele Edelhöfe liegen; die am Wege liegenden haben nirgend etwas Einladendes, sehen ungastlich und sogar unwohnlich aus. Wenn man die heitern anspruchlosen Landsitze des Berner Kantons und des Waadtlandes kennt, wo der Reisende vom Wege aus so oft fröhliche Familienkreise auf schattigen Sitzen versammelt sieht, betrachtet er diese meistens von Vernachlässigung, oder gar Verfall zeugenden Landgüter mit Unmuth. Unter solchen Umgebungen gelangten wir zu unsrer lezten Station, Kulmbach, an dessen Thor die alte Feste Plassenburg liegt. Ehedem ward hier das Archiv der Markgrafen von Bayreuth aufbewahrt, in welchem unser humoristischer Lang, der Verfasser der Hammelburger Reisen, arbeitete, und die Materialien zu seiner kernhaften, robusten Geschichte von Bayreuth gesammelt haben mag. In noch frühern Zeiten war sie der Aufenthalt der Landesfürsten, jezt ist ein Straf- und Zwangsarbeitshaus dahin verlegt. Es wird hier Wolle verarbeitet, von ihrer ersten Behandlung bis zu Teppichen und Decken, von welchen ersteren so zierliche und tüchtige Gattungen gemacht werden, daß wenig Patriotismus dazu gehörte, wenn auch große Häuser sich hier versorgten, statt das Geld aus dem Lande zu schicken. Doch nicht Schafwolle allein wird hier verarbeitet. Einer der Aufseher der Anstalt war in einem Versuche begriffen, flächsenes Gespinnst durch sorgfältige Reinigung und Sonderung des Materials zu möglichster Feine zu fördern. Die hier arbeitenden Spinnerinnen haben aus einem Pfund

auf das sorgfältigste gereinigten Flachses sechzig Bind oder Schneller gesponnen, deren Anblick ein hausmütterliches Herz entzückte. Der Uneingeweihte wird die Virtuosität dieses Unternehmens vielleicht zu ermessen vermögen, wenn ich ihm bemerklich mache, daß die gröbste Leinwand, die etwa seines Bedienten Bett bekleidet, aus einem Faden gewoben ist, der in fünf solche Binde oder Schneller aus einem Pfund Flachs gesponnen ist. — Rücksichtlich des Zustandes der hiesigen Züchtlinge drängte sich mir von Neuem die Beobachtung auf, daß sie in Wohnung, Kost und Reinlichkeit eines weit tröstlichern Zustandes genössen als unsere Armen, Taglöhner — und was sehr, sehr traurig ist! — als ein großer Theil unsrer Bauern. Die Arbeit- und Schlafstellen haben die vortrefflichste Lage, sind hinlänglich geräumig, und hatten, unerachtet der drückenden Augusthitze, keine lästige Atmosphäre. Ihre Betten sind hart, nicht einladend, aber sie werden zur bestimmten Zeit mit einem reinen Tuche bedeckt. Ihre Nahrung ist hinreichend, wird ihnen zur bestimmten Stunde warm gereicht, und nach dem Geruch zu urtheilen und den Details, welche die Köchin mir gab, gut zusammengesetzt.

(Der Beschluß folgt.)

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

In dem elenden Gasthof, der zugleich Posthaus, waren die besten Zimmer von einer vornehmen Herrschaft, wie der schmutzige Wirth wichtig versicherte, eingenommen; unsere Freunde erhielten eine öde Hinterstube, die Eduard mit Mitleid überschaute, denn der beschränkte Amerikaner glaubte jedesmal, wo er Ungeschick und Zweckwidrigkeit bey der Betreibung eines Gewerbes wahrnahm, daran sey der Mangel an gesetzmäßiger Freyheit schuld *) — in seinem Lande, wo ein Jeder seine Kräfte frey benutzen könne, betreibe auch Jeder sein Handwerk auf die vortheilhafteste Weise und ein Wirth werde dort seinen Gästen Lust zum Logiren einflößen wollen, sonst öffne sein Nachbar sein Haus, empfange sie besser und sie nehmen bey ihm ihre Herberge. Tungern war die Gewerbsfreyheit sehr gleichgültig, er schlich sich sogleich in die Küche, um das Abendessen, irgend ein hübsches Mädchen und die vornehme Herrschaft auszukundschaften. Eduard merkte auf den rollenden Donner und wollte eben ein Fenster im Vorsaal aufsuchen, das ihm statt des vom Unrath überschwemmten Hofes, auf den sein Zimmer ging, die leuchtenden Blitze im Freyen zu beobachten vergönnte, als Tungern eintrat, die Hände reibend und mit höchst wichtiger Miene seinem Gefährten zurief: „Halwyl, Sie oder ich sind Lieblinge der Götter, wir brauchen gar nicht nach Goldmühl, der Quidam, den wir suchen, die Schöne, der Sie zu Gefallen aus Baltimore kommen . . .“ In diesem Moment fiel ein schmetternder Donner in die Dungpfütze des Hofes, ein stickender Schwefeldunst drang zu dem offnen Fenster herein, beyde Reisende eilten schnell die Thüre zu öffnen, der Luftzug löschte die Lichter aus und sie standen in der dicksten Finsterniß auf dem weiten, niedern, schiefgesenkten Vorsaal. Mit ihnen zugleich flogen erst zur Rechten, dann zur Linken die Thüren der Fremdenzimmer auf, noch ein Donnerschlag und noch einer mit wiederholten Blitzen umflossen die Gegenstände auf Augenblicke mit dem glänzendsten Lichte und zeigten einerseits einen mächtig dicken Herrn, der im leichtesten Anzug, welchen das Bett allein gestattet, eine spitzenweiße Mütze auf dem Haupt, in der Thüre seines Zimmers stand, gewaltig mit dem Schwefelholz in einem chemischen Feuerzeug rührte, und aus Leibeskräften nach seinem Diener Jeremias rief. Aus der andern Thüre stürzten ein Paar weibliche Gestalten hervor, züchtig eingehüllt, davon eine mit ängstlicher Stimme nach ihrem Vater rief und sich eilig zu dem alten Herrn drängte. Die beyden jungen Leute waren gar nicht zufrieden, dieses abenteuerliche Schauspiel durch Billy's, des Mohren, Ankunft unterbrochen zu sehen, der mit Licht in der Hand, die Treppe herauf eilte und von seinem Herrn nun zu dem leichtgekleideten dicken Papa geführt ward, dem Eduard dienstfertig sein Licht anzuzünden bemüht war. Ein neuer Donnerschlag hielt die weiblichen Gestalten, trotz ihrer Verschämtheit, in der Nähe des leichtgekleideten Papa zurück. Des Fremden Diener und Tungerns Jäger kamen mit Lichtern herbey. Die jungen Leute erkannten nun, daß das eine der beyden Frauenzimmer schön wie der Tag sey und wollten ihr eben die trostreichsten Dinge sagen, als sie mit ihrer Begleiterin in des alten Herrn Zimmer schlüpfte und die Thüre hinter ihnen geschlossen wurde. Dieser besann sich endlich auf sein leichtes Nachtkleid, wünschte den Herren gute Nacht, und verschwand ebenfalls.

Unsern Reisenden blieb nichts übrig, als sich in ihr Hinterzimmerchen zurückzubegeben, wo Tungern, ohne zu warten, bis Billy, der die Lichter auf den Tisch stellte, den Rücken gekehrt hatte, mit der Emphase eines Dorfkomödianten anfing: „Halwyl, das ist Antonie Seidel, der zu Gefallen Sie über das Meer fuhren.“ — „Nun wahrhaftig, das Wetter hat Sie zum Poeten gemacht, und dieses ist eine Verzückung.“ — „Nein, so wahr uns der Blitz nicht getroffen, was doch recht gut hätte geschehen können — dieses Mädchen, diese Göttin in grauer Wollenhülle ist Antonie

*) Aus den höchst nachtheiligen Beschreibungen, welche die Reisenden neuerdings von den Gasthöfen in den vereinigten Provinzen machen, geht hervor, daß Herr Halwyl sehr günstige Vorurtheile für sein Vaterland hatte.

D. R.

Seidel.“ — Und nun erzählte er, daß, seinen eingezogenen Erkundigungen gemäß, die er ihm, eben wie der erste Strahl herabschoß, mitzutheilen bemüht gewesen war, diese Fremden, welche ihnen die besten Zimmer dieser Höhle genommen, der Kammerrath und seine Tochter seyen, die, von einer Reise nach Gotha zurückkehrend, hier ihr Nachtlager genommen haben. Halwyl zwang sich, diese Entdeckung scherzweise zu behandeln; ein weniger seichter Beobachter hätte aber wahrgenommen, daß er nicht unbefangen dabey war. Tungern meynte, sie sollten des Kammerraths Abreise abwarten, sich als die weitgereisten Söhne seiner alten Freunde zu erkennen geben, und dann in seiner Gesellschaft den Rest des Weges zurücklegen; allein dazu wollte sich Eduard keineswegs verstehen, er beharrte darauf, mit der ersten Morgendämmerung abzureisen und seinem Plane getreu, von Koburg aus das Fichtelgebirg zu durchstreifen, welches naturhistorisch und technisch Eduard sehr interessirte. Tungern mußte, dem geschlossenen Vertrage gemäß, noch mehr, weil er, wie schwache Menschen gern thun, sich von seinem Gefährten lieber beherrschen ließ, als eigenen Willen durchsetzte, ihm nachgeben. Mit Seufzen ließ Tungern in Hildburghausen die Chaise stehen und trat die langgefürchtete und von Eduard langgehoffte Fußreise an. Das zufällige Zusammentreffen mit ein Paar Jenaer Studenten, welche die Pfingstferien zu einer Bereisung des Fichtels benüzten, erheiterten ihm die bittere Aussicht auf tägliche Mühe, denn er hoffte auf reichlichen Wirthshausspaß in der lustigen Gesellschaft; aber auch dieser ward ihm nur halb, denn die jungen Leute schlossen sich vielmehr Eduards wissenschaftlichem Eifer an, kletterten mit ihm in alle Klüfte, hoben jeden verdächtigen Stein auf und Abends ward geordnet und beschrieben und gefragt und erzählt, und indeß die guten Jungens mit der höchsten Theilnahme zuhörten, glühte Eduard im Erzählen von der reichen, jugendlichen Natur seines Landes, und es war selbst Tungern auffallend, daß er seit jener Gewitternacht seine Rückkehr in dasselbe, die er vorher nie berührt, als unzweifelhaft, ersehnt und nahe erwähnte. Kam es dann am Schlusse des Tages zum lustigen Nachttrunk, so war Tungerns Lustigkeit von der Andern ihrer weit verschieden. Diese sangen wundersame Lieder, der eine Englisch, der andere Deutsch, in denen die Liebe neben dem Tod und der Rheinwein neben dem Blutfeld genannt wurde, wobey die sämmtliche Hausbewohnerschaft zuzuhören herbey kam und die junge Magd, wenn der arme Baron artige Scherze mit ihr treiben wollte, ihn unhöflich fortstieß, und ihm rieth, sich vor seinen braven Kameraden zu schämen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Würtembergische Kolonien bey Tifflis.

Gamba, in seiner Reise in's mittägliche Rußland, spricht von deutschen, und besonders würtembergischen Bauern in der Nähe und in den Vorstädten von Tifflis, welche von Odessa her dahin gekommen sind, nachdem sie ihr Vaterland in Folge von religieuser Schwärmerey verlassen haben. Diejenigen, welche in dem zu den Vorstädten links des Kour gehörenden Dorfe wohnen, und welche meist alle Würtemberger sind, versehen die Stadt Tifflis mit Gemüse, Milch, Butter u. s. w., ja man verdankt ihnen auch die Einführung und den Bau der Kartoffeln. Als Gamba im Jahr 1820 nach Tifflis kam, bezahlte man ein Pfund dieser Frucht mit zehn Sous. Jezt hat sich der Preis derselben und der Gemüse sehr gemindert. Nach seiner Aussage leben unsere Landsleute glücklich und zufrieden. Ihre Dörfer Petersdorf und Marienfeld liegen am Ufer des Jori, des Cambyssus der Alten, wie ihn Cyrus zu Ehren seines Vaters nannte. Ihre Häuser sind von weichem Stein erbaut, bequem eingetheilt, und fast alle mit einer Säulenvorhalle versehen. Hinten schließen sich ein geräumiger Hof und die Stallungen an. Jede Familie hat bey ihrer Ansiedlung 35 Deßätinen Land (ungefähr 90 Morgen) als erbliches Eigenthum angewiesen erhalten. Die Häuser kosteten die Krone ungefähr zwanzig Louis'dor jedes, eine Summe, welche der Besitzer nach zehen Jahren ohne Interessen zurückzahlen muß. Erst nach Verlauf dieses Zeitraums müssen die Kolonisten Steuer zahlen, und zwar sieben Rubel von dem Hof.

Die Nähe der Stadt Tifflis wird das Gedeihen dieser Kolonien sehr befördern. Indessen war das erste Jahr ihrer Ansiedlung von einer solchen Dürre heimgesucht, daß die Regierung sie mit Nahrungsmitteln unterstützen mußte.

Neben den Würtembergern, welche diese zwey Dörfer bewohnen, sind noch vier ungarische Familien daselbst. Der Direktor der Kolonie, ein lithauischer Edelmann, wohnt zu Marienfeld.

Schon besitzen diese Würtemberger eine Mühle am Jori. Ihr höchster Wunsch ist, das Wasser dieses Flusses zur Bewässerung ihrer Wiesen benutzen zu können. Aber die zu einem solchen Unternehmen nothwendigen Arbeiten würden einen neuen Vorschuß von der Regierung verlangen, zu dem dieselbe, wegen der vielen Opfer, die sie der Kolonie schon gebracht hat, nicht geneigt ist.

Die Anzahl der Pferde, welche diese Kolonisten aufziehen, ist schon sehr bedeutend. Ihre Kühe sind von der kleinen Race. Ihre Schafe von der Art, welche man Chamtouk nennt, sind ausgeartet, und die Hämmel

werden nicht mehr so groß und schwer als die von dem ächten Stamm dieses Namens.

Zwey ähnliche, meist aus Würtembergern bestehende Kolonien sind seit ungefähr sechs Jahren in der Nähe von Elisabethpol entstanden, was dem jetzigen Kriegsschauplatz ganz nahe ist.

G. C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. September.

(Beschluß.)

Die Mumien gehören wesentlich zu jeder egyptischen Sammlung; diese enthält ihrer eilf, alle darum merkwürdig, weil sie mehrere Einschläge mit Gold, oder reiche Malereyen, oder Verzierungen von Geweben aus Flechten von angefaßten Körnern von Email oder Glas haben. Es sind auch sechs Porträte auf Leinwand gemalt; das auf Holz gespannte ist aus der griechisch-egyptischen Epoche. Die übrigen Arten von Todtendenkmälern sind häufig in der Sammlung, z. B. Vasen aus Alabaster, oder Stein, Kästchen, Kapellen mit Inschriften, Thiermumien und heilige Statuetten. Unter den leztern sind acht-und-zwanzig Figuren aus den königlichen Gräbern aus Theben, mit Namen von Pharaonen der achtzehnten oder neunzehnten Dynastie; andere beziehen sich auf Egypter aller Klassen, Priester, königlicher oder heiliger Schreiber, Richter, Civilbeamte oder bloße Privatleute, und zwar aus allerley Stoffen. Noch sind dabey gemalte gottesdienstliche Scenen auf Holz, Trauerbasreliefs (Stelen), Statuen und große Denkmäler aus der, für die Geschichte so wichtigen Bildhauerkunst. Zehen kleine Gemälde auf Holz stellen Anbetungsscenen vor. Der Stelen oder Basreliefs sind es etwa fünfzig; die Bildhauereyen oder Inschriften haben einen großen Werth für das Studium der egyptischen Religion; mehrere stellen Könige oder Königinnen Egyptens vor, wie sie ihre Götter verehren oder von ihren Unterthanen verehrt werden; sie sind aus Sandstein, aus Granit, oder aus Basalt; einige sind auf beyden Seiten ausgehauen oder gemalt; eine Bildhauerey stellt Sesostris als Kind vor; eine andere ist eine sehr lange Inschrift, die sich auf Ehrenbezeigungen eines Priesterkorps gegen seinen Oberpriester bezieht; vier darunter sind in zwey Sprachen, entweder hieroglyphisch und in Volkssprache, oder in Volkssprache und griechisch; eine andere ist zur Hälfte gehauen; und die andere Hälfte nur in Schwarz angezeigt, und ihre Größe von zehn Zoll hoch, bis über sechs Fuß. — Die Statuen und Figuren in harten Stoffen sind ziemlich zahlreich, und einige werden unwidersprechbar beweisen, wie weit die egyptische Bildhauerkunst in halberhabener Arbeit ging. Unter den zwey Fuß hohen Statuetten ist die des Königs Nechao, welche eine Stele trägt, worauf die Jahrszahl seines Reichs steht. Der größeren Figuren sind es fünfzehn; fünf derselben, in schwarzem Granit und von der achtzehnten Dynastie, haben sechs Fuß in der Höhe; ein Sesostris ebenfalls von schwarzem Granit, hat über sechs Fuß; ein anderer König, Sevech..s, von der fünf und-zwanzigsten Dynastie, auf seinem Throne sitzend, hat über vier Fuß; endlich der Kopf der Statue eines andern Königs, von rosenfarbenem Granit, von einem Koloß abgesondert, hat nicht weniger als sieben Fuß in der Höhe; ein Ohr allein daran hat über einen Fuß. — Auch einige Fragmente griechischer und römischer Bildhauerey sind dabey; z. B. zwey kleine Torsen von außerordentlicher Schönheit; der eine ist ein Bacchus. — Was aber diese neue königliche Sammlung vor allen andern auszeichnet, das sind ihre große Monumente der Bildhauerey, nicht sowohl durch ihre Zahl als durch ihren historischen Werth merkwürdig. Nämlich 1. Ein massiver Cippos, von schwarzem Granit, sechs Fuß hoch, mit Basreliefs, die sich auf Sesostris beziehen;

2. Der untere Theil des kolossalischen Bildes von Amenophis II., dieses Memnons der Griechen, in rosenfarbigem Granit; die Beine haben beynahe anderthalb Meter in der Länge; sie stehen auf einer Grundlage von achtzehn Fuß Höhe, die mit Figuren gefangener Könige geziert ist, sie haben alle sehr sichtbar das afrikanische Gesicht, und vor jedem ist ein Schild, auf welchem in buchstäblichen Hieroglyphen der Name der Gegend oder des kleinen Königreichs steht, über das er herrschte; diese Ländernamen sind größtentheils sehr leserlich, und wahrhaftig sind das ganz unerwartete Beyträge zur alten Erdbeschreibung von Afrika;

3. Die monolithe Kapelle des großen Tempels von Philä, aus rosenfarbenem Granit, acht Fuß gegen drey, nebst ihrer Weihung vom König Ptolemaios Evergetes II. und seiner Gemahlin Cleopatra;

4. Ein Cippos, in Gestalt einer egyptischen Pforte, von rosenfarbenem Granit, beynahe neun Fuß hoch, und ungefähr sechs Fuß breit; nebst Weihung des Pharao Thutmosis I. von der achtzehnten Dynastie;

5. Siebzehn Blöcke, welche ein Basrelief von fünfzehn Fuß gegen zwanzig, in Kolonnen eingetheilt, ausmachen; dieß ist eine jener statistischen Tabellen des egyptischen Reichs, wovon Tacitus bey der Reise des Germanikus nach Egypten spricht. Diese Tabelle ist aus den ersten Zeiten der achtzehnten Dynastie, und enthält von drey verschiedenen Epochen die Anzahl der Einwohner, welche gewisse Aemter, in mehreren Provinzen, bekleideten; die Zahl der Pferde, der Kriegswagen, der Ochsen, der Stiere, der Kühe, der Gazellen u. s. w., und was gerade nicht das Unbedeutendste ist, die Einkünfte des Königs an kostbaren Steinen, an Gold, Silber, Eisen, Kupfer, wohlriechenden Substanzen u. s. w.

6. Der Sarkophag des Pharao Ramsès-Melanoun, Großvaters des Sesostris, gezogen aus dem berühmten Harfengrabe zu Biban-el-Molouk in Theben; dieses prächtige Denkmal, vortrefflich erhalten, ist aus einem einzigen rosenfarbenen Granitblock, und hat zehn Fuß in der Länge, sechs Fuß hoch, und vier Fuß zehn Zoll breit (Dicke); sein Gewicht ist 180 Centner; das Innere und Aeußere ist durchaus mit Inschriften und gemalten oder emaillirten Figuren bedeckt. Die allgemeine Form des Sarkophag ist die königliche Eclypse als Einfassung, und diese enthält die Namen der Könige in den Inschriften; diese Form ist gerade dieselbe, welche der geometrische Plan dieses Grabs darstellt, so wie Herr Champollion sie unter den egyptischen Papyrus des königlichen Museums in Turin aufgefunden hat;

7. Ein königlicher Sphynx, in rosenfarbenem Granit, aus der Zeit des Sesostris, zehn bis eilf Fuß lang;

8. Vier andere königliche Sphynxe, eben dieselbe Stellung und Granit wie der vorige, aber wenigstens zwanzig Fuß in der Länge, und endlich ein, durch seine schöne Ausführung in Kunstrücksicht eben so merkwürdiges Monument mit einer königlichen Inschrift.

— y.

Beylage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. November 1826.

Viel Anmuthiges beut der heitere Frühling dem Landmann,
Unablässig jedoch pflügt und besät er das Feld.
Reich an Reizen erscheint des Lebens Frühling dem Jüngling.
Wohl ihm, wenn er, zur Saat emsig, nicht sucht den Genuß.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Endlich waren die Berge durchkrochen, man schied in Kulmbach von den freundlichen Musensöhnen, die Rechte in heiliger Drey fest verschlungen, das Heil von Eduards freyem Vaterland und treues Andenken im goldnen Mainwein trinkend, und unsere beyde Reisenden zogen nach Bamberg ein, wo Tungerns Jäger mit ihrer Chaise sie erwartete. Da sie hier einen Tag von ihrer Fußreise auszuruhen gedachten, um erfrischt und wohlgemuth die Wiedererkennungsscene in Goldmühl zu feyern, fand sich Tungern in seinem Element. Durch die Straßen lungern, bey den Körben der jungen Obsthökerinnen zu stehen, die Wachtparade zu sehen und endlich an der Wirthstafel in gewohntem Seelenschlaf den ausgetretenen Kreislauf der alltäglichsten Interessen: Schauspiel, Mädchen, Pferde — durchzutraben, reichte zu seinem Lebenszwecke aus. Eduard schrieb den ganzen Tag Briefe und befahl, indem er zur Abendtafel eintrat, seinem Billy die Postpferde für den nächsten Morgen — gar nicht früh, zu bestellen — denn Goldmühl kann man in drey Stunden erreichen und es lag ihm nicht daran, sehr früh dahin zu gelangen. Ein hochblonder junger Mensch in dem allermodigsten Reitanzug stand, während er mit seinem Neger sprach, neben ihm am Zahltisch, und sah während des Soupers oft nach den Fremden hinauf — denn, wie jezt an mehreren Orten, so hatten sich auch hier die habitués der table d'hôte, der einzigen Annehmlichkeit, des einzigen Vortheil's, den sie für ein rationelles Wesen hat, begeben. Anstatt wie vor dreyßig und mehr Jahren durch ein flüchtiges Gespräch mit einem fremden oder ausländischen Tischnachbar zu beobachten, zu geben, zu empfangen, oft sehr lohnende Entdeckungen zu machen, saßen diese habitués an dem einen Ende der Tafel neben einander, oft blieb zwischen ihnen und den Fremden ein Platz leer, und Keller und Kostgänger sahen sie wie halbe Eindränglinge an (intrus), die morgen fortgingen und also keine Theilnahme erregten. Eduard war diese Manier bekannt, aber die Neugier des berittenen Zierbengels belustigte ihn, weil sie mit einer drolligen Selbstverleugnung verbunden war, denn so oft Eduard nach ihm hinblickte, wendete er mit einer gewissen Pfauenvornehmigkeit den Kopf weg. Billy kam jezt hinter seines Herren Stuhl und sagte: der Gentleman im Reitkleide sey der Sohn des Herrn von Goldmühl und reise morgen auch auf seines Vaters Güter zurück. Diese abermalige Begegnung mit Seibels Familienmitgliedern schien Eduard zu überraschen. Er theilte sie seinem Reisegefährten nicht mit, sondern war im Begriff, den Speisesaal gleich nach aufgehobener Tafel zu verlassen, als jener Reiterbeau zu ihm trat und elegant-nachlässig mit seiner Gerte an die Stiefel schlagend sich freute, daß sein Vater morgen in ihm einen unerwarteten Gast empfangen werde. Es ist bekannt, daß Engländer und englisch Gebildete eine unleidlich abstoßende Art haben, unwillkommne Konvenienz-Annäherungen aufzunehmen;

Eduard that das hier im ganzen Umfange. Allein in Tungern wirkte schnell die Sympathie der Wesen, er stellte sich dem jungen Herrn von Seidel als ein zweyter Gast vor, der zwar nicht erwartet, aber von weitem dieses Besuchs wegen hergekommen sey, und diese beyden Bruderseelen fanden sich so schnell, daß sie schon vor einem Punschnapf saßen, wie sich Eduard mit der höflichen Hoffnung, den jungen Herrn bey seinem Herrn Vater wiederzusehen, in sein Zimmer zurückzog.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, sagt ein altes Sprüchwort, und das spräche auch ungefähr die Geschichte von den Eltern der beyden jungen Leute aus, die wir hier eingeführt haben. Halwyls Vater, der alte Seidel und ein Graubündner, Croussol, hatten als Jünglinge zu gleicher Zeit in dem damals ehrenfesten Hause Valdi in Frankfurt am Main gelernt. Seidel und Halwyl waren Söhne von Neubereicherten; in dem Laufe des Krieges waren Beyde Waisen und hatten freye Hand, ihre Geschäfte nach eigener Wahl zu beginnen; der größte Gegensatz des Charakters schien diese beyden jungen Menschen berufen zu haben, durch Vereinigung ein Ganzes zu bilden. Seidel war ein frohsinniger, genießender Mensch mit entschiedenen Fähigkeiten zu Spekulationen, ein leichter Arbeiter und gutmüthiger Egoist; Halwyl ein mathematischer Kopf, der nur den sichersten Schritt gehen wollte, diese Sicherheit aber nicht in der Erfahrung, sondern in seinem theoretischen Benehmen suchte; die Zeit, welche Seidel dem Vergnügen opferte, widmete Halwyl dem Studium technischer Wissenschaften und ward schon als Komptorist das ambulante technische Wörterbuch genannt. Güte und Redlichkeit vollendeten diesen schönen, wenn auch nicht zu glänzendem Beyfall auffordernden Charakter. Diese beyden Köpfe zusammen machten einen vortrefflichen Handelskopf, und nun der redliche Croussol als Detailarbeiter dazu gerechnet, erwartete ein Jeder, daß diese drey Leute, wenn sie sich zu einem Unternehmen vereinigten, Glück haben müßten. Croussol war von den wunderlichen Menschen, deren Tugend so leicht wie Beschränkung aussieht, weil ihnen ihr Kindersinn nie in weltliche Angelegenheiten einzutreten erlaubt. Diesem Sinne gemäß hätte er sich nie mit dem Handel befassen, sondern ein Landmann werden sollen; sein Vater hatte ihn aber von erster Kindheit an zu Handelsgeschäften erzogen und dadurch die einzige Eigenschaft in dem Knaben, die zu diesem Berufe taugte, unermüdete Arbeitslust, um so vorzüglicher entwickelt, da der Sohn ihn nur durch diese zu befriedigen vermochte. Croussol älter wie sie und schon in dem Handelswesen bewandert, war jener Beyden Mitarbeiter bey Valdi, und erhielt gerade in dem Zeitpunkt, wo sie über einen künftigen Lebensplan sannen, die Nachricht, daß seines Vaters Handelshaus von einem gänzlichen Bankrott bedroht werde. Durch eine genaue Kenntniß der Umstände schon lange beunruhigt, hatte dieser seinen Untergang durch falsche Spekulationen, von denen er Rettung hoffte, noch mehr beschleunigt, und überlebte sein Unglück, das er zum Theil für seine Schuld ansah, nicht lange. Croussol ward vielweniger von dem Verlust seines Wohlstandes als von dem Gedanken gepeinigt, daß seine Anwesenheit in seines Vaters Hause diesen vor einem so traurigen Schicksal hätte schützen können, indem erst seit seinem Aufenthalt im Ausland die falschen Schritte, welche den alten Croussol zum Untergang führten, geschehen waren. Diese Abwesenheit vom Vaterhause war aber auf seine Bitte beschlossen und nun gab er sich sein eigenes Unglück schuld. Halwyls warmes Gefühl verhalf ihm bald zu der Ueberzeugung, er und Seidel könnten ihr Geld gar nicht besser anlegen, als indem sie den ganzen Handel Croussols übernähmen, mit ihren Mitteln seinem Kredit wieder aufhälfen und von ihres Freundes Lokalkenntnissen unterstützt, die Geschäfte gemeinschaftlich betrieben. Croussol war von dem Plane entzückt! Er sah darin das Mittel, seines Vaters Firma wieder zu Ehren zu bringen, und hatte das festeste Zutrauen, seiner Freunde Vortheil dabey zu befördern.

Der Plan ward ausgeführt, aber Croussols Hoffnungen nicht erfüllt, die öffentlichen Angelegenheiten der damaligen Zeit wirkten zerstörend auf Seidels Spekulationen, Halwyls Kenntnisse und Croussols Arbeitsliebe wollten bey keinem Unternehmen gedeihen. Halwyl, der in einer frohen Ehe lebte, hatte das Unglück, mit drey Kindern Wittwer zu werden. Seidel nahm wahr, daß er in Deutschland bey der Betriebsamkeit, die seinen Vater im siebenjährigen Kriege bereichert hatte, in den damaligen Kriegszeiten viel bessere Geschäfte machen könnte, als in dem überall stockenden Handel, und Croussol, der Sorge für das große Geschäft müde, war es sehr zufrieden, ihren Vertrag aufzuheben und ein beschränktes Geschäft in einer damals so vortheilhaften Baumwollenwaarenweberey zu beginnen. So zufrieden ein Jeder von ihnen mit dieser Trennung war, so schwer ward ihnen das Scheiden. Jugend und Gewohnheit, Güte und Vertrauen hatte sie zehn Jahre lang vereinigt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826.

(Beschluß.)

Wir kamen als unbekannte Reisende, denen man kein Blendwerk vorzumachen gesonnen seyn konnte, Vormittag, wo die Kessel kochten, in die Küche, und ihre glänzende Reinlichkeit, die einsichtsvolle Einrichtung die Bereitung der Speisen zu erleichtern, gaben hinreichende Sicherheit für die Zweckmäßigkeit dieses Zweigs der Verwaltung. Wer das Innere des Hauswesens unserer Armen kennt, ihre

elende Kost, ihr oft aus blossen Lumpen bestehendes Lager, dem preßt es das Herz zusammen, wenn er sieht, daß Verbrechen und Unthat zum vergleichungsweisen Wohlseyn führt. Und das ist recht! Gewiß trug die Armuth zur Verwilderung, zum Verbrechen dieser Züchtlinge bey, nur bey einem erträglichern physischen Daseyn können sie sich aus der Verwilderung aufhelfen. Die erzwungene Arbeit und die gute Behandlung kann ihnen bessere Gewohnheiten geben, aber nur Lehre und Unterricht vermag ihren Willen zu bessern und zu befestigen — und deßhalb möchte ich unaufhörlich und laut, laut an den Stufen des Thrones, in den Versammlungen der Gemeine, durch die Feder unsrer Schriftsteller bitten und mahnen: unterrichtet die Gefangenen, unterrichtet den Armen! Ich weiß, daß auch in Bayern diese wohlthätige Absicht vorherrscht, aber wie Vieles fehlt noch, um sie wirksam zu machen! merkwürdig ist es, daß bey der frommen Hinneigung unserer Zeit unter Layen und Leviten nicht mehr gute Weiber, wohlmeynende Geistliche aufstehen, die sich freywillig zum Unterricht in Gefangenhäusern anbieten? hier wird ihnen die Nachfolge unsers allgemeinen Lehrers buchstäblich angeboten, ja hier schadet ein Körnlein Ueberspannung nicht, denn wahrlich, es bedarf einiger Spannung des Gemüths, um das Bewußtseyn zu ertragen, das bey gemeinen Züchtlingen nach dem Erwachen aus der dumpfen Betäubung, der schauderlichen Unwissenheit ihres Geistes eintreten muß. Es fehlt zu so einem Beruf nicht an Vorbildern; die ehrwürdige Mistriß Frey hat es unsern frommen Frauen in den Londner Gefängnissen gegeben.

Hier fand ich endlich Gelegenheit, die berühmte Tretmühle in Thätigkeit zu sehen. Es ist bekannt, wie viel über deren Gebrauch und Schädlichkeit gestritten, ja sogar im englischen Parlament darüber erörtert worden ist. Bey dem Gebrauch, den man in der Plassenburg davon macht, ist nie der geringste Nachtheil gespürt worden, und nach meiner Ansicht ist derselbe auch gar nicht zu erwarten, ja sie könnte vielmehr in manchen Fällen zur ärztlichen Behandlung der Züchtlinge beytragen, da sicherlich zur Abwechslung bey sitzenden Arbeiten, diese Ermüdung des Unterleibs und Beinmuskeln sehr heilsam seyn könnten. Ehe ein Züchtling zu dieser Arbeit angewiesen wird, muß in der hiesigen Anstalt der Arzt unterscheiden, ob sein Gesundheitszustand ihn nicht daran verhindre, und in jedem Fall werden diese Züchtlinge jede Woche von ihm untersucht. Die Tretmühle, welche die ganze Anstalt mit Mehl versieht, befindet sich in einem großen, gewölbten, der Sonne auf der äußern Seite ausgesetzten Erdgeschoß dieser hochliegenden Feste. Die Gestalt der Maschine ist in den Abbildungen sehr deutlich gemacht; es ist eine ungeheure Walze, der ganzen Länge nach mit Stufen, in die Runde mit eisernen Stangen wie Treppengeländer versehen, und vermöge dieser in zehn oder zwölf Stiegen eingetheilt. Diese Stiegen geht der Züchtling, sich mit den Händen an dem Geländer forthelfend, empor. Jeder Züchtling ist nur die Hälfte des Tages hier beschäftigt; eine Reihe von acht oder zehn derselben schreitet sechs Minuten lang, dann wird sie abgewechselt und ruht eben so lange u. s. f. Dabey bekommen diese Leute eine doppelte Portion Speise. Dieser Umstand beweist, daß diese Arbeit für mühsamer gehalten wird, oder daß sie stärkeres Eßbedürfniß errege. Wie sie es aber mehr seyn kann, wie ein eben so langes Bergsteigen, begreife ich nicht, und hier wird dieses Steigen noch durch den Umstand erleichtert, daß der Steigende sich mit den Händen forthilft, und der Berg in eben dem Maße zu ihm herab kömmt, wie er hinauf schreitet. So weit beobachtete ich die Sache in der Wirklichkeit. — Aber welch einen Eindruck macht sie auf die Phantasie! Die meine erblickte einen Auftritt aus Dantes Hölle in ihr. Diese jungen schlanken Gestalten — (mir schauderte in der jetzigen Zeit, zu fragen wer sie seyen) — die man nur von der Rückseite sieht, in weißen Pantalons und Kitteln, noch auffallender in der Dunkelheit des Gewölbes für das aus dem Sonnenlicht getretne Auge, winden sich in ewigen Abbrüchen mit eiligem leisem Schritt ewig empor! und bleiben stets in der nämlichen Tiefe. Das hohe dunkle Gewölbe war von einer großen rothflammenden Lampe erhellt, welche die Reihe der Züchtlinge schräg erleuchtend, ihre Schatten in ewigem Versinken an die Seitenwand malte. Hinter ihnen saß stumm und bewegungslos die Reihe der Ausruhenden, und zwischen ihnen schritt ein ernster Wächter mit entblößtem, das rothe Lampenlicht zurückstrahlenden Schwert. — In Dantes Hölle, antworten die Undankbaren aus dem Meer flüssigen Bleis, aus welchem sie auftauchen auf die Frage: was ist's an der Zeit? — Die Ewigkeit! die Ewigkeit, *) — und diese Gestalten, hätte man sie gefragt: Was führte euch hierher? würden nicht manche von ihnen rufen: eine vergiftete Jugend, ein zerstörendes Geschick? —

Es ist eine tief wehmüthige Empfindung, so wie hier aus dem Gefangenhause in die Ansicht der reizendsten Natur überzugehen. Die schön angebauten Hügel verlieren sich in das reiche Mainthal, eine doppelte Reihe alter herrlicher Bäume führt hinauf bis zu den ungeheuern Mauern, hinter denen Verbrechen, Rohheit und Reue gefesselt liegen. O möchte hinter ihnen der Quell entspringen, der Reinheit und Kraft wiedergibt, und möchte außer ihnen, in diesem schönen Lande, durch Gesetz und Unterricht einem Jeden Beherrschung seines Willens, und Freyheit im Gebrauch seiner Kräfte gelehrt werden.

Th. Huber.

*) Irrt sich der Einsender in dem Verbrechen, so verzeihe es der belesenere Leser! der Sinn bleibt derselbe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, 10. Oktober.

Mit Begeisterung betrat ich das alte, herrliche Nürnberg; mit einer Begeisterung, die um so größer war, je mehr ich in den Steppen des bisher bewohnten Sandlandes und den dortigen hochaufgespreizten, eigendünkelischen Verstandes getrieben, den Charakter unserer Zeit und deren Bedürfniß nach einem Anderen, die herben Widersprüche in ihr Aufblühendem recht lebhaft zu fühlen hatte. Daß aus einer solchen Zeit des innern Zwiespalts die Kunst sich nicht mehr zu dem gestalten kann, was ihr eigentliches Wesen ist, ist der tief gefühlte Schmerz aller derer, die aus dem Geiste des Alterthums haben begreifen lernen, was die Kunst für die Zeit ist, die das Tiefste, was ein Volk denkt, was es fühlt, darin sich zur Anschauung bringt. Hat sich doch der Geist der Kunst unserer Zeit nunmehr auf eine Stufe des Entäußerns alles Geistes getrieben, von welcher aus kein Heil mehr zu finden ist, als in einem ernsten tiefen Studium des Alterthums. Unsere Zeit, die sich in der neuen Kunst spiegelt, macht dieser ihre erste und Grundbestimmung: Einheit in ihr selbst, unmöglich; darum muß der Künstler, will er anders seinem heiligen Berufe nachgehen, sich eine Basis in dem Geiste suchen, der ihn wieder zu seiner Bestimmung zurückführen kann, und dieß ist kein anderer, als der des Alterthums; wir haben es stets gesehen und sehen es noch fortwährend, zu welcher Gottes- und Geistesverlassenheit die Kunst gelangt, die sich dieses Berufes entschlägt. Daß der Hauptpfeiler desselben das Christenthum ist, liegt so sehr im Wesen des Alterthums und der neuen Kunst überhaupt, daß es keiner weitern Andeutung deßhalb bedarf. — Hier in Nürnberg hoffte ich denn auch dem Bedürfnisse aller derer gemäß, die ihre Zeit verstanden haben, reiche Nahrung zu finden, die nur so wenig oder viel zu Theil werden kann, als man das, was unserer Zeit noth thut, mehr oder weniger zu begreifen beginnt. Und gewiß gibt es in Deutschland wohl keinen Ort, an welchem dieses Bedürfniß nach dem Geiste der Alten in dem Innersten des Gemüths so rege gemacht wurde als hier. Denn keine Stadt hat sich solcher Blüthe der Kunst im Mittelalter zu erfreuen gehabt als Nürnberg, und keine Stadt hat den Fluch unserer Zeit in solchem Grade zu fühlen gehabt als Nürnberg. — Was denn nun hier in Nürnberg geschieht, um das Bedürfniß nach Versöhnung eines solchen heftigen Kontrastes zu befriedigen, möchte ich jezt gerne Ihnen mittheilen, und will es darum auf ein ander Mal versparen, Sie mit dem, was von der Blüthe der Kunst, aus jenem Fluche der Zeit, sich noch als einzelnstehende Reste gerettet hat, bekannt zu machen, wiewohl es mich fast jezt schon drängt, Ihnen Mehreres mitzutheilen, was meines Wissens wenigstens, noch gar nicht, oder nur wenig zur öffentlichen Kenntniß gelangt ist.

Besonderer Anerkennung haben sich hier die Meisterwerke der Bildhauer- und Baukunst des Mittelalters, besonders von Seiten der Nürnbergischen Gemeindeverwaltung zu erfreuen gehabt, und gewiß wird man mit dem vollkommensten Rechte dem Magistrat der Stadt diese öffentliche Anerkennung darzubringen befugt seyn, ja man wird sich durch den Geist des Alterthums dazu getrieben fühlen. — Der englische Gruß, von Veit Stoß in Holz gearbeitet, ein Werk voll des reinsten, frömmsten Ausdrucks, mit einer Schönheit der Formen in einzelnen Theilen, die das Ganze mit in die Reihe ausgezeichneter Kunstwerke stellt, (die Jungfrau Marie mit dem Engel, über beyden Gott Vater und die Taube, das Ganze in einem Rosenkranz mit sieben Basreliefs aus dem Leben der Maria, die beyden Hauptfiguren in fast doppelter Lebensgröße) hing in alten Zeiten im Chor der Kirche des heiligen Laurentius, und ward in den obenerwähnten kunststürmerischen Zeiten herausgenommen, um zu, der Himmel weiß, welchem Zweck benuzt zu werden; da man aber nirgends einen passenden Plaz für dieses Kunstwerk fand, ward es endlich wieder an die alte Stelle gebracht, und weil die gute eiserne Kette indeß verkauft worden, so mußte ein Brunnenseil ihre Stelle vertreten. Tags darauf, nachdem das Ganze aufgehängt worden, fand man das Bildwerk auf dem Fußboden der Kirche in tausend Splitter zertrümmert. Durch eine, fast an's Unglaubliche gränzende Arbeit ward aber doch in diesem Jahre, mit nur wenig nothwendig gewordenen Ergänzungen, das Ganze wieder zusammengefügt, und dieses erfreut nun wieder Alle, welche Sinn für das Schöne haben. — Gleiches erfreuliche Schicksal hatte der sogenannte schöne Brunnen auf dem Marktplatze, der diesen Namen wohl mit dem vollkommensten Rechte verdient. Weil ein kostbares, von Peter Vischer (dem Verfertiger des berühmten, über Alles herrlichen Sebolds-Grabs) in Bronze mit vielen Figuren gegossenes Gitter, im Metallwerth — sage im Metallwerth — verkauft worden war, so soll der großherzige und für alte Kunst so sehr begeisterte König von Bayern, damals noch Kronprinz, aus eigenen Mitteln die Kosten der Wiederherstellung dieses schönen Brunnens, gleichsam als Ersaz übernommen haben, und so wurde dieses große Kunstwerk dem Untergange entrissen, und steht nun wieder in alter Pracht da. Beyläufig gesagt, hat man durch diesen Bau den Namen des Bildhauers Georg Schönhofer (aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts) entdeckt, durch welchen und dessen Zusammenhang mit den herrlichen Figuren an der Kirche zu unserer lieben Frauen, man eine, für die Kunstgeschichte so höchstwichtige Bildhauerschule entdeckt hat. Zu bewundern ist die Geschicklichkeit, mit welcher dieser Bau zu Stande gebracht worden; die ganze altdeutsche Architektur ist neu, und auch eine große Anzahl der Figuren ist nach den halb verwitterten alten gehauen; beydes gibt ein erfreuliches Zeugniß von der technischen Fertigkeit, die Formen der Alten nachzuahmen, was, noch gar nicht lange her, für etwas fast Unmögliches gehalten worden ist. Gleiche Berücksichtigung verdienen auch die Ausbesserungen der schadhaft gewordenen Theile der Frauenkirche. Wenn nun gleich diese neuen Arbeiten, neben die alten gestellt, Manches zu wünschen übrig lassen, so verdient doch schon gewiß der gute Sinn der Nürnberger, der sich darin kund thut, die billigste Anerkennung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bergamo im Oktober.

Zu unseren ausgezeichneten Mitbürgern rechnen wir ihren Landsmann Simon Mayr, Kapellmeister bey der Liebfrauen-Kirche (la santa Maria maggiore). Er ist Verfasser von mehr als vierzig großen Opern, Messen, Oratorien und Kantaten, seit mehr als zwanzig Jahren hat er sich hier niedergelassen. Seine geistreichen Kompositionen verbinden italienische Glut mit deutscher Wahrheit, Treue und Korrektheit. In Italien, Frankreich, England und Spanien werden seine Opern mit dem glänzendsten Erfolge gegeben, und halten sich fortwährend auf dem Repertoire, nur in Deutschland ist dieser deutsche Meister noch weniger bekannt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. November 1826.

Getrost! — Allein steht Griechen eurer Sache! —
Kämpft um der freyen Zukunft edles Glück.
Berauscht, begeistert euch in heil'ger Rache! —
Mit Blut kauft eure Töchter euch zurück;
Erhebt sie die zertrümmerten Altäre! —
Wölbt eure Tempel neu mit stolzer Pracht! —
Im Sieg verherrlicht unsers Heilands Ehre! —
Er ist der Gott des Tapfern in der Schlacht.

Amalie von Helwig,
geb. Freyin von Imhoff.

Gesang der Sulioten*).

Durch die Luft mit mächt'gen Schwingen schifft der königliche Aar,
Schwingt sich mit des Sturmwinds Wüthen auf des Berges dunkle Höh'n,
Und die Jungfrau'n nah'n dem Orte, Wasser schöpfend aus dem Quell,
Und von ihren Schwanenbusen rauben wir den Liebeskuß.

Tanze, Tanze, Pallikare,
Auf! und tanze, muth'ger Held!
Morgen wirst du, wie ein Löwe,
Wüthen in der Türken Reih'n.

„Warum bist du, junge Hirtin, also traurig, also still?" —
„Warum ach! du Vielgeliebter, magst du also fragen mich?
Ist doch Sklaverey in Suli, herrscht doch in dem Land der Feind." —
„Darob, Mädchen, sey nicht traurig! der Suliot bekämpft den Feind."

Tanze, tanze, Pallikare,
Auf! und tanze, muth'ger Held!
Morgen wirst du, wie ein Löwe,
Wüthen in der Türken Reih'n.

Lebt doch noch die hohe Göttin, die des Himmels Reich bewohnt,
Deren Stimme kräftig Tönen auf der Erde wiederhallt;
Flammen sprühen ihre Blitze, vor ihr schwindet jeder Feind,
In den Herzen der Hellenen facht sie an des Muthes Glut.
Frag' an bey den Thermopylen! und der Sparter kündet's dir!

Tanze, tanze, Pallikare,
Auf! und tanze, muth'ger Held!
Morgen wirst du, wie ein Löwe,
Wüthen in der Türken Reih'n.

Th. K.

*) Nach der französischen Mittheilung desselben in dem interessanten Werke der Madame Belloc: Bonoparto et les Grecs etc. Paris 1826. pag. 250, vergleiche pag. 400., wornach derselbe den Griechen Demetrius Murusi, Sohn des im April 1825 in Konstantinopel hingerichteten Fürsten Konstantin Murusi, zum Verfasser hat und aus einem größern Gedichte desselben entnommen ist.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Halwyls, durch den Tod seiner Gattin und den Gang der Völkerschicksale tief verwundetes, Herz fand es leichter, sich von Allem loszureißen, als seine zerstörte Vergangenheit auf dem alten Vaterlandsboden neu zu erbauen, — er schiffte sich mit seinen kleinen Waisen nach Baltimore ein; Croussol empfand diesen Schritt so schmerzvoll, daß er beym Abschied zu ihm sagte: „Fühlte ich nicht ahnend, daß ich Unglück hinbringe, wo ich helfen möchte, so ging

ich mit dir, ich würde deiner Söhne Erzieher und lebte für dich.“ Seidel nahm die Sache viel leichter; seine junge, eitle Frau, eine Obersächsin, die er auf der Bauzener Messe, wohin sie ihr Vater in Handelsgeschäften mitgenommen, kennen gelernt hatte, war sehr vergnügt, ihr Vaterland wieder zu sehen, und es schien, als wenn die Glücksgöttin die Stelle seiner Associo's eingenommen hätte, denn was er seit seiner Trennung von Halwyl und Croussol unternahm, brachte ihm Gewinn. Er kaufte einige schöne vergantete Güter, bekam von einem kleinen Fürsten, dem er Geld lieh, den wesenlosen Titel eines Kammerraths, kaufte mit wenigem Geld einen bedeutungslosen Adel und erhielt endlich für zweydeutige Verdienste einen Orden, der, wie alle, seinen Werth von dem erhalten muß, der ihn trägt. Nach der Katastrophe, die wir mit dem Namen des allgemeinen Friedens belegen, lenkte sich Seidels thätige Eitelkeit auf Fabrikunternehmungen, neben denen Armenanstalten fast immer Zeitgenossen und mit ihnen in Wechselwirkung sind. Kurz, er ward ein Mann, der viel Gutes beförderte, vielen Dank erntete, aber seine Verwandtschaft weder mit dem, der im Evangelium an seine Brust schlug, noch mit der dort auch erwähnten armen Wittwe, keineswegs darthat. Darnach ging auch nicht sein Bestreben, sondern nach den Beweisen, daß die Seidels zur Zeit Kaiser Konrads Barone von Goldmühl gewesen waren, was er sehr richtig aus der Aehnlichkeit seines Wappens mit dem des alten Thurms in Goldmühl bewies. Dieser schien die lezte Trümmer eines alten Schlosses zu seyn und zeigte auf einem großen Quaderstein ein Mühlrad ausgehauen. Seidel hatte aber von seinem Großvater, einem reichen Müller her, ein Mühlrad auf gewässertem Grunde im Wappen geführt. Die Beweise wurden alle herbeygeschafft, Seidel war darum nicht glücklicher, und sein Hang, sich als Beförderer des öffentlichen Wohls zu zeigen, nahm nicht ab. Bey seinen beyden Kindern, einem Sohn und einer Tochter, äußerte sich des Vaters Bestreben und Behaupten um Geld und Ehre, als angebornes unzweifelndes Bewußtseyn des Besitzes, aber eben so die Fähigkeit zu vergeuden; der alte Herr hätte es wohl anders gewünscht, dennoch aber empfand er immer eine gewisse Genugthuung, wenn er für seine Tochter eine ungeheure Putzmacherrechnung und für seinen Sohn splendide Soupers, die er in Würzburg als Student, oder in dem nächsten Städtchen als Erbprinz von Goldmühl gegeben, bezahlen mußte. Er äußerte jedesmal dabey: es sey ihm nur um die jugendliche Thorheit, denn das Geld — das Geld mache ihn nicht arm. Bey allen diesen Armseligkeiten war ihm, in der Kindheit von einer braven Mutter erzogen (und das wirkt, oft wunderlich, dennoch unfühlbar fort), das Gute doch Ernst, und deßhalb die Erinnerung an seine Jugend sehr wichtig. Er nannte sie seine gute Zeit, und sie war doch nur die Zeit, wo er gut war. Mit Halwyl war er immer in Verbindung geblieben und wie dieser ein reicher und immer reicherer Handelsmann und Landbesitzer ward, hatte er sich an die Idee gewöhnt, daß er mit ihm von jeher Damon und Pythias gewesen. Nicht weil er ihn in andern Verhältnissen nicht auch lieb behalten hätte, allein Leute, die Geld zu ihrem einzigen Ziel machen, geht es mit ihm, wie mit jeder ausschließenden Leidenschaft: sie halten es für das Höchste. Schon im ersten Jahr seiner Rückkehr nach Deutschland erfuhr er von Chur aus, daß sein ehemaliger Kompagnon Croussol bey seiner neuen Unternehmung durch die Schuld seines Mitarbeiters, der durch seine Flucht den Zustand seiner Angelegenheiten ruchbar gemacht hatte, gänzlich fallirt habe: und nach Aufopferung alles dessen, was er sein nennen konnte, um die Forderungen seiner Gläubiger zu befriedigen, aus der Stadt und Gegend verschwunden sey.

Croussols Gläubiger gewannen in der Auseinandersetzung seines Geschäftes so viel Achtung für ihn, indem neben der, durch seines Kompagnons Untreue herbeygeführten nothwendigen, Fehlschlagung überall Redlichkeit hervorblickte, daß sie ihm ein ansehnliches Geschenk zu seinem nächsten Fortkommen machten. Seidel war sehr bestürzt über diese Nachricht, die ihm zufällig nach Franken gemeldet wurde, und forschte mehrere Male nach Croussols Schicksal, aber vergebens; ja es fanden sich Anzeigen, daß er auf dem Wege nach dem See wohl im Gebirge verunglückt seyn könnte. Die Theilnahme, mit welcher Seidel das Schicksal ihres verlornen Jugendfreundes Halwyl meldete, trug dazu bey, sein eigenes Andenken bey dem Ueberlebenden zu steigern, so daß dieses Band von Halwyls Seite mit den Jahren etwas Idealisches erhielt, denn er verpflanzte auf Seideln, den er seit seiner Ueberfahrt nach Baltimore nie wiedersah, alle Reife im geistig Guten, welche er selbst gewonnen hatte, und unter allen Vortheilen einer großartigen Betriebsamkeit unter dem Schutz einer freyen Verfassung fortwährend ausbildete. Seidel sah in dem würdigen Bürger, dem glücklichen Gatten, dem zufriedenen Vater immer nur den reicher werdenden Kaufmann, und wieß es keineswegs von sich, wenn in Halwyls Kopf sich der Plan bildete, einen seiner Söhne, wenn die Herzen der jungen Leute einwilligten, mit seiner einzigen Tochter zu verheirathen. Er hoffte den jungen Mann in Deutschland zu behalten — oder dachte vielmehr nichts deutlich als die Tausende, welche seine Tochter, einerley wo? noch neben ihrem Brautschatz besitzen sollte.

Während der Kriegsjahre war Seidel oft in Berührung mit einem Lieferungs-Agenten, dem Vater unsers jungen Baron Tungern, gekommen; damals war dieser noch nicht Baron, wie er aber seine Schäfchen in's Trockne gebracht hatte, erwarb er diese Würde auf eine viel rechtmäßigere Weise, als er das Geld, welches er für sie gab, erworben hatte, kaufte Güter in Holstein, verkaufte sie

wieder, und fand überall Mittel zu erwerben. Seine Spekulationen führten ihn mehrmals in der Meßzeit nach Leipzig, wohin Seidel seiner Wollverkäufe wegen auch kam; sie zechten dann zusammen, und Seidel, der außerordentlich gern sprach, fand an Tungern einen bereitwilligen Zuhörer und Frager. Eines Tages erzählte Seidel von seinen frühern Handelsverhältnissen in Chur und erwähnte dabey seines Freundes Croussol. Hätte er nicht, statt seinem Gesellschafter in's Gesicht, eifrig in sein Glas geguckt, so würde er eine Veränderung in dessen Zügen wahrgenommen haben; eben so wenig war es ihm auffallend, daß Tungern Mittel fand, des armen Verstorbenen weiteres Schicksal bis zu seinem Verschwinden von ihm herauszulocken. „Und so wäre er todt?" fragte er dann dringend, aber starr in die Neige seines Glases blickend, das er empor hielt. „Gebe Gott, nur verunglückt, meynte jener und nicht freventlich. . ." — „Ey behüte Gott! es war ja ein frommer Mann," unterbrach Tungern heftig. „Vielleicht, sprach Seidel weiter, starb er aber erst später, denn ein Uhrenkaufmann aus Locle sagte mir, weil ich immer nach ihm forschte, wohl noch ein Paar Jahre darauf, es habe ein Croussol in der Gegend gelebt und sey im Elende gestorben. Ich trug ihm auf, die Sache näher zu untersuchen, da war keine Spur mehr von ihm, seiner Frau und seinen Kindern zu finden." — „Wie? Frau, Kind?" — „Ja, er muß geheirathet haben — gewiß eine dumme Heirath, denn einen empfindsamen Hieb hatte der arme Mann von jeher." Tungern sprach von etwas Anderm und trank dabey so gewaltig, daß er bald gar nicht mehr sprach, sondern seinem Bedienten lallend befahl, ihn bald zu Bette zu bringen.

Tungern aber hatte sehr recht, bey Croussols Namen die Fassung zu verlieren. Er war es, der den armen Mann in Chur zu Grunde gerichtet hatte. Bey völliger Unkunde des Geschäfts hatte er mit geborgtem Gelde Croussols bekannte Kenntniß zu seinem Vortheile benutzen wollen. Bald gaben ihm alte Spießgesellen Nachricht von einem Unternehmen, das reichlichern Ertrag abwerfen würde, als das mühselige Fabrikwesen, wenn man nur dabey keine strenge Vorurtheile über Glaub und Treu haben wolle. Das war nicht Tungerns Fehler, das Fabrikwesen war ihm also schnell zum Eckel geworden, und der gewissenhafte Croussol nicht sein Mann, er wußte einiges Geld auf sein Geschäft vorgestreckt zu erhalten, für welches, da ihr Unternehmen solidarisch war, Croussol haften mußte, und ging damit zu dem Befehlshaber der * * * Armee in Italien. Er ward für seine Dienste gut bezahlt, begab sich nach Deutschland, und machte seinen Weg, wie wir oben erzählt haben. Was mit Croussol wurde, wissen wir auch; allein er kam nicht in den Gebirgspässen um. Es war schon Spätherbst, und er wollte nur den ihm bekannten drückenden Umgebungen, nicht seinem Gewissen entfliehen. Das war ruhig! Er verließ die Schweiz, und traf in dem Arlberg auf einen einsamen Hof, dessen Bewohner hölzerne Uhren verfertigten. — Dort blieb er den ganzen Winter, und seine Fertigkeit in manchem mechanischen Geschäft war ihm in Erlernung des Kunstzweiges seines Wirths so förderlich, daß er bald geschickter wie dieser, im Frühjahr den Entschluß faßte, in den Neuschateller Bergen die Uhrmacherkunst zu erlernen, da in jenen Jahren dieses Handwerk sehr vortheilhaft war. Croussol war dabey nicht von dem Bedürfniß nach Beschäftigung, noch Unterhalt allein angetrieben, der Gebirgsuhrmacher hatte eine Tochter, die ein Kind der Natur, und von ihr erzogen, dem von gebildeten Menschen grausam Mißhandelten freylich wie ein wohlthätiger Engel erscheinen mochte. Mit kindlicher Zutraulichkeit, wenn Croussol erzählte, oder gar sie über ein weltliches Interesse belehrte, mit züchtiger Bescheidenheit, wenn er mit ihr scherzte, oder Dienste von ihr erbat, schien sie ihm bald Tochter, bald Geliebte, und er segnete die Möglichkeit mehr verdienen zu können, als die an Beschränkung, ja an Entbehrung gewöhnte Eusebia als Hausfrau bedurfte. Croussols Plan glückte. Er ging im nächsten Frühjahr nach Locle, und begab sich bey einem geschickten Arbeiter in die Lehre. Dießmal schien ihn ein guter Engel zu leiten, er fand schnell die Gattung Arbeit, die ihm am meisten zusagte — es war eine der einträglichsten — er vervollkommte sich darin durch die ihm angeborne mechanische Geschicklichkeit und die Sehnsucht, bald Eusebien heimholen zu können, und nach zwey Jahren wohnten sie in dem Thale von Locle, in einem Häuschen, das eine Felsenbucht gegen Nord und Nordost schützte, an der Felsenecke standen ein paar Fichten, unter denen ein Quell in ein Brunnenbecken gefaßt war, — und dort schien der Friede Gottes zu wohnen, der höher ist wie alle Vernunft. Eusebia hatte mit dem Geliebten gern Vater und Mutter verlassen. Das reinliche Häuschen im Jura schien ein Schloß neben der rauchigen Hütte im Arlberg, aber doch sehnte sie sich zuweilen, den väterlichen Heerd wieder zu sehen. Doch nach einem Jahr saß sie mit einem Kind auf dem Schooß unter den Fichten, ein paar Ziegen spielten auf dem Grase, Croussol kam jeden Samstag mit reichem Arbeitslohn von seinem Fabrikherrn nach Hause. — Wer hat Ausdrücke einfach genug für so ein einfaches Glück? Nun ward es Herbst, und Croussol ging hinab zum Jahrmarkt nach Neufchatel, um Winterkleider für sein Weib und seine kleine Eusebia zu kaufen, die rüstiger wie sonst Kinder von zwey Monaten aus ihren Hüllen herauszappelte. Der thörichte Vater kaufte das Beste und hätte gern etwas noch Besseres für seinen kleinen Abgott aufgesucht, aber wie er schnell nach vollbrachtem Geschäft zurück auf seine Berge eilen wollte, traf er schon auf halbem Wege zu Rochette einen Bergnachbar, der eines jener hohen Kinder-

stühlchen gekauft hatte, auf denen die Kleinen ihren Platz in gewöhnlicher Menschenhöhe behaupten können. Crouſſol malte sich die nächsten Winterabende, sein Weib am Spitzenkissen arbeitend, die kleine Eusebia neben ihnen mit den Maiskolben spielend, die er ihr mitbrachte, sich selbst arbeitend oder lesend — denn die Fabrikherrn lieben ihm gern gute Bücher. So einen Stuhl mußte er zurückbringen! er eilte also den langen Weg in die Stadt zurück, suchte, feilschte, lud sich die ungewohnte Last auf die Schultern und machte sich um eine Stunde später, wie die Jahreszeit mit sich brachte, wieder auf den Weg.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i s t i ch e n.

1.

Als noch Solon Gesetz' und Themistokles schuf und Perikles,
 Solcherley Männern Athens waren die Satzungen gleich.
Als die Nikomache bald verpfuschten die alten Gesetze,
 Solcherley Schurken Athens wurden die Satzungen gleich.

2.

Schattet die Nacht, da regen die S ö h n e d e s W e h ' s *), sich, die Schakals,
 Schleicht das unheimliche Wild tückisch im Nebel umher:
Aber sobald aufstrahlt die welterleuchtende Sonne,
 Dann in ihr dunkles Geklüft legen sie schnell sich zurück.

C.

*) Arabischer Ausdruck für Schakals.

K o r r e s p o n d e n z - N a ch r i ch t e n.

N ü r n b e r g , 10. Oktober.

(Fortsetzung.)

Weniger erfreulich sind nun wohl die Werke der neualten Kunst. Auf allen Straßen fast sieht man jezt Brunnen mit gothischen Verzierungen; die Kirche zum heiligen Laurentius hat eine neue Thüre von Holz, b r o n c i r t mit den geschmacklosesten altdeutschen Zierrathen, erhalten; in der schönen Kirche zum heiligen Sebald (welche voll herrlicher Kunstschätze des Alterthums ist) wurde ein hölzerner Altar mit goldenen und broncirten (!) Zierrathen ohne Zusammenhang, Geschmack oder Regel, aufgebaut (auf demselben steht ein hölzernes, sehr schönes Kruzifix von Veit Stoß, ebenfalls broncirt!); mehrere Privathäuser, darunter das des Herrn von Schwarz, des Kaufmanns Klett, sind in Stuck und Blech mit altdeutschen Zierrathen versehen worden; selbst bey Wiederherstellung des von dem Nürnbergischen Magistrat gekauften Albrecht Dürers Hause, wurden in die viereckigten Fenstertafeln altdeutsche Spitzbogen von Holz eingesezt, und diese mit geschmacklos bunten Gläsern ausgefüllt. — Der Nürnbergische Magistrat soll die Absicht gehabt haben, ein Gebäude für die polytechnische Schule zu bauen, wovon das Modell schon aufgestellt war; dieses war ebenfalls im altdeutschen Style, eigentlich aber in gar keinem. Der als Zeichner schon rühmlich bekannte Carl Heideloff hat hier die Veranlassung erhalten, sich auch auf die Architektur zu legen, allein mit weniger glücklichem Erfolg. Ein Mann voll Talent, lebendiger Auffassungsgabe, und überhaupt mit einem wahrhaft meistervollen Geschicke begabt, Allem, auch dem Unbedeutendsten, eine gefällige und oft originelle Form zu geben, ist er doch nicht eigentlich Architekt. Ihm hat man es vornehmlich zu danken, daß in Nürnberg jezt die altdeutschen Formen Mode geworden sind; diese sind aber auch nichts als M o d e, denn sie gehen nicht aus einer, im Tiefsten des Gemüths liegenden Kunstanschauung, aus welcher sie sich als etwas Nothwendiges hätten gestalten müssen, hervor, sondern sind blos zufällig willkürliche äußerliche Formen des, in diesem Augenblicke herrschenden Geschmacks. So wenig die Form das Wesen ersetzen kann, so wenig wird sich ein nur halb mit dem Geiste der altdeutschen Baukunst Vertrauter, von dem unerträglichen Gefühle beym Betrachten dieser leeren Tändeleyen ergriffen, sagen können, dieses sey altdeutsche K u n s t! Ja er muß es sogar für Verhöhnung und den vortrefflichsten Mißbrauch des Großen und Unübertroffenen des altdeutschen Styls, als eine Versündigung an dem Geiste der Alten erachten. Welchen verkehrten Weg die Maler schon in den letzten fünfzehn Jahren eingeschlagen haben, dadurch, daß sie in dem Wahne stunden, durch Nachahmung der Formen in altdeutschen Gemälden, erhöben sie sich zu den Alten selbst, ist seit dieser Zeit schon so oft besprochen worden, daß es überflüssig wäre, Ihnen, da Sie überdieß mit mir hierüber ganz einverstanden seyn werden, meine Ansicht weiter zu entwickeln. Was unserer Kunst Noth thut, ist gründliches, ernstes, tiefes Studium des G e i s t e s der Alten; ist dieser erfaßt, und bildet sich h i e r a n eine neue Kunst, so wird sich und muß sich aus dieser die ihr inwohnende wahrhafte, und dann auch nothwendige Form von selbst ergeben. Wenn Sie die herrlichen Werke des größten unserer in Deutschland lebenden Maler, Cornelius, gesehen haben, so würden Sie mir schon aus der äußern Anschauung allein Recht geben, und was uns hin und wieder von den Leistungen eines Veit, Schnorr, Overbek und Heß in Rom zu Gesichte gekommen ist, mag das Gesagte auch durch diese bestätigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des R ä t h s e l s in Nr. 258.

R a u ch.

C h a r a d e.

Mein Erstes lebt gar froh und frank
Im dichten Schattenhain,
Beym Jagdgesang und Hörnerklang
Springt's über Stock und Stein.

Mein Zweytes mag zur Sommerzeit
Den müden Leib dir laben,
Doch kannst du's auch, wenn's friert und schneit,
In meinem Ganzen haben.

— t —

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 42. u. Monatsreg. Oktober.

Verlegt von der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung.

Nro. 265.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 6. November 1826.

Aus, aus kurzes Licht! Leben ist nur ein wandelnder Schatten, ein armer Schauspieler, der seine Stunde lang auf der Bühne groß ist, und hernach nicht weiter gehört wird.

Shakspeare.

L'Acquatta.

(Aus dem Mercure du XIX. Siècle.)

L'Acquetta, das fürchterliche Wort, vor dem in Italien Alles zittert, ist das Diminutiv des Wortes acqua (Wasser). Die entsetzlichen Wirkungen des Upas-Giftes sind bekannt, und man weiß, daß eine in dasselbe getauchte Pfeilspitze dem Geschöpfe, welches sie trifft, augenblicklichen Tod bringt; die acqua tophana ist aus der Geschichte der Weishaupt'schen Illuminaten als der für die Meineidigen bestimmte Gifttrank nicht weniger bekannt; das Orfila'sche Werk ist häufig gelesen und man kennt im Allgemeinen die Wirkungen des Saftes des Biancanillobaumes, der Metallgifte und jenes schnell wirkenden giftigen Fluidums, welches die Natur mehreren Arten von Reptilien verliehen hat; allein alle diese Gifte sind nichts im Vergleich mit dem weniger bekannten, welches die Bewohner von Perusa in Kalabrien fabriciren. Seine Eigenschaften bestehen vorzüglich darin, daß kein auffallendes Symptom sein Wirken kund gibt, denn nur, wenn es dem Körper schon tödtliche Vernichtung gebracht, wird der Vergiftete dieses gewahr; es führt langsam, aber unabänderlich dem Tode zu und verschafft dem teuflischen Feinde, der es gebraucht, den Anblick einer schmerzvollen Agonie des Geopferten: sein Name ist Acquetta.

Mit diesem Gift, Acquetta genannt, sollen nach einer in Italien allgemein verbreiteten Meynung die Jesuiten den Papst Clemens XIV., Ganganelli, vergiftet haben.

Dieser Papst, welcher den Jesuiten-Orden vernichtet hatte, erwartete nichts anderes als ein Opfer der Rache dieser mächtigen Gesellschaft zu fallen, und sagte hierüber zu seinen besorgten Freunden: „Ich habe Alles vorausgesehen, als ich die betreffende Bulle unterschrieb. Allein „ich habe damit nur gethan, was mir gerecht und nothwendig geschienen; indem ich mich in die Arme der Vorsehung geworfen, wußte ich gleichwohl, daß mein Leben „zum Opfer gebracht werden mußte."

In der That mußte dieß auch, troß aller angewandten Vorsichtsmaßregeln, endlich also geschehen, und die äußerste Wachsamkeit konnte den heiligen Vater nicht für immer gegen den noch wachsameren Feind schützen. Oft sagte er zu seinem Koch: „Fra Francesco, badate alla pignata, perchè altrimente anderebbe male e per voi e per noi." (Bruder Franziskus, gebt mir wohl auf den Topf acht, sonst könnte es Euch und mir schlimm gehen.) Bruder Francesco befolgte diesen Befehl auf das allergewissenhafteste und ließ nie Jemand in die Küche treten. Ja als er sich eines Tages auf einen Augenblick aus derselben entfernt hatte, ohne die Thüre abzuschließen, benachrichtigte er den Papst alsbald davon, welcher denselben Tag nichts genoß als frische Eyer.

Im Jahr 1770 verkündeten eine Bäurin von Valentano und mehrere andere fanatische Personen den nahe bevorstehenden Tod des Papstes. Im Jahr 1771 erneuerten sich diese Prophezeihungen. Im Jahr 1773, in welchem die Aufhebungsbulle des Ordens erschien, wurden noch bestimmtere, dieses Ereigniß betreffende Offenbarungen von

einer Frömmlerin aus der Mark Ancona bekannt gemacht. Sie bedrohte in denselben den Papst und alle Fürsten, welche den Orden verfolgen oder aufheben würden, mit nahem Tode und andern furchtbaren Uebeln. Indessen vergingen immer noch mehrere Monate, ehe die Gesundheit des Papstes irgend einen Anstoß erlitt. Gegen Ende des Jahres 1774 aber, gerade am Mittwoch der heiligen Woche, als der Papst vom Vatikan zurückkehrte, sagte er ganz unvermuthet zum Prälaten Macedonio, den er seines größten Zutrauens würdigte und indem er die Hand auf den Magen legte: „Monsignor, l'abbiamo preso; è qui.“ (Herr Prälat, jezt hab' ich Gift bekommen; ich fühle es hier.)

Der heilige Vater hatte sich nicht getäuscht. Bald war sein Mund und Hals angeschwollen. Es folgte Erbrechen, immer zunehmende Schwäche des ganzen Körpers, endlich Betäubung und heftige Leibschmerzen; der Mund stand unausgesezt offen, als ob ein inneres Feuer den Körper verzehre. Kurz alle Symptome zeigten deutlich, was vorgegangen seyn mußte, und was zu erwarten stund. Der Papst ließ eiligst den Doktor Bianchi, seinen alten Freund, von Rimini kommen. Er kam, aber — als es zu spät war. Der heilige Vater hatte gleich nach den ersten Anzeigen ein Gegengift genommen, welches er immer bey sich trug, er hatte sich dann in ein wie ein Backofen geheiztes Zimmer bringen lassen, um durch künstliche Ausdünstung das Gift zu vertreiben. Aber alle Mittel waren vergebens.

Ganganelli starb wirklich den folgenden 22sten September, aufgezehrt von dem fürchterlichsten Fieber, dem Acquetta Fieber. Sein Tod war voll Seelenergebung und christlicher Würde. Keine Klage, kein Murren entweihten seinen Mund. Als man ihn wegen seines Testaments fragte, erwiederte er kurz: „l'anima a Dio, la robba a' parenti.“ (Meine Seele möge Gott zu sich nehmen, meine Habe die Verwandte theilen.)

Nach seinem Tode zeigten sich die Wirkungen des fürchterlichsten aller Gifte auf die schrecklichste Art. Der Leichnam zerfiel in schwarze Stücke, und seine Ausdünstung war pestartig. Die Eingeweide und das Herz des Papstes hatte man vorerst nur in einem Pokal aufbewahrt, um sie später beyzusetzen, allein derselbe zerplazte in wenigen Stunden zu unzähligen Splittern. Ja selbst nachdem die Eingeweide alle aus dem Körper genommen und dieser sorgfältig gewaschen und einbalsamirt worden war, erzeugte sich in demselben fortwährend eine mit Blut gefärbte Flüssigkeit, die durch das Bett hindurch bis auf den Boden lief. Diese furchtbare Auflösung sezte Alles, besonders die Männer vom Fache, in Staunen und Schrecken.

Es ist also eine Eigenthümlichkeit der Acquetta, daß ihre Wirkung auch auf den entseelten Körper fortdauert.

Gott bewahre vor der Acquetta alle meine Leser, vorzüglich aber mich, der ich aus unverdächtigen Quellen diese Erzählung geschöpft und aufgezeichnet habe.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Die Novembersonne war noch so warm! der arme Wanderer fühlte freudig ihren Strahl, trocknete seine Stirn, sah über den blitzenden See, von der Abendsonne bestrahlt, sah jenseits die Kette der beschneiten Alpen blendend auf den Azur des Himmels gezeichnet, er empfand einen unnennbar freudigen Muth, die Schöpfung so herrlich, und er Gatte, Vater, freyer Mann, weil er arbeiten konnte und zu entbehren verstand. — Nun sank die Sonne zur Seite seines Weges hinter die Gipfel des Gebirgs, der Schatten des Jura breitete sich wie ein dunkler Teppich weiter und weiter über den See; so eben glänzten noch die Thürme von Estavayer im Abendstrahl, jezt hüllten sie sich in Dämmerung ein und der dunkle Teppich rollte sich gegen die Berge hinan auf die Schneefelder zu. — Croussol athmete schwer, schwer! und der eisige Nordwest, der dem Niedergang der Sonne in diesem Gebirge folgt, schüttelte ihn wie Fieberfrost. Jezt war er rechts um Locle herum geeilt, über einen Felspfad, und dort lag seine Hütte! — aber dennoch blickte sein Auge über sie hinaus. Die Niederung war in Finsterniß gehüllt, die Schneegipfel lagen in grauen Massen unter dem dunkeln Himmel, an dem Stern neben Stern hervortrat, indeß am Ende der Bergkette über der Nacht der Ebne und der grauen Masse der umschleyerten Alpen eine rosenrothe Lichtwolke lag — es war die Spitze des Montblanc. Croussol hätte, wenn er gefragt worden wäre, in diesem Augenblick nicht gewußt, ob sein heftig schlagendes Herz sich mehr nach der Heimath in der Felsenschlucht, oder nach jener dort über der rosigen Wolke — hoch darüber — sehnen möchte; aber wie er sein Weib sah und die kleine Eusebia ihm die Arme entgegenstreckte, da fühlte er tief, tief, seine Heimath sey noch auf Erden.

Aber das war Croussols lezter sorgenloser Tag. Sein Kind saß neben ihm auf dem mitgebrachten Sessel, sein Weib hielt ihre Spitzenklöppel zusammen, um zehn Mal die Maiskolbe, die der kleine Muthwille vom Tisch rollen ließ, aufzuheben; er saß daneben und freute sich mit ahnender Wehmuth, denn ein zerstörender Husten war die Folge des Marktganges, den Croussol, mit den Eigenheiten der Bergluft unbekannt, ohne Vorsicht gemacht hatte. Je mehr sein Leben hinwelkte, je mehr Hoffnung rankte sich um die Geduld, mit welcher er schlaflose Nächte, kraftlose Tage ertrug. Mutter Eusebia ahnete den Zustand ihres Mannes nicht; sie dachte, daß er wieder genesen

würde, wenn er nur Stärke genug gewänne, um sie mit ihrer Kleinen zum Großvater im Arlgebirge zu führen, und wie der Großvater vom Christfeste an nicht mehr schrieb, ward die Sehnsucht noch größer, bis im August des folgenden Jahres einer der Brüder ihr meldete: der Vater sey gestorben; den einen Bruder habe das Loos getroffen, Soldat zu werden, der andere sey in die weite Welt gegangen und das verschuldete kleine Anwesen verkauft, denn er, der Schreiber, habe ein reiches Mädchen geheirathet, und sey zu dessen Vater gezogen. Dem Schreiben lag ein Geldbrief auf zehn Karolin bey, als Eusebia's Antheil am Ueberrest des väterlichen Erbes. Das gute Weib sah sich seiner seligsten Hoffnung beraubt, ihr war, als könne Croussol nun nicht mehr genesen, nun sie keine Vaterhütte mehr hatte, die ihn aufnehmen sollte. Deßhalb hatte sie auch nicht das Herz, ihrem Mann diese Nachricht zu geben; auch sollte er nicht wissen, daß sie einen Nothpfennig erhalten habe, denn er fing an, wahrzunehmen, daß die Noth herannahte, weil seine Kraftlosigkeit ihn an der Arbeit verhinderte. Da hoffte sie ihm unbemerkt von ihrer kleinen Baarschaft einzuflicken, bis er wieder tüchtig zu arbeiten vermöchte. Da kam der Herbst wieder, früh, wie er es in den Bergen zu thun pflegt, aber die Sonne wärmte die Felsenbucht noch wie ein Treibhaus, und die wenigen Laubbäume schienen mit ihren bunten Sterbekleidern in neuem Lenzschmuck gehüllt. Eusebia mußte nach Locle gehen, um für den morgenden Sonntag einzukaufen; sie freute sich, ihren Gatten während ihrer Abwesenheit an der Hüttenthür in der milden Sonnenwärme sitzen zu lassen, wo sein Töchterlein um ihn herumspielte. Sein Erwerb war aufgezehrt, sie hatte deßhalb eines der geerbten Goldstücke in die Hand genommen — das erste! — und wollte es mit schwerem Herzen bey dem Fabrikherrn auswechseln. Indem sie beym Weggehen die Kleine über die Thürschwelle hob, glitt ihr das Gold aus der Hand und rollte in's Gras. Croussol ward es gewahr und fragte verwundert, woher das Gold komme? Eusebia raffte den Karolin schnell auf und aus Schrecken und Eil' — denn die Sonne sank — und aus liebendem Muthwillen antwortete sie einer kindischen Volkssage zufolge: „Es ist ein Engelchen neben uns vorbeygeflogen und hat mit seinen Flügelchen an das Dach gestoßen; dann fällt immer ein Goldstück herab." — Lange schwer Kranke verlernen den Scherz schnell zu verstehen, indeß Eusebia, ihrem Mann Scheidküsse zuwerfend, forteilte, besann er sich auf das Engelchen, faßte nur das Bild des Himmelsboten auf, den sein träumendes Auge über der kleinen Wiese suchte, auf der dichte Sträuße von Zeitlosen das Grün des Rasens übersäeten. Sein Blick schwebte matt fort bis zu einem Punkt, wo der Gipfel des Montblanc über den nahen Hügel hervorragte und in voller Lichtespracht in das dunkelblaue Himmelsgewölbe stieg. Der Engel schien ihm vielleicht auf jener Höhe zu weilen, denn dahin blieb sein Blick gerichtet. Sein Weib war aufgehalten worden im Ort, sie hatte sich selbst aufgehalten, denn sie hatte beym Einwechseln des Goldstücks dem Fabrikherrn, der Deutsch verstand, die ganze Geschichte ihres Erbes und ihrer häuslichen Noth mit Herzenserguß erzählt — nun sank die Sonne schnell, und sie eilte zurück, damit die Kleine nicht unruhig würde, und den Vater belästige. Der saß aber noch vor der Hüttenthür, und sein Antlitz war noch zu dem Montblanc gewendet, der jezt in abendlicher Glut glänzte. Die kleine Eusebia hatte seinen Schooß voll herbstlich gefärbter Blätter gelegt, eine Handvoll der schönsten gesammelt, und hielt sie, auf seine Kniee gelehnt, zu ihm empor. Das besorgte Weib zog die Kleine vom Schlafenden hinweg, aber — sein Auge war ja offen, die Rosenglut des Berges spiegelte sich trübe in dem starren Blicke, er erwachte nicht mehr.

Der Fabrikherr meynte, daß Eusebia bey ihrer Erbschaft, deren nichts bedeutenden Betrag sie des Vaters Andenken schonend nicht angegeben hatte, keiner Unterstützung bedürfe, und die Arme meynte, die zehn Goldstücke müßten viel länger dauern wie ihr armes Leben, oder sie dachte überhaupt wenig, eilte nur aus der Hütte, wo sie glücklich gewesen, aus Locle, wo alles so theuer war, und bezog am Abhang des Vorgebirges ein kleines, einzeln stehendes Häuschen, wie sie dort überall hingesäet sind, machte Spitzen, betete für ihr Kind, und pflegte es mit inniger Liebe. Ein Kaufmann in St. Aubin bezahlte ihre Arbeit pünktlich und christlich, denn viele drängen die armen Spitzenmacherinnen so, daß sie für ihrer Augen Licht, das ihre Arbeit früher oder später dunkel macht, kaum das Brod haben. Gute Nachbarn, die Gärten und Felder hatten, schenkten ihr zuweilen Gemüse und Butter, und wie Eusebia immer holdseliger ward, gaben sie ihr an der einen Hütte einige Birnen, an der andern Weißbrod — und so ging ein Jahr hin und ein Paar, und die Wittwe konnte sich nicht entschließen, die Nähe von ihres Gatten Grab zu verlassen und in's Arlberg zurückzuziehen, von wo die Brüder ihr seit des Vaters Tod nicht mehr schrieben. — Eusebia war nun acht Jahr alt, die Mutter lehrte sie alles, was der Vater sie selbst hatte üben lassen; denn der hatte sie im französisch Lesen, Schreiben und im Rechnen recht sorgfältig unterrichtet, und dabey machte das Kind kleine Spitzchen, die auch wöchentlich ein paar Piecettes eintrugen. „Gott wirds schon machen!" seufzte zutrauensvoll die Wittwe, wenn sie Eusebiens kindliche Schöne erfreute, und die Zukunft doch so dunkel vor ihr lag. Gott machte es freylich, aber härter wie die Fromme es gehofft hatte. Der Kummer, die sitzende Arbeit, die rauhe Nahrung, entwickelten ein langsames Uebel in ihr, Eusebia blickte angstvoll in der Mutter erlöschendes Auge, wenn diese schwerathmend die mat-

ten Hände, statt zu arbeiten, über dem Spitzenkissen zum Gebete faltete. — Die bisher noch erhaltenen Goldstücke der Erbschaft wurden ein's nach dem andern hinab nach St. Aubin getragen und ausgewechselt; der gutmüthige Kaufmann starb, ein anderer in einem entfernteren Dorfe feilschte unbarmherzig um ihre schönen breiten Kanten, und wollte Eusebiens kleine Spitzchen gar nicht mehr annehmen. „Gott! mache es gut!“ betete die Mutter, wie der Winter wieder eintrat, und der Schnee die Wege bedeckte, und die Nächte der Schlaflosen so lang schienen. An einem Sonntag Nachmittag trug die Kranke der nun achtjährigen Eusebia auf, sich einen Weg durch den Schnee zu bahnen, bis zu dem Pfad hinauf nach Rochefort, woher der Pfarrer, weil es sein Filial war, zurückkehren mußte, und ihn zu bitten, daß er auf einen Moment nur in ihre Hütte kommen möge. Die Kleine gehorchte, und stand nun mit dem Besen, mit dem sie mühsam den Schnee zur Seite gekehrt hatte, in der Hand, weinend am Wege. Der gute Pfarrer blieb unangeredet bey ihr stehen, und sagte: „Kleine, du frierst ja!“ Nun strömten die Thränen des Kindes aus den dunkeln Augen, und sie zog bittend den Prediger zu ihrer Wohnung hin. Croussol und sein Weib waren katholisch, der gute Pfarrer hatte also, obgleich er sie in den sieben Jahren, die sie am Berge wohnte, oft freundlich gegrüßt, keinen Beruf gehabt, die Wittwe in ihrer Hütte zu besuchen, aber gern folgte er dem weinenden Kinde. Er fand die Kranke zu seinem Erstaunen mit der Bibel vor sich, und obgleich hoffnungslos, doch gefaßt. — „Wenn ich todt bin, soll Eusebia zu Ihnen kommen, und Sie suchen ihr einen barmherzigen Schutz, sagte sie mit einer angestrengten Bestimmtheit, welche ihm bewies, daß sie sich an den Entschluß, so zu sprechen durch langes Wollen gewöhnt hatte. — Der Prediger versprach es: — liebe Kleine, sagte er zu dem Kinde, wenn du mich brauchst, so geh hinüber zu Frau Ballical — so hieß die nächste Nachbarin, und laß dich zu mir in's Dorf führen.“ Eusebia blickte ihm forschend in's Gesicht, und ihr Auge hatte einen unbeschreiblichen Ausdruck von Besinnen und Verstehen, ohne klares Bewußtseyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, 10. Oktober.

(Fortsetzung.)

Noch muß ich Sie mit einem hiesigen Künstler bekannt machen, der mit Recht alle Aufmerksamkeit verdient, und von welchem man wohl noch Bedeutendes wird erwarten können. Er heißt Burgschmiet. Dieser verdiente sich früher seinen Unterhalt mit Verfertigung von Schnitzwaaren, die er den hiesigen Kaufleuten zur Nürnberger Waare lieferte. Durch die Arbeiten am schönen Brunnen aufmerksam gemacht, meldete er sich bey dem, das Ganze leitenden Direktor der hiesigen Akademie, Herrn Reindel, damit dieser auch ihn zu den Arbeiten verwende. Als Probe lieferte er nach einiger Zeit aus einem, ihm von Reindel gegebenen Stein, sein eigenes Bild auf das Aehnlichste getroffen, wobey er sich damit entschuldigte, er habe eben nichts anderes zu machen gewußt; aus einem zweyten erhaltenen Stein machte er den Kopf des Direktors Reindel selbst; beydes in einer Art gearbeitet, die nur das ausgezeichnetste Talent des Künstlers, dessen erste Bildhauerarbeiten diese waren, erkennen ließ. Bey dem am 23sten Mai dieses Jahrs veranstalteten Feste des Jubiläums des hiesigen Gymnasiums fertigte er in zwey Monaten, ohne ein Modell vor sich zu haben, die kolossale Statue des Philipp Melanchthon; auch diese Statue ist, Einzelnheiten abgerechnet, ganz vortrefflich. Möchte der Patriotismus der Vaterstadt dem wackern Manne die Mittel verschaffen, sich durch Reisen auszubilden.

Es bleibt mir noch übrig, von den Bestrebungen der Nürnberger im Fache der Musik Ihnen etwas zu melden. Auch hier regt sich im Ganzen das Bedürfniß nach etwas Besserem, als was unsere neue Kunst vermag, doch — wie dort — auch nur auf schwache Weise; würde es aber unstreitig mehr, wären nicht gar zu mächtig hemmende Momente vorhanden. Der edle Magistrat hat auch hier seinerseits gethan, was er thun konnte, und verdient eben so die gerechteste Anerkennung. Durch Einrichtung einer städtischen Gesangschule wurde ein Grund gelegt, auf dem sich etwas Tüchtiges hätte aufbauen lassen, wenn sich nur Eitelkeit und Mittelmäßigkeit, die feindseligen Mächte des Guten, nicht dagegen so gewaltig aufstemmten. — Vor Allem fehlt es, so viel ich wahrnehmen konnte, an einer tüchtigen Direktion. Es sind von Seiten der Gemeinde außerordentlich viele Mittel, tüchtige Leute aus dem Auslande hieher zu ziehen vorhanden; die Cantoren und Organisten, selbst auch der Stadtmusikdirektor, der Gesanglehrer an der Gesangschule, eine Anzahl von der Stadtkasse (zwar gering) besoldeter Stadtmusici — sind mit solchen Gehalten versehen, daß, wollte man nicht den alten Schlendrian des Herkommens so herrschend gelten lassen, gewiß Großes müßte hervorgebracht werden. Statt dessen begnügt man sich aber, die Leute, die durch langes Dienen Anspruch auf gute Stellen zu haben meynen, allen Andern vorzuziehen, ohne Rücksicht, ob sie wohl auch ihren Posten versehen können. Man hört wohl kaum irgendwo schlechter den Kirchengesang mit der Orgel begleiten als hier. Das Stadtmusik- und das Theaterorchester sind an sich wohl nicht so schlecht, sie sollen unter der Leitung eines Hrn. Georg, der sich nunmehr auf Reisen befindet, wie allgemein versichert wird, Ausgezeichnetes geleistet haben; jezt aber können sie oft kaum auf das Mittelmäßige Anspruch machen. Bey meinem ersten kurzen Hierseyn wohnte ich dem Feste des Gymnasiumsjubiläums bey; auch hier ließ die Aufführung des Händel'schen Alexandersfestes und einer Kantate von Friedrich Schneider mehrere Proben, und hauptsächlich eine geistvolle, kräftige und lebendige Direktion zu wünschen übrig. Mit Erstaunen muß man dann doch jedesmal nach solchen Aufführungen im Korrespondenten von und für Deutschland die ungemessensten Lobsprüche hören, die im lächerlichen Widerspruche mit dem im ganzen Publikum verbreiteten Urtheile stehen, so daß selbst der Unbefangenste sich nicht enthalten kann zu glauben, dieses, so wie die Leitung jener Leistungen ständen im engsten Zusammenhange; denn so wie mir von glaubhaften Leuten erzählt worden ist, soll selbst bey dem Ausgezeichnetsten, was durch Hrn. Georg hervorgebracht worden ist, jener Lobsprecher gänzlich stillgeschwiegen und selbst einmal sogar versucht haben, Gegenbewegungen zu machen. Nicht ganz mit Unrecht hat denn auch ein Korrespondent der Flora diesen jedesmal auftretenden, unberufenen Panegyriker zurecht zu weisen gesucht, wiewohl er es mit zu viel Animosität und das Schickliche verletzender Art gethan hat, die nie zu rechtfertigen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. November 1826.

Liebst du mir auch
Flügel, was frommte mir doch ihr Gebrauch? —
Kann ja der Tod mir nur bringen,
Himmlische Schwingen.

Aus
die Frithiofs-Sage.

Herr Aage und Jungfrau Else.

Ein dänisches Volkslied, übersezt von Gustav Hohbach*).

1. Es war der Ritter Herr Aage,
Der ritt zur Insel weit,
Verlobte sich Jungfrau Elselille,
Eine gar liebliche Maid.

2. Verlobte sich Jungfrau Elselille
Mit Schätzen reich und werth.
Drauf am Monatstage
Lag er in schwarzer Erd'.

3. Es war Jungfrau Elselille,
Ihr war das Herz so wund.
Das hörte der Ritter, Herr Aage,
Tief unter schwarzem Grund.

4. Und den Sarg der Ritter Herr Aage
Auf seinen Rücken nahm;
So wankt' er zu ihrem Kämmerlein,
Sich selber zu Müh' und Gram.

5. Er klopft mit dem Sarg an die Thüre,
Weil er kein Kleid hat an.
„Steh auf, steh auf, Jungfrau Else,
„Laß ein deinen Bräutigam!"

6. Da sagte Jungfrau Else:
„Meine Thüre mach' ich nicht auf,
„Bis du Jesu Namen kannst nennen,
„Wie du gekonnt sonst auch."

7. „Steh auf, steh auf, Jungfrau Else,
„Mach' deine Thüre mir auf.
„Ich kann Jesu Namen nennen,
„Wie ich gekonnt sonst auch."

8. Mit Thränen auf ihren Wangen
Läßt die stolze Else ihn ein.
So schließt sie mit dem todten Mann
Sich in ihr Kämmerlein.

9. So nahm sie den Goldkamm,
So kämmte sie sein Haar;
Sie weinte bittere Thränen,
So oft sie lockt' ein Haar.

10. „Hört Ihr, Ritter Herr Aage,
„Allerliebster mein,
„Wie ist es denn in der schwarzen Erd',
„Im dunkeln Grabe dein?"

11. „Immer, wenn du dich freuest
„Und fröhlichen Muthes bist,
„Dann immer mein Grab inwendig
„Umhangen mit Rosen ist.

12. „Und immer, wenn du dich grämest
„Und traurig ist dein Muth,
„Dann ist mein Sarg inwendig
„Wie voll mit geronnenem Blut.

*) Die Uebersezung von W. C. Grimm (Altdänische Heldenlieder S. 73.), welche hier bey der 1 — 3. 5. 6. 22. Strophe zu Grund gelegt ist, läßt die 7 — 10. und 14 — 19. Strophe ganz aus und sagt in der 20. gerade das Gegentheil. Die Unregelmäßigkeiten des Versmaßes und des Reims finden sich auch im Original.

13. „Nun krähet der Hahn, der rothe,
„Und muß ich von dannen nun.
„Zur Erde sollen die Todten all',
„Und bey ihnen muß ich ruh'n.

14. „Nun krähet der Hahn, der schwarze,
„Nun muß ich hinunter in's Grab.
„Auf thut sich des Himmels Pforte;
„Nun muß ich schnell hinab."

15. Und den Sarg der Ritter Herr Aage
Auf seinen Rücken nahm.
So wanket er zu dem Kirchhof hin,
Mit so viel Müh' und Gram.

16. Das machte, weil Jungfrau Else
War traurig in ihrem Sinn.
Sie ging mit ihrem Bräutigam
Durch den finstern Wald dahin.

17. Und als sie nun zum Kirchhof
Durch den Wald gekommen war,
Da erbleichte dem Ritter Herrn Aage
Sein schönes, blondes Haar.

18. Und als er kam aus dem Kirchhof,
Und in die Kirche hinein,
Da erblaßte dem Ritter Herrn Aage
Die Rosenwange sein.

19. „Hör du, stolze Elselille,
„Allerliebste mein,
„Weine du nun nimmermehr
„Um den Bräutigam dein.

20. „Schaue hinauf zum Himmel,
„Und zu den Sternlein hin:
„Da siehst du, wie am Himmel
„Die Nacht nun ziehet dahin."

21. Und als sie hinauf zum Himmel,
Hinauf zu den Sternlein sah,
Da sank in die Erde der Todte;
Nimmermehr sie ihn sah.

22. Heim ging die Jungfrau Else,
Ihr Herz von Sorgen wund,
Drauf am Monatstage
Lag sie in schwarzem Grund.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Der gute Prediger schien besorgt für das Kind, aber die Mutter sagte fest: „Mein Herr, wo das Unglück so thurmhoch steigt, geht der Mensch sicher unter ihm hin. — Thun Sie nur, wie ich bitte, versprechen Sie . . ." zugleich reichte sie ihm die dürre, heiße Hand. Der Geistliche sah eine Sterbende vor sich, die er als Protestant nicht trösten zu dürfen glaubte, und die mehr Glauben bewies, wie er je in seiner Kirche gefunden hatte. Er ging beym Weggehen hinüber zu Frau Ballieul, um sie anzuweisen, daß sie die kranke Nachbarin besuchen und ihm die Kleine, wenn die Mutter verschieden seyn würde, sogleich bringen möge. Aber die arme Frau hatte selbst ein krankes Kind, ihr Mann arbeitete in Bied und kam nur am Samstag nach Hause. Der Pfarrer wollte den nächsten Morgen seine Magd senden mit Stärkungen für beyde Kranke, aber Gott half der Wittwe früher. Der Sonntag ging vorüber, der Mond stieg über dem See auf und die Sterne glänzten über den umdüsterten Bergen wie Leuchten auf einem großen Trauermahl. — „Mache nicht den Laden zu," rief die Kranke leise dem Kind, das auf den Stuhl stieg, um die Fenster zu verwahren. „Es kommt kalt herein," meynte die Kleine. „O, Licht ist besser, sagte die Mutter: komm, sing' mir das deutsche Lied an die heilige Jungfrau!" — Das Kind sang, aber unter vielen Thränen, denn die Mutter, deren gefaltete Hände sie, neben ihr auf dem Bett sitzend, mit ihrer kleinen Hand hielt, zitterte heftig. Endlich konnte Eusebia vor Weinen nicht mehr singen, und weil die Mutter schwieg, lehnte sie den Kopf an das Bett und horchte, ob sie sanft schliefe. Da erlöschte das Lichtendchen und der Mond schien voll auf die stille Kranke. — „Das ist der Tod," schien es dem Kind zuzuflüstern. „Das ist der Tod, sagte die Kleine, und legte die Hand auf der Mutter Stirn — aber ihr war, als sey sie es nicht, die das sagte und nun hinkniete und betete, und erst wie sie am Fenster saß und die Mutter in der dunkeln Stube, weil der Mond nun über dem Dache stand, nicht mehr erkennen konnte, draußen aber das Mondlicht den Schnee beschien und die kahlen Baumstämme schwarze Schatten warfen, fing es ihr an zu grauen und sie erkannte sich wieder und sprach sich selbst Muth ein. Da erinnerte sie sich, wie ihr die Mutter oft gesagt, sie soll singen, wenn sie sich fürchte, wie es wohl, wenn sie bey schlechtem Wetter allein im Haus geblieben und die Mutter nach St. Aubin hinabgegangen war, sich zugetragen hatte. Unwillkürlich fing sie das abgebrochene Lied wieder an, bey dessen thränenerstickten Tönen die Mutter eingeschlafen war; ihre eigene Stimme erschreckte sie auf's Neue, deßhalb sang sie lauter und lauter:

Die Sonn' begleitet dich,
Es unterwirfet sich
Zu deinen Füßen der silberne Mond.
Kein' Unvollkommenheit,
Mindert die Herrlichkeit,
Um dein Haupt bilden die Stern' eine Kron'.
Alles was lebet,
Alles was schwebet,
Alles was Himmel und Erden schränkt ein,
Muß deiner Majestät unterthan seyn. — —

Da klopfte es an's Fenster und rief: „Kleine, wie geht's deiner Mutter?" — Eusebia fuhr zusammen, erkannte den Nachbar Ballieul und eilte, die Thüre zu öffnen. „Meine Mutter schläft und Ihr müßt mich zum Herrn Pfarrer füh-

ren," sagte die Kleine, sonderbar gefaßt. Der Nachbar rief: „Behüte, welch ein Einfall, komm, laß mich ein Licht anstecken." — „Das brannte ab, indem sie einschlief und ich habe kein anderes." — „Barmherziger Gott! rief der Mann, der die Todte angefühlt hatte. Komm, ich geh in die Fabrik hinunter und will dich mit zum Herrn Pfarrer nehmen — komm du arme Kleine!" Eusebia kletterte auf's Bettbrett und nahm ihr kleines Gewand von dem Kleiderhaken; dabey kam sie der Mutter gar nahe, bückte sich, sie anzusehen bemüht, stieg herab und stand zögernd. „Nicht wahr, eure Frau kommt zu ihr herüber?" sagte sie, wie der Mann sie antrieb. „Adieu Mutter!" rief sie dann, küßte die kalte Stirne, und ging mit dem Manne, der das Haus zuschloß.

Der Pfarrer war eben aufgestanden und zündete selbst sein Kaminfeuer an. Der Anblick des Kindes erschreckte ihn, er sprach leise mit dessen Führer, schickte ihn fort und gab der erstarrten Kleinen einen Tropfen Wein. Das Kind war wie im Traum, es machte ihm Angst, er hieß es sich auf seinen Sopha legen, deckte es zu und suchte seine Frau auf. Wie er mit ihr zurückkam, schlief es, lange und sanft. Beym Erwachen war es heller Tag, der Prediger saß an seinem Arbeitstisch. Eusebia sprang mit gleichen Füßen vom Sopha, griff nach ihrem Gewand und, dem Geistlichen guten Morgen wünschend, sagte sie: „Nun kann ich wieder allein hinauf zur Mutter." Erst durch längeres Bemühen begriff die Arme, was der ganze Vorgang dieser Nacht zu bedeuten gehabt habe. Die Mutter hatte ihr wohl von ihrem Tode gesprochen, aber die Phantasie des Kindes versagte sich dem Niegesehenen; sie erwartete etwas Anderes, etwas Gewaltsames und hatte den Tod nicht erkannt, die Natur hatte ihr Grauen ihrer Unerfahrenheit zugesellt und ihren Sinn verwirrt, nicht belehrt. Sie hörte dem Prediger mit zunehmender Angst zu; endlich fragte sie: „So todt, daß man sie begraben muß?" — „So todt, liebe Kleine." — „Und nun habe ich keine Mutter mehr, und nichts, nichts auf Erden. —" Hier erstickten die Thränen ihre Worte. „Du hast Gott und hast mich und die Mutter hat dich mir anvertraut." — „Wann?" — „Gestern, wie du mich vom Wege abriefst." — „Was hat sie denn gesagt?" — „Wenn ich todt bin, so soll Eusebia zu Ihnen kommen und Sie suchen ihr einen barmherzigen Schutz." — „Ja, das hab' ich gehört. Also die Mutter wußte, daß sie begraben werden sollte?" — —

Eusebia wechselte mit heftigem Weinen und festem Glauben ab, daß die Mutter Alles angeordnet habe, bis ihr Kindersinn der Zeit die Hand bot und sie in des Pfarrers Hausordnung eingewöhnte. Die wahrhaft evangelische Menschenliebe der Neufchateller verleugnete sich nicht. Mehrere wohlhabende Familien der Gegend traten zusammen, um über Eusebiens Schicksal zu berathschlagen. Eine jede wollte beytragen, dem verwaisten Kinde eine zweckmäßige Erziehung zu verschaffen, und anfangs dachte man auf keine andere als die, sie zu einem geschickten Stubenmädchen bilden zu können. Wie die wackern Frauen aber das Kind mehrmals sahen, seine Beflissenheit wahrnahmen von den Lehrstunden, welche der Pfarrer seinen Kindern gab, Vortheil zu ziehen, seinen Ernst, zu dienen, nützlich zu seyn, und seine unbeschreibliche Heiterkeit bey jedem Spiel und jeder häuslichen Arbeit, da äußerten sie gegen einander, daß Eusebia sich wohl zu einem höhern Range im Dienstverhältniß, zur Erzieherin bilden könnte. Eines Abends fand eine der Damen die Pfarrerfamilie um den großen Eßtisch versammelt, wie sie Türkenkorn ausbrach; obenan der Pfarrer, welcher aus Rollins Geschichtbuche vorlas, daneben die Frau und beyde Kinder, und Eusebia zu unterst, Magd und Knecht am Ende des Tisches, die aufmerksam, wenn gleich verwundert, zuhörten. Frau von Tangin forderte Eusebien auf, ihr von dem Gelesenen etwas zu erzählen, und die Kleine trug ihr die Geschichte des Marc Anton, an deren Schluß sie sich befanden, im besten Zusammenhange vor, allein mit Unterschieben fremder Motive, die sie aus ihrem kindischen Sinn geschöpft, aus denen man aber wahrnahm, sie habe das Gelesene sich angeeignet, und trage es als ihr Erworbenes wieder vor. Der Pfarrer lächelte väterlich vergnügt. Frau von Tangin verwunderte sich und sagte ziemlich unüberlegt: du bist ein aufmerksames Kind; was willst du denn werden? ein gelehrter Schüler oder eine Nähjungfer wie Mamsel Boulanges. — Werden? gnädige Frau? Ich bin ja schon des Herr Pfarrers kleine Magd, und die bleibe ich, bis ich stark genug bin, Köchin zu werden.

Das schöne Kind mit seinem vornehmen Blick sah ganz eigen bey diesen Worten aus. Daß die häßliche Cleopatra den Antonius verzärtelt habe mit Zucker und Biscuit, hatte sie mit blitzenden Augen erzählt. Diese Antwort gab sie mit ruhigem Gleichmuth, indem sie an ihren Kornkolben fortarbeitete.

Solche Züge, mehrmals beobachtet, bewogen den Pfarrer und seine wohlthätigen Freundinnen, ihr den Grad geistiger Bildung zu geben, welcher sie zu dem Beruf einer Erzieherin befähigen könnte. Ersterer unterrichtete sie mit seinen Kindern, bald aber mit dem Sohn allein, der aber weit hinter der zwey Jahre jüngern Eusebia zurückblieb, weil, da die alten Sprachen nicht mit in diesen Lehrstunden begriffen waren, des Mädchens Kopf mit nichts Unnützem angefüllt wurde. Im vierzehnten Jahre nahm sie Frau von Tangin zu sich, um mit ihren Töchtern die Geschicklichkeiten und die äußere Bildung zu erhalten, welche im Auslande, wohin sie bestimmt war, von einer Erzieherin gefordert werden. Sonderbarer Weise war des Kindes väterlicher Name Croussol in Vergessenheit gerathen. Die Kleine hatte anfangs aus kindlicher Einfalt, wie sie sich des Pfarrers kleine Magd dünkte, sich der alten wackern Haus-

magd Namen angemaßt, der Scherz ward Gewohnheit, und der Alten, je vortheilhafter Eusebia sich ausbildete, so lieb, daß sie bey ihrem, kurz vor des jungen Mädchens Eintritt bey Frau von Tangin erfolgten Tod, ihr, da sie keine nahe Verwandte hatte, ihre gänzlichen Ersparnisse, sechstausend Franken, vermachte. Dieser Umstand sicherte ihr, ohne weitere Abrede noch Nachdenken, den Namen ihrer alten Erblasserin, und der wohlmeynende Pfarrer war nicht bemüht, an den ihres Vaters zu erinnern, denn, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, in Chur Verwandte zu entdecken, welche sich der Waise angenommen hätten, erzog er dieselbe in seiner, fremden der reformirten Kirche, behielt aber eine gewisse Scheu vor Eingriffen, die er am füglichsten durch Vergessendes väterlichen Namens abzuwenden hoffte.

Von allem diesem war Herrn von Tungern, dem betrügerischen Associé des armen Croussol, nichts bekannt geworden, da er nach seinem Verschwinden aus Chur seinen jetzigen Namen angenommen hatte; um die Aufmerksamkeit hatte nicht auf sich zu ziehen, hütete er sich in den ersten Jahren Entdeckungen von seinem schändlich betrognen Associé einzuziehen; wie er nach und nach reicher und reicher ward, rief ihn sein Gewissen auf, dem Schicksal des Mannes nachzufragen, und so hörte er einstmals auf der Leipziger Messe von einem Bolzaner Kaufmann, dieser Croussol habe Bankerott gemacht, und sey von den Franzosen beym Fuhrwesen angestellt worden. Vielleicht hatten ihn Graubündner gesehen, wie er in dem Jahr, wo er bey seinem nachmaligen Schwiegervater in Arlberg lebte, einst wirklich, einem kranken Nachbar aushelfend, mit Vorspann nach Bregenz gefahren war. Tungern wußte nun sein Gewissen zu beruhigen, indem er sich überzeugte, er habe jezt Alles gethan, um Croussol zu suchen; und sollte er noch einmal erscheinen, so sey er entschlossen, ihm seinen ganzen Verlust zu ersetzen. Mit diesem eingeschläferten Bewußtseyn lebte und trank er fort, bis seine Gesundheit anfing zu wanken, da fand dann einst zufällig das früher erwähnte Gespräch mit Seidel bey seinem Zusammentreffen auf der Leipziger Messe statt. Des Menschen Gewissen ward wach, aber Menschenfurcht war noch mächtiger in ihm wie Höllenfurcht, die sich zu regen begann. Er wollte nicht für den armen Schlucker erkannt seyn, der fast vor zwanzig Jahren einen verdorbenen Churer Kaufmann um seinen lezten Thaler gebracht hatte; sein Sohn sollte der Vollstrecker seines Sühnopfers werden, und dieses wuchs während den Qualen einer Brustwassersucht, deren Vorboten er schon früher gespürt, immer höher an, so daß er bald die Erstattung des ursprünglichen Raubes nicht mehr für hinreichend hielt. Tungern war katholisch, er vertraute sich also seinem Priester, dieser fand bald den Weg zu dem Pfarrer des katholischen Dorfes Cressier in Neufchatel aus, um ihm die Nachfrage nach dem armen Graubündner aufzutragen, dieser erfragte so viel, daß besagten Croussols Töchterchen, nachdem Vater und Mutter, ohne den Trost der Kirche, unter Calvinisten im größten Elend gestorben, von dem reformirten Pfarrer in St. Aubin erzogen worden, und späterhin in's Ausland gegangen sey. Der Beichtvater machte dem schwerathmenden Kranken eine furchtbare Beschreibung der Schuld, die er, als erste Veranlassung drey Seelen der rechtglaubigen Kirche entzogen zu haben, auf seine Seele geladen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, 10. Oktober.

(Beschluß.)

So werden nun die armen Nürnberger hin- und hergezogen: Mittelmäßigkeit, große Mittelmäßigkeit auf der einen Seite, und übertriebene Lobeserhebungen, selbst auch des Schlechten, auf der andern. — Wer wird wohl nicht so billig seyn, guten Willen anerkennen zu wollen? Gewiß Jeder — Jeder aber läßt es sich nicht gutwillig gefallen, wenn ihm zugemuthet werden will, solchen guten Willen an der Stelle großer Kunstleistungen anzunehmen. Wie schon gesagt, sehr zu bedauern ist es, daß das, was von Seiten des Magistrats für Musik geschieht, ein auf so ganz unfruchtbarem Boden ausgesäetes Saamenkorn ist. Die natürliche Folge konnte denn nur die seyn, daß sich allgemeiner Unwille des gebildeten Theils des Publikums bemächtigte, daß Aufführungen großer klassischer Werke, wie z. B. der Händel'schen, an dem Publikum ganz interesselos vorbeygestrichen sind, daß es sogar jezt so weit gekommen ist, daß dieses nunmehr nichts mehr von solcher Musik hören mag, und ihm leichtes, schamles, ohrenkitzelndes Zeug der neuen Kunst immer willkommener ist. Vergleiche sich einmal Nürnberg mit andern Städten zweyten Rangs, Frankfurt, Leipzig z. B.; was dort größerer Privatreichthum vermag, ersetzen hier unstreitig große Mittel, die der Gemeinde zu Gebote stehen, und mit denen, in zweckmäßig das Ganze leitenden Händen, gewiß eben so Großes, wenn nicht noch Größeres geleistet werden könnte, weil solche Mittel jedenfalls der Willkühr und der Laune des Publikums niemals unterworfen sind. Eine weitere Folge jenes, alles freyern Kunststreben zerstörenden feindlichen Moments der Eitelkeit und Mittelmäßigkeit, ist, daß keine Einheit der Kunstliebhaber und Dilettanten, deren es hier eine große Menge gibt, mit denen möglich seyn kann, die sich als die Koryphäen der Kunst geltend zu machen suchen, und geht dieses Unwesen auf solche Weise noch lange so fort, so wird es bald dahin kommen, wozu man schon hin und wieder an andern Orten gekommen ist, nämlich Vernichtung und Zerstreuung alles ächten Kunstinteresses und Kunstsinns im Publikum. Der Himmel lasse nun bald den edlen Nürnbergern einen glücklichern Stern am Horizonte ihrer Kunst aufgehen.

Nachschrift. Eine nicht uninteressante Anekdote muß ich Ihnen noch mittheilen. Der hie°ge Magistrat gab zweyen Sachverständigen, die in eigenen Geschäften eine Reise nach Paris unternahmen, den Auftrag, ausgezeichnete Produkte der dortigen Gewerbe einzukaufen, um sie als Muster für die hiesige polytechnische Schule zu benützen. Das geschah denn auch. Unter den eingekauften Sachen befand sich ein ausgezeichnet schönes und allgemein bewundertes Reißzeug. Bey genauer Prüfung zeigte sich's aber, daß dieses hier gemacht worden, und von den Parisern nur mit einem eleganten, geschmackvollen Ueberzuge versehen, dort als Pariser Waare verkauft worden ist.

Beylage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. November 1826.

Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.

Schiller.

An Kanzler von Müller.

Erwiedrung seines Gedichtes: an Goethe in Nro. 260. Jahrgang 1826 dieser Blätter befindlich.

Wer schwebt auf des Gesanges Flügel
  Hernieder dort, in unsern Kreis;
Bringt, vom geweih'ten Sonnenhügel,
  Dem Würdigsten ein Lorbeerreis?
Schenkt ein vom schäumend-rosenrothen!
  Klingt freudig an, und trinkt und singt,
Den langersehnten lieben Boten,
  Der unsers Fürsten Huld uns bringt!
Ja uns — denn diese Ehrenspende
  Ward einem Deutschen ja gewährt;
Und welcher ächte Deutsche fände
  Sich in dem Landsmann nicht geehrt. —

Wo Myrthe sich und Lorbeer gatten,
  Hoch oben, tief im Musenhain,
Da steht auf farb'gen Blumenmatten
  Ein Bau von seltenem Gestein.
Er strahlet weit hinaus in's Dunkel
  Mit seinem eignen innern Licht,
Wie wundersam von dem Karfunkel
  Die mährchenhafte Sage spricht.
Zum Himmel streben schlanke Zinnen,
  Und Säul' und Kuppel zwischen durch.
Ein Tempel ist der Bau von innen,
  Von außen eine feste Burg.
Dort hat, mit edeln Hausgenossen,
  Der Dichterfürst in weiser Ruh,
Ohn' Haß, sich vor der Welt verschlossen,
  Und schauet antheilsvoll ihr zu.

Von Zeit zu Zeit bracht' uns die Kunde
  Tiefsinn'gen Urtheilsspruch von dort.
Wir hingen dann an seinem Munde,
  Und horchten dem Orakelwort,
Von Kunst im grauen Alterthume,
  Von Kunst am fernen Tigris-Strand,
Von einer holden Dichtungsblume,
  Erb übt im heut'gen Griechenland;
Von einer längst verklungenen Sage,
  Die uns mit holdem Zauber winkt,
Von Liedern, die noch heut zu Tage
  Der wandernde Nomade singt;
Von jedem Streben, jeder Richtung,
  Sie sey uns fern, sie sey uns nah:
Von dem Naturlaut, bis zur Dichtung
  Der glänzenden Lutetia.
Dem allen horchten wir zur Stunde,
  Sobald ein Wort von dort erscholl,
Und hingen an des Lehrers Munde
  Mit treuem Fleiß und freudenvoll,
Und doch, in unsern tiefsten Seelen
  Verbargen wir — gesteh' es Herz!
Du brauchst es nicht mehr zu verhehlen —
  Wehmuth! und mehr als Wehmuth, Schmerz!
Schmerz, daß die Deutschen das entbehrten,
  Was er dem Ausland reich verlieh:
Kein Wort des Theuern, Hochverehrten
  Von heimisch-neuer Poesie.
Sie kann sich nicht mit Kränzen zeigen,
  Da ihr der Meister keine flicht,
Sie sieht in seinem tiefen Schweigen
  Ein niederschlagend Strafgericht! —

Doch nein! auf des Gesanges Flügel
  Naht sich ein Bote unserm Kreis,

Bringt vom geweihten Sonnenhügel
Dem Würdigsten ein Lorbeerreis.
Schenkt ein vom schäumend-rosenrothen!
Klingt freudig an und trinkt und singt
Den langersehnten lieben Boten,
Der unsers Fürsten Huld uns bringt!
Ja uns — denn diese Ehrenspende
Ward einem Deutschen je gewährt
Und welcher ächte Deutsche fände
Sich in dem Landsmann nicht geehrt. —

Ludwig Robert.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Je schwerer Tungerns Athem ward, je größer schien ihm seine Verantwortung, und die Sache ward mit dem Beichtiger so vielfältig besprochen, daß endlich die Wahl zwischen zwey Mitteln, das begangene Unrecht zu büßen, aufgestellt wurde. Der junge Tungern solle selbst nach Neufchatel reisen, Croussols Waise aufsuchen und ihr ein großes Kapital unter der Bedingung auszahlen, daß sie in die Mutterkirche zurückkehre; verweigere sie dieses, so werde sie mit der Summe, welche der bußfertige Sünder ihrem Vater entwendet hatte, überflüssig entschädigt seyn; gelänge es dem Sohne nicht, sie aufzufinden, so vermache der Kranke der katholischen Kirche zu ** das ihr bestimmt gewesene Kapital. Tungern seufzte oft und tief bey dem Gedanken, so vieles Geld für seiner Seelen Heil, das ihm nie großes Interesse eingeflößt hatte, zu verwenden, und endlich brachte ihn Seufzen und Bereuen auf einen Ausweg, den er seinem Sohn, dem Beichtiger unbekannt, vorschlug. Wenn er in Croussols Tochter ein gebildetes Mädchen finde, wie die Gouvernantinnen aus Neufchatel ja alle wären, so daß sie als Baronin von Tungern den künftigen Ahnen keine Schande zu machen drohe, so solle er ihr nebst den Kapital und der Rückkehr zur Mutterkirche seine Hand annehmbar machen, und so sein Büßungsgeld als Brautschatz zurückerhalten. Der junge Herr von Tungern, den das Bild bitter-physischen Leidens und heftiger Gewissensangst, die ihm sein Vater nicht verschwieg, mürbe gemacht hatte und nun zu langweilen begann, fand nichts Störendes in der ganzen Verhandlung, da ihm keine der vielen Fräuleins, die ihn als Tänzer und Anbeter sehr bereitwillig aufgenommen hatten, als Gattin besonders wünschenswerth schien; er versprach also dem Priester und dem Vater alles, was sie wollten, und reiste nach des Vaters endlich erfolgtem Tod, des Verstorbenen Rath zufolge, zuerst nach Franken zu Herrn Kammerrath von Seidel, um von ihm über Croussols Familie wo möglich genauere Umstände einzuziehen und dadurch vielleicht der Waise, im Fall er sie mit seiner Hand zu beehren für genehm hielt, eine Abkunft zu versichern, die sich der schwindelnden Höhe eines Ex-Lieferanten, Baron von Tungern, doch einigermaßen nähere. Auf diesem Wege traf er mit Halwyl zusammen und kam nach manchen Kreuz- und Querzügen, auf denen wir sie zum Theil begleitet haben, endlich in Goldmühl an.

Es war an einem Sonntag früh, an dem unsere Reisende von Bamberg nach Goldmühl abfuhren. Tungern hatte seinen Jäger beauftragt, Billy's gewohnte Sorgfalt für das Abputzen des Wagens und die Anordnung des Gepäckes noch mehr anzuspornen, seine eigne Livree zu bürsten und zu reiben, aber vor allem auf die kavaliersmäßige Eleganz seines Reiseanzugs die größte Aufmerksamkeit zu verwenden. Billy merkte das Ding und brummte ein Paar „Hasenfüße" zwischen den Zähnen, indem er sein schneeweißes Halstuch an seinem schwarzen Hals hinaufzog und die weißen Zähne spottlächelnd fletschte, wie der Jäger seinem Herrn nachging, um ihm sein Taschentuch noch einmal zu parfümiren, indeß Eduard einem Kinde für ein Körbchen voll Feldblumen so viel Geld gab, daß es knixte und segnete, Eduard aber dieselbe in seinem Hut ordnete und einige ihm nicht bekannte zur nähern Untersuchung bey Seite legte. Tungern rief dem Postillon mehr wie einmal zu, schnell zu fahren. Eduard zeigte auf die blühenden Wiesen, die bebuschten Hügel, die schlängelnden Bäche von Erlen beschattet und mahnte ihn, zu genießen, was der Augenblick darbiete. Jener rief endlich ganz fassungslos: „Halwyl! Sie haben sich unterwegs verliebt, oder Sie sind schon des Nabobs verliebter Schwiegersohn. Denn nur in diesen beyden Fällen kann ein schmucker Gesell wie Sie, wenn er zu einem hübschen Mädchen fährt, so bleyern dasitzen." — „Keines von beyden, aber die Wiese, welche mir duftet, interessirt mich mehr, wie die Göttin, die ich nicht kenne." — „Nicht kenne! wie? das vollblühende, rosenwangige Mädchen im Nachtgewande nicht kennen?" — „Aber lieber Baron, beruhigen Sie sich doch um mich! Versuchen Sie Ihr Glück selbst, spielen Sie den Cäsar, ich verspreche Ihnen, nicht im Wege zu seyn." — „Ja, den T . . . . . , wenn ich nur wüßte, wie reich sie wär." Eduard, der von dem geheimen Auftrag, den Tungern von seinem Vater erhalten hatte, nichts wußte, wandte sich mit Unwillen ab und sagte fast verächtlich: „Darum können Sie ja den jungen Herrn von Seidel bey der nächsten Punschpokale, oder seine Fräulein Schwester nach der ersten Fleurette fragen. Ich verspreche Ihnen ausdrücklich dazu ein tête à tête zu menagiren."

Indem ritt Billy an den Wagen und sagte: „Dort liegt Goldmühl, Herr, soll ich vorausreiten?" Eduard bejahte und beyde Reisende spähten nach der Lage des Schlosses. Der vorderste flache Hügel einer niedern Gebirgskette war zu einem Lustgarten umgewandelt worden, der jedoch dem Schloß die volle Aussicht in das lachende, weite Thal gab, indem das Auge über Fluren und Dörfer hinaus die fer-

nen Stadtthürme entdeckte; hinter dem Hügel zogen sich kleine Thäler hin, von still flüsternden Bächen durchflossen, nur gegen Morgen lag ein schönes Dorf, in dessen, vom Kammerrath von Seidel neuerbauter, Kirche so eben der Gottesdienst beendet war. Die ganze Gemeine stand zu beyden Seiten der Kirchthür, die Weiber hier, die Männer alle baarhauptig dort, und erwarteten demüthig, bis der Gutsherr in seinen Wagen gestiegen sey; dieser hielt sich aber einen Augenblick bey dem Pastor auf, den er — wobey dieser, ohnehin ein kleiner Mann, gar nicht aus der gebückten Stellung der Reverenz herauskam — zum Mittagessen einlud. Halwyl hatte beym Anblick der versammelten Gemeine den Wagen unten am Kirchhof halten lassen und sah dem Vorgang stillschweigend zu; erst nachdem Seidels glänzende Karosse eine Weile abgefahren war, ließ er den Postillon ihr folgen.

Halwyl spielte als erwarteter Gast beym Empfang freylich die erste Rolle, bald aber trug das Verdienst bey den Damen den Sieg davon und Tungern konnte sich gar nicht erwehren, der glänzenden Fräulein Antonie diensthabender Gesellschafter zu seyn. Halwyl schien dabey eben nicht verlegen, er ließ sich von dem Kammerrath noch mehr erzählen wie er ihn abfragte, folgte ihm in alle seine Anstalten, besuchte mit ihm alle umliegenden Güter, wo irgend ein besonderer Anbau zu sehen war, brachte halbe Vormittage in der Gerichtsstube des Oberamtmanns zu, wo er dem Gang der Rechtshändel zu folgen bemüht war, ja er ritt mit einem Aktuar zu einigen Gantvollziehungen, und endlich — o Abscheu! — sogar nach Lichtenfels zu der Hinrichtung eines gemeinen Verbrechers. Der Familienkreis, der nie sehr viel gesellschaftliche Vereinigungspunkte gehabt hatte, war bald förmlich in zwey Partheyen getrennt, die eine jede ein Trio ausmachten. Fräulein Antonie, ihr Bruder und Herr von Tungern bildeten die eine, der Kammerrath, Fräulein Ubriet und Eduard die andere; die Frau vom Hause, welche nie einen Einfluß in ihre Familie hatte erhalten können, weil ihre schwache Güte sie zum Werkzeug anderer List oder Leidenschaft machte, begnügte sich, ihre Gäste zu empfangen und die höfliche Wirthin zu machen, ohne darunter mehr als das Anordnen der Tafel und der Spieltische zu verstehen. Sie war sich bewußt, ihre Tochter in die beste Pension gethan, ihrem Sohn den theuersten Hofmeister gehalten zu haben, die Hüte und Roben Antoniens von der vornehmsten Leipziger Modehändlerin kommen zu lassen, ihren Sohn immer in adeliger Gesellschaft zu wissen. — Alles andere konnte nicht fehlschlagen, denn ihre Tochter hatte einen gewaltigen Brautschatz und ihr Sohn erbte ein Rittergut, mit allen Patrimonialrechten verbunden. Frau von Seidel war daher die personifizirte Neutralität in dem gesellschaftlichen Kreise ihres Hauses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Diamantgruben zu Purtyall.

Purtyall, oder Gunny-Purtyall, wie es häufiger genannt wird, ist der Hauptort eines kleinen, aus fünf Dörfern bestehenden Distrikts, welcher Sr. Hoheit, dem Nizam, gehört, und am Flusse Kistna, innerhalb der Besitzungen der ostindischen Kompagnie gelegen ist. Dieser Distrikt liegt in der Nähe einer Hügelreihe, die sich von Norden nach Süden erstreckt, und wird von der Heerstraße durchschnitten, die sich von Masulipatnam nach Hyderabad zieht. Die Gestaltung des Landes ist uneben; und der Boden ist nach der Lage verschieden, reich in den Ebenen, und steinig und unfruchtbar auf den Anhöhen.

Die Entdeckung der Diamantgruben geschah, wie man behauptet, zufällig durch einige Hirten, welche auf ihren Wanderungen in der Nähe von Mulhully, einige der umherliegenden Diamanten einsteckten, ohne den Werth derselben zu kennen. Bey ihrer Ankunft zu Hause zeigten sie diese Steine als etwas Seltsames, bis sie zulezt in die Hände eines Mannes geriethen, der ihren Werth kannte, und um eine Kleinigkeit kaufte. Nachdem er sie an sich gebracht hatte, ließ er sich von den Hirten an den Ort führen, wo sie gefunden worden waren, und war so glücklich noch einige daselbst aufzulesen. Bald darauf aber wurde der Durst nach Edelsteinen groß; und weil man keine mehr auf der Oberfläche fand, so fing man an, die Eingeweide des Bodens zu durchwühlen, wodurch die Bergleute eine große Geschicklichkeit in der Kunst erlangten, den Gang der Minen kennen zu lernen und ihm zu folgen. Auf diese Weise erreichten sie nach und nach Purtyall, Codavatacullo und Oostapilly, wovon das erstere fünfzehn englische Meilen in südwestlicher, und das leztere achtzehn Meilen in westlicher Richtung von Purtyall liegt. Beyde Plätze sind auf dem nördlichen Ufer des Kistna, wo die Diamantgruben ihr Ende zu erreichen scheinen.

Diese Minen wurden zuerst vor 125 Jahren eröffnet, als Nizam Mulk-Asaph Jah über Deccan herrschte. Der Boden ist im Allgemeinen schwarz, ausgenommen auf den sanft sich neigenden Anhöhen, wo er grau und kieselig wird. Auf diesen Anhöhen arbeiten die aus entfernten Gegenden kommenden Bergleute, und beginnen zuerst damit, daß sie vierzehn bis dreyßig Fuß tief in den Boden graben, bis sie eine Lage kleiner Kieselsteine erreichen, die mit einer Art mineralhaltiger Erde vermischt sind, worin sich die Diamanten eingeschlossen befinden. Diese Erde ist verschieden, und entweder gelb oder röthlich, und sizt mehr oder weniger an den Diamanten fest. Von dieser Erde gräbt man eine hinlängliche Quantität aus, und führt sie nach einer, mit Wasser angefüllten, Cisterne, in welche sie geworfen wird, und so lange darin liegen bleibt, bis die Klumpen aufgelöst sind. Wenn dieß ge-

scheben ist, wird die Masse stark umgerührt, um Alles gehörig zu trennen, worauf die kieselige Materie zu Boden sinkt. Das schmutzige Wasser wird sodann abgelassen, und frisches hinzugegossen, bis nichts als Kies zurückbleibt, den man in der Sonne trocknet, und nachher genau untersucht, damit kein Edelstein verloren geht. In dieser Arbeit sind die Bergleute so geschickt, daß auch das kleinste Steinchen ihren Blicken nicht entgeht.

Die Erdschichten in den Gruben sind verschieden. Zuerst kommt ein schwarzer, etwa sechs Fuß tiefer Boden, dann eine fünf Fuß dicke Lage schwarzer und weißer Erde, auf welche eine Schicht weißen Thones oder Mergels und weißer, rother, gelber und goldgelber Sand folgt. Zulezt kommt eine Schicht kleiner Kieselsteine von verschiedener Gestalt und Farbe, womit obige Erde verbunden ist, und worin die Diamanten gewöhnlich enthalten sind. Die Bergleute sind nackt, und haben blos ein Tuch um die Lenden; und man bewacht sie sehr genau, damit sie keine Steine entwenden können.

Die Diamanten, welche man hier findet, sind von verschiedener Größe; im Allgemeinen aber klein, und wiegen nur zehn bis dreyßig Karat und darüber. Einige darunter sind nicht sehr hell, und haben einen gelben oder rothen Glanz; manchmal sind sie auch schwarz gestreift; was aller Wahrscheinlichkeit der Natur des Bodens zuzuschreiben ist.

Von allen Diamanten, die über vierzehn bis fünfzehn Karat wiegen, erhält der Nizam 75 Procent, außer einer Abgabe von den Kaufleuten, die sich nach der Zahl der Arbeiter richtet. Was unter diesem Gewichte ist, zahlt nichts, und ist ausschließliches Eigenthum des Unternehmers.

Die erste Grube, welche eröffnet wurde, ist ungefähr 600 Fuß westlich von Purytall, und führt den Namen Dealyconda. Von hier bearbeitete man die Mine ungefähr 900 Fuß östlich, von wo sie südlich in westlicher Wendung an den Dörfern Muccalampett, Buttenpand, Autcoor und Moogloor vorbey, verfolgt wurde. Jezt sind diese Gruben vernachlässigt und ausgefüllt; allein einige unter den Einwohnern fahren fort, Diamanten in der Erde zu suchen, welche aus der, nordöstlich von Purytall liegenden, Grube ausgeworfen wird, und worin man Steine von der Größe eines Stecknadelkopfes und darüber findet, die man gewöhnlich für anderthalb bis zwey Rupien verkauft.

So lange eine Grube eröffnet und bearbeitet wird, darf kein Fremder bis auf eine gewisse Entfernung in die Nähe kommen und kein Arbeiter wird mit Sandalen zugelassen. Weibern ist der Zutritt ebenfalls verboten, und es wird keine zur Arbeit genommen, wenn auch Mangel an Bergleuten seyn sollte.

Das leichte und schwere Leiden.

Daß dein Leiden nur leicht sey, beweis't die beständige Klage;
Drücket es lang und schwer, trägt es der Dulder und schweigt.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 26. Okt.

Im königlichen Schauspielhause: Otto von Wittelsbach. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Babo. Neu einstudiert.

Zur Zeit der aufgeklärtesten Bildung, welche eine Lust daran hatte, alles früher unmittelbar Geltende, die Liebe zum Vaterlande, zur Familie, zum Recht und Gesez, zu zerstören, und an die Stelle dieser alten, verehrlichen Götter sich selbst mit ihrem Eigennuz, ihrer Selbstsucht und Eitelkeit zu setzen, sah man in der dramatischen wie in der bürgerlichen Welt dem einfluthenden Meere jener Schlechtigkeit und Bosheit sich eine eben so leere Rechtschaffenheit im moralischen Pflichtgefühl als hemmender Damm entgegenstemmen. Wie die unmittelbare Gesinnung für Heimath, für Vater und Mutter, Geschwister und Kinder, für Kaiser und Reich verschwunden war, ging auch der Glaube verloren, daß die stete Verwirklichung dieser einst göttlichen Zwecke das Leben der Welt sey. Die Erde ward nichts als ein Jammerthal, in welchem das Gute und Böse seinen nie sich endenden Kampf focht, und wo sich nur in Schauspielen der gute Gott noch daran zu erkennen gab, daß er der Rechtschaffenheit ihren Sieg, der Bosheit ihre Strafe durch den moralischen Verfasser ertheilen ließ, und dafür den Dank des gerührten Publikums in hellen Thränen sich ergießen sah. Da schlug denn der gerechte Eckel über eine so schwächliche Welt in die Sehnsucht nach der alten guten Zeit um, und da die Gegenwart in allen ihren Zügen nur das Gesicht der Schlechtigkeit zeigte, wurde rückwärts nach der Vergangenheit geblickt, und gegen die Bildung als die verführende Schlange mußte die Bildungslosigkeit das verlorene und wiederzufindende Paradies seyn. So wurde denn jezt Hans Taps der gefeyerte Held, und weil der feine Kammerjunker der leidige Böse gewesen war, erhielt schon darum die ritterliche Tölpelhaftigkeit den Stempel der Tugend. Aber der Inhalt der Darstellung blieb leider derselbe, das Champagnerglas, aus dem dieser Wein bisher geschenkt war, verdickte und vergrößerte sich nur zum Humpen; die süße und bittre Mandeln wurden, statt, wie bisher, bunt und überzuckert, jezt in natürlicher roher und herber Schaale gereicht. Zu solcher extremen Ausbildung einer verkehrten Richtung, so wie zu solchen absurden Heilmitteln chronischer Geisteskrankheiten hat nur unser Volk Talent, denn seine beliebte Gründlichkeit läßt es auch bis in den tiefsten Meeresgrund der Abgeschmacktheit nieder steigen, und sollte sich's auch eigens Taucherglocken dafür bauen

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In Nr. 265, 5. Spalte, Seite 1059, in der Zeile 26. von oben herunten, lies neuen statt neuem, ebendaselbst Sp. 7, S. 1060, Zeile 18 v. unten lies Baillieul statt Ballieul.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. November 1826.

Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen,
Vorzüglich aber schön die Welt der Dichter,
Auf bunten, hellen oder silbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.
Westöstlicher Divan von Goethe.

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

1. Empfänglichkeit.

In die kalte herbe Luft
Haucht die Rose keinen Duft.
Zu der Erde Liebeswonne
Wärme dich in Gottes Sonne!

2. Recht und Liebe.

Das Recht sagt: Jedem das Seine!
Die Liebe: Jedem das Deine!

3. Bodenlose Liebe.

Die Lieb' ist der Säckel des Fortunat:
Je mehr sie gibt, desto mehr sie hat.

4. Die Sphinx.

Die Lieb' ist eine Sphinx, vom Himmel hergesandt:
Wer löst ihr Räthsel wohl mit irdischem Verstand?

5. Der Schmetterling.

Will der Schmetterling entflattern, reißt der Knab' ihm aus die Schwingen.
Will die Liebe von dir fliegen, kannst du sie zum Bleiben zwingen?

6. Atlas.

O Atlas, großer, starker Riese, wie wird des Himmels Last dir schwer!
Die Liebe trägt dieselbe Bürde, und hüpft so selig hin und her.

7. Der gern verbesserte Irrthum.

Einen Irrthum gibt's auf Erden, welcher gern verbessert wird:
Wenn der Kuß, die Lippen suchend, in die Schleifen sich verirrt.

8. Der Dichter und der Ehemann.

Der Dichter und der Ehemann, wie das sich reimen soll!
Ein Weibchen für den Ehemann, neun Mädchen für Apoll!

9. Pegasus.

Verwehre dem Dichter zu trinken und zu lieben —
Pegasus, wo sind deine Flügel geblieben?
Verwehre dem Dichter zu lieben und zu trinken —
Pegasus lernt wie ein Karrengaul hinken.

10. In vino veritas.

Im Wein ist Wahrheit, jede Flasche hat Grund,
Drum netzen wir Weisen so gern den Mund.
Zerbrich dir den eigenen Kopf nur nicht,
Zerbrich ihn der Flasche, so hast du Licht.

11. Das Prisma.

Dem Prisma gleicht des Dichters Seele, in welcher Freud' und Leid sich bricht
Mit hellen und mit trüben Strahlen zu buntem Regenbogenlicht.

12. Tantalus.

O Tantalus, dir gleicht der Dichter, der aus dem Himmel Nektar stahl;
Er wandelt einsam auf der Erde, verwiesen aus der Götter Saal.

Und wenn von oben goldne Früchte im Traum ihm spielen um den Mund,
So gibt er hier in süßen Liedern der Sehnsucht Qual und Wonne kund.

13. Die Stolze.

Adelstolz sitzt auf hölzernem Pferde,
Bauerstolz wälzt sich auf der Erde,
Bürgerstolz geht auf hohen Hacken,
Geldstolz steht auf gelben Schlacken,
Dichterstolz fliegt in den Himmel hinein;
Wo mag der stolzeste Stolz wohl seyn?

14. Gedichte.

Orpheus hat so Wunderbares nicht im Dichten ausgerichtet,
Als ihr Reimer, die ihr dichtend euch zu Dichtern selber dichtet.

15. Die besten Gaben des Mundes.

Welche sind des Mundes beste Gaben?
Lust zum Singen, Trinken, Küssen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Eine viel wirksamere, wenn gleich anscheinend sehr untergeordnete, Rolle spielte Fräulein Udriet, eine junge Schweizerin, welche, seit Antonie die Pension verlassen, ihr zur Gesellschafterin und zur Uebung in der französischen Sprache verschrieben worden war. Herr von Seidel hatte einem Korrespondenten in Genf ausdrücklich aufgetragen, ihm ein junges Frauenzimmer zu finden, die ganz hülflos und ohne eine Familienstütze die Versorgung, welche er ihr zugedachte, dankbar zu erkennen im Stande sey. Dabey solle sie ein Jahr jünger als Antonie seyn, um sich auch durch das Alter untergeordnet zu fühlen und mit den ländlichen Arbeiten bekannt, um seiner Tochter Geschmack für diese einzuflößen. Der Korrespondent rühmte sich, durch seine Wahl allen Forderungen des Kammerraths entsprochen zu haben. Fräulein Udriet war seit ihren Kinderjahren Waise, aus Barmherzigkeit von guten Menschen auf dem Lande erzogen, erst seit drey Jahren, um sich zu einer Dienstbarkeit, wie der Kammerrath ihr großmüthig anbot, geschickt zu machen, von einer großmüthigen Dame in Genf in ihr Haus aufgenommen. Antonie schien mit der Anordnung ihres Vaters nicht ganz zufrieden. Sie war zwar gewohnt, in die Vorzüge des Reichthums gar keine Zweifel zu setzen, konnte aber bey dem Bilde ihrer französischen Gesellschafterin durchaus ein gewisses schüchternes Mißbehagen nicht unterdrücken, wie sie es immer in Gegenwart von Personen von irgend einer Art anerkannten Vorzugs empfunden und deren Nähe sie deßhalb immer gescheut hatte. Allein die Abneigung beruhte auf so unklaren Begriffen, daß sie eine berühmte Modehändlerin mit eben so viel Schüchternheit anredete, wie sie bey dem Gespräch mit einer vornehmen Frau oder einem berühmten Mann empfunden hätte. Der Gedanke an Fräulein von Udriets durch Herrn von Seidels Korrespondenten bezeugten Anmuth und Jugend machte ihr wieder Muth, und ihre Eitelkeit wie ihr gutes Herz ging mit der Absicht um, sich die neue Gespielin durch Geschenke und Ansehen zu unterwerfen. Wäre bey Ankunft der Erwarteten eine kleine lebhafte, Ansprüche machende Person aufgetreten, so würde dieser Plan ohne Zweifel gelungen seyn. Ihn gleich bey ihrer Ankunft auszuführen, wollte auch der junge Baron, der eben zu den Herbstferien von Leipzig herübergekommen war, das Seinige beytragen. Man hatte sie in der Equipage von Goldmühl von Nürnberg, wohin sie mit Kaufleuten gereist war, abholen lassen; der junge Herr setzte sich also in der Stunde ihrer wahrscheinlichen Ankunft mit seiner Pfeife vor die Eingangsthüre, einige Hunde zum Zeitvertreibe um sich versammelt. Antonie hatte es zu veranstalten gewußt, daß der Pfarrer, der Oberamtmann und einige andere Bedienstete der Gutsherrschaft auf's Schloß geladen waren; es fehlte bey der Collation nicht an Silber, es fehlte bey ihrem Putz nicht an Schmuck, und der alte Herr, seiner Tochter Kriegslist errathend, empfand eine mysteriöse Wirkung dieser Vorbereitungen auf seine Seele, denn er überfloß gegen seine ehrfurchtsvollen Zuhörer von Schilderung alles dessen, was er für den Staat gethan und für die Menschheit thun wollte. Unter diesen Umständen fuhr der ausgesendete Wagen auf den Schloßhof. Der Junker streckte seine Beine aus, dampfte seine Cigarre und fixirte durch den, an einer goldenen Kette hangenden, Operngucker die aussteigende Fremde. Des Junkers Jäger trat ziemlich langsam und nachlässig an den Kutschenschlag; eine schlanke, hohe Gestalt stieg leicht und sicher aus dem Wagen, schlug den Schleyer zurück und der junge Herr erblickte ein edles Gesicht mit dunkeln Augen, von dunkeln Haaren beschattet. Die Fremde schaute, um sich zu orientiren, um sich her, und ging dann sehr unbefangen auf das Haus zu, einen sehr gleichgültigen Blick auf den rauchenden Junker werfend, der aus Verlegenheit bey ihrem Anblick unartig genug war, sie ohne Gruß vorüber gehen zu lassen. Im Vorhause kam ihr der Kammerrath entgegen und der Magie der Schönheit und des Anstandes nachgebend, führte er sie geziemend die Treppe hinauf in den Saal, wo allgemeine Neugier auf sie lauerte. Diese Neugier fand ganz etwas anderes als sie erwartet hatte, also keine Befriedigung. Fräulein Udriet ging ohne alle Verlegenheit auf die Frau vom Hause zu, sagte das Anständigste, wendete sich mit sanftem Erröthen zu Antonie und bat sie, den Wunsch, Liebe um Liebe mit ihr auszutauschen, wo möglich zu theilen. Bey diesen Worten war ein so inniger, heiterer, vertrauenvoller Ausdruck in ihrem Gesicht, daß die Umstehenden sichtbar davon überrascht

wurden. Ihr Betragen gegen jeden Einzelnen derselben war so angemessen abgestuft, und doch so allgemein bescheiden und verbindlich, daß ihr dieser erste Eindruck sehr günstig war. Vor Allem bey dem Pfarrer, der den Ausdruck vertrauenvoller Achtung, mit welchem man seinen Stand in Fräulein Udriets Vaterland noch behandelt, von seiner Umgebung nicht gewohnt war, und also mit vielem Behagen empfing. Nur Junker Max, wie der alte Herr von Seidel seinen Sohn zuweilen zu dieses großen Mißfallen nannte, fand die junge Fremde „verflucht stolz," und diesen Eindruck hatte sie freylich durch die Kälte, mit welcher sie seinen Versuch, ihr galant näher zu treten, abwies, bewirkt. Nach wenigen Wochen hatte Fräulein Udriet ihren festen Platz im Hause gefunden, doch ohne darin einheimisch geworden zu seyn. Das ward sie nie, denn ihr ganzes Wesen war ein fremdes Element unter den Menschen, die sich hier um sie bewegten; frühes Unglück und eine Jugendlage, in der sie nur ihr persönlicher Werth, keine begünstigende Umstände gehoben, hatten ihr sehr früh eine richtige Schätzung dieser Umstände gelehrt. Ihr vortrefflicher Religionslehrer hatte eben so früh in ihr ein so erhabnes Bild wahren menschlichen und christlichen Werthes entwickelt, daß kindliche Demuth vor diesem Ideal und Verehrung für alles Edle und Gute, wodurch der Mensch ihm nachstrebt, ihr Gemüth durchglühte. Ungestört, oft lächelnd sah sie die drolligen Aeußerungen von des Kammerraths Geld- und Standesherrlichkeit mit an, warm und thätig nahm sie an allen seinen wohlthätigen Anstalten Theil, und weil der Mann sich im Guten gefiel, und weil ihm das Gute in Gestalt eines schönen Mädchens sehr anmuthig vorkam, ward es ihm bald eine Gewohnheit, sie von seinen dahin gehörigen Geschäften zu unterhalten, gar gerne ihre Gesellschaft bey Besuchung der Werkstätten zu fordern und ihr endlich mehrere häusliche Besorgungen für seine Armenschule aufzutragen, wobey das junge Mädchen stets mit Ehren bestand. Frau von Seidel fand in der jungen Ausländerin eine sehr geschickte, hülfreiche Stellvertreterin im Anordnen der Tafel und Collation, und Antonie hatte wirklich weniger Langeweile wie früherhin, da ihre Gespielin ihr durch die Lebendigkeit, welche sie in Handarbeit und Lektüre zu bringen wußte, selbst mehr Leben mittheilte. Fräulein Udriets Tugenden flößten ihr nicht die geringste Eifersucht ein, sie bestanden in Fähigkeiten, welche sie bey einem reichen, adeligen Fräulein nie hatte bewundern hören, und schienen ihr zum Stande der Dienstbarkeit passend, daß ihre neue Gespielin bey jedem häuslichen Geschäft einen sonderbaren Anstand beybehielt, war der Gegenstand ihres harmlosen Spottes, so daß sie an einem Tage, wo sie mit ein Paar Bekannten über eine Wiese ging, auf der Fräulein Udriet die bey der Arbeit unpäßlich gewordene Kammerfrau beym Aufhängen der Wäsche ersezte, lachend zu ihren Begleitern sagte: „Sieht sie nicht wie die schöne Aschenbrödel am Küchenheerde aus?" — Die jungen Herrn bewunderten ihren Einfall, verhehlten aber klüglich das Wohlgefallen an der edeln Gestalt der Wäscherin. Bey den sogenannten schönen Talenten fand Antonie keine Nebenbuhlerin an ihr, die Schweizerin trieb keine Musik und die vielen Chansons, die sie mit dem unbefangensten Ausdruck sang, kamen, wenn Besuch da war, neben Antoniens Bravour-Arien gar nie zum Vorschein; nur wenn an einsamen Abenden der alte Herr sein Familien-Whist beendet, fand er und seine Frau Vergnügen an dem Gewirbel ihrer reinen Stimme, die sie auf ihre Bitte anspruchlos ertönen ließ.

Bey dieser Grundverschiedenheit von Lebensansichten und Lebenszweck, Schein und Seyn, stellte sich die junge Schweizerin nach dem dreyjährigen Aufenthalt in der Familie des Kammerraths dem Fremdling von jenseits des Oceans noch immer wie ein Wesen ganz fremder und nach seinen seltsamen Begriffen höherer Art dar. So wie der Bürger seines Freystaates das Gesetz nie als Knechtschaft spürt, weil er selbst es aussprach, und dessen Verwaltung sanctionirt, sah er diese junge Fremde im Stand der Dienstbarkeiten unabhängig, weil ihr überlegener Verstand sie fähig machte, ihre Pflichten als willkührlich gebrauchte Mittel zu einem willkührlich erwählten Zweck zu erfüllen. Des Dichters Worte über des Weibes Bestimmung: gehorsam am schönsten frey, sah er in ihn versinnlicht. Gewohnt bey jeder Gelegenheit, wo sein Gefühl mächtig aufwallte, seine Vernunft aufzurufen, versuchte er es auch hier! er wollte durch Vergleich seinem Beobachtungsgeist nachhelfen, er versezte die junge Schweizerin nach Baltimore, und sah sie als seines Vaters liebende Tochter, er dachte sie als Herrin in der Mitte seiner Pflanzungen von Sklaven und Negern umgeben, und sie mußte eine milde Herrin seyn, er versezte sich neben sie in den Drang häuslicher Geschäfte; er kehrte zu ihr zurück aus dem Sturm der öffentlichen Versammlungen, er sah sie neben seinem Lager, wo Alter oder Tod ihn fest bannten, und überall fügte das edle Engelbild sich den Umständen an, fromm, hülfreich und mild. Seines Vaters Wünschen eingedenk, wollte er aber Antonie nicht mit partheyischer Leidenschaftlichkeit unbeachtet vernachlässigen. Er versuchte ihr Bild, ihr Wesen, wie er es auf der Promenade, am Klavier, bey Scherz und Tanz — und wieder auf der Promenade und wieder am Klavier, und etwa beym Deklamiren eines Gedichts und etwa am Stickrahmen beobachtet hatte, in sein vaterländisches, sein individuelles Leben zu versetzen — nirgend paßte es hin, überall stand sie als schöngestaltete Modepuppe mit geschnürter Taille, sorgfältigem Anzug, fremdartig in der ihm theuren Umgebung. Er hatte sie noch nie in die Interessen des Menschenlebens eingreifen sehen. Halwyl war

schmerzlich mit dem Gedanken beschäftigt, daß die Umstände, daß sein Herz und seine Vernunft einen langgehegten Plan seines Vaters zerstört hatte, schrieb ihm aber unverzüglich die Gründe, Antoniens Hand nicht nachzusuchen, und auch seinen feurigen Wunsch, ihm ihre arme verwaiste Gesellschafterin als Schwiegertochter zuführen zu dürfen. Eduard versprach seines Vaters, seiner Würde als freyer Bürger eingedenk zu bleiben, und erst nach reiflicher Ueberlegung über seine Zukunft zu entscheiden. Eine innere Stimme sagte ihm, sein Vater werde bey diesen Zeilen sorgen und lächeln, und des frommen Jünglings Auge hob sich betend zum Himmel, wie des jüdischen Königs in den Tagen seiner Tugend, und betete um Weisheit und Verstand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Telegraphen in China.

Busbequius erzählt, daß er in der Türkey von einem frommen Bettler, der in Cathay (China) mit einer Karavane gewesen sey, gehört habe, daß als sie von Persien her die chinesische Gränze erreicht hätten, sie von den chinesischen Gränzwächtern ausgefragt und ihre Aussagen durch Zeichen nach der Hauptstadt berichtet worden seyen: „Was die königlichen Wachen erfuhren, theilten sie am Tage durch Rauch und in der Nacht durch Feuer dem nächsten Posten mit, diese wieder dem nächsten und so fort bis in einigen Stunden die Botschaft von der Ankunft der Kaufleute dem Könige von Cathay mitgetheilt ward, was sonst in mehreren Tagen nicht hätte geschehen können. Und mit derselben Schnelligkeit und durch dasselbe Mittel antwortet er, was sein Wille sey, ob alle zugelassen oder einige abgewiesen oder zurückgehalten werden sollten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 26. Okt.

(Fortsetzung.)

Wenn es noch Interesse haben kann, den vergessenen Otto von Wittelsbach wieder zu sehen, so besteht es in der Greisesluft, sich gern der vergangenen Jugendzeit zu erinnern, die uns zu dem machte, als was wir uns fühlen. Und für diese Erinnerung ist der baierische Pfalzgraf eine nützliche Figur. Denn er zeigt uns den Widerstreit sowohl jener Bildungskrankheit als auch ihres versuchten Heilmittels, und ist die Tragödie beyder, indem sie sich wechselsweise zerstören. Begeben wir uns zunächst an Philipps von Schwaben Hoflager, zum Sitze der Krankheit, so sehen wir den geschichtlich so kräftigen, tüchtigen Philipp durch Herrn Bako an der Schwachheit der Bildung darnieder liegen. Erst seitdem er Kaiser ist, seitdem er sich mit Politik beschäftigt, und dem Rathe der Staatsklugheit folgt, wird er treulos, wortbrüchig, betrügerisch gegen den arglosen, biedern, ungebildeten Haudegen, den wackern Pfalzgrafen, der ihm zur Krone verholfen, und dem er als Dank in früher Zeit seine älteste Tochter zur Ehe versprochen. Daß Philipp nun seine beyden Töchter den Reichsfeinden, die er dadurch zum Frieden bewegt, verheirathet, diese Staatsklugheit, die er dem Waffenbruder staatsklug verhehlt, ist sein erstes Verbrechen. Aber daß der Dichter diese Kaisertugend durch den als wacker, als gediegen, als vortrefflich geschilderten Otto zum Verbrechen herumkehren läßt, darin zeigt sich schon wie Otto selber aus dieser gesollten und gewollten Gediegenheit zur Subjektivität der Bildung und Abstraktion der Selbstsucht verkehrt ist, und daß ihm nur eine tölpelhafte Bildungslosigkeit kann als einzige Tugend angerechnet werden. Dem braven Deutschen muß des Reiches Wohl mehr am Herzen liegen, denn seine eigenen Wünsche, und es ist die ärgste Abstraktion der aufgeklärtesten moralischen Rechenschaftheit, den vollen Reichthum der Zwecke und Pflichten eines Kaiserwillens zu verschmähen, und dagegen die Leerheit der moralischen Forderung geltend zu machen, sein, auch unter andern Umständen gegebenes, Wort müsse der Kaiser halten, weil er es gegeben habe. So erscheint uns in den ersten zwey Akten gerade der Kaiser als der Vortreffliche, und Otto als ein Zwitter moralischer Bildung, die sich eine altdeutsche Bärenhaut übergezogen hat. In ihm ist prophetisch dargestellt, was unsere modernen Altdeutschen uns verwirklicht haben. Aber der moralischen Welt erscheint das Leben im Staat immer als das Schlechte, welches dem argen Weltlauf anheimfällt, und wogegen die moralische Stimme des Herzens stets zu schreyen, und wovon sie abzumahnen hat. Weil Philipp als Kaiser handelt, muß er moralisch schlecht handeln, weil er schlecht handelt, und der staatsunkluge und biedere Otto der Gute und Edle, so wie der dadurch Starke und Mächtige seyn soll, muß der Kaiser schwach und sogar weibisch erscheinen. Diese Grundsätze bestimmen die lezten Akte. In ihnen liegt das Tiefe darin, daß es sich zeigt, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit jener naiven Vortrefflichkeit habe. Die altdeutsche Bärenhaut verdünnt sich zum durchsichtigen Schleyer, der auch in Otto eine ganze gebildete Moralität mit aller ihrer Subjektivität und Rachsucht und Selbstsucht durchscheinen läßt, die desto stärker hervortritt, je kräftiger sie sich Luft macht und ausführt. Der Kaiser nämlich gibt, weil er denn doch nun einmal schlecht handeln soll und muß, dem Wittelsbacher, als er zum Pohlenkönig und seiner Tochter auf die Freite geht, einen Uriasbrief mit. Zu welcher Wuth gährt Otto nun auf. Doch diese Wuth läßt ihn nicht etwa vergessen, daß Philipp sein Herr und Kaiser sey, und treibt ihn unmittelbar zum Morde, sondern er verdankt ihr im Gegentheil die feine Distinction von Kaiser und Freund, und die moralische Beruhigung, daß nur der treulose Freund gesündigt, und daß er nur diese Treulosigkeit zu rächen habe. Es ist das Hauptinteresse des Stücks zu sehen, wie eben in Otto diese ganze treuherzige, wackere, biedere, rohe, ungebildete Ritterschaft zum Sünder deßhalb wird, weil eben ihre treuherzige Biederkeit nur ein Büffelwams ist, statt im innersten Herzen zu wohnen. Und so ist es denn möglich, befriedigt von dem Stücke zu scheiden, da es mit dem jammervollen Tode Otto's und seiner Erfahrung endet, daß Philipp dennoch sey als sein treuer, guter, braver Freund, und in der Reue über den Betrug gestorben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 90.

Verleg von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. November 1826.

Ein Wort dringt so tief
Als sieben Brief.

Castelli.

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

16. Die Nachtigall.

Dein Gesang, o Nachtigall, ist ein Wunder dieser Welt,
Weil ihn Keiner kann versteh'n, und er Jedem doch gefällt.

17. Die metrische Uebersetzung.

Wer heißt euch, Fell und Federn der Nachtigall zerfetzen?
„Wir wollen ihre Lieder nur metrisch übersetzen."

18. Adams Erdenkloß.

Wie vergoldet und bemalt sich der Mensch so lange schon!
Und noch immer guckt er durch, Vater Adams alter Thon.

19. Knechtschaft und Freyheit.

Sklavenhände selber können mir ein Joch vom Nacken heben,
Aber das vermag kein Freyer, Sklave, Freyheit dir zu geben.

20. Gränzen der Menschheit.

Könnten wir Alles mit eigener Kraft,
Wie bald wär' Gott aus dem Himmel geschafft!

21. Veränderlich und beständig.

Wie schnell und leicht auf Erden auch Maschinen Alles treiben,
Doch immer will die Erde noch im alten Gange bleiben.

22. Die Erfindungen.

Es ist noch nichts erfunden hier, so lange Menschen leben,
Wofür ein Privilegium der Himmel hat gegeben.

23. Tabaksfeuer und Sonnenfeuer.

Tabaksfeuer ist Menschenbrauch,
Aber die Sonne macht keinen Rauch.

24. Unseliger Segen.

Glaube nicht, du seyst von Gott gesegnet,
Bleibst du trocken, wenn's vom Himmel regnet.

25. Frage.

Pflanze, willst du dumpf umschlossen in dem engen Glase seyn,
Oder unter'm Himmel fühlen Regen, Sturm und Sonnenschein?

26. Gegenfrage.

Frag' den Grashalm, der der Sonne regenschwer entgegenzittert,
Ob er heute wünschen möchte, daß es gestern nicht gewittert?

27. Die Schirme.

Schirme gegen Sonn' und Regen deinen Hut und deinen Kragen:
Unter Gottes freyem Himmel soll das freye Herz dir schlagen.

28. Das rechte Maß.

Aus der engsten Kammerzelle kannst du in den Himmel sehn;
In dem kleinsten Vaterlande lernt der Mensch die Welt verstehn.
Fühl' erst groß dich in dem Kleinen, aber dann im Großen klein,
Und im Großen, wie im Kleinen, wird dein Maß das rechte seyn.

29. Vaterland und Vaterlandsliebe.

Es ist das kleinste Vaterland der größten Liebe nicht zu klein:
Je enger es dich rings umschließt, je näher wird's dem Herzen seyn.

30. Riesenstolz.

Wer für sein kleines Vaterland sich dünken will zu groß,
Der gleicht dem Riesen, der sich schämt vor seiner Mutter Schooß.

31. Wem gebührt die Krone?

Die größte Wüst' ist leichter zu regieren,
Als der kleinste Garten zu kultiviren.

32. Zwerge und Riesen.

Die Zwerge, die auf Stelzen gehn,
Meinen den Riesen zu übersehn.
Aber stürzen sie in den Graben,
Möchten sie doch seine Beine haben.

33. Verdienstlose Tugend.

O prahle mit deiner Tugend nicht! das Sündigen wird dir sauer.
Wer keine Beine zum Gehen hat, der springt nicht über die Mauer.

34. Der gute Mann.

Er ist ein guter Mann,
Er läßt, was er nicht kann:
Trinkt nie aus einer leeren Flasche
Und steckt keinen Kirchthurm in die Tasche.

35. Versäum's nicht.

Wenn du willst ein Frommer werden,
Wie es Mode wird auf Erden,
Fang' es heute lieber an,
Morgen kann es Jedermann.

36. Fromme Politik.

Warum willst du in's Kloster gehn?
Weil draußen so viele Galgen stehn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Es ward Halwyl klar, daß sein Reisegefährte vom ersten Tage an von Fräulein Antoniens schimmernden Eigenschaften angezogen, von dem Prunk mit Geld und Gut, welchen der Kammerrath auskramte, geblendet war. Die junge Dame versuchte anfangs den jungen Amerikaner zu ihrem Sklaven zu machen, sein Wesen machte ihn aber ihren vortrefflichen Eigenschaften unzugänglich, indeß Tungerns Schmeicheleyen sie bethörten, und sie hätte „den Westindier,“ wie sie ihn zu Tungern flüsternd, in witziger Anspielung auf den, also benannten Komödiencharakter nannte, gern etwas übel behandelt, hätte ihr seine aufmerksame Höflichkeit und der Platz, den er in der Gesellschaft einnahm, nur Mittel dazu gelassen. Dieser letzte Umstand machte ihr hie und da üble Laune, denn kein Weib mag gleichgültig den Mann, den sie nicht unterjochen konnte, über den, welcher sich ihr zum Sklaven machte, hervorragen sehen. So geschah es, daß ein alter Krieger, der ein Landgut in der Nachbarschaft besaß, Goldmühl besuchte; er hatte seine Epaulettes unter den anspachischen, von ihrem Landesvater an die Engländer verkauften Truppen, im amerikanischen Freyheitskrieg erhalten und war mit Ehre — denn die gebührt oft dem Einzelnen, wo die Sache sehr schlecht ist — in sein Geburtsland zurückgekehrt. Wie ihm Halwyl als ein Bürger der amerikanischen Freystaaten vorgestellt wurde, erwachten die Erinnerungen seiner Jugend in ihm, seiner bey Saratoga empfangenen gefährlichen Wunde, das Andenken einer Jugendliebe, die ihm seine Gefangenschaft unter den Amerikanern zum Elysium gemacht, und er rief nach einigen gleichgültigen Fragen an den jungen Mann: „Wären Sie doch nördlicher zu Hause und könnten mir von dem Schauplatz meiner alten Heldenthaten, die sich freylich sehr traurig endeten, erzählen.“ — „Ich kam nie weiter als Albany nach Norden, in dessen Gegend mein ältester Bruder ansehnliche Ländereyen besitzt,“ antwortete Eduard mit recht jugendlicher Bescheidenheit. Der alte Krieger nahm lebhaft das Wort: „Albany, dahin führte mich ein guter Stern. Ich fiel, hart verwundet, vor der Kapitulation von Saratoga bey einer Rekognoscirung in eure Hände; der feindliche Anführer hätte mich können liegen lassen und da wäre ich umgekommen, denn was von meiner Begleitung lebend blieb, kehrte nicht zurück, so daß ich in der englischen Armee für todt gehalten wurde. Aber der Amerikaner nahm mich auf, ließ mich verbinden, schickte mich nordwestlich in's Land hinein zu seinen Eltern, und wie die Verhältnisse sich so schnell änderten, nahmen mich die Leute mit nach Albany. Lange wußte ich nichts von mir, denn die Narbe da beweist, daß mir der Schädel getroffen war; wie mein Bewußtseyn nach und nach wiederkehrte, hatte ich mich schon gewöhnt, diese Menschen zu lieben und fing nun auch an, mich zu schämen über die dummen Vorurtheile, die wir uns angewöhnt hatten. Von einer Tochter, die im Hause war, will ich nicht sprechen, wenn ich gleich um ihretwillen noch heute alle Frauen ehre. Dabey zog der Alte ein schwarzes Käppchen, welches er auf seiner breiten Kopfnarbe trug, gegen die Damen gewendet, ab. „Aber einer ihrer Brüder, Pitt Vernon“ — „Pitt Vernon in Albany? verzeihen Sie, Herr Oberst, daß ich Sie unterbreche, Pitt Vernon ist meiner Schwägerin, Ethide Vernon, Vater, seine Schwester ist der Schutzgeist der ganzen Familie, aller Hülfsbedürftigen, die sie erreichen kann.“ — Der alte Oberst reichte ihm die Hand und schön stand der

Jüngling neben dem Greis von gleichen Gefühlen ergriffen, beseligt, von einem Gefühl, das zwey Menschen, die Alter und Zone so weit von einander entfernten, innig vereinte und ohne Worte zwischen ihnen ein Bundeszeichen ward. Nach einer Pause, während welcher die Umstehenden alle verlegen dastanden, — denn nichts bringt Alltagsmenschen mehr aus der Fassung, als wenn ein tiefes Gefühl Anspruch auf sie macht — nur die Schweizerin blickte bey verklärender Glut des Antlitzes und glänzendem Auge auf die beyden Männer; ein aufmerksamer Beobachter hätte den verschiedenen Ausdruck von Theilnahme, den der junge Republikaner und der greise Krieger in ihr anregte, leicht unterschieden; — nach einer langen Pause suchten Beyde das Gespräch auf allgemeine Interessen zu lenken.

Dieser Tag war der Tungernschen Parthey gar nicht günstig. Oberst von Haupt spann bey Tisch ein Gespräch über den gegenwärtigen Zustand des Landes an, dessen Wohlfahrt zu zerstören er ehrlicher Weise sein Blut einst vergossen hatte. Da Handel und Wandel einen großen Antheil an diesem Gegenstand hatten, nahm der Kammerrath in seiner Art auch Antheil daran, er fand sich sogar behaglich, da er manche Notiz über deutsche Gewerbe berichtigen konnte. Aus einem Gefühl von Mitleid und Anstand forderte Eduard seinen Reise-Pothias ein paarmal auf, ihnen einige Nachrichten über den Ostseehandel zu geben, der ihn als ansehnlicher Gutsbesitzer in der Nähe von ihren deutschen Häfen interessiren müßte. Tungern wußte das erste Mal gar keine Antwort zu geben, bey der zweyten Frage gestand er, diese Küste an keinem Punkt als den von Dobberan zu kennen, wo er ein paarmal die Kurzeit verlebt habe. Fräulein Antonie schien die Nullität ihres Ritters etwas unbehaglich zu machen, allein des Junkers erhabene Seele reizte die Nacktheit, in welcher sein Punschbruder erschien, zu einem edeln Widerstand; er faßte Dobberan auf, spann ein Gespräch über Badeorte, Spielbanken und hübsche Mädchen an, das er geflissentlich laut zu führen schien, so daß sein Vater, um ihm eine Diversion zu machen, sein Glas herum- und hinumsezte, seiner Weinflasche verschiedene Stellungen gab, und der Oberst ein paarmal etwas streng zu dem beredten Sprecher hinabsah, endlich aber plötzlich ganz still schwieg; Hallwyl, eben so aus Ehrerbietung gegen des alten Mannes Absicht, der Kammerrath aus Erwartung dessen, was es bedeute, thaten dasselbe. — Und nun tönte jenes unziemende Gespräch einige Sekunden höchst ergötzlich fort, bis die Redenden gewahr wurden, daß sie sich zur Schau gaben, und ihre Stimmen sinken lassend, schleunig verstummten, wie eine schnell gesperrte Schleuße nach brausendem Geräusch plötzlich tröpfelt und dann trocken steht.

Wie die Gesellschaft nach des Obersten Abschied einen Gang durch den Garten machte, hielt sich Tungern an der Seite des Kammerraths in einer Art von eifrigem Gespräch, weßhalb Eduard Antoniens Unterhaltung übernehmen mußte, was er um so gefälliger that, da seinem feinen Gefühl ihr Unbehagen an der Mittagstafel nicht entgangen war. Jezt hörten sie Fräulein Udriets Stimme, die einen fröhlichen Rond sang und, das Ende eines Laubgangs erreichend, fanden sie sie mit einer Menge kleiner Dorfmädchen auf dem Grasboden tanzend. Die Kleinen sprangen im Kreise, indeß eine in der Mitte figurirte, bis der Refrain des Liedchens kam, worauf sie nach einer der Gespielen hintanzte, sie umarmte, und dann mit ihr den Platz tauschte. Der Refrain, den die Schweizerin den Reihen anführend sang, hieß:

J'entends le tambour qui bat,
Et l'amour qui apelle,
Tu baisera qui tu voudra
Et moi celle que j'aime.

Halwyl hatte des geliebten Mädchens häufige Abwesenheit bey der Abendpromenade mit Leidwesen empfunden; er wußte nicht, daß dieses die Stunde war, wo sie gewöhnlich Kranke besuchte, und die Spenderin kleiner Wohlthaten war, zu denen ihr Frau von Seidel gern Mittel verschaffte. Heute war es aber Sonntag, und da ging sie, wenn ihre Gegenwart im Salon nicht erfordert wurde, gern allein durch die nächsten Fluren, oder suchte den Spielplatz der jungen Mädchen auf. Bey der Annäherung der Gesellschaft verstummte sogleich der Gesang, Fräulein Udriet sagte den Kindern eine freundliche gute Nacht, und schloß sich den Spaziergehenden an, der Junker und Herr von Tungern drangen ziemlich ungestüm darauf, die Mädchen forttanzen zu lassen, wobey der erste sehr lose versicherte, er wolle den Refrain pünktlich mitmachen. Die Schweizerin sagte sehr kalt: dieser Rond werde in ihrem Lande nur von jungen Mädchen getanzt. — „Das habe ich gar nicht gewußt, bemerkte der Junker etwas empfindlich, daß Genf eine Amazonenstadt ist.“ — „Es ist kein Genfer Tanz, sondern ein Jura-Rond.“ — „Ey Herr Baron, wendete sich Tungern schnell zu dem alten Seidel, vielleicht könnte uns Fräulein Udriet, da sie den Jura so gut zu kennen scheint, etwas von der Person sagen, die wir suchen.“ — „Wie könnte sie? das arme Kind kam ja nie aus ihrer Pfarre. Nicht wahr, Fräulein Udriet, Sie sind nie in Neufchatel gewesen?“ — „In früher Jugend doch, mein Herr.“ — „Haben Sie von einem Dorfe St. Aubin gehört, wo Herr Rodier Pfarrer war?“ Des jungen Mädchens Gesicht überzog sich mit reizender Röthe, ihr Auge füllte sich mit Thränen, und mit freudiger, obgleich bebender Stimme antwortete sie: — „O mein Gott! er ist der Wohlthäter meiner Kindheit, er ist mein väterlicher Freund.“ — „Nun, das muß ein braver Mann seyn, nahm der Kammerrath wieder das Wort und sezte sich in einen Schattengang, wo die ganze Gesell-

schaft Platz nahm. Das ist ja die zweyte Person, für welche er also sorgte, und für einen armen Pfarrer ist das wahrhaftig, als wenn ich ein Spital baue. Haben Sie denn vielleicht eine Waise aus Locle bey diesem Rodier gesehen, die Croussol hieß, sie mag fast von Ihrem Alter seyn?" — „Croussol, mein Herr, ist mein eigner Name, Eusebia Croussol, den Namen Udriet nahm ich von einer alten Pflegerin meiner Kindheit in des Herrn Pfarrers Hause an, welche mir ein kleines Vermögen vermachte." — Eusebia war bey diesen Worten tief bewegt, ein unendlich seelenvoller Ausdruck verschönerte ihre edlen Züge. Der Kammerrath schien äußerst bestürzt, in Tungern aber schien plötzlich alle Theilnahme an dem Gespräch erloschen zu seyn, er riß anscheinend zerstreut Rosen von den nahen Gebüschen, und steckte sie wieder hinein. — Anders wirkte dieser Auftritt auf Halwyl, der mit glühendem Antlitz sich zurückhielt, um sich nicht in das Gespräch einzumischen. Der alte Seidel faßte sich nach einer Weile, und fragte noch einmal mit sichtbarer Rührung: — „Liebes Kind, hieß ihr Vater wirklich Salvator Croussol, und war er aus Chur in Graubündten?" — „So hieß er, der Herr Pfarrer hat mir eine beglaubigte Abschrift aller meiner Papiere mitgegeben, die Urkunden sind im Kirchenarchiv von St. Aubin aufbewahrt." — „Der alte Herr war bey seiner lezten Rede aufgestanden, und hatte sich dem jungen Mädchen genähert; jezt faßte er ihre Hand, die er unter seinen Arm legte und sie fortzog, wobey er sagte: — „Kommen Sie, mein Kind, zeigen Sie mir sogleich Ihre Papiere, irren Sie sich in keinem der Namen, so sind Sie die Tochter meines alten armen Freundes." — Herr von Halwyl (zu diesem gewendet), die Tochter von ihres Vaters Jugendfreund, und unsrer beyder erster Handelsgenosse — länger bemeisterte sich Eduard nicht, er schritt den Fortgehenden nach, und man hörte wie er lebhaft zu Eusebien sprach, und, sie dann mit dem Kammerrath allein lassend, schnell nach einem entfernten Theil des Gartens eilte.

Der Junker, welcher bisher mit halb spöttischer Miene zugehört hatte, schlug ein albernes Gelächter auf: „Eine Romanenscene, rief er, bey meinem Leben! Unser alter Herr spielt den père noble ganz excellent! und die prude Udriet stellt sich majestätisch, wie eine verkappte Prinzessin dar." — „Was das anbetrifft, Bruder, fiel Antonie ein, so könnten die verkappten Prinzessinnen Gott danken, wenn sie so aussähen. Nein, da kann ich nicht mit dir spotten. Es ist von der Udriet recht hübsch, daß sie sich gar nicht schämte, des Pfarrers Wohlthaten zu erkennen. Nicht wahr Mama, wenn der Papa für die Udriet etwas thut, wird es Sie auch freuen?" — „Wenn sie nur nicht hochmüthig wird, antwortete Frau von Seidel sehr gelassen, so wie sie bisher war, konnte ich sie recht gut brauchen." — „Die Sache sieht mir doch wie ein Roman aus, fiel hier Tungern unbedachtsam ein. — „Ey schau doch Baron! rief Junker Max, es ist dir wohl nicht recht, wenn die Prinzessin eine Standesperson wird, so als quasi Hausjungfer meyntest du, sie leicht erobern zu können..." — „Pfui, wie schlecht und unzierlich! rief Antonie in rechtlicher Entrüstung, und bot ihrer Mutter den Arm, kommen Sie Mama, der Papa wird sich nicht bethören lassen, findet er die Papiere richtig, so ist der Udriet Schicksal doch wohl interessant." Die beyden Junker blieben etwas dumm zurück, und schlenderten, um sich selbst wieder zu finden, in das Dorf, die Bauern tanzen zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 26. Okt.

(Beschluß.)

Die Darstellung zeigte von vielem Fleiße, und von der grossen Anstrengung in eine vergangene Periode zurückzugehen, und einen gestorbenen Geist wieder verlebendigen zu wollen. Der Bruch, der in Otto zum Vorschein kommt, trat daher in Herrn Rebenstein auf eine ganz eigene Weise hervor. Bisher nämlich war Herr Rebenstein nur der moderne Liebhaber gewesen, und hatte Stimme und Gebehrden diesem Inhalte angepaßt. Jezt sollte er plötzlich in die Heldenschaft sich einarbeiten, und die Darstellung natürlicher Kraft, unwillkührlicher innerer Bewegung, reflexionsloser Treuherzigkeit, da er zu dieser Darstellung von Natur kein Talent hat, durch Reflexion sich zu eigen machen. Es ging ihm wie unseren jungen Schauspielern, wenn sie, so zu sagen, naiv seyn sollen. Gelang auch hin und wieder eine unwillkührliche Bewegung, so brach doch plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der intensivste, innerlichste, subjektivste Ton herein, und zerstörte sogleich die ganze Biederkeit; alle Scenen der Wuth, ja der Leidenschaft überhaupt waren in diesem Tone gespielt und je mehr sich Herr Rebenstein mit verdienstlichem Fleiße abmühte, diesen Zwiespalt aufzuheben, desto mehr kam eben nur die vergebliche Anstrengung zum Vorschein, und man mußte beyde, Otto und Herrn Rebenstein, bemitleiden. Man könnte zwar meynen, gerade weil die Rolle selbst diesen Widerspruch in sich hat, würde eine solche Darstellung erst recht die plastische dieses Charakters, so wie jezt Kotzebue'sche und Houwald'sche Stücke von den schlechtesten umherziehenden Truppen in kleinen Städten gespielt, erst ihre eigentliche Bedeutung offenbaren, aber leider ist bey Otto die Ungeschliffenheit der Grundtöne, der sich nur hin und wieder in allerley Mittel- und Uebergangstöne der Bildung unbewußt verliert, während Herr Rebenstein im Gegentheil diese Mitteltöne wider Willen zu Grundtönen machte, und die Ungeschliffenheit, trotz aller Mühe, nur hin und wieder durchtappen ließ. Herr Beschort dagegen wußte sich besser in jene gute alte Zeit zu schicken, und die redliche Dienerschaft ist seit je Herrn Wauers Element. Herr Mattausch war als Philipp die schönste treuste Mittelaltersche Gestalt, aber schade, daß der Schwabenkaiser zu sprechen hat, da Herr Mattausch weder sprechen kann noch Rollen auswendig lernen mag. Wie schmerzlich und wie freudig mußte sich der verdiente Greis seiner glorreichen goldnen Jugendzeit erinnern, als er noch den Otto spielte, und als Held der Stolz und Ruhm unserer Bühne war.

Beylage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. November 1826.

Stille Tugenden ehrt und offenbaret der Herr
einst. —

Lavater.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Der Kammerrath fand in Eusebiens Papieren die unzweifelhaftesten Beweise, daß es seines Jugendfreundes Tochter sey, welcher sein Haus seit drey Jahren zum Aufenthalt diente, und der Leser dieser kleinen Geschichte hat in Fräulein Udriet die Waise aus Locle, die hülflose Eusebia, welche der Nachbar Baillieul von der Leiche ihrer Mutter zu dem Pfarrer nach St. Aubin führte, schon erkannt. Die Ueberraschung eines lebendigen Gefühls mitten in dem stockenden Moor eines gemein konvenzionellen Lebens, gleicht der Wirkung, welche ein frischer Ostwind in einem sumpfigen Thale hat, es belebt die Seelenkräfte, wie dieser die physische Natur. Die stattgefundene Entdeckung hatte des alten Seidels Herz in allen Fasern angeregt, er kam gleich nach der Damen Rückkehr in das Haus, Eusebia an der Hand führend, zu ihnen, und empfahl ihnen mit zahllosen Worten, aber mit wahrer Herzlichkeit seines Freundes hinterlassenes Kind. — „Sie muß uns ihre Kindheitsgeschichte noch recht weitläufig erzählen, sagte er unter andern, aber für's Erste nur uns allein, denn unsere gute Eusebia hat zu viele Klugheit, als daß sie nicht begreifen sollte, daß die Gesellschaft, welche sie bey uns sieht, nicht geeignet ist, einen oder den andern Umstand im rechten Lichte zu sehen.“ — „Mein theurer Herr! erwiederte das Mädchen: Sie haben Ihren Ehrgeiz und ich den meinigen, dieser rühmte sich gern meiner Mutter Hirtenstand, meines Vaters mechanischer Arbeit, allein Sie sind Herr in Ihrem Hause, und außerdem ist mir meiner Eltern Unglück zu heilig, um es Fremden zu erzählen.“ — „Sie haben Recht, liebes Kind, schwazte der Kammerrath fort, und ich habe Recht, und lassen Sie mich nur walten; ich habe Mittel in Händen, ihr Glück zu machen, und wenn ich an den guten Croussol denke, so dünkt mich, es wird mich freuen, als träfe es meine eigne Tochter.“ — Eusebia küßte dem alten Herrn ehrerbietig die Hand, was ihm so einnehmend vorkam — denn Antonie hatte ihn nicht an solche Liebkosung gewöhnt — daß er sie wirklich väterlich umarmte, wobey Frau von Seidel ganz verduzt zusah, Antoniens Gesicht aber nicht ganz liebenswürdig blieb.

Es war so spät geworden, daß der Bediente das Abendessen auftrug als die Herren sich erst im Speisesaal wieder bey der Familie einfanden. Der alte Seidel ließ Champagner kommen und trank auf Eusebiens Gesundheit, und nach einigen Gläsern, Tungern listig ansehend, sogar auf ihre fröhliche Zukunft, wobey er den Schadenersatz im Sinne hatte, den dieser, wie er wußte, von seinem Vater beauftragt war, Eusebien zu geben. worauf aber diese etwas schneidend antwortete: „Sie finden mich immer in einem so ehrenvollen nützlichen Beruf, wie Ihr Haus mir anbietet, oder in meinem geliebten Juragebirg an dem Spitzenkissen meiner verewigten Mutter.“ Eduard hatte Seidels Blick auf Tungern wahrgenommen, horchte auf Eusebiens ernste Rede und blieb in unruhigen Gedan-

ken versenkt. Jezt behielten die beyden Junker das Feld, und zum Trinken waren sie dem Kammerrath willkommene Gesellen, die Damen verließen die Tafel, Halwyl unter dem Vorwand eines heftigen Kopfschmerzens zog sich in sein Zimmer zurück.

Es war Mitternacht als Eduard, der noch immer mit Entschlüssen, Befürchtungen und Wünschen streitend, in seinem Zimmer umherging, die Herren auseinander gehen hörte und zu seinem Erstaunen Tungern bald darauf zu ihm in's Zimmer treten sah. „Halwyl, begann er auf eine geheimnißvolle Weise seine Rede, Sie müssen mir Ihren Rath geben, denn hol' mich — — ich weiß mir nicht zu helfen und muß dem alten Seidel doch mit meinem Entschluß zuvorkommen.“ — Eduard stand mürrisch und trotzig wie ein Gewappneter, so daß der andere drollig gutmüthig rief: „Wir wollen uns ja nicht zanken, machen Sie doch nicht so ein finster Gesicht. Sie sollen mir rathen, wie ich von der graziösen Fräulein Udriet, Eusebie Croussol, oder wie sie heißt, loskomme, ohne ihr, wie mein Vater aus übertriebener Gewissenhaftigkeit gewollt hat, mein halbes Vermögen zu geben.“ — „Wenn Sie wirklich mit mir zu sprechen haben, so bitte ich, mir Ihr Geschäft ohne abenteuerliche Redensarten, die sich zu Fräulein Croussols Namen schlecht passen, mitzutheilen.“ — „Herzensmann, das hatte ich ja schon längst gewollt, Sie haben ja aber immer so vornehm gethan wie ein Fürstenkind, so oft ich Ihnen mein Anliegen anvertrauen wollte.“ — „Ich liebe die zwecklosen Konfidenzen nicht, kann ich Ihnen aber nützlich seyn, so bin ich Ihnen zu Diensten.“ — Doch genug zum Eingang von der Erzählung dessen, was der Leser von des alten Tungerns Unrecht gegen Eusebiens Vater und dessen Armensündersreue auf dem Todbett, so wie über den Auftrag an seinen Sohn, erfahren hat. Halwyl hörte mit kaltem Unwillen zu, wie aber der Erzähler zu der Wiedererstattung kam, welche der Beichtvater seinem Vater aufgelegt hatte, gewann sein Gesicht einen Ausdruck peinlicher Spannung, bis er endlich den ersonnenen Ausweg erfuhr: wie sein edler Erbe vermöge einer Heirath mit dem verwaisten Kinde, seine Seele loskaufen und dennoch den Mammon beybehalten könnte. Da nahm ein halb spottender Zug in seinen Mienen Platz, er hörte Tungern, nachsinnend hin- und hergehend, weiter sprechen: wie er gleich bey seiner Ankunft den alten Herrn von Seidel, der mit Neufchateller Kaufleuten in Verbindung stehe, gebeten, an den Pfarrer von St. Aubin zu schreiben, um sich nach dem Aufenthalt der Tochter Croussol zu erkundigen; doch ehe eine Antwort habe anlangen können, habe er nun diese verzweifelte Entdeckung selbst gemacht! — „Verzweifelt? fragte Eduard und blieb vor Tungern stehen, das seh' ich nicht ein. Ich begreife auch nicht, warum Sie sich hieher gesezt und den Kammerrath haben Briefe schreiben lassen, statt selbst nach Neufchatel zu gehen. . . .“ — „Weil ich die Sache in meinen Händen behalten wollte, lieber Freund, weil ich vermeiden wollte, was nun geschehen ist, daß alle Welt erfahre, wo und wie das Mädchen in Diensten gestanden, wodurch es ja fast unmöglich gemacht wird, sie zu meiner Gemahlin zu machen.“ — „Ah so! nun so geben Sie ihr das verheißene Kapital.“ — „Das ist ja eine ungeheure Summe, und — aufrichtig gesagt, meine als Unmündiger gemachte Schulden haben so ein verdammtes Loch in die Erbschaft gemacht, daß ich vielmehr darauf denken muß, eine reiche Frau zu nehmen, als Kapitale hinzugeben.“ — „Da seh' ich aber gar nicht, was ich Ihnen rathen soll. Ihr Weg ist Ihnen ja vorgeschrieben. Sie tragen Fräulein Croussol Ihre Hand an, und schlägt sie dieselbe aus, so zahlen Sie ihr 50,000 Thaler.“ — „Nein! sie muß erst katholisch werden.“ — „Ah ja! gut, sie wird also katholisch um des Glückes willen, die Ihrige zu seyn, und ist sie fanatisch genug, um Stand und Reichthum zu verschmähen, so erstatten Sie ihr den an ihrem unglücklichen Vater begangenen Diebstahl und heirathen . . . etwa Fräulein Antonie?“ — „O lieber, bester Freund, rief der Baron entzückt und wollte Eduard um den Hals fallen, Sie werben also nicht um Antonie! — O wenn die Sachen so gingen, wär' ich der glücklichste Mensch! ich wär' ein reicher Mann und ließ recht gern, um den Pfaffen kirre zu machen, eine neue Kanzel oder so etwas, an dem mein Wappen angebracht werden könnte, in der katholischen Kirche zu K.. bauen.“ Eduard hatte seine Umarmung abgewehrt und stand mit dem Ausdruck der Verachtung und der Gegenwehr gegenüber. „Nun, jezt wissen Sie ja Ihren Gang, Sie tragen dem Kammerrath Ihre Werbung mit Fräulein Eusebie auf und erwarten ihre Antwort.“ — „Und wenn dann das Mädchen dumm genug ist, meine Hand auszuschlagen, so werbe ich um Fräulein Antonie.“ — „Halt! das können Sie thun oder lassen wie Sie wollen, allein gerathen habe ich es Ihnen nicht, sondern ich half Ihnen Ihre eigene Absichten aussprechen, weil ich die Winkelzüge nicht mag, am wenigsten, wenn es Zeit ist, zu Bette zu gehen; er sah dabey auf seine Uhr. Im Gegentheil, fuhr er fort, sollte mich Fräulein Antonie um Rath fragen, so würde ich ihr sagen, sie sollte sich lieber mit einer Tonne Goldes von der Ehre loskaufen.“ — „Herr Halwyl? . . . doch Sie sind ein Sonderling! Und laut lachend sezte er hinzu: solcher Körbe ließ man sich ein halbes Dutzend gefallen . . . denn ich verlasse mich darauf, daß sie nicht mein Nebenbuhler sind?“ — „In keinem Fall; Glück zum Unternehmen, Herr Baron, es ist fast Tages Anbruch.“ — Mit diesen Worten nahm Eduard den Leuchter in die Hand und bewog dadurch seinen Besuch endlich zum Fortgehen.

„Nein, Eusebie, sprach Halwyl in seinem Innern am Fenster stehend, indem er den ersten bleichen Schimmer

des Morgens am Himmel aufdämmern und die Sterne still vor dem nahenden Lichte erlöschen sah — nein, du wirst keinen Augenblick schwanken und es wird mir vergönnt seyn, auf dein ganzes Leben dein Beschützer zu werden, wie dein edler Pfarrer es für deine Kindheit gewesen ist. Du schöne reine Lilie, du bist ein Wundergewächs auf diesem ausgedörrten Boden; dort auf unsern jugendlichen Fluren wirst du gedeihen. Hier sieht deine Würde wie Stolz aus, deine Reinheit wie Verletzung ihrer heuchlerischen Zucht, dein angeborner Freyheitssinn wie Neigung zum Gemeinen. So lange du jung bist, trachten dir die Männer, von deinen Reizen bestochen, nach, die Weiber dulden dich, weil sie unbedenklich deine Fähigkeit, deine Thätigkeit benutzen, wenn die Zeit deine Blüthe abgestreift hat, wird dich mein rohes Geschlecht zurücksetzen, das deinige um so herrschsüchtiger niederdrücken, je ernster dein Sinn sich bildet. Was würde aus dir! Achten thust du mich, das fühle ich, und vertrauen wirst du mir, wenn ich dir mein Herz öffne. Schenkst du mir deine Hand, so schlingen diese Empfindungen ein Band, in dem meine Liebe keine Mißfarbe einwebt. — Und der Vater? er wird uns segnen. Er wird einsehen, daß ich ohne die unedelste Unzartheit seine Antwort nicht abwarten konnte. Aber soll ich Antonie sich opfern lassen? Doch was bedürfte sie und ihre Eltern denn noch, um Tungerns Elendigkeit einzusehen? Hab' ich sie nicht gänzlich mit ihm bekannt gemacht, indem ich ihn, sein Geschäft in des Alten Hände zu legen vermochte?"

Mit solchen Gedanken beschäftigt, war Eduard im Zimmer auf- und abgegangen, jezt blickte der erste Sonnenstrahl über waldbekrönte Hügel, er zog ihn an das Fenster zurück und mit gefalteten Händen blickte er dahin, während seine Seele betete. „Solchen Strahl deines Lichts senke in meinen Geist, du Vater des Lichts, daß die heiße Liebe zu ihr mich nicht verleite, Unrecht mit Recht zu verwechseln." Wenn die Leidenschaft Worte zum Gebet findet, hat auch das Gemüth noch Frieden, um im Schlummer Erquickung zu erlangen. Eduard warf sich auf sein Lager und erwachte heiter als habe ihm ein Traum die Erfüllung seiner Wünsche verheissen, um, wie er entschlossen war, die Entscheidung seines Schicksals zu erfahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hauptunterschied in den Lehren der Buddhisten und der Braminen*).

Beyde lehren, daß, so oft das Menschengeschlecht ungewöhnlich verdorben und entartet war, außerordentliche Wesen erschienen sind, welche seine Wiedergeburt vornahmen; aber während die Braminen lehren, daß in diesen Fällen die Götter Menschen geworden sind, behaupten dagegen die Buddhisten, Menschen seyen durch Frömmigkeit und beschauliches Leben zu Göttern geworden.

2. Die Buddhisten glauben an das Daseyn eines höchsten Wesens, allein sie läugnen, daß es sich um die Angelegenheiten dieser Erde im geringsten bekümmere. Es existirt in der vollkommensten Ruhe; die Begebenheiten der Natur werden von viel untergeordneteren Wesen geleitet. Die Braminen dagegen erkennen in allem was vorgeht, den unmittelbaren Einfluß der Gottheit, sie ist die Quelle des Lebens und Handelns.

3. Die Buddhisten nehmen das ewige Daseyn der Materie an; die Braminen dagegen, einige wenige Philosophen ausgenommen, lehren, daß die Materie erschaffen ist.

4. Die ersteren läugnen die Autorität der Veds und Puranns (heiliger Bücher); die lezteren verehren alle ohne Ausnahme die Veds, und nur einige Philosophen verwerfen die Puranns.

5. Bey den Buddhisten existirt keine Kasteneintheilung, während sie bey den Braminen auf alle Gesetze und Pflichten den größten Einfluß hat.

6. Die Priester der Buddhisten gehören zu allen Klassen der freyen Männer, und können nach Belieben ihren Stand wieder verlassen, und eine weltliche Beschäftigung ergreifen. Die Braminen sind durch ihre Geburt Priester, und dürfen diesen Stand nie verlassen.

7. Die Priester der Buddhisten verbinden sich zur Enthaltsamkeit und Keuschheit. Die Braminen sehen den Ehestand als heilig und zur Fortpflanzung der heiligen Kasten nothwendig an, und dürfen mehrere Weiber halten.

8. Der Buddhistische Priester nimmt nach Mittag keine Nahrung mehr zu sich. Die Braminen halten ihre Hauptmahlzeit nach Sonnenuntergang, und dürfen zu jeder Stunde essen und trinken.

9. Die Buddhisten essen das Fleisch von fast allen Thieren, obgleich sie sie nicht tödten, um zu essen, außer Wild und schädliche Thiere. Die höheren Klassen der Braminen'schen Hindus essen sehr selten Fleisch.

10. Die Buddhisten-Priester leben in Klöstern, in der Nähe ihrer Tempel. Die Braminen leben in ihren eignen Häusern und Familien.

11. Die Buddhisten verehren das Feuer nicht, und bringen keine Opfer. Feuer ist dagegen der Gegenstand der höchsten Verehrung bey den Braminen, und das Gesetz gebietet ihnen Thiere zu opfern, und ihr Blut zu vergießen.

12. Die Buddhisten verehren die Reliquien ihrer Budhs oder Heiligen. Den Braminen sind die Ueberreste der Todten unrein, und sie verehren nur die Götter und was ihnen zugehört.

13. Die heilige Sprache der Buddhisten ist das Bali, Pali oder Maghada, die der Braminen das Sanskrit.

*) Im Allgemeinen sind die Hindus diesseits des Ganges Anhänger der braminischen Lehre, und die Bewohner jenseits des Ganges, z. B. die Burmanen, Buddhisten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. Oktober.

Alle Tagesblätter sind voll von Bemerkungen, Notizen und andern Aufsätzen über den so eben verstorbenen Schauspieler Talma, den Dichter, Schauspieler, Kaufleute, Deputirte, kurz Männer aus allen Ständen feyerlich zu Grabe geleitet haben, und dessen vielleicht unersetzlicher Verlust ganz Paris bedauert. Der zu derselben Zeit verstorbene Graf Boissy d'Anglas, der dem Staate so wichtige Dienste geleistet, und in seinem ganzen Leben einen würdevollen, patriotischen und ächt freysinnigen Charakter gezeigt hat, ist über Talmas Tod und Beerdigung vernachlässigt und vergessen worden. Das Angedenken eines wahren Staatsbürgers verdiente doch weit mehr als dasjenige eines Schauspielers die allgemeinen Ehrenbezeigungen seiner Zeitgenossen; allein so sind die Menschen; das stille erhabene Verdienst eines Mannes, der ohne vieles Ansehen das Wohl seines Vaterlandes beförderte, kann nicht von Jedermann nach Gebühr geschätzt werden, dagegen ein Schauspieler allen Klassen der Gesellschaft bekannt ist, besonders ein genialer Schauspieler wie es Talma war; ein Beweis, wie wenig der Ruhm eines Mannes oft seinen Verdiensten angemessen ist. Nun ist freylich nicht zu läugnen, daß der Verlust, den das Théâtre français durch Talmas Tod leidet, außerordentlich groß ist. Talma war der einzige Schauspieler dieser Bühne, der nicht allein von Franzosen, sondern auch von Fremden bewundert wurde; manche Stücke, alte und neue, sind nur dadurch in Aufnahme gekommen, daß er die Hauptrolle darin übernommen hatte, und verlieren nun bey der Darstellung ihren Hauptwerth. In andern, besonders in den für Frankreich klassischen Trauerspielen Corneilles und Racines, die man in Frankreich gewohnt ist, von Schauspielern ersten Ranges aufführen zu sehen, hatte er die Hauptrollen mit solcher Genialität aufgefaßt, daß seine Darstellungen zu unnachahmlichen Mustern geworden waren, und Niemand es so bald wagen wird, sie zu übernehmen. Das Parterre des Théâtre français besteht aus Kunstkennern, wovon manche seit dreyßig bis vierzig Jahren dieß Theater regelmäßig besuchen, und daher einen sehr geläuterten Geschmack, oder wenigstens ein gutes Gedächtniß besitzen, und sehr wohl wissen, wie diese oder jene Rolle von den vorzüglichsten Schauspielern aufgeführt worden ist. Diese Habitués des Théâtre français, gleichsam die eigentlichen Kunden des Theaterkassiers, stellen beständig Vergleichungen an, und je älter sie werden, desto eifriger loben sie die Art, wie sie die Rollen in ihrer Jugend haben aufführen sehen. Talma befriedigte fast immer diese strengen Kunstrichter, die nur von Zeit zu Zeit mit schmerzlicher Erinnerung ihm Molé oder Brizard oder Lecain entgegenstellten. Wie oft wird aber in der Folge nicht an Talma gedacht werden, wenn die jetzigen Kunstrichter einmal gealtert seyn werden! Schon jezt ist es eine allgemeine Redensformel in Paris, das Théâtre français sey verloren, indem nichts als die mittelmäßigen Subjekte übrig blieben. Dieß ist freylich nicht sehr aufmunternd für die noch lebenden Schauspieler; vermuthlich werden sie jezt sterben müssen, um gelobt zu werden; denn zufolge des allgemeinen Gebrauches wird man ihre Nachfolger für weit schlechter halten als sie. Allerdings herrschte ein großer Abstand zwischen Talma und den meisten Schauspielern, die mit ihm auftraten; aber wo findet man in Menge Künstler, die so tief in ihre Kunst eingedrungen sind wie Talma, und die von einem so innigen Gefühle der Würde und den Leistungen eines tragischen Schauspielers beseelt sind wie er! wo findet man viele solcher Männer die, wie er, Nationen durch ihre malerischen Darstellungen in Erstaunen setzen, und die größten Helden ihrer Zeit zu Bewunderern und beynahe zu Freunden gehabt haben? Frankreich wird lange suchen, ehe es solch einen Künstler wieder findet. Auch in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen war Talma groß, und erregte allgemeine Achtung. Sein beträchtliches Einkommen (er hatte vierzigtausend Franken vom Theater und eben so viel von der Regierung) verwendete er auf eine großartige Weise, indem er auf seinem Landgute eine große Anzahl Arbeiter beschäftigte, und auch sonst sehr wohlthätig war. Zuweilen lief auch Verschwendung mitunter, und es ist bekannt, daß Napoleon mehrmals seine Schulden bezahlt hat. Ueberhaupt war ein, mit der Kunst beschäftigter, und stets mit den Reichen umgebender Mann wie Talma, keiner Sparsamkeit fähig. Er lebte wohlauf, besaß ein schönes, von ihm erst vor einigen Jahren erbautes Hotel neben demjenigen der Dem. Mars, seiner Mitschauspielerin und Freundin, und ein angenehmes Landgut zu Brunoy in der Umgegend von Paris; ein sonstiges beträchtliches Vermögen wird er schwerlich hinterlassen haben, wiewohl er sehr reich hätte werden können, da er außer seinem Gehalte jährlich von seinen Gastreisen in die Provinzen und nach Brüssel, beträchtliche Summen mitbrachte, aber das meiste ging eben so leicht wieder durch als es erworben worden war; und das Geldbedürfniß verursachte, daß er zuweilen dem Théâtre français, das ihn nicht entbehren konnte, sehr harte Bedingungen vorschrieb. In seiner Jugend soll Talma ein sehr schöner Mann gewesen seyn; in seinem Alter war nur noch die Form seines Kopfes schön, und wenn er das römische oder griechische Gewand trug, das er bekanntlich sehr kunstgemäß drappirte, so konnte er auch dann noch als ein schöner, fast jugendlicher Schauspieler gelten. Diesen Vortheil verlor er aber, wenn er in einer bürgerlichen Kleidung spielte, z. B. in Lavignes Greisenschule, hier erschien er wirklich wie er war, ein abgehagerter Greis. Man hat in den Zeitungen erzählt, er habe es dahin gebracht, im Trauerspiele mit einer künstlichen Stimme zu reden, die von seiner gewöhnlichen sehr verschieden sey, und die Anstrengung, die ihm der Gebrauch dieser künstlichen Stimme gekostet habe, sey eine der Ursachen der Zerrüttung seiner Eingeweide geworden. Das wäre eben kein Lob für Talma. Wozu eine künstliche Sprache? Haben Helden und tragische Ideale nicht eben dieselbe Sprache wie gewöhnliche Menschen? Außerhalb Frankreichs, wo das Trauerspiel überhaupt künstlich ist, würde eine künstliche Sprache auf der Bühne beynahe grotesk vorkommen, und es ist zu verwundern, daß Talma, der das Theaterkostüm auf eine so vernünftige Weise reformirt hatte, auf den Gedanken hat kommen können, es bedürfe auf der tragischen Bühne einer künstlichen Sprache. Vielleicht aber war irgend ein andrer Beweggrund vorhanden, den die Zeitungen nicht angegeben haben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 164.

Wildbad.

Räthsel.

Ich stürz, mit einem Harnisch ringsum angethan,
Dem Feinde tapfer auf den Leib,
Ich schone weder Mann noch Weib,
Und blut'ge Flecken zeichnen meines Lebens Bahn.

Gleich einem Dichter, der Begeistrung in der Brust,
Sich aufwärts hebt in lyr'schem Schwung,
Also auch ich mit Riesensprung,
Doch fall auch ich, wie er zurück in Felsenkluft.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. November 1826.

Und dennoch soll die Kunst mich nie gereuen;
ich werde oben in der Braghall wohnen;
an keinen Hof gebunden, ist sie mein.

Henne.

Der deutsche Dichter.

Eine wahre Romanze.

Hoch im Dach, im engen Stübchen
Sinnt erfindend der Poet;
Um ihn spielen ein Paar Bübchen,
Und die Gattin sizt und näh't.
Sie erwirbt mit fleiß'ger Nadel
Ihrer Lieben täglich Brod,
Trägt mit stillem Seelenadel
Mangel, Dürftigkeit und Noth.
Selten nur umschwebt ein Schatten
Leisen Unmuths ihr Gesicht;
Sie verehrt die Kunst des Gatten,
Nüzt sie gleich dem Haushalt nicht.
Denn wie ämsig er auch dichtet,
Nichts doch beut' er zum Verkauf:
Wohlgeordnet und geschichtet
Hebt er seine Werke auf.
Ist es Stolz? — Er ist voll Demuth.
Ist es Gallsucht? — Er ist froh.
Und die Gattin schweigt in Wehmuth,
Denkt: er ist einmal nun so.
Doch die kleine Kunstgemeinde,
Der er manches Lied vertraut,
Nachbarliche gute Freunde,
Die er froh macht und erbau't,
Diese schweigen nicht, sie klagen
Eiteln Eigensinns ihn an,
Und bestürmen stets und plagen
Den talentreich-armen Mann.
„Laß dein Licht doch leuchtend strahlen,
Berg' es unter'm Scheffel nicht!
Theuer würde man dir zahlen
Manch unsterbliches Gedicht;
Und so könntest leicht du mindern
Jene Noth, die dich umgiebt:
Schuldig bist du's deinen Kindern,
Schuldig ihr, die so dich liebt;
Schuldig bist du's deinen Liedern,
Schuldig deinem Künstlerstand,
Schuldig endlich deinem biedern,
Deinem deutschen Vaterland!" —
Und des Dichters Mund umspielet
Wehmuth, sanft gepaart mit Spott,
Und er spricht: „Worauf ihr zielet,
Es geschieht wohl bald mit Gott;
Laßt nur meines Geistes Schwingen
Frey erst und entfaltet seyn."
Doch die guten Leute bringen
Immerwährend auf ihn ein.
Der — nennt träg' ihn, einen Wandrer,
Welcher nie zum Ziele kommt;
Jener — stolz; und noch ein Andrer
Meynt, daß Schüchternheit nicht frommt.
Jeder sucht es ihm zu zeigen,

Wie er antheilsvoll gesinnt;
Und er bringt sie nicht zum Schweigen,
Bis er endlich so beginnt:
„Hab' ich nicht ein Werk geschrieben
Treu und fromm mit deutschem Sinn
Gab ich es nicht Eurem lieben,
Meinem lieben Deutschland hin?
Während Ihr mich träge nennet,
Euch ob meiner Art erhizt,
Frag' ich, ob dieß Werk Ihr kennet,
Ob Ihr es vielleicht besizt? —
Unerkannt ist es versunken
In dem deutschen Büchermeer.
Um dort obenauf zu prunken,
War es auch wohl allzuschwer.
Und mich selbst zog es mit nieder
In die stille Tiefe hin,
Wo ich still und einsam wieder
Nun mit meinen Liedern bin.
Gönnt mir, daß ich ausgerungen,
Gönnt dem Strome seinen Lauf!
Er trägt die, die er verschlungen,
Nach drey Tagen selbst herauf." —
Und nun trennt er in drey Jahren
Sich von einer Arbeit nicht,
Horcht was Götter offenbaren,
Schafft ein himmlisches Gedicht.
Und als ihm die lezten Worte
Ernst und mild in's Auge seh'n,
Sieht sein Geist des Himmels Pforte
Auch schon vor ihm offen steh'n.
Schon in bessre Welten schwebend
Ruft er Weib und Kind heran,
Spricht, die Hände ihnen gebend:
„Enden muß, wer hier begann!
Also laßt mich heiter enden,
Freuet Euch und weinet nicht;
Denn dieß Enden ist ein Wenden
Zu dem Lebensquell, zum Licht.
Doch von diesen lichten Quellen
Mag ich nicht zu reden heut;
Ich muß jezt mein Haus bestellen,
Wie es mir die Pflicht gebeut.
Nimm, mein Weib, nimm Dank und Segen,
Daß du mich ernähret hast,
Daß du trugest meinetwegen
Bittre Armuth, Sorg' und Last;
Daß du nie darüber klagtest,
Nie mit Thränen mich gequält,
Ja nicht einmal danach fragtest,
Was mein Unmuth dir verhehlt.
Aber jezt sollst du erfahren,
Welchen Schatz ich aufgespart,
Jezt will ich dir offenbaren,
Was der Geist mir offenbart.
Wisse! wann der Kampf geendet,
Wann mein Körper eingesargt,
Dann wird reichlich dir gespendet,
Was man streng mir abgekargt.
Was hier Herrliches gedichtet,
Hier! der Gott, im Busen mir,
Ward für dich dort aufgeschichtet
Und die Welt bezahlt es dir.
Jeden Brief, den ich geschrieben,
Wägen sie mit Gold dir auf,
Jeden Gruß an meine Lieben
Bringt zu Markt man, zum Verkauf.
Ehren wird man meine Knaben,
Preisen, krönen mein Gedicht —
Eh' uns Deutschland nicht begraben,
Lohnt es seine Dichter nicht.
Auch wird huldvoll dir gewähret,
Dir, zum Lohn für meinen Ruhm,
Ein Patent, das dir verehret
Mein verlass'nes Eigenthum.
Man wird dir das Vorrecht schenken,
Und verbieten streng und scharf,
Daß mein Dichten und mein Denken
Kein Korsar dir rauben darf.
Dann, o theures Weib, ich bitte!
Nimm ein solch Geschenk nicht an,
Das ein Schimpf ist für die Sitte,
Weil's ein Recht für Jedermann
Danke nicht, nein laß sein danken,
Für den Vorzug, für die Gunst,
Daß nicht höhnen dort die Franken
Deutsche Ehre, deutsche Kunst."
„Warum bist du nicht Franzose?!
Fällt sein Knabe rasch hier ein,
O welch' andre bessre Loose
Würden dir gefallen seyn!" —
„Und doch preis' ich dich, mein Richter,
Ja! daß ich ein Deutscher bin!!"
Also ruft der treue Dichter,
Athmet auf und sinket hin.

Ludwig Robert.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Tungern hätte gern, nach dem schweren Schlaf, aus dem er erst spät am andern Morgen auftaumelte, etwas Anderes als das mit Halwyl Verabredete, etwas, das Eusebien gar keine Möglichkeit ließ sein Geld anzunehmen, gethan. Aber Halwyls Gegenwart schüchterte ihn ein, er

begab sich deßhalb, sobald der Anstand es erlaubte, zu dem Kammerrath und machte ihn nun auch mit der geheimen Abrede, die sein Vater auf dem Sterbebette mit ihm genommen hatte, bekannt, daß er nämlich Croussols Tochter nicht allein Schadenersatz geben, sondern wenn sie ihren Kirchenglauben aufgeben wolle, ihr nebst einem großen Kapital auch seine Hand anbieten solle. Zu diesem Antrag bey Fräulein Croussol, schloß er seine Rede, ersuche er ihn um seine gefällige Vermittlung. Herr von Tungern, der bisher den Kammerrath nie so viel Theil an eines Andern Angelegenheit hatte nehmen sehen, um über dieselbe zu sprechen, noch weniger zu widersprechen, wunderte sich nicht wenig, den Mann ganz roth vor Zorn, ihm eine abschlägige Antwort geben zu hören. „Ihr Freywerber zu seyn, mein Herr von Tungern, sezte er eifrig hinzu, würde ich für eine Ehre gehalten haben. Herr Croussol war aus einer sehr guten Familie seines Landes, und wenn seine Tochter diente, so war es in einem Hause, wo man sie wie der König bezahlte. Aber zur Apostasie beschwatzen, um einer vornehmen Heirath willen, nein, das ist ein Verbrechen, und wenn ich es nicht bedächte, was der Pietät eines Sohnes verziehen werden kann, so ..." Tungern erschöpfte sich in schlechten Entschuldigungen, welche bey dem Kammerrath den Eifer, eine gute Sache zu vertheidigen, immer mehr anschürten, so daß er endlich mit Emphase versicherte, er hasse eine Kirche, die solche Kunstgriffe gestatte, und würde deßhalb keinen Schwiegersohn aus ihr annehmen, und wenn er auch bis an die Ohren im Gold säße." Der Baron stand wie vernichtet; ihm war der Einfluß seiner Kirche bey seinen Absichten auf Antonien noch nie eingefallen, denn da sie auf keine Religiosität gegründet waren, hatte er sie von dieser Seite nie angesehen. Sein Genius stand ihm bey: er protestirte gegen seines Vaters Denkungsart über das Bekehrungswesen, stellte sein Betragen als strengen kindlichen Gehorsam dar und wagte sogar, den Beweis seiner Denkart auf den Umstand zu gründen, daß er ihn, den Kammerrath, zu seinem Sachwalter ausgesucht habe. Diese Betrachtung besänftigte den alten Herrn in so fern, daß die Unterredung friedlich endigte, der Baron aber ganz verzweiflungsvoll von ihr zurück auf sein Zimmer kam. Er verwünschte die Frömmeley seines Gastfreundes, noch mehr seine Dummheit, sie nie gewahrt zu haben; einen Augenblick war er entschlossen, Fräulein Croussol die ihr gebührende Wiederersetzung von ihres Vaters Verlust zu bezahlen, auf und davon zu gehen, und dem alten Seidel zum Trotz die nächste, reichste Fräulein zu heirathen. Da fiel ihm aber ein, daß Seidel von den Anordnungen seines verstorbenen Vaters unterrichtet, der Waise dieselben entdecken würde, ja der Eid, den er dem Vater abgelegt, die Gewissensangst, mit welcher er ihn sterben gesehen, stellte sich seiner Erinnerung dar, und er beschloß mit knabenmäßiger Bosheit, das Mädchen als seine Gattin zu bestrafen, wenn sie sich seine Verlegenheit zu Nutze mache und seine Hand annehme. Ihm blieb nun kein Ausweg, als seinen Vortrag schriftlich an Eusebia zu machen. Sein Brief war so verworren wie seine Ansichten, so unzusammenhängend wie die Empfindungen die ihn stachelten, und so niedrig wie seine Denkart. Er sagte ihr mit pomphaften Worten, daß sein Vater sich auf dem Todbette bewogen gefühlt hätte, eine alte, bey Herrn Croussol gemachte Schuld zu erstatten, aus unerhörter Zartheit der Gesinnungen habe er sich sogar gedrungen gefühlt, unter der Bedingung, daß sie zu ihres Vaters Kirche zurückkehren werde, sie zu seiner Schwiegertochter zu erwählen, schlüge sie aber seines Sohnes Hand aus, diesem zu befehlen, daß er ihr 50,000 Thaler als Eigenthum auszahlen solle.

Der Brief ward Eusebien übersendet und gleich darauf ritt Tungern mit dem jungen Seidel auf einen benachbarten Edelhof mit Hinterlassung der Nachricht, erst für den Abend zurückkehren zu wollen.

Eusebia saß mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt neben Antonien, die mit einem Gemisch unzarten Leichtsinnes und angeborner Gutmüthigkeit ihrer Gespielin frühere Schicksale mit eben der Neugierde erfragte, wie sie eine spannende Taschenbuchs-Erzählung zu lesen gewohnt war. Eusebia war ihr durch die Entdeckung ihrer harten Kindheit nicht gefährlicher geworden, im Gegentheil stellte sie sich ihr dadurch in einem Gesichtspunkt dar, welcher ihr die Vorzüge ihrer Lage deutlicher fühlen ließ, und ihr zugleich die angenehme Empfindung großmüthigen Mitleidhabens erregte. Eusebia empfing den ihr von Tungern gesendeten Brief mit Befremdung, las ihn mit immer höher gefärbten Wangen, und antwortete, indem sie mit augenscheinlicher Entschlossenheit aus dem Zimmer ging, auf Antoniens neugierige Fragen: sie habe mit dem Herrn Kammerrath zu sprechen. Diesem brachte sie ohne anderes Bedenken den Brief; der alte Herr mochte dergleichen erwartet haben. Er begann ihn auf ihr erstes Wort zu lesen, brummte von Zeit zu Zeit, legte ihn, nachdem er fertig war, auf den Tisch, sah dem Mädchen mit künstlicher Gleichgültigkeit in ihre, von Unwillen blitzende Augen, und fragte nach einer ziemlichen Pause: „Nun, meine kleine Croussol, was beschließen wir denn?" — „Herr Baron, erwiederte Eusebia so bestimmt, als spräche sie das Urtheil eines Obertribunals aus, vertreten Sie bey dieser Gelegenheit die Stelle meines Vormunds, sagen Sie dem Verfasser dieses unwürdigen Schreibens, daß mein Vater seines Vaters Schuld gewiß lange vor seinem Tode verziehen habe, daß ich aber in seinem Andenken die Zumuthung, welche meine Kirche betrifft, mit Verachtung, und jeden andern, den er mir machen kann, als unziemlich zurückweise. Wollen Sie das, mein theurer Herr?" — „Bravo, mein gutes Kind,

mein frommes Kind, rief der alte Mann, in dessen Seele wirklich ein besserer Funke aufloderte, man muß seinen Gott nicht verkaufen." — „Mein theurer Herr, mein Gott ist an keine Kirche gebunden, allein die Verehrung, welche ich ihm vor dem Antlitz meiner Mitbürger zolle, ist mir zu heilig, als daß ich ihre Form um Goldeswillen verändern möchte; Herr von Tungern wäre auch ohne diese unwürdige Bedingung nie der Mann meiner Wahl." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 13. Oktober.

(Beschluß.)

Daß Talmas außerordentliches Schauspielertalent sich schon in seiner frühen Jugend gezeigt habe, ist durch eine, in den Zeitungen berichtete Anekdote bewiesen worden. Als nämlich Talma noch als Knabe in einer Erziehungsanstalt lebte, deren Vorsteher ein leidenschaftlicher Liebhaber des Schauspiels war, und am Ende des Jahrs von ihm selbst gedichtete Theaterstücke aufführen ließ, hatte Talma am Ende eines Trauerspiels eine pathetische Erzählung des Todes des Hauptheldens herzusagen; allein bey dieser Erzählung ward er so gerührt, daß er einen Strom von Thränen vergoß, und nicht endigen konnte. Indessen hat mir ein Jugendfreund und Schulkamerad Talmas eine andere Anekdote erzählt, die mit dieser nicht übereinstimmt. Talmas Vater war nämlich ein Zahnarzt gewesen, und der Sohn sollte sich demselben Stande widmen; der lebhafte Hang zum Schauspiele überwältigte den jungen Talma aber bald, und da er noch nicht auf eine entschiedene Weise als Schauspieler auftreten konnte, so wollte er wenigstens sein Talent auf einem Liebhabertheater versuchen, wie es deren einige in Paris gibt, die den Liebhabern und angehenden Künstlern immer zu Gebote stehen, und woraus schon manche ausgezeichnete Talente hervorgegangen sind. Er bat seine besten Freunde, sich zu versammeln, seine Darstellungen zu beurtheilen, und ihm aufrichtig zu sagen, ob er wahre Anlagen zur Schauspielkunst besäße. Dieß geschah, die Freunde wohnten mit vieler Aufmerksamkeit seinen Darstellungen bey, hernach beriethen sie sich, und waren ziemlich einstimmig der Meynung, Talma kündige allerdings merkwürdige Anlagen zur Schauspielkunst an, allein es fehle ihm doch das Wesentliche, nämlich die innige Empfindung des Großen und Schönen dieser Kunst, das Gefühlvolle und Beseelende. Dieses harte Urtheil wurde ihm mitgetheilt. Talma, der sich vielleicht eines Bessern bewußt war, aber doch noch nicht Zutrauen genug auf seine Kräfte besaß, nahm sein Verdammniß ruhig an, und versprach von der dramatischen Laufbahn abzustehen. Er legte sich nun mit einem Eifer auf die Zahnarztkunde, die ihm wahrscheinlich wenig behagte, und das Geschick fügte es nun so, daß er der Zahnarzt des Théâtre français wurde, denn in Paris hat das große Theater seinen Notar, seinen Arzt, Zahn- und Wundarzt u. s. w. Nun kam er mit Schauspielern und Schauspiel in so nahe Berührung, daß seine angeborene Leidenschaft von Neuem angefacht wurde; er legte Proben seines Talents bey einigen der vorzüglichsten Schauspielern ab, und diese wurden so innig von seinem Berufe zum Schauspieler überzeugt, daß sie ihm lebhaft riethen, sich ganz diesem Fache zu widmen. Von einem Zahnarzte des Théâtre français wurde Talma also zum Komödianten derselben, und von nun an verbreitete sich sein Ruf sehr schnell, so wie sich seine Anlagen und Studien auf die bewundernswürdigste Weise entfalteten. Von seinem sittlichen Lebenswandel darf man sich jedoch keinen bessern Begriff machen als derjenige ist, den man in Paris von der Sittlichkeit der meisten großen Schauspieler und Schauspielerinnen hat. In dieser Hinsicht ist man in Paris so gleichgültig, daß die Zeitungen als die gewöhnlichste Sache von der Welt haben erzählen können, Talma hinterlasse zwey uneheliche Söhne, und nach seinem Tode habe seine Frau, die, wie es scheint, seit lange nicht mehr mit ihm lebte, aus Achtung gegen das Angedenken eines so großen Mannes, die Erziehung dieser unehelichen Söhne übernommen, was dann allerdings sehr erbaulich ist. Sobald als es ruchbar in Paris wurde, daß Talma tödtlich krank liege, fing die Geistlichkeit an sich wegen des bevorstehenden Todes dieses berühmten Mannes zu bewegen. Als vor einigen Jahren, bey der Beerdigung des Schauspielers Philippe, eben dieselbe durch das Thürschließen der Kirchthüren, und das Verweigern eines Todenamtes, einen äußerst ärgerlichen Auftritt in Paris verursachte, soll Talma erklärt haben, um seinen Leichnam dereinst nicht einem ähnlichen Schimpfe auszusetzen, sey er Willens, die katholische Kirche zu verlassen und zur protestantischen überzugehen. Indessen scheint es bey diesem Vorsatze sein Bewenden gehabt zu haben. Der Erzbischof von Paris, der zwar milder ist als sein Clerus, aber doch von demselben Geiste beseelt seyn muß, wollte jeden ärgerlichen Auftritt vermeiden, und daher Talma so in der Stille bekehren, damit man alsdann nach seinem Tode in ganz Paris bekannt machen könne, der große Schauspieler sey in den Schooß der Kirche zurückgekehrt, und er verdiene alle kirchlichen Ehrenbezeigungen. So ist es mehrmals mit den Schauspielern gegangen, und diejenigen, welche sich nicht reuig bekehrten, wurden ohne Barmherzigkeit von allen Gebeten und lezten Ceremonien ausgeschlossen. Diese Besuche des Erzbischofs in dem Hause des Kranken, und die Bewegungen des Clerus wurden sogleich durch die Zeitungen bekannt, und noch ehe Talma starb, war man schon um seine Beerdigung sehr besorgt. Allen künftigen Aergernissen wurde jedoch dadurch vorgebeugt, daß Talma selbst das Verlangen äußerte, man möge seinen Leichnam ohne alle kirchliche Ceremonie zur Erde bestatten. Die Beerdigung ging ohne die geringste Einmischung der Geistlichkeit vor sich, und zwar mit der größten Ehrbarkeit, ja sogar mit einiger Feyerlichkeit. An der Spitze des Leichenzugs zog der beym Théâtre français angestellte königliche Kommissär einher, so daß also dieser Repräsentant der Regierung beym Theater selbst sich nach dem Willen des Verstorbenen und der Familie fügte, und nicht den Zug nach der Kirche hin, sondern nach dem Leichenacker richtete. Die liberalen Zeitungen haben nicht ermangelt, aus dieser Tagesbegebenheit, die in Paris viel Aufsehen erregte, Nutzen zu ziehen. Sie äußerten, was sich bey Talmas Leichenbegängnisse ereignet habe, könne und müsse künftighin den Bürgern zur Warnung und zur Leitung dienen. Der große Schauspieler habe geradewegs mit seinem Schöpfer sich zu vereinigen gesucht, und die Dazwischenkunft des Pariser Clerus abgelehnt, und aus eben diesem Beweggrunde habe er auch gewünscht und für zweckmäßig erachtet, ohne die Gebete und Ceremonien jenes Clerus zur Erde bestattet zu werden. Man würde also hinführo alles Aergerniß vermeiden, wenn man die Geistlichkeit nimmer dazu zwingen wolle, bey den Todten, die während ihren Lebzeiten dieselbe nicht herbeygerufen haben, ihr Amt zu verrichten. Diese Spannung zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft in Paris darf Niemand in Verwunderung setzen. Man weiß allgemein, wie ungebührlich sich die Missionarien in den französischen Provinzen betragen, und mit welchem unüberlegten Eifer der Pariser Clerus, oder wenigstens ein Theil derselben die Rechte und Freyheit der Bürger angreift, besonders die Preß- und Gewissensfreyheit, und die Scheinheiligkeit befördert, die alle Tugenden erstickt.

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. November 1826.

Wie viel auch ein Engel wisse,
Nie entdeckt es sein Verstand,
Wie Du deine Welt regierest,
Alles zu der Absicht führest,
Die Dein huldreich weiser Rath
Immer gut gewählet hat.

Gesangbuch.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

„Nun, nun, zu stolz muß man nicht seyn, denn wenn Herr von Tungern ein Protestant wäre . . .“ — „Herr Baron, wir brauchen keine Voraussetzungen, die Thatsache entscheidet. Ich wünsche Herrn von Tungern eine Frau, die seine Verdienste zu erkennen wisse.“ — „Nun ja! und das wiedererstattete Kapital lasse ich Ihnen so vortheilhaft verwenden, daß meines Freundes Tochter doch einen Brautschatz vorfinden solle.“ — „Nein, nein, rief Eusebia abwehrend, keine Wiedererstattung.“ — „Der Kammerrath verwies ihr den irrigen Stolz, der sie dieses ihr Eigenthum ausschlagen bewog. Er zeigte ihr, daß die Papiere ihres Vaters, die er durchgesehen habe, diesen Verlust bezeugten, daß sie auf diese Papiere hin beynahe eine Rechtssache hätte anfangen können, daß sie es der Gerechtigkeit schuldig sey, ihr Eigenthum zurück zu nehmen, und ihrem Gewissen, Mittel Gutes zu thun, welche die Vorsehung ihr anweise, nicht von sich zu stoßen.

Eusebia kämpfte mit einer Regung von Stolz und unwilliger Verachtung, die es ihr schwer machten, sogleich mit Milde zu antworten, doch rief ihre Vernunft ihr zu, daß der Mann Recht habe. „Gutes zu thun, sagte sie endlich mit schwerer Brust, ich glaube, Sie haben Recht. Wollen Sie aber das Geschäft abthun ganz ohne mich? ganz wie ein Versorger der Waisen?“ Dabey wagte sie seine Hand zu fassen und blickte ihm mit zauberischem Ernst in's Gesicht. Der alte Herr empfand diesen Zauber wirklich mit menschlicher Freude, und Eusebia flog in den einsamsten Theil des Gartens, um zu weinen und die unklaren Empfindungen von Rache, Demüthigung, Verachtung und Wehmuth, die sich in ihrer, der streitenden Mißtöne so ungewohnten, Brust endlich als Sehnsucht nach dem Grabe ausprägten, aufzulösen und zu beschwichtigen.

Dort saß sie nun an einem einsamen Plätzchen und war in ihrem frommen Bemühen schon so weit gekommen, daß sie sich bewußt war, über die wilden Regungen ihres Herzens, nicht über Tungerns beleidigende Schlechtigkeit zürnen zu sollen, nicht über ihr Schicksal, das sie schutzlos solcher Unbilde aussetzte, sondern Gott für die Führung danken zu müssen, welche sie durch Erziehung und Beyspiel befähigt hatte, in Dienstbarkeit frey und in Armuth unabhängig zu bleiben. Jetzt blickte sie begeistert durch die verschlungenen Zweige zum Himmel hinauf, ihre Thränen flossen so rein wie die Thautropfen aus dem Rosenkelch über ihre Wangen, als sie plötzlich der ungeduldige halb unterdrückte Ton eines Hundes aufschreckte, wie diese Thiere zu thun pflegen, wenn sie das ihnen von ihren Herrn befohlne Stillschweigen halb furchtsam vergessen. Es war Eduards getreuer Gefährte, dessen Herr, die Begebenheiten dieses Morgens voraussehend, schon früh seine Flinte ergriffen hatte, und mit seinem Hunde in den Feldern umhergestrichen war, um die Zeit, wo er Eusebien mit Anstand aufsuchen durfte, herbey kommen zu lassen. Sein Glaube an der Geliebten Denkart wankte nicht, sie konnte nicht

in Tungerns Antrag willigen, sie mußte das Geld unter jeder Bedingung zurückweisen, aber dennoch hätte er Tungern, um des bloßen Versuchs willen, vernichten mögen, dennoch neckte ihn seine Phantasie mit den Bildern, welche seiner Zuversicht widersprachen. Der leidenschaftliche Jüngling kämpft nicht in dem moralischen Sinn, wie das fromme Mädchen, der Kraft sich bewußt und des Rechts sie gebrauchen zu dürfen gewohnt, steht in dem Hintergrund von des Mannes Seele immer die Aussicht auf Angriff, Gegenwehr und nöthigen Falls auf Tod. — Das Weib hat gegen die Rohheit der Menschen nur ihre innere Hoheit zur Zuflucht, zum Trost. Der Anblick des Mädchens hätte den jungen Liebenden fast hingerissen, sie ungestüm zu überraschen, wie er aber ihre Thränen, ihr Gebet wahrnahm, blieb er selbst in der Stellung eines Betenden stehen, gebot seinem treuen Gefährten Schweigen und hatte sie eine Weile ehrerbietig betrachtet, als seines Hundes ungeduldiges Murren ihren Blick zu ihm hinzog. Sie erschrack, aber ohne Beschämung und Eduard ging ehrfurchtsvoll wie in einer Kirche auf sie zu, ergriff ihre gefalteten Hände und sagte leise und schüchtern: „Eusebia, nicht wahr, Sie sind frey?" — „Frey? wie? Sie wußten, was mir drohte, und wendeten diesen Angriff von einer Unbeschützten nicht ab?" — „Eusebia, welch ein Vorwurf! — ich wußte nichts bis gestern Abend, gestern Nacht, und ob ich des Elenden Absicht abwenden konnte, beurtheilen Sie selbst; ja beurtheilen Sie meine ganze Lage, denn nun ist die Zeit des Schweigens vorüber." Nun erzählte er ihr den Antheil, den Antonie an seinem Besuch in Goldmühl gehabt hatte, und wie ihr absichtliches Wesen schon bey der nächtlichen Gewitterscene in Gräfenthal seine Begriffe eines liebenswürdigen Mädchens verlezt, und wie die Aufmerksamkeit, welche sie Tungerns Geckereyen geschenkt, ihr seine Achtung geraubt hätte. Hier unterbrach ihn Eusebia und vertheidigte Antoniens Charakter. „Menschen, die das Schicksal so achtlos erzog, denen es die Kenntniß des Leidens, die Erhebung des Strebens, den Lohn des Erringens versagte, denen die Entsagung fremd blieb und deren größte Lebenslast endlich der Mangel an Wünschen wird, müßten wir nicht nach allgemeinen moralischen Gesetzen beurtheilen." — „Doch Eusebia, meine angebetete Eusebia, das moralische Gesetz ist für alle Menschen dasselbe, denn allen Menschen legte Gott die Moral in's Herz." — „Deßhalb, mein Herr, rechnen Sie es Antonien zu, daß sie das Böse meidet, das Gute, sobald sie es erkennt, gern befolgt, daß ihr Neid fremd ist." — „Nun gut, edles Mädchen, die schlecht vernünftelt, weil sie zu gut fühlt, lassen Sie Antonien und hören Sie mich an." Er erzählte ihr nun die Fortschritte seiner Liebe und den gewaltsamen Streit, seine Rührung bey der Entdeckung, wie nahe ihrer beyden Väter Jugend verbunden gewesen war, wie er mit seiner Ungeduld gekämpft, um die von seinen Eltern erbetene Erlaubniß, sie statt Antonien ihnen als Tochter zuzuführen, ehe er sich ihr erkläre, abzuwarten, und wie ihn die Anvertrauniß des Barons und dessen Absichten erbittert und verlezt hätten. Er bewies ihr durch den bestimmten Ton seines Vortrags, daß es ihm nicht erlaubt gewesen war, weder Tungern abzulenken, noch ihm vorzugreifen. „Ich fürchtete ja nichts für Sie, Eusebia, fuhr er fort, Sie konnten diesen Antrag nur verachten, aber darf ich Ihnen den meinen machen? wollen Sie von meiner Hand ein Vaterhaus, ein Vaterland annehmen, wollen Sie an meiner Hand in einen Kreis von Menschen eingeführet leben, die nicht die zärtliche Flitterkultur, nicht die Alles ebnenden Sitten der hier despotisch herrschenden Konvenienz haben, unter denen aber die Wahrheit, die Kraft, die Einfalt Ihres Gemüthes verstanden und in einer wohlthätigen Wirksamkeit Nahrung erhalten werden. Wollen Sie? wollen Sie einen Glücklichen machen, das Glück meiner würdigen Eltern krönen?" — „Ich bin ganz arm, sagte das Mädchen mit niedergeschlagenen Augen, in denen jedoch der Jüngling alle Beseeligung der Gegenliebe las." „Gott sey Dank!" rief er und kniete vor ihr, ihre zitternde Hand fassend, „und ich würde hier zu Lande reich heißen." — „Ich bin aus Barmherzigkeit aufgezogen und habe das Brod der Dienstbarkeit gegessen." — „Eusebia, jezt sind Sie nicht wahrhaftig, oder Sie lieben mich nicht," rief Eduard und ließ ihre Hand sinken. Eusebia richtete ihren Blick thränenschwer empor. „Junger Mann, sagte sie langsam und ernst, ein Dichter der Deutschen sagt von dem freygewordenen Vogel: „„Er schleppt des Gefängnisses Schmach, ein Stück des abgerissenen Fadens nach — er ist der freygeborne Vogel nicht mehr. . . ."" Ihre Stimme erstickte vor Wehmuth. „Eusebia! Ihre Armuth, die edle Benutzung Ihrer Kräfte wollen Sie als Knechtschaft ansehen? mir schienen Sie die schönste Erziehung zu der Geistesfreyheit zu seyn, die Sie errungen haben, und Sie als mein Weib, als das Weib eines freygebornen Mannes mir denkend, durfte ich schon mehr wie einmal Gott für Sie danken." Eusebia machte eine Bewegung aufzustehen, die auch Eduard nöthigte, seine Stellung zu verlassen; er war traurig und erschrocken, sie schien, sich beruhigend, zu sinnen, und nach einer kleinen Weile reichte sie ihm ihre Hand und sagte feyerlich: „Bitten Sie um Ihres Vaters Segen, der Geist des meinigen erfleht ihn vor Gott, aber vergessen Sie diese Stunde nicht, Eduard: das Geklirr der zerrissenen Kette kann noch ein oder das andere Mal die Harmonie meines Wesens stören, dann übertöne die Rede Ihrer Vernunft die Worte Ihrer Liebe, den Mißton — er hätte ja das Herz, das schon lange Ihnen gehört, in diesem Augenblicke beynahe auf einen Irrweg geleitet." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

37. Bequeme Frömmigkeit.

Das Frommseyn macht dem Mann nicht viel zu schaffen,
Der mager ist und beichtet fetten Pfaffen.

38. Der alleinseligmachende Glaube.

Der seligste Glaub' auf dieser Welt,
Der nur das glaubt, was ihm gefällt.

39. Die bequemste Rückkehr.

Wer sich auf der Sünderwiese seinen Fußsteg erst getreten,
Lernt, um selbst nicht umzukehren, ein Gebetchen rückwärts beten.

40. Wie die Arbeit, so der Lohn.

Der Frevler, der im Todeskampfe noch lernt ein Kreuz der Reue schlagen,
Der wird zum Lohn dafür von Engeln bis vor der Hölle Thor getragen.

41. Die Kammerherrn.

An des Himmels Pforte stehn keine Kammerherrn,
Jeder König öffnet sie ohne Diener gern.
Aber an der Hölle Thor wird dem Bettelmann
Gleich ein Kammerherr bestellt, klopft er selbst nicht an.

42. Gott bewahr' uns vor ihnen im Himmel.

Wenn die Kopfhänger all' in den Himmel kommen,
Erbarme dich, Gott, der fröhlichen Frommen!
Sie desertiren aus deinem Saal
Vor langer Weil' in die Höllenqual.

43. Petrus und die Höflinge.

Als Petrus nur in den Hof gerochen,
Da hat er Gott die Treu gebrochen.
Dem Höfling, der's dem Menschen thut,
Gibt Petri Beyspiel hohen Muth.

43. Der Narr in der Fremde.

Manches arme Närrchen würde reich und klug zu Hause seyn,
Aber ach, es findet nimmer sich in's eigne Haus hinein.

45. Was er weiß, macht ihn heiß.

Viele lange Jahr es währt,
Daß ein Tag den andern lehrt.
Wird der jüngste Tag zu heiß,
Kömmt's von Allem, was er weiß.

46. Narrheit mit Vorsicht.

Zu Pfingsten möchte mancher Narr gern auf dem Eise stehn,
Doch keiner will zur Weihnachtszeit im Flusse baden gehn.

47. Die Narrenschuhe.

Es muß auf Erden jeder Mensch ein Pärchen Narrenschuh vertragen,
Doch mancher läßt die Sohlen sich mit Eisen um und um beschlagen.

47. Zu Wenig und zu Viel.

Zu Wenig und zu Viel,
Ist nur ein Narrenspiel.
Und sind wir, wie wir sollen,
Wir haben, was wir wollen.

49. Narrenstolz.

O sagt, warum die stolzen Narren so mürrisch durch die Straßen gehn,
Warum sie bald erboßt zu Boden und bald ergrimmt gen Himmel sehn?
„Dort will das Pflaster sich vor ihnen noch nicht erheben mit Respekt,
„Und oben bleiben alle Thürme mit ihren Hüten gar bedeckt.

50. Mir, wie dir.

Wer sich nicht selbst verspotten kann,
Der fang' es nicht mit Andern an.
Narr, hudle nur den eignen Herrn,
So haben dich die Gäste gern.

51. Bav und Mav.

Bav oder Mav!
Schüttle sich, wen's traf.
Zeichne sie zum Kennen,
Brauchst sie nicht zu nennen.

52. Der beste Narr.

Narren gibt's überall in der Welt,
Doch jedem sein eigner am besten gefällt.

53. Der Nadler.

Mein Narr will fein und spitzig seyn —
O sperrt ihn zu dem Nadler ein!
Da kann er, ohne zu betrüben,
Sein niedliches Talentchen üben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

Devrients Darstellungen.

Nach den Gastvorstellungen der Dem. Lindner eröffnete der berühmte Devrient, dießmal in weit kräftigerm Körperzustand als im vorigen Jahr, seine Gastdarstellungen mit der Rolle des

Franz Moor.

Ich muß geradezu gestehen, daß ich keinen Maßstab für die Beurtheilung einer solchen Darstellung kenne. Denn sie tritt, in dem kühnen Bestreben, das Sammelbild des Gräßlichsten mit aller Stärke der versinnlichenden Wahrheit auf die Bühne hinzustellen, über alle Gränzen des theatralischen Bildes und der Bühnendarstellung hinaus. Ist schon in jener Abstraktion des Häßlichsten und Gräßlichsten, welche die noch riesenhaft kämpfende Einbildungskraft des großen deutschen Dichters erzeugte, Karikatur, so erschien dieselbe durch alle Macht der Darstellungskraft, und in lebendigen Bewegungen von den Sinnen festgehalten, furchtbar verstärkt und auf's Aeußerste getrieben. Das Große und das Gemeine, das Furchtbare und das Scheußliche, was, — weil die äußersten Gegensätze sich berühren — sogar in's Lächerliche umschlägt, war in Devrients Darstellung verbunden; und Alles schien ihm erlaubt, was nur dazu beytragen konnte, die Züge dieses Schreckbildes der Phantasie des Zuschauers auf's Tiefste einzuprägen, weil nur diese Wahrheit und die Kraft in derselben sein Augenmerk war. Es kann, scheint es, bey einer solchen Häufung greller Farben nicht mehr von einem poetischen Bilde, als Ganzem

die Rede seyn, da Alles, ohne das Prinzip der innern beseelenden Wahrheit, auseinander fällt, sondern nur von äußerer Konsequenz, von Angemessenheit des einzelnen Ausdruckes für die jedesmalige Absicht des Dichters. Geben wir uns nun, ohne eine andere Anforderung, der Darstellung Devrients unbefangen hin, so werden wir, wie beym Lesen des Gedichts, theils durch den Eindruck ungebändigter Kraft, theils durch den Eindruck kräftiger Darstellung bald in Staunen, Nachdenken und Bewunderung versezt, bald erschreckt, erschüttert, gequält; aber diese Darstellung, möchte ich behaupten, geht im Einzelnen noch weiter, nicht nur weil sie sinnliche Darstellung ist, und das innere Räderwerk des Lesers, wie sich Schiller ausdrückt, auch dem äußern Auge enthüllt, sondern auch, weil die anerkannte Meisterschaft des Künstlers selbst das nicht scheut, was ein anderer klug vermeiden, oder mit unwirksamer Scheu ausführen würde. Es sind also, nach meiner Einsicht, Züge eines ungeheuren Bösewichts, welche hier mit gigantischer Darstellungskraft aufgestellt werden, interessiren, erschüttern und zermalmen, aber eigentlich nicht zusammengefaßt werden können. Der Moment reißt den Darsteller, und der Darsteller das Publikum durch seine Kühnheit hin.

Bey dem Verhältniß, in welchem der Darsteller zum Souffleur steht (welches Verhältniß zuweilen sehr störend wird), muß es auch oft an den vermittelnden Farben der Schilderung fehlen, und schärfere Gegensätze werden eintreten. Dieß bemerkten wir gleich im ersten Aufzuge. Es bleibt also nur übrig, sich an die großen Momente der Darstellung zu halten, die dieser Künstler für lange Erinnerung schreckend hinstellt, und deren erwähnen wir einige.

Der erste, die Stelle, in welcher das Grundmotiv jener Bosheit liegt, die schon den Bruder um des Vaters Segen gebracht hat: ich habe große Rechte über die Natur ungehalten zu seyn, und bey meiner Ehre! ich will sie geltend machen. Das Leztere mit einem so furchtbaren, klanglosкrächzenden Ton und von Zähnknirschen begleitet, gesprochen, daß man die Wirkungen der Hyäne vorauszusehen glaubt. Franz erscheint als der fürchterlichste Rebell gegen die Vorsehung, der sich wegen der äußern Zurücksezung an den Begünstigten gräßlich zu rächen strebt. Die Arglist ist seine Stärke. Durch Heucheley strebt er zu seinem Ziele. Eine furchtbare Wahrheit gibt Devrient der Scene, wo Franz sein Schreckenssystem entwirft, des Vaters zerbrechliches Leben zu fällen. In diesem Monologe schildert Devrient auch mit mimischer Gewandtheit alle „Henker des Menschen.“ Darauf folgt eine der vortrefflichsten Scenen, die Scene mit Hermann, in welcher Devrient den leichtgereizten gleich einer Schlange langsam umwindet, und für den gräßlichen Plan gewinnt. In Kurzem sehen wir ihn das Schreckenssystem folgerecht aufführen, und es gehört zu dem Furchtbarsten der Moment, wo er dem Vater den Fluch vorwirft, den er selbst erpreßt hat, wo er mit der gräßlichen Miene eines Raubthiers hinter dem Lehnstuhl des Vaters stehend, den Eindruck erlauscht, welchen die Schreckensbotschaft auf den von allen Furien gequälten Greis machen wird, ja nachher, als dieser den verlornen Sohn in der Aufwallung des Jammers von ihm fordert, sogar Hand an ihn legt (was nach der alten Ausgabe der Räuber blos abwehrend geschieht). Einen ganz andern Ton nimmt er an, als er zuerst den Herrn gegen Amalien spielt. Dieser Stolz wird zuerst gedemüthigt dadurch, daß Hermann ihm den Gehorsam aufkündigt. Diese Scene ist eine von denen, an welchen Devrient seine Gewandtheit in der Behandlung der Mitspielenden am glänzendsten zeigt. Alle Versuche schlagen fehl, Hermann sich wieder zu verbinden; grinsende Ohnmacht und Furcht befallen Franz; und diese Furcht wächst mit des Fremden Erscheinen riesenhaft. Das Grauen, das er einsam im Zimmer vor den Bildern des Bruders und Vaters empfindet, veranlaßte die originellsten mimischen Aeußerungen. Die zweyte Scene mit dem alten Daniel zeigt, wie die Gewissensfurcht sich zu geisterhaften Phantasien steigert. Die Erzählung des furchtbaren Traums habe ich darum nicht billigen können, weil durch das immerwährende Verändern der Lage und Stellung, — wobey Stellungen und Lagen vorkommen, in welchen der Darsteller seinen Körper ganz dem Zufall überläßt, — jene großartige Phantasie zerrissen, und ihre Wirkung zerstückelt ward. Ich habe diesen Traum ehemals von einem braven, aber an künstlerischem Talent weit unter Devrient stehenden Schauspielern vortragen hören, und fand gerade das so vortrefflich und von hoher, den Dichter nachahmender Wirkung, daß derselbe, von der sittlichen Macht ergriffen, momentan auch die Stimme des Greises annahm, und dadurch unwillkührlich im erhöhten und veredelten Tone sprach, und erst mit den Worten: „Nun warum lachst du nicht?“ wieder in seinen gewöhnlichen Ton einfiel. — Die Verzweiflung des Franz, sein Grimm als ihn die Räuber fortschleppen, und seine Aeußerung vor dem Bruder ist nach dem Aufwand von Kraft der vorhergegangenen, nur das lezte Winden der Schlange und ohnmächtiger Versuch ihren Geifer gegen den Himmel zu spritzen. Hier kommen Töne vor, welche in's Lächerliche umschlagen, wie das erstickte, halb drohende: „Bruder!“

Es kann leicht seyn, daß dieser Künstler in früherer Zeit, wo er Körper und Sprachorgan insbesondere noch mehr in seiner Gewalt hatte, und diese seinen Absichten ohne Zwang und Widerstreben dienten, diese Darstellung noch mehr aus einem Gusse, und in Bewegungen und Tönen minder grell war als jezt, wo Kraftanstrengung und Schlaffheit im Körper oft augenblicklich abzuwechseln scheinen; aber gewiß ist es, daß bey den gegenwärtigen Mitteln diese Darstellung bis zum Ende nicht kühner und furchtbarer gesteigert werden kann.

Was die übrige Darstellung anlangt, so war darin manches Gute, viel Verfehltes wahrzunehmen, besonders in den Räuberscenen. Schweizer, Roller, Spiegelberg wurden durch Herrn Genast, Fischer, Koch gut repräsentirt. Von Hrn. Stein hörte man den schönen Monolog: Wie herrlich die Sonne dort untergeht — am besten sprechen. Dem. Lauber muß sich erst wieder an ein natürliches Sprechen gewöhnen, und dem affektirten Betonen und Säuseln, das sie gewiß von schlechten theatralischen Vorbildern angenommen hat, entsagen, bevor von einer angemessenen Darstellung der Amalie die Rede seyn kann. Dem Darsteller des Daniel war zu viel auf seine Schultern gelegt, auch Korsinsky ist nicht für einen ersten Versuch, wie denn die Rolle nicht blos recitirt werden soll. —

(Die Fortsezung folgt.)

Bitte.

Ich bitte löbliche Redaktion, den Verfasser des in Nr. 253 des Morgenblatts enthaltenen Korrespondenz-Artikels aus Darmstadt gefälligst zu ersuchen, die Zeilen 16 bis 18 desselben zu erläutern.

Darmstadt. **Karl Buchner.**

* * *

Jene Zeilen beziehen sich auf ein Gedicht, welches gelegentlich der Errichtung des Brunnens, wovon in jenem Artikel geredet wurde, erschienen ist. Der Verfasser jenes Gedichts, und der mir von der löbl. Redaktion zur Erläuterung mitgetheilten „Bitte“ sind keineswegs dieselben.

Darmstadt.

Der Verfasser des Korrespondenz-Artikels in Nr. 253 des Morgenblatts.

Beylage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. November 1826.

Die Tragödie war bey den Alten eine Staatseinrichtung, eine religiöse Handlung; bey uns ist es eine Ergötzlichkeit, um damit den Müßiggängern großer Städte die Langeweile auf einige Stunden zu vertreiben.

Grimm.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung von N. 200.)

Bey der Religiosität, mit welcher die Franzosen ihre dramatischen Formen festhalten, ist es rein unmöglich, daß sie die Uebersetzung eines fremden Werks darstellen dürfen, selbst wenn eine solche in ihrer fix und fertigen und verpallisadirten Sprache zu gestalten wäre. — Nicht einmal Nachbildungen sind hier zu erwarten, sondern totale Umbildungen. So sind Hamlet, Malbeth, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans eben so total andere Stücke durch die französische Bearbeitung geworden, als diejenigen, die sie den Alten nachgebildet haben — mit dem Unterschiede jedoch, daß sie bey den erstern mit Bewußtseyn etwas Anderes hervorbringen wollten, bey den leztern aber; mit dem besten Willen nachzuahmen, dennoch unbewußt ganz Verschiedenartiges hervorbrachten.

Wenn einer im Stande wäre, den Franzosen ein deutsches Dichterwerk so zu übersetzen, daß ihnen dadurch die lebendige Anschauung des Originals würde, so ist es Benjamin Constant, der den Geist unserer Sprache durchaus erkannt hat, und der der eigenen mit erfindsamer Geschicklichkeit neue Wendungen zu geben weiß. Dennoch war auch er — vielleicht weil er an die Darstellung dachte — gezwungen, den Schiller'schen Wallenstein so umzugestalten, daß von der Form des Originals keine Spur, und nur hier und da ein verblaßter Schimmer seiner Farbengebung zu sehen ist, wenn gleich man nicht läugnen kann, daß überall das edle Metall des Grundstoffs durchblinkt und blizt. Ganz so gut ist es den andern Werken des deutschen Meisters nicht ergangen, doch immer besser als denen Shakespears, die ja von noch viel roherer Barbarey gereinigt und für die dramatische Gastronomie der Geschmackvollen bereitet werden mußten. Ja, Kabale und Liebe, ein Werk, auf welches der große Dichter selbst nicht viel gab*), hat sogar troz aller Verwischung der nothwendigen und effektvollen Lokalfarbe, einige nicht üble Abänderungen. Dahin rechne ich die gänzliche Ausscheidung des Hofmarschalls aus der Tragödie, nicht etwa, weil er eine komische, sondern weil er eine Lustspiel-Person ist, hauptsächlich aber, weil der Zuschauer nun gar nicht erfährt, so wenig als Luise, an wen der erzwungene Brief gerichtet, wer zu dem Schelmenstück gebraucht wird, woraus nun hinwiederum der große Vortheil für den Major hervorgeht, daß er nicht nöthig hat, seine Luise mit einem Kalb in Verbindung zu glauben, eine Kurzsichtigkeit des Herzens, die unedel ist; denn blind darf

*) Bekannt ist die Xenie, die von dem Dichter über sein eigenes Werk ausging; weniger bekannt die Art seiner Entstehung. Es war nämlich von Emilia Galotti die Rede, und der jugendliche Schiller nicht gut auf diese Bürgerlichkeit zu sprechen. Ein ähnliches Stück, sagte er, kann man jeden Tag erfinden! Auf diese Weise entstand (durch polemische Schöpferkraft) Kabale und Liebe, worin, nach Schillers Meynung und Bestreben, der ganze Gang des Lessing'schen Trauerspiels und dieselben dort handelnden Personen beybehalten wurden.

Eiferwuth wie jede Leidenschaft seyn. Blindheit ist erhaben — Kurzsichtigkeit aber ist kleinlich, daher im Lustspiel komisch, daher in der Tragödie unedel. Blind ist es, daß Othello überhaupt und namentlich auf Jago eifersüchtig ist; kurzsichtig wäre es, wenn er es auf einen Pistol oder Nym seyn könnte. Daher halte ich es für besser, daß der Zuschauer nicht erfährt, und es seiner Phantasie überlassen wird, auf wen der Verdacht des getäuschten Ferdinands fiel. — Eine andre Aenderung, die manchem von uns überzart, mehr als dezent, nämlich verdächtig erscheinen dürfte, ist die Ehrenrettung der Lady Milforth. Sie ist in der französischen Bearbeitung nicht die Maitresse des Fürsten; aufgesucht von ihm, gibt sie nur der geschmeichelten Eitelkeit Raum, weist nur den Einfluß, den ihr der Fürst gewährt, nicht zurück, liebt den Major und will durch eine gesetzliche Verbindung ihr Glück und ihren Ruf sichern. Späterhin, gerührt von der Persönlichkeit ihrer Rivalin, besiegt sie sogar ihr Herz, und bringt (vielleicht zu theatralisch-edelmüthig) die Vermittelung des Fürsten, als schon das Unheil geschehen ist. Die großartig erfundene, stolze, gefallene, und sich wieder erhebende Engländerin sehen wir freylich nicht, im Gegentheil es wird uns der allbekannte konventionelle Charakter theatralischer Schneereinheit und Aufopferung vorgeführt, den ja auch die Deutsch-Franzosen in Kleist's Prinzen von Homburg so sehr entrüstet vermissen — dennoch aber macht sich auch diese Aenderung gar nicht übel, und war nothwendig für das französische Parterre, welches keine femme perdue in einem pathetischen Stücke geduldet hätte. Aus derselben Ursache ist es nicht der Geliebte, welcher Luise den Gifttrank bereitet, sondern sie selbst endet gewaltsam ihr Leben und trägt, als sie im lezten Akt auf der Scene erscheint, bereits den Tod in sich. Von dem französischen Standpunkt aus gesehen, läßt sich auch diese Aenderung rechtfertigen, besonders da sie durch die Umgestaltung des Charakters vorbereitet ist. Die französische Luise ist nämlich bey weitem nicht so einfach als die deutsche; jene weiß mehr als nur von ihrer Liebe; mehr von der Welt und von sich selbst und von ihrem Wissen und Willen, als das deutsche in Dürftigkeit und einsamer Beschränkung aufgeblühte, und nur an dem erwärmenden Strahl ihrer Liebe entfaltete Mädchen. Denn auch die treue Kopie der Schiller'schen Luise im Drama (so nennt man hier das bürgerliche Trauerspiel) würde den Franzosen nicht gemundet haben. Der Selbstmord der Heldin ist nun freylich durch diese Charakteränderung motivirt; dagegen aber wird es nun ganz erklärlich, wie diese gemachte Person den verderblichen Brief schreiben und den Schwur leisten kann. Auch fühlte das Publikum diese Inkonsequenz und war unruhig, ja beleidigt bey dieser Scene. Ganz widersprechend aber wird es später, wenn die Selbstmörderin so religiös ist, selbst einen erzwungenen Eid nicht zu brechen. Die Mutter kommt in dem französischen Stücke nicht vor; eine so aus der Natur gegriffene schwache, eitele und gefällige Mutter ist gegen das französische Herkommen des ernsten Dramas; sie müßte ein Argus an Umsichtigkeit seyn, sich besonders für den äußern Ruf ihrer Tochter ohne alle Umstände braten lassen; deßhalb wurde sie, als überflüssig und störend, aus der Personenzahl gestrichen; und wenn hiedurch, so wie dadurch, daß Müller kein ärmlicher Stadtmusikant, sondern ein Künstler, oder vielmehr un artiste mit sauberm Tressenkleide ist, ein guter Theil der Lokalfarbe verloren geht, so empfindet dieß doch nur der Deutsche, der sein Original kennt, und nicht das französische Publikum. Tiefer noch wird er es empfinden, daß, um den verpönten Scenenwechsel zu verhüten, Lady Milforth sich zu Luise bemüht, statt sie rufen zu lassen, und daß auf diese Weise eine der eindringlichsten Scenen ihren eigenthümlichen Charakter verliert. Ich verbreitete mich über diese Veränderung eines deutschen Dramas als eine der besseren, deßhalb, weil ich glaube, daß es den Freunden der Kunst von Interesse, dem jungen Dramatiker aber von Nutzen seyn dürfte. Welchen Eindruck aber die Natur dieses (aus unserm Zeitleben gegriffenen) Trauerspiels im Gegensatz der konventionellen Heldentragödie der Franzosen, auf das französische Publikum machte, wie diese Natur die Darstellenden zu Natürlichkeit zwang, davon später an seinem Orte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Es ist immer eine Entweihung, das erste Sicheinanderfinden zweyer Liebenden zu schildern, und wir überlassen also diese sich selbst bis zum Eintritt in des Herrn von Seidels Kabinet, dem Eduard Eusebia als seine Braut darstellte. Der alte Herr war nicht wenig überrascht, aber sehr erfreut, denn seine gewohnte Denkart hatte den Wunsch, Halwyl zum Schwiegersohn zu haben, nie aufkommen lassen. Der kahle Name, ohne alle Zuthat, hätte ihn, wenn er seinen amerikanischen Gast seinen betitelten Nachbarn vorstellte, immer gestört, ja dessen ganzes Wesen war nicht gemacht, ihm eine gewisse Fremdheit zu nehmen, so gerne er ihn im Reiche seiner Thaten umherführte. Halwyls wiederholte Aeußerung, den Aufenthalt in Baltimore nie mit Europa vertauschen zu wollen, hätte auch allein hingereicht, ihn als Freyer seiner Tochter zu verwerfen, denn Amerika war nach seiner Ansicht zu weit, das Meer zu tief und Halwyls Reichthum konnte nie bis nach Franken her schimmern: seine Eitelkeit hatte ihn also nie auf den Gedanken dieser Verbindung gebracht. Daß ein reicher Mann eine in seinem Brod stehende Person hei-

rathete, schmeichelte aber dieser Eitelkeit und hätte ihn in der Folge gegen Halwyl fast à son aise gesezt, wenn dieser nicht eine gewisse Art gehabt hätte, allen läppischen Anmaßungen den Muth zu benehmen. Wohlmeynender als zartsinnig erwähnte er in diesem Gespräch der Schuldverschreibung von Tungerns Vater, welche die dem verstorbenen Crouffol entwendete Summe ersezte, als zur brautlichen Aussteuer sehr willkommen. Halwyl horchte schnell aufgeregt auf seine Rede, Eusebia sagte aber bestimmt: „Keineswegs, mein theurer Herr, Sie sagten, ich müßte sie, Gutes zu thun, annehmen, und so bestimme ich sie, als lezte freye Handlung meines Mädchenstandes, zu einer Stiftung, aus der in meinem Vaterlande hülflose Waisen unterstüzt werden sollen.“ Sie erklärte darauf ihrem jungen Freund die Gründe, denen sie bey der Annahme dieser Summe hatte nachgegeben, und wie nur die Bescheidenheit, welche den Armen zieme, sie verhindert habe, die Bestimmung, die sie unverzüglich dem Gelde gegeben, sogleich auszusprechen. „Ihre Braut, Halwyl, sezte sie hinzu, ist reich, sie darf Armen schenken.“ Eduard wäre ihr gern zu Füßen gefallen, um ihr zu danken, daß sie, was er bey des Kammerraths Worten gefürchtet, so genugthuend abgewendet hatte, er scheute das aber in dessen Gegenwart, als solle er öffentlich beten. Der Kammerrath war bey Eusebiens bestimmt ausgesprochener Verfügung anfangs ein bischen verduzt, aber plözlich lüpften sich die Schwingen seiner Eitelkeit und er legte sich selbst das Gelübde ab, eine gleiche Summe zu einer gleichen Stiftung in seiner — uns unbekannten Vaterstadt — zu verwenden. Der gegenwärtige Augenblick war zu schön, um seinen Entschluß nicht im schönsten Lichte zu sehen, er trug dazu bey, der Liebenden Freude zu erhöhen. Antoniens Erstaunen und herzliche Theilnahme, wie sie ihrer Gespielin Schicksalswendung erfuhr, erinnerte Eduard an seiner Geliebten Vertheidigungsrede und trug dazu bey, dieselbe zum ersten Mal nicht nur schön, sondern auch gewinnend zu finden. Frau von Seidel blieb in ihrem Gleichgewicht; ihr fiel bey der neuen Kunde sogleich der Verlust bey, den sie an Bequemlichkeit erleiden würde, allein sie hatte doch bey der Wirkung vor Eusebiens edler Schönheit und hervorstechendem Geist der mütterlichen Eifersucht nicht ganz entgehen können, sie wünschte ihr also mit eben dem Gleichmuth Glück, mit dem sie einen vortheilhaften Einkauf gemacht hätte.

Auf diese Weise vereinigte heute ein so guter Genius die sonst ziemlich ungleichartigen Elemente des Familienzirkels in Goldmühl, daß jeder den andern liebenswürdig, sich selbst gut fand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wirksamkeit des Laudanums auf Augenflecken.

Herr Lallemand, Professor der medizinischen Fakultät von Montpellier, hat ganz neuerdings die Wirksamkeit dieses einfachen Mittels auf das Verschwinden von Augenflecken konstatirt, es mögen dieselben so alt seyn als sie wollen. Die Art und Weise des Gebrauchs ist folgende: man berührt diese Flecken zwanzig bis dreyßig Tage nach einander, und zwar täglich zwey bis drey Mal mit flüssigem Opiums-Extrakt. Nach einer Kurzeit von einem Monat ist die Heilung stets vollständig erfolgt. Man sagt, dieses in Polen seit langer Zeit bekannte Mittel sey Herrn Professor Lallemand von einem Polen mitgetheilt worden.

Wie dem aber auch sey, so behauptet dieser Herr die außerordentliche Wirkung dieses Mittels erprobt zu haben, worüber er sich folgendermaßen ausspricht: „ich „habe durch Anwendung des Laudanums so starke und ge„fährlichscheinende Flecken verschwinden sehen, daß ich eben „so erstaunt als betrübt bin, daß die Wirksamkeit dieses „vortrefflichen Mittels so lange unbekannt geblieben ist.“

Das Januarheft der Éphémérides médicales de Montpellier vom Jahrgang 1826 enthält mehrere Beyspiele, von welchen die Heilungsart einer Frau von 30 Jahren das interessanteste. Ein Fell von zwey Linien machte sie, da ihr anderes Auge am Staar litt, fast völlig blind. Auch ihr Uebel wurde durch die Anwendung des Laudanums völlig geheilt, was um so auffallender war, als dasselbe eine Folge der Blattern gewesen und schon zwey-und-zwanzig Jahre gedauert hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Nov.

Sir Walter Scott ist hier angekommen, wie man sagt, um die für seine Geschichte von Napoleon's Leben nothwendigen Dokumente zusammenzubringen. Er ist an einen unserer Landsleute empfohlen worden, der in Beziehung auf Geist und Rechtlichkeit zu den ausgezeichnetsten Männern unserer Zeit gehört. Gewiß wird der Umgang dieses würdigen Patrioten, und die Schäze seiner reichhaltigen Bibliothek ihm Aufschlüsse und Materialien an die Hand geben, wie er sie nirgends gefunden haben würde. Die Vorurtheile, welche den Lettres de Paul ihre englische Farbe gaben, werden bey einem gründlicheren Studium des Kaiserreiches Frankreich ganz verschwinden, und das Schauspiel unserer Sitten, so wie das Räderwerk unserer heutigen politischen Einrichtungen werden den englischen Tory eher zur Achtung als zur Satyre stimmen.

Im Allgemeinen hat die Wahl dieses Gegenstandes seiner neuesten Arbeit hier in Frankreich für den Ruf Sir Walter's einige Unruhe und Sorglichkeit erweckt, und wir glauben, daß er selbst sie einigermaßen theilt. Wie man sagt, soll schon das Manuscript der drey ersten Bände vollendet seyn. Das neugierige Paris wird dieses Werk durch die Bemühung des Hrn.

Gosselin eben so schnell lesen können als London. Das ist eine schöne Winterfreude für das lesende Publikum.

Jedermann drängt sich hin den berühmten Romanschreiber zu sehen, der nun nicht mehr der Unbekannte ist. Man erzählt sich, daß der französische Verleger seiner Werke ihm zwey Exemplare seiner schönen Ausgabe in 8. und seiner niedlichen in 18. übersandt habe, und zwar mit einer furchtsamen Schüchternheit, indem er ihn zugleich um Verzeihung bat, die bisher geheimnißvoll gebliebenen nicht anerkannten Romane den poetischen Werken des Verfassers unter gleichem Namen haben folgen zu lassen. Sir Walter soll das eine und das andere Buch angenommen haben, und in einem, mit der an ihm gewohnten Bonhommie geschriebenen, Briefe in Paris endlich eine Autorschaft förmlich eingestehen, welche Constable's Katalog noch vor einem Jahr nicht aussprechen durfte.

Nach den Bildern, die wir von Walter Scott kennen, denkt man sich in demselben einen großen, wohlgenährten Mann mit pausbackigem heiterem Gesicht. Aber so sieht er nun einmal gar nicht aus. Er ist im Gegentheil mager und dünn, dabey groß, seine Beine schlecht gebaut, und seinen etwas kleinen Kopf bedecken spärlich einige graue, ehemals blond gewesene Haare. Uebrigens ist der Ausdruck seiner Züge sanft und gut, und nebenbey einige Spuren von Leiden nicht zu verkennen. Sein Aeußeres spricht von keiner darauf verwandten Sorgfalt, und es mangelt ihm das Grazieuse ganz und gar. Sein Gang, seine Haltung sind ganz die eines gewöhnlichen Dorfpredigers. Er ist ganz kindlich, freut sich, und spielt wie ein Kind. Der geringste Vorfall, das unbedeutendste Ding macht ihn bis zu Thränen lachen oder rührt ihn heftig, und alle diese Eindrücke malen sich mit unglaublicher Lebhaftigkeit auf seinem Gesicht. Er ist ganz der Mann, der die Einzelnheiten seiner Romane selbst mitfühlen und mitleben kann. Unwillkührlich denkt man sich ihn in den Umgebungen von Abbotsfort spazieren gehen, die Begegnenden freundlich anreden, dem Spiel eines Kindes mit Theilnahme zusehen, die Erzählungen alter Frauen aufmerksam anhören, eine Blume oder einen schönen Baum ganze Stunden lang betrachten, oder an dem gastlichen Tische sitzend seiner Tochter, die schottische Balladen singt, zuhören, mit immer steigendem, lebhafter sich äußernden Herzens-Jubel zuhören, und endlich selbst in eine Art von Freudentaumel verfallen, mit ihr Chor machen.

Leipzig.

(Fortsetzung.)

Ossip in Isidor und Olga.

Ossip ist in Raupachs Trauerspiel der Leibeigne, der die grausame Zerstörung seines Liebesglückes durch Herrscherwillkühr, an den Söhnen des Herrschers furchtbar rächt. Er schwört, es soll kein Glück in diese Familie einkehren; und verfolgt diesen Schwur dadurch, daß er dem erstgebornen Wlodimir, welcher Herr geworden, und der ihn jezt als Rathgeber braucht, nur solche Maßregeln an die Hand gibt, welche dazu führen. Ihm ist das schmachvolle Verhältniß des Unfreyen zu dem Freyen zum Bewußtseyn gekommen; und mit Erbitterung gedenkt er desselben immerfort. Dieß ist hinlänglich, um an diese Rolle hier den Leser zu erinnern.

Hr. Devrient nun hat eine eigenthümliche Auffassung dieses Charakters, die er mit Kraft und Konsequenz, seiner würdig ausführt; er hat gewiß darüber nachgedacht, und durch die Nähe des Dichters konnte ihm der Sinn desselben genauer bekannt seyn. Aber dieß hebt mir einige Zweifel noch nicht, die ich gegen die vollkommene Angemessenheit dieser Auffassung hege, und daher hier ganz aufrichtig mittheilen will.

Hr. Devrient nimmt diesen Ossip als einen noch jungen feurigen Mann, mit einer rohen Heftigkeit, die sich in Rede und Bewegung äußert. Man könnte glauben, Arinia sey ihm erst eben entrissen. Da dieß aber nicht der Fall, so muß man glauben, Hr. Devrient wolle vornehmlich zeigen, wie die Liebe auch in dem ursprünglich rohen, wilden Gemüth eine tiefe, unvertilgbare Wirkung hervorbringe. Die Erwähnung Arinia's nun ist so allemal ein erschütternder Moment dieser Darstellung, der einzige Lichtpunkt in diesem Charakter, welchem der offenbare Grimm gegen die Herrscher immer vorhergeht und folgt. Wie diesem Moment zeigt Hr. Devrient auch den großen Darsteller, dem es gelingt eine starke Gemüthsbewegung auf den Hintergrund eines heftigen Charakters zu zeichnen, ohne einem von beyden zu schaden. Hier ist er einer großen Wirkung gewiß; die er auch bey dieser Darstellung nicht verfehlte, obgleich sie im Ganzen nicht mit demselben Beyfall aufgenommen wurde, wie seine übrigen.

Ich meyne nun, daß, was diesem Ossip eine solche Stimme in diesem Hause verschafft haben kann, ist unstreitig nur ein ausgezeichneter Verstand, der Mittel und Wege kennt, und den der leidenschaftliche Gebieter selbst zu Hülfe nehmen muß, und vielleicht ein wenig Anstrich von Humor dazu. Ein leidenschaftliches Wesen, offenes Zurschautragen seines Grimms würde ihn längst dieses Einflusses beraubt haben. Aber Ossip mischte ja schon, wie er selbst sagt, Galle in des alten Fürsten Becher; sein Grimm konnte sich also nur im Stillen zerstörend äußern, und hat sich bisher nur so gezeigt. Auch der Fürst nennt ihn kalt, wiewohl im Aufruhr seiner Leidenschaft, und er zeigt sich auch äußerlich so, wenn er mit Schadenfreude sich an der innern Qual des Herrschers weidet. Wäre aber auch dieß Alles nicht, und schiene auch das Verhältniß, in welches die Charaktere des Ossip und des Fürsten in diesem Trauerspiel gestellt sind, ferner der im Stücke angedeutete Umstand, daß Arinia Isidors Jugendgespielin war, folglich Ossip nach gewöhnlichem Verhältniß etwas älter, als Isidor gedacht werden kann, eine jugendlich-feurige und heftige Erscheinung nicht zu verbieten, so würde ich doch immer sagen, daß der Dialog mit einer solchen Auffassung in einigem Widerspruche steht; indem fast jeder Rede des Ossip eine fast einstudirte Bitterkeit vom Dichter untergelegt ist, die nicht in heftiger, feuriger Stimmung gedacht wird, und sich verbergen mußte, um nicht ihres Zwecks zu verfehlen.

Ich glaube daher, daß Ossip minder heftig, feurig und jugendlich, sondern kälter, feiner und erstarrter, und mit einer langgenährten Erbitterung gegen die Menschen, vornehmlich gegen die Freyen gefaßt werden muß, bey welcher die Erinnerung an seine Liebe als ein Lichtblick des Gefühls erscheint, welches diese Erbitterung geschärft hat, und ihr immerfort Nahrung gibt. Bey dieser Auffassung tritt der Fürst in die eigentliche innere Abhängigkeit von ihm; er wird, wie Ossip selbst sagt, das verwöhnte Kind, das sich selbst nicht zu leiten versteht, und jene Erinnerung an die theure Arinia macht, wie es scheint, einen noch rührendern Eindruck, da sie die einzige Spur von Wärme des Gefühles ist. Der Trotz auf seine ehliche Geburt und die ganze nationelle Physiognomie dieses Charakters lassen sich damit, wie mir es scheint, recht wohl vereinigen. Ich überlasse indessen andern die Beurtheilung meiner Meynung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. November 1826.

Es ist viel leichter, einen Berg mit einer Nadelspitze zu entwurzeln, als den Hochmuth aus dem Herzen des Menschen verdrängen.

Dschamy.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Wie die Gesellschaft in dieser harmonischen Stimmung der eintretenden Abendkühle an der alten Dame Lieblingsplatz, einem hart an der Landstraße gelegenen Tempel — so nannte sie diese Gebaulichkeit, die aber, redlich gesagt, nur einer riesenhaften Pomadebüchse glich — genoß, sah man eine Art einspännigen Fourgon daherfahren, der an dem nahen Wirthshause hielt, worauf bald der Hausknecht ein Billet des Junkers brachte, das die flüchtige Bitte an seine Mutter richtete, dem Oberlieutenant, Prinz Saalbach, und dem Rittmeister, Graf Baldi, ein Nachtquartier zu geben, indem er und Tungern Abrede genommen, mit ihnen in das benachbarte Mineralbad zu gehen und die angenehme Gesellschaft dieser Herren wohl der Gastfreundschaft werth sey. Der alte Herr besann sich schnell auf die Familienverbindungen beyder Herren und war über ihren Besuch sehr erfreut. Frau von Seidel fand denselben etwas lästig und stand, Eusebien seitwärts ansehend, langsam und murrend auf, ihre häuslichen Anordnungen zu treffen. Diese aber eilte mit einfacher Herzlichkeit zu ihr, anmuthig schmählend, daß sie solle vor der Zeit Amt und Würde verlieren, verabredete die Zimmereintheilung und ging, Eduard einen Handkuß zuwerfend, in das Haus. Eduard schämte sich der Verstimmung, die er plötzlich in seinem Innern empfand, er ging in dem nahen Laubgang auf und ab, und der Seeenforscher würde an seiner veränderten Haltung wahrgenommen haben, wie er bald mit sich im Klaren mit festem Schritt und erhabnem Haupt wieder in den Tempel trat, eben wie Antonie, wahrscheinlich ihrer Mutter antwortend, ihn mit den Worten: „Ich will mich doch ein bischen anziehen,“ verließ.

Die angekündigten Gäste ermangelten nicht, noch vor Nacht mit Gelärm und einer großen Zahl von Reitknechten und Jägern in das Dorf einzuziehen. Junker Max stellte sie vor; Herr von Tungern machte ein sehr verlegenes Gesicht, das einige Versuche machte, in Trotz überzugehen. Sobald man Platz um den reichlich mit Erfrischungen besetzten Tisch genommen hatte, bemerkten seine Blicke, die gleich beym Eintritte Halwyls ruhigem Auge begegnet waren, ihn aber jezt von der Seite suchten, wie er neben Eusebien sitzend, diese mit einer unbefangenen Vertraulichkeit unterhielt, die in ihm Angst und böses Gewissen erregte. Der alte Herr, der bis jezt von dem Wohlbehagen, einen Prinzen und einen Grafen in seinem Hause zu bewirthen, etwas zerstreut gewesen war, hatte Herrn von Tungern um der Begleitung willen, in der er ankam — denn sein Sohn hatte ihn beym Eintritt belehrt, die beyden mit Orden gezierten Helden seyen Herrn von Tungerns alte Freunde von mehr wie einem Badeorte her — mit einer ihm nicht zugedachten verbindlichen Höflichkeit begrüßt, jezt aber bemerkte er, wie dessen verlegene Blicke nach den beyden Liebenden hinsahen. Er vergaß, daß er jenem mit einem gewissen Aufwand von Moralität seine Anträge an Fräulein Cronssol hatte zurückstellen wollen und

bereitete ihm und dem größten Theil der Gesellschaft eine kühne Ueberraschung. Behende umschritt er nämlich den Halbkreis der Stühle, ergriff Eusebiens Hand und sagte, an die vier angelangten Männer gerichtet: „Sie erlauben mir die Ehre, Ihnen in der Tochter eines meiner ältesten Freunde, Fräulein von Croussol und Herrn von Halwyl aus einem reichen Hause in Baltimore als ein Brautpaar vorzustellen, dessen Glück mich mit recht väterlicher Freude erfüllt.“ Wirklich hätten unsere größten Bühnenkünstler die sich nun darstellende Gruppe studiren können. Diesen Knalleffekt des père noble hatte Niemand erwartet. Der Kammerrath stand, Eusebien, die mit glühenden Wangen erschrocken und fragend nach Eduard hinblickte, an der Hand vorn auf dem Proscenium, wie gegen die fürstliche Loge gewendet; Halwyl sah nur seiner Geliebten peinliche Verlegenheit, die ganze übrige Umgebung war für ihn höchst unbedeutend, er stellte also den wahren Liebhaber dar. Unter den Uebrigen war Tungern ohne Zweifel die ausdrucvollste Gestalt — er hatte Lust vor Freude zu jauchzen — denn dunkel aber urplötzlich begriff er, daß, sobald Eusebie Halwyls Braut sey, sein Kapital ihm sicherlich zurückgestellt werde. Allein es regte sich in ihm eine zweyte, wahrlich noch dunklere Empfindung, der zufolge er — wenn nicht Streit mit dem trotzigen Amerikaner anfangen, doch sich an ihm — er wußte nicht warum — zu rächen gewünscht hätte. Endlich flocht sich eine dritte und überwiegende Seeleneigenschaft ein, die man bey Weibern unbedenklich Furchtsamkeit nennen darf, und die hier den Ausschlag gab. Denn er schloß sich mit ziemlich guter Art an die glückwünschenden Kriegshelden an, indeß diese, so gut sie es vermochten, die schöne Braut mit galanten Redensarten übergossen. Da Halwyl diese schaale Galanterie bald in die Ufer des gewöhnlichen Gesprächs einzudämmen wußte, zog Tungern den Kammerrath bey Seite und drückte ihm sein Erstaunen und seine Neugierde aus. „Stille, stille, Herr Baron, antwortete dieser, ungeduldig über die Unterbrechung der herrlichen Scene. Sie können Gott danken: Ihr Kapital will kein Mensch. Die paartausend Thälerchen Schuldgeld, fuhr er mit drolliger Pantomime fort, hat die Braut den Armen geschenkt und den schönen Vorschlag von katholisch werden hat kein Mensch wie Halwyl erfahren. Verderben Sie Ihr Spiel nicht selber, so stehen Ihre Sachen gut.“ Kaum gesprochen, so drängte er sich wieder zu seinen Gästen, welche, den Umständen nachgebend, Antonien fortan ihre Huldigung zollten. Ein ganz anderer Genius schwebte jezt über diesem Cirkel, als der, der vor wenigen Stunden seine Fittige ausgebreitet hatte, — der Genius eitler Gefallsucht, vergnügenshungrigen Müßiggangs — aber er fand hier seine Weide und verbreitete Lustigkeit um sich her. Noch ehe man sich zum Schlafengehen trennte, vermochten die liebenswürdigen Gäste den Kammerrath, seine Abreise in das Bad, die einen Monat später stattfinden sollte, schon auf die nächsten Tage anzusetzen, um damit einige Streifzüge in die reizenden Thäler des Fichtelgebirges zu verbinden. Unterdessen hätte das Bad Zeit sich mit Gästen zu füllen. Diese Einrichtung zog eine Einladung an die beyden Fremden nach sich, ihre Abreise um ein Paar Tage zu verschieben, und man trennte sich, ein Jeder mit Planen für seine nächste Zukunft beschäftigt.

Halwyl hatte auch die seinigen entworfen; nachdem er den folgenden Morgen mit Eusebien eine kurze Unterredung gehabt, begab er sich zu dem Pfarrer und theilte ihm seine Verhältnisse zu Eusebien mit und trug ihm die Bitte vor, ihn und seine Braut, nebst seiner Frau nach Neufchatel zu begleiten, wo er Eusebie ihrem würdigen Pflegevater zuzuführen gedachte. Die fromme Braut bestand darauf, die Einwilligung des Vaters Halwyl aus Baltimore abzuwarten, ehe sie die Kirche ihren Liebesbund besiegeln ließ; Eduard ehrte diese Gesinnung, obgleich sie ihm das erste Mal das Meer als unermeßlich darstellte, denn Monate mußten über diesen Briefwechsel vergehen. Allein wie konnten sie den Liebenden süßer verfließen als unter den Augen des Mannes, der seine Geliebte als Vater gepflegt hatte, als in der Gegend, wo sie nun zehnfach die Wohlthaten an Andern vergelten konnte, die gute Menschen ihrer hülflosen Jugend ertheilten. Dem Pfarrer von Goldmühl, welcher oft seiner Sehnsucht, die Schweiz zu sehen, gegen Fräulein Croussol erwähnt hatte, ohne je an die Möglichkeit, sie zu stillen, denken zu dürfen, kam der Vorschlag wie die Erscheinung eines Zauberbildes vor, die Frau Pfarrerin sah das Unmögliche vor ihren Augen in die Wirklichkeit treten. Des Kirchenpatrons, Baron von Seidel, Einwilligung durfte Halwyl voraussetzen; Kinder standen nicht im Wege, denn der einzige Sohn besuchte das Gymnasium zu Baireuth, ein Vetter Kandidat, der indeß alle Sonntage für die gnädige Herrschaft beten und beyher etwas predigen konnte, fand sich unter der Hand, kurz es fügte sich Alles viel zu natürlich, um etwas darüber sagen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Der Schauspieler *), der in Kabale und Liebe den Ferdinand und die bekannte ergreifende Scene mit seinem Vater im Hause der Geliebten mit wohlthuender

*) Warum ich seinen Namen nicht nenne? Erstlich weil es eine Unsumme von Schauspielern seines Ranges in Frankreich gibt. Dann aber, weil man ihm von einer unserer ersten deutschen Schauspielerinnen sprach, die unlängst in Paris war, und ihn persönlich kennen lernte, er aber kein anderes Wort hervor-

Leidenschaft spielt, wurde hierüber von einem Ausländer, dessen Urtheil er wohl achten durfte, mit freundlichen Lobsprüchen überhäuft und gefragt, weßhalb er in keinem andern Trauerspiel auftrete? Verwundert erwiederte er: „Ich spiele nie im Trauerspiel; wie kommen Sie darauf? Das ist mein Fach gar nicht.“ Diese Antwort erklärt so manches Unglaubliche hier. — Wenn man einen so eingefleischten Franzosen, wie z. B. den so eben nicht genannten Schauspieler, über deutsche Art und Kunst raisonniren hört, so erschrickt man ob der Möglichkeit, daß man sich vielleicht eben so täusche, eben in der Welt zu seyn glaubte, während man sich unbewußt nur in einem mehr oder minder weitern Nationalgefängniß befände. Bey aller gepriesenen Vielseitigkeit haben wir dieses, wir Deutsche, zu bedenken!

Der französische Künstler, der sich einen neuen Weg bahnt, ist mehr zu bewundern als jeder andere, weil ihm Autorität und Herkommen hier mehr als irgendwo mächtig, ja allmächtig entgegenstehen. Wird es nun schon dem einsam arbeitenden Künstler so schwer gemacht, seinen Genius erstlich nur aufzufinden und dann, ihm folgend, Neues und Originales zu schaffen, so muß der, welcher dieses dem beharrlichen und reizbaren französischen Publikum gegenüber thun will, sich wahrlich seinen eigenen neuen Weg durch Felsen brechen. Um so bewundernswürdiger war Talma, der dieses in einem Maße that, wie vor ihm noch kein Anderer. Denn mehrere Jahre mußte er mit dem Publikum kämpfen, dem Ausbruch des Mißfalls die Stirne bieten und feststehender Beharrlichkeit noch festere entgegenstellen, bis daß er endlich mit den Pfeilen der Wahrheit und Ueberzeugung den breiten Schild des abergläubigen Herkommens allmählig zerstückte. Ob er ohne die Kenntniß der englischen Bühne (er sah sie schon in zarter Jugend und später im Mannesalter wieder) seinen Genius nur aufgefunden hätte, kann dahingestellt bleiben; man möge es, wie seine Gestalt, sein ausdrucksvolles Antlitz, seine klangreiche Stimme und seine vielfältigen Gaben, der Gunst der Musen zuschreiben; doch bleibt ihm des eigenen künstlerischen Verdienstes genug. Denn ohne Unterlaß hat er fortwährend an sich gearbeitet; und wahrlich! mit vollem Rechte durfte er einem kunstverwandten Freunde, der ihn seit einer Reihe von Jahren nicht spielen sah, mit vollem Rechte durfte der sechzigjährige Künstler ihm sagen: „Erst jetzt werden sie mich sehen, erst jetzt bin ich Schauspieler und werde erst binnen einigen Jahren zeigen, was ich in meiner Kunst vermag.“ So neu aber, so abweichend von dem herkömmlichen Gange französischer Tragik war die Bahn, die er beharrlich sich brach, daß er jezt nicht nur hoch über seiner Umgebung, sondern fern von ihr einsam und allein dastand. Keiner, keiner vermochte ihm nachzuschreiten. Auch dieses würde dem schöpferischen Genie in jeder andern selbstständigen Kunst leichter geworden seyn. Aber auf der Bühne, wo ein Verein, ja eine Einigung von Künstlern das Werk erschaffen soll, wo also das Genie Rücksichten auf das Bestehende nehmen, seine Erfindung modifiziren, hier zurückhalten, da nachgeben und sich unterordnen mußte, um durch das Disparate seiner Ueberzeugung und Eingebung das Ganze nicht zu zerstören, wie schwer wurde ihm nicht hier, das zu vollbringen, was er vollbrachte — nämlich ein durchaus Neues in einer fast abgegränzten, und innen fertig ausgebildeten Kunstsphäre zu erschaffen! Indessen vermag ich wohl zu begreifen, woran er noch immer ohne Unterlaß an sich arbeitete, was ihm hie und da in dem eigenen Spiel noch immer nicht genügte.

(Die Fortsetzung folgt.)

brachte, als das wegwerfende: Joue t-elle encore toujours là bas? . Wir wissen là bas von seiner Existenz nichts, und ich will nicht dazu beytragen, das Gedächtniß der Deutschen mit dem Namen eines Spielers vom dritten Range zu beschweren.

Recht und Unrecht.

Alles ist recht, was das heilige, lichte Gewissen gebietet;
Unrecht Alles, was recht vor der Sophistik erscheint.

Der erobernde und der friedliche Fürst.

Wenn der erobernde will, daß Alle sterben für Einen,
Will der friedliche, daß Alle nur leben für Ihn!

Der Führer zum Ziele.

Was mein reines Gemüth hier suchte, das sucht' es vergebens:
Täuschung fand es und Lug, Ueberdruß, Eckel und Qual.
Rastlos sucht' es doch fort, und fand im Glauben die Ruhe.
Dieser nur wies mir den Weg, ewige Liebe! zu dir!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Fortsetzung.)

König Lear.

Alle Verehrer der großen Tragödie waren darauf gespannt, den großen Künstler diese Aufgabe lösen zu sehen. Der grossen Sonnenhitze ungeachtet war das Haus fast übervoll. Ein zweckmäßiges Musikstück — ein feiner Fall — unterstüzte die Stimmung, mit welcher Shakspear's Geist empfangen werden muß. Die Scene öffnete sich. Kent verkündigte seinem Freunde Glocester, wie der alte König, der Regierung satt, das Reich unter seine älteste Tochter getheilt, die jüngste aber, weil sie nicht in täuschenden Liebesworten mit jenen gewetteifert, in seiner Heftigkeit enterbt habe, und wie er selbst im redlichen Bestreben, den König von diesem Schritte leidenschaftlicher Uebereilung abzuwarnen, verbannt werden sey. Darauf wird Edmund vorgeführt, und dessen boshafte Intrigue gegen seinen

Bruder beginnt. — So wirds also, nach der Bearbeitung der Tragödie, welche hier zum Grunde gelegt wird, wahrscheinlich der Kürze wegen, und um den schnellen Scenenwechsel zu vermeiden, die Handlung Lears, um welche sich hier Alles dreht, nur erzählt. Dieß hat die zweckwidrige Wirkung, daß wir so nur die schweren Folgen dieser Handlung unmittelbar erfahren, während sie selbst mit ihren Motiven in den Hintergrund, die Episode aber mit Gloster und seinen Söhnen gewissermaßen in den Vordergrund tritt. — Schon soll der König die Folgen seiner Unbesonnenheit empfinden; schon ist er Goneril, seiner ältesten Tochter, lästig geworden; sie gebietet ihren Dienern, ihn zu vernachläßigen. Lear kommt von der Jagd, verlangt zu essen, und ruft zu seiner Ergözlichkeit seinen Narren. Er will seine Tochter sprechen; der Hausmeister derselben bleibt die Antwort schuldig. Der König ist auf dieses Betragen schon seit einiger Zeit, wie er sagt, im Stillen aufmerksam geworden, aber er hat es nicht für Absicht halten wollen. Die schneidenden Einfälle des nun auftretenden Narren, der seit der Abreise Cordeliens nach Frankreich sich nicht hatte sehen lassen, werfen mehr Licht auf dieses Verhältniß. So ist die Wirkung, welche Gonerils Vorwürfe nun auf Lear machen, vorbereitet. Der Greis, der bisher den leichten Argwohn überwand, und nur den Dienern Schuld gab, traut seinen Augen und Ohren nicht. — Hier ist der erste große Moment in Devrients Darstellung.

Ueberhaupt muß ich bemerken, repräsentirt dieses Künstlers Erscheinung und Maske Lears Charakter vortrefflich. Seine dunkeln, tiefliegenden Augen, in denen eine gewisse Heftigkeit aufleuchtet, der breite, ansehnliche Bart, der den Kopf einfaßt, und ihm die Würde des Alters gibt, stimmen ungemein gut dazu. Seine Kleidung ist die eines Ritters, stattlich, aber nicht prächtig, um so unverkennbarer scheint die innere Majestät aus seinem Aeußern hervor. Es macht einen großen Eindruck, wenn Devrient, der bey den Worten: bist du meine Tochter, mit etwas gedämpfter Stimme sein Staunen ausgedrückt hatte, zu den Umstehenden gewendet, hier dieselbe zum ersten Male mit vollem Nachdruck erhebt: „Kennt mich Jemand hier ꝛc.“ Der Zuschauer empfindet hier vollkommen das Gefühl der beleidigten Majestät des Vaters. Die Vorwürfe und Forderungen werden heftiger. Sein Gemüth ist so empört, daß er zuerst nur in kurzen Ausrufungen spricht; dann ihren Vorwürfen mit edlem Zorn antwortet, und seine Unbesonnenheit zum ersten Male bitter bereut. Wie eine stürmende Woge steigt seine Heftigkeit, und nun donnert er den schauderhaften Fluch gegen Goneril. Daß sich Devrient in einiger Entfernung von ihr gegen sie zurückwendet, während er ihn spricht, ist sehr gut gedacht; denn ihm schaudert vor ihr und mit solchem Schauder eilt er auch ab. So warmen Ausdruck der Liebe er früher (in der weggelassenen Scene) verlangte, so tief und unwiderstehlich ist nun sein Zorn. Er eilt ab, aber er kommt sogleich zurück; weil sein Gedanke sich von dieser Scene noch nicht losmachen kann. Hier ist eine Veränderung in der Anordnung vorgegangen. Lear ist nicht fähig, dem herbeygekommenen und fragenden Herzog Alban den Vorgang zu erzählen; unwillkührlich wendet sich sogleich seine Rede der Tochter wieder zu. Sein Stolz erhebt sich unter Thränen; es lindert seinen Schmerz, ihr noch zu sagen, daß ihm noch eine Tochter geblieben ist, die diese Unkindlichkeit rächen werde; ein Gedanke, der ihn dem ahndenden Zuschauer noch mitleidswürdiger zeigt. Des Narren Worte nähren diese Stimmung. Hier können wir den feinen Unterschied, der sich zwischen dem Verhalten Lears gegen den Narren in diesem und dem früheren Gespräch zeigte, nicht unbemerkt lassen. In jener Scene vom Anfang war Lear nur in einen leichten Argwohn befangen, der durch den Vorfall mit dem Hausmeister neue Nahrung empfängt; sein Narr sollte ihn erheitern; er spricht also hier mehr mit und zu ihm. In der leztern Scene aber wirkt der bittre Eindruck unverlöschbar nach, Lear ist so sehr in die Vorstellung des Vergangenen verloren und mit sich beschäftigt, daß er die Worte des Narren nur zum Theil vernimmt, und nur mit halber Aufmerksamkeit antwortet. — Sein Abgehen mit ihm hat etwas Rührendes. Herr Devrient lehnte sich auf ihn. — Der zweyte Aufzug begann. Edmund treibt seinen Bruder boshaft zur Flucht. Darauf kommt der Haushofmeister Gonerils, der den Bericht an Regan überbringen soll; Kent stellt sich ihm in den Weg, fängt Händel mit ihm an, und muß seinen Unwillen gegen den übrigen Knecht in den Fußblöcken büßen. Hier sollte Lear erscheinen — da wurde der Versammlung angekündigt, daß Hr. Devrient unwohl geworden, und um Geduld bitte. Zur einstweiligen Unterhaltung der Versammlung wurde der Vorsaz von Holbein eingeschoben, und von unserm Hrn. Devrient, (dem Neffen) und dessen Gattin, mit solcher Sammlung und Gewandtheit dargestellt, als ob eben die Probe dazu gewesen wäre. — Nach Endigung dieses kleinen Stücks wurde angekündigt, daß Hr. Devrient sich nicht fähig finde, die Rolle des Lear an diesem Abende auszuspielen. Dafür wurde noch das Lustspiel Männertreue gegeben. Die ganze Versammlung war darüber sehr betroffen, und ein ansehnlicher Theil suchte das Freye. So hatten wir nur die große Anlage zu einem tragischen Charakterbilde gesehen, deren Ausführung ohnedieß Riesenkräfte zu erfordern schien.

Die nächste Darstellung am folgenden Tage, an welchem Hr. Devrient glücklich wieder hergestellt war, war erstens

Der arme Poet, Lorenz Kindlein.

Hier verbindet Devrient die sprechenden Züge einer rührenden Schilderung, unter welchen gränzenlose Gutmüthigkeit und Zufriedenheit bey den dürftigsten Umständen, Zartheit und Kindlichkeit des Herzens verwebt mit dem Gefühle geistiger Beschränkung die hervortretendsten sind, in eine vor uns stehende und lebende Persönlichkeit mit einer solchen Macht der Gegenwart, daß auch der fleißigste Theaterbesucher das Theater vergessen muß, und in den rührendsten Momenten dieser Schilderung sich der Thränen nicht enthalten kann. Hierher gehört der Moment, wo der Alte nach langem Darben sich des köstlichen Trunks erfreut, und bey demselben „der Ruhenden unter dem Grase“ gedenkt; wo er nun gesprächiger und aufgeregter durch den Wein seine frühere Geschichte erzählt; die erste Erinnerung seiner Liebe und der Trennung von der Geliebten ihn überwältigt, ja auf Augenblicke sprachlos macht; und später die betäubende Freude beym Finden einer Tochter, die er mit krampfhaftem Entzücken festhält. Ich kann hier nur im Nachgenusse der Erinnerung sagen, daß der Künstler in jeder Miene, jedem Tone mit dem geschilderten Charakter eins war, was ein unverrücktes Festhalten des bestimmten Bildes durch die Einbildungskraft, und Ausschließen alles Fremdartigen voraussezt. — Das Einzige könnte man fast wünschen, daß Hr. Devrient in dieser Schilderung eine, an's Alberne gränzende Uebertreibung, zu welcher der Dichter sich bey diesem Charakter, wie oft verleiten ließ, ganz tilgte, das ist nämlich der Umstand aus der Erzählung, daß Kindlein den lezten Zuruf der Geliebten durch den Telegraphen schreibt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 92.

Verleg von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. November 1826.

Die Zeit, die zwischen offenbarter Liebe,
Und dem geschlossnen Bunde am Altare
Mit ihrem nie geahnten Zauber lieget;

Sie ist's, die aus dem irdischen Getriebe,
Ein Meteor für alle Lebensjahre,
Zum Himmel steigt und jeden Schmerz besieget.

G. Döring.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Beschluß.)

Der Kammerrath war mit der ganzen Einrichtung zufrieden, er hatte einen neuen Bewunderer seiner Armenschulen, Spinnmaschinen, Indnstrieanstalten gefunden. Der Graf Rittmeister theilte seine Zeit auf das Vortheilhafteste zwischen der Bewunderung des Vaters und der Tochter. Es war eine chemische Scheidung in der Gesellschaftsmasse von Goldmühl vorgegangen, bey welcher unser Brautpaar als fremdartig obenauf schwamm, indeß die übrigen Elemente brodelten und gobren. Eusebie war wenig im Salon, sie ordnete Alles zu ihrer Abreise, Halwyl bewegte sich frey unter den Männern, denen keiner ihm seine Geltung streitig machen wollte. Der Oberlieutenant, Prinz Saalbach, mit etwas gebildeterm Kopf und ohne besondern Trieb, des Rittmeisters Nebenbuhler zu werden, der wunderlicher Weise von einigen liberalen Begriffen angesteckt war, schloß sich sogar geflissentlich ihm an. Antonie hatte fast vergessen, daß aus Eusebien etwas anders werden sollte als ihre bescheidene Gesellschafterin, als sie durch die Ankunft des allereleganteſten Reisewagens daran erinnert ward, den Halwyl in aller Stille von seinem schwarzen Willy in Bamberg hatte kaufen lassen — ja der geschickte Neger hatte sich dort so gut zu helfen gewußt, daß er für seines Herrn schöne Braut den zierlichsten Staubmantel, den köstlichsten Florentiner Strohhut und andere Herrlichkeiten, wie sie Antoniens Toilettenschatz nicht aufwies, mitgebracht hatte. Zum Mißbehagen hatte sie nicht Zeit, denn Eduard nahm die Gelegenheit wahr, indem er die alte Dame verbindlich um die Erlaubniß bat den folgenden Tag mit seinen Gefährten abreisen zu dürfen, unter die drey Damen den Inhalt eines Schmuckkästchens auszutheilen, das er im möglichen Fall für Antonie allein mitgebracht haben mochte, und aus dem auch diese einen Rubinschmuck erhielt, der ihr als blühender Blondine wirklich wunderschön stand. Die alte Dame empfand einen ungewöhnlichen Reiz in der Nase, den sie vor Niesen hielt, im Erfolg aber wirklich als ein Paar gefühlvolle Thränen ergoß, als sie einen schönen Diamant an ihren Finger gesteckt sah. — Der Kammerrath kam eben zur rechten Zeit dazu, um diese Herrlichkeiten zu bewundern, er brachte aber selbst eine bessere mit: die Antwort des Magistrats von C., dem er noch am Tage der Verabredung die Eröffnung seiner Absicht: in seiner Vaterstadt eine Stiftung zur Unterstützung armer Waisen zu gründen, bekannt gemacht hatte. Diese ehrbare Behörde erhob den Edelmuth des reichen Mannes bis über die Wolken und nahm die Gabe dankbarlichst an. Diese Nachricht färbte die Bilder der nächsten Vergangenheit, welche die glänzenden Gäste etwas verbleicht hatte, wieder auf, so daß der lezte mit dem Brautpaar zugebrachte Abend nicht ohne gutmüthige und weiche Empfindungen vorüberging.

Die Badereise nahm nun das ganze Gemüth der Damen, nahm den Beutel des alten Herrn in Anspruch; man

durchzog die schöne Gebirgsgegend zu Fuß und zu Pferd mit der Mama, ohne sie; Antonie, der Obhut des Bruders übergeben, auch in Gesellschaft anderer Badegäste. Aber der Erzähler findet hier durchaus keinen Stoff zu einem interessanten Bericht. Der Leser, welcher Badeorte kennt, würde sagen: das ist das langweilige Badeleben, wie man es überall führt, der Arme, dem diese glanzvolle Welt nie zu Gesichte kam, dürfte uns vorwerfen, daß wir neue und alte Taschenbücher abschrieben. — Lieber versichern wir ganz anmaßungslos, daß das Badeleben der Gesellschaft von Goldmühl aus allen den Bestandtheilen zusammengesezt war, die jene Taschenbuchsnovellen so hinreißend machen. Der Rittmeister und Antonie zogen den besten Nutzen von den Bällen, Riechfläschchen, Serenaden, niedrigem Buschwerk und offenen Alleen, der gute Prinz Lieutenant war der rathgebende Freund; ein reicher Pole, welcher zu Antoniens größtem Aergerniß für gar nichts anderes Gefühl hatte als den grünen Teppich, sah sich endlich genöthigt, den Baron von Tungern, welcher bis dahin sich bemüht hatte, in der Geschichte die Rolle des Bösewichts zu spielen, wegen eines .... Versehens an der Pharaobank auf eine Art zurechtzuweisen, welche dessen schleunige Abreise nach Dobberan veranlaßte, wo er, wie die geheimnißvolle Schlange mit einer neuen Haut angethan, wieder glänzend aufgetreten seyn soll. Der Schluß der Erzählung zeigt uns Antonien als Gräfin von Baldy; den alten Herrn als etwas unmuthig, weil der bestimmte Brautschatz seiner Tochter nicht hinreichte, die Güter des Schwiegersohns von den dringendsten Schulden zu befreyen; die Frau Kammerräthin, welche der Frau Pfarrerin jedesmal erzählte, wenn ihre Gräfin Tochter einen Hofball besucht, oder vom Fürsten angesprochen worden war.

Und Halwyl mit seiner Braut? — Wenn sich von dem künstlichen Gewebe eines so prächtig verbrämten Schicksals, wie das der Badegesellschaft von Goldmühl gar nichts Neues sagen ließ, wie sollte ein armer Erzähler es wagen, von so einfachen Sterblichen zu sprechen, wie die, welche in dem kleinen Pfarrhause zu St. Aubin am Jura vereinigt waren? Dank und Liebe vereinigten sie in der großen ernsten Natur. Wohin Eduard seine Geliebte führte, kam ihr der Segen für geleistete Wohlthaten, oder die Freude von ihr empfangene so herrlich belohnt zu sehen, entgegen. Wie der ehrwürdige Pfarrer am Kommuniontage, auf dessen Feyer sich Eusebia lange gefreut hatte, ihr wieder mit den Gefährten ihrer Kindheit das heilige Brod darreichte, wäre vor freudigem Zittern fast die symbolische Gabe seiner Hand entfallen, und wie sie der Zeit gedenkend, wo sie von fremder Milde, im ärmlichen Gewand gekleidet, hier zum ersten Mal den Bruderbund der Christen gefeyert hatte, und nun von dem liebestrahlenden Blick eines großmüthigen Geliebten bewacht, von ihren ehemaligen Gespielen umgeben, den Kelch an ihre Lippen hob, rollten ein paar Tropfen in das heilige Gefäß, und weihten es zum würdigen Opfer der Gottheit.

Vater Halwyl hätte dem Brief, welcher Eusebien in seine Arme rief, gern die Flügel des Windes gegeben; — er kam noch früh genug in der Liebenden Hände, um ihre Seereise vor dem Eintritt der Herbstzeit zu erlauben. Der Pfarrer von St. Aubin hatte die Freude, seiner Pflegtochter Ehebund in seiner Kirche zu weihen. Von nahe und ferne versammelten sich die Wohlthäterinnen von Eusebiens Kindheit, um ihres gelungenen Werks sich zu erfreuen, alle ihre Gespielinnen erhielten ein Andenken dieses Tages, alle Armen in der Gegend sahen dem nächsten Winter, dankbar für Halwyls Spenden, sorglos entgegen, und günstige Lüfte führten das Schiff, das die Liebenden trug, an Amerikas Ufer, und schon Jahre lang in dem frohesten Familienkreis lebend, erzieht Eusebia Kinder würdig ihres Gatten freyen Vaterlandes.

Th. Huber.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Ein gang und gäbes Urtheilswort des hiesigen konventionellen Kunstinstinkts hat mich hierüber aufgeklärt. Sie sagen nämlich, Talma's Spiel sey ungleich gewesen — und darin haben sie, die Vertheidiger des Herkömmlichen, recht, wenn gleich sie sich selbst dadurch verurtheilen. In den Gränzen nämlich festgehalten, welche bey den Franzosen fester und enger als bey jedem andern Volke, um das Gebiet der mimischen Kunst durch Nationalität und sprachliche Konvention gezogen sind, in diesen Gränzen festgehalten, fielen jene Theile seiner Darstellung, wo er der Konvention nothgedrungen nachgeben mußte, freylich ganz anders aus als jene andere, wo er mit genialer Eingebung dasjenige, was er der Natur ablauschte, künstlerisch-treu wiedergab. Aus jenen Gränzen konnte er nun einmal nicht heraus, da er nicht aufhören konnte, als französischer Schauspieler vor einem französischen Publikum aufzutreten. Sein fortwährendes Bestreben ging also dahin, diese beyden streitenden Elemente harmonisch zu verbinden. Welche Kunst er hiebey anwendete, wie großartig ihm dieses hier gelang, dort ihm die unvereinbaren Stoffe widerstrebten, wie er sie bald mit Riesenkraft zusammengeschmiedet, bald durch ein drittes, das er hinzuthat, ineinander zu locken wußte, dieß war für den Aufmerksamen ein höchst merkwürdiges und erfreuendes Schauspiel im Schauspiel. Genugthuend war es dabey und belehrend, zu beobachten, bey welchen Stellen das französische Publikum, unwillkürlich ergriffen, in lauten Applaus ausbricht, bey welchen einzelnen Reden ein Bravo! ein c'est délicieux! ein staunendes comme il a dit ça! ertönte. Gerade dann geschah dieses, gerade da war das Publikum wahrhaft ergriffen, wo er, die

stereotype Melodie des konventionellen Pathos verlassend, unverfälschte, reine Naturtöne gab, begleitet von eben so natürlicher und durchaus angemessener Mimik. Auch ich habe Talma vor vielen Jahren gesehen und glaube damals bemerkt zu haben, daß jene ergreifende Theile seiner Rollen mehr als Stellen, d. h. vereinzelter und in größeren Intervallen vorkamen. In diesen einzelnen Stellen nur stellte ich ihn dem größten Schauspieler, den ich kannte, dem zweyten Schöpfer des Wallenstein, Fleck, zur Seite, mit welchem er — im Vorbeygehen gesagt, — die größte Aehnlichkeit in Gestalt, Bewegung, Mienenspiel, Stimme und Auffassung von heldenhaften Charakteren hat. In seiner lezten Zeit hatte Talma, nach seinem eigenen Urtheil über sich, einen Fortschritt in seiner Kunst gemacht, eine neue Epoche begonnen. Alle seine Bemühung, so bemerkte ich — ging jezt darauf hin, jene vereinzelnte Stellen immer näher aneinander zu rücken, die Intervallen des konventionellen Spiels immer kleiner zu machen, und auf diese Weise — nicht etwa seine Rolle aus Einem Guß und als abgerundetes Ganzes zu geben, welches ihm ja schon früher gelungen war — sondern das herkömmlich-konventionelle Spiel, allmählig und ohne daß es die Zuschauer gewahr wurden, zu vernichten. Nur auf diese Weise war in dem Kampf mit der alten, breit- und festgewurzelten Autorität der Sieg möglich. Talma hat ihn errungen, vollkommen errungen in einem der neuesten Trauerspiele Charles VI., und in der Rolle dieses gutmüthigen und wahnsinnigen Königs. Hier hat er jene der Natur abgelauschten und mit künstlerischer Genialität wiedergegebenen Stellen so unendlich nahe aneinandergerückt, daß sie eine Linie, eine Schönheitslinie bilden; hier war er — und es ist das Höchste, was ich, meiner innigsten Ueberzeugung gemäß, von einem tragischen Schauspieler sagen kann! — hier war er größer, gewaltiger, vollkommener als selbst Fleck in der Rolle des Wallenstein. — Von dem Stücke ist nicht viel zu sagen; ich hörte selbst von dem Publikum neben mir, daß man es ohne Talma's grosartiges Spiel kaum ertragen würde. Dennoch muß man dem Dichter Gerechtigkeit wiederfahren lassen; er ist, wenigstens in der Zeichnung seines Karls VI., der Geschichte treu geblieben, und so ist ihm das Gemälde eines wirklichen und individuellen Wahnsinnigen gelungen, wie er auf diese Weise, so viel ich weiß, noch nicht auf die Bühne gebracht ward. — Auf welche Weise der König auf seinem Zuge nach Bretagne in wüthenden, mörderischen Wahnsinn verfiel, ist bekannt; eben so wie unvollkommen er geheilt wurde, immer wieder von Neuem in Tollheit verfiel, welches zu sieben Malen in einem Jahre geschah, und wie er doch lichte Wochen und Monate genug hatte, um Gesandte zu empfangen, im öffentlichen und geheimen Rathe zu erscheinen &c. Die Geschichte sagt von ihm, daß er in diesen lichten Augenblicken seinen unseligen Zustand vollkommen gekannt; ja vorgefühlt, wann ihn sein Uebel befallen wollte, und dann selbst um die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gebeten habe. Dieß leztere nun hat der Dichter trefflich benuzt und Talma — es gibt kein Wort dafür, wie — ausgeführt. Er erschien bey völligem Verstande, aber schwach und von seinen Freunden unterstüzt, auf der Bühne. In jedem Blick, in jeder Bewegung sah, in jedem Tone hörte man den Kranken; man nahm es wahr, wie er in Allem geleitet ward, wie er sich König, Vater, Mensch fühlte und doch nicht die Kraft hatte, es zu seyn, wie ihn immer sein Gedächtniß verließ, wie er die Worte, ja die entschlüpfenden Gedanken suchte; bey dem Gleichgültigsten, das er sagte, fühlte man das Herz gepreßt. Er ward vorbereitet, den Sohn zu sehen, den er für seinen Feind hält, den er auf Anstiften seiner Gemahlin Isabelle von Bayern verbannt hatte; der Dauphin kam, lag zu seinen Füßen; und wie er nun zweymal mit steigender und das zweyte Mal erklärender Intonation rufte: „Dans mes bras! dans mes bras!“ ist unbeschreiblich; alle Vaterliebe nicht nur, sondern die ganze Geschichte dieser Verbannung, des Königs Reue, die Unschuld des Sinnberaubten, alles, alles lag in diesem einzigen Worte, und der Thränen und des lauten Beyfalls war kein Ende! Aber durch diese Gemüthsbewegung fühlt sich der König erschöpft, fühlt, daß sein Uebel herannaht, will nicht, daß ihn der Sohn in diesem elenden Zustande sehe, hält ihn zurück, da er ihm folgen will, und verläßt, von seinen Freunden geführt, die Scene. Alles dieses war so aus der Natur geschöpft, so wahr und doch so kunstreich dargestellt, daß es nur von dem Folgenden übertroffen ward. Im nächsten Akt nämlich, wo der König vor unsern Augen von dem Zustande ruhiger Schwäche zu wahnsinniger Wuth übergeht. Diese allmählige Steigerung des Verwirrtwerdens, diese halb geistige, halb körperliche Metamorphose, dieses Bewußtseyn, das sich erhalten will und der endliche Sieg der Krankheit! wie er vor dem Anblick der Gattin zurückschauderte, sie mit Vorwürfen überhäufte und, sie später mißkennend, ihr das Geheimniß seiner verabredeten Entführung anvertraute! alles dieses muß man von Talma gesehen haben, um es zu glauben, daß etwas dem Aehnliches nie auf einer Bühne der neuern Zeit dargestellt wurde. — So wie aber in dem Stücke mit den andern Charakteren umgesprungen ist, wie sie Natur und Geschichte verlassen, und rhetorisch verfälscht dem Patriotismus des französischen Publikums huldigen müssen, so auch in der Darstellung reden und bewegen sie sich in einer ganz andern, in der engen, herkömmlich-konventionellen Sphäre — und Talma stand auf dem Gipfel der Kunst, im Sonnenlicht der reinsten Kunstwahrheit, einsam und allein. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Fortsetzung.)

So wie nun diese vollendete Schilderung bis zu Thränen fortriß, so versezte dagegen die Darstellung des Kandidaten

Elias Krumm

in dem kleinen Lustspiele Kotzebue's: der gerade Weg ist der beste, in den Zustand eines so überschwänglichen Vergnügens, daß wohl kein Hypochonder, der das Leben etwas kennt, ohne unaufhaltsames Lachen diese Darstellung ansehen konnte. Das erste Auftreten verräth schon den ganzen Charakter. Vor unseren Augen steht der devote geistliche Kandidat, der im steten Hinschaun auf eine geistliche Pfründe, eine feyerliche Haltung, und einen gestreckten Gang, kurz das gravitätische Wesen, durch welches er sich für die Verwaltung eines geistlichen Amts empfehlen will, und (wahrscheinlich durch vieles Predigen) eine monotone Bewegung und Modulation der Sprache, verbunden mit nicht ungewöhnlicher Verfälschung und Verwechslung der Vokale, wie sie besonders bey einem mechanischen Streben gewöhnlich ist, schon angenommen hat. Durch sein langes Leben in der Stadt hat er sich mit allen Wegen der trivialen Lebensklugheit bekannt gemacht, und übernimmt sich daher in Höflichkeiten, Komplimenten, Schmeicheleyen u. dgl. so sehr, daß er dadurch dem ungebildeten, aber gesunden Menschenverstande des Hauptmanns lästig und lächerlich wird. Sein Zartgefühl hat seinen Mitteln nie im Wege gestanden; dieß ist ein Gebiet, welches für ihn nicht existirt. Das Fortkommen ist ihm die Hauptsache. Daß er vor allen auf das Aeußere hält, sieht man an seiner Erscheinung; er will gefallen, daher ist er so sorgfältig, dem Stadtleben, welches er verlassen, und zugleich doch dem Aeußern des Standes, nach welchem er hinstrebt, gemäß gekleidet. Der Ton einer hohlen Feyerlichkeit stimmt ganz mit seinem Sinn für das Weltliche. So faßt Devrient diesen Charakter, und zum Vortheil der komischen Schilderung gibt er seinem Kandidaten ein etwas ältliches Aussehen, so daß er nahe dem Zustande des sogenannten Versauerns ist; denn hierdurch entsteht eine neuer Kontrast mit seinem weltlichen Wesen. Uebrigens bemerkte man an dieser Darstellung, welche Wirkungen Mäßigung und Konsequenz des Darstellers hervorbringen können. Im Uebrigen ist freylich die Aufgabe eine beschränkte, und unter den Kräften eines solchen Darstellers. —

Lear. (Fortsetzung).

Am 20sten August trat Devrient zum lezten Male auf, um seinen Lear zu vollenden. Es kann nur eine Meynung darüber seyn, daß dieses seine größte Leistung war. Das neulich gesehene Bruchstück hatte eine, wo möglich noch zahlreichere Versammlung in's Theater gezogen. Auch ist der Kraftaufwand bey Durchführung dieser Rolle zu bedeutend, als daß man hoffen sollte, den Künstler jemals wieder in diesem Charakter zu sehen. — Devrient legte heute den Lear ganz anders, und doch mit großer Wahrheit an. Er mäßigte nämlich den Kraftaufwand beym Fluch gegen Goneril, und sprach den leztern mehr in dumpfen, heiser klingenden Tönen, in welchen der Schauder vor der Fluchwürdigen noch mehr als der Zorn hervorstechen. Da ich oben ausführlich über das Auftreten dieses Charakters im ersten Akte gesprochen, so erlaube ich mir hier nur einige Fragen und Zweifel, einzelne Stellen betreffend. Kent antwortet dem König, der ihn fragt: wer bist du? — „ein ehrlicher Mensch, und so arm als der König.“ Der König bekräftigt dieß gewissermaßen, indem er sagt: „bist du als Unterthan so arm, wie er als König, so bist du arm genug.“ Daß der König mit seiner Lage schon unzufrieden ist, seinen Entschluß schon bereut hat, ist bey der Heftigkeit seines Temperaments erklärbar, und wird durch das vorhergehende Gespräch Gonerils mit ihrem Diener außer Zweifel gesezt. Aber nach meiner Empfindung gab Devrient diesen Worten doch schon zu viel Gewicht, er gab ihnen den Ton einer tief aus dem Herzen kommenden Klage. So weit, glaube ich, ist in dem angeführten Momente Lears Zustand noch nicht gediehen, und wenn auch an sich eine solche Klage wohl aufsteigen könnte, so scheint es doch der Intention des Dichters zu widerstreben, der uns den Unmuth Lears in seiner Steigerung sichtbar vor Augen stellen will. Daß man ihn warten läßt, seine Wünsche nicht gleich befriedigt, regt erst eine flüchtige Heftigkeit an. Daß er keine Antwort von dem Diener seiner Tochter erhält, gibt Bemerkungen Raum, die seinen Argwohn bestätigen; das unehrerbietige Betragen des Dieners macht ihn hizig. Des Narren Einfälle nähren seinen Argwohn, der so durch Ahnung, Befremden, Zweifel, zum Staunen und zur Entrüstung steigt, die endlich in dem fürchterlichen Fluche für diesen Akt den höchsten Gipfel erreicht. Sehr wahr trug Devrient die Worte vor, welche er zu dem Ritter sagt; er gibt ihnen den stillern Ton des Nachdenkens; zugleich liegt darin eine Art von Schaam; der Vater und König will sich die Wahrheit seiner Beobachtungen vor dem Diener kaum gestehen. Devrient sah daher auch sehr richtig den Ritter bey diesen Worten nicht an. — Ein schöner Zug Shakspears ist es, daß er an derselben Stelle, wo sich des Königs Unzufriedenheit mit der Behandlung in seiner Tochter Hause äußert, zugleich auch an Cordelien erinnern läßt; mit deren Abreise, wie es heißt, der Narr ganz abgezehrt sey. Die Worte „still davon! — ich habe es recht gut bemerkt.“ haben in Devrients Munde einen rührenden Ausdruck. Sie enthalten das Eingeständniß seines Fehlers, und ein Bestreben den verwundenden Gedanken zu verdrängen. — In den Worten zu Goneril: euer Name, schöne Frau? liegt entrüstetes Staunen mit einer bittern Ironie verbunden. Es drückt, nur vielmal stärker, dasselbe aus, was die ersten Worte: bist du meine Tochter? Die Tochter sagt daher auch in ihrem Sinne: dieß Staunen ꝛc. Diesen Sinn hob, meiner Empfindung nach, Hr. Devrient nicht heraus. Doch ich darf mich nicht ins Einzelne verlieren. Ich berühre daher nur die Hauptmomente.

Im zweyten Akte findet sich Lear auch in seiner zweyten Tochter getäuscht, und nähert sich dem Wahnsinn. Auch hier eine Vorbereitungsscene, die Scene nämlich, wo er die auf ihn zurückfallende Schmach seines Dieners (Kent) erfährt. Er kämpft mit seinem Argwohn; er will seine Augen Lügen strafen, er kann sein Ansehen nicht so gedemüthigt glauben. Er geht nun selbst hinein, seine Tochter versagt, ihn zu sprechen. (Hier blieb nach der angewendeten Verarbeitung, Lear in einem stummen Gespräch mit Gloucester, welcher aus dem Schlosse kam, unter der Thüre stehen. Es kann keinen schlechtern Einfall geben, als den König in einem solchen Augenblicke stumm zu machen, und wie nimmt sich nun das unmittelbar Folgende aus?) In der höchsten Entrüstung der beleidigten Vater- und Königswürde kommt der König zurück. Aber auch hier ist noch der Wunsch, die Hoffnung mächtig, es möchte anders seyn als seine aufgeregte Stimmung es sieht. Lear faßt sich daher einen Augenblick; aber auf ein Mal fällt sein Blick wieder auf den gemißhandelten Kent, und sein Zorn kehrt mit größerem Ernste wieder. Hier geht Devrient ganz in des Dichters Gedanken ein. Der Zorn, von dem ich zulezt sprach, führt in seinem Tone seine Berechtigung mit sich, es ist kein leeres Aufbrausen. Die königliche Majestät regt sich; sie fordert Recht mit dringendem Nachdruck.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. November 1826.

Das Geheimniß ist — der Weiber
Macht auf unsre Männerherzen.

aus dem Cid.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

Novelle von Wilhelm Hauff.

Wer vor etwa zwey Jahren Abends hie und da in den Gasthof zum König von England in Stuttgart kam, oder Nachmittags zwischen zwey und drey Uhr in den Anlagen auf dem breiten Weg promenirte, muß sich, wenn anders sein Gedächtniß nicht zu kurz ist, noch einiger Gestalten erinnern, die damals jedes Auge auf sich zogen. Es waren nämlich zwey Männer, die ganz und gar nicht unter die gewöhnlichen Stuttgarter Trinkgäste oder Anlagenspaziergänger paßten, sondern eher auf den Prado zu Madrid oder in einen Café zu Lissabon oder Sevilla zu gehören schienen. Denket euch einen großen hagern Mann mit schwärzlich grauen Haaren, tiefen brennenden Augen, von dunkelbrauner Farbe, mit einer kühn gebogenen Nase und feinem eingepreßtem Munde. Er geht langsam, stolz und aufrecht. Zu seinen schwarz-seidnen Unterkleidern und Strümpfen, zu den großen Rosen auf den Schuhen und den breiten Schnallen am Kniegürtel, zu dem langen dünnen Degen an der Seite, zu dem hohen, etwas zugespitzten Hut mit breiter Krempe, schief in die Stirn gedrückt, wünscht ihr, wenn euch nur einigermaßen Phantasie inne wohnt, ein kurzes geschlitztes Wams und einen spanischen Mantel statt des schwarzen Fracks, den der Alte umgelegt hat.

Und der Diener, der ihm eben so stolzen Schrittes folgt, erinnert er nicht durch das spitzbübische dummdreiste Gesicht, durch die fremdartige grelle Kleidung, durch das ungenirte Wesen, womit er um sich schaut, Alles angafft und doch nichts bewundert, an jene Diener im spanischen Lustspiel, die ihrem Herrn wie ein Schatten treu, an Bildung tief unter ihm, an Stolz neben ihm, an List und Schlauheit über ihm stehen? Unter dem Arm trägt er seines Gebieters Sonnenschirm und Regenmantel, in der Hand eine silberne Büchse mit Zigarren und eine Lunte.

Wer blieb nicht stehen, wenn diese Beyden langsam durch die Promenade wandelten, um ihnen nachzusehen? Es war bekanntlich niemand anders als Don Pedro di San Mantejo Ligez, der Haushofmeister des Prinzen von P., der sich zu jener Zeit in Stuttgart aufhielt, und Diego sein Diener.

Wie es oft zu gehen pflegt, daß nur ein kleines geringes Ereigniß dazu gehört, einen Menschen berühmt und auffallend zu machen, so geschah dieß auch mit dem jungen Fröben, der seit einem halben Jahre (so lange mochte er sich wohl in Stuttgart aufhalten) alle Tage Schlag zwey Uhr durch das Schloßportal in die Anlagen trat, dreymal um den See und fünfmal den breiten Weg auf und nieder ging; an allen den glänzenden Equipagen, schönen Fräulein, an einer Masse Direktoren, Räthen und Lieutenants vorüberkam und von Niemand beachtet wurde, denn er sah ja aus wie ein ganz gewöhnlicher Mensch von etwa 28 bis 30 Jahren. Seitdem er aber eines Nachmittags im breiten Wege auf den Pedro gestoßen, solcher ihn gar freundlich gegrüßt, seinen Arm traulich in den seinigen gescho-

den hatte, und mit ihm einige Mal eifrig sprechend auf und ab spaziert war, seitdem beobachtete man ihn neugierig, sogar mit einer gewissen Achtung, denn der stolze Spanier, der sonst mit Niemand sprach, hatte ihn mit auffallender Aestimation behandelt.

Die schönsten Fräulein fanden jezt, daß er gar kein übles Gesicht habe, ja es liege sogar etwas Interessantes, überaus Anziehendes darin, was man in den Anlagen eben nicht häufig sehe; die Direktoren und allerley Räthe fragten, wer der junge Mann wohl seyn könnte, und nur einige junge Leute konnten Auskunft geben, daß er hie und da in dem Museum beef steak speise, seit einem halben Jahre in der Schloßstraße wohne und einen schönen Meklenburger reite, so ihm eigen angehörig; sie sezten noch Vieles über die Vortrefflichkeit dieses Pferdes hinzu, wie es gebaut, von welcher Farbe, wie alt es sey, was es wohl kosten könnte, und kamen so auf Pferde überhaupt zu sprechen, was sehr lehrreich zu hören war.

Den jungen Fröben aber sah man seit dieser Zeit öfter in Gesellschaft Don Pedros, und gewöhnlich fand er sich Abends im König von England ein, wo er etwas entfernt von andern Gästen bey dem Señor saß und mit ihm sprach. Diego aber stand hinter dem Stuhl seines Herrn und bediente Beyde fleißig mit Xeres und Zigarren. Niemand konnte eigentlich begreifen, wie die beyden Herren zusammengekommen, oder welches Interesse sie aneinander finden? Man rieth hin und her, machte kühne Konjekturen, und am Ende hätte doch der junge Mann selbst den besten Aufschluß darüber geben können, wenn ihn nur Einer gefragt hätte. Und war es denn nicht die schöne Gallerie der Brüder Boisserée und Bertram, wo sie sich zuerst fanden und erkannten? Diese gastfreyen Männer hatten dem jungen Mann erlaubt, ihre Bilder so oft zu besuchen als er immer wollte, und er that das, wenn er nur immer in der Nachmittagsstunde, wo die Gallerie geöffnet wurde, kommen konnte. Es mochte regnen oder schneien, das Wetter mochte zu den herrlichsten Ausflügen in die Gegend laden, er kam; er sah oft recht krank aus und kam dennoch. Man würde aber unbilliger Weise den Kunstsinn des Herrn von Fröben zu hoch anschlagen, wenn man etwa glaubte, er habe die herrlichen Bilder der alten Niederländer studirt oder nachgezeichnet. Nein, er kam leise in die Thür, grüßte schweigend und ging in ein entferntes Zimmer vor ein Bild, das er lange betrachtete, und eben so still verließ er wieder die Gallerie.

Die Eigenthümer dachten zu delikat, als daß sie ihn über seine wunderliche Vorliebe für das Bild befragt hätten; aber auch ihnen mußte es natürlich aufgefallen seyn, denn oft wenn er hinausging, konnte er nur schlecht die Thränen verbergen, die ihm im Auge quollen.

Großen historischen oder bedeutenden Kunstwerth hatte das Bildchen nicht. Es stellte eine Dame in halb spanischer, halb altdeutscher Tracht vor. Ein freundliches, blühendes Gesicht, mit klaren, liebevollen Augen, mit feinem zierlichen Mund, und zartem runden Kinn, trat sehr lebendig aus dem Hintergrunde hervor, die schöne Stirn umzog reiches Haar, und ein kleiner Hut, mit weißen buschigten Federn geschmückt, der etwas schalkhaft zur Seite saß. Das Gewand, das nur den schönen zierlichen Hals frey ließ, war mit schweren goldenen Ketten umhängt und zeugte eben so sehr von der Sittsamkeit als dem hohen Stand der Dame.

„Am Ende ist er wohl in das Bild verliebt, dachte man, wie Calaf in das der Prinzessin Turandot, obschon mit ungleich geringerer Hoffnung, denn das Bild ist wohl dreyhundert Jahr alt und das Original nicht mehr unter den Lebenden!“

Nach einiger Zeit schien aber Fröben nicht mehr der einzige Anbeter des Bildes zu seyn. Der Prinz von P. hatte eines Tages mit seinem Gefolge die Gallerie besucht, Don Pedro, der Haushofmeister, hatte die umherschreitende Schaar der Zuschauer verlassen und besah sich die Gemälde auf eigene Faust, von Zimmer zu Zimmer wandelnd. Doch wie vom Blitz gerührt, mit einem Ausruf des Erstaunens war er vor dem Bilde jener Dame stehen geblieben. Als der Prinz die Gallerie verließ, suchte man den Haushofmeister lange vergebens. Endlich fand man ihn mit überschlagenen Armen, die feurigen Augen halb zugedrückt, den Mund eingepreßt, in tiefer Bewegung vor dem Bilde.

Man erinnerte ihn, daß der Prinz bereits die Treppe hinabsteige, doch der alte Mann schien in diesem Augenblick nur für Eines Sinn zu haben. Er fragte, wie das Bild hieher gekommen sey? Man sagte ihm, daß es von einem berühmten Meister vor mehreren hundert Jahren gefertigt, und durch Zufall in die Hände der jetzigen Eigenthümer gekommen sey.

„O Gott nein, antwortete er, das Bild ist neu, nicht hundert Jahr alt; woher, sagen Sie, woher? o ich beschwöre Sie, wo kann ich sie finden?“

Der Mann war alt und sah zu ehrwürdig aus, als daß man diesen Ausbruch des Gefühls hätte lächerlich finden können; doch als er dieselbe Behauptung wieder hörte, daß das Bild alt und von dem und dem Meister sey, da schüttelte er bedenklich den Kopf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

54. Eselstrab.

Um den forcirten Schwärmer sey nicht bange.
Ein Eselstrab der dauert selten lange.

55. **Einer und zwey.**
Ein Narr und ein Weiser im Verein,
Die wissen mehr als ein Weiser allein.

56. **Hat's doch den Namen.**
Daß vorn ihr lebt, fällt hinten euch nicht ein,
Und heißt doch, leben, heißt doch, Menschen seyn!

57. **Man sieht's nicht Jedem an der Nase an.**
An dem umgekehrten Besen,
Sieh, wozu er nuß gewesen.
Gäben's doch so deutlich kund
Menschenhand und Menschenmund!

58. **Höllenerweiterung.**
Wie die Menschen werden gescheiter,
Macht der Teufel die Hölle weiter.

59. **Haben gehabt und haben werden.**
Haben gehabt, ist ein armer Mann,
Haben werden, sein guter Kumpan:
Heute, sie haben kein Hellerchen Geld,
Morgen, sie wollen sich kaufen die Welt.

60. **Wir müssen's alle tragen.**
Gegen den Löwen und Elephanten
Sind zu gebrauchen die Leibtrabanten,
Aber der Mücke wehren sie's nicht,
Daß in die Nase des Königs sie sticht.

61. **Ein Trost in drey Nöthen.**
Wenn faule Bäume anfangen zu brennen,
Wenn faule Pferde anfangen zu rennen,
Wenn alte Weiber anfangen zu lieben:
Gott lob, noch Keines hat's lange getrieben.

62. **Laß es laufen.**
Schweigen und denken
Wird Keinen kränken.
Unbedacht sagen,
Wer wollt' es verklagen?

63. **Der Beruf.**
Wer geboren ist zum Stehlen,
Kann sich selbst einen Galgen wählen,
Aber der unberufene Mann
Muß den ersten besten hinan.

64. **Das Glück.**
Laß dich von dem Glücke suchen!
Fehlt's den Weg, so mag es fluchen.
Aber suchst du selbst das Glück,
Kömmst du fluchend oft zurück.

65. **Empfindlichkeit.**
Ziehe dem Himmel ein schiefes Gesicht,
Und die Engel sie achten's nicht.
Spuck' einmal in die Hölle hinein,
Was das wird für ein Zischen seyn.

66. **Der Sand.**
Jedes Land
Hat seinen Sand.
Sieh nur zu,
Daß er nicht lauf' in deinen Schuh.

67. **Das Element.**
Setz' einen Frosch auf einen weißen Stuhl,
Er hüpft doch wieder in den schwarzen Pfuhl.

68. Ne quid nimis!
Schilt mir Keinen von unten bis oben,
Daß dir ein Plätzchen noch bleibe zum Loben.
Stopf' auch Keinen mit Lob so voll,
Daß der Tadel nicht weiß, wo hinein er soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Beschluß.)

In dem folgenden Gespräch mit Regan nun würde ein gewöhnlicher Dichter versucht haben, die Fluchscene des ersten Akts an Stärke des Ausdrucks zu überbieten. Shakspeare übertrifft sich allerdings auch noch, aber in anderer Weise. Es zeigt sich in dieser ganzen Scene sein Gemüth im Kampf mit seiner Heftigkeit, im Kampf, die lezte Tochter nicht zu verlieren. Auf der einen Seite bringt dieses einen rührenden Kontrast mit jener Stimmung, in welcher er sie zu sprechen verlangte, und mit dem Fluche gegen Goneril, den er nicht zurücknimmt, hervor; auf der andern ist hierdurch der spätere Uebergang in den Wahnsinn vortrefflich vorbereitet — denn dieß Wiederkämpfen solcher Gefühle, und immer neu andringender Gedanken von Schmach und kindlicher Undankbarkeit geht über menschliche Kraft. In diesem Geiste stellte Devrient diese Scene dar. Das Gewaltsame in dem Gefühle des Alten, welcher dem Gruße der Tochter so gern traut, und die ihm in dem Diener widerfahrene Schmach einen Augenblick vergißt, um der Tochter, die er für besser hält, das ihm von der undankbaren Goneril widerfahrene Leid zu klagen, der dann gleichsam dem, was ihm von Regan bevorsteht, zuvorzukommen strebt (in der heftigen Rede: Nein, Regan, nie rc., nie wirst du meinen Fluch empfangen rc., dein Auge ist mild rc..) und als Regan kalt blieb, doch über die Behandlung seines Boten sichern Aufschluß haben will — dieß Alles ist keiner treffenderen Darstellung fähig; so wenig als der Uebergang in Wahnsinn, der ihm nah ist, da beyde Töchter ihm die Aufnahme versagen, und auch das Wetter gegen ihn stürmt. Von unendlich rührender Wirkung sind die mit Thränen ausgesprochenen Worte: ihr denkt, ich solle weinen; nein ich will nicht weinen! und dann: O Narr, ich werde toll! Die lezteren Worte verhielten sich zu den früheren am Schlusse des ersten Akts: o nur nicht Wahnsinn rc.! wie der Schreck über das Nahe zu der Ahnung des Fernen.

Die folgende Scene zeigt uns Lear im Kampf mit den Elementen. Der äußere Sturm ist gleichsam Begleiter des innern. Hier gehört der Wechsel zwischen den Wogen des empörten Gefühls und der augenblicklichen Abspannung und dem Gefühl des Leidens zu den größten Aufgaben, die unser Künstler mit Leichtigkeit löste. Ueber alles rührend die Stelle, wo der König sich dem Bettler gleichgestellt fühlt: „o ich dachte sonst selten dran"! rc. — und nun noch die Erscheinung des verstellten Wahnsinns vor seinem schwindelnden Geiste! Ein mit Schreck durchdringender Moment, wo Lear sich die Kleider abreißt, um dem Bettler gleich zu seyn, das Bewußtseyn seiner Umgebung verliert, und sich nur mit Toms beschäftigt. — Darauf die große Scene, wo der König im völligen Wahnsinn über die Töchter Gericht hält; ein Schreckgeist, wie er den unmenschlichen Töchtern in der Todesstunde erscheinen muß.

Hier war die Erscheinung der gestreckten, immer noch Majestät verkündenden Gestalt mit dem Schwerte von Stroh umwunden, von der ungeheuersten Wirkung. „Jeder Zoll ein König!“ —

In der nächsten Scene, wo der Wahnsinn sich noch beweglicher zeigt, und die unwillkührlichen Vorstellungen schneller wechseln, waren die rührendsten Momente die, wo der König der früheren Schmeicheley seiner Töchter gedenkt, dann, wo ihn der Dichter mit Gloucester zusammenstellt, und der bittre Ernst gegen die Ungerechtigkeit der Welt durchbricht, dann wo der König Gloucester erkennt, und ihm die Worte zuruft: Geduld, wir kommen weinend in die Welt ꝛc. Alles dieses wichtige Seiten, von welchem aus der Dichter seinen Gegenstand nur durch diesen Wahnsinn so ergreifend zeigen konnte.

Die Scene im vierten Akte, wo Lear in Cordeliens Armen erwacht, macht den Eindruck eines, sich nach großen Stürmen und Wettern allmählig aufklärenden Abendhimmels. Das Wiederkehren zum Bewußtseyn mittelst des schönen Wahns, er habe es mit einer Seligen zu thun, die Milde des Gefühls, mit welcher sich die Geistesschwäche des Greises so natürlich verbindet; endlich der lezte Schmerz über den Tod der geliebten, wiedererkannten Tochter, im Gefängniß, und das Entfliehen des Geistes, der hienieden nicht mehr freyen Odem schöpft, mit dem tröstenden Gedanken an sie; Alles das stellte Devrient in so lebendigem Bilde hin, daß mir auf lange Zeit alle theatralische Darstellung ungenießbar vorgekommen ist. Man hat bemerkt, wie auch Devrients Auge die Zustände des Lear in den verschiedenen Hauptscenen so äußerst sprechend ausdrückt, z. B. die Leidenschaftlichkeit in den ersten Scenen, durch feurigen Glanz des Auges; die Unstetigkeit des Geistes im Wahnsinn durch Wendungen der Pupille, bey denen man zulezt fast nur das Weiße im Auge sieht; und die rührende Weichheit des von dem Schicksal ermüdeten Greises durch milde Freundlichkeit des Blicks. Auch in den Bewegungen verlor der Künstler nie das Maß des Edeln. Solche Vortrefflichkeit erkannte das Publikum verdientermaßen durch ein dem Künstler gebrachtes Vivat nach geendigter Vorstellung.

Noch während Devrients Aufenthalt in Leipzig wurde uns das Vergnügen zu Theil, eines der größten Mitglieder des königlichen Theaters in Berlin zu hören.

Am 19ten August zog Mad. Milder aus Berlin einen kleinen Kreis wahrer Gesangsfreunde in das von ihr veranstaltete Konzert im Saale des Gewandhauses. Es gewährte einen eigenen, uns fast unbekannten Genuß, eine solche königliche Stimme in ihrer majestätischen Einfachheit erklingen zu hören. Das Angemessenste, was sie vortrug, war eine Scene aus Wolframs (bisherigen Bürgermeisters in Töplitz) jüngst mit großem Beyfall in Prag gegebener Oper: die bezauberte Rose, in einem kräftigen, würdigen Style — noch angemessener das zarte Lied desselben Komponisten zum Pianoforte: „Mir ist so weh'! Wir geben für dasselbe gern mehrere Dutzend verschnörkelte Cavatinen und einige dito Bravourstücke voll wüster Leidenschaft und gesuchter Modulationen hin. Hier wurde man gewahr, was eine große Stimme voll Reinheit und Wohlklang durch getragenen Gesang auszurichten im Stande ist.

In einem häuslichen Cirkel machte uns der hier durchreisende Kapellmeister Kienlen mit seiner Komposition von Goethes feinem Maskensingspiel: Scherz, List und Rache, bekannt. Eine geistvolle deutsche Tonsetzung in dem Gebiete der leichten komischen Oper; ein Werk von so origineller Melodie, fließendem Gesang, gewählter Instrumentation, voller Bewegung und Leben habe ich seit langer Zeit nicht kennen lernen. Es ist zu wünschen, daß es auf deutschen Opernbühnen eingeführt werde; um so mehr zu wünschen, da wir in dem Gebiete des komischen Singspiels so wenig Eigenes haben. Die Zahl der dabey nothwendigen Personen (Scapin, Scapine und der Doktor) kann dieses Werk auch beschränkten Bühnen empfehlen, aber freylich kommt es auch auf den Gehalt der Sänger und Spieler an.

Wendt.

Nürnberg, 11. Nov.

Der Bericht über Nürnberg vom 10. Oktober, in Nr. 263—266 des Morgenblatts, enthält mehrere Unrichtigkeiten, welche auf verdiente Personen ein falsches Licht werfen, und deren Berichtigung daher die Wahrheitsliebe gebietet. Der Architekt, Carl Heideloff, ist in demselben eines Theils mit Lob überhäuft, und als „ein Mann voll Talent, lebendiger Auffassungsgabe mit einem wahrhaft meistervollen Geschick begabt, der auch dem Unbedeutendsten eine gefällige und oft originelle Form geben könne,“ geschildert, andern Theils aber mit Schmähungen überschüttet, denn seine Werke werden als leere Tändeleyen, als geschmacklos und regelwidrig dargestellt, ja sogar für eine Verhöhnung des altdeutschen Styls, als eine Versündigung an dem Geiste der Alten erachtet. Der grelle Widerspruch, der darin liegt, daß man den Künstler zum Himmel hebt, und seine Werke in den Koth tritt, dürfte zwar manchem aufmerksamen Leser ohnehin Mißtrauen gegen diesen Bericht einflößen, allein wir sind es dennoch dem wackern Heideloff schuldig, zu erklären, daß seine Werke eine so schmachvolle Herabwürdigung nicht verdienen. Wir wissen nicht, ob der Berichterstatter ein Mann vom Fach, oder wie er sonst befugt ist, ein so entschiedenes Urtheil über Werke der Kunst und des Geschmacks auszusprechen; wir wollen nur dasjenige dagegen anführen, was Männer vom Fach, was bewährte Kunstkenner über Heideloffs Werke in hiesiger Stadt geäußert haben.

Wir wagen es vor Allem, einen gekrönten Kunstkenner zu citiren, unsern geliebten König Ludwig. Als Er bey seiner vorlezten Anwesenheit hier die St. Jakobs-Kirche betrat, welche das Genie Heideloffs aus einer finstern und geschmacklosen Höhle, in einen freundlichen, Andacht erregenden Tempel umgeschaffen hatte, rief Er voll Verwunderung aus: welche Harmonie! Das ist ein Meisterstück! — Der Prinz Leopold von Coburg, dessen Urtheil durch die Erinnerung an Englands Meisterwerke gothischer Bauart gewiß nicht geschwächt wurde, erklärte nach langem Verweilen in der Kirche: hier möchte ich wohnen. Der Domherr von Ambach aus Naumburg, der bey seiner Zurückkunft aus Italien die Kirche besah, der ehrwürdige Stieglitz von Leipzig, Weinbrenner, der einige Monate vor seinem Tode hier war, alle stimmten in dieses Urtheil ein, und bewunderten den Geschmack und Geist, die aus den Werken Heideloffs hervorleuchten.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 270.

Floh.

Räthsel.

Die vier Dinge.

(Nach Jean Paul.)

Vier Dinge gleichen sich; Anfangs, in Mitte, am Ziele,
Vorerst an frischer Luft, sodann an dumpfer Schwüle;
Lezt an Ermattung, naht das Ende nun der Bahn. — —
Bist du der Oedipus, der dieß errathen kann?

— 9 —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. November 1826.

Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet wird, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben, im lezten bequemer als im ersten.

Goethe.

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

69. Das böse Weib.

Nur ein einziges böses Weib lebt noch unter der Sonnen,
Doch meynt jeder Ehemann, er hab's eben gewonnen.

70. Brautbett und Sterbebett.

Im Brautbett und im Sterbebett gibt's keine Langeweile,
Und mit dem Schlafe hier und dort hat's eben keine Eile.

71. Einer nach dem Andern.

Laßt sie nur sagen —
Wir müssen's tragen.
Laßt sie nur machen —
Dann wollen wir auch einmal lachen.

72. Tiefe und Klarheit.

Wie hell und klar auch sey der Himmel, du kannst doch seinen Grund nicht sehn.
Je tiefer das Gedicht ich schöpfe, je lichter wird es vor dir stehn.

73. Flachheit und Dunkelheit.

Wenn Alles, was dunkel ist, tief auch wär',
So stieße sich Keiner im Dunkeln mehr.
Und guckst du bey Nacht zum Fenster hinaus,
Der Schornstein sieht schwarz, wie der Himmel, aus.

74. Tiefe und Dunkelheit.

Es reizt der dunkle Sumpf mich nicht, hinein zu gehn.
Wie tief dein Werk auch sey, ich mag es nicht verstehn.

75. Triumph der Dunkelheit.

Er hat es weit im Denken gebracht,
Er versteht schon halb, was er selber gedacht,
Und was er versteht, halb kann er's dir sagen:
Mit den Worten magst du dich weiter plagen.

76. Probate Lehrmethode.

O Bruder, wolle mich belehren!
Halt still! ich muß dich erst bekehren.

77. Das Sprüchwort.

Der Gedanke trügt,
Kein Sprüchwort lügt.
Von Mund zu Mund
Läuft's rein und rund.
Und, nennen's hundert Weise dumm,
Es klingt, und schiert sich nichts darum.

78. Die schlechteste Waare.

Nichts ist auf Erden so schlecht,
Einer bezahlt es dir.
Mach' ich's Allen recht,
Keiner dankt es mir.

79. Weibchen und Männchen.

Das Weibchen weint, so oft es will, und lacht, so oft es kann,
Und will es nicht, und kann es nicht, so muß der liebe Mann.

80. Arbeitsregel.

Faulenz' und schrey',
Du bekömmst für zwey.
Arbeit' und schweige,
Dir bleibt die Neige.

81. Die zerbrochene Leyer.

Ich schlug zu Stücken meine Leyer, ergrimmt auf diese tolle Welt,
Doch bald empfand ich Langeweile, und eine neue ward bestellt.
Indessen klimpr' ich auf der Saite, die an der alten hängen blieb:
So lange nehmt, geneigte Leser, mit kleinen Reimen auch vorlieb.

82. Des Menschen Seele und der Thautropfen.

An des Lebens voller Blüthe hängt des Menschen Seele fest,
Wie des Thaues Perlentropfen in der Rose süßem Nest.
Aber wenn er auf die Erde mit den welken Blättern sinkt,
Folgt er gern dem Strahl der Sonne, der ihn liebend in sich trinkt.

83. Vornehmer Pöbel.

Lieber dem Bettler den Brodsack tragen,
Als mit dem vornehmen Pöbel sich plagen!
Besser riecht verschimmelt Brod,
Als der raffinirte Koth.

84. Der Liebling der Leute.

Willst du der Leute Liebling seyn?
Sey scharmant und sey gemein.
Was sie nicht können und was sie nicht fassen,
Sie werdens verspotten oder hassen.

85. Gesellige Talente.

Im Bürgerklubb ist der zu brauchen,
Der Bier kann trinken und Tabak rauchen;
Der gehört in die höhere Societät,
Der sich in Thee zu berauschen versteht.

(Der Beschluß folgt.)

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Meine Herren, sprach er, und legte betheuernd die Hand auf's Herz; meine Herren, Don Pedro di San Montanjo Ligez hält Sie für ehrenwerthe Leute. Sie sind nicht Gemäldeverkäufer, wollen mir nicht dieses Bild als alt verkaufen, ich darf durch Ihre Güte diese Bilder sehen, und Sie genießen die Achtung dieser Provinz. Aber es müßte mich Alles täuschen, oder — ich kenne die Dame, die jenes Bild vorstellt.“ Mit diesen Worten trat er ehrerbietig grüßend aus dem Zimmer.

„Wahrhaftig! sagte einer der Eigenthümer der Gallerie, wenn wir nicht so genau wüßten, von wem dieses Bild gemalt ist, und wann und wie es in unsern Besitz kam, und welche lange Reihe von Jahren es vorher in E. hing, man wäre versucht, an dieser Dame irre zu werden. Scheint nicht selbst den jungen Fröben irgend eine Erinnerung beynahe täglich vor dieses Bild zu treiben, und dieser alte Don! blizte nicht ein jugendliches Feuer aus seinen Augen als er gestand, daß er die Dame kenne, die hier gemalt ist? Sonderbar, wie oft die Einbildung ganz vernünftigen Menschen mitspielt; und mich müßte Alles täuschen, wenn der Spanier zum lezten Mal hier gewesen wäre.“

Und es traf ein; kaum war die Gallerie am folgenden Vormittag geöffnet worden, so trat auch schon Don Pedro di San Montanjo Ligez festen, ehrbaren Schrittes ein, strich an der langen Bilderreihe vorüber nach jenem Zimmer hin, wo die Dame mit dem Federhute aufgestellt war. Es verdroß ihn, daß der Platz vor dem Bilde schon besezt war, daß er es nicht allein und einsam Zug für Zug mustern konnte, wie er so gerne gethan hätte. Ein junger Mann stand davor, blickte es lange an, trat an ein Fenster, sah hinaus nach dem Flug der Wolken und trat dann wieder zu dem Bilde. Es genirte den alten Herrn etwas; doch er mußte sich gedulden.

Er machte sich an andern Bildern zu schaffen, aber erfüllt von dem Gedanken an die Dame, drehte er alle Augenblicke den Kopf um, zu sehen, ob der junge Herr noch immer nicht gewichen sey, aber er stand wie eine Mauer, er schien in Betrachtung versunken. Der Spanier hustete, um ihn aus dem langen Traume zu wecken, jener träumte fort; er scharrte etwas weniges mit den Füßen auf dem Boden, der junge Mensch sah sich um, aber sein schönes Auge streifte flüchtig an dem alten Herrn vorüber und haftete dann von Neuem auf dem Gemälde.

„San Pedro! San Jago di Capostella! murmelte der Alte, welch langweiliger, alberner Dilletante!“ Unmuthig verließ er das Zimmer und die Gallerie, denn er fühlte, heute sey ihm schon aller Genuß benommen durch Verdruß und Aerger. Hätte er doch lieber gewartet! Den Tag nachher war die Gallerie geschlossen, und so mußte er sich acht und vierzig lange Stunden gedulden, bis er wieder zu dem Gemälde gehen konnte, das ihn in so hohem Grade interessirte. Doch ehe die Glocken der Stiftskirche völlig zwölf Uhr geschlagen, stieg er mit anständiger Eile die Treppe hinan, hinein in die Gallerie, dem wohlbekannten Zimmer zu, und getroffen! er war der erste, war allein, konnte einsam betrachten. Er schaute die Dame lange an, mit unverwandtem Blick, sein Auge füllte nach und nach eine Thräne, er fuhr mit der Hand über die grauen Wimpern; „o Laura!“ flüsterte er leise, da tönte ganz vernehmlich ein Seufzer an seinen Ohren, er wandte sich erschrocken um, der junge Mann von vorgestern stand wieder hier und blickte auf das Bild. Verdrießlich, sich unterbrochen zu sehen, nickte er mit dem Haupte ein flüchtiges Kompliment, der junge Mann dankte etwas freundlicher, aber nicht minder stolz als der Spanier. Auch dießmal wollte der leztere den überflüssigen Nachbar abwarten; er sah zu seinem Schrecken, wie jener sogar einen Stuhl nahm, sich einige Schritte vom Gemälde nie-

versetzte, um es mit gehöriger Muße und Bequemlichkeit zu betrachten.

„Der Geck, murmelte Don Pedro, ich glaube gar, er will mein graues Haar verhöhnen.“ Er verließ noch unmuthiger als ehegestern das Gemach.

Im Vorsaal stieß er auf einen der Eigenthümer der Gallerie. Er sagte ihm herzlichen Dank für den Genuß, den ihm die Sammlung bereite, konnte sich aber nicht enthalten, über den jungen Ruhestörer sich etwas zu beklagen. „Herr B.! sagte er, Sie haben vielleicht bemerkt, daß vorzüglich eines Ihrer Bilder mich anzog: es interessirt mich unendlich, es hat eine Bedeutung für mich, die — die ich Ihnen nicht ausdrücken kann. Ich kam, so oft Sie es vergönnten, um das Bild zu sehen, freute mich recht, es ungestört zu sehen, weil doch gewöhnlich die Menge dort nicht lange verweilt, und denken Sie sich, da hat es mir ein junger böser Mensch abgelauscht, und kömmt, so oft ich komme, und bleibt, mir zum Trotze bleibt er Stunden lang vor diesem Bilde, das ihn doch gar nichts angeht!“

Herr B. lächelte, denn recht wohl konnte er sich denken, wer den alten Herrn gestört haben möchte. „Das Letztere möchte ich denn doch nicht behaupten, antwortete er, das Bild scheint den jungen Mann nahe anzugeben, denn es ist nicht das erste Mal, daß er es so lange betrachtet.“

„Wie so? wer ist der Mensch?“

„Es ist ein Herr von Fröben, fuhr jener fort, der sich seit fünf, sechs Monaten hier aufhält, und seit er das erste Mal jenes Bild gesehen, eben jene Dame mit dem Federhute, das auch Sie besuchen, kömmt er alle Tage regelmäßig zu dieser Stunde, um das Bild zu betrachten. Sie sehen also zum wenigsten, daß er Interesse an dem Bilde nehmen muß, da er es schon so lange besucht.“

„Herr! sechs Monate? rief der Alte. Nein, dem habe ich bitter Unrecht gethan in meinem Herzen; Gott mag es mir verzeihen; ich glaube gar, ich habe ihn unhöflich behandelt im Unmuth. Und ist ein Kavalier, sagen Sie? Nein, man soll von Pedro de Ligez nicht sagen können, daß er einen fremden Mann unhöflich behandelte. Ich bitte, sagen Sie ihm — doch, lassen Sie das: ich werde ihn wieder treffen und mit ihm sprechen.“

Und als er den andern Tag sich wieder einfand und Fröben schon vor dem Gemälde traf, trat er auch hinzu mit recht, recht freundlichem Gesichte; als aber der junge Mann ehrerbietig auf die Seite wich, um dem alten Herrn den bessern Platz einzuräumen, verbeugte sich dieser höflich grüßend und sprach: „Wenn ich nicht irre, Señor, so habe ich Sie schon mehrere Male vor diesem Gemälde verweilen sehen. — Da geht es Ihnen wohl gleich mir, auch mir ist dieses Bild sehr interessant, und ich kann es nie genug betrachten.“

Fröben war überrascht durch diese Anrede; auch ihm waren die Besuche des Alten vor dem Bilde aufgefallen, er hatte erfahren, wer er sey, und nach der steifen, kalten Begrüßung von gestern war er dieser freundlichen Anrede nicht gewärtig.

„Ich gestehe, mein Herr! erwiederte er nach einigem Zögern, dieses Bild zieht mich vor allen andern an, denn — weil — es liegt etwas in diesem Gemälde, das für mich von Bedeutung ist.“ — Der Alte sah ihn fragend an, als genüge ihm diese Antwort nicht völlig, und Fröben fuhr gefaßter fort: „Es ist wunderbar mit Kunstwerken, besonders mit Gemälden. Es gehen an einem Bilde oft Tausende vorüber, finden die Zeichnung richtig, geben dem Kolorit ihren Beyfall, aber es spricht sie nicht tiefer an, während einem Einzelnen aus solch einem Bilde eine tiefere Bedeutung aufgeht; er bleibt gefesselt stehen, kann sich kaum losreißen von dem Anblick, und kehrt wieder, und immer wieder, um es von Neuem zu betrachten.“

„Sie können Recht haben, sagte der Alte nachdenkend, indem er auf das Gemälde schaute, aber — ich denke es ließe sich dieses nur von größeren Kompositionen sagen, von Gemälden, in welche der Maler eine tiefere Idee legte. Es gehen Viele vorüber, bis die Bedeutung endlich Einem aufgeht, der dann den tieferen Sinn des Künstlers bewundert. Aber — sollte man dieß von solchen Köpfen behaupten können?“ —

Der junge Mann erröthete. „Und warum nicht? fragte er lächelnd. Die schönen Formen dieses Gesichts, die edle Stirn, dieses sinnende Auge, dieser holde Mund, hat sie der Künstler nicht mit tiefem Geiste geschaffen; liegt nicht etwas so Anziehendes in diesen Zügen, daß —“

„O bitte, bitte, unterbrach ihn der Alte, gütig abwehrend; es war allerdings eine recht hübsche Person, die dem Künstler gesessen, die Familie hat schöne Frauen.“

„Wie? welche Familie! rief der Jüngling erstaunt,“ er zweifelte an dem gesunden Verstand des Alten, und doch schienen ihn seine Worte auf's Höchste zu spannen; „dieß Bild ist ja eine Phantasie, mein Herr, zum wenigsten mehrere hundert Jahre alt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, 11. Nov.

(Beschluß.)

Wer ein gerechtes Urtheil über einen Künstler fällen will, darf keines seiner vorzüglichen Werke verschweigen. Dieß hat aber der Berichterstatter gethan, denn er hat die Herstellung der Jakobskirche, die herrliche Kanzel und den Hauptaltar in derselben, alles Heideloffs Werk, gänzlich ignorirt. Waren sie vielleicht seiner Kritik gar nicht werth? Es ist nichts daran gelegen, denn das Urtheil kompetenter Richter über sie steht fest, und er, der alle Werke Heideloffs, die er nannte,

schmähte, würde, um konsequent zu bleiben, wahrscheinlich auch von der Kirche, der Kanzel und dem Altar nur schmähend geurtheilt haben. Aber Heideloff braucht sich darum seiner Werke nicht zu schämen, denn er hat durch sie bewiesen, daß er, nach den eigenen Worten des Berichterstatters, ein Mann ist, *der mit wahrhaft meistervollem Geschick begabt, auch dem Unbedeutendsten eine gefällige Form geben könne.* — Ein solcher Mann wird zwar nie ganz tadelfrey bleiben, er wird es unmöglich Allen Recht machen können, allein er wird sich gewiß nie so verirren, daß er so viel Geschmackloses und Regelwidriges zu Tage fördert, als ihm von dem Berichterstatter Schuld gegeben wird. Daß die neuerbauten Brunnenaufsäze im Einklang mit ihren Umgebungen meistens im gothischen Styl verziert werden, ist gewiß mehr zu loben als zu tadeln; es geschieht dieß nicht aus Mode, sondern aus Grundsaz, weil sich dergleichen neue Bauwerke, sie seyen klein oder groß, in neuem Geschmack ausgeführt, wie wir sie in der Universitätsstadt Erlangen sehen, hier unter den Denkmälern der alten Kunst gewiß nicht gut ausnehmen würden. — Aus diesem Grunde hat der König auch befohlen, daß, wenn je ein neues Gebäude für die polytechnische Schule erbaut werden sollte, dieß im Einklang mit der Bauart Nürnbergs, im gothischen Styl, geschehen müße. — Ob das Modell, das Heideloff hierzu bauen ließ, *eigentlich in gar keinem Styl* sey, wie der Berichterstatter sagt, mögen verständige Architekten entscheiden. Wir maßen uns kein Urtheil darüber an, und bemerken nur so viel, daß die größten Baukünstler neuer Zeit, ein Weinbrenner, Schinkel, Fischer, Klenze, oder ihre Werke dem Tadel auch nicht entgehen konnten, und daß sich Heideloff mit diesen Männern trösten muß, wenn es ihm nicht besser geht. Er wird so bescheiden seyn, um gerechten Tadel benuzen, und so verständig, um ungerechten Tadel verachten zu können, ohne sich darüber zu ärgern, oder sich dadurch in seinem anerkannt nüzlichen Wirken für unsere ehrwürdige Stadt irre machen zu lassen. Und daß dieses Wirken erkannt wird, beweist eine ganz neue Verfügung der königlichen Regierung, wodurch ihm das höhere Bauwesen der hiesigen Stadt, unabhängig von dem städtischen Baurath, übertragen wurde, beweist der Beschluß des Magistrats und der Gemeindebevollmächtigten, ihm dafür einen jährlichen Gehalt auszusezen. Dieses Anerkenntniß der königlichen und städtischen Behörden hat doch wohl mehr Gewicht als der Tadel eines schmähsüchtigen Kritikers.

Der Berichterstatter springt nun zur Musik über, und fällt über die Bestrebungen in dieser Beziehung in Nürnberg das harte Urtheil, daß *alles, was der Magistrat für Musik thue, ein auf ganz unfruchtbaren Boden ausgesäetes Saamenkorn sey, daß das Publikum nichts mehr von Händel'scher Musik hören möge, und daß ihm leichtes schamlos ohrenkizelndes Zeug der neuen Kunst immer willkommner sey.*

Es ist schwer auf so harte Worte etwas zu sagen, denn wenn sie wahr wären, wie sehr müßte man nicht die guten Nürnberger in musikalischer Hinsicht beklagen, wegen ihres sterilen Bodens, und verachten wegen ihrer schamlosen Ohren. — Doch wir wollen hören, wie die Thatsachen zu solchen Schimpfreden passen. Der Berichterstatter war so delikat, die Männer nicht zu nennen, welche er unter den *feindseligen Mächten des Guten, unter Eitelkeit und Mittelmäßigkeit* mystifizirt, aber hier deutet Jedermann mit Fingern auf sie, und darum darf auch das große Publikum ihre Namen wissen; es sind darunter gemeynt: Der Buchhändler Mamberger, der Musikdirektor Blumröder, und der Gesanglehrer Köhler. Wir nennen ihre Namen, nicht um sie dem Hohn Preis zu geben, den der Kritiker über sie bringen will, sondern um ihrem Verdienst zu huldigen, das sie sich um die Wiederherstellung des bessern Geschmacks in der Musik in Nürnberg erworben haben, ein Verdienst, das jeder Unpartheyische dankbar anerkennt, und das nur Mißgunst und Bosheit zu beflecken suchen kann. Es sind nun fünf Jahre, daß diese braven Männer den vorher lange brach gelegenen Boden zu bauen angefangen haben, und sie dürfen sich der Früchte ihrer mühevollen Arbeit nicht schämen. Es hat sich seit diesen fünf Jahren die anfangs aus fünfzig Individuen bestandene städtische Gesangschule auf 200 ausgedehnt. Die jährlichen Prüfungen beweisen ihr Fortschreiten auf guter Bahn, ein Zeugniß, das ihr der würdige Fr. Schneider aus Dessau, der sie besucht hat, nicht versagen wird. In Folge dieser Bestrebungen hat sich unter den hiesigen Schullehrern ein Gesangverein gebildet, der sonntäglich seine Uebungen hält, und seine Wirksamkeit auf den Unterricht junger Männer aus allen Ständen erstreckt. Es haben sich in der Gesangschule Talente entwickelt, welche eine Hofkapelle zieren würden. Der seit fünf Jahren gebildete Singchor hat sich mit jedem Jahre verstärkt, und ist jezt auf 36 Soprane, 20 Alt, 30 Tenore und 28 Bässe angewachsen. Durch ihn und die Stadtmusik wurden seit fünf Jahren *Haydns Schöpfung* fünf Mal, *die Jahrszeiten* zwey Mal, *Händels Messias* vier Mal, *Samson* zwey Mal, *das Alexandersfest* ein Mal, *Judas Macabäus* ein Mal, Naumanns *Vater Unser* zwey Mal, Schneiders *Weltgericht* und *Sündfluth*, Kunzens *Halleluja*h, Stadlers *Jerusalem*, Anfangs mit einem Singchor von 36, und nun mit 100 bis 120 Stimmen aufgeführt. Sind dieß lauter leere Halme aus unfruchtbarem Boden, und verdient ein Publikum, das seit fünf Jahren so viele große ernste Werke mit Theilnahme anhören konnte, den Vorwurf, daß es *schamlos* ohrenkizelndes Zeug vorziehe, und wird irgendwo in Nürnberg dergleichen Zeug aufgetischt? — Unser herrlicher Rathhaussaal ist vielleicht in fünfzig Jahren zu musikalischen Zwecken nicht so häufig benuzt worden, als seit fünf Jahren, und er soll es noch ferner, denn, weit entfernt, diese Aufführungen aufzugeben, wird vielmehr demnächst der *Messias* von Händel zum fünften Mal mit vollem Chor gegeben werden. Wer sollte dieses große, herzerhebende und trostvolle Meisterwerk des unsterblichen Mannes nicht zum fünften Mal lieber hören als zum ersten Mal, nun da unser Chor die Parthien fast auswendig kann, und von zu besiegenden Schwierigkeiten der Doppelfugen keine Rede mehr ist, das Oratorium von Schneider: Das Paradies, wird zur Aufführung vorbereitet. Die Partituren der Händel'schen Oratorien: Die Tochter Jephtas und die Israeliten, werden erwartet. Die obengenannten braven Männer haben sich der guten Sache mit Liebe und Aufopferung hingegeben; sie haben dafür unsern Dank verdient, den ihnen das harte Urtheil Einzelner nicht verkümmern soll. Mögen sie gerechten Tadel benuzend, hämischen verachtend, in ihren edlen Bestrebungen unermüdet fortfahren.

Der Berichterstatter schließt mit einer Anekdote über ein Reißzeug, die eben so interessant als *unwahr* ist. Das Reißzeug wurde in Paris gekauft, und eine Person *vermuthete*, daß es hier gemacht seyn könne, was sich aber nach genauer Untersuchung als *ganz grundlos* bewiesen hat. — Diese Berichtigungen waren wir der Wahrheit schuldig. — Wir geben sie den Angriffen des Berichterstatters völlig Preis, mit der Bemerkung, daß wir, ohne einen Kampf zu scheuen, auf Alles, was er allenfalls dagegen sagen möchte, nichts erwiedern werden, und die Akten für uns als geschlossen erklären.

Beylage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. November 1826.

Rein, im Blute rein gewaschen,
Hebt sich Hellas, lang gebeugt,
Wie aus seinen eigenen Aschen
Hoch, verjüngt der Phönix steigt.

A. v. Helwig.

Scherflein an die Griechen in ihrem Todeskampf mit ihren öffentlichen und heimlichen Feinden.

Von Jens Immanuel Baggesen *).

Der Himmelruf.

Ode an die Griechen.

Noch immer droht, obgleich das Paradies verloren,
Hienieden jeden Augenblick
Dem Geist, deß Streben mehr als Erdgenuß erkohren,
Das erste paradiesische Geschick.
Den Baum des Lebens dürft ihr frech umreißen,
Um unten auf dem Boden weit und breit
Gemach zu fressen alles Obst der Zeit;
Doch weh' dem Sterblichen, der wagt nur anzubeißen
Den Apfel der Unsterblichkeit.

Der erste Mensch verlor die Menschenrechte,
Weil er versuchte, Göttern gleich zu seyn;
Prometheus, Rettung bringend dem Geschlechte,
Ward festgeschmiedet an den Riesenstein;
Der Weisheit lehrte, trank den Schierlingsbecher;
Und der Erlöser Selbst, des Himmels Stolz,
Ward, mit dem niedrigsten der Erden-Schächer
Zugleich bestraft, genagelt an das Holz.

Steil, eng', und mühsam ist die Bahn erhabner
Für Licht, und Freyheit und Beseligung
Der Menschheit kämpfender Begeisterung,
Umringt von offnen Schlünden unbegrab'ner
Herabgestürzter Helden, die voran
Geschritten diese, fern von Ruhezelten
Und Zufluchtshütten, öde, kahle, selten
Betret'ne weltverborgne Himmelsbahn.

Was gibt, trotz ihren Warnungszeichen allen
(Denn lauter Kreuze, schwarz, voll Todesgrau'n
Sind drauf bis zu dem Gipfel nur zu schau'n)
Dem Pilger wohl den Muth, sie noch zu wallen?
Was ruft, was stärkt, was hebt ihn unter allen
Den Lauwen, die herab mit Donnerknallen
Von Schreckhornfirsten gegen ihn sich ballen?

Den Himmelruf hört nie die feige Meng' erschallen —
Der Held der Freyheit hört ihn überall.
Ihn hörte Stephanus und alle Christi Jünger,
Und sah'n, dem Staub im Sterben geistentfloh'n,
Als Weltmacht-Trotzer, als Sich selbst Bezwinger,
Und der, sie winkenden Unsterblichkeit Erringer,
Hienieden Gottes Himmel offen schon.

Du, immer größ'res Griechenvolk, je kleiner
Wird Deine Schaar, Dein Vorrath und Dein Land,
Gesammtkreuzträger — im Verbluten Einer —
Du hörst erschallen jenen Ruf, wie Keiner,
Seit der Apostel Christenthum verschwand!
Du läßt Dich von Sirenen nicht bethören,
Begleitet rings von Zauberflötenröhren,
Die Dir vorlullen ihren Rettungsplan:
Dich armen schutzbedürft'gen zu erlösen
Vom äußern, innern Krieg, und allem Bösen,
Als ihren römisch-sel'gen Unterthan.
Du fährst, auf Gott und Dich allein vertrauend,
Irrlicht verachtend, stets nach Oben schauend,
Entblendet jetzo von der Bruderhülfewahn,
Nur jenen hohen Himmelsruf zu hören,

*) Als des Verfassers Schwanengesang auf seinem Krankenbette unter den entsetzlichsten Qualen, nach der Nachricht von Missolunghis Fall gedichtet.

Der lustbegleitet von der Väter Geisterchören
 Jn's Herz Dir klingt, auf Deiner Martyrbahn.

Erhab'ne Griechen! bleibet treu zum Ende
 Dem wahren Christen heil'gen Ruf, der ruft
 Von Gottes Thron herab, bis in die Gruft
Der letzten Freyheit, durch gesprengte Kerkerwände!
 Vergießt mit stets erhöhtem Heldenmuth
 Jm Kampf mit den Unheil'gen Euer Blut!
Fahrt fort mit dessen unverdroßner Spende,
 Bis Euer ganzes heil'ges Attica,
Wohin der Pilger in der Wüste trete,
Gleich Missolonghi, werd' ein' einz'ge Schädelstätte
 Ein großes, blutumfloßnes Golgatha!

Dort laßt die Herrscher unter sich vertheilen
 Den Rest von Pulver, Geld und Proviant,
Den ihre Unterthanen, beym Verweilen
Der stets gehofften Hülfe, trotz dem Eilen
 Ach! jetzt zu spät vielleicht, Euch zugesandt!

Eilt, eilt dann weg von hier mit allen euren Wunden
 Hinauf in's Freye, wo man Euch begehrt,
Wo Engel Eure Kränze schon gewunden!
Es ist, seitdem's sich mit Barbaren feig verbunden,
Seitdem darin kein Fürst Euch rettungswerth gefunden,
 Europa eines Volks von Eurem Rang nicht werth!

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Also glauben Sie das Mährchen auch? flüsterte der Alte; unter uns gesagt, dießmal hat die Eigenthümer ihr scharfer Blick doch irre geleitet, ich kenne ja die Dame?"

„Um Gottes Willen Sie kennen sie? wo ist sie jezt? wie heißt sie?" sprach Fröben heftig bewegt, indem er die Hand des Portugiesen faßte.

„Sage ich lieber, ich habe sie gekannt, antwortete dieser mit zitternder Stimme, indem er das feuchte Auge zu der Dame aufschlug. Ja ich habe sie gekannt in Valenzia vor zwanzig Jahren, eine lange Zeit! Es ist ja aber niemand anders als Donna Laura Tortosi."

„Zwanzig Jahr! wiederholte der junge Mann traurig und niedergeschlagen. Zwanzig Jahre, nein, sie ist es nicht!"

„Sie ist es nicht? fuhr Pedro hitzig auf, nicht, sagen Sie? So können Sie glauben, ein Maler habe diese Züge aus seinem Hirn zusammengepinselt? Doch ich will nicht ungerecht seyn, es war wohl ein tüchtiger Mann, der sie malte, denn seine Farben sind wahr und treu, treu und frisch wie das blühende Leben. Aber glauben Sie, daß ein solcher Künstler aus seiner Phantasie nicht ein ganz anderes Bild erschafft? Finden Sie nicht, ohne die Familie Tortosi zu kennen, daß diese Dame offenbar Familienähnlichkeit haben müsse, Familienzüge, bestimmt und klar von der Natur ausgesprochen, Züge, wie man sie nie in Gemälden der Phantasie, sondern nur bey guten Portraits findet? Es ist ein Portrait, sage ich Ihnen, Señor, und bey Gott kein anderes als das der Donna Laura, wie ich sie vor zwanzig Jahren gesehen in dem lieblichen Valenzia."

„Mein verehrter Herr! erwiederte ihm Fröben, es gibt Aehnlichkeiten, täuschende Aehnlichkeiten. Man glaubt oft, einen Freund sprechend getroffen zu sehen, nur in sonderbarem, veralteten Kostüm, und wenn man fragt, ist es sein Urahn aus dem dreyßigjährigen Kriege, oder überdieß gar ein Fremder. Ich gebe auch zu, daß dieses Bild sogenannte Familienzüge trage, daß es der liebenswürdigen Donna Laura gleiche, aber dieses Bild ist alt, und so viel weiß man wenigstens aus Registern und Kirchenbüchern, daß es in der Magdalenenkirche zu C. schon seit 150 Jahren hängt, und durch Stiftung, nicht auf Bestellung in die Kirche kam."

„So hole der lebendige Satan meine Augen, rief Don Pedro ärgerlich, indem er aufsprang und seinen Hut nahm. Ein Blendwerk der Hölle ist's, sie will mich in meinen alten Tagen noch einmal durch dieß Gemälde in Wehmuth und Gram versenken." Thränen standen dem alten Mann in den Augen, als er mit hastigen, dröhnenden Schritten die Gallerie verließ.

Aber dennoch war er auch jezt nicht zum lezten Male da gewesen. Fröben und er sahen sich noch oft vor dem Bilde, und der Alte gewann den jungen Mann durch sein bescheidnes aber bestimmtes Urtheil, durch seine liebenswürdige Offenheit, durch sein ganzes Wesen, das feine Erziehung, treffliche Kenntnisse und einen für diese Jahre seltenen Takt verrieth, immer lieber. Der Alte war fremd in dieser Stadt, er fühlte sich einsam, denn noch war er der Welt nicht so sehr abgestorben, daß er nicht hin und wieder einen Menschen hätte sprechen mögen. So kam es, daß er sich unvermerkt näher an den jungen Fröben anschloß; zog ihn ja dieser auch dadurch so unbeschreiblich an, daß er ein theures Gefühl mit ihm theilte, nämlich die Liebe zu jenem Bilde.

So kam es auch, daß er den jungen Mann auf dem Spaziergang gern begleitete, daß er ihn oft einlud, ihm Abends Gesellschaft zu leisten. Eines Abends, als der Speisesaal im König von England ungewöhnlich gefüllt war und rings um die Beyden fremde Gäste saßen, so daß sie sich im traulichen Gespräche gehindert fühlten, sprach Don Pedro zu seinem jungen Freund: „Señor, wenn Ihr anders diesen Abend nicht einer Dame versprochen habt, vor ihrem Gitter mit der Laute zu erscheinen, oder wenn Euch nicht sonst ein Versprechen hindert, so möchte ich Euch einladen, eine Flasche ächten Pedro Ximenez mit mir auszustechen auf meinem Gemach."

„Sie ehren mich unendlich, sagte Fröben, mich bindet kein Versprechen, denn ich kenne hier keine Dame; auch ist es hiesigen Orts nicht Sitte, Abends die Laute

zu schlagen auf der Straße, oder sich mit der Geliebten am Fenster zu unterhalten. Mit Vergnügen werde ich Sie begleiten."

„Gut; so geduldet Euch hier noch eine Minute, bis ich mit Diego die Zurichtung gemacht; ich werde Euch rufen lassen." Der Alte hatte diese Einladung mit einer Art von Feyerlichkeit gesprochen, die Fröben sonderbar auffiel. Jezt erst entsann er sich auch, daß er noch nie auf Don Pedros Zimmer gewesen, denn immer hatten sie sich in dem allgemeinen Speisesaal des Gasthofs getroffen. Doch aus Allem zusammen glaubte er schließen zu müssen, daß es eine besondere Höflichkeit sey, die ihm der Portugiese durch diese Einführung bey sich erzeigen wolle. Nach einer Viertelstunde erschien Diego mit zwey silbernen Armleuchtern, neigte sich ehrerbietig vor dem jungen Mann und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Fröben folgte ihm und bemerkte als er durch den Saal ging, daß alle Trinkgäste neugierig ihm nachschauten und die Köpfe zusammensteckten. Im ersten Stock machte Diego eine Flügelthüre auf und winkte dem Gaste einzutreten. Ueberrascht blieb dieser auf der Schwelle stehen. Sein alter Freund hatte den Frack abgelegt, ein schwarzes geschliztes Wams mit rothen Bauschen angezogen, einen langen Degen mit goldenem Griff umgeschnallt und ein dunkelrother Mantel fiel ihm über die Schultern. Feyerlich schritt er seinem Gaste entgegen und streckte seine Hand aus den reichen Manchetten hervor, ihn zu begrüßen. „Seyd mir herzlich willkommen, Don Fröbenio, sprach er, stoßet Euch nicht an diesem schlechten, prunklosen Gemach, auf Reisen, wie Ihr wißt, fügt sich nicht Alles wie zu Hause. Weicher allerdings gebt es sich in einem Saale zu Lissabon und meine Divans sind ächt maurische Arbeit; doch setzet Euch immer zu mir, auf dieß schlechte Ding, Sopha genannt, ist doch der Wein ächt und gut: sezt Euch."

Er führte unter diesen Worten den jungen Mann zu einem Sopha; der Tisch vor diesem war mit Konfituren und Wein besezt; Diego schenkte ein und brachte Zündwerk und Zigarren.

„Schon lange, hub dann Don Pedro an, schon lange hätte ich gern einmal so recht vertraulich zu Euch gesprochen, Don Fröbenio, wenn Ihr anders mein Vertrauen nicht gering achtet. Seht, wenn wir uns oft zur Mittagsstunde vor Laura's Bildniß trafen, da habe ich Euch, wenn Ihr so recht versunken waret in Anschauung, aufmerksam betrachtet, und vergebt mir, wenn meine alten Augen einen Diebstahl an Euren Augen begingen, ich bemerkte, daß der Gegenstand dieses Gemäldes noch höheres Interesse für Euch haben müsse, und eine tiefere Bedeutung als Ihr mir bisher gestanden."

Fröben erröthete, der Alte sah ihn so scharf und durchdringend an, als wollte er im innersten Grund seiner Seele lesen. „Es ist wahr, antwortete er, dieses Bild hat eine tiefe Bedeutung für mich, und Sie haben recht gesehen, wenn Sie glauben, es sey nicht das Kunstwerk, was mich interessire, sondern der Gegenstand des Gemäldes. Ach! es erinnert mich an den sonderbarsten aber glücklichsten Moment meines Lebens! Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich einst ein Mädchen sah, das mit diesem Bilde täuschende Aehnlichkeit hatte, ich sah sie nur einmal und nicht wieder, und darum gehört es zu meinem Glück, wenigstens ihre holden Züge in diesem Gemälde wieder aufzusuchen."

„O Gott! das ist ja auch mein Fall!" rief Don Pedro.

„Doch lachen werden Sie, fuhr Fröben fort, wenn ich gestehe, daß ich nur von einem Theil des Gesichtes dieser Dame sprechen kann. Ich weiß nicht ist sie blond oder braun, ist ihre Stirn hoch oder nieder, ist ihr Auge blau oder dunkel, ich weiß es nicht! Aber diese zierliche Nase, dieser liebliche Mund, diese zarten Wangen, dieses weiche Kinn, finde ich auf dem geliebten Bilde, wie ich es im Leben geschaut."

„Sonderbar! — und diese Formen, die sich dem Gedächtnisse weniger tief eindrücken als Auge, Stirn und Haar, diese sollten, nachdem Sie nur einmal sie gesehen, so lebhaft in Eurer Seele stehen?"

„O Don Pedro! sprach der Jüngling bewegt, einen Mund, den man einmal geküßt hat, einen solchen Mund vergißt man so leicht nicht wieder. Doch, ich will erzählen, wie es mir damit ergangen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. Oktober.

Da hat Rummel, der deutsche Läufer oder Schnellfüßler, doch einen großen Sieg davon getragen, und die deutsche Laufkunst mitten in Frankreich zu Ehren gebracht. Ich habe in einem vorigen Schreiben gemeldet, wie ehrlich er mit seinem Versprechen Wort gehalten hatte, und das Marsfeld in 48 Minuten fünf Mal richtig umlaufen war. Eben so pünktlich hatte er bey andern Gelegenheiten die von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllt, und jedesmal vor Ablauf der bestimmten Frist sein Ziel erreicht. Nun kömmt auf einmal ein Franzose, den der Ruhm des deutschen Läufers verdrießt, und der tollkühn ausruft: Ihr Herren, ich will's noch besser machen als dieser Deutsche. Er ist das Marsfeld in 48 Minuten fünf Mal durchlaufen; ich aber mache mich anheischig, es in 42 Minuten sechs Mal zu umlaufen. Und will sich der Deutsche mit mir messen, so mag er kommen." Der deutsche Läufer, der aber wahrscheinlich ein verständiger Mann ist, und es nicht für rathsam hält, sich mitten unter dem französischen Volke mit einem Franzosen zu messen, und sich dadurch dem Ausbruche der Nationaleifersucht auszusetzen, oder welcher vielleicht den einmal erworbenen Ruhm nicht auf's Spiel setzen will, lehnte den angebotenen Wettlauf ab. Nun ließ der aufgeblähte französische Schnellfüßler mit großen Anschlagzetteln und in den Zeitungen ankündigen, der Deutsche habe mit ihm keinen Wettlauf eingehen wollen; er aber werde am künftigen Sonntag in 42 Minuten das Marsfeld sechs Mal umlaufen, und zwar am äußersten Rande desselben. Diese Ankündigung lockte vielleicht eben so viele Neugierige herbey als

Hans Norils, da er versprach, in einen Krug zu kriechen. Der Franzose erschien mit vieler Zuversicht, und begann seinen Lauf. Zu dem ersten Umlaufe bedurfte er acht eine halbe Minute: dieß war schon ein übles Vorzeichen, eben so viel zu dem folgenden. Je näher das Ende der bestimmten Frist heranrückte, je weniger Anschein war da, daß der Mann sein Versprechen erfüllen würde. Bey solchen Gelegenheiten bleibt das Pariser Publikum nicht lange ruhig; es entstand zuerst ein lautes Murmeln, das sich nach und nach vermehrte. Dann rief man einerseits: er wird's abmachen; und andrerseits: er wird's nicht abmachen! Endlich war die Zeit abgelaufen, und der leichtfüßige Mann war erst fünf Mal das Marsfeld umlaufen, also fehlte Ein Umlauf an der versprochenen Zahl, und der Mann ward gleichsam bankrott gegen das Publikum, das sein Geld für die sechs Umläufe gezahlt hatte. Es ließ ihm auch bald seinen Unmuth fühlen; es wurde gepfiffen und gezischt und geschrieen; als der arme Schelm beschämt abzog, lief man hinter ihm her, und hätte ihn wahrscheinlich arg beschimpft, wenn nicht die gewöhnlichen Schutzengel der in Paris vom Volke verfolgten, ich meyne die Gensdarmen, ihn umringt und zu einer Miethkutsche verholfen hätten, worin er mit seiner Schande bald aus den Augen des Publikums verschwand. Die Kasse war schon früher verschwunden und in Sicherheit gebracht, sonst würde auch diese übel angekommen seyn. Wahrscheinlich hatte der Einnehmer den Sturm vorausgesehen, und bey Zeiten geeilt die Segel zu streichen. Seitdem strahlt der Name des ehrlichen deutschen Rummel herrlicher als zuvor. Denn er hat die Leute nie um ihr Geld betrogen, sondern stets seine Schuld mit seinen Füßen auf's gewissenhafteste abgetragen.

Ein andrer stürmischer Vorfall hatte vorigen Sonnabend bey einer öffentlichen Sitzung des königlichen Instituts statt, wo ein solcher Skandal noch unerwarteter kam als auf dem Marsfelde. Es war die jährliche Sitzung der Kunstakademie, dessen Sekretär Hr. Quatremère de Quincy ist. In der gelehrten Welt ist dieser Quatremère mit Recht geschäzt; allein als akademischer Sekretär wird er in den Zeitungen, besonders in den unabhängigen, oft hart mitgenommen, weil der schon ziemlich bejahrte Mann, nach Nestorischer Art, sich etwas breit über die gelehrten Gegenstände ausläßt, und dadurch den nicht gelehrten Zuhörern ziemliche Langeweile verursacht, was in Paris zu den unverzeihlichsten Fehlern gehört. An das Mißvergnügen der Zuhörer, und die Spötteleyen der Journalisten hatte sich der Hr. Sekretär bisher nicht viel gekehrt, und war jedesmal mit seiner unerschütterlichen Zuversicht und mit seinen Vorlesungen aufgetreten. Bey der dießjährigen öffentlichen Sitzung der Kunstakademie hatte er zwey biographische Notizen über verstorbene Mitglieder der Akademie zu lesen, ehe die Preise an die Zöglinge vertheilt wurden, welches Preisvertheilen an diesem Tage für die Jünglinge und ihre Familien die Hauptsache ist. Die erste Notiz ging ziemlich wohl durch, aber als die zweyte begann, in dem gewöhnlichen schnarchenden Tone des Sekretärs, riß den jungen Leuten, die sich in einem dunkeln Winkel des großen Saals zusammengerottet hatten, die Geduld, sie belustigten sich etwas allzulaut und unhöflich auf Unkosten des Vorlesers, der sich durch nichts irre machen ließ, klatschten zur Unzeit, räusperten sich, lachten und spotteten. Nun ging auch dem Präsidenten, dem Kupferstecher Boucher-Desnoyers die Geduld aus, und dieser Künstler, der wahrscheinlich noch ganz unerfahren in der Präsidentschaft ist, wußte sich nicht anders zu helfen als dadurch, daß er dem außen die Wache habenden Offizier auftrug, durch seine Soldaten die ruhestörenden Jünglinge herauszutreiben, ohne daß er selbst vorläufig auch nur die geringste Ermahnung zur Ordnung an dieselben gerichtet hatte. Die Soldaten rückten also mit dem Gewehre heran, räumten den Winkel aus; die jungen Leute widersezten sich, es entstand ein Schreyen und Rufen, das die Damen in Schrecken sezte, und sie auch zum Schweigen und dann zur Flucht bewog; der ganze Saal gerieth in Unordnung, und es verging einige Zeit, ehe die Ruhe wieder hergestellt wurde. Endlich hörte doch die Verwirrung auf. Quatremère de Quincy hatte seine unterbrochene Notiz eingesteckt, es wurde, unter großer Zufriedenheit der Zöglinge und ihrer Mamas, zur Vertheilung der Preise geschritten, und die Sitzung mit der Aufführung der Kantate beschlossen, welche den Preis der Tonkunst erhalten hatte, und welche harmonisch genug war, um die gestörte Einigkeit wieder hervorzubringen. Somit ging man dann zufrieden auseinander; allein an den folgenden Tagen beklagten sich die Tagesblätter nicht ohne Unrecht über die türkische Weise des Präsidenten, die Ruhe bey einer Sitzung der Kunstakademie beyzubehalten. Bajonettengewalt in einer solchen friedfertigen Versammlung auszuüben, schien ihnen etwas Empörendes, und der arme Quatremère de Quincy wurde wieder hart angefahren, daß er dieß Aergerniß veranlaßt habe. Einige beschuldigten ihn geradewegs, er habe es darauf angelegt, die Zuhörer vermittelst der Soldaten zu zwingen, seine langen und breiten Vorlesungen geduldig bis auf die lezte Sylbe anzuhören; diese Beschuldigung hatte der arme Sekretär aber doch nicht verdient; denn nicht er, sondern der Präsident hatte ja den unüberlegten Befehl gegeben, die Soldaten heranrücken zu lassen; des Sekretärs einzige Schuld war, daß er dießmal, wie zuvor, den jungen Leuten Langeweile verursachte. Dieß scheint aber bey einer solchen Sitzung unvermeidlich zu seyn; denn unter dem vorigen Sekretär, le Breton, wurde auch beständig geklagt, daß des Mannes Notizen so lang und einschläfernd wären. Vielleicht thäte Quatremère wohl, wenn er die Sekretärstelle niederlegte; denn für einen bejahrten, und als Gelehrten sehr geachteten Mann ist es doch eine empfindliche Sache, nach jeder öffentlichen Sitzung, worin er auftritt, aus den Zeitungen zu vernehmen, daß er sein Auditorium eingeschläfert, und dessen Geduld mißbraucht habe. Uebrigens kann der Unwille, den das Publikum und die Journalisten über das Anrücken der Soldaten geäußert haben, einen Beweis der allgemeinen Gesinnung geben. Je mehr sich die Begriffe von konstitutioneller Freyheit in den Köpfen festsetzen, je unwilliger leidet man, daß sich der bewaffnete Stand in den friedlichen Versammlungen der Bürger zeige. Sonst freylich war es allgemeiner Gebrauch, so oft das Volk irgendwo zusammen kam, es durch Truppen zu Fuß und zu Pferde im Zaume zu halten, und im Nothfalle zusammen zu treiben. Allein seitdem haben die Bürger ihre natürlichen Rechte wieder bekommen; man hat eingesehen, daß man die Leute durch die bloße Macht der Geseze, ohne alle Hülfe der Bajonette in Zucht halten könne; England liefert davon das auffallendste Beyspiel. Ungesittet war es allerdings von den Jünglingen, sich in einer Versammlung von gebildeten Personen, zu welcher sie aus bloßer Gunst zugelassen worden waren, über einen bejahrten und ehrwürdigen Akademiker lustig zu machen; allein dieß war kein Grund, um eine Kompagnie Soldaten gegen die Versammlung anrücken zu lassen, und dadurch die sämmtlichen Zuhörer, besonders die Damen, in Schrecken zu jagen; es ist zu viel Ehrgefühl in der französischen Nation, als daß sie sich mit dem Bajonette regieren ließe, sie will durch Vernunft und gute Worte gelenkt werden. Die kleinen Tagesblätter fahren aber noch immer fort, sich über den Vorleser Quatremère de Quincy zu belustigen; so behaupten sie, man biete jezt Pfeifchen à la Quincy feil, und die Akademie habe beschlossen, hinführo zu ihren öffentlichen Sitzungen das Publikum nicht mehr zuzulassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 279.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. November 1826.

An des Lebens voller Blüthe hängt des Menschen Seele fest,
Wie des Thaues Perlentropfen in der Rose süßem Nest.
Aber wenn er auf die Erde mit den welken Blättern sinkt,
Folgt er gern dem Strahl der Sonne, der ihn liebend in sich trinkt.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Halt ein, kein Wort! unterbrach ihn der Portugiese. Ihr würdet mich für sehr schlecht erzogen halten müssen, wollte ich einem Kavalier sein Geheimniß entlocken, ohne ihm das meine zuvor als Pfand gegeben zu haben. Ich will Euch erzählen von der Dame, die ich in jenem sonderbaren Bilde erkannte, und wenn Ihr mich dann Eures Vertrauens würdig achtet, so möget Ihr mir mit Eurer Geschichte vergelten. Doch Ihr trinkt ja gar nicht; es ist ächter spanischer Wein, und Ihr müßt ihn zuvor trinken, wenn Ihr mit mir Valenzia besuchen wollt.“

Sie tranken von dem begeisternden Pedro Ximenez und der Alte hub an:

„Señor, ich bin in Granada geboren. Mein Vater kommandirte ein Regiment, und er und meine Mutter stammten aus den ältesten Familien dieses Königreichs. Ich wurde im Christenthum und allen Wissenschaften erzogen, die einen Edelmann zieren, und mein Vater bestimmte mich, als ich sechzehn Jahre alt und gut gewachsen war, zum Soldaten. Aber er war ein Mann streng und ohne Rücksicht im Dienste, und weil er die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich kannte und fürchtete, sie möchte mich oft verhindern, meine Pflicht gehörig zu vollbringen, beschloß er, mich zu einem andern Regimente zu schicken, und seine Wahl fiel auf Pampeluna, wo mein Oheim kommandirte. Ich lernte dort den Dienst sorgfältig und genau, und brachte es in den folgenden sechs Jahren bis zum Kapitän. Als ich zwey und zwanzig Jahr alt war, wurde mein Oheim nach Valenzia versezt. Er hatte Einfluß und wußte zu bewirken, daß ich ihm schon nach einem halben Jahre als Adjutant folgen konnte. Als ich aber in Valenzia ankam, hatte sich in meines Oheims Hauswesen vieles geändert. Er war schon längst, noch in Pampeluna, Wittwer geworden. In Valenzia lernte er eine reiche Wittwe kennen und hatte sie einige Wochen, ehe ich bey ihm eintraf, geheirathet. Sie können denken, wie ich überrascht war, als er mir eine ältliche Dame vorstellte und sie seine Gemahlin nannte; meine Ueberraschung stieg aber und gewann an Freude, als er auch ein Mädchen, schön wie der Tag, herbeyführte, und sie seine Tochter Laura, meine Cousine, nannte. Ich hatte bis zu jenem Tage nicht geliebt, und meine Kameraden hatten mich oft deßhalb Pedro il petro (den steinernen Pedro) genannt; aber dieser Stein zerschmolz wie Wachs vor den feurigen Blicken Laura's. Ihr habt sie gesehen, Don Frobenio, jenes Bild gibt ihre himmlischen Züge wieder, wenn es anders einem irdischen Künstler möglich ist, die wundervollen Werke der Natur zu erreichen. Ach gerade so trug sie ihr Haar, so muthwillig wie auf jenem Gemälde hatte sie das Hütchen mit den wallenden Federn aufgesezt, und wenn sie ihr dunkles Auge unter den langen Wimpern aufschlug, so war es, als ob der Himmel sich öffnete und ein leuchtender Engel freundlich herabgrüßte.

Meine Liebe, Señor, war eine freudige; ich konnte

ja täglich um sie seyn; jene Schranken, die in meinem Vaterlande gewöhnlich die Liebenden trennen und die Liebe schmerzlich, ängstlich, gramvoll und verschlagen machen, jene Schranken trennten uns nicht. Und wenn ich in die Zukunft sah, wie ruhig, wie lachend erschien sie mir! Mein Oheim liebte mich wie seinen Sohn; verstand ich seine Winke recht, so schien es ihm nicht unangenehm, wenn ich mich um seine Tochter bewarb. Und von meinem Vater konnte ich keine Hindernisse erwarten, denn Laura stammte aus edlem Blute, und der Reichthum ihrer Mutter war bekannt. Wie mächtig meine Liebe war, könnt Ihr schon daraus sehen, daß ich da liebte, wo es so gänzlich ohne Noth und Jammer abging. Denn gewöhnlich entsteht die Liebe aus der angenehmen Bemerkung, daß man der Geliebten vielleicht nicht mißfallen habe; wie Feuer unter den Dächern fortschleicht, und durch eine Mauer aufgehalten, plötzlich verzehrend nieder in das Haus und prasselnd auf zum Himmel schlägt, so die Liebe. Die kleine Neigung wird ernährt, die unüberwindlich scheinenden Hindernisse spornen an, man glaubt eine Glut zu fühlen, die nur im Arm der Geliebten sich abkühlen kann. Man spricht die Dame heimlich am Gitter, man schickt ihr Briefe durch die Zofe, man malt im Traum und wachend ihr Bild, ihre Gestalt so reizend sich vor, denn bisher sah man sie nicht anders als im Schleyer und der verhüllenden Mantilla. Endlich, sey es durch List oder Gewalt, fallen die Schranken. Man fliegt herbey, führt die Errungene zur Kirche, und — besieht sich nachher den Schatz etwas genauer. Wie aus dem schönen Wiesen-Grund, der nur ein Teppich ist, über ein sumpfig Moorland gedeckt, wenn du wie auf fester Erde ausschreitest, deine Füße eindringen und Quellen aus der Tiefe rieseln, so hier. Alle Augenblicke zeigt sich eine neue Laune bey der Dame, alle Tage lüftet sie Schleyer und Mantilla ihres Herzens freyer, und am Ende ständest du lieber wieder vor dem Gitter, Liebesklagen zu singen, und — nie wiederzukehren."

„Bey Gott, Ihr seyd ein scharfer Kritiker, erwiederte Fröben erröthend; es liegt in dem, was Ihr saget, etwas Wahres, aber, ganz so? nein, da müßte ja jener Götterfunke, der zündend ins Herz schlägt, jene seligen Augenblicke, wo die Hälfte einer Minute zum Verständniß hinreicht, müßte lügen, und doch glaube ich an seine himmlische Abkunft. O! ist es mir denn besser ergangen?"

„Ich verstehe, was Ihr sagen wollt, sprach Don Pedro, jener Moment ist himmlisch schön, aber beruht gar oft auf bitterer Täuschung. Höret weiter, mich reizten, mich hinderten keine Schranken, und dennoch liebte ich so warm als nur irgend ein junger Kavalier in Spanien. Das einzige Hinderniß konnte Laura's Herz seyn, und ihr Auge hatte mir ja schon oft gestanden, daß es dem meinigen gern begegne. Alle jene kleinern Beweise meiner Zärtlichkeit, wie man sie in diesem Zustande gibt, nahm Donna Laura gütig auf, und nach einem Vierteljahre erlaubte sie mir, ihr meine Liebe zu gestehen. Die Eltern hatten die Sache längst bemerkt.

Mein Oheim gab mir seine Einwilligung und sagte, er habe für mich wegen guter Dienste, die ich geleistet, beym Könige um ein Majorspatent nachgesucht. Mit der Nachricht meines Steigens solle ich dem Vater meine Liebe gestehen und ihn um Einwilligung bitten. Ich gelobte es: ach warum hab' ich's gethan? Sollte man nicht immer einen Dämon hinter sich glauben, der uns das Glück wie ein schönes Spielzeug gibt, nur um es plötzlich zu zerschlagen? Ich hatte bald nach der Gewißheit meines Glücks mit einem Hauptmann aus einem Schweizerregimente Bekanntschaft gemacht, den ich lieb gewonnen und täglich in mein Haus führte. Er war ein schöner blonder Jüngling, mit klaren, blauen Augen, von weißer Haut und rothen Wangen. Er hätte zu weich für einen Soldaten ausgesehen, wenn nicht berühmte Waffenthaten, die er ausgeführt, in aller Munde lebten. Um so gefährlicher war er für die Frauen. Seine ganze Erscheinung war so neu in diesem Lande, wo die Sonne die Gesichter dunkel färbt, wo unter schwarzem Haar schwarze Augen blitzten; und wenn er von den Eisbergen, von dem ewigen Schnee seiner Heimath erzählte, so lauschte man gern auf seine Rede, und manche Dame mochte schon den Versuch gemacht haben, das Eis seines Herzens zu zerschmelzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

86. Adelsinstinkt.

Wappen ließ die edle Dame in des Säuglings Windeln nähen,
Und das Kind starb an Verstopfung, eh' es noch sein Schild gesehen.
Lernt daraus, wie viel es heiße, adelig geboren seyn!
Nur aus edlem Bauchinstinkte hielt das Kind den Adel rein.

87. Geschenkte Ahnen.

Ahnen kann der Kaiser geben. Sag', wo mag er her sie nehmen?
Von den ungetauften Söhnen, die sich ihrer Väter schämen.

88. Vornehmheit des Geschmackes.

Das heiß' ich mir doch einen vornehmen Mann!
Sein Pferd rührt kein bezahltes Futter an.

89. Hungrige Behaglichkeit.

Ein kleiner Pfennig, ein kleiner Sinn,
Ein Wappenmantel mit großen Falten.
Man kann so hungrig bequem darin,
Wie Mäus' im leeren Sacke schalten.

90. Das Ziel.

Jeder hat ein Ziel vor Augen, dem er nachläuft bis zur Gruft,
Aber oft ist's eine Feder, die er ausblies in die Luft.

91. Wer muß die Haare dazu geben?

Wenn die großen Herrn sich raufen und verlieren Schopf und Zopf,
Preise glücklich sich der Bürger, welcher hat den kahlsten Kopf.

92. Haar und Bart.

Held Simson hatte seine Kraft in seines Hauptes Haaren,
Den neuen Helden ist sie nun in ihren Bart gefahren.
Und wer Reißaus sie nehmen sieht vor Messern und Rasieuren,
Wer weiß, ob Simson tapfrer wär' im Kampfe mit Friseuren?

93. Reichthum und Rauch.

Daß der Reichthum ist ein Rauch, kann dich mancher Schornstein lehren.
Gold und Silber flog hinauf, Ruß wird man herunter kehren.

94. Der Bauer ein Edelmann.

Wenn der Bauer wird ein Edelmann,
So guckt er den Pflug mit Brillen an.

95. Neue Minister.

Die neuen Minister können gar viel:
Sie treffen zehn Kegel in jedem Spiel.

96. Der Schneeball.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen fort.
Eine Handvoll wirf zur Thür hinaus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

97. Immer etwas im Rückhalt!

Willst du wiederkommen zum Schmaus?
Sing' nicht im ersten dein Liedchen aus.

98. Eier oder Hühner.

Schlägst du die Eier in den Topf,
Kein Küchlein steckt heraus den Kopf.

99. Die Natur siegt.

Kitzle kein gewaschenes Schwein,
S' legt sich in den Koth hinein.
Kitzl' ein bestäubtes Vögelein,
S' putzt sich gleich die Federn rein.

100. Kleines für Kleines.

Die liebe kleine Zeit will Kleines haben,
Drum bring' ich ihr so viele kleine Gaben.
Aus vielen Tagen wird ja auch ein Jahr:
Sey ganz, und sieh' ein Ganzes in der Schaar.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. Oktober.

(Beschluß.)

Ein dritter Unfall ist dem Ingenieur Navier zugestoßen; zwar hat man ihn nicht ausgezischt, und es hat keiner bewaffneten Soldaten bedurft, um dem Ausbruche des Unwillens vorzubeugen; allein der Vorfall ist deßhalb nicht minder unangenehm für diesen Baumeister. Navier wird zu den geschicktesten Ingenieurs in Paris gerechnet, und da er ein bedeutendes Werk über die Hängebrücken herausgegeben hatte, so hielt man ihn für den tauglichsten Mann, die erste große Hängebrücke anzulegen, die je in Frankreich unternommen worden ist. Eine Gesellschaft von Unternehmern hatte nämlich beschlossen, eine solche Brücke über die Seine, zwischen den Champs Elysées und dem Invalidenplatze anzulegen. Es war rasch daran gearbeitet worden, und schon diesen Herbst sollte die Brücke fertig seyn; allein kaum waren die schweren Ketten eingehangen, als die Pfeiler auf dem einen Ufer nachgaben; das ganze Werk würde eingestürzt seyn, wenn man nicht schleunig die Ketten wieder abgenommen hätte. Dieser Unfall war natürlich eine Folge der fehlerhaften Anlegung der Brücke, und fiel dem Baumeister zur Schuld; dieser suchte in den ministeriellen Blättern, die für solche Beschönigungen gern offen stehen, das Ding zu bemänteln; er schob nämlich die Schuld auf eine Wasserröhre, die neben den Pfeilern herging, und gesprungen sey, und dadurch den Grund, worauf einer der Pfeiler ruhte, erweicht haben sollte. Gegen diese Röhre hätte sich aber der Hr. Ingenieur vorsehen sollen. Besser wäre es gewesen freymüthig zu gestehen, daß man bey diesem ersten Versuche nicht die nöthige Erfahrung gehabt, und daher einige Mißgriffe gethan habe. Aber dieß Geständniß war zu hart für den Unternehmer; man erzählte sogar in den ersten Tagen nach dem Unfalle, als manche Leute die Brücke besichtigen wollten, habe man an derselben Männer vorgefunden, welche dazu bedungen gewesen seyen, um den Leuten vorzudemonstriren, daß das Ding habe so kommen müssen, und daß der Ingenieur und die Unternehmer ganz unschuldig bey dem Unfalle seyen. Dieß geht indessen die unternehmende Gesellschaft an; denn da sie die Kosten der Anlage der Brücke bestreitet, so mag sie auch jezt die durch den Unfall entstandenen neuen Kosten tragen, wenn es ihr so beliebte. Die Fundamente der Pfeiler waren übrigens sehr stark; nur meynten einige Leute, statt der Pfeiler hätte man Pyramiden errichten sollen, andre schlugen vor, den Pfeilern eine etwas schräge Richtung zu geben, damit sie dem von der entgegengesezten Seite kommenden Drucke der Ketten desto besser widerstehen könnten. In Betreff der Hängerbrücken werden die französischen Ingenieure von den englischen noch einiges zu lernen haben. Uebrigens ist es noch eine Frage, ob eine Hängebrücke, besonders eine große, wie die hiesige seyn sollte, auch eine wahre monumentalische Zierde ist. Die Pfeiler und Ketten hindern die Aussicht, und haben nichts imposantes; dazu kömmt, daß wegen der Ketten, die hinter den Pfeilern im Fundamente fest gemacht werden, viel Platz am Ufer verloren geht, was in einer Hauptstadt, wo man mit dem Raume nicht sparsam genug zu Werke gehen kann, ein bedeutender

Nachtheil ist. Anders verhält es sich mitten in einer Landschaft, wo man Raum und Prospekt genug hat. Bey dem schnellen Bauen in Paris darf man sich nicht wundern, daß zuweilen arge Mißgriffe geschehen. Alles soll an einem bestimmten Tage fertig seyn, und um dieß zu bewerkstelligen, müssen Baumeister und Werkleute Hals über Kopf arbeiten. So geht es eben jezt mit dem neuen Théâtre de Nouveautés, auf dem ebenfalls neuen Börsenplaze; dieses Schauspielhaus soll noch in diesem Jahre fertig werden. Man hat daher den Miethsleuten in der Feydeau Passage, die zum Theil abgebrochen werden mußte, schleunig eine Entschädigung angeboten, und ehe diese noch angenommen war, ihre Kramläden abgebrochen, woraus dann ein halb Duzend Prozesse entstanden sind; allein da es auch mit den Prozessen in Paris rascher zu gehen pflegt als anderswo, so sind diese meistens beruhigt, und es wird nun Tag und Nacht an dem neuen Theater gebaut, das gewiß zur bestimmten Zeit fix und fertig dastehen wird. Mit dieser Eile läuft man nun aber allerdings Gefahr sich zu übereilen, und dieß ist beym Bauen etwas kostspielig. So ist es den Unternehmern der Bauanlagen in den Champs Elysées gegangen, die ein ganz neues Stadtrevier dort anzulegen sich vorgenommen, und Alles wohl berechnet hatten, nur nicht die Mittel, wie sie Miethsleute herbeybringen könnten. Sie hatten mit Anlegung eines großen Springbrunnens und eines schönen Einganges begonnen; dann hatten sie hie und da schöne Häuser von drey bis fünf Stockwerk errichtet; einige glichen kleinen Lustschlössern. Nur fehlten noch Miethsleute, und diese fehlen auch noch jezt; und so ist das schöne Revier in Stocken gerathen, und wird wahrscheinlich nicht zur Vollendung kommen, wofern nicht ein besondrer Zufall die Bauherrn begünstigt. Leider hat in diesem Jahre der Zufall die freylich unüberlegter Weise drauf los arbeitenden Bauunternehmer so wenig begünstigt, daß das Schuldnergefängniß St. Pelagie voll von solchen Unternehmern stecken soll.

D g.

Rom, 31. Okt.

Die Schazgräberey, von der ich schon mehrere Male geredet habe, ist fortwährend an der Tagesordnung, obgleich ihr das Publikum nach und nach immer weniger Aufmerksamkeit zu schenken beginnt. Mit Bestimmtheit, und aus der authentischen Quelle, kann ich melden, daß die Sache zwar verschoben, aber bis jezt keineswegs aufgehoben ist. Es hat sich nämlich, wie schon früher erwähnt, gefunden, daß der Grund, wo der Schaz vergraben liegen soll, nicht dem Staate, sondern dem Hause Giustiniani gehört. Da sich die Besizungen dieses leztern im Konkurse befinden; so haben sich nicht allein im Allgemeinen Schwierigkeiten für die Zustimmung zum Nachgraben erhoben, sondern die Bedingungen, welche die Liquidationskommission einstweilen hat machen zu können geglaubt, sind noch obenein so drückend, daß die Unternehmer sich entschlossen haben, noch anzustehen und zu erwarten, ob nicht vielleicht die Familie von den Gläubigern gezwungen werden wird, billigere Forderungen zu machen. Leztere sollen darin bestanden haben, nicht allein die Hälfte des Schazes, sondern auch für jede an Ort und Stelle erfolgte Beschädigung Ersaz zu bekommen. Da sich die Regierung den dritten Theil desselben vorbehalten hat, und folglich den beyden Unternehmern nur ein halbes Drittheil übrig bleiben würde; so könnte es immer geschehen, daß der Knochen unverzehrt liegen bliebe, weil der Hunde, welche sich darum zanken, zu viel sind. Dieß die erste Widerwärtigkeit, welche den Gewürzhändler, Hrn. Cartoni, der die Auslage der Nachgrabung machen will, getroffen hat. Eine zweyte erwächst ihm aus seinem Verhältnisse zum Theater Argentina. Ob lezteres ihm eigen gehört, wie es im Publikum heißt, oder ob er nur den Namen dazu hergibt, während der Duca Cesarini als dessen Eigenthum es wenigstens noch vor nicht langer Zeit ganz Rom gekannt hat, der fortwährende ausschließliche, oder theilweise Besizer desselben ist, läßt sich nicht bestimmen. Wie dem aber auch sey, Hr. Cartoni hat die Erlaubniß erhalten, das besagte Theater nach der Straße zu vergrößern, eine Begünstigung, welche, obgleich aus ihr dem Theater eine Façade erwächst, deren es bisher entbehrt hat, von Wichtigkeit ist, weil dadurch die Gasse, welche ohnehin schon sehr eng ist, noch mehr beschränkt wird. Damit noch nicht zufrieden, hat nicht allein Hr. Cartoni noch obenein um die Erlaubniß nachgesucht, auch außer dem Karneval Opern oder sonstige theatralische Vorstellungen zu geben, sondern auch auf den, bisher von der Regierung der großen Karnevalsoper bewilligten Zuschuß von sechstausend Scudi Anspruch gemacht. Da die Regierung sich zu keinem von beyden verstehen will, so scheint jezt Hr. Cartoni entweder kein sogenanntes Teatro regio (so heißt hier ein Theater, wenn es eine große Oper mit einem großen drey- oder fünfaktigen Ballette gibt) öffnen, oder wenigstens kein Ballett damit zu verbinden, oder überall auf die Opera seria verzichten, und statt dessen blos eine Opera buffa geben zu wollen. Die engagirten Mitglieder sind, kraft ihres Kontrakts, verpflichtet, sich zu beyden zu verstehen. Auf diese Weise dürfte Rom folgenden Karneval ohne große Oper bleiben, ein Fall, der vielleicht nicht stattgefunden hat, so lange in Rom Opern gegeben werden. Ueberdem dürfte sich aus einem solchen Engagement wenig Gutes von der künftigen Karnevalsentreprise versprechen lassen, denn in der Regel ist der komische italienische Sänger zum ernsten, und dieser zu jenem untauglich, weil Stimmen, auf komischen, also kleinen Theatern gebildet und ausgebildet, keine große Bühne zu füllen vermögen, und solche, welche hier genügen, wiederum zu stark für jene sind. Spiel, Vortrag, überhaupt die respektive Routine, nicht einmal in Berechnung gebracht. Unter den Sängerinnen nennt man als Prima Donna jene Sgra. Elisa Pastori, welche früher in Stuttgart als Hofsängerin angestellt war, und dann vor zwey Jahren in der Herbstzeit mit großem Beyfalle auf dem Theater Valle gesungen hat. Eine ernste Opernpartie dürfte weder der Stärke ihrer Stimme, noch der Natur ihres Spiels, noch überhaupt der Eigenthümlichkeit ihrer Person angemessen seyn. Als Sopran nennt man die Pisaroni, die häßlichste Frau, aber die geschickteste Singmaschine der jezigen Zeit. Wie sich diese, im Entstehungsfalle, in der komischen Oper ausnehmen wird, steht nicht wohl abzusehen. Uebrigens heißt es für ganz gewiß, Hr. Cartoni habe den berühmten David, den größten aller singenden Charlatans, engagirt, und es habe dieser im Sinne, sich hier bey seiner Durchreise nach Neapel, wo er im folgenden Karneval singen wird, künftigen Monat in einigen Akademien zu produciren. Andre behaupten, den genannten Impresario habe der Handel zu reuen begonnen, seit er den Fiasco vernommen, welchen Hr. David in Mailand gemacht haben soll, und lezterer sey deßhalb abgefunden worden. Wenn das Theater Argentina wenig verspricht; so hat dagegen das Theater Valle desto mehr gehalten. Die Holzhauer von Dombra oder die Treue in den Wäldern, haben treulich bis zur zwey-und-zwanzigsten Vorstellung dem vorgesezten Ziele Stich gehalten, und sind nicht minder von ihrer Königin als vom Publikum mit Beyfall und Gnadenbezeigungen überhäuft worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. November 1826.

Wo sie starret, wo sie zerfließt, wird Kultur nicht leicht hinkommen oder schwerlich bestehen und wirken.

Joh. v. Müller.

Die Isländer,

aus Geyer Geschichte von Schweden,

übersezt von Dr. Ungewitter.

Hoch im atlantischen Meere, ungefähr achtzig schwedische (120 deutsche) Meilen von Drontheim, nicht volle zwanzig von Grönland entfernt, zwischen 63° 24′ und 66° 30′ nördlicher Breite und zwischen 13° 15′ und 24° 40′ westlicher Länge von Greenwich *) liegt Island. Die Insel ist voll von großen Bergen, die vorzüglich von Osten nach Westen sich erstrecken, und den mittleren Theil des Landes unbewohnbar machen. Eis bedeckt ihre Gipfel, Feuer wüthet in ihrem Innern. Nach dem Meere hin in den Thälern und auf den abgedachten Flächen, die fruchtbare Weiden darbieten, hat der Isländer seine einsame Wohnung. Waldungen sind nicht vorhanden, blos kleinere Birken erblickt man hier und dort; und daß die Wälder, von denen in ältern Zeiten die Rede ist, keine Holzarten, die zum Bauholz hätten dienen können, darboten, kann man daraus abnehmen, daß bereits die ersten Ansiedler auf der Insel dasselbe von Norwegen sehr oft holten **). Die Saat gedeiht schwer zur Reife, weßwegen auch der Ackerbau wenig und blos zum Versuch (und auf den Versuch beschränkten sich auch alle die Spuren von Landbau, die man von frühern Zeiten her dort gefunden hat) *), betrieben wird. Viehzucht, Fischerey und der Fang der Seevögel, die in unglaublicher Menge die Küsten besuchen, machen die einzigen Nahrungszweige aus. Der Sommer ist warm, und der Winter, während dem das Pferd und das Schaaf ausgetrieben werden, ist, sofern nicht Treibeis die Kälte vermehrt, weniger kalt als man von der nördlichen Lage der Insel eigentlich erwarten könnte. Aber häufig kommt in ungewöhnlicher Menge das Treibeis heran, bedeckt hauptsächlich die nördlichen und östlichen Küsten, füllt alle Buchten, verbreitet sich, so weit man sehen kann, umher, und bleibt oft den Sommer über liegen. Dann ist die Luft beständig kalt und neblicht; es friert und schneit mitten im Sommer; das Gras kann nicht zum Wachsthum kommen; die Thiere leiden, ihnen fallen die Haare aus; die Menschen bekommen Ausschlag, und die weißen Bären, die mit dem Eise von Grönland

*) Henderson, Iceland, 1814—15. Die Insel reicht demnach bis zum Polarkreise hinauf. Islands Flächeninhalt gibt Thaarup (Statistik d. Dän. Mon. S. 59) auf 1405 Quadratmeilen an. (Der bewohnte Theil der Insel nimmt etwa 200 Quadratmeilen ein.)

**) Vatnsdaela Saga, c. 16. Mehrere ähnliche Beyspiele kommen vor. Dasselbe gilt von dem Schiffsbauholze. Größere Schiffe wurden in Norwegen gekauft. Landnáma Saga, p. 29, erzählt als eine Seltenheit, daß einer der ersten Inselbewohner sich an einer Stelle niederließ, wo so große Waldungen waren, daß daraus Holz zu Seeschiffen genommen werden konnte.

*) Es wird als etwas Besonderes angeführt, daß auf Reitholt, Snorre Sturlesons Hofe, die Saat auf den Aeckern nie fehl schlug, sondern daß man beständig frisches Mehl hatte, welches zu Leckereyen gebraucht wurde (zu sägaetis). Sturlunga Saga I. c. 13.

kommen und erst mit ihm wieder fortgehen, stellen sich als gefährliche Gäste ein. Im Uebrigen führt das Eis eine Menge Treibholz, worunter man amerikanische und sibirische Holzarten erkennt, mit sich.

Kein Fleck auf der Erde hat ähnliche Spuren von unterirdischem Feuer aufzuweisen wie diese Insel. Der Steinfluß *) (so nennt der Isländer den aus dem Glühofen des feuerspeyenden Berges sich wälzenden Lavastrom) hat in ungeheuern Strecken das Land übergossen. Die siedenden Quellen werfen bis zur Höhe von mehr wie hundert Fuß Wasserstrahlen empor **), und himmelhohe Pfeiler des heißen Dampfes erheben sich aus des Grundes Tiefen und weiten Spalten. Im verflossenen Jahrhunderte waren von der großen Menge Vulkane allein neun in Bewegung. Sie scheinen sowohl untereinander als mit dem Meere in Verbindung zu stehen, bald speyen sie Feuer, bald werfen sie Wasser, bald beydes zugleich aus ***), und da die meisten Vulkane mit ewigem Schnee bedeckt sind, so vereinigen sich meistentheils bey der Eruption die Verheerungen der Wasser- mit denen der Feuerfluth. — Der Isländer wohnt also mitten unter den Schrecknissen der Natur, und gleichwohl sagt ein einheimisches Sprichwort: „Island ist das beste Land, welches die Sonne bescheint ****).“ So sehr der Isländer sein Land liebt, eben so sehr hängt er den alten Sitten an. In der Wißbegierde und Kenntnissen, in der Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder übertrifft er in der That die Menge in vielen andern von der Natur glücklicher begabten Ländern. Seine, durch eine eigene Literatur ausgebildete und festgestellte Sprache, die früher wie irgend eine andere in Europa, reich in sich selbst war, ist noch jezt dieselbe, die früher in Scandinavien gesprochen wurde, ist dieselbe, in der Snorre Sturleson schrieb; und die alten Sagen, oft aus trefflichen, von dem Hauswirthe selbst verfertigten Abschriften zu lesen, macht in den langen Winterabenden sowohl für ihn wie für die Seinigen die angenehmste Erholung aus.

In jener Zeit, als Island von Norwegen aus entdeckt und bebaut wurde, sagt das alte, von dessen Besitznahme sprechende Buch *), war Harald Harfager König über Norwegen, Erich Emundsson und sein Sohn Björe herrschten über Schweden, und Gorm der Alte beherrschte Dänemark, und in dem Sommer, als Ingolf und dessen Gefährten zuerst nach Island zogen, um es zu bebauen, hatte Harald Harfager zwölf Jahre lang in Norwegen regiert und seit Christi Geburt waren 874 Winter verflossen **). Ingolf war der erste Normann, der sich auf Island niederließ. Nordische Seeräuber, die einige Jahre zuvor dahin verschlagen worden und es entdeckt hatten, brachten darüber nach Norwegen die erste Kunde. Ein gewisser Naddod, der sich nach den Farõer-Inseln begeben wollte, war auf die östliche Küste Islands geworfen worden und hatte das unbewohnte Land, wo die Gipfel der Berge alle mit Schnee bedeckt waren, Schneeland genannt. Gardar Svafarsson, ein Schwede, der von den Hebriden das väterliche Erbtheil seiner Frau zu holen beabsichtigte, hatte dasselbe Schicksal gehabt. Er umsegelte nun die Insel, nannte sie nach sich Gardarsholm, und nach seiner Zuhausekunft theilte er darüber eine vortheilhafte Beschreibung mit. Floke, ein dritter Abenteurer, hatte nach den Angaben jener das Land aufgesucht, dort einen Winter zugebracht und ihm wegen des Treibeises den Namen Island gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Steiná. Henderson, I.

**) Der Geiser und der durch ein Erdbeben 1789 entstandene Strocker sind die bekanntesten. In den warmen Quellen in Reikiadal wurden die Isländer im Jahr 1000 getauft. Kristni Saga, c. 11. Die Ruinen eines von Snorre Sturleson daselbst eingerichteten Bades sind noch jezt vorhanden.

***) Es soll dieses auch mit dem Hekla, der übrigens zu den kleineren Bergen Islands gehört, und nicht stets mit Eis bedeckt ist, der Fall gewesen seyn. Man hat hin und wieder gefunden, daß das aus den Isländischen Vulkanen geworfene Wasser salzig ist, und bey dem Hekla hat man sogar nach einem Ausbruche eine große Menge Salz gefunden. Olafsens und Povelsens Reise, S. 865.

****) Henderson, I.

*) Landnámabok, c. 1.

**) c. 3. Are Frode, Schedae c. 1, hat 870 Winter.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Eines Morgens, fuhr der Spanier fort, kam ein Freund zu mir, der um meine Liebe zu Laura wußte, und gab mir in allerley geheimnißvollen Reden zu verstehen, ich möchte entweder auf der Hut seyn, oder ohne das Majorspatent meine Base heirathen, indem sonst noch Manches sich ereignen könnte, was mir nicht angenehm seyn würde.

Ich war betreten, forschte nach und erfuhr, daß Donna Laura bey einer verheiratheten Freundin hie und da mit einem Manne zusammen käme, der in einen Mantel verhüllt in's Haus schleiche. Ich entließ den Freund und dankte ihm. Ich glaubte nicht daran, aber ein Stachel von Eifersucht und Mißtrauen war in mir zurückgeblieben. Ich dachte nach über Laurens Betragen gegen mich, ich fand es unverändert; sie war hold, gütig gegen mich wie zuvor. Sie ließ sich die Hand, wohl auch den schönen Mund küssen — aber dabey blieb es auch; denn jezt erst fiel mir auf, wie kalt sie immer bey meiner Umarmung war, sie drückte mir die Hand nicht wieder, wenn ich sie drückte, sie gab mir meinen Kuß nicht zurück.

Zweifel quälten mich; der Freund kam wieder, schürte durch bestimmtere Nachrichten das Feuer mächtiger an, und ich beschloß bey mir, die Schritte meiner Dame aufmerksamer zu bewachen. Wir speisten gewöhnlich zusammen. Der Oheim, die Tante, meine schöne Base und ich. Am Abend des Tages, als mein Freund zum zweyten Mal mich gewarnt, fragte die Tante bey Tische ihre Tochter, ob sie ihr Gesellschaft leisten werde auf dem Balcon. Sie antwortete, sie habe ihrer Freundin einen Besuch zugesagt. Unwillkürlich mochte ich sie dabey schärfer angesehen haben, denn sie schlug die Augen nieder und erröthete. Sie ging eine Stunde, ehe die Nacht einbrach, zu jener Dame. Als es dunkel wurde, schlich ich mich an jenes Haus und hielt Wache; rasende Eifersucht kam über mich, als ich die Straße herauf, nahe an die Häuser gedrückt, eine verhüllte Gestalt schleichen sah. Ich stellte mich vor die Hausthüre, die Gestalt kam näher und wollte mich sanft auf die Seite schieben. Aber ich faßte sie am Gewand und sprach: „Señor, wer Ihr auch seyd, in diesem Augenblicke glaube ich einen Mann von Ehre vor mir zu haben und bey Eurer Ehre fordre ich Euch auf, steht mir Rede.“ Bey dem ernsten Ton meiner Stimme sah ich den Mann zusammenschrecken; er besann sich eine kleine Weile und entgegnete dann: „Was soll es?“ — „Schwört mir bey Eurer Ehre, fuhr ich fort, daß Ihr nicht wegen Donna Laura de Tortosi in dieses Haus geht.“ — „Wer erkühnt sich, mir über meine Schritte Rechenschaft abzufordern?“ rief er mit dumpfer verstellter Stimme; an seiner Aussprache merkte ich, daß er ein Fremder seyn müsse. Eine düstere Ahnung ging in meiner Seele auf. „Der Kapitän di San Montanjo wagt es,“ antwortete ich, und riß ihm, ehe er sich dessen versah, den Mantel vom Gesicht. — Es war mein Freund Tannensee, der Schweizer.

Er stand da wie ein Verbrecher, keines Wortes mächtig, aber ich hatte meinen Degen blank gezogen, und sprachlos vor Wuth deutete ich ihm an, dasselbe zu thun. „Ich habe keine Waffen bey mir als einen Dolch,“ erwiederte er. Schon war ich willens, ihm ohne Zögern den Degen in den Leib zu rennen, aber als er so regungslos auf Alles gefaßt vor mir stand, konnte ich das Schreckliche nicht vollbringen. Ich behielt noch so viel Fassung, daß ich ihn bestimmte, am andern Morgen vor dem Thore der Stadt mir Rechenschaft zu geben; die Thüre hielt ich besezt, er sagte zu und ging. Noch lange hielt ich Wache, bis endlich die Sänfte für Laura gebracht wurde, bis ich sie einsteigen sah, dann folgte ich ihr langsam nach Hause. Die Qualen der Eifersucht ließen mich keinen Schlaf auf meinem Lager finden, und so hörte ich, wie sich um Mitternacht Schritte meiner Thüre näherten, man pochte an. Verwundert warf ich meinen Mantel um und schloß auf; es war die alte Dienerin Laura's, die mir einen Brief übergab und eilends wieder davon ging.

„Señor! Gott möge Euch vor einem ähnlichen Brief in Gnaden bewahren!“ Sie gestand mir, daß sie den Schweizer längst geliebt habe, als sie mich noch gar nicht kannte, daß sie aus Furcht vor dem Zorn ihrer Mutter, die alle Fremden haßte, ihn immer zurückgehalten, um sie zu werben; daß sie von den Drohungen meiner Tante genöthigt, meine Liebe sich habe gefallen lassen. Sie nehme alle Schuld auf sich, sie schwöre mit dem heiligsten Eide, daß Tannensee mir oft habe Alles gestehen wollen, und nur durch ihr Flehen, durch ihre Furcht, strenger verwahrt zu werden, sich habe zurückhalten lassen. Sie deutete mir ein schreckliches Geheimniß an, das die Ehre der Familie beflecken werde, wenn ich ihr und dem Hauptmann nicht zur Flucht verhelfe. Sie beschwor mich, von meinem Streite abzustehen, denn wenn er falle, so bliebe ihr, seiner Gattin, nichts übrig als sich das Leben zu nehmen. Sie schloß damit, meine Großmuth anzurufen, sie werde mich ewig achten, aber niemals lieben.“

„Ihr werdet gestehen, daß ein solcher Brief gleich kaltem Wasser alle Flammen der Liebe löschen kann; er löschte sogar zum Theil meinen Zorn. Aber vergeben konnte ich es meiner Ehre nicht, daß ich betrogen war, darum stellte ich mich zur bestimmten Stunde auf dem Kampfplatze ein. Der Kapitän mochte tief fühlen, wie sehr er mich beleidigte; obgleich er ein besserer Fechter war als ich, vertheidigte er sich nur, und nicht seine Schuld ist es, daß ich meine Hand hier zwischen Daumen und Zeigefiger in seinen Degen rannte, so daß ich außer Stand war, weiter zu fechten. Ich gab ihm, während ich verbunden wurde, Laura's Brief. Er las, er bat mich flehend ihm zu vergeben, ich that es mit schwerem Herzen.“

„Die Geschichte meiner Liebe ist zu Ende, Don Frobenio, denn fünf Tage darauf war Donna Laura mit dem Schweizer verschwunden.“

„Und mit Ihrer Hülfe?“ fragte Fröben.

„Ich half so gut es ging, freylich war der Schmerz meiner Tante groß; aber in diesen Umständen war es besser, sie sah ihre Tochter nie wieder, als daß Unehre über ihr Haus kam.“

„Edler Mann! wie unendlich viel muß Sie dieß gekostet haben! wahrhaftig es war eine harte Prüfung.“

„Das war es, antwortete der Alte mit düsterm Lächeln. Anfangs glaubte ich, diese Wunde werde nie vernarben, aber die Zeit thut viel, mein Freund. Ich habe sie nie wieder gesehen, nie von ihnen gehört, nur einmal nannten die Zeitungen den Oberst Tannensee als einen tapfern Mann, der unter den Truppen Napoleons in der Schlacht von Brienne dem Feinde langen Widerstand gethan habe. Ob es derselbe ist, ob Laura noch lebt, weiß ich nicht zu sagen. Als ich aber in diese Stadt kam, jene Gallerie besuchte, und nach zwanzig

langen Jahren meine Laura wieder erblickte, ganz so wie sie war, in den Tagen ihrer Jugend, da brachen die alten Wunden wieder auf und — nun Ihr wißt, daß ich sie täglich besuche."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsetzung.)

Ich wiederhole, was ich schon in einem meiner früheren Berichte gesagt habe: Die Komposition des Hrn. Grazioli gehört zu den besten, welche jezt auf den italienischen Bühnen gegeben werden. Es ist Verstand und, was daraus folgt, Charakteristik darin: mit einem Worte, die Musik zieht selbst denjenigen an, der mehr verlangt als den gewöhnlichen Ohrenkizel. Eine arge Flickrolle ist der böse Minister, den der ungeschickte Buchmacher nicht unmittelbar in das Stück zu verflechten gewußt hat, ohnedem wurde sie auch schlecht gespielt, obgleich recht gut gesungen. Seine zwey brav gearbeiteten großen Arien interessiren nicht, weil ihnen die Handlung fehlt. Dagegen sind die Partien der Königin und des guten Ministers (des Liebhabers), besonders in ihren beyden Duetten, dramatisch und keineswegs bloßer Klingklang. Deßgleichen die Partie des ersten Holzhackers, welche mit großer Sorgfalt gearbeitet ist. Sein Duett mit dem guten Minister, in welchem er diesem die mannichfaltigen Beschwerden zu erkennen gibt, welche sein Dorf über den Druck des bösen Ministers zu führen hat, und wo die Worte: Ma, la Regina non lo sa..... ma, la Regina lo saprà, vom Minister mehrere Male wiederholt werden, hat allgemein angesprochen, und ist populär geworden. Sogar hat man eine bloße Flickarie, um den andern Zeit zum Verschnaufen zu geben, von einer der Holzhauerinnen gesungen, ihrer allerliebsten und nichts weniger als gemeinen Melodie wegen, ausgezeichnet. Zum Lobe der zahlreichen Chöre kann ich mit wenigen Worten nicht mehr sagen, als daß sie einen deutschen Geist athmen. Von der Boccabadati habe ich schon geredet; sie ist von Anfang bis zum Ende allerliebst gewesen. Hat man freylich mitunter an ihr auszusetzen; so zeigt sie dagegen, selbst in den Fehlern, so viel Natürlichkeit, daß man ihr Beyfall geben muß, wenn man auch nicht will. Der Tenorist Berger (troz seines französischen Namens ein geborener Römer) ist eine von jenen kräftigen Naturen, wie sie der italienische Himmel nicht selten hervorzubringen pflegt. Mit der Stimme eines Steutor, und den Formen eines Athleten verbindet er in beyden so viel Grazie und Schönheit, daß er den ausgezeichnetsten Beyfall erhalten hat, obgleich sein Gesang, dem des Donzelli bis zur Täuschung ähnlich, den vom heltischen Fistulierfirlefanze eines David und Konsorten, verwöhnten Ohren zu grandios vorkommen möchte. Zu bedauern ist, daß dieser Künstler eben um den erwähnten Ohren zu gefallen, mitunter zu der halben Stimme seine Zuflucht, dann aber, weil ihm die Natur diese versagt hat, statt des Beyfalls nur ein mitleidiges Lächeln erhält. Ein Fehler an ihm ist die Unart, keiner Note ihre volle Zeit zu geben, sondern alle, besonders die Endnoten, wie mit der Scheere abzuschneiden, eine Folge der Unkunde im Solfeggiren, welche jedoch die besseren Sänger heut zu Tage so ziemlich abgelegt haben. Nach den Holzhauern ist der Rossinische Moses an die Reihe gekommen, und hat Furore gemacht. Ueber diese Komposition, welche, wie ich höre, schon allgemein in Deutschland bekannt ist, kann ich meinen Lesern nichts sagen, was sie nicht schon wüßten. Es läßt sich unstreitig etwas Besseres darin verspüren, und dieß Bessere ist gut, obgleich ihm doch auch die wahre (ich meyne nicht die, auf der Folter erzwängte) Bedeutung abgeht. Das Schlechte darin besteht aus einer Menge so handgreiflicher Reminiscenzen aus allen früheren Arbeiten des Komponisten, daß man wohl sieht, er habe es sich bey dieser um so leichter machen wollen, je mehr Anstrengung ihn jenes Bessere gekostet haben dürfte. Da die jezt bestehende Truppe die Amalthea nicht hätte besezen können; so hat man die Parr, die Gattin des bekannten, in Paris lebenden Parr, bey ihrer Durchreise für die zwey-und-zwanzig Vorstellungen, welche vom Moses werden gegeben werden, engagirt. Die frühere Virtuosität ist bey dieser Sängerin dahin, denn vieles fängt an zu versagen; doch läßt sich, was sie singt, noch immer hören. Ihre große Arie wird jeden Abend applaudirt. Die Boccabadati, vortrefflich in der komischen Oper, wo sie nicht stark aufzutragen hat erscheint im Moses gezwängt, ja sogar oft widerwärtig, weil sie, ihrer beschränkten Mittel sich bewußt, mehr leisten will als sie vermag. Ich zweifle, daß sie es bis zur lezten Vorstellung aushalten wird. Dieß führt mich auf einen Umstand, über welchen ich mich um so weitläuftiger auslassen zu müssen glaube, weil die Sache zwar in Deutschland bekannt, aber von Niemandem recht begriffen und noch weniger beherzigt wird. Die dießjährigen Herbstvorstellungen haben wie gewöhnlich, am 9ten September, das heißt am Tage nach Mariä Geburt, angefangen, und werden, gleichfalls wie gewöhnlich, bis zum lezten Oktober dauern. In dieser Frist, das heißt in zwey-und fünfzig Tagen, muß die Truppe die gehörige kontraktmäßige bestimmte Anzahl Vorstellungen geben, nämlich vier-und-vierzig Male, singen. Dazu die Proben der beyden Opern, welche man auf dreyßig anschlagen kann, gerechnet, welche theilweise noch angreifender als die Vorstellungen selbst sind; so ergibt sich, daß die Sänger in zwey-und-siebenzig Tagen (die Proben der ersten Oper beginnen ungefähr drey Wochen vor der Vorstellung, und die zweyten finden natürlich während der Aufführung der erstern statt) vier-und-siebenzig Vorstellungen (von denen jede wenigstens viertehalb Stunden dauert) gesungen haben, das Einlernen der Partien im Hause nicht einmal zu erwähnen. In welchem andern Lande, ausgenommen Italien, könnte es Sänger geben, welche einer solchen Anstrengung gewachsen wären? So gränzt die Einrichtung der Stagionen-Engagements wirklich an's Wunderbare, denn da die Rollen nur einfach besezt sind (außer in sehr seltenen Fällen und nur zur Karnevalszeit, wo neben der ersten Sängerin eine andere engagirt wird, welche nothfalls ihre Stelle versehen kann; dem Tenore, noch viel weniger den beyden Bassisten, ein Supplemento zu halten, ist gar nicht gebräuchlich); so müssen die Leute singen, es koste was es wolle, und (so wirksam ist Gewohnheit und die Ueberzeugung, daß es nicht anders seyn kann) sie singen auch! Sehr selten, daß einer für einen oder zwey Tage heiser, unerhört, daß er wirklich krank würde. Ich wollte es keinem Sänger rathen, sich im lezten Falle zu befinden; denn eine einzige solche Krankheit, welche natürlich die Vorstellungen hemmen und den Unternehmer in die größte Verlegenheit bringen, ihm obenein einen ansehnlichen Geldverlust verursachen würde, dürfte für eine lange Reihe von Jahren jedes Engagement bey einem andern Theater erschweren; denn mit einem Sänger, der im Falle wäre, während einer Stagione krank zu werden, würde kein Impresario zu thun haben wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. November 1826.

In den erschöpften Busen führt
Mir Liebe wieder, wieder Frieden;
Wie, wenn des Tages Glut verschieden,
Der Nächte Thau das Gras berührt.

Lamartine.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Mit umständlicher Gravität, wie es dem Haushofmeister eines P . . . schen Prinzen, einem Manne aus alt kastilischem Geschlechte, geziemt, hatte Don Pedro di San Montanjo Ligez seine Geschichte vorgetragen. Als er geendet, trank er einigen Wein, lüftete den Hut, strich sich über Stirn und Kinn und sagte zu dem jungen Mann an seiner Seite: „Was ich wenigen Menschen vertraut, habe ich Euch umständlich erzählt, Don Frobenio, nicht um Euch zu locken, mir mit gleichem Vertrauen zu erwiedern, obgleich Euer Geheimniß so sicher in meiner Brust ruht als der Staub der Könige von Spanien in Eldorado — obgleich ich neugierig wäre zu wissen, inwiefern Euch jene Dame interessirt — aber Neugier ziemt dem Alter nicht, und damit gut.“

Fröben dankte dem Alten für seine Mittheilung. „Mit Vergnügen werde ich Ihnen meinen kleinen Roman zum Besten geben, sagte er lächelnd, er betrifft keiner Dame Geheimnisse und endet schon da, wo andere anfangen. Aber wenn Sie erlauben, werde ich morgen erzählen, denn für heute möchte es wohl zu spät seyn.“

„Ganz nach Eurer Bequemlichkeit, erwiederte der Don, seine Hand drückend. Euer Vertrauen werde ich zu ehren wissen.“ So schieden sie; der Spanier begleitete den jungen Mann höflich bis an die Schwelle seines Vorsaals, und Diego leuchtete ihm bis in die Straße. Nach seiner Gewohnheit ging Fröben den Tag nachher in die Gallerie, er stand länger vor dem Bilde, und wirklich dachte er an diesem Tage mehr an den Alten, als an die gemalte Dame; aber er wartete über eine Stunde, der Alte kam nicht. Er ging mit dem Schlag drey Uhr in die Anlagen, ging langsamen Schrittes um den See, vorbey an schönen Equipagen, noch schöneren Damen, vorbey an unzähligen Direktoren und Lieutenants, zog oft sein Fernglas und schaute die lange Promenade hinab, allein die ehrwürdige Gestalt seines alten Freundes wollte sich nicht zeigen. Umsonst schaute er nach den dünnen schwarzen Beinen, nach dem spitzen Hut, umsonst nach Diego in den bunten Kleidern, mit Sonnenschirm und Regenmantel, er war nicht zu sehen.

Sollte er krank geworden seyn? fragte er sich, und unwillkürlich ging er nach dem Schloßplatze hin und nach dem Gasthof zum König von England, um Don Pedro zu besuchen. „Fort ist die ganze Wirthschaft, auf und davon, antwortete auf seine Frage der Oberkellner. Gestern Abend noch bekam der Prinz Depeschen und heute Vormittag sind Se. Hoh. nebst Gefolge in sechs Wagen nach W. abgereist; der Haushofmeister fuhr im zweyten und hat für Sie eine Charte hiergelassen. Begierig griff Fröben nach diesem lezten Freundeszeichen. Es war nur Don Pedro di San Montanjo Ligez, Major Rio di S. ꝛc. darauf zu lesen. Verdrießlich wollte Fröben diesen kalten Abschied einstecken, da gewahrte er auf der Rückseite noch einige Worte mit Bleyfeder geschrieben; er las: „Lebt wohl,

„theurer Don Frobenio. Eure Geschichte müßt Ihr mir „schuldig bleiben; grüßet und küsset Donna Laura.“

Er lächelte über den Auftrag des alten Herrn, doch als er in den nächsten Tagen wieder vor dem Bilde stand, war er wehmüthiger als je, denn es war in seinem Leben eine Lücke entstanden durch Don Pedros Abreise. Er hatte sich so gern mit dem guten Alten unterhalten, er hatte seit langer Zeit zum ersten Mal wieder in einem genauern Verhältnisse mit Menschen gelebt, und deutlicher als je fühlte er jezt, daß nur der Einsame, der Hoffnungslose ganz unglücklich ist. Wäre das Bild nicht gewesen, das ihn mit seinem eigenthümlichen Zauber zurückhielt, schon längst hätte er Stuttgart verlassen, das sonst keine Reize für ihn hatte. Als ihm daher eines Tages die Herrn Boisserée die treue Kopie jenes lieben Bildes, ein lithographirtes Blatt, zeigten, und ihn damit beschenkten, da nahm er es als einen Wink des Schicksals auf, nahm Abschied von dem Urbilde, packte die Kopie sorgfältig ein und verließ diese Stadt so still als er sie betreten hatte.

Sein Aufenthalt in Stuttgart hatte nur dem Bilde gegolten, das er in jener Gallerie gefunden. Er war als er die Hauptstadt Würtembergs berührte, auf einer Reise an den Rhein begriffen, und dahin zog er nun weiter. Er gestand sich selbst, daß ihn die lezten Monate beynahe allzuweich gemacht hätten. — Er fühlte nicht ohne Beschämung und tiefes Schaudern, daß sein Trübsinn, sein ganzes Dichten und Trachten schon nahe an Narrheit gestreift hatte. Er war zwar unabhängig, hatte dieses Jahr noch zu Reisen bestimmt, ohne sich irgend einen festen Plan, ein Ziel zu setzen; er wollte diese lange Unterbrechung seiner Reise auf die angenehme Lage der Stadt, auf die herrlichen Umgebungen schieben. Aber hatte er denn wirklich jene Stadt so angenehm gefunden? hatte er Menschen aufgesucht, kennen gelernt? hatte er sie nicht vielmehr gemieden, weil sie seine Einsamkeit, die ihm so lieb geworden, störten? hatte er die als schön beschriebenen Umgebungen genossen? „Nein, sagte er lächelnd zu sich, man wäre versucht an Zauber zu glauben! Ich habe mich betragen, wie ein Thor! habe mich eingeschlossen in mein Zimmer, um zu lesen. Und habe ich denn wirklich gelesen? stand nicht ihr Bild auf jeder Seite? Gingen meine Schritte weiter als zur Promenade, um einmal allein unter dem Gewühl der Menge auf- und abzugehen? Ist es nicht schon Raserey, auf so langen Wegen einem Schatten nachzujagen, jedes Mädchengesicht aufmerksam zu betrachten, ob ich nicht den holden Mund der unbekannten Geliebten wieder erkenne?“

So schalt sich der junge Mann, glaubte recht feste Vorsätze zu fassen, und — wie oft, wenn sein Pferd langsamer bergan geschritten war, vergaß er, eben es anzutreiben, weil seine Seele auf andern Wegen schweifte; wie oft, wenn er Abends sein Gepäck öffnete, und ihm die Rolle in die Hände fiel, entfaltete er unwillkürlich das Bild der Geliebten, und vergaß, sich zur Ruhe zu begeben. Aber die reitzenden Gebirgsgegenden am Neckar, die herrlichen Fluren von Mannheim, Worms, Mainz verfehlten endlich auch auf ihn ihren eigenthümlichen Eindruck nicht. Sie zerstreuten ihn, sie füllten seine Seele mit neuen freundlichen Bildern. Und als er eines Morgens von Bingen aufbrach, stand nur ein Bild vor seinem Auge, ein Bild, das er noch heute erblicken sollte. Fröben hatte vor einigen Jahren mit einem Landsmann Frankreich und England bereist, und aus dem Gesellschafter war ihm nach und nach ein Freund erwachsen. Zwar mußte er, wenn er über ihre Freundschaft nachdachte, sich selbst gestehen, daß Uebereinstimmung der Charaktere sie nicht zusammenführte, doch oft pflegt es ja zu geschehen, daß gerade das Ungleiche sich heißer liebt als das Aehnliche. Der Baron von Faldner war etwas roh, ungebildet, selbst jene Reise, das bewegte Leben zweyer Hauptstädte wie Paris und London hatte nur seine Außenseite etwas abschleifen und mildern können. Er war einer jener Menschen, die, weil sie durch fremde oder eigene Schuld gewählte Lektüre, feinere, tiefere Kenntnisse und die bildende Hand der Wissenschaften verschmähten, zu der Ueberzeugung kamen, sie seyen praktische Menschen, d. h. Leute, die in sich selbst alles tragen, um was sich andere es zu erlernen abmühen, die keinen natürlichen Begriff von Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe u. dgl. haben, und sich für geborne Landwirthe, praktische Hausväter ansehen, die auf dem natürlichsten Wege das zu erreichen glauben, was die Masse von Büchern vergebens zu lehren sucht. Dieser Egoismus machte ihn glücklich, denn er sah nicht, auf welchen schwachen Stützen sein Wissen beruhte; noch glücklicher wäre er wohl gewesen, wenn diese Eigenliebe bey den Geschäften stehen geblieben wäre; aber er trug sie mit sich, wohin er ging, ertheilte Rath, ohne welchen anzunehmen, hielt sich, was man ihm nicht gerade nachsagte, für einen klugen Kopf und ward durch dieses Alles ein unangenehmer Gesellschafter und zu Hause vielleicht ein kleiner Tyrann, aus dem einfachen Grunde, weil er klug war und immer Recht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Isländer.

(Fortsetzung.)

Verschiedene Umstände trugen dazu bey, daß Island ein eifrig nachgesuchter Zufluchtsort wurde. Harald Harfager brach in Norwegen die Gewalt der Unterkönige. Viele von diesen verließen ihr Vaterland, um sich seinem Joche nicht zu unterwerfen, und von Norwegen aus geschah eine große Auswanderung. „Es wurden jezt, sagt Snorre

Sturleson, große wüste und auswärtige Länder angebauet [1])." Viele zogen über die Fjellen und vermehrten die Anzahl derer, die bereits angefangen hatten, Jemtlands und Helsinglands Wüsteneyen zu bebauen. Andere begaben sich zur See nach Hjaltland [2]), nach den Faröer-, den orcadischen und den südlichen Inseln [3]), den bekannten Seeräubernestern, von wo aus Norwegen jeden Sommer geplündert wurde, so daß Harald einen eignen Kriegszug nach diesen Inseln, um sie sich zu unterwerfen, unternehmen mußte. Unterdessen war Island bereits entdeckt. Das Gerücht verbreitete sich, daß das Land gut sey, daß das Vieh im Winter sich selbst ernähren könne, daß es an Waldungen nicht mangele, daß die Gewässer reich an Lachs und allen Fischarten, und die Küsten günstig für den Wallfischfang belegen seyen [4]), und das neue Land, wo man „frey von der Unterdrückung der Könige und der Gewaltigen" leben könnte [5]), wurde vorzüglich das Ziel der Auswanderungen solcher, die hierüber sich beklagten und zugleich mächtig genug waren, die Kosten einer so weiten Reise zu bestreiten. Denn kein zusammengeraffter Hause von Flüchtlingen, sondern blos Männer von Vermögen, Heerführer und Schiffseigner konnten die Ausrüstungen zu einer solchen Fahrt, die oft die Hälfte des Jahres wegnahm, und auf der der Anführer seine Götter [6]), seine Hausgenossen und sein Vieh mitführte, aufstellen. Blutsverwandte, Freunde und andere freye Männer schlossen sich solchen Anführern an, und bald nahmen die Auswanderungen nach Island so überhand, daß Harald Harfager durch eine eigene Auflage sie vergebens zu hemmen suchte. — Nicht blos Norweger, sondern auch Schweden, worunter mehrere von königlichem Geblüte, entweder durch einen abenteuerlichen Geist getrieben, oder deren Familien durch Mißvergnügen oder Landesverweisung von ihrem Vaterlande getrennt wurden, begaben sich nach diesen fern belegenen Ufern, weßwegen verschiedene der berühmtesten Geschlechter und Männer [7]) der Insel schwedische Ahnen hatten. Weise Männer haben gesagt, bemerkt Are Frode [1]), daß nach Verlauf von sechszig Wintern Island so bevölkert war, wie es späterhin nie der Fall gewesen ist.

1) Heims Kr. Harald. Harf. Saga c. 20.

2) Die alte nordische Benennung der Shetländischen Inseln.

3) Die Hebriden.

4) Vatnsdaela Saga, p. 47. Eigils Saga, p. 116, 134. Landaela Saga, c. 2.

5) Vatnsdaela Saga, l. c.

6) Thorolf Mostrarskägg, der zufolge Thors Orakel im Jahr 884 von Norwegen nach Island zog, nahm den größten Theil der Baumaterialien von Thors Tempel, ja selbst die Erde mit sich, worauf die Bildsäule des Gottes stand. Egyrbyggia Saga, c. 4. Ein ähnliches Beyspiel kommt in Landnáma, p. 294 vor.

7) Man findet sie angeführt in Hallenbergs Anmärkningo zu Ragerbrings Sir. Rik. Hist. I. 269. II. 40.

Auf diese Weise wurde diese Insel eine scandinavische Kolonie von angesehenen und mächtigen nordischen Geschlechtern, welche die Götterlehre ihrer Vorfahren, ihre Tradition, ihre Sitten, ihre Sprache mit sich führten, und hier in der neuen Heimath eine Freystätte für die alte Selbstständigkeit suchten, bevölkert. Alles vereinigte sich, von dem alten nordischen Leben und Treiben gleichsam ein Nachbild, welches lebendiger und vollständiger die verschiedenen Scenen auf die Nachwelt tragen sollte, darzustellen; und eine der größten Schwierigkeiten, die Denkmäler einer verflossenen Zeit, benutzen zu können, wird durch eine Darstellung des Vergangenen, welches auf einem neuen Schauplatze wieder auflebt, gehoben.

Die Abenteurer, die Väter und Mütter, unzertrennlich von dem Besitze eines neuen Landes, welches sie einer unlenksamen Natur entreißen mußte, bewirkten auf einmal, daß die neuen Bewohner ihre persönliche Kraft entwickelten, und durch die zu besiegende Schwierigkeiten aller Art reich an lebendig eingeprägten Erinnerungen wurden. Die neue Heimath konnte blos nach den, von den Vorfahren übertragenen, Begriffen und Sitten geordnet werden. So sehen wir alte Gesetze und Rechte auf neue Gegenstände angewandt, wir sehen die Grundzüge der altnordischen Verfassung, gleichsam vor unsern Augen, eine Menge kleinerer, unter sich vereinter Staaten bilden, und wir sehen dieß um so deutlicher, als keine königliche Gewalt die inneren Verhältnisse des Volkes unseren Blicken entrückt. Wir sehen die Versetzung der Götter des Mutterlandes, wir sehen, wie sie beym Volke ansässig werden; und die Besitzergreifung neuer Wohnungsplätze selbst, die bey allen Völkerschaften mit gottesdienstlichen Handlungen verknüpft war, bietet uns ein höchst lebendiges Beyspiel des Einflusses der alten Götterlehre auf die Gemüther dar. Die Götter wurden, hinsichtlich des Wohnortes, um Rath gefragt. Als die neuen Ansiedler sich Island näherten, warfen sie ihre Oberrangsitz-Pfeiler in das Meer, wobey sie gelobten sich da niederzulassen, [2]) diese landeten; und diese Sitte, der zufolge die Hausgötter erst abgeschickt wurden, um die neue Heimath in

1) Schedae c. 3.

2) Oendvegis Sulur, oder Setstokkar wurden zwey Pfeiler genannt, die auf jeder Seite des Hausvatersitzes standen. Sie scheinen oft mit Götterbildern verziert zu seyn. So wird in Egyrbyggia Saga c. 4 bemerkt, daß Thors Bild Thorolfs Saltpfeiler schmückte.

Besitz zu nehmen, kommt oft in den Nachrichten über die Ansiedelungen in Island vor. [1])

(Die Fortsetzung folgt.)

1) An vielen Stellen in Landnáma; und es wird daselbst p. 354 bemerkt, daß es nach alter Sitte (at fornum sid) geschehen sey. Als Helge Magre, einer der berühmtesten Ansiedler Islands, und von schwedischer Herkunft, das Land erblickte, frug er Thor, wo er nun seinen Wohnplaz errichten solle, und durch ein Orakel wurde es ihm gezeigt (l. c. p. 229). Dieser Helge, der Thor anrief, ließ sich, wie erzählt wird, unterdessen taufen, und nahm den christlichen Glauben an, weßwegen es heißt, daß er „mioc blandinn í trúnni“ (eines sehr gemischten Glaubens) war. Skallagrim warf, als er sich Island näherte, eine Kiste in's Meer, die die Leiche seines Vaters (der während der Fahrt gestorben war) enthielt, und da, wo sie liegen blieb, ließ er sich nieder. Eigils Saga, c. 28.

Der Mensch eine Blüthe.

Nicht dem Laube vergleicht den Menschen, vergleicht ihn der Blüthe:
Staub wird das Laub, und in Frucht löset die Blüthe sich auf.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsetzung.)

Wollte man die folgenden drey Theaterzeiten durchgehen, es würde sich zeigen, daß ein italienischer Sänger von Ruf in Italien eigentlich jeden Tag eine Vorstellung zu singen hat. Ganz frey bleiben ihm eigentlich nur die Tage, wo er sich auf der Reise befindet; diese Ruhe aber muß er bey den Proben der jedesmaligen zweyten Oper um so theurer erkaufen, während welcher er am Morgen die Probe, am Abend die Vorstellung zu singen hat. Hiezu kömmt ein andrer Umstand, welcher von nicht minderer Wichtigkeit ist. In Neapel, Rom und Venedig, wie überhaupt in ganz Italien, dauern die Theater, besonders während der Sommer- und der Karnevalszeit, bis tief in die Nacht, oder besser gesagt, bis tief in den folgenden Tag hinein. Nach der Vorstellung ist dem Sänger einige Nahrung, und hierauf wiederum einige Ruhe nöthig, ehe er sich zu Bett legen kann. Somit ist es unmöglich, daß er am folgenden Morgen, wo die Proben so früh als möglich beginnen müssen, um sie nicht zu nahe zwischen die Essenszeit und die Vorstellung zu bringen, gehörig ausgeschlafen haben kann; ihm bleibt also nichts übrig, als sich nach Tisch niederzulegen. Aber Jedermann weiß, daß dieser Schlaf nicht allein wegen der größern Störung am Tage sehr ungewiß, folglich nicht stärkend, und außerdem der Verdauung hinderlich, also nichts weniger als gesund ist. Endlich muß man noch erwägen, daß die italienischen Theater im Durchschnitte noch einmal so groß sind als, mit wenigen Ausnahmen, die deutschen und französischen. Was sezt den italienischen Sänger in den Stand, solche Anstrengungen auszuhalten, ohne Nachtheil seiner Gesundheit und seiner Stimme? Die Antwort dürfte eben so leicht, als lang die Aufzählung aller der Gründe seyn, welche dieses Phänomen hervorbringen. Die physische Vorrichtung des Körperbaues, das heißt die auffallend hoch gewölbte und breite Brustbildung, welche wir an den Italienern überhaupt, insbesondere aber an den Süditalienern wahrnehmen: ein Erzeugniß der bessern Luft, welche ihnen erlaubt, von Jugend frey und mit offenem Munde zu athmen, wodurch zugleich auf ein größeres Lungenvolumen geschlossen werden kann, möchte die Hauptursache seyn! Der Italiener ist physisch zum Sänger geboren, während dem Nordländer die Gesangstöne nur widernatürlich abgezwungen werden. Unter beyden ist derselbe Unterschied, wie zwischen der Weintraube, auf den Höhen des albanischen Berges gezogen, und derjenigen, welche bey Witzenhausen im Churhessischen wächst. Nächstdem üben das Klima, nebst den Lebensmitteln, besonders dem Weine, von welchem, wenigstens in Unteritalien, selbst die säuerlichen Gattungen (vini acuti; eigentlich saure Weine, wie die französischen, oder gar wie die deutschen, gibt es dort nicht) immer noch einen süßlichen Geschmack haben, einen großen, den größten mittelbaren Einfluß, jedoch die seltene Mäßigkeit und Enthaltsamkeit der Sänger aus, welche leztere ihnen theils schon durch die Nationalerziehung zur andern Natur, theils durch ihre Beschäftigung, neben welcher keine Zeit zu Schwelgerey oder Ausschweifungen übrig bleibt, unmöglich gemacht wird. Endlich trägt, wie bereits gesagt, die Ueberzeugung, daß es nicht möglich ist krank zu werden, zu ihrer Erhaltung bey: fühlen sie sich hin und wieder unpäßlich oder heiser; so schwindet das Uebel um so leichter, als sie ihm, weder in der Idee noch durch angewandte Mittel, Vorschub leisten. Heiserkeit darf übrigens in keinem Falle einen Sänger am Auftreten hindern, höchstens erlaubt ihm das Publikum, seine Arie und Cavatinen zu überschlagen, und auch dieß geschieht stets unter nicht unzweydeutigen Beweisen von Unzufriedenheit: Oh's und Ach's, die Worte pasienza, canterete domani, si? u. s. w. lassen sich dann von allen Seiten vernehmen. Die Ensemble-Stücke, wo er eine Stimme auszufüllen, oder Stichwörter zu geben hat, muß er singen, es koste was es wolle. Die Boccabadati hat sich während der Vorstellungen der Taglialegna di Dombra, in diesem Falle befunden: sie ließ ihre beyden Arien und das Duett weg, sang dagegen, obgleich mit Anstrengung, die mehrstimmigen Stücke, und trat sogar am Ende der Oper vor, um auch das, nach der von Rossini eingeführten Unart, der Prima Donna zugetheilte gewöhnliche Thema mit Variationen zu singen. Sie hoffte, das Publikum würde ihren guten Willen für die That nehmen, und ihr die Anstrengung ersparen; allein eine solche Pariser Galanterie ist hier, wo der Musikgenuß nothwendiges Bedürfniß, und keineswegs eine Dessertleckerey ist, keine Mode. — Komme ich noch einmal auf den Moses zurück. Er wird mit Enthusiasmus, also vortrefflich gesungen, und daher jeden Abend ungemein applaudirt. Aus einer leicht zu erklärenden Wechselwirkung steigert der Beyfall wieder jenen Enthusiasmus, und so möchten die Vorstellungen, je mehr sie sich dem Ende nahen, in demselben Verhältnisse immer gerundeter und vollkommener werden. Dieß ist wieder eine Eigenthümlichkeit der italienischen Opernbühne, von der man in Deutschland, wo selbst eine kleine Anzahl unmittelbar auf einander folgender Vorstellungen derselben Oper unter den Sängern Saumseligkeit und Eckel erregt, eine Empfindung, die sich in ihrem Vortrag nur zu deutlich wahrnehmen läßt, nichts weiß. Die Chöre lassen zu wünschen übrig, besonders der, wo der bekannte Schlendrian einer ernsteren, würdigern Behandlung gewichen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. November 1826.

Ihr Glückliche stimmet von ferne mit ein!
Sie leben! durchtöne den herbstlichen Hain.
Durchtöne die Wiesen der Hügel entlang: —
Und, Gottheit, erhöre den Herzensgesang!

Ein Lied nach dem Herbste.

O weh! ihr Rebenhügel!
  Wie steht ihr traurend nun!
Der Sturm schwingt seine Flügel
  Und die Gesänge ruh'n.
Es zog mit eurem Weine
  Aus euch der Jubel aus,
Daß er mit ihm erscheine
  Neu in des Trinkers Haus.

Laßt euer Herz erwarmen,
  Die ihr jezt schlürft den Wein,
Und trinkt auch zu dem Armen,
  Der ihn geschenket ein!
Dem, den nichts kann entmuthen,
  Der immer trägt und baut,
Dem, der in Sommers Gluten
  Den harten Stein bebaut.

Wie in des Berges Tiefen
  Rastlos der Bergmann schafft,
Die Schätze, die da schliefen,
  Erhebt durch seine Kraft,
An Händen trägt die Narben,
  Der Herr den Edelstein,
Muß auch der oben darben,
  Trinkt Wasser, ihr den Wein.

Und wie der unten nimmer,
  Stirbt alle Hoffnung, ruht,
So wächst beym lezten Schimmer
  Dem oben noch der Muth.

Schlägt schwerer Hagel nieder,
  Was er durch's Jahr erschafft,
Er geht neuhoffend wieder
  An's Werk mit gleicher Kraft.

Und wie in seinem Grabe
  Der unten immer weilt,
Als Greis wie einst als Knabe
  Zu seinen Steinen eilt,
So bleibt bey seinen Reben
  Als Knabe und als Greis
Der oben — treu ergeben
  Der Armuth und dem Fleiß.

Er schafft vom ersten Scheine
  Der Sonne bis zur Nacht,
Und trinkt im Schlaf vom Weine,
  Den ihm sein Berg gebracht.
Doch bringt der Berg in Wahrheit
  Ihm einmal goldnen Wein,
Läßt er die Goldesklarheit
  Dem reichen Trinker seyn.

Er aber, mit der Flasche
  Voll Wasser, geht in Ruh,
Ein Brod in seiner Tasche,
  Und deckt die Reben zu.
Einst deckt auch ihn, den Armen,
  Der lang geschafft, gewacht,
Ein Engel voll Erbarmen
  Und flüstert: gute Nacht! —

Justinus Kerner.

Die Isländer.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun auf diese Weise der Wohnplatz bestimmt war, trugen die neuen Isländer gewöhnlich um diejenige Landstrecke, die sie einzunehmen beabsichtigten, Feuer herum [1]. Dieß nannte man den Besitz des Landes heiligen [2], und es kommen dabey Beyspiele vor, daß ein solcher Fleck ausdrücklich gewissen Göttern, als Thor und Frey, geheiligt wurde [3]. Hierauf vertheilte nun der Anführer den eingenommenen Landstrich unter seine Anverwandte, Freunde und andere Begleiter, überließ oder verkaufte auch zuweilen Theile desselben den späteren Ankömmlingen [4]. Das Ansehen, welches er auf dem Schiffe bey seiner Mannschaft genossen hatte, blieb ihm auf dem Lande [5], und er vererbte es auf seine Nachkommen [6]. Aus seiner, nun um ihn angesiedelten Kriegerschaar [7]) entstand ein Regierungsbezirk [8]; bey dem neuerbauten Tempel, der durch gemeinschaftliche Abgaben unterhalten ward, wurde Gericht gehalten [9]; bey dem mit dem Blute der Opferthiere gefärbten Ringe auf dem Altare legte man den gesetzlichen Eid mit den Worten: „So wahr mir Frey, „Njordr und der Allmächtige unter den Asen helfen möge" ab [10]; der Landesvorgesezte trug in der Versammlung diesen Ring am Finger, und aus seiner priesterlichen Würde entstand der Titel Godordsmadr, als einer, der im Namen der Götter spricht, sonach ein Zwistigkeiten Schlichtender, ein Richter [1]. Im Uebrigen, da er von freyen Männern umgeben war, beruhte sein Ansehen hauptsächlich auf persönlicher Kraft und Macht, und die Staatsverbindung wurde nach nordischen Rechtsbegriffen durch eine Uebereinkunft, wodurch der kleine Staat Gesetze erhielt, begründet [2]. Im Kriege und im Frieden wurden diese kleinern Staaten nach und nach verbunden und legten endlich den Grund zu der politischen Eintheilung der Insel, wo dann die einzelnen Gesetze ungefähr 54 Jahre nach der ersten Bevölkerung des Landes einem allgemeinen Gesetzbuche wichen [3]. Von dieser Zeit an wurde der Landtag (Allting) eine jährliche Nationalversammlung und deren Wortführer, der durch Wahl berufene Lagman, der höchste Beamte der Isländischen Republik [4], der dann in Verbindung mit den Distriktsrichtern [5] Streitigkeiten entschied, Gesetze auslegte und die Berathschlagungen leitete.

Häufige öffentliche Zusammenkünfte mußten demnach bey den Isländern eintreten. Sie hielten sie gemeinschaftlicher Angelegenheiten, aber auch gemeinschaftlicher Vergnügungen wegen. Opfervereinigungen und Gastmähler, Gerichtssitzungen und öffentliche Spiele [6] führten sie zusammen. Geschlechts-, Gastfreundschafts- und Freundschaftsverbindun-

---

1) Fóru ellde um landnám sitt. l. c. p. 208. Dieser Gebrauch war der gewöhnliche, aber nicht der einzige. S. Landnáma, p. 269. 307. Weiterhin wurde verordnet, daß kein größeres Stück Land eingenommen werden solle, als man an einem Tage mit Feuer umgeben könnte.

2) l. c. p. 212.

3) l. c. p. 327. Vor allem, wenn ein Gotteshaus oder Tempel an der Stelle erbaut wurde. Vigaglums Saga. c. 19.

4) Landnáma, p. 231. 315.

5) Eyrbyggia Saga. c. 4. Vatnsdaela Saga. c. 15. Eigils Saga, p. 152.

6) Vatnsdaela Saga. c. 28. 41. Diese Erblichkeit fand aber späterhin nicht ohne Zuziehung der Wahl statt.

7) Sie wurde Sveit (Versammlung, Gefolge), wofür im alten schwedischen Svet gebraucht ward (östgötl. Gesetzbuch. Abtheilung 8), genannt. Ein Mitglied einer solchen Schaar hieß Sveitarmann.

8) „þar settl herads þing rádi allra sveitarmanna" heißt es in Landnáma von dem Ansiedler Thorólf Mostrarskägg, p. 93, als er den Tempel erbaut hatte.

9) Eyrbyggia Saga. c. 4. Landnáma, l. c.

10) Hjalpi, mer sva Freyr ok Njördr ok hinn allmátki Ás u. s. w. Man sehe den vollständigen Eid in Landnáma, p. 300. Eyrbyggia Saga. c. 4. Der Eid wurde Ringeid (Baugeid) genannt. Havámál Str. 112., auch Tempeleid (Hofs eid); „Ich lege den Tempeleid auf den Ring ab, und die Asen sagen es" (ek vinn hofs eid at baugi ok saegi ok pat Aesi). Viga Glumo Saga. c. 25.

1) Gode (Priester) oder Godordsmadr war der Titel des Landesvorgesezten. Godord hieß die Würde selbst.

2) Ingemund ließ sich mit seinem Gefolge in Vatnsdal nieder. Pa gerdust marger sveitir byggdar lokust pá upp lög ok landrettr. Vatnsd. Saga. c. 14.

3) „Darauf wurde das Land in Viertel getheilt, in je„dem Viertel sollten drey Gerichte, und in jedem Gerichtsbe„zirke drey Gotteshäuser oder Tempel seyn. Verständige und „gerechte Männer wurden zu Vorstehern der lezteren gewählt. „In den Gerichten sollten sie Urtheile fällen, und über die „Rechtsstreitigkeiten wachen. Sie wurden Godor (Priester) „genannt, und Jedermann mußte eine Abgabe an das Got„teshaus entrichten." Landnáma, p. 300. Man sieht hieraus, daß blos die alte Ordnung neu geregelt und eingerichtet wurde.

4) Ulfliot, der 60 Jahre alt war, reiste nach Norwegen, und verfaßte hier mit Beyhülfe seines Mutter-Bruders, Thorleif hin spake (der Fromme), nach dem Muster des Norwegischen Gulatingslagesbuches, das Gesetzbuch, welches späterhin nach ihm genannt wurde (Ulfliotslagsbuch). Allsherjar Gode (Oberpriester), welches p. 19 in Landnáma vorkommt, scheint dasselbe, wie Landrichter (Richter in oberer Instanz) (Lögsögumadr) gewesen zu seyn; obgleich die spätere Benennung die gewöhnliche war.

5) Zwölf aus jedem der Viertel der Insel, von denen wiederum jeder zwey Bauern bey sich haben mußte, um sich mit denen zu berathen. Don Arnesen Islandske Raettergang, p. 381.

6) Solche waren unter andern das Ringen (man rang nackend), Ballspiel und das Bogenschießen. Auch Hengste zum Kampfe zusammen zu führen, war ein öffentliches Vergnügen, und wurde Hestoping, Hestavig genannt.

gen wurden nach der Sitte der Vorzeit sehr heilig gehalten und bewirkten, ungeachtet der mühevollen und schwierigen Wege [1]) und der Abgelegenheit der Wohnungen, eine gemeinsame Verbindung und Geselligkeit, wodurch ein beständiger Austausch der Kenntnisse und gesammelten Erfahrungen, der Erinnerungen aus dem eigenen Leben und der der Vorfahren befördert wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1) Stor omväg är det
till svekfull vän
fast han i vägen bor;
Men genvägar ligga
till trofast vän
fast han bor fjärran.

(Zu einem treulosen Freunde sind die Wege immer sehr weit, wenn er gleich nahe bey uns wohnt; aber Richtwege finden sich zu einem treuen Freunde, wohnt er gleich fern.)

singt der Isländer in Havámál, Str. 35. Sämunds Edda, übersetzt von Afzelius, p. 13.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Ob er wohl noch sein Sprichwort an sich hat, fragte sich Fröben lächelnd, das unabwendbare: „„Das habe ich ja gleich gesagt!““ Wie oft, wenn er am wenigsten daran dachte, daß etwas gerade so geschehen werde, wie oft faßte er mich da bey der Hand und schrie: „Freund Fröben, sag' an, hab' ich es nicht schon vor vier Wochen gesagt, daß es so kommen würde? warum habt Ihr mir nicht gefolgt?“ Und wenn ich ihm sonnenklar bewies, daß er zufällig gerade das Gegentheil behauptet habe, so ließ er sich um keine Bedingung davon abbringen, und grollte drey, vier Tage lang.“

Fröben hoffte, Erfahrung und die schöne Natur um ihn her werden seinen Freund weiser gemacht haben. An einer der reizendsten Stellen des Rheinthals, in der Nähe von Kaub lag sein Gut, und je näher der Reisende herab kam, desto freudiger schlug sein Herz über alle diese Herrlichkeit der Berge und des majestätischen Flusses, um so öfter sagte er zu sich: „Nein, er muß sich geändert haben, in diesen Umgebungen kann man nur hingebend, nur freundlich und theilnehmend seyn, und im Genuß dieser Aussicht muß man vergessen, wenn man auch wirklich Recht hat, was bey ihm leider der seltene Fall ist.“ Nachmittags langte er auf dem Gute an; er gab sein Pferd vor dem Hause einem Diener, fragte nach seinem Herrn und wurde in den Garten gewiesen. Dort erkannte er schon von Weitem Gestalt und Stimme seines Freundes. Er schien in diesem Augenblick mit einem alten Mann, der an einem Baume mit Graben beschäftigt war, heftig zu streiten. „Und wenn Ihr es auch hundert Jahr nach dem alten Schlendrian gemacht habt, statt fünfzig, so muß der Baum doch so herausgenommen werden, wie ich sage. Und frisch daran, Alter; es kömmt bey Allem nur darauf an, daß man klug darüber nachdenkt.“ Der Arbeiter sezte seufzend die Mütze auf, betrachtete noch einmal mit wehmüthigem Blick den schönen Apfelbaum und stieß dann schnell, wie es schien, unmuthig den Spaten in die Erde, um zu graben. Der Baron aber pfiff ein Liedchen, wandte sich um, und vor ihm stand ein Mensch, der ihn freundlich anlächelte und ihm die Hand entgegenstreckte. Er sah ihn verwundert an. „Was steht zu Dienst?“ fragte er kurz und schnell.

„Kennst du mich nicht mehr, Faldner, erwiederte der Fremde; solltest du bey deiner Baumschule London und Paris so ganz vergessen haben?“

„Ist's möglich, mein Fröben! rief jener und eilte, den Freund zu umarmen. Aber mein Gott, wie hast du dich verändert, du bist so bleich und mager; das kömmt von dem vielen Sitzen und Arbeiten; hast du auch gar keinen Rath befolgt, ich habe dir ja doch immer gesagt, es tauge nicht für dich?“ — „Freund, entgegnete Fröben, den dieser Empfang unwillkürlich an seine Gedanken unterwegs erinnerte, Freund denke doch ein wenig nach; hast du mir nicht immer gesagt, ich tauge nicht zum Landwirth, nicht zum Forstmann u. dgl., und ich müsse eine juridische oder diplomatische Laufbahn einschlagen?“

„Ach du guter Fröben, sagte jener zweydeutig lächelnd, so laborirst du noch immer an einem kurzen Gedächtniß? Sagte ich es nicht schon damals?“ — „Bitte du hast Recht, streiten wir nicht! unterbrach ihn sein Gast, laß uns lieber Vernünftigeres reden, wie es dir erging, seit wir uns nicht sahen, wie du lebst?“ Der Baron ließ Wein in eine Laube setzen, und erzählte von seinem Leben und Treiben. Seine Erzählung bestand beynahe in Nichts als in Klagen über schlechte Zeit, und die Thorheit der Menschen. Er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er es in den wenigen Jahren, mit seinem hellen Kopf und Kenntnissen, die er auf Reisen gesammelt, in der Landwirthschaft weit gebracht habe. Aber bald hatten ihm seine Nachbarn, unberufen, dieß oder jenes abgerathen, bald hatte er unbegreifliche Widerspenstigkeit unter seinen Arbeitern selbst gefunden, die alles besser wissen wollten als er, und in ihrer Verblendung sich auf lange Erfahrung stüzten. Kurz er lebte, wie er gestand, ein Leben voll ewiger Sorgen und Mühen, voll Hader und Zorn, und einige Prozesse wegen Grenzstreitigkeiten verbitterten ihm noch die wenigen frohen Stunden, die ihm die Besorgung seines Gutes übrig ließ.“ Armer Freund, dachte Fröben unter dieser Erzählung, so reitest du noch dasselbe Steckenpferd, und es geht wie der wildeste Renner mit dir durch, ohne daß du es zügeln kannst?

Doch die Reihe zu erzählen kam auch an den Gast,

und er konnte seinem Freunde in wenigen Worten sagen, daß er an einigen Höfen den Gesandtschaften seines Fürsten zugetheilt gewesen sey, daß er sich überall schlecht unterhalten, einen langen Urlaub genommen habe, und jezt wieder ein wenig in der Welt umherziehe.

„Du Glücklicher! rief Faldner, wie beneide ich dir deine Verhältnisse, heute hier, morgen dort; kennst keine Fesseln, und kannst reisen wohin und wie lange du willst. Es ist etwas Schönes um das Reisen! ich wollte, ich könnte auch noch einmal so hinaus in die Welt!“

„Nun, was hindert dich denn? rief Fröben lachend. Deine große Wirthschaft doch nicht? Die kannst du alle Tage einem Pächter geben, läßst dein Pferd satteln, und ziehst mit mir!“

„Ach, das verstehst du nicht, Bester! erwiederte der Baron verlegen lächelnd, einmal, was die Wirthschaft betrifft, da kann ich keinen Tag abwesend seyn, ohne daß Alles quer geht, denn ich bin einmal die Seele des Ganzen. Und dann habe ich einen dummen Streich gemacht. — Doch laß das gut seyn, es geht einmal nicht mehr mit dem Reisen.“

In diesem Augenblick kam ein Bedienter in die Laube, berichtete, daß die gnädige Frau zurückgekommen sey und anfragen lasse, wo man den Thee serviren solle?

„Ich denke oben im Zimmer,“ sagte er leicht erröthend, und der Diener entfernte sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsetzung).

Die Chöre sind in ganz Italien schlecht, und müssen es seyn: wie ein vortrefflicher Soloinstrumentalist in der Regel ein höchst mittelmäßiger, oft gar gänzlich unbrauchbarer Ripienist ist, aus demselben Grunde fällt es einem italienischen Sänger (denn ein jedes Chormitglied, welches hier in Rom jeden Abend einen Chor ausfüllt, würde sich, wenn man ihn irgend ein Stück solo vortragen lassen wollte, stets mehr oder weniger als Gesangsvirtuose zeigen) unmöglich, die untergeordnete Rolle eines Choristen zu übernehmen. Ich schließe die Anzeige des Moses mit einer Bemerkung, welche sich mir aufgedrungen hat, so oft ich Rossinische Werke in Italien habe ausführen hören. Wer mit der Fähigkeit, sich von musikalischen Eindrücken Rechenschaft zu geben, ohne dabey einem übelverstandenen Patriotismus, oder einer vorgefaßten Meynung, zu huldigen, nach Italien kömmt, der kann nicht anders, als die Stufe, auf welche sich daselbst die neuere Gesangskunst erhoben hat, mit Bewunderung anstaunen; denn selbst in ihren Auswüchsen zeigt sie sich (ich weiß kein anders Wort zu finden) allmächtig. Man muß ein Deutscher, mit einigem Geschicke für die Musik, besonders für den Gesang geboren seyn, beydes, ja selbst die Komposition ausgeübt, ohnedem Gelegenheit gehabt haben, das italienische Theater schon in Deutschland von frühester Jugend kennen zu lernen, und endlich sich Geschmack und Kritik über Musik zu verschaffen, um in Italien die Gesangskunst zu würdigen, wie sie es verdient. Ich sage in Italien; denn selbst die besten italienischen Theater im Auslande, zum Beyspiele das Pariser, können sich selbst nicht mit den mittelmäßigsten in Italien messen, so gewiß ist es, daß jede Kunst, insbesondere die Gesangskunst, diese unmittelbarste Geistesproduktion zu siechen anfängt, wenn man sie ihrem angestammten Boden entrissen hat. Ich will nicht einmal vom Klima und von den Lebensmitteln reden, so großen Einfluß diese Gegenstände auch auf die Stimme, mehr noch aber auf das Gemüth (und von diesem, wechselwirkend wieder zurück, auf die Stimme) haben mögen, eben so wenig vom geringern Enthusiasmus, mit welchem im Norden die italienischen Sänger aufgenommen und dadurch eben in ihrer Inspiration gehemmt werden; des Zwiespalts allein werde hier gedacht, welcher unter jenen Truppen auf längere Zeit engagirt, und folglich weder vom Publikum noch von der Direktion abhängig, zu herrschen pflegt. Die miserabelen Eigenliebigkeiten und Eifersüchteleyen, welche zum Beyspiele seit länger als einem Jahr das italienische Theater zu Paris zerfressen, wo in demselben Augenblicke acht bis zehn erste Sängerinnen, Pasta, Mainville Fodor, Mombelli, Schiasetti, Sonntag, Schütz, Cinti, Canzi, (Kainz) u. s. w. engagirt gewesen sind, und dessen Direktion sich dessen unerachtet oft auf dem Punkte befunden hat, relâche anschlagen zu lassen, glauben meine Leser, daß dergleichen in Italien, wo die Engagements nur stagionweise gemacht werden, wo der Impresario allein vom Publikum lebt, wo dieses also (befände sich jener selbst im Unmöglichkeitsfalle) unerbittlich ist, wo in der Regel jedes Fach nur einfach besezt ist, und wo also, wie wir oben gesehen haben, jeder singen muß, er mag können oder nicht, stattgefunden haben würden? Die Abwesenheit aller dieser nachtheiligen Einwirkungen verbreiten einen Zauber über die Aufführungen, besonders über den Gesang, daß man wohl begreift, es gebe nur Ein musikalisches Land in der Welt, und dieß sey Italien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 276.
Leben. Tag. Reise. Jahr.

Charade.

Dreyfaltig ist des Ersten Sinn,
Ihn wolle du mir deuten;
Voll Glanz ist es bey Königen,
Voll Schmutz bey Bauersleuten;
Beym Schein der Königin der Nacht
Hat's Pilgern oft schon bang gemacht.

Uns Allen sind die lezten Zwey
Zum Leben unentbehrlich,
Sie sprossen Nahrung immer neu
Aus ihrem Schooß alljährlich:
Das Ganze ist, wie Attila,
Zur Disciplin und Strafe da.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. November 1826.

Wer sich durch Reue nicht befriedigen läßt, taugt weder in den Himmel noch auf die Erde.

Shakspeare.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Wie, du bist verheirathet? fragte Fröben erstaunt. Und das erfahre ich jezt erst? Nun ich wünsche Glück; aber sage mir doch — ich hätte mir ja eher des Himmels Einfall träumen lassen, als diese Neuigkeit, und seit wann?“ „Seit sechs Monaten, erwiederte der Baron kleinlaut und ohne seinen Gast anzusehen, doch wie kann dich das so in Erstaunen setzen? Du kannst dir denken, bey meiner großen Wirthschaft, da ich Alles selbst besorge — so“

„Je nun, ich finde es ganz natürlich und angemessener, aber wenn ich zurückdenke, wie du dich früher über das Heirathen äußertest, da dachte ich nicht daran, daß dir je ein Mädchen recht seyn würde.“

„Nein verzeihe! sagte Faldner, ich sagte ja immer, und schon damals —“

„Nun ja, du sagtest ja immer und schon damals, rief der junge Mann lächelnd, und schon damals und immer sagte ich, daß du nach deinen Prätentionen keines finden würdest, denn diese gingen auf ein Ideal, das ich nicht haben möchte und wohl auch nicht zu finden war. Doch noch einmal meinen herzlichen Glückwunsch. Da aber eine Dame im Hause ist, die uns zum Thee ladet, so kann ich doch wahrlich nicht so in Reisekleidern erscheinen; gedulde dich nur ein wenig, ich werde bald wieder bey dir seyn. Auf Wiedersehn!“

Er verließ die Laube, und der Baron sah ihm mit trüben Blicken nach; „Er hat nicht Unrecht,“ flüsterte er. Doch in demselben Augenblick trat eine hohe weibliche Gestalt in die Laube; „Wer ging so eben von dir? fragte sie schnell und hastig, wer sprach dieß auf Wiedersehn?“

Der Baron stand auf und sah seine Frau verwundert an; er bemerkte, wie die sonst so zarte Farbe ihrer Wangen in ein glühendes Roth übergegangen war. „Nein, das ist nicht auszuhalten, rief er heftig; Josephe, wie oft muß ich dir sagen, daß Hufeland Leuten von deiner Konstitution jede allzurasche Bewegung streng untersagt; wie du jezt glühest, du bist gewiß wieder eine Strecke zu Fuß gegangen und hast dich erhizt, und gehst jezt gegen alle Vernunft noch in den Garten hinab, wo es schon kühl ist. Immer und ewig muß ich dir Alles wiederholen wie einem Kinde, schäme dich!“ — „Ach ich habe dich ja nur abholen wollen, sagte Josephe mit zitternder Stimme, werde nur nicht gleich so böse, ich bin gewiß den ganzen Weg gefahren, und bin auch gar nicht erhizt. Sey doch gut.“

„Deine Wangen widersprechen, fuhr er mürrisch fort. Muß ich denn auch dir immer predigen? Und den Shawl hast du auch nicht umgelegt, wie ich dir sagte, wenn du Abends noch herab in den Garten gehst. Wofür werfe ich denn das Geld zum Fenster hinaus für dergleichen Dinge, wenn man sie nicht einmal brauchen mag? O Gott, ich möchte oft rasend werden. Auch nicht das Geringste thust du mir zu Gefallen; dein ewiger Eigensinn bringt mich noch um. O ich möchte oft —“

„Bitte, verzeihe mir, Franz! bat sie wehmüthig,

indem sie große Thränen im Auge zerdrückte, ich habe dich den ganzen Tag nicht gesehen und wollte dich hier überraschen, ach ich dachte ja nicht mehr an das Tuch und an den Abend. Vergib mir, willst du deinem Weibe vergeben?"

„Ist ja schon gut, laß mich doch in Ruhe, du weißt, ich liebe solche Scenen nicht, und gar vollends Thränen, gewöhne dir doch um Gotteswillen die Weichheit ab, über jeden Bettel zu weinen. — Wir haben einen Gast, Fröben, von dem ich dir schon erzählte, er reiste mit mir. Führ' dich vernünftig auf, Josephe, hörst du? Laß es an nichts fehlen, daß ich nicht auch noch die Sorgen der Haushaltung auf mir haben muß. Im Salon wird der Thee getrunken."

Er ging schweigend ihr voran der Allee entlang nach dem Schlosse. Trübe folgte ihm Josephe; eine Frage schwebte auf ihren Lippen, aber so gern sie gesprochen hätte, sie verschloß die Frage wieder tief in ihre Brust.

Als der Baron spät in der Nacht seinen Gast auf sein Zimmer begleitete, konnte sich dieser nicht enthalten, ihm zu seiner Wahl Glück zu wünschen. „Wahrhaftig, Franz, sagte er, indem er ihm feurig die Hand drückte, ein solches Weib hat dir gefehlt, du warst ein Glückskind von jeher, aber das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß du bey deinen sonderbaren Maximen und Forderungen ein solch liebenswürdiges, herrliches Kind heimführen werdest."

„Ja, ja, ich bin mit ihr zufrieden, erwiederte der Baron trocken, indem er seine Kerze heller aufstörte. Man kann ja nicht Alles haben, an diesen Gedanken muß man sich freylich gewöhnen auf dieser unvollkommenen Welt."

„Mensch, ich will nicht hoffen, daß du undankbar gegen so vieles Schöne bist. Ich habe viele Frauen gesehen, aber weiß Gott, keine von solch untadelhafter Schönheit wie dein Weib. Diese Augen! welch rührender Ausdruck! Glaubt man nicht, liebliche Träume auf ihrer schönen Stirn zu lesen? Und diese zarte schlanke Gestalt! Und ich weiß nicht, ob ich ihren feinen Takt, ihr richtiges Urtheil, ihren gebildeten Geist nicht noch mehr bewundern soll?"

„Du bist ja ganz bezaubert, lächelte Faldner. Doch von jeher hast du zu viel gelesen und weniger auf's Praktische gesehen, ich sagte es ja immer. — Mit den Weibern ist es ein eigenes Ding, fuhr er seufzend fort. Glaube mir, in der Wirthschaft ist oft eine, die es versteht, und die Sache flink umtreibt, besser als ein sogenannter gebildeter Geist. Gute Nacht; sey froh, daß du noch frey bist und — wähle nicht zu rasch." Unmuthig sah ihm Fröben nach, als er das Zimmer verlassen hatte. „Ich glaube, der Unmensch ist auch jezt nicht mit seinem Loose zufrieden, hat einen Engel gewählt, und schafft sich durch seine lächerlichen Prätensionen eine Hölle im Haus. Das arme Weib!"

Es war ihm nicht entgangen, wie ängstlich sie bey Allem, was sie that und sagte, an Faldners Blicken hing, wie er oft ein grimmiges Auge zeigte, wenn sie nach seinen Begriffen einen Fehler begangen, wie er ihr oft mit der Hand winkte, die Lippen zusammenbiß und stöhnte, wenn er glaubte, von dem Gast nicht gesehen zu werden. Und mit welcher Engelsgeduld trug sie dieß Alles! Sie hatte tiefen, wunderbaren Eindruck auf Fröben gemacht. Das reiche blonde Haar, das um eine freye Stirn fiel, ließ blaue Augen, rothe Wangen, vielleicht auch ein Näschen erwarten, das durch seine zierliche Keckheit Blondinen mehr als Brünetten ziert. Aber von diesem Allen nichts. Unter den blonden Wimpern ruhte wie das Mondlicht hinter dünnen Wolken ein braunes Auge, das nicht durch Glut oder große Lebendigkeit, sondern durch ein gewisses Etwas von sinnender Schwermuth überraschte, das Fröben bey schönen Frauen, so selten er es fand, so unendlich liebte. Ihre Nase näherte sich dem griechischen Stamm, die Wangen waren gewöhnlich bleich, nur von einem leisen Schatten von Roth unterlaufen, und das einzige, was in ihrem Gesicht blühte, waren statt der Rosen der Wangen die Lippen, bey deren Anblick man sich des Gedankens an zarte rothe Kirschen nicht erwehren konnte.

„Und diese herrliche Gestalt fuhr Fröben in seinen Gedanken weiter fort, so zart, so hoch, und wenn sie über das Zimmer geht, beynahe schwebend! schwebend? Als ob ich nicht gesehen hätte, daß sie schwer zu tragen hat, daß diese Lippen so manches Wort des Grams verschließen, daß diese Augen nur auf die Einsamkeit warten, um über den rohen Gatten zu weinen! Nein, es ist unmöglich, fuhr er nach einigem Sinnen fort, sie kann ihn nicht aus Liebe geheirathet haben. Die Welt, die hinter diesem Auge liegt, ist zu groß für Faldners Verstand, das Herz seines Weibes zu zart für den rohen Druck ihres Haustyrannen. Ich bedaure sie!"

Er war während dieser Worte an einen Schrank getreten, in welchen die Diener sein Reisegeräth niedergelegt hatten. Er schloß ihn auf, sein erster Blick fiel auf die wohlbekannte Rolle und er erröthete. „Bin ich dir nicht ungetreu gewesen diesen Abend? fragte er. Hat nicht ein anderes Bild sich in mein Herz geschlichen? Ja und ertappe ich mich nicht auf Reflexionen über das Weib meines Freundes, die mir nicht ziemen, die ihr auf jeden Fall nicht nützen können?" Er entrollte das Bild der Geliebten und blieb betroffen stehen. Wie ein Gedanke, der bisher in ihm schlummerte und verworren träumte, erwachte es jezt mit einem Mal in ihm, daß Frau von Faldner wunderbare Aehnlichkeit mit diesem Bilde habe. Zwar waren ihre Haare, ihre Augen, ihre Stirne gänzlich verschieden von dem des Bildes, aber überraschende Aehnlichkeit glaubte er in Nase, Mund und Kinn, sogar in der Haltung des zierlichen Halses zu finden. „Und diese Stimme! rief er, klang mir diese Stimme nicht gleich anfangs so bekannt? Wie ist mir denn? Wäre es möglich,

daß die Gattin meines Freundes jenes Mädchen wäre, die ich nur einmal, nur halb gesehen und ewig liebe und von jenem Augenblick an vergebens suche? Diese Gestalt — ja auch sie war groß, und als ich den Mantel umschlang, als sie an meinem Herz ruhte, fühlte ich eine feine, schlanke Taille. Und begegnete ich nicht heute Abend so oft ihrem Auge, das prüfend auf mir ruhte? Sollte auch sie mich wieder erkennen? Doch, ich Thor! wie könnte Faldner bey seinem Mißtrauen, bey seinen strengen Grundsätzen über Adel und unbescholtenen Ruf eine — unbekannte Bettlerin geheirathet haben?“

Er sah wieder prüfend auf das Bild herab, er glaubte in diesem Augenblick Gewißheit zu haben, im nächsten zweifelte er wieder. Er klagte sein treuloses Gedächtniß an! Hatte nicht dieses Gemälde sich so ganz mit seinen frühern Erinnerungen verwischt, daß er die Unbekannte sich nicht mehr anders dachte als wie dieses Bild? Und nun, da er auf eine neue auffallende Aehnlichkeit gestoßen, stand er nicht vor einem Labyrinth von Zweifeln? Er warf das Gemälde auf die Seite und verbarg seine heiße Stirn in die Kissen seines Bettes. Er wünschte sich tiefen Schlaf herbey, damit er diesen Zweifeln entgehe, daß ihm das wahre Bild mit siegender Kraft in seinen Träumen aufgehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Isländer.

(Fortsetzung.)

Noch ein ganzes Jahrhundert lang nach dem Anbau Islands herrschte dort das Heidenthum, und eine noch etwas längere Zeit nach der freywilligen Annahme des Christenthums verging, ehe die Isländische Sage in die Schrift niedergelegt wurde. Fast jedes Isländische bekanntere Geschlecht erhielt die ihrige, die bis zur ersten Bevölkerung der Insel hinaufging. Aber nicht blos hierauf wurden die darin enthaltenen Erinnerungen beschränkt, sondern diese hatten gleich, wie das Volk selbst ihre Wurzeln in Scandinavien. Von hier aus rechneten diese Geschlechter, und Viele von den Königen des Nordens ihre Herkunft, und mit der größten Sorgfalt bewahrten sie die Erinnerung daran auf, gleichsam um bey dem Hervorheben der frühern Heimath zu zeigen, daß sie keine verächtlichen Flüchtlinge seyen, sondern aus dem edelsten nordischen Geblüte herstammten. In den Gesängen und Sagen lebten bey ihnen die alten Traditionen des Nordens: in den Gesängen und Sagen feyerten sie die gleichzeitigen nordischen Könige. Mit dem Mutterlande blieben die Isländer in fortwährender Verbindung. Außer einer natürlichen Verwandtschafts- und Landsmannschaftsliebe veranlaßten sie mehrere der ersten Lebensbedürfnisse — als Korn und Bauholz — oft den Weg über das Meer wieder zu nehmen, den sie, um sich neue Wohnplätze zu suchen, zurückgelegt hatten. Ihr Element war die See. Seeräuberfahrten, und als diese bald aufhörten, mehr noch der Handel, die Wißbegierde, Kriegsdienste und Dienste bey Hofe führten sie weit umher und wurden Mittel, um sowohl Vermögen wie Ehre zu erlangen; obgleich weder die Gunst der Könige, Geschenke, noch die Reize und Bequemlichkeiten, die andere Länder darboten, sie abhalten konnten, zuletzt wieder zu den Felsenthälern ihrer Heimath zurückzukehren [1]). Ungefähr hundert Jahre nach der Ankunft der ersten Bewohner der Insel gingen andere von dort nach Grönland [2]) hinüber, und stifteten auf dessen östlichen Küsten sowohl wie auf dessen westlichen, Kolonien [3]). Sie trafen späterhin im Süden von Grönland auf andere Küsten, die vorn voll

---

1) Ljuf blifver led
som länge sitter
på annans bänkar.
Ett bo är godt
fast det är litet.
Hvar man är Herre hemma;
fast trenne getter endast
och strätächt sal han äger.

(Die Freude wird dem verbittert, der lange die Füße unter den Tisch eines Andern streckt. Eigne Wohnung ist gut, wenn sie auch klein ist. Jeder ist Herr in seinem Hause, und wenn er auch nur zwey Ziegen und eine strohbedeckte Hütte besitzt.) Havamál. l. c.

2) Es geschah nach fünfzehn oder sechzehn Winter, ehe das Christenthum hier nach Island kam, sagt Are Frode, Schedae, c. 6., — folglich 985 — 986; denn 1000 kam das Christenthum nach Island.

3) Da die glaubwürdigsten Isländischen Quellen, als Are Frode, Heimskringla und Landnáma Th. II, c. 14, dieses bezeugen; so sehen wir uns mit Eggers nicht berechtigt, die alte Ansiedlung auf Grönland blos auf die westliche Küste einzuschränken (das jetzige Staatenhoek). Mit den alten Kolonien hörte im fünfzehnten Jahrhundert alle Gemeinschaft auf. Als in späteren Zeiten Grönland wieder besucht ward, fand man in den früheren sogenannten Westkolonien Ruinen von Häusern und Kirchen (Cranz, Grönl. Hist. S. 377, 380). Grönlands Ostkolonien, wohin die Isländer die Hauptkolonie verlegen, konnte man nicht besuchen. Erst in neueren Zeiten scheinen die Hindernisse durch die Veränderungen des Polareises hinweggeräumt zu seyn. 1817 sah der Hamburger Schiffer Olof Ocken die östliche Küste Grönlands unter 79° nördlicher Breite. 1821 erblickten sie Manby und Scoresby unter 74°30'. 1822 glückte es dem Kapitän Scoresby (Journal of a Voyage to the Northern Whalefishery. Edinb. 1823), Grönlands östliche Küste entlang zu segeln von 69° bis 75°. Einwohner konnte man nicht erblicken, wohl aber Spuren, daß die Küste vor nicht langer Zeit besucht worden. Die Hitze war im Juli stark, und das Gras an manchen Stellen von einer solchen Frische, daß die Reisenden den alten Namen Grönland nicht unpassend fanden, den, zufolge Are Frode, die ersten Kolonisten dem Lande gegeben hatten, um Mehrere hinzulocken.

kahler Felsen, weiterhin ebener waren, und dann ein weites, gutes und gesundes Land, wobey überdieß eine Insel im Norden lag, ausmachten. Ströme waren dort, reich an Lachs, eine Art Getreide wuchs wild, und Früchte fand man daselbst, die den Weintrauben glichen; [1]) weßwegen der erste Entdecker [2]) das Land das gute Weinland nannte. Die, welche es späterhin besuchten, trafen auch Eingeborne an, die denen, welche man vorher auf Grönland gefunden hatte, glichen [3]), und von denen sie Pelzwerk eintauschten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1) Vinber. Heimskringla I. 333. Andreas Rudman, der 1697 als Priester nach Neu-Schweden am Delawareflusse in Nordamerika gesandt wurde, schreibt in demselben Jahre an den Professor Jakob Arrhemus in Upsala, daß dort Weintrauben und Weinbeeren wild wüchsen. Palmsk. Sammlung.

2) Leif nämlich, der Sohn von Erich Röde, der zuerst von Island nach Grönland, wo Leif das Christenthum einführte, hinüberging. Er brachte einen Winter in Weinland, wo der Winter ungewöhnlich mild war, so daß für die Weiden nicht der mindeste Nachtheil daraus entstand, zu. Die Isländischen Angaben, in Betreff des in Heimskringla I. 331. erwähnten kürzesten Tages in dieser Gegend sind, um die Polhöhe zu bestimmen, mehreren Auslegungen unterworfen worden. Schöning Erklärung widerspricht der von Torfaeus, die widersprechend an sich selbst ist.

3) Are Frode, c. 6. Wegen ihres schmächtigen, unkräftigen Körperbaues wurden sie von den Isländern Schwächlinge (Skrälingar) genannt, und durch die Beschreibung von ihnen wird man an die Eskimoes erinnert.

Geburt und Tod.

Was ist des Menschen Geburt? „Des Seyns erneuerter Anfang!“
Was der Tod? „Der Beginn eines erneuerten Seyns!“

Gewissensruhe.

Ist dein Gewissen mit dir zufrieden, so sind es die Bessern
Unter den Menschen, so ist's selber die Gottheit mit dir.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsetzung.)

Dieses Zaubers haben sich besonders die Darstellungen der Rossinischen Opern zu erfreuen, und steigen dadurch, abgesehen von dem inneren Werthe, den sie für die Italiener haben, um so mehr im Beyfalle des Publikums. Ein Glück für Deutschland ist es daher (und dieß war die Bemerkung, welche ich bereits oben machen wollte), daß die dortigen Sänger im Vortrage italienischer, besonders Rossinischer Opern, den Sängern Italiens dergestalt nachstehen, daß die Darstellungen kaum für den Schatten jenes blühenden, frischen und gesunden Leibes, welchen sie in Italien anziehen, genommen werden können. Diesem Umstande allein hat man es zu verdanken, daß die Rossinischen Opern nicht noch ausschließlichern Besitz von den deutschen, besonders norddeutschen Theatern genommen haben, als es wirklich geschehen ist. Schickt eine Barbajasche italienische Operntruppe nach Frankfurt, Leipzig, Berlin und Hamburg (das Dresdener italienische Theater thut's nicht, aus den oben angeführten Gründen), und es steht hundert gegen ein's zu verwetten, die wenigen deutschen Nationalopern, selbst der beliebte Freyschütz, jene minervische Geburt unter Kopfschmerz mit dem Hammer an's Licht gefördert (ich glaube selbst die Todten mit diesem Vergleiche zu ehren), welche sich noch auf den norddeutschen Theatern vernehmen lassen, werden vollends von derselben verschwinden. Dieß war das Schicksal der deutschen Oper zu Wien, als vor fünftehalb Jahren der genannte Barbaja mit seiner Truppe dorthin kam. Die deutsche Oper ist dort ruinirt, wer weiß auf wie lange Zeit, eine um so traurigere Erscheinung, als sie gerade in Wien am herrlichsten geblüht hatte. Die Wiege ist ihr zugleich zum Sarge geworden. Soll die deutsche Opernmusik nicht ganz untergehen in Deutschland; so verbanne man daraus nicht sowohl die italienischen Opern als vielmehr den italienischen Gesang. Auf jeden Fall aber muß man dort aufhören, sich über die wenigere Geschicklichkeit der deutschen Sänger zu beklagen, denn, wie wir oben gesehen haben: à quelque chose malheur est bon.

Das anhaltende Regenwetter, welches seit Anfang des vergangenen Monats bis auf diesen Augenblick geherrscht hat, gibt den augenscheinlichen Beweis von der geringen Bevölkerung Roms, in Hinsicht seines ungeheuern Umfangs: drey Viertel der Stadt sind dermaßen mit Gras bewachsen, daß sie Wiesen ähnlich sehen würden, wenn Vieh darauf wäre. Und was für Gras! In meinem Leben habe ich kein herrlichers Grün gesehen. Wie oft ist mir beym Anblicke dieser üppigen Vegetation der Wunsch aufgestiegen, eine Zauberruthe zu besitzen, und auf einen Schlag derselben einige tausende abgemagerter Schaafe oder Ziegen aus den Brandenburgischen oder Lüneburgischen Heide- und Sandwüsten hierher zu versetzen! Rechnet man zu diesem lebendigen Grase das trockene, nämlich das Heu, welches daneben in ganzen Haufen von den Kärnern verloren wird; so fragt man sich, wie es arme Menschen in Rom geben könne? Wie, wenn eine jede Bettlerfamilie mit einer Kuh, oder ein paar Schaafen und Ziegen durch jene, immer grünen Wiesen zöge, und somit gleichsam nomadische Heerden bildete, würden die Leute nicht ein wahres arcadisches Leben führen? Stallung würde sich für Menschen und Vieh leicht finden, für erstere, wo sie sie ohnehin nehmen, nämlich in irgend einem verfallenen Gemäuer, und die Thiere unter freyem Himmel. Um solche nomadische Heerden zu bilden, müßten die Bettler freylich auch Vieh besitzen, ich meyne nämlich Hornvieh; aber dazu könnte leicht Rath werden: man brauchte nur den Klöstern, den frommen Körperschaften, überhaupt der Geistlichkeit aufzuerlegen, die vielen Almosen, welche sie spenden, nicht unmittelbar den Bettlern zu geben, sondern in eine gemeinschaftliche Kasse abzuliefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. November 1826.

Die meine zwingt ein herber Gram zu tönen,
Und diese Brust deckt ein gebrochnes Herz.

Henne.

Abschied am Genfersee.

Es siegt der Tag, die falschen Nebel schwinden,
  Die Sonne strahlt durch Luna's Wolkengrau,
Und herrlich frisch von kühlen Morgenwinden
  Erbebt in sanften Schwellungen dein Blau,
Erhab'ne heil'ge Flut, bis zu den Gründen,
  Wo überm Silberglanze schwarz und rauh,
Ein furchtbar Bild, in duftigen Gestalten
Savoyens Felsenwände sich entfalten.

Doch weg von jenen schaurigen Gestaden
  Des Schreckens und der Wildniß eilt der Blick
Hinüber, wo von Traubenlaub beladen,
  Gesegnet von der Freyheit heiterm Glück
Im klaren See sich Städt' und Dörfer baden,
  Und streift voran und kehrt mit Schmerz zurück,
Wo jung und südlich in der Morgenstille
Die Schlösser glänzen aus der Gärten Fülle.

Und Jubel hör' ich von den Ufern schallen,
  Von Rebenhügeln tönt der Freudenlaut,
Und lachend hör' ich dort ihn wiederhallen,
  Wo hold von Sommerhäusern überbaut,
Der üpp'ge Berg in's buhlerische Wallen
  Der süßen Lichtflut tief hinunterschaut,
O jene Tropfen, die so blitzend leuchten,
Mein Auge fühl' ich sie mit Wasser feuchten.

Hier, wo mit tausend Augen grün und helle
  Der Frühling in den ew'gen Winter blickt,
Wo die Natur des Lebens schönste Quelle,
  So schreckhaft an des Todes Grausen rückt,
Da wo des Lemans rein krystallne Welle
  Zwey Welten an die Aetherlippen drückt;
Hier Kind und Jungfrau sich mit Rosen kränzen,
Und dort des Montblanc's Riesenhäupter glänzen,

Da scheidet sich, ich fühl's im Tiefsten beben,
  Wie einer Ahnung leisen Geistergruß,
Auf ewig auch für meine Welt das Leben,
  Und mit dem leztern stummen Abschiedskuß,
Den ich vom Berg dem Vaterland gegeben,
  Und mit dem lezten schweren Vollgenuß
Der Leiden all' und jener wen'gen Lieben,
Was ist mir noch als dieses Herz geblieben?

So glaubt' ich nicht die Heimath zu verlassen,
  Ein Todtenacker dünkte sie mir einst,
In dem die Freuden alle dir erblassen,
  Und nur die Thränen rinnen, die du weinst,
Du Armer, den selbst die Geliebten hassen,
  Die du für ew'ge Zeit zu fesseln meynst,
Dem keine Ruh' im schweigenden Gemüthe,
Die Leichenrose nur auf Gräbern blühte.

O Götter, wer verliert in solchen Leiden
  Die inn're Stimme nicht und deine Spur,
Von der ich nie mein Lebenlang will scheiden,
  Wie nenn' ich dich, o Wahrheit, o Natur!
Welch' Wort erfaßte dich, du bist in beyden,
  Und Kunst und Leben ist durch beyde nur;
So Gott, den jeder ahnt und nicht verstehet,
Der Sonnen lenkt und sanft im Veilchen wehet,

Du bist die Weisheit und das Maaß, das Eine,
  Dem Menschen und dem Dichter bist du's gleich

Wie eingetaucht in duft'gem Silberscheine
Der Morgen lächelt und sein Zauberreich,
So schwebst auch du in ewig junger Reine,
Und wer dich kennt, der ist unsterblich reich,
Du bist das Licht, die Jünger sind die Farben,
Die nie, so lange Du bist, noch erstarben.

Drum sey auch mir ein unvergeßlich Zeichen
Der Lichtgruß, den die Sonne heut mir gab,
Ich sah den Dunst, ich sah den Nebel weichen,
Die neugeborne Welt entstieg dem Grab;
Der Himmel scheint die Hölle zu erweichen,
Auf immer sank sie in die Flut hinab,
Im Schnee, im Grün und See und meinen Zähren
Schien mir der sanfte Gott sich zu verklären.

So nimm mein Lebewohl, vielleicht auf lange,
Vielleicht auf immer, theures Vaterland,
Du gabst dem ungestümen, heißen Drange
So Leid wie Freud' mit voller Mutterhand.
Wie wunderbar das Herz ist! Ich verlange
Selbst nach dem Schmerz, von dem ich los mich wand;
Des Lebens Kern sind doch der Liebe Klagen,
Ist doch der Schmerz, den wir um andre tragen!

Und wohl, ich ward, kann ich mir's doch bekennen,
Aus blutend voller Seele schon geliebt,
Nur daß dieß ungestillte wilde Brennen
Der Theuren, ach! so viele schon betrübt.
Nie will ich mehr die süßen Namen nennen,
Die schwerste Tugend, die ich je geübt,
Laßt unser Bild in unsern Herzen stehen,
Und gleich der Nachtviole still verwehen.

Vergebt mir! möchte Keines mehr mir grollen,
Ihr seyd ja nicht, o ich bin nur allein!
Laßt uns das schwarze Schuldbuch nicht entrollen,
Seyd mir versöhnt, o wenn auch nicht mehr mein!
Du, der ein Meer von Thränen schon entquollen,
Leb' wohl, es deckt dich bald der Leichenstein,
Und du auch, Tochter meiner Trauerlieder,
Leb' wohl, leb' wohl, wir seh'n uns nimmer wieder.

Und nun, erhab'ne hohe Stadt der Götter,
Des Lorbeers, des Triumphes, sey gegrüßt.
Du füllst der Weltgeschichte ew'ge Blätter,
Und furchtbar hast du deine Schuld gebüßt;
O stolze Roma, die, nun ohne Retter,
Kein Sieger vor Jahrtausenden geküßt,
Des Schicksals größter Kirchhof, nimm auf immer
Mich auf in deine finstern Riesentrümmer.

Da, wo der Vorwelt stumme Bilder wohnen,
Die Trauernden, in ernster Majestät,
Und jene himmlischen Gebilde thronen,
Von Sanzios reinem Schöpferhauch durchweht,
Wo, Hohenstaufen, ihr mit euren Kronen
In meinem Geist aus düsterm Grab ersteht,
Da weihet mich zu meinem Werk auf Erden,
Laßt einen Dichter, laßt mich euren werden.

Wilhelm Waiblinger.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Als Fröben am andern Morgen in den Salon trat, wo er frühstücken sollte, war sein rastloser Freund schon ausgeritten, um eine Dammarbeit an der Gränze seines Gutes zu besichtigen. Der Diener, der ihm diese Nachricht gab, setzte mit wichtiger Miene hinzu, daß sein Herr wohl kaum vor Mittag zurückkommen dürfte, weil er noch seine neue Dampfmühle, einige Schläge im Wald, eine neue Gartenanlage, nebst vielem Andern besichtigen müsse. „Und die gnädige Frau?“ fragte der Gast.

„War schon vor einer Stunde im Garten, um Bohnen abzubrechen, und wird jezt bald zum Frühstück hier seyn.“

Fröben ging im Saal umher und musterte in Gedanken den vergangenen Abend. Wie anders erscheinen alle Bilder in der Morgenbeleuchtung als sie uns im Duft des Abends erschienen! Auch mit den verworrenen Gedanken, die gestern in ihm auf- und abschwebten, ging es ihm so, er lächelte über sich selbst, über die Zweifel, die ihm seine rege Phantasie aufgeweckt hatte. „Der Baron, sprach er zu sich, ist am Ende doch ein guter Mensch; freylich, viele Eigenheiten, einige Rohheit, die aber mehr im Aeußern liegt. Aber wer länger mit ihm umgeht, gewöhnt sich daran, weiß sich darein zu finden. Und Josephe? Wie vorschnell man oft urtheilt! Wie oft glaubte ich rührenden Kummer, tiefe Seelenleiden, Resignation in den Augen, in den Mienen einer Frau zu lesen, ließ mich vom Teufel blenden, sie recht zart trösten und aufrichten zu wollen, und am Ende lag der ganze Zauber in meiner Einbildung; es war dann, näher betrachtet, eine ganz gewöhnliche Frau, die mit den sinnenden Blicken, worin ich Sehnsucht sah, ängstlich die Augen an ihrem Strickstrumpf zählte, oder hinter der von Gram umwölkten Stirne bedachte, was sie auf den Abend kochen lassen sollte.“ Er verfolgte diese Gedanken, um sich selbst mit Ironie zu strafen, um die zärtere Empfindung, jene Nachklänge von gestern zu verdrängen, die ihm heute thöricht, überspannt erschienen. In diese Gedanken versunken war er an den Spiegel getreten und hatte die Besuchkarten überlesen, die dort angesteckt waren. Da fiel ihm eine in die Hand, welche Faldners eigene Verlobung ankündigte. Er las die zierlich gestochenen Worte: „Freyherr F. v. Faldner mit seiner Braut Josephe von Tannensee.“

„Von Tannensee?“ wie ein Blitz erleuchtete ihm dieser Name jene dunkle Aehnlichkeit, die er zwischen der Gattin seines Freundes und seinem lieben Bilde gefunden. Wie? wäre sie vielleicht die Tochter jener Laura, die einst mein guter Don Pedro geliebt? Welche Freude für ihn, wenn es so wäre, wenn ich ihm von der Verlornen Nach-

richt geben konnte. Fand er nicht in jenem wunderbaren Bilde die täuschendste Aehnlichkeit mit seiner Kousine? Kann nicht die Tochter der Mutter gleichen?"

Er verbarg die Karte schnell, als er die Thüre gehen hörte; er sah sich um und Josephe schwebte herein. War es das zierliche Morgenkleid, das ihre zarte Gestalt umschloß, war ihr die Beleuchtung des Tages günstiger als das Kerzenlicht? Sie kam ihm in diesem Augenblick noch unendlich reizender vor als gestern. Ihre Locken flatterten noch kunstlos um die Stirne, der frische Morgen hatte ein feines Roth auf ihre Wangen gehaucht, sie lächelte zu ihrem Morgengruß so freundlich, und doch mußte er sich schon in diesem Augenblicke der Bewunderung wieder einen Thoren schelten, denn ihre Augen schienen ihm trübe und verweint.

Sie lud ihn ein, sich zu ihr zum Frühstück zu setzen. Sie erzählte ihm, daß Faldner schon mit Tagesanbruch weggeritten sey, und ihr seine Entschuldigung aufgetragen habe, sie beschrieb die mancherley Geschäfte, die er heute vornehmen, und die ihn bis zum Mittag zurückhalten werden; „er hat ein Leben voll Sorgen und Mühen, sagte sie, aber ich glaube, daß diese Geschäftigkeit ihm zum Bedürfniß geworden ist."

„Und ist dieß nur in diesen Tagen? fragte Fröben, ist jetzt gerade besonders viel zu thun auf den Gütern?"

„Das nicht; erwiederte sie, es geht Alles seinen gewöhnlichen Gang, es ist so seit ich ihn kenne. Er ist rastlos in seinen Arbeiten. Diesen Frühling und Sommer verging kein Tag, an welchem er nicht auf dem Gut beschäftigt gewesen wäre."

„So werden Sie sich doch oft recht einsam fühlen, sagte der junge Mann, so ganz allein auf dem Lande, und Faldner den ganzen Tag entfernt." —

„Einsam? sagte sie mit zitterndem Ton, und beugte sich nach einem Tischchen an der Seite, und Fröben sah im Spiegel, wie ihre Lippen schmerzlich zuckten; einsam? nein; besucht ja doch die Erinnerung die Einsamen, und — setzte sie hinzu, indem sie zu lächeln suchte: glauben Sie denn, die Hausfrau habe in einer so großen Wirthschaft nicht auch recht viel zu thun und zu sorgen? Da ist man nicht einsam oder — man darf es nicht seyn."

Man darf es nicht seyn? du Arme! dachte Fröben, verbietet dir dein Herz die Träume, die Erinnerung, die dich in der Einsamkeit besuchen, oder verbietet dir der harte Freund, einsam zu seyn? Es lag etwas im Ton, womit sie jene Worte sagte, das ihrem Lächeln zu widersprechen schien.

„Und doch, fuhr er fort, um seinen Empfindungen und ihren Worten eine andere Richtung zu geben, und doch scheinen gerade die Frauen von der Natur ausdrücklich zu Stille und Einsamkeit bestimmt zu seyn; wenigstens war bey jenen Völkern, die im Allgemeinen die herrlichsten Weiber aufzuweisen hatten, die Frau am meisten auf ihr Frauengemach beschränkt, so bey Römern und Griechen, so selbst in unserm Mittelalter."

„Daß Sie diese Beyspiele anführen könnten, hätte ich nicht gedacht, entgegnete Josephe, indem ihr Auge wie prüfend auf seinen Zügen verweilte. Glauben Sie mir, Herr von Fröben, jede Frau, auch die geringste, merkt dem Mann, ehe sie noch über sein Verhältniß unterrichtet ist, recht bald an, ob er viel im Kreise der Frauen lebte oder nicht. Und unbestreitbar liegt in solchen Kreisen immer jener feine Takt, jenes zarte Gefühl, im Gespräche das auszuwählen was gerade für Frauen taugt, was uns am meisten anspricht; ein Grad der Bildung, der eigentlich keinem Manne fehlen sollte. Sie werden mir dieß um so weniger bestreiten, setzte sie hinzu, als Sie offenbar einen Theil Ihrer Bildung meinem Geschlecht verdanken."

„Es liegt etwas Wahres darin, bemerkte der junge Mann, und namentlich das Letztere will ich zugeben, daß Frauen weniger auf meine Denkungsart als auf die Art das Gedachte auszudrücken, Einfluß hatten. Meine Verhältnisse nöthigten mich in der letzten Zeit viel in der großen Welt, besonders in Damenzirkeln zu leben. Aber eben in diesen Zirkeln ward mir erst recht klar, wie wenig eigentlich die Frauen, oder um mich anders auszudrücken, wie wenige Frauen in dieses Leben und Treiben passen."

„Und warum?"

„Ich will es sagen, auch auf die Gefahr hin, daß Sie mir böse werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paradies auf Erden.

Als Scheddad, der in Yemen herrschte, die Beschreibung des Paradieses vernahm, so sprach er: „Ich will mir selbst ein Paradies schaffen, daß keines Sterblichen Auge je etwas so Prächtiges gesehen haben wird." Und er befahl seinen Leuten, eine gelegene Stelle für einen Garten aufzusuchen. Eilig durchstrichen sie eine Menge Gegenden, bis sie an der Gränze des glücklichen Arabiens einen reizenden Ort fanden. Scheddad trug hundert seiner Fürsten auf, ihm die geschicktesten Handwerker seines ganzen Reiches zu verschaffen. Auch erließ er an die Herrscher von Indien, Rum und Ormus den Befehl, ihm alles Gold, Silber, alle Perlen und Edelsteine ihrer Staaten zu senden. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, begann man den Bau des herrlichen Pallastes. Es wurde immer ein ziegelförmiges Stück reinen Goldes, und dann eins von glattem Silber hingelegt, der Zwischenraum mit Perlen und Diamanten ausgefüllt. Vierzig Reihen Kameele, versichert man, überbrachten jeden Tag das Gold, Silber, die Perlen und Diamanten.

Man baute einen Pallast mit tausend Höfen, ringsum zweytausend Gemächer, tausend Vorhöfe. Mauern und Dächer bestanden aus Gold- und Silberstücken. Alle Mauern funkelten von Perlen, Rubinen, Smaragden, Amethysten und andern Edelsteinen. Vor jedem Gemache standen Bäume von Gold und Silber, deren Blätter aus Amethysten; statt der Früchte hingen Amethystentrauben daran. Ambra, Moschus und Safran bedeckte wie Sand den Boden. Zwischen zwey Bäumen von Gold und von Silber erhob sich ein Fruchtbaum; die Farbe der Früchte entzückte das Auge, ihr Geschmack war auserlesen. Endlich war, nach lang-

jähriger Arbeit, der Pallast vollendet. Man nannte ihn den Garten der Rosen von Irem und benachrichtigte Scheddad, alle seine Wünsche seyen erfüllt. Umgeben von der ganzen königlichen Pracht und Herrlichkeit zog Scheddad aus seiner Hauptstadt, um den Wundergarten zu sehen. Bey seiner Ankunft sonderte er von seinem Gefolge zweytausend junge Sklaven, die er von Damas mitgebracht, und wies ihren vier Abtheilungen vier Gebäude, die außerhalb des Gartens eingerichtet waren, zur Wohnung an.

Der König auf einem stolzen Roß, begab sich mit allen seinen Hofleuten nach dem Garten zu. Als er aber dem Roß den Sporn geben wollte, hörte man einen fürchterlichen Schrey, der Scheddad schaudern machte. Wie er die Augen erhob, erblickte er eine Gestalt von majestätischem, aber schrecklich wildem Ansehen. „Wer bist du?" fragte der König. „Ich bin der Engel des Todes," entgegnete jener, „und ich komme, um mich deiner verbrecherischen Seele zu bemächtigen." Von Schrecken ergriffen, bemühte sich Scheddad vom Pferde abzusteigen. Sein Fuß hatte fast den Boden erreicht, da ergriff der Seelenräuber den schuldigen Geist, und der frevelhafte Fürst stürzte todt zu Boden. Blitze zuckten, der Donner rollte mit schrecklichem Krachen; Flammen verzehrten die Sklaven und verwandelte sie in Staub sammt Allem, was die Ebene bedeckte, und seit dieser Zeit ist der Rosengarten dem menschlichen Auge entrückt geblieben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsetzung).

Von der Summe, welche man auf diese jährlichen Beyträge leicht vorgeliehen bekommen konnte, ließe sich eine Heerde Vieh ankaufen, welche hinlänglich wäre, allen in Rom lebenden Bettlern zu leben zu geben. Würden leztere endlich gewohnt werden, während ihres Hütens auch noch zu stricken oder zu spinnen (nämlich auf antike Art im Gehen); so möchten alle die Vortheile, welche sich aus dieser Viehnomaden-Wirthschaft ergäben, nicht leicht zu berechnen seyn. Bis auf das Spinnen und Stricken würde den Leuten diese Lebensart auch zusagen, zum Milchen aber müßte man ihnen Anfangs Leute halten. Denn einer so sauren Arbeit dürfte kein römischer Bettler gewachsen seyn. Vor einem Jahre ging die Rede, die Regierung, durchdrungen von der Wahrheit, daß der Immoralität des hiesigen untersten Pöbels nicht anders gesteuert werden könne als durch Aufhebung der Betteley und des Müssigganges desselben, wolle um Rom herum kleine Tenute (Meiereyen) anlegen, und alles Straßengesindel, welches nicht irgend eine bestimmte Beschäftigung nachweisen könnte, hinein schaffen lassen, wo dann einem jeden irgend eine häusliche oder Feldarbeit auferlegt werden sollte. Seitdem ist nicht wieder von diesem Projekte die Rede gewesen. Vielleicht würde das nomadische Hirtenleben, welches ich vorschlage, und welches man leicht bis in die nächsten Umgebungen Rom's, von Südosten bis Südwesten ausdehnen könnte, weniger Schwierigkeit finden, als jene fixe Ansiedlungen. Zugleich würden sich daraus für Rom selbst zwey sehr wichtige Vortheile ergeben, nämlich wohlfeilere Preise von Butter und Milch, zwey Produkte, welche hier verhältnißmäßig theurer sind als in jedem andern Lande.

Es ist oben die Rede von den Theatern gewesen, auf welchen lebendige Personen agiren. Ich habe nun noch ein paar Worte von den Marionettentheatern zu reden, von denen hier während des ganzen Jahres, neben dem Theater Valle, zwey gespielt und, wie es heißt, keine übeln Geschäfte gemacht haben. Im vorigen Karneval war gar noch ein drittes offen. Wenn etwas für den ausbildeten, natürlichen Geist des hiesigen Volks zeugt, so sind es diese Vergnügungen, zu denen man Unbefangenheit des Gemüths, und Zufriedenheit mit sich und der Welt bringen muß, um sie genießen zu können. Daneben ziehen zugleich der ungemein glückliche Mechanismus, mit welchem die Puppen regiert werden, und von dem sich nirgends, selbst nicht in Mailand, etwas Aehnliches vorfindet, und zugleich ihre allerliebste Kostumirung, die nichts weniger als steif oder ungefällig ist, das Publikum an. Das Wohlgefallen an diesen Vorstellungen wächst, wenn man sieht, daß auf einem dieser beyden Theater (im Pallaste Fiano), welches vielleicht kaum zwölf Fuß breit ist, sich oft, besonders bey Balletten, zehn bis fünfzehn Personen bewegen, ohne daß die sie leitenden Stricke in einem so schmalen Raume in Verwirrung geriethen. Wie weit hier der Mechanismus getrieben wird, werden Kunstverständige von selbst beurtheilen, wenn ich sage, daß die Puppen sich einander auskleiden, das Tamburino schlagend tanzen, ja daß sie sogar das hier gewöhnliche Spiel, alla morra genannt (welches darin besteht, daß zwey Personen aus der verschlossenen Faust sich eine Anzahl Finger zuwerfen, und deren Gesammtzahl zu errathen suchen) spielen. Noch dazu gibt es auf diesem Theater nur drey leitende Personen, eine Ersparniß, welche eben sowohl vom beschränkten Raume als von der Mäßigkeit der Einnahmen bedingt wird. In diesen Tagen wird auf diesem Theater ein Gelegenheitsstück (in Bezug auf das Oktoberfest) gegeben, I Trasteverini in carrettela al Testaccio, ossia il Dottore Cassandro sposato ad una Minente (Eminente) („die Trasteveriner zu Wagen auf dem Testaccio, oder der Doktor Cassander mit einer Eminentin verheirathet"), welches das stets zahlreiche Publikum ausnehmend amüsirt. Die Volkssitten der Trasteveriner, im Gegensatze mit denen der Bergbewohner (Monticciani, der drey von der untersten Volksklasse bewohnten Berge Quirinalis (Monte Cavallo), Viminalis und Esquilinus, ihre gegenseitigen feindlichen Gesinnungen, ihre Scharmützel, endlich die Scenen auf dem Testaccio, sind sehr natürlich und nicht ohne komische Kraft aufgefaßt. Am ergötzlichsten ist der Doktor Cassander, in welchem, bey Gelegenheit einer Herausforderung der beyden genannten Stadtviertel, plötzlich die Lust nach der alten geliebten Beschäftigung, dem Steinwerfen (tirar sassate) wieder erwacht, und der sich deßhalb an die Spitze der Seinigen (der Trasteveriner) stellt, um auf dem Campo Vaccino (dem alten Forum Romanum) den Kampf zu beginnen. Was das Oktoberfest auf dem Testaccio ist, werden sich die Leser aus einer meiner eben so betitelten Mittheilung erinnern. Das Theater Fiano faßt, wenn es voll ist, wahrscheinlich keine hundert Personen. Die Preise sind fünf, sieben und zehn Bajocchi (ein kleiner Bruch mehr, als eben so viele Vierpfennigstücke). Da jeden Abend dreymal, oft sogar viermal gespielt wird, die Unterhaltung der Schauspieler nichts kostet, ihre Kleidung ausgenommen, in der sie jedoch nicht schwer zu befriedigen sind, weil jeder anzieht, was man ihm gibt, überhaupt die Kosten gering sind, so macht der Unternehmer recht gute Geschäfte. Eine zweyte, größere Marionettentruppe spielt auf dem Theater Capranica, an Größe dem Theater Argentina nichts nachgebend. Hier werden besonders Ballette mit einer Vollendung und Eleganz gegeben, welche in Erstaunen setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 264, Seite 1056, Spalte 2, Zeile 21, von oben, lies verwerflicher statt vortrefflicher Mißbrauch. Nr. 266, S. 1064, Sp. 1, Z. 31, v. o., lies schaales statt schamlos ohrenkitzelndes Jena.

Beylage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. November 1826.

Wenn ich im Geist auf euch, ihr Berge, stehe,
Ist mir die Welt so klein — als ich sie sehe.

v. Kleist.

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

Vom Kapitän F. B. Head, vom königl. brittischen Geniekorps.

Skizze der Pampas rc.

Die Gebirgskette der Anden läuft gegen Norden und Süden durch ganz Südamerika und ist folglich fast parallel mit den Küsten des stillen Meeres und atlantischen Oceans, indem sie das Land in zwey ungleiche Theile zerschneidet, von denen jeder durch einen Ocean und die Cordilleras begränzt wird.

Man möchte erwarten, daß diese verschwisterten, nur durch eine Gebirgskette getrennten Länder eine große Aehnlichkeit miteinander haben; allein Mannigfaltigkeit ist eine Eigenschaft der Allmacht und die Natur hat diesen Gegenden eine merkwürdige Verschiedenheit im Klima und in der geologischen Bildung verliehen.

Das allmählige Schmelzen des Schnee's auf dem Gipfel der Alpen bewässert beyde Theile im Verhältniß zu ihren Bedürfnissen, und so wird der Wachsthum der Pflanzen, anstatt durch die brennende Sonne des Sommers gestört zu werden, vielmehr durch jene Hitze genährt und erhalten, welche sie zu vernichten drohte.

Das Wasser, welches durch Chili nach dem stillen Meere hinfließt, ist in seinem ganzen Laufe eingeengt und gezwungen, sich einen Weg durch ein Land zu bahnen, welches den Gebirgsgegenden Schottlands und der Schweiz gleicht. Die von der Ostseite der Cordilleras kommenden Ströme schlängeln sich durch eine 900 (englische) Meilen breite Ebene, und es ist merkwürdig, auf dem Gipfel der Anden zur Linken und Rechten den Schnee desselben Ungewitters zu betrachten, von dem ein Theil bestimmt ist, in das stille Meer hinabzurauschen, während der andere sich mit den entfernten Wogen des atlantischen Oceans vereinigen wird.

Die große Ebene oder die Pampas im Osten der Cordilleras ist ungefähr 900 englische Meilen breit, und der Theil, welchen ich besucht, ist, obgleich unter derselben Breite liegend, doch in Regionen mit verschiedenem Klima und Produkten abgetheilt. Wenn man Buenos-Ayres verläßt, so ist der erste Strich Landes von 180 Meilen ganz mit Klee und Disteln bedeckt; der zweyte, der sich 450 Meilen weit erstreckt, bringt hohes Gras hervor, und der dritte, der bis an den Fuß der Cordilleras reicht, ist ein Hain von niedrigen Bäumen und Gebüsch. Die zweyte und dritte Region haben das ganze Jahr hindurch fast dasselbe Ansehen, denn die Bäume und Sträuche sind immer grün und die unermeßliche mit Gras bedeckte Ebene vertauscht blos ihre grüne Farbe gegen braun; allein die erste Region verändert sich in den vier Jahreszeiten auf eine höchst auffallende Weise. Im Winter sind die Blätter der Disteln groß und üppig, und die ganze Oberfläche gleicht einem Runkelrübenfelde. Der Klee ist in dieser Jahrzeit ungewöhnlich fett und stark, und es gewährt einen reizenden Anblick, wilde Viehheerden in voller Freyheit auf solchen Weiden grasen zu sehen. Im Frühlinge ist der Klee

verschwunden, die Blätter der Disteln haben sich über den Boden ausgestreut und das Land ist noch immer einem struppigen Rübenfelde ähnlich. In weniger als einem Monate ist der Wechsel höchst auffallend; die ganze Gegend verwandelt sich in einen dicken Wald von ungeheuern Disteln, die plötzlich zu einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß aufgeschossen sind und in voller Blüthe stehen. Der Weg oder Fußpfad ist an beyden Seiten von ihnen eingeschlossen; die Aussicht ist gänzlich gesperrt, kein Thier ist zu sehen und die Distelstöcke stehen so dicht zusammen und sind so stark, daß sie auch ohne die Stacheln, womit sie besezt sind, einen undurchdringlichen Wall bilden würden. Das plötzliche Wachsen dieser Pflanzen ist in der That erstaunenswerth; es möchte ein ungewöhnliches Ereigniß in der Kriegsgeschichte seyn, doch ist es keineswegs unmöglich, daß ein in das Land einfallendes Heer, welches mit seiner Beschaffenheit unbekannt wäre, sich durch diese Disteln eingeschlossen fände, ehe es Zeit hätte, ihnen zu entgehen. Ehe der Sommer vorüber ist, verändert sich abermals die Scene: die Disteln verlieren ihren Saft und ihre grüne Farbe, die Köpfe sinken herunter, die Blätter schrumpfen ein und verwelken, die Stöcke werden schwarz und sterben ab und im Winde rascheln sie gegen einander, bis die Heftigkeit des Pampero oder Orkans sie dem Boden gleich macht, wo sie schnell verwesen und verschwinden. — Der Klee springt jezt auf und die Scene grünt von Neuem.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Es ist ein schöner Zug der neuen Zeit, daß man in den größern Zirkeln eingesehen hat, daß das Spiel eigentlich nur eine Schulkrankheit, oder ein modischer Deckmantel für Geistesarmuth sey. Man hat daher das Wisth, Boston, Pharo und dergleichen den älteren Herren und einigen Damen überlassen, die nun einmal die Konversation nicht machen können. In Frankreich freylich spielen in Gesellschaft Herren von zwanzig bis dreyßig Jahren, es sind aber nur die armseligen Wichte, die sich nach einem englischen Dandy gebildet haben, oder Frauen, die selbst fühlen, daß ihnen der Witz abgeht, den sie im Gespräch nothwendig haben müßten. Seitdem man nun, seyen die Zirkel groß oder klein, die sogenannte Konversation macht, das heißt sich um das Kamin oder in Deutschland um das Sopha pflanzt, Thee dazu trinkt, und ungemein geistreiche Gespräche führt, sind die Frauen offenbar aus ihrem rechten Gleise gekommen.“

„Ey, Sie sind doch gar zu streng, wie sollten denn“ —

„Lassen Sie mich ausreden, fuhr Fröben eifrig fort, indem er, ohne es zu wissen, die Hand der schönen Frau in seine beyden Hände nahm. Eine Dame der sogenannten guten Gesellschaft empfängt jede Woche ein Mal Abendbesuche bey sich; sechs Mal in der Woche gibt sie solche heim. In solche Gesellschaften taugt höchstens das junge Volk einige Mal, außer es wären denn große Bälle, die schon seltner vorkommen. Der übrige Kreis, Herren und Damen unterhält sich. Es gibt nun ungemein gebildete wirklich geistreiche Männer, die im Männerkreise stumm und langweilig, vor Damen ungemein witzig und sprachselig sind, und einen Reichthum socialer Bildung, ungemeiner Kenntnisse entfalten, die Jeden stumm machen. Es ist nicht Eitelkeit, was diese Männer glänzend und beredt macht, es ist das Gefühl, daß das Interessante ihres Wissens sich mehr für Frauen als für Männer eignet, die mehr systematisch sind, die ihre Forderungen höher spannen.“

„Gut, ich kann mir solche Männer denken, aber weiter.“

„Durch solche Männer bekommt das Gespräch Gestaltung, Hintergrund, Leben; Frauen, besonders geistreiche Frauen, werden sich unter sich bey weitem nicht so lebendig unterhalten, als dieß geschieht, wenn auch nur ein Mann, gleichsam als Zeuge oder Schiedsrichter dabey sizt. Indem nun durch solche Männer allerley Witziges, Interessantes auf die Bahn gebracht wird, werden die Frauen unnatürlich gesteigert. Um doch ein Wort mitzusprechen, um als geistreich, gebildet zu erscheinen, müssen sie Alles aufbieten, gleichsam alle Behälter ihres Geistes aufdrehen, um ihren reichlichen Antheil zu der allgemeinen Gesprächsflut zu geben, in welcher sich die Gesellschaft badet. Doch verzeihen Sie, dieser Fond ist gewöhnlich bald erschöpft; denken Sie sich einen ganzen Winter sieben Abende hindurch geistreich seyn zu müssen, welche Qual!“

„Aber nein, Sie machen es doch auch zu arg, Sie übertreiben —“

„Gewiß nicht; ich sage nur, was ich gesehen, selbst erlebt habe. Seit in neuern Zeiten solche Konversation zur Mode geworden ist, werden die Mädchen ganz anders erzogen als früher. Die armen Geschöpfe! Was müssen sie jezt nicht alles lernen vom zehnten bis in's fünfzehnte Jahr: Geschichte, Geographie, Botanik, Physik, sogenannte höhere Zeichenkunst und Malerey, Aesthetik, Literaturgeschichte, von Gesang, Musik und Tanzen gar nichts zu erwähnen. Diese Fächer lernt der Mann gewöhnlich erst nach seinem achtzehnten, zwanzigsten Jahre recht verstehen; er lernt sie nach und nach, also gründlicher; er lernt Manches durch sich selbst, weiß es also auch besser anzuwenden, und tritt er im drey und zwanzigsten oder später noch in diese Kreise, so trägt er, wenn er nur halbwegs einige Lebensklugheit und Gewandtheit hat, eine große Sicherheit in sich selbst. Aber das Mädchen; ich bitte Sie! wenn ein sol-

des Unglückskind im fünfzehnten Jahr, vollgepfropft mit den verschiedenartigsten Kenntnissen und Kunststücken in die große Welt tritt, wie wunderlich muß ihm dann Alles erscheinen! Sie wird, obgleich ihr oft ihr einsames Zimmer lieber wäre, ohne Gnade in alle Zirkel mitgeschleppt, muß glänzen, muß plappern, muß die Kenntnisse auskramen und — wie bald wird sie damit zu Rande seyn! Sie lächeln? hören Sie weiter. Sie hat jezt keine Zeit mehr, ihre Schulkenntnisse zu erweitern; es werden bald noch höhere Ansprüche an sie gemacht! Sie muß so gut wie die Eltern über Kunstgegenstände, über Literatur mitsprechen können. Sie sammelt also den Tag über alle möglichen Kunstausdrücke, liest Journale, um ein Urtheil über das neueste Buch zu bekommen, und jeder Abend ist eigentlich ein Examen, eine Schulprüfung für sie, wo sie das auf geschickte Art anbringen muß, was sie gelernt hat. Daß einem Mann von wahrer Bildung, von wahren Kenntnissen vor solchem Geplauder, vor solcher Halbbildung graut, können Sie sich denken; er wird diese Unsitte zuerst lächerlich, nachher gefährlich finden; er wird diese Ueberbildung verfluchen, welche die Frauen aus ihrem stillen Kreise herausreißt und sie zu Halbmännern macht, während die Männer Halbweiber werden, indem sie sich gewöhnen, Alles nach Frauenart zu besprechen und zu beklatschen; er wird für edlere Frauen jene häusliche Stille zurückwünschen, jene Einsamkeit, wo sie zu Hause sind, und auf jeden Fall herrlicher brilliren, als in einem jener geistreichen Zirkel!"

„Es liegt etwas Wahres in dem, was Sie hier sagten, erwiederte Frau von Falkner; ganz kann ich nicht darüber urtheilen, weil ich nie das Glück — oder das Unglück hatte, in jenen Zirkeln zu leben. Aber mir scheint auch dort wie überall, das minder Gute aus der Uebertreibung hervorzugehen. Es ist wahr, was Sie sagen, daß uns Frauen ein engerer Kreis angewiesen ist, jene Häuslichkeit, die einmal unser Beruf ist. Wir werden ohne wahren Halt seyn, wir werden uns in ein unsicheres Feld begeben, wenn wir diesen Kreis gänzlich verlassen. Aber wollen Sie uns die Freude einer geistreichen Unterhaltung mit Männern gänzlich rauben? Es ist wahr, solche sieben Abende in der Woche müssen zum Unnatürlichen, zu Ueberbildung oder zur Erschöpfung führen; aber ließe sich hier denn kein Mittelweg denken?"

„Ich habe mich vielleicht zu stark ausgedrückt, ich wollte" —

„Lassen Sie auch mich ausreden, sagte sie, ihn sanft zurückdrängend; Sie sagten selbst, daß Frauen unter sich seltener ein sogenanntes geistreiches Gespräch lange fortführen. Ich weiß nur allzuwohl, wie peinlich in einer Frauengesellschaft eine sogenannte geistreiche Dame ist, welcher Alles trivial erscheint, was nicht allgemein, nicht interessant ist. Wir fühlen uns beengt, ängstlich, und wollen am Ende mit unserm Bißchen Wissen lieber vor einem Manne erröthen als vor einer Frau. Gewöhnlich wird, wenn nur Frauen zusammen sind oder Mädchen, die Wirthschaft, das Hauswesen, die Nachbarschaft, vielleicht auch Neuigkeiten oder gar Moden abgehandelt, aber sollen wir denn ganz auf diesen Kreis beschränkt seyn? Soll denn, was allgemein interessant und bildend ist, uns ganz fremd bleiben?"

„Gott! Sie verkennen mich, wollte ich denn dieß sagen."

„Es ist wahr, fuhr sie eifriger fort, es ist wahr, die Männer besitzen jene tiefe, geregeltere Bildung, jene geordnete Klarheit, die jede Halbbildung, oder gar den Schein von Wissen ausschließt und gering achtet. Aber wie gern lauschen wir Frauen auf ein Gespräch der Männer, dessen Gegenstände nicht so ganz fern liegen. Zum Beyspiel über ein interessantes Buch, das wir gelesen, über Bilder, die wir gesehen. Wir lernen gewiß recht viel, wenn wir dabey zuhören, oder gar mitsprechen dürfen; unser Urtheil, das wir im Stillen fällten, bildete sich aus, und wird richtiger, und jeder gebildeten Frau muß eine solche Unterhaltung angenehm seyn. Auch glaube ich kaum, daß die Männer uns dieß verargen werden, wenn wir nur, sezte sie lächelnd hinzu, nicht selbst glänzen, den bescheidenen Kreis nicht verlassen wollen, der uns einmal angewiesen ist."

Wie schön war sie in diesem Augenblick; das Gespräch hatte ihre Wangen mit höherm Roth übergossen, ihre Augen leuchteten, und das Lächeln, womit sie schloß, hatte etwas so zauberisches, gewinnendes an sich, daß Fröben nicht wußte, ob er mehr die Schönheit dieser Frau, oder ihren Geist, und die einfach schöne Weise sich auszudrücken bewundern sollte.

„Gewiß, sagte er, in ihren Anblick verloren, gewiß, wir müßten sehr ungerecht seyn, wenn wir solche zarte und gerechte Ansprüche nicht achten wollten; denn die Frau müßte ich für recht unglücklich halten, die bey einem gebildeten Geist, bey Freude an Lektüre und gebildeter Unterhaltung keine solche Anklänge in ihrer Umgebung fände; wahrlich, so ganz auf sich beschränkt, müßte sie sich für sehr unglücklich halten!"

Josephe erröthete, und eine düstere Wolke zog über ihre schöne Stirne; sie seufzte unwillkührlich, und mit Schrecken nahm Fröben wahr, daß ja eine solche Frau, wie er sie eben beschrieben, an seiner Seite sitze. Ja, ohne es zu wollen, sollte er ihren eigenen Gram verrathen. Denn konnte ihr roher Gatte jenen zarten Forderungen entsprechen? Er, der in seiner Frau nur seine erste Schaffnerin sah, der jedes Geistige, was dem Menschen interessant oder wünschenswerth dünkte, als unpraktisch gering schäzte, konnte er diese Ansprüche auf den

Genuß einer gebildeten Unterhaltung befriedigen. War nicht zu befürchten, daß er Ihr solche sogar geflissentlich entzog? Noch ehe Fröben so viel Fassung gewonnen hatte, seinem Satz eine allgemeine Wendung zu geben, und das ganze Gespräch von diesem Gegenstand abzuwenden, sagte Josephe, ohne ihn seinen Verstoß fühlen zu lassen: Wir Frauen auf dem Lande genießen diese Freude freylich selteuer, übrigens sind wir dennoch nicht so ganz allein, als es dem Fremden vielleicht scheinen möchte. „Man besucht einander um so öfter; sehen Sie nur, welche Masse von Besuchen dort am Spiegel hängt.“

Fröben sah hin, und jene Karte fiel ihm bey: „Ach ja, sagte er, indem er sie hervorzog, da habe ich vorhin einen kleinen Diebstahl begangen. Können Sie glauben, daß ich bis gestern nicht einmal wußte, daß mein Freund verheirathet sey? Und Ihren Namen erfuhr ich erst vorhin durch diese Karte. Sie heißen Tannensee?“

„Ja, antwortete sie lächelnd, und diesen unberühmten Namen tauschte ich gegen den schönen von Faldner um.“

„Unberühmt? wenn Ihr Vater der Oberst von Tannensee war, so war Ihr Name wohl nicht unberühmt.“

Sie erröthete; „ach mein guter Vater, rief sie, ja man erzählt mir wohl von ihm, daß er für einen braven Offizier des Kaisers gegolten habe, und — sie haben ihn auch als General begraben. Ich — habe ihn nicht gekannt, nur einmal als er aus dem Feldzug zurückkam, sah ich ihn, und nachher nicht wieder; es sind schon dreyzehn Jahre, seit er todt ist.“

„Und war er nicht ein Schweizer?“ fragte Fröben weiter.

Sie sah ihn staunend an. „Wenn ich nicht irre, sagte mir meine Mutter, daß Verwandte von ihm in der Schweiz leben.“

„Und Ihre Mutter, heißt sie nicht Laura und stammt aus einem spanischen Geschlecht?“

Sie erbleichte, sie zitterte bey diesen Worten. „Ja, sie hieß Laura,“ antwortete sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Lebens Last und Lust.

Last ist das Leben für den, dem's bangt vor dem täglichen Tode;
Lust wird das Leben für dich, wenn du des Todes dich freust.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 27. Okt.

Königliches Opernhaus. Armide. Große heroische Oper in fünf Akten, vom Ritter Gluck.

Wenn bey durchaus gefülltem Hause und gelungener Darstellung der Beyfall nicht so rauschend war, wie wohl sonst bey neueren Opern, so zeigt sich schon darin der Unterschied des Geistes der Gluck'schen und jetzigen Zeit. Nur ihr, der neuesten, scheint der ewig jugendliche Greis veraltet. Diese Veraltrung besteht darin, daß er noch nicht wie die Neueren, in den tiefen Schacht des Herzens und subjektiven Gemüths hineingestiegen ist, um von dort alles Schmachten und Sehnen, alle Ahnung und Angst, alle Unschuld und Bosheit herauszuholen, und dieß falsche Gold zu Bijouterie-Opern zu verarbeiten, sondern daß er nach dem ächten Gold gräbt, wie es sich nur in Gemüthern findet, die noch keine andern Wünsche hegen als die allgemein sittlichen, und noch zu keinem Bestehen außer dieser Sittlichkeit gekommen sind. Freylich kann er zum Ausdrucke dieser Gefühle nicht die Töne gebrauchen, die jenen subjektivsten Wünschen, jener Sehnsüchtigkeit, jenem Lächeln durch Thränen, jener Schlauheit, Bosheit und Niederträchtigkeit, so wie ihr gegenüber der reinen inhaltlosen Unschuld entsprechen, sondern nur jene, die im Tonsystem selber nicht die ausgebildeten und am feinsten nüancirten, aber die gründlichsten, auch nicht an die ausgebildete und nüancirte, sondern an die gründliche Gemüthlichkeit anklingen. Er hat die tiefsten, aber die einfachsten Gegensätze der Rhythmen, Tonarten und harmonischen Bewegungen, den reinsten Fluß der Melodie; er ist der ewig gründliche Dreyklang gegen die modernsten Nonen und Septimenaccorde; ein seelenvolles Recitativ gegen die gefühlvollere Mozartische Arie; ein griechischer Tempel mit durchsichtigen Säulenhallen, den sichtbaren Gott in sich schließend, gegen das in tausend Spitzen und Thürmen, und bis auf's Kleinste hin ausgeführten Zierrathen aufsteigende gothische Gebäude neuester Orchestrik, das dem unsichtbaren Gotte aufsteigt. Am deutlichsten zeigt sich dieser Charakter da, wo er nicht die allgemeinen Mächte der Sittlichkeit, nicht Vaterland, nicht Gatten-, nicht Geschwisterliebe, oder Treue der Freundschaft zum Inhalte hat, sondern den Inhalt der Innigkeit und Subjectivität selber, Liebe und Ehre darstellen will. Sogleich wird sich ihm dieser persönlichste Inhalt zu einer allgemeinen Macht erweitern, wir hören nicht Agathe, nicht Amazily oder sonst eine Liebende, sondern den allgemeinen Zauber der Liebe, der Zärtlichkeit selber, und Armide ist so weit entfernt, in den ersten Akten mehr als diese Zaubermacht zu seyn, daß sie ausdrücklich verschmäht selber zu lieben, denn sie will nichts als durch Liebe herrschen, sie will die ringsum Verehrte, Angebetete ohne Gegenliebe seyn. Aber das Wesen, der Zauber der Liebe ist gerade diese tiefe Innigkeit, dieß eigenste Gefühl, die Wonne den Wiederklang seiner selbst, das Echo der eigenen Seele zu hören; weil sie die Liebe ist, muß Armide lieben, doch weil sie zugleich nur als die allgemeine Zaubermacht dargestellt ist, muß sie dieser Liebe entsagen, und der Schmerz dieses Bruches und Zwiespalts, dieser innern Trennung gibt ihr das höchste Interesse. Daher wird uns weniger ihr Stolz im ersten Akt fesseln, oder ihr Zauber erfreuen, den die Chöre preisen, oder selber im zweyten Akte ausüben, denn hier zeigt sich Liebe und Anmuth, Zärtlichkeit und Lieblichkeit nur als Macht, die zu allgemein ist, um an die innersten Seiten unseres Herzens zu streifen; erst wenn Armide als Person auftritt, wenn sie selbst die beseelte Liebesmacht, die Selbstliebende, die Verschmähte, die Weinende, Zürnende wird, gewinnt sie unser ganzes Herz. Und dadurch ist besonders das Ende des zweyten Aktes, der dritte und fünfte ausgezeichnet, welche auch lebhaftere Theilnahme erregten als die übrigen. Deßhalb sey uns erlaubt sie näher zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. November 1826.

Mancher ist wohl, der erfahren
Hat auf Erden keine Lust,
Keiner, der nicht still bewahren
Wird ein Weh in seiner Brust.

Frdrch. Rückert.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Aber mein Gott, was wissen Sie denn von uns, woher — aus einem spanischen Geschlecht? fuhr Josephe gefaßter fort; nein, da irren Sie, meine Mutter sprach deutsch und war eine Deutsche.“

„Wie? so ist Ihre Mutter todt.“

„Seit drey Jahren,“ erwiederte sie wehmüthig.

„O schelten Sie mich nicht, wenn ich weiter frage; hatte sie nicht schwarze Haare, und wie Sie, braune Augen? Hatte Sie nicht viele Aehnlichkeit mit Ihnen?“

„Sie kannten meine Mutter?!“ rief Josephe ängstlich und zitterte heftiger.

„Nein; aber hören Sie einen sonderbaren Zufall, erwiederte Fröben; es müßte mich Alles täuschen, wenn ich nicht einen trefflichen Verwandten Ihrer Mutter kennen gelernt hätte.“ Und nun erzählte er ihr von Don Pedro. Er beschrieb ihr, wie sie sich vor dem Bilde gefunden, er ließ jene Kopie von seinem Zimmer holen und zeigte sie; er sagte ihr, wie sie genauer bekannt geworden und wie ihm Don Pedro seine Geschichte erzählte. Aber die leztere wiederholte er mit großer Schonung; er datirte sogar aus einem gewissen Zartgefühl jene Vorfälle und Laura's Flucht um ein ganzes Jahr zurück, und schloß endlich damit, daß er, wenn Josephe ihre Mutter nicht eine Deutsche nennen würde, bestimmt glaubte, ihre Mutter Laura und jene Donna Laura Tortosi des Spaniers, der Schweizerhauptmann Tannensee und ihr Vater der Oberst seyen dieselben Personen.

Josephe war nachdenklich geworden; sinnend legte sie die Stirn in die Hand; sie schien ihm, als er geendet hatte, nicht sogleich antworten zu können.

„O zürnen Sie mir nicht, sagte Fröben, wenn ich mich hinreißen ließ, dem wunderlichen Spiel des Zufalls diese Deutung zu geben.“

„O wie könnte ich denn Ihnen zürnen, sagte sie bewegt, und Thränen drängten sich aus den schönen Augen. Es ist ja nur mein schweres Schicksal, das auch dieses Dunkel wieder herbey führt. Wie konnte ich auch wähnen, jemals ganz glücklich zu seyn?“

„Mein Gott, was habe ich gemacht! rief Fröben, als er sah, wie ihre Thränen heftiger strömten. Es ist ja alles nur eine thörichte Vermuthung von mir. Ihre Mutter war ja eine Deutsche, Ihre Verwandten und Sie werden ja dieß Alles besser wissen.“ —

„Meine Verwandten? sagte sie unter Thränen, ach, das ist ja gerade mein Unglück, daß ich keine habe. Wie glücklich sind die, welche auf viele Geschlechter zurücksehen können, die mit den Banden der Verwandtschaft an gute Menschen gebunden sind; wie angenehm sind die Worte: Oncle, Tante; sie sind gleichsam ein zweyter Vater, eine zweyte Mutter, und welcher Zauber liegt vollends in dem Worte Bruder! Wahrlich, wenn ich fähig wäre, einen Menschen zu beneiden, ich hätte oft das oder jenes Mäd-

chen beneidet, die einen Bruder hatte, es war ihr innigster, natürlichster, aufrichtigster Freund und Beschützer."

Fröben rückte ängstlich hin und her; er hatte hier, ohne es zu wollen, eine Saite in Josephens Brust getroffen, die schmerzlich nachklang; es standen ihm Aufschlüsse bevor, vor welchen ihm unwillkürlich bangte. Er schwieg, als Josephe ihre Thränen trocknete, und sie fuhr fort:

„Das Schicksal hat mich manchmal recht sonderbar geprüft. Ich war das einzige Kind meiner Eltern, und so entbehrte ich schon jene große Wohlthat, Geschwister zu haben; wir wohnten unter fremden Menschen, und so hatte ich auch keine Verwandte. Mein Vater schien mit den seinigen in der Schweiz nicht im besten Einverständniß zu leben, denn meine Mutter erzählte mir oft, daß sie ihm grollen, weil er sie geheirathet habe und nicht ein reiches Fräulein in der Schweiz, das man ihm aufdringen wollte. Auch meinen Vater sah ich nur wenig; er war bey der Armee, und sie wissen, wie unruhig unter dem Kaiser die Zeiten waren. So blieb mir nichts als meine gute Mutter; und wahrlich, sie ersezte mir alle Verwandte. Als sie starb, freylich da stand ich sehr verlassen in der Welt, denn da war unter Millionen Niemand in der Welt, zu dem ich hätte gehen und sagen können, nun sind sie todt, die mich ernährten und beschüzten, seyd Ihr jezt meine Eltern."

„Und Ihre Mutter hieß also nicht Tortosi?" sagte Fröben.

„Ich nannte sie nicht anders als Mutter, und nie hat sie über ihre frühern Verhältnisse mit mir gesprochen; ach, als ich größer wurde, war sie ja immer so krank! Mein Vater nannte sie nur Laura, und in den wenigen Papieren, die man nach ihrem Tode fand, und mir übergab, ward sie Laura von Tortheim genannt."

„So nun! rief Fröben heiter; das ist ja so klar wie der Tag; Laura hieß Ihre Mutter, Tortheim ist nichts anders als Tortosi, das die lieben Flüchtlinge veränderten. Tannensee hieß jener Kapitän in Valenzia, er ist Ihr Vater, der Oberst Tannensee, und noch mehr, sagen Sie nicht selbst, daß dieses Bild Ihrer Mutter Laura vollkommen gleiche und erkannte nicht mein werther Don Pedro in dem Urbild seine Donna Laura? Jezt sind Sie nicht mehr einsam, einen trefflichen Vetter haben Sie wenigstens, Don Pedro de San Montanjo de Ligez! Ach, wie wird sich mein Freund über die berühmte Verwandtschaft freuen!"

„O Gott mein Mann!" rief sie schmerzlich und verhüllte das Gesicht in ihr Tuch.

Unbegreiflich war es Fröben, wie sie dieß so ganz anders ansehen könne als er; er sah ja in diesem allen nichts als die Freude Don Pedros, eine Tochter seiner Laura zu finden. Er war reich, unverheirathet, trug noch immer den alten Enthusiasmus für seine schöne Kousine in sich, also auch eine schöne Erbschaft kombinirte Fröben aus diesem wunderbaren Verhältnisse. Er ergriff Josephens Hand, zog sie herab von ihren Augen; sie weinte heftig.

„O Sie kennen Faldner schlecht, sagte sie, wenn Sie meynen, daß ihn diese Vermuthungen freudig überraschen werden! Sie kennen sein Mißtrauen nicht. Alles soll ja nur seinen ganz gewöhnlichen Gang gehen, alles recht schicklich und ordentlich seyn und alles Aussergewöhnliche haßt er aus tiefster Seele. Ich mußte es ja, fuhr sie nicht ohne Bitterkeit fort, ich mußte es ja als eine Gnade ansehen, daß mich der reiche, angesehene Mann heirathete, daß er mit den wenigen Dokumenten zufrieden war, die ich ihm über meine Familie geben konnte. Muß ich es denn, rief sie heftiger weinend, muß ich es denn nicht noch alle Tage hören, daß er mit den angesehensten Familien sich hätte verbinden, daß er dieses oder jenes reiche Fräulein hätte heirathen können? Sagt er mir es nicht, so oft als er mir zürnt, daß mein Adel neu sey, daß man von dem Geschlecht meiner Mutter gar nichts wisse, und daß sogar einige Tannensee in der Schweiz das von abgelegt haben und Kaufleute geworden seyen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Fortsetzung.)

Obgleich einzelne Personen sich hier und da auf dem Wege zerstreut zeigen, welche diese weite Ebene durchkreuzen oder in kleinen Gruppen zusammen leben, so ist doch im Allgemeinen der Zustand des Landes derselbe, als er seit dem ersten Jahr seiner Schöpfung war. Alles trägt das erhabne Gepräge eines allmächtigen Schöpfers, und es ist unmöglich, es ohne ein überraschendes Gefühl zu durchreisen, wenn gleich in allen Ländern die Himmel die Ehre Gottes erzählen und das Firmament seiner Hände Werk zeigt, so sieht man in bevölkerten Gegenden gewöhnlich nur die Produkte, welche die Arbeit der Menschen hervorbringen, anstatt daß man hier die Regelmäßigkeit und Schönheit der Pflanzenwelt erblickt, wenn sie den weisen Einrichtungen der Natur allein überlassen bleibt.

Die weite Grasregion in den Pampas, welche 450 Meilen begreift, ist gänzlich ohne Unkraut und die waldige Region eben so erstaunenswerth. Die Bäume sind nicht enge zusammengedrängt, sondern es herrscht eine so wunderbare Ordnung in ihrem Wachsthum, daß man fast in allen Richtungen hindurch galoppiren könnte. Die jungen Bäume schießen auf, andere grünen in voller Kraft und für eine Weile sieht man sich vergeblich nach denen um, die zufolge des großen Systems in der Natur, wo Eins dem Andern Platz macht, nothwendig irgendwo in Zerstörung

sinken müssen. Endlich entdeckt man sie, doch stören sie nicht die heitere Ansicht des Ganzen und zeigen sich im wörtlichen Sinne unter der Gestalt eines „grünen Alters." Die äußersten Enden ihrer Aeste brechen ab, so wie sie absterben, und wenn nichts übrig bleibt als der hohle Stamm, so ist dieser noch mit Zweigen und Blättern bedeckt und wird allmählig den Augen durch die jungen Sprößlinge entzogen, welche unter dem Schutze seiner Aeste aufspringen und schnell über ihn hinauswachsen. Einige wenige Plätze sieht man, die durch Zufall in Brand gerathen, allein das Feuer ist kaum verlöscht, so scheinen die umgebenden Bäume ihre Zweige darüber auszubreiten und junge Gesträuche erheben sich aus dem Boden, während die saftlosen Stämme vermodern.

Alle Flüsse behalten ihren eigenen Lauf, und so vortrefflich ist das Ganze geordnet, daß, wenn man plötzlich Städte und Millionen von Bewohnern in gehörigen Zwischenräumen und Lagen hierher verpflanzen könnte, die Leute fast nichts zu thun haben würden, als ihr Vieh auf die Weide zu treiben und ohne irgend eine Vorbereitung so viel des Bodens umzupflügen als zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig wäre.

Das Klima der Pampas erleidet eine große Veränderung der Temperatur im Winter und Sommer, obgleich die allmähligen Abwechslungen sehr regelmäßig sind. Der Winter ist beynahe so kalt als unser November, und der Boden bey Sonnenaufgang stets mit Reif bedeckt, doch ist das Eis selten dicker wie ein Zehntel eines Zolls. Im Sommer ist die Sonnenhitze sehr drückend *) und jedes lebende Geschöpf scheint ihrer Macht zu unterliegen. Die wilden Pferde und Ochsen scheinen gänzlich dadurch erschöpft und der Siesta als einer natürlichen und nothwendigen Ruhe zu bedürfen. Man kann nicht arbeiten in der Mitte des Tages, und so scheint diese Zeit die angemessenste zur Ruhe und die kühlen Morgen für die Thätigkeit bestimmt zu seyn.

Die Verschiedenheit der Atmosphäre von Mendoza, St. Luis und Buenos-Ayres, welche alle fast unter derselben Breite liegen, ist sehr merkwürdig; in den beyden erstern, oder der Wald- und Grasregion ist die Luft äußerst trocken; kein Thau fällt bey Nacht, selbst in dem heißesten Wetter gibt es nur wenige Ausdünstung und die todten Thiere liegen auf der Ebene vertrocknet in ihren Häuten, so daß ich zuweilen kaum unterscheiden konnte, ob sie lebendig oder todt waren. Allein in der Provinz Buenos-Ayres oder der Distel- und Klee-Region zeigt die Vegetation deutlich die Feuchtigkeit des Klima's.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ich habe zweymal Morea durchreiset, welches fast unter derselben Breite (nördlich) wie die Straße durch die Pampas liegt, und das Klima der leztern scheint mir heißer im Sommer und kälter im Winter als Morea, Sicilien, Malta und Gibraltar. A. d. U.

Ueber die bey den alten Egyptern für heilig gehaltenen Thiere, welche man heut zu Tage nur noch in Indien antrifft.

Herr Isidor Geoffroy-Saint-Hilaire hat der Gesellschaft für Naturgeschichte in Paris eine Untersuchung über die Spitzmäuse vorgelesen, von welchen dieser junge Naturforscher fünf neue Arten kenntlich gemacht hat. Zwey derselben wurden in der Sammlung egyptischer Alterthümer des Herrn Passalacqua gefunden.

Der Vater Geoffroy-Saint-Hilaire gibt in Bezug auf diesen Gegenstand und die Untersuchungen seines Sohnes sehr interessante Details. Die Spitzmäuse wurden im alten Egypten göttlich verehrt, und eine eigene Stadt war ihnen geheiligt. Indessen wurden die von Isidor beschriebenen Individuen dieses Geschlechts nicht in dieser Stadt gefunden. Sonderbar genug hat man in einem egyptischen Grabe ungefähr dreyßig dieser Thiere, nicht in Lacken eingewickelt, sondern in einer Art von Weingeist aufbewahrt gefunden. Man brachte sie von da in Alcohol, wodurch man sie in so gut erhaltenem Zustand conservirte, als ob sie eben erst zu leben aufgehört hätten. Diese Spitzmäuse, welche man demnach auf das Genaueste untersuchen konnte, gehören keiner der jezt in Egypten lebenden Gattungen dieses Thier-Geschlechtes an, sondern es werden dieselben nur noch in Indien angetroffen.

Was diese Bemerkung interessant macht, ist der Umstand, daß dieses Thier nicht das einzige von den in dem alten Egypten göttlich verehrten Thieren ist, welche heut zu Tage nicht mehr in diesem Land, sondern nur noch in Indien gefunden werden.

Der ehemals heilige Ibis ist nicht derselbe, der heute an den Ufern des Nils lebt; nicht allein durch seinen längeren, dünneren Schnabel, sondern auch durch sein glänzenderes Gefieder zeichnet sich jener vor diesem aus. Aber eben jener, den wir aus den Gräbern der alten Egypter kennen lernen, mit dem langen dünnen Schnabel, mit dem Glanz der Federn, findet sich in Indien.

Gleichfalls hat Herr Latreille gefunden, daß von den im alten Egypten für heilig gehaltenen Insekten nur wenige noch jezt in diesem Lande vorkommen, die Mehrzahl derselben aber in Indien lebt.

Soll man nun glauben, daß seit drey- bis viertausend Jahren das Klima dieser beyden Länder sich so bedeutend geändert habe, daß diese Thiere sich aus dem einen in das andere begeben haben? Oder sollten die Egypter in diesen Thieren fremde Thiere verehrt haben, und daraus zu schließen seyn, daß auch sie mit der Erinnerung an dieses fremde Land, ein früheres Vaterland haben bezeichnen wollen, aus dem sie einst nach Egypten gewandert?

Herr Geoffroy stellt hierüber keine Vermuthung auf,

…egnügt sich blos die Gewißheit der Verschiedenheit … …rer, von den alten Egyptern göttlich verehrten Thiere und den jezt in Egypten vorkommenden Thieren gleicher Gattung nachgewiesen zu haben.

G. C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 27. Okt.

(Fortsezung.)

Der erste Zauberruf Armidens hatte gewirkt. Das lieblichste Gefilde erscheint; ein weites, bachdurchschlängeltes Thal mit fernen Hügeln; ein lachender Himmel; rings Blumen und schwellender Rasen. Das reizendste D dur Andante soll den Helden verführen. So lockend, so still und friedlich, und doch so unwiderstehlich schmeicheln diese Töne sich ein, so anscheinend harmlos und unschuldig, daß Rinald nur die Rosen und nicht die lauernde Schlange sieht, und der süßen Evastimme der verlockenden Flöte folgend entschlummert. Und wie schmiegte sich Herrn Stümers weiche Stimme diesen Tönen an. Das Kunstvollste war der vollendet unbefangene und harmlose Ausdruck dieser süßen Trunkenheit, der die Töne sanft anschwellen ließ, ohne ihnen tiefe Innigkeit zu geben; sie waren unschuldig, sie ließen ein bewußtlos sich hingebendes Gefühl erklingen, das selber nicht weiß wie ihm geschiehe, doch der besiegte Rinald wird auch Armidens Niederlage. Sie naht sich, um den holden Schlummernden zu ermorden; in abgebrochenen Säzen äußert sich ihr Haß. Aber plözlich durch ihren eigenen Zauber, die Liebe, gefesselt steht sie da; klagende Sexten immer wiederholt, nur einmal steigend und wieder sinkend, halten sie zurück, malen ihr Schwanken und Zaudern, ihr beklagenswerthes Loos. Sie rafft sich noch einmal zusammen — vergebens. Jezt fühlt sie selbst das Zaudern, welches als ihren bewußtlosen Zustand bisher nur die Begleitung erklingen ließ; „was sie denn so bewege?“ fragt sie in d-mol, bis sie nun zum lezten Mal sich erhebend, immer gehemmt, nach h-dur, womit sie begann, hinstrebend, immer vergeblich den Racheversuch wiederholend, in das lezte Zagen versinkt, und nun zum ersten Mal wie neugeboren, aber in tiefem Schmerz, im Septimenaccorde von a-dur, die junge Liebe in ihrem Busen fühlt; ihre Rache entflieht, der Dolch entsinkt ihrer Hand, das liebende Herz beginnt seine Sprache, das Recitativ steigert sich zur Arie. Die früheren klagenden, die Rache aufhaltenden Töne kehren jezt wieder, und führen Armiden zu den g-durtönen, in denen sie sich ganz der Liebe und dem Mitleiden überläßt. Jene Klagetöne klingen zwar immer noch wieder hindurch, aber nur einmal in Moll, das, obgleich es ihr Zorn und Rache zurückbringen will, dennoch liebend hinschmilzt. Ein neuer Zauberspruch soll Rinalden ewig an sie fesseln; die frühere Macht des Zaubers jedoch bleibt nur in den Bässen, welche immer die Haupttöne des Accordes auseinanderlegen, indeß die übrige Begleitung in Triolen mit steten Pausen, im lezten Nachhall jenes früheren Bebens erzittert, als sie weithin durch alle Räume der Welt mit dem Freunde entfliehen will.

Doch sie hat ihn sich nur durch ihre allgemeine Zaubermacht vereinigt; er liebt sie nicht ihrer selbst wegen, und so klagt sie, durch die Zaubermacht und die Gewalt innigster, eigenster Liebe im Innersten zerrissen, jezt den Kampf ihres Stolzes und ihrer Liebesgluth. Der erste Theil ihrer Arie zeigt in den steten Vorhalten wie sie, sich selber entrissen, sich vergebens sucht, und wie ihr Haß, wenn er auch bis zu dem hohen klaren g aufsteigt, dennoch klagend, liebend und verschwindend wieder herabsinkt. Jezt folgt im zweyten Theil ein recitativischer Gang, die herüberklingende Erinnerung ihrer Rachewuth, der Schmerz des neuen Liebegefühls kehrt wieder, immer klagender ruft sie den Namen Rinald, und betrauert im tiefsten, geheimsten Leiden ihr Loos, welches sie dem Anfange ihrer Arie sehnend und liebend wieder zurückführt. Aber von aller Klage, allem Troste der Dienerinnen, aller Freude über Rinalds Liebe, allem Schmerz, daß dieses Feuer nur Wirkung des Zaubers, nicht freywillige Gluth sey, reinigt sich Armide endlich, indem sie bis zu c-dur hindurch dringt, und nun, die reine, liebeleere Zaubergewalt der Liebe wieder zu werden, den Haß anruft, mit seiner Gewalt ihren lieberfüllten Busen zu beseelen. Es ist der dritte Zauberruf Armidens, und vereinigt die Kraft des ersten mit dem Beben und Zittern des zweyten. Zagend, von Schmerz gemartert, fleht sie die Furie an; das hohe, langgehaltne g der so keck gerühmten „Selbstbeherrschung“ des ersten Akts kehrt wieder, aber es führt jezt, statt zu siegendem c-dur nur zu klagendem Moll. Auf diesen Ruf erscheint die Furie, und plözlich aus c-dur geht sie in a-dur über, denn sie will Armiden durch deren Eigenstes, die Liebe selbst bekämpfen, indem sie die süßen Accorde derselben auseinanderschlägt, umherwirft, damit zürnt und tobt, und plözlich daraus unerwartet und immer und immer wiederholt die härteste Dissonanz entwickelt. Der Chor wiederholt der Furie Toben, indeß sie ihren Dissonanzenbliz dazwischen schmettert, der gegen die klaren vorhergehenden consonanten Accorde desto greller hereinbricht. Nun folgt der furchtbarste Furientanz; hin und her, auf und ab rollen die sonst so lieblichen a-dur, d-dur und e-dur Töne, und kommen immer zu dem gehässigen, für sich selbst sich abschließenden Oktaven-Fall und Wiederaufsteigen, bis sie zulezt in ihren eigenen Strudel hineingezogen, immer schneller und feindlicher sich abschließend verstummen. Nachdem nun auf diese Weise zuerst außerhalb Armidens Brust die Liebesklänge in die Töne des Hasses verwandelt sind, dringt jezt die Furie a-mol auf die Unglückselige ein, denn erst nachdem was bisher der Liebenden das Geltende war, in sein Gegentheil verkehrt ist, tritt es ihr nun auch als ihr Gegentheil, a-dur als a-mol, entgegen, womit jezt die Furie ihre Beschwörung beginnt, indeß die Begleitung den allgemeinen Charakter des Hasses in den immer gleichen Bässen und den stets auf denselben Ton wieder zurückkommenden Triolen beybehält. Der Chor wiederholt die Beschwörung, bis Armide, die bisher nur die eine Seite ihres Wesens, die gewollte Rückkehr zum Stolze der Liebesgöttin, bewährt hatte, jezt auch die andere, die unzerstörbare Heftigkeit ihrer Liebe, im Kampfe gegen die Furie hervorkehrt, und so auf's Grellste ihren innern, aussöhnungslosen Zwiespalt offenbart. Dieß führt das widerstreitende d dur-Duett der Furie und Armidens herbey, worin auch der Chor einfällt, und nicht eher aufhört, bis sich Armide schmerzlich aus diesem Kampfe herausringt, und dann bis nach a-mol heraufgestiegen, zum Tode ermattet herabfällt. Da gibt die Feindin der Gemarterten ihren Fluch, da sie ihr in schmeichelndem Hohn räth der Syrene zu folgen; ein Meisterfluch, der alles Bisherige enthält: die Art der Begleitung der ersten a-dur-Arie, die folgende Wuth, die Schadenfreude, die erst anlockend zulezt Verderben auf die Arglose hinschleudert. Und furchtbar spricht der Chor diesen Fluch ihr nach. — Aus sterbendem Erzittern vermag Armide nur in g-dur die rührendste Bitte, ihrer zu schonen, zum Gotte der Liebe hinaufzusenden, indeß die Begleitung im bangen Nachklang all dieser Schrecken bebend verhallt. Diese stille machtlose Klage ist das Ergreifendste der ganzen Oper, und lauter Beyfall belohnte Mad. Milder für die Anstrengungen des schweren Aktes.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 287.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. December 1826.

Stets ruft Natur ihr schöpferisches Werde.
In ew'ger Bildung geht das Lebensmeer.

Schreiber.

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Fortsetzung.)

Wenn ich des Nachts im Freyen schlief, fand ich meinen Poncho (oder Decke von grobem wollenen Zeug) fast ganz von Thau durchnäßt und meine Stiefeln so feucht, daß ich sie kaum ausziehen konnte. Todte Thiere gehen schnell in Fäulniß über. Wenn man nach Buenos-Ayres kommt, so sind die Wände der Häuser so feucht, daß der Eintritt unfreundlich erscheint und Zucker so wie alle Salze sich fast in einem aufgelösten Zustande befinden. Indessen scheint diese Feuchtigkeit nicht ungesund. Die Gaucho's*) und sogar Reisende schlafen auf dem Boden und die Bewohner von Buenos-Ayres leben in ihren feuchten Häusern ohne rheumatische Beschwerden oder Schnupfen, und sie haben das Ansehen, stärker und gesünder als solche zu seyn, die in trockenen Gegenden wohnen. Es kann im Ganzen gesagt werden, daß in den Pampas eine so schöne und gesunde Atmosphäre herrscht als in den gesündesten Theilen von Griechenland und Italien und ohne die geringste Malaria.

Die einzige Unregelmäßigkeit in diesem Klima ist der Pamparo oder Südwestwind, den die kalte Luft in den Anden hervorbringt und der über diese weiten Ebenen mit einer Schnelle und Gewalt dahinrauscht, der es fast unmöglich ist, zu widerstehen. Allein dieser rasche Umlauf der Atmosphäre hat sehr wohlthätige Wirkungen, und das Wetter ist nach einem solchen Sturm immer besonders heilsam und angenehm.

Der südliche Theil der Pampas wird von den Pampasindianern bewohnt, die keinen bestimmten Wohnplatz haben, sondern von Ort zu Ort gehen, so wie das Gras von ihren Heerden abgeweidet ist. Der nördliche Theil der Pampas und die übrigen Provinzen am Rio de la Plata werden von einigen wenigen zerstreuten Wanderern bewohnt, die sich an einigen Orten in kleine Gruppen versammelt haben und zusammen an demselben Orte leben, weil sie an demselben geboren wurden. Ihre Geschichte ist in der That merkwürdig.

Sobald als die Unabhängigkeit und Freyheit der Provinzen am la Plata durch den Fall der Spanier begründet worden, wandten mehrere der Einwohner ihre Aufmerksamkeit auf eine Verfassung, welche die erworbene Freyheit erhalten, die Bevölkerung aufmuntern und allmählig die Oberfläche eines höchst interessanten und reizenden Landes mit Hülfe der Künste, Manufakturen und Wissenschaften verschönern möchte, deren es bisher beraubt gewesen; aber die sonderbare Lage des Landes stellte große Schwierigkeiten dagegen auf.

Obgleich unermeßliche Striche reicher Ländereyen unangebaut und ohne Eigenthümer lagen, so war doch schon etwas

*) Gaucho ist der Name der Bauern in den Pampas, welche sich zur christlichen Religion bekennen.
A. d. U.

gethan. Kleine Städte und Niederlassungen (ursprünglich für den Minenbau) waren in einer Entfernung von 5 bis 700 Meilen von einander angelegt und so das Skelet einer Karte für ein civilisirtes Land entworfen, dessen Ausfüllung indessen durch das beschränkte Interesse Einzelner verhindert wurde.

Allein wenn gleich der Grund auf diese Weise gelegt war, so fehlte doch der Plan des Baues, den die Spanier entworfen. Er war durch den Krieg zerstört worden, und alles, was man davon wußte, war, daß seine Zwecke dem großen politischen Systeme nicht angemessen waren, welches jezt angenommen werden sollte.

Man bemerkte bald, daß die Provinzen von Rio de la Plata ohne Hafen waren, daß die Stadt Buenos-Ayres sich in einer ungünstigen Lage befand, und da die engherzige Politik der Spanier das Anpflanzen des Weins und Oelbaums verboten, so waren die Plätze, welche am angemessensten für die natürlichen Produkte des Landes waren, vernachlässigt, während man für den Minenbau und andere mit dem spanischen System verbundene Zwecke Städte in den entlegensten und unvortheilhaftesten Gegenden erbaut, und so fanden sich dann auch die Bewohner in Haufen zusammen, lebend, ohne zu wissen warum, und unter Umständen, welche alle Bestrebungen mit einem Nebel überzogen, und unter Schwierigkeiten, zu deren Ueberwindung sich keine Hoffnung zeigte.

Die Lage dieser Menschen war und ist noch jezt höchst traurig. Das Klima bietet ihnen leicht die ersten Lebensbedürfnisse dar. Aber von aller Verbindung mit der civilisirten Welt abgeschnitten, sind sie aber unfähig, an den Fortschritten der Zeit Theil zu nehmen, oder sich von den Irrthümern und Nachtheilen einer schlechten politischen Erziehung loszureißen. Die moralischen Mittel, ihr Land zu verbessern, oder von demselben gebessert zu werden, fehlen ihnen, und durch diese und andere Umstände gedrückt, geben sie sich natürlich der Trägheit und Unthätigkeit hin. Die Stadt, oder vielmehr das abgelegene Dorf, worin sie leben, ist gewöhnlich der Sitz der Regierung der Provinz, und stellt nur zu oft ein trauriges politisches Gemälde dar.

Leute, welche, obgleich jezt frey, unter der finstern Tyranney der spanischen Regierung aufgewachsen und voll von engherzigen Vorurtheilen sind, die selbst in volkreichen Ländern unter den Bewohnern kleiner Orte herrschen, überdieß aller Erziehung entbehrend, sehen sich aufgerufen, einen Gouverneur zu erwählen und eine Junta zu errichten, die Geschäfte ihrer Provinz zu ordnen und einen Deputirten zu einer entfernten Nationalversammlung nach Buenos-Ayres zu senden. Die Folge davon (was ich oft mit eigenen Augen gesehen) ist, was man natürlich erwarten muß, daß die Wahl des Gouverneurs selten einstimmig geschieht, und kaum eingesezt, ist er auch schon wieder abgesezt, und dieß auf eine Weise, die einem jeden, der an eine Regierung nach einem größern Maßstabe gewohnt ist, kindisch und lächerlich erscheinen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Jezt erst ging dem jungen Mann ein schreckliches Licht auf. Also in ein Haus des Unglücks, in eine unglückselige Ehe bin ich gekommen, sprach er zu sich. „Ach, nicht aus Liebe hat sie ihn geheirathet, sondern aus Noth, weil sie allein stand; und Faldner, so kenn' ich ihn, hat sie genommen, weil sie schön war, weil er mit ihr glänzen konnte. Das unglückliche Weib! und der Barbar macht ihr Vorwürfe über ihr Unglück, läßt sie sogar fühlen, was sie ihm verdanke?" Ein gemischtes Gefühl von Unmuth über seinen Freund, von Mitleid und Achtung gegen die schöne unglückliche Frau zog ihn zu ihr hin; er küßte ihre Hand, er bemühte sich, ihr Muth und Vertrauen einzuflößen. „Sehen Sie dieß Alles als nicht gesagt an, flüsterte er, ich sehe, es macht Ihnen Kummer; was nüzt es denn Faldner; verschweigen wir ihm die thörichten Muthmaßungen, die ich hatte, die ja ohnedieß zu nichts führen können."

Josephe sah ihn bey diesen Worten groß an; ihre Thränen standen stille in den weitgeöffneten Augen und Fröben glaubte eine Art von Stolz in ihren Mienen zu lesen. „Mein Herr, sagte sie, und ihre Gestalt schien sich höher aufzurichten. Ich kann unmöglich glauben, daß das, was Sie sagten, Ihr Ernst seyn kann; auf jeden Fall werden Sie wissen, daß die Gattin des Barons von Faldner kein Geheimniß mit Ihnen theilt, das nicht ihr Gatte wissen dürfte."

Unter diesen Worten hatte sie das Theegeschirr etwas unsanft von sich gerückt, war aufgestanden, und — nach einer kurzen Verbeugung verließ sie den erstaunten Gast. Fröben wollte ihr nach, wollte abbitten, was er gethan, wollte Alles auf einmal gut machen, aber sie war schon in der Thüre verschwunden, ehe er nur Fassung genug hatte, sich vom Sopha aufzuraffen. Unmuthig ging er hinab in den Garten; er wußte nicht, sollte er sich selbst grollen, oder der Empfindlichkeit der Dame, die ihm in diesem Augenblicke übergroß erschien. Doch wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, sein aufgeregtes Blut wallte nach und nach ruhiger, und sein Geist gewann Raum, über sich selbst nachzusinnen. Und hier fand er nun Manches, was Josephen zur Entschuldigung diente. „Sie liebt ihn nicht, sagte er zu sich, er behandelt sie vielleicht roh, zeigt sich mehr als Herr denn als Gatte. Sie wurde weich, als ich mit ihr von höhern Genüssen des Lebens sprach, ich sah,

wie sie erschrack, als sie sich gegen mich verrathen hatte, als sie aussprach, welcher Mangel selbst mitten im äußern Glück sie drückte. Und mußte sie sich nicht ängstlich berührt fühlen, daß sie diesen Mangel einem Freund ihres Gatten verrieth? Und weiter; als ich ihr Alles, Alles sagte, als ich mit einer gewissen Bestimmtheit von ihrer Abstammung sprach, als ich, vielleicht etwas unzart, Saiten berührte, die sonst Niemand bey ihr antastete, mußte sie nicht schon dadurch außer sich selbst gerathen. Und als sie vollends den Argwohn, die Zweifelsucht des Barons bedachte, wurde sie nicht immer ängstlicher, immer verlegener, und ich — fuhr er fort, indem er sich vor die Stirne schlug, ich konnte ihr zumuthen, ein Geheimniß mit ihr zu theilen, das sie ihrem nächsten Freund, ihrem Gatten nicht verrathen dürfte? Mußte sie nicht fürchten, wenn sie es verheimlichte, ganz in meiner Hand zu seyn; mußte ihr nicht das ganze Anerbieten sonderbar, unzart vorkommen?" Wie hoch, wie edel erschien ihm jezt erst der Charakter dieser Frau; wo nahm sie bey dieser Jugend, denn sie konnte höchstens neunzehn zählen, solche Stärke, solche Umsicht, solche ungewöhnliche Bildung, solche feine, gesellige Formen her? Er fühlte, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, daß den Frauen etwas von Feinheit, Schlauheit, Kraft, Ueberwindung, kurz daß ihnen ein Geheimniß inne wohne, dem der Mann, selbst der stolze, gewichtige, nicht gemessen sey.

Der Baron von Faldner war zum Mittagessen zurückgekommen und Josephe hatte ihn mit ihrer gewohnten Anmuth, vielleicht ein wenig ernster als gewöhnlich empfangen. Aber hastig riß er sich aus ihrer Umarmung. „Ist es nicht um toll zu werden, Fröben, rief er, ohne seine Frau weiter zu beachten. Mit großen Kosten lasse ich mir eine Dampfmaschine aus England kommen, lasse sie auf die Gefahr hin, daß Alles zu Grunde gehe, ausschmuckeln, du keynst ja die Gesetze hierüber. Und jezt, da ich meyne im Trocknen zu seyn, da ich schon achtzig, ja hundert Prozent berechnete, jezt geht sie nicht!"

„Franz!" rief Josephe erbleichend.

„Sie geht nicht?" rief ihr Fröben nach.

„Sie geht nicht, wiederholte der unglückliche Landwirth. Die Fugen greifen nicht ein, das Räderwerk steht, es muß irgend etwas verloren gegangen seyn. Ich ließ, wie du weißt Josephe, ich ließ es mir ja Alles kosten, mit theurem Gelde ließ ich einen Mechanikus aus Mainz kommen, ich legte ihm die Zeichnungen vor. „„Nichts leichter als dieß,"" sagte der Hund, und jezt, da ich ihm A zu A, B zu B gebe, denn es ist alles numerirt und beschrieben, jezt kann es kein Teufel zusammensetzen; es ist um rasend zu werden!!"

Man sezte sich verstimmt zu Tische, der Baron verbiß seinen innern Grimm über die fehlgeschlagene Hoffnung, und den wahrscheinlichen Verlust des Kapitals, er trank viel Wein und exaltirte sich zu schlechten Scherzen. Josephe war noch bleicher als gewöhnlich, sie besorgte still ihr Amt als Hausfrau, und nur Fröben wußte einigermaßen ihre Gefühle zu deuten, denn sie vermied es, ihn anzusehen. Ihm quoll der Bissen im Munde, er sah den Unmuth einer getäuschten Hoffnung in den Mienen seines Freundes, er sah den Muth, die Entschlossenheit, und doch wieder unverkennbare Angst in den Mienen der schönen Frau, es war ihm zuweilen als sey mit ihm erst Unglück über dieses Haus hereingebrochen. Das Gespräch schlich während der Tafel nur mühsam und stockend hin, doch als das Desert aufgetragen war, und die Diener auf Josephens Wink sich entfernt hatten, holte sie einige Mal mühsam Athem, ihre Wangen färbten sich röther, und sie sprach:

„Du hast heute früh eine recht sonderbare Unterhaltung zwischen mir und Deinem Freunde versäumt. Schon oft, wie Du weißt, klagten wir über Mangel an Verwandtschaft von meiner Seite, jezt scheint mir auf einmal ein neues Licht aufzugehen, denn er bringt uns ja viele und angesehene Verwandte in's Haus!"

Verwundert und fragend sah Faldner seinen Freund an, dieser war im ersten Augenblick etwas betroffen, doch hier galt es mit Umsicht zu handeln. Wunderbar fühlte er in diesem Augenblick das Uebergewicht eines Mannes von Welt, über die niedere, beynahe rohe Denkungsart eines Baron Faldner, und mit mehr Gelassenheit, mit weiser Benutzung der Umstände, erzählte er die sonderbare Geschichte des Bildes und seiner Bekanntschaft mit Don Pedro.

Gegen alle Erwartung wurde der Baron zusehends heiterer, während der Erzählung, „ey — sonderbar," waren die einzigen Worte, die ihm hie und da entschlüpften, und als Fröben geendet hatte, rief er: „was ist klarer als dieß. Donna Laura Tortosi, und Laura von Tortheim, der Schweizer Kapitän Tannensee, und Dein Vater sind dieselben. Und reich, sagst Du lieber Fröben, reich ist der Haushofmeister; begütert, unverheirathet, und hegt noch die alte Vorliebe für seine Baase von Valenzia; ey der Tausend, Josephe! da könnte es ja noch eine reiche Erbschaft von Piastern geben!"

„Josephe hatte wohl diese Aeußerung nicht erwartet; der Gast sah ihr an, daß sie dieses gemeine Wort lieber ohne Zeugen gehört hätte; aber eine drückende Last schien sich dennoch ihrem Busen zu entladen, sie drückte die Hand ihres Gatten, vielleicht nur weil er ihr dießmal weniger Bitteres gesagt hatte als sonst, und ziemlich aufgeheitert sagte sie: „Mir selbst scheint in diesem sonderbaren Zusammentreffen unseres Freundes mit dem Spanier eine eigene Fügung des Schicksals zu liegen, ja ich glaube sogar, daß es spanische Lieder waren, die hie und da meine Mut-

ter, wenn sie einsam war, zur Laute sang. Ja vielleicht kommt es eben daher, daß ich in katholischem Glauben erzogen wurde, obgleich mein Vater, wie ich bestimmt weiß, reformirten Glaubens war. Nun das Beste ist, unser Freund schreibt an Don Pedro."

„Ja, thue mir den Gefallen! sagte Falbner, schreibe an den alten Don, seine Laura habest Du nicht gefunden, aber offenbar ihre Tochter; es könnte ja zu etwas führen, Du verstehest mich schon; wem will er auch, sagte er fröhlich die Hände reibend, wem will er auch seinen Mammon vermachen, als Dir, Du Goldkind? Ich habe es ja immer gesagt, und auch zur Gräfin Landkron sagte ich es, als ich um Dich anhielt, wenn sie auch nicht viel, eigentlich gar nichts hat, mit ihr kommt Segen in mein Haus. Und haben wir da nicht den Segen? Wie hoch, sagtest Du, daß Du den Spanier anschlägst?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 26. Okt.

(Beschluß.)

Ihrer Zaubermacht steht die Macht und der Zauber des Heldenthums und der Tapferkeit entgegen, welche aus Rinaldo's Brust entflohen, jezt in den Gesandten Bouillons hervortritt. Aber erst nachdem sie die Schwachheit der Liebe besiegt, vermögen sie den Zauber der Liebe zu lösen. Denn erst muß sich das gottgeweihte Heldenthum in ihnen als die höhere Macht beweisen, ehe sie Rinalden zu befreyen vermögen.

Durch diesen Sieg des Heldenthums bricht Schmerz und Trennung in das selige Bündniß der Liebenden ein. Noch wissen beyde nicht, was ihnen bevorsteht, aber der Bruch ist geschehen, Armide fühlt ihn schon deutlich in ihrem ahnenden Herzen, und er wird der Grundklang, der jezt klagend, wehmüthig und sehnsuchtvoll durch Rinaldo's, unruhig voll geheimen, unerklärlichen Schmerzes durch Armidens Töne webt. So kommt es zu ihrem glückselig unglücklichen Liebesduett in a-mol, dem lezten Silberblicke in der Sterbestunde ihrer Liebe. Denn ihre Wechselliebe reißt sie in's Verderben; Armiden, weil sie, die Liebeskönigin, nicht selber erliegen darf, ohne diese Zaubermacht einzubüßen, durch welche allein sie siegte; Rinaldo, weil der Heldenruhm und der Kampf für die Ehre Gottes sein Beruf ist. Dieß klingt überall hindurch, denn erhebt sich Rinald im Schwur ewiger Treue auch bis zu a-dur, so tönt doch ein stetes Moll durch diese Durklänge; auch Armide antwortet in der Grundtonart, und wenn nun ihre Stimmen wie im Anfange sich verschmelzen, so malt die Begleitung einen noch geheimen Schmerz, bis sich die Liebenden aus dieser unbewußten Klage erst in Sextengängen, dann in Terzen, herauswinden, und sich nun endlich im Wechsel von g-dur und c-dur zu einem Liebesjubel erheben, der zum ersten Male Beyde zu ganzer voller Seligkeit vereinigt. Aber indem sie die Tonart, welche sonst nur Armidens Liebesherrschaft, und Rinaldens Heldenmuthe erklang, jezt zum Ausdrucke ihrer Liebe gebrauchen, wird dieser vereinigte Jubel gerade das Trennende. Armide verfällt im nächsten Recitativ ihres Abschieds sogleich in es-dur und b-dur, und diese Tonart liegt jezt auch den Tänzen und Chören zu Grunde, die, statt der früheren, heiteren Anmuth, dem Locken, der stillen Freude der Zärtlichkeit jezt nur im Schmerz der Trennung erklingen. So weißt sie denn auch der Verlassene von sich, da sie seinen Schmerz nur vermehren, den er dann sehnsuchtsvoller als je aushaucht. Doch jezt nahen die Helden in c-dur. Wunderbar erschreckt die Begleitung hin und her rollend und springend den Liebenden, und wie er den Schild erblickt, kommt ihm plözlich die Erinnerung des verlornen Heldenthums in c-dur zurück. Streng antwortet ihm der Freund; nun mit einem Male erkennt sich der Versunkene, sein Dur verkehrt sich in Moll, doch dann in d-dur zeigt er sich zum Kampfe gegen die Leidenschaft bereit. Da donnern ihn denn mit furchtbarer Macht die Pauken aus seiner früheren Ruhe auf, und die kriegerischen Trompeten ziehen ihn schmetternd unwiderstehlich nach Zion zurück. Aber nun steht ihm und Armiden der lezte furchtbarste Kampf bevor; sie sieht den Geliebten enteilen, ihr Entsezen schreit auf, dann sinkt es schmerzlich zur rührendsten Bitte nieder. Er möge, wenn auch als Feind, sie mit sich führen, fleht sie in e-dur, d-moll u. s. f.; den Geliebten in der Schlacht beschützen und retten zu wollen, ermuthigt sie durch Septimenaccorde von c-dur zu f-dur u. s. w., aber dieß selige Mißgeschick endigt sich in d-mol. Doch weil sein Frevel, sie nie geliebt zu haben, ihre höchste Qual ist, steigert diese Erinnerung ihren Schmerz zur Wuth, sie will den Feind mit ihrer Herrschergewalt zermalmen — vergebens — der frühere Schmerz rafft sie dahin, und liebend sinkt sie in a-dur nieder. Nun faßt auch Rinalden unendliches Mitleiden; aber die strengen Freunde reißen ihn fort. — Daß bey der Aufführung an dieser Stelle der erste Paukendonner und das Trompetengeschmetter wiederholt wird, ist nicht zu loben. Rinald soll hier nicht aufgeschreckt werden. Daß er gehe, zeigt sich längst schon in seinen Tönen, und eben je mehr sich der Schmerz seines Mitleidens vertieft, desto gewisser erklingt darin der Entschluß zur Trennung, welche die Ursache dieses Schmerzes ist. Ohne diese Ursache wäre der Schmerz lächerlich. Auch muß das Wiederholen jenes ersten Effekts den Effekt selbst schwächen, da nur die Ersparung der Pauken bis zu diesem Augenblick ihn hervorbrachte. Die Sonne nach Sonnenaufgang wird Niemanden in Erstaunen sezen, und was alle schon wissen, noch einmal zu sagen, bleibt wirkungslos. — Als nun der Geliebte entflohen ist, und Armide in der ganzen weiten Schöpfung sich einsam und verlassen fühlt, beginnt die tiefste, härteste, schmerzlichste Klage. Aber mit diesen Thränen fließt auch ihre Schwachheit dahin. Es ist Armide, die Liebesherrscherin, welche weint, und die nur, indem sie das eigene Leben aus ihrer königlichen Brust reißt, in ihrer Hoheit sich wieder herzustellen vermag. Dieß ist ihre lezte schmerzliche Arbeit, die sie, durch Zauber zerstörend, was Zauber geschaffen, in d-mol schließt, siegend durch das hohe a, schmerzlich durch das Moll, auf welchem es beginnt, und in das sie hinabfällt. Nachdem sie verstummt ist, tönt nun in der Begleitung ihr Zauberruf fort, und singt ihre schmerzgestörte Macht, bis Alles in die einfachen, durch drey Takte wiederholten Oktaven von f-dur zusammenbricht. Aber nachdem nun leise und gedämpft alle Schmerzensaccorde durchlaufen sind, läutern sie sich plözlich zu a-dur und dem herausfordernden d-dur; denn der Sturz ihrer Liebe ist der Sieg der herrschenden Zauberin, und nur die Terz im Discant behält noch einen leisen Klang schmerzlicher Wehmuth, der nun ewig durch den Grundton ihres Lebens klingen wird.

Beylage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. December 1826.

Dreyerley ist bey drey Personen zu verabscheuen. Grausamkeit bey einem Könige. Geldgier bey einem Gelehrten, und Geiz bey einem Reichen.

Persisch. Spruch.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Der Baron hatte frische Flaschen befohlen und Josephe stand bey den lezten Worten auf und entfernte sich. Unbegreiflich war Fröben, wie unzart sein Freund mit dem holden, edeln Wesen verfuhr, er fühlte, wie sie sich vor ihm der Gemeinheit ihres Gatten schäme, er fühlte es und antwortete daher ziemlich unmuthig: „Was weiß ich; meynst du denn, ich frage die Leute, mit denen ich umgehe, wie ein Engländer, wie viel wiegst du?“

„Ach ich kenne ja deine sonderbaren Grillen über diesen Punkt, lachte der Baron, dir ist ein armseliger Geselle, wenn er nur das sogenannte sentiment und savoir vivre besizt, so viel als einer, der zweymal hundert tausend Pfund Renten hat. Aber ernstlich, mit dem Don müssen wir noch in's Reine kommen und ich rechne ganz auf dich.“

„Ja doch, du kannst gänzlich auf mich rechnen. Aber wie war es denn mit der Gräfin Landskron. Du sagtest mir ja noch nicht einmal, wie du deine Frau kennen lerntest!“

„Nun, das ist eigentlich eine kurze Geschichte, erwiederte Faldner, indem er sich und dem Freunde von Neuem Wein in das Glas goß; du kennst meinen praktischen Sinn, meinen richtigen Takt in dergleichen Dingen. Es stand mir die Wahl frey unter den Töchtern des Landes, reiche, bemittelte, schöne, hübsche, alles stand mir zu Gebot. Aber ich dachte: nicht alles ist Gold, was glänzt, und suchte mir eine tüchtige Hausfrau. So kam ich durch Zufall auch auf das Gut der Gräfin Landskron. Josephe war damals noch als Fräulein von Tannensee ihre Gesellschaftsdame. Das emsige, geschäftige Kind gefiel mir; Theeschenken, Aepfel schälen, Bohnen brechen, die Blumen begießen, kurz Alles wußte sie so zierlich und nett zu machen, daß ich dachte, diese oder keine wird eine gute Hausfrau werden. Ich sprach mit der Gräfin darüber. Zwar schreckten mich anfangs die kurzgefaßten Nachrichten wieder ab, die mir die Landskron über Josephens Verhältnisse geben konnte. Sie sagte mir, daß sie Josephens Mutter gekannt und nach ihrem Tode das Mädchen zu sich genommen habe; Vermögen hatte sie nicht, aber die Gräfin gab eine anständige Ausstattung. Das Kopulationszeugniß ihrer Eltern, ihr Taufschein war richtig — nun man ist ja in der Liebe gewöhnlich ein Narr und so nahm ich sie zu mir.“

„Und bist gewiß unendlich glücklich mit diesem holden Wesen?“

„Nun, nun, das geht so; praktisch ist sie nun einmal gar nicht, und ich muß ihr die dummen Bücher ordentlich konfisciren, nur daß ich sie an Haus und Garten gewöhne; denn wie will man am Ende hier auf dem Lande auskommen, wenn die Hausfrau sich vornehm in den Sopha sezt, Romane und Almanachs liest, empfindelt, wozu sie ohnedieß großen Hang hat, und weder Küche noch Garten besorgt?“

„Aber mein Gott, dazu könntest du ja Mägde hal-

ten," bemerkte Fröben, den der Wein und das Gespräch noch wärmer und unmuthiger gemacht hatten.

„Mägde? fragte Faldner lachend und sah ihn groß an, Mägde! da sieht man wieder den Theoretiker! Freund, davon verstehst du nichts! Würden mir nicht die Mägde hinterrücks den halben Garten, die schönen Gemüse, Obst und Salat verkaufen? Und vollends in der Küche. Wo nur Holz und Butter genug hernehmen, wenn Alles den Mägden anvertraut ist! Nein, die Frau muß da schalten und walten, und leider! bin ich da mit Josephen schlecht gefahren; doch komm, stoß' an, der Don soll Alles gut machen."

Fröben, so sehr sein Herz, sein zarterer Sinn durch alles, was er hier sah und hörte, verlezt war, wagte nichts entgegen zu reden. Er folgte dem Hausherrn, als dieser jezt aufstand, hielt seine Umarmung geduldig aus und nahm sogar, mehr um Josephe so bald nach diesem Vorfall nicht zu sehen als aus Freude an des Barons Gesellschaft, seine Einladung an, ihn nach der neuen Dampfmühle zu begleiten. Die Pferde wurden vorgeführt, die Männer schwangen sich auf, und schon wollte Fröben um die Ecke biegen als er noch einen Blick zurückwarf und Josephens Gestalt im Fenster erblickte; sie zog ihr Tuch von dem Auge, sie blickte ihnen wehmüthig nach, sie grüßte mit der zierlichen Hand. „Deine Frau winkt uns noch, um Abschied zu nehmen," rief er Faldner zu; aber dieser lachte ihn aus. „Was meynst du denn? sagte er im Weiterreiten. Glaubst du ich habe sie so zart und weich gewöhnt, daß wir auf einen Nachmittag mit Küssen und Drücken, mit Grüßen und Schnupftuchwedeln Abschied nehmen? Gott bewahre mich; dadurch verwöhnt man die Weiber, und wenn es dir einmal begegnen sollte, daß du auch heirathest, so mache es um Gotteswillen wie ich. Kein Wort von einer Reise, oder einem Spazierritt vorher." Das Pferd wird vorgeführt — „„Wohin, mein Lieber?"" fragt sie dann das erste oder zweyte Mal. Keine Antwort, sondern die Handschuh angezogen. „„Aber wirst du mich denn so allein lassen?"" fragt sie weiter und streichelt dir die Wangen; du nimmst getrost die Reitpeitsche und sagst: „„Ja, ich will heut Abend noch auf das Vorwerk, es ist dieß und das zu thun. Adje! und wenn ich bis neun Uhr nicht zu Hause bin, brauchst du mit der Suppe nicht zu warten."" Sie erschrickt, du achtest es nicht; sie will nach, du weisest sie mit der Reitgerte zurück, sie stürzt an's Fenster, hängt sich und das Thränentüchlein heraus und ruft Ade! und wedelt hin und her mit den weißen Fahnen; laß wehen und achte nicht darauf. Drück' dem Gaul' die Sporen in den Leib und davon; ich kann dir schwören, das sezt die Weiber in Respekt. Das dritte Mal fragte die meine nicht mehr, und Gottlob, das Gewinsel hat ein Ende."

Der Baron hatte während dieser trefflichen Rede in größter Gemüthsruhe eine Pfeife gestopft, Feuer angeschlagen und dampfte jezt, indem er seine Felder und Wälder überschaute, ohne eine Antwort seines Gastes zu erwarten; aber dieser preßte die Lippen zusammen und noch stärker preßte die Rede des rohen Mannes sein volles Herz. „O du Hund von einem Menschen, sprach er bey sich, schlechter noch als ein Hund, denn der Herr hat dir ja Vernunft gegeben. Wie man ein Pferd zureitet, oder einen Baum in bessere Erde sezt, hast du gelernt, aber eine schöne Seele zu behandeln, ein liebendes Herz zu verstehen, liegt außer deinen Gränzen. Wie sie ihm nachsah, so voll Wehmuth, denn er hatte ja nicht von ihr Abschied genommen, so voll Engelsgeduld, sie hatte ihm ja seine rohen Worte schon wieder vergeben; mit einem Blick so voll von Liebe! Von Liebe? kann sie ihn denn lieben? Wird nicht ihr zarter Sinn tausendmal jeden Tag von ihm beleidigt? Sieht sie denn nicht, wie er seinem Jagdhund mehr Zärtlichkeit beweist als ihr? Oder wie, fuhr er in seinem Hinträumen fort, sollte sie, weil sie einmal sein Weib geworden ist, Zärtlichkeit für den fühlen, den sie an Geist so weit überragt und den sie dennoch — fürchtet? Oder sollte es immer und ewig das Loos dieser armen Wesen seyn, daß unter Hunderten nur eine wahrhaft lieben darf, daß die andern, von der Natur zu einem herrlichen Gefäß zärtlicher, hoher Liebe ausgerüstet, erwachsen, blühen, verwelken, ohne wahre Liebe zu kennen? Doch dieser Gedanke wäre mir noch erträglicher als der, daß sie ihn wirklich lieben könnte! Nein, es kann, es darf nicht seyn!" Unwillkürlich hatte er bey den lezten Worten durch eine rasche Bewegung seinem Pferde die Sporen gegeben, es raffte sich auf und floh dahin. „Ho ho Junge! Du willst mit mir in die Wette reiten? rief ihm der Baron nach und steckte die Pfeife bey. Zweyhundert Schritte gebe ich dir vor und hole dich dennoch ein." Kunstgerecht berechnete er dann den Zwischenraum, und als er dachte, Fröben habe die vorgegebenen Schritte zurückgelegt, ließ er sein Pferd weit ausstreichen und gelangte zu seinem nicht geringen Triumph in demselben Moment mit dem Freunde vor der Dampfmühle an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Fortsetzung.)

In mehr als einer Provinz ist der Gouverneur sehr tyrannisch, in anderen scheinen der Gouverneur und die Junta für das Interesse der Provinz zu handeln, allein ihre Mittel sind so geringe, und die Eifersucht und der Neid, gegen die sie zu kämpfen haben, so groß, daß ihnen Schwierigkeiten ohne Ende entgegen stehen, und unmöglich ist es, daß sie für das Nationalinteresse handeln sollten.

Wie kann man erwarten, daß Leute mit sehr geringen Einkünften und in kleinen abgeschnittenen Gesellschaften ihr eignes engherziges Interesse für das allgemeine Beste ihres Vaterlandes vergessen sollen? Es ist in der That gegen die Natur, denn das, was im politischen Sinne ihr Vaterland genannt wird, ist ein so unermeßlicher Strich Landes, daß es nothwendig in Zukunft der Wohnsitz mancher verschiedenen gesellschaftlichen Vereine werden muß; und wenn diese Vereine, wie aufgeklärt sie auch seyn mögen, niemals dahin gelangen können, das Gefühl zu überwinden, welches sie an ihre Heimath bindet, oder die Vorurtheile zu besiegen, mit denen sie ihre Nachbaren betrachten, wie läßt es sich denken, daß eine schwache Regierung und einige wenige Einwohner das ausrichten, was die Civilisation bis jezt noch nicht im Stande gewesen ist zu bewirken, oder daß das politische Kind nicht solche Gebrechlichkeiten verrathen sollte, welche das männliche Alter bis jezt noch nicht zu überwinden vermochte. Es ist eine Thatsache, daß jede Provinz die benachbarte mit eifersüchtigen Augen betrachtet, und bey meinen Streifereyen durch das Land habe ich ohne Ausnahme die Benennung mala gente (schlechte Leute) auf die Einwohner der umliegenden Länder anwenden hören, so wie alle Land- und Stadtbewohner neidisch auf die Macht und den Einfluß der Stadt Buenos-Ayres sind; und wenn man bedenkt, daß die Politik von Buenos-Ayres darauf abzweckt, die Gewalt der Mönche und Priester zu brechen, und daß diese Menschen noch einen sehr großen Einfluß in den meisten der entlegenen Provinzen haben, und daß das seefahrende Interesse von Buenos-Ayres oft im Widerspruch mit dem der Ländereyen im Innern stehen muß, so wird man begreifen, mit welcher Stärke diese Eifersucht der Wahrscheinlichkeit nach wirken mag.

Die Lage des Gaucho ist von Natur unabhängig von den politischen Unruhen, welche die Aufmerksamkeit der Bewohner der Städte auf sich ziehen. Die Zahl der Gauchos ist sehr geringe, und sie leben zerstreut in großen Entfernungen von einander, hier und da im Lande. Viele von diesen Leuten stammen von den besten Familien in Spanien ab; sie sind wohlgesittet, und zeigen oft sehr edle Gefühle: ihr Leben ist sehr interessant — sie bewohnen gewöhnlich die Hütte, in der sie geboren sind, und worin ihr Vater und Großvater vor ihnen gelebt, obgleich sie in den Augen eines Fremden wenig Reize haben mag. Alle diese Hütten haben dieselbe einfache Bauart, denn obgleich der Luxus tausend Plane und Bauarten für die vergängliche Wohnung des noch vergänglichern Bewohners hat, so ist sich doch die Hütte in allen Ländern gleich, und so gibt es keine Verschiedenheit zwischen der Hütte des südamerikanischen Gaucho und des schottischen Hochländers, ausgenommen, daß die erste aus Lehm erbaut und mit gelbem Grase gedeckt ist, während die andre aus Steinen errichtet und mit Haide überdeckt ist. Die Materialien beyder sind unmittelbare Produkte des Bodens, und ihre Farbe hat so viel Aehnlichkeit mit der Oberfläche der Erde, daß es oft schwer ist sie zu unterscheiden; und da man in Südamerika gewöhnlich im raschen Galopp dahin reitet, so kann man kaum die Wohnungen entdecken, bis man vor der Thüre anlangt. Der Corral ist ungefähr fünfzig oder hundert Klafter von der Hütte entfernt; es ist ein Kreis von ungefähr dreyßig Klaftern im Diameter, von einer Reihe starker runder Pfosten eingefaßt, deren Enden in den Boden gepflanzt sind. Auf diesen Pfosten sitzen gewöhnlich eine Anzahl müßiger Geyer und Habichte *) und Hunde. Der Corral ist mit Knochen und Gerippen von Pferden, Ochsenhörnern, Wolle rc. bedeckt, wodurch er den Geruch und das Ansehen eines schlecht besorgten Hundezwingers erhält. Die Hütte besteht gewöhnlich aus einem Zimmer, worin die ganze Familie lebt, Knaben, Mädchen, Männer, Weiber und Kinder, alle liegen über einandergeworfen. In den Wänden und Dächern sind immer Löcher, die auf den ersten Anblick als besondere Zeichen der Nachlässigkeit des Volks erscheinen. Die Küche ist in einem ein Paar Klafter entfernten Schoppen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Die Habichte sind sehr zahm, und man sieht sie selten anders als bey den Hütten; allein zuweilen folgten sie mir mehrere Meilen nach, dicht vor mir liegend, und mir mit ihren runden schwarzen Augen in's Gesicht stierend, welches, wie ich glaube, ihre Aufmerksamkeit an sich zog, weil es so verschieden von denen der Eingebornen war, und ich dachte oft wirklich, daß sie Lust hatten, es zu kosten. Sie haben die Gewohnheit Pferde und Maulthiere, deren Rücken wund sind, anzufallen, und oft habe ich sie beobachtet, nur fünf oder sechs Zoll hoch über dieselben dahin fliegend. Es ist merkwürdig den Ausdruck beyder Thiere zu beobachten. Der Habicht mit niedergebeugtem Haupte und seine Augen fest auf die Wunde gerichtet: das Maulthier, mit niedergeschmiegtem Rücken, die Ohren anliegend, den Schweif bewegend, scheint kaum zu wagen sein Futter zu berühren, und nicht entschlossen zu seyn, ob es sich auf die Hinterbeine setzen oder ausschlagen soll.

A. d. V.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsetzung).

In den Freuden des Oktobermonats hat bisher, des beständigen Regens wegen, viel Flauheit geherrscht. Nichts desto weniger macht der meistens bedeckte Himmel, wodurch die Heftigkeit der Sonne gemildert wird, besonders die allenthalben von Neuem grünende Natur, den hiesigen Fremden den Aufenthalt im Freyen ungemein interessant; die Römer aber wollen die Sonne sehen, und sollte es im Schweiße ihres Angesichts geschehen. So sind die Tage auf dem Testaccio nun vorüber, ohne daß sie ihn ein einziges Mal wahrhaft heiter

verlassen hätten. Nicht selten hat die Anzahl der Aufwärter in den Kneipen die der Gäste übertroffen. Meistens bestehen leztere aus den fremden, hier lebenden Künstlern, von denen besonders die französischen sich mit liebenswürdiger, natürlicher Offenheit den hiesigen Sitten hingeben und anschließen, während die übrigen von Ferne stehen, nicht wissend, ob sie Theilnahme, Gleichgültigkeit oder Verachtung zu erkennen geben sollen. Ich bin Augenzeuge von einer Scene gewesen, welche zu interessant ist, als daß ich sie meinen Lesern nicht näher schildern sollte. Was der Saltarello ist, habe ich schon in mehrern meiner Mittheilungen gesagt. Da hier kein öffentlicher Tanz auf einem Tanzsaale, von eigens dazu versammelten Personen getanzt und mit Instrumentalmusik begleitet, geduldet wird; so bleibt dem hiesigen Volke, welches natürlich kein Mittel besizt, in seinem Hause eigentliche Bälle zu veranstalten, keine andere Belustigung dieser Art über, als der sogenannte Saltarello. Er wird von zwey Personen, von demselben oder von verschiedenem Geschlechte getanzt, und von einer dritten mit dem Tamburino, zuweilen noch von einer vierten mit der Guitarre begleitet, nicht selten auch dazu gesungen. Tänzer und Spieler lösen sich ab, wann sie müde sind. Daß dieser Tanz etwas ausdrückt, und folglich pantomimisch ist, steht nicht zu läugnen, obgleich viele unter denen, welche ihn tanzen, sich davon keine Rechenschaft zu geben scheinen. So viel ich habe abnehmen können, und so wie es dabey jedes Mal mehr oder weniger deutlich ausgedrückt zu werden scheint, ist es eine Liebesgeschichte, in ihren verschiedenen Phasen vorgestellt, zuerst der Akt der Verliebung, daneben Freude auf allen Ecken; dann Eifersüchteley, Zank und Rippenstöße, und endlich Versöhnung und Heirath, leztere auf eine ziemlich sinnliche Weise ausgedrückt. Daß dieser Tanz für den Fremden, aus Norden kommend, wo die Tänze gar nichts aussprechen, viel Anziehendes hat, weil das, was ausgedrückt werden soll, mit Wahrheit, Energie und Natürlichkeit ausgedrückt wird, bedarf keiner Versicherung: die französischen Quadrillen und Contretänze (vom Englischen und Walzer der Deutschen gar nicht zu sprechen) erscheinen ein sinnloser Hokuspokus dagegen. Die größte Annehmlichkeit des Saltarello besteht in der Abwesenheit aller Affektation und Koketterie; von Anfang bis zu Ende lauter Natur, oft freylich, sowohl in der Liebe wie im Hasse, sehr handgreiflich. Man denke sich ihn von zwey Menschen getanzt, nach welchen (im eigentlichen Verstande, denn es sind meistens Leute, welche in den hiesigen bildenden Akademien zu Modellen dienen) ein Apollo, ein Mars, ein Adonis, ein Herkules, oder eine Venus, Juno, Hebe u. s. w. geformt werden! Gewöhnlich begeben sich ganze Gesellschaften in der einzigen Absicht auf den Testaccio, um sich daselbst mit dem Saltarello sehen zu lassen; ja sie sammeln oft sogar im Kreise herum, wo ihnen Fremde, besonders Engländer, von Distinktion zusehen. Das Geldsäte wird in der nächsten Kneipe verzehrt. Eine solche Gesellschaft, aus lauter weiblichen und männlichen Modellen der hiesigen Akademie s. Luca bestehend, hatte sich einer dieser Tage dort versammelt, und tanzte den Saltarello mit einer Kunstfertigkeit, welche ihr den Beyfall aller Anwesenden zuzog. Unter dem dicken Haufen der Umstehenden befanden sich mehrere französische Künstler, welche nicht die Saumseligsten im Applaudiren waren. Da sie die Modelle, und diese wieder sie kannten; so traten mehrere der Tänzer zu ihnen und baten sie, doch auch einen Tanz mit ihnen zu machen. Einer derselben, ein bildschöner junger Mann, ließ sich nicht lange bitten, zog sein Kleid ab, und fing an mit eben so viel natürlicher Offenheit, als Geschick, mit einem der Modelle den Saltarello auszuführen. Diese Scene machte unter allen Umstehenden viele Sensation.

Wenn die Spazierfahrten in's Freye während des Oktobers (denn die untersten Volksklassen würden sich schämen, zu Fuß auf die nächsten, vor Rom liegenden Wirthshäuser zu gehen) und die Schmausereyen daselbst dieß Jahr, wegen des schlechten Wetters, minder zahlreich gewesen sind, als sonst wohl; so hat dagegen die Jagd eben so viele Liebhaber gefunden, als hätte während des ganzen Monats die Sonne geschienen. Denn abgerechnet, daß dieses Vergnügen eine wahre Leidenschaft der Römer, vielleicht die einzige ist, welche sie haben; so ziehen sie daraus noch obenein baaren Gewinn, dagegen von den Besuchen auf dem Testaccio nichts übrig bleibt, als volle Köpfe und leere Taschen. Die Jagd ist ein Handwerk für den Römer, zu dessen Erlernung er ordentlich in die Lehre geht, eine gewisse Zeit darin aushält, und sich endlich zum Bürger und Meister erklären läßt. Jedes Stadtviertel hat sein Innungshaus, das ist der größte nächste Plaz. Hier versammeln sie sich Abends, nach der Zurückkunft, zu mehrern Hunderten, zeigen einander ihre Beute vor, beurtheilen die Quantität und die Qualität derselben, kommen über den Preis überein, auf den sie beym Verkaufe halten wollen, und machen Partien unter einander, um am andern Morgen gemeinschaftlich auszuziehen, oder geben sich Stelldichein, wo sie einander treffen wollen. Diese Versammlungen sind besonders am Sonnabend oder an jedem andern Vorabend eines Festtages zahlreich, weil am Sonntage Alles auf die Jagd geht, was nicht lahm oder blind ist. Einen Hauptgegenstand der Verabredungen macht hier die Kirche aus, wo sie am folgenden Morgen die Messe hören wollen. Da die römisch-katholische Religion als Gesez vorschreibt, und die Uebertretung desselben für eine Sünde erklärt, wenigstens an jedem Sonn- und Festtage der Messe beyzuwohnen, so kommen die Jäger (wie überhaupt alle Römer) dieser Vorschrift streng nach, und wirklich nicht sowohl in der Befürchtung, einige Duzend Lerchen oder Wachteln weniger zu schießen, als aus religiösem Pflichtgefühl. Ja sie lassen es sich oft noch à Person einen Groschen (mehr denn zwanzig Pfennige) kosten, um früh genug einen Priester aus dem Bette zu klopfen, der ihnen dann für Bezahlung die Messe liest, welche sie, da in der Regel hier keine Kirche vor Tagesanbruch geöffnet wird, noch nirgends umsonst hören können.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 282.

Hofgericht.

Logogryph.

Der Lenz lockt aus kunstreichem Haus
Ein emsig Volk, das Ganze raus,
Doch ist sein König bald bemüht,
Daß es in's Neue fröhlich zieht.
Nimmst du ihm seine ersten drey
Ist dir im Winter wohl dabey;
Sezst statt der Vierten du die Dritte,
Dann wehe, wenn dein Herz dran litte;
Nimmst du auch diese, hast du wenig,
Doch ist's ein Glied vom größten König.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. December 1826.

Der Weise kann das Glück betrügen;
Auch wahres Uebel fühlt er kaum.

Uz.

An Karl von Bonnstetten.

Turin.

Ein fromm Gefühl, wie milder Sonnenschein
Erweckt der Greis in jeder Menschenbrust.
Der Jugend nur, dem ernsten Alter nicht
Ist einer Rose Blüthenbild verwandt;
Denn ihre Seele, dieser Himmelsduft,
Verschwindet, wenn der schöne Leib verblüht,
So wie der Jugend goldne Blumenwelt
Früh schon dem Sturm erliegt, der nur geahnt,
Unausgesprochen, wie der große Geist,
Gewaltig durch die Weltgeschichte braust.
Nicht so das Alter. Denn das Leben gleicht
Dem Bergstrom, der aus unbetret'nen Höh'n
Herabrauscht und durch Abgrund und Geklüft
Wildschäumend seine grüne Bahn sich bricht,
Und endlich frey und schön, in weitem Beet,
Von Fels und Fesseln länger nicht beengt,
In heitrer Klarheit wallt; das Ufer lacht
Mit Menschen, Dörfern, Früchten um ihn her,
Und spiegeleben, segenbringend trägt
Für menschlich Wirken er das stolze Schiff.
Das ist der Greis. Dem frommen Alterthum
War er der Weisheit und der Tugend Bild.

Und dächt' ich einen mir, vor dem mein Geist
Voll stillem Sinnen ehrfurchtsvoll sich neigt,
So bist es du, ehrwürdig Herrlicher,
Der mit Gedanken, wie der Himmel sie
Durch Platons Sehergeist verkündete,
Mit unermüdet reger Thätigkeit
Für's theure Vaterland, dem Heldensohn
Der Vorwelt gleich, schon zwey Jahrhunderte
Voll Noth und Drangsal schöpferisch erfüllt,
Du, dem der große klare Geistesquell,
So nah' schon dran, sich zu vereinigen
Okeanos, mit Dir, Unendlicher!
Lebendig, unerschöpflich aus dem Schacht
Voll Goldgeblüth' an's Licht der Sonne springt,
Der über'm Grab fast all' der Großen steht,
Die nun im Mund der Völker aufbewahrt,
Für Wahrheit einst gehandelt und gedacht,
Und jetzt der Welt den blutenden Verlust,
Vor dem sie zittern muß, erleichtern willst.
Dem Zeitgeist, diesem blinden Polyphem,
Dem grob Gefräßigen, Dein Silberhaupt
Das ruhmgekrönte, mit gewalt'ger Kraft
Zum kühnen Todeskampf entgegenstellst,
Und ein Gebäude gründest, das kein Sturm
Des finstern Irrthums und der Narrheit je
Mit keckem Feuerstrahl erschüttern wird,
Dich sah ich endlich und du reichtest mir
Die väterliche Hand, und unverrückt
In Deinem heitern Antlitz hing mein Blick,
Und wie am sanften Sommertage still
Dein himmelblauer Leman lieblich ruht,
So klar und freundlich war's, und doch so tief:
Ein muntres Lächeln nur bewegt es kaum,
Gleich einem Hauch von Jenseits, wie den See
Ein spielend Lüftchen wunderbar durchbebt,
Und gleich dem Montblanc, dessen Riesenhöh'
Und zarter Schönheit keiner sich vergleicht,
Umblüht der Schnee dein Haupt, die Weisheit ruht
Gleich sanftem Rosenschein auf deiner Stirn,
Und keiner deutet's, ob's der Abschied ist
Von dieser Erde, die so tief sich trübt,
Ob nicht die Weihe einer Besseren.

Und so, der du den Menschen kennst vom Thron
Und von der Krone bis zum Hirtenstab,
Ihn liebest von der Wiege bis zum Grab,
Und achtest von dem göttlichen Entwurf,
Der Völker bändigt, bis zum süßen Schmerz
Der Wehmuth und der Sehnsucht, hoher Greis,
Laß du dem endlos irrenden Geschlecht
Dein ganzes Herz, und deinen Denkergeist,
Dein Bestes, Deine Weisheit ihm zurück;
Und reiche deinem großen Freund, der längst
Voran zu jenem heil'gen Quell dir ging,
Woraus die Flut der Weltgeschichte strömt,
Reich' ihm die Hand — und drüben lohnt und hier,
In beyden Welten, euch Unsterblichkeit.

Wilhelm Waiblinger.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Der Mechanikus, ein bescheidener Mann, der aber allgemein den Ruf großer Geschicklichkeit genoß, empfing sie an der Thüre. „Noch immer nicht weiter?“ fragte Faldner, indem sein Gesicht sich verfinsterte; wahrhaftig, entweder ist mein Korrespondent in London ein Schurke und verdient gehangen zu werden, oder Ihr, Meister Fröhlich, versteht zwar Taschenuhren zusammenzudrechseln, aber keine Dampfmühlen aufzuschlagen, wie Ihr mir vorspiegelt.“

Der Mann schien tief gekränkt durch die Worte des Barons, eine hohe Röthe überflog sein Gesicht und ein bitteres Wort schwebte auf seinen Lippen, aber er unterdrückte es und fuhr mit der Hand über sein schlichtes Haar, als wollte er seinen innern Unmuth wie seine Haare glätten. „Halten zu Gnaden, Herr Baron, antwortete er; wenn man mir Aufriß und Berechnung einer Maschine vorlegt und dazu Räderwerk und Schrauben genau verzeichnet sind, so will ich eine Maschine zusammensetzen, wenn ich sie auch nie zuvor gesehen. Aber dann muß ich freyes Spiel haben, und dann steh' ich auch davor, daß Alles Recht wird, aber so —“

„Nun, daß ich selbst ein wenig mitgeholfen, meynt Ihr? darauf soll also alles geschoben werden? Ihr sagt selbst, daß Ihr in Eurem Leben noch keine solche Maschine gesehen und ich habe eine gesehen, zwey, drey, in Frankreich und London und weiß recht gut, daß die größern Räder in die Mitte des Cylinders eingreifen und die kleinern oben angebracht sind.“

„Aber mein Gott, erlauben Euer Gnaden, entgegnete der Künstler ungeduldig, diese Ihre Dampfmühle ist nun einmal nach anderer Struktur; das kann man ja schon an der Zeichnung sehen.“

„Zeichnung hin, Zeichnung her. Dampfmaschinen sind Dampfmaschinen und eine sieht aus wie die andere. Betrogen bin ich, von allen Seiten angeführt, das Geld zum Fenster hinausgeworfen.“

Fröben hatte indessen die Zeichnungen zur Hand genommen und sie durchgesehen. Er fand, daß die Struktur dieser Mühle sehr einfach und schön, und wenn die bezeichneten Räder und Schrauben paßten, sehr leicht aufzuschlagen sey. Er hatte in frühern Zeiten Mathematik und Physik gründlich studirt, er hatte zugleich mit dem Freunde die berühmtesten Maschinenwerke jener Länder gesehen und kennen gelernt, kam aber, weil er sich selten darüber äußerte, bey dem Herrn von Faldner, der sich mit seinen Kenntnissen ungemein viel wußte, in den Verdacht, wenig oder nichts von dem Maschinenwesen zu verstehen. Er wandte sich nun, als Faldners Unmuth noch größer zu werden drohte, an den Mechanikus, fragte nach diesen und jenen Stücken, die auf der Zeichnung angegeben waren, und als jener sie vorwies, als man sah, wie richtig sie ineinander paßten, sagte er zu Faldner: „Ich wollte wetten, du bist durchaus nicht betrogen, denn so gut hier F und H in P passen, du siehst, es sind die Hauptzüge, wodurch die Stampfmühle mit der Oelpresse in Verbindung gesezt wird, so gut muß sich auch das Uebrige fügen.“

„Ach, Sie hat unser Herr Gott hergesandt, rief der Mechanikus freudig, wie Sie doch dieß gleich so wegbekommen! Ja das F und der Hauptzug H hier greift in das Stangenwerk ein, hier wird das Rad Kl befestigt.“

„Die Maschine ist sehr einfach, fuhr Fröben fort, und der ganze Irrthum meines Freundes kommt daher, daß er die Struktur größerer Werke vor Augen hat, die freylich anders aussehen. Du wirst dich übrigens erinnern, daß wir in Devonshire bey Sir Henry Smith eine Oelmühle sahen, die beynahe ganz nach diesem Plan bearbeitet war.“

Der Baron verbarg sein Staunen hinter einem ironischen Lächeln, womit er bald den Freund, bald den Mechanikus ansah. „Macht was ihr wollt, sagte er gleichgültig, ich gebe die ganze Geschichte verloren; vernünftiger wäre es gewesen, ich hätte einen englischen Mechaniker mitkommen lassen. Versuche immer dein Heil an dem heillosen Schraubenwerk, ich denke, wenn ich dich in einigen Stunden abhole, wirst du dieses Maschinen-a b c schon satt haben, denn darinn, ich weiß es ja, bist du doch nur ein ABC-Schütze.“ Pfeifend verließ er das Gebäude, sezte sich auf und ritt in den Wald.

Fröben aber ließ sogleich wieder auseinander legen, was nach des Barons eigenmächtigem Plan bisher zusammengefügt war. Die Nummern wurden geordnet, er wurde unter diesem Geschäft nach und nach heiterer, denn es zerstreute die düstern Bilder in seiner Seele, und nicht ohne Lächeln bemerkte er, wie ihn der Mechanikus mit leuchtenden Blicken betrachtete, wie ihn seine Gesellen und Jungen gleich einem Altmeister ihrer Kunst ehrfurchtsvoll ansahen. Freude und Leben war in die Werkstätte gekom-

men, wo man diesen Morgen nur die Befehle, die Flüche des Barons, die Bitten und die Gegenreden des Meisters gehört hatte; bald war Alles in Ordnung gebracht, und als der Baron Abends aus dem Wald zurückkam, seinen Gast abzuholen, erstaunte er und schien sich im ersten Augenblick nicht einmal über das sichtbare Fortschreiten des Werkes zu freuen. Er hatte erwartet, Alles in Bestürzung und Konfusion zu treffen, aber der Mechanikus überreichte ihm lächelnd die Zeichnung, führte ihn an den Cylinder und zeigte ihm, indem er bald auf das Papier, bald auf das Werk hindeutete, mit stolzer Freude, was sie bis jezt schon geleistet haben. „Wenn es so fortgeht, sezte der Mechanikus hinzu, und wenn der fremde Herr dort uns auch Morgen so trefflich an die Hand geht, so garantire ich, daß wir noch vor Sonntag fertig werden.“

„Tolles Zeug!“ war alles was der Baron antwortete, indem er die Zeichnung zurückgab, und Fröben war ungewiß, ob es Flüche oder Danksagungen seyen, was sein Freund hin und wieder murmelte, als sie zusammen nach dem Schloß zuritten.

Der glückliche Fortgang des Maschinenbaues, vielleicht auch die schimmernde Aussicht auf Don Pedros spanische Quadrupel hatte den Baron in den nächsten Tagen fröhlicher gestimmt. Fröben hatte an den Spanier nach W. geschrieben und sein Gastfreund nahm ihm das Versprechen ab, so lange bey ihm zu verweilen, bis aus W. eine Antwort angelangt sey. Auch gegen Josephe betrug er sich etwas menschlicher und er hatte ihr, wahrscheinlich mehr aus Rücksicht auf den Freund als auf sie sogar erlaubt, daß sie ihre Haushaltungsgeschäfte abkürzen und Vormittags oder Abends, wenn ihn einige Geschäfte abhielten, sich von Fröben vorlesen lassen, oder Spaziergänge mit ihm machen dürfe. Und sie lebte in diesen wenigen Tagen zusehends auf. Ihre Haltung wurde kräftiger, ihre Wangen röthete ein Schimmer von stillem Vergnügen und in manchen Augenblicken, wenn ein holdes Lächeln um ihre Lippen zog, wenn jene feinen Grübchen in den Wangen erschienen, gestand sich Fröben, daß er selten eine schönere Frau gesehen habe, ja ihr Anblick erfüllte ihn so ganz, daß er ein geliebtes Bild seiner Träume verwirklicht glaubte, daß halbversunkene Erinnerungen wieder in ihr auftauchten, daß ihm sogar ihre Stimme, wenn sie bewegt, gerührt war, so bekannt däuchte, als hätte er sie hier nicht zum ersten Mal gehört. Seltener zog er in jenen Tagen das Bild hervor, das er sonst Stunden lang betrachtet hatte, und wenn es ihm zufällig in die Hände fiel, wenn er es aufrollte, wenn er in das Auge der unbekannten Geliebten sah, so fühlte er sich beschämt, er glaubte ihrem leblosen Gemälde diese Vernachlässigung abbitten zu müssen. „Doch, sprach er dann zu sich, als müßte er sich entschuldigen, ist es denn Unrecht, der armen Freundin einige Tage ihres freudenlosen Lebens angenehm zu machen? Und wie wenig gehört dazu, dieses holde Wesen zu erfreuen, sie glücklicher zu stimmen! Ein schönes Buch mit ihr zu lesen, mit ihr zu sprechen, sie auf einem Spaziergang an ihr Lieblingsplätzchen zu begleiten, dieß ist ja alles, was sie braucht, um heiter und froh zu seyn. Welchen Himmel könnte Faldner in seinem Hause haben, wenn er nur zuweilen die eine oder die andere dieser kleinen Freuden mit ihr theilte!“

Der junge Mann fühlte sich übrigens, ohne daß er es sich selbst recht gestand, angenehm berührt, geschmeichelt von Josephens Anhänglichkeit an ihn. Schien ihr nicht jeder Morgen, jeder Abend ein neues Fest zu seyn? Wenn er herab kam zum Frühstück hatte sie schon Alles zierlich und nett bereitet; bald wählte sie den Saal, der eine herrliche Aussicht auf den fernen Rhein öffnete, bald die Terrasse, von wo sie das ländliche Gemälde der Arbeiter in den Feldern und an den Weinbergen vor sich hatten, so nahe, um Alles wie ein treues Tableau zu betrachten, und doch ferne genug, um im stillen Genuß des Morgens nicht gestört zu seyn, bald hatte sie eine Laube im Garten ausgesucht, wo die Welt ringsum von dichten Platanen abgeschlossen, und nur der frischen Morgenluft oder dem Frühroth der Zutritt gestattet war. So erschien sie immer neu und überraschend, und wenn der Freund herzutrat, wie freudig stand sie auf, wie hold bot sie ihm die Hand zum Gruß, wie lebhaft wußte sie, wenn er noch ganz in ihren Anblick versunken, ohne Worte war, das Gespräch anzuknüpfen, dieß und jenes zu erzählen, durch Laune und feine Beobachtung allem was sie sagte, ein eignes Gewand, einen eigenthümlichen Reiz zu geben! Und wenn sie dann nachher schnell und emsig das Geräthe des Frühstücks auf die Seite räumte, wenn er sein Buch hervorzog, wenn sie mit der Arbeit, die sie selten bey Seite legte, ihm sich gegenüber sezte, und erwartungsvoll an seinen Lippen hing, da war es ihm oft, als müsse er alles, die ganze Welt vergessen, und einen kleinen, kurzen, seeligen Augenblick träumte er, er sey ein glücklicher Gatte, und sitze hier an der Seite eines geliebten Weibes.

Es gereichte Josephen in den Augen ihres Freundes zu keinem geringen Ruhm, daß sie gerade jenen Dichter zu ihrem Liebling erwählt hatte, der auch ihn vor allen anzog. Zwar mußte er ihr oft bey Vorlesungen aus Jean Paul's herrlichen Dichtungen zu Hülfe kommen, um dieses oder jenes dunklere Gleichniß zu erklären, aber sie faßte schnell, ihr natürlicher Takt und ihr zarter Sinn, der so ganz in dem Dichter lebte, ließ sie manches errathen, ehe ihr noch der Freund Gewißheit gegeben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der glückliche Vater.

Glücklicher Vater! wie alle die deinen, von dir erzogen,
Blühten und reiften! . . . Du hast — stirb nun! —
die Ernte geseh'n.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Beschluß.)

Der besuchteste Platz ist die Rotonde vor dem Pantheon, wo sich, besonders Sonnabends Abends, vielleicht nahe an tausend Jäger versammeln, weil sich hier der größte Wildpret- und Geflügelmarkt in ganz Rom befindet. Der Römer ist ökonomisch; daher kommt es, daß er auf der Jagd nicht die besten Kleider anzieht: ein solcher Trupp Nimrods, mit der Flinte auf der Schulter, und der Waidtasche auf dem Rücken, besonders mit dem langen Barte (denn sie gehen des Morgens so früh aus, und kehren des Abends so spät nach Hause, daß das Barbieren oft einen ganzen Monat lang unterbleibt), sieht einer Horde Wegelagerern ähnlicher, als ehrlichen Bürgersleuten. Die meisten gehen ganz nüchtern aus; einige stecken ein Stück Brod in die Tasche, wozu sie im Laufe des Tages ein halbes Maß Wein trinken, wenn gerade ein Wirthshaus in der Nähe liegt. Bey der Heimkunft wird zu Mittag gegessen. Außer der Vogeljagd, welche hier immer nur von einzelnen Personen getrieben wird, gibt es auch einen Vogelfang, den, wie in Deutschland, ganze Gemeinden, oder wenigstens Meiereyen (Tenute) auf dem ihnen gehörigen Grund und Boden anstellen, und zwar auf Lerchen und Wachteln.

Da ich einmal von nützlichen Dingen rede; so möge hier eines andern gedacht werden, welches mir, außer Rom, nie zu Gesicht gekommen, was aber für das häusliche Leben von großer Bequemlichkeit ist. Ich meyne den Mechanismus, vermittelst dessen man hier aus einem, im Hofraume liegenden, oft zwölf, sechszehn, ja zwanzig Fuß entfernten Brunnen in die oberen Etagen der Häuser das Wasser aufzieht. Er besteht in folgender Vorrichtung. Vom Orte aus, und oberwärts desselben, wohin das Wasser geschafft werden soll, ist bis über den Brunnen ein straffer, ein Finger dicker, eiserner Draht gezogen, in welchem ein Gewicht mit einer weiten Oese, und durch leztere wiederum ein Strick läuft, an dessen einem Ende ein eiserner Haken (zum Anhängen des Eimers) befestigt ist, während das zweyte über eine, über dem Orte angebrachte Winde geschlagen ist, und zum Niederlassen und Aufziehen desselben dient. Hat man Wasser nöthig; so wird der Haken von dem eisernen oder hölzernen Nagel, auf welchem man ihn befestigt hält (weil er sonst in die Mitte des Hofs herabhängen und unerreichbar seyn würde), abgenommen, und der Eimer daran gehangen, dieser, von dem Gewichte hinabgezogen, fährt blitzschnell in den Brunnen, lezteres aber bleibt oberhalb desselben, da wo der eiserne Draht befestigt ist, sitzen. Es versteht sich, daß, bevor der an dem Haken hängende Eimer in die Tiefe hinablaufen kann, das andere, über die Winde geschlagene Ende des Stricks von demselben Nagel, wo er nebst dem eisernen Haken aufgehangen gewesen ist, abgenommen werden muß. Da der Strick, wenn die Vorkehrung aus einer beträchtlichen Höhe hinab geht, sehr lang ist; so wird er, nach Maßgabe, wie man ihn nach und nach wieder von unten nach oben aufzieht, in einzelnen Schlingen über denselben Haken gehangen, damit er sich nicht verwirre. Da die Brunnen hier, so viel mir deren bekannt geworden sind, sämmtlich an einer Mauer liegen; so wird der, vom Hause herablaufende Draht in dieser befestigt. Bey einem freystehenden Brunnen würde ein über demselben erbautes Dach, oder eine andere dergleichen Vorrichtung denselben Dienst leisten können.

G. L. P. S.

München, Ende Nov.

Die hieher verpflanzte Ludoviko-Maximiliana beginnt nunmehr Wurzel zu schlagen, und gewinnt durch die beträchtliche Anzahl Studirender (gegen 1200), welche sich bereits inscribiren ließen, ein heiteres Ansehen. Die Zahl der Professoren und Privatdozenten ist 73. Unter den außerordentlichen oder vielmehr Honorar-Professoren befindet sich auch unser berühmter Staatsrath von Gönner. Solche Namen haben in den Wissenschaften einen guten Klang, und geben der Anstalt ein Relief. Gönner ist ein wirklich außerordentlicher Professor. Aber auch außer ihm zählt unsere Hochschule mehrere Männer, die außer Bayern wohl bekannt sind, als von Dresch, von Wening, Röschlaub, von Grossi, Ast, Ottmar Frank, Thiersch, von Baader, Schorn, Gruithuisen. Während der Beamte sein Pensum arbeitet und übrigens seine Besoldung verzehrt, bringt der Gelehrte durch seinen Namen und seine Thätigkeit Tausende in's Land, und spannt alle Gefühle seines Herzens, alle Sehnen seines Geistes zur Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, zur Belehrung der Mit- und Nachwelt. Ein wichtiges, nach Geldeswerth gar nicht abzuschätzendes Wirken! — Vor einigen Tagen nun begannen die Antrittsreden der neuangestellten Lehrer und Privatdozenten. Zuerst traten auf Obermedicinalrath Dr. Ringseis und Oberstbergrath Ritter von Baader. Wir wollen es versuchen, in so weit es uns möglich war, durch bloßes Anhören den Ideengang dieser Denker zu verfolgen und aufzufassen, die eigentliche Tendenz ihrer Reden näher zu bezeichnen. Was hat nicht die Welt, was hat nicht die Wissenschaft, sagte unter andern Ringseis, von einem Könige zu erwarten, dessen Sinn von früher Jugend an Kunst und Wissenschaft zugewandt ist, dessen erster Gedanke war ein Pantheon und Wallhalla zu erbauen für die erhabensten Geister deutscher Nation? Aber, meynen viele, wozu das? wozu der Wissenschaft, der Philosophie noch größern Spielraum gewähren? ist sie es nicht, die in Osten und Westen Revolutionen bewirkt, Aufstände angestiftet, den Abfall von Gott und den rechtmäßigen Oberherrn bewirkt, durch Zwietracht die bürgerliche Gesellschaft zum Abgrund geleitet hat? Freylich ist es nicht zu läugnen, lenkte der Redner ein, daß die Wissenschaft theilweise an diesen Uebeln schuld ist, aber nicht die wahre, die auf der ewigen Vernunft, auf dem Christenthum fußende, sondern die sich dem Bösen, dem leibhaftigen Satan in die Arme geworfen hat. Die wahre Wissenschaft, die, wie Plato sagt, immerdar auf einen Gegebenen beruht, ist der allerhaltende Grund, das Knochenmark der bürgerlichen Gesellschaft, die einzige Theorie, die auch zugleich die Praxis in sich schließt; der wahrhaft große Theoretiker ist zugleich auch der große Praktiker, ohne zwar in seinen erhabenen Spekulationen an die gemeine Anwendung im bürgerlichen Leben zu denken. Die großen Geister, Newton, Keppler, Galilei, Fraunhofer dachten bey ihren tiefsinnigen Forschungen nicht an die Verbesserung der Brillen, des Kompasses u. dergl., die Resultate ihrer Forschungen aber kamen allen Zweigen des menschlichen Lebens zu gute, sie waren ächte Theoretiker, und deßhalb auch die wahren Praktiker. Ehre darum der Wissenschaft, Ehre den Gelehrten, und Ehre vor Allem dem hochherzigen, edlen Könige, der sie pflegt und schützt, und ihr die Mittel anweist, damit sie sich zeigen kann, würdig ihrer selbst, würdig des deutschen Volkes, und würdig der bayrischen Nation.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. December 1826.

Dort ruht endlich der Wahnsinn des Eroberers,
Denn die Brücke zum Monde fehlt.

Klamer Schmidt.

Die Isländer.

(Fortsetzung.)

Keine eigentliche Verbindung kam übrigens mit diesem Lande, welches gleichwohl 1121 von einem grönländischen Bischofe besucht ward [1]), zu Stande; aber ohne Zweifel ist es irgend ein Theil der nordamerikanischen Küsten, die in diesen alten Isländischen Nachrichten — fünfhundert Jahre vor Columbus — hervortreten, gewesen [2]).

Während einer vierhundertjährigen Dauer behielt der Isländische Freystaat seine Selbstständigkeit bey, bis im Jahre 1261 er, ermattet von innern Unruhen, sich der Herrschaft Norwegens unterwarf. Eine Frucht dieses Zeitraums der Freyheit war eine eigene Literatur, die schon dadurch die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, daß sie in einer Zeit, wo das Latein sonst die allgemeine Schriftsprache in Europa war, ganz und gar auf der Muttersprache beruht. Diese war, wie wir bereits bemerkt haben, dieselbe, die früher in den drey scandinavischen Reichen gesprochen wurde [1]). Die Isländer selbst nannten sie bald

1) Torfaeus. Vinlandia Antiqua p. 71. An der Mündung des großen Lorenzflusses in Nordamerika findet man an der Südseite einen Landstrich, der Gaspé oder Gaspésie genannt wird, und früherhin von einem Indianer-Stamme, der die Sonne anbetete, und sich durch mannigfache gebildete Sitten auszeichnete, bewohnt war. Ein Theil dieses Stammes betete das Kreuz vor der Ankunft der Missionäre an, und bewahrte eine alte Tradition von einem ehrwürdigen Mann, der zu irgend einer Zeit das heilige Zeichen zu ihnen soll gebracht, und dadurch eine ansteckende Krankheit gehoben haben. Man geräth fast in Versuchung, in diesem Lande das alte Weinland, und in dem Apostel den Grönländischen Bischof anzunehmen. Malte-Brun, Neuestes Gemälde von Amerika, aus dem Französischen. Leipzig, 1819. S. 145.

2) Eyrbuggia Saga. c. 64 erzählt, daß ein gewisser Hudleif Hunlaugson gegen Ende der Regierung Olafs des Heiligen auf einer Seereise im Westen von Irland durch einen starken Sturm weithin nach Südosten getrieben wurde. Er gelangte endlich zu einem unbekannten Lande, wo sowohl er, wie seine Begleiter, von den Einwohnern, die eine unbekannte Sprache (ihnen schien sie mit dem Irländischen Aehnlichkeit zu haben) redeten, gebunden wurden. Ein alter angesehener Mann, der von allen Einwohnern mit Achtung behandelt wurde, befreyte sie. Er sprach zu den Isländern in der nordischen Sprache, erkundigte sich nach Thurida, der Schwester von Snerre Gode auf Island, und gab ihnen einen Ring für sie, und ein Schwert für ihren Sohn. Seinen Namen wollte er nicht sagen, und bat sie, sich nicht lange hier aufzuhalten, indem die dortigen Einwohner treulos und grausam, und keine Häfen weiter da seyen. Hudleif brachte die Geschenke nach Island; und man vermuthete hier, daß der Geber Björn Brudvikingakappe gewesen sey, ein berühmter Skalde, der Thurida liebte, und deßhalb von ihrem Bruder und Gemahl verfolgt wurde. Er hatte Island im Jahre 998 verlassen. — Dieser Björn war eine Zeitlang in den Diensten des schwedischen Prinzen Styrbjörn gewesen, hatte erst nach dem Tode desselben seine Dienste verlassen, und wahrscheinlich an der Schlacht bey Tyrisvall gegen Erich Segerhäll Antheil genommen.

1) Das Isländische Gesetzbuch Grágás, geschrieben 1118, sagt: Ef útlendir menn verpa vegnir á landi Danskir epa Sönskir epa Norrönir u. s. w. (Sofern ein Ausländer hier im Lande erschlagen wird, und ein Däne, Schwede oder

die norwegische [2]), bald die dänische Zunge, aber begriffen unter dieser Benennung sowohl ihre eigene wie die schwedische Sprache, welche noch im dreyzehnten Jahrhundert damit übereinstimmte [3]), und auch unter den neuern scandinavischen Schwestersprachen der alten Sprache am getreuesten geblieben ist. Im Isländischen hat die leztere sich ferner beybehalten. Die Ursache davon ist offenbar die, daß sie auf Island durch eine eigene Literatur so frühzeitig festgestellt wurde; aber dieses führt dann auch zur Frage hin, wie diese frühzeitige Ausbildung vorbereitet und erlangt ward. Nicht blos durch den innern Reichthum der vorangegangenen mündlichen Ueberlieferungen ist sie erklärbar, wenn gleich so mannigfaltige Umstände dazu beytrugen, die Isländer reich an Erinnerungen zu machen. Auch Saxo hatte die Sagen einer ganzen Vorzeit zur Hand; und dieß hinderte ihn nicht, sie in eine lateinische Rhetorik zu kleiden. Bey diesem innern Reichthume, der bey den Isländern mehr wie anderwärts sich findet, muß vorher irgend etwas in der Form der mündlichen Ueberlieferung gelegen haben, welches diese der Muttersprache bewahrte und sie auch in der Schrift in der ursprünglichen äußern Gestalt wieder gab.

Die Form wurde vornehmlich durch die Dichtkunst begründet. Auch in Scandinavien sah man die Isländer als vorzugsweise im Besitze der alten Gesänge des Nordens an, und daß ein großer Reichthum an solchen Gesängen, wodurch die Dichtkunst frühzeitig eine bestimmte Ausbildung erhielt, von den heidnischen Zeiten zu ihnen übergegangen ist, sollte man, im Fall sich derartige Dichtungen nicht wirklich fänden, schon daraus schliessen können, daß diese Dichtkunst selbst auf den Lippen der christlichen Dichter von der alten Vereinigung mit den heidnischen Mythen sich nicht losreissen konnte, sondern bis zu den lez-

Norwege, oder überhaupt aus den drey Königreichen ist, wo unsere Sprache gesprochen wird, so haben die Verwandten ihre Sachen (d. h. das Recht, ihn zu rächen, über ihn eine Klage zu erheben, oder die Mörder in Strafe zu nehmen), wenn sie hier sind; aber von allen anderen, als die, welche die dänische Sprache reden, hat keiner das Recht, der Verwandtschaft wegen, eine Anklage über einen Todtschlag zu erheben, er sey dann der Vater oder Bruder des Erschlagenen, und auch nur in dem Falle, wenn man sie hier vorher gekannt hat). Vigslode, c. 37.

2) Norraena, Norraentunga. Ari Prestr hin frodi — — ritadi fyrstr manna haer á landis at Norraenu máli frödi baedi forna oc nyia. (Der Priester Are, der Weise, schrieb zuerst über alle Männer hier im Lande in Norwegischer Sprache sowohl alte wie neue Nachrichten). Snorre Sturleson in der Vorrede zur Heimskringla.

3) z. B. Uplands Gesezbuch unterscheidet sich blos in Hinsicht der Ortographie von dem, was man jezt Isländisch nennt. Rask, Arvism. till Isländskan. Stockholm, 1818. Vorrede S. XVI.

ten Klängen dem ersten Ursprunge getreu blieb [1]). Beweise für die hohe Achtung, die unsere Vorfahren einer Kunst zollten, deren Ursprung den Göttern zugeschrieben wurde, und worauf Könige sich legten, finden sich lange vor den Isländern. Starkother der Alte war ein nicht minder berühmter Dichter als Held, und in der Beschreibung, die Saxo nach einem seiner Gedichte über die Bråvallaschlacht gibt, wird gesagt, daß mehrere Skalden Harald Hildetand in den Kampf gefolgt seyen [2]). Ragnar Lodbrok, seine Gemahlin Aslaug und seine Söhne waren berühmte Skalden. Nicht weniger wie neun Dichter, worunter Brage der Alte, werden als am Hofe des schwedischen Königs Eisten Belis befindlich erwähnt. Der Skalde Erpur bey dem Könige Björn auf Hoga rettete seinen Kopf durch einen Gesang [3]). Am Hofe Harald Harfagers nahmen die Dichter den obersten Platz dem Könige gegenüber ein und standen von allen Hofleuten am meisten bey ihm in Achtung. Bey Olof Schooßkönig (Skötkonung), der ihre Freymüthigkeit liebte, wurde ihnen derselbe Ehrenplatz zugestanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

1) Ungern sagten auch die Skalden dem alten Glauben ab, deren Mythen sie unterdessen, auch nachdem sie Christen geworden waren, zu ihren poetischen Ausschmückungen gebrauchten. „Das ganze Odinsche Geschlecht hat schöne Gesänge, die Allen Vergnügen gewährten, zu Tage gefördert, und ich erinnere mich sehr wohl der alten Sitten unserer Vorfahren. Jezt werde ich gezwungen (denn wohl behagte dem Skalden Odens Gewalt), Frigga's Gemahl (Oden) zu hassen; denn wir dienen Christo“ — klagt Halfred Vandrade der Skalde, den Olof der Heilige gezwungen hatte, sich taufen zu lassen. Und an einer anderen Stelle: „Jezt sind wir genöthigt, den von Alters her von den Normännern beobachteten Gebräuchen zu entsagen; jezt übergeben wir das ganze Odinische Geschlecht dem Kreuze.“ Pon Olafsen, Om Nordens gamle Digtekonst, p. 3 und Syntagma de Baptismo, p. 187.

2) Saxo L. VIII. p. 143. Vergl. das Sagenfragment über die Bravalla-Schlacht.

3) Skaldatal, in Heimskringla Ed. Peringskiöld. T. II. p. 479.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Es liegt doch, sagte sie eines Tages, eine Welt von Gedanken in diesem Hesperus! jede menschliche Empfindung bey Freude und Schmerz, bey Liebe und Gram liegt zergliedert vor uns da; er weiß uns, indem wir den süßen Duft einer Blume einsaugen, ihre innersten Theile, ihre zarten Blätter, ihre feinsten Staubfäden zu beschreiben,

ohne daß er sie zerstört, entblättert. Denn das, glaube ich, ist ja das große, tiefe Geheimniß dieses Meisters, daß er jede tiefere Empfindung nicht beschreibt, sondern andeutet, und doch wieder nicht flüchtig andeutet, sondern wie durch das kalte Mikroskop eines Gleichnisses uns einen tiefen Blick in die Menschenseele thun läßt, wo Gedanke an Gedanke aufsteigt und das Auge überrascht, aber entzückt über die wundervolle Schöpfung in eine Thräne übergeht."

„Sie haben, erwiederte der Gastfreund, wie es mir scheint, in diesen Worten sein Geheimniß wirklich ausgesprochen. Mir ist sonst, ich gestehe es offen, nichts so in der innersten Seele zuwider als das sichtbare Abmühen eines Autors, dem Leser recht klar und deutlich zu machen, was sein Held, oder die Heldin, oder eine dritte, vierte Person da oder dort empfunden oder gedacht. Aber unser Dichter! Wie herrlich, wie reich ist auch hierin seine Erfindung, wir leben, wir denken, wir weinen unwillkürlich mit Viktor; und Klothildens bleiche Wangen, ihre klagelose Trauer trifft uns tiefer als jede Beschreibung uns sagen kann, und im warmen, weichen Glück der Liebenden möchten wir ein Strahl der Abendsonne seyn, die in der Laube um ihre Umarmung spielt, jene Nachtigall, die ihnen die fromme Feyer ihrer Seligkeit mit ihrer glockenhellen Stimme einläutete."

„Es ist sonderbar, bemerkte Josephe, der Faden dieses Romans oder was man sein Gerippe nennt, würde uns bey einem andern nicht im mindesten interessant, vielleicht sogar gesucht, langweilig dünken. Sechs verlorne, vertauschte, wiedergefundene Söhne, statt daß z. B. Walter Scott gewöhnlich nur einen hat, und sogar der Verfasser des Walladmor in seiner Parodie mit zweyen sich begnügt. Eine junge Dame, die zu ihrer Qual von ihrem Bruder geliebt wird, selbst aber seinen Freund liebt; ein kleiner simpler Hof in Duodez, ein Pfarrhaus voll Ratten und Kinder und ein Edelsitz, wo Unedle wohnen, denken Sie sich diese ganz gewöhnlichen Dinge in einer Reihenfolge, so haben Sie einen unserer gewöhnlichen Romane von verlornen Söhnen etc. und nicht einmal einen rechten Jammer, um mich so auszudrücken als etwa le Beau Ermordung durch den Hofjunker oder das tragische Ende des Lords im fünften Akt. Aber welch ein Leben, welch eine Welt wird aus dieser Geschichte, wenn ihr jener Dichter seinen Blumenmantel umhängt! Welche geistige Lust, höher und reiner als jede irdische, tönt uns aus der verehrenden Liebe Viktors und Klothildens zu ihrem Lehrer Emanuel, welche Wehmuth aus den Täuschungen eines kalten Lebens, wenn Viktor und jenes liebenswürdige Wesen sich verkennen, nicht finden; welche Wonne endlich, wenn ihre Seelen unter dem nächtlichen gestirnten Himmel im Schmerz der Trennung sich aufschließen und überströmen in Liebe?!"

„Ja, rief der junge Mann, unser Dichter ist wie einer jener großen Musiker. Er hat ein ausgespieltes, altes, längst gehörtes Thema vor sich; aber indem er den Gang des alten Liedchens beybehält, führt er die Gedanken auf eine Weise aus, die uns so überraschend, so neu erscheint, daß wir das Thema vergessen und nur auf die Wendungen horchen, in die er übergeht, in welchen er die Himmelsleiter der Töne wie ein Engel auf- und abschwebt, und uns einen geöffneten seligen Himmel im Traume zeigt, während wir vielleicht, wie Jakob in der Wirklichkeit auf recht hartem Lager liegen. Dann ist er bald weich wie eine Flöte, durchdringend wie eine Hoboe, bald voll und rührend wie das Waldhorn aus der Ferne, bald braust er daher, wie mit den mächtigsten tiefsten Bässen, majestätisch, erhaben, bald nur sanft lispelnd wie die Aeolsharfe, oder in Wehmuth aufgelöst wie die Töne der Harmonika."

„Wie dank' ich es ihm, sagte sie weich, daß er versöhnt, daß er die Wunden unserer Wehmuth heilt. Es hätte ja in seiner Macht gestanden, Klothilden untergehen zu lassen im Schmerz unerwiderter Liebe; vor ihrem Tode hätte ihr Viktor noch zugerufen: „Ich liebe dich ja über alles," und sie wäre lächelnd eingeschlafen. Denken Sie sich den ungeheuern Schmerz, die Bitterkeit gegen das Geschick, wenn wir diese Menschen so hätten untergehen sehen, ohne Hoffnung, ohne Trost. Aber es wäre ja nicht möglich gewesen; Viktor hätte nicht so lange gelebt, hätte sich an Joachime oder die Fürstin hingegeben, denn ein Mann kann ja ohne erwiderte Liebe nicht lange leben!"

„Glauben Sie das wirklich? erwiderte Fröben wehmüthig lächelnd; o wie wenig müssen Sie uns kennen, wie klein müssen Sie von uns denken, wenn wir nicht einmal den Muth besäßen, dieses kurze Leben durch treu zu lieben, auch ohne geliebt zu werden!"

„Ich halte es bey Frauen für möglich, sagte die schöne Frau, Liebe ohne Gegenliebe ist ein tiefes Unglück, und Frauen sind ja mehr dazu gemacht, stille Leiden zu tragen, ein Erdenleben lang, als ihr. Der Mann würde einen solchen Gram von sich werfen, oder der glühende Kummer müßte ihn verzehren!"

„Beydes nicht — ich lebe ja noch und liebe," sagte Fröben zerstreut vor sich hinblickend.

„Sie lieben!!" rief Josephe, und mit so eigenem Ton, daß der junge Mann erschreckt aufblickte; sie schlug die Augen nieder, als sein Blick ihr begegnete, eine tiefe Röthe überflog ihr Gesicht und ging eben so schnell wieder in tiefe Blässe über.

„Ja sagte er, indem es ihm mit Mühe gelang, es scherzhaft zu sagen; der Fall, den Sie sagten, ist der meinige; und noch liebe ich, vielleicht ruhiger, aber nicht minder innig als am ersten Tag, ich liebe sogar beynahe

ohne Hoffnung, denn die Dame meines Herzens weiß nicht um meine Liebe, und dennoch, wie Sie sehen, hat mich der Kummer noch nicht getödtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen
von Börne.

Eis oder Wasser — dieses allein unterscheidet den bösen von dem guten Menschen. Darum kann ich den Einen nicht hassen und den Andern nicht lieben. Die zackigste härteste Selbstsucht ist nichts als gefrornes Mitleid, und die zärtlichste Theilnahme nur aufgelöste Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder der Winter wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, ist weder Schuld noch Verdienst. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür stürmen sie, und ihre Liebe ist gefahrvoller als der Haß der kleinen.

*

Der Geist des Mannes ist sonnenlichter Tag, der Geist des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübste Tag ist heller, als die hellste Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne, und macht alles Leben irdisch und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmlisch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß, alles austrocknend, beleuchtend, entzweyt er die verwandtesten Dinge bis selbst auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Thau und Liebe, und alle Gränzen verwischend, verschwistert sie, was sich feind oder fremd war. Der Geist des Mannes steht überall im Mittelpunkte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt übersieht. Er denkt hinaus, und fühlt herein; sein Wissen ist ganz, seine Empfindungen sind Brüche. Frauen stehen mit ihrem Geiste nur auf diesem oder jenem Punkte der Kreislinie, nicht überschauen, nur umschauen können sie die Welt, sie umschließend, und sind sie am Ziele, so stehen sie doch wieder am Anfange der Reise; sie fühlen hinaus und denken herein, ihre Empfindung ist vollständig, ihr Wissen ein Bruchstück. So wäre Verlust und Ersatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maße zugetheilt.

*

Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stille halten, wenn man sie berührt, nicht nach lebendigen Dingen, die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort gibt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerstört um zu schaffen, die lebende gebährt, um zu tödten. Wie beneidenswerth sind jene Glücklichen, die friedlich leben, in der wildbewegten Zeit am Strande des stürmenden Meeres sich der Muscheln erfreuen, die nur Käfer murren hören, und auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen jagen.

*

Rousseau hatte ein deutsches Herz und einen brittischen Geist, Französisch war nichts an ihm als die Sprache.

*

Nur die Glücklichen kommen in's Paradies, die Unglücklichen sind verdammt, in jenem wie in diesem Leben.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Nov.

(Fortsetzung.)

Zwey Partheyen, begann Herr F. von Baader, richten unsägliches Unheil an in der bürgerlichen Gesellschaft, beyde sind befangen, beyde sind den Irrthümern verfallen, die sogenannten Liberalen und die Ultra, weil beyde das Prinzip der Freyheit mißkennen. Die einen können wir die Autonomen nennen, die nichts außer ihrem partikulären Willen gelten lassen wollen, die von aller Historie, von allem Gegebenen absehen, und sich ein eigenes, von der Religion getrenntes Schattenbild, eine deistische oder gar atheistische Moral, nach der es nur ein von ihren Oberen gegebenes Gesetz gibt, aufrichten; die andern aber wollen, weil sie vor jeder Kraftäußerung, vor jeder freyen Bewegung des menschlichen Geistes erzittern, den Menschen in eine bestimmte, von ihnen als wahr angenommene Form einzwängen, mit einer erheuchelten Furcht vor Gefahren der Wissenschaft wollen viele dieser Parthey ihre eigne Geistesarmuth bemänteln, ihre Mittelmäßigkeit zerärgert sich bey jeder erhaben aufstrebenden Menschennatur, sie verbinden sich mit den Unerleuchteten geistlichen Standes, mit einem Worte, mit den Pfaffen, Schimpfen und Schmähen ist ihr Element; doch soll keineswegs geläugnet werden, daß nicht die scheußlichsten Doktrinen und Ansichten die bürgerliche Gesellschaft verpesten, sogar das Verbrechen hat seine besondere Doktrin, aber was ist zu thun? Das Uebel ist einmal geschehen, ein plötzliches Verbieten aller andern Ansichten, und das Aufstellen einer privilegirten Regierungsphilosophie führt, wie wir tagtäglich sehen, nicht zum Ziele, was ist zu thun? Die schlechte Philosophie kann nur durch die gute, die falschen Doktrinen nur durch die wahren bekämpft werden. Diese wahre Doktrin besteht aber, wenn wir den Redner recht verstanden haben, in den ewigen Gesetzen menschlicher Natur, die mit den unerschütterlichen Lehren des Christenthums in eine Einheit zusammenfallen, dieß ist die wahre Katholizität, der primitive Zustand, die eigentliche Orthodoxie. Wird diese einzige und alleinige Wahrheit die Gelehrten wieder beseelen, so werden sie sich wieder, wie ehemals, eng mit dem wahren Priester verbinden, der Zwiespalt in der bürgerlichen Gesellschaft wird zerstäuben, wie ehemals treten Wissenschaft und Kirche enge verbunden auf, und die ewigen Reibungen werden aufhören, der Böse liegt zerschmettert vor den Füßen dieser erhabenen Katholizität. — In das Einzelne dieser tiefen philosophischen Untersuchung einzugehen, ist hier der Ort nicht, auch halten wir uns, wie wir oben bemerkten, nicht für fähig, diese tiefen, zum Theil ganz neuen Ideen durch einmaliges flüchtiges Anhören so aufzufassen, daß wir es vermöchten sie in einer organischen Entwicklung wiederzugeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. December 1826.

Gleicht nicht die Liebe
Dem weichen Kind, das oft gescholten, oft
Geschlagen, dennoch immer wiederkehrt,
Und, gutgeartet, denen die es kränkten,
Noch Blumen bringt, die weinend es gepflückt?

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Darf man wissen, sagte Josephe zutraulich und wie es Fröben schien, mit zitternder Stimme, darf man wissen, wer die Glücklichste ist, die —“

„Ach, sehen Sie, das ist gerade das Unglück, ich weiß ja nicht, wer sie ist, noch wo sie sich aufhält und liebe dennoch, ja Sie werden mich für einen zweyten Don Quixote halten, wenn ich gestehe, daß ich sie nur einige Mal flüchtig sah, mich nur noch einiger Partien ihres Gesichts erinnern kann, und dennoch in der Welt umherstreife, um sie zu finden, weil es mir zu Hause keine Ruhe läßt.“

„Sonderbar, bemerkte Josephe, indem sie ihn nachdenklich ansah; sonderbar; es ist wahr, ich kann mir einen solchen Fall denken, aber dennoch machen Sie eine seltene Ausnahme, lieber Fröben; denn wissen Sie denn, ob Sie geliebt werden? ob das Mädchen Ihnen treu ist, ob —

„Nichts weiß ich von diesem Allem, erwiederte er ernst und mit verschlossenem Gram, ich weiß nichts, als daß ich glücklich wäre, wenn ich jenes Wesen mein nennen könnte, und weiß nur allzugut, daß ich vielleicht auf immer verzichten muß und nie glücklich werde!“

Je seltener sonst der junge Mann über diese Gefühle sich aussprach, desto mächtiger kamen in diesem Augenblick alle Schmerzen der Erinnerung an gramvolle Stunden und eine Wehmuth über ihn, der er sich nicht gewachsen fühlte. Er stand schnell auf und ging aus der Laube dem Schlosse zu. Aber Josephe sah ihm mit Blicken voll unendlicher Liebe nach, Thräne um Thräne löste sich aus den zuckenden Wimpern und erst als sie wie ein Quell auf ihre schöne Hand herabsanken, erweckten sie Josephe aus ihren Träumen. Und beschämt als hätte sie sich bey einer geheimen Schuld belauscht, erröthete sie und preßte ihr Tuch vor diese verrätherischen Augen.

Die Vorhersagung des alten Mechanikus war eingetroffen, denn mit dem lezten Tag der Woche waren auch die Maschinen der Dampfmühle fertig aufgestellt. Der Baron, so unmuthig er anfangs gewesen war, hatte in der Freude seines Herzens, als der erste Versuch glücklich gelungen war, den Alten und seine Gesellen reichlich beschenkt entlassen und auf Sonntag alle seine Nachbarn in der Umgegend eingeladen, um mit einem kleinen Feste seine Mühle einzuweihen. So glücklich und heiter er an diesem Tage war, so fröhlich und jovial er seine zahlreichen Gäste empfing, so entging es doch Fröbens beobachtenden Blicken nicht, daß er die arme Josephe mit hunderterley Aufträgen und Anordnungen plagte, und daß sie ihm nichts recht machen konnte. Bald sollte sie in der Küche seyn, um das Gesinde anzutreiben und selbst mitzuhelfen, bald besserte er dieß oder jenes an ihrem Putz, bald wollte er vor Ungeduld verzweifeln, wenn sie nicht schnell genug die Treppe herabflog, um mit ihm am Portal die Ankommenden zu empfangen, bald wollte er die Tafel so oder anders gestellt haben, bald wollte er den Kaffee im Garten, bald im Salon trinken. Mit Engelsgeduld und einer Re-

signation, die dem Freunde unbegreiflich war, ertrug sie alle diese Unbilden. Sie war überall, sorgte für Alles und wußte sogar einen Augenblick zu finden, um den Gastfreund zu fragen, warum er gerade heute so trübe sey, ihn aufzumuntern, an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil zu nehmen.

Allgemein entzückte die Schönheit, die Aufmerksamkeit der Hausfrau; die Männer priesen den Baron glücklich, einen solchen Schatz im Hause zu haben, und mehrere der ältern Damen sagten ihm unverholen ihre Bewunderung über die seltenen Talente für die Wirthschaft, über die Einsicht und Ordnung einer so jungen Frau. „Siehst du, flüsterte der Glückliche gegen Fröben, siehst du, was eine Zucht wie die meinige Wunder wirkt? Ich bin im Ganzen heute recht zufrieden mit ihr, aber wenn ich ja nicht im Geheimen überall selbst nachhülfe, wie stünde es dann um die wirthschaftliche Ehre der Hausfrau; aber es macht sich, ich sagte es ja immer, es macht sich." Die allgemeine Fröhlichkeit und der Wein steigerten seine Laune immer höher, und es war endlich hohe Zeit die Tafel aufzuheben, denn er und einige Herren aus der Nachbarschaft erlaubten sich schon Scherze und Anspielungen, welche jedes zärtere Ohr beleidigten.

Man fuhr nach der neuen Dampfmühle, man weihte sie unter Scherz und Lachen förmlich ein, man ging wieder zurück und erstaunte auf's Neue über die geschmackvollen und doch so bequemen Anordnungen, welche Josephe indessen im Garten getroffen hatte. Sie hatte es gewagt, nach ihrer eigenen Erfindung schnell eine große geräumige Laube errichten zu lassen. Alle möglichen Erfrischungen erwarteten dort die Gäste, und ihr allgemeines Lob bewirkte ein Wunder. Der Baron wurde nicht einmal ungehalten, daß man junge Eschen und Tannen aus seinem Wald zu der Laube verwendet, daß man seinen eigenen Plan — ein Zelt aus Brettern und Teppichen aufzuschlagen — nicht befolgt hatte. Er küßte seine Frau auf die Stirne und dankte ihr für die angenehme Ueberraschung.

Man setzte sich in bunten Reihen umher. Die Männer sprachen den alten Weinen des Hausherrn fleißig zu, und bald hatte eine allgemeine Fröhlichkeit die Gesellschaft erfaßt. Man spielte witzige, geistreiche Spiele, und als die muthwillige Laune der Männer noch höher stieg, wurden sogar Pfänderspiele nicht verschmäht. So kam es, daß bey ihrer Auflösung auch Fröben sein Pfand mit einer Strafe lösen sollte, und Josephe, welcher die Bestimmung dieser Strafe aufgelegt war, befahl ihm, eine wahre Geschichte aus seinem Leben zu erzählen. Man gab ihrer Wahl allgemeinen Beyfall, der Baron schlug vor Freuden über seine kluge Frau in die Hände, und als Fröben zauderte und sich besann, rief er: „Nun, soll ich etwas für dich erzählen aus deinem Leben? etwa die piquante Geschichte von dem Mädchen vom pont des arts."

Fröben erröthete und sah ihn mißbilligend an; aber die Gesellschaft, die hier vielleicht ein lustiges Geheimniß ahnete, rief: „Die Geschichte von dem Mädchen, die Geschichte vom pont des arts," und vielleicht nur, um der Indiskretion seines Freundes zu entgehen, den der Wein schon etwas über die gewöhnlichen Gränzen hinausgerückt hatte, bequemte er sich, zu erzählen; der Baron aber versprach der Gesellschaft, sobald der Erzähler von der genauen Wahrheit abweichen würde, wolle er Noten zu der Geschichte geben, denn er sey selbst dabey gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i e I s l ä n d e r.

(Fortsetzung.)

Nachdem Island bebaut worden, finden wir mehrentheils Isländer als Skalden an den nordischen Höfen, deren alte Sitte, gerade diese Dichter bey sich zu haben, das Christenthum erst allmählig ändern konnte. Den ersten Isländischen Skalden in Schweden treffen wir bey Erich Siegreich (Seger säll) an. Nach dem Siege bey Fyrisvall über Styrbjörn stieg König Erich Siegreich auf den Upsaler Berg. Er frug, ob Niemand gegen eine Belohnung aus seiner eigenen Hand einen Gesang dichten könne. Thorwald Hjalteson trat vor, sang zwey Strophen ab, und empfing vom Könige einen goldenen Ring. Es wird angemerkt, daß er weder vorher noch nachher gedichtet habe; aber diese beyden in Gegenwart des Königs und des Heeres gedichteten und abgesungenen Strophen sind bis zu unserer Zeit aufbehalten worden [1]). Am Hofe Olof Skötkonungs finden wir vier Skalden, und eine Nachricht über einen poetischen Wettstreit vor dem Könige zwischen zwey von ihnen ist noch vorhanden [2]). Die Isländischen Dichter tr*ten späterhin fast in einer ordentlichen Folge bey den Königen Amund Jakob, Inge Stenkilsson, Sver-

---

1) Styrbjörns Thattr. Müller, Saga. Bibl. III. 142. Von Thorwald Hjalteson ist in Landnáma, p. 217 die Rede.

2) Saga af Gunlaugi Ormstungu ok Skald-Rafni. Havn. 1775. c. 9. Nachdem beyde ihre Gedichte vorgetragen hatten, wurde Rafn von Gunlaug der Vorwurf gemacht, daß er bloß ein kleineres Gedicht (Flock) über den König gemacht, als ob er eines größeren (Drapa) nicht werth sey. Kanut der Große in Dänemark nahm es so übel auf, daß der Isländer Thorarini Loftunga einen kurzen und kleinen Gesang über ihn gedichtet hatte, daß er drohete, den Skalden tödten zu lassen, sofern er ihn nicht mit einem Gedichte von wenigstens dreyßig Strophen versöhnte. Bartholin. Ant. Dan. p. 107. nach der Knytlinga Saga. Vergl. Heimskringla I. 712. Das größere Gedicht wurde verfertigt, Hufvudlösen (Lösegeld für den Kopf) genannt, und der Skalde erhielt fünfzig Mark Silbers Belohnung.

ker, Knut Erichson, Sverker Carlsson, Erich Knutson, Erich Erichsson, ja selbst bey mehreren schwedischen Jarls auf. Der lezte Isländische Skalde in Schweden war Sturle Thordson, ein Brudersohn von Snorre Sturleson, und zu seiner Zeit in der Isländischen wie Norwegischen Geschichte wohl bekannt. Er verfertigte ein Gedicht zu Ehren Birger Jarls [1]). Noch häufiger hielten sich Isländische Skalden bey Norwegischen Königen auf. Olof der Heilige, den der Eifer für das Christenthum von den mit heidnischen Bildern erfüllten Skaldegesängen scheint fern gehalten zu haben, weßwegen er auch zu dem Skalden Sighvat sagte: „daß er keine Lieder irgend einer Art hören wolle," räumte gleichwohl diesem Dichter einen ausgezeichneten Platz zwischen seinen Hofleuten ein, beehrte ihn mit seinem Vertrauen, gebrauchte ihn zu Gesandtschaften [2]) und konnte selbst den, dem nordischen Gemüthe so tief eingeprägten [3]) Wunsch nicht unterdrücken, durch die Gesänge in dem Gedächtnisse der Menschen fortzuleben. In seiner lezten Schlacht bey Stiklarstad, in der, weil Olof fiel, die Tapferkeit der ihm treu gebliebenen Norweger und die der Schweden, die in seine Dienste getreten waren, fruchtlos blieb, waren drey Dichter in dem Gefolge des Königs. Er rief sie zu sich in die Schildburg, die die Tapfersten und Muthigsten der Seinigen um ihn gebildet hatten, und sagte zu ihnen: „Hier müßt Ihr seyn, „um alles Merkwürdige, was hier vorfällt, zu sehen, damit Ihr dieserhalb der Nachrichten Anderer nicht bedürft; denn Euch gebührt es, hiervon zu erzählen „und darüber zu dichten [1])." Die Verse, die vor dem Beginnen der Schlacht auf der Stelle gedichtet wurden, wurden sogleich vom Heere auswendig gelernt, und sind bis zu unseren Tagen aufbehalten worden [2]). Zwey von den Dichtern stürzten an der Seite des Königs zu Boden; der dritte sprach den Wunsch aus, ihn nicht zu überleben [3]). Dieses war Thormoder Kolbrunaskald, so genannt nach seinen Gedichten über ein schwarzgelocktes Mädchen auf Island. Tödtlich verwundet, dichtete er noch, ehe er den Pfeil [4]) aus seinem Herzen zog, Mehreres zu Ehren Olofs, und starb. Alle drey waren Isländer. Harald Hardrade war selbst Dichter [5]), und wußte die Verdienste der Skalden zu beurtheilen. „Ich sehe recht wohl, sagte er zu dem Isländer, Arnor Jarlaskald, der zwey Gedichte, eins über König Magnus den Guten, ein anderes über Harald selbst verfertigt, und in des Königs Gegenwart hergesprochen hatte [6]) — „ich sehe recht wohl den Unterschied „zwischen diesen Gedichten ein: diejenigen, welche das, „was von mir handelt, erlernen, werden es bald wieder „vergessen; aber das Gedicht über Magnus wird in dem „Gedächtnisse der Menschen leben, so lange die Nordlande werden bewohnt seyn [7])."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1) Halfdan. Einari l. c. p. 47. Finn. Johannae in Hist. Eccl. Isl. l. 210. Sturle Thordson ist der Verfasser der Sturlunga Saga, wenigstens des größten Theils derselben. Sie enthält die Geschichte Islands vom zwölften Jahrhunderte bis zur Mitte des dreyzehnten und der Geschichte seines eigenen Geschlechts.

2) Wie unter andern bey den Vermählungs- und Friedensunterhandlungen mit Schweden, wobey Sighvater zu Ragvald Jarl in Westgothland gesandt wurde. c. 92.

3) Rikdom dör
fränder dö
sjelf du dör desslikes.
Men ej ryktet
nånsin dör
hvem sig ett godt förvärfvat.
Rikdom dör
fränder dö
sjelf du dör desslikes
Ett jag vet
som aldrig dör:
Domen om hvar dödan.

(Reichthum vergeht, die Freunde sterben, und auch du stirbst. Aber der gute Ruf, sofern man sich diesen erworben hat, stirbt nie.

Reichthum vergeht, die Freunde sterben, und auch du stirbst. Etwas aber kenne ich, welches nie stirbt, — es ist das Urtheil über den Todten.

1) Heimskringla. Olof d. Hel. Saga. c. 218.

2) Ebendaselbst.

3) Fostbraedra Saga. Müller, Saga-Bibl. I. 157.

4) Er blickte auf ihn und sagte: „Nicht hat der König uns genährt, da das Fett noch an meinem Herzen sizt." Heimskr. Olof. d. H. S. c. 247.

5) Am berühmtesten sind seine sogenannte Gammanvisor (Gammanlieder). Heimskr. Harald Hardr. Saga. c. 15. Er besingt darin nicht blos seine eignen Thaten, sondern schüttet auch seine Klagen über die ihm von seiner russischen Geliebten widerfahrene Verachtung aus. Sie haben in der That poetischen Werth. Die erste Strophe findet man, jedoch unrichtig übersezt, in Heimskringla Ed. Peringsk. a. a. O. Die überhaupt noch vorhanden sind, findet man bey Bartholin. Ant. Dan. p. 155 ff.

6) Quäda (Dichter), das Wort, womit ein solcher Vortrag bezeichnet wurde, bedeutet sowohl singen wie reden. Wahrscheinlich wurden die Gedichte mit einer Art singender Deklamation hergesprochen.

7) Fünf Strophen haben sich in der That davon noch erhalten. Torfaeus, Hist. Norv. P. III. L. 4. c. 13.

Der Immerglückliche.

Nenne mich nicht unglücklich. Ich kann unglücklich nicht werden,
Träf' auch härter der Schlag. Glücklich ist immer der Christ.

Der Reichste und der Glücklichste.

Wer ist unter den Reichen der Reichste? „Der hat, was ihm noth thut!“

Und der Glücklichste? „Der, welchem, was noth thut, genügt!“

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Nov.

(Fortsetzung.)

Ich schreite nunmehr zu unserm Bühnenwesen. Seit meinem lezten Bericht sahen wir Neuigkeiten: Die Maltheser, Drama in fünf Akten, von Gere (Manuskript). Der Gehalt des Stücks ist folgender: Des Maltheser Ordens Großmeister La Valette, soll vom türkischen Kaiser Soliman dem Großen auf Maltha angegriffen werden. Der Großadmiral des Ordens Romegas verlangt für den spanischen Ritter Montaldo, welcher indessen ein verkappter Türke ist, die Aufnahme in den Orden, welche anfänglich verweigert, später aber durch Stimmenmehrheit des Ordenskapitels zugestanden wird. Dieser Montalto, ein türkischer Spion und Verräther, steht nun zum Verderben des Ordens im Bunde mit Helena, der Tochter eines ehemaligen griechischen Fürsten auf der Insel Lesbos, welcher einst vom Großadmiral des Ordens, Romegas, getödtet worden war. Beyde, Montalto und Helena, haben sich nun zur Rache gegen den Orden verbunden, und leztere soll Montalto zur Ausführung derselben behülflich seyn; weibliches Mitleid und Zartgefühl läßt sie indessen Montaltos abscheulichen Plan, die ihrer Sorge anvertrauten Kranken des Ordens mit Gift aus dem Wege zu räumen, verwerfen. So zieht sich die Handlung höchst langweilig in großer Gedehntheit durch die ersten Akte. Indessen wird Malta von den Türken angegriffen, und das Kastell St. Elmo, als der Hauptvertheidigungspunkt, auf ausdrücklichen Befehl des Großmeisters von den dazu befehligten Rittern auf's Aeußerste vertheidigt; obwohl diese deßfalls unzufrieden sind, so wird doch durch La Valettes Energie die Vertheidigung nicht aufgegeben. Während dessen ist Montalto nicht müßig gewesen, den Plan seiner Rache weiter zu verfolgen, und will nun den Großmeister sammt allen Rittern durch eine angelegte Pulvermine in die Luft sprengen; wirklich legt er auch schon die Lunte an, und eilt dann hinweg, da fliegt Helena, welche darum weiß, nach der verhängnißvollen Grotte, reißt die brennende Lunte vom Pulver und rettet den Orden. Das Motiv ist Liebe für den Maltheser Scipio, welcher gleichfalls unter den zum Todesopfer Erwählten sich befindet. Montalto sucht nun Meuterey und Aufwiegelung im Orden selbst zu stiften. Zu dem Ende schmeichelt er dem Ehrgeize des Großadmirals Romegas, der, neidisch auf La Valette, um die Großmeisterwürde buhlt. Die fortgesezte Vertheidigung des Kastells, welche troz des Murrens und der Unzufriedenheit der Ritter, von dem Großmeister befohlen wird, gibt Montalto den Vorwand, an der Spitze von fünfzig Ordensrittern als Rebell aufzutreten, um den Großmeister zur Abdankung zu vermögen. Dieser weigert sich standhaft, und Montalto will eben mit dem Schwerte auf ihn eindringen, verräth sich aber als eingeschlichener Wolf durch den Ausruf: Beym Allah, und springt dann, um sich vor der Rache der Ritter zu retten, zum Fenster hinaus. Wir folgen ihm, der mit heiler Haut davon gekommen, damit er dem auf die Großmeisterschaft lauernden Romegas sich in seiner wahren Gestalt zeigen, und ihm unter Fluch und Verwünschung eröffnen kann, daß er ein Türke und ein geschworner Feind des Ordens sey; Romegas ist wie aus der Wolke gefallen, kämpft nun mit dem Heiden, wird aber von ihm überwältigt, und macht sich voll Reue und Scham heftige Vorwürfe wegen seiner Verblendung und seines Ungehorsams gegen den Großmeister. Durch glänzende Waffenthaten im Fortgange des Gefechts gegen die Türken macht er indessen seine Schande wieder gut, wird nachher sammt den übrigen rebellischen Rittern vom Orden begnadigt, und stirbt endlich bey St. Elmo den Heldentod. Endlich, nachdem der vierte Akt die Geduld der Zuhörer nicht wenig geprüft hat, naht die Auflösung des Knotens: Montalto, nachdem er zum Fenster hinausgesprungen, und den Großadmiral Romegas niedergekämpft, war zu dem Belagerungsheer der Türken übergegangen, und drängte mit der türkischen Heeresmacht sehr hart das Kastell St. Elmo, welches endlich von seinen Vertheidigern verlassen wird. Montalto betrachtet mit Hohn das erbeutete Ordenspanier, da erscheint mit einem Male Helena, sticht Montalto nieder, entreißt ihm die Ordensfahne, eilt damit auf die Zinne des Kastells, und pflanzt sie daselbst als Signal für die zu Hülfe und Entsaz herbeyeilende sicilische Flotte auf, wird aber von einem türkischen Pfeile tödtlich getroffen. Nachdem nun die Türken wahrscheinlich fortgejagt, so erscheint der Großmeister mit den Rittern, die sterbende Helena wird vom Kastell herab in ihre Mitte getragen, und bietet ihre lezten Kräfte auf, als eine zweyte Kassandra die Morgenröthe einer schönen Zukunft für Griechenland prophetisch zu verkünden, nach welchem sie dann ihren Geist aufgibt. Zum Andenken beschließt der Großmeister, auf dieser Stelle eine Stadt zu bauen, und auf Anfrage bey den Ordensrittern, wie solche genannt werden soll, beschließt der einstimmige Ausruf; la Valette! Dieses Drama, das die Geduld des Publikums über drey Stunden erprobte, und die gespannte Erwartung durchaus unbefriedigt ließ.

Weitere Neuigkeiten waren: Erste Liebeleyen und erste Liebe in einem Akt, aus dem Französischen, von Hell, und der Schwiegersohn kommt, nach Scribe, gleichfalls in einem Aufzuge. Ersteres gefiel bey aller Unwahrscheinlichkeit der Handlung, vorzüglich durch Peyermanns, Urbans und Höltens gelungenes Spiel, wobey noch eine Anfängerin, Dem. Cramer, Tochter unserer geschäzten Schauspielerin, Mad. Cramer, mit Glück ihren ersten Versuch wagte. Die Anlage und Ausführung des zweyten Stückchens ist überaus seicht und uninteressant, es konnte darum, da auch die Darstellung sehr mangelhaft war, kein Gefallen finden. Vielen Beyfall hingegen fand die neue Liederposse: Die Wiener in Berlin, doch wohl allein nur durch unsere zwey großen Sängerinnen Vespermann und Sigl, welche die darin vorkommenden Lieder, um derentwillen das Ganze (überaus leicht und lose) zusammengefügt ist, mit hoher Virtuosität vortrugen. Auch die Herren Bayer, Fries und Schimon wirkten sehr vortheilhaft zum Gelingen des Ganzen, wenn auch der Wiener und Berliner Jargon, der hier bedingt ist, nicht immer gelingen wollte. Noch muß ich einer interessanten neuen Bühnenerscheinung erwähnen: Kaiser Ludwig der Bayer, von Uhland, eines von den fünf-und-dreyßig im Jahre 1818 zur Eröffnung unseres neuen Schauspielhauses eingesandten Preisstücken. Dieses Schauspiel ist allerdings ein kräftiges historisches Gemälde, das seinem geistreichen Verfasser alle Ehre bringt, allein für die theatralische Vorstellung enthält es bey ganz vorzüglicher Schönheit manches Verfehlte und Ungeeignete. Von allen diesen Gebrechen aber halten wir, wie gesagt, dieses Schauspiel doch wegen seiner trefflichen Anlagen und Charakterzeichnungen für ein vorzügliches historisches Gemälde, und begreifen nicht, warum es nicht als Preisstück gekrönt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 292.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 7. December 1826.

Und bey der Töne Schwellen hob die Seel' empor
Vom niedern Thal der Erde sich gen Walaskialf,
Und das Gefühl des Hasses und der Rache schmolz
Dahin, wie Eises Panzer von der Klippe schmilzt
Beym Frühlings-Sonnenschein; ein Meer des Friedens goß,
Ein still Entzücken mild sich durch die Heldenbrust.

A. v. Helwig.

Die Isländer.

(Fortsetzung).

Nachdem ein Skaldegedicht öffentlich vorgetragen war, ward es von einigen der Anwesenden auswendig gelernt, und es gibt Beyspiele, daß ein König einem Skalden die Belohnung verweigerte, sofern er nicht so lange verweilen würde, bis die Hofleute den zur Ehre des Königs gedichteten Gesang erlernen konnten [1]. Ein durch Buchstabenreim stark betonter, schlagender und gleichsam kriegerischer Rhythmus, eine eigene poetische, manche in der Prosa ungebräuchliche Worte enthaltende Sprache, häufige Hindeutungen auf die Mythen, mit den derbsten Ausmalungen und Bildern bezeichnen diese alte nordische Skaldekunst, und wenn sie, dem Wesentlichen nach heidnisch, mit dem Verschwinden dieses Glaubens, wodurch sie das eigentliche Leben erhielt, schon mehr gekünstelt ward, so deutet gleichwohl eben dieses Ausarten auf eine vom Anfange an bestimmte Form hin, die damit so zusammengewachsen war, daß sie davon nicht mehr getrennt werden konnte.

Aber auch das prosaische Erzählen mußte auf eine gewisse Art zur Kunst erhoben werden, und die mündliche Ueberlieferung dadurch eine so geregelte Ausbildung erhalten, daß sie späterhin weniger ausgearbeitet, als eigentlich völlig vollendet in die Schrift übergetragen wurde. — Ein junger Isländer, Thorstein Frode, hatte sich am Hofe des Norwegischen Königs Harald Hardrade als einen geschickten Erzähler gemeldet, und wurde unter der Bedingung angenommen, seine Kunst, so oft der König es befehle, zu zeigen. Nachdem er nun oft auf diese Weise den König und den Hof ergözt hatte, fing er gegen die Weihnachten an, still und betrübt zu werden, und wollte zugleich die Ursache hiervon nicht angeben. Der König vermuthete, daß sein Geschichtsvorrath wohl ein Ende haben möchte, und brachte auf seine genauere Erkundigung so viel heraus, daß der Erzähler nur noch eine Sage übrig habe, die er jedoch, ungewiß, ob er sie recht aufgefaßt, zu erzählen sich fürchtete: sie handelte von des Königs eigenen Thaten in fernen Landen. Jedoch von Harald selbst dazu aufgefordert, erzählte er sie während der Weihnachten, und zwar ziemlich zur Zufriedenheit des Königs. Man frug ihn, wo er dieses Alles erfahren habe, und er antwortete, er habe fast jährlich das Allting oder die Nationalversammlung der Isländer besucht; dort habe er mehrere Jahre lang verschiedene Theile dieser Sage gehört, bis er sie ganz und gar aufgefaßt; der Erzähler sey Haldor, ein anderer Isländer [1]), gewesen, der Harald auf

1) Dieß geschah bey dem Könige Harald Godvinsson am englischen Hofe; der ebenfalls vom Isländischen Skalden besucht ward. Snegle – Halls Thatr. bey Müller, Saga Bibl. III. 349.

1) Ueber diesen Haldor Snorreson, von dem in Heimskringla Harald Hardr. Sag. c. 9. 37. die Rede ist, findet sich eine eigene Isländische Erzählung. Müller, Saga Bibl. T. III. 330. Zwey Isländer werden genannt, die Harald auf diesen Zügen begleiteten.

allen seinen Zügen nach Rußland, Griechenland, Afrika, Sizilien, Palästina gefolgt sey, und obgleich er am Ende in Unfreundschaft sich von ihm getrennt, doch nach seiner Rückkehr auf die Insel vor den Isländern die ruhmvollen Thaten des Königs gefeyert habe [1]). Auch die Abgeschiedenen, glaubte man, seyen nicht gefühllos gegen die Fürsorge der Lebenden für ihr Andenken. Ein Kaufmann erzählte, während er nach den Norwegischen Küsten segelte, seinen Begleitern die Sage über einen König Vatnar, dessen Grabhügel man am Strande erblickte, und sagte, daß dieser sich einen großen Namen erworben habe. Als er späterhin bey Vatnars Hügel schlief, träumte ihm, daß der König zu ihm komme und sage: „Du hast meine „Sage erzählt, ich will dich dafür mit allen dem Reichs„thum belohnen, der sich in meinem Hügel findet [2]).“ So war das Erzählen ein öffentliches Vergnügen, am Hofe wie in den Volksversammlungen, und Stoff bot sowohl die Vorzeit wie die Gegenwart dar. Auf diese Weise scheinen in den allgemeinen und einzelnen Zusammenkünften die Sagen über die vornehmsten Isländischen Geschlechter, scheinen die Sagen über die Könige der nordischen Reiche, und vor Allem Norwegens ihre Entstehung erhalten zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1) Torfaeus, Hist. Norv. P. III. L. V. c. 11. Müller a. a. O. I. 347.

2) Landnáma p. 386. An derselben Stelle kommt eine ähnliche Erzählung von den Söhnen dieses Königs Vatnar, deren Hügel man in Halland sah, vor. Mehrere Züge zeigen diesen Glauben in der allgemeinen Denkweise. Ein Hirte lag am Grabhügel Thorleif Jarlaskalds und versuchte, unkundig in der Skaldenkunst, vergebens, ein Gedicht über den Todten zu Stande zu bringen. Endlich träumte ihm, daß ein großer Mann aus dem Hügel trete, und ihm durch einen Gesang die Gabe der Dichtkunst verleihe. Der Hirt machte später ein Lobgedicht auf den Hügelbewohner (osti ridam losquaedi, um haugbuann) und wurde ein berühmter Skalde. Bartholin, Ant. Dan. p. 186, nach Thorleif Jarlaskalds Saga. Vergl. Saga Bibl.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß nicht, hub Fröben an, ob der Gesellschaft bekannt ist, daß ich vor mehreren Jahren mit unserm Faldner reis'te, namentlich in Paris mit ihm einige Zeit zusammen lebte, ja ein Haus mit ihm bewohnte? Wir hatten so ziemlich gemeinschaftliche Studien, besuchten dieselben Zirkel, machten gegenseitig unsere früheren Bekannte mit dem Freunde bekannt, und lebten auf diese Weise beynahe unzertrennlich. Wir hatten einen gemeinschaftlichen Freund, den eben so liebenswürdigen als gelehrten Doktor M., einen Landsmann, der in der rue tarant wohnte, die bekanntlich in die rue St. dominique führt und auf dem rechten Ufer der Seine liegt. Unser gewöhnlicher Abendspaziergang war durch die Champs élysés über die schöne Brücke in's Marsfeld, und von da durch fauxbourg St. Germain in die Wohnung unseres Freundes, wo wir oft noch bis tief in die Nacht vom Vaterlande, von Frankreich, von dem, was wir gesehen, von allem Möglichen plauderten. Wir wohnten, um dieß noch hinzuzusetzen, am Place des Victoires, ziemlich entfernt von der rue tarant, und wählten zum Rückweg gewöhnlich den pont des arts, um das Louvre zu durchschneiden und uns einen Umweg durch die Seitenstraßen zu ersparen. Eines Abends, es mochte nach eilf Uhr seyn, es hatte geregnet, und der Wind wehte, besonders in der Nähe des Flusses, sehr kalt und schneidend, gingen wir auch vom Quai Malaquais über den pont des arts dem Louvre zu. Der pont des arts ist nur für Fußgänger zugänglich, und so kam es, daß um diese Zeit nicht mehr viel Leben um und an der Brücke war. Wir gingen, die Mäntel fester um uns ziehend, stillschweigend über die Brücke; schon wollte ich die Brückenstufen auf der andern Seite hinabeilen, als ein überraschender Anblick mich festhielt.

An die Brücke gelehnt stand eine schlanke, ziemlich hohe weibliche Gestalt. Ein schwarzes Hütchen war tief in's Gesicht geknüpft und zum Ueberfluß noch mit einem grünen Schleyer versehen; ein schwarzer Mantel von Seide fiel um den Leib, und der Wind, der die Gewänder in diesem Augenblick fester anschmiegte, verrieth eine ungemein zarte jugendliche Taille; aus dem Mantel ragte eine kleine Hand hervor, die einen Teller hielt, vor ihr aber stand ein kleines Laternchen, dessen Licht unruhig flackerte, sein Schein fiel auf einen zierlichen Fuß. Es wohnt vielleicht nirgends so sehr als in jener Stadt das tiefste Elend neben dem höchsten Glanz und Wohlleben, aber dennoch sieht man verhältnißmäßig wenige Bettler. Sie drängen sich selten unverschämt herzu und nie wird man sehen, daß sie dem Fremden nachlaufen, ihn mit Bitten verfolgen. Alte Männer oder Blinde sitzen oder knieen an den Ecken der Straßen, den Hut ruhig vor sich hinhaltend, und überlassen es dem Vorübergehenden, ob er ihren bittenden Blick beachten will. Am schauerlichsten, wenigstens für mein Gefühl, waren immer jene verschämten Bettler, die Nachts mit verhülltem Haupt, eine brennende Kerze vor sich, regungslos, fast schon wie verstorben in einer Ecke stehen; viele meiner Bekannten in Paris hatten mich versichert, daß man darauf rechnen könne, daß dieß meistens Leute aus bessern Ständen seyen, die durch Unglück so tief herabgekommen sind, daß sie entweder Arbeit suchen müssen, oder sind sie zu verschämt, vielleicht zu schwach für Brod zu arbeiten, diesen lezten Ausweg ergreifen, ehe sie, wie so viele Unglückliche, ihr Leben in der Seine der Vergessenheit übergeben.

Von dieser Klasse der Bettelnden war die weibliche Gestalt auf dem pont des arts, deren Anblick mich unwider-

flehlich fesselte. Ich sah sie näher an: ihre Glieder schienen vor Frost noch heftiger zu zittern als das Flämmchen in der Laterne, aber sie schwieg und ließ ihr Elend und den kalten Nachtwind für sich reden. Ich suchte in der Tasche nach kleinem Gelde, aber es wollten sich keine Sous, sogar kein einzelner Frank finden. Ich wandte mich an Faldner und bat ihn um Münze; aber unmuthig, durch mein Zögern der schneidenden Kälte ausgesezt zu seyn, rief er mir in unserer Sprache zu: „So laß doch das Bettelvolk und spute dich, daß wir zu Bette kommen, mich friert!“ — „Nur ein Paar Sous, Bester!“ bat ich; aber er packte mich am Mantel und wollte mich wegziehen.

Da rief die Verhüllte mit zitternder, aber wohltönender Stimme und zu unserer Verwunderung auf gut Deutsch: „O meine Herren! seyn Sie barmherzig!“ Diese Stimme, diese Worte und unsere Sprache hatten etwas so Rührendes für mich, daß ich ihn nochmal um einige Münze bat; er lachte. „Nun wohlan, da hast du ein Paar Franks, sagte er, versuche dein Heil mit der Jungfer, aber mich laß aus dem Zugwind eilen.“ Er drückte mir das Geld in die Hand und ging lachend weiter. Ich war in diesem Augenblick verlegen, was ich thun sollte; sie mußte ja gehört haben, was Faldner sagte, und beleidigen kann ich am wenigsten einen Unglücklichen. Ich trat unschlüssig näher. „Mein Kind, sagte ich, Sie haben hier einen schlechten Standpunkt gewählt, hier werden heute Abend nicht mehr viele Menschen vorübergehen.“ Sie antwortete nicht gleich; „wenn nur, flüsterte sie nach einer Weile kaum hörbar, diese Wenigen Gefühl für Unglück haben.“ Diese Antwort überraschte mich, sie war so ungesucht und doch so treffend. Die edle Haltung des Mädchens, der Ton, womit sie jene Worte gesagt, verriethen Bildung. „Wir sind Landsleute, fuhr ich fort, darf ich Sie nicht bitten, daß Sie mir sagen, ob ich vielleicht mehr für Sie thun kann, als so im Vorübergehen zu geschehen pflegt?“ — „Wir sind sehr arm, antwortete sie, wie mir schien, etwas muthiger, und meine Mutter ist krank und ohne Hülfe.“ — „Ohne weitere Ueberlegung, nur von dem unbestimmten Gefühl, daß mich das Mädchen sehr anzog, getrieben, sagte ich: „Führen Sie mich zu ihr.“ Sie schwieg, der Vorschlag schien sie zu überraschen. „Halten Sie dieß für nichts anders, fuhr ich fort, als für meinen redlichen Willen, Ihnen zu helfen, wenn ich kann.“ — „So kommen Sie, erwiederte die Verschleyerte,“ hob ihr Laterncken auf, löschte es aus und verbarg es sammt dem Teller unter den Mantel. —

„Wie?“ rief der Baron laut lachend, als Fröben schwieg, „weiter willst du nicht erzählen? willst es auch wieder machen, wie du mir es schon damals machtest? Nämlich bis hieher, meine Herren und Damen, hat er ganz nach reiner historischer Wahrheit erzählt. Er glaubte mich vielleicht weit weg, und ich stand keine zehn Schritte von der erbaulichen Samariterscene unter dem Portal des Palais und sah ihm zu: ob der Dialog wirklich so vor sich gegangen, weiß ich nicht, denn der starke Wind verwehte die Worte; aber ich sah wie die Dame ihr Lämpchen auslöschte, und mit ihm zurück über die Brücke ging. Die Nacht war mir zu kalt, um ihm bey seinem galanten Abentheuer zu folgen, aber am Ende, ich wollte wetten, sah er weder eine kranke Mama noch dergleichen, sondern die Dame vom pont des arts hatte das alte Syrenenlied nur auf andere Weise gesungen.“

Er belachte seinen eigenen Witz, und die Männer stimmten ein in das rohe Gelächter, die Damen aber sahen vor sich nieder, und Josephe schien mit den Worten ihres Gatten so unzufrieden als mit der sonderbaren Erzählung ihres Freundes, denn, bleich wie der Tod, hielt sie ihre Tasse zitternd in den Händen, daß sie klirrte, und sandte dem jungen Mann nur einen Blick zu, für den er in diesem Augenblick keine andere, als eine tief beschämende Deutung wußte. „Ich glaube zwar, sprach er mit starker Stimme, das Gelächter der Männer unterbrechend, mein Pfand gelöst zu haben, aber mein eigener Vortheil will, daß ich eine Deutung dieses Vorfalls nicht zulasse, die mein Freund ihm unterzulegen scheint; Sie erlauben mir daher, daß ich fortfahre, und bey meinem Leben, sezte er hinzu, indem er erröthete und sein Auge höher leuchtete, ich will Ihnen die reine Wahrheit sagen.“

„Das Mädchen bog über die Brücke ein, woher ich gekommen war. Während ich schweigend mehr hinter als neben ihr ging, hatte ich Zeit sie zu beobachten. Ihre Gestalt, so weit sie der Mantel sehen ließ, ihre ganze Haltung, besonders aber ihre Stimme, war sehr jugendlich. Ihr Gang schnell, aber leicht und schwebend. Sie hatte meinen Arm abgelehnt, als ich ihn zur Führung angeboten. Am Ende der Brücke bog sie nach der rue mazarine ein. „Ist Ihre Mutter schon lange krank?“ fragte ich, indem ich wieder an ihre Seite trat und versuchte, durch den Schleyer etwas von ihren Zügen zu erspähen.“ — „Seit zwey Jahren, antwortete sie seufzend, aber seit acht Tagen ist sie recht elend geworden.“ — „Waren Sie schon öfter an jenem Ort?“ — „Wo? fragte sie, auf der Brücke? diesen Abend zum ersten Mal,“ erwiederte sie. „Dann haben Sie sich keinen guten Platz gesucht, andere Passagen sind frequenter.“ Doch schon indem ich dieß sagte, bereute ich es gesagt zu haben, denn es mußte sie ja verletzen. Mit unterdrücktem Weinen flüsterte sie: „Ach ich bin ja hier so unbekannt und — ich schämte mich, so in's Gedränge zu gehen!“

Wie gränzenlos mußte das Elend seyn, das dieses Ge-

schöpf zwang zu betteln. Zwar wollten auch mir, ich gestehe es, einige Mal solche Gedanken kommen, wie sie Faldner hatte, aber immer verschwanden sie wieder, weil sie widersinnig, unnatürlich waren; wenn sie zu jener verworfenen Klasse von Mädchen gehörte, warum sollte sie sich verhüllt an einen einsamen Ort stellen? Warum geflissentlich eine Gestalt verbergen, die, so viel die Umrisse flüchtig zeigten, gewiß zu den schöneren zu zählen war? Nein, es war gewiß wirkliches Elend und jene zarte Verschämtheit vor unverschuldeter Armuth da, die das Unglück so unbeschreiblich rührend macht.

„Hat Ihre Mutter einen Arzt?“ fragte ich wieder nach einiger Weile. „Sie hatte einen; aber als wir keine Arzney mehr kaufen konnten, wollte er sie in's Spital des incurables bringen lassen, und — das konnte ich nicht ertragen. Ach Gott, meine arme Mutter in's Spital!“ Wie viel tiefer Schmerz lag in den lezten Worten dieses Mädchens!

Sie weinte, sie führte ihr Tuch unter dem Schleyer an's Auge, und Laterne und Teller, die sie in der andern Hand trug, verhinderten sie, den Mantel zusammen zu halten; der Wind wehte ihn weit auseinander, und ich sah, daß ich mich nicht betrogen hatte; sie war von feiner, schlanker Taille; sie trug ein einfaches, aber so viel mein flüchtiger Blick bemerkte, sehr reinliches Kleid. Sie haschte nach dem Mantel, und indem ich ihr behülflich war, ihn wieder umzulegen, fühlte ich ihre weiche, zarte Hand.

Wir waren schon durch die Straßen Mazarine, St. Germain, de l'école de medecine und von dort durch einige kleine Seitenstraßen gegangen, als sie auf einmal stehen blieb und klagte, sie habe den Weg verfehlt. Ich fragte sie, in welcher Gegend sie wohne und sie gab St. Severin an. Ich war in Verlegenheit, denn diese Straße wußte ich selbst nicht zu finden. Machte es Angst oder Kälte, ich sah sie heftiger zittern. Ich sah mich um; ich bemerkte noch Licht in einem Souterrain, wo Eau de vie verkauft wurde, ich bat sie zu warten, stieg hinab und erkundigte mich. Man wies mich zurecht und ich glaubte mich hinfinden zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München. Ende Nov.

(Beschluß.)

Das Trauerspiel Clemence Isaure, von Pannasch, das mißfällig aufgenommen wurde, ist im Morgenblatte bereits genügend abgehandelt worden.

Schüchtern und dreist, nach dem Französischen, von Kurländer, ein leichtgeschürztes Intriguenspiel, aus der gewandten Feder eines französischen Schnelldichters, ward bey fleißiger Darstellung gerne gesehen, wie man dergleichen Tändeleyen wohl einmal ansehen mag. Der Krieg mit dem Onkel, Posse in vier Akten, ohne Angabe des Verfassers, ward im kleinen Hoftheater meisterhaft dargestellt, und Lachen und Applaus wollten kein Ende nehmen. Wespermann, der große Charakteristiker, und unser trefflicher Urban als Onkel und Neffe hatten Gelegenheit sich in ihrem ergötzlichsten Humor zu zeigen, und würden auch ein Pariser Publikum entzückt haben. Die Idee des Stückes, daß ein narrenhafter Onkel von einem verschmizten Neffen betrogen wird, ist allerdings sehr abgedroschen, aber sie ist hier durch vier Akte sehr geschickt, ja geistreich durchgeführt, und bewährt einen versuchten und gewandten Verfasser. Einige Zweydeutigkeiten oder Nicht-Zweydeutigkeiten hätten füglich wegbleiben können, doch wer wird auch gar so delikat seyn!

Von Gästen sahen wir in der Zwischenzeit: Sie, [illegible], die Gesangkönigin, ich brauche nicht erst zu sagen die Catalani. Wenn wir auch nicht galant genug sind zu behaupten, daß die acht Jahre, in denen wir die große Sängerin gesehen, machtlos über sie weggeschritten sind, so haben wir doch die Ueberzeugung, daß ihre Stimme an Kraft, Stärke und Fülle durchaus nichts, an Wohlklang aber vielleicht etwas weniges verloren hat. Dagegen dünkt uns, ihr Vortrag habe an Gefühl auffallend gewonnen. Welch ein wollüstiges mezzavoce, welche Geläufigkeit in den Läufen und Oktavsprüngen, welche erstaunliche Sicherheit in allen Verzierungen, und welch ein Triller! Mad. Catalani gab im großen Hoftheater zwey Konzerte, mit doppeltem Eintrittspreise, und bey vollem Hause. Im ersten, das an 3000 fl. eintrug, entzückte uns vor Allem die Arie: Elena tu mi chiami! die sie mit allem Zauber des modernen Geschmacks und mit ungemeinem Gefühl vortrug, während wir in einer Scene von Zingarelli die vortreffliche ältere Schule und den grandiosen Vortrag der alten Kastraten bewunderten. Alles hinreißend aber durch die kolossale Kraft ihres Vortrags war das god save de king, wo sie in der Schlußkadenz mit einem pompösen, vollen, das ganze Haus erfüllenden Triller die ganze Macht und Herrlichkeit ihrer Stimme zeigt. — Im zweyten Konzert, dessen vollen Ertrag die großmüthige Frau den hiesigen Armen bestimmte, bewunderten wir ihren Vortrag des „gratias agimus,“ ein Musikstück in großartigem Kirchenstyl, und den Bolleros von Sermiento, der uns aber von Seiten des Orchesters nicht ganz richtig aufgefaßt schien. Das Beginnen der großen bekannten Arie von Portogallo: „io son Regina,“ brachte in Beziehung auf die Sängerin einen stürmischen Beyfall hervor, und einige Zuhörer schrieen, alle aber dachten: sie ist's und keine jezt lebende wird ihr das Diadem entreissen.

Ein anderer Gast war Herr Ferreol Massaz aus Paris, ein tüchtiger, gediegener Violinist aus der ältern französischen Schule. Hr. Massaz gefällt sich in Ueberwindung von Schwierigkeiten, und will seinem Instrumente nur Bravour ablocken. Die schweren Passagen in den hohen Tönen klingen zischend, und sind in concerto eroico an unrechter Stelle. Sein Adagio auf einer Saite, der g Saite, muß zwar bewundert werden, klingt aber unangenehm. Im Museumsaale hörten wir ein Konzert von Fräulein Krings, die unlängst aus Paris zurückgekehrt, wo der berühmte Nadermann ihre Studien geleitet hatte. Die liebenswürdige Künstlerin entwickelte ein schönes, reiches Talent im Harfenspiel.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 98., Intelligenzbl. Nr. 51. und Monatsregister November.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. December 1826.

Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Schiller.

Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen
Christian von Dänemark
ehrfurchtsvoll gewidmet von
Fr. Brun, ; Münter.

Baggesen *).

Er ist dahin, der Sänger hoher Lieder,
Gesenket der Gedanken Adlerflug!
Es schwebt nicht mehr das strahlende Gefieder,
Das uns empor in Aetherfernen trug!

Es schlägt nicht mehr das zarteste der Herzen,
Gebrochen ach, durch bittres Seelenweh!
Die Zither tönt nicht mehr von leichten Scherzen,
Sanft wechselnd mit des strengen Denkens Höh'!

Mein Fürst! sein Freund, sanft wirst Du mit mir trauren,
Daß Daniens klangvollste Harfe schweigt!
Nicht mehr bewegt, oft voll von stillem Schauren
Dein Kennerohr sich den Akkorden neigt:

Die brausend bald wie sturmbewegte Wellen,
So uferlos in dunkle Fernen fliehn,
Bald zwischen Blumenküsten reizend schwellen,
Und Herz und Geist und Seele mit sich ziehn!

In Freud' und Leid dem Freunde gleich gewogen,
Im frohen wie im herbesten Geschick —
Als Unheils Wolken donnernd ihn umzogen,
Warst Du ihm Ruh, ihm Labung, Heil und Glück!

Einst hier auf öder freudenleerer Heide,
Wo der Gedankenstrom in Sand zerrann,
Entsprudelt ihm der volle Born der Freude,
Ein duft'ger Springquell, perlend himmelan *)!

Da blühten wir in froher Jugendfülle **),
In reiner Freundschaft seligstem Erguß!
Ach stiller wird es um mich, stille — stille!
Nur in Erinn'rung such' ich Vollgenuß!

O schlummre süß, auf junger Engel Flügeln
Sanft eingewiegt, Du mein Immanuel ***)!
Erwach' auf ros'umblühten Myrthenhügeln,
Doch nicht an des Vergessens dunkelm Quell!

Nein! wo vom Thron des Wahrheitsstromes Welle
Sich unter Palmen ätherreich ergießt;
Da lösch' den nie gestillten Durst am Quelle,
Der, mehr Du schöpfest, desto voller fließt.

---

*) Zu spät erst nach dem Abdrucke dieses Gedichtes erfuhr die Verfasserin, daß Baggesen nicht in Hamburg starb, wo er beygesezt ward, sondern durch die kindliche Sorgfalt seines Sohnes nach Kiel gebracht wurde, wo er einst gern lebte und wahre Freunde fand; und wo er neben dem Weibe seiner Jugend, und nahe seinem Freunde, Carl Leonhard Reinhold ruht.

*) Dieses Gedicht ward auf der Lüneburger Heide geschrieben, welche ich im Jahre 89 mit dem verklärten Freunde durchreiste. Sein unnachahmliches Labyrinth war zum Theil Ausbeute dieser Stunden.

**) Die Verfasserin war seit ihrem vier-und-zwanzigsten Jahre Freundin des nur einige Jahre mehr älteren Dichters.

***) So hatte, wie bekannt, Baggesen sich selbst aus Enthusiasmus, nach dem tiefen Denker Immanuel Kant genannt.

O du fein Volk! Sein leztes banges Sehnen,
War in der Muttererde Schooß zu ruhn *)!
Es brach sein Aug' in diesen Wehmuthsthränen;
Ach, in der Fremdlingserde ruht er nun!

So lange Daniens Sprache lieblich tönet
Im Minnelied und leicht gewobnen Scherz,
So lang Sein Heilig durch die Himmel tönet **),
Lebt Baggesen in seines Volkes Herz!

Drum brecht Zypressen, brecht des Lorbeers Aeste,
Wall't zu der Stadt, in der sein Herz ihm brach;
Führt heim des hohen Dichters heil'ge Reste,
Hall't Klagetöne, hall't dem Zuge nach!

Zieht ihm entgegen, holde Jungfrau'n-Chöre,
Die feyernd oft im süßen Lied er sang,
Dem Sohn der Unschuldgrazie zur Ehre,
Ertöne sanft der süßen Stimmen Klang!

Dann ruhe still, benezt von unsern Zähren,
Du, unsers hehren Sängers heil'ger Staub!
Nicht Frühlingskränze soll dein Grab entbehren,
Nicht das geweihte immergrüne Laub!

*) Von Marienbad in Böhmen, wo er schon zwischen Tod und Leben schwankte, kam er sterbend in Hamburg an, und verschied — an der Schwelle des Vaterlandes.

**) Sein Heilig, Heilig, Heilig, aus seinem unsterblichen Oratorium: Christi Tod.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Als ich herauf kam, hörte ich in der Nähe laut reden, ich sah beym schwachen Schein einer Laterne, wie sich das Mädchen heftig gegen zwey Männer wehrte, von denen der eine ihre Hand, der andere den Mantel gefaßt hatte; sie lachten, sie sprachen ihr zu, ich ahnete, was vorging, sprang herzu und riß dem einen die Hand weg, die er gefaßt hatte; sprachlos, weinend klammerte sie sich fest an meinen Arm.

„Meine Herren, sagte ich, Sie sehen, daß Sie hier im Irrthum sind, Sie werden im Augenblick den Mantel von Mademoiselle loslassen!"

„Ah, Verzeihung mein Herr! erwiederte der, welcher ihren Mantel gefaßt hatte; ich sehe, Sie haben ältere Rechte auf Mademoiselle!" und lachend zogen sie weiter.

Wir gingen weiter, das arme Kind zitterte heftig, sie hielt noch immer meinen Arm fest, sie war nahe daran niederzusinken.

„Nur Muth! sagte ich zu ihr, St. Severin ist nicht mehr fern, Sie werden bald zu Hause seyn." Sie antwortete nicht, sie weinte noch immer. Als wir in der Straße waren, die nach der Beschreibung St. Severin seyn mußte, blieb sie wieder stehen. „Nein, Sie dürfen nicht mit mir gehen, mein Herr, sagte sie, es darf nicht seyn."

— „Aber warum denn nicht, da Sie mich so weit mitgenommen haben; ich bitte, trauen Sie mir keine schlechten Absichten zu!" — Ich hatte bey diesen Worten, ohne es zu wissen, ihre Hand ergriffen und vielleicht gedrückt; sie entzog sie mir hastig und sagte: „Vergeben Sie, daß ich die Unschicklichkeit beging, Sie so weit mitzuführen; bitte, verlassen Sie mich jezt!" Ich fühlte, daß der Auftritt vorhin sie tief verlezt hatte, daß er ihr vielleicht gegen mich selbst Mißtrauen einflößte, und eben dieß rührte mich unbeschreiblich; ich nahm das Silber, das mir Faldner gegeben und wollte es ihr hinreichen; aber der Gedanke, wie wenig diese kleine Gabe ihr helfen könne, zog meine Hand zurück und ich gab ihr das wenige Gold, das ich bey mir trug.

Ihre Hand zuckte als sie es nahm; sie schien es für Silber zu halten, dankte mir aber mit zitternder, rührender Stimme und wollte gehen.

„Noch ein Wort, sagte ich und hielt sie auf; ich hoffe, Ihre Mutter wird gesund werden, aber es könnte ihr doch noch an etwas gebrechen, und Sie, mein Kind, sind nicht für solche Abendgänge wie der heutige gemacht. Wollen Sie nicht heut über acht Tage um dieselbe Zeit vor der Ecole de Medecine seyn, daß ich mich nach Ihrer Mutter erkundigen kann?" Sie schien unschlüssig, endlich sagte sie ja. „Und sehen Sie doch den Hut mit dem grünen Schleyer wieder auf, daß ich Sie erkenne, fügte ich hinzu; sie bejahte es, dankte noch einmal, ging eilig die Straße hin und war schnell in der Nacht verschwunden."

Als ich am Morgen nach dieser Begebenheit erwachte, schien es mir, als hätte mir von diesem Allen nur geträumt. Aber Faldner, der bald herbeykam und mich nach seiner zarten Manier zu schrauben anfing, riß mich aus meinem Zweifel. Die Sache schien mir, so recht deutlich am Morgenlicht betrachtet, doch allzu fabelhaft, als daß ich sie dem ungläubigen Freund hätte erzählen mögen. Man ist in neuerer Zeit zu jenem Grad der Sittenverfeinerung gekommen, die schon in's Gebiet der Unsittlichkeit hinüberstreift; man will in manchen Fällen lieber wild und schlecht erscheinen, man gibt lieber eine Zweydeutigkeit zu, nur um nicht als ein Thor, als ein Sonderling, als ein Mensch von schwachem Verstande und beschränkten Lebensansichten zu gelten.

Im Innern kränkte mich aber noch mehr als Faldners Schraubereyen ein Etwas, eine Unruhe, was ich nicht zu deuten wußte. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht einmal ihr Gesicht gesehen hatte. Wozu, sagte ich mir, wozu diese übertriebene Diskretion. Wenn ich ein Paar Napoleons hingebe, so kann ich doch um die Gunst bitten, den Schleyer etwas zu lüften? Und doch, wenn ich mir das ganze Betragen des Mädchens, das, so einfach es war, doch von Gemeinheit auch nicht im Geringsten etwas an sich hatte, zurückrief, wenn ich bedachte, wie mich

ihre edle Haltung, der gebildete Ton ihrer Antworten anzog, so mußte ich mich, halb zu meinem Aerger, selbst rechtfertigen. Es liegt etwas in der menschlichen Stimme, was nur, ehe wir Züge und Auge, ehe wir den Stand des Sprechenden kennen, den Ton angibt, in welchem wir mit ihm sprechen müssen. Wie unendlich, nicht sowohl in der Form als im Klang der Sprache unterscheidet sich der Gebildete vom Ungebildeten, und des Mädchens Töne waren so weich und zart, ihre kurzen Antworten oft so aus der tiefsten Seele gesprochen! den ganzen Tag konnte ich diese Gedanken nicht los werden, sogar Abends, in einer glänzenden Gesellschaft von Damen begleitete mich das arme Mädchen mit dem schwarzen Hütchen, dem grünen Schleyer und dem unscheinbaren Mantel.

In den nächsten Tagen ärgerte ich mich über meine Thorheit, welche Schuld war, daß ich das Mädchen erst nach acht Tagen sehen konnte; ich zählte die Stunden ab bis zu dem nächsten Freitag, und es war, als hätte jene Hauptstadt der Welt, wie sie ihre Bewohner nennen, nichts Reizendes mehr in sich als die Bettlerin vom Pont des arts. Endlich, endlich erschien der Freitag. Ich brauchte alle mögliche List, um mich diesen Abend von Faldner und den übrigen Freunden loszumachen, und trat, als es dunkel wurde, meinen Weg an. Ich hatte über eine Stunde zu gehen, und Zeit genug über meinen Gang nachzudenken. Heute sagte ich zu mir, heute wirst du in's Reine kommen, was du von dieser Person zu denken hast; du wirst ihr anbieten mit dir zu gehen, geht sie, so hast du dich schon das erste Mal betrogen. Auch das Gesicht muß sie heute zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen

von Börne.

Für die, welche an keine Unsterblichkeit glauben, gibt es auch keine.

*

So Noth thut es den lebenssüchtigen Menschen, sich eine Ewigkeit zu denken, daß sie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt ist, auf der Brücke der Furcht hinüber gehen.

*

Soll man die Menschheit beweinen, oder über die Menschen lachen? Jeder wie er will: es ist Eines wie das Andere. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins ist, was nützt: die **Klarheit**. Eins ist, was besteht: das **Recht**. Eins ist, was besänftigt: die **Liebe**.

*

Die Weiber sind am gefälligsten, wenn sie Furcht haben, darum fürchten sie sich auch so leicht.

*

Höflichkeit ist Staatspapier des Herzens, das oft um so größere Zinsen trägt, je unsicherer das Kapital ist.

*

Ein Deutscher kann seines Lebens nur froh werden, so lange er reist. Jeder Deutsche ist in seinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Gesunden erquickt, und worin man nicht ein wenig mit den Fingern plätschern kann, ohne Alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wandernde aber badet sich im freyen Strom; Luft, Wasser, Feld und Himmel genießt er zugleich, die frische Welle stärkt ihn, und der Strom tritt nicht über das Ufer, wenn er ihn mit seinen Armen schlägt. Die saubersten Philister lassen ihn gewähren.

*

Auch Herz und Geist haben eine kubische Größe, eine Fleisch- und Knochenfülle, die das Wesen weder der Schönheit noch der Stärke ausmacht.

*

Glücklich zu seyn ist auch eine Tugend.

*

Klugheit ist oft lästig wie ein Nachtlicht im Zimmer.

*

Alle Narrheiten erschöpfen — so gelangt man zum Boden der Weisheit.

*

Um zu gefallen, muß man eitel seyn; man lernt der Eitelkeit Anderer nur an sich selbst schmeicheln.

*

Menschen, die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhnlich einen starken Charakter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, am 1. Nov.

Unsere Bühne, die seit dem verflossenen Sommer sich bedeutend umgestaltet hat, scheint nunmehr mit dem Personalwechsel so ziemlich in's Reine gekommen zu seyn. Die Oper steht auf einem soliden Fuße, und das recitirende Schauspiel läßt keine Lücke verspüren. Es ist nicht gut, weder für die dramatische Gesellschaft noch für das Publikum, wenn solide Bühnen einem Taubenschlage gleichen, wo die Mitglieder tagtäglich ein- und ausfliegen; Mimen und Zuschauer werden sich einander fremd, und müssen stets neue Bekanntschaften machen. — Wir dürfen uns übrigens für dießmal im Allgemeinen nicht über den Wechsel beklagen; was noch mangelhaft ist, wiegt der größere Theil, das Bessere, reichlich auf. — So gab uns schon Dem. Böhm, welche an die Stelle der abgegangenen Dem. Langschwadt getreten ist, in ihrer ersten Antrittsrolle, als „Desdemona" im „Othello" erfreuliche Proben ihres Talents. Ihre Stimme ist wohltönend, und spricht zum Herzen; Biegsamkeit, Kehlenfertigkeit und Manieren beherrscht sie vollkommen. Freylich mangelt dieser Sängerin noch die Kraft und Fülle des Tons; sie ist indeß noch im jugendlichen Alter; nach einem Paar Jahre erst dürfen wir über diesen Mangel klagen, wenn er alsdann noch bemerkbar wäre. Jedenfalls gehört Dem. Böhm zu den sehr guten Sopranstimmen, die mit einem ansprechenden Gesange regelmäßige Bewegungen vereinigen, und wir heißen sie von Herzen willkommen. Das Neue lockt, wie überall, auch bey uns die Neu-

gierigen in Menge herbey; werden nun die mit großen Erwartungen Herbeygeströmten getäuscht, so ist es immer besser, wenn man es beym Alten läßt. Diese Erfahrung machten wir abermals bey Darstellung der Vogel'schen Uebersetzung des Drama's: „Adelma.“ An Effektmomenten, wobey sich die Haare sträuben, fehlt es diesem Produkte nicht; noch weit weniger mangeln ihm schaudererregende Unwahrscheinlichkeiten, die auf das Kühnste die Gränzen des Natürlichen, ja selbst das heiligste Naturgesetz überspringen. Wir behaupten hier gewiß nicht zu viel, wenn wir nur den einzigen Moment festhalten, wo „Adelma“ in der Angst ihres Herzens den hochherzigen „Lothar,“ von dem sie weiß, daß er ihr Sohn und fleckenlos ist, mit den Worten: „er ist schuldig!“ moralisch mordet und vernichtet. Wie auch ihre frühern Fehltritte auf ihr lasten, und so strenge ihres nederen Gemahls Begriffe von Tugend immerhin seyn mögen, so kann das Mutterherz selbst der größten Gefahr ein Kind, zumal einen solchen Sohn, der sie stets wie ein Schutzengel umschwebet, und wie ein Märtyrer für sie duldet, nimmermehr so leichtfertig hinopfern wollen. An ähnlichen Unwahrscheinlichkeiten kränkelt dieß Drama hie und da noch mehr. Was duldet nicht eine Mutter aus Liebe zu ihrem Kinde?! Es gebricht diesem Drama aber auch an dramatischem Gehalte, an Konsequenz in Ausführung der Charaktere; kurz an Allem, was das gehaltvolle Drama bedingt. Der Charakter des „Lothar“ ist gut angelegt, aber nicht also ausgeführt. Am konsequentesten bleibt sich „der Usurpator von Byzanz;“ doch können wir es nicht glauben, daß ein solcher eingefleischter Bösewicht sich nicht besser vor dem Dolchstoße eines Weibes verwahren sollte; so wie es uns unfürstlich scheint, daß „Herzog Robert,“ der die Ermordung Nicephor's eben noch so schrecklich ahnden wollte, in dem Augenblicke, wie er erfährt, daß dieser Tyrann auch nach seinem Leben getrachtet hat, nun den Mord auf ein Mal vollkommen billigt; ein Fürst, wie „Robert“ vor uns dasteht, kann solche Blößen sich nicht geben. Die Partie der „Imma“ streift mehr an das Episodische hin, während sie, besser durchgeführt, ein Architrav dieses dramatischen Gebäudes seyn könnte. Bey diesen Mängeln konnte das Ganze, troß der guten Leistungen der Darsteller uns nicht ansprechen.

„Die deutschen Kleinstädter“ erwähnen wir im Vorübergehen um eines kleinen Umstandes willen, der indeß vom Parkett bis zur Gallerie großes Aufsehen erregte. „Hr. Marr,“ der schon mehrmals Kopien achtbarer Individuen aus dem großen Publikum auf die Bretter brachte, gaudirte sich und die Menge auf's Neue durch ein ähnliches Possenspiel; indem er als „Sperling“ die Gestalt eines bekannten Mannes aus unserer Stadt, und zwar mit Glück, repräsentirte, dessen greises Haar und falsches Toupré, so wie sein Backenbart und etwas hervorragendes Kinn ihm als Muster zur Kopie dienten. Wir wollen nicht darüber hier entscheiden, wiefern es einem Schauspieler zusteht, sich auf eine solche Weise zu emancipiren, da wir wissen, daß solche tückische Hanswurststreiche bey jeder soliden Bühne eben so verpönt sind, als nicht minder der achtbare Vorstand unserer Bühne für solche Fälle strenge Strafen bestimmt hat. *) Wie diese auch in Anwendung gebracht seyn mögen, so hegen wir jedenfalls den christlichen Wunsch, daß Herr Marr mit Ehren grau werden möge wie sein Model, daß kein anders Falsch als jenes falsche Toupé auf ihm lasten, und kein Gebrechen an ihm hervorragender als das von ihm nachgeahmte hervorragende Kinn seyn möge.

*) Man erinnere sich hier des gerechten Urtelspruchs eines humanen Monarchen, der vor einigen Jahren, als er erfahren hatte, daß ein Schauspieler einen Bürger seiner Königsstadt zum Stichblatte seines Wizes gebrauchte, ihm anbefehlen ließ die Residenz binnen 24 Stunden zu räumen.

Die zweyte Antrittsrolle der „Dem. Böhm,“ „Amenaide,“ im „Tankred,“ bewährte die gute Meynung, die wir von dieser Sängerin bereits hegten; obgleich im zweyten Akte ihr Gesang nicht mehr so vernehmlich war wie in dem ersten. Seitdem „Hr. Sedlmayr“ mit seiner schönen Stimme die Partie des „Tancred“ übernommen hat, gewährt uns diese Oper vielen Genuß, der durch den „Hrn. Rauscher“ als „Arsir“ nicht wenig erhöht wird.

Unser fleißiger Hoftanzlehrer, „Hr. Volange,“ hat uns wiederum ein niedliches pantomimisches Ballet: „Der Guckkasten“ betitelt, arrangirt und solches von Kindern tanzen lassen. Die Musik dazu, welche viel Charakteristisches und zugleich manches Gefällige enthält, hat ein Mitglied unsers Orchesters, Hr. Stowitschek komponirt. Die kleinen Wesen bewegten sich recht flink und zierlich durcheinander. Das Ganze hätte übrigens wohl ein wenig abgekürzt werden können.

(Der Beschluß folgt.)

Edinburg, 15. Nov.

Die zwischen hier und London, während der guten Jahrszeit regelmäßig hin und herfahrenden Dampfschiffe, endigen der stürmischen See wegen, in diesem Monate ihre Reisen. Ein unglücklicher Zufall, durch welchen sechs oder sieben Personen das Leben verloren, fiel in diesen Tagen nahe bey Grimsby, in der Nachbarschaft von Hull vor. Das im vorigen Sommer erbaute prächtige Dampfschiff, the United king dom, ward auf seiner lezten Reise von London hierher, durch widrige Winde gezwungen, in der Humber Schuß zu suchen. Der Graham, ein kleines Dampfboot, kam kurz darauf an, und erbot sich, diejenigen Reisenden, welche ihre Reise zu beschleunigen wünschten, aufzunehmen und nach Hull zu führen, und während das Verdeck wörtlich mit der Mannschaft des Graham und den von dem United king dom kommenden Personen bedeckt war, barst der Dampfkessel des ersteren plötzlich mit einem furchtbaren Knall; mehrere wurden zu einer großen Höhe in die Luft geschleudert, und andere in die Humber gestürzt. Weit mehrere Menschen würden um's Leben gekommen seyn, wären nicht glücklicherweise die Böte des United king dom, wegen des Ueberganges der Reisenden nach dem andern Schiff in Bereitschaft gewesen, so daß sie die ins Wasser Gefallenen auf's schnellste auffischen konnten.

Dem Maschinenmeister und Eigenthümer des Graham wirft man es als eine große Nachlässigkeit vor, das Boot nicht mit einem sichern Kessel versehen zu haben; der geborstene fand sich an mehreren Stellen nur $\frac{1}{4}$, und an andern nur $\frac{1}{8}$ Zoll dick. Dieser Zufall wird wahrscheinlich in England sogleich zu einer wirksamen Anordnung Veranlassung geben, um das Leben und Eigenthum der Reisenden in Sicherheit zu setzen. Man hat vorgeschlagen, daß der Eigenthümer eines jeden Dampfschiffes sich von dem Maschinenmeister, der den Dampfkessel verfertigt und ausbessert, ein monatliches Zeugniß, daß dieser in gutem Stande ist, und ob von Gußeisen, von Gußeisen sollte man gar keine Dampfkessel dulden, oder gehämmertem Eisen verfertigt, verschaffen soll. Ein neuer und vollkommen guter Dampfkessel dauert nur vier oder fünf Jahre.

Eine Untersuchung ist sogleich angestellt, und der Maschinenmeister und Eigenthümer des Graham sind von dem Geschwornen Gericht des Todtschlags (Manslaughter) nach den englischen Gesetzen schuldig erklärt worden; man weiß noch nicht, ob die Strafe Gefängniß oder eine Geldbuße seyn wird, wozu gewöhnlich diejenigen verurtheilt werden, welche ohne Vorsaz den Tod eines Menschen verursachen, da der Todschlag (Manslaughter) im Gegensaz von vorsäzlichem Mord (wilful murder) natürlich kein Todesverbrechen seyn kann.

Beylage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. December 1826.

Schilt nicht die Schickung blind! noch stets ist sie bereit
Der Tugend Werke zu vergelten;
Sie sorgt mit gleicher Wachsamkeit
Für gute Menschen und für Welten.

von Hagedorn.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Ich war so eilends gegangen, daß es noch nicht einmal zehn Uhr war, als ich auf der Place de l'Ecole de Medecine anlangte, und — auf eilf Uhr hatte ich sie ja erst bestimmt. Ich trat noch in ein Kaffee, durchblätterte gedankenlos eine Schaar von Zeitungen — endlich schlug es eilf Uhr.

Auf dem Platz waren wenige Menschen, und so weit ich meine Augen anstrengte, kein grüner Schleyer zu sehen. Ich hielt mich immer auf der Seite der Arzneyschule, weil dort mehrere Laternen brannten. Die Momente solchen Erwartens sind peinlich. Wenn sie an deinem Golde genug hätte und gar nicht käme? wenn sie deine Gutherzigkeit verlachte! dachte ich, als ich den Platz wohl schon zehnmal auf- und abgegangen war. Es schlug bald zwölf, schon fing ich an, über meine eigene Thorheit zu murren, da wehte im Schein einer Laterne etwa dreyßig Schritt von mir, etwas Grünes; mein Herz pochte ungestümer, ich eilte hin — sie war es. „Guten Abend, sagte ich, indem ich ihr die Hand bot, schön, daß Sie doch Wort halten; schon glaubte ich, Sie werden nimmer kommen.“ Sie verbeugte sich, ohne meine Hand zu fassen und ging an meiner Seite hin, sie schien sehr gerührt. „Mein Herr, mein edler Landsmann, sprach sie mit bewegter Stimme, ich mußte ja Wort halten, um Ihnen zu danken. Ich komme heute gewiß nicht, um Ihre Güte auf's Neue in Anspruch zu nehmen. Ach, wie reich, wie freygebig haben Sie uns beschenkt! Kann Sie der innige Dank einer Tochter, können die Gebete und Segenswünsche meiner kranken Mutter Sie entschädigen?“

„Sprechen wir nicht davon, erwiederte ich; wie geht es Ihrer Mutter?“ — „Ich glaube wieder Hoffnung schöpfen zu dürfen, antwortete sie, der Arzt spricht gar nichts Bestimmtes aus, aber sie selbst fühlt sich kräftiger. O wie danke ich Ihnen! Von Ihrem Geschenk konnte ich ihr wieder kräftige Speisen bereiten, und glauben Sie mir, der Gedanke, daß es noch so gute Menschen gibt, hat sie beynahe eben so sehr gestärkt.“

„Was sagte Ihre Mutter als Sie zu Hause kamen?“ — „Sie war sehr in Sorgen um mich, weil es schon so spät war, erwiederte sie, ach, sie hatte so ungern mir die Erlaubniß zu diesem Gang gegeben und malte sich jezt irgend ein Unglück vor, das mir begegnet sey. Ich erzählte ihr Alles, aber als ich mein Tuch öffnete und die Gaben, die ich gesammelt hatte, hervor zog und Gold dabey war, Gold unter den Kupfer- und Silberstücken, da erstaunte sie und“ — sie stockte und schien nicht weiter reden zu können; ich dachte mir, die Mutter habe sie arger Dinge beschuldigt und forschte weiter, aber mit rührender Offenheit gestand sie, „die Mutter habe gesagt, der großmüthige Landsmann müsse entweder ein Engel oder ein Prinz gewesen seyn.“ — „Weder das Eine noch das Andere sagte ich ihr; aber wie weit haben Sie ausgereicht? haben Sie noch Geld?“ — „O wir haben noch,“ erwiederte sie

muthig wie es scheinen sollte, aber mir entging nicht, daß sie vielleicht unwillkürlich dabey seufzte. „Und was haben Sie noch?“ fragte ich etwas bestimmter und dringender. „Wir haben eine Rechnung in der Apotheke davon bezahlt und einen Monat am Hauszins, und der Mutter habe ich davon gekocht, es ist aber noch immer übrig geblieben.“ Wie ärmlich mußten sie wohnen, wenn man von diesem Gelde eine Apothekerrechnung, einen Monat Hauszins bezahlen und acht Tage lang kochen konnte. „Ich will aber genau wissen, fuhr ich fort, was und wie viel Sie noch haben.“ — „Mein Herr,“ sagte sie, indem sie beleidigt einen Schritt zurücktrat. „Mein gutes Kind, das verstehen Sie nicht, erwiederte ich, indem ich ihr näher trat, oder Sie wollen es sich aus übertriebenem Zartgefühl nicht gestehen; ich frage Sie ernstlich, wenn Sie mit den Paar Franken zu Rande sind, haben Sie Hülfe zu erwarten?“ — „Nein, sagte sie schüchtern und weich, keine.“ — „Denken Sie an Ihre Mutter und verschmähen Sie meine Hülfe nicht.“ Ich hatte ihr bey diesen Worten meine Hand geboten; sie ergriff sie hastig, drückte sie an ihr Herz und pries meine Güte. „Nun wohlan, so kommen Sie, fuhr ich fort, indem ich ihren Arm in den meinigen legte, ich kam leider nicht gerade von Hause als ich hierher kam und hatte mich nicht versehen; Sie werden daher die Güte haben, mich einige Straßen zu begleiten bis in meine Wohnung, daß ich Ihnen für die Mutter etwas mitgebe.“ Sie ließ sich schweigend weiter führen, und so angenehm mir der Gedanke war, sie noch ferner unterstützen zu können, so war doch mein Gefühl beynahe beleidigt, als sie so ganz ohne Sträuben mitging, Nachts in die Wohnung eines Mannes; aber wie ganz anders kam es als ich dachte. Wir mochten wohl etwa zwey-, dreyhundert Schritte fortgegangen seyn, da stand sie stille und entzog mir ihren Arm. „Nein, es kann, es darf nicht seyn,“ rief sie in Thränen ausbrechend. „Was betrübt dich auf einmal? fragte ich verwundert, was darf nicht seyn?“ — „Nein, ich gehe nicht mit, ich darf nicht mit Ihnen gehen.“ — „Aber mein Gott, erwiederte ich, indem ich mich etwas aufgebracht stellte; Sie haben doch wahrhaftig sehr wenig Vertrauen zu mir; wenn nicht Ihre Mutter wäre, wahrhaftig, ich ginge jezt von Ihnen, denn Sie kränken mich.“

Sie nahm meine Hand, sie drückte sie bewegt. „Habe ich Sie denn beleidigt? rief sie; o Gott weiß, das wollte ich nicht; verzeihen Sie einem armen unerfahrenen Mädchen; Sie sind so großmüthig und ich sollte Sie beleidigen?“ — „Nun denn, so komm, sagte ich, indem ich sie weiter zog, es ist keine Zeit zu verlieren, es ist spät und der Weg ist weit.“ — Aber sie blieb stehen, weinte und flüsterte: „Nein, um keinen Preis gehe ich weiter.“ — „Aber vor wem fürchtest du dich denn? Es kennt dich ja kein Mensch, es sieht dich ja keine Seele; du kannst getrost mit mir kommen.“ — „Ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie mich. Nein, nein, es darf nicht seyn, dringen Sie nicht weiter in mich.“ — Sie zitterte; ich fühlte, wenn ich ihr die Noth der Mutter noch einmal recht dringend vorstellte, so ging sie mit, aber die Angst des Mädchens rührte mich tief. „Gut, so bleiben Sie hier, sagte ich; aber sagen Sie mir, können Sie vielleicht arbeiten?“ — „O ja, mein Herr,“ erwiederte sie, ihre Thränen trocknend. „Könnten Sie vielleicht meine feine Wäsche besorgen?“ — „Nein, antwortete sie sehr bestimmt, dazu sind wir nicht eingerichtet.“ — „Hier ist ein weißes Tuch, fuhr ich fort; können Sie mir vielleicht ein halbes Dutzend besorgen und fertig machen?“ Sie besah das Tuch und sagte: „Mit Vergnügen und recht fein will ich es nähen!“ Zu meiner eigenen Beschämung mußte ich jezt dennoch Geld hervorziehen, obgleich ich es vorhin verläugnet hatte. „Kaufen Sie sechs solche Tücher, fuhr ich fort, und können Sie wohl drey davon bis Sonntag Abend fertig machen?“ Sie versprach es; ich gab ihr noch etwas für die Mutter und sagte ihr, daß ich heute darauf nicht eingerichtet sey, aber Sonntag mehr thun könne. Sie dankte innig; es schien sie zu freuen, daß ich ihr Arbeit gegeben, denn noch einmal plauderte sie davon, wie schön sie die Tücher machen wolle, ja wenn ich nicht irre, so fragte sie mich sogar, ob sie nicht einen englischen Saum einnähen dürfe? Ich sagte ihr alles zu, aber als sie nun Abschied nehmen wollte, hielt ich sie noch fest. „Ein's müssen Sie mir übrigens noch zu Gefallen thun, sprach ich, Sie können es gewiß und leicht.“ — „Und was? fragte sie, wie gern will ich Alles für Sie thun.“ — „Lassen Sie mich diesen neidischen Schleyer aufheben und Ihr Gesicht sehen, daß ich doch eine Erinnerung an diesen Abend habe.“ Sie wich mir aus und hielt ihren Schleyer fester. „Bitte, lassen Sie das, erwiederte sie und schien ein wenig mit sich selbst zu kämpfen; Sie haben ja die schöne Erinnerung an Ihre Wohlthaten; die Mutter hat es mir streng verboten, den Schleyer zu lüften und ich versichere Sie, sezte sie hinzu, ich bin häßlich wie die Nacht, Sie würden nur erschrecken.“

Aber dieser Widerstand reizte mich nur noch mehr; ein wirklich häßliches Mädchen, dachte ich, spricht nicht so von ihrer Häßlichkeit; ich wollte den Schleyer fassen, aber wie ein Aal war sie entwischt. „Dimanche, à revoir!“ rief sie und eilte davon. Erstaunt blickte ich ihr nach; etwa fünfzig Schritte von mir blieb sie stehen, winkte mir mit meinem weißen Tuch und rief mit ihrer silberhellen Stimme: „Gute Nacht.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Fortsetzung.)

Im Sommer ist die Wohnung der südamerikanischen Gaucho's so mit Flöhen und Vinchucas (eine Art Wanzen so groß wie ein Roßkäfer) angefüllt, daß die ganze Familie auf dem Boden vor dem Hause schläft, und wenn ein Reisender des Nachts ankommt, und nachdem er sein Pferd abgesattelt, zwischen diese schlafende Gesellschaft kommt, so mag er seinen Sattel oder Recado, worauf er ruhen will, neben den Gefährten legen, der seinem Geschmacke am besten zusagt. — Ein Bewunderer der Unschuld mag sich einen Platz neben einem schlafenden Kinde wählen, ein Schwermüthiger neben einem alten schwarzen Weibe schlummern, und der, welcher die schönere Hälfte der Schöpfung bewundert, mag sein Haupt sittsam auf seinen Sattel, ein Paar Zoll weit von dem Gegenstand seiner Verehrung legen. Doch kann die Wahl durch nichts geleitet werden, als durch die bloßen Füße der schlummernden Gruppe, denn die Körper und Häupter sind alle durch die Felle und den Poncho, der sie bedeckt, verhüllt.

Im Winter schlafen sie in der Hütte und die Scene ist sehr sonderbar. Sobald das Abendessen des Reisenden fertig ist, wird der große eiserne Spieß, woran das Rindfleisch gebraten worden, in die Hütte gebracht und die Spitze in den Boden gestoßen; dann bietet der Gaucho seinem Gaste das Gerippe eines Pferdekopfes zum Sitzen an; er und mehrere Mitglieder seiner Familie sind auf ähnlichen Sitzen rund um den Spieß versammelt, von welchem sie mit langen Messern große Bissen herunterschneiden *). Eine schwache Lampe, worin geschmolzenes Talg brennt, erleuchtet die Hütte, die durch ein Kohlenfeuer erwärmt wird; an den Wänden derselben hängen auf Knochen zwey oder drey Zäume und Sporen und mehrere Lasso's und eine Art Schleuder **); auf dem Fußboden befinden sich verschiedene schwarz aussehende Erhöhungen, welche man im ersten Augenblick nicht deutlich unterscheiden kann; wenn ich mich zuweilen ermüdet darauf niedersetzte, ist es mir begegnet, ein Kind unter mir aufschreyen zu hören, und gelegentlich hat eine junge Frau mich mit sanfter Stimme gefragt, ob ich etwas bedürfe? — Zu andern Zeiten sprang ein ungeheurer schwarzer Hund auf! Während ich mir einst die Hände an dem Kohlenfeuer wärmte, auf einem Pferdekopfe sitzend, meine Augen träumend auf das schwarze Dach gerichtet und mich ganz allein glaubend, fühlte ich mich plötzlich von etwas berührt und sah zwey schwarze nackende Kinder über die Kohlen in der Stellung von zwey Kröten gelehnt; sie waren unter einem der Poncho's hervorgekrochen, und ich fand hernach, daß mehrere andere Personen sowohl als einige auf ihren Eyern sitzende Hennen sich mit mir in der Hütte befanden. Wenn ich in diesen Hütten schlief, ist mir oft der Hahn auf die Schulter gehüpft, um des Morgens zu krähen; sobald übrigens der Tag angebrochen, steht Jedermann auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Als ich zuerst mit den Gaucho's lebte, konnte ich nicht begreifen, wie sie es anfingen so schnell Fleisch zu essen, welches ich so ungewöhnlich zähe fand, allein ein alter Gaucho sagte mir, dieß käme, weil ich nicht die rechten Bissen zu wählen verstände, und schnitt mir ein ganz weiches Stück herunter. Ich bat hierauf immer einen Gaucho mir vorzulegen, und sie lächelten gewöhnlich, daß ich hinter die Schliche gekommen war.

A. d. V.

**) Das Instrument, dessen man sich in Südamerika bedient, um Wild einzufangen, wird von den Engländern Lasso genannt, welches von dem spanischen Lazo kömmt, welches einen Schlingknoten bedeutet. Es besteht aus einem, von Streifen ungegerbten Leders gedrehten Stricke, und ist ungefähr so dick als ein kleiner Finger. Es hat einen Schlingknoten an einem Ende, während das andere mit einem Knopfe und Knopfloche an einem starken ledernen Gürtel befestigt ist, der fest um das Pferd gebunden ist. Der Reiter hält in der linken Hand das aufgewickelte Ende des Stricks, während die Schlinge, wovon das Ende in die rechte Hand genommen wird, ihm auf dem Boden nachschleppt, ausgenommen wenn das Instrument gebraucht wird, welches dann mit der größten Geschicklichkeit um den Kopf auf solche Weise gewirbelt wird, daß die Schlinge sich offen erhält, bis sie auf den bestimmten Gegenstand fällt. Die große Genauigkeit, mit welcher der Lasso zu Pferde in vollem Galopp geworfen wird, ist erstaunlich.

Die Schlender wird von den Engländern Balls oder Kugeln genannt, von denen gewöhnlich drey zusammen sind, eine an jedem Ende eines Strickes, und eine andere mit einem zweyten Stricke an dem Theil des erstern befestigt, der sich in der Hand des Gaucho befindet; dieser schwingt sie in vollem Laufe um seinen Kopf, ehe er sie auf den Strauß oder irgend eine andere Beute wirft; wenn die Kugel das Thier erreicht, so dauert die schwingende Bewegung fort, und der Strick mit den andern Kugeln windet sich um die getroffene Beute; zuweilen wird auch das Thier auf der Stelle getödtet, und wenn nicht, wenigstens festgehalten, und dann mit dem Lasso gefangen.

A. d. Uebers.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, 1. Nov.

(Beschluß.)

Das veraltete Singspiel: „Der Bettelstudent,“ von Winter, machte uns viele Langeweile. Tempora mutantur, und so lassen wir es in seinen Einzelnheiten unerwähnt vorübergehen, indem wir nur noch erwähnen, daß „Dem. Neumann“ die Partie des „Hannchen“ recht artig sang und spielte, der Hr. Ney hingegen „den Bettelstudenten“ in zu armseliger Kleidung darstellte, die mehr einen Schneider Kahdn als einen verarmten Akademiker personifizirte. Mozarts inhaltsschwere „Zauberflöte“ verjüngte sich in der fast durchgängig neuen Besetzung. Hr. Sedlmayr reihete sich, wenn auch nicht in der Gestalt, doch mit dem Gesange ehrenwerth an die frühern „Sarastros“ unserer Bühne an. Hr. Grill machte sich um die Partie des „Tamino“ verdient; die Feuer- und Wasserprobe bestand er indeß nicht ruhig, denn während derselben tobte er so laut, daß man im Parterre deutlich vernehmen konnte, wie er den

lärmenden Arbeitern in den Koulissen Ruhe gebot. Diese Zurechtweisung würde einen größern Effekt hervorgebracht haben, wenn er sie bis nach der Vorstellung verschoben hätte. Dem. Rodella muß die „Pamina" viel besser singen und viel gewandter spielen, wie sie es an diesem Abend that, wenn wir ihrer freundlicher erwähnen sollen, als wir es für jezt zu thun im Stande sind; dahingegen nahm Dem. Böhm, als „Königin der Nacht" unsern gerechten Beyfall in Anspruch. Ihre Bravour-Arie wurde rauschend applaudirt. Hr. Uez „Papageno" war brav im Gesange, jedoch mit seinem Humor nicht lebendig genug. „Das Majorat" gab Hrn. Marr wiederum Gelegenheit, uns sein unverkennbares Talent für das Großartig-Ernste und Kräftige zu entwickeln. Als „Daniel" leistet er viel Ausgezeichnetes. Er greift bis in das Mark des Zuschauers ein, und erpreßt uns Mitleid und Bewunderung. „Ottmar" ist eine wackere Leistung des Hrn. Volkmar; Hr. Ludwig ist ein kräftiger „Benno" und Hr. Kaibel ein eben so braver „Siegbart." Wieder etwas Neues! „Er weiß Alles," von Dr. Birch aus dem Französischen verdeutscht, wahrlich aber um nichts besser als so manches andere Neue. Da laufen sie durcheinander, kommen und gehen, flüstern und horchen, und das Alles, um einen bornirten Alkaden zu prellen, dem, ohne so vieles Aufhebens, Alles weiß gemacht werden könnte. Das Interesse, welches Funonio so lebhaft an den Schicksalen des Doppelpärchens nimmt, und weßhalb er sich so abmartert, um ihm beyzustehen, ist durchaus nicht hinreichend motivirt, so wie es auffallend ist, daß der wildfremde stolze „Don Fernando di Caravajal," dem so ernste Geschäfte obliegen, sich in das Maskenspiel und in die Intriguen als Triebfeder mit hereinziehen läßt. Das Schleppende des vierten Akts ist fast nicht zu ertragen, und alle Komik der Scene, wo „Juan" maskirt aus dem Kabinette geführt wird, schwindet, weil eine Ewigkeit davon geredet wird, bevor er erscheint. Präparirte Knalleffekte werden auf diese Weise Falleffekte. Also wieder ein Produkt, das wie eine Schneelavine plözlich herabrollt und eben so schnell zerschmilzt. Hr. Keller hielt das Ganze noch mindestens für den heutigen Abend. In „Othello" hatten die Herren Rauscher und Uez mit der Rolle des „Othello" getauscht, und lezterer sang diese Partie, während der erstere jene des „Jago" freundlich übernommen hatte. Warum wohl dieses geschah? C'est le sécret de la Comédie. Besser wäre es gewesen, man hätte es beym bessern Alten gelassen. Für den Bariton ist diese Partie nicht geschrieben; das muß Hr. Uez fast durchgängig, und namentlich am Schlusse empfunden haben, wo er mit aller Kunstfertigkeit, die ihm zu Gebote steht, genöthigt war, die Worte: „Ha!, stirb, Falsche!" parlando vorzutragen.

Drey musikalische Abende brachte der jüngst verflossene Monat. Das von der Theater-Intendanz zur Unterhaltung der vielen hier anwesenden hohen Herrschaften veranstaltete Konzert vereinigte viele Künstler, unter denen unser Hr. Aloys Schmidt und der Herzoglich-Meiningsche Konzertmeister, Hr. Knoop sich besonders hervorthaten. Des Hrn. Schmidt's Virtuosität auf dem Piano-Forte bedarf kaum einer weitern Erwähnung, und dennoch überraschten uns seine Solos an jenem Abend auf das Erfreulichste. Hr. Knoop beherrscht das Cello mit seltener Kraft, Reinheit und Sicherheit. Wir haben dieses Instrument lange nicht so vollendet behandeln gehört. Unsere Kammermusici, die Herren Seemann und Heinemeier, so wie unsere Operisten vervollkommneten den Genuß dieses Abends. Der eben erwähnte Hr. Knoop erfreute uns bald nachher mit einer schönen Abendunterhaltung im Hanstein'schen Saale, und bewährte die schon von ihm aufgefaßte günstige Meynung vollends. Die Variationen von Dotzauer möchten wohl nicht so leicht besser vorgetragen werden können, als diese Hr. Knoop von Anfang bis zu Ende durchführte. Das musettenartige Capriccio von Romberg hatte uns schon früher ein Lächeln entlockt; an jenem Abend machte uns der Vortrag des Hrn. Knoop diese humoristische Tondichtung doppelt werth. Ein Schüler unsers Hrn. Aloys Schmidt, Hr. Elliot, trug in Begleitung seines Meisters eine Introduktion und Polonaise von eigener Komposition sehr wacker vor. Wie diese Komposition und die musikalischen Verdienste dieses jungen Mannes zu würdigen sind; darüber sprach sich jüngst schon eine Recension in Nr. 30 der „Leipziger musikalischen Zeitung" unzweydeutig aus. Dort heißt es nämlich: „Der Komponist von Geist und gründlicher Kenntniß seiner Kunst ist auch hier zu erkennen. Die ernste Einleitung ist kurz und gut; das Thema der Polonaise heiter und pikant; was dazwischen gesagt wird, ist theils sanfter und theils rascher, und gruppirt sich hübsch ꝛc." Solche liebe Gäste mögen nur fleißig bey uns einkehren.

Hr. Dotzauer mit seinen beyden Söhnen gab bald nachher im Saale der Harmonie ebenfalls eine Abendunterhaltung. Ohne Vergleiche anstellen zu wollen, können wir diesem Cellisten als Solospieler nicht alle die Vorzüge des Hrn. Knoop einräumen, so fertig sein Spiel auch seyn mag. Ton und Sicherheit scheinen hie und da zu wanken, und seine Methode ist etwas veraltet; dagegen ist er als Kompositeur gewiß einer der achtbarsten unserer Zeit, und ehrenwerth als solcher bekannt. Sein Sohn, B. Dotzauer, trug ein Hummel'sches Klavierkonzert vor. Der Jüngling hatte seine Lektion gut auswendig gelernt. Mit dem Inwendigen ist er noch nicht einig mit sich selbst. „Die Seele soll sich bey Klavierspielern in den Spitzen der Finger einnisten;" prätendirte der alte Organist Stegmayer in seiner „Vorschule für Dilettanten." Davon hatte aber der junge Dotzauer keine Ahnung, und wie viele Seele im Vortrage bedingt nicht ein Hummel'sches Tonstück! Hr. L. Dotzauer spielte auf seinem Cello nur ein paar Variationen von seines Vaters Komposition. Mit der Zeit kann dieser junge Mann Herr seines Instruments werden, da er den Ton desselben schon beherrscht, und ziemliche Fingerfertigkeit besizt. Die lezte Piece: Polonaise für zwey Violoncellos und Pianoforte, vorgetragen von der Familie Dotzauer, war ein Meisterstück der gediegensten Komposition; der Zettel nannte den Komponisten nicht.

Unsere Winterkonzerte, die nun bald ihren Anfang nehmen werden, lassen bey der zu hoffenden Unterstützung der seit einem Jahre bey uns eingebürgerten verschiedenen Künstler etwas Ausgezeichnetes erwarten.

Georg Harrys.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 288:
Schwarm, warm, Harm, arm, Arm.

Charade.

Sey freundlich mir willkomm[illegible] erstes Sylbenpaar!
Mit mir grüßt jubelnd dich der Vögel munt're Schaar.
Komm' stets im Rosenkleid, dem Bruder Frühling gleich
An bunter Farbenpracht, an ew'gem Wechsel reich!
Du dritte Sylbe bist gar vielfach an Gestalt,
Im Lenz fast immer jung, im Herbste meistens alt;
Dich scheinen, leichtes Ding, die Stürme nicht zu kümmern,
Die den, der jezt dich trägt, den Starken, leicht zertrümmern.
Du, Ganzes! bist mir längst durch Geist und Wiz bekannt,
Auch in der Grazien und Musen Kunst gewandt.
Doch hast du gleich mit Ruhm in jeder Weis' gesungen,
Mein leichtes Spiel ist jüngst dir herzlich schlecht gelungen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 295.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. December 1826.

Die Menschheit ist ein grosser Leib voll Glieder;
Fühlst du dich nicht in deine Brüder,
So fühlt in dich sich Niemand wieder.

Herder.

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Fortsetzung.)

Das Leben des Gaucho gleicht der reizenden Beschreibung, die Horaz von den Fortschritten eines jungen Adlers gibt:

Olim juventas et patrius vigor
Nido laborum propulit inscium:
Vernique, jam nimbis remotis,
Insolitos docuêre nisus,
Venti, paventem; mox in ovilia
Demisit hostem vividus impetus;
Nunc in reluctantes dracones
Egit amor dapis, atque pugnae.

In der ärmlichen Hütte geboren, wird dem Kinde des Gaucho wenig Pflege gewährt; sich selbst überlassen, schaukelt es sich in einer, von dem Dach herunterhängenden Ochsenhaut, deren Zipfel mit vier Streifen aufgefaßt sind. In dem ersten Jahr seines Lebens kriecht es ohne Kleider herum, und mehr als einmal habe ich eine Mutter einem Kinde von diesem Alter ein fußlanges Messer zum Spielen geben sehen. Sobald es anfängt zu gehen, bereiten seine kindischen Belustigungen es für die Beschäftigungen seines künftigen Lebens vor: mit einem von Bindfaden gemachten Lasso versucht es kleine Vögel zu fangen, oder die Hunde, wenn sie in der Hütte aus- und eingehen. Wenn es vier Jahr alt ist, fängt es an zu reiten und macht sich sogleich nützlich, indem es das Vieh in den Corral treiben hilft. Die Art, wie diese Kinder reiten, ist erstaunenswerth; wenn ein Pferd versucht, von der Heerde zu entfliehen, während man sie nach dem Corral zutreibt, habe ich oft ein Kind es verfolgen und zurückbringen sehen, indem es während der ganzen Zeit darauf lospeitschte; vergebens versucht das Thier zu entfliehen, das Kind dreht sich mit ihm und bleibt stets dicht hinter ihm; es ist eine sonderbare Thatsache, welche ich immer beobachtet, daß ein Pferd mit einem Reiter allezeit ein lediges überholen kann.

Bald werden seine Belustigungen und Beschäftigungen männlicher — ohne sich um die Biscacheros (die Löcher eines, Biscacho genannten, Thieres) zu bekümmern, womit die Ebene untergraben ist, und die sehr gefährlich sind, galoppirt er dem Strauße, dem Gama, dem Löwen und Tiger nach; er tödtet sie mit der Schleuder, und täglich hilft er mit dem Lasso das wilde Vieh einfangen und nach der Hütte schleppen, sey es zum Schlachten oder um bezeichnet zu werden. Er reitet die jungen Pferde auf die eben beschriebene Weise zu und bringt in dieser Beschäftigung oft mehrere Tage fern von seiner Hütte zu, indem er sein Pferd wechselt, so oft das Thier müde ist und auf dem Boden schläft. Da seine gewöhnliche Nahrung Rindfleisch und Wasser ist, so wird seine Gesundheit so stark, daß er die größten Anstrengungen zu ertragen vermag; und die Strecken Weges, die er reitet, und die Zahl der Stunden, die er auf dem Pferde zubringt, würden kaum glaublich erscheinen. Er fühlt ganz den Werth der unbeschränkten Freyheit eines solchen Lebens, und unbekannt mit ir-

gend einem Zwange, ist sein Gemüth oft mit Gefühlen der Freyheit erfüllt, die eben so edel als harmlos sind, obgleich natürlicherweise die wilden Gewohnheiten seines Lebens ihren Einfluß darauf äußern. Vergebens ist es, ihm die Genüsse eines civilisirten Lebens darzustellen; alle seine Vorstellungen sind, daß es die edelste Anstrengung eines Mannes ist, sich von dem Boden zu erheben und zu reiten, anstatt zu Fuß zu gehen — daß weder reiche Gewänder noch wohlschmeckende Speisen den Mangel eines Pferdes zu ersetzen vermögen — und daß die Spur eines menschlichen Fußes auf dem Boden das Sinnbild der Barbarey ist.

Viele haben den Gaucho der Trägheit beschuldigt; die, welche seine Hütte besuchen, finden ihn mit übergeschlagenen Armen und den Poncho über seine linke Schulter, gleich einem spanischen Mantel, geworfen, vor seiner Thüre stehen; seine Hütte ist durchlöchert und die Arbeit weniger Stunden würde sie augenscheinlich gemächlicher machen; in einem herrlichen Klima ist er ohne Früchte oder Gemüse; von Viehheerden umgeben fehlt es ihm oft an Milch, er lebt ohne Brod und hat keine andere Speise als Rindfleisch und Wasser, und so mögen diejenigen, welche seine Lebensweise mit der eines englischen Bauern vergleichen, ihn der Trägheit anklagen; allein dieser Vergleich ist unhaltbar und die Anklage ungerecht, und ein Jeder, der mit dem Gaucho leben und ihm durch alle seine Leibesübungen folgen will, wird bald gewahr werden, daß er nichts weniger als träge ist, und im Gegentheil erstaunen, daß er ein so ermüdendes Leben zu ertragen vermag. Wahr ist es, dem Gaucho fehlen alle Bequemlichkeiten des Lebens, allein der Hauptzug seines Charakters ist, daß er keine Bedürfnisse hat; gewohnt, beständig in freyer Luft zu leben, und auf dem Boden zu schlafen, fällt es ihm nicht ein, daß einige Oeffnungen in seiner Hütte eine Unbequemlichkeit seyn können. Er möchte wohl Milch trinken, allein er behilft sich lieber ohne dieselbe, als daß er alle Tage die Mühe hat, sie zu melken. Er möchte Käse machen und für Geld verkaufen, allein wenn er einen guten Sattel und gute Sporen besitzt, so denkt er nicht, daß das Geld einen großen Werth hat; und wenn man bedenkt, daß in dem wachsenden Luxus der Menschen nichts ist, was wahre Zufriedenheit hervorbringt, so liegt vielleicht eben so viel Philosophie als Thorheit in dem Entschlusse des Gaucho, ohne Bedürfnisse zu leben, und seine Lebensweise scheint edler, als wenn er sich vom Morgen bis zum Abend abarbeitete, um bessere Kleider und Nahrung zu gewinnen *). Wahr ist es, der Gaucho ist der großen Sache der Civilisation nicht sehr beförderlich, der jedes vernünftige Wesen dienen sollte; allein ein einzelner Mensch, der allein in einer gränzenlosen Ebene lebt, kann weder Künste noch Wissenschaften in die weiten unbewohnten Regionen einführen, die ihn umringen: so möge es ihm denn vergönnt seyn, sie zu lassen, wie er sie gefunden und wie sie nothwendig bleiben müssen, bis eine wachsende Bevölkerung, welche Bedürfnisse schafft, die Mittel erfindet, sie zu befriedigen. Der Charakter des Gaucho ist oft sehr achtungswerth, er ist stets gastfrey — in seiner Hütte findet der Reisende immer eine freundliche Aufnahme und wird oft über die natürliche Würde und den Anstand erstaunen, den man nicht in einer solchen elenden Wohnung erwartet. Wenn ich in die Hütte trat, verfehlte der Gaucho niemals aufzustehen und mir seinen Sitz anzubieten, welches ich ablehnte, und viele Komplimente und Verbeugungen wurden gemacht, ehe ich den Sitz annahm, der aus dem Gerippe eines Pferdekopfes bestand. Sonderbar ist es zu sehen, daß sie beständig den Hut abnehmen, wenn sie in ein Zimmer treten, das keine Fenster hat, dessen Thüre aus einer Ochsenhaut besteht, und worin die Decke zuweilen fast gänzlich fehlt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Art, wie die Gaucho's ihre Stiefeln verfertigen, ist merkwürdig, denn es gibt keine Schuster in ihrem Lande, und jedes Paar Stiefeln kostet ein Pferd; sie ziehen die Hinterfüße ab, und nehmen den Theil der Haut, der das Gelenk bedeckt, und den, der unmittelbar darüber ist, ohne die Haut zu zerreißen; und so sind die Stiefeln fertig. Die Spitze des Fußes, oder vielmehr der große Zehen allein, steckt aus der Ecke heraus, und steht in dem Steigbügel, und dieß ist das Einzige, was dem Gaucho Festigkeit in allen Bewegungen, auch mit den Pferden gibt.

Anmerk. d. Uebers.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„In den nächsten Tagen beschäftigte mich der Gedanke, welchem Stande das Mädchen wohl angehören könnte. Je lebhafter ich mir ihre gebildete Sprache, ihren zarten Sinn zurückrief, desto höher steigerte ich meine Vermuthungen. Darüber wenigstens muß sie mir Gewißheit geben, nahm ich mir vor, und beschloß mich nicht wieder so abweisen zu lassen wie mit dem Schleyer.

Der Sonntag kam; du wirst dich noch jenes Nachmittags erinnern, Faldner, wo wir mit den Freunden in Montmorency im Garten des großen Dichters saßen; ihr wolltet spät in der Nacht zu Hause fahren und ich trieb immer zu einer früheren Rückfahrt, und als ihr dennoch bliebet, da machte ich mich trotz eures Scheltens davon. Freylich glaubtest du damals nicht, was ich vorgab, ich könne die Nachtluft nicht ertragen, aber daß ich zu einem Rendez-vous mit einer Bettlerin vom pont des arts eilte, konntest du auch nicht denken. Sie war dießmal die erste auf dem Platz und weil sie mir die Tücher zu bringen

hatte, war sie schon bange geworden, ich könnte sie verfehlt haben und glauben, sie werde nicht Wort halten. Mit beynahe kindischer Freude und, wie es mir schien, noch größerem Zutrauen als früher, plauderte sie, indem sie mir beym Schein einer Straßenlaterne die Tücher zeigte. Sie schien es gern zu hören, daß ich ihre feine Arbeit lobte. „Sehen Sie, auch Ihren Namen habe ich darein gezeichnet," sagte sie, indem sie das zierliche E. v. F. in der Ecke vorwies. Dann wollte sie mir eine Menge Silbergeld als Ueberschuß zurückgeben und nur meine bestimmte Erklärung, daß sie mich dadurch beleidige, konnte sie bewegen, es als Arbeitslohn anzunehmen.

Ich bestellte auf's Neue wieder Arbeit, weil ich sah, daß dem zarten Sinn des Mädchens ein solcher Weg meiner Gaben mehr zusagte, und dießmal waren es Jabots und Manchetten, die ich bestellte. Ihre Mutter war nicht kränker geworden, konnte aber das Bett noch nicht verlassen; doch schon dieser Mittelzustand erschien ihr tröstlich. Als die Mutter abgehandelt war, wagte ich es, sie geradezu zu fragen, wie denn eigentlich ihre Verhältnisse seyen. Die Geschichte, die sie mir in wenigen Worten preis gab, ist in Frankreich so alltäglich, daß sie beynahe jedem Armen zum Aushängeschild dienen muß. Ihr Vater war Offizier in der großen Armee gewesen, war nach der ersten Restauration der Bourbons auf halben Sold gesezt worden, hatte nachher während der hundert Tage wieder Parthey ergriffen und war bey Mont St. Jean mit den Garden gefallen. Er mochte ziemlich unvorsichtig gehandelt haben, denn seine Wittwe verlor die Pension und lebte von da an ärmlich und elend. In den zwey lezten Jahren fristeten sie ihr Leben meist vom Verkauf ihrer geringen Habe und waren jezt eben zu jenem äußersten Grad des Elends gekommen, wo dem Armen nichts übrig bleibt, als aus der Welt zu gehen. — Ich fragte das Mädchen, ob sie nicht ihr Verhältniß hätte bessern können, wenn sie etwa ihre Mutter auf andere Weise zu unterstützen gesucht hätte. „Sie meynen, wenn ich einen Dienst genommen hätte? erwiederte sie ohne alle Empfindlichkeit; sehen Sie, das war nicht möglich. Vor der Krankheit der Mutter war ich viel zu jung, kaum vierzehn Jahre vorüber und dann wurde sie auf einmal so elend, daß sie das Bett nicht verlassen konnte; da brauchte sie also immer Jemand um sich und konnte ich denn ihre Pflege einer Fremden überlassen? Ja wenn sie gesund geblieben wäre, da hätte ich mit Freuden alle unsere früheren Verhältnisse verläugnet, wäre etwa in einen Putzladen gegangen oder als Gouvernante in ein anständiges Haus, denn ich habe Manches gelernt, mein Herr! aber so ging es ja nicht!" — Auch dießmal bat ich vergeblich, den Schleyer zu lüften. Die Andeutungen, die sie mir über ihr Alter gegeben, reizten mich, ich gestehe es, nur noch mehr, das Gesicht dieses Mädchens zu sehen, die wenig über sechszehn Jahre haben konnte; aber sie bat mich so dringend, davon abzulassen, ihre Mutter habe ihr so triftige Gründe angegeben, daß es nimmermehr geschehen könne.

Wir trafen uns von da an alle drey Tage. Ich hatte immer einige kleine Arbeiten für sie, und pünktlich war sie damit fertig. Je fester ich in dem Betragen blieb, das ich einmal gegen sie angenommen, je strenger ich mich immer an den Grenzen des Anstandes hielt, desto zutraulicher und offner wurde das gute Mädchen. Sie gestand mir sogar, daß sie zu Hause die drey Tage über immer an den nächsten Abend denke, und ging es mir denn anders? Tag und Nacht beschäftigte ich mich mit diesem sonderbaren Wesen, das mir durch seinen gebildeten Geist, durch sein liebenswürdiges Zartgefühl, durch sein eigenthümliches Verhältniß zu mir immer interessanter wurde.

Der Frühling war indessen völlig herangekommen, und die Zeit war da, die ich mit Faldner schon längst zu einer Reise nach England festgesezt hatte. Es hält es vielleicht mancher für thöricht, was ich ausspreche, aber wahr ist es, daß ich diese Reise nur mit Widerwillen betrachtete. Paris an sich hatte nichts Interessantes mehr für mich; aber jenes Mädchen hatte alle Sinne so gefangen genommen, daß ich einer längeren Trennung nur mit Wehmuth entgegensah. Ausweichen konnte ich nicht, ohne mich lächerlich zu machen, denn es war sonst kein bündiger Grund vorhanden, die Reise aufzuschieben: ich schämte mich sogar vor mir selbst, und stellte mir die ganze Thorheit meines Treibens vor; ich beschloß die Abreise, aber gewiß hat sich wohl keiner je so wenig auf England gefreut als ich.

Acht Tage zuvor sagte ich es dem Mädchen; sie erschrack, sie weinte. Ich bat sie, ihre Mutter zu fragen, ob ich sie nicht besuchen dürfe, sie sagte es zu. Das nächste Mal aber brachte sie mir sehr betrübt die Antwort, daß mich ihre Mutter bitten lasse, diesen Besuch aufzugeben, der für ihren Gemüthszustand allzu angreifend seyn würde. Ich hatte jenen Besuch eigentlich nur darum nachgesucht, um mein Mädchen bey Tage und ohne Schleyer zu sehen: ich verlangte dieß also jezt auf's Neue wieder, aber sie bat mich, den Abend vor meiner Abreise noch einmal zu kommen, sie wollte ihre Mutter so lange bestürmen, bis sie die Erlaubniß erhalte, den Schleyer aufzuheben. Unvergeßlich wird mir immer dieser Abend seyn. Sie kam, und meine erste Frage war, ob die Mutter es erlaubt habe, sie sagte ja, und hob von selbst den Schleyer auf. Der Mond schien helle und zitternd, begierig blickte ich unter den Hut. Aber die Erlaubniß schien nur theilweise gegeben zu seyn, denn meine Schöne trug sogenannte Venezianer Augen, die den obern Theil ihres Gesichtes verhüllten. Doch wie schön, wie reizend waren die Parthien, welche frey waren, eine feine zierliche Nase, schöngeformte blühende Wangen, ein kleiner, lieblicher Mund, ein

Kinn wie aus Wachs geformt, und ein schlanker, blendend weißer Hals. Ueber die Augen konnte ich nicht recht in's Reine kommen, aber sie schienen mir dunkel und feurig. Sie erröthete als ich sie lange, entzückt betrachtete: „werden Sie mir nicht böse, flüsterte sie, daß ich diese Halbmaske vornahm; die Mutter wollte es von Anfang ganz abschlagen, nachher gestattete sie es nur unter dieser Bedingung; ich war selbst recht ärgerlich darüber, aber sie sagte mir einige Gründe, die mir einleuchteten.“

„Und was sind diese Gründe?“ fragte ich; „ach mein Herr! erwiederte sie wehmüthig, Sie werden ewig in unserem Herzen leben, aber Sie selbst sollen uns ganz vergessen; Sie sollen mich nie, nie wieder sehen!“ Und meynen Sie denn ich werde Ihre schönen Züge nicht wieder erkennen, wenn ich auch Ihre Augen, Ihre Stirne nicht sehen darf?

„Die Mutter meynt, antwortete sie, das sey nicht wohl möglich, denn wenn man ein Gesicht nur zur Hälfte gesehen, sey das Wiedererkennen unwahrscheinlich. Und warum soll ich dich denn nicht wieder sehen, nicht wieder erkennen?“

Sie weinte bey diesen Fragen, sie drückte meine Hand und sagte: „es darf ja nicht seyn! was kann Ihnen denn daran liegen, ein unglückliches Mädchen wieder zu erkennen; und — nein die Mutter hat Recht, es ist besser so!“ Ich sagte ihr, daß meine Reise nicht lange dauern werde, daß ich vielleicht schon nach zwey Monaten in Paris seyn könne, daß ich sie wieder zu sehen hoffe. Sie weinte heftiger und verneinte es.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende Oktober.

Endlich, nach jahrelangem Zögern ist dann Rossini mit einer französischen Oper im großen Opernhause hervorgekommen, und auch sogar dießmal war die Oper nicht ganz neu, sondern nur halb und halb. Das Setzen einer neuen Oper ist eine Mühe, die Rossini, seitdem er Direktor des hiesigen italienischen Theaters ist, nur ein Mal, nämlich bey der Krönung des jetzigen Königs sich gegeben hat, weil es dieß Mal unentbehrlich war. Seitdem wurde lange von Seiten der Regierung und der Tagesblätter in ihn gedrungen, er solle eine neue Oper schreiben; Rossini ließ die Leute reden, und begnügte sich damit, eine seiner ältern und in Frankreich ziemlich unbekannt gebliebenen Opern wieder vorzunehmen. Der Dichter Soumet bearbeitete auf seine Weise den Text; Rossini sezte einen ganz neuen dritten Aufzug, da wahrscheinlich das italienische Stück nur zwey Aufzüge gehabt hatte, auch die Ouvertüre kam hinzu, ob ganz neu oder aus einer andern Oper Rossini's, weiß ich nicht. Die Theaterdirektion stattete das Stück mit Tänzen, Märschen und Dekorationen reichlich aus, und so von allen Seiten neu aufgepuzt und ausstaffirt, erschien der alte Mahomet II. vor einem äußerst zahlreichen und glänzenden Publikum. Alle Dilettanti waren auf ihren Posten, und fest entschlossen, das neue Stück des berühmten Maestro nach Verdienst zu loben und zu beklatschen; ihr Eifer war um so mehr angespornt, da in der lezten Zeit die kleinern Tagesblätter sans façon über die angebliche Trägheit Rossini's gespottet, und den berühmten Direktor der italienischen Oper sehr herabgewürdigt hatten; hiefür glaubten die Dilettanten ihm eine Entschädigung schuldig zu seyn. Dann war die Aufführung der Oper Mahomet auch noch in einer andern Hinsicht merkwürdig. Rossini's belebter Styl, seine Gesangsart, seine Behandlung des Orchesters weicht von demjenigen, was man bey der alten französischen Oper sieht und hört, beträchtlich ab. Fast alle diejenigen, die sich an Rossini's Opern gewöhnt haben, finden, daß die französische Opernmusik (das heißt die Musik der großen Opern, nicht diejenige der Operetten) zu schleichend und feyerlich langweilig ist, wie eine Hofceremonie, daß die Opernsänger zu sehr schreyen, daß das Orchester nicht die dem Ohre so angenehmen Abstufungen beobachtet, und den Gesang zu sehr überstimmt. Castilblaze und andere Kunstrichter haben schon lange in den Tagesblättern vorgesagt, daß es bald mit dem alten Opernsystem zu Ende gehen, und daß sogar Glucks Opern die Gunst des Publikums verlieren würden. Dieß war natürlich eine furchtbare Ankündigung für die Anhänger des alten Opernstyls; und obschon man sich heutzutage bey so wichtigen Staats- und Volksangelegenheiten nicht mehr wie unter Ludwig XV. oder XVI., für oder wider eine musikalische Partbey ereifert, so war doch so etwas, was einer Partbey ähnlich sah, entstanden, und es war die Frage, ob Rossini durch seine neue Komposition das alte Opernsystem auf immer einstürzen würde oder nicht, und ob er wohl der Reformator der alten französischen Oper werden solle, wozu ihn seine Anhänger und sein Genie zu berufen schienen. Der von der Regierung unterstüzten Theaterdirektion lag nicht wenig daran, dem Erfolg dieses ersten Versuches des berühmten Maestro in der französischen Oper den höchsten Glanz zu geben. So war dann bey der ersten Aufführung des Rossinischen Mahomet der geräumige und schöne Opernsaal von oben bis unten voll; die Damen in den Logen waren auf's Glänzendste gepuzt, eine Menge ausgezeichneter Fremden, und unter andern Canning, wohnten dieser feyerlichen Vorstellung bey, von welcher die Zeitungen so ausführlichen Bericht erstattet haben, daß es unnöthig seyn wird, in's Einzelne zu gehen. Bey der Belagerung von Corinth, unter der Anführung Mahomets II. hatte sich der Dichter Soumet offenbar die berühmte Belagerung Missolonghis traurigen Angedenkens gedacht, sein Text wimmelt von Anspielungen auf das Schicksal der um Freyheit und Vaterland kämpfenden Griechen; bey der Fahnenweihe dachte jeder Zuschauer, der etwas Humanität im Busen trug, an die ahnungsvollen Vorbereitungen der unglücklichen Hellenen zur verzweifelten Vertheidigung ihrer Städte, ihrer Familien, ihres vaterländischen Bodens; Rossini's entzückende Töne rührten noch weit mehr als sich ihr Eindruck mit jener Erinnerung paarte. Vielleicht gibt es wenige Beyspiele von einem so lebhaften Effekte der Musik auf die Zuhörer, als derjenige war, den die Fahnenweihe hervorbrachte. Der Franzose geräth leicht in Enthusiasmus; auch möchte wohl die Theaterdirektion einen Trupp Beyfallsklatscher besoldet haben; indessen da es auch nicht an Gegnern des Rossinischen Styls fehlte, so mußte die Empfindung doch wohl allgemein seyn, um sich so plözlich und so einstimmig zu äußern. Der Tonsezer kann stolz auf diesen Triumph seyn, denn er hat wenige solche Triumphe während seiner musikalischen Laufbahn gehabt. Eine einzige Gemüthsbewegung beseelte den angefüllten Saal; Alles war entzückt, und der musikalische Zauberer aus Pesaro riß Alles mit sich hin.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. December 1826.

Es ist ein köstlich Ding um Tugend ohne Lohn,
Ja, was noch mehr als dieß; Entwürdigung und Hohn!
Denn nirgends strahlt so rein, so lauter ihre Klarheit,
Als unter Prüfungen — bestätigend die Wahrheit:
Daß sie sich selbst genügt, um ihrer selber willen
Verübt, im Stande ist, das weitste Herz zu füllen.

Krug von Nidda.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung).

Ich drang in das Mädchen, mir zu sagen, warum sie glaube, ich würde sie nicht mehr sehen. „Mir ahnet, erwiederte sie, ich sehe Sie heute zum lezten Mal, ich glaube, meine Mutter wird nicht lange mehr leben, der Arzt sagte es mir gestern, und dann ist ja Alles vorbey! und wenn sie auch länger lebt, in London werden Sie ein so armes Geschöpf, wie ich bin, lange vergessen.“ Ihr Schmerz machte mich unendlich weich; ich sprach ihr Muth ein; ich gelobte ihr, sie gewiß nicht zu vergessen; ich nahm ihr das Versprechen ab, immer den ersten und fünfzehnten eines jeden Monats auf diesen Platz zu kommen, damit ich sie wiederfinden könnte; sie sagte es unter Thränen lächelnd zu, als ob sie wenig Hoffnung hätte! „Nun so lebe wohl auf Wiedersehen, sagte ich, indem ich sie in meine Arme schloß und einen kleinen einfachen Ring an ihre Hand steckte, lebe wohl und denke an mich, und vergiß nicht den ersten und fünfzehnten.“ — „Wie könnte ich Sie vergessen! rief sie, indem sie weinend aufblickte, Aber ich werde Sie nimmer wiedersehen, Sie nehmen Abschied auf immer.“

Ich konnte mich nicht enthalten, ihren schönen Mund zu küssen; sie erröthete, ließ es aber geduldig geschehen; ich steckte ihr einen Tresorschein in die kleine Hand, sah sie mir noch einmal recht aufmerksam an und drückte sie heftig an mich. „Auf Wiedersehen,“ sprach ich, indem ich mich sanft aus ihren Armen wand. Der lezte Moment des Abschieds schien ihr Muth zu geben, sie zog mich noch einmal an ihr Herz, ich fühlte einen heißen Kuß auf meinen Lippen; „auf immer! lebe wohl auf immer!“ rief sie schmerzlich, riß sich los und eilte über den Platz hin.

Ich habe sie nicht wieder gesehen! Nach einem Aufenthalt von drey Monaten kehrte ich von London nach Paris zurück; ich ging am fünfzehnten auf den Platz de l'école de médecine, ich wartete über eine Stunde, mein Mädchen erschien nicht. Noch oft am ersten und fünfzehnten wiederholte ich diese Gänge, wie oft ging ich durch die Straße St. Severin, blickte an den Häusern hinauf, fragte wohl auch nach einer armen deutschen Frau und ihrer Tochter, aber ich habe nie wieder etwas von ihnen erfahren, und das reizende Wesen hatte Recht, als sie mir beym Abschied zurief: „auf immer.“

Der junge Mann hatte seine Erzählung mit einem Feuer vorgetragen, das ihr große Wahrheit verlieh und wenigstens auf den weiblichen Theil der Gesellschaft tiefen Eindruck zu machen schien. Josephe weinte heftig und auch die andern Fräulein und die Frauen wischten sich hin und wieder die Augen. Die Männer waren ernster geworden und schienen mit großem Interesse zuzuhören, aber der Baron lächelte hin und wieder seltsam, stieß bey dieser oder jener Stelle seinen Nachbar an und flüsterte ihm seine Bemerkungen zu. Jezt, als Fröben geschlossen hatte, brach er in lautes Gelächter aus: „Das heiße ich mir, sich gut aus der Affaire ziehen! rief er, ich hab' es ja immer ge-

agt, mein Freund ist ein Schlaukopf. Seht nur, wie er die Damen zu rühren wußte, der Schelm! wahrhaftig, meine Frau heult als habe ihr der Pfarrer die Absolution versagt. Das ist köstlich, auf Ehre! Dichtung und Wahrheit! ja das hast du deinem Goethe abgelauscht, Dichtung und Wahrheit, es ist ein herrlicher Spaß."

Fröben fühlte sich durch diese Worte auf's Neue verlezt. „Ich sagte dir schon, sagte er unmuthig, daß ich die Dichtung oder Erdichtung gänzlich bey Seite ließ und nur die Wahrheit sagte, ich hoffe, du wirst es als solche ansehen."

„Gott soll mich bewahren! lachte der Baron. Wahrheit! das Mädchen hast du dir unterhalten, Bester, das ist die ganze Geschichte, und aus deinen Abendbesuchen bey ihr hast du uns einen kleinen Roman gemacht. Aber gut erzählt, gut erzählt, das laß ich gelten."

Der junge Mann erröthete vor Zorn; er sah, wie Josephe ihren Gatten starr und ängstlich ansah; er glaubte zu sehen, daß auch sie vielleicht seinen Argwohn theile und schlechter von ihm denke; die Achtung dieser Frau wenigstens wollte er sich durch diese gemeinen Scherze nicht nehmen lassen. „Ich bitte, schweigen wir davon, rief er; ich habe nie in meinem Leben Ursache gehabt, irgend etwas zu bemänteln oder zu entstellen, kann es aber auch nicht dulden, wenn Andere mir dieses Geschäft abnehmen wollen. Ich sage dir zum lezten Mal, Faldner, daß sich auf mein Wort Alles so verhält, wie ich es erzählte."

„Nun dann sey es Gott geklagt, erwiederte jener, indem er die Hände zusammenschlug, dann hast du aus lauter übertriebenem Edelsinn und theoretischer Zartheit ein Paar hundert Franks an ein listiges Freudenmädchen weggeworfen, die dich durch ein gewöhnliches Histörchen von Elend und kranker Mutter köderte; hast nichts davon gehabt als einen armseligen Kuß! Armer Teufel, in Paris sich von einer Metze so zum Narren halten zu lassen!"

Noch mehr als die vorige Beschuldigung reizte den jungen Mann dieses spöttische Mitleiden und das Gelächter der Gesellschaft, die auf seine Kosten den schlechten Witz des Barons applaudirte. Er wollte eben auf's tiefste gekränkt die Gesellschaft verlassen, als ein sonderbarer, schrecklicher Anblick ihn zurückhielt. Josephe war, bleich wie eine Leiche, langsam aufgestanden; sie schien ihrem Gatten etwas erwiedern zu wollen, aber in demselben Moment sank sie ohnmächtig wie todt zusammen. Bestürzt sprang man auf, alles rannte durcheinander, die Frauen richteten die Ohnmächtige auf, die Männer fragten sich verwirrt, wie dieß denn so plötzlich gekommen sey, Fröben hatte der Schreck beynahe ohnmächtig gemacht, und der Baron murmelte Flüche über die zarten Nerven der Weiber, schalt auf die gränzenlose Decenz, auf die ängstliche Beobachtung des Anstandes, wovon man ohnmächtig werde, suchte bald die Gesellschaft zu beruhigen, bald rannte er wieder zu seiner Frau; Alles sprach, rieth, schrie zusammen und keiner hörte, keiner verstand den andern. Josephe kam nach einigen Minuten wieder zu sich; sie verlangte nach ihrem Zimmer, man brachte sie dahin und die Mädchen und Frauen drängten sich neugierig und geschäftig nach; sie gaben hunderterley Mittel an, die wider Ohnmacht zu gebrauchen, sie erzählten, wie ihnen da oder dort dasselbe begegnet, sie wurden darüber einig, daß die große Anstrengung der Frau von Faldner, die vielen Sorgen und Geschäfte an diesem Tage diesen Zufall nothwendig habe herbeyführen müssen, und die Sorge, der Baron möchte sich vielleicht blamiren, da er ohnedieß schon recht unanständig gewesen, habe die Sache noch beschleunigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Beschluß.)

Die Lebensart der Frauen ist sonderbar; sie haben, im buchstäblichen Sinn des Worts, nichts zu thun; die großen Ebenen, von denen sie umringt sind, geben ihnen keinen Bewegungsgrund zu Fuße auszugehen, sie reiten selten und von ihnen mag man mit Recht sagen, daß sie sehr träge und unthätig sind. Die Religion in allen Provinzen von Rio de la Plata ist die römisch-katholische, die aber sehr verschieden an den verschiedenen Orten ist. Während der spanischen Herrschaft hatten die Mönche und Priester allenthalben einen großen Einfluß, und die Größe der Kirchen in Buenos-Ayres, Lucan, Mendoza rc. zeigt die Macht und den Reichthum, den sie besaßen, und die Habgier, von welcher sie beherrscht wurden. Es ist ein trauriger Anblick, eine Zahl kleiner, elender Hütten eine Kirche umringen zu sehen, deren stolzer Bau der christlichen Demuth durchaus nicht entspricht, und ein Engländer kann sich nicht enthalten, einen Vergleich mit den friedlichen Dorfkirchen in seinem Vaterlande anzustellen, deren Aeußeres und Inneres mehr darauf abzweckt, die Gefühle der Hochmüthigen und Stolzen zu demüthigen, während sie dem Landbauer das heitere Ansehen seiner eigenen Wohnung hervorheben. Wenn man bedenkt, daß die Kirchen in Südamerika hauptsächlich für die Bekehrung der Indianer zum christlichen Glauben erbaut wurden, so ist es ein trauriges Gefühl, daß die Priester durch das Pomphafte ihrer Tempel und die Mummerey von Lichtern und Gemälden und Bildern das zu erzwecken strebten, was sie weit besser durch Vernunft, Güte und Demuth erreicht haben würden. Allein ihre geheime Absicht war Geld zu erpressen; und da es immer leichter ist, einen Haufen Menschen durch üble Leidenschaften anzuziehen, wie durch Güte, so machten sie ihre Tempel so reizend als möglich, und die

Leute wurden aufgerufen, zu schauen und zu bewundern, anstatt zu hören und zu bedenken.

Die Macht der Priester und Mönche hat sich seit der politischen Umwälzung sehr verändert. Zu Buenos-Ayres sind die meisten Klöster aufgehoben worden, und es ist der allgemeine Wunsch fast aller Partheyen, die noch übrigen aufzuheben. Gelegentlich begegnet man einem alten, in Sackleinwand gekleideten und mit Schmutz bedeckten Bettelmönche; allein die Art, wie er mit niedergeschlagenen, eingesunkenen Augen und Wangen durch die Straßen schleicht, zeigt, daß seine Macht zerdrückt und sein Einfluß zerstört ist. Die Kirchen haben ihre Silbergefäße verloren, die Kerzen sind gelb, die Gemälde schlecht und die Bilder in groben englischen Kattun gekleidet. An hohen Festtagen gehen die Damen von Buenos Ayres in ihrem schönsten Putze zur Kirche, ein schwarzer Knabe folgt ihnen in gelber oder grüner Livree, der ein Stück eines englischen Teppichs von greller Farbe unter dem Arme trägt, worauf die Dame mit dem Kinde hinter sich niederkniet; allein gewöhnlich sind die Kirchen verödet und man sieht niemand darin als ein oder zwey abgelebte Weiber durch die Ritzen des Beichtstuhls flüsternd. Die traurige Folge von allen diesem ist, daß man in Buenos-Ayres überhaupt wenig Religion findet. In Mendoza gibt es manche Leute, welche die Priester zu unterdrücken wünschen, doch haben sie augenscheinlich immer noch eine große Macht.

Einmal des Jahres werden Männer und Weiber aufgerufen, während neun Tagen in einer Art Schoppen zu leben, den man mir als eine große Gunst zu besuchen vergönnte. Er ist in kleine Zellen abgetheilt und zu verschiedenen Zeiten werden Männer und Weiber wirklich in diese Löcher eingeschlossen, um zu fasten und sich zu geißeln. Ich befragte mehrere Personen ernstlich, ob diese Bußübung bona fide vollzogen würde, und sie versicherten mich, daß die Meisten sich bis auf's Blut peitschten. Als ich eines Tages mit einem Bekannten im Gasthofe zu Mendoza im Gespräch begriffen war, kam ein ärmlich aussehender Mönch mit einem mit Blumen umringten kleinen Gemälde: mein Gefährte war genöthigt, dieß Bild zu küssen, welches der Mönch dann Jedermann im Hause herumreichte — dem Wirthe, dem Bedienten und sogar dem schwarzen Koche, die alle dieselben Ceremonien damit vornahmen und natürlich für die Ehre bezahlten. Der Koch gab dem Mönche zwey Eier.

Die Priester in Mendoza führen alle ein unregelmäßiges Leben; die meisten haben Familie, und viele leben öffentlich mit derselben. Ihre hauptsächliche Belustigung indessen ist, so sonderbar es auch klingen mag, ein Hahnengefecht, alle Donnerstage und Sonntage. Ich ritt eines Sonntags aus, entdeckte die Schaubühne, worauf ich vom Pferde stieg, um sie zu besehen. Sie war gedrängt voll von Priestern, deren jeder einen Streithahn unter dem Arme trug; und es war wunderlich zu sehen, wie ernstlich und langsam sie mit ihren Wetten zu Werke gingen. Ich stand mehr als eine Stunde auf dem Schauplatze, während welcher Zeit die Hähne oft im Begriff waren das Gefecht zu beginnen, allein die Wette war nicht geendigt, und der Kampf ward aufgeschoben. Außer den Priestern war da ein Haufen kleiner schmutziger Buben, und ein niedliches Mädchen. Während sie ihre Wetten richtig machten, fingen die Knaben an zu spielen, und sogleich befahl der Kampfrichter allen, die keinen Hahn hatten, den Schauplatz zu verlassen, worauf das arme Mädchen und alle kleine Buben sogleich fortgeschickt wurden.

Ich ward bald des Schauspiels müde, und konnte mich nicht enthalten über den sonderbaren Anblick nachzudenken, und mir zu sagen wie unwillig die Leute in England seyn würden, wenn sie einen Haufen Priester am Sonntage mit einem Hahnengefechte beschäftigt sähen.

Zu St. Juan haben die Priester vielleicht mehr Macht als in Mendoza, und dieß zeigte sich neulich, indem sie den Gouverneur gefangen nahmen, während er im Bette lag, und von dem Kerkermeister, auf dem Marktplatze die Carta de Mayo verbrennen ließen, welche, um die Niederlassungen der Engländer in dieser Provinz aufzumuntern, dem Fremden religiöse Duldung vergönnt. In andern Provinzen sind die Priester mehr oder minder mächtig nach ihren verschiedenen Fähigkeiten, und im Allgemeinen nach ihrem größeren oder geringeren Verkehr mit Buenos-Ayres.

Die Religion des Gaucho ist nothwendig einfacher als in der Stadt, da seine Lage ihn von den Priestern entfernt. In fast allen Hütten gibt es ein kleines Bild oder Gemälde und die Gaucho's tragen zuweilen ein kleines Kreuz um den Hals. Um ihre Kinder taufen zu lassen, bringen sie sie zu Pferde nach der nächsten Kirche und ich glaube, daß sie die Leichen gewöhnlich auch quer über ein Pferd werfen, um sie in geweihtem Boden begraben zu lassen; doch wurden ein ermordeter Kourier und Postillon, deren Begräbniß ich beywohnte, in den Ruinen einer alten Hütte in der Mitte der Ebene von Santa Fé begraben. Wenn eine Heirath geschlossen wird, so nimmt der junge Gaucho seine Braut hinter sich auf das Pferd, und in ein Paar Tagen sind sie gewöhnlich im Stande eine Kirche zu erreichen.

Freundschaft und Liebe.

Liebe mißtraut und Freundschaft vertraut. An der Brust der Geliebten
Ruht es so sicher sich nie, als in dem Arme des Freunds.

Empor zur Vollkommenheit.

Ringe, vollkommen zu werden. Doch ganz erringst du es niemals,
Auch nicht droben, denn sonst hörte die Ewigkeit auf.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 17. Oktober.

(Beschluß.)

Das Ballet, das in der Oper angebracht worden war, schien langweilig, obschon die besten Tänzer und Tänzerinnen darin ihre gewöhnliche Vortrefflichkeit bewiesen; der rasche Gang der Rossinischen Kompositionen, das beständige Auf- und Abwallen seiner Crescendos, Pianos und Pianissimos, sein abwechselndes Anregen aller Instrumente des Orchesters vertrugen sich nicht wohl mit einem dreyviertelstündigen Ballette nach dem alten Zuschnitte; bey den folgenden Vorstellungen hat es daher auch abgekürzt werden müssen, und dennoch scheint es zu lang. Bey der Beurtheilung dieser Rossinischen Oper in den Tagesblättern entstand ein Streit darüber, ob der Maestro durch dieses Stück eine Revolution in dem französischen Opernstyl hervorgebracht habe oder nicht. Der Constitutionnel als Oppositionsblatt verneint es, die ministeriellen Blätter bejahen; sie behaupten, Rossini habe nie etwas Herrlicheres hervorgebracht; die Gegenparthey lobt nur einzelne vortreffliche Theile der Komposition, und meynt das Opernsystem bleibe im Statu quo. Im Grunde ist der Streit über die angebliche Revolution im Opernstyl etwas ganz Unbedeutendes. Daß Rossini in einem ganz andern Style komponirt als die ältern Opernsetzer, ist eine, wie mich dünkt, ausgemachte Sache; wird nun dieser Styl künftighin der herrschende, so hat Rossini offenbar die Ehre, diese musikalische Revolution angeregt und befördert zu haben; kehrt man aber wieder zum alten Styl zurück, so kann dieß offenbar keine Revolution genannt werden; also sollte man mit diesem Streite erst den Erfolg abwarten; in zwanzig oder dreyßig Jahren wird sich vielleicht darüber etwas Bestimmtes sagen lassen. Wahrscheinlich ist es jedoch, daß Rossini's Styl der herrschende werden wird, bis einmal ein anderer genialer Reformator auftreten und dem Publikum etwas ganz Neues zum Besten geben wird. Denn dieß ist eben die Macht des musikalischen Genies, daß es seine Neuerungen in Aufnahme bringt, auch wenn sie blos Neuerungen sind, und an Gehalt dem zuvor Bestandenen nicht gleichkommen. In Frankreich, wo nun schon seit anderthalb Jahrhunderten eine große Oper besteht, sind diese musikalischen Umwälzungen auffallend gewesen, und bezeichnen eben so viele Epochen in der Geschichte dieses Instituts. Zuerst war, ich weiß nicht welches Gefiedel und welcher Kantorstyl im Gebrauche. Dann kam Lulli und brachte einen bessern Styl in Aufnahme. Er war der Rossini der damaligen Zeit, man glaubte nicht, daß es die Tonkunst weiter bringen würde. Allein des Lullischen Styls wurde man zulezt doch müde, und als Rameau auftrat, waren die Gemüther zu der bevorstehenden Umwälzung im Opernstyl in der besten Stimmung. Rameau prophezeyte, die französische Opernbühne werde immerwährend herrschen, und sein Genie habe den wahren Styl getroffen. Doch was geschah? Rameaus Herrschaft war noch kurzer als Lulli's seine, und als die Gluck'schen Opern zuerst aufgeführt wurden, wollte Niemand von Rameau etwas mehr hören. Jezt aber treten einige Kunstrichter auf, und behaupten, der Gluck'sche Styl sey veraltet, und Rossini besitze die Kunst des ächten Zuschnittes nach dem jezigen Geschmacke für die Opernkompositionen. Einige gehen indessen noch weiter, und glauben, er werde die französische Oper ganz über den Haufen werfen. Wenigstens wird die große Pariser Oper jezt durch die glänzende italienische, und durch das Odeon zum Theile verdunkelt, auf den beyden lezten werden beständig Rossinische Stücke gegeben; das Publikum scheint keine andere zu verlangen, oder wenigstens keine andere scheinen ihm so zu behagen wie diese. So lange also dieser Geschmack bestehen wird, hat es keinen Anschein, daß das ältere Opernrepertoir wieder in Aufnahme wird gebracht werden können, einige wenige ausgenommen, wie Sacchini's Oedipe à Colonne, Glucks Iphigenie u. a. Wahrscheinlich wird das Ballet die Hauptstütze der großen Oper bleiben, und die neuen Singstücke werden sich nach und nach dem herrschenden Geschmacke anpassen. An Größe und Pracht bleibt dieses Schauspiel immer noch das erste, die ächten Musikdilettanti ziehen aber doch die italienische Oper vor. Die Leitung der leztern ist dem die Gemächlichkeit liebenden Rossini zu beschwerlich gefallen, und da er nach seinem lezten Triumphe sogleich zum Gesanginspektor und zum Compositeur du Roi ernannt wurde, so legte er seine Direktion nieder, die dann in die Hände des vorigen Direktors Paer kam. Vielleicht wird man nun wieder einige Paer'sche Opern zu hören bekommen, wovon unter Rossini's Leitung gar keine Rede mehr war. So angenehm es für die Hofleute ist, über die königlichen Theater zu befehlen, und sich von schönen Schauspielerinnen und Tänzerinnen die Cour machen zu lassen, so scheint das Ministerium des königlichen Hofhaltes des Dinges doch müde geworden und willens gewesen zu seyn, die großen Theater der Stadt zu überlassen, mit allen den furchtbaren Zuschuß-Forderungen die von diesen Theatern gemacht werden. Allein was heißt die Stadt bey dem jezigen Bestande der Dinge? nichts weiter als der Verein eines von der Regierung angesezten Präfekten, und eines Rathes, dessen Mitglieder aus den am meisten besteuerten Bewohnern der Stadt ebenfalls von der Regierung gewählt werden. Diese Herren hatten, wie es scheint, Anerbieten von dem Unternehmer der Spielanstalten, Boursault, erhalten, der die großen Theater in Pacht nehmen wollte, wie er die sämmtlichen Spielbänke der Hauptstadt, und wo ich nicht irre, des ganzen Reichs gepachtet hat. Die Stadt oder der Stadtrath hätte dann, nebst dem Spielgelde, auch noch eine Million Theatergeld jährlich eingezogen, und die Regierung hätte die ungeheuren Kosten der großen Theater nicht mehr zu bestreiten gehabt. Allein sobald dieses Projekt ruchbar wurde, äußerte sich der Unwille des Publikums in den Tagesblättern so nachdrücklich, und man sezte die gehässigen Folgen jenes Vorhabens so deutlich in's Licht, daß die Stadtbeamten wohl sahen, daß es unmöglich sey den Plan durchzusetzen. Welcher sich selbst achtende Schauspieler würde von einem Manne haben abhängen wollen, der sich mit dem Gelde der durch die Spielwuth zu Grunde gerichteten Menschen bereichert, und der mit derselben Hand, womit er die Künstler besolden würde, die Croupiers und andere Söldlinge an den Spielbänken bezahlt? was würde das Publikum empfunden haben, wenn man den Geistesgenuß, den es aus den Schauspielen zieht, der Sorgfalt der Unternehmer der unmoralischsten aller Anstalten in Paris übergeben hätte? Die vorige Anordnung wird also auch künftighin wohl beybehalten werden, wofern nicht etwa die Stadt auf eine andere Art die Leitung der großen Theater besorgen will. Dergleichen Leitungen scheinen Anfangs etwas sehr Angenehmes, allein man wird ihrer bald müde, und überläßt sie gern andern.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. December 1826.

Über ew'gen Kämpfen schwebt im Liebe,
Gleichwie in Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Uhland.

Die Isländer.

(Fortsetzung.)

Die Gesänge der Skalden, worauf man sich so oft bezog, lieben der Erzählung die Haltpunkte, und diese erhielt durch den öffentlichen Vortrag in der Gegenwart Vieler, denen die Gegenstände nicht unbekannt waren, eine Art Bürgschaft für die Glaubwürdigkeit; die meisten Begebenheiten bezogen sich auf Island, oder wenigstens auf die nordischen Reiche. Unter solchen Umständen war zu dem Erzählen eine eigene Gewandtheit erforderlich. Man setzte so hohen Werth darauf, daß selbst ohne das Vermögen, die Thaten, die Reisen, die Erfahrungen, die man gemacht hatte, erzählen zu können, die dadurch erlangte Ehre als unvollständig angesehen wurde [1]), wogegen eine solche Gabe mehrentheils mit der noch höher geachteten des Gesanges vereinigt, schon an und für sich ein nicht geringes Ansehen verliehen. Bereits in den eddischen Gedichten wird von dem ausgezeichneten Platze gesprochen, den ein derartiger öffentlicher Erzähler bey den allgemeinen Zusammenkünften einnahm [2]), und Hávamál räth, nie über den graubaarigen Erzähler, selbst wenn er vor Jedermanns Thür geht, zu lachen [1]). — Man kann wohl sagen, daß diese Züge aus der Geschichte der alten Sitten dem ganzen Scandinavischen Norden eigen waren. Sie gehören in der That allen den Zeiten an, wo schriftliche Aufzeichnung nicht stattfindet. Eine solche Zeit pflegt und schätzt desto mehr die mündlichen Ueberlieferungen als eine eigene Kunst und Gabe, und mit Unrecht wird man, indem hierin das einzige und hauptsächlichste Mittel zur Ausbildung liegt, nach der schon längst verschwundenen vernachlässigten Beschaffenheit derselben hierüber aburtheilen [2]). Aber bey

1) Als der berühmte Isländer Kjartan, Olofsson von Norwegen zurückkehrte, erzählte er nichts; welches sein Vater sehr übel aufnahm, sagt Landaela Saga, c. 45.

2) Der Erzähler wurde Pulr genannt, welches Wort in der älteren Edda in priesterlicher Bedeutung vorkommt, und auf Oden selbst angewandt wird, und der dort hin und wieder Fimbul Pule, oder der große Erzähler heißt. Der Stuhl des Erzählers hieß Pularstóil. Vergl. Lodfasnismál (ein Theil von Hávamál) Str. 1. Die Erzählung oder das Gedicht, welches vorgetragen wurde, hieß Pula, hiervon Pylia, erzählen, hersagen, vorzüglich reden, und zu den Göttern beten. Pou Olofsen, Nordensgamle Digtokonst, p. 8.

1) Als Beyspiel, wie reich das Gedächtniß des Skalden war, mag Folgendes dienen. Der blinde Skalde Ruf sang vor dem Könige Harald Hårdråde an einem Abende sechszig kleine Gesänge (Flockar) ab, und sagte, daß er noch ein halb Mal so viele größere (Drapor) wisse. Thattr om Stuf – Ska Müller, Sag. Bibl. III. 377.

2) Lodfasnismal, Str. 24. Jemand, der in Nachrichten wohl bewandert war, wurde Sagnamadr, Fraedimadr genannt. Auf solche bezieht sich Snorre Sturleson in der Vorrede zur Heimskringla: „Einiges," sagt er, „ist aufgezeichnet worden nach alten Gesängen und Sagegedichten, welche Menschen zu ihrem Vergnügen inne gehabt haben, und obgleich wir die Wahrheit nicht bekräftigen können, so wissen wir doch, daß alte Fraedimenn solches für wahr angenommen haben." — Noch jezt werden oft alte Sagen von Personen erzählt, die sie auswendig gelernt haben, und nicht ungewöhnlich sind wan-

Isländern trugen viele Umstände dazu bey, diese Ueberlieferungen gleichsam zu Erben der Nordischen Sagen zu machen. — Diese wurden auf die Weise in den Gesängen und Traditionen so ausgebildet, daß deren Uebersetzung in die Schrift mit dem Abpflücken einer schon reifen Frucht verglichen werden kann [1]). Der Baum selbst, der im Heidenthum Wurzel geschlagen hatte, wurde mit dem Aufhören desselben nicht abgehauen; denn der Uebergang zu einem neuen Glauben geschah bey diesen Inselbewohnern langsamer als anderwärts, ohne Gewaltsamkeiten oder Religionskriege [2]), und das Entferntseyn von dem Einflusse, den sonst überall und auch selbst in Scandinavien die Sprache der römischen Kirche, bis zum Verdrängen der eignen Literatur ausübte, trug dazu bey, daß hier die Ueberlieferungen aus den alten Zeiten beybehalten wurden, und mehr in der ursprünglichen eigenthümlichen Gestalt hervortraten, wobey es übrigens auf Island nicht an Männern fehlte, die in allen dem, was man Gelehrsamkeit nannte, eingeweiht waren [3]).

(Der Beschluß folgt.)

bernde Erzähler, die vermittelst ihrer Kunst sich im Winter ihren Unterhalt verschaffen. Hendersson I. 385.

1) Deßhalb geben die Isländischen Sagen so selten den Namen des Verfassers an; obgleich sie oft von denen sprechen, auf deren Erzählungen sie sich gründen, und da wo sie Verse anführen, wird meistentheils der Skalde genannt. Die Sage war nämlich durch die stückweise erzählten Nachrichten so fertig gemacht, daß dann das darauf folgende Niederschreiben kein Verfassen war. Deßhalb wird auch eine gemachte Sage von einer geschriebenen unterschieden; z. B. in Sturlunga Saga, S. II. c. 38, wo es heißt: „Die meisten Sagen, die auf Island sind gemacht worden (er hèr hafa giörst à Islandis), wurden vor dem Tode des Bischoffs Brand Sämundsson geschrieben (voru ritadar) im Jahre 1201); aber die Sagen, welche späterhin gemacht wurden, davon wurden einige geschrieben, ehe Sturle Thordsen der Skalde die Isländingssagen diktirte (sagdi fyrir)“ (nämlich die Sturlunga Saga, die auch Isländinga-Saga hin mikla genannt wird).

2) Als das Christenthum auf Island eingeführt wurde, wurde festgesezt, daß man, wenn man wollte, heimlich den Göttern opfern könnte, daß man aber verbannt würde, sofern es in Gegenwart von Zeugen geschähe. Auch manche heidnische Gebräuche, z. B. das Aussetzen der Kinder, das Genießen des Pferdefleisches u. m. a. mußten ebenfalls im Anfange übersehen werden. Man sehe die bey der Annahme des Christenthums gemachten Bedingungen in der Kristnis Saga, c. 11.

3) Mehrere Isländer besuchten England, Frankreich und Deutschland, um hier zu studiren. Die beyden ersten Isländischen Bischöfe hatten in Erfurt, der Priester Sämund Frode in Paris studirt, dieser errichtete, als er zurückgekommen war, eine Schule, und man fand deren mehrere frühzeitig auf Island. Die Gelehrsamkeit war nicht blos auf die Geistlichen beschränkt. Gissur, Hallson, Lagman auf Island 1131, kannte die lateinische und mehrere andere Sprachen, hatte große Reisen gemacht, und sie beschrieben. Ingunna, eine Isländerin, gab Unterricht im Latein, und in der Grammatik. Halfdan Einari a. a. O. 31. Finni Johann. Hist. Eccl. Fol. p. 190. ff. Aber der Einfluß des Einheimischen war in den Wissenschaften so überwiegend, daß selbst die wenigen historischen Werke, welche ursprünglich in der lateinischen Sprache verfaßt waren, wie unter andern die Lebensbeschreibungen der Mönche Oddur und Gunlaug von Olof Tryggvason sich nur in der Isländischen Uebersetzung und Bearbeitung erhalten haben.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Der Baron suchte indessen unter den Männern die vorige Ordnung wieder herzustellen. Er ließ fleißig einschenken, trank diesem oder jenem tapfer zu und suchte sich und seine Gäste mit allerley Trostgründen zu beruhigen. „Es kömmt von nichts, rief er, als von dem Unwesen der neuern Zeit; jede Frau von Stande hat heut zu Tage schwache Nerven, und wenn sie die nicht hat, so gilt sie nicht für vornehm; ohnmächtig werden gehört zum guten Ton; der Teufel hat diese verrückten Einrichtungen erfunden. Und auch daher kommt es, daß man nichts mehr beym rechten Namen nennen darf. Alles soll so überaus zart, decent, fein, manierlich hergehen, daß man darüber aus der Haut fahren möchte. Da hat sie sich jezt alterirt, daß ich einigen Scherz wagte, was doch die Würze der Gesellschaft ist; daß ich über dergleichen zarten, feinfühligen Geschichten nicht außer mir kam vor Rührung und Schmerz, und mir einige praktische Konjunkturen erlaubte. Was da! unter Freunden muß dergleichen erlaubt seyn! Und ich hätte dich, Freund Fröben, für gescheiter gehalten, als daß du nur dergleichen übel nehmen könntest.“

Aber der, an den der Baron den lezten Theil seiner Rede richtete, war längst nicht mehr unter den Gästen; Fröben war auf sein Zimmer gegangen, in Unmuth, in Groll auf sich und die Welt. Noch konnte er sich diesen sonderbaren Auftritt nicht ganz enträthseln, seine Seele halb noch aufgeregt von dem Zorn über die Rohheit des Freundes, halb ergriffen von dem Schrecken über den Unfall der Freundin war noch zu voll, zu stürmisch bewegt, um ruhigern Gedanken und der Ueberlegung Raum zu geben. „Wird auch sie mir nicht glauben, sprach er kummervoll zu sich; wird auch sie den schnöden Worten ihres Gatten mehr Gewicht geben, als der einfachen ungeschmückten Wahrheit, die ich erzählte? Was bedeuteten jene seltsamen Blicke, womit sie mich während meiner Erzählung ansah? wie konnte sie diese Begebenheit so tief ergreifen, daß sie erbleichte, zitterte? sollte es denn wirklich wahr seyn, daß sie mir gut ist, daß sie einigen Antheil an mir nimmt, daß sie verlezt wurde von dem Hohn des Freundes, der mich in ihren Augen so tief herabsetzen mußte? Und was wollte sie denn, als sie aufstand, als sie sprechen wollte, wollte sie denn Faldners unschicklichen Reden Einhalt thun, oder wollte sie mich sogar vertheidigen?“

Er war unter diesen Worten heftig im Zimmer auf- und abgegangen, sein Blick fiel jezt auf die Rolle, die je-

nes Bild enthielt, er rollte es auf, er sah es bitter lächelnd an. „Und wie konnte ich mich auch von einem Gefühl der Beschämung hinreißen lassen, mein Herz Menschen aufzuschließen, die es doch nicht verstehen, von Dingen zu reden, die solch überaus vornehmen Leuten so fremd sind; das Schlechte, das Gemeine ist ihnen ja lieber, scheint ihnen natürlicher als das Außerordentliche; wie konnte ich von deinen lieben Wangen, von deinen süßen Lippen zu diesen Puppen sprechen? O du armes, armes Kind; wie viel edler bist du in deinem tiefen Elend als diese Fuchsjäger und ihr Gelichter, die wahren Jammer und verschämte Armuth nur vom Hörensagen kennen, und jede Tugend, die sich über das Gemeine erhebt, als Mährchen verlassen! Wo du jezt seyn magst? und ob du des Freundes noch gedenkst und jener Abende, die ihn so glücklich machten!“

Seine Augen gingen über, als er das Bild betrachtete, als er gedachte, welch bitteres Unrecht die Menschen heute diesem armen Wesen angethan. Er wollte seine Thränen unterdrücken, aber sie strömten nur noch heftiger. Es gab eine Stelle in der Brust des jungen Mannes, wohin, wie in ein tiefes Grab, sich alle Wehmuth, alle zurückgedrängten Thränen des Grams still und auf lange versammelten; aber Momente wie dieser, wo die Schmerzen der Erinnerung und seine Hofnungslosigkeit so schwer über ihn kamen, sprengten die Decke dieses Grabes und ließen den langverhaltenen Kummer um so mächtiger überströmen, jemehr sein gebrochener Muth in Wehmuth überging.

Fröben überdachte am andern Morgen die Vorfälle des gestrigen Tages und war mit sich uneinig, ob er nicht jezt gleich ein Haus verlassen sollte, wo ihn ein längerer Aufenthalt vielleicht noch öfter solchen Unannehmlichkeiten aussezte, als die Thüre aufging und der Baron niedergeschlagen und beschämt hereintrat. „Du bist gestern Abend nicht zu Tisch gekommen, du hast dich heute noch nicht sehen lassen, hub er an, indem er näher kam, du zürnest mir; aber sey vernünftig und vergib mir. Sieh es ging mir wunderlich, ich hatte den Tag über zu viel Wein getrunken, war erhizt, und du weißt meine schwache Seite, da kann ich das Necken nicht lassen. Ich bin gestraft genug, daß der schöne Tag so elend endete, und daß mein Haus jezt vier Wochen lang das Gespräch der Umgegend seyn wird. Verbittere mir nicht vollends das Leben und sey mir wieder freundlich wie zuvor.“

„Laßt lieber die ganze Geschichte ruhen, entgegnete Fröben finster, indem er ihm die Hand bot; ich liebe es nicht, über dergleichen mich noch weiter auszusprechen, aber morgen will ich fort, weiter; hier bleibe ich nicht länger.“

„Sey doch kein Narr! rief Faldner, der dieß nicht erwartet hatte und ernstlich erschrak; wegen einer solchen Scene gleich ausbrechen zu wollen! ich sagte es ja immer, daß du ein solcher Hitzkopf bist. Nein, daraus wird nichts, und hast du mir nicht versprochen zu warten, bis Briefe da sind vom Don in W.? Nein, du darfst mir nicht schon wieder weggehen; und wegen der Gesellschaft hast du dich nicht zu schämen, sie Alle, besonders die Frauen, schelten mich tüchtig aus, sie gaben dir völlig Recht, und sagten, ich sey an allem Schuld.“

„Wie geht es deiner Frau?“ fragte Fröben, um diesen Erinnerungen auszuweichen.

„Ganz hergestellt, es war nur so ein kleiner Schrecken, weil sie fürchtete, wir würden ernstlich aneinander gerathen; sie wartet mit dem Frühstück auf dich; komm jezt mit herunter, sey vernünftig und nimm Raison an. Ich muß ausreiten, nimm es mir nicht übel, die Mühle kommt heute in Gang. Du bist also wieder ganz wie zuvor?“

„Nun ja doch!“ sagte der junge Mann ärgerlich; „laß doch einmal die ganze Geschichte ruhen.“ Er folgte mit sonderbaren Gefühlen, die er selbst nicht recht zu deuten wußte, dem Baron, der, vergnügt über die schnelle Versöhnung seines Freundes, ihm voraneilte, seiner Frau schnell berichtete, was er ausgerichtet habe, und dann das Schloß verließ, um seine Mühle in Gang zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Triolette.

Die Schnecken.

Mittelgut hat hohen Muth
Schlüpfet glatt durch jede Ritze,
Kriecht empor zu steilem Sitze;
Mittelgut hat hohen Muth;
Ohne Hirn und rothes Blut,
Schneckenkalt in Sommershitze:
Mittelgut hat hohen Muth,
Schlüpfet glatt durch jede Ritze.

Die Fischer.

Obenauf im Strom der Zeiten
Schwimmt nur Spreu und Schaum so bunt;
Manches Knäblein fischt den Fund
Obenauf im Strom der Zeiten;
Wer das Netz läßt niedergleiten,
Fischet Gold aus tiefem Grund:
Obenauf im Strom der Zeiten
Schwimmt nur Spreu und Schaum so bunt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Nov.

Seit ich Ihnen zum lezten Male geschrieben, ist die Michaelismesse, die nichts Außerordentliches darbot, in Beziehung auf Kunstausstellungen aber vielleicht ärmer war als alle früheren, geendigt worden, und der Winter hat wieder ein zahlreicheres Publikum zu Theater und Konzert versammelt. Ich fasse daher das unterdessen von leztern beyden Geleistete, so weit es mir bekannt worden, in einem Ueberblick zusammen, und fange beym Theater an. Der größere Antheil, welchen die Unternehmung des Hrn. Hofrath Küstner in diesem Winter gewinnt, schreibt sich in der That von der nicht ungegründeten Besorgniß her, derselbe möchte diese Unternehmung nach Ablauf der Pachtzeit (Ostern 1828) aufgeben. Daß dieß zum Nachtheile unseres Publikums gereichen würde, kann derjenige nicht bezweifeln, der sich ein wenig in Deutschland umgesehen und wahrgenommen hat, daß auf den Bühnen der größten deutschen Städte, bey weit größern Mitteln nicht mehr, ja oft weit Unbedeutenderes als hier geleistet wird, und daß namentlich das hiesige Personale im Ganzen genommen die Vergleichung mit jeder deutschen Bühnengesellschaft aushält. Der Tadel, den man unter uns ebenfalls so häufig vernimmt, daß die Direktion die unersättliche Schausucht, die nur Augenweide verlangt, bis zu einem unerhörten Grade gesteigert habe, und daß darin das höhere Drama allzu leer ausgehe, vermindert sich in etwas durch die Wahrnehmung, daß jenes Uebel sich aller Orten zeigt, und daß einestheils der eingetretene Mangel an rechten neuern Werken in der rein dramatischen Gattung, anderntheils der unläugbare Mangel eminenter mimischer Talente in Deutschland, dasselbe so weit hat um sich greifen lassen. — Doch will ich damit die Möglichkeit nicht bestreiten, durch mannichfaltige; von dem gegenwärtigen Wege weit abliegende Versuche das vorhandene Gute in der (ältern und neuern) dramatischen Poesie auf eine das Publikum nach und nach immer mehr anziehende Weise einzuführen, und dadurch jenem Uebel entgegenzuwirken.

Was ich aber von den Leistungen unserer Bühne im Allgemeinen gesagt habe, wird sich auch durch die Uebersicht der leztverflossenen Monate bestätigen. Im Geiste des höheren Drama waren zwey Darstellungen höchst gelungen zu nennen, nämlich Grillparzers Medea, in Anwesenheit des liebenswürdigen Dichters aufgeführt, und Donna Diana. In der erstern ist das Verdienst der Mad. Miedke, in der zweyten das der Mad. Genast anerkannt. Sicher hätten wir im Fache des höheren Schauspiels noch mehreres Bedeutende gesehen, wenn nicht eine schwere Krankheit des Hrn. Devrient die Direktion sehr beschränkt hätte. So wurde z. B. die schon angesagte Aufführung des Prinzen Friedrich von Homburg, eines Gedichts, das beyläufig gesagt, zur Schande der deutschen Bühne auf den meisten Theatern durch Uebersetzungen schlechter Boulevardsschauspiele und französischer Kriminalgeschichten verdrängt wird, durch diesen Unfall aufgeschoben. Dagegen wird eben Shakespears Othello vorbereitet, von welchem nächstens. Die Wahl solcher Stücke, und die Wiederholung mancher anderer, z. B. Jungfrau von Orleans, deren lezte Aufführung ich aber nicht loben kann — zeigt wenigstens, daß die Direktion in dem Guten keiner andern nachstehen will. — Was das eigentliche Schauspiel anlangt, so finden wir hier als Novität das Majorat von Vogel, durch des Hrn. von Ziethen lebendige Charakterzeichnung des verbrecherischen Daniel gehoben, und zur Erinnerung an ältere Zeiten Kotzebues Kreuzfahrer, an denen wir das Geschick des fruchtbaren Dichters anerkennen mußten, manchfaltige und auch malerisch-interessante Situationen zu einem, die Menge rührenden Ganzen zusammenzureihen. Man verwundert sich, daß kein Operndichter darauf gefallen ist, diesen Stoff zu verarbeiten. Im Lustspiel kamen wir auch in die alten Zeiten zurück durch das Räuschchen — in diesem Stück hat, wie ich früherhin berichtete, Hr. Genast eine seiner vorzüglichsten Rollen gefunden — ferner Kotzebues verbannten Amor, die argwöhnischen Eheleute und dessen Epigramm, welches wir früher freylich besser gesehen haben, ferner den schwarzen Mann, der wohl verdient erneuert zu werden, und Ifflands Selbstbeherrschung, worin Hr. Stein eine seiner edelsten und rührendsten Darstellungen (Sekr. Willnang) gibt. Die vielleicht so häufig wiederholten Vaudevillstücke will ich nicht besonders anführen, sondern nur das, daß sie vorzüglich durch die reichströmende komische Ader des Hrn. Koch sich beliebt machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 12. Nov.

Vor Kurzem war ich am See von Celano. Die Arbeiten sind bis an den vierten Pozzo (vertikales Luftloch) vorgerückt, und am fünften ist bereits eine Roßmühle erbaut, um die Erde heraufzuschaffen, welche jezt noch aus der Mündung des Emissars in den Liris geworfen wird. Der ganze Emissar ist 1½ Stunde lang, hat 19 Pozzi, und viele schiefe Zugänge, Cunicoli. Der See, welcher bis auf eine kleine Strecke in seiner Mitte abgelassen werden soll, hat sechszehn Stunden im Umfange, ist von Kalkgebirgen umgeben, und nicht sehr tief. Wie lange die Arbeit währen werde, läßt sich nicht voraussagen. Ich fürchte man wird auf die großen Schwierigkeiten zulezt stoßen, wenn man dem See sich nähert. Die Ebene des See's, mit den sie umgebenden Gebirgen, wird vielleicht einst die festeste militärische Stellung Italiens werden, wenn Straßen durch diesen Theil des Appennines geführt seyn werden. In der Nähe liegt Alba Fucente, wo die Römer ihre Staatsgefangenen bewahrten, und das Schlachtfeld von Tagliacozzo, wo Deutschlands und Italiens Zertrennung entschieden wurde.

Sie wissen wie viel Sonderbares über die sogenannten Cyclopen-Mauern geschrieben worden ist. Niemand aber hat noch bemerkt, daß die Via Valeria zwischen Rocca Cerri und Colle mit poligonen Mauern substruirt ist. Auch im Städtchen Tagliacozzo sollen sich ähnliche Futtermauern unter der alten Straße befinden, bey Colle ist ein Platz mit pseudo-cyclopäischen Mauern hart an der Straße unterbaut.

Mrs. Mai hat in der Bibliothek von Neapel einen Palimpsest gefunden. Auch dieser stammt aus Bobbio und enthält ein Werk über den Ackerbau.

Wir sehen bereits viele Reisende ankommen, doch scheint im laufenden Winter Neapel für bleibenden Aufenthalt von der Mehrzahl vorgezogen zu werden. G. R. von Refues aus Bonn ist hier eingetroffen. Der berühmte Savigny wird leider in Florenz durch Unpäßlichkeit zurückgehalten. Der französische Schriftsteller, Raoul Rochette, und die Dichterin, Delphine Gay, sind aus Paris hier angekommen.

Die königlich preußische Regierung hat einige interessante antike Marmore erworben, deren einige gegenwärtig von dem Bildhauer Wolff aus Berlin ergänzt werden.

M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 298.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 14. December 1826.

Nein! schon eine jener Stunden,
Die dein Himmelsglanz erhellt,
Wiegt die Wonne einer Welt! —
Ach der Glückliche, der hier
Einmal nur Dich wahr empfunden,
Singt auch weinend Lieder Dir!

v. Tromlitz.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Hatte sich denn heut auf einmal alles so ganz anders gestaltet, oder war nur er selbst anders geworden; Josephens Züge, ihr ganzes Wesen schien Fröben verändert als er bey ihr eintrat. Eine stille Wehmuth, eine weiche Trauer schien über ihr ganzes Wesen ausgegossen, und doch war ihr Lächeln so hold, so traulich, als sie ihn willkommen hieß. Sie schrieb ihr gestriges Uebel allzugroßer Anstrengung zu und schien überhaupt von dem ganzen Vorfalle nicht gern zu sprechen. Aber Fröben, dem an der guten Meynung seiner Freundin so viel lag, konnte es nicht ertragen, daß sie beynahe geflissentlich seine Erzählung gar nicht berührte. „Nein, rief er, ich lasse Sie nicht so entschlüpfen, gnädige Frau! An dem Urtheil der Andern über mich lag mir wenig; was kümmert es mich, ob solche Alltagsmenschen mich nach ihrem gemeinen Maßstab messen! Aber wahrhaftig, es würde mich unendlich schmerzen, wenn auch Sie mich falsch beurtheilten, wenn auch Sie Gedanken Raum gäben, die mich in Ihren Augen so tief herabsetzen müssen, wenn auch Sie die Wahrheit jener Erzählung bezweifelten, die ich freylich solchen Ohren nie hätte preis geben sollen. O ich beschwöre Sie, sagen Sie recht aufrichtig, was Sie von mir und jener Geschichte denken?“

Sie sah ihn lange an, ihr schönes großes Auge füllte sich mit Thränen, sie drückte seine Hand und sagte: „O Fröben, was ich davon denke? sprach sie, und wenn die ganze Welt an der Wahrheit zweifeln würde, ich wüßte dennoch gewiß, daß Sie wahr gesprochen! Sie wissen ja nicht, wie gut ich Sie kenne!“

Er erröthete freudig und küßte ihre Hand. „Wie gütig sind Sie, daß Sie mich nicht verkennen. Und gewiß, ich habe Alles, Alles genau nach der Wahrheit erzählt.“

„Und dieses Mädchen, fuhr sie fort, ist wohl dieselbe, von welcher Sie mir letzthin sagten? Erinnern Sie sich nicht, als wir von Viktor und Klotilden sprachen, daß Sie mir gestanden, Sie lieben hoffnungslos? Ist es dieselbe?“

„Sie ist es, erwiederte er traurig; nein, Sie werden mich wegen dieser Thorheit nicht auslachen. Sie fühlen zu tief, als daß Sie dieß lächerlich finden könnten. Ich weiß alles, was man dagegen sagen kann, ich schalt mich selbst oft genug einen Thoren, einen Phantasten, der einem Schatten nachjage, ich weiß ja nicht einmal, ob sie mich liebt.“ —

„Sie liebt sie, rief Josephe unwillkürlich aus, doch über ihre eigenen Worte erröthend setzte sie hinzu, sie muß Sie lieben; glauben Sie denn, so viel Edelmuth müsse nicht tiefen Eindruck auf ein Mädchenherz von siebzehn Jahren machen, und in allen Ihren Aeußerungen, die Sie uns erzählten, liegt, es müßte mich Alles trügen, aber es liegt gewiß ein bedeutender Grad von Liebe darin.“

Der junge Mann schien mit Entzücken auf ihre Worte zu lauschen. „Wie oft rief ich mir dieß selbst zu, sprach er, wenn ich so ganz ohne Trost war und traurig in die

Vergangenheit blickte, aber wozu denn? vielleicht nur, um mich noch unglücklicher zu machen! Ich habe oft mit mir selbst gekämpft, habe im Gewühl der Menschen Zerstreuung, im Drang der Geschäfte Betäubung gesucht, es wollte mir nie gelingen. Immer schwebte mir jenes holde unglückliche Wesen vor; mein einziger Wunsch war, sie nur noch einmal zu sehen. Es ist noch jezt mein Wunsch, ich darf es Ihnen gestehen, denn Sie wissen meine Gefühle zu würdigen, auch diese Reise unternahm ich nur, weil meine Sehnsucht mich hinaustrieb, sie zu suchen, sie noch einmal zu sehen. Und wenn ich denn so recht über diesen Wunsch nachdenke, so finde ich mich sogar oft bey dem Gedanken, sie auf immer zu besitzen! — Sie blicken weg, Josephe? O ich verstehe; Sie denken, ein Geschöpf, das so tief im Elend war, dessen Verhältnisse so zweydeutig sind, dürfe ich nie wählen; Sie denken an das Urtheil der Menschen; an alles dieß habe auch ich recht oft gedacht, aber so wahr ich lebe, wenn ich sie so wiederfände, wie ich sie verlassen, ich würde niemand als mein Herz fragen. Würden Sie mich denn so strenge beurtheilen, Josephe?"

Sie antwortete ihm nicht; noch immer abgewandt, ihre Stirne in die Hand gestüzt, bot sie ein Buch hin und bat ihn vorzulesen. Er ergriff es zögernd, er sah sie fragend an, es war das einzige Mal, daß er sich in ihr Betragen nicht recht zu finden wußte; aber sie winkte ihm zu lesen und er folgte, wiewohl er gerne noch länger sein Herz hätte sprechen lassen. Er las von Anfang zerstreut, aber nach und nach zog ihn der Gegenstand an, entführte seine Gedanken mehr und mehr dem vorigen Gespräch und riß ihn endlich hin, so daß er im Fluß seiner Rede nicht bemerkte, wie die schöne Frau ihm ein Angesicht voll Wehmuth zuwandte, daß ihre Blicke voll Zärtlichkeit an ihm hingen, daß ihr Auge sich oft mit Thränen füllen wollte, die sie nur mühsam wieder unterdrückte. Spät erst endete er, und Josephe hatte sich so weit gefaßt, daß sie mit Ruhe über das Gelesene sprechen konnte, aber dennoch schien es dem jungen Mann, als ob ihre Stimme hie und da zittre, als ob die frühere gütige Vertraulichkeit, die sie dem Freund ihres Gatten bewiesen, gewichen sey; er hätte sich unglücklich gefühlt, wenn nicht jener leuchtende Strahl eines wärmern Gefühls, der oft aus ihrem Auge hervorbrach, ihn an seiner Beobachtung irre gemacht hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Isländer.

(Beschluß.)

Etwas mehr wie 240 Jahre waren seit der Ansiedlung auf Island verflossen, als man anfing die Sagen niederzuschreiben [1]), und da fast alle die älteren von Skaldegedichten durchflochten sind und stückweise sie mittheilen, so ist die Aufzeichnung der Gesänge wenigstens nicht später geschehen. Hin und wieder könnten wohl in den neuern Sagen die Verse von den Sagenschreibern gedichtet seyn; aber der Zweck selbst, der damit beabsichtigt wurde, zeigt uns am besten das frühe Verhältniß der alten Skaldekunst zu der Sage. Es geschah nämlich, um den Nachrichten eine größere Glaubwürdigkeit zu geben, indem die Gesänge der Skalden, wie Snorre Sturleson selbst bezeugt, die wichtigsten historischen Zeugnisse waren. Auch sind die Isländischen Sagen voll von historisch-bekannten, mit den Begebenheiten gleichzeitigen Versen der Skalden von Harald Harfagers Zeit und der Mitte des neunten Jahrhunderts. Aus dem vorhergehenden Zeitpunkte wußte man bloß einige wenige Gedichte von bekannten Skalden anzuführen. Aber bereits diese zeichnen sich, wie alle ihre Nachfolger, durch unaufhörliche Andeutungen auf die alten Mythen aus. Die mythischen Gesänge müssen also noch älter gewesen seyn. Auch wußte man von ihnen, die noch aufbehalten sind, die Verfasser nicht anzugeben. Mit dem Ausschreiben der Sagen und der Gesänge wurde bald Kritik und Sammeln verbunden, und derartigen Bemühungen haben wir die, für die Isländer umfassendsten, in historischer, mythologischer und poetischer Hinsicht wichtigsten Werke zu danken [1]). In dem Maße, wie die Quelle der lebendigen Ueberlieferungen diesemnach geleert wurde, fing man zulezt an, aus eigner Fülle gedichtete Sagen zu schreiben, die entweder den einheimischen alten, oder ausländischen Mustern nachgebildet und oft auch in Verse gesezt wurden, welche schon durch ihre Form an eine spätere Zeit erinnern [2]). Da nun die Sage und der Gesang auf die Weise

---

1) Pat var meir enn C.C. vetra tolfraeder Island var bygt, ádr men loko her saugur at rita. Olofs Saga, Praef. Vereluce, not. ad Herr. Saga, p. Ein hundert Tolfraed sind zehn Mal zwölf, oder 120, welches früher in Schweden, und noch jezt an einigen Orten, Storhundrade (das große Hundert) genannt wurde.

1) So, wie die Eddas. Um die Grundlage für die Chronologie hat sich im Allgemeinen Are Frode sehr verdient gemacht! außerdem um Islands allgemeine Geschichte die Verfasser der Sturlunga Saga; für Scandinaviens, besonders Norwegens Geschichte sind die Sammlungen der Königssagen, vorzüglich Snorre Sturlesons Zusammentragung derselben in Heimskringla wichtig gewesen; für Dänemarks Geschichte, die ebenfalls zu einem Ganzen zusammengetragene Kurtlinga Saga, als deren Verfasser Olof Thordson, genannt Hvitaskald angesehen wird; eben so wie Sturla Thordson den größten Antheil an der Sturlunga Saga oder der großen Islands Saga gehabt hat. Beyde waren Bruders-Söhne von Snorre Sturleson. Gegen kein Geschlecht hat daher die alte Geschichte des Nordens größere Verbindlichkeiten.

2) Die sogenannte Rimur (wovon ein Beyspiel in der von Björner in seine nordischen Heldenthaten gebrachten Rimur af Harl ok Grym sich findet), welche größtentheils aus späteren, nach eignen Ideen gedichteten, Isländischen Sagen bestehen.

völlig vom Historischen geschieden wurden, so vertrocknete dieses in registerähnlichen, trocknen, chronologischen Annalen; und diese, obgleich schon unter der Kritik- und Sammlungsperiode begonnen, machen doch im Allgemeinen die lezten historischen Denkmähler der alten Literatur der Isländer, welche eigentlich auf den Zeitraum innerhalb des zwölften, dreyzehnten und zum Theil vierzehnten Jahrhunderts sich beschränkt, aus.

Nachdem wir solchergestalt den Gang der Isländischen Literatur dargestellt haben, können wir deren hauptsächlichsten Bestandtheile nun angeben. Es sind folgende:

I. Mythische Gesänge und Sagen.

Die hierher zu rechnenden Gesänge gehören dem mythischen Zeitalter, sowohl vermöge ihres Inhaltes als auch deßwegen an, weil sie älter als alle historische Erinnerungen, und demnach alle von unbekannten Verfassern sind. Sie handeln theils von den Göttern und der alten Götterlehre, theils auch, um uns der eigenen Worte eines alten Gesanges zu bedienen [1]), „von den Helden, die von den Göttern kommen." Die Sammlung der mythischen Gesänge, die noch übrig ist, wird nach einer unter den Isländern gangbaren Sage Saemund, genannt Frode [2]) (der Gelehrte), zugeschrieben und daher auch Saemunds Edda, sonst gewöhnlich die Poetische, oder die Aeltere Edda genannt. Mythische Sagen enthält mit Bezugnahme auf die Gesänge die Prosaische oder Jüngere Edda, die Snorre Sturlesons Namen trägt, indem er als der Verfasser eines Theils derselben angesehen wird [3]). Zu der Jüngern Edda gehört auch die Skalda, eine Abhandlung über die Skaldensprache, oder über die von den Skalden gebrauchten Umschreibungen, Bilder und Benennungen, und endlich eine Uebersicht aller Versarten der Isländischen Skaldekunst [4]) nebst mehreren grammatikalischen Aufsätzen. Alles dieses zeigt uns die Jüngere Edda als eine Isländische Poetik [5]), welche eigentlich die Mythologie zu dem Ende abhandelt, um den Gebrauch, den die Skalden davon machten, aufzuklären. An die alten mythischen Gesänge schließen sich übrigens auch andere mythische oder halbmythische Sagen an.

II. Historische Gesänge und Sagen.

Diese Abtheilung faßt Gesänge von historisch-bekannten, mit den Begebenheiten gleichzeitigen Skalden und Sagen der Art, die sich darauf beziehen und im Uebrigen das historische Gepräge an sich tragen, in sich. Diese Sagen sind theils abgesonderte — so wie über die Isländischen Geschlechter und die berühmten Männer seit der Bevölkerung der Insel mit deren Scandinavischen Ahnen, Sagen über verschiedene andere nordische Kolonien, über die Faröer- und Orkadischen Inseln, über Grönland, so wie über einzelne nordische Könige und Königsgeschlechter — theils wiederum gesammelte und zu größeren Werken über Islands eigene oder Scandinaviens Geschichte ausgearbeitete Sagen.

III. Gedichtete und romantische Gesänge und Sagen,

welche die Isländer entweder aus der poetischen und romantischen Literatur des übrigen Europa's geschöpft, oder, nachdem sie damit bekannt geworden, nach einheimischen Ideen geschaffen haben. Dieser Theil der Isländischen Literatur, im Allgemeinen der inhaltreichste, ist für den eigentlichen Geschichtsforscher allein nur von Wichtigkeit, so wie er Beyträge zu der Geschichte der Denkart, der Sitten und der Gebräuche liefert, und hin und wieder auch ältere nordische Ueberlieferungen aufnimmt. Im Uebrigen geht daraus hervor, daß es im Mittelalter keinen bekannten Gegenstand für den Gesang und die Sage gab, den nicht auch die Wißbegierde dieser Inselbewohner umfaßt und angewandt hätte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Nov.

(Fortsetzung.)

Für die Operndarstellungen dieses Winters ist durch die abermalige Berufung der Fräulein Canzi sehr viel gewonnen. Ihr ausgebildeter und bestimmter Vortrag wird jezt um so mehr anerkannt, da ihre Stimme sich seit vorigem Winter ungemein erholt zu haben scheint. In der italienischen Musik herrscht sie, und in der deutschen schützt sie ihr Geschmack vor Ueberladung. Ihr Vortrag, in Verbindung mit Wetters schmelzendem Tenor gibt das reizendste Duett, das man wohl hören kann. In der Oper waren Novitäten: die nun überall bekannte weiße Dame. Die Tendenz der Franzosen, Alles in's Conventionelle zu ziehen, scheint in dieser Oper ihr Höchstes erreicht zu haben. Fast ist es unbegreiflich, wie ein Tonsetzer einen Text wählen kann, der so wenig musikalische Elemente in sich trägt. Nun darf man zwar nicht läugnen, daß der Komponist sich alle Mühe gegeben hat, die Momente,

---

1) Hyndluljod Nr. 8. Merkwürdig als eine Art poetischen Auszugs der alten mythologischen Genealogien.

2) Geboren in der Mitte des eilften Jahrhunderts, gestorben 1133. Vita Saemundi Multiscii, auctore Arna Magnaeo, in der Kopenhagener Edition der ältern Edda. P. I.

3) Wie groß dieser Theil war, ist ungewiß, aber daß mehrere Theile der Edda vermehrt und bearbeitet wurden nach seiner Zeit, und daß das Ganze in seiner gegenwärtigen Gestalt dem vierzehnten Jahrhundert angehört, ist gewiß.

4) Nach einem Ehrengedichte über König Hakan den Alten und Skule Jarl in Norwegen von Snorre Sturleson in hundert verschiedenen Versarten, deßhalb Hattalyckil (Clavis Rhythmica) genannt.

5) In den Isländischen Gesängen bedeutet Edda Poesie im Allgemeinen, Eddulist Skaldekunst, Eddureglar die Regeln der Skaldekunst. Arnas Magnaeus, Vita Saemundi p. XXI.

in welche einige Schilderung der Empfindung zu legen war, zu benutzen, und alle Geschicklichkeit, die ihm eigen, angewendet hat, um seine Musik durch die jezt vorhandenen Tonmittel anziehend zu machen; aber wenn man es genau betrachtet, so kann man diese Musik doch kein charakteristisches Ganze nennen, sondern wie es eine Monotonie der Trauer und Wehmuth gibt, so gibt es auch eine Monotonie der Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit, in welche der Komponist sein Werk eingetaucht zu haben scheint. Hiermit wird also keineswegs geläugnet, daß diese Oper eine Menge angenehmer Melodien und pikanter die Aufmerksamkeit reizender Säze in sich enthalte; aber die charakteristische Einheit, welche selbst im Johann von Paris vorhanden ist, kann ihr nicht zugestanden werden. Um nun einen Beleg anzuführen, wie wenigsagend ist die Situation der beyden Liebenden, die sich zum ersten Male wieder begegnen; eine unbedeutende leyernde Melodie, die sich mehrmals wiederholt, ist der einzige Ausdruck ihrer Gefühle. Solche Wiederholungen stellen sich aber ein, wenn ein Komponist nicht viel zu sagen hat, und in keiner von Boyeldieus Musiken haben wir die Eigenheit in so starkem Grade gefunden, Melodien, die ihm gefallen, so häufig wiederholen zu lassen. Dann aber ist der Aufwand von Tonmitteln für den wichtigen, aller eigentlichen Poesie beraubten Stoff viel zu groß, und die Versteigerungsmusik, welche das zweyte, in technischer Hinsicht meisterhafte Finale bildet, könnte eben so gut einem heroischen Kampfe untergelegt werden. Die Kunst verirrt sich überall, wenn sie, statt den ihr entsprechenden Stoff zu durchdringen, den fremdartigen wählt, um an der Schwierigkeit der Behandlung die Meisterschaft zu zeigen. — Die musikalische Aufführung gereicht den Sängern, dem Orchester, und dessen gewandtem Leiter, Hrn. Präger, zur Ehre. Vornehmlich glänzte aber Fräulein Canzi als weiße Dame, (die aus dem Crociato von Meyerbeer eingelegte Arie belebt sie durch meisterhaften Vortrag) und Hr. Vetter in der Tonpartie. Der Beyfall, welchen diese Oper überhaupt ärndtet, scheint hier getheilt zu seyn; namentlich erklären sich diejenigen lebhaft für dieselbe, welche durch gelungene Einzelnheiten befriedigt werden. Dagegen hat, troz aller Anstrengungen der Sänger Morlacchis Tebaldo und Isolina hier keinen Eingang gefunden, wobey indessen auch Umstände mitwirken, die hier nicht können angeführt werden. Der Mangel an strenger dramatischer Charakteristik ist fast der ganzen Gattung der neuesten italienischen Musik vorzuwerfen. Gedehnte Handlung, Mangel an Einheit des Styls, viel Geliehenes, lange und doch nicht ausgeführte, sondern wirklich aufspringende Säze — das ist es, wodurch diese Oper vorzüglich dem unbefangenen Beurtheiler anstößig ist. Daß dieser aber, wenn die Anforderungen, welche der Komponist an die Stimmen, und die fast immer obligaten Blasinstrumente gemacht hat, durchaus befriedigt wird, durch gelungene Einzelnheiten, z. B. die ersten Gesangsstücke des zweyten Akts, durch Lebhaftigkeit und Feuer, welches sich in den neuesten Stücken zeigt, durch den eleganten Gesang, der auf das große Publikum eine günstige Wirkung hervorbringen kann, wenn keine ungünstige Meynung vorwaltet, dieß beweißt der Erfolg mancher anderer Opern ähnlicher Gattung, und die Aufnahme, welche diese Oper unter des Komponisten Leitung auf der italienischen Opernbühne in Dresden gefunden hat. In der zweyten Vorstellung, welche wahrscheinlich die lezte seyn wird, fanden auch die Sänger (besonders Fräulein Canzi, — welche besonders die Soloscene des ersten Akts, ungeachtet des durch viele Fermaten und Veränderungen des Tempos unterbrochenen Zusammenhangs zu einem Ganzen zu verbinden wußte — ferner Herr Vetter in der kraftfordernden Partie des Vaters — und Fräulein Erhart, in der ihre Stimmenlage oft überschreitenden Partie des Tebaldo) den verdienten Beyfall. Das Orchester konnte man häufig schon besser vortragen hören.

(Der Beschluß folgt.)

London, 28. Nov.

Mit der Ankunft unsers Königs in der Hauptstadt hat Alles ein neues reges Leben genommen, und unsere Season, d. h. die schöne Jahreszeit ist dießmal, nach dem Rathschlusse des Ministers, ausnahmsweise im November eingetreten, anstatt daß sie sich sonst erst im Februar gleich nach der Eröffnung des Parlaments einzustellen pflegt. Es gehört nun zwar zu den seltensten Erscheinungen in unserer „schönen Jahreszeit,“ auch nur einen einzigen heitern Blick der Sonne zu erhaschen, oder es zu wagen uns in die freye Luft, ohne die Begleitung des schüzenden Freundes, des Regenschirms, zu begeben, aber dieß thut nichts zur Sache, wir verstehen es hier gar sehr, der alten Natur zu trozen, und ihr zu zeigen, daß Wesen of the haut ton sich gar nicht um sie bekümmern. Machen uns auch sonst andere Völker das Graziöse und Leichtere in unserer geselligen Bewegung streitig, so laufen wir ihnen doch ohne Zweifel in der Kunst, über alle Zeit uns hinauszusezen, den Vorrang ab. Welcher Mann von Ton wollte sich z. B. bey uns gegen den Anstand wohl so vergehen, um schon vor eilf Uhr Vormittags sein Frühstück einzunehmen, oder wem fällt es im Westend wohl je ein, sich vor sieben Uhr Abends zum Mittagstisch niederzusezen? Freylich haben wir hier noch manchen Distrikt, wie jenseits Temple bar, oder die weltbekannte City, wo man sich der Zeiten der Vorväter noch mit etwas mehr Treue erinnert, denn da schämt man sich immer noch nicht den Mittag schon um ein Uhr einzuweihen. Aber von Citizens kann jezt wirklich, wo die Hauptstadt sich füllt, und alles voller fashionable movements ist, gar nicht die Rede seyn; sie gehören nicht zum red book, und können von dem Westluftathmenden nicht beachtet werden. Um aber wieder auf unsern König zu kommen, so macht seine jedesmalige Erscheinung in der Hauptstadt wirklich Epoche in der Geschichte Londons. Georg der Vierte besucht uns nämlich äußerst selten, und sein zwey- oder dreywöchentlicher Aufenthalt in St. James's sezt nicht nur jedes brittische Herz, vom Oberkammerherrn bis zum lezten Footman, in Bewegung, sondern der gute König wird unaufhörlich auf das Unbarmherzigste geplagt. Kaum aus dem Reisewagen gestiegen, muß er schon Audienzen ertheilen, einen geheimen Rath halten, und mannichfaltige Akten unterschreiben. Tages darauf Parlamentseröffnung, und er wird zur Ablesung einer Rede sich mit Widerwillen Jedermann zur Schau zu stellen genöthigt. Morgen am Hoftage, überreicht ihm der grausame Recorder von London eine, mit 46 zum Tode verurtheilten jungen Verbrecher, angefüllte Liste, von welchen er sechs durch eigenhändige Unterschrift in die Ewigkeit muß schicken lassen: Am Gallatage verlangen zwey Alderman der City, Spießbürger, von Sr. Majestät in einer besondern Audienz, eine neue Treppe am Tower, damit Sr. Majestät getreue Unterthanen den Passagieren nach und von den Dampfböten nicht in die Gefahr kommen, ein zu zeitiges Grab in den Fluthen der Themse zu finden. Kaum von allen diesen Fatiguen erholt, so erwartet sie schon die Hofkapelle, in welche Sr. Majestät als Oberhaupt der anglikanischen Kirche genöthigt sind, eine gewöhnlich sehr langweilige Predigt ablesen zu hören. (Am vorigen Sonntag war Se. Majestät jedoch nicht in der Kirche, was ein äußerst seltener Fall).

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. December 1826.

— Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da drunten aber ist's fürchterlich. —

Schillers Taucher.

Romanzen vom Bodensee*).

Von Gustav Schwab.

1.

Der Reiter und der See.

Mündliche Sage.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen, wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So flieget er hin eine Meil', und zwey,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrey;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See! wie weit mag's seyn?"

Die Maid sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"

Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See!

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"

*) Aus dem nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Werke: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg. Von Gustav Schwab.

Sie rufet das Dorf herbey zu der Mähr',
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"

Der Reiter er starret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siebet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Da der Baron erst bis Abend zurückkehren wollte, Josephe sich aber nach dieser Vorlesung in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, so beschloß Fröben, um diesen quälenden Gedanken auf einige Stunden wenigstens zu entgehen, die heiße Mittagszeit vor der Tafel zu verschlafen. In jener Laube, die ihm durch so manche schöne Stunde, die er mit der liebenswürdigen Frau hier zugebracht, werth geworden war, legte er sich auf die Moosbank und entschlief bald. Seine Sorgen hatte er zurückgelassen, sie folgten ihm nicht durch das Thor der Träume; nur liebliche Erinnerungen verschmolzen und mischten sich zu neuen reizenden Bildern, das Mädchen aus der St. Severinstraße mit ihrer schmelzenden Stimme schwebte zu ihm her und erzählte ihm von ihrer Mutter; er schalt sie, daß sie so lange auf sich habe warten lassen, da er doch jeden ersten und fünfzehnten gekommen sey; er wollte sie küssen zur Strafe, sie sträubte sich, er hob den Schleyer auf, er hob das schöne Gesichtchen am Kinn empor, und siehe, es war Don Pedro, der sich in des Mädchens Gewänder gesteckt hatte, und Diego sein Diener wollte sich todt lachen über den herrlichen Spaß. — Dann war er wieder mit einem kühnen Sprung der träumenden Phantasie in Stuttgart in jener Gemäldesammlung. Man hatte sie anders geordnet, er durchsuchte vergebens alle Säle nach dem theuern Bilde, es war nicht zu finden; er weinte, er fing an zu rufen und laut zu klagen; da kam der Galleriediener herbey und bat ihn stille zu seyn und die Bilder nicht zu wecken, die jezt alle schlafen. Auf einmal sah er in einer Ecke das Bild hängen, aber nicht als Brustbild, wie früher, sondern in Lebensgröße; es sah ihn neckend mit schelmischen Blicken an; es trat lebendig aus dem Rahmen und umarmte den Ueberglücklichen; er fühlte einen heißen langen Kuß auf seinen Lippen. Wie es zu geschehen pflegt, daß man im Traume zu wachen glaubt und träumend sich sagt, man habe ja nur geträumt, so schien es auch jezt dem jungen Mann zu gehen. Er glaubte von dem langen Kuß erweckt die Augen zu öffnen, und siehe, auf ihn niedergebeugt hatte sich ein blühendes, rosiges Gesicht, das ihm bekannt schien. Vor Lust des süßen Athems, der liebewarmen Küsse, die er einsog, schloß er wieder die Augen; er hörte ein Geräusch, er schlug sie noch einmal auf und sah eine Gestalt im schwarzen Mantel, schwarzem Hütchen mit grünem Schleyer entschweben; als sie eben um eine Ecke biegen wollte, kehrte sie ihm noch einmal das Gesicht zu; es waren die Züge des geliebten Mädchens und neidisch wie damals hatte sie auch jezt die Halbmaske vorgenommen. „Ach, es ist ja doch nur ein Traum," sagte er lächelnd zu sich, indem er die Augen wieder schließen wollte; aber das Gefühl, erwacht zu seyn, das Säuseln des Windes in den Blättern der Laube, das Plätschern des Springbrunnens war zu deutlich, als daß er davon nicht völlig wach und munter geworden wäre. Das sonderbare, lebhafte Traumbild stand noch vor seiner Seele; er blickte nach der Ecke, wo sie verschwunden war, er sah die Stelle an, wo sie gestanden, sich über ihn hingebeugt hatte, er glaubte die Küsse des geliebten Mädchens noch auf den Lippen zu fühlen! „So weit also ist es mit dir gekommen, sprach er erschreckend zu sich, daß du sogar im Wachen träumest, daß du sie bey gesunden Sinnen um dich siehst! Zu welchem Wahnwitz soll dieß noch führen? Nein, daß man so deutlich träumen könne, hätte ich nie geglaubt. Es ist eine Krankheit des Gehirns, ein Fieber der Phantasie; ja es fehlt nicht viel, so möchte ich sogar behaupten, Traumbilder können Fußstapfen hinterlassen, denn diese Tritte hier im Sande sind nicht von meinem Fuß." Sein Blick fiel auf die Bank, wo er gelegen, er sah ein zierlich gefaltetes Papier und nahm es verwundert auf. Es war ohne Aufschrift, es hatte ganz die Form eines billet doux, er zauderte einen Augenblick, ob er es öffnen dürfe, aber neugierig, wer hier wohl in solcher Form schreiben könnte, entfaltete er das Papier — ein Ring fiel ihm entgegen. Er hielt ihn in der Hand und durchflog den Brief, er las: „Oft bin ich dir nahe, du mein edler Retter und Wohlthäter; ich umschwebe dich mit jener unendlichen Liebe, „die meine Dankbarkeit anfachte, die selbst mit meinem Leben nicht verglühen wird! Ich weiß, dein großmüthiges „Herz schlägt noch immer für mich, du hast Länder durchstreift, um mich zu suchen, zu finden; doch — umsonst „bemühst du dich, vergiß ein unglückliches Geschöpf, was „wolltest du auch mit mir? Wenn auch mein höchstes „Glück in dem Gedanken liegt, ganz dir anzugehören, so „kann es ja doch nimmermehr seyn! Auf immer sagte „ich dir schon damals, ja auf immer liebe ich dich, aber

„das Schicksal will, daß wir getrennt seyen auf immer, „daß ich nie an deiner Seite, vielleicht nur noch in dei„ner gütigen Erinnerung leben darf.

Die Bettlerin vom pont des arts.“

Der junge Mann glaubte noch immer oder auf's Neue zu träumen; er sah sich mißtrauisch um, ob seine Phantasie ihn denn so ganz verführt hätte, daß er in einer Traumwelt lebe; aber alle Gegenstände um ihn her, die wohlbekannte Laube, die Bank, die Bäume, das Schloß in der Ferne, alles stand noch wie zuvor, er sah, er wachte, er träumte nicht. Und diese Zeilen waren also wirklich vorhanden, waren nicht ein Traumbild seiner Phantasie? Hat man vielleicht einen Scherz mit mir machen wollen? fragte er sich dann, ja gewiß, es kömmt wohl Alles von Josephe! vielleicht war auch jene Erscheinung nur eine Maske! Aber wie? hätte sie mich denn geküßt, oder war dieß nur ein Traum?“ Indem er das Papier zusammenrollte, fühlte er den Ring in seiner Hand, der in dem Briefchen verborgen war. Neugierig zog er ihn hervor, betrachtete ihn und erblaßte. Nein, das wenigstens war keine Täuschung, es war derselbe Ring, den er dem Mädchen in jener Nacht gegeben, als er auf immer von ihr Abschied nahm. So sehr er im ersten Augenblick versucht war, hier an übernatürliche Dinge zu glauben, so erfüllte ihn doch der Gedanke, daß er ein Zeichen von dem geliebten Wesen habe, daß sie ihm nahe sey, mit so hohem Entzücken, daß er nicht mehr an die Worte des Briefes dachte; er zweifelte keinen Augenblick, daß er sie finden werde, er drückte den Ring an die Lippen, er stürzte aus der Laube in den Garten und seine Blicke streiften auf allen Wegen, in allen Büschen nach der theuren Gestalt. Aber er spähte vergebens; er fragte die Arbeiter im Garten, die Diener im Schlosse, ob sie keine Fremde gesehen haben, man hatte sie nicht bemerkt. Bestürzt, beynahe keiner Ueberlegung fähig, kam er zu Tische; umsonst forschte Faldner nach dem Grund seiner verstörten Blicke, umsonst fragte ihn Josephe, ob er denn vielleicht von gestern her noch so trübe gestimmt sey. „Es ist mir etwas begegnet, sagte er, das ich ein Wunder nennen müßte, wenn nicht meine Vernunft sich gegen Aberglauben sträubte.“

Dieser sonderbare Vorfall und die Worte des Briefchens, das er wohl zehnmal des Tages überlas, hatten den jungen Mann ganz tiefsinnig gemacht. Er fing an nachzusinnen, ob es denn möglich sey, daß überirdische Wesen in das Leben der Sterblichen eingreifen können? Wie oft hatte er über jene Schwärmer gelacht, die an Erscheinungen, an Boten aus einer andern Welt, an Schutzgeister, die den Menschen umschweben, wie an ein Evangelium glaubten. Wie oft hatte er ihnen sogar die physische Unmöglichkeit dargethan, daß körperlose Wesen dennoch sichtbar erscheinen, daß sie dieß oder jenes verrichten können. Aber da es ihm hier selbst begegnet war, wie sollte er es deuten? Oft nahm er sich vor, Alles zu vergessen, gar nicht mehr daran zu denken, und im nächsten Augenblicke quälte er sich ab, seine Erinnerung recht lebhaft vor das Auge treten zu lassen; deutlicher als je erschienen dann wieder ihre Züge, er hatte sie ja gesehen als sie sich an der Ecke noch einmal umwandte, er hatte den holden Mund, diese rosigen Wangen, dieses Kinn, diesen schlanken Hals wieder gesehen! Er holte jenes Bild herbey, er verglich Zug um Zug, er deckte die Hand auf Auge und Stirne der Dame, und es war das halbe Gesichtchen, wie es unter der Halbmaske hervorschaute.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Nov.

(Beschluß.)

Von ältern Opern wurde der Wasserträger wieder eingeführt — eine gute Darstellung, in welcher sich auch Mad. Streit als Gräfin vortheilhaft auszeichnete. Einen der heitersten Abende verschaffte uns der Sänger Blum vom königlichen Theater in Berlin. Er trat als Doktor Bartolo in Rossini's Barbier zum ersten Male bey uns auf. Es war wohl natürlich, daß er, um in dieser untergeordneten Rolle als Gast zu interessiren, dieselbe etwas stärker zeichnete; dieß hatte aber die gute Wirkung, daß alle übrigen Mitspielenden in den Ton der übertreibenden Laune, der solch' ein munteres Fastnachtsspiel vertragen kann, eingingen (besonders Hr. Genast als Figaro, und Hr. Höfler als Almaviva, welche eine von dessen gelungensten Leistungen ist), und so ein höchst ergötzliches Spiel der Lust durch Zusammenwirken der Darsteller hervorgebracht wurde. Besonders gefiel der Vortrag der charakteristischen Arie aus Paesiellos Barbier, in welcher der Alte über die Dinte an den Fingern der Mündel ꝛc. schilt, und in seinem Eifer immer wieder darauf zurückkommt. So keck und launig dieser Bartolo war, so musterhaft in vornehmer Gewandtheit und treffenden Geberden war der Graf Almaviva in Mozarts Figaro, welchen Hr. Blum gleich darauf als lezte Gastrolle gab, und den ausgezeichnetsten Beyfall erhielt, obgleich Hr. Blum die Ansprüche der Singpartie nicht ganz befriedigt. Fräulein Canzi führte mit Nettigkeit und Munterkeit die Partie der Susanne aus. — Zulezt kamen auch wieder auf die Bühne Johann von Paris, die Zauberflöte und das Opferfest. In den beyden ersten Opern trat der bekannte Bassist, Hr. Sieber, mit seiner Tochter auf. Die Fertigkeit des erstern ist eben so bekannt, als daß er nicht immer den besten Gebrauch davon macht. Die Partie des Seneschall trug er mit großem Beyfall vor — die leichte Cavatine von Rossini aber, welche er einlegte, wird durch die Ueberladung mit Figuren und Halten allzusehr gedehnt. Mehr noch verdiente er Beyfall als Sarastro, wo die schöne Tiefe seiner Stimme für sich selbst wirken kann. Seiner Tochter sind alle Mittel zu einer bedeutenden Bravoursängerin verliehen — ihre Stimme ist ein hoher Sopran von jezt seltener Höhe, welcher zu verziertem Gesang viele Anlage hat; auch empfiehlt sie Jugend und ein angenehmes Aeußere — aber um dieß zu werden, müßte sie sich noch einem gründlichern Studium hingeben, und manche Verwöhnungen beym Singen abgewöhnen. Ihre ergötzlichste Leistung ist die Königin der Nacht; dann kommt unter den hier ausgeführten Partien die

der Prinzessin, und darauf die der Myrrha, welche auch wohl in jeder Hinsicht die schwierigste ist. In der Aufführung des Opferfestes auf unserer Bühne zeigt sich übrigens, daß es ihr selbst zu den Mittelrollen in der Oper an brauchbaren Mitgliedern nicht fehlt, welche ihren Platz auf beyfallswerthe Art ausfüllen; hieher gehört Hr. Gay, der die Partie des Oberpriesters mit Würde und Geschmack vortrug. Hr. Voigt, welcher die Rolle des feurigen Rokka hatte, und bey ein wenig Mäßigung noch mehr wirken würde. Unter den Hauptpartien thut sich Hr. Höfler als Murray hervor; sein ausdrucksvoller Vortrag spricht in solchen Rollen immer an, ferner der erste Bassist, Hr. Köhert, als Mafferu.

Die musikalischen Institute, welche wir hier besitzen, Abonnementskonzert, Musikverein, und das unter Konzertmeister Matthäi bestehende Quartett sind in diesem Winter schon sehr thätig gewesen. Das erstere wurde am Michaelisfeste eröffnet. Moscheles spielte in dieser ersten Versammlung sein glänzendes und feuriges Es-dur-Konzert, und veranstaltete um dieselbe Zeit ein eigenes Konzert, in welchem er sein neuestes Werk (aus C-dur) vortrug. Wir nehmen mit Freuden wahr, wie dieser Meister in gediegenen Werken fortschreitet.

Als erste Solosängerin des genannten Konzertes ist für diesen Winter Fräulein Grabau aus Bremen angestellt. Eine volle klangreiche Stimme und Seele im Vortrag sind die Haupteigenschaften durch welche sie die Zuhörer gewinnt. Das Beste leistete sie im gediegenen Styl deutscher Meister; Beethovens einzige Scene, Mozarts große Arien ꝛc. Herr Hering hat für diesen Winter wieder die Tenorpartie übernommen. Als Konzertspieler traten mit großem Beyfall auf der Konzertmeister Matthäi, der sein gut ausgearbeitetes E-moll-Konzert, und Fräulein Reinbold, welche Ries' Es-dur-Konzert auf dem Pianoforte beyfallswerth vortrug. Unter den Symphonien wurden einige von Haydn, Mozart und von Beethoven Nr. 8 und 9 (die neueste) gegeben, leztere ohne den Schlußsatz, aus Gründen, welche in der Berliner musikalischen Zeitung, St. 27 d. J. ausgesprochen worden sind. Von neuen Stücken hat nichts die Zuhörer so sehr begeistert als Webers Ouvertüre zum Oberon, welche einige Male wiederholt worden ist. Eine Symphonie von Kelliwode, welche wir im lezten Winter zum ersten Male hörten, hat auch in diesem Winter wieder Beyfall und Anerkennung gefunden. — Andere Konzerte sind bisher noch wenig gegeben worden. Doch hörten wir Swoboda aus Prag, der auf einer schlechten Harfe Außerordentliches leistet, und Vimercati, den bekannten Virtuosen, auf der Mandoline.

Als Unterhaltungslektüre findet man hier fast überall: Tiecks Cevennen, deren Schluß mit Sehnsucht erwartet wird, und die Familien Walseth und Leith, Cyklus von Novellen, von Prof. Steffens, wovon der erste Band erschienen ist; mit großem Erfolg betritt der geistreiche Verfasser hier eine neue schriftstellerische Laufbahn, und legt eine eigenthümliche Lebensansicht in diesen Erzählungen an den Tag. Eine genauere Beurtheilung verdienen Nienstädts Hohenstaufen (dramatisches Gedicht in sieben Abtheilungen), welche bey Barth in einer trefflichen Ausgabe erschienen sind. Von dem bey Ernst Fleischer erscheinenden Parnasso Italiano wird die Lieferung, welche den Dante enthält, nächstens erscheinen. Der Supplementband zu dieser schönen Sammlung wird die kleinen Gedichte von Dante, Tasso, Michel Angelo, welche man selten beysammen findet, enthalten. Für das Studium der englischen Aussprache bietet der für ausländische Literatur thätige Verleger Wakers critical pronouncing Dictionary in einem schönen bequemen Abdruck an.

Unter den größern Musikwerken, welche neulich herausgekommen sind, verdient vor allen ausgezeichnet zu werden, Eyblers Missa solemnis (Wien bey Haßlinger); sie schließt sich würdig an dessen Requiem an. — L. Spohr wird den Klavierauszug seines großen Passionsoratoriums in Steindruck herausgeben. — Von neuen ausdrucksvollen Liedern sind die von Wiedebein (in Braunschweig) und von einem sich hier aufhaltenden Komponisten, Otto Claudius zu empfehlen, der auch eine Oper: Arion, vollendet hat.

A. Wendt.

London, 28. Nov.

(Fortsetzung).

Mit Tagesanbruch, am Montage hört man schon im Schlosse die Vorbereitungen zum Lever, das nicht wenig beschwerlich und ceremoniös ist; dann kömmt die Reihe an die Nationaltheater, wie wir sie hier nennen, obgleich sie der Nation eigentlich keinen Heller kosten, und nur Privatinstitute sind, die insgesammt Beschlag auf die Person des Fürsten legen, der sie nach hergebrachter Sitte besuchen muß; gleich darauf ein Drawing room, wo Se. Majestät beynahe vier Stunden stehen müssen, um die Huldigungen aller hoffähigen Frauen und Fräulein zu empfangen; kurz der ganze Aufenthalt Sr. Majestät in London ist eine unaufhörliche Anstrengung, und man kann es Höchstdenselben nicht verargen, wenn sie sich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen wünschen, und sich nach ihrem Windsor Lodge zurücksehnen. Aber auch unsere Minister, kaum hatten sie das Parlament eröffnet, wurden schon über die Maßen geplagt. Der Eine überhäufte sie mit Vorwürfen, daß sie sich um andere Nationen bekümmerten, und meynte, es gäbe genug im eignen Hause zu thun. Der andere tobt über den Bau der neuen Schlösser für den König und seine Familie, zu einer Zeit, wo das Volk beynahe Hungers stirbt. Die größte Zierde des Landes, äußert dieser warme Patriot, wären jezt unvollendete, halbausgebaute Paläste, die als moderne Ruinen der Extravaganz und dem Unvermögen der jüngsten Zeit, der Nachwelt ein vollgültiges Zeugniß ablegen können. Ein dritter Oekonomist verlangt sogar die Abdankung der ganzen Land- und Seemacht, und meynt, daß schon unsere insuläre Lage allein uns zu Herren der Welt mache, allerdings eine Größe, worauf Sardinien und Korsika nicht wenig stolz seyn können; ja ein vierter, (freylich ein Landeigenthümer, und mit diesen Leuten ist jezt hier wenig zu spaßen) vergreift sich sogar in seinem gerechten Zorne an dem Charakter der Minister, und klagt sie beynahe des Hochverraths an; er meynt sie spielen mit den Deutschen unter einer Decke, und spricht die bedeutsamen Worte aus, daß sich das Land dennoch von den Deutschen für ihr lumpiges Getreide nicht die Taschen werde ausleeren lassen, kurz, wollte man alle Vorwürfe aufzählen, welche unsere, am Staatsruder stehende Männer so oft hören müssen, so kann man nicht genug die Weisheit unserer Quaker bewundern, die es sich zum festen Grundsatze gemacht haben, keine Stelle, weder eine höhere noch eine niedere, von der Regierung anzunehmen, und sich nur durch eigene Gewerbthätigkeit und Handel zu ernähren, wofür denn auch diese klugen Rechtgläubigen von ihren Mitbürgern schon längst mit dem Titel jews belobt worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. December 1826.

Sage nicht, die Huld der Frauen
Sey ein flüchtig Erbengut! —

Wagner.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Fröben hatte sich, weil Josephe am nächsten Morgen im Hause zu sehr beschäftigt war, um ihn zu unterhalten, wieder in die Laube gesezt. Er las, und während des Lesens beschäftigte ihn immer der Gedanke, ob sie ihm wohl wieder erscheinen werde. Die Hitze des Mittags wirkte betäubend auf ihn; mit Mühe suchte er sich wach zu halten, er las eifriger und angestrengter, aber nach und nach sank sein Haupt zurück, das Buch entfiel seinen Händen, er schlief. Beynahe um dieselbe Zeit wie gestern erwachte er, aber keine Gestalt mit grünem Schleyer war weit und breit zu sehen; er lächelte über sich selbst, daß er sie erwartet habe, er stand traurig und unzufrieden auf, um in's Schloß zu gehen, da erblickte er neben sich ein weißes Tuch, das er sich nicht erinnern konnte hingelegt zu haben; er sah es an, es mußte wohl dennoch sein gehören, denn in der Ecke war sein Namenszug eingenäht. „Wie kommt dieß Tuch hieher, rief er bewegt, als er bey genauerer Besichtigung entdeckte, daß es eines jener Tücher sey, die ihm das Mädchen hatte fertigen müssen und die er wie Heiligthümer sorgfältig verschloß. Soll dieß auf's Neue ein Zeichen seyn?“ Er entfaltete das Tuch, er suchte, ob nicht vielleicht wieder einige Zeilen hineingelegt seyen; es war leer; aber in einer andern Ecke des Tuchs entdeckte er einige Lettern, die wie sein Name eingenäht waren: zierlich und nett standen dort die Worte „auf immer!“

„Also dennoch hier gewesen, rief der junge Mann unmuthig, und ich konnte ihre Erscheinung schnöder Weise verschlafen? Warum gibt sie mir wohl ein neues Zeichen? warum diese traurigen Worte wiederholen, die mich schon damals und erst gestern wieder so unglücklich machten?“ Auch heute wieder befragte er nach der Reihe die Domestiken, ob nicht ein fremder Mensch im Garten gewesen sey; sie verneinten es einstimmig und der alte Gärtner sagte, seit drey Stunden sey gar niemand durch den Garten gegangen als nur die gnädige Frau. „Und wie war sie angezogen?“ fragte Fröben auf sonderbare Weise überrascht. „Ach Herr, da fragt Ihr mich zu viel, antwortete der Alte, sie ist halt angezogen gewesen in vornehme Kleider, aber wie? das weiß ich nicht zu beschreiben; als sie bey mir vorbeyging, nickte sie freundlich und sagte: „„Guten Abend Jakob.““

Der junge Mann führte den Alten bey Seite. „Ich beschwöre dich, flüsterte er, trug sie einen grünen Schleyer, hatte sie nicht eine große schwarze Brille auf?“ Der alte Gärtner sah ihn mißtrauisch und kopfschüttelnd an. „Eine große schwarze Brille? fragte er, die gnädige Frau eine schwarze Brille; ey du Herr Gott, wo denken Sie hin, sie hat so scharfe klare Augen wie eine Gemse und soll eine Brille auf der Nase tragen, mit Respekt zu melden, eine große schwarze Brille, wie sie die alten Weiber in der Kirche auf die Nase klemmen, daß es feiner schnarrt, wenn sie singen? Nein gnädiger Herr, solche schlechte Gedanken müssen Sie sich aus dem Kopfe schlagen, das ist nichts;

und, nehmen Sie es nicht ungütig, aber einen Hut sollten Sie doch aufsetzen bey dieser Hitze, es ist von wegen des Sonnenstichs." So sprach der Alte und ging kopfschüttelnd weiter; den übrigen Dienstboten aber deutete er mit sehr verdächtiger Bewegung des Zeigefingers an's Hirn an, daß es mit dem jungen Herrn Gast hier oben nicht recht richtig seyn müsse.

Auch jezt kam Fröben zu keinem andern Resultat, als daß das Betragen jenes Mädchens, das er so innig liebte, unbegreiflich sey. Und dieses räthselhafte Spiel mit seinem Schmerz, mit seiner Sehnsucht beschäftigte ihn so ganz ausschließlich, daß ihm Vieles entging, was ihm sonst wohl hätte auffallen müssen. Josephe kam mit verweinten Augen zu Tische; der Baron war verstimmt und einsylbig und schien seinen innern Unmuth, der ihm um die Stirne lag und deutlich aus den Augen sprach, hie und da durch einen Fluch über die schlechte Küche und die noch schlechtere Haushaltung Luft machen zu müssen. Die unglückliche Frau ließ alles still und geduldig über sich ergehen; sie schickte zuweilen, als wolle sie Hülfe oder Trost suchen, einen flüchtigen Blick nach Fröben hinüber, ach, sie bemerkte nicht, wie ihr Gatte diese Blicke belauerte, wie seine Stirn sich röther färbte, wenn er ihre Augen auf diesem Wege traf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karl Maria von Weber.

Es ist nicht selten das Loos ausgezeichneter Männer, daß sie in der Blüthe ihrer Jahre den irdischen Schauplatz ihres Wirkens verlassen. Zu diesen gehört Karl Maria von Weber, den der Tod in Mitte seiner künstlerischen Thätigkeit ereilte. Nach seinen Jahren hätte er noch Vieles wirken können für die Kunst, allein er hat genug gethan, um der Welt zu zeigen, daß er, ein bevorrechtetes Kind Polyhymniens, tief eingeweiht war in den Mysterien der seelenergreifenden Kunst. Ueberhaupt soll der Hingang eines großen Mannes nie so sehr mit Rücksicht auf das, was er noch hätte leisten können, ein Gegenstand der Trauer seyn. Wenn seine Zeit gekommen ist, tritt er ab; was er der Welt noch hätte seyn können, welches menschliche Auge will es bemessen? Und wissen wir (ohne hier eine Anwendung auf unsern Künstler zu machen), ob nicht seine Zeit gekommen war in einer andern Hinsicht, nämlich die Zeit, wo er den Gipfel des Berges erstiegen und die höchste Glanzseite seines Wesens uns entfaltet hatte? Mehr als ein Dichter hat sich selbst überlebt und mancher würde groß heißen, oder doch einen Namen davon getragen haben, wenn er nicht den, durch einige von Genie zeugenden Werke erlangten, Ruf selbst wieder in einer Flut von ephemeren Erzeugnissen zu Grabe getragen hätte. Ohne also zu fragen, was hätte unser Held noch wirken können, wollen wir uns lieber an das halten, was er wirklich geleistet hat, und dieß ist hinlänglich, ihm die Krone des Ruhms für die Zukunft zu sichern. Es ist hier aber keineswegs auf eine vollständige Würdigung seiner musikalischen Verdienste abgesehen, sondern nur auf Darlegung einiger Züge, welche dem Verfasser nach seiner Individualität aus dem reichen Ganzen sich am deutlichsten entwickelten.

Es ist allgemein bekannt und angenommen, daß dieser ausgezeichnete Mann seinen Ruf nicht so sehr seinen zahlreichen Instrumentalkompositionen verdankt (wiewohl sich auch hier der originelle Geist, öfters zwar auch bis zu den Gränzen des Gesuchten schweifend, offenbart), sondern seinen Opern und Gesangstücken. Karl Maria von Weber zeigt sich hier als schöpferisches Kunstgenie und nicht bloß als schön-empfindender, sondern auch als denkender Künstler. Wenn der Instrumentalkomponist uns in Tönen gewisse Empfindungen ohne bestimmtes Maß, ohne Regel und Folge darstellt, wenn er willkürlich den Bewegungen seines Innern folgt und folgen darf und uns in einem Musikstück oft die verschiedenartigsten Regungen des Gemüths darlegt, wie er sich, ohne sich selbst davon Rechenschaft zu geben, bewußtlos gleichsam, dazu gestimmt fühlt, so ist die Sphäre des Gesangtondichters, und besonders des dramatischen, eine ganz andere. Ihm ist im Text die Bahn, die er zu durchlaufen hat, streng vorgezeichnet. Seine innere Befugtheit wird auf eine äußere, bestimmte, und oft auf die mannigfaltigste Weise in Anspruch genommen. Er soll uns das Verschiedenartigste, Ruhe und Bewegung, Friede und Zwiespalt, Unschuld und Gewissensqual, Liebe und Haß, Freude und Schmerz, Erhebung und Demüthigung in Tönen fühlbar machen, und zwar für die besondern Stände, Alter und Geschlechter angemessenen Ausdruck ihrer Empfindungen zu wählen wissen. — Dazu gehört nicht allein eine umfassende Kenntniß der verschiedenen Tonmittel, sondern auch Geist und Gemüth, dazu gehört ein treues Nachfühlen der mancherley Seelenstimmungen und Gemüthszustände, dazu gehört Studium des menschlichen Herzens und der Leidenschaften, dazu gehört ein Studium des Menschen überhaupt in seinen verschiedenartigen innern und äußern Lebensbeziehungen. Nur wer über solche Mittel frey gebieten kann, wird die seltene Kunst besitzen, uns das Leben in Tönen ergreifender zu malen als irgend eine andere Kunst. Und gerade in dieser Beziehung hat sich Weber als Meister bewährt. Der Genius, der in ihm dichtete, war gezügelt von den Weisungen des Verstandes; er bewegte sich innerhalb der Gränzen einer höhern Besonnenheit, und er gebot über eine Fülle innerer Erfahrung und vielseitiger Lebenskenntniß. Daher die seltene Treue, Klarheit und Angemessenheit in seinen Gesangwerken, beson-

bers in jener ganz volksthümlichen Oper, dem Freyschütz, und in seinen Volksliedern. Wer so treu das Leben wiedergeben kann, der muß von Allen verstanden werden, oder die Muse der Tonkunst muß ihr Angesicht vor den Menschen verhüllt haben. Webers Tongedichte sind durchaus nationell. Er erscheint als deutscher Künstler durch die Tüchtigkeit seiner Bildung und die weise Anordnung seines Stoffs. Wenn Italiens Meister und besonders Rossini in freyer Erfindung melodischer, ohrenbezaubernder Sätze es unserm deutschen Helden zuvorgethan haben, so ist es nicht selten auf Kosten der Wahrheit und mit Hintansetzung des Textes geschehen. Die Vollkommenheit einer Gesangkomposition ist stets durch die strenge Beziehung zum Texte bedingt. Diese bestimmt das Charakteristische, das eigenthümliche Gepräge eines Stücks und fordert darum die unerläßlichste Berücksichtigung. Kein anderweitiger Vorzug kann ihren Mangel ersetzen. Sey ein Satz noch so gelungen, noch so originell in Melodie und Harmonie, er ist als durchaus verfehlt anzusehen, wenn er sich nicht in der Sphäre bewegt, die ihm durch Form und Gestalt der Dichtung vorgezeichnet wird. Daher ist eine Gesangkomposition um so vollendeter, je weniger man ihr einen andern Text unterlegen kann. Sind darum in subjektiver freyer Schönheit jene als unerreicht zu betrachten, beweisen sie von der einen Seite eben so sehr ihren Reichthum natürlicher, unmittelbarer Künstlergabe, als von der andern Seite ihren Mangel an künstlerischer Durchbildung und an den Eigenschaften und Besitzthümern, ohne die kein Künstler wahrhaft groß seyn kann, nämlich an verständiger Besonnenheit und an Kenntniß und treuer Auffassung der menschlichen Leidenschaften und mannigfaltigen Seelenzustände, so dürfen wir sagen, daß Webers Ruhm in der Vereinigung beyder Elemente besteht. Die Schönheit seiner Gesangstücke beruht jedoch zunächst auf ihrer Angemessenheit zum gegebenen Zweck, durch tiefes Eingehen in den Charakter des Darzustellenden, durch enges Anschmiegen an den Gegenstand. Dadurch erhalten dieselben eine Wahrheit und ein Leben, die uns den innigsten Antheil an dem Dargestellten nehmen lassen. Poesie und Musik erscheinen in ihrer gegenseitigen Durchdringung, verschmolzen zu Einem Guß, um Ein schönes Ganze dem empfänglichen Gemüthe zum Genuß darzubieten. Webers Töne sind Farben, aufgetragen von der Hand eines Meisters, der die Natur und den Menschen studirt hat, der seine Gruppen so zu ordnen und Licht und Schatten so zu vertheilen weiß, daß der beabsichtigte Zweck im Einzelnen wie im Ganzen erreicht wird. Mag es dann seyn, daß die bezaubernde Sangbarkeit Rossinischer Arien uns im Augenblick hinreißt und in einer Fülle weicher Empfindungen uns gleichsam schwimmend erhält; es bleibt doch eine unklare, mehr das Ohr als das Herz rührende Lust, die er in uns erzeugt und deren Reiz darum, weil er keine bewußte Haltungspunkte hat, sich bald abstumpft. Weber dagegen bereitet uns einen verständigen Genuß, von bestimmter Gestalt und Farbe, der seinen Zauber behält, weil er durch das Leben und seine mannichfaltigen Erscheinungen bedingt ist. Dieß ließe sich durch eine Menge treffender Beweise aus seinen Werken in's Licht stellen, wenn es für den Kenner nicht überflüssig, und für den Nichteinverstandenen nicht unwirksam wäre. De gustibus non est disputandum. Jedes Kunsturtheil muß in lezter Instanz durch ein unmittelbares Gefühl motivirt werden. Webers Verdienste als Tondichter sind anerkannt, und werden es bleiben, doch die schönste Perle in seiner Krone ist die der Nationalität.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 28. Nov.

(Beschluß.)

Von allen Ministern kommen jedoch der alte Lordkanzler, Lord Eldon, und der Handelsminister, Hr. Huskisson am schlimmsten weg. Der Eine wird spottweise der Oberst-Zauderer des Reichs genannt, und der Andere ein Enthusiast, ein Theorist gescholten. Die gegen Ersteren gemachten Vorwürfe sind allerdings nicht ganz ungegründet, was auch seine Anbeter, die king and church men einigermaßen nicht ganz abläugnen wollen. So sind die Beyspiele gar nicht selten, daß nachdem bey einer streitigen Rechtssache die respektiven Anwälde beyder Partheyen aus strengen Rechtsbegriffen ihre Klienten beynahe an den Bettelstab gebracht haben, der ehrwürdige Lordkanzler sich noch beym Ausspruche des Rechtsurtheils zehen Jahre lang zu besinnen hatte, so daß die Worte you may go to Chancery hier jezt mit dem Ausdrucke, fahren Sie zur Hölle, gleichbedeutend sind. Aber jedes Uebel hat auch seine gute Seite; hätte wohl je der Kanzleygerichtshof ohne den gegenwärtigen Lordkanzler sich zu der schwindelnden Höhe emporschwingen können, als die er wirklich jezt einnimmt? Schon sind 39 Millionen Pfund Sterling, oder 470 Millionen deutsche Gulden, also doppelt so viel als alle im vereinigten Königreiche im Umlaufe befindlichen Gold- und Silbermünzen bey ihm deponirt, worüber er die Kontrolle führt. Wohl gibt es keinen Gerichtshof auf dem ganzen Erdenrund, der sich eines solchen Einflusses rühmen könnte, und hier zeigt sich der Welt ein zweytes Beyspiel, was die Tugend des Zauderns vermag. Lord Eldon darf, ohne unbescheiden zu seyn, sich dem Fabius Cunctator an die Seite stellen, nur wäre noch die Frage zu lösen, ob Fabius je so sehr von den Carthaginensern verwünscht worden sey, als der Lordkanzler von allen würdigen alten Matronen, die gar zu oft persönlich gegen den Oberfeldherrn der brittischen Rechtspflege mit Bittschriften und Briefen anstürmen, damit er sich doch ihrer Rechtsangelegenheiten erbarme, ehe sie in's Grab steigen. Indessen sizt der gute Kanzler auf seinem Richterstuhle fest, wie ein Prometheus; über ihm wacht das Königthum, ihm zur Seite steht der hohe Adel, und zu seinen Füßen alles, was auf Beförderung und Protektion hinaufblickt. Von ganz anderer Natur sind die Vorwürfe, welche man dem Handelsminister macht. Dieser hat schon den Zorn vieler Fabrikherren, und jezt auch den der Landeigenthümer auf sich geladen; man gibt ihm Schuld, er sey ein Theorist, welcher den praktischen Sinn der Nation revolutioniren will, um einen Schatten — Handelsfreyheit — wohlfeiles Brod — dafür an die Stelle zu

setzen. Der Minister und seine Anhänger geben sich zwar die größte Mühe, ihre Gegner zu überzeugen, daß die Zeiten sich geändert haben, und daß England seinen Handel und sein Brod bey der alten Beharrlichkeit ganz verlieren würde. Aber mit solchen Ausflüchten lassen sich unsere Praktiker nicht täuschen; wer bey uns etwas philosophisch die Zukunft aus der Gegenwart demonstriren will, bleibt Theorist, und verdient gerechten Tadel, wäre er auch Minister. Unsere Geschichte zeigt uns nur zu klar, welchen Nachtheil die Theorien angerichtet haben, man denke nur an die Puritaner, und wahrlich zeigen sich wieder manche schlimme Zeichen der Zeit. So hatte vor wenig Tagen die Stadt Bristol die Frechheit, beym Parlamente um Abschaffung des Zehnten zu bitten. Ein anderer Geistlicher in der Grafschaft Devonshire ließ im Oberhause eine Bittschrift gegen die Gewährung fernerer Rechte an die katholischen Unterthanen einreichen. Vor wenig Jahren wären ihm noch alle Hände seines ganzen Kirchspiels zur Unterzeichnung einer solchen Bittschrift zu Gebote gestanden; jezt konnte er nur ein-und-zwanzig Pfarrkinder hierzu auftreiben, von welchen er aber eilf aus wohl zu errathenden Gründen ihre Namen durch Kreuze repräsentiren lassen mußte. Nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit haben diese ehrlichen Britten die Bittschrift gar nicht gelesen, und glauben wie mancher Spanier von den Protestanten, der Himmel habe die Katholiken zur Strafe beschwänzt. Sie ersehen hieraus, daß der aufgeklärtere Theil des Volkes sich nicht mehr blindlings leiten läßt, und daß man zu manchen Dingen sich schon der Kreuze statt des Hinduischen Alphabets bedienen muß, das bey manchem eifrigen Britten in gar keinem so guten Rufe stehet, wie man im Auslande sich schmeichelt. Viele seufzen im Stillen, daß die meisten Minister in Staatsangelegenheiten den Theoreien Thür und Thor öffnen, zu liberal, und keineswegs ministeriell sind. Andere brechen in heftigen Unwillen aus; aber die Liebenswürdigkeit des Hauptliberalen, des Hrn. Canning, weiß jeden Sturm zu besänftigen, und mit Achselzucken müssen alle Andersdenkende in das Le Roi le veut einstimmen. Mehrere unserer Freysinnigen oder Whigs, welche immer die uneigennützigsten Patrioten sind, so lange sie keine Stellen haben, befanden sich noch immer wegen ihres so großen Eifers für die Griechen, deren heilige Sache sie mit den Interessen ihrer eignen Tasche in Verbindung setzen wollten, in nicht geringer Verlegenheit, seitdem die freye Presse das Licht der Wahrheit über die Geldumtriebe mehrerer Komitémänner verbreitet hat. Der Ehrgeiz, als Mitglied eines Ausschusses angestellt zu werden, der im Publikum bekannt wird, ist bey uns sehr groß, so etwas giebt einen Namen, und darauf läuft hier alles hinaus. Eine philhellenische Komité war das Höchste aller Wünsche, denn hier konnte man sich für die schönste Sache der Welt das Prädikat eines public Character erwerben. Alle Mitglieder gaben sich schon gleich nach der Geburt des Komitó ein diplomatisch-mysteriöses Air, und man hätte schwören dürfen, daß diese allein die Restauratoren Griechenlands wären. Das Publikum leistete aber wenig Unterstützung, und da die Protektoren die eigene Tasche für eine noch heiligere Sache ansahen, so wendeten sie sich in ihrem Eifer an den frommen Sinn der Börsenspieler. Griechenland wurde als ein Land geschildert, in welchem schon jezt Milch und Honig fließt, für fünfzig Pfund baar wurde eine Verschreibung von hundert versprochen, Unternehmern, Mäcklern und dem ganzen Publikum wurde der Himmel eröffnet, und was thut nicht Jeder, um zehn Procent Zinsen und ein Kapital zu verdienen? Die Anleihe kam zu Stande. Die frommen Komitémänner standen an der Spitze dieses Werkes der Wohlthätigkeit, jeder erhielt seinen beträchtlichen Antheil, und alle sahen schon mit seligen Freuden den Augenblick herannahen, wo Gott durch eine Erhöhung der Preise dieser Papiere ihnen so sichtbar seine Huld und Gnade für ihre Wohlthätigkeitsliebe bezeigen werde. Aber die Wege der Vorsehung sind oft wunderbar, und die Obligationen statt zu steigen, nahmen eine entgegengesezte Richtung. Da eröffnete sich eine neue Laufbahn für die Thätigkeit unserer Philhellenen, und damit man nun ganz frey und unpartheyisch handeln könne, schien es den guten Komitémännern ein recht frommes und uneigennütziges Werk, statt des baaren Geldes, den bedrängten Griechen mit ihren eigenen Obligationen zum ersten Einkaufspreise aufzuwarten, und sich die vorher gemachten Zahlungen zurückgeben zu lassen. Ja der berühmte Hr. Hume ließ sich noch 54 Extra Zinsen auszahlen, wodurch er zweifelsohne den Griechen die Lehre geben wollte, wie genau eine Regierung in allen ihren Verträgen handeln müsse. Unglücklicherweise wurden die Tories über den entfalteten großartigen Sinn ihrer politischen Gegner sehr eifersüchtig, und ihre Organe, der John Bull, der Morning Port, die New Times und Courier fielen über die armen Whigs wie die Raubvögel her. Die Schotten hatten nur genug zu thun, ihren Landsmann und Helden, den Herrn Hume, aus diesem Schiffbruche der Charaktere zu retten, und ein Zeitungsredakteur in Glasgow bildet sich sogar nicht wenig auf den unsterblichen Ruhm ein, seine Vertheidigung des Lieblings vier-und-zwanzig Stunden früher als die des Schottischen Redakteurs der Morning Cronicle in die Welt geschickt zu haben. Nimmt man auf die Ansprüche des Herrn Hume Rücksicht, bey einer dereinstigen Crisis Finanzminister zu werden, dann muß man den Eifer seiner Landsleute allerdings loben, der Leumund will jedoch wissen, daß, als Hr. Hume vor wenig Tagen zum ersten Male in diesem Parlamente auftrat und über Ersparnisse sprechen wollte, die Gegenparthey in ein brittisches Husten und römisches Scharren ausbrach, daß dem Griechenfreunde und Redner Hören und Sehen verging. Dieser Ausbruch des Unwillens muß aber als Partheysache betrachtet werden; die Tories würden es um kein Haar besser gemacht haben, hätten sie die Anleihen geleitet. Mammon! Mammon! ist hier das Losungswort, und der Zauberring, an den unser ganzes Innere gekettet ist. Wir studiren hier alle die Staatswirthschaftslehre, und sind Meister darin, weil diese Wissenschaft nach Macculloch uns den Weg zeigt, wie man am schnellsten reich werden kann.

R—s.

Auflösung der Charade in Nr. 294.

Morgenblatt.

Räthsel.

Kennst du die Jägerin mit den drey Hunden,
Die rund nach Beute die Welt durchstreicht?
Da wird kein Wild so flüchtig erfunden,
Das nicht die Beharrliche stürmend erreicht.
Sie sendet die Doggen bey Tag und bey Nacht,
Die nimmer ermüden auf gieriger Jagd:
Es stürmet die erste durch Nebel
Stets näher und näher heran;
Das Wild ergreifet die zweyte
Inmitten der flüchtigen Bahn;
Die dritte zermalmet die Beute
Mit nie verschonendem Zahn.
Wirst du die gewaltige Jägerin kennen?
Und kannst du die Namen der Hunde mir nennen?

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. December 1826.

Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben.

Schillers Tell.

Romanzen vom Bodensee.

Von Gustav Schwab.

2.

Des Fischers Haus.*)

Sein Haus hat der Fischer gebaut,
 Es stehet dicht an den Wellen,
In der blauen Flut sich's beschaut,
 Als spräch' es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht,
 Voll Korn und Wein sind die Räume,
Es zittert das Sonnenlicht
 Herunter durch Blüthenbäume.

Und Reben winken herein
 Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
 Die umhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
 Es spielt sein Netz in den Wellen,
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
 Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
 Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
 Das kleinste nicht findet Gnade.

Auf steiget kein Wasserweib,
 Euch zu retten, ihr stillen, ihr guten!
Und lockt mit dem seligen Leib
 Ihn hinab in die schwellenden Fluten.

„Ich bin der Herrscher im See,
 Ein König im Reiche der Wogen!"
So spricht er und schnellt in die Höh'
 Den schweren Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus,
 Der Fischer, mit frohem Behagen,
Er tritt in das stattliche Haus,
 An den harten Stein euch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl
 Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, so sicher und kühl,
 Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
 Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
 Und schlüpft unter's Ufer im Quelle.

Und frühe beym Morgenroth
 Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
 Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
 Die Alten zeigen's den Jungen;
Bis daß die schweigende Flut
 Ist unter das Haus gedrungen;

*) „Im Jahr 1692 versank zu Gottlieben bey Constanz innerhalb drey Stunden das Ufer mit vier Häusern in den Untersee. Man glaubte, daß es von Karpfen und Forellen unterfressen worden sey."

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Aus gießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Es schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder;
Es spielen im freyen Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

An Fröbens Auge und Ohr ging dieß vorüber als etwas, an das er sich schon gewöhnt hatte; er gab sich nicht einmal die Mühe, Josephe um die Ursache dieses Aufbrausens zu befragen. Es fiel ihm nicht auf, daß sie im Beyseyn Faldners zurückhaltender gegen ihn war, er schrieb es der gewöhnlichen Geschäftigkeit seines Freundes zu, daß ihn dieser in den nächsten Tagen nöthigte, mit ihm da und dorthin auf das Gut zu gehen und in Wald und Feld oft einen großen Theil des Tages mit Messungen und Berechnungen hinzubringen. Als er aber eines Morgens, als ihn Faldner schon gestiefelt und gespornt erwartete, eine kleine Unpäßlichkeit vorschützte, um diesen unangenehmen Feldbesuchen zu entgehen, als er arglos hinwarf, daß er doch Josephen auch einmal wieder vorlesen müsse, da wollte es ihm doch auffallend dünken, daß der Baron unmuthig rief: „Nein, sie soll mir nichts mehr lesen, gar nichts mehr. Es geht ohnedieß seit einiger Zeit Alles kontrair. Das könnte ich vollends brauchen, wenn sie den ganzen Morgen mit Lesen hinbrächte und solche Romanideen im Kopf trüge, wie ich schon welche habe spuken sehen. Lies dir in Gottes Namen selbst vor, lieber Fröben, und nimm mir nicht übel, wenn ich mein Weib anders placire. Du gehst in den Garten nach dem Frühstück, Josephe, es sollen heute Gemüse ausgestochen werden, nachher bist du so gütig und gehst zu Pastors, du bist dort seit lange einen Besuch schuldig.“ Mit diesen Worten nahm er seine Reitpeitsche vom Tische und schritt davon.

„Was soll denn das, was hat er denn heute?“ fragte Fröben staunend die junge Frau, die kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermochte.

„O, er ist so ziemlich wie sonst, erwiederte sie, ohne aufzublicken; Ihre Anwesenheit hat ihn eine Zeit lang aus dem gewöhnlichen Gleise gebracht; Sie sehen, er ist jezt wieder nur wie zuvor.“

„Aber mein Gott, rief er unmuthig, so schicken Sie doch eine Magd in den Garten!“

„Ich darf nicht, sagte sie bestimmt; ich muß selbst zusehen, er will es ja haben.“

„Und den Besuch bey Pastors?“ —

„Muß ich machen, Sie haben es ja gehört, daß ich ihn machen muß; lassen wir das; es ist einmal so. Aber Sie, fuhr Josephe fort, Sie mein Freund, scheinen mir seit einigen Tagen verändert, gar nicht mehr so munter, so zutraulich wie früher. Sollten Sie sich vielleicht hier nicht mehr gefallen? Sollte mein Mann, sollte vielleicht ich Ursache Ihrer Verstimmung seyn?“

Fröben fühlte sich verlegen; er war auf dem Punkt, der Freundin jene sonderbaren Vorfälle im Garten zu gestehen, aber der Gedanke, sich vor der klugen jungen Frau eine Blöße zu geben, hielt ihn zurück. „Sie wissen, sagte er ausweichend, daß ich in den lezten Tagen Briefe aus S. bekam, und wenn ich verstimmt erscheine, so tragen diese Briefe allein die Schuld.“ Sie sah ihn zweifelhaft an; eine Antwort schien auf ihren Lippen zu schweben, aber wie wenn sie den Mangel an Vertrauen in den Blicken des jungen Mannes gelesen und sich dadurch gekränkt gefühlt hätte, zuckten ihre schönen Lippen und drängten die Antwort zurück; sie zog schweigend die Glocke, befahl ihrer Zofe Hut und Schirm zu bringen und ging dann, ohne ihn zu diesem Gang einzuladen, in den Garten an die Arbeit.

Als der junge Mann einige Stunden nachher ebenfalls in den Garten hinabging und nach Josephen fragte, hieß es, sie sey zu Pastors gegangen. Er eilte der Laube zu, er sezte sich mit pochendem Herzen nieder. Heute hatte er sich vorgenommen, nicht zu schlafen. „Ich will doch sehen, sagte er zu sich, ob dieses Wesen, das mich so geheimnißvoll umschwebt, noch ein drittes Zeichen für mich hat? Ich will mich wie zum Schlummer niederlegen, und so wahr ich lebe, wenn es wieder erscheint, will ich es haschen und beschauen, welcher Natur es sey!“ Er las bis der Mittag herangekommen war, dann legte er sich nieder und schloß die Augen. Oft wollte sich der Schlummer wirklich über ihn herabsenken, aber Erwartung, Unruhe und sein fester Wille, der die Mohnkörner von ihm ferne hielt, ließen ihn wach bleiben. Er mochte wohl eine halbe Stunde so gelegen haben, als die Zweige der Laube rauschten. Er öffnete die Augen kaum ein wenig und sah, wie zwey kleine weiße Hände die Zweige behutsam theilten, vermuthlich um eine Aussicht auf den Schlummernden zu öffnen. Dann knisterten leise, leise Schritte im Sand. Er blickte verstohlen nach dem Eingang der Laube und sein Herz wollte zerspringen vor freudiger Ungeduld, als er sein Mädchen sah im schwarzen Mantel und Hut, den grünen Schleyer zurückgeschlagen, die schwarzen Maskenaugen vor den obern Theil des schönen Gesichts gebunden. Sie nahte auf den Zehenspitzen. Er sah, wie auf ihrem Gesicht ein höheres Roth aufstieg als sie näher trat. Sie betrachtete den Schlä-

fer lange; sie seufzte tief und schien Thränen von ihren Augen abzutrocknen. Dann trat sie nahe heran; sie beugte sich über ihn herab, ihr Athem berührte ihn wie ein Himmelsbote, der die Nähe ihrer süßen Lippen ansagte, sie senkte sich tiefer, und ihr Mund legte sich auf den seinigen so sanft, wie das Morgenroth sich auf den Hügel senkt.

Da hielt er sich nicht länger; schnell schlang er seinen Arm um ihre Hüften und mit einem kurzen Angstschrey sank sie in die Knie. Er sprang erschrocken auf, er glaubte sie ohnmächtig, aber sie war nur sprachlos und zitterte heftig; er hob sie auf, er zog sie, erfüllt von der Wonne des Wiedersehens, auf seinen Schooß, er bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen, er drückte sie fest an sich: „O so habe ich dich wieder, endlich, endlich wieder, du geliebtes Wesen? rief er; du bist kein Trugbild, du lebst, ich halte dich in meinen Armen wie damals, und liebe dich wie damals und bin glücklich, selig, denn du liebst ja auch mich!“ Eine hohe Glut bedeckte ihre Wangen, sie sprach nicht, sie suchte vergebens sich aus seinen Armen zu winden. „Nein, jezt lasse ich dich nicht mehr, sprach er, und Thränen, Thränen des Glücks hingen in seinen Wimpern; jezt halte ich dich fest und keine Welt darf dich von mir reißen. Und komm, hinweg mit dieser neidischen Maske, ganz will ich dein schönes Antlitz schauen, ach, es lebte ja immer in meinen Träumen!“ Sie schien mit der lezten Kraft seine Hand von der Halbmaske abhalten zu wollen, sie athmete schwer, sie rang mit ihm, aber die trunkene Lust des jungen Mannes, nach so langer Entbehrung auf einmal sich so unaussprechlich glücklich zu wissen, gewährete ihm einen leichten Sieg. Er hielt ihre Arme mit der einen Hand zurück; zitternd stieß er mit der andern den Hut hinweg, band die Maske los und erblickte — die Gattin seines Freundes.

„Josephe!“ rief er, wie in einen Abgrund niedergeschmettert, und seine Gedanken drehten sich im Ringe. „Josephe?“

Bleich, erstarrt, thränenlos saß sie auf seinen Knien und sagte wehmüthig lächelnd: „Ja, Josephe!“

„Sie haben mich also getäuscht?“ sagte er bitter, indem alle Hoffnung, alle Seligkeit des vorigen Augenblicks an ihm vorüberflog; „o dieses Possenspiel konnten Sie uns ersparen. Doch, fuhr er fort, indem ein Gedanke ihn durchblizte, um Gotteswillen, wo haben Sie den Ring her, woher das Tuch?“

„Sie erröthete von Neuem, sie brach in Thränen aus, sie verbarg ihr Haupt an seiner Brust. „Nein, rief er, Antwort muß ich haben; es ist mein Ring, das Tuch — ich beschwöre Sie, wie kam beydes in Ihre Hände, woher haben Sie den Ring?

„Von dir!“ flüsterte sie, indem sie sich beschämt fester an ihn drückte.

Da fiel ein Lichtstrahl in Fröbens Seele; noch blendete ihn dieß zu helle Licht, aber er hob sanft ihr Haupt in die Höhe und sah sie an mit Blicken voll Verwunderung und Liebe. „Du bist es? träume ich denn wieder? sprach er, nachdem er sie lange angeblickt; sagtest du nicht, du seyest mein süßes Mädchen? O Gott, welcher Schleyer lag denn auf meinen Augen? Ja, das sind ja deine holden Wangen, das ist ja dein reizender Mund, der mich heute nicht zum ersten Mal küßte!“

Eine hohe Glut bedeckte ihre Wangen. Sie sah ihn voll Wonne und Entzücken an. „Was wäre aus mir geworden ohne dich, du edler Mann, rief sie, indem sich in milden Thränen der Schimmer ihrer Augen brach; ich bringe dir den Segen meiner guten Mutter, du hast ihre lezten Tage leicht gemacht und die Decke des Elends gelüftet, die so schwer auf ihrer kranken Brust lag. O wie kann ich dir danken? Was wäre ich geworden ohne dich! Doch, fuhr sie fort, indem sie mit ihren Händen das glühende Gesicht bedeckte, was bin ich denn geworden? das Weib eines Andern, deines Freundes Weib!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Nov.

Scribe hat sich nach seiner Schweizerreise wieder durch ein neues Vaudeville hervorgethan, das seinen besten Vaudevilles an die Seite gesezt zu werden verdient, und einen außerordentlichen Zulauf im Théâtre de Madame erregt. Es heißt die Heirath aus Vernunft, und stellt eine Waise dar, die den Sohn ihres Pflegevaters, eines auf seinen Rang und Geburt stolzen Generals zu heirathen wünscht, aber aus Vernunftgründen darauf Verzicht leistet, einen Serschant mit einem hölzernen Beine heirathet, glücklich lebt, und sich freuen muß, daß sie den Sohn des Generals nicht bekommen hat, da es sich zulezt ausweist, daß dieser junge Mensch ein liederlicher Kerl ist, wogegen der Invaliden-Serschant sich als ein Ausbund von Zartsinnigkeit und ehelicher Liebe zeigt. Nach Scrib'scher Weise beruht das Ganze auf ziemlich unwahrscheinlichen Voraussezungen, allein die Auftritte sind so geistreich und heiter ausgesponnen und dargestellt, daß man das Stück mit vielem Vergnügen sieht. Seit einiger Zeit hatte Scribe keinen so glänzenden Erfolg erhalten als dießmal. Das Théâtre de Madame lebt fast einzig nur durch ihn; die Direktion des Théâtre des Nouveautés, woran man Tag und Nacht bauet und das gegen das neue Jahr fertig werden soll, hat alles Mögliche gethan, um ihn für diese neue Bühne zu gewinnen; allein Scribe bleibt dem alten Theater getreu, auf welchem er so manche glänzende Triumphe erhalten, und so beträchtliche Summen gewonnen hat. Daran hat er wohl nicht Unrecht: denn beym Théâtre de Madame ist er so ziemlich Herr und Meister; an dem neuen Theater würde dieß vielleicht nicht der Fall seyn. Während Rossini neulich durch seinen Mahomet II. so großen Beyfall erwarb, trat der alte französische Tonsezer Barton mit einer Operette: Les Créoles, wieder in die Laufbahn; allein alt gewordenen Tonsezern und Schriftstellern gelingt es zuweilen mit einem unterdessen verjüngten Parterre sehr übel. Es erwartet Meisterstücke von ihnen, wie sie dergleichen mitten in ihrer Manneskraft lieferten, und äußert sein Mißbehagen, wenn es statt deren schwache Versuche zu lesen oder

zu hören bekömmt. So ungefähr ging es mit der Barton'schen Operette. Man dachte an Montano und Stephanie, und an Alixe, zwey vortreffliche Stücke dieses Meisters; allein man gab ihm eine schwache Musik, mit einem verworrenen, romanhaften Texte. Es klatschte zwar, als nach Beendigung der Operette Barton genannt wurde; diese Achtung glaubte es dem grau gewordenen Tonkünstler schuldig zu seyn; demungeachtet aber meynten doch die Tagesblätter, Barton habe eine mittelmäßige Arbeit geliefert, und er thue besser, wenn er hinführo nicht mehr mit den jüngern Tonkünstlern in die Schranken trete. So macht es der berühmte Gossec, der schon seit länger als zwanzig Jahren nichts mehr komponirt, und in seinem hohen Alter den in seinem Mannesalter erworbenen Ruhm stille und ruhig genießt. Man erblickt den Greis zuweilen in der komischen Oper, wo er auf dem Balcon zu sitzen pflegt. Vor nicht gar langer Zeit kam er an, als die Oper schon angefangen und die Plätze besezt waren. Allein sobald ihn junge Leute, die auf den Vorderplätzen saßen, erblickten, standen sie auf und machten ihm Platz. Das Publikum bemerkte dieß und klatschte. Gossec ist vermuthlich jezt der älteste unter den lebenden französischen Tonsetzern. Seit Talmas Tode hat das Théâtre français einen tragischen Versuch gewagt, indem es ein längst aufgenommenes Trauerspiel Rosamunde, von einem ganz unbekannten Dichter, Namens Bonnechose, aufgeführt hat; vermuthlich ist dieses Stück dem englischen gleichen Namens, von Mason, nachgedichtet; es ist zwar eben so gut aufgenommen worden wie zwanzig andere neuen Trauerspiele; und wahrscheinlich wird es, wie diese, in Kurzem wieder von der Bühne verschwinden, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Das Tagesblatt Le Globe ruft den französischen Dichtern unaufhörlich zu: Mit eurem alten Zuschnitte der Trauerspiele kommt ihr nicht mehr zurecht; seht wie Shakspeare oder Schiller dergleichen Stoffe behandelt haben, werdet Dichter wie sie; alsdann könnt ihr auf langen Beyfall rechnen! Aber nicht allein die Dichterart, sondern auch das Parterre des Théâtre français müßte man umwandeln, da es an alle neuen Stücke den alten Maßstab anlegt, und die Dichtungen der heutigen Zeit nach Corneille und Racine beurtheilt. Wahrscheinlich wird diese Umwandlung nach und nach vor sich gehen, je mehr man mit dem auswärtigen Theater bekannt werden wird. Es ließen sich noch manche neue Vaudevilles anführen, die auf dem Variétés- und dem Vaudevilletheater und andern Bühnen in den lezten Wochen gegeben worden sind; allein für das Ausland haben solche Kleinigkeiten meistens zu wenig Interesse, und es ist wahrlich nicht abzusehen, wie noch eine neue Bühne für dieselben bestehen soll; es müßte denn seyn, daß der Geschmack des Publikums für dergleichen Stücke allgemein geworden sey; dieß aber sollte man fast glauben, wenn man sieht, in welcher Menge diese kleinen Geistesprodukte in Paris hervorkommen, und wie ämsig und schnell sie in Deutschland und anderswo übersezt werden.

Dg.

Rom, 4. und 11. Nov.

Wenn ein auswärtiger Beobachter nicht gerade schlafend durch Rom gereist ist, oder sich mit verbundenen Augen kürzer oder länger daselbst aufgehalten hat, dem muß bekannt geworden seyn, daß die sittliche Bildung der Römer, in ihrem weitesten Umfange, vielleicht von der aller übrigen großen Hauptstädte Europa's unterschieden seyn möchte. So wie es hier keinen mittlern Stand (ich meyne einen solchen, der durch Sitten, Charakter, Industrie, besonders Wohlhabenheit zur geistigen und gesellschaftlichen Unabhängigkeit gelangt, eine bestimmte, abgesonderte Stellung im Staate eingenommen hätte) gibt, so würde man gleichfalls vergebens nach einer mittlern Kultur fragen; was sich hier findet, ist mehr oder weniger geistige und socielle Politur unter dem Adel, und rohe, ungekünstelte und ununterrichtete Natur unter dem Volke. Allerdings möchte der Klerus, auf den ersten Blick, den zweyten Stand auszumachen scheinen; aber, beym rechten Lichte besehen, ergibt sich, daß die höhere Geistlichkeit sich entweder durch Geburt oder Gelehrsamkeit dem Adel anschließt, und die niedere, welche in der Regel keinen weitern Unterricht als im Lesen und Schreiben empfangen hat, sich unter das Volk verliert. Da überhaupt der Klerus weder eine arbeitende noch verzehrende (das heißt, vom eigenen Vermögen unabhängig lebende) Klasse ausmacht; so tritt er ganz außer Reihe und Glied, ohne im Bürgerthum auf irgend einer Stufe zu stehen, und ein Glied desselben auszumachen. In Rom gibt es also bloß Adel und Volk, beyde von ganz entgegengeseztem Charakter; jener anspruchslos, dieses anmaßend, jener verträglich, dieses zänkisch, jener kaltblütig, dieses leidenschaftlich. Um die Verschiedenheit der Gemüthsart beyder Stände in's rechte Licht zu setzen, genüge eine einzige Bemerkung: während unter dem Volke fast täglich Mordanfälle (um nicht zu sagen Mordthaten) vorfallen, habe ich, während meiner ganzen hiesigen vierjährigen Anwesenheit, auch nicht von einem einzigen Duelle zwischen Adeligen gehört. Wo ließe sich nicht, bey der heutigen vorgerückten Bildung der unteren Klassen in Deutschland, Frankreich und England, ohne große Schwierigkeit daselbst ein oder das andere Individuum aus dem Pöbel auffinden, welches (die Weiber eingeschlossen), mit der nöthigen Kleidung versehen, in einem adligen Zirkel eine erträgliche Figur zu spielen vermöchte, ohne sich zu verrathen? In Rom möchte eine solche Aufgabe zu den unlösbaren gehören. Die gänzliche Abgesondertheit des Volkscharakters vom Charakter des Adels wird um so schneidender, als ersterer eine auffallende Beymischung von Republikanismus enthält, ein Umstand, welcher Ursache wird, daß das Volk keinen Stand über sich kennt, oder ihn verkennt, oder vielmehr gar nicht ahnt. Beweise davon bieten sich an jedem öffentlichen Orte dar. Auf dem Corso zum Beyspiele muß der Duca, Conte oder Marchese mit seiner Gemahlin, wenn er zu Fuße geht, einem Winzerburschen oder Fuhrmannsknechte, will er sich sonst von diesem nicht über den Haufen rennen lassen, mehr als zur Hälfte Platz machen, und in den öffentlichen Speisegärten, wohin sich, während des Mai's und Oktobers, der Adel nicht minder begibt als das Volk, kann ersterer sicher darauf rechnen, sich an seinem Tische, wenn dieser nicht so voll besezt ist, daß Niemand die Ellenbogen rühren kann, einen Kohlenbrenner oder sonst einen römischen Incroyable*) nebst der Sposa eindringen zu sehen, ja ihnen im Nothfalle Wasser, Salz oder Pfeffer, oder worauf sie sonst der Aufwärter warten läßt, hinreichen zu müssen. Geschieht dieß aus absichtlicher Unverschämtheit, um zu beleidigen? Keineswegs! Es ist klare, rohe, aber nicht minder natürliche Unbefangenheit, gänzliche Unbekanntschaft mit den höheren gesellschaftlich-kultivirten Umgangsformen. Jene Unbefangenheit hat sich so und nicht anders gestalten müssen, eben weil hier der zweyte Stand fehlt, der, als Vermittler zwischen dem Adel und dem Volke, in absteigender Proportion den ersten nachahmte, und seinerseits von lezterm nachgeahmt würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) So möchte ich den Beynamen Minente (Eminente), welchen man den hochfahrenden jungen Burschen in schwarzer Sammtjacke, blauseidner Schärpe, rother Weste, schwarzem Castorhute, grünem Plüschbeinkleide, und besonders mit den silbernen Suppenteller-Schnallen u. s. w. gibt, übersetzen, um allgemeiner verständlich zu werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. December 1826.

In Gottes Weltenraum ist Alles gut und wahr.
Der freye Mensch allein oft dieses Ruhmes bar;
Da was vom Thier' ihn trennt, mit Engeln ihn verbrüdert,
Freyheit, unsrer verwandt, ihn oft zum Staub erniedert.

Krug von Nidda.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Fröben sah, wie ein unendlicher Schmerz ihren Busen hob und senkte, wie durch die zarten Finger ihre Thränen gleich Quellen herabrieselten. Er fühlte, wie innig sie ihn liebe und kein Gedanke an einen Vorwurf, daß sie einem andern als ihm gehören könnte, kam in seine Seele. „Es ist so, sagte er traurig, indem er sie fester an sich drückte, als könne er sie dennoch nicht verlieren, es ist so! wir wollen denken, es sollte so seyn, es habe so kommen müssen, weil wir vielleicht zu glücklich gewesen wären. Doch in diesem Moment wenigstens bist du mein, wirf alles von dir, alle Gedanken, alle Pflichten, denke du kämest herüber über den Platz der Arzneyschule und ich erwarte dich; o komm, noch einmal umarme mich so wie damals, ach nur ein einziges Mal!“

In Erinnerung verloren hing sie an seinem Halse; hinter ihren düstern Blicken schien der Gedanke an die Wirklichkeit sich zu verlieren, heller und heller, freundlicher und immer freundlicher schien die Erinnerung aufzutauchen; ein holdes Lächeln zog um ihren Mund und senkte sich auf ihren Wangen in die zarten Grübchen. „Und kanntest du mich denn nicht?“ fragte sie lächelnd; „Und du kanntest mich nicht?“ fragte er, sie voll Zärtlichkeit betrachtend. „Ach! antwortete sie, ich hatte mir damals deine Züge recht abgelauscht und tief in mein Herz geschrieben, aber wahrlich, dich hätte ich nimmer erkannt. Es mochte wohl auch daher kommen, daß ich dich nur immer bey Nacht sah, in den Mantel gewickelt, den Hut tief in der Stirne, und wie konnt' ich auch denken? — Freylich als du am ersten Abend Faldner zuriefst: „auf Wiedersehn!“ da kam mir der Ton so bekannt vor als hätte ich ihn schon gehört, aber ich tadelte mich immer selbst über die thörichten Vermuthungen. Nachher war es mir hie und da, als müßtest du der seyn, den ich meynte, aber ich zweifelte immer wieder; aber als du am Sonntag nur erst pont des arts genannt hattest, da ging auf einmal eine eigene Sonne auf deinem Gesicht auf; du schienest ganz in Erinnerung zu leben und mit den ersten Worten ward es mir klar, daß du, du es bist! Aber freylich, mich konntest du nicht wiedererkennen, nicht wahr, ich bin recht bleich geworden?“

„Josephe, erwiederte er, wo waren meine Sinne? wo mein Auge, mein Ohr, daß ich dich nicht erkannte? gleich bey deinem ersten Anblick flog ein freudiger Schreck durch meine Seele, du glichst so ganz jenem Bilde, das ich, durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge als dir ähnlich gefunden und geliebt hatte; aber die Entdeckung über das Geschlecht deiner Mutter führte mich in eine Irrbahn; ich sah in dir nur noch die ähnliche Tochter der schönen Laura, und oft, während ich neben dir saß, streifte mein Geist ferne, weithin nach — dir!“

„O Gott! rief Josephe, ist es denn wahr, ist es möglich, kannst du mich denn noch lieben?“

„Ob ich es kann? — aber darf ich denn? Gott im

Himmel, du heißt ja Frau von Faldner; sage mir nur um des Himmels willen, wie fügte sich dieß Alles? Wie hast du auch nicht ein einziges Mal mehr mich erwarten mögen?“

Sie stillte ihre Thränen, sie faßte sich mit Mühe, um zu sprechen: „Siehe, sagte sie, es war, als ob ein feindliches Geschick alles nur so geordnet hätte, um mich recht unglücklich zu machen. Als du weg warst, hatte ich keine Freude mehr. Jene Abende mit dir waren mir so unendlich viel gewesen. Sieh, schon von dem ersten Moment an, als du in der lieben Muttersprache deinen Begleiter um Geld batest, von da an schlug mein Herz für dich, und als du mit so unendlichem Edelmuth, mit so viel Zartsinn für uns sorgtest, ach da hätt' ich dich oft an mein Herz schließen und dir gestehen mögen, daß ich dich wie ein höheres Geschöpf anbete. Ich weiß nicht, was mir für dich zu thun zu schwer gewesen wäre; und wie groß, wie edel hast du dich gegen mich benommen! du gingst; ich weinte lange, denn ein schmerzliches Gefühl sagte mir, daß es auf immer geschieden sey. Acht Tage, nachdem du abgereist warst, starb meine arme Mutter sehr schnell. Was du mir damals noch gegeben, reichte hin, meine Mutter zu beerdigen und ihr Andenken nicht in Unehren gerathen zu lassen. Eine Dame, es war die Gräfin Landskron, die in unserer Nachbarschaft wohnte und von uns Armen hörte, ließ mich zu sich kommen. Sie prüfte mich in Allem, sie durchschaute die Papiere meiner Mutter, die ich ihr geben mußte, genau; sie schien zufrieden und nahm mich als Gesellschaftsfräulein an. Wir reisten; ich will dir nicht beschreiben, wie mein Herz blutete als ich dieses Paris verlassen mußte; es fehlten nur noch vierzehn Tage, bis die Zeit um war, die du zu deiner Rückkehr bestimmtest, dann wäre ich am ersten auf den Platz gegangen, hätte dich noch einmal gesprochen, noch einmal von dir Abschied genommen! Es sollte nicht so seyn, und als wir aus der St. Severinstraße über den wohlbekannten Platz der Ecole de Medecine hinfuhren, da wollte mein Herz brechen und ich sagte zu mir: „„auf immer!““ Eduard, ich habe nie wieder von dir gehört, dein Name war mir unbekannt, du mußtest ja die Bettlerin längst vergessen haben; ich lebte nur von der Gnade fremder Leute; ich hatte manches Bittere zu ertragen, ich trug es, es war ja nicht das Schmerzlichste! Als aber die Gräfin in diese Gegend auf ihr Gut zog, als Faldner sich um mich bewarb, als ich merkte, daß sie es gutmüthig für eine gute Versorgung halte, vielleicht auch meiner überdrüssig war — nun — ich war ja nur ein einziges Mal glücklich gewesen, konnte nimmer hoffen es wieder zu werden, das Uebrige war ja so gleichgültig — da wurde ich seine Frau.“ —

„Armes Kind! an diesen Faldner, warum denn gerade du mit so weicher Seele, mit so zartem Sinn, mit so viel gültigem Anspruch auf ein, zum mindesten edleres Loos, warum gerade du seine Frau? doch es ist so; Josephe, ich kann, ich darf keinen Tag mehr hier seyn; ich habe ihn, bey allem, was er Rohes haben mag, einst Freund genannt, bin jetzt sein Gastfreund, und wenn auch alles nicht wäre, wir dürfen ja nicht zusammen glücklich seyn!“ Es lag ein tiefer Schmerz in seinen Worten, er küßte die Augen der schönen Frau, nur um durch den Gram, der in ihm wohnte, nicht noch weicher zu werden. „O nur noch einen Tag, flüsterte sie zärtlich; hab' dich ja jetzt eben erst gefunden und du denkst schon zu entfliehen; nur noch einen Morgen wie dieser. Siehe wenn du weg bist, da verschließt sich wieder mein Glück auf immer, ich werde Hartes ertragen müssen, da muß ich doch ein wenig Erinnerung mir aufsparen, von der ich zehren kann in der endlosen Wüste.“

„Höre, ich will Faldner alles gestehen, sprach nach einigem Sinnen der junge Mann. Ich will ihm Alles vormalen, daß es ihn selbst rühren muß; er liebt dich doch nicht, du ihn nicht und bist unglücklich; er soll dich *mir* abtreten. Mein Haus liegt nicht so schön wie dieses Schloß, meine Güter kannst du vom Belvedere auf dem Dache übersehen, du verließest hier großen Wohlstand, aber wenn du einzögest in mein Haus, wollte ich dir meine Hände als Teppich unterlegen, auf den Händen wollte ich dich tragen, du solltest die Königin seyn in meinem Hause und ich dein erster treuer Diener!“

Sie blickte schmerzlich zum Himmel auf, sie weinte heftiger. „Ach ja, wenn ich eine Ketzerin wäre und deines Glaubens, dann ginge es wohl, aber wir sind ja gut katholisch getraut worden, und das scheidet nur der Tod! O du großer Gott, wie unglücklich machen oft diese Gesetze! Welch eine Seligkeit, *mit* dir, *bey* dir zu seyn; immer für dich zu sorgen, an deinen Blicken zu hängen und alle Tage dir durch zärtliche Liebe ein Tausendtheil von dem heimzugeben, was du an meiner lieben Mutter und an mir gethan.“

„Also dennoch auf immer? erwiederte er traurig; also nur noch Morgen, und dann für immer scheiden?“

„Für immer,“ hauchte sie kaum hörbar, indem sie ihn fester an ihre Lippen schloß.

„Hier also findet man dich, du niederträchtige Metze!“ schrie in diesem Augenblick ein Dritter, der neben dieser Gruppe stand. Sie sprangen erschreckt auf.

Zitternd vor Zorn, knirschend vor Wuth stand der Baron, in der einen Hand ein Papier, in der andern die Reitpeitsche haltend, die er eben aufhob, um sie über den schönen Nacken der Unglücklichen herabschwirren zu lassen. Fröben fiel ihm in die Arme, entwand ihm mit Mühe die Peitsche und warf sie weit hinweg. „Ich bitte dich, sagte er zu dem Wüthenden, nur hier keine solche Scene; deine Leute sind im Garten, du schändest dich und dein Haus durch einen solchen Auftritt.“

„Was? schrie jener, ist mein Haus nicht schon genug geschändet durch diese niederträchtige Person, durch dieses Bettlerpack, das ich in meinem Hause halte? Meynst du, ich kenne deine Handschrift nicht, fuhr er fort, indem er ihr das Papier hinstreckte; das ist ja ein süßes Brieschen an den Herrn Galan hier, an den Romanhelden. Also eine Dirne mußte ich heirathen, die du unterhieltst, und als du sie satt warst, sollte der ehrliche Falbner sie zur gnädigen Frau machen; dann kommt man nach sechs Monaten so zufällig zum Besuch, um den Hörnern des Gemahls noch einige Enden anzusetzen. Das sollst du mir bezahlen, Schandbube; aber dieses Bettelweib mag immer wieder mit Teller und Laternen fichsam pont des arts aufstellen, oder von deinem Sündenlohn leben. Meine Knechte sollen sie mir mit Hetzpeitschen vom Hofe jagen!“

Der Mann von gediegener Bildung hat in solchen Momenten ein entschiedenes Uebergewicht über den Rohen, der von Wuth zur Unbesonnenheit hingerissen, unsicher ist, was er beginnen soll. Ein Blick auf Josephe, die bleich, zitternd, ohne Sprache auf der Moosbank saß, überzeugte Fröben, was hier zu thun sey. Er bot ihr den Arm und führte sie aus der Laube nach dem Schlosse. Wüthend sah ihnen der Baron nach; er war im Begriff, seine Knechte zusammenzurufen und seine Drohung zu erfüllen, aber die Furcht, seine Schande noch größer zu machen, hielt ihn ab. Er rannte hinauf in den Saal, wo Josephe auf dem Sopha lag, ihr weinendes Gesicht in den Kissen verbarg und Fröben wie gedankenlos am Fenster stand und hinausstarrte. Scheltend und fluchend rannte jener im Saal umher; er verfluchte sich, daß er sein Leben an eine solche Dirne gehängt habe; „es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande seyn, wenn ich sie mir nicht vom Halse schaffte; rief er: Sie hat Taufschein und Alles fälschlich angegeben; sie hat sich für ebenbürtig ausgegeben, die Bettlerin, diese Ehe ist null und nichtig!“

„Das wird allerdings das Vernünftigste seyn, unterbrach ihn Fröben; es kommt nur darauf an, wie du es angreifst, um dich nicht noch mehr zu blamiren.“ —

„Ha, mein Herr! schrie der Baron in wildem Zorn, Sie spotten noch über mich, nachdem Sie durch ihre gränzenlose Frechheit all diese Schande über mich brachten? Folgen Sie mir, zu unserer Scheidung brauchen wir weiter keine Assisen, die kann sogleich abgemacht werden. Folgen Sie!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ob die Platina im Alterthum bekannt war?

In einer antiquarischen Abhandlung über die Ruinen von Alt-Evreux, welche Hr. Rever im Journal d'Agriculture etc. de la Société d'Evreux (Nr. 1. 1824) mittheilt, wird die Frage erörtert: ob die Alten bereits schon die Platina gekannt hätten? Plinius spricht vom weißen Bley und vom schwarzen Bley. Seine Beschreibung des weißen, hält Hr. Rever dafür, treffe mit denen, welche die neueren Mineralogen von der Platina geben, so genau zusammen, daß man nicht anstehen könne, beyde für eine und die nämliche Substanz zu halten. Bey Cäsar freylich sey zu lesen, das weiße Bley komme in England vor, wo doch bis dahin noch Niemand das Platin-Metall gefunden hat. Allein (erwiedert Herr Rever) Cäsar war kein Naturforscher, er konnte das Zinn von Cornwallis mit dem Namen plumbum album bezeichnen. Plinius hingegen hat drey Gattungen Metall durch drey verschiedene Namen unterschieden: das Zinn (stannum), welches damals schon zum Verzinnen von Kupfergefäßen diente; das schwarze Bley, welches zu groben Arbeiten, zu Wasserröhren für Brunnen und Bäder u. s. w. gebraucht ward; das weiße Bley, härter als die zwey andern, so schwer wie Gold, und mit diesem in gleichen Minen vorkommend. Dieß leztere war das Platin-Metall, welches, wie Herr Rever noch weiter glaubt, auch von den Alten schon für eingelegte Arbeiten gebraucht ward. Er wünscht, daß man sorgfältig jene in Veja gefundenen und von Mongez (in der Encyclopédi méthodique Antiqu. T. 5. p. 670) beschriebenen bronzenen, mit einer Art Silberdecke (argenture) versehenen Waffen untersuchen möchte, um auszumitteln, ob sich nicht eine Platin-Belegung fände, oder was Plinius argentatae nennt, und was bey den Galliern, den Erfindern dieser Zierrathen, häufig angetroffen ward.

Auch Reichthum hat Werth.

Weis' ist der Arme, vergnügt mit Wenigem; aber ein Thor ist,
Wer, voll stoischen Wahn's, rechtlichen Reichthum verschmäht.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 4. und 11. Nov.

(Fortsetzung.)

Dieser schroffe Gegensatz zwischen Adel und Volk erscheint um so auffallender, als er sich selbst durch die äußere Kleidung charakterisirt. Uebrigens theilt sich lezteres gleich dem ehemaligen römischen Volke in Patrone und Clienten, ohne daß deßhalb erstere mehr oder leztere weniger als Bürger wären, nämlich in Herren und Knechte. Zu jenen gehören Winzer, Gärtner (ortolani), Obsthändler (fruttaruoli), Krämer (carrettieri), Fuhrwerksbesitzer (vetturini, vetturali), niedere Handwerker, welche nicht reich genug sind, um eigene Werkstätte (botteghe) zu halten, sondern entweder bey andern im Hause, oder auch für andere in der eigenen Wohnung arbeiten u. s. w. Alle diese Leute gehören zu den oben erwähnten Incroyables, mit dem Spottnamen Minenti (Eminenti) benannt, weil sie allenthalben hervorragen wollen. Sie kleiden sich, mehr oder weni-

ger, in die besagte Kleidung, und haben sämmtlich das äußere Kennzeichen mit einander gemein, daß sie eine kurze Jacke nie einen Frack tragen. Diese spielen die Patrone. Ihre Clienten, von ihnen ihrerseits mit dem Spitznamen Vassalli *) benannt, sind ihre Knechte. leztere tragen meistens einen großen, kugelrunden, stark gekrämpten, spitzzulaufenden Hut, eine Plüschjacke mit silbernen Knöpfen, im Sommer stets über der Schulter hängend, oder statt deren, Winters einen rothen, an den Kanten mit gelben oder blauen Schnüren besezten Mantel, an welchem die Aermel leer herabbaumeln, ein kurzes Beinkleid, dessen Kniegürtel unzugeknöpft sind, damit das darunter sitzende weiße Unterbeinkleid hervorsehe, weiße Strümpfe, welche bey denen, welche reiten ledernen, bis hoch über die Knie reichenden, mit Schnallen zugemachten Kamaschen Platz machen u. s. w. Obgleich, wie gesagt, erstere Herren und leztere Knechte; so hat dieß Verhältniß mit dem ähnlichen in andern Ländern nichts gemein als höchstens den Namen, oder auch diesen nicht einmal. Denn der Herr heißt und nennt sich freylich Padrone; aber für den Knecht ist kein Name in absoluter Bedeutung (Vassallo ist ein bloßes Spott- oder Schellwort) vorhanden, ein nicht unmerkwürdiger Umstand, der jedenfalls auf den Republikanismus hindeutet. Ein solcher Padrone kann zum Beyspiele nicht sagen: „Ich habe meinen Knecht dahin geschickt.“ denn es gibt, wie gesagt, kein Wort für „Knecht,“ außer es sey ein Stallknecht, wo er allerdings den Ausdruck Stallone (das Toskanische Mozzo di stalla kennt hier Niemand) gebraucht; aber Stallone hat durchaus die verächtliche Bedeutung nicht, welche im Deutschen „Knechte“ oder im Französischen Valet liegt. Das sächliche Verhältniß unter beyden ist noch verschiedener als das des Namens. Ich wollte es zum Beyspiele keinem Padrone rathen eine Prise Taback zu nehmen, ohne seinem Stallone (oder was sonst der Knecht bey ihm ist) die Dose zu reichen, und keinem Stallone, dem Padrone nicht aus seiner Weinflasche zuzutrinken; einer würde den andern des Bauernstolzes (superbia) beschuldigen. Superbo aber ist im Munde des römischen Volkes eine Beleidigung, welche tiefer empfunden wird als ein Briccone, Assassino u. s. w. Die einzige Auszeichnung, welche der Knecht dem Herrn erweist, besteht in den Worten Sor (Signore) und Padrone, von welchen er jenes in der unmittelbaren Anrede, und dieses in der dritten Person von ihm redend, seinen Taufnamen (der Familienname ist hier, außer auf Briefen, oder zur ausdrücklichen Nachweisung der Person, gar nicht gebräuchlich) vorsezt. Oft geschieht aber auch dieß nicht einmal, und dann nennt der Knecht seinen Herrn schlechtweg Pipo (Filippo) wie Pipo seinen Knecht schlechtweg Checco (Francesco) nennt. Gleichergestalt rufen die Mägde sehr häufig ihre Hausfrauen, ohne das Sora hinzuzufügen, blos mit dem Artikel, zum Beyspiele la Carolina, la Nina (Caterina) u. s. w.:

Ist die materielle, nicht blos formelle Verschiedenheit also zwischen den äußern Sitten des römischen Adels und des Volks schon groß; so zeigt sich der Kontrast ihrer gegenseitigen Gemüthsart noch auffallender. Andeutungen davon habe ich bereits oben gegeben. Es kann nicht geläugnet werden, daß der gemeine Römer, wenn ihn wahre oder eingebildete Beleidigungen reitzen, grausam, ja blutgierig werden kann; ungereizt zeigt er sich dagegen eben so gutmüthig als mitleidig, dienstfertig und uneigennützig. Leztere Eigenschaft sticht besonders im untersten Pöbel hervor. Läge jene Grausamkeit, welche ihn für den Augenblick zu Mord und Todschlag geschickt macht, blos im Blute: so müßte der Adel denselben Charakter haben. Offenbar wird es daher anderswo mit ihm versehen. Wo? Das auseinander zu sezen, ist hier der Ort nicht. Daß man sich gezwungen sieht, zu gewissen torturmäßigen Strafen Zuflucht zu nehmen, um seinen Geist der Widersezlichkeit und des Unmuths im Zaum zu halten, wirkt auf den Menschenfreund eben so herzzerreißend, als leider der kalte Beobachter nichts anders als eine sehr nothwendige Maßregel darin erkennen muß. Unter hundert Beyspielen, welche dieß bestätigen, nur ein's. Ein Fremder geht, während des dießjährigen Oktobers, auf den Testaccio und ißt daselbst zu Mittage. Als der Aufwärter die Rechnung macht, sieht sich der Fremde, dem die Preise in den Speisehäusern recht wohl bekannt sind, so gröblich übervortheilt, daß er den Speisezettel fordert. Anfangs verweigert diesen der Aufwärter unter dem Vorwande, es sey keiner da. Als er ihn aber endlich nothgedrungen herbeybringen muß, weil der Fremde einen solchen auf einem entfernten Tische liegen sieht; so zeigt sich, daß lezterer wenigstens um die Hälfte hat betrogen werden sollen. Vom Zorn über eine solche Frechheit überwältigt, schlägt er dem Aufwärter mit den Worten: „Briccone“ den Speisezettel unter die Nase. Dieser, nach einem Messer greifend, fährt damit auf den Fremden ein, welcher eben noch Zeit genug hat ihm den Arm zu halten, und die draußen stehenden Gensd'armen herbeyzurufen. Diese kommen und wollen den Aufwärter verhaften, verlangen aber der Fremde solle sich mit zum Distriktspräsidenten begeben, um seine Anklage in Person zu machen. Da er, um kein Aufsehen zu machen, dazu keine Lust hat, so stellt er die Sache ihrem Ermessen anheim, um so mehr, da sie sich vom Hergange der Sache bis in die kleinsten Details unterrichtet haben. Was aus der Sache geworden, hat der Fremde nicht erfahren; doch ist er acht Tage später, auf der Gasse von demselben Aufwärter noch obenein ausgelacht worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In der römischen Umgangssprache wird das Wort Vassallo von einem gemeinen, knechtisch-gesinnten Menschen gebraucht, hat aber doch im Toskanischen die Bedeutung eines jeden Gehülfen, der bey einem Handwerker die gröberen Handleistungen verrichtet.

Berlin, November.

Montags den 6ten dieses ward endlich unter der Generaldirektion des Ritters Spontini die Benefiz-Vorstellung des Freyschützen gegeben, deren Ertrag zur Vermehrung eines Fond für die Erziehung der Weber'schen unmündigen Kinder bestimmt ist. Das Haus war übervoll, wie sich nach der Achtung und Liebe, deren sich der Verstorbene überall, wohin er nur kam, erfreute, erwarten läßt. mit den Geschenken Sr. Majestät des Königs und Ihrer königlichen Hoheiten der Prinzen des Hauses, soll sich die Einnahme bis auf zweytausend dreyhundert Thaler belaufen. Hoffentlich werden die übrigen Bühnen Deutschlands diesem schönen Beyspiele folgen. Unsere ersten Künstler übernahmen freudig auch die Nebenrollen, ja Herr Bader verschmähte es selbst nicht im Jägerchore mitzusingen, und wie diese ganze Darstellung mehr der Erinnerung an den Komponisten als seinem Werk geweiht schien, sey es uns erlaubt, ihrer weder mit lobendem Pomp noch mit für diesen Fall unfreundlichem Tadel zu erwähnen. Wenn an dem Grabe des verehrten Mannes Töne seiner Oper erklingen sollen, welche andre würde man anstimmen können als die des Schlußchors: „Wer rein ist von Herzen und schuldlos von Leben, darf kindlich der Milde des Vaters vertrauen.“ Töne, die er selbst nach mannichfachem Kampf mit dem Bösen und Uebel, nach dem heiteren Jauchzen, nach der ahnungsvollen Klage der zärtlichen Unschuld, nach so manchem innern Gemüthsstreit, nach den zerrissenen melodielosen Tönen der Hölle, nach dem dumpfen unheimlichen Schauer und dem betäubenden Toben, als gläubigen vertrauenden Jubel erklingen läßt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. December 1826.

Wie viele Menschen stehn an den berauschenden Flüssen, und hören nicht das Wiegenlied dieser mütterlichen Gewässer, und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen.

Novalis.

Romanzen vom Bodensee.

Von Gustav Schwab.

3.

Graf Gero von Montfort.

Von Montfort war's der greise Graf,
Gesättigt von dem Leben,
Der sah den blauen See im Schlaf,
Und stille Kähne schweben;
Auf Wasser, Erd' und Himmel Ruh:
Da flog sein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
Da ruft er seine Knechte,
Hat sie belobt und gut bedacht,
Nimmt Abschied vom Geschlechte,
Verläßt die Herrschaft und das Schloß
Und zieht zum fernen Strand zu Roß.

Wie nun er an das Ufer trat,
Hört guten Wind er sausen,
Und trifft am Strand den frommen Abt
Vom heil'gen Petershausen;
Dazu ein Schiff, die Segel voll;
O wie sein Herz von Sehnsucht schwoll!

Sankt Peters Haus, die stille Statt,
Von Wellen leis bespület,
Sein Geist sich ausersehen hat,
Vom Ird'schen abgekühlet;
Dort will er dienen Gott dem Herrn,
Von Lust und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
Er hebt in's Schiff den Grafen:
Wohl bringt dem Kloster das Gewinn!
Sie stoßen ab vom Hafen;
Schon schwimmt das Schiff auf blauer Flut,
Wie wird dem Greise da zu Muth!

Er spricht gerührt: „O fühltet Ihr,
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Wasser auf zu mir,
Wie Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bey jenes Hornes *) Riff
Geboren ward ich einst im Schiff."

„Und wann ich in dem Nachen bin,
So sanft geschaukelt liege,
Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
Ich ruh' in meiner Wiege,
Die Mutter lispelt in mein Ohr,
Und singt ein Schlummerlied mir vor."

Derweil sie segeln frisch nach vorn;
Da übermannt's den Grafen,
Sie sind nicht ferne mehr vom Horn,
So hebt er an zu schlafen,
Und bey der Ruder gleichem Schlag
Er schlummernd auf dem Schiffe lag.

Und wie das Schiff vorüber zieht,
Dort, wo er ward geboren,
Da tönt das süße Wiegenlied
So hell in seinen Ohren;
Er schlug die Augen auf und rief:
„O Mutter, wie so tief ich schlief!"

*) Horn heißt am Bodensee so viel als Landzunge.

Er schloß die Augen wieder zu,
Noch tiefer fort zu schlafen.
Steh Nachen still, nicht eile du!
Dein Gast ist schon im Hafen;
Der Abt zu seinen Füßen kniet,
Ihn mit dem lezten Trost versieht.

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
Legt in den Chor den Frommen;
Dort rauscht die Flut, die einst ihn gab,
Und die ihn jezt entnommen;
Im süßen Frieden, frey von Harm,
Ruht er der Welle dort im Arm.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsezung.)

Josephe, die die Worte Faldners verstand, sprang auf; sie warf sich vor dem Wüthenden nieder, sie beschwor ihn, alles nur über sie ergehen zu lassen, denn sein Freund sey ja ganz unschuldig, sie wies hin auf den Zettel in seiner Hand, den sie erkannte. Sie schwor, daß Fröben erst heute erfahren, wer sie sey, aber der junge Mann selbst unterbrach ihre Fürbitten, er hob sie auf und führte sie zum Sopha zurück. „Ich bin gewohnt, sagte er kaltblütig zum Baron, bey solchen Gängen zuerst meine Arrangements zu treffen und du wirst wohl thun, es auch nicht zu unterlassen. Vor Allem geht deine Frau jezt aus dem Schloß, denn hier will ich sie nicht mehr wissen, wenn ich nicht mehr da bin, um sie vor deinen Mißhandlungen schützen zu können."

„Du schaltest ja hier wie in deinem Eigenthum, erwiederte der Baron vor Zorn lachend; doch Madame war ja schon vorher sein Eigenthum, ich hätte es beynahe vergessen; wohin soll denn der süße Engel gebracht werden? In ein Armenhaus, in ein Spital, oder an den nächsten besten Zaun, um ihr Gewerbe fortzusetzen?"

Fröben hörte nicht auf ihn; er wandte sich zu Josephe: „Wohnt die Gräfin noch in der Nähe, fragte er sie, glauben Sie wohl für die nächsten Tage einen Aufenthalt dort zu finden?"

„Ich will zu ihr gehen," erwiederte sie.

„Gut, Faldner wird die Gnade haben, Sie hinfahren zu lassen, dort erwarten Sie das Weitere; ob er einsieht, wie unrecht er uns Beyden gethan, oder ob er darauf beharrt, sich von Ihnen zu trennen."

Josephe war zu der Gräfin abgefahren, der Freund hatte ihr gerathen, bey ihrer Ankunft nur einen Besuch von einigen Tagen zu maskiren, indessen wolle er ihr über die Stimmung seines Freundes Nachricht geben, und wenn es möglich wäre, ihn bereden, sich mit ihr zu versöhnen."

„Nein, rief sie leidenschaftlich, indem sie von der Terrasse in den Wagen hinabstieg, in diese Thüre kehre ich nie wieder zurück, auf ewig wende ich diesen Mauern den Rücken. Glauben Sie, eine Frau vermag viel zu ertragen, ich habe lange dulden müssen und das Herz wollte mir oft zerspringen, aber heute hat er mich zu tief beleidigt, als daß ich ihm vergeben könnte. Und sollte ich wieder zurückkehren müssen auf den pont des arts, die Menschen um ein Paar Sous anzuflehen, ich will es lieber thun als noch länger solche niedrige Behandlung von diesem rohen Menschen mir gefallen lassen. Mein Vater war ein tapferer Soldat und ein geachteter Offizier Frankreichs, seine Tochter darf sich nicht bis zur Magd eines Faldners entwürdigen."

Der junge Mann hatte nach ihrer Abreise einige Briefe geschrieben und war gerade mit Ordnen seines kleinen Gepäcks beschäftigt, als Faldner in das Zimmer trat. Fröben sah ihn verwundert an und erwartete neue Angriffe und Ausbrüche seines Zorns. Jener aber sagte: „Ich glaube, jemehr ich diese unglücklichen Zeilen lese, die ich heute Mittag auf deinem Zimmer fand, immer mehr, daß du eigentlich doch unschuldig an der miserablen Historie bist, nämlich daß du vorher nichts wußtest und die Person nicht kanntest; daß ich mein Weib in deinen Armen traf, verzeihe ich dir, denn jene Person hatte aufgehört meine zu seyn, als sie den thörichten Brief an dich schrieb."

„Es ist mir wegen unseres alten Verhältnisses erwünscht, antwortete Fröben, wenn du die Sache so ansiehst. Hauptsächlich auch, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, vernünftig und ruhig mit dir über Josephe zu sprechen. Für's erste mein heiliges Wort, daß zwischen ihr und mir bis heute Mittag nie, auch früher nicht, etwas vorging, was im geringsten ihrer Ehre nachtheilig wäre; daß sie arm war, daß sie einmal genöthigt war, die Hülfe der Menschen anzurufen —

„Nein, sag' lieber, daß sie bettelte, rief Faldner hitzig, und Nachts auf den Straßen und Brücken der liederlichen Hauptstadt umherzog, um Geld zu verdienen; ich hätte ja schon damals das Vergnügen ihrer näheren Bekanntschaft haben können, ich war ja bey der rührenden Scene auf dem pont des arts. Nein, wenn ich dir auch alles glaubte, ich bin dennoch beschimpft. Die Familie Faldner und eine Bettlerin!"

„Ihr Vater und ihre Mutter waren von gutem Hause" —

„Fabeln, Erdichtung! daß ich mich so fangen ließ; eben so gut hätte ich die Kellnerin aus der Schenke heirathen können, wenn sie ein Bierglas im Wappen führte und ein falsches Zeugniß ihrer Geburt brachte!"

„Das ist in meinen Augen das Geringste bey der Sache, die Hauptsache ist, daß du sie gleich von Anfang wie eine Magd behandeltest und nicht wie deine Frau; sie konnte dich nicht lieben, ihr paßt nicht für einander."

„Das ist das rechte Wort, entgegnete der Baron, wir passen nicht zusammen; der Freyherr von Faldner

und eine Bettlerin können nie passen. Und jezt freut es mich erst recht, daß ich meinem Kopf folgte und sie so behandelte, die Dirne hat es nicht besser. Ich hab' es ja gleich gesagt, sie hat so etwas Gemeines an sich!"

Diese Rohheit empörte den jungen Mann, er wollte ihm etwas Bitteres entgegnen, aber er bezwang sich, um Josephen nützlich zu seyn. Er redete mit dem Baron ab, was in der Sache zu thun sey und sie kamen darin überein, daß sie ihre Sache vor die bürgerlichen Gerichte bringen und gegenseitige Abneigung als Grund zur Trennung angeben sollten. Freylich konnte bey ihren Glaubensverhältnissen keiner der beyden Theile hoffen, in einer neuen Verbindung Trost zu finden; aber Josephen, wenn sie auch mit Schrecken in eine hülflose Zukunft blickte, schien kein Loos so schwer, daß es nicht gegen die unwürdige Behandlung, die sie in Faldners Hause erduldet, erträglich geschienen hätte, und der Baron, wenn ihn auch in manchen einsamen Stunden Reue anwandelte, suchte Zerstreuung in seinen Geschäften und Trost in den Gedanken, daß Niemand seine Schande erfahren habe, eine Bettlerin von zweydeutigem Charakter zur Frau von Faldner gemacht zu haben.

Einige Wochen nach diesem Vorfall ging Fröben in Mainz, wohin er sich, um doch in Josephens Nähe zu seyn, zurückgezogen hatte, auf der Rheinbrücke hin und wieder. Er gedachte der sonderbaren Verkettung des Schicksals, er dachte an mancherley Auswege, die ihn und die geliebte Frau vielleicht noch glücklich machen könnten; da fuhr ein Reisewagen über die Brücke her, dessen wunderlicher Bau die Aufmerksamkeit des jungen Mannes schon von Weitem auf sich zog.

Bald aber haftet sein Auge nur noch an dem Bedienten, der auf dem Bock saß; dieses braungelbe, heitere Gesicht, das neugierig um sich schaute, schien ihm nicht minder bekannt als die gelben Farben der Livree. Als der Wagen, der sich auf der Brücke nur im Schritt weiter bewegen durfte, näher heran kam, bemerkte auch der Diener den jungen Mann und rief: „San Jago di Compostella! das ist er ja selbst." Und riß das Wagenfenster auf, das ihn von dem Innern des Wagens trennte, und sprach eifrig hinein. Alsobald wurde auf der Seite des Wagens ein Fenster niedergelassen, und heraus fuhr das wohlbekannte Gesicht Don Pedros di San Montanjo Ligez. Der Wagen hielt; der junge Mann sprang freudig herzu, um den Schlag zu öffnen und der alte Herr sank in seine Arme. „Wo ist sie, wo habt Ihr sie, die Tochter meiner Laura? O um der heiligen Jungfrau willen, habt Ihr sie hier? sagt an, junger Herr! wo ist sie?"

Der junge Mann schwieg betreten; er führte den Alten auf der Brücke weiter und sagte ihm dann, daß sie nicht weit von dieser Stadt sich aufhalte und morgen wolle er ihn zu ihr führen. Der Spanier hatte Freudenthränen im Auge. „Wie danke ich Euch für die Nachrichten, die Ihr mir gegeben! sprach er, wie glücklich habt Ihr meine alten Tage gemacht!"

Sobald ich Urlaub bekommen hatte, sezte ich mich mit Diego in den Wagen und ließ mich von W. bis hier täglich sechs Meilen fahren, denn länger hielt ich es nicht aus. Und lebt sie glücklich! Sieht sie ihrer Mutter ähnlich, und was erzählt sie von Laura Tortosi?" Fröben versprach auf seinem Zimmer alle seine Fragen zu beantworten. Er ließ, nachdem sich der Spanier ein wenig ausgeruht und umgekleidet hatte, Xeres bringen, schenkte ein, Diego reichte, wie damals, Cigarren, und als Don Pedro recht bequem saß, fing der junge Mann seine Erzählung an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18. November.

Wenn man jezt die Oppositionsblätter liest, so sollte man glauben, man lebe in Paris nicht sicherer als in einem Walde, worin Räuber hausiren, denn täglich werden neue Diebereyen von Straßendieben erzählt; mitunter auch Mordgeschichten; mit jedem Morgen werden aus allen Stadtrevieren dergleichen Abenteuer zu Tage gefördert, mit Bezeichnung der Personen und der Gassen oder öffentlichen Pläze, wo dergleichen vorgefallen. Beym Lesen dieser Dieb-, Raub- und Mordgeschichten mag sich mancher Fernwohnende Glück wünschen, daß er sich nicht in Paris befindet, und dabey die armen Pariser bedauern, daß sie täglich in so großer Gefahr schweben, und keinen Abend ihres Lebens und ihres Gutes sicher sind. Nimmt man nun freylich die ministeriellen oder besoldeten Blätter zur Hand, so bekömmt man hier eine ganz andere Meynung von dem Zustande der Stadt Paris. Nach diesen Blättern zu urtheilen, wird die Polizey in der großen Hauptstadt vortrefflich gehandhabt, man geht und schläft ruhig; auf den Gassen ist man so sicher wie auf seinem Zimmer, denn der Herr Polizeypräfekt mit seinen Polizeykommissarien, Polizeydienern und Gensdarmen wacht für die 750,000 Menschen, die sich in der großen Stadt herumtreiben, und wenn es etwas unsauber in der „ersten Stadt der Welt" aussieht, so liegt die Schuld nicht an der Polizey, sondern an der Jahreszeit. Kurzum, die Polizey verdient ehrlich das Geld, das sie den Staat kostet, und damit muß sich jedweder zufrieden stellen. So lautet mit andern Worten die Lob- und Schuzrede, welche die besoldeten Blätter auf Veranlassung der täglichen Angriffe der unabhängigen Zeitblätter anstimmen. Wer hat nun Recht! Hierauf läßt sich nicht so kurz antworten als man glauben sollte. In Paris fällt Jahr aus Jahr ein viel Dieberey, Raub und Mord vor; vielleicht gibt es desselben jezt etwas mehr als gewöhnlich, sey es, weil wirklich mehr Taugenichtse sich zusammenfinden als sonst, sey es, weil Einstellung der Taglöhnerarbeiten und Stocken einiger Gewerbszweige das Elend in den ärmern Klassen vergrößert hat. Die Aufmerksamkeit der Einwohner ist nun einmal lebhaft aufgeregt; was sonst unbemerkbar vorüber geht, wird jezt umständlich in den Tagesblättern erzählt und ausgemacht; das Publikum selbst vergrößert durch seine Furcht den Zustand der Dinge: es sieht überall Diebe und Räuber, und vielleicht be-

nuzen Diebe und Räuber gerade diese allgemeine Furcht, um noch mehr Gaunerstreiche zu begehen als gewöhnlich. Es ist gewiß, daß manche Arbeiten in diesem Jahre eingestellt worden sind, die sonst einer Menge Menschen Beschäftigung gaben. Man hat nicht ein Viertel von demjenigen gebauet, was man in den drey oder vier vorigen Jahren gebauet hatte. Mithin verlieren die Arbeiter in den Steinbrüchen um Paris, die Maurer, Zimmerleute und viele andere ihr Brod. Eben so ist es in den großen Buchdruckereyen gegangen. Bey Didot, Fain u. a. geht jezt nur die Hälfte der Pressen; folglich gerathen Sezer, Buchbinder, Papiermacher außer Thätigkeit, und zwar beym Eintritte des Winters. Die leidige Kongregation, der man so viele Schuld gibt, hat auch das Ihrige dazu beygetragen, um das Elend der ärmern Volksklassen zu vermehren; statt die Leute zur Arbeit aufzumuntern, hat sie dieselben durch Belohnungen zu unnüzen, geistlosen Andachtsübungen angehalten. Diejenigen Arbeiter, welche dergleichen Uebungen fleißig beywohnen, sollten sie auch ihre Handarbeit darüber versäumen, bekommen Geld und Brod, besonders wenn sie in eine der vielen neu errichteten Brüderschaften eingeschrieben sind. Die bequeme Art Brod zu gewinnen, macht die Leute träge, und flößt ihnen Hang zur Scheinheiligkeit ein, woraus dann allerley Laster entspringen. Und nun die Pariser Polizey? Die Oppositionsblätter werfen ihr vor, daß sie sich allzusehr um das politische Betragen der Bewohner bekümmert, und darüber die Sauberkeit der Gassen und die Sicherheit der öffentlichen Pläze versäumt. Man gibt der Polizey in den Tagesblättern deutlich zu verstehen, anstatt so viele Spione zu besolden, solle sie lieber den Besen zur Hand nehmen, die Gassen fegen, und am Abend und in der Nacht fleißig patrouilliren; dadurch verdiene sie eher das ihr vom Staate zugelegte schwere Geld, und dabey bestehe die Hauptstadt im Ganzen auch viel besser. Obschon die Pariser Polizey seit der Einführung der freyen Staatsverfassung für die Bürger eben nicht sehr lästig ist, und es auch in einer so großen Stadt nicht wohl seyn kann, so ist es doch allerdings wahr, daß sie die Sauberkeit und Sicherheit der Gassen zu sehr vernachläßigt, und sich zu sehr mit der politischen Bewachung der Bewohner abgibt, welches dann freylich den Beamten etwas mehr Ansehen gibt oder geben soll, und ihnen wichtigere Belohnungen von Seiten der Regierung einbringt. Sonst beging sie in dieser Hinsicht manchen Unfug; ein Bürger konnte auf den geringsten Verdacht in Verhaft genommen werden, und hatte Mühe genug sich wieder aus den Händen oder Klauen der Polizey loszumachen.

(Die Fortsezung folgt.)

Rom, 4. und 11. Nov.

(Fortsezung.)

Daß es in Rom an religiösen Besserungsmitteln nicht fehlt, weiß Jedermann; man dürfte sich sogar wundern, daß an einem Orte, wo unmittelbar aus der Quelle der christlichen Moral geschöpft wird, das Volk nicht vorzugsweise friedfertig, duldsam und gutmüthig ist, mit einem Worte, daß es, statt das Tugendhafteste auf der ganzen Erde zu seyn, vielmehr den Ermahnungen zum Guten widerstreben, und sich in einem gewissen Starrsinn immer mehr vertiefen könne. Aber, wie mich dünkt, ist diese Halsstarrigkeit nicht in seiner Natur begründet, sondern wird mittelbar in ihm durch Unterlassungen erzeugt, von denen sich, eben weil sie Jahrtausende alt und innig mit dem Höchsten und Wichtigsten der Kirchensazungen verbunden sind, ohne gewaltsame Erschütterungen des bestehenden Gebäudes nicht zurückkommen läßt. Von der andern Seite glaube ich, ließe sich von außenher und mittelbar durch eine Anstalt, welche hier fehlt, im Auslande dagegen nicht ohne heilsamen Einfluß auf die öffentliche Moralität ist, die Rohheit des hiesigen Volks mit um so glücklicherm Erfolge bekämpfen, als das Mittel durch keine gewaltsame Maßregel, sondern vielmehr im Wege poetischer, also um desto interessanterer und eingreifenderer, Täuschung wirken würde. Diese Anstalt wäre ein Volkstheater.

Entweder sind bisher alle Moralphilosophen alte und neuere im Irrthume gewesen, oder das dramatische Schauspiel übt auf die Sittlichkeit einer Nation einen Einfluß aus, welcher in etwas Höherem und Bedeutsamern besteht, als im bloßen augenblicklichen Zeitvertreibe; sonst würde es sich der Mühe nicht lohnen, so kostspielige Aufopferungen, wie hin und wieder geschieht, für eine Unterhaltung zu machen, welche nichts anders bezweckte, als die Menschen für ein paar Stunden vergessen zu lassen, daß sie auf der Welt sind. Ich glaube im Gegentheile, daß, wenn die dramatischen Vorstellungen etwas anders als Spiele für unmündige Kinder (ich sage nicht Marionettenspiele, denn selbst diesen dürfte eine höhere Bedeutsamkeit gegeben werden müssen) seyn sollen, ein moralisch-sittlicher Zweck damit verbunden werden müsse. Dieser kann bey den Deutschen nicht wie bey den Griechen in Konstituirung oder Modifirung des öffentlichen Lebens, weil sie kein öffentliches Leben haben, eben so wenig wie bey den Franzosen zur Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens, welches ihnen gleichfalls abgehet, bestehen, sondern muß sich allein auf das Familienleben beziehen, welches leztere in Deutschland und den übrigen kulturverwandten Nordländern vorzugsweise vorhanden ist. Daher wären die sogenannten Familiengemälde, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts das Eins und Alles der deutschen Theater ausmachten, die vernünftigste Gattung von Schauspielen gewesen, hätte ein Mann in seiner Art, ein Shakspear an die Stelle der subjektiven Befangenheit eine objektive Freyheit gesezt, das heißt, hätte er das Familienleben mit der Geißel der Satyre gepeitscht, statt sich mit dem Großvater hinter den Ofen zu sezen, und Thränen über die Ausrottung desselben zu vergießen. Selbst diese höhere geistige Bedeutung der genannten Gattung hätte in so fern eine verschiedene Gestalt annehmen müssen, als in der jedesmaligen Nation, für welche es geschrieben, das Familienleben selbst auf einer verschiedenen Stufe der Ausbildung, oder meinetwegen der Verbildung gestanden wäre, das heißt, sie hätte da, wo beyde vorhanden, das Familienleben der höheren Stände, und dasjenige des Volks in verschiedenen Stylen schildern müssen. Lezteres ist an mehreren Orten in Deutschland, wo man einen Volkscharakter im Gegensaz des Charakters der gebildeteren Klassen wahrzunehmen geglaubt hat, geschehen, mit Glücke aber einzig nur in Wien, wo vorzugsweise vor allen größeren Hauptstädten Deutschlands ein Volksthum, abgesondert von den höheren Gesellschaftsverhältnissen besteht. Das Wiener Leopoldstädtertheater ist in dieser Hinsicht eine wahre Sittenschule, aus welcher der dortige Pöbel heilsamere Regeln mit nach Hause bringt, als ihm vielleicht manche andere, eigens zu diesem Zwecke eingesezte Institute gewähren möchten. Freylich stände zu wünschen, daß die Autoren, welche für dieses Theater arbeiten, und von denen mehrere wahre Genies in der Gattung sind, weniger häufig sich in's Lustigleere verlieren, und statt dessen stets einen sittlich-bürgerlichen Zweck vor Augen haben möchten. Daß dieses Theater zugleich eine so hohe Stufe von Kunstvollendung in der Darstellung erreicht hat, gibt ihm einen um so höhern Werth.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. December 1826.

Das Herz ist der Gerichtsstuhl zwischen Freunden.

Ant. Perez.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Mit steigendem Interesse hörte der Spanier seinen Freund an; zu großem Aergerniß Diego's ließ er seit zwanzig Jahren zum ersten Mal die Cigarre ausgehen, und als der junge Mann an jene empörende Scene zwischen Faldner und der unglücklichen Frau kam, da konnte er sich nicht mehr halten; sein altes, südliches Blut kochte auf; er drückte den Hut tief in die Stirne, wickelte den linken Arm in den Mantel und rief mit blitzenden Augen: „Meinen langen Stoßdegen her, Diego, den mach' ich kalt, so wahr ich ein guter Christ und spanischer Edelmann bin; ich stech' ihn nieder und hätte er ein Kruzifix vor der Brust, ich bring' ihn um, ohne Absolution und ohne alle Sakramente schick' ich ihn zur Hölle, so thu' ich. Bring mir mein Schwert, Diego."

Aber Fröben zog den zitternden, vom Zorn erschöpften Alten zu sich nieder; er suchte ihm begreiflich zu machen, wie dieß alles nicht nöthig sey, denn Josephe sey schon aus der Gewalt des rohen Menschen befreyt und lebe getrennt von ihm. Er holte, um ihn noch mehr zu beschäftigen, jenes Bild herbey und entfaltete es vor den staunenden Blicken Pedros. Entzückt betrachtete es der Don. „Ja, sie ist es, rief er, alles Uebrige vergessend, meine arme unglückliche Laura!" Und weinend umarmte er den jungen Mann, nannte ihn seinen lieben Sohn und dankte ihm mit gebrochener Stimme für Alles, was er an der unglücklichen Mutter und ihrer armen Tochter gethan.

Am andern Morgen brach er mit Fröben nach dem Gut der Gräfin auf. Es war ein rührender Anblick, wie der alte Mann die schöne jugendliche Gestalt Josephens umschlungen hielt, wie er ihr Gesicht aufmerksam betrachtete, wie seine strengen Züge immer weicher wurden, wie er sie dann gerührt auf Auge und Mund küßte. „Ja du bist Lauras Tochter! rief er; Dein Vater hat Dir nichts gegeben als sein blondes Haar, aber das sind ihre lieben Augen, das ist ihr Mund, das sind die schönen Züge der Tortosi! Sey meine Tochter, liebes Kind, ich habe keine Verwandten und bin reich, und durch Verwandtschaft, mein Herz, und einen zwanzigjährigen Gram gehörst Du mir näher an als irgend jemand anderem auf der Erde!" Ihre Blicke, die über seine Schulter weg auf Fröben fielen, schienen diese leztere Behauptung nicht gerade zu bestätigen, aber sie küßte gerührt seine Hand und nannte ihn ihren Oheim, ihren zweyten Vater.

Die Freude des Wiedersehens dauerte übrigens nur wenige Tage. Don Pedro erklärte sehr bestimmt, daß ihn seine Geschäfte nach Portugall rufen, und zugleich schien er gar nicht einzusehen, was Josephe abhalten könnte, ihm dahin zu folgen; er hegte zu strenge Grundsätze über die Artikel seiner Kirche, als daß er den Gedanken für möglich gehalten hätte, Fröben könne Josephe, die getrennte Gattin eines Andern, zur Frau begehren. Es ist uns nicht bekannt geworden, was die Liebenden über diesen

streitigen Punkt verhandelten; nur so viel ist gewiß, daß Fröben einigemal darauf hindeutete, sie solle zum evangelischen Glauben zurückkehren, daß sie jedoch, zwar mit unendlichem Schmerz, aber sehr bestimmt diesen Vorschlag abwies. Oft soll ihr der junge Mann, in Verzweiflung über die herannahende Trennung, vorgeschlagen haben, sie solle Don Pedro ziehen lassen, sie solle für sich leben, in Deutschland bleiben, er wolle, wenn er nicht ihr Gatte werden könne, auf immer als Freund um sie seyn, aber auch dieß lehnte sie ab. Sie gestand ihm offen, daß sie sich zu schwach fühle, ein solches Verhältniß mit Ehren hinauszuführen, und stolzer gemacht durch ihr Unglück, bebte sie zurück vor dem Gedanken an eine unwürdige Verbindung mit einem Mann, den sie so hoch achtete als sie ihn liebte. Allein mit sich gestand sie sich wohl, daß noch ein edelmüthigerer Gedanke ihre Schritte lenke. „Sollte er, sagte sie zu sich, sollte er die Blüthe des Lebens an ein unglückliches Geschöpf verlieren, das ihm nur Freundin seyn darf? Soll er den hohen Genuß häuslicher Freuden, das Glück, Kinder und Enkel um sich zu versammeln, wegen meiner aufgeben? Nein, er hat mich schon einmal verloren und die Zeit wird auch jezt seinen Schmerz lindern, er wird ein unglückliches Wesen vergessen, das ewig an ihn denken, ihn lieben, für ihn beten wird."

So schienen denn jene prophetischen Worte Josephens, „auf immer!" in Erfüllung zu gehen. Don Pedro verließ mit seiner neuen Verwandten das Gut der Gräfin, um durch Holland auf die See zu gehen. Fröben, den vielleicht nur der Gedanke, Josephen bald nach Portugall nachzufolgen, um dort ihr Freund zu seyn, aufrecht erhielt, geleitete die Geliebte auf der Reise durch Deutschland und Holland; und so oft sie ihn bat, durch längeres Begleiten die Tage der Trennung nicht noch schwerer zu machen, bat er mit Thränen im Auge, „nur bis an's Meer, und dann auf immer."

(Der Beschluß folgt.)

Erziehung in China.

Aus einem alten chinesischen Werke, das 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung geschrieben ist, ergibt sich, wie frühe die Chinesen die Wichtigkeit der Erziehung einsahen; denn es ist schon hierin von alten Erziehungsanstalten die Rede. Man unterrichtete sonst in China die Kinder, sobald sie essen und sprechen konnten, und es wurden frühzeitig mit Maximen „ihre Ohren gefüllt und ihre Leiber gestopft." In dem angeführten Werke, Le-ke betitelt, wird anempfohlen: sobald die Kinder essen können, solle man ihnen den Gebrauch der rechten Hand zeigen, und mit sechs Jahren sollen sie Zahlen lernen. — Man schärft in China Ehrfurcht gegen die Lehrer ein. Für die Mittelklasse gibt es dort keine solche Schulen wie in Europa; die Reichen haben Privaterzieher für ihre Kinder; die öffentlichen Anstalten, deren Lehrer zuweilen ihre Stellen vermiethen, sind so schlecht, daß sie außer zur Zeit der öffentlichen Prüfung gar nicht besucht werden. In diesen wie in den, meist von armen Kindern besuchten, Privatschulen wird bezahlt; das Eintrittsgeld ist in den Privatanstalten je nach dem Vermögen des Eintretenden verschieden. In den großen Städten gibt es für die, welche am Tage arbeiten müssen, Nachtschulen. Gewöhnlich gehen die Kinder nur ein Jahr lang in die Schule, und müssen für das ganze Jahr bezahlen, sie mögen nun kommen oder nicht.

Der „häusliche Rathgeber oder vollständige Sammlung von Familienkleinodien," ein chinesisches Werk, enthält eine Art Schulordnung und Lebensregeln für die Jugend; wir theilen einige davon mit:

„Alle Schüler müssen frühmorgens kommen."

„Wenn sie in die Schule treten, sollen sie sich zuerst vor dem Weisen, Confucius, bücken, dann vor dem Lehrer."

„Ehe man des Abends auseinandergeht, soll eine Ode hergesagt oder etwas Geschichtliches erzählt werden, gerade was am verständlichsten, rührendsten ist oder woraus sich am meisten Schlüsse ziehen lassen."

„Gehst du aus der Schule, so bücke dich vor Confucius und dem Lehrer, wie zuvor."

„Sind die Schüler in großer Anzahl, so schicke sie theilweise weg; jeder muß gerade nach Hause gehen und sich nicht auf dem Wege aufhalten, um zu spielen."

„Wenn sie heim kommen, sollen sie sich erst vor den Hausgöttern, dann vor den Vorfahren, dann vor Vater und Mutter, dann vor den Oheimen und Muhmen bücken."

„Ist zu Hause im Saale Besuch, so muß der Knabe gleich nach der Verneigung vor Hausgöttern und Vorfahren auf eine ungezwungene, gefällige Weise aufrecht stehend sich verbeugen und den Gast bewillkommnen. Hat er sich darauf niedergesezt, so soll er sich weder herausnehmen, viel zu sprechen, noch sich furchtsam zurückziehen."

„Wer etwas auswendig lernt, hat auf dreyerley zu achten, auf sein Auge, daß er den Inhalt begreife, und auf seinen Mund. Daß er ja nichts mit dem Munde wiederhole, während sein Herz an etwas anderes denkt."

„Knaben müssen nicht zu laut lesen, damit sie ihrer Lunge nicht schaden."

„Wo viele Schüler sind, muß geloost werden, in welcher Ordnung einer nach dem andern hersagen soll, und sie sollen sich nicht um den Lehrer herumdrängen."

„Sie müssen sich nach den vom Lehrer erklärten Stellen prüfen und die Warnungen und guten Beyspiele auf sich selbst anwenden."

„Wenn etwas im Buche nicht deutlich erklärt ist, so muß der Schüler gleich zum Lehrer gehen und ihn eigends darüber fragen, und er darf es nicht verheimlichen, wenn er von einer Stelle keinen deutlichen Begriff hat.“

„Wenn du Knaben unterrichtest, so halte sie zuerst zur Reinlichkeit an. Das Buch muß drey Zoll weit vom Leibe gehalten werden oder liegen, sie dürfen keine Ohren hinein machen und es nicht beschmieren.“

„Die Kleidung eines Knaben sey einfach, aber reinlich, wie die eines Mannes, der sich mit der Wissenschaft beschäftigt.“

„Verboten ist jungen Leuten jedes Spiel, das Lesen leichtsinniger Bücher; Dichten; Umgang mit Freunden, Plaudern u. s. w.“

„Mache, daß ihnen Essen und Trinken eine gleichgültige Sache sey.“

„Wenn Knaben nicht lernen wollen, so ermahne sie erst zwey- oder dreymal; bessern sie sich nicht, so laß sie zur Strafe auf ihrem eigenen Sitz knieen; hilft das nicht, so laß sie an der Thüre knieen, und betragen sie sich dann noch nicht besser, so haue zu; aber schlage ihnen nicht zu stark auf den Rücken, damit du ihnen keinen Schaden zufügest.“

Wanderlied.

Kennst du das Land, wo keine Blumen blühn?
Wo keine Herzen mehr vor Wonne glühn?
Die tiefe Nacht den Mantel niederhängt?
Kein Stern, kein Laut sich durch die Dunkel drängt?
Kennst du es wohl? — dahin, dahin
Will ich mit dir, mein weinend Auge ziehn.

Kennst du das Haus? Es hat ein grünes Dach;
Wohl klein, doch still und kühl ist sein Gemach;
Das weiße Bettchen ladet süß dich ein:
„Komm, lege dich, du müdes Haupt hinein!“
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, mein Haupt, zum Schlafen ziehn.

Kennst du das Feld und seinen stillen Pfad?
Der Sämann streut mit Thränen dort die Saat,
Doch frohe Kunde gibt das Trauermahl,
Die Keime wecket einst der Morgenstrahl.
Kennst du es wohl? dahin, dahin
Geht unser Weg, mein Herz — den laß uns ziehn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 4. und 11. Nov.

(Beschluß.)

Daß bey der. kecker und bizarrer als irgendwo hervorspringenden Eigenthümlichkeit der untersten römischen Volksklassen kein, diesen zunächst gewidmetes, Theater in Rom existirt, ist vielleicht eine der vornehmsten negativen Ursachen der Verwilderung derselben. Im Geiste des Katholicismus dürfen hier, ohne das Wesen desselben zu verletzen, keine rein-menschliche Verhältnisse ohne unmittelbare Beziehung auf die Gottheit während des Hauptgottesdienstes, das heißt während der Messe auf der Kanzel verhandelt werden. Zu leztern Zwecke sind die sogenannten Katechismus-Predigten eine Gattung von religiösem Unterrichte, welche den Kinderlehren in den protestantischen Kirchen gleichen, nur daß jene Predigten (kurzab il Catechismo genannt) von der Kanzel herab, und wirkliche zusammenhängende Reden vom Priester allein gehalten werden. Aber diesen gebricht es, aus Unkunde der Prediger, welche sich blos der höheren Kanzelberedsamkeit widmen, am nothwendigen Interesse. So ist das Volk, da ihm, wie gesagt, die Gelegenheit fehlt, die Terenzische Sittenregel: Tamquam in speculum, in vitas omnium inspicere, in Ausübung zu bringen, auf sich selbst beschränkt; von sich selbst aber ist ein jedes Volk eine rudis indigestaque moles, blos in der Materie existirend, der ein höherstehender Geist lebendigen Athem einhauchen muß. Ein solches Theater würde einen doppelten Nutzen stiften, nämlich einmal dem Hange zum Wirthshausleben, und damit allem dem Unheile, welches sich hier häufiger als anderswo zu ereignen pflegt, steuern, dann auch unmittelbar durch anschauliche Versinnlichung der Folgen desselben, das Volk nach und nach auf bessere Wege leiten. Freylich dürften diese Schauspiele weder französische Gesellschafts-, noch deutsche Familiengemälde seyn; denn von beyden würde das römische Volk in seiner Individualität keinen Anklang finden; sondern sie müßten ihm einen treuen Spiegel seiner selbst vorhalten. Materiell genommen, gibt es hier dergleichen Stücke; es sind die Marionetten-Farcen, von welchen ich in einer meiner vorigen Mittheilungen geredet habe. Aber abgerechnet, daß diesen Produkten aller eigentlicher Kunstwerth abgeht, so läßt sich überdem auch nicht die leiseste Ahnung von moralischer Nutzanwendung darin verspüren. Davon nur ein Beyspiel. In dem neulich von mir angeführten Stücke: J Trasteverini in carrettela al Testaccio, ossia Cassandro sposato ad una Minente (Eminente), ziehen die Bewohner der beyden feindlichen Stadtviertel, jenseit der Tiber (Trasteverini) und der Berge (Viminalis und Esquilinus, Monticciani) auf den Ochsenmarkt (Campo Vaccino, das ehemalige Forum Romanum), worin sie sich gegenseitig auf einen Kampf mit Steinen (per far le sassate) herausgefordert haben. Das Gefecht beginnt, die Trasteveriner siegen, eine Menge Todte von Seiten der Monticciani bleiben auf dem Platze, und erstere ziehen jubelnd auf den Testaccio, ohne daß eine dramatische Gerechtigkeit geübt wird. Man dürfte meynen, daß darauf in einer Puppenkomödie nichts ankomme. Ich bin, im gegebenen Falle, der entgegengesetzten Meynung. Freylich würde dieser Kampf, wenn ihn erdichtete Personen und unter erdichteten Umständen hielten, nichts weiter als eine Narrentheidung scheinen; aber in Rom, bey der leicht entzündbaren Reizbarkeit des Pöbels und seiner ohnehin großen Geneigtheit zu blutigen Händeln, muß diese Narrentheidung um so mehr Eindruck auf das Gemüth desselben machen, als jene unsinnigen Anfeindungen der verschiedenen Stadtviertel unter einander zwar während der Des-

cupation der Franzosen, welche ihnen durch die energischten Maßregeln zu steuern wußten, nachgelassen hatte, seit der Zeit aber wieder von Neuem in die Mode gekommen sind. Nun nehme man dagegen die Handlung folgendermaßen intrigirt an. Zwey Helden, einer jenseits der Tiber und der andere von den Bergen her strömend, mit ihrem Gefolge in ein erdichtetes Land, welches meinetwegen unter der Protektion einer Fee stehen könnte, wo sie Rom in kleinem nachgemacht haben, lieben dort ein und dasselbe Mädchen. Von Eifersucht entbrannt, ziehen sie, jeder an der Spitze der Seinigen, auf den Campo Vaccino, liefern hier die Schlacht mit Steinen, die Trasteveriner siegen, von den Monticcianern bleibt eine Zahl auf dem Platze. Der Gebieter der Insel, längst von der unruhigen Gemüthsart der Fremdlinge unterrichtet, hat schon früher ein scharfes Gesetz gegen dergleichen Befehdungen gegeben. In Folge desselben werden die Rädelsführer arretirt, verurtheilt und zum Tode geführt. Eben zuckt das Schwert der Gerechtigkeit über ihrem Haupte, da bedeckt eine Wolke den Schauplatz, die Fee erscheint, befreyt die Verurtheilten unter der Bedingung, sich nie wieder in dergleichen Kämpfe einzulassen, wirft den Trasteverinern wegen ihrer Anhänglichkeit an ihren Regenten (den Pabst), ihrer Sitteneinfalt und Redlichkeit, den Monticcianern dagegen wegen ihrer Arbeitsamkeit einige Lobsprüche an den Hals, und das Stück endet. Eine solche Handlung nicht narrentheidig, sondern mit tragisch-komischer Kraft durchgeführt, wie Gozzi „im Raben," „im König Hirsch" und einigen andern seiner Stücke gethan hat, und ich wette, das hiesige Volk würde in doppeltem Verstande davon erbaut werden. Meiner Meynung nach wäre die Zugabe des Wunderbaren, des Phantastischen durchaus unerlaßlich, aber um einen divertirenden Gegensatz mit der nur zu reellen Tendenz des hiesigen Volks zu machen. Daß diese Stücke, wenn auch nicht opernmäßig, doch nach Art der französischen Vaudevilles, in Musik gesezt werden müßten, versteht sich von selbst. Freylich würde die Errichtung eines solchen Theaters mit größern Schwierigkeiten verbunden seyn als man glauben möchte. Denn so leicht sich auch Schauspieler der Darstellung dieses Genre, und Tonsetzer der Komposition desselben gewachsen finden möchten; so verzweifelt möchte es um einen Dichter aussehen, welcher Genie genug besäße, unter der frivolen Hülle solcher Narrenspiele denjenigen tiefen, bedeutsamen Ernst zu verbergen, auf welchen es hier ankommen möchte, um den erzielten Zweck nicht zu verfehlen. Italien, selbst Rom, besizt komische dramatische Dichter, welche mit vielem Glücke Goldoni nachzuahmen gestrebt haben. Ich nenne unter leztern nur den Grafen Giraud, welcher in dieser Gattung sehr verdienstvolle Arbeiten geliefert hat, mit denen sich der erbärmliche Firlefanz der deutschen und französischen Intriguenkomödie vergebens zu messen unterfangen würde. Aber diesen Stücken liegt stets ein Thema aus dem gesellschaftlichen Leben zum Grunde, ein schon erkünstelter Zustand, während es auf dem Theater, wovon hier die Rede ist, blos auf die lautere, reine Natur ankommen müßte; nicht um dramatisches kostbares Dessert, sondern um derbe, gesunde Hausmannskost, nicht um Biscuit, sondern um kräftiges Rockenbrod, würde es hier zu thun seyn.

Paris, 18. November.

(Fortsetzung.)

Die Gerichte haben sich aber in der lezten Zeit mehrmals eifrig der Freyheit der Bürger angenommen, und einige Polizeyagenten, die einen Bürger ohne Grund verhaftet hatten, zu schwerer Strafe verurtheilt. Seitdem geht sie behutsamer zu Werke, und hat mehr Achtung für die bürgerliche Freyheit. Hätte sie dieselbe früher bewiesen, so würde sie sich wahrscheinlich nicht so viele Feinde zugezogen, und nicht so manche Ausfälle in den Flug- und Tagesschriften auszustehen haben. Die Stimmung des Publikums wider die Polizey äußert sich jedesmal, wenn Polizeyagenten jemanden an einem öffentlichen Orte in Verhaft nehmen; fast immer ist es geneigt, sich des Verhafteten, der manchmal ein Dieb oder ein sonstiger Verbrecher ist, anzunehmen, und ihn aus den Händen der Polizeyagenten zu befreyen. Dieß würde gewiß nicht der Fall seyn, wenn man nicht allgemein über die vielen Mißbräuche der heimlichen Gewalt aufgebracht wäre; denn im Grunde ist jedermann ein Freund der Ordnung und Ruhe, und erkennt, daß eine Obrigkeit da seyn muß mit der nöthigen Gewalt, um beyde aufrecht zu halten. Nicht ohne Unrecht beklagt sich das Pariser Publikum, daß die Polizey ungeheure Summen kostet, und doch so wenig zur allgemeinen Sicherheit beyträgt. Man lernt die ganze Einrichtung der Pariser Polizey in ihren vielfältigen Geweben aus einem neulich erschienenen Buche kennen, nämlich aus der Biographie des commissaires et agens de police, worauf die Polizeyagenten aber schon einige Stunden nach seinem Erscheinen Beschlag legten, und welches sie schnell vor Gericht verklagten; seitdem ist ein Prozeß eingeleitet, und durch einen Richterspruch die Zernichtung des Werkes befohlen worden; es scheint aber, daß die Agenten alles ihres Spürtalents ungeachtet, doch nur wenige Exemplare haben auftreiben können, und daß die übrigen so nach und nach unters Publikum kommen, wie es in Paris mit manchen, von der Polizey verfolgten Büchern zu gehen pflegt. In jenem biographischen Werke nun werden erstlich die Polizeykommissäre namentlich aufgeführt, und ihrem Charakter nach geschildert, ob sie hart oder milde, grob oder höflich, träge oder fleißig, habsüchtig oder uneigennützig, ungerecht oder billig sind. Vermuthlich hat dieser Theil des Werkes die Verdammung des Ganzen bewirkt; denn es kommen hier manche Beschuldigungen vor, die der Verfasser unmöglich mit Beweisen belegen könnte, obschon einige vielleicht nicht ungegründet sind; Beschuldigungen, die man aber nicht beweisen kann, sehen aus wie Verläumdungen; wahrscheinlich hat sie das Polizeygericht als solche behandelt; indessen hat der Verfasser, wenn ich nicht irre, von diesem ersten Richterspruche appellirt; allein auch bey höherer Instanz wird er keine Beweise liefern können, und sich also wiederum der Verurtheilung gewärtigen müssen. Nicht allein die Polizeykomissäre, sondern auch ihre Schreiber werden in dem ersten Theile geschildert, und von diesen untergeordneten Offizianten werden arge Anekdoten beygebracht; der Verfasser muß mit diesen Schreibern viel umgegangen seyn; denn wo sollte er sonst so Manches von solchen obskuren Leuten wissen? Nach den Kommissarien und den Schreibern werden die eigentlichen agens oder officiers de police aufgeführt, einer Gattung Menschen, die weit weniger geachtet werden als die Polizeykommissarien; denn diese gehen offen zu Werke, wogegen die eigentlichen agens de police nichts an sich haben, was sie von andern Bürgern unterscheidet, und daher sich überall einschleichen, ohne bemerkt und erkannt zu werden. Der Verfasser der Biographie erzählt, Napoleon habe im Anfange seiner Regierung, da ihm die Polizey große Dienste leistete, die agens de police erheben wollen, und ihnen daher eine Uniform gegeben; allein gerade an dieser Uniform habe man die Leute erkannt und sey ihnen überall ausgewichen, und da man sie nun wie verderbliche Wesen habe allein stehen lassen, sey die Regierung genöthigt worden, ihnen die Uniform wieder abzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. December 1826.

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig, wie des Blitzes Schein.
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Schiller.

Romanzen vom Bodensee.

Von Gustav Schwab.

4.

Konradin.

Kaum ist der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See *), es blüht der Baum,
Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt sich in der Wellen Schaum.

Wie eine Rosenknospe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein sinnend Auge, wellenblau,
Der Leyer, die er schlägt, entschwellen
Gesänge von der schönsten Frau.

Des ersten Donners Stimmen hallen,
Im Süden blitzt es blutig roth;
Er läßt sein Lied nur lauter schallen,
Ihn kümmert nichts als Liebesnoth.

Und wenn er Minne sich errungen,
So holt er sich dazu den Ruhm,
Und herrscht, vom Lorbeerkranz umschlungen,
In seiner Väter Eigenthum.

Kind! wie du stehst im schwanken Kahne,
So rufet dich ein schwanker Thron;
Vertrau' dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlass'ner, armer Königssohn!

Du bist so stolz und unerschrocken,
Du sinkest, eh du es geglaubt,
Es sitzt die Kron' auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! —

Er höret keine Warnungsstimme,
Schwimmt singend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lieb' und Leben steht sein Sinn.

So gib ihm Leben, gib ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland,
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf' ihm der Minne sel'ges Band!

Es hat zu leben kurz der Knabe,
Hauch' ihm entgegen Lebenslust,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduft!

Mach' ihm den Augenblick zu Jahren
Den er an diesen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
In Freude satt gen Himmel schwebt!

Was ist's? er läßt die Leyer fallen,
Er springt an's Ufer, greift zum Schwert,
O seht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd.

*) Im Frühling ist der See mit Blüthenstaub bedeckt, der wahrscheinlich von den vielen Fruchtbäumen am Ufer herrührt und vom Wind hinausgetrieben ist. Dieß nennt man das Blühen des See's.

Der Lust, der Liebe Lieder schweigen,
Er glüht von edlerem Gelüst;
Er will der Väter Thron besteigen —
Und wandelt auf das Blutgerüst.

Was willst du mit der Blumen Kranze,
Du grünes, seebespültes Land?
Was willst du Luft mit blauem Glanze?
Was willst du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr war't geschmückt zu Freud' und Wonne,
Dem lezten Staufen dientet ihr,
Verhüllet euch, o Erd' und Sonne!
Denn es ist aus mit eurer Zier.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Beschluß.)

Im August dieses Jahres wurde in Ostende ein englisches Schiff klar, das nach Portugall Schiffsgut und Passagiere brachte. Es war ein schöner Morgen, die Nebel hatten sich gesenkt und die Tage schienen für die Fahrt günstig werden zu wollen. Es war neun Uhr Morgens, als ein Kanonenschuß von dem Engländer herüberschallte, zum Zeichen, daß die Passagiere sich an die Küste begeben sollen. Zu gleicher Zeit ruderte eine Schaluppe heran und warf ihr Brett aus, um die Reisenden einzunehmen. Vom Land her kamen viele Personen mit Gepäck, gingen über das Brett und bald war die Schaluppe voll und die erste Ladung wurde an Bord gebracht. Ehe noch die Schaluppe zum zweyten Mal anlegte, sah man vier Personen sich dem Strand nähern, die sich durch Gang, Haltung und Kleidung von den übrigen ärmlicheren Passagieren unterschieden. Ein hoher, ältlicher Mann ging stolzen Schrittes voraus. Er hatte einen breitgekrämpten Hut auf und den Mantel so kunstreich und bequem um die Schultern geschlagen, daß ein Schiffer, der ihn kommen sah, ausrief: „Ich laß mich fressen, wenn es kein Spanier ist.“ Hinter jenem kam ein jüngerer Herr, der eine schöne, schlankgebaute Dame führte. Der junge Herr war sehr bleich und schien einen großen Kummer niederzukämpfen, um durch Zureden einen noch größern bey der Dame zu beschwichtigen. Ihr schönes Gesicht war um Auge und Stirn von heftigem Weinen geröthet, der Mund schmerzlich eingepreßt und die Wangen und untern Theile des Gesichts sehr bleich. Sie ging schwankend, auf den Arm des jungen Mannes gestützt. Ein Hütchen mit rollenden Straußfedern, ein wallendes Kleid von schwerem schwarzen Seidenzeug, um Hals und Busen reiche Goldketten, schienen nicht zur Reise zu passen, und man konnte daher glauben, daß sie den jungen Mann an Bord begleite; hinter Beyden ging ein Diener in bunten Kleidern, er trug einen großen Sonnenschirm unter dem Arm, und hatte ein spanisches Netz über seine dunkeln Haare gezogen.

Als sie so weit herabgekommen waren, wo der Sand von der vorigen Flut noch feucht war, an die Stelle, wo man das Brett aus der Schaluppe anwarf, blieben sie stehen und das schöne junge Paar sah nach dem Schiff, dann sahen sie sich an, und die Dame legte ihr Haupt auf die Schulter des jungen Mannes, daß die Straußfedern um sein Gesicht spielten und seine stillen Thränen den Augen der Neugierigen verbargen. Der alte Herr stand nicht weit davon, wickelte sich, finster auf die See blickend, tief in seinen Mantel und sein Auge blinkte, man wußte nicht ob von einer Thräne oder vom Wiederschein der glänzenden Wellen. Jezt kam die Schaluppe plätschernd an's Ufer, das Brett wurde ausgeworfen und ein donnernder Schuß vom Schiffe schreckte das Paar aus seiner Umarmung. Der alte Herr trat heran, bot dem jungen Mann die Hand, schüttelte sie kräftig und stieg dann schnell über das Brett, sein Diener folgte, nachdem auch er dem Jüngling herzlich die Hand geboten. Jezt umarmten sich die jungen Leute noch einmal; er wandte sich zuerst los und führte die Dame nach dem Brett. „Auf immer!“ flüsterte sie mit wehmüthigem Lächeln; „auf immer!“ antwortete der junge Mann, indem er sie bebend mit Thränen ansah. Noch einen Händedruck und sie wandte sich, das Brett hinanzusteigen. Schon stand sie oben, der Oberbootsmann, ein breiter Engländer, wartete am Brett, streckte seine braune Hand aus, um die schöne Dame zu empfangen und hatte schon einige gutgemeynte Trostgründe in Bereitschaft. Da wandte sie von dem unendlichen Meer ihr dunkles Auge noch einmal zurück nach dem jungen Mann. Ihre hohe, herrliche Gestalt schwebte kühn auf dem schmalen Brett, ihr schlanker Hals war nach dem Land zurückgebogen, die schwankenden Federn des Hutes schienen hinüber zu grüßen. Er breitete die Arme aus, in seinen Zügen mischte sich die Seligkeit der Liebe mit dem Schmerz der Trennung. Da schien sie ihrer selbst nicht mehr mächtig zu seyn; sie sprang über das Brett und hinab auf das Land, und ehe der Bootsmann seine Hände vor Verwunderung zusammenschlagen konnte, hing sie schon an seinem Hals, an seinen Lippen. „Nein, ich kann nicht über das Meer, rief sie, ich will bleiben, ich will alles thun, was du willst, will diese Fesseln eines Glaubens von mir werfen, der mich hindert, meinem bessern Gefühl zu folgen; du bist mein Vaterland, meine Familie, mein Alles; ich bleibe!“

„Josephe, meine Josephe!“ rief der junge Mann, indem er sie mit stürmischem Entzücken an sein Herz drückte, mein, mein auf immer. Ein Gott hat dein Herz gelenkt, o ich wäre untergegangen unter der Qual dieser Trennung!“ Sie hielten sich noch umschlungen, als der alte Herr mit hastigen Schritten über Bord und das Brett herabstieg und zu der Gruppe trat. „Kinder, sagte er,

an einmal Abschied zu nehmen wäre genug gewesen; komm Josephe, es hilft ja doch zu nichts, sie werden gleich zum dritten Mal schießen."

„Laßt sie mit Stückkugeln auf uns schießen, Don Pedro, rief der junge Mann mit freudig verklärten Zügen, sie bleibt dennoch hier, sie bleibt bey mir."

„Was höre ich, erwiederte jener sehr ernst; ich will nicht hoffen, daß dieß so ist, wie der Kavalier sagt; du wirst deinen Verwandten folgen, Josephe!"

„Nein! rief sie muthig; als ich dort oben auf dem Rand der Schaluppe stand und hinaussah auf diese Flut, die mich von ihm trennen sollte, da stand fest in mir, was ich zu thun habe. Meine Mutter hat mir den Weg gezeigt; auch sie ist einst dem Mann ihres Herzens in die weite Welt gefolgt, hat Vater und Mutter verlassen aus Liebe; ich weiß, was auch ich zu thun habe; hier steht der, dem meine Mutter ihre lezten süßen Stunden, dem ich Leben, Ehre, Alles verdanke, und ich sollte ihn verlassen? Grüßet die Gräber meiner Ahnen in Valenzia, Don Pedro, und saget ihnen, daß es noch eine Frau aus dem Stamme der Tortosi gibt, der die Liebe höher gilt als das Leben."

Don Pedro wurde weich. „So folge denn deinem Herzen, vielleicht es rathet dir besser als ein alter Mann; ich weiß dich zum mindesten glücklich in den Armen dieses edeln Mannes, und sein hoher Sinn bürgt mir dafür, daß ihm unsere Ehre nichtsminder hoch als die seine gilt. Aber Don Fröbenio, was werden Sie zu ihren stolzen Verwandten sagen, wenn Sie dieses Kind des Elends vorstellen? Gott! werden Sie auch den Muth haben, den Spott der Welt zu ertragen?"

„Fahret wohl, Don Pedro, erwiederte der junge Mann mit muthigem Gesicht, indem er jenem die eine Hand zum Abschied bot und mit der andern die schlanke Hüfte der Geliebten umschlang, fahret wohl, seyd getrost und verzaget nicht an mir! Ich werde sie der Welt zeigen, und wenn man mich fragt, wer war sie denn? so werde ich nicht ohne freudigen Stolz antworten: es war „„die Bettlerin vom Pont des arts.""

Thone an Theon.

Wie ich dich liebe, dieß sagt kein Mensch und kein Engel. — Mein Leben
Opfr' ich, Geliebter! dir gern; aber die Tugend nicht auf.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18. Nov.

(Fortsetzung.)

Darauf führt der Verfasser die Hauptagenten namentlich an, und gibt einige Nachrichten über ihren Lebenswandel, der nicht immer der erbaulichste zu seyn scheint. Zu solchen Polizeyagenten-Geschäften scheinen sich überhaupt mehr solche Leute herabzulassen, denen der Zutritt zur ehrlichen Gesellschaft verschlossen ist, oder die sich selbst schon in übeln Ruf gesezt und daher wenig mehr zu verlieren haben. Dann wird die ganze Einrichtung der Polizeypräfektur beschrieben, welche Leute da angestellt sind, und was für Geschäfte jedweder zu betreiben hat; der eine hat es mit den schwer zu behandelnden Miethkutschern zu thun, der andere mit den Spielhäusern, mit den Bänkelsängern, mit den Hetären, und dem von ihnen zu entrichtenden Zoll, ein dritter besorgt die öffentlichen Lustbarkeiten, ein vierter verhört die vielen Gauner, die im Laufe des Tages und der Nacht in Paris verhaftet werden u. s. w. Dann ist noch eine allgemeine Polizey für's ganze Reich vorhanden. Außerdem führt der Verfasser noch einige heimliche Polizeyanstalten an, z. B. eine Tuilerienpolizey, eine andere für die Gardes du Corps. Ein besonderes Kapitel wird der sogenannten Brigade de Sureté gewidmet, die zu der Pariser Polizey gehört, und ihres Aufführers Vidoc halber jezt eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Dieser Vidoc ist ehemals zur Galeerenstrafe verurtheilt gewesen, und von da wieder zurückgekommen; seine natürliche Betriebsamkeit und Schlauheit, und seine Bekanntschaft mit dem schlechtesten Gesindel der Hauptstadt machten ihn zu einem tauglichen Subjekte der aufspürenden Polizey der er seine Dienste anbot; seitdem hat er eine solche Gewandtheit bewiesen, daß er der Polizey beynahe unentbehrlich geworden ist. Man hat dreyßig Polizeydiener unter seine Befehle gestellt, und diese dreyßig sollen in den lezten Tagen bis auf fünfzig gebracht worden seyn. Wenn ein Verbrechen in Paris begangen worden ist, und man den Thäter nicht kennt, so wendet sich die Justiz an Vidoc, und dieser sucht dann den Verbrecher ausfindig zu machen, was ihm auch sehr oft gelingt; oder wenn die Polizey von einem bevorstehenden Gaunerstreiche zuvor benachrichtigt wird, so muß sich Vidoc mit seinen Helfern auf die Beine machen, und die Kerls in seine Schlingen fangen; ein Handwerk, das er vortrefflich versteht. An Geld läßt man es ihm bey solchen Gelegenheiten nicht mangeln, da die Polizey jährlich eine beträchtliche Summe zu ihrer Verfügung hat, wovon sie keine Rechenschaft zu geben braucht, und die zu geheimen Ausgaben bestimmt wird. Mehrmals hat dieser Vidoc als Zeuge gegen Verbrecher beym Kriminalgerichte auftreten müssen; bey solchen Vorfällen haben sich jedoch die Anwälde der Beklagten zuweilen die Freyheit genommen, den ehemaligen Aufenthalt des Chef de la brigade de Sureté auf den Galeeren demselben wieder in Erinnerung zu bringen, und einige Male hat man ihn sogar beschuldigt, er habe den Elenden in Paris Schlingen gestellt, um sie darin zu fangen, und sie zum Verbrechen verleitet, um durch die Aufdeckung derselben Anspruch auf eine Belohnung zu bekommen. Aehnliche Beschuldigungen sind auch manchmal bey der Londoner Polizey vorgebracht worden, besonders unter Castlereaghs Ministerium. Sie mögen auch wohl nicht ganz ungegründet seyn. Es gehört in der That viel dazu, um die Polizey einer großen Hauptstadt so einzurichten und zu leiten, daß sie den Bürgern nicht gehässig wird, und sich blos darauf beschränkt, das Böse zu verhüten, und die Bösen zur Strafe zu ziehen. — Neue Beschuldigungen hat die Pariser Polizey wieder bey der lezten Feyer des königlichen Namensfestes von den unabhängigen Tagesblät-

lern vernehmen müssen, da sie, wie gewöhnlich, das so verhaßte Herumwerfen von Lebensmitteln auf öffentlichen Plätzen, und das noch verhaßtere Austheilen von berauschenden Getränken wie gewöhnlich veranstaltet hatte, obschon jedes Mal die freysinnigen Blätter die Folgen dieser erniedrigenden Auftritte mit den schwärzesten Farben schildern. Allein in Frankreich, wie anderswo, sind Mißbräuche schwer auszurotten, und nur durch das beständige Wiederholen ihrer Folgen in freyen, keiner Censur unterworfenen Tagesblättern gelingt es endlich die Regierung zum Abstellen derselben zu bewegen. Dieselben Blätter brachten auch einige Bemerkungen über einen andern, wo nicht schädlichen, doch wenigstens unnützen Gebrauch vor, nämlich über die Vorstellungen eigens dazu verfertigter dramatischer Stücke am Königsfeste. Man weiß genau, daß diese dramatischen Schmeicheleyen mit 500 Franken per Stück von der Polizey bezahlt werden; einige Dichter scheinen beynahe von dieser Fabrikarbeit zu leben, denn sie liefern Stücke für zwey oder drey Theater, so flink und gewandt sind sie im Schmeicheln. Ihre Machwerke werden zwey oder drey Mal gegeben, und zwar das erste Mal vor dem nicht zahlenden Pöbel; und da das zahlende Publikum dergleichen von der Polizey bestelltes Zeug nicht lange anhören will, so legt man es nach geendigtem Feste bey Seite, wie das Gerüste zu den Feuerwerken, und die Lampen zur Illumination.

(Der Beschluß folgt.)

London, 13. December.

Der Einfall der portugiesischen Ausgewanderten in ihr Vaterland von spanischem Boden war seit mehreren Tagen das Gespräch in London; und seit der ersten Ankunft der Nachricht waren weder Lord Liverpool noch Hr. Canning – die einzigen Minister, welche in beyden Parlamentshäusern über auswärtige Verhältnisse befragt werden können, oder doch zum wenigsten wenn gefragt, zu antworten verpflichtet sind, – wie es heißt, aus Unpäßlichkeit nicht erschienen. Da hieß es, am Abend vom 8ten December werde Hr. Canning an seiner Stelle im Unterhause erscheinen; und ich, begierig etwas von dem Entschluß des brittischen Kabinets über diesen wichtigen Punkt aus dem Munde des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten selbst zu hören, bezahlte eine halbe Krone, und stieg die enge steile Treppe hinan, welche zur Gallerie des Unterhauses führt. Diese halbe Krone, nach rheinischem Münzfuße ungefähr 1 fl. 30 kr., ist freylich viel Geld, um oft gar keine Debatten dafür zu hören, und es ist kaum des brittischen Senates würdig, das Publikum für das Recht bezahlen zu lassen, die Debatten seiner Stellvertreter anhören zu dürfen; aber man entschuldigt den Gebrauch erstens damit, daß es ein alter Gebrauch sey, zweytens, daß, wenn der Eintritt frey, oder sehr wohlfeil wäre, der Jan Hagel immer die Sitze der engen Gallerie füllen, und alle ordentlichen Personen daraus verbannen würde, und endlich, daß die Taxe leicht zu vermeiden, indem man ohne Schwierigkeit von irgend einem vorübergehenden Mitgliede einen Befehl zu einem freyen Einlaß erhalten kann, wenn man nur irgend das Ansehen eines Gentleman habe, und Kühnheit genug, einen Unbekannten um eine Gefälligkeit anzusprechen. Da das leztere nun nicht mein Fall war, und ich nicht gerade Lust hatte in dem einer Wachtstube ähnlichen Vorzimmer auf ein mir bekanntes Mitglied zu warten, so bezahlte ich, wie gesagt, meine halbe Krone, stieg eine enge steile Treppe hinan, und kam in die Gallerie des Unterhauses. Diese befindet sich bekanntlich dem Sitze des Sprechers gerade gegenüber, und besteht aus vier oder fünf Stufen, welche die ganze Breite des Hauses einnehmen, mit Bastmatten bedeckt sind, und zu gleicher Zeit zu Sitzen und Fußschemeln dienen. Niemand darf sich länger darin auf den Beinen halten als nöthig ist, um zu einem Sitze zu gelangen, man darf weder laut lachen, noch auf eine auffallende Weise seinen Beyfall oder sein Mißfallen bezeugen, und nichts lesen; und die Diener des Hauses sind bereit jede Uebertretung irgend einer dieser Verordnungen ziemlich laut und unsanft zu rügen, und im Nothfall die Uebertreter zu verhaften. Den Berichterstattern für die Zeitungen ist aus besonderer Gunst, die beynahe zum Recht geworden ist, der obere Sitz eingeräumt, und es sitzen deren immer zehn oder zwölf mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt da, die, je nachdem der verhandelte Gegenstand ihnen wichtig oder unwichtig, der Redner, oder das, was er sagt, bemerkenswerth scheint, mehr oder minder begierig aufhorchen, das Gehörte mehr oder minder emsig niederschreiben, oft aber auch im Gespräch mit einander begriffen sind, und eine lange Rede mit einem einzigen Federzuge andeuten. Von dieser Bank scheint aller Partheygeist verbannt, die Berichterstatter der verschiedenartigsten Blätter sitzen friedlich neben einander, helfen wo einer ein Mitglied nicht kennt oder nicht unterscheiden kann, oder etwas überhört hat, einander aus, und sind daher ziemlich gleich in ihren Berichten, nur daß persönliche Vorliebe oder Haß für oder gegen ein Mitglied einen oder den anderen oft verleitet eine Rede zu verbessern oder zu verschlimmern, und Partheyansichten sie verleiten mögen, eine Rede oder einen Theil davon in helleres Licht zu setzen, um eine andere in den Schatten zu werfen oder zu verschweigen; selten aber oder nie verdrehen sie das Gesagte. Um das Werk des Druckens zu befördern, erscheint alle halbe Stunden von einem jeden Zeitungsamt ein Knabe, der die rein ausgeschriebenen Blätter abholt, wenn die Verhandlungen von der Art sind, daß der Bericht darüber sich sogleich vollendet zu Papier bringen läßt; aber alle Stunden lösen die Berichterstatter selbst einander ab, und die Weggehenden begeben sich in ihr gegenseitiges Amt, wo sie die längeren Reden in's Reine schreiben, ehe sie sie zum Drucke geben. Ich habe mit Vorsatz die Gelegenheit benuzt, die Gallerie des Hauses mit ihren Eigenthümlichkeiten zu beschreiben, weil sich mir im Hause selbst für dießmal so wenig Interessantes darbot. Das Haus selbst, so wie das Ansehen der Mitglieder in demselben, ist schon so oft beschrieben worden, daß es kaum einer neuen Beschreibung bedarf; ich kann aber nicht umhin eines Uebelstandes zu erwähnen, dessen ich nirgends erwähnt gesehen: nämlich daß so oft dem Sprecher irgend etwas zum Ablesen vorgelegt wird, welches in einem Abende zuweilen hundert Mal geschieht, der Schreiber, der es ihm überreicht, sein mit einem grünen Schirme versehenes Licht mitnehmen und den Schirm herabziehen, und dem Sprecher leuchten muß, während er liest! Dieß hat ein sehr gemeines Ansehen, und ließe sich auf's Leichteste vermeiden. Uebrigens muß ich bekennen, daß mir das ungezwungene Wesen der Mitglieder in ihrem Anzuge und ihrer Haltung, und der Gebrauch unvorbereitet von der Stelle, wo man sich eben befindet, zu reden, besser behagt als die schaubühnenmäßige Förmlichkeit der französischen Kammern, und wie mich dünkt, gerade das Mittel ist, diejenige Ordnung zu erhalten, welche diesen Kammern oft zu fehlen scheint. Auch zeigt die Ehrerbietung, womit sich jedes Mitglied gegen den Sprecher benimmt, nicht nur im Reden, sondern auch durch eine Verbeugung, so oft es ein- und aus- oder vor dem Stuhle vorübergeht, daß bey aller anscheinenden Nachläßigkeit die Herrn nie vergessen, daß sie an feyerlicher Stelle sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 306.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 23. December 1826.

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter.

Goethe.

Auszüge aus Briefen des reisenden Botanikers Franz Fleischer, mitgetheilt durch den botanisch-naturhistorischen Reiseverein zu Eßlingen.

Vorwort.

Es ist vielleicht den Lesern dieser Blätter der durch die Herren Dr. Steudel und Professor Hochstetter in Eßlingen gestiftete botanisch-naturhistorische Reiseverein noch nicht so bekannt, daß nicht auch hier ein Paar Worte über Entstehung und Fortgang dieses Instituts als Vorerinnerung zu den folgenden Briefauszügen, welche fortgesezt werden sollen, gerne gelesen werden sollten. Herr Franz Fleischer, ein junger Pharmaceut aus Sachsen, erwarb sich bey seinem Aufenthalt in Eßlingen eben so sehr durch seine leidenschaftliche Liebe für Botanik als durch seinen ausgezeichnet guten moralischen Charakter und seine einnehmende Gefälligkeit die Liebe und das Zutrauen der obgenannten Männer. In der Unterhaltung äusserte sich oft der lebhafte Wunsch des thätigen (mittellosen) Jünglings, botanische Reisen in entferntere, interessante Gegenden zu machen. Es schien den Freunden des jungen Mannes wohl möglich, die Mittel hiezu theils durch ihre Verbindungen, theils durch Fleischers Fertigkeit und Thätigkeit im Auffinden und in Bereitung der Pflanzen für Sammlungen zu verschaffen; und im Vertrauen auf leztern schlugen sie im Frühjahr 1825 öffentlich eine auf Aktien zu veranstaltende Reise nach den reichen Gefilden und Bergen Tyrols vor. Der Vorschlag fand Beyfall und Unterstützung von ungefähr fünfzig Aktionärs, welche jeder einen Louisd'or zur Reise beytrugen. Durch die, blos seinen Zweck im Auge haltende verständige Sparsamkeit und Genügsamkeit des Reisenden wurde es möglich, die halbjährige Reise zu vollenden, deren Resultat für die Wissenschaft das Auffinden mehrerer für Deutschland neuen Pflanzen, für die Aktionäre aber eine Sammlung von mehr als zweyhundert Arten der zum Theil seltensten deutschen Pflanzen in vortrefflich getrockneten Exemplaren lieferte. Wie oft die einfachsten und erfolgreichsten Ideen erst spät zur Ausführung kommen, dann aber, einmal zur Sprache gebracht, mit allgemeinem Beyfall ergriffen werden und mit Riesenschritten selbst dem fern gesteckten, kaum gehofften Ziele sich nähern, so scheint es auch mit diesem Verein zu gehen. Die ersten Unternehmer schlugen nämlich, ermuthigt durch den unzweydeutigen Beyfall, welcher dem Resultate dieser Reise von allen Seiten gegeben wurde, einen stehenden, naturhistorischen Reiseverein mit einem jährlichen Beytrag von fünfzehn Gulden so vor, daß die jedesmalige Ausbeute unter die Mitglieder vertheilt werden solle. Die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Stuttgart übernahm die oberste Leitung des Vereins, an welchen sich nun bereits im Laufe dieses Jahres gegen hundert Theilnehmer angeschlossen haben, unter welchen man die Namen der ausgezeichnetsten Naturforscher nicht nur von Deutschland, sondern auch vom Ausland findet, unter welchen folgende zu nennen genügen dürfte:

Graf Kaspar von Sternberg, Graf von Hoffmannsegg, der Präsident der Bonner Akademie, Nees von Esenbeck, Direktor der Akademie, von Schrank in München, Ritter von Martius, Staatsrath von Kielmeyer, Professor Reichenbach, Professor Decandolle in Genf, Professor Hooker in Glasgow u. s. f. Durch die thätige Theilnahme des Herrn Barons Oberst von Welden in Wien konnte Herr Fleischer, wohl empfohlen, mit der kaiserlich östreichischen Schiffs-Expedition, die Reise nach Smyrna machen. Zuvor botanisirte er fleißig in Triest, weil er den Abgang der Flotte hier erwarten mußte. So wenig die Briefe von Herrn Fleischer zu öffentlichem Gebrauch bestimmt sind, so dürften sie doch hie und da Interesse erregen; auch geben wir, um dem Gemüthlichen in Styl und Ton nichts zu entziehen, immer nur die eigenen Worte des Reisenden. —

* * *

Triest den 2. Juni 1826.

An Herrn Baron Oberst von Welden in Wien.

Endlich ist die Bellona nebst den andern kleinern Fahrzeugen hier angekommen und mir ist der Befehl gegeben worden, mich morgen mit einem Nachen an Bord des Bramo lo Sparviero zu begeben. Ich bin dem Herrn General von Paulucci vorgestellt worden und habe nun von demselben ein Schreiben erhalten, worin mir angezeigt wird, daß meine Aufnahme von dem k. k. Hofkriegsrathe genehmigt worden ist, welches Schreiben mir nun gleichsam als Paß dienen wird. Ich habe nun alle Hände voll zu thun, meine Sachen einzupacken, kam daher heute Morgen erst nach zwey Uhr zu Bette und war um fünf Uhr schon wieder auf. In Smyrna hofft man mich auf der Bellona unterzubringen; übrigens gefällt mir das Beyschiff recht wohl; ich war gestern an Bord desselben und ich hoffe da ungenirter zu seyn als auf der Bellona, wo außerordentlich viele Menschen sich befinden, auch will mich Herr Hauptmann von J. dem Kommandanten noch besonders empfehlen. Es befinden sich auf diesem Schiffe auch drey deutsche Aerzte, von welchen zwey Botaniker sind.

Smyrna den 15. Juli.

Gestern erreichten wir endlich das lang ersehnte Smyrna. Ungünstiger Wind hatte unser ohnehin langsam segelndes Spitalschiff aufgehalten, so daß wir eilf Tage später als die Bellona hier eingelaufen sind. Corfu, welches wir am 18. Juni erreichten, verließen wir schon nach ein Paar Stunden wieder, so daß an kein Sammeln zu denken war. Wir hatten guten Wind, so daß wir schon am 20. Vormittags Zante erreichten. Wir trafen hier die Bellona, von welcher wir erfuhren, daß wir den 21. schon wieder abreisen würden. Meine Hoffnung, hier das nachzuholen, was ich in Corfu versäumen mußte, um Ew. Hochwohlgeboren Wunsche, von hier aus eine kleine Sendung nach Triest zu machen, erfüllen zu können, wurde dadurch leider vernichtet. Ich benützte zwar den kurzen Aufenthalt und sammelte, was ich fand, allein dieses war zu wenig, um es wegzusenden. Ich verließ Zante am 21. betrübt, daß der Anfang meiner Reise sich so wenig günstig zeigte; ich hatte nicht einmal Gelegenheit, die nach Zante und Corfu mir mitgegebenen Empfehlungsschreiben zu überreichen. Acht Tage fuhren wir jezt herum, ohne daß ich weder eine Pflanze zu sehen, noch viel weniger zu pflücken bekam, als endlich unsere Brigg durch einen widrigen Wind, von welchem aber die Bellona sich nicht aufhalten ließ, genöthigt war, im Hafen von Syra vor Anker zu gehen. Abermals die Fügung eines Unsterns, denn Syra ist wohl die kahlste Insel des Archipels. Schon in Zante, wo ich die Getraideäcker gemäht fand, leuchtete es mir ein, daß ich, um Pflanzen zu sammeln, ein Paar Monate zu spät gekommen sey, doch fand ich im Schatten der Olivenwälder noch mehrere blühende Pflanzen; allein in Syra war alles vertrocknet; auf den kahlen Kalkfelsen, woraus fast die ganze Insel besteht, hat die sengende Sonne alles Grün in Gelb und Braun verwandelt, und blühte hie und da noch eine Pflanze, so mangelten ihr wenigstens die Blätter. Noch nie sahe ich etwas Aehnliches und ich glaubte gerne, was man mir sagte, daß es schon drey Monate nicht einen Tropfen geregnet habe. Ich habe troz der Unsicherheit von Syra (wegen der vielen 5 — 6000 hierher geflüchteten Griechen) doch mehrere Exkursionen gemacht, eine ziemliche Menge Saamen, einige Conchylien, an Pflanzen aber fast nichts gesammelt, denn ich glaube nicht, daß ich über zweyhundert Exemplare werde erbeutet haben. Am 9. Juli segelten wir von diesem traurigen Orte weg und kamen gestern glücklich hier an. Hier sieht es besser aus; die Felder sind zwar auch schon gemäht, die Weintrauben reif; allein die Berge sind bewachsen und einige bedeutend hoch, wo wohl noch etwas zu finden seyn wird. Ich habe mich, um desto mehr thun zu können, in einem französischen Hause eingemiethet, wo ich Kost und Logis täglich für sechs Piaster (1 fl. 12 kr.) habe. Auf dem Schiffe könnte ich um etwa den vierten Theil wohlfeiler leben, allein wenigstens um die Hälfte weniger thun als am Lande. Denn ich habe kein eignes Zimmer an Bord, auf dem Verdecke wird beständig gearbeitet; da schieben sie mich bald links, bald rechts; im Zimmer, wo gespeist wird, ist nur ein einziger Tisch, welcher mir zu Gebote steht, wenn ihn nämlich nicht einer von den neun Offizieren und Aerzten in Beschlag hat. Ueberall, wo ich mit meinen Pflanzen hinkomme, bin ich ihnen im Weg, halbe Tage lang mußte ich warten, bis ich an's Land gesezt wurde, denn oft war das Schiff eine Viertelstunde bis eine halbe Stunde vom Ufer entfernt vor Anker. Zudem hatte ich das Vergnügen, ganze fünf Wochen auf einer harten Soldatenmatratze auf dem Boden zu liegen, denn jeder Offizier und Arzt bringt sich sein Bett und Eßzeug mit; ich erhielt jenes

noch aus Gefälligkeit eines Arztes. Doch alles dieses möchte seyn, wenn ich nur meine Pflanzen gehörig behandeln könnte, denn ich möchte nicht gerne schlechtes Zeug mitbringen. Aus diesen Gründen habe ich mich auf dem Lande eingemiethet. Was ich hier finden werde, weiß ich nicht zu sagen. Das Schlimmste ist nur, daß der östreichische Konsul, an den ich von dem Herrn Hauptmann von J. empfohlen bin, mir keine Hoffnung macht, einen sichern Führer zu bekommen, da die Janitscharen abgeschafft sind. Ich denke aber, das wird sich noch machen, da es hier doch etwas sicherer ist, als auf den griechischen Inseln.

(Der Beschluß folgt.)

Sonderbare Sekte von Mahomedanern.

Sie bewohnt das Dorf Kedoot Goombuz in Persien und wird Allee Ullahees genannt. Sie verehren als Gott den Allmächtigen selbst, Allee den Schwiegersohn des Propheten und der Ursprung dieses Glaubens wird in folgender Legende erzählt. „Allee war eines Tages gegen einen von seinem Gefolge erzürnt und schlug ihm mit dem Säbel das Haupt ab; allein seine Uebereilung bereuend, sezte er dem Manne das Haupt wieder auf die Schultern und gab ihm das Leben zurück. Kaum war das Wunder geschehen, so fiel der Mann auf seine Kniee und begann Allee anzubeten, indem er versicherte, daß er „Gott selbst“ sey. Allee, entsezt über diese Gottlosigkeit, suchte ihn zu bekehren, allein der Mensch blieb bey seiner Behauptung, und Allee schlug ihm endlich den Kopf von Neuem ab; allein aus Mitleiden wiederholte er das vorige Wunder und kaum saß der Kopf wieder fest, so fing sein Eigenthümer wieder an zu schwören, Allee sey kein anderer als Gott selbst. Allee wußte nun nichts mehr mit ihm anzufangen, nannte ihn einen Narren und hieß ihn gehen. Von diesem zweymal geköpften Manne stammt die Sekte der Allee Ullahees ab, die noch bis auf diesen Tag Allee als die Gottheit selbst verehren. Sie sind sehr fanatisch in ihrem Glauben, werden aber von den übrigen Muselmännern als Ungläubige angesehen.

Bey der Körners-Eiche.

Auf immer ist dein Schlachtgesang verklungen,
Du deutsches Herz, das nie dem Tod' erbebt!
Kein muthig Lied den Lippen mehr entschwebt,
Die Saiten deiner Leyer sind zersprungen.

Doch traun! du hast vergeblich nicht gesungen,
Umsonst nicht treu der Eisenbraut gelebt:
Den hohen Preis, dem fest du nachgestrebt,
Hat durch das Schwert dein starkes Volk errungen.

Wie deine Eiche grünt auf frischem Grunde,
Wie glüht dein Flammenlied in Volkesmunde,
So strahlst du in des Sieges vollem Licht.

Mit Eichenkränzen, die die Liebe bindet,
Sie deine Leyer und dein Schwert umwindet:
Dein Volk vergißt der treuen Todten nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18. November.

(Beschluß.)

Eine bessere Feyer des königlichen Namensfestes war dießmal die Eröffnung der neuen Börse, wovon nun schon seit zehn bis zwölf Jahren die Rede ist. So hastig man auch in Paris mit den Unternehmungen zu Werke geht, so war der Bau dieses prächtigen Denkmals doch in Stocken gerathen, besonders in den ersten Jahren der Wiederherstellung des königlichen Throns, weil damals unvernünftige Leute gern Alles, was unter der Napoleon'schen Regierung beschlossen und begonnen war, in einen Schutthaufen verwandelt hätten. Auch soll der Vorschlag gemacht worden seyn, das angefangene Börsengebäude in ein Theater oder gar in eine Kirche umzuschaffen. Indessen drang der Handelsstand auf die Vollendung der Börse, wozu er hatte sein Geld hergeben müssen; die öffentliche Meynung wurde in den freyen Zeitungen laut, und da es doch der Stadt Paris an einer Börse fehlte, so fand es die Regierung endlich für zweckmäßig, das angefangene Gebäude vollenden zu lassen, nur nach einem etwas abgeänderten Plane, indem während der Zeit der Baumeister, der sie angelegt hatte, gestorben war, und sein Nachfolger andere Ideen hatte, die zum Theil allerdings besser waren als diejenigen seines Vorgängers, wie es dann überhaupt leichter ist, etwas zu verbessern als zu erfinden. Schon im vorigen Jahre hatte man am Namensfeste des Königs die Börse eröffnet, da man doch etwas Merkwürdiges bey diesem Feste thun wollte, und es waren schon einige pomphafte Reden verschwendet worden; allein nach dem Feste mußte man die Börse wieder schließen, weil noch zu viel daran zu arbeiten war. Auch dießmal ist noch nicht Alles fertig geworden, indessen ist das Gebäude jezt doch brauchbar, und das Halbdutzend Reden, die dießmal gehalten worden sind, waren wenigstens nicht ganz zwecklos, wenn sie auch zu lang und zu voll von unterwürfigen Schmeicheleyen waren. Die Pariser strömen seitdem zu dem neuen Gebäude, und bewundern mit Recht den neuen Börsensaal, und das imposante Aeußere, das ein längliches Viereck mit einem Säulengange auf allen vier Seiten ausmacht. Ein solches freystehendes Gebäude auf einem großen Platze, der aber noch sehr viel zu seiner Verschönerung bedarf, und bis jezt noch voll von Schutt und alten Häusern ist, nimmt sich vortrefflich aus; allein manche meynen doch, daß ein Säulengang um ein Gebäude herum zwar schön in die Augen fällt, im Grunde aber in unsern Gegenden wenig zuträglich ist. Die Griechen und Römer lebten unter heißen Himmelsstrichen, die es ihnen zur Nothwendigkeit machten, das Sonnenlicht vielmehr zu vermeiden als zu suchen. Sie brauchten wenig Fenster, und lebten zum Theil in offenen Höfen; deßhalb konnten sie am Aeußern der Gebäude, statt der Fensteröffnungen großartige Verzierungen anbringen. Wir aber brauchen viele Fenster; bey uns gleichen Gebäude mit wenigen Fenstern den Gefängnissen; so hat man dann auch unter dem Säulengange der neuen Börse Fensteröffnungen anbringen müssen, die schon die Regeln der klassischen Architektur verletzen, und dennoch geben diese Oeffnungen unter einem Säulengange wenig Tageslicht, so daß die Zimmer und Säle nach unsern Begriffen und Erfordernissen der Baukunst einen wesentlichen Fehler haben. Im großen Saale der Börse kommt jedoch das Licht von oben herab, und dieser Saal ist herrlich beleuchtet. Ueberhaupt hat das neue Gebäude Bequemlichkeiten und Vorzüge genug, um die kleinen Fehler in der Anlage in Vergessenheit zu bringen; und wenn nun einmal das Théâtre des Nouveautés und andere Bauten auf dem Börsenplatze fertig seyn werden, so wird gewiß dieser Platz zu den schönsten

von ganz Paris gehören. Eine so schöne Börse sezt natürlich einen schönen und großen Handel voraus; mit diesem wird es hoffentlich gut gehen, wenn einmal die europäischen Nationen so vernünftig seyn werden, daß sie sich durch Mauthsperren nicht mehr einander aufreiben, und daß sie sich mit den neuen amerikanischen Staaten in enge und thätige Verbindung sezen. Dann würde auch noch dadurch der Pariser Börse eine große Wichtigkeit ertheilt werden, wenn der vielbesprochene Plan eines großen Kanals oder einer Eisenbahn von Paris nach Hâvre zu Stande käme. Allein nachdem vieles für und wider den Plan geschrieben worden, scheint es damit etwas zu stocken. Dupin hat seine Berechnung über die Kosten bekannt gemacht; der Ingenieur Nadier hat diese Berechnung unrichtig gefunden; eine Kompagnie von Unternehmern hat angefangen mit großen Kosten den Boden ausmessen und aufnehmen zu lassen; eine andre Kompagnie hat sich gemeldet, um das große Werk des Kanalgrabens zu unternehmen; erstere hat ihr wollen das Recht dazu streitig machen; allein in den freysinnigen Zeitungen hat man ihr begreiflich gemacht, daß gerade durch diese Konkurrenz die Nation gewinne. Seitdem läßt keine von beyden etwas von sich hören, vielleicht hat das Scheitern so mancher andern Unternehmungen in Frankreich und England die Leute etwas scheu gemacht; indessen hat der Plan doch schon zu viel Unterstützung gefunden, und ist auch augenscheinlich zu vortheilhaft und zu wichtig, als daß er sollte aufgegeben worden seyn; Hâvre wird jezt eine der größten Waarenniederlagen im atlantischen Meere; die nordamerikanischen Schiffe besuchen fast keinen andern Hafen Frankreichs mehr als diesen, und ihnen scheinen bereits die südamerikanischen Schiffe zu folgen. Für Paris ist es also von großer Wichtigkeit, mit diesem großen und immer größer werdenden Stapelplaze in leichte Verbindung zu gerathen, und dazu kann nun eine Eisenbahn oder ein großer Kanal verhelfen. Bey der Eröffnung der neuen Börse sind recht hübsche Worte über den Handel ausgesprochen worden. Es fehlt nun nichts weiter, als daß auf die schönen Reden schöne Thaten folgen.

Dg.

London, 13. December.

(Fortsezung.)

Auch hat die anscheinende Gleichheit, welche hier herrscht, die dem Edelmann und Minister allen Rang raubt, und nur da besondere Aufmerksamkeit gewährt, wo sich Verdienste zeigen, etwas Tröstendes für die Menschheit; denn ein Minister kann wohl von seinen Schüzlingen und Untergebenen fordern, daß sie da seyen, um auf seiner Seite zu stimmen, aber niemals kann er es von ihnen erhalten, daß sie stille sizen, und ihn aufmerksam anhören, wenn er nicht ein guter Redner ist; während dieselben Personen, obgleich im Voraus entschlossen, er sage was er wolle, gegen ihn zu stimmen, dem talentvollen Redner von der Opposition die ehrerbietigste Aufmerksamkeit schenken. Ja ein Mann, von welcher Seite er auch sey, darf sich selbst ohne ausgezeichnetes Talent Gehör versprechen, wenn ihn sein Charakter achtungswerth macht, und der Gegenstand nur das Reden verdient; aber wehe ihm, wenn er sich durch irgend ein öffentliches Vergehen von der Art, welches selbst die Nachsicht der Vornehmeren nicht übersehen darf, Geringschäzung oder Verachtung zugezogen hat, oder seine Unwissenheit allein ihn schon als einen gemeinen Menschen bezeichnet. — Die Gegner lachen oder spotten ihm gerade zu in's Gesicht, oder lassen sich, sobald er den Mund aufthut, unter einander in lautes Gespräch ein; und diejenigen von derselben Parthey lassen ihn entweder im Stich, oder zeigen doch offenbar in ihrem Wesen, daß sie es gerne thäten, wenn sie es nur, ohne Nachtheil für ihre Parthey dürften. In dieser Lage befindet sich jezt der bekannte Hr. Hume. Als dieser Mann vor vier, fünf Jahren vor's Publikum trat, da herrschte noch sehr viele Verschwendung in der Landesverwaltung: der lange Krieg hatte dem Ministerium große Summen in die Hände gegeben, und die Nothwendigkeit, sich und seine Maßregeln beständig gegen die Angriffe einer kräftigen Opposition zu erhalten, es gezwungen, mit diesen Geldern ziemlich freygebig gegen seine Freunde zu seyn. Manche überflüssige Ausgabe war freylich schon beseitigt worden, aber vieles blieb noch zu thun übrig, und das Volk seufzte nach Erleichterung. Da trat Hume auf, und fing an, statt wie die anderen Mitglieder der Oppositien lange Reden über abstrakte Theorien zu halten, die Rechnungen der Regierung zu untersuchen; er zeigte als ein geschickter Rechner, wo man hier 10.000, dort 20.000 und dort 50.000 Pfund ersparen könnte, und zwang, obgleich er fast ganz allein diesen Gegenstand verfolgte, und troz Schmeicheleyen und Drohungen, Spott und Hohngelächter, blos durch die Gewalt der Beharrlichkeit, das Ministerium in Vielem zum Nachgeben, und man möchte sagen beynahe zu einem neuen Regierungssystem. Damals erscholl sein Lob von allen Seiten, man hörte seine Reden mit Aufmerksamkeit an, und wenn er dann aus dem Parlamente getreten wäre, es würde ein Glück für seinen Ruhm gewesen seyn. Aber jezt wollte er ein allgemeiner Gesezgeber werden — und seine Unwissenheit machte ihn lächerlich; und als vor Kurzem es sich auch zeigte, daß seine Liberalität nur angemaßt, und daß er, um selbst keinen Verlust zu leiden, die armen Griechen unter dem Deckmantel der Freyheitsliebe beraubt, da ward er auch — verächtlich; und es hört ihn Niemand mehr an, außer um seiner zu spotten. Das war besonders diesen Abend der Fall, und gab zu einem sonderbaren Auftritt Anlaß, welcher, da Hr. Canning nicht kam, und durchaus keine öffentlichen Geschäfte vorfielen, auch das Einzige ist, welches von meinem Besuche im Unterhause erzählt zu werden verdient.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 300.

Die Zeit in ihrer dreyfachen Gestalt.

Charade.

Gott grüße dich! lustiger Wandersmann,
Wo eilest du hin mit leuchtenden Blicken?
So rief den jungen Gesellen ich an:
Da sprach er das Erste mit freundlichem Nicken.

Wie wärst du beglückt, wenn stets zu entfliehn
Dem Zweyten, dir hätte dein Gott verliehn!
Verscheuche den Wahn; du ringest vergebens,
Es folget dir schon von der Pforte des Lebens.

Hast, ein Fremdling, du mächtig das Ganze gefühlt,
So greife zum pilgernden Wanderstabe,
Und ohne daß Ruhe noch Rast dich labe,
Voll Drang, wie der Pilger zum heiligen Grabe,
Zieh hin, wo dein brennendes Sehnen sich kühlt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. December 1826.

Würden Erd' und Himmel schweigen,
Meine Seele würde zeugen.

An den Ewigen.

Der du des Weltalls Schöpfer bist,
Unendlicher an Jahren!
Der, wie er heut' und morgen ist,
Schon war, eh' Welten waren;
Der seyn wird, wenn die Sternenwelt
Mit uns'rer Erd' in Staub zerschellt —
Gott! wer kann dich begreifen?

Du Wesen sonder Anbeginn,
Du Wesen sonder Ende!
Wo ist der Weise, dessen Sinn
Dein Ewigseyn verstände?
Kaum mißt er diese Spanne Zeit;
Doch wer wollt' eine Ewigkeit
Durch Menschenweisheit messen?

Könnt' ich den Ufersand am Meer,
Das Laub an jedem Baume,
Den Sonnenstaub, das Sternenheer
Im gränzenlosen Raume —
Könnt' ich in jedem Regenguß,
In jedem See, in jedem Fluß
Die Tropfen alle zählen;

Könnt' ich die Halmen jeder Au'
Und aller Fluren Aehren;
Könnt' ich die Saat von Reif' und Thau
Durch eine Zahl bewähren . . .
Und jedes Eins von jeder Zahl
Gält' hundert Jahr — o nicht einmal
Ein Bild hätt' ich von Ewig!

O Ewiger! es schwindelt mir,
Die Ewigkeit zu denken.
Ich fühl's, wie viele Fesseln hier
Noch meinen Geist beschränken.
Ich fühl's! . . . Doch eine Zuversicht
Strahlt in mir auf, wie Morgenlicht,
Wenn ich dich ewig denke:

Ich, Ewiger! ich bin dein Kind,
Und werd' es ewig bleiben.
Wenn all die Sterne nimmer sind,
Wenn Sonn' und Mond verstäuben;
Wenn Erd' und Himmel einst zerfällt,
Werd' ich in einer bessern Welt
Mit dir auch ewig leben.

Dein Wort stärkt diese Zuversicht,
Auf ihm beruht mein Glaube.
Von dir stammt meine Seel', und nicht
Von nicht'gem Erdenstaube.
Sie ist ein Hauch aus dir, und kehrt,
Wenn einst der Tod ihr Haus zerstört,
Zu dir in's ew'ge Leben.

So falle denn, wenn's Gott gefällt,
Du meiner Seele Hülle!
So falle denn, du große Welt!
Gebeut's der Allmacht Wille.
Ich bin, wenn du auch nicht mehr bist.
Mein Gott, der seyn wird, war und ist,
Schuf mich zum ew'gen Leben.

Schaller.

Auszüge aus Briefen des reisenden Botanikers
Franz Fleischer,
mitgetheilt durch den botanisch-naturhistorischen Reiseverein zu Eßlingen.

(Beschluß.)

Smyrna den 1. August.

Ew. Hochwohlgeboren kann ich mit großem Vergnügen melden, daß es mit der Einsammlung von Pflanzen hier besser geht, als ich anfangs gehofft hatte und als auf der Insel Syra. Es ist zwar im Allgemeinen auch hier wie dort schon zu spät, um eine reiche Ernte zu machen; allein doch findet sich hie und da in Gebüschen oder an Bächen noch eine oder die andere Herbstpflanze, welche mir, da ich sie in vielfachen Exemplaren zu sammeln habe, volle Beschäftigung geben. Uebrigens reicht diese Ausbeute nicht hin, um die auf die Reise verwendeten Kosten auszugleichen. Niemanden aber würde es mehr schmerzen, wenn der Erfolg dieser Reise den Erwartungen nicht entsprechen sollte, als mich, und der Gedanke, alle Kräfte aufbietend, den Beschwerden zu unterliegen, scheint mir leichter zu ertragen als der Vorwurf: ich habe meine Schuldigkeit nicht gethan. Ich habe indessen die Hoffnung nicht verloren, den botanischen hauptsächlichsten Zweck meiner Reise noch vollständig zu erreichen, wenn nur der Verein einen Vorschlag genehmigen möchte, welcher zum Gelingen der Sache durchaus nothwendig ist. Ich glaube nämlich, man sollte meinen Aufenthalt in der Levante verlängern, wenigstens bis zum nächsten Frühjahr, welches hier im Januar beginnt. Um dieses möglich zu machen, würde es vielleicht keiner sehr großen Summe bedürfen, da ich mich der größtmöglichsten Sparsamkeit befleißige, um nur nicht ohne Pflanzen zurückkehren zu müssen. Ich habe mich durch die vielen vertrockneten Rudera der Pflanzen hinlänglich überzeugt, daß die hiesige Frühlingsflor äußerst interessant seyn muß; auch stimmen damit die Aussagen vieler hiesiger Einwohner überein, welche mir von der Manchfaltigkeit und Schönheit der hiesigen Flor nicht genug erzählen können. Den Herbst und Winter würde ich Seepflanzen, Moose und andere Cryptogamen, Conchylien, Insekten u. s. f. sammeln und dann könnte ich die zwey Frühlingsmonate über mich vorzüglich der Einsammlung von Phanerogamen widmen. Würde ich bis zu Ende Aprils, wo die heiße Jahrszeit anfängt, hier bleiben, so könnte ich nach meiner Rückreise nach Triest und erstandener Quarantaine den Rest des Sommers, so lange noch Ausbeute zu machen wäre, in den Alpen bleiben und dann im Herbste zurückkehren. Noch einmal, es ist mir unmöglich, ohne hinlängliche Pflanzen zurückzukehren und mir den Vorwurf machen zu lassen, ich habe die Theilnehmer hintergangen, eher will ich nur Wasser und Brod genießen, auf Stroh schlafen und in zerrissenen Kleidern einhergehen! Ich sehne mich nach meinem deutschen Vaterlande, wo man ruhig durch Wald und Fluren streifen kann, allein ohne eine befriedigende Ausbeute kann ich nicht zurückkehren.

Smyrna den 30. Sept.

Endlich einmal nach Monate langem Harren habe ich Briefe erhalten. Es ist außerordentlich schmeichelhaft für mich, daß mich Ew. Hochwohlgeboren mit einem so großen Zutrauen beehren; je öfter ich aber meine geringen Fähigkeiten diesem zu Dank verpflichtenden Zutrauen gegenüberstelle, um so mehr peinigt mich die Furcht, daß ich nicht der Mann seyn dürfte, dasselbe gehörig zu rechtfertigen und mir dasselbe ganz zu verdienen. Nicht weniger freut es mich, meine Wünsche hinsichtlich der Verlängerung meines Aufenthalts gebilligt und realisirt zu finden; ich gründe nun darauf meine Hoffnung zu reussiren und finde mich eben dadurch aufgemuntert, so daß ich jezt mit doppelter Lust arbeite. Mit hundert Gulden monatlich hoffe ich gut auskommen zu können; bis jezt habe ich zwar nie so viel gebraucht, allein diese Summe dürfte in Zukunft manchmal aufgehen, wenn ich größere Exkursionen in das Innere des Landes vornehme, welches ich jezt, da die größte Hitze vorüber ist, und ich mit hinlänglichen Mitteln versehen bin, leichter thun kann und werde. Was die Sicherheit des Landes betrifft, so ist es so gefährlich nicht, als man sich in Europa vorstellt, und man erfreut sich hier derselben weit mehr als auf den griechischen republikanischen Inseln, deren Bewohner insbesondere gegen die östreichische Nation einen starken Haß tragen. Jedoch auch hier ist es nicht ganz ohne Gefahr, und der Franke darf sich allein nicht zu weit von der Stadt entfernen. Man fürchtet besonders die Marodeurs der türkischen bey Ephesus liegenden Korps, unter welchen sehr viele wilde Asiaten sind, die ohne große Umstände rauben und morden, wie es ihnen beliebt. So haben sie unlängst einen hiesigen fränkischen Kaufmann aufgegriffen, welcher auf das Land gegangen war, um Einkäufe von Früchten zu machen. Glücklicherweise konnte er gut türkisch sprechen, und verlangte zu ihrem Anführer gebracht zu werden. Zufällig war dieser ein angesehener Türke, dessen Bekanntschaft er schon früher gemacht hatte, und so kam er glücklich davon. Schon lange bemühe ich mich deßwegen, einen

Firman von dem hiesigen Pascha zu erhalten, der zugleich Pascha von dem angränzenden Magnesia ist; ich soll ihn in diesen Tagen endlich bekommen. Bis auf vier Stunden Entfernung von Smyrna war ich theils in Gesellschaft eines hiesigen Kaufmanns, eines Landsmanns von mir, in dessen Hause ich nun auch wohne, und einiger andern Freunde der Natur, theils auch allein ausgegangen, ohne daß ich jemals von den Türken wäre insultirt worden.

Das Terrain von Smyrna ist sehr verschiedenartig; hohe Berge bis zu ungefähr 4000 Fuß, deren einen ich in den nächsten Tagen in Gesellschaft einiger Jäger, d. h. fränkischer Jagdliebhaber, besteigen werde. Kahle und bewachsene Hügel, Felsenwände, Thäler, durchschnitten von Bächen, belaubte und unbelaubte Ebenen wechseln miteinander ab. Auf den Höhen geht der Jurakalk, der hier viele Feuersteine wie im südlichen Tyrol enthält, etwas tiefer der Porphyr zu Tage aus; die Ebenen sind theils sandig, theils mit guter Dammerde belegt. Alles dieses läßt auf eine reichhaltige Flor schließen, wovon mich noch besonders die Sammlung eines hiesigen Arztes überzeugt. Da zu diesem noch kommt, daß ich mich vollkommen wohl befinde, welches Wohlbefinden wohl auch fortdauern wird, da ich die für den Nordländer gefährlichste Zeit der großen Hitze — welche mich übrigens bald zum Mohren gebrannt hat — glücklich überstanden habe, so sehe ich nicht ein, was meinem hiesigen Aufenthalte entgegen seyn könnte. Nach Konstantinopel hoffe ich auch zu kommen, da Herr Oberst von Philipowich mir versprochen hat, mich mitzunehmen, wenn er mit Baron von Lichtenstern dahin geht. An Empfehlungen fehlt es mir nicht. Die Bellona wird wahrscheinlich in der nächsten Woche nach Urlab oder Mytilene absegeln und ich zweifle nicht, daß mir der Herr General nicht erlauben sollte, mit dahin zu gehen.

In ungefähr acht Tagen wird ein Paketboot nach Venedig gehen, mit diesem werde ich die erste Sendung abschicken; diese besteht aus ungefähr 150 Arten oder 6000 Exemplaren getrockneter Pflanzen, aus mehr als hundert Arten verschiedener Sämereyen und einigen Conchylien. — Chamäleone gibt es hier so wie Eidechsenarten eine Menge, aber um sie lebendig zu schicken, wie Herr Direktor von Schreibers es wünschte, werde ich es wohl anstehen lassen müssen, bis ich selbst zurückkehre. Ich hoffe die Sendung werde in acht Wochen in Wien seyn.

Die Temperatur ist gegenwärtig sehr angenehm, nicht zu warm und nicht zu kalt; auch hatten wir einen halbstündigen Regen. Viele Pflanzen fangen an neue Triebe zu entwickeln und einige aus Familien, welche bey uns in Deutschland im Frühjahr blühen, stehen nun in Blüthe.

Nachschrift vom 2. Oktober. Gestern hat es den ganzen Tag und die ganze Nacht geregnet. Ich war auf einer Exkursion begriffen, ließ mich aber herzlich gern auf dem dreystündigen Wege durchnässen, denn jeder Tropfen, dachte ich, dient dazu, dem keimenden Samen den Weg zur Blume zu bahnen. Schon sieht es frischer und freundlicher in den Umgebungen von Smyrna aus, schon fangen die kahlen Berge an, sich mit einem leichten grünen Schimmer zu überziehen. So wird mir die Farbe der Hoffnung zur wirklichen Hoffnung, deren theilweise Erfüllung in meinem nächsten Briefe fröhlich mitzutheilen ich mich freue.

Eben da ich dieses schrieb, überraschte mich der Herr General Paulucci mit einem Besuche. Ich hatte bey diesem zugleich das Vergnügen, daß er mit vielem Wohlgefallen meine Sammlungen betrachtete und mir wiederholt die Versicherung gab, mir bey allen meinen Bemühungen förderlich seyn zu wollen. Ich erkenne, daß ich diese Vortheile alle Ew. Hochwohlgeboren zu verdanken habe 2c.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 28. Nov.

Noch immer gehen bey der nicht strengen Witterung die zahlreichen Baue vorwärts, welche sich jezt in Dresden überall erheben. Man kann annehmen, daß seit Abtragung der Festungswerke gewiß 4 bis 500 neue Häuser emporgestiegen, oder wenigstens alte über- und ausgebaut worden sind. Allerdings haben die Esplanaden dadurch eine Lebendigkeit bekommen, die mit dem frühern düstern Schweigen auf diesen Wallplätzen sehr angenehm absticht. Möchte nur auch der Geschmack, mit welchem fast alle diese Neubaue unternommen worden sind, ein geläuterterer seyn! Wie vieles Schöne hätte sich in dieser Periode gestalten können! Wie vieles Zweckmäßige mindestens. Aber höchst selten begegnet das Auge einer wohlthuenden Erscheinung in dieser Art, und nur das in einem grandiosen Style erbaute von Preußische Haus an der Kreuzgasse, das anmuthige Brückner'sche vorm schwarzen Thore, und einige kleine nette Gartenhäuser machen Ausnahmen davon. Es werden nun auch die Arkaden auf dem großen Platze am Wilsdruffer Thore in zwey langen Reihen zu bauen begonnen. Bis der Bau beendigt, will ich mir noch kein Urtheil darüber erlauben. Möge nur der große Cirkus, wozu man Risse auch von fremden Baukünstlern wünscht, und deßhalb Prämien ausgesezt hat, den gerechten Anforderungen entsprechen. Bis jezt verunstalten noch häßliche hölzerne Buden jenen großen freyen Platz. Von dem Baue eines großen Konzertsaales, der doch für Dresden so höchst nothwendig wäre, scheint es wieder still zu seyn. Unterdessen wird aber noch immer der so sehr beschränkte Saal im Hotel de Pologne benuzt. Wie verlautet, soll jezt in dem allerdings größern, aber sehr langen und niedrigen Saale des Gewandhauses ein Privattheater von der hiesigen Noblesse errichtet werden, auf welchem Darstellungen zum Besten der Griechen und der hiesigen Armen stattfinden sollen. Möchte doch dieser wohlthätige Plan in Erfüllung gehen, und bey einer zweckmäßigen Leitung dadurch selbst für die Kunst auch Wohlgefälliges bezweckt werden.

Im königlichen Theater sind seit meinem lezten Berichte mehrere interessante Erscheinungen über die Bretter gegangen. Ich rechne hierunter vor Allem die Darstellung des Julius Cäsar von Shakspear. Seit länger als zwey Jahren war kein neues Werk des großen Britten einstudirt worden, um so ge-

spannter war man daher auf dieses allerdings zu den gediegensten gehörende Trauerspiel dieses Meisters. Die Aufführung entsprach fast ganz den Erwartungen, und die Aufnahme von Seiten des Publikums war eine sehr ehrenvolle, zwar nicht rauschende, aber doch würdigende. Vor allen andern zeichnete sich Devrient als Antonius, aus, durch Leben und Feuer, Besonnenheit und Ernst, Lieblichkeit und Wohllaut. Ein Meisterstück war die Art, mit welcher er die Rede an Cäsars Baare sprach. Schade daß er in den lezten Akten so sehr zurücktritt, und überhaupt der Kriegstumult des lezten Alles ziemlich gewaltsam zu Ende bringt. Einige Sterbescenen waren mit vollem Rechte bereits daraus gestrichen, aber auch die noch gebliebenen schienen nicht die regste Theilnahme zu erregen. Es scheint als ob der große Dichter am Schlusse zum Ende geeilt sey, ohne sich Zeit zu Motivenentwicklungen zu nehmen. Herr von Zahlhas hat in Gestalt, Gesicht und Ton etwas für Darstellung antiker Größe ganz Eigenthümliches, und war daher als Cassius wahrhaft meisterlich. Dem Darsteller des Brutus hingegen fehlte eben diese Naturgabe, und dadurch konnte er, unerachtet alles rühmlichen Bestrebens und sichtbaren Studiums der Rolle, doch nicht die Wirkung hervorbringen, welche man von diesem Charakter erwarten durfte. Auch Herr Julius war, besonders was den Kopf betraf, ein Muster eines strengen, hochfahrenden Cäsars, wie ihn ja Shakspear in diesem Stücke lediglich schildert, und rufte mit dem Lorbeerkranze im Haare sogar neuere Erinnerungen auf, welche seinem Erscheinen eine wunderbare Bedeutsamkeit gaben. Alle andere Künstler wirkten mit Fleiß und Eifer zum Erfolge des Ganzen, das bereits in kurzen Zwischenräumen zwey Mal wiederholt worden ist.

Mit gleichem Vergnügen verweilen wir auch bey der Aufführung der italienischen Oper: il Crociato in Egitto. Die erste erfolgte am 15ten November. Das Werk ist als ein's der ausgezeichnetsten bekannt. Als ein solches ward es auch hier anerkannt. Meyerbeer hat sich schon früher durch seine Emma von Resburg und Margarethe von Anjou, die wir hier ebenfalls mit Vergnügen sahen, unser Publikum befreundet, bey weitem aber übertroffen hat er diese Arbeiten durch seinen Crociato. Gleich die Introduktion — eine Ouvertüre hat die Oper nicht — ist eine so ächt dramatische Tonsezung, so voll Tiefe und doch auch Verständlichkeit, Kraft und Innigkeit, daß sie den Zuschauer etwas Herrliches von dem Ganzen erwarten läßt, und er wird nicht getäuscht. Palmidens schöne Cavatine I doni d'Elmireno gehen in ein lebendiges Duett mit Aludino über, und endigen in dem Trio zwischen Concenti bellici. Nun entzückt uns Armands große Cavatine, oh, come rapido und besonders die ungemein liebliche und süße Stretta derselben, l'aspetto adorabile. Doch lebendiger als diese und ganz der ergreifenden Situation angemessen behandelt, ist hierauf das Duett zwischen Armand und seinem Oheim Adrian, Va, gia varcasti, indegno. Wer möchte ohne tiefe Bewegung des leztern Vorwürfe in dem Nel duolo, nel pianto hören, und sich dann von dem kriegerischen il brando invitto nicht mit fortgerissen fühlen. In ganz anderer Art, aber gleich charakteristisch gehalten ist das nun folgende Terzett Palmidens, Armands und der Policia, Giovinetto Cavalier, dessen Refrain:

Non fidarti, o giovin cor,
Dell'accento dell'amor

gewiß eine alte provenzalische Tonweise zum Grunde liegt, welche hier auf das Hinreißendste benuzt worden ist. Bald darauf tritt nun das in seinem mannichfachen Situationswechsel ächt dramatisch bearbeitete Finale: Gran profeta, hà da Cielo etc. ein, worin besonders das ohne Instrumentalbegleitung gesungene Quartett Sogni ridenti di pace e amor, eine himmlische Anmuth besizt, und wie ein blühender Orangenhain an die Lavaströme gränzt, mit denen das wilderhabene Al armi ci chiama errauscht.

(Der Beschluß folgt.)

London, 13. December.

(Beschluß.)

Alderman Wood hatte eine Bittschrift eingereicht, und im Plebejerstyle einige Bemerkungen darüber gemacht; Hr. Grattan, Sohn des berühmten Redners, eine andere von einem irländischen Katholiken, begleitet von einigen Gemeinplätzen zu Gunsten der Emancipation der irländischen Katholiken; und während beynahe einer Stunde erfolgte nichts als das trockene Ablesen von Gesezestiteln, und andere trockene Geschäfte, welche zwar sehr nothwendig, aber für den Zuschauer nichts Interessantes haben. Endlich stand Hr. Hume, der bisher stille und allein bey einem Pfeiler gesessen hatte, auf, um eine Bittschrift von einem gewissen ehemaligen Obristlieutenant Bradley einzureichen, der wegen Verlezung der Militärpflicht des Gehorsams aus dem Dienste entfernt worden ist, und dessen Klagen Hr. Hume schon seit zwey, drey Jahren regelmäßig vor's Parlament bringt. In dem Augenblick, wo er sich erhob, fingen alle Mitglieder auf der ministeriellen Seite unter einander zu reden an, und Hr. Hume beklagte sich, daß selbst der Kriegsminister, Lord Palmerstone, an den er sich eigentlich gewandt, eben so unartig sey als die übrigen. Dieß brachte die Minister zur Ordnung; und als Hr. Hume (dessen Art zu reden für Geschäftssachen sehr gut ist) geendigt, antwortete ihm Palmerstone kalt und besonnen, und, wie mir's schien, ganz befriedigend. Aber Hr. Hume ließ sich nicht abweisen; er fing seinen Angriff auf's Neue an, beschuldigte das Ministerium, ein Dokument fälschlich zurück datirt zu haben, er nannte die Offiziere im Hause, die bey einer Tyranney, wie sie gegen besagten Offizier verübt worden, stille schwiegen, Sklaven u. s. w. Dieser lezte Ausfall zog ihm einen derben Verweis vom General Hardinge zu, welcher erklärte, eine Beschimpfung von dem „ehrenvollen Mitgliede“ sey ganz harmlos; und der Kriegsminister versicherte auf's Feyerlichste, die Beschuldigung einer Fälschung sey eine schändliche Verläumdung. Aber Hr. Hume kam oft zu derselben Beschuldigung zurück, daß der Minister am Ende in Zorn gerieth, ihn einen versteckten Dummkopf schalt, und unter dem lauten Beyfallruf seiner Freunde versicherte, er antworte nicht dem „ehrenvollen Mitgliede von Aberdeen,“ sondern dem Parlamente! Dieser Ausfall schien doch Hrn. Hume's Phlegma etwas zu erschüttern: er sagte, Beleidigungen seyen keine Gründe, und er sehe eine solche Behandlungsart, von wem sie auch komme, und wie sehr sie auch der ministerielle Phalanx billige — mit der tiefsten Verachtung an. Diese Rede, welcher die Verwerfung seiner Vorschläge folgte, für welche kaum ein einziges Mitglied von der Opposition stimmte, endigte diesen sonderbaren Auftritt, und wenige Minuten nachher vertagte sich das Haus. Sir Robert Wilson hatte indessen schon, ehe ich kam, angekündigt, daß er künftigen Dienstag einen Vorschlag, hinsichtlich Portugals machen werde; aber man glaubt, daß die Minister eine Diskussion vermeiden wollen, und Dienstag oder Mittwoch, wenn sie das Haus bis nach den Feyertagen vertagen, blos erklären werden, was sie in der Sache gethan.

Beylage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 308.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. December 1826.

Laßt mich der Gegenwart nicht über Vergangenem vergessen,
Nicht der Vergangenheit über den Reizen des Jezt.
Laßt mich vergessen nicht das Himmlische über Idole,
Ueber der Kunst die Natur, über den Göttern den Gott.
Nicht Fußstapfen pressend von anderen reisenden Sängern,
Nicht Child Harold's Kumpan oder des Traveller's Knapp,
Sondern verfolgend den Pfad auf heiligem klassischem Boden,
Wie wegweisend der Gott mir es im Innern gebeut.

Florenz.

Dich hat, Florenz, dein altes Etruskenvolk
Mit wahrem Fug die blühende Stadt genannt,
Nicht weil der Arno nagt an Hügeln,
Deren der kahlste von Wein und Oel trieft:

Nicht, weil die Saat aus wucherndem Boden keimt,
Nicht weil der Gärten hohe Cypressen und
Oliven und das Laub des Lorbeers
Neben der Pinie nie verwelken;

Nicht weil Gewerb und rascher Verkehr dir blüht,
Den andre Städte missen, indeß du stolz
Freyheit genießest, Ruhm genießest
Unter der milden Gesetze Weisheit:

Nicht weil im Prunksaal Schätze der Kunst du häufst,
Vor denen jezt stummgaffende Britten stehn;
Wie manches Kunstwerk ist, Florenz, dir
Fremder geworden als selbst dem Fremdling!

Was auch geschehn mag, Sonne der Medicis,
Nie trittst du wieder über den Horizont!
Längst schläft da Vinci, Buonarotti,
Macchiavell und der alte Dante;

Allein du blühst in deinen Gestalten fort,
Und jener Kunst, Vorbilder, sie wandeln am
Lungarno heut wie sonst, sie füllen
Deine Theater noch an wie vormals.

Wenn hoch vom Thurm das Ave Maria klingt,
Dann wimmelt's auf den Plätzen, und überall
Gewahrst du Züge, wie Natur sie
Trunken und dichtend im Rausche bildet.

Wie brennt des Auges Feuer! des prächtigen
Profils herausgebildete, reife Form,
Wer staunt ihr nicht, rühmt nicht des Wuchses
Fülle, den Arm, und der Hände Schönheit?

Der ist beglückt mir, welcher den leichten Stift
Als Künstler handhabt. Kann er auf ewig doch
Festhalten jener Ebenbilder
Gottes erhabenste, schönste, liebste!

Kaum hat der Blick, vor zögerndem Unbestand
Sich scheuend, freudvoll eine Gestalt erwählt,
Als höchste Schönheit kaum gefeyert,
Wandelt die schönere schon vorüber.

Und hat das florentinische Mädchen nicht
Von frühster Jugend liebend emporgestaunt
Zur Venus Tizians, und tausend
Reize der Reizenden weggelauscht?

Und deiner Söhne Mütter, o sprich, Florenz!
Ob nie die sehnsuchtsvollen Blicke sie
Gesenkt vor Benvenuto's Perseus,
Oder dem himmlischen Apollino?

Wohl mag der Neid euch zeihen der Ueppigkeit,
Frey spricht die Lieb' euch. Liebt und genießt, und stets
An seiner Göttin Busen kühle,
Kühle die leuchtende Stirn Adonis!

Hier tändle Glück und Jugend! Den Dichter nur,
Zum strengsten Ernste feuert die Zeit ihn an,
Und ihm zerbricht sein frühres Leben
Unter den Händen wie Knabenspielzeug.

Er rafft sich auf, die Stunde der Thaten graut,
Ihm naht der Wahrheit webender Flügelschlag,
Und mehr und mehr gewiß der Zukunft,
Lernt er erdulden die kalte Mitwelt.

Nicht ohne Zierde sehe das Vaterland
Ihn wieder: Lorbeersprößlinge heischt er nicht,
Doch Rosen wohl, auf daß dereinst er
Scheide vom Leben mit Dank und Wehmuth!

Du aber blühe, glückliche Stadt, hinfort
In solcher Schönheit, solchem Gefühl der Kraft,
Wie auf dem Springquell hier der Meergott
Jenes unsterblichen Gian Bologna!

Graf von Platen.

Die Familie Sindia.

Die nachfolgende Episode aus der Geschichte der Mahraten scheint uns geeignet zu seyn, einige der vielen falschen Ansichten, welche über die Geschichte und den Zustand von Ostindien und den Charakter der Hindus so allgemein sind, zu berichtigen. Wie manchen unserer Leser gibt es z. B. wohl, der sich die Hindus nicht als ein friedfertiges, sanftes, unkriegerisches Volk denkt, in Kasten eingetheilt, die niemals die ihnen angewiesenen friedlichen Beschäftigungen verlassen? — und dennoch sind die Mahraten und Rajputen, welche zu den kriegerischsten Völkern der Erde gehören, nicht nur Hindus, sondern die erstern rechnen sich sogar größtentheils zu der Kaste der Braminen. Um das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhoben sich die Mahraten unter ihrem Helden Sevajee gegen die Herrschaft der Mahomedaner und verbreiteten sich siegreich über den größten Theil von Mittelindien oder Malwa, anfangs als Befreyer der hindostanischen Rajputen, bald aber diese selbst unterjochend. Erst vor wenigen Jahren brach sich die Macht der Mahraten gegen die der Engländer, das Gebiet des Paishwah, des nominellen Oberhauptes der Mahraten, ward mit den englischen Besitzungen vereinigt, und nur einigen Mahratenfürsten wurde der Schein einer unabhängigen Existenz gelassen. Hiezu gehören besonders Holkar und Sindia. Der Ursprung der Größe und Macht des Hauses, zu welchem dieser leztere gehört, ist der Gegenstand der folgenden Skizze.

* * *

Die Familie Sindia gehört zu den Sudras aus dem Stamme Koombee oder der Ackerleute. Ranojee Sindia, der erste kriegerische Anführer aus diesem Hause, hatte die erbliche Würde eines Potail oder Dorfvorstehers von Kumesterrah bekleidet, ehe er in die Dienste des Paishwah Ballajee Bishwanath trat, nach dessen Tode er in die seines Nachfolgers und Sohnes Bajerow Belvall überging. Der niedrige Dienst, den Ranojee anfangs versah, war der, die Pantoffeln des Paishwah's zu tragen; allein in Indien gilt jeder Dienst um die Person des Fürsten für eine Ehre und kann den Weg zu den höchsten Stellen im Staate eröffnen, und wahrscheinlich war es mehr Ehrgeiz als Noth, was den Vorsteher eines Dorfes in die Dienste des Paishwah trieb. Ranojee's Beförderung wird von glaubwürdigen Zeugen folgendem Vorfalle beygemessen. Als Bajerow eines Tages von einer langen Zusammenkunft mit Sahoo Raja aufstand, fand er Ranojee schlafend auf dem Rücken liegen, die Pantoffeln seines Herrn sorgfältig mit beyden Händen an die Brust drückend. Diese Gewissenhaftigkeit in einem so geringen Dienst erregte die Aufmerksamkeit des Paishwah's; er bezeigte seine Zufriedenheit dadurch, daß er Ranojee sogleich in seine Leibwache aufnahm. Von dieser Zeit an stieg Ranojee schnell an Macht und Ansehen durch Tapferkeit und Unternehmungsgeist und machte sich endlich in der That unabhängig von dem Paishwah, obgleich er alle äußere Formen der Unterwürfigkeit beybehielt. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Mahdajee Sindia, den ihm eine Rajputin geboren hatte; obgleich er von einem Weibe aus seinem eigenen Stamme drey Söhne hatte, welche sich als Krieger auszeichneten. Mahdajee erbte jedoch die Würden und den größten Theil der Besitzungen und der Macht seines Vaters, ohne daß seine Stiefbrüder sich ihm widersezten, obgleich sie ein näheres Recht hatten, und er ward als Haupt der Familie anerkannt. Mahdajee Sindia focht mit in der unglücklichen Schlacht bey Paniput gegen die Afghanen, worin die Macht der Mahraten einen solchen Stoß erlitt, daß sie eine Zeit lang ganz untergegangen zu seyn schien. Sie verloren 200,000 Mann, wovon 100,000 todt auf dem Schlachtfeld blieben (1761). Mahdajee ward auf der Flucht hartnäckig von einem Afghanen verfolgt, der ihn endlich erreichte und ihm mit der Streitart einen solchen Hieb über das Knie gab, daß er für sein ganzes Leben gelähmt blieb. Hiemit begnügte sich jedoch der Sieger, plünderte ihn und ließ ihn liegen. Er ward von einem Wasserträger entdeckt und auf seinem Ochsen in Sicherheit gebracht*). Mahdajee pflegte diesen Vorfall seines Lebens häufig zu erzählen. Seine schöne deckanische Stute erhielt leicht einen bedeutenden Vorsprung vor dem starken Paßgänger, den der Krieger ritt, der sich ihn als Beute ausersehen hatte; allein sobald Mahdajee seinem Pferde einen Augenblick Ruhe gönnen wollte, erschien auch sein Feind wieder, ihn

*) Diesen armen Mann, Namens Ranah Khan, belohnte Mahdajee später königlich. Er erhielt den Namen eines Bhara oder Bruders von Mahdajee Sindia, und ward zu den größten Ehrenstellen erhoben, und mit Reichthümern überhäuft. Sein Enkel genießt noch gegenwärtig einige der seinem Großvater überlassenen Einkünfte.

hartnäckig und immer im selben mäßigen Trabe verfolgend; endlich stürzte seine erschöpfte Stute in einen Graben. Er ward eingeholt, verwundet, beraubt, angespieen und seinem Schicksal überlassen. Er äußerte lange nachher gegen den brittischen Residenten an seinem Hofe, General Palmer, dieser Vorfall habe einen solchen Eindruck auf seine Einbildungskraft gemacht, daß er noch lange darnach kaum habe einschlafen können, ohne den Afghanen mit seinem schwerfälligen Gaul zu sehen, wie er hinter ihm und seiner schönen Stute herritt. Die dem Schlachtfelde von Paniput entronnenen Mahraten suchten eine Zuflucht in Deckan und schienen lange von diesem Schlage betäubt; allein Ahmed Schah's Rückkehr nach Kabul und die Streitigkeiten zwischen den mahomedanischen Fürsten gaben ihnen bald Gelegenheit, in Malwa und Hindostan von Neuem die Oberhand zu gewinnen. Mahdajee hatte zwar durch die Schlacht bey Paniput ebenfalls alle seine Besitzungen in Hindostan und Malwa verloren, allein da er nicht nur der ausgezeichnetste Anführer der Leibwache zu Pferde des Paishwah, Ballajee, war, sondern auch auf seine eigene Hand ein bedeutendes Truppenkorps unterhielt, so ward er nach dem Tode des Hauptes der Familie Holkar, Mulhar Holkar, der mächtigste unter den Mahratenfürsten. Sein Betragen bey dem Tode seines Feindes und Nebenbuhlers, Mulhar Row, war edel. Ragobah, der Oheim des Paishwah, verlangte seinen Beystand, um die Witwe Mulhar Row's, Alia Bhye, zu einer Uebereinkunft zu zwingen, welche die Macht des Hauses Holkar gebrochen hätte. Mahdajee bot zwar seine persönlichen Dienste, als zu den Haustruppen des Paishwah's gehörend, an; allein er weigerte sich, seine eigenen Truppen mit denen des Paishwah's zu vereinigen, um die Familie Holkar zu unterdrücken. Drey Jahre nach der Schlacht bey Paniput brachen die Mahraten mit einem bedeutenden Heere in Hindostan ein, unter Visajee Krishna, der für den Paishwah den Oberbefehl führte, und unter dem angeblich Mahdajee stand. Allein dieser Anführer hatte um diese Zeit schon seine eigenen Pläne zur Bildung einer eigenen, wenn auch nicht ganz unabhängigen, Herrschaft zu verfolgen angefangen. Er war seinem Vater im Besitze aller der Ländereyen gefolgt, welche ihm zur Bezahlung der Truppen angewiesen waren, und hatte sowohl in Mittelindien als in Hindostan einen Rajah nach dem andern sich zinsbar gemacht und im Namen des Paishwah einen Distrikt nach dem andern sich unterworfen. Die Herrschaft der Paishwah's fand blos dem Namen nach statt, und dessen eigene Besitzungen blieben nicht von Mahdajee verschont. Die Details dieser Beraubung von Freund und Feind gehören nicht hierher, genug daß Mahdajee in Kurzem der mächtigste Gegner ward, den die Engländer um diese Zeit in Ostindien hatten. Er war dem Namen nach der Sklave, in der That aber der strenge Gebieter des unglücklichen Schah Allum, Kaisers von Delhi, der vorgebliche Freund, aber eigentlich der ehrgeizige Gegner des Hauses Holkar; in allen Förmlichkeiten der anerkannte Untergebene der Rajputschen Fürsten, in der That aber ihr Unterdrücker; der erklärte Krieger des Paishwah, eigentlich aber sein Räuber. Nie ist wohl der Anschein demüthiger Unterwerfung von Seiten des Mächtigen gegen den Schwachen so weit getrieben worden als bey Mahdajee's Besuch am Hofe des jungen Paishwah's, Madhoo Row, zu Poona.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neid.

Nun! — Was siehst du so scheel mein Gut an?.., Erfreue dich sein nur,
Und mein Eigenthum wird, Neider! im Augenblick dein.

Mitfreude.

Wer ist reicher als ich? Ich bin der Reichste von Allen.
Eure Güter sind mein; denn ich erfreue mich ihr.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Verspätet.)

Im königlichen Schauspielhause. Zum ersten Male: Rafaële, Trauerspiel in fünf Akten, nach einer neugriechischen Sage, von E. Raupach.

Nachdem Herr Raupach die nur gemachten Kollisionen, wie wir sie in seinen früheren Stücken finden, verlassen hatte, sahen wir ihn sich zwar nach wahrhafteren tragischen Kämpfen umsehen, aber er führte uns leider in Isidor und Olga nur den Streit der Herrschaft und Knechtschaft vor, indem er dadurch gerade in das entgegengesezte Extrem sich verlor, zu glauben, daß dieser Kampf, weil er existire, darum auch schon tragisch sey. Doch unseren westlichen Vorstellungen ist eine so östliche Herrschaft, wie sie dieß Stück uns darstellt, so unberechtigt, und widerstrebt so unserem ganzen Innern, daß wir in sie zu gerathen, nur können für ein Unglück erachten, ohne eine auf solche Weise herbeygeführte Kollision für tragisch zu halten, daß wir uns, um sie tragisch zu finden, erst selbst zu Russen machen müssen, dieß ist das Gemachte an ihr, und der Charakter, durch welchen sie mit den früheren desselben Verfassers zusammenklingt. Wie freuten wir uns daher, als wir in diesem neuen Stücke vermuthen konnten, wenigstens ein gegenwärtiges Interesse dargestellt zu sehen, den so viele Herzen und Köpfe bewegenden Türken- und Griechenkampf, ja als wir hoffen durften, der Dichter werde in seiner wahrhafteren Schein-Welt dem Geschehen der äußerlicheren voraneilen, und in seinem Gebiete einen Sieg erfechten, der von so vielen tausend Lippen erfleht wird. Und bis zum Schlusse des dritten Aktes schienen auch diese Hoffnungen erfüllt, doch plötzlich zeigen sie sich vergeblich, von jenem Gegensatze ist die Rede nicht mehr, und nur frühere Unglücksfälle steigern sich bis zum Gräßlichen, um uns die türkische Lehre zu geben: Allah sey groß und allmächtig, und sein Strafgericht Wiedervergeltung. Bey diesem Siege Allahs ist es denn Gnade des Pascha, daß Rafaële mit ihrem christlichen Glauben, ihrem christlichen Gemüth darf schweigend in ein Kloster gehen, um mit uns die Großmuth ihrer Feinde zu bewundern. — Doch

es mag uns erlaubt seyn, den näheren Inhalt der Intriguen Allahs zu erzählen, zu deren wahren Genuß wir jedoch die Leser und Verehrer Isidors und Olga's aus Russen sich in Türken zu verwandeln bitten müssen.

In einer Seestadt an der Westküste Natoliens lebt Abdallah, ein reicher türkischer Handelsherr, mit Osmin seinem Sohne und seiner Tochter Zelula. Wir sehen in der ersten Scene den Greis gemächlich in seinem Rosengarten auf weichen Polstern ruhen, der Kadi hat ihm so eben ein hohes Glück verkündet: der Pascha wolle Abdallahs Tochter zur Herrscherin im Harem erheben, und den Sohn in seine Dienste nehmen. Wie preißt der Alte die Güte Allahs, daß er ihm solches Glück bescheert, nur der Bote gefällt ihm nicht, denn er haßt den Kadi, warum? weiß man nicht, wozu? sieht man auch später nicht ein, da es eine Eigenthümlichkeit des Stückes ist, daß die Nebenpersonen, d. h. alle außer Abdallah, so sehr Nebenpersonen sind, daß sie sich entweder nur als Figuren zeigen, aufgestellt um Abdallahs Vaterliebe und Allahs strafenden Zorn zu zeigen, oder auch als episodische Gestalten uns verlocken und verführen zu glauben, daß es zu einer rechten Kollision noch kommen werde. Zur ersteren Klasse gehören der Pascha, Osmin, Zelula, der Kadi, nebst einigen vertrauten Dienern, zur zweyten Rafaële und Heliodor, die Griechen. Zelula geräth bey dem Berichte des Vaters in Entzücken über den zukünftigen Glanz ihrer Haremsherrschaft, Osman aber verschmäht alle Hoheit, denn eine heiße Liebe läßt ihn Rafaëlen, seines Vaters Mündel, als den einzigen Edelstein im Schatze des Lebensglückes ansehen. Da geräth der eifrige Muselmann in den heftigsten Zorn, und statt wie der Sohn es räth, die Christen belehren zu wollen, verschmäht er jüdisch alle Bekehrung, und spricht von einem Volk der Gläubigen, während es doch der eigentliche mahomedanische Zweck ist, die ganze Welt und alle Völker zu bekehren, und kein ausschließendes Volk Gottes zu kennen. Doch er soll die Christen, die Griechen, noch mehr hassen lernen. Sie haben ihm seine Kameele geraubt, seine Schiffe sind von den Wellen verschlungen, und hatte er eben noch Allah gepriesen, so klagt er ihn jezt an, daß er ihm, „der keinen Schweiß mehr habe, die Früchte des vierzigjährigen Schweißes entreiße,“ doch Allah ist groß, ist der Refrain, der bey jedem Unglücksfalle wiederkehrt. Plözlich verarmt, weiß Abdallah sich nicht zu rathen und zu helfen, und das ganze Interesse dreht sich jezt darum, wie er könne eine Morgengabe für die Tochter bekommen, die zu erhöhen der einzige Zweck seines Lebens ist. Diese Morgengabe, welche der Grund aller Kollisionen wird, und die selbst im Stücke der Pascha nicht einmal verlangt, brauchte er freylich nach türkischem Recht nicht zu geben, da es gerade im Gegentheil mahomedanische Sitte ist, daß der Bräutigam dem Vater für die Tochter, gleichsam als Kaufpreis, eine Gabe bringt, aber das weiß weder Abdallah noch Herr Raupach, und nur für uns also kann dadurch diese Tragödie komisch werden. Hätte sich der Dichter nicht bemüht uns die Türken und den Mahomedanismus treu darzustellen, ja läge nicht das ganze Interesse in der Darstellung dieser mahomedanischen Gesinnungen, so daß das Ganze ein türkisch Trauerspiel ist, bey dem wir nur die Geschicklichkeit bewundern können, die fremde Welt uns heimisch zu machen, dann wäre ihm das Nichtswissen der türkischen Rechtsverhältnisse nicht anzurechnen, aber eine türkische Tragödie auf untürkischem Grunde aufzubauen, gibt nichts als die Anschauung der Moschee im Schwezinger Garten. Doch es sey uns, um den Faden des Stücks nicht zu verlieren, erlaubt, mit dem Dichter anzunehmen, Abdallah brauche wirklich eine Morgengabe. Hat doch sein Mündel, die Griechin, Goldes die Fülle, was kann der Vertraute Diener Selim Besseres rathen als die Arme ihres Reichthums zu berauben. Vor diesem Vorschlag schauert Abdallah zurück. Da fällt denn dem Getreuen ein zweyter Rath ein: Abdallah solle die Griechin bekehren, und dem liebenden Osmin zum Weibe geben. Der Alte läßt sich bereden, und der trauernde Osmin ist bis in Allahs Himmel entzückt. Aber ach! Rafaële liebt schon. Ein junger Grieche, Heliodor, hat sie auf allen Pfaden verfolgt, er entdeckt ihr vor unsern Augen seine Liebe keck und kühn, und zwingt sie mit seiner Zuversicht zu schweigendem Geständniß. Die neue Wendung, welcher sich der Dichter dabey bedient, können wir nicht ohne Lob übergehen. Rafaële hat den dreisten Jüngling bisher abgewiesen, doch er läßt nicht nach mit Bitten, Flehen und Schwüren, und bezeichnet ihr fast übermüthig den Ort der nächsten Zusammenkunft, Abdallahs Garten. Hohe Felswände muß er erklimmen, um sie zu sehen, doch tausend Todesgefahren schrecken seinen Muth nicht. Da zagt die liebende Rafaële, und dieß Zagen, ihr heftiges Verbot, er solle so Gefährliches nicht wagen, gestehen, wie werth ihrem Herzen der kühne Glaubensgenosse sey. Nach diesem Geständniß rauscht der Vorhang nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, 28. Nov.

(Beschluß.)

Mit gleicher Trefflichkeit ist der zweyte Akt behandelt. Das Chor der Emire, Nel silenzio, tra l'orror drückt ganz das heimliche Schleichen der Verschwornen aus, dagegen das Quartett, worin Adrian Palmiden in den Schooß der christlichen Kirche, in Gegenwart Armands und Felicias aufnimmt, in seinen milden, süßen und innigen Tönen in himmlische Gefilde entrückt, und alle Herzen mit einstimmen läßt in das inbrünstige

O Ciele clemente
Jl voto inocente
Accogli, proteggi.

Ergreifend wirkt hier Aladins Eintreten, und das wild durcheinandertobende Schlußchor von den liebeflötenden Tönen, Ah, questo è l'ultimo crudele addio! unterbrochen. Mit der einfach erhabenen Melodie des edelsten Kirchengesanges ertönt Adrians und seiner Ritter Todtesgesang, Suono funereo, unstreitig das in sich großartigste Tonstück des Ganzen, und in tiefster Seele gerührt, sieht man die Ritter zum Tode gehen. Kunstvoll verschränkt beginnt darauf das Final des zweyten Akts mit dem Doppelchore, Udite or l'alto arcano, die Entwicklung folgte schnell, und das bezaubernde Duett Palmidens und Armands, il tenoro affetto, schließt mit dem lieblichsten Schmelze der Töne die Oper. Den Damen Schiasetti und Palazzesi, so wie den Männern Rubini und Salvatori waren die Hauptpartien anvertraut, und sie thaten ganz denselben Genüge. Mit dem vortrefflichsten Vortrage vereinigte die Schiasetti das lebendigste Spiel, die Palazzesi ließ ihre Nachtigallenstimme rein und voll anklingen, Rubini trug als Meister im Gesang seine Partie vor, und Salvatori trat mit gewandtem Basse kräftig ein, und so fand diese Oper den ungetheilten Beyfall, der sich durch das Vorrufen sämmtlicher Darsteller mehr als einmal kund gab. Es wäre aber die größte Vergessenheit, hier nicht auch des meisterhaften Spiels der königlichen Kapelle unter der ausgezeichnetsten Leitung des Kapellmeister Ritter Morlacchi, mit der größten Anerkennung eingedenk zu seyn.

Guido.

Beylage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. December 1826.

Weil es dir selbst an Werth gebricht,
Verkleinerst Du gerechten Ruhm.

A. B. C. Buch.

Der Berg und der Hügel.

Auf einer Fußreise hatte ich mich einstens verirrt. Schon manche Stunde hatte ich mißmuthig zurückgelegt, ohne daß ich einen gebahnten Weg, oder einen Fußsteig, oder auch nur irgend ein Zeichen von Menschennähe erblicken konnte. Endlich gab ich der einbrechenden Nacht nach, legte mich unter einen Baum und verzehrte die Lebensmittel, mit welchen ich mich vorsichtig versehen hatte. Aber als ich das dürftige Mahl zu mir genommen hatte, erfaßte mich das unbehagliche Gefühl des Alleinseyns, und nur der Entschluß, mein heutiges Abenteuer in einer romantischen Erzählung zu beschreiben, sobald ich nur wieder in den Besitz einer geschnittenen Feder und eines Dintengefäßes gekommen seyn würde konnte mich aufheitern. In dem Gedanken an den Ruhm, der aus diesem Produkte mir werden müßte, schlief ich sanft ein und erwachte nicht eher wieder, als bis mich der Aerger über eine gar zu bittere Rezension meiner Erzählung übermannte.

Da die Sonne schon einige Zeit aufgegangen war, so raffte ich mich auf und sezte meinen Weg auf's Gerathewohl fort. Es dauerte nicht lange, so tauchte am Gesichtskreise ein majestätischer Berg auf, der die Einförmigkeit der Ebene erfreulich unterbrach. Sein Rücken schien eben und seine Abdachungen nach allen Seiten ganz gleichförmig zu seyn, was ihm ein wohlgefällig imponirendes Ansehen gab. Ich beschloß sogleich, seine Spitze zu erklimmen, theils aus Wohlgefallen an seiner Form, theils in der Hoffnung, von dort aus bewohnte Orte zu sehen. Ehe ich aber noch dem Berge mich näherte, erblickte ich zu meiner großen Freude einen einzelnen Menschen, der sich über einen Gegenstand hinbeugte. Ich ging auf den Mann zu, um ihn anzureden, allein seine harmlose und doch so sinnige Freude, mit welcher er eine Blume oder einen Käfer zu betrachten schien, hielt mich ab, ihn zu unterbrechen. Erst als er sich wieder erhob und in der Richtung zum Berge fortschritt, begann ich die Unterhaltung:

„Es ist mir lieb, in dieser Einöde einen Menschen zu treffen, und wenn du Begleitung der Einsamkeit vorziehst, so biete ich dir meine Gesellschaft an.“ —

Etwas verwundert schaute der Fremde mich an, und sprach dann freundlich: „Führt dich denn dein Weg nach jenem Berge?“

„In diesem Augenblicke habe ich kein bestimmtes Ziel, indem ich mich verirrt habe, allein jener Berg zieht mich an und ich gedenke ihn zu ersteigen.“

Das ist so leicht nicht, als du zu glauben scheinst, sagte gutmüthig lächelnd der Andere, der Gipfel jenes Berges ist bewohnt, und die Besitzer sind nicht gesonnen, Jeden hinaufzulassen.“

„Wer sind denn diese mürrischen Einsiedler?“

„Rede würdiger, sprach mit einem gewissen Stolze der Fremde, es sind Dichter!“

„Dichter? ich bin auch ein Dichter!“ warf ich halbtrozig hin.

„Wirklich? So will ich hoffen, daß dir der Zugang nicht verwehrt werde. Wisse aber, daß die dorten nur treffliche, auserwählte Dichter sind, und du selbst wirst am leichtesten ermessen, ob du unter sie gehörst.“

„Das allerdings nicht, sagte ich mit Erröthen, doch wünschte ich mich künftig an ihre Seite zu stellen.“

„So hoffe ich, wie ich schon sagte, dich einstens oben zu begrüßen.“

„Und bist du denn der Aufnahme so gewiß?“

„Da mir der Aufenthalt unter den Menschen seine Schönheit verlor, und ich sie zu verlassen beschloß, so kann ich wohl voraussetzen, dort willkommen zu seyn, da ich früher schon von den Dichtern selbst dorthin entboten wurde.“

„Und wie ist dein Name?“ fragte ich, nicht ohne auf eine gewisse Weise verstimmt gegen den Fremdling zu seyn, der einen so offenbaren Vorzug vor mir hatte.

„Mein Name war Richter.“

Ich schwieg, denn eine innere Stimme sagte mir, daß unter so vielen dieses Namens dieser der Eine sey, meine kleinliche Aufwallung aber war gebrochen. „Bist du Richter, sagte ich endlich, so weiß ich, wie schwer der Weg zu deinem künftigen Wohnorte ist, und ich verzweifle, ihn je zu betreten.“

„Nicht doch! Wenn es dir gelingt, die Herzen guter Menschen zu Thränen zu stimmen oder in ihre Wange die Grube des Lächelns zu locken, oder den folgsamen Geist zu großen erhebenden Wahrheiten zu führen, so lebe nur der Hoffnung, daß deiner treuen Mühe der Lohn gereicht werden wird. Hab' ich denn mehr gethan, als das Gefühl reiner Seelen zu erweichen und es dann zu umschlingen, und mit mir herumzuführen in dem schönen Reiche, das mir geöffnet war?“

„Aber dieses Reich ist doch wohl nur Wenigen geöffnet?“

„Allerdings, doch kannst du ja einer der Wenigen seyn. Wer eine glühende und wahre Sehnsucht in sich fühlt, den Ruhm des Dichters zu erlangen, der ist gewiß auch von der Natur ausgerüstet, um diesen Preis zu ringen. Aber wie viele lockende, irrführende Abwege hast du zu vermeiden!“

„Meister, sprach ich, ich will von dir scheiden und darnach streben, ähnlich dir, jenen Berg zu besteigen.“

„Thue das, mein Sohn, sagte er freundlich, reichte mir die Hand und sezte seinen Weg fort. Ich sah ihm nach, so lange ich ihn erblicken konnte, und schlug mich dann seitwärts, nicht ohne manchen sehnsüchtigen Blick dem Berge zuzuwerfen. In tiefen Gedanken und Träumereyen mochte ich etwa eine Stunde fortgeschritten seyn, als ich plötzlich meine Schritte aufgehalten sah. Die Ursache aber war ein Hügel, der seiner Niedrigkeit wegen von den umherstehenden Bäumen fast überragt, mir bisher unsichtbar geblieben war. Nichtsdestoweniger aber bemerkte ich jezt, daß er auf seiner gerundeten Platte mehrere hüttenähnliche Erhöhungen trug, und daß einige Quellen aus seinen Seitenabhängen hervorsprudelten.

Ich war noch ungewiß, ob ich den Hügel umgehen sollte, um mich nicht aus meinem angenehmen Ideenkreise zu entfernen, oder ob ich, meiner Neugierde mich überlassend, ihn ersteigen sollte. Da bemerkte ich einen Mann, der eine der Quellen auf das aufmerksamste betrachtete, so als ob er eine wichtige Berechnung anstelle. In der Absicht ihn anzureden, näherte ich mich ihm, aber ich wagte dieses dennoch nicht eher als bis ich sah, daß seine Beobachtung ein Ende nahm. Nun bot ich ihm einen Gruß und fragte ihn höflich, was er so eben für eine Beschäftigung vorgenommen habe.

„Ich belauschte die Natur.“

Nachdem ich mir Zeit genommen hatte, über diese Antwort nachzudenken, und die Nothwendigkeit fühlte, die Unterhaltung, die ich so unvorbereitet begann, fortzusezen, so sagte ich: „So warst du in der angenehmsten Beschäftigung, die nur ein Mensch wählen kann, welcher Muße hat, und dessen Herz harmloser Freude offen steht.“

„Ja, sagte er mit der Gesprächigkeit eines Pachters, es ist eine gute Beschäftigung, eine sehr gute Beschäftigung, und auch eine vortheilhafte Beschäftigung für den, der sie zu benutzen weiß.

Da er bey den lezten Worten ein gewisses pfiffiges Lächeln annahm, so wurde ich in meinem Glauben bestärkt, ihn für einen Landmann zu halten, und ich fragte ihn, wie in diesen Gegenden das Getraide gerathen sey. Er zeigte sich aber so gewaltig bey Beantwortung dieser und einiger anderer landwirthschaftlicher Fragen, daß ich endlich äußerte, er sey wohl gar kein Landmann. Lachend antwortete er: „Keineswegs, in eine Wiese gedachte ich diese Quelle nicht zu leiten, aber in ein Gedicht, d. h. ich bin ein Dichter und belauschte das Hervorquellen dieses Wassers, um einem lyrischen Gedichte die entsprechende Natürlichkeit zu geben.“

„Aber, rief ich verwundert aus, kann man denn den poetischen Kern, den die Natur umschließt, wirklich sehen durch die Beobachtung des Auges, kann man ihn nicht vielmehr nur empfinden, indem man sich ihr in die Arme wirft, wie dem Schlummer, wo sie denn nicht ermangelt, uns die schönsten Traumbilder zu geben. Wird man, wenn man absichtlich, gleich dir, beobachtet, nicht eher eine Abhandlung über den Wiesenbau als ein Gedicht schreiben.“

Der Mann war offenbar verstimmt, und um ihn auf andere Gedanken zu bringen, fragte ich ihn, ob dieser Hügel bewohnt sey.

„Gewiß, antwortete er, seitdem der Berg gebaut ist, haben sich wohl an fünfzig Kolonisten darauf niedergelassen.“

„Wie? Gebaut? So wäre er nicht von der Natur erschaffen?“

„Bewahre, er ist mit Kunst aufgehäuft, und dient einer Menge Menschen zur Wohnung.“

„Willst du mir nicht Näheres darüber sagen?“

„Warum sollte ich nicht? herzlich gern. Es sind nun einige Jahre her, da wollten mehrere gefeyerte Dichter Theil nehmen an der Bewohnung jenes hohen Berges, den du dorten sehen kannst, aber der einseitige Stolz der Besitzer wollte sie nicht zulassen. In gerechtem Zorne dachten wir alle den Eingang zu erzwingen, aber — es ging nicht. Da verbanden wir uns denn, uns selbst einen Berg zu bauen, ihn jenen Uebermüthigen zum Trotz zu bewohnen, und ganz der Natur und der Poesie zu leben. Daß wir unsern Anschlag ausführten, siehst du, und unser neuer Berg kam bald weit mehr in Aufnahme als der alte. Uns alle beseelt und vereinigt nun hier das einmüthige Streben nach Rache an den Bewohnern jenes Berges.“

„Nach Rache? Und wie?“

„Durch mannichfache Künste setzten sich jene in den Besitz der Gunst eines gewissen Theils der gebildeten Welt, und sie aus diesem usurpirten Besitzthum wieder zu vertreiben, ist unsere mühsame, aber süße Beschäftigung. So wie selbst eine Marmorsäule, stets mit Koth beworfen, endlich wirklich schmutzig wird, so wird uns auch am Ende der Sieg, gesetzt, daß ein wirklicher Werth Jener mein Gleichniß passend mache.“

Sinnend hatte ich zugehört und erwiederte auf die Frage des Erzählers, ob ich auch einer der Ihrigen seyn wolle: „Das nicht, aber nenne mir doch einmal deinen Namen, daß ich ihn der Welt preise.“

„Er ist nicht ungepriesen,“ sprach der Dichter und nannte einen Namen, den ich zu nennen keinen Beruf fühle. Ich rief ihm einen flüchtigen Gruß zu und entfernte mich so schnell, wie einer, der den festen Entschluß gefaßt hat, nicht wieder zu kommen.

L. V. Jung.

Die Familie Sindia.

(Fortsetzung).

Der wirkliche Beherrscher von Hindostan, vom Sutleje bis nach Agra, der Besieger der Rajputen, der Eroberer von Delphi, der Anführer eines Heeres von sechszehn Bataillonen regulären Fußvolkes mit 500 Kanonen und 100,000 Reitern begab sich nach Poona, um einem Knaben, der die Stelle des Paishwah's bekleidete, seine Ehrfurcht zu bezeigen. An den Thoren von Poona stieg er von seinem Elephanten herab und begab sich zu Fuß nach dem Pallast, wo er in der großen Halle tiefer als alle Mankarries oder erbliche Adliche des Reiches seinen Platz nahm. Als der Paishwah hereintrat und ihn aufforderte sich zu setzen, weigerte er sich dessen, als einer solchen Ehre unwürdig, und indem er einen Bündel, den er unter dem Arm trug, öffnete, nahm er ein Paar Pantoffeln heraus und legte sie dem Paishwah zu Füßen, indem er sagte: „Dieß ist mein Amt, es war dasjenige meines Vaters.“ Zugleich nahm er die Pantoffeln, deren der Paishwah sich bedient hatte, wickelte sie sorgfältig ein und behielt sie unter dem Arme. Erst nach wiederholter Aufforderung von Seiten Madhoo Row's willigte er darein, sich in seiner Gegenwart zu setzen. Die Pantoffeln des Paishwah's wurden noch von Mahdajee's Nachfolger sorgfältig aufbewahrt. Dieß war nicht die einzige Gelegenheit, wo Mahdajee sich mit einer Art von Stolz des Ursprungs seiner Familie und des ersten Dienstes seines Vaters zu erinnern schien. Er hatte ihre ursprünglichen Besitzungen als maratische Landbauer in Deckan erweitert und verlangte nach ihrem bescheidenen Titel genannt zu werden. Das Gefühl war nationell und machte ihn bey seinem Volke beliebt, und es war damals eine Redensart in Indien: „daß Mahdajee sich zum Herrn eines Kaiserthums gemacht habe, indem er sich Pokail oder Dorfvorsteher nannte.“ Ein solches Betragen scheint bey diesem ausgezeichneten Manne wirklich nicht bloß Heucheley gewesen zu seyn, und männliche Einfachheit der Gefühle und Sitten, die ihn eben so sehr das Schaugepränge der Macht als die Lockungen der Weichlichkeit verachten ließen, war ein Zug seines Charakters, den sein ganzes Leben bewährte. Obgleich aber Mahdajee dem Beyspiele der Gründer der mahratischen Macht folgend, sich mit dem Wesen der Herrschaft begnügte und andern ihre Namen und Kleider überließ, so scheint er doch zu einer Zeit daran gedacht zu haben, seiner Herrschaft einen bestimmteren Charakter und Form zu geben; allein dieser Plan ward nie in Erfüllung gebracht. Seine Laufbahn ward durch viele Handlungen der Gewaltthätigkeit und Unterdrückung bezeichnet. Dennoch war er aber ein Mann von mildem Sinne, und ließ es sich angelegen seyn, die Lage der von ihm eroberten Länder zu verbessern; allein sein rastloser Ehrgeiz und die Nahrung, die sich ihm auf allen Seiten darbot, ließ ihm wenig Muße oder Mittel dazu. Mahdajee behielt beständig viele Mahraten in seinen Diensten, allein da er meistens in Kriegen, nördlich von Narbuddhe verwickelt war, so war die Anzahl der Rajputen und Mahomedaner in seinem Heere viel größer. Er gieng in der Abweichung von der alten Gewohnheit der Mahraten noch weiter durch die Errichtung eines bedeutenden Korps regulärer Truppen. Die Heere der Mahraten bestanden früher fast ausschließlich aus Reiterey und waren so zusammengesetzt, daß sie nie lange im Felde bleiben konnten, so geschah es oft, daß die geringste Befestigung allen ihren Angriffen widerstand, und die Bheeds von ihren Gebirgen, so wie die Rajputen von ihren Festen aus ihnen oft großen Schaden zufügten. Mahdajee bediente sich, um diesem Mangel seiner Heere abzuhelfen, eines französischen Offiziers, de

Boigne, der sich bey der Vertheidigung von Gohud gegen ihn ausgezeichnet hatte. Es gelang diesem Manne in kurzer Zeit ein Korps von sechszehn Bataillonen mit achtzig Kanonen und einer starken Abtheilung Reiter vollkommen auf europäischen Fuß zu organisiren, und diese Macht war es besonders, der Mahdajee sein entschiedenes Uebergewicht über alle Heere der eingebornen Fürsten verdankte. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Fortsetzung.)

Im zweyten Akt sehen wir die Liebenden in Abdallahs Garten und hier zum ersten Mal beginnt ein ächtes Pathos hereinzukommen. Heliodor entdeckt sich der Geliebten: er stamme aus dem Hause der Comnenen, er sey gekommen, die Fesseln seines unterdrückten Volkes brechen zu helfen, da habe er sie gesehn, geliebt und zu retten gelobt. Mit den glühenden Farben seines Hasses mahlt er ihr das Bild der türkischen Grausamkeit, mit dem Jammer über die Schmach seiner niedergetretenen Brüder erfüllt er auch ihr Herz, aber sie will dennoch nicht eher mit ihm entfliehen, als bis des Priesters Hand sie eingesegnet. Jezt ist die Kollision der christlichen und türkischen Gesinnung eingeleitet, und wird auch in der folgenden Scene Abdallahs und Rafaëlens fortgeführt, wo sich Rafaëlens Standhaftigkeit, ihr christlicher Muth sich auch als Weib voll freyen Willens und festen Entschlusses zu beweisen, glänzend gegen die Wuth Abdallah's, seine Unterwerfung fordernde Herrschaft und die widerspruchslose Zuversicht absticht, mit welcher er Rafaëlen die Glaubensänderung befiehlt. Ihre Weigerung reizt ihn zu unendlichem Zorn. Sie sucht beym Kadi Hülfe; dieser will ihr zwar aus altem Hasse gegen Abdallah beystehen, doch als Abdallah droht, das Volk entscheiden zu lassen, fügt er sich dem Willen seines Feindes, wie denn dieser Kadi und die Feindschaft Beyder zum Leersten gehört, was je kann dargestellt werden. Nur Ytelulas Bitten verschaffen Rafaëlen Aufschub. Doch vergebens! Der liebende Osmin, auf den der Vater schmäht, weil er die Christin liebe, will die Geliebte aus ihren Frauengemächern reißen, und wir sehen ihn sich im Garten verstecken, unterdeß Heliodor und Rafaële mit einigen Veränderungen die Liebesscene des dritten Akts von Romeo und Julia spielen. Aber Heliodor kommt nicht wie Romeo bis Mantua, Osmin hält ihn auf, doch leider zu eigenem Verderben, denn Heliodor erdolcht Osminen, ein Sclave Osmins Helioderen.

Fragen wir nun, wodurch und warum all dieses Elend sich begeben, so bleiben als Antwort für das Wodurch die verunglückten Kameele; bey dem Warum aber müssen wir verstummen, wenn wir nicht sagen wollen: Allah hat es so gewollt, Allah ist groß, er sey gepriesen. Von Allah sahen wir das erste Unglück, den Verlust der Schiffe und Lastthiere herkommen, aber ein bloßes grundloses Unglück, und mag Allah noch so groß seyn, bleibt doch nichts als eine triste Begebenheit. Wie anders verliert der königliche Kaufmann von Venedig seine Schiffe. Denn bey ihm ist eben die Vernachlässigung und Geringschätzung des kaufmännischen Gewinns, die Verachtung der rechtlichen Verhältnisse und des ganzen bürgerlichen Getreibes das große Unrecht des Kaufmanns, und durch den Verlust des Vermögens, durch die Todesgefahr, in welche die Geringschätzung des Vertrags Antonio bringt, zeigt es sich ihm, wie berechtigt und achtbar jene verachteten Verhältnisse seyen. In unserem Stück aber ist das Unglück eine reine grundlose Zufälligkeit. Eben so unbedeutend beweist sich Heliodors Liebe, denn statt dadurch die Grundkollision von Türken und Griechen herbeyzuführen, kommt nichts dadurch zu Stande, als daß Osmin, eine bisher nichtssagende Person, und Heliodor selber sterben. Und sie sterben auch nur, weil Allah es nun einmal so will. Denn der Gegensatz von türkischer und griechischer Liebe und Gesinnung ist nicht das Bewegende des Stücks, denn sonst könnte dieser Gegensatz nicht jezt schon erlöschen und Abdallah und seine väterliche Liebe zum Hauptgegenstand werden lassen. Der greise Vater nämlich geräth über den Tod des Sohnes in unaussprechlichen Jammer — aber Allah ist groß und der Vater getröstet. Nun bleibt ihm nur noch die süße Ytelula, schon morgen will der Pascha sie heimführen, und noch ist keine Morgengabe da. Haß gegen Rafaële, durch deren Geliebten sein Sohn, sein Osmin ermordet, väterliche Liebe, Rache und Wuth treiben ihn zum Aeußersten: er befiehlt Rafaëlen zu ermorden und mit Heliodoren zu vergraben. So hat der Jammernde seinem Hasse genuggethan und seiner Liebe, denn Rafaëlens Reichthum soll Ytelulas Morgengabe werden. Und dahin wollte es Allah auch nur bringen; nur darum hat er dem Unglückseligen all dieß Elend bereitet, damit er jezt in Schuld gerathe und Allah wieder vergelten könne. Diese Wiedervergeltung ist denn auch so mahomedanisch wie möglich: Auge für Auge, Ytelula für Rafaële. Dadurch sehen wir das Gräßlichste geschehen, und Allah erscheint uns um so mehr als ein erschrecklicher Gott, da die Tragödie seines Zorngerichts durch eine Lustspielsintrigue eingeleitet wird. Die heitere, immer lachende Ytelula nämlich hat sich einen Spaß ausgedacht, sie hat gehört, ihr Bruder Osmin wolle Rafaëlen rauben und bittet diese nun, mit Zimmer und Bette zu tauschen. Rafaële, die gleichfalls von der Mordgeschichte des vorigen Aktes nichts weiß, willigt nach langem Zögern ein, und so geht denn das Fürchterliche vor sich. Abdallah tritt mit den Dienern herein, die schlafende Ytelula wird unerkannt statt Rafaëlens erdrosselt und vergraben. So ohne alle Schuld, so rein pro Deo ist noch keine tragische Figur gemordet, und unser einziger Trost bey dieser Gräßlichkeit bleibt nur der, daß Ytelula in keinem Auftritte auf Interesse nur irgend konnte Anspruch machen. Aber für jede tragische Willkür ist jezt ein gutes Mittel der Entschuldigung gefunden — der Dichter braucht die Scene nur nach der Türkey zu verlegen und Allah Allem als Grund unterzuschieben, Allah ist groß und allmächtig, und gegen ihn ist keine Appellation möglich. Und dennoch appellirt Abdallah, als er durch die lebende Rafaële den entsetzlichen Irrthum erfahren. Grabt aus! Grabt aus! schreyt er durch die stille Nacht, indeß Rafaële in einem ewiglangen Monologe der Hingeschiedenen eine preisende Todtenrede hält. Die Diener graben, ach, es ist Ytelula, die neben Heliodore liegt. Allah ist groß! sollte Abdallah wiederum sagen, aber nein, dießmal verflucht er die Welt, sich, Allah und den Propheten, und verfällt in Wahnsinn, indem er sich plözlich einbildet, der Engel des Gerichts zu seyn, der den Abdallah suche ohne ihn zu finden. Wozu dieser Wahnsinn, als er die Tochter sieht? Er weiß ja, daß sie vergraben, und als er sie nun wirklich todt vor sich erblickt, ist er nicht in Vorstellung und Wirklichkeit gebrochen, so daß ihn ein solcher Zwiespalt, solche Verrückung zur Verrücktheit bringen könnte. Lear dagegen glaubt seine schlechten Töchter gut, und diese Thorheit wird zum Wahnsinn, als er sie wirklich schlecht findet, und in dem Bruch und Wahn seines Glaubens und seiner Erfahrung, im Wechsel und in der steten Verrückung seines innern Meynens durch die äußere Thatsache, und diese durch seine innere Meynung lebt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 58.

Verlag von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. December 1826.

Auf den Geist der Zeit ließe sich aus den Moden, so wie über den Menschen aus der Physiognomie schließen.

U.

Das Paradies des Dante Alighieri.

Uebersezt von Karl Streckfuß.

Siebzehnter Gesang.

(Dante, von Beatrice geleitet, hat im Planeten Mars seinen Urgroßvater Cacciaguida gefunden, und bittet ihn jezt um Deutung derjenigen Prophezeyungen seines künftigen Geschicks, welche er in der Hölle und im Fegfeuer von einigen Geistern vernommen hatte.)

Wie der, der Väter karg gemacht den Söhnen,
An Climene um Kunde sich gewandt
Von dem, was man gesagt, ihn zu verhöhnen;
So war ich jezt in mir, und so empfand
Beatrix mich und Er, deß Liebesregung
Vom Flammenkreuz ihn zu mir hergebannt.
Drum Sie: „Folg' izt der inneren Bewegung,
Und laß den Wunsch hervor; nur sey er rein
Bezeichnet durch des innern Stempels Prägung.
Er soll nicht größre Kenntniß uns verleihn,
Doch muthig sollst du deinen Durst bekennen,
Als ob ein Mensch ihn stillen sollt' in Wein.“
„O theurer Ahn, hochragend im Erkennen,
Gleichwie der Mensch sieht, daß im Dreyeck nicht
Zwey stumpfe Winkel sich gestalten können,
So siehst du, was da seyn wird, das Gesicht
Dem Spiegel zugewandt, der alle Zeiten
Als Gegenwart dir zeigt in klarem Licht.
Als noch Virgil bestimmt war, mich zu leiten
Um auf den Berg, der unsre Seelen heilt,
Und zu der todten Welt hinabzuschreiten,
Ward von der Zukunft Kunde mir ertheilt,
Die hart ist, mag ich auch als Thurm mich fühlen,
Der trotzend steht, wenn ihn der Sturm umheult.
Drum wüßt ich gern, um meinen Wunsch zu kühlen,
Welch ein Geschick mir naht. Vorausgeschaut,
Scheint minder tief ein Pfeil sich einzuwühlen.“
Ich sprach's zum Licht, das mir mit süßem Laut
Gesprochen hatt', und hatt' ihm nun vollkommen,
Nach meiner Herrin Wink, den Wunsch vertraut.
In Räthseln nicht, wie man sie einst vernommen,
Bestimmt, ein Netz für Thorenwahn zu seyn,
Eh' Gottes Lamm die Sünd' auf sich genommen,
In klarem Wort und bündigem Latein
Antwortete mir jene Vaterliebe,
Verschlossen in der eignen Wonne Schein:
Der Zufall, Werk allein der Erdentriebe,
Mahlt sich in ew'gem Blick, wie vorbestimmt,
Und keiner ist, der ihm verborgen bliebe;
Obwohl er euch die Freyheit nicht benimmt,
So wenig als das Aug' ein Schifflein leitet,
Das drin sich spiegelt, wenn's stromunter schwimmt.
Wie Orgelharmonie zum Ohre gleitet,
So kann mein Aug' im ew'gem Blicke sehn,
Welch ein Geschick die Zukunft dir bereitet.

46 Wie Hyppolit, vertrieben aus Athen,
Von der Stiefmutter treulos argen Ränken,
So mußt du aus dem Vaterlande gehn.
49 Dieß wollen sie, dieß ist's, worauf sie denken,
Und wo man Christum frech zu Markte trägt,
Dort wird zur That, was Noth thut, dich zu kränken.
52 Und dem verletzten Theil folgt, wie er pflegt,
Der Ruf der Schuld — allein die Wahrheit künden
Wird Gottes Rache, die den Argen schlägt.
55 Du wirst dich allem, was du liebst entwinden,
Und wirst, wenn dieß dir bittern Schmerz erweckt,
Darin den ersten Pfeil des Banns empfinden.
58 Wie fremdes Brod gar scharf gesalzen schmeckt,
Wie hart es ist, zu steigen fremde Stiegen,
Wird dann durch die Erfahrung dir entdeckt.
61 Doch wird so schwer nichts deinen Rücken biegen
Als die Gesellschaft jener schlechten Schaar,
Mit welcher du dem Bann wirst unterliegen.
64 Ganz toll, und ganz verrucht und undankbar
Bekämpft sie dich; doch zeiget bald, zerschlagen,
Ihr Kopf, nicht deiner, wer im Rechte war,
67 Wie dumm sie ist, das wird ihr Thun besagen;
Und daß du für dich selbst Parthey gemacht,
Wird dir erwünschte, schöne Früchte tragen.
70 Die erste Zuflucht in der harten Acht
Wird dir der herrliche Lombard gewähren,
Den heil'ger Aar und Leiter kenntlich macht.
73. Zwischen euch wird von Geben und Begehren
Das, was sonst später kommt, das Erste seyn,
So sorgsam wird auf dich sein Blick sich kehren.
76 Dort siehst du Ihn, dem dieses Sternes Schein
Bey der Geburt im hellsten Licht entglommen,
Ihm das Gepräg zu hoher That zu leih'n.
79 Und hat die Welt noch nichts davon vernommen,
So ist's weil eben erst zum neunten Mal
Die Sonn' um ihn den Zirkellauf genommen.
82 Doch glänzt er, ungerührt durch Gold und Qual,
Bevor sich des Gascogners Tücken zeigen
Bey Heinrichs Zug, in heller Tugend Strahl.
85 Hochherrlich wird sein Ruhm zum Himmel steigen;
Der Feind selbst kann, obwohl voll Ungeduld
Bey seiner Thaten Lob, es nicht verschweigen.
88 Gewärtig sey denn sein und seiner Huld;
Aus Armen macht er Reich' und Arm aus Reichen,
Hebt arme Tugend, stürzt die reiche Schuld.
89 Laß nicht dieß Wort aus dem Gedächtniß weichen,
Doch sage nichts!" Dann sagt' er Dinge mir,
Die dem selbst, der sie sah, noch Wundern gleichen.

94 „Sohn," also sprach er weiter, „Siehe hier,
Zu dem, was dir verkündet ward, die Glossen.
Schon droht man aus dem Hinterhalte dir.
97 Doch nicht beneide deine Landsgenossen,
Denn lang, bevor du sinkst in's dunkle Grab,
Ist dem Verrath gerechte Rach' entsprossen."
100 Hier brach die heil'ge Seel' ihr Reden ab,
Und hatte das Gewebe ganz vollendet,
Wozu ich fragend ihr den Aufzug gab,
103 Und wie man zweifelnd sich an Jemand wendet,
Der innig liebt, und Rechtes will und sieht
Nach gutem Rath — so ich, als er geendet;
106 „Ich seh's, wie rasch heran die Stunde zieht,
Um gegen mich den scharfen Pfeil zu kehren,
Der schwerer trifft, wen die Besinnung flieht.
109 Drum muß ich wohl mit Vorsicht mich bewehren,
Um nicht, aus meinem liebsten Ort verjagt,
Durch mein Gesicht der Zuflucht zu entbehren.
112 Denn, reisend durch die Welt, wo's immer tagt,
Dann, hangend an der Herrin Angesichte,
Zum schönen Gipfel, der gen Himmel ragt,
115 Dann durch den Himmel selbst von Licht zu Lichte,
Erfuhr ich, was so manchen brennt und beißt
Durch ätzenden Geschmack, wenn ich's berichte.
118 Und zagt, der Wahrheit feiger Freund, mein Geist,
Dann, fürcht' ich, bin ich todt bey jenen Allen,
Bey welchen diese Zeit *die alte* heißt."
121 Und neuen Glanz sah ich dem Licht entwallen,
Das Strahlen, wie ein goldner Spiegel, warf,
Auf den der Sonne Feuerblicke fallen.
124 „Wer rein nicht sein Gewissen nennen darf,"
Sprach er, „wen eigne Schmach, wen fremde drücket
Dem schmeckt wohl deine Rede streng und scharf.
127 Dennoch verkünde ganz und unzerstücket
Was du gesehn, von jeder Lüge frey,
Und laß nur den sich kratzen, den es jucket.
130 Ob schwer dein Wort beym ersten Kosten sey,
Doch Nahrung hinterläßt's zu kräft'germ Leben,
Ist des Gerichts Verdauung erst vorbey.
133 Dein Laut wird sich, dem Sturme gleich, erheben,
Der hohe Gipfel stärker schüttelnd faßt,
Und dieß wird Grund zu größrer Ehre geben.
136 Drum sind berühmte Seelen alle fast,
Die du im dunkeln wehevollen Schlunde
Und auf dem Berg und hier gesehen hast.
139 Denn niemand traut beruhigt einer Kunde
Verbirgt das Bild, das sie vor Augen stellt,
Die Wurzel tief im unbekannten Grunde,
142 Und nur was flimmert überzeugt die Welt."

Die Familie Sindia.

(Fortsetzung.)

Besonders wichtig in ihren Folgen war die Schlacht bey Meirtah gegen die Rajah's von Joudpoor und Oden-poor. Nur zweytausend Reitern von dem Stamme Chun-dewut gelang es, hier die Campoos oder Brigaden von de Boigne zu durchbrechen, allein als sie sich wandten, um von Neuem einzuhauen, wurden sie fast alle durch Kartätschenfeuer zu Boden gestreckt. Auch die Niederlage von Junkajee Holkar, wobey vier Korps regulärer Truppen von französischen Offizieren, in Junkajee's Diensten organisirt, gänzlich zu Grunde gerichtet wurden, war von großer Wichtigkeit. Mahdajee starb jedoch zu Poona vor der Schlacht im Jahr 1794. Er hatte seinen gewöhnlichen Sitz in Hindostan, allein zuweilen begab er sich auch nach Malwa und lebte in Oojein. Die Länder, welche mehr unmittelbar unter seiner Herrschaft stunden, wurden gut verwaltet, so wie überhaupt alle die, deren Einwohner friedlich und gehorsam waren; allein die unabhängigen Fürsten der Rajputen und andere kleine Rajah's, welche ihm oft einen hartnäckigen Widerstand entgegensezten, ließ er alle Wildheit und Grausamkeit seiner unregelmäßigen Truppen fühlen, und zeigte dabey oft eine Habsucht und Tyranney, wie sie sogar in den Annalen der Mahraten sich selten finden. Mahdajee war zwar ein Feind der Engländer, allein er erkannte doch die Vortheile, die er dadurch erlangt hatte, daß die brittische Regierung in Ostindien ihn als einen unabhängigen Fürsten anerkannt hatte, und was auch seine Absichten gegen dieselbe gewesen seyn mögen, so verhinderte der Tod ihre Ausführung.

Mahdajee hatte keine Söhne, er hatte aber den Sohn seines Bruders, Namens Dowlet Row Sindia adoptirt, und dieser folgte ihm auch in der Herrschaft. Mahdajee's Wittwen machten ihm zwar mehrere Besitzungen streitig, und ernannten einen andern Fürsten zu ihres Gemahls Nachfolger, allein ihre Heere wurden mehrmals geschlagen und sie selbst gezwungen ihre Ansprüche aufzugeben. Dowlet Row Sindia's Macht ward noch dadurch vermehrt, daß die Familie Holkar nach Mulhee Row Holkar's Tode sehr an Einfluß verlor und alle Besitzungen nördlich von Jeipoore aufgegeben hatte. Es ist ein eigenthümlicher Zug in den Verhältnissen der Mahratenfürsten, daß dennoch Holkars Ansprüche auf die Einkünfte dieser Provinz anerkannt wurden. Dieß, so wie die Erhaltung seiner Besitzungen in Malwa, verdankte er gegen das Ende von Mahdajees Leben nicht sowohl seiner eignen Macht, als den alten Verbindungen seines Hauses mit andern Mahratenfürsten. Verbindungen und Rücksichten, die oft sogar in der Schlacht geehrt werden. Diese nationellen Gefühle tragen oft dazu bey den Streitigkeiten zwischen den Mahraten einen Ausgang zu geben, den ein Fremder durchaus nicht erwarten konnte, und sie plötzlich zu vereinen, wenn alle Bande zwischen ihnen zerrissen schienen. Mahdajee wußte diese Verbindungen zu schätzen, und sezte sie auch zur Zeit seiner größten Macht nie ganz aus den Augen, sondern ehrte sie oft durch große Opfer, die er ihnen brachte. So z. B. als Nana Furnavese, der Minister des Paishwah für seinen Herren eine bedeutende Summe als seinen Antheil an den Tributen von Malwa und Hindostan verlangte, war Mahdajee weit entfernt die Gültigkeit dieser Ansprüche zu läugnen, sondern er umging die Bezahlung der Summe nur durch eine Gegenforderung für andere von ihm, angeblich im Dienste des Paishwahs getragene Ausgaben. Und bey einer andern Gelegenheit benuzte er die Vortheile, die ihm ein Sieg über Tukajen Holkar gab, nur um die gegenseitigen Forderungen mit großer Billigkeit zu ordnen. Dergleichen Rücksichten für die Nationellen und Familienverbindungen der Mahraten konnten von Dowlet Row Sindia nicht erwartet werden, der in Deccan geboren, und beständig von Europäern, Mahomedanern oder Rajputen umgeben, sich nicht mehr als ein Mitglied der Mahraten-Konföderation ansah, sondern als den mächtigsten Fürsten von Indien. Diese Denkungsart führte bald zu einer Reihe von Begebenheiten und Veränderungen in den Verhältnissen Sindia's zu dem Paishwah und andern Mahratenfürsten, wobey Dowlet Row Sindia einen Grad von Treulosigkeit, Ehrgeiz und Hinterlist zeigte, wie sie sogar in den Verhandlungen indischer Fürsten, bey denen Treulosigkeit der erste Grundsatz des öffentlichen Rechts ist, selten gefunden wird. Das unglückliche Schicksal des jungen Paishwah's, Madhro Row, der sich von einer hohen Mauer seines Pallastes herabstürzte, und so zerschmetterte, die Gefangenschaft von Nana Furnavese, seinem treusten Rathgeber, der Mord von Purseram Bhow und mehrerer anderer Braminen sind einige der Begebenheiten, welche den Anfang von Dowlet Row Sindia's Herrschaft bezeichnen. Während dieser Streitigkeiten wurden die Staaten der Mahraten von den Schaaren der Rajputen und Mahomedanern, in Diensten der verschiedenen Häuptlinge, und besonders Sindia's selbst, verwüstet, und den Mahraten die Uebel reichlich vergolten, die sie selbst bey ihren Raubzügen in Malwa verbreitet hatten. Auch in seinen Verhältnissen mit der Familie Holkar sezte Dowlet Row alle Rücksichten aus den Augen, und bemächtigte sich ohne irgend einen Vorwand und ohne eine Förmlichkeit zu beobachten, mehrerer Provinzen, welche Jeswont Row Holkar gehörten. Dieß Betragen entfremdete ihm die Fürsten seines Volkes und trug dazu bey, die Macht Holkars zu heben, indem sich die Mahraten an ihn anschlossen. Diese „Zeit der Unruhen" (Gurdeuka Wukht), wie in Ostindien die Epoche von 1800 — 1813 emphatisch genannt wird, endigte durch das unvermeidliche Zusammentreffen Dowlet Row Sindia's mit der brittischen Macht und der gänzlichen

Niederlage des erstern. Seine regulären Brigaden, von de Boigne gebildet und später von Perron vermehrt, wurden vernichtet. Vierhundert Kanonen, in seinen eigenen Arsenalen gegossen, fielen in die Hände der Sieger, und er mußte den Frieden durch das Opfer seiner besten Provinzen erkaufen.

(Der Beschluß folgt.)

Theilnahme.

Glücklich macht mich kein Glück, so lang ich allein es nur kenne;
Theilet's dein Herz mit mir, Bruder! dann hat es Gehalt.

Der Grundwurm.

Niemal hast du genug des Grundes, so viel du auch umwühlst:
Grundwurm! morgen sind dir einige Schollen zu viel!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. November.

Da Alles hier mit einem gewissen theatermäßigen Pompe abgethan wird, und man beständig mit langen Reden herauszieht, so verfehlen auch die Gerichte nicht, bey dem Wiederanfangen ihrer Sitzungen nach der Vakanz eine jährliche Sitzung zu halten, mit feyerlichen langen Reden. Diese pflegen von den königlichen Anwälden an den Gerichten gehalten zu werden, und beziehen sich meistens auf die Pflichten der Richter der Advokaten und Prokuratoren. Da nun alle königliche Anwälde in ganz Frankreich an solchen Tagen sich für verbunden halten, lang und breit zu reden, so kann man denken, was für ein Stoß von Ermahnungen bey dieser Gelegenheit zur Welt gefördert wird. Natürlich sprechen die Anwälde mehr oder weniger nach ihrem Gewissen, je besser oder je schlimmer es um ihr Gewissen steht. Sind es Leute, die mit Leib und Seele der Regierung ergeben sind, oder sich durch eine feyerliche unterwürfige Handlung der Minister zu erkennen geben wollen, so predigen sie blinde Unterwerfung, und geben ihrer Rede einen Anstrich des im Ministerium herrschenden Systems, ist die Regierung kriegerisch gesinnt, so ertönen auch Kriegslaute von der Katheder der königlichen Anwälde; ist dagegen die Regierung in Andacht versunken, und begünstigt die Jesuiten, so nimmt auch die Sprache der Regierungsanwälde den Jesuitenton an, und predigt den Richtern und Advokaten im Kapuzinerstyle. Indessen gibt es doch auch gewissenhafte Beamte, welche den Richtern und Advokaten rathen, nach Recht und Billigkeit zu richten und zu sprechen, und sich durch keine Drohung, keine Macht von der Erfüllung ihrer Pflichten abhalten zu lassen. Die freysinnigen Blätter mangeln nimmer, die Reden der leztern herauszuheben, wogegen dann die servilen Blätter die Aeußerungen der erstern in extenso einrücken, und mit Lobsprüchen begleiten; zuweilen entsteht hierüber Streit unter den Blättern der beyden Partheyen. Einige Tage darauf ist der ganze Schwarm von Reden und Kritiken schon über andere Tagesbegebenheiten vergessen, es sey denn, daß in einer jener Reden so merkwürdige Dinge vorkommen, daß man sich ihrer noch einige Wochen lang erinnert. Der ganze feyerliche Aktus der Rentreé der Gerichte könnte füglich unterbleiben, und ihre Vakanz dazu; allein diese werden sich die Richter schwerlich nehmen lassen. Dieses Mal war die Rentreé mit einigen besondern Nebenumständen verbunden, welche bewirkt haben, daß sich die Tagesblätter noch ein wenig damit beschäftigen, wiewohl die Sache im Anfange dieses Monats statt gehabt hat. So hatte dieses Jahr zum ersten Male bey dem Rechnungshofe, der als ein Gericht betrachtet wird, weil er über die Rechnungen der Ministerien aburtheilt, eine feyerliche Messe statt, und der königliche Anwald predigte den Rechnungsführern etwas von der innigen Verbindung der Religion mit den Staatsgeschäften vor, obschon manche Leute der Meynung sind, es wäre besser gewesen dem Hofe die Nothwendigkeit tüchtiger Kalkulatoren an's Herz zu legen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin.

(Beschluß.)

Man könnte zwar meynen die süße Ophelia werde nur dadurch vom Wahnsinn ergriffen, daß ihre ganze innere Welt, welche früher der äußern entsprach, plötzlich mit dieser äußern Wirklichkeit in den unendlichsten Widerspruch geräth, was auch bey Abdallah der Fall sey, aber Ophelia ist, wie viele Shakspearesche Gestalten ein Gemüth, das nicht aus sich heraus zum Handeln fortgeht, und indem es nicht die Kraft hat die äußere Welt nach eigenen Zwecken zu gestalten und zu verändern, nur dann vermag man mit sich selbst und dem Bewußtseyn von dieser Welt im Einklang zu bleiben, wenn der Zustand der äußern Wirklichkeit dem innern Gemüth entspricht. Wird aber dieser Einklang zerrissen, so schwirren alle Saiten eines solchen Gemüthes wild und dissonirend durcheinander; sich durch sich selbst mit den äußeren Zufällen in Einheit zu setzen, fehlt ihm die Kraft, von seinem eigenen Innern, seinen Wünschen und Neigungen kann es nicht ablassen, die ganze Welt widerspricht diesen Wünschen, und auf diese Weise in das Wissen von sich in das entgegengesezte Bewußtseyn von der Welt zerschieden, und doch dieß doppelte Wissen in ein und demselben Bewußtseyn vereinigend, bleibt für solches Gemüth kein anderer Zustand übrig als der des Wahnsinns. Dasselbe wiederholt sich in der Konstanze des Königs Johann, die wir jedoch nicht selbst im Wahnsinn, sondern nur in der höchsten Gewalt des Mutterschmerzes vor uns sehen, und erst später von ihrem Wahnsinn hören, so daß der König Klaudius im Hamlet ganz Recht hat, wenn er von Opheliens Wahnsinn sagt: „O dieß ist Gift des tiefen Grams!" Aber solches Gemüth ist Abdallah nicht; wir haben ihn im Handeln, wir haben ihn im Kampf mit den äußeren Zuständen gesehen, wenn sie seinen innern Wünschen widersprechen, und so ist denn der Wahnsinn bey ihm nur eine inkonsequente plötzliche Geistesschwäche, die auch nicht einmal den alten mahomedanischen Trost der Größe Allahs wieder finden kann. Doch was bedarf auch der Dichter nothwendiger Gründe für Abdallahs Wahnsinn? Ist doch Allah der Grund von Allem, und hat seine Allmacht bisher im ganzen Stück als Willkühr bewiesen. So wird ihm jezt diese Verrücktheit Abdallahs von Rafaëlen zur Beschönigung so gräulicher Wiedervergeltung als Schonung und Milde angerechnet, und der Wahnsinn auf diese Weise gegen die selbstbewußte, wenn auch schmerzzerrissene, Vernunft als der bessere Zustand ausgesprochen, während die Macht des christlichen Gottes durch Heliodors Tod gebrochen, in Rafaëlens Herzen verstummend muß in's Kloster wandern. „Allah ist groß und gerecht!" schließt der Dichter, und wir könnten ebenso schließen, wenn nicht diese Größe und Gerechtigkeit gerade eine Kleinlichkeit und Ungerechtigkeit des Dichters wäre.

Beylage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. December 1826.

Die Guten und die Bösen
Bemühn sich viel, zu lösen
Ein Räthsel, Allen aufgegeben.
Der Räthselschmied Herr Himmel,
Mit tönendem Gewimmel
Reimt er zusammen das Menschenleben.

Frdr. Rückert.

Die Familie Sindia.

(Beschluß.)

Nach diesem Stoß, den Sindia's Macht erlitten hatte, benuzte er seine Kräfte zur Unterjochung mehrerer kleiner Raja's in Mittelindien und zur Beraubung der immer mächtiger werdenden Räuberhorden, die unter dem Namen der Pindarrie's bekannt sind. Als ein Beyspiel von ostindischer Politik wollen wir Sindia's Betragen gegen einen der Pindarrie'sanführer, Kurreem Khan, erwähnen. Dieser hatte mit seinem Haufen lange in Sindia's Diensten gestanden und sich durch glückliche Raubzüge so bereichert, daß er für den mächtigsten der Pindarrie's galt, und sogar daran dachte, eine bleibende Herrschaft zu gründen. Er sah sich an der Spitze einer Schaar von 10,000 Pindarries und 1000 Mann Fußvolk mit vier Kanonen und hatte sich eine Art von Leibwache gebildet. Sindia hatte ihn gegen die Gewohnheit der Mahraten- und Rajputenfürsten mit einiger Achtung behandelt und ihm den Titel Nabob gegeben. Sobald er aber glaubte, daß Kurreem hinreichende Schätze versammlet habe, beschloß er, sie ihm abzunehmen. Er lud ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu einer Zusammenkunft ein, und der durch sein Glück aufgeblasene Räuber fand sich auch sogleich bereit dazu, hochgeehrt durch ein solches Verhältniß und erfreut über diese Gelegenheit, seine Macht und seinen Reichthum zu zeigen. Dowlet Row lag gerade vor der Festung Suttumbarree und versprach sie dem Pindarri zu übergeben, sobald er sie erobert habe. Um ihn noch sicherer zu machen, besuchte er ihn mit einem geringen Gefolge in seinem Lager, wo ihn Kurreem mit der größten Pracht empfing und einen Thron für ihn errichtet hatte, der, wie es im Orient Sitte ist, als ein Geschenk für ihn bestimmt war. Zu diesem Musund war ein Rock und 25,000 Rupees verwandt worden. Sindia stellte sich bey diesem Besuch, als wenn er ganz von den Eigenschaften des Räubers entzückt sey, und versicherte, er habe niemals einen so vollkommnen Staatsmann und Krieger gesehen. Alle Wünsche Kurreem's wurden mit der größten Bereitwilligkeit erfüllt, die verschiedenen Verträge und Bedingungen aufgesezt und ein reiches Ehrengewand für ihn mit großem Gepränge bereitet. Einige der ältern Pindarrie's warnten zwar ihren Anführer, allein die Schmeicheleyen des mächtigen Sindia und die Aussicht auf künftiges Glück schienen ihn ganz bethört zu haben. An dem Tage, der zu Kurreem's Abreise nach den neuen, ihm von Sindia eingeräumten Distrikten bezeichnet war, ward er zu einem Abschiedsbesuch eingeladen, fand sich auch mit wenigen Begleitern ein und ward mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen empfangen. Die Sunnuds oder Dokumente wurden unterschrieben, die Ehrengewänder übergeben und Alles schien zur größten Zufriedenheit beyder Anführer beendet zu seyn und eine bleibende Freundschaft zu versprechen. Die Posse nahte sich jedoch ihrem Ende. Sindia verließ unter einem Vorwande das Zelt und gleich darauf wurde Kurreem und seine Begleiter von Bewaffneten überfallen und gefesselt; im selben

Augenblick gab ein Kanonenschuß das Zeichen, worauf Sindia's Truppen die sorglosen Schaaren der Pindarrie's überfielen und zerstreuten. Alle Schätze Kurreem's und der Pindarrie's fielen auf diese Art in Sindia's Hände und Kurreem selbst ward erst nach einigen Tagen gegen ein bedeutendes Lösegeld freygelassen.

Dergleichen kleinere Vortheile konnten jedoch Sindia's gebrochene Macht nicht wieder herstellen und er suchte nun vergebens die alten Banden der Mahratenkonföderation, die er selbst zerrissen hatte, wieder anzuknüpfen. Als die Engländer sich zur Vertilgung der Pindarrie's rüsteten, ließ sich Sindia in Verbindungen mit mehreren Anführern derselben und mit andern Fürsten ein, allein die Bewegungen der englischen Truppen waren so rasch und wohl berechnet, daß er nicht Zeit hatte, irgend einen Schritt zu Gunsten seiner Verbündeten zu thun und froh seyn mußte, daß die Engländer seine Verhältnisse mit ihnen nicht weiter untersuchten, sondern sich begnügten, ihn unschädlich zu machen. Als gleich darauf der Paidhwah Baserow den Engländern den Krieg erklärte, war Sindia's Lage von der Art, daß er durchaus nichts zu Gunsten des nominellen Hauptes der Mahraten thun konnte, wenn er auch gewollt hätte. Er konnte sich den Rest seiner Besitzungen nur dadurch erhalten, daß er alles, was bey den Mahraten und bey seinem Stamme insbesondere für Ehre gilt, aufopferte. Der verlassene und entthronte Paishwah schrieb an Dowlet Row Sindia im April 1818 folgenden Brief: „Dein Vater, Madhajee Sindia, zog auf Befehl des Sircar nach Delhi, ward zum Vezier ernannt und erwarb sich großen Ruhm. Als du die Herrschaft antratest, ließest du dich mit den Engländern in ein Bündniß ein, und so beherrschtest du Jeden und so zeigst du deine Dankbarkeit. Nachdem du uns auf diese Art gedient hast, solltest du lange Aermel tragen und dich niedersetzen wie ein Weib. Da meine Macht zerstört ist, glaubst du etwa, die deinige werde bestehen?" — Nach dem Empfang dieses Briefes war Dowlet Row zwey Stunden lang in wahrer Verzweiflung, dann legte er sich schlafen. Er sandte keine Antwort zurück. In diesem Augenblick scheint Sindia sich in sein Schicksal ergeben zu haben und nicht weiter daran zu denken, seine untergeordnete Stellung zu verlassen. —

Die Gefahren der Alpenpässe im Winter und Frühjahr.

Es haben die in der jüngsten Zeit durch wetteifernde Anstrengungen erweiterten und fahrbar gemachten Straßen über die merkwürdigsten Alpenpässe ihren Gebrauch vervielfältigt und solche, die vorhin nur im Sommer zugänglich waren, sind jezt das ganze Jahr hindurch geöffnet. Die eigenthümliche Natur des lang andauernden Winters dieser Berghöhen konnte der vervollkommnete Straßenbau jedoch nicht ändern, und was seine Anstrengungen vermochten, mußte sich auf die Nachweisung der Mittel, wodurch theils die neugebahnten Straßen den Winter hindurch geöffnet, oder ihre Bahnbrechung erzielt, theils dann aber die Gefahren, welche dem Reisenden drohen, vorgesehen, zeitlich erkannt und so viel möglich abgewandt werden mögen, beschränken.

Diese Gefahren der Hochgebirge, von denen sich eine gehörige Vorstellung zu machen für den Bewohner von Flachländern schwer hält, hat der große Kenner des Alpengebirgs, Herr Doktor Ebel, zum ersten Mal in umständlicher Uebersicht, bey Anlaß seiner Beschreibung der Wanderung über den Bernhardino-Paß, in der schönen und kostbaren Malerischen Reise durch Graubünden von J. J. Meyer gewürdigt, deren erschienene vierte Lieferung (Zürich 1826. Querfolio) die gelungensten Ansichten dieses Gebirgspasses befaßt. Wir entheben der Ebel'schen Darstellung die nachfolgenden Angaben.

Der Schneefall beginnt in diesen Höhen mit Ende Oktober und Anfang November, und erreicht in der Thalfläche des Rheinwalds 4 — 8 Fuß, auf dem Bernhardinopaß 8 — 16 — 19 Fuß und an vielen Stellen, wo der Wind den Schnee hinträgt, sehr oft 30 Fuß Tiefe über der Landstraße. Diese ungeheuern Schneemassen widerstehen daher den Frühlingslüften auch sehr lange, so daß der Paß gegen Ende Mai, selbst erst im Juni, ganz frey wird. Ja sogar nach eingetretenem Sommer begegnet es bisweilen, daß nach heftigen Gewitternächten drey bis vier Fuß tiefer Schnee fällt, der mehrere Tage liegen bleibt und Lauinenstürze verursacht, wie dieß am 17ten und 27sten Juli 1823 in den Kantonen Bündten, Uri, Bern und in andern Theilen des Alpengebirges der Fall war, von Jahrgängen wie 1816 nicht zu sprechen, wo es während den sechs Sommermonaten in den Alpen 130 Regen- und Schneetage gab, und die Kälte bisweilen den Grad erreichte, daß mitten im August auf einer hohen Alpweide in dem Bündnerischen Lugnetzerthal fünf-und-zwanzig Pferde erfroren.

Der Gefahren für den im Winter über einen Alpenpaß Reisenden sind vielerley: 1) Das Verwehen, d. h. wenn der Wind solche Schneemassen in die Bahn trägt, daß das Fortkommen sehr erschwert oder gar gehindert wird. Dieses Verwehen hat mehr oder minder allzeit statt. So lange der Kältegrad bedeutend ist, löst sich der trockne feine Schnee stets leicht von der festen Bahn ab, und die Schwierigkeit ist dann nicht so groß; allein wenn nach vorhergegangener gelinder Witterung der weiche Schnee in der Bahn zusammengedrückt, einen tiefen Graben bildet, welcher selbst bey leichtem Wind ganz ausgefüllt wird, dann beginnt das Hinderniß des Fortkommens. An der

Nordseite entsteht dieses Hinderniß durch den Südwind und an der Südseite des Passes durch den Nordwind, so daß man im Ganzen annehmen kann, der Bernhardino sey am nämlichen Tage immer nur auf einer Seite entschieden schlecht. Hat sich nach einigen Tagen Kälte die Straße wieder in die Höhe gezogen, d. h. bildet sie statt eines Grabens einen Damm, so wird das Verwehen weniger bedenklich.

2) Das Einsinken oder Durchbrechen, wenn die Bahn wegen lauer Witterung keine hinreichende Festigkeit darbietet. Dieser Fall kann bey anhaltendem Südwind den ganzen Winter eintreten und findet alle Frühlinge regelmäßig statt. Die Weiche des Schnees setzt dem Reisenden zu Pferde, zu Schlitten und selbst zu Fuß oft ein unüberwindliches Hinderniß entgegen, und da bey so lauer Witterung, besonders nach starkem Schneefall, sehr leicht Schneeschlipfe entstehen, Lauinen stürzen, oder Windschilder losreißen, so erhöht sich die Gefahr außerordentlich. Derjenige, welcher im Hinterrhein oder Bernhardino nicht warten kann, sondern forteilen muß, kann dann jenen Gefahren durch Nachtreise entgehen.

3) Schneestürme (Tourmentes in Savoyen genannt). Wer bey stiller Luft abgereist ist, und auf dem Wege von einem Schneesturm überfallen wird, befindet sich in der mißlichsten Lage und der höchsten Gefahr. Nord- und Südsturm sind gleich fürchterlich, aber mit dem merkwürdigen Unterschied, daß der Nordwind an der mittäglichen Seite des Passes und der Südwind an der mitternächtlichen Seite desselben am schrecklichsten tobet. Selten zwar ist die Gewalt dieser Stürme so groß, daß Menschen und Vieh umgeworfen werden; allein es wird öfters unmöglich, wenn auch vier und sechs Pferde vor dem Wagen oder Schlitten sind, dem Sturm entgegen vorwärts zu kommen, während die Bahn gleich verweht ist, Reisse und Kutscher in dem Gestöber nicht sehen und sich umsonst bis zum Hinfallen abmüden. Bey Nordsturm ist die Bahn fest und die Fahrt geht an allen unverwehten Stellen schnell; der Südsturm dagegen macht in der Regel heftigere Stöße, erweicht die Bahn, bringt mehr Schneegestöber, eignet den schon liegenden Schnee mehr zum Stäuben und wird hierdurch entschieden gefährlicher als der Nordwind. Der Ostwind ist wegen seiner schneidenden Kälte lästig und der Westwind (in Rheinwald der französische Wind genannt) aber ist der unbedenklichste. Das Schneegestöber und die Schneewirbel bey Nord- oder Südstürmen auf diesen Höhen verdunkeln die Luft, treffen die entblößten Theile des Wanderers wie feine Nadeln, und erregen Schmerz, Röthe und Geschwulst, benehmen ihm den Athem, erblinden das Auge, umsausen ihn mit furchtbarem Geheul, und wenn derselbe in den wenigen Augenblicken des nachlassenden Tobens, die Augen öffnen kann, so erblickt er keine Spur eines Weges mehr, sondern sieht sich verlassen in einer grausenhaften Schneewüste, und hört das wildeste Getümmel der brausenden Lüfte zwischen den starren Felsenhörnern auf allen Seiten. Dieß sind dann die lebensgefährlichsten Augenblicke des armen Reisenden.

4) Erstarren vor Kälte, Hinsinken vor Erschöpfung oder Schläfrigkeit. Diese Gefahren werden von den Eingebornen durch Gewohnheit und zweckmäßige Vorsicht vermieden, doch sind auch unter ihnen Beyspiele bekannt, wo die Neigung zum Schlaf unüberwindlich wurde, und ohne Beyhülfe von Begleitern der Tod unvermeidlich erfolgt wäre. Aber für fremde Reisende sind jene Gefahren groß. Die Kälte bey Nord- und besonders bey Nordostwind kann sehr feindselig werden, so bald Mangel an Kraft die Bewegung zu Fuß unmöglich macht, oder wenn die ungewohnte feine Bergluft, der heftige Wind, oder zu viel genommene Nahrung, den Menschen nach einiger Anstrengung im Schnee des Athems beraubt, und ferneres Gehen unmöglich macht, während ohne Bewegung der Kälte nicht zu widerstehen ist. Dieß kann sogar bey sehr robusten Männern stattfinden. Im Jahr 1817 reisten fünf Hannoveraner (welche aus Italien, wohin sie Pferde geführt hatten, zurückkehrten) von dem Dorf St. Bernhardino ab. Da sie sich aller Warnung ungeachtet, nicht wollten abwendig machen lassen, und allein den Bernhardiner-Paß zu besteigen willens waren, so entschloß sich ein eben gegenwärtiger Mann aus dem Rheinwaldthal die fünf Deutsche zu begleiten, um sie nicht einem gewissen Verderben Preis zu geben. Das Unwetter wurde entsetzlich, und die Männer kämpften bis ihnen die Kräfte ausgingen. Der Rheinwalder bot alles Ersinnliche auf, um sie zu retten, allein einer nach dem andern erlag. Da der brave Rheinwalder alle Hoffnung verloren sah, dachte er an sein eignes Heil, aber schon zu übermäßig angestrengt, wurde er beynahe selbst ein Opfer. Es gelang ihm noch sein Leben zu retten, jedoch mit so erfrornen Gliedern, daß er seitdem ein Krüppel ist. Alle fünf Deutsche, starke Pferdeführer, büßten ihr Wagstück mit dem Leben. Die besten Regeln, um sich gegen die oben genannten Gefahren zu schützen, sind folgende: man trage keine schwere Mäntel, hingegen doppelte Hemden, keine Stiefel, sondern locker anschließende Kamaschen, seidene Kappen unter dem Hut; — man genieße vor der Abreise nicht Kaffee, sondern eine geröstete Mehlsuppe mit Wein, aber in keinem Fall Branntwein; man nehme ein Stück Brod und ein Fläschchen guten Wein in die Tasche; — im Schnee bergauf geht man Anfangs sehr langsam und immer in gleichem Takt mit dem Schritt hole man Athem.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Nov.

(Beschluß.)

Bey dem obern Gerichtshofe fiel ein drolliger Umstand vor, woraus man sieht, mit welchen Armseligkeiten man jezt zu thun hat. Der Erzbischof von Paris hatte dort nämlich die Messe gelesen, und darnach der feyerlichen Sizung beygewohnt, und zwar mit Vorangehen seines Porte-croix oder Kreuzträgers. Nun hat man aber in den alten Parliamentsakten gefunden, daß, wenn ein Erzbischof einer Gerichtssizung beywohnt, sein Porte-croix vor der Thüre bleiben muß und daß es einmal wegen der Einführung eines solchen Porte croix im Gerichtssaale zu einer heftigen Streitigkeit gekommen. Heut zu Tage ist man viel zu höflich, um einen ehrlichen Kreuzträger aus dem Saale zu treiben; allein es hat den Nachfolgern der ehemaligen Parliamentsherrn nicht minder gewurmt, daß ein solcher Mann neben ihnen gesessen oder gestanden hat, und sie haben nicht ermangelt, gegen den Mißbrauch zu protestiren, als das Protokoll der Sizung ihnen zur Genehmigung vorgelegt worden ist. Will also künftighin der Erzbischof ihrer Sizung beywohnen, so wird er sein Kreuz und den Träger, der von demselben unzertrennlich ist, vor der Thüre lassen müssen, oder mit andern Worten, er wird nicht in Pontificalibus erscheinen dürfen, vermuthlich weil der Gerichtshof Herr und Meister während seiner Sizungen seyn, und nicht zulassen will daß die Geistlichkeit dabey in eben dem Pompe erscheine, als ob sie in der Kirche wäre. Bekanntlich haben die obern Gerichtshöfe in Frankreich immer viele Arbeit gehabt, um sich vor den Eingriffen der geistlichen Macht in ihre Rechte zu wehren, und bey den jezigen Umständen ist es noch als ein wahres Glück zu achten, daß sich diese Gerichtshöfe so kräftig wider die Mißbräuche der kirchlichen Macht aussprechen und vertheidigen; in diesem Sinn wird man dann auch den sonst so lächerlichen Streit wegen des Porte-croix zu betrachten haben. Derselbe Erzbischof hatte neulich zu einem andern Streite Anlaß gegeben. Man wird sich aus den vorigen Berichten erinnern, daß er sich während Talma's lezter Krankheit mehrmals in dessen Wohnung verfügt hatte, um, wie es scheint, den Kranken zu bekehren, oder ihm einen Aktus der Reue abzulocken. Diese Zudringlichkeit wurde im Publikum sehr übel ausgelegt, und man frug, wer den Erzbischof berechtigt habe, sich in das Haus eines Bürgers zu begeben, ohne von demselben oder von dessen Verwandten herbeygerufen zu seyn. Da der Vorgang in die Zeitungen kam, und sich die betheiligten Leute darüber aussprechen mußten, so kam heraus, daß der Wundarzt Dupuytron es auf sich genommen hatte, den Erzbischof herbey zu rufen; jener entschuldigte sich damit, daß er geglaubt habe, es sey der Wille der Familie; allein die Verwandten schrieben dagegen, sie hätten diesen Wunsch oder Willen nimmer geäußert. Dupuytron ist es, von dem man erzählt, er habe einmal bey Hofe ein Gebetbüchlein aus der Tasche fallen lassen, damit man sich von seiner Andacht überzeugen könne. Da nun Talma an seinem Ende mit der katholischen Kirche, von der er sich schon lange vorher scheint getrennt zu haben, keine Gemeinschaft hatte haben wollen, so rächt man sich dadurch an ihm, daß man den Theatern nicht erlauben will, sein Andenken durch Dichtungen zu feyern. Nur läßt man das Aufstellen seiner Büste in den Foyers der Theater zu; bey einigen Theatern ist dieses Aufstellen mit einiger Feyerlichkeit verbunden worden. Das Publikum, das von keiner Klerisey und von keiner Polizey abhängt, hat übrigens dem großen Künstler alle mögliche Ehre widerfahren lassen. Ein halb Duzend biographischer Notizen und Memoiren über ihn, und eine Menge Oden und Elegien auf seinen Tod sind gedruckt worden; einige sind mehrmals aufgelegt worden. Sein Porträt ist gestochen und auch lithographirt worden; auch einige Moden à la Talma sind in den Modejournalen erwähnt worden; sogar hat ein Spekulant „Seife à la Talma angekündigt. Nach Talma's Beyspiel hat sich ein anderer Schauspieler des Théâtre français, der in diesen Tagen gestorben ist, Namens Michot, in seinen lezten Tagen das Seelenamt in der Kirche verbeten, und dadurch ist dann wiederum ein ärgerlicher Streit und Aufruhr vermieden worden. Wahrscheinlich werden künftighin alle diejenigen Familien, die mit der herrschenden Kirche nicht in gutem Einverständnisse stehen, es eben so machen, und die Begräbnisse ohne Zuziehung der Klerisey veranstalten; viel Unordnung und Aergerniß würde in Frankreich vermieden worden seyn, wenn man sich früher so benommen hätte, anstatt die Klerisey zwingen zu wollen, Gebete und Zeremonien für diejenigen zu verrichten, die sie nicht zu den ihrigen rechnen wollte. Zulezt wird jedoch die französische Klerisey etwas stuzig werden, daß man sich angewöhnt, ihrer bey der lezten Ehre der Sterblichen zu entbehren, und alsdann wird sie vielleicht aus Ueberlegung oder aus Klugheit toleranter und milder werden, als sie jezt zu seyn scheint.

D g.

Leipzig, im Dec.

Zu den Interesse erregenden Gegenständen, welche uns in der leztvergangenen Zeit dargeboten wurden, gehörte vor allen 1) eine Aufführung des musikalischen Oratoriums: das verlorne Paradies, vom Kapellmeister Friedrich Schneider, welche dieser achtungswerthe Komponist zum Vortheil des Pensionsfonds der hiesigen Orchestermusiker in eigener Person leitete, und durch mehrere Proben verbreitete. Diese und die Theilnehmer der Mitglieder der hiesigen Singakademie und des Musikvereins machten diese Aufführung zu einer der glänzendsten und vollendetsten, die wir jemals gehört; und so konnte auch die Wirkung der Tonsezung nicht anders als glänzend und erhebend seyn. Die gerühmte Kunst dieses Meisters in kräftigen Chören verbindet sich hier mit der Anwendung sanfter, melodiöser Partien, zu welchen der, im Plane und im Einzelnen übrigens manche Mängel enthaltende Text Gelegenheit dargeboten hat, und wegen dieser dem Gefühle des Zuhörers wohlthuenden Abwechslung des Starken und Kräftigen mit dem Sanften und Zarten möchte jenes herrliche Werk dem berühmten Weltgerichte desselben Tonsezers noch vorgezogen werden. Auch scheint es, als ob er hier die Aufgabe zum vollen Bewußtseyn gebracht habe, den Geist, der in den Chören, vornehmlich der Händel'schen Oratorien waltet, mit den Fortschritten der neuern Tonkunst zu verbinden. Am meisten tritt diese Intention hervor in den prächtigen Chören: Eröffne Himmel deine Pforten &c. O streuet ihm Palmen &c., und in den Schlußsäzen, die dem Ganzen die Krone aufsezen. Aber auch die kindliche Ergebenheit Adams gegen den Herrn (Nr. 12), das Verlockende der Hölle (Nr. 21) und die leidenschaftliche Erregung Eva's (Nr. 22) ist dem Tonsezer zu schildern meisterhaft gelungen. Auf jeden Fall verdient dieselbe um so größere Schäzung, da er in dieser würdigen Gattung jezt fast einzig steht. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. December 1826.

Einer ist es, der Allerhöchste, der Schöpfer aller Dinge, allmächtig, ein gewaltiger König, und sehr erschrecklich.

Jes. Sirach I. 7.

Dem Allmächtigen.

Erhab'ner! dessen Wundermacht
Der Erde Grund gegründet,
Und rings um sie, mit seiner Pracht,
Das Sternenzelt gerundet —
Du Namenloser! dessen Ruf
Was lebt und webt, allmächtig schuf:

Wer bin ich, daß ich mich zu dir,
Allmächtiger! erhebe?
Nur Staub! und dennoch webt in mir
Dein Geist, durch den ich lebe —
Ein Geist, der deine Größ', entzückt,
In deines Willens Macht erblickt.

Wie groß ist sie, mein Gott und Hort!
Sie kennet keine Gränzen.
Dein Will' ist That. Du sprichst ein Wort,
Und Mond und Sonne glänzen.
Du willst! . . es lischt der Sonne Licht,
Und Mond und Sterne leuchten nicht.

Du willst! . . ein Sturm empört das Meer,
Der Erde Pol' erzittern,
Der Donner rollt auf Flammen her,
Und Felsgebirge splittern,
Die Stürme schweigen, willst du nur,
Und Stille herrscht durch die Natur.

Du willst, was Meer ist, wird zu Land,
Was Erde war, zum Meere.
Nichts ist, was deiner starken Hand,
O Gott! unmöglich wäre.
Sprichst du, geschieht's; gebeutst du, Gott!
So steht es da, auf dein Gebot!

Du herrschest einzig unbeschränkt,
Nichts kann dir widerstehen.
Was mein Verstand noch ferne denkt,
Ist, denk' ich's kaum, geschehen.
Kein Engel und kein Mensch ermißt,
Wie wundermächtig, Herr, du bist!

Doch Heil mir! daß, so schwach ich bin,
Ich deine Allmacht kenne,
Und o! mit frommem Kindessinn
Dich meinen Vater nenne,
Und nennen darf, wenn eine Noth
Mich rettungslos zu stürzen droht.

Mir sey Gefahr und Fall auch nah,
Du, Vater! bist nicht ferne.
Du hilfst, dein Wort verspricht es ja,
Du hilfst den Deinen gerne.
Ich traue dir und zage nicht.
Du, Gott! bist meine Zuversicht!

O bleib' es stets, und stärk' in mir
Dieß ruhige Vertrauen
Auf deine Macht. Denn trau' ich ihr,
Macht nichts mir Furcht und Grauen.
Weiß ich als meinen Beystand dich,
Vermag die Welt nichts wider mich.

Schaller.

Die Gefahren der Alpenpässe im Winter und Frühjahr.

(Beschluß.)

5) Schneeschlipfe; Schneestürze oder Lauinen. Wenn Schneelagen auf nackten Felsabhängen, die eine Neigung von 30° bis 50° haben, in Bewegung gerathen und herabschlipfen, so entstehen Schneeströme, welche, wenn sie die Straße erreichen, den Reisenden bedecken und aufhalten können, aber selten lebensgefährlich sind. Da diese Schlipfe bey außerordentlicher Schneeanhäufung nur in den ersten zwey Tagen nach dem Schneefall stattfinden, so lassen sich die daraus entstehenden Gefahren ausweichen und haben daher im Ganzen keine Bedeutung. Ganz anders verhält es sich mit den Schneestürzen oder Lauinen, welche zu den furchtbarsten Erscheinungen der Hochgebirge gehören. Sie ereignen sich den ganzen Winter und im Frühling nach sehr starkem Schneefall bey Windstößen und bey Thauwetter, ja bey Nordwind und sehr feinem und lockerm Schnee können sie sogar in Bewegung gerathen, wenn die Luft durch Geräusch erschüttert wird, oder der Himmel senkrecht über den mit Schneeschirmen behelmten Felshörnern sich erheitert und die Sonnenstrahlen wirken können. Wenn bey Schneefall der Wind nicht wirbelt, sondern stets von einer Seite und etwas von unten auf bläst, so sezt sich an den Höhen und Gräten der Gebirge auf eine wunderbar schnelle Art der Schnee als ein in der Luft freyhängendes Dach an, welches immer weiter wächst und bisweilen ungeheure frey herüberhängende Schirme bildet; deßwegen nennt es der Bündtner Windschild, Windschirm, auch Windbritt. Diese drohenden Schneemassen hängen fest, bis sie unter der Last brechen, oder durch laue Luft, veränderte Richtung des Windes u. s. w. losreißen und stürzen. Bey Nordwind und lockerm Schnee gibt es häufigere, bey Südwind und Thauwetter die gefährlichsten Lauinen; die erstern heißen Wind- oder Staub-, die leztern Schlag-, Grund- oder Schloßlauinen. Diese wälzen sich langsamer und legen in fünf Sekunden den Weg zurück, wozu eine Windlauine nur eine Sekunde braucht. Deßwegen kann man erstern noch bisweilen entlaufen, den andern aber nie. Manche Gebirgsgegend ist nur bey gewissen Winden den Schneestürzen ausgesezt, und Lage und Gestalt der Felsen sind Ursache, daß an gewissen Stellen alle Frühjahr die entsetzlichsten Lauinen bis in die Tiefe stürzen, weßwegen diese Stellen Lauinenzüge genannt werden. Solcher Lauinenzüge gibt es an dem Bernhardinopaß nicht, aber Windschilde setzen sich an den Seitengebirgen an und verursachen bisweilen Lauinen. Das Losreißen eines solchen Windschildes ergriff am 2ten März 1824 den Diligence-Schlitten und warf denselben mit dreyzehn Personen (Reisende, Kondukteur, Wegbahner und Postillon) in einen beschneiten Abgrund, aus welchem jedoch eilf wieder gerettet wurden, ein Wegbahner und der Landammann von Roveredo im Misorerthal hingegen waren durch den Druck an das Straßengeländer getödtet. Seit diesem Unglück hat man die Winterstraße auf das jenseitige Ufer des Baches gelegt, wo der alte Weg ging, wodurch jene Gefahr vermieden wird. Einer meiner Freunde in Bündten (so erzählt Herr Doktor Ebel) reiste vor mehreren Jahren mit einer ganzen Karavane im Winter aus dem Engadin nach Davor über den Skalettapaß. Plötzlich fängt der Nordwind an, in den Höhen zu stäuben und südwärts Windschilder anzusetzen, welche nach einiger Zeit losrissen und den langen Zug von zwey-und-fünfzig Schlitten mit allen Menschen und Pferden verschütteten. Mein Freund und einige andere Männer wurden durch den Druck der Luft ergriffen, weithin seitwärts abgesezt aber unbeschädigt, und diese eilten nun so schnell als möglich, alle im Schnee Begrabenen zu erretten, welches glücklicherweise auch gelang, da es trockner und lockerer Schnee war. Bey Schlaglauinen, welche nur bey lauem Südwinde und Thauwetter erfolgen, ballt sich der Schnee dicht aufeinander und schlägt so fest, daß wenn ein Mensch oder Pferd nur bis an den Hals darin steckt, es doch unmöglich ist, ohne Hülfe sich herauszuarbeiten; deßwegen sind diejenigen, welche von Schlaglauinen verschüttet werden, gewöhnlich ohne Rettung verloren; der Mensch erstickt oder bricht Genick und Rückgrath. Nicht selten ist es, daß der dicht geschlagene Schnee solcher Grundlauinen feste Brücken über wilde Gebirgsbäche bildet und der Hitze eines ganzen Sommers widersteht. Die fürchterliche Gewalt der Schlaglauinen übersteigt jede Vorstellung. Der Sturz dieser Schneemassen von den, mehrere tausend Fuß hohen Felsen stößt die Luft mit solcher Heftigkeit, daß selbst weit von dem Fallstrich derselben Wälder niedergedrückt, Hütten umgerissen und Menschen und Vieh fortgeführt und erstickt werden können. Ein Beyspiel ist bekannt, daß von fünf Männern aus Klosters im Prettigau, welche aus den im Gebirge stehenden Hütten Heu herabholen wollten und von einer Lauine überrascht wurden, der eine von ihnen durch den Seitendruck der Luft aufgehoben und in die Thaltiefe, die eine volle Stunde von der Stelle des Unglücks entfernt war, auf den Schnee abgesezt wurde; ganz unbeschädigt, aber wie ein Träumender blieb er sitzen, und erst auf das Anrufen anderer Menschen kehrte Besinnung zurück. Eine gleiche Luftfahrt machte eine Frau, welche in dem Paß des Zügen zwischen Filisur und Davor bey einem Lauinenfall von dem Luftdruck über den tiefen Schlund des Landwassers auf die andere Seite getragen wurde. Die Wurfkraft der Schlaglauinen ist oft so außerordentlich, daß sie mit ihrem Schnee und allen mitführenden Steintrümmern meilenlange Flächen bedecken. Der Unglücksfälle, welche die

Lauinen den Bewohnern der schweizerischen Alpenkette von jeher verursacht haben, sind unzählige, denn diese Schneeungeheuer dringen häufig bis in die fruchtbaren Thäler hinab, zerstören in einem Augenblick Wälder, Felder, Wiesen, Häuser und tödten Menschen und Vieh. Manche Jahre, wo übermäßiger Schnee fällt, sind dann besonders schrecklich, wie z. B. das Jahr 1808, wo im December in den Kantonen Graubünden, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Bern, Wallis, Waadt und St. Gallen so furchtbare Lauinen stürzten, daß der ganze Schaden auf einige Millionen Schweizerfranken geschäzt wurde, und wie das Jahr 1817, wo nur in drey Kantonen acht-und-fünfzig Menschen getödtet, vier-und zwanzig Personen verwundet, vierhundert-sechs-und-sechzig Stücke Vieh erstickt und hundert-ein-und-sechzig Häuser und Ställe weggerissen wurden. Es gibt mehr wie ein Beyspiel, daß ganze Dörfer und bisweilen mehrere Hundert Menschen zu gleicher Zeit von Lauinen überfallen wurden. In den Jahren 1800 bis 1825 sind in dem Kanton Bünden durch Lauinen sieben-und-achtzig Einwohner getödtet und vier-und-zwanzig verwundet, fünfhundert-fünfzig Stücke Vieh erstickt und gegen hundert Häuser und Ställe weggerissen worden, und in neun Gebirgskantonen kamen hundert achtzig Menschen um, sieben-und-dreyßig wurden verwundet, tausend-dreyhundert-ein-und-vierzig Stücke Vieh erstickt, hundert-vier-und-zwanzig Wohnhäuser und vierhundert-vier-und-vierzig Ställe wurden zerstört. Diese Angaben sind nicht ganz vollständig, denn sie bleiben unter der Wahrheit des ganzen von den Lauinen verursachten Unglücks. Was die Voraussicht des Lauinenfalls betrifft, für Reisende höchst wichtig, so gilt folgende Regel: So lange der lockere staubige Schnee nicht von den Tannen gefallen ist, so lange ist die Gefahr nicht vorbey, und diese dauert nach dem Aufhören eines starken Schneefalls zwey, drey bis vier Tage. Die Gebirgsbewohner wissen durch Anschauen und Befühlen des Schnee's ziemlich genau zu bestimmen, ob es Lauinenschnee sey und wie bald man es wagen dürfe, auf die Weite zu gehen, deßwegen muß man bey den Einwohnern hierüber sich Raths erholen. Alsdann ist bey der Reise selbst die Vorsicht zu beobachten, nicht geschlossen, sondern in gewissen Entfernungen von einander zu gehen, damit wenn eine Lauine stürzt, nicht Alle ergriffen werden und die Verschütteten sogleich herausgegraben werden können. Bey kaltem Wetter ist im Winter keine Gefahr; im Frühling dauert die Gefahr hauptsächlich von Mittag bis Abend, deßwegen reise man dann so früh als möglich.

Dampfmaschinen in England.

Folgende Berechnung über die jezt in England vorhandenen Dampfmaschinen ist neulich von Herrn Webster gemacht worden.

Nach einem ziemlich genauen Ueberschlage arbeiten in diesem Augenblicke ungefähr 15,000 Dampfmaschinen in Großbritannien, unter denen sich einige von fast unglaublicher Kraft befinden. Man sagt es gibt eine in Cornwall, welche eine Kraft von 600 Pferden hat. Wenn man annimmt, daß ein's in's andere gerechnet, jede dieser Dampfmaschinen 25 Pferde stark ist, so würde dieß der Kraft von 375,000 Pferden gleich kommen. Nach Watts Berechnung ist die Kraft von sechsthalb Mann der eines Pferdes gleich. Wir besitzen folglich vermittelst der Dampfmaschinen eine Kraft von beynahe zwey Millionen Menschen. Für die Nahrung jedes Pferdes werden zwey Morgen Landes jährlich erfordert, und so werden durch den Gebrauch der Dampfmaschinen statt der Pferde 750,000 Morgen Landes in Großbritannien gewonnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Dec.

(Beschluß.)

Das Zweyte was Auszeichnung verdient, war eine Darstellung des Shakspearschen Othello, nach Voß bearbeitet. Hier wurde einer würdigen Aufgabe mit jugendlichen Kräften nachgestrebt. Das Meiste leistete nach meiner Einsicht Hr. Stein als Othello, und was er darin nicht leistete, schien ihm nur die Natur versagt zu haben. Hierzu rechne ich einige der höchsten Kraftausdrücke in dieser Rolle, welche mit seiner Figur kaum in Verhältniß zu bringen sind. Für das Gelungenste seiner Darstellung halte ich die Gespräche Othellos mit Jago im dritten Akte, wo ihm dieser das Gift der Eifersucht in Tropfen einflößt, und er alle Stufen, welche diese furchtbare Empfindung hat, durchläuft, bis zu der Ahnung, daß sie ihn selbst in seinem Innern entnerve, und sein Theaterruhm dahin sey. Daß Shakspear den Helden, von dem Punkte an wo die Leidenschaft zu wirken anfängt, nach Cypern in ein unthätiges Leben versezt, ist beyläufig bemerkt, ein weiser Zug des Dichters. Die Worte: nun fahre wohl für immer du meines Herzens Ruh ꝛc.. — dann den Ausruf: so blas' ich meine kindische Liebe fort ꝛc., und den Racheschwur in derselben Scene hat Hr. Stein meisterhaft ausgesprochen. Den Senatoren (in dem ersten Akte) gegenüber möchte sein Betragen wohl etwas zu sehr gemessen seyn; da hier Othello zwar ruhig und würdig (im Verhältniß zu den Aeußerungen seiner Leidenschaft in den folgenden Akten), aber als gerader, kühn zugreifender Soldat, offen und schmucklos erscheint. Der ruhige Besitz der reizenden Frau hat nur sein Wesen besänftigt. Von Eifersucht geweckt, bricht das alte Chaos um so zerstörender hervor. — In der Desdemona Charakter sind Züge verbunden, welche in der Darstellung durch Mad. Genast nicht ganz hervortreten. Ein Sinn für das Große in dem afrikanischen Helden hatte sie ihm zugeführt und dem Vater entwandt. Hohe Gluth der Empfindung und die innigste Treue, männlicher Sinn und kindliche

Unbefangenheit und Unschuld ist es, was wir hier in einem sich entwickelnden Charakter sehen wollen. Im Einzelnen gelang der Darstellerin manches, besonders in den Gesprächen mit Emilie und Cassio, aber zu vielen Stellen, besonders zu dem Ausdrucke der melancholischen Ahnung am Schlusse des vierten Aktes fehlt ihr die Stimme der Empfindung. Vieles verdirbt die angewöhnte Manier, z. B. das wiederholte Kopfnicken bey den Worten: „ich möchte wissen was ich dir, wenn du mich darum bätest, wohl verweigern könnte.“ — Jago, den fast alle Personen im Stücke für ehrlich halten, und unvermerkt eine Herrschaft über sich einräumen, muß etwas sehr Gewinnendes und Einschmeichelndes haben, was die Absichten des intriguensüchtigen Mannes verbirgt, bis der Ausgang, den er nicht mehr leiten kann, sie entschleyert. Aus diesen Gründen kann mir die Darstellung des Hrn. von Zieten nicht zusagen, der — besonders in der ersten Darstellung, einen erklärten Bösewicht mit starken Farben schilderte. Mad. Miedke hat die Rolle der Emilie übernommen, und sich durch ihre Ausführung ein Verdienst um die Darstellung erworben. Eine einzige Stelle fand ich tadelhaft, wo sie auf die Worte: Gott weiß, nicht ich, wozu er's haben mag (nämlich das Schnupftuch) ein falsches Gewicht legt; als ob sie etwas Böses damit ahnete. Gerade diese Worte müssen sehr leicht gesprochen werden; werden sie schwer genommen, so erklärt sich Emiliens Handlungsweise um so weniger, und ihr Schweigen wegen des Schnupftuchs ist bey der Ergebenheit gegen Desdemonen nun so tadelhafter. Da nun bey unserer theatralischen Bearbeitung aus ihrer Rolle noch das gestrichen ist, was auf ihren Leichtsinn hindeutet, so werden jene Accente dadurch um so nachtheiliger für diese Rolle, und die ganze Intrigue, in welcher der Dichter ohnehin zu weit gegangen zu seyn scheint. Die Rolle des Cassio war genügend durch Hrn. Genast besezt. Die ganze Darstellung wurde mit großem Interesse gesehen und wiederholt. Von Zriny, Abällino, der zum Vortheil des Pensionsfonds wieder in die Scene gesezt wurde, an seine vorigen Zeiten erinnerte, und seinen Zweck vollkommen erreichte, — erwähne ich nach einem solchen Werke nichts. — Als eine Neuigkeit aber, die ein oder zwey Mal unterhält, muß ich Aubers Oper: der Maurer und der Schlosser anführen. Das Streben nach dem Pikanten guckt in dieser Musik überall hervor: Einiges ist wirklich neu und angenehm; das vorzüglichste Stück ist vielleicht das wirklich dramatische Zankduett im zweyten Akte, was auch durch Spiel gehoben, hier wiederholt werden mußte. Was die poetische Arbeit anlangt, so gibt diese Oper, so wie der Text zu dame blanche zu der Bemerkung Veranlassung, daß die französischen Operndichter in ihren Texten weit mehr auf einzelne Situationen hinarbeiten, und um Zusammenhang und Motivirung der Handlung weit unbekümmerter sind als sonst. Der untergelegte deutsche Text macht der Verfasserin wenig Ehre.

Ein sehr glänzendes Fest, was die vornehme und schöne Welt in diesem Monate versammelte, war das fünfzigjährige Jubiläum der hiesigen Harmonie, welches in den festlich dekorirten Sälen des Gewandhauses gefeyert wurde. Ein angemessenes Gedicht des seit einiger Zeit leider sehr kranken Hofraths Mahlmann,*) und eine zweckmäßige Rede, in welcher der Herr Oberhofgerichtsrath Dr. Wenck an seiner Stelle die Beziehung dieser geachteten Gesellschaft auf die Geschichte der Zeit und unserer Stadt insbesondere entwickelte, eröffnete das Fest; ein glänzender Ball beschloß dasselbe.

Von bemerkenswerthen Tonstücken ist mir, außer der in meinem lezten Bericht angeführten Krönungsmesse von Jos. Eybler ein Graduale und ein Offertorium von demselben Meister in gestochener Partitur zugekommen. Dieselben gehören zu der Prachtausgabe von sechs Messen und ebensoviel Gradualien und Offertorien, welche in des thätigen und musikkundigen Haslingers Verlage in Wien erscheint. In demselben Verlage ist auch eine schöne und vollständige Prachtausgabe von J. B. Cramers gediegenen Etuden mit genauer Applicaturbezeichnung erschienen. Diesem trefflichen und jedem gründlichen Pianofortespieler nicht genug anzuempfehlenden Werke wird sich eine Sammlung von Studien an die Seite stellen, welche Moscheles im Laufe dieses Winters bey Probst in Leipzig erscheinen lassen wird.

A. Wendt.

*) Er ist den 16ten dieß gestorben.

D. Red.

Auflösung der Charade in Nr. 306.
Heimweh.

Räthsel.

Wer kennt den grimmen Riesen,
Der mit den Starken ringt,
Und der in jedem Kampfe
Zulezt den Gegner zwingt.

Grau sind ihm Bart und Haare,
Die Wang' ist dürr und fahl;
Doch ist sein Arm von Eisen,
Sein Fuß zermalmt wie Stahl.

Sein Auge scheint erloschen,
Gekrümmt ist die Gestalt;
Doch stürmt er auf den Gegner
Mit beugender Gewalt.

Von seinem Hauche rostet
Des Schwerdtes scharfer Glanz,
Er bricht der Panzer Ringe,
Verdirbt der Blüthen Kranz.

Ihm kann sich nicht entreißen
Der Reiter noch sein Roß;
Umsonst hält dich umschanzet
Vor ihm das Felsenschloß.

Er kommt herangezogen
Und hebt die schwere Hand;
Da stürzt das Thor zerbröckelt,
In Schutt die Mauerwand.

Er bricht der Eichen Krone,
Der Löwin Mark er raubt,
Zermalmt die Stirn der Felsen,
Tritt weg der Berge Haupt.

Dem grimmen Riesen alles,
Was irdisch ist, erliegt:
Nur was vom Himmel stammet,
Wird nie von ihm besiegt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.